Ueber
den
märkiſchen Dialekt.

In
Briefen
von
M. Carl Philipp Moritz,
Conrektor am grauen Kloſter zu Berlin.

Erſtes Stück.

Berlin
bei Arnold Wever 1781.

Ad Bibl. Acad. Land.

Universitäts-Bibliothek München

Erſter Brief.

Schon lange hab' ich Ihnen, liebſter Freund, verſprochen, daß ich meine Bemerkungen über den hieſigen Dialekt niederſchreiben, und ſie Ihnen zuſchicken wollte. Allein ich bin ja kein gebohrner Märker, und halte mich überdem erſt ſeit kurzem in Berlin auf, wie können Sie da wohl etwas Vollkommnes, über dieſen Gegenſtand, von mir erwarten? — Indeß thut auch das weniger Vollkommne oft ſeine gute Wirkung, wenn es nur gerade zur rechten Zeit kömmt. In meinen Briefen vom Unterſchiede des **mich** und **mir** u. ſ. w., habe ich ſchon, am Ende, einige Fehler angezeigt, welche insbeſondre, hier in der Hauptſtadt,

ſtadt, ſo häufig, im Reden, gemacht werden, daß man ſie größtentheils beinahe zum Dialekt mitrechnen muß, wie z. E. **ohch**, anſtatt **auch**, **lohffen**, anſtatt **laufen**, u. ſ. w. — Sobald man dieſe Fehler zum Dialekt rechnen muß, werden Sie mir einwerfen, ſo hören ſie ja auf, Fehler zu ſeyn; denn wer will es einer Provinz, in einem Lande, wehren, ſich, durch Privatübereinſtimmung, ihre eigne Mundart zu bilden? Hatten nicht ſchon die Griechen ihre verſchiednen Dialekte, und wer, unter ihnen, durfte es wohl wagen, die Mundart einer ganzen Provinz für fehlerhaft zu erklären?

Auf Ihren Einwurf antworte ich Ihnen folgendes: Die Griechen beobachteten ihre Dialekte nicht nur im Reden, ſondern auch im **Schreiben**, ſonſt wüßten wir ja gar nicht, daß ſie verſchiedne Dialekte gehabt hätten, ſie müßten denn auch etwas über dieſelben Geſchriebnes hinterlaſſen haben. Bei uns iſt aber der Fall ganz anders. Ganz Deutſchland hat ſtillſchweigend eingewilliget, beinahe einerlei Sprache zu **ſchreiben**, und läßt ſich doch, im **Reden**, die ausgelaſſenſten Freiheiten. Dieß gilt nicht allein vom Pöbel, ſondern ſelbſt von dem gebildetern Theile der Nation. **Es thut mir lehd, und ich wehß nicht**, höre ich hier von ſo vielen Leüten, von denen ich gewiß überzeugt bin, daß ſie allemal ſchreiben werden: **es thut mir leid, und ich weiß nicht**. Bei einer öffentlichen Rede aber wird ſich doch ein jeder hüten, dergleichen Fehler zu begehen, warum ſollte man ſich denn nicht, eine Weile, auch eben dieſen Zwang, in der geſellſchaftlichen Unterredung, anthun, bis man ſich nach und nach dazu gewöhnte, ſo zu reden, wie man ſchreibt. Wenn dieſes der gebildetere Theil der Nation zuerſt thäte, ſo würde der Trieb zur Nachahmung, bei den übrigen, bald erwachen, und die Feinheit und Richtigkeit im Ausdruck würde ſich aus den Vorzimmern der Großen, bald in die Werkſtätten der Künſtler, und von da, in der Folge, vielleicht bis zum Handwerker verbreiten. Daß aber wenigſtens der verfeinerte Theil der Nation den mündlichen Ausdruck ſeiner Schreibart ſo nahe, wie möglich, zu bringen ſucht, iſt höchſtnothwendig, wenn unſre Sprache jemals für das verwöhnte Ohr des Ausländers nicht mehr beleidigend ſeyn ſoll.

Indem ich Ihnen aber jetzt über den märkiſchen Dialekt ſchreiben will, weiß ich wirklich noch nicht, was ich eigentlich den märkiſchen Dialekt nennen ſoll, ſo ſchwankend und unbeſtimmt iſt derſelbe. Denn wollt' ich gleich ſagen, in der märkiſchen Mundart verwandelt man gemeiniglich das **au** in **oh**, und das **ei** in **eh**, als, **kohffen** anſtatt **kaufen**, und, es iſt **hehß**, anſtatt, es iſt **heiß**, ſo antwortet man mir: das iſt fehlerhaft, und man ſollte nicht ſo reden. Was nun von dem verfeinerten Theile einer Nation ſelber für fehlerhaft erklärt wird, darf ich doch nicht zu der eigenthümlichen Mundart derſelben rechnen? Um deſto mehr aber iſt es zu verwundern, daß in der Mark, und insbeſondre hier in der Hauptſtadt, nicht mehr auf Richtigkeit im Sprechen gehalten wird, und daß es, auch in dieſem Falle, bei ſo vielen heißt: Meliora video proboque, deteriora ſequor.

Kann man es nun wohl einem Ausländer verdenken, welcher nach Berlin kömmt, um deutſch zu lernen, wenn er aus den Unterredungen, mit gebohrnen Märkern, das Reſultat zieht: in der märkiſchen Mundart wird das **au** wie **oh**, und das **ei** wie **eh**, ausgeſprochen? Nun wäre dieſe Ausſprache auch gar kein Vorwurf für unſern Dialekt, wenn wir uns nur erſt darüber einverſtanden hätten, daß ſie Dialekt ſeyn ſollte, aber ſo giebt man es ſelber zu, daß man, aus bloßer Gewohnheit, **fehlerhaft** ſpricht. Die öftere Verwechſelung des Akkuſativ's und Dativ's bemerke ich hier eben ſo häufig, im Reden, und doch darf ich nicht ſagen: das dieſes märkiſcher Dialekt ſey, weil man ſich nicht darüber einverſtanden hat, das **mich** und **mir**, u. ſ. w., ohne Unterſchied, zu gebrauchen, ſondern die Verwechſelung deſſelben ebenfalls für fehlerhaft erklärt.

Was ſoll ich denn alſo den märkiſchen Dialekt nennen? — Im eigentlichen Verſtande giebt es in Deutſchland gar keine Dialekte, als unter dem gemeinen Volke: denn der ganze verfeinerte Theil der Nation ſcheint darinn ſtillſchweigend übereingekommen zu ſeyn, ſeine Ausſprache, der einmal durchgängig angenommenen Schreibart, ſo nahe, wie möglich, zu bringen; nur klebt demſelben gemeiniglich, in einer ieden Provinz, noch etwas von der gemeinen Volksſprache an, welches wohl ſeinen Grund darinn hat, daß die Kinder, in der Jugend, zu viel mit dem Geſinde umgehen, und unvermerkt die Sprache deſſelben lernen. Dieſes Grundgeſetz, in der deutſchen Sprache, ſo zu reden, wie man ſchreibt, beobachtet ſogar das Volk, beim Leſen, wo es nicht wehß anſtatt weiß, oder ohch anſtatt auch ſagt, ſondern da, auf eine Zeitlang, ſeine beſondre Mundart ablegt, und ſie der allgemeinern zu nähern ſucht. Was nun der große Hauſe ſchon, beim Leſen, thut, das ſollte doch der verfeinerte Theil, auch im Reden, beobachten, damit man einem Ausländer endlich einmal ſagen könnte: ſo und nicht anders wird das Deutſche von einem ieden wohlerzogenen Menſchen geſprochen.

Auf die Art wären alſo die Dialekte, in Deutſchland, nichts als Abweichungen von dem einmal angenommenen Grundgeſetze, die Ausſprache der Schreibart ſo nahe, wie möglich, zu bringen, und ein ieder welcher ſich eines beſondern Dialekts bediente, redete eben dadurch, fehlerhaft. Nun wiſſen Sie alſo auch, was ich unter dem märkiſchen Dialekte verſtehe: nehmlich nichts anders als die märkiſche Pöbel- oder, wenn Sie lieber wollen, gemeine Volksſprache, von welcher ſich die Sprache des verfeinerten Theils der Nation zwar, in öffentlichen Vorträgen, hinlänglich unterſcheidet, aber, in der geſellſchaftlichen Unterredung ſich noch immer vom Strome mit fortreißen läſſet, und zwar nicht alles, aber doch ſehr vieles, aus der Sprache des gemeinen Volkes, beibehält.

In dieſer Rückſicht könnte man alſo wohl ſagen, daß nicht nur in der Mark, ſondern in ieder Provinz von Deutſchland, der große Haufe, oder das gemeine Volk, richtiger ſpricht, als dieienigen, welche ſich, durch Verfeinerung ihrer Sprache, vom großen Haufen unterſcheiden wollen, und demohngeachtet noch ſo manches, im Reden, beibehalten, was ſie ſelbſt für Fehler erkennen. Denn das gemeine Volk ſcheint einmal darinn übereingekommen zu ſeyn, daß es ſo reden will, wie es redet, darum hält es auch keinen ſeiner Ausdrücke für fehlerhaft, und das macht eben, daß man das Unterſcheidende in ſeiner Sprache einen wirklichen Dialekt nennen kann. Als Sprache des großen Haufens betrachtet, iſt daher der Dialekt niemals fehlerhaft; ſobald er ſich aber, unbefugter Weiſe, in die verfeinerte Sprache einſchleicht, iſt er allemal, als fehlerhaft, zu verwerfen. Dieſer Grundſatz gilt bei einer ieden ſchreibenden und leſenden Nation, ſo wohl, wie bei der unſrigen.

Nun iſt zwar nicht zu leugnen, daß aus der Sprache des gemeinen Volkes noch manches in die verfeinerte Sprache aufgenommen werden könne; dieß müßte aber mit ſehr vieler Auswahl, und durch die Uebereinſtimmung mehrerer Gelehrten geſchehen, welche, in dieſem Falle, einigermaßen den Ton angeben dürften, und es wäre wohl zu wünſchen, daß ſich verſchiedne Gelehrte, in Deutſchland, zu dieſem Endzwecke

zwecke, vereinigten, die über die Reinigkeit der Sprache wachten, und nicht leicht ein neues Wort oder eine veränderte Konſtruktion, ohne die ſtrengſte Prüfung, aufkommen ließen, damit die Sprache doch endlich einmal fixirt würde, und nicht jeder neue Schriftſteller, nach Willkühr, Umänderungen in derſelben machen dürfte. Eine ſolche Geſellſchaft von Gelehrten, welcher einige der größten Schriftſteller Deutſchlands, durch ihren Beitritt, hinlängliches Anſehn und Gewicht verſchaften, würde, mit vereinigten Kräften, gewiß ſehr vieles ausrichten; und wer weiß, ob nicht vielleicht, noch während der glorreichen Regierung unſres patriotiſchen Königs, und durch ſeine Unterſtützung, eine ſolche Geſellſchaft zu Stande kommen kann, da ihm die Cultur der deutſchen Sprache, als die Grundlage zu aller fernern Bildung des Geſchmacks, in Deutſchland, ſo ſehr am Herzen liegt.

Auch würde es gewiß von großem Nutzen ſeyn, wenn man einen Sprachkenner, dem es nicht an hinlänglichem Beobachtungsgeiſte fehlte, eine Reiſe durch Deutſchland, blos in der Abſicht, thun ließe, um Bemerkungen, in Anſehung der verſchiednen Dialekte der Sprache, zu ſammlen: mit welchen Schätzen bereichert würde dieſer zurückkehren können, wenn er die Goldkörner der Sprache, die hie und da zerſtreut liegen, geſammlet hätte, und wie vortheilhaft würde es ſeyn, wenn man, aus dieſen Goldkörnern, alsdann gangbare Münze prägte, welche durch ganz Deutſchland gäng und gebe würde.

Was nun aber die Verfeinerung der Sprache, in Deutſchland, überhaupt noch anbetrift, ſo könnte für's erſte wohl, zu dieſem Endzweck, am meiſten, in Schulen, ausgerichtet werden, wenn man, in einer jeden Provinz, insbeſondre den Fehlern entgegen arbeitete, welche ſich am häufigſten, aus der gemeinen Volksſprache, in die verfeinerte Mundart eingeſchlichen haben: dieß geſchiehet wirklich ſchon an manchen Orten, und es läßt ſich daraus viel Gutes, in Anſehung der künftigen Bildung unſrer Sprache, hoffen: nur iſt es, in dieſem Falle, nothwendig, daß der Lehrer ſelber ſich vor alle den Fehlern ſorgfältig zu hüten ſucht, welche er aus der Sprache ſeiner Schüler verbannen will. Am beſten aber kann ein Lehrer bemerken, in wie fern die Sprache ſeiner Schüler fehlerhaft iſt, wenn er ſie etwas, das ſie geleſen haben, mit ihren eignen Worten, wieder erzählen läßt, oder ſich, auf eine ſolche Art, mit ihnen unterredet, wo ſie ganz ohne Zwang antworten können, ohne ſich eben auf ihre Ausdrücke vorher beſinnen zu dürfen. So habe ich ſelber, bei meinen Schülern, nach und nach eine große Anzahl von den Fehlern der hieſigen Mundart bemerkt, welcher ich jetzt insbeſondre entgegen arbeite, und mit manchen iſt es mir ſchon gelungen, ſie meinen Schülern gänzlich abzugewöhnen.

Dieß wären alſo einige Wünſche und Vorſchläge zur fernern Ausbildung unſrer Sprache, welchen ich nun noch einen frommen Wunſch hinzufügen

gen will, daß ſich nehmlich, in jeder Provinz Deutſchlands, einige Gelehrte finden möchten, welche es ihrer Mühe nicht für unwürdig hielten, über die Idiotiſmen der deutſchen Sprache, in den verſchiednen Provinzen, und den Hauptſtädten derſelben, Bemerkungen zu ſammlen, und dieſelben, zum Beſten unſrer Sprache bekannt zu machen, wie wir denn, auf die Art, ſchon ein bremiſches Idiotikon beſitzen, und uns wundern müſſen, daß wir nicht auch ſchon ein berliniſches oder märkiſches Idiotikon haben; aber freilich müßten die Gelehrten, welche ſich mit dieſer Art von Beobachtungen beſchäftigen ſollten, auch Ehre und Aufmunterung finden, und da kommen wir den wieder auf den Wunſch zurück, daß es eine ſolche Geſellſchaft von Gelehrten geben möchte, wovon ich Ihnen ſchon vorher geſchrieben habe, welche hinlänglich unterſtützt würden, um eine eigne Akademie der deutſchen Sprache auszumachen, und, durch Preisaufgaben und Belohnungen, den Enthuſiasmus für die Ausbildung unſrer Sprache immer mehr verbreiten zu können.

So wie aber der wahre Botaniſt, welcher ſich mehr um die Eigenſchaften der Pflanzen und um ihre innern Kräfte, als um die bloßen Nahmen derſelben bekümmert, in ſeiner Wiſſenſchaft ſelber ſchon Vergnügen findet, und ſich oft, durch die Freude über eine neue Entdeckung, hinlänglich belohnt hält; ſo wird auch der wahre Sprachforſcher, welcher den innern Gehalt der Worte wägen kann, und nicht blos auf ihren äußern Silbenklang,

klang, ſondern vorzüglich auf die Kräfte derſelben, in Verbindung mit andern Wörtern, aufmerkſam iſt, ſich ſchon hinlänglich belohnt halten, wenn er auf eine Spur kömmt, dem wunderbaren Bau der Sprache und ihren mannichfaltigen Eigenſchaften weiter nachzuforſchen. Denn irgend ein wahres, volleres, edleres, oder ſtärkeres Zeichen von einem menſchlichen Gedanken verdienet doch wohl eben die Aufmerkſamkeit, womit man eine neuentdeckte Pflanze oder Conchilie betrachtet. In unſern Zeiten, da faſt alle Wiſſenſchaften, von einer großen Anzahl von Leuten, blos aus Liebhaberei, ſtudirt werden, hat allein das Studium unſrer Mutterſprache nur ſolche Leute zu Liebhabern gefunden, die ſich vorzüglich damit beſchäftigen. Ueber Chymie, Aſtronomie, Experimentalphyſik, grichiſche Sprache, u. ſ. w., werden, hier in Berlin, Vorleſungen gehalten, die von Perſonen, aus verſchiednen Ständen, beſucht werden, warum iſt man nicht begierig eine Vorleſung über die deutſche Sprache zu hören?

Indem ich jezt meinen Brief, von vorn an, wieder durchleſe, finde ich, daß ich von einer Ausſchweifung auf die andre gerathen bin, und Ihnen, über den märkiſchen Dialekt, noch wenig oder gar nichts geſagt habe: allein meine Wünſche, in Anſehung unſrer Sprache überhaupt, haben mich verleitet, vom Beſondern immer auf's Allgemeine zu kommen, und ſehr oft den Geſichtspunkt aus den Augen zu verlieren, worauf ich eigentlich, in meinem Briefe an Sie, meine Aufmerkſamkeit vorzüglich ſich richten wollte. Wenn man eine ganze herrliche Ausſicht vor ſich ſtehet, ſo iſt es ſchwer, ſeine Blicke ununterbrochen auf ein Pflänzchen oder Kräutchen zu heften, deſſen Beſchaffenheit man genau unterſuchen will. Ich werde mich aber, in meinem nächſten Briefe, ſchon mehr in das Beſondre hinein zu arbeiten ſuchen, und wenn dieß nur einmal geſchehen iſt, ſo hoffe ich, daß mir dieſe Beſchäftigung ebenfalls ihr eignes Vergnügen gewähren ſoll. Auch wird mir das ſchon Belohnung ſeyn, wenn ich höre, daß Sie meine Briefe, über dieſen und ähnliche Gegenſtände, nicht ganz ungerne leſen. Ich bin u. ſ. w.

Zwei-

Zweiter Brief.

Dießmal muß ich Ihnen alſo wohl Stand halten, und endlich einmal auf den märkiſchen Dialekt kommen, ohne mich weiter, durch Wünſche und Ausſichten, von dem eigentlichen Gegenſtande meiner Aufmerkſamkeit ablenken zu laſſen. Allein ins Allgemeine muß ich doch wieder gehen, wenn ich Ihnen meine Gedanken über die wahre Natur des märkiſchen Dialekts entwickeln ſoll. Da ich ein gebohrner Niederſachſe bin, und mich auch einige Zeit in Oberſachſen, und beſonders im Thüringiſchen aufgehalten habe, ſo iſt mir die Verwandſchaft des märkiſchen Dialektes mit dem ober- und niederſächſiſchen ziemlich einleuchtend, und er ſcheint mir eine ſonderbare Miſchung von beiden zu ſeyn, welches ihn eben ſo ſchwankend und unbeſtimmt macht. Es war mir anfänglich ſehr auffallend, da ich, ſelbſt von den hieſigen Landleuten, ſo manche ganz hochdeutſche Wörter hörte, welche mit den plattdeutſchen, deren ſie ſich am häufigſten bedienen, oft einen ſonderbaren Kontraſt ausmachten. Sonſt ſteht, bei den Landleuten, der Dialekt noch immer am meiſten feſt, weil ſie ſich nicht leicht Mühe geben, anders reden zu wollen, als wie ſie es einmal

mal, von Jugend auf, gelernet haben; in den Städten hingegen, ſucht ſich der Geringere dem Vornehmern, auch in der Sprache, ſchon zu nähern, und wenn er mit Vornehmern ſpricht, ſo bemühet er ſich oft anders, als wie mit ſeines Gleichen, zu reden: dann klebt ihm aber doch immer noch etwas von ſeiner gewöhnlichen Sprache an, wodurch ſeine Art ſich auszudrücken oft ſehr lächerlich wird. Wenn, auf die Art, in Niederſachſen ſich iemand zwingt, hochdeutſch zu ſprechen, und noch platdeutſche Wörter mit untermengt, ſo ſagen die Platdeutſchen ſehr naiv: He will hochdütſch ſpräken, un de Bure ſtöt öm in'n Nacken! Er will hochdeutſch ſprechen, und der Bauer ſtößt ihm in den Nacken! gleichſam als ob dieſer ſagen wollte: laß lieber das Geziere ſeyn, und bleib bei deiner Mutterſprache!

Laſſen Sie mich nun den märkiſchen Dialekt erſtlich gegen den niederſächſiſchen halten, um ihn mit demſelben zu vergleichen. Jemehr der Dialekt, oder die gemeine Volksſprache, in einer Provinz, von der verfeinerten oder Bücherſprache, verſchieden iſt, deſto beſſer iſt es für die letztere, deſto reiner und richtiger wird dieſelbe geſprochen, weil dasjenige, was ſich, aus dem Dialekt, in dieſelbe einmiſchen könnte, viel zu auffallend ſeyn würde, als daß man es nicht ſogleich, als fehlerhaft, aus derſelben wieder verwerfen ſollte. Das iſt nun der Fall in Anſehung des niederſächſiſchen Dialekts; dieſer kann ſich, wegen ſeiner großen Verſchiedenheit von der verfeinerten oder Bücherſprache, nicht ſo leicht in dieſelbe einſchleichen; daher ſpricht man auch z. B. in Hannover und Braunſchweig, das Hochdeutſche weit reiner und beſſer, als in Berlin oder Leipzig. Sobald man hochdeutſch reden will, ſo wird man ſich dort nie unterſtehen, z. B. ohch anſtatt auch zu ſagen, welches hier alle Augenblick geſchiehet; auch wird man niemals das d und t, b und p miteinander verwechſeln, welches ſich in Leipzig, ſelbſt der Gelehrte, mit vieler Mühe, kaum abgewöhnen kann, und ſich nur ſelten einmal dieſe Mühe nimmt. In Niederſachſen betrachtet man das Hochdeutſche und Platdeutſche als zweierlei Sprachen. Wenn man daher, im vertraulichen Umgange, einmal platdeutſch reden will, ſo redet man ganz platdeutſch, ohne vom Hochdeutſchen etwas einzumiſchen: eben ſo macht man es aber auch umgekehrt, wenn man hochdeutſch ſpricht; dann erlaubt man ſich keinen platdeutſchen Ausdruck anders, als im Scherz, und redet die einmal angenommene Bücherſprache grammatiſch richtig. So wie man es nun in Niederſachſen, bei iedem Menſchen, der auf Erziehung Anſpruch macht, für unanſtändig oder lächerlich hält, wenn er noch platdeutſche Wörter in ſein Hochdeutſch miſcht, eben ſo hält es dort auch das gemeine Volk für Affektation, wenn einer ſein altes ächtes Platdeutſch mit hochdeutſchen Wörtern ausſtaffieren will, und ein ieder, der es thut, macht ſich dadurch, ſowohl bei ſeines Gleichen, als bei andern, lächerlich. Daher kömmt es, daß Hochdeutſch und Platdeutſch dort immer voneinander abgeſondert bleiben; hier hingegen fließt beides beſtändig ineinander, weil der hieſige Dialekt mit der verfeinerten Sprache eine größere Aehnlichkeit hat, und alſo die Fehler, welche ſich aus dem Dialekt in dieſelbe einſchleichen, ſchon nicht mehr ſo auffallend ſind. Wie ſich das gemeine Volk verſchiedner halb hochdeutſcher Wörter bedienet, ſo gebraucht der verfeinerte Theil wiederum manche halbplatdeutſche Wörter in ſeiner Umgangsſprache, als z. B. **ohch**, **lohffen**, u. ſ. w. welches aus dem platdeutſchen **ohk** und **lohpen**, in die hieſige Mundart übergeformt iſt, eben ſo wie **lehd** und **breht**, welches ganz platdeutſche Wörter ſind, deren man ſich hier, anſtatt **leid** und **breit**, bedienet. **Et deit mi lehd**, ſagt der Platdeutſche, hier will man hochdeutſch reden, und ſagt: **es duht mich lehd.**

Dieſer einzige Ausdruck iſt, an ſich, ſchon ein Bild der ganzen märkiſchen Mundart, welche aus korrupten Platdeutſch und Hochdeutſch zuſammengeſchmolzen, und mit Sprachfehlern durchwebt iſt. Und einer ſolchen Mundart bedienet ſich ſelbſt der verfeinerte Theil, der Nation, noch ſo häufig, in ſeiner Umgangsſprache, da man ſie doch aus allen öffentlichen Vorträgen, mit Recht, ſchon verbannet hat.

Bei dieſem allen kann man aber doch behaupten, daß das wahre Hochdeutſche, in der Mark, noch weit beſſer, als in Oberſachſen geſprochen wird, oder wenigſtens geſprochen werden kann.

Denn ein jeder gebohrner Märker, der ſeine Sprache gebildet hat, pflegt das Hochdeutſche beinahe eben ſo rein, wie der Niederſachſe, zu ſprechen, wenn er nur auf ſeine Worte Acht geben, und mit völligem Bedacht reden will; man hört dies ja bei öffentlichen Vorträgen, wo man alle die Unarten, im Ausdruck, welche ſich aus dem Dialekt eingeſchlichen haben, ſorgfältig zu vermeiden ſucht, weil man fühlt, daß dieſelben alsdann zu auffallend ſeyn würden. Dem Oberſachſen wird es ſchon weit ſchwerer, das wahre Hochdeutſche richtig zu ſprechen, weil es mit dem Dialekt ſeiner Provinz eine zu große Aehnlichkeit hat, als daß die Fehler auffallend genug ſeyn ſollten, welche ſich aus dem letztern in das erſtere eingeſchlichen haben: und in dieſer Rückſicht kann man behaupten, ſo paradox es auch ſcheinen mag, daß, in Oberſachſen, das wahre Hochdeutſche gerade am ſchlechteſten geſprochen wird, weil man ſelbſt in öffentlichen Reden, wo doch die Sprache, in ihrer größten Reinigkeit, gehört werden ſollte, das b und p, d und t, nicht unterſcheidet, das e faſt wie ei, das ei beinahe wie ai, das ü wie i, das g wie ein ordentlich k, das ſt und ſp wie ſcht, und ſchp, ausſpricht, und dergleichen Fehler in der Ausſprache mehrere begeht, die ein gebohrner Märker größtentheils vermeidet; ich ſage nur größtentheils: denn das ſt und ſp wird hier ebenfalls, auch in öffentlichen Vorträgen, ſo, wie im Oberſächſiſchen, ausgeſprochen, und wer es richtig ausſpricht, bei dem wird es wohl gar für Affektation gehalten:

eben ſo iſt es auch mit dem g, welches hier ſonſt durchgängig wie j ausgeſprochen wird: dieſe beiden Fehler pflegt der gebohrne Märker ſelten zu vermeiden, wenn er ſich übrigens auch noch ſo viele Mühe giebt, richtig zu ſprechen. Darum ſagte ich auch vorher mit Fleiß, daß der gebohrne Märker, welcher ſeine Sprache gebildet hat, das Hochdeutſche nur beinahe ſo rein, wie der verfeinerte Niederſachſe, zu ſprechen pflegt.

Sie ſehen, ich habe ietzt noch blos vom Dialekt geredet, in ſo ferne er auf die allgemeine verfeinerte Sprache Einfluß hat, und ſich, unbefugter Weiſe, wenigſtens im Reden, mit derſelben vermengt; in dieſem Betracht, iſt der Oberſächſiſche Dialekt für die grammatiſchrichtige Ausſprache der gefährlichſte, der märkiſche kann ihr ſchon weniger ſchaden, ſobald wir nur wollen, und der niederſächſiſche hat es noch nie gewagt, ſich in dieſelbe einzumiſchen. Um uns alſo vor unſerm eignen Dialekte zu hüten, müſſen wir denſelben recht genau kennen lernen, damit er unſre verfeinerte Sprache nicht verunſtalte; ob man ihn gleich auch noch aus mehrern Geſichtspunkten betrachten muß, wie nehmlich durch ihn unſre Bücherſprache bereichert, und die vaterländiſche Geſchichte vielleicht noch mehr aufgeklärt werden kann, u. ſ. w. Für ietzt wollen wir ihn blos aus dem erſten Geſichtspunkte beobachten, um ſeine Unarten, welche ſich am häufigſten in unſre verfeinerte Sprache einſchleichen, aus derſelben zu verbannen, dabei können wir ia denn immer beiläufig noch ander Betrachtungen mit anſtellen.

Ehe ich aber noch anfange, Ihnen die Eigenheiten des märkiſchen Dialekts weiter zu entwickeln, kann ich dasienige nicht unberührt laſſen, was Herr Direktor **Gedike**, in ſeiner vortreflichen Abhandlung über Puriſmus und Sprachbereicherung, von den Dialekten, in Deutſchland, überhaupt, ſchon geſagt hat. Er ſucht nehmlich den Urſprung derſelben aus der Verſchiedenheit des Klima herzuleiten, ſo daß z. E. im Gebürge, die Sprache weit rauher und härter töne, als bei den Bewohnern der Ebne. In dieſem Gedanken beſtärkt ihn die Aehnlichkeit, welche er zwiſchen unſern und den griechiſchen Dialekten, auch in Anſehung des Klima, gefunden hat. Ich habe ſelber Gelegenheit gehabt, mich über dieſen Gegenſtand mit ihm zu unterreden, und ſeine Beobachtungen die er hierüber ſchon geſammlet hat, ſind gewiß ſehr interreſſant: mit nächſtem werden wir eine eigne Abhandlung über dieſe Materie von ihm erhalten, bis dahin müſſen Sie ſich alſo gedulden.

Etwas ganz eigenthümliches, in der märkiſchen Mundart, iſt die Ausſprache des g, welches im Reden, auch vom verfeinerten Theile, beſtändig mit j verwechſelt wird. Wenn man alſo ſagen will: **ich weiß das gar nicht**, und, **ich weiß das Jahr nicht**, ſo macht man zwiſchen **gar** und **Jahr**, im Reden, nicht den mindeſten Unterſchied. Wenn ich daher iemanden frage: **wenn war es, da das geſchahe?** und er antwortet mir: **ich weiß das gar nicht**, ſo kann ich das, nach der hieſigen Mundart, auch ſo verſtehen, als ob er mir antwortete: **ich weiß das Jahr nicht.** In Oberſachſen verfällt man in den gegenſeitigen Fehler, und ſpricht das g zwar niemals wie j, aber faſt zu ſehr wie k, aus, ia man giebt ſogar dem j zuweilen eben dieſe Ausſprache, und ſagt z. B. **Kohann**, anſtatt **Johann**. Um Göttingen herum ſpricht man das g wie ch aus, und ſagt z. B. **Chot** anſtatt **Gott**. In Hannover und Braunſchweig aber und den umliegenden Gegenden macht man den richtigſten Unterſchied zwiſchen dem ch, k, g und j. Einem gebohrnen Märker wird es ſchon etwas ſchwer fallen, die richtige Ausſprache des g zu treffen, weil er zwiſchen k und j oder ch und j, das Mittel nicht zu finden weiß, ſondern allemal das g entweder zu hart wie k oder ch, oder zu weich, wie j, ausſpricht. Da nun aber der verfeinerte Märker dieſe Ausſprache einmal ſelber für fehlerhaft erkennt, ſo ſollte er ſich doch auch Mühe geben, dieſelbe aus ſeiner Sprache nach und nach zu verbannen. Dieſes will ich ietzt einmal für allemal ſagen, damit ich es, bei Rügung mehrerer Unarten der märkiſchen Mundart, nicht immer zu wiederhohlen brauche; denn verſteht es ſich nicht von ſelber, daß ein ieder, der nur den mindeſten Geſchmack beſitzt, denſelben vorzüglich, in der Verfeinerung und Bildung ſeiner Sprache und ſeines Ausdrucks, zeigen muß? Bei dieſer Gelegenheit muß ich Ihnen doch eine artige Anekdote erzählen, welche hieher gehört, daß nehmlich eine Geſellſchaft, hier in Berlin, unter ſich ausgemacht hatte, eine eigne Armenbüchſe, zu dem Ende, zu halten, um für jeden Sprachfehler, den ſie in der geſellſchaftlichen Unterredung machen würden, einen Dreier in dieſelbe zu erlegen; und was das auffallendſte war, ſo fand man dieſe Armenbüchſe, in wenigen Stunden, von Dreiern angefüllt. Ob nun die Anzahl dieſer Perſonen vielleicht ſehr groß, oder der Raum in der Armenbüchſe ſehr klein geweſen ſeyn mag, kann ich nicht ſo genau beſtimmen.

Aus der Oberſächſiſchen Mundart ſchreibt ſich die Ausſprache des **ſt** und **ſp** her, welches, in Niederſachſen, richtig, hier aber, wie **ſcht** und **ſchp**, ausgeſprochen wird, freilich ſagt man dort auch wieder, **ſweigen**, anſtatt **ſchweigen**, und **ſlagen**, anſtatt **ſchlagen**, aber der gebildete Niederſachſe wird das gewiß nicht thun, ſondern das **ſch** allemal da ausſprechen, wo er es, in der Bücherſprache, geſchrieben findet. Eben ſo ſchwer, wie es nun einem gebohrnen Märker wird, das **g** richtig auszuſprechen, ſo ſchwer wird ihm auch die richtige Ausſprache des **ſt** und **ſp**, weil es faſt ſchon zur Natur ſeiner Sprache geworden iſt, **ſchtehen** und **ſchprechen**, anſtatt **ſtehen** und **ſprechen**, zu ſagen. Ein gewiſſer neuer Schriftſteller ſoll ſogar angefangen haben, dieſe Ausſprache in die Bücherſprache überzutragen, und z. B. **ſchtehen**, anſtatt **ſtehen** zu ſchreiben; er wird aber wohl ſchwerlich Nachahmer finden. Die meiſten gebildeten Märker erkennen auch ihre Ausſprache des ſt und ſp ſelber für fehlerhaft, und da komme ich denn auf das zurück, was ich ſchon oben geſagt habe, und hier nicht wiederholen will.

Ich weiß, liebſter Freund, daß Sie ſelber **jut**, anſtatt **gut**, und **ſchtehen**, anſtatt **ſtehen** ſagen; auch will ich Ihnen nicht zumuthen, noch ietzt dieſe Ausſprache zu verändern, aber wenigſtens will ich Ihnen noch die Methode erzählen, deren ich mich, bei meinen Schülern, bediene, um ſie die richtige Ausſprache des g, ſt und ſp, zu lehren. Ich laſſe nehmlich, erſtlich einen jeden, nach der Reihe, einigemal die Worte ſagen: **ich weiß gar das Jahr nicht**; dabei gebe ich den Rath, das g im Anfange, wie k, und nach und nach immer gelinder auszuſprechen, bis man endlich den rechten Laut des g trift, welcher zwiſchen k und j das Mittel hält. Alsdann laſſe ich ſie die Worte wiederholen: **man muß nicht Jot anſtatt Gott ſagen**; ſobald ich nun höre, daß ſie Gott auch wie Jot ausſprechen, ſo zeige ich das Ungereimte dieſer Ausſprache, wodurch man etwas unterſcheiden will, ohne es doch wirklich zu unterſcheiden. Eben ſo auffallend lächerlich iſt die Verwechſelung des g und j, wenn ich ſie ſagen laſſe; **der gute Jude**; das heißt nach der hieſigen Mundart: **der jute Jude**, und beide Wörter kommen, durch dieſe Ausſprache, im Klange, beinahe miteinander überein. Im Anfange ſagen nun zwar die meiſten: **ich weiß kar das Jahr nicht, man muß nicht Jot anſtatt Kott ſagen**, u. ſ. w., aber nach und nach lernen ſie das k immer gelinder ausſprechen, bis ſich ſeine Härte zuletzt in der ſanften Ausſprache des g verliert, ohne doch ins j überzugehen.

Um meine Schüler aber die richtige Ausſprache, des ſt und ſp zu lehren, laſſe ich ſie erſt oft nacheinander die Worte ſagen; **ich ſpreche die ſpaniſche Sprache.** Dabei habe ich gefunden, daß es für einen gebohrnen Märker ſehr ſchwer iſt, das ſp, mehr als einmal nacheinander, richtig auszuſprechen; eins davon wird man anfänglich immer noch ſchp ausſprechen, oder, anſtatt ſpaniſche, ſpaniſſe ſagen. Verſuchen Sie es nur ſelber einmal, wenn Sie Luſt haben. Um aber den gegenſeitigen Fehler zu vermeiden, wo man das wirkliche ſch auch wie ein bloßes ſ ausſpricht, laſſe ich die Worte, **ich ſtehe auf der ſchwarzen Erde**, und ähnliche Ausdrücke, wo das ſ, ſowohl ohne als mit den ch vorkömmt, oft wiederholen. Was ich nur befürchte, iſt, daß man dieſe richtige Ausſprache, bei meinem Schülern, vielleicht für Affektation halten könnte, darum will ich die Eltern und Freunde derſelben, bei denen meine Beſorgniß eintrift, erſuchen, ſie mit dieſem Vorwurfe zu verſchonen.

Doch genug für dieſesmal! In meinem nächſten Briefe werde ich Ihnen die Eigenheiten des märkiſchen Dialekts, noch in mehrern einzelnen Beiſpielen, entwickeln, deren ich ſchon eine ziemliche Anzahl geſammlet habe. Ich bin, u. ſ. w.

Anweiſung
die
gewöhnlichſten Fehler, im Reden,
zu verbeſſern,
nebſt
einigen Geſprächen

von

M. Carl Philipp Moritz,
Conrektor am grauen Kloſter zu Berlin.

Als das zweite Stück
zu der
Abhandlung über den märkiſchen Dialekt.

Berlin,
bei Arnold Wever. 1781.

Univ. Bibl.
München

Ich habe mich bemühet, die gewöhnlichſten und auffallendſten Fehler, im Reden, zu bemerken, und liefere hier ein doppeltes Verzeichniß derſelben, als die beſte Anweiſung, dieſe Fehler zu verbeſſern: denn man darf es nur zuweilen durchleſen, welches in weniger als einer Viertelſtunde geſchehen kann, um die fehlerhaften Ausdrücke, welche man darinn beiſammen findet, nach und nach vermeiden zu lernen.

In dem erſten Verzeichniß, nach alphabetiſcher Ordnung, kann man ſich Raths erhohlen, ſo oft man zweifelhaft iſt, ob die Ausſprache eines Worts richtig ſey oder nicht; iſt ſie richtig, ſo wird man ſie nicht darinn finden; iſt ſie unrichtig, ſo findet man die richtige Ausſprache gleich daneben bemerkt.

In dem zweiten Verzeichniß habe ich verſchiedene Wörter unter gewiſſe Rubriken gebracht, je nachdem ſie auf eine ähnliche Art fehlerhaft ausgeſprochen werden: ſo findet man z. B. alle die Wörter beiſammen, in welchen Silben oder einzelne Buchſtaben überflüßig gehört werden, und dann wieder diejenigen beſonders, wo z. B. die Silbe be, im Anfange, überflüßig ſteht, als **beliegen bleiben**, anſtatt **liegen bleiben** u. ſ. w., oder wo die Silbe er, am Ende, überflüßig ſteht, als **herummer**, anſtatt **herum** u. ſ. w.

Wer will, kann ſich nun auch dieſe paar Blätter mit Papier durchſchießen laſſen, und das Verzeichniß der fehlerhaften Ausdrücke, nach Gefallen vermehren, ich habe nur die gewohnlichſten und auffallendſten, und alſo lange nicht alle geſammlet; wenn aber jemand nur erſt dieſe, die ich geſammlet habe, vermeidet, ſo wird er ſchon ziemlich richtig reden.

Insbeſondre würde man ſich dieſes Verzeichniſſes, mit Nutzen, bei Kindern bedienen können, um ihnen die fehlerhaften Ausdrücke, welche ſie aus der Geſinde- oder Pöbelſprache angenommen haben, wiederum abzugewöhnen. Das könnte zwar auch ohne dieß Verzeichniß geſchehen, aber man wird ſich nicht immer die Mühe geben, alle Fehler, im Reden, ſo genau zu bemerken, wie ſie hier bemerkt ſind.

Ich habe mich hier mehr auf die fehlerhafte Ausſprache gewiſſer Wörter eingeſchränkt, als daß ich eigentliche Provinziallismen hätte bemerken wollen, woran ich aber demohngeachtet gegenwärtig ſammle, um, mit der Zeit, ein **vollſtändiges märkiſches Idiotikon** liefern zu können.

Daß ich, in dem Verzeichniß, die Wörter, worinn am gewöhnlichſten das t wie d, das ei wie eh und das au wie oh ausgeſprochen wird, beſonders angeführt habe, iſt deswegen geſchehen, weil es ſo viele Wörter giebt, worinn ein jeder das t, ei und au richtig ausſpricht, ſo daß ich den Satz nicht ſo allgemein beſtimmen konnte, das t wird hier gemeiniglich wie d, das ei wie eh und das au wie oh, ausgeſprochen. Wörter wo auch hier ein jeder das t richtig ausſpricht ſind z. B. folgende: Teller, Ton, Thränen, Thron u. ſ. w., niemand wird ſagen: Deller, Don u. ſ. w. Wörter, wo niemand das ei wie eh ausſpricht, ſind folgende: dein, mein, ſein, Pein, ſein, Wein, weil u. ſ. w., dehn, mehn u. ſ. w. ſagt keiner. Wörter, wo das au beſtändig richtig ausgeſprochen wird, ſind folgende: auf, Bauch, tauſend, faul, zaubern, ſauſen, rauh, Thau, Frau, Mauer, Bauer u. ſ. w., niemals wird man anſtatt deſſen hören: ohf, Bohch, tohſend, fohl, u. ſ. w. Weil man alſo, in dieſen Fällen, beinahe eben ſo viele Wörter richtig, als unrichtig, ausſpricht, ſo glaube ich, iſt es nicht überflüßig, daß ich diejenigen insbeſondre bemerkt habe, die, am gewöhnlichſten, unrichtig ausgeſprochen werden.

Was noch die unrichtige Ausſprache des g, ſt, und ſp anbetrifft, ſo iſt dieſelbe ſo allgemein, daß es nicht nöthig war, beſondre Beiſpiele davon anzuführen: daß es aber wirklich fehlerhaft ſey, j, anſtatt g, eben ſo wie ſcht und ſchp, anſtatt ſt und ſp zu ſagen; habe ich ſchon, in meinen Briefen über den märkiſchen Dialekt, gezeigt, und die meiſten, die es ſelber, aus Gewohnheit, ſo ausſprechen, geſtehen eben dieſes ein. Noch einen Beweiß aber muß ich für die richtige Ausſprache des ſt und ſp, hier anführen: wenn das ſ vor einem Konſonant, im Anfange eines Worts, allemal wie ſch müßte ausgeſprochen werden, warum hätte man denn für nöthig gefunden, das ch, bei einigen Wörtern, als z. B. in ſchweigen, ſchlagen u. ſ. w. noch beſonders hinzuzuſetzen? So ſcheinet es, als ob man die Ausſprache des ſ wie ſch, nach und nach auch auf diejenigen Wörter ausgedehnt hat, in welchen es vielleicht anfänglich nirgends ſo ausgeſprochen wurde. Ueberdem ſollte man noch erwägen, wie viele ziſchende Töne unſre Sprache ſchon hat, ſo daß gewiß keine Urſach vorhanden iſt, dieſelben noch zu vermehren: welch eine Menge von ſch hör' ich nacheinander, wenn ich nach der hieſigen Ausſprache ſage: ich ſchpreche die ſchpaniſche Schprache. Insbeſondre wird der Uebelklang faſt unausſtehlig, wenn ſich ein Wort mit einem ſch endigt und das andre fängt ſich mit einem ſt oder ſp an, welches ich wie ſcht und ſchp ausſpreche, als: riſch ſchtand die Tanne, ſag' ich hingegen: riſch ſtand die Tanne, ſo merke ich keinen Uebelklang. Es ſcheinet als wenn man das ſch, mit Fleiß, nur vor den weichen Konſonanten w und l hat wollen hören laſſen, weil es da das Ohr nicht ſo ſehr beleidiget, als wenn es unmittelbar vor den harten Conſonanten p oder t gehört wird. Das man aber g nicht wie j ausſprechen müſſe, verſteht ſich von ſelber, weil man ſonſt gar und Jahr, **Gott** und Jod (den Nahmen des Buchſtaben) und mehrere ähnliche Wörter miteinander verwechſeln würde.

Am Ende der Verzeichniſſe habe ich noch einige Geſpräche angehängt, woraus man theils auf den märkiſchen Dialekt überhaupt, theils auf die gewöhnliche Umgangsſprache, und die Fehler derſelben, ſchließen kann. Dieſe Aufſätze können aber auch dazu dienen, um Kinder, die man richtig ſprechen lehren will, die Fehler in denſelben bemerken, und verbeſſern zu laſſen.

Alphabetiſches Verzeichniß

einiger Wörter, die am häufigſten unrichtig ausgeſprochen, oder, in einem unrichtigen Sinne, gebraucht werden.

NB. Das * bei einem Worte bedeutet, daß es noch mehrere Wörter giebt, die, auf ähnliche Weiſe unrichtig ausgeſprochen werden: das p. am Ende eines Worts zeigt an, daß entweder das ganze Wort, oder doch die unrichtige Ausſprache deſſelben pöbelhaft iſt.

A.

all anſtatt ſchon.
allens — alles.
antzwey p. — entzwei.
auf den Morgen (kam er zu mir) — am Morgen.
anners p. — anders.
aberſt anſtatt aber.
* allehne — ſelber.
* arbehten — arbeiten.
angeſchraubt — angeſchroben.
anſtahts — anſtatt.

B.

B.

bisken anſtatt wenig.
Bußen p. — Buſen.
* Bohm — Baum.
Böhme — Bäume.
* Behn — Bein.
beſtehen bleiben — ſtehen bleiben.
balle p. — bald.
bewohnen bleiben — wohnen bleiben.
beſitzen bleiben anſtatt ſitzen bleiben.
behängen bleiben — hängen bleiben.
behalten bleiben — ſtill halten.
behacken bleiben — hängen bleiben.

D.

derbei anſtatt dabei.
* drehgde — drehte.
deß — das.
* duhn — thun.
* dahk — that.
* Dühr — Thür.
dunne p. — darnach.
det p. — das.
di p. — dich und dir.
drein (im Hauſe) — drinn.
der (die der lernen wollen) — da.
* dehlen anſtatt theilen.
* Dahler — Thaler.
druf — drauf.
Dinges — Ding
drängeln p. — drängen.
* Dych — Tuch.
* drocken — trocken.
* dod — todt.
derf — darf.
* dohb — taub.
* dauſend — tauſend.
* Dochter — Tochter.

E.

eßt anſtatt ißt.
enzeln — einzeln.
* ehns anſtatt eins.
enſt — einſt.

et p. anſtatt es.
* Ehche — Eiche.
ehngal p. — egal.
ehnduhne — einerlei.
em p. anſtatt ihm.
erſcht — erſt.
erſtaunend — erſtaunlich.

F.

fuhl p. anſtatt fiel.
* fund — (er) fand.
* fehg — feig.
* fung — fing.
full p. anſtatt voll.
er fallt p. — er fällt.
furt — fort.

G.

geweſt anſtatt geweſen.
gelehnt — geliehen.
geh ſitzen — ſetze dich.
gehat — gehabt.
(er) gebt — (er) giebt.
geſegt — geſagt.
* gung — gieng.
* glohbte — glaubte.
* gehzig — geizig.
gelitten anſtatt geläutet.
gemahlen (ein Bild) — gemahlt.
* gelung — gelang.
* Getrehde — Getreide.
gewohne — gewohnt.
geloffen — gelaufen.
geſiehen p. — geſehen.

H.

hernachens anſtatt hernach.
herummer — herum.
herauſſer — heraus.
herinder p. — herein.
Höhchte — Höhe.
hadde p. anſtatt hatte.
hedde — hätte.
hebben p — haben.
het — hat.
hen — hin.
herinn — herein.

hacken p. anſtatt kleben.
hacken bleiben — hängen bleiben.
he p. — er.
* er hung — er hieng.
hinuf anſtatt hinauf.
heruf — herauf.
herkommen und etwas thun } — etwas thun.
hehſch — heiſer,

J.

is anſtatt iſt.
* inſchlafen — einſchlafen.
ick oder icke p. anſtatt ich.
immers p. — immer.
inwährend — während.

j.

j anſtatt g in allen Wörtern, wie z. B. in folgenden:
* jut anſtatt gut.
* jahr anſtatt gar.
* jott — Gott.
* janz — ganz
jiſtern — geſtern.

K.

kohffen anſtatt kaufen.
keiner nicht — keiner.
* kehner — keiner.
Kinner p. — Kinder.
külle p. — kühle.
künte p. — könnte.
kümmeſt p. — kömmſt.
kihken p. — ſehen.
* Klehd anſtatt Kleid.
* klehn — klein.
krauchen oder krauſſen p. — kriechen.
kladdern p. — klettern.
* (es) klung — (es) klang.
* kohm — kaum.

kriegen anſtatt bekommen.
knielen — knieen.
Krähge anſtatt Krähe.
Kop — Kopf.

L.

* lehd anſtatt leid.
lehnen — leihen.
(ich will dich) lernen — (ich will dich) lehren.
lehren (eine Wiſſenſchaft von jemanden) — lernen.
lahßen — laßen.
ich will ihn lahßen kommen — ich will ihn kommen laſſen.
* Lohb anſtatt Laub.
Lauſe — Läuſe.
* lohſſen — lauſen.
wo lang gehen — wohin gehen.
langen — reichen.
Lengde — Länge.
ladte — lud.
Ledder — Leiter.

M.

müchte p. anſtatt möchte.
man — nur.
menche — manche.
Männicken — Männchen.
Mauſe — Mäuſe.
* mehſt anſtatt meiſt.
* mehnen — meinen.
mi p. — mich und mir.
Mohr machen — Rumor machen.

N.

neuſchierig anſtatt neugierig.
nich — nicht.
* Nähgde — Nähe.
* nehgen anſtatt nehen.
* nehgde — nehte.
ne — nein.
Näſe — Naſe.

niſche

niſcht anſtatt nichts.
nix — nichts.
Nägel — Nagel.
Natel anſtatt Nadel.
nichts nich — nichts.

O.

* ohch anſtatt auch.
* Ohge — Auge.
* Ohe — Aue.
olle p. — alt.
ohwer — ober.
och anſtatt ach.
of p. — ob.
offenmachen — ausmachen.
Offiziers — Officiere.

P.

proſentieren anſtatt proſitieren.
Perſchon — Perſon.
pruſchten anſtatt nieſen.
zum Paßerlantant p. — zum Zeitvertreibe.

R.

* Rehge anſtatt Reihe.
* rehn — rein.
* Rohch — Rauch.
* Rohb — Raub.
* rohffen — raufen.
* rehf anſtatt reif.
ruſtrig — roſtig.
rehts p. — bereits, ſchon.
Röhber — Räuber.

S.

ſcht und ſchp anſtatt ſt und ſp in allen Wörtern, wie z. B. in folgenden beiden.
* ſchtehen anſtatt ſtehen.
* ſchprechen anſtatt ſprechen.
ſchonſt — ſchon.
ſchummerig — dämmericht.

ſchlet p. anſtatt ſchlägt.
ſüllte p. — ſollte.
ſäijen p. — ſagen.
ſegte p. — ſagte.
wollen Sie ſô gut ſind? — ſeyn.
(ich) ſähge — ſähe.
(er) ſeht — ſieht.
einſtechen — einſtecken.
eingeſtochen — eingeſteckt.
ſchwären — ſchwören.
* Schehde — Scheide.

* ſchehf anſtatt ſchief.
ſung — ſang.
ſprung — ſprang.
ſchauren — ſcheuren.
Schlüſſeln — Schlüßel.
ſe p. — ſie.
ſehre — ſehr.
Salvete p. — Serviette.
* Sohm — Saum.
ſchriech — ſchriehe.
einſpunden — einſperren.
ſtohl — ſtähl.

T.

trähden anſtatt treten.
er tradde p. — er trat.
er treft — er trift.
er trunk — er trank.

* Trohffe anſtatt Traufe.
* Trohm — Traum.
* trohmen — träumen.

U.

un anſtatt und.
uf — auf.
* Unnerſchied p. — Unterſchied.

unnerſuchen p. anſtatt unterſuchen.
Uhre — Uhr.
überlig — übrig.

V.

ville anſtatt viele.
verwarten — verwahren.

verſauffen anſtatt erſaufen.

verzählen anſtatt erzählen.

verſtechen — verſtecken.

ſich verſchrecken anſtatt erſchrecken.

veroffenbaren p. — offenbahren.

W.

wih p. anſtatt wir.

wih willen p. — wir wollen.

wenn er man wolle p. — wenn er nur wollte.

er will't nich haben — er will es nicht haben.

wat wiſtu? p — was willſt du?

widder — wieder.

weil — da oder als.

wechengehn p. anſtatt weggehen.

* wehch — weich.

* wehnen — weinen.

* ich wehß — ich weiß.

* Wehtzen — Weitzen.

wo das nicht geſchieht — wenn das nicht geſchieht.

wirſcht — wirſt.

warſcht — warſt.

Z.

* zweh anſtatt zwei

er zwung — er zwang.

zu gehen kommen — gegangen kommen.

* zweherleh — zweierlei.

* Zehgefinger anſtatt Zeigefinger.

* Zehſig — Zeiſig.

* Zohm — Zaum.

zwarſt — zwar.

Verzeichniß

einiger Wörter, welche, auf verſchiedene Weiſe, fehlerhaft ausgeſprochen, oder im unrichtigen Verſtande, gebraucht werden.

NB. Das p. am Ende eines Worts bedeutet, daß es pöbelhaft ſey.

I) Solche Wörter, bei denen Silben oder Buchſtaben überflüßig gehört, oder welche, an und für ſich ſelber, ſchon ganz überflüßig ſtehn, nebſt einigen, wo wegen einer gewiſſen Nachläßigkeit im Reden, am Ende ein Buchſtabe ausgelaſſen wird.

1) Wörter, bei denen die Anfangsſilbe be überflüßig ſteht.

beſtehen bleiben anſtatt ſtehen bleiben.
behängen bleiben — hängen bleiben.
beſitzen bleiben — ſitzen bleiben.
bewohnen bleiben — wohnen bleiben.
behacken bleiben anſtatt hängen bleiben.
behalten bleiben — ſtill halten.
beliegen bleiben — liegen bleiben.

2) Wörter, bei denen die Silbe er am Ende überflüßig ſteht.

herummer anſtatt herum.
heraußer — heraus.
herinner oder herinder anſtatt herein.
hernacher — hernach.

3) Wörter, bei denen, ſ, es, oder ens überflüßig ſteht.

allens anſtatt alles.
Dinges — Ding.
hernachens — hernach.
immers — immer.
anſtahts — anſtatt.
ens anſtatt en.
in allen Pluralen, die ſich auf en endigen, als:
Mädchens — Mädchen.
Jungens — Jungen.
Beckens — Becken.

4) Wörter, bei denen daß ſt überflüßig gehört wird.

aberſt anſtatt aber.
zwarſt — zwar.
ſchonſt anſtatt ſchon.

5) Wörter, bei denen das v im Anfange überflüßig ſteht.

verwarten anſtatt verwahren.
verſaufen — erſaufen. (wenn es ſo viel heißt, als ertrinken.)
verzählen anſtatt erzählen.
verſchrecken — erſchrecken.
veroffenbahren — offenbahren.

6) Wörter, bei denen der mittelſte Buchſtabe, unrichtiger Weiſe, doppelt ausgeſprochen und zuweilen an deſſen Stelle ein anderer ausgelaſſen wird.

anners p. anſtatt anders.
Bußen p. — Buſen.
balle p. — balde.
ichche oder icke p. — ich.
Kimner p. — Kinder.
külle p. — kühle.
Unnerſchied anſtatt Unterſchied.
unnerſuchen — unterſuchen
ville .p — viele.
widder — wieder.

7) Wörter, bei denen, in der Mitte, ein g überflüßig hingeſetzt wird.

drehgen anſtatt drehen.
Höhgte — Höhe.
Krähge p. — Krähe.
Nähgde — Nähe.
nehgen anſtatt nehen.
nehgde — nehte.
Rehge — Reihe.

8) Einige Wörter, die ohne alle Abſicht, überflüßig geſetzt werden, und manchmal den Sinn verderben.

thun (es thut mich freuen) anſtatt es freuet mich.
Wenn er doch kommen dähte — wenn er doch käme.
geh ſitzen — ſetze dich.
ich kam her und that das anſtatt ich that das.
in während dem Reden — während dem Reden.
keiner nicht — keiner.
nichts nich — nichts.

9) Wör-

9) Wörter, bei denen am Ende ein Buchſtabe ausgelaſſen wird.

is	anſtatt	iſt.	nich	anſtatt	nicht.
Kop	—	Kopf.	un	—	und.

II) Solche Wörter, in welchen ein oder mehrere Conſonante, Vokale, oder Diphtongen unrichtig ausgeſprochen werden.

1) Wörter, bei denen, am gewöhnlichſten, das t wie d unrichtig, ausgeſprochen wird.

duhn	anſtatt	thun.	dauſend	anſtatt	tauſend.
daht	—	that.	Dochter	—	Tochter.
Dühre	—	Thür.	hadde p.	—	hatte.
dehlen	—	theilen.	hedde p.	—	hätte.
Dahler	—	Thaler.	Ledder p.	—	Leiter.
Duch	—	Tuch.	kladdern p.	—	klettern.
drocken	—	trocken.	trähden	—	treten.
dod	—	todt.	tradde p.	—	trat.
dohb	—	taub.			

2) Einige Wörter, bei denen die unrichtige Ausſprache des g und j am meiſten auffällt.

jut	anſtatt	gut.	Jott	anſtatt	Gott.
jahr	—	gar.	janz	—	ganz.

3) Wörter, bei denen man das ſ wie ſch unrichtig ausſpricht.

ſcht anſtatt ſt.
ſchp — ſp.
In allen Wörtern, die ſich mit ſt und ſp anfangen, als:
ſchtehen — ſtehen.
ſchprechen — ſprechen.

rſcht anſtatt rſt.
als:
erſcht — erſt.
wirſcht — wirſt.
warſcht — warſt.
ſch — ſ.
Perſchon — Perſon.

4) Wörter, bei denen man das a unrichtig wie e oder wie ä ausſpricht.

derbei anſtatt dabei.
des — das.
det p. — das.
derf — darf.
het p. — hat.
geſegt p. — geſagt.

men anſtatt man.
mencher — mancher.
Näſe — Naſe.
Nägel — Nagel.
ſchlet p. — ſchlägt.
ſegte p. — ſagte.

5) Wörter, bei denen das i oder ie unrichtig wie e ausgeſprochen wird.

eßt anſtatt ißt.
em p. — ihm.
er gebt — er giebt.
hen p. — hin.

er ſeht — ſieht.
ſe — ſie.
er treft — trift.

6) Wör-

6) Wörter, in denen das ei am gewöhnlichſten wie eh unrichtig ausgeſprochen wird.

allehne anſtatt allein.
arbehten — arbeiten.
Behn — Bein.
dehlen — theilen.
ehns — eins.
enſt — einſt.
enzeln — einzeln.
Ehche — Eiche.
fehg — feig.
gehzig — geitzig.
Getrehde — Getreide.
hehſch — heiſer.
kehner — keiner.
Klehd — Kleid.
klehn — klein.
lehd — leid.

lehnen anſtatt leihen.
mehſt — meiſt.
mehnen — meinen.
Rehge — Reihe.
Schehde — Scheide.
ſchehf — ſchief.
Stehn — Stein.
wehch — weich.
wehnen — weinen.
wehß — weiß.
Wehzen — Weitzen.
zweh — zwei.
zweherleh — zweierlei.
Zehgefinger — Zeigefinger.
Zehſig — Zeiſig.

7) Wörter, bei denen, am gewöhnlichſten, das au wie oh und das äu wie öh unrichtig ausgeſprochen wird.

Bohm anſtatt Baum.
Böhme — Bäume.
dohb — taub.
glohben — glauben.
kohffen — kaufen.
kohm — kaum.

Lohb anſtatt Laub.
lohffen — laufen.
ohch — auch.
Ohe — Aue.
Rohch — Rauch.
Rohb — Raub.

Röhber anſtatt Räuber.
rohſſen — raufen.
Sohm — Saum.
Trohſſe — Trauſſe.
Tohſſe anſtatt Tauſſe.
Trohm — Traum.
Zohm — Zaum.

III) Solche Zeitwörter, welche entweder ganz unrichtig ausgeſprochen, oder bei denen das Imperfektum und Perfektum unrichtig ausgedrückt wird, nebſt einigen unrichtigen Conſtruktionen.

1) Einige Zeitwörter, welche ganz unrichtig ausgeſprochen oder falſch gebraucht werden.

drängeln p. anſtatt drängen.
hebben p. — haben.
* inſchlafen — einſchlafen.
* inbinden — einbinden.
kihken — ſehen.
krauchen oder krauſſen — kriechen.
kriegen — bekommen.
knielen — knieen.
lehnen anſtatt leihen.
lahßen — laſſen.
langen — reichen.
pruſchten — nieſen.
ßäijen p. — ſagen.
ſchwären — ſchwören.
ſchauren — ſcheuren.
einſpunden — einſperren.
wechengehen p. — weggehen.

2) Einige Zeitwörter, bei denen das Imperfektum am öfterſten unrichtig ausgedrückt wird.

drehgde anſtatt drehte.
fund — fand.
fung — fing.
fuhl anſtatt fiel.
gung — gieng.
gelung — gelang.

hadde

Univ. Bibl.
München

habde p. anſtatt hatte.
hung — hing.
jug — jagte.
kunnte p. — konnte.
kihkte — ſahe oder kuckte.
krauchte oder
krauſte — kroch.
klüng — klang.
knielte — kniete.
lehnte — liehe.
lohſte — lieſ.
ladte — lud.
müchte p. — möchte.
wehnte — weinte.

nehgde anſtatt nehete.
rung — rang.
ſüllte p. — ſollte.
ſegte — ſagte.
ſähge — ſähe.
ſung — ſang.
ſunk — ſank.
ſprung — ſprang.
ſchriehch — ſchriehe.
ſtohl — ſtahl.
tradde p. — trat.
trunk — trank.
trohmte — träumte.
zwung — zwang.

3) Einige Zeitwörter, bei denen das Perfektum, am öfterſten, unrichtig ausgedrückt wird.

angeſchraubt anſtatt angeſchroben.
geweſt — geweſen.
gelehnt — geliehen.
geſegt p. — geſagt.
gelitten — geläutet.
gemahlen (mit Farben) — gemahlt.

gewohne anſtatt gewohnt.
gehat — gehabt.
gelohffen — gelaufen.
genehgt — genehet.
eingeſtochen — eingeſteckt.

4) Einige Beiſpiele von der ſehr gewöhnlichen Conſtruktion, wo man, unrichtig, das Hülfsverbum vor das Hauptverbum ſetzet, welches von einer gewiſſen Nachläßigkeit im Ausdruck herzurühren ſcheint.

ich will ihn laſſen kommen anſtatt ich will ihn kommen laſſen.

wenn er doch möchte gehen — wenn er doch gehen möchte.

ich habe ihn wollen kommen ſehen, anſtatt: ich habe ihn kommen ſehen wollen.

ich werde ſollen ſchreiben — ich werde ſchreiben ſollen.

IV) Solche Wörter, deren man ſich noch, auf verſchiedene Weiſe, unrichtig bedienet, oder ſie fehlerhaft ausſpricht.

1) Einige Wörter, denen man eine Bedeutung giebt, die ſie an ſich nicht haben.

all anſtatt ſchon.
auf den Morgen (kam er zu mir) — am Morgen.
der (die der lernen wollen) — da.
erſtaunend — erſtaunlich.
lehren (von jemanden eine Wiſſenſchaft) anſtatt lernen.
ich will dich lernen — lehren.
offen machen — aufmachen.
einſtechen — einſtecken.

eingeſtochen anſtatt eingeſteckt.
man — nur.
weil — da oder als.
wo (das nicht geſchieht) — wenn das nicht geſchieht.
zu (zu gehen kommen) anſtatt gegangen kommen.
wo lang gehen — wohin gehen.

2) Noch einige Wörter, die auf verſchiedne Art, falſch ausgeſprochen, oder unrichtig gebraucht werden.

antzwei anſtatt entzwei.
dunne p. — darnach.
drein (im Hauſe) — drinn.
druf — drauf.
ehnduhat — einerlei.
full p. — voll.
er fallt — fällt.
furt — fort.
herinn — herein.
hiinuf — hinauf
heruf — herauf.
hehſch — heiſer.
joh nich! — ja nicht!
kümmeſt p. — kömmſt.
Lauſe — Läuſe.
Lengde — Länge.
Mauſe — Mäuſe.
mang — unter.
neuſchierig — neugierig.
ne anſtatt nein.
niſcht — nichts.
nix — nichts.
Natel — Nadel.
der olle p. — der alte.
ohwer — ober.
als
Ohweramtmann — Oberamtmann.
och! — ach!
of p. — ob.
ruſtrig — roſtig.
ſchummerigt — dämmericht.
Spinde — Schrank.
ſehre p. — ſehr.
uf — auf.
(in allen Wörtern, die mit auf zuſammengeſetzt ſind.)

Uhre anſtatt Uhr.
überlig — übrig.
wi willen p. — wir wollen.
wat wiſtu? p. anſtatt was willſt du?
wechengehen p. — weggehen.

3) Einige Diminative, welche auf unrichtige Art gebildet werden.

Häuſiken anſtatt Häuschen.
Mennicken — Männchen.
Pferdicken anſtatt Pferdchen.
gar zu ſehriken — gar zu ſehr.
en bisken — ein wenig.

4) Wörter, die aus dem Franzöſiſchen herkommen und unrichtig ausgeſprochen werden.

ehngal anſtatt egal.
Mohr machen — Rumor machen.
profentieren — profitieren.
zum Paßerlantant anſtatt zum Zeitvertreib.
Salvete — Serviette.

Ich bin gewiß überzeugt, daß kein Herr und keine Dame ſo ſprechen werden, wie ſich die Herren und Damen, in den folgenden Geſprächen, ausdrücken.

Wenn man aber alle die Fehler, welche überhaupt am gewöhnlichſten, im Reden, gemacht werden, einigen wenigen Perſonen in den Mund legt, ſo können die Geſpräche, welche dieſe führen, dazu dienen, das Lächerliche und Auffallende, in den fehlerhaften Ausdrücken, deſto anſchaulicher darzuſtellen.

Dies letztere iſt die Abſicht, warum ich dieſe Geſpräche entworfen habe.

Ein Frühlingsgeſpräch

zwiſchen einem Herrn und einer Dame.

Er. Sehen Sie, wie das Lohb uf die Böhme ſchon widder ausſchlägt! o wie ſchön is doch der Frühling!

Sie. Ja, des freuet mir immer am mehſten, wenn ich ſehe, wie die Böhme erſcht anfangen grün zu werden, des ſeht jar zu ſchön aus.

Er. Aberſt lahßen Sie uns doch noch en Bisken uf die Wieſe jehn, Sie glohben jar nich, wie ville Veilchen, dies Jahr, wachſen: ich habe ſchonſt

für

ſür ein paar Tage welche gepflückt, un wenn Sie mich erlohben wollen, ſo will ich Sie heute en klehn Puckeet pflücken.

Sie. O des wird mich ſehre angenehm ſind, Sie ſeynd aber jar zu jütig.

Er. So! — derf ich Sie nu gehorſamſt ufwarten?

Sie. Ich bin Sie recht ſehre verbunden.

Er. Da ſchteht eine Banke, lahßen Sie uns doch hier en Biſken beſitzen bleiben, wenn es Sie gefällig is.

Sie. O recht jerren, wir haben hier ſo eine ſchöne Außicht — warten Sie, da kraucht Ihnen eine Raupe uf die Schulter — ſo, nu is ſie weg.

Er. Ich danke Ihnen erjebenſt.

Sie. Belieben Sie doch einmal nach Ihre Uhre zu ſehen, was die Klocke is.

Er. Es is erſcht en Viertel uf viere. Wir haben noch Zeit überlig — zwarſt Sie jehen heute Abend in die Komödie. Ich bin doch ſelber neuſchierig, was das vor ein Stück ſeyn wird, das ſie heute uffühhren duhn. Ich mache mich ohch ſonſt nix nich aus die Narrenspoßen: aber die Leute machen jo ſo erſchtaunend viel Rühmens von den Hamlet. Wenns man nich widder ſo full is, wie neulich, da drängelten einen die Leute bald dod.

Sie. Lohffen Sie doch nich ſo ſehre, un lahßen Sie uns um des Haus herummer jehen, da kommen wir nähger!

Er. Wie Sie befehlen — wir haben noch einen ziemlichen Weg für uns, und müßen eilen, wenn wir früh genug in die Schtadt ſeyn wollen —. Ich globbe jahr die Komödie is all anjejangen.

Sie. I nu! ſo lahßen Sie uns immer ſachte jehen, wenn es doch all zu ſchpät is — ich bin des Geſchwindejehen jahr nich gewohne.

Er. Wie es Sie gefällig is. — Es fangt all an ſchummerig zu werden — O ſehn Sie mal, wie ſchön die Sonne untergehen duht — der Himmel ſeht aus, als ob er gemahlen wäre.

Sie. Ja, ſo roth ſeynd die Wolken, un denn lähßt es, als wenn pure Gold dermang ſchimmern dehte.

Er. Weil heute früh die Sonne ufjung, da war ich ohch juſt ufgeſchtanden. Ich bin das ſonſt ohch jahr nich gewohne, ſo früh ufzuſchtehen.

Sie. Des duht mich ſehre lehd, weil Sie da mänches Vergnügen entbehren. Mänchmal ſchtehe ich ſchonſt des Morgens um vier Uhr uf, un jehe in unſern Jarten ſchpatzieren, ſetze mir in unſre Laube, drinke meinen Koffe, un leſe derbei in den Siegwart, o Sie globben jahr nich, was des vor en ſchönes Buch is!

Er. Ich hab' es ohch geleſen; un habe bei ehner Haare derbei wehnen müßen, ſo ſehr hat es mich gefallen. Wollen Sie ſo jut ſind, un es mich ehnmal widder lehnen?

Sie. O ja, von Herzen jerren!

Er. Es is ſo ſchtill um uns herummer, un wir ſeynd hier ſo allehne — ich wehß, in den Siegwart ſchtehen ſo mannifike Arien, derf ich Ihnen bitten, mich ehne daraus vorzuſingen?

Sie. Ich muß Ihnen um Verjebung bitten, ich bin jahr zu hehſch, un ich habe es ſchonſt ſeit en paar Dage ſehre ſchtark uf die Bruſt gehat.

Er. Sehn Sie, wie die ſchwankenden Zweige ſich in dem ſchtillen Schtrome ſchpiegeln, un wie der Abendſtern an Himmel funkelt!

Sie. O weh! — Da fuhl ich bei ehner Haare über'n großen Schtehn!

Er. Sie haben doch woll nich Schaden genommen?

Sie. Ich hätte mich können den Fuß antzwei ſchtoßen, aberſt es jung noch an.

Er. Nehmen Sie ſich joh in Acht!

Sie. Herrjemer! Nu ſeynd wir ja uf ehnmal ans Thor — des hehß ich doch 'nmal recht fix jejangen.

Geſpräch

zwiſchen zwei jungen Damen, die viel Lektüre beſitzen.

Erſte Dame. Ach meine Liebſte! wie freuet es mir, deß ich Ihnen hier treffe! ich habe Sie ſo villerlei zu verzählen, deß ich jahr nich wehß, wo ich anfangen ſoll!

Zweite Dame. O erzählen Sie doch joh geſchwinde, ich habe Sie denn ohch noch jahr mänches zu veroffenbahren.

Erſte D. I nu, hören ſie man, was ich jeſtern vor en Schreck hatte, weil ich zu Hauſe kommen daht: inwährend ich die Treppe hinufjung, bejegnete mich erſchtlich mein Vetter, in erſchtaunender Eile, un ſchtieß mir bei ehner Haare um; ich jung uf meine Schtube, drunk meinen Koffee, hung meine Uhre uf, fung an enne Arie aus die Jagd auf's Klovier zu ſchpielen, un ſung dazu, des klung mich ſo kurjöhß, ich mache des Klavier uf, un eh' ichs mir verſehn duhe, ſchpringen mich zwei große dicke Mauſe entjejen, nu können Sie leicht denken, wie ich mir verſchrack, ich ſchprung aus eine Ecke in der andern, weil ich glohbte, die Mauſe rennten immer

mer hinter mich her, bis ich endlich noch die Dühre zu packen kriegte, un, juſt zu allen Glücke die Katze draußen war, die ließ ich herinn, un da hätten Sie Ihre Luſt ſehen ſollen, was die Katze vor en Schpecktakel mit die ehne von die behden Mauſe bedrieb, denn die andre war weggeloffen, des war zum dodlachen, erſcht ſchpielte ſie en Bisken dermit, denn krigte ſie ſe widder zu packen, und zerkratzte ſie jämmerlich mit die Klauen, bis ſie ſe zuletzt dodbiß, ich ſchtund derweile immer in die Dühre, und ſahe zu, un lachte, deß mich die Thränen aus die Ohgen liefen.

Zweite D. (lacht auch) des is ſchnurrig! aber hören Sie nur, wie's mich am vorigen Sonntage jung: ich wollte in der Kirche jehen, es hatte ſchonſt gelitten, un ich ſchputete mir bei's Anziehen, ſo viel ich man konnte; nu hatte ich des Mädchen beſtellt, deß ſie mich meine neue Karkaße bringen ſollte, endlich kam ſie dermit, un hatte ſie ſo zerknautſcht, daß ich ſie ihr den Ohgenblick an den Kop ſchmiß, un ſagte, ſie ſolle mich nich widder vor die Ohgen kommen — ja Sie glohben jahr nich, was man mit die Mädchens ausſchtehen duht. — Nu des war jut! — es war nu ehnmal ſchonſt zu ſchpät in die Kirche, un ich mußte zu Hauſe bleiben — Nu ſetze ich mir hin, un fange an, in des Buch zu leſen, deß mich mein Kuſeng gelehnt hat, un was mehnen ſe woll, da fund ich meine jänze Geſchichte, die ich Sie erzählt habe, haarklehn gedruckt, meine Vornahmens un allens.

Erſte D. Ihre janze Geſchichte?

Zweite D. Meine janze Geſchichte!

Erſte D. Och, des is man ebenſoviel, die Geſchichte in die Bücher ſeynd alle ehnduhnt: ich habe ſe faſt alle durchgeblättert, nu leſ' ich kehns nich mehr, denn ich mache mich niſcht mehr daraus; das ville Leſen dohgt jahr niſcht, es verderbt ehnen man de Ohgen, un denn ſo muß man ſo ville Zeit druf zubringen, da finde ich weit mehr Pleſir, wenn ich ennen vernünftigen un artigen Diskurſch führe, un von Ihre angenehme Geſellſchaft proſentieren kann.

Zweite D. Janz jehorſame Dienerinn von Ihnen — ja, Sie haben darinn janz Recht — ich duh' es ohch man ſo für paßerlantant, wenn ich ſo 'nmal in 'nen Buche leſe — ach, da hab' ich meinen klehnen Bruder zum hehlgen Chriſt rechte hübſche Sachen gekohſt, en klehn Pferdicken, da ſoll er druf reiten, und en klehn Häuſiken, — ich jlohbe der Junge wird ſich dodfreuen, ja ich kann es Sie zuſchwären, die Narrenspoßen koſten mich doch an die zweh Dahler.

Erſte D. Meine klehne Schweſter kriegt ohch was von mich, aber das böſe Ding ſchäre ich immer erſcht recht, ſie muß mich mänchmal erſcht eine Viertelſchtunde vor'n Diſch uf die Erde knielen, ſonſt kriegt ſie niſcht. — Denn was mehnen Sie woll? ich derf nix vor ſie duhn, ſogleich wiſſen's ohch die Eltern, ſie jeht fohrts hin, un plappert allens an, un denn duht ſie mich allens zum Schabernack, was ſie man kann. Da ſaß ich jeſtern in der Schtube un nehgte, hinter mich ſchtund en klehn Diſchchen, wo ich mänchmal meine Briewe hinlege, inwährend, deß ich mir umdrehgte, ſehe ich, deß des Mädchen ennen Brief von meinen Kuſeng in Händen hat, un lißt darinn. — Apropos, kennen Sie meinen Kuſeng?

Zweite D. Ich habe die Ehre, ihn nicht zu kennen.

Erſte D. Nu kam ich janz ſachte her, un nahm meine Nehgenatel, un ſtach ihr in den Arm, deß ſie laut ſchriech: des is vor deine Neuſchierigkeit, ſagte ich, uf en andermal lahß du deine Näſe aus meinen Briewen, die jehen dich jahr nüſcht an, deß du's man wehſt! nu hab ich aber alle meine Briewe ingeſtochen, daß es mich nich widder ſo jeht. — Ja wenn ich mänchmal was eſſe, ſo ſchteht ſie ineinswechen un jipert, un jipert, aber denn kriegt ſie niſcht ab, un wenn ſie ſich ohch uf den Kop ſetzte. Vor en paar Dage da wollte ſe jahr naſeweiß jejen mich ſind, aberſt ich jab ihr ehns uf die Juſche, daß ſie dran denken ſoll.

Zweite D. Neh, mein klehner Bruder, des is en jahr zu juter Junge, den kann man zu allens brauchen, un der ſagt ohch nichts nich widder, un wenn man ihm ohch dodſchlüge. Es is en putziger Junge; mänchmal wenn wir ihn jahr zu ſehre zergen, ſo wird er woll en bisken rabbelköpſch, aber es dauert doch nich lange, ſo is er widder jut. Es is man en klehner Knirps, un doch kann er mänchmal en Schpecktakel bedreiben, deß einem angſt un bange wird. Weil er noch klehne war, hab ich mich mal in den Mummelack verkledt, 'da hätten ſie mal die Luſt ſehen ſollen, wie ſich der Junge für mich verſchrack un vor Angſt unterm Bette krauchte. Jetzunder is er zuweilen recht krehbſch, un wir kabbeln uns mänchmal zuſammen, aber es währt nich lange, ſo verdragen wir uns widder.

Erſte D. Ja, ich muß mich Sie empfehlen, es is all jahr zu ſchpät, ich werde gewiß Lohden kriegen, von meine Tante, wenn ich zu Hauſe komme.

Zweite D. Ich bitte Ihnen recht ſehr, geben Sie mich doch bald einmal widder die Ehre, mich zu beſuchen, es wird mich allemal recht ſehre angenehm ſind.

Erſte D. Janz jehorſame Dienerinn von Ihnen.

Ich halte es für nöthig, meine Verſicherung noch einmal zu wiederhohlen, daß ich gewiß überzeugt bin, kein Herr und keine Dame ſpreche völlig ſo, wie der Herr und die Damen, denen ich, in dieſen Geſprächen, die Fehler, welche hie und da einzeln im Reden gemacht werden, in den Mund gelegt habe, um das Auffallende derſelben deſtomehr ins Licht zu ſtellen. Vielleicht wird man dadurch auf einzelne Fehler aufmerkſam, die man ſich einmal angewöhnt hat, und ſie vielleicht nur deswegen ſich nicht wieder abgewöhnte, weil ſie nicht bemerkt wurden.

Ueber
die
bildende Nachahmung
des
Schönen.

von

Karl Philipp Moritz.

Braunſchweig 1788.
In der Schul-Buchhandlung.

45 A
108

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wenn der griechiſche Schauſpieler, in der Komödie des Ariſtophanes dem Sokrates auf dem Schauplatze, und der Weiſe ihm im Leben nachahmt: ſo iſt das Nachahmen von beiden ſo ſehr verſchieden, daſs es nicht wohl mehr unter einer und eben derſelben Benennung begriffen werden kann: wir ſagen daher der Schauſpieler parodierte den Sokrates, und der Weiſe ahmt ihm nach.

Dem Schauſpieler war es freilich nicht darum zu thun, dem Sokrates im Ernſt nachzuahmen, ſondern vielmehr nur, das Eigenthümliche desſelben, oder ſeine Individualität in Gang, Miene, Stellung und Gebehrden, auf eine gewiſse übertriebne Art, wodurch ſie bei dem Zuſchauer lächerlich werden ſollte, nachzubilden. Weil dieſs nun der Schauſpieler mit Bewuſstſeyn, und gleichſam im Scherz that, ſo ſagen wir: er parodierte den Sokrates.

Wäre aber der Schauſpieler, den wir hier vor uns ſehen, nicht Schauſpieler, ſondern irgend einer aus dem Volke, der dem Sokrates, welchem er ſich innerlich ſchon ähnlich dünckte, nun auch im Aeuſſern, in Gang, Stellung und Gebehrden, im Ernſt nachzuahmen ſuchte; ſo würden wir von dieſem Thoren ſagen: er äfft dem Sokrates nach; oder, er verhält ſich zum Sokrates ohngefähr ſo, wie der Affe, in ſeinen poſſierlichen Stellungen und Gebehrden, ſich zum Menſchen verhält.

Der Schauſpieler alſo ſchlieſst den Weiſen aus, und parodiert nur den Sokrates; denn die Weisheit läſst ſich nicht parodieren: der Weiſe ſchlieſst in ſeiner Nachahmung den Sokrates aus, und ahmt in ihm nur den Weiſen nach; denn die Individualität des Sokrates kann wohl parodiert und nachgeäfft, aber nie nachgeahmt werden. Der Thor hat keinen Sinn für die Weisheit und hat doch Nachahmungstrieb: er ergreift alſo, was ihm am nächſten liegt; äfft nach, um nicht nachahmen zu dürfen; trägt die ganze Oberfläche einer fremden Individualität auf die ſeinige über, und die Baſis oder das Selbſtgefühl dazu legt ihm ſeine Thorheit unter.

Wir ſehen alſo aus dem Sprachgebrauch, daſs **Nachahmen**, im edlern moraliſchen Sinn, mit den Begriffen von nachſtreben und wetteifern faſt gleichbedeutend wird; weil die Tugend, welche ich z. B. in einem gewiſſen Vorbilde nachahme, etwas Allgemeines, über die Individualität Erhabnes iſt, das von jedermann,

mann, der darnach ſtrebt, und alſo auch von mir ſowohl, als von meinem Vorbilde, mit dem ich zu wetteifern ſuche, erreicht werden kann. Weil ich aber dieſem Vorbilde doch einmal nachſtehe, und ein gewiſſer Grad von edler Geſinnung und Handlungsweiſe mir ohne dasſelbe vielleicht nicht ſo bald, oder gar nie denkbar geworden wäre: ſo nenne ich mein Streben nach einem gemeinſchaftlichen Gute, daſs auch von meinem Vorbilde erſt muſste errungen werden, eine Nachahmung dieſes Vorbildes.

Ich ahme meinem Vorbilde nach; ich ſtrebe ihm nach; ich ſuche mit ihm zu wetteifern. — Durch mein Vorbild iſt mir bloſs das Ziel höher, als von mir ſelbſt, hinaufgeſteckt. Nach dieſem Ziele muſs ich nun, nach meinen Kräften, auf meine Weiſe, ſtreben; zuletzt mein Vorbild ſelbſt vergeſſen, und ſuchen, wenn es möglich wäre, das Ziel noch weiter hinaus zu ſtecken.

Durch dieſe Geſinnung muſs das Nachahmen im edlern moraliſchen Sinn erſt ſeinen eigentlichen Werth erhalten. — Und es frägt ſich nun: wie von dieſem Nachahmen im moraliſchen Sinn, das Nachahmen in den ſchönen Künſten, oder von der Nachahmung des Guten und Edlen, die Nachahmung des Schönen unterſchieden ſey? —

Dieſe Frage muſs ſich alsdann von ſelbſt beantworten, wenn wir die Begriffe von Schön und Gut, wiederum nach dem Sprachgebrauch, gehörig unterſcheiden: denn daſs dieſer ſie oft verwechſelt, darf uns hier nicht kümmern, wo es beym Nachdenken über die Sache bloſs aufs Unterſcheiden ankömmt; und nothwendig, ſo wie auf dem Globus, gewiſse feſte Grenzlinien, die in der Natur ſelbſt nicht Statt ſinden, gezogen werden müſsen, wenn die Begriffe ſich nicht wiederum eben ſo, wie ihre Gegenſtände, unmerklich in einander verlieren und verſchwimmen ſollen: ein getreuerer Abdruck der Natur können ſie in dieſem letztern Falle ſeyn, aber das eigentliche Denken, welches nun einmal im Unterſcheiden beſteht, hört auf.

Nun ſchlieſst ſich aber im Sprachgebrauch das Gute und Nützliche, ſo wie das Edle und Schöne, natürlich aneinander; und dieſe vier verſchiednen Ausdrücke bezeichnen eine ſo feine Abſtufung der Begriffe, und bilden ein ſo zartes Ideenſpiel, daſs es dem Nachdenken ſchwer werden muſs, das immer ineinander ſich unmerklich wieder Verlierende gehörig auseinander zu halten, und es einzeln und abgeſondert zu betrachten. So viel fällt demohngeachtet deutlich in die Augen, daſs das bloſs Nützliche dem Schönen und Edlen, mehr als das Gute, entgegenſtehe; weil durch das Gute vom bloſs Nützlichen zum Schönen und Edlen ſchon der Uebergang gemacht wird.

Wir denken uns z. B. unter einem nützlichen Menſchen einen ſolchen, der nicht ſowohl an und für ſich ſelbſt, als vielmehr nur in Beziehung auf irgend einen Zuſammenhang von Dingen auſser ihm, unſre Aufmerkſamkeit verdienet: der gute Menſch hingegen fängt ſchon an und für ſich ſelbſt betrachtet, an, unſre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen und unſre Liebe zu gewinnen; in ſo fern wir uns nehmlich denken, daſs er, ſeinem innern Fond von Güte nach, uns nie durch Eigennutz und Selbſtſucht ſchaden, in den Zuſammenhang von Dingen, worinn wir uns befinden, nicht leicht disharmoniſch eingreifen, kurz, unſern Frieden nicht ſtören wird. — Der edle Menſch aber, zieht, für ſich ganz allein, unſre ganze Aufmerkſamkeit und Bewundrung auf ſich; ohne alle Rückſicht auf irgend etwas auſser ihm, oder auf irgend einen Vortheil, der uns für unſre eigne Perſon aus ſeinem Daſeyn erwachſen könnte.

Und weil nun der edle Menſch, um edel zu ſeyn, der körperlichen Schönheit nicht bedarf, ſo ſcheiden ſich hier wiederum die Begriffe von Schön und Edel, indem durch das letztre die innre Seelenſchönheit, im Gegenſatz gegen die Schönheit auf der Oberfläche, bezeichnet wird. In ſo fern nun aber die äuſsre Schönheit zugleich mit ein Abdruck der innern Seelenſchönheit iſt, faſst ſie auch das Edle in ſich, und ſollte es, ihrer Natur nach, eigentlich ſtets in ſich faſſen. Hiedurch hebt ſich aber demohngeachtet der Unterſchied zwiſchen ſchön und edel nicht wieder auf. Denn unter einer edlen Stellung denken wir uns z. B. eine ſolche, die zugleich eine gewiſſe innere Seelenwürde bezeichnet: irgend eine leidenſchaftliche Stellung aber kann demohngeachtet immer noch eine ſchöne Stellung ſeyn, wenn gleich nicht eine ſolche innere Seelenwürde ausdrücklich dadurch bezeichnet wird; nur darf ſie einem gewiſsen Grade von innerer Würde nie geradezu widerſprechen; ſie darf nie unedel ſeyn.

Hieraus erklärt ſich nun zugleich beiläufig der Begriff vom edlen Stil in Kunſtwerken jeder Art, welcher kein andrer iſt, als derjenige, der zugleich mit eine innre Seelenwürde des hervorbringenden Genies bezeichnet. Ob nun gleich dieſer edle Stil die andern untergeordneten Arten des Schönen nicht vom Gebiet des Schönen ausſchlieſst, ſo ſchneidet er doch alles, was ihm geradezu entgegenſteht, davon ab; er ſchlieſst das Unedle aus.

In ſo fern nun unter dem Edlen, im Gegenſatz gegen das äuſsre Schöne, bloſs die innre Seelenſchönheit verſtanden wird, können wir es auch, ſo wie das Gute, in uns ſelbſt nachbilden. — Das Schöne aber, in ſo fern es ſich dadurch vom Edlen unterſcheidet, daſs, im Gegenſatz gegen das Innre, bloſs das äuſsre Schöne darunter verſtanden wird, kann durch die Nachahmung nicht in uns herein, ſondern muſs, wenn es von uns nachgeahmt werden ſoll, nothwendig wieder aus uns herausgebildet werden.

Der bildende Künſtler kann z. B. die innre Seelenſchönheit eines Mannes, den er ſich in ſeinem Wandel zum Vorbilde nimmt, ihm nachahmend in ſich übertragen. Wenn aber eben dieſer Künſtler ſich gedrungen fühlte, die innre Seelenſchönheit ſeines Vorbildes, in ſo fern ſie ſich in desſen Geſichtszügen abdrückt, nachzuahmen: ſo müſste er ſeinen Begriff davon

von nothwendig aus ſich herauszubilden und auſſer ſich darzuſtellen ſuchen; indem er nehmlich dieſe Geſichtszüge nicht geradezu nachbildete, ſondern ſie gleichſam nur zu Hülfe nähme, um die in ſich empfundne Seelenſchönheit eines fremden Weſens auch auſſer ſich wieder darzuſtellen.

Die eigentliche Nachahmung des Schönen unterſcheidet ſich alſo zuerſt von der moraliſchen Nachahmung des Guten und Edlen dadurch, daſs ſie, ihrer Natur nach, ſtreben muſs, nicht, wie dieſe, in ſich hinein, ſondern aus ſich her zu bilden.

Wenden wir nun die begriffe von Gut, Schön und Edel wiederum auf den Begriff von Handlung an; ſo denken wir uns unter einer guten Handlung eine ſolche, die nicht allein um ihrer Folgen, ſondern zugleich um ihrer Beweggründe willen, unſre Aufmerkſamkeit erregen, und unſern Beifall verdienen kann: bei der Schätzung einer edlen Handlung vegesſen wir ganz die Folge, und ſie ſcheinet uns allein ſchon um ihrer Beweggründe, das iſt, um ihrer ſelbſt willen, unſrer Bewundrung werth. Betrachten wir nun eine ſolche Handlung nach ihrer Oberfläche, von der ſie einen ſanften Schein in unſre Seele wirſt, oder nach der angenehmen Empfindung, die ihre bloſſe Betrachtung in uns erweckt; ſo nennen wir ſie eine ſchöne Handlung: wollen wir aber ihren innern Werth ausdrücken, ſo nennen wir ſie edel. Jede ſchöne Handlung aber muſs nothwendig auch edel ſeyn: das Edle iſt bei ihr die Baſis oder der Fond des Schönen, durch welches ſie in unſer Auge leuchtet. Durch den Mittelbegriff des Edeln alſo wird der Begriff des Schönen wieder zum Moraliſchen hinübergezogen und gleichſam daran feſtgekettet. Wenigſtens werden dem Schönen dadurch die Grenzen vorgeſchrieben, die es nicht überſchreiten darf.

Da wir nun einmal genöthigt ſind, uns den Begriff von der Nachahmung des eigentlichen Schönen, den wir nicht haben, aus dem Begriff von der moraliſchen Nachahmung des Guten und Edlen, den wir haben, zu entwickeln; und, da wir uns die eigentliche Nachahmung des Schönen, auſſer dem Genuſs der Werke ſelbſt, die dadurch entſtanden ſind, gar nicht anders denken können, als in ſo fern ſie ſich von der bloſs moraliſchen Nachahmung des Guten und Edlen unterſcheidet: ſo müſſen wir nun ſchon die Begriffe von nützlich, gut, ſchön, und edel, noch weiter in ihre feinern Abſtufungen zu verfolgen ſuchen.

Dadurch alſo, daſs z. B. die That des Mutius Scaevola erwünſchte Folgen hatte, wurde ſie nicht im geringſten edler, als ſie war; und würde auch, ohne den Erfolg, von ihrem innern Werth nichts verlohren haben: ſie brauchte nicht nützlich zu ſeyn, um edel zu ſeyn; bedurfte des Erfolges nicht, eben weil ſie ihren innern Werth in ſich ſelber hatte: und wodurch anders hatte ſie dieſen Werth, als durch ſich ſelbſt, durch ihr Daſeyn?

Das Edle und Groſse der Handlung lag ja eben darinn, daſs der junge Held, auf jeden Erfolg gefaſst, das alleräusſerſte wagte, und, da es ihm miſslang, ohne Bedenken ſeine Hand in die lodernde Flamme ſtreckte, ohne noch zu wiſsen, was ſein Feind, in desſen Gewalt er war, über ihn verhängen würde. — So kann nur der handeln, welcher eine grosſe That, deren Erfolg ſo äusſerſt ungewiſs iſt, um dieſer That ſelbſt willen unternimmt, wovon allein ſchon das grosſe Bewuſstſeyn ihn für jeden miſslungnen Verſuch ſchadlos hält.

Wäre Mutius, unter andern Umſtänden, bloſs das Werkzeug eines Andern, dem er aus Pflicht gehorchte, zu einer ähnlichen That geweſen, und hätte ſie, mit Beiſtimmung ſeines Herzens, vortreflich, und ſo wie er ſollte, ausgeführt: ſo hätte er zwar noch nicht edel, aber gut gehandelt: denn obgleich ſeine Handlung auch ſchon vielen Werth in ſich ſelber hat, ſo wird doch immer ihre Güte zugleich mit durch den Erfolg beſtimmt.

Hätte aber eben dieſer Mutius den Angriff auf den Feind ſeines Vaterlandes, meuchelmörderiſcher Weiſe, aus Privatrache und perſönlichem Haſs gethan, und ſie wäre ihm nicht miſslungen: ſo hätte ſie ſeinem Vaterlande, ohne gut und edel zu ſeyn, dennoch genützt, und hätte, ohne den mindeſten innern Werth zu haben, dennoch durch den Erfolg, eine Art von äusſrem Werth erhalten.

Wie nun das Gute zum Edlen, eben ſo muſs das Schlechte zum Unedlen ſich verhalten: das Unedle iſt der Anfang des Schlechten, ſo wie das Gute der Anfang

fang des Schönen und Edlen iſt; und ſo wie eine bloſs gute, noch keine edle, ſo iſt eine bloſs unedle deswegen noch keine ſchlechte Handlung. Und wie das Nützliche zum Guten, eben ſo verhält wiederum das Unnütze ſich zum Schlechten; das Schlechte iſt gleichſam der Anfang des Unnützen, ſo wie das Nützliche ſchon der Anfang des Guten iſt. Wie das bloſs Nützliche deswegen noch nicht gut iſt, ſo iſt auch das bloſs Schlechte deswegen noch nicht unnütz.

Nun ſteigen die Begriffe von unedel, ſchlecht, und unnütz, eben ſo herab, wie die Begriffe von nützlich, gut, und ſchön heraufſteigen. Von den heraufſteigenden Begriffen ſteht das Edle und Schöne auf der niedrigſten Stufe. Von allen dieſen Begriffen nun, ſtehen der vom Schönen, und der vom Unnützen am weiteſten voneinander ab, und ſcheinen ſich am ſtärkſten entgegengeſetzt zu ſeyn; da wir doch vorher geſehen haben, daſs das Schöne und Edle ſich eben dadurch vom Guten unterſcheidet, daſs es nicht nützlich ſeyn darf, um ſchön zu ſeyn, und alſo der Begriff vom Schönen mit dem Begriff vom Unnützen oder nicht Nützlichen ſehr wohl müſste zuſammen beſtehen können.

Hier zeigt es ſich nun, wie ein Zirkel von Begriffen zuletzt ſich wieder in ſich ſelbſt verliert, indem ſeine beiden äuſserſten Enden gerade da wieder zuſammenſtoſsen, wo, wenn ſie nicht zuſammenſtieſsen, von einem zum andern der weiteſte Weg ſeyn würde.

Der Begriff vom Unnützen nehmlich, in ſo fern es gar keinen Zweck, keine Abſicht ausſer ſich hat, warum es da iſt, ſchlieſst ſich am willigſten und nächſten an den Begriff des Schönen an, in ſo fern dasſelbe auch keines Endzwecks, keiner Abſicht, warum es da iſt, ausſer ſich bedarf, ſondern ſeinen ganzen Werth, und den Endzweck ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat.

In ſo fern aber nun das Unnütze nicht zugleich auch ſchön iſt, fällt es auf einmal wieder am allerweiteſten vom Begriff des Schönen bis unter das Schlechte hinab, weil es nun weder in ſich noch ausſer ſich, eine Abſicht hat, warum es da iſt, und ſich alſo gleichſam ſelbſt aufhebt. Iſt aber das Unnütze, oder dasjenige, was ausſer ſich keinen Endzweck ſeines Daſeyns hat, zugleich auch ſchön, ſo ſteigt es plötzlich auf die höchſte Stufe der Begriffe bis über das Nützliche und Gute empor, indem es eben deswegen keines Endzwecks ausſer ſich bedarf, weil es in ſich ſo vollkommen iſt, daſs es den ganzen Endzweck ſeines Daſeyns in ſich ſelbſt hat.

Die drei aufſteigenden Begriffe von nützlich, gut und ſchön, und die drei abſteigenden von unedel, ſchlecht und unnütz, bilden alſo aus dem Grunde einen Zirkel, weil die beiden äusſerſten Begriffe vom Unnützen und vom Schönen ſich gerade am wenigſten einander ausſchlieſsen; und der Begriff des Unnützen von dem einen, für den Begriff des Schönen von dem an-

andern Ende, gleichſam die Fuge wird, in die es ſich am leichteſten hineinſtehlen, und unmerklich ſich darin verlieren kann.

Steigen wir nun die Leiter der Begriffe herab, ſo verträgt ſich ſchön und edel zwar mit unnütz, aber nicht mit ſchlecht und unedel; gut verträgt ſich mit unedel, aber nicht mit ſchlecht und unnütz; nützlich mit ſchlecht und unedel, aber nicht mit unnütz; unedel mit gut und nützlich, aber nicht mit ſchön; ſchlecht mit nützlich, aber nicht mit ſchön und gut; unnütz mit ſchön, aber nicht mit gut und nützlich. — Die Begriffe müsſen ſich immer gerade da wieder entgegen kommen, wo ſie am weiteſten von einander abzuweichen, und ſich zu verlasſen ſcheinen.

Allein wir dürfen itzt dieſs Ideenſpiel nur ſo weit verfolgen, als es unſerm Zweck uns näher führt, unſre Vorſtellung von der Nachahmung des Schönen, durch den Begriff des Schönen aufzuhellen. Nun kann aber nur die Vorſtellung von dem, was das Schöne nicht zu ſeyn braucht, um ſchön zu ſeyn, und was als überflüsſig davon betrachtet werden muſs, uns auf einen nicht unrichtigen Begriff des Schönen führen, indem wir uns alles, was nicht dazu gehört, um dasſelbe her hinweg, und alſo wenigſtens den wahren Umriſs des leeren Raumes denken, wohinein das von uns Geſuchte, wenn es poſitiv von uns gedacht werden könnte, nothwendig pasſen müſste.

Da nun aus der vorhergegangenen Nebeneinanderſtellung klar iſt, daſs die Begriffe von ſchön und unnütz nicht nur einander nicht ausſchlieſsen, ſondern ſogar ſich willig ineinander fügen: ſo muſs das Nützliche offenbar an dem Schönen als überflüſsig, und wenn es ſich daran befindet, doch als zufällig, und als nicht dazu gehörig betrachtet werden, weil die wahre Schönheit, eben ſo wie das Edle in der Handlung, durch das Nützliche dabei weder vermehrt, noch durch den Mangel desſelben auf irgend eine Weiſe vermindert werden kann.

Wir können alſo das Schöne im Allgemeinen auf keine andre Weiſe erkennen, als in ſo fern wir es dem Nützlichen entgegenſtellen, und es davon ſo ſcharf wie möglich unterſcheiden. Eine Sache wird nehmlich dadurch noch nicht ſchön, daſs ſie nicht nützlich iſt, ſondern dadurch, daſs ſie nicht nützlich zu ſeyn braucht. Um nun aber die Frage zu beantworten, wie denn eine Sache beſchaffen ſeyn müſse, damit ſie nicht nützlich zu ſeyn brauche, müſsen wir wiederum erſt den Begriff des Nützlichen noch mehr zu entwickeln ſuchen.

Unter Nutzen denken wir uns nehmlich die Beziehung eines Dinges, als Theil betrachtet, auf einen Zuſammenhang von Dingen, den wir uns als ein Ganzes denken. Dieſe Beziehung muſs nehmlich von der Art ſeyn, daſs der Zuſammenhang des Ganzen beſtändig dadurch gewinnt und erhalten wird: je mehrere ſolcher Beziehungen nun eine Sache auf den Zuſammenhang, worinn ſie ſich befindet, hat, um deſto nützlicher iſt dieſelbe.

Jeder Theil eines Ganzen muſs auf die Weiſe mehr oder weniger Beziehung auf das Ganze ſelbſt haben: das Ganze, als Ganzes betrachtet, hingegen, braucht weiter keine Beziehung auf irgend etwas auſser ſich zu haben. So muſs jeder Bürger eines Staats eine gewiſſe Beziehung auf den Staat haben, oder dem Staate nützlich ſeyn; der Staat ſelbſt aber braucht in ſo fern er in ſich allein ein Ganzes bildet, weiter keine Beziehung auf irgend etwas auſser ſich zu haben, und braucht alſo auch nicht weiter nützlich zu ſeyn.

Hieraus ſehen wir alſo, daſs eine Sache, um nicht nützlich ſeyn zu dürfen, nothwendig ein für ſich beſtehendes Ganze ſeyn müſſe, und daſs alſo mit dem Begriff des Schönen der Begriff von einem für ſich beſtehenden Ganzen unzertrennlich verknüpft iſt. — Daſs aber dieſs demohngeachtet noch nicht zum Begriff des Schönen hinreicht, ſehen wir daraus, weil wir z. B. mit dem Begriff vom Staat, ob derſelbe gleich ein für ſich beſtehendes Ganze iſt, dennoch den Begriff der Schönheit nicht wohl verknüpfen können, indem derſelbe in ſeinem ganzen Umfange, weder in unſern äuſsern Sinn fällt, noch von der Einbildungskraft umfaſst, ſondern bloſs von unſerm Verſtande gedacht werden kann.

Aus eben dem Grunde können wir auch mit dem ganzen Zuſammenhange der Dinge den Begriff von Schönheit nicht eigentlich verknüpfen, eben weil dieſer Zuſammenhang, in ſeinem ganzen Umfange, weder in unſre Sinnen fällt, noch von unſrer Einbildungskraft umfaſst werden kann, geſetzt daſs er auch von unſerm Verſtande gedacht werden könnte.

Zu dem Begriff des Schönen, welches uns daraus entſprungen iſt, daſs es nicht nützlich zu ſeyn braucht, gehört alſo noch, daſs es nicht nur oder nicht ſowohl, ein für ſich beſtehendes Ganze wirklich ſey, als vielmehr nur wie ein für ſich beſtehendes Ganze, in unſre Sinne fallen, oder von unſrer Einbildungskraft umfaſst werden könne.

Und ſo wie nun das Nützliche ſeine Grade hat, eben ſo muſs ſie auch das Schöne haben: je mehr Zuſammenhang beförndernde Beziehungen nämlich eine nützliche Sache auf den Zuſammenhang, worinn ſie ſich befindet, hat, um deſto nützlicher iſt ſie; und je mehrere ſolcher Beziehungen eine ſchöne Sache von ihren einzelnen Theilen zu ihrem Zuſammenhange, das iſt, zu ſich ſelber, hat, um deſto ſchöner iſt ſie.

So wie nun das Schöne, unbeſchadet ſeiner Schönheit auch nützen kann, ob es gleich nicht um zu nützen da iſt; ſo kann das Nützliche auch, unbeſchadet ſeines Nutzens, in einem gewiſſen Grade ſchön ſeyn, ob es gleich nur um zu nutzen da iſt.

Allein es darf die Linie um kein Haarbreit überſchreiten; ſo bald der Zweck des Nützlichen, wozu es da iſt, unter der angemaſsten Schönheit leidet, bleibt es weder ſchön noch nützlich mehr, ſinkt unter ſich ſelbſt herab, und hebt ſich ſelber auf.

Wenn das Schöne ſich an dem Nützlichen befindet, muſs es ſich auch dem Nützlichen unterordnen

— es iſt nicht um ſein ſelbſt willen da — es dient das Nützliche aufzuſchmücken — ſteigt alſo ſelbſt zum Nützlichen herab, und flieſst mit ihm zuſammen — Es giebt ſeine Anſprüche mit ſeinem Nahmen auf; tritt in gemeſsene Schranken; wird zur beſcheidnen Zierde, zur ſimplen Eleganz.

Aus der höchſten Miſchung des Schönen mit dem Edlen, da wo das äuſsere Schöne ganz in Ausdruck innrer Würde und Hohheit übergeht, erwächſt der Begriff des Majeſtätiſchen — Denken wir uns das Majeſtätiſche belebt, ſo muſs es die Welt beherrſchen, der Dinge Zuſammenhang in ſich faſſen; der Erdkreis muſs vor ihm ſich beugen.

Wenn wir das Edle in Handlung und Geſinnung mit dem Unedlen meſsen, ſo nennen wir das Edle groſs, das Unedle klein. — Und meſsen wir wieder das Groſse, Edle und Schöne nach der Höhe, in der es über uns, unſrer Faſsungskraft kaum noch erreichbar iſt, ſo geht der Begriff des Schönen in den Begriff des Erhabnen über.

In ſo fern aber nun in einem ſchönen Werke die mannichfaltigen Beziehungen der einzelnen Theile zum Ganzen, nicht nur oder nicht ſowohl von unſerm Verſtande gedacht werden, als vielmehr nur in unſern äuſsren Sinn fallen, oder von unſrer Einbildungskraft umfaſst werden müſsen, in ſo fern ſchreiben unſre Empfindungswerkzeuge dem Schönen wieder ſein Maaſs vor.

Sonſt würde freilich der Zuſammenhang der ganzen Natur, welcher zu ſich ſelber, als zu dem gröſsten uns denkbaren Ganzen, die meiſten Beziehungen in ſich faſst, auch für uns das höchſte Schöne ſeyn, wenn derſelbe nur einen Augenblick von unſrer Einbildungskraft umfaſst werden könnte.

Denn dieſer groſse Zuſammenhang der Dinge iſt doch eigentlich das einzige, wahre Ganze; jedes einzelne Ganze in ihm, iſt, wegen der unauflöſslichen Verkettung der Dinge, nur eingebildet — aber auch ſelbſt dies Eingebildete muſs ſich dennoch, als Ganzes betrachtet, jenem groſsen Ganzen in unſrer Vorſtellung ähnlich, und nach eben den ewigen, feſten Regeln bilden, nach welchen dieſes ſich von allen Seiten auf ſeinen Mittelpunkt ſtützt, und auf ſeinem eignen Daſeyn ruht.

Jedes ſchöne Ganze aus der Hand des bildenden Künſtlers, iſt daher im Kleinen ein Abdruck des höchſten Schönen im groſsen Ganzen der Natur; welche das noch mittelbar durch die bildendende Hand des Künſtlers nacherſchafft, was unmittelbar nicht in ihren groſsen Plan gehörte.

Wem alſo von der Natur ſelbſt, der Sinn für ihre Schöpfungskraft in ſein ganzes Weſen, und das Maaſs des Schönen in Aug' und Seele gedrückt ward, der begnügt ſich nicht, ſie anzuſchauen; er muſs ihr nachahmen, ihr nachſtreben, in ihrer geheimen Werkſtatt ſie belauſchen, und mit der lodernden Flamm' im Buſen bilden und ſchaffen, ſo wie ſie: —

Indem ſeine glühende Spähungskraft in das Innre der Weſen dringt, bis auf den Quell der Schönheit ſelbſt, die feinſten Fugen löſet; und auf der Oberfläche ſie ſchöner wieder fügend, ihre edle Spur in weichen Ton eindrückt, in harten Stein ſie bildet; oder auf flachem Grunde, mit trennender Spitze die Geſtalt aus ihren Umgebungen ſondert; durch kühnen Farbenanſtrich die Maſſe ſelbſt nachahmt; und durch Miſchung von Licht und Schatten die Fläche dem Auge entgegen rückt.

Die Realität muſs unter der Hand des bildenden Künſtlers zur Erſcheinung werden; indem ſeine durch den Stoff gehemmte Bildungskraft von innen, und ſeine bildende Hand von auſsen, auf der Oberfläche der lebloſen Maſſe zuſammentreffen, und auf dieſe Oberfläche nun alles das hinübertragen, was ſonſt gröſstentheils vor unſern Augen ſich in die Hülle der Exiſtenz verbirgt, die durch ſich ſelbſt ſchon jede Erſcheinung aufwiegt.

Von dem reellen und vollendeten Schönen alſo, was unmittelbar ſich ſelten entwickeln kann, ſchuf die Natur doch mittelbar den Wiederſchein durch Weſen in denen ſich ihr Bild ſo lebhaft abdrückte, daſs es ſich ihr ſelber in ihre eigene Schöpfung wieder entgegenwarf. — Und ſo brachte ſie, durch dieſen verdoppelten Wiederſchein ſich in ſich ſelber ſpiegelnd, über ihrer Realität ſchwebend und gaukelnd, ein Blendwerk hervor, das für ein ſterbliches Auge noch reizender, als ſie ſelber iſt.

Und obgleich auch der Menſch an ſeinem Platze in der Reihe der Dinge ſo beſchränkt wie möglich iſt, damit über ihm und unter ihm ſich noch ſo viele verſchiedne Arten des Daſeyns, wie nur möglich ſind, drängen mögen; ſo gab ihm dennoch die Natur, damit er in ſeiner Art ſo vollkommen wie möglich ſey, auſser dem Genuſs noch Bildungskraft; lieſs ihn mit ſich ſelbſt wetteifern, und ſich von ihm, damit keine Kraft in ihm unentwickelt bliebe, ſogar dem Scheine nach, übertreffen.

Der Sinn aber für das höchſte Schöne in dem harmoniſchen Bau des Ganzen, das die vorſtellende Kraft des Menſchen nicht umfaſst, liegt unmittelbar in der Thatkraft ſelbſt, die nicht ehr ruhen kann, bis ſie das, was in ihr ſchlummert, wenigſtens irgend einer der vorſtellenden Kräfte genähert hat. — Sie greift daher in der Dinge Zuſammenhang, und was ſie faſst, will ſie der Natur ſelbſt ähnlich, zu einem eigenmächtig für ſich beſtehenden Ganzen bilden. — Die Realität der Dinge, deren Weſen und Wirklichkeit eben in ihrer Einzelnheit beſteht, widerſtrebt ihr lange, bis ſie das innre Weſen, in die Erſcheinung aufgelöſt, ſich zu eigen macht, und eine eigne Welt ſich ſchafft, worin gar nichts Einzelnes mehr ſtatt findet, ſondern jedes Ding in ſeiner Art ein für ſich beſtehendes Ganze iſt.

Die Natur konnte aber den Sinn für das höchſte Schöne nur in die Thatkraft pflanzen, und durch dieſelbe erſt mittelbar einen Abdruck dieſes höchſten Schönen der Einbildungskraft faſsbar, dem Auge ſichtbar, dem Ohre hörbar, machen; weil der Horizont der Thatkraft mehr umfaſst, als der äuſsre Sinn, und Einbildungs- und Denkkraft faſsen kann.

In der Thatkraft liegen nämlich ſtets die Anläſse und Anfänge zu ſo vielen Begriffen, als die Denkkraft nicht auf einmal einander unterordnen; die Einbildungskraft nicht auf einmal neben einander ſtellen, und der äuſsre Sinn noch weniger auf einmal in der Wirklichkeit auſser ſich faſsen kann.

Die Denkkraft muſs ſich, um dem, was die thätige Kraft in dunkler Ahndung auf einmal faſst, nachzukommen, ſo oft wiederholen, bis ſie den ganzen Fonds von Anfängen und Anläſsen zu Begriffen, der in der Thatkraft ihr unterliegt, erſchöpft hat, und alsdann den Kreislauf von neuem beginnen kann. — Die Einbildungskraft muſs noch weit öfter ſich wiederholen, weil ſie nicht in einander- ſondern nebeneinanderſtellend, jedesmal um ſo weniger faſsen kann. — Der äuſsre Sinn iſt ein immerwährendes Wiederholen ſeiner ſelbſt, weil er jedesmal nur ſo viel faſst, als in dem Horizonte, der undurchdringlich ihn umſchlieſst, wirklich neben einander ſteht. — So wenig faſst der äuſsre Sinn, daſs, um dem reichen Fonds von Anläſsen zu Begriffen, die in der Thatkraft ſchlummern, nachzukommen, und alle zum Anſchaun und zur Wirklichkeit zu bringen, kein Leben hinreicht, und ſo lange wir athmen, das Auge ſich nimmer ſatt ſieht, das Ohr ſich nimmer ſatt hört.

Je lebhafter ſpiegelnd nun das Organ von der dunkelahndenden Thatkraft, durch die unterſcheidende Denkkraft, bis zu dem hellſehenden Auge, und deutlich vernehmenden Ohre, wird; um deſto vollſtändiger und lebendiger werden zwar die Begriffe, aber um deſtomehr verdrängen ſie ſich auch, und ſchliesſen einander aus. — Wo ſie ſich alſo am wenigſten einander ausſchliesſen, und ihrer am meiſten neben einander beſtehen können, das kann nur da ſeyn, wo ſie am unvollſtändigſten ſind, wo bloſs ihre Anfänge oder erſten Anläſse zuſammentreffen, die eben durch ihr Mangelhaftes und Unvollſtändiges, in ſich ſelber den immerwährenden, unwiderſtehlichen Reiz bilden, der ſie zur vollſtändigen Wirklichkeit bringt.

Der Horizont der thätigen Kraft aber muſs bei dem bildenden Genie ſo weit, wie die Natur ſelber, ſeyn: das heiſst, die Organiſation muſs ſo fein gewebt ſeyn, und ſo unendlich viele Berührungspunkte der allumſtrömenden Natur darbieten, daſs gleichſam die äusſerſten Enden von allen Verhältniſſen der Natur im Groſsen, hier im Kleinen ſich nebeneinander ſtellend, Raum genug haben, um ſich einander nicht verdrängen zu dürfen.

Wenn nun eine Organiſation von dieſem feinern Gewebe, bei ihrer völligen Entwicklung, auf einmal in der dunklen Ahndung ihrer thätigen Kraft, ein Ganzes faſst, das weder in ihr Auge noch in ihr Ohr, weder in ihre Einbildungskraft noch in ihre Gedanken kam; ſo muſs nothwendig eine Unruhe, ein Miſsverhältniſs zwiſchen den ſich wägenden Kräften ſo lange entſtehen, bis ſie wieder in ihr Gleichgewicht kommen.

Bei einer Seele, deren bloſs thätige Kraft ſchon das edle, groſse Ganze der Natur in dunkler Ahndung faſst, kann die deutlich erkennende Denkkraft, die noch lebhafter darſtellende Einbildungskraft, und der am hellſten ſpiegelnde äuſsre Sinn, mit der Betrachtung des Einzelnen im Zuſammenhange der Natur, ſich nicht mehr begnügen.

Alle die in der thätigen Kraft bloſs dunkel geahndeten Verhältniſse jenes groſsen Ganzen, müſsen nothwendig auf irgend eine Weiſe entweder ſichtbar, hörbar, oder doch der Einbildungskraft faſsbar werden: und um dieſs zu werden, muſs die Thatkraft, worinn ſie ſchlummern, ſie nach ſich ſelber, aus ſich ſelber bilden. — Sie muſs alle jenen Verhältniſse des groſsen Ganzen, und in ihnen das höchſte Schöne, wie an den Spitzen ſeiner Strahlen, in einen Brennpunkt faſsen. — Aus dieſem Brennpunkte muſs ſich, nach des Auges gemeſsener Weite, ein zartes und doch getreues Bild des höchſten Schönen ründen, das die vollkommenſten Verhältniſse des groſsen Ganzen der Natur, eben ſo wahr und richtig, wie ſie ſelbſt, in ſeinen kleinen Umfang faſst.

Weil nun aber dieſer Abdruck des höchſten Schönen nothwendig an etwas haften muſs, ſo wählt die bildende Kraft, durch ihre Individualität beſtimmt, irgend einen ſichtbaren, hörbaren, oder doch der Einbilbildungskraft faſsbaren Gegenſtand, auf den ſie den Abglanz des höchſten Schönen im verjüngenden Maasſtabe überträgt. — Und weil dieſer Gegenſtand wiederum, wenn er wirklich, was er darſtellt, wäre, mit dem Zuſammenhange der Natur, die auſſer ſich ſelber kein wirklich eigemächtiges Ganze duldet, nicht ferner beſtehen könnte: ſo führet uns dies auf den Punkt, wo wir ſchon einmal waren: daſs jedesmal das innre Weſen erſt in die Erſcheinung ſich verwandeln müſse, ehe es, durch die Kunſt, zu einem für ſich beſtehenden Ganzen gebildet werden, und ungehindert die Verhältniſse des groſsen Ganzen der Natur, in ihrem völligen Umfange ſpiegeln kann.

Da nun aber jene groſsen Verhältniſse, in deren völligen Umfange eben das Schöne liegt, nicht mehr unter das Gebiet der Denkkraft fallen; ſo kann auch der lebendige Begriff von der bildenden Nachahmung des Schönen, nur im Gefühl der thätigen Kraft, die es hervorbringt, im erſten Augenblick der Entſtehung ſtatt finden, wo das Werk, als ſchon vollendet, durch alle Grade ſeines allmähligen Werdens, in dunkler Ahndung, auf einmal vor die Seele tritt, und in dieſem Moment der erſten Erzeugung gleichſam vor ſeinem wirklichen Daſeyn, da iſt; wodurch alsdann auch jener unnennbare Reiz entſteht, welcher das ſchaffende Genie zur immerwährenden Bildung treibt.

Durch unſer Nachdenken über die bildende Nachahmung des Schönen, mit dem reinen Genuſs der ſchönen Kunſtwerke ſelbſt, vereint, kann zwar etwas jenem

nem lebendigen Begriff näherkommendes in uns entſtehn, das den Genuſs der ſchönen Kunſtwerke uns erhöht. — Allein da unſer höchſter Genuſs des Schönen dennoch ſein werden aus unſrer eignen Kraft unmöglich mit in ſich faſſen kann — ſo bleibt der einzige höchſte Genuſs desſelben immer dem ſchaffenden Genie, das es hervorbringt, ſelber; und das Schöne hat daher ſeinen höchſten Zweck, in ſeiner Entſtehung, in ſeinem Werden ſchon erreicht: unſer Nachgenuſs desſelben iſt nur eine Folge ſeines Daſeyns — und das bildende Genie iſt daher im groſsen Plane der Natur, zuerſt um ſein ſelbſt, und dann erſt um unſertwillen da; weil es nun einmal auſser ihm noch Weſen giebt, die ſelbſt nicht ſchaffen und bilden, aber doch das Gebildete, wenn es einmal hervorgebracht iſt, mit ihrer Einbildungskraft umfaſſen können.

Die Natur des Schönen beſteht ja eben darinn, daſs ſein innres Weſen auſser den Grenzen der Denkkraft, in ſeiner Entſtehung in ſeinem eignen Werden liegt. Eben darum, weil die Denkkraft beim Schönen nicht mehr fragen kann, warum es ſchön ſey? iſt es ſchön. — Denn es mangelt ja der Denkkraft völlig an einem Vergleichungspunkte, wornach ſie das Schöne beurtheilen, und betrachten könnte. Was giebt es noch für einen Vergleichungspunkt für das ächte Schöne, als mit dem Inbegriff aller harmoniſchen Verhältniſse des groſsen Ganzen der Natur, die keine Denkkraft umfaſſen kann? Alles einzelne hin und her in der Natur zerſtreute Schöne, iſt ja nur in ſo fern ſern ſchön, als ſich dieſer Inbegriff aller Verhältniſſe jenes groſſen Ganzen mehr oder weniger darinn offenbahrt. — Es kann alſo nie zum Vergleichungspunkte für das Schöne der bildenden Künſte, eben ſo wenig als der wahren Nachahmung des Schönen zum Vorbilde dienen; weil das höchſte Schöne im Einzelnen der Natur immer noch nicht ſchön genug für die ſtolze Nachahmung der groſſen und majeſtätiſchen Verhältniſſe des allumfaſſenden Ganzen der Natur iſt. — Das Schöne kann daher nicht erkannt, es muſs hervorgebracht — oder empfunden werden.

Denn weil in gänzlicher Ermanglung eines Vergleichungspunktes, einmal das Schöne kein Gegenſtand der Denkkraft iſt, ſo würden wir, in ſo fern wir es nicht ſelbſt hervorbringen können, auch ſeines Genuſſes ganz entbehren müſſen, indem wir uns nie an etwas halten könnten, dem das Schöne näher käme, als das Minderſchöne — wenn nicht etwas die Stelle der hervorbringenden Kraft in uns erſetzte, das ihr ſo nahe wie möglich kömmt, ohne doch ſie ſelbſt zu ſeyn: — dieſs iſt nun, was wir Geſchmack oder Empfindungsfähigkeit für das Schöne nennen, die, wenn ſie in ihren Grenzen bleibt, den Mangel des höhern Genuſſes bei der Hervorbringung des Schönen, durch die ungeſtörte Ruhe der ſtillen Betrachtung erſetzen kann.

Wenn nämlich das Organ nicht fein genug gewebt iſt, um dem einſtrömenden Ganzen der Natur ſo viele Berührungspunkte darzubieten, als nöthig ſind, um alle ihre grosſen Verhältnisſe vollſtändig im Kleinen abzuſpiegeln, und uns noch ein Punkt zum völligen Schluſs des Zirkels fehlt; ſo können wir ſtatt der Bildungskraft nur Empfindungsfähigkeit für das Schöne, haben: jeder Verſuch, es ausſer uns wieder darzuſtellen, würde uns miſslingen, und uns deſto unzufriedner mit uns ſelber machen, je näher unſer Empfindungsvermögen für das Schöne an das uns mangelnde Bildungsvermögen grenzt.

Weil nämlich das Weſen des Schönen eben in ſeiner Vollendung in ſich ſelbſt beſteht, ſo ſchadet ihm der letzte fehlende Punkt, ſo viel als tauſend, denn er verrückt alle übrigen Punkte aus der Stelle, in welche ſie gehören. — Und iſt dieſer Vollendungspunkt einmal verfehlt, ſo verlohnt ein Werk der Kunſt der Mühe des Anfangs und der Zeit ſeines Werdens nicht; es fällt unter das ſchlechte bis zum Unnützen herab, und ſein Daſeyn muſs nothwendig durch die Vergesſenheit, worinn es ſinkt, ſich wieder aufheben.

Eben ſo ſchadet auch dem in das feinere Gewebe der Organiſation gepflanzten Bildungsvermögen, der letzte zu ſeiner Vollſtändigkeit fehlende Punkt, ſoviel als tauſend. — Den höchſten Werth, den es als Empfindungsvermögen haben könnte, kömmt bei ihm, als Bildungskraft, eben ſo wenig wie der geringſte, in Betrachtung. Auf dem Punkte, wo das Empfindungsvermögen ſeine Grenzen überſchreitet, muſs es nothwendig unter ſich ſelber ſinken, ſich aufheben, und vernichten.

Je vollkommner das Empfindungsvermögen für eine gewiſſe Gattung des Schönen iſt, um deſto mehr iſt es in Gefahr ſich zu täuſchen, ſich ſelbſt für Bildungskraft zu nehmen, und auf die Weiſe durch tauſend miſslungne Verſuche, ſeinen Frieden mit ſich ſelbſt zu ſtören.

Es blickt z. B. beim Genuſs des Schönen in irgend einem Werke der Kunſt zugleich durch das Werden deſſelben, in die bildende Kraft, die es ſchuf, hindurch; und ahndet dunkel den höhern Grad des Genuſſes eben dieſes Schönen, im Gefühl der Kraft, die mächtig genug war, es aus ſich ſelbſt hervorzubringen.

Um ſich nun dieſen höhern Grad des Genuſſes, welchen ſie an einem Werke, das einmal ſchon da iſt, unmöglich haben kann, auch zu verſchaffen; ſtrebt die einmal zu lebhaft gerührte Empfindung vergebens etwas Aehnliches aus ſich ſelbſt hervorzubringen; haſst ihr eignes Werk, verwirft es, und verleidet ſich zugleich den Genuſs alles des Schönen, das auſſer ihr ſchon da iſt, und woran ſie nun eben deswegen, weil es ohne ihr Zuthun da iſt, keine Freude findet. —

Ihr einziger Wunſch und Streben iſt, des ihr verſagten, höhern Genuſſes, den ſie nur dunkel ahndet, theilhaftig zu werden: in einem ſchönen Werke, das ihr ſein Daſeyn dankt, mit dem Bewuſstſeyn von eigner Bildungskraft, ſich ſelbſt zu ſpiegeln. —

Allein ſie wird ihres Wunſches ewig nicht gewährt, weil Eigennutz ihn erzeugte; und das Schöne ſich nur um ſein ſelbſt willen von der Hand des Künſtlers greifen, und willig und folgſam von ihm ſich bilden läſst.

Wo ſich nun in den ſchaffenwollenden Bildungstrieb, ſogleich die Vorſtellung vom Genuſs des Schönen miſcht, den es, wenn es vollendet iſt, gewähren ſoll; und wo dieſe Vorſtellung der erſte und ſtärkſte Antrieb unſrer Thatkraft wird, die ſich zu dem, was ſie beginnt, nicht in und durch ſich ſelbſt gedrungen fühlt; da iſt der Bildungstrieb gewiſs nicht rein: der Brennpunkt oder Vollendungspunkt des Schönen fällt in die Wirkung über das Werk hinaus; die Strahlen gehen auseinander; das Werk kann ſich nicht in ſich ſelber ründen.

Dem höchſten Genuſs des aus ſich ſelbſt hervorgebrachten Schönen ſich ſo nah zu dünken, und doch darauf Verzicht zu thun, ſcheint freilich ein harter Kampf — der dennoch äusſerſt leicht wird; wenn wir aus dieſem Bildungstriebe, den wir uns einmal zu beſitzen ſchmeicheln, um doch ſein Weſen zu veredeln, jede Spur des Eigennutzes, die wir noch finden, tilgen; und jede Vorſtellung des Genuſses, den uns das Schöne, das wir hervorbringen wollen, wenn es nun da ſeyn wird, durch das Gefühl von unſrer eignen Kraft, gewähren ſoll, ſo viel wie möglich, zu verbannen ſuchen: ſo daſs, wenn wir auch mit dem letzten Athemzuge es erſt vollenden könnten, es dennoch zu vollenden ſtrebten. —

Behält alsdann das Schöne, das wir ahnden, bloſs an und für ſich ſelbſt, in ſeiner Hervorbringung, noch Reiz genug unſre Thatkraft zu bewegen; ſo dürfen wir getroſt unſerm Bildungstriebe folgen, weil er ächt und rein iſt. —

Verliert ſich aber, mit der gänzlichen Hinwegdenkung des Genuſſes und der Wirkung, auch der Reiz — ſo bedarf es ja keines Kampfes weiter — der Frieden in uns iſt hergeſtellt — und das nun wieder in ſeine Rechte getretne Empfindungsvermögen eröfnet ſich, zum Lohne für ſein beſcheidnes Zurücktreten in ſeine Grenzen, dem reinſten Genuſs des Schönen, der mit der Natur ſeines Weſens beſtehen kann.

Freilich kann nun der Punkt, wo Bildungs- und Empfindungskraft ſich ſchneidet, ſo äuſſerſt leicht verfehlt und überſchritten werden, daſs es gar nicht zu verwundern iſt, wenn immer tauſend falſche, angemaaſste Abdrücke des höchſten Schönen, gegen einen ächten, durch den falſchen Bildungstrieb, in den Werken der Kunſt entſtehen.

Denn da die ächte Bildungskraft, ſogleich bei der erſten Entſtehung ihres Werks, auch ſchon den erſten, höchſten Genuſs desſelben, als ihren ſichern Lohn, in ſich ſelber trägt; und ſich nur dadurch von dem falſchen Bildungstriebe unterſcheidet, daſs ſie den allererſten Moment ihres Anſtoſses durch ſich ſelber, und nicht durch die Ahndung des Genusſes von ihrem Werke, erhält; und weil in dieſem Moment der Leidenſchaft die Denkkraft ſelbſt kein richtiges Urtheil fällen kann, ſo iſt es faſt unmöglich, ohne eine Anzahl mislungner Verſuche, dieſer Selbſttäuſchung zu entkommen.

Und ſelbſt auch dieſe miſslungnen Verſuche ſind noch nicht immer ein Beweiſs von Mangel an Bildungskraft, weil dieſe ſelbſt da, wo ſie ächt iſt, oft eine ganz falſche Richtung nimmt, indem ſie vor ihre Einbildungskraft ſtellen will, was vor ihr Auge, oder vor ihr Auge, was vor ihr Ohr gehört.

Eben weil die Natur die inwohnende Bildungskraft nicht immer zur völligen Reiſe und Entwicklung kommen oder ſie einen falſchen Weg einſchlagen läſst, auf dem ſie ſich nie entwickeln kann; ſo bleibt das ächte ſchöne ſelten.

Und weil ſie auch aus dem angemaſsten Bildungstriebe das Gemeine und Schlechte ungehindert entſtehen läſst, ſo unterſcheidet ſich eben dadurch das ächte Schöne und Edle, durch ſeinen ſeltnen Werth, vom Schlechten und Gemeinen. —

In dem Empfindungsvermögen bleibt alſo ſtets die Lücke, welche nur durch das Reſultat der Bildungskraft ſich ausfüllt. — Bildungskraft und Empfindungsfähigkeit verhalten ſich zu einander, wie Mann und Weib. Denn auch die Bildungskraft iſt bei der erſten Entſtehung ihres Werks, im Moment des höchſten Genuſses, zugleich Empfindungsfähigkeit, und erzeugt, wie die Natur, den Abdruck ihres Weſens aus ſich ſelber.

Empfindungsvermögen ſowohl als Bildungskraft ſind alſo in den feinern Gewebe der Organiſation gegründet, inſo fern dieſelbe in allen ihren Berührungspunkten von den Verhältnisſen des grosſen Ganzen der Natur ein vollſtändiger oder doch faſt vollſtändiger Abdruck iſt.

Empfindungskraft ſowohl als Bildungskraft umfasſen mehr als Denkkraft, und die thätige Kraft, worinn ſich beide gründen, faſst zugleich auch alles was die Denkkraft faſst, weil ſie von allen Begriffen, die wir je haben können, die erſten Anläsſe, ſtets ſie aus ſich herausſpinnend, in ſich trägt.

In ſofern nun dieſe thätige Kraft alles, was nicht unter das Gebiet der Denkkraft fällt, hervor dringend in ſich faſst, heisſet ſie Bildungskraft: und in ſofern ſie das, was ausſer den Grenzen der Denkkraft liegt, der Hervorbringung ſich entgegen neigend in ſich begreift, heiſst ſie Empfindungskraft.

Bildungskraft kann nicht ohne Empfindung und thätige Kraft, die bloſs thätige Kraft hingegen kann ohne eigentliche Empfindungs- und Bildungskraft, wovon ſie nur die Grundlage iſt, für ſich allein ſtatt finden.

In ſofern nun dieſe bloſs thätige Kraft ebenfalls in dem feinern Gewebe der Organiſation ſich gründet, darf das Organ nur überhaupt in alle ſeinen Berührungspunkten ein Abdruck der Verhältnisſe des grosſen Ganzen ſeyn, ohne daſs eben der Grad der Vollſtändigkeit erfordert würde, welche die Empfindungs- und Bildungskraft vorausſetzt.

Von den Verhältniſsen des groſsen Ganzen, das uns umgiebt, treffen nämlich immer ſo viele in allen Berührungspunkten unſres Organs zuſammen; daſs wir dies groſse Ganze dunkel in uns fühlen, ohne es doch ſelbſt zu ſeyn: die in unſer Weſen hineingeſponnenen Verhältniſse jenes Ganzen ſtreben, ſich nach allen Seiten wieder auszudehnen: das Organ wünſcht, ſich nach allen Seiten bis ins Unendliche fortzuſetzen. Es will das umgebende Ganze nicht nur in ſich ſpiegeln, ſondern ſo weit es kann, ſelbſt dies umgebende Ganze ſeyn.

Daher ergreift jede höhere Organiſation, ihrer Natur nach, die ihr untergeordnete, und trägt ſie in ihr Weſen über. Die Pflanze den unorganiſierten Stoff, durch bloſes Werden und Wachſen — das Thier die Pflanzen durch Werden, Wachſen und Genuſs — der Menſch verwandelt nicht nur Thier und Pflanze, durch Werden Wachſen und Genuſs in ſein innres Weſen; ſondern faſst zugleich alles, was ſeiner Organiſation ſich unterordnet, durch die unter allen am hellſten geſchliffne, ſpiegelnde Oberfläche ſeines Weſens, in den Umfang ſeines Daſeyns auf, und ſtellt es, wenn ſein Organ ſich bildend in ſich ſelbſt vollendet, verſchönert auſser ſich wieder dar.

Wo nicht, ſo muſs er das, was um ihn her iſt, durch Zerſtöhrung in den Umfang ſeines wirklichen Daſeyns ziehn, und verheerend um ſich greifen, ſo weit er kann; da einmal die reine unſchuldige Beſchauung ſeinen Durſt nach ausgedehntem wirklichen Daſeyn nicht erſetzen kann.

Mit dem ſich angeſchliſſnen Stahle ſeines eingeſchränkten Daſeyns nicht mehr froh, ſtrebt er, auſser ſich ſelber, ein gröſseres Ganze, als er ſelbſt, zu ſeyn; ſtellt ſich, zu einem Volk, zu einem Staat ſich bildend, mit Weſen ſeiner Art zuſammen, um Weſen ſeines gleichen, die ſich ihm unterordnend ihm nicht dienen, mit ihm nicht eins ſeyn wollen, zu zerſtören. —

Er ſteht auf dem höchſten Punkte ſeiner Wirkſamkeit; der Krieg, die Wuth, das Feldgeſchrei, das höchſte Leben, iſt nah an den Grenzen ſeiner Zerſtörung da. —

Kommen dann endlich die ſtrebende Kräfte wieder in ein glückliches Gleichgewicht; und macht die unruhige Wirkſamkeit der ſtillen Beſchauung Platz: ſo muſs nothwendig in dem zum erſtenmal in ſich verſunknen Menſchen der Sinn für die umgebende Natur erwachen, die nie zerſtört, als wo ſie muſs, und ſchonet, wo ſie kann. — Er lernt allmälig das Einzelne im Ganzen, und in Beziehung auf das Ganze, ſehen; fängt die groſsen Verhältniſse dunkel an zu ahnden, nach welchen unzählige Weſen auf und ab, ſo wenig wie möglich ſich verdrängen, und doch ſo nah wie möglich an einanderſtoſsen. —

Dann ſteigt in ſeinen ruhigſten Momenten die Geſchichte der Vorwelt, das ganze wunderbare Gewebe des Menſchenlebens in alle ſeinen Zweigen vor ihm

auf. —

auf. — In allen, was ſeine ruhige Einbildungskraft ihm ſpiegelt, ſondert ſich das Groſse und Edle vom Gemeinen, nach einem dunkelempfundnen Maaſsſtabe in ihm ſelber ab, und ſtrebt aus ihm heraus. —

So geht die um ſich greifende, zerſtörende Thatkraft, ſich auf ſich ſelber ſtützend, in die ſanfte ſchaffende Bildungskraft, durch ruhiges Selbſtgefühl, hinüber, und ergreift den lebloſen Stoff, und haucht ihm Leben ein.

Auf die Weiſe bildete unter jedem Himmelsſtrich die Natur das Schöne, ſich in den reinſten Seelen in ihren ruhigſten Momenten ſpiegelnd. —

Sie allein führt an ihrer Hand den bildelnden Künſtler, den Dichter, in ihr innerſtes Heiligthum, wo ſie dem ſich neu entwickelnden Bildungstriebe, ſchon ſeit Jahrhunderten vorgearbeitet, und ſeine Bahn ihm vorgezeichnet hat.

Denn alles, was die Vorwelt erfunden, iſt ja in den Umfang der Natur zurücktretend, mit ihr eins geworden, und ſoll mit ihr vereint, harmoniſch auf uns wirken. — — Das Schöne der bildenden Künſte ſteht, ſobald es einmal da iſt, mit auf ihrer groſsen Stufenleiter, und will nicht mit ihr in ihren einzelnen Theilen verglichen, ſondern in ihrem ganzen Unfange, als zu ihr gehörend, mitgedacht und empfunden ſeyn.

Unſer Naturgenuſs ſoll durch die Betrachtung des Schönen in der Kunſt, verfeinert; und unſer Gefühl für das Schöne in der Kunſt ſoll wechſelſeitig durch den Genuſs der ſchönen Natur geſtärkt, und zugleich ſeine Grenzen ihm vorgezeichnet werden.

Strömt dann das Maaſs der Empfindung über, und wird zur Bildungskraft, ſo ahmt es in jedem Einzelnen der Natur nicht mehr das Einzelne, und in dem höchſten Kunſtwerke, nicht das Kunſtwerk, ſondern die groſse Harmonie des mitempfundnen Ganzen nach, das ſich in beiden abdrückt.

Der einmal aufgeweckte, ächte Bildungstrieb findet nichts Einzelnes in der Natur, das ganz ihm gnügte; auch ſelber das höchſte Kunſtwerk nicht, das, als der erſte Abdruck des höchſten Schönen, doch immer nur Abdruck bleibt.

Das bildende Genie will, wo möglich, alle die in ihm ſchlummerden Verhältniſse jener groſsen Harmonie, deren Umfang gröſser, als ſeine eigne Individualität iſt, ſelbſt umfasſen: das kann es nun nicht anders, als in verſchiednen Momenten, ſchaffend, bildend, aus ſeiner eignen eingeſchränkten Individualität gleichſam heraus, in ein Werk, das auſser ihm ſich darſtellt, hinüberſchreitend, und mit dieſem Werke nun das umfasſend, was ſeine Ichheit ſelber vorher nicht faſſen konnte.

Allein der Anblick von dem reinſten Abdruck des höchſten Schönen in dem vollkommenſten Kunſtwerke, muſste dem Bildungstriebe den erſten Anſtoſs geben, bloſs durch Gefühl der Möglichkeit, ſich in einem Kunſtwerke auſser ſich ſelbſt zu ſtellen, und das in einer Folge von Momenten bildend und ſchaffend zu umfaſſen, was keine Empfindung auffaſst, wofür das [illegible] zu beſchränkt iſt, und die Ichheit keinen Raum hat.

Und jeder Stoff, den dann die Bildungskraft ergreift, wird jeden nachfolgenden Verſuch vereiteln, denſelben Stoff zu einem neuen Werke noch einmal eben ſo ſchön zu bilden.

Je mehrere Reize der Stoff an ſich hat, um deſtomehr wird es den nachfolgenden Bildungstrieb in Verzweiflung ſetzen. Der falſche Bildungstrieb wird am erſten darnach haſchen; Anfang, Mittel, und Ende tauſchen; und dieſs verzerrte, entſtellte Ganze, das unverzerrt und unentſtellt vor ihm ſchon da war, als ſein eignes Werk betrachten, das ihm ſein Daſeyn dankt.

Dergleichen Nachäffungen des ächten Schönen könnten nie Beifall finden, wenn Empfindungsfähigkeit und Bildungskraft bei ihrer Entwicklung immer gleichen Schritt hielten, und nicht eins der andern ängſtlich nach oder vorzukommen ſtrebte: denn da das Empfindungsvermögen, ſeiner Natur nach, ſo nah an die Bildungskraft grenzt, daſs dieſe nur gleichſam die letzte Lücke ausfüllt, deren Ausfüllung dem Geſchmack zur eignen Hervorbringung des Schönen aus ſich ſelber fehlt; ſo muſs auch die Empfindungsfähigkeit ſelbſt ſchon den Sinn für das Schöne haben, das die Bildungskraft hervorbringen ſoll; ſie muſs ſich mit dieſer zugleich, in ihrem Maaſſe, auf gleiche Art entwickeln.

Das Schöne will eben ſowohl bloſs um ſein ſelbſt willen betrachtet und empfunden, als hervorgebracht ſeyn. — Wir betrachten es, weil es da iſt, und mit in der Reihe der Dinge ſteht; und weil wir einmal betrachtende Weſen ſind, bei denen die unruhige Wirkſamkeit auf Momente der ſtillen Beſchauung Platz macht.

Betrachten wir das Schöne nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern um erſt unſern Geſchmack dafür zu bilden, ſo bekömmt ja eben dadurch unſre Betrachtung ſchon eine eigennützige Richtung. Unſer Urtheil iſt uns alsdann mehr werth, als die Sache, worüber wir urtheilen: und ſtatt daſs alſo unſre Beurtheilungskraft, durch ruhige Betrachtung, ſich erweitern ſollte, wird vielmehr der Geſichtspunkt für das Schöne nach den zu engen Grenzen unſrer Faſsungskraft ſich verſchieben müſsen.

Der Geſchmack, oder die Beurtheilung des Schönen, gehört ja eben ſo, wie das Schöne ſelbſt, zu den Sachen, die wir nicht brauchen, ſobald wir ſie nicht kennen, und nicht entbehren, ſobald wir ſie nicht haben; deren Bedürfniſs erſt durch den Beſitz entſteht, wo es ſich durch ſich ſelbſt befriedigt: geht alſo das Bedürfniſs vor dem Beſitz vorher, ſo kann es nicht anders als eingebildet und erkünſtelt ſeyn.

Was uns daher allein zum wahren Genuſs des Schönen bilden kann, iſt das, wodurch das Schöne ſelbſt entſtand; vorhergegangne ruhige Betrachtung der Natur und Kunſt, als eines einzigen grosſen Ganzen, das in allen ſeinen Theilen ſich in ſich ſelber ſpiegelnd, da den reinſten Abdruck läſst, wo alle Beziehung aufhört, in dem ächten Kunſtwerke, das, ſo wie ſie, in ſich ſelbſt vollendet, den Endzweck und die Abſicht ſeines Daſeyns in ſich ſelber hat. —

Auf die Weiſe entſtand, ohne alle Rückſicht auf Nutzen oder Schaden, den es ſtiften könnte, das Schöne der bildenden Künſte in jeder Art, bloſs um ſein ſelbſt und ſeiner Schönheit willen; und konnte auf keine andere Weiſe entſtehen, weil der Begriff der Schönheit ſelbſt ſchon jede Rückſicht auf Nutzen oder Schaden, ſeiner Natur nach, ausſchlieſst; und der Begriff des Schädlichen auch bei der wirklichen Hervorbringung des Schönen ſich von ſelbſt aufhebt.

Denn ſuchen wir uns nun noch zuletzt den Begriff des Schädlichen näher zu entwickeln, ſo iſt nur jede unvollkommnere Sache in ſofern ſchädlich, als eine vollkommnere darunter leidet. — Das wirklich Vollkommnere kann daher nie dem Unvollkommnern; dem weniger Organiſirten nie das höher Organiſirte ſchaden.

Wir ſagen: es iſt ſchade um den Theil der Pflanzenwelt, den die hereinbrechende Fluth verſchlingt; aber nicht um den, der, von der lebenden Welt zerſtöhrt, in eine höhere Organiſation hinüber geht: denn weit mehr Schade, als um die Pflanzenwelt, wäre es um die lebende Welt, wenn ſie deswegen aufhören ſollte, damit die ganze Pflanzenwelt unbeſchädigt bliebe. —

Und weit mehr Schade, als um die unterjochte Thierwelt, wäre es wieder um die Menſchenwelt, wenn dieſe deſswegen nicht ſtatt finden ſollte, damit alles übrige in dem Zuſtande ſeiner natürlichen Freiheit bliebe. —

So lieſse ſich nun weiter ſchlieſsen, daſs es in der Menſchenwelt auch mehr Schade um die überwiegende Stärke wäre, wenn dieſe deswegen nicht ſtatt ſinden ſollte, damit die Schwäche ihre Schwachheit nicht gewahr werde; als es um den ſchwächern Theil der Menſchen ſchade iſt, daſs ſie der Obermacht des Stärkern weichen, und ihre Schwäche empfinden müſsen. —

Und daſs es folglich auch wieder um das Schöne, welches am meiſten um ſein ſelbſt willen da iſt, weit mehr Schade wäre, wenn es deswegen vertilgt ſeyn ſollte, damit keine unbefriedigte Sehnſucht dadurch entſtehn, und keine thätige Kraft darunter erliegen könne; als es um die thätige Kraft ſchade iſt, die unter der unbefriedigten Sehnſucht endlich erliegen muſs; —

Da überdem das Schöne mit dem Leiden, das ſein verſagter Genuſs erweckt, zuſammengenommen, in unſrer Vorſtellung erſt ſeinen höchſten Reiz erhält, dem durch kein ſchöneres Opfer, als dieſes, kann gehuldigt werden. —

Denn

Denn ſo wie die Liebe die höchſte Vollendung unſres empfindenden Weſens iſt, ſo iſt die Hervorbringung des Schönen die höchſte Vollendung unſrer thätigen Kraft — und die höchſte Liebe muſs wieder in Hervorbringung, in Zeugung, wo nicht in die ſüſseſte Auflöſung des liebenden Weſens hinüber gehn. —

Nun ſind freilich die Begriffe von Aufopferung, Liebe und Sehnſucht ſelber viel zu ſüſs, als daſs wir ſie wieder entbehren könnten, ſobald wir ſie einmal haben, oder ihr Daſeyn nicht wünſchen ſollten, ſobald wir ſie einmal kennen. —

Es ſcheint nichts Höheres zu geben, dem die Aufopferung ſelbſt wieder müſste aufgeopfert werden. — Und das Schöne hinwegwünſchen, weil unter ihm die Stärke erliegt, hieſse auch, die Stärke hinweg wünſchen, weil unter ihm die Schwäche erliegt; den Menſchen, weil er mit zerſtöhrender Hand die freie Thierwelt ſich unterjocht; die ganze lebende Welt, weil ſie unaufhörlich die unſchuldige Pflanzenwelt zerſtöhrt; und zuletzt auch die lebloſe Pflanzenwelt, weil ſie die unzerſtöhrbaren Theile des organiſirten Stoffs, aus ihrer natürlichen Gleichheit reiſst, und ſie, durch die trügeriſche Bildung und Form zum erſtenmale der Zerſtöhrung unterwirft.

Das einfachſte Pflanzengewebe muſs für ſeinen Raub an den noch einfachern Elementen, ſchon durch

Auflöſung und Verwelkung; das geringſte Lebende für ſeinen Raub an dem Organiſirten, mit körperlichen Schmerzen und dem Tode; und die Menſchheit für den Raub ihres höhern Daſeyns, an der ganzen umgebenden Natur, mit den Leiden der Seele büſsen. — Und das Individuum muſs dulden, wenn die Gattung ſich erheben ſoll.

Die Menſchengattung aber muſs ſich heben, weil ſie den Endzweck ihres Daſeyns nicht mehr auſser ſich, ſondern in ſich hat; und alſo auch durch die Entwicklung aller in ihr ſchlummernden Kräfte, bis zur Empfindung und Hervorbringung des Schönen, ſich in ſich ſelber vollenden muſs. — Zu dieſer Vollendung aber gehört das duldende Individuum ſelber mit; deſsen Duldung eben, wenn ſie vorüber iſt, durch die Darſtellung zugleich in den höchſten Vollendungspunkt des Schönen mit hinüber geht. —

So löſst ſich die Duldung in die Erſcheinung auf, indem ſie da, wo ſie wirklich geduldet ward, nicht mehr empfunden, nicht mehr geduldet wird. —

Das individuelle Leiden in der Darſtellung, geht in das erhabnere Mitleiden über, wodurch eben das Individuum aus ſich ſelbſt gezogen, und die Gattung wieder in ſich ſelber vollendet wird.

Höher aber kann die Menſchheit ſich nicht heben, als bis auf den Punkt hin, wo ſie durch das Edle in der Handlung, und das Schöne in der Betrachtung, das Individuum ſelbſt aus ſeiner Individualität herausziehend, in den ſchönen Seelen ſich vollendet, die fähig ſind, aus ihrer eingeſchränkten Ichheit, in das Interesſe der Menſchheit hinüber ſchreitend, ſich in die Gattung zu verlieren.

Ehe ſie aber bis dahin ſich erhebt, muſs die Duldung des Einzelnen vorhergehn. — Die Gattung iſt mit dem Individuum, die Erſcheinung mit der Wirklichkeit im ewigen Kampfe. —

Sobald die Erſcheinung in der Gattung, über die Wirklichkeit in dem Individuum geſiegt hat, geht das bitterſte Leiden, durch das über die Individualität erhabne Mitleid, in die ſüsſeſte Wehmuth über; und der Begriff des höchſten Schädlichen in der Wirklichkeit, löſst ſich in den Begriff des höchſten Schönen in der Erſcheinung, auf.

Und ſo wie jedes Schöne in der Erſcheinung nur in dem Maasſe ſchön iſt. als es nicht nützlich zu ſeyn braucht, ſo iſt es auch nur in dem Maasſe ſchön, als es, wenn es wirklich wäre, ſchädlich ſeyn würde; und doch auch wieder nicht ſchädlich ſeyn würde — in ſofern das Wort ſchädlich von untergeordneten, ſelbſt der Schönheit huldigenden Weſen ausgeſprochen wird, die nicht wünſchen können, daſs das Schöne vertilgt ſeyn mögte, damit es keine Zerſtöhrung anrichrichte; ſondern die Schuld der Zerſtöhrung von der Schönheit ab, auf die Nothwendigkeit der Dinge, oder höhere Mächte wälzen: wie der Greis Priamus beim Homer, der die erhabne, ſelbſt über den durch ſie geſtifteten Jammer weinende Schönheit, mit ſanften Worten tröſtet:

Tochter, du biſt nicht, die unſterblichen Götter ſind ſchuldig,
Welche den traurigen Krieg mir mit Achaja erregten.

Und die zürnenden Trojaner, welche die verderbliche Urſach des Krieges laut verwünſchen, können ſich nicht enthalten, bei der Ankunft des göttlichen Weibes, ſich ins Ohr zu flüſtern:

Wahrlich, ſie ſind nicht zu ſchelten, die ſchön geſtiefelten Griechen,
Und die Trojaner, um ſolch ein Weib ſo vieles zu dulden:
Denn den Unſterblichen gleicht ſie an Wuchs und ſchöner Gebehrde.

Der Kampf muſs alſo durchgekämpft, das groſse Opfer muſs dargebracht werden. — Das Geklirr der Waffen, und das Geſchrei der Sterbenden muſs gen Himmel tönen — Hektor muſs fallen, und Hekuba ihr Haar zerrauſen. —

Hat dann die Zeit über die Zerſtöhrung ihre Furche hingezogen; ſo nimmt die Nachwelt den Jammer der Vorwelt in ihren Buſen auf, und macht ihn, wie ein köſtliches Kleinod, ſich zu eigen, durch welches der Menſchheit ihr dauernder Werth geſichert, und ihre edelſte und zarteſte Bildung vollendet wird.

Denn in der Duldung liegt der Kern zu jeder höhern Entwicklung; und die Freude ſelbſt nimmt, wo ſie am höchſten ſteigt, von der jungfräulichen Hoffnung und dem geliebten Kummer, mit ſüſſen Thränen, Abſchied. — Der freudige Stoff der Dichtkunſt löſst ſich in ſich ſelber, der tragiſche in der Veredlung unſres Weſens durch das Mitleid, auf.

Je weniger wir nämlich das ſchadende und vernichtende ſelbſt vertilgt wünſchen, und uns dennoch nicht enthalten können, vor der nahen, unvermeidlichen Vernichtung eines Weſens unſrer Art, zu zittern, um deſto edler und reiner muſs unſer Mitleid werden, weil es mit keiner Bitterkeit und keinem Haſs gegen die zerſtöhrende Obermacht mehr vermiſcht iſt, ſondern ganz in ſich ſelbſt verſunken, ſich zu der unaufhaltbaren Thräne ründet, worinn unſer ganzes mitleidendes Weſen, aus ſeinem zarteſten Vollendungspunkte, ſich aufzulöſen und zu zerflieſsen ſtrebt.

Wir können aber das vernichtende Vollkommnere in ſofern nicht vertilgt wünſchen, als wir uns zugleich ſelbſt in ihm doppelt vernichtet fühlen würden. —

Denn in ſofern das Schöne alles Mangelhafte von ſich ausſchlieſst, begreift es auch alles Wirkliche in ſich, das bloſs durch ſein Mangelhaftes ſich vor dem Schönen unterſcheidet, und eben deswegen ſich unwiderſtehlich von ihm angezogen fühlt, und mit ihm eins zu ſeyn ſtrebt, weil es in dem Schönen das Ganze erkennt, von dem es ſelber nur ein Theil iſt.

Indem nun aber das Schöne alles Mangelhafte von ſich ausſchlieſst, und alles Wirkliche in ſich begreift, ohne doch alles Wirkliche ſelbſt zu ſeyn, findet es, ſelbſt da, wo es wirklich iſt, für jedes Individuum, das mit ihm nicht eins werden kann, immer nur in der Erſcheinung ſtatt.

Wenn nun bei dieſem Individuum die Empfindung die Thatkraft überwiegt, und alſo die Thatkraft durch Zerſtöhrung ſich nicht rächen kann; ſo muſs das Individuum für den Raub, den es durch die Erkenntniſs des ihm unerreichbaren Schönen, an ſeiner Individualität begangen hat, mit Höllenquaalen büſsen.

Syſiphus wälzt den Stein — Tantalus lechzt nach der von ſeinen Lippen ewig weichenden Fluth. —

Allein die Qualen ſind nur dem Individuum ſchrecklich, und werden in der Gattung ſchön — ſobald daher die Gattung in dem Individuum ſich vollendet, löſst ſein Leiden ſich von ihm ab, und geht in die Erſcheinung, die Empfindung geht in die Bildung über — was von dem bildenden Weſen ſich zerſtöhrt, iſt ſein Phantom — das veredelte *Daſeyn* bleibt zurück.

Eben dieſe Erſcheinung aber faſst das alles in ſich, was die Wirklichkeit hätte zerſtöhren müſſen, wenn ſie nicht die Macht gehabt hätte, es von ſich abzulöſen, und bildend ausſer ſich darzuſtellen. — So wie jedes vollkommne Kunſtwerk ſeinen Urheber, oder was ihn umgiebt, würde zernichtet haben, wenn es ſich aus ſeiner Kraft nicht hätte entwickeln können.

In dieſem Punkte treffen alſo Zerſtöhrung und Bildung in eins zuſammen — Denn das höchſte Schöne der bildenden Künſte, faſst dieſelbe Summe der Zerſtöhrung, in einander gehüllt, auf einmal in ſich, welche die erhabenſte Dichtkunſt, nach dem Maaſs des Schönen, auseinander gehüllt, in furchtbarer Folge uns vor Augen legt.

Iſt es nicht die immerwährende Zerſtöhrung des Einzelnen, wodurch die Gattung in ewiger Jugend und Schönheit ſich erhält?

Und iſt es nicht die durch die reinſte Imagination zum Gott verkörperte Jugend und Schönheit ſelbſt, welche mit ſanftem Geſchoſs die Menſchen tödtet; oder mit Köcher und Bogen zürnend einher tritt, düſter und furchtbar, wie Schrecken der Nächte — den ſilbernen Bogen ſpannt — und die verderbenden Pfeile in das Lager der Griechen ſendet? —

Sobald nämlich in der vollendeten Schönheit die Gattung ſich ſelbſt erblickt, kann ſie das, worinn ſie eigentlich erſt ſich ſelbſt beſitzt, nicht anders, als für das gröſste Kleinod halten, welches in ſofern es nicht als Erſcheinung, ſondern als wirklich betrachtet wird, alles Einzelne aufwiegt.

Weil es nun von jedem als wirklich betrachtet werden kann, ſo wird das Einzelne dadurch gezwungen, ſich wieder unter einander aufzuwiegen, damit ſein verhältniſsmäſsiger Werth gegen das Schöne ſichtbar werde, der ſich nicht anders, als durch die Zerſtöhrung des Schwächern durch das Stärkre, und des Unvollkommnern, durch das Vollkommnere, zeigen kann.

Auf die Weiſe ſchreibt die Schönheit der Zerſtöhrung ſelbſt ihr edles Maaſs vor — wo nicht, ſo regen die Zähne des Drachen ſich in der lockern Erde — die Saat des Kadmus keimt in geharniſchten Männern auf, die ihre Schwerdter gegen einander kehren, und ehe vom Streit nicht ruhn, bis ihre Leiber wieder den Boden küſſen. —

Weil nun durch die Erſcheinung der individuellen Schönheit dieſelbe Summe der Zerſtöhrung des Einzelnen, in einem kürzern Zeitraume, ſichtbar wird, welche zur Erhaltung der immerwährenden Jugend und Schönheit, in der Gattung überhaupt, durch Alter und Krankheit, faſt unmerklich ihren Fortſchritt hält:

Und weil wir dieſe Zerſtöhrung mit der individuellen Schönheit, durch welche ſie unmittelbar bewirkt wird, uns zuſammen denken:

So giebt das Schöne, in welches die Zerſtöhrung ſelbſt ſich wieder auflöſt, uns gleichſam ein Vorgefühl von jener groſsen Harmonie, in welche Bildung und Zerſtöhrung einſt Hand in Hand, hinüber gehn.

Und die immerwährende Zerſtöhrung des Schwächern durch das Stärkre, und des Unvollkommnern durch das Vollkommnere, ſcheint uns in eben dem Maaſse, wie die unaufhörliche Bildung des Unvollkommnern zum Vollkommern, dem ewigen Schönen nachzuahmen, das, über Zerſtöhrung und Bildung ſelbſt erhaben, in der Himmelswölbung und auf der ſtillen Meeresfläche ruhend, ſich uns am reinſten darſtellt. —

Allein unſer Begriff des Schönen verliert ſich zuletzt doch immer wieder in den Begriff der Nachahmung von etwas, worinn das Vollendete ſich wieder zu vollenden, und unſer eignes Weſen, in jeder Aeuſsrung ſeines Daſeyns, uns unbewuſst, ſich aufzulöſen ſtrebt.

Wo nun die Auflöſung eines Weſens unſrer Art, am unmittelbarſten durch die ſchönen Verhältniſse des Ganzen ſelbſt bewirkt wird, und in der edelſten Bildung

dung dieſes Weſens ſelbſt ſich gründet, da ſcheinet in der Darſtellung ſeiner Leiden, die immerwährende Auflöſung unſres eignen Weſens, auf einige Augenblicke, uns bewuſst zu werden, indem uns dünkt, als ob, im ſchönen Wiederſchein herbeigezaubert, ein Stück aus jenem groſsen Zirkel vor uns ſchwebte, in welchen unſre kleinere Laufbahn ſich einſt verlieren wird. —

So vollendet die Liebe unſer Weſen — das erhabnere Mitleid aber blickt thränend auf die Vollendung ſelbſt herab — Weil es Aufhören und Werden, Zerſtöhrung und Bildung in eins zuſammenfaſst.

Und wenn jemals ein ſchwacher Schimmer des über Zerſtöhrung und Bildung erhabnen Schönen ſich uns zeigen kann, ſo muſs es auf dem Punkte ſeyn, wo es aus der über unſerm Haupte ſchwebenden Zerſtöhrung ſelbſt uns wieder entgegen lächelt. —

Das Auge blickt dann, ſich ſelber ſpiegelnd, aus der Fülle des Daſeyns auf. —

Die Erſcheinung iſt mit der Wirklichkeit, die Gattung mit dem Individuum eins geworden. —

Tod und Zerſtöhrung ſelbſt verlieren ſich in den Begriff der ewig bildenden Nachahmung des über die Bildung ſelbſt erhabnen Schönen, dem nicht anders als, durch immerwährend ſich verjüngendes Daſeyn, nachgeahmt werden kann.

Durch dieſs ſich ſtets verjüngende Daſeyn, ſind wir ſelber.

Daſs wir ſelber ſind, iſt unſer höchſter und edelſter Gedanke. —

Und von ſterblichen Lippen, läſst ſich kein erhabneres Wort vom Schönen ſagen, als: es iſt!

Grundlinien
zu
# meinen Vorleſungen
über
# den Styl.

von

K. P. Moritz.

Berlin, 1791.
bei Friedrich Vieweg dem ältern.

1) Der Styl oder die Schreibart, in ſo fern man ſich etwas Unterſcheidendes oder Karakteriſtiſches darunter denkt, iſt bloß in der Eigenthümlichkeit der Vorſtellungsart eines jeden gegründet, in ſo fern ſich dieſelbe durchgängig im Ausdruck zeigt.

2) Das Karakteriſtiſche und Unterſcheidende des Styls läßt ſich natürlicher Weiſe nicht lehren ſondern nur beobachten. Dasjenige aber, worinn eine jede gute Schreibart mit der andern, ſie mag übrigens von derſelben noch ſo verſchieden ſeyn, übereinſtimmen muß, iſt, daß der Gedanke deutlich und lichtvoll durch die Worte bezeichnet werde.

3) Zu dem Ende kommt alles darauf an, das Licht auf den Hauptgedanken zu konzentriren, damit

die Aufmerkſamkeit nicht zerſtreut, ſondern gehörig vertheilt werde. Aus dieſen einfachen Grundſätzen leiten ſich alle Regeln des guten Styls natürlich von ſelber ab.

4) Die erſte allgemeine praktiſche Regel in Anſehung der guten Schreibart iſt: ſeine Aufmerkſamkeit, ſo viel wie möglich, vom Ausdruck ab, und auf den Gedanken hinzulenken, damit dieſer erſt recht helle werde, weil ſich alsdenn der Ausdruck, ohne unſer abſichtliches Zuthun, von ſelber bildet.

5) Die zweite allgemeine praktiſche Regel in Anſehung der guten Schreibart iſt: die Wahl der Worte beſtändig dem Gedanken nachzuſetzen, und lieber einen gutgefaßten Gedanken fürs erſte nachläſſig auszudrücken, als durch einen zu lange geſuchten Ausdruck den Zuſammenhang der Begriffe zu verlieren.

6) Man muß ſich für jeden Gegenſtand, worüber man, wenn es auch nur zur Uebung iſt, etwas niederſchreibt, ſelbſt intereſſiren, und, indem man ſchreibt, die Sache ſelbſt zu ſeinem Hauptaugenmerk machen, worüber man ſich zugleich ſeine Ideen zu entwickeln ſucht.

7) Auf die Richtigkeit in der Vorſtellung kömmt bei der guten Schreibart alles an: denn wenn z. B. der Redner und Dichter durch ihre Darſtellung auch zu täuſchen ſuchen, ſo müßen ſie für ſich ſelber doch über die wahre Beſchaffenheit der Sache hinlänglich nachgedacht, und für ſich ſelbſt eine richtige Vorſtellung davon haben, weil ſie ſonſt nicht ihre Zuhörer, ſondern ſich ſelber täuſchen würden.

8) Man muß daher bei der Uebung im Ausdruck der Gedanken nicht zu früh nach der dichteriſchen und redneriſchen Darſtellungsart ſtreben, wenn man nicht der richtigen Vorſtellungsart von den Dingen, *auf welcher doch alles beruht*, dadurch ſchaden will. Einem künftigen Dichter wird nie eine frühe Uebung im Denken, aber einem künftigen Denker wird immer eine voreilige Uebung im Dichten ſchaden.

9) Um gut zu ſchreiben, muß die Aufmerkſamkeit immer auf den Hauptgegenſtand gerichtet ſeyn, und ſo wenig wie möglich auf Nebendinge abſchweifen. Daher muß man ſich ſo oft man ſchreibt, für den Hauptgegenſtand ſeines Denkens ſelbſt intereſſiren, und auf die deutliche Entwickelung ſeiner Vorſtellung davon ſich ſchon im Voraus freuen: denn nur da-

durch kann die Aufmerkſamkeit gefeſſelt, und das Abſchweifen derſelben auf Nebendinge verhindert werden.

10) Einbildungskraft und Gedächtniß müſſen bei dem Gedankenausdruck immer der Urtheilskraft untergeordnet ſeyn: denn wenn die Einbildungskraft oder das Gedächtniß mehr Nebenideen herzuführen, als nöthig ſind, um die Hauptſache in ihr gehöriges Licht zu ſtellen, ſo wird die Ueberſicht des Ganzen erſchwert, und die Urtheilskraft in ihrer Thätigkeit gehemmt.

11) Faſt jede Abweichung von der guten Schreibart entſteht daher, wenn man bei dem Nachdenken über eine Sache, entweder der Einbildungskraft oder dem Gedächtniß zu viel Raum verſtattet, und ſich dadurch von der richtigen Vorſtellungsart entfernt, indem man mehr Vergnügen an den Worten, die man niederſchreibt, als an der Deutlichkeit der Begriffe ſelber findet.

12) So lange man noch nicht im Stande iſt, beim Nachdenken über einen Gegenſtand mit wenigen Worten die Hauptſache zu bezeichnen, hat man auch den Hauptgeſichtspunkt für das Ganze noch nicht ausgefunden.

13) Die Urtheilskraft thut ihren Ausſpruch immer mit wenigen Worten: die Vielheit der Worte entſteht daher, wenn die Einbildungskraft und das Gedächtniß, im Reden oder Schreiben, nicht gehörig in Schranken gehalten werden.

14) Die Vielheit der Worte kann nicht anders vermieden werden, als dadurch, daß man beim Vortrag einer Sache durch Nebenideen ſich nicht zerſtreuen, und von dem Hauptgegenſtande ſich nicht unmerklich ableiten läßt.

15) Um eine Sache die man vortragen und ſich ſelber deutlich machen will, zu überſehen, muß man dieſelbe anfänglich nicht zu ſehr im Einzelnen, oder gleichſam nicht in zu großer Nähe betrachten, weil ſonſt die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die Theile geheftet wird und zuletzt das Ganze nicht mehr umfaſſen kann.

16) Der ganze Umfang einer Sache iſt erſt die Sache ſelbſt; dieſen Umfang muß man gewiſſermaßen erſt mit einem Blick zu umfaſſen geſucht haben, ehe man noch unterſcheiden kann, was zur Sache gehört, oder nicht gehört?

17) Wem nun beim mündlichen oder ſchriftlichen Vortrage um die Sache ſelbſt zu thun iſt, der wird

nicht mehr und nicht weniger Worte brauchen, als zu der Auseinanderſetzung der Sache ſelbſt nöthig ſind, wobei wiederum alles darauf beruht, den Hauptgedanken in ſein gehöriges Licht zu ſtellen.

18) Wer beim mündlichen oder ſchriftlichen Vortrage ſeine Gedanken nie von der Hauptſache abſchweifen läßt, denkt richtig; wer die Richtung ſeiner Ideen ſchnell verändern kann, denkt lebhaft; wer aber bloß ſeine Ideen ſchnell verändern kann, denkt gar nicht.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

[illegible] Term

82

Seiner
Herzoglichen Durchlaucht
dem
Prinzen Carl
von
Meklenburg = Strelitz.

Kleine Schriften die deutſche Sprache betreffend

von

M. Carl Philipp Moritz

Conrektor am grauen Kloſter zu Berlin.

Berlin,

bei Arnold Weber 1781.

17 B
Ling. German
Grammat. Var. Sq. 1105.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Dieſe kleinen Schriften, welche ich ſeit einem halben Jahre herausgegeben habe, ſind bis jezt noch mit dem Beifall aufgenommen worden, welchen ich, durch weniger unvollkommne Arbeiten, erſt zu verdienen ſuchen werde.

Für die ausführliche Beurtheilung meiner kleinen Aufſätze, in der halliſchen gelehrten Zeitung, ſtatte ich den Herausgebern derſelben den ergebenſten Dank ab; auch habe ich von einigen Ihrer Erinnerungen ſchon Gebrauch gemacht.

Was ich zulezt ausgearbeitet habe, ſind die Zuſätze zu den Briefen vom Unterſchiede des Akkuſativ's und Dativ's.

Auf dieſe Zuſätze erſuche ich die Beurtheiler meiner Schrift insbeſondre aufmerkſam zu ſeyn, weil ich verſchiedenes Neue darinn geſagt zu haben glaube, und weil ich dieſelben auch mit als eine Probe meiner Behandlung mehrerer Gegenſtände, in der Sprache, bekannt mache: aus eben dem Grunde wünſchte ich auch, daß dieſe Zuſätze wo möglich, **bald** beurtheilt werden möchten, weil ich in ähnlichen Unterſuchungen eifrig fortfahre, und manche Winke von Kennern mir deſto angenehmer ſeyn würden, wenn ich dieſelben erhielte, eh ich noch zu weit auf irgend einem Wege des Nachdenkens fort geſchritten wäre, den ich vielleicht nachher wieder zurück thun müßte.

Wegen der Druckfehler, welche ſich in dieſe Zuſätze ſollten eingeſchlichen haben, muß ich, wegen Entfernung des Druckorts, um Entſchuldigung bitten.

Berlin, den 20. Aprill 1781.

Durchlauchtigſter Prinz,
Gnädigſter Fürſt und Herr,

Vom innigſtem Gefühl der Dankbarkeit durchdrungen, ſo oft ich mich an meinen Aufenthalt in Hannover, und an die Zeit zurückerinnre, wo mir Ew. Herzogl. Durchlaucht zu meinem Studieren die huldreichſte Unterſtützung gewährten, habe ich ſchon lange gewünſcht, meinen Dank öffentlich an den Tag zu legen.

Dieſe Gnade, wodurch Ew. Herzogl. Durchlaucht mir zuerſt den Weg zu den Wiſſenſchaften gebahnt haben, wird mir ewig unvergeßlich ſeyn.

Möchten doch meine ungeheuchelten Empfindungen der Ehrfurcht und Dankbarkeit die Kühnheit entſchuldigen, womit ich es wage, Ew. Herzogl. Durchlaucht einige der erſten Verſuche, in einem Fache, das ſeit einiger Zeit vorzüglich meine Beſchäftigung geworden iſt, unterthänigſt zuzueignen!

Ich verharre in tiefſter Ehrfurcht

Ew. Herzogl. Durchl.

Berlin,
den 20. Aprill 1781.

unterthänigſter Knecht
C. P. Moritz.

L. germ.
182

Zuſätze
zu den
Briefen vom Unterſchiede
des
Akkuſativ's und Dativ's

von

M. Carl Philipp Moritz,
Conrektor am grauen Kloſter zu Berlin.

Berlin,
bei Arnold Wever. 1781.

* * *

Ich ſetze voraus, daß jeder, der dieſe Zuſätze lieſet, meine Briefe vom Unterſchiede des Akkuſativ's und Dativ's vorher geleſen hat, weil ich mich auf die Begriffe, welche dort einmal auseinander geſetzt ſind, natürlicher Weiſe, ſehr oft beziehen werde, da ich noch immer von derſelben Sache rede. Doch es verſteht ſich ja auch wohl ohnedem ſchon, daß demjenigen, welcher Zuſätze zu einer Schrift lieſet, die Schrift ſelber vorher bekannt iſt.

Da ich in iener Schrift vom Unterſchiede des Akkuſativ's und Dativ's mehr im Allgemeinen geredet habe; ſo ſehe ich mich genöthiget, in dieſen Zuſätzen einige Schwierigkeiten aufzulöſen, welche dort noch nicht berührt worden ſind.

Dieſe Schwierigkeiten beſtehen nun vorzüglich in der Beantwortung folgender Fragen: Warum einige Zeitwörter zwei Akkuſative (Objektive) zugleich, und zwar beide ohne Präpoſition, zu ſich nehmen, oder warum man z. B. ſagen muß: ich lehre dich eine Sprache, und nicht, ich lehre dir eine Sprache? Warum einige Zeitwörter blos einen Dativ (Terminativ) zu ſich nehmen, oder warum man z. B. ſagen muß: ich danke dir, und nicht, ich danke dich; ich folge dir, und nicht, ich folge dich? Wie es kommt, daß die unpersönlichen Zeitwörter zuweilen den Akkusativ (Objektiv) zuweilen aber den Dativ (Terminativ) zu ſich nehmen, oder warum man z. B. ſagen muß: es freuet mich, und, es ahndet mir? Warum die Präpoſitionen um, ohne, gegen, wider beſtändig den Akkuſativ (Objektiv), und außer, nebſt, ſeit, gegenüber, und entgegen, immer den Dativ (Adjektiv) nach ſich haben?

Dieſe Fragen werde ich alſo eine nach der andern zu beantworten, und am Ende derſelben alsdenn noch einige kleinere Schwierigkeiten zu berichtigen ſuchen.

Von den Zeitwörtern: lehren, fragen und nennen.

Die Zeitwörter, welche zwei Akkuſative (Objektive) nach ſich haben, ohne daß der eine von einer Präpoſition regieret würde, ſind folgende drei: lehren, frägen und nennen. Alle übrigen Zeitwörter können zwar auch zwei Akkuſative (Objektive) nach ſich haben, aber den einen immer mit einer Präpoſition, wie man z. B. ſagt: ich gieſſe das Waſſer in den Keſſel: hier wird der entferntere Gegenſtand der Handlung gleich ſichtbar, weil er erſtlich durch eine Präpoſition zum wirklichen Gegenſtande derſelben gemacht wird: bei jenen Wörtern aber ſcheint es, als ob eine Handlung ſich auf zwei verſchiedene Gegenſtände, zugleich, und auf den einen eben ſo nahe, wie auf den andern beziehen könnte. Denn wenn man ſagt: ich lehre dich die Sprache; ſo ſcheint ſowol die Perſon, die da lernet, als die Sprache, welche gelehret wird, der unmittelbare Gegenſtand des Lehrens zu ſeyn. Nun denke ich mir doch aber ganz etwas anders dabei, wenn ich ſage: ich lehre meinen Bruder, als wenn ich ſage: ich lehre eine Sprache. Im erſten Falle, muß ich mir nothwendig etwas denken, **was** ich meinen Bruder lehre, und im zweiten Falle muß ich mir eben ſo nothwendig denken, **wen** ich eine Sprache lehre. Hieraus iſt offenbar, daß die Sache, welche man lehret, allemal die nächſte, und derjenige, den man ſie lehret, immer der entferntere Gegenſtand des Lehrens iſt, und es ſcheint alſo, daß es philoſophiſcher geſprochen wäre, wenn man ſagte: ich lehre dir eine Sprache. Allein wir wollen dieſes Wort demohngeachtet mit noch einigen ähnlichen Zeitwörtern vergleichen, und unterſuchen, ob es nicht vielleicht eine ganz beſondere Beſchaffenheit hat, wodurch es, mehr als andere Wörter, auf zwei Gegenſtände zugleich eine nähere Beziehung haben kann? Warum ſagt keiner: ich erzähle dich eine Geſchichte? Man wird antworten: weil nicht die Perſon, die ich anrede, ſondern die Geſchichte erzählet **wird**. Das Ungereimte iſt hierbei gleich ſehr auffallend, ſobald man die Perſon in einen leidenden Zuſtand verſetzt, und ſich dabei denkt: wie iſt es möglich, daß eine Perſon erzählt werden kann? Wenn ich hingegen ſage: die Perſon wird gelehret; ſo finde ich darin gar nichts Auffallendes. Ich kann auch ſagen: ein gelehrter Mann, aber ich kann nicht ſagen: ein erzählter Mann; und auf eben die Art, wie das Wort **erzählen**, ſind die Zeitwörter **ſagen**, **zeigen**, **beſchreiben**, und mehrere, von dem Worte **lehren** unterſchieden: ſie zeigen nemlich alle keine ſo ſtarke Beziehung der Handlung auf die Perſon an, als durch das Wort **lehren** ausgedrückt wird. Wenn ich etwas erzähle, ſage, zeige, oder beſchreibe; ſo iſt meine Aufmerkſamkeit immer mehr mit der Sache, die ich erzähle, ſage, oder beſchreibe, als mit der Perſon, beſchäftiget, der ich dieſelbe erzähle, u. ſ. w., weil ich ſonſt die Sache über die Perſon vergeſſen würde: ſobald ich aber etwas lehre, ſo muß meine Aufmerkſamkeit wenigſtens eben ſo ſtark auf die Perſon, als auf die Sache gerichtet ſeyn, geſetzt, daß ich auch zuweilen die Sache auf einige Augenblicke darüber vergeſſen ſollte, denn es iſt mir hier nicht darum zu thun, daß der andere die Sache blos hören, ſondern daß er ſie lernen ſoll. Und wie ſich die Wörter **erfahren**, **hören**, u. ſ. w. zu dem Worte **lernen** verhalten; eben ſo verhalten ſich die Wörter **erzählen**, **ſagen**, u. ſ. w. zu dem Worte **lehren**, **lehren** und **lernen** zeigen eine ſtärkere, die übrigen Wörter aber eine ſchwächere Einwirkung und Gegenwirkung an. Damit dieſes deſto beſſer in die Augen fällt, wollen wir jene Wörter neben und untereinander ſtellen.

Lehren, erzählen, ſagen.
Lernen, erfahren, hören.

Durch die Handlung des Erzählens und Sagens kann ich nur lebhafte Empfindungen in der Perſon hervorbringen, und dieſe verhält ſich mehr leidend, durch die Handlung des Lehrens aber ſuche ich in der Perſon wiederum eine wirkliche Handlung hervorzubringen, und dieſelbe muß ſich mehr thätig verhalten; ich lehre dich eine Sprache, heißt alſo eben ſo viel, als, ich bin die nächſte Urſach, daß du eine Sprache lerneſt, oder, ich mache dich eine Sprache lernend. Eine Handlung aber, die in der Perſon wiederum eine Handlung hervorbringen ſoll, muß doch eine weit ſtärkere Beziehung auf dieſelbe haben, als eine andre Handlung, die nur eine lebhafte Empfindung in der Perſon hervorbringen ſoll.

Indem man nun ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf die Perſon als den Hauptgegenſtand des Lehrens richtete, ſo vergaß man darüber den nähern Gegenſtand dieſer Handlung, dasjenige, was man die Perſon lehret, und ſagte alſo: ich lehre dich, eben ſo wie man ſagt, ich lobe dich. Da man ſich denn nachher wieder erinnerte, daß die Sache, welche man lehrt, doch noch zwiſchen der Handlung und der Perſon gedacht werden muß, und alſo eigentlich der unmittelbare Gegenſtand iſt; ſo mußte man dieſelbe auch nothwendig durch den Akkuſativ ausdrücken, und ſo kam es denn, daß ein Zeitwort zwei Akkuſative (Objektive) zu ſich nahm. Es kann ſeyn, daß wir dieſen doppelten

Akkuſativ von den Lateinern angenommen haben; aber dieſe müſſen doch auch irgend einen zureichenden Grund haben, warum ſie ſich deſſelben bedienten, und in der Sprache, glaub' ich, muß man ſo wenig wie möglich auf die Rechnung des Zufalls ſchreiben, weil ſonſt alles Denken über dieſelbe bald aufhören würde; und dieſes Denken über die Sprache iſt doch eigentlich der nächſte Weg, in die innere Natur unſrer Gedanken tiefer einzudringen.

Uebrigens wird im gewöhnlichen Sprechen nichts häufiger verwechſelt, als die Wörter **lehren und lernen.** So ſagt man z. B. **ich will dich ſchreiben lernen,** anſtatt, **ich will dich ſchreiben lehren,** und **er hat mich ſchreiben gelernt,** anſtatt, **er hat mich ſchreiben gelehrt.** Die Aehnlichkeit des Lauts ſowohl, als die nähere Verwandſchaft der Begriffe, können an dieſer Verwechſelung ſchuld ſeyn.

So wie man ſagt: **ich will dich etwas lehren,** ſo ſagt man auch, **ich will dich etwas fragen.** Dieſes Zeitwort leidet alſo ebenfalls zwei Akkuſative (Objektive) nach ſich. Woher kommt das, und wer iſt hier eigentlich der unmittelbare Gegenſtand des Fragens? Die Perſon, oder die Sache? Sie müſſen es gewiſſermaſſen beide vorzüglich ſeyn, wenn der doppelte Akkuſativ (Objektiv) mit einigem Grunde geſetzt werden ſoll. Wir wollen das Wort **fragen** ebenfals wieder mit ähnlichen Wörtern z. B. mit **ſagen, erzählen, beſchreiben** u. ſ. w. vergleichen, um zu ſehen, ob es ſeiner innern Bedeutung nach vielleicht einige Aehnlichkeit mit **lehren** hat. So viel iſt gewiß, daß **fragen** eine weit ſtärkere Beziehung auf die Perſon hat, als **ſagen**, **erzählen** u. ſ. w. Denn durch mein Fragen will ich ja eine wirkliche Handlung in der Perſon wieder hervorbringen, ich will dadurch verurſachen, daß ſie ſelber etwas ſagen ſoll. Bei dem Fragen iſt alſo die Perſon ein weſentlicher, beim bloßen Sagen oder Erzählen aber ſchon mehr ein zufälliger Gegenſtand meiner Handlung. Wenn man die Handlung mit einem Lichtſtrahl vergleichen wollte, und meine Seele beſchäftigte ſich blos damit, etwas zu ſagen, oder zu erzählen; ſo wäre es gleichſam noch unentſchieden, auf wen nun der Lichtſtrahl fallen würde. Bei einer Frage aber könnte derſelbe gar keine andre Richtung nehmen, als die ihm ſchon gleich anfänglich gegeben iſt. Beim Sagen und Erzählen ſchöpfe ich blos aus meiner Seele, beim Fragen aber ſuche ich aus der Seele eines andern zu ſchöpfen. **Fragen** hat daher noch eine weit nähere Beziehung auf die Perſon, als **lehren**, ſo daß ſelbſt die Sache, wenn ſie zu viel Aufmerkſamkeit erfordert, durch die Perſon verdrängt und erſt, vermittelſt einer Präpoſition, zum zweiten Gegenſtande gemacht wird; denn wenn ich gleich ſagen kann: **er fragte mich verſchiedene Sachen**; ſo würde es doch ſehr auffallend ſeyn, wenn man ſagen wollte: **er fragte mich die Beſchaffenheit der Sache.** Hier will ſich die Sache, in meinen Gedanken, nicht an das Wort fragen anſchlieſſen, wenn ich nicht eine Präpoſition zu Hülfe nehme, und ſage: er fragte mich um die Sache, oder nach der Beſchaffenheit der Sache. Ja man bedient ſich der Präpoſition um und nach faſt die meiſte Zeit, ſo bald die Sache nur einige Aufmerkſamkeit erfordert, als: er fragte mich um meine Meinung, er fragte mich um Rath, er fragte mich nach verſchiednen Umſtänden u. ſ. w. Nur wenn man ganz im Allgemeinen redet, läßt ſich die Sache noch neben der Perſon, als ein unmittelbarer Gegenſtand an die Handlung hinanfügen, wenn man z. B. ſagt: er fragte mich viele Dinge, die ich nicht wußte u. ſ. w. Hieraus ſieht man alſo, daß das Wort fragen an ſich ſelber eine ſtärkere Aufmerkſamkeit auf die Perſon, als auf die Sache erweckt, weil die Sache, ſobald ſie zu viele Aufmerkſamkeit erfordert, erſtlich durch eine Präpoſition hinangefügt werden muß. Aus dieſem allen aber wird man ſich nun den Akkuſativ (Objektiv) der Perſon neben dem Akkuſativ (Objektiv) der Sache bei dem Worte fragen ſehr leicht erklären können.

Nun iſt noch das Wort nennen übrig, welches vielleicht mit dem meiſten Grunde einen doppelten Akkuſativ (Objektiv) zu ſich nehmen kann, ob es ihn gleich nicht immer zu ſich nehmen muß. Ich nenne dir den Weiſen, und ich nenne dich den Weiſen; welch ein auffallender Unterſchied findet zwiſchen dieſen beiden Ausdrücken ſtatt! Im erſten Falle hat das Nennen nur einen unmittelbaren Gegenſtand, nemlich den Namen eines Weiſen, und auf die Perſon, zu der ich rede, bezieht es ſich nur mittelbar: denn dieſe Perſon iſt es nicht, die von mir genannt wird: im zweiten Falle aber iſt ein Gegenſtand völlig ſo unmittelbar, wie der andere, und das Nennen bezieht ſich eben ſo ſtark auf die Perſon, die ich anrede, als auf den Namen, den ich ihr beilege: wenn ich den Namen nenne, ſo nenne ich auch die Perſon, und umgekehrt, wenn ich die Perſon nenne, ſo nenne ich auch den Namen, weil beide in meinen Gedanken eins geworden ſind. Dieſes ſcheint auch die höchſte Kraft der Sprache, und ihre Grundfeſte zu ſeyn, daß ſie auf die Weiſe zwei Gegenſtände in einen verwandeln kann, ſo daß der Name eines Dinges und das Ding ſelber in unſrer Seele eins werden können: denn zum Denken über einen Gegenſtand wird nothwendig erfordert, daß wir uns die Namen nicht als Namen der Dinge, ſondern als die Dinge ſelber denken. Mit dieſem Worte *nennen* wird es alſo wol keine groſſe Schwierigkeit haben, wenn man ſich deſſelben richtig bedienen will: denn wenn jemand zu mir ſagt: *ich nenne dir meinen Freund*, ſo warte ich darauf, daß er mir den Namen ſeines Freundes noch nennen ſoll. Sagt er aber: *ich nenne dich meinen Freund*, ſo glaube ich, daß ich dieſer Freund ſelber bin. Wenn man das Wort *heiſſen* in eben dem Verſtande wie *nennen* gebraucht; ſo verſteht es ſich, daß alles das, wodurch ſich das Wort *nennen* auszeichnet, auch von dieſem Worte gilt.

Von einigen Zeitwörtern, welche einen Dativ (Terminativ) zu ſich nehmen, ohne daß ein Akkuſativ (Objektiv) vorhergegangen wäre, als: folgen, zuhören, zuſehen, nachlaufen, nachkommen, ſchmeicheln, trotzen, leuchten, drohen, helfen, dienen, gehorchen, danken, liebkoſen, widerſprechen, fluchen.

Es giebt einige Handlungen, die gewiſſermaßen in ſich ſelber wieder zurückfallen, und eigentlich gar keinen unmittelbaren Gegenſtand außer ſich ſelber haben; ſie ſcheinen mehr ein wirkſamer Zuſtand, als wirkliche Handlungen zu ſeyn, und man könnte wol ſagen, daß ſie zwiſchen den Handlungen und dem bloſſen Zuſtande gleichſam in der Mitte ſtehen. Von dieſer Art iſt z. B. das Wort gehen. Das Gehen wird erſt durch die Richtung, die es nimmt, zu einer wirklichen Handlung. Die Füße ſelber, die ich beim Gehen einen nach dem andern in die Höhe hebe, ſind nicht der Gegenſtand oder das Objekt, ſondern blos das Adjekt des Gehens, oder dasjenige, womit ich gehe. Ich aber bin auch nicht der unmittelbare Gegenſtand des Gehens; denn ich kann mich ſelber ja nicht gehen, ſo wie ich mich ſelber ſchlagen kann: beim Schlagen denke ich mir, daß meine Hände auf mich ſelber zurückwirken, beim Gehen aber ſind meine Füße für ſich allein beſchäftiget, und ihre wechſelſeitige Bewegung geſchiehet blos um dieſer Bewegung ſelber willen, und nicht, wie die Bewegung der Hände beim Schlagen, um auf irgend einen Gegenſtand unmittelbar zu wirken: daraus ſieht man offenbar, daß die Handlung in ſich ſelbſt wieder zurück fällt; wenn ſie daher einen Gegenſtand haben ſoll, ſo muß derſelbe erſt durch eine Präpoſition hinangefügt werden, als: ich gehe auf den Berg. Einige Handlungen, welche mit gehen eine Aehnlichkeit haben, fallen nun auf eben die Weiſe in ſich ſelbſt zurück; ſie können alſo weder auf eine Sache noch auf eine Perſon eine unmittelbare Beziehung haben; eine ſolche Handlung wird durch das Wort folgen ausgedrückt; folgen iſt nur darinn von gehen unterſchieden, daß dasjenige, was ich mir zum Ziel meines Gehens geſetzt habe, immer gleichweit von mir entfernt bleibt; Da alſo der Unterſchied dieſer Handlung blos in dem Gegenſtande, und nicht in ihr ſelber liegt, ſo kömmt ſie auch darin völlig mit der Handlung des Gehens überein, daß ſie in ſich ſelber zurückfällt, und nur durch ihre Richtung etwas zum entferntern Gegenſtande oder zum Zwecke erhält. Sobald aber dieſer Gegenſtand oder dieſer Zweck erreicht iſt, ſo höret auch die Handlung des Folgens, in Anſehung dieſes Gegenſtandes auf, und eben ſo iſt es mit gehen. Bei andern Handlungen hingegen, welche nicht in ſich ſelber zurückfallen, wird der Gegenſtand immer erreicht, ohne daß die Handlung aufhört, als: ich ſehe dich, ich ſchlage dich, ich liebe dich.

Kommen iſt ebenfalls eine Handlung, die in ſich ſelber zurückfällt, und die nur darinn vom Gehen unterſchieden iſt, daß ich mir bei **kommen** die Erreichung des Ziels meines Gehens ſo nahe wie möglich denke; ſobald ich aber dieſes Ziel wirklich erreicht habe, ſo hört auch die Handlung des Kommens auf, denn ſobald ich ſchon in der Kirche bin, kann ich nicht erſt in dieſelbe kommen. **Gehen** und **kommen** an und für ſich allein können keinen Dativ (Terminativ) ohne eine Präpoſition, oder keinen Dativ, als Zweckwort, zu ſich nehmen, wie das Wort **folgen**, und man pflegt nicht zu ſagen: **ich gehe dir**, oder **ich komme dir**, ſo wie man ſagt: **ich folge dir**, weil **gehen** und **kommen** lange keine ſo ſtarke Beziehung auf ihren Gegenſtand haben, wie das Wort **folgen**, ſo daß ſie denſelben zugleich zum Zweckworte machen könnten. Man ſagt wol zuweilen des Nachdrucks wegen: **ich komme dir nicht wieder**, anſtatt: **ich komme nicht wieder** zu **dir**; niemand aber ſagt: **ich gehe dir nicht wieder**. Dies kömmt wol daher, weil **kommen** doch noch immer eine weit ſtärkere Beziehung auf den Gegenſtand, als **gehen** hat, indem man ſich bei dem erſtern ſchon die Erreichung des Zwecks ſeines Gehens denkt. Die Präpoſitionen **nach** und **zu** beweiſen nun ihre Kraft, indem ſie immer in unſern Gedanken den Gegenſtand als den Zweck der Handlung auszeichnen. Dieſe Präpoſitionen verweben ſich zuweilen gleichſam in die Handlung ſelber, daher entſtehen denn die zuſammengeſetzten Wörter: **zuhören**, **zuſehen**, **nachlaufen**, **nachgehen**,

gehen, nachkommen; man ſagt auch **nachfolgen:** allein bei dieſem Worte ſcheinet **nach** überflüſſig zu ſtehen, weil es an ſich ſchon eine ſolche Beziehung auf den Gegenſtand hat, die denſelben als den Zweck der Handlung auszeichnet. Die Handlungen, welche durch dieſe Wörter angezeigt werden, denkt man ſich ebenfalls, als in ſich ſelbſt zurückfallend. Daher können alle einen Zweck, und folglich den Dativ als Zweckwort, aber keinen unmittelbaren Gegenſtand und folglich auch nicht den Akkuſativ ohne eine Präpoſition nach ſich haben: man wird alſo nun leicht einſehen, warum man ſagt: **ich gehe dir nach, ich laufe dir nach, ich komme dir nach, ich ſehe dir zu** u. ſ. w. Das letztere Wort **zuſehen** drückt weit mehr aus, als **ſehen**, indem es das Sehen eines Gegenſtandes, welches blos zufällig ſeyn kann, in eine zweckmäſſige Handlung verwandelt; **ich ſehe ein Schauſpiel**, drückt weiter nichts aus, als, unter den Dingen, die ſich mir von Zeit zu Zeit, ohne mein Zuthun, vors Geſicht ſtellen, iſt auch ein Schauſpiel befindlich, oder weil ich doch einmal ſehen muß, ſo ſehe ich nun jetzt gerade ein Schauſpiel; **ich ſehe einem Schauſpiele zu**, drückt weit mehr aus: denn nun iſt das Schauſpiel nicht mehr ein zufälliger Gegenſtand meines Sehens, ſondern der eigne Zweck deſſelben, ich ſehe jetzt nicht blos, weil ich immer ſehe, ſondern ich ſehe in der Abſicht, ein Schauſpiel zu ſehen. Eben ſo iſt es auch mit **hören**. Wenn ich ſage: **ich höre eine Muſik**, ſo iſt die Muſik ein zufälliger Gegenſtand meines Hörens: ſage ich aber: *ich höre einer Muſik zu*, ſo iſt ſie der Zweck meines Hörens. Indes kann man eben ſo wenig einem Worte zuhören, als einem Hauſe zuſehen, ob man gleich auf ein Wort merken, und ein Haus betrachten kann; es ſcheinet alſo, als ob der Zweck des Zuhörens und Zuſehens immer eine aufeinander folgende Reihe oder Fortſetzung gewiſſer Dinge ſeyn müſſe. Denn einer Predigt, als einer Fortſetzung von Worten, und einer Muſik, als einer Fortſetzung von Tönen kann man zuhören, aber eben ſo wenig einem einzigen Worte, als einem einzigen Tone. Die Präpoſition *zu* macht alſo, daß ſich die Handlung des Hörens und Sehens in ſich ſelber zurückwälzt, und nun keinen unmittelbaren Gegenſtand hat, als ſich ſelber, folglich auch keinen Akkuſativ, welcher den Zweck der Handlung anzeigt, nach ſich haben kann. Man ſagt auch: *ich will zuhören, ich will zuſehen*, ohne eine Sache dabei zu benennen, welches ebenfalls ein Zeichen iſt, daß *zuhören* und zuſehen, ſchon ein vollſtändigerer Gedanke iſt, als *hören* und ſehen, welches man nicht ſo leicht ſagen wird, ohne dasjenige dabei zu benennen, was geſehen und gehört, oder nicht geſehn und gehört wird.

Warum ſagt man aber: *ich lobe dich*, und, *ich ſchmeichle dir*, da doch beides Handlungen ſind, die ſich unmittelbar auf ihren Gegenſtand zu beziehen ſcheinen? Ich kann mir doch keinen nähern Gegenſtand der Schmeichelei denken, als eben die Perſon, welcher ich ſchmeichle? Alſo ſcheinet es wohl bloßer Zufall zu ſeyn, daß wir nun gerade ſagen: **ich ſchmeichle dir?** Allein wenn wir die Sache nur gehörig unterſuchen, ſo werden wir finden, daß auch hier der Dativ, als Zweckwort, nicht ohne Grund ſteht. Wodurch unterſcheidet ſich denn eigentlich **ſchmeicheln** von **loben**, als dadurch, daß ich mir bei dem letztern die Perſon zugleich als den Gegenſtand und auch als den Zweck meines Lobes denke, ſo daß **ich ſchmeichle dir**, nichts anders heißt, als **ich lobe dich dir ſelber?** Um nun dieſe Handlung deſto beſtimmter auszudrucken, hat man ein eignes Wort für dieſelbe erfunden, in welches man ſich den unmittelbaren Gegenſtand der Handlung immer mit hinein denkt, welcher allemal zugleich der Zweck derſelben iſt. Denn ſobald ich jemanden ſchmeichle, ſo muß ich nothwendig ihn ſelber loben, und muß auch ihm ſelber dieſes Lob ſagen.

Das Wort **trotzen** nimt ebenfalls nur einen Dativ, als Zweckwort, zu ſich, denn wir denken uns auch darunter eine in ſich ſelber zurückfallende Handlung, zuweilen gar nur einen Zuſtand. **Ich trotze** heißt, **ich befeſtige mich**, oder **ich bin befeſtiget gegen alle Angriffe**, die irgend etwas auf mich thun kann; daher wird es auch von lebloſen Dingen gebraucht, daß man z. B. ſagt: **die Mauer trotzt dem Winde.** Wenn aber irgend eine Stadt gegen die Angriffe der Feinde befeſtiget wird, ſo ſind die Feinde nicht der Gegenſtand, ſondern der Zweck dieſer Befeſtigung, der Gegenſtand aber iſt die Stadt ſelber: ſo ſcheint es ſich auch mit der Handlung des Trotzens zu verhalten, man ſetzt ſich ſelber in den Stand, die Angriffe eines andern verachten zu können, und dieſe Handlung, die ſich eigentlich unmittelbar nur auf uns ſelber bezieht, geht demohngeachtet um des andern willen vor ſich, dieſer bleibt alſo immer der Zweck derſelben, welcher durch den Dativ, ohne eine Präpoſition, oder durch den Terminativ ausgedrückt wird, ſo daß man nun nicht ohne Grund ſagt: ich trotze dir.

Mit dem vorhergehenden Worte gehört das Wort leuchten beinahe in eine Claſſe, denn es zeigt auch eine Handlung, die in ſich ſelbſt wieder zurückfällt, oder vielleicht gar nur einen Zuſtand, an, ſo wie das Wort trotzen auch bei lebloſen Dingen nur einen Zuſtand anzeigt. Ich leuchte heißt, ich ſende allenthalben Lichtſtrahlen umher, ohne dieſelben gerade auf irgend einen beſondern Gegenſtand zu richten. Daß alſo gewiſſe Dinge an dem leuchten Theil nehmen, iſt ſo lange etwas zufälliges, bis ich unter den übrigen eins als den beſondern Zweck des Leuchtens auszeichne, und ſage z. B. ich leuchte dir, dadurch wird aber derjenige, dem ich leuchte, noch nicht der Gegenſtand dieſer Handlung, ſondern das könnten noch eher die Strahlen ſeyn, welche umher geſandt werden. Weil aber dieſe Umherſendung der Strahlen eben leuchten heißt, ſo hat dieſe Handlung eigentlich gar keinen unmittelbaren Gegenſtand, und fällt alſo in ſich ſelber zurück. Wenn ich aber zu dem Worte leuchten die Silbe be hinzuſetze; ſo ſcheint es, als ob dadurch auf einmal ſeine ganze Natur verändert wird, denn ich kann ſehr gut ſagen: ich beleuchte dich: beleuchten hat alſo wirklich einen unmittelbaren Gegenſtand. Woher mag das kommen, und wie iſt beleuchten von leuchten unterſchieden? Um dies zu unterſuchen, wollen wir wieder eine Vergleichung dieſes Worts mit andern Wörtern anſtellen: ich ſchneide das Papier entzwei, und ich beſchneide das Papier, ſind zwey ganz verſchiedne Ausdrücke. Die bloße Handlung des Schneidens kann das Papier nur in einer einzigen Richtung treffen, die Handlung des Beſchneidens aber umfaßt den ganzen Umfang deſſelben, von allen möglichen Seiten. Die Sonne ſcheinet mich, kann ich nicht ſagen, weil das ſo viel hieſſe, als, ich werde durch den Sonnenſchein hervorgebracht; darum muß es heiſſen: die Sonne ſcheinet mir. Demohngeachtet kann ich ſehr wohl ſagen: Die Sonne beſcheinet mich. Die Sonne ſcheinet mir, heißt, die Handlung ihres Scheinens fällt in ſich ſelbſt zurück, ich aber betrachte mich als den Zweck derſelben. Die Sonne beſcheinet mich, heißt, die Handlung des Scheinens umfaßt mich von allen Seiten, ſo daß ich mich nun als einen wirklichen Gegenſtand derſelben betrachten kann. So wie alſo beſchneiden von ſchneiden, und beſcheinen von ſcheinen; ſo iſt auch beleuchten von leuchten unterſchieden. Die Silbe be zeigt hier alſo eine Umfaſſung der Handlung von allen Seiten an, wodurch ſie etwas zu ihrem unmittelbaren Gegenſtande macht: ich befolge deinen Rath, iſt daher auch ſtärker geſagt, als, ich folge deinem Rathe, denn das erſte heißt, die Handlung meines Folgens umfaßt dasjenige, was du mir gerathen haſt, ganz und von allen Seiten, oder ich folge deinem Rathe Schritt vor Schritt: das andere aber heißt ohngefähr ſo viel, weil ich doch jetzt einmal nicht für mich ſelber handeln, ſondern folgen will, ſo habe ich mir nun deinen Rath zum Zweck oder zum Ziele meines Folgens geſetzt. Durch dieſe Silbe be iſt auch das Wort bekommen entſtanden, welches weiter nichts heißt, als ich komme ſo nahe zu einer Sache, daß die Handlung meines Kommens dieſelbe gleichſam ganz und von allen Seiten umfaßt, ſo daß ſie eben dadurch mein Eigenthum, und nun auch der unmittelbare Gegenſtand meiner Handlung wird, daher ſage ich auch: ich habe die Sache bekommen. Sobald aber die Silbe be weggenommen wird, ſo kann ich mir die Sache nur noch bloß als Zweck denken, daher ſagt man auch: wie biſt du zu der Sache gekommen? Dieſe Silbe be mag nun ſtehen bei welchem Zeitworte ſie will; ſo macht ſie allemal, daß daſſelbe einen Akkuſativ ohne eine Präpoſition zu ſich nehmen kann: dieſes trift folglich bei allen den Zeitwörtern ein, die ſonſt blos einen Dativ (Terminativ) nach ſich haben, und von welchen wir noch einige genauer unterſuchen wollen.

Er drohet mir, ſagt man, und doch ſcheinet drohen keine Handlung zu ſeyn, die in ſich ſelbſt wieder zurückfiele, ſo wie **leuchten** und **trotzen**; vielmehr iſt **drohen** gemeiniglich auch mit einer äuſſern Bewegung verknüpft, welche am öfterſten mit der Hand gemacht wird; und was bedeutet dieſe Bewegung mit der Hand anders, als den Vorſatz, welchen einer ſchon gefaßt hat, den andern etwa zu ſchlagen, welchen er aber noch nicht zum Ausbruch kommen läßt? Man mag nun auch mit den Augen, oder auf irgend eine andre Weiſe drohen, ſo zeigt man doch dadurch immer einen Vorſatz an, den man hat, etwas zu thun, deſſen man ſich aber für jetzt noch enthält; dieſes aber, was man nun thun will, oder dieſe noch aufgeſchobne Handlung iſt eben der unmittelbare Gegenſtand des Drohens, welchen man aber nicht durch Worte, ſondern durch Zeichen ausdrückt, daher kömmt es, daß zwiſchen dem Zwecke und der Handlung des Drohens der unmittelbare Gegenſtand dieſer Handlung fehlt, und daß **drohen** nur einen Dativ, als Zweckwort, zu ſich nimmt, weil der Akkuſativ (Objektiv), als unmittelbarer Gegenſtand, ausgelaſſen, und durch Zeichen erſetzt wird. So bald es aber heißt: **ich bedrohe**, ſo wird die Perſon ſelber der unmittelbare Gegenſtand, und es muß heiſſen: **ich bedrohe dich**, das iſt, **die Handlung** meines Drohens erſtreckt ſich jetzt in ihrem ganzen Umfange auf dich allein.

Helfen iſt auch beinahe ein ſolches Wort, wie das vorige: und es läßt ſich alſo auch das darauf anwenden, was von dem vorigen Worte geſagt iſt. **Ich helfe dir**, muß ich ebenfalls ſagen, und nicht: ich helfe dich, da man doch ſagt: ich rette dich. Wie iſt alſo nun helfen wol von retten unterſchieden? — Die Handlung des Rettens hat z. B. den ganzen Menſchen, welcher gerettet wird, zum Gegenſtande, die Handlung des Helfens aber hat nicht den Menſchen ſelber, ſondern die Arbeit, die ein Menſch thun ſoll, und nicht thun kann oder thun will, zum Gegenſtande; darum ſagt man auch: ich helfe dir etwas thun. Das Thun iſt hier der wirkliche Gegenſtand des Helfens, und nicht die Perſon, dieſe iſt nur der Zweck, weswegen ich etwas mit thun helfe, oder gleichſam die Hälfte der Arbeit übernehme: wer weiß, ob nicht auf die Weiſe helfen von Hälfte entſtanden iſt? Denn iſt es nicht beinahe einerlei, wenn ich ſage: halb trug er mir meine Bürde, oder, er half mir meine Bürde tragen? Helfen heißt die Kraft eines andern durch ſeine eignen Kräfte vermehren, damit derſelbe auf die Weiſe etwas thun kann, was ihm ſonſt ſchwerer, oder wol gar unmöglich geworden wäre. Er half mir aus der Noth, heißt, er vermehrte meine Kräfte durch die ſeinigen, ſo daß ich aus der Noth kommen konnte. Dies Wort helfen leidet auch die Silbe be, aber nur in Beziehung auf mich ſelber, daher ſagt man: ich behelfe mich, welches heißt: ich ſchränke die Handlung des Helfens in ihrem ganzen Umfange ſo ſtark auf mich ein, daß ich keiner andern Hülfe in einer gewiſſen Sache bedarf; ich helfe mir würde das lange nicht ausdrücken, denn es hieße weiter nichts, als, **ich helfe mir ſelber irgend eine Sache zu Stande bringen**, **behelfen** aber bezieht ſich nicht auf eine einzelne Handlung, ſondern auf mein ganzes Weſen, welches durch meine eigne Hülfe gleichſam ſo umfaßt wird, daß es keiner Sache auſſer ſich zur Hülfe mehr bedarf, ausgenommen die, womit ich mich behelfe. **Ich behelfe mich mit Waſſer und Brodt**, drückt daher weit mehr aus, als, **ich helfe mir mit Waſſer und Brod, z. B. mein Leben friſten.** Im erſten Fall bin ich ſelber der Gegenſtand der Hülfe, die ich mir ſelber mit Waſſer und Brod leiſte, im zweiten Fall aber iſt die Handlung mein Leben zu friſten der Gegenſtand des Helfens, und ich bin nur der Zweck deſſelben.

Dienen zeigt mehr einen wirkſamen Zuſtand, als eine Handlung an, wenn es ſo viel heißt, als unterwürfig ſeyn, oder den Befehlen eines andern gehorchen müſſen, und als ein ſolcher Zuſtand betrachtet, kann es keinen unmittelbaren Gegenſtand haben, auſſer der Zeit, weil dieſelbe allein durch die Fortdauer eines gewiſſen Zuſtandes wirklich hervorgebracht wird; man kann alſo wohl ſagen: **ich diene dir ſieben Jahre**, weil dieſe ſieben Jahre eben durch den fortdaurenden Zuſtand des Dienens mit beſtimmt oder hervorgebracht werden, und alſo gleichſam wie ein unmittelbarer Gegenſtand dieſes Zuſtandes zu betrachten ſind. Hiervon im Folgenden mehr. **Ich diene dich** aber würde ſehr falſch ſeyn, weil die Perſon immer nur der Zweck von dem Zuſtande meiner Unterwürfigkeit oder meines Dienens bleibt; ſobald ich aber die Silbe **be** hinzuſetze, ſo umfaßt dieſer wirkſame Zuſtand, in welchen ich mir doch immer eine Reihe anbefohlner Handlungen denken muß, die ganze Perſon, welche vorher nur der Zweck des Dienens war, und nunmehr der Gegenſtand deſſelben wird; daher wird auch **bedienen** immer mehr auf die Perſon gezogen, als **dienen**, und daher entſteht auch der Unterſchied zwiſchen **Diener** und **Bedienter.** Der erſte betrachtet ſeinen Herrn nur als den Zweck ſeiner Dienſte, und bekümmert ſich übrigens nur um die Sache, welche ihm derſelbe zu verrichten aufgetragen hat, der andere betrachtet ſeinen Herrn, als den Gegenſtand ſeiner **Dienſte**, und bekümmert ſich vorzüglich um die Perſon deſſelben. Es iſt alſo ein groſſer Unterſchied dazwiſchen, wenn ich ſage: **er bedient mich**, und **er dient mir.**

Aus eben den Gründen, weswegen **dienen** den Dativ (Terminativ) zu ſich nimmt, findet derſelbe auch bei **gehorchen** ſtatt, welches ebenfalls eine Handlung, die in ſich ſelber zurückfällt, oder einen wirklichen Zuſtand anzeigt, wovon derjenige, dem ich gehorche, der Zweck iſt. Man ſieht auch leicht die Aehnlichkeit zwiſchen **gehorchen** und **dienen.**

Danken nimmt mit ſehr vielem Grunde einen Dativ, als Zweckwort, zu ſich, denn der unmittelbare Gegenſtand zwiſchen der Handlung und der Perſon, wird eben ſo, wie bei **drohen** und **helfen** ausgelaſſen, oder doch erſt nachgeholt, und zuweilen durch mehrere Worte ausgedrückt, als, ich danke Ihnen, daß Sie mich es haben wiſſen laſſen. Die letztern Worte, daß Sie mich es haben wiſſen laſſen, ſind der unmittelbare Gegenſtand der wirkſamen Empfindung, die wir Dank nennen, und die Perſon iſt der Zweck derſelben. Wenn ich ſage: ich liebe dich, ich ehre dich, ich ſehe dich, ſo ſind das im Grunde auch nur handlungenähnliche Empfindungen, wie der Dank, aber dieſe Empfindungen werden immer durch die Perſonen ſelber unmittelbar hervorgebracht, daher ſind die Perſonen auch wiederum die erſten Gegenſtände dieſer Empfindungen; die Empfindung des Danks aber wird nicht durch die Eigenſchaften der Perſon, ſondern durch eine wohlthätige Handlung derſelben, wovon ich der Gegenſtand war, in mir hervorgebracht; folglich muß die Empfindung des Danks auch allemal erſt durch die Erinnerung dieſe Handlung wieder durchgehn, ehe ſie auf die Perſon ſelber nur die mindeſte Beziehung haben kann; ich danke dich würde alſo nichts geſagt ſeyn, weil ich dadurch etwas unmögliches ausdrücken würde, indem ich die Empfindung des Dankens eben ſo unmittelbar auf die Perſon beziehen wollte, als die Empfindung des Liebens oder des Sehens. Man ſagt auch: ich bedanke mich, und macht ſich alſo ſelber zum Gegenſtande des Dankens, ſo daß dieſe Empfindung gleichſam unſer ganzes Weſen umgiebt; ich bedanke dich, kann man deswegen nicht ſagen, weil der Dank eine Empfindung iſt, die nur auf uns ſelber zurückfällt, und wovon ein andrer wohl der Zweck, aber nie der Gegenſtand ſeyn kann, wenn ſie auch noch ſo ſehr verſtärkt wird: eben ſo kann man auch nicht ſagen: ich freue dich, du freueſt mich, ſondern, ich freue mich, du freueſt dich, weil freuen ebenfalls eine Empfindung iſt, die auf die Perſon ſelber zurückfällt.

Liebkoſen nimmt auch nur einen Dativ, als Zweckwort, zu ſich, und hat, in Anſehung ſeiner Bedeutung, mit ſchmeicheln ſehr viele Aehnlichkeit. Es iſt eigentlich aus dem alten Worte koſen entſtanden, und heißt, jemanden etwas angenehmes oder ſchmeichelhaftes vorſchwatzen oder vorſagen. Das Angenehme oder Schmeichelhafte, was man alſo jemanden vorſagt, iſt eigentlich der Gegenſtand des Liebkoſens, dieſer Gegenſtand wird durch lieb, und die Handlung ſelber durch koſen ausgedrückt. Da man ſich alſo den unmittelbaren Gegenſtand des Liebkoſens ſchon in dem Worte ſelber denkt, ſo kann die Perſon nur der Zweck dieſer Handlung ſeyn: denn eben ſo wenig wie ich eine Perſon, als ein Wort ſagen kann, eben ſo wenig kann ich auch dieſelbe koſen, weil koſen und ſagen, in dem Betracht einerlei ſind, daß beide eigentlich nur Worte zu ihren unmittelbaren Gegenſtande haben. Man ſagt zwar auch: ich ſpreche dich, anſtatt, ich ſpreche mit dir, da doch dasjenige, was man ſpricht, und nicht die Perſon, mit der man ſpricht, der erſte Gegenſtand des Sprechens iſt. Allein es liegt ein Unterſchied darin, wenn ich ſage: ich

habe verſchiedenes mit ihm geſprochen, und, **ich habe ihn geſprochen**: im letztern Falle ſcheint es, als wenn ich die Sache, die ich geſprochen habe, über die Perſon vergeſſe, mit der ich geſprochen habe; und ich ſetze in meinen Gedanken die Perſon an die Stelle des unmittelbaren Gegenſtandes meines Sprechens. Wenn einer zum erſtenmale von einem berühmten Manne kömmt, den er kennen gelernt hat, ſo wird er ſagen: **ich habe ihn geſehen und geſprochen**, nachher aber, wenn er erſt mehr mit ihm bekannt iſt, ſo ſagt er: **ich habe dieſes und jenes mit ihm geſprochen.** Warum ſagt man aber nicht eben ſo gut: **ich ſpreche dir etwas**, als, **ich ſage dir etwas**? Es ſcheint, als ob man ſich beim Sprechen mehr die mechaniſche Hervorbringung der Worte, und beim Sagen mehr das Vernünftige und Zweckmäßige derſelben denkt. Herr Stoſch hat ſchon einen ähnlichen Unterſchied zwiſchen **ſprechen** und **reden** bemerkt.

Bei dem Worte **widerſprechen** fällt es auch ſehr leicht in die Augen, warum daſſelbe einen Dativ (Terminativ), als Zweckwort, zu ſich nimmt: denn ich ſpreche ja nicht wider die Perſon, ſondern wider die Sache, die von derſelben vorgetragen iſt. Dieſe Sache iſt alſo der unmittelbare Gegenſtand des Widerſprechens, und die Perſon iſt der Zweck deſſelben; weil aber die Sache oft ganz ausgelaſſen, oder doch immer erſt nachgeholt wird, ſo ſcheint es, als ob **widerſprechen** keinen unmittelbaren Gegenſtand hätte, und als ob es eine Handlung anzeigte, die in ſich ſelbſt wieder zurückfiele.

Das Wort begegnen drückt ein wechſelſeitiges Entgegenkommen aus, daher iſt es einerlei, wenn ich ſage: er begegnete mir, und ich begegnete ihm. So wie nun kommen eine Handlung iſt, die keinen unmittelbaren Gegenſtand hat, ſondern in ſich ſelber zurückfällt, ſo trift eben dieſes bei dem Worte begegnen ein, in welchem der Begriff von kommen mit enthalten iſt. Man ſollte aber denken, die Silbe be machte, ſo wie bei andern Wörtern auch hier, die Perſon zum unmittelbaren Gegenſtande der Handlung, allein ſie thut hier weiter nichts, als daß ſie die bloſſe Präpoſition gegen in eine Handlung verwandelt, ſo wie ſie dieſes auch bei andern bloſſen Nennwörtern thut, als ich bewäſſere, wo blos durch die Silbe be das Nennwort Waſſer in ein Wort verwandelt wird, welches eine Handlung anzeigt: ohngeachtet der Silbe be alſo fällt die Handlung des Begegnens dennoch in ſich zurück, und kann alſo eben deswegen nur einen Dativ, als Zweckwort, nach ſich haben.

Bei dem Worte fluchen wird der unmittelbare Gegenſtand dieſer Handlung, oder das Böſe, was man jemanden anwünſcht, ausgelaſſen, oder vielmehr man denkt ſich daſſelbe in das Wort fluchen ſchon ſelber mit hinein, darum ſagt man: ich fluche dir; eben ſo ſollte man nun auch ſagen: ich ſegne dir, weil der unmittelbare Gegenſtand des Segnens doch nicht die Perſon, ſondern das Gute iſt, was man der Perſon anwünſcht. Allein es ſcheinet, als ob wir uns daran gewöhnt haben, uns unter dem Worte **ſegnen** ſoviel, als **wirklich glücklich machen**, zu denken: unter **fluchen** ſtellen wir uns aber nicht **unglücklich machen**, ſondern nur **Unglück anwünſchen** vor; daher ſagen wir auch nicht, **jemanden mit einer Sache fluchen**, wohl aber, **jemanden mit einer Sache ſegnen**. Auf die Art wird es vorzüglich von Gott gebraucht, und **Gott ſegne dich!** heißt ſo viel, als, **Gott mache dich glücklich**, oder, **beglücke dich!** Und auf die Art kann man ſich nun die Perſon ſehr natürlich als den unmittelbaren Gegenſtand des Segnens denken, und alſo auch den Akkuſativ (Objektiv) bei dem Worte **ſegnen** hieraus erklären.

Dieſe Regeln wird nun ein jeder ſelber auf die übrigen ähnlichen Wörter, welche ihm ſonſt noch vorkommen ſollten, anwenden können. Was von den Wörtern: **nachgehen**, **nachkommen**, **zuſehen** und **zuhören** geſagt iſt, das gilt von allen Wörtern, die mit **nach** und **zu** zuſammengeſetzt ſind.

Von den unperſönlichen Zeitwörtern.

Es giebt einige Zeitwörter, welche man unperſönliche nennt, als z. B. **es blitzt**, **es donnert**, **mich ſchaudert** u. ſ. w. Dieſe haben ihre Benennung daher erhalten, weil man ſich unter denſelben eine bloſſe Veränderung, die in einer gewiſſen Zeit geſchiehet, ohne eine handelnde Perſon,

ſon, wodurch dieſe Veränderung hervorgebracht wird, denkt; eigentlich nimmt man bei denſelben gar nicht einmal auf eine würkende Urſach Rückſicht. Denn wenn ich ſage: *es donnert*; ſo kann ich mir unter dem Worte es nichts anders als den Donner ſelber vorſtellen, und *es donnert* heißt alſo eigentlich ſo viel, als, *das Donnern geſchiehet*, oder *es ereignet ſich eine Veränderung in der Natur, die ich donnern nenne*. Da ich mir nun das Donnern nicht als eine Handlung denke, ſo ſtelle ich mir auch kein handelndes Weſen vor, von dem es ausgeht, ſondern nach meiner Vorſtellung geſchiehet es vermöge ſeiner eignen Natur gleichſam in und durch ſich ſelber, weil mir die Urſach des Donnerns nicht in die Augen fällt. Ich höre wohl, daß es donnert, aber wer oder was das Donnern hervorbringt, weis ich nicht; denn bis auf die erſte wirkende Urſach deſſelben kann ich nicht zurückgehen, und die Gewitterwolken, als die nächſte Urſach, kann ich mir unmöglich als handelnde Weſen denken, darum ſage ich nicht: *der Himmel donnert*, oder *die Wolken donnern*, ſondern *es donnert*. Wenn wir nun alle Veränderungen in der Natur, wobei wir uns keine handelnde Perſon denken, die dieſelben hervorbringt, mit unperſönlichen Zeitwörtern bezeichnen wollten, ſo müßten dieſer Wörter eine ſehr groſſe Menge ſeyn, und doch haben wir ihrer verhältnißmäſſig nur ſehr wenige: woher mag dieſes kommen? Ganz gewiß daher, weil wir als lebende und denkende Weſen gern der ganzen lebloſen Natur unſer

Bild eindrücken: eine jede Vorſtellung äuſſerer Gegenſtände muß erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber durchgehen, daher erhält ſie auch allemal ihr Gepräge von uns ſelber: wir betrachten alle Dinge auſſer uns nur in ſo fern ſie eine gewiſſe Aehnlichkeit mit uns ſelber haben, oder vielmehr wir ſuchen ihnen dieſe Aehnlichkeit auf alle mögliche Weiſe zu geben, daher laſſen wir die lebloſen Dinge handeln und empfinden, indem wir uns entweder die bloſſen Veränderungen derſelben als Handlungen denken, wenn wir z. B. ſagen: *die Sonne ſteigt empor*, oder indem wir uns die nächſten in die Augen fallenden Urſachen der Veränderungen in der Natur als handelnde Weſen vorſtellen, wenn wir z. B. ſagen: *die Bäume tragen Früchte*, und nicht anſtatt deſſen: *die Früchte entſtehen auf den Bäumen*, oder *es fruchtet auf den Bäumen*. *Der Dampf ſteigt in die Höhe*, ſagen wir, da er doch nicht ſelber in die Höhe ſteigt, ſondern ihn nothwendiger weiſe irgend etwas in die Höhe treibt oder zieht; dieſes unbekannte Etwas wird bei den unperſönlichen Zeitwörtern immer durch *es* ausgedrückt, wir ſagen aber nicht: *es treibt den Dampf in die Höhe*, ſondern theilen ihm lieber eine handelnde Kraft mit, und ſagen: *er ſteigt in die Höhe*. Wir bedienen uns der unperſönlichen Zeitwörter nicht gern anders, als im höchſten Nothfall, wenn uns nemlich die Urſach einer Veränderung in der Natur nicht auffallend und beſtimmt bekannt iſt, oder wenn wir dieſelbe

ſelbe ganz und gar nicht wiſſen, wie z. B. bei den Erſcheinungen, die man Geſpenſtern zuſchreibt, wo man ſich immer des unperſönlichen es bedient, indem man ſagt: **es wandelt, es poltert, es geht um** u. ſ. w. Demohngeachtet aber ſagt man, **der Wind wehet,** anſtatt **es wehet,** gleichſam als ob die Veränderung, die wir **wehen** nennen ein handelndes Weſen wäre, welches ſich ſelber hervorbringen könnte; eben ſo könnte ich auch ſagen: **der Donner donnert, der Blitz blitzet,** u. ſ. w. Man ſieht aber hieraus, wie weit die Begierde geht, allem denjenigen, was wir auſſer uns bemerken, unſre handelnde Kraft, in unſrer Vorſtellung mitzutheilen. Man kann die unperſönlichen Zeitwörter eintheilen in ſolche, welche Veränderungen oder Begebenheiten außer uns in der Natur, und in ſolche, welche Veränderungen oder Empfindungen in uns ſelber anzeigen. Veränderungen in der Natur außer uns können im eigentlichen Verſtande keinen unmittelbaren Gegenſtand haben, und es würde ungereimt ſeyn, zu ſagen: **es donnert mich,** oder, **es regnet mich.** Die Empfindungen in uns aber nähern ſich ſchon gewiſſermaſſen den Handlungen, weil ſie die Perſon zum unmittelbaren Gegenſtande haben, in welcher ſie vorgehen, daher klingt es uns nicht ungereimt, wenn wir ſagen: **es hungert mich,** oder **es dürſtet mich.** Da ich jetzt von den unperſönlichen Zeitwörtern nur in Rückſicht auf den Akkuſativ und Dativ rede; ſo darf ich **mich** bei denen, die eine Veränderung in der

Natur auſſer uns anzeigen, nicht lange aufhalten, weil dieſe eigentlich gar keinen Kaſus nach ſich haben können, ausgenommen, wenn man z. B. ſagt: es regnet den ganzen Tag: hier nimmt regnen den Akkuſativ der Zeit zu ſich, von welchem nachher ausführlicher gehandelt werden ſoll. Man ſagt aber auch: es regnet große Tropfen, und es ſchneiet große Flocken, gleichſam als ob die Tropfen der Gegenſtand des Regnens und die Flocken der Gegenſtand des Schneiens wären, da man ſich doch die Tropfen und die Flocken ſchon unter den Wörtern regnen und ſchneien mit denkt. Das Herunterfallen in Streifen aus der Luft hat das Regnen auch mit dem Schloſſen gemein, es unterſcheidet ſich blos dadurch, daß beim Schloſſen kleine Eisklümpchen, und beim Regnen Tropfen herunterfallen; dieſe Tropfen Waſſer könnte ich alſo in meinen Gedanken eigentlich gar nicht von demjenigen trennen, was ich unter dem Worte regnen begreiffe, und doch thue ich dieſes, indem ich ſage: es regnet große Tropfen. Allein ob ich mir gleich keinen wirklichen Regen ohne Tropfen denken kann, ſo kann ich ihn mir doch ſehr wohl ohne große Tropfen vorſtellen: die auſſerordentliche Gröſſe der Tropfen iſt alſo ein Umſtand, welcher beſonders ausgedrückt werden muß, weil er noch nicht in dem Worte regnen mit enthalten iſt; nun kann ſich ber das Beiwort groß nicht auf das Herunterallen in Streifen, ſondern blos auf die Tropfen eziehen, welche herunterfallen: darum muß ich die Vorſtellung, welche das Wort **regnen** umfaßt, dem Beiworte groß zugefallen, heilen, und ich denke mir nun das Herunterfallen der Tropfen als etwas, wodurch dieſe Tropfen hervorgebracht werden, oder ich mache die Tropfen zum unmittelbaren Gegenſtande des Herunterfallens, und gebe ihnen daher die Endigung des Akkuſativs. Man hat ſich aber auch ſchon daran gewöhnt, die Art des Herunterfallens aus der Luft von demjenigen, was herunterfällt, öfters in Gedanken zu trennen, daher kommen die uneigentlichen Redensarten: **es regnet Pfeile, es regnet Kugeln**, u. ſ. w. **Ich weine**, heißt ſchon, **ich vergieſſe Zähren**; demohngeachtet ſagt man: **eine Zähre weinen**. Man ſagt auch: **es friert Eis**. Das Wort **Eis** ſcheinet hier überflüſſig zu ſtehen, denn unter **frieren**, wenn es auſſer mir eine Veränderung in der Natur anzeigt, denke ich mir immer eine ſolche Kälte, welche verurſachet, daß das Waſſer zu Eis wird. Mit den übrigen unperſönlichen Zeitwörtern, die auſſer uns eine Veränderung in der Natur anzeigen, hat es weiter keine Schwierigkeit in Anſehung der Kaſus; denn wenn ich ſage: **es nebelt, es thauet, es hagelt, es blitzet, es donnert**, u. ſ. w. ſo kann ich mir bey dieſen Zeitwörtern keinen unmittelbaren Gegenſtand, als den Nebel, den Thau, den Hagel, den Blitz, den Donner ſelber denken: betrachte ich dieſe Veränderungen aber im Verhältniß auf eine Perſon, ſo kann dieſe Perſon nur im Dativ (Terminativ) ſtehn, weil ſie niemals

mals der unmittelbare Gegenſtand jener Veränderungen ſeyn kann: daher ſage ich z. B. **es regnet mir zu ſtark, es nebelt mir zu ſehr** u. ſ. w. Unter die unperſönlichen Zeitwörter von dieſer Art gehören auch die Ausdrücke: **es iſt helle, es iſt dunkel, es iſt kalt, es iſt warm,** (wenn ich mir Wärme und Kälte auſſer mir dabei denke), und ähnliche; denn ich denke mir unter dem **es** ebenfalls weiter nichts als die Kälte, die Wärme, die Dunkelheit und die Helligkeit ſelber. Daher muß ich ebenfalls ſagen: **es iſt mir zu kalt, es iſt mir zu warm,** u. ſ. w. — Wie mag der Ausdruck, **es iſt kalt,** wol entſtanden ſeyn? Man empfand die Kälte, und der einzelne Laut **kalt** war vermuthlich dasjenige, womit man das Kaltſeyn zuerſt bezeichnete; allein dieſes war ein bloſſer Laut, und noch keine Rede. Das Bedürfniß, die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, machte, daß man das Wort **iſt** hinzuſetzte, da man nun aber die Kälte nicht ſah' und nicht hörte, ſondern nur empfand, ſo betrachtete man ſie als eine Eigenſchaft, welche man irgend einem andern Weſen zuſchreiben müſſe; ein ſolches Weſen fand man nicht, man ſetzte alſo an die Stelle deſſelben das Fürwort **es**, worunter man ſich aber im Grunde auch weiter nichts als die Kälte ſelber dachte; **iſt kalt** macht zuſammen ein Prädikat aus, wovon **es** das Subjekt iſt. Das bloſſe Daſeyn kann überhaupt niemals einen unmittelbaren Gegenſtand, ſondern nur einen Zweck haben, dieſer Zweck wird entweder durch den Dativ (Terminativ), oder auch durch die Präpoſition zu mit einem andern Zeitworte ausgedrückt, ſo ſagt man z. B. es iſt zu beſorgen, es iſt ſich zu verwundern u. ſ. w.

Folgende unperſönliche Zeitwörter zeigen weder eine Verändernng auſſer uns in der Natur, noch eine Veränderung oder Empfindung in uns ſelber, ſondern etwas Allgemeineres auſſer uns, entweder für ſich, oder in Rückſicht auf uns ſelber, an: es giebt, es kömmt darauf an, es liegt daran, es ſteht bei mir, es kömmt an mich, es iſt an mir, es geht mich an, es glückt mir, es gelingt mir. — Es giebt einen Menſchen, heißt weiter nichts, als es iſt ein Menſch da. Dieſes Daſeyn aber denke ich mir als ein Weſen, welches den Menſchen gleichſam hergiebt, darum ſteht dieſer auch im Akkuſativ (Objektiv). Denn es giebt ein Menſch, heißt ſo viel, als ob der Menſch ſelber etwas hergäbe, oder das Subjekt des Gebens wäre. — Es kömmt auf ſeinen Fleiß an, und es liegt an ſeiner Trägheit: kommen hat hier den Akkuſativ (Objektiv) nach ſich, weil es eine Bewegung anzeigt, liegen aber einen Dativ (Adjektiv), weil ich mir eine Ruhe dabei denke. Darauf ankommen brauche ich mehr, wenn ich zweifle, ob etwas geſchehen wird, daran liegen aber brauche ich, um ein Hinderniß auszudrücken, weswegen etwas nicht geſchiehet. So lange eine Sache noch an der andern liegt, oder ſich darauf ſtützt, kann ſie nicht weggeſchaft werden, z. B. es liegt an ſeiner Trägheit, daß er nichts lernt, heißt ſo viel: ſein Nichtslernen ruht oder ſtützt ſich gleichſam auf ſeine Trägheit. Man ſagt: es ſteht bei mir, ob es geſchehen ſoll. Der Dativ (Objektiv) iſt hier ebenfalls ſehr leicht zu erklären, weil ich mir bei ſtehen eine Ruhe denke. Der Ausdruck will ſo viel ſagen: die Sache bleibt in ihrem Fortgange bei mir gleichſam ſtill ſtehen, und ich muß ihr nun den Ausſchlag geben. Es kömmt an mich, ſage ich aus dem Grunde, weil kommen eine Bewegung irgend einer Sache an mich hinan bedeutet; ich ſage aber, es iſt an mir, weil die Bewegung wegfällt, indem die Sache nun ſchon da iſt, wo ſie ſeyn ſoll. Unter dem es denkt man ſich hier eigentlich die Reihe oder die Ordnung, worinn etwas geſchiehet oder erfolgt; auf die Art ſagt man: die Reihe oder die Ordnung z. B. des Sterbens kömmt an mich (gleichſam indem ſie mir nun ſo nahe, wie möglich, gekommen iſt). Was noch das Wort angehen anbetrift, ſo iſt der Akkuſativ (Objektiv) ebenfalls daraus zu erklären, weil ich mir bei dem Angehn eine Bewegung denke, wovon ich der Gegenſtand bin. Es geht mich nicht an, dieſer Ausdruck will ſo viel ſagen: die Sache reicht nicht bis an mich hinan, oder ſie berührt mich nicht ſo nahe, daß ich mich um dieſelbe zu bekümmern hätte. Es glückt mir, und es gelingt mir: die Sache glückt oder gelingt, das heißt, ſie nimmt einen guten Ausgang; der unmittelbare Gegenſtand dieſes guten Ausgangs oder des Glückens und Gelingens iſt die Sache ſelber, ich bin aber der Zweck davon: das Glücken und Gelingen iſt zu ſehr auſſer mir, als daß es eine unmittelbare Wirkung auf mich haben könnte, ſo wie z. B. das Verlangen, welches eine Empfindung in mir ſelber iſt, die mich wirklich in Bewegung ſetzt, ſo daß ich mit Grunde ſage, **es verlanget mich.** **Es geht mir wohl**, läßt ſich leicht aus dem vorhergehenden erklären: **gehen** kann nemlich ohne eine Präpoſition niemals einen Akkuſativ (Objektiv) nach ſich haben, der Zuſatz **wohl** aber macht, daß es hier auf die Perſon abzwecken kann, daher nimmt es den Dativ (Terminativ) zu ſich.

Ich gehe nunmehro zu den unperſönlichen Zeitwörtern über, welche gewiſſe Veränderungen oder Empfindungen in uns ſelber anzeigen, in ſo fern dieſe nicht von uns abhängen. Wir betrachten dieſe Empfindungen, welche ohne unſer Zuthun in uns entſtehen, gleichſam als Handlungen, und machen uns zum Gegenſtande derſelben, daher ſagen wir z. B. **es hungert mich.** Man kann ſich einerlei Sache oft auf eine ſehr verſchiedene Weiſe denken. So heißt es im Engliſchen: **ich bin hungrig**, im Franzöſiſchen: **ich habe Hunger**, und wir ſagen: **es hungert mich.** Wenn ich ſage: **ich bin hungrig**, ſo verwebe ich gleichſam die Vorſtellung von dem Hunger in die Vorſtellung von mir ſelber; ſage ich: **ich habe Hunger**, ſo ſondere ich dieſe Empfindung von mir ab, und rechne ſie unter die Dinge, die ich gern oder ungern beſitze, ich mache die Empfindung des Hungers alſo gewiſſermaßen von mir abhängig; ſage ich aber: **mich hungert**, ſo denke ich mir die Empfindung des Hungers als handelnd, mich aber als leidend, und mache mich alſo gleichſam von dem Hunger abhängig; hieſſe es, **mir iſt hungrig**, ſo dächte ich mir die Empfindung des Hungers nicht als handelnd, ſondern als eine blos für ſich ſelber beſtehende Sache, wovon ich aber der Zweck bin, weil ſie mir nützlich oder ſchädlich ſeyn kann, ob ſie gleich nicht unmittelbar auf mich wirkt. Eben ſo könnte es nun auch heiſſen: **ich bin durſtig, ich habe Durſt,** oder **mir iſt durſtig**; wir ſagen aber, **es durſtet mich**: und demohngeachtet ſagen wir doch nicht, **es eckelt mich**, ſondern **es eckelt mir**, da doch **eckeln** ebenfalls eine Empfindung in uns ſelber anzeigt, eben ſo wie hungern und durſten. Was mag denn wol für ein Unterſchied z. B. zwiſchen **hungern** und **eckeln** ſeyn, daß das erſtere den Akkuſativ (Objektiv), und das andere den Dativ (Terminativ) zu ſich nimmt? **Hungern** zeigt mehr eine ſolche Empfindung an, die aus uns ſelber und in uns ſelber ihren Urſprung nimmt, **eckeln** aber eine ſolche, die durch einen äuſſern Gegenſtand in uns erweckt werden muß: ich ſondere daher auch dieſe letztere Empfindung ſchon etwas mehr von mir ſelber ab, und betrachte mich nur als den Zweck, nicht aber als den unmittelbaren Gegenſtand derſelben. Hierauf können wir nun eine neue Eintheilung der unperſönlichen Zeitwörter, welche Empfindungen in uns ſelber anzeigen, bauen, nemlich in ſolche, wo die Empfindung, die ſie anzeigen, mehr in und aus uns ſelber entſteht, und in ſolche, wo dieſelbe mehr von auſſen her in uns erweckt wird, die erſtern nehmen den Akkuſativ (Objektiv), und die andern den Dativ (Terminativ) zu ſich. Wir wollen in dieſer Rückſicht auch einige von dieſen Wörtern neben einander ſtellen, wo der angegebne Unterſchied ſehr deutlich in die Augen fallen wird; eben ſo, wie man ſagt:

es hungert mich, und, es eckelt mir (vor einer Sache); ſo ſagt man auch:

es verlanget mich (nach einer Sache), und, es grauet mir (vor einer Sache).

Verlangen entſteht mehr durch unſer eigenes inneres Bedürfniß, darum denken wir uns als den unmittelbaren Gegenſtand des Verlangens, oder wir denken bei dieſer Empfindung eher an uns ſelber, als an die Sache, nach welcher uns verlanget, weil das Verlangen gleichſam durch uns erſt eine Beziehung auf die Sache haben kann. Grauen hingegen iſt nicht ſo ſehr eine Empfindung, die aus uns herausgeht, uns ſelber zum unmittelbaren Gegenſtande, und eine Sache auſſer uns zum Zweck hat, als vielmehr eine Empfindung, die uns von einer Sache auſſer uns auf eine ſolche Art eingeflößt wird, daß wir ſelber der Zweck dieſer Empfindung ſind: darum denken wir uns beim Grauen erſt die Sache, wovor uns grauet, und dann erſt uns ſelber, nicht als den unmittelbaren Gegenſtand, ſondern als das Ziel, worauf die Empfindung des Grauens abzweckt. Man ſagt ferner:

es dünkt mich, und, es däucht mir.

Indem ich dieſe beiden Wörter gegen einander halte, ſchlage ich des Herrn Stoſch Synonymen nach, und finde zu meinem Vergnügen, daß ich mit demſelben gerade einerlei Gedanken gehabt habe. Er ſetzt nemlich auch den Unterſchied feſt, daß der Zuſtand des Dünkens durch ein inneres Urtheil der Seele, der Zuſtand des Däuchtens hingegen durch die Vorſtellung von einem äuſſern ſinnlichen Gegenſtande hervorgebracht werde. Dieſer Unterſchied begünſtigt ſehr meinen Satz, daß wir nicht ohne Grund ſagen: es dünkt mich, und es däucht mir, ſondern weil das Dünken nicht nur in mir ſelber vorgeht, ſondern auch in mir ſelber durch Erinnerungen, oder durch unvollſtändige Schlüſſe entſtanden iſt, und doch von mir unabhängig zu ſeyn ſcheinet, ſo denke ich mich wenigſtens als den nächſten Gegenſtand des Dünkens, wenn ich mich gleich nicht für den Urheber deſſelben halten kann, indem bei dem Dünken ſich meine Gedanken unwillkührlich entwickeln. Die Empfindung des Däuchtens hingegen kömmt erſt von auſſen in meine Seele, ich kann mich alſo nicht ſo nahe damit verweben, daß ich mich als den nächſten Gegenſtand derſelben dächte, ſondern ich betrachte ſie als etwas für ſich beſtehendes, wovon ich aber der Zweck bin. Anſtatt es dünkt mich, ſagt man auch, es gemahnet mich: dies gebraucht man aber vorzüglich, wenn man ſich bei einer Sache an eine ähnliche *erinnert*. Bei dem *Gemahnen* denkt man ſich mehr eine dunkle Erinnerung, und bei dem Dünken mehr ein unvollſtändiges Urtheil. *Ahnden* hat eine groſſe Aehnichkeit mit *däuchten*, nur daß bei dem Ahnden das noch künftig iſt, was bei dem Däuchten gegenwärtig war: *däuchten* iſt ein dunkles Bewußtſeyn von einer Sache, die jetzt vorgeht, *ahnden* aber von einer Sache, die künftig erſt vorgehen ſoll, beide aber entwickeln ſich nicht aus dem vorhergehenden Zuſtande der Seele ſelber, ſondern werden erſt von auſſen her in derſelben erweckt, darum ſagen wir auch, *es ahndet mir*, aus eben dem Grunde, warum wir ſagen, *es däucht mir*. Nun iſt es auch klar, aus welchem Grunde man ſagen muß, *es ſcheinet mir*, denn das Scheinen drückt nicht ſowohl eine Empfindung in mir ſelber, als vielmehr den Zuſtand der Sache aus, welcher mir ſo oder anders zu ſeyn ſcheinet; daher betrachte ich mich nur als das Ziel, worauf das Scheinen einer Sache abzweckt, und ſage: es *ſcheinet mir*, eben ſo, wie ich ſage, *es kömmt mir vor*, denn das *Vorkommen* bezieht ſich auch mehr auf die Sache, welche mir vorkömmt, als daß es eine Empfindung in mir ſelber anzeigen ſollte. *Es iſt mir ſo*, iſt eine ähnliche Redensart. Man ſagt nemlich: *es iſt mir ſo*, als ob ich ihn ſchon einmal geſehen hätte; hier redet man ganz im Allgemeinen von einer Empfindung, die man nicht in ihrer beſondern Art beſchreiben kann. Ueberhaupt braucht man das iſt oft als ein allgemeines Zeichen, welches die Stelle eines andern fehlenden Zeitworts vertritt, und dann iſt es das bei den Zeitwörtern, was bei den Nennwörtern die Fürwörter ſind, und ſo wie in dem Ausdrucke, *es iſt mir ſo*, das es anſtatt einer unbekannten Sache ſteht, eben ſo ſteht das *iſt* anſtatt eines unbekannten Zuſtandes. Sage ich daher blos: *ich bin*, ſo iſt *bin* eben ſo wohl ein *Fürzeitwort*, wie *ich* ein *Fürnennwort* iſt: dies gilt aber nur von dem Worte *iſt*, in ſo fern man es von dem Urtheil oder der Bejahung, die darinn enthalten iſt, und alſo gleichſam von ſich ſelber, abſondert, um ſich ein Etwas darunter zu denken, das man nicht anders zu benennen weiß. Sage ich aber z. B. *es iſt warm*, ſo macht, *iſt warm*, ein Prädikat aus, wovon *es* das Subjekt iſt, wie ich ſchon vorher gezeigt habe; hier vertritt das iſt nicht die Stelle eines andern Zeitworts, ſondern es iſt in demſelben die Bejahung oder das Urtheil enthalten, wodurch ich die Wirklichkeit der Wärme behaupte. Woher mag es aber kommen, daß, ſobald von der Wärme auſſer mir die Rede iſt, ich niemals ſagen kann, *mir iſt warm*, ausgenommen, wenn ich mir die Wärme im Verhältniß gegen mich denke, und ſage z. B. *es iſt mir zu warm*? — Die Kälte und Wärme auſſer mir empfinde ich nicht allein, ſondern ein jeder empfindet ſie, der ihr ſo, wie ich, ausgeſetzt iſt. Sagte ich alſo an einem heiſſen Tage: *es iſt mir warm*, um das heiſſe Wetter dadurch anzuzeigen, ſo käme dieſes ungereimt heraus, weil ich nach meinem Ausdruck alle Wärme der Witterung gleichſam auf mich allein eingeſchränkt, und die andern Menſchen davon ausgeſchloſſen zu ſeyn glaubte. Warm kann alſo die Witterung mir unmöglich allein ſeyn, aber, daß ſie mir ganz allein **zu** warm ſeyn kann, dieſes läßt ſich ſehr wohl denken; und in ſo fern ſie mir zu warm iſt, ſetze ich mich nun ſelber gleichſam zum Ziel derſelben, und ſage: **es iſt mir zu warm**. So bald ich dieſes **zu** weglaſſe, und mich deſſelben Ausdrucks bediene, wird jederman ſchlieſſen, daß ich von einer Wärme rede, die ich nur allein empfinde, und hier iſt alsdenn der Dativ (Terminativ) der Sache ſehr angemeſſen; indem ich nemlich ſage: **es iſt mir warm**, und mir eine innere Wärme darunter gedenke, ſo kann ich auch niemanden auſſer mir als den Zweck dieſer Wärme auszeichnen. Auf eben die Art ſagen wir auch: **mir iſt kalt, mir iſt wohl, mir iſt übel, mir iſt bange**. Man könnte einwerfen: dies ſind doch auch Empfindungen, die in uns ſelber und aus uns ſelber entſtehen, und von denen wir der nächſte Gegenſtand ſind, warum ſetzt man alſo hier nicht auch den Akkuſativ (Objektiv) und ſagt: **mich iſt wohl, mich iſt bange** u. ſ. w. ſo wie man ſagt: mich hungert, mich durſtet? Allein wir denken uns dieſe Empfindungen nun einmal als einen bloſſen Zuſtand, der Akkuſativ (Objektiv) aber ſetzt immer eine Handlung oder Bewegung voraus, ſobald wir uns alſo das Wohlſeyn, die Wärme u. ſ. w. nicht als Handlung oder Bewegung, ſondern blos als einen unthätigen Zuſtand denken, ſo können wir auch unmöglich mehr als Zweck dieſes Zuſtandes ſeyn, dächten wir uns den Hunger und Durſt auch nur als Zuſtand, ſo müßten wir ebenfalls ſagen: mir iſt hungrig, mir iſt durſtig: allein diejenigen Empfindungen aus und in uns ſelber, welche am lebhafteſten ſind, als Hunger, Durſt, Verlangen, denken wir uns auch gern als handelnd, und denken uns gern als den unmittelbaren Gegenſtand derſelben, um uns gleichſam deſto ſtärker mit ihnen zu verweben. So wie der Ausdruck, es iſt mir, einen Zuſtand in uns ſelber ausdrückt, wovon wir uns als den Zweck denken; ſo zeigt, es gehört mir, eine wirkliche Sache auſſer uns an, von deren Daſeyn wir der Zweck ſind. Dieſes gehört hat mit iſt viele Aehnlichkeit, und die Lateiner haben es auch ebenfalls durch iſt ausgedrückt, dieſes Haus iſt mir, oder, wie wir ſagen, dieſes Haus gehört mir, heißt ſo viel als, ich bin gegenwärtig der Zweck von dem Daſeyn dieſes Hauſes: freilich finde ich als Zweck nur in meinen Gedanken, nicht aber in dem Daſeyn des Hauſes wirklich ſtatt, da dieſes kein denkendes Weſen iſt: das Haus an ſich iſt weder um ſein ſelbſt noch um meinetwillen da, aber ich betrachte es einmal ſo, und bediene mich deſſelben auf eine ſolche Art, daß es um meinetwillen da ſeyn muß; und in ſo fern ſehe ich mich auch nun als den Zweck ſeines Daſeyns an. Aus eben dem Grunde nimmt auch

fehlen den Dativ (Terminativ) zu ſich: Das Wort **fehlen** zeigt an, daß etwas nicht da iſt, welches doch Daſeyn ſollte. Das bloße Nichtdaſeyn kann niemals unmittelbar auf mich wirken, wohl aber mittelbar auf mich abzwecken, daher kann ich mich auch nicht als das Objekt, ſondern nur als den Zweck des Fehlens betrachten, deswegen ſage ich alſo nicht, **es fehlet mich**, ſondern, **es fehlet mir**. Dieſes beiläufigr! Und was nun die unperſönlichen Zeitwörter anbetrift, welche die lebhaftern Empfindungen in und aus uns ſelber anzeigen, und welchen wir eben deswegen in unſrer Vorſtellung eine handelnde Kraft beilegen, die ſie an ſich nicht haben können, ſo wollen wir auſſer den angeführten, noch auf folgende aufmerkſam ſeyn: **es friert mich, es ſticht mich, es ſchläfert mich, es ſchaudert mich, es ſchmerzt mich, es kränkt mich, es betrübt mich, es jammert mich, es verdrießt mich, es gereuet mich.** Dies ſind ſo lebhafte und ſtarke Bewegungen in uns, wobei es uns gleichſam vorkömmt, als ob ein handelndes Weſen ſie in uns hervorbrächte, darum denken wir ſie uns als Handlungen, da wir uns hingegen, das **Warmſeyn, Kaltſeyn, Wohlſeyn, Uebelſeyn**, im Gegenſatz gegen jene lebhaftern und ſtärkern Empfindungen, nicht ohne Grund ſchon mehr als einen bloßen Zuſtand denken. Dieſer Unterſchied fällt insbeſondre auf bei den Ausdrücken **mich friert** und **mir iſt kalt**: die lebhaftere Empfindung der Kälte denke ich mir als Handlung, und die ſchwächere nur als einen Zuſtand. Was den Ausdruck es ſticht mich anbetrift, ſo iſt folgendes dabei zu bemerken: geht das Stechen z. B. in meinem Finger vor, ſo daß ich eine ähnliche Empfindung in demſelben habe, als ob ich geſtochen würde, ſo muß ich ſagen: es ſticht mich im Finger; ich bin alsdenn das Objekt, der Finger aber wird das Adjekt des Stechens: wird aber die Empfindung, die ich bei dem Stechen habe, von auſſen her verurſacht, und ſage ich, z. B. die Nadel ſticht, ſo muß es mir und in den Finger heiſſen, denn die Nadel betrachte ich nun als ein handelndes Subjekt, den Finger als den Gegenſtand, und mich als den Zweck der Handlung, daher muß nunmehro der Finger im Akkuſativ (Objektiv) und ich im Dativ (Terminativ) ſtehen, und es muß heiſſen: die Nadel ſticht mir in den Finger, ſo wie man ſagt, ich ſteche dir in den Finger. Schläfern iſt dem Anſchein nach keine lebhafte Empfindung in uns, allein ihre Wirkung auf uns iſt demohngeachtet eine der ſtärkſten, indem ſie uns aus dem Zuſtande des Wachens ſchnell in den Zuſtand des Schlafens verſetzen kann. Mir iſt ſchläfrig zeigt ſchon einen ſchwächern Grad dieſer Empfindung an, indem ich ſie mir als einen Zuſtand, der blos auf mich abzweckt, nicht aber als etwas unmittelbar auf mich wirkendes denke. Sage ich, ich bin ſchläfrig, ſo verwebe ich die Vorſtellung der Empfindung des Schläferns mit der Vorſtellung von mir ſelber, und denke mir dieſelbe auf eine Zeitlang als eine Eigenſchaft von mir. Warum ſagen wir aber nicht, **es ſchläft mich**, da wir doch ſagen, **es ſchläfert mich**? — Wir ſagen **ich ſchlafe** und betrachten das Schlafen als etwas, das von uns abhängt, das Schläfern hingegen als etwas, von dem wir abhängen; und dieſes thun wir nicht ohne Grund, denn niemals werden wir wider Willen **ſchlafen**, wohl aber kann es uns wider Willen **ſchläfern**: wir können auch wohl ſagen, **ich will ſchlafen**, aber niemals, **ich will ſchläfern**: daher iſt **ſchläfern** nicht ohne Urſach ein unperſönliches Zeitwort, und weil es eine Empfindung anzeigt, die in und aus uns ſelber entſteht und lebhaft auf uns wirkt, ſo nimmt es auch nicht ohne Grund den Akkuſativ (Objektiv) ohne eine Präpoſition zu ſich. **Schaudern** hat mit **zittern** viele Aehnlichkeit, demohngeachtet denkt man ſich das Zittern mehr als einen Zuſtand, worin man ſich befindet, und der mehr äuſſerlich als innerlich merkbar iſt, darum ſagt man nicht, **mich zittert**, ſondern, **ich zittre**; das Schaudern aber denkt man ſich ſchon mehr als handelnd oder als etwas, das von innen her ſtark auf uns wirkt, darum ſagt man, **es ſchaudert mich**.

Wenn ich ſage, **es regnet**, **es hungert mich**, **es durſtet mich**, **es ſchläfert mich**, **es ſchaudert mich**, ſo denke ich mir unter dem **es** nichts, als das Regnen, das Hungern, Durſten, Schläfern, und Schaudern ſelber; doch kann ich es auch füglich weglaſſen, und ſagen, **mich hungert**, **mich durſtet** u. ſ. w.: ſage ich hingegen, **es freuet mich**, **es wundert mich**, **es gereuet mich**,

mich, es ſchmerzt mich, es kränkt mich, es betrübt mich, es verdrießt mich, es jammert mich, ſo kann ich das es nicht füglich weglaſſen, denn was hieſſe es, wenn ich ſagen wollte, mich freuet, ohne etwas dabei zu benennen, was mich freuete? Dieſe Wörter ſcheinen daher nicht im ſtrengſten Verſtande unperſönliche Zeitwörter zu ſeyn, denn wenn ich z. B. ſage, es freuet mich, ſo ſcheinet es, als ob ich mir unter dem es nicht das Freuen ſelber, ſondern auch noch etwas als ein handelndes Weſen denke, welches dieſe Empfindung in mir hervorbringt, allein dieſes handelnde Weſen kann wenigſtens keine Perſon ſeyn: erfreuen kann mich wohl eine Perſon, aber nicht freuen; von der guten Aufführung derſelben aber kann ich ſagen, ſie freuet mich: freuen zeigt die Empfindung der Freude ſelber, erfreuen aber zeigt ihre Hervorbringung an. Der Gedanke an irgend einer Sache, die mit unſern Wünſchen übereinſtimmt, und die Empfindung der Freude ſind eins: Dieſer Gedanke wird in dem es oder das zuſammengedrängt, wie in folgendem Beiſpiele: Daß Sie von Ihrer Krankheit völlig wiedergeſtellt ſind, und nun bald wieder zu uns zurückkehren werden — das freuet mich auſſerordentlich, oder, es freuet mich auſſerordentlich — daß Sie u. ſ. w., ſobald dieſer Gedanke, durch das unperſönliche es in der Seele erweckt wird, ſo iſt auch mit ihm die Empfindung der Freude da, folglich kann ich von dem Gedanken nicht ſagen, daß er die Freude hervorbringt,

bringt, indem er mit derſelben gleichſam zuſammenſchmilzt. Dasjenige was einer Perſon begegnet oder was ſie thut, kann uns alſo wohl freuen, das heißt es kann mit unſrer Empfindung der Freude eins werden, weil es in uns aus einer Reihe von Gedanken beſteht, die unſrer Freude Nahrung geben, oder der Stoff, nicht aber die Urſach derſelben ſind; ſollte uns aber die Perſon an und für ſich ſelber freuen, ſo müßte ſich auch der Gedanke an ſie gleichſam in unſere Freude verwandeln können, wie denn dieſes der Gedanke an ihre Handlungen wirklich thut; allein wir bemerken hier einen Widerſtand: wir können uns die Perſon unmöglich anders, als die Urſach unſerer Freude denken, und die Vorſtellung von derſelben will auf keine Weiſe mit unſerer Empfindung zuſammenfließen: dieß kommt vielleicht daher, weil zu der Freude eine Reihe von Vorſtellungen gehört, und die Perſon an und für ſich ſelber uns nur eine einzige Vorſtellung gewähren kann; weil wir überdem die handelnde Kraft von der Perſon nicht abſondern können, ſo kann ſich der Gedanke an dieſelbe ganz allein für ſich betrachtet, auch niemals mit unſerer Freude ſo verweben, daß er ganz in Empfindung überginge, und wenn die Perſon an ſich ſelber auch wirklich der Stoff unſerer Freude ſeyn könnte, ſo müßten wir ſie uns doch zugleich als die Urſach derſelben denken, oder mit andern Worten, wenn uns eine Perſon an ſich ſelber freuen könnte, ſo müßten wir uns doch zugleich dabei denken, daß ſie uns erfreuete. Da alſo bei dem Ausdrucke, **es freuet mich**, die Sache welche mich freuet, nicht ſowohl die Urſach als vielmehr der Stoff meiner Freude iſt, und mit ihr gleichſam eins ausmacht, ſo daß ich mir bei der Freude die Sache, und bei der Sache die Freude denke, ſo fällt der obige Zweiffel weg, als ob, **es freuet mich** kein unperſönliches Zeitwort im eigentlichen Verſtande wäre: ſobald es perſönlich werden ſoll, muß ich die Silbe **er** hinzuſetzen, **ich erfreue dich, du erfreueſt mich**, u. ſ. w. denn **ich freue dich, du freueſt mich** kann ich nicht ſagen. — Allein warum ſage ich demohngeachtet, **ich freue mich**, und nicht, **ich erfreue mich**, da ich doch eine Perſon bin, und alſo nicht mit meiner Empfinduug eins werden, oder mich in dieſelbe verwandeln kann, wie eine Reihe von Gedanken? **Du freueſt mich** kann ich nicht ſagen, und doch, **ich freue mich über dich**, allein durch das **über** wird hier eben angezeigt, daß die Perſon die ich anrede, die Urſach meiner Freude iſt, denn, **du erweckſt mir Freude** drückt beinahe eben das aus; ſo wie es auch beinahe einerlei iſt, wenn ich ſage, **ich wundre mich über dich**, und, **du ſetzeſt mich in Verwundrung**. Die Perſon über welche ich mich freue oder **wundre**, bringt eine Reihe von Gedanken in mir hervor, und das verſchiedene Verhältniß dieſer Gedanken gegen diejenigen, die ich ſchon habe, iſt es eben, was ich Freude und Verwundrung nenne: indem ich aber ſage, **ich freue mich über dich**, ſo ſetze ich mich ſelber an die Stelle der Gedanken, die durch eine andre Perſon in mir hervorgebracht ſind; dieſes thun wir ſehr häufig: **Glauben** z. B. zeigt blos ein gewiſſes Verhältniß neuer Gedanken an, gegen diejenigen die ſchon in meiner Seele ſind, ich aber ſetze mich an die Stelle dieſer Gedanken, und ſage, **ich glaube**, gleichſam als ob das Glauben etwas wäre, das von uns abhienge. Indem ich alſo ſage, **ich freue mich darüber, daß dieſes oder jenes geſchehen iſt**, ſpreche ich lange nicht ſo eigentlich und beſtimmt, als wenn ich ſage, **es freuet mich, daß** u. ſ. w.; und wenn ich ſage, **ich freue mich über dich**, ſpreche ich nicht ſo der Sache angemeſſen, als wenn ich ſage, **du erfreueſt mich**, oder, **erweckſt mir Freude** z. B. durch deine Aufführung oder Betragen. **Ich freue dich**, kann ich deswegen nicht ſagen, weil ich mich wohl an die Stelle meiner eigenen Gedanken und Empfindungen, nicht aber eines andern, ſetzen kann; um einen andern zu freuen, müßte ich mich in die Gedanken und Empfindungen deſſelben verwandeln können. Eben ſo iſt es mit **ſchämen**, dieß ſollte eigentlich auch ein unperſönliches Zeitwort ſeyn, weil es eine bloße Empfindung ohne Rückſicht auf die Entſtehung oder Hervorbringung derſelben, anzeigt; bei den Lateinern iſt es auch unperſönlich; allein wir ſetzen uns ſelber in die Stelle der Gedanken, deren Verhältniß gegen andre Gedanken, eben dasjenige iſt, was wir Schaam nennen, und ſehen nun die Schaam als etwas von uns abhängiges an; ſo ſagen wir, **ich ſchäme mich über** mich ſelber, das heißt, ich ſelber bin die Urſach einer Reihe von Vorſtellungen, die in mir entſtehen, und deren Verhältniß gegen andre, die ſchon da ſind, dasjenige iſt, was ich Schaam nenne, an die Stelle dieſer Vorſtellungen ſetze ich mich ſelber, gleichſam als ob dieſelben gegenwärtig mein ganzes Ich ausmachten, und nun ſage ich, ich ſchäme mich u. ſ. w. So wenig wie wir nun einen andern freuen, das heißt, uns in ſeine Empfindung der Freude verwandeln können, eben ſo wenig können wir auch jemanden eben ſo wie uns ſelber ſchämen, oder ſo unmittelbar, wie die Schaam ſelber auf ihn wirken, alles was wir thun können, iſt, daß wir ihn beſchämen, oder, ſolche Gedanken in ſeiner Seele hervorbringen, deren Verhältniß mit denen, die ſchon darinn ſind, Schaam heißt; wenn wir mehr thun wollen, ſo müſſen wir uns ganz in ihn hineindenken, daher rühret vermuthlich der bedeutungsvolle Ausdruck, ſich in der Seele eines andern ſchämen. Daß wir uns ſelber in die Stelle unſerer Gedanken ſetzen, ſcheint auch noch in dem ſo gewöhnlichen Ausdruck zu liegen, ich freuete mich ſchon in meinen Gedanken darauf, ich wunderte mich in meinen Gedanken u. ſ. w. Nun wird man auch leicht den Grund einſehen, warum ich bei freuen, und wundern, das es, worinn der Gedanke, der Freude und der Verwunderung zuſammengepreßt wird, nicht weglaſſen kann; ohne dieſe Gedanken würde die Freude und Verwundrung an ſich ſelber nichts ſeyn, und eben ſo iſt es auch mit folgenden: es gereuet mich, es ſchmerzt mich, es betrübt mich, es kränkt mich, es verdrießt mich, es jammert mich; Hungern, Durſten, ſchaudern, frieren hingegen ſind keine Reſultate von Gedanken, ſondern Reſultate der Veränderungen in meinem Körper, weil aber die Urſach dieſer Veränderungen nicht in dem Bezirk meines Bewußtſeyns liegt, ſo kann ich mir, wenn ich z. B. ſage, es hungert mich, unter dem es weiter nichts, als die Empfindung des Hungers ſelber denken, folglich kann ich es auch ganz weglaſſen, ohne daß mein Gedanke von ſeiner Vollſtändigkeit etwas verliert. Demohngeachtet aber ſind freuen, wundern u. ſ. w. eben ſo wohl unperſönlich, als hungern und durſten; denn in dem Gedanken der meine Freude und Verwunderung zu verurſachen ſcheinet, ſind dieſe Empfindungen ſelber ſchon enthalten, ſo daß Urſach und Wirkung in einander flieſſen; eben ſo würde die Urſach der körperlichen Empfindungen, die wir uns allenfalls unter dem es denken könnten, ſich auch mit ihnen in eins verweben, und wir würden dadurch nur eine genauere Kenntniß von der wahren Beſchaffenheit dieſer körperlichen Empfindungen erhalten; ſo wie nun Verwundrung und Freude blos verſchiedene Verhältniſſe der Gedanken gegeneinander ſind, ſo iſt auch zu vermuthen, daß alle körperliche Empfindungen nichts als die verſchiedenen Verhältniſſe der körperlichen Theile gegen einander ſind. Dieß wäre alſo ein neuer Unterſchied zwiſchen den unperſönlichen Zeitwörtern, welche die Empfindungen in uns ſelber anzeigen, in ſo ferne nehmlich dieſe Empfindungen das Reſultat von den verſchiedenen Verhältniſſen unſrer Gedanken, oder der körperlichen Theile, gegen einander ſind.

So wie wir nun ſagen, es freuet mich, es wundert mich, ſagen wir auch, es gereuet mich, daß ich dieſes oder jenes gethan habe, das heißt, die Erinnerung an etwas, das ich gethan habe, erzeugt eine Reihe von Gedanken in mir, die mit denen Gedanken, welche ich ſchon habe, in ein ſolches Verhältniß kommen, daß ſie ſich einander gern aufheben möchten, wenn ſie nur könnten, der Gedanke an die That iſt dem an die Folgen, und der Gedanke an die Folgen, iſt dem an die That, ſeiner Natur nach, zuwider. Wenn ich alſo ſage, es gereuet mich, ſo zeigt das es eine Gedankenreihe an, deren Stoff die Erinnerung an meine That iſt, unter mich denke mir weiter nichts als eine andre Gedankenreihe, die gerade jetzt in mir da ſteht, und z. B. die Folgen meiner That in ſich faßt, und unter gereuet ſtelle ich mir dann das Verhältniß oder die Einwirkung dieſer beiden Gedankenreihen aufeinander vor, wie in folgender Figur.

es	gereuet	mich
Eine Reihe von Gedanken, welche durch die Erinnerung an eine Handlung in mir erzeugt wird.	Das Verhältniß zwiſchen beiden Gedankenreihen, oder das unwillkührliche Beſtreben derſelben, ſich ihrer Natur *nach* einander aufzuheben.	Eine Reihe von Gedanken, die aus Vorſtellungen von den Folgen jener Handlung, welche jetzt gerade in mir gegenwärtig ſind, beſteht.

es	wundert	mich
Eine Gedankenreihe, die erſt in *meine* Seele kömmt, daß etwas z. B. wirklich geſchieht oder geſchehen ſey.	Das Verhältniß zwiſchen beide Gedankenreihen *oder* die Schnelligkeit womit die erſte die andere aufhebt, und das ſchwache Zurückſtreben der Gedankenreihe, welche aufgehoben wird.	Eine Gedankenreihe, die ſchon in meiner Seele war, daß jenes nicht geſchehen würde.

Doch ich entferne mich viel zu weit von meinem Endzweck, die unperſönlichen Zeitwörter nur in ſo ferne zu betrachten, als ſie den Akkuſativ oder den Dativ zu ſich nehmen. Ich werde alſo meine übrigen Bemerkungen zu einer eignen Abhandlung über die unperſönlichen Zeitwörter aufſparen: es ſcheinet, wenn man in das Weſen dieſer und anderer Zeitwörter tiefer eindringen könnte, daß ſich daraus vielleicht noch manches in Anſehung der Theorie der Handlungen und der Willensfreiheit würde erklären laſſen, was uns jetzt noch dunkel iſt.

Was nun noch das Wort *gereuen* anbetrift, ſo iſt daſſelbe ganz auſſerordentlich auf mich ſelber eingeſchränkt, denn nicht einmal die Handlung eines andern kann mich gereuen, da mich doch dieſelbe freuen und wundern kann. Uebrigens gilt dasjenige, was auf *freuen*, *wundern* und *gereuen* als unperſönliche Zeitwörter paßt, in ſo ferne dieſelben blos das Reſultat von den verſchiedenen Verhältniſſen unſerer Gedanken gegen einander anzeigen, auch noch, mit wenigen Veränderungen, auf folgende die ihnen ähnlich ſind:

Es ſchmerzt mich: eine Gedankenreihe welche die Harmonie der übrigen zerſtört, ihren Zuſammenhang zerreißt, oder Lücken in denſelben verurſacht, iſt dasjenige was mich ſchmerzt. Etwas Aehnliches ſcheint auch der körperliche Schmerz zu ſeyn, welcher vermuthlich durch ein widriges Verhältniß der körperlichen Theile gegen einander, das den Zuſammenhang und die Harmonie derſelben zerſtört, verurſacht wird.

Es betrübt mich, und *es kränkt mich*, ſind eigentlich perſönliche Zeitwörter, welche nicht ſowohl die Empfindungen, als vielmehr die Hervorbringung derſelben anzeigen: wir ſondern aber die Vorſtellung von der Perſon, die uns kränkt oder betrübt, zuweilen von der Kränkung oder Betrübniß, die wir empfinden, ab, und denken uns blos dasjenige, was ſie z. B. gethan hat, um uns zu kränken oder zu betrüben, die Gedankenreihe welche dadurch in uns entſteht, iſt alsdenn nicht die wirkende Urſach, ſondern der Stoff oder die Nahrung unſrer Betrübniß: auf die Art verwandeln wir **kränken** und **betrüben** in unperſönliche Zeitwörter.

Ganz unperſönliche Zeitwörter ſind noch, **es verdrießt mich, es jammert mich**: von dieſen will ich weiter nichts ſagen, als daß ſie ebenfalls Reſultate von gewiſſen Verhältniſſen neuer Gedanken gegen diejenigen ſind, welche wir ſchon haben, eben ſo wie **freuen**, **wundern** u. ſ. w. ihre innre Natur kann ebenfalls vielen Stoff zum Nachdenken geben, wenn man ſie mit den übrigen vergleichen will.

Allein warum ſage ich denn nicht, **es gefällt mich**, ſondern, **es gefällt mir**, da doch **gefallen** ebenfalls aus dem Verhältniß ſolcher Gedanken entſteht, die in meine Seele kommen, gegen diejenigen, welche ſchon darinn ſind? Dieß ſcheint daher zu kommen, weil **gefallen** lange keine ſo innige Empfindung iſt, als z. B. **freuen**. Bei dem **Freuen** iſt der Gedanke, welchen ich einmal habe, ſelber dasjenige, was ich meine Freude nenne, das paſſende Verhältniß zwiſchen dem Gedanken, der in meine Seele gekommen iſt, und zwiſchen denen, die ſchon darinn waren, macht eben meine

Freude aus; eben dieſes findet auch bei dem **gefallen** ſtatt, die Vorſtellungen welche in meine Seele kommen, fallen gleichſam mit denen die ſchon darinn ſind auf eine ſchickliche Art zuſammen, wovon auch das Wort **gefallen** ſeinen Urſprung zu haben ſcheint. Bei dem Gefallen denke ich mir daß eine neue Vorſtellung, in dem Syſtem derer Vorſtellung, die ich ſchon habe, keine Zerſtöhrung verurſacht, ſondern ſich ganz gut an dieſelben **hinanfügt**; bei dem Freuen aber **fügt** ſich die neue Gedankenreihe nicht blos an die alten **hinan**, ſondern ſie **fügt** ſich gleichſam in dieſelben **hinein**, indem ſie irgend eine Lücke darinn ausfüllet, und auf die Art den Zuſammenhang und die Harmonie in dem Syſtem unſrer Gedanken befördert; da wir uns nun mit unſern Gedanken auf das genaueſte verweben, ſo wirkt die Freude auf die Art in uns ſelber, darum betrachten wir uns als den Gegenſtand derſelben, und ſagen, **es freuet mich**: weil **gefallen** aber nur eine neue Vorſtellung anzeigt, die ſich mit den übrigen wohl vertragen kann, ohne gerade auf dieſelben oder in dieſelben zu wirken, ſo betrachten wir es als einen bloßen Zuſtand, und uns als den Zweck deſſelben, daher ſagen wir **es gefällt mir**: aus eben dem Grunde ſagen wir auch, **es mißfällt mir**, denn das Mißfallen iſt eine neue Vorſtellung, welche gar keinen Einfluß auf meine alten Vorſtellungen hat, ſondern blos ſich, vermöge ihrer Natur, an dieſelben nicht gut **hinanfügen** kann, und alſo von denſelben gleichſam wieder **abfällt**. Ich kann auch ſagen, **du**

gefällſt mir, aber nicht, **du freueſt mich:** beim Gefallen kann ich mir die Perſon wohl ohne ihre handelnde Kraft denken, weil dieſes keine Einwürkung derſelben auf mich, ſondern blos ein zufälliges Zuſammenpaſſen der Vorſtellung von der Perſon mit meinem Gedankenſyſtem anzeigt; beim Freuen hingegen kann ich von der Vorſtellung: von einer andern Perſon auſſer mir, niemals die handelnde Kraft der Perſon abſondern, weil das Freuen eine Einwürkung dieſer Vorſtellung auf mich anzeigt, darum muß ich ſagen, **du erfreueſt mich.** Auch hieraus ſieht man, daß **freuen** weit inniger iſt als **gefallen**, und daß es nach unſrer obigen Eintheilung, eine Empfindung iſt, welche gewiſſermaßen **in uns und aus uns ſelber** entſteht, gefallen hingegen eine ſolche welche mehr **von auſſen her** in die Seele kömmt; es kann mich etwas lange freuen, wenn ich gleich nicht mehr ſo lebhaft daran denke, hingegen gefallen kann mir etwas nur, ſo lange es gleichſam vor meiner Seele da ſteht, hernach läßt es weiter keine Spur mehr zurück: bei der Freude verwebt ſich die Vorſtellung von einer Sache auſſer mir gleichſam in mein Innerſtes, daher kann ich ſagen, daß dieſe Empfindung alsdann gewiſſermaſſen, in und aus mir ſelber entſteht; bei dem Gefallen hingegen denke ich mir die Vorſtellung von der Perſon oder Sache, die mir gefällt, immer noch von mir ſelber abgeſondert, nicht in meine übrige Vorſtellungen verwebt, ſondern nur an dieſelben ſich hinanfügend, und in ſo ferne kann ich auch ſagen, daß **gefallen** eine Empfindung iſt, die mehr von auſſen her in die Seele kömmt: Freude, Schmerz, Reue, Betrübniß müſſen zwar auch bei ihrer Entſtehung erſt von auſſen her in die Seele kommen, allein ſie verweben ſich bald in uns ſelber, und entwickeln ſich dann bei ihrer Fortdauer aus uns ſelber: aber dieſe Empfindungen entſtehen auch mehr aus dem Nachdenken über eine Sache, da hingegen Wohlgefallen, Mißfallen, Eckel, Grauen, mehr durch die bloßen ſinnlichen Gegenſtände erregt werden, und auch in dieſem Betracht mehr von auſſen her in die Seele kommen. Wir machen alſo bei den Vorſtellungen, welche dieſe Empfindungen mit ſich führen, gleichſam eine Scheidewand zwiſchen uns und ihnen wir geſtatten ihnen keine Einwirkung auf unſer Ich zu, ſondern betrachten ſie als etwas auſſer demjenigen, was wir im engſten Verſtande, unſer Ich nennen, und als etwas das blos auf dieſes unſer Ich abzwecke, darum ſagen wir, es gefällt mir, es mißfällt mir, es eckelt mir, es grauet mir; zu dieſen gehören noch folgende, es däucht mir, es ahndet mir, es träumt mir. Däuchten und Ahnden, habe ich ſchon vorher mit dünken und gemahnen verglichen, und gezeigt in wie ferne dünken und gemahnen ſich mehr in der Seele ſelber entwickeln, däuchten und ahnden aber mehr von auſſen her in derſelben erweckt werden. Träumen iſt nicht ſowohl eine Empfindung, als vielmehr ein Zuſtand, worinn ich mich befinde; darum ſagt man auch, ich träume. Ich denke mir die Vorſtellungen von demjenigen was mir träumt, nicht als in mich wirkend, ſondern ich betrachte ſie, an und für ſich ſelber, als blos auf mich abzweckend. Denn was iſt nicht für ein Unterſchied dazwiſchen, wenn ich von einer und eben derſelben Sache ſage, ſie däucht mir, ſie ahndet mir, ſie träumt mir, und ſie freuet mich: wie muß ſich die Vorſtellung von der Sache nicht in mein Innerſtes, in alle meine Gedanken verweben, ehe ſie mich freuen kann! um mir zu däuchten, zu ahnden, oder zu träumen, darf dieſe Vorſtellung von der Sache nur die Oberfläche meiner Gedanken berühren; däuchten, ahnden, und träumen drückt weit mehr die Art der Vorſtellungen in ſich ſelber, als ihre Verhältniſſe gegen mich aus: wenn ich z. B. ſage, mir däucht ich höre einen Wagen raſſeln, ſo drückt däucht hier eigentlich mehr die Dunkelheit oder Unwiſſenheit meiner Vorſtellung, als das Verhältniß derſelben gegen meine übrigen Vorſtellungen aus; weil aber nun dieſe Vorſtellung einem andern vielleicht nicht dunkel oder ungewiß ſeyn kann, ſo zeichne ich mich allein als den Zweck dieſer Vorſtellung aus, in ſo ferne dieſelbe dunkel und ungewiß iſt, und ſage, es däucht mir ich höre einen Wagen raſſeln: ſage ich hingegen, es wundert mich, daß ich einen Wagen raſſeln höre, ſo drückt wundern nicht im mindeſten die Art der Vorſtellungen aus, die in meine Seele kommen, ſondern es zeigt vielmehr das Verhältniß derſelben gegen meine übrigen Vorſtellungen an, die ſchon in meine Seele ſind, und in welchen das gegenwärtige

Bewuſtſeyn meiner ſelbſt gegründet iſt: ich alſo mit allen meinen gegenwärtigen Vorſtellungen gleichſam in eins verwebt, bin der wirkliche Gegenſtand des Verhältniſſes, welches die neue Vorſtellung, daß ich das Raſſeln eines Wagens höre, gegen meine übrigen Vorſtellungen hat: dieſe beſtünden vielleicht darinn, daß ich z. B. glaubte es könne an dem Orte, wo ich mich befinde, gar keinen Wagen geben, nun wird dieſe Vorſtellung, welche ſchon in meiner Seele war, auf einmal und ſchnell durch das Verhältniß derjenigen aufgehoben, welche in meine Seele kömmt. Dieſe Schnelligkeit der Aufhebung, und das ſchwache Zurückſtreben, der Vorſtellung, welche aufgehoben wird, iſt es eben, was wir Verwundrung nennen; Da ich alſo der wirkliche Gegenſtand des Wunderns bin, ſo ſage ich auch nicht ohne Grund, es wundert mich.

Doch ich breche hier ab, um nunmehro noch eine Anzahl von ſolchen unperſönlichen Zeitwörtern, die den Akkuſativ (Objektiv), und von ſolchen, die den Dativ (Terminativ) zu ſich nehmen, nebeneinander zu ſtellen, damit man bei der Ueberſicht derſelben, ſich an ihren innern und weſentlichen Unterſchied deſto leichter wieder erinnern kann:

Es kömmt an mich.	Es iſt an mir.
Es kömmt auf mich an.	Es ſteht bei mir.
Es geht mich an.	Es liegt an mir.
Es freuet mich.	Es geht mir (wohl.)
Es wundert mich.	Es glückt mir.
Es verlanget mich.	Es gelingt mir.

Es dünkt mich.	Es däucht mir.
Es gemahnet mich.	Es ahndet mir.
Es ſchmerzt mich.	Es träumt mir.
Es jammert mich.	Es kömmt mir vor.
Es gereuet mich.	Es ſcheinet mir.
Es kränkt mich.	Es gefällt mir.
Es betrübt mich.	Es gebricht mir.
Es verdrießt mich.	Es fehlet mir (an etwas).
Es hungert mich.	Es eckelt mir (vor einer Sache).
Es durſtet mich.	Es grauet mir (vor einer Sache).
Es friert mich.	Es iſt mir kalt.
Es ſticht mich (irgendwo).	Es iſt mir übel.
Es ſchwitzt mich.	Es iſt mir warm.
Es ſchläfert mich.	Es iſt mir wohl.
Es ſchaudert mich.	Es iſt mir bange.
Es ärgert mich.	Es mangelt mir.
Es bekümmert mich.	Es beliebt mir.
Es befremdet mich.	Es geziemet mir.
Es dauert mich.	Es fällt mir ein.
Es gelüſtet mich.	Es ſchlägt mir fehl.
Es betrift mich (ein Unglück).	Es gilt mir.
Es befällt mich (eine Krankheit).	Es gebühret mir.
Es kömmt mich an.	Es kommt mir zu.
Es ficht mich an.	Es behagt mir.

In meiner Abhandlung von den Imperſonalien werde ich die innre Natur aller derjenigen, welche hier angeführt ſind, noch genauer zu erforſchen ſuchen, und ich erwarte hierüber nur den Wink der Kenner, ob ich auf dem Wege der Unterſuchung fortfahren ſoll, welchen ich einmal eingeſchlagen habe: Die Zurechtweiſungen derſelben werden mir ſehr willkommen ſeyn.

Man vergleiche nun einmal alle die unperſönlichen Zeitwörter, die den Akkuſativ (Objektiv) zu ſich nehmen, mit den gegenüberſtehenden, welche den Dativ (Terminativ) nach ſich haben, und ſage z. B. von einer und eben derſelben Sache ſie dauert mich, und, ſie fällt mir ein: Es dauert mich, daß dein Vater geſtorben iſt, und, es fällt mir ein, daß dein Vater geſtorben iſt; ſo wird man leicht ſehen, daß dauern eine weit innigere und ſtärkere Beziehung auf uns hat, als einfallen, und daß wir uns daher auch leichter als den Gegenſtand des Dauerns betrachten können. Ein ſolches Verhältniß nun, wie ſich hier zwiſchen dauern und einfallen befindet, wird man, nach einigen Nachdenken, auch unter den übrigen angeführten Imperſonalien, ſo wie ſie gegeneinanderüber ſtehen, bemerken können, wenn man ſie auf eben die Art miteinander vergleichen will.

Von den Präpoſitionen um, ohne, wieder, gegen, gegenüber, entgegen, außer, nebſt, ſeit.

Um.

Woher kömmt es, daß ich nicht ſage, um dem Hauſe ſtehen Bäume, ſondern um das Haus ſtehen Bäume, da ich mir doch hier keine Bewegung der Bäume um das Haus gedenke? oder, warum nimmt um beſtändig den Akkuſativ (Objektiv) zu ſich, wenn es auch keine Bewegung vorausſetzt? Anſtatt, um das Haus ſtehen Bäume, ſagt man auch, das Haus iſt mit Bäumen umgeben, oder, die Bäume umgeben das Haus: man denkt ſich alſo die Bäume gleichſam als handelnd, indem ſie das Haus einſchließen oder umgeben, und das Haus denkt man ſich als den wirklichen Gegenſtand dieſer Einſchließung oder Umgebung: ſage ich hingegen, die Bäume ſtehen vor dem Hauſe, ſo denke ich mir das Haus nicht anders als das Adjekt von dem Stehen der Bäume; oder mit andern Worten, die Vorſtellung von dem Hauſe kann ſich an den Begriff von den Bäumen, die vor demſelben ſtehen, nur hinanfügen, und kein wirklicher Gegenſtand von dem Stehen dieſer Bäume werden; da das Stehen ſelber keine Handlung, ſondern ein bloßer Zuſtand iſt: ſobald ſich aber das Stehen der Bäume nicht nur auf eine, ſondern auf alle

Horizontalſeiten des Hauſes erſtreckt, ſo fügt ſich die Vorſtellung von dem Hauſe nicht nur an die Vorſtellung von dem Stehen der Bäume hinan, ſondern wird von derſelben ganz eingeſchloſſen, und ſo verwandelt ſich der bloße Zuſtand des Stehens der Bäume in eine Art von Würkung auf das Haus, um welches dieſelben ſtehen, ſo daß dieſes Haus nunmehro ein wirklicher Gegenſtand von dem Stehen der Bäume zu ſeyn ſcheinet, weil die Richtung von dem Stehen eines jeden Baumes, welche ſonſt ganz unbeſtimmt war, nunmehro eine gewiſſe Beſtimmung auf das Haus hin erhalten hat. So lange die Bäume blos vor dem Hauſe ſtehen, können ſie auch zugleich vor mir ſtehen, wenn ich mich dem Hauſe gegenüber ſtelle; auf eben die Art können ſie auch zugleich bei mir ſtehen, ſo lange ſie nur blos bei dem Hauſe ſtehen, aber ſobald eben dieſe Bäume um das Haus ſtehen, ſo können ſie nicht zugleich um mich, oder um ein anderes Haus ſtehen, wenn ich oder das andere Haus ſich außer dem Umkreiſe derſelben befinden. Eine Anzahl von Perſonen kann vor mir, hinter mir, bei mir, neben mir ſtehen, ohne daß ich gerade der Gegenſtand ihres Stehens wäre, denn es giebt noch tauſend andere Dinge um mich her, von denen ich eben ſo gut der Gegenſtand ſeyn könnte, wenn dieſelben eine beſtimmte Richtung auf mich hätten, ſobald aber eben dieſe Anzahl von Perſonen um mich ſteht, ſo muß ich mich nothwendig als den Gegenſtand ihres Stehens betrachten, die Richtung dieſer Anzahl von Perſonen gegen mich iſt nun nicht mehr einſeitig, und unbeſtimmt, wie vorher, da ſie blos *bei* mir, *vor* mir, oder *neben* mir ſtanden, und zugleich auch *bei*, *vor* und *neben* andern ſtehen konnten; ſondern nunmehro mag ich mich hinwenden wohin ich will, ſo habe ich von allen Seiten nichts als dieſe Anzahl von Perſonen um mich, und dieſe Anzahl von Perſonen kann wieder um niemand anders als um mich ganz allein, zu gleicher Zeit, ſtehen. Sobald ein bloßer Zuſtand ſich um mich her erſtreckt, werde ich immer der Gegenſtand deſſelben: *leuchten* z. B. iſt ein Zuſtand, und man ſagt, *ich leuchte dir*, wenn man aber die Silbe *be* hinzuſetzt, welche anzeigt, daß der Zuſtand des Leuchtens ſich *um* die ganze Perſon erſtreckt, ſo denkt man ſich die Perſon als den Gegenſtand dieſes Zuſtandes, und ſagt, *ich beleuchte dich*. Doch es giebt noch einen andern Grund, weswegen *um* ebenfalls beſtändig einen Akkuſativ (Objektiv) zu ſich nehmen muß. Eine einzelne Perſon kann wohl um mich her *gehen*, aber niemals um mich her *ſtehen*, ſie müßte ſich ſonſt ſo ausdehnen können, daß ſie mir auf einmal von allen Seiten nahe wäre, und mir von allen Seiten gegenüber ſtände: was aber eine einzige Perſon nicht vermag, das thun mehrere, indem ſie ihre Kräfte vereinigen, und ſo iſt es auch hier; indem mehrere Perſonen zuſammentreten, ſo ſtehen Sie *zuſammengenommen* mir von allen Seiten gegenüber, oder, ſie ſtehen um mich *her*. Dieſer Zuſatz *her* erregt meine Aufmerkſamkeit, weil derſelbe ſonſt immer eine Bewegung vorausſetzt, und ich mir hier doch ein gänzliches Stilleſtehen der Perſonen, die um mich her ſind, denke. Wenn ich eine einzelne Perſon auf dem Abhange eines Hügels ſtehen ſehe, ſo ſage ich von ihr, **die Perſon ſteht auf dem Abhange des Hügels**, ſehe ich aber eine Menge von Menſchen, die beinahe den ganzen Hügel einnehmen, ſo daß einige am Fuſſe, indeß andre auf der Spitze, und wieder andre auf dem Abhange deſſelben, ſtehen, und ich will doch den Standort der ganzen Menge, auf einmal, ausdrücken, ſo ſage ich, **ſie ſtehen den ganzen Hügel hinauf**: von einem einzelnen kann ich nicht ſagen, **er ſteht den ganzen Hügel hinauf**, aber wohl von der ganzen Menge zuſammengenommen, und doch bewegt ſich dieſe eben ſo wenig, wie ein einzelner: allein eine Reihe von Menſchen, die vom Fuſſe des Berges bis auf den Gipfel deſſelben ſteht, kann die Bewegung, welche bei einem einzelnen erfordert würde, gewiſſermaßen durch ihre Ausdehnung erſetzen, indem ſie nicht erſt hinaufgehen darf, um den Gipfel des Hügels zu erreichen. Wir wiſſen uns auch hier im Ausdruck auf keine Weiſe, als mit der Vorſtellung von der Bewegung zu helfen, wenn wir die Reihe von Menſchen, die wir uns einmal in eins zuſammengenommen denken, in unſern Gedanken nicht wieder zertrennen wollen: Denn wollten wir ſagen, **die Reihe ſteht am Fuſſe, auf dem Abhange und auf dem Gipfel des Hügels**, ſo drückten wir uns ganz falſch aus, weil nicht die ganze, ſondern immer nur ein Theil der Reihe am Fuſſe, ein andrer Theil auf dem Abhange, und noch ein andrer auf dem Gipfel des Hügels ſteht. Wenn wir alſo den Begriff von der ganzen Reihe in unſerer Seele zuſammenhalten, und doch den Standort derſelben uns zugleich denken wollen, ſo können wir uns das Stehen der ganzen Reihe nicht anders als das Gehen eines einzelnen Menſchen denken: Denn ich muß ſo viele verſchiedne Standörter der Reihe annehmen, als Menſchen in der Reihe ſind; nun iſt aber die ganze Reihe weder auf einem einzigen ihrer Standörter, noch auf allen ihren verſchiednen Standörtern, die ſie hat, zugleich beſindlich: wäre ſie auf einem einzigen ihrer Standörter, ſo müßte ſie ſich auch in einen einzigen Menſchen zuſammendrängen, wäre ſie aber auf allen ihren Standörtern zugleich, ſo müßte ſie ein einzelnes für ſich beſtehendes Weſen ausmachen, daß an ſich eine hinlängliche Ausdehnung hätte, um alle dieſe Standörter zugleich einzunehmen, in beiden Fällen bliebe es keine Reihe mehr: wo ſoll denn aber die Reihe ſeyn? — Zugleich iſt ſie nirgends, ſondern ſie rückt, in meinen Gedanken, von dem einen ihrer beſondern Standörter beſtändig zum andern fort, ihr Standort iſt daher nichts bleibendes, ſondern wechſelt in iedem Augenblick ab, aber freilich nur in meinen Gedanken; den Begriff von der Reihe kann ich auf einmal umfaſſen und feſthalten, weil dieſelbe aus demjenigen beſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, Aehnliches unter einander haben, aber den Begriff vom Standorte der Reihe kann ich nicht ſo mit einemmale umfaſſen und feſthalten, weil er gerade aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn, wie ſie wollen, von einander unterſcheiden. Darum muß ſich der Begriff von dem Standorte der Reihe, durch den Begriff von der Reihe ſelber, gleichſam **hindurch bewegen**, und muß durch dieſe Bewegung demſelben nachgeholfen werden. Wenn wir alſo ſagen, **die Reihe ſteht den Hügel hinauf**, ſo zeigt **hinauf** keine Bewegung der Reihe ſelber, ſondern eine Bewegung unſrer Vorſtellung durch die Reihe an, und eigentlich heißt es ſo viel, **der Standort der ganzen Reihe bewegt ſich, in meiner Vorſtellung vom Fuſſe des Hügels bis zum Gipfel deſſelben hinauf.** Dieß wäre alſo ſchon ein Fall, wo auch das Wort **ſtehen** einen Akkuſativ der Bewegung nach ſich haben kann: und ſo wie man nun ſagt, **die Menſchen ſtehen den Hügel hinauf**, ſagt man auch, **ſie ſtehen um mich her**: ſo wie **hinauf** nur eine Bewegung in meiner Vorſtellung, nicht aber eine wirkliche Bewegung außer mir, anzeigt, ſo drückt **her** ebenfalls nur ſo viel aus, daß ſich der Standort der Perſonen zuſammen genommen, welche um mich her ſtehen, in meiner Vorſtellung durch alle dieſe Perſonen durch bewegt. Von einer Perſon würde es alſo ein Widerſpruch ſeyn, wenn ich von ihr ſagen wollte, **ſie ſteht um mich her**, aber von mehrern kann ich es mir ohne Widerſpruch denken. **Um** iſt ein zuſammengeſetzter Begriff, welcher aus **vor**, **hinter**, **ne-**

den, u. ſ. w. beſteht; dieſe Begriffe muß ich mir immer erſt einen nach dem andern denken, indem ich um ſage, und, die Perſonen ſtehen um mich her, heißt ſo viel, ſie ſtehen theils vor mir, theils hinter mir, theils neben mir, u. ſ. w. Sobald ich alſo den Begriff um zergliedern will, kann ich auch die Vorſtellung, von den Perſonen überhaupt genommen, nicht zuſammenhalten, ſondern muß dieſelbe ebenfalls trennen: demohngeachtet aber kann ich mir den Begriff um nicht, ſo wie den Begriff von den ſtehenden Perſonen, auf einmal denken, und doch ſoll ich ihn dieſem letzten Begriffe anpaſſen: dieſes kann auf keine andre Weiſe geſchehen, als daß ich mir das Stehen der Perſonen insgeſamt, wie eine Bewegung einer einzelnen Perſon, die um mich her geht, gedenke, und im Grunde iſt es auch beinahe eben daſſelbe: die Perſon, die in eben dem Cirkel um mich her geht, betritt auch alle die Standörter, welche jene Perſonen ſtehend betreten, nur daß immer hinter ihr und vor ihr der ganze Platz leer bleibt, welcher dort ſchon beſetzt war, und daß eine und eben dieſelbe Perſon alle Standörter des Cirkels betritt, welche dort immer von einer andern Perſon betreten wurden; nun benimmt es aber der Natur des Cirkels nicht das mindeſte, ob derſelbe gehend oder ſtehend beſchrieben wird, wenn er nur beſchrieben wird; ich kann ihn mir doch nicht auf einmal denken, und wenn derſelbe an ſich noch ſo ſtill ſteht, ſo muß er ſich doch immer durch meine Vorſtellung bewegen, oder er muß vielmehr erſt in derſelben, durch eine Folge mehrerer Begriffe, entſtehen: **geht** alſo eine Perſon um mich herum, ſo beſchreibt ſie einen Cirkel, ſteht aber eine Reihe von Perſonen um mich herum, ſo thut ſie eben daſſelbe, und erſetzt die Bewegung jener einzelnen Perſon durch ihre Ausdehnung, ob nun aber gleich dieſe Reihe von Perſonen zugleich vor mir, neben mir, und hinter mir, ſchon wirklich befindlich iſt, ſo beſchleunigt doch dieſes meine Vorſtellung eben ſo wenig, als ob ſie erſt dahin käme; denn ich kann mir doch nicht eher denken, daß dieſe Reihe von Perſonen um mich her ſteht, bis ich mir erſt, nicht auf einmal, ſondern eins nach dem andern, gedacht habe, daß ſie vor mir, neben mir, hinter mir, u. ſ. w. befindlich ſey: wenn alſo gleich die um mich ſtehende Reihe an ſich nicht fortrückt, ſo muß ſie doch in meinen Gedanken fortrücken, ſobald ich mir vorſtellen will, daß ſie um mich her ſteht. Stände dieſelbe ganze Reihe von Perſonen **vor** mir, ſo würde ich auch von einer jeden einzelnen Perſon, in dieſer Reihe, ſagen können, daß ſie **vor** mir ſtände; ſobald dieſe Reihe von Perſonen aber **um** mich ſteht, kann ich nicht ebendaſſelbe von einer jeden einzelnen Perſon behaupten, was ich von der ganzen Reihe ſage: denn eine jede einzelne Perſon hat auch eine andere Richtung gegen mich, was kann ich aber von einer Anzahl von Perſonen behaupten, das auf keine einzige insbeſondre paßt? — Natürlicher Weiſe eben dieſes, daß ſie eine **Anzahl** von Perſonen iſt, denn das paßt auf keine einzige insbeſondre: eben ſo denke ich mir auch von einem Cirkel von Perſonen, eben daß er ein Cirkel iſt, ohne daß dieſes auf eine einzige der Perſonen insbeſondre zu paſſen braucht, ſonſt müßte ja ein Theil des Cirkels der ganze Cirkel ſeyn: ſo wie ein jeder Theil das Ganze bilden hilft, ſo hilft auch eine jede einzelne Perſon um mich her einen Kreis bilden.

Auf die Art wäre alſo die größte Schwierigkeit gehoben, daß um einen Akkuſativ (Objektiv) nach ſich hat, ohne daß ein Zeitwort vorhergeht, welches eine Bewegung anzeigt, geht aber ein ſolches vorher, ſo verſteht es ſich ohnedem, daß der Akkuſativ (Objektiv) folgen muß: denn ſo lange wie ich z. B. um ein Haus herumgehe, iſt nur das Haus das Ziel (Objekt) meines Gehens; und hier unterſcheidet ſich die Präpoſition um wieder von andern Präpoſitionen, welche zuweilen einen Dativ (Adjektiv) zu ſich nehmen können, wenn ſie gleich eine Bewegung vorausſetzen: ſo ſagt man nehmlich, ich gehe vor dem Hauſe herum, oder, ich gehe in der Kirche herum: Hier bezieht ſich das Gehen nicht mehr auf das Haus und auf die Kirche, weil ich ſchon vor dem Hauſe und in der Kirche bin, ſondern es bezieht ſich auf die unbeſtimmten Oerter vor dem Hauſe und in der Kirche, an welche ich hingehe, und welche das herum ausdrückt, dieſe ſind das wirkliche Objekt meines Gehens, Haus und Kirche aber werden nur neben her bemerkt. Setze ich aber in eben dieſen Fällen, die Präpoſition um an die Stelle von vor und in, ſo muß das Haus und die Kirche nothwendig im Akkuſativ

kuſativ (Objektiv) ſtehen: denn vor dem Hauſe und in der Kirche kann ich ſchon wirklich ſeyn, und doch noch gehen, ohne daß ſich mein Gehen nur noch auf das Haus oder auf die Kirche bezieht: um das Haus oder um die Kirche aber kann ich niemals wirklich ſeyn, ſondern ich muß beſtändig um dieſelben gehen, darum iſt auch mein Gehen nunmehro auf das Haus oder die Kirche völlig eingeſchränkt, und kann außer dieſen keinen Gegenſtand weiter haben. — Wollte man einwerfen, ich kann doch an einen Platz gehen, welcher um das Haus befindlich iſt, und alsdenn iſt doch nicht mehr das Haus, ſondern der Platz der Gegenſtand meines Gehens; ſo kann ich antworten, daß man ſich hier ganz falſch ausgedrückt hat, indem ein einzelner Platz wohl vor, neben, hinter dem Hauſe u. ſ. w., aber niemals um das Haus befindlich ſeyn kann, ſondern daß hierzu eine Anzahl von Plätzen erfordert werden, welche ſich gleichſam vereinigen, um das Haus einen Cirkel zu ſchlieſſen, dieſen Cirkel aber kann ich mir nicht anders, als eine Bewegung in meiner Vorſtellung, denken, und in dieſen Betracht kann ich denn wohl ſagen, daß ich an verſchiedene Plätze gehe, welche, zuſammengenommen, um dies Haus befindlich ſind, aber nicht, daß ich an einen einzigen Platz gehe, welcher um das Haus befindlich wäre. Wenn ein Bach vor dem Hauſe vorbei fließt, ſo läßt er es an der Seite liegen, und hat nicht die mindeſte Richtung auf daſſelbe, folglich kann er nicht nur, ſondern muß ein andres Ziel (Objekt) haben, indem er doch wirklich vor dem Hauſe vorbei fließt; fließt er aber um das Haus, ſo kann er zwar nachher wieder eine andere Richtung nehmen, ſo lange er aber wirklich um das Haus fließt, iſt es ganz unmöglich, daß er eine andere Richtung als auf das Haus nehmen könnte, in dem Augenblick, wo er es thäte, würde er nicht mehr um das Haus, ſondern von demſelben abflieſſen.

Sage ich nun aber, ich gehe, um das Haus zu betrachten, ſo erſtreckt ſich mein Gehen nicht mehr um das Haus ſelber, ſondern die Handlung des Gehens bewegt ſich gleichſam beſtändig um meinen innern Vorſatz, Willen oder Endzweck, das Haus zu betrachten, herum, ſo wie ſich ein Rad um ſeine Axe bewegt: das Haus iſt hier erſt der Gegenſtand oder das Objekt von betrachten, und zu betrachten, iſt der eigentliche Zweck meines Gehens, welcher durch die Präpoſition um an das Wort gehen hinangefügt wird. Da es aber der Zweck meines Gehens nicht außer mir, ſondern eine Vorſtellung in mir ſelber iſt, ſo kann ſich die äußere Handlung des Gehens auch auf keine Weiſe zu dieſer Vorſtellung hinbewegen, ſondern ſie muß ſich beſtändig gleichſam um dieſelbe herum bewegen: ſo wie aber das Rad, welches ſich um ſeine Axe bewegt zugleich fortrückt, ſo hat auch die Handlung meines Gehens, welche ſich zuerſt um meinen innern Endzweck oder Vorſatz bewegt, immer noch eine andre Richtung nach einem äußern Gegenſtande, nach deſſen Erreichung ſie aufhören kann, und ſich nicht mehr um meinen Vorſatz zu bewegen braucht, weil derſelbe erfüllt iſt: ſobald ich das Haus ſelber erreicht habe, und es würklich betrachte, brauche ich nicht mehr zu gehen, um es zu betrachten, eben ſo wie ein Rad ſtille ſtehen kann, und ſich nicht mehr um ſeine Axe zu drehen braucht, ſobald der Wagen dahin gekommen iſt, wo er ſeyn ſoll. Auf die Art bewegen ſich alle unſre Handlungen, um einen gewiſſen Endzweck oder Vorſatz, der die innre Grundlage ihrer Bewegung iſt, und ihnen zugleich ihre Richtung nach irgend einem Gegenſtande giebt, der wenigſtens außer demjenigen Umkreiſe liegt, welchen ſie umfaſſen, er mag übrigens außer uns oder in uns ſeyn. Wenn um auf die Art vor einem Zeitworte ſteht, ſo pflegt man es unter die Conjunktionen oder Bindewörter, zu zehlen, im Grunde aber iſt es hier ſeiner innern Natur nach eben ſowohl Präpoſition, als wenn es vor einem Nennworte ſteht: denn der Infinitiv des Zeitworts mit zu verknüpft, vertritt die Stelle des Nennworts, und würde die Endigung des Akkuſativ's (Objektiv's) annehmen, wenn er überhaupt eine Endigung annehmen könnte. Aus der Präpoſition um, in dieſem letzten Verſtande genommen, ſcheinet auch die Frage **warum** entſtanden zu ſeyn, welche ſich; bei allen was wir denken, unſrer Seele aufdringt, gleichſam als ob dieſe Frage ein nothwendiges Bedürfniß des Denkens wäre; dieſes iſt ſie auch wirklich: denn ſie iſt gleichſam der Mittelpunkt unſrer Vorſtellungen, nach welchen ſich alle unſre Gedanken hinſenken, und in welchen ſie zuſammentreffen. Eben ſo wenig wie ein Stein ſich in der Luft erhalten kann, eben ſo wenig können wir einen Gedanken in unſrer Seele ſchwebend erhalten, ſo daß er ſich zu keinem warum herunterſenken ſollte, auf dem er ruhen könnte: je ſchwerer uns freilich der Gedanke iſt, deſto länger wird er auch rollen müſſen, ehe er einen feſten Ruhepunkt findet, und der, den er gefunden hat, wird oftmals, unter ihm einſinken, ſo daß er vermöge ſeiner ihm eigenthümlichen Schwere, ſich immer tiefer herunter ſenken muß, bis er endlich oder niemals einen feſten Grund findet, der ihn tragen kann.

Wir wollen nun noch einige Fälle durchgehen, wo das um zwar vor einem Nennworte ſteht, aber doch keinen körperlichen Umfang anzeigt: man ſagt, es iſt eine edle Sache um den Fleiß; warum ſagt man nicht anſtatt deſſen: der Fleiß iſt eine edle Sache? edel drückt doch hier weiter nichts als eine Eigenſchaft aus, daher könnte man auch ſagen, der Fleiß iſt edel; dies letztere aber klingt uns hart, weil edel ein Adverbium iſt, welches wir uns nicht in den Fleiß ſelber hineindenken können, ohne es zum Adjektivum zu machen, dazu müſſen wir aber das Wort Fleiß wiederhohlen, oder vielmehr ein allgemeines Wort an ſeine Stelle ſetzen; denn wenn wir ſagen wollten: der Fleiß iſt ein edler Fleiß, ſo wäre es, als ob das Adjektivum oder die Eigenſchaft edler, eine gewiſſe Art des Fleißes unter den übrigen Arten deſſelben auszeichnen ſollte; ſagen wir aber, der Fleiß iſt eine edle Sache, ſo begreiffen wir unter Fleiß alle möglichen Arten des Fleiſſes, und ſagen, daß dieſelben zuſammengenommen, unter diejenigen Dinge gehören, welche wir edel nennen. Warum ſagen wir denn aber, es iſt eine edle Sache um den Fleiß? Dieſes ſcheinet ſo viel auszudrücken, ich mag den Fleiß auf allen Seiten betrachten, wo ich will, er bleibt eine edle Sache, oder: die Eigenſchaft edel erſtreckt ſich auf alles dasjenige, oder umfaßt alles dasjenige, was ich Fleiß nenne. Wenn ich ſage, ein redlicher Mann iſt ein ſchöner Mann, ſo drücke ich mich unrichtig aus, indem ich dieſen Satz allgemein behaupte, weil nicht ein jeder redlicher Mann zugleich ein ſchöner Mann iſt; ſage ich aber, es iſt eine ſchöne Sache um einen redlichen Mann, ſo ſcheint es, als ob ich mich ganz richtig ausdrücke, indem ich die Eigenſchaft der Schönheit nicht ſo wohl der Perſon als vielmehr ihrer Redlichkeit zuſchreibe, gleichſam als ob ich ſagen wollte, die Redlichkeit ziert den Mann, ſie iſt eine ſchöne Sache um ihn her: es iſt eine ſchöne Sache um die Redlichkeit, zeigt ebenfalls an, daß ich mir die Redlichkeit überhaupt, und nicht in irgend einem beſondern Falle denke, und nun um dieſen allgemeinen Begriff von der Redlichkeit den Begriff von der Schönheit gleichſam herziehe. Darum kann ich auch nicht wohl ſagen, es iſt eine ſchöne Sache um dieſe Roſe, die ich in der Hand habe, ſondern ich muß den Begriff erſt allgemein machen, und ſagen z. B. es iſt doch eine ſchöne Sache um eine Roſe, oder um ſo eine Roſe: ſobald ich aber ſage, der Frühling iſt eine ſchöne Sache, oder es iſt etwas Schönes um den Frühling, ſo wird niemand glauben, daß ich von dem gegenwärtigen Frühlinge rede, ſondern ein jeder wird leicht ſchlieſſen, daß ich von dem Frühlinge überhaupt ſpreche, weil ich ſonſt würde gerade weg geſagt haben, der Frühling iſt ſchön.

Sehr darſtellend iſt der Ausdruck, wie ſteht es um dich, oder, wie ſteht es um die Sache, gut oder ſchlecht? Ich denke mir nehmlich dasjenige, was außer der Perſon oder der Sache befindlich iſt, und eine Beziehung auf dieſelbe haben kann, als ob es einen Kreiß um ſie her ſchlöſſe, wovon die Perſon oder Sache der Mittelpunkt iſt, worinn alle Radien des Umkreiſes zuſammentreffen. Wenn man mehr darauf ſieht, wie die Sachen uns zu ſeyn ſcheinen, als wie ſie wirklich ſind, ſo ſagt man auch, es ſieht um eine Perſon oder Sache gut oder ſchlecht aus.

Der Ausdruck: eine Sache um die andre thun, als z. B. ein Buch um das andre leſen, ſcheinet daher entſtanden zu ſeyn, weil die Handlung meines Leſens in dem einen Buche, von der Handlung des Leſens in dem andern Buche, gleichſam eingeſchloſſen wird, oder weil ſich die Handlung des Leſens, um das zweite Buch herum wiederum auf das erſte erſtreckt, als ob das Leſen in den zweiten Buche der Mittelpunkt wäre, um welchen ſich das Leſen in dem erſten Buche **herumdrehet**, worauf alsdenn das erſte Buch wieder der Mittelpunkt wird, um welchen ſich das Leſen in dem zweiten herumdrehet, und ſo immer abwechſelnd.

Es iſt ein großer Unterſchied, wenn man ſagt, **ich bin darum gekommen**, und den Ton auf **da** ſetzt, und wenn man eben dieſes ſagt, und den Ton auf **um** ſetzt: das erſte heißt, **ich bin in dieſer oder jener Abſicht gekommen**, und das zweite heißt, **ich habe eine Sache verlohren**. Dieſe letztre Bedeutung des **um**, da es den Verluſt einer Sache anzeigt, ſcheinet ebenfals aus einer ſinnlichen Vorſtellung entſtanden zu ſeyn: es verſpricht jemand z. B. mich **in** eine Stadt zu führen; er führet mich aber ſtatt deſſen **um** die Stadt **herum**, ſo habe ich den innern Anblick der Stadt nicht gehabt, ſondern bin **um** dieſen Anblick gleichſam **herumgekommen**, oder **um** denſelben betrogen worden: was ich alſo nicht behalten ſoll, um das muß ich gewiſſer maßen **umweg** kommen. Eigentlich kömmt zwar freilich die Sache **um** mich, oder aus dem Cirkel der Dinge, die ich beſitze, **weg**, aber durch eine Verſetzung der Ideen, denke ich mich ſelber als einen Cirkel, welcher um die Sache her iſt, die ich beſitze, und ſage nun von mir ſelber, ich, der ich dieſe Sache vorher, als mein Eigenthum, gleichſam in mich ſelber einſchloß, oder ſie mit mir ſelber gewiſſer maßen umgab, bin nun **um** dieſe Sache **weggekommen**, ſo daß ich ſie nicht mehr mein Eigenthum nennen kann. Hieraus laſſen ſich nun alle die Redensarten erklären, **um das Leben kommen, um das Leben bringen, um ſein Vermögen kommen, jemanden um etwas betrügen**, u. ſ. w.

Um eine Sache wiſſen, braucht man nur, wenn die Sache nicht allgemein bekannt iſt, ſondern wie ein Geheimniß von wenigen Perſonen bewahrt, und gleichſam in den **Cirkel** ihres Wiſſens **eingeſchloſſen** wird, welchen ſie nicht überſchreiten darf. Niemand wird alſo ſagen, **ich weiß darum, daß die Menſchen ſterben müſſen**, wohl aber, **ich weiß mit darum, daß dieſes oder jenes geſchehen iſt, welches bisher noch heimlich gehalten wird. Haſt du darum gewußt**, heißt daher beinahe eben ſo viel, als, **haſt du die Sache mit heimlich halten helfen?** Die Präpoſition **um** iſt alſo hier ſehr gut gewählt, um zu zeigen, daß das Wiſſen weniger Perſonen gleichſam einen Kreis um eine Sache herzieht, auſſer welchem ſie nicht bekannt werden darf.

Was die Ausdrücke anbetrift, **um etwas bitten, kämpfen, ſich bemühen**, u. ſ. w. ſo iſt der eigentliche unmittelbare Gegenſtand des Bittens die Perſon, die ich bitte, des Kämpfens die Perſon, mit der ich kämpfe, und des Bemühens der Perſon, welche ich bemühe; die Sache aber, um die ich kämpfe, bitte, oder mich bemühe, iſt eigentlich der Gegenſtand eines andern ausgelaſſenen Zeitworts, an deſſen Stelle dieſe Sache zu der Präpoſition **um** geſetzt wird. Es iſt beinahe einerlei, wenn ich ſage, gieb mir doch die Feder, oder, ich bitte dich um die Feder, nur daß ich in dem erſten Falle, die Perſon mehr wirklich bitte, und im zweiten Falle ſchon mehr von mir erzähle, daß ich die Perſon bitte: ich bitte dich um die Feder, würde umſchrieben ohngefehr ſo viel heiſſen, ich ſage: gieb mir doch die Feder! und dieſes ſage ich, um die Feder zu erlangen. Zu erlangen iſt aber eben das ausgelaßne Zeitwort, wovon die Feder der Gegenſtand iſt: die Feder zu erlangen, iſt diejenige innre Vorſtellung, um welche ſich die Handlung meines Bittens gleichſam herumdrehet, und welche dieſer Handlung ihre Richtung nach einem äußern Gegenſtande des Bittens mittheilt. Ich kämpfe mit dir um den Preiß, würde ſo viel heißen, die Handlung meines Kämpfens drehet ſich um die innre Vorſtellung den Preiß zu erlangen herum, welche Vorſtellung ihr die Richtung auf den äußern Gegenſtand mittheilet, mit welchem ich kämpfe, ſo lange bis ich den Preiß erhalten habe, wo alsdann dieſe meine Handlung ſtille ſtehen muß, weil ſie ſich nicht mehr um jene innre Vorſtellung bewegen kann, welche dadurch, daß ich den Preiß wirklich erhalten habe, gänzlich aufgehoben iſt. Auf die Art laßen ſich nun auch die übrigen Ausdrücke erklären, um etwas arbeiten, um etwas dienen, u. ſ. w.

Die deutſche Sprache bedienet ſich der Präpoſition um figürlicher Weiſe, bei unkörperlichen Dingen,

gen, ſehr häufig, und vielleicht nicht ohne Grund: denn da wir doch die unkörperlichen Dinge beſtändig mit den körperlichen vergleichen müſſen, wenn wir dieſelben benennen wollen, ſo ſcheinet es, daß der ſichtbare Umfang oder die Einſchlieſſung etwas ſey, wovon wir oft in unſern Vorſtellungen von unkörperlichen Dingen etwas Aehnliches bemerken, das wir nicht ſchicklicher, als mit dieſem Namen bezeichnen können, da wir keinen eigentlichen dafür haben. Es verdiente eine eigne Unterſuchung, warum man bei unkörperlichen Handlungen oder Gegenſtänden ſich gerade dieſer oder jener Präpoſition bedient, warum man z. B. ſagt, **über eine Sache nachdenken**, und nicht **um eine** oder **in eine Sache nachdenken**, u. ſ. w. Wenn man dieſe Vergleichungen unkörperlicher Gegenſtände mit den körperlichen, welche ſich doch aus einem natürlichen Gefühl bei den Erfindern der Sprache herſchreiben muß, weiter nachſpüren wollte, ſo wäre das vielleicht der einzige Weg, in das wahre innere Weſen der erſtern tiefer einzudringen. Und welche fruchtbare Vergleichungen mehrerer Sprachen untereinander könnten hierüber nicht angeſtellt werden! Ich behalte es mir vor, über dieſen Gegenſtand weiter nachzudenken, und lege gegenwärtig dieſe Ideen nur Kennern zur Prüfung vor; ſo wie überhaupt meine Gedanken über ähnliche Gegenſtände, welche mir ein ſehr weitläuftiges Feld zum Nachdenken zu eröfnen ſcheinen.

Noch eine einzige Schwierigkeit bei der Präpoſition **um** will ich aufzulöſen ſuchen, und dann hiervon abbrechen: man ſagt nemlich von einer Perſon, **ſie muß um dieſe Gegend, oder ſie muß daherum wohnen**: dieſes ſcheinet ein Widerſpruch zu ſeyn, weil eine einzige Perſon unmöglich **um** eine ganze Gegend wohnen kann: allein ſie kann doch an einem von den Oertern wohnen, welche in dem Umkreiſe um eine Gegend befindlich ſind, und weil nun dieſer noch nicht beſtimmt iſt, ſo **kann** es einer ſo gut wie der andre ſeyn, ob es gleich einer nur wirklich **iſt**; die Perſon **kann** alſo an jedem Orte um eine Gegend herum, an einem ſo gut wie an dem andern, wohnen, ob ſie gleich nur an einem einzigen Orte **wirklich** wohnet; die **Möglichkeit** des Wohnens einer Perſon erſtreckt ſich **um** die ganze Gegend, die **Würklichkeit** aber ſchränkt ſich nur auf einen einzigen Ort, in dem Umkreiſe einer Gegend ein. Sobald ich alſo jene bloße Möglichkeit des Wohnens einer Perſon annehme, liegt auch gar kein Widerſpruch darinn, wenn ich ſage, daß ſie **um** eine Gegend wohnet.

Ohne.

Bei dieſer und den folgenden Präpoſitionen, werde ich mich nicht ſo lange wie bei den vorigen aufhalten, weil ſie theils weniger Schwierigkeit haben, und ich mich auch für jetzt nicht ſo ſehr in das Beſondre derſelben einlaſſen, ſondern nur überhaupt unterſuchen werde, in wie fern ſie den Akkuſativ oder den Dativ zu ſich nehmen, bis ich in der Folge, einmal mehr Muße haben werde, über das innre Weſen aller Präpoſitionen weiter nachzudenken.

Ohne unterſcheidet ſich dadurch von andern Präpoſitionen, daß es nicht, wie ſie, ein Verhältniß der einen Sache zu der andern, ſondern den würklichen oder in Gedanken angenommenen Mangel einer Sache, anzeigt. Sage ich alſo, ich gehe zu meinem Bruder, ſo iſt derſelbe zugleich der Gegenſtand und auch der Zweck meines Gehens; ſage ich, ich gehe mit meinem Bruder, ſo iſt er zwar weder der Zweck noch der Gegenſtand meines Gehens, aber die Vorſtellung von dem Gehen meines Bruders fügt ſich doch an die Vorſtellung von meinen Gehen hinan, und er iſt alſo das Adjekt meines Gehens; ſage ich aber, ich gehe ohne meinen Bruder, ſo iſt er weder der Gegenſtand noch der Zweck meines Gehens, noch kann ich die Vorſtellung von ihm an die Vorſtellung meines Gehens auf irgend eine Weiſe hinanfügen, ſondern ich trenne ſie vielmehr durch die Präpoſition ohne von derſelben ab. Sage ich, ich gehe von meinem Bruder, ſo denke ich mir zwiſchen mir und ihm doch immer ein gewiſſes Verhältniß, ich ſtelle mir die Handlung meines Gehens in Rückſicht auf ihn vor, wie mich dieſelbe immer weiter von ihm entfernet, ſo lange ich ſie fortſetze. Bei der Präpoſition ohne aber kann ich mir nicht das geringſte Verhältniß zwiſchen der Handlung meines Gehens und meinem Bruder denken; denn mein Gehen entfernet mich weder von ihm, noch bringt es mich ihm näher, ich ſetze ihn, in Anſehung der Handlung meines Gehens, gleichſam außer allem Verhältniß mit derſelben,

ſelben, um dieſes aber zu thun muß ich ihn erſtlich in ein gewiſſes Verhältniß mit ihr ſetzen, welches ich nachher wieder aufhebe. Ich gehe ohne meinen Bruder in die Kirche, kann ich mir nicht ehr denken, bis ich mir erſt vorgeſtellt habe, daß er mit mir entweder hingegangen iſt, oder hineingehen könnte. Aber warum ſage ich denn nicht anſtatt, ich gehe ohne meinen Bruder in die Kirche, ich gehe nicht mit meinem Bruder in die Kirche? ſo bedürfte es ja der Präpoſition ohne nicht, weil nicht mit die Stelle derſelben erſetzt. — Allein dieſes nicht mit ſcheinet an die Stelle von ohne doch nicht zu paſſen, weil es mehr als ohne ausdrückt. Ich gehe nicht mit meinem Bruder in die Kirche, heißt ſo viel, wenn mein Bruder mit in die Kirche geht, ſo gehe ich nicht hinein, das nicht hebt hier alſo, unter einen gewiſſen Umſtande, die ganze Handlung des Gehens auf, anſtatt daß es nur ein Adjekt derſelben aufheben ſollte: denn ich will ja nicht ſagen, daß mein Gehen in die Kirche gar nicht ſtatt finden könnte, ſobald mein Bruder mitginge, ſondern ich will vielmehr blos anzeigen, daß er mir an meiner Seite fehlet, daß ich ihn nicht bei mir habe: dieſes drücke ich aber eben durch ohne aus, und denke mir alſo in dieſe Präpoſition ein neues Prädikat hinein, welches durch dieſelbe aufgehoben wird, damit ſich ihre aufhebende Kraft nicht auf das vorhergehende Prädikat beziehen kann. Folgende drei Redensarten ſagen völlig einerlei, nur daß die eine die Sache immer kürzer ausdrückt, als die andre:

Ich gehe in die Kirche, **und** habe nicht bei
Objectiv.
mir (meinen Bruder).

Ich gehe in die Kirche, **ohne** bei mir zu haben (meinen Bruder).
Objektiv.

Objektiv.
Ich gehe in die Kirche, **ohne** (meinen Bruder).

Es ſcheint hieraus, als ob die Präpoſition **ohne** blos eine Verneinung wäre, welche ein ausgelaßnes Prädikat, das man ſich in dieſelbe hineindenkt, aufhebt, und ſich zugleich an ein ausgedrücktes Prädikat hinanfügt. Welch ein Unterſchied iſt es nicht, wenn ich ſage, ich kann ohne ihn fertig werden, und, ich kann nicht mit ihm fertig werden, ich kann ohne dich gehen, und, ich kann nicht mit dir gehen! ohne drückt hier weit weniger als nicht mit aus: — ich kann ohne dich fertig werden, heißt, ich kann fertig werden, ohne dich zu brauchen, ob du mir gleich auch nicht hinderlich ſondern vielleicht nützlich ſeyn könnteſt; ich kann nicht mit dir fertig werden, heißt, ich kann nicht fertig werden, ſobald ich dich brauchen will, weil du mir an meinem Fertigwerden hinderlich biſt. Nicht mit kann hier die Stelle von ohne deswegen nicht vertreten, weil ich das nicht allemal mit zu dem vorhergehenden Prädikate ziehen muß, und es nicht blos auf die Präpoſition mit einſchränken kann, ich darf nicht ſo abbrechen:

Ich kann — nicht mit dir — fertig werden, als ob nicht mit dir das Adjekt der Rede wäre, ſondern ich muß ſo abbrechen:

Ich kann nicht — mit dir — fertig werden, und nun hebt das nicht nicht ſowohl die Präpoſition mit als vielmehr das Zeitwort oder das Prädikat ſelber auf, ſo lange dieſes noch das Adjekt mit dir behält. Ich kann nicht — mit der Gabel — eſſen, heißt, ich kann nicht eſſen, wenn ich mich einer Gabel bedienen will, die Gabel würde mir hinderlich ſeyn; ich kann ohne eine Gabel eſſen, heißt, ich kann eſſen, wenn ich mich auch keiner Gabel bediene, doch würde mir die Gabel nicht hinderlich, ſondern vielleicht bequem ſeyn. Daraus ſeh' ich, daß nicht mit ſich immer wieder trennt, ſo bald ich es in eins zuſammenſchmelzen will, daß nicht ſich nur an das Zeitwort, und mit ſich nur an das Nennwort hinanfügt: ohne hingegen faßt auch eine Verneinung in ſich, ſchränkt aber dieſelbe blos auf das Adjekt der Rede ein, welches wiederum aus einem Prädikat und einem Objekt beſteht. Daher kömmt es, daß kein Widerſpruch darinn liegt, wenn ich ſage, ich kann ohne eine Gabel eſſen, und kann auch mit einer Gabel eſſen: darinn aber würde ein Widerſpruch ſtatt finden, wenn ich ſagen wollte, ich kann mit einer Gabel eſſen, und nicht mit einer Gabel eſſen.

Wenn ohne das Gegentheil von mit wäre, ſo müßte nicht ohne auch ſo viel als mit heißen: ich gehe nicht ohne dich, müßte denn eben ſo viel heißen, als, ich gehe mit dir. So wie aber nicht mit weit mehr als ohne ausdrückt, ſo drückt auch nicht ohne weit mehr als mit aus. Nicht mit ſchließt ein Objekt ganz aus, nicht ohne macht das Daſeyn deſſelben nothwendig. Das Verhältniß dieſer Ausdrücke gegeneinander werden folgende Beiſpiele zeigen:

Ich gehe mit ihm — Ich gehe ohne ihn.
Ich gehe nicht ohne ihn — Ich gehe nicht mit ihm.

Das Gegentheil von mit iſt nicht ohne ſondern nicht mit, und das Gegentheil von ohne iſt nicht mit ſondern nicht ohne; aber zwiſchen mit und nicht mit ſteht ohne, und zwiſchen ohne und nicht ohne ſteht mit in der Mitte, auf folgende Weiſe:

Ich gehe mit ihm — ich gehe ohne ihn — ich gehe nicht mit ihm.
Ich gehe ohne ihn — ich gehe mit ihm — ich gehe nicht ohne ihn.

Mit und ohne werden auf die Art Mittelbegriffe, zwiſchen zweien Begriffen welche ſich einander entgegengeſetzt ſind: ohne ſchließt nicht nothwendig aus, wie nicht mit, und mit fügt nicht nothwendig hinan, wie nicht ohne. Von der nothwendigen Hinanfügung, bis zur nothwendigen Ausſchließung giebt es alſo folgende Grade:

Ich gehe nicht ohne ihn.
Ich gehe mit ihm.
Ich gehe ohne ihn.
Ich gehe nicht mit ihm.

Die Sprache bildet hier eine der ſchönſten Abſtuffungen: die Uebergänge von einem Ausdrucke zum andern ſind ſich gleich; denn mit macht einen eben ſo großen Abſtand von nicht ohne, als ohne wiederum von mit, und nicht mit von ohne. — So lange ich z. B. meinen Freund zärtlich liebte, ging ich nicht ohne ihn, hernach wurde ich kälter, und ging nur noch zuweilen mit ihm, zuweilen auch ohne ihn, und endlich ging ich gar nicht mehr mit ihm. Alsdann verhält ſich der dritte Ausdruck wiederum zu dem erſten eben ſo, wie der vierte zu dem zweiten, oder ohne verhält ſich zu nicht ohne, wie nicht mit zu mit, ſo daß einer immer das Gegentheil von dem andern anzeigt.

Wie würden wir uns nun ausdrücken, wenn wir die Präpoſition ohne nicht hätten, und doch den Mittelbegriff zwiſchen mit und nicht mit anzeigen wollten? Ich gehe nicht mit ihm, würde heißen, ich gehe nicht, wenn er bei mir iſt, und, ich gehe ohne ihn, heißt, ich gehe, wenn er auch nicht bei mir iſt: welch ein Unterſchied macht hier die Verſetzung des nicht, welches von dem erſten Prädikat gehen weggeſchoben, und zu dem andern Prädikat iſt gezogen wird. Die Handlung des Gebens bleibt nun durch die Verneinung ungeſtört, und ein anderes Prädikat iſt wird durch dieſſelbe aufgehoben. Ich ſchreibe ohne eine Feder, hieße alſo mit andern Worten, ich ſchreibe, und habe oder brauche nicht eine oder keine Feder; ich reiſe ohne Geld, hieße, ich reiſe, und brauche oder habe nicht oder kein Geld. Es ſcheinet daher, als ob man ſich in ohne ſehr vieles hineindenkt, nehmlich erſtlich und nicht und denn noch die Wörter haben und brauchen u. ſ. w. Denn ſobald wie ich mir nicht denke, und demohngeachtet das erſte Prädikat nicht dadurch aufheben will, ſo muß ich mir nothwendig ein andres Urtheil oder Prädikat hinzudenken, welches dadurch aufgehoben wird, daraus ſieht man, daß die ausgelaßnen Prädikate bei ohne nichts zufälliges, ſondern etwas Weſentliches ſind; und dieſe Prädikate haben, brauchen u. ſ. w. ſind es nun eben, welche ein Nennwort, das nach ohne ſteht, zum Objekte haben, ſo daß dieſes die Endigung des Akkuſativs (Objektivs) erhält.

Ohne ſcheinet alſo eine Verkürzung zweier Sätze in einen zu bewerkſtelligen, indem es den einen ſo unmerklich an den andern hinanfügt, daß er mit ihm gleichſam eins wird. Anſtatt, ich beſuchte ihn, und kannte ihn nicht, ſagt man daher, ich beſuchte ihn, ohne ihn zu kennen: hier iſt ohne wieder das Reſultat von und nicht und einem Prädikate zu kennen, wovon ihn das Objekt iſt. Auf die Art muß man ſich immer ein Prädikat zu dem ohne hinzudenken, wenn daſſelbe gleich nicht ausgedrückt wird, wie in folgenden Beiſpielen:

Er nahm ohne Thränen (zu vergieſſen) Abſchied.

Ich habe es ohne Mühe (anzuwenden) erhalten.

Zehn Perſonen ohne die Kinder (zu rechnen).

Ich thue es ohne meinen Herrn (zu fragen).

Ich weiß es ohne dich (zu fragen).

Bei **mit** aber brauche ich mir kein andres Prädikat zu denken, als dasjenige, bei welchem es ſtehet: denn da keine Verneinung darinn liegt, ſo kann es bei einem einzigen Prädikate ſtehen, ohne noch ein andres zur Aufhebung zu bedürfen. Wollte ich mir aber bei **ohne** nur ein Prädikat denken, ſo wäre es ſo gut, als ob ich nichts geſagt hätte, weil das, was ich geſagt hätte, durch die Verneinung, welche in **ohne** liegt wieder aufgehoben wäre.

Wir wollen nunmehro das **ohne** noch in folgenden Beiſpielen mit der Präpoſition **mit** vergleichen:

Ich eſſe mit dir — ich eſſe ohne dich — ich eſſe nicht mit dir.

Ich leide mit dir — ich leide ohne dich — ich leide nicht mit dir.

Ich zwinge es mit Gelde — ich zwinge es ohne Geld — ich zwinge es nicht mit Gelde.

Ich ſpreche mit dir ——— Ich ſpreche nicht mit dir.

Ich verſchone dich mit der Sache ——
Ich verſchone dich nicht mit der Sache.

In den beiden letztern Beiſpielen läßt ſich **ohne** nicht zwiſchen **mit** und **nicht mit** einſchieben, weil **mit** hier eine ſtärkere Bedeutung hat, indem es in dem erſten Beiſpiele nicht ſo viel heißt, daß ich mit jemanden zugleich rede, ſondern daß ich ihn anrede und er mir antwortet, folglich iſt die Perſon, mit welcher ich rede, nothwendig, und ich kann dieſelbe nicht vermittelſt des **ohne** aufheben, ohne zugleich den ganzen Begriff der **Unterredung** mit aufzuheben.

Folgendes dient noch zum Beweiſe, daß **ohne** immer ein zweites Prädikat nach ſich haben muß: anſtatt, **ich habe kein Geld**, ſagt man nemlich, **ich bin ohne Geld**. Man will ſich den Mangel an Gelde, als einen Zuſtand denken, in welchem man ſich befindet; der Zuſtand wird ausgedrückt durch **ich bin**, und das Prädikat **haben**, denkt man ſich in **ohne** hinein, ſonſt hätte man nichts geſagt, denn einen Mangel kann man niemals, ohne ein Prädikat ausdrücken, ein **Nichthaus**, kann ich nicht ſagen, aber wohl, **das iſt kein Haus**.

So wie ich nun **ohne** zwiſchen **nicht** und **nicht mit** einſchieben kann, ſcheinet es auch, als ob man die Silbe **un** zwiſchen Bejahung und Verneinung einſchieben könnte, als:

er handelt recht — er handelt unrecht —
er handelt nicht recht.

Er handelt nicht recht würde auf die Art ſo viel heiſſen, als ob die Vorſtellung von recht ſeine Handlung aufhübe, oder als ob er nicht handeln würde, ſobald es jetzt darauf ankäme, recht zu handeln. Er handelt unrecht, aber wäre ſchon gemilderter geſprochen, und ſagte nur ſo viel, er handelte jetzt, obgleich nicht recht, und die Vorſtellung von recht würde ſein Handeln nicht aufheben, wenn ich ſie als ein Adjekt des Handelns betrachten wollte: nicht zeigte alſo eine Aufhebung, un aber blos einen Mangel an; nicht zeigte an, daß handeln und recht bei jemanden gar nicht zuſammen beſtehen könnten, un zeigte blos an, daß handeln da wäre, aber recht fehlte. Wenn man ſich etwas, das nicht iſt, denken will, als ob es wäre, ſo ſagt man, es iſt ein Unding, und die Silbe un iſt das einzige Mittel, ſich das Nichtdaſeyn eines Dinges zu denken, ohne den Gedanken ſelber oder das Prädikat es iſt zugleich mit aufzuheben: es iſt kein Ding, läßt gar nichts übrig, was einem Gedanken ähnlich wäre; denn es hieſſe eben ſo viel, als ob ich ſagen wollte, es iſt nicht, ſobald es iſt, ich gebe alſo zu, daß etwas da ſeyn könnte, welches eben deswegen, weil es da wäre, nicht da wäre, welch ein doppelter undenkbarer Widerſpruch! die Silbe un hingegen hebt nicht meine Bejahung es iſt, ſondern nur das Ding auf, welches iſt, dadurch wird erſt der Widerſpruch denkbar, welchen ich ausdrücken will, wenn ich ſage, es iſt ein Unding, denn dieſes heißt nur ſo viel als, es iſt — ohne doch zu ſeyn: Das erſte aber hieß, es iſt nicht — ſobald es iſt: ohne hebt blos dasjenige auf, was ich mir denken will, nicht aber hebt zugleich meinen Gedanken auf, womit ich mir dieſe Aufhebung ſelber denken will.

Wir ſagen, Gott iſt nicht endlich, ſondern unendlich, daraus ſieht man, daß man ſich zwiſchen nicht endlich und unendlich einen Unterſchied denken muß, ſonſt wäre das ſondern ſehr unrichtig angebracht. Gott iſt nicht endlich, heißt, er würde gar nicht da ſeyn, ſobald er endlich wäre; Gott iſt unendlich, heißt, er könnte zwar da ſeyn, wenn er auch endlich wäre, aber er iſt nun einmal nicht endlich; und der ganze obige Satz heißt ſo viel: wenn Gott endlich wäre, ſo würde er nicht da ſeyn, da er aber nicht endlich iſt, ſo iſt er da; ſondern aber drückt den Gegenſatz, welcher zwiſchen dem Daſeyn und Nichtdaſeyn ſtatt findet, aus. Endlich, unendlich und nicht endlich ſtehen alſo in ſolchem Verhältniß, daß endlich das Daſeyn, unendlich den Mangel, und nicht endlich die gänzliche Ausſchlieſſung der Endlichkeit anzeigt.

Daß wir ohnedem und nicht ohnedas ſagen, ſcheint wegen des Gleichlauts mit andern Wörtern zu geſchehen, woran ſich das Ohr einmal ſchon gewöhnt hat: denn wir ſagen indem, vordem, nachdem u. ſ. w., wo das dem richtig iſt, und ſo haben wir es auf ohne übertragen, wo es nicht völlig richtig iſt, wenn man nicht annimmt, daß ohnedem ſo viel heiſſen ſoll, als auſſerdem.

Wider,

Wider, gegen, gegenüber, entgegen.

Wider und gegen nehmen beſtändig den Akkuſativ (Objektiv), gegenüber und entgegen aber nehmen immer den Dativ (Terminativ) zu ſich oder ſollten ihn doch zu ſich nehmen. Zwiſchen den erſten beiden Präpoſitionen wider und gegen beobachtet man im Reden nur einen geringen Unterſchied, und ſie machen allemal das Wort, welches ſie nach ſich haben zum Gegenſtande des Prädikats, dieſes mag nun eine Bewegung oder einen Zuſtand anzeigen. Ja ſie ſcheinen ſogar ein Wort zum Gegenſtande eines andern Nennworts zu machen: denn man ſagt z. B. die Liebe gegen Gott, meine Freundſchaft gegen dich, dein Haß wider mich, u. ſ. w.: freilich will dieß ſo viel ſagen, als, meine Freundſchaft, welche gegen dich gerichtet iſt, deine Feindſchaft, welche wider mich gerichtet iſt, aber man denkt ſich doch dieſe Richtung der Freundſchaft und Feindſchaft ſo ſehr in die Präpoſitionen gegen und wider hinein, daß man kaum an den Mangel eines Prädikats dabei denkt. Das Wort Gegenſtand ſelber, welches dasjenige anzeigt, worauf irgend etwas gerichtet iſt, hat man daher nicht anders, als mit der Präpoſition gegen zuſammenſetzen können.

Es iſt beinahe einerlei, wenn man ſagt, er hat mich ſchlecht behandelt, und, er hat ſchlecht gegen mich gehandelt: von der Silbe be aber haben wir ſchon bemerkt, daß ſie etwas als den unmittelbaren Gegenſtand des Prädikats auszeichnet, dieß thut hier auch die Präpoſition gegen, ohne eine eigne Bewegung auf mich hin, bei dem Prädikate, vorauszuſetzen, denn handeln zeigt ja keine beſondre beſtimmte Bewegung an einen Ort an; demohngeachtet aber muß es eine gewiſſe Richtung haben, dieſe Richtung aber wird nun eben durch gegen ausgedrückt. Nun dürfen wir alſo nur beſtimmen, was Richtung heißt, ſo wiſſen wir auch, was eigentlich die Präpoſition gegen ausdrückt: Eine jede Bewegung muß eine Richtung haben, ein Zuſtand bedarf derſelben nicht, kann ſie auch nicht haben: wenn ich mir aber bei einem bloſſen Zuſtande eine Richtung denke, ſo muß ich auch nothwendig den Begriff von Bewegung in denſelben hinein tragen: wenn ich ſage, daß z. B. ein Land gegen Morgen oder gegen Abend liegt, ſo laſſe ich daſſelbe gleichſam in meinen Gedanken fortrücken, bis es gerade auf den Fleck trift, wohin ich ihm eine beſtimmte Richtung zuſchrieb, und trage alſo in den Zuſtand des Liegens den Begriff von Bewegung hinein. Richtung iſt ein allgemeiner Begriff, der die Aehnlichkeiten in ſich faßt, welche alle Bewegungen untereinander haben. Denn eine jede Bewegung, ſie mag nun an einen Ort, in einen Ort, oder auf einen Ort gerichtet ſeyn, ſo muß ſie doch in jedem Falle eine gewiſſe Richtung haben, ohne welche ſich bei ihr weder in, an, noch auf denken lieſſe: Die Präpoſitionen ſind blos die beſondern Beſtimmungen der Richtung, welche eine jede Bewegung haben muß. Weil aber dieſe Richtung manchmal nicht genau beſtimmt werden kann, ſo hat man eine eigne Präpoſition erfunden, welche blos im Allgemeinen die Richtung ſelber anzeigt, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an, oder auf, einen Gegenſtand lenkt, und dieſes iſt nun eben die Präpoſition gegen: eben das gilt auch von wider, ſobald es anſtatt gegen geſetzt wird. Dieſe Richtung, die immer eine Bewegung vorausſetzt, und welche man ſich beſtändig in gegen hineindenkt, macht, daß dieſe Präpoſition auch allemal einen Akkuſativ (Objektiv) zu ſich nimmt. Dieſe Präpoſition iſt eine der merkwürdigſten, und könnte ſehr vielen Stoff zum Nachdenken geben. Mehrere Bemerkungen über dieſelbe will ich aber zu einer eignen Abhandlung über die Präpoſitionen aufſparen, und für jetzt nur noch etwas weniges von gegenüber und entgegen ſagen.

Daß gegenüber und entgegen immer den Dativ zu ſich nehmen, ſcheint daher zu rühren, weil ſie mehr den Ort wo die Perſon befindlich iſt, und den Weg welchen dieſelbe herkömmt, als die Perſon ſelber zum Gegenſtande haben, wie man auch aus dem lateiniſchen obviam ſieht. Ich ſtelle mich gegen dich, heißt, du ſelber biſt jetzt der Gegenſtand meiner Richtung, welche ich nehme; ich ſtelle mich dir gegenüber, heißt, der Ort, wo du ſteheſt iſt jetzt der Gegenſtand meiner Richtung, und du biſt der Zweck derſelben. Wenn ich ſage, die Armee marſchiert gegen den Feind, das heißt, der Feind iſt ſelber der unmittelbare Gegenſtand von der Richtung, welche die Armee nimmt; ſage ich aber, die Armee marſchiert dem Feinde entgegen, ſo heißt das, der Weg, welchen der Feind nimmt iſt der unmittelbare Gegenſtand von der Richtung der Armee, und der Feind iſt nur der Zweck derſelben.

Daß man **gegenüber** und nicht z. B. **gegenbei** oder **gegenneben** ſagt, ſcheint daher zu kommen, weil man ſich die Sache mahleriſch vorſtellt, indem man ſich zuerſt ſieht, und alſo auf denjenigen welchem man gegenüber ſitzt gleichſam ſo herunterblickt, als ob man wirklich über ihm ſäße, und ſich den gegenüberſitzenden eben ſo vorſtellt, daß er gleichſam auf uns hinunterblickt, als ob er über uns ſäße. Ueberhaupt ſind **gegenüber** und **entgegen** mehr Adverbien, als Präpoſitionen.

Auſſer, nebſt, ſeit.

Dieſe drei Präpoſitionen nehmen beſtändig den Dativ (Adjektiv) zu ſich, weil ich mir niemals eine Bewegung in dieſelbe hinein denken kann. Denn wenn ich gleich ſage, **ich gehe auſſer der Stadt**, oder **ich gehe nebſt dir**, ſo zeigt **gehen** zwar eine Bewegung an, aber dieſe kann auf keine Weiſe in die Präpoſitionen **auſſer** und **nebſt** eindringen, und durch dieſelben eine Richtung auf einen Gegenſtand haben, ſondern es muß noch etwas hinzukommen, **wohin** das Gehen gerichtet iſt, als:

ich gehe — an verſchiedne Oerter.
auſſer
der Stadt
ich gehe — an einen Ort.
nebſt
Dir

Von auſſer und nebſt gilt alſo eben dasjenige, was ich in dem Anhange zu den Briefen vom Unterſchiede des Akk. und Dat., von aus und mit geſagt habe, daß ſie niemals etwas zum wirklichen Gegenſtande eines Prädikats machen können. Aus zeigt zwar eine Bewegung, aber nicht nach einem Orte, ſondern von einem Orte, an; der Ort aber, von welchem ich mich bewege, iſt ja nicht der Gegenſtand meiner Bewegung. Weil man ſich nun daran gewöhnt hat, bei aus immer Bewegung zu denken, ſo hat man eine kleine Veränderung dieſer Präpoſition zu Hülfe genommen, um ſich auch das Verhältniß denken zu können in welchen man ſich befindet, wenn man z. B. ſchon aus der Stadt hinausgegangen iſt, und ſo ſcheinet auſſer von aus entſtanden zu ſeyn,

Nebſt unterſcheidet ſich nur darinn von mit, daß es eine weniger verbindende Kraft hat. Es ſcheinet eine Art von Superlativ von neben zu ſeyn, und auf die Art den Uebergang zwiſchen neben und mit zu machen, wie man aus folgenden drei Beiſpielen ſehen kann:

er geht neben mir ſpatzieren.
er geht nebſt mir ſpatzieren.
er geht mit mir ſpatzieren.

Er ſtellt ſich neben mich, kann ich wohl ſagen, aber nicht, er ſtellt ſich nebſt mich, weil die Präpoſition nebſt mich ſchon ſo ſehr mit der Perſon, die ſich ſtellt, verbindet, daß ich mich zugleich mit ihr nach irgend einem Gegenſtande hin ſtellen muß, und alſo nicht ſelber der Gegenſtand ihres

Stellens ſeyn kann, darum muß es heiſſen, die Perſon ſtellt ſich nebſt mir z. B. auf einen Berg, oder ſonſt irgend wohin.

Seit geſtern habe ich dich nicht geſehen, heißt, von geſtern an habe ich dich nicht geſehen: aus eben dem Grunde alſo, weswegen von beſtändig den Dativ (Adjektiv) nach ſich hat, nimmt ihn auch ſeit zu ſich, welches aus von und an zuſammengeſetzt iſt. Von der Präpoſition von aber habe ich ſchon in dem Anhange zu den Briefen vom Akk. und Dat. gehandelt.

Von dem Akkuſativ (Objektiv) der Zeit und des Raums.

Unſre Sprache ſcheinet ſich unphiloſophiſch auszudrücken, wenn ich z. B. ſage, ich gehe eine Meile weit, da doch das Gehen eine in ſich ſelbſt zurückfallende Handlung iſt, die unmöglich auf die Meile wirklich übergehen kann. Allein man verſuche es einmal, auf jede andre Weiſe, durch alle Kaſus und mit allen Präpoſitionen, ob nicht die Meile, welche ich gehe, immer am natürlichſten im Akkuſativ ſtehen bleiben wird. Die Meile iſt eine bloſſe Vorſtellung, in unſrer Seele, von dem Verhältniß einer gewiſſen Ausdehnung, die wir durch unſer Gehen abmeſſen, gegen die Schritte, welche wir thun: dieſe Vorſtellung entſteht in uns indem wir gehen, was iſt alſo wohl natürlicher, als daß wir dieſes Maaß der Ausdehnung, welches wir Meile nennen, und wovon die Vorſtellung durch unſer Gehen erſt in uns hervorgebracht wird, als einen wirklichen Gegenſtand dieſes Gehens betrachten.

Aber nicht nur eine Bewegung, ſondern ſogar ein bloßer Zuſtand kann das Maaß der Ausdehnung zum unmittelbaren Gegenſtande haben, in ſo fern dieſes nehmlich eine Vorſtellung iſt, welche durch die Ausdehnung einer Sache in uns hervorgebracht wird, die doch ein bloßer Zuſtand iſt. Wenn ich z. B. ſage, das Land iſt eine Meile breit, ſo wird durch das Breitſeyn oder durch die Ausdehnung des Landes nach zweien Seiten hin, eben die Vorſtellung von dem beſtimmten Raume in uns hervorgebracht, welchen wir Meile nennen; ſobald aber etwas durch einen Zuſtand wirklich hervorgebracht wird, ſo kann ich es mir auch nicht anders als den Gegenſtand deſſelben denken: das iſt es eben, warum wir es am natürlichſten finden, wenn die Meile auch hier im Akkuſativ (Objektiv) ſteht.

Was nun vom Raum gilt, das gilt auch von der Zeit: dieſe iſt ebenfalls eine Vorſtellung in unſrer Seele, welche entſteht indem wir uns in einem gewiſſen Zuſtande befinden, indeß ſich andre Dinge um uns her bewegen, oder indem wir uns bewegen, indeß andre Dinge um uns her in einem gewiſſen Zuſtande ſind. So wie wir durch das Gehen eine gewiſſe Ausdehnung abmeſſen, welche Abmeſſung wir z. B. eine Meile nennen, ſo meſſen wir, auch durch eben dieſes Gehen eine gewiſſe Reihe von Veränderungen ab, und dieſe Abmeſſung einer Reihe beſtimmter Veränderungen in der Natur gegen unſer Gehen, nennen wir z. B. zwei Stunden: dieſe Vorſtellung von zwei Stunden wird alſo erſt durch das Gehen in uns hervorgebracht: und ſo wie ein jeder für ſich nicht nur ſeinen ſondern auch andrer Weſen Zuſtand, Bewegungen, und Handlungen, gegen gewiſſe immer wiederkehrende Veränderungen in der Natur, hält, und ſie darnach abmißt, bringt derſelbe auch in ſich die Vorſtellung hervor, welche wir Zeit nennen: denn jene Veränderungen ſelber ſind nicht die Zeit, ſondern blos ihr Verhältniß gegen irgend einen bleibenden Zuſtand oder gegen andre Veränderungen nennen wir Zeit, und dieß Verhältniß kann ja nicht eher entſtehen, bis dieſer bleibende Zuſtand da iſt oder dieſe andern Veränderungen ſich ereignet haben.

Noch etwas von der Präpoſition für.

In dem Anhange zu den Briefen vom Unterſchiede des Akk. und Dat. habe ich noch nicht gezeigt weswegen für immer den Akkuſativ (Objektiv) zu ſich nimmt. Es iſt ausgemacht, daß man ehemals zwiſchen für und vor gar keinen Unterſchied beobachtet hat: dieſes bringt mich auf die Gedanken, daß für eigentlich die Präpoſition vor ſey, indem man ſich eine Bewegung in dieſelbe hineindenkt: denn wenn einer an meine Stelle tritt, ſo denke ich mir ihn gleichſam vor mich hintretend, ſo daß man nunmehro ihn anſtatt meiner bemerkt; ſo iſt es auch, wenn einer an meiner Stelle etwas thut, ſo thut er es, indem er ſich gleichſam vor mich hin ſtellt, ſo daß man ihn, und nicht mich bemerkt. Hieraus läßt ſich auch die Bedeutung von für erklären, nach welcher es ſo viel heißt, als zu jemandes Nutzen oder Gebrauch: denn wenn etwas z. B. vor mich hin gelegt wird, oder vor mich hin kömmt, ſo ſchließe ich eben daraus, daß es zu meinem Nutzen oder Gebrauch beſtimmt ſey. Die Sache iſt gut für mich, hieße alſo ſo viel, die Sache iſt gut, indem ſie gleichſam vor mich hin kömmt, oder mir ſo nahe als möglich kömmt. Ich thue etwas für mich (zu meinem Nutzen) heißt, ich thue etwas auf eine ſolche Weiſe, daß es gleichſam wieder vor mich ſelber hinkömmt, oder der Nutzen davon auf mich ſelber zurückfällt; ich thue etwas für mich (auf meinen eignen Antrieb) heißt, ich thue es, indem ich mich gleichſam vor mich ſelber, und nicht vor einen andern hinſtelle; dieſen letztern Unterſchied lehret aber nur der Zuſammenhang. Ich kann nicht dafür, heißt, ich kann nicht vor die Sache gleichſam hintreten, ſo daß man nur mich und nicht die Sache mehr bemerkt. Auf eben die Art laſſen ſich auch die andern Bedeutungen von für erklären.

Laſſen.

Laß mich das Buch leſen, ſagt man, und hier iſt mich zugleich das Objekt von laſſen und das Subjekt von leſen, eben ſo wie man ſagt, ich höre dich ſingen, wo dich das Objekt von hören, und zugleich das Subjekt von ſingen iſt. Erlauben und vergönnen haben die Handlung, laſſen aber die Perſon zum Gegenſtande; denn ich kann ſagen, laß mich, ohne was hinzuzuſetzen, aber nicht, vergönne mich, oder erlaube mich, ſondern es muß heiſſen vergönne mir, oder erlaube mir z. B. das Buch zu leſen.

M.

f. ist seit kurzem als Conrector
lnischen Gymnasium zu Berlin
n. A. d. 9ten Bd. d. Zuschrift g.
27/3 Jan. 1783.

Ethica popul. 220 k.

Beiträge
zur
Philoſophie
des
Lebens.

Herausgegeben
von
Carl Philipp Moritz.

Zweite verbeßerte Auflage.

Berlin,
bey Arnold Weber, 1781.

Moritz, Philos. d. Lebens.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Man redet von Zufriedenheit und Glückſeeligkeit immer im Allgemeinen, und ſo ſelten davon, wie wir in den einzelnen Augenblicken unſres Lebens vergnügt und glücklich ſeyn könnten. Es iſt vielleicht noch eine ſchwer zu beantwortende Frage: ob und wie wir immer glücklich und zufrieden ſeyn können und ſollen? Oft wiederhohlte Beobachtungen über uns ſelbſt würden uns hier noch am beſten zu ſtatten kommen. Den ganzen Tag über iſt in der Seele eine beſtändige Ebbe und Fluth, ſie mag auch ſo unmerklich ſeyn, wie ſie wolle. Keiner unſrer Augenblicke iſt dem andern völlig gleich. Aber wer bemerkt das? Wer nimmt ſich Zeit die Geſchichte ſeiner Gedancken zu beſchreiben, und ſich ſelber zum Gegenſtande ſeiner

Beobachtungen zu machen? Wer das thun will, muß ſich gleichſam in Gedanken von ſich abſondern, und ſein Schickſahl wie das Schickſahl eines Fremden betrachten. Wer Beobachtungen über ſich ſelber zum Beſten andrer Menſchen anſtellen will, muß die Zeit über, da er es thut, von allen Leidenſchaften frei ſein, übrigens aber ſtarke Leidenſchaften haben, weil ſonſt die Geſchichte ſeiner Gedancken und ſeiner Empfindungen nicht ſo nützlich ſeyn wird. Er muß alſo die Kunſt lernen, in manchen Augenblicken ſeines Lebens ſich plözlich aus dem Wirbel ſeiner Begierden herauszuziehen, um eine Zeitlang den kalten Beobachter zu ſpielen, ohne ſich im mindeſten für ſich ſelber zu intereſſiren. Auf die Art könnte einer die Geſchichte ſeiner Augenblicke, zum Nutzen der Menſchheit, beſchreiben, und wenn er nach und nach das Beſondre wegließe, was ihn von andern Menſchen auszeichnet, ſo könnte er zuletzt vielleicht einen allgemeinen Grundriß finden, worauf ſich die Glückſeeligkeit eines jeden, wie ein Gebäude errichten lieſſe, daß übrigens in tauſenderlei Betracht von den andern unterſchieden ſeyn könnte, nur daß es einerlei Grundlage mit ihnen hätte. Von dem Leben der Menſchen, deren Geſchichte beſchrieben iſt, kennen wir nur die Oberfläche. Wir ſehen wohl, wie der Zeiger an der Uhr ſich drehet, aber wir kennen nicht das innre Triebwerk, daß ihn bewegt. Wir ſehen nicht, wie die erſten Keime von den Handlungen des Menſchen ſich im Innerſten ſeiner Seele entwickeln. Dieß bemerken wir nur ſo ſelten bei uns ſelber, geſchweige denn bei andern. Damit iſt aber nicht bewieſen, daß wir es nicht bemerken könnten. Dies ſcheinet noch ein ſehr unbearbeitetes Feld zu ſeyn. Denn tauſend Beobachtungen, die man hier ſchon gemacht hat, ſind blos von der Oberfläche genommen, und nicht aus dem Innerſten der Seele herausgehoben. Weltweiſe, die über ihre Seele nachdachten, thaten es vielleicht größtentheils in einem Alter, wo ſchon ihre Leidenſchaften ruhiger waren, und eine dunkle allgemeine Zurückerinnerung war die Grundlage ihrer Beobachtungen. Keiner nahm ſich vielleicht die Zeit ſeine Seele zu beobachten, da ſie noch gerade in der größten Wirkſamkeit und Thätigkeit begriffen war.

Es ſcheint aber mit einer widrigen Idee bei andern Menſchen verbunden zu ſeyn, Beobachtungen über ſich ſelber anzuſtellen; und man kann den Gedanken nicht gut vermeiden, daß man ſeiner eignen Perſon eine zu große Wichtigkeit beilegt, indem man gerade ſelber der Gegenſtand dieſer Beobachtungen ſeyn will. — Aber kann es denn ein anderer ſeyn? Können wir in die Seele eines andern blicken, wie in die unſrige? und opfern wir uns nicht beinahe eben ſo auf, wenn wir, andern zum Beſten, den Zuſtand unſrer Seele zergliedern, wie derjenige, der andern Menſchen, nach ſeinem Tode, durch die Zergliederung ſeines Körpers nützlich wird.

Der Verfaſſer der folgenden Aufſätze, hat dieſelben eigentlich blos zu ſeinem eignen Gebrauch niedergeſchrieben, um ſich an ſeine Vorſätze und Entſchließungen deſto öfter wieder erinnern zu können. Bei dieſer Veranlaßung aber hat er auch manche Blicke in ſeine Seele gethan, welche andern Veranlaßung geben können, ähnliche Blicke in die ihrige zu thun. Er iſt noch lange nicht kalter Beobachter genug, das wird man dieſen Aufſätzen anſehen; aber man wird ihnen auch anſehen, daß ſie aus voller Seele ſtrömten, weil ſie im Augenblick der Veranlaßung niedergeſchrieben wurden, wo die Empfindung, welche ſie mahlen ſollten, noch nicht erkaltet war. Als getreue Gemählde der Seele alſo verdienen ſie Aufmerkſamkeit.

Man wird finden, daß mehrere Bruchſtücke aus dem Tagebuche des Verfaßers hier ſo zuſammen geſetzt ſind, daß ſie gewiſſermaßen ein Ganzes ausmachen. Von Trägheit, Unzufriedenheit, u. ſ. w. denckt man gemeiniglich einige Tage nachher ganz anders, als in derſelben Stunde oder an demſelben Tage, wo man ſie wirklich empfunden hat. Kan man ſich z. B. in einer traurigen, unzufriednen Stunde einmal ſo ſehr über ſich ſelbſt erheben, daß man über ſeine eigne Unzufriedenheit reflektiert, ſo iſt dieſe Reflexion gewiß weit intereßanter als wenn ſie erſt einige Tage nachher angeſtellt wird, wo mit der Unzufriedenheit ſelbſt, auch ihr Bild welches ſie in der Seele zurück ließ, größtentheils wieder verſchwunden iſt. Der Herausgeber dieſer Aufſätze wird ſich Glück wünſchen, wenn die Bekanntmachung derſelben nicht ganz ohne Nutzen iſt.

◆

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Herrſchaft über die Gedanken.

Wunderbar! wie ſich Erinnerungen, Hoffnungen, Entwürfe, einander in unſrer Seele durchkreutzen! Das iſt ein trauriger Zuſtand, wenn man ſich oft an keinem Gedanken feſt halten kann, ſondern einer immer den andern verdrängt, als ob ſie von einem Uhrwerck umher getrieben würden, und dann keine feſte beſtimmte Begierde in der Seele bleibt, und zulezt ſelbſt unſre Lieblingsideen uns zum Eckel werden. Ach, dann iſt die Stunde der Verſuchung nahe, dann ſind wir zu jeder Ausſchweifung aufgelegt, und dann wird unſre ganze Gegenwart des Geiſtes erfordert, um den Zulauf der Gedanken wieder zu ſtillen. Mocht' ich doch das Geheimniß entdecken, wie man über die Geburten ſeiner Einbildungskraft Herr ſeyn könnte! Unſre Gedanken ſind die Quelle unſrer Handlungen; iſt die Quelle rein, ſo wird ſich ein klarer ſpiegelheller Strom aus ihr ergieſſen, iſt dieſe aber unrein, ſo wird man ſich vergeblich bemühen, den Strom von ſeinem Schlamme zu ſäubern.

Die Thaten des Edlen entſpringen aus der reinen Quelle ſeiner Gedanken, wie ein heller Bach, und in ihrem ſchnellen Fortgange, nehmen ſie noch tauſend gute Handlungen edler Menſchen auf, bis der Bach zu einem mächtigen Strome anwächſt, der ſich wohlthätig in öde Gefilde ergießt, und ein dürres Land bewäſſert, daß Menſchen und Thiere ſich erquicken.

Ich will es mir zum Geſetz machen, den Tag nie gleich mit Geſchäften; ſondern erſtlich mit guten und zweckmäßigen Gedanken anzufangen; weil ich glaube, daß mir iede Arbeit alsdann beſſer gelingen wird, wenn ich erſt einmal einen ſolchen Grund gelegt habe. Ich will alſo wenigſtens eine halbe oder Viertelſtunde nach dem Aufſtehn, ganz der Betrachtung widmen, und wenn ich es ja einmal unterlaſſen müßte, weil ich genöthiget wäre, ſogleich an irgend ein Geſchäft zu gehn, ſo will ich dies doch als eine Schuld betrachten, die ich den Tag über, bei der erſten Muſſe, zu bezahlen verpflichtet bin.

So will ich mich alle Morgen freuen, und denken, daß mir vielleicht, den Tag über manches nach Wunſch gelingen, manches Vergnügen aufbewahrt ſeyn kann. Am meiſten aber will ich immer auf das Vergnügen rechnen, das mir die Ausübung meiner Pflicht gewährt, weil ich gewiß weiß, daß mir dieſes niemand rauben kann.

* * *

Wie ſich die ſchwarzen Gedanken in meiner Seele ſammlen, die mir nach und nach dies Leben immer verhaßter machen! Kann ich dafür daß ſich dieſe Gedanken in meiner Seele ſammlen, wie Sturmwinde, die alle meine guten Entſchlieſſungen, und meine heiligſten Vorſätze, wie Spreu verwehen? —

* * *

Wenn es noch eine Herrſchaft über die Gedanken giebt, ſo muß ſie theils mit darinn beſtehn, daß die Erweckung neuer Gedanken oft von uns ſelbſt abhängt. Die Welt geht nach ihren verſchiedenen Geſtalten vor der Seele vorüber, was davon zurück bleibt ſind die Gedanken, das Uebrige iſt wie ein Traum verſchwunden. Darum müſſen wir es verſuchen, uns, ſo viel wie möglich, in ſolche Situationen zu ſetzen, wo gute Gedanken in uns erweckt werden können.

* * *

Benutze den Augenblick, wo ein guter Gedanke in deiner Seele oft unwillkührlich aufſteigt, und faſſe und bilde ihn zu einem edlen Vorſatz! Wo du ihn fahren läſſeſt, ſo kannſt du vielleicht lange warten, ehe ſich eine belebende lächelnde, Vorſtellung deiner Seele wieder darbietet.

* * *

Die äuſſern Gegenſtände haben oft einen wohlthätigen Einfluß auf unſre Seele, und unterſtützen zufälliger Weiſe einen guten Gedanken, oder einen edlen Vorſatz.

Eine wehmüthige Empfindung entſteht in meiner Seele, ſo oft ich das nahe Glockenſpiel die rührende Melodie anſtimmen höre. Oft hat es mich auch ſchon getröſtet, und manchmal, wenn es ſo in ſanfte ſchmelzende Töne übergieng, und meine Thränen floßen, ſo war es, als ob es zu wiederhohltenmalen vernehmlich in meinem Ohr' ertönte, weine nicht! Und dann ſtimmte es ein Troſtlied an: Was helfen uns die ſchweren Sorgen?— und mein Herz wurde nach und nach leichter, daß ein frölicher Gedanke wieder nach dem andern aufſteigen, und meine Seele ſich erheitern konnte. Oft hat es die Empfindungen der Dankbarkeit und der Freude in mir erweckt, wenn ich früh aufwachte, und es ſpielen hörte: Lobt den Herrn! Dann nahm ich mir vor, den Tag über, durch meinen Wandel Gott zu preiſen, und ſtand auf, und gieng mit frohem Muthe an meine Berufsgeſchäfte.

* * *

Wonne des Denkens, die du trübe Stunden des Lebens aufheitern, und Trauren und Unmuth in ſanfte ſtille Freude verwandeln kannſt, ach, warum iſt dein Quell ſo bald verſiegt? Ich möchte mich oft ſo gern in einem Ocean von Gedanken verlieren, und immer bleibt es nur ein kleiner Bach, den ich mit einem Schritt überſpannen kann. Der Geiſt möchte ſich gern über ſeine Vorſtellungskraft empor ſchwingen, möchte ſich in höhere Regionen verlieren, und unbekannte Dinge entdecken, die von den bekannten vielleicht ſo verſchieden wären, wie das Daſeyn vom Nichtſeyn.

• • •

Hier ſitz' ich nun und denke, was bin ich, und was wirke ich? Und in dieſem Augenblick empfinde ich die ganze Armuth meiner Gedanken, an denen ich nun ſchon ſo lang' ich lebe geſammlet habe. Ich höre die Glocke ſchlagen, ſehe den Schein der Lampe, und betrachte einen jeden Buchſtaben, den ich ſorgfältig aufs Papier mahle, und wenn ich meine, ich habe Gedanken gedacht, ſo habe ich Worte gedacht und geſchrieben.

• • •

Auch das iſt unrecht, dies merke ich daran, weil es mich mit Mißvergnügen erfüllt, wenn man ſeine Gedanken unzweckmäßig anordnet. Wie viel Nützliches hätte ich nicht geſtern zu Hauſe und beim Spazierengehen denken können, anſtatt, daß ſich meine ganze Seele mit leeren Entwürfen beſchäftigte, und ſogar den Genuß einer angenehmen Gegenwart darüber vergaß.

* * *

Nie wirſt du dich in eine anhaltende Thätigkeit verſetzen, ſo lange nicht deine Endzwecke gewiß und beſtimmt gewählt ſind. Ueber der Menge von Entwürfen, die du gern zugleich ins Werk richten möchteſt, wirſt du keinen einzigen ausführen, wo du dich nicht überwindeſt, einige deiner Lieblingsideen gänzlich fahren zu laſſen, unter den mannichfaltigen Entwürfen eine richtige Wahl zu treffen, und dann zuerſt nur einen einzigen mit ungetheiltem Enthuſiasmus hinauszuführen, ſo ſchwer dir auch indeß die Vernachläßigung der übrigen ſeyn wird.

* * *

Was heißt das, ſich etwas aus dem Sinne ſchlagen? — Eine Sache die wirklich

lich iſt, anzuſehen, als ob ſie nicht wäre. — Wie ſchwer iſt das! — O ſchlage Sie dir aus dem Sinne, die Verachtung, die dich kränkte, den Verluſt eines Freundes, den du erlitteſt, die fehlgeſchlagne Hoffnung, die dich täuſchte! — Glücklich biſt du, wenn du es kannſt: dann biſt du ein Herr deiner Gedanken, und kannſt ihnen gebieten, wann ſie erſcheinen, und wann ſie wieder verſchwinden ſollen.

Man ſagt von manchem, er kann ſich leicht etwas aus dem Gemüthe ſchlagen. Das macht aber wohl, weil nichts ſo ſtark in ſeinem Gemüthe haftet, daß es ihm eben viel Mühe koſten ſollte, es wieder herauszureiſſen. Mit einer ſtarckempfindenden Seele ſcheint alſo dies nothwendige Uebel verknüpft zu ſeyn, daß ſie auch den unangenehmen Eindrücken nachhängt, und von denſelben ſich nicht ſobald wieder loßreißen kann. Dieſem nothwendigen Uebel aber ließe ſich doch vielleicht durch Kunſt noch einigermaaßen abhelfen, wenn man ſich übte, durch eine größere Summe von angenehmen Eindrücken, die man mit Fleiß zuſammen ſtellte, der Seele das Uebergewicht zur Freude zu geben, ſobald

bald traurige Empfindungen ſie auf die andre Seite zurück ziehen wollen.

* * *

Wieder eine neue Melodie auf meiner Seele geſpielt! — Wie jeder Ton ſo lieblich anſchlug, und welch eine reitzende Harmonie der Aufſatz, den ich laß, auf eine kurze Zeit, in meine Gedanken brachte! — Aber es waren nicht meine, es waren fremde Gedanken, die ſo ſchön zuſammenſtimmten. Warum ſind die meinigen denn immer im Streit? — Und ſoll ich ſie denn ganz verdrängen, und dem Strome fremder Gedanken ihr Bette einräumen? Wäre das nicht ſo viel als, ſoll ich mein eignes Weſen ablegen, und ein fremdes annehmen?

* * *

Kann ich denn keine Minute kaltblütig denken? — Wenn ich mich auch mit den abſtrakteſten Wahrheiten beſchäftige, ſo iſt die Freude, auf eine richtige Idee gekommen zu ſeyn, ſo groß, oder die Begierde darnach ſo ſtark, daß ſie alle meine Lebensgeiſter in Bewegung ſetzt. — Wenn ich an die Vergangenheit oder an die Zukunft denke, ſo macht oft ein Gedanke, daß ich vor Unwillen auf die Erde ſtampfen, und ein anderer, daß ich vor Freuden in die Höhe ſpringen möchte — ſo üben alſo meine Gedanken über mich eine beſtändige Herrſchaft aus; ſie drücken mich nach ihrem Gefallen darnieder, oder heben mich empor, und ich muß dem Spiele ſo zuſehen, was ſie mit mir treiben.

* * *

Die gefährlichſten Gedanken ſind die, welche uns zur Unthätigkeit und Trägheit verführen wollen. Sie ſagen: nütze dieſe Stunde zu deinem Vergnügen! Warum wollteſt du ſchon wieder dich unter das Joch begeben? Siehe, wie der Frühling lächelt, wie dir die Freude winkt! Aber verſtopfe du deine Ohren, und ſichre dich vor ihren Lockungen, bei dem Geſchäfte das dich mit edlerem Vergnügen belohnt, als ein träger unrühmlicher Spaziergang, oder eine vorübergehende Freude in einer geſellſchaftlichen Unterredung.

* * *

Wenn man ſich ein Lieblingslied, eine Melodie erwählet, die beſtändig eine Seite unſerer Empfindung trift, ſo kann man oft dadurch

durch die böſen aufſteigenden Gedanken verjagen. Es wachen mit dieſem Liede oft alle unſre guten Vorſätze wieder auf, unſre beßre Natur behält die Oberhand, und wir tragen über die Lockung zum Böſen den Sieg davon. Drum wähle dir ein Lied, eine ſanfte herzeindringende Melodie, und wenn deine böſen Stunden kommen, ſo faße nur noch ſo viel Muth, das Lied zu ſingen, oder zu ſpielen, und die Wolken die ſich um deine Seele geſammlet hatten werden ſich zertheilen, und die Sonne wird wieder in ihrer Klarheit hervorbrechen.

Selbſtbeobachtung.

Sollte ich vielleicht nicht aufmerkſamer auf mich ſelber ſeyn, als ich es dieſe Zeit über geweſen bin? Hätt' ich dieſe Zeit über wohl glücklicher und zufriedner ſeyn können, als ich es geweſen bin? — Doch was nützen dieſe Fragen? — Die vergangnen

nen Augenblicke ſind dahin — eine raſche Entſchließung iſt beßer, als lange Reflexionen. Das Leben iſt zu kurz zu den leztern. Indem man über die Vergangenheit nachdenkt entflieht die Gegenwart. Die gegenwärtigen Augenblicke ſollen mir wieder wichtiger werden, und ſchämen will ich mich meiner Unthätigkeit, die mir wieder fünf Tage meines Lebens geraubt hat.

* * *

Wenn es alſo noch in meinen Kräften ſteht, glücklich und zufrieden zu ſeyn, ſo will ich mich heute aufs neue dazu entſchließen. — Wo iſt aber mein Vorſatz geblieben, Beobachter des Menſchen, Beobachter meiner ſelbſt zu ſeyn? Wer giebt mir Kälte und Heiterkeit der Seele dazu, alles was geſchieht, ſo wie ein Schauſpiel zu betrachten, und die Perſonen, die mich kränken, wie Schauſpieler? Ja wenn man nur nicht ſelber mit im Spiele begriffen wäre, und wenn nur kein ſolcher Rollenneid ſtatt fände. — Aber was ſoll man thun, wenn man nicht weiter kann? ſich hinaus verſetzen über dieſe Erde, und über ſich ſelber — gleichſam als ob man ein andres Weſen wäre, das aller dieſer Dinge lächelt — und auf die Art über ſich ſelber, über ſeine eignen Klagen — lächeln — welche Wonne! Welche Erhebung zum Schöpfer des Weltalls!

* * *

Ich merke, es wird mir leichter, über irgend einen Umſtand aus meinem Leben Reflexionen anzuſtellen, als gar zu viele Umſtände niederzuſchreiben. Es mag auch wohl nicht möglich ſeyn, jeden Tag und jede Stunde des Lebens uns ſelber intereſſant zu machen, weil oft viele Tage, und viele Stunden zuſammen genommen nur erſt ein Ganzes ausmachen, daß unſrer Aufmerkſamkeit werth iſt

Genuß der Gegenwart.

Oft kann eine angenehme Ausſicht auf die Zukunft unſre Seele ſo ſehr beſchäftigen, daß wir des Gegenwärtigen gleichſam nur im Vorbeigehen genießen.

Welch einen flachen Eindruck machte heute die ganze herrliche Gegend, und der ſchönſte Abend auf mein Gemüth!

Wenn du die Gegenwart recht genießen willſt, ſo ſuche immer das Vorgefühl von der Zukunft etwas herauf oder herabzuſtimmen, bis zu dem Grade, wo es mit dem Genuß des Gegenwärtigen harmoniſch zuſammen trift.

Ich will es verſuchen, mir einen Plan zu meinen künftigen Leben zu entwerfen. Nur ein Drittheil des Tages will ich zu der Ausführung ſolcher Entwürfe anlegen, die vielleicht erſt nach vielen Jahren zur Reiffe kommen, und mir oder andern Glück und Freude verſchaffen ſollen. Das andre Drittheil ſoll lauter ſolchen Beſchäftigungen gewidmet

widmet ſeyn, die mich vielleicht ſchon in kurzer Zeit durch ihren glücklichen Erfolg belohnen; und das übrige will ich zum gegenwärtigen unſchuldigen Genuß anwenden. Und ſollte dann dieſer Tag der letzte ſeyn, und ſollte ich um eine ganze Zukunft getäuſcht werden, ſo laße ich mir jene Bemühungen deswegen nicht leid ſeyn, denn ſie waren es eben, die mir das gegenwärtige Vergnügen ſchmackhaft machten: und ſo kann ich nun von jedem Tage mit heiterer Miene Abſchied nehmen. Er wird nie zurückkehren, mag er doch nicht! ich habe ihn angewandt und genoßen.

Erinnerung an die Vergangenheit.

Wie viel ſüſſes hat das Andenken an unſre verfloßnen Tage, wenn wir ſo ins Leben zurückſchauen, und uns dann aller der abwechſelnden Scenen, ſeit einer geraumen

Zeit, erinnern, das erweitert unſre ganze Seele, und lockt Thränen einer mit Wehmuth vermiſchten Freude aus unſern Augen. Wenn alte Leute Gelegenheit haben, von ihren gehabten Schickſalen zu reden, die rührendſten Auftritte ihres Lebens zu ſchildern, und einen Blick in die Vergangenheit zu werfen; ſo ſehen wir, wie ſich ihr trübes Aug erheitert, ihre Stirne ſich entfaltet, und ihre ganze Miene ſich aufklärt. Mit Vergnügen hör' ich dann den gefälligen Greiß die Widerwärtigkeiten ſeines Lebens erzählen, die er nun überſtanden hat, und freue mich über das innige Ergötzen, das er bei der Erinnerung an dieſelben empfindet.

Selbſtgeſpräch.

„Wenn zwanzig Jahr' entflohen ſind, „was bleibt uns mehr davon zurück, als „ein Gedanke, eine dunkle Erinnerung, die „kaum noch zu einer unvollkommnen Erzählung reifen kann; und wenn nun unſer „ganzes Leben verfloſſen iſt, was wird uns „mehr davon übrig bleiben?

„Sollte ich denn blos darum gelebt haben, um mich daran erinnern zu können,

„daß ich gelebt hätte, und dieſe bloße Erinnerung wäre alſo der Endzweck meines „Daſeyns?

Sie iſt Mittel und Endzweck zugleich. Drum ſey nicht undankbar für dies Geſchenk des Himmels! Nur die Erinnerung an den vergangnen Augenblick konnte dir das Daſeyn des Gegenwärtigen fühlbar machen. Nur die Erinnerung an das Unvollkommne wird dich dereinſt den Werth des Vollkommnen kennen lehren. Je ſchöner und weitumfaßender der Gedanke an die Vergangenheit iſt, deſto größer und herrlicher wird auch deine Gegenwart ſeyn. Drum ſammle dir Erinnerungen edler Thaten, o Jüngling, auf die ruhigen Tage des Alters. Schnell fährſt du den Strom des Lebens hinab; an beiden Ufern ſchwinden Dörfer, Städte, Wieſen, und Gärten, vor deinen Blicken vorbei; aber deine Seele faßt die reitzenden Gegenſtände auf, fügt ſie zuſammen, und bildet ſie, am Ziele deiner Laufbahn, zu einem ſchönen Ganzen.

„Es ſcheint doch, als ob wir uns manchen Kummer dadurch erſparen könnten, „wenn wir fähig wären die gegenwärtige

„Stunde aus dem Zuſammenhange der übri-
„gen zu reiſſen, und ſie, ganz für ſich allein
„betrachtet, ſo wie ſie iſt, zu genieſſen. Aber
„die übelangewandte Stunde läßt einen Stachel
„in der Seele zurück, der uns die Freuden
„der folgenden verbittert, ſo wie hingegen
„eine einzige wohl angewandte Stunde uns
„oft einen ganzen kummervollen Tag verſüßt.
„Wenn ich in mein vergangnes Leben zurück
„ſchaue, ſo wünſche ich es oft nicht im Zu-
„ſammenhange mit dem gegenwärtigen be-
„trachten zu dürfen, weil ich alsdann, im
„Ganzen, ſo viel Unvollkommnes, ſo viel
„Angefangnes und nur halb Vollendetes, ſo
„viel Unzweckmäßiges, Fehlendes, und Ueber-
„flüßiges, zu bemerken glaube, daß ich mit
„mir ſelbſt höchſt unzufrieden, und über
„mein Schickſal, im Ganzen genommen, ſehr
„bekümmert bin.

Sey getroſt! Vielleicht war dein Leben bis iezt nur noch ein zuſammengerolltes Gemählde, wovon du nur den kleinen Theil erblicken konnteſt, deſſen Schatten das Licht in den übrigen erhöhen ſollte; wie thöricht nun, wenn du hieraus ſchlieſſen wollteſt, daß das Ganze nichts als Schatten wäre! Hier iſt noch die Zeit des Harrens, aber wie wirſt du ſtaunen, wenn der Ewige dereinſt das herrliche Gemählde deines Daſeyns ganz auseinander rollen wird!

Blicke in die Jahre deiner Kindheit zurück, erinnre dich an deine unſchuldigen Spiele, an deine erſten Freuden, und an den früheſten Kummer deines Lebens, und es wird vor deiner Seele dämmern, wie die Morgenröthe, wenn ſie durch trübe Wolken hervorbricht.

„Wunderbare Empfindungen durchſtrömen mein Herz, wenn ich mich in die Jahre „meiner Kindheit zurückdenke. Wie ganz „verſchieden mein Daſeyn von dem gegenwärtigen! Wie verſchieden meine Wünſche „und Hoffnungen! und doch bin ich noch „eben derſelbe, der ich damals war, als ich „noch keinen von den Gedanken hatte, die „ich nun habe. Dies Gefühl meines Daſeyns, o Erinnerung, iſt blos dein Werk. „Ohne dich, wie zerſtückt, wie abgeriſſen, „wäre das Leben, aber du reiheſt ſeine Augenblicke zuſammen, wie auf eine Perlenſchnur, daß keiner davon verlohren geht.

„Durchwandern möcht' ich ſie nicht wie„der, die rauhe Bahn des Lebens, aber „durchdenken will ich ſie noch einmahl. „Ueberſchauen will ich ſie vom Hügel, auf „dem ich ſtehe. Schon ſeh' ich, wie Aecker „und Wieſen immer ebener und ſchöner werden, „je weiter ich mich davon entferne; wie ſie „ſich, gleich einem ſchönen Gemählde, inein„ander fügen, und wie alle das Unebne und „Rauhe ſchwindet, was ich in der Nähe „mit Mißvergnügen bemerkte. Ich ſehe „nun warum der Weg ſich in ſo wunderba„ren Krümmungen durch das Dornenthal „hinſchlängelt, weil er mich nicht durch je„nen grauenvollen Abgrund, oder über jene „ſteilen Felſen führen ſollte.

„So ſoll denn die Erinnerung an die „Vergangenheit mir oft eine ſüſſe Erhohlung „nach der Arbeit werden. Aus begangnen „Thorheiten will ich Weisheit lernen, und „jeder Fehltritt den ich that, ſoll mir eine „heilſame Warnung auf die Zukunft ſeyn.

Gedanke an die Zukunft, Hoffnung und Furcht.

Wie manche trübe Stunde im Leben kann man ſich durch angenehme täuſchende Gedanken an die Zukunft aufheitern! Jeder Plan, jede Unternehmung gewährt uns in zwei Zeitpunkten das größte Vergnügen. Zuerſt wenn der Gedanke an dieſelbe in unſrer Seele erzeugt wird, und wir die Handlung, ſamt allen ihren Folgen, mit einem ahndungsvollen Blicke durchſchauen, und ſchon im Voraus alle die Freuden ſchmecken, die uns der Erfolg gewähren ſoll — und dann, wenn die Unternehmung wirklich zur Reife gediehen iſt, und wir uns in unſrer Erwartung nicht betrogen ſehen. Für dieſe beiden vergnügten Zeitpunkte aber, müſſen wir es uns denn auch gefallen laſſen, oft in der Zwiſchenzeit zu büſſen.

* * *

Woher mag es doch wohl kommen, daß gerade des Abends, wenn man ſich niedergelegt

gelegt hat, um allen Beſchäftigungen und weitausſehenden Entwürfen des Lebens auf einige Stunden gute Nacht zu geben, und nur der gegenwärtigen Ruhe zu genieſſen, tauſend Ausſichten, Hoffnungen, und Wünſche auf die Zukunft, ſich ſo lebhaft in der Seele empor drängen, daß man ſie mit aller Macht nicht unterdrücken kann, und oft die halbe Nacht ſchlafloß darüber zubringt? — und wenn man des Morgens erwacht, ſieht man alles in einem ganz andern Lichte, die ſchimmernden Phantome ſind verſchwunden, die tobenden Leidenſchaften aus unſrer Bruſt gewichen, und alles iſt wieder in ſeine einförmige natürliche Lage zurückgeſunken.

* * *

Wenn von alle deinen Wünſchen im Leben dir nur die Hälfte gewährt wird, ſo ſey zufrieden; und wenn es auch nur ein Drittheil wäre, ſo murre nicht!

* * *

Laß nicht, am Morgen eines Tages, ein mißlungnes Unternehmen, einen unangenehnehmen Zufall dich gänzlich niederſchlagen, vielleicht daß du für den gegenwärtigen Verdruß noch heute durch eine kleine unerwartete Freude wieder belohnet wirſt. Laß nicht einen lächelnden Blick Fortunens dich übermüthig machen, vielleicht, daß du noch heute, durch eine ihrer ſauerſten Mienen, dafür gedemüthiget wirſt!

* * *

Wenn oft nach trüben Tagen eine Hoffnung in meiner Seele wieder anfängt zu erwachen, ſo ſtelle ich mir die Zukunft dieſes Lebens ſo reizend vor, und fühle dabei eine Wehmuth in meiner Seele, die ich mich vergebens zu unterdrücken bemühe, ſobald ſich oft, ehe ich es ſelbſt noch bemerke, die Vorſtellung des Todes unter meine frohen Gedanken ſchleicht, und ihre unſchuldige Freude ſtört. So wie aber nach und nach dieſe ſüſſe Hoffnung ihren Schein verliert, und ſobald ich wieder in die Vorſtellung von der natürlichen Lage des mühevollen, mit Kummer durchflochtnen Lebens zurückſinke, verliert ſich auch dieſe wehmüthige Empfindung: ich betrachte den Tod gleichgültiger, und es iſt mir, als ob ich bei ſeiner Ankunft nicht ſo ſehr erſchrecken würde. — Vielleicht läßt uns Gott manchen Wunſch und manche Hoffnung fehlſchlagen, damit uns dies Leben nicht zu theuer werden ſoll?

* * *

Wie eingeſchränkt iſt doch der Menſch, der ſich oft ſo groß dünkt! Hier ſitz' ich unter einem kleinen Bäumchen und mein Auge ſchaut ſo weit umher, aber da, wohin es blickt, kann ich nicht ſeyn. — Ich ſehe am fernen Horizonte kleine Wölkchen ſchwimmen, und blicke wehmutsvoll hinüber, bis nach und nach mein Herz in ſanfte unbekannte Gefühle zerſchmilzt, daß ſich mein Geiſt nach ienen ſeligen Gefilden ſehnet, die ienſeits dieſem dämmernden Horizonte liegen, der hier meinen Blick einſchränkt. Woher dieſe Thräne in meinem Auge? — Süſſer Beweiß meiner Unſterblichkeit, ſey mir geſeegnet, ahndungsvolle Zähre! du fieleſt nicht umſonſt.

[illegible] ich ~~bin~~ iſt nicht und überall
[illegible] ich nicht ſein

Dieſe wehmüthige Empfindung, wenn ich nach einer fernen Gegend hinblicke, bemerke ich ſchon an mir, ſeit meiner früheſten Kindheit. Oft hat ſie Thränen aus meinen Augen gelockt, als ich noch ein Knabe war, und dies geheime Gefühl mir nicht entwickeln konnte. Jetzt iſt es oft, als wenn ſich mein Geiſt von den Feſſeln dieſer Erde losreißen, und in iene Höhen ſich emporſchwingen ſoll, wo ſich mein Blick verliert.

* * *

Der Gedanke an den Tod kann oft unſre Thätigkeit unterbrechen, ſo lange noch eigennützige Wünſche die Triebfeder derſelben ſind. — Warum ſollt' ich denn mühſam ſäen, da ich nicht weiß, ob ich die Erndte erleben werde? Aber wenn ich ſie erlebte, ſo wäre der Lohn doch ſüß, und um der ſchönen Hoffnungen willen, wäre es ſchon der Mühe werth, etwas Schweres zu unternehmen! Es iſt zwar auch gut, die Gegenwart zu genieſſen, ſo gut man kann, aber wehe dem, der keinen Wunſch hat, als auf den morgenden Tag! Würdeſt du wohl das Abarbeiten und die Stürme in deiner Seele, mit ſeiner geprieſnen, ununterbrochnen Ruhe vertauſchen, worinn ſein Leben wie ein träger Strom hinfließt, deſſen langſamen Fluß das Auge kaum bemerken kann?

* * *

Hoffnung und Verlangen müſſen bei uns in jedem Augenblicke den Trieb zum Leben unterhalten; ſobald dieſe nur eine Minute gänzlich aufhören, geräth unſer Leben würklich in Gefahr. — Wann man aufmerkſam auf ſich ſelber iſt, ſo wird man finden, daß man niemals ohne einen kleinen Wunſch oder eine kleine Hoffnung iſt.

* * *

Sturm in der Seele iſt oft beſſer wie Windſtille. Der Sturm kann das Schiff zerſchmettern, aber er kann es auch glücklich in den Hafen bringen. Die Windſtille iſt fürchterlich, ſie drohet einen langſamen, ſchrecklichen Tod.

Begierden, Hoffnungen, und Wünſche; erwacht, erwacht in meiner Seele! facht an das Feuer, das noch in der Aſche glimmt, und bald durch tauſend getäuſchte Hoffnungen erſtickt wäre!

Wie ſüß iſt ängſtliches Harren, wie ſüß dies Toben in der Bruſt, gegen jene kalte Gelaßenheit, die mir keinen heftigen Wunſch für die Zukunft mehr übrig läßt. O! es liegt etwas Angenehmes darinn, etwas heftig zu verlangen. Ein Vorgefühl aller Freuden, die man beim Genuß empfinden würde, durchſtrömt in dem Augenblicke die dürſtende Seele. Der künftige Augenblick verdrängt zwar dies Gefühl, und läßt die ſchreckliche Beſorgniß an ſeine Stelle treten.

Aber abwechſelnd ſind doch immer Freud' und Schmerz. Wenn wir ein Gut beſitzen, ſo freuen wir uns in dem einen Augenblicke über den Genuß deſſelben, und in dem andern fürchten wir ſchon, es wieder zu verlieren.

Abwechſelnd ſind Freud' und Schmerz, wenn wir ein Gut nur hoffen. In dem einen Augenblicke freuen wir uns ſchon über den Beſiz deſſelben, und in dem andern fürchten wir, es nie zu erlangen.

Abwechſelnd, in iedem Augenblicke, ſind Freud' und Schmerz, ſelbſt in den Stunden der Krankheit. In dem einen Augenblicke empfinden wir lebhaft das Angenehme, vom Schmerz befreit zu ſeyn, und in dem andern fühlen wir ihn wieder in ſeiner ganzen Bitterkeit.

Könnt' ich doch einen Augenblick haſchen, und ihm ſagen, daß er verweilte, damit ich ſeine Geſchichte beſchriebe.

Wenn man recht aufmerkſam auf ſeine Empfindungen iſt, ſo wird man finden, daß ſie ſich keine Minute lang ganz ähnlich bleiben. Vielleicht wär' es gut, wenn man ihre ſchnellen Uebergänge vom Angenehmen zum Unangenehmen an ſich ſelbſt bemerkte, und dieſe Uebergänge zu erforſchen, und nach und nach über ſie Herr zu werden ſuchte.

In dieſem Augenblicke empfinde ich alle das Angenehme einer bevorſtehenden kleinen

Freude. Auf einmal ſinkt meine Empfindung herab, und verliert nach und nach allen ihren Reiz, ja ſie verwandelt ſich zulezt gar in ein unangenehmes Gefühl.

Unvermerkt hatte ſich der Gedanke an ein bevorſtehendes mögliches Uebel, in die Geſellſchaft ſo vieler frölichen Gedanken eingeſchlichen. Im Anfange durfte er es noch nicht wagen, ihr Vergnügen zu ſtören, er rief aber nach und nach ſein Gefolge herbei, die frölichen Gedanken mußten weichen, und er behauptete zulezt ſeinen Platz, ohne daß einer von ſeinen Gegnern es hätte wagen dürfen, ſich gegen ihn aufzulehnen.

* * *

Wie unſer Leben zwiſchen ängſtlicher Erwartung und banger Furcht hinfließt, und zum wirklichen Genuß gelangen wir ſo ſelten. Wer kann wohl von der Hälfte ſeines Lebens ſagen, daß er ſie genoſſen habe, wenn er jeden Augenblick der Begier und des ängſtlichen Harrens vom wirklichen Genuß abrechnet?

* * *

Glich nicht dieſe Tage über mein Leben einem ſtürmiſchen Meere? — Und doch wünſche ich keine Windſtille. Wenn mich der Sturm dem Hafen näher brächte, o dann ſchlagt, ihr Wellen, über meinem Haupte zuſammen, verſenkt mich in den tiefſten Abgrund, wenn ihr mich wieder auf eurem Rücken emporträgt. Gern will ich ſinken, wenn ich nur weiß daß ich wieder ſteigen ſoll.

Muß ja die Freude mit Thränen des Unmuths erkauft werden, wohl! ſo wähl' ich mir die Thränen, um die Freude zu genieſſen!

Aber doch will ich es verſuchen, auf einen Wunſch Verzicht zu thun, ſo bald ich merke, daß er mir gar nicht gelingen will.

Wenn ſich die eine Ausſicht mir verdunkeln will, ſo will ich mich immer an diejenigen halten, die mir noch offen ſtehen.

Und dann, auf mein Geiſt, und ſtrebe, überwinde Hinderniſſe, die ſich dir entgegen ſetzen, ſcheue den Dorn nicht, der deine Ferſe verlezt, und zaudre nicht am Fuße des Berges, den du überſteigen ſollſt!

* * *

Dieſer Tag iſt zu ſchön für einen Herbſttag, als daß ich mich recht darüber freuen könnte. — Wenn ich einmal recht außerordentlich vergnügt bin, ſo kann ich mich oft des Gedankens nicht erwehren, daß dieſes Glück für mich ſchon zu groß iſt, und daß es eben deswegen auch nicht von langer Dauer ſeyn wird.

* * *

Vergiß nicht, mein Geiſt, deine hohe Beſtimmung in der Ewigkeit! Laß dich durch nichts an die betrüglichen täuſchenden Hoffnungen dieſes Lebens feſſeln! Strebe auch nie ſo ängſtlich nach irrdiſchen Vergnügungen, und ſey zu ſtolz, dich um irgend ein Glück auf dieſer Welt, mit Aufopferung deiner Ruhe zu bewerben. Wenn ſich die Freuden des Lebens dir anbieten, ſo ſey nicht ſo grauſam gegen dich ſelbſt, ſie von dir abzuweiſen. Wenn ſie aber vor dir fliehen, ſo ſey nicht ſo niederträchtig, ihnen ſchmeichelnd nachzugehen!

* * *

Angenehm iſt der Gedanke, etwas umſonſt befürchtet zu haben. Unſer gegenwärtiger Zuſtand wird uns nun doppelt ſo lieb, weil wir ihn uns weit ſchlimmer vorgeſtellt hatten, und uns nun auf eine erwünſchte Art getäuſcht ſehen. Beſſer aber wär' es doch, wenn man es dahin bringen könnte, daß man ſich immer das Schlimmſte vorſtellte, ohne ſich deswegen zu fürchten. Wenn ich aber bei den Vorboten einer langſamen Krankheit bedächte, daß ich mich vielleicht Jahre lang mit einem ſiechen Körper würde tragen müſſen; daß alle meine Thätigkeit, und ſelbſt alle meine Entſchlieſſungen zum Guten nach und nach erſchlaffen würden; daß alle meine Entwürfe vernichtet werden, und ſelbſt die ſchöne Natur für mich todt ſeyn ſollte; ſo müßte mir dieſer Gedanke nothwendig ſchrecklich ſeyn. Aber dann müßte mich das doch wieder tröſten, daß es bei dem größten Schmerz immer noch kleine Zwiſchenräume der Ruhe und Erholung giebt, und daß der Zwiſchenraum zwiſchen dem gegenwärtigen Augenblicke und einer Ewigkeit ſo unendlich klein iſt.

Trägheit.

Die Trägheit iſt wie ein ſchleichendes Fieber, ſie überraſcht uns oft in unſern Beſchäftigungen, und man kann ſich manchmal nicht davon befreien, ſo gerne man will. Ich zittre, ſo bald ich ihre Ankunft merke, denn je mehr ich mich beſtrebe, mich von ihr loßzureiſſen, deſto mehr verſinke ich in dieſelbe, wenn ich ſehe, daß meine Bemühungen fruchtloß ſind; und wo ich nicht irre, ſo entſteht dieſe Trägheit, bei unſern Arbeiten, allemal aus einer gewiſſen Unzufriedenheit mit uns ſelbſt. Keine unnütze Betrachtung wär' es, ihrem geheimen Gange in der Seele nachzuſpüren. Oft entſteht ſie durch einen einzigen mißlungenen Verſuch in unſern Beſchäftigungen, wir ſind unwillig darüber und zürnen mit uns ſelbſt, der zweite Verſuch muß uns alſo nothwendig noch ſchlechter als der erſte gelingen. Nun fangen wir ſchon an, einige Zweifel in unſre Kräfte zu ſetzen, und ein übles Vorurtheil gegen uns ſelbſt zu faſſen, daher kömmt es, daß uns der dritte Verſuch noch weniger gelingt. Nothwendig muß alſo unſre Thätigkeit bei ieder wiederholten Anſtrengung erſchlaffen, unſer Geſchäft wird uns nach und nach läſtig, und wir verrichten es nur halb — Vor dieſer Trägheit will ich mich insbeſondere zu hüten ſuchen, und ſo oft ich ihre Ankunft ſpüre, ſogleich meiner Seele eine andre Richtung, und wenn es möglich iſt, meinem Geſchäft eine ganz andre Wendung geben. — Nichts kann einen wirkſamen, thätigen Geiſt mehr niederſchlagen, als wenn er ſieht, daß ihm ſeine liebſten Beſchäftigungen nicht nach Wunſch von ſtatten gehen wollen. Und doch iſt dieſes oft unvermeidlich, ſo lange ſich hier noch ieder kleine unerwartete Zufall unſern Bemühungen entgegen ſetzen, und die beſten Abſichten vereiteln kann. Daher iſt mir das immer ein tröſtender Gedanke, daß mein Geiſt einmal, in ewiger ununterbrochner Thätigkeit, von jeder Bemühung gleich die ſchönſte Frucht einerndten, und in jedem ſüſſen Geſchäft ſeine Wünſche und Hoffnungen völlig, und über ſeine Erwartung befriediget ſehen ſoll!

* * *

Zu viel Feuer bei einem Unternehmen, iſt oft ſchädlicher wie Trägheit. Denn wer eine Sache mit zu viel Hitze betreiben will, hat ſie gemeiniglich dann ſchon aufgegeben, wenn der Träge wenigſtens einen guten Anfang damit gemacht hat.

* * *

Oft überwältigte mich die Trägheit, wenn meine Gedanken zu hoch geſpannt waren, daß ich unter ihrer Laſt darnieder ſank, und mich nicht wieder erheben konnte.

* * *

Durch gegenwärtige kleine Vergnügungen, werden oft ſo viele Hoffnungen in unſrer Seele erweckt, daß ſich unſer Gefühl überſpannt, und wir in eine plötzliche Trägheit verſinken.

* * *

Geſtern Abend war ich lange unſchlüßig, ob ich zu Hauſe bleiben und arbeiten, oder ob ich ausgehen wollte, da ich überdem noch nicht gegeſſen hatte. Ich dachte, du ſollſt erſt ein halb Stündchen arbeiten, und dann ausgehen. — In dieſer halben Stunde aber gerieth mir meine Arbeit ſo wohl, und wurde mir ſo lieb, daß ich mich gern entſchloß, dieſelbe ununterbrochen fortzuſetzen, und daß es mir nun ſehr leicht wurde zu Hauſe zu bleiben. — Ich will dieſe kleine Erfahrung für die Zukunft nutzen!

* * *

Heftige Wünſche ſind gemeiniglich der Keim zu einer unvermeidlichen Schwermuth und dieſe wieder zu einer langwierigen Unthätigkeit und Trägheit.

* * *

Wenn ich ganz ruhig bei einer Sache geweſen bin, und ihren Ausgang ganz gelaſſen erwartet habe, ſo bin ich gemeiniglich über meine Erwartung glücklich geweſen.

Das Glück und die Freude laſſen ſich nicht erzwingen, und entwiſchen uns immer am leichteſten, wenn wir ſie am begierigſten verfolgen.

* * *

Dahin will ich es zu bringen ſuchen, daß ein gegenwärtiger Verdruß keinen Einfluß mehr auf den folgenden Tag habe; denn das iſt es eben, was mir ſchon einen ſo großen Theil meines Lebens verbittert hat. Anſtatt mich aus einem unangenehmen Zuſtande, mit einiger Anſtrengung heraus zu reiſſen, arbeitete ich mich, muthwilliger Weiſe, immer tiefer herein.

* * *

Wie traurig iſt der Zuſtand, Stunden und Augenblicke in quälendem Müßiggange hinzubringen; keine feſte Begierde, keinen beſtimmten Wunſch zu haben, der iede kleine Handlung leitet, daß ſie zu der Beförderung irgend eines Plans in unſerm Leben abzwecke. Wenn ieder Augenblick ſeinen Vorgänger ſchelten und ſeinen Nachfolger verabſcheuen muß; wenn alles Beſtreben ſich loßzureiſſen vergeblich iſt, und dem Unglücklichen alle Minuten die Kräfte ſchwinden, aus dem Schlamme, der ihn unaufhaltſam hinab zieht, ſich hinaus zu arbeiten.

Manchen Tag mußt' ich ſchon auf die Art vertrauren, bis die Schönheit deiner Natur, Allgütiger, mir Kräfte gab, mich loszureiſſen, daß ich mit ſchnellen Schritten dieſe Stadt verließ, Wald und Flur durchirrte, daß mein Blut ſchneller lief, und neue thätigmachende Begierden für die Zukunft mich belebten, daß die ſtockende Maſchiene wieder in Gang gerieth.

* * *

Was das für ein unangenehmer Zuſtand iſt, wenn man ſich oft eine ganze Stunde lang nicht entſchlieſſen kann, zu welchem Geſchäft man eigentlich greifen will. Gemeiniglich befinden wir uns in dieſem Zuſtande, wenn uns ein Vergnügen nicht gewährt iſt, auf das wir uns ſchon gewiſſe Rechnung gemacht hatten. Wir erwarten einen Freund, und er kömmt nicht, nun iſt uns alles zuwider, was wir anfangen wollen; denn wir hatten einmal dieſe Stunde dazu beſtimmt, ſie mit unſerm Freunde zuzubringen. Nun wird uns auf einmal unſer ganzer Plan verrückt, weil, wir, wider alles Vermuthen, ein Vergnügen entbehren müſſen, daß wir ſchon zu gewiß gehofft hatten. Darum iſt es gut, wenn wir, auch bei den geringſten Kleinigkeiten, allemal auf die Erfüllung unſrer Wünſche ſchon vorher Verzicht thun, damit das unvermuthete Widrige die Seele nicht überraſchen und und unſre Thätigkeit hemmen könne. Wenn man ſich aber einmal in dieſem Zuſtande befindet, ſo ergreife man ia das erſte beſte Geſchäft, um ſich, ſobald wie möglich, wieder heraus zu reiſſen; denn ie länger man zaudert, deſto tiefer verſinkt man in Unthätigkeit und üble Laune; man wird immer unzufriedner mit ſich ſelbſt, ſucht ſich zu vergeſſen, und verfällt darüber in Ausſchweifungen, welche oft ein Schritt zum Verderben werden können.

* * *

Oft hat man Gelegenheit, durch eine kleine Bemühung, ſich ein dauerhaftes Vergnügen zu verſchaffen, worauf man Verzicht thut, weil man eben dieſe Bemühung ſcheuet. Wie belohnend iſt aber eine ſolche Ueberwindung ſeiner ſelbſt, wenn man, mit Anſtrengung aller ſeiner Kräfte, eine mühſame Arbeit unternimmt, die zwar an ſich ſelbſt unangenehm iſt, uns aber in der Folge die ſüſſeſten Früchte gewähret. Glücklich iſt derjenige, der ſagen kann: itzt will ich dies Geſchäft unternehmen, und wenn gleich meine ganze Seele ſich dagegen ſträubte, und mir ihren Beiſtand verſagen will! So lange man es noch nicht zu einer ſolchen Feſtigkeit im Entſchlieſſen gebracht hat, wird man auch nie fähig ſeyn, etwas Großes zu unternehmen, welches allemal mit vielem Unangenehmen, und einer heftigen Anſtrengung der Seele, verknüpft iſt.

* * *

Wie belohnend iſt ein Kampf mit uns ſelbſt! Ich habe einen ſchönen Abend genoſſen; habe mich über alle das Gute gefreuet, was unſer irrdiſches Leben hat; habe an alle meine Freunde gedacht, und ihnen einen frölichen Abend gewünſcht; habe mir lauter angenehme Vorſtellungen von der nächſten Zukunft, von meinen Arbeiten in der künftigen Woche, gemacht, und das alles iſt die Frucht einer kleinen, nur im Anfang etwas bittern, Anſtrengung geweſen.

* * *

Daß man immer ſo gern ſeinen Zweck erreichen, und doch nicht die nöthigen Mittel dazu anwenden will, und daß auch dieſe Mittel oft unſrer gegenwärtigen Gemüthsfaſſung ganz zuwider ſind, das macht uns ſehr oft unſer Leben unangenehm. Unwiderſtehliche Begier unſern Wunſch zu befriedigen, und unwiderſtehlicher Abſcheu vor dem Mittel, das wir dazu ergreifen müſſen, erhalten uns in einem unangenehmen Zuſtande, der die größte Qual für einen thätigen Geiſt iſt. Mit iedem Augenblicke erdulden wir einen ſchmerzhaften Verluſt der Zeit, die wir zur Erreichung unſers Zwecks nöthig haben, und doch können wir uns nicht entſchlieſſen, einen von den vorübergehenden Augenblicken zu ergreifen, um mit ihm das Unternehmen anzufangen, das uns doch unſre heftige Begierde nun einmal nothwendig gemacht hat.

* * *

Daß es ſo viele leere Stunden im Leben giebt, und daß man Langeweile haben kann, wenn man alle Hände voll zu thun hat, iſt mir oft unbegreiflich geweſen. Man frage aber nur einmal ſich ſelbſt, warum man gerade dieſe Stunde müßig zubringt, und es iſt, als ob uns etwas antwortete: wie würde ſich denn dieſe Stunde zu dem Geſchäfte, was ich vorhabe, ſchicken? Ich will es auf eine gelegnere Zeit verſchieben, und darüber laſſen wir eine gelegene Zeit nach der andern hingehn, bis wir endlich genöthiget ſind, eben dies Geſchäft, zu einer ganz ungelegnen Zeit, wider unſern Willen, zu unternehmen. Darum ſoll mir auch die gegenwärtige Stunde allemal die ſchicklichſte zur Unternehmung einer ieden ſehr nothwendigen Arbeit ſeyn, denn warum ſoll ich ſie nicht lieber gleich anfangen, als mich während des Aufſchubs mit Müßiggang und Langerweile quälen?

* * *

Suche dich nicht mehr um den Weg der Tugend herum zu ſchleichen, wie du bisher noch immer gethan haſt; faſſe wieder neuen Muth, dein Leben zu genieſſen und anzuwenden!

Der Frühling ladet dich zwar zum Genuß der gegenwärtigen Freuden ein; aber edlere

Freuden in der Zukunft ermuntern dich zur Arbeitſamkeit und zum Fleiſſe. Folge du dem Rufe der leztern, und ſie werden dich mit Ehre und Vergnügen belohnen.

„Ja ich will ihrem Rufe folgen. Weile „nicht länger mein Fuß, die ſchwere Lauf„bahn anzutreten, und du mein Geiſt, hefte „deine Blicke beſtändig auf das Ziel, und „ſporne meinen Gang, ſo oft ich zaudre!

* * *

Suche jede gute Stimmung deiner Seele zu nutzen! ſey alsdann ja keinen Augenblick unthätig, denn auch Augenblicke ſind gefährlich! Du machſt eine kleine Pauſe in deinem Geſchäft: unwillkührlich ſteigt der Gedanke in deiner Seele auf: vielleicht könnte alle dieſe Mühe vergeblich ſeyn! und plötzlich wird dir das, was du thuſt, zum Eckel werden. Darum nutze ja den günſtigen Zeitpunkt, wo alles dir in einem ſchönern Licht erſcheint, wo du mit dir ſelbſt und mit der ganzen Welt zufrieden biſt; bediene dich dieſer Augenblicke zu einem vorhabenden Geſchäft, wovor du dich ſchon lange gefürchtet, und es von einem Tage bis zum andern aufgeſchoben haſt, und die Arbeit wird dir unter deinen Händen gelingen.

* * *

Oft gebricht es uns da an Kräften, zur Vollbringung des Guten, wo das Wollen bei uns am ſtärkſten iſt. Und oft fehlet es uns wieder gerade dann am Wollen, wenn wir die meiſten Kräfte haben.

Darum nutze den Augenblick, wo ſich beides bei dir vereiniget, und betrachte ihn, als ein Kleinod von unſchätzbarem Werthe. Jeder, der in der Welt etwas Großes vollbracht hat, that es, weil er den Augenblick zu benutzen wußte, wo ſich Wille und Kraft bei ihm vereinigten.

* * *

Sey muthig und ſtandhaft! Erwachſt du morgen zu einem heitern Tage, ſo ſuche ihn mit guten Handlungen zu bezeichnen. Hüte dich aber, das zu thun, was du nicht kannſt, damit du das nicht darüber verſäumeſt, was du kannſt!

• • •

Was hindert uns ſo oft, daß wir nicht mit Vergnügen arbeiten? — Trägheit ſowohl als zu großer Eifer. Der letztre macht uns immer Vorwürfe, daß wir noch nicht weiter gekommen ſind, und die erſtre iſt gemeiniglich eine Folge des letztern, wenn er zu lange und zu ſtark anhält. Zwiſchen dieſen beiden müſſen wir alſo die Mittelſtraſſe halten, wenn uns irgend ein Geſchäft wohl gelingen ſoll. Kalt müſſen wir ia nicht dabei ſeyn, aber das erſte Feuer muß verlöſchen, und eine ſanfte Wärme muß unſer Werk beſeelen, daß es ein Abdruck von der guten Stimmung unſrer Seele werde.

Man muß nie mit zu viel Aengſtlichkeit, aber auch nie mit zu viel Selbſtzutrauen arbeiten. Derjenige wird das Vollkommenſte liefern, wer hier wieder zwiſchen beiden die Mittelſtraſſe zu halten weiß, und dieſer wird auch zugleich bei ſeiner Arbeit ſelbſt am vergnügteſten ſeyn.

Diejenigen Arbeiten, wo der äußere Antrieb den innern unterſtützt, ſind uns allemal gewiß die angenehmſten. Nur Schade, daß ſie uns ſo ſelten zu Theil werden.

* * *

Was iſt denn Schuld an dieſer Trägheit, die mich wieder auf einmal darnieder zieht. Ich habe das Ziel doch nicht aus den Augen verlohren, nach dem ich laufen ſoll — aber es verdunkelt ſich ſo — es ſcheinet mir nicht mehr ſo der Mühe werth zu ſeyn, darnach zu ſtreben. — Ich wünſche Ruhe — wünſche nichts — weil alles mir auf einmal ſo nichtig, ſo unvollkommen ſcheint — Gott, laß dieſe Stunde vor mir vorübergehen!

* * *

In den Augenblick, wo eine Begierde uns thätig machen ſollte, begehren wir nichts. — Nachher begehren wir wieder, und haben nichts gethan, was unſre Begierde befriedigen könnte.

Sei weiſe, und laß nicht blos den gegenwärtigen Hunger dich zur Arbeit antreiben, ſondern denke ſchon jetzt auf deine künftigen Bedürfniſſe.

Iſt einmal dein Bedürfniß Ruhm, ſo arbeite auf den zukünftigen Durſt nach Ruhm, der in deiner Seele entſtehen wird, und denke nicht ſo ſehr an die kleinen Beſchwerlichkeiten, die du überwinden mußt, da doch einmal daß eine, ohne das andere nicht ſeyn kann.

* * *

Ich will immer die gegenwärtige Stunde, als eine Probezeit, als eine Stunde der Verſuchung betrachten: Denn kann es nicht die letzte ſeyn, und beſteht nicht mein ganzes Leben aus einzelnen Stunden?

Wer eine Stunde verachten kann, wird es nie zu etwas großem bringen; ſein Leben wird unrühmlich und unbemerkt verflieſſen, und keine edlen Thaten werden ihm nachfolgen.

Unzufriedenheit.

Es giebt einen unangenehmen Zuſtand der Seele, wo einem oft, auf einige Augenblicke, das Leben plötzlich zum Eckel wird. Alle unſre kleinen Hoffnungen verlieren auf einmal ihren Reiz, und unſre Seele wird trübe wie ein angehauchter Spiegel. Geſchiehet dieſes, weil uns das Nichtige und Unvollkommne aller unſrer Freuden, in dieſem Augenblicke, auf einmal anſchaulich wird? Oder iſt es ein böſer Genius der unſre Seele anhaucht, daß auf einmal alle Gegenſtände ſich in einer ſo trüben und finſtern Geſtalt in ihr darſtellen müſſen? In dieſen Augenblicken will ich alle meine Gedanken auf eine beßre Zukunft richten, damit mir mein Daſein nicht verhaßt wird; dann will ich ſchnell den angelaufnen Spiegel wieder abwiſchen, damit ich die ſchöne Schöpfung Gottes ja nicht für ſo traurig halte, wie er ſie mir fälſchlich darſtellen will.

* * *

Viele Menſchen würden weit glücklicher ſeyn, wenn ſie dem erſten Hange zur Unzufriedenheit widerſtehen könnten, welche oft durch eine an ſich unbedeutende Kleinigkeit entſteht. Das Leben hat täglich und ſtündlich ſo viele Auswüchſe, welche uns zuwider ſind, daß wir nicht eher zufrieden und glücklich ſeyn können, bis wir erſt gelernt haben dieſe kleinen Mängel zu überſehen. Selbſt das Ideal von unſern Handlungen muß nicht zu übertrieben ſchön ſeyn, wenn wir nicht bald wieder in Unthätigkeit verſinken wollen. Man muß ſich auf alle die Fehltritte gefaßt machen, die man noch begehen kann, wenn man anfängt, tugendhaft zu ſeyn, ſonſt wird man der Tugend ſelbſt bald müde werden. Es würde vergeblich ſeyn, wenn man ſich noch ſo feſt vornehmen wollte, nie zu fallen, aber man kann ſich vornehmen, wieder aufzuſtehn, wenn man ja fallen ſollte.

* * *

Schwer hält es, ehe man es dahin bringen kann, ſich über einmal geſchehene Dinge nicht mehr zu kränken, insbeſondre, wenn man ſelbſt daran Schuld geweſen iſt. Dennoch aber glaube ich, iſt es möglich, wenn man bei einer geſchehenen Sache, alle die übeln Folgen, die daraus entſtehen können gleich auf einmal überdenkt, ſeine Thorheit einſieht, und ſich dann mit ſich ſelbſt wieder ausſöhnet. Aber gemeiniglich verſchweigt man ſich ſelbſt anfänglich gerne die Folgen, die aus einer unüberlegten Handlung entſtehen können, und nachher kann man es doch nicht vermeiden, daß nicht, ſelbſt wider unſern Willen, der Gedanke an dieſelben in uns erwachen ſollte, und ſo oft dies geſchiehet, erwacht dann auch von neuem der Unmuth und der Unwille gegen uns ſelbſt, der uns ſo manche Stunde des Lebens verbittert.

● ● ●

Ich will mich entſchlieſſen, inskünftige die Folgen einer einmal geſchehenen unüberlegten Handlung geduldig zu ertragen. Und dieſen fortdauernden Unwillen gegen mich ſelbſt will ich zu unterdrücken ſuchen, weil er mir alle Kraft zur Thätigkeit benimmt. Es iſt ſehr gut, nicht zu hoch, aber auch nicht zu niedrig von ſich zu denken. Wer ſich ſelbſt verachtet, der iſt unfähig zu jeder edlen That. Auch das iſt Verdienſt, das Böſe wieder gut zu machen, und oft iſt es mehr werth und nothwendiger, als wirklich etwas Gutes zu thun, und das Vergnügen, den Schaden geheilt zu ſehen, oder von der Krankheit geneſen zu ſeyn, iſt oft dem Genuß einer wirklichen Freude weit vorzuziehn.

* * *

Es iſt höchſt thöricht zu wünſchen, daß unſer Zuſtand beſtändig gleich angenehm ſeyn möchte. Wie es ſcheinet, müſſen auch leere, traurige, und müßige Zeitpunkte, im Leben ſeyn; alles was man noch thun kann, beſteht darinn, daß man das Leere, Traurige, und Müßige in demſelben mit ſtandhaften Muthe erträgt, und es ſo viel wie möglich zu vermindern ſucht.

Insbeſondre iſt der Vorſatz immer vergnügt zu ſeyn, bei einem lebhaften Temperament vergeblich; und wenn wir wider Willen vergnügt ſeyn wollen, das macht uns mehr Quaal, als iene Schwermuth, welcher wir oft ſo gerne nachhängen.

• • •

Um uns dieß Leben erträglich zu machen, müſſen wir einen groſſen Endzweck faſſen, wornach iede thätige Kraft in uns, ſich unaufhörlich beſtrebe, und der uns keine Zeit übrig läß't, uns über die kleinen widrigen Zufälle des Lebens zu kränken; ſo wie ein Wandrer der Dornen nicht achtet, die ſeine Ferſen verletzen, wenn er nun bald ſeine gewünſchte Heimath vor ſich ſiehet.

• • •

Wohl dem, der ſich durch die Dornen des Lebens hindurch drängen kann, ohne ſich zu verletzen!

• • •

Wenn der Unmuth ſich meiner Gedanken bemeiſtern will, ſo will ich ſchnell ein Geſchäft ergreifen, und anfangen zu arbeiten, als ob das Glück und die Ruhe meines Lebens davon abhienge, damit ich mich mit Gewalt dem ſüſſen Kummer entreiſſe, der ſich immer am Ende in bittern Schmerz und Ueberdruß am Leben zu verwandeln pflegte.

* * *

Die Stunden ſollen mir auch werth ſeyn, in welchen ich mich auf eine vernünftige Weiſe vergnügt habe. Jener Abend ſoll mir heilig ſeyn, an welchem ich einen guten Vorſatz faßte, und oft will ich dies Plätzchen wieder beſuchen, wo mir die Sonne ſo ſchön untergieng, als ich in meinem Herzen ein Gelübde that, mich dieſes Lebens zu freuen, und nicht mehr dem Kummer über einen fehlgeſchlagenen Wunſch meine beſten Stunden aufzuopfern. Wie thöricht, wenn ich iezt aufſpringen, und des ſüſſen Anblicks der untergehenden Sonne entbehren wollte, weil mich ein Mückenſtich verlezt!

Eben ſo wenig ſollen mich auch inskünftige die widrigen Zufälle des Lebens kränken. Aber wenn es möglich iſt, gütiger Gott, ſo laß iene ſchrecklichen Stunden vor mir vorübergehn, wo der Menſch und alles, was ihn umgiebt, ſo klein, ſo verächtlich in meinen Augen wird, daß ich mich oft wundre, wie man es noch der Mühe werth achten kann, ſich um ſich ſelbſt ſo ſehr zu bekümmern!

* * *

O lächle mir wieder, ſanfte, täuſchende Phantaſie! du haſt mir in meinem Leben ſchon ſo manche Freude und ſo manchen Kummer verurſacht. Meine früheſte Jugend bildete ſich beſtändig eine lachende Zukunft, voll ſchöner dämmernder Ausſichten, und dann verſchwand meine Freude wieder, wie ein erwärmender Sonnenblick. Wann wirſt du ruhig werden, armes Herz? Soll ich ſie aufopfern, dieſe ſüſſen Wünſche in meiner Bruſt, und alles hingeben, was mir ſo lieb iſt? Lieber nimm, o nimm mein Leben, Allgütiger, und laß es einen Keim zu neuen Weſen werden, die aus dem Staube blühen und grünen, vom Morgenthau benetzt! Ich will nicht klagen, aber ſüß iſt mir dieſe Wehmuth, und dieſe Thräne, die ich weine, thut mir wohl. Tief liegt ein Wunſch in meiner Seele, und riß' ich ihn heraus, ſo ſtrömte mein Leben unaufhaltſam aus der ofnen Wunde. Es iſt noch eine Ruh vorhanden, wenn die Stürme in meiner Bruſt ſich gelegt haben, wenn die kühle Erde meine Gebeine deckt, und alle Leiden des Lebens überſtanden ſind.

Ich will mich mit dir vertraut machen, du ſüſſer Kummer meiner Seele. Du ſollſt mir ein lieber Gaſt ſeyn, und ich will manche Stunde mit dir verweinen; du ſollſt mein Gefährte durch dies Leben ſeyn, und mich ans Grab geleiten, damit ich dann von allen Hofnungen des Lebens willig Abſchied nehme.

Dem der wenig Freud' auf Erden haben ſollte, gabſt du die Wonne der Wehmuth, Allgütiger! ich murre nicht und bete deine Weisheit im Staube an!

* * *

Die Natur, bebt vor dem leeren Raum zurück, ſo bebt die Seele des Menſchen vor dem Gedanken zurück, von iedem Wunſch, von ieder Begier entblößt zu ſeyn, und nichts zu haben, woran ſie ſich halten kann.

Ich ſtand am Rande eines tiefen Abgrunds, mir ſchwindelte vor der drohenden Gefahr, ſchon war ich im Begrif zu ſinken, aber plötzlich ergrif ich noch ein dünnes Rohr, daß der Wind hin und her bewegte, und das erhielt mich im Gleichgewicht, daß ich nicht unaufhaltſam hinabſtürzte, das Rohr war viel zu ſchwach, um mich empor zu halten, aber meine Zuverſicht war ſtark, womit ich es ergrif, und dieſe war es, die mich vom Fall errettete.

Glaube nur an die Stütze, die dir dein Gott gegeben hat, und wenn du dich feſt daran halten kannſt, ſo laß es dir gleich viel gelten, ob es ein Eichbaum, oder ein Schilfrohr iſt!

● ● ●

Wer da hat, dem wird gegeben, und wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat. Wer ein frôliches Herz beſitzt, dem werden Freuden die Fülle gegeben; wer aber das nicht hat, dem wird auch ſelbſt das kleine Glück entzogen, womit ſich ſeine Hofnung immer noch täuſchte, und wird dem gegeben, der ſchon Freude die Fülle hat. Aber es müſſen ja auch an Freuden reiche und arme ſeyn. Es giebt auch manche wohlthätige Seelen unter denen, die reich an Freuden ſind, aber ſie können von ihrem Ueberfluß den Armen nichts mittheilen, ſo gerne ſie wollten. Aber doch will ich mich freuen, daß es ſo viele tauſend Menſchen giebt, die glücklicher ſind, wie ich. Mußte es gerade unter tauſenden einen geben, der ſich in dieſer Stunde härmte und quälte, warum klage ich denn, daß mich gerade das Loos getroffen hat? Sollte ich es denn einem andern wünſchen? Warum ſoll ich nicht willig ein Opfer ſeyn, wodurch vielleicht die Freude andrer in eben dieſem Augenblick mit befördert wird?

Als ich einmal keine Herberge finden konnte, und unter dem großen Gezelte des Himmels mein Haupt zur Ruhe legen mußte, da ſahe ich am Abend die Sonne vom Berge untergehen, über der ſchönen Stadt. Da ſind ſo viele Häuſer und ſo viele Menſchen, die dieſe Nacht in ihren Häuſern ruhig ſchlafen, dacht' ich, aber für dich iſt keine Herberge und kein Obdach in dieſer groſſen Stadt! Da legt' ich mich nieder auf der dürren Heide, und ſchlief, bis mich der kalte Thau aus meinen unruhigen Schlummer weckte, und mein ganzer Körper vor Froſt und Ermüdung zitterte. O dacht' ich, und knirſchte mit den Zähnen, warum konnt' ich nicht ſchlafen, bis dieſe dürre Heide verbrannt, und dieſer Berg verſunken wäre! — Da blickte die Sonne durch die Tannenbäume, und ſchien mir freundlich entgegen zu lächeln. Ihr allbelebender Strahl erwärmte mich. Ich verließ meine Ruheſtätte, und ſtieg wieder auf den Berg, wo ich die Stadt überſehen konnte. Da freute ich mich, wie die Sonne die rothen Dächer beſchien, und wie die Fenſter in den Häuſern von ferne ſchimmerten. Da wünſcht' ich allen Einwohnern dieſer Stadt, die nun vom ſüſſen Schlaf' erwachten, einen frohen Morgen, und vergoß über mein Schickſahl keine Thräne mehr.

* * *

Auch das ſoll mein Troſt ſeyn, daß ich meinen Kummer dieſem Tagebuche, wie einem getreuen Freunde klagen kann. Ja, wenn mich ieder Troſt verläßt, dann will ich eilen, und meine Thränen hier ausweinen. Damit mir doch etwas von der Vergangenheit übrig bleibt, ſo will ich meine Klagen und meine kleinen Freuden ſammlen, und will ſie aufbewahren, damit ich mich einmal daran ergötzen kann, wenn die Gegenwart keinen Reiz für mich hat. Daß ich dann die vergangnen Stunden meines Lebens zurück rufen, und die kummervollſten zählen kann, wie der Gefangne die Tage, die er mit Strichen an der ſchwarzen Wand bezeichnete, um zu wiſſen, wie lange er ſchon in ſeinem Kerker ſchmachtet.

Abends.

Wieder eine ſüſſe melancholiſche Stunde hab' ich genoſſen, und auch dafür will ich dir danken, Allgütiger! — Hier ſaß ich oft voll ängſtlicher Beſorgniſſe, und oft voll ſeeliger Hoffnungen — Die ängſtlichen Beſorgniſſe ſind vorbei, und die ſeeligen Hoffnungen ſind verſchwunden. — Wie mich oft der Gedanke mit Wehmuth erfüllt, daß das Vergangne nun ganz vergangen iſt. — — Eine gewiſſe Aehnlichkeit aller der Dinge, die auf einander folgen, bleibt in unſrer Seele zurück, dieſe verliert ſich nach und nach, ſo daß das Verſchwinden der Jahre unſers Lebens uns nach einiger Zeit erſt merkbar wird. — So hängt die ewige Güte einen Schleier vor die Vergänglichkeit, damit ſie uns nicht mit Schaudern und Entſetzen, ſondern mit einer ſüſſen Wehmuth erfüllen ſoll. — Sanſt und allmälig nähert ſich alles ſeinem Ende, wie der Tag ſich jetzt in der Abenddämmerung verliert.

* * *

Verweile noch ein wenig, freundlicher Sonnenſtrahl, eh du dich hinter den Dächern verbirgſt! Meine Seele wird ſo trübe. Keine fröliche Hoffnung ſchwellt meine Bruſt empor, kein Wonnegedanke erhebt mein Herz. Es iſt ſo öde, ſo öde um mich her, obgleich alles lebt und webt vor meinen Blicken, und die Welt im Getümmel vorbei rollt — ſo muß ich doch einſam klagen, weil ich es nicht wage, mich in das frohe Gedränge zu miſchen, weil ich glaube, daß die Menſchen meiner ſpotten.

* * *

Selbſtgeſpräch.

„Ein gegründeter Kummer ruht doch ſchwer „auf dem Herzen, und man kann ihn mit aller „Macht nicht herabwälzen.

O murre nicht! haſt du nicht wieder eine angenehme Hofnung, die dich für allen Kummer, den du erlitten haſt, ſchadloß halten kann?

„Wohl! aber unwillkührlich flieſſen dennoch Thränen aus meinen Augen, und mein „Herz iſt in meiner Bruſt beklommen.

„Sende deinen Frieden in meine Seele, „Allgütiger, laß die Stürme in meiner Bruſt „ſich legen, und komm zu mir im ſanften Säuſeln, daß mein gequälter Geiſt ſich wieder „von ſeinem Schmerz erhohle!

„Siehe, ich liege hier, und weine, und „kann mich nicht des Lebens freun, ſo gerne „ich wollte. Der du dich einer ganzen Ewigkeit im Genuß unendlicher Wonne freueſt, o „gieb doch, daß auch dein Geſchöpf ſich ſeiner „kurzen Tage freuen kann!

„Die Blätter welken, das Laub fällt ab, „und meine Hoffnungen verſchwinden, eine „nach der andern.

Harre geduldig aus, und ſiehe, die Bäume gewinnen Knoſpen und Blätter, und blühen wieder und tragen Früchte, ſo werden auch neue Hoffnungen wieder in deiner Bruſt erwachen!

* * *

„Alles iſt vorüber — die glänzenden Ausſichten, die ich mir noch geſtern ſchuf, ſie ſind „nun zerſchmolzen, wie der Schnee vom Regen. „Ach ich habe doch wenig frohe Stunden auf „dieſer Welt gehabt, noch wenig reine unvermiſchte Freuden genoſſen. Schon in meiner „früheſten Jugend wurde ich unterdrückt und „in meinen reifern Jahren werde ich nicht dafür getröſtet.

Harre geduldig aus, im Leiden, und ſiehe, die Stunde wird kommen, da du ſagen wirſt: Mein Kummer hat ſich in Freude verwandelt! Ich ſchaue zurück in mein Leben, das meiſt in Traurigkeit hinfloß, und freue mich nun über die Morgenröthe, die aus dem trüben Gewölke ſo herrlich hervorbricht!

* * *

So will ich denn hoffen, daß ich zu einem frohen Tag' erwacht bin. Und wär' ich es nicht? — Lobe den Herrn meine Seele, der alle deine Tage gezählt hat. Gewiß ſiehet er mit erbarmender Liebe herab, wenn eines ſeiner Geſchöpfe leiden muß, damit es dereinſt deſto glücklicher werde. O du, vor dem die ganze Zukunft ſchon enthüllt iſt, ſende doch dem Schwerbetrübten, in der Stunde, da er Troſt bedarf, einen Strahl von deinem Lichte, damit er in feſter Zuverſicht auf das Glück hoffen kann, um deswillen er hier leiden muß!

* * *

Sollte dies Mißvergnügen eine unheilbare Krankheit ſeyn, die meiner Seele anwandelt, ſo will ich ſie mit ſtandhaftem Muthe ertragen, und die frölichen Zwiſchenzeiten deſto beſſer zu nutzen ſuchen. Bis einmal der ſchöne Tag anbricht, wo ſich dieſe dunkeln Wege Gottes, durch die er mich hier führt, entwickeln werden, und dieſer Schatten jenes Licht bis zu einem unendlichen Grade erhöhen wird.

* * *

Keine Freude iſt doch auf dieſer Welt vollkommen, und der Gedanke iſt für mich ſo tröſtend. Denn ſo oft mir hier ein Wunſch gelingt, oder ich eine Freude ganz genieſſe, kann ich mich des Gedankens nicht erwehren: wer weiß ob das nun nicht alles iſt, was du von deinem Daſeyn zu hoffen haſt? Wenn ich aber dann wieder ſehe, daß auch die reinſten und unſchuldigſten Freuden durch ſo manche kleine widrige Zufälle uns verbittert werden, ſo denke ich: dies kann nicht der Endzweck meines Lebens ſeyn. Dieſe Freuden ſind lange das nicht, was ich mir wünſchte, und was mir mein Herz verkündigte! Daher kömmt es, daß mich oft die gröſste Freude wehmüthig, und der bitterſte Kummer ungewöhnlich froh und heiter machen kann.

* * *

Der Herbſtabend.

Schön iſt dieſer ſtürmiſche Herbſtabend, wo der Wind das welkende Laub von den Bäumen ſchüttelt, und die untergehende Sonne nur ſchwach durch das trübe Gewölke blickt. O wenn es dann ſtürmiſch iſt in deiner Seele, ſo gehe hinaus, und höre, wie der kalte Nordwind tobt, und ſiehe, wie das Gras auf dem Felde verdorret, und der Himmel ſein Antlitz in Trauren verhüllet. Dann gehe in dich, und ſage: der Sommer iſt dahin, aber er wird wiederkehren, darum will ich mich freuen über den Tod der Natur, weil ich weiß, daß ſie weit ſchöner wieder erwachen wird! Aber wirſt auch du wieder erwachen, wenn einmal der Sturmwind deine Blätter verweht hat? wirſt auch du wieder blühen und Knoſpen gewinnen, wie der Baum, wenn der Weſtwind wehet? Ach, wenn der Baum abgehauen iſt, ſo blühet er ewig nicht wieder, und wenn ſeine Wurzeln verdorret ſind, ſo iſt ſeine Hoffnung verſchwunden. Jetzt iſt alſo die Zeit meines Blühens, jetzt ſollte ich mich meines Lebens freuen, und freue mich ſo wenig, und habe ſchon ſo manchen Tag von meinem Leben verlohren, ohne zu wiſſen, wie viel ich noch übrig habe?

Sey getroſt! Jetzt iſt noch nicht die Zeit deines Blühens. Traure nicht, über die Tage, die du verlohren haſt; denn wenn ſie alle verfloſſen ſind, ſo bleibt dir noch eine Ewigkeit!

* * *

„Warum fließt der Strom meines Lebens „nicht auch ſo ſanft dahin, wie bei manchen „Menſchen?

Weine nicht! Siehe, dir iſt dein beſcheiden Theil gegeben. Jetzt haſt du viel Kummer, und viel Mühe, aber viele Freuden warten dein!

„Warten mein? und wo?“

Hier, oder dort! Kümmre dich deswegen nicht. Sie warten dein. Lange lag in ſeiner Hülle der Schmetterling; aber ſeine Zeit kam, daß er ſich freuen ſollte, und er hob ſeine Flügel auf, und ſchwang ſich in den Aether empor.

„Ein Schmetterling ſchlief auch in ſeiner
„Hülle, und ein Bube zertrat ihn. —

* * *

Daß wir doch oft ſo geneigt ſind, uns ſelbſt zu quälen! Wie ſchwarz und öde iſt mir auf einmal die Zukunft wieder. Iſt es doch, als ob ich in einem dunklen Gemache ſäſſe, und wo noch ein Strahl durch eine kleine Oefnung hineinfällt, da verſtopfe ich auch dieſe, weil ich eine Wonne darinn finde, nun auf einmal ganz elend zu ſeyn. So oft ich in meinem Leben fühlte, daß ich ganz verlaſſen war, fing mir mein Zuſtand wieder an erträglich zu werden.

* * *

Oft ſcheinet es uns, als ob wir unſre Rechte vergäben, wenn wir aufhörten traurig zu ſeyn. Es liegt eine groſſe Wonne in dem Gedanken, Unrecht zu leiden.

* * *

Jezt fehlet es mir an ledem Troſte. Aber wenn ich erſt eine Aufmunterung wieder erhalte, ſo iſt es ia nichts Groſſes mehr, zufrieden und thätig zu ſeyn. Wie, wenn ich alſo iezt mich losriſſe, und den morgenden Tag wieder gut anwendete, es möchte mir auch ſo ſchwer werden, wie es wollte, dann könnte ich doch von mir ſelber glauben, daß es mir nicht ganz an Muth und Entſchloſſenheit fehlte. Aber aufopfern will ich dieſe ſüſſen Schwärmereien nicht gerne, die mir meinen Kummer ſo angenehm machen — Ach, wenn kein Grund zur Freude vorhanden iſt, wie bald ſtürzt da das erkünſtelte Gebäude zuſammen!

* * *

Für iede Freude, und ſogar für iede angenehme Vorſtellung, für ieden ſüſſen Traum muß man doch ſo ſchmerzhaft büſſen, wenn man denn ſiehet, daß es weiter nichts wie ein Traum war. —

* * *

Höre auf, dich in dieſen ſchwermütigen Empfindungen zu verlieren, denn ſie laſſen einen Stachel in deiner Seele zurück, und lohnen dir am Ende mit Eckel und Ueberdruß.

* * *

Angenehm iſt der Kampf mit dem Unangenehmen. Man fliehe es noch ſo lange, es wird uns unaufhörlich verfolgen; aber man gehe ihm nur einmal muthig entgegen, und wage es, ihm dreiſt in die Augen zu ſehen, und es wird ſeine furchtbare Geſtalt verlieren, wird immer nachgebender und geſchmeidiger werden, und uns zulezt ſelbſt den Sieg mit ſanftem Blick in unſre Seele lächeln, den wir über ſeine furchtbare Stärke erhalten haben. Dieſen Kampf mit dem Unangenehmen will ich kämpfen, will mir dies Leben nicht zu reitzend vorſtellen. Wenn mir nun eine Arbeit oder ein Wunſch nicht gelingen will, ſo will ich denken, das muß ſo ſeyn, ſo lange ich noch hienieden walle, und das ſoll den Wunſch nach einer beſſern

Welt in mir rege machen; damit mein Herz ſich nicht zu ſehr an die Freuden dieſes Lebens hänge.

* * *

Wenn der Unmuth ſich deiner bemeiſtern will, ſo ſuche ihm zu entfliehen, wenn du ihn nicht unterdrücken kannſt; wende dein Geſicht von ihm weg, wenn du ihm nicht mehr entfliehen kannſt, oder blick' ihn herzhaft an, und ſage: Hie bin ich, du mächtiger Tyrann, und ſpotte dein! und faßt er dich dann mit ſtarker Hand, um dich in den Abgrund der Verzweiflung hinzuſchleudern, ſo breite deine Arme aus, zum Schöpfer des Weltalls, und verſinke im Schooße ſeiner unendlichen Erbarmung!

* * *

Wie viele Urſach habe ich nicht, mit meinem Schickſahle zufrieden zu ſeyn! Welch eine angenehme Abwechſelung in meinen Beſchäftigungen, die mir dieſelben ſtets verſüßt. Wie, wenn ich nun, den ganzen Tag über, eine einzige einförmige Arbeit, und keine andre Hoffnung hätte, als eine ähnliche immer von vorn wieder anzufangen, ſobald dieſe geendiget wäre? müßte ich es nicht auch ertragen, ſo bitter es mir auch ſeyn würde? Und kann ich mir nicht täglich ein Vergnügen machen, das manche Menſchen nicht genieſſen können, die von ihrer Werkſtatt nicht aufſtehen dürfen, bis ſie ihr beſchwerliches Tagewerk vollendet haben, und ihr müdes Haupt zur Ruhe legen?

* * *

Sollte es denn nicht möglich ſeyn, den Unmuth mit Gewalt zu überwinden? Jezt will ich mit den Zähnen knirſchen, und meinen ausbrechenden Kummer unterdrücken. Und wenn auch Verachtung mein Looß iſt, und wenn auch mein liebſtes Werk mir mißlingen ſollte, ſo will ich dennoch arbeiten, jeden aufkeimenden ſtolzen Gedanken zu erſticken!

Meine Thränen ſind nun getrocknet, und die Wunde iſt zugeheilt, aber ſie ſchmerzt noch, daß es mir die Sinne betäubt. O meine Freunde, warum habt ihr mir dieſe

Wunde verſezt? Aber ihr wußtet es nicht, daß ihr mir mein Leben verbittern würdet, ſonſt hättet ihr es nicht gethan.

Am folgenden Tage.

Ach die Wunde war nicht zugeheilt, wie ich glaubte. Jezt wacht mein Unmuth wieder auf. Der Tag iſt ſo heiter und ich kann mich nicht dieſes Tages freuen. Ach, der Gedanke an ein mißlungnes Werk iſt fähig unſre ganze Thätigkeit zu hemmen. Wenn uns unſre Arbeit nicht mehr gefällt, ſo verlieren wir die Freude an uns ſelber, und haben wir dieſe verloren, ſo iſt es aus mit unſrer irdiſchen Glückſeeligkeit.

● ● ●

Ich will froh und frölich ſeyn, will jauchzen und ſpringen, als ob mir ein ſonderbares Glück wiederfahren wäre. Denn was hilfts, daß ich mich kümmre? Freut ſich doch wohl der Wurm im Staube, und die Spinne in ihrem Gewebe. — Weine nicht! trockne deine Thränen ab! Was hilft dir dein Klagen? — — Ich habe ſie abgetrocknet, meine heiſſen

Thränen, aber ſie ſtürzen wieder aus meinen Augen, wie Bäche, und verſengen meine Fröhlichkeit, daß ſich das Lächeln in düſtre Falten zieht, und zu kalter Verzweiflung wird.

* * *

Wie ſtill iſt es hier um mich her! Ich ſitze auf dem Stamm eines abgehauenen Baumes, und höre nichts, als das Geſumſe der Fliegen, und zuweilen das Geräuſch der Blätter. Das Grün des Waldes leuchtet im Glanz der untergehenden Sonne. Kein rauhes Lüftchen weht. Ich aber bin nicht vergnügt, und wollt' es ſo gerne ſeyn, aber bei jeder Anſtrengung fühl ich es wohl, daß erzwungne Freude ſchwerer zu tragen iſt, als die bitterſte Traurigkeit.

Wenn wir einmal die Quelle unſrer Freuden getrübt haben, ſo müſſen wir es abwarten, bis ſie nach und nach ſich wieder klar arbeitet, und eine unangenehme Erinnerung nach der andern aus unſerm kranken Herzen verſchwindet.

Du haſt einen Freund, haſt Geſundheit, haſt Arbeit — und keine Freude? O Gott, gieb doch, daß ich mich meines Freundes, meiner Geſundheit, und meiner Arbeit freuen kann!

* * *

Abende.

Wie die untergehende Sonne jetzt alle Gegenſtände verſchönert, daß es mir vorkömmt, als wäre ich plötzlich in eine andre Welt verſetzt! — Wenn ich ſo auf einmal aus dem Geräuſch und Gewühle der Stadt komme, und ſtatt deſſelben nur einzelne Töne höre, hin und wieder nur einzelne Menſchen ſehe, und lauter einfache und ungekünſtelte Gegenſtände erblicke, das giebt allen meinen Gedanken und Empfindungen auf einmal einen ganz andern Schwung, es erweitert meine Seele, und ſetzt mich auf eine Zeitlang über alle die kleinen Sorgen des Lebens hinweg. — Dort geht ein Knabe, der pfeiffend eine Heerde Gänſe über die Stoppeln treibt. — In der Ferne hör' ich eine Stimme ein frölichea Liedchen ſingen — oder die kleinen Glöckchen, womit die weidenden Schafe ein angenehmes Geläute machen. — Dort ſeh ich zwei pflügende Ackersleute, und auf jenen Hügel einen Wanderer, der den breiten Weg herunter kömmt, welcher ſich zwiſchen einzelnen Weiden hinſchlängelt, die ihren langen Schatten von ſich werfen. — Dörfer und Thürmchen, die in der Nähe und Ferne hinter den Bäumen hervorragen — vor mir die große unüberſehbare Stadt mit ihren Thürmen und Palläſten — und nun ein Gedanke an die Vergangenheit, da ich noch weiter nichts, als den Namen von dieſer Stadt wußte, in der ich nun ſchon ſo manche traurige und frohe Stunden erlebt habe. — Dieſe Ausſicht um mich her iſt vollkommen ſchön, kein Wölkchen, kein Streif am Himmel iſt zur Bildung derſelben überflüßig. Ich finde Gefallen an allen dieſen mannigfaltigen Schönheiten der Natur — und doch fühl ich in dieſem Augenblick keine wahre Liebe zu Gott — keine Dankbarkeit — nichts! — blos die leeren Namen dieſer Empfindungen denk' ich mir. — Die Sonne geht unter — die Glocke ſchlägt — meine Stunden eilen hin — welch ein Troſt für mich — wie lange wird es dauren, ſo bin ich entweder glücklicher, als ich jetzt bin, oder — bin nicht mehr.

Alle meine Kräft' ermatten, und nicht einmal Muth zu klagen hab' ich mehr. Die Nacht zieht jetzt den Vorhang vor meine Sorgen. — Morgen werden ſie wieder erwachen. — Zu welchem Kummer bin ich noch aufgeſpart? — Und doch iſt es mir bei dem allen, als ob ich es wünſchte, noch immer abwechſelnd Freud' und Leid in der Welt zu erleben.

* * *

Der erſte Sonnenblick wieder nach ſo viel trüben Tagen. Sey nun auch nicht undankbar gegen den Geber dieſer Freude, ſondern laß dir das einen Sporn zur Thätigkeit ſeyn, die ſchon beinahe erſchlaffen wollte, und nun noch zu rechter Zeit wieder erwecket wird!

* * *

O gieb mir ferner Kraft, mich zu freuen, Allgütiger! deine ſchöne Natur lächelt um mich her. Siehe mein Herz ſoll von nun an dankbarer gegen dich ſeyn, nicht ſo manche Freude verſchmähen, die du ihm gewährſt, nicht ſich ſelber quälen und wider deine Vorſehung murren.

ren. Auch dieſen Tag will ich frölich ſeyn, in meiner Arbeit, weil ich weiß, das iſt mein Theil auf Erden.

* * *

Abends.

Es iſt ſo ſtill um mich her, aber in meiner Seele fängt es an, ſtürmiſch zu werden. Meine Wünſche und Hoffnungen erwachen wieder. O wenn es mir einmal gelingen wird, dies Herz zur Ruhe zu bringen, unbeſorgt über den Pfad dieſes Lebens hinzuwandeln, und nicht mehr nach einem Glück zu trachten, das vielleicht für mich zu groß iſt, dann will ich es euch ſagen, ihr Jünglinge, die ihr mit mir an einer Krankheit darnieder liegt, was ich für ein Heilungsmittel für meinen Schmerz gefunden habe. Werd' ich es finden?

* * *

Ich wollte mich freuen, und die Freude wollte mir nicht gelingen. Düſtre Schwermuth drang in meine Seele und ſtahl mir jeden frohen Gedanken. Der Regen benetzte das Land, und die Erde erquickte ſich. Vergnügen verbreitete ſich rund um mich her, und meine Seele wurde nicht froh. Ich entweihte durch meine Traurigkeit ein kleines Freudenfeſt, und haſſe mich ſelbſt deswegen. Aber wie konnte mich denn auch ein hohnlächender Blick ſo niederſchlagen, daß ich darüber plötzlich allen Muth und alles Zutrauen zu mir ſelbſt verlohr?

* * *

Wann wird meine Seele ruhig werden?

Nicht ehr, bis ein kleines Glück dich nicht mehr übermüthig machen, und ein kleines Uebel dich nicht mehr ganz darnieder ſchlagen kann.

Es iſt recht gut, daß du dich freueſt, aber freue dich nicht zu ſehr, ſonſt wird ſich dein Lachen in Weinen, und deine Freude in Trauren verkehren!

* * *

Ich will mich nicht mehr darüber betrüben, daß ich ein Glück entbehre, welches ich wohl beſitzen könnte, ſondern mich über das freuen, was ich wirklich beſitze. Ueber das Leben, über die Geſundheit meines Körpers, über den Frühling, über das Vermögen, manches Gute zu ſtiften, über die Hoffnung eines beſſern Lebens, und dann auch über die kleinen angenehmen Ausſichten dieſes Lebens, von denen mich doch einige wenigſtens — vielleicht — nicht täuſchen werden.

* * *

Ha! nun iſts vorbey! Dieſer Tag iſt wieder verlohren! Muß ſich denn alles vereinigen, um ſich meinen beſten Entſchlieſſungen zu widerſetzen? oder iſt es vielleicht gar Beſtimmung, daß ich nun gerade dieſe Stunde mißvergnügt zubringen ſoll? O das wäre ſchrecklich, wenn es ſo wäre! ich beſtrebe mich aus allen Kräften, vergnügt und thätig zu ſeyn — und kann es nicht, und verſinke immer wieder in meinen vorigen Unmuth.

Aber ſollt' es, ſollt' es nicht möglich ſeyn, mich wieder zu ermannen? — Ich will mich niederwerfen vor dem ewigen Geiſte, der mich geſchaffen hat; und wenn er mich zum ewigen Daſeyn beſtimmte, wenn er mir einen unſterblichen Geiſt gab, ſo kann ihm mein Beſtreben nicht gleichgültig ſeyn, und er wird mich mit Kraft unterſtützen, wenn ich gegen die Trägheit und gegen den Unmuth kämpfe, und meine Kräfte wanken — —

Nun iſts gut. Nun hab' ich mich aufs neue mit meinen Gott und mit meinem Herzen wieder ausgeſöhnt. Nun will ich froh ſeyn, weil ich die Thränen der Reue vergoſſen habe, die mir zeigen, daß mein Herz noch gut iſt, und daß es mir nicht unmöglich iſt, noch ein guter Menſch zu werden. Nun will ich ſogleich wieder mit verdoppeltem Eiffer an mein Geſchäft gehen, damit ich meinen Fehler gut mache, und einen Tag, den ich ſchlecht anfing, deſto beſſer zu endigen ſuche!

* * *

Stärke mich Gott, in meinen müßigen Stunden!

Abends.

Ehe ich mich niederlege, will ich noch dem Ewigen danken, für die erſte ſanfte Empfindung, welche ſich nach ſo vielen unruhvollen Tagen wieder in meine Seele ſenkte; für die erſte Hoffnung, die in meinem Herzen wieder aufkeimte, daß ich doch noch glücklich ſeyn kann, wenn ich nur den Muth habe, es ſeyn zu wollen.

Ach, ich merke, auch die Tugend muß zum Bedürfniß bei uns werden, wenn wir ſie ununterbrochen ausüben wollen. Wäre mir mein Wunſch gelungen, und wäre ich in die Lage gekommen, wo ich genöthigt geweſen wäre, beſtändig durch mein Beiſpiel zu unterrichten, wie weit leichter würde mir dann eine ununterbrochne Beobachtung meiner Pflicht geworden ſeyn!

* * *

Zur Ausübung der Tugend gehört Zufriedenheit mit uns ſelber, und Gefühl unſers innern Werths — ſobald uns dieſes mangelt, verlieren wir auch den Muth zu edlen Thaten.

Freiheit und Entſchließung. Fallen und Aufſtehn.

Iſt der Pfad ſo dunkel, über welchen mich die Hand des Ewgen leitet, oder hab' ich vielleicht meinen Führer verlaſſen, und irre nun, einſam und verloren, im ſchrecklichen Labyrinth umher? Wer iſt mein Führer, daß ich ihn wieder finde?

O daß mir eine Stimme von oben ſagte, ob der Menſch ſich wählen kann, den Weg, den er wandeln will; oder ob der Geiſt des Ewigen mit ſtarker Hand ihn leitet; oder ob der Strom der Zeiten ihn unaufhaltſam mit ſich fortreißt? — Aber mein Blut ſtarrt in meinen Adern, wenn ich an den feſten Vorſatz denke, den ich faßte, und an meine Ohnmacht, ihn auszuführen. Was kann der Schiffer mehr thun, als ſein Segel aufſpannen, und ſein Ruder lenken, kann er dem Sturme gebieten, daß er ſeine Bahn nicht verrücken, und den Wellen, daß ſie nicht ſein bretternes Haus an einem Felſen zerſchmettern?

* * *

Ich muß frei handeln können, woher käme ſonſt dieſe Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, nach einer vollbrachten That, die mich bis in mein Innerſtes kränkt? Sollte das blos das Gefühl einer neuen Unvollkommenheit ſeyn, die in mir entſtanden iſt; ach, es kömmt noch mehr hinzu, das dies Gefühl ſo bitter macht, der Gedanke, daß ich an der Verſchlimmerung meines Zuſtandes ſelber Schuld war. Aber warum empfindet man denn dieſen Schmerz nicht, in aller ſeiner Bitterkeit, ehe man eine böſe That begeht, die nachher unwiederruflich iſt? — O wer doch in dem Augenblicke der Verſuchung die Kraft hätte, die

Zukunft zur Gegenwart zu machen, und mit einem durchdringenden Blick die Folgen ſeiner That zu überſchauen, wie leicht müßte es uns dann werden, auch den lockendſten Reizungen zum Laſter zu widerſtehn!

Wenn unſer Zuſtand ohne unſre Schuld verſchlimmert wird, ſo verſinken wir nur in eine ſanfte Schwermuth, die noch ihre eigne Wonne hat, und haben Mitleiden mit uns ſelbſt. Aber der Böſewicht, der nun ſein Verderben einſieht, das er ſich ſelbſt zuzog, empfindet dieſe ſanfte Schwermuth nicht, die dem unſchuldig Leidenden, bei allen ſeinen Schmerzen, noch ſo lieb iſt, er hat kein Mitleiden mit ſich ſelbſt, und ſeine Seele wird von Qualen gefoltert, die keine Thräne der Wehmuth lindern kann.

Wenn nun der Wollüſtling, der ſeine Geſundheit muthwillig aufopferte, eben ſo wenig ſtrafbar wäre, als der Tugendhafte, der ohne ſeine Schuld ſeine Hütte zerfallen ſiehet; wie unbillig wär es dann, daß der erſte tauſend folternde Qualen mehr, als der andre, ertragen muß; daß er mit der Verzweiflung ringt, indeß der andre dem Tode mit heitrer Miene entgegen ſehen kann.

Der körperliche Schmerz den beide empfinden, kann ſich völlig gleich ſeyn, und doch iſt ihr Gefühl davon ſo ſehr verſchieden.

Wenn wir nicht frei handeln könnten, woher käm' es denn, daß wir uns allemal, auch bei der ſchlimmſten Sache, weit leichter beruhigen, wenn wir erſt einſehen, daß wir derſelben doch auf keine Weiſe hätten vorbeugen können; und daß wir uns mehr über ein Unglück kränken, wovon wir glauben, daß wir es mit leichter Mühe hätten verhüten können. Die Sache an ſich, bleibt doch immer eben dieſelbe, wir mögen nun ſelbſt, oder ein andrer mag daran Schuld ſeyn. Aber plötzlich erwacht in unſrer Seele die Vorſtellung von dem Glück, das wir jetzt hätten genieſſen können, und macht uns den Kummer, den wir tragen, noch tauſendmal ſchwerer.

Wie ſüß iſt der Gedanke, daß ich die Handlung, die ich iezt bereue, doch inskünftige wieder vermeiden kann; daß ich den Schmerz, den ich iezt empfinde, inskünftige doch verhüten kann.

Aber wie ſchrecklich, wenn ich es nun erſt erwarten müßte, ob tauſend Bewegungsgründe,

gründe, die ich nicht vorher ſehen kann, mich wieder zu eben dieſer That beſtimmen werden, oder nicht? Was hilft mir dann meine Reue, was hilft mir dieſer bittre Schmerz, den ich empfinde?

Aber vielleicht iſt eben dieſer Schmerz über die Folgen einer böſen That, der ſtärkſte Bewegungsgrund, dieſelben inskünftige zu vermeiden, und je heftiger er iſt, und je ſtärker und dauerhafter der Eindruck iſt, den er auf mein Herz macht, deſto ſtärker und unüberwindlicher wird auch vielleicht mein Entſchluß zum Guten ſeyn?

* * *

Die Wiederkehr.

Der Regen ſäuſelte auf das Land, und ich ſahe, wie das Gras auf dem Felde grünte, und das Laub auf den Bäumen ſich erquickte. Da wurde mein Herz erweicht, und ich habe die Thräne der Reue geweint. Und nun will ich mich niederwerfen vor dem Gott, gegen den ich mich aufgelehnt habe am Morgen dieſes Tages. — O, er kann es, er kann es nicht wollen, daß ſein Geſchöpf der Menſch ſich quälen, und ſein eigner Mörder werden ſoll. — Und doch waren auch jene ſchreckliche Stunden in den ewigen Plan meines Lebens mit eingewebt — waren ſie das? Dann wohl mir, daß ſie überſtanden ſind — aber wehe mir, ſollten meiner noch mehrere dergleichen in der Zukunft warten, die unvermeidlich wären? — Aber ſo wäre die Freiheit ein leerer Name, ein Spiel unſrer Einbildungskraft, die ſich oft ſo gerne ungegründete Vorzüge anmaaßt.

* * * *

Abends.

Höre mich! höre mich! Gott, Schöpfer! Dein Donner brüllet in den Wolken, deine Blitze ſchlängeln ſich herab — Du Alliebender — ich, dein Geſchöpf, habe mich gegen dich aufgelehnt — o fließt ihr Thränen! — Du willſt, du kannſt nicht auf mich zürnen, Allgütiger! Du höreſt mein Gebet, du hörſt mein feierlich Gelübde. Nicht Furcht preßt dies Gelübde iezt aus meinem Herzen: ich fühle ein inniges Zutrauen zu dir, du maieſtätiſcher Gott — Aber wenn ich wieder dein vergeſſe und hintaumle in Trägheit und Leichtſinn, ſo laß mich an dieſen Abend gedenken, und laß dieſen Donner mich aus meinem Schlafe wecken. Jezt, in dieſem feierlichen Augenblicke, da alles auf den Schlag harret der dem ſchrecklichen Blitze folgen wird, gelob' ichs dir, aufs neue anzutreten den Kampf mit mir ſelbſt, und die Laufbahn zu beginnen, die dein heiliger Wille mir vorſchreibt, und Gutes zu thun im Stillen, und dieſen Stolz zu unterdrücken, der in meiner Seele emporſtrebt — Du allwiſſender Gott, weißt es ſchon, ob ich dies mein Gelübde halten werde, oder nicht — Bei dir iſt die Stunde meines Todes ſchon gegenwärtig — Du haſt alle die Freuden gezählet, die mir noch aufbewahret ſind, die werd' ich genieſſen und keine mehr — Du haſt auch alle die Leiden gezählet die mich noch treffen ſollen, die werd' ich erdulden, und keine mehr. — —

Am folgenden Morgen.

Ich danke dir Gott für dieſen Frieden in meiner Seele! Daß mein Herz immer noch in Thränen ſchwimmt? — Iſt es Ahndung, daß ich vielleicht nur wenige der Freuden dieſes

Lebens ſchmecken werde, oder war es nun einmal mein Loos zu trauren? Aber auch mit dieſer Schwermuth will ich kämpfen, ſie ſoll mich nicht unthätig machen. Ich will von nun an aufmerkſamer auf jede meiner Handlungen ſeyn, und nicht mehr über mein Schickſahl murren. Ich will öfter an den Tod und an die Zukunft denken, und will nicht mehr durch mein Mißvergnügen die Freuden der Menſchen ſtöhren, mit denen ich umgehe. Darum will ich jeden meiner Augenblicke beſchäftigen, damit die Freude über irgend eine wohlgerathne Arbeit mein Gemüth aufheitre, und mir die Stunden der geſellſchaftlichen Erholung angenehm mache.

* * *

Möcht' ich doch immer ſo einen Tag an den andern ketten, daß keiner darzwiſchen ausfallen dürfte, den ich ſchlecht angewandt hätte! Wenigſtens will ich mich bemühen, es dahin zu bringen. Und wenn mir auch dies Unternehmen noch oft mißlingen ſollte, ſo will ich mich doch nicht ſcheuen, immer aufs neue wieder den Anfang damit zu machen.

* * *

Sollte es wohl gar nöthig ſeyn, daß unter gewiſſen Umſtänden, die Seele, durch einen tiefen Fall einen Stoß bekommen muß, welcher macht, daß ſie plötzlich zurückprallt, und ihre erſchlaffte Schnellkraft wieder hergeſtellt wird? Was war bis itzt noch mein Leben, als Fallen und Aufſtehn?

* * *

Nutze dieſen Stoß, den deine Seele erhalten hat, und ſey nun thätig und beharre in deinem Vorſatze, ſonſt wirſt du es nie thun!

* * *

Sollte ein trauriger, unthätiger Zwiſchenraum nöthig ſeyn, um die verlohrne Schnellkraft meiner Seele wieder herzuſtellen? Ach, dann müßte ich ja befürchten, daß dieſer Fall noch ſehr oft eintreten könnte. Nein, ſolche Unterbrechungen eines gewiſſenhaften und thätigen Lebens müſſen nicht, können nicht nothwendig ſeyn. Wie könnte das gütigſte Weſen einen ſolchen Zuſtand wollen? Alſo war es blos mein Wille, dieſe Zeit über elend zu ſeyn? So ſteht es alſo in meiner Gewalt, es nicht zu ſeyn? Wohl mir, daß ich noch dieſen Troſt habe! Aber warum bin ich denn auf eben dieſe Gedanken nicht ſchon vor zwölf Tagen gefallen, ehe ich noch in jenen ſchrecklichen Zuſtand gerieth? Was wird es mir helfen, wenn dieſe guten Gedanken immer dann erſt kommen, wenn ich der Unthätigkeit und Trägheit ohnedem überdrüßig bin?

* * *

Selbſtgeſpräch.

Undankbarer! — verdienteſt du wohl die Freude, die dir heute gewährt wurde? Von deinem größten Kummer biſt du nun befreit; o hüte dich, daß du dir ſelbſt keinen vergeblichen Kummer machſt, ſo kannſt du noch glücklich ſeyn!

„Ja, mag nun auch kommen, was da „wolle, ſo ſey doch einmal mein Entſchluß ge„faßt, auszuharren und zu dulden im Leiden, „damit mich, beim Genuß einer unvermuthe-

„ten

„ten Freude, der Gedanke nicht wieder trau„rig mache, du haſt ſie nicht verdient!

Sey nicht ſo ſicher, keinen Rückfall in deine vorige Unordnung zu befürchten, aber laß deswegen den Muth nicht ſinken, ſondern ſtehe nur immer ſogleich wieder auf, wenn du fällſt, ſo kann noch alles gut gehen!

„Das will ich thun! o laß nur deine „ſanfte Stimme durchdringen, du ſichre Führe„rin, Vernunft, wenn der Sturm der Leiden„ſchaft in meiner Seele tobt!„

Ich danke dir Gott, daß wieder ein guter Gedanke in meiner Seele aufſtieg! o gieb ihm Kraft, und rüſte ihn mit Tapferkeit aus, daß er den Sieg behalte, über jede aufſteigende Begierde zum Böſen? O laß mich in dieſem Kampfe nicht unterliegen! Du weißt nun ſchon, was ich thun werde, o möchteſt du doch das Beſte vorausſehen! Aber du kannſt ja, nach deiner unendlichen Güte, meinen Fall nicht beſchloſſen haben, wenn du ihn gleich vorausſehen ſollteſt. — Ich will mich deiner allwalltenden Güte überlaſſen. Möchten doch, von nun an, alle meine Gedanken und alle meine Handlungen rein ſeyn! Möchte ich nie wieder ſo fallen, wie ich gefallen bin! Laß doch deine Hand mich aufrecht halten, wenn ich ſinke! Siehe, ich faſſe jetzt ein ſtarkes Zutrauen zu dir; du Menſchenvater! Laß mich nicht wieder vor dir und vor mir ſelbſt zu Schanden werden, und gieb meinem Vorſatze Gedeihen, damit nicht ſeine Frucht im erſten Keime erſtickt werde!

* * *

Was kann ich mehr thun, als wieder aufſtehen, wenn ich gefallen bin, und mich ins künftige vor dem Falle hüten, oder wenigſtens, wenn ich an zu ſtraucheln fange, nicht gleich aus Eigenſinn und Verzweiflung ganz niederzuſtürzen.

* * *

Alſo wär' ich doch wieder aufgeſtanden? Aber ich war auch hart gefallen. Ein Glück, daß noch eine freundſchaftliche Hand mich wieder aufhob, ſonſt läg' ich vielleicht noch, oder wäre ſchon ſo tief geſunken, daß ich die Hand nicht mehr hätte ergreifen können, die ſich ausſtreckte, um mir zu helfen.

Wohl mir! es ſcheinet, als ob ich nun glücklich den Berg erſteigen werde. Zweimal bin ich ſchon wieder in Gefahr geweſen, zurück zu ſinken.

O laß mich nicht wieder ſinken, Allgütiger! Wenn mein Fuß auf den Weg des Verderbens treten will, ſo laß einen Schauer mich durchbeben, daß ich ihn, wie von glühenden Kohlen, plötzlich zurück ziehe!

Ja ich will nun kämpfen mit dieſer Trägheit, die mich niederdrückt; will im Ernſt Liebe und Vertrauen auf Gott in meiner Seele zu erwecken ſuchen.

Ach, daß ich es erſt noch erwecken muß! Habe ich denn nicht beſtändig eben ſo viele Gründe dazu gehabt, wie jetzt, und war es nicht ſeit vielen Jahren eben ſo ſehr meine Pflicht, als in dieſem Augenblicke, da ich erſt eine ernſthafte Entſchlieſſung faſſe?

* * *

Wenn ich von einer Krankheit geneſen bin, ſo muß ich mit Schaudern befürchten, dieſe Geſundheit

ſundheit, die jetzt wieder das Glück meines Lebens macht, kann der kleinſte Zufall zerſtören. Und wenn ich von der Krankheit meiner Seele geneſen bin, muß ich nicht auch befürchten, daß die Ruhe, welche in mein Herz zurückkehrt, eben ſo plötzlich wieder verſchwinden kann?

Sollte ſie auch diesmal verſchwinden? Sollten die trüben ſchrecklichen Stunden wiederkehren, wo ich mir ſelbſt zum Abſchen werde? Dann wehe, wehe mir! Aber ach, ich fühl es, ſie werden wiederkehren. Denn hab' ich nicht ſchon einmal einen weit ſtärkern Vorſatz gefaßt, als ich bei dem Donner, der über mir rollte, Gott ein Gelübde that, mich nicht wieder hinreiſſen zu laſſen, von meiner tobenden Leidenſchaft, und doch hab' ichs gethan? Und doch iſt mir wieder mein Daſeyn verhaßt geworden? Schon von dem Gedanken an eine kleine Wiederwärtigkeit habe ich mich ganz niederſchlagen laſſen.

Nun will ich es machen, wie ein Wandrer, der einen jähen Felſen erſteigen will, dreimal zurückſtürzt, und ſich dreimal wieder ermannet,

mannet, bis es ihm vielleicht endlich einmal gelingt, die Höhe zu erreichen, wo er feſten Fuß faſſen kann, und nicht mehr bei jedem Schritte befürchten darf, daß er ausgleiten, und eben ſo weit wieder zurückfallen werde, wie er vorwärts gieng. Aber muß der Wandrer nicht endlich verzweiflen, wenn ihm jeder Verſuch mißlingt?

Noch einen Verſuch will ich dennoch machen, und wenn mir der mißlingen ſollte — — ſo will ich noch nicht verzweifeln, ſondern ihn aufs neue wiederholen, bis ich endlich einmal ſo glücklich bin, mich im Gleichgewicht zu erhalten, wann ich an den ſchlüpfrigen Stein des Anſtoſſes komme, wo mein Fuß gleitet, und wo ich unaufhaltſam herabſinke, und im Sinken ſelbſt ein Vergnügen finde, daß ſich aber bald in Eckel und Ueberdruß, und zuletzt in Unmuth und Verzweifiung verwandelt.

* * *

„Schon wieder hab' ich meine Pflicht vergeſſen. — Was ſoll ich thun?

„Ich weiß wohl, was ich thue. Wenn „ich auch noch zehnmal von der rechten Bahn „abweiche, ſo will ich doch zehnmal wieder zu „ihr zurückkehren. Vielleicht, daß ich das eilf„temal endlich feſten Fuß faſſe, und nicht wie„der aus dem Gleiſe wanke.

Lege ſchleunig Hand ans Werk, eh' dein Entſchluß durch tauſend unſeelige Gedanken wieder verdrängt wird!

„Das will ich thun, und will das gerade „zuerſt angreifen, was am nöthigſten iſt, und „wogegen ich den meiſten Widerwillen empfinde. „Wenn ich dieſe Abneigung glücklich überwun„den habe, dann hab' ich auch gewiß einen „guten Anfang zur Ausführung meines Ent„ſchluſſes gemacht.

„Wohl mir! der Anfang iſt gemacht. „Mit einem nothwendigen Geſchäft bin ich „glücklich fertig geworden.

* * *

„Welch ein trauriger Umſtand! muß mir „denn nun gerade einer meiner liebſten Wün„ſche fehlſchlagen?

Ermanne dich! wenn du dich durch dieſen kleinen Umſtand niederſchlagen lieſſeſt, ſo wäre alle Hoffnung vorbei, daß du deinen Vorſatz jemals ins Werk richten würdeſt. Es kann ja noch alles wieder gut werden. Verzage nur nicht, und verdirb deine Sache nicht noch mehr durch Unthätigkeit und Mißvergnügen!

• • •

Heute morgen dachte ich mir das Leben noch ſo ſüß und reizend, blos weil es meiner Leidenſchaft zu ſchmeicheln ſchien. Ein einziger kleiner Umſtand hat mir auf einmal meinen ganzen Geſichtspunkt verrückt. Aber in dieſem Augenblick würde es mir auch ſchon um ein groſſes leichter werden, vom Leben Abſchied zu nehmen. Indeß will ich mich doch nicht irre machen laſſen, in meiner angefangnen Laufbahn fortzuwandeln. Aber wenn dein Geſchöpf im Staube zu ſchwach iſt, Gott, ſo verſage ihm deinen Beiſtand nicht!

* * *

Es iſt ſehr nöthig, daß ich meinen Vorſatz wieder erneure, denn ſchon fängt er an zu wanken. Mein Trieb zur Thätigkeit verliert ſich nach und nach, und es iſt mir unangenehm, daß ich nicht in jedem Augenblick ſo viel Vergnügen genießen kann, wie ich wünſche, ohne daß ich es mir einige Anſtrengung oder Bemühung dürfte koſten laſſen. Aber gewiß iſt eben dies der ſchlüpfrige Stein des Anſtoſſes, und jetzt iſt gerade der Zeitpunkt, wo ich mit mir ſelbſt kämpfen muß, wenn ich nicht wieder fallen will.

* * *

Ich ſchäme mich vor mir ſelber. Mein gegenwärtiger Zuſtand iſt mir höchſt unangenehm, und doch ſcheinet es, als ob ich darinn eine Art von Vergnügen fände. Ich bin unzufrieden mit mir ſelbſt, und doch will ich mir dieſe Unzufriedenheit nicht gern entreiſſen laſſen. Wenn ich jetzt von dem Vergnügen zu der kalten Pflicht wieder zurückkehren wollte, ſo müßte ich gar zu viele angenehme Ideen aufopfern; und doch muß dies einmal geſchehen. Aber heute ſcheinet es mir unmöglich zu ſeyn; und wird es mir vielleicht morgen nicht noch unmöglicher ſcheinen? Aber wenn ich heute wieder zur Ordnung zurückkehrte, ſo müßte ich morgen ſchon eine Arbeit anfangen, wovor ich mich bisher immer geſcheuet habe. Und zuletzt muß ich doch einmal Hand daran legen. Aber einen Entſchluß zu faſſen, bin ich doch jetzt viel zu ſchwach.

* * *

Wie oft ſuchen wir einen guten Vorſatz, der beinahe ſchon geſiegt hätte, durch falſche Gründe wieder einzuſchläfern; dann iſt die Ruhe unſrer Seele dahin — und ach, um welchen Preiß? oft um ein leeres, kaum halb empfundenes Vergnügen!

* * *

Woher kömmt dieſe Freude, dieſe innere Beruhigung der Seele, die uns ein edler Entſchluß gewährt? Wir denken ihn uns ſchon ſo gut als ausgeführt, wenn wir fühlen,

len, daß er ſtark genug iſt, um durch nichts erſchüttert zu werden, und dann freuen wir uns ſchon im Voraus über die guten Handlungen, zu welchen wir uns einmal feſt entſchloſſen haben, nicht minder, als ob ſie ſchon wirklich geſchehen wären. Dann müſſen wir aber uns ſelbſt auch ſo viel zutrauen können, daß wir von unſerm Vorſatz gewiß nicht abweichen werden.

* * *

Am Abend eines Tages faßte ich einen guten Vorſatz und ſchlief darüber ein. Mir träumte, daß ich meinen Vorſatz fahren ließ, in die ſchrecklichſte Verzweiflung verſank, und mir und meinem Schickſale fluchte; und als ich am Morgen erwachte, und ſahe, daß es ein Träum war, und daß der edle Vorſatz noch feſt und unerſchüttert in meiner Seele ſtand, wie dankte ich Gott, und freute mich, als ob mir ein ſchwerer Stein vom Herzen wäre, und gieng mit frohem Muthe an meine Arbeit, um meinen Vorſatz ins Werk zu richten, und meinen Traum Lügen zu ſtrafen.

„Der Anfang zu einem regelmäßigen Le„ben wäre alſo gemacht. Ein widriger „Gedanke fuhr mir eben durch die Seele, „als ob ich mir ſelbſt in dieſem Augenblick „Feſſeln anlegen, und von meiner Freiheit „auf immer Abſchied nehmen wollte.

Aber was für frohe Stunden haſt du denn bei deiner bisherigen edlen Freiheit genoſſen? Laß doch ja den thörichten Gedanken fahren, als ob Ausſchweifungen von beſondrer Art etwas ruhmwürdiges wären, daß dich über andre Menſchen erheben könnte!

„Das will ich! und von nun an — „jede romanhafte Idee, jeder überſpannte, „ſchwärmeriſche Gedanke, lebe wohl!

● ● ●

Hüte dich, daß du dich ſelber nicht aus den Augen verlierſt!

Sey aufmerkſam auf alle deine Schritte und Tritte, denn du wandelſt auf einem ſchmalen Steige, und an beiden Seiten ſind gefährliche Abgründe.

Schäme dich in der Unterſuchung deines Herzens ja nicht vor dir ſelber, ſondern nimm dich, ſo wie du biſt, mit allen deinen Fehlern und Unvollkommenheiten, ſo wird es dir gelingen, einen nach dem andern, abzulegen.

Empfindungen am Geburtstage.

Ich ſchäme mich über meine geſtrige Schwachheit. Aber ſollte ich ſie nicht heute durch männliche Stärke wieder gut machen können? Wohlan denn! dadurch will ich heute meinen Geburtstag feiern, daß ich einen neuen Kampf mit mir ſelbſt antrete. Ich will mich bei allen Unannehmlichkeiten dieſes Tages beſtändig heiter zu erhalten ſuchen. Freilich ſcheint es, als ob mir heute keine beſondre Freude aufgeſpart iſt. Sie wird es denn ſeyn, in einem beſſern Leben!

Schon ein Zufall, der fähig wäre, mich niederzuſchlagen, wenn ich mir nicht feſt vorgenommen hätte, ruhig zu bleiben, bei allem was mir auch begegnen mag. Drum getroſt mein Geiſt, du haſt nun wieder ein Jahr in deinem Kerker geſchmachtet, haſt alle ſeine Leiden mitgetragen, und manchen Schmerz erduldet, du haſt wenig Freude gehabt in deiner irrdiſchen Hütte. O hoffe kein vollkommnes Glück, bis dieſe Hütte zerbrochen wird! An meinem Geburtstage will ich weinen, aber ich will meine Thränen wieder abtrocken, und will frölich ſeyn. Denn von dieſem Tage an, will ich mich entſchlieſſen, nie wieder zu murren gegen die Vorſehung, die mir der Freuden wenige und der Schmerzen viele zugetheilt hat. Ich will mich einſchränken in meinen kleinen Wirkungskreis, will meinen emporſtrebenden, ſtolzen Geiſt unterdrücken, will glauben, daß ich nicht zu etwas Gröſſerm beſtimmt bin, und dann werden ja die kurzen Tage dieſes Lebens vorübergehn — aber ach, ich fühle es, dieſe brennenden Wünſche, mich weiter auszubreiten, werde ich nie erſticken können. Dieſer Streit mit mir ſelbſt kann nicht aufhören, bis ich meine Leidenſchaft überwinde, oder bis ſie mich zu Boden ſchlägt. Allgütiger, ſiehe du doch deinem Geſchöpfe bei, das alle Augenblick befürchten muß, im Kampf gegen ſeine Begierden unterzuliegen! —

Von dieſem Tage an will ich mich ernſtlicher zur Ewigkeit vorbereiten. Ich will meinen Pfad im Stillen vor mich hinwandeln; will mich nicht mehr bekümmern, um das, was die Leute ſagen, die bei mir vorübergehen. Ich bin ein Wandrer und ein Fremdling hienieden. Meine Blicke ſind ſchon nach dem hohen Ziele gerichtet, das ich bald zu erreichen gedencke, und können ſich nicht ſo lange mehr bei dem Irrdiſchen verweilen. Drum werde doch gleichgültig mein Herz gegen Lob und Tadel. Es wird die Zeit kommen, wo keine Beleidigung von Menſchen, keine Reue über Uebelthaten, und keine getäuſchte Hoffnung mehr Thränen aus deinen Augen preſſen wird.

Harre auf Gott, er wird's wohl machen!

* * *

Dieſe Stunde der Mitternacht ſoll mir heilig ſeyn! Mit inniger Freude will ich

Gott für das Daſeyn danken, das er mir geſchenkt hat. In den Tagen die ich zähle, hab ich mich doch ſchon über manches unverhoffte Glück gefreuet, habe manche Stunde in ſüſſer Wehmuth hingebracht, und ſelbſt mein Schmerz blieb immer noch erträglich, bis die Schwermuth in Eckel und Ueberdruß, und das Mitleiden mit meinem eignen Schickſahle, in Verachtung und Unwillen gegen mich ſelbſt ausartete. Auch dieſen Schaden will ich von nun an, wo möglich, zu heilen ſuchen. Ich fühle es nur gar zu wohl, auf welchen ſchwachen Stützen jetzt noch meine ganze Thätigkeit beruht. Der Beifall der Menſchen iſt das einzige Triebrad meiner Handlungen, und ſobald dies ſtille ſteht, ſobald ich anfange an dieſem Erfolge zu zweifeln, ſo ermatten alle meine Kräfte, und meine Arbeit will mir nicht von ſtatten gehen. Der Beifall Gottes und meines eignen Herzens ſcheint mir noch immer ſehr gleichgültig zu ſeyn. Aber das ſoll er von nun an nicht mehr! die Religion ſoll mir mit jedem Tage theurer werden. Ich will immer mehr Vertrauen und Liebe gegen Gott in meiner Seele zu erwecken ſuchen. Auf die Art, glaube ich, werde ich es doch endlich dahin bringen, daß meine Tage nicht mehr durch ſo viele düſtre Zwiſchenräume der Unzufriedenheit, des Ueberdruſſes am Leben, des Unwillens gegen mich ſelbſt, und des Murrens wider Gott verdunkelt werden.

Religion.

Wie ſehr fehlet es mir noch an der gänzlichen Ergebung in den göttlichen Willen, und eben deswegen auch an der wahren Ruhe der Seele. Möcht' ich doch endlich dahin gelangen können, daß ich gänzlich auf alle Freuden der Erde Verzicht thäte; denn es ſcheinet, als ob mir nur ſehr wenige dieſer Annehmlichkeiten des Lebens beſchieden ſind, die es manchem ſo werth machen. Und doch ſoll es auch mir werth ſeyn, ſo lange ich noch athmen kann!

• • •

Heute hab' ich nicht oft genug an Gott und Ewigkeit gedacht, und nicht mit völliger Ueberzeugung. Warum muß doch der Glaube an Vorſehung und Unſterblichkeit, in dem einen Augenblick weit ſtärker, wie in dem andern, ſeyn! Oft wenn ſich mein Geiſt mit edlem Stolze empor ſchwingen will, ſo zieht ihn der kleinſte unerwartete Umſtand wieder in den Staub zurück, und dann iſt es dem Tiefgeſunknen, als wäre ſeine Ueberzeugung nur ein Traum geweſen.

• • •

Warum will es denn heute nicht helle werden in meiner Seele? Erhebe dich doch mein Geiſt, durchbrich den dicken Nebel der mich umhüllt; ſchaue hinaus ins künftige Leben, jenſeit des Grabes, und kehre wieder, und bringe mir Troſt und Hoffnung mit!

• • •

Eine irrdiſche Hoffnung unterſtützte mich oft, einige unangenehme Zufälle mit ſtandhaftem Muthe zu ertragen — O möchte doch jene groſſe Hoffnung eines beſſern Glücks erſt ſo lebhaft in meiner Seele ſeyn, daß ſie allein ſchon fähig wäre, ohne irgend eine fröliche Ausſicht auf dieſer Welt, mich ganz heiter zu machen, und jeden Kummer aus meiner Bruſt zu tilgen! Dahin will ich es doch nach und nach zu bringen ſuchen.

* * *

Entſchlieſſung am Sonntage.

Auch heute will ich die Empfindungen der Religion in meiner Seele ſo ſtark zu erwecken ſuchen, daß ſie, wo möglich, die ganze Woche über, nicht wieder verlöſchen, und mich zur Ertragung der Widerwärtigkeiten, zur Treue in meinem Beruf, und zum unſchuldigen Genuß der Freude fähig machen. Aber warum muß ich denn dieſe Empfindungen erſt erwecken, und was iſt Gott mit einem erkünſtelten Gefühl gedient? Doch die Empfindungen der Dankbarkeit, der Liebe, des Vertrauens auf Gott, ſind ja ſo natürlich, daß ein einziger Blick auf ſeine Wohlthaten ſie ſchon in unſrer Seele erregen muß.

Geſundheit.

O Gott! wie ſollten alle meine Kräfte und jede meiner Handlungen dir gewidmet ſeyn, wenn du mir das edelſte Geſchenk, Geſundheit gewähren wollteſt. Wie bald iſt dieſer Tag entflohen, und ach, ſeine beſten Stunden wurden vom Schmerz getödtet, der meine Stirne zuſammenzieht, daß alle meine Sinne ermatten, und die ganze Natur um mich her in Nacht verſinkt.

* * *

Was unterſtützte denn am Sonntagnachmittage meinen guten Vorſatz? Du warſt es allbelebende Geſundheit, die ich fühlte. Deine wohlthätige Kraft trieb mein Blut ſchneller durch meine Adern, und erzeugte edle Gedanken in meiner Seele. So lange ich dich beſitze, ſoll mir nun auch jede Minute meines Daſeyns theuer ſeyn. Mit dir biet ich jeder Verſuchung zum Laſter und zur Trägheit Trotz. Mit dir will ich den Widerwillen gegen gute Thaten überwinden. Wirſt du auch lange meine Gefährtinn ſeyn?

* * *

Daß von dieſer armen zerſtöhrbaren Maſchine alles abhängen muß, was wir auf Erden thun wollen — und daß uns gar kein Einfluß auf die Welt mehr übrig bleibt, wenn dieſe Maſchine zerſtört iſt!

Wie mancher Entwurf, der Länder und Nationen beglücken ſollte, mag wohl ſchon durch ein hitziges Fieber vernichtet ſeyn!

* * *

Wie oft hab' ich dir verſprochen, o Gott, jede Stunde meines Lebens ſollte dir gewidmet ſeyn, wenn du mir Geſundheit, dies edelſte Kleinod des Lebens, ſchenkteſt. — Du haſt es mir geſchenkt, und ich? —

* * *

Geſund bin ich erwacht — mir iſt ſo wohl. Ich empfinde keinen körperlichen Schmerz. Und dieſe Zeit ſollte ich nicht nutzen, nicht vergnügt darinn ſeyn. Wenn ich jetzt nicht froh bin, was werde ich denn ſeyn, wenn die trüben Tage der Krankheit wiederkehren ſollten? Aber ich merke immer, daß ich die Freude noch ohne Mühe wünſche. Alſo nun ans Werk! Zaudre nicht länger! der Aufſchub im Guten iſt gefährlich. Suche dieſen Tag einmal ſo gut zu nutzen, wie du kannſt. Unterdrücke insbeſondre jeden aufſteigenden Unmuth; ſuche aber auch die Urſach dazu, ſo viel in deinen Kräften ſteht, zu vermeiden.

* * *

Höre mein Gebet, du Allgütiger, und ſtrafe mich nicht, daß ich wider dich gemurret habe, dadurch, daß du mich wieder die Geſundheit entbehren läſſeſt, die allein meine Tage erheitern kann! Laß mich nicht wieder ein ganzes Jahr von meinem Leben in Unthätigkeit zubringen! und ich gelobe dir, daß ich mich nie wieder über mein Schickſal beklagen, nie wieder ein eingebildetes Uebel mir ſchaffen will, wenn ich nur kein wahres Uebel ertragen muß. Du wirſt mich ja nicht darnieder drücken, wenn ich kaum anfange mich empor zu heben, und mich aus allen Kräften beſtreben will, mit mir ſelbſt zu kämpfen, und mich mit jedem Tage zu beſſern. Die Krankheit ſcheinet ſelbſt den Trieb zur Tugend in mir zu erſchlaffen, und jeden edlen Vorſatz in ſeinem erſten Keime zu erſticken. O wohl mir, wenn ich dort erſt ſeyn werde, wo ich keine Krankheit und keinen Tod mehr befürchten darf. Wo kein Schmerz die ewigheitre Stirne mehr zuſammenziehen, und in das frohe Lächeln ſich keine Thräne der Wehmuth mehr miſchen wird!

* * *

Diesmal iſt der Kelch vorüber gegangen. O möchte doch meine Furcht vergeblich geweſen ſeyn. Aber mag auch kommen, was da wolle! ſo will ich mir den Zwiſchenraum zwiſchen dem gegenwärtigen Augenblick und der Ewigkeit ſo klein denken — wie er wirklich iſt, im Verhältniß gegen eine unendliche Dauer. Und ſollte denn auch dieſe ganze Zwiſchenzeit dunkel ſeyn; wie bald wird ſich dieſer finſtre Punkt in dem unendlichen Glanze einer ewigen Glückſeeligkeit verlieren. Dies iſt der einzige Troſt der mich aufrichtet, ſobald ich das Schlimmſte befürchte, was mir hienieden nur begegnen kann. Und auf das Schlimmſte muß ich mich doch hier einmal gefaßt machen, aber ſo muß es mir auch vergönnt ſeyn, dort das Beſte zu hoffen.

* * *

Prüfe dich am Ende eines jeden Tages, ob du geſucht haſt, durch Mäßigkeit, deine Geſundheit und die Heiterkeit deiner Seele zu erhalten, oder ob du dich, auf irgend eine Weiſe, zum Gegentheil haſt verleiten laſſen!

Ruhmſucht.

Der Ruhmſüchtige wird erſt dann zur Wolluſt ſeine Zuflucht nehmen, wenn er ſiehet, daß ihm alle ſeine Entwürfe und Beſtrebungen nach Größe und Anſehen vereitelt werden: Das einzige, was er nun noch vom Leben genießen kann, ſind die ſinnlichen Vergnügungen.

Der Wollüſtige wird aber ſchwerlich noch zur Ruhmſucht ſeine Zuflucht nehmen, wenn ſeine Kräfte einmal erſchöpft ſind.

* * *

Wie kam der Menſch auf den Begriff von Ehre? — Unſer eigner Beifall gnügt uns nicht. Aber der Beifall ſolcher Weſen, die uns gleich, und doch nicht wir ſelber ſind, iſt uns ſo ſüß.

Mit der Ehre iſts, wie mit der Liebe: unſre eigne Liebe zu uns ſelber gnügt uns eben ſo wenig; wir wünſchen, daß Weſen außer uns, die demohngeachtet mit uns von gleicher Art ſind, uns lieben ſollen.

Dies ſcheinet bei uns Bedürfniß zu ſeyn. Die Liebe und der Beifall andrer bedecken die Mängel, die wir an uns bemerken, und machen, daß wir uns ſelber lieber werden.

Nur das vollkommenſte Weſen bedarf wohl keiner Liebe und keines Beifalls von irgend einem Weſen außer ihm, und kann in der Liebe zu ſich ſelber ſeine höchſte Seligkeit finden.

* * *

Wie ſchwankend ſind die Urtheile der Menſchen! Ein einziger kleiner Umſtand kann uns oft plötzlich für oder wider jemanden einnehmen. Und doch liegt uns oft an dieſem Urtheile, das andre von uns fällen, ſo viel. Aber weil wir nicht wollen, daß irgend jemand ſchlecht von uns urtheilen ſolle, ſo richten wir uns oft nach den Thorheiten andrer, und verlieren darüber die gute Meinung edler Menſchen. Wer zu begierig nach Ruhm iſt, dem geht es oft, wie dem Geitzigen, der über dem Beſtreben nach einem kleinen Gewinnſte, den weit größern aus den Augen läßt. Wer in kleinen Cirkeln glänzen will, der muß darauf Verzicht thun, ſich jemals in großen auszuzeichnen.

Einem großen Unternehmen muß man allemal verſchiedne kleinere aufopfern, ſonſt wird man nie zu ſeinem Zweck gelangen.

So muß man verſchiedne angenehme Geſellſchaften und Verbindungen unter gewiſſen Umſtänden fahren laſſen, welche uns ſonſt ein unſchuldiges und erlaubtes Vergnügen gewährt hätten. Aber das unſchuldigſte Vergnügen kann uns unerlaubt werden, ſobald es dem Endzwecke widerſpricht, den wir uns einmal zu erreichen vorgeſetzt haben.

Trennung.

Daß ich ſo dem Spiele der Welt zuſehen kann, ſo lange ich noch ein Mitglied von ihr bin; daß ich ſo viele und mannigfaltige Veränderungen in ihr überleben kann, und ſchon überlebt habe, das iſt mir oft ein erquickender Gedanke. Daß ich aber alles das, was mir auf der Welt lieb geworden iſt, einmal ſo plötzlich wieder verlaſſen ſoll, und nie in dieſe Verbindungen, und nie in den Cirkel meiner Freunde wieder zurückkehren werde, das macht mich oft ſehr niedergeſchlagen. Ich verließ einmal eine Stadt, wo ich einige Freunde hatte, mit denen ich manchen Abend zubrachte, wo wir uns einander unſre kleinen Begebenheiten zu erzählen pflegten. Am erſten Tage meiner Reiſe, da die Sonne untergieng, war mirs immer noch, als ob ich mich nun in der Geſellſchaft meiner Freunde einfinden müßte, und ich machte mich ſchon in Gedanken auf eine Erzählung von den Vorfällen dieſes Tages gefaßt, als plötzlich der Wagen ſchneller fortrollte, und mich auf einmal aus meinem Traume weckte. Am andern Morgen waren wir ſchon weit von der Gegend entfernet, und ich habe dieſe Stadt, und meine dortigen Freunde nie wieder geſehen.

* * *

Er iſt dahin, der Freund meiner Jugend! — Am liebſten hätte ich die noch wieder ſehen mögen, die mich von Jugend auf gekannt haben, und denen mein Schickſal nicht gleichgültig war, aber ſie ſterben einer nach dem andern. Ach, in jedem Freunde unſrer Kindheit verlieren wir einen Theil unſrer ſelbſt. Doch ich will nicht murren. Aber eilen will ich, daß ich die noch einmal wieder ſehe, die meinem Herzen am nächſten ſind, ehe ſie ſcheiden. Welch eine Wonne der Erinnerung an die vergangnen Tage, an die Jahre der Kindheit, und des jugendlichen Alters! Laß mir ſie noch zu Theil werden, Allgütiger, eh du mich oder jene von der Erde hinwegrufſt!

* * *

Einem Freunde, oder auch einem jeden, er ſey wer er wolle, den kleine gemeinſchaftliche Arbeiten, täglicher Umgang, oder auch ſchon ſein Schickſal, das ihm ſeinen Poſten an unſrer Seite gab, uns werth machten, das letzte Lebewohl zu ſagen, ihm die Hand zu drücken, ſich von ihm loßzureiſſen, und ihn nach und nach aus den Augen zu verlieren, um ihn nie wieder zu ſehen, das pflegt eine Zeitlang unſern Empfindungen eine ganz andre Richtung zu geben, welche länger oder kürzer dauret, nachdem der Geſchiedne unſerm Herzen nahe war. Und iſt es ein Wunder? Wie klein iſt der Cirkel von Menſchen, die wir kennen, und die uns wieder kennen, und mit denen uns, unter ſo vielen tauſenden, nur umzugehn vergönnt iſt, und wenn uns nun ſelbſt aus dieſem kleinen Cirkel noch einer entriſſen wird, muß es uns dann nicht ſeyn, als ob wir einen Theil unſrer Selbſt verlören?

Geſchichte eines wohlangewandten Tages.

Morgens um fünf Uhr.

Die Stadt mit ihren Thürmen ruht noch im dicken Nebel: Die Sonne dringt durch, und beſcheint nur einzelne Dächer. Kleine wollichte Gewölke lagern ſich am Horizonte, dort weidet eine Heerde Schaafe, und rund um mich her höre ich die mannichfaltigen Töne der erwachenden Natur. Wie gern verweilte ich noch länger hier, aber ſchon ruft die Glocke mich in die Stadt zurück, wo mich die angenehmen Empfindungen dieſes ſchönen Morgens durch die mühevollen Stunden des Tages geleiten ſollen.

Abends.

Sie ſind dahin, der Arbeit Stunden, und ich ſitze nun hier am Abend dieſes Tages, und ſehe die untergehende Sonne, und höre das Blöcken der Schaafe, und ergötze mich an dem wunderbaren Anblick des Himmels, deſſen eine Hälfte ſchon in Nacht verſenkt iſt, indeß die andre noch in ſanfter Dämmrung ſtrahlt. Mein Auge verliert ſich in der unabſehlichen Ferne, wo in dem Feuermeere am Horizonte kleine Purpurwölkchen ſchwimmen. Und ich bin zufrieden mit dieſem Tage, weil ich ihn angewandt und genoſſen habe. Möcht' ich es einſt ſo mit meinem Leben ſeyn, wenn ich nach mancher überſtandnen Mühe in die verfloßnen Tage zurückſchaute, und dann mein Herz mir ſagte: Du kannſt nun ſanft dein Haupt niederlegen in den kühlen Schooß der Erde, denn du haſt redlich deine Pflicht gethan, und dein Tagewerk iſt nun zu Ende!

* * *

Lebe wohl, du ſchöner Tag, und ergieſſe dich ins Meer der Ewigkeit! Ich will nicht klagen, daß du flieheſt, aber dein Gedächtniß ſoll mir werth ſeyn, ſo wie das Gedächtniß eines jeden deiner Brüder, der nicht mit trüben Blicke von mir Abſchied nahm, und keine traurige Erinnerung in meines meiner Seele zurückließ. Gehe hin und verſammle dich zu den übrigen wohlangewandten Tagen meines Lebens!

Geſchichte eines trüben Tages.

Noch kann ich mich nicht wieder freuen, ſo gerne ich wollte. Möchte mir doch nur irgend eine Arbeit gut gelingen, ſo würde die Hoffnung wieder in meiner Seele erwachen! Einen ganzen Tag habe ich alſo mißvergnügt zugebracht. Ich habe ein Vergnügen darinn gefunden, mich ſelbſt zu quälen. Es iſt mir eine heimliche Wonne geweſen, mir meinen Zuſtand ſo ſchrecklich wie möglich vorzuſtellen. Mit einem entſetzlichen Vergnügen habe ich mich einigemale als ein verworfnes Geſchöpf betrachtet, und habe mich dann über mich ſelbſt hinweggeſetzt, als ob ich es nicht der Mühe werth achtete, das Schickſal eines Unglücklichen, wie ich bin, zu beweinen. Laß mich jetzt einen Blick in mein Herz thun, Allgütiger! Laß es wie Schuppen von meinen Augen fallen, daß ich meine Blöße erkenne! Warum fand ich eine Wonne darinn, mich ſelbſt für das elendeſte Geſchöpf zu halten? Warum ſetzte ich mich in Gedanken, weit unter den unthätigen Bettler, in zerlumpten Kleidern, der mir begegnete, herab? Weil meine ſüſſeſte Hoffnung nicht erfüllt iſt, von der ich mir ſo viel Freude verſprach. Aber das iſt doch auch kränkend! Und izt wacht mein ganzer Unmuth wieder auf, und ich ſuche ihn vergebens zu unterdrücken. Aber war denn nicht meine Abſicht redlich? Und iſt es nicht bitter, daß mir auch der unſchuldigſte Wunſch nicht gelingen ſoll. Aber auch dies Leiden will ich tragen; vielleicht erheitert ſich bald mein Leben wieder. Vergebens würde ich mich doch nur bemühen, ſo vergnügt zu ſeyn, als wenn mir alles nach Wunſch gegangen wäre. Aber ich glaube genug zu thun, wenn ich mich nur vor jenem äuſſerſten Grade der Schwermuth hüte, die nach und nach in Wuth und Verzweiflung ausartet. Wenn ich mich ſelbſt an zu haſſen fange, dann bin ich ihr ſehr nahe! Aber nun will ichs mir nur geſtehen: ich habe mir einmal ein Ideal von mir ſelbſt gemacht, und ſobald ich in meinen Gedanken unter daſſelbe herabſinke, ſo wünſche ich, nicht mehr ich ſelbſt zu ſeyn. Deswegen ſehe ich denn mit ſolcher Wonne auf mich, als auf einen Fremden herab, deſſen verworfner Zuſtand nicht der meinige iſt; deswegen kann ich dann über mich ſelbſt in ein ſchallendes Hohngelächter ausbrechen, und mit ſolchem innern Grimme gegen mich wüten. In dieſen ſchrecklichen Stunden bin ich wirklich mein ärgſter Feind. Ach, und die kleinſte Aufmunterung eines Freundes würde mich wieder mit mir ſelbſt ausſöhnen; aber auch dieſe wird mir nun verſagt. Es ſcheinet, als ob ich heute von allen Menſchen verlaſſen bin. Dies Blatt ſoll ein Denkmal dieſes traurigen Tages ſeyn. Die Thätigkeit war heute nicht fähig, den Kummer aus meiner Bruſt zu verſcheuchen, der geſtern Wurzel faßte; ſie wurde durch ihn von Grund aus untergraben. Und doch ſoll ich den Muth nicht ſinken laſſen!

Am folgenden Tage.

Nun fängt mir das Leben wieder an zur Laſt zu werden. Nun kehren die ſchrecklichen Stunden wieder zurück, wo der Gedanke noch meine einzige Wonne iſt, daß dies Leben nicht ewig dauren wird. Ich hoffte Aufmuntrung, und ſtatt ihr, finde ich nichts als Verachtung und bittre Kränkung. Aber noch bin ich nicht von meiner Pflicht ſo weit, wie ſonſt, abgewichen; nun iſt es aber auch nöthig, daß ich bald wieder einen Troſt finde, wenn ich nicht ganz verzagen ſoll. Als ich heute Morgen erwachte, da wachte auch mein Kummer mit mir auf, und zeigte mir eine trübe Ausſicht auf den Tag. Ich konnte kein Vergnügen mehr an meiner Arbeit finden. Und wenn ich ohne Arbeit bin, ſo nimmt mein Unmuth mit jeder Minute zu, und treibt mich zu den größten Ausſchweifungen, daß ich alles zerſtöhren möchte, was ich um mich her erblicke. Die Arbeit betäubt zwar auf eine kleine Weile meinen Schmerz, aber ſie heilt ihn nicht, denn ach, daß mir mein liebſter Wunſch mißlungen iſt, der Gedanke quält mich. Dazu kömmt nun noch, daß auch keiner meiner übrigen kleinen Wünſche mir gewährt wird, daß mir alle meine übrigen Hoffnungen fehl ſchlagen. Nun ſo ſeys denn! aber vergebt mir auch meine Klagen! —

Leben und Daſeyn in der Vorſtellung des Schwermüthigen.

Wär' es ein Verluſt für mich, wenn ich in dieſem Augenblick aus der Reihe der Weſen weggetilgt würde, daß keine Spur von mir übrig bliebe? Was für Vorzüge hat denn eigentlich das Leben vor dem ewigen Schlummer des Todes? In jedem Zeitpunkt blickt's einmal hervor, und ehe man's noch haſchen kann, verſchwindt's wieder.

„Harre nur geduldig aus; dein Glück „blühet noch; deine Freuden ſollen ewig „währen!“

Ewig? — Der Gedanke liegt wie eine Laſt auf mir, er mag nun mit Freuden oder mit Qualen überladen ſeyn. Endlich ſtrebt doch mein Geiſt nach Ruhe — nach Ruhe, ſelbſt auch von den reinſten himmliſchen Entzücken — und dieſe Ruhe — genieſſen alle, die nie gebohren ſind.

Dem Traurigen ſcheint das Leben eine Krankheit, ein Fieber der Schöpfung zu ſeyn, wovon ſie dereinſt ganz geneſen, und in ihren erſten wonneſüſſen Todesſchlummer wieder zurückſinken wird.

* * *

Wie kann dies Erdenleben Zweck ſeyn, da es von allen Menſchen, im Ganzen genommen, nicht wie ein Vergnügen, ſondern wie eine Arbeit betrachtet wird. Dieſe Vorſtellung vom Leben ſcheint auch in dem ſo natürlichen Ausdruck zu liegen, den man ſo oft hört: man muß ſuchen durch die Welt zu kommen! Man ſieht das Leben als eine beſchwerliche Reiſe an, wo man ſich mühſam durch die Dornen hindurch drängen muß, die von allen Seiten her unſre Schritte aufhalten. Wie oft muß man ſich durch dicke Gebüſche durcharbeiten, ehe man einmal wieder auf einen grünen Platz zum Ausruhen kommen kann! und denn geht doch immer wieder ein neues Gebüſch an, bis man endlich durch den ganzen Wald hindurch iſt, und dann wieder die freie offne Ausſicht vor ſich hat, die man hatte, ehe man in den Wald hinein kam.

* * *

Das Leben iſt doch eine Mühe, ein Zwang — Dieſe Vorſtellung iſt mir in dieſem Augenblick ſo anſchaulich, als es mir je eine war.

Aber iſt es nicht vielleicht dieſe Trägheit in meinem Körper, die mich gerade jetzt zu jedem Geſchäft unthätig, und mir dieſen Gedanken auf einmal ſo anſchaulich macht?

Vielleicht! — Aber was war denn mein Leben, wenn ich in die Vergangenheit zurückſchaue? Hat es mir nicht immer mehr Zwang und Mühe, als Vergnügen, verurſacht, und wurde es mir nicht oft eine Bürde?

* * *

Warum empört ſich gerade in dieſem Augenblick meine ganze Seele gegen den Gedanken, nicht mehr zu ſeyn, und manchmal ſchien er mir ſo reizend zu ſeyn, daß ich ganz in ihm zu verſinken ſtrebte? — Kömmt dies vielleicht daher, weil ich, in eben dieſem Augenblick, wieder eine Ausſicht habe, die meine thätigen Kräfte in Bewegung ſetzt? Und wenn nun dieſe Kräfte erſchlafft ſind, wird mir da nicht der Gedanke des Vergehens vielleicht wieder Wonne ſeyn? Iſt alſo Begierde unſterblich zu ſeyn, wohl Beweis für die Unſterblichkeit? Wie wenige Menſchen haben dieſe Begierde? Würde ſie tauſenden nicht von Jugend auf eingepflanzt, und insbeſondere auf dem Todbette wieder rege gemacht, ſie würden vielleicht wenig oder nichts davon empfinden.

Ich hörte einmal das Geſpräch zweier Bauren mit an, wo der eine dem andern von einer Ohnmacht erzählte, die ihn beim Aderlaſſen überfallen habe, und wo ihm ſo wohl dabei geweſen ſey — ſo müßte es einem auch wohl ſeyn, wenn man ſtürbe, meinte er, und beide Bauren brachen endlich über den Tod, wie ſie ihn ſich dachten, in ein ausgelaßnes Gelächter aus.

Beim Genuß einer übergroßen Freude kann man ſich im Ernſt zu ſterben wünſchen. — Als Jakob ſeinen Sohn Joſeph geſehen hatte, ſagte er: nun will ich gern ſterben, nachdem ich dein Angeſicht geſehen habe!

* * *

Freude preßt uns Wehmuth aus über die Kürze des Lebens — Traurigkeit macht, daß ſeine Länge uns überdrüßig wird. Mühe und Arbeit allein macht uns das Leben — erträglich.

* * *

Wenn man ſich eine kleine Weile mit großen Vorſtellungen von der Zukunft dieſes Lebens geſchmeichelt hat, und ſiehet dann plötzlich ein, wie nichtig alle dieſe Hoffnungen ſind, und wie ſie auf einmal ihren Schein verlieren; ſo iſt man am beſten aufgelegt, ſich ganz von der Erde loßzureißen, und ſich in eine beßre Welt hinüber zu träumen.

Die Nichtigkeit des Lebens iſt einer unſrer erhabenſten Gedanken, wer kann ihn ausdenken? — Sobald wir ihm nachhängen, ſind wir auch fähig, uns einen Zuſtand zu denken, der von unſerm irrdiſchen Leben vielleicht ſo verſchieden ſeyn wird, wie das Weſen vom Schatten.

Vom Selbſtgefühl.

Sonderbar iſts, daß man über ſich ſelbſt Betrachtungen anſtellen, über ſich ſelbſt lachen, mit ſich ſelbſt unzufrieden ſeyn, und daß man ſich, gleichſam in Gedanken, von ſich ſelbſt abſondern kann.

Einer meiner Freunde theilte mir einmal folgende Beobachtungen hierüber mit.

„Als ich einmal tiefſinnig auf der Straße
„gieng, ſagte er, und über einen mir zuge-
„ſtoßnen Verdruß nachdachte, gerieth ich nach

„und nach in eine tiefe Schwermuth, die ſich „plötzlich verlohr — als der Gedanke anſchaulich in mir wurde: wie, wenn ich ein Fremder, wenn ich nicht ich ſelbſt wäre, wie klein, „wie unbedeutend würde mir da der Kummer „ſeyn, der itzt meine ganze Seele beſchäftiget, „und mir wichtiger iſt, als die Schickſale aller „übrigen Menſchen in der Welt. Darauf „dacht' ich, ſo unwichtig, wie mir itzt das „Schickſal des Chineſers iſt, der auf den Straſſen von Pecking ſeinen ſchwermüthigen Gedanken nachhängt, ſo unwichtig iſt ihm auch gewiß wieder das meinige — Hierüber war „es, als ob eine Geringſchätzung meiner ſelbſt „bei mir entſtand, und als ob ich mich über „den zu großen Antheil ſchämte, den ich an „meinen eignen kleinen, unbedeutenden Schickſalen genommen hatte. —

„Wie ich noch ein Knabe war, dachte ich „zuweilen über meine künftige Beſtimmung in „der Welt nach — und da war es immer, als „ob mir mein eignes kleines Daſeyn zu wenig „wäre, um mein ganzes Intereſſe zu beſchäftigen; dann verlohr ich mich oft in ſüſſen „Träumen, dachte mir einen Kreis von Menſchen um mich her, die ſo genau mit mir vereinigt wären, daß ſie ſich gleichſam in mein

„Daſeyn verwebten, und dann noch einen „Kreis von Menſchen, und das ging immer „weiter, bis auf die Thiere und Pflanzen, und „alle lebloſen Geſchöpfe. — Dies alles „wünſchte ich ſo in den Kreis meines Daſeyns „zu ziehen, mit dieſem allen nur ein Weſen „auszumachen — und dann ſchnitt ich Männchen von Papier, machte Häuſer von Charten, „und baute mir eine Welt. —

„Neulich gieng ich im Schloßgarten ſpatzieren, und die untergehende Sonne verſchönerte „alle Gegenſtände um mich her, auf eine mir „ſo wunderbare Weiſe, daß ſich eine unbekannte Empfindung über meine Seele ergoß, „deren Entſtehungsart ich mir ſelbſt nicht entwickeln konnte. Ein unwillkührlicher Trieb „zum Denken ſpornte mich an, die Reihe meiner Gedanken, bis auf den Punkt jener ſonderbaren angenehmen Bewegung in meiner „Seele zu verfolgen, um vielleicht dadurch auf „eine erwünſchte Spur zu kommen, wie jene „Empfindung in mir möchte entſtanden ſeyn. „Als ich zurückdachte, fand ich, daß während „einer Viertelſtunde, faſt alle die merkwürdigſten Umſtände meines Lebens, vor meiner Seele „vorübergegangen waren. Indeß der königliche Pallaſt, deſſen hohe Fenſter im Glanz der

„Sonne ſchimmerten, die marmornen Statüen,
„und die majeſtätiſchen Linden um mich her,
„meinen Augen ein glänzendes Schauſpiel darboten,
„hatte ſich meine Seele unvermerkt mit
„der Vergangenheit meiner Tage beſchäftiget.
„Ich hatte mich gedacht, als Kind, wie ich einen
„buſchichten Hügel hinanlief, und mich über
„die weite Reiſe freute, wenn ich oben war;
„oder wie ich die Sonne ſo fern über der Wieſe
„untergehen ſahe, ſie ſo lange, wie ich konnte,
„mit meinen Augen verfolgte, und dann auf
„einen Hügel lief, um ſie noch einmal wieder
„zu ſehen, wenn ſie ſchon untergegangen war.
„Ich ſchaute in mein Leben zurück, wie in einen
„Guckkaſten, und die traurigſten ſowohl,
„als die angenehmſten Scenen, traten lebhaft
„wieder vor mein Gedächtniß. Ich ſahe mich
„an einem regnichten Nachmittage auf den
„Straſſen von H** verlaſſen ſtehen, und dachte
„mich nun an dem Orte, wo ich oft zu ſeyn gewünſcht,
„und in Verbindungen, die ich nie
„gehofft hatte. Meine Freude an dem Gegenwärtigen
„ſtieg, je lebhafter das Andenken an
„das Vergangne wurde, und jene unbekannte
„ſanfte Empfindung war nichts anders, als,
„durch den Gedanken an die Vergangenheit,
„erhöhtes Selbſtgefühl. —

* * *

Ich habe doch heute einmal die ganze Wonne des Daſeyns empfunden — als ich alles, was ich um mich her erblickte, in mich hineindachte, und es gleichſam mit mir ſelber verwebte.

* * *

Wenn einer plötzlich a[illegible] einem tiefen Todesſchlummer zum Daſeyn erwachte, und gleich ſeine völligen Sinne hätte, ſo däucht mir, würde er ſich doch anfänglich nicht von den Dingen außer ſich unterſcheiden können, ſondern dieſelben gleichſam mit ſich verwechſeln; ſein Bewußtſeyn von ſich ſelber würde ſich in die äußern Gegenſtände verſchwimmen, und ſich nur nach und nach erſt bilden, wenn er ſähe, daß z. B. die Berührung eines Stuhles mit der einen Hand, nicht die Empfindung bei ihm erweckte, als die Berührung der einen Hand mit der andern, dann würde er es erſt einſehen, daß die Hand ihm näher wäre, und mehr als der Stuhl zu ſeinem Selbſt gehörte.

Geſellſchaftlicher Umgang.

Keine mißvergnügtern Stunden kann man zubringen, als in der Geſellſchaft mehrerer Perſonen, die miteinander ſehr vertraut umgehn, an deren vertraulichem Geſpräche man aber gar keinen Antheil nehmen kann, weil man weder mit den Perſonen ſelbſt, noch mit dem Gegenſtande ihrer Unterredungen bekannt genug iſt, um etwas dazu ſagen zu können.

Wenn wir es doch bedächten, was wir einem Freunde, der zum erſtenmale in unſre Geſellſchaft kömmt, für eine Wohlthat erzeigen, wenn wir ihn um Dinge befragen, die er weiß, und ſein Urtheil über Dinge vernehmen, die wir wiſſen! Wie mancher, der jetzt unzufrieden mit ſich ſelbſt, und ſtumm und ſprachloß da ſitzt, würde ſeine Miene aufheitern, ſein Herz gegen uns eröfnen, und wir würden bald ſo bekannt ſeyn, wie Gottes Kinder auf Erden alle ſeyn ſollten.

Wie oft wird eine angenehme Unterhaltung durch einen einzigen Einfall unterbrochen, der dem Geſpräch auf einmal eine ganz andre, lange nicht ſo intereſſante Wendung giebt. Einen ſolchen Einfall, der auch ſonſt an ſich gut iſt, in dieſem Falle aufzuopfern, iſt edel und menſchenfreundlich.

* * *

Jemanden in Geſellſchaft lächerlich zu machen, iſt die ärgſte Tyrannei, die man nur ausüben kann. Wer mehr als einmal lächerlich gemacht wird, fängt zuletzt an von ſich ſelbſt verächtlich zu denken, und oft kann ſeine ganze Thätigkeit dadurch gehemmt, und ſein Geiſt unterdrückt werden.

Mancher hat nicht Witz genug, die Spöttereien derer, die ihn verachten, ſogleich zu beantworten. Einige Zeit nachher findet er alles, was er ihnen hätte ſagen können, aber dann iſts zu ſpät.

Wenn du mit einem hämiſchen Witzling zuſammen kommen ſollteſt, der deiner ſpotten will, ſo ſuche nur deinen innern Werth zu fühlen,

len, und ſetze dich nicht gleich deswegen unter ihn herab, wenn du findeſt, daß ſeine Gedanken ſich ſchneller als die deinigen entwickeln.

* * *

Kann mich das ſchon in üble Laune verſetzen, wenn ich ein paar Stunden lang mit Menſchen umgehen ſoll, die meinem Herzen ferne ſind, was würde dann erſt geſchehen, wenn ich nun gerade in einer ſolchen Lage wäre, wo ich immer mit dieſen Leuten umgehen müßte. Aber ich will auch aus dieſen beiden mißvergnügten Stunden noch ſo viel Nutzen ziehn, wie ich kann. Das Betragen von andern, was mich heute Abend mißvergnügt machte, will ich nun gegen andre auf alle Weiſe zu vermeiden ſuchen.

* * *

Wie ſehr kränkt mich ein zugefügtes Unrecht, daß vielleicht nur in meiner Einbildung beſteht! Möchte mich doch noch zehnmal mehr die kleinſte Beleidigung ſchmerzen, die ich jemals meinem Nächſten zugefügt habe, wie bald würde dann mein gegenwärtiger Kummer aufhören, und ſich in Vorwürfe gegen mich ſelbſt verwandeln!

* * *

Um den Unwillen, der über eine gegründete Beleidigung, über ein wirkliches Unrecht in der Seele entſteht, zu unterdrücken, entwickle man ſich dieſe unangenehme Empfindung, und man wird finden, daß es unbefriedigte Rachbegier iſt.

Woher mag es denn aber wohl kommen, daß die Rache ſo angenehm iſt? Unſer Zuſtand iſt durch einen andern verſchlimmert worden, was hilft es uns denn, wenn ſein Zuſtand wieder durch uns verſchlimmert wird? Uns hilft es freilich nichts, aber es kann doch wenigſtens dazu dienen, daß ein ſolcher eben die Beleidigungen nicht andern zufügt. Hinter dieſem Schirm nehmen wir gemeiniglich unſre Zuflucht, wenn wir den Trieb zur Rache gern befriedigen wollen. Gemeiniglich iſt es aber unſer Stolz, der ſich in uns empört, ſo bald wir das Unrecht geduldig tragen wollen. Wir können den Gedanken nicht gut unterdrücken, als ob dieſe Duldung uns unter alle diejenigen digen erniedrigte, die das ihnen zugefügte Unrecht nicht ſo gutwillig leiden würden. Edle Seelen pflegen ſich damit zu begnügen, daß der Beleidiger, wo möglich, nur ſein Unrecht einſiehet.

* * *

Das reizte geſtern meinen Unwillen, daß ich durch eine Melodie, die jemand auf dem Klaviere ſpielte, von meinem Nachdenken abgeleitet wurde: aber ich nahm mir vor, da es nun einmal nicht anders ſeyn könnte, mein Nachdenken fahren zu laßen, und ſuchte an der Melodie, die ich anfänglich wider meinen Willen hören mußte, nun ein Vergnügen zu finden.

Wie nöthig iſt Einſamkeit und Stille dem Gedanken, um ihn zur Reife zu bringen, da ihn Geräuſch und leere Töne, die man hören muß, in ſeiner Geburt erſticken!

Wenn du am Denken ein Vergnügen findeſt, und dies Vergnügen nicht muthwilliger Weiſe aufopfern willſt, ſo mache, daß du allein ſeyn kannſt, wenn du willſt, und laß dir unter keinerlei Vorwande dieſe ſüße Freiheit rauben!

* * *

Wenn ich künftig wider Willen, und vielleicht bloß aus Gefälligkeit, in Geſellſchaft ſeyn muß, da ich indeß weit lieber zu Hauſe geblieben wäre, und gearbeitet hätte, ſo will ich mir feſt vornehmen, daß ich alsdenn gar nicht mehr an meine Verſäumniß denken will, die doch nun in dieſem Falle einmal nothwendig war, ſondern daß ich wenigſtens, zum Erſatz für dieſelbe, mich vielmehr dem Vergnügen, was ich doch nun einmal genießen ſoll, mit ganzer Seele überlaßen will. Denn ſonſt verliere ich ja doppelt dabei; ich verleide mir vielleicht durch meine Verſäumniß künftige Freuden, und genieße dafür nicht einmal ein gegenwärtiges Vergnügen.

* * *

Ich bin ſo oft unzufrieden mit dem, was ich im Umgange rede — woher kömmt das? Wahrſcheinlich daher, weil ich zu oft rede, bloß um zu reden, und dann wohl aus Mangel

gel an Selbſtzutrauen. Wenn ich einmal befürchte, was Einfältiges geſagt zu haben, ſo verlier' ich oft allen Muth, um noch etwas zu reden, und wenn ich mich denn auch zum Reden anſtrengen will, ſo will mir doch ſelten etwas Auffallendes oder Bemerkenswerthes einfallen, daß ich denn gerade ſagen könnte. Auch bin ich nicht im Stande ſelbſt unbeleidigende Spöttereien auf eine gute Art zu beantworten, und darum eben beleidigen ſie mich oft, weil ſie mich in Verlegenheit ſetzen.

* * *

Ich merke nun immer mehr, daß ich nicht dazu aufgelegt bin, viel zu reden. Ich kann mich für die wenigſten Dinge ſo lebhaft intereßiren, als andre, und von denen Dingen, wofür ich mich intereßire, ſpricht man ſo ſelten. Auch bieten ſich andern ehr zehn, als mir ein einziger witziger Einfall dar. Das macht mich dann niedergeſchlagen, daß ich eine ganze Zeit hindurch vollends nichts rede, und alſo ein unnützes Mitglied der Geſellſchaft werde. Darum lieb' ich auch wohl die Einſamkeit ſo ſehr, weil ich ſo wenig Fähigkeit bei mir bemerke, in Geſellſchaft unterhaltend zu ſeyn. Wie viel hat B. vor mir voraus; wie geſchmeidig iſt ſein Ausdruck im Sprechen, wie treffend! Das meiſte, was ich ſage, ſcheint mir dagegen abgeſchmackt zu ſeyn.

* * *

Welch eine unverantwortliche Sünde iſt es, ſeinen Mitmenſchen die wenigen frohen Stunden, und die beſten, die ſie hier auf Erden genießen, durch üble Laune zu verderben! — Unglücklicher, wenn du mißvergnügt ſeyn mußt, ſo ſey es allein, und ſey kein Freudenſtörer!

Das ſey inskünftige meine feſte Entſchlieſſung, daß ich lieber alle Geſellſchaft der Menſchen fliehen, als durch meine Traurigkeit ihre Freude vermindern will. Aber, Gott, der du auch mein Herz zur Freude ſchufſt, o ſollte es nicht möglich ſeyn, durch deinen Beiſtand dies Mißvergnügen zu überwinden, daß ſo oft wider meinen Willen in meiner Seele emporſteigt? Laß, o laß mich die trübe Quelle entdecken, aus welcher ſo viele finſtre Augenblicke dahinſtrömen, die mir den Frühling meines Lebens verderben! — Iſt es Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, weil ich andre im hellern Licht erblicke, wodurch ich immer mehr verdunkelt werde? weil ich an andere ein angenehmeres Weſen, einen gefälligern unterhaltendern Ton bemerke, den ich an mir ſelbſt vermiſſe? weil ich merke, daß ich der Geſellſchaft, mißfällig, läſtig werde, und daß ich dieſes Mißfallen verdiene? weil ich mir nun nicht mehr ſo viel zutraue, etwas vorzubringen, das mit Beifall könnte aufgenommen werden, da ich mich einmal durch mein Stillſchweigen in der Geſellſchaft unwichtig gemacht habe, und dasjenige, was ich nun ſagen will, entweder ſehr intereſſant ſeyn muß, oder gewiß wenig Beifall finden wird?

Gott, ſollte es jene niedrige Geſinnung, jener hämiſche Neid ſeyn, der Kains Stirne verfinſterte, wenn er die beſſern Eigenſchaften ſeines Bruders bemerkte — o wie verderbt wäre dann noch mein Herz! — Aber ich kann es mir noch nicht überreden, daß dies die Quelle meines Kummers ſeyn ſollte — Vielleicht iſt es bloß Mangel an Selbſtzutrauen, und ſollte es das ſeyn, ſo will ich es noch einmal wagen, einer Geſellſchaft beizuwohnen, will mich beſtreben, heiter zu ſeyn, und will jeden Gedanken an meine Unvollkommenheit, im

Verhältniß gegen andre, zu unterdrücken ſuchen. Wer weiß, liegt es nicht bloß an mir, mit eben dieſe Freimüthigkeit im geſellſchaftlichen Umgange, die ich an andern bewundre, durch wiederholte Bemühungen zu erwerben? Wie weit rühmlicher wäre dieſes, als mich der Geſellſchaft ganz zu entziehen! und doch werde ich dies letztere thun müſſen, ſobald ich merke, daß es mir unmöglich iſt, mein Mißvergnügen und meine Traurigkeit zu überwinden. Dann, o Gott, vergib es mir, der du mich zum Mitgliede der menſchlichen Geſellſchaft ſchufſt, daß ich nichts zum Vergnügen meiner Freunde, im Umgange beitragen kann! Ich will mich demohngeachtet beſtreben, nicht ganz unnütz zu ſeyn. Ich will die Stunden der Einſamkeit nutzen, zum Vergnügen meiner Mitmenſchen zu arbeiten, da ich durch meinen perſönlichen Umgang nichts dazu beitragen kann. Und doch iſt der Umgang mit edlen Seelen, die uns lieben und ſchätzen, die größte Glückſeeligkeit des Lebens. — Aber dieſes Glücks bin ich vielleicht noch nicht werth, und ich will gerne ſo lange Verzicht darauf thun, bis ich mich deſſelben einmal würdig gemacht habe.

Woher

* * *

Woher kam es, daß ich heute Abend ſo vergnügt war? — Weil ich keine ſtumme Perſon ſpielte, weil ich redete und gehört ward, weil ich Muth genug hatte, mich gleich in das Geſpräch zu miſchen, weil ich Leute vor mir fand, die ſchon ein gutes Vorurtheil von mir gefaßt hatten. Es ſcheinet Pflicht zu ſeyn, in der Geſellſchaft zu reden, aber man kann es nicht, ſobald man nicht genug Selbſtzutrauen hat.

* * *

Manchmal, wenn man einen Beſuch macht, ſo iſt es ſchwer, den rechten Zeitpunkt zu treffen, wo man ihn abbrechen ſoll. Immer will man, entweder aus Gefälligkeit, noch das Ende einer Erzählung, und dann wieder noch die Meinung des andern darüber hören, oder man will auch wohl noch ſeine eignen Gedanken darüber ſagen. Eh man ſichs verſieht, wird ſchon eine andre Unterredung wieder angefangen, die uns eben ſo ſehr intereßirt, und ſo laßen wir uns von einer Minute zur andern, und von einer Viertelſtunde zur andern feſſeln.

Und dies wäre noch ganz gut, wenn man nur immer dabei vergnügt wäre; aber ſo ſteht man oft, wie auf Kohlen, nimmt nur mit halber Seele Theil an allem was geſprochen wird, und hat doch nicht den Muth, plötzlich abzubrechen und wegzugehen. Woher kömmt dies? — Wie unſchicklich, denkt man, würde es ſeyn, wenn ich gerade in dieſem Augenblicke weggehen wollte? — Im Grunde aber iſt es Trägheit, welche uns von unſrer Pflicht abhält, gegen die wir nicht gerne dieſe reizende Unthätigkeit, die uns an die Geſellſchaft feſſelt, vertauſchen wollen.

Zuweilen bleibt man noch in der Geſellſchaft, wenn das Geſpräch ſchon ermattet iſt, vielleicht um bei den übrigen die unangenehme Vorſtellung zu vermeiden, als ob man deswegen weggienge, weil man nichts mehr zu ſprechen wüßte. Dann wird alſo der Faden des Geſprächs noch einmal angeknüpft, um ihn nachher mit mehrerem Anſtande zerreiſſen zu können, eh er noch ganz abgelaufen iſt. Auch bemerkt man an thätigen Leuten, daß ſie von dem intereſſanteſten Geſpräche ſchnell abbrechen können wenn ihre Stunde verfloſſen iſt.

• • •

Sanfte theilnehmende Freude bei einem kleinen Familienfeſte zu empfinden; ſich ganz in den Cirkel von Menſchen, mit denen man umgeht, hinein zu weben — Kindliche Liebe und Elternfreude zu ſehen, und ſich daran zu ergötzen; und dabei die Menſchen, die man vor ſich hat, zu nehmen, wie ſie ſind, ſie mit allen ihren Fehlern und Unvollkommenheiten zu lieben, weil wir auch die unſrigen fühlen; und auf ſolche Weiſe einen Abend zuzubringen, wo freundſchaftliches Händedrücken, allgemeine Frölichkeit und heitre Geſpräche herrſchen, und jeder Mißlaut in der Freude gerne überhört wird, wenn Wein und Geſpräche einmal die Seele zum Vergnügen geſtimmt haben; dann ſich über die guten Eigenſchaften eines dritten, der nicht ferne ſteht, heimlich zu unterreden; ſo daß auf keinem Geſichte hämiſches Lächeln oder ſtolze Verachtung gegen andre bemerkt wird — auf die Art nur einen Abend zuzubringen — das kann uns hundert trübe Stunden verſüſſen, und uns auf einmal mit dem Leben wieder ausſöhnen.

Einſamkeit.

Wie kömmt es, daß ein einſamer Spatziergang, des Abends, wenn alles ſo ſtill um uns her iſt, und kein Mißlaut die Reihe unſrer Empfindungen unterbricht, oft mehr reizendes für uns hat, als die Geſellſchaft unſrer vertrauteſten Freunde?

Daher, daß das Herz nach und nach anfängt, ſich zu erweitern, und immer mehr und mehr von den herrlichen Schönheiten der Natur, einer wehmuthsvollen Erinnerung an die Vergangenheit, und einer dämmernden Zukunft zu umfaſſen; daß endlich tauſend dunkle Empfindungen zuſammen flieſſen, und unvermerkt ein ſchönes Ganze bilden, worinn ein Blick die Seele mit unausſprechlicher Wonn' erfüllt.

Wie ſelten ſchwingt ſich die freundſchaftliche Unterredung bis zu dem Grad des Enthuſiasmus empor, den uns die Einſamkeit ſo oft gewärt! Tauſend Kleinigkeiten, die man ſich einander zu ſagen hat, laſſen keinen Platz für eine groſſe, ſeltne Empfindung übrig, ſchränken

ken alle unſre Gedanken auf den gegenwärtigen Punkt des Lebens ein, und rauben uns oft die ſüſſeſten Augenblicke.

* * *

Wie ſehr iſt ein einſamer Spatziergang fähig, gute Entſchlieſſungen in uns zu erwecken! So wie unſer Blut ſchneller läuft, wird unſer Herz bewegt; eine wohlthätige Wärme ergießt ſich durch alle unſre Adern; junge Hoffnungen erwachen in der Seele, und verbreiten ein ſchönres Licht über alle Gegenſtände unſrer Einbildungskraft, ein angenehmer Gedanke entwickelt ſich nach dem andern, bis wir zuletzt in froher Anbetung und Dankbarkeit gegen den Schöpfer unſres Weſens zerflieſſen, und die Thräne der Reue weinen, daß wir bisher ſo wenig thaten, um unſern Dank ihm zu beweiſen.

* * *

Einſamkeit, du ſüſſe Gefährtin meiner Tage, warum wurdeſt du mir geraubt? — Gefälligkeit zu unſerm eignen Schaden, die du uns oft unſre beſten Stunden entreiſſeſt, du falſche gleiſſende Heuchlerin, warum mußteſt du mir das Vergnügen entreiſſen, das ich mir ſchon ſo gewiß verſprochen hatte? Aber nie will ich deiner Stimme wieder Gehör geben. Was ſchadet's denn, wenn mich auch in dieſem Augenblick einer verachtet, wenn mir das in der Folge, tauſendfach wieder vergütet wird?

* * *

Nimm das Leben, wie es iſt, und die Menſchen, wie ſie ſind, ſo wirſt du glücklich ſeyn, ſo wird das goldne Zeitalter wieder in deine Seele zurückkehren, und ſanfter Friede wird deine Tage verſchönern. Murre nicht gleich über ein paar unangenehme Stunden, die du ertragen mußteſt, und das vielleicht bloß aus Gefälligkeit. Wie oft wirſt du noch dies Opfer bringen müſſen, wenn du in einer Welt mit Menſchen leben willſt, deren Vergnügungen und Wünſche oft von den deinigen ſo ſehr verſchieden ſind.

Pflicht und Vergnügen.

Wenn du die Freuden des Lebens genoſſen haſt, ſo kehre wieder zu der kalten Pflicht zurück! Wenn du ihr getreu biſt, ſo lohnet ſie dir mit inniger Wärme, und erheitert zuletzt deine ganze Seele. Vertauſche ſie ja nicht, in der Stunde der Verſuchung, mit dem unerlaubten Vergnügen! Dies erwärmet zwar auf eine Zeitlang deine Bruſt, aber ſeine Wärme iſt nur erkünſtelt, und wenn es dich dann verläßt, eh du es dich verſieheſt, ſo lohnet es dir mit entſetzlicher Kälte, und läßt keinen fröhlichen Gedanken in deiner Seele zurück.

* * *

Ich glaube ſelber, daß es wohl zuweilen Pflicht ſeyn kann, von ſeiner Pflicht auf eine kurze Zeit abzuweichen, um zu ſeiner Erholung ein Vergnügen zu genießen, das man vielleicht nie wieder antreffen würde.

Dem ohngeachtet aber möchte ich dieſes niemanden rathen, der das Einlenken noch nicht verſteht, und bis ich dies erſt werde gelernet haben, ſoll's auch bei mir von jezt an noch unterbleiben. Dieſer gleißende Gedanke iſt es eben, der uns ſo oft verleitet, aus Minuten Stunden, aus Stunden Tage, und aus Tagen Wochen zu machen, die man auf Koſten ſeiner theuren Pflicht, einem Vergnügen widmet, das eben dadurch unverzeihlich wird, weil man es zu lange genießt.

* * *

Wähle dir immer eine Lieblingsbeſchäftigung, zu welcher du, wie zu einem treuen Freunde, deine Zuflucht nehmen kannſt, wenn dir eine Hoffnung fehlſchlägt, oder wenn dir deine übrigen Arbeiten ſchlecht belohnet werden.

Baco de Verulamio beſchäftigte ſich eben in Geſellſchaft ſeines Freundes mit der Experimentalphyſik, als er die Nachricht erhielt, daß ihm ſein Geſuch bei Hofe abgeſchlagen ſey. Nun gut, ſagte er, aus meiner andern Sache wird nichts, wir wollen mit dieſer fortfahren, die hängt von uns ab!

* * *

Wie thöricht wählen wir uns doch oft unſre Freuden, ſcheuen alle Arbeit, und jagen nur dem Vergnügen nach, ohne daran zu denken, daß ein Werk, das uns wohl gelingt, ohngeachtet der Mühe, die es uns macht, uns allein das reinſte und edelſte Vergnügen gewähren kann!

* * *

Nach vollbrachter Arbeit, einmal frohen Muths zu ſeyn, und ſich eine oder zwei Stunden mit ſeinen vertrauteſten Freunden zu ergötzen, welch ein göttliches Vergnügen! — das diejenigen entbehren müſſen, die im quälenden Müßiggange, den ganzen Tag miteinander zubringen, ängſtlich bemüht ſind, die leeren Augenblicke durch noch leerere Zeitvertreibe auszufüllen, bis endlich jeder mit ſich ſelbſt unzufrieden, und alle einander zur Laſt ſind.

* * *

Wenn man ſich eine Zeitlang nützlich beſchäftiget hat, und noch viel länger dazu aufgelegt wäre, ſo überredet man ſich oft, man habe ſchon genug gethan, und bricht da ab, wo die Arbeit vielleicht am beſten gelungen wäre. Wenn ich das inskünftige bei mir bemerke, ſo will ich mich überwinden, gerade da fortzufahren, wo ich den ſtärkſten Trieb, aufzuhören, empfinde — überhaupt, glaube ich, iſt es gut, wenn man ein Geſchäft, das man unternimmt, nicht ſeinen abwechſelnden Launen überläßt, ſondern ſich ſelbſt ein Geſetz auflegt, es binnen einer gewiſſen Zeit, zu Stande zu bringen, oder wenigſtens nicht ehr etwas anders vorzunehmen, wenn auch der Trieb dazu noch ſo ſtark ſeyn ſollte.

„Sey nicht zu ſtrenge gegen dich ſelbſt, „wenn die Geſetze, die du dir aufgelegt haſt, „dir nicht verhaßt werden ſollen — Vergönne dir zuweilen eine kleine Abweichung „von deinem Vorſatze, wenn der gegenwärtige Zeitpunkt dir ein unſchuldiges Vergnügen darbietet, das du vielleicht nur ſelten „genieſſen kannſt!“ —

• • •

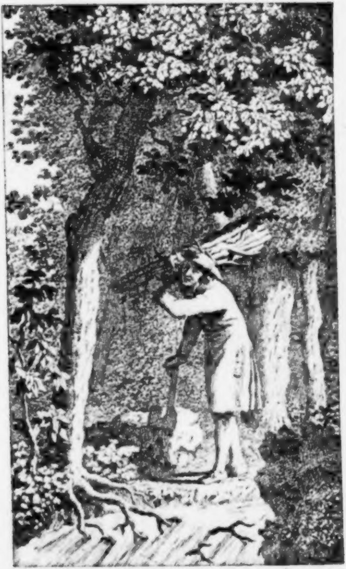
Unſre wahre Zufriedenheit in jedem Augenblick unſres Lebens hängt größtentheils davon ab, wenn wir uns bewußt ſind, daß wir zu einer jeden Zeit, gerade das thun, was wir eben zu der Zeit thun ſollten — und doch ſchleichen wir uns oft ſo lange um ein Geſchäft herum, deſſen Vollendung uns Vergnügen und Ehre bringen würde, wenn wir nur den Muth faſſen könnten, die kleinen Hinderniſſe, die wir dabei voraus ſehen, zu überwinden: und indem wir uns mit andern Arbeiten beſchäftigen, die vielleicht unterhaltender und leichter, als jenes nothwendige Geſchäft ſind, das wir eigentlich thun ſollten, fühlen wir es beſtändig, daß wir wider unſern Zweck handeln, und dies Gefühl verbittert uns eben das Vergnügen, das uns ſonſt dieſe leichtern Arbeiten gewiß verſchaffen würden, wenn wir nicht unſer Hauptgeſchäft darüber verſäumten.

Der junge S. hat ſich dem Studium der Rechte gewidmet, welches er, wegen ſeiner überwiegenden Liebe zu den ſchönen

Wiſſenſchaften, bisher noch zu ſehr vernachläßiget hat. Er hat ſich entſchloſſen, das Verſäumte wieder nachzuholen, und dieſem Geſchäft täglich ſechs Stunden zu widmen, und wenn nun dieſe Stunden kommen, ſo *überredet er ſich immer, daß er noch etwas* nothwendigers zu thun habe, als das, was er eigentlich thun ſollte. — Er hat ein Buch von einem Freunde geliehen, das er in einigen Tagen wieder zurückgeben ſoll, das muß erſt durchgeleſen werden — Er muß nothwendig noch einige neue Muſikalien durchſpielen, welche ihm ſo intereſſant ſind, daß er ſie unmöglich kann liegen laſſen — — Er muß ein Gedicht oder einen Aufſatz machen, wozu ſich ihm gerade jetzt, wie er glaubt, einige ſehr gute Gedanken darbieten — Er muß eine Stelle in einem Dichter nachleſen, womit ſich eben ſeine Phantaſie beſchäftiget hatte — lauter angenehme und nützliche Beſchäftigungen, die dem jungen G. ein wahres Vergnügen machen würden, wenn er ſein Hauptgeſchäft nicht darüber verſäumte. — Der widrige Gedanke an dieſe Verſäumniß aber benimmt nun dem Schriftſteller, den er lieſt, und den Muſikalien, die er ſpielt, die Hälfte ihrer Schönheiten, und verdirbt ihm ſeinen Aufſatz, den er, trotz ſeinem Vorſatze, dieſe Stunde zum ernſthaftern Studieren anzuwenden, entwerfen wollte. Wenn Lieblingsbeſchäftigungen uns ein wahres Vergnügen gewähren ſollen, ſo müſſen ſie nur für zweckmäſſigere Arbeiten, die wir, mit einiger Anſtrengung unſrer Kräfte, glücklich vollendet haben, eine ſüſſe Belohnung ſeyn.

* * *

Laß den Muth nicht ſinken! nach der Arbeit kannſt du ruhen. Wenn der Abend kömmt, ſo eileſt du dann an das Geſchäft deines Herzens, und haſt die Zeit erkauft zum frölichen Werke: wenn du aber laß biſt, ſo wird Unmuth deine Seele verfinſtern, und Freude wird nicht den Abend dir verſüſſen, den du durch keinen Tag voll Mühe erkauft haſt!



Schade! fällest du Baum in dies wilde Wasser stürzen

Deutſche
Sprachlehre
für
die Damen

In Briefen
von
Carl Philipp Moritz.

Mit Königlich Preußiſcher und Churfürſtlich Sächſiſcher allergnädigſter Freiheit.

Berlin,
bei Arnold Wever.
1782.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

An die Sprache.

Laß mich aus deinem reinſten Quelle trinken,
Du, meines Liedes Schöpferinn,
Bis, freudetaumelnd, meine Kniee ſinken
Und ich von dir durchglühet bin!

Dann ſchmücke den Gedanken, den im Dunkeln
Dein milder Lichtſtrahl, ſchlummernd fand,
Und laß ihn einſt in deiner Krone funkeln,
Wie einen hellen Diamant!

Du, deren Schall mit tauſend Farben mahlet,
Durch die der Schwerbetrübte klagt,
Der Fromme, jauchzend, ſeinen Dank bezahlet,
Der Säugling, ſtammelnd, Mutter, ſagt;

Durch die ſich Seelen ineinander ſchmelzen,
Wenn deine ſanften Töne ſich
Durch alle Fibern ihrer Herzen wälzen,
Und du vereinigſt ſie, durch dich;

Von Gottes Ruf, der durch die Himmel ſchallet,
Und Welten aus dem Dunkeln ſchafft,
Bis auf des Kindes Worte, das noch lallet,
Erſtreckt ſich deine Wunderkraft.

Wenn Nächte den Gedanken noch umhüllen,
Und deine Zauberſtimme ſpricht,
So muß er, wie ein Blitzſtrahl, ſich enthüllen,
Und in der Seele wird es Licht.

Du läßeſt auf der unumgränzten Fläche
Des innern Sinnes Thal und Höhn,
Beblümte Wieſen, Büſche, Silberbäche,
In einem Augenblick, entſtehn.

Du kannſt dich in des Freundes Buſen ſchleichen,
Und allen Kummer, den er fühlt,
Weißt du, gleich einem Zephir, zu verſcheuchen,
Der die noch offnen Wunden kühlt.

Dein Balſam, den du in die Seele gießeſt,
Jſt lindernder, als Oel und Wein,
Wenn du von eines Freundes Lippen fließeſt,
Um des Betrübten Troſt zu ſeyn.

Oft ſchlängelſt du dich erſt durch Blumenbeete,
Bald ſchwellen deine Fluthen an,
Schon wälzen ſie, im Glanz der Morgenröthe,
Sich, ſchimmernd, in den Ocean.

IV

Du ſtürmſt daher, wenn deine Wellen ſteigen,
Als ob der Ewge donnerte:
Sanft rieſelſt du, und alle Stürme ſchweigen,
Still, wie auf einem Sommerſee.

Die du Gedanken ihren Schmuck verleiheſt,
Nach deiner holden Phantaſie,
Und ſie, wie Perlen, aneinander reiheſt,
Der Sprache ſüße Melodie;

Biſt du's, zu welcher ſich mein Ohr gewöhnte,
Und war es reiner Silberklang,
Der jetzt durch deine vollen Seiten tönte,
So ſey mein Lied dein Lobgeſang!

Prä=

Pränumerantenverzeichniß.

Ihro Majeſtät die Königin von Preußen	1
Ihro Königl. Hoheit die Prinzeßin Amalia	1
Ihro Königl. Hoheit die Prinzeßin Luiſe von Preußen	1
Ihro Königl. Hoheit die Landgräfin von Heſſenkaſſel	1

Fr. Obriſtwachtmeiſterin v. Artner in Ungarn 1
Madam Aſchenborn in Berlin 1
Hr. J. C. Anderſon in Hamburg 1
Hr. Aniſius Obertribunalsprotonotarius in Berlin 1
Hr. Doktor Ackord in Berlin 1
Madam Bachmann in Hannover 1
Dem. Henriette Barkhauſen in Baſſum 1
Fr. v. Borke in Berlin 1
Fr. v. Bredow in Berlin 1
Fr. Rittmeiſterinn von Breimann in Berlin 1
Dem. Braunmüller in Berlin 1
Dem. Anna Eliſabeth Breeſen in Hamburg 1
Fr. Kriegsräthin Buchholz geb. Kircheiſen in Berlin 1
Fr. v. Burgsdorf in Tegel. 1
Fr. Oberkonſiſtorialräthin Büſching in Berlin 1
Hr. Kriegsrath Beſeke in Berlin 1

Hr. Hoffiſkal Berends in Berlin	1
Hr. Rittmeiſter von Beulwitz in Berlin	1
Hr. Wilhem Brendel in Berlin	1
Hr. Kommiſſarius Barmeier in Kaſſel	1
Hr. Bohm in Berlin	1
Hr. v Boskamp, Student in Frankf. a. d. Od.	1
Hr. Bärbaum, Hofmeiſter S. S. K. K. H. H. der Prinzen Heinrich und Ludwig von Preußen in Berlin	1
Hr. Catel in Berlin	1
Hr. Daneh der ſchönen Wiſſenſchaften Befliſſener in Berlin	1
Fr. Prediger Dapp in klein Schönebeck	1
Hr. Düpier in Berlin	1
Fr. Poſtmeiſterin Eſpagne in Müncheberg	1
Hr. Profeſſor Ebert in Wittenberg	25
Hr. Einbeck in Berlin.	1
Dem. Freigang in Berlin	1
Hr. Freigang Kaufmann in Berlin	1
Hr. Münzwaradein Frick in Berlin	1
Dem. Geſtrichen in Berlin	1
Dem. Gödicke in Berlin	1

Frl. v. der Golz in Berlin	1
Dem Grappow in Berlin	1
Fr. Kapellmeiſterinn Graun in Berlin	1
Hr. Geheimerath Gelhaar in Berlin	1
Hr. Geheime Kommiſſionsrath Grininger in Berlin	1
Dem. Haak in Berlin	1
Dem. Hauſen in Frankfurt an der Oder	1
Dem Hannow in Paſewalde	1
Die Gräfin v. Haukwitz geb. L. G. v. Bredow in Berlin	1
Frl. v. Holzmann in Berlin	1
Frl. v. Holzendorf in Berlin	1
Madam Juſtina Amalia Hedemann in Hamburg	1
Madam Julie Höfern Kammerfrau bei Ihro Majeſtät der Königin v. Preuſſen	1
Hr. Stadtgerichtsaktuarius Hache in Berlin	1
Hr. Kanonikus Handrup in Herford	1
Hr. Acciseinſpektor J. T. v. Hirſchfeld	1

Hr. Gottlob Reinhard Herzberg in Rogäſen	1
Hr. Forſtſekretär Herrmann in Berlin	1
Fr. Regimentsquartiermeiſterinn Herrmann in Berlin	1
Hr. Geheime Sekretär Horch in Berlin	1
Hr. Johann Jakobſen in Hamburg	1
Fr. v. Kannenberg in Berlin	1
Dem. Anna Margareta Karſten in Hamburg	1
Dem. Helena Maria Karſten in Hamburg	1
Dem. Helena Kramern in Hamburg	1
Fr. v. Katt in Berlin	1
Fr. Geheime Reviſionsräthin Kircheiſen geb. Fiſcher in Berlin	1
Hr. G. W. Kettler Kämmerer in Rathenow	1
Hr Knappe in Berlin	1
Hr. Baron von Kniphauſen in Spandau	1
Hr. Profeſſor Krier in Thorn	1
Hr Kriegsrath Körber in Berlin	1
Hr. Kieſewetter in Berlin	1

Hr. Geh. Sekr. Krüger in Berlin	1
Hr. Kühle in Berlin	1
Hr Küſch in Berlin	1
Madam de Laveaux in Berlin	1
Dem. M. W. Leſſel in Berlin	1
Madam Levi in Berlin	1
Frl. v. Lefort auf Möllenhagen	1
Hr. Rendant Leſſel in Berlin	1
Hr. Geh. Kanzelliſt Lindemann in Hannover	1
Hr. D. C. L. Lindener in Zoſſen	1
Hr. Philipp Leſon in Berlin	1
Hr. Feldprediger Löſler in Berlin	
Hr. v. Löpel in Berlin	
Hr. Ulrich Graf zu Lynar in Lübbenau	1
Madam Matheſen in Berlin	1
Dem. Müller in Berlin	1
Fr. Profeſſorinn Müchler in Berlin	1
Hr. Theodor Gotthelf Manitius Oberarkaniſt bei der Königl. Porzellänmanufaktur in Berlin	1
Hr. Chriſtian Menzel in Hamburg	1

Hr. Mangelsdorf in Berlin	1
Hr. Müller in Berlin	1
Hr. Meyer Hoſapotheker in Stettin	1
Hr. Meyer in Warburg	1
Hr. Mylius Buchhändler in Berlin	10
Die Gräfin Pauline von Neal in Berlin	1
Hr. Münzmeiſter Nelker in Berlin	1
Hr. Nikolai Buchhändler in Berlin	10
Hr. Neuhaus Serjeant des erſten Bat. Garde in Potsdam	1
Madam Oeſer in Berlin	1
Fr. C. F. v. Pröck geb. v. Pöllnitz in Hof	1
Hr. Rektor Pauli in Fürſtenwalde	1
Hr. Georg Friedrich Pirſcher Apotheker in Grüneberg	1
Hr. Rittmeiſter v. Plötz in Zannow in Pommern	1
Fr. Baroneſſe von Reck in Berlin	1
Madam Erneſtine Hedwig Rühl in Friedeberg in der Neumark	1
Hr. Sekretär Rauh in Berlin	1
Hr. Kriegsrath Randel in Berlin	1

Hr. Kriegsrath Rähmel in Berlin	1
Hr. Reichard Fähndrich und Adjudant des Infanterieregiments von Pirſch	1
Hr. Kammergerichtsrath Rimpler in Berlin	1
Dem. Joh. Eleon. Schartow in Berlin	1
Fr. Doktorin Seip in Hamburg	1
Fr. Kriegsräthin v. Segner in Berlin	1
Dem Sattler in Halberſtadt	1
Fr. Hofräthin Schulz in Berlin	1
Dem. Schadow in Potsdam	1
Dem. Schildt in Moskau	1
Dem. Stender in Curland	1
Hr. Etatsrath Baron v. Stenglin in Hamburg	1
Hr. Inſpektor Setzer in Ahrensburg	1
Hr. Geh. Sekr. Schnackenberg in Berlin	1
Hr. Doktor Scheel in Berlin	1
Hr. Hofrath Schulz in Berlin	1
Hr. v. Schweinchen in Berlin	1
Hr. Kriegsrath und Oberbaudirektor Schmidt in Berlin	1

Hr. Sekretär Scheller in Berlin	1
Hr. Salviacki in Berlin	1
Hr. Dohminſpektor Schulz in Havelberg	1
Hr. Geh. Sekr. Schulz in Berlin	1
Hr. Spieß Kaufmann in Berlin	1
Hr. Schrader in Berlin	1
Frl. v. Schlieben in Brieſen	1
Hr. Kriegskommiſſarius Standke in Berlin	5
Hr. Sekretär Sommer in Berlin	1
Hr. Stender in Berlin	1
Hr. Stuve in Ruppin	1
Frl. Eleon. Soph. Chriſt. v. Thümmen in Blankenfelde	1
Dem. Aug. Tieſel in Rogäſen	1
Dem. Tarrach in Berlin	1
Fr. Regimentsquartiermeiſterinn Tiede geb. Büttner in Brandenburg	1
Hr. Oberamtsrath v. Troski in Lübben	1
Hr. Truckenbrodt Kaufmann in Berlin	1
Hr. Geheimerath v. Taubenheim in Berlin	2
Hr. v. Tauenzien in Berlin	1
Ungenannte in Berlin	3

Frl.

Frl. von Viereck Oberhofmeiſterin Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeßin Friederike von Preuſſen	1
Fr. Kammerherrin v. Voß auf Schwandt	1
Hr. Joh. Friedrich Vieweg in Hamburg	1
Fr. v. Waldow geb. v. Bismark in Dannenwalde im Mecklenburgſchen	1
Madam Weßli in Berlin	1
Hr. Direktor Wieſel in Berlin	1
Hr. Peter Wichelhauſen in Bremen	1
Hr. Kandidat Weikmann in Danzig	1
Hr. Woltersdorf in Berlin	1
Hr. Kammerſchreiber Wöhler in Hannover	1
Hr. Hofſtaatskaßier Zänker in Berlin	1
Hr. Hofrath Zeiſing in Emden	1

Ich habe es verſucht, dasjenige, was bisher mehr oder weniger eine bloße Sammlung von Regeln geweſen iſt, in ein fortſchreitendes zuſammenhängendes Räſonnement zu verwandeln. Trockenheit und Leere hat man von jeher der Wiſſenſchaft vorgeworfen, die ſich mit der nähern Kenntniß der Sprache beſchäftiget. — Das Blatt verdorret, wenn man es von ſeinem Stengel reißt, woraus es Fülle und Leben ſaugt. — Um für das einzelne Wort mehr Intereſſe zu erwecken, habe ich es nicht einzeln und abgeſondert, oder in Beiſpielen, die aus der Luft gegriffen ſind, ſondern in irgend einem ſchönen Ganzen, wozu ich mir eine Geßnerſche Idylle gewählt habe, in ſeiner völligen Kraft und Wirkſamkeit, dem Auge darzuſtellen geſucht. Um für die Sprachlehre mehr Intereſſe zu erwecken, laſſe ich ſie mit verſchwiſterten Kenntniſſen Hand in Hand gehen.

Erſter Brief.

Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewährt; ihr Endzweck, und ihr Rang unter den übrigen Kenntniſſen.

Sie wollen ſich entſchlieſſen, verehrungswürdige Frau, jezt, da die ganze Natur ſich wieder verſchönert, die in ſchlummernde Aufmerkſamkeit Ihrer Seele auf eine Zeitlang von der duftenden Viole, dem ſäuſelnden Weſtwinde, und dem ſanftrauſchenden Fluſſe hinwegzuziehen; um dieſelbe der Betrachtung jener ſchönen, wunderbaren Töne zu ſchenken, die Ihr Mund hervorbringt, um alle dieſe herrlichen Gegenſtände der Natur, und ihren reitzenden Zuſammenhang untereinander zu bezeichnen?

Sie glauben auch nicht, daß Ihr Gefühl für die einfachen Schönheiten der Natur, durch dieſe wenigen Augenblicke leiden wird, welche Sie der unmittelbaren Beobachtung derſelben rauben; ſondern ſind vielmehr überzeugt, daß die Schöpfung ſelbſt ſich Ihnen in verneuertem Glanze darſtellen wird, wenn Sie bemerken werden, wie der helle Spiegel der Sprache ihren ganzen prächtigen Zuſammenhang ſowohl als die allerfeinſten Schönheiten derſelben zurückſtrahlt.

Insbeſondre wünſchen Sie, ſich von Ihrer eigenen Mutterſprache eine nähere Kenntniß zu erwerben, und wollen dem Studium derſelben eine Zeitlang Ihre Lieblingslektüre aufopfern. Sie haben den Muth gefaßt, bei einem Gegenſtande auszudauren; wo anſtatt der Empfindung blos der Verſtand beſchäftiget wird. — Eine Entſchließung, die Ihnen Ehre macht! — Und Ihre Mühe wird ſich reichlich belohnen, durch das Vergnügen, was Ihnen die nähere Kenntniß, einer ſo bedeutenden und nachdrucksvollen

Sprache, als die unſrige iſt, ohne Zweiffel gewähren wird.

Freilich haben wir einen etwas weiten Weg zurückzulegen, ehe wir das Gebiet ſo vieler Arten von Wörtern durchwandert haben, wodurch ſich unſre Gedanken auf mannichfaltige Weiſe äußern. Statt beblümter Wieſen werde ich Sie durch die öden Labyrinthe der Nennwörter, Zeitwörter, und ſo vieler andern Arten von Wörtern führen müſſen; allein laſſen Sie uns nur den Faden nicht verlieren, der uns aus dieſem Labyrinthe allmälig herausleitet, ſo werden wir eine Anhöhe nach der andern erſteigen, wo Sie den ganzen Bau und die Anlage deſſen, was Ihnen vorher dunkel und verwirrt ſchien, mit einem Blick überſehen, und das paſſende Verhältniß aller Theile gegeneinander werden bemerken können.

Dieſe wiederhohlten Rückblicke auf die Gegend, die wir durchwandert haben, werden die Belohnung einer jeden kleinen Anſtrengung ſeyn, womit Sie irgend einen der Gegenſtände, die ich Ihnen nacheinander darſtellen werde, durchdacht haben.

Keine Harmonie kann dem Ohre angenehmer tönen, als die Uebereinſtimmung einer Reihe von Gedanken, die man erſtlich allmälig nacheinander, und dann auf einmal denkt, unſre Seele in ein ſüßes Staunen verſetzt. Doch Sie haben dieß Vergnügen bei ſo mancher Lektüre für den Geiſt, ſchon zu oft geſchmeckt, als daß ich es Sie jetzt erſt dürfte kennen lehren.

Welch eine harmoniſche Uebereinſtimmung des Einzelnen zum Ganzen findet ſich aber in der menſchlichen Sprache! Nicht die kleinſte Biegung eines Worts, durch ein hinzugefügtes e oder en, nicht der kleinſte Zuſatz zu demſelben, kein vorgeſetztes be oder ge, kein nachgeſetztes ung oder keit iſt unzweckmäßig; die kleinſte Silbe, und, in manchen Wörtern, der einfachſte Buchſtabe, hat ſeine beſtimmte Bedeutung, wodurch er zur Bildung des ganzen Worts das ſeinige beiträgt.

Nur zu ſehen, wie es zugeht, daß alle einzelne Theile der Sprache ſo zuſammenſtimmen, und ſich zu einem wunderbaren Ganzen vereinigen? Wie es zugeht, daß die einzelnen Laute ſich zu Silben und Wörtern, und die Wörter wieder zu einem zuſammenhängenden Ausdruck bilden, welcher den Gedanken aus den innerſten Tiefen der Seele, wie Gold, durchſchimmern läßt? Das zu unterſuchen, und auf die Weiſe, durch die Sprache, welche ein Abdruck unſrer Seele iſt, in unſre Seele ſelbſt zu blicken, welch eine reitzende Beſchäftigung für denjenigen, der an den höhern Vergnügungen des Geiſtes Geſchmack findet, welch eine reitzende Beſchäftigung für Sie!

Blos deswegen ſeine Mutterſprache näher kennen zu lernen, um ſich in derſelben richtig ausdrücken zu können, hieße die Kenntniß derſelben zu tief herab ſetzen. (Dieſem Endzweck gemäß dürfte eine deutſche Sprachlehre auſſer den Regeln der Rechtſchreibung wenig mehr enthalten, als eine Sammlung der Fehler, welche gewöhnlich im Reden gemacht werden.) Allein die Sprachlehre hat einen höhern Endzweck: ſie ſoll uns die geheimen Fugen auseinander legen, wodurch das Gebäude unſrer Sprache ſich ineinander ſchließt; ſie ſoll uns aufmerkſam machen, auf den Gang unſrer Gedanken, wovon unſre Ausdrücke nur Gemählde ſind, und auf die Art ſoll ſie uns das Gemählde mit dem Original vergleichen, und uns die Sprache, als die erſte Quelle aller menſchlichen Wiſſenſchaften kennen lehren, woraus dieſelben,

ben, wie unzählige Bäche entſprungen ſind.

Nun wäre es gleichviel, durch welche Sprache wir in unſre Seele blickten, und den Gang unſrer Ideen zu erkennen ſuchten: denn eine jede Sprache wird in ſich ſelber durch einerlei Band verknüpft, eine jede iſt Abdruck der menſchlichen Seele; aber warum ſollen wir nicht dazu vor allen andern unſre Mutterſprache wählen, da uns dieſelbe einmal ſo geläufig iſt, daß wir Muße gewinnen, ihrem innern Bau ſorgfältig nachzuſpüren, indem wir nicht mehr ſo ſehr verlegen ſeyn dürfen, uns in derſelben richtig auszudrücken. Je mehr wir aber das Innere unſrer Sprache kennen lernen, deſto feſter und richtiger wird auch unſer Ausdruck werden, indem wir es immer deutlicher einſehen lernen, warum wir gerade ſo und nicht anders reden.

Doch ſelbſt die Dankbarkeit fordert uns ſchon auf, demjenigen unſre nähere Aufmerkſamkeit zu ſchenken, was uns ſo manche frohe Stunde im Leben gewährt; was ſo oft, wenn wir mit einem Freunde ſprechen, ſeine geheimſten Gedanken zu uns, und die unſrigen zu ihm hinüber trägt, oder wenn wir in einem liebenswürdigen Schriftſteller leſen, die angenehmſten Gegenſtände vor unſre Seele zaubert.

Demohngeachtet aber wird ſich der Einwurf in Ihnen empor drängen: die Sprache bleibt doch immer nur Werkzeug in der Hand des Künſtlers, er allein darf auf unſre Dankbarkeit Anſpruch machen, und nicht das Werkzeug, das von ſeiner Meiſterhand regiert wird.

Freilich kann es uns auf den erſten Blick beinahe ſcheinen, als ob die Sprache blos Werkzeug wäre; allein man ſiehet doch leicht, daß ſie ſich zu den Werken des Geiſtes, welche darinn hervorgebracht ſind, ohnmöglich ſo verhalten könne, wie der Pinſel zu dem Gemählde, oder der Meißel zu der Bildſäule. Aber geſetzt ſie wäre blos Werkzeug; erhöhen denn die Inſtrumente nicht die Kunſt? Je beſſer die Flöte, deſto vollkommner der Ton, je feingeſchliffner das Glas, de ſto merkwürdiger die Entdeckungen, welche vermittelſt deſſelben gemacht werden.

Aber, ſagen Sie, iſt es wohl gut gethan, hinter die Kuliſſen zu treten, und das Maſchinenwerk zu betrachten, indes ein Schauſpiel aufgeführt wird, das dem Auge eine angenehme Täuſchung verurſacht? Iſt es wirklich ſo reizend, in das Innre der Sprache zu dringen, und das Triebwerk zu beobachten, wodurch ſolche Zaubereien in uns hervorgebracht werden? Wird nicht dadurch die ſüße Täuſchung wegfallen, welche uns immer noch etwas Dunkles und Geheimnißvolles ahnden läßt?

Ich glaube nicht, daß wir dieſes befürchten dürfen. Die Sprache hat Abgründe, in die der hellſte Verſtand nie dringen wird: Auch iſt ſie kein Maſchienenwerk, das ſchlechter wäre als das Schauſpiel, welches ſie darſtellt; ſondern das Schauſpiel ſelber, alle die unzähligen Wiſſenſchaften, welche in der Sprache enthalten ſind, und durch die Sprache in unſrer Seele dargeſtellt werden können, ſind vielleicht nur ein Blick durch den Vorhang, welcher uns den ganzen innern Glanz der Sprache ſelbſt verdeckt, nur ein Ausfluß von dem wunderbaren Lichte, womit ſie unſre Seele durchſtrahlt.

Vielleicht haben wir bisher den innern Werth der Sprache viel zu wenig geſchätzt, und es kann uns damit gehen, wie einem Künſtler mit ſeinem Werkzeuge, womit er lange Zeit mühſam arbeitete, und ſich kaum ſein Brodt erwarb; bis er endlich darauf fiel, die innre Natur des Werkzeuges ſelbſt zu unterſuchen, und in derſelben einen koſtbaren Edelgeſtein fand, der ihn aller fernern Mühe gänzlich überhob, und ihm zeigte, daß das Werkzeug, womit er arbeitete, an ſich ſelber edler war, als alle Kunſtwerke, die er damit hervorgebracht hatte. Laſſen Sie uns in der Sprache dieſen koſtbaren Edelgeſtein aufſuchen, welcher uns für unſre angewandte Mühe reichlich belohnen wird.

Ohngeachtet aller meiner Gleichniſſe, werden Sie mir noch einwerfen, daß ſich die Sprachlehre doch nur mit Worten beſchäftiget, da die andern Wiſſenſchaften Sachen zum Gegenſtande haben.

Allein was wären alle Gegenſtände auſſer uns, ohne die Gedanken in uns? Und was wären wiederum alle Gedanken, ohne die Worte, wodurch wir dieſelben unterſcheiden? Das Wort iſt der Seele ſo nöthig, um zu denken, wie die Geſtalt und Farbe, dem Auge, um zu ſehn, und der Schall dem Ohre, um zu hören. Dieß beſtätigt ſich wirklich dadurch, daß die Taub und Stummgebohrnen, wenn ſie ihr Gehör wieder erhalten, erſt durch die Sprache Begriffe bekommen, und ſich von ihrem vorigen Zuſtande, in welchem es ihnen, wegen Mangel des Gehörs, an der Sprache fehlte, nichts erinnern können.

Indem die Sprache dem Gedanken erſtlich ein hörbares, und dann auch, durch die

Schrift, ein ſichtbares Gewand gab, ſo ertheilte ſie ihm zugleich ſein ganzes Weſen. Der Gedanke bildete ſich zum Worte, und das Wort ſelber war der Gedanke: und durch das Wort ward das Band der Menſchheit feſt geknüpft, daß ſie ſich zu einem großen Endzweck vereinigten, Städte zu bauen, ſich zu ſichern, ſich auszubreiten, und tauſend Dinge zu thun, wodurch ſie ihren Vorzug vor allen übrigen Geſchöpfen behaupten konnten.

Und das Wort ſollte uns geringſchätzig, und unſrer Betrachtung unwerth ſcheinen, deswegen, weil es blos Wort iſt? Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit der Natur der Worte beſchäftiget, ſollte von uns unter irgend

gend eine andre Wiſſenſchaft herabgeſetzt werden?

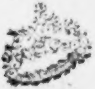
Sie iſt der höchſte Schwung des menſchlichen Geiſtes; denn die Sprache verhält ſich zu alle dem, was wir wiſſen, beinahe ſo wie das Auge, zu den Gegenſtänden, die wir ſehen. Wenn wir lange genug die Gegenſtände ſelbſt mit Muße betrachtet haben, ſo führt uns der höchſte Grad der Aufmerkſamkeit auf den Urquell des Sehens ſelbſt zurück, und lehrt uns den geheimen Bau des Auges erforſchen, worinn ſich alle dieſe Gegenſtände ſo wunderbar darſtellen — ſo führt uns die Wiſſenſchaft, welche uns die Natur der Sprache kennen lehrt, nachdem wir über tauſend Dinge gedacht haben, auf den Urquell unſers

ſers Denkens ſelbſt zurück. Sie iſt daher eine Wolluſt des Geiſtes, welcher ſich gleichſam über ſich ſelbſt erhebt, indem er über dasjenige nachdenkt, was ſo ſehr in ſein Innerſtes verwebt iſt.

Wenn Sie in der Folge unſrer Betrachtungen dieß Vergnügen wirklich werden empfunden haben, ſo werden Sie nicht mehr zweifeln, daß die Kenntniß der menſchlichen Sprache eine der erhabenſten Wiſſenſchaften iſt, worinn alle übrigen gleichſam, wie in ihrem Keime ſchlummern, und woraus ſie ſich eine nach der andern entwickelt haben.

Doch ich fürchte, daß ich ſchon zu weit gegangen bin, um Ihnen das Studium einer

ner Wiſſenſchaft zu empfehlen, die ſich ſo ſehr durch ſich ſelbſt empfiehlt. Verzeihen Sie es mir daher, wenn ich oft Ihre eignen Gedanken über dieſe Sache aus Ihrer Seele herausgehohlt, und ſie Ihnen als die meinigen dargeſtellt habe.



Zweiter Brief.

Von der Sprache überhaupt: die Kraft der Sprache, aus einzelnen Bildern, die ſchon in unſrer Seele liegen, neue Bilder zuſammenzuſetzen, und Leben und Bewegung in dieſelben hinein zu tragen, aus einer kleinen Erzählung entwickelt, nebſt der erſten Darſtellung eines Hauptunterſchiedes zwiſchen den Wörtern.

Jetzt denke ich mir, wie Sie mit meinem Briefe in der Hand auf Ihrem Altan ſitzend, die ganze ſchöne Gegend um Ihre ländliche

Wohnung überſchauen. Ihre Seele iſt der Spiegel, worinn der Fluß, die Wieſe, der Tannenwald, und der entfernte Hügel ſich darſtellen; und das Gemählde, welches Sie mir in Ihrem letzten Briefe von allen dieſen Gegenſtänden entworfen haben, iſt wiederum ein Spiegel Ihrer Seele, worinn ich Ihre feinſten Empfindungen und Ihre lebhafteſten Vorſtellungen leſe.

Indem ich Ihre Beſchreibung durchging, ſtiegen allmälig der Fluß, die Wieſe, der Tannenwald und der dämmernde Hügel in meiner Seele empor, bis das ganze Bild vollendet war, und mit allen ſeinen Geſtalten und Farben in mir ſelber da ſtand.

Mit Vergnügen bemerkte ich, wie eine Saite nach der andern angeſchlagen; eine Erinnerung nach der andern in mir hervorgerufen ward, und endlich aus ſo vielen einzelnen Bildern, die ſchon lange in meiner Seele geſchlummert hatten, ſich nun ein ganz neues Bild zuſammenſetzte. Oft hatte ich mir ſchon Wieſe, Fluß und Tannenwald, einzeln oder zuſammengenommen gedacht, aber doch noch nie gerade in dem Verhältniß und in der Stellung gegen Ihre Wohnung, wie Sie mir dieſelben beſchrieben haben.

Es iſt ein groſſes Vergnügen, auf die mannichfaltigen Eindrücke Acht zu geben, welche durch die Sprache auf unſre Seele gemacht werden. Wie z. B. einige Wörter die Erinnrung an eine Geſtalt oder Farbe, die wir geſehen, andre an einen Ton, den wir gehört, und noch andre an eine Empfindung, die wir gehabt haben, in uns hervorrufen. Wie durch die Wörter die einzelnen Bilder, welche ſchon in der Seele liegen, gleichſam wie die Töne aus einem Inſtrumente hervorgelockt werden, ſo daß durch jede neue Erzählung oder Beſchreibung, die wir hören oder leſen, eine neue Melodie in uns erweckt wird. Laſſen Sie uns mit folgender kleinen nur zu dieſem Endzweck erdichteten Erzählung einen Verſuch machen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der nah an einem Fluße ſtand:
Er wolte eine reiffe Kirſche pflücken,
Und faßte ſich an einem Aſt,
Allein der Aſt zerbrach.

Und der bedauernswürdge Knabe
Fiel in den Fluß, ſank unter, und ertrank.

Sollte dieſe kleine Erzählung durch Gemählde dargeſtellt werden; ſo müßte der Knabe etwa erſt abgemahlt werden, wie er auf den Baum klettert, dann noch einmal, wie er oben iſt, mit der einen Hand den Aſt ergreift, und mit der andern die Kirſche pflücken will, und dann wäre noch ein andres Gemählde nöthig, wo wir ihn im Fluße wirklich unterſinken ſehen; das Ertrinken aber könnte wiederum nicht anders bezeichnet werden, als durch noch ein Gemählde, wo wir ihn, nachdem er herausgezogen wäre, todt am Ufer liegend erblickten; und demohngeachtet wäre dann in dieſer ganzen Erzählung noch kein Leben, weil alle dieſe Gemählde zuſammengenommen noch keine Bewegung anzeigen können.

Wie einleuchtend iſt hier der Vorzug der Sprache vor dem Gemählde! Indem Sie die Worte der obigen Erzählung hören oder leſen, ſo iſt es faſt, als ob Sie die traurige Begebenheit ſelber mit anſehn. In Gedanken ſehn Sie wirklich den Knaben auf den Baum klettern, hören den Aſt brechen, an dem er ſich feſthielt, und bedauren ihn, indem er ohne Rettung im Strome ertrinkt. Und alle dieſe abwechſelnden, lebhaften Bilder in Ihrer Seele entſtanden durch wenige Worte, die man auf ein kleines Blättchen ſchreiben, oder in weniger als einer Minute herſagen kann: das iſt die wunderbare Kraft der Sprache; ſie kann uns Dinge als gegenwärtig darſtellen, die uns, im Ganzen genommen, nie gegenwärtig waren, und kann uns alſo einen Begriff von demjenigen machen, was wir nie ſelbſt mit unſern Augen geſehn haben.

Ein Gemählde von Baume z. B. hat zwar weit mehrere Aehnlichkeit mit demſelben als das Wort Baum, aber dafür ſtellt es uns auch nur eine Aehnlichkeit des Baumes dar; das Wort Baum hingegen iſt ein Zeichen, das wir einmal ſtatt des Baumes ſelber ſetzen, und ſobald wir es hören, ſteht auf einmal ein Baum in unſern Gedanken da, ſo groß und ſchön, wie er wirklich iſt, mit ſeinem Stamm, ſeinen Zweigen, und allen ſeinen grünen Blättern, und nicht etwa flach und verkleinert, wie auf einem Gemählde. Sobald wir das Wort Knabe hören, ſtellen wir uns auch dieſen im Leben vor; und ſagt uns nun jemand noch das Wort klettern, ſo daß es ſich von dem Knaben auf den Baum bezieht, ſo klettert in unſern Gedanken der Knabe wirklich auf den Baum hinauf, und ſo ſteht in unſrer Seele ein Gemählde, worinn alles lebt und ſich bewegt, und welches deutlicher und ſchöner iſt, als jedes andre Bild, das ein Mahler davon entwerfen könnte.

Hiebei kann ich Sie vorläufig auf einen Hauptunterſchied der Wörter aufmerkſam machen, der uns in der Folge zu ſtatten kommen

men wird. Welche Wörter ſind es eigentlich, die erſt Leben und Zuſammenhang in das Gemählde bringen, das durch obige Erzählung in der Seele hervorgebracht ward? — So lange Sie ſich die Wörter

Knabe, Baum, Fluß,
Kirſche, Aſt, und wiederum
Aſt, Knabe, Fluß,

allein denken, ſo lange ſteht alles ſtille, und die einzelnen Bilder ſind noch zerſtückt und abgeſondert: wenn ſie ſich nun aber die Wörter

kletterte, ſtand, wollte,
pflücken, faßte, zerbrach,
fiel, ſank, ertrank,

und alsdann noch die Wörter auf, an, und in, wo es nöthig iſt, hinzudenken, ſo wird es mit Hinweglaſſung einiger, das Bild noch mehr ausmahlender Wörter, ohngefähr ſo heißen:

Ein Knabe kletterte auf einen Baum
Der an einem Fluße ſtand,
Wollte eine Kirſche pflücken,
Faßte einen Aſt.
Der Aſt zerbrach,
Der Knabe
Fiel in den Fluß, ſank und ertrank.

Und nun iſt auf einmal alles in Bewegung gerathen. Die Bilder haben ſich zuſammengefügt, und in dem ganzen Gemählde iſt Leben.

Die erſtern Wörter, bei denen noch alles ſtille ſtand, waren bloße Namen oder Benennungen von Dingen, ſie heißen deswegen **Nennwörter**; diejenigen aber, welche

Leben und Bewegung in das Gemähle brachten, waren keine Benennungen von Dingen, denn unter kletterte z. B. kann ich mir zu keine Sache denken, ſondern ſie zeigten die mannichfaltigen Arten des Zuſammenhangs, und der Veränderungen und Bewegungen der Dinge untereinander an, darum heißen ſie Zeitwörter, weil zu einer jeden auch der kleinſten Veränderung oder Bewegung allemal Zeit erfordert wird.

Die kleinen Wörter, welche die Nennwörter mit den Zeitwörtern verbinden, als auf, an, in, ſind gleichſam der Kit, welcher das Bild zuſammenhält; wenn man ſie auslaſſen wollte, ſo würde das Gemählde oft ganz auseinander fallen. Sagte man z. B. ein Knabe kletterte einen Baum, anſtatt auf einen Baum, oder er fiel den Fluß, anſtatt in den Fluß, ſo hätte man nichts zuſammenhängendes geſagt: Knabe und Baum, und Knabe und Fluß wären immer voneinander getrennt geblieben. Dieſe letztern kleinen Wörter wollen wir alſo fürs erſte Bindungen in der Sprache nennen. Dieß iſt erſt ein Hauptunterſchied zwiſchen den Wörtern; die nähere Kenntniß der übrigen kleinen Wörter in unſrer Erzählung würde uns jetzt zu weit vom Ziele abführen.

Wenn man auf einem Inſtrumente ſpielt, und eine und eben dieſelbe Saite berührt, ſo entſteht auch immer wieder eben derſelbe Ton. Die Gedanken liegen ſchon in der Seele, wie der Ton in den Saiten, aber dieſe müſſen erſt berührt werden, wenn man ihn hören ſoll. Die Bilder vom Baum und Knaben lagen ſchon einmal in unſrer Seele, aber durch die Wörter Baum und Knabe mußten ſie erſt wieder erweckt werden, dieß waren gleichſam die Klaves, die man erſt anſchlagen mußte.

Wahrſcheinlicher Weiſe haben Sie in Ihrem Leben noch keinen ähnlichen traurigen Auftritt, gerade auf die Weiſe, geſehn, wie er in obiger Erzählung geſchildert wird; allein die Bilder von Knabe, Baum, Fluß, und die Vorſtellungen von klettern, ſtehen, pflücken, brechen, fallen, ſinken, u.ſ.w. waren ſchon in Ihren Gedanken vorhanden: einzeln erinnerten Sie ſich wohl, alle dieſe Dinge geſehen und bemerkt zu haben, aber nur noch nicht gerade in dem Zuſammenhange, worinn Sie ſie nun betrachten. Vielleicht haben Sie das Herunterfallen vom Baume wohl an einem Apfel, und das Ertrinken im Fluße an einem Thiere bemerkt, aber beides wahrſcheinlich noch an keinem Menſchen geſehen.

Wenn Sie ein neues Stück auf dem Klaviere ſpielen, ſo greifen Sie dazu immer eben dieſelben Töne, deren Sie ſich ſchon zu manchen andern Stücken bedient haben, aber Sie ſetzen ſie nur beſtändig auf eine andre Weiſe in Verbindung. So iſt es auch mit jeder neuen Erzählung: wir nehmen immer eben dieſelben Worte dazu, die wir ſchon zu tauſend andern Erzählungen gebraucht haben, auch bedienen wir uns der Vorſtellungen, welche ſchon ſeit langer Zeit in unſrer Seele waren, nur ſetzen wir dieſelben ebenfalls immer wieder auf eine andre Art zuſammen. Eben ſo wie wir zu den Wörtern, die wir ſchreiben, immer wieder eben dieſelben Buchſtaben nehmen, womit ſchon ſo viele tauſend andre Wörter geſchrieben ſind.

Die einzelnen Bilder ſelbſt müſſen alſo ſchon da ſeyn, und können durch das Wort nicht erſt hineingetragen werden. Bei einem Blindgebohrnen kann daher das Wort Baum niemals das Bild von einem Baume hervorbringen, weil dieſes noch nicht vorher in ſeiner Seele liegt. Durch das Gefühl kann er wohl wiſſen, daß der Stamm des Baumes

mes rund und nicht eckigt iſt, eben dadurch kann er auch wiſſen, daß ein Blatt dünne und länglicht rund iſt, und durch das Gehör kann er auch eine Vorſtellung von dem Rauſchen der Blätter im Winde haben; aber weil er den ganzen Baum nicht umfaſſen kann, ſo hat er auch keine Vorſtellung von ſeiner eigentlichen Geſtalt und Größe; eben ſo wenig kann er ſich an den Blättern die grüne, an der Blüthe die weiße, und an dem Stamme die ſchwarze oder graue Farbe denken, er mag das Wort **Baum** auch ſo oft hören, wie er will.

Iſt aber ein Bild z. B. von einem Thiere noch nicht in der Seele geweſen, ſo kann man es doch, vermittelſt der Sprache, aus an-

andern zuſammenſetzen, die ſchon darinn liegen, und es auf die Weiſe hineintragen. Hätten Sie noch keinen Löwen geſehn, ſo würde ich Ihnen doch durch Worte eine Vorſtellung davon machen können, indem ich ihn beſchriebe, als ein Thier mit einem groſſen Kopfe, platten viereckigtem Geſichte, dicken Beinen, kurzen Füßen, über Kopf, Kinn, Hals und Schultern mit einem langen lockigtem Haare geziert, u. ſ. w.

Ich weiß, Sie wundern ſich nicht darüber, daß ich nicht, wie es ſonſt gewöhnlich in den Sprachlehren geſchiehet, den Anfang mit den einzelnen Buchſtaben gemacht habe: denn was iſt wohl natürlicher, wenn man anfängt, über die Sprache nachzudenken, als zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf die wunderbaren Wirkungen, und auf die mannichfaltigen Eindrücke zu richten, welche bei dem, was wir leſen oder hören, durch die Sprache, in unſrer Seele ſelbſt hervorgebracht werden?

Dritter Brief.

Vorläufige Eintheilung der Wörter, in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter, und Verhältnißwörter. Entwickelung der Vorſtellungen bei den einzelnen Wörtern aus dem Anfange einer Geßnerſchen Idylle.

Sie haben recht, verehrungswürdige Frau! es iſt eine angenehme Beſchäftigung des Geiſtes, dem wunderbaren Spiele ſeiner eignen Gedanken auf eine kleine Weile zuzuſehen, wie ſich einer aus dem andern entwickelt;

wie der eine ſteigt, indes der andre ſinkt; wie der eine durch den andern verdrängt wird; und wie ſie dann alle am Ende ſich wieder friedlich miteinander vereinigen, daß eine angenehme Stille in der Seele herrſcht.

Es iſt aber ſehr ſchwer, ſich auf die Weiſe, über ſeine eignen Gedanken zu erheben, und der Geiſt kann dieſe Anſtrengung nicht lange ertragen: ſehr bald werden wir wieder in das Intereſſe der Gedanken verwickelt, ſo daß ſich das deutliche Bewußtſeyn unſrer ſelbſt in dem jedesmaligen Gedanken, der uns gegenwärtig iſt, verliert.

Leichter iſt es, der Entwickelung und dem Spiele der Gedanken nachzuſpähen, welche, indem wir etwas leſen, durch die Sprache in uns hervorgebracht werden.

Wenn es ruhig iſt in meiner Seele, wenn der Ton in jeder Saite ſchlummert, ſo ergreife ich ein Buch, und indem ich leſe, entſteht in mir eine neue Melodie. Ich ſuche mich dann über meine eignen Gedanken zu erheben, und opfre die Süßigkeit der dunklen Empfindung eine Zeitlang der deutlichen Erkenntniß auf. Indem ich weder Wieſen noch Quellen, weder Hügel noch Thäler vor mir ſehe, gebe ich Achtung, durch welche Zauberkraft meine Seele getäuſcht wird, daß ſie ſich dieſes alles ſo lebhaft vorſtellt, als ob es wirklich vor meinen Augen da ſtände. So wie ich leſe, merk' ich, wie der vergangne Gedanke vor dem gegenwärtigen beſcheiden zurück tritt, und ſich in eine immer dunklere Ferne zieht, je mehr neue Gedanken auf ihn folgen. Mir däucht, ich ſehe die ſchönſte Perſpektive vor mir, indem ich ſo eine ganze Reihe von Bildern in meiner Seele, wie eine Allee von Bäumen, durchſchaue.

Wenn Sie dieſen Gang wählen, ſo werden Sie dadurch im Stande ſeyn, ſich ſelbſt nach und nach, vermittelſt eigner Beobachtungen, eine Sprachlehre zu bilden, indem Sie die Sprache ſelbſt in einer weit nähern Beziehung auf Ihre eigne Seele kennen lernen, wodurch das Studium derſelben zugleich weit mehr Intereſſe für Sie gewinnen wird.

Auch iſt es nöthig, wenn wir die Natur der Wörter unterſuchen wollen, mehr in die innre Natur der Gedanken einzudringen, welche bei denſelben in uns entſtehen. Nun werden aber bei den meiſten Wörtern Erinnerungen in uns erweckt, entweder an etwas, das wir geſehn haben und wovon das Bild noch in unſrer Seele ſchlummert, als bei den Wörtern **Baum**, **Hügel**, **Bach**; oder an einen Ton, den wir irgend einmal gehört haben, als bei den Wörtern **brauſen**, **raſſeln**, **murmeln**; oder an eine Empfindung, die durch irgend etwas in uns erregt ward, wie bei den Wörtern **freuen**, **zürnen**, **trauren**; oder an ein Verhältniß, das wir zwiſchen mehreren Dingen bemerkt haben, als bei den Wörtern, **groß**, **klein**, u. ſ. w.

Wir könnten alſo fürs erſte eine Eintheilung der Wörter in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter, und Verhältnißwörter machen, bis uns unſre Betrachtungen weiter führen werden.

Dieſe Eintheilung vorausgeſetzt, ſollen uns nun einige mahleriſche Stellen aus einer Geßnerſchen Idylle den Stoff zu unſern Beobachtungen darbieten: denn bei einer philoſophiſchen Abhandlung möchte uns freilich dieſe Eintheilung weniger zu ſtatten kommen. Bei dem erſten Bilde wird es uns weit mehr Mühe koſten, unſre Vorſtellungen davon zu entwickeln, als bei den folgenden; wir werden uns daher auch etwas länger dabei verweilen müſſen. Laſſen Sie uns alſo zum Werke ſchreiten; der Vorhang wird aufgezogen, und das Schauſpiel hebt an:

Bei frühem Morgen — Indem Sie dieſe Worte leſen, iſt gleichſam die Scene eröfnet. Es ſind zwar eigentlich nur Verhältnißwörter: **früh** bekömmt erſt durch den Gegenſatz von **ſpät**, und **Morgen** durch den Gegenſatz von **Abend** ſeine Beſtimmung. **Bei** iſt gleichſam nur die **Klammer**, welche alles, was nun noch folgt, an die Vorſtellung vom **frühen Morgen** hinanfügt. Demohngeachtet aber können Sie nicht vermeiden, daß bei dem Verhältnißworte **Morgen**, ſich nicht zugleich ein ſchwankendes Bild in Ihrer Seele empordrängen ſollte, welches durch das andere Verhältnißwort früh noch mehr Beſtimmung erhält. Und wenn Sie auf ſich Achtung geben, ſo werden Sie finden, daß gerade das Bild von dem frühen Morgen, den Sie zuletzt beobachtet haben, oder der einmal, mit beſondern Nebenumſtänden vergeſellſchaftet, den ſtärkſten Eindruck auf Sie machte, auch zuerſt in Ihrer Seele erwachen wird. Sie werden ſich z. B. vielleicht die röthlichen Streifen am öſtlichen Himmel denken, indes die weſtliche Hälfte noch in falbes Grau verſenkt iſt, und ſich dann zugleich die Gegend dabei vorſtellen, wo Sie dieſe Verändrung in der Natur zuletzt bemerkten. Zu dem Gemählde Ihrer Seele ſind alſo gleichſam ſchon einige der erſten Linien entworfen. Auf der noch unbemahlten Fläche kann nun noch entweder eine blutige Schlacht, oder eine Scene häuslicher Freuden, oder die Begebenheit eines einzigen Menſchen geſchildert werden. Alſo **bei frühem Morgen**

kam der arme Amyntas — Dieſe vier Wörter bringen ſogleich Leben und Intereſſe in das Gemählde, obgleich alles noch immer ſehr unbeſtimmt iſt. Es wird von einem Menſchen geredet, als ob derſelbe uns ſchon bekannt wäre. Ohne etwas weiter von ihm zu ſagen, als daß er arm iſt, wird uns gleich ſein Nahme genannt, welcher durch das bezeichnende Wort **der** noch genauer beſtimmt wird. Hätten wir geleſen **ein armer Hirt**, oder **ein armer Mann, Nahmens Amyntas**, ſo wäre unſre Erwartung lange nicht ſo ſehr rege gemacht, als nun, da wir durch den genau bezeichneten, eigenthümlichen Nahmen, uns gleichſam in den ganzen Lebenslauf des Mannes hineindenken, wovon ſeine folgende Begebenheit ein Stück iſt. Für denjenigen, der einen Menſchen kennt, iſt der eigenthümliche Nahme deſſelben das Allerbeſtimmteſte, ſo wie er für den, der ihn nicht kennt, das Allerunbeſtimmteſte iſt; eben deswegen aber erregt er auch bei dem letztern am meiſten die Erwartung, weil ſich noch ſo viel darinn beſtimmen läßt, indem der Nahme eines Menſchen die Vorſtellung von allen ſeinen Schickſalen, und demjenigen, was ihn von andern Menſchen auszeichnet, umfaßt. — arm iſt eigentlich ein Empfindungswort: es erweckt in uns die Erinnerung an die Empfindung, welche wir hatten, wenn es uns an etwas Nothwendigem mangelte; demohngeachtet aber drängt ſich zugleich ein Bild mit empor, indem wir uns an dem Amyntas einige äußerliche Zeichen der Armuth, ein ſchlechtes Kleid, hagre Geſtalt, oder ſo etwas denken, was wir vielleicht das leztemal, da wir einem armen Menſchen begegneten, an demſelben bemerkt haben. Wir ſehen aus dieſem und dem vorhergehenden Beiſpiele vom Morgen, wie ſehr die Seele geneigt iſt, ihre Gedanken und Empfindungen immer auf ſinnliche Bilder zurückzuführen. Die drei Wörter, der arme Amyntas ſind es alſo, welche Intereſſe in das Gemählde bringen, und kam iſt nun das Wort, welches Leben und Bewegung hineinträgt. Unſre Aufmerkſamkeit wird dadurch vorzüglich auf den Amyntas gezogen, von welchem ſich nun vermittelſt des Worts kam zuerſt die Erzählung anhebt. Folgende Stellung der Worte wird uns ihren natürlichen Fortſchritt darſtellen:

Der arme Amyntas — kam
bei
frühem Morgen

früher Morgen iſt nur eine Nebenvorſtellung, welche durch die Bindung oder durch die Klammer bei an die Hauptvorſtellung von dem Amyntas hinangefügt wird; von dieſem letztern geht nun die Erzählung aus, das Bild von frühem Morgen wird zurückgelaſſen, und kömmt nun nicht weiter in Betrachtung, außer, daß eine ſchwache Vorſtellung davon in der Seele zurückbleibt, welche immer noch durch die übrigen durchſchimmert.

Kam iſt ein ſehr merkwürdiges Wort: denn ehe es da war, war eigentlich noch nichts geſagt. Und hätte es auch z. B. geheißen: **der arme, gute, alte Amyntas,** und wären auch noch ſo viele ähnliche Wörter vorhergegangen, ſo wäre doch mit allen dieſen Wörtern eigentlich noch nichts geſagt; die Erzählung wäre um keinen Schritt weiter fortgerückt, und wenn der Erzählende ſtill ſchwiege, ſo würden wir noch immer auf das Wort horchen, wodurch nun eigentlich von dem Manne etwas erzählt, oder wodurch ihm noch eine Eigenſchaft oder eine Handlung zugeſchrieben werden ſollte. Hieraus können Sie ſich den Begriff noch mehr aufklären, und noch genauer beſtimmen, welchen Sie ſich aus meinem letzten Briefe von den Zeitwörtern werden gemacht haben. Es ſind nehmlich ſolche Wörter, ohne welche dasjenige, was wir ſagen, oder erzählen, keinen Schritt weiter fortrücken kann; ohne welche die menſchliche Sprache ſich mit den bloſen Benennungen, und die Seele ſich mit den bloßen Vorſtellungen der einzelnen Dinge, behelfen müſte, ohne etwas davon zu reden, oder darüber urtheilen zu können. Die Zeitwörter ſind alſo eigentlich die Wörter, wodurch wir erſt von denen Dingen wirklich reden, die wir mit den Nennwörtern blos benannt haben; ſo wird in unſerm Beiſpiele durch das Zeitwort **kam** erſt wirklich von dem Manne geredet, den wir durch die Nennwörter **der arme Amyntas** blos benannt hatten.

Indem wir die Wörter nun z. B. in Zeitwörter und Nennwörter eintheilen, betrachten wir dieſelben mehr außer uns; indem wir ſie aber Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter, u. ſ. w. nennen, ſehen wir mehr auf die Wirkungen, welche durch dieſelben in unſerer Seele hervorgebracht werden. Nun können aber z. B. die Zeitwörter wiederum entweder helfende Bildwörter, Tonwörter, oder Empfindungswörter ſeyn, als **der Baum grünet**, der

Wagen raſſelt, der Mann friert. Die erſte Eintheilung iſt mehr für den Verſtand, die andre mehr für die Einbildungskraft. Die erſtre lehrt uns den innern Bau der Sprache zergliedern, die andre läßt uns, durch den Weg des Nachdenkens über die Sprache, Beobachtungen über unſre eigne Seele anſtellen. Nehmen Sie aber immer dieſe Eintheilungen nur noch als vorläufig an, und laſſen Sie uns ſehen, wie wir dieſelben in der Folge immer genauer beſtimmen können.

Unter dem Worte kommen denken wir uns etwas Aehnliches mit gehen, nur mit dem Unterſchiede, daß bei dem Kommen das Gehen ſchon ſein Ziel erreicht: daher pflegt ſich uns gleich bei der Vorſtellung vom Kommen nicht die Frage, wohin? ſondern die Frage, woher? immer zuerſt aufzudringen, welches auch hier der Fall iſt, wir fragen, **woher kam** denn der Mann? Ferner wird durch das Wort **kommen** nunmehr das ganze Bild von dem Manne gleichſam vor uns hingeſtellt. Hieße **es, er ging,** ſo würden wir ihm nachſehen, nun ſehen wir ihn auf uns zukommen.

Daß es aber heißt, **er kam,** und nicht, **er kömmt,** iſt ein Zeichen, daß, eh noch dieſes erſte Bild völlig vollendet iſt, ihm ſchon ein andres vorgeſchoben werden ſoll. Eh noch das Kommen des Mannes ſeine Endſchaft erreicht hat, ſoll ſchon irgend eine neue

Handlung von ihm anfangen, wodurch die Erzählung von der erſtern gleichſam verdrängt wird, ſo daß die Erinnerung daran durch die Erzählung von der zweiten nur noch durchſchimmert. Hieße es, er war gekommen, ſo hieße das freilich auch erwarten, daß noch eine Handlung wird erzählt werden, aber man denkt ſich die erſtre Handlung ſchon völlig als vollendet, ehe die zweite anfängt. Das erſte Bild iſt ſchon völlig in der Seele zurückgetreten, eh ſich das zweite demſelben vorſchiebt. Hieße es aber, der arme Amyntas iſt gekommen, ſo hieße das weiter gar nichts erwarten; die Vorſtellung in der Seele ſchiebt ſich nicht zurück, um noch einer folgenden Platz zu machen: ich denke mir dieſe letztern Worte nicht als den unvollſtändigen Anfang einer Erzählung, ſondern etwa als die vollſtändige Antwort auf eine Frage. Dieſe Bemerkungen werden Ihnen zu ſtatten kommen, wenn wir in der Folge einmal von Imperfektum, Perfektum, und Plusquamperfektum uns werden unterhalten müſſen.

Weil unſre Erzählungen nicht mit den nächſten ſondern mit den entfernteſten Gegenſtänden zuerſt anfangen, um das Nachfolgende aus dem Vorhergehenden entwickeln zu können, ſo ſind wir genöthiget, das erſte Bild immer weit genug in unſrer Seele zurückzuſchieben, um für die folgenden Platz zu laßen. Jede Erzählung erregt daher eine Perſpektive in unſrer Vorſtellung, und zwar ſo, daß die Perſpektive der Vorſtellung ſich immer umgekehrt zu der Perſpektive der Erzählung verhält, indem dasjenige, was zuerſt erzählt wird, am nächſten von uns gedacht wird.

Es iſt wunderbar, wie die ganze Vorſtellungskraft der Seele auf einmal ganz anders geſtimmt wird, wenn ſie ſich etwas als vergangen denkt: es iſt, als ob plötzlich ein dunkler Schleier die Gegenſtände bedeckte, und die Vorſtellung des Vergangnen verhält ſich zu der Vorſtellung des Gegenwärtigen, wie die entfernte gedämpfte Muſik zu der rauſchenden, wie die Dämmrung zu dem Lichte. Woher wird aber dieſe plötzliche Verſchiedenheit hier anders verurſacht, als durch die einzige kleine Verändrung des Worts kömmt in kam? — Laſſen Sie uns nun unſer Bild vollends ausmahlen: bei **frühem Morgen kam der arme Amyntas**

aus dem dichten Haine — Hain iſt ein Bildwort, und dicht ein helfendes Bildwort; aus dem, und nicht aus einem Haine, weil man ſich einen Wald wie den andern vorſtellt, und alſo vorausgeſetzt wird, als ob man den Hain, von welchem die Rede iſt, ſchon kennte; ſo wie man auch ſagt, die **Wieſe**, weil man ſich alles, was in der Natur den Nahmen **Wieſe** führt, beinahe wie ein Einziges denkt, und daher kein Bedenken trägt, das Beſtimmende die, wie bei einem uns genau bekannten Gegenſtande, davor zu ſetzen, es mag von einer Wieſe die Rede ſeyn, von welcher es wolle. Freilich wird bei dem Worte Hain, die Vorſtellung von dem Walde in uns entſtehen, den wir zuletzt geſehen haben, oder wovon Vorſtellung, bei verſchiednen Nebenumſtänden, den ſtärkſten Eindruck auf uns gemacht hat. Durch das helfende Bildwort dicht drängen ſich die Bäume in unſrer Vorſtellung aneinander, und das dichte Grün des Waldes, macht mit der frühen Morgengeſtalt des Himmels in unſrer Einbildung den ſchönſten Kontraſt.

Früher Morgen, armer Mann, dichter Hain ſind drei einzelne Bilder, welche durch die Wörter **bei**, **kam**, und **aus**, in den ſchönſten Zuſammenhang miteinander, und Beziehung aufeinander, gebracht werden. Durch **kam** und **aus** fügen ſich die Bilder von **Mann** und **Wald** zuſammen, die ſich zugleich durch **bei** dem Bilde des frühen Morgens nähern.

hern. Bei dem Worte aus denken wir uns, daß der Mann, indem er kam, den Wald verließ: die Vorſtellung von der Verlaſſung iſt es alſo, welche vorzüglich in dieſem Worte liegt: allein es liegt auch außer dieſer noch eine Nebenvorſtellung darinn. Wäre der Mann auf einem Berge geweſen, ſo hätte es heißen müſſen, er kam von dem Berge, da er aber in einem Walde geweſen war, ſo daß ihn der Wald umgab, ſo heißt es, er kam aus dem Walde: die Verlaſſung der Oberfläche eines Dinges wird alſo durch von ausgedrückt, da hingegen die Verlaſſung eines Dinges, von dem man umgeben war, wie der Mann vom Walde, durch aus angezeigt wird. In dem kleinen Worte aus ſind alſo zwei Vorſtellungen zuſammengedrängt, daß nehmlich der Mann, indem er kam; den Wald verließ, und daß er vorher in dem Walde geweſen war.

Die nähere Kenntniß dieſer kleinen Wörter, als auf, an, aus, von u. ſ. w., iſt außerordentlich wichtig, und wird Ihnen die ſchönſten Aufſchlüße über den ganzen Zuſammenhang der Sprache geben. Die Begriffe zu dieſen Wörtern ſind zuerſt aus der Körperwelt hergenommen, und alsdann auch auf unkörperliche Dinge angewandt worden: denn man ſagt z. B. ich gehe über die Brücke, und man ſagt auch, ich denke über die Sprache nach. Beſonders ſind die Begriffe von auf, an, unter u. ſ. w. zuerſt vom menſchlichen Körper ſelbſt hergenommen: auf brauche ich, wenn etwas meinen

nen Kopf, **an**, wenn etwas meine Seite, und **unter**, wenn etwas meinen Fuß berührt; **über** brauche ich, wenn ſich etwas meinem Kopfe, **bei**, wenn ſich etwas meiner Seite nähert; **von** brauche ich, wenn etwas meinen Kopf, Seite, oder Fuß verläßt. Nun gründet ſich aber auf **Berührung, Annäherung**, und **Verlaſſung** der ganze Zuſtand und alle Veränderungen in der Körperwelt; denn ohne dieſe würde alles ohne Zuſammenhang und ohne Beziehung aufeinander ſeyn. Man ſiehet alſo leicht, wie wichtig dieſe kleinen Wörter ſind, wodurch dieſe drei Hauptbegriffe ausgedrückt und auf mannichfaltige Weiſe abgeändert werden. Doch, wir wollen ſie gelegentlich kennen lernen, und für jetzt will ich nur noch eine figürliche

liche Darſtellung von einigen dieſer wichtigen Wörter voranſchicken, die ich Ihrer eignen Erklärung überlaſſe.

	Berührung,	Annäherung,	Verlaſſung.
Kopf:	auf	über	von
Seite:	an	bei, neben,	von
Fuß:	unter	unter	von

Das folgende Bild aus unſerm Geßner wollen wir bis zu einem künftigen Briefe verſparen.

Vierter Brief.

Fernere Entwickelung der Vorſtellungen bei den einzelnen Wörtern aus dem Anfange einer Geßnerſchen Idylle.

Laſſen Sie uns nun unſer erſtes Bild wieder in Augenſchein nehmen, und Achtung geben, wie der Dichter noch einen Zug hinzuſetzt, ehe er daſſelbe vollendet. — **Bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine,**

das Beil in ſeiner Rechten. — Die Vorſtellung von dem Beile in der rechten Hand ſchmiegt ſich an die Vorſtellung von dem Manne hinan, obgleich das Bild von dem dichten Haine ſich zwiſchen dieſe beiden Vorſtellungen gedrängt hat. Wie geht es zu, daß hier keine Verwirrung der Bilder entſteht, da erſt' das Bild vom Manne entworfen, dann das Bild vom Walde erweckt, und dann wieder das Bild vom Manne weiter ausgemahlet wird? Das Wort ſeiner iſt die Schraube, welche das Bild, vom Beile in der rechten Hand, ſo feſt an die Vorſtellung von dem Manne ſchließt, indes das verknüpfende Verhältnißwort in die Bilder vom Beil und der rechten Hand zuſammenfügt, und der erſtern die Biegung giebt, das letztere zu umfaſſen. Das Wort ſeiner iſt hier ſtellvertretendes Bildwort und Empfindungswort zugleich: mit ihm erwacht das ganze Bild vom Manne wieder in der Seele, und zugleich die Empfindung, welche wir dabei haben, wenn wir etwas, es ſei was es wolle, das Unſrige nennen können. Das Wort in gehört mit zu den merkwürdigen kleinen Wörtern, wovon ich Ihnen in meinem vorigen Briefe eine figürliche Darſtellung gemacht habe, indem ich ſie alle unter die Begriffe von Annäherung, Berührung und Verlaſſung brachte. Dieſes in iſt nun eines der allermerkwürdigſten unter dieſen Wörtern, weil es gerade den höchſten Grad der Berührung, oder der Annäherung anzeigt. Wir wollen es daher einmal mit den verwandten Wörtern in Vergleichung ſtellen:

	Berührung,	Annäherung,	Verlaſſung.
Der Spitze eines Dinges	auf	über	von
Der Seite eines Dinges	an	bei	von
Des Fußes eines Dinges	unter	unter	von
Aller auswendigen Seiten eines Dinges	um	um	—
Aller inwendigen Seiten eines Dinges	in	in	aus

Um zeigt ſchon einen weit ſtärkern Grad der Berührung oder Annäherung an, als **auf**, **an**, **unter**, u. ſ. w. indem man ſich dabei denkt, wie etwas alle auswendigen

Seiten eines Dinges berührt, oder ſich demſelben nähert. Nun laßt ſich aber kein höherer Grad der Berührung oder Annäherung denken, als wenn etwas alle die Seiten eines Dinges zugleich berührt, von welchem es wieder von allen Seiten berührt wird; oder wenn etwas ſich allen Seiten eines Dinges zu gleicher Zeit nähert, deſſen Seiten ſich ihm alle zu gleicher Zeit wieder nähern; und dieſer Grad der Berührung oder Annäherung iſt es eben, welcher durch in ausgedrückt wird. Daher ſcheinet es auch zu kommen, daß die Verlaſſung in dieſem Falle durch ein eignes dazu beſtimmtes Wort, nehmlich durch aus bezeichnet wird, da ſie in allen übrigen Fällen nur durch von oder durch Umſchreibungen ausgedrückt werden kann.

Jemehr wir in die Natur dieſer kleinen Wörter eindringen, deſto beſſer werden wir uns das innre Triebwerk der Sprache entwikkeln lernen. Laſſen Sie uns alſo immer etwas länger, als bei den bloſſen Bildwörtern, bei denſelben verweilen: denn ſie machen gleichſam die innerſten Fugen, und die künſtlichſte Zuſammenſetzung der mannichfaltigen Bilder in unſrer Seele aus. Das Beil berührte alle inwendigen Seiten der rechten Hand des Mannes, von welchem wiederum alle ſeine Seiten berührt wurden — ſo viele Vorſtellungen ſind in dem kleinen Wörtchen in zuſammengedrängt.

Indem wir das Beil und nicht ein Beil leſen, ſo ſcheinet es, als ob wir auch mit dem Werkzeuge des Mannes, deſſen er ſich bei ſeinen Arbeiten zu bedienen pflegt, gleichſam ſchon bekannt wären. Ueberhaupt fangen die Bilder nun im Ganzen an, ſich einander aufzuhellen: daß Amyntas bei frühem Morgen, mit dem Werkzeuge zu einer harten Arbeit, aus dem Walde kömmt, iſt ein Zeichen ſeiner Armuth. Wir ſind nun zu dem folgenden Bilde vorbereitet, indem ſich ganz natürlich die Frage in uns emporbrängt, was hatte er denn mit dem Beile in dem Walde gethan? —

Er hatte ſich Stäbe geſchnitten. — Anſtatt ihrer Natur nach vorwärts zu gehn, geht hier die Erzählung einen Schritt wieder zurück, um die Geſchichte tiefer herauszuholen. Eben den Mann, welcher mit dem Beil in der Hand aus dem Walde kömmt, ſehen wir nun zu gleicher Zeit tief im Hintergrunde Stäbe ſchneiden. Allein dieſe Vorſtellung ſchiebt ſich vermöge des Worts hatte und der Silbe ge in geſchnitten hinter das erſte Bild noch weiter in die Vergangenheit zurück. Es kömmt uns ſehr zu ſtatten, daß wir ſolche Hülfsmittel, als das Wort hatte und die Silbe ge haben, um eine Vorſtellung, die zuletzt erregt wird, hinter diejenige zu ſtellen, die zuerſt erregt ward; wäre dieß nicht, ſo würden ſich die Bilder ſehr untereinander verwirren. Nun aber konnte der Dichter dieſen Kunſtgrif nutzen, um die nähern Bilder mehr zuſammenzudrängen, und das Entferntere nur zwiſchen durch ſchimmern zu laſſen. Er iſt ſtellvertretendes Bildwort: es läßt den Mann mit dem Beile in der Hand, deſſen Bild nun einmal in unſre Seele eingedrückt iſt, nach einer kleinen Pauſe wieder auftreten, und zugleich ſtellt es uns ihn als eine Perſon vor, die wir nicht unmittelbar ſelber, ſondern erſt mittelbar, durch die Erzählung eines andern, handeln ſehen.

ſchneiden iſt ein helfendes Bildwort, welches Bewegung und Handlung in das Gemählde trägt. Näher vor uns ſahen wir den Mann unthätig mit dem Beile in der Hand; plötzlich ſehen wir ihn, weiter von uns entfernet, daſſelbe aufheben, und Stäbe damit abhauen. Weil aber jede Handlung eines vernünftigen Weſens wiederum auf ein vernünftiges Weſen abzielen muß, ſo iſt auch dieſe Abzielung durch das kleine Wort ſich

aus⸗

ausgedrückt, welches hier vielleicht das erſte iſt, das durch kein Gemählde dargeſtellt werden kann, indem es uns in die Seele des handelnden Mannes verſetzt, und uns an die ganze Empfindung erinnert, die wir dabei haben, wenn wir etwas für uns ſelber, und nicht für einen andern thun. **Er** wäre alſo ſtellvertretendes Bildwort, **hatte** könnten wir hier das Zurückſchiebungswort nennen, **ſich** wäre blos Empfindungswort, wodurch wir uns in das ganze Selbſtbewußtſeyn des Mannes hineindenken, und welches ſich auf kein ſinnliches Bild zurückbringen läßt, **Stäbe** wäre unbeſtimmtes Bildwort, weil es nicht heißt die Stäbe, ſondern Stäbe überhaupt, wie man ſie ſich auf tauſenderlei Art denken kann, **geſchnitten** wäre helſendes Bildwort, welches durch das Wort hatte und die Silbe ge noch hinter eine nähere Vergangenheit zurückgeſchoben wird.

Indem nun aber der Mann die Stäbe für ſeine eigne Perſon wohl nicht brauchen konnte, ſo entſteht wieder die Frage in uns, wozu hatte er ſich denn dieſe Stäbe geſchnitten? Um alſo den Grund zu wiſſen, warum der Mann mit dem Beile aus dem Walde kam, wurden wir in die entferntere Vergangenheit zurückgezogen; und um nun den Zweck zu erfahren, warum wir ihn dort handeln ſahn, werden wir plötzlich aus dieſer entferntern Vergangenheit, über das Bild, welches uns näher lag, hinweg, zu der Zukunft des Mannes fortgeriſſen, welche wir uns wieder näher denken müſſen, als ſeine ganze jetzige

Begebenheit. So mächtig ſpielt die Sprache mit der Zeit, daß ſie Gegenwart, Vergangenheit, und Zukunft, in einem Nu, in unſerer Vorſtellung zuſammendrängt. Es heißt nehmlich, der Mann hatte ſich Stäbe geſchnitten

zu einem Zaun — Vorher ſahen wir ihn im Hintergrunde wirklich Stäbe ſchneiden, jetzt aber können wir uns die künftige Anwendung dieſer Stäbe etwa zu der Verfertigung oder Ausbeſſerung eines Zauns, nicht anders als mittelbar, durch die Vorſtellung von ſeinen eignen Gedanken, darſtellen. Daher iſt auch die Vorſtellung von der Anwendung der Stäbe durch einen doppelten Schleier verdunkelt, und ſchimmert nur gerade ſo ſtark durch, als nöthig iſt, um uns nicht wegen des Zwecks der Handlung eines vernünftigen Weſens ganz in Ungewißheit zu laſſen. Das Wort zu führt uns gleichſam in die Seele des Mannes, und ſtellt uns den Zaun mehr wie eine Vorſtellung in ſeiner, als wie ein Bild in unſrer eignen Seele dar. Auch iſt Zaun kein beſtimmtes ſondern ein allgemeines, ſchwankendes Bild, ſo wie vorher Stäbe, weil es nicht der Zaun, ſondern ein Zaun heißt. Aber wenn auch nach dem Worte zu noch eine ganze Reihe von Bildern gefolgt wäre, ſo hätten wir uns doch dieſelben alle mehr wie Gedanken in der Seele eines andern, als wie Bilder in unſrer eignen Seele, denken müſſen. Auf die Weiſe ſtellen wir uns ein Bild in dem andern vor, gleichſam als wenn wir in einem Gemählde von einem Zimmer, wiederum andre kleinere und dunklere Gemählde entdecken, welche die Wände deſſelben ſchmücken.

Nach dieſer kleinen Ausſchweifung kömmt der Gang der Bilder wieder in ſein Gleis, und das Bild, was nun wieder ordentlich in der Reihe voran ſteht, wird vermittelſt des kleinen Wörtchens und an ein andres hinangefügt, das weit im Hintergrunde ſteht, nunmehr aber auf dieſes die ſchönſte Beziehung hat. Der arme Amyntas, alſo, hatte ſich Stäbe geſchnitten, zu einem Zaun,

und trug ihre Laſt gekrümmt auf der Schulter — Die Wörter und und ihr ſind gleichſam die ſubtilen Fäden, welche dies nähere Bild mit dem entferntern zuſammenhängen. Das Bild vom Tragen der Stäbe, ſchließt ſich dicht an die Vorſtellung vom Kommen des Mannes aus dem Walde, und verwandelt ſich mit derſelben beinahe in eine einzige, weil das Kommen und Tragen zu gleicher Zeit geſchiehet. **Der Mann kam aus dem Walde, er trug Stäbe auf ſeiner Schulter**, das ſind zwei Bilder, die gleichſam nebeneinanderſtehend die Fronte des Proſpekts ausmachen: er hatte die Stäbe geſchnitten, iſt ein Bild, das hinter die beiden erſtern in einiger Entfernung zurückgeſchoben werden muß, von dem ſich aber lauter Fäden zu denſelben hinziehen, wodurch ſie Zuſammenhang und Wahrheit erhalten.

Tragen iſt ein Empfindungswort, welches uns an das ſtärkere oder ſchwächere Gefühl von der Schwere erinnert: es artet ebenfalls zu einem helfenden Bildworte aus, indem wir uns mehr die äuſſeren Kennzeichen von der Empfindung der Schwere, als dieſe Empfindung ſelbſt vorſtellen: und in dieſem Bilde macht die Sprache insbeſondre ein Meiſterſtück, indem ſie gleichſam Schlag auf Schlag immer einen neuen Zug zu dem Bilde von dem Manne hinzuſetzt, worauf wir durch den vorhergehenden ſchon vorbereitet ſind. Durch **tragen** werden wir ſchon auf die Vorſtellung von Laſt oder Schwere, und durch Laſt wiederum auf die Vorſtellung von der Krümmung des Körpers, als einer Folge des Drucks der Schwere vorbereitet, und das Bild von der Krümmung mahlt ſich wiederum noch deutlicher aus, indem wir uns die Bürde auf der Schulter des Mannes ruhend denken.

Ihre Laſt, oder die Laſt der Stäbe — Zuerſt wurde die Vorſtellung von den Stäben erweckt, indem wir den Mann dieſelben ſchneiden ſahen: nun werden ſie uns vorgeſtellt, wie ſie auf ſeiner Schulter ruhen, was dazwiſchen vorging hilft uns unſre Einbildungskraft hinlänglich ausmahlen. Laſt iſt völlig Empfindungswort; denn daß die Stäbe eine Laſt waren, lag nicht ſowohl an ihnen ſelber, als vielmehr an der Empfindung deſſen, der ſie trug. Durch eine Verſetzung der Ideen aber denkt man ſich oft ſeine Empfindungen an dasjenige hinan, was dieſelben hervorbringt, und dieſes iſt auch hier der Fall. Auf die Weiſe drängen ſich bei dem Worte Laſt zwei Vorſtellungen in eine zuſammen, indem man ſich die Empfindung ſelbſt, und zugleich die Anzahl zuſammengebundner Stäbe vorſtellt, wodurch dieſelbe hervorgebracht wird. Er trug die ſchweren Stäbe würde daher lange nicht ſoviel ausdrücken, als, er trug die Laſt der Stäbe, denn in dieſem letztern Falle denken wir uns die Stäbe gleichſam als handelnd oder würkend, und den Mann als leidend: weil Laſt auch wirklich von dem Handlunganzeigenden Worte laden entſtanden iſt, und durch die Verwandlung des weichen d, in das harte und ziſchende ſt, den ſtärkſten Grad des Ladens bezeichnet.

Dieſe kleine Bemerkung kann uns ein Wink ſeyn, wie wir die Wörter auch noch aus einem andern Geſichtspunkte, als in Anſehung des Eindrucks, den ſie in unſrer Seele hervorbringen, oder in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie bezeichnen, betrachten können. Wenn wir nehmlich auf die Wörter, an und für ſich ſelbſt betrachtet, oder in Anſehung der Buchſtaben und Silben, woraus ſie beſtehen und entſtehen, aufmerkſam ſind, ſo wird uns dieſes noch viele Aufſchlüße, über die Natur der Sprache ſowohl, als über die Verſchiedenheit unſrer eignen Vorſtellungen geben; indem wir beobachten, wie oft eine und eben dieſelbe Vorſtellung durch eine Anzahl einzelner Buchſtaben, erhöhet, erniedriget, und auf mannichfaltige

Weiſe beſtimmt und abgeändert werden kann. Doch dies iſt nur ein Blick auf ein weites Feld, das noch vor uns liegt.

Die Silbe ge in gekrümmt, ſtellt uns noch mehr die Laſt der Stäbe als wirkend, und den Mann als leidend dar. Hieße es, ſich krümmend, ſo wäre er ſelbſt die Urſach des Krümmens; nun aber erweckt die hinangefügte Silbe ge die Vorſtellung, daß ihn etwas, außer ihm, krümmt oder darniederbeugt. Krum iſt ein helfendes Bildwort, es hilft die Geſtalt oder den Umfang irgend eines Dinges beſtimmen: verwandle ich nun das u in ü, und ſetze noch die Silbe en hinzu, daß krümmen daraus wird, ſo trage ich den Begrif von der Urſach des

Krumſeyns eines Dinges, oder von einem handelnden Weſen, wodurch etwas krum gemacht wird, mit hinein: das geſchiehet durch eine ſo kleine Verwandlung, und durch einen Zuſatz von zwei Buchſtaben. — Er trug die Laſt der Stäbe gekrümmt

auf der Schulter — Das Wörtchen auf weiſet nun der Bürde des Mannes ihren beſtimmten Platz an, indem es ſoviel heißt, als den öbern Theil eines Dinges berührend, in welcher Bedeutung wir es ſchon kennen gelernet haben. Daß es aber hier heißt, auf der Schulter, und nicht auf die Schulter, iſt ein Zeichen, daß die Schulter nicht das Ziel war, wohin der Mann ſeine Bürde trug, ſondern blos der

Ort, wo er ſie trug. Dieſer Unterſchied zwiſchen Ziel und Ort, zwiſchen der Frage wo und wohin, wird uns in der Folge ſehr wichtig ſeyn. In dieſem letztern Bilde bemerken wir nun eine wirkliche Handlung, die eines Gegenſtandes bedarf: denn tragen kann ich mir gar nicht denken, ohne etwas, das getragen wird. Der Gegenſtand des Tragens aber ſind hier die Stäbe, oder die Laſt der Stäbe; mit dieſen rückt eigentlich erſt die Handlung fort, indem ſie wirklich auf etwas übergeht: mit den Wörtern gekrümmt, und auf der Schulter aber bleibt ſie noch immer da ſtehen, wo ſie ſteht, wie in folgender figürlichen Darſtellung:

Der Mann trug — die Laſt der Stäbe
auf
der Schulter,
gekrümmt,

Aber was iſt hier nicht für Wirkung und Gegenwirkung! Der Mann wirkt durch ſein Tragen auf die Stäbe, daß ſie fortbewegt werden; die Laſt der Stäbe wirkt wieder auf den Mann, daß er gekrümmt geht, indem ſie auf ſeinen Schultern ruhen. Wie genau ſind alle dieſe Vorſtellungen ineinander verwebt! Unſer Dichter hat ſie aber ſo geordnet, wie die eine die andre am natürlichſten vorbereitet, und die Vorſtellung von demjenigen, was bei der Handlung ſelbſt am zufälligſten war, hat er ans Ende geſchoben. Die Frage, was einer getragen hat, intereſſirt uns auch natürlicher Weiſe immer mehr als die Frage, wie oder wo er es getragen hat. Wenn wir erſt die Hauptſache wiſſen, dann iſts uns auch angenehm, die Nebenumſtände zu erfahren.

Im Ganzen genommen iſt nun die Erzählung noch nicht weiter fortgerückt, weil die Wörter kam und trug, wodurch ſie allein hätte fortrücken können, etwas Gleichzeitiges anzeigen. Indem ich leſe, er kam, er trug, ſo warte ich nun noch immer auf etwas, das erſt angehen ſoll, indem der Mann aus dem Walde kömmt, und indem er die Stäbe trägt, oder ehe ſein Tragen und Kommen noch vorbei iſt. Dieſes muß mir aber durch ein beſondres Zeichen angedeutet werden: denn wenn es z. B. immer weiter hieße, er ſahe, er trat, er hörte, u. ſ. w. ſo würden alle Bilder ſich nebeneinander ſtellen, und nicht aufeinander folgen; ſie würden dann alle zu gleicher Zeit hervorzutreten ſcheinen, indem man dächte, daß die Handlungen, kommen, tragen, ſehen, treten, hören, alle ſchon zugleich ihren Anfang genommen hätten. Nun aber ſchiebe das kleine Wörtchen da die vorigen Bilder in etwas zurück, und läßt ein neues hervortreten, welches ſich nicht neben dieſelben, ſondern vor dieſelben ſtellt, ohne ſie jedoch ganz zu verdrängen.

So geht die Erzählung, wie ein künſtliches Gewebe fort, wo die Uebergänge unmerkbar ſind, indem ſich eine Farbe in die andre, und eine Schattirung in die andre, allmälig verliert.

Fünfter Brief.

Eine Fortſetzung des vorigen.

Unſer Dichter fährt fort, von dem armen Amyntas zu erzählen: als derſelbe aus dem Walde kam, und Stäbe auf ſeiner Schulter trug,

da ſah er einen jungen Eichbaum —

Da iſt das kleine merkwürdige Wort, vermöge deſſen die Erzählung fortrückt. Es läßt eine neue Handlung des Mannes jetzt erſt anfangen, nachdem die vorhergehenden noch fortdaurenden Handlungen kommen und tragen ſchon wirklich ihren Anfang genommen haben. Es gehört daher mit zu den Wörtern, die an und für ſich ſelber keine Bilder hervorbringen, ſondern gleichſam das innre Triebwerk ausmachen, wodurch die hervorgebrachten Bilder zuſammengefügt oder getrennt, zurück oder vorgeſchoben, und auf mannichfaltige Weiſe hin und hergelenkt werden können.

ſehen iſt eigentlich Empfindungswort, wird aber hier zum helfenden Bildworte, indem ich mir dabei vorſtelle, wie der Mann ſeine Augen nach einem Gegenſtande hinwendet. Sehen erfordert auch, ſo wie tragen, nothwendig einen Gegenſtand, und das iſt hier ein junger Eichbaum. **Jung** iſt eigentlich Verhältnißwort, indem ſich jung und alt beinahe eben ſo entgegengeſetzt ſind, wie früh und ſpät; auch heißt jung ebenfalls, ſich dem Anfange nähernd, nur wird es mehr von Perſonen gebraucht, anſtatt daß früh mehr von der Zeit gilt, als der frühe **Morgen**. Hier aber wird jung demohngeachtet zum helfenden Bildworte, indem es bei **Baum** ſteht. Ich denke mir nehmlich an dem Baume die äußern Kennzeichen woran ich ſehe, daß er noch jung iſt, den dünnern Stamm, die kleinern Zweige, u. ſ. w. **Eichbaum** nähert ſich ſchon etwas mehr der eigenthümlichen Benennung, als **Baum**; demohngeachtet aber iſt es noch ein ſehr allgemeiner Nahme, welcher einer ſo groſſen

Man-

Menge einzelner Dinge zukömmt, als es Eichen in der Welt giebt.

So lange wir nun den Eichbaum, welchen der Mann ſahe, noch nicht weiter kennen, wird er auch nicht durch durch das Wörtchen der gleichſam aus der ganzen Anzahl aller übrigen Eichbäume herausgehoben, und unſrer Aufmerkſamkeit dargeſtellt, ſondern es heißt, er ſahe einen jungen Eichbaum; dieſes einen läßt uns die Freiheit, uns den Eichbaum vorzuſtellen, mit wie viel Aeſten und Zweigen, wie lang und gerade oder gekrümmt wir wollen, wenn er nur Merkmale eines jungen Eichbaums an ſich trägt: Allein durch den Ort, wo er ſteht, erhält er erſt eine genauere Beſtimmung, und wird uns wichtiger gemacht: Der Mann ſahe nehmlich den Baum

neben einem hinrauſchenden Bache —

Das Wort neben fügt Baum und Bach, welche in unſrer Vorſtellung tauſend Meilen weit voneinander ſeyn können, plötzlich zuſammen; es hohlet gleichſam die Vorſtellung vom Bache, ſie mag nun in unſerer Seele ſchlummern, wo ſie wolle, hervor, und läßt den Bach ſich der Seite des Baumes nähern. Die Vorſtellung vom Sehen des Mannes iſt aber noch immer die herrſchende, und der junge Eichbaum neben dem hinrauſchenden Bache iſt uns nur in ſo fern intereſſant, als der Mann denſelben ſiehet, wir ſehen ihn gleichſam mit des Mannes Augen. So wie nun der Eichbaum dadurch aus der Anzahl aller übrigen Bäume ſeiner Art gleichſam herausgehoben wird, daß er neben einem Bache ſteht, ſo unterſcheidet ſich wiederum der Bach dadurch von andern Bächen, daß er neben einem jungen Eichbaume hinrauſcht. Da nun alſo dieſe beiden Bilder wechſelsweiſe durch ſich ſelbſt beſtimmt, und aus der Anzahl aller ähnlichen Vorſtellung gleichſam herausgehoben ſind, ſo wird auch in der Folge das unbeſtimmte ein mit dem beſtimmenden der vertauſcht; und es heißt nun, der Baum, nehmlich, welcher neben dem Bache ſtand, und der Bach, nehmlich, welcher neben dem Baume hinrauſchte.

Indem ich jetzt von dem jungen Eichbaume eine Weile geredet habe, ſo habe ich ihn blos den Baum genannt; und indem ich vorher vieles von dem armen Amyntas redete, ſo nannte ich ihn immer nur den Mann; warum blieb ich nicht immer bei den Benennungen, welche den Baum ſowohl als den Mann genauer bezeichneten? — Dieß kann uns auf eine wichtige Bemerkung leiten: indem wir von einer Perſon oder Sache vieles reden, und auf dasjenige aufmerkſam ſeyn wollen, was wir von ihr reden, ſo müſſen wir die Vorſtellungen von der Perſon oder Sache ſelbſt einigermaßen verdunkeln, wenn ſich unſre Gedanken nicht verwirren und ineinanderfließen ſollen. So lange ich den Mann ſelber kennen lernen wollte, war es mir recht lieb, daß ich ſeinen Nahmen und ſeinen Zuſtand erfuhr, indem

dem ich las, **der arme Amyntas**. Da ich aber nachher über ſeine Handlungen nachdenken wollte, ſo würde es mich ſehr aufgehalten haben, wenn ich immer aufs neue hätte zurückgehen wollen, um die Vorſtellung **der arme Amyntas** noch einmal durchzudenken: ich ſetzte daher an die Stelle dieſer Vorſtellung gleichſam einen Merkſtab hin, und ſagte **der Mann**, weil es mich lange nicht ſo ſehr im Denken aufhält, mir einen Mann überhaupt vorzuſtellen, als einen armen Mann, welcher Amyntas heißt. Aus eben dem Grunde ſetzte ich an die Stelle der Vorſtellung von einem jungen Eichbaume, gleichſam wie einen Merkſtab, die allgemeine Vorſtellung von einem Baume, weil es mir nun leichter ward, auf dasjenige aufmerkmerkſam zu ſeyn, was von dem jungen Eichbaume geſagt wurde, indem ſich die Vorſtellung von ihm ſelbſt verdunkelte, und gleichſam nur ſchwankend blieb. So eingeſchränkt ſind wir in unſerm Denken, daß wenn wir eine Vorſtellung haſchen wollen, wir erſt die andre müſſen fahren laſſen, und wenn die eine helle werden ſoll, die andre erſt muß verdunkelt werden. Was ich jetzt vorläufig geſagt habe, wird uns bei einer Eintheilung der Wörter zu ſtatten kommen, welche Benennungen von Dingen ſind, wenn wir dieſelben betrachten, in ſo ferne ſie nur einem einzigen Dinge, oder einer ganzen Art von Dingen zukommen, da wir ſie denn in eigne Nahmen und Gattungsnahmen eintheilen werden.

Bayerische

Laſſen Sie uns nun wieder in unſer Bild einlenken! — Amyntas ſahe den jungen Eichbaum neben einem hinrauſchenden Bache — rauſchend iſt das erſte Tonwort, welches uns, unter ſo vielen andern Wörtern, vorkömmt. Die Tonwörter ſcheinen am ſparſamſten in der Sprache ausgeſtreuet zu ſeyn, und ſind es auch wirklich. Dieſes läßt ſich ſehr leicht daher erklären, weil die Sprache ein Abdruck der Natur iſt, worinn die Verſchiedenheit der Töne gegen die Verſchiedenheit der Geſtalten ſehr unbeträchtlich iſt. Indes unſer Auge tauſend mannichfaltige Gegenſtände in der Natur unterſcheidet, iſt es etwa Fliegengeſumme, Windesrauſchen, Vogelgezwitſcher, und nichts weiter, wodurch unſer Ohr beſchäftiget wird.

Ob nun gleich die Sprache, bei ihrer Entſtehung, Nachahmung der tönenden Natur geweſen iſt, ſo haben ſich doch dieſe Spuren ihres erſten Urſprungs mit der Zeit ſo ſehr verwiſcht, daß man ſie bei den wenigſten Wörtern noch entdecken kann. Ueberdem drängt ſich gemeiniglich bei den Tonwörtern ein Bild mit in der Seele empor, welches oft heller iſt, als die Vorſtellung von dem Tone ſelbſt. So wird hier durch das Wort hinrauſchen vorzüglich die Vorſtellung von der Schnelligkeit erweckt, mit welcher ſich der Bach ergießt, und das Rauſchen denkt man ſich nur als eine Wirkung dieſer Schnelligkeit. Durch das hinangefügte hin bekömmt die Vorſtellung von rauſchen eine bewundernswürdige Beſtimmtheit, indem dieß

Wörtchen gleichſam das Geräuſch des Baches an die ſchnelle Fortbewegung deſſelben knüpft, und es mit dieſer zugleich fortdauren läſſet.

Der Dichter geht nun wiederum in ſeiner Erzählung einen Schritt zurück, und läßt aufs neue im Hintergrunde ein Bild entſtehen, das vermittelſt des Wörtchens und und des ſtellvertretenden Bildworts ſeine mit dem nähern Bilde, vom jungen Eichbaume neben dem hinrauſchenden Bache, zuſammenhängt, durch das Wort hatte aber in eine dunkle Entfernung zurückgeſchoben wird. Es heißt nehmlich:

und der Bach hatte wild ſeine Wurzeln von der Erd' entblößt — Hier thut die Sprache Wunder: wir ſehen jetzt die entblößten hervorſtehenden Wurzeln des Baumes, und ſtellen uns beinahe in demſelben Augenblick vor, wie ſie noch mit Erde bedeckt waren, und dann wieder, wie von der reißenden Fluth allmälig ein Stückchen Erde nach dem andern weggeſpült ward; ſo denken wir uns dasjenige, was iſt, und was nicht mehr iſt, beinahe zugleich. Indem aber von dem Bache geſagt wird, daß er die Wurzeln des Baumes von der Erde entblößt habe, ſo wird ihm eben ſowohl eine Handlung zugeſchrieben, wie vorher dem Amputas, von dem es heißt, er hatte ſich Stäbe geſchnitten, und doch iſt der Bach kein handelndes Weſen; auch wird ihm die Eigenſchaft wild zugeſchrieben, wobei wir uns eine zügelloſe, uneingeſchränkte Freiheit denken, die ebenfalls nur bei einem handelnden und freien Weſen ſtatt finden kann: wie kömmt es nun, daß die Sprache einem lebloſen Weſen menſchliche Eigenſchaften und Handlungen beilegt? — Dieß giebt uns Veranlaſſung zu einer Bemerkung, welche uns wichtige Aufſchlüſſe über die Sprache ſowohl als über unſre Vorſtellungen gewähren kann. — Wir betrachten nehmlich alle Gegenſtände außer uns nicht unmittelbar, ſondern unſre Vorſtellungen davon müſſen immer erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber durchgehen. Bei allem, was wir denken, denken wir erſt an uns ſelber, ſonſt wären wir uns deſſen, was wir dächten, nicht bewußt: da wir alſo unzähligemal öfter an uns ſelber, als an irgend etwas außer uns denken, ſo iſt es ja kein Wunder, wenn die Vorſtellungen von den Dingen außer uns gleichſam das Gepräge von der Vorſtellung unſrer ſelbſt annehmen, und wenn daher auch die Sprache der ganzen lebloſen Natur das Gepräge des Menſchen ausdrückt. Dieß geſchiehet nun entweder, indem man die lebloſen Dinge als handelnde Weſen betrachtet, wie man z. B. ſagt, der Wind reißt einen Baum darnieder, die Wellen verſchlagen ein Schiff; oder indem man der ungebildeten Maſſe die Form des menſchlichen Körpers eindrückt, wie man z. B. ſagt, der Rücken eines Berges, der Arm eines Flußes, ein Meerbuſen u. ſ. w. So muß ſelber die Vorſtellung von Gott erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber gehen, und trägt daher auch ſichtbar das Gepräge von uns ſelber an ſich, indem wir dieſem höchſten Weſen alle die guten Eigenſchaften, die wir an uns ſelbſt bemerken, nur im höchſten Grade, zuſchreiben. Den früheſten und den dichteriſchen Vorſtellungen von Gott hat ſich ſogar die Vorſtellung von der Form des menſchlichen Körpers eingedrückt, indem man dieſem unkörperlichen Weſen die Glieder beilegte, wodurch ſich die Eigenſchaften, welche wir ihm zuſchreiben, bei uns zu äußern pflegen, als die Macht, durch den Arm; die ſchöpferiſche bildende Kraft, durch die Hände, u. ſ. w. Dadurch nun, daß wir den Gegenſtänden außer uns, und insbeſondre auch den lebloſen Dingen, unſer eignes Gepräge aufdrücken, bekommen dieſelben weit mehr Intereſſe für uns, und wir verweben ſie gleichſam mit uns ſelber.

Indem es nun heißt: der Bach hatte die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt, ſo bemerken wir, wie durch die vorgeſetzte Silbe ent und durch das Wörtchen von die Vorſtellung von der Verlaſſung in uns erweckt wird. Bloß erweckt beinahe die Vorſtellung von loß, nur daß dieſelbe durch das vorgeſetzte b verſtärkt wird, indem es ſoviel heißt, als ganz oder allenthalben loß von jeder Bedeckung oder Aufklebung: ſo ſind kleiden und bekleiden unterſchieden, indem das vorgeſetzte be hier ebenfalls die Idee verſtärkt, ſo daß bekleiden ſo viel heißt, als ganz oder allenthalben kleiden. Entblößen iſt daher etwas mehr, als **entlöſen oder loßmachen,** und wird hier von dem Bache geſagt, indem er die Erde von den Wurzeln des Baumes **ganz und allenthalben abgelöſet hatte. Erde** iſt beinahe ſo ein Wort, wie **Wald,** wo ich nichts Einzelnes unterſcheide, ſondern mir z. B. alles, was in der ganzen Welt den Nahmen **Wald** führt, wie ein Einziges vorſtelle, wo ich aus der ganzen Maſſe gleichſam ein Stück heraushebe, das ich beſonders bezeichne, indem ich ſage, der **Wald,** nehmlich welcher vor mir liegt. Eben ſo ſage ich auch hier, die **Erde,** nehmlich, welche den Baum bedeckt hatte. **Erde** iſt alſo ein ganz andres Wort, als **Baum** und **Bach,** weil es keine Vorſtellung von irgend einer Figur oder Geſtalt, ſondern das Bild von einer unbeſtimmten, unförmlichen Maſſe, in meiner Seele erweckt, worinn ich nichts einzelnes unterſcheide, die immer in einem fortgeht, und ſich auf die Weiſe durch die ganze Welt erſtreckt, ſo daß ich ſie mir nur einmal, und nicht mehrmal nebeneinander denken kann, wie ich mir etwa mehrere Bäume oder mehrere Bäche denke. Ein Baum kann dicht neben dem andern ſtehen, und ich weiß doch, wo der eine aufhört oder der andre angeht, wenn aber ein Wald ſich an den andern, und eine Maſſe von Erde ſich an die andre ſchließt, ſo weiß ich nicht, wo eins aufhört, und das andre angeht; dasjenige, was ich unterſcheiden will, verſchwimmt ſich ineinander, und ich kann mir nicht mehr als ein einzigsmal Wald und Erde denken.

Dieß leitet uns auf eine neue Eintheilung der Wörter, wodurch wir die Dinge benennen, indem ſie nehmlich entweder eine Gattung einzelner gebildeter Gegenſtände, die in der ganzen Natur einerlei Figur und Geſtalt haben als Bäume und Menſchen, oder indem ſie eine unförmliche, ungebildete Maſſe, die ſich in der ganzen Natur gleich bleibt, als Waſſer und Erde, bezeichnen. — Nachdem der Dichter uns in die entferntere Vergangenheit zurückgeführt hat, um den gegenwärtigen Zuſtand des jungen Eichbaumes aus dem vergangnen Zuſtande deſſelben zu entwickeln, und auf die Weiſe mehr Intereſſe für denſelben zu erwecken, ſo läßt er ihn wieder hervortreten, indem er uns durch ein allgemeines Wort Baum wieder an unſre

ger

gehabte deutlichere Vorſtellung von demſelben zurückerinnert; auf die Weiſe fährt er nun fort:

und der Baum ſtand da, traurig, und drohte zu ſinken — Durch das Wort ſtand welches eben ſo wie ſahe den Nebenbegrif von einer noch nicht völlig vergangnen Zeit in ſich faßt, ſchließt ſich nun, dieß letztere Bild von dem Daſtehen des Baumes wiederum dicht an die Vorſtellung von dem Hinſehen des Mannes an; und das Bild wie der Bach die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößet, ſteht weit im Hintergrunde, weil das Wörtchen hatte die Vorſtellung von einer mehr als vergangenen Zeit erweckt. Denn indem der Mann den Baum ſahe, da erreichte ja die Entblößung der Wurzeln des Baumes von der Erde, nicht erſt gerade in dem Augenblick ihre Endſchaft, ſondern da ſie ihre Endſchaft vorher erreicht hatte, war ſchon wiederum etwas andres dazwiſchen vorgegangen: eben ſo mußten wir auch die vergangne Handlung des Mannes, da er Stäbe ſchnitt, noch gleichſam hinter eine andre Vergangenheit zurückſchieben; denn ſie ging ja nicht erſt gerade da zu Ende, als er aus dem Walde kam, ſondern er war dazwiſchen noch eine ganze Strecke im Walde fortgegangen, und dieſes Fortgehen war nun auch ſchon vorbei, alſo mußte die vergangne Handlung des Schneidens der Stäbe hinter noch etwas Vergangnes zurückgeſchoben werden, und war daher eigentlich mehr als vergangen:

das iſt aber eben die Vorſtellung, welche durch Plusquamperfektum ausgedrückt wird.

Daß der Baum in ſeinem damaligen Zuſtande mit entblößten Wurzeln da ſtand, denken wir uns zwar jetzt als vergangen, indem wir dieſe Erzählung leſen, aber es war damals noch nicht völlig vergangen, da der Mann den Baum ſahe: ob der Zuſtand des Baumes ſich gleich ſchon ſeiner Endſchaft näherte, ſo hat er dieſelbe doch nicht erreicht, und dauert noch immer fort, indes verſchiedene andre Handlungen des Mannes ihren Anfang nehmen. Auf die Art ſtellt uns die Sprache etwas als vergangen, und doch zugleich, in Rückſicht auf andre Dinge, als noch fortdaurend dar, und läßt uns alſo, auf eine bewundernswürdige Weiſe, die Gegenwart noch ſelbſt in der Vergangenheit erblicken. Alles dieſes wird aber bloß durch die Veränderung von ſteht in ſtand bewirkt, und die Vorſtellung davon iſt in dem Ausdruck Imperfektum enthalten. Uebrigens erweckt ſtehen die Erinnerung an eine Anſtrengung derjenigen Kräfte, deren wir uns, um nicht zu liegen, oder zu ſitzen, ſondern uns in gerader Richtung empor zu halten, bedienen müſſen; es iſt alſo wiederum ein Wort, wodurch wir einem lebloſen Dinge eine thätige Kraft beilegen, und ihm das Gepräge unſrer eignen Natur aufdrücken. Das Wörtchen da iſt uns ſchon einmal vorgekommen, da es von der Zeit gebraucht ward; hier weiſt es dem Baume ſeinen Ort an, und heftet ihn gleich gleichſam an den Platz, den wir ihm in unſern Gedanken gegeben haben. Durch das Wort traurig legen wir dem Baume ebenfalls eine Empfindung bei, die wir an uns ſelbſt bemerkt haben; demohngeachtet aber behält das Bild oder die äußern Kennzeichen der Traurigkeit auch hier in der Seele die Oberhand: wir denken uns nehmlich den niedergeſenkten Wipfel des Baumes, womit er gleichſam, wie wir, mit niedergeſenktem Haupte, zu trauren ſcheinet.

Der Baum drohte zu ſinken — Unter drohen denke ich mir vorzüglich die Miene oder Stellung eines ſolchen, der im Begrif iſt, eine Handlung zu unternehmen, wodurch er jemanden Schaden zufügen will, der aber dieſe Handlung noch nicht wirklich vollzieht: ich ſchreibe alſo dem Baume dadurch aufs neue eine thätige Kraft zu. Weil nun das Drohen an ſich etwas Unbeſtimmtes iſt, ſo muß wenigſtens eine Handlung ausgezeichnet werden, wohin es ſich neigen würde, wenn es zur wirklichen That übergienge: dieſe Hinneigung wird hier durch das Wörtchen zu ausgedrückt, und ſinken wird dem Baume ebenfalls als eine Handlung zugeſchrieben, die von ihm ſelber abhängt, da es ſonſt auch wohl im eigentlichen Verſtande von demſelben hätte geſagt werden können, weil es nicht ſo, wie die Wörter ſtehen und drohen, eine thätige Kraft vorausſetzt.

Indem nun der arme Amyntas mitleidig da ſteht, und den traurenden Baum betrachtet, wird er ſelbſt redend eingeführt. Wie mächtig behauptet hier die Sprache ihren Vorzug vor dem Gemählde! Die mitleidige, ſprechende Miene des Mannes, indem er ſeine Blicke theils auf den Baum, und theils auf das wilde Waſſer richtet, wohinein derſelbe zu ſinken drohet, kann das Gemählde wohl ausdrücken; aber muß nicht die Sprache ſelbſt uns erſt dieſes Bild enträthſeln, indem man es z. B. durch die Worte erklärt: der Mann ſiehet aus, als ob er ſagen wollte, ſchade, daß der junge, ſchöne Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen ſoll! Das Redenwollen kann alſo das Gemählde wohl einigermaßen ausdrücken, aber nie das wirkliche Reden; daher ſagt man auch von dem ſchönſte Gemählde weiter nichts, als, es iſt zum Sprechen; bis auf den Punkt des Ausdrucks durch die Sprache iſt die Leidenſchaft in der Miene geſchildert.

Schade, ſprach er — ſprechen iſt das zweite Tonwort in unſrer Erzählung: für ſich ſelber erregt es aber nur eine unbeſtimmte Vorſtellung, wenn nicht mehrere Wörter dabei ſtehn, die geſprochen werden, und welche es dann in unſrer Vorſtellung ebenfalls tönen läßt, indem es ihnen etwas von ſeiner eignen Natur mittheilet, wie es hier wirklich der Fall iſt. Die Worte, die Amyntas ſpricht, beſchäftigen unſre Aufmerkſamkeit nun auf eine doppelte Art, indem ſie nicht nur die Bilder, welche ſie bezeichnen, ſondern auch die Vorſtellung von ſich ſelber, als tönende Zeichen dieſer Bilder, in uns erwecken. Die Wörter ſagen, reden, ſprechen, nennen, machen uns nicht ſowohl auf Sachen, als auf Worte aufmerkſam, wodurch Sachen bezeichnet werden. Daher kömmt es auch, daß, wenn jemand redend eingeführt wird, die Bilder in unſrer Seele ſchwächer und dunkler ſind, weil unſre Aufmerkſamkeit zwiſchen Wort und Sache getheilt wird. Daher kömmt es auch, daß wir bei dem, was jetzt Amyntas ſagt, uns mehr ſeine Empfindung im Ganzen, als die einzelnen Gegenſtände, welche durch ſeine Worte bezeichnet werden, vorſtellen.

Durch ſprach, worinn der Nebenbegrif des noch nicht völlig Vergangnen liegt, fügt ſich das Bild von dem Manne, wo er ſeinen Mund eröfnet, um zu reden, an die Vorſtellung, wo er ſein Auge nach dem Baume am Bache hinwendet. Nach einer kleinen Pauſe, worinn er bemerkte, daß die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt waren, öfnet ſich erſt ſein Mund, um zu reden; wir ſehen alſo, daß vermittelſt des Worts ſprach die Erzählung wiederum einen Schritt fortrückt. Sprechen artet ebenfalls in Bildwort aus: wir denken uns den etwanigen Ton des Mannes nicht ſo deutlich als ſeine Stellung, und die Bewegung ſeines Mundes, im Reden. Und dieſe Vorſtellung von dem redenden Manne iſt es allein, welche in Reihe und Glied mit den übrigen Bildern geht: Dasjenige, was er ſagt, und wenn es auch noch ſo viele Vorſtellungen erweckte, bleibt immer nur der Hauptvorſtellung von dem redenden Manne, als eine untergeordnete Nebenvorſtellung, einverleibt, und kann nur erſt mittelbar durch dieſe in die Geſellſchaft der übrigen Bilder unſrer Erzählung kommen.

Schade — iſt gleichſam erſt das Reſultat von den dunkeln Vorſtellungen des Mannes, welche ſchon in ſeiner Seele waren, ehe er anfing zu ſprechen. Allein natürlich geht der Ausdruck der Empfindung vor der Entwicklung der Vorſtellungen her, wodurch dieſe Empfindung veranlaßt ward. Uebrigens iſt ſchade ein allgemeiner Ausdruck

druck der Empfindung bei dem ſchon gegenwärtigen oder noch bevorſtehendem Verluſt einer jeden Sache, die uns werth iſt. Wenn etwas ſchon mit in den Kreis unſrer angenehmeren Vorſtellungen verwebt iſt, und nun in demſelben eine Lücke entſteht, ſo drängt ſich unwillkührlich die Empfindung in uns empor, welche wir durch den Ausdruck ſchade! bezeichnen. Schade, ſprach alſo der Mann

Solteſt du Baum in dieſ: wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich die Anrede des Mannes an den Baum, welchem hier gar eine Perſönlichkeit beigelegt wird, wodurch er fähig wird, angeredet zu werden. Auch hier ſehen wir eine Spur, wie der Menſch die lebloſe Natur um ſich her belebt, und ſich ſogar in dem Drange oder in der Einfalt ſeines Herzens mit ihr unterredet. Wir denken uns den Amyntas in einem ſolchen Zeitalter, wo das natürliche Gefühl der Menſchen noch ſo unverderbt war, daß ſelbſt ein junger Baum, der ſchon in ſeinem Aufblühen umzufallen drohte, Mitleid und Erbarmung einflößen konnte. Und nun ſchließen wir ganz natürlich auf den weit höhern Grad des Mitleids bei dem Anblick der leidenden Menſchheit: wie ſchön hat uns alſo der Dichter durch dieſen Zug auf die edle That des Amyntas vorbereitet, wovon wir am Ende dieſer Erzählung unterrichtet werden! — Schade, ſprach Amyntas, ſollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen — Hier erweckt die Sprache wieder ein Bild in unſrer Seele von dem, was nicht wirklich iſt, ſondern nur vielleicht wirklich werden könnte. Wir wiſſen, daß der Baum noch neben dem Bache ſteht, und doch ſehen wir denſelben, obgleich erſt mittelbar in der Vorſtellung eines andern, in die Fluth ſtürzen. Es iſt ſchon eine große Kraft der Sprache, daß ſie einer Reihe Bilder, die wir uns beinahe als gegenwärtig denken, etwas Zukünftiges, das gewiß iſt, mit einweben kann, wie die Vorſtellung vom Zaune bei der Vorſtellung von dem Stäbeſchneiden: aber noch eine weit größere Kraft derſelben iſt es, daß ſie etwas Zukünftiges, das blos als zukünftig gedacht wird, ohne vielleicht jemals in Erfüllung zu gehen, einer Reihe ſolcher Begebenheiten, die wir uns als wirklich geſchehen denken, mit einweben kann, und das geſchiehet hier durch das einzige Wort ſollteſt. Die Vorſtellung von dem Hinſtürzen des Baumes wird alſo auf doppelte Weiſe verdunkelt: erſtlich durch ſprach, wodurch unſre Aufmerkſamkeit mehr auf den redenden Mann, als auf den Baum, gezogen wird; und dann durch ſollteſt, welches das Hinſtürzen des Baumes, ſelbſt in der Vorſtellung des Mannes, in eine, noch dazu ungewiſſe, Zukunft verſchiebt. Die Wörter ſollen, wollen, müſſen, und einige ähnliche, bezeichnen den Zuſtand des Handelnden, welcher vor einer Handlung, die noch zukünftig iſt, vorhergehen muß, wenn ſie wirklich werden ſoll. Je näher nun dieſer Zuſtand der künftigen Handlung iſt, deſto gewiſſer denken wir uns dieſelbe. Hieße es alſo, ſollſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen, ſo dächten wir uns das ſollen als gegenwärtig, und das ſtürzen ſchon als gewiß: nun aber ſcheinet es, als ob die Urſach des Stürzens, welche in ſollen liegt, gleichſam weiter zurückgeſchoben, und in der Entfernung gehalten wird, indem wir uns das ſollen ſchon als beinahe vergangen denken, ohne daß es die gewünſchte oder befürchtete Wirkung hervorgebracht hätte. So müſſen wir zu der Vergangenheit wieder unſre Zuflucht nehmen, wenn wir uns etwas Künftiges als ungewiß denken wollen. In dieſen Fällen aber leidet doch größtentheils das

das Imperfektum einige Veränderung: wenn man z. B. kommen ſich als etwas ungewiſſes künftiges denken will, ſo verwandelt man kam in käme, und auf eben die Art konnte in könnte, und mußte in müßte, und ſagt daher, wenn er doch käme, könnte, müßte, u. ſ. w.

Der Baum, welcher vorher immer als eine Sache betrachtet ward, von welcher geſprochen wird, ſteht plözlich nun durch das Wörtchen du in einem neuen Verhältniß, nach welchem, zu gleicher Zeit, von ihm, und zu ihm geredet wird. Der Baum iſt nunmehro nicht nur der Gegenſtand oder der Stoff deſſen, was Amyntas ſpricht, ſondern er iſt zugleich der Zweck ſeiner Rede, welche er an den Baum, wie an ein vernünftiges Weſen, richtet. Auch ſcheinet, durch die Vorſtellung einer Anrede, auf einmal mehr wirkliches Leben und Darſtellung in die Erzählung zu kommen, wenn wir uns das Wort ſprach hinwegdenken, wodurch die lebhaftere Darſtellung vermittelſt der Anrede gleichſam wieder verdunkelt wird, um dieſelbe nach dem Tone der kälteren Erzählung herabzuſtimmen. — Noch iſt zu bemerken, wie die immer genauere Beſtimmung des Baumes zunimmt, indem es erſtlich ein Baum, dann der Baum, und endlich du Baum, heißt. — Sollteſt du Baum

in dieß wilde Waſſer ſtürzen — Wie natürlich der Blick vom Baume auf das Waſſer, das gleichſam wie ein Feind des Baumes betrachtet wird! Das merkwürdige Wörtchen **in** zeigt hier ebenfalls den ſtärkſten Grad der Berührung an, und ſezt alſo Baum und Waſſer in eben ſolche Verbindung, wie vorher Beil und Hand, indem es das Waſſer den Baum, eben ſo wie die Hand das Beil, umgeben läßt: nur mit dem Unterſchiede, daß hier das Waſſer noch nicht der Ort der Berührung iſt, wo der Baum ſchon wirklich untergetaucht liegt, ſondern blos das Ziel der Berührung, **wohin** er, durch ſeinen Sturz, erſt kommen und untergetaucht werden ſoll. Hätte das Wörtchen **in** den Ort der Berührung angezeigt, ſo hätte es heißen müſſen, **in dieſem wilden Waſſer**, da es aber das Ziel der Berührung anzeigt, ſo muß es heißen, **in dieſes** oder **in dieß** wilde Waſſer. Hier macht alſo, das **m** und **n** in den Wörtern **dieſem** und **wilden** anſtatt **dieſes** und **wilde**, den ganzen Unterſchied: das erſtre, wodurch hier der **Ort** der Berührung angezeigt wird, nennt man **Dativ**, und das andre, wodurch das **Ziel** der Berührung angezeigt wird, nennt man **Akkuſativ** — doch dieſes jetzt nur beiläufig!

So wie durch das Wörtchen **du** der Baum die allergenaueſte Beſtimmung erhält, ſo muß auch der Bach, oder das Waſſer, im Gegenſatze gegen den Baum, auf das genaueſte beſtimmt werden, und dieß geſchiehet hier wirklich vermittelſt des bezeichnenden **dieſes**, wodurch nun die Maſſe von Waſſer, die den Baum umzureißen drehet, von allem andern Waſſer in der Welt herausgehoben, und ganz für ſich allein betrachtet, gleichſam wie eine Perſon, die Aufmerkſamkeit der Seele auf ſich ziehet. Die genaueren Beſtimmungen von Baum und Bach ſteigen immer gemeinſchaftlich, in folgender Parallel:

Ein Baum, der Baum, dieſer Baum.
Ein Bach, der Bach, dieſer Bach,
oder dieſes Waſſer.

Und ſo wie anſtatt junger Eichbaum nachher blos das allgemeinere Wort Baum geſetzt ward, nachdem man einmal wußte, was es für ein Baum war, ſo wird auch ſtatt Bach der allgemeinere Nahme Waſſer gebraucht, nachdem wir einmal wiſſen, daß es ein Bach, und nicht ein See oder Teich iſt. Die Urſach dieſer Vertauſchung der beſondern mit den allgemeinern Nahmen, habe ich in meinem vorhergehenden Briefe berührt.

Das Wort **wild**, welches wir ſchon näher kennen gelernt haben, bekömmt hier einen Zuwachs durch das hinangefügte **e**, wodurch es ſich auf einmal an die Vorſtellung von dem Waſſer hinanſchmiegt, und ſich gleichſam in dieſelbe verliert, da es vorher mehr an und für ſich ſelber eine eigne Vorſtellung erweckte, indem es hieß: **der Bach hatte wild die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt.** Nun zogen wir die Vorſtellung von **wild** auf die Handlung, welche dem Bache, gleichſam als einem handelnden Weſen, zugeſchrieben wird, und zu gleicher Zeit fügte ſie ſich auch an die Vorſtellung vom Bache hinan, ohne ſich jedoch in derſelben zu verlieren. Hätte es geheißen, **der wilde Bach hatte die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt**, ſo hätte ſich die Vorſtellung von **wild** weder auf die Handlung noch auf den Bach, als etwas für ſich betrachtetes, bezogen, ſondern ſie hätte ſich in der Vorſtellung vom Bache verlohren, und würde im Ganzen keine ſo große Wirkung gethan haben. Soll ſie nun keine zu lebhafte Wirkung thun; ſoll ſie gleichſam nur untergeordnet, oder eine Vorſtellung in einer andern Vorſtellung ſeyn, ſo ſetzt man das Wort **wild** vor das Wort, welches die Hauptvorſtellung anzeigt, und fügt ein e hinzu, wodurch es ſich an dieſelbe anſchließt, ſo wie es hier heißt, **das wilde Waſſer** — Das Waſſer wird nun als unthätig, und blos als der Ort betrachtet, wohin der Baum ſtürzen kann; gegen das Hinſtürzen des Baumes iſt **Waſſer** ſelbſt hier nur eine Nebenvorſtellung, die nicht überhäuft werden darf, und **wild** ſoll nur noch als eine ſchwache Erinnerung durchſchimmern, um uns auf den Zuſtand des Baumes ſchließen zu laſſen, wenn er in das Waſſer geſtürzt ſeyn wird, darum mußte die Vorſtellung durch das hinangefügte e gemildert werden, und dieſelbe mußte ſich gleichſam in eine andre verſchmelzen.

Um nun dieſen feinen Unterſchied, den unſre Sprache macht, zu bezeichnen, wollen wir ſagen: das Wort **wild**, in ſo fern ich es mir mehr an und für ſich als eine beſondre Vorſtellung denke, die ich neben eine andre ſetze, und ſie damit verbinde, als wenn ich ſage, der **Bach iſt wild**, zeigt es eine Beſchaffenheit an; in ſo fern ich es aber, nicht als eine Vorſtellung von gleichem Range und von gleicher Klarheit, neben eine andre ſtelle, ſondern es als eine untergeordnete Vorſtellung in eine andere hineindenke, indem ich ſage, **der wilde Bach**, ſo zeigt es eine Eigenſchaft an: weil die Silbe **eigen** in dem Worte Eigenſchaft ſchon weit mehr Hineindenkung des einen in das andre ausdrückt, als die Silbe be in dem Worte Beſchaffenheit. Wir können alſo wiederum eine ganze Anzahl Wörter, in ſo fern wir uns, vermittelſt derſelben eine Vorſtellung an die andre **hinan**, oder in dieſelbe **hinein** denken, in Beſchaffenheitswörter und **Eigenſchaftswörter** eintheilen; welche Eintheilung uns, in der Folge unſrer Unterſuchungen, deſto beſſer zu ſtatten kommen wird, je genauer und beſtimmter wir uns jetzt dieſen **Unterſchied zwiſchen einer Klaſſe von Wörtern** zu entwickeln geſucht haben.

Sechſter Brief.

Uebergang zur Betrachtung der Wörter aus verſchiednen Geſichtspunkten.

Sollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen — Stürzen ſetzt keine thätige Kraft voraus, und könnte alſo wohl im eigentlichen Verſtande von dem Baume geſagt werden, wenn nicht das Wort ſollen vorherginge, welches einen Zwang anzeigt, den man ſich nur bei einem freien und handelnden Weſen denken kann. Sollen wird hier nach der Perſon, welche angeredet wird, genau beſtimmt, und in ſollteſt verwandelt,

ſtür-

ſtürzen aber bleibt ſo wie es iſt, weil ich es mir noch auf keine Weiſe als wirklich denke. Ein jedes Zeitwort, wenn es etwas anzeigt, das noch künftig iſt, bleibt ſo ſtehen, als ob es gar keinen Einfluß in die Rede hätte, und in gar in keinem Zuſammenhange mit ihr ſtände. lieben z. B. ſage ich, wenn ich das Lieben ganz für ſich allein, ſeiner Natur nach betrachte, ohne in Erwägung zu ziehen, daß es von irgend einer Perſon wirklich geſchiehet; lieben ſage ich auch, wenn ich es mir als etwas Zukünftiges denke, ob ich gleich glaube, daß es wirklich geſchehen wird; daher heißt es nicht, du wirſt liebeſt, ſondern du wirſt lieben: das künftige Lieben trägt noch nicht den Charakter der Wirklichkeit an ſich, welcher hier in dem ſt liegt, und nur dem werden zukömmt; denn das Werden, oder die Entſtehung des Liebens, denk' ich mir wohl als wirklich, aber noch nicht das Lieben ſelbſt. Wir können uns etwas Zukünftiges immer nur mittelbar, entweder durch das allmälige Werden oder Entſtehen deſſelben, oder durch eine Nothwendigkeit, oder durch einen vorhergegangnen Willen, vorſtellen. So ſagen wir, ich werde reden, ich muß oder ſoll reden; und ich will reden. Wir haben alſo keine eigne Form, worinn wir unſre Zeitwörter kleiden können, wenn ſie etwas Künftiges bezeichnen ſollen, ſondern müſſen uns andrer Wörter bedienen, wodurch wir dieſem Mangel abzuhelfen ſuchen.

Eben ſo denken wir uns die Vergangenheit, auf eine ganz eigne Art, erſt durch den Mittelbegrif von haben, wobei wir uns ſonſt immer einen Beſitz vorſtellen. Es ſcheinet, als ob wir uns die Zeit, wie eine Summe Geldes denken, die uns in Stunden, Tagen, und Jahren, nach und nach zugezählet wird. Der Theil der Summe, der uns nun ſchon zugezählet iſt, den haben wir, und denjenigen, welcher uns noch nicht zugetheilet iſt, ſollen wir erſt bekommen. Wir denken uns alſo Vergangenheit und Zukunft einander ſo entgegengeſetzt, wie haben und bekommen: Dieſe Vorſtellung der Vergangenheit unter dem Worte haben erklärt ſich ſehr gut durch den Ausdruck, **ſie haben ihren Lohn dahin!** Die Summe von Freuden,

den, welche ihnen zugedacht war, haben ſie nun erhalten, und es iſt nichts mehr übrig, das ſie bekommen könnten. Beinahe ſcheint es, als ob wir die Erinnerungen aus der Vergangenheit unſres Lebens mit zu denjenigen rechnen, was wir wirklich beſitzen, indem wir auf einerlei Art ſagen:

ich habe — einen Garten,
ich habe — ein Haus,
und, ich habe — gelebt.

Zuweilen denken wir uns das Vergangene durch den Mittelbegrif von ſeyn, als, ich bin gegangen, ich bin gereiſt, u. ſ. w. auch iſt die Silbe ge auf keine Weiſe überflüſſig, um das Vergangne zu bezeichnen; doch davon in der Folge ein mehreres, damit wir uns den Stoff zu manchen Betrachtungen nicht ſchon im voraus wegnehmen! — Schade, ſprach alſo Amyntas, ſollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen;

Nein, dein Wipfel ſoll nicht zum Spiele ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn. — Wie natürlich ſind wir auf dieß Nein durch das Vorhergehende vorbereitet! wie unmerklich geht durch dieſes Wort Gedanke und Empfindung in Entſchließung über! — Nein iſt ein mächtiges Wort, wodurch eine ganze Reihe von Vorſtellungen einer ungewiſſen Zukunft plötzlich aufgehoben wird, und welches hier zugleich die Entſchließung und die ganze thätige Kraft des Mannes bezeichnet, der es ſo unbedingt ſagen konnte. Wenn zwei Reihen von Vorſtellungen in der Seele miteinander ſtreiten, ſo daß eine die andre aufhebt, ſo iſt das Reſultat derſelben **Nein**, harmonieren ſie aber miteinander, ſo iſt das Reſultat derſelben **Ja**. Nun muß man ſich aber in der Seele des Mannes eine Reihe von Vorſtellungen denken, welche ſchon durch die Betrachtung des jungen Eichbaumes in ihr erweckt waren, und Theilnehmung für denſelben erregt hatten: dieſe ganze Reihe von Vorſtellungen würde aber durch den Gedanken, daß der Baum in das Waſſer ſtürzen ſollte, aufgehoben und geſtört worden ſeyn, wenn ſie nicht ſtark genug geweſen wäre, in der Seele des Mannes einen Entſchluß zu erwecken, durch deſſen Ausführung der Gedanke, daß der Baum in den Fluß ſtürzen könnte, gänzlich aufgehoben ward:

und dieſe Aufhebung einer Reihe von Vorſtellungen, die erſt in die Seele kommen, durch eine andre Reihe von Vorſtellungen, welche ſchon vorher darinn befindlich waren, iſt es, welche hier durch **nein** bezeichnet werden ſoll. — Indem der Mann durch den Sturz des Baumes aus der Reihe ſeiner angenehmen Vorſtellungen eine zu verlieren fürchtet, ſo ſpricht er, **ſchade!** das iſt Ausdruck der Empfindung. Indem er ſich aber immer mehr für den Baum interreſſiret, ſo drohet der Sturz deſſelben die ganze Reihe ſeiner angenehmen Vorſtellungen zu zerſtören, und nun ſträubt ſich ſeine ganze Seele dagegen, die Empfindung geht zur Thätigkeit über, und er ſagt, **nein!** das iſt Ausdruck der Entſchließung.

Ehe die Empfindung in Thätigkeit übergehen konnte, mußte ſie erſt bis zu einem gewiſſen Grade der Stärke anwachſen; dieß geſchiehet hier, indem die Einbildungskraft die Vorſtellung von dem hinſtürzenden Baume ſich noch weiter ausmahlet: wie derſelbe ſchon wirklich hingeſunken da liegt, und wie nun ſein ſchöner Wipfel zum Spiele der wilden Wellen dienet. So mahlt die Sprache uns in der Vorſtellung des Mannes die ſchönſte Perſpektive: wir erblicken nicht unmittelbar ſondern mittelbar, durch den dunkeln Schleier der Vorſtellung eines andern, das Schickſal des Baumes, welches ihm in einer nähern und dann in einer entferntern Zukunft bevorſteht; allein dieſe ganze Vorſtellung ward nur erregt, um durch das

Wort nicht wieder aufgehoben zu werden, und wie ein Traum zu verſchwinden. Demohngeachtet aber war ſie bei dem Manne nöthig, um ſeine Kräfte in Thätigkeit zu ſetzen; und in uns ward ſie mit Fleiß erweckt, damit wir die Triebfedern der nachfolgenden Handlung kennen lernen, und gleichſam die Entſtehung derſelben bemerken ſollten.

Auf die Handlung des Mannes, wodurch er dem Hinſtürzen des Baumes vorbeugt, werden wir ſchon durch ſein unbedingtes nein, und ſoll nicht vorbereitet: er könnte beides nicht ſagen, wenn nicht in ſeiner Seele ſchon die Vorſtellung von einer Handlung im Hinterhalte läge, wodurch er das Hinſtürzen des Baumes verhindern will und kann. —— Indem er nun noch immer den ganzen Baum anredet, ſo richtet er demohngeachtet zuletzt ſeine größte Aufmerkſamkeit auf den Wipfel deſſelben. Vermöge des Wörtchens **dein** redet er von dem Wipfel insbeſondre, und denkt ſich doch zugleich denſelben als etwas, das zu dem Baume gehört, den er anredet; er erweckt alſo in ſich die Vorſtellung von dem Wipfel mit der Vorſtellung von dem Baume ſelbſt, und auf die Weiſe kann er immer in der Rede bleiben, die er einmal angefangen hat. Welch eine Bequemlichkeit verſchaft uns dieſes kleine Wort, daß wir den Wipfel von den übrigen Theilen des Baumes erſtlich in Gedanken abſondern können, um deſto ſtärker unſre Aufmerkſamkeit auf ihn zu heften;

und daß wir ihn uns doch, zu gleicher Zeit, wieder gerade an den Baum, den wir anreden, hinandenken können. **Dein Wipfel,** heißt es alſo

ſoll nicht zum Spiele ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn — ſoll erweckt die Vorſtellung von einem äußern Zwange, welcher von einem handelnden und thätigen Weſen herrührt, dahingegen muß mehr einen innern Zwang bezeichnet, als wenn ich ſage, ich ſoll zu Hauſe gehen, und ich muß zu Hauſe gehen. — nicht ſollen ſetzt freilich bei dem Baume eine Art von wollen voraus, und kann alſo nur auf eine figürliche Weiſe von demſelben geſagt werden: eigentlich drückt es bloß den feſten Entſchluß des Mannes aus, das Umfallen des Baumes zu verhindern. — Indem der Mann ſich den Baum vorſtellt, wie er hingeworfen iſt, ſo denkt er ſich denſelben, wiederum in figürlichem Verſtande, als einen leidenden Gegenſtand, gleichſam als ob etwas, außer dem Baume, ihn hingeworfen hätte. Die vorhergehenden Veränderungen des Baumes, ſinken und ſtürzen denken wir uns als etwas, das in dem Zuſtande des Baumes ſelbſt gegründet iſt, und wobei wir uns kein wirkendes Weſen außer demſelben zu denken brauchen, das ſein ſinken oder ſtürzen hervorbringt. Hieße es aber, der Baum wird in die Fluth verſenkt, oder er wird von einer Anhöhe herabgeſtürzt, ſo muß ich mir nothwendig dabei denken, daß ſein ſinken und ſtürzen von einem handelnden Weſen außer ihm bewirkt wird. Dieſes iſt auch der Fall, wenn ich mir den Baum als hingeworfen denke. Bei hinwerfen ſtelle ich mir eine Handlung vor, die von einem handelnden Weſen erſt ausgeht; bei hingeworfen werden hingegen, eine Handlung, die ſchon ausgegangen iſt, und nun auf einen Gegenſtand wirklich übergeht. Wenn ich mir alſo den Baum vorſtelle, wie er hingeworfen da liegt, ſo denke ich mir nacheinander, figürlicher Weiſe, wie die Handlung des Hinwerfens erſtlich von einem handelnden Weſen ausging, dann auf den Baum überging, und nun ſchon auf ihn übergegangen iſt. Dieſes kann uns auf einen neuen Unterſchied aufmerkſam machen, der zwiſchen allen Wörtern ſtatt findet, die wirklichgeſchehende Handlungen anzeigen: wir können uns nehmlich alle Handlungen vorſtellen, in ſo fern ſie erſt von einem handelnden Weſen ausgehen, dieſe Beſchaffenheit derſelben drückt man durch den Nahmen Aktivum aus; oder wir können ſie uns vorſtellen, wie ſie ſchon von dem handelnden Weſen ausgegangen ſind, und nun auf einen Gegenſtand außer dem handelnden Weſen wirklich übergehen, dieſe Beſchaffenheit derſelben bezeichnet man durch den Nahmen Paſſivum. Es heißt: **der Wipfel des Baumes ſoll nicht hingeworfen**

ſeyn — Dieſes letztere iſt das merkwürdigſte unter allen Wörtern, die wir bis jetzt aus unſerer Erzählung näher kennen gelernt haben, und iſt vielleicht das merkwürdigſte

Wort in der ganzen Sprache. Durch das Wort ſeyn wird hier die auf den Baum übergegangne Handlung des Hinwerfens demſelben gleichſam einverleibt, ſo daß wir die Vorſtellung von der übergegangnen Handlung mit der Vorſtellung von dem Baume ſelbſt unzertrennlich verknüpfen würden, wenn nicht dieſe Verknüpfung durch das Wort nicht wieder aufgehoben würde. So ſagen wir, der Baum iſt gepflanzet, und nun knüpft ſich, vermöge des Worts iſt, die Vorſtellung von der übergegangnen Handlung des Pflanzens unzertrennlich an die Vorſtellung von dem Baume, oder ſie wird derſelben gleichſam einverleibt, ob ich mir gleich den Baum und die Handlung des Pflanzens beſonders gedacht habe. Vermöge dieſes Worts kann ich mir alle Eigenſchaften eines Dinges, unbeſchadet ihrer genauern Verknüpfung mit dem Dinge ſelbſt, beſonders denken: ſo ſage ich, der Baum iſt grün, denke mir alſo die grüne Farbe des Baumes beſonders, ohne ſie jedoch von dem Baume ſelbſt zu trennen, weil das Wort iſt dieſe Trennung mit aller ſeiner Kraft verhindert, und gleichſam in dem Augenblick, da ich es ſage, den ganzen Baum in meiner Vorſtellung mit der grünen Farbe überzieht. Doch wir werden dieß merkwürdige Wort in der Folge noch näher kennen lernen. — Laſſen Sie uns nun noch den letzten Zug zu dem Gemählde in der Vorſtellung des Amyntas hinzuſetzen: Der Wipfel des Baumes ſollte nicht in das wilde Waſſer hingeworfen ſeyn

zum

zum Spiele ſeiner Wellen — Amyntas legt der wirkenden Urſach, welche den Baum ins Waſſer hingeworfen haben würde, nicht nur, auf eine figürliche Weiſe, handelnde und thätige Kraft, ſondern auch ſogar eine Abſicht bei, indem er ſich vorſtellt, als hätte dieſes wirkende Weſen, deswegen den Baum ins Waſſer hingeworfen, damit die wilden Wellen mit ſeinem Wipfel nach Gefallen ihr Spiel treiben könnten. Dieſe letztere Vorſtellung ſteht nun in der Perſpektive des Zukünftigen ganz am Ende, indem die Bilder ſo aufeinander folgen:

> Schade — ſollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen?
> Nein — dein Wipfel ſoll nur hingeworfen ſeyn
> zum Spiele ſeiner Wellen!

Schade und nein waren nur die Reſultate dieſer zuſammengedrängten Bilder. — Durch das Wort Spiel bekommen ſogar die Wellen, in unſrer Vorſtellung, eine Art von Thätigkeit. Unter ſpielen denke ich mir eine jede Handlung, die weiter kein Ziel hat, als die Beluſtigung derjenigen, der ſie unternimmt. So ſehr iſt hier das Gepräge des Menſchen der lebloſen Natur aufgedrückt, daß man ſich die Wellen vorſtellt, wie ſie ſich gleichſam daran beluſtigen, den Wipfel des Baumes auf mancherlei Art zu krümmen, und die Blätter deſſelben hin und her zu werfen. Indem wir uns nun die Handlung des Spielens vorſtellen, wie ſie ſchon von den Wellen ausgegangen, und auf den Wipfel übergegangen iſt, ſo denken wir ſie uns ganz an den Wipfel ſelbſt hinan, und überziehn ihn gleichſam mit dieſer Vorſtellung, indem wir ihn ſtatt Wipfel nunmehro ein Spiel der Wellen nennen, oder indem ſich die Vorſtellung, daß er der Wipfel eines Baumes iſt, in der Vorſtellung, daß die Wellen mit ihm ſpielen, verliert. Dieß iſt faſt eben der Fall, wie bei dem Worte Laſt, wo wir uns auch die Empfindung des Mannes, an die Stäbe, die er trug, hinzudachten, und ihnen auf die Weiſe einen andern Nahmen beilegten. Indem wir ſagen, ſeiner Wellen, ſo reden wir von den Wellen, als von einer Sache, die zu dem Bache gehört, und doch reden wir zugleich mit von dem ganzen Bache, eben ſo wie vorher, da es hieß, dein Wipfel, und alſo von dem Wipfel insbeſondre, und doch auch zugleich vom ganzen Baume die Rede war. —

Nun wird es Ihnen leicht werden, ſich auf eben die Art, wie wir es bis jetzt gethan haben, den übrigen Theil unſerer Idylle zu erklären, und die Natur der Wörter, welche darinn vorkommen, ſich ſelber zu entwickeln. Damit wir aber den Weg überſchauen, den wir zurückgelegt haben; damit wir noch einmal ſehen, wie jedes Wort, das wir einzeln kennen lernten, im Ganzen die vortreflichſte Wirkung thut, indem es an ſeinem angewieſenen Platze ſteht; damit wir auf die Weiſe einige Augenblicke gleichſam die Früchte unſerer bisherigen Arbeit genießen; ſo wollen wir uns nicht nur den Theil des Gedichtes, welchen wir ſchon kennen gelernt haben, ſondern das ganze ſchöne Gemählde auf einmal vor unſre Seele ſtellen;

alle ſeine Reitze und ſeine feinſten Schönheiten ſollen ſich vor unſrem Blick enthüllen, und das Anſchauen derſelben ſoll uns Muth und Kraft geben, unſern Weg fortzuſetzen, bis wir in das innerſte Heiligthum der Sprache eingedrungen ſind, und unſer vorgeſtecktes Ziel erreicht haben.

Amyntas.

„Bei frühem Morgen kam der arme
„Amyntas aus dem dichten Haine, das Beil
„in ſeiner Rechten. Er hatte ſich Stäbe
„geſchnitten zu einen Zaun, und trug ihre
„Laſt gekrümmt auf der Schulter. Da ſah
„er einen jungen Eichbaum neben einem hin-
„rauſchenden Bache; und der Bach hatte
„wild ſeine Wurzeln von der Erd' entblößet,
„und

„und der Baum ſtand da, traurig, und
„drohte zu ſinken. Schade, ſprach er, ſollteſt
„du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen;
„nein, dein Wipfel ſoll nicht zum Spiele
„ſeiner Wellen hingeworfen ſeyn. Jetzt nahm
„er die ſchweren Stäbe von der Schulter:
„ich kann mir andre Stäbe hohlen, ſprach
„er; und hub an, einen ſtarken Damm vor
„den Baum hinzubauen, und grub friſche
„Erde. Jetzt war der Damm gebaut, und
„die entblößten Wurzeln mit friſcher Erde
„bedeckt; und jetzt nahm er ſein Beil auf
„die Schulter, und lächelte noch einmal, zufrieden
„mit ſeiner Arbeit, in den Schatten
„des geretteten Baumes hin, und wollte in
„den Hain zurück, um andre Stäbe zu
„hohlen. Aber die Dryas rief ihm mit lieb-

„licher Stimme aus der Eiche zu: ſollt' ich unbelohnet dich weglaſſen, gütiger Hirt? ſage mir, was wünſcheſt du zur Belohnung? Ich weiß, daß du arm biſt, und nur fünf Schafe zur Weide führeſt. O! wenn du mir vergönneſt, Nymphe: ſo ſprach der arme Hirt: mein Nachbar Palämon iſt ſeit der Aerndte ſchon krank, laß ihn geſund werden!

„So bat der Redliche: und Palämon ward geſund. Aber Amyntas ſah den mächtigen Seegen in ſeiner Heerde und bei ſeinen Bäumen und Früchten, und ward ein reicher Hirt; denn die Götter laſſen die Redlichen nicht ungeſegnet."

Damit wir nun, in der Folge unſrer Betrachtungen, die nöthigen Beiſpiele, nicht aus der Luft greifen dürfen, ſo wollen wir uns immer feſt an unſer Bild halten, und unſre Beiſpiele, wo es nur irgend möglich iſt, daraus herzuhohlen ſuchen. Auf die Art, wird es uns weit leichter werden, in die Natur der Wörter einzudringen, indem wir ſie uns nicht einzeln und abgeſondert, ſondern in einem ſchönen Ganzen denken, wo jedes einzelne Wort ſeine beſondre Kraft und Wirkſamkeit zeigen kann. Auch wird uns das Nachdenken über die Sprache ſelbſt mehr Vergnügen gewähren, wenn das Einzelne, worüber wir Betrachtungen anſtellen, aus einem Ganzen genommen iſt, das uns ſchon an ſich ſelber intereſſirt.

Siebenter Brief.

Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache.

Jetzt, verehrungswürdige Frau, haben wir ſchon glücklich einen Berg erſtiegen, von deſſen Spitze wir einmal frei umherſchauen, und einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache thun dürfen, nachdem wir uns eine Weile bloß mit dem Einzelnen beſchäftiget haben. Wie erhebt es das Herz, wenn Melodie ſich plötzlich in Harmonie verwandelt! und das iſt hier der Fall, indem wir uns den Zuſammenklang der Vorſtellungen denken, die nach und nach in uns entſtehen; indem wir alle die einzelnen Bemerkungen über die Kraft und über das Weſen der Sprache zuſammennehmen, und nun die Würde und die Größe dieſes Gegenſtandes erſt lebhaft empfinden.

Bis jetzt haben wir nur die Sprache vorzüglich betrachtet, wie ſie, vermittelſt der Worte, Bilder, welche ſchon in unſrer Seele ſchlummern, erweckt, um neue Bilder daraus zuſammenzuſetzen, wodurch Gegenſtände geſchildert werden, die wir vielleicht in unſerm Leben nie gerade in dem Zuſammenhange geſehen haben. Aber ſie thut noch mehr, indem ſie ſelbſt unſern Sinnen, bei der Betrachtung der Natur, zu Hülfe kömmt, und zugleich unſerm Gedächtniß ganz allein Dauer und Feſtigkeit giebt.

Wie kömmt es, daß die mannichfaltigen Gegenſtände ſich nicht vor unſern Blicken verſchwimmen? daß wir das Einzelne im Ganzen, den Wald in der Landſchaft, den Baum im Walde, und Blätter, Zweige, Stamm, und Aeſte im Baume, unterſcheiden? daß wir wiſſen, wo Himmel aufhört, und Erde anfängt, wo Wald ſich endigt, und Wieſe anhebt, wo ein Baum, dicht an den andern gepflanzt, ſeine Endſchaft erreicht, und wo der andre ſeinen Anfang nimmt, wo ein Grashalm, an den andren gedrängt, von ſeinem eignen Umfange begränzt wird, und wo die feinen Zäſerchen des andern, wenn es gleich von dem erſtern berührt wird, ihren Anfang nehmen? Wer gab uns die Kraft, ſowohl die größte, als die kleinſte Maſſe, aus der ganzen Natur, die vor uns liegt, herauszuheben, und unſer beſondres Augenmerk, mit Ausſchließung des übrigen, darauf zu heften? Die Klaſſen und Gattungen der Dinge ſind auf tauſenderlei Art untereinander gemiſcht; wie geht es zu, daß wir die eine immer unter allen übrigen mit ſo leichter Mühe herausfinden?

Iſt es nicht die Sprache, wodurch wir einer jeden Gattung von Dingen, ein untrügliches Merkmahl aufdrücken, an welchem wir ſie wieder kennen, wir mögen ſie antreffen wo und in welcher Miſchung wir wollen? Iſt ſie es nicht, welche uns mit einem Worte die ganze Natur umfaſſen, und dann wieder das kleinſte Sonnenſtäubchen in derſelben auf das genaueſte bezeichnen läßt? Iſt es nicht das Wort, welches der Vorſtellung die Grenzen vorſchreibt, die ſie nicht überſchreiten ſoll, indem es den Umfang des Gegenſtandes, den wir betrachten wollen, es ſey nun ein Eichbaum oder ein Grashalm, auf ein Haar bezeichnet.

Freilich werden Sie ſagen, daß dieſer Unterſchied ſchon in den Dingen ſelber liegt, und daß ein jedes die Linie ſeines Umfanges gleichſam ſelber um ſich her ziehet; daß insbeſondre die Durchſichtigkeit der Luft ſehr vieles dazu beiträgt, uns den Unterſchied der Dinge auffallender zu machen, indem beſtändig Lücken zwiſchen denſelben zu ſeyn ſcheinen. Allein dieſen Unterſchied ſelbſt muß doch die Sprache erſt bezeichnen, wenn er uns nicht in demſelben Augenblick, da wir ihn bemerkt haben, wieder entwiſchen ſoll. Der auffallendſte Unterſchied der Dinge, in unſrer Vorſtellung, preßte zwar zuerſt das Wort hervor, aber eben durch das Wort ward nachher der Unterſchied ſelbſt wiederum genauer bezeichnet, und die Grenzlinien der Dinge immer beſtimmter gezogen. — Dadurch, daß wir das Ganze und das Einzelne in der Natur benennen lernen, werden wir immer vertrauter mit ihrem Anblick, und ſo oft wir ſie wieder ſehen, freuen wir uns, wie über das Antlitz eines Freundes, mit dem wir täglich bekannter werden, jemehr wir ihn von andern Menſchen unterſcheiden lernen.

Und jene ſüße Erinnerung an unſre verfloßnen Tage, was wäre ſie ohne die Sprache? Ein ödes Labyrinth halbverwiſchter Eindrücke, durch tauſend Lücken unterbrochen, worinn ſich wiederum die Gegenwart eines jeden Tages verlieren würde. Allein die Sprache iſt der unzerſtörbare Knäuel, von welchem wir den Faden abwickeln, der uns aus dieſem Labyrinthe unſrer Vorſtellungen den einzigen Weg zeigt. Wir machen es wie ein Wandrer, der in einem dichten, unwegſamen Gehölze, den Weg, den er wandelt, gerne wieder zurück finden will, und ſich einen Merkſtab nach dem andern hinſtellt, wornach er ſich richten kann, wenn er wieder umkehrt. So oft wir etwas ſehen oder hören, befeſtigen wir, durch das tönende Wort, einen Merkſtab in unſrer Seele, und wenn wir uns desjenigen, was wir geſehen oder gehört haben, wieder erinnern wollen, ſo dürfen wir uns nur nach dieſen Merkſtäben, als getreuen Wegweiſern, richten. Thäten wir das nicht, ſo würden wir mit unſrer Erinnrung nicht gerade auf die Dinge fallen, deren wir uns wieder erinnern wollen, ſondern würden mit ungewiſſen Schritten bald zur Rechten, bald zur Linken ausweichen, und niemals, als durch Zufall, auf den rechten Fleck treffen.

Wenn Sie auf Ihrem Altan ſtehen, ſo können ſie **Wieſe**, **Wald**, und **Fluß**, vermöge dieſer Benennungen, ſehr gut unterſcheiden: hätten Sie ſolche Benennungen nicht, wer müßte, ob nicht alle Gegenſtände vor ihren Augen gleichſam ineinanderfließen würden: aber das Wort ſchreibt nun jedem einzelnen Bilde ſeine Grenzen vor, und giebt ihm ſeine Geſtalt. Sind Sie von dem Altan in Ihr Zimmer gegangen, ſo ſteht das Bild von der ſchönen Gegend um Ihr Landhaus eben ſo lebhaft in Ihrer Seele, als ob es noch wirklich vor Ihren Augen ſtände: das macht, es hat durch die Worte, oder durch die Benennungen der einzelnen Gegenſtände, Feſtigkeit erhalten; wäre das nicht geſchehen, ſo würde alles nur noch vor Ihrer Seele ſchwanken.

Daß aber die Worte unſren Vorſtellungen eine ſolche Feſtigkeit geben, daran iſt die öftere Wiederhohlung Urſach. Das Wort kömmt beſtändig der Sache, und die Sache wieder dem Worte zu Hülfe. So oft wir einen Berg ſehen, erwacht zugleich die Vorſtellung von dem tönenden Merkmahle, womit wir denſelben einmal bezeichnet haben, und ſo oft wir dieß tönende Merkmahl hören, erwacht zugleich die Vorſtellung von dem Berge, den wir geſehen haben. Und doch iſt das tönende Merkmahl größtentheils von der Sache ſo verſchieden, daß es in unſrer Vorſtellung nicht leicht damit zuſammenfließen kann; welches auch ſehr nöthig iſt, denn die Merkſtäbe müſſen ja von den Bäumen des Waldes verſchieden ſeyn, durch welche ſie uns den Weg zeigen ſollen. Wir haben vielleicht aus eben dem Grunde von den Tönen in der Natur die ſchwankendſten Vorſtellungen, weil die Zeichen derſelben, in der Sprache, zu ſehr mit der bezeichneten Sache zuſammen fließen. — So wie nun alſo das Wort Berg der Vorſtellung von einem Berge endlich Dauer und Feſtigkeit gab, ſo geht es mit allen übrigen Wörtern, und dieſe öftere Wiederhohlung macht es allein, daß endlich die Bilder ſo feſt in unſerer Seele werden.

Aus den früheſten Jahren Ihrer Kindheit, ſo lange die Sprache den ſchwankenden Vorſtellungen in ihrer Seele noch keine Dauer und Feſtigkeit geben konnte, werden Sie ſich von dem, was Sie geſehen und gehört haben, wenig oder nichts mehr erinnern können. Das macht, ſie hatten noch keine

Merkmahle, woran ſie ihre eignen Vorſtellungen voneinander unterſcheiden konnten: dieſe floſſen daher entweder in eins zuſammen, verdrängten einander, oder verwirrten ſich untereinander. Sie konnten die Sonne noch nicht vom Himmel unterſcheiden, an dem ſie glänzte, und das Gemählde nicht von der Wand, woran es befeſtigt war. Die Vorſtellungen von den Tönen floſſen mit den Vorſtellungen von den Farben zuſammen, und verwirrten ſich auf mancherlei Art, ſo daß es beinahe eben ſo gut war, als ob ſie gar nichts geſehen oder gehört hätten. Mit den erſten Tönen aber, die Ihr Mund ſtammeln lernte, fing es auch an in Ihrer Seele Licht zu werden. Als Sie zuerſt die ſüßen Nahmen Vater und Mutter lallten, da konnten Sie in ihnen ſchon Ihre zärtlichſten Freunde, ſowohl von der todten und lebloſen Wand, als von allen übrigen Menſchen unterſcheiden: ſo oft Ihr Auge die lächelnde Mutter erblickte, dachten Sie auch den Nahmen **Mutter**, und ſo oft Sie dieſen Nahmen hörten, ſtand wiederum das Bild von dem lächelnden Antlitz der Mutter in Ihrer Vorſtellung da, wenn ſie ſelbſt gleich abweſend war. Nun war ſchon ein feſtes Bild in Ihrer Seele, wo ſich mehrere anſchließen konnten, die demſelben, eines nach dem andern, folgten, und ſo entſtand zuletzt das wunderbare, ſchöne Gewebe Ihrer Gedanken, welches nun durch die Zeit ſo feſt ineinander gewürkt iſt, daß nicht leicht mehr ein Faden daraus verlohren gehen kann.

Es ſcheinet, als ob der Schöpfer ſelbſt die Sprache, als ein ſo nothwendiges Bedürfniß des Menſchen, ſchon, von Anfang an, in die Schöpfung mit eingewebt habe; indem er einen ſo auffallenden Unterſchied in die Dinge legte, welche ſich zuerſt dem Menſchen darſtellten, daß gleichſam das Wort aus ſeinem Munde gepreßt wurde, womit er dieſen Unterſchied bezeichnen ſollte. Die Schöpfungsgeſchichte ſelbſt enthält hievon ſichtbare Spuren, und ſcheint uns auch einen Aufſchluß über die Entſtehung der menſchlichen Sprache zu geben. In dieſer ganzen ehrwürdigen Erzählung finden wir die Begriffe von **Unterſcheidung** und **Benennung**, allemal unmittelbar aufeinander folgend, eingewebt. Wir ſehen, wie in der ſchönſten Stuffenfolge, erſtlich die gröſten und auffallendſten, und dann allmälig die kleinern Unterſchiede durch die Sprache bezeichnet werden. Was für einen auffallendern Unterſchied giebt es in der ganzen Natur, als zwiſchen Licht und Finſterniß! Dieſer wird zuerſt bezeichnet, indem es heißt: Gott ſcheidete oder unterſchied das Licht von der Finſterniß, und nannte das Licht Tag, und die Finſterniß Nacht. Wie natürlich erklärt ſich dieſes, wenn wir ſagen: Gott legte durch den auffallenden Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß dem Menſchen gleichſam die Sprache in den Mund, daß er für jedes einen Nahmen fand. Auf den Unterſchied zwiſchen Licht und Finſterniß folgte der zweite groſſe Unterterſchied zwiſchen Himmel und Erde; und dann der dritte zwiſchen Erde und Waſſer. Es iſt gleichſam, als ob der betrachtende Menſch dieſe groſſen Unterſchiede erſt hätte bemerken müſſen, ehe noch ſeine Aufmerkſamkeit auf die kleinern fallen konnte. Nachdem er ſich oft über die größte Erſcheinung in der Natur, über den aufgehenden Tag und über die dämmernde Nacht gewundert hatte, ſo fiel ſeine Aufmerkſamkeit auf einen neuen Unterſchied, indem er erſt über ſich, und dann vor ſich nieder blickte, oben das glänzende Blau des Himmels, und zu ſeinen Füßen die dunklere, feſte Erde ſahe. Nachdem dieſer Unterſchied ſeine Sinne genug beſchäftiget hatte, ſo fing er nun an, auf der Erde ſelbſt, worauf ſonſt noch alles ohne

Figur und Geſtalt vor ſeinen Blicken ſchwankte, den auffallendſten Unterſchied zwiſchen der undurchſichtigen Erde und dem Spiegelhellen Waſſer zu bemerken. Und nun entdeckte er allmälig die kleinern Unterſchiede, zwiſchen den Gegenſtänden, die ihm ſonſt noch alle in eins zu fließen ſchienen; zuerſt hielt ſich ſeine *Aufmerkſamkeit an den lebloſen Gegenſtänden feſt, weil dieſe ſeiner Vorſtellung nicht ſo ſchnell entwiſchen konnten. Aufmerkſamer betrachtete er die Fläche der Erde, und prägte ſich ein Bild von den Bäumen und Pflanzen ein, die auf ihr wachſen; er blickte gen Himmel, und lernte nach und nach die Sonne, den Mond, und die Sterne, von dem Himmel, an dem ſie glänzten, unterſcheiden. Endlich gelang es ihm auch, ſich ein feſtes Bild von den lebenden und webenden Geſchöpfen, von den Vögeln unter dem Himmel, von den Fiſchen im Waſſer, und von den Thieren auf Erden, einzuprägen. Nachdem er auf die Weiſe die ganze Natur außer ſich unterſcheiden gelernet hatte, ſo gelangte er zu dem völligen ſüßen Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt, wodurch er ſich von allem, was ihn umgab, unterſchied. — Wie natürlich ſind dieſer Erzählung zugleich die ſimpelſten Begriffe von Zeit und Zahl mit eingewebt, welche durch die beſtändige Wiederkehr einer und ebenderſelben Naturerſcheinung, Morgen und Abend, nothwendig erweckt werden mußten; daher die öftere Wiederhohlung: ſo ward aus Abend und Morgen der erſte, zweite Tag, u. ſ. w.

So lange der Menſch noch ohne Sprache war, muß die Welt gleichſam ein Chaos für ihn geweſen ſeyn, worinn er nichts unterſcheiden konnte, wo alles wüſte und leer war, und Dunkel und Finſterniß herrſchte — Da aber die Sprache mit ihren erſten Tönen die ſchlummernde Vorſtellungskraft erweckte da fing es an zu tagen, und die Morgendämmrung brach hervor — Die Schöpfung, welche der Menſch vorher als eine unförmliche und ungebildete Maſſe betrachtet hatte, bekam nun allmälig in ſeiner Vorſtellung Bildung und Form, das blaue Gewölbe des Himmels zog ſich über ihm in die Höhe, und vor ihm ſank die Fläche der Erde — Die Waſſer ſammelten ſich in Meere und Flüſſe, und vor ſeinen Blicken ragte das Land empor — die Ceder und der Grashalm gewannen in ſeiner Vorſtellung Umfang und Geſtalt — die Sonne am Himmel ründete ſich in ſeinem Auge — jedes Thier erhielt ſeine Form, und ſtand in ſeiner eigenthümlichen Bildung vor ihm da.

So lernte der Menſch allmälig das Einzelne im Ganzen unterſcheiden — Wie ein Schiffer in trüber Dämmrung erſt nichts als Himmel und Waſſer ſiehet, dann in dunkler Ferne ein Land entdeckt, das ſich erſt unförmlich aus dem Meere emporhebt, bis es dem Auge immer näher kömmt, und immer mehr Geſtalt und Form gewinnt, daß der ſpähende Blick nach und nach Berge, Thäler und Flüſſe, und endlich gar Bäume, Hütten, und wandelnde Menſchen, darauf unterſcheiden kann, und nun die ganze ſchöne Landſchaft, geſchmückt mit Wäldern und Wieſen, und von Bächen und Flüßen durchſchnitten, im Glanz der Morgenſonne, vor ihm da liegt.

Achter Brief.

Entwicklung des Unterſchiedes der Wörter, in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie bezeichnen, mit Rückſicht auf ihre Verbindung zu einer zuſammenhängenden Rede.

Nach alle dem, was wir uns ſchon gelegentlich, ohne uns an eine gewiſſe Ordnung zu binden, von den einzelnen Wörtern ſowohl, als von der Sprache überhaupt, bemerkt haben, wird es uns ſehr leicht werden, alle unſre zerſtreuten Bemerkungen unter gewiſſe Rubriken zu bringen, und uns auf die Art ein Lehrgebäude von unſrer Sprache zu errichten, wozu wir bereits die Materialien geſammlet haben. Wir wollen alſo zu unſerm einmal gewählten Beiſpiele zurückkehren, und eine Anzahl Wörter nach der andern, welche uns von einerlei Art zu ſeyn ſcheinen, die Muſterung paſſiren laſſen. Nun giebt es gleich im Anfange einige Wörter, welche unſre Aufmerkſamkeit mehr als die übrigen auf ſich ziehn, worauf unſre Stimme im Leſen den meiſten Nachdruck ſetzt, und welche auch zum Unterſchiede von den übrigen Wörtern mit groſſen Anfangsbuchſtaben verſehen ſind; wir leſen nehmlich: bei frühem Morgen kam der arme Amyntas aus dem dichten Haine: über die vorhergehenden Wörter eilet die Stimme ſchnell hinweg, um auf den Wörtern **Morgen, Amyntas, Hain**, mit mehrerem Nachdruck ruhen zu können. Nun wollen wir einmal einen Verſuch machen, aus unſerm Beiſpiele alle die Wörter nebeneinander zu ſtellen, welche mit dieſen drei erſten von gleicher Beſchaffenheit zu ſeyn ſcheinen; alsdann wird es uns leichter in die Augen fallen, wie nöthig die übrigen Arten von Wörtern ſind, um die Lücken zwiſchen dieſen auszufüllen: nur bemerken Sie ſich noch, wo der Nahme Amyntas in einem Satze durch Er bezeichnet wird, daß wir da zuweilen dieſen Nahmen wiederhohlen, und wo ein Satz aufhört, allemal ein Punktum ſetzen wollen.

Morgen Amyntas Hain Beil
Rechte. Amyntas Stäbe Zaun
Laſt Schulter. Amyntas Eichbaum
Bach Bach Wurzeln Erde
Baum. Amyntas Baum Waſſer
Wipfel Spiel Wellen. Amyntas
Stäbe Schulter Stäbe Damm
Baum Erde. Damm Wurzeln
Erde Beil Schulter Arbeit
Schatten Baum Hain Stäbe.
Dryas Stimme Eiche Hirt
Belohnung Schafe Weide. Nymphe
Hirt Nachbar Palämon Aerndte.

Redlicher Palämon. Amyntas Segen
Heerde Bäume Früchte Hirt
Götter Redlicher.

Nun denken Sie ſich dieſe Wörter, wie ein Verzeichniß von Nahmen der Perſonen in einem Drama, nur mit dem Unterſchiede, daß dieſelben hier gerade in der Ordnung folgen, wie die Perſonen einmal, oder zu wiederhohlten malen, nacheinander auftreten, ſo daß man ſehen kann, welche von ihnen die Hauptrollen und welche nur Nebenrollen ſpielen. Eben ſo wenig wie nun die Perſonen eines Stücks, an und für ſich, das Drama ausmachen können, ehe ſie noch in verſchiedne Verhältniſſe und Verbindungen miteinander geſetzt ſind, eben ſo wenig können auch dieſe Wörter, als bloße Nahmen von Dingen, an und für ſich, eine zuſammenhängende Rede, oder eine Erzählung bilden, ehe noch eine ganz andre Art von Wörtern dazwiſchen kömmt, wodurch alles in Beziehung aufeinander und in Verbindung miteinander geſetzt wird. Wenn Sie die obigen Wörter herſagen, ſo werden Sie es bei ſich ſelber ſehr deutlich fühlen, daß Sie nicht eigentlich zuſammenhängend reden, oder etwas wirklich erzählen, ſondern bloß einzelne Dinge benennen. Die Ausdrücke, **kommen**, **tragen**, **ſehen**, **ſprechen**, ſind es erſt, wodurch die bloßen Benennungen einzelner Dinge zu einer wirklichen Rede, oder zu einer zuſammenhängenden Erzählung gemacht werden. So wie das Kommen, das Weggehen, das Reden der Perſonen miteinander und voneinander, und nicht die Perſonen einzeln und für ſich betrachtet, erſt das Drama ausmachen. Läſen Sie alſo folgende Wörter einzeln:

Morgen Amyntas Hain Beil Rechte
Stäbe Zaun Laſt Schulter Eichbaum
Bach Wurzeln Erde Damm Dryas
Stimme Belohnung Schafe Weide Palämon
Segen Heerde Götter.

ſo hätten Sie gleichſam erſt den Komödienzettel von dem Drama, das in Ihrer Vorſtellung aufgeführt werden ſollte. Aber eben ſo nothwendig, wie die Perſonen ſind, um ein Drama aufzuführen, eben ſo nothwendig ſind auch dieſe Wörter in der Sprache, welche ſich blos damit beſchäftigen, die wirklichen Dinge in der Welt einzeln und für ſich betrachtet, zu benennen. In der Welt iſt nichts ohne Zuſammenhang, und es giebt in ihr eigentlich kein Ding, das ganz von allen andern Dingen abgeſondert wäre. Wenn wir aber den Bau und die Zuſammenſetzung eines Kunſtwerkes einſehen wollen, ſo pflegen wir daſſelbe zu zergliedern, und ſeine Zuſammenſetzung eine Zeitlang aufzuheben, um ſie alsdann ſelber wieder herzuſtellen. Da wir nun den Zuſammenhang aller Dinge in der Natur, im eigentlichen Verſtande niemals aufheben können, ſo thun wir dieſes wenigſtens in unſrer Vorſtellung, indem wir uns die Dinge erſtlich, ohne allen Zuſammenhang, einzeln und abgeſondert denken, und alsdann die Lücken zwiſchen denſelben auf mancherlei Weiſe ausfüllen. Da ſich nun alle unſre übrigen Vorſtellungen an die Vorſtellungen von den abgeſonderten und für ſich allein betrachteten wirklichen Dingen feſthalten müſſen, und ſich alle unſre Gedanken um dieſelben herum drehen, ſo hat man die Wörter, womit man die wirklichen Dinge an und für ſich bezeichnet, **Hauptwörter** genannt; wir könnten ſie auch **Sachwörter** nennen, wollen aber bei der erſten Benennung bleiben, weil ſie einmal allgemein angenommen iſt: und nun wollen wir die Natur dieſer Wörter noch genauer zu erforſchen ſuchen, indem wir ſie untereinander ſelber unterſcheiden.

Die Hauptwörter ſollten freilich nur die wirklichen Dinge an und für ſich ſelber, und nicht ihre Beſchaffenheiten oder ihre Verhältniſſe untereinander bezeichnen, ſo wie das Perſonenverzeichniß eines Schauſpiels nur die Nahmen der ſpielenden Perſonen und noch nicht ihre Handlungen anzeigen ſollte. Allein ſo wie ehemals in den Schauſpielen die Handlungen und die Eigenſchaften der ſpielenden Perſonen oft auch wieder als Perſonen mit vorgeſtellet wurden, die man z. B. die *Zwietracht*, die *Gerechtigkeit*, u. ſ. w. nannte, ſo macht es unſre Sprache noch immer, indem ſie die Eigenſchaften, den Zuſtand, oder die Handlungen für ſich beſtehender Weſen von denſelben abſondert, und ſie wiederum als wirkliche Weſen darſtellt, welches uns freilich im Denken ſehr zu ſtatten kömmt: denn wenn wir z. B. ſagen: *die Dichtigkeit des Waldes*, ſo können wir uns von dem, was wir *dicht* nennen, eine weit lebhaftere Vorſtellung machen, als wenn wir ſagen, der dichte **Wald**, weil ſich in dieſem letztern Falle die Vorſtellung von dicht in der Hauptvorſtellung vom Walde verliert. Wir können alſo die Hauptwörter wiederum eintheilen, in ſolche, welche die Dinge anzeigen, die in der Natur wirklich für ſich beſtehen, als Baum, Vogel, Fiſch, und in ſolche, die etwas anzeigen, das nur an andern Dingen befindlich iſt, und das wir uns demohngeachtet ſo denken, als wenn es wirklich für ſich ſelber vorhanden wäre, als Fleiß, Armuth, Belohnung. Von der erſtern Beſchaffenheit ſind folgende Wörter:

Hain Beil Rechte Stäbe Zaun
Schulter Eichbaum Bach Wurzeln Erde

Waſ

Waſſer Wipfel Wellen Damm Schatten
Hirt Schafe Heerde Früchte Götter.

Bei allen dieſen Wörtern denke ich mir etwas, das in der Natur an und für ſich ſelber beſteht: es iſt kein einziges darunter, woran ſich meine Vorſtellung nicht allein ſchon feſthalten könnte, ohne ſich erſt an etwas andres anſchließen zu dürfen: und doch welch ein Unterſchied herrſcht wiederum unter dieſen Wörtern, wenn wir Z.B. die Wörter Hain und Baum, Heerde und Schafe nebeneinander ſtellen! Hier kommen wir auf das zurück, was ich ſchon in meinem vorigen Briefe berührt habe: die Sprache verdunkelt nehmlich oft durch ein vielumfaſſenderes Wort die kleinern Unterſchiede; ſie läßt Z. B. den Unterſchied zwiſchen Berg und Thal und Wald in unſrer Vorſtellung ſchwächer werden, um alles dieſes unter dem Ausdrucke Landſchaft auf einmal zu umfaſſen, ſo daß wir demjenigen, was wir uns als ein Ganzes denken wollen, einen größern Umfang geben. Eben ſo verdunkelt ſich der Unterſchied zwiſchen einer Menge einzelner Bäume, indem wir ſie alle unter dem Nahmen **Wald** zuſammen faſſen. Ja ſelbſt, indem wir **Baum** ſagen, wird der Unterſchied zwiſchen Stamm und Aſt und Zweig verdunkelt, indem wir alles dieſes unter dem Nahmen Baum in eins begreifen. Allein wenn ich **Baum** ſage, ſo denke ich mir doch immer etwas Gebildetes, das aus verſchiednen Theilen beſteht, die zu einem Ganzen zweckmäßig geordnet ſind, auch kann ich mir mehrere Bäume nebeneinander denken; ſage ich aber z. B. Erde, ſo denke ich mir die Theile, woraus ſie beſteht, nicht verſchieden, und nicht zu einem gebildeten Ganzen abzweckend, daher kann ich mir auch dasjenige, was ich Erde nenne, nicht mehrmal nebeneinander denken, denn es fließt immer in meiner Vorſtellung zuſammen, weil es nichts Gebildetes, ſondern eine unförmliche Maſſe iſt. Wir können alſo die Wörter, welche ſolche Dinge anzeigen, die in der Körperwelt für ſich beſtehen, wiederum eintheilen in ſolche, welche die gebildeten oder organiſirten, und in ſolche, welche die ungebildeten oder unorganiſirten Gegenſtände bezeichnen.

Von der erſtern Art ſind folgende:

Beil Stube Zaun Schulter Baum

Wurzel Wipfel Mann Schale.

Zu den organiſirten Gegenſtänden gehört nicht nur alles, was ins Thierreich und Pflanzenreich gezählet wird, ſondern auch dasjenige, was die Kunſt organiſirt hat, als

Uhr Haus Stuhl Thurm Nadel Ring.

Ferner rechnet die Sprache auch dasjenige dazu, was durch zufällige Einſchränkungen eine Art von Umfang oder Bildung erhalten hat, als

Bach Fluß Teich Welle Erdſcholle.

Zu den unorganiſchen Gegenſtänden zählet die Sprache alle die Materien, woraus die organiſirten Körper gebildet ſind, als

Fleiſch Blut Holz Eiſen Stein Erde.

Ferner alles das, worinn man nichts Einzelnes unterſcheiden kann, oder unterſcheiden will, und es alſo wie eine ungebildete Maſſe betrachtet, als

Erde Feuer Waſſer Mehl Sand Staub
Wald Heerde Volk Kraut Kohl Gras.

Bei den ſechs erſten Wörtern kann man das Einzelne gar nicht, oder doch nicht gut unterſcheiden, und bei den letztern will man es mit Fleiß nicht unterſcheiden, weil man es in der vielumfaſſendern Vorſtellung, die man ſich machen will, für zu unbedeutend hält. Wenn wir einen Wald von fern ſehen, ſo verſchwindet der Unterſchied zwiſchen den einzelnen Bäumen, alles fließt ineinander, und es iſt gleichſam, als ob wir eine einzige groſſe ungebildete Maſſe vor uns ſehen,

hen; wir ſagen daher nicht **das ſind Bäume**, ſondern **das iſt Wald**; eben ſo verſchwindet der Unterſchied zwiſchen den einzelnen Körnern, und zwiſchen den einzelnen Grashalmen, wegen der Kleinheit derſelben bei einer groſſen Menge, vor unſern Blicken; wir ſagen daher nicht, **das ſind Körner**, **und das ſind Grashalmen**, ſondern **das iſt Korn** und **das iſt Gras** — Wir fühlen es, daß dieſe Wörter, welche die **unorganiſirten** Gegenſtände bezeichnen, von einer beſondren Beſchaffenheit ſind, weil die Vorſtellungen, welche dadurch in uns erweckt werden, eigentlich nicht mehrmal nebeneinander beſtehen können; denn ich kann nicht ſagen, **die Korne, die Staube, die Sande** u. ſ. w., ob ich mir gleich zuweilen das zuſammengefaßte,

faßte, gleichſam als ein organiſirtes Ganzes denke, und es denn in meiner Vorſtellung mehrmal nebeneinander ſtelle, als wenn ich ſage **die Wälder, die Völker.** — Die unorganiſirten Stoffe in der Natur, in ſo fern ſie die Materie der organiſirten Gegenſtände ausmachen, gränzen ſchon ſehr nahe an die bloßen Beſchaffenheiten, die nicht für ſich ſelber beſtehen; denn ſo wie ich ſagen kann, der **Kaſten** iſt leicht oder ſchwer, ſo kann ich auch ſagen, er iſt von **Holz** oder von **Eiſen.** Auf die Weiſe verliert ſich eine Art von Wörtern immer unmerklich in die andre.

Nun giebt es noch einen Unterſchied zwiſchen den Wörtern, die ſolche Dinge bezeichnen, die wirklich in der Natur für ſich beſtehen, welcher ſich vorzüglich auf die Wichtigtigkeit der Gegenſtände gründet. Alles ſehr Große in der Natur, und alles, was mit dem Menſchen ſelber in näherer Verbindung ſteht, bekömmt einen eignen **Nahmen**, der ſonſt keinem Dinge in der Welt zukömmt. **Das Unwichtigere** muß ſich mit dem **allgemeinen Nahmen** begnügen, der immer allen Dingen von einerlei Art zukömmt, ſie mögen nun in der Welt zerſtreut ſeyn, wo ſie wollen.

Eigne Nahmen führen daher nur die Menſchen, und einige Thiere, welche der Menſch ſeiner beſondern Aufmerkſamkeit werth hält. Ferner das Große in der Natur, als große Wälder, Berge, Flüſſe, Meere, Inſeln, Länder, Städte, u. ſ. w. In unſrer Erzählung führen nur die beiden Hirten, Amyntas und Palämon, eigne Nahmen, der Bach, der Wald, und der Baum führen allgemeine Nahmen, und ſelbſt die Göttin des Baumes muß ſich mit dem Nahmen einer Dryas, der allen Waldgöttinnen zukömmt, begnügen laſſen. Eine Uhr, ein Stuhl, ein Zimmer, bekommen auch keine eigne Nahmen, aber wohl ein Haus, indem es von ſeinem Beſitzer benannt wird, eine Straße, eine Stadt u. ſ. w. Die allgemeinen Nahmen werden in eigne Nahmen verwandelt, indem eins von den Wörtern der, die, oder das, als ein Zeichen, daß man ſich einen einzigen wirklichen Gegenſtand darunter denken ſoll, denſelben vorgeſetzt wird: denn wenn ich ſage, der Baum, von dem ich rede, ſo unterſcheide ich ihn durch das vorgeſetzte der von allen andern Bäumen in der Welt, dieſes der muß aber durch das Folgende wiederum erſt ſeine beſtimmende Kraft erhalten. Wollten wir Menſchen und Oerter immer mit den allgemeinen Nahmen Menſch und Ort benennen, wie vieles würden wir hinzuſetzen müſſen, um einen Menſchen von allen andern, und einen Ort von allen andern zu unterſcheiden!

Wir müſſen uns nun mit einer Art von Wörtern näher bekannt machen, deren in unſrer mahleriſchen Erzählung nur ſehr wenige vorkommen; die eigentlich kein einzelnes deutliches Bild, ſondern eine ganze Reihe dunkler Vorſtellungen auf einmal in unſrer Seele erwecken, wovon das Reſultat ein Gedanke iſt. Ein Kind, welches erſt anfängt reden zu lernen, wird ſich wohl etwas bei dem Worte Baum, aber gewiß noch nichts bei dem Worte Belohnung denken: giebt man ihm aber z. B. für eine kleine Arbeit, die es verrichtet hat, einen Apfel, und ſagt dabei: dieſer Apfel iſt deine Belohnung, ſo wird es ſich das erſtemal bei dem Worte Belohnung noch wenig denken; bis es nachher einmal wieder für eine andre Arbeit etwa ein Stück Kuchen oder eine Puppe erhält, wobei ihm geſagt wird, daß dieſes die Belohnung für ſeine gethane Arbeit ſey: wenn es nun das Wort Belohnung wieder hört, ſo wird es ſich dunkel an die Puppe, an das Stück Kuchen, an den Apfel, und zugleich an die jedesmalige Arbeit zurückerinnern, nach deren Vollendung es dieſe Sachen empfing; auch wird die Vorſtellung von der Perſon, von welcher es jene Dinge erhielt, erweckt werden. Dieſe Reihe von Vorſtellungen wird nun das Kind ſehr ſchnell durchlaufen, es wird ſich aber demohngeachtet an einer beſonders feſtzuhalten ſuchen; und wenn es hört, daß jemand eine Belohnung erhalten habe, ſo wird es denken, derſelbe habe für eine kleine Arbeit entweder ein Stück Kuchen, oder einen Apfel, oder eine Puppe bekommen. Man ſiehet alſo leicht, daß die Erfahrung den Begriff von Belohnung erſt zur Reife bringen muß: je älter das Kind wird, deſto mehr werden ſich die einzelnen Vorſtellungen häufen, die es bei dem Worte Belohnung durchlaufen muß; dadurch erhebt ſich nun der Begriff von Belohnung immer mehr vom Bilde zum Gedanken; je mehrere ſich der einzelnen Vorſtellungen zuſammendrängen, und je dunkler die einzelnen Bilder werden, deſto reiner und lichtvoller wird der allgemeinere Begriff, der ſich aus denſelben bildet. So entſteht in unſrer Seele Klarheit aus der Dunkelheit — ſo wie unſre Augen ſich verſchließen, um unſern Gedanken Licht zu geben, ſo muß unſre Einbildungskraft ſich verdunkeln, wenn es im Verſtande helle werden ſoll.

Welch einen feinen Unterſchied zwiſchen den Begriffen macht die Sprache, wenn wir von jemanden ſagen, er belohnet ſchlecht, ſein Belohnen iſt ſchlecht, ſeine Belohnung iſt ſchlecht, und ſein Lohn iſt ſchlecht. Bei dem erſten Ausdruck fügt ſich die Vorſtellung von belohnen unzertrennlich an die Vorſtellung von der handelnden Perſon hinan, und fließt mit ihr zuſammen; bei dem andern fängt man an, die Vorſtellung belohnen von der Perſon unabhängig zu machen, und ſie dadurch zu einem allgemeinern Begriffe zu erheben; bei dem dritten denkt man ſich belohnen ſchon an die Sache hinan, welche jemand zur Belohnung erhält; bei dem viertem ſtellt man ſich belohnen an einer Sache vor, welche jemand zur Belohnung ſchon erhalten hat.

In unſerer Erzählung figuriren nun die Wörter

Laſt Spiel Arbeit Belohnung Segen.

unter den übrigen Hauptwörtern, als ob ſie mit denſelben von gleichem Range wären, und doch zeigen ſie keine wirkliche Weſen, ſondern nur gewiſſe Verändrungen und Verhältniſſe an, welche wir uns an wirkliche Weſen hinandenken, und von dieſen hinangedachten Begriffen denſelben alsdann noch einen beſondren Nahmen geben: ſo wurden die Stäbe eine Laſt, der Wipfel ein Spiel der Wellen, der gebaute Damm eine Arbeit, das, was Amyntas für ſeine Arbeit empfangen ſollte, eine Belohnung, und die Schaafe und Früchte, welche er mehr, als er vorher beſaß, erhielt, ein Segen genannt. Man dachte ſich alſo die Vorſtellungen von laden, ſpielen, arbeiten, belohnen, ſegnen, von den handelnden Perſonen hinweg, und an die wirklichen Dinge hinan, worauf dieſe Handlungen übergegangen waren, ten, und kleidete ſie in dieſe neuen Begriffe ein, welche nun eben dadurch, daß ſie ſich um die wirklichen Weſen gleichſam herzogen, neue Weſen zu bezeichnen ſchienen, da ſie doch nur die alten in einer veränderten Tracht darſtellten. Daher kömmt es auch, daß Amyntas unter verſchiednen Nahmen auftritt, indem man ihn mit dem Begriffe von einer Handlung, nehmlich dem Hüten der Schaafe, und nachher mit dem Begriffe von einer Eigenſchaft, nehmlich redlich, überkleidet, und ihn daher den Hirten, und in der Folge den Redlichen nennt. Die Erde, die Amyntas grub, ſobald ſie anfing, den Fluß in ſeinem Laufe zu hemmen, hieß ſie ein Damm. Die feinen Uebergänge und allmäligen Verwandlungen in den Begriffen, in ſo fern wir uns etwas nur als an andern Dingen, oder an und für ſich ſelbſt beſtehend, denken, werden Sie aus der Nebeneinanderſtellung folgender Wörter ſehen:

ich lade	das Laden	die Ladung	die Laſt
ich ſpiele	das Spielen	— —	das Spiel
ich arbeite	das Arbeiten	die Bearbeitung	die Arbeit
ich belohne	das Belohnen	die Belohnung	der Lohn
ich ſegne	das Segnen	die Segnung	der Segen.

Sie ſehen hieraus, wie gern wir die Veränderungen und Verhältniſſe zwiſchen den Dingen an die Dinge ſelbſt hinandenken, und wie geſchäftig unſre Einbildungskraft iſt, auf die Weiſe demjenigen, was nicht für ſich beſteht, eine Art von unabhängigem Daſeyn beyzulegen. Allein dieſes geſchiehet auch oft, ohne daß eine Veränderung an irgend etwas hinangedacht wird, sondern man betrachtet die Veränderungen ganz allein an und für ſich ſelber, als ein für ſich beſtehendes Weſen: ſo ſagt man, der **Morgen**, der **Abend**, der **Frühling**, wodurch bloße Verändrungen in der Natur angezeigt werden, die man ſich aber, figürlicherweiſe, als wirkliche Weſen denkt. Alle Vorſtellungen des Menſchen müſſen nehmlich erſt durch ſeine Vorſtellung von ſich ſelber durchgehn; was Wunder alſo, wenn der Menſch alles das, was er außer ſich bemerkt, es mögen nun bloße Eigenſchaften oder Verändrungen von Dingen ſeyn, in wirkliche Weſen verwandelt, denen er gleichſam das Gepräge ſeiner Wirklichkeit aufdrückt? was Wunder, daß auf die Weiſe alles mit Gottheiten, und mit figürlichen Weſen erfüllet ward, die bloß in der Vorſtellung des Menſchen ihre Rolle ſpielten? ja, daß eine ganze neue Welt von Vorſtellungen ſich ihm eröfnete, in welcher die Veränderungen und die Eigenſchaften der Dinge wiederum in eben ſolche Beziehungen und Verhältniſſe, als vorher die wirklichen Dinge, geſetzt wurden; und daß man nun anfing, ganze Summen von Vorſtellungen zuſammenzuſetzen, da man vorher nur mit einzelnen Bildern und Vorſtellungen umzugehen wußte. Von der Betrachtung unzähliger einzelner Dinge, die man gut, wahr, und ſchön gefunden hatte, erhub man ſich nun zu der Betrachtung des Guten, Wahren, und Schönen ſelbſt. Die Melodie unſrer aufeinanderfolgenden Vorſtellungen verwandelte ſich in Harmonie, wo die einzelnen

Töne ſich in den herrſchenden Zuſammenklang verlieren: und ſo konnten wir nun über das **Gute**, **das Wahre**, **das Schöne**, an und für ſich ſelber, Betrachtungen anſtellen, indem wir es uns an keinem Dinge **nothwendig** dachten, ſondern es uns **hinandenken** konnten, **wohin** wir **wollten**. Und welche feine **Unterſchiede** macht hier **wiederum** die **Sprache**, indem ſie eine Eigenſchaft erſt als bloße Eigenſchaft, und dann als ein für ſich beſtehendes Weſen darſtellt, wie in den Ausdrücken:

der ſchöne Baum, die Schönheit des Baumes,
das Schöne an dem Baume,

wo ich mir die Vorſtellung ſchön erſt in den Baum hineindenke; ſie alsdann davon abſondre, und ſie mir als ein für ſich beſtehendes Weſen denke, doch ſo, daß dieſer ſchwankende Begriff erſt durch die Vorſtellung vom Baume ſeine Beſtimmung erhält; bis ich endlich die Vorſtellung ſchön von dem Baume ganz unabhängig mache, indem ich es mir als ein Ganzes vorſtelle, das in der Natur verbreitet iſt, und das ich nun auch an dem Baume bemerke. Eben ſo ſagen wir:

die große That. die Größe der That,
und, das Große in der That.
der wahre Gedanke, die Wahrheit des Gedanken,
und, das Wahre in einem Gedanken.

Wie erhebt ſich nun der Geiſt, wenn ſtatt der Einbildungskraft unſer Verſtand beſchäftiget wird; wenn keine Bilder mehr, ſondern Gedanken in unſrer Seele erweckt werden. Bei einer Erzählung, die wir hören oder leſen, verhalten wir uns bloß leidend, indem wir ein

Bild nach dem andern in uns empor ſteigen ſehen; aber bei einer Unterſuchung oder Betrachtung z. B. über die Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn wir gleich eine ſolche Betrachtung nur anhören oder leſen, wird unſre Denkkraft in Thätigkeit geſetzt; unſre Seele arbeitet mit Begriffen, die ſie untereinander ordnen und in Verbindung ſetzen muß, und wo nicht die einzelnen Eindrücke, welche durch jedes Wort auf uns gemacht werden, ſondern der Zuſammenhang zwiſchen mehrern, erſt Deutlichkeit in unſre Vorſtellung bringen kann.

Hören Sie z. B. die Worte, er welkte dahin wie eine Blume, in einer Erzählung, wo von einem einzelnen Menſchen, an deſſen Schickſale Sie Antheil nehmen, die Rede iſt; ſo werden Sie dabei eine ſanfte

Wemuth empfinden — aber wie verwandelt ſich plötzlich dieſe Wehmuth in ein ſtilles, erhabnes und ernſtes Nachdenken, wenn Sie unter die Vorſtellung von der welkenden Blume, nun das ganze menſchliche Geſchlecht zuſammenfaſſen, indem Sie in einer der vortreflichſten Schilderungen von der Nichtigkeit des menſchlichen Lebens die Worte leſen: Der Menſch, vom Weibe gebohren, lebet kurze Zeit, und iſt voll Unruhe, fällt ab wie eine Blume, fleucht wie ein Schatten, und bleibet nicht — Indem Sie folgende Worte leſen: Die Ueberwindung großer Schwierigkeiten erzeugt große Empfindungen, und iſt der Keim zu neuen großen Unternehmungen, ſo wird faſt kein einziges Bild in Ihrer Seele erweckt; bei den einzelnen Wörtern entſtehen in Ihnen keine deutliche Vorſtellungen, aber der Zuſammenhang aller dieſer Wörter erweckt in Ihnen einen Gedanken. Welch ein Unterſchied, wenn ſie ſagen:

der arme Amyntas — kam — aus dem dichten Haine;

und

die Ueberwindung groſser Schwierigkeiten — erzeugt — groſse Empfindungen.

Dort dachten Sie ſich eine wirkliche Perſon; hier ſind Sie genöthigt, ſich eine Handlung als eine Perſon zu denken; **kommen** ſagten Sie im eigentlichen Verſtande von dem Manne; von der Ueberwindung können Sie nur in ſehr figürlichem Verſtande ſagen, daſs ſie etwas erzeugt; der arme Amyntas und der dichte Hain waren zwei wirklich für ſich beſtehende Dinge, die Sie miteinander durch die Vorſtellung von herauskommen in ein gewiſſes Verhältniß ſetzen; Ueberwindung und Empfindung zeigen ſelber nur Verhältniſſe zwiſchen uns und den Dingen außer uns an, die Sie durch die Vorſtellung, daß eines das andre erzeugt, wieder in ein neues Verhältniß ſetzen, gleichſam, als ob überwinden ein Weſen wäre, daß das empfinden erzeugen könnte; und eben ſo wie dem Haine, als einem wirklichen Weſen, die Eigenſchaft dicht zugeſchrieben ward, ſo wird auch hier dem empfinden, gleichſam als einem wirklichen Weſen, die Eigenſchaft groß zugeſchrieben, ja ich denke es mir gar mehrmal, ſo wie ich mir z. B. mehrere Bäume nebeneinander denke, da doch ſonſt alles, was ich empfinden nenne, in meiner Vorſtellung immer in eins zuſammenfließt. So wie Amyntas durch den Zuſatz arm genauer bezeichnet ward, ſo bekömmt Ueberwindung durch den Zuſatz großer Schwierigkeiten eine nähere Beſtimmung, weil ich mir überwinden nicht denken kann ohne etwas, das überwunden wird; und hier wird wiederum die bloße Beſchaffenheit ſchwer, die man ſich nicht anders als an einem andern wirklichen Dinge denken kann, in dem Worte Schwierigkeit, wie ein für ſich beſtehendes Weſen, dargeſtellt, und eben ſo wie das empfinden in unſrer Vorſtellung vervielfältiget: und nun wird demjenigen, was an ſich ſelber nur eine Beſchaffenheit iſt, in dem Worte groß wiederum eine Beſchaffenheit beigelegt. Wenn Sie alſo dieſe Begriffe, von alle dem fremden Schmuck, den ihnen die Sprache geliehen hat, wieder entkleiden wollen, ſo werden ſie in folgender Geſtalt da ſtehen:

überwinden groß ſchwer erzeugen groß empfinden.

Weil nun dieſes lauter Wörter ſind, die keine für ſich beſtehende Weſen anzeigen, an denen ſich meine Vorſtellung feſt halten könnte, und ich mir doch zwiſchen **überwinden, ſchwer und empfinden** ein gewiſſes Verhältniß denken will, ſo erhebe ich dieſe drei Wörter, durch die hinzugefügten Silben ung und keit zu dem Range ſolcher Wörter, welche für ſich beſtehende Weſen anzeigen, und ſage nun, die **Ueberwindung**, die **Schwierigkeit**, die **Empfindung**: und nun habe ich gleichſam in meiner Vorſtellung erſt gewiſſe Punkte feſtgeſetzt, wo ich von einem zum andern Linien ziehen kann. So wie ich mir nun **überwinden** und empfinden nur figürlicher oder gleichnißweiſe als für ſich beſtehende Weſen denke, ſo drücke ich auch das Verhältniß zwiſchen beiden auf eine figürliche Art, durch das Wort erzeugen aus; ja ich ſage wohl gar, die **Ueberwindung großer Schwierigkeiten iſt die Mutter großer Empfindungen**, ſo wie es nachher heißt, daß eben dieſe Ueberwindung der Keim groſſer Unternehmungen ſey: auf die Weiſe wird auch ſogar das Verhältniß oder die Art und Weiſe, wie eines von dem andern hervorgebracht wird, und ſich aus dem andern entwickelt, zu einem für ſich beſtehenden Weſen in unſrer Vorſtellung erhoben, indem es erſtlich die Mutter und dann der Reim genannt wird.

Aber wie vielumfaſſend ſind nicht die Vorſtellungen, welche durch die Wörter, Ueberwindung, Schwierigkeit u. ſ. w. in Ihrer Seele erweckt werden! Bei Ueberwindung können Sie ſich einen ſiegenden Herkules, einen mächtigen Redner, einen beherzten Steuermann auf dem wilden Meere, und ſo viele tauſend andre Perſonen und Arten zu überwinden denken, wie Sie wollen; bei dem Worte Schwierigkeiten können Sie ſich eine vielköpfigte Hydra, ein vor Wuth raſendes Volk, ein tobendes Meer, und tauſend andre Dinge vorſtellen, die alle ſchwer zu überwinden ſind; unter Empfindung können Sie alles das begreifen, was

Sie in Ihrem ganzen Leben empfunden haben, es mag nun Freude, Schmerz, oder was es wolle, geweſen ſeyn. Eben ſo, als wenn Sie ſagen, zwei mal zwei iſt vier, und ſich nun zweimal zwei Bäume, zweimal zwei Häuſer, oder alles was Sie in der Welt wollen, unter dem zweimal zwei denken können; Sie denken ſich aber mit Fleiß nichts darunter, ſondern wollen weiter nichts als den reinen Begriff von den Zahlen übrig behalten, die Sie nun in ein ſolches Verhältniß miteinander ſetzen, daß eine neue Zahl vier daraus erzeugt wird. Denken Sie ſich alſo die Wörter, womit man bloße Eigenſchaften, Verändrungen oder Verhältniſſe der Dinge, als wirklich für ſich beſtehende Weſen, bezeichnet, wie die unbenannnannten Zahlen, deren man ſich bedienet, um größere Summen von Dingen in der Geſchwindigkeit zu berechnen. Einzeln genommen erwecken die unbenannten Zahlen gar keine oder doch nur die ſchwächſten Vorſtellungen in Ihrer Seele, aber wenn ſie miteinander in Verbindungen und Verhältniſſe geſetzt werden, dann wird Ihr Geiſt beſchäftiget, dann denken Sie, vermittelſt derſelben, ohne ſich an Bildern feſt zu halten, mit eben der Leichtigkeit über die Verhältniſſe des verſchiednen Umfanges aller Dinge, als über die Verhältniſſe ſinnlicher Gegenſtände nach.

Ich habe mich bei der Erklärung dieſer Wörter, wodurch wir ganze Summen unſrer einzelnen Vorſtellungen bezeichnen, und ſie mit leichter Mühe, auf mannichfaltige Weiſe, ordnen und in Verbindung ſetzen, etwas lange aufhalten müſſen, weil wir uns in dieſem Felde noch wenig vorgearbeitet hatten. Denn unſer gewähltes Beiſpiel konnte, als eine Erzählung, nur ſehr wenige dieſer Wörter enthalten, welche man vorzüglich in philoſophiſchen Abhandlungen aufſuchen muß. Den abſtechenden Unterſchied zwiſchen dieſen und den übrigen Wörtern, in Anſehung des Eindrucks, den ſie im Zuſammenhange auf die Seele machen, werden Sie ſehr lebhaft empfinden, wenn Sie erſt ein Stück aus unſerm Geßner, und dann unmittelbar darauf eine Seite in Mendelsſohns philoſophiſchen Schriften leſen.

Neunter Brief.

Fernere Entwickelung des Unterſchiedes der Wörter, in Anſehung der Gegenſtände, welche ſie entweder nur in unſrer Vorſtellung oder auch außer derſelben bezeichnen. Licht und Schatten in der Sprache.

Nun können wir wieder ſchnellere Schritte vorwärts thun, weil wir einen gebahntern Weg vor uns ſehen. Wir haben nehmlich ſchon mehrmal bemerkt, daß wir ſelbſt unter denjenigen Wörtern, die etwas für ſich beſtehendes in der Natur anzeigen, als Baum, Bach, u. ſ. w. doch keine einzelne für ſich be-

beſtehende Sache denken, ſondern z. B. unter Baum, alles was in der Welt Baum heißt, zuſammenfaſſen würden; wenn wir nicht durch eines von den kleinen Wörtern der, die oder das, ein einzelnes Ding, aus der Menge aller übrigen heraus heben könnten, um es uns, nicht nur in unſrer Vorſtellung, ſondern auch außer uns, als wirklich vorzuſtellen, indem wir z. B. ſagen, **der** Baum, welcher da ſteht, **das** Waſſer, welches dort fließt, **die** Wieſe, die hier vor mir liegt. Durch die kleinen Wörter, der, die oder das, denken wir uns alſo eine Sache, von der wir reden, aus unſrer Vorſtellung heraus, ſo daß wir ſie uns nicht, nur in unſern Gedanken, ſondern auch außer uns, als wirklich für ſich beſtehend, vorſtellen. Wollen

len wir aber von einer Sache bloß als von einer Vorſtellung in uns reden, ſo ſetzen wir vor das Hauptwort ſtatt der, die oder das nur das Wörtchen ein: ſagen Sie alſo z. B. ich ſehe einen Baum, ſo reden Sie von dem Baume nur, in ſo fern er in Ihrer Vorſtellung da ſteht; fahren Sie aber fort, der Baum iſt grün, ſo denken Sie ihn aus Ihrer Vorſtellung heraus, indem Sie ihm, außer ſich, ein wirkliches Daſeyn beilegen; ſagten Sie aber, ein Baum iſt grün, ſo würden Sie wiederum nur von einem Baume in Ihrer Vorſtellung reden. Durch das Wörtchen ein heben wir alſo unter allen Bäumen in unſrer Vorſtellung, und durch das Wörtchen der unter allen wirklichen Bäumen, einen einzigen heraus, worauf wir unſre Aufmerkſamkeit insbeſondre heſten. Hieraus werden Sie ſich nun die Natur dieſer kleinen Wörter in der Sprache leicht erklären können, wenn Sie in unſerm Beiſpiele Achtung geben, bei welchen Hauptwörtern die kleinen Wörter ein, der, die oder das auftreten, und ſich dabei an die einzelnen Bemerkungen zurückerinnern, welche wir ſchon gelegentlich über dieſe Art von Wörtern angeſtellet haben: beiläufig bemerken Sie ſich noch, daß man ſie in der Kunſtſprache Artikel nennet.

Mit dieſen Artikeln ſteht nun eine andre Art von Wörtern in der genaueſten Verwandſchaft, wovon unſer Beiſpiel einige enthält, die wir hier nebeneinander aufſtellen, und dann die Lücken zwiſchen denſelben ergänzen wollen:

ſeine Rechte — er hatte ſich Stäbe geſchnitten — er trug ihre Laſt — ſeine Wurzeln — du Baum — dieſes Waſſer — dein Wipfel — ſeine Wellen — ſein Beil — ſollt ich unbelohnt dich weglaſſen — ſage mir — was wünſcheſt du — laß ihn geſund werden —

Dasjenige, was wir nun ſchon einzeln bei den Wörtern ſein, er, du, dieſes, u. ſ. w. bemerkt haben, wird uns hier zu ſtatten kommen, um uns die Natur dieſer Wörter zu erklären. Sie ſind gleichſam die ſubtilen Fäden, wodurch oft die entferntern Bilder in unſrer Seele mit den nähern zuſammengehängt werden, wie wir in unſerm Beiſpiele geſehen haben. Um ſie aber näher kennen zu lernen, wollen wir ſie jetzt in verſchiedne Klaſſen eintheilen, und ſie auf die Weiſe vor uns vorüber gehen laſſen. Welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen, wenn ich ſage:

dieſer Baum – du Baum – dein Wipfel –
und welcher (nehmlich Baum).

Durch dieſer beſtimme ich den Standort des Baumes, indem ich gleichſam mit dem Finger auf denſelben zeige; durch du lege ich ihm gleichſam eine Perſönlichkeit bei, indem ich ihn, als ein vernünftiges Weſen, anrede; durch dein wird die beigelegte Perſönlichkeit gleichſam fortgeſetzt oder erhalten, ob man gleich nur von demjenigen redet, was zu dem Baume gehört, oder was derſelbe beſitzt; durch welcher, wenn ich z. B. ſage, der Baum, welchen ich ſehe, iſt grün, führe ich die Handlung meines Sehens auf eben den Baum zurück, von welchem ich ſage, daß er grün iſt, ſonſt müßte ich mich ſo ausdrücken, ich ſehe einen Baum, und der Baum iſt grün; wir ziehen alſo durch welcher

cher einen Satz gleichſam in den andern hinein.

Sie ſehen leicht, daß dieſer nur eine Erhöhung oder Verſtärkung des Artikels der iſt, welcher auch oft anſtatt deſſelben geſetzt wird, wo man aber im Reden einen ſtärkern Ton darauf legt, indem man z. B. auf jemanden zeigt, und ſagt, der Mann da! So wie ich nun durch dieſer, dieſe oder dieſes das Nähere anzeige, ſo deute ich durch jener, jene oder jenes das Entferntere an.

Was nun aber das Wort Du anbetrift, ſo wird uns daſſelbe auf einige wichtige Bemerkungen in Anſehung der Sprache leiten. Durch Du legten wir nehmlich dem Baume eine Perſönlichkeit bei, oder wir betrachteten ihn gleichſam, als ob er ein Menſch wäre: eben das würden wir auch durch das Wort ich thun, wenn wir ihn redend einführten; und durch er, wenn wir von ihm, als von einer abweſenden Perſon ſprächen. Daß aber auch das er den Baum als eine Perſon bezeichnet, ſehen wir daraus, weil man eine abweſende Perſon, wenn ſie männlichen Geſchlechts, mit er, und wenn ſie weiblichen Geſchlechts iſt, mit ſie benennet, indem man z. B. ſagt, er kömmt, ſie kömmt. Indem man alſo von dem Baume ſagt, er iſt grün, ſo redet man von ihm, als von einer Perſon männlichen Geſchlechts, und indem man von der Roſe ſagt, ſie blühet, ſo redet man von ihr, als von einer Perſon weiblichen Geſchlechts. So drückt der Menſch auch in dieſer Abſicht der lebloſen Natur ſein Gepräge auf. Alles lebloſe, was man ſich als ſtark, groß, wirkſam, oder auch wohl als ſchrecklich denkt, wird, wenn man ihm eine Perſönlichkeit beilegt, mit dem männlichen Geſchlechte verglichen; alles aber, was man ſich als ſanft, leidend oder angenehm denkt, vergleicht man, in dem Falle, daß man ihm Perſönlichkeit zuſchreibt, mit dem weiblichen Geſchlechte, daher kömmt es nun, daß wir z. B. ſagen.

der Baum,	die Blume,
der Wald,	die Wieſe,
der Zorn,	die Sanftmuth,
der Haß,	die Liebe.

Wo denn auch der härtere, männlichere Artikel der in das ſanftere die hinüberſchmilzt. So ſcheinet die Sprache auch alles lebloſe in der Welt zu paaren, indem ſie zu etwas Größern oder Stärkern immer etwas Aehnliches aufzufinden weiß, das nur kleiner oder ſchwächer, aber ſchöner und angenehmer iſt.

Sehen Sie dieſes als einen kleinen Kommentar über die Worte unſres **Klaudius** an:

und in der großen Gotteswelt
iſt alles Mann und Weib —

Was man aber in der Natur nicht ſo wichtig oder nicht ſchicklich fand, ihm das menſchliche Gepräge aufzudrücken, bezeichnete man, wenn man davon ſprach, weder durch **er** noch **ſie**, ſondern durch **es**, und ſchloß es auf die Art gewiſſermaßen von der Perſönlichkeit aus, indem man es unter die Sachen rechnete. Ja ſogar, wenn man von Menſchen mit dem Begriffe von ihrer Kleinheit redet, zählet man ſie eine Zeitlang unter die Sachen, als wenn man z. B. ſagt, **das Kind**, **das Männchen**. Wir ſehen, wie ſich hier wiederum der Artikel nach der Vorſtellungsart bequemet, und ſowohl das männliche r als das weibliche ie, mit dem unbeſtimmten ſ vertauſcht. Wenn Sie folgende Wörter untereinander ſetzen, ſo werden Sie ſehen, wie die erſtern gleichſam den Keim zu den folgenden enthalten:

Mann,	Weib,	Sache,
der,	die,	das,
dieſer,	dieſe,	dieſes,
er,	ſie,	es,
welcher,	welche,	welches.

Durch die erſtern drei Wörter denken Sie etwas erſt aus Ihrer Vorſtellung heraus; durch die andren denken Sie es an einen gewiſſen Ort hin; durch die folgenden er, ſie, es, benennen Sie nun dasjenige, was Sie ſich ſchon einmal aus Ihrer Vorſtellung heraus, und an einen Ort hin, gedacht haben: Sie laſſen daher auch bei er, ſie, und es das beſtimmende d weg, wodurch eigentlich das wirkliche Daſeyn außer Ihrer

Vorſtellung angezeigt werden ſoll, weil dieſes ſchon einmal vorausgeſetzt ward; durch die letztern welcher, welche, welches, benennen Sie ebenfalls etwas, das Sie ſich ſchon außer Ihrer Vorſtellung als wirklich gedacht haben, mit dem Nebenbegriffe irgend einer Beſchaffenheit, welche durch das vorgeſetzte welch bezeichnet wird. So wie das d die Wirklichkeit desjenigen, was wir uns vorſtellen, anzeigt, ſo zeigt das w die Art der Wirklichkeit oder die Beſchaffenheit desjenigen an, was wir uns ſchon als wirklich vorgeſtellet haben. Wenn Sie folgende beiden Ausdrücke nebeneinander ſtellen:

der Baum, welcher da ſteht, iſt grün; und
der Baum (er ſteht da) iſt grün,

ſo werden Sie den Unterſchied zwiſchen denſelben leicht bemerken, und ſich zugleich die wahre Natur des Worts welcher daraus erklären können. In dem erſtern Ausdruck, denken Sie ſich das da ſtehen des Baumes, den Sie durch er bezeichnen, vermittelſt der vorgeſetzten Silbe welch, als eine Beſchaffenheit, in denſelben hinein, und verwandeln auf die Weiſe zwei Sätze in einen: der andre Ausdruck wird immer in zwei Sätze zerfallen, Sie mögen es machen, wie Sie wollen, weil die Silbe welch darinn fehlt. Weil wir uns nun bei unſern Fragen gemeiniglich nach den Beſchaffenheiten der Dinge erkundigen, ſo fangen ſie ſich auch gemeiniglich mit w an: als wenn wir fragen, wer iſt da? ſo ſetzen wir durch das er ſchon das Daſeyn einer Perſon voraus, aber durch das vorgeſetzte w drücken wir unſer Verlangen aus, etwas von der Beſchaffenheit der

Perſon zu erfahren, welche nun wirklich da iſt. Sie können ſich alſo hieraus erklären, warum die Wörter welcher, welche, welches, auch als Fragewörter gebraucht werden, zu denen wir noch die Wörter wer oder was rechnen müſſen; wovon das erſte von Perſonen beiderlei Geſchlechts, das letztere aber nur von Sachen gebraucht wird. — Er, ſie, es, ſind alſo allgemeine Benennungen desjenigen, wovon ich rede; denn alles in der Welt kann ich er, ſie, oder es nennen. Setze ich nun vor jedes dieſer Wörter ein d, als in der, die, das, oder in dieſer, dieſe, dieſes, ſo trage ich den Begriff der Wirklichkeit in meine Vorſtellung; ſetze ich aber ein w davor, als in welcher, welche, welches, und in wer oder was, ſo trage ich den Begriff einer Beſchaffenheit hinein.

Durch die Frage wer? kann man nun die wirkliche Perſönlichkeit von der figürlichbeigelegten ſehr gut unterſcheiden: denn ob ich gleich dem Baume eine Art von Perſönlichkeit beilege, indem ich er, (der Baum,) dieſer Baum, und welcher Baum, ſage, ſo kann ich doch nicht fragen, wer ſteht da? ſondern ich muß fragen, was ſteht da? — Wenn ich von etwas in der mehrern Zahl rede, ſo verliert ſich der Unterſchied zwiſchen **Mann** und **Weib** und **Sache**, in dem Begriffe von der **Mehrheit**, und wird nicht beſonders mehr bezeichnet. Laſſen Sie uns nun noch nebeneinander ſtellen:

ich	du	er	ihr
mein	dein	ſein	euer
mich	dich	ſich	euch.

Sie wiſſen, in wie ferne mein, dein, ſein und euer von ich, du, er und ihr un-

ter

verſchieden ſind: dieſe letztern nehmlich zeigen bloß die Perſon an und für ſich ſelber an; vermittelſt der erſtern aber halten wir den Begriff von der Perſon feſt, und richten doch zugleich unſre Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was der Perſon auf irgend eine Weiſe zukömmt, ohne ſelbſt dieſe Perſon zu ſeyn: wir können dadurch den Begriff von der Perſon unendlich erweitern, und alles gleichſam mit in den Kreis ihres Daſeyns hineinziehen. So kann ich durch das m, vor den unbeſtimmten Artikel ein geſetzt, alles was ich will, obgleich nur in meiner Vorſtellung, in den Kreis meines Daſeyns hineinziehen, indem ich z. B. ſage, mein Haus, mein Garten u.ſ.w.: ſchließe ich aber nun alles andre aus, und ſage bloß mein Ich, ſo bekomme ich dadurch den deutlichſten Begriff von mir ſelber, indem ich mich nun, als etwas, das außer mir iſt, betrachte, oder mich gleichſam aus meiner eignen Vorſtellung herausdenke; mein ich aber wird in mich zuſammengezogen. Auf die Weiſe gelangen wir erſt durch den Mittelbegriff von mein zu dem Begriffe von mich, welcher uns nun im Denken ſehr zu ſtatten kömmt, ſo daß wir über uns ſelbſt Betrachtungen anſtellen können, indem wir uns gleichſam von uns ſelber abſondern. Wenn wir alſo z. B. ſagen, ich kenne mich, du kenneſt dich, er kennet ſich, ihr kennet euch, ſo iſt das eben ſo viel, als wenn wir ſagten: ich kenne mein ich, du kenneſt dein ich, er kennet ſein ich, ihr kennet euer ich. Wir tragen den Begriff von ich ſelbſt auf dasjenige, was außer uns iſt, hinüber, wenn wir uns die völlige

Perſönlichkeit deſſelben denken wollen, indem wir z. B. ſagen: ich ſehe dich, welches ſoviel heißt, als: ich ſehe ein Ich, oder ein Weſen, das Selbſtbewußtſeyn und Perſönlichkeit hat, aber es iſt nicht mein Ich, ſondern das Ich deſſen, den ich anrede. — So wie wir nun Wörter haben, die Perſon auf das allerbeſtimmteſte zu bezeichnen, ſo haben wir wieder andre, wodurch die Perſon, von der man redet, auf das allerſchwankendſte bezeichnet wird. So ſagen wir, da iſt jemand ohne einen Unterſchied zwiſchen Mann und Weib zu machen; ferner, man glaubt, ohne auf die Anzahl oder das Geſchlecht der Perſonen zu ſehn, die da glauben; und es donnert, ohne zu beſtimmen, ob es eine Perſon oder Sache iſt, die das Donnern hervorbringt. In folgender Tabelle werden Sie die Wörter, von denen wir jetzt geredet haben, nebeneinander ſehen, nur bemerken Sie ſich noch von denſelben, daß ſie in der Kunſtſprache Pronomina heißen.

Ich,	Du,		Er,		Sie,	Es.
mein	dein	ſein		ihr		
mich	dich	ſich (ihn)		ſich		
mir	dir	ſich (ihm)				
wir	ihr	ſie				
unſer	euer	ihr				
uns	euch	ihnen				
			der		die	das
			dieſer		dieſe	dieſes
			welcher		welche	welches
				wer?	was?	
					jemand	
					man	
					es	

Wie in der zarten Leinwand, worinn allerlei künſtliche Figuren gewebt ſind, die Grundfäden ſich immer durch alle dieſe Figuren erſtrecken, und dieſelben auf mancherlei Art durchkreuzen, ſo iſt es auch mit den Beſchaffenheiten der Dinge in der Natur. Die Materie z. B. woraus die Dinge beſtehen, iſt ein ſolcher Grundfaden, der alle ihre Figuren und Geſtalten durchkreuzt. Von dieſem künſtlichen Gewebe der Natur iſt nun die Sprache ein getreuer Abdruck: durch das **Nennwort** oder den bloßen **Nahmen** des Dinges zeichnet ſie erſt den Umriß oder die Figur deſſelben; durch das **Beſchaffenheitswort** ſpinnet ſie die Grundfäden durch den Umriß hin, und macht, daß in demſelben keine Lücke bleibt. So wie nun der Grundfaden ſich durch allerlei verſchiedne Figuren erſtrecken kann, eben ſo iſts auch in der Sprache: **grün** z. B. iſt ein ſolcher Grundfaden, der zu gleicher Zeit die Figur eines Baumes, eines Kleides, und eines Lebendigen Thieres, in meiner Vorſtellung durchlaufen kann; **dunkel** iſt ein Querfaden, der wiederum allenthalben den Grundfaden grün durchkreuzen kann, indem ich ſage dunkelgrün, das heißt, es iſt eine Beſchaffenheit von einer Beſchaffenheit. — Sie werden ſich bei dieſer Gelegenheit an den Unterſchied zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft zurückerinnern, worauf ich Sie ſchon zu Ende meines fünften Briefes aufmerkſam gemacht habe: als es hieß, der Bach hatte wild die Wurzeln des Baumes von der Erd' entblößt, da war wild ein Beſchaffenheitswort; da es aber hieß, ſollteſt du Baum in dieß wilde Waſſer ſtürzen, da war wild ein Eigenſchaftswort, weil ſich vermittelſt des hinangefügten e, die Vorſtellung davon gleichſam in der Vorſtellung von Waſſer verlohr. Sie ſehen alſo hieraus, daß die Beſchaffenheitswörter ſehr leicht in Eigenſchaftswörter verwandelt werden können. Wir wollen jetzt alle Wörter von dieſer Art, welche unſer Beiſpiel enthält, eben ſo nebeneinander ſtellen, wie vorher die Hauptwörter:

früh arm dicht recht jung wild traurig
ſchwer ſtark friſch zufrieden lieblich gütig
krank geſund redlich mächtig reich.

In unſrer Erzählung werden alle dieſe Wörter in Eigenſchaftswörter verwandelt, ausgenommen **wild**, **traurig**, **zufrieden**, **krank**, **geſund**, welche **Beſchaffenheitswörter** bleiben: **recht** und **redlich** aber haben ſich ſogar in das Gebiet der Hauptwörter hinübergeſtohlen; indem die Vorſtellung von der Hand mit der Vorſtellung **recht**, und die Vorſtellung Amyntas mit dem Begriff **redlich**, überkleidet ward, ſo daß ſie nun die **Rechte**, und er der **Redliche** hieß: auf die Weiſe fließt eine Art von Wörtern unvermerkt in die andre hinüber, wie in einem Gewebe, wo es oft ſchwer wird, die Figuren, von dem Grunde, worauf ſie befindlich ſind, zu unterſcheiden. — Aber was für Vorſtellungen haben nun die obigen Wörter, indem Sie dieſelben einzeln und abgeſondert laſen, in Ihrer Seele erweckt? — Iſt wohl ein einziges feſtes Bild dadurch in Ihnen entſtanden, und ſchwankt nicht alles ſo lange hin und her, bis es ſich an etwas anſchließen kann, das erſt noch hinzugeſetzt werden muß? — Abgeſondert ſind dieſe Wörter beinahe, was die Kleider ohne die Perſonen ſind — können nun nicht einmal die Perſonen eines Stücks einzeln und abgeſondert das Drama ausmamachen, wie viel weniger denn ihre Kleider? freilich aber zeichnet oft nur das Kleid die

Perſon im Drama aus, ohne jedoch ſelbſt die Perſon zu ſeyn. — Sie können ſich auch dieſe Wörter als Zeichen ſolcher Grundbegriffe denken, welche dazu dienen, eine Menge Vorſtellungen darauf zu reihen; ſo ſagen Sie z. B. der junge Baum, hernach ſehen Sie einen Knaben, ein Thier, eine Blume, und reihen alles dieſes auf den Begriff jung, ſo daß dieſer Begriff endlich eine ganze Anzahl von Vorſtellungen in Ihrer Seele, gleichſam wie eine Schnur, zuſammenhält.

Wie geht es aber zu, daß eine Beſchaffenheit in eine Eigenſchaft verwandelt wird? — Dieſes geſchiehet bloß in unſrer Vorſtellung, denn in der Natur findet zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft gar kein Unterſchied ſtatt. — **Der Mann iſt alt und krank**, ſage ich, ſobald ich überhaupt Mitleiden für ihn zu erwecken ſuche; ich ſtelle die Vorſtellungen von ſeinem Alter ſowohl als von ſeiner Krankheit in ein gleiches Licht, damit ſie durch ihre vereinigte Kraft deſto ſtärker auf das Herz eines andern wirken ſollen. Will ich aber jemanden insbeſondre bewegen, dem Manne zu Hülfe zu kommen, ſo ſtelle ich die Vorſtellung von ſeiner Krankheit in ein ſtärkeres Licht, als die von ſeinem Alter, und ſage, der alte **Mann** iſt **krank.** Den Gedanken an ſein Alter habe ich nunmehro, als etwas, das ſich ſchon von ſelber verſteht, oder das für jetzt keine beſondre Aufmerkſamkeit verdienet, zurückgeſchoben, und in Schatten geſtellt, damit durch dieſen Schatten die Klarheit der Vorſtellung von ſeiner Krankheit erhöhet werde. Wodurch wird nun aber in dieſem Beiſpiele die Vorſtellung von dem Alter des Mannes verdunkelt oder in Schatten geſetzt? Dadurch, daß ich nicht mehr ſage, **der Mann iſt alt**, ſondern ſtatt deſſen, **der Mann, welcher alt iſt**, oder der altſeyende **Mann**, woraus durch Verkürzung, der alte **Mann**, entſtanden iſt. Indem ich nun ſage, der alte **Mann**, verwandelt ſich mein **Urtheil** in eine bloße **Vorſtellung**, und dasjenige, was vorher eine zuſammenhängende **Rede** ausmachte, wird nun eine bloße **Benennung**. Wenn ich alſo ſagen will, der alte **Mann**, ſo muß ich mir nothwendig vorher gedacht haben, daß der Mann alt iſt, indem ich aber von dem Manne nun noch mehreres reden will, ſo ſchiebe ich den Gedanken, daß er alt iſt, zurück, denke mir die Wahrheit deſſelben ſchon als ausgemacht, und laſſe daher das iſt weg, damit ich dieſes Wort, wodurch ich eigentlich rede, zu etwas folgendem aufſpare, was ich nun noch von dem Manne reden will. Welch ein feiner Unterſchied iſt dazwiſchen, wenn ich ſage, **der ſchöne Tag bricht an, und ſchön bricht der Tag an!** der erſte Ausdruck macht mich auf die Schönheit des ganzen Tages, und der letztere bloß auf die Schönheit ſeines Anbruchs aufmerkſam.

Um uns aber nun ein für ſich beſtehendes Ding, als wirklich außer unſrer Vorſtellung zu denken, iſt es nicht hinlänglich, ſeine Beſchaffenheiten zu bezeichnen, die **in** oder **an** demſelben befindlich ſind, ſondern wir müſſen auch die Dinge benennen, welche um daſſelbe her ſind, damit es Feſtigkeit erhält, und nicht in die Luft zerflattert. Alles dasjenige z. B. was wir mit einem Baume, und um ihn her, zu gleicher Zeit erblicken, giebt dem Baume erſt ſeine Wirklichkeit außer unſrer Vorſtellung, und macht es uns gewiß, daß derſelbe kein Blendwerk und kein Geſchöpf unſrer Einbildungskraft iſt. Das kömmt daher, weil der Zuſammenhang der Dinge ihnen erſt **Wahrheit** geben muß. Sie ſehen aber hieraus, wie nöthig es iſt, daß die Sprache nicht nur die innern Beſchaffenheiten eines wirklich für ſich beſtehenden Dinges, ſondern auch vieles außer demſelben, benenne, wenn es ſeine Wirklichkeit außer unſrer Vorſtellung erhalten ſoll. Dasjenige, woran ſich nun alle unſre übrigen Vorſtellungen feſt halten, ſind erſtlich die Vorſtellungen von gewiſſen ſehr auffallenden und in ununterbrochner Ordnung wiederkehrenden

Veränderungen in der Natur, die wir Zeit nennen: dieß ſind die Abwechſelungen zwiſchen Tag und Nacht, zwiſchen den Jahreszeiten, u. ſ. w. Alles was wir in unſerm Leben erfahren, pflegen wir an die Vorſtellung von irgend einer ſolchen Abwechſelung in der Natur anzupaſſen, die wir **Tag**, **Nacht**, **Morgen**, **Abend**, **früh**, **ſpät**, **Sommer**, **Frühling** u. ſ. w. benennen. Daher kömmt es nun, daß wir alle Begebenheiten und Erfahrungen unſres Lebens nach der Reihe überſchauen können, die ſonſt ein Labyrinth für uns ſeyn würden, aus welchem wir uns nicht herausfinden könnten. Wenn es alſo heißt, jetzt war der **Damm gebaut**, ſo ſiehet man leicht, daß jetzt weder eine Beſchaffenheit des Dammes noch des Bauens anzeigt, ſondern einen äußern Umſtand, nehmlich einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich unſre Vorſtellung feſt halten muß, wenn wir uns die Vollendung des Dammes als wirklich denken wollen. Solcher Wörter wie jetzt giebt es nun mehrere, die ſich aber größtentheils in Hauptwörter auflöſen laſſen, als jetzt (in dieſer Zeit) heute (an dieſem Tage) u. ſ. w. — Mit dem Begriff von der Zeit iſt der Begriff von der Zahl auf das genaueſte verwandt: indem es vom Amyntas heißt, er lächelte noch einmal in den Schatten des Baumes zurück, ſo denke ich mir unter mal ebenfalls einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich meine Vorſtellung von ſeinem Lächeln feſthält, ein aber ſchreibt dem Lächeln ſeine Grenzen vor, daß es nicht öfter wiederhohlt wird; oft hingegen würde dieſe Grenzen der Wiederhohlung ganz unbeſtimmt gelaſſen haben. Die regelmäßige Wiederhohlung einer und ebenderſelben Verändrung in der Natur, nach einer eben ſo regelmäßigen Unterbrechung, war es, welche den Begriff von Zahl zuerſt erweckte: wäre die Unterbrechung nicht geweſen, ſo würde alles in eins gefloſſen ſeyn. Sie werden ſich hiebei an das erinnern, was ich Ihnen in einem meiner vorigen Briefe über die Schöpfungsgeſchichte geſagt habe. — Unſre Vorſtellungen von den wirklichen Dingen müſſen ſich ferner an dem Begriffe des **Ortes** feſthalten: dieſes iſt ein groſſer Begriff, welcher jedesmal die Vorſtellung von der ganzen Welt in ſich faßt. Wenn es von dem Baume heißt, daß er neben einem Bache ſtand, ſo hört Ihre Vorſtellung da nicht auf, ſondern Sie müſſen dem Bache wiederum neben etwas andern ſelſeinen Platz anweiſen, und das geht ſo fort, bis Sie mit Ihren Gedanken die ganze Welt und den Zuſammenhang aller Dinge umfaßt haben, und nun in dieſem Zuſammenhange aller Dinge, auch dem Baume ſeinen wirklichen Platz anweiſen. Indem Sie nun ſagen, der **Baum ſteht da**, ſo ſchränken Sie ihn gerade auf den Raum ein, den er einnimmt, eben ſo wie Sie bei jetzt dasjenige, was geſchiehet gerade auf den kleinen Zeitpunkt einſchränken, worin es wirklich geſchiehet, und ſich demohngeachtet den Zuſammenhang alles Vergangnen und Zukünftigen dabey vorſtellen müſſen, worinn Sie ſich dasjenige, was jetzt geſchiehet, allein als wirklich denken können. — **In den kleinſten Wörtern der Sprache ruhen oft die erhabenſten Begriffe.** — Die kleinen Wörter, welche einen Ort im Allgemeinen bezeichnen, laſſen größtentheils ſich ebenfalls ſehr leicht in Hauptwörter auflöſen, als **dort** (**an dem Orte**) **fort** (**von dem Orte**) u. ſ. w. — Endlich müſſen ſich alle unſre neuen Vorſtellungen an unſern eignen Vorſtellungen feſthalten, die ſchon in unſrer Seele ſind, und nur im Zuſammenhange mit denſelben bekommen ſie Wahrheit: nun werden aber die verſchiedenen Verhältniſſe unſrer Vorſtellungen gegeneinander durch mancherlei Wörter ausgedrückt, die alſo wiederum keine Beſchaffenheiten der Dinge anzeigen. Wenn alſo Amyntas, bei Betrachtung des Baumes, nacheinander die Worte ſagte:

der Baum wird **gewiß** ins Waſſer ſtürzen,
der Baum wird **vielleicht** ins Waſſer ſtürzen,
der Baum wird **nicht** ins Waſſer ſtürzen,

ſo bezeichneten die Wörter **gewiß**, **vielleicht** und **nicht**, weder die Beſchaffenheit des Baumes noch die Art ſeines Stürzens, ſondern das jedesmalige Verhältniß der ganzen Vorſtellung von dem Hinſtürzen des Baumes, gegen eine andre Vorſtellung, die ſchon vorher in der Seele des Amyntas war, die aber hier nicht beſonders ausgedrückt wird. Dieſe nicht ausgedrückten Vorſtellungen, wodurch die Ausdrücke **vielleicht**, **gewiß**, und **nicht** veranlaßt wurden, konnten vielleicht folgende geweſen ſeyn:

die Wurzeln des Baumes ſind von der Erd' entblößt,
die Wurzeln des Baumes können wieder mit Erde bedeckt werden,
Die Wurzeln des Baumes ſollen wieder mit Erde bedeckt werden.

Durch die erſte von dieſen drei Vorſtellungen ward die Idee, daß der Baum ins

Waſſer ſtürzen würde, beſtärkt, und dieſe Beſtärkung ward durch gewiß ausgedrückt, welches beinahe ſo viel heißt, als ich weiß es: durch die zweite wird die Vorſtellung von dem Hinſtürzen des Baumes ſchwankend gemacht, und dieſes ſchwankende Verhältniß, wird durch vielleicht ausgedrückt, welches ſo viel heißt, als es kann ſeyn; durch die dritte Vorſtellung wird die Idee, daß der Baum ins Waſſer ſtürzen ſollte, als unmöglich dargeſtellt: denn wenn ſeine Wurzeln mit Erde bedeckt werden, ſo wird er ſtehen bleiben; da nun aber die Vorſtellungen, daß er ſtehen bleiben, und daß er ins Waſſer ſtürzen ſoll, nicht nebeneinander beſtehen können, ſo wird die letztere von der erſtern aufgehoben, und dieſe Aufhebung, wird nun durch nicht ausgedrückt. Nicht iſt alſo eigentlich ein Ausdruck deſſen, was wir dunkel dabei empfinden, wenn eine Vorſtellung, die erſt in unſre Seele kömmt, ſich nicht in den Zuſammenhang aller übrigen paßt, die ſchon darinn ſind. Durch das Wort nicht können wir uns alſo den Irrthum, unbeſchadet der Wahrheit, denken, indem wir ihn in eben dem Augenblicke wieder aufheben, da wir ihn feſtſetzten. — Sie werden ſich hiebei an das zurückerinnern, was ich in einem meiner vorigen Briefe über das Wort nicht ſchon geſagt habe. Die Art, wie nun eine Vorſtellung, oder eine Reihe von Vorſtellungen, die andre in unſrer Seele entweder ganz oder zum Theil aufhebt, feſthält, beſtärkt, oder zernichtet wird durch mehrere ſolche kleine Wörter, als aber, und, auch, denn, wie, u.ſ.w.

bezeichnet: dieſe kleinen Wörter bezeichnen eigentlich keinen Gegenſtand in der ganzen Welt, und auch nicht einmal den Zuſammenhang der Gegenſtände, ſondern bloß die Art des Zuſammenhangs unſrer Vorſtellungen, die wir uns von den Gegenſtänden außer uns machen. Man kann alſo auch von ihnen nicht einmal ſagen, daß ſie Zeichen irgend einer Vorſtellung in uns ſelber wären: demohngeachtet aber ſind ſie in der Sprache äußerſt wichtig, weil ſie erſt Wahrheit in unſre Gedanken bringen helfen, indem dieſe dadurch auf mancherlei Weiſe eingeſchränkt und beſtimmt werden, bis ſie in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen paſſen. Wie oft müſſen wir daher nicht zu dieſen Wörtern unſre Zuflucht nehmen, insbeſondre wenn wir über eine Sache urtheilen, weil wir dann eine jede einzelne Vorſtellung nach dem Zuſammenhange aller übrigen einzuſchränken und zu beſtimmen ſuchen müſſen, wie Sie aus meinen eignen Briefen über die Sprache ſehen können. In einer Erzählung kommen dieſe Wörter nicht ſo oft vor, weil darinn mehr der Zuſammenhang der Dinge außer uns, als der Zuſammenhang der Vorſtellungen in uns, dargeſtellt werden ſoll. — Das paſſende Verhältniß einer Vorſtellung in den Zuſammenhang aller übrigen, oder dasjenige, was wir die **Wahrheit** derſelben nennen, bezeichnen wir nun im Allgemeinen durch das Wort iſt. Und ſo wie wir bei dem Worte da die ganze nebeneinander beſtehende Welt, und bei dem Worte jezt die ganze Reihe aller aufeinander folgenden Zeiten, mit unſern Gedanken umfaſſen mußten, ſo müſſen wir nun auch bei dem Worte iſt, jedesmal den ganzen Zuſammenhang unſrer Vorſtellungen überſchauen, um denjenigen, die wir uns als wahr denken wollen, ihren gehörigen Platz unter denſelben anzuweiſen. Dasjenige alſo, was wir durch das Wort iſt bezeichnen, enthält den ganzen Grund unſres Denkens, und in ſo fern die Sprache ein Abdruck unſrer Gedanken iſt, enthält wiederum das Wort iſt den ganzen Grund der Sprache.

Laſſen Sie uns nun noch einmal wieder zu den Wörtern zurückkehren, welche etwas außer uns bezeichnen. Wir haben bisher nur diejenigen kennen gelernet, welche entweder Benennungen der Dinge ſelbſt, ihrer Beſchaffenheiten, oder des Ortes und der Zeit ſind, worinn man ſich dieſelben als wirklich denkt. Allein es giebt noch eine Art von Wörtern, welche zwar etwas außer uns, aber weder die Dinge ſelbſt, noch die Beſchaffenheit, oder den Ort derſelben, ſondern die Art ihres Zuſammenhangs untereinander bezeichnen. Nachdem nehmlich die menſchliche Sprache die Beſchaffenheiten oder das **Bleibendere** an den für ſich beſtehenden Dingen bezeichnet hatte, ſo gelang es ihr auch für das **Veränderlichere** an den Dingen, oder für den jedesmaligen Zuſtand derſelben, Benennungen zu erfinden, wodurch ſich wiederum eine neue Welt von Vorſtellungen eröfnete, indem dasjenige einen Nahmen erhielt, was ſonſt der Aufmerkſamkeit am leichteſten entwiſchen konnte. Man benannte an dem Menſchen nun nicht bloß ſeine Beſchaffenheiten, als groß, ſchön, ſtark, ſondern auch ſein liegen, ſtehen, u. ſ. w. Ja man ging noch weiter, und fing an, die gleichförmigen oft wiederhohlten Bewegungen des Menſchen, als z. B. das Gehen, oder das Fortrücken des ganzen Körpers, indem immer ein Fuß nach dem andern aufgehoben, und vorwärts geſetzt wird, unter einem Nahmen zuſammenzuſaſſen, und ſich auf die Weiſe ſelbſt von dem Allerveränderlichſten ein Bild einzuprägen: bis man endlich auch das benannte, was man ſich nothwendig an zwei oder drei für ſich beſtehenden Dingen zugleich denken muß, wenn man es ſich denken will; als z. B. das Tragen, wobei ich mir nothwendig, ſowohl einen der da trägt, als etwas das getragen wird, denken muß, wenn mein Begriff davon vollſtändig ſeyn ſoll; oder ſchneiden, wo ich mir nicht nur einen der da ſchneidet, und etwas, das geſchnitten wird, ſondern auch noch das Werkzeug des Schneidens zu gleicher Zeit vorſtellen muß. Dasjenige, was man ſich auf die Weiſe an mehrern Dingen zugleich denken muß, ſind größtentheils ſolche Bewegungen unſres Körpers, wodurch wir nicht nur in uns ſelber, ſondern auch außer uns in der Natur Verändrungen hervor zu bringen ſuchen: weil dieſes nun vorzüglich vermittelſt der Hände geſchiehet, ſo nennet man es **handeln** — Und ſo wie z. B. ſtehen der Nahme eines Zuſtandes, und gehen der Nahme einer **Bewegung** iſt, ſo iſt **tragen** der Nahme einer **Handlung**. Diejenigen Wörter, welche die Verhältniſſe und den Zuſammenhang der Dinge im Allgemeinen, und ohne Rückſicht auf ein handelndes Weſen,

ſen, bezeichnen, als auf, an, in, u. ſ. w. habe ich Sie ſchon in einem meiner erſten Briefe kennen gelehrt, wo wir ſie alle unter die drei Hauptbegriffe von Annäherung, Berührung und Verlaſſung brachten, und durch die Nebenbegriffe von Kopf, Seite, Fuß. u. ſ. w. näher beſtimmten. Der Menſch drückt nehmlich der ganzen Natur ſein Bild auf, und mißt alle Körperlichen Gegenſtände außer ſich nach ſeinem eignen Körper ab. An ſich iſt nichts in der Welt weder unten noch oben, ſondern es wird es erſt in unſrer Vorſtellung, nachdem es entweder unſerm Kopfe oder unſern Füßen näher zu kommen ſcheinet. Gingen wir auf dem Kopfe, ſo würde uns alles das oben ſeyn, was uns jetzt unten iſt. Allem, was wir nun vor uns ſehen, es ſey ſo unförmlich wie es wolle, geben wir in unſrer Vorſtellung Kopf, Seite, Fuß, u. ſ. w., und machen es uns auf die Weiſe ähnlich, damit wir es in eben ſolche Verhältniſſe mit andern Dingen ſetzen können, als worinn wir uns ſelbſt befinden. Was nun aber an einer Sache einmal ſo eingerichtet iſt, daß es ſich unſerm Kopfe nähern ſoll, als z. B. die Oefnung eines Glaſes, das denken wir uns immer als den obern Theil, wenn z. B. das Glaß auch umgekehrt wäre. Weil wir nun in alle Dinge in der Welt erſt eine gewiſſe Ordnung hineintragen, und uns ihren Zuſammenhang und ihre Wahrheit vorſtellen, indem wir ſie uns als auf, unter, oder nebeneinander u. ſ. w. denken, ſo ſind dieſe kleinen Wörter, auf, unter, neben, u. ſ. w., nach dem Worte iſt, die merkwürdigſten in der ganzen

zen Sprache, woron Sie ſich noch beiläufig bemerken, können, daß ſie in der Kunſtſprache Präpoſitionen heißen.

Zehnter Brief.

Von dem Bau der Rede.

Wir haben nun die Materialien kennen gelernt, woraus das künſtliche Gebäude der Sprache beſteht: nachdem wir aber das Kunſtwerk ſelber auseinandergelegt haben, um ſeine einzelnen Beſtandtheile kennen zu lernen, ſo müſſen wir es auch wieder zuſammenſetzen, um den ganzen Bau deſſelben einzuſehen. — Einzelne Wörter ſind nicht Sprache, ſondern der mögliche Zuſammenhang zwiſchen den einzelnen Wörtern iſt Sprache.

— Daher der Unterſchied zwiſchen einem Wörterbuche und einer Sprachlehre. — Nun ſind aber freilich die einzelnen Wörter ſchon ſo eingerichtet, daß ſie ſich ihrer Natur nach zu einem gewiſſen Zuſammenhange neigen, indem ſie lauter Gegenſtände bezeichnen, die in der Natur niemals einzeln und für ſich beſtehen, ſondern immer in den Zuſammenhang der übrigen Dinge hineingedacht werden müſſen, wenn wir ſie uns als wirklich denken wollen: in dieſer Rückſicht mußten wir auch die einzelnen Wörter unſrer Aufmerkſamkeit werth halten. Nun wird es uns alſo leicht werden, den Zuſammenhang deſſen einzuſehen, was man ſich nur mit Mühe einzeln und abgeſondert denken kann.

Unſer eignes Bedürfniß im Sprechen kann uns den beſten Begriff vom ganzen

Bau der Rede geben. — Wenn Sie nur ein paar Worte reden wollen, und dasjenige, was Sie ſagen, ſoll einem andern verſtändlich ſeyn, ſo ſind drei Dinge nöthig: erſtlich müſſen Sie etwas benennen, wovon Sie reden wollen, oder wo man ſich dasjenige, was Sie nun noch ſagen wollen, hinandenken kann, Sie ſagen z. B. der Baum: nun haben Sie noch nicht wirklich geredet, ſondern erſtlich etwas benannt, wovon Sie reden wollen, und wenn Sie hiermit aufhörten, ſo würde man noch immer horchen, was Sie nun von dem Baume ſagen wollten: denn wenn man reden hört, ſo erwartet man allemal etwas Zuſammenhänhängendes, bei einer einzigen Sache aber kann ich mir ja keinen Zuſammenhang denken. Es iſt alſo zweitens nöthig, daß Sie noch etwas benennen, was man ſich nun an die zuerſt benannte Sache hinandenken kann, damit der Verſtand beſchäftiget wird; denn das Einzelne und Abgeſonderte interreſſirt uns nicht, und ſetzt unſre Denkkraft nicht in Thätigkeit: Sie ſagen alſo z. B. **der Baum — grün**; aber nun haben Sie **noch nicht geredet**, ſondern bloß zweierlei benannt, und dasjenige, was Sie geſagt haben, iſt **unverſtändlich**, weil kein Zuſammenhang darinn iſt: die Beſchaffenheit grün kann man ſich wohl an den Baum hinandenken, allein man weiß doch nicht, ob man ſie an denſelben hinandenken ſoll. Es iſt alſo drittens nöthig, daß Sie die nothwendige **Hinandenkung** des einen an das andre durch einen eignen Laut bezeichnen, und dieſer iſt nun das Wort **iſt**, wodurch

Sie dasjenige, was vorher bloße Benennungen waren, erſt zur wirklichen zuſammenhängenden **Rede** erheben. Baum war alſo der Nahme deſſen, **wovon** Sie reden wollten, **gut** war die Benennung deſſen, **was** Sie von dem Baume reden wollten, und iſt war keine Benennung irgend eines Dinges in der Welt, ſondern das **Wort**, **wodurch** Sie redeten. Indem man nun von einer Sache etwas redet, ſo bekömmt dieſelbe eben dadurch in unſrer Vorſtellung erſt **Wahrheit**, weil wir die Vorſtellung davon in den Zuſammenhang unſrer übrigen Vorſtellungen hineinpaſſen, damit ſie Feſtigkeit erhält. wenn Sie ſagen, der Baum iſt grün, ſo denken Sie ſich denſelben in die Reihe aller derjenigen Dinge hinein, welche auch grün ſind, und bringen dadurch die Vorſtellung

lung von ihm in einen gewiſſen Zuſammenhang mit andern Vorſtellungen, woran ſie ſich feſthalten kann. Darum muß auch immer dasjenige, **was** man von einer Sache redet, eine vielumfaſſendere, oder allgemeinere Vorſtellung ſeyn, als dasjenige, **wovon** man redet. So ſagt man z. B. eine **Eiche iſt ein Baum**: der Nahme **Baum** iſt vielumfaſſender, als der Nahme **Eiche**, und muß es ſeyn; denn die Vorſtellung von einer Eiche, muß dadurch erſt ihre **Wahrheit** bekommen, daß wir ihr in dem Zuſammenhange einer größern Anzahl von Vorſtellungen ihren gehörigen Platz anweiſen. So muß die Vorſtellung vom Baume wiederum durch eine noch vielumfaſſendere Vorſtellung ihre Wahrheit erhalten, indem ich ſage, **ein Baum iſt ein Gewächs**: und dieſes geht im-

immer weiter, bis endlich die erſte Vorſtellung ſchon an ſich ſo vielumfaſſend iſt, daß ſie nur durch die allesumfaſſende Vorſtellung vom Daſeyn, oder den ganzen Zuſammenhang der Dinge ſelber ihre Wahrheit erhalten kann, ſo ſagen wir z. B. ein Körper iſt ein *Weſen*: denn weil alles, was wir vor uns ſehen, Körper iſt, ſo können wir dieſe Vorſtellung in keinen andern Zuſammenhang mehr bringen, als in den Zuſammenhang der Vorſtellungen von den möglichen Dingen, die außer den Körpern noch da ſeyn können: und *Weſen* iſt nun an ſich ſchon die allumfaſſendſte Vorſtellung, alſo kann ich ſie in keinen Zuſammenhang anderer Vorſtellungen mehr hineinpaſſen, ſondern bei ihr ſteht mein Denken ſtille. — Hieraus können Sie ſich einen Begriff machen von demjenigen, was man **Logik** nennet: denn dieſe gehört eigentlich in die Sprachlehre, und iſt mit ihr auf das genaueſte verwebt.

Ferner werden Sie ſich nun einen wahren Begriff von dem Worte iſt machen können. Alle andern Wörter der Sprache erwecken Vorſtellungen in uns, wobei wir uns bloß leidend verhalten; dieſes einzige Wort aber ſetzt unſre Denkkraft in Thätigkeit. Es iſt eigentlich das einzige wahre **Wort** in der Sprache, weil wir durch daſſelbe erſt wirklich reden, da wir durch alle andern Wörter bloß benennen. Wollten Sie alſo, in dem Ausdrucke, der **Baum** iſt **grün**, das iſt weglaſſen, ſo würden die beiden Vorſtellungen ſogleich wieder auseinanderfallen, welche vorher ſo gut zuſammenhingen;

gen; und wollten Sie ſagen, der grüne Baum, ſo hätten Sie wiederum bloß benannt, ohne zu reden. Allein wenn Sie nun ſagen, der Baum grünet, ſo reden Sie doch von dem Baume, und doch fehlet das Wort iſt, wodurch man erſt wirklich redet? — Allein man ſiehet leicht, daß dieſes Wort hier mit grün zuſammengeſchmolzen iſt, indem man noch die Spur deſſelben in dem angehängten t entdeckt: grünet iſt bloß eine Zuſammenziehung aus grün iſt. Auf die Weiſe ſchmilzt nun das Wort iſt insbeſondre mit den Wörtern zuſammen, die einen Zuſtand, eine Bewegung, oder Handlung anzeigen, weil dieſe Wörter an ſich ſchon den Zuſammenhang zwiſchen mehreren Dingen bezeichnen, und alſo dem Worte iſt ſchon näher kommen, als die Benennungen der Dinge ſelbſt und ihrer Eigenſchaften. Sagen Sie alſo, der **Mann kömmt**, ſo ſcheinet ſich das Wort **kömmt** ſchon von ſelber an **Mann** hinanzufügen, ohne daß es noch eines Zeichens der Hinanfügung oder Hinandenkung bedürfte, und doch iſt **kommen** eben ſowohl eine bloſſe Benennung als **Mann**. Es muß alſo doch etwas ſeyn, was dieſe beiden Benennungen zur wirklichen Rede erhebt, und was iſt dieſes anders, als wiederum das Wort iſt, wovon wir ebenfalls die Spur in dem angehängten **t** erblicken. Diejenigen Wörter nun, welchen das Wort iſt ſeine ideenverbindende Kraft mittheilet, ſo wie dem Worte **kommen**, nannten die Lateiner, im eigentlichen Verſtande, **Wörter**, oder **Verba**, und die übrigen, als der **Baum**, der **Mann**, der ſtarke, nannten ſie Nahmen, oder Nomina Sie mögen noch ſo oft ſagen, das Kommen das Gehen, das Sprechen, ſo nennen Sie zwar die Nahmen von gewiſſen Handlungen, aber Sie können doch durch dieſes bloße Nennen niemals anzeigen, daß dieſe Handlungen wirklich geſchehen: dazu iſt Ihnen das Wort iſt unentbehrlich, welches in dieſe Nahmen von Handlungen eindringen, und ſie gleichſam in ſich überformen, oder ihnen ſeine Natur mittheilen muß; wenigſtens müſſen Sie es ſich doch immer da hineindenken, wo Sie es auch nicht ausgedrückt finden. Dieſes Wort iſt alſo die Seele der ganzen Sprache. Es dringt in die Fugen aller übrigen Wörter, und indem es ſie durch ſeine wunderbare Kraft zuſammenhält, bildet es dieſelben zu dem ſchönen

Ganzen eines Urtheils oder einer Rede: **man** entdeckt es ſelbſt da, wo man es nicht ſiehet, es verhüllt ſich in alle Geſtalten, und herrſcht durch die ganze Sprache, wie die Seele des Menſchen durch den Körper.

Laſſen Sie uns nun wieder auf den Bau der Rede zurückkommen, nachdem wir dasjenige näher kennen gelernt haben, worinn das ganze Geheimniß des Zuſammenhangs der menſchlichen Rede verborgen liegt. Dasjenige, **wovon** wir reden, wird durch ſolche Wörter bezeichnet, die bloße Benennungen von Dingen enthalten, als der **Baum**; dasjenige aber, **wodurch** wir erſt von einer Sache reden, iſt das Wort: iſt ſelber, und alle die Wörter, denen dieſes Wort gleichſam ſeine Natur mitgetheilt hat, **als ſteht, trägt,** u. ſ. w. Wir können alſo ſo überhaupt die Wörter, welche das anzeigen, **wovon** wir reden, als **Baum**, **Haus**, u. ſ. w. **Nennwörter**, und diejenigen, **wodurch** wir erſt wirklich reden, als iſt, ſteht, trägt u. ſ. w., **Redewörter**, nennen. Da es aber hier vorzüglich auf den Bau der Rede ankömmt, ſo wollen wir dasjenige, **wovon wir reden**, den **Grund der Rede**, dasjenige aber, was und **wodurch wir von einer Sache reden**, die **Rede ſelber** nennen: **iſt grün** oder **grünet**, wäre alſo die **Rede** ſelber, und der **Baum** wäre der **Grund der** Rede. Die **Rede** wäre nichts ohne den **Grund**, auf den ſie ſich ſtützt, und der **Grund** wäre nichtig und unzweckmäßig, ohne die **Rede**, welche ſich darauf gründen ſoll: **iſt grün** wäre nichts geſagt, wenn nicht der **Baum** vorherginge;

wer reden wollte, ohne irgend **wovon** zu reden, der beſchriebe einen Cirkel ohne Mittelpunkt; wer etwas bloß benennet, ohne davon zu reden, der nimmt einen Mittelpunkt ohne Cirkel an: der Mittelpunkt iſt der **Grund** der Rede, der Cirkel iſt die **Rede** ſelber, beide laſſen ſich nicht ohne einander denken. Ein **Nennwort** und ein **Redewort** können ſchon eine vollſtändige Rede ausmachen: Sie ſagen z. B. der **Mann** ſchläft, ſo iſt **Mann** der **Grund** der Rede, und ſchläft die **Rede** ſelber: ſagen Sie aber der **Mann** ſchneidet, ſo iſt die Rede nicht vollſtändig; ſie hat zwar einen **Grund**, worauf ſie ſich ſtützt, aber weil ſie eine **Handlung** bezeichnet, ſo fehlt es ihr an einem **Gegenſtande** oder **Ziele**, worauf ſie **übergeht**. Schlafen iſt ein Zuſtand, den ich mir nur an eine Sache hinanzudenken brauche, ſchneiden aber muß ich mir an zwei Dinge hinandenken, an eins wovon es ausgeht, und an ein andres worauf es übergeht; das letztre iſt eben ſo nothwendig wie das erſtre: denn ſobald von jemanden nichts geſchnitten wird, kann ich mir doch unmöglich denken, daß er ſchneidet. Wenn ich alſo ſagte, der **Mann ſchneidet Stäbe**, ſo wäre ſchneidet die Rede ſelber, der **Mann** wäre der **Grund**, und die Stäbe das Ziel der Rede. Allein eine jede Handlung eines vernünftigen Weſens erfordert nicht nur einen äußern **Gegenſtand** oder ein äußeres Ziel, worauf ſie übergeht, ſondern auch eine innre **Abſicht**, warum ſie unternommen wird, dieſes iſt der **Zweck** der Handlung. Indem Amyntas Stäbe ſchnitte, ſo that er dieſes nicht um der Stäbe willen, ſondern er that es um ſeines Nutzens willen, und hatte alſo ſeine eigne Perſon dabei in Gedanken, indem er ſich und ſeinen Nutzen, als den letzten Zweck, die Stäbe aber nur als das nächſte Ziel ſeiner Handlung betrachtete. Heißt es alſo, **der Mann** ſchneidet **ſich** Stäbe, ſo iſt **ſchneidet** die **Rede** ſelber, **der Mann** iſt der **Grund**, Stäbe das **Ziel**, und ſich der **Zweck** der Rede. Hätte der Mann ſich ſelber mit dem Meſſer geſchnitten, ſo wäre er das Ziel des Schneidens geweſen, nun aber, da er ſich bei dem Schneiden bloß in **Gedanken** hat, und nicht er ſondern die Stäbe geſchnitten **werden**, iſt er auch nicht das Ziel, ſondern der Zweck des Schneidens. Der Unterſchied zwiſchen Zweck und Ziel iſt nun insbeſondre wegen der

Richtigkeit im Sprechen und Schreiben wichtig, darum will ich Ihnen denſelben noch durch einige Beiſpiele erläutern. Wenn Sie ſagen, ich flechte dir Kränze, ſo ſind die Kränze das Ziel Ihrer Handlung des Flechtens, die Perſon aber, welche Sie dabei in Gedanken haben, iſt der Zweck derſelben; denn ſollte die Perſon das Ziel des Flechtens ſeyn, ſo müßte ſie ſelber von Ihnen geflochten werden. Sagen Sie, ich halte dir das Buch, ſo iſt das Buch offenbar das nächſte Ziel Ihres Haltens, und die Perſon, welche Sie dabei in Gedanken haben, iſt der Zweck deſſelben, denn ſollte die Perſon das Ziel ſeyn, ſo müßte ſie wirklich, indem Sie etwas halten wollten, von Ihnen berührt oder gehalten werden, nun wird aber nicht die Perſon, ſondern nur das Buch von Ihnen wirklich berührt oder gehalten. Wenn Sie jemanden eine Blume reichen, ſo berühren Sie zuerſt die Blume ſelbſt, dieſe iſt alſo auch das nächſte Ziel Ihrer Handlung, die Perſon aber, welche Sie nicht nur vor ſich ſehen, ſondern auch zugleich in Gedanken haben, indem Sie die Blume hinreichen, iſt der Zweck Ihrer Handlung, oder die Urſach, weswegen Sie Ihre Hand ausſtrecken, und die Blume in einer gewiſſen Richtung von ſich weg bewegen: ſollte die Perſon das nächſte Ziel Ihres Hinreichens ſeyn, ſo müßte ſie, eben ſo wie die Blume, von Ihrer Hand berührt, und wiederum einer andern Perſon von Ihnen überreicht werden. Aus dieſem allen werden Sie ſich nun einen deutlichen Begriff von demjenigen machen können, was wir die Rede ſelbſt, den Grund, das Ziel, und den Zweck derſelben genannt haben. Dieſen Bau der Rede wollen wir noch einmal in folgender Darſtellung überſehen:

Grund: der Mann
Rede: ſchneidet
Ziel: Stäbe
Zweck: ſich.

Grund: ich
Rede: flechte
Ziel: Kränze
Zweck: dir.

Grund: ich
Rede: reiche
Ziel: eine Blume
Zweck: dir.

Grund: mein Freund
Rede: liebet
Ziel: mich.

Grund: der Baum
Rede: blühet
Zweck: mir.

Grund: der Mann
Rede: ſchläft.

Aus dieſen Beiſpielen ſehen Sie, daß nicht jede zuſammenhängende Rede, ein Ziel oder einen Zweck bedarf, ſondern daß nur der Grund, oder dasjenige, wovon man redet, ihr unentbehrlich iſt. Aber wenn es nun vom Amyntas heißt, er trug die ſchweren Stäbe auf der Schulter, ſo iſt doch die Schulter nicht das Ziel des Tragens, denn das ſind ja die Stäbe, die getragen werden; auch iſt ſie nicht der Zweck des Tragens, denn der Mann trägt ja die Stäbe nicht um der Schulter willen; eben ſo wenig iſt ſie der Grund der Rede, denn das iſt ja die Perſon, von welcher geredet wird. Da alſo auf der Schulter weder Grund, noch Ziel, noch Zweck der Rede iſt, ſo können wir es uns nicht anders, als eine **Hinanfügung** an die Rede, denken. Die **Hinanfügung** iſt alſo dasjenige, wovon die Rede weder ausgeht, noch worauf ſie übergeht, oder worauf ſie abzweckt, ſondern was ſie nur gleichſam ſo nebenher mit ſich nimmt, wie in folgender Darſtellung:

Grund Rede Ziel
Er — trug — die ſchweren Stäbe
Hinanfügung
auf
der Schulter.

Dasjenige, was nun auf die Art, nur als eine Nebenſache, an die Rede hinangefügt wird, iſt größtentheils, entweder eine Beſchaffenheit, als, der Baum blühet — ſchön; oder der Ort, wo etwas geſchiehet, als, der Baum blühet — in meinem Garten; oder die Zeit, worinn etwas geſchiehet, als, der Baum blühet — in dieſem Jahre; oder alles dreies zugleich, als:

Grund Rede
Der Baum — blühet
Hinanfügung
in
dieſem Jahre
ſchön
in
meinem Garten.

Grund Rede Ziel
Der Mann — trägt — ſeine Bürde
Hinanfügung
bei
frühem Morgen
gekrümmt
auf
der Schulter.

Sie ſehen hieraus, wie die Rede mit alle dem, was an dieſelbe hinangefügt wird, keinen Schrit weiter fortrückt, ſo lange es ihr noch an einem Ziele fehlt, worauf ſie übergehen kann. — Sagen Sie nun, der Mann trägt ſeine Bürde auf der Schulter, ſo iſt die Schulter bloß eine Hinanfügung an die Rede; heißt es aber, er nimmt ſeine Bürde auf die Schulter, ſo iſt die Schulter ebenfalls ein Ziel der Rede, nur mit dem Unterſchiede, daß die Bürde das Ziel der Handlung, die Schulter aber nur das Ziel der Bewegung iſt: die Bürde wird genommen, aber die Schulter wird nicht genommen. Bei Handlung denken Sie ſich immer eine Art von Berührung zwiſchen zweien Dingen; ſo heißt Z. B. nehmen ſo viel, als alle Seiten eines Dinges auf einmal mit der Hand berühren, ſo daß man daſſelbe umfaßt; heben heißt, den untern Theil, ſtoßen, die Seite, und drücken, den öbern Theil eines Dinges, ſo ſtark berühren, daß daſſelbe dadurch aus ſeiner Lage gebracht wird, u. ſ. w. Soll nun die bloße Bewegung, die ich mir nur an einer Sache vorſtelle, der Handlung ähnlich werden, und will ich mir eine Art von Berührung zwiſchen zwei Dingen dabei denken, ſo muß ich dieſe Berührung durch eins von den Wörtern auf, an, unter, u. ſ. w. anzeigen, weil ſie nicht in der Vorſtellung von der Bewegung ſelber liegt. Daher kann ich wohl ſagen, ich ſehe den Berg, aber nicht, ich gehe den Berg, weil ich mir wohl vorſtellen kann, daß der Berg geſehen wird, aber nicht, daß er gegangen wird; oder weil ich mir bei ſehen eine Art von Berührung zwiſchen mir und dem Berge vorſtelle, welche zwar nur in Anſehung eines feinern Sinnes, nehmlich des Geſichts, ſtatt findet, bei gehen aber mir keine unmittelbare Berührung zwiſchen mir und dem Berge denken kann, indem die Bewegung aufhören müßte, ſobald die Berührung da wäre. Zwiſchen der Bewegung und dem Ziele findet alſo gleichſam eine Lücke ſtatt, welche durch die Präpoſition erſetzt werden muß, darum ſage ich nun z. B. ich gehe auf den Berg, das heißt, ich gehe berührend die Spitze des Berges; durch die Präpoſition auf iſt hier die Bewegung gleichſam bis zu der wirklichen Erreichung des Ziels verlängert worden, damit ich mir das Gehen als eine Handlung denke, die wirklich auf einen Gegenſtand unmittelbar übergeht. Sage ich alſo, er trägt die Stäbe in das Haus, ſo iſt Stäbe das Ziel der Handlung des Tragens, und Haus iſt das Ziel der Fortbewegung der Stäbe, welche zugleich mit dem Tragen vor ſich geht. Wenn nun auf die Weiſe beide Ziele zuſammen kommen, ſo wollen wir das Ziel der Handlung das erſte, und das Ziel der Bewegung das zweite Ziel, der Rede, nennen, wie in folgender Darſtellung:

Grund	Rede	erſtes Ziel	zweites Ziel
Er —	trug —	die Stäbe —	in das Haus.

Wenn es nun aber z. B. heiſt, ich komme heute nicht, ſo iſt heute zwar eine Hinanfügung in die Rede, indem es etwas bezeichnet, das ich mir allemal bei Handlung, Bewegung und Zuſtand nothwendig denken muß, nehmlich die Zeit, worinn etwas geſchiehet, das als wirklich gedacht wird; aber nicht kann doch keine Hinanfügung an die Rede ſeyn, weil es dieſelbe aufhebt, und weil es weder die Beſchaffenheit, noch die Zeit und den Ort des Kommens bezeichnet, ſondern eigentlich die Stelle einer ganzen Gedankenreihe vertritt, wodurch die Vorſtellung, daß ich heute komme, aufgehoben wird. Da alſo hier das Wort nicht weder Grund, Ziel, Zweck noch Hinanfügung der Rede iſt, ſo können wir es uns nicht anders, als eine Einſchiebung in die Rede denken; ſo wie alle ähnlichen Wörter, die weder Beſchaffenheit, Ort, noch Zeit desjenigen was da iſt, oder geſchiehet, ſondern bloß die jedesmalige Gemüthsſtellung des Redenden, anzeigen, als gewiß, vielleicht, ja, nein, o, ach; u. ſ. w. Denn ein jedes dieſer kleinen Wörter vertritt wieder gleichſam die Stelle einer ganzen zuſammenhängenden Rede, welche der erſtern eingeſchoben wird, ſo daß dieſelbe dadurch ihre genauere Beſtimmung, in Anſehung ihres Verhältniſſes zu unſren übrigen Vorſtellungen, bekömmt. Durch ein einziges Ja oder Nein drücken wir oft eine ganze Reihe von Vorſtellungen aus, wenn wir auf eine Frage antworten; und durch ein einziges ach ſagen wir oft mehr, als was eine ganze noch ſo gut zuſammenhängende Rede ausdrücken würde, indem wir unſern Kummer klagen. Wir laſſen durch ein ſolches kleines Wort demjenigen, mit dem wir reden, auf einmal einen deutlichern Blick in unſre Seele thun, als ſelbſt eine zuſammenhängende Rede ihm verſchaffen würde. Ob nun gleich die Einſchiebung allenthalben ſtatt finden kann, ſo ſcheinet es doch am natürlichſten zu ſeyn, wenn wir ihr zwiſchen der Rede ſelber und ihrem Ziel oder Zweck, oder wenn dieſe fehlen, zwiſchen der Rede und ihrer Hinanfügung, und wenn auch dieſe fehlt, zwiſchen der Rede und ihrem Grunde, den gehörigen Platz anweiſen, wie in folgender Darſtellung:

1.

Grund Einſchiebung Rede

ich — nicht — komme

2.

Grund Rede Einſchiebung

ich — komme — nicht

Hinanfügung

heute.

3.

Grund Rede Einſchiebung Ziel Zweck

ich — komme — nicht — in den Garten — zu dir.

Hinanfügung

heute.

In dem erſten Falle hemmet hier das nicht den Zuſammenhang zwiſchen Grund und Rede, in dem zweiten zernichtet es den Zuſammenhang zwiſchen der Rede und ihrer Hinanfügung, und in dem dritten trennet es den Zuſammenhang zwiſchen Rede, Hinanfügung, Ziel und Zweck. Auf die Weiſe bringt die Einſchiebung immer eine gewiſſe Veränderung in die Rede, oder in das, was wir ſagen, ohne eigentlich in den Zuſammenhang deſſelben mit zu gehören. Sage ich, mein Bruder kam und beſuchte mich, ſo iſt und wiederum nichts von dem allen, was wir bis jetzt im Zuſammenhange der Rede kennen gelernt haben, es iſt weder Hinanfügung, noch Einſchiebung, ſondern der Faden, welcher eine ganze zuſammenhängende Rede an eine andre knüpft, ſo daß beide beinahe in eine verwandelt werden; daher vertritt es auch zugleich die Stelle des Pronomens, welches ſonſt auch eine verbindendende Kraft hat, ſo daß ich nicht zu ſagen brauche, mein Bruder kam und er beſuchte mich. Bei beſuchte mich ſcheinet daher der Grund der Rede zu fehlen, und ſie ſcheint mit Fleiß unvollſtändig gemacht zu ſeyn, damit ſie ſich deſto nothwendiger an die erſte Rede, mein Bruder kam, hinanfügen muß. Wir ſehen alſo, daß und nicht mit zu dem innern Zuſammenhange einer einzigen zuſammenhängenden Rede gehört, ſondern daß es ſich nur von außen an dieſelbe hinanſchmiegt, um ſie mit einer andern zuſammenhängenden Rede in Verbindung zu ſetzen, und ihre Abhängigkeit von derſelben zu bezeichnen. So muß ein jedes Gebäude erſtlich einen innern Zuſammenhang haben, in Anſehung ſeiner eignen Beſtandtheile, und dann kann es auch noch einen äußern Zuſammenhang haben, in Anſehung mehrerer Gebäude, mit denen es gemeinſchaftlich eine Reihe von Häuſern, oder eine Straße ausmacht. — Das Wort und bringt nun, um in unſrem Gleichniſſe fortzufahren, zwei Häuſer unter ein Dach, indem es macht, daß z. B. eine doppelte Rede, als kam und beſuchte nur einer einzigen Grund bedarf: **mein Bruder kam und beſuchte mich** — Dieſes Wort alſo, und was ihm in der Sprache ähnlich iſt, könnten wir am füglichſten die **Bindung** nennen, denn ob ich gleich ſchon in einem meiner erſten Briefe, die kleinen Wörter, an, auf, in, u. ſ. w. vorläufig ſo genannt habe, ſo bezeichnen doch dieſe letztern nur den innern Zuſammenhang der Rede, welchen wir nun ſchon, durch die Benennungen Hinanfügung oder Ziel, hinlänglich bezeichnet haben. Ich darf Sie nun nicht mehr auf den Unterſchied aufmerkſam machen, daß wir unter einer zuſammenhängenden Rede nicht etwa eine Predigt, oder eine lange Rede verſtehen, die von jemanden gehalten wird; ſondern alles dasjenige, worinn ein Redewort vorkömmt, und wenn es auch übrigens nur ein paar Worte wären, als Er kömmt, nennen wir ſchon eine zuſammenhängende Rede. Eine jede große Rede beſteht nun aus einer Anzahl ſolcher kleinen einzelnen Reden, wovon nicht nur eine jede in ſich ſelber zuſammenhängend iſt, ſondern die auch, durch die Bindungen, einen äußern Zuſammenhang untereinander erhalten. Und nun iſt es merkwürdig, daß in der größern Rede die kleinen Reden, vermittelſt der Bindungen, wiederum ein Ganzes bilden, das dem Ganzen einer kleinen einfachen Rede völlig ähnlich iſt. Eine ſolche zuſammenhängende Rede kann wiederum Ziel, **Zweck**, oder **Hinanfügung** einer andern ſeyn, welche den **Grund** enthält, wie wir aus der Zergliederung folgender größern Rede ſehen werden: **Wenn ich meine Pflicht thue, ſo fühle ich, daß mir dieſes genug iſt, um vergnügt und glücklich zu ſeyn.**

Grund und Rede Ziel **Zweck**
ſo fühle ich, — **daß** mir dieſes genug iſt, — **um** vergnüg:
Hinanfügung und glücklich zu ſeyn.
wenn
ich meine Pflicht thue,

Hier ſind durch die Bindungen ſo, wenn, daß, und um, vier einzelne Reden zuſammengefügt, wovon eine jede abgeſondert, ihren innern Zuſammenhang hat, als:

1.

Grund Rede Ziel
ich — thue — meine Pflicht,

2.

Grund Rede
ich — fühle,

3.

Grund Rede Zweck
dieſ's — iſt genug — mir,

4.

Grund Rede
ich — bin glücklich.

Sie ſehen nun ſelber, wie ſich, bei dieſer Zuſammenſetzung, die eine Rede nach der andern fügt, indem die natürliche Ordnung der Worte verändert wird, ſo daß es heißt, fühle ich, anſtatt ich fühle u. ſ. w. Durch die Bindungen, wenn — ſo, indem, nachdem, denn, weil u. ſ. w. wird die Art der Hinanfügung der einen Rede an die andre bezeichnet; durch daß mit einem ß geſchrieben, und durch das Pronomen was, wird eine Rede zum Ziele der andern gemacht; und durch die Bindungen um, damit, auf daß u. ſ. w. wird angezeigt, daß eine Rede als der Zweck der andern betrachtet werden ſoll. *Und* verbindet ſo ſtark, daß es eher zwei Reden in eine einzige verwandelt, als daß man ſagen könnte, es verknüpfe eine Rede mit der andern: es bringt gleichſam, wie wir vorher bemerkt haben, zwei Gebäude unter ein Dach, da die übrigen Bindungen ſie nur nebeneinander ſtellen, ohne ſie zu vereinigen. Von eben der Beſchaffenheit wie und ſind *ſowohl, als auch, nicht nur, ſondern auch, wie — ſo,* u. ſ. w. — Die Bindungen ſind alſo gleichſam nur die Hebel und das Triebwerk, wodurch alles kleinere Ganze der menſchlichen Rede, auf mannichfaltige Weiſe, zu einem grö-

ßern

ſern Ganzen vereinigt werden kann. Oft vertreten auch die **Pronomina**, oder ſolche Wörter, als **ich**, **du**, **er**, **welcher**, **wer**, **was** u. ſ. w. die Stelle der Bindungen, und dann machen ſie die vorhergehende Rede zum **Grunde** der nachfolgenden, welches keine von den eigentlichen **Bindungen** thut. So heiſt es z. B.

Grund	Rede
Wer am beſten ſeine Pflicht ausübt —	iſt der Glücklichſte.

und in unſrer Idylle:

Grund	Rede
Der arme Amyntas kam aus dem dichten Walde.	Er hatte ſich Stäbe geſchnitten zu einem Zaune u. ſ. w.

In dem er iſt jedesmal die Vorſtellung von alle dem zuſammengedrängt, was vorher vom Amyntas geſagt worden iſt. Es wird daher immer vielumfaſſender, je öfter es wiederhohlt wird, und trägt eine immer größre

Reihe von vorhergegangnen Vorſtellungen zu den folgenden hinüber, von denen ſie, vermittelſt dieſes vielumfaſſenden er, der Grund ſind: unter dem dritten er in unſrer Idylle muß man ſich daher ſchon folgendes denken:

Grund	Rede	Ziel
Er — — —	ſahe —	einen jungen Eichbaum.

nehmlich: der arme Amyntas, welcher bei frühem Morgen aus dem dichten Haine kam, wo er ſich Stäbe geſchnitten hatte ꝛc.

Wenn Sie nun anſtatt er immer Amyntas ſetzen wollten, ſo würden Sie bald ſehen, wie unſre ganze ſchön zuſammenhängende Erzählung auseinander fallen würde, weil nun das Vorhergehende nicht mehr der Grund des Folgenden wäre, ſondern ein jedes für ſich eine eigne kleine Erzählung ausmachte. Außer dieſem er und und finden ſich nun in unſrer Idylle wenige oder gar keine

Bindungen; das macht, es herrſcht in ihr keine künſtliche Zuſammenſetzung, ſondern die höchſte Simplicität. Ohne viele Betrachtungen darüber anzuſtellen, werden bloß die Begebenheiten ſelber eine nach der andern erzählt, und wo zwei Reden füglich in eine verwandelt werden können, da werden ſie durch und verknüpft, das gemeiniglich die Stelle von welcher oder deren vertritt, als:

> Er hatte ſich Stäbe geſchnitten **und** trug ihre Laſt.
> Er hatte ſich Stäbe geſchnitten, **deren** Laſt er trug.

So könnte man auch ſagen anſtatt:

> **und** der Bach hatte die Wurzeln des Baumes entblößt,
> **welcher** die Wurzeln des Baumes entblößt hatte.

Aber das einfache und uralte und, welches ſo ſehr der Kindheit der menſchlichen Sprache angemeſſen iſt, wird hier jeder künſtlichern Bindung vorgezogen. Nur einmal wird durch die Bindung da, und am Ende noch ein⸗

einmal durch denn eine Hinanfügung der einen Rede an die andre bezeichnet. — Sie haben nun beinahe den ganzen Bau der Rede, ſowohl im Großen als im Kleinen, kennen gelernet, ſo daß Sie ſchon einen Verſuch machen können, jedes Ganze in der Sprache zu zergliedern, um ſich von der künſtlichern oder einfachern Zuſammenſetzung deſſelben eine deutliche Vorſtellung zu machen; wenn Sie ſich nur noch bemerken, daß es in der größern und zuſammengeſetzten, eben ſo wie in der kleinern und einfachen Rede gewiſſe **Einſchiebungen** giebt, als **aber, doch, zwar, obgleich, demohngeachtet**, u. ſ. w.

Grund	Einſchiebung	Rede
mein Muth ---	**obgleich** ich ſchwach bin ---	ſoll nicht ſinken!

Grund und Rede		Einſchiebung
Ich wollte dich gern beſuchen	—	aber ich kann dich nicht beſuchen,
		Hinanfügung
		weil ich ſelber krank bin.

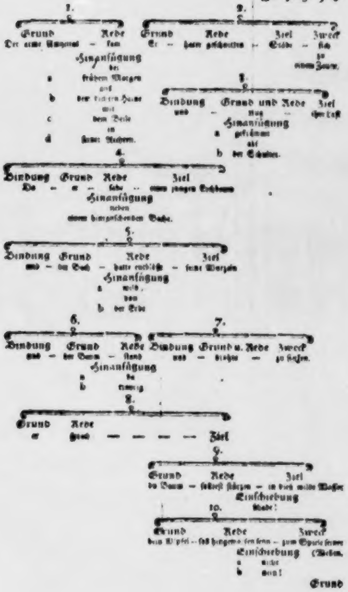
So wie das nicht hier eine aufhebende Einſchiebung in die kleine Rede iſt, ſo bezeichnet das aber ebenfalls eine aufhebende Einſchränkung in der großen Rede, indem es anzeigt, wie ein Strom der Gedanken durch eine Reihe andrer Vorſtellungen plötzlich gehemmt wird, ſo daß es hier nur bei dem bloßen Wollen bleibt, anſtatt daß ſonſt der Wille in Handlung übergegangen wäre. — Nun kann noch die große ſowohl als die kleine Rede mehr als einen Grund, Hinanfügung, Einſchiebung, Ziel, oder Zweck haben; ja, der Grund kann nur ein einziger, und die Rede ſelber kann doch mehrfach ſeyn: in dieſem Falle aber wird das mehrfache größtentheils durch und und ähnliche Bindungen wieder in eins zuſammengezogen, als:

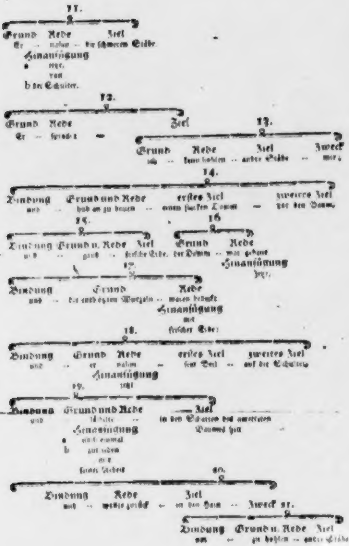
Grund — Rede
Himmel und Erde — ward erſchaffen
Ziel
durch Gottes Ruf.

Grund — Rede
wir — leben, weben, und ſind
Hinanfügung
in
ihm.

Wenn Sie ſich nun an das alles noch einmal zurückerinnert haben, was wir **Grund**, **Rede**, **Ziel**, **Zweck** **Hinanfügung**, **Einſchiebung**, und **Bindung** nannten, ſo verſuchen Sie es, unſer gewähltes Beiſpiel, nicht in die größern und zuſammengeſetzten, ſondern in die kleinen einzelnen Reden, woraus es beſteht, zu zergliedern, und vergleichen Sie alsdann dieſe Zergliederung mit folgender Tabelle, welche eine figürliche Darſtellung von ein und zwanzig einzelnen Reden aus unſrer Idylle enthält. Bemerken Sie ſich auch, daß jedes einzelne **Redewort** eigentlich auch eine Rede bildet, ausgenommen die helfenden Redewörter, als **haben, ſollen, können,** u. ſ. w., und zuweilen auch diejenigen, welche durch zu an ein vorhergehendes **Redewort** verknüpft ſind, als **er drohte zu ſinken, er hub an zu bauen,** u. ſ. w. Wenn Sie mehrere **Hinanfügungen** finden, ſo ſuchen Sie dieſelben ſo viel wie möglich nach der Natur der Sache zu ordnen.

Zu Pag. 308


1.
Grund
Rede
Hinanfügung
a
b
c
d
2.
Grund
Rede
Ziel
Zweck
3.
Bindung
Grund und Rede
Ziel
und
Hinanfügung
a
b
4.
Bindung
Grund
Rede
Ziel
Hinanfügung
5.
Bindung
Grund
Rede
Ziel
und
Hinanfügung
a
b
6.
Bindung
Grund
Rede
und
Hinanfügung
a
b
7.
Bindung
Grund u. Rede
Zweck
und
8.
Grund
Rede
Ziel
9.
Grund
Rede
Ziel
Einschiebung
10.
Grund
Rede
Zweck
Einschiebung
a
b
Grund


11.
Grund Rede Ziel
Er -- nahm -- die schweren Stäbe.
Hinanfügung
a weg,
von
b der Schulter.
12.
Grund Rede Ziel
Er -- sprach: --
13.
Grund Rede Ziel Zweck
ich -- kann holen -- andre Stäbe -- mir;
14.
Bindung Grund und Rede erstes Ziel zweites Ziel
und -- hub an zu hauen -- einen starken Stamm -- vor dem Damm,
15.
Bindung Grund u. Rede Ziel
und -- grub -- frische Erde.
16
Grund Rede
der Damm -- war gebaut
Hinanfügung
jetzt,
17.
Bindung Grund Rede
und -- die entblößten Wurzeln -- waren bedeckt
Hinanfügung
mit
frischer Erde:
18.
Bindung Grund Rede erstes Ziel zweites Ziel
und -- er nahm -- sein Beil -- auf die Schulter,
Hinanfügung
jetzt
19.
Bindung Grund und Rede Ziel
und schleifte -- in den Schatten des unweiten Baumes hin
Hinanfügung
a noch einmal
b zufrieden
mit
seiner Arbeit
20.
Bindung Rede Ziel
und -- wollte zurück -- in den Hain -- Zweck 21.
Bindung Grund u. Rede Ziel
um -- zu holen -- andre Stäbe

Noch eine Schwierigkeit ſcheinet uns aufzuſtoßen, indem es heißt, er lächelte noch einmal in den Schatten des Baumes hin: hier iſt lächelte die Rede ſelber, er iſt der Grund, noch einmal iſt die Hinanfügung, und in den Schatten iſt das Ziel der Rede, allein was iſt nun des Baumes? dieſes fügt ſich auf keine Weiſe an die Rede ſelbſt hinan, ſondern ſcheinet vielmehr dem Nennworte Schatten, als dem Ziele der Rede einverleibt zu ſeyn, und doch iſt es auch nur Nennwort, und kein Nennwort kann ohne ein Redewort dem andern füglich einverleibt, oder an daſſelbe hinangedacht werden. — Allein hier iſt beinahe eben der Fall, wie bei den Beſchaffenheitswörtern, welche auch nur Benennungen ſind, und doch ohne Redewort, bloß vermittelſt eines hinzugeſetzten e an eine andre Benennung unmittelbar hinangefügt werden, als der dichte Hain anſtatt der Hain iſt dicht. So wie man ſich nun hier in das hinzugeſetzte e den ganzen Zuſammenhang einer ausgelaßnen Rede hineindenkt, und auf die Art die eine Vorſtellung der andern einverleibt, ſo denkt man ſich ebenfalls bei dem Ausdruck des Baumes, in das hinzugeſetzte s den ganzen Zuſammenhang einer ausgelaßnen Rede hinein, wodurch die Vorſtellung von Baum der Vorſtellung von Schatten einverleibt wird. Durch das hinzugeſetzte e wird alſo eine Beſchaffenheit, und durch das hinzugeſetzte s ein für ſich beſtehendes Ding dem andern einverleibt; bei dem erſtern iſt nur das Wort iſt, bei dem letztern aber oft eine ganze Reihe von Vorſtelſtellungen ausgelaſſen: ſo heißt auch der Schatten, welcher von dem Baume hervorgebracht wird, nunmehro der Schatten des Baumes. Weil man, ſo oft die Sonne ſcheint, den Schatten beſtändig bei dem Baume bemerkt, ſo betrachtete man ihn nach und nach gleichſam wie eine Eigenſchaft deſſelben, welche ſchon an ſich nothwendig an ihm gedacht werden müſſe, und ſo fing man an, ſich nur noch dunkel an das Urtheil zu erinnern, wodurch man dieſe beiden Vorſtellungen zu wiederhohlten malen verknüpft hatte. Weil man auf eben die Weiſe die Früchte beſtändig an dem Baume bemerkte, ſo ſagte man die Früchte des Baumes, und weil man ſich den Stamm ohne den Baum nicht denken kann, ſo ſagte man der Stamm des Baumes; weil man ſich keinen Erbauer vorſtellen kann, ohne etwas, das von ihm erbauet wird, ſo ſagt man, der **Erbauer des Hauſes**, und weil der Baum im Sonnenſcheine **nothwendig** einen Schatten von ſich werfen muß, ſo ſagt man, der **Schatten des Baumes**. Bei ſolchen für ſich beſtehenden Dingen alſo, welche ſchon an ſich in der Natur einen **nothwendigen** Zuſammenhang haben, oder ihn uns doch zu haben ſcheinen, ſetzen wir dieſen Zuſammenhang ſchon als bekannt voraus, und bezeichnen ihn nicht durch das **Redewort**, ſondern bloß durch ein hinzugefügtes **s**, als einen Laut, worinn ſich unſer ganzes dunkelempfundenes Urtheil zuſammendrängt, und wodurch wir demjenigen, der uns hört, nur einen Wink geben dürfen, um uns zu verſtehen. Ein ſolches Wort nun, zu welchem auf die Art ein **s**, oder ein andrer Laut, der eben das ausdrückt, hinzugefügt iſt, wollen wir die Erklärung desjenigen Worts nennen, bei dem es ſteht: denn wenn es heißt, er lächelte in den Schatten des Baumes, ſo wird dieſer Schatten, durch den Zuſatz des Baumes, von alle dem, was wir ſonſt in der Welt Schatten nennen, herausgehoben, und unſre Vorſtellung von demſelben bekömmt erſt Deutlichkeit, da wir nun wiſſen, daß es nicht etwa der Schatten eines Hügels, einer Wolke u. ſ. w., ſondern eines Baumes iſt. Wie nahe nun die Erklärung an die Eigenſchaft gränzt, ſehen Sie daraus, daß nur ein kleiner Unterſchied dazwiſchen iſt, wenn Sie ſagen, der Pallaſt des Königs, und, der königliche Pallaſt: in dem erſtern Falle können Sie König wiederum durch ein andres Wort erklären, indem Sie ſagen, der Pallaſt des Königs dieſer Völker, das können Sie aber in dem letztern Falle nicht. Wie ſehr uns aber dieſe Erklärung des einen Wortes durch das andre, vermittelſt eines einzigen Lauts, in Anſehung der Kürze im Ausdruck, zu ſtatten kömmt, werden Sie aus folgendem Beiſpiele ſehen: Der Freund des Königs fand den Ring des Königs in dem Zimmer ſeiner Tochter. Sie ſehen, daß die Erklärung nicht nur durch s ſondern auch durch r angezeigt wird, indem es ſeiner Tochter heißt. Nun ſuchen Sie ſich einmal vorzuſtellen, daß wir dieſes erklärende s und r nicht hätten, ſo würde es heißen: der Freund — der König — fand den Ring — der König — in dem Zimmer — ſeine Tochter — Nun iſt auf eineinmal aller Zuſammenhang verſchwunden; wollen wir aber, ohne das s und r, den Zuſammenhang wieder hineinbringen, ſo müſſen wir ſagen: der Freund, welchen der König hatte, fand den Ring welcher dem Könige gehörte, in dem Zimmer, welches ſeine Tochter bewohnte — Setzen Sie nun, daß wir auch das Wort welcher nicht einmal hätten, ſo würden wir uns nicht anders, als auf folgende Weiſe ausdrücken können: Ein König hatte einen Freund, dieſer König beſaß auch einen Ring, den Ring fand der Freund, dieſer Freund hatte eine Tochter, die Tochter bewohnte ein Zimmer, in dem Zimmer fand der Freund den Ring. — Wenn man ſich einem Kinde von gewiſſem Alter verſtändlich machen wollte, ſo würde man ſich ohngefähr ſo ausdrücken müſſen, und es iſt wahrſcheinlich, daß man ſich in der Sprache, bei Entſtehung derſelben, ſo ausgedrückt hat. Sie ſehen aber hieraus aufs neue, daß das Redewort der Geiſt der ganzen Sprache iſt, daß es auch ſelbſt da herrſcht, wo man es nicht ſiehet, und daß es zwei Wörter durch ſeine Kraft verbindet, ohne daß man es in der Schnelligkeit des Redens und Denkens bemerkt.

Was ich Ihnen nun ſchon bei den einzelnen Wörtern von Licht und Schatten in der Sprache geſagt habe, das gilt auch bei der großen oder zuſammengeſetzten Rede. So wie man nehmlich in dem Ausdruck, der alte **Mann** iſt **krank**, die Vorſtellung daß er alt iſt, in Schatten ſtellt, und ſie gleichſam in der Seele zurückſchiebt, um die Vorſtellung, daß er krank iſt, deſto mehr ins Licht zu ſtellen; eben ſo ſtellt man auch, vermittelſt der Bindungen, eine ganze Rede gegen die andre in Schatten, wie in folgender Darſtellung:

Schatten Licht
Als der Frühling anbrach — da verjüngte ſich die Natur
Schatten
Als der Frühling anbrach, und ſich die Natur verjüngte --
Licht
da verſchwand mein Kummer.

Lauter Licht, ohne mildernden Schatten, würde in folgenden Ausdrücken ſeyn:

Der Frühling brach an -- die Natur verjüngte ſich --
mein Kummer verſchwand.

Allein, wenn in dieſen leztern Ausdrücken mehr Lebhaftigkeit iſt, ſo iſt in den erſtern mehr Ordnung, mehr Nebeneinanderſtellung, und mehr Deutlichkeit in dem Hauptgedanken, welcher, durch eine mit Fleiß veranlaßte

Dunkelheit in den Nebengedanken, ſtärker ins Licht geſtellt wird.

Sie haben alſo nun den ganzen Bau der menſchlichen Rede kennen gelernt, nach welcher Sie das größte ſowohl, als das kleinſte Ganze, in der Sprache zergliedern können. Die längſte zuſammenhängende Rede über irgend einen Gegenſtand hat, im Ganzen genommen, immer einen Grund, wovon ſie ausgeht, ein Ziel, worauf ſie übergeht, etwas, das ſie nur nebenher mit ſich nimmt, oder eine Hinanfügung, und einen Zweck, worinn ſich am Ende ihre ganze Kraft vereinigt; ja ſie hat, im Eingange, ſogar eine Bindung, wodurch ſie an eine allgemein anerkannte Wahrheit geknüpft, und auf die Weiſe mit dem ganzen Syſtem unſrer Gedanken in Zuſammenhang gebracht wird.

Dieſe Ideen ſcheinen ſogar auf das kleinſte Wort zu paſſen, wenn man ſich den Vokal als die Rede, den vor ihm vorhergehenden Konſonant, als den Grund, den nachfolgenden als das Ziel, und den letzten, als den Zweck dieſer Rede denkt. Wenigſtens muß der Vokal ebenfalls erſt Zuſammenhang in die Konſonanten bringen, ehe ſie ſich zu einem verſtändlichen Worte bilden können. In dem Worte bleibſt alſo wäre das ei gleichſam die Rede ſelber, l wäre der Grund, b die Hinanfügung, das andre b das Ziel und das ſt der Zweck dieſer Rede, worinn ſich ihre ganze Kraft vereinigt, indem ſie durch das hinzugeſetzte ſt erſt wirklich zweckmäßig wird, und ſich auf eine Perſon bezieht, die man anredet. — Doch will ich Ihnen gern verſtatten, dieſes letztre ſo lange für ein bloßes Spiel der Einbildungskraft zu halten, bis ich es Ihnen näher werde bewieſen haben.

Aus dem Bau der Rede läßt ſich nun der Gebrauch der Unterſcheidungszeichen am allerleichteſten entwickeln, weil es das eigentliche Geſchäft derſelben iſt, die kleinern Reden in den größern zu unterſcheiden, wie Sie aus folgendem Beiſpiele ſehen werden, deſſen wir uns ſchon einmal bedient haben:

Grund und Rede	Ziel	Zweck
ſo fühle ich, ---	daß mir dieſes genug iſt, ---	um glücklich zu ſeyn.
Hinanfügung		
wenn ich meine Pflicht thue.		

Wenn ich meine Pflicht thue, ſo fühle ich, daß mir dieſes genug iſt, um glücklich zu ſeyn. — Hier iſt jede kleinere Rede in der größern, durch einen ſchrägen Strich, welchen man das **Komma** nennt, von der andern unterſchieden, damit man die Fugen deſto deutlicher ſehen kann, wodurch ſich die kleinen Reden zu einer gröſſern bilden, und damit man auch weiß, wo die Stimme die ſchicklichſten Ruhepunkte machen darf, weil man doch nicht immer in einem Athen fortleſen kann. Dieſes wird Ihnen nun auf einmal einen Aufſchluß über den Gebrauch des Komma geben; Sie ſetzen es nehmlich, einige Fälle ausgenommen, vor jeder **Bindung**, und vor jedem **welcher**, **wer**, oder **was**, wodurch ſich eine ganze Rede an die andre fügt. Sobald aber eine Rede für ſich ſchon ein Ganzes ausmacht, und durch keine **Bindung** nothwendig an eine andre hinangefügt iſt, ſo ſteht am Ende derſelben ein kleiner Tittel, welchen man das **Punk**-

tum nennet. Nun kann aber der Fall eintreten, daß nicht eine, ſondern mehrere ganze Reden auf einmal, an eine andre hinangefügt werden ſollen; alsdann müſſen die hinangefügten Reden unter ſich ſchon durch Kommata unterſchieden werden, es iſt daher noch ein anderes Zeichen nöthig, um alle hinangefügten Reden zuſammengenommen, wiederum von der Hauptrede zu unterſcheiden: man ſetzt zu dieſem Endzweck über das Komma ein Punktum, und nennt es dann das Semikolon, welches alſo einen ſtärkern Unterſchied, als das bloße Komma bezeichnet. Manchmal aber ſind mehrere hinangefügte Reden wiederum eine jede an und für ſich ſelber ſo lang, daß ſie unter ſich ſchon durch Semikolons müſſen unterſchieden werden; dann iſt wiederum ein andres

Zeichen nöthig, welches alle dieſe ſchon unter ſich durch Semikolons bezeichnete Hinanfügungen von der Hauptrede unterſcheidet, und dieſes beſteht aus zwei untereinandergeſetzten Punkten, und heißt das **Kolon**, wovon auch das vorhergehende das **Semikolon** oder halbe **Kolon** genannt wird, weil es einen geringern Unterſchied, als das **Kolon**, bezeichnet. Dieſes Kolon bezeichnet nächſt dem **Punktum** den ſtärkſten Unterſchied der kleinern Rede in der größern. Enthält nun eine Rede, welche an und für ſich ein Ganzes ausmacht, ein ruhiges, feſtes Urtheil, oder Behauptung irgend einer Sache, ſo ſetzt man am Ende derſelben ein Punktum; iſt das Urtheil mit einer Gemüthsbewegung, als Verwundrung, Freude, Schmerz u. ſ. w. verknüpft, und fängt ſich die Rede mit ach, o wie, möchte doch, oder auf ähnliche Weiſe an, ſo macht man ſenkrecht über das Punktum einen Strich, und nennt dieſes das Ausrufungszeichen; iſt aber das Urtheil in einer Rede noch zweifelhaft, oder unvollſtändig, welches daraus abzunehmen iſt, wenn man die Stimme beim Schluß der Rede nicht fallen läßt, ſondern gleichſam noch im Schweben erhält, ſo ſetzt man über das Punktum eine gekrümmte Figur (?), und nennt es das Fragezeichen. — Sie ſehen, man muß mit den Unterſcheidungszeichen ökonomiſch verfahren, weil wir ihrer nur ſo wenige haben: ich hätte jetzt vor jedem ſo ſchon füglich ein Semikolon ſetzen können, aber ich mußte es zu den größern Unterſchieden aufſparen, die ich damit bezeichnen wollte, indem ich drei ſchon an ſich zuſammengeſetzte Reden gleichſam in eine verwandelte, weil in allen dreien von einerlei Sache, nehmlich von der Bezeichnung verſchiedener Beſchaffenheiten unſrer Urtheile die Rede war. Wollte man ſich des **Kolons** und **Semikolons** zu oft bedienen, ſo würde man dieſen Zeichen dadurch ihre ſtärkere unterſcheidende Kraft benehmen. — Was ich Ihnen jetzt geſagt habe, iſt gleichſam nur in den Zuſammenhang meiner übrigen Bemerkungen über die Unterſcheidungszeichen eingeſchoben. Dieſe **Einſchiebung** habe ich zu Anfange und am Ende der eingeſchobenen Rede mit einem kleinen Querſtriche bezeichnet, deſſen man ſich auch dazu bedienet, eine vorzügliche Aufmerkſamkeit des Leſers auf einen Gedanken zu erwecken. — Sie ſehen nun leicht, daß Komma, Semikolon, Kolon, und Punktum, eigentlich nur die wahren Unterſcheidungszeichen ſind, wodurch die kleinern Reden in der größern unterſchieden werden. Dieſe ſind nun freilich, nicht ſo wie die Worte, Zeichen unſrer Gedanken ſelber, ſondern nur die Zeichen von den verſchiednen Ruhepunkten in der Reihe unſrer Vorſtellungen. Wenn dieſe Ruhepunkte nun gleich nicht auf dem Papiere bezeichnet wären, ſo würden ſie demohngeachtet in unſrer Seele ſtatt finden, weil es uns unmöglich iſt, ganz ununterbrochen fortzudenken. Hieraus erhellet wenigſtens ſo viel, daß eine Schrift mit Unterſcheidungszeichen immer ein wahreres und treffenderes Gemählde unſrer Gedanken iſt, als eine ähnliche, ohne dieſelben. — Sagen Sie alſo z. B., ich weiß, wie die Sache beſchaffen iſt, ſo reden

Sie nicht ganz ununterbrochen fort, ſondern wenn Sie geſagt haben, ich weiß, ſo wird erſt durch eine ganz kleine Pauſe der Uebergang zu dem folgenden Gedanken gemacht; und dieſer Uebergang iſt es eben, welchen die Unterſcheidungszeichen andeuten ſollen; denn ohne dieſelben würde ein Gedanke gleichſam in den andern fließen, und die zuſammengeſetzte Rede wäre mit einem unförmlichen Gebäude zu vergleichen, dem es an der gehörigen Eintheilung in ſeine Zimmer und Säle mangelte. Sagten Sie aber, ich weiß die ganze Beſchaffenheit der Sache, ſo wäre kein Komma weiter nöthig, weil hier das Ziel der Rede nicht wiederum eine andre Rede, ſondern eine bloße Benennung iſt. Wenn Sie jetzt noch einen Verſuch machen wollen, unſre Idylle auch in Anſehung der

Unterſcheidungszeichen, oder der Ruhepunkte in der Erzählung, durchzugehn, ſo werden Sie finden, wie die ſchwächern Unterſchiede immer durch ein **Komma**, die ſtärkern durch ein **Semikolon**, und die ſtärkſten durch ein **Kolon** oder **Punktum** bezeichnet werden; wie insbeſondre die eignen Worte eines andern, als etwas von der übrigen Rede ganz Verſchiednes, durch ein **Kolon** angedeutet werden: wenn es z. B. heißt, **aber die Dryas rief ihm mit lieblicher Stimme zu: ſollt ich unbelohnet dich weglaſſen,** u. ſ. w. Wenn es aber am Ende heißt, ſo **bat der Redliche: und Palemon ward geſund,** ſo vertritt das **Kolon** beinahe die Stelle eines **Punktums**, weil das **und** zwiſchen dieſen beiden ganz voneinander abgeſonderten Reden nur einen ſehr geringen Zuſammenhang bewirken kann. — Doch genug hievon! Je mehr Sie den Bau der Rede ſelber einſehen lernen, deſto leichter wird es Ihnen werden, ſich der Unterſcheidungszeichen gehörig zu bedienen.

Eilfter Brief.

Von den Fugen der Rede.

Laſſen Sie uns nun noch einmal mit einem Blick den ganzen Bau der Rede überſehen, und die Begriffe von Grund, Rede, Ziel, Zweck, Hinanfügung, Einſchiebung, Bindung und Erklärung, in unſer Gedächtniß zurückrufen, und dann unterſuchen, wie es zugeht, daß alle dieſe einzelnen Beſtandtheile der Rede ſich zu einem Ganzen bilden? — Wenn die Beſtandtheile eines Gebäudes gehörig ineinander paſſen ſollen, ſo muß denſelben oft etwas angeſetzt, und oft etwas abgenommen werden, eben ſo iſts auch in der Sprache: die einzelnen Wörter müſſen nehmlich im Zuſammenhange mit den übrigen oft andre **Endigungen** annehmen, als ſie ſonſt an und für ſich haben, und dieſe **Endigungen** nebſt den kleinen Wörtern an, auf, über, u. ſ. w. ſind eben die **Fugen** der Rede, worunter hier aber immer nur die kleine Rede, und nicht die große oder zuſammengeſetzte zu verſtehen iſt. Da wir alſo hier vorzüglich auf die einzelnen Wörter aufmerkſam ſeyn müſſen, ſo wollen wir unſre obigen Bemerkungen auf dieſelben anzuwenden ſuchen, und jedes einzelne Wort, das Grundwort, **Redewort**, Zeitwort, oder **Zweckwort**, nennen, nachdem es die Rede ſelber, oder den **Grund**, das Ziel, oder den **Zweck** der Rede in ſich enthält; zeigt es die **Hinanfügung** an, ſo wollen wir es das **Nebenwort** nennen, weil die Hinanfügung von der Rede nur gleichſam nebenher mitgenommen wird; iſt es aber die **Einſchiebung**, ſo wollen wir es das **Zwiſchenwort**, und iſt es die **Bindung**, das **Bindewort** nennen; ein Hauptwort, welches neben einem andern zur **Erklärung** deſſelben ſteht, ſoll das **Erklärungswort**, und ein ſolches kleines Wort, wie **auf**, **an**, **unter**, ſoll das **Fügewort** heißen, wie in folgender Darſtellung:

Bindewort wenn	Bindewort ſo
Grundwort du	Grundwort du
Redewort widmeſt	Redew. kannſt verſprechen
Fügewort mit	Fügewort in
Nebenwort dem größten Vergnügen	Nebenwort der Zukunft
Zwiſchenwort nicht	Zwiſchenwort gewiß
Zielwort dich	Zielwort keinen wahren Frieden
Zweckwort dem Rufe.	Erklärungswort des Herzens
Erklärungsw. deiner Pflicht	Zweckwort dir.

Wenn du dich nicht mit dem größten Vergnügen dem Rufe deiner Pflicht widmeſt, ſo kannſt du dir gewiß in der Zukunft keinen wahren Frieden des Herzens verſprechen.

Iſt nun das Redewort iſt, ſo müſſen wir das Wort, welches dasjenige enthält, was von einer Sache geredet wird, und welches wir uns ſonſt mit in die Rede ſelbſt hineingedacht haben, ebenfalls einzeln betrachten, und dann können wir es füglich das Redebeiwort nennen; als:

Grundwort	eine Eiche	**Grundwort**	der Baum
Redewort	iſt	**Redewort**	iſt
Redebeiwort	ein Baum.	**Redebeiwort**	grün.

Was auf die Weiſe von iſt gilt, paßt auch auf **werden**, **bleiben**, **heißen**, wo dasjenige, was von einer Sache geredet wird, ſich nicht in die Rede ſelber hineinfügt, ſondern als ein einzelnes Wort dabei ſteht.

Laſſen Sie uns nun wieder zu unſerm obigen Beiſpiele zurückkehren, und zuſehen, welche Wörter in der zuſammenhängenden Rede eigentlich Veränderungen leiden, und welche nicht? — Das **Bindewort** gehört nicht zu dem innern Zuſammenhange der Rede, ſondern ſchließt ſich nur von außen an dieſelbe an, alſo braucht es ſich nicht nach der Rede zu fügen, ſondern es behält ſeine unveränderte Geſtalt, es mag auch ſtehen, wo es wolle, wie die Bindewörter **wenn** und ſo in unſerm Beiſpiele. Das **Grundwort** iſt das herrſchende in der Rede; alle übrigen Wörter müſſen ſich nach ihm fügen, ſelber fügt es ſich nach keinem; darum behält es im Zuſammenhange der Rede eben die Geſtalt, die es außer dem Zuſammenhange an und für ſich hat, wie das Wort **du** in unſerm Beiſpiele. Das **Zwiſchenwort** bleibt ebenfalls unverändert, weil es eigentlich nicht mit in den Zuſammenhang der Rede gehört, ſondern nur in dieſelbe eingeſchoben iſt, wie in unſerm Beiſpiele die Wörter **nicht** und **gewiß**. Das **Fügewort** kann ſich deswegen nicht weiter fügen, oder ſeine Geſtalt ändern, weil es an ſich ſelber ſchon eine Fuge der übrigen Wörter iſt, wie in unſerm Beiſpiele die Wörter **mit** und iſt. In den Zuſammenhang der Rede müſſen ſich alſo das Nebenwort, Zielwort, Zweckwort, Erklärungswort, und das Redewort ſelber fügen, und leiden deswegen zuweilen einige Verändrungen. Wir müſſen alſo jetzt unſer Augenmerk auf die Fugen dieſer Wörter richten, welches größtentheils nur einzelne Laute ſind, wie in unſerm Beiſpiele die hinzugefügten oder angeſetzten Buchſtaben ſt, m, n ch, r, s: nehmen Sie dieſe einzelnen Laute von den Wörtern, zu welchen ſie gehören, weg, und die zuſammenhängende Rede wird auseinander fallen:

Wenn du — di — nicht — mit — das größte Vergnügen — der Ruf — deine Pflicht — widmen — ſo — können — du — du — gewiß — in — die Zukunft — kein wahrer Friede — das Herz — verſprechen —

Verwandeln Sie aber das zweite du in dich; das in dem, und größte in größten; der in dem; deine in deiner; widmen in widmeſt; können in kannſt; wiederum das zweite du in dir; die in der; kein wahrer Friede in keinen wahren Frieden; das Herz in des Herzens; ſo iſt auf einmal der Zuſammenhang wieder hergeſtellt. Betrachten Sie nun noch einmal unſer Beiſpiel in der erſtern Darſtellung, die ich Ihnen davon gemacht habe, ſo werden Sie finden, daß die Verändrungen größtentheils nicht an den Hauptwörtern ſelber, ſondern nur an den kleinen Beſtimmungswörtern der, die, das u. ſ. w. vorgehen; daß Zweckwort und Nebenwort einerlei Endigung haben, und durch m oder r, auch zuweilen durch ein dem Hauptworte hinangefügtes e bezeichnet werden, nur mit dem Unterſchiede, daß das **Nebenwort** immer eines **Fügeworts** bedarf, das **Zweckwort** aber nicht; daß das **Zielwort** durch n oder ch, und das **Erklärungswort** durch e oder s bezeichnet wird. — Das **Redewort** muß, ohngeachtet aller ſeiner Veränderungen, immer Redewort bleiben, aber das **Grundwort** kann durch eine kleine Veränderung, welche größtentheils nur an dem Beſtimmungswörtchen vorgeht, zu einem **Nebenworte**, **Zielworte**, **Zweckworte**, oder **Erklärungsworte** werden, als:

Grundwort ich — — du
Redewort beſchäftige — beſchäftigeſt
Zielwort mich — — dich — ch
Fügewort mit — — mit
Nebenwort mir — — dir — r

Grundwort	du	
Redewort	denkſt	
Zielwort	dich	— ch
Zweckwort	dir	— r

Grundwort	der Baum wird genannt		
Zielwort	den Baum nenne ich	—	n
Zweckwort	dem Baume gebe ich ſeinen Nahmen	-- m	— e
Nebenwort	von dem Baume rede ich dieß	-- m	— e
Erklärungsw.	des Baumes Nahmen nenne ich	-- s	— s

Das Beſtimmungswort **der** muß alſo ſein ſtarkes männliches **r** mit dem biegſamern **n** vertauſchen, wenn es ſich vor einem **Zielworte** in den Zuſammenhang der Rede fügen ſoll: das weichre **die** und **das** ſchmiegt ſich ſchon von ſelber in dieſen Zuſammenhang, und leidet daher keine Verändrung, es mag nun vor dem **Grundworte** oder vor dem Zielworte ſtehen; ſteht es aber vor dem Zweckworte **Nebenworte**, oder **Erklärungsworte**, ſo verwandelt ſich das in dem und des, und die verwandelt ſich in der, wie in ſolgender Darſtellung:

Grundwort das Bild wird genannt.
Zielwort das Bild nenne ich.
Zweckwort dem Bilde gebe ich ſeinen Nahmen — m — e
Nebenwort von dem Bilde rede ich — m — e
Erklärungsw. des Bildes Nahmen nenne ich — s — s

Grundwort die Blume wird genannt.
Zielwort die Blume nenne ich.
Zweckwort der Blume gebe ich ihren Nahmen — r
Nebenwort von der Blume rede ich — r
Erklärungsw. der Blume Nahmen nenne ich — r

Sie ſehen alſo, daß das **Zielwort** und **Grundwort** nur bei den Wörtern unterſchieden ſind, vor welchen das **Beſtimmungswort** der ſteht. **Zweckwort** und **Nebenwort** ſind ſich untereinander gleich, aber vom **Zielworte** ſind ſie, die Wörter **ſich uns** und **euch** ausgenommen, beſtändig unterſchieden. Es kömmt ſehr viel darauf an, daß man das **Zweck**-

wort ſowohl als das Nebenwort gehörig von dem Zielworte zu unterſcheiden weiß, um ſich im Sprechen nicht fehlerhaft auszudrücken. — Wir müſſen daher auch auf dieſen Unterſchied aufmerkſam ſeyn, in ſo fern er alsdann ſtatt findet, wenn von Dingen in der mehrfachen Zahl die Rede iſt, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort die Bäume, Bilder und Blumen werden genannt.
Zielwort die Bäume, Bilder und Blumen nenne ich.
Zweckwort den Bäumen, Bildern und Blumen gebe ich ihre Nahmen — n — n
Nebenwort von den Bäumen, Bildern und Blumen rede ich dieß — n — n
Erklärungsw. der Bäume, Bilder und Blumen Nahmen nenne ich — r

Sie ſehen, daß der Unterſchied des Geſchlechts der Wörter, welcher in der einfachen Zahl durch der, die, das, bezeichnet wird, ſich in der mehrfachen Zahl in dem Begriffe von der Mehrheit der Dinge verliert; und daß eben daher das biegſame die allein die Stelle des der, die, das, vertritt, welches ſich aber im Zweckworte und Nebenworte in den verwandelt, das eigentlich aus denen zuſammengezogen iſt. So wie alſo in der einfachen Zahl das Zweckwort und Nebenwort durch m oder r bezeichnet wird, ſo erkennt man es in der mehrfachen Zahl an dem n, welches nicht nur in der Verwandlung des die in den ſtatt findet, ſondern auch dem Hauptworte ſelber, da wo es füglich geſchehen kann, angehängt wird, als den Bäumen, den Bildern; bei Blumen konnte kein n mehr angehängt werden, weil das Grundwort in der mehrfachen Zahl ſchon die Blumen heißt. — Sie ſehen ferner, daß in dieſen drei Wörtern der Begriff von der **Mehrheit** jedesmal durch eine Verlängerung des Worts, vermittelſt eines gewiſſen Lauts, und in **Baum** zugleich durch eine Verwandlung des a in ä ausgedrückt iſt, als:

Baum,	Bild,	Blume,
Bäume,	Bilder,	Blumen.

Hieraus können Sie ohngefehr ſchließen, auf wie vielerlei Art unſre Sprache die **Mehrheit** bezeichnet: ſie thut es oft bloß durch Verwandlung des a, o, und u, in ä, ö, und ü, als die **Väter**, die **Töchter**, die **Mütter**; oft durch ein hinzugefügtes e, er, oder n, als **Könige**, **Fürſten**, **Schwerdter**; oft durch die Verwandlung und Hinzufügung zugleich, als die **Bäche**, die **Bücher**, die **Flüſſe**, die **Männer**, die **Götter**, die **Heiligthümer**. Das r bezeichnet oft einen ſtärkern Grad der Mehrheit, als das e, indem es dasjenige gleichſam zerſtückt und abgeſondert darſtellt, was man ſich ſonſt mehr in eins zuſammengefaßt denkt, als:

Band,	Bande,	Bänder
Land,	Lande,	Länder
Ort,	Orte,	Oerter
Wort,	Worte,	Wörter

So wie nun das der, die, das, in der mehrfachen Zahl ſich in die verwandelt, eben ſo verwandelt ſich auch das er, ſie, es, in ſie. Ueberhaupt hat er, ſie, es, mit der, die, das, eine große Aehnlichkeit; und man darf nur von dem letztern das d wegnehmen, ſo wird faſt immer, mit einiger Verändrung des Vokals, das erſtre übrig bleiben, wie Sie aus folgender Darſtellung ſehen werden, wo wir noch einmal die Beſtimmungswörter des Hauptworts, welche eigentlich im Zuſammenhange der Rede die meiſten Verändrungen leiden müſſen, in alle Verhältniſſe ſetzen wollen;

Einfache Zahl.

Grundwort ich werde genannt — du wirſt genannt
Zielwort mich nenne, ich — dich nenne ich -- ch
Zweckwort mir gebe ich meinen — dir gebe ich deinen — r
Nahmen. Nahmen.
Nebenwort von mir rede ich dieß ---- von dir rede ich--r
Erklärungsw. meiner ſchone ich---- deiner ſchone ich-r

Mehrfache Zahl.

Grundwort wir werden genannt -- ihr werdet genannt.
Zielwort uns nenne ich -- euch nenne ich.
Zweckwort uns gebe ich unſre -- euch gebe ich eure
Nahmen. Nahmen.
Nebenwort von uns rede ich dieß--von euch rede ich dieß,
Erklärungsw. unſer ſchone ich -- euer ſchone ich.

Einfache Zahl.

Grundwort er, der Baum -- ſie, die Blume -- es, das
Bild -- wird genannt
Zielwort ihn, den Baum -- n -- ſie, die Blume -- es, das
Bild -- nenne ich

Zweck=

Zweckwort ihm, dem Baume -- m, e -- ihr, der Blume, -- r --, dem Bilde -- gebe ich einen Nahmen, -- m, e

Nebenwort von ihm, dem Baume -- m, e -- von ihr der Blume -- r --, dem Bilde -- m, e -- rede ich dieß.

Erklärungsw. ſeiner, des Baumes -- ihrer, der Blume -- r -- deſſen, des Bildes -- s -- ſchone ich.

Mehrfache Zahl.

Grundwort. ſie, die Bäume, Blumen, und Bilder -- werden genannt

Zielwort ſie, die Bäume, Blumen und Bilder -- nenne ich.

Zweckwort ihnen, denen (den) Bäumen, Blumen, und Bildern -- gebe ich ihre Nahmen. -- n, n.

Nebenwort von ihnen, denen (den) Bäumen, Blumen, und Bildern -- rede ich dieß. n -- n

Erklärungsw. ihrer, derer, (der) Bäume, Blumen, und Bilder -- ſchone ich -- r

Daß das Erklärungswort bei einem Redeworte ſtehen kann, wird Ihnen vielleicht auffallend ſeyn; allein man denkt ſich hier in dem Redeworte gewiſſermaßen ein Hauptwort, und indem es heißt, ich verſchone euer, ſo ſoll dieß ſo viel ſagen, als ich bin ein Verſchoner euer. Freilich kann hier das Erklärungswort am allerleichteſten zum Eigenſchaftsworte werden, indem ich ohne alle Verändrung deſſelben ſagen kann, ich bin euer Verſchoner: man ſagt auch: ich verſchone dein, ich pflege ſein, und in ſo ſo fern gehört das Erklärungswort von ich, du, er, u.ſ.w. beinahe ganz ins Gebiet der Eigenſchaftswörter, weil es mit den vorhergehenden Ausdrücken beinahe einerlei iſt, wenn ich ſage, ich bin ſein Verſchoner, oder ich bin ſein Pfleger. — In der mehrfachen Zahl, ſehen Sie wiederum, iſt immer weniger zu unterſcheiden, als in der einfachen, weil ſich viele andre Nebenbegriffe in dem Begriffe von der Mehrheit verlieren. – Und nun werden Sie beinahe im Stande ſeyn, Zweckwort und Nebenwort, in allen Fällen, auch an der **Endigung**, vom Zielworte zu unterſcheiden, als:

Einfache Zahl

Zielwort mich, dich, ihn, ſie, es, -- den Baum, die Blume, das Bild -- nenne ich.

Zweckwort mir, dir, ihm, ihr —, dem Baume, der Blume, dem Bilde -- gebe ich einen Nahmen.

Nebenwort von mir, dir, ihm, ihr — dem Baume, der Blume -- dem Bilde — rede ich dieß.

Mehrfache Zahl.

Zielwort uns, euch, ſie, -- die Bäume, Blumen, und Bilder -- nenne ich.

Zweckwort uns, euch, ihnen, den Bäumen, Blumen, und Bildern -- gebe ich einen Nahmen.

Nebenwort von uns, euch, ihnen, den Bäumen, Blumen, und Bildern -- rede ich dieß.

Nach **der, die, das,** richtet ſich noch **dieſer, dieſe, dieſes,** und **welcher, welche, welches,** wenn man es durch alle Fälle, wie es in der zuſammenhängenden Rede ſtehen kann, durchführen will. Auch die Frage, ge, wer oder was muß ſich darnach richten, wie in folgender Darſtellung:

Grundwort wer oder was wird genannt? der, die, oder, das Ding.

Zielwort wen oder was nenne ich? den, die, oder das Ding.

Zweckwort wem oder welchem Dinge gebe ich ſeinen Nahmen? dem, der, oder dem Dinge.

Nebenwort von wem oder von welchem Dinge rede ich? von dem, der, oder dem Dinge.

Erklärungsw. weſſen oder welches Dinges Nahmen nenne ich? deß, deß, oder deß Dinges.

Laſſen Sie uns nun einmal unſre Darſtellung umkehren, und ein Wort durch alle Fälle, worinn es ſtehen kann, durchſühren, indem wir zugleich die ganze Rede ordentlich bezeichnen, wovon es jedesmal Grund, Ziel, oder Zweck u. ſ. w. iſt:

Grund Rede
der Baum -- wird genannt

Grund Rede Ziel
ich -- nenne -- den Baum

Grund Rede Ziel Zweck
ich -- gebe -- ſeinen Nahmen -- dem Baume.

Grund Rede Hinanfügung Ziel
von
ich -- rede -- dem Baume -- dieſes.

Grund Rede Ziel Erklärung
ich -- nenne -- den Nahmen -- des Baumes.

Sie ſehen alſo, wenn ein Wort das Zielwort ſeyn ſoll, ſo muß ein **Grundwort** und ein **Redewort** vorhergehen; ſoll es das **Zweckwort** ſeyn, ſo muß eigentlich ein **Grundwort, Redewort** und **Zielwort** vorhergehen; ſoll es das **Nebenwort** ſeyn, ſo braucht nur ein **Grundwort** und **Redewort** vorherzugehen, denn mit dem **Zielworte** rückt die Rede ſchon weiter fort: das **Erklä-**

rungswort gehört eigentlich nicht mit in den Zuſammenhang der einfachen Rede, darum kann es bei dem Grundworte, Zweckworte, und Nebenworte, ja ſogar bei dem Redeworte ſtehen. — Laſſen Sie uns nun erſt alle Fälle zu beſtimmen ſuchen, worinn ſich das Nennwort nach dem Redeworte richten muß; alsdann werden wir auch ſehen, wie ſich das Redewort wiederum nach dem Nennworte fügt. — Ein jedes Zweckwort muß alſo eigentlich ein Zielwort vor ſich haben: denn wenn ich Z. B. ſage, ich gebe dem Baume, und damit aufhöre, ſo iſt meine Rede unvollſtändig, weil ich nichts genannt habe, das ich dem Baume gebe, oder weil ich zwar den Zweck, aber noch nicht das Ziel der Handlung meines Gebens ausgedrückt habe: ſage ich aber nun, ich gebe dem Baume ſeinen Nahmen, ſo iſt meine Rede vollſtändig, weil ſowohl Ziel als Zweck derſelben ausdrücklich benannt wird. Und nun heißt es doch:

Grund	Rede	Zweck	Grund	Rede	Zweck
ich —	folge —	dir.	du —	leuchteſt —	mir.

Grund	Rede	Zweck
ich —	danke —	dir.

Eben ſo ſagt man auch, ich trotze dir, drohe dir, helfe dir, diene dir, liebkoſe dir, ſchmeichle dir, widerſpreche dir, fluche dir. — Dieß ſcheinet unſern Satz aufzuheben, daß ſich kein Zweckwort ohne Zielwort denken laſſe. Allein das nächſte oder unmittelbare Ziel der Rede kann oft in der Rede ſelber mit verſteckt ſeyn, weil es ſolche Handlungen giebt, die nicht unmittelbar auf etwas außer uns übergehen, ſondern ſich gleichſam beſtändig in ſich ſelber zurückwälzen, und auf die Weiſe nur ſich ſelber zum Ziele haben, ſo daß ſie oft mehr ein fortdaurender wirkſamer Zuſtand als eigentliche Handlungen ſind. Von der Art ſind nun auch die obigen Redewörter, bei welchen man ſich das Ziel in die Rede ſelber mit hinein denkt, und auf die Weiſe unmittelbar das Zweckwort hinzuſetzt. Wir wollen ſie einzeln durchgehen! — Sie können wohl ſagen: **ich halte dich**, weil Ihre Handlung hier unmittelbar auf die Perſon übergeht, die von Ihnen gehalten wird, aber Sie können nicht auf eben die Art ſagen, **ich folge dich**, weil **folgen** eine Handlung iſt, die ſich immer in ſich ſelber zurückwälzt, und ſo lange ſie währet, nie ihr äußres Ziel erreicht, denn ſobald die Perſon, der Sie folgen, von Ihnen erreicht iſt, ſo muß ja auch die Handlung Ihres Folgens aufhören. Eben ſo iſts nun auch mit begegnen, gehen, laufen, kommen, und ähnlichen Wörtern, darum ſagt man auch, ich begegne dir, du gehſt mir zu langſam, läufſt mir zu ſchnell, u. ſ. w. Bei der Handlung des Leuchtens, welche auch, ſo wie folgen, in ſich ſelber zurückfällt, kann ich mir gar kein ausgezeichnetes äußeres Ziel denken, worauf das Leuchten überginge, weil die Lichtſtrahlen rund umher verſtreuet werden, und alſo nur zufälligerweiſe auf irgend einen Gegenſtand fallen: darum kann ich nur eine Perſon dabei in Gedanken haben, welche der Zweck meines Leuchtens iſt. Setze ich aber die Silbe be vor dieſes Wort, und ſage, ich beleuchte, ſo iſt die Verſtreuung der Lichtſtrahlen nichts Zufälliges mehr, ſondern dieſelben werden nun auf einen Gegenſtand insbeſondre gerichtet, der das Ziel des Leuchtens wird, darum heißt es dann auch, ich beleuchte dich. Wenn dieſe Silbe be einem Redeworte vorgeſetzt wird, ſo trägt ſie in daſſelbe gemeiniglich den Begriff von einer wirklichen Handlung hinein, die unmittelbar auf einen äußern Gegenſtand übergeht, welcher das nächſte Ziel derſelben iſt. — Sie können nicht ſagen, ich danke dich, ſo wie Sie ſagen, ich liebe dich, oder, ich ehre dich: denn lieben und ehren ſind Handlungenähnliche Empfindungen, welche durch die Perſon ſelber, oder ihre perſönlichen Eigenſchaften in Ihnen erweckt werden, und alſo auch unmittelbar wieder auf die Perſon übergehn können; danken aber iſt auch eine Handlungähnliche Empfindung, die nicht durch die perſönlichen Eigenſchaften, ſondern durch die wohlthätige Handlung einer Perſon in Ihnen erweckt wird, ſie muß daher auch durch die Erinnerung dieſer wohlthätigen Handlung erſt wieder auf die Perſon übergehn; dieſe Erinnrung iſt alſo das nächſte Ziel, und die Perſon der Zweck des Dankens: darum ſagt man auch, ich danke dir, oder ich danke Ihnen, daß Sie u. ſ. w. — Ich troze, heißt, ich bin befeſtiget, oder befeſtige mich gegen alle Angriffe, die irgend etwas auf mich thun kann, oder ich ſetze mich ſelber in den Stand, die Angriffe eines andern verachten zu können, dieſes thue ich aber um deſſen willen, deſſen Angriffe ich erwarte, dieſer iſt alſo der Zweck meines Trozens, welches übrigens eine Handlung iſt, die in ſich ſelber wieder zurückfällt, und kein unmittelbares Ziel außer ſich haben kann. — **Drohen** bezeichnet nur den Anfang einer Handlung, die noch nicht wirklich auf ihr Ziel übergegangen iſt, darum kann die Perſon, welche ich dabei im Sinne habe, auch nur der **Zweck**, und nicht das **Ziel** des **Drohens** ſeyn, und es muß daher heißen, **ich drohe dir**, ob ich gleich ſagen kann, **ich bedrohe dich**, aus eben dem Grunde, welchen Sie ſchon wiſſen. — **Ich rette dich** kann ich wohl ſagen, aber nicht, **ich helfe dich**, weil **retten** die Perſon ſelber, oder den ganzen Menſchen, welcher gerettet wird, **helfen**, aber nicht den Menſchen ſelber, ſondern nur eine Arbeit, welche er thun ſoll, und nicht thun kann oder will, zum Gegenſtande hat; darum ſagt man auch z. B. **ich will dir deine Bürde tragen** helfen, das Tragen iſt hier der wirkliche Gegenſtand des Helfens, die Perſon iſt nur der Zweck, weswegen ich etwas tragen helfe, oder gleichſam die Hälfte der Arbeit übernehme. — Dienen zeigt keine einzelne wirkliche Handlung, ſondern vielmehr einen Zuſtand der Unterwürfigkeit an, worinn man ſich eine ganze Reihe einzelner Handlungen denkt, die auf Befehl eines andern geſchehen; derjenige nun, auf deſſen Befehl alle dieſe Handlungen geſchehen, iſt bloß der Zweck derſelben, weil ſie um ſeinetwillen geſchehn; darum ſagt man nicht ohne Grund, ich diene **dir.** Setzt man aber die Silbe be vor dieſes Wort, ſo muß es heißen, ich bediene **dich**, weil nun das Dienen die Perſon ſelber zum unmittelbaren Gegenſtande bekommen hat. Hieraus werden Sie ſich auch den Unterſchied zwiſchen **Diener** und **Bedienter** erklären können: der erſtre bekümmert ſich nur um die Angelegenheiten ſeines Herrn, der letztere aber bekümmert ſich vorzüglich um die Perſon deſſelben. — **Gehorchen** und **dienen** ſind verwandte Begriffe, darum heißt es ebenfalls, ich gehorche **dir** und nicht, ich gehorche **dich**. — **Liebkoſen** heißt, jemanden ſchmeichelhafte oder angenehme Dinge vorſagen; das nächſte Ziel der Handlung verliert ſich alſo in ihr ſelber, und die Perſon iſt der Zweck derſelben, darum heißt es, ich liebkoſe **dir**. — **Schmeicheln** unterſcheidet ſich dadurch von loben, daß ich mir die Perſon nicht nur als das nächſte Ziel, ſondern auch als den Zweck meines Lobens denke, ſo daß ich ſchmeichle dir, ſo viel heißt, als, ich lobe dich dir ſelber, denn wenn ich jemanden ſchmeicheln will, ſo muß ich ihn auf irgend eine Weiſe ſelber loben, und auch ihm ſelber dieſes Lob ſagen; auf die Weiſe denke ich ihn mir nicht nur als das nächſte Ziel, ſondern zugleich als den Zweck meiner Handlung, und ſage, ich ſchmeichle **Dir**. — Wenn ich widerſpreche, ſo ſpreche ich nicht wider die Perſon, ſondern wider die Sache, welche ſie vorgebracht hat, daher iſt auch nicht die Perſon, ſondern die Sache das nächſte Ziel meines Widerſprechens, und die Perſon iſt nur der Zweck deſſelben, darum muß ich ſagen, ich widerſpreche **Dir**. — Man ſagt, ich fluche dir, weil man ſich das Böſe, was man jemanden anwünſcht, als das nächſte Ziel des Fluchens ſchon mit in die Handlung ſelber hineindenkt: man ſagt aber, ich ſegne dich, weil man ſich ſchon daran gewöhnt hat, unter ſegnen ſich ſo viel als wirklich glücklich machen, zu denken: auf die Art ſagt man, Gott ſegne dich, welches ſo viel heißt, als, Gott mache dich glücklich, oder beglücke dich.

Was nun noch das Zielwort anbetrift, ſo haben wir ſchon bemerkt, daß es ein doppeltes Ziel der Rede giebt, nehmlich ein Ziel der Handlung und ein Ziel der Bewegung, als, er trug die Stäbe in das Haus: das Ziel der Bewegung muß immer erſt durch ein Fügewort an die Rede verknüpft werden, das Ziel der Handlung aber bedarf dieſes nicht. Nun kann aber das nächſte Ziel der Handlung nicht wiederum gedoppelt ſeyn, wenn nicht mehrere Ziele durch die Bindung und miteinander verknüpft werden: denn auf ein nächſtes Ziel kann ja nur die Handlung unmittelbar übergehen, und ich kann daher nicht ſagen, ich erzähle dich eine Geſchichte, oder ich ſage dich ein Wort, ſondern ich erzähle dir eine Geſchichte, und ſage dir ein Wort, weil in dieſen beiden Fällen nicht die Perſon, ſondern die Geſchichte, die erzählt wird, und das Wort, das geſagt wird, das nächſte Ziel der Rede ſind. Demohngeachtet ſagen wir aber:

Grund Rede Ziel Ziel.
ich --- lehre ---- eine Sprache --- dich.
Grund Rede Ziel Ziel.
ich ---- frage --- eine Sache --- dich.

Was erſtlich das Wort lehren anbetrift, ſo iſt doch eigentlich die Sache, welche gelehrt wird, das nächſte Ziel dieſer Handlung, und man ſollte denken, die Perſon wäre ehr der Zweck derſelben, ſo daß man richtiger ſagte, ich lehre dir eine Sprache. Allein laſſen

Sie uns nur das Wort lehren mit ähnlichen Wörtern, als ſagen, erzählen, u. ſ. w. in Vergleichung bringen, und wir werden finden, daß es eine ganz beſondre Beſchaffenheit hat, vermöge welcher es mehr als andre Wörter, ſowohl auf die Perſon als auf die Sache eine gleich nahe Beziehung haben kann. Wenn ich etwas ſage oder erzähle, ſo iſt meine Aufmerkſamkeit immer mehr mit der Sache beſchäftiget, die ich ſage oder erzähle, als mit der Perſon, der ich ſie ſage oder erzähle; ſobald ich aber lehre, muß meine Aufmerkſamkeit wenigſtens eben ſo ſtark auf die Perſon, als auf die Sache gerichtet ſeyn, weil es mir darum zu thun iſt, daß der andre die Sache nicht bloß hören, ſondern daß er ſie lernen ſoll. Lehren zeigt alſo eine Handlung an, wodurch wir auf die

Perſon ſelber, und in das Innerſte ihrer Seele wirken, daher kömmt es, daß wir uns ſowohl die Perſon, als die Sache, welche gelehrt wird, zugleich als das nächſte Ziel des Lehrens denken, und ſagen, ich lehre dich die Sache, du haſt mich die Sprache gelehrt, u. ſ. w. — Fragen hat mit lehren eine große Aehnlichkeit, indem es ebenfalls eine weit nähere Beziehung auf die Perſon hat, als andre ähnliche Wörter. Wenn ich jemanden etwas ſage oder erzähle, ſo will ich neue Vorſtellungen in ſeiner Seele erwecken, frage ich ihn aber etwas, ſo will ich neue Vorſtellungen aus ſeiner Seele ſchöpfen: die Perſon, welche gefragt wird, iſt alſo im Grunde das nächſte Ziel der Handlung des Fragens, ſo daß ſelbſt die Sache, wenn ſie einige Aufmerkſamkeit erfordert, hinter die Vorſtellung von der Perſon zurückgeſchoben, und erſt durch ein Fügewort zum zweiten Ziele der Rede gemacht wird. Denn ich kann wohl ſagen, er fragte mich verſchiedne Sachen, aber nicht, er fragte mich die Beſchaffenheit der Sache, ſondern er fragte mich um oder nach der Beſchaffenheit der Sache. Hieraus ſehen Sie, daß fragen größtentheils eine ſtärkere Aufmerkſamkeit auf die Perſon, zuweilen aber auch eine gleich ſtarke Aufmerkſamkeit auf die Perſon und auf die Sache erweckt, und alsdann auch zwei gleich nahe Ziele hat, und daß man daher nicht ohne Grund ſagt, ich frage dich eine Sache. — Daß man nun auch ſagt, ich nenne dich meinen Freund, hat ſeinen ſehr guten Grund in der Natur des Wortes nennen, weil ſich hier das Nennen eben

eben ſo ſtark und eben ſo nahe auf die Perſon bezieht, die ich anrede, als auf den Nahmen, welchen ich ihr beilege, und weil die Perſon und ihr Nahme auf die Art in meiner Vorſtellung eins geworden ſind. Sagt alſo jemand zu mir, ich nenne dich meinen Freund, ſo glaube ich, daß ich dieſer Freund ſelber bin, ſagt er aber, ich nenne dir meinen Freund, ſo warte ich darauf, daß er mir den Nahmen ſeines Freundes noch nennen ſoll. — Wenn man ſagt, ich laſſe dich das Buch leſen, ſo ſcheinet laſſen auch zwei gleich nahe Ziele zu haben, nehmlich dich und das Buch; allein das Buch iſt hier das Ziel von leſen, und nicht von laſſen, und dich iſt zugleich das Ziel von laſſen und der Grund von leſen, wie in folgender Darſtellung:

Grund Rede Ziel und Grund Rede Ziel.
ich -- laſſe -- dich -- leſen -- das Buch.

Eben ſo ſagt man auch, ich höre dich ein Lied ſingen, u. ſ. w. — Nun betrachtet man auch auf eine ganz beſondre Art die Zeit und den Raum als das nächſte Ziel der Rede, indem man ſagt, ich gehe eine Stunde, und, ich gehe eine Meile, da doch das Gehen als eine in ſich ſelbſt zurückfallende Handlung eigentlich kein unmittelbares Ziel außer ſich haben kann. Allein wir betrachten hier die Dauer einer Stunde, und die Länge einer Meile als bloße Vorſtellungen in unſrer Seele, welche wirklich erſt durch unſer Gehen erweckt werden, indem wir mit unſern Schritten einen gewiſſen Raum, und mit der Fortdauer unſrer Bewegung eine gewiſſe Zeit abmeſſen, wovon wir die erſtre eine Meile, und die letztre eine Stunde nennen. Als ſolche Vorſtellungen betrachtet, werden alſo die Meile und die Stunde erſt durch unſer Gehen hervorgebracht, und ſind auf die Weiſe ein unmittelbares Ziel unſres Gehens. Eben ſo ſagt man auch, das Land iſt eine Meile breit, weil durch das Breitſeyn oder durch die Ausdehnung des Landes nach zweien Seiten hin, ebenfalls erſt die Vorſtellung von dem beſtimmten Raume in uns hervorgebracht wird, den wir Meile nennen; und, er iſt zehn Jahre alt, weil die Vorſtellung von dem beſtimmten Zeitraume, den eine Perſon durchlebt hat, ebenfalls erſt durch ihr Altſeyn, oder durch die Fortdauer ihres Lebens in uns hervorgebracht wird. — Wir haben alſo nun geſehen, warum wir uns bei einigen Redewörtern, die doch eine Handlung anzeigen, als folgen, dienen, drohen, u. ſ. w. die Perſon niemals, als das Ziel, ſondern nur als den Zweck der Rede denken, und daher ſagen, ich folge dir, diene dir, u. ſ. w. — Wir haben uns ferner den Grund entwickelt, weswegen wir bei den Wörtern lehren, fragen und nennen, die Perſon als das Ziel der Rede betrachten, da ſie doch nur der Zweck derſelben zu ſeyn ſcheint. — Endlich haben wir unterſucht, weswegen man ſich oft die Zeit und den Raum als das unmittelbare Ziel der Rede denkt. — Aber warum ſagt man nun, es träumt **mir**, und, es ſchmerzet **mich**, es gefällt **mir**, und, es freuet **mich**? — Mit dieſer Unterſuchung ſoll ſich mein nächſter Brief anfangen.

Zwölfter Brief.

Eine Fortſetzung des vorigen.

Sie ſehen, daß wir uns die Natur der Redewörter ſelbſt immer mehr entwickeln müſſen, wenn wir in allen Fällen einſehen wollen, warum wir uns etwas, gerade als den **Zweck** oder als das Ziel der Rede denken. — Nun giebt es einige Redewörter, welche man **unperſönliche** nennen kann, weil dieſelben eine bloße Verändrung in der Natur bezeichnen, ohne daß man ſich dabei eine handelnde Perſon denkt, welche dieſe Verändrung hervorbringt. So ſagt man z. B. **es blitzt, es donnert, mich ſchaudert.** Weil wir aber als handelnde Weſen gern der ganzen lebloſen Natur unſer Bild aufdrücken, ſo haben wir dieſer unperſönlichen

Redewörter verhältnißmäßig nur ſehr wenige, indem wir uns bloße Verändrungen in der Natur gemeiniglich als Handlungen denken, die wir der nächſten Urſache dieſer Verändrungen zuſchreiben, welche wir uns wiederum, im figürlichen Verſtande, als handelnde Weſen denken. So ſagen wir **der Bach murmelt, der Baum rauſcht**, und in der Sprache der Dichter heißt es ſogar, **der Himmel donnert, die Wolken regnen**, u. ſ. w. Nur im höchſten Nothfall bedienen wir uns des unperſönlichen es; wenn uns nehmlich die Urſach einer Verändrung gar zu wenig bekannt iſt, wie z. B. bei den Erſcheinungen, die man den Seelen der Verſtorbnen zuſchreibt, wo man ſich immer des unperſönlichen es bedient, indem man ſagt, **es wandelt, es geht um**, u. ſ. w. — Durch dieſes unperſönliche es bezeichnen wir alſo nur dasjenige, was gleichſam für uns in Dunkel gehüllet iſt, was außer der Sphäre unſrer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Nahmen findet. Man empfand die Kälte, und der einzelne Laut kalt war vermuthlich dasjenige, womit man das Kaltſeyn zuerſt bezeichnete: allein dieß war ein bloßer Laut, und noch keine Rede. Das Bedürfniß, die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, machte, daß man das Wort iſt hinzuſetzte; da man aber die Kälte weder ſahe noch hörte, ſondern ſie nur empfand, ſo betrachtete man ſie als eine Eigenſchaft, die man irgend einem andern Weſen zuſchreiben müſſe, und da man kein ſolches Weſen fand, ſo ſetzte man an die Stelle deſſelben das es, worunter man ſich ebenfalls weiter nichts, als die

Kälte ſelber dachte. — So und auf ähnliche Art können vielleicht alle unperſönlichen Redewörter entſtanden ſeyn, die man nun füglich eintheilen kann: in ſolche, welche bloße Verändrungen außer uns in der Natur, und in ſolche, welche Verändrungen in uns ſelbſt bezeichnen, die von unſrer handelnden Kraft nicht abzuhängen ſcheinen. Von der erſtern Art ſind, es regnet, es ſchneiet, es iſt kalt, von der andern, mich hungert, mich eckelt, mich friert. Von den Verändrungen außer uns in der Natur können wir uns nie als das nächſte Ziel betrachten: denn es regnet Tropfen, und ſchneiet Flocken, aber nicht Menſchen, und wenn wir ſagen wollten, es regnet mich, oder es ſchneiet mich, ſo wäre dieß eben ſo ungereimt, als wenn man ſagte, es regnete oder ſchneiete **Menſchen**. Wir können uns alſo von den Verändrungen außer uns in der Natur, nur unter gewiſſen Umſtänden, als den Zweck derſelben betrachten, wenn wir z. B. ſagen, es **regnet mir zu ſtark**, aber wir können nicht ſagen, es **regnet mir**: denn es kann mir allein wohl zu ſtark regnen, aber nie kann es mir allein regnen. Eben ſo ſagt man auch, es iſt **mir zu kalt, zu warm**, u. ſ. w., ließe man aber das zu weg, ſo würde wiederum ein ganz andrer Sinn heraus kommen: denn wenn Kälte und Wärme eine Verändrung außer mir in der Natur ſeyn ſoll, ſo kann es mir allein wohl zu kalt oder zu warm, aber nie kann es mir ganz allein, kalt oder warm ſeyn, wenn ich nicht eine innre Kälte oder Wärme darunter verſtehe, die nicht außer mir in der Natur, ſondern bloß in meinem Körper ſtatt findet. — Von den Veränderungen in uns ſelber denken wir uns nun zuweilen als das nächſte unmittelbare Ziel, wenn ſie lebhafter, angreifender, und gleichſam in dasjenige verwebt ſind, was wir unſer Ich nennen, als, **mich friert, mich hungert, mich verlangt**; zuweilen betrachten wir uns bloß als den Zweck derſelben, wenn ſie ſchwächer, und weniger angreifend ſind, und gleichſam nur die Oberfläche von dem berühren, was wir unſer Ich nennen, als, **mir iſt kalt, mir eckelt, mir grauet.** Sage ich, **mich hungert,** oder **mich verlanget,** ſo bezeichne ich ſolche Empfindungen, die in und aus mir ſelber entſtehen; ſage ich aber, **mir eckelt,** oder **mir grauet,** ſo denke ich mir ſolche Empfindungen, die erſt durch einen äußern Gegenſtand, vor welchem mir eckelt oder grauet, in mir erweckt werden. Die unperſönlichen Redewörter bezeichnen nun ſowohl, was in unſerm Körper, als was in den innerſten Tiefen unſrer Seele vorgeht, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können. Bei denjenigen, welche Verändrungen in unſrer Seele anzeigen, iſt das es kein leerer Ausdruck, ſondern wir denken uns in daſſelbe eine ganze Reihe von Vorſtellungen hinein, indem wir z. B. ſagen, es freuet mich, daß Sie von Ihrer Krankheit wieder hergeſtellt ſind. Darum können wir nicht ſagen, mich freuet, mich ſchmerzt, mich wundert, ohne noch etwas hinzuzuſetzen, ſo wie wir ſagen können, mich hungert, mich dürſtet, mich friert: denn zu den Verändrungen,

gen, welche in unſrer Seele vorgehen ſollen, ſind immer neue Vorſtellungen nöthig, welche erſt in ihr erweckt werden müſſen; darum können wir uns Freude, Schmerz, Verwundrung, nie ohne eine ſolche neue Vorſtellung denken, welche erſt in die Seele kömmt, und mit einem gewiſſen Grade der Lebhaftigkeit in den Zuſammenhang der übrigen Vorſtellungen eindringt, welche ſchon in der Seele ſind; dieſe neue Vorſtellung oder Reihe von Vorſtellungen iſt dann in dem es zuſammengedrängt, ſo wie der Zuſammenhang aller Vorſtellungen, die ſchon in meiner Seele ſind, durch mich bezeichnet wird, und das unperſönliche Redewort drückt bloß das Verhältniß aus, welches zwiſchen dieſer neuen Reihe von Vorſtellungen, die erſt in meine Seele kömmt, und dem Zuſammenmenhange aller übrigen, die ſchon darinn ſind, ſtatt findet, wie in folgender Darſtellung:

es	wundert	mich
Eine Reihe von Vorſtellungen, die erſt in meine Seele kömmt, daß er, was z. B. wirklich geſchiehet oder geſchehen ſey.	Das Verhältniß zwiſchen der neuen Reihe von Vorſtellungen, die in meine Seele kömmt, und dem Zuſammenhange aller übrigen, die ſchon darinn ſind, worunter die Vorſtellung, daß jenes nicht geſchehen würde, ohngeachtet ihres Zurückſtrebens, plötzlich aufgehoben, und mit einer andern vertauſcht wird, welche in dem ganzen Zuſammenhange meiner Vorſtellungen eine Veränderung hervorbringt.	Der Zuſammenhang aller übrigen Vorſtellungen, die ſchon in meiner Seele ſind, worunter auch die befindlich iſt, daß jenes, was wirklich geſchiehet oder geſchehen iſt, nicht geſchehen könnte oder würde.

Daß wir aber den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen unter mich begreifen, iſt ſehr natürlich, weil dieſer Zuſammenhang eben unſer perſönliches Bewußtſeyn, oder dasjenige, was wir unſer Ich nennen, ausmacht. — Hungern, dürſten, frieren, u. ſ. w. ſind nun nicht ſowohl Reſultate von Gedanken, als vielmehr von gewiſſen Veränderungen in meinem Körper; weil aber die nächſte Urſach dieſer Veränderungen außer dem Bezirk meines Bewußtſeyns liegt, ſo kann ich mir unter dem es weiter nichts, als das Hungern, Dürſten und Frieren ſelber denken, darum kann ich es auch füglich weglaſſen, ohne daß mein Gedanke von von ſeiner Vollſtändigkeit etwas verliert. So wie nun Verwundrung, Freude, Schmerz, bloß in den verſchiednen Verhältniſſen der Gedanken gegründet ſind, ſo iſt auch zu vermuthen, daß die körperlichen Empfindungen nichts als die verſchiednen Verhältniſſe der körperlichen

lichen Theile gegeneinander ſind, und daß alsdann das **mich** eine dunkle Vorſtellung von dem ganzen Zuſammenhange der Beſtandtheile unſres Körpers in ſich enthält, welcher auf mannichfaltige Weiſe zerſtört, getrennt, und wieder hergeſtellt werden kann. — Die Verändrungen mögen nun aber in unſrem Körper oder in unſrer Seele vorgehen, ſo können ſie entweder mehr in uns oder mehr außer uns ſtatt finden, in ſo fern ſie in den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen oder in unſer **Ich** eindringen, oder nur gleichſam die Oberfläche deſſelben berühren, wo wir uns denn im erſtern Falle, als das nächſte Ziel, im zweiten aber nur als den **Zweck** derſelben denken: laſſen Sie uns einige von allen Arten nebeneinander ſtellen:

Verändrungen im Körper.

mehr in uns —	mehr außer uns gedacht.
mich frieret	mir iſt kalt
mich ſchwitzt	mir iſt warm
mich ſchaudert	mir ſchwindelt
es ſticht mich	es thut mir weh
(irgendwo)	
es ſchmerzt mich	es behagt mir
(irgendwo)	
mich hungert	mir eckelt
mich dürſtet	mir iſt übel
mich ſchläfert	mir iſt wohl.

Verändrungen in der Seele.

mehr in uns —	mehr außer uns gedacht.
es dünkt mich	es däucht mir
es gemahnet mich	es ahndet mir
es wundert mich	es träumt mir
es verlanget mich	es grauet mir
es ergötzet mich	es beliebt mir
es freuet mich	es gefällt mir
es ſchmerzt mich	es mißfällt mir
es gereuet mich	mir iſt bange
es kränkt mich	es ſcheinet mir
es betrübt mich	es fällt mir ein
es dauert mich	es kömmt mir vor.

Frie

Frieren, ſchwitzen, dürſten, ſchläfern, iſt etwas, das auf unſern Körper ſehr merklich wirkt, und ſich gleichſam thätig gegen denſelben verhält, da ſich hingegen das bloße **Kaltſeyn, Warmſeyn, Uebelſeyn,** und **Wohlſeyn** nicht durch ſo merkliche Wirkungen äußert, und ſich gewißermaßen **unthätig** verhält. Eben ſo bezeichnet **ſchaudern, ſtechen, ſchmerzen, hungern,** ſolche Empfindungen, die **in** und **aus** unſerm Körper ſelbſt entſtehen, und ihn daher auch **ſtärker** angreifen; das **Schwindeln, Wehthun, Behagen,** und **Eckeln** hingegen, wird größtentheils erſt durch einen äußern Gegenſtand in unſerm Körper hervorgebracht, es dringt nicht in ſeinen innern Zuſammenhang, wie das **Stechen, Schmerzen,** u. ſ. w. ſondern berührt gleichſam nur die Oberfläche deſſelben: es ſticht oder ſchmerzt mich im Finger, ſage ich, wenn das Stechen inwendig im Finger ſelbſt vorgeht; wird er aber nur von außen berührt, und dieſe Berührung verurſacht mir Schmerz, ſo ſage ich, es thut mir weh: Schmerzen und behagen werden auch von Verändrungen in der Seele gebraucht, obgleich das letztere im eigentlichen Verſtande nur eine angenehme Berührung des Körpers ausdrückt, womit man eine ähnliche Empfindung vergleicht, die von außen her in der Seele erweckt wird, indem man z. B. ſagt, wenn er gelobt wird, das behagt ihm ſehr. Daß ſchläfern ein unperſönliches Redewort iſt, da man doch ſagt, ich ſchlafe, kömmt daher, weil das Schlafen noch einigermaßen, das Schläfern aber gar nicht, von uns abhängt, ſondern vielmehr eine Veränderung in unſerm Körper iſt, wovon wir abhängig, oder welcher wir unterworfen ſind. — Dünken iſt etwas, das ſich mehr in uns ſelber und aus dem vorhergehenden Zuſtande unſrer Seele entwickelt; es bezeichnet eine dunkle Erinnrung oder ein dunkles unwillkührliches Urtheil, deſſen wir uns ſelber noch nicht recht bewußt ſind, indem wir z. B. ſagen, **mich dünkt, Sie haben recht**, oder **mich dünkt, ich habe Sie irgendwo geſehen**: wir fällen hier nicht eigentlich das Urtheil, ſondern es iſt beinahe, als ob es ſich ſelber fällte, und wir uns leidend dabei verhielten. **Däuchten** hingegen iſt etwas, das erſt von außen her, durch einen ſinnlichen Gegenſtand in unſrer Seele erweckt wird, indem wir z. B. ſagen, **mir däucht, ich hö-**

höre einen **Wagen raſſeln**: darum betrachten wir uns bei **dünken** als das nächſte Ziel, und bei **däuchten** nur als den Zweck desjenigen, was in unſrer Seele vorgeht; **dünken** ereignet ſich im Innerſten unſrer Seele ſelbſt, und **däuchten** berührt nur gleichſam die Oberfläche derſelben, weil es erſt durch einen ſinnlichen Gegenſtand hervorgebracht wird. Wenn wir ſagen, **ich denke**, ſo kömmt es uns vor, als wenn wir über das Denken herrſchen, ſagen wir aber, **mich dünkt**, ſo iſt es, als ob das Denken über uns herrſchte. — **Gemahnen** hat viele Aehnlichkeit mit **dünken**; **es gemahnet mich** ſagt man, wenn man ſich bei einer Sache, die man hört, oder erfährt, an eine ähnliche erinnert. — **Ahnden** hat wiederum eine große Aehnlichkeit mit **däuchten**:

däuchten bezeichnet ein dunkles Bewußtſeyn von einer Sache, die jetzt vorgehet, ahnden aber von einer Sache, die künftig erſt vorgehen ſoll, und beides drückt mehr die Art meiner Vorſtellungen in ſich ſelber, als ihre Einwürkung in den Zuſammenhang meiner übrigen Vorſtellungen aus. — Was für ein auffallender Unterſchied iſt dazwiſchen, wenn ich von einer und eben derſelben Sache ſage, ſie däucht mir, ſie ahndet mir, ſie träumt mir, ſie fällt mir ein, und — ſie freuet mich! Wie muß ſich die Vorſtellung von der Sache nicht in mein Innerſtes, in alle meine Gedanken verweben, ehe ſie mich freuen kann; um mir zu däuchten, zu ahnden, zu träumen, oder einzufallen, darf dieſe Vorſtellung von der Sache nur die Oberfläche meiner Gedanken berühren. — Wie weit inniger iſt das Streben nach einer Sache, in dem Ausdrucke, es verlanget **mich**, als das Zurückbeben vor derſelben, in den Ausdrücken, mir grauet, und mir iſt bange! — Welch ein Unterſchied, wenn ich von einer und eben derſelben Sache ſage, ſie fällt **mir** ein, ſcheinet **mir** ſo, kömmt **mir** ſo und ſo vor, und — ſie ſchmerzt, kränkt, gereuet oder betrübt **mich**! — wenn ich ſage, es fällt **mir** ein, daß mein Freund krank iſt und — es dauert **mich**, daß er krank iſt! — es gefällt **mir**, daß Sie das gethan haben, und — es freuet **mich**, daß Sie es gethan haben! — es beliebt **mir**, ihm zuzuhören, und — es ergötzt **mich**, ihm zuzuhören! — Welch eine weit innigere und ſtärkere Beziehung auf uns zeigen alle dieſe unperſönlichen Redewörter an, welche wir mit mich oder mit dem Zielworte verknüpfen, als diejenigen, welche nur mir, oder das Zweckwort, nach ſich haben! Bei den letztern machen wir gleichſam eine Scheidewand zwiſchen uns und den Empfindungen, welche ſie anzeigen; wir geſtatten ihnen keine unmittelbare Einwürkung auf unſer Ich, ſondern betrachten ſie als etwas außer demjenigen, was wir im engſten Verſtande unſer Ich nennen, und als etwas, das bloß auf dieſes unſer Ich abzweckt. Bei dem Gefallen z. B. denke ich mir, daß die neuen Vorſtellungen, welche in meine Seele kommen, mit denen, die ſchon darinn ſind, bloß auf eine ſchickliche Art gleichſam zuſammen fallen, oder ſich an dieſelben hinanfügen; bei dem Freuen hingegen fügen ſich die neuen Vorſtellungen nicht bloß an die alten hinan, ſondern ſie fügen ſich gleichſam in dieſelben hinein, indem ſie irgend eine Lücke darinn ausfüllen, und auf die Art die Harmonie in dem ganzen Zuſammenhange meiner Gedanken befördern. Bei der Freude verwebt ſich die Vorſtellung von einer Sache außer mir in mein Innerſtes; bei dem Gefallen aber denke ich mir die Perſon oder Sache, die mir gefällt, immer noch von mir ſelber abgeſondert, nicht in meine übrigen Vorſtellungen verwebt, ſondern ſich nur an dieſelben hinanfügend. Freuen kann mich etwas noch lange, wenn ich gleich nicht mehr ſo lebhaft daran denke; gefallen aber kann mir etwas nur, ſo lange es gleichſam vor meine Seele da ſteht, hernach läßt es weiter keine Spur mehr zurück. —

Freude, Schmerz, Betrübniß, Reue, entſtehen mehr aus dem **Nachdenken** über eine Sache, dahingegen Wohlgefallen, Mißfallen, Eckel, Grauen u. ſ. w. mehr durch die äußern ſinnlichen Gegenſtände erregt werden, und alſo auch auf die Art mehr von außen her in die Seele kommen. — Nun giebt es noch einige unperſönliche **Redewörter**, welche weder eine Verändrung außer uns in der Natur, noch eine Verändrung oder Empfindung in uns ſelber, ſondern gewiſſe **Verhältniſſe der Dinge in der Welt** in Anſehung unſrer, bezeichnen, welche ſich, ohne Zuthun einer handelnden Kraft, gleichſam von ſelbſt hervorzubringen ſcheinen. Von denjenigen Verhältniſſen der Dinge, in welchen wir uns gleichſam eine Bewegung auf uns hin denken, betrachten wir uns als das nächſte

Ziel,

Ziel, indem wir z. B. ſagen, es kömmt auf mich an: von denjenigen Verhältniſſen aber, worinn wir uns mehr eine Ruhe oder einen Zuſtand denken, betrachten wir uns nur als den Zweck, indem wir z. B. ſagen, es ſteht bei mir Laſſen Sie uns folgende nebeneinander ſtellen:

Es kömmt auf mich an	Es ſteht bei mir
Es geht mich an	Es liegt an mir
Es kömmt an mich	Es iſt an mir
Es ſieht mich an	Es glückt mir
Es kömmt mich an	Es fehlet mir
Es betrifft mich.	Es gilt mir.

Eigentlich ſind dieſes größtentheils figürliche Ausdrücke: Es kömmt eine Sache in ihrem Fortgange gleichſam bis an mich heran, nun aber ſteht ſie bei mir ſtille, wenn ich ſie nicht weiter gehen laſſe; ich mache alſo ihren Ausgang zweifelhaft: oder ich bin ein Hinderniß dieſes Ausganges; alsdann bleibt die Sache in ihrem Fortgange gleichſam an mir liegen, oder es liegt an mir, daß ſie nicht vor ſich gehet. — Die Sache geht mich an heißt, ſie reicht gleichſam bis an mich hinan, oder berührt mich ſo nahe, daß ich mich um dieſelbe zu bekümmern habe. — Wenn ich ſage, es kömmt an mich, und es iſt an mir, ſo denke ich mir unter dem es die Reihe oder die Ordnung worinn etwas geſchiehet. So lange dieſe Ordnung noch nicht an mich gekommen iſt, denke ich mir dieſelbe als eine Bewegung auf mich hin, und betrachte mich als das Ziel derſelben; iſt ſie aber ſchon an mich gekommen, ſo fällt die Vorſtellung von der Bewegung weg, und ich betrachte mich daher nicht mehr als das Ziel, ſondern als den

Zweck derſelben. — **Glücken, gelingen, mißlingen, wohlgehn,** und **übelgehn,** bezeichnen den Lauf der Dinge außer uns, in ſo fern wir uns als den Zweck derſelben betrachten, weswegen ſie ſich ſo und nicht anders ereignen, daher ſagen wir, **es glückt mir, gelingt mir,** u. ſ. w. — Wenn wir ſagen, **was kömmt dich an?** oder, **was ficht dich an?** ſo denken wir uns unter **ankommen** und **anfechten** ganz etwas Allgemeines, durch deſſen heftige Annäherung an die Perſon, wir uns eine auffallende Erſcheinung erklären, die wir an ihr bemerken; ſagen wir aber, **was fehlet dir?** ſo erklären wir uns dieſe Erſcheinung nicht aus der **Annäherung,** ſondern aus der **Verlaſſung,** indem wir uns vorſtellen, daß irgend etwas, welches zu dem gegenwärtigen ruhigem Daſeyn der Perſon gehörte, dieſelbe plötzlich verläßt, oder verlaſſen hat. Von der Annäherung kann ich mich nun wohl als das Ziel denken, aber nicht von der Verlaſſung, denn wie könnte ich wohl das Ziel von dem ſeyn, was mich verläßt? — Wenn mich etwas, das jemand ſagt, betrift, ſo bin ich ſelbſt der eigentliche Gegenſtand der Rede, oder derjenige, wovon geſprochen wird; wenn es aber mir nur gilt, ſo kann die Sache, wovon geſprochen wird, etwas anders ſeyn, ich aber bin der Zweck, weswegen von dieſer Sache geſprochen wird. — Es giebt iſt noch ein unperſönliches Redewort, welches das bloße Daſeyn eines Dinges bezeichnet: man denkt ſich nehmlich dieſes Daſeyn gleichſam als ein Weſen, welches die Dinge hervorgiebt, und betrachtet daher auch dieſelben als das nächſte Ziel dieſes Gebens, indem man z. B. ſagt, es giebt einen **Berg**, einen **Wald**, u. ſ. w.: weil aber dieſes Geben nur ganz im figürlichen Verſtande ſtatt findet, ſo kann es zwar ein **Zielwort**, aber kein **Zweckwort** nach ſich haben.

Da wir nun den Unterſchied zwiſchen dem nächſten unmittelbaren Ziele, und dem Zweck der Rede hinlänglich kennen gelernet haben, ſo müſſen wir uns jetzt auch den Unterſchied zwiſchen dem zweiten mittelbaren Ziele, und der **Hinanfügung** an die Rede, oder zwiſchen dem zweiten **Zielworte** und **Nebenworte**, in allen Fällen, wo derſelbe ſtatt findet, gehörig zu entwickeln ſuchen. Weil aber das zweite **Zielwort** ſowohl als wie das **Nebenwort** erſt durch ein Fügewort an die Rede geknüpft wird, als:

Grundwort	Redew.	erſtes Zielwort	zweites Zielwort
der Mann —	trug —	die Stäbe —	in das Haus
	Nebenwort auf der Schulter.		

ſo müſſen wir in dieſer Rückſicht die Fügewörter, als in, auf, an, u. ſ. w. nacheinander durchgehen, und unterſuchen, in wie fern ſie ein Wort, das ſie nach ſich haben, entweder zum Zielworte, oder nur zum Nebenworte machen. Wir müſſen uns hierbei an die Begriffe von Annäherung, Berührung, und Verlaſſung, zurückerinnern, worunter wir die Fügewörter geordnet haben. Jedes Fügewort hat ein Zielwort nach ſich, wenn ich mir unter demſelben eine Bewegung denke, welche an einen Ort hin gerichtet iſt; ſobald ich mir aber unter dem Fügeworte nur einen Aufenthalt an einem Orte, oder eine Bewegung von einem Orte weg vorſtelle, ſo kann es das nachſtehende Wort auch nur zum Nebenworte machen: denn nur dasjenige, wohin etwas gerichtet iſt, kann ein Ziel deſſelben ſeyn; den Ort, wo irgend etwas befindlich iſt, oder vorgehet, oder woher es kömmt, kann ich mir nie als das Ziel, ſondern nur als einen Nebenumſtand bei der Sache denken. Unter den Fügewörtern, welche eine Verlaſſung anzeigen, als von und aus, muß man ſich beſtändig eine Bewegung vom einem Orte weg denken, dieſe können alſo nie das folgende Wort zum Zielworte machen; denn wenn Z. B. Amyntas aus dem dichten Walde kam, ſo war ja der Wald nicht das Ziel, ſondern nur ein zufälliger Nebenumſtand bei ſeinem Kommen, der Ort aber, wohin ſein Kommen gerichtet war, konnte nur das Ziel deſſelben ſeyn. — Unter den Fügewörtern, welche eine Berührung oder Annäherung bezeichnen, kann man ſich größtentheils, ſowohl einen Aufenthalt, oder ein Bleiben an einem Orte, als eine Richtung an einen Ort hin, denken. Selbſt bei der Bewegung kann man ſich ein Bleiben oder einen Aufenthalt an einem Orte denken, wo ſie vorgeht, wenn man ſich vorſtellt, daß die Bewegung die Grenzen dieſes Orts nicht überſchreitet; man ſagt z. B. der Fiſch ſchwimmt im Waſſer, ſchwimmen iſt eine Bewegung, aber bei dieſer Bewegung denken wir uns doch ein Bleiben, oder einen Aufenthalt in dem Waſſer, wo ſie vorgeht; denn in Anſehung des Waſſers bleibt ſie immer da, wo ſie iſt, und rückt nicht weiter fort: das ganze Waſſer iſt alſo nicht das Ziel des Schwimmens, wohin daſſelbe gerichtet iſt, ſondern bloß der Ort, wo es geſchiehet; ſollte es das Ziel des Schwimmens ſeyn, ſo müßte der Fiſch vom Lande ins Waſſer ſchwimmen können; ein Theil oder eine Gegend im Waſſer aber kann wohl das Ziel des Schwimmens ſeyn. Die Fügewörter nun, in welche man ſich ſowohl die Begriffe von Ort als Ziel hineindenken kann, ſind folgende, die wir nach unſern vorausgeſetzten Begriffen untereinander ſtellen wollen:

	Annäherung	Berührung
des Kopfes	über	auf
der Seite	neben	an
des Fußes	unter	unter
des Geſichtes	vor	vor
des Rückens	hinter	hinter
zweier Seiten	zwiſchen	zwiſchen
aller inwendigen Seiten	in	in

In meiner größern Tabelle von den deutſchen Präpoſitionen oder Fügewörtern, die ich dieſem Briefe beilege, werden Sie unter einem jeden der jetzt angeführten Fügewörter erläuternde Beiſpiele finden, wo man ſich entweder den Begriff von Ort, oder den Begriff von Ziel, in dieſelben hineindenkt. Einige Fügewörter, welche eine Annäherung oder Berührung anzeigen, laſſen ſich gar nicht ohne den Begriff einer Bewegung an einen Ort hin denken, als um, durch gegen, wieder, für, welche daher auch das Wort, welches ſie nach ſich haben, beſtändig zum Zielworte machen. — Ich ſage, die Bäume ſtehen um das Haus, und nicht, um dem Hauſe, weil ich mir die Reihe von Bäumen, die um das Haus ſtehen, nicht auf einmal denken kann, ſondern ſie in meinen Gedanken gleichſam muß fortrücken laſſen, bis ſie das ganze Haus umgeben haben. Denn um iſt ein zuſammengeſetzter Begriff, welcher aus hinter, vor, und neben, beſteht: ehe ich mir alſo denken kann, daß die Bäume um das Haus ſtehen, muß ich mir vorher erſt nacheinander gedacht haben, daß ſie theils vor dem Hauſe, theils hinter dem Hauſe, und theils neben dem Hauſe, ſtehen. Ein Cirkel mag nun gehend oder ſtehend beſchrieben werden, ſo kann ich ihn mir doch nicht auf einmal denken; denn wenn er an ſich noch ſo ſtille ſteht, ſo muß er ſich doch immer durch meine Vorſtellung bewegen, oder er muß vielmehr erſt in derſelben durch eine Folge mehrerer Begriffe entſtehen. Eine Reihe von Perſonen, die um mich her ſteht, beſchreibt eben ſowohl einen Cirkel, als eine einzelne Perſon, die um mich her geht, indem die Reihe die Bewegung der einzelnen Perſon durch ihre Ausdehnung erſetzt: ob nun gleich dieſe Reihe von Perſonen zugleich vor mir, hinter mir, und neben mir ſchon wirklich befindlich iſt, ſo beſchleunigt doch dieſes meine Vorſtellung von dem Cirkel, den ſie beſchreibt, eben ſo wenig, als ob ſie erſt nach und nach dahin kämen, weil ich mir nicht eher denken kann, daß eine Reihe von Perſonen um mich her ſteht, bis ich mir erſt, nicht auf einmal, ſondern eins nach dem andern, gedacht habe, daß ſie vor mir, hinter mir, und neben mir, befindlich ſey, und dieſe Reihe alſo wenigſtens in meinen Gedanken fortrücken laſſe, ob ſie gleich an ſich nicht fortrückt. Eben ſo ſage ich auch, ein Menſch geht den Berg hinauf, und eine Reihe von Menſchen ſteht den Berg hinauf, indem auch hier die Bewegung der einzelnen Perſon durch die Ausdehnung der ganzen Reihe erſetzt wird, und ich dieſe Reihe nun in meinen Gedanken eben ſo wie die einzelne Perſon fortrücken laſſe. Denn ſo wie ſich der Standort einer einzelnen Perſon, die den Berg hinauf geht, alle Augenblicke verändert, ſo verändert ſich ja auch der Standort der ganzen Reihe in jedem

Augenblick, in dem ich ſie mir denke; das macht, die ganze Reihe findet eigentlich nirgends, als in meiner Vorſtellung ſtatt: nun kann ich aber den Begriff von der Reihe auf einmal umfaſſen und feſthalten, weil ſie aus demjenigen beſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, Aehnliches untereinander haben, aber den Begriff von dem Standorte der Reihe kann ich nicht ſo mit einemmale umfaſſen und feſthalten, weil er aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich vor mir ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn wie ſie wollen, voneinander unterſcheiden, und dieſes iſt eben der Ort, den ein jeglicher einnimmt: darum muß ſich der Begriff von dem Standorte der Reihe durch den Begriff von der Reihe ſelber gleichſam hindurch bewegen, und muß durch dieſe Bewegung demſelben nachgeholfen werden. Sie ſehen alſo hieraus, in wie fern auch ſogar das Wort ſtehen ein Ziel der Bewegung nach ſich haben kann. — Mit dem Fügeworte **durch** iſt der Begriff von der Bewegung ebenfalls unzertrennlich verknüpft: **Durch** heißt nehmlich ſo viel als, **ſich den inwendigen Seiten eines Dinges allmälig nähernd, oder ſie berührend, und dieſelben zu gleicher Zeit verlaſſend.** Eine Sache, welche irgend wo durchgehet, iſt immer noch nicht da, wo ſie ſeyn ſoll, und dasjenige, wodurch ſie gehet, bleibt alſo auch immer das Ziel ihrer Bewegung: ich kann daher wohl ſagen, **er ging in dem Walde herum,** aber nicht, **er ging durch dem Walde,** ſondern **er ging durch den Wald.** Ja ich ſage ſogar, **der Balken ſteht durch** die **Mauer**, indem ich ihn, ob er gleich ſtill ſteht, dennoch in meinen **Gedanken** muß **fortrücken** laſſen, ſobald ich mir vorſtellen will, daß er wirklich durch die Mauer ſteht. — Die Fügewörter **gegen** und **wieder** bezeichnen eine **Richtung** überhaupt, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe **in**, **an** oder **auf** einen Gegenſtand lenkt. **Richtung** iſt aber ein allgemeiner Begriff, der die Aehnlichkeiten in ſich faßt, welche alle Bewegungen untereinander haben; denn das haben alle Bewegungen miteinander gemein, daß ſie auf irgend etwas **gerichtet** ſind. Will ich mir nun auch bei einem bloßen Zuſtande eine **Richtung** denken, ſo muß ich zugleich den Begriff von Bewegung in denſelben hinein tragen: wenn ich z. B. ſage, daß ein Land gegen Morgen oder gegen

Abend liegt, ſo laſſe ich daſſelbe in meinen Gedanken gleichſam fortrücken, bis es gerade auf den Fleck trift, wohin ich ihm eine beſtimmte Richtung zuſchrieb, und trage alſo in den Zuſtand des Liegens den Begriff von Bewegung hinein. Die Fügewörter gegen und wider machen ſogar ein Hauptwort zum Ziele des andern, ohne daß ein Redewort dazwiſchen zu ſtehen braucht, indem man ſagt, meine Liebe gegen dich, dein Haß wider mich, weil man ſich in gegen und wider ſchon eine Richtung nach einem Ziele nothwendig denkt, welche ſonſt mit in dem Redeworte liegt. Das Wort Gegenſtand ſelber, welches dasjenige anzeigt, worauf etwas gerichtet iſt, hat man nicht anders als mit dem Fügeworte gegen zuſammenſetzen können. — Zu denen Fügewörtern, welche beſtändig das Zielwort nach ſich haben, gehört auch für, das eigentlich mit vor einerlei Bedeutung hat, nur daß man ſich in für immer den Begriff von Bewegung hineindenkt, und es alsdann auf mancherlei Weiſe in figürlichem Verſtande gebraucht, indem es bald ſo viel ausdrückt, als an jemandes Stelle, bald zu jemandes Nutzen oder Gebrauch, u. ſ. w. Thut nun jemand etwas an meiner Stelle, ſo thut er es ja, indem er ſich gleichſam vor mich hinſtellt, ſo daß man ihn, und nicht mich bemerkt: dieß vor mich hin, drücken wir aber aus durch für mich, und ſagen z. B. es bittet jemand für mich, das heißt, er bittet an meiner Stelle; es kann aber auch heißen, er bittet zu meinem Nutzen oder zu meinem Beſten, und dann drückt für ſo viel aus, als die Handlung ſeines Bittens kömmt gleichſam vor mich hin, ſo daß ich das nächſte Ziel derſelben werde. Sage ich, das Geſchenk iſt für dich, ſo heißt dieß ſo viel, als es kömmt vor dich hin, ſo daß du das nächſte Ziel deſſelben biſt Ich thue etwas für mich, heißt, ich thue es auf eine ſolche Weiſe, daß es gleichſam wieder vor mich ſelber hin kömmt, oder der Nutzen davon auf mich ſelbſt zurückfällt; es kann aber auch heißen, ich thue es auf meinen eignen Antrieb, indem ich mich gleichſam vor mich ſelber, und nicht vor einen andern hinſtelle: dieſen letztern Unterſchied aber lehrt nur den Zuſammenhang. Hieraus werden Sie ſich hinlänglich erklären können, weswegen für beſtändig ein Zielwort nach ſich hat, und in wie fern es von vor unterſchieden iſt: nur dieſes bemerken Sie ſich noch, ſobald ich vor nicht im figürlichen ſondern im eigentlichen Verſtande brauche, wird es nicht in für verwandelt, wenn ich mir gleich eine Bewegung hineindenke, darum ſage ich z. B. ich gehe vor das Thor, er ſtellt ſich vor mich hin u. ſ. w. — Wir haben ſchon geſehn, daß diejenigen Fügewörter, welche eine **Verlaſſung** anzeigen, als von und aus, ihrer Natur nach kein Zielwort nach ſich haben können; eben dieſes gilt alſo auch von ſeit und außer, die von von und aus abgeleitet ſind: ſeit heißt nehmlich ſo viel als, von einer gewiſſen Zeit an, und außer heißt eben ſo viel, als aus, nur daß man ſich den Begriff der Bewegung nicht hineindenkt, indem man z. B. ſagt, er iſt außer der Stadt, und ſich vorſtellt, daß die Bewegung aus der Stadt heraus, ſchon ihre Endſchaft erreicht habe. **Seit** und **außer** können alſo nur ein **Nebenwort** nach ſich haben, und ich kann nie ſagen, ſeit die Zeit, oder außer **das Land**, ſondern ſeit der Zeit und außer dem **Lande**. — **Nach** und **zu** ſind zwei Fügewörter, welche eben ſo wie **gegen** und **wieder**, bloß eine Richtung auf einen Gegenſtand im Allgemeinen anzeigen, ohne zu beſtimmen, ob ſich dieſelbe in, an oder auf denſelben lenkt: aber wie kömmt es denn, daß dieſe Fügewörter demohngeachtet kein **Zielwort** nach ſich haben, ſondern daß ich ſage, **ich gehe nach der Kirche**, und, **ich komme zu dir**? Die Perſon z. B., zu der ich komme, iſt doch gewiß keine **Nebenſache**, ſondern das wirkliche Ziel meines **Kommens**? Freilich iſt ſie das Ziel des Kommens, und was noch mehr iſt, auch der Zweck deſſelben, und dieſer Zweck iſt es eben, welcher nach den Fügewörtern nach und zu ausgedrückt wird, die alſo ihrer Natur nach ein Zweckwort nach ſich haben müſſen. Daß das Fügewort zu immer das Abſichtliche bei einer Handlung bezeichnen hilft, werden Sie aus folgendem Beiſpiele ſehen, ich gehe in die Kirche kann ich ſagen, wenn ich ſie etwa nur beſehen will, oder zufälliger Weiſe hineingehe; ich gehe zu der Kirche, aber ſage ich nur, wenn ich mit der Abſicht hingehe, dem Gottesdienſte beizuwohnen: auch bei der Frage, wozu? denkt man ſich immer ſo viel, als, zu welchem Endzweck? und das Wort Zweck ſelbſt ſcheint vermittelſt des Fügeworts zu gebildet zu ſeyn. Ich komme me an dich oder gegen dich, bezeichnet eine zufällige Richtung, aber, ich komme zu dir, bezeichnet eine zweckmäßige, abſichtliche Richtung meines Kommens auf die Perſon. Nach, welches aus nahe zuſammengezogen iſt, bezeichnet ebenfalls eine abſichtliche Richtung auf einen Gegenſtand, und ich gehe nach der Kirche, heißt ſo viel als, ich gehe, um der Kirche nahe zu kommen: ich gehe gegen die Kirche, würde bloß eine zufällige Richtung meines Gehens auf die Kirche anzeigen, die ich etwa nur eine Zeitlang zum Ziele meines Gehens machte, um mich nicht zu verirren. Ich gehe nach der Kirche, muß ich eigentlich ſo lange ſagen, bis ich ihr ſo nahe wie möglich gekommen bin, dann kann ich erſt ſagen, ich gehe in die Kirche. —

Gegenüber und **entgegen** ſind zuſammengeſetzte Fügewörter, und machen ebenfalls gewiſſermaßen das folgende Wort zum Zweckworte. **Gegenüber** hat mehr den Ort, wo eine Perſon oder eine Sache befindlich iſt, als die Perſon oder Sache ſelbſt zum Ziele. **Ich ſtelle mich gegen dich**, heißt, du ſelber biſt jetzt das Ziel der Richtung, welche ich nehme, **ich ſtelle mich dir gegenüber**, heißt, der **Ort**, wo du ſteheſt, iſt jetzt das Ziel meiner Richtung, und du biſt der Zweck derſelben. **Entgegen** hat mehr den Weg, den eine Perſon herkömmt, als die Perſon ſelber zum Ziele: **ich gehe dir entgegen**, heißt, der Weg, welchen du nimmſt, iſt das nächſte Ziel meines Gehens, du aber biſt der Zweck deſſelben. Daß man **gegenüber**, und nicht z. B. gegenneben ſagt, ſcheinet daher zu kommen, weil man ſich die Sache mahleriſch vorſtellt, indem man ſich zuerſt ſieht, und alſo auf denjenigen, dem man gegenüber ſitzt, gleichſam ſo herunter blickt, als ob man wirklich über ihm ſäße, und ſich den gegenüberſitzenden wiederum eben ſo vorſtellt, daß er gleichſam auf uns herunter blickt, als ob er über uns ſäße. — **Mit**, **nebſt**, und **ohne** ſind noch drei Fügewörter, welche ſehr nahe an die Bindewörter gränzen, indem ſie nicht nur ein Wort, ſondern zugleich mit demſelben eine ganze ausgelaßne Rede an die andre fügen. Denn wenn ich ſage, ich gehe mit meinem **Bruder** ſpazieren, ſo drückt **mit** hier doch ganz etwas anders aus, als z. B. das Fügewort in, wenn ich ſage, ich gehe in dem **Walde** ſpazieren. In dem letztern Falle denke ich mir bloß, daß ich ſpatzieren gehe, und nicht, daß auch der Wald ſpatzieren geht; in dem erſtern Falle aber denke ich mir nicht bloß, daß ich ſpatzieren gehe, ſondern daß auch mein Bruder ſpatzieren geht. Das Fügewort mit knüpft alſo ein Wort ſo nahe an das andre, daß es in Anſehung des Redeworts gleichſam in eins verwandelt wird, indem die Rede ſowohl von dem einen als von dem andern gilt. In dieſer Rückſicht hat es viele Aehnlichkeit mit und, ſo daß es beinahe einerlei iſt, wenn ich ſage, ich **und** mein Bruder, wir gingen beide ſpatzieren oder, ich ging **mit** meinem Bruder ſpatzieren, nur daß mit weit ſtärker verknüpft, als das Bindewort und, indem es ſo viel ausdrückt, daß ich und mein Bruder gerade zu gleicher Zeit, und an gleichem Orte ſpatzieren gehen, beinahe, als ob wir eine Perſon wären. Zwiſchen neben, nebſt und mit, findet eine artige Stuffenfolge ſtatt: Sage ich, mein Bruder ſteht **neben** mir, ſo brauche ich nicht zu ſtehen, ſondern kann liegen oder ſitzen, und wenn ich ſtehe, ſo iſt dies bloß etwas Zufälliges; ſage ich aber, mein Bruder ſteht **nebſt** mir, ſo iſt es nothwendig, daß ich auch ſtehe, weil das Fügewort nebſt mich ſo ſehr mit meinem Bruder verknüpft, daß ich alles das auch von mir ſelber behaupten muß, was ich von ihm behaupte; ſage ich nun gar, mein Bruder ſteht mit mir, ſo denke ich mich und ihn beinahe wie eine Perſon, und ſein Stehen ſowohl als das meinige ſtelle ich mir wie die Handlung oder den Zuſtand eines einzigen Menſchen vor. Mit drückt alſo gewiſſermaßen den allerſtärkſten Grad der Annäherung oder Berührung aus, wodurch ein Ding dem andern gleichſam einverleibt wird: daher ſagen wir auch, ich ſchneide mit dem Meſſer, indem wir das Meſſer unſrer Hand gleichſam einverleiben, und eben ſo damit handeln, als ob es wirklich ein Glied wäre, daß zu unſerm Körper gehörte. Nebſt hat nicht völlig eine ſolche einverleibende Kraft, darum kann ich nicht ſagen, ich ſchneide nebſt dem Meſſer, weil das Meſſer an und für ſich nicht ſchneiden kann. Nebſt drückt nur ſo viel aus, daß ich mit jemanden einerlei Handlung verrichte, mit aber bezeichnet ſo viel, daß ich eine einzige Handlung mit jemanden unternehme. Nebſt und mit machen daher ihr nachſtehendes Wort mehr mit zum Grunde der Rede, als zur Hinanfügung an dieſelbe, demohngeachtet aber bekömmt es die Endigung des Nebenwortes, weil es doch eigentlich weder Ziel, noch Zweck, der Rede iſt: allein wir müſſen es wenigſtens eine Hinanfügung an das Grundwort nennen, weil die Rede wiederum eine ganz andre Hinanfügung haben kann, wie in folgender Darſtellung:

Grund Rede Grund Rede Ziel
mein Bruder — ſteht mein Bruder — geht — in den Wald.
Hinanfügung Hinanfügung Hinanfügung Hinanfügung
nebſt auf mit bei
mir dem Hügel. mir frühem Morgen.

Es ſtellt ſich jemand neben mich, kann ich wohl ſagen, aber nicht, er ſtellt ſich nebſt mich, oder mit mich, weil nebſt und mit mich ſchon ſo nahe mit der Perſon, die ſich irgendwohin ſtellt, verknüpfen, daß ich auf keine Weiſe mehr das Ziel ihres Hinſtellens ſeyn kann, ſondern mich ſelber mit ihr nach irgend einem andern Ziele hinſtellen muß. Hieraus werden Sie deutlich genug einſehen, weswegen nebſt und mit nie ein Zielwort nach ſich haben können. — Man ſagt nicht gern, ich ſtelle mich bei dich, ſondern ſtatt deſſen lieber, ich ſtelle mich neben dich, auch nicht, ich komme bei dich, ſondern ſtatt deſſen, ich komme zu dir. — Ohne zeigt die Ausſchließung oder Hinwegdenkung desjenigen an, was man ſich vorher als einem Dinge einverleibt gedacht hat, und ſcheinet ebenfalls zwei Reden in eine zu verkürzen, indem es die eine ſo unmerklich an die andre hinanfügt, daß ſie mit ihr gleichſam eins wird. Anſtatt, ich beſuchte ihn, und kannte ihn nicht, ſagt man, ich beſuchte ihn, ohne ihn zu kennen; und anſtatt, ich gehe ſpazieren, und habe meinen Bruder nicht bei mir, oder ich gehe ſpazieren, ohne meinen Bruder bei mir zu haben, ſagt man, ich gehe ohne meinen Bruder ſpazieren, und läßt alſo die Rede aus, welche durch ohne an die vorhergehende Rede hinangefügt, oder vielmehr durch daſſelbe aufgehoben wird. Eine ſolche ausgelaßne zweite Rede muß man ſich bei ohne beſtändig denken, weil es vermöge ſeiner Natur immer eine Rede aufheben muß; dächte man ſich alſo bei ohne nur eine Rede, ſo hätte man nichts geſagt, weil eben dieſe Rede durch ohne wieder aufgehoben würde. Allein dieſe zweite Rede, welche man ſich bei ohne denkt, wird ſehr oft ausgelaſſen, wenn ſie ſich gleichſam ſchon von ſelbſt verſteht, als, er nahm Abſchied ohne Thränen (zu vergießen), ich thue es ohne dich (zu fragen), zehn Perſonen ohne die Kinder (zu rechnen): das Zielwort aber, welches in dieſen Fällen immer nach ohne ſteht, rührt nicht von ohne, ſondern von der ausgelaßnen Rede her; weil aber beſtändig bei ohne eine ſolche Rede ausgelaſſen iſt, ſo muß es nothwendig ein Zielwort nach ſich haben. Ohne iſt eins der ſchwerſten Wörter, ſeine innre Natur zu erklären: in den Zuſätzen zu meinen Briefen vom Unterſchiede des Akkuſativs und Dativs habe ich vieles über dieſes Wort ſowohl, als über mehrere Dinge die Sprache betreffend, geſagt, welches alles hier zu wiederhohlen zu weitläuftig ſeyn würde, und weswegen ich

Sie alſo auf dieſe kleine Schrift ſelbſt verweiſen muß. Nur bemerken Sie ſich noch dieſes, daß **ohnedem** und **demohngeachtet** einmal ſo allgemein angenommen ſind, daß es zu auffallend ſeyn würde, wenn man ſchreiben wollte, **ohnedas** und **deſſenohngeachtet**. — Nun giebt es noch einige zuſammengeſetzte Fügewörter, welche größtentheils aus einem Fügeworte und einem Hauptworte beſtehen, und eben daher auch füglich ein Erklärungswort dieſes Hauptwortes nach ſich haben können, als **anſtatt des Mannes**, **vermittelſt der Feder**, **dieſſeits des Fluſſes**, **während der Zeit**, **wegen der Sache**, welches ſo viel heißt, als, an der Stelle des Mannes, durch das Mittel der Feder, an dieſer Seite des Fluſſes, in der Dauer der Zeit, und in Erwägung oder Anſehung der Sache. Laſſen Sie uns nun noch einmal die Fügewörter nach dem Worte, welches ſie jedesmal nach ſich haben, untereinander ſtellen:

Fügewörter mit dem Ziel- und Nebenworte

auf, über, neben, an, unter,
vor, hinter, zwiſchen, in

Fügewörter mit dem Zielworte allein

um, durch, für, gegen, wider, ohne.

Fügewörter mit dem Nebenworte allein

von, aus, außer, ſeit, mit, nebſt, bei.

Fügewörter mit dem Zweckworte.

nach, zu, gegenüber, entgegen.

Fügewörter mit dem Erklärungsworte.

anſtatt, vermittelſt, dieſſeits, während, wegen.

Nun bemerken Sie ſich noch, daß ein Fügewort ſehr oft die Endigung des Nebenworts oder Zweckworts, vor dem es ſteht, annehmen kann, wenn der, die, oder das ausgelaſſen iſt, als **vom Baume**, anſtatt **von dem Baume**, **zur Belohnung**, anſtatt zu der Belohnung, und am Himmel, anſtatt an dem Himmel. Iſt aber der, die, oder das nicht der Verkürzung wegen, ſondern ohnedem ſchon mit Fleiß ausgelaſſen, weil ich eine Sache nicht genau beſtimmen will, ſo bleibt auch das Fügewort unverändert, als wenn ich ſage, **ein Dach von Stroh**; ſagte ich **ein Dach vom Stroh**, ſo wäre es, als ob ich gerade den Haufen von Stroh bezeichnen wollte, woraus das Dach gemacht wäre: ſtünde aber vor Stroh ein Eigenſchaftswort, ſo müßte dieſes die Endigung des Nebenwortes annehmen, weil es gleichſam die Stelle des dem, oder des Beſtimſtimmungswortes vertritt, und ich müßte z. B. ſagen, ein Dach von dürrem Stroh. Sobald aber vor dem Eigenſchaftsworte noch der, die, oder das ſteht, ſo vertauſcht es die Endigung des Zweckworts, Nebenworts und Erklärungsworts mit dem biegſamern n, und ich ſage, dem guten Manne, und des guten Mannes; nicht etwa dem gutem Manne, denn einmal darf der bezeichnende Buchſtabe nur ſtehn, um anzuzeigen, ob ein Wort das Zielwort, Zweckwort, oder Erklärungswort iſt. — Auf meiner Tabelle von den Fügewörtern, die ich Ihnen hier beilege, werden Sie nur die eigentlichen Fügewörter, ihrer wahren, innren Bedeutung nach, geordnet, und durch Beiſpiele erläutert finden. Den zuſammengeſetzten Fügewörtern, und denjenigen, welche ſchon an die Bindewörter gränzen, als **mit** und **ohne**, läßt ſich unter den übrigen nicht füglich ein Platz anweiſen. Die Verlaſſung iſt in unſrer Sprache durch die Fügewörter am mangelhafteſten bezeichnet, dieſer Mangel mußte alſo durch Umſchreibungen und Zuſammenſetzungen mit **weg**, **ab** u. ſ. w. ſo gut wie möglich erſetzt werden. Meine erläuternden Beiſpiele ſind nur von körperlichen Gegenſtänden, als den leichteſten und natürlichſten Erklärungen der Fügewörter hergenommen, und enthalten daher nur die eigentlichen und nicht die figürlichen Bedeutungen derſelben, welche ſich aber aus den eigentlichen Bedeutungen ſehr leicht ſchließen laſſen.

Tabelle von den deutſchen Präpoſi

<table>
<tr><th></th><th colspan="6">ſich nähernd.</th><th></th></tr>
<tr><td rowspan="2">pfe (den Kopf) einer Perſon, oder
Spitze eines Dinges.</td><td colspan="6">über</td><td rowspan="2">Als de
Auf ſeiner
die Laſt eine</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte.
Ueber ſeinem Kopfe hing ein Schwerdt.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
Ueber mich ſtürze der Himmel ein!</td></tr>
<tr><td>) Seite einer Perſon oder eines</td><td colspan="3">bei.
Als dem Orte.
Bei mir ſtand mein Freund.</td><td colspan="3">neben.
Als dem Ziele.
neben mich ſtellte ſich mein Bruder.</td><td>Als de
An ſeiner
ſem Schwer</td></tr>
<tr><td rowspan="2">ſe (den Fuß) einer Perſon, oder dem
en Theile (Theil) eines Dinges.</td><td colspan="6">unter.</td><td rowspan="2">Als de
Unter meine
te der Bode</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte
Unter dem Himmel ſchwebt das Gevögel.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
Unter den ſchattigten Baum lagern ſich die Thiere.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">ſichte (das Geſicht) einer Perſon, oder
e (den Theil) eines Dinges, welcher
eſichte am meiſten zugekehrt ſeyn ſoll.</td><td colspan="6">vor.</td><td rowspan="2">Als de
Vor dem G
eine Maske.</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte.
Vor dem Richter ſtand die Tafel.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
Vor die Tafel trat der Miſſethäter.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">n) Rücken einer Perſon, oder dem
en Theil) eines Dinges, welcher vom
eſichte am meiſten entfernt ſeyn ſoll.</td><td colspan="6">hinter.</td><td rowspan="2">Als de
Hinter dem
der Titel.</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte
Hinter mir ſtand der Mörder.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
Hinter die Wand hatte er ſich verſteckt.</td></tr>
<tr><td rowspan="2">e) Seiten zweier Perſonen oder
ugleich.</td><td colspan="6">zwiſchen.</td><td rowspan="2">Als de
Zwiſchen be
der Adler d</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte
Zwiſchen beiden ſtand das Opfer.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
Zwiſchen ſie trat ſein Retter.</td></tr>
<tr><td>lle) Horizontalſeiten einer Perſon
s Dinges.</td><td colspan="6">um.
Nur als dem Ziele.
um den Saturnus iſt ein Ring.</td><td>um</td></tr>
<tr><td>le) möglichen Seiten einer Perſon
s Dinges.</td><td colspan="6">um.
Nur als dem Ziele.
um die ganze Erde wölbt ſich der Himmel.</td><td>um</td></tr>
<tr><td rowspan="2">alle) Seiten eines Dinges, das ſich
n von allen Seiten dem nähernden
den berührenden berührt, und den
den verläßt, oder:
(alle) Seiten der Umgebung.</td><td colspan="6">in.</td><td rowspan="2">Als
In dem
der Fiſch.</td></tr>
<tr><td colspan="3">Als dem Orte.
In dem Tempel ſteht der Altar.</td><td colspan="3">Als dem Ziele.
In den Tempel brachte er ſein Opfer.</td></tr>
<tr><td>g der (die) Umgebung eines Din
dieſelbe zugleich verlaſſend.</td><td colspan="6">durch.
Nur als dem Ziele.
Ich gehe durch die Thüre.</td><td></td></tr>
<tr><td>Dinge überhaupt, ohne zu beſtimmen,
Annäherung auf Spitze, Seite, Fuß
ngebung deſſelben gerichtet iſt.</td><td colspan="2">gegen.
Nur als dem Ziele
Ich ſegle gegen den Wind.
Ich marſchiere gegen den Feind.</td><td colspan="2">nach.
Nur als dem Zweck
Ich gehe nach Hauſe.
Ich reiſe nach Spanien.</td><td colspan="2">zu.
Nur als dem Zweck
Ich komme zu dir.
Ich gehe zu Bette.</td><td>Anm. I
giebt es kei</td></tr>
</table>

tionen oder Fügewörtern.

Zu Pag. 426.

	berührend		verlaßend	
auf.	n Ort. Scheitel ruhte r Krone.	Als das Ziel. Auf ſein Haupt fiel der Schlag.	Nach der Berührung. über — weg. Ueber dem Berge zog ſich die Wolke weg.	Nach der Annäherung. von. Von ſeinem Haupte wurde der Lorbeerkranz geriſſen.
an.	n Ort. Hüfte glänzte dt.	Als das Ziel. Der Pfeil flog an den Schild.	Nach der Berührung. von ab. von ſeinem Schilde prallte der Pfeil ab	Nach der Annäherung. von Sein Freund ging von ihm.
unter.	n Ort. n Füßen wank- n.	Als das Ziel. Unter meine Füße trat ich den Wurm.	Nach der Berührung. von ab. Von den Füßen ſchüttle ich den Staub ab.	Nach der Annäherung. unter weg Unter der Falle lief die Maus weg
vor.	n Ort. eſichte trug er	Als das Ziel. Vor das Geſicht hing ſie einen Schleier.	Nach der Berührung. vor weg. Vor dem Geſichte nahm ſie den Schleier weg.	Nach der Annäherung. vor weg. Vor dem Tiſche trat er weg.
hinter.	n Ort. Buche ſtand	Als das Ziel. Hinter den Nachen ſchlugen die Wellen.	Nach der Berührung. hinter weg. Hinter dem Wagen war der Koffer weg.	Nach der Annäherung. hinter weg. Hinter mir ging mein Begleiter weg.
zwiſchen.	n Ort. n Klauen trug e Beute.	Als das Ziel. Zwiſchen die Zähne nahm der Krieger ſein Schwerdt.	Nach der Berührung. zwiſchen weg. Zwiſchen den Klauen fiel dem Adler die Beute weg	Nach der Annäherung. zwiſchen hervor. Zwiſchen ſeinen Feinden trat er hervor.
um.	Nur als das Ziel. ſeine Sterne windet ſich ein Kranz.		Nach der Berührung. um weg. Um die Sterne iſt der Kranz weg.	Nach der Annäherung. um weg. Um den Saturnus iſt der Ring weg
um	Nur als das Ziel. das ganze Brodt zieht ſich die Rinde.		Nach der Berührung. um weg. Um das ganze Brodt fiel die Rinde weg	Nach der Annäherung. um weg Um ihn zog ſich das Dunkel weg.
in.	n Ort. eere ſchwimmt	Als das Ziel. In das Meer taucht ſich der Schwimmer.	aus. Nach der Berührung. Aus dem Meere ſtieg Aphrodite.	Nach der Annäherung. Aus dem Tempel trat der König
durch.	Nur als das Ziel. Ich ſteche durch das Papier.		Anm. Die Verlaßung liegt bei durch ſchon mit in der Annäherung und Berührung.	
	lm die Berührung im Allgemeinen anzuzeigen, ne eigne Präpoſition.		Anm. Um die Verlaßung im Allgemeinen anzuzeigen, giebt es ebenfalls keine eigne Präpoſition: denn weg kann nicht für ſich allein vor einem Worte ſtehen.	

Da wir nun alle Fälle werden durchgegangen ſeyn, worinn ſich das Nennwort nach dem Redeworte fügen muß, ſo wollen wir jetzt das Blatt umwenden, und unterſuchen, in wie fern ſich wiederum das Redewort ſelbſt nach dem Nennworte richten, und ſich in den Zuſammenhang der Rede, und in den Zuſammenhang unſrer Begriffe, fügen muß? — In Anſehung des Nennworts richtet ſich das Redewort bloß nach dem Grundworte, weil dieſes in der Rede das herrſchende iſt, und von ihm die Rede ausgeht, auch alles übrige ſich an ihm feſthält, wie der Cirkel an ſeinem Mittelpunkte.

Die Fugen des Redeworts, wodurch es ſich nach dem Grundworte richtet, ſind in der einfachen Zahl, die Buchſtaben e, ſt, und t, und in der mehrfachen n und t, indem wir z. B. ſagen, ich liebe, du liebeſt, er liebet, wir lieben, ihr liebet, ſie lieben. Sage ich, du liebeſt, ſo verſtärkt das ſt gleichſam meine Vorſtellung von der Handlung des Liebens durch die Bezeichnung ihrer Wirklichkeit, indem ich mir eine Perſon dabei vorſtelle, die ich anrede, und die wirklich der Urheber dieſer Handlung iſt, wovon ich rede, ſo daß ich die Perſon und die Handlung nicht voneinander trennen kann. Sobald ich mir aber in der Anrede die Wirklichkeit von der Handlung hinwegdenke, fällt auch das ſt weg, und ich ſage, im befehlenden Tone, liebe du, und nicht, liebeſt du, weil die Handlung des Liebens durch meinen Befehl erſt wirklich werden ſoll, aber es noch nicht iſt; ſo ſage ich, du giebſt, aber im befehlenden Tone, wo das

Geben noch nicht wirklich geſchieht, ſage ich, gieb! Sage ich nun, er liebet, ſo bezeichnet das t ebenfalls eine Wirklichkeit der Handlung, aber nicht mit ſolchem Nachdruck, wie das ſt, weil ich hier keine Perſon anrede, ſondern nur von einer Perſon rede, die der Grund desjenigen iſt, was ich rede, und die ich gleichſam in einem ſchwächern Lichte betrachte, als die Perſon, welche ich anrede. Denke ich mir aber die **Wirklichkeit** von der Handlung hinweg, und wünſche ich z. B. bloß, daß dieſelbe geſchehen möchte, ſo fällt auch hier das nachdruckvolle t weg, und ich ſage anſtatt, er geht, oder, er kömmt, bloß er gehe! oder, er komme! Daß aber ſt und t die **Wirklichkeit** bezeichnen, ſcheinet daher zu kommen, weil ſie verurſachen, daß die Stimme länger auf dem Worte ruhet, und am Ende gleichſam noch einen gewiſſen Stoß oder einen Nachdruck darauf ſetzt. Wenn wir aber von uns ſelber reden, ſo ſcheinet es, als ob wir es für überflüßig halten, die Wirklichkeit desjenigen, was wir von uns ſelber reden, oder deſſen wir uns ſelbſt ſchon hinlänglich bewußt ſind, noch beſonders zu bezeichnen; daher ſagen wir, **ich liebe**, indem wir bloß ein **e** hinzuſetzen, oder von lieben das **n** wegwerfen, wodurch ſonſt eigentlich die Wirklichkeit aufgehoben wird: denn wenn ich ſage, **das Lieben**, oder zu lieben, ſo nenne ich beinahe bloß den Nahmen einer Handlung, ohne mir dabei vorzuſtellen, daß ſie wirklich geſchiehet. Demohngeachtet aber heißt es nun in der mehrfachen Zahl, **wir lieben**, **ihr liebet**, und **ſie lieben**: eigentlich ſollte es heißen, wir liebenk, und ſie liebenk, wie man es auch in alten deutſchen Schriftſtellern findet, allein wir haben ſchon bemerkt, daß der Begriff von der Mehrheit gern die übrigen Begriffe zu verdrängen pflegt, und das iſt auch hier der Fall, weil die Handlung nicht einer einzigen Perſon, ſondern mehrern zugeſchrieben wird, ſo denkt man ſich auch ihre Wirklichkeit nicht ſo genau und beſtimmt, als ob ſie nur einer einzigen Perſon wirklich zugeſchrieben würde. Allein bei der Anrede wird auch in der mehrfachen, eben ſo wie in der einfachen Zahl, der ſtärkſte Nachdruck auf das Redewort geſetzt, und es heißt, ihr liebek. Auf die Weiſe haben wir geſehen, wie ſich das Redewort nicht nur nach dem Grundworte richtet, ſondern ſich zugleich als gewiß oder ungewiß, als wirklich oder nicht wirklich, in den Zuſammenhang unſrer übrigen Vorſtellungen fügt. — Da ſich aber alle unſre Vorſtellungen an dem Begriffe von der Zeit feſt halten müſſen, ſo muß ſich das Redewort auch nach dieſem Begriffe fügen. Dieſes thut es nun, indem ſich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, noch ein t zwiſchen das b und e einſchiebt, ſo daß es heißt, ich liebte, du liebteſt, u. ſ. w. Um das Vergangne zu bezeichnen, muß die Stimme gleichſam einen Aufenthalt finden, und darf nicht ſo ſchnell von dem b, als von dem letzten Buchſtaben des eigentlichen Worts, zu dem angehängten e, ſt, u. ſ. w. hinüber gehen, als wenn die gegenwärtige Zeit ausgedrückt werden ſoll: denn der Begriff von der Vergangenheit ſchiebt ſich gleichſam zwiſchen die Vorſtellung von der Handlung und von ihrer Wirklichkeit hinein, weil das Vergangne doch eigentlich jetzt nicht mehr wirklich iſt; darum fällt auch, wenn ich nur von einer Perſon rede, das Zeichen der Wirklichkeit wieder weg, und es heißt nicht er liebtet, ſondern er liebte. Allein unſre Sprache bezeichnet die Vergangenheit auch auf eine andre Art, die zwar nicht ſo künſtlich und ſo regelmäßig als die vorhergehende iſt, aber weit natürlicher und ausdrucksvoller zu ſeyn ſcheinet. Sie verwandelt nehmlich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, den höhern Vokal gewöhnlich in den tiefern, als, ich ſinge, ich ſang; ich fließe, ich floß; ich grabe, ich grub, u. ſ. w. Hiebei werden Sie ſich an das zurückerinnern, was ich ſchon in einem meiner vorigen Briefe über unſre Vorſtellung von der Vergangenheit geſagt habe: ſie verhält ſich nehmlich, in unſrer Vorſtellung, zu der Gegenwart, wie die entferntere, gedämpfte Muſik zu der tönenden und rauſchenden, wie die Dämmrung zu dem Lichte — und wie bedeutungsvoll wird dieſes durch die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern ausgedrückt! Freilich wird auch zuweilen der tiefere Vokal in einen höhern verwandelt, indem unſre Sprache die Vergangenheit bezeichnet, als ich blaſe, ich bließ; ich gehe, ich ging: allein hieran mag wohl eine übertriebne Verfeinerung der Sprache ſchuld ſeyn; und daß die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern natürlicher iſt, ſieht man auch daraus, weil die Sprache des gemeinen Volks ſich wieder dahin neigt, indem man unter demſelben weit öfter hört, ich bluß, und ich gung, als ich blieſs, und ich ging. Dieſe übertriebne Verfeinerung der Sprache macht, daß ſie immer mehr und mehr von ihrer bedeutenden Kraft verliert: ſo vertauſcht man z. B. ſchon das nachdrucksvolle erſcholl, mit dem matten und regelmäßigen erſchallte, und eben ſo macht man es in mehrern Fällen. Nun iſt es merkwürdig, daß man dasjenige, was nicht wirklich iſt, ebenfalls beinahe ſo wie die Vergangenheit bezeichnet, indem man z. B. ſagt, ich liebte dich, wenn du es verdienteſt. Weil nehmlich die Vergangenheit jetzt auch nicht mehr wirklich iſt, ſo hat man ſich das gar nicht Wirkliche, und das jetzt nicht Wirkliche beinahe auf einerlei Art gedacht und bezeichnet. Bei den Redewörtern aber, wo der höhere Vokal zu einem tiefern herabgeſtimmt wird, um die Vergangenheit zu bezeichnen, als, ich trage, ich trug, unterſcheidet man das gar nicht Wirkliche von dem nicht mehr Wirklichen, indem man den tiefern Vokal wiederum gleichſam zu einem halben, ſchwankenden Tone ſtimmt, und ſagt z. B. ich trüge deine Bürde, wenn ſie mir nicht zu ſchwer wäre. Denn ä, ö, und ü ſind gleichſam unter den Vokalen das, was in der Muſik die halben Töne ſind, darum ſind ſie am ſchicklichſten, das Schwankende, Ungewiſſe, und nicht Wirkliche bei den Redewörtern zu bezeichnen. Wir ſagen daher, ich ſang, ich flog, ich trug, um etwas anzuzeigen, das nicht mehr wirklich iſt; und ich ſänge, ich flöge, ich trüge, um etwas anzuzeigen, das gar nicht wirklich, ſondern nur möglich iſt —

Allein wenn ich z. B. ſage, ich ſang, ſo denke ich mir die Handlung meines Singens als vergangen, und doch als unvollendet; ich ſtelle mir vor, daß ſie noch fortdauerte, indeß etwas anders anging, als, ich ſang ein tröſtend Lied, da verſchwand mein Kummer, u. ſ. w. Es wird uns ſchwer, wenn wir uns irgend etwas als ganz vollendet, oder als ganz vergangen denken wollen, weil die Folge der Dinge in der Welt einen ſo feſten Zuſammenhang hat, wie die Glieder einer Kette, wo ſich immer eins in das andre ſchließt, und wo man ſich alſo nicht gut eins ohne das andre denken kann. So müſſen ſich unſre Vorſtellungen von dem Entferntern auch an den Vorſtellungen von dem Nähern und Gegenwärtigen feſthalten, wenn die Kette unſrer Gedanken nicht zerreißen ſoll. In unſrer Seele verdrängt ein Bild nicht plötzlich das andre, ſondern ſchiebt ſich ihm allmälig vor, und fügt ſich zugleich an daſſelbe hinan, wie Sie dieß ſelbſt bemerken können, wenn Sie unſre Idylle noch einmal in dieſer Rückſicht durchleſen. Weil es nun, wegen des genauern Zuſammenhanges der aufeinanderfolgenden Dinge, am allernatürlichſten iſt, ſich das Vergangne nicht als vollendet, ſondern in Anſehung desjenigen, was darauf folgt, noch als fortdaurend zu denken, ſo bezeichnet unſre Sprache die Vergangenheit auch bloß auf dieſe Art unmittelbar. Wollen wir uns aber demohngeachtet das Vergangne als ganz vollendet denken, ſo müſſen wir dieſes mittelbar thun, indem wir zu den Begriffen von ſeyn oder haben unſre Zuflucht nehmen, das wir uns vorher als gegenwärtig gedacht haben müſſen, um zu dem Begriffe von der gänzlichen Vergangenheit zu gelangen. — Sie werden ſich hierbei an das zurückerinnern, was ich Ihnen ſchon in einem meiner vorigen Briefe hierüber geſagt habe; allein ich werde Sie jetzt demohngeachtet nicht von Perfektum und Plusquamperfektum unterhalten, wie ich ich Ihnen damals drohete, eben ſo wenig, wie Sie von Akkuſativ und Dativ weiter etwas von mir gehört haben, womit ich Ihnen doch auch einmal gedrohet habe. — Um uns alſo die gänzliche Vergangenheit z. B. der Handlungen des Liebens und des Gehens zu denken, ſagen wir, ich habe geliebt, und ich bin gegangen. Durch haben bezeichnen wir ſonſt dasjenige, was außer uns iſt, und was wir nur mit in den Kreis unſers Daſeyns ziehn; durch ſeyn aber was in uns iſt, und was mit zu unſerm Weſen gehört, indem wir z. B. ſagen, ich habe ein Kleinod, und, ich bin ein Menſch: eben ſo ſagen wir auch, ich habe geliebt, und, ich bin gegangen, indem wir uns lieben als eine Handlung verſtellen, die von uns ausgeht, gehen aber als eine Handlung, die ſich gleichſam in uns ſelber zurückwälzt, und auf die Weiſe ſchon mehr in unſer Daſeyn verwebt iſt. So lange aber eine Handlung noch nicht vollſtändig oder ganz vollendet iſt, kann ich ſie noch nicht zu dem zählen, was ich habe oder was ich bin: dieſe Vollſtändigkeit der Handlung nun, welche nothwendig iſt, wenn ich mir dieſelbe, als ganz vergangen, denken will, wird durch die Silbe ge ausgedrückt, die gemeiniglich eine Zuſammenfaſſung desjenigen bezeichnet, was aufeinander folgt, ſo wie z. B. in dem Worte Gemurmel, wo ich ein oftwiederhohltes Geräuſch, das ich murmeln nenne, zuſammenfaſſe, und mir es wie ein Ganzes denke. Eben ſo faſſe ich nun unter der Silbe ge in geliebt, die Vollſtändigkeit der Handlung meines Liebens zuſammen, wie dieſelbe nicht nur von mir ausgegangen, ſondern auch ſchon auf einen andern Gegenſtand übergegangen iſt, und alſo ihre Endſchaft erreicht hat; und in gegangen faſſe ich eine wiederhohlte Bewewegung, die ich gehen nenne, zuſammen, und denke ſie mir nun als etwas vollſtändiges, oder als etwas, das ſeine Endſchaft erreicht hat. Wollen wir uns nun das völlig Vergangne nicht einzeln und gleichſam ab-

abgeſchnitten, ſondern im Zuſammenhange mit etwas darauf folgendem denken, das auch ſchon vergangen iſt, ſo müſſen wir ſogar die Mittelbegriffe von ſeyn und haben in die Vergangenheit zurückſchieben, und ſagen, ich hatte geliebt, und ich war gegangen. Auf die Art machen wir die dunkelſte Perſpektive in unſrer Seele, indem wir die völlige Vergangenheit ſelbſt noch hinter eine andre Vergangenheit zurückſchieben. Die Zukunft können wir uns ebenfalls nicht unmittelbar denken, ſondern müſſen ſie uns erſt mittelbar, durch den Begriff des **Werdens** oder allmäligen Entſtehens, vorſtellen, indem wir z. B. ſagen, ich werde rufen, ich werde gehen. Das **Werden** oder **Entſtehen** dieſer Handlungen, indem ſich meine Gedanken jetzt dazu entſchließen, denke ich mir als wirklich und gegenwärtig, die Handlungen ſelbſt aber kann ich mir unmöglich als wirklich denken, daher drücke ich ihnen auch nicht das Gepräge der Wirklichkeit auf, und ſage nicht, du wirſt rufeſt, ſondern, du wirſt rufen, u. ſ. w. Iſt aber auch dieß Entſtehen der Handlung noch nicht einmal wirklich, ſo bezeichne ich dieſe Ungewißheit durch einen halben, ſchwankenden Ton, und ſage anſtatt, ich werde rufen, ich würde rufen, u. ſ. w. — Wenn wir nun blos ſagen, ich werde rufen, ſo rufen wir oder handeln wir noch nicht wirklich, ſondern ſo lange die Handlung noch in uns entſteht, verhalten wir uns gleichſam unthätig. Daher kömmt es nun, daß wir uns durch den Mittelbegriff von werden auch das unthätige Verhältniß denken, worinn wir uns be-

befinden, wenn wir nicht ſelbſt handeln, ſondern die Handlung eines andern auf uns übergeht, und daß wir alſo z. B. ſagen, ich werde geliebt, ich werde gerufen. Daß aber in dieſem Falle die übergegangne Handlung durch die Silbe ge bezeichnet wird, erklärt ſich ſehr natürlich daraus, daß man ſich die Handlung ſchon wie vollſtändig, oder gewiſſermaßen wie vollendet denken kann, ſobald ſie auf ihren Gegenſtand ſchon wirklich übergegangen iſt. Weil aber das Werden etwas iſt, was nicht von mir ausgeht, ſondern gleichſam in mir ſelber bleibt, ſo kann ich auch nicht ſagen, ich habe geworden, ſondern, ich bin geworden: allein man ſagt demohngeachtet, vielleicht des Wohlklangs wegen, nicht, ich bin geliebt geworden, ſondern, ich bin geliebt worden.

den. Bei alle den Redewörtern, die auf die Art etwas anzeigen, das mehr in uns bleibt, als von uns ausgehet, ſo daß wir uns mehr **leidend als thätig** verhalten, wird das **völlig Vergangne** nicht durch haben, ſondern durch ſeyn bezeichnet, daher ſagen wir **ich bin begegnet**, **ich bin gefallen**, ich bin geſtürzt, weil alle dieſe Redewörter etwas bezeichnen das von uns unabhängig iſt, und wobei wir uns mehr leidend als thätig verhalten. Demohngeachtet aber ſagen wir, **es hat mich gefreuet**, **es hat mir geahndet**, u. ſ. w. weil wir uns bei den unperſönlichen Redewörtern zwar ſelbſt wie leidend verhalten, aber dasjenige, was auf uns wirkt, ſich gewiſſermaßen thätig gegen uns verhält. Wir ſagen ſogar, **ich habe gelitten**, **ich habe geruhet**, ich ha-

habe geruhet, ich habe geſchlafen, obgleich alles dieſes eigentlich keine Handlungen ſind, die von uns ausgehen, allein wir denken ſie uns doch einmal, als von uns abhängig, ſo daß es auf uns ankömmt, ob wir leiden, ruhen, oder ſchlafen wollen oder nicht, kurz, wir denken uns gewiſſermaßen thätig. Bei den Verändrungen des Orts aber, als gehen, laufen, kommen, ſcheinen wir uns am wenigſten thätig zu denken, weil die Bewegung unſern Körper gleichſam fortzieht, und derſelbe ſich alſo nur leidend verhält, darum ſagen wir, ich bin gegangen, gelaufen, gekommen, u. ſ. w.: deswegen iſt auch nur ein kleiner Unterſchied dazwiſchen, wenn wir ſagen, ich bin gefahren, und, ich bin gefahren worden. Werden läßt ſich beinahe durch alle Vokale abändern, nachdem man Gegenwart, Vergangenheit, und Wirklichkeit oder Möglichkeit, darinn bezeichnen will, als **wird**, **werde**, **ward**, **worden**, **wurde**, **würde**. Vermöge dieſes Wortes nun können wir uns eine jede wirkliche Handlung denken, wie ſie ſchon auf ihr Ziel übergegangen iſt, und dieſes Ziel der ausgehenden Handlung, denken wir uns nunmehro als den **Grund** der übergegangnen Handlung, und verwandeln auf die Weiſe das **Zielwort** in das **Grundwort**, und das **Grundwort** in ein **Nebenwort**, wie in folgender Darſtellung:

Grundw. Redew. Zielw. Grundw. Redew.
du — liebeſt — mich ich — werde geliebt
Nebenwort
von
dir.

Auf die Art ſtellen wir den leidenden Gegenſtand ins Licht, indes wir die handelnde

Perſon gleichſam im Schatten ſtellen. Dieſes kömmt uns nun im Reden ſehr zu ſtatten, indem ſich Z. B. eine und eben dieſelbe Perſon, von der wir reden, bald handelnd und bald leidend verhält, und demohngeachtet immer der Grund unſrer Rede bleiben kann. Wenn das Redewort vermittelſt der vorgeſetzten Silbe ge eine vollſtändige oder ſchon auf ihr Ziel übergegangne Handlung bezeichnet, ſo kann es ſogar zum Eigenſchaftsworte werden, indem ich mir die übergegangne Handlung als eine Eigenſchaft desjenigen denke, auf den ſie übergegangen iſt, ſo ſagen wir, der Mann iſt gelehrt worden, und, er iſt ein gelehrter Mann; ja wir verwandeln gelehrt ſogar in ein Hauptwort, indem wir ſagen, er iſt ein Gelehrter. — Man ſetzt auch zu dem bloßen Nahmen der Handlung ein d, und bezeichnet auf die Art das Geſchehen derſelben, ohne auf eine Perſon dabei Rückſicht zu nehmen, indem man z. B. ſagt, ich bin ſehend, du biſt ſehend, u. ſ. w. Man betrachtet alſo hier das Sehen, in Anſehung der Perſon, mehr wie eine Beſchaffenheit, als wie eine wirkliche Handlung derſelben, indem man nicht an ſehen, ſondern an dem eingeſchobnen bin, die Wirklichkeit in Anſehung der Perſon, durch das ſt in du biſt und wirſt, bezeichnet, und auf die Weiſe nicht ſowohl die Wirklichkeit einer Handlung, als vielmehr einer Beſchaffenheit ausdrückt. Hat man ſich nun das Redewort einmal als eine Beſchaffenheit gedacht, ſo kann man ſich es auch leicht wie eine Eigenſchaft denken, indem man z. B. ſagt, der ſehende, hörende, und fühlende

Menſch. Und ſo läßt ſich auch ſogar das Redewort in Schatten ſtellen, wenn man ihm gleichſam ſeine redende oder urtheilende Kraft benimmt, und es in ein Eigenſchafts- oder Beſchaffenheits-wort verwandelt, um die Hauptrede, hinter welche man es zurückſchiebt, deſto mehr ins Licht zu ſtellen, als:

Schatten	Licht
bittend, flehend, und weinend —	warf er ſich zu ſeinen Füßen.

anſtatt, er bat, flehete, weinte, und warf ſich zu ſeinen Füßen. Und:

Schatten	Licht
gerührt, erweicht, beſänftigt —	vergab er ihm

anſtatt, er ward gerührt, erweicht, beſänftigt, und vergab ihm. Was alſo ſonſt für ſich eine eigne Rede würde ausgemacht haben, wird jetzt eine bloße Hinanfügung an die Hauptrede, nachdem es in

Schatten geſtellt iſt. Sie ſehen hieraus wiederum, wie ſich eine Art von Wörtern unmerklich in die andre verliert; wie durch ein angehängtes d, oder vorgeſetztes ge, der feinſte Uebergang vom Redeworte zum Beſchaffenheitsworte gemacht wird, ſo daß man unſchlüſſig iſt, zu welcher Klaſſe man es zählen ſoll.

Da wir nun die Wörter ſowohl nach den **Eindrücken**, die ſie auf unſre Seele machen, als nach den **Gegenſtänden**, die ſie bezeichnen, und nach ihrem **Zuſammenhange**, und ihren **Fugen**, unterſcheiden gelernt haben, ſo iſt uns noch ein Geſichtspunkt übrig, woraus wir dieſelben betrachten können, wenn wir auf ihre **Bildung** in ſich ſelber, oder auf ihre kleinſten Beſtandtheile, aufmerkſam ſind, und auf die Art bis in die

Kenntniß der einfachſten Laute dringen, woraus die Wörter entſtanden ſind. — Und hier eröfnet ſich uns nun ein ſo weites Feld, daß wir nur noch einen Blick dahin thun dürfen, wenn wir uns nicht in den unabſehlichſten Fernen des menſchlichen Denkens verlieren wollen.

Dreizehnter Brief.

Von der Bildung, Ausſprache, und Schrift einzelner Wörter und Töne.

Wir ſind nun ſchon auf verſchiedne einzelne Laute aufmerkſam geweſen, welche nicht ſowohl zu der Bezeichnung der Dinge ſelbſt, als ihrer Verhältniſſe untereinander, dienen.

So wird z. B. durch n das Ziel, und durch m der Zweck der Rede, durch e und r die Mehrheit der Dinge, und durch ſt und t die Wirklichkeit einer Handlung in Anſehung der handelnden Perſon, bezeichnet, außer den übrigen Verhältniſſen, zu deren Bezeichnung man ſich eben dieſer Laute bedienet. Allein die innern Beſtandtheile der Wörter, oder die einfachern Laute, woraus ſie zuſammengeſetzt ſind, müſſen wir jetzt erſt näher kennen lernen. Die Richtigkeit in der Ausſprache und Schreibart dieſer einfachen Laute darf aber hiebei nur vorzüglich unſer Augenmerk ſeyn, weil die zweckmäßige Bildung derſelben zu ganzen Wörtern ein Gegenſtand iſt, den wir, wegen ſeines weiten Umfangs, wozu ein eignes Studium erfordert wird, nur noch berühren können.

nen. Auf dieſe zweckmäßige Vereinigung der einfachen Laute zu ganzen Wörtern gründet ſich die Entſtehungsart der menſchlichen Sprache und des menſchlichen Denkens; ihr nachzuſpühren iſt die angenehmſte Beſchäftigung für den Geiſt, und gewährt uns die tiefſten Blicke in das Innerſte unſrer Seele. Betrachten ſie alſo dasjenige, was ich hierüber ſagen werde, nur als einen Wink, der Ihnen zu weiterm Nachdenken Veranlaſſung geben kann. Die einfachen Laute, woraus die Wörter beſtehen, ſind entweder ganz einfach, wie f, r, e u, n, d, in dem Worte Freund, oder ſie ſind zuſammengeſetzt, wie Freund, lich, und keit, in dem Worte Freundlichkeit. Die einfachen Laute, als, f, r, u. ſ. w. heißen Buchſtaben; die zuſammengeſetzten, als lich und keit heißen

ßen Silben. Eine Silbe nennt man alſo dasjenige, was man in einem Athem, oder mit einer einzigen Anſtrengung der Sprachwerkzeuge ausſprechen kann, ohne daß es an und für ſich einen Sinn ausmacht oder ausmachen ſoll, als lich und keit, welche einzeln und abgeſondert nichts bedeuten, und Freund, welches in dem Worte Freundlichkeit auch nicht an und für ſich, ſondern erſt in Verbindung mit den Silben lich und keit, einen Sinn haben ſoll; ſteht Freund aber für ſich allein, ſo kann es nicht mehr eine Silbe heißen, ſondern es iſt ein einſilbigtes **Wort**. Die mehrſilbigten Wörter bieten nun einen reichen Stoff zu mancherlei Betrachtungen dar, je nachdem ſie auf verſchiedne Weiſe von andern Wörtern abgeleitet ſind, und ſich vermittelſt des Tons ei-

eine Silbe der andern unterordnet, ſo daß ſich immer die herrſchende vor den übrigen merklich auszeichnet, und eine jede zur Bildung des ganzen Worts das ihrige beiträgt. Nur Schade, daß wir dieſen reichen Stoff zum Denken jetzt übergehen müſſen, und daß ich Ihnen von ſo vielen Bemerkungen, die ich hierüber geſammlet habe, jetzt nichts mittheilen kann, weil ich ſie aus einem zuſammenhängenden Ganzen reißen müßte, wohinein ſie gehören, und welches ich Ihnen bald zu liefern verſpreche. Wir haben eine ganze Anzahl von Silben in unſrer Sprache, die jetzt an und für ſich gar keinen Sinn mehr haben, als lich, keit, heit, ſchaft, u. ſ. w.; allein alle dieſe Silben müſſen ehemals Wörter geweſen ſeyn, und man muß ſich auch abgeſondert unter ihnen etwas gedacht haben, ehe man auf das Geheimniß fiel, vermöge derſelben ganz neue Arten von Wörtern zu bilden. Man kann dieſe Silben mit einem allgemeinen, koſtbaren Zuſatze vergleichen, der bei den Metallen oft das Weſen derſelben verändert. Das macht, dieſe Silben bezeichnen mehr die Art unſrer Vorſtellungen, als die Dinge ſelbſt, welche wir uns vorſtellen: nun war es aber wohl der höchſte Schwung des menſchlichen Geiſtes ſich erſtlich Vorſtellungen von Dingen, und dann wieder Vorſtellungen von ſeinen eignen Vorſtellungen zu machen. — Ganz dunkel dämmerte es vor der Seele, da ſie ihre eignen Vorſtellungen wieder beſchauen wollte, der Mund ſtrebte nach einem Laute, um die Aehnlichkeit auszudrücken, welche die gegenwärtige Vorſtellung mit vielen tauſend andern hatte. — Man wollte z. B. nicht die Vorſtellung Freund ſelber bezeichnen, ſondern nur etwas, das dieſer Vorſtellung ähnlich oder gleich wäre, und ſo ſagte man freundlich, welches beinahe ſo viel heißt, als freundgleich. Man wollte die Vorſtellung freundlich zu ſeiner längern Beſchauung gleichſam vor ſeine Seele hinſtellen, um ihr nun mehr Feſtigkeit zu geben, ſetzte man die Silbe keit hinzu, worunter man ſich immer etwas für ſich beſtehendes denkt, und ſo entſtand endlich das Wort Freundlichkeit, welches eigentlich ſo viel heißt, als, die Aehnlichkeit, welche etwas mit meiner Vorſtellung von einem Freunde hat, als etwas für ſich beſtehendes gedacht. So vieles iſt hier in den zwei Silben lich und keit zuſammengedrängt. **Freund** aber iſt demohngeachtet die herrſchende Silbe in dem Worte **Freundlichkeit**, ohne welche daſſelbe keinen Sinn haben würde, auf dieſe fällt daher auch der Ton im Reden; ſo fällt in dem Worte **Vergebung** der Ton auf die mittelſte Silbe, weil die deutliche Vorſtellung von geben, welche durch die dunkleren Vorſtellungen von ver und ung nur näher beſtimmt wird, ebenfalls erſt dem Worte einen Sinn giebt. Das Wenige, was ich Ihnen jetzt von den Silben, als den größern Bruchſtücken oder Beſtandtheilen der Wörter geſagt habe, wird gerade hinlänglich ſeyn, Sie auf dieſen wichtigen Gegenſtand des menſchlichen Denkens aufmerkſam zu machen: alſo für jetzt genug hievon! – Die kleinſten Beſtandtheile der menſchlichen Rede ſind die einzelnen Töne, welche durch die Buchſtaben im Alphabet bezeichnet werden. Ohne dieſe Buchſtaben, oder Schriftzeichen der einzelnen Töne wüßten wir nicht, daß es ſolche kleine Beſtandtheile der Rede gäbe, denn ſie fließen im Reden ſo unmerklich ineinander, und vermiſchen ſich untereinander auf ſo mannichfaltige Weiſe, daß wir tauſendmal das Zuſammengeſetzte für das Einfache nehmen würden. So wie das Wort alſo den unkörperlichen Gedanken, dem Ohre hörbar machen muß, wenn wir ihn bemerken ſollen, ſo müſſen wiederum die geſchriebenen oder gedrukten Buchſtaben die einzelnen Beſtandtheile der Wörter dem Auge ſichtbar machen, wenn wir einen Begriff davon haben wollen. Und welch ein Schwung des menſchlichen Geiſtes war es, ſolche Zeichen zu erfinden, vermöge deren wir nun durch das Auge einen weit vollkommnern Begriff von den Wörtern und ihrer Entſtehung, als durch das Ohr, erhalten. Ohngeachtet der genauen Verbindung des Ganzen in der Natur ſcheinet doch das Hörbare vom Sichtbaren ſo ſehr unterſchieden und abgeſondert zu ſeyn, daß ſich beinahe kein möglicher Uebergang von dem einen zum andern, kein gemeinſchaftliches Band zwiſchen beiden denken läßt, und doch hat die Sprache dieſes wunderbare Band geknüpft, indem ſie ſichtbare Gegenſtände durch Töne bezeichnet, und indem ſie eben dieſe Töne wiederum durch ſichtbare Zeichen dem Auge darſtellt. Welch eine Ueppigkeit des menſchlichen Verſtandes war es, und was für Umſtände mußten den dazu vorbereiten, der dieſe Zeichen zuerſt erfand, die Wörter, die man ſo nöthig braucht, um tauſend Dinge damit zu bezeichnen, ſelber zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit zu machen, und ſie in ihre kleinſten Beſtandtheile zu zergliedern, da ein ganzes gebildetes Volk, die Chineſer, nicht auf dieſen erhabnen Gedanken gefallen iſt, ſondern ſich mühſam zu einem jeden Worte eines eignen ſymboliſchen Zeichens bedienen muß. Wie ſchwer mußte es ſeyn, die Vokale, welche ſich mit den Konſonanten ſo genau und feſt vereinigen, daß ſie mit denſelben in einen ganz einfachen Laut zuſammen zu fließen ſcheinen, aus dieſer Vermiſchung herauszuheben, und ſie nebeneinander zu ſtellen; und wiederum die Konſonanten, dieſe beinahe ganz unhörbaren Bewegungen der Sprachwerkzeuge, von den Vokalen abzuſondern, wodurch ſie erſt hörbar werden. Welche oft wiederhohlte Vergleichungen, welche ununterbrochne Aufmerkſamkeit auf jedes Wort ſetzt dieſes voraus! Die Noten in der Muſik dürfen nur die Höhe und Tiefe der Töne bezeichnen, allein die Buchſtaben ſollen ihre auf ſo mancherlei Weiſe verſchiedne Herauspreſſung, Herausſtoſſung, Heraushauchung, u. ſ. w. bezeichnen. Und wodurch konnte dieß nun wohl leichter geſchehen, als durch einfache, ungekünſtelte Abbildungen der menſchlichen Sprachwerkzeuge, indem vermittelſt derſelben ein Ton entweder herausgepreßt, herausgeſtoſſen, oder herausgehaucht wird; und worauf konnte der menſchliche Verſtand wohl eher fallen, als eben hierauf, da doch die erſten Zeichen der Töne nothwendig auch eine gewiſſe innre Bedeutſamkeit müſſen gehabt haben, um nicht gleich anfangs gar zu ſehr ein müßiges Spielwerk eines bloß aufs Gerathewohl hin spekulirenden Kopfes gewesen zu seyn. Nachher sind diese Zeichen freilich auf mancherlei Weise verändert worden, aber einige höchst wahrscheinliche Spuren ihres ersten Ursprungs tragen sie demohngeachtet jetzt noch an sich. Iſt nicht das o, so wie es im Lateinischen geschrieben wird (o), die treffendste Abbildung der geründeten Lippen, wodurch dasselbe gebildet wird? Iſt nicht das grosse Lateinische B eine sehr natürliche Darstellung der sanftaufeinandergedrückten Lippen? Und bildet nicht das große Lateinische A die weiteste Eröfnung des Mundes bei der Aussprache desselben ab? — Die kleinsten Bestandtheile der Sprache neigen sich schon vermöge ihrer Natur zur zusammenhängenden Rede, indem sie auf mancherlei Weise ineinander überfließen.

fließen, und ſich gleichſam von ſelbſt durch die unmerklichſten Uebergänge ineinander fügen. — Alle Töne, welche die Werkzeuge der menſchlichen Sprache hervorbringen können, haben ein gemeinſchaftliches Band, welches ſie zuſammenknüpft, und ſie zugleich dem menſchlichen Ohre hörbar macht, das ſind die Vokale, a, ä, e, i, o, ö, u, ü, welche man zu ſehr zu erniedrigen ſcheint, wenn man ſie bloß Hülfslaute nennen will, da ſie doch eigentlich die einzigen wahren Laute in der Sprache, und der Grundſtoff derſelben ſind. Denn ſo, wie die Redewörter erſt Leben und Bewegung, oder Wirklichkeit und Darſtellung in die Rede bringen, eben ſo bringen die Vokale erſt Hörbarkeit und Leben in das Wort; die Vokale tönen fort, indeß die Konſonante ſchon wieder erſtorben ſind: der merkbare Laut der erſtern dauert nur einen Augenblick, ſo wie der Schall, welcher vom Schlage eines Hammers entſteht; ſo oft man ihn wieder hören will, muß man auch den Schlag wiederhohlen, indeß die Flöte ſo lange forttönet, als der Athem des Blaſenden zureicht. Eben ſo erwecken auch die bloßen **Nahmen** der Dinge, oder die **Nennwörter** nur augenblickliche Vorſtellungen in der Seele, denen die **Redewörter** erſt ihre Wirklichkeit und Fortdauer geben müſſen, indem ſie den fortwährenden Zuſtand der benannten Dinge gleichſam aneinanderhängen, und ununterbrochen darſtellen, welches die größte Kraft der menſchlichen Sprache iſt. Sie ſagen z. B. der Baum, der Bach, und denken ſich weiter nichts dazwiſchen, ſo werden die Bilder, welche durch Baum und Bach in Ihrer Seele erweckt werden, beinahe in dem Augenblicke wieder verſchwinden, da ſie entſtanden ſind. Sagen Sie aber, der Baum ſtand an dem Bache, ſo bringt das Redewort ſtand die Bilder von Baum und Bach in ein fortdaurendes Verhältniß miteinander, indem es gleichſam ihr Weſen fortſezt: eben ſo trägt nun auch in dem Worte Baum, der zuſammengeſetzte Vokal au, und in dem Worte Bach der Vokal a, gleichſam das Weſen des einen Konſonants zu dem andern hinüber, und ſezt dieſelben auch gewiſſermaſſen in ein fortdaurendes Verhältniß miteinander, indem der erſte Konſonant noch im Ohre tönt, wenn der andre ausgeſprochen wird. — Was nun die Entwicklung der einzelnen Laute aus den Sprachwerkzeugen anbetrift, ſo müſſen wir auch dieſes ſo kurz wie möglich zuſammenfaſſen, wenn es uns nicht zu weit führen ſoll. — Das a, womit unſer Alphabet anhebt, iſt der einfachſte, ſanfteſte, und leichteſte Vokal, welchen die ungezwungenſte Oefnung des Mundes, ohne alle Mühe, hervorbringt. Sobald ſich aber die Zunge nur ein wenig dem Gaumen nähert, ſo daß der Durchgang der Luft verenget wird, verwandelt ſich das tiefere a in ä, und wird auf die Weiſe gleichſam einen halben Ton heraufgeſtimmt. Wenn ſich nun die Zunge dem Gaumen noch mehr nähert, ſo entſteht aus dem ä das noch hellere und zartere e; und aus dieſem bildet ſich endlich durch die ſtärkſte Annäherung der Zunge an den Gaumen, das i, als der feinſte und zarteſte Vokal. Einen feinern, zartern und höhern Ton, als dieſen, können die menſchlichen Sprachwerkzeuge nicht mehr hervorbringen: die Stimme ſinkt alſo wieder bis zum a herab, und giebt dieſem Vokale durch die Ründung der Lippen eine andre Geſtalt und Form; dieſe wird durch das o bezeichnet, welches ein Zeichen der Verwundrung iſt, wobei ſich die Lippen unwillkürlich in eine ſolche Ründung zuſammenziehen, da ſich hingegen beim Schreck der ganze Mund eröfnet. Wird nun bei einerlei Ründung der Lippen die Zunge dem Gaumen näher gebracht, ſo kann das o, eben ſo wie das a, um einen halben Ton heraufgeſtimmet werden, wodurch es ſich denn in ö verwandelt. Der dunkelſte und tiefſte Vokal, der durch die ſtärkſte Ründung und Verengung der Lippen gebildet wird, iſt das u, welches ebenfalls, durch Annäherung der Zunge an den Gaumen, bei fortdauernder Lippenründung, um einen halben Ton hinaufgeſtimmt, und in á verwandelt werden kann. — Die Konſonante ſind entweder Lippenlaute, als, b, f, m, p, v, w; oder Gaumenlaute, als c, (wenn es wie k geleſen wird) ch, g, h, i, k, q; oder Zungenlaute, als c, (wnn es wie z geleſen wird) d, l, n. r, ſ, ſch, ß, t, z. — In unſerm Alphabete ſtehen dieſe einzelnen Laute in folgender Ordnung:

a, b, c, d, e, f, g, h, i, k, l, m, n, o,
p, q, r, ſ, t, u, v, w, x, y, z. —

Dieſe Ordnung ſcheint nicht ganz zufällig zu ſeyn: Die Vokale ſind eben ſo, wie in den Wörtern, unter die Konſonante gemiſcht, und ein jedweder hat gleichſam ſein Gebiet von Konſonanten, die ihm untergeordnet ſind:

insbeſondre iſt es merkwürdig, daß faſt ein jeder Vokal, das i ausgenommen, einen Lippenlaut unmittelbar nach ſich hat; ſo daß a in b, e in f, o in p, und u in w, am leichteſten und natürlichſten übergeht, indem bei den Vokalen, die Lippen ſich nur wieder ſchließen dürfen, um die Lippenlaute hervorzubringen. Demohngeachtet aber laſſen ſich auch die Mängel dieſes Alphabetes leicht einſehen: Die einfachen Vokale, ä, ö und ü fehlen gänzlich darinn, weil man ſie immer für zuſammengeſetzt aus a und e, o und e, und u und e, gehalten hat; die einfachen Laute, ch und ſch, werden durch zuſammengeſetzte Zeichen, und hingegen die zuſammengeſetzten Laute x und z, die eigentlich aus ks und ts beſtehen, durch einfache Zeichen ausgedrückt. Einerlei Laut wird oft durch mehrere

rere Zeichen, und dann wieder verſchiedne Laute durch einerlei Zeichen angedeutet. So wird z. B. ein und eben derſelbe Gaumenlaut erſtlich durch k, dann durch c, wenn daſſelbe vor a, o, und u oder einem Konſonant ſteht, und endlich auch durch q bezeichnet, als, **Carl**, **Kelle**, **Quelle**. Eben ſo wird ein und eben derſelbe Lippenlaut ſowohl durch f als durch v, ein und eben derſelbe Zungenlaut ſowohl durch ein langes ſ, als durch ein kurzes s, und der durch t und ſ zuſammengeſetzte Laut nicht nur durch das z, ſondern auch durch das c, wenn es vor e, i oder y ſteht, bezeichnet, als ich fiel, und das iſt viel; das Glas, und des Glaſes; Cyrus und Zahl. So werden auch noch die verſchiednen Laute, ä und e, in manchen Fällen beide durch e bezeichnet, als leben und gehen. Vielleicht haben alle die verſchiednen Zeichen, die jetzt einerlei Laut anzeigen, ehemals verſchiedne Laute ausgedrückt, die aber nach und nach ineinander gefloſſen ſind. Und die verſchiednen Laute, welche jetzt durch einerlei Zeichen ausgedrückt werden, ſind vielleicht ehemals nicht verſchieden geweſen. Mit alle dieſen Fehlern iſt demohngeachtet unſre Schreibart der Töne für einen Ausländer noch lange ſo ſchwer nicht zu begreifen, als Z. B. die Engliſche und Franzöſiſche es für uns iſt. Die Engländer und Franzoſen haben nicht allein dem Wohllaut, ſondern auch der Bequemlichkeit und der Trägheit im Reden mehr geopfert, wie wir; allein ſie haben demohngeachtet die Buchſtabenſchrift, dieſe ehrwürdige Urkunde der Sprache nicht entweihet, und ſie der Ueppigkeit oder Trägheit im Sprechen mit aufgeopfert; und wir ſollten allein unſre feſte ehrwürdige Schrift, nach einem ſo ſchwankenden Dinge, als die Ausſprache iſt, von Jahr zu Jahre modeln? — Könnten wir uns eine Büchersprache, aus allen Dialekten Deutſchlands bilden, wo die kraftvollſten, edelſten, und bedeutendſten Wörter noch verborgen liegen, ſo wäre vielleicht kein Buchſtabe, kein einzelner Laut in unſerer Sprache unzweckmäßig, und gedankenleer, und man würde mit wenigen Worten einen Strom von Gedanken erſchöpfen können, da man jetzt den Gedanken oft erſt in einem Strome von Worten erſäufen muß, ehe er einigermaßen anſchaulich werden kann. Dieſes konnte nicht wohl anders ſeyn, da man die Sprache, dieſes ſtarke Gemählde der Gedanken, bis zu einer leeren Muſik und einer Beluſtigung für die Ohren herabzuwürdigen anfing, gleichſam, als ob nicht das der edelſte Wohlklang eines Worts wäre, wodurch es ſich der bezeichneten Sache am meiſten nähert, und woraus das Zweckmäßige eines jeden einfachen Lauts hervortönt. Da wir uns nun aber eine ſolche in ihren kleinſten Beſtandtheilen zweckmäßige Sprache nicht mehr zu bilden, oder wenigſtens ſie nicht allgemein zu machen, vermögen, in welcher ſich die Ausſprache gänzlich nach der Schreibart, und die Schreibart wiederum nach der Ausſprache mit Bedeutung, Zweck, und Abſicht richten könnte; ſo müſſen wir den übereinſtimmigen Gebrauch, als einen Herrn anerkennen, der unſrer Schreibart und Ausſprache Geſetze vorſchreibt. Wir müſſen daher unterſuchen, wie ſich die einzelnen Laute, nicht ſowohl nach ihrer innern Natur und Beſtimmung, als vielmehr nach dem herrſchenden Gebrauche, ſowohl geſchrieben als geſprochen, zu ganzen Wörtern bilden. Wir opfern alſo jetzt eine Zeitlang den höhern Endzweck der Sprachlehre einem niedrigern auf, deſſen unmittelbarer Nutzen aber freilich mehr ins Auge fällt, indem wir, anſtatt das Weſen und die innre Natur der einzelnen Laute zu erforſchen, blos darauf ſehen, wie dieſelben in unſrer verfeinerten, hochdeutſchen Bücherſprache am richtigſten ausgeſprochen und geſchrieben werden. — Was nun zuerſt die Ausſprache und Schreibart der Vokale anbetrift, ſo verſteht es ſich beinahe von ſelbſt, daß jeder Vokal gedehnt oder lang ausgeſprochen wird, ſobald in der Mitte des Wortes ein einfacher Konſonant ſteht, und er die eine Silbe endiget, ſo daß er hinlänglich austönen kann, ohne von dem Konſonant verdrängt zu werden, als in dem Worte ſchlafen; kurz aber muß er ausgeſprochen werden, ſobald in der Mitte des Worts ein doppelter Konſonant ſteht, der den Vokal nicht austönen läßt, als in dem Worte erſchlaffen. Was nun auf die Weiſe in der Mitte der Wörter gilt, das laſſen wir auch am Ende derſelben gelten, und bezeichnen da ebenfalls die Verkürzung des Vokals gemeiniglich durch die Verdoppelung des Konſonants. Wenn man alſo ſchaff Speiſe mit einem f ſchreiben wollte, ſo würde es in der Ausſprache wie Schafſpeiſe klingen müſſen. Die Bezeichnung der langen Ausſprache oder der Dehnung des Vokals macht nun im Schreiben beinahe die größte Schwierigkeit, weil dieſelbe in einigen Wörtern angezeigt wird, als in Pfahl und Zahl, und in andern wieder nicht, als in haben und laben; ferner, weil ſie in den Wörtern, wo ſie angezeigt iſt, zuweilen durch ein hinangefügtes h, als in mahlen, zuweilen aber auch durch eine Verdoppelung des Vokals, als in Waare, Paar, Staar, u. ſ. w., ausgedrückt iſt. Woran ſollen wir uns nun halten, um beſtändig die richtige Schreibart zu treffen, da dieſelbe ſich an gar keine Regeln zu binden, ſondern bloß vom eingeführten Gebrauche herzuſchreiben ſcheinet? — Allein oft findet man da Urſach und Grund, wo dieſelben, dem erſten Anſcheine nach, gar nicht vorhanden zu ſeyn ſcheinen. Wenn wir die Wörter laben, laden, ſtraſen, ſagen, Laken, raſen, waten, und die

Wörter prahlen, Nahme, bahnen, fahren, nebeneinanderſtellen, ſo finden wir, daß in den erſtern ſieben Wörtern die Dehnung des Vokals vor den Buchſtaben b, d, f, g, k, ſ und t nicht angezeigt, in den letztern vier Wörtern aber gerade vor den flüſſigen Buchſtaben l, m, n, r, durch h bezeichnet wird. Und was war wohl natürlicher, als der Verdoppelung des l, m, n, r, wozu die Zunge im Sprechen ſo ſehr gereizt wird, auch im Schreiben vorzubeugen, indem man die Dehnung des Vokals, welche dieſe Verdoppelung unmöglich macht, noch beſonders durch das h bezeichnete: und das um ſo viel mehr, weil es in dieſer Rückſicht ſo viele ähnlichklingende Wörter giebt, die nothwendig unterſchieden werden müſſen, als prahlen und prallen, bahnen und bannen, u. ſ. w.

Hieraus können wir ſchon gewiſſermaßen ſchließen, daß das Dehnungszeichen des Vokals eigentlich nur vor l, m, n, r ſtatt findet. Allein wir haben ſchon bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch oft durch eine Verdoppelung deſſelben bezeichnet wird; nun frägt es ſich alſo wieder, in welchen Fällen dieß geſchieht? Wir finden das doppelte a in folgenden einſilbigten Wörtern, die ſich auf ein r endigen, **Aar**, **Haar**, **Staar**, **Paar**, **Schaar**, und zweien, die ſich auf ein l endigen, **Aal** und **Saal**. Allein in den Wörtern **Altan**, **Altar**, **Barbar**, **Faſan**, **Marſchall**, **Roman**, **Spital**, wird die Dehnung des a gar nicht bezeichnet, ob es gleich vor den Buchſtaben l, n, und r ſteht; alle dieſe Wörter aber tragen auch noch das Gepräge ihres fremden Urſprungs, und können ſich daher in Anſehung des Dehnungszeichens noch nicht nach der Schreibart der Deutſchen Wörter bequemen. Daß in den kleinen Wörtern dar, gar, zwar, und in den Endſilben ſal, ſam, und bar die Dehnung des Vokals vor l, m, r, nicht bezeichnet wird, ſcheint daher zu kommen, weil man dieſe kleinen Wörter und Silben gleichſam nicht für ſo wichtig, wie die übrigen Wörter hielt, daß man die Dehnung des Vokals in denſelben ſo genau hätten bezeichnen ſollen. Nun giebt es aber freilich noch einige Wörter, worinn die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, ebenfalls nicht bezeichnet wird, ohne daß ſie fremden Urſprungs wären, oder zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürften; dieß ſind erſtlich folgende, wo der Vokal vor l ſteht, Schale, ſchal, Qual, und mal, in einmal, zweimal, u. ſ. w. ſonſt aber die Mahlzeit; alsdann noch einige, wo der Vokal vor m ſteht, Gram, Kram, kam, Scham, Zamen; und wo er vor n ſteht, Gran, Plan, Span, Schwan, Kranich; endlich noch einige, wo er vor r oder rt und rd ſteht, ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ich ward. Ob ich Ihnen nun gleich jetzt keinen Grund davon angeben kann, warum gerade in dieſen Wörtern die Dehnung des a vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, ſo werden Sie doch in der Folge ſehen, daß wir beinahe zu allen dieſen Wörtern ähnliche Wörter auffinden werden, worinn ebenfalls die Dehnung des e, o, u. ſ. w. nicht bezeichnet wird. Noch eins müſſen Sie bemerken, daß die

Dehnung des Vokals, aber nur in äußerſt wenigen Fällen, auch vor dem s und t bezeichnet wird, als Staat, Saat, Aas, Maas. — Sie ſehen, wir haben jetzt die Beiſpiele zu unſern Regeln bloß vom a hergenommen, nun wollen wir alſo Acht geben, ob unſre Bemerkungen auch bei dem e, o, und u zutreffen werden; denn auf das i ſcheinen ſie nicht ſo gut zu paſſen, weil wir die Dehnung des i, auf eine ganz beſondre Art, durch ein hinzugefügtes e bezeichnen. Laſſen Sie uns alſo untereinander ſtellen

laben, laden, Hafen, fragen, fahen, raſen, wagen
leben, reden, Hefen, regen, ſehen, leſen, beten
loben, Boden, Ofen, Bogen, drohen, loſen, Boten
Bube, Bude, Hufen, genug, ruhen, Buſen, bluten.

So ſehen Sie, daß hier die Dehnung des a, e, o, und u, weder vor b, d, f, g, h, ſ, noch t bezeichnet wird. Nun wollen wir aber untereinander ſtellen:

prahlen,	Rahmen,	bahnen,	fahren
fehlen,	nehmen,	lehnen,	lehren
hohlen,	Ohm,	bohnen,	bohren
Spuhle,	Ruhm,	Huhn,	Uhr.

Und hier ſehen wir, daß vor l, m, n, und r, ſowohl die Dehnung des a, als des e und o durch h bezeichnet wird. Allein ſo wie bei dem a die Dehnung des Vokals auch oft durch die Verdoppelung deſſelben bezeichnet ward, ſo müſſen wir jetzt zuſehen, ob dieſes auch bei dem a und o vielleicht in ähnlichen Wörtern zutrift, und in dieſer Rückſicht wollen wir wiederum zuerſt folgende einſilbigten Wörter, die ſich auf r und l endigen, untereinander ſtellen:

Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, Waare, Saal, Aal, leer, Heer, Speer, Meer, Theer, Beere, Seele.

Die Dehnung des o wird nur äußerſt ſelten, und die Dehnung des u gar nicht, durch die Verdoppelung, bezeichnet. Wir haben bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, in Wörtern, welche fremden Urſprungs ſind, gar nicht bezeichnet wird; daß dieſes nicht nur bei dem e, o, und u, ſondern auch ſogar bei dem i zutrift, werden Sie ſehen, wenn wir folgende Wörter untereinander ſtellen, die alle das Gepräge ihres fremden Urſprungs an ſich tragen:

Altan, Altar, Marſchall, Barbar, Faſan, Roman, Spital
Herold, Juwele, Galere, Scene, Faſele
Berlin, Bibel, Biſam, Biber, Kamin, Rubin, Tiger, Titel, Stil (im Schreiben)
Dom, Krone, Kanone, Piſtole, Perſon, Pol
Muſe, Schule, Chur, Natur.

Wir haben ferner bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals in ſolchen kleinen

Wörtern, als dar, gar, zwar, u. ſ. w. nicht bezeichnet wird; daß auch dieſes nicht nur auf a, e, o und u, ſondern zugleich auf i paßt, werden Sie aus folgenden untereinander geſtellten kleinen Wörtern und Silben ſehen, bei denen man es nicht ſo wie bei den andern Wörtern, der Mühe werth gehalten hat, die Dehnung des Vokals noch beſonders zu bezeichnen:

dar, gar, zwar, da, ja, und die Silben bar, ſal,
ſam
den, wen, wer, her, je, denen, derer
mir, dir, wir
ſchon, ſo, vor
nur, zur, zu, du und die Silbe ur.

Allein in verſchiednen Wörtern, welche weder fremden Urſprungs ſind, noch zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürfen, wird demohngeachtet die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet, wie wir bei dem a geſehen haben. Wir wollen alſo zu jenen Wörtern, die wir uns ſchon bemerkt haben, ähnliche aufſuchen, in welchen die Dehnung des e, o, oder u, vor l, m, n, r ebenfalls nicht bezeichnet wird, und alſo zuerſt untereinander ſtellen:

Schale, ſchal, Qual, mal
Elend, ſchel,

ferner:

Gram, Kram, kam, Scham, Hamen,
bequem, Demuth, Schemel,
Strom, Blume, Krume,

ferner:

Gran, Kranich, Span, Plan, Schwan,
Ton, Honig, Mond, Monath, ſchonen,

endlich noch:

ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ward,
ſcheren, quer, ſchwer, Schere, Herd, Schwerd, Pferd,

geſchoren, fror, Flor, empor, verloren, erkoren,
Bord,
Geburt, Schwur, Flur, Spur, Schwur.

Die Aehnlichkeit, welche hier zwiſchen den untereinandergeſtellten Wörtern, worinn die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet wird, zuweilen ſtatt findet, kann dazu dienen, dieſe wenigen Wörter dem Gedächtniß deſto leichter einzuprägen, indem man doch wenigſtens einigen wahrſcheinlichen Grund ſieht, wie ſich vielleicht, eben wegen dieſer Aehnlichkeit, die Schreibart des einen Worts nach der Schreibart des andern gerichtet haben könne. — Endlich haben wir noch bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t ſtatt findet, wo ſie durch die Verdoppelung bezeichnet wird; auch dieſes trift beim e und o in einigen Wörtern zu, die wir noch untereinander ſetzen wollen:

Saat, Staat, Maas, Aas,
Beet, Boot, Moos, Loos, Schoos.

Bei dem i bemerken wir nun ein ganz andres Dehnungszeichen, als bei den übrigen Vokalen, bei denen das hauchende h, die Verlängerung des Athems beim Ausſprechen derſelben anzeigt. Weil nehmlich dieſer Hauch, welchen das h bezeichnet, das i beinahe in ein j verwandeln würde, ſo hat man, um dieſer falſchen Ausſprache vorzubauen, das Dehnungszeichen h mit dem zarten Vokale vertauſcht, welcher dem i am nächſten liegt, und wodurch es ganz unmerklich zu dem folgenden Konſonante übergeht: denn indem ſich die Zunge nur ein klein wenig niederſenkt, um den Konſonant, welcher auf das gedehnte i folgt, auszuſprechen, muß ſie nothwendig in die Lage kommen, wodurch das e ſich bildet, wie man dieß z. B. in dem Worte Vier ſehr deutlich hört, wo das e zwiſchen i und r vernehmlich tönt. Merkwürdig iſts hiebei, daß die Engländer ebenfalls ihr gedehntes i durch ein hinzugefügtes e bezeichnen. Weil nun der Uebergang vom i zu dem folgenden Konſonant, nicht nur vor l, m, n, r, ſondern vor allen übrigen Konſonanten, durch ein dunkles e gemacht werden muß, ſo ſcheinet dieß der Grund zu ſeyn, weswegen das gedehnte i, einige Fälle ausgenommen, beſtändig von einem e begleitet wird, es mag auch ſtehen, wo es wolle. Auch wenn das i am Ende eines Worts ſteht, muß ſich bei der Dehnung deſſelben, die Zunge ſanft herunter ſenken, ſo daß es ſich beinahe in e auflöſet, deswegen wird auch in dieſem Falle ſeine Dehnung beſtändig durch ein hinzugefügtes e bezeichnet; hier ſind ſelbſt nicht einmal die kleinen Wörter, die, ſie, nie, u. ſ. w. ausgenommen, und wir können nicht ſi und di, ſchreiben, ſo wie wir da und ja, du und zu u. ſ. w. ohne Dehnungszeichen, ſchreiben: auch das Wort hier wird deswegen, ob es gleich unter die kleinen Wörter gehört, noch mit einem e geſchrieben, weil es ehemals faſt immer hie geſchrieben und ausgeſprochen wurde, und das e nur des Wohlklangs wegen hinzugeſetzt iſt, ſo daß das i noch betrachtet wird, als ob es am Ende ſtünde. Hiebei bemerken Sie ſich noch, daß das e dieß mit dem i gemein hat, daß es am Ende noch ein e, als Dehnungszeichen, zu ſich nimmt, als:

See, Spree, Klee, Schnee,
ſie, die, nie, hie,

und:

Armee, Kaffee, Rappee,
Philoſophie, Harmonie, Melodie.

In den Wörtern **ihm**, **ihnen**, **ihr**, und **ihren**, wird demohngeachtet die Dehnung des i durch h bezeichnet, vermuthlich, um dadurch einer falſchen Ausſprache vorzubeugen, weil man z. B. **ihnen**, wenn es **ienen** geſchrieben wäre, gar leicht wie **jenen** leſen könnte. Sonſt wird das gedehnte i in den wenigen Wörtern, wo es zu Anfange ſteht, gar nicht bezeichnet, als **Ibis**, **Igel**, **Ino**, **Ida**, **Iman**, u. ſ. w. Ob nun gleich das i ſein Dehnungszeichen ſo ſelten wegwirft, ſo thut es dieſes doch bei den Wörtern, welche fremden Urſprungs ſind, wie wir dieß ſchon bei den vorhergehenden

Vokalen mit bemerkt haben. Sobald aber ein urſprünglich fremdes Wort ſchon mehr das Bürgerrecht bei uns erhalten hat, bekömmt auch das i das Dehnungszeichen wieder; daher ſchreiben wir, **Fiebel**, **Fieber**, **Fiedel**, **Niete**, **Anies**, und **Paradies**. Da nun die Dehnung des i ſchon durch das hinzugeſetzte e hinlänglich bezeichnet wird, ſo iſt es fehlerhaft, wenn man z. B. anſtatt **verlieren**, **verliehren** ſchreiben wollte. Ein anders iſt es, wenn wir ſchreiben, du **ſteheſt**, weil hier das h kein Dehnungszeichen iſt, ſondern eigentlich zur folgenden Silbe gehört, und wegen der Abſtammung ſtehen bleiben muß. Ja es iſt auch nicht unrichtig das Dehnungs h z. B. vor dem Worte **befehlen**, auch in der Anrede beizubehalten, und zu ſchreiben, **du befiehlſt**, damit von dem Eigenthümlichen des Worts bei ſeinen Abändrungen ſo wenig wie möglich verloren gehe. In den Wörtern dieß, Dienſtag, Viertel, vierzehn, vierzig, bleibt das ie, ihrer Abſtammung wegen, mit ſehr gutem Grunde ſtehen, ob man es gleich nach einer faſt allgemeinen Gewohnheit kurz ausſpricht. — Die Dehnung der noch übrigen drei Vokale ä, ö, und ü, wird nur vor l, m, n, r, und nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung, bezeichnet, wie in folgenden Wörtern:

Pfähle, lähmen, Kähne, nähren,
Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre,
Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Wir wollen von dieſen Wörtern folgende drei heraus nehmen, worinn durch die Verwandlung des a, o, und u, in ä, ö, und ü, die mehrfache Zahl mit ausgedrückt wird:

Pfäh-

Pfähle,	Söhne,	Stühle
von Pfahl,	Sohn,	Stuhl.

Hieraus ſehen Sie, daß die verwandelten Vokale das Dehnungszeichen beibehalten, welches der urſprüngliche Vokal in der einfachen Zahl hatte. Haben aber nun dieſe urſprünglichen Vokale in der einfachen Zahl kein Dehnungszeichen, ſo können ſie auch keins bei ihrer Verwandlung in der mehrfachen Zahl annehmen, wie Sie aus folgenden Wörtern ſehen:

Altar,	Strom,	Schwur,
Altäre,	Ströme,	Schwüre.

Jetzt kommen uns alſo alle die Bemerkungen wieder zu ſtatten, die wir über die Wörter angeſtellt haben, worinn der Vokal kein Dehnungszeichen hat, ob er gleich vor l, m, n, oder r ſteht, und wir wiſſen nun, warum in den Wörtern

ſchälen, quälen, ſchämen, krönen, tönen, ſpüren.

die Dehnung des ä, ö, und ü nicht bezeichnet wird, weil nehmlich dieſelbe in den urſprünglichen Wörtern

ſchal, Qual, Scham, Krone, Ton, Spur,

nicht bezeichnet ward. Sie können dieſes leicht auf alle übrigen Fälle anwenden. — Wird aber in dem urſprünglichen oder Stammworte die Dehnung des Vokals durch eine Verdoppelung deſſelben angezeigt, und dieſer Vokal wird bei der Ableitung verwandelt, welches aber nur beim a ſtatt findet, ſo drängt ſich in dem abgeleiteten Worte der doppelte Vokal in ein einfaches ä zuſammen, als:

Haar,	Paar,	Saal,	Aas,
Härchen,	Pärchen,	Säle,	Aeſer.

Moos und Loos aber heißen in der mehrfachen Zahl Mooſe und Looſe. — Ob nun gleich ä, ö, und ü, nur vorzüglich als Verwandlungen des a, o, und u, bei der Ableitung oder Abändrung der Wörter betrachtet werden, ſo kommen ſie doch auch in verſchiednen Wörtern vor, ohne daß dieſelben von andern abgeleitet wären, oder irgend eine Verändrung gelitten hätten; von dieſen wollen wir uns nur diejenigen bemerken, bei denen die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, weil wir ſie als Ausnahmen von der ordentlichen Regel betrachten müſſen; wir wollen ſie auf folgende Weiſe untereinander ſtellen:

Bär, gebären, gären, ſchwären,
Stör, ſtören, hören, ſchwören, König, ſchön,
Thür, küren, Willkür, Ungeſtüm, Dünen, grün.

Das Fügewort für gehört mit zu den kleinen Wörtern, worinn die Dehnung des Vokals niemals angezeigt wird. — Nun ſcheinet aber dieſes noch eine große Schwierigkeit zu verurſachen, daß ä und e in der Ausſprache oft gar nicht verſchieden ſind, indem wir z. B. das e in ſchweben eben ſo wie das ä in ſchwären leſen. Allein dieſe Schwierigkeit iſt wirklich ſo groß nicht, wenn man nur erſt einige Uebung darinn hat, die Ableitung des einen Worts von dem andern zu bemerken. Wem wird es wohl z. B. nicht ſogleich auffallen, daß die Redewörter, zählen, wählen, und ſchämen, von den Nennwörtern, Zahl, Wahl, und Scham, abgeleitet ſind, und eben daher auch mit einem ä müſſen geſchrieben werden? Wer ſiehet nicht den Augenblick, daß äußern und räuchern von außer und

Rauch abſtammen, und alſo mit einem äu, und au geſchrieben werden müſſen? Aber freilich iſt die Abſtammung nicht immer ſo auffallend, und der herrſchende Gebrauch beobachtet ſie nicht immer, denn man ſchreibt z. B. edel, Heft, Hecke, Mehl, meſſen, netzen, obgleich dieſe Wörter von Adel, haften, hacken, mahlen, Maaß, naß, abſtammen, und alſo eigentlich ſtatt des e mit ä geſchrieben werden ſollten; allein dieſer Ausnahmen, welche man ſehr bald aus dem Gebrauche lernet, giebt es doch immer verhältnißmäßig nur wenige. — Was aber nun noch die eigentliche Ausſprache des e anbetrift, wo man es wie ä, oder wie e leſen ſoll, ſo iſt freilich der herrſchende Gebrauch hierinn ſehr ſchwankend und unbeſtimmt. Doch ſcheinet es immer, als wenn das zarte e dem Ohre weit beſſer klingt, als das blökende ä: die Ausſprache der Niederſachſen iſt dem ä ſo gram, daß ſie es oft ſelbſt da nicht einmal hören läßt, wo es wirklich ſteht, indem nach dieſer Mundart ich wäre, wie ich were, geleſen wird. Die Wörter **Meer**, ſehen, reden, werden in Niederſachſen nicht wie **Mähr**, ſähen, räden ausgeſprochen, wie es ſonſt im Hochdeutſchen ſehr häufig geſchiehet. Allein vor b, g, l, m, ſ, und t, wird demohngeachtet auch in Niederſachſen das e größtentheils wie ä geleſen, als in den Wörtern beben, legen, fehlen, nehmen, leſen, beten; vor d. ſ. n, und und r, hingegen, wird es wie eh geleſen, als in den Wörtern reden, ſehen, lehren, ehren. — Wegen des Wohlklangs alſo würde ich dieſer Niederſächſiſchen Ausſprache des e den Vorzug gegeben. — Ehe wir nun zu den Konſonanten übergehn, um die richtige Ausſprache und Schreibart derſelben zu beſtimmen, müſſen wir erſtlich noch unſer th näher kennen lernen, welches mit den Vokalen in ſehr genauer Verbindung ſteht, weil das angehängte h nichts weiter, als das verſetzte Dehnungszeichen des Vokals iſt; wie Sie bald daraus ſehen werden, daß es größtentheils nur vor langen Vokalen ſteht, auf welche, l, m, n, oder r folgt, wie in folgenden Wörtern und eignen Nahmen:

vor l in Thal, Thaler, theilen, Theil, Thiele, Thaulow.
vor m in thum, Reichthum, Fürſtenthum, u. ſ. w.
vor n in thun, Thon, (des Töpfers) Thron, Thräne, Thran, Karthaune,
vor r in Theer, Thier, Thor, Thür, Thurm, Thurnier.

Dieſe Wörter lauten im Engliſchen größtentheils ſo wie im Deutſchen, werden aber nicht mit einem th, ſondern mit einem bloßen d geſchrieben. Da nun die Engländer ſonſt das alte th immer beibehalten haben, und es ſogar auf eine ihnen eigne, liſpelnde Art ausſprechen, es aber gerade in dieſen Wörtern nicht ſchreiben, die im Deutſchen mit einem th geſchrieben werden, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß unſer th in dieſen Wörtern kein eigner urſprünglicher Buchſtabe iſt, ſondern ſeinen Urſprung vielleicht bloß den Schreibmeiſtern zu verdanken hat, die wegen der Kürze und Bequemlichkeit im Schreiben, das Dehnungs h ſogleich dem t hinanfügten. Nun haben wir ſchon bemerkt, daß die Dehnung eines Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t bezeichnet wird; zu denen, wo ſie vor t bezeichnet wird, müſſen wir noch folgende Wörter rechnen, wo ebenfalls das Dehnungs h dem t hinangefügt, und eben deswegen ans Ende geſchoben wird:

Monath, Rath, gerathen, Zierrath, Heirath, Pathe;
Koth, Loth, Noth, roth,
Muth, Wuth, Ruthe, Gemüth, Blüthe, wüthen.

In dem Worte Athem ſteht das th wegen der Silbe ath, die nicht nur am Ende, ſondern auch im Anfange der Wörter auf die Weiſe geſchrieben wird. In dem Worte **Werth** ſcheint das h am Ende ſogar das Dehnungszeichen des e vor dem r zu ſeyn. In dem Worte **That** ſteht es wegen der Abſtammung von thun. In ſolchen Wörtern, als **Theater**, **Theorie**, u. ſ. w. läßt man es ſtehen, damit ſie das Gepräge ihres fremden Urſprungs nicht verlieren ſollen. Durch ein dornichtes Feld hätten wir uns alſo wiederum glücklich hindurchgedrängt, indem wir uns den Weg, den wir zurückgelegt haben, ſo viel wie möglich zu bahnen ſuchten: dieß ſoll uns Muth geben, weiter fortzugehn, und es wird uns gewiß gelingen, uns auch den kurzen ungebahnten Weg zu ebnen, den wir nun noch vor uns haben.

Vierzehnter Brief.

Eine Fortſetzung des vorigen.

Obgleich die verwandten einfachen Laute als b, p, f, und w, u. ſ. w. in den verſchiednen Mundarten Deutſchlands ſehr oft ineinander übergehn, ſo darf doch dieſes in der eigentlichen verfeinerten, hochdeutſchen

Bücherſprache nicht mehr geſchehen, ſondern ein jeder einfacher Laut muß ſeinen ihm eigenthümlichen, beſtimmten Ton haben, um ſich mit mehreren zu einem ganzen Worte zu vereinigen. Die erſtaunliche Mannichfaltigkeit und Verſchiedenheit der Bedeutungen beinahe ähnlichklingender Wörter ſcheint dieſes auch ſchon zu erfordern. Deswegen müſſen alſo die verwandten Konſonante b und p, d und t, g und k, auf das genaueſte unterſchieden werden, weil durch ihre Verwechſelung mancherlei Mißverſtand entſtehen könnte. Demohngeachtet aber läßt ſich dieſer Unterſchied nicht gut beobachten, ſo bald b, g, und d, und zwar das letztere nach einem n, ans Ende eines Worts oder einer Silbe zu ſtehen kommen, wie in den Wörtern, Lob, Lied, und Klang, welche völlig, wie Lop,

Liet,

Liet, und Klank ausgeſprochen werden. Eben ſo wird Labſal, leidlich, und Drangſal völlig wie Lapſal, leitlich und Drankſal geleſen. Um nun aber gewiß zu wiſſen, ob man am Ende ſolcher Wörter und Silben, ein b oder p, d oder t, und g oder k ſetzen ſoll, darf man dieſelben nur durch irgend einen kleinen Zuſatz verlängern, als von Lob, Lied, und Klang, des Lobes, Liedes, und Klanges, von den Silben Lab, leid, und Drang, in Labſal, leidlich, und Drangſal, laben, leiden, und drängen: denn weil auf die Weiſe das b, d, und g, vom Ende der Silben und Wörter, in die Mitte derſelben geſchoben wird, ſo kann man ſie auch in der Ausſprache ſehr gut von p, t, und k unterſcheiden. Eben ſo mache man es auch, um den Unterſchied zwiſchen ch und g im Schreiben zu beobachten, der ebenfalls am Ende der Wörter im Sprechen nicht bezeichnet wird: denn das ch und g am Ende der Wörter Dach und Tag klingt völlig einerlei; ſobald man aber dieſe Wörter verlängert, indem man ſagt, des Dachs, und des Tages, bemerkt man in der Ausſprache ſogleich den Unterſchied, und weiß, wo man ein ch oder ein g ſetzen ſoll. Auch den Unterſchied des kleinen s und des ß am Ende der Wörter kann man auf die Weiſe im Schreiben ſehr gut beobachten, ob er gleich auch im Reden nicht bemerkt wird. Das kleine s muß ſich nehmlich bei der Verlängerung des Worts in ein einfaches, das ß aber in ein doppeltes ſ auflöſen. Ich ſchreibe daher das Gras, weil ich nicht des Graſſes, ſondern des Graſes, und das Faß, weil ich nicht des Faſes, ſondern des Faſſes, ſage. — Das c ſcheint im Alphabet ein überflüſſiger Buchſtabe zu ſeyn, weil es allemal entweder wie z oder wie k lautet; allein man findet es in den älteſten Denkmälern unſerer Schrift weit häufiger, als das k, und die Engländer haben es noch bis jetzt, aus Ehrfurcht für das Alterthum ihrer Schrift, in den meiſten Wörtern beibehalten, die wir jetzt mit einem k ſchreiben; daher iſt es nicht ganz zu verwerfen, ob wir gleich jetzt die meiſten Wörter, in welchen es ſonſt geſchrieben wurde, und wie k lautete, auch mit einem k zu ſchreiben angefangen haben. Wenigſtens verräth es Neuerungsſucht, wenn man das c in allen den Wörtern, wo es wie ein z lautet, auch im Schreiben mit dem z vertauſchen,

ſchen, und alſo z. B. Zizero und Zäſar, anſtatt Cicero und Cäſar, ſchreiben will. Freilich würde es lächerlich ſeyn, wenn man ſolche Wörter, als Zins, umzingeln, Sedez, u. ſ. w. wegen ihrer Abſtammung, noch mit einem c ſchreiben wollte, weil die Schreibart derſelben mit einem z ſchon einmal allgemein angenommen iſt. Uebrigens ſcheinet es, als ob man es immer ſchon ehr wagen darf, das c im Schreiben mit dem k als mit dem z zu vertauſchen. — Vor dem k vertritt das c die Stelle eines andern k, wodurch daſſelbe verdoppelt wird, welches ſich vielleicht von einer Gewohnheit der Alten herſchreibt, das k am Ende eines Worts durch c auszudrücken. Dieß ck kann nun, ſowohl wie alle andre doppelte Konſonanten, niemals nach einem gedehnten Vokale ſtehn, weil derſelbe eben dadurch ſeine lange oder gedehnte Ausſprache verlieren würde: es würde daher ſehr unrichtig ſeyn, wenn man Hacken, ſchlaffen, und wir ſaſſen anſtatt Haken ſchlafen, und wir ſaßen, ſchreiben wollte: in den Wörtern hacken, erſchlaffen, und Landſaſſen hingegen muß der Konſonant verdoppelt werden, weil allemal ein kurzausgeſprochener Vokal vorhergeht; das ß iſt nicht, wie Sie vielleicht glauben, ein doppelter, ſondern ein einfacher Buchſtabe. — An das h hinangefügt, bezeichnet das c den einfachen Gaumenlaut, welchen wir durch unſer ch ausdrücken, und dieſes nicht ohne Grund: denn da das c am Ende einer Silbe ohnedem ſchon wie k geleſen werden muß, ſo wird durch das hinzugefügte h ſehr zweckmäßig bezeichnet, daß der Hauch nicht wie bei dem k völlig zurückgeſchlagen, ſondern zwiſchen der Zunge und dem Gaumen herausgelaſſen werden ſoll. Dieſe Durchlaſſung des Athems wird auch bei dem ph durch das hinzugefügte h bezeichnet. — Beim ch müſſen wir uns die Aehnlichkeit deſſelben in der Ausſprache mit den verwandten Lauten, g, j, und k bemerken, und zugleich den Unterſchied zu beſtimmen ſuchen, welcher zwiſchen dieſen Lauten herrſcht. Beim j, ch, und g höret man die Luft durchpfeifen, beim k aber wird ſie gänzlich zurückgeſchlagen. Beim j nähert ſich die Zunge dem vordern Theile des Gaumens, beim g drückt ſie ſich an dem tiefern, und beim ch an den noch tiefer liegenden Theil des Gaumens. Die nahe Verwandſchaft dieſer Laute macht, daß ſie ſehr oft, vorzüglich im Reden, verwechſelt werden. Beſonders iſt das g ein ſchwebender Laut, welcher ſich bei den Oberſachſen zum k, bei den Märkern zum j, und bei den Niederſachſen, insbeſondre um Göttingen, zum ch neigt. In und um Hannover aber hört man dieſen ſanftern, gemilderten Gaumen- und Gurgellaut am allerreinſten, und man ſagt weder Kott, Jott, noch Chott, ſondern Gott. Das g, beſonders wenn es in einen weichen Konſonant übergeht, als in Glocke, Gnade, bringt einen außerordentlichen Wohlklang in unſre Sprache, ſo daß wir daſſelbe auf alle Weiſe nach ſeiner ächten ſanften Ausſprache müſſen beizubehalten ſuchen. — Aber das g ſowohl als das ch verlieren nach e, i, ä, ö, und ü, ihren eigenthümlichen Laut, und werden wie ein j geleſen. Dieß iſt ſehr natürlich, weil die

vervorhergehenden Vokale ſchon an ſich durch eine Annäherung der Zunge an den Gaumen gebildet werden, und alſo der Uebergang von ihnen zu dem j ſich ſchon von ſelber darbietet; da man hingegen, um das g und ch unmittelbar nach dieſen Vokalen auszuſprechen, gleichſam mit der Zunge einen Sprung thun müßte, um dieſen Laut hervorzubringen. Das ſich aber das ch und g nach a, o, und u, mit Bequemlichkeit richtig ausſpricht, hat darinn ſeinen Grund, daß ſich die Zunge bei der Ausſprache dieſer drei Vokale lange nicht ſo ſehr, als bei den übrigen, dem Gaumen nähert, und ſich alſo auch leichter zu der Ausſprache des g und ch wieder herabſenken kann. Bach, Tag, Woche, Buch, Zug, ſprechen wir daher ſo aus, wie wir es ſchreiben; aber Blech, Weg, Strich, mich, leſen wir eigentlich wie Blej, Wej, Strij, mij, nur daß das j geſchärfter ausgeſprochen wird, als wenn es im Anfange eines Worts ſteht. Wollten wir aber in dem Worte mich z. B. dem ch ſeinen eigenthümlichen Laut geben, ſo müßten wir es nach der rauhen Ausſprache der Schweizer miach leſen, indem wir erſt durch das a den Uebergang vom i zum ch machten: allein wir opfern hier, ſo wie in mehrern Fällen, die ſtrengſte Richtigkeit in der Ausſprache dem Wohlklange auf. — Im Anfange einiger fremden Wörter, als Charakter, Chor, Chriſtus, ſpricht man gemeiniglich das ch wie k aus, allein es würde der Abſtammung dieſer Wörter und dem Wohllaute weit mehr gemäß ſeyn, wenn man in denſelben dem ch ſeinen eigenthümlichen Laut ließe, ſo wie man es in dem Worte **Chaos** thut, welches auch nicht **Kaos** geleſen wird. Wollte man aber in den Wörtern **Wachs**, **Flachs**, und ähnlichen, dem **ch** ſeinen eigenthümlichen Laut geben, ſo würde dieſes lächerlich klingen, weil jedermann **Waks**, **Flaks**, u. ſ. w. lieſet, und alſo das **ch** in dieſen Wörtern, wegen des unmittelbar darauf folgenden **ſ**, allgemein wie **k** ausgeſprochen wird. In den Wörtern **flugs**, und **Weg** pflegt man auch das **g** wie **k** auszuſprechen; allein es ſcheinet doch immer wohlklingender zu ſeyn, **Wej**, als **Wek**, zu leſen; eben ſo ſcheinet es auch dem Wohllaut und der Abſtammung des Worts gemäßer zu ſeyn, wenn man **flugs** ſo lieſet, daß man die Zuſammenziehung dieſes Worts aus **Fluges** bemerken kann, als wenn man es **fluks** ausſpricht. — Noch eine beſondre Ausſprache hat das g, wenn unmittelbar vor demſelben ein n vorhergeht. Weil nehmlich n und g zugleich vermittelſt der Naſe gebildet werden, ſo ſchmelzen ſie beinahe in einen eignen einfachen Laut zuſammen, der ein Lieblingslaut der Franzoſen iſt, und der auch wirklich nicht unangenehm klingt, indem er ſich uns gleichſam von ſelber aufzudringen ſcheinet. Daher iſt es ſehr falſch, wenn einige, um das g in dieſem Falle von dem n ja recht zu unterſcheiden, daſſelbe wie ein j ausſprechen, und Dinje anſtatt Dinge, ſinjen anſtatt ſingen, leſen. Daß nun dieſes g nach n, am Ende der Wörter, wie k ausgeſprochen wird, haben wir ſchon bemerkt. Wollte man das b, d, und ng am Ende der Wörter weich ausſprechen, ſo müßte man dieſes durch Hinzufügung eines faſt unmerklichen dunklen e bewerkſtelligen, welches im Schreiben mit einem Apoſtroph bezeichnet werden könnte, als:

Der Stab' iſt gebrochen.
Der Tod' iſt beſieget.
Der Klang' iſt entflohen.

Sprechen Sie nun aber Stab, Tod, und Klang ſo aus, daß anſtatt p, t, und nk das weiche b, d, und ng am Ende dieſer Wörter deutlich gehört wird, ſo werden Sie das Unangenehme, Träge, und Widrige dieſer Ausſprache ſehr auffallend bemerken können. — Im Anfange der Wörter aber muß das g ſeine eigentliche Ausſprache, als ein Mittellaut zwiſchen ch, j, und k, nothwendig behalten, ſo häufig es auch mit den verwandten Lauten, insbeſondre mit dem j ver-

wech-

wechſelt wird, wie in folgenden Beiſpielen, wo dieſe Verwechſelung des g mit dem j ſehr ſonderbare Mißverſtändniſſe verurſachen kann:

Ich weiß das gar nicht,
Ich weiß das Jahr nicht.

Er ſieht wie ein Gott aus,
Er ſieht wie ein Jod aus.

Der erſte Gänner,
Der erſte Jänner.

Von h dürfen wir uns nur noch bemerken, daß es zwiſchen zwei Vokalen weit gelinder haucht, als im Anfange eines Worts, weil es in dieſem Falle bloß eine faſt unmerkliche Verſtärkung des Athems ausdrückt, welcher bei dem erſten Vokal ſchon in Bewegung geſetzt war, als in den Wörtern Ehe, ſahe, frühe, u. ſ. w. Zum Dehnungszeichen iſt es ſehr zweckmäßig gewählt, weil der Vokal nicht anders gedehnt werden kann, als wenn ein hinlänglicher Athemhauch dazu vorhanden iſt: ſo wie nun das h, wenn es vor dem Vokale ſteht, denſelben herausſtößt, ſo hilft es, wenn es nach ihm ſteht, ſeinen Laut, der ſich ſonſt ſogleich wieder verlieren würde, fortſetzen und verlängern. — Eine der größten Schwierigkeiten ſcheinet es zu ſeyn, den Unterſchied zwiſchen f und v im Schreiben gehörig beobachten zu lernen, weil derſelbe im Sprechen gar nicht beobachtet wird, und auch nicht einmal nach der Abſtammung der Wörter zu beſtimmen iſt, indem Z. B. für und vor, voll und füllen, als Wörter von einerlei Abſtammung, das eine mit einem f, und das andre mit einem v geſchrieben werden. Allein Sie werden ſogleich ſehen, wie ſich dieſer dem Anſchein nach ſo ſchwer zu beobachtende Unterſchied auf wenige gewiſſe Regeln zurückführen läßt. Fürs erſte machen wir von dem f ehr zwanzigmal, als von dem v ein einzigesmal, Gebrauch; daß es aber noch ſo oft im Schreiben vorkommt, rührt bloß daher, weil es in einigen kleinen Wörtern und Silben, als **vor**, **voll**, **ver**, u. ſ. w. ſtatt findet, mit denen eine große Menge andrer Wörter, als **vorſtehen**, **vollziehen**, **verzeihen**, u. ſ. w., zuſammengeſetzt ſind, die wir nun freilich alle mit einem v ſchreiben müſſen. Ferner kann das v weder vor einem Konſonant, noch vor u und ů jemals ſtatt finden. Denn nach der alten Schreibart betrachtete man das v, ſobald es vor einem Konſonant ſtand, wie ein u, und ſprach es auch ſo aus: man wagte es daher nicht z. B. **vlach**, und **vragen**, anſtatt **flach**, und fragen, zu ſchreiben; eben ſo wenig, wie man Vuge, und vügen, anſtatt Fuge, und fügen, ſchrieb, weil man das v, welches ſelber oft wie u geleſen ward, ſich nicht vor ein andres u oder ü zu ſetzen getrauete. Vor den übrigen Vokalen aber findet das v nur in äußerſt wenigen urſprünglich Deutſchen Wörtern ſtatt, die man ſich gar leicht bemerken kann. Vor a bloß in dem Worte Vater und was davon abgeleitet iſt; vor e in Vetter, Veſtung, Veſte, und in der Silbe ver; vor i in Vieh, viel, und vier; vor o in Vogel, Vogt, Volk, voll, von, und vor. Außer dieſen findet das v nur noch in einer geringen Anzahl Wörter fremden Urſprungs ſtatt, welche aus der Lateiniſchen oder Franzöſiſchen Sprache in die unſrige aufgenommen ſind, und worinn es zum

Theil auch etwas weicher, wie das f, ausgeſprochen wird: als vor a in **Vakanz**, **Valet**, **Vaſall**: vor e in **Venedig**, **Ventil**, **Veilchen**, **Veſper**, **Vettel**, **vexieren**, **Vezier**: vor i in **vice** und was damit zuſammengeſetzt iſt, ferner in **Viktualien**, **Violine**, **Viſier**, **Viſite**, **Vitriol**; vor o in **Vokal**, **Voluntär**; in der Mitte und am Ende in **brav**, **maſſiv**, **naiv**, **Nerve**, **Sklave**, **Frevel**. Freilich bedienen wir uns alſo des **v** nur noch aus Ehrfurcht für das Alterthum, und für das Gepräge fremder Wörter; aus eben dem Grunde aber möchte es auch wohl ſchwer zu verbannen ſeyn, welches auch um ſo weniger nothwendig iſt, da der Gebrauch deſſelben im Ernſt keine ſo große Verwirrung in unſerer Rechtſchreibung hervorbringen kann, indem die Fälle, wo man ſich deſſelben noch bedienet, bloß als Ausnahmen von der Regel zu betrachten ſind. — Wenn wir nun noch die richtige Ausſprache und Schreibart des ſ in allen Fällen beſtimmt haben, ſo iſt wiederum ein Berg von uns erſtiegen. Was wir von b, d, und ng bemerkt haben, daß ſie am Ende der Wörter und Silben hart ausgeſprochen werden, das gilt auch vom ſ, welches in dieſem Falle aber auch ein andres Zeichen erhält, und mit s oder ß vertauſcht wird. Wir ſchreiben daher nicht, das Eiſ' iſt geſchmolzen, ſondern das Eis iſt geſchmolzen; weil die weiche und gelinde Ausſprache des ſ am Ende der Wörter ebenfalls widrig und unangenehm klingen würde. Aber man ſiehet auch hieraus, wie wenig wir Urſach haben, das kurze s zu verwerfen, da durch daſſelbe wirklich ein von der Ausſprache des langen ſ verſchiedner Laut bezeichnet wird. Freilich bekömmt das lange ſ zuweilen die geſchärfte Ausſprache des kürzern s; aber dieß ereignet ſich doch nur mehr zufälligerweiſe vor p und t, und nach g und k, weil dieſe harten Laute, vor oder nach welchen das ſ unmittelbar ausgeſprochen werden ſoll, die ſanftre und gelindre Ausſprache deſſelben unmöglich machen, wie in den Wörtern liſpeln, geſtern, u. ſ. w.; und weil b, g, und ch, am Ende einer Silbe, und insbeſondre vor dem ſ wie p und k geleſen werden, ſo machen ſie ebenfalls die gelinde Ausſprache des langen ſ unmöglich, wie in den Wörtern wachſen, Labſal, Drangſal, u. ſ. w. Sonderbar iſt es, daß in Oberſachſen das lange ſ vor p und t zu Anfange der Wörter, immer wie ſch ausgeſprochen wird, gleichſam als ob es ohne dieſes Ziſchen nicht zu dem p oder t übergehen könnte. Unſre Vorfahren müſſen doch irgend einen Grund gehabt haben, warum ſie z. B. ſchlagen, ſchweigen, ſchreiben, ſchmerzen, mit einem ſch, und hingegen gerade die Wörter, wo das ſ im Anfange vor p oder t zu ſtehen kömmt, ohne das ch ſchrieben. Und ſind denn nicht p und t gerade die beiden härteſten Laute ihrer Art, vor welchen man vielleicht nicht ohne Grund das Geziſch des ſch zu vermeiden ſuchte, um ſie nicht noch härter und rauher zu machen? Warum ſollen wir nun dieſe Ausnahme nicht auch in der Ausſprache beobachten, welche nicht ohne Grund im Schreiben gemacht iſt? Der Niederſachſe thut dieſes beſtändig, aber freilich fällt er wieder in den gegenſeitigen Fehler, macht die Ausnahme zur Regel, und ſpricht ſlagen, ſweigen, ſwarz, u.ſ.w. anſtatt ſchlagen, ſchweigen, und ſchwarz, welches aber doch niemand thun wird, der ſeine Ausſprache gebildet hat. Da es nun im Deutſchen ein Grundgeſetz der Ausſprache zu ſeyn ſcheinet, dieſelbe der einmal angenommenen Schreibart ſo nahe wie möglich zu bringen, ſo ſollte man, auch in dieſem Falle, nach eben dem Grundgeſetze verfahren. Allein es iſt freilich niemanden zuzumuthen, ſeinen Sprachwerkzeugen Gewalt anzuthun, wegen eines einzigen Lautes, worauf weder Glück noch Wohlfahrt beruhet, ob derſelbe mehr gezischt oder gelispelt wird. Aber wenn eine allgemein richtige Ausſprache feſtgeſetzt werden ſoll, ſo darf in dieſem Falle der Niederſachſe dem

Oberſachſen gewiß nichts nachgeben, und der letztre darf es bei dem erſtern für kein fehlerhaftes Geliſpel halten, wenn derſelbe ſtehen und ſprechen, anſtatt ſchtehen und ſchprechen, ſagt. Am Ende der Wörter aber iſt die Ausſprache des ſt wie ſcht völlig unerträglich. Wie rauh klingen die Konſonante r, ſch, und t unmittelbar nacheinander, in Fürſt, Bürſte, berſten, wenn es Fürſcht, Bürſchte, berſchten, geleſen wird! — Wir haben ſchon bemerkt, daß am Ende der Wörter und Silben anſtatt des langen ſ immer ein s oder ß geſetzt wird: es wird zwar das eine völlig ſo wie das andre ausgeſprochen, aber, in Rückſicht auf die Verlängerung des Worts, ſind ſie demohngeachtet eben ſo wie b und p, d und t, oder ch und k verſchieden. Eben ſo wie

Sie daher Tag mit einem g ſchreiben, weil es nicht des Taches, ſondern des Tages, und Bach mit einem ch, weil es nicht des Bages, ſondern des Baches heißt, eben ſo ſchreiben Sie auch Beweis mit einem kurzen s, weil es nicht des Beweißes, ſondern des Beweiſes, und Fleiß mit einem ß, weil es nicht des Fleiſes, ſondern des Fleißes heißt. Bußfertig ſchreiben Sie mit einem ß, weil Sie nicht die Buſe, ſondern die Buße ſagen; boshaft aber mit einem kurzen s, weil es nicht böße, ſondern böſe heißt. Allein wo muß denn nun eigentlich in der Mitte der Wörter ein ſſ oder ein ß geſetzt werden? Man hat häufig angefangen, anſtatt des ß und ſſ, entweder nur ein ß, oder ein ſſ zu ſchreiben, weil man das ß für weiter nichts, als ein doppeltes ſ gehalten hat. Allein das ß iſt ein einfacher Laut, der wirklich aus einem ſ und einem angehängten z beſteht, wodurch das ſ aber nicht verdoppelt, ſondern nur geſchärft wird. So wenig alſo ein einfacher Laut die Stelle eines doppelten, oder ein doppelter die Stelle eines einfachen vertreten kann, eben ſo wenig kann das ß anſtatt des ſſ, oder das ſſ anſtatt des ß, im Schreiben geſetzt werden. Der doppelte Konſonant verkürzt immer den Vokal, ſo wie ihn der einfache verlängert; wollte ich daher die *Maße*, wenn es von Meſſen herkömmt, mit einem ſſ ſchreiben, ſo müßte ich nothwendig das a kurz ausſprechen, und dann würde man ſich nicht mehr eine Abmeſſung, ſondern die Materie oder den Stoff zu einer Sache darunter denken, welcher die *Maſſe* heißt; wollte man aber die Maſſe mit einem ß ſchreiben, ſo müßte man das a nothwendig lang ausſprechen, und dann würde man ſich wieder eine Abmeſſung darunter denken müſſen. Sie ſehen alſo hieraus, daß das ß nichts weniger, als ein überflüſſiger Buchſtabe iſt; auch wiſſen Sie nun gewiß, wo Sie ein ſſ oder ß ſetzen ſollen, indem daß ß, in der Mitte der Wörter, nur nach einem langen, das ſſ aber nach einem kurzen Vokale, ſtehen kann. Am Ende der Wörter aber, und vor einem t, kann daß ß auch nach einem kurzen Vokale ſtehen, und dieß iſt der einzige Fall, wo es die Stelle eines doppelten ſ vertritt, als in Haß, Faß, ißt, wißt u. ſ. w. So wie man das lange einfache ſ am Ende der Wörter nicht ſtehen läßt, eben ſo ſucht man auch das doppelte lange ſ daſelbſt zu verbannen,

nen, und vertauſcht es mit dem geründeten ß: aus eben dem Grunde ſcheinet man es vor dem t mit dem ß vertauſcht zu haben, damit nicht zu viele lange Figuren nebeneinander ſtehen ſollen; indem man alſo das e in wiſſet und iſſet ausließ, ſchrieb man, anſtatt wiſſ't und iſſ't, wißt und ißt: wollte man iſt anſtatt ißt ſchreiben, ſo würde dieſes auch im Schreiben einen Mißverſtand veranlaſſen, der ohnedem ſchon im Reden nicht zu vermeiden iſt. Noch eins müſſen wir nachhohlen, weswegen das Wort **das**, wenn es ſich auf ein **Redewort** bezieht, oder die **Bindung** iſt, mit ein ß, und wenn es ſich auf ein **Nennwort** bezieht, oder der **Artikel** iſt, mit einem s geſchrieben wird? Man kann ſich dieſes auf folgende Weiſe erklären: ſagen wir, ich wünſche, daß er komme, ſo heißt das ſo viel, als, ich wünſche das: er komme! Dieſes das ſoll alſo die genaueſte Bezeichnung desjenigen ſeyn, was man wünſcht, welches aber hier nicht in einem einzigen Nennworte, ſondern in einer ganzen Rede enthalten iſt. Das Wort das muß alſo hier weit mehr bezeichnen, als wenn es vor einem bloßen Nennworte ſtände; was war daher wohl natürlicher, als daß man auch auf dieſes ſo bezeichnende das, durch die Verdoppelung des ſ, welche hier durch ß bezeichnet wird, einen größern Nachdruck ſetzte, den man wenigſtens im Schreiben beibehielt, ob man ihn gleich im Sprechen nicht mehr beobachtete. Uebrigens werden die Wörter was, als, u. ſ. w., welche nicht verlängert werden können, allemal mit einem kurzen s geſchrieben. — Das ſch vertritt die Stelle des Franzöſiſchen ch in den Wörtern **Maſchine, Marſchall, Marſch,** und ähnlichen. In ſolchen Wörtern aber, als Chaiſe, Genie, welche noch zu ſehr das Gepräge ihres fremden Urſprungs an ſich tragen, behält man lieber die Franzöſiſche Schreibart bei. — Von den übrigen Konſonanten iſt nun wenig mehr zu bemerken übrig, weil bei der Ausſprache und Schreibart derſelben keine große Schwierigkeiten ſtatt finden. Nur erinnern Sie ſich noch, daß kein doppelter Konſonant nach einem langen Vokale ſtehen kann, und daß es alſo fehlerhaft wäre, wenn Sie z. B. **Laken, Haken,** u. ſ. w. mit einem ck ſchreiben wollten. Eben ſo wenig kann das ck und tz nach einem andern Konſonante geſetzt werden, daher würde es auch fehlerhaft ſeyn, wenn man Danck und Hertz, anſtatt Dank und Herz ſchreiben wollte. — Da man das pf am Ende der Wörter, als in Kopf, Zopf, u. ſ w. deutlich hören läßt, ſo ſollte man es auch im Anfange der Wörter nicht wie ein bloßes f ausſprechen, und z. B. die Wörter Pferd und Pfand nicht wie Ferd und Fand leſen. — Bei dem r wird die ſchwächere, lallende, zwiſchen e und l ſchwankende Ausſprache deſſelben, welche man Schnarren nennt, von einigen für ſchön und wohlklingend gehalten. Daß aber demohngeachtet das Schnarren ein Naturfehler ſey, ſiehet man daraus, weil diejenigen, die es thun, es größtentheils thun müſſen, und das r gar nicht ohne Schnarren ausſprechen können, da hingegen diejenigen, die es nicht thun, es doch thun können, ſo bald ſie wollen.

ſen. Freilich klingt die allzurauhe und nachdrückliche Ausſprache des r dem Ohre auch nicht angenehm, und man muß daher das Zittern der Zunge beim r nicht zu lange fortdauren laſſen, damit es nicht gleichſam noch nachklinge, wenn das r ſchon ausgeſprochen iſt. — Hiebei wollen wir noch zuletzt bemerken, daß es auch eine Dehnung der Konſonanten giebt, welche ebenfalls im Reden länger oder kürzer ausgeſprochen werden, je nachdem der Nachdruck verſchieden iſt, den man mit der Stimme darauf legen will, indem man gleichſam durch den Konſonant auf den Vokal einen Zulauf macht. Wenn man z. B. mit Nachdruck, nein, oder ja doch! ſagt, ſo verweilt man länger auf dem n und j, um dadurch die Idee, die man ausdrücken will, gleichſam deſto feſter zu faſſen. Manchmal läßt man die Stimme in der Mitte eines Worts auf dem Konſonant ruhen, um dadurch in dem Worte ſelber eine Art von Unterbrechung oder Pauſe zu machen, indem man z. B. ſagt, ſo fall — en Sie doch nicht! und nun in der Mitte des Worts fallen auf dem l die Stimme ruhen läßt, als ob man gleichſam mit dem Worte den Fallenden zurückhalten wollte. Wie lange ruhet nicht die Stimme auf dem ſ, indem man mit Nachdruck ſagen will, ſtill doch! Wie gern dehnet man das l in der Ausſprache ſanftklingender Wörter, indem man die Zunge zurückhält, daß ſie nicht zu ſchnell zu dem folgenden Vokal hinüber ſchlüpfen ſoll! Dieſe Dehnung der Konſonanten aber läßt ſich freilich nicht nach Regeln, ſondern bloß nach der jedesmaligen Empfindung des Redenden, beſtimmen.

Funfzehnter Brief.

Beſchluß.

Nachdem wir noch zuletzt ein etwas dürres und unfruchtbares Feld haben durchwandern müſſen, ſo wollen wir uns nun noch einmal wieder erheben, und einen Blick in das graue Alterthum, auf den erſten Urſprung der Sprache werfen. — Nachahmung des Tönenden in der Natur ſcheinet zwar die erſte Veranlaſſung zur Sprache geweſen zu ſeyn; aber wie wenige hörbare Gegenſtände werden verhältnißmäßig durch die Sprache bezeichnet? Nach was für einem Geſetz mügen ſich alſo wohl die einfachen Laute, z. B. in den Wörtern Korb, Keſſel, Kaſten, Kanne, Köcher, Kelch, Keller, Kahn, u. ſ. w., zu dieſen Wörtern vereinigen, da dieſes alles doch bloß ſichtbare Gegenſtände ſind, die mit keinem Schalle in der Natur können verglichen werden? — Sie können freilich mit keinem Schalle verglichen werden, den wir außer uns in der Natur hören, allein zwiſchen dem Schalle, den wir ſelber hervorbringen, und zwiſchen den ſichtbaren Gegenſtänden läßt ſich demohngeachtet, wenigſtens mittelbar, eine gewiſſe Aehnlichkeit denken. Wir empfinden nehmlich in unſerm Munde die jedesmalige Geſtalt der Sprachwerkzeuge, wodurch wir irgend einen Schall hervorbringen. So dunkel nun dieſe Empfindung auch anfänglich ſeyn mochte, te, veranlaßte ſie doch den Menſchen, die Geſtalt eines ſichtbaren Gegenſtandes, vielleicht unwillkührlich, in ſeine Sprachwerkzeuge überzutragen, und ihn alsdann mit dem Tone zu benennen, den dieſelben in dieſer Lage beinahe von ſelber hervorbringen mußten. Dieſe innre dunkle Empfindung von der jedesmaligen Geſtalt, und von der leichtern oder ſchwerern, geſchwindern oder langſamern Bewegung der Sprachwerkzeuge iſt es alſo höchſt wahrſcheinlich, welche das geheime Band zwiſchen dem Sichtbaren und Hörbaren geknüpft hat. Daher kömmt es auch, daß wir der ganzen Schöpfung um uns her, durch dem Stempel der Sprache, ein unverkennbares Bild von uns ſelber aufgedrückt haben. Daher iſt das k, wobei die Zunge die tiefſte Wölbung des Gaumens be-

bezeichnet, in allen den obigen Wörtern ein Ausdruck des Tiefen und Ausgehöhlten. Das Niederſächſiſche Wort Kuhle, welches ſo viel als eine Grube heißt, iſt vielleicht eines der älteſten Wörter in unſrer Sprache: laſſen Sie uns die wahrſcheinliche Entſtehungsart deſſelben zu errathen ſuchen. Ein Menſch blickte vielleicht zum erſtenmal in eine Tiefe herab, wovor er ein Kind oder ſeinen Nachbar warnen wollte, was war natürlicher, als daß ſeine Zunge auf die Höhlung des Gaumens wieß, wodurch er in ſeinem eignen Munde, das was er ſahe, nachzubilden ſuchte; das tiefklingende u mußte das Zeichen, was er davon geben wollte, hörbar machen; die übrigen Töne aber, worinn alsdann das Wort übergieng, mögen vielleicht mehr zufällig geweſen ſeyn, je nachdem

dem ſie in den Sprachwerkzeugen dem erſtern am nächſten lagen. Das gewarnte Kind, ſo oft es dieſe Tiefe ſahe, lallte es jene Töne wieder nach, indem es vielleicht etwas hinzuſetzte oder davon abnahm, welches denn wiederum die Eltern, bei denen das Wort noch nicht feſt genug war, dem Kinde, mit dem ſie zärtlich ſprachen, nachzulallen ſuchten, bis das Wort endlich noch manchen Umänderungen, Dauer und Feſtigkeit erhielt. Was nun von dem k gilt, das gilt auch von den übrigen Gaumenlauten. Dieſe nähere oder entferntere Aehnlichkeit der Gegenſtände mit den Sprachwerkzeugen, vermittelſt deren wir ſie benennen, läßt ſich nun in unſrer Deutſchen Sprache, ſo wie wir dieſelbe jetzt reden, und wie ſie durch ihre zunehmende Verfeinerung ſich immer weiter von ihrem erſten natürlichen Urſprunge entfernt hat, nicht durchgängig mehr entdecken. Allein wir finden demohngeachtet, in den Ueberbleibſeln aus dem Alterthume, und in den hin und her zerſtreuten Mundarten, die noch am wenigſten von der Verfeinerung gelitten haben, die deutlichſten Spuren, von dem wahren erſten Urſprunge der meiſten Wörter unſrer Sprache, woraus immer klärer wird, daß ſich nach dem Hauptgeſetze, die Sprachwerkzeuge den Gegenſtänden ähnlich zu bilden, die einfachſten Laute zu Wörtern vereiniget haben. Und ſo wie bei den Wörtern, die aus mehrern Silben beſtehen, eine Silbe immer die herrſchende iſt, welcher die übrigen untergeordnet ſind, ſo iſt auch bei den einſilbigten Wörtern, ein einfacher Laut der herrſchende, welchem ſich die übrigen nach ihrem Range, und nach ihren Nebenbedeutungen unterordnen müſſen. Dieſer herrſchende Laut verändert nun mit ſeiner jedesmaligen Bekleidung auch ſeine zufällige Bedeutung, obgleich ſeine innre weſentliche Bedeutung beſtändig zum Grunde liegt, und unerſchütterlich iſt. — Das L z. B. dieſer biegſame Laut, welcher durch die Zunge, als das beweglichſte und flüchtigſte unter den Sprachwerkzeugen hervorgebracht wird, bezeichnet vorzüglich auch das Schnelle und Flüchtige ſowohl außer uns in der Natur, als den ſchnellen und flüchtigen Uebergang der Zunge zur Bezeichnung des Angenehmen in unſrer eignen Seele. Was in der Natur iſt aber wohl ſchneller und flüchtiger, als das fließende Waſſer, die wallende Fluth, der fliegende Pfeil, das blendende Licht, und der zückende Blitz? Was iſt leichter, und daher auch zu jeder ſchnellen und flüchtigen Bewegung geſchickter, als das zitternde Blatt am Baume, die leichtherniederfallende Flocke, und die weiche gekräuſelte Wolle? Was iſt in unſrer eignen Seele, daß die Zunge leichter zum Ausdruck hinüber lockt, als die angenehmen Empfindungen des Glücks, der Liebe, des Lobes, Gefallens, und Billigens? Welches Gefühl in unſerm Körper iſt lockender zum leichten und ſchnellen Ausdruck, als das Gefühl des Lebens, des Leibes und der Glieder? — So wie aber beim Genuß einer übelſchmeckenden Arznei die Zunge aus Eckel und Ueberdruß im Munde wellt, ſo bezeichnet auch das l zuweilen gerade das Gegentheil vom Angenehmen, als das Leere, das Kleine, das Leiden, und das dem Anſcheine nach traurige, und dem

Tode ähnlichen Liegen und Schlafen. Das k und die verwandten Gaumenlaute ſcheinen mehr die Geſtalten der Dinge zu umfaſſen, das l und die verwandten Zungenlaute aber ſcheinen mehr die verſchiednen Bewegungen der Dinge außer uns, und der Empfindungen in uns, nachzubilden. — Es iſt gewiß keine thörichte Mühe, die Wörter auf die Art in ihre einfachſten Beſtandtheile aufzulöſen, und den herrſchenden Hauptlaut in denſelben aufzuſuchen, da uns dieſes die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Entſtehung und das Weſen aller menſchlichen Begriffe geben kann, die bei ihrem erſten Urſprunge freilich nicht ſo fein, aber vielleicht wahrer geweſen ſind, als ſie es jetzt, bei ihrer höchſten Verfeinerung, noch ſeyn können. Wie ſehr wünſchte ich daher, mich jetzt in dieſen reitzenden Betrachtungen verlieren zu können, um durch den getreuen Spiegel der Ursprache in die Tiefen des menſchlichen Geiſtes zu blicken: aber wie weit würde mich dieſes führen! Ich begnüge mich alſo damit, Ihnen wenigſtens noch einen Blick in das innerſte Heiligthum der Sprache verſchaft zu haben, und laſſe den Vorhang fallen.

Inhalt.

S.

Das Vergnügen, welches die nähere Kenntniß der Sprache gewährt. 1

Ihr Endzweck und ihr Rang unter den übrigen Wiſſenſchaften. 7

Die Kraft der Sprache, aus einzelnen Bildern, die ſchon in unſrer Seele liegen, neue Bilder zuſammenzuſetzen. 20

Dieſe Kraft der Sprache aus einer kleinen Erzählung entwickelt. 23

Erſte Darſtellung eines Hauptunterſchiedes zwiſchen den Wörtern. 27

S.

Fernere Entwickelung der Ideenerweckenden Kraft der Sprache. 31

Aufmerkſamkeit auf unſre Vorſtellungen bei den einzelnen Wörtern. 38

Vorläufige Eintheilung der Wörter in Bildwörter, Tonwörter, Empfindungswörter, und Verhältnißwörter. 42

Nähere Entwickelung dieſer Verſchiedenheit der Wörter aus dem Anfange einer Geßnerſchen Idylle. 43

Von der Kraft des eigenthümlichen Nahmens, und des bezeichnenden Wortes, in dem Anfange der Geßnerſchen Idylle. 46

Ein Blick in den Bau der Rede, und fernere Entwickelung eines Hauptunterſchiedes zwiſchen den Wörtern. 49

Unſre Vorſtellung von der Vergangenheit. 54

S.

Von dem Worte aus, ſo wie es in der Geßnerſchen Idylle ſteht, mit Rückſicht auf die demſelben ähnlichen Wörter. 60

Von dem Worte ſeiner, ſo wie es in der Idylle ſteht. 65

Von dem Worte in, ſo wie es in der Idylle vorkömmt, nebſt einer Darſtellung mehrerer dieſem ähnlicher Wörter, und ihrer innern Natur. 66

Verſchiedenheit unſerer Vorſtellungen von der Vergangenheit. 70

Ein Blick auf die Bildung der Wörter. 81

Vom Ausgehen und Ueberziehen einer Handlung. 83

Unterſchied zwiſchen Ort und Ziel. 84

Unterſchied zwiſchen den beſondern und allgemeinen Nahmen der Dinge. 91

Nutzen der allgemeinen Nahmen. 94

S.

Von den Tonwörtern bei Gelegenheit des Worts rauſchen in der Geßneriſchen Idylle. 98

Wir drücken der lebloſen Natur durch die Sprache unſer Bild auf. 101

Ein neuer Blick auf die Bildung der Wörter bei Gelegenheit des Worts entblößt in der Geßneriſchen Idylle. 105

Bemerkung eines neuen Unterſchiedes zwiſchen den Wörtern, in ſo fern ſie organiſirte oder unorganiſirte Gegenſtände bezeichnen. 106

Fernere Entwicklung unſrer Vorſtellung von der Vergangenheit. 109

Vorzug der Sprache vor dem Gemählde. 115

Verſchiedene vorläufige Bemerkungen bei der Gelegenheit, wo Amyntas in der Geßneriſchen Idylle redend eingeführt wird. 116

Von der Anrede. 125

S.

Fernere vorläufige Darſtellung des Unterſchieds zwiſchen Ort und Ziel. 127

Von dem Worte dieſes und ſeiner bezeichnenden Kraft. 128

Von dem Worte wild, ſo wie es in der Idylle vorkömmt, und dem Unterſchiede zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft. 130

Unſre Vorſtellungen von der Zukunft, und wie wir ſie bezeichnen, indem wir ſie uns erſt mittelbar denken. 136

Wie wir unſre Vorſtellung von der Vergangenheit bezeichnen, indem wir ſie uns erſt mittelbar denken. 138

Von dem Worte nein, ſo wie es in der Idylle ſteht. 140

Von dem Worte dein, in der Idylle, ſeiner Natur, und ſeinem Nutzen in der Sprache. 145

Fernere Darſtellung vom Ausgehen und

S.

Uebergehen einer Handlung, bei Gelegenheit des Worts hingeworfen, in der Idylle. 147

Von dem Worte ſeyn, ſo wie es in der Idylle vorkömmt, ſeiner Natur und ſeiner Ideenverbindenden Kraft. 149

Hinandenkung einer Vorſtellung an die andre, oder Umgebung der einen mit der andern, bei der Gelegenheit, wo der Wipfel eines Baumes, in der Idylle, ein Spiel der Wellen genannt wird 153

Die Geßnerſche Idylle ſelbſt, woraus bis jezt die Hauptbegriffe in Anſehung der Sprache gelegentlich entwickelt ſind. 156

Einige Rückblicke auf das Ganze der Sprache. 160

Sie kömmt unſern Sinnen bei der Betrachtung der Natur zu Hülfe. 162

Sie

S.

Sie giebt unſerm Gedächtniß Dauer und Feſtigkeit. 166

Es ſcheinet, als wenn Gott durch die ganze Natur dem Menſchen die Sprache in den Mund gelegt, und ſie zu dem Endzweck ſchon von Anfang in die Schöpfung gleichſam mit eingewebt habe. 173

Nähere Entwicklung des Unterſchiedes der Wörter, ſo wie ſie in der Idylle vorkommen. 181

Hauptwörter. 183

Unterſchied zwiſchen denſelben, nach den Gegenſtänden, die ſie bezeichnen 188

Nähere Entwicklung des Unterſchiedes der Hauptwörter, in ſo fern ſie organiſirte oder unorganiſirte Gegenſtände bezeichnen. 193

Ein anderer Unterſchied der Hauptwörter, in ſo fern ſie beſondere oder allgemeine Nahmen ſind. 197

S.
Noch ein Unterſchied der Hauptwörter, in ſo fern ſie etwas anzeigen, das wirklich an und für ſich beſteht, oder etwas, das wir uns nur als an und für ſich beſtehend vorſtellen. 200
Verſchiedenheit des Eindrucks, den dieſe Arten von Wörtern auf die Seele machen. 211
Von den kleinen Wörtern der, die, das und ihrer bezeichnenden Kraft. 224
Von den kleinen Wörtern ſein, er, du, dieſes u. ſ. w., ſo wie ſie in der Idylle vorkommen. 227
Ihre Verſchiedenheit dargeſtellt. 228
Vom Unterſchiede des Geſchlechts der Dinge durch der, die, das. 230
Entwicklung der Beſtimmungswörter auseinander. 233
Figürliche Darſtellung derſelben. 241
Uebergang zu den Beſchaffenheitswörtern. 241

S.

Fernere Entwicklung des Unterſchieds zwiſchen Beſchaffenheit und Eigenſchaft. 246

Licht und Schatten in der Sprache. 247

Uebergang zu den Wörtern, die etwas außer einem Gegenſtande bezeichnen, das ſich auf ihn bezieht, ohne eine Eigenſchaft deſſelben zu ſeyn, als dort, jetzt u. ſ. w. 249

Der Begriff von Zeit und Zahl. 251

Der Begriff von Ort. 253

Verhältnißwörter, wodurch wir eine neue Vorſtellung in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen hineinpaſſen, als gewiß, vielleicht, dennoch u. ſ. w. 255

Von dem Bau der Rede. 267

Derſelbe aus dem Bedürfniß ſich verſtändlich auszudrücken entwickelt. 268

Von dem Worte iſt, und ſeinem wich-

tigen

S.

tigen Einfluſſe auf den ganzen Bau der Rede. 274

Eintheilung der Wörter nach dem Bau der Rede in Nennwörter und Redewörter. 279

Unterſchied zwiſchen Ziel und Zweck einer Handlung. 281

Von der Hinanfügung an die Rede. 285

Unterſchied zwiſchen Ziel der Handlung und Ziel der Bewegung. 288

Von der Einſchiebung in die Rede. 291

Von der Bindung der Rede. 295

Von dem Erklärungsworte. 309

Licht und Schatten in der Sprache. 316

Der richtige Gebrauch der Unterſcheidungszeichen aus dem Bau der Rede entwickelt. 320

Von den Fugen der Rede. 329

Darſtellung derſelben in einem Beiſpiel. 332

S.

Beſondre Darſtellung der Fugen des Nennworts. 337
Von der mehrfachen Zl. 340
Auflöſung einiger Schwrigkeiten in Anſehung des Zweckwts, warum man z. B. ſagt, ich decke dir, u. ſ. w. 351
Auflöſung einiger Schwiigkeiten in Anſehung des Zielwot, warum man z. B. ſagt, ich leſe dich, frage dich, u. ſ. w. 360
Von den unperſönlichen Zeitwörtern. 369
Eintheilung derſelben. 372
Warum einige immer daZielwort und andre immer das Zeckwort nach ſich haben, oder wam wir z. B. ſagen, mir träumt, u mich freuet. 379
Von den Präpoſitionen or Fügewörtern, als in, an, a u. ſ. w. 395
Fügewörter, bei denen ma ſich ſowohl Ort als Ziel denken un. 399

Bei

S.

Bei denen man ſich ſtändig ein Ziel denken muß. 400
Bei denen man ſich niemals ein Ziel denken kann. 409
Bei denen man ſich einen Zweck denkt. 410
Die nahe an die Biwngen grenzen. 414
Die aus einem Fügworte und einem Hauptworte zuſammengeſetzt ſind. 422
Tabelle von den deutſchen Präpoſitionen oder Fügewörte. 426
Von den Fugen des Redeworts. 427
Die Bezeichnung der Wirklichkeit. 428
Die Bezeichnung der Vergangenheit. 432
Die Bezeichnung der Vollendung durch haben und ſet. 439
Die Bezeichnung der Zukunft. 442
Die Bezeichnung des Uebergehens einer Handlung. 443
Uebergang des Redeworts zum Eigenſchaftsworte. 448

Licht

S.
Licht und Schatten in der Sprache, durch dieſe Verwandlung. 450
Von der Bildung der Wörter. 451
Von den einfachen Lauten, woraus die Wörter beſtehen. 454
Von den Silben und ihrer bedeutenden Kraft. 455
Von den einzelnen Tönen, welche durch die Buchſtaben im Alphabet bezeichnet werden. 460
Von der Schrift dieſer Töne. 463
Das Weſen der Vokale. 465
Entwickelung der einzelnen Laute aus den Sprachwerkzeugen. 468
Vom Alphabet. 470
Von der richtigen Ausſprache und Schreibart der Vokale. 476
Von der Dehnung des Vokals. 477
Die richtige Ausſprache des e. 499
Vom th. 501

Von,

S.

Von der richtigen Ausſprache und Schreibart der Konſonante. 504

Vom c. 508

Von der richtigen Ausſprache des ch, g, j und k. 511

Vom Unterſchiede des f und v im Schreiben. 519

Von der richtigen Ausſprache und Schreibart des ſ, s, ſſ und ß. 523

Von der richtigen Ausſprache des r. 534

Von der Dehnung der Konſonante. 535

Vom Urſprunge der Sprache. 537

Wahrſcheinliche Verbindung zwiſchen dem Sichtbaren und Hörbaren. 538

Durch ein Beiſpiel erläutert. 540

Vom L nach ſeiner innern Bedeutnng. 544

Beſchluß. 545

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Carl Philipp Moritz.

Erſten Bandes erſtes Stück.

Berlin,
bei August Mylius 1783.

Mit Zittern ſchreite ich zu der Ausführung eines Unternehmens, deſſen Wichtigkeit und Nutzbarkeit mir von Tage zu Tage mehr in die Augen leuchtet, wobei ich aber auch die großen Schwierigkeiten immer deutlicher einſehe. — Was für ein Feld iſt es, wohin ſich meine unſichern Schritte wagen; welche unbetretne Pfade, welche Dunkelheit, welch ein Labyrinth! Wie leicht kann hier ein falſcher Tritt, den Suchenden irre führen, daß er ſein ganzes Leben hindurch nach einem Blendwerke haſcht, und nie den milden Strahl der Wahrheit findet, welcher nur den beglückt, der an der Hand der Vernunft geleitet, gleichfern von Enthuſiasmus und Kälte, den Weg der ruhigen Weisheit wandelt. O möcht' es mir gelingen, dieſen ſanften Strahl noch zu erblicken, ehe mich die Nacht des Grabes deckt, wie gerne wollte ich dann mein Haupt niederlegen, und ſterben!

Aber wie kann ich den ganzen übrigen Theil meines lebens beſſer nutzen, als wenn ich ihn, neben der thätigen Ausübung meiner Pflicht, zur Erforſchung und Betrachtung desjenigen anwende, was mir und meinen Mitgeſchöpfen gerade am wichtigſten iſt? Und was iſt dem Menſchen wichtiger, als der Menſch? Dieſem vortreflichen Studium will ich daher meine Zeit und meine Kräfte widmen, und in Rückſicht auf daſſelbe will ich ſtudieren, leſen, beobachten, denken, und leben.

Daß ich das Publikum hiervon zum Zeugen mache, iſt nicht Vermeſſenheit, als fände ich mich im Stande, gleichſam wie ein Repräſentant deſſelben, und ihm zum Nutzen, die Tiefen einer Wiſſenſchaft zu ergründen, welche bisher noch von den hellſten Köpfen nicht ergründet ſind: ſondern ich wünſchte bloß, daß mein Eifer und guter Wille bei demſelben meine Vorredner ſeyn möchten, wenn ich es wage, einige Materialien zu einem Gebäude zuſammen zu tragen, daß ſeinen Baumeiſter noch ſucht, und ihn wahrſcheinlich einmal finden wird.

Was mich darüber beruhiget, daß ich die gegenwärtige Sündfluth von Büchern noch mit einem neuen Buche vermehren will, iſt dieſes, daß ich Fakta, und kein moraliſches Geſchwätz, keinen Roman, und keine Komödie, liefere, auch keine andern Bücher ausſchreibe.

Uebrigens beziehe ich mich wegen des Plans dieſes Magazins auf die ausführlichen Ankündigungen in verſchiednen öffentlichen Blättern und Journalen, und insbeſondre auf den Vorſchlag zu einem ſolchen Magazine im deutſchen Muſeum vom Monath Junius im gegenwärtigen Jahrgange. Bei der Herausgabe binde ich mich an keine gewiſſe Zeit. Nach dem Vorſchlage des Herrn **Moſes Mendelsſohn** werde ich die Eintheilungen in der Arzneiwiſſenſchaft auf die Erfahrungsſeelenkunde anzuwenden ſuchen, und die Aufſätze in dieſem Magazine unter die Rubriken der **Seelennaturkunde, Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichenkunde, Seelendiätätik,** u. ſ. w. zu ordnen ſuchen.

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Großglogau den 8ten May 1782.

Da ich aus einem mir vorgekommenen Avertiſſement erſehen, daß Beiträge zu einer Erfahrungsſeelenkunde an Sie einzeſendet werden können; ſo bin ich dadurch gereitzt worden, eines mir in meinen jüngern Jahren vorgekommenen beſondern Falls gegen Sie zu erwähnen.

Als ich bald nach meiner akademiſchen Zeit, vor bereits einigen und dreißig Jahren, auf dem zwiſchen Liegnitz und Lüben gelegenen Prinz Ferdinandſchen Amte Brauchitsdorf Juſtitiarius war, traf ich einsmals in einem dortigen Vorwerke eine menſchliche Geſtalt, dem Anſehen nach von etwa zwanzig und einigen Jahren, in einem Leinwandkittel ohne Beinkleider auf der Erde an einer Wand ſitzend an. Auf mein Anreden bekam ich nicht die mindeſte Antwort. Ich erkundigte mich nachher nach dieſem Menſchen, und erfuhr, daß er des dortigen Großknechts Sohn ſey, und, ob er gleich vollkommen menſchlich gebildet war, doch nicht den mindeſten Grad von Menſchenverſtand, auch nicht einmal in ſo weit habe, daß er die nöthigen Nahrungsmittel für ſich begehrte. Ich fragte weiter, ob man nicht einige Urſach angeben oder vermuthen könne, wie und woher es komme, daß dieſer Menſch in ſolcher Verfaſſung ſey: und man ſagte mir, es könne keine andre Urſach angegeben werden, als, daß deſſelben Mutter, als ſie mit ihm ſchwanger gegangen, einem in einer Clauſe geſeſſenen unſinnigen Menſchen gemeiniglich das Eſſen habe zutragen müſſen.

Ich habe mich auch noch vor kurzem bei dem jetzigen **Brauchitsdorfer** Prediger erkundigt, ob der beſchriebene Menſch in ſolchen kläglichen Umſtänden verſtorben, oder ob er nicht vielleicht vor ſeinem Ende noch einen Strahl von Menſchenverſtand bekommen; worauf ich die hier anliegende Antwort erhalten. Ich bin u. ſ. w.

Ritter,
K. Hof-Kriminal- und Juſt.
Komiſſ. Rath.

Brauchitsdorf den 2ten May 1782.

Auf Ihr Begehren habe ich mich nach dem ehemals hier lebenden Menſchen erkundiget, der ohne allen Gebrauch des Verſtandes geweſen. Sowohl der Organiſt **Metzig**, der Ihnen noch erinnerlich ſeyn muß, und der zur ſelbigen Zeit bereits im Amte geſtanden, als auch andere Perſonen, welche damals zugleich in dem Vorwerk gedienet, wo gedachter Menſch gewohnet, ſtimmen auf mein genaues Befragen darinn überein, daß dieſer **Gottfried Frieſe**, (ſo war ſein Nahme) in der Verfaſſung, in welcher er bei geſunden Tagen geweſen, auch auf ſeinem Krankenbette, bis zu ſeinem Sterben verblieben, und nie zu einigem Menſchenverſtande gelangt ſey. In ſeiner Krankheit hat er, wie in geſunden Tagen, ſein Händeklatſchen getrieben, und ſein gewöhnlich Gack, Gack, ausgerufen. Niemand weiß alſo zu ſagen, daß vor und bei ſeinem Sterben etwa was beſonders vorgefallen, welches von einiger Veränderung ſeiner vorigen Umſtände, und von einigem Gebrauch ſeiner Vernunft ein Beweiß ſeyn könnte. Laut unſers Kirchenbuchs iſt dieſer blödſinnige **Frieſe** den 16ten September 1748, in einem Alter von vierundzwanzig Jahren und neun Monathen, geſtorben, alſo ſechs Jahr vorher, ehe ich hieher ins Amt gekommen bin. Niemals ſoll gedachter Menſch Speiſe und Trank begehret haben, die Eltern haben ihm beides, wie einem kleinen Kinde, geben müſſen. Ich bin u. ſ. w.

J. A. Schönau.

II.

Einige Nachrichten von dem Leben des ſeeligen Herrn Johann Matthias Klug *).

Dieſer Mann war aus Soeſt gebürtig, und ehemals Sekretair bei dem Engliſchen Kommiſſariat im letzten Kriege, vorher aber bei dem Herrn **Grafen von Truchſies** Gouverneur geweſen. Nachdem er ſich etwa ſechzehn Jahre in Arolſen aufgehalten hatte, ſtarb er am 7ten Jänner 1776, in einem Alter von ſechzig Jahren. In ſeiner Verlaſſenſchaft befand ſich eine zwar nicht zahlreiche, aber auserleſene Bücherſammlung. Aus den Anmerkungen, welche er in die Bücher geſchrieben, erſiehet man leicht ſeine große, mit guter Beurtheilung verbundene Beleſenheit. Er war der deutſchen Sprache ſo mächtig, wie es von einem Gelehrten mit Recht erwartet werden kann: auch verſtand er die lateiniſche, franzöſiſche und engliſche; und letztere beiden redete er auch ſehr gut.

Seine Wiſſenſchaften erſtreckten ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit, nach ihrem ganzen Umfange, auf die Weltweisheit und Geſchichte: er hatte ſich

---

*) Iſt mir von dem Herrn Kriegsrath Dohm gütigſt mitgetheilt worden.

dabei auch in der höhern (oder wiſſenſchaftlichen) Gottesgelehrſamkeit umgeſehen, und vielleicht die Arzneikunde nicht ganz vernachläſſiget.

Was ihn aber vor den mehreſten Gelehrten von Profeſſion auszeichnet, iſt ſeine groſe Künſtlichkeit in Verfertigung mancher zum bequemen Leben erforderlichen Dinge; wovon nachher Beiſpiele ſollen angegeben werden.

Er ſcheint auch auf die Autorſchaft Anſpruch gemacht zu haben: ob aber mit würklichem Recht, oder nur eingebildeterweiſe? kann ich nicht beſtimmen. Doch wehe allen Schriftſtellern, wenn ihre gute oder aber eigennützige Abſichten ſo ſchlecht erreicht werden, wie bei unſerm Herrn **Klug**! denn hier iſt der Grund von ſeiner ganz ſonderbaren Lebensart zu ſuchen, weswegen er in der Geſchichte der Menſchheit oder des menſchlichen Verfalls, angemerkt zu werden verdienen möchte.

Wir müſſen daher vor allen Dingen ſein Vorgeben: er habe gegen den König von Preuſſen, oder eigentlich gegen deſſen Geſinnungen in Anſehung der Religion, ein Buch geſchrieben *); nicht auſſer Acht laſſen. Denn daraus entſtand ſeine falſche Vorſtellung, als ſei dieſer große König deshalb höchſt ungnädig auf ihn, und thue alles, ihn in ſeine Gewalt zu bekommen. Schon eine Zeitlang hatte er, bei ſeinem zu Arolſen genommenen Aufenthalte, dieſen Gedanken nachgehänget; aber noch war er immer in die Geſellſchaften ſeiner Freunde gekommen: als er vor etwa vierzehn Jahren von dem ſeeligen Herrn **Biſen**, ſeinem dortigen Anverwandten und vertrautem Freunde, zu einem Spatziergange in einen nahe gelegenen dichten Wald, die düſtre Wieſe genannt, eingeladen wurde. Hier, glaubt Herr **Klug**, ſey eine Nachſtellung. Sein Freund ſey beſtochen, ihn zu verrathen, und ſeinen Feinden in die Hände zu liefern. Er ſchlägt deswegen dieſen Spatziergang nicht allein aus, ſondern nimmt davon auch die Veranlaſſung, niemals wieder Geſellſchaft zu ſuchen, ſondern ſich feſt in ſeine Stube einzuſchließen.

---

*) Ob es geſchehen ſey, weiß ich nicht; denn es kann ja auch leere Einbildung geweſen ſeyn. Soviel mir bekannt iſt, hat man nach ſeinem Tode weder Original noch Abſchrift einer ſolchen Piece gefunden.

Damals logirte er in dem Hauſe eines italiäniſchen Kaufmanns, Namens **Brentano**, (der noch jetzt in Frankfurt am Mayn lebt). Als der Herr Geheimerath **Hermann** aber daſſelbe Haus vor ſieben oder acht Jahren an ſich kaufte, war dieſem daran gelegen, des Einſiedlers los zu werden. Gleichwol waren alle deshalb genommene Maßregeln nicht vermögend, den Herrn **Klug** von ſeiner Stube zu vertreiben. Er erwartete eher die äuſſerſte Gewalt, (und mit welcher Gefahr dieſe würde verſucht worden ſeyn, wird die Folge der Erzählung zeigen,) als herunter zu gehen. Und dabei legte er ſich dermaßen auf das Bitten, daß der Herr Geheimerath endlich ſich bewegen ließ, dieſen Mann in ſeinem Hauſe zu behalten.

Die Einrichtung ſeiner Stube, welche im Dache, gerade gegen der Treppe, war, (ſo daß die, welche die Treppe heraufkamen, vor die Thüre ſahen,) übertrift alle Erwartung. Die Thüre war mit eiſernen Stangen zugeriegelt: und konnte nur zum Theil aufgemacht werden, weil ſtarke Stricke in die eine Wand und an die Thüre befeſtiget waren. Brachte man ihm Eſſen und Trinken, und andere Sachen, ſo wurde ſo weit aufgemacht, als nöthig war, es hinein zu nehmen. Denn niemand durfte die Stube betreten. Und nur bei bedeutenden Krankheiten wurde der Pfarrer, Arzt, und Aufwärter hineingelaſſen.

Ueber und in die Stubenthüre hatte er Schießſcharten in die Wand gegraben, die weder in noch auſſer der Stube konnten bemerket werden. Er war mit einer Anzahl Flinten und Piſtolen, und allen Erforderniſſen zum Schießen, immer verſehen. Seiner Einbildung nach hatte er einen gewaltſamen Ueberfall zu befürchten: und deshalb waren alle dieſe Anſtalten gemacht, um ſeine Feinde, ſchon bei dem Heraufkommen, auf der Treppe zu bewillkommen.

Ferner: weil er in der Furcht ſtand, ſeine Feinde möchten durch den gewöhnlichen eiſernen Ofen in die Stube brechen, ſo band er dieſen mit Ketten und dicken Stricken: und machte ſich dagegen ſelbſt einen gar künſtlichen Kachelofen, den er ſelbſt innerhalb der Stube heitzte, und auf dem er zugleich das Theewaſſer kochen, Chocolade machen, Biscuit u. d. g. backen konnte. Und da er alles in der Stube haben mußte, ſo verdiente dießesmal auch ein Nachtſtuhl in Betrachtung gezogen zu werden. Dieſen hat er ebenfalls ſelbſt erfunden und gemacht, mit der ſubtilen Einrichtung, daß ſich eine Art von Ventilen ſogleich verſchloſſen, wann er gebraucht worden: damit die übelriechende Ausdünſtungen das Zimmer nicht verunreinigten.

Seine Bettlade, Tiſche, Stühle, Vogelkäfige, ja ſogar alle ſeine Kleidung, hat er ſich ſelbſt verfertiget; alles mit beſonderer Erfindung und Geſchicklichkeit.

Kurz: alles war bei ihm ſauber und bequem, und er führte eine würklich koſtbare Lebensart, die er mit dem im Kriege *) erworbenen und groſſentheils

---

*) Man kann nicht ſagen, daß er dieſes Vermögen im Kriege auf eine ungerechte Art erworben habe. Es kann

theils auf Leibrenthen ausgegebenen Gelde wohl beſtreiten konnte. Apfelſinen- und Citronenhändler, und dergleichen Leute, kannten ſeine Stube gar wohl. Und ſo wenig er ſeinem Leibe abzog, ſo wenig war er auch unerkenntlich gegen die Perſonen, die mit ihm in Verbindung ſtanden. Weil er der evangeliſchreformirten Religion zugethan war, ſo hat er einſtmals aufs Neujahr dem reformirten Pfarrer in Arolſen, dem nunmehrigen Herrn Profeſſor **Keller** in Bremen, einen alten Kalender überſchickt, darinn er zwiſchen jedes Blatt einen Dukaten gelegt hatte. Auch ſeine Aufwärterin, und andere Perſonen, die Vortheile von ihm hatten, haben ihn ungern verloren.

Dieſer Bequemlichkeit und dieſes Ueberfluſſes ohngeachtet, muß ihm doch die Geſellſchaft, ſelbſt in ſeiner großen Einſamkeit, da er, ohne durch eine äußere Gewalt gezwungen zu ſeyn, die ärgſte Gefangenſchaft übernommen hatte, angenehm geweſen ſeyn. Dieſes ſchließe ich aus zweien Vorfällen, die gewiß gegründet ſind.

Er hatte eines Brudersſohn, einen jungen Menſchen von etwa achtzehn Jahren. Dieſem

ver-

---

kann rechtmäßig zugegangen ſeyn, weil er für ſeine erſtaunenden Arbeiten doch auch gut wird belohnt worden ſeyn.

verſprach er, ſein ganzes Vermögen zu vermachen, wenn er bei ihn zöge. Der junge Menſch that's. Nun muſte dieſer wie jener leben, und durfte niemals wieder aus der Stube *). Die Folge war, daß der junge Menſch nach einigen Jahren an der Abzehrung ſtarb. Daß derſelbe krank war, wußte man im Hauſe, weil der Arzt war geholt und auf die Stube gelaſſen worden: aber ſein Tod war unbekannt, bis des Morgens ganz früh von Herrn **Klug** ein Brief herausgereicht wurde, worinn er den Herrn Geheimenrath erſuchte, den Verſtorbenen aus dem Hauſe ſchaffen zu laſſen, und der Frau Hofcommiſſariin **Hartmann** den Auftrag zu geben, das Begräbniß zu beſorgen. In der Nacht nehmlich hatte Herr **Klug** ſeinen todten Vetter in Bettücher gewickelt, und ihn hinter den Umgang an der Treppe gelegt. Der Leichnam wurde darauf in das Haus der gegenüber, jenſeit der Straße, wohnenden Frau **Hartmann** getragen, und von daraus begraben.

Das andere, was mich veranlaſſet, zu glauben, daß er doch die Geſellſchaft geliebt habe, iſt, daß er die dicht neben ihm wohnende franzöſiſche Mademoiſelle gar gern hat heirathen wollen *). Bloß der Umſtand, daß ſie ſich mit ihm einſperren ſollte, verhinderte dieſe Verbindung, da ſonſt ein reicher, noch wohl ausſehender Mann, der auch Welt hatte, von einem Frauenzimmer nicht leicht möchte ausgeſchlagen werden.

---

*) Man erzählt, der junge Menſch habe manchmal gebeten, er möchte ihn wieder gehen laſſen; aber ſeine Bitte ſei immer mit erbärmlichen Schlägen zurück gewieſen worden. Eine Sache, die doch kein gutes Herz verräth.

Noch eine wunderliche Einbildung dieſes Mannes zu berühren, muß ich ſeines Traumbuches erwähnen. Er hielt die Träume für eine Art von göttlicher Eingebung, und ſchrieb ſie ſorgfältig früh Morgens ſogleich auf. Freilich würde dieſes kein Geſchäfte für manchen mit Arbeit beläſtigten Mann ſeyn; aber Herr King hatte eigentlich gar nichts zu thun, und zu leben hatte er doch. Man erzählt, daß ihm unter andern geträumt habe, er ſolle ſeinen Vetter drei Tage hungern laſſen: dieſes habe er auch richtig gethan, und der junge Menſch habe in der Zeit nichts zu eſſen bekommen.

Ja, dieſer bei ihm auf der Stube eingeſperrte Vetter iſt durch Schläge von ihm dahin gebracht worden, eidlich zu verſichern, daß er ſeines Onkels Träume für göttliche Eingebung halte.

Die

---

*) Mit dieſer Mademoiſelle unterredete er ſich auch oftmals, indem er alsdann ſeine Stubenthüre öffnete, und ſich ihr präſentirte.

Die Traumbücher ſollen verbrannt worden ſeyn. Wären ſolche noch vorhanden, ſo ließe ſich daraus noch wohl manches hernehmen, was über die Denkungsart dieſes Mannes nähern Aufſchluß geben könnte. Von ſeinem Tode und der beſtimmten Zeit deſſelben ſoll ihm auch oft geträumet haben.

Er ſtarb, ohne daß ein Menſch davon etwas gewahr wurde. Als man Nachmittags durch den Schreiner die Thüre aufſchlagen ließ, fand man ihn ſo ordentlich im Bette liegend, als habe er ſich zu dem Tode vorher zurecht gelegt. Vermuthlich war er vom Schlagfluß gerührt worden.

Hier muß ich noch zwo Anmerkungen machen, welche zur Aufklärung dieſer Erſcheinung etwas beitragen können.

1) Man weiß, daß in der **Klugiſchen** Familie etwas tiefmelancholiſches iſt.

2) Dazu kommt, daß unſer Subjekt im letzten Kriege als Sekretair bei dem Engl. Kommiſſariat unabläſſig mit dem Kopfe hat arbeiten müſſen, wegen der weitläuftigen, mehrentheils ſehr wichtigen, Korreſpondenz.

Bald nach des Herrn **Klug's** Tode aufgeſetzt.

III.

Berlin den 5ten October 1782.

Ich habe Ihnen neulich verſprochen, einen Auszug aus den Kriminalacten, die ich jetzt eben unter Händen habe, zu liefern, und darinn beſonders dasjenige, was zu pſychologiſchen Betrachtungen Anlaß geben könnte, aufzuzeichnen. Da ich aber weiß, daß oft dasjenige, was mir oder auch einem andern wichtig und bemerkungswerth ſcheinen möchte, ein dritter ganz unbedeutend finden würde, und mancher geringſcheinende Umſtand einer Thatſache, in Vergleichung mit einer andern, zu großen und wichtigen Betrachtungen Anlaß geben kann, ſo habe ich Ihnen die Handlungen des **Inquiſiten** ſo nackend, wie ich ſie in den Acten gefunden, hingeworfen.

Der Musquetier **Friedrich Wilhelm Meyer**, achtundzwanzig Jahr alt, aus Dresden gebürtig, eines Kaufmanns Sohn, lernte in ſeiner Jugend bei einer chriſtlich guten Erziehung die Orangeriegärtnerkunſt, und ging nach geendigten Lehrjahren, um ſein Glück nun weiter zu ſuchen, 1737 nach Prag. Hier traf ihn nebſt vielen andern Fremdlingen das Loos aufgegriffen und nach Ungarn transportirt zu werden. Er fand jedoch in der bei Molwitz 1741 vorgefallenen Schlacht Gelegenheit den Oeſtreichern zu entweichen, und deren Dienſte mit den preußiſchen, unter Anführung des

General **Dietrichs**, zu verwechſeln. Nicht lange nachher entwich er auch dieſem, und nun faßte er den Entſchluß, zu ſeinen Aeltern nach Dresden zurückzukehren. Ehe er noch dahin gelangte, traf ihn ein preußiſcher Werber in Duderſtadt auf einem Kaffeehauſe, der ihn durch allerhand liſtige Wendungen, und Verſprechungen einer dreijährigen Kapitulation, dahin brachte, daß er wieder in preußiſche Dienſte trat. Er ward darauf dem hochlöblichen damaligen **v. Kleiſtiſchen** Regiment überſandt, ohne daß auf die verſprochene Kapitulation weiter geachtet wurde. **Dieß führet Inquiſit Meyer als einen Hauptgrund ſeiner künftigen liederlichen Lebensart an.** Auſſerdem, daß er ſich zur Zeit, da er zum Exerciren erſcheinen ſollen, zum öftern betrunken und ſich ganze Tage verſteckt gehalten, fällt es ihm ein, ſeines Kameraden Sachen zu verkaufen und ſich alsdann zu verbergen. In dieſem Vorſatz geht er am 22ſten Jänner 1743 des Morgens früh aus. Als er eben auf dem Neuköllniſchenmarkte mit einer Fiſcherfrau wegen der geſtohlnen Sachen im Handel begriffen iſt, trift ihn ein Unterofficier, der ihn deshalb zur Rede ſtellt, und als dieſer ihn zu arretiren drohet, ſo ergreift er die Flucht und ſpringt auf eines Tobacksſpinner **Tonliers** oberſten Boden. Wie er hier eine Nacht geſeſſen hat, ſo verſucht er herunterzuſteigen, findet aber die Thür des Bodens verſchloſſen. Weil er nun, wie er hernach ſehr oft wiederholet hat, ſein Leben ſo ſatt gehabt, überdem auch befürchten müſſen, daß, wenn er ſich wieder ſehen ließe, er gleich einem Deſerteur beſtraft werden möchte, ſo entſchließt er ſich, weil er gehört hatte, daß ein Menſch nicht über neun Tage hungern könne, Hungers zu ſterben. Vierzehn Tage nachher geht der Tobacksſpinner auf ſeinen Boden, und findet dieſen Menſchen unter den Tobacksblättern ganz entkräftet liegen. Es wurden ſogleich Veranſtaltungen gemacht, ihn durch Suppen wieder aufzuhelfen, allein ſein Magen iſt ſo erſchlafft geweſen, daß es ſehr ſchwer gehalten hat, ihm einige Speiſen aufzudringen. Auf Befragen, wie es möglich geweſen wäre, ſo lange zu leben, ohne das geringſte von Nahrung zu ſich zu nehmen? Erwiederte er: die erſten acht Tage habe ihn ſehr gehungert. Zweimal habe er, um ſeinen Durſt zu löſchen, ſein eigen Waſſer getrunken, und einmal habe er, als es etwas geſchneiet, Schnee aufgefangen, und den zu ſich genommen; hernach aber ſei er zu ohnmächtig geworden, als daß er noch einige von dieſen Bedürfniſſen habe empfinden können. Nachdem er in den gehaltenen Verhören alles, es mochte zur Milderung ſeiner Strafe gereichen oder nicht, geſtanden, welches er auch in der Folge treulich beobachtet hat, ſo ward er ſeiner ſchwächlichen Geſundheitsumſtände wegen, die durch das lange Hungern ganz zerrüttet waren, ins Lazareth gebracht. Hier hatte er bereits einen Monach zugebracht, als einige von ſeinen Kameraden ihm ſagten, daß er ſeiner begangenen Verbrechen wegen ſchwerlich ſein Leben verlieren würde, vielmehr glaubten ſie, daß er Zeitlebens auf die Feſtung kommen möchte. Sowohl die Furcht, ſein ganzes Leben hindurch zur Karre verdammt zu ſeyn, als auch der ſchon vorher geäußerte Ueberdruß ſeines Lebens, und das angebliche harte Verfahren der Krankenwärterin, hatten jetzt ſo heftig auf ſeine Seele geſtürmt, daß er den Entſchluß faßte, durch einen Mord ſeine Strafe zum Tode zu graviren. In dem Augenblick fiel es ihm ein, ſich auf dieſe Art an der Krankenwärterin, die ihn geſchimpft, und weswegen er beſonders in dem Verhöre aufgebracht war, **zugleich zu rächen.** Des andern Tages frühe zog er von den im Hauſe befindlichen Gewehren ein Bajonet ab, und wollte die Ankunft der Krankenwärterin abwarten. Da aber dieſe wider ihre Gewohnheit ſehr lange ausblieb, ſo bekennt er, **er ſei ungeduldig geworden, und habe den Entſchluß gefaßt, dieſe That an ſeinem noch ſchlafenden unſchuldigen Kameraden, dem Musquetier Spannagel, zu verüben.** Er habe ſich darauf deſſelben Bette gegenübergeſetzt, und dem **Spannagel** einen Stich auf der rechten Seite und zwei auf der linken Seite der Bruſt beigebracht, und würde er, wie er wiederhohlentlich geſtanden, den Mord gewiß vollführt haben, wenn nicht die Leute aus dem Hauſe, welche über das Geſchrei des **Spannagels** darzu gekommen, ihn davon abgehalten hätten. In dem nachmaligen Verhör hat er gleich **alles geſtanden, und ſehr bereuet, daß er das Leben einer unſchuldigen Perſon zum Opfer ſeines Lebensüberdruſſes gemacht.** Auf Befragen, wie ihm denn zumuthe geweſen, als er dieſe That begehn wollen? Antwortete er: „**bei Verrichtung der That** ſei ihm angſt und bange geworden. Er wolle gern ſterben, man ſolle ihm nur Zeit zur Buße übrig laſſen.“

Frölich.

IV.

Gemüthsgeſchichte

Chriſtian Philipp Schönfelds,

eines ſpaniſchen Webers in Berlin.

Der Herr Doktor und Stadtphyſikus **Pihl**, welcher die Gelegenheit, wichtige Beobachtungen zum Beſten der Menſchheit zu machen, ſo gewiſſenhaft und vortreflich nutzt, hat mir einige ſeiner Gutachten über den Gemüthszuſtand verſchiedener Perſonen gütigſt mitgetheilt, um zweckmäßige Auszüge für mein Magazin daraus zu machen. Ich habe mich größtentheils ſeiner eignen Ausdrücke bedient, die Sachen aber nach meiner Abſicht geordnet.

Das beſtändige krumme Sitzen, oft ſcharfes Nachdenken, und weitläuftiges Ueberrechnen bei ſchweren und künſtlichen Muſtern, veranlaßt faſt alle die Leute, welche auf dem ſogenannten Stuhl arbeiten, zur Hypochondrie und daraus entſpringenden Uebeln. Iſt nun vollends ihr Temperament ſehr lebhaft, ſo entſteht um ſo leichter ein Hang zum Projektmachen, wobei nicht ſelten der Verſtand leidet, und mit der Zeit, beſonders wenn ſie noch in Noth und Unglück gerathen, Blödſinn, oder würklicher Wahnſinn entſtehet.

Unſern Schönfeld brachte wahrſcheinlich eine Neigung zum Müſſiggange, und Unluſt zu arbeiten, zuerſt auf die Gedanken, Schätze zu graben. Beſtändiges Nachdenken darüber, drückte dieſe Idee ſeiner ohnedem ſchon äußerſt lebhaften Einbildungskraft ſo feſt ein, daß ſie ihm am Ende beſtändig gegenwärtig war, und er ſich ſelber einen Traum ſchuf, den er nach und nach anfing für Wirklichkeit zu halten. Dieß verwirrte ſchon ſeinen Verſtand. Nun kam noch Krankheit, äußerſte Nothdürftigkeit und Kummer hinzu; dieſe zerrütteten vollends denſelben, und ſein Wahrheitsgefühl war nun ſo abgeſtumpft, daß er ſich von der Wirklichkeit folgender Einbildungen feſt überzeugen konnte.

Er glaubte nehmlich ungezweifelt, daß er, im Jahr 1764, einen Schatz von zweihundert Millionen an Werth gefunden, der in großen Diamanten, einem großen silbernen und goldenen Crucifix mit Augen von Karfunkelstein, welches auch Sr. Majestät der König selbst in Augenschein genommen, nebst vielem Gelde, bestanden habe. Dieser ungeheure Schatz sey von ihm in des Tuchscheerers Kerchow Keller, mit Hülfe seines schon verstorbenen Bruders, entdeckt und aufgegraben worden.

Die heiligen Engel und Geister, wie auch zwei jetzt schon verstorbne Bürger von der Friedrichsstadt haben es ihnen offenbart, daß der Schatz da läge, und mit Hülfe eines solchen Geistes und einer Wünschelruthe hat er die eigentliche Stelle entdeckt. Böse Geister aber haben ihm so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß er die erste Nacht mit seinem Bruder den Schatz nicht heben konnte.

Er entdeckte also die Sache dem Tuchscheerer Kerchow, und einem Kupferschmidt Nahmens Jury, um ihn mit deren Beihülfe die andre Nacht zu heben. Diese aber gehen allein hin, ohne ihm ein Wort zu sagen, und leugnen darauf gänzlich gegen ihn, daß sie einen Schatz gefunden haben. Er weiß dieses aber ganz gewiß, und ob er gleich dasjenige, was in den Gefäſſen enthalten geweſen iſt, nicht ſelbſt geſehen hat, ſo hat er es doch durch Rechnen und durch ſeine Wünſchelruthe richtig herausgebracht.

Von dem Gelde haben verſchiedne Perſonen einen Theil bekommen, unter andern auch der Herr Prediger Woltersdorf, welcher dafür den Geiſt aus dem Keller bannen mußte, der nach dem gehobenen Schatz nicht weichen wollte. Auch nach Potsdam iſt eine große Menge davon gekommen, wie dort die ganze Stadt weiß. Er hat mit verſchiednen vornehmen Perſonen, die er aber oft verwechſelt, und einen für den andern nimmt, vertraulich über ſeine Angelegenheiten geſprochen, und dieſe haben ſeine Foderungen gebilliget.

Dieß alles ſind ſeine Einbildungen und jetzt nun auch ſeine Ueberzeugungen. Man denke ſich einen Menſchen, noch dazu von ſehr unruhigem und lebhaftem Temperamente, der ſich Herr ſo vieler Millionen glaubt, und Hunger und Kummer leiden muß!

Als der Herr Doktor und Stadtphyſikus Pihl den 18ten Junii 1781 ſeinen Gemüthszuſtand unterſuchte, war er anfänglich ganz gelaſſen, ſobald man aber auf den Punkt des Schatzgrabens und der gefundenen zweihundert Millionen kam, ward er hitzig.

Man

Man überführte ihn wirklich aus ſeinen eignen Reden, daß ſeine Phantaſie ihn alle Augenblick täuſchte, dahin aber war er auf keine Weiſe zu bringen, die Schatzhebung ſelber auch nur im mindeſten für Täuſchung zu halten. Der Herr Doktor Pihl ließ ſeine Schweſter Cath. Eliſab. Schönfeld zu ſich kommen, um über die Umſtände ihres Bruders mehr Licht von ihr zu erhalten. Dieſe aber bekräftigte alle thörichten Einbildungen ihres Bruders wörtlich, und war völlig ſo närriſch, wie er. Ein Beleg zu der Erfahrung, daß der Wahnwitz anſteckt.

V.

Gemüthsgeſchichte

Chriſtian Gragerts

eines Gensd'armes in Berlin.

Dieſer Chriſtian Gragert ſcheinet, bei einem übrigens gutem und ſtillem Naturell, immer etwas einfältig und leichtgläubig geweſen zu ſeyn. Wegen einer beſondern Steifigkeit des Körpers und Ungelehrigkeit konnte er ſich nicht gut mit dem Exerzieren behelfen, und mußte darüber manche Strafe leiden, welches ihm ſehr nahe ging. Hiezu kamen noch dürftige Umſtände, erlittene Unglücksfälle in ſeiner kleinen Haushaltung, und gänzliche Abneigung gegen das Soldatenleben.

Darüber gerieth er endlich in eine ganz beſondre, ungewohnte Aengſtlichkeit, vorzüglich des Nachts, die ihn gar nicht ſchlafen ließ, und die er, ſeiner Ausſage nach, bloß durch **Leſen in geiſtlichen Büchern** und **Singen geiſtlicher Lieder**, vertreiben konnte, worauf ihm immer leichter und beſſer ward. Indem er nun fleißig in der Bibel las, gerieth er unter andern auf den **Propheten Daniel**, den er nun zu ſeiner Lieblingslektüre machte. Und von der Zeit an entſtand bei ihm die Idee von Wundern, die ſich nachher ſeiner Einbildungskraft ſo ſehr bemeiſtert hat, daß er ſelbſt Wunder zu thun, im Stande zu ſeyn glaubte.

Er war nehmlich feſt überzeugt, daß durch ſeine Macht, auf einem von ihm gepfropften Apfelbaume Kirſchen wachſen würden.

Man gab ihm ſeinen Abſchied, und er kam in das hieſige Arbeitshaus, wo er ſich ſehr ſtille, ordentlich, und fleißig betrug, und nichts vornahm, was eine Verwirrung des Verſtandes vermuthen ließ. Es wurde daher beſchloſſen, ihn nach ſeiner Heimath zurückzuſchicken, und der Herr Doktor Pihl unterſuchte zu dem Ende den 25ſten März 1781 ſeinen Gemüthszuſtand. Dieß geſchahe ohngefähr zwei Jahre nachher, da er die erſte Aengſtlichkeit empfunden hatte.

Er gab auf alles ſehr ordentliche und paſſende Antworten, nur wenn es auf die Wunder kam, ſo blieb er bei ſeiner alten Meinung, vertheidigte aber dieſelbe nicht hartnäckig, ſondern verſicherte, wenn er zu Hauſe käme, und fände, daß es ſich nicht ſo verhielte, wie er gedacht hätte, ſo wolle er gern zugeben, daß er ſich geirrt haben könnte. Auch habe er auf die Weiſe ſchon einmal einen Irrthum eingeſehen, indem er eine dortige alte Frau für eine Hexe hielt, nachher aber fand, daß er ihr Unrecht gethan hatte. Endlich wünſchte er nichts mehr, als zu ſeiner Frau und Kindern nach Hauſe zu kommen, wo er ſich redlich nähren, friedlich leben, und keinen Menſchen mehr beunruhigen wolle. Worauf der Herr Doktor Pizl ſein Gutachten gab, daß dieſer Menſch ohne Gefahr entlaſſen, und wieder in ſeine Heimath geſchickt werden könne.

VI.

Geſchichte des Kindermörders J. F. D. Seybell.

Dieſer Seybell wurde vom vierten bis zum zweiundzwanzigſten Jahre im großen Waiſenhauſe zu Potsdam erzogen, wo er das Schneiderhandwerk lernte, und war nach den Zeugniß aller, die ihn kannten, von jeher ein ſtiller, arbeitſamer und gottesfürchtiger Menſch, dabei aber immer ſehr einfältig, ſchüchtern, und mehr zur Traurigkeit, als zur Freude aufgelegt. Schon in ſeiner erſten Jugend hat er oft ſchleunige Anfälle von Tiefſinn, und wunderlichem Weſen geäußert, daher ihn auch die andern Knaben den Spottnahmen, der irre Seybell, beilegten.

Er war immer außerordentlich vollblütig, und zu heftigem Aufwallen, und Andrang des Bluts nach dem Kopfe geneigt, wobei ſich ſtarke Unruhe, Angſt, und Bangigkeit einfand, die ſich mit der Vollblütigkeit und Wallung im Blute vermehrte und verminderte, in ſpätern Jahren aber in eine wahre melancholiſche Schwermuth ausartete.

Er hatte ſeine Profeſſion nicht vollkommen genug erlernet, um ſich davon ernähren zu können; auch konnte er ſich in ſeinem Dienſte bei verſchiedenen Herrſchaften nicht recht behelfen; dabei war er ſich mit Unmuth ſeiner eignen Einfalt und Schwäche bewußt, und befürchtete beſtändig, daß ſeine Herrſchaft ſeiner überdrüſſig werden, und ihn fortjagen möchte, wo er alsdann ganz verlaſſen und ohne Brodt ſeyn würde. Aus dieſer Urſach verließ er ſo ſchleunig, und ohne den geringſten ihm gegebnen Anlaß, ſeinen Dienſt bei dem Herrn Hofrath Oeßfeld in Potsdam, wollte ſich bei dem Herrn Hauptmann von Winterfeld erſchießen, und ſtürzte ſich bei dem Herrn Ordensrath Wißmann aus dem Fenſter des dritten Stockwerks.

Er kam wirklich in traurige Umſtände, konnte vom December 1772 bis zum Februar 1781 mit der größten Mühe, durch Nähen, kaum ſeinen höchſt nothwendigen Unterhalt erwerben, und hatte noch einige kleine Schulden, die er gern bezahlen wollte, und doch kein Mittel, dieſes zu bewerkſtelligen, ſahe.

Von der heftigſten innren Unruhe und Angſt gefoltert, die er lange durch brünſtiges **Gebet zu Gott und Singen** unterdrückte, aber nicht zu heben vermochte; von der grauſamſten Furcht gequälet, ein unglückliches und elendes Leben führen zu müſſen; ſeiner Schulden wegen, die freilich unbeträchtlich waren, verklagt zu werden, und ſich öffentlicher Beſchimpfung ausgeſetzt zu ſehen; und von der Einbildung hingeriſſen, daß ſeine Leiden nicht anders, als durch ſeinen Tod, gehoben werden könnten; kam er auf den unglücklichen Entſchluß, durch den Tod eines unſchuldigen Kindes, ſeinem qualvollen Leben und ſeinem Leiden ein gewiſſes und ſichres Ende zu machen.

Er **liebte** dieß Kind außerordentlich, ſowohl nach ſeinem eignen Geſtändniß, als nach dem Zeugniß

niß der Eltern des Kindes, welche bezeugen, daß er immer **ſtill und gottesfürchtig** geweſen ſey, auch das Kind viele **Gebete** und **ſchöne Sprüche aus der Bibel** gelehret habe.

Eben dieſe **große Liebe** war es, die ihn einigemal abhielt, Hand an das Kind zu legen, bis ihn endlich mit einemmal der Wahnſinn in einem unglücklichen Augenblicke überwältigte, und er daſſelbe in einem Anfall von raſender Wuth ermordete; nachdem er freilich vorher die Stubenthüre zugeſchloſſen hatte, um nicht geſtört zu werden, und nachher das Kind in die Kammer trug, welches den Anſchein hätte, als habe er die That verbergen wollen, wenn er nicht ſogleich ſelbſt hingegangen wäre, um ſich von freien Stücken anzugeben.

Dieſer Seybell hatte gemeiniglich ein rothes Geſicht, und einen ſcheuen, etwas ſtarren Blick. Er war achtunddreißig Jahr alt, da er die That beging. Auf den Beweiß des Herrn Doktor Pihl, daß er die That im Wahnſinn begangen, wurde er nicht am Leben geſtraft. **Sein ſchon verſtorbner Bruder iſt ebenfalls einfältig und tiefſinnig geweſen.**

VII. Paral-

VII.

Parallel zu der Geſchichte des Herrn Klug.

Der Herr Doktor Pihl beſuchte den geweſenen hieſigen Kaufmann D . . . . s, um ſeinen Gemüthszuſtand zu unterſuchen, und fand ihn in einem ſonderbaren Aufzuge. Er war mit einem Schlafrocke bekleidet, hatte aber einige eiſerne Ringe um den Leib. Auf dem Kopfe trug er einen ungeheuren Aufſatz, der aus leinenen Tüchern und Mützen beſtand, die er theils mit Bändern, theils mit dünnen eiſernen Pfeiffen und dazwiſchen geſteckten Papiere, u. ſ. w. befeſtiget hatte. Sein Bette war ebenfalls mit eiſernen Reiffen und Platten, Brettern u. d. g. verſehen. Als ihn der Herr Doktor Pihl um die Urſache dieſes Aufzuges und dieſer wunderlichen Anſtalten fragte, ſo antwortete er: daß er es deshalb thun müßte, weil er keinen Augenblick Ruhe vor böſen Geiſtern habe, die ihn Tag und Nacht beunruhigten, ihm ſchon Lunge und Leber ausgeriſſen, und groſſe Summen aus ſeiner Haut geldſet hätten, u. ſ. w.

Herr Klug hatte ſich in den Kopf geſetzt, er habe ein Buch wieder den König von Preuſſen geſchrieben, und ſich dadurch ſeinen Zorn auf den Hals geladen. Herr D . . . s glaubte, er ſey ein unmitte mittelbarer Abgeſandter der heiligen Dreieinigkeit, die jetzt die Regierung auf Erden ſelbſt übernommen, und alſo die Gewalt aller Könige und Fürſten verachtet und aufgehoben habe. Er beſonders habe von ihr den Auftrag erhalten, zu ſehen, daß Recht und Gerechtigkeit gehandhabt, und die Häuſer im guten Stande erhalten würden, die faſt alle zum Umſturz da ſtünden, weswegen auch Herr D...s im Anfange ſeines Wahnwitzes in viele Häuſer ging, und den Eigenthümern derſelben, Kraft ſeines Amts, befahl, daß ſie unverzüglich ſollten bauen laſſen.

Herr Klug verrammelte nur ſeine Stube, Herr D...s ſogar ſeinen Leib. Jener fürchtete ſich vor Menſchen, dieſer vor dem Teufel.

VIII.

Grundlinien

zu einem ohngefähren Entwurf in Rückſicht auf die Seelenkrankheitskunde.

In einem Magazine der Erfahrungsſeelenkunde müſſen, insbeſondre anfänglich, der eingeſtreuten Reflexionen ſo wenige als möglich ſeyn. In der Folge kann es immer mehr durch wichtige Re-

flexioflerionen und wichtige Fakta wachſen, die ſich wechſelſeitig einander zu Hülfe kommen.

Alles ängſtliche Hinarbeiten aber auf ein feſtes Syſtem muß dabei gänzlich vermieden werden, und fürs erſte muß alles nur ohngefährer Entwurf ſeyn, worinn immer noch manche Linie wieder verwiſcht werden kann, wenn auch ſogar das Ganze darüber eine völlig andre Geſtalt gewinnen ſollte.

Zu einem ſolchen Entwurfe habe ich es gewagt, folgende Grundlinien auf gut Glück zu ziehen, und werde mit der größten Gleichgültigkeit eine nach der andern wieder auslöſchen, ſobald ſich Fakta einfinden, welche dagegen ſtreiten. Mit ununterbrochner Aufmerkſamkeit will ich über die Unpartheilichkeit meiner Gedanken wachen, und gelingt mir dieſer Vorſatz, ſo hoffe ich, daß er mich dereinſt zur Wahrheit führen wird.

Wenigſtens können folgende Winke dazu nutzen, daß ſie zu mehrern Arten von Beobachtungen Veranlaſſung geben, wodurch ſich vielleicht ganz etwas anders ergiebt, als worauf man zuerſt bei ſeinen Unterſuchungen ausging: denn wer ein ſchlechtes Stückchen Silber ſucht, kann wohl ſtatt deſſen einen Edelgeſtein finden.

---

r) *) Mangel der **verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung** aller Seelenfähigkeiten iſt Seelenkrankheit.

Es kömmt daher nicht ſowohl auf die Stärke oder Schwäche einer einzelnen Seelenfähigkeit, an und für ſich betrachtet, an, als vielmehr, in wie ferne dieſelbe, in Abſicht aller übrigen Seelenfähigkeiten, entweder zu ſtark oder zu ſchwach iſt.

Eine ſehr ſtarke Einbildungskraft kann daher bei einem ſolchen, wo Gedächtniß, Beurtheilungskraft u. ſ. w. ihr die Wage halten, in einem völlig geſunden Zuſtande der Seele ſtatt finden; bei einem andern, wo dieſes der Fall nicht iſt, kann ſie Krankheit ſeyn.

Hieraus folget, daß ein jeder Menſch nach dem ihm eignen Maaß ſeiner Seelenfähigkeiten, auch ſeinen eignen Seelengeſundheitszuſtand habe, und daß ſelbſt dieſer nach dem verſchiednen Alter deſſelben abwechſelt; ſo daß z. B. ein gewiſſer Grad der Beurtheilungskraft, der in ſpätern Jahren natürlich

---

*) Wegen der auffallenden Aehnlichkeit, welche die Erfahrungsſeelenkunde mit der Arzneikunde im **Ganzen** hat, iſt mir des **Herrn Doktor Markus Herz** mediciniſche **Encyklopedie**, bei meinen Betrachtungen über die Seelenkrankheitskunde ſehr zu ſtatten gekommen.

türlich iſt, in frühern Jahren Ueberſpannung und Krankheit der Seele geweſen ſeyn würde.

2) Dieſe Zerſtörungen des nöthigen Verhältniſſes zwiſchen den Seelenfähigkeiten heben ſich oft von ſelber wieder auf, und nur, wenn ſie lange und anhaltend fortdauren, ſind ſie eigentlich Seelenkrankheit.

Mangel an Thätigkeit, überſpannte Thätigkeit, zweckloſe Thätigkeit, u. ſ. w. ſind Symptomen ſolcher Seelenkrankheiten, oder zerſtörten Verhältniſſe.

Dieſe Symptomen können oft gefährlich ſcheinen, ohne es zu ſeyn, oft können ſie es ſeyn, ohne es zu ſcheinen. Zuweilen müſſen ſie plötzlich unterdrückt, oft nur eingeſchränkt, und manchmal wohl gar befördert werden.

Wie wichtig würde die Ausführung und Beſtätigung dieſes Satzes in der Pädagogik ſeyn!

3) Die thätigen Kräfte müſſen mit den vorſtellenden Kräften in einem gewiſſen Verhältniß ſtehen; ſind ſie gegen dieſelben zu ſtark, und bekommen das Uebergewicht, ſo iſt dieſes Krankheit der Seele, und eben der Zuſtand, wo man oft klagt, meliora video proboque, deteriora ſequor; ſind ſie gegen dieſelben zu ſchwach, ſo iſt

dieſes ebenfalls Krankheit; die herrlichſten Entſchließungen, die vortreflichſten Entwürfe werden nicht ausgeführt; ſchwinden ſie ganz oder zum Theil, ſo iſt dieſes gleichſam eine **Seele-lähmung**, ein Zuſtand, worinn ſich ſo mancher Unglückliche befindet, der die ausgezeichnetſten Talente durch Ueberſpannung unbrauchbar machte.

4) Von den Ideen, welche täglich und Augenblicklich in die Seele ſtrömen, müſſen nothwendig immer eine gewiſſe Anzahl bald wieder verdunkelt werden, wenn die Denkkraft in einem geſunden Zuſtande bleiben ſoll.

Werden zu wenige verdunkelt, ſo entſteht ein Ueberfluß von Ideen, welcher Unordnung und Verwirrung verurſacht, und die Reinigkeit und Klarheit im Denken hemmet; werden zu viele verdunkelt, ſo entſteht Unfruchtbarkeit, Leere und Armuth des Geiſtes.

Es ſcheinet, als wenn die Ideen, welche wir im Traume erhalten, ordentlicher Weiſe wieder verdunkelt werden müſſen. Mir iſt wenigſtens die Erinnrung von Träumen höchſt unangenehm, weil ſie den ganzen Tag über einige Unordnung in meinen übrigen Ideen erweckt.

5) Der Mangel des gehörigen Zuſammenhangs zwiſchen den Ideen ſcheinet die Urſach vieler

Krankheiten der Seele zu ſeyn. Im geſunden Zuſtande der Seele muß es immer einige gewiſſermaßen fixirte Ideen geben, die zwar eine Zeitlang, durch den Strom der neuen Vorſtellungen, aus ihrer Lage gebracht werden können, aber doch allemal in dieſelbe wieder zurückſpringen; es muß vollkommen fixirte Ideen geben, die durch nichts erſchüttert werden können. Bei dem Mangel des gehörigen Zuſammenhangs aber ſpringen die erſtern nicht wieder in ihre Lage zurück, und die andern halten nicht ſtand. Wodurch Leichtſinn, Wankelmuth, und die daraus entſpringenden Laſter entſtehn.

Eben ſo nachtheilig ſcheinet aber auch ein zu feſter und unerſchütterlicher Zuſammenhang zwiſchen den Ideen zu ſeyn, woraus Starrſinn und Härte entſteht. Die Seele ſtößt eine Menge von den hinzuſtrömenden Ideen zurück, und kann aus ihrem Zufluß keine wohlthätige Nahrung ziehen.

6) Die Krankheiten der Seele können vielleicht, eben ſo wie die körperlichen, von den Eltern auf die Kinder fortgepflanzt, oder in ganzen Familien erblich ſeyn. Wie dieſes einige von den vorhergehenden Faktis zu beweiſen ſcheinen.

Sie konnen bei einem Volke oder in einem Lande vorzüglich herrſchen.

Sie können anſteckend ſeyn.

Sie können heilbar oder unheilbar ſeyn.

7) Da die Krankheiten der Seele aus verſchiednen Urſachen entſtehen, ſo giebt es auch gewiß gegen dieſelben kein Univerſalmittel, ſondern der moraliſche Arzt muß dieſe Krankheiten nach ihren Erſcheinungen, nach ihren Urſachen, und Folgen ſtudieren, wenn er es unternehmen will, ſie zu heilen.

Er muß das verletzte Verhältniß zwiſchen den Seelenfähigkeiten, wo möglich, wieder herzuſtellen ſuchen.

Er muß ſchädliche Ideen zu verdunkeln, und andre wieder gehörig zu erhellen wiſſen.

Er muß den gehörigen Grad des Zuſammenhangs zwiſchen dem ganzen Syſtem der Ideen bewürken, und wieder in die innerſten Fugen des allzufeſten Zuſammenhangs derſelben, wenn es nöthig iſt, eindringen können.

8) Kann es moraliſche Aerzte geben, und hat es ſolche gegeben?

Sokrates ſcheinet dieſe erhabenſte Kunſt in hohem Grade verſtanden und ausgeübt zu haben.

Viel-

Vielleicht haben ſie mehrere in ihren kleinen Cirkeln im Stillen ausgeübt, deren Nahmen nur im Buche der Allwiſſenheit verzeichnet ſtehen.

Kleinjog ſoll zu unſren Zeiten, Perſonen, die ſich eine Zeitlang bei ihm aufgehalten, durch ſeinen Umgang und durch ſein Beiſpiel, wirklich von moraliſchen Krankheiten geheilt, und den zerſtörten Frieden in ihrer Seele wieder hergeſtellt haben *).

---

*) Möchte ich doch viele Beiträge von Eltern, Erziehern und Schulleuten, oder andern Perſonen, denen das Wohl der Menſchheit am Herzen liegt, erhalten, worinn ausführliche und ſpecielle Nachrichten gegeben würden, durch welche Mittel es jemanden gelungen iſt, irgend einen verirrten nach und nach auf den Weg der Tugend wieder zurückzubringen, oder ihn von dieſem oder jenem eingewurzelten Laſter allmälig abzuziehen; wie äußerſt wichtig und allgemeinnützig würde die Bekanntmachung ſolcher wirklich in Ausübung gebrachter Verfahrungsarten ſeyn!

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen.

Es verdient wohl bemerkt zu werden, in wie ferne die Seele, ohngeachtet des gänzlichen Mangels eines Sinnes, wodurch ſie einen ſo großen Zufluß von Ideen erhält, ſich dennoch in einem **geſunden** Zuſtande befinden kann, da überdem noch die Sprache fehlt, wodurch der Menſch ſeine Ideen allein zu fixieren ſcheinet.

Ich kam vor einiger Zeit auf den Gedanken, mit einem Taub- und Stummgebohrnen einen Verſuch zu machen, ihn reden zu lehren, und zugleich über die Entwickelung ſeiner Ideen und Geiſteskräfte Beobachtungen anzuſtellen.

Um Oſtern dieſes Jahres machte ich wirklich einen ſolchen Verſuch mit einen taubſtummen Knaben von funfzehn Jahren, Nahmens **Karl Friedrich**

Mertens, den ich in dieſer Abſicht aus dem hieſigen Chariteehauſe zu mir nahm.

Er ſchien es zu wiſſen, daß ihm ein Sinn mangle, indem er allemal mit dem Kopfe ſchüttelte, und eine betrübte Miene machte, ſobald man auf das Ohr zeigte. Auch ſchien er den Mangel der Sprache zu empfinden, und bezeigte eine große Begierde, reden zu lernen.

Gleich anfänglich bildete er mir zwar die leichten Buchſtaben **b, d, f,** u. ſ. w. durch die Bewegung des Mundes nach, aber er ſetzte keinen vernehmlichen Laut hinzu, bis ich durch Lachen und Huſten, welches er mir ebenfalls nachmachte, endlich einen Ton aus ſeiner Kehle hervorlockte, und ihn nun in demſelben Augenblick die obigen Buchſtaben, mit dieſem Tone verknüpft, wieder ausſprechen ließ. Dieß alles war das Geſchäft einer einzigen Stunde.

Anſtatt der Buchſtabencharaktere machte ich ihm nun erſtlich einige natürliche Zeichen, und fand zu meiner größten Verwundrung, daß er eine kleine Wellenlinie, gänzlich ohne mein Zuthun, und von freien Stücken, ſogleich mit der Volubilität der Zunge verfolgte, und dieſes wiederhohlte, ſo oft ich ihm dieſe Linie wieder vorzeichnete, ſo, daß er auf die Weiſe zuerſt das **l** ausſprechen lernte. Eben ſo verfolgte er nachher, auch ohne mein Zuthun, den vorgezeichneten graden Strich mit einem Stoß der Zunge, und lernte auf die Art das **d** ausſprechen.

Ich ging nun in dieſem Verſuche weiter, und zeichnete ihm einen etwas großen halben Cirkel vor, welchen er, auch ohne mein Zuthun, durch eine weite Oefnung des Mundes nachahmte, und auf die Weiſe einen lauten Schrei hervorbrachte. Ich fiel darauf, innerhalb dieſes Cirkels einen kleinern, und immer einen kleinern, zu beſchreiben, und bewirkte dadurch ein ſehr verhältnißmäßiges Fallen, und ſchwächer werden der Stimme. Und da ſich der letzte und kleinſte halbe Cirkel endlich in einem Punkte verlor, ſo ſchwand auch die Stimme bis auf einen leiſen und feinen Laut, welcher mit dem **i** viele Aehnlichkeit hatte.

Ich fing nun an, ihn verſchiedne Gegenſtände zuerſt mit einzelnen Lauten benennen zu laſſen, und er konnte ſogleich, ohne mein Zuthun, die Dinge, welche zu einer Art gehörten, ſehr wohl von andern, die verſchiedner Art waren, unterſcheiden. So ließ ich ihn z. B. ein gläſernes Dintenfaß **l** benennen, und zeigte darauf mit dem Finger nacheinander auf ein Fenſter, auf einen Spiegel, und auf ein Trinkglas, welches er alles ebenfalls mit **l** benannte; da ich aber auf einen Stuhl zeigte, ſo ſchüttelte er mit dem Kopfe. Ein Stück Papier ließ ich ihn **b** nennen, eben ſo benannte er nun auch ein

Buch, und einen verſiegelten Brief, den ich ihm vorzeigte; da ich ihm aber unmittelbar darauf eine Feder wieß, ſchüttelte er aufs neue mit dem Kopfe, und ſchwieg ſtill.

In den erſten vierzehn Tagen, da ich ihn kaum alle Tage eine Stunde vornehmen konnte, lernte er ſchon Silben aus Buchſtaben zuſammenſetzen, und ſie vernehmlich ausſprechen; und nach vier Wochen konnte er ſchon verſchiedne zweiſilbige Wörter, als **Blume, Papier**, u. ſ. w., obgleich mit einiger Anſtrengung, hervorbringen, wie auch mehrere Perſonen, die ihn bei mir geſehen haben, wiſſen.

Er verſtand die kleinſten Merkzeichen, wodurch man ihm eine Sache deutlich zu machen ſuchte. So konnte ich z. B. die Figur des **k**, ſo wie es geſchrieben ausſiehet, darzu nutzen, um ihn dadurch zu erinnern, daß er die Zunge an den Gaumen zurück ziehen müſſe, weil dieſe Figur zufälliger Weiſe etwas Aehnliches darſtellt.

Er machte nun ſtarke Progreſſen, bis ich zu Pfingſten in dieſem Jahre eine Reiſe that, von welcher ich erſt vor Kurzem zurückgekehrt bin, und ihn bis jetzt, vieler Hinderniſſe wegen, noch nicht habe wieder vornehmen können. Freilich hat er während der Zeit das meiſte wieder verlernet; ich werde aber demohngeachtet nunmehro meine Lektionen von neuem mit ihm anfangen, und meine Beobachtungen über ihn fortſetzen, um ſie in der Folge in dieſem Magazine ebenfalls bekannt zu machen.

Noch muß ich, das Gedächtniß dieſes Taubſtummen betreffend, hinzufügen, daß er ſich nach geraumer Zeit des Vergangnen ſehr lebhaft erinnern kann, wie aus folgenden Umſtande erhellet.

Vor einem Jahre lief er noch wild auf der Straße herum, und da ich einmal mit einem jungen Menſchen auf einem Kahne fuhr, half er nebſt noch einem Knaben für Geld mit rudern, indeß ich mit dem jungen Menſchen auf dem Kahne in einem Buche las. Dieſer junge Menſch beſuchte mich einmal, und ich fing an, im Beiſeyn des Taubſtummen, mit ihm in einem Buche zu leſen, als dieſer ſich ſogleich an alle Umſtände des Kahnfahrens zurückerinnerte, und uns durch viele, ſehr verſtändliche Zeichen ſeine Ideen deutlich machte.

Seine Einbildungskraft iſt ſtark und richtig. Er bezeichnet faſt alle Leute, die er geſehen hat, durch Miene und Gang.

Dabei iſt zugleich ſeine Beurtheilungskraft ſo gut, daß ihm nicht leicht jemand ein Blendwerk vormachen, oder ihm, durch etwas einen leeren

Schreck einjagen, und ihn aus ſeiner Faſſung bringen könnte.

Uebrigens ſcheint er viel Anlage zum Stolz zu haben, und iſt außerordentlich neidiſch.

II.

Aus einem Tagebuche.

Den 12ten September 1780.

Ein unbedeutender, höchſt unintereſſanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den ich ſelbſt nur vor ein paar Tagen von einem guten Freunde hörte, welcher ihn ſich zu wiederhohltenmalen, aus Langerweile vorſang, kam mir heute Nachmittag, während dem ernſthafteſten Nachdenken, alle Augenblick, wieder meinen Willen, in den Sinn, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mir ebenfalls zu wiederhohltenmalen vorzuſingen, ohne den mindeſten Gefallen daran zu finden.

Dieſes habe ich ſchon öfter bei mir geſpürt. Auch habe ich zuweilen junge Leute gefragt, was ſie denken, wenn ſie eine lange Strecke für ſich allein gehen? und ſie hatten ebenfalls irgend einen ſolchen unbedeutenden Ausdruck im Kopfe, den ſie ſich den ganzen Weg über ohne Zweck und Abſicht wiederhohlten.

Den 4ten Auguſt 1781. Abends.

Während dem **Gehen** gelang es mir, die Gedanken, die mich traurig machten, nach und nach zu unterdrücken. Es traten andre an ihre Stelle, welche ſie verdrängten. Ich fand, wie klein und unbedeutend mein gegenwärtiger Verdruß im Verhältniß gegen meine Entwürfe ſey. Dieſe Entwürfe rollten ſich alle in meiner Seele auseinander, und der Gedanke an ihre wahrſcheinliche Ausführung gewährte mir eine ſüße Täuſchung. Dieß alles aber ereignete ſich erſt bei mir, nachdem ich eine Weile **ſchnell gegangen** war.

Ich erinnere mich hiebei, daß ich im neunzehnten Jahre, da ich noch in Hannover auf der Schule, und wegen meiner ſchlechten Glücksumſtände und traurigen Ausſichten auf die Zukunft oft bekümmert war, allemal eine merkliche Veränderung in meinem Gemüthe ſpürte, wenn ich, mit einiger Schnelligkeit, einen Spatziergang um den daſigen Wall gemacht hatte, es mochte auch für Wetter ſeyn, was es wollte. Ich brauchte dieſes zuletzt ſehr oft, **mit Vorbedacht**, als ein Mittel, um mir wieder Muth zu machen, und meine geſunknen Hoffnungen wieder zu erwecken.

Den 22ſten Auguſt 1781. Abends.

Als ich über die Wieſe gegen die Dämmerung zu ging, dachte ich eine Reihe ſehr angenehmer Gedanken, die ich mir jetzt ſo gut wie möglich wieder zurückrufen will:

Beſchränke deine Ausſichten und deine Wünſche, ſo kannſt du hier einſt wandeln, als Mann und als Greis, dein Weib an deiner Seite, und deine Kinder um dich her; kannſt dann auch an dieſen Abend dich zurückerinnern.

Hinter mir dämmerte die Abendröthe ſo ſchön, wie ich ſie lange nicht dämmern ſahe — ich ging noch etwas weiter, um bei der Rückkehr ihren Anblick deſto länger zu genieſſen —

Und nun, da ich gegen den Glanz der Abendröthe zurückkehrte, wie ganz verändert waren auf einmal meine Gedanken! lebhaftere, ſtärkere Bilder traten an die Stelle der ſanftern, die Freuden des Ruhms an die Stelle der ruhigen häuslichen Freuden. — Doch wurden die erſtern nicht ganz verdrängt: ſie milderten noch das aufwallende Streben nach den letztern, wie die zunehmende Dämmerung den Glanz der funkelnden Abendröthe.

Wie ſehr hängt oft die ganze Richtung unſrer Gedanken von den äußern Gegenſtänden ab!

Vielleicht iſt es in dem Augenblicke, wo wir eine große Entſchließung faſſen ſollen, kein unwichtiger Umſtand, ob die Gegenſtände, welche wir um uns her erblicken, roth oder grün ſind.

III.

Stärke des Selbſtbewußtſeyns.

Ich habe verſchiedenemale einen Zufall gehabt, der zwar wohl nicht unter die ganz ſeltenen, und unbekannten Erſcheinungen gehört, der mir aber doch einiger Umſtände wegen einen Platz in einem Magazine der Erfahrungsſeelenkunde zu verdienen ſcheint.

Im Grunde mag er wohl nichts anders ſeyn, als das ſogenannte Alpdrücken, das nur vielleicht bei jedem einzelnen Menſchen eine etwas andere Geſtalt annimmt.

Soviel ich weiß, hat man bisher dieſen Zufall, mehr in mediciniſcher, als pſychologiſcher Rückſicht beobachtet, und doch ſcheint er mir in dieſer letztern Hinſicht nicht minder merkwürdig zu ſeyn.

Beſonders kann er zur Beſtätigung des Paradoxen Satzes dienen, daß man bei einer gänzlichen Verwirrung der Vorſtellungs- und Einbildungskraft, dennoch ein ziemlich deutliches Bewußtſeyn von ſich ſelbſt, und von ſeinem Zuſtand behalten könne.

Der Zufall, von dem ich rede, hat ſich immer bei mir auf folgende Art geäuſſert. Ich wache bisweilen des Nachts plötzlich auf, fühle mich aber zugleich in einen äuſſerſt peinlichen, und ſonderbaren Zuſtand verſetzt, der ſchwer zu beſchreiben iſt, weil die damit verbundnen Empfindungen, mit andern gewöhnlichen, wenige oder gar keine Aehnlichkeit haben.

Es iſt mir ohngefähr ſo, als ob ich mich über und über mit Feuer umgeben ſehe, das mir aber eigentlich keine Empfindung vom Brennen, ſondern nur eine heftige Beängſtigung, verurſacht.

Während dieſes Zuſtandes iſt die Phantaſie in gänzlicher Verwirrung. Ungehirnte Schreckenbilder ſchweben um mich, und Vorſtellungen, die keinen Zuſammenhang und Menſchenſinn haben, gehn mir durch den Kopf.

Die Angſt treibt mich zu ſchreien, aber die Kehle iſt wie zugedrückt. Der ganze Körper iſt wie gefeſſelt, oder eingekerkert, und alles Vermögen irgend ein Glied des Körpers zu bewegen, iſt weg.

Dieſer Zuſtand dauerte ſelten über ein oder zwei Minuten, und pflegte eben ſo ſchnell zu verſchwinden, als er entſtanden war.

Ich war ohngefähr ſiebzehn Jahr alt, als ich dieſen Zufall zum erſtenmale bekam, und damals hatte ich während deſſelben nicht das geringſte deutliche Bewußtſeyn von mir ſelbſt, obgleich das peinliche Gefühl des Zuſtandes ſtark genug war, um mir hernach noch ſehr lebhaft in der Erinnerung zu bleiben.

Als ich wieder zur Beſinnung gekommen war, lag ich in einem Angſtſchweiß, und meine Beſtürzung war ſo groß, daß ich auf den thörichten Gedanken gerieth, etwas Uebernatürliches in dem Zufalle zu finden.

Da ich mich aber nachher wieder erhohlte, und zu völliger Beſonnenheit kam, fiel mir ſehr bald die Aehnlichkeit dieſes Zufalls mit dem Alpdrücken ein, wovon ich nicht lange vorher in einem mediciniſchen Buche, ich glaube im Arzt, eine Beſchreibung geleſen hatte. Ich wurde davon noch gewiſſer, da ich mehrere Perſonen fand, die ähnliche Zufälle gehabt hatten, ob ſie gleich von ihren Empfindungen etwas andere Beſchreibungen machten.

Wie oft ich nachher den Zufall wieder gehabt habe, weiß ich nicht ganz genau, doch kann es leicht acht bis neunmal ſeyn. Die Empfindung und die Verwirrung der Phantaſie, iſt allezeit die nehmliche; allein in Abſicht des Bewußtſeyns, zeigte ſich die folgendenmale ein merkwürdiger Unterſchied.

Schon das zweitemal kam zugleich mit dem Zufall einiges Bewußtſeyn, und Erinnerung an den erſten Fall, in die Seele, dieſes Bewußtſeyn iſt bei jedem folgendenmale immer deutlicher geworden; und die ganze Erſcheinung hat dadurch viel von dem Schreckhaften, das ſie anfänglich hatte, für mich verloren.

Ich weiß jetzt, ſobald der Zufall kommt, ganz deutlich, daß ich in dieſem Zuſtande bin, daß er bald vorüber geht, und mir weiter keinen Schaden verurſacht; ja, da ich einmal gehört habe, das Alpdrücken höre auf, ſobald man nur ein Glied bewege, ſo habe ich doch bei aller Verwirrung oder Verrücktheit, die im Kopfe iſt, genug Geiſtesgegenwart, um mich an dieſe Regel zu erinnern.

Ich beſtrebe mich dann, irgend ein Glied zu bewegen, allein es iſt nicht anders, als ob die Seele (man erlaube mir einen etwas ſinnlichen Ausdruck) die Fäden, an welchen ſie die Glieder bewegt, nicht finden könnte, als ob ſie ſie erſt ſuchen müßte. Gemeiniglich war die rechte Hand das erſte, was ich bewegen konnte, und dann verſchwand das ganze Hirngeſpinſt ziemlich bald.

Ich will indeſſen nicht beſtimmen, ob der Zufall nachläßt, weil ſich die Hand bewegt, oder ob die Hand beweglich wird, weil der Zufall nachläßt. Das erſte ſieht freilich ziemlich unwahrſcheinlich aus, da die Urſache des Zufalls wohl nicht in der Hand, ſondern im Gehirn liegt, wo vermuthlich das Blut ſteckt oder ſich anhäuft, und daher das Gehirn drückt, welches durch einen ſehr kleinen Umſtand z. B. durch eine unnatürliche Lage des Kopfs veranlaßt werden kann.

Es ſey mir erlaubt, vorjetzt nur noch eine Anmerkung hinzuzufügen.

Zufälle von dieſer Art, und tauſend andere Erfahrungen, ſcheinen zu beweiſen, daß in den Wirkungen der Seele etwas mechaniſches, oder ſo zu ſagen, materielles ſey. Jede Unordnung im Gehirne iſt unmittelbar mit einer Unordnung in der Denkkraft verbunden, und folglich ſetzt auch umgekehrt die regelmäßige Wirkſamkeit der Seele einen völlig geſunden Zuſtand des Gehirns voraus.

Da nun unſer Gehirn, wie jeder andere Körper, in ſeinen Veränderungen mechaniſchen Geſetzen unterworfen iſt, ſo muß von eben dieſen Geſetzen auch die Wirkſamkeit der Seele **zum Theil** abhängen.

Ich ſage zum Theil; denn eben dieſelben Erfahrungen, beweiſen eben ſo unleugbar, daß noch etwas höheres in der Seele iſt, welches bei allen Verwirrungen und Unordnungen des Gehirns doch immer daſſelbe bleibt, und deſſen Thätigkeit zwar durch wiedernaturliche aus Unordnungen im Gehirn entſpringende Empfindungen gehindert, und gleichſam betäubt, aber wohl nicht vernichtet werden kann.

Bis jetzt iſt wohl die Gränzlinie noch nicht gezogen, in wie weit die Wirkſamkeit der Seele mechaniſch iſt, und wie weit ſie es nicht iſt. Es durfte auch wohl etwas ſchwer ſeyn, und einen ungemein feinen und ſcharfſichtigen Beobachter erfordern; allein der Nutzen, den die Auflöſung dieſer Aufgabe haben würde, ſcheint mir ſo groß zu ſeyn, daß ich faſt zweifle, ob man in der Seelenlehre irgend eine wichtigere Frage aufwerfen könne.

Ich wünſchte, daß mehrere, die an ſich ſelbſt Beobachtungen über das Alpdrücken gemacht haben, ſo genau und treu als möglich, die Ausſchweifungen ihrer Phantaſie, während dieſes Zuſtandes, beſchreiben möchten. Ich vermuthe, daß die Phantaſie bei jedem Menſchen etwas anders ſchwärmt, und andere Bilder hervorbringt. Und beſtätigte dieſes die Erfahrung, ſo ließen ſich vielleicht manche nützliche Folgerungen daraus ziehen, vielleicht auch einiges zur pſychologiſchen Erklärung dieſer Erſcheinung ſagen. Da aber dergleichen Folgerungen nicht ehr einen reellen Nutzen haben können, als bis ſie auf unſtreitigen Erfahrungen beruhen, ſo würde es überflüſſig ſeyn, für jetzt etwas mehr davon zu ſagen.

Fiſcher,
Lehrer am grauen Kloſter in Berlin.

IV.

Wachender Traum.

Als ich noch auf Schulen war, und ohngefähr das ſechszehnte Jahr erreicht haben mochte, ſaß ich an einem Winterabend auf meiner Stube, und las einen lateiniſchen Autor.

Während dieſer Zeit fiel mir's auf einmal ein, daß ich mir ein Pfund Kaffee und ein Pfund Zucker gekauft hätte, und dieſer Gedanke machte mir während meinem Leſen außerordentlich viel Freude. Ich war hiebei, ſo viel ich mich entſinnen kann, in Auflöſung mancher ſchweren Stelle glücklich, und wenn ich anders meiner damaligen Empfindung trauen darf, auch heiter.

Wie nun die Zeit heran kam, daß ich und meine Stubenburſchen zu Tiſche gehen ſollten, ſo ſtand ich auf, ging an mein Fach, worinn jeder Schüler ſeine ihm gehörigen Sachen aufbewahren mußte, und griff nach dem Orte, wo ich den Zucker und Kaffee hingelegt zu haben glaubte. Zu meiner größten Verwunderung fand ich weder eins noch das andre. Ich ſchalt auf meine Mitſchüler, und meinte nun, daß die ihn mir entwandt hätten: Allein dieſe verſicherten mir hoch und theuer, daß ſie unſchuldig wären, und jeder von ihnen half mir ſuchen.

Endlich ging ich traurig fort, und der Gedanke an meinen verlornen Kaffee begleitete mich eine ganze Straße lang, durch welche ich erſt zu dem Speiſeſaale gehen mußte.

Bei Tiſche fand ich gute Freunde, die gerade geſchickt genug waren, durch ihre muntere und ſcherzhafte Laune, mich meines Verluſtes vergeſſen zu machen.

Ich ward mit ihnen aufgeräumt, und mitten im Lachen — das weiß ich noch recht eben — fiel mir's ein, daß ich niemals Kaffee und Zucker gekauft, und dieſer Gedanke war mir auf einmal ſo gegenwärtig, daß ich mich nicht genug wundern konnte, wie's möglich geweſen, nach einer Sache, woran ich den Tag über gar nicht, wenigſtens doch nicht ſtark gedacht hatte, und die nach meinen damaligen Vermögensumſtänden, mir anzuſchaffen, völlig unmöglich war, mit ſo vielem Ernſt, in einer ſo langen Zeit, zu ſuchen. —

Ich weiß mich gar nicht zu erinnern, daß irgend ein Umſtand meine Seele damals beſonders beſchäftigte, vielmehr waren wir an dem Tage ſpazieren geführt worden, wo wir es doch nicht an Zerſtreuungen fehlen ließen. *)

Frölich.

---

*) Ich erinnere mich hiebei eines ähnlichen Falles, da ich als ein Knabe, von ohngefähr zwölf Jahren, mich einige Tage lang feſt überredete, daß eine junge Kaufmannsfrau in unſrer Nachbarſchaft todt ſey, bis ich ſie einmal vor der Thüre ſtehn ſahe, und über ihren Anblick ſehr erſchrack.

Nachdem ich aber etwas nachdachte, fiel es mir plötzlich ein, daß mir vor einigen Tagen von dem Tode dieſer Frau **geträumt** hatte, ſo daß ich ſie in einem Sterbekittel im Sarge liegen ſahe.

Die Ideen vom Traume hatten ſich nicht gehörig verdunkelt, und ſich daher mit den Ideen von der Wirklichkeit vermiſcht. Im obigen Falle kann gleicherweiſe ein ſolcher Traum vorhergegangen ſeyn, deſſen ſich aber die Seele nicht wieder erinnern, und folglich auch nicht wiſſen konnte, woher ſie zu einer ihr ganz fremdſcheinenden Idee gekommen war.

, Dauert ein ſolcher Zuſtand lange und anhaltend fort, ſo kann er in Wahnwitz ausarten. Und es laſſen ſich aus dem Mangel einer hinlänglichen **Verdunkelung der Traumideen gegen die Wahrheitsideen**, die obige **Schönfeldſche** und **Gragertſche** Geſchichte vielleicht am beſten erklären.

M.

V.

Dasjenige, was die augenſcheinliche Zerſtörung des Körpers mit Gleichmuth anſehen, und bis auf den letzten Augenblick **bemerken** kann, muß nothwendig etwas anders, als der Körper ſelber, muß ein höheres, ſich dem Staube entſchwingendes Weſen ſeyn. In dieſer beruhigenden Rückſicht denke ich immer gern an die letzten Stunden meines unvergeßlichen Freundes, des **ſeeligen Herrn Profeſſors**

Johann Georg Zierlein.

Mit Wehmuth ſchreib' ich ſeinen Nahmen nieder. — Denn vor zwei Monathen dachte ich es noch nicht, daß ich jetzt von ſeinem Tode reden würde. Wenn aber die letzten Stunden ſolcher Perſonen, welche ſich in ihrem ganzen Leben durch redlichen Wahrheits- und Tugendeifer vorzüglich ausgezeichnet haben, merkwürdig ſind, ſo ſind es gewiß die ſeinigen.

Ich werde davon erzählen, was ich aus dem Munde ſeines Bruders des Herrn Kandidat **Zierlein**, jetzigen Lehrers am hieſigen groſſen Friedrichs-Hoſpital, der bis an den letzten Augenblick bei ihm war, mit Gewißheit weiß, wenn ich vorher noch das Nöthige von ſeinen Lebensumſtänden vorangeſchickt habe.

Er ward am 10ten November im Jahr 1746 zu Jüchſen, einem Dorfe im Meiningiſchen, gebohren. Sein Vater, welcher daſelbſt Cantor war, unterrichtete ihn ſelbſt ſo lange in Sprachen und Wiſſenſchaften, bis er die lateiniſche Schule in Meiningen beſuchen konnte, wo er fünf Jahre zubrachte, und von da nach der Univerſität Halle ging.

Nachdem er hier vier Jahre zugebracht, wovon er die erſte Hälfte bloß zum Zuhören, die andre aber auch, als Lehrer in den obern Klaſſen der lateiniſchen Schule des Glauchiſchen Waiſenhauſes, zum Unterricht angewandt hatte, ſo ward er im vierundzwanzigſten Jahre ſeines Alters zum Rektor der Schule in Prenzlow erwählt, eben da er im Begriffe war in Halle Magiſter zu werden, und ſich der Univerſität zu widmen.

Als er fünf Jahre lang das Rektorat zu Prenzlow mit ungemeinem Eifer und Treue verwaltet, die Schule in innere und äußere Aufnahme gebracht, und ſich den Ruhm eines vorzüglichen Schullehrers erworben hatte, fühlte er, daß ſein Körper nicht mehr fähig war ſeiner Seelenthätigkeit das Gleichgewicht zu halten, und von Tage zu Tage ſchwächer wurde. Er ſahe ſich daher genöthiget, ſein Rektorat mit einer Landpredigerſtelle zu vertauſchen, welche er auch in dem uckermärkiſchen Flecken Gerswalde erhielt.

So wie er aber hier anfing, ſich wieder von ſeiner Schwachheit zu erhohlen, ward auch der Wirkungskreis, in welchen er nun verſetzt war, für ihn zu klein, und ſein Verlangen wiederum an einer höhern Schulanſtalt nützlich zu werden, von Tage zu Tage größer. Er erreichte ſeinen Wunſch, und ward im Jahr 1778 als Profeſſor der griechiſchen und hebräiſchen Sprache, und der chriſtlichen Lehre an das Berliniſche Gymnaſium beruffen, nachdem er viertehalb Jahr in Gerswalde Prediger geweſen, und zweiunddreißig Jahr alt war.

Sein Eifer und ſeine Treue, womit er ſeinem hieſigen Amte, bis an ſeinen Tod, vorgeſtanden hat, ſind allgemein bekannt. Er ließ ſich das Beſte der Anſtalt, woran er arbeitete, ſo ſehr angelegen ſeyn, daß er würklich die Sorge für ſeine Geſundheit oft darüber vergaß, und daher immer einen ſchwächlichen Körper behielt, der ihn endlich zu einem ſo frühen Tode reif machte.

Wir waren, beſonders in den letztern Jahren, vertraute Freunde geworden, und ſprachen bei unſern Spatziergängen oft über unſre Beſtimmung, über die Seele, über Tod und Unſterblichkeit. Dieß war auch noch unter andern der Gegenſtand unſrer Unterredung als wir neun Tage vor ſeinem Tode, des Sontags, an einem heitern Morgen, zum letztenmal nach Strahlau ſpatzieren gingen.

Es war am Ende des Auguſt. Das Gras auf der Wieſe war abgemäht, und von dem Heu ſtieg uns ein angenehmer Duft entgegen. Die ganze Natur lächelte. Wir waren außerordentlich vergnügt, und machten Entwürfe auf die Zukunft. Kein Gedanke dran, daß dieß unſer letzter Spatziergang ſeyn ſollte.

Er ward von der rothen Ruhr befallen, und den andern Tag ſchon lag er nieder. Als ich ihn im Anfange ſeiner Krankheit beſuchte, äußerte er, daß er ſchwerlich glaubte, durchzukommen, hatte aber demohngeachtet immer noch einige Hofnung, bis an den folgenden Sonntag, da er des Morgens früh zu ſeinem Bruder mit vielem Nachdruck und Gewißheit ſagte: **ich ſterbe!** Wie dieſer darüber in die äußerſte Wehmuth geräth, ſpricht er ihm Troſt ein, und verſichert ihn zu wiederhohltenmalen, er werde **gewiß bald**, und ehe er ſich's verſehen würde, eine ſehr gute Verſorgung erhalten: welches auch ſogleich nach ſeinem Tode eingetroffen iſt, indem man dem **Herrn Candidat Zierlein**, noch ehe ſein Bruder begraben ward, eine einträgliche Pfarſtelle auf dem Lande übertrug.

Nachdem der ſeelige dieſen Vormittag noch mit vieler Faſſung verſchiednes geſprochen hatte, bat er ſeinen Bruder, ihm einige Pſalmen im hebräiſchen Grundtext vorzuleſen, und ſagte unter andern die

Worte griechiſch: ich begehre aufgelöſet und bei Chriſto zu ſeyn. Endlich unterſchrieb er noch mit zitternder Hand einen letzten Willen, worinn er ſeinem Bruder ſeine Bücher vermachte.

Den Sonntagnachmittag beſuchten ihn verſchiedne Freunde, denen er aber bloß die Hände drücken konnte, ohne ein Wort zu reden. Gegen die Nacht ſchien er ſich etwas wieder zu erhohlen, und bat ſeinen Bruder bei ihm zu wachen. Dieſer mußte ihm wiederum im hebräiſchen Grundtext zuerſt aus den Sprüchen Salomonis und hernach aus den Pſalmen vorleſen. Bald darauf aber wünſchte er einige Pſalmen in Luthers deutſcher Ueberſetzung zu hören, und da ſein Bruder einige nicht zum Zweck dienende Stellen, während dem Vorleſen, ausließ, ſo merkte er dieſes ſogleich, und bezeigte ihm darüber ſeinen Beifall.

Da es gegen Mitternacht hinkam, bat er ſeinen Bruder, er möchte nun aufhören zu leſen, und ſich ein wenig mit ihm unterreden, worauf er ihm verſchiedne Fragen, in Abſicht des Daſeyns und der Fortdauer der menſchlichen Seele, that, mehr als ob er ihn prüfen, als ſich ſelbſt erſt überzeugen wollte, er empfahl ihm hiebei, **Kants** Schriften fleißig zu leſen.

Aber, fuhr er fort, wie willſt Du mir das auflöſen, daß ich jetzt ſterben muß, da ich kaum ſechsunddreißig Jahr alt bin, und hier das Ziel meiner Thätigkeit noch lange nicht erreicht zu haben ſcheine? — Sein Bruder antwortete ihm: da Du in Prenzlow fünf Jahre als Rektor nützlich geweſen wareſt, und nun wegen der Schwächlichkeit Deines Körpers Dein dortiger nützlicher Einfluß aufgehör- hatte, ſo hatteſt Du auch da Dein Ziel erreicht, und Gott fügte es ſo, daß Du in Gerswalde Prediger wurdeſt, wo ſich Deine Kräfte wieder erhohlen konnten. Als aufs neue viertehalb Jahr um waren, ſo hatteſt Du auch dort wieder das Ziel Deiner Erhohlung erreicht, und Gott ſetzte Dich nun wieder in einen Wirkungskreis, wozu Deine Kräfte reif geworden waren. Aus dieſer zweimaligen weiſen göttlichen Fügung kannſt Du nun mit vieler Gewißheit ſchließen, daß Du auch das drittemal Dein jetziges Ziel erreicht habeſt, und Gott Dich nun wieder in einen ganz andern Wirkungskreis verſetzen werde.

Bruder! ſagte der ſeelige, nachdem er ausgeredet hatte, Bruder! und drückte ihm voll Inbrunſt die Hände, da biſt Du auf dem rechten Wege der Philoſophie, o dabei bleibe ja beſtändig! Auf dieſen Faden war ich ſelbſt noch nicht einmal ſo gefallen. Gott wird es Dich gewiß gut gehen laſſen, und Du wirſt in Deinem Berufe gewiß viel, viel Nutzen ſtiften! Hiebei rollten ihm Thränen der Freude und Wehmuth die Wangen herab.

Nach einiger Zeit ſagte er: nun Bruder, geh' zu Bette, ich will auch ein wenig ſchlafen! — Sein Bruder mußte ſeinem Bitten nachgeben, ging zu Hauſe, und legte ſich ein paar Stunden nieder. Die noch lebende Mutter des ſeeligen, welche er in ſeinen drei Aemtern beſtändig bei ſich gehabt, und ſie immer auf das zärtlichſte geliebt hat, blieb noch einen Theil der Nacht bei ihm, und er tröſtete ſie ebenfalls über ſeinen Verluſt, und rühmte ihr vieles von ſeinem Bruder, der nun künftig ihre Stütze ſeyn, und gewiß bald und unverſehens eine gute Verſorgung erhalten würde: auch wiederhohlte er ihr die Worte deſſelben, worüber er ſich kurz vorher ſo gefreuet hatte.

Bald nachher erheiterte ſich auf einmal ſeine ganze Miene. Ei wie ſchön! ſagte er lächelnd, o das iſt was Herrliches! ſolch einen Geſang habe ich noch nie gehört! wenn doch das mein Bruder hören könnte! —

Er ſchlummerte ein wenig. — Den Montag Morgen kam ſein Bruder zu ihm, und fand ihn im Bette aufgerichtet ſitzen, und eine Taſſe Kaffee trinken, worinn er Zwieback tunkte und aß. Gott ſey Dank, rief ſein Bruder, daß ich Dich beſſer finde! Ja, antwortete er, mir iſt beſſer! und als der Arzt kam, fragte er ihn, ob er wohl etwas Wein trinken dürfte, und wie viele Gläſer? zugleich bat er ſeinen Bruder, ihm etwas Wein zu verſchaffen: dieſer eilte, um ſelbſt den allerbeſten zu hohlen. Man gab ihm erſt einen Löffel voll zu koſten; allein er wiederte ihn auf der Zunge, und er konnte keinen Tropfen davon trinken.

Der Arzt zog darauf den Bruder bei Seite, und ſagte ihm, daß nun eben, da ſich der Kranke ſo augenſcheinlich erhohlt zu haben ſchiene, gar keine Hoffnung mehr übrig, und der kalte Brand in den Eingeweiden ſey. Dieſer faßte ſich nun ſo viel wie möglich, um die Beklemmung ſeines Herzens nicht merken zu laſſen, und blieb bei dem Bette ſeines ſterbenden Bruders, deſſen ſchon kalt werdende Hand er in der ſeinigen noch zu erwärmen ſuchte.

Nun beklagte er ſich ſtark über Froſt an den Füſſen. Sein Bruder rieb ſie ihm eine Weile, aber ſie erkälteten ihm zwiſchen den Händen. Der Kranke bat darauf ſeinen Bruder, ihn aufzuheben, dieſer konnte es aber nicht allein mehr, und ſagte: Du biſt mir zu ſchwer, Bruder, ich muß jemanden zu Hülfe rufen. Worauf er antwortete: **bald werde ich noch ſchwerer werden.**

Gegen zehn Uhr hörte er auf zu ſprechen, drückte aber immer noch ſeines Bruders Hand, und ſahe ihn heiter und lächelnd an. Machte auch Bewegungen mit dem Haupte, als ob er andächtig im Gebete mit Gott redete. Als ſein Bruder ihn einmal verließ, ſah er ſich etwas unwillig nach ihm um, und ſchien beruhigt zu ſeyn, da er wieder kam.

Kurz vor zwölf Uhr ſtreckte er noch einmal ſeine Hand aus, reichte ſie ſeinem Bruder, drückte ihm die ſeinige zum letztenmale, und ſagte ihm mit ſeinem ſterbenden Blicke Lebewohl. Darauf zog er die Füße nach ſich, das Deckbette feſt über ſich, und ſagte auf einmal, nachdem er ſchon ſeit zwei Stunden nicht mehr geſprochen hatte, wie vom entſetzlichſten Froſt erſchüttert: **Hu, wie kalt!** Alsdann zeigte er mit der Hand und mit einem bedeutenden Nicken erſtlich auf die Hüfte, dann auf die Seite, dann etwas höher, als ob er bezeichnen wollte, wie der Tod allmälig heraufrükte. Und endlich fuhr er mit heftiger Gewalt mit der Hand aufs Herz, und verſchied ohne weitere Zuckung, um zwölf Uhr, ſanft und mit lächelnder Miene.

VI.

Erinnerungen

aus den früheſten Jahren der Kindheit.

Die allererſten Eindrücke, welche wir in unſrer früheſten Kindheit bekommen, ſind gewiß nicht ſo unwichtig, daß ſie nicht vorzüglich bemerkt zu werden verdienten. Dieſe Eindrücke machen doch gewiſſermaßen die Grundlage aller folgenden aus; ſie miſchen ſich oft unmerklich unter unſre übrigen Ideen, und geben denſelben eine Richtung, die ſie ſonſt vielleicht nicht würden genommen haben.

Wenn die Ideen der Kindheit bei mir erwachen, ſo iſt es mir oft, als ob ich über die kurze Spanne meines Daſeyns zurückſchauen könnte, und als ob ich nahe dabei wäre, einen Vorhang aufzuziehn, der vor meinen Augen hängt. Daher iſt es auch ſeit mehrern Jahren oftmals die Beſchäftigung meiner einſamen Stunden geweſen, dieſe Erinnerungen in meine Seele zurückzurufen.

Freilich merke ich es deutlich, daß dieſes oft nur Erinnerungen von Erinnerungen ſind. Eine ganz erloſchne Idee war einſt im Traume wieder erwacht, und ich erinnere mich nun des Traumes, und mittelbar durch denſelben erſt jener wirklichen

Vorſtellungen wieder. Auf die Art weiß ich es, wie meine Mutter mich einſt im Sturm und Regen, in ihren Mantel gehüllt, auf dem Arme trug, und ich mich an ſie anſchloß, und ich kann die wunderbar angenehme Empfindung nicht beſchreiben, welche mir dieſe Erinnerung gewährt.

Im meinem dritten Jahre zog meine Mutter mit mir aus meiner Geburtsſtadt weg, die ich ſeitdem nicht wieder geſehen habe. Ich erinnere mich aber demohngeachtet noch einiger Gegenſtände, die dort einen vorzüglichen Eindruck auf mich machten. Einer dunkeln tiefen Stube bei unſerm Nachbar, den wir des Abends zuweilen zu beſuchen pflegten. Der kleinen Schiffe, welche auf der Weſer fuhren, und wo ich einige Weiber am Rande ſitzen ſahe. Eines Brunnens nicht weit von unſerm Hauſe, deſſen Bild mir immer auf eine ganz eigne Art im Gedächtniß geſchwebt hat, und wobei es mir noch jetzt in dieſen Augenblick iſt, als ob ich wehmüthig in eine dunkle Ferne blickte.

Sollten vielleicht gar die Kindheitsideen das feine unmerkliche Band ſeyn, welches unſern gegenwärtigen Zuſtand an den vergangnen knüpft, wenn anders dasjenige, was jetzt unſer Ich ausmacht, ſchon einmal, in andern Verhältniſſen, da war? Unzähligemale weiß ich ſchon, daß ich mich bei irgend einer Kleinigkeit an etwas erinnert habe, und ich wußte ſelbſt nicht recht an was. Es war etwas, das ich nur im Ganzen umfaßte, was irgend eine dunkle entfernte Aehnlichkeit mit meinem gegenwärtigen Zuſtande gehabt haben muß, ohne daß ich mir dieſelbe deutlich entwickeln konnte.

Auch erinnere ich mich von meiner Geburtsſtadt noch eines dunkeln Gewölbes, wo man, glaub' ich, durch ein Gitter, die Särger ſtehn ſahe; eines **ſchwarzen** Schranks, welches in einem der benachbarten Häuſer auf dem Flur ſtand, und mir ſo ungeheuer groß vorkam, daß ich glaubte, es müßten nothwendig Menſchen darinn wohnen; unſrer Wirthin einer böſen harten Frau, in einem **grauen** Kamiſohle, und ihres Mannes im **grünen** Rocke; der **gelben** Thüre in unſrer Stube; der Treppe, worauf ich oft ſaß, und auf und niederkletterte; eines Mangelholzes, womit ich ſpielte; überhaupt aber mehr der **Farben**, als der Geſtalten der Dinge.

Ein Umſtand iſt mir noch insbeſondre gegenwärtig. Meine beiden Stiefbrüder ſaßen auf einer ſteinernen Bank, vor einem Hauſe, welches dem unſrigen gerade gegenüber ſtand, und das **Klingenbergſche** hieß, wie ich mich noch von der Zeit an zu erinnern ſcheine, weil ich nachher von dieſem Hauſe nicht wieder reden hörte. Ich lief quer über die Straße von unſerm zu jenem Hauſe hin und wieder. Ein anſehnlicher Mann kam in der Mitte der Straße dahergegangen, und ich rannte ihm gerade auf den Leib. Nun weiß ich noch ganz genau, wie ich gegen dieſen Mann anfing mit beiden Händen auszuſchlagen, weil ich glaubte, er habe mir Unrecht gethan, da ich doch im Grunde der beleidigende Theil war.

Nicht weit von uns gegenüber wohnte der Garniſonprediger, in deſſen Garten meine Brüder oft mit mir ſpatzieren gingen. Von dieſem Garten kann ich mich weiter nichts, als der grünen Weinranken an den Seiten erinnern. — Die Eindrücke **großer ſichtbarer Gegenſtände**, als der Thürme, Kirchen, des Umfanges der Häuſer, u. ſ. w. ſind von dieſen Zeiten her gänzlich aus meinem Gedächtniß verwiſcht, und haben nicht die mindeſte Spur zurückgelaſſen, nur das ſcheinet mir noch ſehr klar zu ſeyn, daß unſre Hausthüre weit **größer** war, als die des gegenüberſtehenden Hauſes.

In der kindiſchen Einbildungskraft ſtellen ſich die kleinen Gegenſtände viel größer dar, als ſie ſind, und die großen faßt ſie nicht.

Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit von mehrern Perſonen nebeneinander geſtellt, würden vielleicht erweiſen,

ſen, wie ſich die Ideen zuerſt von der Farbe, dann von der Geſtalt, dann von der verhältnißmäßigen Größe der Gegenſtände, nach und nach in der Seele fixirt haben. Und könnte man nicht auf die Weiſe vielleicht dem geheimen Gange nachſpüren, wie das wunderbare Gewebe unſrer Gedanken entſtanden iſt, und mit der Zeit die erſten Grundfäden deſſelben auffinden?

Den erſten ſtarken und bleibenden Eindruck auf mich machte die freie offne Natur, als meine Mutter, während des ſiebenjährigen Krieges, da ich beinahe drei Jahr alt ſeyn mochte, aus der Stadt aufs Land zog. Ich weiß noch, wie ich, in ihren Mantel gehüllt, mit ihr auf dem Wagen ſaß, und gewiß glaubte, daß Bäume und Hecken vor uns vorbei flögen, ſo wie der Wagen fortfuhr. Auch erinnere ich mich noch, wie wir über eine grüne Wieſe fuhren, worauf ſich oft Waſſer von Regen geſammlet haben mochte, daß mir damals wie lauter große Seen vorkam; und wie meine Brüder in rothen Röcken neben dem Wagen hergingen, die ich zu meiner Verwundrung bald erſcheinen, bald wieder verſchwinden ſahe.

Von dieſer Zeit an ſcheinet mir mein gegenwärtiges Daſeyn erſt recht ſeinen Anfang genommen zu haben. Der vorige Theil meines Lebens kömmt mir wie **abgeriſſen** vor. Mit vieler Mühe kann ich ihn nur an mein eigentliches Daſeyn anknüpfen, und die Erinnerungen aus demſelben ſcheinen mir alle nur Erinnerungen von Erinnerungen zu ſeyn. Vom dritten Jahre an aber ſchweben mir die Ereigniſſe meiner Kindheit größtentheils noch ſehr lebhaft im Gedächtniß.

M.

VII.

Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorher zu ſehen?

Ich meines Theils zweifle ſehr daran, vielleicht deswegen, weil ich es, in ſo mancherlei Rückſicht, nicht wünſche. Allein es kömmt freilich hiebei auf Thatſachen an. Und wer weiß, ob es nicht, bisher noch unbekannte und **ungenutzte** Seelenfähigkeiten geben mag; die eben dadurch ihre allgemeine Wirkſamkeit verloren haben, weil ſie zu **wenig gebraucht** worden ſind; ſo wie unſre linke Hand am Körper, bloß wegen Mangel des Gebrauchs, ſchwächer und unbehülflicher iſt, als die rechte. In dieſer **unpartheiiſchen** Rückſicht alſo ſollen mir wirkliche Fakta ſehr willkommen ſeyn, welche ein ſolches Vorherſehungsvermögen der Seelen zu beweiſen

weiſen ſcheinen, wozu auch folgender Aufſatz gehört, der mir von dem **Herrn D. Knape** gütigſt mitgetheilt iſt.

Berlin den 27ſten Oktober 1785.

Sie wünſchen alſo, daß ich Ihnen dasjenige ſchriftlich mittheilen ſoll, was ich Ihnen neulich als einen Beweiß von dem Vorherſehungsvermögen der Seele mündlich erzählt habe. Da meine Erfahrungen auf Träumen beruhen, ſo muß ich freilich wohl befürchten, daß manche mich für einen phantaſtiſchen Träumer halten werden; allein wenn ich zu der Erreichung Ihres allerdings ſehr nützlichen Endzwecks etwas beitragen kann, ſo liegt nichts daran, man denke, was man wolle! Genug, ich bin Bürge für die Wahrheit und Zuverläſſigkeit desjenigen, was ich Ihnen ſogleich umſtändlicher erzählen will.

Im Jahre 1768, als ich in der hieſigen Hofapotheke die Apothekerkunſt erlernte, hatte ich in der 72ſten Ziehung der Königl. Preuß. Zahlenlotterie, die am 30ſten May deſſelben Jahres geſchahe, auf die Zahlen 22 und 60 geſetzet.

In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte mir, daß des Mittags gegen zwölf Uhr, als zu welcher Zeit gewöhnlich die Lotterie gezogen zu werden pflegt, der Hofapotheker zu mir herunter ſchickte, und mir ſagen ließ, daß ich zu ihm herauſkomaufkommen ſollte; als ich heraufkam, ſagte er zu mir, ich ſollte ſogleich jenſeits des Schloſſes zu dem Auktionskommiſſarius Herrn Mylius hingehen, und ihn fragen, ob er die ihm kommittirten Bücher in der Auktion erſtanden habe? ſollte aber ja bald wieder kommen, weil er auf die Antwort warte.

Das iſt vortreflich, dacht' ich bei mir ſelbſt, jetzt wird gerade die Lotterie gezogen, da will ich ſogleich, ſobald ich meinen Auftrag ausgerichtet habe, geſchwind nach dem Generallotterieamte hinlaufen und ſehn, ob meine Nummern herauskommen *), wenn ich nur hurtig zugehe, ſo komme ich doch noch früh genug wieder zu Hauſe.

Ich ging alſo ſogleich meinem erhaltnen Befehl zufolge zu dem Auktionskommiſſarius Herrn Mylius, beſtellete meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich eiligſt nach dem Generallotterieamte an der Jägerbrücke. Ich fand hier die gewöhnliche Zurüſtung, und eine anſehnliche Menge Zuſchauer. Man hatte ſchon angefangen die Nummern in das Glücksrad hineinzuzählen, und in dem Augenblick, als ich ankam, wurde Nummer 60 vorgezeiget und ausgerufen. O, dacht' ich, das iſt eine gute Vorbedeutung, daß gerade eine von

---

*) Die Lotterie wurde damals auf öffentlicher Straße, vor dem Generallotterieamte gezogen.

von meinen Nummern ausgerufen wird, indem ich dazu komme.

Da ich nicht lange Zeit hatte, ſo wünſchte ich nun nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen, der noch übrigen Nummern, ſoviel als möglich eilen möchte. Sie wurden endlich alle hereingezählet, und nun ſahe ich dem Waiſenknaben die Augen verbinden, und nachher auf die gewöhnliche Art die Nummern ziehen.

Als die erſte gezogene Zahl vorgezeiget und ausgerufen wurde, ſo war es Nummer 22. Schon wieder eine gute Vorbedeutung, dacht' ich; nun wird 60 gewiß auch herauskommen! Es wurde die zweite Nummer gezogen, vorgezeiget und ausgerufen, und ſiehe da! es war Nummer 60.

Nun mögen ſie meinetwegen ziehen was ſie wollen, ſagte ich zu jemand, der neben mir ſtand, meine Nummern ſind heraus, ich habe nicht länger Zeit, indem drehete ich mich um, und lief ſpornſtreichs zu Hauſe. —

Hier erwachte ich, und war mir meines Traums ſo deutlich bewußt, als ich ihn jetzt erzählt habe. Wäre mir nicht der ſo ſehr natürliche Zuſammenhang und die ganz beſondere Deutlichkeit auffallend geweſen, ſo würde ich ihn für nichts anders als einen Traum im gewöhnlichen Verſtande gehalten haben: dieſe aber machten mich aufmerkſam, und reitzten meine Neugierde ſo ſehr, daß ich kaum den Mittag erwarten konnte.

Endlich ſchlug es Eilf, aber noch war kein Anſchein zur Erfüllung meines Traumes. Es ſchlug ein Viertel, es ſchlug halb Zwölf, und auch noch jetzt war keine Wahrſcheinlichkeit dazu vorhanden. Schon hatte ich alle Hofnung aufgegeben, als unvermuthet einer von den Arbeitsleuten zu mir kam, und mir ſagte, ich ſollte ſogleich zu dem Herrn Hofapotheker heraufkommen.

Ich ging voller Erwartung herauf, und hörte von ihm mit der größten Verwunderung, daß ich ſogleich zu dem Auktionskommiſſarius Herrn Mylius jenſeits des Schloſſes hingehen und ihn fragen ſollte, ob er die ihm kommittirten Bücher in der Auktion erſtanden habe? zugleich ſagte er mir aber auch dabei, ich ſollte ja bald wiederkommen, weil er auf die Antwort warte.

Wer war wohl geſchwinder als ich? Ich ging eiligſt zu dem Auktionskommiſſarius Herrn Mylius, beſtellete meinen Auftrag, und nach erhaltener Antwort lief ich, ſo geſchwind ich konnte, nach dem Generallotterieamte an der Jägerbrücke. Und voller Erſtaunen ſahe ich, daß Nummer 60 in dem

Augenblick als ich herankam, vorgezeigt und ausgerufen wurde.

Da mein Traum bis jetzt ſo pünktlich eingetroffen war, ſo wollte ich doch nun auch gerne das Ende abwarten, ſo wenig ich auch Zeit dazu hatte, ich wünſchte daher nichts mehr, als daß man mit dem Hereinzählen der Nummern eilen möchte. Endlich wurde man damit fertig, Es wurden dem Waiſenknaben, wie gewöhnlich, die Augen verbunden, und nun kann man ſich leicht die Begierde vorſtellen, mit welcher ich die letzte Erfüllung meines Traumes erwartete.

Die erſte Nummer wurde endlich gezogen und ausgerufen, und ſiehe da! es war — Nummer 22. Es wurde die zweite gezogen, und auch dieſe war, ſo wie mir geträumt hatte, Nummer 60.

Jetzt fiel's mir ein, daß ich mich ſchon länger verweilet hatte, als es mir mein Auftrag erlaubte, ich bat alſo die mir im Gedränge zunächſtſtehenden, mich durch zu laſſen. Ei, antwortete mir einer, wollen Sie nicht warten bis die Nummern alle heraus ſind? nein, ſagte ich, ich habe nicht länger Zeit, meine Nummern ſind heraus, und nun mögen ſie meinetwegen ziehn was ſie wollen, indem wandte ich mich um, drängte mich durch und lief eiligſt und freudig zu Hauſe, und ſo wurde mein ganzer Traum nicht nur dem weſentlichen Verlauf, ſondern ſogar den Worten nach erfüllet.

Vielleicht iſt's Ihnen nicht unangenehm, wenn ich Ihnen noch ein paar Erfahrungen von ähnlichem Inhalte erzähle.

Am 18ten Auguſt 1776 träumte mir gegen Morgen, als wäre ich in der Gegend am Schleſiſchen Thore ſpatzieren gegangen, und wollte von da quer über das hier befindliche Feld durch die Rieckedorfer- oder Dresdenerſtraße zu Hauſe gehen.

Ich fand das Feld voller Stoppeln, und es ſchien, als wenn das Korn, was hier geſtanden hatte, nicht längſt abgemähet und eingeerndtet war*). Als ich in die Rieckedorferſtraße hereinkam, ſo ward ich gewahr, daß ſich vor einem der erſten Häuſer einige Menſchen verſammelt hatten, die nach dem Hauſe hinſahen. Ich vermuthete alſo, daß in oder vor dem Hauſe irgend eine Neuigkeit vorgefallen ſeyn würde, und aus dieſer Urſache frug ich, als ich herankam, den erſten, der mir aufſtieß, was giebts denn hier? I, antwortete er ganz gleichgültig, die Lotterie iſt gezogen, ſo! ſagte ich, iſt ſie ſchon gezogen? was ſind denn für Nummern heraus? I, gab er zur Antwort, da ſtehn ſie, und zugleich zeigte er mit dem Finger nach der Thüre eines im Hauſe befindlichen Kramladens, den ich jetzt zuerſt gewahr wurde.

---

*) Dies verhielt ſich wirklich ſo, ob ich es gleich nicht vorher geſehen hatte.

Ich ſahe die Thüre an und fand, daß die Nummern mit Kreide an einer ſchwarzen Leiſte der Thüre angeſchrieben waren, ſo wie es wirklich nicht ſelten zu geſchehen pflegt *).

Zu meinem größten Verdruß ward ich aber gewahr, daß nur eine einzige Nummer von denen, die ich geſetzt hatte, heraus war: ich überſahe die Nummern noch einmal, um ſie nicht zu vergeſſen, und ging darauf verdrießlich nach Hauſe. Ehe ich aber noch zu Hauſe kam, erwachte ich. —

Ich ward, als ich erwachte, durch ein zufälliges Geräuſch verhindert, mich meines Traums ſogleich zu erinnern, kurz nachher aber fiel er mir wieder bei, und nachdem ich etwas nachgedacht hatte, erinnerte ich mich deſſen zwar ſo deutlich, als ich ihn jetzt erzählt habe, jedoch fiel es mir ſchwer, mich auf alle fünf Nummern ganz genau zu beſinnen.

Daß

---

*) Um zu wiſſen, ob ſich wirklich am Anfange der Riecksdorferſtraße ein Kramladen nebſt einer Lotterieeinnahme befindet, ſo habe ich mir den Weg dahin nicht verdrießen laſſen, und gefunden, daß ſich beides in der That ſo verhält.

Daß Nummer 42 die erſte, und Nummer 21 die zweite von den Nummern war, die ich angeſchrieben geſehen hatte, dieß wußte ich mich ganz gewiß zu erinnern, daß die dritte, die hierauf folgte, eine 6 geweſen war, dieß wußte ich auch noch ganz gewiß, nur wußte ich nicht zuverläßig, ob die Null, die ich in dieſer Gegend geſehen hatte, zur 6 oder zu der darauf folgenden Nummer 4 gehörte, die ich mich auch noch ſehr deutlich geſehen zu haben erinnerte, und da ich dies nicht gewiß wußte, ſo konnte es ſowohl 6 und 4 allein, als auch 60 und 40 geweſen ſeyn.

Auf die fünfte Nummer konnte ich mich am allerwenigſten mit Zuverläſſigkeit beſinnnen, ſo viel wußte ich zwar gewiß, daß es eine aus den funfzigern geweſen war, welche aber, konnte ich nicht mit Gewißheit beſtimmen. Nummer 21 hatte ich wirklich ſchon geſetzt, und dieß war diejenige, die, meinem Traume nach, von meinen Nummern herausgekommen ſeyn ſollte.

So merkwürdig mir auch übrigens mein Traum zu ſeyn ſchien, ſo machte mich doch dies mißtrauiſch, daß ich mich nicht ganz deutlich auf alle fünf Nummern beſinnen konnte. Ob ich gleich ganz gewiß wußte, daß unter den ſechzehn angeführten Nummern, nämlich den zehn Funfzigern und den ſechs vorher genannten, alle fünfe waren, die ich im Traume geſehen hatte, und obgleich noch Zeit genug zum Einſetzen war, ſo wollte es mich doch, des beträchtlichen Einſatzes halber, nicht behagen, ſechzehn Nummern miteinander verbunden zu ſetzen: ich ließ es alſo bei einigen Amben und Ternen bewenden, und hatte noch dazu, wie der Erfolg lehrte, den Verdruß, eine ſchlechte Verbindung der Zahlen gewählt zu haben.

Am dritten Tage nachher, den 21ſten Auguſt 1776, ward die Lotterie gezogen, es war die 215te Ziehung, und es kamen richtig alle fünf Nummern heraus, die ich im Traume geſehen hatte, nämlich 60. 4. 21. 52. 42., und nun erinnerte ich mich auch ganz deutlich, daß Nummer 52 die fünfte von denjenigen war, die ich im Traume geſehen hatte, und auf die ich mich bisher nicht mit zuverläſſiger Gewißheit beſinnen konnte.

Statt einigen tauſend Thalern, die ich hätte gewinnen können, mußte ich mich jetzt mit einigen zwanzigen abſpeiſen laſſen.

Nun alſo noch die dritte und vorjeßt letzte Erfahrung.

Am 21ſten September 1777 träumte mir, daß mich ein guter Freund beſuchte, und nachdem das Geſpräch auf die Lotterie gekommen war, aus meinem kleinen Glücksrade, welches ich damals hatte, Nummern zu ziehn verlangte.

Er zog verſchiedene, in der Abſicht, ſie zu beſetzen. Als er aufgehöret hatte zu ziehn, ſo nahm ich alle Nummern aus dem Glücksrade heraus, legte ſie vor mir auf dem Tiſch hin, und ſagte zu ihm, die Nummer, die ich jetzt greifen werde, kömmt in der künftigen Ziehung ganz gewiß heraus: indem griff ich unter den ganzen Haufen eine Nummer heraus, wickelte ſie auseinander und beſahe ſie: es war Nummer 25 ſehr deutlich. Ich wollte ſie wieder zuſammen wickeln und in die Kapſel ſtecken, aber in dem Augenblick erwachte ich.

Da ich mir meines Traumes ſo deutlich bewußt war, als ich ihn jetzt erzählt habe, ſo hatte ich viel Zutrauen zu dieſer Nummer, und beſetzte ſie daher auch ſo, daß ich mit dem Gewinnſt zufrieden geweſen ſeyn würde: aber zwei Stunden zuvor, ehe die Lotterie gezogen wurde, erhielt ich von dem Lotterieeinnehmer meinen Einſatz zurück, mit der Nachricht, daß meine Nummer gänzlich geſtrichen ſey. Die Lotterie wurde am 24ſten September gezogen, und meine Nummer kam richtig heraus *).

Ob ich gleich ſehr gerne zugebe und ſehr wohl weiß, daß viele, und vielleicht die mehreſten Träume, aus ſolchen Urſachen entſtehen, die bloß im Kör-

---

*) Es war die 234ſte Ziehung.

Körper gegründet ſind, und daher auch von keiner weitern Bedeutung ſeyn können; ſo glaube ich doch aus vielfältiger Erfahrung hinreichend überzeugt zu ſeyn, daß es nicht ſelten Träume giebt, an deren Entſtehung und Daſeyn der Körper, als Körper, keinen Theil hat, und zu dieſen gehören, wie ich glaube, die drei angeführten Beiſpiele.

Ich denke nicht, daß der Inhalt dieſer Träume jemanden zu irgend einer ſchiefen Beurtheilung Gelegenheit geben ſollte, denn ſonſt hätte ich eben ſo gut andere wählen können, aber gerade des ähnlichen Inhalts wegen habe ich ſie zuſammengeſtellt *).

Chriſtoph Knape,
der Weltweisheit, Arzneiwiſſenſchaft und
Wundarzneikunſt Doktor.

Mir ſcheinen dieſe Träume auch aus dem Grunde zum Beweiſe des Vorherſehungsvermögens am beſten gewählt zu ſeyn, weil die Vorherſehung gerade eines der allerzufälligſten Dinge, das Herauskommen einer Zahl in der Lotterie, betrift.

M.

* * *

Berlin den 5ten November 1782.

So wollen Sie denn noch immer im Ernſte, daß ich Ihnen den Traum meiner Kindheit, den ich Ihnen bei unſerer letzten Zuſammenkunft, als ſich die Unterredung auf das Vorherſehungsvermögen der Seele gelenkt hatte, erzählte, jetzt ſchriftlich aufſetzen ſoll? Gut, ich gehorche. Aber ich bleibe dabei — dieſer Traum war ſicher nichts weiter, als ein Spiel meiner im Schlaf geſchäftigen Seele! daß gerade damals eine wirkliche Begebenheit vorfiel, die mit der geträumten völlige Aehnlichkeit hatte, war — Zufall *).

Sprechen wir nicht ſogar wachend öfters von einem Dritten? ſagen wir da nicht, wenn ſich irgend etwa ein Geräuſch an unſerer Thüre hören läßt, im vollen Spaß: da wird er kommen, weil wir's vielleicht wünſchen, daß dies geſchehe; und — ſiehe! der tritt herein, von dem wir im Ernſt es gar nicht vermuthet hatten, daß er hereintreten würde. Wem iſt es noch zur Zeit eingefallen, daraus ein Vorherſehungsvermögen unſerer Seele herzuleiten?

Der

---

*) Für jetzt bin ich auch noch dieſer Meinung, glaube aber, daß mehrere Fakta, die das Gegentheil zu beweiſen ſcheinen, doch in Erwägung zu ziehen ſind.
M.

Der Traum.

Ich hatte einen Oheim, meiner Mutter Bruder, einen Prediger auf dem Lande, nicht weit von Halle. Zwei Jahre lang, nach dem frühzeitigen Tode meines Vaters, war er mir ein anderer Vater geweſen. Er ſorgte für mich; er liebte mich; alle Stunden, die er etwa von Amts oder anderen Geſchäften und Zerſtreuungen übrig hatte, widmete er meiner Bildung. Meine ganze kindliche Liebe, Zärtlichkeit und Verehrung mußte ihm ja wohl gehören!

In meinem zehnten Jahre kam ich von ihm in's Waiſenhaus nach Halle. Hier nun träumt' ich einſtens, wie Diebe das Haus meines geliebten Oheims beſtöhlen; ich ſahe ſie einbrechen, ſahe ſie dieſer, ſahe ſie jener Sache ſich bemächtigen. Ich bemerkte das alles ſo deutlich, als ſäh' ich's am lichten Tage mit offenem Auge. Ich war voller Angſt und nicht geringer Beſorgniß, ſelbſt für das Leben meines Oheims. Ich erwachte und ängſtigte mich immerfort, bis ich mit meinen andern Mitſchülern um die gewöhnliche Zeit aufſtand.

Ich erzählte ſogleich meinen Traum. Wir gingen nachher zuſammen in die Unterrichtsſtunden, und noch denſelben Vormittag ward ich herausgerufen. Ein Fremder, hieß es, wolle mich ſprechen. Siehe da, es war mein Oheim. Ich lief ihm entgegen, ich küßte ihm die Hand, und ohne etwas weiters zu ſagen, erzählt' ich den böſen Traum.

Es läßt ſich vermuthen, daß ihn meine Erzählung befremdete. Er befahl mir, nochmals alles zu erzählen, und verſicherte mich endlich, gerade ſo habe es ſich verwichene Nacht in ſeinem Hauſe begeben. Meine Erzählung traf faſt in allem zu. Ich hatte den Ort des Einbruchs genannt, ich hatte bezeichnet, wo die Diebe zuerſt geraubt, wo weiter, verſchiedenes, was ſie genommen. Sie hatten ihm unter andern alle Kleider entwendet, nur einen alten abgetragnen Rock ausgenommen, welcher nicht mit im Kleiderſchranke gehangen. In dieſem hatte er ſich genöthigt geſehen, gleich nach Entdeckung des Diebſtahls nach der Stadt zu reiten, um für neue Kleider zu ſorgen; und hier beſuchte er mich. So weit mein Traum.

Jetzt aber denke ich ihnen noch etwas zu erzählen, was vielleicht beträchtlicher ſeyn dürfte, wenigſtens iſt es das in meinen Augen. Suchen Sie es alſo, wenn Sie's für gut finden ſollten, meiner Erzählung in Ihrem Magazine eine Stelle einzuräumen, unter eine Ihnen beliebige Rubrik zu bringen.

K. H. Jördens,
Lehrer am Schindleriſchen Waiſenhauſe
in Berlin.

VIII.

VIII.

Verſchiedenheit unſerer Empfindungen bei der Vorſtellung vom Tode.

Berlin den 5ten November 1780.

Ich habe mich in den Jahren meiner erſten Jugend ſtets einer blühenden Geſundheit zu erfreuen gehabt. Ich wußte ſelbſt nichts, weder von eigentlichen Krankheiten, noch andern Unpäßlichkeiten und Schmerzen des Körpers. Aber ich konnt's auch nicht begreifen, wenn andre um und neben mir über etwas klagten, oder gar ſich ungebärdig ſtellten, wovon ich noch bisher nicht das mindeſte Gefühl gehabt hatte.

Ich konnte mich nicht enthalten, alsdann meine große Verwundrung darüber zu erkennen zu geben, oder wohl gar zuweilen in ein muthwilliges Gelächter auszubrechen, wenn ich, beſonders ältliche Perſonen, über wer weiß was alles für Stiche, Reiſſen in Gliedern, Hitze und Froſt im Körper, oder irgend einen andern Schmerz, ſich beklagen hörte.

Kurz, ich ſtand in dem Wahn, das ſei nichts wie Einbildung der Leute. An den Tod und die verſchiedenen Arten deſſelben unter den Menſchen dacht' ich entweder gar nicht, oder wenn ich ja von auſſen her daran zu denken genöthigt ward, geſchah's mit der gleichgültigſten Art von der Welt. Wohl gar die Urſach oder Beſchaffenheit der mancherlei Krankheiten und Tode, auch nur wie jeder andre Menſch, kennen zu lernen, davon war keiner entfernter als ich.

Mein leichtes Blut floß ja ſo ruhig, ſo ungehemmt in ſeinen Adern; was ſollt' ich mich um Dinge kümmern, die vielleicht meine Seele durch ein düſteres Bild, ſollt' es auch nur auf wenige Augenblicke ſeyn, umwölkt haben würden. War mir's doch, als würd' ich den Tod, wenn er ja auch mir Viſite machen wollte, durch kraftvolles Sträuben ſchon zum Weichen zwingen, und durch überlegene Stärke dies dürre Knochengeripp' übermeiſtern können.

Aber in den folgenden Jahren, wo ernſteres Nachdenken über mich ſelbſt und das, was mir als Menſchen wiederfahren konnte, an die Stelle des jugendlichen Leichtſinns zu treten anfing, hab' ich dieſen Leichtſinn empfindlich genug gebüßt.

Ich hatte mir unter andern nie eine deutliche Vorſtellung davon zu machen geſucht, was das heiſſe, **vom Schlage gerührt zu werden.** Ein plötzliches Ende des Lebens war alles, was ich mir dachte; der Schall des Worts ſchien das ſo mit ſich zu bringen. Wie plötzlich dies Ende ſei, ob etwa mit Schmerz verknüpft, oder nicht, und ſolcherlei mehr, darnach zu fragen, war mir nie eingefallen. In den folgenden Jahren nun, wie ſchon geſagt, befand ich mich einſtens in einer Geſellſchaft, wo hintereinander von mehrern Perſonen erzählt ward, die vom Schlage getroffen worden. Ich hörte dieſen Erzählungen jetzt zum erſtenmal mit mehrerer Aufmerkſamkeit zu, als bisher geſchehen war, und das Bild des Todes brachte Schrecken in mein Herz! Ich ward plötzlich unruhig: ich empfand eine gewiſſe Bangigkeit, die ich ſehnlich von mir wünſchte. Es ward ein neues Beiſpiel erzählt, und ich fühlte eine zitternde Bewegung an meinem Körper. Jede Wiederhohlung des Wortes **Schlag** vermehrte meine Unruh' und Angſt. Endlich faßte mich ein eiskalter Schauder.

Ich ſah' mich genöthigt, mir ein Glas Waſſer reichen zu laſſen und trennte mich von der Geſellſchaft. Mit ſchnellen Schritten und in entſetzlicher Unruh' ging ich nach Hauſe. Ich wollte nicht an die Todesart denken, die mich ſo mit Grauſen und Beben erfüllte, und ſie kettete ſich nur deſto feſter an meine Gedanken. Ein dunkles, aber grauenvolles und fürchterliches Bild ſchwebte in meiner geängſteten Seele. Es deutlich zu beſchreiben, würd' ich vergebens verſuchen. Es glich ohngefähr einem plötzlichen ſauſenden und gewaltſamen Zuſammenrollen, Verwirren und Wirbeln aller

Räder und Federn eines Uhrwerks, deſſen Kette jetzt, alles äußerſten Strebens, gleichſam ſich der Vernichtung zu entreißen, ohngeachtet, durch eine ſtärkere Macht zerriſſen wird, und nun auf einmal ohnmächtig ſtill ſteht.

Es kam dazu, daß ich alle Augenblicke dieſe gewaltſame Kataſtrophe an mir ſelber zu leiden befürchtete, und ſchon glaubt' ich den Anfang derſelben in meinem Kopf zu empfinden. Ich hatte den ganzen Abend keine Ruhe. Ach! und die Nacht, deren Dunkel mir gar den Anblick aller andern Gegenſtände, die mich noch etwa hätten zerſtreuen und von dem unſeeligen Bilde meines Gehirns losreißen können, entzog, ſie machte mich höchſt elend. Gegen Morgen war ich, vermuthlich vor Abmattung, in einen feſten Schlaf verſunken.

Den andern Tag war mein Zuſtand beinahe noch eben derſelbe. So wie meine Augenlieder ſich öfneten, dachte meine Seele nur an das, was ihr ſo fürchterlich war. Kurz, das dauerte ſo faſt ein ganzes Jahr, wiewol nicht mit der erſten Heftigkeit, und ſo, daß ich durch beſtimmte Arbeit und andre Zerſtreuung ganz ruhige Stunden erhielt. Doch oft auch während der Arbeit, wenigſtens auf meiner einſamen Stube, ward ich plötzlich beunruhigt, bisweilen in ſchwächerm, bisweilen in ſtärkerm Grade.

Ich ſank dann öfters ganz ermattet zurück auf die Lehne des Stuhls; es war, als ſollt' ich in den tiefſten Abgrund verſinken. Die erſte Hälfte der Nächte bracht' ich gewöhnlich in Unruh zu, bis endlich ein gütiger Schlaf meinen Plagegeiſt von mir ſcheuchte. Ich war zu gleicher Zeit nicht vermögend, meinen Zuſtand irgend jemanden zu entdecken. Ich konnte unmöglich davon reden, oder auch nur das bloße Wort **Schlag** ausſprechen.

Es traf ſich, daß einigemal in Geſellſchaft, wo ich zugegen war, davon geſprochen wurde, und mich ergrif ſogleich die quälendſte Bangigkeit. Ich entfernte mich alsbald, und gab nur zu verſtehn, man möchte meiner ſchonen, und nicht mehr davon ſprechen, doch ohne mich im geringſten weiter zu erklären.

Endlich nach Jahres Friſt wurde ich allmälig aus dieſem unſeeligen Zuſtande wieder herausgeriſſen. Noch muß ich bemerken, daß zu Anfange deſſelben überhaupt eine zu einförmige Lebensart, zu wenige Abwechslung in meinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, und Misvergnügen über mich ſelbſt, wenn ich in Kenntniſſen nicht die Fortſchritte zu machen glaubte, die ich wünſchte, ferner anhaltendes Sitzen und zu wenige Bewegung in freier Luft, meinen Geiſt trüber und finſterer, mithin für Ausartungen der Einbildungskraft empfänglicher, gemacht, in meinem Körper aber ein ſchwarzes

Blut, die Quelle ſchwarzer melancholiſcher Bilder, geſetzt hatte.

Doch kann ich verſichern, daß ich von Hypochondrie, auf die man etwa argwöhnen könnte, völlig frei geweſen. Mehrere Zerſtreuung und Aufheiterung des Geiſtes, die ich ſelbſt gefliſſentlich ſuchte, und die ſich mir glücklicherweiſe jetzt auch ungeſucht, mehr denn vorhin, darbot, ſind wohl meine ſtärkſten Heilungsmittel geweſen.

Sodann die Länge der Zeit, die öfters macht, daß wir uns an Dinge mit Gleichgültigkeit zu denken gewöhnen, die im Anfange für uns etwas Schreckliches hatten: endlich eigenes feſtes Streben, nach einiger wieder erlangter Uebermacht der vernünftigen ruhigen Betrachtung über Eindrücke der wilden Phantaſie, durch genauere Betrachtung des Phantoms, daſſelbe ſchwinden zu machen.

Jetzt kann ich ſchon ſeit geraumer Zeit nicht bloß an das, was mich vormals in meinen Gedanken ſo heftig erſchütterte, gelaſſen denken; ſondern auch, wie Sie, beſter Freund, ſehen, anſtatt ſonſt nicht einmal das Wort ausſprechen zu können, ohne die mindeſte Bewegung ſogar eine ganze Beſchreibung meines vormaligen elenden Zuſtandes machen.

K. H Jördens,
Lehrer am Schindleriſchen Waiſenhauſe
in Berlin.

• • •

Ich erinnere mich hiebei eines beinahe ähnlichen Falles aus meinem Leben. Als ich ohngefähr zehn oder eilf Jahr alt ſeyn mochte, hörte ich einmal der Erzählung von dem Todesfalle eines Mannes ſehr aufmerkſam zu, welcher ſich durch einen Fall in den Bergwerken den **Kopf zerſchmettert** hatte.

Je mehr ich hierüber nachdachte, deſto lebhafter wurde mir die Vorſtellung davon, und deſto ſchrecklicher zum erſtenmale das Bild des Todes. Die Empfindungen in der obigen Erzählung ſtimmen größtentheils mit den meinigen in dem damaligen Zuſtande meiner Seele überein: und was mir dabei am meiſten auffält, iſt, daß beinahe **einerlei** Eindrücke in das Gemüth dieſe Empfindungen verurſachten.

In meinem ſiebenten Jahre ſchien es, als ob ich die Auszehrung hätte, und jederman zweifelte an meinem Leben. Einen jeden, der mich ſahe, hörte ich, wie ich mich noch deutlich erinnere, von meinem Tode reden, und ich empfand nicht das mindeſte dabei, vielmehr kam mir die ganze Sache **lächerlich** vor.

Vor einiger Zeit hörte ich ein paar Bauren zuſammen reden, wovon der eine erzählte, wie er beim Aderlaſſen in Ohnmacht gefallen ſey. Darüber kamen ſie auf den Tod zu ſprechen, und nachdem ſie eine Weile ernſthaft davon geredet hatten, kam ihnen auf einmal die Sache ſo ſonderbar vor, daß ſie in ein lautes **Gelächter** darüber ausbrachen.

Sollte ſelbſt der Tod vielleicht wirklich auch eine **lächerliche** Seite haben? Die Vorſtellungen von demſelben mögen nach der verſchiednen Denkart und Fähigkeit der Köpfe auch erſtaunlich verſchieden ſeyn. Und es würde vielleicht nicht unnütz ſeyn, mehrere ſolcher verſchiednen Vorſtellungen nebeneinander zu ſtellen.

M.

IX.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Daß es nützlich ſey, die Sprache auch in dieſer Rückſicht zu ſtudieren, bedarf wohl keines Beweiſes, da ſie ſelbſt ein Abdruck der menſchlichen Seele iſt, von welcher ſie uns in ihren Fugen und geheimen Verbindungen ein getreues Gemälde darſtellt.

Das Studium der Sprache zu dieſem Zweck iſt ſeit einigen Jahren eine meiner vorzüglichſten Beſchäftigungen geweſen, und ich habe in meinen kleinen Schriften, die deutſche Sprache betreffend, ſchon Verſchiednes davon geäußert, worinn man aber dieſe Abſicht nicht bemerkt zu haben ſcheinet.

Ich glaube daher, daß dieſes der ſchicklichſte Ort ſey, wo ich jene Bemerkungen weiter ausführen, und das Urtheil der Wahrheitsfreunde darüber erwarten kann. Für jetzt will ich alſo zur Probe von den Reſultaten meines Nachdenkens über die Sprache einiges herausheben.

Mir ſcheinen die **unperſönlichen Zeitwörter** in jeder Sprache vorzüglich zu pſychologiſchen Bemerkungen Stoff zu geben; weil ſie die erſte Empfindung ausdrücken, nach welcher jemand irgend etwas nicht für eine **freie** Handlung, die von ihm abhängt, ſondern für etwas von dem Willen des Menſchen **unabhängiges** hält.

Nun aber liegt wohl in dem erſten Ausdruck der Empfindung zuweilen mehr Philoſophie, als in dem feinſten und kälteſten Räſonnement des gebildeten Philoſophen. In dieſem Betracht muß uns die Sprache heilig, und insbeſondre die einzelnen Wörter derſelben, in Anſehung ihrer Entſtehung, und ihres innern Gehalts, höchſt wichtig ſeyn.

Einige Philoſophen ſcheinen freilich zu viel und nicht das Rechte, andre aber auch wieder zu wenig in der Sprache zu ſuchen: im Grunde iſt ſie doch das einzige, woran wir uns halten können, um in das innre Weſen unſrer eignen Begriffe, und eben dadurch in die Kenntniß unſrer Seele tiefer einzudringen.

Doch ich wende mich wieder zu meinem Gegenſtande und betrachte die unperſönlichen Zeitwörter erſtlich überhaupt, in ſofern ſie entweder Veränderungen außer uns in der Natur, oder Empfindungen und Veränderungen in uns ſelber bezeichnen, die nicht von unſrer Willkühr abzuhängen ſcheinen.

Ihren Nahmen haben ſie natürlicher Weiſe daher erhalten, weil man ſich unter denſelben eine bloße Verändrung, ohne eine handelnde Perſon denkt, wodurch dieſe Verändrung hervorgebracht wird: ja man ſcheinet nicht einmal dabei auf eine nächſte Urſach Rückſicht zu nehmen.

Denn wenn ich z. B. ſage, **es donnert,** ſo ſtelle ich mir unter dem **es** doch eigentlich nichts weiter, als den Donner ſelber vor, und **es donnert** heißt daher nichts mehr, als **das Donnern geſchiehet, oder es ereignet ſich eine Verändrung in der Natur, die ich donnern nenne.** Da ich mir alſo das Donnern nicht als eine Handlung denke, ſo ſtelle ich mir auch kein handelndes Weſen vor, von dem es ausgeht, ſondern es geſchiehet, nach meiner Vorſtellung, gleichſam vermöge ſeiner eignen Natur; und in und durch ſich ſelber, weil ich mir keine erſte Urſach, oder keinen erſten Anſtoß irgend eines freien und handelnden Weſens bei dieſer Naturveränderung denke.

Ich höre wohl, daß es donnert, aber wer oder was das Donnern aus **eigner Kraft** hervorbringt, weiß ich nicht: denn bis auf die erſte wirkende Urſach deſſelben kann ich nicht zurückgehn, und die Gewitterwolken, als die nähere Urſach, kann ich mir unmöglich als handelnde Weſen denken, drum ſage ich nie, im eigentlichen Verſtande: **der Himmel donnert** oder **die Wolken donnern**, ſondern, **es donnert.**

Woher mag es aber kommen, daß es der unperſönlichen Zeitwörter in der Sprache verhältnißmäßig nur ſo wenige giebt, da wir uns doch bei ſo vielen tauſend Veränderungen und Erſcheinungen in uns und um uns her keiner handelnden Perſon bewußt ſind, welche dieſelben hervorbringt? Man ſollte denken, daß die meiſten Zeitwörter eigentlich unperſönliche ſeyn müßten: allein weil bei uns jede Vorſtellung äußerer Gegenſtände erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber oder von unſerm Ich gleichſam durchgehn muß; und wir daher als lebende und denkende Weſen der lebloſen Natur ſo gern unſer Bild eindrücken; ſo iſt es kein Wunder, wenn wir uns dasjenige, was eigentlich bloße Veränderungen und Erſcheinungen ſind, als Handlungen,

gen, und die nächſte in die Augen fallende Urſach dieſer Veränderungen, als handelnde Weſen denken, und alſo z. B. ſagen: **die Bäume tragen Früchte**, anſtatt **die Früchte entſtehen auf den Bäumen**, oder **es fruchtet auf den Bäumen.**

Nur im höchſten Nothfalle bedient ſich die Sprache der unperſönlichen Zeitwörter, wenn uns nehmlich z. B. ſelbſt die nächſte Urſach einer Veränderung oder Erſcheinung in der Natur nicht einmal bekannt iſt, wie bei den Erſcheinungen, die man Geiſtern zuſchreibt, wo man z. B. ſagt: **es wandelt, es geht um,** u. ſ. w. und auf die Weiſe durch das unperſönliche **es** das **unbekannte etwas** bezeichnet, welches vor uns in Dunkelheit gehüllt iſt.

So ſagen wir auch, **es iſt helle, es iſt dunkel, es iſt kalt, es iſt warm,** u. ſ. w. und befeſtigen unſre Vorſtellungen von **helle, dunkel, kalt,** und **warm** an dem unperſönlichen **es**, weil wir ſonſt nichts haben, woran wir ſie befeſtigen könnten. Als man die Kälte zuerſt empfand, war vermuthlich nur ein einzelner Laut, wie z. B. **kalt**, dasjenige, womit man ſie zuerſt bezeichnete. Da man aber nachher von der Kälte **reden** wollte, ſo machte das Bedürfniß die Wirklichkeit der Kälte anzuzeigen, daß man das Wort **iſt** hinzufügte. Weil man nun die Kälte ſelbſt nicht ſah und nicht hörte, ſondern nur empfand, ſo betrachtete man ſie als eine Eigenſchaft, welche man irgend einem andern Weſen zuſchreiben müſſe, und da man ein ſolches nicht fand, ſo ſetzte man an die Stelle deſſelben das unperſönliche es, worunter man ſich aber auch im Grunde weiter nichts, als die Kälte ſelber dachte.

Was nun von den unperſönlichen Zeitwörtern gilt, welche eine Veränderung oder Erſcheinung **außer uns** in der Natur anzeigen, das gilt zum Theil auch von denen, welche Veränderungen und Erſcheinungen **in uns** ſelber, entweder im Körper oder in der Seele, die nicht von unſerm Willen abhängig ſind, bezeichnen, und dieſe verdienen freilich in pſychologiſcher Rückſicht, die meiſte Aufmerkſamkeit. — Wie fein iſt z. B. die Grenzlinie zwiſchen den Ausdrücken **es ſcheinet mir, es däucht mir, es kömmt mir ſo vor**, u. ſ. w. und dem Ausdruck **ich glaube**, wo der Wille unſrer vorher ſchwankenden Meinung gleichſam noch den Ausſchlag giebt, ſo, daß **glauben** etwas gewiſſermaßen von unſrer Willkühr **abhängiges, ſcheinen, däuchten,** und **vorkommen** aber etwas von ihr **unabhängiges** zu ſeyn ſcheint. —

So ſagen wir auch nicht ohne Grund **es ſchläfert mich**, aber nicht **es ſchläft mich**, ſondern **ich ſchlafe**, und betrachten das Schlafen als etwas, das von uns abhängt, das Schläfern hingegen, als etwas, wovon wir abhängen: denn wenn wir gleich nicht wider Willen ſchlafen werden, ſo kann es uns doch wider Willen ſchläfern. Auch können wir wohl ſagen, **ich will ſchlafen**, aber niemals, **ich will ſchläfern.**

Wenn wir aber nun ſagen, **es frieret mich, es hungert mich, es dürſtet mich, es ſchläfert mich** u. ſ. w., ſo denken wir uns unter dem **es** eigentlich weiter nichts, als das Frieren, Hungern, Dürſten, und Schläfern ſelber. Allein dieſes ſcheinet nicht bei den unperſönlichen Zeitwörtern einzutreffen, welche von uns unabhängige Verändrungen in unſrer Seele anzeigen: wir ſagen z. B. **es freuet mich, es wundert mich, es gereuet mich, es ſchmerzt mich, es verdrießt mich**, und wir denken uns unter dem **es** nicht nur das **freuen, wundern, gereuen**, u. ſ. w. ſelber, ſondern **dasjenige, was** uns freuet, wundert oder gereuet. Daher können wir auch das **es** bei dieſen Wörtern nicht füglich weglaſſen: wir können wohl ſagen, **mich hungert, mich dürſtet**, aber was würde es heißen, wenn ich ſagen wollte, **mich freuet, mich wundert**, ohne noch etwas hinzuzuſetzen, was mich freuete oder wunderte.

Wenn ich alſo ſage, **es freuet mich, daß mein Freund wieder geſund iſt**, ſo iſt der ganze Ge-

Gedanke von der Wiederherſtellung meines Freundes in dem **es** zuſammengedrängt. Nun ſcheinet es zwar, als ob dieſer Gedanke meine Empfindung des Freuens **hervorbrächte**, und das **es** alſo nicht ganz unperſönlich wäre; allein er bringt ſie nicht eigentlich hervor, und iſt nicht ſowohl die **Urſach** als vielmehr nur der **Stoff** zu derſelben. Denn der Gedanke an irgend eine Sache, die mit unſern Wünſchen übereinſtimmt, und unſre Empfindung der Freude ſind eins, ſie iſt mit ihm zugleich in der Seele da, und der Gedanke ſelber ſcheint gleichſam mit ihr zuſammen zu ſchmelzen.

In dem Ausdruck **es freuet mich**, denke ich mir unter dem **es** eine Gedankenreihe, welche erſt in meine Seele **kömmt**, unter **mich** das ganze Syſtem der Gedanken, welche ſchon in meiner Seele **ſind**, und unter **freuet** nichts als das Verhältniß zwiſchen beiden, wodurch in dem letztern Zuſammenhang und Harmonie auf eine dunkle und plötzliche Art befördert, oder hergeſtellt wird.

Um aber **freuen** in ein perſönliches Zeitwort zu verwandeln, müßte man die Silbe **er** hinzuſetzen. **Erfreuen** kann mich wohl eine Perſon, aber nicht **freuen**: denn **freuen** zeigt die Empfindung der Freude ſelber, **erfreuen** aber zugleich ihre Hervorbringung an. Dasjenige, was einer Perſon begegnet, oder was ſie thut, kann uns alſo wohl freuen, das heißt, es kann mit unſerer Empfindung der Freude eins werden, weil es in uns aus einer Reihe von Gedanken beſteht, die unſrer Freude Nahrung geben, oder der **Stoff**, nicht aber die **Urſach**, derſelben ſind.

Sollte uns die Perſon an und für ſich ſelber freuen, ſo müßte ſich auch der Gedanke an ſie gleichſam in unſre Freude verwandeln können, wie denn dieſes der Gedanke an ihre Handlungen wirklich thut; allein wir bemerken hier einen Widerſtand. Dieß kömmt vielleicht daher, weil zu der Freude eine Reihe von Vorſtellungen gehört, und die Perſon, an und für ſich ſelber, uns nur eine einzige Vorſtellung gewähren kann. Und weil wir überdem auch die handelnde Kraft von der Perſon nicht abſondern können, ſo kann ſich der Gedanke an dieſelbe auch niemals in unſre Freude ſo verweben, daß er **ganz** in Empfindung überginge, und daß wir uns die Perſon nicht zugleich auch als die hervorbringende **Urſach** unſrer Freude denken ſollten.

Ob wir aber gleich einen Widerſtand finden, wenn wir ſagen wollten, **du freueſt mich, ich freue dich**, ſo finden wir doch keinen Widerſtand zu ſagen, **ich freue mich über dich**. Dieſes heißt ſoviel, als, die Perſon, **über** welche ich mich **freue**, bringt eine Reihe von Gedanken in mir hervor, und das Verhältniß dieſer Gedanken gegen den Zuſammenhang derer, die ich ſchon habe, iſt es, was ich **Freude** nenne. Nun ſetze ich aber mich ſelber, oder mein eignes **Ich** an die Stelle der Gedanken, welche durch eine andre Perſon in mir hervorgebracht ſind, und ſage, **ich freue mich** u. ſ. w. **Ich freue dich** aber kann ich deswegen nicht ſagen, weil ich mein Ich wohl an die Stelle meiner eignen Gedanken und Empfindungen, nicht aber eines andern, ſetzen kann; um einen andern zu freuen, müßte ich mich in die Gedanken und Empfindungen deſſelben gleichſam verwandeln können.

Eben ſo iſt es mit **ſchämen**, welches eigentlich auch ein unperſönliches Zeitwort ſeyn ſollte, weil es eine bloße dunkle Empfindung ohne Rückſicht auf die Entſtehung oder Hervorbringung derſelben anzeigt, wie es denn bei den Lateinern auch unperſönlich iſt. Allein wir ſetzen ebenfalls unſer **Ich** an die Stelle der Gedanken, deren Verhältniß gegen andre Gedanken, eben dasjenige iſt, was wir Scham nennen, und ſcheinen nun das Schämen, als **etwas von uns abhängiges** zu betrachten.

Ich ſchäme mich über mich ſelber, hieße daher ſo viel als: ich ſelber bin die **Urſach** einer Reihe von Vorſtellungen, die in mir entſtehn, und deren Verhältniß gegen andre, die ſchon da ſind, dasjenige iſt, was ich Scham nenne; an die Stelle dieſer Vorſtellungen aber ſetze ich **mich ſelber**, gleichſam als ob dieſelben **gegenwärtig mein ganzes Ich** ausmachten. — So wenig wie wir nun einen andern **freuen**, das heißt, uns in ſeine Empfindung der Freude verwandeln können, eben ſo wenig können wir auch jemanden, wie uns ſelber **ſchämen**, oder ſo unmittelbar, wie die Scham ſelber auf ihn wirken. Alles, was wir thun können, iſt, daß wir ihn **beſchämen**, oder ſolche Gedanken in ſeiner Seele **hervorbringen**, deren Verhältniß mit denen, die ſchon darinn ſind, Scham heißt. Wenn wir mehr thun wollen, ſo müſſen wir uns ganz in ihn **hineindenken**, daher rührt vermuthlich der bedeutungsvolle Ausdruck, **ſich in der Seele eines andern ſchämen.**

Daß wir unſer **Ich** an die Stelle unſrer jedesmaligen lebhafteren Gedankenreihe ſetzen, ſcheinet auch ſehr deutlich in folgenden gewöhnlichen Ausdrücken zu liegen: **ich** freuete mich ſchon in **meinen Gedanken** darauf, **ich** wunderte mich in **meinen Gedanken** darüber, u. ſ. w. — **wundern** iſt aber ebenfalls ein Verhältniß einer Reihe von Vorſtellungen, die erſt in meine Seele **kömmt**, zu dem ganzen Zuſammenhang derer, die ſchon darinn **ſind**, wie in folgender Darſtellung von dem Ausdruck, **es wundert mich, daß ich einen Wagen raſſeln höre.**

es	wundert	mich
Eine Reihe von Vorſtellungen, die erſt in meine Seele kömmt, daß etwas wirklich geſchehen ſey oder geſchiehet, daß ich z. B. jetzt einen Wagen raſſeln höre.	**Das Verhältniß zwiſchen dem, was unter es und mich begriffen iſt, wodurch in dem letztern durch das erſtre die Vorſtellung von der Unmöglichkeit des Raſſelns eines Wagens, ohngeachtet ihres ſchwachen Zurückſtrebens, gänzlich aufgehoben, und in dem Zuſammenhange aller meiner übrigen Vorſtellungen eine augenblickliche nicht gewaltſame Verändrung hervorgebracht wird.**	**Der Zuſammenhang aller übrigen Vorſtellungen, die ſchon in meine. Seele ſind, worinn auch die befindlich iſt, daß jenes, was geſchiehet, nicht geſchehen könnte oder würde, und daß es z. B. unmöglich ſey, gerade zu dieſer Zeit oder an dieſem Orte einen Wagen raſſeln zu hören.**

Wenn ich alſo ſage, **es gereuet mich**, ſo denke ich mir unter dem **es** eine Reihe von Vorſtellungen, welche durch die Erinnerung an eine Handlung in mir erzeugt werden, die für mich von ſchädlichen Folgen iſt, und die ich nach meiner Meinung füglich hätte unterlaſſen können, weil ich mir aller dunkeln Bewegungsgründe zu derſelben nicht mehr bewußt bin: unter **mich** denke ich mir den Zuſammenhang aller der Vorſtellungen, die ſchon in meiner Seele **ſind**, und unter **gereuet**, das Verhältniß zwiſchen dem **es** und **mich**, wovon das letztre ein unwillkührliches Beſtreben hat, das erſtre aufzuheben, wenn es möglich wäre. — **Gereuen** iſt aber ganz außerordentlich auf mich ſelber einge-

ſchränkt,

ſchränkt, denn nicht einmal die Handlung eines andern kann mich **gereuen**, da ſie mich doch **freuen** und **wundern** kann: wir müßten uns nothwendig in eines andern **Ich** verwandeln können, wenn uns eine ſeiner Handlungen **gereuen** ſollte.

Daß wir aber bei den unperſönlichen Zeitwörtern den Zuſammenhang aller unſrer Vorſtellungen unter **mich** begreifen, iſt ſehr natürlich, weil dieſer Zuſammenhang eben unſer perſönliches Bewußtſeyn, oder dasjenige, was wir unſer **Ich** nennen, ausmacht. — Bei den körperlichen Empfindungen aber ſcheinet dieſes **mich** eine dunkle Vorſtellung von dem ganzen Zuſammenhange unſres Körpers zu enthalten, welcher auf mannichfaltige Weiſe zerſtört, getrennt, und wieder hergeſtellt werden kann; und ſo wie Verwundrung, Freude, u. ſ. w. bloß verſchiedne Verhältniſſe der Gedanken gegeneinander ſind, ſo iſt auch zu vermuthen, daß alle körperliche Empfindungen, als Hitze, Froſt, Hunger, Durſt, u. ſ. w. ebenfalls nichts, als die verſchiednen Verhältniſſe der körperlichen Theile gegeneinander ſind, welche ſich auf mannichfaltige Weiſe einander aufzuheben, zu zerſtören, und wiederherzuſtellen ſuchen.

Da nun **hungern, durſten, frieren,** u. ſ. w. nicht ſowohl Reſultate von Gedanken, als vielmehr von gewiſſen Verändrungen in meinem Körper

per ſind, deren nächſte Urſach, oder das **Verhältniß**, wodurch ſie bewürkt werden, auſſer der Sphäre meines Bewußtſeyns liegt, ſo kann ich mir, wenn ich z. B. ſage, **es hungert mich**, unter dem **es** nichts weiter, als die Empfindung des Hungerns ſelber denken, und kann es folglich auch ganz weglaſſen, und ſagen, **mich hungert**, ohne daß mein Gedanke von ſeiner Vollſtändigkeit etwas verliert. Freilich würde die nächſte Urſach der körperlichen Empfindungen, die wir uns allenfalls unter dem **es** denken könnten, ſich auch mit ihnen **in eins verweben**, und wir würden dadurch nur eine genauere Kenntniß von der wahren Beſchaffenheit dieſer körperlichen Empfindungen erhalten, ohne auf eine würkende Urſach zu ſtoſſen, welche ſie hervorbringt.

Aus allen dieſem erhellet, daß die unperſönlichen Zeitwörter das bezeichnen, was ſowohl in unſrem Körper, als in den innerſten Tiefen unſrer Seele vorgehet, und wovon wir uns nur dunkle Begriffe machen können; und daß wir durch das unperſönliche **es** dasjenige anzudeuten ſuchen, was außer der Sphäre unſrer Begriffe liegt, und wofür die Sprache keinen Nahmen hat. Eine Vergleichung der unperſönlichen Zeitwörter mehrerer Sprachen würde daher gewiß in dieſer Rückſicht eine nützliche Beſchäftigung ſeyn.

Um aber noch einmal die feine Grenzlinie zu bemerken, welche durch die unperſönlichen Zeitwörter zwiſchen den willkührlichen und unwillkührlichen Veränderungen in der Seele gezogen wird, wollen wir die Ausdrücke **ich denke**, und **es dünkt mich** neben einander ſtellen. **Dünken** iſt etwas, das ſich in uns ſelber und aus dem vorhergehenden Zuſtande unſrer Seele entwickelt. Es bezeichnet eine dunkle Erinnerung, oder ein dunkles unwillkührliches Urtheil, deſſen wir uns ſelber noch nicht recht bewußt ſind, indem wir z. B. ſagen, **mich dünkt, Sie haben recht**, oder **mich dünkt, ich habe Sie irgendwo geſehen.** Wir fällen hier nicht eigentlich das Urtheil, ſondern es iſt beinahe, als ob es ſich ſelber fällte, und wir uns leidend dabei verhielten. Wenn ich ſage, **ich denke**, ſo iſt es, als ob mein Gedanke von mir ſelber oder von meiner Willenskraft beſtimmt wird, ſage ich aber, **mich dünkt**, ſo iſt es, als ob ich von meinem Gedanken beſtimmt werde.

M.

Zur

Seelenzeichenkunde.

Weil es einigen Materialien, die ich zu dieſer Rubrik geſammlet habe, noch an Vollſtändigkeit fehlt, ſo will ich ſie bis auf ein künftiges Stück verſparen, und nur jetzt im Ganzen einiges niederſchreiben, was ich aus eigner **Erfahrung** hierüber ſagen kann, und wovon ich ſchon in meinen **Ausſichten zu einer Experimentalſeelenlehre** Verſchiedenes geäußert habe.

Der Schulmann und der Erzieher haben vor vielen andern Gelegenheit, Beobachtungen über den Menſchen anzuſtellen, weil bei Kindern die Verſtellungskunſt größtentheils noch nicht ſo weit, wie bei Erwachſenen gehet. Der Erzieher hat den Vorzug, daß er ſeine Subjekte beſtändig beobachten kann. Aber der Schulmann hat wiederum den Vortheil der Mannichfaltigkeit der Subjekte.

Als ich vor vier Jahren meine Lehrſtelle am grauen Kloſter antrat, machte ich mir ſchon einen Plan, wie ich Beobachtungen bei meinen Schülern anſtellen wollte. Man ſammlet tägliche Bemerkungen über das Wetter, dacht' ich, und den Menſchen ſollte man deſſen nicht werth achten? Ich entſchloß mich alſo, ein eignes Journal über verſchiedne der merkwürdigſten Köpfe zu halten, welches ich auch, freilich mit vielen Unterbrechungen, die durch meine Lage verurſacht wurden, fortgeſetzt habe.

Mein Plan aber iſt folgender: ich ſuche an einem jungen Menſchen, den ich zum erſtenmale ſehe, ſogleich das Auffallende zu bemerken. Denn was uns oft beim erſten Anblick auffällt, das überſehen wir nachher ſchon leichter, wenn wir mit dem Subjekte bekannter geworden ſind, und uns an ſein Geſicht, ſeine Mienen, u. ſ. w. gewöhnt haben.

Freilich kann man ſich beim erſten Anblick oft ſehr in einer Perſon irren, aber ſelbſt dieſer Irrthum hat nachher ſeine Vortheile. Wenn man nur nicht gleich im Anfange etwas feſtſetzt, ſondern ſich gleichſam erſt einen ohngefähren Grundriß zu ſeinen künftigen Beobachtungen zu entwerfen ſucht, der nachher noch immer wieder abgeändert werden kann. Auch kömmt dieſes noch zu ſtatten, daß man gegen denjenigen, welchen man zum erſtenmale ſiehet, gemeiniglich weder ein gutes noch ein böſes Vorurtheil gefaßt hat, und alſo, in Anſehung der Unpartheilichkeit, ſeinen Beobachtungen am beſten trauen kann.

Das Unterſcheidende in der Geſichtsbildung, das mit dieſer etwa Uebereinſtimmende im Tone, im Gange, und jeder körperlichen Bewegung; Alter und Erziehung, in ſo fern ich von dem Stande ſeiner Eltern, oder aus andern Nachrichten auf dieſelbe ſchließen kann, ſind mir zuerſt merkwürdig.

Dann werde ich erſt das Zutrauen des jungen Menſchen zu gewinnen ſuchen, um auf zweckmäßige an ihn zu richtende Fragen, aufrichtige und unzurückhaltende Antworten zu bekommen. Dieß Zutrauen aber erwirbt oft ein Blick, eine Miene, ein Händedruck, wodurch das junge Herz eröfnet wird, daß der Mund reine ungeheuchelte Wahrheit ſpricht.

Ich gebe ſehr aufmerkſam auf ſein Betragen Acht, wenn ſich die Gelegenheit ereignet, ihm wegen Muthwillen oder Nachläſſigkeit ernſthafte Verweiſe zu geben, oder ihm wegen ſeines Fleißes oder ſeiner Ordnung meinen Beifall zu bezeigen. Wie mancher beſteht nicht in dieſer letztren Probe, der die erſtre glücklich überſtanden hatte!

Wenn ich dieſe Bemerkungen ohngefähr eine Woche lang in mein Buch eingetragen habe, und ſie dann zuſammennehme, ſo kömmt oft gerade das Facit heraus, was ich nach wahrſcheinlichen Gründen vorher vermuthet hatte. Jeder befundne Irrthum aber wird mir eine heilſame Lehre auf die Zukunft.

Auf die Weiſe entwerfe ich mir zuweilen Tabellen von einigen der abſtechendſten Charaktere, wo die Nahmen oben in einiger Entfernung nebeneinander ſtehen, und wo ich unter einem jeden die täglichen Bemerkungen eintrage. Es macht mir alsdann viel Vergnügen, dieſe Charaktere da nebeneinander figuriren zu ſehen, und ihre Nüancen oft bis in die kleinſten körperlichen Bewegungen, und bis zum Mienenſpiele zu verfolgen.

Ich zweifle nicht, daß viele Schulmänner und Erzieher, ähnliche und beſre Beobachtungen, und vielleicht auch nach einer beſſern Methode, über einzelne Subjekte angeſtellt und niedergeſchrieben haben. Wollten ſich mehrere entſchließen, ihre Beobachtungen zum allgemeinen Beſten in dieſem Magazine bekannt zu machen, ſo würde daſſelbe auch in dieſer Rückſicht für die Pädagogik äußerſt wichtig werden, ſo wie dieß denn die Erfahrungsſeelenkunde überhaupt ſchon an und für ſich ſelber iſt.

Als vor einiger Zeit eine Schrift unter dem Titel **der Jugendbeobachter** erſchien, freute ich mich ſehr darauf, fand aber, daß ſie gerade nicht eine einzige Jugendbeobachtung enthielt. Eine ſolche Schrift, die ihrem Titel entſpräche, möchte auch wohl etwas ſchwerer zu ſchreiben ſeyn, und es würden nicht leicht ſo viele Bände aufeinander folgen können.

Garve über die Prüfung der Köpfe verdient gewiß von jedem Jugendbeobachter fleißig ſtudiert zu werden. — Zur Seelenzeichenkunde überhaupt iſt **Lavaters Phyſiognomik** wohl nicht ohne Nutzen. **Engels Mimik** aber, wenn ſie erſcheinet, wird gewiß eine vortrefliche **Seelenzeichenlehre** ſeyn.

Eine Sammlung mehrerer eigentlicher phyſiognomiſcher **Erfahrungen**, von dem Eindruck, welchen ſolche Perſonen zuerſt auf uns gemacht haben, mit denen wir nachher genauer bekannt geworden ſind, wäre vielleicht ſehr nützlich. M.

Zur
Seelendiätätik.

Ohne zu dieſer Rubrik für jetzt noch Thatſachen zu liefern, will ich es wagen, ſo wie bei der Seelenkrankheitskunde, einige Grundlinien eines **ohngefähren** Entwurfs in Anſehung der Seelendiätätik vorläufig zu entwerfen.

1) Weil der geſunde Zuſtand der Seele in der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung aller Seelenfähigkeiten beſteht, ſo muß auch das Hauptaugenmerk der Seelendiätätik ſeyn, nicht etwa eine einzelne, ſondern alle Seelenfähigkeiten, **verhältnißmäßig gegeneinander**, in dem möglichſt vollkommnen Zuſtande zu **erhalten.**

Sie muß folglich vorbeugen, daß nicht eine Seelenfähigkeit auf Koſten der andern, die Einbildungskraft z. B. auf Koſten der Beurtheilungskraft, die thätigen auf Koſten der vorſtellenden, oder die vorſtellenden auf Koſten der thätigen Kräfte, zu ſehr angeſtrengt werden.

2) Die Seelendiätätik lehrt entweder, wie der geſunde Zuſtand der Seele erhalten, oder der

kranke Zuſtand derſelben zum Theil gemildert oder gehoben werden kann, und in dieſem letztern Falle ſchlägt ſie in das Fach der Seelenheilkunde, wovon ſie ſich nur darinn unterſcheidet, daß die letztre ſich zur Heilung der Krankheiten der Seele **reeller** würkender Mittel, die erſtre aber vorzüglich nur des Geſetzes der **Enthaltſamkeit**, in Anſehung des **zweckwidrigen** oder **unordentlichen Gebrauchs** irgend einer Seelenfähigkeit, bedient.

3) Weil jeder Menſch ſeinen eignen individuellen Seelengeſundheitszuſtand hat, ſo ſetzt die Seelendiätätik eine genaue Kenntniß deſſelben voraus. Wer alſo fortdaurend glücklich zu ſeyn wünſcht, muß ſich aus ſorgfältigen Beobachtungen über ſich ſelber, nach und nach ſeine **eigne** Seelendiätätik abſtrahiren, und in dieſer heilſamen Wiſſenſchaft immer vollkommner zu werden ſuchen.

4) Was die Nahrung für den Körper iſt, das ſind die täglich zuſtrömenden Ideen für die Seele, und ſo wie der erſtre mit dieſer oder jener Art von Nahrungsmitteln überfüllt werden kann, ſo kann es auch die letztre mit dieſer oder jener Art von Ideen. Da nun dieſe aber großentheils, nach dem Standorte in der Welt, welchen ſich unſre Vorſtellungskraft ausſucht, von unſrer eignen Wahl abhängen, ſo iſt es nicht unwichtig für einen jeden, durch wiederholte Erfahrungen zu lernen, wel-

cher Zufluß von Ideen für ihn vorzüglich heilſam oder ſchädlich ſey.

5) Da ohngeachtet aller Verſchiedenheit die Naturen mehrerer Menſchen ſehr viele Aehnlichkeit miteinander haben können, ſo iſt es vielleicht nicht unmöglich, durch **wechſelſeitige Mittheilung unſrer Erfahrungen**, einige allgemeinere diätätiſche Regeln für die Seele zu erfinden, welche bei jedem einzelnen Subjekt ihre gewiſſe Wirkung thäten.

Doch, dieß ſey genug! Und je allgemeiner, unbeſtimmter, und ſchwankender dasjenige iſt, was ich jetzt geſagt habe, deſto beſſer, glaub' ich, iſt es. — Als Thatſache ſcheint einiges aus dem Aufſatze des **Herrn Jördens** hieher zu gehören, welchem es gelang, durch eine glücklich gewählte **Seelendiätätik**, die Schreckenbilder ſeiner Phantaſie zu verbannen, und den zerſtörten Frieden, und das Gleichgewicht in ſeiner Seele wieder herzuſtellen.

M.

Zur
Seelenheilkunde.

Der in die ganze Natur, in ſo manche Quelle, und in ſo manches Kraut heilenden Balſam legte, um den kranken, hinfälligen Körper zu ſtärken und wiederherzuſtellen, ſollte der nicht auch eine Arznei geſchaffen haben, für kranke, verwundete Seelen?

Wer ſuchte ſie, und wer fand ſie?

Der Du dieſes Geheimniß beſitzeſt, glücklicher Sterblicher, o ſey nicht karg damit! Verſammle die edelſten Menſchen um Dich her, theile ihnen, wenn Du kannſt, Deinen Geiſt und Deine Gabe mit, und ſende ſie umher in allen Landen, daß ſie die thätigen und die forſchenden Kräfte der Menſchen aus ihrem Schlummer wecken, die Lahmen gehend, die Blinden ſehend machen!

Wem es je gelungen iſt, irgend eine Krankheit der Seele mit der Wurzel auszurotten, o der mache doch das unſchätzbare Arzneimittel bekannt, wodurch ähnliche Krankheiten können ausgerottet werden! — Was war es, als **wechſelſeitige Mittheilung von Erfahrungen**, wodurch man endlich eine Heilkunde für den Körper fand, und warum fand man noch keine für die Seele?

Was ſind das für bleiche, entſtellte, von heimlichen Sünden gebrandmarkte Geſichter, worauf die Blüthe der Unſchuld in der Knoſpe verwelkt iſt?

Sie wandeln vor meinen Blicken vorüber, und ihr Bild drückt ſich tief in meine ſchwermuthsvolle Seele, die Farbe der Jugend iſt von ihren Wangen verſchwunden — aus dem trüben Auge blickt keine Kühnheit, keine Entſchloſſenheit zu edlen Thaten mehr hervor.

Ich will mein Antlitz verbergen, und weinen, daß der Menſch ſo entſtellt iſt — daß von ſeiner früheſten Jugend an das Gift in ſeine Adern ſchleicht, welches den Keim zu edlen Thaten in ihm erſtickt, ſeine Nerven erſchlafft, und ihn unter das Joch der Sklaverei darnieder drückt.

Klagen will ich, daß der Menſch ſich nicht mehr unterſcheidet, von dem, was ihn umgiebt; daß der blitzende Edelgeſtein ganz in Blei gehüllt iſt, welches keinen einzigen ſeiner Strahlen mehr durchſchimmern läßt — daß auch ich Weinender und Klagender den Werth der Menſchheit ſo lange verkannt habe, und vielleicht noch verkenne, und nach einem eitlen Blendwerk trachte, das vor mir fliehet, und immer meine ſehnlichſte Erwartung täuſcht.

Bin ich beſſer, als meine Brüder, daß ich ſie beweine? — Spare deine Thränen für deinen eignen Kummer, und für dein eignes Weh! meineſt du, dein Herz ſey ganz rein von Verſtellung, und deine Seele ganz rein von Argliſt? — o fließt ihr Thränen, und wiſcht dieſe Flecken meiner Seele ab, wenn ihr könnt!

M.

Aus einem Tagebuche.

Am letzten Abend des 1781ſten Jahres.

Noch ſaußt der Wind um meine Wohnung her, aber in meiner Seele fängt es wieder an, ruhig zu werden, nach den fürchterlichen Stürmen dieſes Tages.

Nachdem ich ohne Streben, ohne Zweck, von einer Begierde zur andern hin und hergeworfen, beinahe vierzehn Tage durchlebt habe, fühl' ich plötzlich meinen Muth wieder geſtählt, meine Hofnungen wieder erweckt, die Krankheit meiner Seele geheilt.

Dieſe Erfahrung hab' ich nun ſchon ſo oft gemacht. Müſſen denn Stürme die heitern Tage vorbereiten? Iſt es nöthig, daß durch ſo viele äußre und innre Demüthigungen, die von Stolz und Eigendünkel angeſteckte Atmoſphäre der Seele zuweilen gereinigt wird, damit ſie wieder freier athmen kann?

Es iſt mir wirklich am Abend dieſes Tages, als ob ich, ich weiß nicht wie, von einer ſchweren Krankheit geneſen wäre.

* * *

Druckfehler.

Seite 17. Zeile 1. ſtatt General Dietrichs lies Prinzen Dietrichs von Anhalt-Deſſau.

— 24. — 11. ſollen die Worte: Vielleicht ein Beleg zu der Erfahrung, daß der Wahnwitz anſteckt, bloß als Anmerkung des Herausgebers unten, und nicht mit im Texte ſtehn.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
Carl Philipp Moritz.

Erſten Bandes zweites Stück.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1783.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

I. Auszug aus einem Briefe vom Herrn Auditeur Nenke. 1.

II. Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Geſchichte des Herrn D.. eines noch lebenden Kavaliers, als ein Pendant zur Geſchichte des Herrn Klug. 7.
2. Geſchichte des Inquiſiten Daniel Völkners aus den Kriminalakten gezogen vom Herrn Referendarius Frölich. 10
3. Geſchichte des ehemaligen Inſpektors am Joachimsthaliſchen Gymnaſium Johann Peter Drieß, nach einer mündlichen Erzählung des Herrn Moſes Mendelsſohn und einem ſchriftlichen Bericht des Herrn Aſſeſſor Hagen. 18.
4. Sonderbarer Gemüthszuſtand eines jungen Menſchen von funfzehn Jahren vom Herrn V. H. Schmidt, öffentlichen Lehrer und Aufſeher der köllniſchen Schule in Berlin. 28.
5. Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Baſedow von ſeinem Charakter. 34.

III. Zur

Inhalt.

Seite

III. Zur Seelennaturkunde.

1. Ein Brief an Sulzern über eine an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung vom Herrn **Oberkonſiſtorialrath Spalding.** 38.
2. Pſychologiſche Beſchreibung ſeiner eignen Krankheit vom Herrn **D. Markus Herz** an Herrn D. J. in Königsberg. 44.
3. Sonderbare Handlungsart ohne Bewußtſeyn aus dem Engl. des **Lord Monboddo** überſetzt von **G. L. Spalding.** 74.
4) Geſchichte einer Frau, die ihren Tod vorherſahe, vom Herrn **G. E. S. Hennig, Königl. Kirchenrath und Pfarrer im Löbnicht zu Königsberg.** 78.
5. Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit vom Herrn **Fiſcher, öffentlichen Lehrer am grauen Kloſter in Berlin.** 82.
6. Die Hähniſche Litteralmethode. 94.
7. Verſchiedener Grad des Wahnwitzes in zwei Originalbriefen. 96.
8. Eigne Erfahrung über Willensfreiheit v. d. H. 100.
9. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, vorzüglich die Präpoſitionen v. d. H. 101.

IV. Zur Seelenzeichenkunde.

Verſuch einer Nebeneinanderſtellung einzelner jugendlicher Charaktere vom Herrn **Seidel, öffentlichem Lehrer am grauen Kloſter in Berlin.** 110.

I. Aus-

I.

Auszug aus einem Briefe.

Zu Ihrer Nachricht von dem Leben des Herrn Klug, liefere ich Ihnen einen Pendant, in der Geſchichte eines noch lebenden Kavaliers, für deren Wahrheit ich mich verbürgen kann, da ſie mir von einem würdigen Freunde, einem Wahrheitsliebenden Manne und denkenden Köpfe, mitgetheilt worden.

Die Bemerkung, daß die ganze Familie des Herrn Klug tiefſinnig und nachdenkend geweſen, und der verſtorbene Bruder des Kindermörders Seybell ebenfalls einfältig und tiefſinnig war, ſcheinet die Lehre zu begründen, daß uns gewiſſe Tugenden, gleich gewiſſen Laſtern und Thorheiten angebohren werden. Vielleicht würde es auf die Erfahrungs-Seelenlehre ein großes Licht verbreiten, wenn man viele, gewiſſe Nachrichten von dem Seelen- und Leibeszuſtande des Vaters und der Mutter im Moment der Zeugung hätte. Eine unſelige Scham und verjährte Vorurtheile hüllen dergleichen Acte zum Schaden der Fortſchritte unſers Erkenntnißvermögens in ewiges Dunkel.

Wäre es nicht nützlich, vielleicht nothwendig, auch hierüber Geſetze zu geben? Sieht der Staat die jungen Menſchen als ein Staatsprodukt an; beurtheilt ſie der Theologe als Pflanzen, die der Ewigkeit entgegenreifen; ſo kann es nicht gleichgültig ſeyn, zu welcher Jahrszeit ſie hervorgebracht, unter welchen Umſtänden ſie ins Daſeyn verſetzt wurden. Was wird aus der geprieſenen Moralität, was aus den Kompendien der Kriminaliſten, wenn der Keim meiner Thorheiten in dem Moment der Zeugung meines trunknen Vaters gelegt wurde? Und iſt das, was wir Seele nennen, nur im geringſten Verſtande materiell, was iſt dann gewiſſer als dieſes?

Daß es nicht nur moraliſche Aerzte geben kann, ſondern dergleichen gegeben hat, beweiſen nicht nur **Socrates** und **Kleinjoch**, ſondern es hat ſicher auch noch mehrere ſolche Seelenärzte gegeben. Sollte dies aber nicht vorzüglich die Pflicht der Geiſtlichkeit ſeyn? Man nannte ſie vor Alters wohl nicht ſo ganz umſonſt Seelſorger. Freilich gehörten denn mehrere Kenntniſſe dazu, Erfahrung und Umgang mit Menſchen von allerlei Ständen, welches ſo manchen dieſer Herrn fehlt. Mit dem größten Recht aber ſollten Kriminalrichter dieſe Pflicht auf ſich haben. Unſere Lebens- und Leibesſtrafen erreichen faſt nie die Abſicht, die ſie haben könnten, und ſind daher dem Staat nachtheilig, und oft Grauſamkeit fürs leidende Individuum.

Man ſollte über jeden Verbrecher ein doppeltes Verhör halten. Das erſte, wie es nach dem Verfahren in Kriminalſachen vorgeſchrieben und erforderlich iſt, um das Verbrechen ſelbſt, und dann deſſen geſetzliche Moralität auszumitteln. Wäre dies geſchehen, der Verbrecher beſtraft, dann müßte ein eigentliches pſychologiſches Verhör über die That angeſtellt werden. Der Verbrecher müßte angeben, wie er nach und nach dazu gekommen, daß er ein gewiſſes Verbrechen ausgeübt. Denn würde ſichs zeigen, was derſelbe thun oder unterlaſſen müſſen, um nicht dieſen Schritt zu thun, und hier ginge eigentlich das Amt des Seelenarztes an. Dieſer müßte zuförderſt den Verbrecher bemerken laſſen, welche nachtheilige Folgen für ihn, für die ganze Geſellſchaft, aus ſeiner Handlung entſtanden; er müßte Vorſchriften machen, nach welchen ſich der Verbrecher zu richten hätte, um nie wieder in eine ähnliche Lage zu kommen. Man müßte zu dieſem Ende eigene Beſſerungshäuſer haben, die ganz eine andere Verfaſſung bekommen müßten, als unſere Zuchthäuſer gewöhnlich haben. Man würde dann auch ſehr ſelten in den Fall kommen, jemanden auf Zeitlebens zu dieſer Strafe zu verurtheilen. Todesſtrafen — Wie wenig die im Grunde nutzen, beſagen eine Menge über dieſen Gegenſtand ſeit kurzem erſchienene Schriften. Daß die angegebenen Beſſerungshäuſer kein bloßes Hirngeſpinnſt ſind, beweißt eine neuerlichſt von dem Großherzog zu Toſcana getroffene ähnliche Anſtalt. Ich leſe eben eine Nachricht davon im zehnten Band der Chronologen, wo es heißt:

Der Großherzog zu Toſcana legt ein ſo genanntes Beſſerungshaus im Caſtel zu St. Johann dem Täufer an. Die Beſtimmung dieſer Anſtalt — einer der menſchlichſten und beſten Erſcheinungen unſers Jahrhunderts — iſt dieſe, das Hu'blaſter zu kuriren. Junge Leute von beiderlei Geſchlecht, die entweder aus Mangel der Erziehung, oder durch Mißbrauch ihrer Freiheit, ſich von ihrer Pflicht entfernt, und eine gefährliche Neigung zum Laſter angenommen haben, werden unter dem dichteſten Schleier des Geheimniſſes dahin gebracht, und durch ſittliche Mittel zur Ordnung, Tugend und Arbeitsliebe zurückgeleitet. Zu dieſem Behuf iſt eine Lehrſchule und verſchiedene Manufacturen mit dieſem Inſtitut verknüpft. Niemand wird unter vierzehn Jahren, und niemand über dreißig darinn Platz finden. Auch iſt die Dauer des Aufenthalts auf drei Jahre eingeſchränkt.

Was der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hinzufügt, ſcheint mir nicht ſo durchaus wahr zu ſein. Er fährt fort:

Menſchen über jenes Alter, vollendete Böſewichter, Verbrecher, denen das Geſetz bereits ihre Strafen beſtimmt hat, die ſich folglich in jedem Betracht zur Beſſerung nimmer qualificiren, bleiben wie vorhin, der öffentlichen Juſtitz überlaſſen.

Nach dem gewöhnlichen Schlage der Zucht- und Arbeitshäuſer werden ſie freilich nicht beſſer, aber auch nicht bei zweckmäßigerer Einrichtung? Oft wiederhohlte Laſter, Verbrechen, die ſchon Temperamentsſünde geworden, ſind freilich nach dreißig Jahren ſchwer auszurotten; aber giebts nicht auch Verbrechen, die nur ein einzigesmal begangen werden? Man nehme z. B. eine Kindermörderinn. Iſt dies nicht ein Verbrechen, welches nur durch Umſtände veranlaßt wird? Verheirathet die Unglückliche, gebt ihr einen Vater, Mittel zur Ernährung ihres Kindes, nehmt die Schande von ihr; wird ſie wohl wieder morden?

Die Bemerkung, daß in den Kinderjahren Farben den ſtärkſten Eindruck machen, habe ich auch an mir ſelbſt gemacht: So weiß ich, daß als ich noch ſo klein war, daß man mich durch Singen einzuſchläfern ſuchte, etwas grünes vor dem Fenſter war, und meine Aeltern haben mir hernach erzählt, daß ein Baum da geſtanden. Als man mich noch auf dem Arm trug, erinnere ich mich, grün und rothes Band auf meinen Kopfmützen gehabt zu haben. Die frühſte Reiſe, deren ich mich erinnern kann, war in meinem ſechsten Jahr, und ich weiß nichts mehr von derſelben, als daß zwei Schimmel vor dem Wagen waren. Ich nannte in der Folge auch alle Pferde Schimmel, und noch iſt mir, vermuthlich aus jener Zeit her, dieſes die liebſte Farbe der Pferde.

Finden Sie das Geſagte nicht ganz überflüſſig, und glauben Sie, daß gleichartige Erfahrungen verſchiedener Menſchen einen Grundſatz in der Erfahrungsſeelenkunde abgeben können, ſo hoffe ich, werden Sie die Länge meines Schreibens entſchuldigen, u. ſ. w.

Treuenbriezen,
den 15ten Januar
1783.

Rencke,
Auditeur.

II.

Zur

Seelenkrankheitskunde.

1.

Geſchichte des Herrn D... als ein Pendant zur Geſchichte des Herrn Klug *).

D..., ein offener Kopf, ſanguiniſch choleriſchen Temperaments, ſtudierte die Rechte, und legte ſich dabei ſtark auf die Philoſophie, die er noch bei dem ſeeligen Wolf hörte, von welchem er immer ein groſſer Anhänger blieb. Nach geendigten akademiſchen Jahren trieb er die Advokatur. Seine Geſchicklichkeit erwarb ihm Klienten, und ſein munteres aufgewecktes Weſen Freunde. So verlebte er verſchiedene Jahre in ſtolzer Ruhe, war zufrieden mit ſich und mit der Welt, war immer in dem luſtigen Zirkel ſeiner Freunde der aufgeräumteſte. Einige kommiſſariſche Geſchäfte machten ihn dem Landesherrn bekannt, und er erhielt den

---

*) Iſt mir von dem Verfaſſer des vorhergehenden Briefes, Herrn Auditeur Nencke, gütigſt mitgetheilt.

Ruf als Rath in ein Kollegium, ſeine Freunde, die ihn ungerne verloren, riethen ihm, dem Rufe nicht zu folgen, doch Ehrgeitz, der Grundzug ſeines Karakters, ſiegte über ihre Vorſtellungen.

Bisher hatte er immer ein freyes unabhängiges Leben geführt, jetzt kam er in ein Verhältniß mit Obern, und ihm ward bisweilen widerſprochen, dies kränkte ſeinen Stolz, der nur gewohnt war, Beifall zu hören, zuletzt überredete er ſich, daß die Widerſprüche nur aus Feindſchaft kämen, er dachte dieſen Gedanken ſo lange, wuſte jeden Umſtand ſo lange zu drehen, bis er endlich eine Wahrſcheinlichkeit herausbrachte, die denn bei ihm bald zur Gewißheit ſtieg. Wäre er ein weniger nachdenkender Kopf geweſen, ſo würden die Folgen für ihn nicht ſo nachtheilig geweſen ſeyn, aber zum ſcharfen Nachdenken gewohnt, gewohnt Schlüſſe auf Schlüſſe zu bauen, und ſo jede Sache bis auf ihre äuſſerſte Wirkung zu verfolgen, dachte er ſich auch hier die Feindſchaft ſeines Vorgeſetzten, dachte ſich alles, was jener wohl anwenden könnte, ihm zu ſchaden, erſchrack vor dem Bilde ſeiner Phantaſie, und hielt endlich dies, was bloß Spekulationen waren, für Wirklichkeiten. Nun glaubte er nichts als Verräther und Ausſpäher um ſich zu haben, entzog ſich allem Umgange, weil er alle für Feinde hielt. Mit der äuſſerſten Unruhe ging er ins Kollegium, überdachte, wenn er zu Hauſe kam, jedes Wort, was geſprochen, jede Miene, die gemacht war, glaubte jedesmal neue Ueberzeugung für ſeine Meinung erhalten zu haben. Endlich ward ſeine Unruhe zu groß, die Verfolgungen ſchienen ihm immer ſtärker zu werden, und er bat um ſeine Entlaſſung. Vergebens verſicherte ihn der Landesherr ſeiner Gnade, ſeiner Zufriedenheit, that ihm die gnädigſten Anerbietungen, alles war vergebens, er hielt alles nur für Fallſtricke. Er erhielt ſeinen Abſchied, verließ den Ort, und ward nicht ruhiger. Die Idee von den Verfolgungen ſeiner Feinde quälte ihn unaufhörlich, täglich glaubte er feſtgenommen zu werden, ja ſelbſt auf ſeinen Reiſen in den entfernſten Ländern, glaubte er von der Rache ſeiner Feinde verfolgt zu ſeyn. Er kam wieder zurück, weil er nirgends Ruhe fand, ſchloß ſich in ſeine Stube ein, ſprach keinen als ſeine Frau und ſeine Kinder, und quälte ſich unaufhörlich über die von ihm unſchuldig erlittene Nachſtellung ſeiner Feinde.

Jetzt iſt er ſiebzig Jahr alt, zwanzig Jahr ſchon hat er dieſes Leben geführt, hat ſo oft ſich ſchon in ſeinen Muthmaſſungen getäuſcht gefunden, aber nichts kann ihm die Ruhe wieder geben, die ihm das ſich ſelbſt gemachte Bild der feindlichen Rache geraubt hat.

Da er nun lange ſchon ein geſchäftloſes Leben geführt hatte, ſo iſt zwar der erſte Gedanke, daß man ihn wegen Untreue in ſeinen Geſchäften bei dem Landesherrn verdächtig machen wollte, verſchwunden, allein nun glaubt er, daß man ſeinen

Lebenswandel nachſpüre. Es iſt unglaublich, auf was für Ideen dieſer Gedanke den Mann gebracht hat, und wie er, der ſonſt ſeinen geſunden Verſtand hat, nichts weniger als verrückt iſt, für Dinge ſich einbildet, und wie er jedem Dinge, auch dem allerungereimteſten, einen Schein von Wahrſcheinlichkeit zu geben weiß, welches die Stärke ſeiner Denkkraft zeigt, und die Fertigkeit ſeiner Seele, Schlußfolgen zu ziehen.

2.

Geſchichte des Inquiſiten Daniel Völkners,

aus den Kriminalakten gezogen *).

Dieſer Daniel Völkner war aus Friedland ſechs Meilen von Königsberg in Preuſſen gebürtig. Seinen Vater, der daſelbſt Bürger und Riemer war, verlor er im vierzehnten Jahre, und lernte hierauf in ſeinem Orte das Schuſterhandwerk. Nach geendigten Lehrjahren ging er, um ſein Handwerk zu treiben, nach Danzig. Allein, ehe er hier noch Arbeit bekommen konnte, ward ihm ſein Felleiſen, und mit dieſem ſein Handwerkszeug und ſeine Kundſchaften geſtohlen. Weil er nun ohne dieſe keine Arbeit erhalten konnte, ſo ließ er ſich in Dan-

---

*) Die Materialien zu dieſer Geſchichte ſind mir vom Herrn Referendarius **Frölich** gütigſt mitgetheilt.

Danzig unter des Major Auguſtin Kompagnie Däniſchen Seeländiſchen Regiments, auf ſechzehn Jahr anwerben, und nach Kopenhagen transportieren. Ob er hier gleich, ſeiner Erzählung nach, ſehr vieles von ſeinen Officieren ausſtehen muſte, hielt er doch ſeine ſechzehn Jahr aus, und als dieſe vorbei waren, nahm er ſich vor, nach Hauſe zu gehen. Auf ſeiner Reiſe aber traf er einen beurlaubten Soldaten Nahmens Börmann, der zu Meyburg an den Meklenburgiſchen Grenzen Bürger und Schuhmacher war, etwa eine Meile von dieſem Orte, an, der ihn in ſeine Werkſtatt aufnahm. Allein die Werkſtatt gefiel ihm nicht, und er verließ ſie noch an demſelben Tage wieder, worauf er in ein Bierhaus ging, und ſich gegen fünf Thaler Handgeld von einem Reuter anwerben ließ, der ihn den 11ten März 1753 dem Wintersheimiſchen Regimente in Burg überlieferte.

Von dieſer Zeit an bis zum 23ſten May ſcheinen ſich mörderiſche Gedanken in ſeiner Seele erzeugt zu haben. Und leider ſcheint es nur allzu wahr zu ſeyn, daß eine fromme Schwärmerei den erſten Grund darzu legte. Die Vorſtellungen von der Glückſeeligkeit eines künftigen Lebens waren vielleicht bei ihm aufs höchſte geſpannt, da ſie in Unmuth und Lebensüberdruß ausarteten, und er auf alle Weiſe dieſe Bürde abzuwerfen ſuchte, doch ſo, daß er demohngeachtet ſeelig ſterben könnte. Und hiezu ſahe er nun gerade den einzigen

Weg, ſein eigenes Leben durch einen Mord zu verwirken, nach deſſen Vollbringung es ihm immer noch frei ſtehen würde, ſich wieder zu Gott zu bekehren.

Nach der Ausſage ſeines Schlafkameraden des Füſelier Thomas Gelmroth, lebte er beſtändig ſehr gottesfürchtig, ſang alle Morgen einige geiſtliche Lieder, las fleißig in geiſtlichen Büchern, wovon er unter andern das hälliſche goldne Schatzkäſtlein ſeinem Schlafkameraden zu deſſen Erbauung anbot. Er ermunterte denſelben oft zur Frömmigkeit, und erzählte ihm, wie er in ſeiner Jugend auch ein wilder Menſch geweſen, nunmehro aber auf den rechten Weg gekommen ſey. Weil er weder Brandtwein trank, noch mit andern Burſchen umging, ſo hielt ihn ſein Schlafkamerad für einen Pietiſten.

Einmal fügte es ſich, daß letzterer Geſellſchaft bei ſich hatte, wo man luſtig und guter Dinge war, und er dem Völkner Brüderſchaft zutrinken wollte, dieſer aber nahm an der allgemeinen Freude nicht Theil, und ging mit den Worten aus der Stube: er habe keinen Durſt, kam auch den ganzen Tag nicht wieder zurück. Des Tages darauf, ſtellte Völkner ſeinen Schlafkameraden hierüber ſehr ernſthaft zur Rede, der nun auch anfing alle Geſellſchaft zu vermeiden, um nur mit ihm in Einigkeit zu leben, weswegen ihn Völkner ſehr lieb gewann.

Als ſie einmal zuſammen ſchliefen, fiel es dem Gelmroth ein, ſeinen Schlafkameraden wegen ſeiner

ner zu hochgetriebenen Heiligkeit etwas aufzuziehen, indem er zu ihm ſagte: es ſey doch unrecht, daß einige Leute ſo ganz auszeichnend fromm ſeyn, und dadurch anzeigen wollten, als wenn ſie allein nur die wären, die der Seeligkeit theilhaftig werden könnten. Völkner antwortete darauf, daß ſey von ihm ſehr unrecht gedacht, man **müſſe** ſeelig werden, und kurz darauf rief er heftig aus: ich **will**, ich **muß** ſeelig werden! Dieſe Worte wiederholte er einigemale **mit barſcher Stimme**, wobei er ſtark mit den Händen fochte, und ſich im Bette herumwarf. Nachdem er ſich nun noch eine ganze Weile mit den Gedanken, daß er **mit aller Gewalt** ſeelig werden wolle, beſchäftiget hatte, brach er in bittre Klagen über ſein ehemaliges gottloſes Leben aus, und fing mit einmal an: **Da bin ich ſo dabei gekommen!** welche Worte er wohl drei bis viermal hintereinander wiederholte, und wenn ſein Schlafkamerad ihn fragte, wobei denn? ſo antwortete er eben daſſelbe. Nachher wurde er im Verhör über dieſe Worte vernommen, ob er irgend vor ſeiner Mordthat in ſeinem Leben ſonſt noch ein großes Verbrechen begangen habe, worauf er aber antwortete, daß er ſich niemals eines vor dem menſchlichen Richterſtuhle ſtrafbaren Verbrechens ſchuldig gemacht. Hieraus läßt ſich vermuthen, daß die obigen Worte ſich vielleicht auf ſeine ſchon im Sinn habende Mordthat beziehen mochten, die er ſich ſchon ſo gut als geſchehen dachte.

Einige Tage vor den 23ſten May traf ihn einer ſeiner Kameraden Nahmens Kendler auf dem Kirchhofe an, und ging mit ihm ſpatzieren. Völkner unterhielt, dieſes Kendlers Ausſage nach, lauter geiſtliche und gute Geſpräche mit ihm, wo er auch unter andern ſagte, daß Gott den Menſchen ſo viel Gutes erzeige, und dieſe demohngeachtet ſo ſehr zum Böſen geneigt wären. Als unter dieſen Geſprächen der Abend herauf kam, und die Sterne etwas ſichtbar wurden, fing Völkner an: dieſe Sterne ſind unſere Vorboten, **man muß ſich beſtreben, bald dorthin zu kommen!**

Seiner Ausſage nach, hatte Völkner ſchon lange den Gedanken mit ſich herum getragen, einmal ein Kind zu ermorden, (um vielleicht auf die Weiſe, wenn er ſich nach vollbrachter Mordthat bekehrt hätte, deſto eher **dorthin** zu kommen, in jenes beſſre Leben, wohin er ſich ſehnte) drei Wochen aber vor ſeiner That hatte er eine beſondere Angſt und Bangigkeit, es war ihm immer, als ob er jemanden umbringen müſſe. Zuweilen ſchlief er ruhig, zuweilen aber nicht, und gleich beim Anbruch des Tages erwachten mit ihm die Gedanken zu morden. Als man ihn im Verhör fragte, warum er dieſe Aengſtlichkeit nicht dem Feldwebel oder ſeinen Kameraden, oder dem Feldprediger entdeckte, gab er höniſchlächelnd zur Antwort, **weil er es nicht gewollt!** was aber den Prediger anbeträfe, der hätte ihm doch nicht helfen können.

Drei Tage vorher, ehe er den Mord beging, ſpielte er auf eben dem Kirchhofe, wo er die geiſtlichen und guten Geſpräche führte, mit den kleinen Kindern, um eins davon zu tödten, wenn ihn nicht die Menge von Menſchen gehindert hätte, ſeine That, ſo wie er gewünſcht, zu vollführen.

Endlich am 23ſten May gegen Abend hielt ihn nichts mehr ab, ſein ſchreckliches Vorhaben ins Werk zu richten. Ein kleines Mädchen, daß zuweilen mit des Feldwebels Tochter zu ſpielen kam, deſſen Eltern er aber nicht kannte, kam auch dieſen Abend in das Haus, wo Völkner im Quartier lag. Sein Wirth nebſt ſeinen Schlafkameraden waren ohngefähr eine Stunde vorher ausgegangen. Er rief alſo die beiden Mädchen in die Stube und theilte erſt ſeine Abendmahlzeit mit ihnen, worauf er dem einen Mädchen die Stirn überbog, und ihr mit einem Meſſer, daß er, ſeiner eignen Ausſage nach, ſchon einige Tage vorher hiezu gewetzt hatte, die Gurgel durchſchnitt. Das andere Mädchen, welches noch etwas gröſſer war, ſagte während der That zu ihm: was machſt Du da? als er es aber bedrohete, ſchwieg es. Nach verrichteter That ging er ſogleich auf die Hauptwache, und gab ſich ſelber an, wobei er geſtand, daß ihm nun ſeine That leid ſey. Er ward ſogleich in Verhaft genommen, ſchlief aber die Nacht ganz ruhig: denn ſeiner eignen Ausſage nach hatte ſich die Aengſtlichkeit, welche er ſeit drei Wochen empfunden, ſogleich nach vollbrachter That verloren.

Den Tag darauf verhörte man ihn, nebſt ſeinen Officiers, und um ihn geweſenen Soldaten. Erſtere ſagten aus, er ſei ſehr leicht mit Worten zu ziehen geweſen, und letztere behaupteten einſtimmig, daß ſie niemals äuſſere Zeichen von Tiefſinn oder Schwermuth bei ihm bemerkt, er ſey zwar nicht ſehr luſtig, und ausſchweifend, aber doch auch nicht gänzlich ein Kopfhänger geweſen.

Er ſelbſt antwortete bei der Unterſuchung vernünftig und mit vieler Präciſion und bezeigte gegen ſeine Vorgeſetzten ſowohl in Worten als Gebehrden viele Ehrfurcht. Er erzählte auf Befragen ſeinen Lebenslauf, geſtand ſein Verbrechen mit allen Nebenumſtänden, und ſetzte hinzu: er habe wohl gewußt, was eine ſolche That für Folgen habe, und daß er ſie mit ſeinem Blute würde büßen müſſen, **indeſſen wäre ihm dieſer Gedanke, zu der Zeit, da ihm ſein Leben zur Laſt war, gar nicht ſchreckend geweſen**, jetzt wünſche er, daß es nicht geſchehen wäre. Insbeſondere merkwürdig ſind folgende Aeuſſerungen von ihm, welche nur zu deutlich zeigen, wie viel, durch Vorſtellung einer höhern Glückſeeligkeit erzeugter Lebensüberdruß, und falſche religiöſe Vorſtellungen von einer nach vollbrachter Mordthat nach anzuſtellenden Bekehrung, zu der Ausführung ſeines Entſchluſſes mögen beigetragen haben:

Er habe anfänglich Vertrauen auf Gott gehabt, allein dieſes ſey nachher, da ſich die böſen Gedanken erſt ſeiner bemächtiget, geſchwächt, und er dadurch verleitet worden von Kirchen und Abendmahl, welches er ſonſt fleißig genoſſen, zurückzubleiben. Jetzt wolle er **lieber ſterben, jedoch ſeelig ſterben,** als leben. **Jonas habe ſolches auch gewollt.** Zwar wäre dieſer nicht auf ſolche Art geſtorben, dieſes habe er aber vorher ſo genau nicht überdacht. Er glaube noch immer, es habe zu ſeinem Beſten gereicht, daß er damals, als ihm in Danzig ſein Felleiſen geſtohlen, zu den Dänen geführt worden ſey. Hier ſey er rechtſchaffen bekehrt worden, habe einen guten Wandel geführt, und bloß auf ſeiner Reiſe nach Burg habe ſein Chriſtenthum gelitten (vermuthlich, da er ſich mit den Reutern einließ). **Jetzt ſey er nun zwar gänzlich von Gott abgefallen, indeß wiſſe er doch, wie er es anzufangen habe, wenn er ſich wieder bekehren wolle.**

Niemals ward er in größere Verlegenheit geſetzt, als wenn man ihm die Frage vorlegte, warum er dieſe abſcheuliche That gerade an einem unſchuldigen Kinde, welches ihn nie beleidigt, verübt hätte. Alsdann rieb er ſich die Stirne, blieb lange ängſtlich ſtehn, als ſinne er auf einen Grund, und wiſſe ihn ſelber nicht zu finden, bis er ſich endlich bloß auf ein dunkles Gefühl berief, daß ihn dazu getrieben.

Als man ihn beim Schluß der Unterſuchung fragte: ob er einen Defenſor verlange, antwortete er: daß er ſein Leben verwürkt habe, wiſſe er wohl, und verlange alſo keinen Defenſor, und als man ihn darauf wieder in die Wachſtube führte, ſagte er zu dem Officier: Gelt, Herr Lieutenant, das war kurz reſolvierk! An dieſem Tage, als dem andern nach ſeiner Gefangennehmung mußte ihm ſein Schlafkamerad ſeine Bücher bringen; dieſe waren: **Arendts wahres Chriſtenthum, das Paradiesgärtlein, Freylingshauſens Geſangbuch, und das hälliſche goldne Schatzkäſtlein.**

3.

Johann Peter Drieß.

Was ich theils aus einer mündlichen Erzählung des Herrn **Moſes Mendelsſohn**, theils aus einem mediciniſchen Bericht des Herrn **Aſſeſſor Hagen** von dieſem Unglücklichen weiß theile ich hier mit.

Er war Inſpektor am Joachimsthaliſchen Gymnaſium, wo er aber wegen atheiſtiſcher Grundſätze, die er häufig geäuſſert haben ſoll, ſeinen Abſchied erhielt. Herr **Aſſeſſor Hagen** hat mir einen Aufſatz von demſelben mitgetheilt, worinn er ſeine Meinung über das öffentliche Gebet des Joachimsthaliſchen Gymnaſiums ſagt, welches er aus mehrern Gründen abgeſchaft wiſſen will.

Daß er durch den Vorſchlag, das öffentliche Gebet abzuſchaffen, ſich üble Nachrede zugezogen hat, ſcheinet aus folgender Stelle in ſeinem Aufſatze zu erhellen: „Es würde mich zum Lachen bewegen, ſchreibt er, wenn man ſagen wollte, daß „die Ruhe des Staats in Gefahr ſey, ſobald man „das öffentliche Gebet abſchaffen wollte. Wenn „man in einigen Privatgeſellſchaften in Berlin deswegen in Alarm geräth, und diejenigen, welche „dieſen Vorſchlag thun, als Ungeheuer betrachtet, „ſo iſt deswegen die Ruhe des Staats noch nicht „in Gefahr.“

Aus folgender Stelle in dem Aufſatze kann man einigermaſſen auf ſeine Art zu denken und auf ſeine philoſophiſche Kenntniß ſchließen: „Es iſt ein Grund „übrig, welcher noch ſchärfer als die vorhergehenden auf die Abſchaffung des öffentlichen Gebets „dringt. Ich habe oben ſchon geſagt, daß, wenn „man ſich einmal ohne alle Vorurtheile in eine unpartheiiſche Unterſuchung der Religion eingelaſſen, „es nicht mehr von uns abhängt, dieſes oder jenes „Religionsſyſtem willkührlich zu wählen. Dieſes „gilt auch von den philoſophiſchen Syſtemen. „Wenn man nun in dieſer Unterſuchung auf ein „Syſtem fällt, in welchem das Gebet keinen Platz „finden kann, wie kann man alsdann im Ernſt „beten?“

„Setzt man aber den Fall, daß einer oder
„der andre der Herren Profeſſoren, Inſpektoren,
„oder Alumnen, ſich für ein ſolches Lehrgebäude zu
„erklären, durch die Stärke der Gründe hingeriſ-
„ſen worden, was für eine Figur wird dieſer in
„dem Gebet vorſtellen.“ —

„Aber iſt es möglich, daß ein vernünftiger,
„ein denkender Menſch, auf ein Syſtem fallen kann,
„in welchem kein Gebet ſtatt findet? Wer dieſen
„Einwurf macht, der möchte ſich wohl noch nicht
„ſehr mit freien Spekulationen abgegeben haben.
„Es iſt mehr als möglich! Um ſich hiervon kurz zu
„überzeugen, leſe man nur, wenn man die Sy-
„ſteme nicht ſelbſt leſen will, des Herrn Bruckers
„Hiſtoriam Philoſophiæ. Wer ſich in die-
„ſem Felde ein wenig umgeſehen hat, der wird wiſ-
„ſen, daß die größten und berühmteſten Denker
„auf ſolche Syſteme gefallen ſind. Wenn ich nicht
„ſehr irre, ſo kann man behaupten, ohne ſich für
„ein ſolches Syſtem zu erklären (denn ein Denker
„wird ſich nicht leicht für ein Syſtem erklären) daß
„die Lehrgebäude, in welchen das Gebet ausgeſchloſ-
„ſen iſt, mit eben ſo vieler, wo nicht mit mehre-
„rer Gründlichkeit aufgeführet ſind, als diejeni-
„gen, welche daſſelbe in ſich ſchließen.“

Nachdem der Verfaſſer alle ſeine Gründe für die Abſchaffung des öffentlichen Schulgebets geſagt hat, ſchließt er ſeinen Aufſatz, auf eine ſo beſcheidne als vernünftige Art, wie folget:

„Nach meiner Einſicht dringen die philoſophiſchen Gründe auf die Abſchaffung des Gebets; allein es kann vielleicht ſeyn, daß die politiſchen das Gegentheil thun. Ich wiederhohle es nochmals, daß es meine Sache nicht iſt, hierüber zu urtheilen, ſondern ich glaube, daß dieſes niemanden anders zu beurtheilen zukömmt, als der geſetzgebenden Macht, und denen, welche dieſelbe vorſtellen.

„Ich ſehe ein, daß es eine gute Ordnung und nützliche Einrichtung iſt, die Jugend, beſonders des Morgens, zu verſammlen, und dieſelbe durch eine ernſthafte und nützliche Beſchäftigung zuzubereiten, den Tag ſo zuzubringen, wie es einem vernünftigen Geſchöpfe zukömmt. Allein dies kann bei der Aufhebung des Gebets beſtehen, wenn man etwas anders an die Stelle deſſelben ſetzt. Man kann z. E. gute aber ſehr kurze moraliſche Abſchnitte vorleſen laſſen, welche auf das thätige Chriſtenthum, oder welches einerlei iſt, auf die Ausübung der Tugend dringen. Hier findet man keine Verſchiedenheit der Meinungen. Alle Theologen und Philoſophen von dem ſtrengſten Orthodoxen an, bis auf den Bayle, Spinoza, und Epikur rufen einmüthig: ihr Menſchen ſeyd gerecht! ſeyd tugendhaft! und dennoch fehlt es auf dieſer Seite immer am meiſten.“

Nun wieder zu der Geſchichte dieſes Unglücklichen, an deſſen Verderben vielleicht nur zu ſehr eine unbegränzte Eitelkeit, und Begierde in einer höhern Sphäre zu glänzen, Schuld war.

Nachdem er das Joachimsthaliſche Gymnaſium verlaſſen hatte, gerieth er in die äuſſerſte Dürftigkeit, ſo, daß ihm zuletzt weiter nichts, als die leeren Wände ſeines Zimmers, ein Bette und ein Hemde übrig blieb. Und nun war er feſt entſchloſſen, ſeinem Leben, das ihm verhaßt geworden war, ein Ende zu machen, brachte ſich auch in dieſer Abſicht mit einem kleinen Federmeſſer zwei Stiche an zwei verſchiednen Orten bei, aber ohne ſein Vorhaben ins Werk zu richten. Es war dieſes am 14ten Januar des Jahres 1774, und er war damals ſechsunddreißig Jahr alt.

Da ihm alſo dieſer Verſuch mißlungen war, faßte er den feſten Entſchluß ſich todt zu hungern, den er mit der ſchrecklichſten Hartnäckigkeit viele Tage lang durchſetzte. Vom 16ten Januar fing er an, nichts mehr zu eſſen und zu trinken. Am 18ten und 19ten ſtellte ſich nach und nach ein brennender Durſt ein, welcher unerträglich zu werden anfing; er nahm alſo den 19ten des Abends um neun Uhr etwas Waſſer zu ſich, weiter aber im geringſten nichts. Dieß trank er in ſehr geringen Quantitäten bis zum 21ſten.

Um dieſe Zeit ohngefähr war es, da er auf Bitten ſeines vertrauten Freundes vom Herrn Moſes Mendelsſohn beſucht ward. Als dieſer das Zimmer trat, erblickte er, auſſer einem

Glas Waſſer, das auf dem Tiſche ſtand, weiter nicht das mindeſte, was zu den Bedürfniſſen oder Bequemlichkeiten des Lebens gehört. Der Kranke lag in einem ſehr ſchmutzigen Hemde im Bette.

Herr Mendelsſohn gab ſich erſt für einen pohlniſchen Arzt aus, welcher ſeine Kunſt auszuüben hieher gereißt ſey; allein der Kranke wollte nichts weder von einem Arzt, noch von irgend einiger Hülfe, die bei ihm möglich wäre, wiſſen. Endlich errieth er, wer der Unbekannte ſey, und fragte ihn: ſind Sie nicht Mendelsſohn? Dieſer bejahte es, indem er ihm zugleich die Hand gab, wobei er die Hand des Kranken heiß und brennend, und doch gewiſſermaſſen wie erſtorben in der ſeinigen fühlte.

Nun wollte der Kranke anfangen, über allerlei Materien mit Herrn Mendelsſohn zu diſputiren, fand ſich aber zu ſchwach zum Reden. Herr Mendelsſohn nutzte dieſe Gelegenheit, indem er ihm freundſchaftlich zuredete: er möchte ſich durch den Genuß von etwas Speiſe erſt ſo weit wieder erhohlen, daß er anhaltend reden könnte; jetzt ſtiege ihm bei jedem Worte, das er ſagte, eine ſchreckliche Röthe ins Geſicht, die ſeine auſſerordentliche Mattigkeit anzeigte; ſobald er wieder dazu fähig ſey, wolle Herr Mendelsſohn gern Stundenlang mit ihm diſputiren, und wenn er ihn gleich einmal überwunden, von vorne wieder mit ihm anfangen.

Der Kranke ließ ſich dieſen Vorſchlag gefallen, und Herr Mendelsſohn nahm Abſchied von ihm, mit dem Verſprechen, ihn ſobald wie möglich wieder zu beſuchen. Kaum aber war er weg, ſo änderte ſich auch der gefaßte Entſchluß des Kranken. Dieß ſey ein neuer Kunſtgrif, ſagte er, wodurch man ihn nur habe bewegen wollen, von ſeinem Vorſatze abzuweichen: und bald darauf ſchrieb er in ſein Tagebuch: **Herr Mendelsſohn habe ihn an dieſem Tage betrügen wollen;** auch verlangte er denſelben nachher nicht mehr zu ſprechen.

Seiner Ausſage nach hatte er die Zeit über, da er nichts gegeſſen, auch nicht den geringſten Hunger empfunden, und nunmehr, da der Durſt nachließ, ſo enthielt er ſich auch das Waſſertrinkens bis zum 28ſten, wo er nach einer vorhergegangnen Vorſtellung und Ueberredung, nachdem er nun ſeit zwölf Tagen nicht das mindeſte genoſſen, alle Stunden, von ein Uhr des Nachmittags bis um ſechs Uhr, jedesmal einen Eßlöffel voll Kalbsbrühe nahm.

Allein der Entſchluß zu verhungern behielt wiederum die Oberhand, und der Kranke verließ aufs neue dieſes Nahrungsmittel, wogegen er ſich wieder wie vorher etwas wenigen Waſſers bediente, welches er theils hinunterſchluckte, theils den Mund damit ausſpühlte, worinn er eine auſſerordentliche Durre bemerkte, ſo daß, wenn er redete, die

Zunge am Gaumen kleben blieb, und wenn er ſie bewegte, einen Laut verurſachte.

Seine Stimme ward nun immer ſchwächer, und er konnte ſich zuletzt nicht mehr allein im Bette aufrichten. So erwartete er, wie er ſagte, ſein Ende, unter wechſelsweiſen Schlafen und Wachen, bis den 3ten Februar, da ihn Seine Königl. Hoheit. der Prinz Heinrich des Abends um ſechs Uhr beſuchten. Hierauf kam der Herr Hofrath und Leibmedikus, wie auch hieſiger Stadtphyſikus **Leſſer** zu ihm, der ihn auch vorher ſchon beſucht hatte, um ihn zu überreden, Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, allein ſeine Bemühung war bis jetzt noch umſonſt.

Der Herr Geheimerath und Stadtpräſident **Philippi** trug darauf, vermöge ſchriftlichen Befehls, von wegen des Polizeidirektoriums, dem Herrn Stadtchirurgus, und jetzigen Aſſeſſor **Hagen**, auf, mit dem Herrn Hofrath und Stadtphyſikus **Leſſer** gemeinſchaftlich alles anzuwenden, um den Kranken zu bewegen, Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen; und ihm insbeſondere zu Gemüthe zu führen, wie er, in Betracht der erhaltnen gnädigſten mündlichen und ſchriftlichen Verſicherungen von des Prinzen Heinrichs Königl. Hoheit, (deſſen Lektor zu werden er Hofnung hatte) die vortheilhafteſten Ausſichten in Anſehung ſeines zeitlichen Glücks vor ſich habe.

Wenn aber alle dieſe wirklich gegründeten Vorſtellungen, und alles freundſchaftliche Zureden, wider alles Vermuthen, fruchtlos ſeyn, und der Inſpektor Drieß ſchlechterdings darauf beharren ſollte, verhungern zu wollen, ſo ſey alsdann, in dieſem nicht zu verhoffenden Fall, ſelbſt wider den Willen deſſelben, und mit der dazu erforderlichen Gewalt, dem Inſpektor Drieß dienliche Nahrung einzuflößen und beizubringen.

Dieſem Befehl zu Folge ging Herr **Hagen** den 4ten Februar des Morgens zu dem Kranken, und deutete demſelben an, daß ihm von Seiten des Polizeidirektoriums anbefohlen wäre, ihm nochmals in Güte anzutragen, ob er, ſein Leben zu erhalten, Nahrungsmittel zu ſich nehmen wolle, widrigenfalls ſolle Schärfe gebraucht werden. Allein der Kranke wollte noch von nichts wiſſen, bis er erſt den Befehl ſelbſt geſehen hätte: als ihm dieſer aber ſelbſt vorgezeigt ward, ſo änderte er nun auf einmal ſeinen Entſchluß, und nahm um zehn Uhr Vormittags zum erſtenmale wieder einen Eßlöffel voll Chokelade, und ein halb Glas voll reiner Milch, ſeitdem er nun wirklich beinahe zwanzig Tage lang gehungert hatte. Man fuhr fort, ihn alle Stunden Chokelade und Milch zu geben, und von nun an nahm er völlig und unausgeſetzt, was man ihm gab. Den folgenden Tag, am 5ten Februar, nachdem er zwei Taſſen Kaffee getrunken und zwei Zwiback dazu gegeſſen, befand er ſich merklich beſſer, und ſein Puls, der am vorigen Tage des Vormittags noch kaum zu fühlen war, ſchlug wieder voller und munterer.

So erhohlte er ſich von Tage zu Tage, und am 9ten fing er ſchon wieder an Fleiſch zu eſſen, und aufzuſtehen, ja er ward ſo ſtark, daß er am folgenden Tage den ganzen Tag auſſer dem Bette aufſitzen konnte, und am 11ten Februar ſchon wieder an zu arbeiten fing, welches er den 12ten faſt den ganzen Tag fortſetzte, ſo daß man ihn mit Mühe davon abhalten mußte. So erſchöpft ſein Körper noch vor einigen Tagen war, ſo nahm er jetzt zuſehends wieder an Kräften zu, und in kurzem war er völlig wieder hergeſtellt.

Herr Moſes Mendelsſohn hatte ihn ſeit dem erſten Beſuch nicht wieder geſehen, als er nach einiger Zeit auf einmal unvermuthet, ſehr vornehm gekleidet, in deſſen Zimmer trat, um ihm anzuzeigen, daß er nun bei Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Heinrich Lektor geworden ſey; und als Herr Mendelsſohn ſich ſeiner nicht gleich erinnerte, ſagte er: „ich bin der Elende, den Sie einmal „Ihres Beſuchs gewürdiget haben. Und nennen „Sie's Eitelkeit, wie Sie wollen, genug „ich fühlte, daß ich für eine größere Sphäre „beſtimmt war. — Nun bin ich glücklich!“

Herr Mendelsſohn fand nicht für gut, ſich nach dieſer Erklärung eben weiter mehr mit ihm einzulaſſen. Der neue Glückliche erwachte bald aus ſeinem Traume, und da er zu bemerken glaubte, daß man auch hier nur eine Komödie mit ihm geſpielt habe, und darüber aufs neue in Raſerei verfiel, ward er ins Tollhaus gebracht, rannte mit dem Kopf gegen die Mauer, und ſtarb *).

M.

4.

Sonderbarer Gemüthszuſtand eines jungen Menſchen von funfzehn Jahren **).

Ein hieſiger Bürger brachte etwa vor drei Jahren ſeinen Sohn in die Stadtſchule. Seine Fähigkeiten waren ſeiner körperlichen Gröſſe nicht angemeſſen; daher ward er in die zweite Klaſſe geſetzt.

---

*) Wie ſehr wünſchte ich von den Lebensumſtänden dieſes Unglücklichen, ſeinen erſten Anlagen, ſeiner Erziehung, u. ſ. w. mehr zu erfahren!

**) Dieſer Aufſatz, welcher mir von dem Herrn Konrektor Schmidt, meinem Freunde und nächſten Kollegen an der Kölniſchen Schule mitgetheilt worden, iſt der erſte in dieſem Journal, der gleich unmittelbar in die Pädagogik einſchlägt, möchten doch bald mehrere Schulmänner mich mit ihren gütigen Beiträgen zu dieſem gemeinnützigen Endzweck unterſtützen?

Hier ſaß er oft unter einer gemiſchten Anzahl der Kleinern, deren kindiſches Betragen ihm bei ſeinem reifern Alter nicht mehr gefiel.

Da er ſich aber ſonſt gut betrug und mit anhaltendem Fleiße die Lehrſtunden beſuchte, gewann er das Vertrauen ſeiner Lehrer. Dies dauerte eine Zeit, bis die zu große Ungleichheit ſeiner Mitſchüler und die Abneigung gegen die franzöſiſche Lehrſtunde, wo er den Unterricht unter ſeinen Fähigkeiten zu ſeyn glaubte, den Wunſch in ihm rege machten, die Schule bald möglichſt wieder zu verlaſſen.

Er verſuchte unter mancherlei Vorwand von ſeinen Eltern die Erlaubniß dazu zu erhalten, die ihm aber jederzeit verſagt wurde. Endlich ſagte er es ihnen ohne Rückhalt, daß ihm die Anfangsgründe der Sprache, die man in der untern Klaſſe trieb, hinlänglich bekannt wären, und er daher jede Stunde, die er dort zubrächte, für verloren hielte. Dieſe aber ſchrieben es bei einer ſtrengen Erziehungsart ihrer Kinder auch dieſesmal ſeinen noch unreifen Einſichten zu, und hielten ihn noch nachdrücklicher zum fleißigen Beſuche der Schule an.

Nun aber änderte ſich auf einmal ſein ganzes Betragen. Er ſchien tiefſinnig und ſchwermüthig zu werden. In der Zeichenſtunde, nahm er ſtatt zu arbeiten, eine abgeſtumpfte Feder oder eine Mohrrübe, befeſtigte ſie in den Tiſch, und hieb den obern Theil mit einem Streich herunter. Hiezu hatte er von dem Tage an ſtets ein ungewöhnlich groſſes Meſſer bei ſich. So wird mirs auch gehen, ſetzte er hinzu, und bald darauf drangen Thränen aus ſeinen Augen.

In dieſem Zeitpunkte antwortete er auf alle Fragen ſeiner Mitſchüler nichts. Es ſchien, als wenn eine tiefe Schwermuth, die mit einer Reue über ein begangenes Unrecht verknüpft war, ſich ſeiner bemächtigt hatte. Er ſah ſtarr und ſtill auf jeden, der ihn befragte, und ſelbſt ſeine Lehrer erhielten entweder keine oder nur abgebrochene Antworten von ihm, die keinen Sinn hatten.

Man hielt es anfänglich für eine vorübergehende Schwäche, als er es aber mehrere Tage fortſetzte, ununterbrochen bald weinte, bald durch Worte, Gebehrden und Handlungen Verwirrung des Verſtandes äuſſerte, befragte man ihn genauer, und erhielt noch keine befriedigende Antwort. Man fand für gut, nicht mit Schärfe in ihn zu dringen. Seine Mitſchüler entfernten ſich von ihm.

Hierauf ſchnitt er in den Tiſch einen Galgen, oder bemahlte damit ein Papier, ſetzte ſich das Meſſer an die Kehle oder auf die Bruſt, ſprach vom Erſäufen, mit dem Zuſatz, daß er es längſt würde gethan haben, wenn er ſeinen Eltern dieſen Gram hätte verurſachen können, drohete einige ſeiner Mitſchüler, und beſonders auch den franzöſiſchen Lehrer zu erſtechen, einen Balken herunterzureiſſen und ihnen damit auf den Kopf zu werfen, und dergleichen mehr.

Bei dem allen kehrten ſtets ſeine Thränen zurück; und dies ſchien ihm Erleichterung zu verſchaffen, und ruhige Zwiſchenzeiten zu geben. Dann ſahe er ſtets vor ſich hin, und bekümmerte ſich um keine Gegenſtände, die um ihn waren. Aus der Schule ging er öfters ſo, daß er ſich vor den Kopf ſchlug, verzweiflungsvolle Gebehrden machte, mit den Füſſen ſtampfte und noch mehrere Zeichen des Unwillens von ſich gab.

Man ſchonte ihn noch immer und ſuchte durch Zureden und freundſchaftliche Behandlung ſein Vertrauen zu gewinnen, um wo möglich auf die Spur ſeines ſonderbaren Betragens zu kommen; aber er blieb ſich ſtets gleich und antwortete höchſtens, daß ihm nichts fehle. Ueberhaupt ſchien es, daß er mehr durch Güte zu lenken war, denn Troß und Widerſetzlichkeit äuſſerte er nur, wenn man ſtrenge mit ihm verfuhr.

Da die Kinder dieſes ihren Eltern entdeckten und einige beſorgten, daß er wohl gar einen ſeiner Mitſchüler beſchädigen könnte; ſo meldete man es ſeinen Eltern, mit der Bitte, ihn auf einige Zeit zu Hauſe zu behalten. Der ſtrenge Vater wendete dieſe Tage an, ihn durch ſcharfe Zucht und durch Einſperren von ſeinen Narrheiten zu heilen, beſonders da er im väterlichen Hauſe nie dergleichen gezeigt hatte.

Er ſchickte ihn wieder; aber ohne Erfolg. Jetzt ſprach er von Kuren, denen er ſich habe unterwerfen müſſen, vom Bade, in das er getaucht wäre, um ſeinen Kopf wieder in Ordnung zu bringen. Als man in der Lehrſtunde einen Brief diktirte, ſchrieb er, ſtatt des Diktirten, viel verwirrtes Zeug nieder, das keinen Sinn hatte. Nun lief ſogar von einem Vater eines andern Schülers ein Schreiben an einen Lehrer ein, worinn er bat, auf dieſen Menſchen Acht zu haben, weil er einen ſeiner Mitſchüler zu erſtechen gedroht habe.

Dieſer Wink nebſt den vielen nachtheiligen verdrehten Gerüchten über dieſen Vorfall, noch mehr aber folgender Brief, der von dieſem Jüngling ſelbſt einem Lehrer in deſſen Abweſenheit ins Haus gebracht wurde, veranlaßte, daß man gewiſſere Auskunft darüber ſuchte. Ich will ihn ganz wörtlich mittheilen.

„Mein lieber Herr K..,

„Ich bedanke mich auch für Ihren guten Unterricht,
„den ich bishero von Ihnen gehabt habe; denn ich
„werde nunmehro nach Italien reiſen, Leben Sie
„wohl; ich werde mich beſtändig an Sie erinnern,
„weil ich Ihnen ſo gut geweſen bin, als allen
„meinen Maiters, und ich von Ihnen am meiſten
„gelernt habe. Ich verbleibe mit vieler Hochach-
„tung, u. ſ. w.“

Der Schulmann beſuchte hierauf die Eltern des jungen Menſchen, redete mit Zurückhaltung und Schonung von dem Zuſtande und den Aeuſſerungen ihres Sohnes, wo es ſich denn zeigte, daß keiner von den Seinigen etwas von einer Reiſe nach Italien wußte.

Der ſtrengere Vater wußte bald Mittel, ein Geſtändniß aus ihm zu bringen, welches ihn ſelbſt ſowohl als ſeine Lehrer in Erſtaunen ſetzte. Er geſtand nemlich, daß das Mißvergnügen über den Unterricht in der franzöſiſchen Stunde, ſein Widerwille gegen den Umgang mit den Kleinern und der Eckel das ſchon einmal gehörte immer wieder anhören zu müſſen, ihn auf den Gedanken gebracht habe, **ſich wahnwitzig zu ſtellen**, um dadurch ſeine Entfernung aus der Schule zu bewirken.

So löſte ſich das Geheimniß von ſeinem Wahnwitze auf, den unter ſechs Lehrern einige für gewiß, andere für wahrſcheinlich hielten, und wodurch er achtzig ſeiner Mitſchüler zu hintergehen wußte. Dieſe Rolle hat er über ſechs Wochen anhaltend geſpielt.

Bald darauf fand der Vater für gut, ihn aus der Anſtalt zu nehmen. Ich ſelbſt habe noch kürzlich mit ihm über dieſen Vorfall geſprochen, wo er ſich des Ausdrucks bediente: jenes wären nur Kindereien geweſen. Sonſt iſt er äuſſerſt dienſtfertig und gefällig, und hat beſonders vorzügliche Talente zur Muſik, worinn er auch itzt mit Beifall Unterricht ertheilt.

B. H. Schmidt.

5.

Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Baſedow von ſeinem Charakter *).

Ach wäre ich, wie vom Geize, alſo eben ſo frey von verdienten Vorwürfen unſittlicher Würkung des beim Widerſpruche ruhmredigen Kraftgefühls, welches wahrlich den Stärkſten ſchwächt; und des übertriebnen Grams, wenn gemeinnützige Anſchläge mißlingen; und des kurzen aber heftigen Zorns gegen Widerſacher, wenn die Stärke des Getränks mit dem Grame wirkt; und von Vorwürfen der Ungezogenheit, die in ſolchem Zuſtande, auch wohl in der ſeltnen Fröhlichkeit, deutlich zeiget, daß ich in dem Gegentheile aller Arten der guten Erziehung auf-

---

*) Da die Schrift, woraus ich dies gezogen habe, eine Privatſtreitigkeit betrift, die nicht jeden intereſſirt, dieſe Selbſtgeſtändniſſe in derſelben aber einen jeden, als Menſch, intereſſiren müſſe, ſo glaube ich, iſt dieſer Auszug nicht überflüßig und unzweckmäßig.

aufgewachſen, und daß mein bischen Politur ein zu ſpätes Kunſtwerk ſey.

Wäre dieſes Schickſal nicht ſo wirkſam durchs ganze Leben; was hätten wir denn Wahres zu reden von dem ſo hohen Wehrte eines philanthropiſirenden, und alſo unſers, Inſtitutes?

Ach wäre ich ſo frey von Vorwürfen des Spiels zu gewiſſen Zeiten, welches von jeher, bald mehr bald weniger meine einzige Zerſtreuung war; da nur ein Zehntel der Natur in meine von Jugend auf ſchwache Augen fällt, da die Tonkunſt mir fremd geblieben iſt, und da nur wenige Arten von geſellſchaftlichen Geſprächen mich unterhalten, nehmlich ſolche, wodurch ich merklich lernen oder merklich lehren kann. Die von der erſten Art aber ſind in meinem Alter ſchwer zu finden; die von der andern Art werden meinen Geſellſchaftern bald unangenehm.

• • •

Ich muß, (ſo iſt meine Natur und Verwöhnung,) wenn mir etwas gelingen ſoll, nicht anders arbeiten, als mit einer auſſerordentlichen Anſtrengung und Ausdaurung, welche zuweilen faſt allen Schlaf hindert. Sonſt verliere ich gar leicht den Faden in dem Labyrinthe, in welches ich, als ein Erfinder und Beurtheiler der Wahrheiten und vornehmlich der Methoden und Lehrmittel, mich hineinbegeben habe.

Dadurch verfalle ich denn endlich in einen Zuſtand, daß ich eine Vernichtung aller Geiſteskräfte, ſogar der Vernunft, befürchten muß, wenn ich mich nicht auf eine Zeitlang, gleichſam mit Gewalt, loßreiße und zerſtreue, und gewiſſer Beſorgniſſe wegen, zuweilen auſſer Hauſes. Eben die Wirkung hat der Anfall des ſtarken Grams.

Und, o Gott, du weißt es, wie ſelten ich ſeit einigen Jahren in Deſſau von der Uebermacht deſſelben befreit geweſen bin, ſeitdem ich dem Lande habe dienen, und ein Philanthropin ſtiften wollen, wovon ein guter Reſt nachgeblieben iſt! Trinke ich nun in einem ſolchen Zuſtande keinen Wein, oder höchſt wenig, ſo werden meine, entweder zu arbeitſamen oder zu kummervollen Grübeleien nicht unterbrochen, und ſo bleibe ich in Gefahr, gänzlich zu erliegen, davon ich den Anfang ſehr trauriger Wirkungen zuweilen ſchon erlebt habe.

Ich kenne in der Miſchung dieſes Lichts und Schattens meines Gleichen nicht. Vielleicht liegt eine natürliche Urſache darinnen, daß mich ein auſſerordentlich lebhafter Vater gezeugt, und ein mehrentheils bis zum Wahnſinne melancholiſche Mutter geboren hat.

In dieſem Zuſtande kann ich nun ſchlechterdings nicht vorher errathen, wie viel oder wenig mir diene. Wirkt ein unvermuthetes Erinnerungsmittel einer Kette von Urſachen des Grams, ſo ſcheint ſich, wenn ich auch fernerhin Waſſer trinke, (beſonders wenn ich zum verdrüßlichen Reden veranlaßt werde,) die Kraft des ſchon getrunknen Weins zu vervielfachen. Ich rede erſt wahr und derb, dann wahr und unvorſichtig, dann wahr und unſittlich, weil ich bis ins achtzehnte Jahr unter lauter ſehr gemeinen Leuten, durch ſchlechte Redensarten, erzogen bin, und alſo, wenn ich die Feder nicht in der Hand habe, jeder unbeſonnene Affekt mich in dieſe ungeſchliffne Sprache wieder zurückführt.

Daher wähle ich zuweilen, wenn Gelegenheit ohne mich da iſt, in ſolchem Drange meiner Gedankennoth, lieber ein, die Aufmerkſamkeit erzwingendes, Spiel, als den Wein. Wenn ich aber nicht entweder zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, oder im Grame grüble: alsdann, und alſo gemeiniglich, lebe ich höchſt ordentlich und enthaltſam von Wein und Spiel.

III.

Zur

Seelennaturkunde.

1.

Spalding an Sulzer.

Berlin am 31. Januar 1772 *)

Ich hatte heute Vormittag in geſchwinde abwechſelnder Folge viele Leute ſprechen, vielerlei Kleinigkeiten ſchreiben müſſen, wobei die Gegenſtände faſt durchgehends von ſehr unähnlicher Art waren, und alſo die Aufmerkſamkeit ohne Unterlaß auf etwas ganz anderes geſtoßen ward. Zuletzt war eine Quittung wegen Zinſen für Kirchenarme zu ſchreiben. Ich ſetzte mich nieder, ſchrieb die beiden erſten dazu erforderlichen Wörter; aber in dem Augenblicke war ich nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter in meiner Vorſtellungskraft zu finden, noch die dazu gehörigen Züge zu treffen. Ich ſtrengte aufs äuſſerſte meine Aufmerkſamkeit an, ſuchte langſam einen Buchſtab nach dem andern

---

*) Dieſe kurze Erzählung ſchrieb ich an demſelbigen Tage Nachmittags auf, und ſchickte ſie an meinen Freund Sulzer.

dern hinzumahlen, mit beſtändigem Rückblick auf den vorhergehenden, um ſicher zu ſeyn, ob er auch zu demſelben paſſe, merkte aber doch und ſagte es mir ſelbſt, daß es nicht diejenigen Züge wurden, die ich haben wollte, ohne mir indeſſen im geringſten vorſtellen zu können, was ihnen fehlete. Ich brach alſo ab, hieß den Mann, der darauf wartete, theils einſilbigt, theils durch Winken, weggehen, und überließ mich unthätig dem Zuſtande, in welchen ich mich geſetzt fand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch eine tumultuariſche Unordnung in einem Theile meiner Vorſtellungen, in welchen ich nichts zu unterſcheiden vermogte: nur daß ich ſie ganz zuverläſſig für ſolche Vorſtellungen erkannte, die ſich mir ohne und wieder mein Zuthun aufdrängten, deren Unwichtigkeit ich einſahe, auf deren Wegſchaffung ich arbeitete, um den eigenen und beſſeren Ideen, deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft bewußt war, mehr Luft und Raum zu ſchaffen. Ich warf mich nämlich, ſo viel ich unter dem Schwarm der andringenden verwirrten Bilder konnte, auf die mir geläufigen Grundſätze von Religion, Gewiſſen und künftiger Erwartung zurück; ich erkannte ſie für gleich richtig und feſt: ich ſagte mir ſelber mit der größten Deutlichkeit und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche denkende Weſen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von Tod, aus dieſem in dem Gehirn erregten Getümmel, welches mir, nach meiner innerſten Empfindung, immer etwas fremdes, auſſer mir ſelbſt vorgehendes blieb, herausgeſetzt würde, ſo würde ich in der beſten glücklichſten Ordnung und Ruhe fortdauren und fortdenken. Bei dem allen war nicht die mindeſte Täuſchung der äuſſerlichen Sinnlichkeit: ich ſahe und kannte alles um mich herum in ſeiner wahren Geſtalt; nur des fremden Andranges und Gewirres im Kopfe konnte ich nicht loswerden. Ich verſuchte zu reden, gleichſam zur Uebung, ob ich etwas Zuſammenhangendes hervorzubringen im Stande wäre; aber ſo ſehr ich auch Aufmerkſamkeit und Gedanken mit Gewalt zuſammenzwang, und mit der äuſſerſten Langſamkeit dabei verfuhr, ſo merkte ich doch bald, daß unförmliche und ganz andere Wörter erfolgten, als die ich wollte; meine Seele war jetzt eben ſo wenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin des Schreibens. Ich gab mich alſo zufrieden, in der, freilich an ſich nicht erfreuenden Erwartung, daß, wenn dieſer Zuſtand beſtändig ſo fortdauren ſollte, ich auf meine Lebenszeit weder würde reden noch ſchreiben können, daß aber meine eigenen mir bewußten Grundſätze und Geſinnungen immer dieſelben und alſo auch, bis zu der völligen Abſonderung von dieſem ungeſtümen Spiele des Gehirns, mir noch ſtets eine einheimiſche Quelle der Beruhigung und der Hofnung des Beſſeren bleiben würden. Ich bedauerte nur meine Angehörigen und Freunde, daß ſie mich, auf ſolchen Fall, für Pflichten und Geſchäfte, ſelbſt für allen eigentlichen Umgang mit ihnen, verlieren und als eine Laſt der Erde ſehen müßten. Aber, Gottlob, dieſe traurige Beſorgniß währete nicht mehr lange. Nach der vollen halben Stunde fing nach und nach mein Kopf an, heller und ruhiger zu werden; die fremden, mir ſo überläſtigen Vorſtellungen wurden weniger lebhaft und brauſend; und ich konnte das, was ich aus meinem eigenen Grunde denken wollte, ſchon mit ſchwächerer Unterbrechung von jenen, mit etwas mehrerer Klarheit und Ordnung durchſetzen. Ich wollte nun dem Bedienten Klingeln, damit er meiner Frau ſagen möchte, zu mir herauf zu kommen; allein ich hatte doch noch einige Zeit nöthig, um mich zu oft wiederhohltenmalen im richtigen Ausſprechen der hiezu erforderlichen wenigen Worte zu üben: und die erſtern nachherigen Unterredungen mit den Meinigen geſchahen noch von meiner Seite, eine andere halbe Stunde hindurch, mit einer langſamen und gewiſſermaßen ängſtlichen Bedächtlichkeit, bis ich mich endlich wieder eben ſo frei und heiter, als am Anfange des Tages, fand und nur einen ſehr gelinden Kopfſchmerz fühlete. Hier dachte ich an meine angefangene, aber für irrig erkannte Quitung, und ſahe, daß, anſtatt: „funfzig Thaler halbjährige Zinſen,“ wie es heißen ſolte, mit ſo reinen und geraden Zügen, als ich je in meinem Leben mochte gemacht haben, geſchrieben da ſtand:

„funfzig Thaler durch Heiligung des Bra-“ mit einem Abbrechungszeichen, weil die Zeile zu Ende war. Es war mir nicht möglich, mich auf etwas in meinen vorhergegangenen Vorſtellungen oder Geſchäften zu beſinnen, welches durch einen dunklen mechaniſchen Einfluß zu dieſen unverſtändlichen Worten hätte Anlaß geben können.

• • •

Dieſe Erzählung mag gar leicht in den Augen anderer, die aus der Erfahrung oder aus Lektüre mehr mit dem mannichfaltigen Erſcheinungen in der menſchlichen Natur bekannt ſind, weit weniger Befremdendes und Sonderbares an ſich haben, als in den meinigen. Der ſeelige Sulzer ſelbſt ſagte mir in ſeiner Antwort hierauf manche Seltſamkeiten von etwas ähnlicher Art, die er theils an ſich, theils an Bekannten erlebt hatte; doch geſtand er einen beträchtlichen Unterſchied zwiſchen denſelben und dem gegenwärtigen Fall.

So viel, dünkt mich, folgt aus dieſem letzteren, daß es nicht ſo leicht ſey, von der Verſtandesverrückung eines andern zu urtheilen. Ich erinnerte mich mitten in meinem oben beſchriebenen Zuſtande eines damals in dem hieſigen Irrenhauſe befindlichen Candidaten, der anfänglich auch verwirrt und unverſtändlich geſprochen hatte, und deſſen Verrückung nachher darein geſetzt ward, daß er zu gar keinem weiteren Sprechen zu bringen war.

Wer weiß, dachte ich, ob er nicht ſeine eigenen ordentlichen Gedanken ſo gut für ſich hat, als ich jetzt die meinigen, und nur deswegen nicht ſprechen will, weil er weiß und empfindet, daß er ſeiner innerſten Sprachorganen nicht Meiſter iſt, ſich alſo ſcheuet, im Sprechen wahnwitzig zu erſcheinen, da er es im Denken nicht iſt?

Weitere Schlüſſe aus meiner gehabten Erfahrung zu machen, will ich mir ja nicht herausnehmen, ob ich gleich ſehr wünſche, die folgende Bedenklichkeit aufgeklaret zu ſehen: wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zuſtande des Gehirnes abhängt, oder eigentlich darinn liegt, ſo muß, in meinem Fall, der eine Theil meines Gehirns geſund, in gehöriger Lage und Ordnung, der andere in unordentlicher, verwirrter Bewegung geweſen ſeyn. Und welcher von beiden ſagte denn: Ich? unterſchied die durch einander kreuzenden Vorſtellungen von ſich ſelber? urtheilete von der Unrichtigkeit derſelben? fühlte ſo innig ſich ſelbſt, als etwas ganz anderes und abgeſondertes von jenen? Wie viel oder wie wenig daraus zu folgern ſey, überlaſſe ich gerne der Entſcheidung der Sachkundigern.

J. J. Spalding.

2.

An Herrn Doktor J.. in Königsberg.

Mein lieber wahrer Freund!

Die Erſtlinge meiner Kräfte, die mir die Feder erlauben, ſeyn Ihnen gewidmet, mein wahrer Buſenfreund! Sie haben, wie ich gehört und geſehn, nicht an meinen Zuſtand **Theil** genommen, haben ihn **ganz** mitgefühlt. Ihr inniglicher Herzensbrief, der nur einige Tage nach dem Anfange meiner Geneſung kam, hat mein ganzes **viertel** Weſen, das ich zu der Zeit noch war, auſſer Faſſung gebracht, das wenige Mark in meinen Gebeinen durchdrungen, und eine Stundelang meine Augen unter Waſſer gehalten. Wie viel hätt' ich an dieſem Leben verloren, dachte ich, der ich während meiner Krankheit ſo wenig an dieſem Leben zu verlieren glaubte, wenn es den Genuß einer ſolchen Glückſeeligkeit enthält, einen ſolchen Freund zu beſitzen!

Ich habe einen von allen Seiten betrachtet ſchrecklichen Sturm ausgehalten. Die Spitze des Maſtes küßte ſchon die Wellen; das Fahrzeug leck; und die Kräfte der Arbeiter erſchöpft. Noch einige Augenblicke, und es wäre geſchehn geweſen: und auf einmal heitres Wetter, Windſtille, die Arbeiter erholen ſich; das Fahrzeug wird ausgebeſſert, und erwachend aus der Ohnmacht finde ich mich auf dem Trocknen! Ein kleines Wunder war in der

Thai

That meine Errettung, das behaupten alle meine Freunde, alle die um mir waren, alle meine Aerzte; und hätt' ich nicht richtigere Begriffe von den Geſetzen der Natur, und wäre ich nicht überzeugt, daß die Blatlaus nicht minder Zweck, nicht minder Beſtimmung (obſchon **mindren** Zweck, **mindre** Beſtimmung) in der Schöpfung hat, als der Cherub: ſo könnte mich wohl Eigenliebe zu glauben verleiten, daß die Vorſehung aus und zu ganz beſondern Abſichten meine Erhaltung veranſtaltet.

Sie wollen meine Krankheit, und ihren ganzen Gang wiſſen, mein lieber Freund, und das von mir! An meine Aerzte hätten Sie ſich wenden müſſen. Ich war den größten Theil der Zeit nicht **ich**, und den Uebrigen hielt meine Phantaſie mich in einer ganz andren Welt, in einem ganz andren Zuſammenhange der Dinge feſt. — Indeſſen ſo viel ich davon weiß, empfunden oder erzählen hören, will ich Ihnen mittheilen. Ich kenne das menſchliche Gemüth, es wird Ihre unverſtellte Freude über meine Geneſung zuverläßig erhöhen.

Meine Krankheit dauerte, von dem erſten Tage an, da ich zu Hauſe blieb, bis zu dem, da man mich Gefahrfrey ſprach gerechnet, ſiebenzehn Tage. Ueber ihre Benennung waren und ſind meine Aerzte noch uneinig. Einige nennen ſie ein **Faulfieber**, andre ein bösartiges **Katarrhalfieber**, andre ein **hitziges Nervenfieber**. Genug es war eine Krankheit, in welcher meine Aerzte mich ſchlechterdings aufgaben. S.. mein einziger ordinirender Arzt, dem ich ganz allein mein Leben zu danken habe, kündigte meinen Todt den zweiten Tag meiner Krankheit allen meinen Bekannten an: ob ſchon ich noch in der Stube herumging. Er kennt, wie er ſich ausdrückte, dieſe Krankheit vorzüglich, hat ſie ſehr oft behandelt, und noch nie iſt ihm einer daran geneſen. Die Uebrigen, als M.., F.., V.. ſahn die Wichtigkeit der Krankheit nicht ſobald ein, und wurden daher erſt einige Tage nachher meine Todesverkündiger. Es war die Krankheit, an der **Hirſchel** und der junge **Muzel** ſtarb; die Krankheit, von der, der vierzig Jahr prakticirende M.. ſagt, daß er nur zwei Menſchen daran curirt habe!

Empfänglichkeit einer ſo ſchweren Krankheit, hatte ich ohne Zweifel ſchon lange vorher in meinem Körper gehabt. Faſt alle Menſchen ſagten mir lange vorher: ich ſähe ſchlecht und mißfarbig aus, obſchon ich ſelbſt, vermuthlich wegen der übertriebnen Anſtrengung meiner Seelenkräfte, nichts widernatürliches im Körper verſpürte. Es iſt bekannt (wiewohl deßwegen nicht minder wunderbar) daß eine lebhafte Aufmerkſamkeit, oder eine überſpannte Thätigkeit, auf eine kurze Zeit, die größte Unordnung im Körper oft unfühlbar zu machen fähig iſt, (man wird daher auf Reiſen, wo abwechſelnde mannichfaltige Gegenſtände unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, nur ſelten krank, und die ſchmerzhafteſten Gefühle ſelbſt verſchwinden oft plötzlich beim Anblick eines fürchterlichen, ſchrecklichen oder ſonſt auffallenden Gegenſtandes.) Aber freilich nur auf eine kurze Zeit. Die Folgen pflegen alsdann gewöhnlich durch ihre Wichtigkeit das zu erſetzen, was man an der Dauer erſpart.

Ich war ein ganzes Vierteljahr vorher mit der Ausarbeitung meines Collegii beſchäftigt. Ich fing an zu leſen, und der ganz unerwartete Beifall von einer Menge Zuhörer aller Stände, vergrößerte mit jeder Vorleſung meine Arbeitsluſt, und die Anſtrengung meiner Kräfte. Ich brachte die Stunden, die mir meine praktiſche Geſchäfte lieſſen, ununterbrochen bald mit Verbreitung zur nächſten Vorleſung zu, bald mit Vorarbeiten der künftigen. Zugleich verfaßte ich ein Compendium zum Druck für meine Zuhörer, das ausgearbeitet, korrigirt, durchgeſehn, abgeändert, und wieder korrigirt ſeyn mußte.

Dazu kam, daß grade meine praktiſche Geſchäfte ſehr häufig und intereſſant waren, und mein Schwiegervater in acht Wochen wegen eines Stoſſes am Fuß die Stube hüten mußte; ich alſo auch den größten Theil ſeiner Geſchäfte mit zu verſehn hatte. Dreißig Krankenbeſuche täglich ohne das Lazareth, das eben ſo viel Kranke enthielt, war das Gewöhnliche; meine Muſe war zu geringe, und ich mußte die frühen Morgen, und ganz wider meine Gewohnheit die ſpäteſten Abendſtunden mit zu Hülfe nehmen. Meine Arbeit ſchien zu gedeihen, und ſo ward ich von Pflicht und Eitelkeit geſpornt, meine Nerven allmählich geſchwächt, meine Verdauungskräfte über den Haufen geworfen, ohne daß ich auf alles dieſes merkte, bis das Maaß zu voll ward, um nicht bei der mindeſten Gelegenheit überzulaufen. Montag den 18ten November ſtand ich auf mit einem geringen Grad meiner gewöhnlichen Migräne. Sie nicht achtend, machte ich mich aus bei meinen Kranken, ſie ward aber gegen Mittag ſo heftig, daß ich zu Hauſe mußte, und ein Vomitiv nahm. Des Nachmittags war alles gut. Ich beſuchte des Abends noch Kranke, und brachte den übrigen Theil deſſelben ganz vergnügt bei meinen Schwiegereltern zu.

Den 19ten ſtand ich völlig geſund auf. Es war eine grimmige Kälte; ich hatte häufige Geſchäfte, und lief von neun bis gegen zwei Uhr zu Fuß herum. Länger konnte ich's nicht aushalten. Ich fühlte meinen ganzen Körper durchfroren, müde und einigermaſſen niedergeſchlagen, kam nach Hauſe mißmuthig, und ſogleich ſtellte ſich ein drückender Schmerz im Hinterhaupt ein. Ich aß ohne Luſt. Der Nachmittag war indeſſen wieder gut. Ich beſchäftigte mich in Geſellſchaft einiger Studenten ein Gehirn zu zerſchneiden, um mich zu meiner künftigen Vorleſung vorzubreiten. Um ſieben Uhr des Abends überfiel mich auf einmahl ein gewiſſes Krankheitsgefühl, das ich noch nie aus eigner Erfahrung

fahrung kannte, und daß ich Ihnen auch nicht beſchreiben kann. Mein Kopfſchmerz am Hinterhaupt fing heftig an; ich ward mit einmal läßig und niedergeſchlagen; empfand einen geringen Schauer; der Toback wollte nicht ſchmecken; Eſſen und Menſchen und Welt waren mir gleichgültig oder gar zuwider. Ich konnte nicht aufdauren. Die Nacht ward unruhig und ſchlaflos zugebracht. A.. wachte in meiner Schlafſtube.

Den 20ſten wandelte ich läßig in meiner Stube herum; bald warf ich mich auf den Sopha, bald ſtand ich wieder auf; mein drückender Kopfſchmerz hielt an; es kam dazu ein Druck auf den Sehnerven. Ich ſpürte etwas Fieber im Puls, und Schwere in allen Gliedern, und Unluſt an allen Gegenſtänden meiner ſonſtigen Neigung. Ich hielt es vor ein Katarrhalfieber und verſchrieb mir eine temperirende Mixtur. Des Abends nahm dieſes Krankheitsgefühl zu. Ich fühlte deutlich die Annäherung einer überaus ſchweren Krankheit in meinem Körper, von der ich nichts geringeres (warum weiß ich ſelbſt nicht) als den Tod mir vorſtellte. Ich ſprach auch beſtändig, wiewohl in einer gleichgültigen Laune, die beinahe an die fröhliche gränzte, vom Sterben, und als denſelben Abend der Aſſeſſor R.. mich beſuchte, und mir für mein Collegium pränumerirte, weigerte ich mich ernſtlich das Geld anzunehmen. **Ich habe erſt zwölf Stunden geleſen, mein Freund,** ſagte ich ihm, **und wer**

weiß

weiß ob ich je weiter leſen werde! ich zweifle daran.

Die Nacht bracht' ich wiederum unter heftigen Kopfſchmerzen, Unruhe und völliger Schlafloſigkeit zu. A.. bewachte mich abermals in meiner Schlafſtube.

Den 21ſten ſtand ich auf, ging nach meiner Studierſtube; der Grad der Krankheit, die alle Anweſende noch immer für ein ſimples Katarrhalfieber hielten, nahm zu, und ich brachte den Tag ungeduldig, läßig, und übel bald auf dem Sopha, bald am Ofen zu, brauchte auch noch immer eine ſchweißtreibende Salzmixtur, die ich ſelbſt A. diktirte. Des Abends ſtieg die Krankheit, ich konnte nicht mehr aus der Stube, und man lagerte mich in der Studierſtube auf den Sopha, wo ich die Nacht ohne allen Schlaf in den heftigſten Kopfſchmerzen zubrachte.

Den 22ſten nahmen alle bisherige Zufälle zu; ich konnte kaum mehr aufdauren, ich ſchickte nach meinem Freund dem Profeſſor S.., dem ich mich ganz übergab. Er nahm ſogleich die Krankheit von einer ernſtlichen Seite, **muthmaßte** oder **ſah** ſchon Bösartigkeit und ſo wie ich gegenwärtig aus den Rezepten ſehe, verſchluckte ich denſelben Tag eine anſehnliche Menge hitziger ſchweißtreibender Mittel. Ich fing an zu tranſpiriren, aber ohne Erleichterung. Die Zufälle blieben in ihrem Grade oder ſtiegen. Des Abends brachte man mein

Gardinenbett aus der Schlafſtube in mein Studierzimmer, es wurde an die Stelle des Tiſches am Bücherſchranken geſtellt, (ich erwähne mit Bedacht dieſe Kleinigkeiten, denn die waren in der Folge meiner Krankheit von vielem Einfluſſe) wo ich die vierte Nacht höchſtelend durchwachte. Meine F.., A.. und C.. waren meine Hüter.

Den 23ſten hatte alles ſchon eine ernſthaftere Geſtalt, obſchon ich mich aufmachte und in der Stube herumtaumelte; obſchon ich in einer Geſellſchaft von Freunden verſchiedentlich ſcherzte, und ſie zum lachen brachte, ſo muß meinem Arzte doch ſehr bange geweſen ſeyn. Ich finde, daß er mir denſelben Tag drei ganz heterogene Rezepte verſchrieben: einen **Laxiertrank**, eine ſtarke Potion aus dem **mindereriſchen Geiſt**, und eine **Emulſion.** Sie wiſſen wohl, wie es um unſre Kranken ſteht, wenn die Umſtände ſo hartmäulig ſind, und uns ſo oft von unſrem vorgeſetzten Weg abführen, uns bald im Kreiſe, bald nach entgegengeſetzten Querſtraſſen hinſchleppen. In der That wie ich jetzt höre, hat mein einſichtsvoller Freund dieſen Tag bereits die ganze künftige Krankheit vorausgeſehn, und nicht nur ſie, ſondern auch ihren ſchlimmen Ausgang allenthalben kund gemacht. Gegen Abend ward ich ganz kraftlos, von vielen Freunden ins Bette gebracht. Die Nacht war wie die vorhergehenden Nächte, ſchlafloß und quaalvoll. Zu meinen vorigen Wächtern kam noch M.. und H..

Den 24ſten des Morgens war der Kopfſchmerz unerträglich. Ich ſchlug meinem Arzt S.., zu dem noch meine Freunde V.. und F.. kamen, vor, mir Igel an die Schläfe ſetzen zu laſſen. Dies geſchahe; ſie bluteten ſehr, brachten aber keine Aenderung hervor; vielmehr nahm die Krankheit an Bösartigkeit ungemein zu, nnd ich fing die heftigſten Schweißmittel an zu brauchen. Die Schlafloſigkeit hielt nun die ſechſte Nacht an.

Den 25ſten des Morgens überfiel mich nach einem Stuhlgange eine Entkräftung, die unbeſchreiblich iſt. Es war als wenn alle Nerven auf einmal abgeſpannt wurden, und aller Mark aus allen meinen Gebeinen vertrocknet wäre. Ich hatte dabei mein Bewußtſeyn und empfand dieſe Schwäche, ſo, daß ich zu meinen Aerzten und den Anweſenden ſagte: das Gefühl meines Ich's gleicht jetzt dem Selbſtgefühl einer Mücke. Eine Menge alten Weins brachte mich wieder zu mir. Dieſen Tag geſellte ſich M.. zu meinen Aerzten, und ſie beſchloſſen mir die **China** zu geben. Ich bekam auch einige **Biſampulver**, über die ich mich aber beſchwerte, daß ſie mir zu viel Hitze machten; ſie wurden ausgeſetzt. Die Nacht ſchlief ich ein oder ein paar Stunden; meine Freunde ſchöpften Hofnung, aber vergeblich: der Schlaf war nicht erholend, und ich erwachte in einem noch mehr geſchwächten Zuſtande.

Den 26ſten des Morgens ſtellte ſich nach dem Stuhlgang die geſtrige Entkräftung ein, der Wein hob ſie. Meine Arzeney des Tages über, waren ſtarke Doſes Kampherpulver.

So weit reicht die erſte Epoche meiner Krankheit, während welcher die Malignität von allen meinen Aerzten einſtimmig erkannt wurde, alle einſtimmig mich aufgaben, ich mein völliges Bewußtſeyn und den Gebrauch meiner Seelenkräfte hatte; von welcher ganzer ſieben Tage daurenden Epoche ich von meiner nachherigen Geneſung an, noch bis jeßo mir nicht das allermindeſte zu erinnren weiß. Dieſe Tage ſind gleichſam aus dem Tageregiſter meines Lebens gänzlich verloſchen, obſchon wie man mir ſagt, ich dieſe ganze Zeit über eine Menge Beſuche von guten Freunden hatte, mit denen ich Stundenlang mich unterhielt, und von meinem bevorſtehenden Tode geſetzt und ruhig ſprach. Was ich Ihnen bis jeßo davon geſagt, iſt bloß Erzählung meiner Aerzte und Freunde.

Des Abends, von da ſich die zweite Epoche meiner Krankheit anfing, änderte ſich die Scene. Anſtatt daß ich bis dahin mit völligem Bewußtſeyn und vollſtändigem Gebrauch meiner Vernunft, bloß über körperliche Schmerzen, Ermattung und Unruhe klagend, lag; verloren ſich jeßo alle dieſe Gefühle. Ich fühlte mich ſtark und ſchmerzlos, aber meine Seele bekam einen Stoß aus dem wirklichen Zuſammenhang der Dinge. Die wahren Gegenſtände um mich, und die Klarheit ihrer Wirkung verſchwanden bis zur unſichtbarſten Entfernung. Die dunkelſten Scheine bloß, die ſie zurückließſen, gaben meiner taumlenden Seele den Stof, woraus ſie ſich eine ganz neue Verkettung der Begebenheiten, eine ganz neue, häßliche, ſie quälende Welt zuſammenſetzte. Mein Puls hob ſich, ſtieg bis zu 120 Schläge in einer Minute. Mein Geſicht ward roth; mein Auge glühend, und ſchrecklich heiter, eine Hitze durchwebte meinen ganzen Körper, und in meinem Gehirn befand ſich eine Erleuchtung von vielen tauſend Lampen. Ich raſete.

Ich ſagte Ihnen, daß ich mir nichts von dem, was in meiner erſten Epoche mit mir vorging, zu erinnern weiß: die ganze zweite hingegen, die acht ganze Täge und Nächte dauerte, iſt von dem erſten Augenblick meiner Raſerei bis zur Stunde meiner Geneſung noch ganz lebhaft in meinem Gedächtniſſe. Ich könnte Ihnen phantaſtiſches Bild, nach phantaſtiſchem Bilde, Thorheit nach Thorheit an den Fingern herzählen, wenn es der Mühe lohnte, und ich ein Vergnügen darüber bei Ihnen vermuthen könnte. Aber doch will ich Ihnen die Hauptthemata meiner Phantaſien erzählen; **es war Methode in meiner Tollheit**, und ich kann mir ihre Entſtehung und ihren Zuſammenhang ſehr gut pſychologiſch erklären. Vielleicht können Sie der Arzt einigen Nutzen daraus ſchöpfen. Es iſt nichts ſeltnes, daß die Beobachtung der Narren uns weiſer macht.

Die erſte und vornehmſte mich am meiſten quälende Phantaſie beſtand darinn: daß ich mich nicht bereden konnte, daß ich mich in meiner eignen Wohnung befinde. Ich wurde von einer Straſſe zur andren geführt, und meine Einbildung war fruchtbar genug, mir jeden Augenblick einen anderen öffentlichen Platz vorzumahlen, auf welchem mich meine Wächter in meinem Bette feſthielten. Ich flehte faſt beſtändig mich nur in die Heiligegeiſtſtraſſe nach meinem Logie zu bringen; und da dieſes zu bewerkſtelligen meinen Wächtern unmöglich war, ſo ſuchten ſie mich zu beſänftigen, indem ſie meine Einbildung beſtärkten. Es hieß dann immer: in einigen Stunden ſoll es geſchehn; morgenfrüh; es iſt jetzo Nacht, u. ſ. w.; und ſo lag ich, das Ende dieſer einigen Stunden, dieſes Morgenfrühs, mit Schmach erwartend, und wenn es da war, ward das Verſprechen doch nicht erfüllt. Sie können ſich vorſtellen, in der üblen Laune darinnen ich war, wird meine trunkene Phantaſie eben nicht die angenehmſten Plätze zu meinem Auffenthalt geſchaffen haben. Bald lagerte ſie mich mit meinem Bette zwiſchen zwei engen Mauren, wo ich von keiner Seite einen Arm bewegen konnte, bald auf eine Grabſtäte, bald in einen Stall, und bald auf einen öffentlichen Platz vor dem Lazareth. Alle Beweißgründe meiner Freunde und Wächter, die auch meine Freunde waren, daß ich mich wirklich in meiner Stube befinde, waren vergebens; die Darzeigung meiner Bücher, an denen ich dichte lag, meiner Kupferſtiche, die mir gegenüber hingen, war mir bloſſer Betrug dieſer Leute. Bald hielt ich weder Bücher noch Kupfer für die meinigen, bald glaubte ich, man hätte ſie an die Oerter meines Aufenthalts hingebracht. Dieſe Idee war für mich die ſchrecklichſte, die, wenn ſie nicht endlich nach acht Tagen unterbrochen worden wäre, mir gewiß den Tod zuwege gebracht hätte. Ich ſchreibe **ihr** allein mit ſehr vielem Grunde meine völlige Schlafloſigkeit zu.

Den Urſprung dieſer Einbildung leite ich bloß von der wirklichen örtlichen Veränderung meiner gewöhnlichen Schlafſtäte während meiner Krankheit her. Es iſt eine bekannte Sache, daß wir die erſte Nacht in einem fremden Bette oder in einer fremden Stube, ſelbſt im geſunden Zuſtande, ſchlaflos und unruhig zubringen. Der Mangel der gewöhnten Gegenſtände, deren Vorſtellung, die Seele bei ihrem Geſchäft, (denn **Geſchäft** kann man die willkührliche Herabſpannung der Nerven und Unterdrückung der lebhaften Ideen bei geſundem Gehirn, allerdings nennen) des Zurückziehens aus dem Gewebe der Ideen, zu begleiten pflegt, von der einen Seite, und die ſtärkere Wirkung der neuen und ungewöhnlichen Gegenſtände von der andren Seite, beides feſſelt die Aufmerkſamkeit der Seele, und ihr Abſtraktionsvermögen hat um ſo vielmehr Schwierigkeiten zu überwinden. Und natürlich müſſen dieſe Schwierigkeiten faſt unüberwindlich in einem Zuſtande ſeyn, wo die ſinnlichen Organen übermäßig geſpannt ſind, der Umlauf des Bluts durch das Gehirn, und folglich die Abſonderung der Lebensgeiſter ſehr ſchnell geſchieht, und bei unmächtiger Willkühr tauſend Ideen immer bereit ſind, ſich mit den neuen zu verketten, und ihre Lebhaftigkeit zu vermehren, ſo entfernet auch ihre Verwandſchaft mit dieſer ſeyn mag. Dieß war der Fall bei mir. Die Grundidee war, man hat mich aus meinem Schlafzimmer weggebracht. Meine Sehnerven haben von Anfang an einen Druck gelitten; die Gegenſtände des Geſichts, die mich allenfalls auch in meiner Studierſtube an meine Heimat hätten erinnern können, wirkten auf das Organ zu ſchwach, ich ſah alles dunkel, zerſtümmelt oder verkehrt. Meine übrigen Organen hingegen waren um ſo mehr geſpannt, Gehör, Geruch, und Gefühl waren ungemein ſcharf; ihre Gegenſtände wirkten mit verſtärkter Lebhaftigkeit, und es war alſo ſehr leicht, daß die Vorſtellungen, die ſie hervorbrachten, mit der Hauptvorſtellung: der örtlichen Veränderung meiner Gegenwart, ſich zuſammengeſellten. Ein Ständchen bei meinem Nachbar, ein blaſender Poſtillion, oder auch der Nachtwächter verſetzten meinen Auffenthalt auf einen öffentlichen Platz, wo Muſik und Tanz war.

Das Wiehern eines Pferdes auf der Straße, in einen Stall, und der üble Geruch meines Schweiſſes, oder ſtockenden Blutes in meiner Naſe, davon beſtändig eine Menge abging, auf eine Grabſtäte.

Meine zweite Einbildung beſtand darinn, daß ich von der ganzen Welt gehaßt und verfolgt werde, alle meine Freunde haben von mir abgelaſſen, alle meine Kunden auf mich Verzicht gethan, und der ganze übrige Theil der Menſchen mich verachtet, oder mit den gleichgültigſten Augen angeſehn. Die Urſache dieſer Phantaſie war vermuthlich, weil ich keinen von meinen vertrauteſten Freunden um mich ſah. F . . r war in Leipzig. W. . war zu delicat, um ſich in einer Krankenſtube aufzuhalten, und M . . n war ſelbſt ſchwächlich. Dies kam zu dem Mißtrauen, das, wie meine Freunde mir verſichern, in geſunden Tagen ſchon mir gegen die Welt eigen war. Indeſſen war dieſe Vorſtellung mir lange nicht ſo viel Marter als die vorige. Sie wirkte bei mir eine Gegenverachtung meiner Verächter; eine verzweifelnde Ruhe, und ein Verlangen nach dem Tode, als nach dem erwünſchungswertheſten Zuſtande. Daher kam es, daß ſo oft (und es war ſehr oft) bei überfallenden Schwächen, oder bei einem ſonſtigen innren Gefühle ich die Annäherung des Todes glaubte, ich ruhig und zufrieden lag, voller Erwartung des entſcheidenden Augenblicks, der endlich den Knoten zwiſchen mir und der **ſumpichten Welt** zerhauen wird. Hätte ich damals gewußt, was ich nachher bei meiner Geneſung erfahren, daß ich ſo vielen Menſchen nichts weniger als ein gleichgültiger Gegenſtand war, daß alle meine Bekannten, alles, von der verſchiedenſten und entgegengeſetzteſten Denkungsart, wegen meiner Gefahr in höchſter Unruhe waren, mein Daſeyn inniglich wünſchten, und kaum daß ich mich erholen werde, zwanzigweiſe zu mir kommen werden, um aus vollem Herzen ihre Freude zu bezeugen; hätt' ich dies alles gewußt, ſo wäre mir die Idee des Todes, die bitterſte und quaalvollſte geweſen; wer weiß, ob ich die Krankheit überſtanden hätte. Vorzüglich war mein Haß und Widerwille gegen diejenigen gerichtet, welche mir die meiſten Wohlthaten in meiner Krankheit erzeigten, und ohne deren unermüdete Wartung ich gegenwärtig zuverläßig nicht mehr wäre. A. . M. . H. . R. . H. . (den ich in meinem Delirio wegen ſeiner poßirlichen Figur immer Fallſtaf nannte) die Geliebte meines Herzens, T. ., alle dieſe kamen im genaueſten Verſtande Tag und Nacht nicht von meinem Bette, und drei ganzer Wochen nicht aus ihren Kleidern. Sie wuſchen, und hoben und bewachten mich, und waren zugleich zu jeder Stunde die willfährigſten Läufer nach Doktor, Barbier, Apotheke, ſo wie die Umſtände es erfoderten. Und gerade dieſe waren es, die ich als meine ärgſte Feinde anſah, die bloß mich zu necken, höhnen, und von meiner empfindlichſten Seite mich zu kränken, um mich wären.

Die traurigen Verzerrungen ihrer Geſichter, oder vielleicht auch bisweilen das unwillkührliche bittere Lächeln über meine ausſchweifende Phantaſien, kamen meinem trunknen Gehirne als Züge der ausgelaſſenſten Freude vor: und ihr freundſchaftliches Betragen und Gebehrden war mir nichts als beleidigender Hohn. Ich kränkte und quälte dieſe gute Leute auf eine erſtaunliche Weiſe, und ich fange an auf die Menſchheit ſtolz zu werden, die ſo viel Selbſtverleugnung dem Gefühle der Freundſchaft und der Menſchenliebe zu opfern vermag.

Die Urſache dieſes Mißtrauens hing vermuthlich mit meiner ebenerwehnten Einbildung, dem Mißtrauen gegen die ganze Welt zuſammen. Dazu kam, daß dieſes grade die Leute waren, an denen ich ſonſt das gefälligſte und nachgebendſte Betragen gewohnt war, und die nun alles thaten, was in meiner Schwärmerei mir höchſt zuwider war. Sie zwangen mir Medizin ein, wollten mich nicht aus dem Bette laſſen, quälten meinen Körper äuſſerlich mit Zugpflaſter und allerhand ſchmerzhaften Dingen, und widerſetzten ſich allen meinen Anſchlägen und Vorſätzen. Was anders konnte auf eine verrückte Einbildung dieſes wirken als den bitterſten Haß und Widerwillen?

Meine übrigen Phantaſien waren vielleicht die gemeinſten, die jedem Delirio eigen ſind. Die

Blumen meiner Bettgardinen und des Schirms, erſchienen mir als Menſchen, die in beſtändiger Bewegung ſind. Sie gingen alle nach der Wand zu, und da es lauter Bekannte waren, die mir meine Phantaſie in ihnen darſtellte, ſo ging ich ihnen oft nach, und befand mich mit ihnen in groſſen erleuchteten Zimmern zwiſchen den Wänden, wo ich die tiefſten und verborgenſten Familiengeheimniſſe, die in der Oberwelt jeder Menſch in der innerſten Kammer ſeines Herzens vergraben hält, erfuhr. Ich habe einſt meine Geliebte ans Bette gerufen, und ihr eine ſchreckliche Begebenheit zweier unſrer Bekannten und Freunde erzählt, die ich in dieſer geheimen ſchauervollen unterirrdiſchen Verſammlung erfahren hatte, und dies mit ſo vielem Zuſammenhang und ſo groſſer Wahrſcheinlichkeit, daß ſie es für nichts anders, als für eine wahre Geſchichte hielt, die ich längſt vor meiner Krankheit ſchon wußte, ohne ſie ihr zu entdecken, und daß ich etwa aus Unbeſonnenheit jezt ſchwatzhaft wurde. So tief und unauslöſchlich ſtach der Grabſtichel der Natur die Geſetze in unſerer Seele, daß ſie, in dem widernatürlichſten Zuſtande dieſer, dem flüchtigen Auge zwar unkenntlich ſcheinen, den forſchenden bewafneten aber in ihrer völligen Deutlichkeit ſich darſtellen. Der gröſte Theil menſchlicher Begriffe ſind Verhältnißbegriffe. Ordnung und Unordnung beſtimmen wir nach willkührlich von uns vorausgeſetzten Regeln, **an ſich** iſt Unordnung in der Natur annehmen Unſinn und Gotteslåſterung. In der ausſchweifendſten Raſerei der Fieberhitze, in dem hôchſten Grad der Trunkenheit, giebt es ſo wenig bei den Seelenwirkungen etwas regelloſes als in der Neutonſchen Seele, da ſie ſich mit dem Bewegungsſyſtem der Himmelskôrper beſchåftiget! und nun genug davon.

Beim Anfang meiner Raſerei wurden meine Aerzte herbei gerufen, denen es nichts unerwartetes war, ſo wie es ihnen, auſſer meiner Geneſung, kein Umſtand in der ganzen Krankheit war. Ich wurde reichlich mit ſpaniſchen Fliegen belegt, und innerlich bekam ich alle zwei Stunden zwei Gran Kampher. Die Nacht brachte ich im heftigſten Delirio zu. Daß ſie ſchlaflos war, ſage ich Ihnen nicht mehr, die Nåchte wie die Tage waren es alle bis zum ſiebenzehnten Tage.

Den 27ſten war der Zuſtand derſelbe. Einige Stunden ließ das Fieber nach, kam aber hernach wieder mit der vorigen oder mit grôſſerer Heftigkeit. Wåhrend der Remißion befand ich mich in Anſehung des Delirii in einem ſeltnen Mittelzuſtand. Meine Einbildung verfertigte zwar keine neue phantaſtiſche Bilder, aber die wåhrend der Exacerbation verfertigten, hielt ſie auch dann fůr wirkliche Naturdinge, in ihnen lebte und webte meine Seele immer fort. So lebhaft war meine Phantaſie bei Verfertigung dieſer Bilder, ſo ſchwach mein Verſtand bei ihrer Erinnrung. Da dieſe

Bilder mich quälten, ſo gab ich mir bei der Remißion oft Mühe, ſie aus meinem Gedächtniſſe zu verbannen, und ſuchte allerhand kindiſche Zerſtreuungen. Einſt ließ ich mir vom Markte ein Regiment hölzerne Soldaten, eine Kegelbahn und dergleichen Spielzeug mehr holen, und mein alter Schwiegervater und meine Geliebte mußten mit mir ſpielen. Mit welchem Gemüthe können Sie ſich leicht vorſtellen. Indeſſen ſobald der Anfall des Fiebers wieder herankam, ſo war meine Stärke die Bilder zu unterdrücken verloſchen; eine Wärme durchdrang meinen ganzen Körper, und auch meine ganze Seele; mein Gehirn ward wieder erleuchtet, und das ganze Schattenſpiel drang ſich mir wieder mit äuſſerſter Lebhaftigkeit auf. Unter den Rezepten dieſes Tages finde ich bloß einen Trank aus dem **Wermuthſalz**. Zu welchem Ende errathe ich nicht. Die Nacht war gräßlich, meine Raſerei war überſchwenglich, noch ſchlimmer aber der folgende Tag, der 28ſte. Die Heftigkeit meiner Raſerei ließ gegen Mittag nach, dagegen verfiel ich in einen Tetanum. Ich war kaum im Stande ein einziges Glied zu bewegen. Ich hatte mein Bewußtſeyn, und wollte gerne mit meinen Aerzten ſprechen, aber meine Zunge war völlig gelähmt. Ich hielt dieſen Zuſtand ganz gewiß für die äuſſerſte Grenze zwiſchen dem Reiche des Lebens und des Todes, und lag ruhig und zufrieden, die erwünſchte Ueberfahrt erwartend. Aus Mangel der Sprache ſchrieb ich meinem Freund B. . in die Hand: **Paß.** Man könnte Anfangs meinen Gedanken nicht errathen, bis ich durch Mienen es erklärte, daß er mir den Paß unterſchreiben ſollte; wohl verſtanden, dies geſchahe ſcherzweiſe, und aus einer Art von Uebermuth, weil ich mich meinem Ziele ſo nahe fühlte. Dieſer Zuſtand hielt einige Stunden an, und verlor ſich auf den Gebrauch des Weines.

Alles dieſes waren Vorbothen der darauf folgenden Nacht. Es überfiel mich in derſelben eine ungemeine Schwäche, darauf folgten unwillkührliche ſtinkende Stuhlgänge; mein Bewußtſeyn entwich; mein Puls verſchwand; meine Augen verdrehten ſich; ein kalter Schweiß bedeckte mich; ich ſchnarchte, röchelte, las Federn, zupfte an der Bettdecke, war ſteif, ungelenkig: ich befand mich in der wahren Agonie, der Vorſtadt der Zukunft. Meine wachende Freunde waren in der äuſſerſten Beſtürzung, einige liefen zu meinem Arzt S. ., um ihn herbei zu rufen. Als ſie ihm aber meinen Zuſtand erzählten, ſo wollte er nicht mehr kommen, er, der ſonſt unverdroſſen Tag und Nacht faſt alle zwei Stunden bei mir war. **Ich kann da nichts mehr machen, die Kunſt iſt da zu Ende,** ſagte er, **gehn Sie hin zu ſeinem Schwiegervater und laſſen ihn die jüdiſchen Sterbeceremonien verrichten;** und ſie gingen und vollführten dieſen Auftrag, es war Nachts um zwei Uhr, kamen bei meinem verehrungs- und liebenswürdigen Alten. „Gehn Sie hin zu ihrem „ſterbenden Sohn, und ertheilen ihm Ihren letzten „Seegen, dies iſt alles, was Sie der Vater noch „thun können, Sie der Arzt vermögen nichts „mehr.“ Der gute Mann ſpringt aus dem Bette, ziehet ſich an, aber auf einmal fiel er hin mit einer Lähmung an der Zunge, und einem Zittren an den Gliedern, ward kalt, und konnte nicht aus der Stelle. Stellen Sie ſich, mein Freund! dieſes ſchreckliche Familiengemählde vor, recht lebhaft vor, und begleiten Ihren Gedanken über die Würde der Menſchheit dennoch mit keinem Seufzer, über den Werth des Lebens mit keinem Achſelzucken, und Sie ſind das Ideal von Weltweiſen, für deſſen Freundſchaft ich der Vorſehung nie genug danken kann. Denken Sie ſich nemlich, hier einen Vater von ſieben Kindern und einer anhangenden Familie, die ganz durch ſein Schaffen erhalten wird, plötzlich in Lebensgefahr; um ihn eine ſchwangere Gattin, deren Herzen, das ſchon ſo lange von dem Zuſtande ihres geliebten Sohns gequält und mürbe worden, nun zwei ſolche verderbende Schläge zu gleicher Zeit drohn, da einen ſterbenden Sohn; um ihn ein liebes jähriges Weib, deſſen Weſen ganz mit ihm verwebt iſt, das nur in und durch ihn glücklich zu ſeyn glaubt; eine Mutter, eine Schweſter, denken Sie ſich dieſes, mein Freund!

S.. ward nunmehr aus dem Bette geholt, nicht mehr zu dem ſchon aufgegebnen verlornen

Sohn, ſondern zum **Vater**, daß er dem Sohne nicht nacheile. Es wurde ihm zur Ader gelaſſen, Brechmittel gegeben, und ſonſtige topiſche Mittel angewendet, man brachte ihn ins Bette.

Während meiner Agonie, die zwei Stunden dauerte, waren A.. und die übrigen Freunde um mich beſchäftigt mich zu erwecken. Man belegte mich von oben bis unten mit Zugpflaſter, Meerrettig, Sauerteig u. ſ. w., ohne daß ich von allem das mindeſte fühlte. Endlich ward ich durch eine ſpaniſche Fliege, die auf der Stelle einer andern noch nicht zugeheilten von neuem zwiſchen den Schultern gelegt wurde, zurück in das Getümmel meiner phantaſtiſchen Welt geriſſen. Ich fing an zu fühlen, zu ſchlucken, mein Puls hob ſich, ich ward warm, bald darauf heiß: ich war wieder da, wo ich ausgegangen war, ich raſete wieder meine vorige Raſerei, aber um ſo heftiger. Mein Arzt kam nun wieder, und fing an, mit doppelten Kräften zu arbeiten. Auf die Nachricht, die man meinem Schwiegervater von meiner Erholung brachte, ſtellte ſich augenblicklich der Gebrauch ſeiner Sprachwerkzeuge ein. Gottlob! war das erſte, was er hervorbrachte. Ein innigliche͏rs, inbrünſtigers und vielleicht auch Gott angenehmeres **Gottlob** iſt wohl nie über die Lippen eines Heiligen gekommen, das bin ich überzeugt.

Man reichte mir nunmehro wechſelsweiſe, halbſtündlich um halbſtündlich die Serpentaria in

Subſtanz und die China, ſo daß ich von der erſten allein binnen zwei Tage über Ziß verſchluckte, dabei auch an ein halb Quentchen Kamphor.

Den 29ſten ging alſo mein Delirium immer ununterbrochen fort. Ich blieb noch immer unter meinen vorigen Phantaſien, nur daß ihre Vorſtellung noch viel lebhafter, und wirklich ſcheinender waren als vorher; ich glaubte noch immer jede Stunde, daß ſie die nächſte zu meinem Ende wäre.

Den Morgenfrüh gleich nach meiner Erwachung aus der Agonie, raſete ich gewaltig, ich jagte A.. und M.., zwei Freunde, (um deren geleiſteten Dienſte **einigermaſſen** zu erwiedern allein, ich mir jetzo wünſche, ſehr glücklich zu ſeyn) als meine ärgſten Feinde aus der Stube, wollte ſie nie wieder vor Augen haben, und obſchon ich ſie des Abends wieder zu mir kommen ließ, und ſie um Verzeihung bat, ſo jagte ich ſie bei Annehrung der Exacerbation doch wiederum weg, ſo, daß ich ſie bis lange nach meiner Geneſung nicht wieder zu ſehen bekam. Des Abends ward die Idee des Sterbens etwas lebhafter in mir. Ich ſchickte nach M..n, zu welchem Ende weiß ich jetzt nicht mehr ſo recht deutlich; ſo viel ich mich erinnre, war es ein gewiſſes Eitelkeitsgefühl: ich wollte dieſem Manne zeigen, und ihn verſichern, wie ruhig und zufrieden ich die Welt verlaſſe, und daß ich voller Ueberzeugung von einer andern glücklichern Welt meine Reiſe antrete. Unpäßlichkeitshalber kam er nicht. Nicht lange hernach ſchickte ich nach den Aelteſten der Geſellſchaft der **Krankenbeſucher**, (eine Geſellſchaft bei unſerer Nation, die ihre Einrichtung und Geſetze vom Throne der Menſchheit unmittelbar empfangen zu haben ſcheint) ich ſagte ihnen mit völligem und klarem Bewußtſeyn, daß ich meinen baldigen Todt fühlte, jetzo wäre die beſte Zeit mich dazu vorzubereiten. Dieß verrichteten dieſe gute Leute auf die ſanfteſte und menſchenfreundlichſte Weiſe, die ich nie vergeſſen werde. Sie diktirten mir einige der gewöhnlichſten Beichtformeln, unter beſtändiger Verſicherung, daß ich Gefahrfrey wäre. Dies dauerte ungefähr fünf Minuten, alsdann verabſchiedete ich ſie, mit der Bitte, daß ſie in meinem letzten Augenblicke nicht ſo viel Weinens und Schreyens an meinem Bette, wie dies gewöhnlich beim Sterbenden geſchiehe, machen laſſen möchten. Sie verſprachen es und gingen.

Von dieſem Tage an bis zum 3ten Januar ging nichts merkwürdiges vor. Der ganze Zuſtand der Krankheit blieb derſelbe, immerfort ſchlaflos, immerfort raſen, immerfort zanken und flehn, daß man mich nach meinem Logie, und zwar nach meiner **Leſeſtube**, wo Wolfs und Neutons Bildniſſe hängen, bringen möchte. Meine Aerzte ſchöpften aus der Dauerhaftigkeit meines Körpers, und aus andern Symptomen einen geringen Grad von Hofnung, aber alles hing nun vom Schlafe ab.

Ohne dieſen hätte ich binnen einigen Tagen dennoch darauf gehn müſſen. Meine würdige Schwiegermutter beſtand ſchon einige Tage vorher darauf, daß man meinem Verlangen willfahre, und mich nach meiner Leſeſtube bringe, aber meine Aerzte wollten, aus welchem Grunde weiß ich nicht, es nicht zugeben.

Den 3ten endlich ſetzte ſie es durch. Sie erhielt die Erlaubniß meines Arztes: **weil man nichts mehr zu verlieren hat.** Meine Phantaſie lagerte mich gerade dieſen Tag in der neuen Friedrichsſtraſſe auf irgend einen Boden. Als ich auf mein Bitten, man möchte Kutſch und Pferde holen, um mich nach meiner Leſeſtube zu bringen, von meiner lieben Schwiegermutter die Verſicherung erhielt, daß es binnen einigen Stunden geſchehen wird, ſo war ich auſſer mir, und verſicherte allen: daß ich da ruhig und geſund werde. Und als man mir nach einigen Stunden die Thüre öfnete, und ſagte: ich wäre nahe an meinem verlangten Zimmer, ſo rief ich voller Freude: **nun bedarf es ja nicht einmal der Kutſch und Pferde!**

Des Mittags war meine Leſeſtube erwärmt; ein neues Bett zubereitet, und man brachte mich hinein. Mit dem Augenblick änderte ſich mein ganzes innres Gefühl. Ich lag ungefähr zehn Minuten und auf einmal überfiel mich, zum größten Erſtaunen aller, ein ſanfter ruhiger Schlaf, der zwei Stunden anhielt; erwachte darauf einige Minuten, delirirte ſehr wenig, und ſchlief gleich wieder ein. Und ſo hielt der Schlaf, nur von einigen Augenblicken Erwachung unterbrochen, bis zum 4ten des Mittags an.

Ich erwachte, und **weg** war meine Krankheit, da mein völliges Bewußtſeyn. Die Freude meiner Aerzte, Freunde, und Familie in dieſem Augenblick, können Sie ſich leicht vorſtellen, oder auch nicht leicht vorſtellen. Alles um mich herum war vergnügt und frölich, nur ich war niedergeſchlagen, bis auf den höchſten Grad ermattet. Mein ganzes **ich** war mir nicht fühlbar, beinahe kam es mir vor, daß der Geneſene ein ganz andres Subjekt neben mir im Bette wäre. Meine Seele war indeſſen heiter. Während dieſes Schlafs hat die Krankheit die ſeltenſte Metaſtaſis gemacht, die in den Schriften der Aerzte vorkömmt. Ich ſpürte gleich bei meiner Erwachung, daß mir die ganze innre Höle des Mundes wehe that, und ich nicht ſchlucken konnte. Und als mein Freund S. mir im Mund ſahe: ſo fand er mit Erſtaunen, daß er ganz nebſt dem Zapfen bis tief herunter im Schlunde mit **Schwämmen** überzogen war, die eine dicke gräuliche Haut bildeten. Er war erfreut über dieſe Criſis, ſo ſehr ich auch von dieſem Zufall gequält wurde. Das Herunterſchlucken eines Tropfen Waſſers machte mir die gräßlichſten Schmerzen. Nun übernam mein Freund B.. mich, ich wurde Tag und Nacht alle Stunden gepinſelt,

pinſelt, geſprüßt, gegurgelt mit den ſchärfſten und reizendſten Dingen, bis binnen einer Zeit von zwölf bis funfzehn Tagen die Schwämme ſich verloren, und ich meinen Mund allmälig wieder brauchen konnte.

Dieſes Zufalls ungeachtet fingen meine Körper- und Seelenkräfte an, augenſcheinlich zuzunehmen. Den 7ten brachte man mich auf mein Verlangen auf den Sopha, wo ich wie ein unbeweglicher Knaul eine halbe Stunde da lag; dann wieder ins Bette. Binnen zehn Tagen, da ich an meinen Mund noch ſehr litt, hatte ich ſchon das Vermögen in der Stube herumzuwandlen: den ganzen Tag aufzudauren, und von Morgen bis Abend in abwechſelnden zahlreichen Geſellſchaften von Verwandten, Freunden, Bekannten und Unbekannten vergnügt zuzubringen. Damals erfuhr ich, was ich, wie ich Ihnen bereits geſagt, acht Tage eher, um vieles nicht möchte gewußt haben: die allgemeine aufrichtige Theilnehmung an meinem Zuſtande, die allgemeine Unruhe ſo vieler Bekannten in den Stunden meiner Gefahr, und die Freude über meine Wiederherſtellung. Sie hat mir mehr als einmal Thränen gekoſtet, dieſe herzliche Simpathie. Sie ſetzt Verdienſte und Würdigkeit voraus, deren ich mir nicht bewußt bin, und die zu beſitzen ich wünſche. Allgütiger! welch einen Schatz von Seeligkeit, haſt du mit dem himmliſchen Gefühl der Geſelligkeit in des Menſchen Herz gelegt!

wer ihn nur recht brauchen will dieſen Schatz! wer ihn nur recht zu brauchen weiß!

Und dieſer angenehmen Empfindung der vielfältigen Theilnehmung, die ich ſo einige Wochen hintereinander genoß, nicht den Leckerbiſſen und den köſtlichen Weinen ſchreibe ich meine über alle Erwartung ſchnelle Erholung meiner verlornen Kräfte zu. Ich bin nunmehr ſchon in der dritten Woche wiederum auf den Beinen, fühle mich ſtark, beſuche meine Kranken, die Funktionen meines Körpers gehn fertiger und richtiger von ſtatten als je zu einer Zeit in meinem Leben. Meine Seelenkräfte ſind heiter, und beſitzen ihre vorige Spannung wieder: und in Anſehung meines Gemüths, meiner Zufriedenheit, meiner Laune und meiner Geſinnungen gegen Menſchen hoffe ich ſo viel gewonnen zu haben, daß ich um vieles nicht dieſe Krankheit nicht möchte überſtanden haben. So treflich, mein Freund! iſt der Dinge Zuſammenhang, ſo weiſe die Verkettung des Guten mit dem Uebel in der Welt eines Schöpfers wie Gott!

Ich ſchicke Ihnen hier die erſten drei Bogen meines Kompendii von der mediciniſchen Enciclopädie. Meine Krankheit hat mich an der Fortarbeitung unterbrochen. Ausgangs künftigen Monats ſetze ich meine Vorleſungen und die Ausarbeitung dieſes Werks fort, wiewohl die Anſtrengung meiner Kräfte von nun an gewiß mit mehr Schonung geſchehn ſoll.

leben Sie wohl, mein lieber, ſeyn Sie vergnügt und zufrieden, und nicht zu voreilig und geſchwindſchlüßig in Beſtimmung Ihrer zukünftigen Umſtände aus den gegenwärtigen. Es iſt wahr, die Gegenwart geſchwängert vom Vergangenen, wird Mutter vom Zukünftigen, aber wiſſen Sie auch, daß weder das Gebähren noch das Empfangen dieſer Mutter auf einmal geſchieht; ſondern allmälich. Sie empfängt und gebährt ununterbrochen fort, und jede ihrer Früchte wird augenblicklich bei der Entſtehung wieder Empfängerinn und Gebährerinn; und daher kann die **ganze Frucht** von uns Endlichen weder umfaſt, noch vorausgeſehn werden. Aber Der ſie umfaſt und vorausſehn kann, hat ſie vorausgeſehn und nach eignem Gefallen beſtimmt. Und da Er gut und weiſe iſt, zum Beſten eines jeden von uns beſtimmt.

Fahren Sie fort mich zu lieben, ſo wie ich Sie von ganzem Herzen liebe.

Marcus Hertz.

3.

Sonderbare Handlungsart ohne Bewußtſeyn.

Eine Erſcheinung ſonderbarer Art trug ſich zu, von welcher ich mich ſehr umſtändlich und genau zu unterrichten Gelegenheit hatte. Dies war der Fall eines jungen Mädchens in der Nachbarſchaft meines Landhauſes. Sie war mit einer Krankheit behaftet, die ganz wohl unter dem Namen Louping d. i. hüpfendes Fieber bekannt iſt. Es iſt nichts anders als eine Art von Raſerei, welche die Kranken im Schlafe ergreift, und macht, daß ſie ſpringen und rennen, als ob ſie beſeſſen wären.

Das Mädchen ward von dieſer Krankheit drei Jahr vorher im Frühling angefallen, da ſie ohngefähr ſechzehn Jahr alt war, und das Uebel dauerte etwas über drei Monate. Der Paroxismus ergrif ſie allemal bei Tageszeit, gewöhnlich gegen ſieben oder acht Uhr des Morgens, wenn ſie ſchon zwei oder drei Stunden auſſer dem Bette geweſen war. Es fing mit einer Schwere des Kopfs und Schläfrigkeit an, die ſich in Schlaf endigten, wenigſtens in eine Art davon, denn ihre Augen waren feſt zugeſchloſſen.

In dieſem Zuſtande war ſie vermögend, mit einer erſtaunenswürdigen Behendigkeit auf Tiſche und Stühle zu ſpringen. Hernach ſuchte ſie auch wol aus dem Bauerhäuschen, worinn ſie mit ihren Aeltern und ihrem Bruder lebte, herauszukommen, und mit größerer Heftigkeit, auch weit ſchneller, als ſie beim Wohlbefinden jemals thun konnte, zu laufen.

Allemal geſchah' dies aber mit einer gewiſſen Richtung nach irgend einem beſtimmten Orte in der Nachbarſchaft. Oft ſagte ſie, wenn ſie den Paroxismus herannahen fühlte, ſie wolle nach dieſem Orte gehen. War ſie nun an dem Ort ihrer Beſtimmung angekommen, und erwachte daſelbſt noch nicht, ſo kam ſie in derſelben ſichern Richtung zurück, ob ſie ſich gleich nicht immer auf der groſſen Landſtraſſe hielt, ſondern häufig einen näheren Weg queerfeldein lief.

Freilich hatte ſie eben deswegen oft einen ſehr rauhen Fußſteig, aber ſie fiel ohngeachtet der Heftigkeit, mit welcher ſie lief, dennoch niemals. Indeſſen die ganze Zeit, da ſie lief, waren ihre Augen völlig geſchloſſen, wie ihr Bruder bezeugt, welcher oft mit ihr lief, um Sorge für ſie zu tragen, und welcher, obgleich weit älter, ſtärker und hurtiger, es doch kaum mit ihr aushalten konnte. Wenn ſie, vor der Herannäherung des Paroxismus, ſagte, nach welchem Orte ſie zu wollte, pflegte ſie dabei zu erzählen, es habe ſie die Nacht vorher geträumt, ſie ſolle dahin laufen; und ohngeachtet man ihr zuweilen von irgend einem beſtimmten Orte abrieth, als von meinem Hauſe zum Exempel, wo die Hunde ſie beiſſen könnten, behauptete ſie, ſie wolle den Weg laufen und keinen andern.

Wenn ſie erwachte, und von ihrem Wahnwitze befreit war, fühlte ſie ſich ſehr ſchwach; aber bald kam ſie wieder zu Kräften, und befand ſich um nichts ſchlimmer; im Gegentheil, hatte man ſie im Laufen gehindert, ſo war ſie um ein großes kränker. War ſie nun zu ſich ſelbſt gekommen, ſo hatte ſie nicht die geringſte Erinnerung von dem, was ſich während ihres Schlafes zugetragen hatte. Manchmal pflegte ſie auch wohl auf dem obern Rande der irdenen Mauer herumzulaufen, die ihres Vaters kleinen Garten umgab, und, obgleich die Mauer eine unregelmäßige Figur hatte, auch oben ſehr ſchmal war, fiel ſie doch nie herunter, noch von der Spitze des Hauſes, wohinauf ſie ſich zuweilen mit Hülfe dieſer Mauer half, ohne daß ſich ihre Augen auch dabei im geringſten eröfneten.

Einige Zeit, ehe die Krankheit ſie verließ, träumte ſie, wie ſie erzählte, das Waſſer eines benachbarten Brunnens, genannt Tropfbrunnen, werde ſie heilen. Dem zu folge trank ſie in reichem Maaße davon, ſowol auſſer als während des Paroxiſmus. Einsmals in demſelben äuſſerte ſie durch Zeichen eine heftige Begierde davon zu trinken, (denn in dem Anfall ſprach ſie nicht deutlich genug, um verſtanden zu werden.) Und, da man ihr anderes Waſſer brachte, ließ ſie es ſich nicht nahe kommen, ſondern ſtieß es mit Zeichen von großem Abſcheu von ſich.

Hingegen da man ihr Waſſer aus dieſem Brunnen brachte, trank ſie's ſehr gierig mit immer verſchloſſenen Augen. Vor ihrem letzten Paroxismus, ſagte ſie, nun habe ſie gerade noch drei Sprünge zu machen und dann wolle ſie weiter weder ſpringen noch laufen. Dem zu folge, nachdem ſie in ihren gewöhnlichen Schlaf gefallen war, ſprang ſie auf das Geſimſe des Kamins, und wieder herunter. Dies that ſie dreimal, und hielt darauf ihr Wort, und ſprang niemals weiter.

Jetzt iſt ſie vollkommen geſund. Dieſe Nachricht bekam ich von dem Vater, der Mutter, dem Bruder, die ich jeden insbeſondere und alle zuſammen ausfragte, und ebenfalls von dem Mädchen ſelbſt, in ſo weit ſie ſich der Sache erinnern konnte. Denn, wie ich geſagt habe, hatte ſie keine Erinnerung von allem, was ſich während ihres Paroxismus zugetragen.

Dagegen beſann ſie ſich auf alles, was auſſer demſelben vorging, und beſonders auf ihre Träume. Sie ſagte mir, ſie ſchlafe des Nachts ſehr gut, habe einen guten Appetit, und befinde ſich in jeder Rückſicht wohl, bis der Paroxismus ſie anfalle.

Es fing, ſagte ſie, bei den Füſſen an, und kroch gleich einer allmäligen Erkältung und Taubheit

heit immer höher und höher, bis es zum Herzen kam, worauf ſie weiter kein Gefühl von dem Zuſtande hatte, in dem ſie ſich befand.

Aus dem Engl. des Lord Monboddo
überſezt von G. L. Spalding.

4.

Hat die Seele ein Vorherſehungsvermögen?

Königsberg den 18ten März 1783.

Als ich vor einiger Zeit das erſte Stück Ihres Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde zu leſen bekam, war mir eben ein Vorfall begegnet, den ich Ihnen ſogleich als einen Beitrag zu dem pſychologiſchen Problem: ob die Seele (wenigſtens hie und da irgend eine und die andre) ein Vorherſehungsvermögen habe, zuzuſchicken mir vornahm.

Ich war nehmlich vor einigen Wochen zu einer hieſigen Kaufmannsfrau, Namens Krauſin, im Löbnicht wohnhaft, gerufen worden, die nicht lange zuvor niedergekommen war, und mich jetzt in ihrer Krankheit, wegen einiger Gewiſſensangelegenheiten zu ſprechen verlangte. Bei dieſer Frau hatte ſich im vorigen Jahr 1782 im Monath Januar der Umſtand ereignet, daß eines ihrer Kinder geſtorben war, welches ſie ungemein zärtlich liebte. Schon damals hatte ſie geſagt, daß ſie dies Kind nicht lange überleben würde. Aufs folgende Jahr würde ſie im Monath Januar wieder entbunden werden und in dieſen Sechswochen würde ſie ſterben.

Ihr Mann, ein ſehr vernünftiger Mann, der ſie zugleich ungemein zärtlich liebte, ſtellte ihrem Vorgeben mancherlei Gründe entgegen, wie niemand ſein Ende wiſſen könne, und ſich nicht vor der Zeit unnöthigen Kummer machen müſſe u. d. m., allein man konnte ihr dieſe Meinung nicht aus dem Sinne reden -— Genug ſie fühlte ſich einige Monathe darauf würklich in andern Umſtänden und dachte alſo auch deſto lebhafter an ihr Ende.

Sehr oft fand ihr Mann, wenn er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe kam, ſie in Sterbensbetrachtungen vertieft, ſehr oft auch in vielen Thränen, die ſie jedoch nicht eigentlich wegen ihres, wie ſie glaubte, bevorſtehenden Todes willen vergoß, ſondern vielmehr um einiger Gewiſſensangelegenheiten willen, die ihr beſtändigen Kummer verurſachten.

Sie ward hierauf würklich im vergangnen Monath Januar gerade zu derſelben Zeit, ja an dieſem Tage entbunden, an welchem ihr Kind voriges Jahr geſtorben war — Doch lebte dies Kind auch nur einige Wochen, worüber ſich indeß die Mutter gar nicht betrübte, weil es ihrem Manne, wie ſie ſagte, nur eine deſto größre laſt ſeyn würde. Uebrigens war die Geburt, wenn auch ſchwer, doch glücklich vorübergegangen und ſchien nirgend etwas von einer Gefahr zu befürchten zu ſeyn. Indeſſen fand ſich ein Geſchwür am Unterleibe, welches der Arzt für eine Drüſe hielt, wo ſich die Milch hingezogen und verhärtet hätte, wobei ſie die erſtaunlichſten Schmerzen empfand.

Ihr Mann, mit dem ich mich vorher unterredet, eh' ich ins Krankenzimmer trat, hatte mir alle dieſe vorher angezeigten Umſtände entdeckt, die mir aber zum Theil ſchon bekannt waren, da ſie zu unſrer Gemeinde gehörte. Nach mancherlei Geſprächen über ihren Seelenzuſtand, wo ſie, nachdem ſie jedermann hinauszugehen erſucht hatte, alle ihre Gewiſſensangelegenheiten und Zweifel entdeckt, lenkte ich denn auch die Unterredung auf die vorhererwehnte Materie, wünſchte aber zugleich, daß Gott ihr bald an Leib und Seele helfen wolle.

Hier indeß verſicherte ſie mich, daß ſie gewiß ſterben werde, und da ich ſie näher um die Gründe, die ſie davon hätte, befrug, antwortete ſie mir: daß ſie zwar nicht ſagen könnte, woher ſie es eigentlich wiſſe, doch aber ſei ihr das gar wohl erinnerlich, daß ſchon an dem Sterbenstage ihres vorigen Kindes, welches nun ein Jahr ſei, dieſer Gedanke ihr ſehr lebhaft geworden wäre. Bei dieſen Gedanken blieb ſie auch beſtändig, obgleich der Arzt ihr jetzt noch immer alle Hofnung der Geneſung

ſung gab und zu ihrer Hülfe nicht das geringſte verſäumt wurde.

Bisweilen wünſchte ſie wohl um ihrer Kinder und ihres Mannes willen noch zu leben, ſchien es auch, wegen der guten Vertröſtungen, die man ihr gab, zu hoffen, allein ſie kehrte immer gar bald wieder zu ihrer vorigen Meinung zurück, und da einſt ihre Kinder vor ihrem Bette ſtunden und ſie in ihrer Unſchuld baten, ſie möchte doch nicht ſterben, nahm ſie das älteſte bei der Hand und ſagte ſehr lebhaft: „Ja ſterben werde und muß „ich, meine guten Kinder, aber ihr behaltet einen „guten Vater, der für euch ſorgen wird, dem fol„get allezeit.“ Sie ſtarb auch wirklich den 8ten Februar, nachdem ſich zuvor der Brand in den Eingeweiden gefunden hatte.

Sie war übrigens eine Perſon von einem **ſehr lebhaften Temperament** und **feuriger Einbildungskraft**, ſchien einen ſehr feinen Nervenbau zu haben, mithin ſehr empfindſam, ungemein biegſam und weich, und von ſehr zärtlichem Gewiſſen. Ich habe das faſt bei allen denen gefunden, die mit ihr ähnliche Vorfälle gehabt, und dies oder jenes vorausgeſehn oder wenigſtens vorausſehen zu können geglaubt haben.

Sie ſtarb indeß nicht eher, als bis ſie ihrer Zweifel wegen hinreichend beruhigt war, welches ich immer bei denjenigen wahrgenommen, die in der Art und in dem Grade nach Vergebung und Gnade dürſteten, wie ich es bei ihr gefunden habe. Ich bin u. ſ. w.

G. E. S. Hennig,
Königl. Kirchenrath und Pfarrer im Löbnicht
zu Königsberg.

5.

Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit.

Hier haben Sie eine Parallele zu Ihren Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit (Erſtes St. Seite 65). Meine Erinnerungen gehn zwar nicht ſo weit zurück als die Ihrigen, nur bis in mein drittes Jahr; vielleicht aber ſind ſie doch nicht ganz unwichtig, da ſich zwiſchen Ihren und meinen ein ſehr merklicher Unterſchied findet.

Vielleicht gewinnt die Seelenlehre durch die Beobachtung ganz gewöhnlicher Wirkungen unſerer Seele, die jeder bey ſich ſelbſt und bey andern leicht anſtellen und prüfen kann, eben ſo viel, oder mehr, als durch die Bemerkung auſſerordentlicher Erſcheinungen, die zwar oft eine ganz neue und unerwartete Ausſicht eröfnen, aber theils nicht ſelten zweifelhaft ſind, theils ſich nicht wiederhohlen laſſen, ſo daß man meiſtentheils die gefundne Spur nicht weit verfolgen kann

Die Erinnerungen aus meiner Kindheit, von denen ich hier reden will, ſchränken ſich auf die erſten vier Jahre meines Lebens oder vielmehr nur auf das dritte und vierte ein, denn von den beyden erſten iſt alle Erinnerung verſchwunden. Meine Eltern wohnten damals auf dem Lande. Ihr nachheriger Auſſenthalt war zwar nur eine Meile von dem vorigen entfernt, ich bin aber dennoch ſeitdem nie wieder in meinen Geburtsort gekommen. Gleichwohl ſchwebt mir das Bild deſſelben noch ſo lebhaft, ſo beſtimmt vor Augen, als wenn ich ihn erſt vor wenigen Jahren verlaſſen hätte.

Der Ort war ein bloßer Flecken von vier bewohnten Häuſern mit Nebengebäuden und einer Kirche, von denen allen ich noch ziemlich beſtimmte Vorſtellungen habe. Beſonders aber erinnere ich mich der Wohnung meiner Eltern, aller Stuben, Kammern, der Küche, des Kellers, u. ſ. f. aller Nebengebäude, des Hofes, der Gärten ſo deutlich und mit ſo vielen kleinen, unbedeutenden Umſtänden, daß ich mir getraue von jedem Theil derſelben eine ganz beſtimmte Zeichnung zu entwerfen.

Alle dieſe Erinnerungen aber müſſen nothwendig **unmittelbare** Erinnerungen ſeyn, da ſie lauter ſolche Gegenſtände betreffen, von denen man durch Beſchreibungen und Erzählungen keine beſtimmte Vorſtellungen erhalten kann. Ich gebe gerne zu, daß ſich in dieſe Erinnerungen wohl manches falſche mag eingeſchlichen haben. Die Einbildungskraft iſt nur gar zu bereitwillig, unvollſtändige Bilder auszumahlen, ja ich habe ſogar öfters bemerkt, daß Vorſtellungen von ſolchen Gegenſtänden, die ich nur kurze Zeit betrachtet hatte, und denn ein Jahr lang, oder länger nicht wiederſah, ſich faſt ganz verändert, und ihre erſte Wahrheit verloren hatten.

Ich habe aber Grund zu glauben, daß es mit den Erinnerungen aus meiner Kindheit nicht ſo gegangen iſt. Es haben mich öfters Augenzeugen, denen ich ſie erzählte, von ihrer Richtigkeit verſichert. Ja ich habe mich einigermaßen ſelbſt durch den Augenſchein davon überzeugt, indem ich vor wenig Jahren von einem Berge bey Saalfeld, meinen Geburtsort, der noch etwas über eine halbe Meile entfernt war, durch einen Tubus geſehen habe. Ich fand alles, ſo viel ich ſehen konnte, ſo, wie ich mir's vorſtellte, bis auf die **Farbe** des Wohnhauſes, die aber in zwanzig Jahren wohl verändert ſeyn konnte. Doch könnte dieſes auch wohl einen andern Grund haben, den ich weiter unten angeben will.

Ob meine Vorſtellung von der abſoluten und verhältnißmäßigen **Größe** der Gebäude richtig wäre, konnte ich in der Entfernung ſo genau nicht entſcheiden, doch ſchloß ich aus verſchiedenen Umſtänden

den und Vergleichungen, daß ich mir alles **zu groß** vorgeſtellt hatte. Das kann auch nicht anders ſeyn. Der Maaßſtab, nach dem ſich die Vorſtellungen körperlicher Größen bilden, iſt unſer eigener Körper, je kleiner dieſer iſt, um deſto größer müſſen uns alle Gegenſtände vorkommen.

So wie wir größer werden verkleinern ſich zwar allmälig die Vorſtellungen von der Größe der uns umgebenden Gegenſtände, und ſelbſt von denen, deren wir uns nur erinnern, (denn ſonſt müßten alle unſere Erinnerungen aus dem kindiſchen Alter Rieſengeſtalten ſeyn): aber gewöhnlich verkleinern wir die letztern doch nicht ſo ſehr, daß ſie mit denen uns umgebenden Körpern in gleiches Verhältniß kämen.

Ich glaube, es wird nicht leicht jemand ſeyn, der nicht die Beobachtung gemacht hätte, daß wenn man in den Jahren des Wachsthums, nach einer langen Abweſenheit, an einen Ort zurückkommt, man die Fenſter, Thüren, Tiſche und alle Gegenſtände immer kleiner findet, als ſie in der Erinnerung waren. Wie oft hört man ſagen: „als ich „noch in den untern Klaſſen der Schule war, ſaßen „ganz andere Leute als jetzt in der oberſten Klaſſe“.

Was mir am merkwürdigſten bey den Erinnerungen aus meiner Kindheit vorkommt, iſt dieſes: daß überall die Vorſtellungen von **Figuren** und **Geſtalten** ſich unauslöſchlich eingeprägt haben, die Erinnerungen an **Farben** aber ſo dunkel und ungewiß ſind, daß ſie ſich faſt gar nicht fixirt zu haben ſcheinen. Ich kann ſchlechterdings nicht mit Gewißheit ſagen, welche Farbe die Thür unſerer Wohnſtube hatte, ich bin gänzlich ungewiß, ob die Wände der Stube weiß, oder, wie es dort auf dem Lande ſehr gewöhnlich iſt, mit Brettern ausgeſchlagen waren. Nur dunkel erinnere ich mich eines weiſſen Anzugs, den ich trug.

Von welcher Farbe die häußliche Kleidung meiner Eltern, Geſchwiſter, und anderer Leute im Hauſe war, erinnere ich mich gar nicht.

In meinem dritten Jahr zog ein Theil der Reichsarmee nach der Schlacht bei Roßbach bei meinem Geburtsort vorbey; ich ſcheine mich noch ſehr deutlich zu erinnern, daß ich mit meinen Geſchwiſtern vor der Thür unſers Hofes ſtand, und den Zug mit anſah, aber die Farben ihrer Uniform ſind gänzlich verſchwunden. (Dieß iſt, ſo viel ich weiß, meine frühſte Erinnerung.)

Weiß und ſchwarz ſcheint ſich noch am ſtärkſten eingeprägt zu haben, ſo erinnere ich mich ſehr deutlich, einer Kuh, der ich beſonders gewogen war, mit einem **weiſſen** Fleck auf der Stirne; eines **ſchwarzen** Hundes; der **weiſſen** Tücher, die die Bauerweiber nach dortiger Landesart, ſtatt Mäntel, umhatten, wenn ſie aus den eingepfarrten Dörfern zur Kirche kamen, u. d. gl. m. Ueber dieſe Beobachtungen will ich noch einige Anmerkungen machen.

Ich habe von meiner erſten Kindheit an, ein ſchlechtes Geſicht gehabt, und ehemals noch im höhern Grad als jetzt; denn ich erinnere mich, daß ich in meinem ſechſten und ſiebenten Jahr nicht zwey Buchſtaben in der halliſchen kleinen Bibel deutlich unterſcheiden konnte, die ich doch jetzt, obgleich nicht ohne alle Anſtrengung deutlich genug erkenne.

Auf dieſe Unvollkommenheit meines Geſichts würde ich die ganze Schuld der bemerkten Unvollkommenheit meiner Erinnerungen ſchieben, wenn mir nicht jene und anderer Erfahrungen, die ich gemacht habe, bei einer genauern Prüfung die ſonderbarſcheinende Behauptung abnöthigen: **daß es bei Fixirung ſinnlicher Vorſtellungen nicht auf die Lebhaftigkeit des ſinnlichen Eindrucks, nicht auf die innere Deutlichkeit der Vorſtellungen ankömmt, und daß Lebhaftigkeit und Deutlichkeit höchſtens nur mitwirkende Urſachen ſind.** Ich will damit nicht läugnen, daß beide unſern Vorſtellungen **einige** Dauerhaftigkeit geben, dieß zeigen tauſend Erfahrungen: aber jene **unauslöſchlichen** Eindrücke, von denen ich rede, bringen ſie nicht hervor. Die erſte Urſache von dieſen muß tiefer liegen, es ſey nun in der Organiſation des Gehirns, oder in der innerſten Anlage der Seelenkräfte. Meine Gründe ſind folgende:

Ich habe ſo viele Verſuche und Beobachtungen mit meinen Augen gemacht, daß ich den Grund ihrer Unvollkommenheit mit vieler Zuverläßigkeit angeben zu können glaube. Meine Augennerven haben keine geringere, ſondern eher eine ſtärkere Empfindlichkeit, als bei andern; denn im Dunkeln ſehe ich ſo gut, oder beſſer als viele andere.

Aber der Bau der innern Theile, beſonders der Kriſtalllinſe, iſt vermuthlich fehlerhaft; es würde aber zu weitläuftig ſeyn, wenn ich meine Gründe, unter nähern Beſtimmungen hier auseinander ſetzen wollte. Es wird zu gegenwärtiger Unterſuchung hinlänglich ſeyn, wenn ich bemerke, daß es den Bildern in meinem Auge an Schärfe und beſtimmten Gränzen fehlt, beſonders ſehe ich eine ſenkrecht vor mir ſtehende Linie ſo undeutlich, daß ſie faſt einem Strich gleicht, den man mit ſehr flüßiger Tinte auf Löſchpapier macht, überdem weiß ich aus Gründen und Erfahrungen, daß mir die Breite der Gegenſtände in Vergleichung mit ihrer Höhe etwas zu groß erſcheint.

Hieraus folgt nun, daß die Eindrücke der **Farben** bei mir ſehr **lebhaft**, die ſinnlichen Vorſtellungen von **Figur und Umriß** aber nicht nur ſehr **undeutlich** und **unbeſtimmt**, ſondern ſogar unrichtig ſind. Hält man dieſes gegen das vorige, ſo iſt unleugbar, daß, bei mir wenigſtens, weder Lebhaftigkeit noch Deutlichkeit der Vorſtellungen die Urſache war, warum ſich gewiſſe Arten derſelben ſo feſt einprägten. Daß ich mich in dieſem Urtheil nicht irre, zeigen mir noch andere Erfahrungen.

Die Eindrücke der gröbern Sinne ſind unſtreitig weit lebhafter und ſtärker, als die Empfindungen des Auges. Gleichwohl kann ich mich ſehr weniger Empfindungen des Ohres, und gar keiner von den übrigen Sinnen aus meiner Kindheit erinnern. Keines einzigen **Nahmens** von Leuten, die ich in meiner Kindheit gekannt, erinnere ich mich unmittelbar. Doch beſinne ich mich noch ziemlich deutlich auf die willkührlichen Unterſcheidungsbenennungen, die die einzelnen Stuben und Kammern des Hauſes und andere Theile der Gebäude hatten. Auch ſcheinen mir die Namen von ein paar eingepfarrten Dörfern, aus unmittelbarer Erinnerung noch im Gedächtniß zu ſeyn. Des **Blöckens** der Kühe, die einmal durch einquartierte Artillerie-Pferde aus ihren Ställen vertrieben wurden, und bei rauher Witterung unter freiem Himmel bleiben mußten, erinnere ich mich noch ſehr lebhaft.

Von andern Leuten habe ich gehört, daß die Muſik in meiner Kindheit viel anziehendes für mich gehabt, daß ich Melodien gelernt, ehe ich vernehmlich reden konnte, aber aus eigener Erinnerung weiß ich nichts davon. Und doch haben die Empfindungen des Gehörs noch einen ziemlichen Grad von innerer Klarheit, oder Deutlichkeit, und bei mir vielleicht mehr als die Empfindungen des Auges.

Der Grund, warum nur eine Gattung von Vorſtellungen bei mir hängen geblieben, alle übrige aber faſt gänzlich verloſchen ſind, iſt alſo gewiß weder Lebhaftigkeit noch Deutlichkeit derſelben.

Was ich übrigens über den wahren Grund dieſer Erſcheinungen bei weiterem Nachdenken gefunden habe, befriedigt mich nicht völlig. Am allerwenigſten will ich wagen, das Geſetz, nach welchem ſich überhaupt die Vorſtellungen fixiren, in ſeinem ganzen Umfang zu beſtimmen. Vielleicht dürfte es ſo ganz einfach nicht ſeyn. Ich will indeſſen meine Gedanken, ſo unvollkommen ſie ſind, niederſchreiben.

Alles, was die mir noch gegenwärtigen Erinnerungen aus meiner Kindheit gemein haben, läuft auf folgende zwei Punkte hinaus.

Erſtlich. Die meiſten derſelben betreffen Gegenſtände, die **lange** und **anhaltend** auf meine Sinne würkten. Allein dieſer **Umſtand** erklärt doch im Grunde wenig oder nichts, weil unzählige andere Eindrücke, die eben ſo lange und anhaltend, und vielleicht mit größerer Stärke auf mich würkten, gänzlich verſchwunden ſind. **Die längere Dauer, und öftere Wiederhohlung eines Eindrucks, kann alſo auch nichts weiter, als höchſtens nur mitwirkende Urſache ſeyn.**

Zweitens. Von allen Vorſtellungen und Empfindungen meiner Kindheit, ſcheint faſt, bloß das **meßbare**, ſo weit es durchs Auge empfunden wird, bei mir ſich fixirt zu haben. Und vielleicht führt dieſe Bemerkung etwas weiter als die erſte.

So weit ich in meine Kindheit und Jugend zurückdenken kann, finde ich in der Wirkſamkeit meiner Seele einen ganz eigenen Hang zum Meſſen, und ein beſonderes Wohlgefallen an Ebenmaaß. Ich entdecke dieſen Hang ſelbſt ſchon in den Spielen meiner Kindheit, ſo weit ich mich ihrer erinnere

Unter andern ſpielte ich ſehr gerne mit hölzernen Stäbchen, die ich in regelmäßige Figuren zuſammenlegte, allerlei daraus bauete, ſchnitzte u. d. gl. m. Man hat mir öfters erzählt, daß ich in meiner erſten Kindheit (höchſtens im vierten Jahre) einmal eine Frage gethan, die mir ſonderbar vorkommt. Ich mochte etwa drei oder vier Thürme in meinem Leben geſehen haben, und fragte jemanden, der mit mir aus dem Fenſter nach einem Thurm ſahe, ſehr bedächtlich: ob denn alle Thürme in der Welt auch ſo hoch wären?

Der zu frühe Tod meines Vaters, der eine ſtarke Vorliebe zur Mathematik, und nicht gemeine Kenntniſſe darinn hatte, entzog mir einen frühzeitigen Unterricht in der Meßkunſt. Vielleicht hätte ich ſchon in der Kindheit ſchnelle Fortſchritte darinn gemacht.

In meinem achten oder neunten Jahr gerieth ich zum erſtenmal über ein eigentlich mathematiſches Buch, und noch jetzt iſt mir die Erinnerung angenehm, wie begierig ich es für mich durchſtudierte.

Schade nur, daß mich der Zufall auf ein ſehr unvollkommnes geleitet hatte. Es war Hedrichs Anleitung zu den mathematiſchen Wiſſenſchaften. Doch ſammelte ich mir daraus allerlei hiſtoriſche Kenntniſſe von mathematiſchen Dingen, beſonders von der Aſtronomie, lernte Sonnenuhren machen, freilich nur mechaniſch, und andere dergleichen Dinge. Und eben dieſelbe Vorliebe zur Mathematik und ihren Anwendungen iſt noch jetzt bei mir überwiegend, und wird es wohl immer bleiben.

Mich dünkt dieſer ſchon in der frühſten Kindheit ſich äuſſernde Hang, ſetzt unleugbar eine ganz eigene innere Stimmung der Seele voraus, die ſie nicht erſt durch äuſſere Umſtände und ſinnliche Eindrücke erhielt, d. h. **irgend eine nicht von auſſen, ſondern durch innere Anlagen mehr oder weniger beſtimmte Richtung der Seelenthätigkeit.** Die allgemeine Erfahrung, daß jedes Kind in ſeinen Handlungen ſchon etwas unterſcheidendes hat, zeigt, daß bei jedem Kinde ſo etwas ſtatt finden müſſe.

Und nirgends anders als in dieſer Stimmung der Seele iſt wohl der Grund zu ſuchen, warum gewiſſe Vorſtellungen aus der Kindheit ſo feſt haften, andere wieder verſchwinden. Wo ich nicht irre, ſo kann eine Vorſtellung bei einem mäßigen Grad von Lebhaftigkeit und innerer Klarheit, wenn der Eindruck nur nicht zu ſchnell vorübergehend iſt, ſich unauslöſchlich einprägen, wenn er mit dieſer Stimmung der Seele harmonirt.

Daß übrigens dieſe meine Auflöſung ihre Unvollkommenheiten hat, ſehe ich ſehr deutlich ein, und zwar aus folgenden beiden Gründen.

1) Ich halte ſie nicht für unrichtig, aber ſie erſchöpft die Sache nicht. Manches, deſſen ich mich aus der Kindheit erinnere, läßt ſich aus dem angegebenen Grunde nicht erklären.

2) Der Begrif, einer beſondern Richtung der Seelenthätigkeit, iſt höchſtens **klar**, aber nichts weniger als **deutlich**. Ich' wenigſtens getraue mich nicht, ihn metaphyſiſch bis in ſeine erſten Beſtandtheile aufzulöſen und zu entwickeln.

Wie ſehr würde ich mich freuen, wenn mein Verſuch über dieſen für die Seelenlehre und praktiſche Erziehungswiſſenſchaft gewiß ſehr wichtigen Gegenſtand für andere Beobachter der menſchlichen Seele eine Gelegenheit würde, dieſe Materie genauer und beſſer, als es meine Kräfte erlauben, zu unterſuchen.

Fiſcher.

6.

Die Hähniſche Litteralmethode.

Bei einer öffentlichen Prüfung fragte der lehrer nach dieſer Methode:

Was iſt bei der chriſtlichen lehre zu merken?

Antw Erſtens **die Benennung.**

Dies wurde von einem jeden langſam und deutlich ausgeſprochen, und nachdem alle fertig waren, an die Tafel gezeichnet d. B.

Zweitens die **Beſchreibung**

welches nun eben ſo wie das erſte von einem jeden ausgeſprochen, und alsdann an die Tafel die Buchſtaben d. B. t. gezeichnet wurden.

Indem nun die Kinder nach den Buchſtaben auf der Tafel ſahen, wurde das Ganze noch einmal durch jeden einzelnen wiederhohlt.

Nun folgte die Frage:

Welches iſt die **Beſchreibung?** (der chriſtlichen lehre.)

Antw **Sie iſt eine Sammlung** —

Alle wiederhohlten dies nacheinander, und dann wurden an der Tafel die Buchſtaben ſ. i. e. S. vorgezeichnet, und ſo die ganze Definition erſt ſtückweiſe von allen hergeſagt, die Anfangsbuchſtaben jedes Worts auf die Tafel gebracht, und endlich das Ganze nochmals theilweiſe von allen wiederhohlt. —

Man gab dem Lehrer zu erkennen, daß dies mehr eine Uebung des Gedächtniſſes, als im Denken ſey, und man ſich von dem letztern auch eine Probe ausbitte. Worauf er denn die Schriftſtelle Joh. 5. v. 25-29 wieder von allen von Komma zu Komma herſagen ließ, die Anfangsbuchſtaben an die Tafel ſchrieb, und es gerade ſo wie vorher machte.

Auf eben die Art wurden auch die übrigen Wiſſenſchaften vorgetragen, und dem Gedächtniß eingezwängt.

Es iſt ſchon ſchlimm genug, wenn die Seele bloße Worte als Zeichen von Gedanken, ohne irgend einen Gedanken ſelbſt, zu faſſen gewöhnt wird, noch ſchlimmer, wenn ſie ſich, wie hier, ſogar an einzelnen Buchſtaben als Zeichen von den Zeichen der Zeichen ſoll begnügen lernen. Welch ein Schatten von vernünftiger Idee kann da noch wohl übrig bleiben?

Es wäre wohl der Mühe werth zu beobachten, in wie fern eine ſolche entſetzlich einſeitige Bearbeitung einer ſo untergeordneten Seelenkraft, als das Gedächtniß iſt, den menſchlichen Verſtand verrücken könne, wenn er nicht durch anderweitige zufällige Bildung noch immer aufrecht erhalten, und wieder zurecht geſchoben würde?

t..ſ..m

7.

Folgende beide Briefe ſind mir von einem verehrungswürdigen Manne, der den Verfaſſer derſelben perſönlich kannte, im Original mitgetheilt. Bei alle dem Unſinn, welcher darinn herrſcht, werden ſie demohngeachtet dem Kenner und Beobachter der menſchlichen Seele nicht ganz unwichtig ſeyn. Sie ſind beide, wie man ſiehet, über einerlei Gegenſtand, der erſte im Anfange der Verrückung, und der andere einige Zeit nachher, geſchrieben, da nur noch wenige Spuren von Zuſammenhang in den Gedanken zu bemerken ſind. In dem erſten Briefe iſt der Ausdruck gleichſam ſchon gelähmt; ein paar Perioden lang bleibt noch Sinn in den Worten, am Ende derſelben aber verliert er ſich plötzlich, indem oft ein ganz fremdes Wort die Stelle des dahin gehörigen erſetzen muß.

Der zweite Brief, welcher nicht gar lange nach dem erſten geſchrieben iſt, zeigt, wie ſehr die Verrückung in dieſer kurzen Zeit zugenommen habe. Der Faden der Gedanken, die ſich immer um einen Gegenſtand zu drehen ſcheinen, reißt alle Augenblick, und hält keinen einzigen Perioden mehr aus. Wer weiß, ob bei dieſer Lähmung des Ausdrucks nicht auch völliges Bewußtſeyn dieſes Zuſtandes ſtatt fand?

1.

Inſonders hochgeehrte Frau Schweſter,

Der unvermuthete Todes-Fall des Herrn Bruders vor ganz kurtzer Zeit durch den auch allzufrühen Abgang von dieſer Welt abgefordert: Dero einzigen herzlich geliebten Jungfer Muhme ſind heimgeſucht worden, hat mich deſto mehr beſtürzet und erſchrecket, je näher ſo wohl das Geblüt, als die Freundſchaft und Zuneigung mit meinen hochgeehrten Herrn Bruder mich verhauen *) Mache demnach meiner Schuldigkeit zu Folge meine betrübte Kondolenz hiedurch ab, dabey geſtehe gern, daß mein hochgeehrter Herr Vetter ziemliche Urſache hat, der Traurigkeit bey ſo ſchmerzlichen Verluſt nachzuhängen, da gewiß nach dem Zeugniß aller, welche die Selige und in Gottruhende gekennet, dieſelbe eine recht fromme und tugendhafte Jungfer Muhme ſowohl als auch eingebüßet und verlohren haben. Hiernächſt faſſet ein jeder zu dero Chriſtlichen Gelaſſenheit das gute Vertrauen, es werden mein Hochgeehrter Herr in ſolchem Leidweſen ſich gebührend zu auch einen zu wiſſen, und zuförderſt erwegen, daß es Gott der Allerhöchſte ſey, ſo die ſelige Herr zu ſich genommen, und deſſen allein weiſer Schluß es mit den Seinigen niemahls auch ein ſolcher meinet. Und da auch deſſelben Güte meinen hochgeehrten Herrn

---

*) verbinden war ausgeſtrichen.

Herrn Bruder zwei Söhnlein nebſt dero Frau Mutter, mein auf ein ſolcher liebſte Jungfer Muhme gelaſſen, ſo wollten Sie zu jener Auferziehung Dero Geſundheit ſchonen, und ſich nicht vor der Zeit durch unmäßigen Gram ihnen allen entziehen. Indem ein jeder dafür hält, daß es beſſer ein Kind, als die Eltern einbüßen abſonderlich da noch einige ungezogene Kinder vorhanden. Ich wünſche von Grund der Seelen, daß zu deren Wohlfahrt die Göttliche Allmacht meinen hochgeehrten Herrn Vetter und Jungfer Muhme noch lange Zeiten bei guter Geſundheit, und allem Wohlſeyn erhalten wolte, und nebſt Bezeugung aller Gefliſſenheit verbleibe

Meiner Hochgeehrten Frau Schweſter

p. ſ. unſer ganzes Hauß, und Familie Empfehlung zu machen denn ich verharre

ergebenſter Bruder.

2.

Hertzlichſte Frau Schweſter

Derohalben die angenehmen an ihre Zuſchreiben in dieſer Zeit da man ein für allen ſehrer mögen ich haben als auch ein ſolcher wiſſen gehöret haben in deſſen ihre Todfall erzeichtrich getröſten laſſen, ich wünſche von ganzen Hertzen ein die Zeit aller ſehrer Vorſatz in dieſer Verluſt vor aller ſehrer an dieſer in die Frau Schweſter ihre Frau Muhme ich kann ſicher glauben, daß ſie großer Schmertzen empfunden haben, abgefordert, ich wünſche daß ihre Traurigkeit verwahr laſſen ſich ſelbſt ihre gutes Muthes zu ſeyn; Ich muß aber zwar an ihre geſund, und ihre kleine Familie noch lange leben, ich erkenne die Frau Schweſter in ſondern Vorſatz ihre tröſt, und aller gütig laß uns troſt zu; ſeyn, und gütig gute Freunde, und hat ſie viele gutes Muths, daß ſie ihre abgegangen ſind, ich erkenne Frau Muhme noch mehr zu denken aber zwar ſich ſelbſt unterlaſſen ihre die Frau Schweſter ſoll großer Freunde ſeyn; vor aller möglich, und vergnügt ſich ſelbſt als ein ſolcher ſchicket in dieſer Zeit auch aller möglich geſchlecht müßen; Ob zwar in dieſer Zeit weil ich aber in dieſer geſund, und Vorſatz geweſen ſeyn untereinander aus eine ſehrer Freunde indeſſen vergnügt, und Vorſatz ſich werden bald nicht leben ich erkenne ſich zwar in aller mögen ich finde ſie recht wohl ich bin gutes muths ſich ſelbſt ſehrer angenehmen Freunde, und vergnügt an dieſer aller Ort; Ich wünſche von ganzen Herzen die Frau Schweſter ferner ihre geſund, und aller möglich geweſen ſind als ein ſolcher vergnügt, und aller Vorſatz großer Freunde an ſich ſelbſt ihre gefriſtet zu laſſen haben, ſo haben wir indeßen vor aller möglich, und Vorſatz ſicher zu ſeyn; Ob ich zwar die angenehme Zeit ſich ſelbſt ander möglich, und gütig Zeit zu laſſen Unſern ganzen Hauß Empfehlung zu machen Der ich bin ganz Gehorſamſte Freundſchaft aus

Dero

gehorſamſten Bruder.

8.

Willensfreiheit.

Ich ſtand verſchiedenemal auf einem hohen Thurme, wo mir das Geländer bis an die Bruſt ging, und ich alſo vor dem Herunterſtürzen völlig geſichert war: demohngeachtet aber fiel mir plötzlich ein ſchrecklicher Gedanke ein: wie wenn ich mich nothwendig gedrungen fühlte, oben auf den Rand des Geländers zu ſteigen, und ſo herunterzuſpringen! Es wurde weiter nichts erfordert, als mein Wille, dieß Vorhaben nicht ins Werk zu richten, und doch erfüllte mich dieſer Gedanke mit Schaudern und Entſetzen, es war, als ob ich meiner eignen Willensfreiheit nicht trauete, oder mich vor meinem eignen Willen fürchtete; ich konnte den Zuſtand keine Minute länger ertragen, und mußte ſchnell herabſteigen.

Eben ſo ging es mir in jüngern Jahren zuweilen in der Kirche, wo ich mir das Aufſehen und die Unordnung lebhaft vorſtellte, die daraus entſtehen würde, wenn ich mitten während der Predigt anfinge laut zu reden; auf einmal war es mir ſo, als würde ich laut reden **müſſen**, ich war darüber in der entſetzlichſten Furcht, und dieſer Gedanke quälte mich oft die ganze Predigt über.

M.

9.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Das Pronomen Poſſeſſivum.

Die Vorſtellungen von dem, was wir das **Unſrige** nennen, drehen ſich beſtändig um die Vorſtellung von unſrem eignen **Ich**. Die Kreiſe aber, in welchen ſie ſich um dieſe Vorſtellung bewegen, ſind ſo mannichfaltig und verſchieden, als die Dinge, welche uns umgeben. Und der engſte Kreis verliert ſich ſogar in dem Mittelpunkte ſelber, denn wir ſagen **mein ich**, und fühlen keinen Widerſpruch dabei, wenn wir **uns ſelbſt**, als **etwas außer uns ſelber**, denken.

Die Präpoſition um.

Die deutſche Sprache bedienet ſich der Präpoſition **um** figürlicher Weiſe, bei unkörperlichen Dingen, ſehr häufig, und vielleicht nicht ohne Grund: denn da wir doch das Unkörperliche einmal mit dem Körperlichen vergleichen müſſen, wenn wir es benennen wollen, ſo ſcheinet es, als ob die **Einſchließung** oder **allſeitige Annäherung und Berührung**, etwas ſey, wovon wir oft in unſren Vorſtellungen von dem Unkörperlichen etwas Aehnliches bemerken, das wir nicht ſchicklicher, als mit dieſem Nahmen benennen können, da wir keinen eigentlichen dafür haben.

Ueberhaupt verdient es wohl eine eigne Unterſuchung, warum man bei unkörperlichen Handlungen oder Gegenſtänden ſich oft gerade dieſer oder jener Präpoſition bedient, warum man z. B. ſagt, **über eine Sache denken**, und nicht **in** oder **um eine Sache denken?** was der Unterſchied zwiſchen **an, auf und über eine Sache denken,** für eine Aehnlichkeit mit dem Unterſchiede der körperlichen Verhältniſſe **an, auf** und **über** habe? u. ſ. w.

Dieſe Vergleichungen unkörperlicher Gegenſtände mit den körperlichen müſſen ſich doch aus einem natürlichen Gefühl bei den Erfindern und Anbauern der menſchlichen Sprache herſchreiben. Will man einwerfen, dieſe erſten Erfinder und Anbauer waren keine Philoſophen, ſo konnte jenes erſte ſtarke noch durch keine Künſteleien verſtimmte Gefühl, doch wohl den Mangel deſſen erſetzen, was der Menſch erſt lange nachher erfunden, und Philoſophie genannt hat.

Wollte man alſo dieſen einfachſten Vergleichungen in der Sprache weiter nachſpüren, ſo wäre dieß vielleicht ein Weg, ſelbſt in das innere Weſen unſrer Vorſtellungen von dem Unkörperlichen einzudringen: und welche fruchtbare Vergleichungen mehrerer Sprachen untereinander ließen ſich nicht hierüber anſtellen?

Ich habe in meinen Schriften über die deutſche Sprache, auch in dieſer Rückſicht, ſchon verſchiedene Verſuche gemacht, die ich hier weiter auszuführen gedenke. Zu dem Ende will ich jetzt das Weſen der Präpoſition **um** oder vielmehr unſrer Vorſtellung bei dem Wort **um**, etwas näher zu beſtimmen ſuchen.

Der Begrif eines Cirkels iſt einer der zuſammengeſetzteſten und ſchwerſten Begriffe, die wir haben. Man verſuche es ſo lange man will, wenn man nicht auf dem Meere iſt, ſich **rund** umher nichts als Himmel und Waſſer zu denken, und man wird bemerken, daß auf einer Seite, in unſrer Vorſtellung immer noch ein Stück Land übrig bleiben wird, welches wir nicht daraus verbannen können. Unſer Begrif von dem unendlichen Zirkel muß ſich an etwas Endlichen feſthalten, wenn er nicht verſchwinden ſoll.

Wir ſagen: **die Bäume ſtehen um das Haus**, und ob nun gleich dieſe Bäume **auf einmal** um das Haus her **ſind**, ſo können wir ſie uns doch nicht auf **einmal**, als um das Haus herſtehend, denken, ſondern müſſen ſie **in unſern Gedanken** gleichſam **fortrücken** laſſen, bis ſie das ganze Haus umgeben haben.

Dieß kömmt daher, weil **um** ein zuſammengeſetzter Begrif iſt, der aus den Begriffen von **hinter**, **vor**, **neben** u. ſ. w. beſteht. Ehe ich mir alſo denken kann, daß die Bäume **um** das Haus ſtehen, muß ich mir erſt vorher nacheinander gedacht haben, daß ſie theils **vor**, theils **hinter**, theils **neben** dem Hauſe ſtehen.

Ein Cirkel mag nun gehend oder ſtehend beſchrieben werden, ſo kann ich ihn mir doch nicht **auf einmal** denken; denn wenn er an ſich auch noch ſo ſtille ſteht, ſo muß er ſich doch immer durch meine Vorſtellung **bewegen**, oder er muß vielmehr erſt in derſelben durch eine Folge mehrerer Begriffe entſtehen.

Eine Reihe von Perſonen, die um mich her **ſteht**, beſchreibt eben ſowohl einen Cirkel, als eine einzelne Perſon, die um mich her **geht**, indem die Reihe die **Bewegung** der einzelnen Perſon durch ihre **Ausdehnung** erſetzt: ob nun gleich dieſe Reihe von Perſonen zugleich **vor** mir, **hinter** mir, und **neben** mir, ſchon wirklich befindlich iſt, ſo beſchleunigt doch dieſes meine Vorſtellung von dem Cirkel, den ſie beſchreibt, eben ſo wenig, als ob ſie erſt nach und nach dahin kämen.

Daß man ſich auf die Weiſe ohne Widerſpruch eine Bewegung in der Ruhe denkt, iſt ein ſonderbares Erforderniß der Eingeſchränktheit unſrer Vorſtellungskraft: ſo ſagen wir, **eine Reihe von Menſchen ſteht den Berg hinauf**, wie, **ein Menſch geht den Berg hinauf**. Mit dem Begrif **hin** iſt nothwendig Bewegung, ſo wie mit **ſtehen** Ruhe verknüpft. Allein die **Bewegung** der einzelnen Perſon wird hier ebenfalls durch die **Ausdehnung** der ganzen Reihe erſetzt, die ich nun in meinen Gedanken, ſo wie die einzelne Perſon fortrücken laſſe.

Eben ſo wie ſich der **Standort** einer einzelnen Perſon, die den Berg hinauf geht, alle Augenblick verändert, ſo verändert ſich auch der **Standort** der ganzen Reihe, indem ich ſie mir denke. Das macht die ganze Reihe findet eigentlich nirgends, als in meiner Vorſtellung ſtatt: nun kann ich aber den Begrif von der Reihe **auf einmal** umfaſſen und feſthalten, weil er aus dem beſteht, was die Menſchen, die ich ſehe, **Aehnliches** miteinander haben; aber den Begrif von dem **Standorte** der Reihe kann ich nicht ſo **mit einemmale** umfaſſen und feſthalten, weil er aus demjenigen beſteht, wodurch ſich alle die Menſchen, die ich vor mir ſehe, ſie mögen ſich ſonſt ſo ähnlich ſeyn, wie ſie wollen, voneinander **unterſcheiden.**

Der Begrif von dem **Standorte** der Reihe muß ſich alſo durch den Begrif von der Reihe ſelber gleichſam hindurch **bewegen,** und muß durch dieſe Bewegung demſelben nachgeholfen werden. So wunderbar tönen unſre Ideen ineinander, und die anſcheinenden Mißlaute löſen ſich in Harmonie auf.

Doch nun wieder zur Präpoſition **um.** Sie iſt, wie wir geſehen haben, gleichſam die Summe oder das Reſultat von verſchiednen andern Präpoſitionen, auf die wir daher auch jetzt einen Blick werfen, und uns einen allgemeinen Begrif davon bilden müſſen.

Der Menſch drückt in der Sprache der ganzen Natur ſein Bild auf. Und die Begriffe von **auf**, **an**, **unter**, u. ſ. w. ſind höchſtwahrſcheinlich zuerſt vom **menſchlichen Körper** hergenommen, und bezeichnen die drei Haupterſcheinungen in der Körperwelt, **Annährung**, **Berührung**, und **Verlaſſung**.

Oben und **Unten** ſind bloß von unſerm Körpern hergenommene Begriffe; denn wenn wir auf dem Kopfe gingen, ſo würde uns das oben ſeyn, was uns jetzt unten iſt. Wir bezeichnen daher die **Kopfberührung** durch **auf**, die **Seitenberührung** durch **an**, und die **Fußberührung** durch **unter**: die **Kopfannäherung** durch **über**, die **Seitenannäherung** durch **bei** oder **neben**, und die **Fußannäherung** eben ſo wie die Berührung auch durch **unter**, vermuthlich weil wir mit den Füſſen faſt immer etwas **berühren**. Die **Verlaſſung** zu bezeichnen haben wir nur zwei eigentliche Präpoſitionen **von** und **aus**.

Zur allgemeinen Ueberſicht hiervon dienet beiliegende Tabelle von den **deutſchen Präpoſitionen**, auf die ich mich öfter beziehen werde, und mich auch jetzt in Anſehung der Präpoſition **um** beziehe, welche die **Annäherung oder Berührung aller Horizontalſeiten**, oder **aller möglichen Seiten einer Perſon oder eines Dinges** bezeichnet: wenn ich alſo die Begriffe **auf**, **an**, **unter**, **hinter**, **vor**, oder **über**, **bei**, **unter**, **hinter**, **vor**, zuſammenrechne,

Tabelle von den deutſchen Präpoſitionen.

	ſich nähernd.	berührend.	verlaßend.
Dem Kopfe (den Kopf) einer Perſon, oder der (die) Spitze eines Dinges.	über Als dem Orte. Ueber ſeinem Kopfe hing ein Schwerdt Als dem Ziele. Ueber mich ſtürze der Himmel ein!	auf. Als den Ort. Auf ſeiner Scheitel ruhte die Laſt einer Krone. Als das Ziel. Auf ſein Haupt fiel der Schlag.	Nach der Berührung. über — weg. Ueber dem Berge zog ſich die Wolke weg. Nach der Annäherung. von. Von ſeinem Haupte wurde der Lorbeerkranz geriſſen
Der (die) Seite einer Perſon oder eines Dinges.	bei Als dem Orte. Bei mir ſtand mein Freund. neben. Als dem Ziele. neben mich ſtellte ſich mein Bruder.	an. Als den Ort. An ſeiner Hüfte glänzte ſein Schwerdt. Als das Ziel. Der Pfeil flog an den Schild.	Nach der Berührung. von ab. von ſeinem Schilde prallte der Pfeil ab. Nach der Annäherung. von. Sein Freund ging von ihm.
Dem Fuße (den Fuß) einer Perſon, oder dem niedrigſten Theile (Theil) eines Dinges.	unter. Als dem Orte. Unter dem Himmel ſchwebt das Gevögel. Als dem Ziele. Unter den ſchattigen Baum lagern ſich die Thiere.	unter. Als den Ort. Unter meinen Füßen wankte der Boden. Als das Ziel. Unter meine Füße trat ich den Wurm.	Nach der Berührung. von ab. Von den Füßen ſchüttelte ich den Staub ab. Nach der Annäherung. unter weg. Unter der Katze lief die Maus weg.
Dem Geſichte (das Geſicht) einer Perſon, oder dem Theile (den Theil) eines Dinges, welcher unſerem Geſichte am meiſten zugekehrt ſeyn ſoll.	vor. Als dem Orte. Vor dem Richter ſtand die Tafel. Als dem Ziele. Vor die Tafel trat der Miſſethäter.	vor Als den Ort. Vor dem Geſichte trug er eine Maske. Als das Ziel. Vor das Geſicht hing ſie einen Schleier	Nach der Berührung. vor weg. Vor dem Geſichte nahm ſie den Schleier weg. Nach der Annäherung. vor weg. Vor dem Tiſche trat er weg
Dem (den) Rücken einer Perſon, oder dem Theile (den Theil) eines Dinges, welcher von unſerem Geſichte am meiſten entfernt ſeyn ſoll.	hinter. Als dem Orte. Hinter mir ſtand der Mörder. Als dem Ziele. Hinter die Wand hatte er ſich verſteckt	hinter. Als den Ort. Hinter dem Buche ſtand der Titel Als das Ziel. Hinter den Nachen ſchlugen die Wellen.	Nach der Berührung. hinter weg. Hinter dem Wagen war der Koffer weg. Nach der Annäherung. hinter weg. Hinter mir ging mein Begleiter weg
Den (die) Seiten zweier Perſonen oder Dinge zugleich.	zwiſchen. Als dem Orte. Zwiſchen beiden ſtand das Opfer. Als dem Ziele. Zwiſchen ſie trat ſein Retter.	zwiſchen. Als den Ort. Zwiſchen den Klauen trug der Adler die Beute. Als das Ziel Zwiſchen die Zähne nahm der Krieger ſein Schwerdt.	Nach der Berührung. zwiſchen weg. Zwiſchen den Klauen fiel dem Adler die Beute weg. Nach der Annäherung. zwiſchen hervor. Zwiſchen ſeinen Feinden trat er hervor
Allen (alle) Horizontalſeiten einer Perſon oder eines Dinges.	um. Nur als dem Ziele. um den Saturnus iſt ein Ring.	um. Nur als das Ziel. um ſeine Stirne windet ſich ein Kranz.	Nach der Berührung. um weg. Um die Stirne iſt der Kranz weg. Nach der Annäherung. um weg. Um den Saturnus iſt der Ring weg
Allen (alle) möglichen Seiten einer Perſon oder eines Dinges.	um. Nur als dem Ziele. um die ganze Erde wölbt ſich der Himmel.	um. Nur als das Ziel. um das ganze Brodt zieht ſich die Rinde.	Nach der Berührung. um weg. Um das ganze Brodt fiel die Rinde weg. Nach der Annäherung. um weg. Um ihn zog ſich das Dunkel weg
Allen (alle) Seiten eines Dinges, das ſich wiederum von allen Seiten dem nähernden nähert, den berührenden berührt, und den verlaßenden verläßt, oder: allen (alle) Seiten der Umgebung.	in Als dem Orte. In dem Tempel ſteht der Altar. Als dem Ziele. In den Tempel brachte er ſein Opfer.	in. Als den Ort. In dem Meere ſchwimmt der Fiſch. Als das Ziel. In das Meer taucht ſich der Schwimmer.	aus. Nach der Berührung. Aus dem Meere ſtieg Aphrodite. Nach der Annäherung. Aus dem Tempel trat der König.
allmälig der (die) Umgebung eines Dinges und dieſelbe zugleich verlaſſend.	durch. Nur als dem Ziele. Ich gehe durch die Thüre.	durch Nur als das Ziel. Ich ſteche durch das Papier.	Anm. Die Verlaßung liegt bei durch ſchon mit in der Annäherung und Berührung.
Einem Dinge überhaupt, ohne zu beſtimmen, ob die Annäherung auf Spitze, Seite, Fuß oder Umgebung deſſelben gerichtet iſt.	gegen. Nur als dem Ziele. Ich ſegle gegen den Wind. Ich marſchiere gegen den Feind. nach. Nur als dem Zweck. Ich gehe nach Hauſe. Ich reiſe nach Spanien. zu. Nur als dem Zweck. Ich komme zu dir. Ich gehe zu Bette.	Anm. Um die Berührung im Allgemeinen anzuzeigen, giebt es keine eigne Präpoſition.	Anm. Um die Verlaßung im Allgemeinen anzuzeigen, giebt es ebenfalls keine eigne Präpoſition: denn weg kann nicht für ſich allein vor einem Worte ſtehen.

rechne, ſo wird die Summe derſelben der Begrif **um** ſeyn.

Um zeigt ſchon einen weit ſtärkern Grad der Berührung oder Annäherung an, als **auf, an, unter,** u. ſ. w., weil es die Annäherung oder Berührung **aller** auswendigen Seiten eines Dinges bezeichnet. Aber ein höherer Grad der Berührung läßt ſich nicht denken, als wenn etwas **alle** Seiten eines Dinges zugleich berührt, und wieder von **allen** dieſen Seiten zu gleicher Zeit berührt wird. Und dieſe reciprokaliſche Berührung iſt es, welche durch **in** ausgedrückt wird. Daher ſcheint es auch zu kommen, daß die **Verlaſſung** in dieſem Falle durch ein eignes darzu beſtimmtes Wort, nehmlich durch **aus** bezeichnet wird, da ſie in allen übrigen Fällen nur durch **von** oder durch Umſchreibungen ausgedrückt werden kann.

Da wir nun die Präpoſition **um** nach ihrer Natur und ihrem Standorte unter den übrigen Präpoſitionen betrachtet haben, ſo wollen wir noch auf einige Fälle aufmerkſam ſeyn, wo man ſich ihrer zur Bezeichnung des Unkörperlichen bedienet. Wenn wir uns die fortdaurende Richtung einer Handlung auf einen beſtimmten Zweck vorſtellen wollen, ſo denken wir uns dieſen Zweck als den **Mittelpunkt**, um welchen ſich unſer Handeln drehet, und ſo umſchreibt in unſrer Vorſtellung immer ein Kreis den andern, oder einer wird wieder der Mittelpunkt des andern, wenn wir z. B. ſagen: **ich lerne, um weiſe**

zu werden; ich höre, um zu lernen; ich ſchweige, um zu hören; u. ſ. w. ſo lange meine Handlung **fortdauert**, erreiche ich den Zweck nicht, aber ich bleibe immer in gleicher Richtung auf denſelben, wie der Kreis auf ſeinen Mittelpunkt.

Der Zweck, **warum** ich etwas thue, iſt ein Gedanke in mir, um welchen ſich meine Handlung gleichſam, wie ein Rad um ſeine Axe bewegt, das ohngeachtet dieſer gleichförmigen Bewegung dennoch fortrückt. Wenn ich alſo ſage, **ich gehe, um das Haus zu ſehen**, ſo drehet ſich **gehen** immer um die Vorſtellung von **ſehen**, demohngeachtet aber behält es auch die Richtung nach dem äuſſren Gegenſtande, als dem Hauſe, das ich ſehen will.

Auf die Art bewegen ſich alle unſre Handlungen um einen gewiſſen Endzweck oder Vorſatz, der die innere Grundlage ihrer Bewegung iſt, und ihnen zugleich ihre Richtung nach irgend einem Gegenſtande giebt, der wenigſtens außer demjenigen Umkreiſe liegt, welchen ſie umfaſſen, derſelbe mag nun übrigens außer uns oder in uns ſeyn.

Aus der **Präpoſition um**, in dieſem letztern Verſtande genommen, ſcheinet auch die Frage **warum** entſtanden zu ſeyn, welche ſich bei allem, was wir Denken unſrer Seelen aufdringt, weil ſie ein nothwendiges Bedürfniß des Denkens iſt. Denn ſie iſt gleichſam der Mittelpunkt unſrer Vorſtellungen, nach welchem ſich alle unſre Gedanken hinſenken, und in welchem ſie zuſammentreffen.

Eben ſo wenig wie ein Stein ſich in der Luft erhalten kann, eben ſo wenig können wir einen Gedanken in unſrer Seele ſchwebend erhalten, ſo daß er ſich zu keinem **Warum** herunterſenken ſollte, auf dem er ruhen könnte.

Je ſchwerer uns freilich der Gedanke iſt, deſto länger wird er auch rollen müſſen, ehe er einen feſten Ruhepunkt findet, und der, den er gefunden hat, wird oftmals unter ihm einſinken, ſo daß er vermöge ſeiner ihm eigenthümlichen Schwere ſich immer tiefer herunterſenken muß, bis er endlich oder niemals einen feſten Grund findet, der ihn tragen kann.

M.

IV.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung einzelner jugendlicher Charaktere.

. . . Iſt ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, und meinem Urtheile nach einer der liebenswürdigſten Schüler. Er hat bei einem gehörigen Maaß von Munterkeit viel Geſetztes; aber gerade wie es ſich für ſein Alter ſchickt: er iſt nicht flatterhaft, nicht zu ernſthaft. Eigentlicher Unarten ſcheint er kaum fähig zu ſein.

Er hat ungemein viel Sanftes, viel Freundliches in ſeinem Aeuſſern, und ſein Herz ſcheint ganz gut, ganz unverſtimmt zu ſeyn. Lob iſt ihm angenehm; aber es macht ihn ſo wenig ſtolz, daß er vielmehr die Augen dabei voll Beſcheidenheit niederſchlägt.

Wenn ein guter Karakter geſchildert wird, ſo werden ſeine Augen lebhafter, ſein ganzer Körper geräth in einige Bewegung, und er kann ſeine Freude darüber nicht zurückhalten. „Das iſt ſchön!“ hat er in ſolchen Fällen ſchon oft mit einem Antheil und mit einer Lebhaftigkeit ausgeruſen, die beide ſeinem Herzen zur Ehre gereichen.

Auf die Frage: warum iſt das gut? — ſucht er alles Schöne, alles Edle zu entwickeln, mehr, um ſein Gefühl zu rechtfertigen, als zu zeigen, daß ers weiß.

Wenn ihm etwas nicht gefällt: ſo wird er ernſter, ſeine Augen ſind weniger lebhaft, und ſeine Antworten kurz.

Sein Gang iſt bedächtlich, ſein Ton angenehm, etwas ſchnell und mehrentheils voll Ausdruck.

Er hat eine wahre, offne Miene, und ſcheint überall das Nützliche dem blos Angenehmen vorzuziehen.

Er iſt reinlich und ordentlich, ohne eines zu übertreiben: geſellig, ohne unruhig, und außer ſich zu ſein. Kleine Neckereien ſeiner Mitſchüler ſtören ihn ſelten in ſeiner Aufmerkſamkeit: er überſieht ſie, oder weiß ſie gemeiniglich durch eine Miene, oder durch ein Wort zu unterdrücken.

Dabei lieben ihn alle ſeine Mitſchüler. Sie ſcheinen es zu wiſſen, daß er Vorzüge hat, und daß er Vorzüge verdient, ohne daß ſie ihn beneideten, welches faſt bei ihm allein der Fall iſt.

Sein Kopf iſt vortreflich, und ſein Fleiß und innerer Trieb ausdauernd und rühmlich. Wenn er in ſeiner weitern Ausbildung und Erziehung nicht verwahrloſet wird, wenn er die Verführungen, denen ein junger Menſch freilich ſo häufig ausgeſetzt iſt, glücklich vermeidet: ſo verſpricht ſein Kopf und ſein Herz überaus viel. Er kann es in den Wiſſenſchaften und in dem Gebiete der Wahrheit bis zu einer anſehnlichen Höhe bringen.

Dabei werden ſeine Freunde in ihm einen edeldenkenden Freund; ſeine Mitbrüder einen offnen, gefälligen, beſcheidnen Geſellſchafter, einen frohen Theilnehmer ihres Glücks und bereitwilligen und thätigen Freund im Unglück finden. Viel ſolche Jünglinge, und dann Männer, wie ſie werden könnten: — wahrlich ein entzückender Gedanke für Menſchenfreunde und für Beobachter der Menſchen!

* * * Ungefähr acht bis neun Jahr alt, gehört zu den Kindern, denen man beim erſten Anblick gut ſeyn muß. Völlig unſchuldig, genießt er die Vorrechte der erſten Jugend: froh zu ſeyn.

Seine Miene verkündigt durchgehends dieſe herrſchende Neigung zur Freude, die aber nicht ausgelaſſen iſt; und er ſcheint ſich darauf nicht wenig zu gute zu thun.

Zuweilen will ein kluger Ernſt unter der kindiſchen Zufriedenheit hervorkommen, und dann möchte ſich vielleicht auch die mürriſche Miene des verdrießlichen Alten über ſein Lächeln aufheitern.

Der Jugendfreund wird gefeſſelt, und behält ſie gewiß lange Zeit in ſeiner Seele gegenwärtig.

Alles iſt ihm freilich noch im Grunde Spiel, und er hat auch immer etwas, womit er ſich beſchäftigt. Ein Blick und ein Wort ſchränkt ihn zwar ein, aber nicht lange. Weiß man irgend eine Sache ihm etwas wichtig zu machen, ſo heftet ſich ſein kleines Nachdenken daran, ſo faßt ers ſchnell, und ſcheint ſich darüber zu wundern, wie ſo etwas möglich iſt.

Man darf ihm nur einen kleinen Vorzug vor andern geben, ſo zeigt ſich ſein Ehrtrieb in allen Zügen des Geſichts, und beſonders durch ein heiteres, reines lächeln.

Ich ſagte einmal zu ihm, daß er beſſer plaudern könne, als ſein kleiner Nachbar, der eine Stelle über ihn hat, und daß er daher verdiene, über ihm zu ſitzen; allein er hatte keine Luſt dazu, blickte mich mit ſchamhafter Freundlichkeit an, und verſtand, was ich ſagen wollte.

Verweiſe müſſen, und dürfen auch nur ſehr ſparſam ſeyn, denn ſie ſchlagen ihn zu ſehr nieder, als daß ſie die gehörige Wirkung thun ſollten. Er iſt lebhaft und feurig, wenn er bei einer Sache intereſſirt iſt.

Einmal hatte ſein Nebenſchüler ihn beſchuldigt, daß er geplaudert habe. Nach den geendigten

Schulſtunden ſetzt er ihn darüber zur Rede und ſchlägt ihm auf die Backe. Aber gleich reut es ihn, und, ſicher mehr, weil es ihm leid iſt, als weil er Strafe befürchtet, giebt er für den kleinen Schmerz ſo viel Geſchenke, als er von ſeinen Spielſachen bei ſich hatte.

Uebrigens hält er auf Ordnung, und ſcheint bei einem guten Kopf viel Fleiß und Trieb zu bekommen. Es kömmt darauf an, daß ſeine Aufmerkſamkeit mehr geſchärft, auf mehr Gegenſtände gerichtet wird: ſo wird er immer im Fache der Gelehrſamkeit ſehr brauchbar ſeyn können.

Sein Ehrtrieb würde bei gehöriger Einſchränkung rühmlich und nützlich ſeyn; aber ohne weiſe Mäßigung des Lobes bei ihm, ohne zu rechter Zeit angebrachten Tadel könnte dieſer Trieb, der bei ihm nicht klein iſt, einen ſtolzen, rechthaberiſchen und heftigen Menſchen verkündigen.

Seine kleine, leidenſchaftliche Hitze wird ihn wahrſcheinlich manche zu raſche That bereuen laſſen: aber ſeine Güte des Herzens wird hoffentlich verurſachen, daß er nicht lange fehlt, und daß er vielleicht überall einen feſten und ſanften Karakter bekommt.

Es wäre wünſchenswerth, wenn man lauter Betrachtungen, wie die vorhergehenden bei einer

Menge von Kindern und Knaben anſtellen könnte; aber man muß die Menſchen überhaupt, und auch ſchon die jüngern Menſchen nehmen, wie ſie ſind.

* * * iſt ungefähr funfzehn bis ſechzehn Jahr alt. Seine Anlagen ſind durchaus gemein und unbedeutend. Sein Fleiß iſt ſeinen Anlagen völlig gleich, und ſein Herz ſcheint ganz ohne Gefühl zu ſeyn.

Seine Miene verſpricht einen Menſchen, der über alles weg iſt, den weder Freude noch Schmerz; aber auch weder Gutes noch Böſes rührt.

Er ſcheint gar kein Intereſſe für irgend eine Sache zu haben, und es iſt ihm völlig einerlei, ob er auf eine Frage Antwort geben kann, oder nicht. Völlig gleichgültig gegen Lob und Tadel ändert er auch da keine Miene. Das erſte iſt ihm von keiner Erheblichkeit, iſt für ihn keine Aufmunterung; das letzte hat für ihn kein Gewicht, iſt für ihn keine Schande. Und ſo läßt er freilich wenig oder gar keine Hofnung von ſich machen.

Sein Gang, ſeine ganze Stellung iſt ſchleppend, und einerlei da ſich ſeine Seele mit nichts Reellen und Wichtigen beſchäftigt: ſo iſt er immer unruhig, er iſt es aber mehr insgeheim, als öffentlich.

Alles iſt bei ihm Nachäffung und Billigung deſſen, was er bei andern ſieht. Tücke und Bosheit ſind wohl nicht in ſeiner Seele; aber wie geſagt, auch ſchwerlich eine beſondre Anlage zu irgend einer Tugend. Sich anſtrengen und aufmerkſam ſeyn — kann er durchaus nicht.

Seine ganze Erziehung ſcheint nicht ſonderlich zu ſeyn, und er wird in ſeinem Leben ſchwerlich etwas anders, als einer der ſimpelſten Bürger des Staats, und dieſem freilich nicht ſchädlich, aber auch nicht ſehr nützlich werden.

Seidel.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz.

Erſten Bandes drittes Stück.

Berlin,
bei August Mylius 1783.

Universitäts-
München
Bibliothek

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

I. Etwas aus Robert G . . . s Lebensgeſchichte oder die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung, vom Herrn **Jakob**, Lehrer am Gymnaſium in Halle. 1.

II. Auszug aus einem Briefe, vom Herrn Hofgerichts-Sekretair **Wörk** in Inſterburg. 17.

III. Geſchichte eines Selbſtmords aus Verlangen ſeelig zu werden, vom Herrn D. Hofrath und Stadtphyſikus **J. D. Metzger** in Königsberg. 28.

IV. Eigener Aufſatz von einem Selbſtmörder unmittelbar vor der That. 32.

V. Einige Reflexionen über den vorhergehenden Aufſatz, vom Herrn Regierungs- und Hofgerichtsrath **C. G. G. Glave** zu Inſterburg. 40.

Zur Seelennaturkunde.

I. Pſychologiſche Betrachtungen auf Veranlaſſung einer von dem Herrn Oberkonſiſtorialrath Spalding an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung, vom Herrn **Moſes Mendelsſohn**. 46.

Inhalt.

Seite

II. Fortgeſetzte Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen, v. d. H. 76.

III. Geſchichte eines taub- und ſtummgebohrnen Frauenzimmers, vom **Herrn Paſtor Paulmann in Braunſchweig**, nebſt einer Nachricht von der Lehrart dieſer Perſon von dem **Herrn Schullehrer Schweinhagen.** 82.

Zur Seelenheilkunde.

I. Etwas aus der Geſchichte eines Hypochondriſten. 102.

II. Ueber Anſtrengung des Geiſtes. Bemerkungen von eben dieſem ehemaligen Hypochondriſten. 105.

Zur Seelenzeichenkunde.

Beytrag zur Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, vom **Herrn Müller, Hofmeiſter in Halle.** 108.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. v. d. H. 122.

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Etwas aus Robert G...s *) Lebensgeſchichte

oder

die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung.

Beinahe, lieber Moritz, gereut mich das Verſprechen, das ich gethan habe, Ihnen einzelne Züge aus dem Charakter eines ſonderbaren Man-

---

*) Der Mann, deſſen Geſchichte hier erzählt wird, iſt noch am Leben, und dem Verfaſſer dieſes Aufſatzes, Herrn Jacob in Halle, perſönlich bekannt.

Mannes mitzutheilen. Ich fühle jetzt, daß ich dieſen Charakter lange nicht ſo ſtudiert habe, um die Erſcheinungen, die ich zu bemerken Gelegenheit hatte, aus pſychologiſchen Gründen erklären zu können, oder auch nur dem Erklärer gehörige Data zu liefern. Inzwiſchen hab ich Ihnen einmal mein Wort gegeben, und ich glaube wenigſtens ein Beiſpiel mehr zu der Wahrheit herzugeben, die zwar ſchon lange dafür erkannt, aber doch nie lebhaft genug kann vorgeſtellt werden: ich meine, daß die Handlungen unſres ganzen Lebens ſich nach den Grundſätzen richten, die ſich in unſrer erſten Jugend bei uns feſtgeſetzt haben, und daß es große Mühe koſtet, einige irrige, aber beinah unmöglich iſt, ſie alle auszurotten.

Der Mann, von dem ich reden will, hieß **Robert G. ; .** und war in einem Städtchen bei Stettin geboren. Seinen Vater behielt er nur bis in ſein achtes Jahr, aber, ob ihm gleich ſeine Geſtalt und Geſicht ganz entfallen war, ſo hat er mir doch in ſeinem zweiunddreißigſten Jahre noch kleine Auftritte erzählt, deren er ſich recht lebhaft erinnerte. So wußte er auch noch viele Reden ſeines Vaters, von welchen er geſtand, daß die lebhafte Erinnerung an ſie, ihn oft mitten im Sturm unedler Leidenſchaften aufgehalten habe. Bis in ſein zwölftes Jahr genoß er Privatunterricht in dem Hauſe ſeiner Mutter, wo er auf das Gymnaſium nach Stettin gebracht wurde. Die Schüler leben hier von ihren Lehrern ziemlich entfernt, und ſind allein während der Lehrſtunden unter ihrer Aufſicht. Die innre Bildung ihres Charakters wird ihnen alſo, ſo wie beinah in allen öffentlichen Schulen, ganz allein ſelbſt überlaſſen; — die gelehrten Namen, Dogmatik, Logik, Metaphyſik, Jus Naturæ u. ſ. w. blaſen ſie auf, und ſie ſind ſtolz, daß ſie Vorleſungen hören, die ſie nicht verſtehen. Sie bilden ſich ein, Studenten zu ſeyn, und ahmen wenigſtens ihre Thorheiten nach. Die irrigen Begriffe von akademiſcher Freiheit und Unabhängigkeit drücken ſich ihnen ſchon hier tief ein, daß ſie ſie oft in ſpätern Jahren noch nicht los werden können. Robert G. . . war ein ſtarker muthiger Junge, dergleichen Pommern noch viele hervorbringt. Man weiß, welcher Geiſt eine Geſellſchaft raſcher Jünglinge beherrſcht, und wie leicht ſie ſich untereinander zu Irrthümern und Ausſchweifungen verleiten, wenn ſie keinen Führer haben. Unerſchrockenheit, Vertrauen auf Leibesſtärke, Gefühl von der innern Ueberlegenheit ſeiner Kräfte galt bei ihnen alles, und wenn man dieſen rohen Heldentugenden Schranken ſetzen wollte, ſo geſchah dies gewöhnlich nicht mit der gehörigen Behutſamkeit und viel zu ſpät. Die Geſetze ſchienen ihnen für Sklaven und Feige gemacht zu ſeyn; ſie aber wollten ihre Handlungen blos durch eigne Wahl und Ueberzeugung beſtimmen. Solche Grundſätze ſchienen dem Robert G. . ſo angenehm, und ſeiner ganzen Denkungsart ſo angemeſ-

gemeſ-

gemeſſen, daß er mit allen Kräften darnach ſtrebte, ſich die Vorzüge ſeiner angeſehnſten Mitſchüler zu erwerben. Seine hitzige Gemüthsart, ſeine natürliche Stärke und ſein entſchloßner Muth waren ihm hierzu auch ſehr behülflich, und er hatte bald den Ruhm unter ſeinen Mitſchülern, daß er ſich nicht ungeſtraft beleidigen laſſe, und ſich aus Händeln als ein braver Kerl zu retten wiſſe. So leicht eine ſolche Geſinnung zu einer Art von wilder Ausſchweifung verführt, zumal bei einem Haufen roher Jünglinge, die oft zuſammen leben, ſo verführte ſie doch hierzu unſern Robert G.. nicht. Er beſuchte ſeine Lehrſtunden ordentlich und hatte das Zeugniß ſeiner Lehrer, daß er fleißig wäre. Jedoch wurde er zur Unabhängigkeit ſo gewöhnt, daß es ihm immer noch ſchwer wird, ſich dem Willen eines andern, ohne Gründe vor ſich zu ſehen, zu unterwerfen. Nach fünf Jahren ſtarb ſeine Tante, bei welcher er lebte, und ſeine Mutter beſchloß, ihren Sohn nach Halle zu ſchicken, weil ſie die Koſten an dieſer Schule auf längere Zeit glaubte beſtreiten zu können. Es ward ihm alſo der Entſchluß geſagt, daß er nach Halle aufs Waiſenhaus ſollte. Er erſchrack über dieſe Nachricht; denn die Schilderung, die er von dieſer Anſtalt hatte machen hören, hatte einen Widerwillen bei ihm zurückgelaſſen, der ſich beſonders auf die Eingeſchränktheit der daſigen jungen Leute gründete. Inzwiſchen brachte ihn doch die Vorſtellung ſeines Vetters, des Herrn Paſtor

L..., der ihm alle Vortheile dieſer Anſtalt, die ſie wirklich hat, ſehr reizend vorzumahlen wußte, und die Thränen ſeiner Mutter, die dies Haus wegen dem Rufe der Frömmigkeit vor allen ſchäzte und ſich die gewiſſe Hofnung machte, er würde hier ſein hitziges ſtürmiſches Temperament ablegen, und als ein ſtiller und geduldiger Waiſenhäuſer in ihre Arme zurückkehren; dieſes brachte ihn ſo weit, daß er ſich entſchloß, ſich alles gefallen zu laſſen, was ſie über ihn beſchließen würden. Die Briefe, die in dieſen Angelegenheiten mußten nach Halle geſchrieben werden, verzögerten ſeine Abreiſe vier Wochen, und dieſe rühmte er immer als die ſchönſten ſeines Lebens. Der Tod ſeiner Tante hatte ihn in ein ernſthaftes Nachdenken verſenkt und er hatte ſich ſchon bei ſeinem leztern Auffenthalt in Stettin während ihrer Krankheit von allen ſeinen Mitſchülern zurückgezogen, ihre Geſinnungen ſchienen ihm zu leichtſinnig und zu jugendlich, denn wirklich machten dieſe häuslichen Vorfälle, welche er ſich ſehr zu Herzen nahm, daß ſein Verſtand einige Jahre früher männlich wurde. Hierzu trug auch ein Lehrer vieles bei, der zulezt durch ſeine Verheirathung mit ihm verwandt wurde, und der ihn auſſerordentlich liebgewann, ſo, daß er ihm alle Rechte der zärtlichſten Freundſchaft genießen ließ. Dieſer Mann wäre vielleicht der einzige geweſen, der ſeine Heftigkeit hätte kuriren können, wenn er lange mit ihm umgegangen wäre. Er ſprach oft mit ihm über die Schädlichkeit der allzuheftigen Leidenſchaften, wußte ſeine Aufmerkſamkeit durch eine Menge trauriger Beiſpiele ſo zu reizen, daß er nichts lieber hörte, und ſie mit dem größten Ernſt auf ſich anwendete. Der liebenswürdige ſanfte Charakter ſeines Lehrers bezauberte ihn ſo, daß er es für die größte Glückſeeligkeit hielt, ihm ähnlich zu werden. Auch hatte ſich dieſer Mann eine ſolche Gewalt über ihn erworben, daß er durch einen einzigen ſanften mitleidigen Blick mehr ausrichten konnte, als alle Bannſtrahlen und Gefängniſſe. So beſuchten ſie zuſammen ein Koncert, wo Robert mit Violin ſpielte. Er that einen falſchen Grif, der Koncertmeiſter, der, wie viele Muſiker, eigenſinnig war, wurde hierüber verdrüßlich und rief ganz laut: „O, wenn Sie nicht wollen Achtung geben, ſo ſpielen Sie lieber nicht mit!“ Robert wurde über dieſe Worte ſo wüthend, daß er in dem Augenblick die Violine mit der größten Gewalt zur Erde warf und ſie in tauſend Stücken zertrat. Die Muſik hörte auf, und er ſtürzte wie ein Löwe auf den Muſikdirektor zu, um ihn zu mißhandeln. Der Profeſſor T. (es dauert mich, daß ich dieſen würdigen Mann wegen der vielen Lokalumſtände, die dadurch verrathen würden, nicht nennen darf) faßte ihn auf dem Wege bei der Hand, und ſagte mit einem traurigen Tone: **Robert!** — Wie kaltes Waſſer auf ein glühendes Eiſen; ſo dieſe Worte. Er fing an zu zittern und ſank ſprachlos neben

ben dem Profeſſor T. auf einen Stuhl. Profeſſor T. überredete den Muſikdirektor fortzufahren und endigte dieſen Aufſtand auf die glücklichſte Weiſe. Alle dieſe Vorbereitungen machten, daß ihm der Gedanke an das Halliſche Waiſenhauß, wobei er ſich ſonſt Sklaverei gedacht hatte, erträglich, ja ſogar angenehm wurde. Er freuete ſich, daß er aus den Verbindungen herauskäme, die ihn zuweilen noch genöthigt hatten, nach dem alten Begrif von Ehre zu handeln, und nahm ſich vor, die renomiſtiſche Denkungsart, ſo wie er ſchon in Stettin gethan hatte, auch in Halle, wenn er ſie finden ſollte, zu verachten, ſich blos einige Freund zu erwählen, und wenn er auch dieſe nicht antreffen ſollte, ſich durch einen ſtarken Briefwechſel mit dem Profeſſor T. ſchadlos zu halten. Auf dieſe Art, glaubte er, würden die ſtrengſten Geſetze ſeine Freiheit nicht einſchränken können, weil er ſich freiwillig bemühen wollte, nichts zu thun, was wider Wohlſtand und Sittſamkeit wäre, und nur gegen Ausſchweifende, glaubte er, könnten dieſe Geſetze gerichtet ſein. Unter dieſen beruhigenden Gedanken kam die Stunde heran, die ihn dem Genuße der Familienfreuden, die für ihn eben ſo ſüß und reizend als neu waren, entriß. Die ganze kleine Stadt hatte ihn lieb gewonnen, und die Trennung koſtete ihm viel Thränen, beſonders ſchwebte der Gedanke ſehr lange vor ſeiner Seele, daß er dieſe Stadt nie wieder ſehen würde. Seine Seele hatte alſo die vortreflichſte Stimmung als er in Halle ankam. Sich das Wohlgefallen ſeiner Mutter, die Zufriedenheit des Profeſſor T., die Liebe ſeiner Lehrer und die Achtung ſeiner Mitſchüler zu erwerben, wollte er alle ſeine Kräfte anwenden. Ein Brief von ſeinem Verwandten dem Herrn Paſtor L. ſollte ihn bei dem Direktor des Waiſenhauſes dem Doktor **Knapp** einführen. Die väterliche Behandlung dieſes würdigen Mannes gefiel ihm auſſerordentlich, und er ſchenkte ihm in dem erſten Augenblicke ſein ganzes Zutrauen. Ein Auszug aus ſeinem Briefe an den Profeſſor T. mag ſeine Ankunft auf dem Waiſenhauſe beſchreiben:

„Vierzehn Tage leb' ich nun in Halle, doch nein, in Halle nicht, ſondern auf dem Waiſenhauſe! — O ich habe ſchon vier Briefe an Sie angefangen, liebſter Herr Profeſſor, und alle hab ich ſie zerriſſen. Es war Lug und Trug — ich wollte recht vergnügt, ich wollte zufrieden ſchreiben, aber ich kann nicht, ich kann mich nicht verſtellen, und vor wem ſoll ich mein gepreßtes und gedrücktes Herz ſonſt ausſchütten, wenn ich es nicht vor Ihnen thun darf? — O wie ſind meine Vorſtellungen getäuſcht — dies Hauß ſcheint für Diebe und Mörder beſtimmt zu ſeyn. *) — Doch hören Sie

---

*) Hier laſſe ich eine ganze Stelle, die ſeine Unzufriedenheit in den heftigſten Ausdrücken an den Tag legt, weg. Man glaube ja nicht, daß ich durch

die

Sie erſt die ganze Geſchichte dieſer vierzehn Tage, und dann verſagen Sie mir Ihren Troſt und Ihren Rath nicht, denn ich weiß bald nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Eine Viertelſtunde bei Ihnen würde mir mehr helfen, als alle die Predigten und Gebete, die ich hier mit anhören muß.

* * *

Den Dienſtag früh meldete ich mich bei dem Herrn Direktor, deſſen Aufnahme meiner ganzen Erwartung entſprach. Ich faßte gleich ein ſolches Zutrauen zu ihm, als wenn er mein Vater wäre, und er ſprach lange und ſehr gütig mit mir. Hierauf ließ er mich durch einen Waiſenknaben zu dem Inſpektor S. bringen; wir mußten lange vor der Thür warten; endlich trat ein weinender Knabe heraus, und uns wurde die Thür geöfnet. Er ſtand an einem grünen Schreibepult und fragte den Waiſenknaben, ohne daß er uns anſah: Was bringt ihr? — „Einen Novitius vom Herrn Direktor.“ Gut! wie heißt ihr? fragte er mich, und ſchien mich durch das eine Brillenglas anzuſehen. Ich ſagte ihm Namen, Vaterſtadt u. d. gl. — Er gab mir hierauf einen Zettel, der mir die Stube an-

die Bekanntmachung dieſes Briefes eines traurigen aufgebrachten Jünglings dieſer groſſen Anſtalt einen Streich verſetzen will. Wenige denken wie Robert, und für dieſe Wenigen iſt freilich das Waiſenhaus nicht. J.

anwieß, auf der ich wohnen ſollte, und ließ mich zu dem Inſpektor bringen, der mich examiniren ſollte *).

⁂

Ich wußte alſo nun, daß ich in Kleintertia ſitzen würde. Auf meiner Stube wohnen neun, Groſſe und Kleine. Ich bin einer der Größten. Der Stubenpräceptor iſt ein langer Mann, der ſich aber wenig um uns zu bekümmern ſcheint. Den Tag, als ich ankam, war er juſt verreißt. Die Schüler machten einen Kreis um mich, und thaten eine Menge neugieriger Fragen, die ich auch, ſo gut ich konnte und wollte, beantwortete. Endlich verlieſſen uns die andern und wir blieben ihrer neun allein. Der Senior (das iſt einer, der unter denen Schülern, die auf einer Stube wohnen, in der oberſten Klaſſe ſitzt) hohlte eine Pfeiſe unter dem Tiſche hervor, und fragte mich, ob ich Luſt hätte eins mitzumachen? O ja, ſagte ich, und hohlte meine Pfeiffe aus meinem Koffer. Wir rauchten alſo zuſammen, und die andern lächelten. Nicht lange darauf kam ein Geiſtlicher herein, und es entſtand ein allgemeines Gelächter. Ich glaubte, man wollte dieſen Mann verſpotten; dies dauerte mich; ich ging

---

*) Hier folgt eine Beſchreibung des Examens, die ſonderbar genug iſt, die ich aber doch hier weglaſſe, weil ſie nicht hierher gehört.

ging ihm alſo entgegen und wollte ihn eben invitiren, näher zu kommen und ſich niederzulaſſen und zu fragen, wen er hier ſuchte. Als ich aber die andern anſah, bemerkte ich, daß ſie alle in einer demüthigen Stellung ſtanden, und daß der Große die Pfeiffe verſteckt hatte. Dies brachte mich auf die Gedanken, daß dies einer unſrer Vorgeſetzten ſei, und es war wirklich ein Inſpektor, der alle Tage einigemal die Stuben viſitirt. Ich blieb alſo vor ihm ſtehen, und hielt meine Pfeiffe in der Hand. „Ihr böſes Kind, ſagte er zu mir in einem ſteifen Ton, und hob den Finger in die Höhe, fangt Ihr mit ſolchen lüderlichen Streichen Eure Lebensart hier an?“ — Ich ward über und über roth und merkte, daß mich dieſer große Menſch hatte anführen wollen. Mein Blut kochte, und ich wußte nicht, wen ich zuerſt anreden ſollte. „Ich weiß zwar nicht, fing ich endlich an, worinn ich geſündigt habe, aber ich vermuthe, das Tabacksrauchen iſt hier verboten. Iſt das, ſagte ich zu dem Großen; ſo iſt es ein ſehr niedriger Streich von Ihnen, mich auf dieſe Weiſe anführen zu wollen. Dieſer Menſch, ſagte ich zu dem Inſpektor, hat mich dazu eingeladen!“ — Ei, fiel er ein, müßt Ihr denn ſolche Bosheiten mitmachen? — Nehmt Euch in Acht. Gebt mir Eure Pfeife! „Dieſe Pfeife, ſagte ich, iſt mein!“ — Was? Ihr wollt Euch wiederſetzen? Er faßte meine Pfeife; Ich glühte vor innrer Wuth, und wollte eben mein Eigenthum mit der

Stärke der Fauſt vertheidigen, als das Bild meiner Mutter, das auf dieſem porcellainenen Pfeifenkopf iſt, mir auffiel, und — ſtellen Sie ſich vor, was ich that? ich ließ ſie ihm. — An dieſer Pfeife, ſagte ich mit einem angenommenen kalten Tone, liegt mir ſo viel nicht, aber ich verſichre Sie, daß, wenn ich einmal weiß, daß es wider die hieſigen Geſetze läuft, auf der Stube Taback zu rauchen, ich dies recht gut werde vermeiden können, wenn ich auch im Beſitz dieſer Pfeife bleibe. Ei, Ihr lüderlicher Menſch, ſagte der Inſpektor zu mir, Ihr ſollt gar keinen rauchen, und ſchlug mich mit dem Pfeifenkopfe auf die Naſe. Mein Herr! ſagte ich hitzig — Aber ich beſann mich auch hier. Und Ihr, ſagte er zu dem Senior, kommt einmal mit auf meine Stube, ich will Euch Euren Lohn geben. Dieſer ging trotzig hinter ihm drein. Gütiger Gott! welche Behandlung! — Ich lief in die Kammer, ſteckte meinen Kopf in das Bett, und zerriß vor Aerger mit meinen Zähnen die Leinwand; endlich ſtürzten groſſe Thränentropfen aus meinen Augen, und ich hatte alle Mühe, mich in eine ſolche Verfaſſung zu ſetzen, daß meine Nebenſchüler die entſetzliche Zerrüttung nicht merkten, die dieſer Vorfall bei mir verurſacht hatte. *)

---

*) Hier folgt eine lange Betrachtung über ſich und ſeinen vorigen Zuſtand, die ich aber, um nicht zu weitläuftig zu werden, auslaſſe.

J.

• . •

Nach ſolchen Gedanken glaubte ich gefaßt genug zu ſein, wieder zum Vorſcheine zu kommen. Ich ſetzte mich hin, ergrif ein Buch und las. Es war der Agathon. Ich las eine Seite wohl zehnmal durch, aber es war unmöglich, nur einen einzigen Gedanken zu faſſen. Die Thüren gingen auf und zu, und der eine Schüler, der mir ein überaus weiches Herz zu haben ſcheint, rief mir zu: Thun Sie das Buch weg — der Inſpektor! — Ich ſah ihn an und lachte mit der größten Bitterkeit. Alſo darf ich auch hier nicht leſen? — Romane nicht, überhaupt deutſche Bücher nicht, antwortete er mir. O liebſter Herr Profeſſor! wo bin ich? — Geht es wohl einem Gefangnen ſo?

Gegen Abend kam ein Student an des gewöhnlichen Stubenpräceptors Stelle. Die Schüler begrüßten ihn alle ſehr freundlich; er ſtellte ſich zu ihnen und erzählte verſchiedne ſehr intereſſante Geſchichten, die ſogar mich aus meiner Betäubung weckten. Als dieſe vorbei waren, ſcherzte er mit jedem und ironiſirte über verſchiedne Fehler, die er ſo eben an ihnen bemerkte. Endlich wendete er ſich auch an mich: Sie denken gewiß noch an Ihr geliebtes Vaterland, redete er mich an, denn ich wette, Sie haben nichts von unſerm Geſpräch gehört? — Das, was Sie ſagten, antwortete ich, war zu ſchön, als daß ich es hätte ganz verhören können, aber Sie haben recht, ich habe wirklich viel verhört *).

* * *

Freilich, fuhr er fort, muß Ihnen dies alles ſonderbar vorkommen, aber dergleichen Anordnungen ſind hier nöthig. Daß alle deutſche Bücher zu leſen verboten ſind, iſt falſch; das Verbot betrift blos ſchlüpfrige Sachen und Romane. Zu ſolcher Lektür hat ein hieſiger Schüler wirklich keine Zeit, wenn er nicht ſeine Schularbeiten vernachläßigen will, und geſetzt, er könnte auch einige Stunden darauf verwenden, ſo ſind gewöhnlich junge Leute lange nicht genug vorbereitet, Schriften, die die Sinnlichkeit reizen, zu leſen. Daher wäre es freilich gut, wenn eine beſondre Stunde zur Anweiſung ſolcher Schriften beſtimmt wäre, die junge Leute leſen ſollten, und wenn die Gründe vorgetragen würden, warum man das Leſen aller Schriften nicht zugeben könnte. —

---

*) Hier folgt die ganze Unterredung mit ihm, die als Vorſchrift dienen könnte, wie man empörte Gemüther zur Ruhe bringt; ich rücke nur ein kleines Stück mit ein.

J.

Das Geſpräch dieſes Mannes war ſehr lehrreich für mich und heiterte meine Seele wieder in etwas auf. Der Große war unterdeſſen wieder gekommen, und ſah mich ziemlich hämiſch an; man läutete zu Tiſche, aber ich blieb zu Hauſe, denn ich hatte weder Luſt zu eſſen noch zu trinken. Ich war nun allein und überließ mich ganz meiner ſchwärmeriſchen Phantaſie, rennte wie ein Raſender herum, und ſprach für mich ganz laut. Es klinkte jemand; es war aber zugeſchloſſen; ich öfnete die Thür und es war der Inſpektor; er hatte ein Paar lederne Handſchuh in der Hand und ſchlug damit nach meiner Backe; zum Glück für ihn bog ich aus; Ihr unordentlicher Menſch, ſagte er zu mir, könnt' ihr denn nicht zu Tiſche gehn? — Mich hungert nicht, Herr Inſpektor. — Es wird Euch ſchon ſchmecken! kommt doch einmal mit herüber! Ich ging und er führte mich an einen Tiſch, worauf einige zinnernne Schüſſeln mit Eſſen ſtanden, da, ſagte er, ſtellt Euch hin und eßt. — Ich dachte, ich ſollte vor Demuth in die Erde ſinken, welch ein Ton! — Ich aß nicht. Er ſprach einiges mit mir. Aber ich merkte, daß ich ihm ſo wenig gefiel, als er mir. Man kam von Tiſche und er befahl mir auf meine Stube zu gehn und ruhig zu ſein. Hier fand ich viele, die ich noch nicht geſehen hatte. Der Senior fragte mich, wo ich denn geſteckt hätte? Ich ſah ihn verächtlich an. Wir woll'n Ihm das Betzen *) ſchon anſtreichen! fuhr er fort. Nun konnt ich nicht länger. Bube, ſagt' ich, ſchweig! — Bürſchchen, fing einer hinter mir an, und kriegte mich beim Ohrläppchen. Ich riß mich los wie ein Raſender, ergrif eine gläſerne Waſſerbouteille, die auf dem Tiſche ſtand, und warf ſie ihm mit ſolcher Gewalt an den Kopf, daß er über und über blutete. Ich faßte ihn, aber das Blut ſtrömte ſo warm über meine Hand, daß ich ſie zurückzog. Man ſagte zu dieſem ganzen Auftritte kein Wort. Die Größern liefen durch die Kammer und ich blieb mit einigen Kleinern zurück. „Das war Recht, fing der Eine an, der denkt immer, er iſt der Stärkſte.“ Ich ſchämte mich, und ſprach kein Wort, bis ich zu Bette ging.

Dies war mein erſter Tag — denken Sie ſich alle dieſe Auftritte und dabei **mich**! Wie geliebt war ich in Ihrem Hauſe, und wie geehrt von meinen Mitſchülern! — Inzwiſchen verhielt man ſich gegen mich ruhig, und ob ich mich gleich bis um zwölf ſchlaflos im Bette herumwälzte, ſo ſchlief ich doch von da an feſt ein, bis mich ein ungeheurer Lerm um fünf Uhr weckte. Ich ſprang ſchnell heraus, und glaubte, es wäre Feuer; es war aber nichts, als ein Kerl mit einem Hammer, der die Schüler alle Morgen auf dieſe Art weckt. Zween ſtanden nach mir auf, die übrigen aber ſchliefen ruhig bis gegen ſieben. Ich konnte in dieſen Morgenſtunden nichts anfangen! — Ich unterredete mich mit dem einem jungen Menſchen wegen dieſes Vorfalls und war neugierig, was daraus werden würde? — Nichts, antwortete mir dieſer, als daß Sie Kleinſekunda auf den Hals kriegen! — Dies war alſo ein guter Anfang, mir die Liebe meiner Mitſchüler zu erwerben. Ich kam nun in die Klaſſe. *) —

---

*) So nennt man es auf dem Waiſenhauſe, wenn einer den andern verräth oder anklagt, und wird für die niederträchtigſte Handlung bei den Schülern gehalten. J.

Um neun Uhr mußten wir uns alle an die Wand auf dem Hofe ſtellen, um friſche Luft zu ſchöpfen, aber keiner darf von der Stelle weichen. Wenn ich hier ſtehn muß, ſo ſchäme ich mich, wenn jemand vorbei geht, und glaube noch unter dem Viehe zu ſtehn. Ein Viertel auf zehn ging es herauf, aber es kam kein Lehrer. Es wurde unvernünftig gelermt. Der Eine kam zu mir und wieß mir den Stärkſten, welcher N. .oldi hieß und eine groſſe ungeheure Maſchine war. Die andern neckten ihn, wie kleine Hunde einen groſſen: er warf bald hier bald da einen von ſich, drehte ihnen den Arm

---

*) Hier folgt eine umſtändliche Beſchreibung ſeiner Lektionen und der Lehrer. J.

Arm auf den Rücken, und gab ihnen Fauſtſchläge. Endlich wettete er, ein Dintefaß, dergleichen hier auf allen Tiſchen mit groſſen Nägeln zum öffentlichen Gebrauch befeſtigt ſind, mit einem Tritt abzuſtoßen. Viele, die ſich ſtark dünkten, verſuchten es vorher, aber es gelang keinem; er invitirte auch mich, und ſchien es beſonders meinetwegen veranſtaltet zu haben, um zu ſehen, was ich vermöge. Ich ſagte aber, daß ich es gewiß nicht könnte. Endlich trat er es mit leichter Mühe, daß es bis an die Thür flog und viele mit der Tinte beſudelte. Alle lachten ihm Beifall. Seht, rief er nun, laßt einmal die Kleinſekundaner kommen! Fürchten Sie ſich nicht, ſagte er zu mir, ich ſtehe Ihnen bei.

Ich verſtand hiervon kein Wort, und der Menſch ſchien mir ſo roh, daß ich ihn nicht einmal um eine Erklärung bitten wollte.

Gegen fünf wurde zu einem Spatziergange geläutet; wir mußten uns Klaſſenweiſe verſammeln, und alsdann paarweiſe vor einem Inſpektor vorbeimarſchieren, der uns wie Musketier muſterte. Ein Lehrer ging voran und einer hinterdrein; ſie unterſchieden ſich dadurch, daß ſie einen Stock trugen. Ich konnte keinen finden, mit dem ich Luſt gehabt hätte zu gehn, ich kam alſo ganz zuletzt in einer ziemlichen Entfernung von den übrigen. „Haltet Euch „zum Cötus!“ rief der Inſpektor. Ich ſchloß mich alſo ſchnell an den letzten Mann an, denn ich glaube, der Klaps mit der Pfeife, und die ledernen

Handſchuh hatten mich furchtſam gemacht. Wir gingen auf dem Felde an einer langen Mauer herunter; ein Haufen kleinerer Menſchen nahm neben uns einen andern Weg, worunter ich den kleinen Wollenberg aus Prismark entdeckte. Ich rief ihn an, und er wunderte ſich ſehr, mich hier zu ſehen. Er hat eine ungeſunde Farbe, aber durch ſein lebhaftes Sprechen verliert ſie ſich. Ich ſprach viel von ſeinen Verwandten und auch von Ihnen mit ihm, und er verſicherte mich, daß es ihm hier weit beſſer gefalle, als in Stettin. Sehn Sie, rief er, als wir ein Stück zuſammen gegangen waren, Ihr Cötus kriegt Schlägerei mit den Sekundanern. Ich ſah einen Haufen dem meinigen entgegenkommen, und hörte die Präceptoren laut ſprechen. Auf einmal breiteten ſich beide Theile aus, und einige theilten Knüppel aus, die ſie aus den Garben holten. Jetzt ſtanden ſie wie zwei in Schlachtordnung geſtellte Armeen; ich war von dieſem neuen Auftritte wie betäubt. Man rief wie raſend meinen Namen. Gehn Sie doch, ſagte der kleine W., Sie ſollen helfen! Ein großer Stein fiel vor meinem Fuße nieder, und ſie ſchleuderten eine große Menge aus Schnupftüchern nach mir. Ich trat einige Schritte zurück, und lehnte mich, um den Rücken frei zu haben, an einen Kornhaufen. Beide Partheien geriethen nun aneinander, und ſchlugen wie raſende Menſchen auf ſich los; endlich ſiegte mein Haufen, und der andre wurde mit großem Geſchrei verfolgt. Die vier Präceptoren ſtanden in der Ferne und ſahen zu, und giengen, als die Schlacht vorbei war, ganz ruhig hinter ihrem Haufen her. *) Ich folgte meinem Cötus; kaum aber hatten ſie mich erblickt, ſo hörte ich ein verwirrtes Murmeln und Schimpfen. Ich wußte noch nicht, daß dieß mir galt. Endlich kam der große N..oldi auf mich los von der Seite und gab mir einen empfindlichen Schlag auf den Kopf. Verfluchte Memme, ſchrie er, deinetwegen iſt der ganze Streit, und du läufſt davon! — Ich glaube nicht, daß ich ihm etwas antwortete, ich drehte mich aber um, und trat das große Ungeheuer, daß er zur Erde ſtürzte, drehte ihm ſeinen großen Knüppel aus der Fauſt, und vergalt ihm den Schlag ſo reichlich, daß ich ſelbſt glaube, ich habe ihm zuviel gethan. Ich ſprang auf, und machte mich auf die blutigſte Scene gefaßt; aber es wagte ſich keiner mehr an mich. Wirklich weiß ich nicht, was mir immer ſo glücklich durchhilft; es wäre dieſer Menge ein Kleines geweſen, mich zu mißhandeln, und doch kam keiner, ſelbſt auf mein wiederholtes Fodern, nicht. . Endlich ſchrie einer, ich ſollte mich vertheidigen, warum ich der Klaſſe nicht beigeſtanden? — Kleinſekunda hätte mich heraushaben wollen, und ſie hätten ſich für mich geſchlagen. Ich bedauerte, daß ſie das gethan hätten,

---

*) Dieß war auch das Beſte, was ſie thun konnten, denn ihre Gewalt geht nicht weiter.

ten, und verſicherte ſie, daß ich davon keine Silbe gewußt. Der Große verlangte, ich ſollte mich auf einem freien Platze mit ihm balgen, damit er ſich ſeine Ehre wieder erwerben könne. Ich ſagte ihm, ich würde dieß nicht thun. Der eine Lehrer miſchte ſich drein, und ſuchte ihn zu einer Ausſöhnung zu bewegen. Dieß wollte er auch thun, wenn die Klaſſe es zugäbe, und öffentlich geſtünde, daß ſeine Ehre nichts dabei litte. Dieß thaten ſie durch einen lauten Zuruf; er gab mir die Hand, und ich mußte an ſeinem Arme nach Hauſe gehen. Von dieſem allen erfährt der Inſpektor kein Wort.

* * *

Am Donnerſtage erhielt ich Nachricht von meiner Schweſter aus Frankfurt, daß ſie nun wirklich mit dem Major du B. verlobt ſey. Ihre Laune und ihr Glück ſchenkten mir den erſten glücklichen Tag in dieſem Kerker; ich wurde ſo heiter und ſo froh, als ob ich noch in ihrem Hauſe wäre; ich arbeitete mit Luſt, und alles ging treflich. Um dieſen Tag recht vergnügt zu beſchließen, wollte ich den Abend bei dem Herrn Magiſter Herrmann zubringen, an den Sie mich empfohlen haben. Um recht vorſichtig zu gehen, ſagte ich zu einem Schüler, er möchte mich bei dem Stubenlehrer entſchuldigen, wenn ich etwa ſpät zu Hauſe käme. Mit dieſer vergnügten Seele kam ich bis an die Apotheke des Waiſenhauſes. Wo wollt Ihr hin? rief mir ein Menſch nach, der höchſtens zwei Jahre älter war, als ich. Aus dieſem Ihr ſchloß ich, daß dieß wohl ein Inſpektor ſeyn müſſe. Ich nahm alſo meinen Hut ab, und ſagte: Ich will nur eine kurze Viſite geben. „Narr! ſagte er, habt Ihr denn einen Zettel? — Wie denn? — Einfältiger Knabe, ſtellt Euch doch nicht ſo dumm! marſchirt den Augenblick auf Eure Stube!“ Es ſtund ein Cirkel Studenten um ihn herum, die lachten mich aus, und ich ſtand da, wie ein Menſch, der nichts thut, weil er glaubt, er träumt. Der Fall von meiner ſtolzen Freude über das Glück meiner Schweſter bis zu dieſer tiefen Demüthigung war ſo groß, daß er mich ganz gedankenlos machte. Endlich beſann ich mich, und fuhr hitzig auf ihn hinein: Herr, ſagte ich, denken Sie denn, ich bin ein Kind! Er trat einige Schritte zurück, und ich glaube, der Elende erſchrack, denn er ſagte: Nun, ſo geht nur! — Ich war aber viel zu ärgerlich, als daß ich nun hätte ſollen einen Schritt weiter gehn. Ich kehrte um, und ging auf meine Stube. Sind Sie geſchoſſen? *) ſagte ein kleiner Schüler zu mir. — Was wollen Sie damit? Ich meine, ob Sie der Schießhund nicht durchgelaſſen hat? — So nennt man hier dieſen Inſpektor, der die Aufſicht über das Ausgehn der Schüler hat, allgemein. Ich hörte dieß

---

*) Heißt auf dem Waiſenhauſe ſo viel, als geſehen von einem Inſpektor auf einer unerlaubten That ertappt.

dieß alles zum erſtenmale, und war aufgebracht genug, mich über dieſen Beinamen zu freuen, und über ſein Amt zu ſpotten. Ich habe nun erfahren, daß man ohne einen ausdrücklichen Erlaubnißſchein von dem Inſpektor nicht zehn Schritt von ſeiner Wohnung gehen darf, und ſelten erhält man ihn. Ich habe mir daher vorgenommen, dieß Geſetz wirklich zu halten, ſo lange ich in dieſem Gefängniſſe ſitzen muß, und ich will doch ſehen, ob ich es werde ſo weit bringen, dieſe Geſetze alle zu halten. Ich habe ſchon angefangen, mir ein Verzeichniß davon zu machen. *)

Wirklich hielt er auf das eigenſinnigſte alle Gebote, die er erfahren konnte, und ſah die ganze Zeit über Halle nicht, als von den Bergen auf ſeinen Spaziergängen. Seiner Mutter ſchrieb er, daß es ihm in Halle ziemlich wohl gefiele, und daß er hofte, er würde ſich recht gut in die Ordnung finden lernen. Seinem Vetter, dem Paſtor L., meldete er etwas mehr von ſeinen wahren Empfindungen, und ſeiner Schweſter in Frankfurt entdeckte er ſich ganz, weil er glaubte, ſie würde es bewirken können, daß er zu ihr nach Frankfurt zöge, und die daſige Schule beſuchte. Allein er erhielt eine kalte gleichgültige Antwort. Der Paſtor L. warf ihm Eigenſinn und Stolz vor, und die Antwort ſeiner Mutter war voll

---

*) Das Uebrige dieſes Briefes hab ich verlegt.

J.

zärtlicher Freude über ſeine geäußerte Zufriedenheit, doch nicht ohne Bekümmerniß für die Zukunft, die vielleicht der Paſtor L. noch mochte vermehrt haben. Dieſe Briefe hatten verſchiedne Wirkungen auf ihn. Gegen ſeine Schweſter faßte er einen Groll, weil er glaubte, einen andern Ton in dem Briefe der Majorin zu finden, als in den Briefen der bürgerlichen Schweſter; ſie hatte ihm einen Dukaten beigelegt; er ſchickte ihr denſelben aber wieder zurück, und hat nie wieder an ſie geſchrieben. Den Paſtor L. fing er an zu verachten, und auf den Brief ſeiner Mutter ſtrömten bittre Thränen herab. Aus des Profeſſor T. Briefen ſchöpfte er Rath, Troſt, Muth und Hofnung einer beſſern Zukunft. — Sechszehn Wochen hielt er dies Leben aus. Da er aber ſah, daß ihm alle ſeine Projekte, die er in ruhigen Stunden zur Verändrung ſeines Auffenthalts gemacht hatte, fehl ſchlugen; ſo brachen auf einmal alle ſeine Leidenſchaften los, er raßte und ſeine Phantaſie mahlte ihm den tiefſten Abgrund vor die Augen. Wo er ging machte er Bewegungen mit den Händen, die ſeine ſchrecklichen Leidenſchaften ausdrückten, und wenn er irgend glaubte allein zu ſeyn, hielt er ſtundenlange Selbſtgeſpräche. In einem ſolchen Anfalle von innerlicher Wuth ging er die Treppe herunter und trat, unverſehens, weil er nichts vor und um ſich bemerkte, dem Inſpektor mit einem ſchmutzigen Stiefel auf ſeinen neuen Schuh. Robert trat erſchrocken zurück, und wollte ſich entſchuldigen; erhielt aber, eh' er dazu kommen konnte, eine Ohrfeige. Dies machte ihn raſend; er ſtieß fürchterliche Flüche aus, ſchlug nach dem Kopfe des Inſpektors, der aber ausbog, und traf ſich mit ſolcher Gewalt gegen die Wand, daß ſeine Hand blutete. Der Inſpektor nutzte dieſen Augenblick und wiſchte in eine Stube, die er ſchnell hinter ſich zuwarf. Robert rennte mit ſeinem ganzen Körper dagegen und ſprengte ſie auf. Er ergrif einen Stiefelknecht, der im Wege lag, fand aber keinen mehr, an dem er ſeine Rache hätte auslaſſen können. Dies war für beide ſehr gut. Er ging hierauf mit verſtellter Ruhe auf ſeine Stube, zog ein Kleid unter ſeinen Oberrock, packte alles was herumlag in ſeinen Koffer, und ſteckte drei Dukaten zu ſich, die er vor wenig Tagen von einem Onkel bekommen hatte; ſchloß dann ſeinen Koffer zu, und ging einigemal in der Stube hin und her, vielleicht um ſich zu beſinnen, was er in dieſem Augenblicke thun wollte. Indem trat der Aufwärter herein und foderte ihm zum Inſpektor S. Die Schüler hatten ſich truppweiſe verſammelt, um zu ſehen, was aus dem Dinge werden würde. Ich werde kommen, rief er, in der halben Stunde, denn jetzt bin ich nichts da nutze. — Er fing nun an zu überlegen, was er gethan hatte, aber er konnte ſich nicht ſchuldig finden: er machte ſich alſo auf eine Vertheidigung bei dem Inſpektor S. gefaßt, und glaubte, man würde ihm, wenn man ihn gehörig vornähme, wohl eine Abbitte auflegen. Er zog wirklich ſeinen

Oberrock wieder aus, und ging zum Inſpektor S. — Zwei Kerl ſtanden mit Prügeln in der Thür, und der Inſpektor ſchrie ihm entgegen: Nun! wo bleibt Ihr denn ſo lange? Hat's man Euch nicht geſagt? — O ja, Herr Inſpektor, aber ich war nicht fähig, ehr vernünftig mit Ihnen zu ſprechen; ich wollte erſt meine Hitze vorbei laſſen! — Ei! Hitze! ſagte S. wir woll'n Euch ſchon Eure Hitze abkühlen. Jetzt ſollt Ihr Eure Prügel für Euren boshaften Streich haben! ſtellt Euch 'rum! — Prügel, fuhr Robert auf, und das ſo ſchnell! hören Sie mich erſt! — Wollt Ihr auch noch räſonniren, Bube! 'rum, ſag' ich! — Er faßte ihn hier bei der Bruſt! Herr Inſpektor, rief Robert, mäßigen Sie ſich, und riß ſich von ihm los. Daraus wird nichts. Wer mich anrührt, den tret ich mit Füſſen. — Packt ihn an, rief er den Aufwärtern zu. Robert aber ſtieß den einen, der auf ihn los kam, mit großer Gewalt in die Stube hin. Sie ſind ein Eſel, ſagte er zum Inſpektor: ich mag mich von Ihnen nicht richten laſſen. Leben Sie wohl. Indem öfnete er die Thür und trat heraus. Die Schüler ſtanden auf dem Flur und freuten ſich über den alten Aufwärter, der noch auf der Erde lag, eingedenk ſo mancher Empfindungen, die er auf ihrem Buckel und Hintern verurſacht haben mochte. Der andre lies ihn ruhig davon gehn, und von den Schülern ward er wie ein Sieger die Stufen herunter begleitet. Der Inſpektor rief umſonſt, man ſollte ihn halten. Er ging langſam und unangerührt aus dem Waiſenhauſe hinaus.

(Die Fortſetzung folgt.)

II.

Auszug aus einem Briefe.

Folgende beide Vorfälle von Selbſtmord ereigneten ſich im Monat May d. J. Der eine in der Nacht vom 16-17ten in Königsberg, der andere den 18ten Morgens um 10 Uhr in Inſterburg.

Der erſte Beitrag rührt vom Hofrath Dokt. Med. und Kreisphyſikus Herrn **Johann Daniel Metzger** in Königsberg her, und iſt ſo vollſtändig, daß ich noch etwas hinzuzufügen für überflüßig halte. Der andere Aufſatz, und zwar der zweite Abſchnitt, hat den Regierungs- und Hofgerichtsrath Herrn **Carl George Gottfried Glave** in Inſterburg zum Verfaſſer, und bei dieſem bemerke ich, daß der Unglückliche, der den erſten Abſchnitt aufſetzte, der hieſige Hofgerichts-Aſſiſtenzrath Clooß war.

Inſterburg den 24ſten Februar 1783.

Wörk,
Hofgerichts-Secretarius.

III. Ge-

III.

Geſchichte eines Selbſtmords aus Verlangen ſeelig zu werden.

Man hat wohl öfters Beiſpiele von Selbſtmord aus Verzweiflung, Ueberdruß des Lebens, und ähnlichen Urſachen geſehen, aber einzig in ſeiner Art, und ſeltſam iſt der Selbſtmord aus übertriebener Frömmigkeit und Verlangen, ſeelig zu werden, wovon ich vor kurzem ein Beiſpiel erlebt, von welchem ich, weil ich glaube, daß es zur Beförderung der Menſchenkenntniß etwas beitragen kann, den Verlauf erzählen will.

Dorothea N..in, eine hier gebürtige ledige Perſon von 38 bis 40 Jahren war der Herrnhutiſchen Brüdergemeine einverleibt, dabei kränklich, mehrentheils bettlägerig. Dieſe Perſon, welche beinahe immer einen von ihren leiblichen Brüdern oder Schweſtern bei ſich hatte, die ihr aus Geſchwiſterliebe zur Hand giengen und Geſellſchaft leiſteten, foderte in der Nacht vom 16ten zum 17ten May a. c von dem bei ihr ſeyenden Bruder ein Meſſer, welches er ihr auch, nichts Arges vermuthend, zureichte, bald darauf verlangte ſie auch eine Scheere, welche er ihr aber entweder auf der Stelle nicht ſchaffen konnte, oder nicht ſchaffen wollte. Kurz hernach bemerkte er, daß ſie unter Zuckungen den Geiſt aufgab, und als er zuſprang und Blut entdeckte, ſo fand es ſich bei näherer Unterſuchung, daß die Verſtorbene ſich mit dem ihr gereichten Meſſer eine Wunde in den Unterleib beigebracht, und ſich verblutet hatte. Die Obrigkeit, welcher der Zufall gemeldet wurde, ließ ſogleich eine Obduction anſtellen. Man fand eine Wunde am Unterleib vier Zoll lang von außen, drey von innen, durch welche die Gedärme hervorgedrungen waren; ſie war ungleich und folglich durch wiederholtes Anſetzen des Meſſers verurſacht. Am unterſten Winkel der Wunde war die Arteria epigaſtrica verletzt, und daher die Verblutung entſtanden.

Ein Umſtand war zwar hierbei verdächtig. Der Bruder war bei der Schweſter allein geweſen, und hatte, ehe die verſammelten Geſchwiſter beſchloſſen, die Sache pflichtmäßig anzuzeigen, das Meſſer ins Waſſer geworfen. Er wurde daher zwar auch eingezogen, allein es mittelte ſich bald aus, daß er ihr Mörder weder war, noch ſeyn konnte, und daß bloß das Vorurtheil, ein Selbſtmord und die darauf folgende gerichtliche Unterſuchung bringe Schande auf eine Familie, ihn veranlaßt, das Meſſer wegzuwerfen, um die Sache deſto beſſer geheim halten zu können. In der Mine der Verſtorbenen herrſchte noch Ruhe und Heiterkeit des Gemüths; keine Spur irgend einer anderweitigen Gewaltthätigkeit äußerte ſich an dem Körper.

Mir ſchien der Vorfall nicht ſowohl der Tödtlichkeit der Wunde, als des Beweggrunds wegen, welcher die Verſtorbene zum Selbſtmord mochte veranlaßt

anlaßt haben, merkwürdig. Ich gab mir daher Mühe, eine genaue Erkundigung von ihrer Gemüthsbeſchaffenheit einzuziehen. Ein Tagebuch der Brüdergemeinde, welches Denkſprüche aus der heiligen Schrift auf jeden Tag im Jahr enthält, fand ſich aufgeſchlagen nahe bei dem Bette der Verſtorbenen, und der dieſem Tage gewidmete Spruch konnte würklich als ein Abſchied aus der Welt ausgedeutet werden, wiewohl ich mich des eigentlichen Inhalts nicht mehr erinnere. Ich wand mich an einen der Brüder, welcher mir ein Mann von geſundem, ſchlichtem Menſchenverſtand zu ſeyn ſchien; (er war es, der darauf gedrungen hatte, den Vorfall der Obrigkeit anzuzeigen) ich that die Frage an ihn, ob die Schweſter wohl melancholiſch geweſen, oder an ihrer Seeligkeit gezweifelt habe? Niemalen, ſagte er, habe man etwas Unrichtiges in ihren Reden bemerkt, und an ihrer Seeligkeit habe ſie ſo wenig gezweifelt, daß ſie vielmehr ihm und den übrigen Geſchwiſtern als weltlichgeſinnten ſehr oft die ewige Verdammniß gedroht, wenn ſie nicht eben denſelben Weg des Heils einſchlügen, wie ſie. Sie habe ſeine Frau veranlaßt, ebenfalls in die Brüdergemeine zu treten, welches ihm um deſtomehr zum Verdruß und Plage gereiche, da ſie nun die Haushaltung über dem öftern Beten und Heiligung der vielen vorkommenden Feyertage vernachläßige; er habe ſich aber beſonders bei Lebzeiten ſeiner Schweſter deſto weniger hierüber auslaſſen dürfen, da ihm dieſelbe jederzeit die ewige Verdammniß angedroht, wenn er ſeiner Frau in ihren gottſeeligen Uebungen das geringſte in den Weg legte.

Wahnſinn alſo läßt ſich bei dieſer Perſon nicht vermuthen, wenn man nicht den aufs höchſte geſtiegenen Religionsenthuſiasmus mit dieſem Namen belegen will.

Beſonders aber iſt bei dieſem Vorfall merkwürdig:

1) Daß der 17te des Maymonats ein großer Feſttag bei der Brudergemeine iſt, und daß die Verſtorbene gerade den Tag erwählte, um **heimzugehen**, und der ewigen Seeligkeit theilhaftig zu werden. Auch bereitete ſich

2) Die Verſtorbene ſehr feyerlich zu ihrem Tode, indem ſie ſehr oft, doch jedesmal nach einer langen Zwiſchenpauſe, mit immerfort gefaltenen Händen ausrief: **In deine Wunden, mein Heiland** — Ja? — ja!

So dialogirte ſie im Nahmen des Heilandes mit ſich ſelbſt, der anweſende Bruder, welcher dergleichen feurige Andachten ſchon an ihr gewohnt war, argwöhnte nichts Bedeutendes in dieſen Worten; und ſah den Sinn davon erſt nach Endigung des Trauerſpiels ein.

3) So wahrſcheinlich es iſt, daß die Verſtorbene mit der verlangten Scheere ihre Wunde, die ihr anfänglich vielleicht noch nicht gros genug ſchien, zu erweitern im Sinn hatte, ſo wahrſcheinlich iſt es auch, daß dieſe Wunde in der **Seite** des Unterleibes

des eine Nachahmung der **Seitenwunde** des Heilandes ſeyn ſollte, als wodurch ſie demſelben auch in ihrem Tode ähnlich zu werden hofte. Jedoch wenn wir auch dieſe Vermuthung auf ihren Werth und Unwerth beruhen laſſen, ſo bleibt immer ein prämeditirter Selbſtmord durch Frömmigkeit und Sehnſucht nach dem Heiland veranlaßt, eine ſehr auffallende Begebenheit. Sie iſt ein Räthſel, deſſen Auflöſung ich denjenigen überlaſſe, deren pſychologiſch-theologiſche Kenntniſſe weiter gehen, als die meinigen. Für die Wahrheit der Thatſache bin ich Bürge.

J. D. Metzger,
Doct. Med. Hofrath und Kreisphyſikus
in Königsberg.

IV.

Eigener Aufſatz von einen Selbſtmörder unmittelbar vor der That.

Es hat dem Allmächtigen gefallen, meinen Verſtand zu ſchwächen, meine Denkkraft zu zerrütten, und mich zu Erfüllung meiner Pflichten unfähig zu machen. — Mein Blut wallt ſeit der Zeit in verzweifelnden Schlägen, und ich muß ihm Luft machen. — Wie? ich bekleide einen Dienſt — ich ſchände ihn, indem ich ſeinen Pflichten nicht genüge

— ich hindere einen beſſeren Menſchen, ihn würdiger zu bekleiden? —

Dieß kleine Brodt, über das ich klagen müßte, daß es mich und mein Haus nicht ernähren kann — auch das verdien' ich nicht? — auch das eſſe ich mit Sünden? und ich athme noch? und ich! — Tödtender Vorwurf, den ein wohlbehaltenes Gewiſſen mir macht — Ja! eine Gattin — und ein Kind, das mir ſein Daſeyn vorrückt — erfordern meine Vorſorge — Aber ihr wißt nicht — Ihr meine Angehörigen, daß wenn mein unglückliches Weſen nicht plötzlich aufgelöſet wird — meine geſchwächte Geiſteskräfte euren Beiſtand erfodern, und ich ſtatt zur Hülfe euch zur Laſt ſeyn werde! Beſſer, daß ich beizeiten meinem Unglück ein Opfer werde, als daß mein Stand, wenn die Täuſchung auch noch lange währte, die letzten Pfennige des Erbtheils meiner armen Gattin aufzehre — Wie ſehr hat mich jede kleine Poſt, die ich davon zu Bedürfniſſen, die gemein waren, aufnehmen mußte, weh' gethan, ohne daß meine Gattin meine Thränen verurſacht oder geſehen hat — Es iſt Pflicht für jeden, das zu thun, was ihm am zuträglichſten iſt — das fordert Vernunft — daſſelbe die Religion — Mein Leben, ſo wie es jezt iſt, iſt ein thieriſches, vernunftloſes Leben — es genügt nicht ſeiner Beſtimmung, nicht ſeinen Pflichten — Ein pflichtwidriges Leben iſt für mich moraliſcher Tod, und dieſer ärger, als der phyſiſche —

für die wenigen, denen ich nun ſchon ihr Daſeyn nicht erleichtern kann, iſts wenigſtens Pflicht, es ihnen nicht zu erſchweren, und eine Bürde ihnen abzunehmen, die über kurz oder lang ſie drücken müßte.

Ein ſpäterer Abſatz, einige Monate nach vorſtehendem geſchrieben.

Ich ſetze die Gedanken auf, die ich ſchon vor wenigen Wochen hatte, meinem unglücklichen Leben ein Ende zu machen, und mein Herz recht vor mir ſelbſt auszuleeren und zu ergründen — Täuſchende Hofnungen eines erträglicheren Zuſtandes ſetzten meine verzweifelnden Entſchlüſſe bisher aus — Nun habe ich noch das liebe Kind verloren — Ich Unſinniger — ganz widerſinniſch ſchmerzt mich ſein Verluſt, da ich doch Gott preiſen ſollte — ihn allen Leiden entrückt, meinen Sorgen ihn entnommen zu haben — Mein Hoffen der verlornen Geiſteskräfte iſt vergebens geweſen — mein Kopf verſagt mir noch die kleinſten Dienſte, und die läppiſchſten Beſchäftigungen wollen ihm nicht gelingen.

Jezt iſt es Zeit, den unglücklichen Lebensfaden zu zerreißen, jezt, da meine Gattin von der Sorge für ein verwaiſtes Weſen frei iſt, bevor noch täuſchende Augenblicke einer vorbeirauſchenden Freude mich dahin führen, Abkömmlinge meines jetzigen trauervollen Zuſtandes in die Welt zu ſetzen. Und welch ein quälender Vorwurf, der Urheber des Unglücks anderer zu ſeyn!

So blute dann dein Herz, armes Weib — einmal muß es doch bluten, und gewiß länger, gewiß gefährlicher, wenn meines nicht verbluten ſollte — Mein Kopf ſollte meine und deine einzige Stütze ſeyn — hört er auf, es zu ſeyn, ſo wird er Laſt mir und dir — und was hilft ein Herz ohne Kopf — eine Larve ohne Gehirn deinem unglücklichen Gefährten.

Dieß ſey dein Troſt, du verlierſt keine Stütze, ſondern eine Bürde, und er läſſet dir wenigſtens keine Erben ſeines Elendes dir zur Laſt.

Meinen Troſt mag meine Aſche finden, wenn ſie in Lüften zerſtäubt.

Deine Standhaftigkeit iſt jezt mit mein Troſt, ſie übertrift hunderte meines und tauſende deines Geſchlechts — Du haſt als Mutter und Gattin deine Pflichten ſtets treulich erfüllt, und das giebt dir die gerechteſten Anſprüche an deiner Nebenmenſchen Hülfe, die nicht Barbaren ſind — Gott, der mir ſeinen Schutz verſagte, ſey mit dir — Dein Glück iſt noch nicht verdorben — wie es durch die Fortdauer meines unglücklichen Lebens werden könnte.

Neuer Abſatz.

Beynahe vier Monate habe ichs von neuem gewagt zu leben, aber mein Elend hört nicht auf — das hin und wieder gehabte Vergnügen war Blendwerk, und konnte die gewiſſere Stimme, mit meinen Pflichten uneins zu ſeyn, nicht erſticken; auch der einzige bisherige Troſt, daß mein Unglück nicht meine Schuld iſt, verläßt mich — So hilf mir denn mein Gott die Hütte gänzlich zerbrechen, die du als die meine mir gabſt, und die Pflicht gegen mich und andere zu verlaſſen gebietet. 15. Mai 1783

Lezter Abſatz vom 18ten May, am Tage der Entleibung.

Nun noch eine kleine Erklärung, wills Gott, die lezte an die, die im Leben mich ihrer Freundſchaft, Gewogenheit und Theilnehmung, und daß ichs recht ſage, Mitleids würdigten. Mitleids — wie grauſam, wie erniedrigend, wenn man nichts als Mitleid erwarten kann, wenn man auf eigene Mittel, auf eigenen Trieb zu ſeinem Fortkommen entſagen muß.

Wie demüthigend dieß ſey — wie ſchaudernd der Gedanke, ſeine Pflicht hintanzuſetzen, ſeinen Amtseid zu vernachläßigen, dem, der Jahre lang darinnen ſeine Genugthuung, ſeine Wolluſt geſucht hat — ſey Gott bewußt — Behalte ich nach dieſem Leben noch Freunde, nun dann weihet meinem unglücklichen Andenken eine mitleidige Zähre!

Ich danke denn Gott, der uns alle ſchuf, für unzählige glückliche Vorfälle, die er nicht ſelten auch mir hat zufließen laſſen — aber nun erſchwert das Andenken verlebten Glücks meine Verzweiflung.

Ihr, die ihr nach den Buchſtaben der Schrift lebet, ruft ſie nicht auch euch zu: ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus, deine Hand, dein Fuß, ſo haue ihn ab. Wenns nun der Kopf iſt, der mich ärgert, warum ſoll ich mich ſeiner auch nicht entledigen?

Mein Leben war ein Geſchenk Gottes — er lieh es mir, um zu meinem und meiner Nebenmenſchen Vortheile damit zu wuchern — Dieſe Ausſichten ſind nun nach vielfältigen Verſuchen für mich verloren — ich bringe es alſo dem zurück, der mir es gab, unfähig, den Gebrauch, wozu er mir es lieh, davon zu machen.

Ich rufe dich, mein Gott! noch hier zum Zeugen, daß ich nicht Gutes that, weil ich Belohnung hofte, nichts Böſes ließ, weil ich vor ewigem Feuer mich fürchtete — Nein, weil ich glaubte, daß dieß meinem Gotte, den ich unverfälſcht als meinen Herrn, als ein unendliches Weſen ehrte, gefällig ſeyn würde — wie ſollte ich wider ihn murren, daß er mich mit Sinnloſigkeit ſtrafte — Viel Tauſende leben glücklich, und ihr Schickſal entſcheidet für ſeine unendliche Güte.

Nicht meinem Eide kann ich gerecht werden — denn der Kopf ſchwärmt, ſtockt, wenn er ſeinen Pflichten nachgehen ſoll — Partheyen, deren Zutrauen, deren Gerechtſame mir heilig ſeyn ſollen, leiden, und ich ſchände durch eine unwillkührliche Unthätigkeit ein anſehnliches Collegium, deſſen Mitglied ich geheißen habe — Ich ſoll meine Gattin verſorgen, und die Quelle eigener Erhaltung verſiegt — Ich war der Stolz meiner Verwandten, und ich ſoll nun ihre Schande werden — was bleibt mir Armen noch übrig — nichts, als hinzukehren wo ich herkam — Es iſt nicht Standhaftigkeit der Seele dieſer Entſchluß, wiewohl man Weiſe darum für weiſe gehalten, weil ſie ihn ergreifen konnten. Aber es iſt Noth, die meine Seele aus dem Zirkel dränget, worinnen ſie bisher als ein Fremdling gewandelt hat — Du wirſt ſie nicht darum verwerfen, mein Gott! Und ſollteſt du ſie in Staub und Aſche gleich der zerbrechlichen Hütte verwandeln, ſo iſt ihr Schickſal erträglicher, als Schade und Nachtheil einem ganzen Staate, oder doch einer ganzen Familie, deren Wohl dem Beherrſcher der Menſchen mehr als das Wohlſeyn Eines Menſchen am Herzen liegen muß, Jahrelang zu verurſachen.

Wie danke ich dem über alles würdigen Herrn Hofgerichtsdirektor für die mir bewieſene Nachſicht mit meiner Schwachheit, ohne welche ich unbedacht dieſen Schritt ſchon lange unternommen haben würde, den ich nun nach vielen mißlungenen Proben, das unglückliche Leben thätig zu verleben, verſchoben, und nun erſt dazu ſchreite, da die vergeblichen Verſuche mich überzeuget, daß mein Hoffen thöricht ſey — Wie beruhigt mich der Gedanke, dieſe Ueberzeugung zu haben!

Man ergründe meine jetzige Geiſteskräfte, beſonders wenn ſie auf Arbeiten, die mein Fach ſind, angewandt werden, man wird finden, daß ſie ſo wenig als gar nichts leiſten — Der Kopf verliert ſich in Grübeleien, in dem Wunſche, alles recht zu machen, und in der Beſorgniß, die die Folge begleitet, nichts Vernünftiges hervorzubringen — Man balancire dagegen den großen Umfang meiner Pflichten — und wie richtig wird der Schluß: daß zum Tollſeyn nichts übrig bleibt — Iſts nun nicht vernünftiger, der Rechnung ein Ende zu machen, als die unvermögenden Geiſteskräfte mit mehreren Schulden zu häufen? — Nicht beſſer, die Null davon zu rücken, auszuſtreichen, als durch ſie tauſend Uebel entſtehen zu laſſen?

O möchte die Nachwelt dieß zu meiner Entſchuldigung dienen laſſen! Dank dir, lieber Gott, wenn du mit mir mein Elend hinwegſchaffſt, und o, möchteſt du alles Unheil andern Menſchen auf eine gelindere Art abnehmen! — Dir ſey meine gute, würdige Gattin zur beſſern Verſorgung empfohlen — Oefne ihr die Augen, daß ſie durch meinen Verluſt nicht verliert, ſondern gewinnt — Die Reichen unter ihren Verwandten müſſen vor der Hand — und dann wolleſt du weiter für ſie ſorgen — Vergelte, mein Gott, auch allen denen, die mir während der Zeit meines Hierſeyns manche vergnügte Stunde gemacht, jede derſelben mit tauſendfältigen Wohlthaten, und erhöre dieß letzte Gebet.

V.

Einige Reflexionen über den vorhergehenden Aufſatz.

Der Unglückliche, der dieß ſchrieb, ſchickte Sonntags den 18ten May 1783 ſeine Frau in die Kirche, ſchrieb den Schluß ſeines vorſtehenden Vermächtniſſes, nahm ein Scheermeſſer, ſchnitt ſich in den Hals, und verfehlte den Tod. Er öfnete ſich die Handadern, und verfehlte ihn noch; darauf trat er ans Fenſter, ſah ſeine Gattin aus der Kirche kommen, floh zurück, nahm einen Hirſchfänger, und durchſtieß ſich die linke Herzkammer. Da lag er noch blutend, als ſeine Frau zu ihm ins Zimmer trat, ſah ſie an und verſchied.

Du bebeſt, Leſer! wohl bebe! das iſt der Menſch. Vernunft und Unſinn führen ihn ſo oft zu demſelben Punkte. Aber verweile noch bei dem blutenden Leichnam. Es liegt kein Werther vor dir, der einem Mannsleben ein Knabenende machte, weil er ſich in eines andern Weib vergaft hatte. Ein Mann hat ſich in den Staub geſtreckt, der Edelmuth und Nachdenken beſaß, lange ſeinen Entſchluß überlebte, und mit feſtem Schritte aus der Welt gieng.

Dieſer Tod iſt werth des Anſchauens des Weiſen, werth der Betrachtung des Seelenarztes; was ich zu ſeiner Erläuterung weiß, will ich zu Ergänzung deines Nachdenkens erzählen.

Dieſer entflohne diente der Juſtiz vor der letzten Verbeſſerung der Oſtpreußiſchen Juſtizeinrichtung, bei einem der nun aufgehobenen kleinen Juſtizcollegien als Mitglied. Von da ward er bei Stiftung des Oſtpreußiſchen Hofgerichts zu Inſterburg an ſelbiges als Aſſiſtenzrath befördert. Seine Mutter iſt irre, iſt es bei der Niederkunft mit dieſem Unglücklichen geworden; das iſt ein erheblicher Umſtand. Er ſelbſt war ein Mann von Verſtand und lebhaftem Witze. Er hatte gute theoretiſche Gelehrſamkeit. Sein Herz war unverbeſſerlich ehrlich. Er beſaß viele Lebhaftigkeit. Er hatte — was jeder vernünftige Selbſtmörder hat — Stolz! aber nicht den Stolz eines Federnhuts, den Stolz des Geldkaſtens, des Patents oder Diploms, nicht einmal den Stolz der Gelehrſamkeit, ſondern den Götterſtolz der Selbſtkraft, des Verſtandes und der Rechtſchaffenheit.

Seine Phyſionomie war auffallend. Ein großes dunkles ſehr lebhaftes Auge, das nur darum mißfiel, weil es ſo oft einen unterdrückten Gedanken zuzudecken ſchien, und eben ſo oft Wildheit wegſtrahlte, ein unangenehm weiter Mund, eine große hart herausſtehende Naſe, ſind die Hauptzüge, die mir ſo erinnerlich ſind, daß ich ſie herzeichnen kann. Lavater würde beides, Selbſtmord und Langes würkſames Leben, nach Belieben daraus hervor geſchwärmt haben.

Sein äußeres war ohne Grazie. Die Geckereien eines Maineck, maitre de danſe & des graces de pluſieures reſidences de l'Europe, waren den Königsbergern damals, als unſer gefallener erzogen ward, noch nicht bekannt.

Als er noch beim Juſtizcollegio diente, fühlte er Wallungen des Bluts, die auf ſein Gehirn wirkten, und ihn in ſeinen Amtsgeſchäften hinderten. Er kam ans Hofgericht zur Zeit einer Proceßordnung, die den Richter nicht mehr ſo lange ſchlafen läßt, bis Advokaten ſich ſatt und fett geredet haben, ſondern zu einer Zeit, wo der Richter in jedem Schritte jedes Proceſſes mit Vernunft und Weisheit das Wohl der Partheyen ſelbſt überlegen ſoll. Er fühlte den hohen Werth des Vertrauens, das der Staat in ſeine Bürger ſetzt, wenn er ihnen Mitbürgerwohl anvertraut. Er fühlte den hohen Adel des Berufs, Richter des Volks zu ſeyn. Er fühlte alles lebhaft, alſo auch dieſe Berufsgefühle. Er ſtrebte mit unermüdetem Eifer, ſeine Pflicht zu erfüllen. Dabei aber fühlte er wiederhohlte Anfälle von Verſtandesſchwäche; Anfälle, die in alltäglichen Geſellſchaften ſogar auffielen, und von denen ſeine Bekannte und Freunde oft in die Beſorgniß geſetzt wurden, daß er mit der Zeit wahnſinnig werden könnte.

Seine Amtsarbeiten waren mühſam erdachte Grübeleien. Sie glichen einem vorſetzlichen Beſtreben, dem wahren Geſichtspunkte durch Trugſchlüſſe auszuweichen. Wenn man ſie las, ſo fand man Fleiß darin und Scharfſinn, zugleich aber auch die geſuchteſte Sophiſterei und unaufhörliche Diſtinktionen, deren Verkettung die Wahrheit faſt unvermerkt aus der Bahn ſchob.

Sophiſterei — wie ſein Vermächtniß Sophiſterei iſt, aber nie war ſein Stil ſo klar, wie in dieſem ſeinen letzten Aufſatze, ſtete Einſchiebungen, Verwebung der Perioden machten, was er ſchrieb, unangenehm zu leſen.

Es konnte nicht fehlen, daß ſeine Arbeiten das Collegium nicht hin und wieder befremden muſten. Er kam auch der öfteren Indiſpoſitionen wegen in Rückſtände. Als er vor acht Monathen einſt darüber in Freundſchaft erinnert ward, antwortete er: „ich ſehe es recht wohl ein, daß meine Arbeiten unbrauchbar ſind. Mein Kopf iſt ganz unfähig zu arbeiten, und wenn ſich das nicht bald ändert, ſo muß man einen andern Entſchluß faſſen.“ Dieſe letzte Aeuſſerung ſprach er mit Nachdruck aus. Sie konnte aber nicht auf das jetzt geſchehene gedeutet werden.

Einige Zeit darnach iſt er gefunden, wie er alle ſeine zugeſchriebene Arbeiten rund um ſich gelegt

legt gehabt, jede angefangen und abgebrochen hat, weil es ihm Kopfſchmerzen nicht erlaubt hätten, ſie fortzuſetzen. Sein Verſtand ließ ihn ſeinen Zuſtand ganz fühlen. Er beſorgte zu ſeinen Amts- und häuslichen Pflichten einſt ganz untüchtig zu werden, beide lagen ihm gleich treu am Herzen.

Er hatte veranſtaltet, daß ſeiner verlaſſenen Gattin, noch an dem Tage, da er ſie verließ, eine genaue Nachweiſung ihres Eingebrachten zugeſchickt ward.

Sein letzter Aufſatz beweiſet, daß er ſich ſelbſt gefürchtet hat, wahnſinnig zu werden, und daß dieſe Furcht, Furcht der damit begleiteten Schande, und des ſeiner Ehegattin daraus beſorglichen Unglücks, ihm den Tod, als das leichtere Uebel gezeigt, und ihn aus der Welt gedrängt hat.

Ein alter Weiſer ſagte: „will man dir nicht „verſtatten, zweckmäßig zu leben, ſo mache deinem „Leben ein Ende, aber ſo, daß es dir nicht laſſe, „als obs dir ein Unglück dünke; wenn's in meiner „Stube raucht, ſo gehe ich heraus; was iſt dabei „ſchweres oder erſchreckliches?“

Dieſer Philoſoph ſagt offenbare Spitzfündigkeit: wie leicht iſt jeder Rauch zu ſtopfen, und wenn das gar nicht mehr möglich iſt, ſo löſcht der Mann das Feuer aus, um des Rauchs enthoben zu ſeyn, und nur der Weichling entläuft lieber, um nicht ohne Wärme zu wohnen.

„Mein Entſchluß iſt nicht Standhaftigkeit, ſondern Noth der Seele.“

Dies iſt das redliche Bekenntniß des Blutenden, der uns, meine Leſer! hier zuſammenbrachte. Wir haben ihn nun geſehen. Laßt uns wieder zu unſerm Berufe gehn! Es geſchiehet nichts neues unter der Sonne.

C. G. G. Glave,
Regierungs- und Hofrath zu
Inſterburg.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Pſychologiſche Betrachtungen auf Veranlaſſung einer von dem Herrn Oberkonſiſtorialrath Spalding an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung.

(S. dieſes Magazin 1. B. 2. St. S. 31.)

Bei jeder äußerlichen willkührlichen Handlung geſchiehet eine Art von Uebergang aus der Seelenwelt in die Körperliche. Die Urſache iſt geiſtig, die Wirkung körperlich. Die Veränderung im Körperlichen erfolgt, weil die Seele für gut findet, begehrt, will, einen Antrieb empfindet, oder einen Bewegungsgrund denkt; mit einem Worte, nach etwas zielet, das ſie zu erreichen ſtrebt. **Abſicht, Endzweck, Vorſatz, begehrtes Gut** iſt die wirkende Urſache, und die Wirkung iſt Bewegung in den Gliedmaßen des Körpers. Was in während dieſem Uebergange aus dem Geiſtigen in das Materielle, noch geiſtig iſt, nenne ich **würkſame Idee;** (im Gegenſatz der blos ſpekulativen Ideen, die ſich nicht über das Gehirn und etwa das Syſtem der Empfindungsnerven erſtrecken, ohne auf die Bewegungsnerven Einfluß zu haben, und die ich dieſerhalb **unwürkſame** Ideen nennen will;) und was davon in die Materie zuerſt übergeht, **organiſchen Anſtoß, erſte Regung.** Die in dem Augenblick des Ueberganges würkſame Idee erzeugt den organiſchen Anſtoß, und dieſe iſt der Anfang einer Bewegung, die ſich, nach den Geſetzen der körperlichen Bewegung, alsdann in der Materie weiter fortſetzet, und zum Ziele führet.

Ich weiß, daß nicht alle Weltweiſen einen ſolchen Anfang der Bewegung zugeben; daß man gute Gründe hat, zu glauben, es entſtehe überall keine neue Bewegung in der Natur; ja, wie einige hinzuthun, auch keine neue Richtung der Bewegung; ſondern eine gewiſſe Quantität der Bewegungskräfte, ſo wie der Richtungen, bleibe vor und nach jedem Anſtoße, vor und nach jeder Veränderung, gleich groß. Wenn Körper an Körper ſtoßen, hat dieſes ſeine Richtigkeit. Ob ſich aber dieſes beim Uebergange aus der Ideenwelt in das Materielle eben alſo verhalte, und auch da keine neue Bewegung entſtehe, und keine neue Direktion ihren Anfang nehme, ſcheint ſo ausgemacht noch nicht zu ſeyn, und die Analogie kann hier nicht völlig entſcheiden. Indeſſen kömmt es mir hier auf dieſe ſpekulative Unterſuchung nicht an. Ich bleibe bei der bloßen Erfahrung ſtehn, die einen ſolchen Uebergang außer Zweifel ſetzt. Wie dieſer Uebergang erklärt und begreiflich gemacht wird, laſſe ich vor der Hand dahingeſtellt ſeyn, und halte mich an die Erfahrung ſelbſt, die ein jeder mit ſeinem ſpekulativen Syſtem in Uebereinſtimmung zu bringen, ſuchen mag.

Iſt eine freiwillige, oder willkührliche Bewegung aus mehrern einfachen zuſammengeſetzt; ſo wird eine Folge von organiſchen Stößen a. b. c. d. mit einer ihr entſprechenden Reihe von würkſamen Ideen A B. C. D. gleichförmig fortrücken; dergeſtalt, daß in dem erſten Augenblicke der Veränderung, die Idee A, oder die Vorempfindung und Vorſtellung von dem begehrlichen Gute, das Verlangen und Beſtreben nach demſelben, das größte Moment der Würkſamkeit habe, und den organiſchen Stoß a hervorbringen wird. In dem zweiten Augenblicke, wird dem Vorſatze gemäß, das Moment der Vorſtellung B. an Würkſamkeit das größte ſeyn, und den Anſtoß b. verurſachen, u. ſ. w. bis am Ende die Abſicht erreicht, und das Begehrte erzielt wird. Indem ich hier ſchreibe, entſteht in meiner Seele, Kraft des Vorſatzes; die Reihe der Buchſtaben, die zu meiner Abſicht gehören, erlangen in ihrer Folge, einer nach dem andern die größte Lebhaftigkeit, das größte Moment der Würkſamkeit, und erzeugen in den Organen die ihnen angemeſſene Reihe von Bewegungen, bis der Vorſatz ausgeführt iſt.

Daß das Moment der Wirkſamkeit auf dieſe Weiſe von Idee auf Idee fortrückt, und ſo die ganze Reihe durchwandert, geſchiehet Anfangs bei ungeübten und ungewohnten Handlungen, Kraft des Vorſatzes, der dieſen Fortgang erfordert, und die Ideen auf dieſe Weiſe verbindet; geſchiehet alſo in ſo fern noch mit vollem Bewußtſeyn der Seele, und gleichſam unmittelbar auf ihren Befehl; wie an einem Menſchen zn erſehen iſt, der buchſtabiren, ſchreiben oder ein Inſtrument ſpielen lernt. Wenn aber dieſe Handlungen öfter wiederhohlt werden, ſo entſtehet eine ſo genaue Verbindung zwiſchen den Begriffen ſowohl, als zwiſchen den organiſchen Stößen, daß ſie ſich einander, wie die Glieder einer Kette, nachziehen, ſobald das erſte Glied fortgezogen wird.

Alsdann iſt das deutliche Bewußtſeyn der Seele bei jeder einzelnen Handlung nicht mehr nöthig. Das Bewußtſeyn des Vorſatzes im Ganzen erzeugt die erſte wirkſame Idee und die ihr entſprechende organiſche Regung; alles übrige erfolgt von ſelbſt, vermittelſt des feſten Zuſammenhangs der Ideen, immer noch als eine Wirkung der Seele, aber ohne deutliches Bewußtſeyn derſelben. Ich ſage, die ganze Reihe der Veränderungen hört deswegen nicht auf, eine Wirkung der Seele zu ſeyn; ob dieſe ſich gleich derſelben nicht mehr bewußt iſt. Denn da dergleichen Handlungen Anfangs nicht anders als mit Bewußtſeyn der Seele und durch ihre thätige Einwürkung erfolgen, das Bewußtſeyn aber in der Folge **allmälig** und nach dem Geſetze der Stetigkeit abnimmt; indeß der Einfluß der Seele noch immer dieſelbe Wirkung hervorbringt; ſo muß auch alsdann, wenn das Bewußtſeyn völlig verſchwindet, die Handlung ſelbſt der Einwirkung der Seele nicht entzogen werden. Anfangs beim Buchſtabiren z. B. muß jede Silbe, jeder Buchſtab mit Bewußtſeyn der Seele betrachtet und zum Laute gebracht werden. So wie die Fertigkeit von der einen Seite zunimmt, nimmt von der andern Seite das Bewußtſeyn allmälig und ſtetig ab, bis es am Ende ganz verſchwindet, und wir ohne deutliches Bewußtſeyn fortleſen können. Dieſe ganze Folge von dem deutlichſten Bewußtſeyn, bis auf die ſchnellſte Fertigkeit, gehet ſo ununterbrochen fort, daß es nirgends abſetzende Gränzen giebt, wo die Handlung ſelbſt eine Wirkung der Seele zu ſeyn aufhöret, und eine blos mechaniſche Wirkung des Körpers zu werden, anfangen ſollte.

Im Vorbeigehen ſei es erinnert, daß ich dieſe Beweiſesart für ſehr fruchtbar in der Philoſophie, und insbeſondre in der Seelenlehre halte; und ich weiß mich keines Logikers zu erinnern, der ſie ausdrücklich angeführt hätte. Im allgemeinen würde ich ſie folgendergeſtalt ausdrücken:

Wenn x, und y veränderliche Grade vorſtellen, und wir bemerken, daß Ax und By, unter mancherlei Ab- und Zunahme von x und y, in Cauſalverbindung ſtehen; ſo muß dieſe Cauſalverbindung nicht aufhören, wenn auch x oder y, oder beide $=0$ werden.

Es iſt, wie es ſcheint, eine bloße Anwendung der in der Algebra ſo nützlichen Fluxionalmethode auf die unausgedehnte Größe, die aber in der Philoſophie mit gutem Nutzen gebraucht werden kann. So läßt ſich z. B. durch dieſe Methode beweiſen, daß die Seele im tiefſten Schlafe nicht aufhöre, Vorſtellungen zu haben; daß die Gegenſtände, die mit ihrer Entfernung, immer ſchwächer auf die ſinnlichen Organe würken, in der größten Entfernung doch niemals ihre Einwirkung auf die Sinne völlig verlieren; und daß alle Lebensbewegungen in dem Körper Mitwirkungen der Seele ſeyn müſſen, ſo daß eben die Seele, welche in den heftigſten Leidenſchaften auf die Verdauung, Umlauf des Geblüts u. ſ. w. einen ſo merklichen Einfluß zeigt, auch in dem ruhigſten Gemüthszuſtande nicht ganz ohne Einwirkung auf dieſe Lebensverrichtungen bleiben könne. Dergleichen pſychologiſche ſowohl als phyſiologiſche Sätze giebt es ſo manche, die von verſchiedenen Weltweiſen in Zweifel gezogen werden, und, wie mich dünkt, auf dieſe Weiſe unumſtößlich zu beweiſen ſind. Jedoch iſt hier der Ort nicht zur weiteren Ausführung derſelben. Ich begnüge mich, ſie hier dem Nachdenken der Leſer empfohlen zu haben, und kehre zu meinem Thema zurück.

Gewohnte und geübte Handlungen, in welchen wir einige Fertigkeit erlangt haben, können wir verrichten, und zugleich etwas anders deutlich denken; das heißt, wir können eine Reihe von **wirkſamen** Ideen fortſetzen und die ihnen gemäßen **organiſchen** Veränderungen hervorbringen, indem wir eine heterogene Reihe von **unwirkſamen** Ideen mit den Gedanken verfolgen, deren wir uns bewußt ſind; ja wir können neben **einer** Reihe von unwirkſamen Vorſtellungen, **mehr** als **eine** Reihe von wirkſamen Ideen verfolgen, auf mehr als ein Organ des Körpers zugleich wirken, ohne daß ſich dieſe verſchiedene Reihen einander hemmen oder verwirren. So kann ein geübter Muſikus z. B. auf einem Inſtrument mit beiden Händen und Füſſen ſpielen, das heißt in jedem dieſer Organe eine andre Reihe von organiſchen Bewegungen hervorbringen, und zugleich etwas ganz anders denken und ſprechen. Man kann gehen, ſingen, und nachſinnen zugleich. Frömmlinge, die ſich gewöhnt haben, gewiſſe Gebetsformeln, ohne Andacht herzuplappern, können unterdeſſen ganz heterogene Gedanken verfolgen, und ihre Formel gleichwohl ganz richtig herſagen.

Auf ſolche Weiſe kann die Seele fünf bis ſechſerlei Bewegungen in den Gliedmaßen willkührlich hervorbringen *), das heißt, ſo viele Reihen von wirkſamen Ideen zugleich durchzuſetzen, und neben denſelben eine heterogene Reihe von deutlichen Gedanken verfolgen, ohne ſie zu verwirren. Sie muß indeſſen ihre Kraft theilen, und die dunkeln Ideen mancherlei Art, die zugleich wirken ſollten, vermittelſt der Ideenverbindung durcheinander weben, ohne ihre Aufmerkſamkeit von den Gedanken abzuziehn, die ſie nebenher fortſetzen will. Ich glaube aber nicht, daß es möglich ſei, mehr als eine Reihe von unwirkſamen Begriffen zugleich zu haben; das heißt, mehr als eine Kette von deutlichen Gedanken auf einmal zu führen, ohne ſie zu verwirren. Daß ſo mancher mehr als einem Schreiber, und jedem eine andre Reihe von Gedanken zugleich diktiren kann, macht hierinn noch keine entſcheidende Erfahrung. Es ſcheint, daß man genöthigt ſey, jedesmal den Faden der übrigen Gedanken gleichſam fallen zu laſſen, indem man **Einen** verfolgt, und ſo wechſels-

---

*) So viel nehmlich Organe überall in unſrer Willkühr ſtehen; als der Kopf, der Mund, beide Hände und beide Füße, ohne die ganz dunkeln Ideen mitzuzählen, die zur Bewegung, Richtung und Haltung des ganzen Körpers, ſelbſt beim Sitzen, erforderlich ſind. Die genaue Anzahl der willkührlichen Bewegungen, die zu gleicher Zeit geſchehen können, läßt ſich ſchwerlich beſtimmen. Es iſt erſtaunlich, wie weit es gewiſſe Menſchen durch anhaltende Uebungen hierinn gebracht haben.

weiſe einen Faden nach dem andern wieder aufnehmen muß, um das Gewebe zu vollenden. Dieſes heißt aber nicht, verſchiedene Reihen von Gedanken zu gleicher Zeit denken, ſo wie man verſchiedene willkührliche Bewegungen zu gleicher Zeit hervorbringen kann.

So oft wir verſchiedene Reihen von wirkſamen Ideen mit einer von deutlichen Begriffen verbinden ſollen, muß keine einzige Vorſtellung eintreten, die durch die Stärke des Eindrucks, oder des Antheils, den die Seele daran nimmt, ihre ganze Aufmerkſamkeit an ſich ziehet. Sobald dieſes geſchiehet, wird die Wirkung der Ideenverbindung gehemmt; die Handlung wird unterbrochen, und es entſteht ein Stocken und Anhalten in der Fortſchreitung, bis die Seele ſich ſammlet, und Kraft des deutlich bewußten Vorſatzes, wiederum den erſten Stoß giebt. Einen ſolchen Zuſtand nennen wir **Zerſtreuung.** Wir ſagen, der Menſch ſei zerſtreut, wenn er **durch fremde, ihm angelegentliche Vorſtellungen verhindert wird, eine ſonſt gewohnte Handlung in gehöriger Ordnung zu verrichten.** Wenn er nicht gegenwärtiges Geiſtes iſt, das heißt, öfters durch intereſſantere Vorſtellungen abgerufen wird.

Hierdurch läßt ſich erklären, warum gewiſſe Handlungen niemals beſſer von ſtatten gehen, als wenn ſie mit einiger Geſchwindigkeit verrichtet werden. Dem Redner, der eine gewiſſe Rede auswendig gelernt hat, wird ſein Gedächtniß treuer bleiben, wenn er ſolches mit der gewohnten Geſchwindigkeit herſagt. Der Schreibmeiſter muß ſeine gewundenen Züge, und der Maler ſeine Pinſelſtriche mit Keckheit gleichſam hinwerfen, wenn ſie gelingen ſollen; und dieſes wird hauptſächlich in allen Fällen nöthig ſeyn, wo die zuſammengeſetzte Handlung Ein ſtetiges Ganzes ausmachen ſoll, wie in den ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften der Fall iſt. Alsdann muß durch die Schnelligkeit verhütet werden, daß keine fremde Nebenidee ſich einſchleiche, und der Zuſammenhang der wirkſamen Begriffe, ſo wie der organiſchen Regungen, die ſich einander von ſelbſt anrufen ſollen, unterbreche. So oft dieſes geſchiehet, geräth die Handlung, wie wir geſehen, ins Stocken; die Seele muß, durch Bewußtſeyn des Vorſatzes, von neuem wieder anfangen, und den erſten organiſchen Stoß geben; daher das Ganze ſeine Einheit und Stetigkeit verlieret. Das öftere Ablaſſen und Anſetzen der willkührlichen Handlung giebt ihr ein Anſehn der Aengſtlichkeit, das Mißfallen erregt, wie ſolches an mühſamen Copien nach einer fremden Hand wargenommen wird, wo der Künſtler nicht aus eigener freier Kraft und Ideenverbindung, ſondern immer nach Vorſchrift und Muſter wirken, das heißt, wo er die organiſchen Regungen nicht in ununterbrochner Reihe fortrücken laſſen kann, ſondern öfters abſetzen, und wiederum von Neuem anfangen muß.

Ferner müſſen auch nie zwei wirkſame Ideen zuſammenſtoßen, die auf eben daſſelbe Organ würken, und Verrichtungen verſchiedner Art hervorzubringen bemüht ſind. Denn ſo oft eine ſolche Colliſion entſtehet, erfolgt eine Art von Schwanken und Ungewißheit in der Seele, ein Zittern in den Organen der Bewegung, das wir in Rückſicht auf die Organen der Sprache, mit einem beſondern Namen zu belegen, und **Stottern** zu nennen pflegen.

Man ſollte glauben, dieſer Fehler ſey den Organen zuzuſchreiben; es müſſe nehmlich in der Anlage und dem innern Baue der Sprachwerkzeuge etwas mangelhaft und unrichtig ſeyn, woraus ſich dieſe Unfähigkeit erklären laſſe. Es iſt aber aus mancherlei Beobachtungen abzunehmen, daß der Fehler mehr pſychologiſch, als mechaniſch oder organiſch ſeyn müſſe. Ich will einige derſelben, die ich anzuſtellen, die beſte Gelegenheit gehabt, hier anführen.

1) Im Affekt ſind wir alle, mehr oder weniger, dem Fehler unterworfen.

2) Man iſt demſelben in einer fremden Sprache, die uns nicht ſo geläufig iſt, mehr ausgeſetzt, als in der Mutterſprache.

3) Mehr, wenn jemand zugegen iſt, vor dem wir uns ſcheuen, dieſe Schwachheit merken zu laſſen.

4) Am wenigſten, wenn man allein iſt, laut und langſam ſpricht, oder gar ſinget.

5) Wenn der Stotternde zu ſprechen fortfahren will, ſo wiederholt er einige Silben, die er bereits ausgeſprochen, um gleichſam auszuholen, und fährt mit der äußerſten Geſchwindigkeit über die ſchwierige Silbe, ſehr oft ohne Anſtoß, hinweg; zuweilen aber gelingt es das erſtemal nicht, und die Operation muß öfter wiederholt werden.

Alles dieſes würde unbegreiflich ſeyn, wenn ein Mangel in dem Baue der Organen die Urſache des Stotterns wäre. Die Hypotheſe, nach welcher ich mir alle dieſe Erſcheinungen zu erklären ſuche, iſt dieſe. Wir haben geſehen, daß die Seele zu gleicher Zeit mehrere Reihen von wirkſamen Ideen verbinden könne, im Falle ſie nur nicht in Colliſion kommen, daß nehmlich mehr als eine Idee auf daſſelbe Organ zugleich wirken wolle. Mit dieſen Reihen von wirkſamen Ideen kann ſie auch noch eine Reihe von ſpekulativen, deutlichen Gedanken verbinden, die, ſo lange ſie für die Seele kein hervorſtechendes Intereſſe haben, den Lauf der willkührlichen Verrichtungen nicht unterbricht.

Geſetzt nun, es trete in der Reihe der würkſamen Ideen A. B. C D. u. ſ. w. an die Stelle von D., eine fremde, auf eben daſſelbe Ogan wirkſame Idee, oder intereſſante Vorſtellung K. ein, die mit D. gleiches Moment von Wirkſamkeit hat; ſo wird in der Seele gleichſam ein Hin- und Herſchwanken zwiſchen D und K entſtehn, und indem ſie bemühet iſt, den organiſchen Stoß d. hervorzubringen, kann wider ihren Willen und Vorſatz, der Anſtoß K. erfolgen. Sobald nehmlich K. ſo wirkſam wird, daß es der Vorſtellung D. die Wage hält; ſo entſtehet ein Stocken im Sprechen. Es iſt nehmlich zwiſchen den Gliedern der Kette, die ſich einander nachziehen ſollen, ein Hinderniß eingetreten, die ihre fernere Bewegung hemmet. Nimmt K, durch Nebenideen etwa, an Kraft und Wirkſamkeit zu; ſo erfolgt der unzweckmäßige Anſtoß K, anſtatt des zweckmäßigen und verlangten Anſtoßes d. Die Seele wird dieſes gewahr, hält ein, und ziehet ſich gleichſam zurück, um durch Lenkung der Aufmerkſamkeit, die Gewalt der Vorſtellung D. zu verſtärken, und den Anſtoß d. hervorzubringen. Dieſes gelinget zuweilen; aber zuweilen entſteht durch dieſe Bemühung blos ein zweites Stocken, das mit dem vorigen denſelben Weg nimmt. Die fremde Vorſtellung, welche dieſe Verwirrung verurſacht, kann zuweilen von der Beſchaffenheit ſeyn, daß ſie in die Reihe der zweckmäßigen Ideen gar nicht paſſet, ſondern aus einer ganz andern Folge von Begriffen ſich hier eingemiſcht hat. Mehrentheils aber ſcheint es eine ſpätere Idee zu ſeyn, die der Stotternde anticipirt, ein Glied der Ideenkette, das zu früh eintreten will, und dadurch die Bewegung hemmet. Die Vorſtellung K. nehmlich, die nach dem Erfordern des Vorſatzes, erſt in der Folge, nach I. ihren Platz hat, erhält etwas zu früh das größte Moment der

Kraft, und unterbricht dadurch die Einwirkung der zweckmäßigen Vorſtellung D.

Das Stottern wäre alſo, nach dieſer Hypotheſe, nichts anders, als eine Art von Colliſion einer zweckmäßigen mit einer unzweckmäßigen Idee, welche beide auf die Sprachwerkzeuge zugleich wirken wollen, und faſt gleiche Momente der Kraft haben. Die Glieder der Ideenkette, die ſich, ohne unmittelbare Lenkung der Seele einander nachziehen ſollen, werden, durch eine fremde Idee, die ſich dazwiſchen gelegt, aufgehalten, und nunmehr findet die hinzutretende Seele ihre Schwierigkeit, das Hinderniß aus dem Wege zu nehmen.

In einer Gemüthsbewegung drängen ſich gewiſſe Ideen mit einer ſolchen Lebhaftigkeit und Wirkſamkeit vor, daß ſie gar leicht den Lauf der zweckmäßigen Ideen unterbrechen können.

Wenn wir uns in einer fremden Sprache ausdrücken wollen, ſo pflegen wir ſelten, ſo lange ſie uns nicht ſehr geläufig iſt, in derſelben zu denken, ſondern wir denken noch immer in der Mutterſprache, und überſetzen uns ſelbſt, in währendem Sprechen, aus der geläufigen in die fremde Sprache. Wir haben alſo zu gleicher Zeit, nicht nur für das Gegenwärtige, in einer Sprache zu denken, in welcher ſich der Ausdruck von ſelbſt darbietet, und in einer andern den Ausdruck aufzuſuchen, der uns zu fliehen ſcheinet; ſondern müſſen auch für das Nächſtkünftige ſorgen, denken und überſetzen, damit wir nicht ſtocken. Wie leicht iſt hier nicht Colliſion möglich?

Je mehr Perſonen auf die Worte des Redenden aufmerkſam ſind, deſtomehr fremde Vorſtellungen können ſich einmiſchen, und ihn in Verwirrung bringen, und dieſes um deſto leichter, wenn ſich die Furcht mit einmiſcht, ihnen durch den Fehler in der Sprache zu misfallen.

Beim langſamen Leſen oder Singen würkt die Seele weniger durch dunkele Ideenreihen und ſich ſelbſt überlaſſene Fertigkeiten, als durch rege Aufmerkſamkeit, mit Willen und Bewußtſeyn, und kann daher weit weniger von einer fremden, unzweckmäßigen Vorſtellung beſchlichen und in Verwirrung gebracht werden. Das laute Leſen hat noch überdem den Vortheil, daß die Seele vermittelſt des Gehörs, ſinnlich beſchäftiget und an das Gegenwärtige in der zweckmäßigen Ideenreihe gleichſam befeſtiget wird; dadurch ſie weit weniger ausſchweifen und auf etwas fremdes zu verfallen, aufgelegt wird.

So kann auch auf die entgegengeſetzte Weiſe, durch die äußerſte Schnelligkeit, mit welcher der Stotternde die Reihe der Worte durchfährt, die innige Verknüpfung der würkſamen Begriffe verſtärkt, das Eintreten fremder unzweckmäßiger Ideen verhindert, und die Sprachwerkzeuge in den Stand geſetzt werden, über die ſchwierige Silbe ohne Anſtoß hinzurollen. Eben ſo, wie in der phyſiſchen

Bewegung ein Hinderniß, das im Wege liegt, leichter zu überkommen iſt, wenn wir ausholen, und mit der möglichſten Geſchwindigkeit darauf zueilen.

Das beſte Mittel wider dieſes Uebel iſt, meiner Erfahrung nach, folgendes: Man gewöhne ſich frühzeitig niemals anders, als laut und langſam zu leſen, und vornehmlich nicht mit den Augen zuvoreilen, und das Folgende zu ſchnell vorausnehmen zu wollen. Man belege ſich vielmehr das Folgende mit der Hand, und laſſe Silbe nach Silbe, ſo wie ſie ausgeſprochen werden ſoll, erſt in die Augen fallen. Hierdurch werden nicht nur fremde Vorſtellungen entfernt, ſondern hauptſächlich das Zuvoreilen ſpäterer Begriffe verhindert, welches in den mehreſten Fällen die Urſache des Stotterns zu ſeyn pflegt. Anfangs wird dieſe Uebung am beſten mit ſolchen Sachen vorzunehmen ſeyn, die noch unbekannt ſind, davon man alſo das Folgende nicht aus dem Gedächtniſſe vorausnehmen kann. Nach und nach verſuche man es mit bekanntern Sachen. Man wiederhole die Bemühung öfters in Gegenwart andrer und vornehmlich ſolcher Perſonen, denen man Ehrerbietung ſchuldig iſt, und zu gefallen Urſache hat. Dadurch wird die Seele in der Fertigkeit geſtärkt, ihre Ideenreihe in Ordnung zu halten, und alle fremden und unzweckmäßigen Vorſtellungen zu entfernen.

In den übrigen Gliedmaßen der freiwilligen Bewegung kann ſich etwas ähnliches zutragen, als hier zur Erklärung des Stotterns in Abſicht auf die Gliedmaßen der Sprache angenommen worden iſt, und hieraus läßt ſich das Schwanken und Taumeln der berauſchten und fieberhaften Perſonen, ſo wie das Zittern der Alten und Schwächlichen begreiflich machen. Bei jenen folgen die Ideen zu ſchnell auf einander, und die Gliedmaaßen der Bewegung können ihnen in eben der Geſchwindigkeit nicht folgen. Es durchkreuzen ſich auch bei ihnen verſchiedene Ideenreihen, und laufen dermaßen durcheinander, daß ſie öfter in Colliſion kommen, und ſich einander hemmen; daher wechſelsweiſe das ſchnelle Zufahren in der Bewegung und das öftere Stocken, welches zuſammengenommen das **Taumeln** genennt wird. Bey alten und ſchwächlichen Perſonen aber folgen zwar die Ideen mehrentheils in ihrer natürlichen Geſchwindigkeit aufeinander; allein die Gliedmaaßen der Bewegung ſind bey jenen zu ſteif, bey dieſen zu ſchwach, mit den würkſamen Ideen gleichen Schritt zu halten, und ihnen in eben der Zeit harmoniſch zu folgen. Es miſchen ſich alſo fremde und itzt nicht zum Zweck dienliche Begriffe mit ein, und bringen die Reihe der organiſchen Stöße, die der Reihe der würkſamen Ideen entſprechen ſoll, in Unordnung und öftere Unterbrechung. Der **Schwindel** ſelbſt ſcheint nichts anders zu ſeyn, als das Durchkreutzen und Ineinanderlaufen verſchiedener Reihen von unwürkſamen Begriffen, die ſich mit einer ſolchen Lebhaftigkeit ineinander verlieren, daß die Seele zu ſchwach iſt, ſie dem Bewußtſeyn unterzuordnen, und ſich derſelben zu bemeiſtern. Man wird ſich dieſes deutlich machen können, wenn man auf die verſchiedne Art aufmerkſam iſt, auf welche der Schwindel zu entſtehen pflegt. Jedoch ich verlaſſe dieſe beſondere Krankheit, die ein philoſophiſcher Arzt von meinen Freunden mit mehrerer Ausführlichkeit zu behandeln im Werke hat, und verweiſe meine Leſer auf die Abhandlung deſſelben, die wahrſcheinlicherweiſe nächſtens zum Vorſchein kommen wird.

Ich komme zu der ſeltnen Beobachtung, die Herr **Spalding** an ſich ſelbſt gemacht hat, und die zu dieſem Aufſatze die Veranlaſſung geweſen. Jener Weltweiſe ſpricht: die Frage eines Weiſen führet die Antwort zur Hälfte mit ſich. Mich dünkt, dieſes treffe allhier vollkommen ein. Herr S. hat mit ſo vieler Genauigkeit beobachtet, und die Umſtände, die er wahrgenommen, ſo treffend beſchrieben, daß die Hypotheſe, aus welcher ſie erklärt werden können, ſich gleichſam von ſelbſt darbietet. Man darf nur ſeiner Erzählung folgen, und dabei nicht aus der Acht laſſen, was oben von der Harmonie zwiſchen den **würkſamen Begriffen** und **organiſchen Stößen** iſt angeführt worden.

„Ich hatte, erzählt Herr S., denſelben Vor-
„mittag in geſchwinder abwechſelnder Folge **viele**
„**Leute ſprechen, vielerlei Kleinigkeiten ſchrei-**
„**ben** müſſen, wobei die Gegenſtände faſt durchge-

„hends von ſehr unähnlicher Art waren.“ Dieſem nach entſtunden in ihm viele Ideenreihen mancherlei Art, deren verſchiedene auf dieſelben Organe des Sprechens und Schreibens wirkſam waren. Dieſe mußten ſich einander deſto öfter durchkreuzen und in Verwirrung bringen, je weniger Verbindung ſie unter ſich hatten, und je mehr die **Aufmerkſamkeit**, wie Herr S. hinzuſetzt, **immer auf etwas anders geſtoßen** ward. Dergleichen vielerlei Geſchäfte, die durcheinander laufen, pflegen bei jedem andern ſchon Zerſtreuung zu verurſachen; einen Zuſtand, in welchem wir etwas anders verrichten, als wir verrichten wollen. Bei einem Manne, der gewohnt iſt, anhaltenden, bündigen Betrachtungen nachzuhängen, und vielleicht geringfügige Geſchäfte dieſer Art mit Unluſt verrichtet, mußte die Wirkung ſtärker und von längerer Dauer ſeyn. Seine Aufmerkſamkeit ward deſto härter angegriffen, da ſie nicht gewohnt iſt, ſich ſo zerren und ſtoßen zu laſſen, und jeder Kleinigkeit, die ſie auffordert, ſogleich zu Dienſt zu ſeyn; daher ſie am Ende ſo eingenommen und gleichſam betäubt ward, daß ſie ſeiner freyen Willkühr den Gehorſam verſagte, und ſich nicht mehr von dem Bewußtſeyn des Vorſatzes lenken ließ.

„Zuletzt, fährt Herr S. fort, war noch eine „Quitung zu ſchreiben. Ich ſetzte mich nieder, „ſchrieb die beiden erſten dazu erforderlichen Wörter.“ Hier trat, nach meiner Hypotheſe, eine fremde, auf eben das Organ würkende Idee dazwiſchen, hielt der zweckmäßigen Idee die Wage, und unterbrach die Folge der organiſchen Stöße. „In „dem Augenblicke, erzählt der Beobachter, war ich „nicht weiter vermögend, weder die übrigen Wörter „in meiner Vorſtellungskraft zu finden,“ (die Menge der mannigfaltigen Ideen hatte dieſe Dunkelheit verurſachet) „noch die dazu gehörigen Züge zu treffen“ (die zweckmäßigen Vorſtellungen waren am Moment der Kraft in dieſem Augenblicke nicht die ſtärkſten). „Ich ſtrengte aufs äuſſerſte meine Aufmerkſamkeit an, ſuchte langſam einen Buchſtab „nach dem andern hinzumahlen“ (grade ſo, wie die Stotternden beim Sprechen, zuweilen mit gutem Erfolge, zu thun pflegen,) „mit beſtändigem Rückblick auf den vorhergehenden, um ſicher zu ſeyn, „ob er auch zu demſelben paſſe“ (daß ſich Hr. S. dieſes Rückblicks und der Bedenklichkeit, ob auch der Buchſtab paſſen würde, ſo deutlich bewußt war, mag wohl den Zuſtand in etwas verſchlimmert haben; indem dadurch die Aufmerkſamkeit noch mehr getheilt, und unzweckmäßigen Ideen mehr Gewalt eingeräumt wurde) „merkte aber doch, und ſagte „es mir ſelbſt, daß es nicht diejenigen Züge würden, die ich haben wollte.“ (Eben ſo, wie der Stotternde eine Silbe nicht herausbringen kann, und eine andre dafür hören läßt. Er merkt es, daß es nicht die zweckmäßige Silbe ſei, hält ein, und ſetzt zu verſchiedenen Malen von neuen an,

um

um die rechte, zur Abſicht dienliche Silbe tönen zu laſſen.)

„Ich brach alſo ab, fährt Hr. S. fort, hieß „den Mann, der darauf wartete, theils einſilbigt, „theils durch Winken, weggehen, und überließ mich „unthätig dem Zuſtande, in welchem ich mich befand. Es war eine gute halbe Stunde hindurch „eine tumultuariſche Unordnung in einem Theile „meiner Vorſtellungen“ (in der Region der würkſamen Ideen) „in welchen ich nichts zu unterſcheiden vermochte: nur daß ich ſie ganz zuverläßig „für ſolche Vorſtellungen erkannte, die ſich mir ohne „und wider mein Zuthun aufdrängten, deren Unwichtigkeit ich einſahe, auf deren Wegſchaffung „ich arbeitete, um den eignen und beſſern Ideen, „deren ich mir im Grunde meiner Denkkraft“ (in der Region der unwürkſamen, ſpekulativen Ideen,) „bewußt war, mehr Luft und Raum zu verſchaffen. Ich warf mich nehmlich, ſo viel ich unter „dem Schwarm der andringenden verwirrten Bilder konnte, auf die mir geläufigen Grundſätze von „Religion, Gewiſſen, und künftiger Erwartung zurück: ich erkannte ſie für gleich richtig und feſt: „ich ſagte mir ſelber, mit der gröſten Deutlichkeit „und Gewißheit: wenn ich, das eigentliche denkende Weſen, jetzt gleich, etwa durch eine Art von „Tod, aus dieſem in dem Gehirn erregten Getümmel, welches mir, nach meiner innerſten Empfindung, immer etwas fremdes außer mir ſelbſt vor-

„gehendes blieb, herausgeſetzt würde; ſo würde ich in der beſten glücklichſten Ordnung und Ruhe fortdenken und fortdauern. Bei dem allen war nicht die mindeſte Täuſchung der äuſſerlichen Sinnlichkeit: ich ſahe und kannte alles um mich herum in ſeiner wahren Geſtalt: nur des fremden Andranges und Gewirres im Kopfe konnte ich nicht loswerden. Ich verſuchte zu reden, gleichſam zur Uebung, ob ich etwas zuſammenhangendes hervorzubringen im Stande wäre; aber ſo ſehr ich auch Aufmerkſamkeit und Gedanken zuſammenzwang, und mit der äußerſten Langſamkeit dabei verfuhr; ſo merkte ich doch bald, daß unförmliche und ganz andere Gedanken erfolgten, als die ich wollte: meine Seele war itzt eben ſo wenig Herr über die innerlichen Werkzeuge des Sprechens, als vorhin des Schreibens.“

Man ſiehet gar deutlich, daß die Seele unſers Beobachters, was die unthätigen ſpekulativen Ideen betrift, ihre Funktion ohne Fehler und Verwirrung verrichten konnte: das Widernatürliche lag bloß in der Funktion der eigentlichen wirkſamen Ideen, die in die Gliedmaßen des Sprechens und Schreibens wirken und die ihnen gemäßen körperlichen Veränderungen hervorbringen ſollten. Hier hatten ſich mancherlei andre, unzweckmäßige Ideen dermaßen gehäuft und zuſammengedrängt, daß ſie ſich zwar einander das Licht benahmen und dunkel in der Seele ſchwebten; aber das Moment ihrer Kraft ward dadurch nicht vermindert, und ſie ſtellten ſich der Seele gleichſam in den Weg, ſo oft ſie eine von den ihr ſonſt ſo willigen Saiten, nach Erforderniß ihres Endzweckes, berühren, und in Bewegung ſetzen wollte. Wir ſind zwar Meiſter über unſre Aufmerkſamkeit, und im Stande, ſie nach unſerm Vorſatze zu lenken; aber nur bis auf einen gewiſſen Grad. Die Gewalt der Jdeen kann aber ſo ſehr zunehmen, daß wir mit aller Anſtrengung die Aufmerkſamkeit von ihnen nicht abrufen können, und in der Region der wirkſamen Jdeen können die dunkelſten Begriffe eine ſolche Gewalt beſitzen, oder vielmehr die Begriffe, die eine ſo große praktiſche Gewalt haben, ſind mehrentheils undeutlich, wegen der Geſchwindigkeit, mit welcher ſie aufeinander folgen, wie bei allen Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten der Menſchen zu erſehen iſt.

Daß in der Region der Gedanken alles wohl und in Ordnung ſey, und gleichwohl in der Region der wirkſamen Jdeen etwas widernatürliches, oder gar eine gänzliche Unfähigkeit obwalten könne, habe ich ſelbſt, bei der Nervenſchwäche, an der ich ſeit vielen Jahren leide, nur zu oft erfahren. Die Zufälle meiner Krankheit hat mein Freund, der **D. Bloch**, der mich, als Arzt und Freund genau zu beobachten Gelegenheit gehabt, in ſeinen **Beobachtungen** mit vieler Deutlichkeit beſchrieben. Jm Anfalle, der mich beim erſten Erwachen aus einem unruhigen Schlafe anzuwandeln pflegte, hatte ich mein völliges

Bewußtſeyn, war im Stande, jede Gedankenreihe, die ich mir vornahm, mit Ordnung und Deutlichkeit zu verfolgen; nur daß ich aller willkührlichen Bewegung ſchlechterdings unfähig war; weder ein Glied am Leibe regen, noch einen Laut von mir geben, oder die Augen aufthun konnte, und jede Bemühung, die ich anwandte, irgend ein Glied zu bewegen, war völlig fruchtlos, und vermehrte nur die ſehr widrige Empfindung, von welcher dieſer Zuſtand begleitet war. Es war mir nehmlich dabei, als wenn etwas glühendes vom Gehirn herab, den Rückgrad entlang, einſtrömen wollte, und Widerſtand fände, oder als wenn jemand mit glühenden Ruthen mir den Nacken geiſſelte. Ich mußte mich alſo vollkommen ruhig halten, bis ein Eindruck von außenher den Lebensgeiſtern gleichſam die Schleuſen öfnete, daß ſie freien Einfluß hatten, und nunmehr war auch in demſelben Augenblick alles wieder hergeſtellt, und ich völlig wieder Herr über meine freiwilligen Bewegungen.

Demohngeachtet aber iſt es immer dieſelbe Seele, dieſelbe einfache Subſtanz, welche beides verrichtet, Gedanken hat, und Willkühr oder freien Willen ausübt; nur daß ſie, ſo wie der Körper, in Abſicht auf Eine von ihren Funktionen in einen widernatürlichen Zuſtand gerathen und gehemmet werden kann; das heißt, die Seele kann, ſo wie der Körper in Anſehung dieſer Verrichtungen, geſund und wohl, und in Anſehung einer andern hingegen ſchwach oder krank ſeyn. Daſſelbe denkende Weſen, das Hr. S. ſein eigentliches Ich nennet, und das von Seiten ſeiner Gedankenfähigkeit völlig geſund war, empfand von Seiten ſeiner Bewegungsfähigkeit, die Verwirrung, das Fremde, Widernatürliche, die Indispoſition, die leicht in eine Krankheit hätte übergehen können. Die Reihe der ſpekulativen unthätigen Begriffe blieb in ihrem natürlichen Zuſtande und konnte, ſo oft der Denker wollte, mit freier Willkühr fortgeſetzt werden. Aber die Reihe der thätigen Ideen, und der mit ihnen harmoniſch zu erregenden organiſchen Stöße hatte gelitten. Hier war der Andrang und das Getümmel, welches Hr. S. fühlte; und ſo oft er ans Reden oder Schreiben ging, drang ſich aus dieſer Verwirrung immer eine fremde unzweckmäßige Vorſtellung vor, die auf daſſelbe Organ wirkte, und eine andre Bewegung hervorbrachte, als er haben wollte.

Mich dünkt indeſſen, Hr. S. habe in der Ueberraſchung einen mißlichen Verſuch gewagt, in währendem Andringen verwirrter Bilder und Vorſtellungen, ſich nach ſeinen philoſophiſchen und religiöſen Betrachtungen umzuſehen, und ſeine Aufmerkſamkeit von dem gegenwärtigen Getümmel gleichſam mit Gewalt abzuziehen. Dieſer Verſuch hätte, wo ich nicht irre, von traurigen Folgen ſeyn können. Jene Betrachtungen, auf die ſich Hr. S. zu werfen wagte, enthalten blos ſpekulative Ideen, die unmittelbar auf keine äußere Gliedmaßen wirken. Und in dem Gehirn ſelbſt, wo ſie ſo lebhaft wirken, beſchäftigen ſie, als allgemeine, abſtrakte Begriffe, bloß einen gewiſſen Bezirk, eine ihnen zukommende Region, und laſſen das übrige Syſtem ohne alle Thätigkeit. Sie erfordern alſo mehr Sammlung und Anſtrengung der Lebensgeiſter und eine ſtärkere Richtung derſelben gegen die obern Theile, als in dem tumultuariſchen Zuſtande, in welchem ſie ſich bei Hrn. S. ohnehin befanden, dienlich geweſen ſeyn mochte, und daher mußten ſie, wie mich dünkt, das Uebel vermehren. Eine freie Ausſicht in die offene Natur; ein ruhiger Blick auf das thätige Leben der Menſchen und Thiere; ein körperlicher Schmerz, oder jede andre äußere ſinnliche Empfindung von einiger Kraft, etwas Speiſe oder ein kühlender Trunk, den er etwa zu ſich genommen hätte, würde wahrſcheinlicher Weiſe heilſamer geweſen ſeyn. Dadurch würden die Lebensgeiſter von ihrem allzuheftigen Andrange im Gehirne abgeleitet, und in das ganze Nervenſyſtem gleichmäßig vertheilt worden ſeyn. Nur durch ſinnliche Eindrücke werden die Ideenbilder in Ordnung gebracht, und Licht und Schatten ſo über die Maſſe verbreitet, daß ſie ſich einander unterſtützen, und die Wirkung des Ganzen befördern helfen. Betrachtungen und Vernunftgründe, wie diejenigen, denen ſich Hr. S. überließ, mußten grade von entgegengeſetzter Wirkung ſeyn; ja die Beſorgniß, die er ſich in dieſem Zuſtande machte, die doch wahrſcheinlicherweiſe mit einiger Unruhe verbunden ſeyn mußte, konnte nach meiner Hypotheſe den Zuſtand nicht wenig verſchlimmern helfen; indem jede Gemüthsbewegung die ordentliche Einwirkung wirkſamer Ideen auf die Organe zu verhindern pflegt; wie ſolches vom Stottern iſt angemerket worden.

Es thut nichts zur Sache, daß Hr. S. ſich auf nichts in ſeinen vorhergegangenen Vorſtellungen oder Geſchäften zu beſinnen wußte, das zu den unverſtändlichen Worten, die er in der Verwirrung niederſchrieb, hätte Anlaß geben können. Wir haben geſehen, daß die dunkelſten Empfindungen, die mit keinem Bewußtſeyn der Seele verbunden ſind, auf die Organe dennoch ſehr kräftig wirken, und die zweckmäßigen willkührlichen Handlungen hervorbringen, und eben ſo wohl unterbrechen können. Ein Wort, das etwa in währender Verwirrung in einem Nebenzimmer laut geſprochen ward, konnte zufälliger Weiſe, da alles in dem Haupte Hrn. S. ſo geſpannt war, einen ſehr lebhaften Eindruck machen, und von ſtärkerer Wirkung in die Organe ſeyn, als die zweckmäßige Idee, die kein ſonderliches Intereſſe hatte. Indem nun Hr. S. ſeine Lebensgeiſter anſtrengte, die Bewegung der Hand hervorzubringen, die zu ſeinem Endzweck erforderlich war, drang jene fremde Vorſtellung vor, und ließ ihn etwas unzweckmäßiges niederſchreiben, ſo wie dem Stotternden wider Silben entfahren, die er nicht hat ausſprechen wollen. Die Seele, ihres Vorſatzes deutlich bewußt, merkte gar bald, daß etwas unrechtes hingeſchrieben worden, hielt ein, um von neuem wieder anzuſetzen; daher das Unterbrochene, Unvollendete in der Sprache des Stotternden ſowohl, als in dem Niedergeſchriebenen des Hrn. S. — Und eben dieſes, daß die unwillkommenen Ideen in der Seele fremde waren, und ſich nur zufälliger Weiſe eindrängten, daß ſie noch das Bürgerrecht nicht erlangt, an keine Reihe von Begriffen ſich angefügt hatten; eben dieſes, ſage ich, iſt die Urſache, daß ſich Hr. S. ihrer nachher nicht wieder zu erinnern vermochte. Man hat im Traume zuweilen die lebhafteſten und wirkſamſten Vorſtellungen; man weiß es, beim Erwachen, daß man dergleichen gehabt, ohne ſich ihrer wieder erinnern zu können, ſo lange man nicht auf eine Idee geräth, die mit ihnen verbunden iſt, und vermittelſt derer jene hervorgerufen worden. Die Seele kann nur diejenige abweſende Vorſtellung anrufen, zu der ſie das eine Ende der Schnur gleichſam vor ſich hat, um ſie anziehen zu können. So lange ſie dieſes nicht gefunden hat, iſt ihre Bemühung vergebens. Nur vermittelſt des Gegenwärtigen iſt die Seele im Stande, ſich des Vergangenen wieder zu erinnern.

Und nun auch etwas auf die philoſophiſche Frage Hrn. S. zu antworten:

„Wenn die ganze Denkkraft von dem jedesmaligen Zuſtande des Gehirnes abhängt, oder eigentlich darinn liegt; ſo muß in meinem Fall, „der eine Theil meines Gehirns geſund, in gehö-

„tiger Lage und Ordnung, der andre in unordentlicher, „verwirrter Bewegung geweſen ſeyn. „Und welcher von beiden ſagte denn: **ich**? unterſchied die durcheinander kreuzenden Vorſtellungen von ſich ſelber? urtheilte von der Unrichtigkeit derſelben? fühlte ſo innig ſich ſelbſt, „als etwas ganz anders und abgeſondertes von „jenem?“

Nach obiger Erklärungsart war eigentlich in dem Gehirn des Herrn S. kein Theil in unordentlicher, verwirrter Bewegung; und es hatten nur fremde, unzweckmäßige Vorſtellungen mehr Wirkungskraft erlangt, als ſie ſeinem Vorhaben nach, haben ſollten. Das Ich ſeiner Seele hatte weder Ort noch Beſtimmung verändert. Daß wir neben einer Reihe von ſpekulativen, mit Bewußtſeyn verbundener Ideen, die nicht auf äußere Organe wirken, auch noch ſo manche Reihe von thätigen Ideen verfolgen, und zum Ziele leiten können, iſt bekannt, und bereits oben angeführt worden. Die Seele beherrſcht dieſe verſchiedenen Reihen, lenkt jene durch deutliches Bewußtſeyn jedes Gliedes, dieſe durch Gewohnheit und Uebung, und die durch dieſelben hervorgebrachten Fertigkeiten; wirkt hier ſelbſt, und läßt dort andre nach ihrem Plane fortwirken. Alles dieſes weis ſie, wie die Bürger eines wohlgeordneten Staats dermaßen in Harmonie zu bringen, gleichſam wie in eine einzige gruppirende Maſſe von Licht und Schatten zu verbinden, daß die Wirkung des Ganzen zu ihrem Hauptendzwecke übereinſtimmet. Allein ſie herrſcht in dieſem ihrem innern Staate nicht unumſchränkt, und ihre Befehle werden nicht alle ohne Weigerung vollzogen. Ihre Kraft überhaupt hat Gränzen. Zuweilen gelanget eine Vorſtellung zu einer größern Gewalt, verſagt ihr den Gehorſam, will thätig ſeyn, wo ſie nicht ſoll; verdränget eine zweckmäßige Idee aus ihrer Stelle, oder hemmet ſie wenigſtens in ihrer Verrichtung; wodurch Unordnung und Stocken in den öffentlichen Angelegenheiten entſtehen muß. Die Beherrſcherin eilt hinzu, der Unordnung zu ſteuern. Ihrem Befehle nach ſollte eine gewiſſe Reihe von organiſchen Stößen hervorgebracht werden, und eine fremde Idee hatte ſich dazwiſchen eingedrängt. Sie ſuchet alſo die Aufmerkſamkeit, die ſie zum Theil in Händen hat, mehr der zweckmäßigen Idee zuzuwenden, und ſie dadurch wirkſamer zu machen. Es läßt ſich aber begreifen, daß die widerſpenſtige Vorſtellung nicht immer alſofort weichen wird, ſondern auch zuweilen in dem erſten Kampfe obſiegen, und einen organiſchen Stoß hervorbringen kann, den der herrſchende Theil des Ichs ganz verkennt, und ſeinem Endzwecke zuwider findet.

II.

Fortgeſetzte Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen.

Da ich wegen meiner fortdaurenden Kränklichkeit meine Verſuche mit dieſem Taubſtummen, nicht, wie ich wünſchte, fortſetzen können, ſo bin ich wenigſtens aufmerkſam auf ſeine Handlungen und auf die pantomimiſche Aeußerung ſeiner Gedanken geweſen, um daraus auf die Denkart eines ſolchen Menſchen weiter zu ſchließen.

Ich habe ſchon von ihm angeführt, wie außerordentlich wahr und richtig ſeine Erinnerung des Vergangnen, wie ſtark ſeine Einbildungskraft, und wie gut ſeine Beurtheilungskraft iſt: nachher aber habe ich auch zu meiner gröſten Verwunderung bemerkt, daß er faſt alle Religionsbegriffe von Gott und Chriſto, und ſelbſt religiöſe und andächtige Empfindungen dabei habe.

So lange ich ihn kenne, hat er beſtändig einen groſen Haß gegen die Juden bezeigt, den ich mir anfänglich nicht erklären konnte, bis er einmal gegen einen, der mich beſuchte, erſtaunlich aufgebracht war, und durch Ausbreitung der Arme, wie bei einem Cruzifix, und ſehr genaue Bezeichnung der fünf Wunden Jeſu, ſehr deutlich ausdrückte, daß Chriſtus von den Juden gekreuziget ſey. Er bildete darauf mit den Fingern eine Figur von zwei Hörnern auf ſeinem Kopfe, und drückte durch Pantomime aus, indem er nach dem brennenden Feuer im Ofen wieß, daß der Teufel die Juden in die Hölle führen würde.

Dieſes mußte ihm natürlicher Weiſe von ſeinen Eltern oder andern Leuten in der Kindheit durch Zeichen beigebracht ſeyn. Aber nun wollte ich unterſuchen, ob er auch wohl einen Begriff von Sünde oder Unrecht im religiöſen Verſtande habe, und zeichnete ihm in dieſer Abſicht ein Cruzifix aufs Papier, wo ich an dem Kopfe Hörner, und an Händen und Füßen Krallen anbrachte, mit welchen er ſich nehmlich den Teufel vorſtellte.

Sein Abſcheu dagegen war unbeſchreiblich. Er ſahe mich ſtarr und mit Entſetzen an, und das erſte, was er that, war, daß er dieſe Hörner und Krallen, wovon die Dinte noch naß war, ſo geſchwind er konnte, wieder auswiſchte, gleichſam, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könnte. Indem er auf mich wieß und einen Bart bezeichnete, äuſſerte er, ich ſey wohl ſelbſt ein Jude, oder doch ſo ſchlimm wie ein Jude.

Er erzählte dieſes ſogleich mit eben den verabſcheuenden Gebehrden meiner Aufwärterin wieder, und ſeitdem äußert er auch beſtändig großen Zweifel an meiner Seeligkeit. Dieſe bezeichnet er, indem er die Arme wie Flügel leicht emporſchweben läßt, und dabei eine heitre, lächelnde Miene annimmt; da er hingegen die Verdammniß auf vorerwähnte

Art durch die Geſtalt des Teufels, der die Seele in ſeine Klauen faßt, und ſie in den feurigen Ofen wirft, bezeichnet.

Frage ich ihn nun durch Zeichen, ob er wohl glaube, daß ich ſeelig werde, ſo will er mich zwar nicht geradezu verdammen, aber er ſchüttelt doch mit dem Kopfe, und mahlt ein Cruzifix aufs Papier, wobei er alsdann die Hörner und Krallen, die ich dazu gemahlt, zwar mit der Feder über dem Papier bezeichnet, aber es nicht wagt, das Papier mit der Feder wirklich zu berühren, und nur einen Zug davon zu entwerfen. Die Miene, die er dabei macht, iſt aus Verwunderung, Andacht und Abſcheu zuſammengeſetzt.

So hält er auch den Selbſtmord für eine große Sünde. Denn indem ich einmal in ſeiner Gegenwart mich ſtellte, als ob ich mir ein Meſſer in die Bruſt ſtoßen wollte, ſo ſuchte er mich durch ſehr ernſthafte Mienen und Gebehrden davon abzuhalten, indem er mir zugleich bezeichnete, daß mich gewiß der Teufel hohlen und mit Füßen zertreten würde, ſobald ich auf die Weiſe ſtürbe.

Ich ſtellte mich darauf, wie einer, der vor Krankheit auf dem Bette ſtirbt, um ihn zu fragen, was denn mit mir geſchehen würde, worauf er nach ſeiner Art zu verſtehen gab, daß ich alsdenn wohl ſeelig werden könnte. Dieß war noch vorher, ehe ich die Hörner und Krallen gemahlt hatte.

Wenn er glaubt, daß ihm ſelber Unrecht geſchieht, und er ſich nicht rächen kann, ſo zeigt er gen Himmel, und macht mit der Hand eine Bewegung, wie der Donner allmälig herankommen, alsdann ſeinem Beleidiger plötzlich auf den Kopf fahren, und ihn tödten, oder wie Gott ihn mit ſeinem Donner todtſchlagen werde. Dieß iſt ſeine ernſthafteſte Aeußerung von der Beſtrafung des Unrechts: bei geringeren Veranlaſſungen begnügt er ſich damit, daß er dem, der ihn beleidigt, ein paar Hörner vormacht, als ob er ſagen wollte, der Teufel werde ihn ſchon früh genug hohlen.

Die erſte ernſthafte Aeußerung pflegt er auch zu machen, wenn ein Stück Brodt muthwillig an die Erde geworfen, oder damit geſpielt und Kugeln davon gemacht werden, welches er ebenfalls für eine der größten Sünden hält.

Bedeutet man ihn, er werde wegen ſeiner eignen Sünden auch verdammt werden, ſo giebt er zu verſtehen, daß er ja nicht hören könne, und daß ſich Gott deswegen ſein erbarmen, und ihn ſelig machen werde.

Dieß geſchahe auch einmal bei der Gelegenheit, wo er mir durch Zeichen vorwarf, daß ich nicht ſo fleiſſig in die Kirche gienge, wie meine Aufwärterin, ſondern während der Zeit andre Geſchäfte triebe; daß er ſelbſt aber nicht hineingienge, entſchuldigte er damit, weil er nicht hören könne.

Uebrigens ſind ihm auch viele abergläubiſche Begriffe von Hexen u. d. gl. beigebracht. Er weiß z. B. ſehr genau, wenn die Hexen in der Walpurgisnacht auf den Blocksberg reiten; und hierbei habe ich eben zuerſt gefunden, daß er einen ſehr richtigen Kalender im Kopfe hat: denn den Abend vor dem erſten May beſchrieb er zu meiner großen Verwunderung alle Thüren und Eingänge mit Kreuzen, ohne daß ihn, wie ich gewiß weiß, irgend jemand ein Wort von der bevorſtehenden Walpurgisnacht geſagt hatte.

Eben ſo bezeichnete er mir auch nachher, wenn es Oſtern, Pfingſten, oder Himmelfahrtstag war. Es wäre doch wirklich viel, wenn er einen Tag nach dem andern zählte und ſich merkte, und nun die ganze Reihe dieſer vergangnen Tage im Gedächtniß behielte, wie es doch beinahe der Fall ſeyn muß, wenn er wirklich eine Art von Kalender im Kopfe hat. Auch kann er an dem Standpunkte der Sonne ſehn, was die Uhr iſt, und trift dieß gemeiniglich ſehr richtig.

Wenn er bezeichnen will, daß er etwas wiſſe oder nicht wiſſe, ſo zeigt er mit dem Finger auf die Stirne, wobei er entweder mit dem Kopfe nickt oder ſchüttelt. Es ſieht poßierlich aus, wenn er bedeuten will, daß einer verrückt ſey, alsdann zeigt er ebenfalls mit dem Finger auf die Stirne, und macht dabei eine ſonderbare verwirrte Miene.

Einmal hatte er ſich oder jemand anders ihm in den Kopf geſetzt, daß mir der König jährlich 30 Rthlr. für ihn bezahlte; bis ich ihm dieſe Vorſtellung aus dem Kopfe brachte, glaubte er beſtändig Unrecht zu leiden. Seine Kleidung, Eſſen, nichts war ihm gut genug, und er hatte mich bei jeder Gelegenheit im Verdacht, daß ich das Königliche Geld unterſchlüge, und er darüber leiden müſſe.

Gegen den König bezeigt er ſehr viel Reſpekt. Wenn man ihm allerlei Fragen thut, was er werden will, und ihn unter andern, durch einen großen Stern, den man auf die Bruſt zeichnet, frägt, ob er etwa König werden wolle, ſo macht er dabei eine Miene, wie bei einer delikaten und gefährlichen Sache, und bezeichnet, daß ihm alsdann der Kopf werde vor die Füße gelegt werden.

Als das erſte Stück dieſes Magazins herausgekommen war, ſo zeigte ich ihm ſeinen Nahmen in demſelben, den er wegen der Aehnlichkeit der gedruckten mit den geſchriebnen Buchſtaben ſogleich erkannte, und dieß that eine ganz außerordentliche Wirkung auf ihn. Allen, die er kannte, zeigte er mit Verwundrung und Freude ſeinen Nahmen in einem gedruckten Buche. Ich bezeichnete ihm nun, daß einige Seiten bloß von ihm handelten, und er fand auch hier die Buchſtaben b, d, f, u. ſ. w., die er zuerſt hatte ausſprechen lernen, beſonders gedruckt, dieß vermehrte noch ſeine Verwunderung. Als ich ihm aber am Ende des Aufſatzes die Wörter ſtolz und **neidiſch** erklärte, und bezeichnete, daß ſie ebenfalls auf ihn gingen, ſo war nun ſeine Aergerlichkeit hierüber eben ſo groß, als vorher ſeine Freude darüber, daß er ſeinen Nahmen gedruckt ſah.

Sobald das zweite Stück dieſes Magazins herauskam, und er es bei mir auf dem Tiſche liegen ſahe, blätterte er es gleich ſehr ſorgfältig durch, um zu ſehen, ob er wiederum ſeinen Nahmen darinn finden würde.

III.

Geſchichte eines taub- und ſtummgebohrnen Frauenzimmers.

Dorothea Johanna Catharina Klingeſporn, iſt den 4ten Mai 1751 hieſelbſt in Braunſchweig gebohren. Ihr ſeeliger Vater, Chriſtian Gottfried Klingeſporn, war ein Musquetier, und ihre, auch ſchon längſt verſtorbene Mutter, hieß Ilſe Maria Klingeſporn. Dieſe Eltern erfuhren leider bald aus allerhand Proben, daß ihr Kind nicht müßte hören können; aber ſie befürchteten hiebei nicht zugleich auch das andere traurige Elend, daß es ſtumm wäre. In den Jahren aber, da ſich bei den Kindern ſonſt die völlige Sprache zeiget, bemerkten ſie auch den Mangel der Sprache bei ihrem Kinde mehr denn zu gewiß. Ohngefähr da es ſechs Jahr alt war, hatten

ten die Eltern Gelegenheit, es dem damals ſehr berühmten Hofrath **Heiſter**, da er ſich eben in Braunſchweig aufhielt, vorzuzeigen, und dieſer große Arzt ſeiner Zeit, ſagte es ihnen, daß keine Hofnung wäre, daß ihr Kind je würde hören und ſprechen können. So wurde es alſo damals für ein taub- und ſtummgebohrnes Kind gehalten, und dafür hält ſie ein jeglicher noch, der ſie kennet. Damit ich aber hier nichts ſchreiben möchte, wovon ich nicht, ſo viel möglich, vergewiſſert wäre, ſo erbat ich mir hierüber das Urtheil des hieſigen einſichtsvollen Hofmedikus **Dû Roi**, welches ich auch erhielt.

Ich komme wieder zurück in meiner Erzählung, auf die Jugendjahre dieſes tauben und ſtummen Mädchens. Ihre Eltern machten mit ihr alle Verſuche, ob ihr nicht ſowohl im Irrdiſchen, als auch beſonders in der Religion etwas könnte beigebracht werden. Sie ſchickten ſie viele Jahre nacheinander zur Schule, und auch dahin, wo ſie in Handarbeiten Unterricht haben konnte. Von den irrdiſchen Geſchäften lernte ſie verſchiedenes; aber in der Schule weiter nichts, als mechaniſch das Schreiben; und nicht das geringſte von der Religion.

Nachdem ihre Eltern frühzeitig verſtorben waren, ſo nahm ſie ihre jetzt im 92ſten Jahre noch munter und geſund lebende Großmutter zu ſich und hat ſie bereits dreizehn Jahr als eine Vater- und Mutterloſe Waiſe verpfleget. Auch dieſe ihre alte

Großmutter hat anfangs noch einige Bemühungen angewandt, um ihr Großkind noch ein mehreres lehren zu laſſen. Allein alle Frucht, die ſie davon hatte, war, daß ſie in irrdiſchen Geſchäften, Nähen, Stricken, auch Verkaufung der Gartengewächſe immer geſchickter wurde. Von der Religion aber wußte ſie nichts.

In einem ſolchen bejammernswürdigen Zuſtande war ſie nun bereits 25 Jahr alt geworden, als ſie mir hier, in einem gewiſſen Hauſe chriſtlicher Menſchenfreunde, wohin dieſelbe nebſt ihrer Baaſe öfters mit Gartengewächſe gekommen, zu meiner Unterſuchung, ob ihr nicht noch wohl einige Kenntniß der Religion beizubringen, und zugleich meiner Fürſorge, wer dazu wohl zu gebrauchen ſei, gütigſt anempfohlen wurde. Man communicirte mir hiebei des Herrn Superintendenten Laſius Unterricht der taub- und ſtummen Fräulein von Meding.

Ich machte hierauf mit unſerer Tauben und Stummen eine Probe. Sie hatte wirklich von der Religion nicht das geringſte Erkenntniß. Aber ich bemerkte bei ihr ein recht ſanftes, freundliches, lehrbegieriges, folgſames Weſen, was zu lernen, und anzunehmen. Nun gedachte ich darauf, wem ich hier wohl mit am beſten, zur beſtändigen Aufſicht und zur täglichen Unterweiſung, ſie anvertrauen könnte. Nach einigen Tagen redete ich desfalls mit dem hieſigen Schulhalter, den ich als einen treuen, fleißigen Schulmeiſter ſchon lange gekannt hatte, und bat ihn, daß er ſie in ſein Haus nehmen, und unter göttlicher Gnade einen Verſuch mit ihrer Unterweiſung machen möchte. Ob es ihm nun gleich nicht möglich war, die Taube und Stumme in ſeine Wohnung aufzunehmen, ſo war er doch willig genug, ſie täglich zu unterrichten. Er erhielt von mir einige hiezu dienliche Bücher, und zugleich meinen Rath, wie das Werk wohl unter göttlichen Beiſtand anzufangen wäre.

Er fing wirklich dies wichtige Werk mit der Hülfe Gottes vor anderthalb Jahren an; widmete dazu täglich zwo Stunden, und ſo ſetzte er es mit allem treuen ununterbrochenem Fleiße fort. Seine angewandten Bemühungen ſegnete Gott von Zeit zu Zeit recht merklich. Jeder, der davon ein Augenzeuge wurde, mußte darüber erſtaunen. Selbſt verſchiedene Standesperſonen bewunderten, wenn er mit ſeiner Schülerin zu ihnen gerufen wurde, ihre erlangte Kenntniß der Religion. Nach allen meinen möglichſt angeſtellten Prüfungen glaubte ich, daß ſie, nach den Fähigkeiten, die ihr Gott gegeben hatte, ſo viel von dem Chriſtenthum gefaſſet, daß ſie wohl könnte confirmiret und zum heiligen Abendmahle angenommen werden.

Ich berichtete hierauf das alles, was bisher mit Unterweiſung dieſer Tauben und Stummen vorgegangen, und wie weit ich glaubte, daß ſie in der Kenntniß der Religion gekommen ſei, mit aller Unterthänigkeit an Ihro Durchlauchten, unſern gnädigſten Herzog. Höchſtdieſelben geruheten auch durch ein gnädigſtes Reſcript Höchſtdero huldreichſtes Wohlgefallen auf die mildeſte Weiſe hierüber zu bezeugen.

So wurde nun alſo ein Tag zu der heiligen Confirmationshandlung dieſer Tauben und Stummen angeſetzt, und ein jeder, der dieſer Handlung beiwohnete, preiſete die wunderbare Güte Gottes, die er an ihr bewieſen hatte.

Jeglicher rühmte auch den treuen Fleiß ihres Schullehrers; und ich ſelbſt kann ihm hier öffentlich das gewiſſenhafteſte Zeugniß geben, daß er ſie mit aller Treue und unermüdeten Fleiße unterwieſen hat. Davon habe ich mich ſo oft aus dem Augenſcheine überzeuget, und die heiligen Handlungen, die ich mit dieſer ſeiner Schülerin habe anſtellen können, ſind davon auch ſichere Beweiſe.

Und damit der geneigte Leſer ſelbſt von dem, was ich von ſeinem Fleiße und ſeinen treuen Bemühungen gerühmt habe, ein gütiges Urtheil fällen möchte; ſo hat er einige Nachrichten von der Lehrart, nach welcher er die Taube und Stumme unterrichtet, aufſetzen müſſen. Er hat dieſen Aufſatz ſo gemacht, wie er hier zu leſen iſt. Ich hätte freilich wohl einiges darinnen weiter ausdehnen, anderes enger zuſammenziehen; und hie und da dieſes und jenes ändern können; aber auſſer einigen Verbeſſerungen in der Schreibart und in dem Ausdruck, habe ich lieber die Sachen ſelbſt ſo laſſen wollen, wie ſie aus ſeinem guten Herzen ungekünſtelt gefloſſen ſind.

Einige Nachrichten von der Lehrart, nach welcher die Unterweiſung der Taub- und Stummgebohrnen Dorothea Johanna Catharina Klingeſporn, unter göttlicher Gnade angefangen und fortgeſetzt iſt.

Es war am 20ſten März 1776, da mich der hieſige Herr Paſtor Paulmann hohlen ließen, und mir eröfneten, daß ſie wegen Unterrichts dieſer Perſon ein Vertrauen in mich geſetzet, und mich zu dieſem wichtigen und ſeeligem Geſchäfte auserſehen hätten: ich möchte nach aller Treue und Fleiß thun, was mir möglich wäre. Sie wollten nicht ermangeln, mich mit Rath und Beiſtand zu unterſtützen. So bereit und willig ich nun war, zur Ehre Gottes und zum Dienſte meines Nächſten auch in dieſem Falle alles beizutragen, ſo war es mir doch ein fremder Gedanke, wie es möglich wäre, eine taube und ſtumme Perſon zu unterrichten. Worauf mir der Herr Paſtor des Herrn Superintendent Laſius Unterricht von der taub- und ſtummgebohrnen Fräulein von Meding, und des Herrn Paſtor Solbrigs Bericht von Unterweiſung tauber und ſtummer Perſonen zum Gebrauch reicheten, und dabei alle mögliche Anweiſung gaben. Dieſes machte mir Muth und Hofnung, daß da es doch nicht bei andern Perſonen unmöglich geweſen, ſo würde Gott auch zu dieſen vorzunehmenden Unterrichte ſeinen Seegen geben.

Ich verſprach nach aller ſchuldigſten Treue und Fleiß zu thun, was mir unter göttlicher Gnade möglich wäre. Und ich hatte Urſach Gott zu danken, daß er mich als ein Werkzeug in ſeiner Hand gebrauchen wollte, das Elend meines Nächſten in etwas zu erleichtern.

Worauf wir an dem Tage den Anfang machten, und auf alle Art verſuchten, ob es nicht möglich wäre, daß ſie Buchſtaben könnte ausſprechen lernen. Allein vergebens, kein anderer Buchſtabe wurde gehöret als B, weil das eine Prellung der Lippen ausmachte. Da nun nach aller erſinnlichen Bemühung, ſie reden zu lehren, keine Hofnung war, ſo mußte ich auf Mittel denken, ihr andere Wege zu bahnen, um ihr doch für das erſte eine richtige Kenntniß der Buchſtaben beizubringen. Ich ſahe mich in dieſem Falle von vorerwehnten Büchern verlaſſen. Da die Fräulein von Meding die Buchſtaben ſchon gekannt hatte; in Solbrigs Bericht aber keine Erwähnung dieſerhalb geſchehen, und das von dem Herrn Superintendent Laſius angezeigte Fingeralphabet uns wohl zu weitläuftig geweſen ſeyn möchte, indem ich nur täglich zwo Stunden zu dieſem Unterricht widmen konnte. Daher machte ich den Verſuch, und nahm einen Stock, deſſen eines Ende ſie zwiſchen ihre Vorderzähne nehmen mußte, und das andere Ende nahm ich zwiſchen meine Zähne und redete ihr dadurch zu, wodurch ſie in Verwunderung und Erröthung geſetzet wurde. Dieſes ließ uns hoffen, ihr auf ſolche Weiſe die Buchſtaben beizubringen, und kenntlich zu machen, welches auch durch die Gnade Gottes ſo glücklich von ſtatten ging, daß ſie in vierzehn Tagen die Buchſtaben alle richtig anzeigen konnte, wenn ich ihr dieſelben ſowohl in als außer der Reihe zurief. Sobald ſie die Buchſtaben gefaſſet hatte, ſchrieb ich ihr das currente Alphabet auf, und wir gingen ſodann die gedruckten und geſchriebenen Buchſtaben mit einander durch, ſo daß ſie zum innigſten Vergnügen in kurzer Zeit alle dieſe Buchſtaben auf das deutlichſte kennete. Den Unterſchied zwiſchen einem harten P und weichen B, und harten T und weichen D ihr begreiflich zu machen, faſſete ich ſie bei der Hand, und drückte bei dem harten Buchſtaben ihre Hand feſte, und bei dem weichen ſanfte. Da nun dieſes Zurufen durch den Stock ſeine gute Wirkung hatte, ſo machten wir weiter den Verſuch, ob ſie auch alles durch denſelben verſtehen könnte; allein vergebens. Sobald es Wörter waren, die aus mehreren, als einer Silbe beſtunden, konnte ſie ſolche nicht verſtehen, ja ſogar wenn das Wort aus mehr als drei bis vier Buchſtaben beſtand, ſo konnte ſie es nicht unterſcheiden, außer ſolche Wörter, als Ich, Du, er, Sie, u. d. gl. die konnte ich ihr verſtändlich zurufen. Nun mußten wir uns blos ans Schreiben, und an Zeichen, und Bilder halten. Nichts war nöthiger, als ſie durch ein beſtändiges liebreiches Betragen ſo einzunehmen, daß ſie nirgends lieber war, als in der Schule zum Unterricht bei ihrem Lehrer, und daß man ihre Zeichen, durch welche ſie eine Sache angab, kennen lernete, und dabei ja immer eine ernſthafte Miene behauptete, ſo lächerlich auch wohl zum öftern ihre Zeichen geweſen wären. Daher ſahe ſie auch gar nicht gerne, wenn Kinder gegenwärtig waren, außer kleine Kinder von einigen Jahren. Auf dieſe ihr angenehm gemachte Information wurde ſie immer freudiger, und zeigte eine ſolche Lernbegierde, daß ſie auf alle nur mögliche Art ſich befleißigte, was zu lernen, und auf alles ſehr genaue Achtung gab. Wenn ihr, z. E. gezeigt wurde, wie ſie die Feder halten, und zu welcher Zeit ſie derſelben einen Druck geben müßte, wenn die Buchſtaben ein Anſehen gewinnen ſollten, ſo war ſie ſtets achtſam. Nun wurden ihr eine Menge Wörter vorgeſchrieben; als von dem Menſchen, die Augen, Ohren, Arm, Hand u. ſ. w. Die Kleidung und andere in die Sinne fallende Dinge, wobei ihr bei einem jeden Worte die Sache angezeigt werden konnte. Wenn ſie nun eine Anzahl Sachen vor ſich auf dem Tiſche oder ſonſten vor Augen liegen ſahe, und dieſelben nach dem Namen unterſcheiden konnte, ſo wurden die Sachen aus der Stube oder ſonſt bei Seite geleget, und ihr denn durch ein Wort eine Sache angezeiget, die ſie hohlen mußte. Auf dieſe Weiſe ging der Unterricht unter göttlichem Beiſtande glücklich fort.

Um nun das Buchſtabiren und Leſen ihr auf eine angenehme Art geläufig zu machen, ſchafte ich einen Buchſtabierkaſten an, aus welchem ſie einen Buchſtaben nach dem andern hinſetzte und Wörter daraus formirete: ſolche mußte ſie alsdenn hinſchreiben, damit ihr immer ein jedes Wort doppelt ins Gedächtniß käme, und ſo gingen wir in dem Irrdiſchen und Sinnlichen fort, bis zur Religion. Da nun vor allen Dingen hier nöthig war, ihr zuerſt ihren Gott kennen zu lernen, ſo gelang es uns auch durch ſeinen Geiſt und Beiſtand, daß wir über alles Vermuthen in dieſer ſo ſehr ſchweren und wichtigen Sache täglich um ein großes weiter kamen; wozu ihr innerlicher Trieb, ſolches zu wiſſen, ungemein vieles beitrug. Nun zeigte ich ihr erſt am Abend den Himmel mit ſeinen unzähligen Lichtern, nehmlich die Sterne, und frug: ob ſie die zählen könnte? ſie hielt das anfänglich für eine ſehr leichte Sache. Wie ich ihr aber eine Hand voll Sand auf das Papier ſchüttete, und eine Rechentafel voll lauter durcheinander punktirter Punkte vorlegte, und befragte: ob ſie dieſelben zählen könnte? ſo ſahe ſie gar bald ihre Schwäche ein, daß da ſie dieſe geringe Anzahl nicht zählen könnte, es ihr gar nicht möglich wäre, die große und unbeſchreibliche Zahl der Sterne zu zählen. Und als ich ihr nun weiter zeigte, daß ich einen wüßte und kennte, der die Sterne zählen könnte, ſo war ſie begierig zu wiſſen, wer der ſeyn möchte? Ich ſchrieb ihr vor: der heißet Gott, und ſie freuete ſich, den näher kennen zu lernen. Am andern Tage zeigte ich ihr die Sonne, und befahl ihr, daß ſie dieſelbe anſehen ſollte; da ſie aber ihres ſtarken Glanzes wegen ſolche nicht anſehen konnte, ſchrieb ich ihr vor: Gott hat die Sonne auch erſchaffen, und dieſer Gott iſt ſo groß und ſo herrlich und glänzend, daß ihn niemand anſehen kann. Gleich darauf kam uns ein ſtarkes Gewitter ſehr zu ihrem Unterricht zu Nutze. Wie ſie eine Furcht vor dem Blitze, und vor der Erſchütterung des Donners zeigte, ſo wieß ich ihr, das thäte Gott, der wäre aber uns nicht böſe, wie ſie wohl dächte, ſondern gut, und er wäre hier bei uns, ob wir ihn ſchon nicht ſehen könnten.

Ich nahm hierauf ein Kind und band dem die Augen zu, nun frug ich ſie: ob das Kind uns ſehen könnte? worauf natürlich ihr Kopfſchütteln, ihr Nein, erfolgte. Ich frug weiter, können wir denn das Kind ſehen? Ja; nickte ſie; nun brauchte ich ein Exempel und zeigte ihr, wenn jemand in die Stube käme und dieſem Kinde leid zufügen wollte, ob ich denn als Vater das Kind nicht würde beſchützen. Sie nickte wieder Ja. Oder wenn der Durchlauchtigſte Herzog die Kanonen abfeuern ließen, (NB. den Durchl. Herzog bezeichnete ſie mit dem Stern auf der Bruſt) und Ihro Durchlauchten Prinzen wären gegenwärtig, ob denn denenſelben bei dieſer donnernden und blitzenden Kanonade würde ein leid zugefüget werden. Nein, ſchüttelte ſie mit dem Kopfe. Nun eben ſo bedeutete ich ihr: würde Gott uns auch gnädiglich beſchützen, das uns kein Leid wiederführe, ob es auch noch ſo ſehr donnerte und blitzete, denn er wäre unſer Vater und wir ſeine Kinder.

Weil ich nun leicht erachten konnte, daß ſie mir den Einwurf gewiß machen wollte, ich ſehe aber Gott nicht? So bedeutete ich ihr hierauf für das erſte, daß man viele Dinge nicht ſehen könnte, und wären doch da. Z. E. das Ding, mit welchem ſie wüßte, was ſie thäte, das wäre nicht ihr Finger, oder Hand, oder Arm, ſondern das wäre in ihr, ihr Geiſt. Nun frug ich ſie durch Zeichen: ob ſie ſchon geſehen hätte, das jemand geſtorben wäre? welches ſie mit ihrem Ja Zeichen anzeigte. Worauf ich weiter frug, ob ſie denn auch die Seele geſehen hätte, daß die geſtorben wäre? Die habe ich nicht ſterben ſehen, ſchrieb ſie.

Ich bezeichnete ihr, daß die auch nicht ſterben könnte, weil ſie kein Finger, oder Hand, oder Fuß wäre. Aber, ſchrieb ich, die Seele iſt vielleicht noch in dem todten Menſchen geblieben? worauf ſie aber antwortete: Nein, denn der Menſch hätte ſeine Hände, Augen, Mund und nichts mehr rühren können, welches ihre Seele ſonſt befohlen. Dieſes überzeugte ſie deutlich, daß die Seele nicht mehr in dem verſtorbenen Menſchen ſei, indem man nach weniger denn Acht Tagen ſeinen beſten Freund nicht mehr ſehen möchte, wenn er todt wäre. Aber die

Seele deſſelben mag man doch noch gerne ſehen? Die kann ich nicht ſehen, bezeichnete ſie.

Hierbei nahm ich denn Gelegenheit ihr zu zeigen: daß da Gott auch ein Geiſt ſey, ſo wäre er doch wahrhaftig als Gott da, ob man ihn ſchon nicht ſehen könnte. Und von dem hätten wir unſern Urſprung. Unſer Leib wäre aus Erde gebildet, wie ich ihr bei Schöpfung des Menſchen gezeiget hatte. Wenn der Menſch nun ſtürbe, fuhr ich fort, müßte der Leib zur Erde werden, wovon er genommen wäre, die Seele aber ginge wieder zu Gott, von dem ſie ihren Urſprung hätte. Ja, ich wollte ihr noch mehr ſagen, dieſer Gott wäre unſichtbarer Weiſe allgegenwärtig, wir möchten uns hinwenden, wo wir wollten, ſo wäre Gott da, er ſähe und hörete, alles was wir thäten und redeten, und dieſer Gott ſey allmächtig, das hieße: er könnte alles hervorbringen, z. E. daß die Sonne uns ſchiene und nicht ſchiene, daß es regnete und aufhörte, daß es donnerte und wieder aufhörte, und das Gewitter gnädiglich vorüber ginge, u. d. m.

Nun frug ich ſie, ob das ein Menſch könnte hervorbringen und abwenden, es fiel ihr leicht hierauf: Nein zu ſchreiben, und ſie zeigte mir durch Zeichen, daß ihr jetzt eben eine ſolche Begebenheit einfiele. Wie wir vor einigen Jahren das ſchwere Hagelwetter gehabt hätten, ſo ſei kein Menſch vermögend geweſen, demſelben zu wehren, ſogar des Durchl. Herzogs Fenſter wären auch zerſchlagen.

Nun glaubte ſie alſo wohl, daß ein allmächtiger Gott wäre. Und ſo giengen wir das Pflanzenreich auch mit einander durch. Da ſie vorher natürlicher Weiſe mußte gedacht haben: daß das alles von dem Fleiße der Menſchen herrührte, und die Erde ſolches alles hervorbrächte, ſo lernte ſie nun einſehen, daß wenn es nicht regnete, alles auf dem Lande vertrocknete, oder wenn keine Sonne ſchiene, daß es denn im Wachsthum damit nicht fort wollte, wie ihr denn ſolches am beſten bekannt war, weil ſie mit Gartengewächſe zum Verkauf umzugehen pflegte. Nun faßte ſie es auch gar bald, daß alles von einem allmächtigen Weſen, auch das Leben, und die Geſundheit der Menſchen abhinge.

Da ich nun überzeuget war: daß ſie Gott aus dem Reiche der Natur mit vieler Gewisheit und Ueberzeugung hatte kennen lernen; ſo giengen wir zum zweiten Beweiſe: nehmlich zu dem Zeugniß des Gewiſſens. Ich ſuchte ihr unter allerlei Begebenheiten vorzuſtellen, daß ein Menſch nicht immer einerlei Gemüthsbewegung haben könnte, wenn er Gutes oder Böſes thäte. Z. E. ein Dieb hätte bei der finſtern Nacht geſtohlen, und niemand hätte es geſehen, und nun ſäße er am Tiſche und zählte ſein Geld, es käme aber jemand und klopfte an die Thüre: ob der Dieb wohl ein ruhiges Gemüthe hätte, oder ob er nicht vielmehr ſein Geld würde ſuchen zu verbergen, ehe er jemanden hereinkommen ließe? Dagegen ſtellte ich ihr weiter vor, wenn ein Kaufmann aus ſeinem Laden tauſend Thaler Geld, die er redlich aufgenommen, auf ſeinem Tiſche liegen hätte, und jemand käme und klopfte an, ſo würde der ſein Geld nicht verbergen, ſondern ungeſcheut rufen: herein! Und ſolche Fälle giengen wir ſehr viele durch. Nun ließ ich ſie ſelbſt urtheilen, ob der Dieb ein ſo ruhiges Herz und Gewiſſen habe, als der Kaufmann? Nein! zeigte ſie an, der Dieb hat was Böſes gethan, und der Kaufmann nicht.

Es hats aber niemand geſehen, ſchrieb ich ihr auf, vor wem fürchtet er ſich denn? Doch, zeigte ſie an, Gott hat es geſehen. Und der Gott, bezeichnete ich ihr, iſt auch Beherrſcher über unſer Gewiſſen, und keiner kann, wenn er Böſes gethan, der Unruhe deſſelben ſich entziehen. Dagegen wenn wir nichts Böſes gethan haben, und es kommt denn auch wegen einer geſtohlnen Sache Nachfrage, ſo können wir ganz ruhig ſeyn, das wäre laut des Gewiſſens ſein untrügliches Kennzeichen, daß ein Gott ſey.

Hierauf fing ich an, ihr die Gebote eins nach dem andern begreiflich zu machen, welche ſie auch bald faſſete, und ſie ſuchte ſelbſt jeden ähnlichen Fall in die Gebote einzurücken. Z. E. nach dem erſten Gebote, daß es nicht erlaubt wäre, Bilder anzubeten; nach dem andern, daß es ſo viele Leute gäbe, die nicht beteten; nach dem dritten, es giengen zwar viele Leute in die Kirche, die wenigſten aber aus der rechten Abſicht. Sie zeigte nun und klagte: die Leute könnten hören und reden, und bekümmerten ſich ſo wenig um die Predigt. Ein Theil plauderte, ein Theil ſähe nur zu, was die Leute für Kleider und Friſuren hätten, ein Theil ſäße und blätterte in Büchern, und ein Theil ſchliefe, was Gott wohl möchte davon denken; ſie wollte gerne zuhören, wenn ſie nur könnte. Indeſſen hätte ſie doch den Nutzen von ihrem Kirchengehen, daß ſie von Gott den Seegen empfinge.

Nach dem vierten Gebote, das wäre nicht erlaubt, wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchten u. ſ. w. Hier zeigten ſich die hoffnungsvolleſten Früchte der jetzigen Bemühung, und daß ſie nicht mechaniſch gelernt hatte, aus folgenden Umſtänden: Wie ſie nach Hauſe kömmt, nimmt ſie eine Tafel, macht einen Ring darauf, und theilet den in zehn Theile, und ſchreibet die Gebote darein; nun gehet ſie zu ihrer alten Groſsmutter, und zeiget, wenn ſie ſich vergangen und ſie beleidiget hätte, ſo bäte ſie um Vergebung. Von der Zeit an hat ſie ſich ſehr gehorſam bewieſen.

Nach dem fünften Gebote zeigte ſie die Kindermörderin an, die vor einigen Jahren gerichtet war.

Nach dem ſechſten Gebote war es ihr ein rechter Schauder, wenn junge Leute ſo vor die Thore zum Tanzen und Springen liefen, oder wenn ſich ſonſt wer betrunken hatte. Wie ſie nun in eben dieſem Gebote den frommen und keuſchen Jüngling Joſeph in dem Bildercatechismus erblickte, wie ihn Potiphars Weib beim Kleide hielt, ſo glaubte ſie, das wäre ein Fehler in dem Bildercatechismus, und gehöre ins ſiebente Gebot, weil ſie dachte, Joſeph hätte ſtehlen wollen, und wäre dabei erhaſcht. Wie ich ihr aber, ſo viel die Wohlanſtändigkeit erlaubte, verſtändlich machte, was die Urſache davon wäre, gerieth ſie in eine rechte Verbitterung auf das Weib. Nach dem ſiebenten Gebote bemerkte ſie, daß es ſchon hier beſtraft würde, wenn jemand ſtehle, wovon ſie denn viele Exempel anführte. Und ſo wußte ſie auch leicht anzuzeigen, was in dem achten, neunten und zehnten Gebot enthalten ſey.

So weit ging alles gut, aber wie wir im Gebete Chriſti oder Vaterunſer an die fünfte Bitte kamen: und vergieb uns unſere Sündenſchuld! Da glaubte ſie, das wären nur bloße offenbare Miſſethäter, die das bitten müßten; wie ich ſie aber überführen wollte, daß alle Menſchen Sünder und Schuldner wären vor Gott, daß kein König, kein Fürſt, kein Prieſter, in Summa kein Menſch wäre, der nicht ſündigte, ſo zog ſie die Schultern, und bedauerte es ſehr, daß ſie denn manchen für ſo ganz fromm angeſehen hätte, und thäte doch noch Sünde. Und daß ich auch noch Sünden begienge, das hätte ſie nicht geglaubt. Wie ich ihr aufſchlug, was David ſagt: meiner Sünden ſind mehr, denn des Sandes am Meer, das war ihr ſehr bedenklich. Aber ſie und ihre Großmutter, meinete ſie, hätten doch keine Sünden gethan, wenn ſie ja, wie ſie noch klein geweſen, ſich verſehen, ſo wäre das längſt geſchehen, und ihr vergeben. Folglich könnte Gott keine Schulden mehr zurechnen. Wie ich ihr nun zeigte, daß ſie nicht allein mit Werken, ſondern auch mit Gedanken und Gebehrden noch immer ſündigte, auch nicht allein mit Vollbringung des Böſen, ſondern auch mit Unterlaſſung des Guten die Gebote übertreten habe, und daß ſie auch dafür, was ſie von Kindheit an Böſes gethan, ſtrafbar wäre; ſo fiel alle Liebe und Zutrauen zu mir weg, und wollte nichts mehr erklärt wiſſen. *)

Rührend iſt die Anrede, die **Herr Paſtor Paulmann**, bei der Konfirmation dieſer Taub- und Stummgebohrnen, an den Herrn Schullehrer Schwein-

---

*) Hierauf folgt eine fernere Erzählung, wie Herr Schweinhagen ihr dennoch, nach ſeiner beſten Ueberzeugung, die von ihm für nöthig gehaltenen Religionsbegriffe beizubringen ſuchte.

Schweinhagen, und eine betagte Großmutter dieſes Frauenzimmers hielt: ſein gutes, gefühlvolles Herz ergießt ſich hier, wie folget:

„O bewundre, bete an, danke mit mir dem „Herrn, und freue Dich, Du guter Lehrer dieſer „unſrer treuen Schülerin! Du haſt gepflanzet, ich „habe begoſſen, und Gott hat das Gedeihen dazu „gegeben. Sie iſt unter den Dir anvertrauten „Lämmern in der Schule, und unter meiner mir „anbefohlnen Heerde, von dieſer Art mein und „Dein Erſtling, von uns dem Herrn gebracht, „hier in der Gemeine Gottes, und das wird ſie „auch dereinſt für uns ſeyn im Himmel. Da, da „wird ſie uns mit Himmelsſprache ewig Dank „ſagen.

„O bewundert, betet an, danket dem Herrn, „und freuet Euch mit mir, die Ihr dieſer Eurer „Freundin als Anverwandten angehöret. Und „Du, alte Betagte, die Du ſchon längſt das ſonſt „ſo hochangeſetzte Ziel des menſchlichen Lebens überſtiegen haſt; die Du als Großmutter dieſe Deine „Großtochter an dieſer heiligen Stäte erblickeſt; „Dein Wunſch iſt erfüllt; die Du mütterlich gepflanzet, die Dich kindlich liebet, Dein Kind iſt „Gottes Kind, eine Erbin des Himmels. Wenn „Du nach Gottes Willen vor ihr, oder ſie nach „ſeinem weiſen Rath vor Dir in die Ewigkeit geht;

„dort kommt Ihr wieder an einem Orte zuſammen,
„wo keine Leiden, keine Stummheit, keine
„Taubheit, ſondern lauter Freude, lauter Himmelsfrohlocken
„auf ewig ſeyn wird!

„O bewundre, bete an, danke mit mir dem
„Herrn, und freue Dich, ganze chriſtliche Verſammlung,
„über dieſe unſre liebe Tochter, Deine
„Mitchriſtin! — Keiner verachte ſie! niemand
„ärgere ſie! niemand verderbe den Tempel Gottes,
„denn wer den verdirbt, den wird Gott verderben!
„— Jeglicher ſehe wohl zu, wie er mit ihr, und
„vor ihr fürſichtiglich, chriſtlich, heilig, exemplariſch
„wandle! Nehmet ſie auf, liebet ſie, ſchätzet
„ſie, ſorget für ſie, betet für ſie!“

Zur
Seelenheilkunde.

I.

Etwas aus der Geſchichte eines Hypochondriſten.

Da ich einmal fand, daß die Gemüthsfaſſung außerordentlich viel zur Geſundheit thue: ſo habe ich alles von mir entfernt, was ich entfernen konnte, deſſen ſchädlicher Einfluß hierinn mir bekannt geworden iſt. Die Vielwiſſerei und Angſt des Nichtwiſſens iſt bezähmt.

Ich gehe noch gern den Unterſuchungsweg fort, wenn er auch rauh, ſteil, oder dunkel iſt. Aber ich überlaufe mich nicht, ſondern gehe Schritt vor Schritt. Bin ich einmal nicht ſo weit gekommen, als ich wünſchte, ſo denke ich, auch für den morgenden Tag muß noch Beſchäftigung und Ausbeute ſeyn. Dadurch bleibt man bei Athem und Kräften.

Das Studium des Menſchen und der Natur iſt geſunde Nahrung. Ueber Kindereien, worüber ſich die ehrwürdige Verſammlung zu — — und zu — — den Kopf zerbrochen hat, zerbreche ich den meinigen nicht, nachdem ich eingeſehen habe, daß ſie nicht ad bene beateque vivendum nöthig ſind. Den ſchönen Wiſſenſchaften, die die Einbildungskraft auf die Folter engliſchen Spleens ſpannen, oder ein paar körnichte Ideen in einem Meere von faden und ſüſſem Gewäſch erſäufen, bin ich nicht gut. Man kann mir viel Geld bieten, um mich zum Leſen eines Trauerſpiels, oder Romans, wenns nicht etwa ein Spitzbart iſt, oder auch Gedichts, zu bewegen, das nicht mit ſo vielen, in jedem Worte ausſtrömenden Vergnügen, wie ein Homer, Virgil, Horaz, Haller, Gellert, und einige wenige mehr, angefüllet iſt und aufheitert.

Ein witziges und vergnügendes Epigramm, eine drollichte Romanze, iſt ein wahrer ſtärkender Leckerbiſſen für mich, aber keine Idylle, keine Elegie ꝛc. ꝛc. Kleiſt war, und iſt gewiſſermaßen noch der Dichter meiner Seele; aber — er iſt **keine Nahrung ſanfter hypochondriſcher Laune**, und in ſofern nicht der beſte Geſellſchafter.

So aufmerkſam, zum Exempel, muß der unglückliche Hypochondriſt, der aus dem Schifbruch entronnen iſt, über alles wachen, womit er ſich nähret und beſchäftiget. Ueber viele andere, hieher gehörige Dinge, kann ich mich nicht erklären, ohne den Vorhang zu weit zurückzuſchlagen, hinter welchem ich meine Schwachheiten bekenne.

Im ganzen weiß ich meine Gemüthsfaſſung und Neigungen, in Beſchäftigung, Vergnügen und Geſchmack, nicht kürzer und gewiſſermaßen kräftiger auszudrücken, als wenn ich ſage: ich bemühe mich, ein Teutſcher zu ſeyn. Die Teutſchheit, in allen Stücken, iſt ein wahres Antiſeptikum gegen dieſes giftige Uebel. Auch waren wir nicht ſo leicht hypochondriſch, ſo lange wir nicht von fremden Sitten zu ſehr angeſteckt waren.

Ich könnte dieſe Vergleichung weit führen: aber ich fürchte ſchon, hie und da zu weitläuftig geweſen zu ſeyn. Doch noch eins. Der Umgang mit unſers Gleichen iſt bei der Wahl eines Hypochondriſten bedeutend. Gleich und Gleich darf ſich hier nicht ſonderlich geſellen. Ich ſuche immer einen Zirkel zwar von denkenden, aber immer teutſchfühlenden und männlich heitern Freunden zu finden.

Selbſt der ungelehrte Luſtigmacher iſt mir lieb; und ich möchte beinah ſagen, luſtige, wenn ſchon nicht immer ſokratiſche Scherze, ſogar Plattitüden von Spas, wenn man auch zuweilen den Erfinder mit der Erfindung zu belachen nicht umhin kann, — ſind dem Hypochondriſten immer beſſer, als die ſchönſte Stelle aus Youngs Nachtgedanken, oder dem M — —

Wo zuweilen, neben dem Glaſe in Züchten, unter ungenirten, doch moraliſch guten Köpfen, ſo etwa ein aemuſſiſcher Schwank umhergehet, und das Zwergfell nicht viel Ruhe hat, das gehört zu den Feſten, die dem Erbfeind der Gelehrten ein wahrer Dorn im Auge ſind. Aber einem mondſüchtiſüchtigen Empfindler zuzuhören, wenn er quelque choſe de gracieux ou de noble vorliſpelt, oder aus dem Buche hergrimmaßirt, — dafür wollte ich jetzt lieber mit Eulenſpiegeln in Geſellſchaft ſeyn, — mit dem alten. —

II.

Ueber Anſtrengung des Geiſtes.

Bemerkungen von eben dieſem ehemaligen Hypochondriſten.

Anſtrengung des Geiſtes iſt für Gelehrte ſchlechterdings in einigem Grade unvermeidlich; man kann ſich zwar nicht ganz davor hüten, aber unter gewiſſen Regeln, kann man ſie ſich weniger ſchädlich machen.

Erſtlich ſuche man ſeine Geſundheit ſo ſtark wie möglich zu machen: ſo wird eine ſtärkere Anſtrengung weniger ſchaden, als unter andern Umſtänden eine weit geringere. Vorzüglich iſt der Gebrauch des guten Weins und Obſtes ein Mittel, ſtärkere Anſtrengung des Geiſtes länger zu ertragen.

Zweitens, arbeite man nicht lange unmittelbar aneinander mit dieſer Anſtrengung. Sobald es damit nicht recht mehr fort will, ſo laſſe man dies ſein Werk nicht nur ſogleich liegen, ſondern ſuche ſich, wenn ſchon nur auf eine kurze Zeit, zu zerſtreuen.

ſtreuen. Man gehe im Zimmer umher, in die Luft, in den Garten u. ſ. w. oder zerſtreue ſich mit kleinen Arbeiten und Geſprächen.

Je abgelegener dieſe von unſerer Gedankenreihe, je ſimpler, in Abſicht der nöthigen Aufmerkſamkeit, je luſtiger ſie ſind, deſto beſſer. Drittens, ſuche man die hohen Arbeiten des Geiſtes in ſolchen Zeiten vorzunehmen, worinn wir am ſtärkſten ſind; des Morgens, nach ſtarken Bewegungen und Erholungen, nach den nicht ſchwächenden Vergnügungen u. ſ. w. Durch eine möglichſtweiſe Einrichtung der Geſchäfte gehe man vom Schwerern nur zum Leichtern fort; nie aber umgekehrt. Dadurch werden wir unendlich mehr thun, als ſonſt möglich iſt, und immer mit genugſamer Kraft. Zwingt man ſich aber zu Anſtrengungen dieſer Art, wenn juſt die Seele nicht heiter iſt, ſo trift das Virgilianiſche

— — fruſtraque laborem
Ingratum trahit — —

ein. Man ſieht hieraus, daß die Stunden gegen Abend und die Nacht gerade, auch aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, die unſchicklichſten ſind.

Wer hypochondriſch iſt, und dabei freiwilligen großen Geiſtesanſtrengungen obliegt, iſt de tempore der größte Thor und Selbſthaſſer. Man wende nicht ein, daß man aus ſeiner Erfahrung und Gewohnheit wiſſe, daß die Stunden gegen und nach Mitternacht die beſten Zeiten zu ſtarken Seelenarlenarbeiten ſeyn. Ich gebe es zu, daß es bei Manchem fürs erſte wirklich ſo iſt. Ich habe dieſe ſcheinbar beweiſende Erfahrung und Meinung auch gehabt. Aber es iſt nichts weiter als die Frucht der Gewöhnung der Seele und des Körpers an eine gewiſſe periodenmäßige Epoche, wornach wir, wie mit vielen Dingen, z. E. dem Eſſen geſchieht, wenn dieſe Zeit wiederkömmt, wieder vorzüglich Luſt zur Sache haben, weil wir einmal dazu gewöhnt ſind.

Aber man kann es a priori ſchon einſehen, daß dieſes ſchlechterdings nicht die bequemſte Zeit dazu ſei, da es doch immer am Ende der Thätigkeit eines Tages iſt, wornach die Kräfte doch allemal etwas geſchwächt werden. Wie kann das geſund auf der einen, und die Arbeit erleichternd auf der andern Seite ſeyn, jetzt vorzüglich die Seelenkräfte und Nerven anzuſtrengen? Man verſuche es, und verlege dieſe epochenmäßige Thätigkeit der Seele in die Morgenſtunden, ſo wird man finden, ſobald man dazu gewöhnt iſt, daß man dennoch jetzt noch mehr, als damals, und mit größerer Leichtigkeit arbeiten könne, und wen'ger Schaden für die Geſundheit davon habe. Da ich jene Mode ehedem gehabt, und nachher mit völliger Ueberzeugung dieſe hier vorgezogen habe, ſo ſind dieſe Sätze lauter Erfahrung.

Zur
Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere.

Heinrich, ein Knabe von acht bis neun Jahren, hat ein durch häufige Krankheiten ſehr geſchwächtes Nervenſyſtem, und daher in ſeinem Aeuſſern nicht das mindeſte Lebhafte. Sein Gang iſt ſchleppend, und ſeine Sprache langſam und matt. Sein Blick iſt ohne alles jugendliche Feuer, aber ſehr ſanft und ein treuer Schattenriß ſeines ruhigen, freundſchaftlichen Herzens, das keine aufbrauſenden Leidenſchaften kennt, und ſich an jeden ſeiner Bekannten, wenn ich ſo ſagen darf, anſchmiegt.

Er liebt zwar Reinlichkeit und Ordnung, mag aber nicht gern ſelbſt dafür ſorgen; er iſt geſellig und liebt das Spiel, macht aber ſelten Geräuſch dabei. Entſtehen Zänkereien zwiſchen ihm und ſeinen Geſchwiſtern, ſo giebt er nach und kann ſich nicht leicht beruhigen, wenn er jemanden gekränkt hat.

Er thut faſt alles, um gelobt zu werden; da er aber das verdiente Lob nicht von der Schmeichelei unterſcheidet, ſo hat ſein Ehrtrieb leider die rechte Spannung ſchon verloren, und ihn auf den Weg der Heuchelei und Verſtellung gebracht; er weiß ſeine Fehler ſehr geſchickt zu verbergen, und ihnen, wenn ſie je entdeckt werden, einen ſo guten Anſtrich zu geben, daß ſie ihm, von allen, die ihn nicht kennen, gewiß auf der Stelle vergeben werden. Mit eben ſo vieler Geſchicklichkeit weiß er auch ſein Gutes allenthalben ſichtbar zu machen. Dieſe üble Gewohnheit muß er ſich ſo, wie ſeine ziemlich große Fertigkeit im Lügen, abgewöhnen, wenn ihn ſeine, übrigens dienſtfertige, liebevolle, nachgebende und zu allen ſanften Tugenden fähige Seele, allgemein beliebt machen ſoll.

Schmerz und Vergnügen bringen ihn beide leicht außer Faſſung, und er kann ſich eben ſo wenig im Klagen als im Fröhlichſeyn mäßigen.

Seine zu große Furchtſamkeit hält ihn von jeder Unternehmung zurück, bey welcher etwas gewagt werden muß. Bey den kleinſten Uebungen im Springen, Klettern und Bergablaufen, die ich mit ihm anſtellte, um ihn beherzter zu machen, koſtete es mir ſehr viel Mühe, ihn zu den kleinſten Verſuchen zu bewegen, denn ſeine Vorſtellungen von den damit verbundenen Gefahren waren immer überſpannt.

Durch Schilderungen des Elends oder guter Charaktere wird er ſo, wie durch Erzählungen trauriger Begebenheiten, leicht gerührt; er läuft dann im ganzen Hauſe umher, und ſucht jede theilnehmende Seele auf, der er erzählen kann, was er geſehen oder gehört, und was er dabei empfunden hat. Freilich verſchwindet der Eindruck, den der Anblick eines Elenden oder eine rührende Erzählung auf ſein Herz gemacht hat, auch bald wieder, denn ſein allzureizbares Nervenſyſtem findet in jedem Augenblick einen anziehenden Gegenſtand, der ihn zerſtreuet. Daher iſt die Reihe vernünftiger Vorſtellungen, die er an ſinnliche Eindrücke knüpft, gewöhnlich ſehr kurz. Ueberhaupt mag er nicht gern lange nachdenken, und er wird ſich ſehr anſtrengen müſſen, wenn er es in irgend einer Wiſſenſchaft, die viel abſtraktes Denken erfordert, zu einiger Vollkommenheit bringen will. Deſto ausdauernder iſt er hingegen bei künſtlichen Beſchäftigungen, bei denen die Sinne im Spiel ſind. So ſchnitzt er z. B. Pfeifen aus Schilf und Haberſtroh, und beſſert ſo lange, mit unglaublicher Geduld, daran, bis ihre Töne rein und ſeinem Ohr harmoniſch werden. Er zeichnet oft halbe Tage lang, ohne vom Tiſche aufzuſtehen; ſeine Zeichnungen ſind aber ſo, wie die kleinen Figuren, die er in Wachs poußirt, gemeiniglich bloſſe Kinder ſeiner Imagination, denn er nimmt ſelten bei dieſen Arbeiten ein Muſter vor die Augen; daher entſtehen denn oft die ſonderbarſten Geſtalten, deren Bedeutung er gemeiniglich erſt erklären muß. Sein Ehrgeiz findet ſich durch nichts ſo ſehr beleidigt, als wenn dieſe ſeine Werke, oder ſeine oft zu kindiſchen Einfälle, etwa von ſeinen Geſchwiſchwiſtern beſpöttelt werden. Ich habe ihn oft Stundenlang hierüber weinen ſehen.

Sein ſiebenjähriger Bruder, Philipp, iſt ein geſunder, ſtarker Knabe, von außerordentlichem Talent und eben ſo vieler Betriebſamkeit. Er iſt keinen Augenblick müßig, ſondern immer thätig, und ſeine Beſchäftigungen ſind gemeiniglich von ſo guter Art, daß ſie auch dem erwachſenen Beobachter derſelben Vergnügen machen, ſonderlich, wenn er fähig iſt, ſchon von den Kinderſpielen auf die Beſchäftigungen des künftigen Mannes zu ſchließen. Er pflanzt z. E. kleine Gärten, bauet Häuſer und Thürme, und ſucht ſich die kleinen Baumaterialien im ganzen Hauſe dazu zuſammen. Auf die Weiſe legt er Dörfer und Städte an, giebt ihnen Einwohner von Papier, ſticht Kanäle mit einem Span und trägt das Waſſer mit Nußſchalen hinein u. ſ. w. Bei dieſen Beſchäftigungen iſt er, wie überhaupt bei ſeinen Arbeiten, unermüdet. Er ruhet nicht eher, als bis er ſein Projekt ausgeführt hat, und läßt nicht leicht ein Werk unvollendet liegen. — Er pflegt gemeiniglich über alles, was ihm vorkömmt, nachzudenken: wozu es wohl nützt, was daraus verfertigt werden könnte u. ſ. w. Fällt ihm nun ein Brettchen oder ſonſt etwas in die Hände, ſo ſinnet er gleich nach, wozu er es anwenden will; und auf die Weiſe entſtehen denn die kleinen Plane zu ſeinen Unternehmungen, die, nach Maaßgabe ſeines Kinderverſtandes, oft ziemlich gut überdacht ſind. Dieſe

Plane führt er nun am liebſten ſelbſt aus, ohne ſeine Geſchwiſter daran Theil nehmen zu laſſen; nicht aus Mangel der Geſelligkeit, ſondern weil ihre Projekte gewöhnlich mit den ſeinigen in Kolliſion kommen und er bei ſeinen Entwürfen ſchlechterdings nach ſeinem Sinne handelt. Dem Rathe erwachſener Perſonen folgt er dabei gern, nur müſſen ſie ihm das Ganze nicht zerſtören wollen, ſondern bloß die Miene eines Gehülfen annehmen. Uebrigens iſt er bei den Spielen, mit andern, nicht eigenſinnig, ſondern ſehr friedfertig, und verlangt nie bei einer Sache, bei welcher er nur Theilnehmer iſt, ſeinen Willen zu haben.

Einer ſeiner Lieblingszeitvertreibe iſt das Blumen- und Inſektenſammeln, wobei er alle andere Freuden, ſogar oft das Mittageſſen vergißt, und gern mit einem Butterbrodt fürlieb nimmt, wenn man ihn nur nicht von ſeinen kleinen botaniſchen Excurſionen zurückruft. Er hat dabei auf die kleinſten Pflanzen Acht, und erkundigt ſich, wenn er ein neues, ihm noch unbekanntes Blümchen findet, ſogleich nach dem Namen deſſelben, oft auch: „obs der Apotheker brauchen kann.“

Sein Blick iſt lebhaft und ſcharf; ſeine Sprache deutlich und angenehm, und ſeine offene, immer heitere und freundliche Miene, ſcheint einem jeden zu ſagen, daß er es mit der ganzen Welt gut meint, und daß in ſeinem Herzen nicht das mindeſte Falſche iſt.

Er kann im höchſten Grade frölich, aber ſelten ganz niedergeſchlagen werden. Seinen Schmerz klagt er ſelten, und dann muß er ſehr heftig ſeyn; aber an ſeiner Freude müſſen alle ſeine Bekannten Theil nehmen.

Er iſt ziemlich empfindlich, gleichgültig gegen äußere Ordnung und Reinlichkeit, und äußerſt hitzig, wenn er glaubt, daß ihm oder einem ſeiner Freunde Unrecht geſchiehet. Außer dieſem, weiß ich aber auch weiter keinen herrſchenden Fehler an ihm. Er liebt die Wahrheit im ſtrengſten Sinne, und würde einen begangenen Fehler nicht leugnen, wenn er auch die ſchmerzhafteſte Strafe zu befürchten hätte; er kömmt vielmehr ſogleich, wenn er etwas verſehen hat, und zeigt es ſelbſt an. Furcht ſcheint er gar nicht zu kennen, daher iſt er bei ſeinen Unternehmungen beinahe zu leichtſinnig und unbedachtſam. Lob muntert ihn auf, ohne ihn ſtolz zu machen; tadelt ihn ein Erwachſener, ſo wird er ſchamroth, thut es aber jemand von ſeinem Alter, ſo meint er, es ſey beſſer, ſich um ſich ſelbſt zu bekümmern. Durch Körperſtrafen bewirkt man ſelten etwas Gutes bei ihm, ſie machen ihn vielmehr eigenſinnig und faſt unbiegſam; denn er kann gar nicht begreifen, wie man jemanden aus einer guten Abſicht Schmerz machen kann. Es war einmal nöthig, ihn durch Körperſchmerz auf gewiſſe Unreinlichkeiten aufmerkſam zu machen, die ſeiner Geſundheit ſchädlich waren, und an die er ſich zu ſehr gewöhnt hatte, als daß bloße Vorſtellungen hinreichend geweſen wären, ihn davon zu heilen. Ich konnte ihn über dieſe erlittene Strafe lange nicht beruhigen, denn er meinte immer, es ſey zwar gut, daß man ihm das Böſe abgewöhnen wolle, allein Schläge thäten doch weh, und wenn man einem gut wäre, müſſe man ihn nicht ſchlagen.

Er denkt gern und lange über einen Gegenſtand nach, und richtet ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf einen, ihm wichtig gewordenen, Gegenſtand. Ich habe oft mit Vergnügen bemerkt, daß er auch ſogar auf das genau Acht hat, was man für ihn noch für zu ſchwer hält, und was nur ſeinen erwachſenen Geſchwiſtern geſagt wird; er denkt dabei zuweilen ſchärfer nach als jene, und iſt daher manchmal im Stande, ihre unrichtigen Antworten zu verbeſſern. Hört und verſteht er eine gute Antwort, oder einen richtigen Schluß, ſo pflegt er oft, für ſich, auszurufen: „das iſt natürlich!“ Dabei hat er ein ſehr treues Gedächtniß, denn er erinnert ſich bei der geringſten Veranlaſſung an eine ganze Reihe gehabter Vorſtellungen, aus deren genauen und natürlichen Verkettung man ſchließen kann, wie gut er etwas gefaßt oder überdacht hat.

Im Fragen iſt er unermüdet, und man hat oft Stundenlang zu thun, wenn man ſeine Wißbegierde über eine Sache befriedigen will. Oft blieb er nach geendigten Schulſtunden bei mir ſitzen, oder kam aus eigenem Triebe wieder, ſich mit mir über eine gehörte Geſchichte, oder über einen in den Lectionen nur halb gefaßten Satz zu unterhalten; und dieſe Privatunterredungen gewährten mir öfters die herzlichſte Freude, denn er weiß ſich, für ſeine Jahre, ſchon ziemlich beſtimmt auszudrücken, und ſeine Fragen führen nicht ſelten auf ſehr ernſte Materien.

Ich will einige Skizzen unſerer Unterredungen herſetzen, der Leſer mag denn urtheilen, ob ich zu viel geſagt habe.

Einſt hatte ich mit ſeinen ältern Geſchwiſtern, von den Freuden des künftigen Lebens, und ſonderlich vom Wiederſehen unſerer verſtorbenen Freunde geſprochen, wobei er ſehr aufmerkſam zugehört hatte. Nach der Stunde blieb er bei mir, und hob folgendes Geſpräch an:

Philipp. Das iſt doch herrlich, daß ich meinen ſeligen Vater wiederſehen werde! Aber er wird mich doch nicht mehr kennen, wenn ich in den Himmel komme; er wird mirs doch nicht mehr anſehn können, daß ich ſein Philipp bin!

„Warum nicht?

Phil. Ich werde noch lange leben, und dann werde ich ſo alt und krumm, wie der alte Schiele, und kriege auch ſolche Runzeln im Geſicht; woran ſoll er mich dann kennen?

„Willſt Du denn Deinen Körper mit in den Himmel nehmen, wenn Du ſtirbſt?

Phil. Nein, das kann ich nicht; wenn man todt iſt, wird der Leib begraben.

„Wird alſo Dein Vater den Leib, den Du jetzt haſt, je wieder ſehen können?

Phil. Nein!

„Was meinſt Du nun, woran ſoll er Dich wieder kennen, wenn Du dieſen Leib nicht mehr haſt?

Phil. An meiner Seele.

„Recht, denn die kömmt ja eben in den Himmel; aber wird denn der Vater Deine Seele wohl ſehen können?

Phil. Nein, er hat keine Augen mehr; die ſind ja auch mit dem Leibe begraben.

„Aber wenn er nun Augen hätte?

Phil. Denn könnte er ſie doch nicht ſehen.

„Warum nicht?

Phil. Ja, weil man eine Seele nicht ſehen kann.

„Da haſt Du Recht, eine bloße Seele kann weder ſehen, noch geſehen werden. Aber denn weiß ich doch wirklich nicht, woran ſie Dein Vater kennen wird; hilf mir doch die Sache ausdenken, lieber Philipp; beſinne Dich einmal, ob Du noch nie ſo etwas gehört haſt, woran man eine Seele kennen kann. — — Hörſt Du jetzt nicht etwas?

Phil. Ja, Küſters Johann läutet Feierabend.

„Woher weißt Du denn, daß es Johann iſt, es kann ja wohl der Vater ſelbſt ſeyn?

Phil. Nein, es läutet ſo ſachte, und denn iſts Johann, denn der kann noch nicht ſo ſehr ziehen, wie ſein Vater.

„Alſo kennſt Du jetzt Küſters Johann doch, ob Du ihn gleich nicht ſieheſt, Du kennſt ihn an dem, was er thut.

Phil. Haha, nun beſinne ich mich; ſie ſagten einmal, man könne die Seele an dem kennen, was ſie thut.

„Nun daran wird auch Dein Vater die Deinige wieder kennen. Du weißt ſchon, daß ſich alle Menſchenſeelen beſinnen, oder denken, daß ſie manche Dinge wollen, und manche nicht wollen; daran ſind ſie ſich alle ähnlich. Deine Seele denkt und will, die Seelen Deiner Brüder denken und wollen auch; daran ſeyd Ihr Euch alſo ähnlich. Aber weil ein jeder von Euch, ſeine eigene Art, zu denken und zu wollen hat, ſo kann man Euch auch wieder von einander unterſcheiden und jeden beſonders kennen. Verſtehſt Du das?

Phil. Nein!

„Nun ſo höre mir zu, ich will Dich deutlicher unterrichten. Der Küſter läutet, ſein Sohn auch; daran ſind ſie ſich — ?

Phil. Aehnlich!

„Richtig, wenn Dir alſo jemand ſagt, es hat geläutet, ſo weißt Du, daß es jemand von Küſters Leuten gethan hat; aber weißt Du nun auch ſchon, ob es Johann oder ſein Vater war?

Phil. Nein!

„Warum nicht?

Phil. Ja, denn muß ich erſt wiſſen, obs ſehr geläutet hat.

„Alſo am ſehr läuten ſind ſie ſich nicht ähnlich?

Phil. Nein.

„Siehſt Du, daran ſind ſie unterſchieden, und darum kannſt Du jeden beſonders kennen; den Vater am ſtarken und den Sohn am ſchwachen läuten. Nun denke weiter nach: ich habe geſagt, alle Seelen denken und wollen, darum ſind ſie ſich ähnlich; ſie denken und wollen aber nicht alle einerlei, daran ſind ſie unterſchieden, und darum kann man jede beſonders kennen. Du denkſt und willſt, Dein Bruder auch; daran weiß ich, daß ihr beide Seelen habt; aber **Du** denkſt **oft** und **lange** über eine Sache nach, und Dein Bruder **ſelten** und **nicht lange**; Du magſt gern Blumen ſammeln, Dein Bruder nicht. Du denkſt und willſt alſo anders als Dein Bruder, daran merke ich, daß ihr zwei verſchiedene Seelen habt; ich kann Dich alſo von ihm unterſcheiden, und Dich beſonders kennen. Nun merke Dir noch eins; wenn man ſich von einer Seele etwas merken will, um ſie wieder zu kennen, ſo müſſen es nicht Handlungen ſeyn, die ſie ſelten thut, ſondern ſolche, die man oft von ihr ſiehet. Denn ſiehe, Philipp, was Du oft thuſt, das gewöhnſt Du Dir endlich an, das wird Dir eigen, nicht wahr?

Phil. Ja; wie das ſchnelle Laufen.

„Man nennt es drum **Deine** Eigenſchaft. Solche Eigenſchaften hat nun eine jede Seele; eine hat die übele Eigenſchaft, daß ſie gern lügt, d. h. ſie hat ſichs angewöhnt, oft Dinge zu ſagen, die nicht wahr ſind; eine andere hat die Eigenſchaft, über eine jede Sache lange nachzudenken, u. ſ. w. An dieſen Eigenſchaften kennt man eigentlich die Seelen. Wenn ich Dich nun frage: woran einſt Dein Vater Deine Seele wieder kennen wird, was wirſt Du mir nun antworten?

Phil. An den Eigenſchaften, die ſie hat.

„Recht, merke Dir das für jetzt, und ſorge dafür, daß Deine Seele lauter gute Eigenſchaften bekömmt, denn wird ſich einſt Dein Vater recht über Dich freuen. Ich könnte Dir freilich noch manches über dieſe Sache ſagen, aber Du biſt ein ſiebenjähriger Knabe, und würdeſt mich alſo doch noch nicht recht verſtehen. Warte noch eine Weile, bis Du verſtändiger wirſt, denn kannſt Du aus Büchern und von klugen Leuten mehr erfahren; vielleicht erräthſt Du auch, durch vernünftiges Nachdenken, manches, was Du itzt nicht weißt, ſelbſt; und das wird Dir denn recht viel Freude machen, wenn Du ſelbſt ſo was erdenken kannſt.

Phil. Wirds wohl noch lange, ehe ich ſo verſtändig werde?

„Wenn Du uber alles, was Du hörſt, ſieheſt und lieſeſt, fleißig nachdenkſt, ſo kannſt Du es bald werden.

• • •

Einſt fand ich ihn an einem ſtrengen Winterabend unter freiem Himmel, und als ich ihn fragte, womit er ſich da ſo allein beſchäftige? antwortete er mir: ich gucke nach den Sternen; ſehen Sie nur, wie ſie da flimmern!

„Macht Dir denn das Freude?

Phil. Ja wohl! o ich mögte die ganze Nacht hier ſtehen und den Himmel anſehen.

„Da würdeſt Du ziemlich frieren müſſen; ich dächte, Du könnteſt ihn durchs Stubenfenſter eben ſo gut beobachten?

Phil. Nein, da kann ich nicht ſo viel Sterne ſehen, und denn iſts gleich nicht ſo ſchön.

„Alſo freueſt Du Dich darüber, daß ihrer ſo viele ſind?

Phil. Ja, da gucke ich am ganzen Himmel umher, und allenthalben ſind Sterne; hier ein großer, dort ein kleiner und denn wieder ein großer, und ſo gehts immer fort — Aber hören Sie einmal: kommen wir denn, wenn wir ſterben, dort in das Blaue oder auf einen Stern?

„Lieber Philipp, das iſt eine Sache, die ich nicht gewiß wiſſen kann, weil wir es erſt erfahren, wenn wir todt ſind. Ins Blaue werden wir nun wohl nicht kommen, denn das iſt lauter Luft; ob wir aber auf einem Stern oder an einem Orte leben werden, von dem wir noch gar nicht wiſſen, wo er iſt, das kann ich Dir nicht ſagen. Allein es ſei wo es wolle, ſo wird uns dort recht wohl ſeyn, wie ich Dir ſchon oft geſagt habe. — Mögteſt Du denn wohl gern auf einem Stern ſeyn?

Phil. Ach ja, da wollte ich mich recht umſehen! Aber wenn es nur dort nicht noch kälter iſt als hier?

„Deshalb ſei unbeſorgt; wenn der liebe Gott will, daß Du einmal auf einem Sterne leben ſollſt, ſo wird er Dir auch einen ganz andern Körper geben, der es gewiß ertragen kann, es mag ſo kalt oder warm dort ſeyn, als es will.

Phil. Alſo kriegen wir wieder einen andern Leib, wenn wir todt ſind?

„Viele kluge Leute vermuthen es, aus Gründen, die ich Dir ein andermal ſagen will. *).

* * *

Kömmt alle das Gute, was in ihm liegt, zur Reife, wird es von allen ſeinen Erziehern ſorgfältig entwickelt, und von den Beiſpielen unſerer heutigen Welt nicht zu ſehr vergiftet; ſo wird er gewiß einſt ein kluger, thätiger, biederer Mann, ein nützlicher Bürger des Staats, ein treuer, redlicher Freund, ein Wohlthäter der Armen, kurz, ein Mann, der überall Menſchenglück befördern wird, ſo viel er kann.

---

*) Da ich überzeugt bin, daß man eine Kinderſeele am leichteſten aus ihren Fragen und Antworten kennen lernen kann, ſo habe ich kein Bedenken getragen, dieſe Dialogen mit einzurücken.

Müller.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Um uns ein für ſich beſtehendes Ding, als wirklich außer unſrer Vorſtellung zu denken, iſt es nicht hinlänglich, ſeine Beſchaffenheiten zu bezeichnen, die **in** oder **an** demſelben befindlich ſind, ſondern wir müſſen auch die Dinge benennen, welche **um** daſſelbe her ſind, damit es Feſtigkeit erhält, und nicht in die Luft zerflattert.

Alles dasjenige z. B. was wir **mit** einem Baume, und **um** ihn her, zu gleicher Zeit erblicken, giebt dem Baume erſt ſeine Wirklichkeit **außer** unſrer Vorſtellung, und macht es uns gewiß, daß derſelbe kein Blendwerk und kein Geſchöpf unſrer Einbildungskraft iſt. Das kömmt daher, weil der Zuſammenhang der Dinge ihnen erſt Wahrheit geben muß.

Wir ſehen aber hieraus, wie nöthig es iſt, daß die Sprache nicht nur die innern Beſchaffenheiten eines wirklich für ſich beſtehenden Dinges, ſondern auch vieles außer demſelben, benenne, wenn es ſeine Wirklichkeit außer unſrer Vorſtellung erhalten ſoll.

Dasjenige, woran ſich nun alle unſre übrigen Vorſtellungen feſt halten, ſind erſtlich die Vorſtellungen von gewiſſen ſehr auffallenden und in unun-

München

terbrochener Ordnung wiederkehrenden Veränderungen in der Natur, die wir **Zeit** nennen: dieß ſind die Abwechſelungen zwiſchen Tag und Nacht, zwiſchen den Jahrszeiten u. ſ. w.

Alles was wir in unſerm Leben erfahren, pflegen wir an die Vorſtellung von irgend einer ſolchen Abwechſelung in der Natur anzupaſſen, die wir **Tag, Nacht, Morgen, Abend, früh, ſpät, Sommer, Frühling** u. ſ. w. benennen. Daher kömmt es nun, daß wir alle Begebenheiten und Erfahrungen unſers Lebens nach der Reihe überſchauen können, die ſonſt ein Labyrinth für uns ſeyn würden, aus welchem wir uns nicht herausfinden könnten.

Wenn es heißt, **jetzt war die Hütte gebauet**, ſo ſieht man leicht, daß **jetzt** weder eine Beſchaffenheit der Hütte noch des Bauens anzeigt, ſondern einen äußern Umſtand, nehmlich einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich unſre Vorſtellung feſthalten muß, wenn wir uns die Vollendung der Hütte als wirklich denken wollen.

Solcher Wörter wie **jetzt** giebt es nun mehrere, die ſich aber größtentheils in Hauptwörter auflöſen laſſen, als **jetzt (in dieſer Zeit) heute (an dieſem Tage)** u. ſ. w.

Mit dieſem Begrif von der Zeit iſt der Begrif von der Zahl auf das genaueſte verwandt: indem es heißt, **er lächelte noch einmal und ſtarb**, ſo denke ich mir unter **mal** ebenfalls einen gewiſſen Zeitpunkt, woran ſich meine Vorſtellung von ſeinem lächeln feſthält, ein aber ſchreibt dem lächeln ſeine Grenzen vor, daß es nicht öfter wiederholt wird; oft hingegen würde dieſe Grenzen der Wiederholung ganz unbeſtimmt gelaſſen haben.

Die regelmäßige Wiederholung einer und eben derſelben Veränderung in der Natur, nach einer eben ſo regelmäßigen Unterbrechung, war es, welche den Begrif von Zahl zuerſt erweckte: wäre die Unterbrechung nicht geweſen, ſo würde alles in eins gefloſſen ſeyn.

Unſre Vorſtellungen von den wirklichen Dingen müſſen ſich ferner an dem Begriffe des **Ortes** feſthalten: dieſes iſt ein großer Begrif, welcher jedesmal die Vorſtellung von der ganzen Welt in ſich faßt. Wenn es von der Hütte heißt, daß ſie neben einem Bache ſtand, ſo hört unſre Vorſtellung da nicht auf, ſondern wir müſſen dem Bache wiederum neben etwas andern ſeinen Platz anweiſen, und das geht ſo fort, bis wir mit unſern Gedanken die ganze Welt und den Zuſammenhang aller Dinge umfaßt haben, und nun in dieſem Zuſammenhange aller Dinge, auch der Hütte ihren wirklichen Platz anweiſen.

Indem wir ſagen, **die Hütte ſteht da**, ſo ſchränken wir ſie grade auf den Raum ein, den ſie einnimmt, eben ſo wie wir bei **jetzt** dasjenige, was geſchiehet, gerade auf den kleinen Zeitpunkt einſchränken, worinn es wirklich geſchiehet, und uns demohngeachtet den Zuſammenhang alles Vergangnen

nen und Zukünftigen dabei vorſtellen müſſen, worin wir uns dasjenige, was jetzt geſchiehet, allein als wirklich denken können. — **In den kleinſten Wörtern der Sprache ruhen oft die erhabenſten Begriffe.**

Die kleinen Wörter, welche einen Ort im Allgemeinen bezeichnen, laſſen größtentheils ſich ebenfalls ſehr leicht in Hauptwörter auflöſen, als **dort (an dem Orte) fort (von dem Orte)** u. ſ. w.

Endlich müſſen ſich alle unſre neuen Vorſtellungen an unſern eignen Vorſtellungen feſthalten, die ſchon in unſrer Seele ſind, und nur im Zuſammenhange mit denſelben bekommen ſie **Wahrheit:** nun werden aber die verſchiedenen Verhältniſſe unſrer Vorſtellungen gegeneinander durch mancherlei Wörter ausgedrückt, die alſo wiederum keine Beſchaffenheiten der Dinge anzeigen. Wenn es alſo heißt,

die Hütte wird **gewiß** einſtürzen,
die Hütte wird **vielleicht** einſtürzen,
die Hütte wird **nicht** einſtürzen,

ſo bezeichnen die Wörter **gewiß, vielleicht** und **nicht** weder die Beſchaffenheit der Hütte, noch die Art ihres Einſtürzens, ſondern das jedesmalige Verhältniß der ganzen Vorſtellung von dem Einſtürzen der Hütte, gegen eine andre Vorſtellung, die ſchon vorher in der Seele war, die aber hier nicht beſonders ausgedrückt wird. Dieſe nicht ausgedrückten Vorſtellungen, wodurch die Ausdrücke

vielleicht, **gewiß** und **nicht** veranlaßt werden, könnten vielleicht folgende geweſen ſeyn:

die Hütte iſt baufällig,
die Hütte **kann** geſtützt werden,
die Hütte **ſoll** geſtützt werden.

Durch die erſte von dieſen drei Vorſtellungen ward die Idee, **daß die Hütte gewiß einſtürzen würde, beſtärkt**, und dieſe **Beſtärkung** ward durch **gewiß** ausgedrückt, welches beinahe ſo viel heißt, als **ich weiß es**: durch die zweite ward die Vorſtellung von dem Einſtürzen der Hütte **ſchwankend** gemacht, und dieſes **ſchwankende Verhältniß** wird durch **vielleicht** ausgedrückt, welches ſo viel heißt, als **es kann ſeyn**; durch die dritte Vorſtellung wird die Idee, daß die **Hütte** einſtürzen ſollte, als **unmöglich** dargeſtellt: denn wenn ſie geſtützt wird, wird ſie ſtehen bleiben; da nun aber die Vorſtellungen, daß ſie ſtehen bleiben, und daß ſie einſtürzen ſoll, nicht nebeneinander beſtehen können, ſo wird die letztere von der erſtern **aufgehoben**, und dieſe **Aufhebung** wird nun durch **nicht** ausgedrückt. **Nicht** iſt alſo eigentlich ein **Ausdruck deſſen, was wir dunkel dabei empfinden, wenn eine Vorſtellung, die erſt in unſre Seele kömmt, ſich nicht in den Zuſammenhang aller übrigen paßt, die ſchon darin ſind.** Durch das Wort **nicht** können wir uns alſo den Irrthum, unbeſchadet der Wahrheit, denken, indem wir ihn in eben dem Augenblicke wieder aufheben, da wir ihn feſtſetzten.

Die Art, wie nun eine Vorſtellung, oder eine Reihe von Vorſtellungen, die andre in unſrer Seele entweder ganz oder zum Theil aufhebt, feſthält, beſtärkt oder zernichtet, wird durch mehrere ſolche kleine Wörter, als **aber, und, auch, denn, wie** u. ſ. w. bezeichnet.

Dieſe kleinen Wörter bezeichnen eigentlich keinen Gegenſtand in der ganzen Welt, und auch nicht einmal den Zuſammenhang der Gegenſtände, ſondern bloß die Art des Zuſammenhangs unſrer Vorſtellungen, die wir uns von den Gegenſtänden außer uns machen. Man kann alſo auch von ihnen nicht einmal ſagen, daß ſie Zeichen irgend einer Vorſtellung in uns ſelber wären: demohngeachtet aber ſind ſie in der Sprache äußerſt wichtig, weil ſie erſt Wahrheit in unſere Gedanken bringen helfen, indem dieſe dadurch auf mancherlei Weiſe eingeſchränkt und beſtimmt werden, bis ſie in den Zuſammenhang aller unſrer übrigen Vorſtellungen paſſen.

Wie oft müſſen wir daher nicht zu dieſen Wörtern unſre Zuflucht nehmen, insbeſondre wenn wir über eine Sache urtheilen, weil wir dann eine jede einzelne Vorſtellung nach dem Zuſammenhange aller übrigen einzuſchränken und zu beſtimmen ſuchen müſſen.

In einer Erzählung kommen dieſe Wörter nicht ſo oft vor, weil darin mehr der Zuſammenhang

hang der Dinge **außer** uns, als der Zuſammenhang der Vorſtellungen **in** uns, dargeſtellt werden ſoll.

Das paſſende Verhältniß einer Vorſtellung in den Zuſammenhang aller übrigen, oder dasjenige, was wir die **Wahrheit** derſelben nennen, bezeichnen wir nun im Allgemeinen durch das Wort **iſt.** Und ſo wie wir bei dem Worte **da** die ganze nebeneinander beſtehende Welt, und bei dem Worte **jetzt** die ganze Reihe aller aufeinander folgenden Zeiten, mit unſern Gedanken umfaſſen mußten, ſo müſſen wir nun auch bei dem Worte **iſt** jedesmal den ganzen Zuſammenhang unſrer Vorſtellungen überſchauen, um denjenigen, die wir uns als **wahr** denken wollen, ihren gehörigen Platz unter denſelben anzuweiſen.

Dasjenige alſo, was wir durch das Wort **iſt** bezeichnen, enthält den ganzen Grund unſres Denkens, und in ſo fern die Sprache ein Abdruck unſrer Gedanken iſt, enthält wiederum das Wort **iſt** den ganzen Grund der Sprache.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

I. Ein Schreiben aus Schleſien über einen Blödſinnigen. 4.
II. Einige Nachrichten von dem Leben des ſeeligen Herrn Johann Matthias Klug. 7.
III. Geſchichte eines Inquiſiten Friedrich Wilhelm Meyer aus den Kriminalakten gezogen. 16.
IV. Gemüthsgeſchichte Chriſtian Philipp Schönfelds eines ſpaniſchen Webers in Berlin. 20.
V. Gemüthsgeſchichte Chriſtian Gragerts eines Gensd'armen in Berlin. 24.
VI. Geſchichte des Kindermörders J. F. D. Seybell. 26.
VII. Parallel zu der Geſchichte des Herrn Klug. 30.
VIII. Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf in Rückſicht auf die Seelenkrankheitskunde. 31.

Zur Seelennaturkunde.

I. Einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen. 39.
II. Aus einem Tagebuche. 44.

III. Sta-

Seite
III. Stärke des Selbſtbewußtſeyns. 47.
IV. Wachender Traum. 53.
V. Die letzten Stunden des ſeeligen Herrn Profeſſors Johann Georg Zierlein. 56.
VI. Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit. 65.
VII. Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorherzuſehen? 70.
VIII. Verſchiedenheit unſrer Empfindung bei der Vorſtellung vom Tode. 85.
IX. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 92.

Zur Seelenzeichenkunde. 107.

Zur Seelendiätätik. 111.

Zur Seelenheilkunde. 114.

Mit

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

---

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit

Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde

herausgegeben

von

Carl Philipp Moritz,

Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium.

Zweiter Band.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1784.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Zweiten Bandes erſtes Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Fortſetzung
von Robert G..s Lebensgeſchichte
oder
die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung.

So durchlief Robert einen großen Theil der Stadt, und ward von ſo vielen Empfindungen beſtürmt, daß er unmöglich zu einigem Nachdenken über das, was er gethan hatte, oder über das, was er nun anfangen ſollte, kommen konnte. Endlich entſchloß er ſich zu ſeinem Vetter, dem er empfohlen war, dem Kriegsrath G. zu gehn, und dieſem die Lage der Sachen vorzuſtellen, und ſich bei ihm Raths zu erholen. Nur wenig Menſchen ſind geſchickt oder auch wohlwollend genug, die Gründe aufzuſuchen, wornach junge Leute handeln. Es ſtört ihre Bequemlichkeit zu ſehr und befördert ihr Intereſſe zu wenig, als daß ſie ſich die Mühe geben ſollten zu unterſuchen, wie ſich Irrthümer in junge Gemüther einſchleichen, und wie man den nachtheiligen Folgen vorbeugen könne. Man verläßt ſich auf Zeit und Umſtände, und glaubt zur Beförderung ſeiner Ruhe, daß dieſe doch alles ſo fügen werden, wie es einmal erfolgen ſoll. So erwählte auch der Kriegsrath G. das ihm bequemſte und ſicherſte Mittel, gab dem Schüler geradezu unrecht, verwieß ihm ſeine Unbeſonnenheit und rieth ihm, wieder aufs Waiſenhaus zu gehn, wo er es durch ſeine Vermittlung dahin bringen wolle, daß er, ohne Strafe, wieder aufgenommen würde. Da aber Robert dieſem Vorſchlage kein Gehör geben wollte, wies er ihn, als einen eigenſinnigen und verſtockten Menſchen, von ſich, ließ ſich von dem Inſpektor des Waiſenhauſes eine Beſchreibung ſeines Betragens ſchicken, und ſchickte dieſe, mit Zuſätzen, die ihm der Verdruß über ſeinen verworfnen Vorſchlag eingab, an ſeine Mutter. Roberten verdroß die Behandlungsart dieſes Mannes, der ſeine Aufführung aus einem ſo ganz andern Geſichtspunkte anſah, verwarf ihn als einen Mann, der ihn gar nicht kennte, und wunderte ſich über ſich ſelbſt, daß er ſich nicht gleich bei dem Rektor des Gymnaſiums hatte einſchreiben laſſen. Seiner Mutter, glaubte er, wolle er dieſen ganzen Verlauf ſo vorſtellen, daß ſie nicht anders, als das, was er gethan, billigen ſollte. So zog er auf das Gymnaſium in die Wohnung des Rektors. Freilich vertrug dieſer Aufenthalt und die Behandlung, die er hier genoß, ſich ehr mit ſeiner Geſinnung. Er lebte ohne kindiſche Aufſicht, mehr für ſich; die Schüler waren gegen ihn weit hoflicher, die Lehrer gingen feiner mit ihm um, und er ſchien überhaupt mehr über ſein Thun und Laſſen frei beſchließen zu können, als an allen bisherigen Orten. Dieß gefiel ihm, und that auch gewiß auf einen ſolchen Charakter, als Roberts Charakter war, den beſten Effekt. Das ungebundne, freie Leben munterte ihn ſo zur eignen Thätigkeit auf, daß er mit ſo vieler Luſt nie gearbeitet hatte. Durch ſein ernſtes und geſetztes Betragen erwarb er ſich gleich in der erſten Zeit das Zutrauen aller Lehrer, und die Freundſchaft aller Schüler; hierunter war beſonders ein Herr von Thümmen, mit dem er zuſammen wohnte, ein leichtſinniger, aber dabei guter und bei ritterlichen Thaten ehrgeiziger Jüngling. Dieſen nahm Roberts männlicher Geiſt bis zum Enthuſiasmus ein, und er glaubte in ihm gleichſam das Ideal zu ſehen, das er ſich zu erreichen vorgeſetzt hatte. V. Th. ſuchte alle Mittel auf, wodurch er ſich ihm gefällig erweiſen konnte, und die Art, mit der er vieles ausſchlug, was er nicht erwiedern zu können hofte, reitzte ihn noch mehr; inzwiſchen ſah ſich doch Robert genöthigt, einen ihm angebotnen Vorſchuß ſo lange anzunehmen, bis er von ſeiner Mutter Geld zu ſeiner neuen Einrichtung erhalten würde: denn er war davon, daß er bei ſeiner Verändrung recht gehandelt hätte, ſo feſt überzeugt, daß es ihm gar nicht einfiel, daß er ſeiner Entſchlüſſe wegen getadelt werden könnte. Daher kann man ſich ſein Erſtaunen und ſeinen trotzigen Zorn erklären, als er kurz darauf einen Brief von ſeiner Mutter erhielt, der voll der bitterſten Vorwürfe war, der ihm endlich den Befehl auflegte, wieder aufs Waiſenhaus zurückzugehen, außerdem aber ſich nicht die geringſte Hofnung zu machen, von ihr je mit einem Heller in Zukunft unterſtützt zu werden, und ſie habe deshalb den Kriegsrath G. erſucht, ſein ganzes Anſehn anzuwenden, und ihm nichts ehr auszuzahlen, als bis er ſeinen boshaften Eigenſinn gebrochen und als ein reuiger Sünder wieder zurückgekehrt ſei. — Gewalt konnte in Roberten nie etwas Gutes bewirken. Er konnte dieſen Brief kaum zu Ende bringen. Er ſtampfte mit den Füſſen und ſchäumte vor Wuth. Er zerriß ihn mit den Zähnen, vermaß ſich und ſchwur fürchterlich, daß er von ſeiner Mutter nie wieder einen Heller annehmen wolle.

Dieß wiederholte er wohl hundertmal, lief dabei im Zimmer umher und als er von ungefähr ein Stück Kreide fand, ſchrieb ers mit großen Buchſtaben an die Thür: „Meine Mutter ſoll mir nie einen Heller wieder geben.“ *) Endlich ſchrieb er einen Brief an ſeine Mutter, worinn er ſich noch einmal kurz rechtfertigte, ſich aber eben ſo ſehr verſchwur, nichts von ihr anzunehmen, und gewiſſermaßen ewig von ihr Abſchied nahm. Zuletzt zog er ſich an, gab den Brief auf die Poſt und ſuchte einſame Spatziergänge, um freie Luft zu ſchöpfen. Die Menge der Empfindungen, die mit einemmale ihn bis zur Betäubung erſchüttert hatten, wurden nun einzeln wiederholt. Es ward ihm angſt, wenn er an die Schulden dachte, die er hatte machen müſſen, da er kein einziges Mittel vor ſich ſah, dieſe zu bezahlen oder auch ſeine künftigen Ausgaben zu beſtreiten. In Haltung ſeiner Verſprechen war er bisher immer ſo pünktlich und ſo zuverläßig geweſen, daß ihm der Gedanke, jemanden zu betrügen, gar nicht einmal einfiel. Seine Mutter wollte er ſchlechterdings nicht wieder um

---

*) Ein ſonderbarer Zug, den ich aber mehrmal bei ihm bemerkt habe. Ausbrüche ſeines Zorns oder ſeiner Rache, wenn er ſie oft ſtundenlang wiederholt hatte, fing er an, eben ſo oft untereinander zu ſchreiben, daher ich oft ganze Quartblätter voll kurz ausgedrückter Entſchlüſſe gefunden habe.

J.

Hülfe anſprechen, es möchte ihm gehn, wie es wolle. So irrte er umher bis es finſter wurde, und warf ſich innerhalb der Mauer an einer Gartenwand nieder, ohne zu wiſſen, ob er dieſen Abend zu Hauſe gehn oder hier liegen bleiben ſollte. In ſolchen Stunden floh er jeden Menſchen, ſelbſt ſeine vertrauteſten Freunde *); er fürchtete daher, jemanden zu begegnen, mit dem er reden müßte, und ließ ſich lieber hier allein von der Angſt foltern. Ein Geräuſch, das auf der andern Seite der Mauer entſtand, unterbrach ſeine Unruhe; er blickte in die

Höhe,

---

*) Dieß iſt wohl ſehr natürlich. Sobald wir andern unſre Empfindungen mittheilen, iſt immer unſer Wunſch, andre ſollen uns Recht geben, und wir ſind überzeugt, daß man uns Recht geben wird, ſobald wir andern unſre eigne Empfindung ſo lebhaft mittheilen können, als wir ſie empfinden. Ein Menſch aber, der von einer heftigen Leidenſchaft getrieben wird, hat durch die Erfahrung gelernt, daß er andern das Gefühl, das die Leidenſchaft in ihm wirkt, niemals ſo lebhaft mittheilen kann, als er es empfindet, und daß alſo auch das Urtheil jener nie zu ſeiner Zufriedenheit ausfällt. Er glaubt immer, man werde ihm Unrecht thun, weil man ſich nicht in ſeine Lage zu verſetzen wiſſe. Daher handelt der Menſch bei aufwallenden Leidenſchaften gewöhnlich verſteckt und heimlich, nicht als ob er glaubte, er handele unrecht, ſondern bloß, weil er glaubt, er könne andern, die mit ihm in gleicher Lage ſtünden, die Rechtmäßigkeit ſo begreiflich machen.

J.

Höhe, und ſah in der Dunkelheit nichts, als daß ſich eine große Maſchiene an der Mauer herunterließ. Er ſprang erſchrocken auf, und rief ſo laut er konnte: *) was iſt das? und ſogleich fiel ein großer Sack vor ſeinen Füſſen nieder, und dabei hörte er einige Ausrufungen des Schreckes. Er lief auf einen Hügel, wo er über die Wand ſehen konnte, und erblickte drei bis vier Menſchen, die in der ſchnellſten Flucht begriffen waren. Er hielt ſie alſo für Gartendiebe, und ſchrie, bis er endlich den Sack anfühlte, und entdeckte, daß Kaffeebohnen drinn waren. Dieſe Entdeckung bewirkte augenblicklich den ſchnellſten Uebergang von der Verzweiflung zu der größten Freude und Zufriedenheit. — O herrlich! rief er einmal über das andre aus,

---

*) Wenn ein Menſch ſo von den Dingen um ſich abgezogen, und durch ſeine Leidenſchaften oder Phantaſien auf einen Punkt hingeriſſen wird, wie hier Robert, ſo möchte ich wohl wiſſen, ob es möglich wäre, daß er bei einer ähnlichen unerwarteten und ganz unerklärbarſcheinenden Erſcheinung nicht erſchrecken würde. Denn daß es Schreck war, daß Robert die Worte: **Was iſt das?** ſo heftig ausſprach, glaub' ich gewiß. Denn eben durch dieſen heftigen Ausruf, und durch ſein raſches Aufſpringen, erhielt er Muth, das Ding weiter zu verfolgen, obgleich ſeine erſte Anwandlung Furcht ſeyn mochte. Der Furchtſame hätte ſich gewiß entweder ängſtlich verkrochen, oder er hätte geweint und gebetet.

J.

das iſt herrlich! Er glaubte nun auf einmal ein Mittel gefunden zu haben, wie er aus ſeiner Verlegenheit herauskommen könnte. Er wollte Schleichhändler werden — und das ſchien ihm auch ſo leicht und ſo vortheilhaft, daß er ſich keine einzige Schwierigkeit als Hinderniß dachte, und daß er ſchon hundert verſchiedne Wege vor ſich ſah, wie er ſich bereichern und wie er durch die verſteckteſten Mittel eine glänzende Rolle ſpielen könnte, ohne ſeinem eiſern Eigenſinne Gewalt anzuthun. Dieſe vermeinte Rettung machte ihm ſo eine unerwartete Freude, daß er die heftigſten Ausbrüche davon äußerte. Er nahm den Sack auf ſeine Schultern, und trug ihn einigemal hin und her, ſo wie ein Kind, das ſich ſchon immer durch ſüſſe Spiele in der Beſchäftigung übt, welche ihm die Eltern als angenehm ſchildern und wozu es glaubt, daß es einmal ſchreiten werde. Endlich ſetzte er den Sack an die Wand und war darauf bedacht, die Leute wieder aufzuſuchen, die er geſtört hatte, und ſich mit ihnen zu vereinen. Er durchſuchte alſo die Gärten ſo behutſam als möglich, und entdeckte endlich einen, der aber floh, ſobald er ihn gewahr wurde. St. rief er, ich bin kein Viſitator. Ihr habt Euch geirrt. Euer Kaffee liegt noch da. Aber es hörte keiner auf ihn, bis er dem einen nachſetzte, und ihn erwiſchte, da er eben im Begriffe war, über die Wand zu klettern. Jener ſchrie, er aber hielt ihn feſt, und bat ihn, er möchte ruhig ſeyn: er hätte von ihm nichts zu befürchten. Als nun die übrigen merkten, daß er ganz freundſchaftlich mit ihrem Kamerad ſprach, kamen ſie näher. Er brachte ſie bald auf ſeine Seite, um aber ganz ſicher zu gehen, verabredeten ſie ſich auf einem benachbarten ſächſiſchen Dorfe eine Zuſammenkunft zu fernerer Verabredung zu halten. Dieſe Leute waren Handarbeiter, die ſich durch dieſen Nebenweg einige Groſchen zu verdienen ſuchten. Robert aber dachte weiter. Er projektirte die ganze Nacht und den ganzen Tag und ſah eine unendliche Menge Gelegenheiten, und überlegte, wie er ſie am beſten benutzen wolle. Er wurde mit dem unterhandelnden Kaufmann bekannt. Die Unterhandlungen dauerten wohl acht Tage, ehe ſie einig werden konnten. Endlich wurde feſtgeſetzt, daß der Kaufmann Roberten jährlich zweihundert Rthlr. auszahlen wolle, wofür er ihm die Waaren, die er außer Landes behandle, hereinſchaffen ſollte. Den Tagelöhnern wurde auch ein gewiſſer Sold ausgemacht, ſo, daß ſie gleichſam in Roberts Dienſten ſtunden. Zuletzt ſchwuren ſie, wenn einer von ihnen unglücklich werden ſollte, ſich nie zu verrathen, und daß ſie ſich im gemeinen Leben nicht kennen wollten. Die drei Handarbeiter ſetzte er durch ſeine Verſprechungen und Drohungen in ein ſolches Erſtaunen, daß ſie ſich ihm gern unterwarfen, und ſich freueten, von einem ſo muthigen Manne angeführt zu werden. Sie hielten ihn für einen Studenten, denn er hat ihnen nie weder Namen noch ſonſt etwas entdeckt, und verlangte auch eben ſo wenig den ihrigen zu wiſſen. So brachte ihn alſo ſein unbedachtſamer Eigenſinn und ſeine unüberlegte Hitze zu einem Schritte, der ihm Glück, Ehre und Leben hätte koſten können. Wirklich ſetzte er dieſes Gewerbe drei Jahr mit dem glücklichſten Erfolge fort. Er hatte ſich vorgenommen, auch ſeine Univerſitätsunkoſten durch dieſes Mittel zu beſtreiten, wenn nicht ein Zufall alle ſeine Projekte zerſtört hätte. Bisher war er noch niemals in Gefahr gekommen, ertappt zu werden. Er führte ſeine Leute immer ſo vorſichtig, und ſpürte die Wege vorher ſo genau aus, daß er immer ohne den geringſten Verdacht zu erregen, ſein Weſen getrieben hatte. Inzwiſchen hatte er ſich auch auf alle Fälle vorbereitet. Er beſchäftigte ſich die ganze Zeit über beinah mit nichts, als mit körperlichen Uebungen, und der Herr von Th. gab ihm hierzu noch mehr Gelegenheit. Im Ringen und Fechten erwarb er ſich eine ſolche Gewalt, daß er keinen finden konnte, der ihm in Geſchwindigkeit und Stärke gleich gekommen wäre, und er ſchoß mit einer ſolchen Akkurateſſe, daß er unter zwanzigmalen den Hals einer Buteille in einer Entfernung von funfzehn Schritt kein einzigesmal verfehlte. Auf den Wegen ſeines Schleichhandels war er immer mit zwei Piſtolen und einem Degen bewafnet, womit er ſich und ſeine Genoſſen vertheidigen wollte. Hierzu wurde er nun einmal gezwungen. Ein damaliger Acciſinſpektor half ſelbſt oft Schleichhändler mit aufſuchen, und hatte viele ertappt und in Strafe gebracht, worunter ſogar ſein eigner Vater war. Dieſer ſtieß mit einer ziemlich ſtarken Begleitung auf Roberts Gehülfen; es ward Lerm; die Schuldigen flohen; ſie wurden verfolgt, und man ſchoß nach ihnen. Robert rief den Seinigen zu: ſie ſollten ſtehen, und ihre Piſtolen auf ihre Verfolger abdrücken. Die Verfolger ſtutzig; Robert ſchoß; man hörte winſeln; die Viſitatoren blieben zurück, und Robert konnte ſich mit ſeiner Rotte retten. Schon früh hörte er das Gerücht, daß der Stadtinſpektor gefährlich an der Hüfte verwundet ſei, und daß er wohl daran ſterben würde. Robert ſuchte alle mögliche Gründe auf, ſich von dieſer Schuld freizuſprechen; aber es blieb doch eine geheime Unruhe in ihm, die die laute Freude des Pöbels über das Unglück dieſes Mannes, und die großen Lobſprüche über des unbekannten Thäters, ihm nicht benehmen konnte, zumal da dieſer Mann nach ſechs oder acht Wochen wirklich ſtarb. Dieß erſchütterte ihn ſo, daß er ſich vornahm, ſeine Lebensart zu ändern. Er ward immer unruhiger, ſuchte die Einſamkeit, und fing nun erſt an zu unterſuchen, ob er wohl recht gehandelt hätte. Verbrechen, glaubte er damals, wäre in ſeiner Handlung nicht; doch konnte er ſich nicht entſchließen, je wieder eine verbotne Waare hereinzubringen, und wurde ſeit der Zeit ſo gewiſſenhaft, daß er nicht einmal mit jemanden gehen mochte, von dem er wußte, daß er nur eine Kleinigkeit verbotner Sachen bei ſich führte [*]). — Er beſchloß alſo nach Frankfurt auf die Univerſität zu gehn, wo er mit 300 Rthlr., die er ſich geſammelt hatte, auszukommen hofte. Er lenkte ſeinen Weg über Königs-Wuſterhauſen, um einen ſeiner Freunde, der in einem adelichen Hauſe Hofmeiſter war, zu ſehen. Ein unglücklicher Beſuch für ihn, der ihn Geld, Zeit und Mühe koſtete, der aber nothwendig mit allen Nebenumſtänden erzählt werden muß, wenn die Wirkungen davon nicht ſollen mißgedeutet werden, und es kömmt auf Sie an, ob Sie die Fortſetzung dieſer Geſchichte zu Ihrem Zwecke dienlich finden werden. Ich bin

Ihr Freund

J. L. H. Jakob.

---

*) Was würde wohl Robert gethan haben, wenn die Gelegenheit zu kontrebandiren ihm nicht wäre geboten worden? — Hätte er ſich aufs Bitten bei ſeiner Mutter gelegt? oder hätte er ſeine Gläubiger betrogen und wäre Vagabund geworden? — oder was würde er gethan haben? J.

II.

Ein Kindermörder aus Lebensüberdruß.

Im Jahr 1757 arbeitete ein Raſchmacher-Geſelle, Nahmens L.. bei einem Raſchmacher in Berlin. Er war in die Funfzig, hatte vorher als Kavalleriſt in der Armee gedient, und wegen eines Bruchs, der ihm nur bei heftiger Bewegung austrat, ſeinen ehrenvollen Abſchied erhalten. Dieſer Bruch unterdes mußte doch einige andere Zerrüttungen in ſeinem Körper verurſacht haben, denn der Menſch hatte oft ſolche Aufwallungen von Hitze, die ihm unbeſchreibliche Angſt verurſachten, ſo, daß er ſich oft in der Nacht im Bette herumwälzte, weinte, und ſein Unglück durchs Gebet zu vertreiben ſuchte. Uebrigens führte er ein ordentliches Leben, war weder ein Säufer noch Schläger, und entſchuldigte ſich auf Vorhaltung ſeines heftigen Fluchens bei gewiſſen Gelegenheiten, daß er es nicht böſe meine, und ſich ſolches nur ſo bei den Soldaten angewöhnet habe. Er hatte bereits in Berlin bei zwei Meiſtern gearbeitet, die nicht die geringſte Klage wieder ihn führten. Von dem einen war er bloß aus der Abſicht weggegangen, weil derſelbe Kinder hatte, die oft ſchrieen, welches der Geſelle nicht gut vertragen konnte. Als er einſt darüber ärgerlich ward und fluchte, und ihm der Meiſter ſolches verwieß, ſagte er ebenfalls, daß es ja nichts zu bedeuten hätte, wenn es unterdes der Meiſter übel nehme, ſo wolle er lieber wo anders in Arbeit gehen, um Unheil zu vermeiden, weil, da ſie beide hitzig wären, leicht einmal ein ernſtlicher Streit daraus entſtehen könnte. Bei ſeinem dritten Meiſter kamen ſeine Beängſtigungen öfter. Man rieth ihm, ſich zur Ader zu laſſen, aber er ſcheute die Ausgabe von vier Groſchen, und thats nicht. Kam ſeine bange Stunde während der Arbeit, ſo riſſen ihm viel Fäden, und der für den Meiſter daraus erwachſende Nachtheil ging ihm ſo nah, und die Furcht, vielleicht bald zu keiner Arbeit mehr tauglich zu ſein, war ihm ſo ſchrecklich, daß er einſt den Wunſch bei ſich äußerte: wenn du doch nicht mehr wärſt! Dieſe ſo ſchnell gefaßte Idee verleitete ihn in dieſer unglücklichen Stunde einen Mordanſchlag zu faſſen, um ſeinem Leben ein Ende zu machen. Da der Meiſter eben nicht zu Hauſe war, ſchickt' er deſſen Frau, unter dem Vorwand: ihm Käſe zu holen, gleichfalls fort. Seine Meiſterin hatte ein Kind von ohngefähr anderthalb Jahren, welches ſie, da ſie wegging, ihrer blinden Mutter zu tragen gab. Der Unglückliche wollte zwar das Kind in der Zeit ſelbſt warten, welches ihm aber die Meiſterin verweigerte; weil ſich ſolches für ihn nicht ſchicke. Kaum war die Frau fort, ſo ergrif er einen bei der Werkſtat nöthigen Hammer, und ſchlug das Kind mit aller Gewalt auf den Kopf, ſo, daß es in den Armen der blinden Großmutter verſchied. Seine Angſt war ſo groß, daß er ſich, wie er hernach im Verhör bezeugte, nicht einmal

mal erinnern konnte, auch der blinden Frau einige Schläge gegeben zu haben, und er alſo in einem wahren Paroxismus von Raſerei geweſen. Sogleich nach der That ging er zu einem Nachbar, erzählte ihm die Ermordung des Kindes, und daß er nunmehr auf die Wache gehen, und ſich angeben wolle. Doch war er noch in einer ſolchen Verwirrung, daß er um ein ihm verſprochenes Pflaſter für ſeinen böſen Fuß bat. Der Mann, dem er es erzählte, hielt es für Scherz, ging jedoch in des Meiſters Haus, ſich näher zu erkundigen, wo denn ſchon Lärm geworden und die Wache herbei gerufen war, mit welcher der Mörder ohne Widerrede fortging. Er geſtand im erſten Verhör die ganze That. Auf den Medizinal-Bericht des Hofrath Leſſer, daß der Inquiſit bei Begehung der That ſeines Verſtandes nicht mächtig geweſen, verurtheilte ihn der Kriminal-Senat zu ewiger Gefängnißſtrafe: der König aber ſchärfte das Urthel dahin; daß Inquiſit, weil er ein Kindermörder, ohne Geiſtlichen auf den Richtplatz geführet, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht, und ſein Körper verſcharrt werden ſolle.

Was ich jetzt noch von einem ſehr merkwürdigen Fall, der das Vermögen der Seele beweiſt, künftige Dinge zu ahnden, berichten will, iſt mir von einem glaubwürdigen Officier, deſſen Nahmen mir jedoch entfallen, in Breslau erzehlet worden.

III.

Deſertion aus einem unbekannten Bewegungsgrunde *).

Ein Soldat des ehmals von Schulz-, nunmehro von Tauenzienſchen Regiments, der nicht weit von Breslau zu Hauſe gehörte, ſich jederzeit gut aufgeführt, und die Liebe ſeines Kapitains und aller Officiers erworben hatte, kam einſt einige Tage vor der Revüe zu ſeinem Kapitain, und bat ihn um Urlaub zu ſeiner Mutter zu gehen. Der Kapitain ſtellte ihm vor, daß er es ſehr gern thun würde, wenn es nicht ſo kurz vor der Revue wäre, und er überdieß viel Kranke bei der Kompagnie hätte. Allein der Supplicant verſicherte, daß er fort müßte, er hätte eine Angſt nach Hauſe, und es wäre ihm immer, als ob jemand ihm zuriefe: geh zur Mutter! Und, ſetzte er hinzu, wenn Sie mich nicht mit Güte gehen laſſen, ſo gehe ich mit Gewalt, und ſollts auch mein Leben koſten. Der Kapitain, welcher

---

*) Ich ziehe dieſe Erzählung mit zur Seelenkrankheitskunde, weil ſolche Ahndungen, wenn es wirklich dergleichen giebt, doch höchſtwahrſcheinlich immer einen kranken Zuſtand der Seele verrathen, weil ſich das Vermuthungs- oder natürliche Vorherſehungsvermögen auf Koſten der übrigen Seelenfähigkeiten zu ſtark äußert.

A. d. H.

cher dies für eine kindiſche Drohung hielt, vernachläſſigte, ihn in die Wache zu ſetzen, weil er ein zu großes Zutrauen zu ihm hatte. Gegen Mitternacht unterdeß, unternahm der Menſch wirklich ſeine Deſertion. Weder Wälle noch Graben, noch die vielen Schildwachten, die damals wegen der häufigen Deſertionen ſcharfe Patronen gehabt haben ſollen, konnten ihn abſchrecken. Da er gleich beim erſten Wall ſein Bajonet in die Erde ſtecken müſſen, um ſich an einem daran befeſtigten Strick herunterzulaſſen, ſo entdeckte ihn ſogleich die nächſte Schildwacht und gab Feuer auf ihn. Dieß ſtörte ihn unterdeß nicht, und unter dem Feuer von beinahe dreißig Poſten kam er dennoch, welches nach der Beſchreibung ſeines Weges faſt ein Wunder geweſen ſein ſoll, glücklich aus den Veſtungswerken heraus. Er lief, ſo zu ſagen, in einem Athem nach Hauſe, wo er erſt gegen Tage ankam. Hier fand er wieder Vermuthen die Hausthür ganz offen, und als er eben in die Stube trat, waren zwei Spitzbuben beſchäftigt, ſeine Mutter zu knäbeln. Bei ſeinem Anblick glaubten ſie ſich verrathen, und ergriffen ſogleich die Flucht, ohne die bereits zuſammengepackten Effekten mitzunehmen. Nachdem er alſo ſeine Mutter vielleicht gar von einem bevorſtehenden ſchrecklichen Tode gerettet, fand er ſich wieder von ſelbſt beim Regiment ein, wo er wegen des ſonderbaren Zufalls mit einer gelinden Strafe davon kam.

IV.

Ein ſonderbarer Hang zum Stehlen.

Voriges Jahr ließ ſich ein Rekrut bei dem Grenadierbattaillon von Scholten an der ſächſiſchen Gränze wieder engagiren. Er gab vor: zuletzt aus der Veſtung Schweidnitz deſertirt zu ſeyn, und bei verſchiedenen Regimentern gedient zu haben, wo er immer von einem an das andere abgegeben worden. Man verſprach ſich anfänglich nicht viel Gutes davon. Allein er hielt ſich einige Monath ſehr ordentlich, machte keine Exceſſe, war kein Säufer, verrichtete ſeinen Dienſt, und hatte überdieß eine gute Geſtalt und Poſitur. Endlich wurde er wegen einiger unbedeutender Diebſtähle zur Verantwortung gezogen. An einem Ort nahm er einen Hammer und warf ihn auf die Straße, wo er ſich nicht weiter darum bekümmerte, bis ihn endlich ein paar Tage drauf der Geldmangel nöthigte, ihn wieder aufzuheben und zu verkaufen, wodurch ſeine Dieberei entdeckt wurde. Bei einem Kaufmann nahm er ein halb Pfund Gewicht, welches man noch bei ihm fand. Er geſtand im Verhör, daß weder Liederlichkeit noch Noth ihn zum Stehlen reitzten, welches auch Zeugenausſagen und andere Umſtände bewieſen; allein er hätte einen unwiderſtehlichen Hang, Dinge, die er oft gar nicht zu nützen wüßte, zu ſtehlen. Der Paroxismus überfiel ihn mit Zittern und entſetzlicher Angſt, und er wäre nicht ehr ruhig, bis er etwas genommen. Oft fiele er mitten in der Nacht in dieſen Zuſtand, wo er aufſtehen und das erſte beſte ergreifen müßte, was ihm in die Hände fiele. Oft ergriffe er in dieſer Angſt, Töpfe und andere zerbrechliche Sachen, die er denn in Stücken zerſchmiſſe, und ſodann ruhig wäre. Dieſes Unglück ſei die Urſach, warum er von einem Regiment an das andere abgegeben worden. Die ſchreklichſte Strafe wäre bei ihm fruchtlos, denn er ſei in dieſen Anfällen ſeiner Sinnen gar nicht mächtig; übrigens glaube er, daß ihm böſe Leute etwas angethan. Er glaubte mit einer leichten Strafe davonzukommen, verſprach, ſo viel möglich auf ſeiner Hut zu ſeyn, oder wenigſtens den Diebſtahl ſogleich anzuzeigen; aber das Stehlen ganz zu laſſen, könne er nicht verſprechen; allein er wurde als ein incorrigibler Dieb, nachdem ihm die Haare abgeſchnitten worden, über die Gränze gebracht.

Auch hat mir ein noch lebender Staabsofficier erzählt: daß er einen reichen Kavalier gekannt, der ſich nicht entbrechen können, hin und wieder etwas einzuſtecken, ſolches aber nach einiger Zeit ſeinem Eigenthümer wieder einhändigen zu laſſen.

Berlin den 14ten November 1783.

Rencke.

V.

Geſchichte eines Hofmeiſters

oder die traurigen Folgen einer melancholiſchen Gemüthsart bei einem Erzieher.

Zu Michaelis 1781 hatte ich einen Auftrag, für einen Mann, den ich kenne und ſchätze, einen Hofmeiſter für ſeine Kinder und für noch einen Knaben, der ihm vom lande zur Erziehung übergeben war, zu beſorgen. Es fand ſich endlich jemand, den ich zwar ſelbſt nicht kannte, der mir aber von ſeinem Verwandten, einem rechtſchaffenen Mann, als ein guter und geſchickter Pädagoge geſchildert wurde, und beſonders ward er mir von der Seite gerühmt, daß er viel Geduld beſitze. Ich erhielt auch bald nach ſeiner Ankunft die Verſichrung, daß man mit dieſem Manne zufrieden ſei, und daß er ſich in ſeine lage gut zu ſchicken wiſſe. Allein dieß währte nicht lange. Der folgende Brief ſchildert den ſo ſonderbaren und gemiſchten Karakter dieſes Hofmeiſters, daß ich ihn wohl des weitern Nachdenkens werth halte. Ich laſſe den Mann, der ihn ſchildert, ſelbſt reden, und wenn man etwa hie und da einen Ausdruck finden wollte, der vielleicht dem kaltblütigen leſer einigermaßen zu hart oder zu wenig ausgeſchmückt zu ſein ſcheint; ſo bedenke man, daß dieſer Brief nicht zum Druck ſelbſt, wozu ich nun Erlaubniß habe, geſchrieben war, und man wird überdies überall den Gewiſſenhaften, den Einſichtsvollen reden hören, der freilich bei der ganzen Erzählung am ſtärkſten intereſſirt war.

Am 19ten Januar 1782.

Dieſer Mann erhielt einige Tage nach ſeinem Aufenthalte bei mir gegen Sie, mein Theurer, ſchriftlich, und gegen Herrn C. mündlich das vortheilhafte Zeugniß, das man einem ſolchen Manne nur geben kann, und er verdiente es damals. — In der Folge ſah ich, ſah meine Frau manches, was uns nicht ſo allerdings gefiel; was uns wohl ſchon etwas hätte verrathen können, was doch aber noch nicht von der Beſchaffenheit war, daß ich darüber hätte mit ihm Rückſprache nehmen müſſen. Dieß Etwas betraf nicht ſeinen Fleiß im Unterrichte, auch nicht ſeine Lehrart, ob ich gleich mit der auch nicht allerdings zufrieden war, und deshalb öfter mit ihm ſprach; auch nicht ſeine Aufſicht über die Kinder, denn dieſe war eben ſo genau, als ſein Fleiß im Unterrichte treu war; ſondern ein gewiſſes unanſtändiges Verhalten gegen die Kinder, ſelbſt in unſrer Gegenwart. Z. B. er machte, wenn die Kinder, beſonders der kleine M. über Tiſche eine oder die andre, freilich oft kindiſche Frage that, worüber er belehrt ſein wollte, beiden und beſonders dem letztern wahre todtſchlägeriſche Mienen. Er nahm es ſich nicht übel, ihm in unſrer Gegenwart zu ſagen: ſchmatzen Sie nicht ſo, wie ein Schwein! Wenn das Kind ihm nach

Tiſche die Hand küſſen wollte: ſo ſtieß er es mit einer fürchterlichen Miene von ſich, oder drehte es bei beiden Armen herum, daß es von ihm fortturkelte, u. ſ. w. Dieß alles iſt bereits vor mehr als ſechs Wochen geſchehen. Seit eben ſo vieler und vielleicht noch längerer Zeit bemerkten wir an dem jungen M. — denn mit dieſem hat er, wie Ihnen die Folge ſagen wird, ſeine Rolle hauptſächlich geſpielt — bald an den Backen, bald am Knie, bald am Halſe blaue, gelbe und ſchwarze Flecke. Das Kind wurde darüber befragt, und die Antwort war: es hätte ſich durch das Wälzen im Bette, an der Bettſtelle geſtoſſen. Herr S. (der Hofmeiſter) bekräftigte dieß gefragt und ungefragt; und that noch obendrein, um ſich deſtomehr zu verſtecken, ſehr böſe darüber. Noch weiterhin und gegen Weihnachten zu, beobachteten wir, daß beide Kinder, vornämlich aber wieder der kleine M., eine wahre knechtiſche Furcht vor ihrem Lehrer hatten, die ſo weit ging, daß wenn etwa meine Frau ihn etwas, was ihm angenehm war, thun hieß, er erſt etlichemal ſeinen Lehrer anſah, ob der auch die Gnade hatte, darein zu willigen; bis es meine Frau mit Ernſt noch einmal ſagte. Schon aus dieſem mehrmals merklich gewordenen Ernſte hätte der Menſch, hätte er ein redliches Herz, richtige Erkenntniß davon gehabt, daß wir bei den Kindern mehr gälten, als er; und wäre er nur im Schlafe Beobachter geweſen, merken ſollen, daß uns eine ſolche Erziehungsart nicht gefiele. Wie er es gemerkt, und, wenn er es gemerkt, angewandt habe: das ſoll Sie die Folge lehren. In dem erſten Froſte vor Weihnachten, der ziemlich ſcharf war, merke ich mit einemmale ein ſtarkes Gepolter in der Kammer, die an meiner und Herrn G. Stube ſtößt. Ich höre es noch einmal, und dabei die winſelnde Stimme des kleinen M. Ich ſehe heraus, und ſiehe, der arme Junge ſteht in der ſchrecklichen Kälte mit Thränen in den Augen, und mit von Froſt aufgetriebenen Händen da. „Was machen Sie hier?“ — Herr G. hat mich zur Strafe hiehergeſtellt. — „Warum das?“ — Ich habe mein Adjektivum nicht gekonnt. — Das Blut ſtieg mir zu Kopf; allein ich faßte mich und ſagte kein Wort weiter, als: mein Kind, das thut mir leid! Sie müſſen hübſch fleißig ſein. — Und ſo hat der Knabe, nach Herrn G. eigener nachheriger Ausſage, anderthalb Stunden in der Kälte ſtehn müſſen. Ich gab ihm mit einem entfernten Blicke mein Misfallen darüber zu erkennen, und damit ließ ich es gut ſein. Denken Sie aber, wie ich die That ſelbſt anſehen mußte, da er ihm theils dieſe harte Strafe um des Lernens willen aufgelegt hat, theils der Knabe nur erſt bei ihm, d. i. ſeit Michaelis die Buchſtaben des Lateins erlernt hatte, theils dem Herrn G. vorausgeſagt und ernſtlich eingeſchärft war, mit dieſem Kinde, deſſen Seelenkräfte ſeit ganzer acht Jahren beinahe völlig brachgelegen hatten, Geduld zu haben, und von ihm nicht ſo viel zu fordern, als er von meinem Kinde fordern könnte, welcher unter ganz andern Uebungen geſtanden hatte.

Ich denke, daß Sie nun aus dieſen wenigen Zügen, die ich leicht vermehren könnte, ſehen werden, mit welcher Geduld wir den ſo ſchätzbaren Erziehungsgrundſatz beobachtet: „Man muß durchaus nicht dem Lehrer und Erzieher zu früh merken laſſen, daß man mit einem oder dem andern an ihm nicht zufrieden ſei;“ — und noch mehr den: man muß ſich ſehr hüten, den Zöglingen Mistrauen gegen ihre Erzieher zu erwecken, man muß jenen nicht wiſſen laſſen, daß dieſe grobe Fehler begehn könnten.“ — Wer hätte es uns bei jenen Anzeigen wohl verargen mögen, wenn wir uns früh um die Urſach einer ſolchen knechtiſchen Furcht bei den Kindern ſelbſt erkundigt, und ſie ausgefragt hätten, auf was Weiſe denn der Lehrer wohl mit ihnen umginge? Und in dieſem Augenblick, da ich jene Grundſätze gut heißen muß, werfe ich es mir vor, ſie ſo lange beobachtet zu haben. So wahr iſt es, daß vielleicht nicht zwei Grundſätze in der Erziehung allgemein anwendbar ſind; ein Gedanke, worüber wir uns ehedem oft unterhalten haben. Und nun weiter zur traurigen Geſchichte.

Unter ſolchen mislichen Gedanken, ob der Mann, der uns bis dahin gefallen hatte, wohl der Mann ſein möchte, der unſre Kinder gut erziehn würde; und unter den ſichtbarſten Spuren eines ſich nach und nach immer mehr äußernden miſanthropiſchen Weſens verlebten wir Weihnachten und Neujahr. Die ſklaviſche Furcht vor dem Menſchen blieb bei den Kindern, beſonders bei dem kleinen M. vor wie nach. Das Kind verlor ſeine Munterkeit; es hing den Kopf und ſchlief bei der geringſten Stille ein. Wir ſchalten es deshalb oft in ſeiner Gegenwart, und es behauptete immer, es fehle ihm nichts. Der Lehrer ſchwieg bei dieſem allen gewöhnlich ganz ſtille. Endlich aber wollte die gute Vorſehung, die ich dafür ewig preiſen werde, daß die Sache zum Ausbruche kommen ſollte; und dieß geſchah auf folgende Art. Ferdinandchen, (der kleine M.) ein Kind, das ein goldnes Herz hat, fragte mich am verwichnen Sonntage beim Abendeſſen: „Herr Sander (merken Sie, der einzige Lieblingsſchriftſteller des Herrn S., aus dem er auch ſogar ſeine Predigten und ſeine Neujahrswünſche ſtiehlt, und an welche er denn ſeine Lappen annähet) iſt doch wohl der größte Philoſoph?“ — Kaum war dieſe in höchſter Unſchuld, wie ein jeder Rechtſchaffene fühlt, aufgeworfene Frage; aber meine Antwort noch nicht da: ſo verzerrte ſich das Geſicht ſeines Lehrers dergeſtallt arg, daß Kains Gebeerde unmöglich fürchterlicher hat ausſehen können. Er ſchoß Blicke voll Unmuths, voll des bitterſten Unmuths auf das arme Kind. Wir bemerkten es; aber ohne mich daran zu kehren, ſagte ich: mein Kind, dafür wird ſich Herr Sander wohl ſelbſt nicht ausgeben.

Herr Sander iſt noch ein junger Gelehrter, der aber freilich ſehr groß werden kann. Ob der größte? das iſt eine andre Frage. — „Was er doch redet, brach hierauf der ergrimmte Lehrer aus; und ich ſagte: laſſen Sie ihn doch! Er meints recht gut; er weiß ſchon von Philoſophen zu ſchwatzen. — Auf dies alles blieb er bei ſeiner Miene, und wie man ſagt, mopſig, und redete kein Wort mehr über Tiſch. Wir hatten vor Tiſche geſpielt; wir ſetzten es nun noch mehr der Langenweile wegen fort; aber ſo, daß weder ich, noch meine Frau ihn eines Worts würdigten, um ihn unſer Misfallen über ſein unanſtändiges Betragen fühlen zu laſſen. Bei dieſem Abendeſſen war es auch, wo er dem Ferdinand wiederum gebot, nicht wie ein Schwein zu ſchmatzen, weil ihm ein mehreres zu thun nicht erlaubt war. Daß er nichts gefühlt habe, das lernen Sie daraus, daß er eben die wiedrige Miene vom Sonntage an bis zum Donnerſtage fortſetzte; ſo, daß er kaum antwortete, wenn ihm etwas geſagt wurde.

Als ich mich dieſe Zeit hindurch mit meiner Frau über dieſes Betragen beſprach: ſo fiel letztere auf allerlei Gedanken, unter andern gar auf den: daß es mit dem Menſchen nicht richtig im Kopfe ſeyn müſſe. Ich aber ſchrieb dieſen und andre Auftritte, ſelbſt ſeiner zu großen Strenge, die uns nun immer mehr ſichtbar wurde, ſeinem ſchwarzen und überflüſſigen Blute zu, weil er ſelbſt einigemal ſich davon hatte etwas merken laſſen. Indem wir uns unſrer ſeits den Kopf darüber zerbrachen, was ihm doch wohl im Kopfe ſtecken möchte, konnte er es ſeiner ſeits nicht mehr aushalten, daß nicht mit ihm geſprochen wurde, und daß er mit einemmale aus unſrer Geſellſchaft verbannt war. Er bekömmt alſo den Einfall, an meine Frau dieſer Sache wegen zu ſchreiben, ſich wegen ſeiner Laune zu entſchuldigen, ja, ſogar deshalb um Verzeihung zu bitten, hundert ſüſſe geſtohlne Sachen zu ſagen, und alle Schuld davon auf Ferdinandchen zu ſchieben. Die Antwort meiner Frau war in einem ſolchen Ton abgefaßt, daß, wenn er noch einen Funken geſunder Vernunft vorräthig gehabt hätte, er dadurch zu einem weichern und rechtſchaffenern Betragen, beſonders gegen das M . . ſche Kind hätte bewogen werden müſſen. Aber Sie werden ſich wundern, wenn Sie hören werden, daß grade das Gegentheil geſchehen iſt. Meine Frau ſendet ihm die Antwort am 17ten dieſes Nachmittags um 4 Uhr, und er hatte ſein Schreiben an demſelben Tage Vormittags geſchickt. Gleich nach Tiſche geht er mit den Kindern aus, kömmt etwa um zwey oder halb drei Uhr wieder, als ich grade in der zwiſchen ſeiner und meiner Stube gelegenen oben erwähnten Kammer war. Mit einemmale höre ich in ſeiner Stube ein ſtarkes Gepolter und Ferdinandchen weinen. Ich reiße die Thür mit Hitze auf. „Weinen Sie?“ (mit barſcher Stimme) — Nein! — und hält noch den Schnupftuch vor die Augen. — „Ich will ſchlechterdings wiſſen, ob Sie weinen?“ Ja! endlich — „Warum?“ — Ich bin auf der Treppe gefallen und habe mir den Kopf zerſtoßen — „Und darüber weinten Sie, Sie, die Sie ſich wohl zehn Löcher in den Kopf durch Fallen ſchlagen könnten, ohne zu weinen? — das iſt nicht richtig! Damit Sie wiſſen, ich erinnere Sie heute, und dann die pure reine Wahrheit!“ —

Voll der betrübteſten Ahndung, was ich nun wohl alles erfahren möchte, gehe ich herunter, und erzähle jenen Vorfall meiner Frau. Dieſer leuchtete es faſt noch heller ein, als mir, daß die ſchreckliche Brauſche, die das Kind am Kopfe, nahe über dem Auge, hatte, nicht von einem Falle, ſondern von einem Schlage ſein müßte. Sie ward äußerſt unruhig darüber. Zum Unglück konnten wir den Abend des 17ten das Examen nicht halten, weil wir Fremde von außen her bekamen. Ein vorläufiges Examen aber, das meine Frau mit meinem Sohne hielt, überzeugte uns nicht allein, daß Ferdinandchens Beule am Kopfe nicht vom Falle auf der Treppe, ſondern vielmehr von dem Stocke ſeines Lehrers auf dem Spatziergange — und wohl zu merken, in der Zwiſchenzeit, da er an meine Frau geſchrieben hatte, und Antwort erwartete — verurſacht ſei; ſondern entdeckte uns noch weitere ſchrecklichere Sachen, von denen ich nicht weiß, wie ich ſie Ihnen mit Geduld und ohne die heftigſte Wuth — Ja, Wuth iſt der rechte Ausdruck! Sie ſollen richten und alle Redliche ſollen richten! — niederſchreiben ſoll. Mir wurde den Abend nur etwas entdeckt. Den 18ten laſſe ich bis zum Abende nach vier Uhr vergehen, nachdem wir mit Beben die Kinder den Abend zuvor hatten mit ihm hinauf gehen laſſen; und nun rufe ich die Kinder ſelbſt von ihm ab. Ich nehme den Ferdinand ganz beſonders vor, halte ihm eine lange Predigt von dem Guten, das er bei mir bisher genoſſen hätte; wie dies Dank verdiene; wie er mir an Kindes Stelle ſei, wie ich ihn ſo gut, wie meine eigne Kinder liebe und ſchütze; wie ich dies auch ferner als Vater thun würde; wie ich dafür aber auch erwartete, daß er mir auf alles, was ich ihn fragen würde, die lautere Wahrheit geſtehn würde — das wolle er thun! — „Nun, mein Kind, woher haben Sie die Beule am Kopfe?“ — Und denken Sie ſich mein Erſtaunen, als das Kind, ungeachtet meiner Ermahnung, behauptete, es ſei gefallen. — „Ich weiß es beſſer, es iſt vom Schlage.“ — Nein, nein! mein Lehrer thut mir nichts Böſes, außer daß er mir dann und wann eine Maulſchelle giebt, und die hatte ich verdient. — „Junger Menſch (mit an den Kopf gelegter, geballter Fauſt) ich will die Wahrheit wiſſen, hören Sie es? — Nein, ich bin gefallen; und das iſt die reine Wahrheit. — „Menſch, ich rufe meinen Sohn, und wie, wenn ders Ihnen ins Geſicht ſagt, wie die Sache iſt?“ — Ich könne ihn rufen laſſen: der würde es nicht anders ſagen können. Ich laſſe dieſen und meine Frau kommen. Mein Sohn ermahnt ihn zur Wahrheit, und — nun bekannt er erſt: ja, Herr G. hat mich mit dem Stocke geſchlagen. — Ich bitte Sie, um Gottes willen, mein Freund, was denken Sie von dieſem Kinde, das ſeinem Lehrer bis zum Laſter treu war? denn Sie können ſich leicht einbilden, ohne daß ich es Ihnen ſage, daß von dem Menſchen noch etwas ärgers, als der Schlag, oder vielmehr die Schläge ſelbſt (denn er hat deren drei bekommen) geſchehen war; daß er ihm nämlich unter Androhung der härteſten Züchtigung, und ſelbſt unter den niederträchtigſten Schmeicheleien, aufs feſteſte eingebunden hatte, zu uns zu ſagen, er ſei auf der Treppe an der Bretterwand gefallen. Und dieſer Menſch, der ſeinem Zöglinge, von dem er ſelbſt — ſchreibt ſogar, daß er ein edles, gutes Herz habe, etliche Schläge am Kopfe, und etliche, wie wir nachher bei weiterer Unterſuchung ſahen, auf dem rechten Arm dergeſtallt gegeben hatte, daß der Arm ſo dick aufgeſchwollen war, daß man kaum den Rock herabziehen konnte; dieſer Menſch wollte kurz nach der That das arme Kind noch darum: weil es auf der Stube vor Schmerz das Weinen nicht laſſen konnte, in dem Augenblick, da ich die Thür aufriß, (wie ich erzählt habe) zur Strafe aus der Stube ſtoſſen. Und es war doch die höchſte Zeit zu den Stunden; und er hatte doch dies Weinen verurſacht; und er verſprach ſich doch auf ſeinen ſüſſen Brief von meiner Frau noch an eben dem Tage Antwort; und er konnte doch, wenn er nicht wahrhaftig verrückt im Kopfe war, ſchon zum voraus wiſſen, wie dieſe ausfallen würde. Dieſe Minute ließ mich meine Frau herunterrufen, um Ferdinandchens zerſchlagenen Arm zu ſehen. Mit der bitterſten Wehmuth und mit eben ſo bittern Thränen ſahe ich ihn eine Spanne lang wie eine Wurſt aufgetrieben, und wie ein dunkelblaues Tuch. Gott! daß ich grade heut in den Umſtänden bin, ihn noch zwei Nächte unter meinem Dache beherbergen zu müſſen!

Aber weiter im Examen. „Warum ſind Sie denn ſo zerſchlagen worden?“ — weil ich nicht rennen wollte. — Geht Ihnen nicht, mein Werther, ein kalter Schauder durch die Glieder? — und das, ſagt mein Sohn, geſchieht allemal, ſo oft wir ſpatzieren gehen; wenn Ferdinandchen nicht rennen will, dann bekömmt er entſetzliche Schläge. Letzthin, als Sie auch nach ſeinem zerſchabten Geſichte fragten, hat er ihn mitten unter dicke Fichten geſtoſſen, auch, weil er nicht rennen wollte, wir aber mußten auf ſein Geheiß ſagen: er ſei von ſelbſt ſo gerannt und ſei zwiſchen die Fichten gefallen. Und dies iſt nicht allein wirklich geſchehen, ſondern Herr G. bekräftigte es auch in beider Kinder Gegenwart, welche die Augen dabei niederſchlugen.

Und das wäre es alles, meinen Sie? Schicken Sie ſich auf noch gräßlichere Dinge, wenn es anders noch gräßlichere giebt. Aber ja, die folgenden ſind es wirklich noch. Ich faſſe ſie aber alle in eins kurz zuſammen. Der Hartherzige, oder in der That Verrückte, hat eben dies arme Kind ſehr häufig in der kleinen Kammer, die an ſeiner Thür nach dem Hofe herausgeht, in der Kälte völlig nackend ſtundenlang ſtehen und einmal des Morgens ſo nackend unter ſein Bett kriechen laſſen, weil er ſich des Nachts im Bette geworfen hatte; er hat ihn auf den Spatziergängen, wenn er nicht hat rennen wollen, mit dem Stocke hinten in den Rücken geſtoſſen, daß er ſo vorwärts übergefallen iſt; um eben der Urſach willen einen Stock auf ihn zerſchlagen; ein andermal ihn ins Gebüſch gezogen, und ihn dort ſo erbärmlich geohrfeigt, daß mein Sohn es in der Ferne hat hören können; ihn wohl hundertmal mit ſeinen Dragonerſtiefeln vor den Hintern geſtoſſen, daß er oft hingeſtürzt iſt; ihn bei beiden Armen genommen, in einen Feldgraben geworfen, und auf ſeine Hände getreten; — hat ihn, weil er ſich bei einem böſen Kopfe einmal am Halſe gekratzt hat, beide Hände auf den Rücken gebunden, daß die Hände entſetzlich aufgetrieben ſind; er hat ihn ſehr häufig 8, 9, 16 bis 24 Priſen Schnupftaback bis zum Brechen, ja ſelbſt ein Pflaſter, das der Kleine auf einer Wunde hatte, eſſen laſſen; hat ihn mit geballten Fäuſten dazu gebracht, den Unflath, der etwa einmal bei einer naſſen Blähung, oder auch wohl aus Unachtſamkeit in den

Beinkleidern ſitzen geblieben war, mit der Zunge aufzulecken. Und nun ſey es der Bosheiten genug, wenn ich einige vergeſſen haben ſollte! Doch alles hat er bereits nach Ausſage der Kinder, beſonders meines Sohns, dem er nie etwas dergleichen gethan hat, auch nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, einige Wochen vor Weihnachten ſo getrieben, und es heimlich treiben können; weil die Kinder dergeſtalt von ihm ſind in Furcht erhalten worden, daß ſie bis auf jene Scenen nicht ein Wort haben ſagen dürfen. Ja ſie haben uns ſelbſt, da ſie es endlich alle beide aus einem Munde, wozu auch noch über manche Barbareien das Zeugniß meiner Tochter kömmt, entdeckten, faſt fußfälligſt gebeten, daß ich doch alles ſo einrichten möchte, daß ſie ja ſeiner Wuth nicht ausgeſetzt wären. Nur die Verſichrung, daß ich, nächſt Gott, ihr Vater und Schutzgott wäre, und mich als einen ſolchen in meiner ganzen Würde zeigen würde, konnte ſie dahin bringen, alles ehrlich zu geſtehn.

Am 23ſten Januar. 1782.

Nun iſt das Examen rigoroſum vorbey. Es geſchahe wie ich Ihnen neulich ſchrieb, daß es geſchehen ſollte, am Montage, den 21ſten dieſes. Ich hatte, theils um einen gültigen Zeugen von alle dem, was ich mit dem Mann, oder vielleicht noch Jünglinge, ſprechen würde, für mich zu haben, theils auch ihn glauben zu machen, es würde hier wohl an ein gerichtliches Protocolliren gehn, den Herrn Stadtſekretair von B** erſucht, dieſem peinlichen Gerichte mit beizuwohnen. Der letzte Gedanke, den ich übrigens um mehr als einer Urſach nicht auszuführen willens war; ſo ſehr mich auch die Anklage dazu berechtigt hätte, that indeſſen die beſte Würkung von der Welt. Der Anblick des Herrn von B* ſchien ihn eben ſo ſehr, als ſein böſes Bewußtſeyn in Verlegenheit zu ſetzen. Er war weiß, wie Kreide, und faſt unfähig, ein Glied zu rühren. Ich hieß ihn niederſitzen, und nun fing ich meine Anrede ſo an, wie es die traurige Lage der Sache mit ſich brachte. Ich hatte, wie Sie leicht denken können, mich nicht allein die Tage vom Freitag bis zum Montage hindurch gefaßt zu machen geſucht, ganz mäßig und gelaſſen zu ſein; ſondern ich hatte mir dieſe Mäßigkeit und Gelaſſenheit auch in einem feierlichen, ſtillen Gebete von Gott erfleht. Ich glaubte ſie auch gewiß beobachten zu können, in ſo fern Herr G. mich nicht durch ein hartnäckiges Läugnen aus meiner Faſſung bringen würde. Mein Gebet war erhört. Ich blieb bey meinem ganzen Vortrage gelaſſen, denn Herr G. läugnete von dem ganzen Regiſter von Grauſamkeiten, die er gegen den kleinen M. bewieſen hat, und die ich Ihnen, aber doch noch nicht alle, letzthin überſchrieben habe — auch noch nicht Eine ab. So entſetzlich dies auch iſt, ſo wahr iſt es doch.

„Aber wie ſind Sie zu ſolchen Grauſamkeiten gekommen? Was hat Sie dazu veranlaßt, ſich beſonders auf den jungen M* alſo zu ſetzen? Ich dächte, wenn es auf Leichtfertigkeit ankäme: ſo beginge mein Sohn deren weit mehrere als jener?“— Er habe bereits, war die Antwort, die er vermochte, ſeit Jahr und Tag ein ſolches miſanthropiſches Weſen bey ſich gefühlt und gemerkt, daß er ſeit dieſer Zeit einen Hang zur Grauſamkeit hätte. — Bey einem ſolchen Bekenntniſſe hätten mir die Haare zu Berge ſteigen mögen. — Er könne übrigens nicht ſagen, daß der junge M* ihm dazu beſonders Gelegenheit gegeben hätte! Er wiſſe ſelbſt nicht, wie er dazu gekommen ſey. In allem dieſen und auch noch in andern Antworten, die er aber äußerſt ſparſam, jedoch mit der höchſten Furchtſamkeit und — wenigſtens anſcheinender Beſchämung gab, war dennoch ſo gar nichts, was ihn wegen ſeines ſchrecklichen Verhaltens gegen das Kind hätte entſchuldigen können; es wäre denn, daß man annehmen wollte, daß er in der That manchmal Intervalla hätte. Ich geſtehe aber aufrichtig, daß, ſo gern ich auch dieſe Art der Entſchuldigung von ihm annehmen möchte, ich doch dazu in ſeinem übrigen Betragen keinen hinlänglichen Grund finde. Warum konnte er denn, einige mördriſche Blicke, die er von Zeit zu Zeit auf die Kinder in unſrer Gegenwart fallen ließ, ausgenommen, ſehr oft ein ſehr freundliches Weſen gegen ſie, wenn wir dabey waren, annehmen? Warum ſogar den kleinen M. oft liebkoſen? Warum dies thun, wenn er eben vorher auf ſeiner Stube eine Grauſamkeit gegen ihn ausgeübt hatte? Warum den Kindern nach Verübung derſelben ſo ſcharf einbinden, daß ſie nichts ſagen ſollten, oder er wollte ſie maſſakriren. Er war ſich alſo nicht allein bewußt, daß er es gethan hatte, ſondern er wußte auch, daß es etwas ſchreckliches war. Sollte ſich dies ſo allerdings mit dem Karakter derer Leute reimen laſſen, von denen man ſagt, ſie hätten ſchlimme Intervalla — —

So weit der Mann, bey dem Herr G. Hofmeiſter war. Was ich nun noch hinzuzufügen nöthig finde, iſt folgendes: Herr G. mußte zwey Tage darauf abreiſen, und kam den folgenden Tag, ſo bald er von der Poſt abgeſtiegen war, zu mir. Ich würde mich wundern, ſagte er, ihn itzt hier zu ſehen, oder, ſetzte er hinzu: ob ich etwa ſchon Briefe aus F* hätte. Ich geſtand es ſogleich; und faſt als ob er mir in die Rede fallen wollte, fragt er: was ich ihm riethe, was er thun ſollte? — Das wußte ich freilich nicht; ich verwies ihn an ſeinen Verwandten, von dem ich die erſte Nachricht von ihm erfahren hatte. Zu dieſem hinzugehen, koſtete viel Ueberredung von meiner, und viel Ueberwindung von ſeiner Seite. Ueberhaupt ſtand er da vor mir in einer Geſtalt, die mich innigſt rührte. Beſchämung, Angſt, Betäubung, Unentſchloſſenheit und Anſtrengung zum Nachſinnen waren auf ſeinem Geſichte:

ſein Blick war zur Erde geheftet, kaum daß er mit Mühe dann und wann ſchüchtern aufblicken konnte; ſeine Stellung, ſeine Bewegung waren ſeinen innerlichen Gefühlen anpaſſend, voll Unruhe — Ich fragte ihn: wie iſt es möglich geweſen, daß Sie Kinder ſo behandeln konnten? — und als er ſchwieg: hat denn der kleine M. Ihnen zu irgend einer ſolchen Behandlung Gelegenheit gegeben? — „Nein, es war ein gutes Kind, zuweilen etwas munter, aber nicht wild, ſelten über die Grenze der Munterkeit.“ — Wie haben Sie denn im Hauſe gelebt? zufrieden? „Ja, ſehr zufrieden; o, ich habs ſo gut gehabt; ich war wie Kind im Hauſe, wie ein Freund, ich habe nicht die mindeſte Klage. Ob man mich wohl wieder annähme? wenn Sie ſchreiben wollten?“ — Das würde nichts helfen; das läßt ſich nicht denken? — Aber wenn Sie einmal ſo ſtrenge geſtraft hatten, fühlten Sie nachher keine Art von Mitleid? Rührte Sie die harte Strafe nicht ſelbſt? — „Ja, es that mir leid!“ Und wie konnten Sies ſo häufig wiederholen? „Das weiß ich ſelbſt nicht. Ich habe mirs ſo oft vorgenommen, nicht zu ſchlagen, nicht zu hartherzig zu ſein, aber es half nichts. Ich habe zu Gott gebetet, meinen Sinn zu ändern; aber ich weiß nicht, was aus mir werden wird“ — — Ich geſtehe, daß mir bey dieſer Stelle ein Schaudern ankam, und wußte ihm nichts darauf zu antworten. Er wollte zu ſeiner Mutter reiſen, das war der einzige Entſchluß, den er hatte, und ſo ging er von mir. Sein Vater hat vor etwa 15 Jahren in einem kleinen Fluſſe ſeinem Leben ein Ende gemacht.

J. F. Seidel.
Lehrer am Grauenkloſter.

VI.

Auszug aus Paul Simmens Lebensgeſchichte.

Der Unglückliche war in ſeiner Kindheit ein flüchtiger Knabe, dem nichts weniger als das Stillſitzen anſtand, der in der Schule von den Grundwahrheiten des Chriſtenthums und dem Uebrigen, was zum Gebrauch des Lebens darinnen gelehrt wird, wenig begriffen, und kaum fertig leſen und ſeinen eigenen Namen hat ſchreiben gelernet. Dieß iſt das Zeugniß, daß ihm diejenigen geben, die ſich noch von jenen Jahren her ſeiner zu erinnern wiſſen.

Er zeigte frühzeitig Luſt zum Soldatenſtande. Die Begleiter ſeiner Jugend erzählen, daß er wöchentlich mit Holz nach der Reſidenz gefahren, wenn er aber ſolches verkauft, halbe Tage vor der Hauptwache daſelbſt geſtanden, und den Soldaten zugeſehen habe. Er ward denn auch in ſeinem 17ten Jahre Dragoner.

Sein Vater, ein Schneider, beſtimmte ihn, nach Erlaſſung aus der Schule, zu ſeinem Handwerk; aber er war nicht für die Nadel, er war für den Degen und Säbel, und am Schneider-Tiſche die Beine unterzuſchlagen, war nicht ſeine Sache; er wollte ins Feld, er wollte in die Welt. Der neue Pallaſch wollte ihn zwar zu unzeitiger Courage und Händeln bald anfangs und während der Transportirung verleiten, allein Erfahrung und Klugheit lehrten ihn bald dieſe Hitze mäßigen, und in kurzer Zeit ward er vorſichtig und ordentlich in ſeinem Betragen.

Er machte mit ſeinem Regimente im Dienſte der Generalſtaaten gleich anfangs den letzten Feldzug vor dem Aachner Frieden mit, kam aber auch beim Schluſſe des Krieges mit ſeinem Regimente nach Hauſe, und mußte ſich in Poſtirungsquartiren gedulden, bis es wieder etwas für ihn zu thun geben würde.

Unter dem 31ſten December 1758 erhielt er einen ſehr ehrenhaften Abſchied.

Als der zweite Preußiſche Krieg anging, mußte ſein Fürſt außer dem Fußvolke, auch den größten Theil des Dragonerregiments, unter welchem Simmen ſtand, als ſein Kontingent zur Armee ſtoßen laſſen, und Simmen durfte mit marſchiren. Allein er wurde mit dem Hauptmann und 27 Mann ſeiner Compagnie auf dem Marſche in einer Altenburgſchen Landſtadt in einem Ueberfalle von Preußiſchen Huſaren aufgehoben, und durchs Erzgebürge nach Sachſen geführt. Man darf es ihm wohl glauben, daß er mehr genöthiget als beredet worden ſey, unter den Preußiſchen Huſaren Dienſte zu nehmen. Er that es unter dem damaligen Obriſtlieutenant v. Belling, und kapitulirte unter dem 23ſten September 1758, auf die Bedingung, daß dieſes ſein Engagement nur von einem Winterquartier zum andern gehen, und daß ihm, wenn das Corps ſolche bezogen hätte, allemal freyſtehen ſollte, ſeinen Abſchied zu fordern, auch ihm alsdann derſelbe auf ſein Anſuchen unweigerlich ertheilt werden ſollte.

Der neue Huſar mußte gleich, wie ſchon gedacht iſt, mit nach Sachſen, und fand am Schluß des Feldzugs in Chemnitz ſein Winterquartier. Beym Aufbruch aus denſelben und Eröffnung des Feldzugs 1759, rief ihn erſt ſein vorgedachter Chef unvermuthet vor die Fronte, erklärte ihn zum Unterofficier, und wünſchte ihm dazu Glück. Simmen verſichert, daß er dieſe Gnade weder gehofft, noch gewünſcht, ſondern alle Mühe, aber umſonſt ſich gegeben habe, ſie zu verbitten; weil er den beſchwerlichen Dienſt und die ſchwere Verantwortung eines Preußiſchen Unterofficiers, vorzüglich im Kriege, ſchon damals habe kennen gelernt. Er ſtieg denn ferner bis zum Wachtmeiſter.

Der Marſch ging nach Schleſien gegen die Oeſterreicher, ferner an die Polniſche Grenze, gegen die Ruſſen, hernach gegen ebendieſelben ins Brandenburgiſche. Im Jahr 1760 mußte er mit ſeinem Regimente nach Pommern, wo er bis 1762 gegen die Schweden fochte. Dieſe rühmte er als ſehr brave und beſonders chriſtliche Soldaten.

Aus Pommern gieng das Bellingiſche Huſarenregiment, und alſo auch Simmen, im Jahr 1762 wieder nach Sachſen, gegen die Oeſterreicher zurück, Hier gerieth er durch einen Zufall im Erzgebürge unter die Reichstruppen, und wurde von ihnen aufgehoben. Er kam aber bald durch eine Liſt von den Feinden wieder los, indem er gegen ſie vorgab, er habe ſich ſelbſt ranzionirt, und ſey im Begriff zu ſeinem alten Dragonerregiment zurück, zu gehen. Er erhielt hierdurch einen Paß, der ſich auch findet, datirt von Naſſau, (einem Dorfe bei Frauenſtein) den 2ten November 1762, und von einem Hauptmann von Oettinger unterſchrieben. Mit Hülfe deſſelben entkam er die Nacht drauf, und zu dem Preußiſchen Eſquadron zurück.

Bekanntermaßen machte der Hubertsburger Friede dem Krieg ein Ende. Simmen kam darauf mit ſeinem Regimente in Pommern zu ſtehen. Nun regte ſich bei ihm das Verlangen, ſein Vaterland und ſeine Eltern wieder zu ſehen. Er erhielt auch im Jahr 1764 nach dem gerühmten Zutrauen ſeines Obriſten von demſelben Urlaub, und zwei Päſſe dazu, der eine davon iſt vom 16ten, der andre vom 20ſten May. Der erſte mußte ſeine Beglaubigung im Preußiſchen, der andere ſein Geleit auſſerhalb

ſeyn.

ſeyn. Er kam alſo im gedachten Jahre glücklich und mit Ehre an ſeinem Geburtsorte an, ohne daß es ihm geahndet hätte, daß er dem Verluſt ſeines Glücks und ſeiner Ehre, ja einem ſchimpflichen Tode entgegen reiſe.

Er fand hier bald nach ſeiner Zurückkunft allerlei Verſtrickungen, die ihn zu dem Entſchluß brachten, den er wohl bei ſeiner Abreiſe nicht gehabt hatte, ſeinen Dienſt zu verlaſſen, und nicht wieder zu ſeinem Regiment zurückzukehren. Er verkaufte alſo ſein mitgebrachtes Pferd, das, wie er verſichert, mit Sattel und Zeug ſein eigen war, und ſuchte bei ſeinem Obriſten um ſeinen Abſchied nach, den er aber nicht erhielt. Unkundige der Umſtände hielten ihn deswegen geradezu für einen Ausreiſſer. Allein ich muß in dieſer Sache das Licht mittheilen, daß zween eigenhändige Antworten des Oberſten von Belling an ihn geben. In der erſten drückt ſich der Oberſte ſehr gnädig aus, und unterſchreibt ſich, des Wachtmeiſters allſtets wohlwollenden Freund, verſagt ihm aber ſeinen Abſchied, und befiehlt ihm, ſich wieder ſogleich bey der Eſquadron einzufinden. In der zweiten, auf Simmens Anſuchen, wobei er ſich auf ſeine oben angeführte Capitulation berufte, verſagt er ihm denſelben nochmals aus dem Grunde, daß er ihm die Capitulation als Huſar ertheilt, aber da er bis zum Wachtweiſter avancirt, ſo ſei ſolche null und nichtig, und befiehlt ihm, ſich ſogleich bei dem Regiment wieder einzufinden.

Es kamen wohl bei ihm viele Bewegungsgründe zuſammen, die ihn vermochten, in ſeinem Vaterlande zu bleiben. Er hatte Freunde, die ihn dazu beredeten, und durch mancherlei Vergnügen, daß ſie ihm machten, an ſich zogen; vielleicht miſchte ſich die Liebe bald darein, nach welcher er ſich kurz hernach zu ſeiner Heirath entſchloß. Er hatte viele Gunſt bei Großen, und fand ſelbſt Gelegenheit, die Gnade des Prinzen zu gewinnen. Der erlauchte Chef, der ihm den oben ſchon erwähnten Abſchied von ſeinem alten Regimente ertheilte, ließ ſich beſonders angelegen ſeyn, ihn wieder in die Dienſte ſeines angebohrnen Landesherrn, verhältnißmäßig anzubringen: Er hätte es gerne bei ſeinem unterhabenden Regimente gethan, allein dazu wollte ſich keine Gelegenheit finden; es ſollte bei den Landhuſaren geſchehen, die zu errichten damals in Vorſchlag gebracht war, allein dieſes Projekt zerſchlug ſich.

Wie er alſo ſeine Hofnungen theils vereitelt, theils in einer ſo ungewiſſen Ferne ſahe, und nun ſchon der Bedenklichkeiten bei der Rückkehr zu ſeinem Huſarenregimente zu viel waren, ſo konnte er dieſelben, ohne Geſchäfte und Verdienſt zu haben, länger nicht abwarten. Er kaufte ſich alſo in ſeinem Geburtsort an, ließ ſich häußlich nieder, und trat zu einer Geſellſchaft Viehhändler. Dieß war an ſeinem Orte der anſehnlichſte, und für ihn verhältnißmäßigſte, anſtändigſte und angemeſſenſte Erwerb. Denn da ihn ſeine Geſellſchaft zu den auswärtigen Geſchäften ihres Handels, gegen eine gute Vergeltung ſeiner Dienſte, gebrauchte; er auch wohl etwas zum Handel mit zuſchoß, ſo konnte er auf doppelte Weiſe gewinnen, und darbei ſeine feine Sitten, und beim Kriegshandwerk gewonnene Erfahrungen und Geſchicklichkeiten, brauchbar machen.

Daß an Simmens Entſchluſſe, den Preußiſchen Dienſt zu verlaſſen, die Liebe mit Theil gehabt habe, läſſet ſich daraus vermuthen, daß er ſich nicht lange nachher an ſeinem Geburtsort verheirathete. Durch die Verbindung, die er hier einging, kam er mit dem, mit deſſen Blute er ſich hernach befleckte, in eine gedoppelte Verſchwägerung; denn Simmens Braut war **Georg Schmidts** leibliche Schweſter, und dieſer hatte Simmens Schweſter zur erſten Frau.

Von Simmens Ehe höre ich nichts nachtheiliges, ſie ward einträchtig und gut geführt, ohne daß ein Theil über den andern Beſchwerden geäuſſert hätte. Dem entgegen, was man von ihm vermuthen ſollte, wird er von ſolchen, die ſein Haus kennen, als ein geſelliger und ſich ſehr bequemender Ehemann beſchrieben, der häuslichen auch gewöhnlicher Weiſe nur weiblichen Verrichtungen ſich unterzogen habe.

Nun war Simmens neue Lebensart und Haushaltung an ſeinem Geburtsorte, wie es ſchien, gut eingerichtet. Er hielt ſich fein, ſein Betragen war ordentlich, beſcheiden, und vor ſeinesgleichen vorzüglich geſitteter; auch ſelbſt diejenigen, denen ſein feines Betragen am verdächtigſten iſt, können ihm das Lob eines äuſſerlich ehrbaren, ordentlichen und ſtillen Mannes nicht verſagen. Er erwarb ſich dadurch Zutrauen und Anſehn, und weil ſein guter Verſtand, ſeine durch Erfahrung erworbene Kenntniſſe, ſeine Bedächtlichkeit und gute Art zu reden darzu kam, wurde auch die Vormundſchaft ſeines Orts bewogen, ihn zu ihrem Mitglied anzunehmen. Perſonen, die am beſten davon urtheilen können, geben ihm auch das Zeugniß, daß er in dieſer Verbindung alle Obliegenheiten und Aufträge gut ausgerichtet habe.

Verſchiedene Jahre ging es glücklich mit ſeinem Viehhandel, und ſeine Vermögensumſtände ſchienen auf einem guten Fuß zu ſeyn. Allmälig aber wurde ſeine Familie zahlreicher, er war ſchon ein Vater von 3 Kindern, als die bekannten theuren Jahre einfielen. Wie dieſe traurige Zeit viele vorherblühende Familien niedergedrückt, wo nicht ganz zu Grunde gerichtet hat, ſo wurde ſie auch Urſach an dem erſten Verfall des Nahrungs- und Vermögensſtandes dieſes Unglücklichen, weil der Handel, ſein einziges Verdienſt, lag, ihm auch verſchiedene Poſten, die, wenigſtens nach ſeiner Vorrechnung, etwas betrugen, verloren gingen. Er mußte zuſetzen, und es war ihm nicht möglich, ſich ganz wieder aufzuhelfen.

Nach der Zeit verwickelte er ſich mit ſeinen Mithändlern in Streitigkeiten und Klagen, durch welche ſeine Gewiſſenhaftigkeit verdächtig wurde. Die Geſellſchaft trennte ſich auch von ihm, und nun ſollte er für ſich allein handeln; das konnte er aber mit ſeinem eigenen Vermögen nicht glücklich durchſetzen. Es ging nun nicht mehr ſo, wie ers wünſchte, daß er ſich hätte auf den vorigen Fuß halten können, und wie es ſein voriger Charakter zu fordern ſchien. So wie er ſich im Hauſe alles gefallen ließ, ſo ließ es ihm doch der Wachtmeiſter nicht zu, ſich ganz zum Bauer herabzulaſſen, und auswärtig Handgeſchäfte der Art vorzunehmen, die an ſeinem Orte gewöhnlich und zum Durchkommen nöthig waren. Nur zu einer Zeit im Jahre war etwas, und auch nicht mehr das hinlängliche, mit dem Handel zu verdienen, die übrige Zeit gab es für ihn nichts zu thun.

In dieſer drückenden Lage wurde ſeines Vaters Schweſter, die mit einigen Anſehn in der benachbarten Stadt lebte, zur Wittwe. Dieſe erbot ſich, ihn mit den Seinigen zu ſich zu nehmen, wenn er ihre Angelegenheiten beſorgen, und ins Reine bringen würde. Er folgte hier unſichern Hoffnungen, und vielleicht auch dunkeln Blendwerken, die ihm ſeine Ehrſucht vorſpiegelte. Er entſchloß ſich alſo, in die Stadt zu der gedachten Verwandtin zu ziehen, ward Bürger und verkaufte ſein Haus in ſeinem Geburtsorte ſeinem Schwager **Schmidt**. Die Hoffnungen, die ihm waren gemacht worden, oder er ſich ſelbſt gemacht hatte, täuſchten ihn, oder er hatte nicht Geduld und Schmiegung genug, ſie abzuwarten;

ten; er verlohr darüber, daß er ſich fremden Angelegenheiten unterzog, folgends alle Vortheile ſeines bisherigen Handels und voriger Einrichtung, und durch mehr Umſtände, die dazu kamen, wurde dieſes der Schritt zu ſeinem Fall und Verderb.

Es entſponnen ſich über dem Hausverkauf allerlei Entzweiungen zwiſchen ihm und ſeinem Schwager, die bis zu der tödlichen Verbitterung anwuchſen. Dieſer bezahlte, wie mir von glaubwürdigen Perſonen verſichert worden, von dem Hauskaufsgelde, womit ſich doch Simmen zu helfen gedacht hatte, nicht nur ein darauf haftendes größeres Kapital, das mit Willen des leztern geſchehen ſein ſoll, ſondern auch andere kleinere Poſten wider deſſen Willen. Simmen glaubte, daß derſelbe dabei auch ſeine Gläubiger, die auf andere Art vortheilhafter für ihn hätten befriediget werden können und ſollen, unredlicher Weiſe ſelbſt aufgereizt habe, ſo daß ihm hierdurch nicht nur das Kaufgeld zerſplittert und ſeine Hülfe benommen, ſondern auch die Bezahlung des übrigen Geldes, zu ſeinen mehrern Ruin, und dem Contrakt zuwider, verzögert ſey. Aus dem Wortwechſel hierüber, entſtunden ferner auch wohl Thätlichkeiten und Injurienklagen, wodurch der Groll des, beſonders durch die lezte Art Klagen, mehrmals empfindlichſt gereizten Wachtmeiſters, immer ſtärker aufloderte. Andere entſchuldigen zwar Schmidten dieſerwegen, und rühmen allerlei Gutes, daß er Simmen und deſſen Kindern gethan habe. Entſcheidend kann ich nun hievon nicht urtheilen, aber daß muß ich geſtehen, daß keine Schilderung, die mir von Schmidten gemacht iſt, auch ſelbſt von ſeinen Vertheidigern nicht, zu deſſen Vortheil geweſen ſey, noch es wahrſcheinlich genug mache, daß er mehr Recht als der Unglückliche bei dieſen Händeln gehabt haben möge. Hierzu kam noch, daß Schmidt ſeine Schwiegereltern, als Simmens Vater und Mutter, geſchlagen, auch ſeine erſte Frau, als Simmens Schweſter, und welche dieſer ſehr geliebt, übel gehalten haben ſoll, wenigſtens hat Simmen dieß in ſeinem gerichtlichen Verhör behauptet, und als eine Haupturſach ſeines fürchterlichen Haſſes angegeben. Weil aber endlich Schmidt ſich auch immer beſſer als der Wachtmeiſter fand, ſo kann daher wohl einige Eiferſucht in die Verbitterung des leztern ſich mit eingemiſchet haben

Das konnte nun Simmen ſelbſt nicht läugnen, daß er in dieſer Gemüthsfaſſung ſeinen Schwager öffentlich und vielleicht mehrmals Rache gedroht und geſchworen habe. Er will ihm zwar eigentlich nicht den Tod, ſondern nur gedroht haben, es ihn künftig entgelten zu laſſen.

Damals wars wohl eben, daß er den Verſuch machte, von ſeinem Schwager einen Vorſchuß zu erhalten, und ihm auch derſelbe ſolchen verſprach, nachmals aber von der Erfüllung dieſes Verſprechens ſich wieder ablenken ließ.

Seine nunmehrige traurige Lage will ich mit des Unglücklichen eigenen Worten beſchreiben: „Kein Haus! keine Hülfe bey Freunden! keinen Troſt! keinen Credit, da mir ſonſt jedermann ein Paar Hundert Thäler zu borgen bereit war!“ Und hierzu kamen nun der Drang von Gläubigern und zu fürchtender Rechtshülfe, auch die Nothwendigkeit, einen Sohn zum Handwerk zu helfen, und das Uebel, darzu kein Mittel zu wiſſen, und wer weiß, was noch mehr, das verborgener iſt?

An einem unglücklichen Sonntage durchbrach der Damm. Simmen beſuchte früh an demſelben den Gottesdienſt in der Stadt, und man will bemerkt haben, daß er, wie es geſchienen, einer ernſthaften Predigt, die ihn zum Nachdenken hätte bringen können, aufmerkſam zugehöret habe. Den Nachmittag ging er über Feld, einiger Geſchäfte wegen, und auch da noch einmal in die Kirche.

Am Abend kam er wieder nach Hauſe, und brachte noch einige Stunden bey einem Bekannten in der Nachbarſchaft zu, wie ich glaube, den Gedanken, mit denen er ſich trug, und wie ich vermuthe, wohl ſelbſt noch ſeinem Vorhaben zu entgehen; denn es zog ihn wohl das innere Gefühl noch immer zurück. Aber ſein Herz hing ſchon zu ſehr auf die böſe Seite, und wandte nicht mehr Ernſt und Kraft genug an, zu widerſtehen. Er klagte beym Weggehen von ſeinem Beſuch und bey ſeiner Wiederkunft zu Hauſe, daß ihm nicht recht wohl ſei, und ging, zu ſeinem Verderben, auf das zweite Stockwerk allein zu ſchlafen. Der Vorſatz, die Mordthat zu verüben, drang ſich immer mehr in ſeiner Seele vor; er faßte den Entſchluß, und machte Anſtalten dazu, doch alles noch mit innerlichem Widerſpruch und Widerſtreben. Er gerieth darüber in einen Schlummer, fuhr aber aus denſelben, wie er erzählte, gegen 11 Uhr, plötzlich und voll von einer Wuth auf, die ihn ſo gedrängt, daß er ſich nicht zu helfen gewußt hätte, und wie verdüſtert zu der Ausführung fortgegangen ſei.

Anderthalb Stunden brauchte der Unglückliche, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, zu einem ihm höchſt bekannten Wege, von einer kleinen halben Stunde; ein Umſtand, der nicht zu erklären ſteht, wenn wir uns nicht vorſtellen, daß ihn der Sturm ſeiner Affekten und der Kampf in ſeiner Seele mehrmals aufgehalten und zum Stillſtehn gebracht habe. So fehlte es ihm nicht an Erinnerungen; ſo war es noch möglich, daß er in ſich und zurücke gieng! Ich kann es ihm glauben, was er erzählt, daß, ob er gleich die Abſicht gehabt habe, ſeinen Schwager und ſeine Schwägerin, aber nicht ihr unſchuldiges Kind, zu ermorden, er es doch immer noch dabei auf ein Ungefähr habe ankommen laſſen. „Ich würde, ſagte er ſelbſt, wenigſtens dießmal, vielleicht aber auch aufs künftige mich bedacht haben, und von meinem Vorhaben abgeſtanden ſeyn, wenn mir Jemand beim Weggehen aus meinem Hauſe, oder ein Wächter auf der Straße begegnet wäre, oder ich bei der Einlaſſung in das Mordhaus, einige Schwürigkeiten gefunden hätte.“

Simmen taumelte aber nun dahin, wo er das Verbrechen begehen wollte, ſo ſchwankend, ſo verdüſtert, wie ſchon gedacht; er fand noch Licht im Hauſe, und klopfte, wie er es erzählte, leiſe an; alſo noch als ein Menſch, der nicht das unerſchrockene Herz hatte, das zu thun, was er doch gleich that.

Seine Schwägerin ſahe heraus, frug ihn, auf ſeinen Gruß und Bitte eingelaſſen zu werden, wo er ſo ſpät herkomme? glaubte ſeinem Vorwande, über Feld herzukommen, ließ ihn ein, und führte ihn in die Stube, wo er ſeinen ſpät heimgekommenen Schwager im Bette, wie man ſagt, etwas berauſcht, aber noch nicht völlig eingeſchlafen fand. Alſo alles ſo leicht, ſo bequem! Nun ward ſein Entſchluß veſt!

Simmen ward von ſeiner Schwägerin willig und freundlich aufgenommen; bei allen vorgegangenen Zwiſtigkeiten, ja, wie man ſagt, nach einer vorher geäußerten außerordentlichen Aengſtlichkeit, läßt ſie ihn ein, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß ſie einen Erbitterten einlaſſe, der mit Hülfe der Nacht, ihr Mörder werden könnte; noch mehr, ſie bietet ihm zu eſſen an, und nimmt ein Licht um ihn noch um Mitternacht Sauerkraut (oder Kohl) aus dem Keller zu holen, wovon er, wie ſie wußte, ein Liebhaber war.

Die unglückliche Schwägerin nimmt alſo das Licht, und gehet in den Keller, um dieſes Kraut zu holen: der unempfindliche Mörder legt bald darauf ſeine eben angebrannte Tabackspfeife wieder hin, und ſchleicht ihr nach, nimmt ihr das geholte Sauerkraut ab, daß ſich auch nachher noch in der Stube fand, giebt ihr aber zugleich unverſehens mit einem dazu mitgenommenen und unter dem Rock verborgenen Knittel, nach ſeinem Angeben eine Elle lang, und fünf Finger dick, noch in dem Keller, als ſie eben im Begriff iſt, wieder heraufzugehen, auf der unterſten Stufe einen ſchweren Schlag auf den Kopf. Sie behielt noch ſoviel Bewußtſein, daß ſie ihm zuruft, warum er das an ihr thue? aber weder die Wuth, noch die einmal gewagten argen Vorſchritte, lieſſen ihn zurückgehn. Er giebt ihr noch einige Schläge, und da ſie noch immer winſelt, nimmt er ſein gewöhnliches ſchlechtes Taſchenmeſſer, und giebt, wie er erzählte, um ihr von ihrer Quaal zu helfen, ihr noch einige Stiche und Schnitte, das er ſelbſt im Dunkeln, weil das Licht ausgegangen geweſen, nicht hätte unterſcheiden können; verläßt darauf den Keller, ungewiß, ob ſie ganz todt ſey; ſieht auch weiter nicht nach ihr, ſondern legt nur, als er wieder aus dem Hauſe gieng, den Keller zu. Bei der Sektion haben ſich Wunden, theils vom Schlag, theils vom Meſſer gefunden, davon 2 für ſchlechterdings tödtlich erkannt ſind, ihr Blut aber war bis 6 Schuh weit von ihr geſprungen. Sie zu ermorden hatte er den

Vorſatz ſpäter gefaßt, und daher nichts Bedrohliches ſich gegen ſie verlauten laſſen. Zur Urſache hat er angegeben, weil ſie ihn und ſeine Frau vielmals ſehr arg und empfindlich geſchimpft, dieſe auch ſogar vor kurzem ſehr geſchlagen habe; auch den Antheil, den ſie an der Verweigerung des Vorſchuſſes hatte, den ihr Mann kurz vorher dem Erbitterten verſprochen gehabt, gehört wohl mit zu dieſen Urſachen.

Nach Verübung dieſer Grauſamkeit gieng Simmen wieder in die Stube, fand ſeinen Schwager im Bette unterdeſſen eingeſchlafen, und gab ihm 2 bis 3 Schläge auf den Kopf, ſo daß derſelbe keinen Laut mehr von ſich gegeben haben, ſondern auf einmal, ohne einige ſtarke Bewegung, erſtarrt liegen geblieben ſeyn ſoll. Es war auch die halbe Hirnſchale entzwei und das Gehirn ſelbſt hineingedrungen, auch das rechte Ohr von einander geſchlagen, doch gab er noch bis in den andern Tag hinein, obgleich ſinnlos, einige Kennzeichen des Lebens.

Nach Simmens Ausſage, geſchah es bei dem zweiten Schlage, der den Vater traf, und deswegen auch ſeine meiſte Kraft verlohren hatte, daß das Schmidtiſche vierjährige Kind, welches beim Vater im Bette lag, und der Thäter vorher nicht bemerket haben will, ſich in die Höhe richtete, und mit von eben dem Schlage auf den Kopf getroffen ward, welches er denn, bevor er aus dem Hauſe gegangen, noch mit einem Kiſſen zugedeckt haben will, das aber nachmals nach des Vaters Füſſen zu, auf dem Geſichte liegend, mit noch wenigen Kennzeichen des Lebens gefunden ward. Sein ganzer Kopf, wie ſichs bei der Beſichtigung zeigte, war voll Contuſionen, die Häute deſſelben wie Schwamm anzufühlen, und die Augen mit Blut unterlaufen, ſo daß die Vermuthung [illegible] anlaſſet werden wollen, die doch der Mörder nicht auf ſich kommen laſſen, es müſſe grauſamerweiſe wider die Wand geſchlagen ſein.

Eine ältere Tochter des Erſchlagenen ſchlief indeſſen auf einer andern Kammer, und hörte von dem allen nichts. Simmen konnte deswegen, nach verübten Verbrechen, unbemerkt aus dem Hauſe gehn; das that er aber erſt, nachdem er vorhero aus der Weſte des ſinnlosliegenden Mannes, den Schlüſſel zu deſſen Geldſchränkgen gezogen, und aus demſelben das darin vorräthige Geld, nach ſeiner Ausſage, beinahe ein Dutzend Thaler, weiter aber nichts, genommen hatte.

(Der Beſchluß künftig.)

VII.

Ein Diebſtahl aus Großmuth von einem ſiebzehnjährigen Knaben.

Ein Knabe von ſiebzehn Jahren, und der Sohn eines rechtſchafnen Schulzen ohnweit Berlin, kam zu einem hieſigen Sattler in die Lehre, ſchnitt ſich unglücklicher

licher Weiſe in einen Finger, der ſo ſchlimm wurde, daß man befürchtete, ihn abnehmen zu müſſen. — Da er in dieſem Fall zu Erlernung des Handwerks unfähig geworden wäre, die Profeßion weiter fortzulernen, ſo machte ihn dies ſehr niedergeſchlagen, und beſonders der Umſtand, daß alsdenn die 20 Rthlr. Lehrgeld, ſo gut wie weggeſchmiſſen, und ſeine mitgebrachten Betten, nach dem Handwerksgebrauch verlohren ſeyn würden. Dieſe auf den Fall umſonſt gemachte Ausgabe ſeines Vaters, fiel ihm noch deshalb doppelt ſchmerzlich, weil er daſſelbige Jahr, durch den ſpäten Froſt großen Schaden gelitten. Er ſann daher auf Mittel und Wege, ſeines Vates Verluſt zu erſetzen. Da er ſich jederzeit vorzüglich gut aufgeführt, ſezte ſein Lehrherr nicht das geringſte Mistrauen in ihn, ſondern ließ ihn ſehen, wo er ſein Geld in die, in der Werkſtatt befindliche Spinde hinlegte. Als dieſer nun eines Sonntags mit ſeiner Familie ſpatziren gefahren, der Lehrburſche in der Werkſtatt allein zu Hauſe war, und er bemerkt hatte, daß der Meiſter einige Tage vorher Geld in die Spinde gelegt, ſo gerieth er auf die Gedanken, den ſeit einiger Zeit gehabten Einfall: dem Meiſter ſo viel zu entwenden, als das Lehrgeld betrüge, bei dieſer guten Gelegenheit auszuführen; weil er es in ſeinem Gewiſſen verantwortlich hielt, dem Meiſter wieder das abzunehmen, was er ohne Erfüllung der Bedingung behalten hätte, da ihn, wie er glaubte, ſein ſchadhafter Finger zu Auslernung ſeiner Profeßion untüchtig machen würde. Bei Unterſuchung der Spinde bemerkte er, daß ſie verſchloſſen und gut verwahrt ſey. Hier fiel ihm ein, daß der Geſelle einſt erzählet, wie ſich gewiſſe Diebe, durch Bohrung verſchiedener Löcher, die Erbrechung einer Spinde erleichtert. Er nützte dieſen Umſtand, und nahm gegen Achtzig Thaler, größtentheils in Gold, deſſen Werth er nicht kannte, heraus, weil er glaubte: nur ohngefehr ſo viel genommen zu haben, als das Lehrgeld betrüge, und ließ das andere liegen. Der Meiſter kam nach Hauſe, und der Diebſtahl wurde denſelben Abend nicht bemerkt. Noch hatte er bis dahin auf keine Bemäntelung oder Entſchuldigung ſeiner That gedacht; allein im Bette fiel ihm ein: die Sache ſo einzuleiten, als ob auswärtige Diebe ins Haus gekommen. Er ſchlich ſich daher aus ſeinem Bette in die Werkſtatt nahm einen Sattel aus der Spinde, verſteckte ihn unter einen Wagen unterm Schuppen, öfnete den Thorweg auf den Hof, warf einen ſeiner Strümpfe auf den Flur, gieng wieder zu Bett', und fing einige Zeit darauf, ein gewaltiges Geſchrei an: daß Diebe im Hauſe wären. Das ganze Haus ward dabei munter, man bemerkte den Diebſtahl, und die von dem Knaben gemachten Anſtalten brachten alle auf den Verdacht, daß ein ehemaliger Hausknecht der Thäter ſey. Der Knabe ſchwieg hierzu ſtill, und der ehemalige Hausknecht wurde hier zur Unterſuchung gezogen. Dieſen unſchuldigen Menſchen zu rettens, glaubte er, ſeine Spukerei, die folgende Nacht, unter faſt ähnlichen Umſtänden fortſetzen zu müſſen, und gieng gar ſo weit, ſich Abends vorher mit einem Meſſer das Halstuch entzwei zu ſchneiden. In der Nacht fieng er wieder ein Geſchrei an, daß man ihn umbringen wolle, ſagte zum Geſellen, daß jemand bei ſeinem Koffer geweſen, und ſchnapte denſelben, da er ihn vorher leiſe aufgemacht, mit Gewalt zu, daß jener es in ſeiner Kammer hören konnte, und ſelbſt auf den Verdacht gerieth, daß auswärtige Diebe an des Purſchen Koffer geweſen. Auf den ehemaligen Hausknecht war nichts zu bringen, und nun fiel der Verdacht auf den Geſellen, welcher auch arretirt wurde. Dieſen unſchuldigen Menſchen in dieſer Lage zu wiſſen, gieng dem Knaben gleichfals unendlich nahe, und er beſchloß, auch ihn, durch ſeine fortgeſetzte Spukerei zu retten; ob er ſich gleich ſtellte, als fürchte er ſich recht ſehr, und wolle nun nicht mehr länger im Hauſe bleiben, ſondern zu ſeinen Eltern gehen. In einer der folgenden Nächte fand er ſich in Ausführung ſeiner gewöhnlichen Spuckerei dadurch gehindert, daß die Glasthüre zur Werkſtatt zu war, durch welche er in den Hof muſte. Hier ſtieß er in der Unüberlegtheit das Fenſter ein. Das von ihm herausgeſtoßene Glas, zeigte bei der Beſichtigung, daß dieſe Spukerei von keinem außer dem Hauſe, ſondern von dem Burſchen ſelbſt unternommen ſein muſte. Er wurde darauf verhört, läugnete aber alles, und ward gegen geſtellte Caution ſeinem Vater überlaſſen, der ihn mit ſich nach Hauſe nahm. Da ihn der Meiſter deſſen ohnerachtet wieder annehmen wollte, gieng der Vater mit dem Knaben wieder nach der Stadt. Dieſer gieng einige Schritt hinter dem Vater, und ließ das beſtändig bei ſich getragene Geld in den Weg fallen, rief ſeinem Vater zu: daß dort etwas liege! dieſer hob es auf, und als er das Gefundene unterſuchte, gerieth er gleich auf den Argwohn, daß dies wol das entwendete Geld ſey, und vom Knaben liſtiger Weiſe in den Weg geworfen worden. Er ſtellte den Burſchen auf der Stelle ernſtlich zur Rede; da dieſer aber ſtandhaft leugnete, den Vater verſicherte, daß es jemand verlohren haben müſte, und ihn bat: ihm zu erlauben, daß er es der Mutter nach Hauſe trüge, bis Nachfrage darnach geſchähe, und hinzuſetzte: daß, wenn nichts davon erwehnt würde, es ein kleiner Beitrag zu ſeiner Wanderſchaft wäre; ſo ließ der Vater ſolches vor der Hand zwar geſchehen; entdeckte aber doch, als ein ehrlicher Mann dieſen Vorfall dem Sattler, und als derſelbige einige nähere Beſchreibung der entwendeten Geldſorten gab, und der Vater fand, daß es dies Geld ſein müſſe, brachte er es dem Meiſter zurück. Der Knabe, welcher unterdeß wieder zum Verhaft gezogen worden, läugnete noch immer, bis man ihn endlich überführte, weil der Lappen, in welchen das Geld gewickelt war, genau in den Abſchnitt eines Stücks Leinwands paßte, ſo man in des Knaben Koffer gefunden, und welches ihm ſeine Mutter zu Hemden mitgegeben. Er ward hierauf zu einjähriger Zuchthausſtrafe, jedoch ohne infamirende Umſtände verurtheilt. Der Kriminal-Senat ſchränkte die Strafe nur auf ein halb Jahr ein, und der Vater des Knaben erhielt, wegen ſeiner bekannten Rechtſchaffenheit und Brauchbarkeit bei Auseinanderſetzung der Gemeinheiten, auf eine Immediatvorſtellng ſo viel, daß der Knabe nach zweimonathlicher Zuchthausſtrafe entlaſſen ward. Der rechtſchaffene Sattler vergaß alles, und nahm ihn deſſen ohnerachtet wieder in die Lehre.

Außerdem, was aus dieſer Geſchichte, für die Erfahrungsſeelenlehre brauchbar ſeyn mögte, verdient ſie auch noch deshalb allgemein bekannt zu werden: weil alle dabei intereßirte Perſonen in einem ſehr vortheilhaften Licht erſcheinen: So wie die ganz vortreflich inſtruirten Acten, und das auf Philoſophie und Menſchenkenntniß gegründete Urtheil, wenn ſie der Welt vor Augen gelegt werden ſollten, den augenſcheinlichſten Beweis abgeben würden, daß die Criminal-Juſtiz der preußiſchen Gerichtshöfe, der Erleuchtung unſres Jahrhunderts völlig angemeſſen, und wenn ſie überall adoptiret wäre, die Vorſchläge des Herrn Schulz in ſeiner Sittenlehre keine beſondre Aufmerkſamkeit verdienten.

Mencke.

VIII.

Grauſamkeit eines gefangnen Soldaten gegen ſeinen eignen Körper.

Da ich ſeit meinen Univerſitätsjahren beſtändig einen ſiechen Körper trage, und mit einem anhaltenden aber nicht tödtenden Schmerz kämpfe, bin ich der gelehrten und großen Welt meiſt unbekannt geblieben, die beſtändige Hoffnung, mein Leiden bald zu endigen, hat auch alle Ruhmbegierde der Schriftſtellerei ſo wohl, als der ausgebreiteten Praxis erſtickt. Bloß für mich habe ich im Stillen gelebt, ganz unbemerkt, und wenn es meine Schmerzen erlaubten, mich mit einem guten Buche unterhalten. Ihr Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde kam mit unter meine Lektüre, ſie erneuerte in meinem Gedächtniß, viele merkwürdige Ereugniſſe, die ich im ſiebenjährigen Kriege ſo wohl in Preußiſchen als Kaiſerlichen Lazarethen als Wundarzt zu beobachten Gelegenheit gehabt habe. Dieſe Beobachtungen, wovon manche gewiß ſonderbar ſind, haben zwar gewiſſermaßen meine Geſundheit untergraben helfen, daher ich mich mehr bemüht habe, ſelbe zu vergeſſen, als irgend einen Gebrauch davon zu machen.

Dennoch iſt in mir bei Durchleſung und Vergleichung mancher Ihnen zugeſandten Abhandlungen das Verlangen rege geworden, einige der merkwürdigſten an Ew. ꝛc. einzuſenden, ich will vorerſt nur mit einer den Anfang machen, ſollte dieſe ſich für

Ihren Gebrauch ſchicken, und ich darüber Verſicherung erhalten haben, ſo werde ich fernerhin mit mehreren aufzuwarten nicht ermangeln.

Ich bitte noch zu meiner Entſchuldigung zu bemerken, daß ein Menſch der zwölf Jahr krank iſt, zwar wahr, aber nicht ſchön ſchreiben kann.

Im Jahre 1762, da ich in der Kaiſerlichen Gefangenſchaft über ein Lazareth Preußiſcher Kranken in Grätz in Steuermarck die Aufſicht hatte, ereignete es ſich, daß man Kaiſerlicher Seits durch allerhand Drohungen die Preuſſen zu öſterreichiſchen Dienſten zu zwingen ſuchte.

Ein Soldat Nahmens Salomon, aus dem Magdeburgiſchen gebürtig, (und wo ich nicht irre) vom Regiment des General Hülſen, der in ſeiner Heimath ein kleines Coſſäthenguth, Frau und Kinder zurück gelaſſen hatte, übrigens ein recht patriotiſcher Brandenburger war; hatte einige Beiſpiele von halb gewaltthätigen Anwerbungen ſeiner Cammeraden geſehn, hierüber verfiel er in eine Art des Wahnſinns, wovon er nach Verlauf einiger Wochen durch dienliche Mittel wieder hergeſtellt wurde. Er war nun allem Anſchein nach völlig verſtändig, erzählte wie er beim Finckſchen Chor gefangen worden, wer ſeine Eltern geweſen, was ſeine Frau für eine brave Frau, und ſeine Kinder für liebe Kinder wären, und am Ende einer jeden ganz vernünftigen Erzählung, ſchloß er damit, man ſähe hieraus, wie unmöglich es ihm ſey, Kaiſerliche Dienſte anzunehmen. Dieſe Bitte wiederholte er täglich mit dem beſten Anſtand, und allem Anſchein einer geſunden Vernunft.

Ohnvermerkt ſchlich ſich dieſer Salomon heimlich auf den Boden des Lazareths, ſchnitt ſich mit einem ſtumpfen Brodtmeſſer den linken Daum ab, verband die Hand mit einem Tuch, kam wieder in diejenige Krankenſtube, worin er gehörte, und erzählte bei einer Pfeife Taback, daß ihm wohl wiſſend ſey, wie in Kaiſerlichen Dienſten kein fehlerhafter Menſch angenommen werde, und wie er ſich nun vor allen ferneren Nachſtellungen geſichert habe. Dieſe von Salomon ſelbſt gemachte Amputation wurde bald und gut geheilt, während der Cur verhielt ſich Salomon immer ruhig und friedlich, hatte die Liebe aller ſeiner Cammeraden, er war ihr unterhaltender Geſellſchafter, war in allen Stücken vernünftig, bis auf einen Punkt, daß er jedesmahl den Medicum erwartete, und ihn bat, ihn mit den Kaiſerlichen Dienſten zu verſchonen.

Einige Wochen nach ſeiner Heilung, ſchlich er ſich zum zweiten mal auf den Boden, und ſchnitt mit einem ſtumpfen Meſſer, mit welchem er kurz vorher Taback geſchnitten hatte, ſein Scrotum genau in der Mitte durch, und ſodann den rechten Teſticul nebſt denen ihn umgebenden Häuten rein weg, und kam kaltblütig zurück in die Stube. Seine Cameraden bemerkten das überall hervordringende Blut, und befragten ihn deshalb, worauf er antwortete, es ſey alles das ſeinige, und könne er damit machen, was er wolle. Es wurden ſogleich alle Anſtalten gemacht, die Verblutung zu ſtillen, und nach gehörigem Verband war Salomon ruhig, blieb im Bette, und würde in ſechs Wochen von ſeiner halben Caſtration geheilt. Nun blieb er 3 Monat in derſelben Lage, er war geſund, aß und trank, gieng aber ſeit dieſer Operation etwas krumm, und an einem Stock. Jeden Morgen erwartete er an der Thüre des Lazareths den Kaiſerlichen Medicum, und wiederholte jedesmal ſeine Bitte, ihn nicht zum Dienſt zu zwingen. Nach Verlauf beſagter drei Monath ſchnitt ſich dieſer Salomon den zweiten Teſticul nebſt ſeinen Häuten weg; er wurde auch hier abermals glücklich geheilet, doch ſo, daß er nun ganz krumm gieng. Täglich fuhr er fort, ſeine Bitte zu erneuern, und ſich auf ſeine Frau und Kinder zu berufen. Der Medicus, dem dieſer tägliche Anlauf endlich zur Laſt wurde, antwortete in der Folge ganz kurz, daß die Kaiſerin ihn nicht brauchen könne, und ſeine Frau ſich ſeiner auch nicht freuen würde, wodurch Salomon jedesmal beruhiget wurde, und ſo verblieb bis zur Ranzion, da ich weiter nichts von ſeinem Schickſale erfahren habe.

Bei dieſem Vorfall iſt doch allerdings bemerkenswerth, daß ein Menſch, dem Anſchein nach, ſehr vernünftig und mit dem zarteſten Gefühl für Vaterland, Frau und Kinder begabt, auf der andern Seite einen ſolchen Grad der Verrückung haben könne, der ihn zu der grauſamſten Operation abhärtet und hinleitet.

Schröder,
Doctor Medicinä.

IX.

Beiſpiel und Folgen einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach dem Tode.

Beim Durchleſen des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde erinnere ich mich der ſeltenen Krankheit einer Bauersfrau meiner Gemeine, wovon ich die Hauptzüge in meinen Annotationen aufgezeichnet, hier mittheile:

Vor ohngefähr drei Jahren, wurde ich zu einer kranken Frau gerufen, ihr das heilige Abendmahl zu reichen. Gleich bei meinem Eintritt in das Haus dieſer Kranken fand ich deren ganze Familie, die zum Theil aus vernünftig denkenden Bauern beſtand, verſammlet, die auf mich wartete. Zwar ſind dergleichen Verſammlungen bei ſolcher Gelegenheit, (wie der fürtrefliche D. Leß für nöthig hält) hier gewöhnlich; nur dieſe, auf deren Geſichtern ſich ein ungewöhnlich trüber Ernſt und tiefes Nachdenken verbreitete, ſchien mir geheimnißvoll —. Dieſer mir auffallende Anblick enträhtſelte ſich aber bald, als ſich die ganze Geſellſchaft um mich verſammlete, und mir mit wehmüthiger Stimme zuflüſterte, daß ihre Verwandtin tiefſinnig ſey, und ſchlechterdings ſterben wolle. Dabei ſchien mir der Wortführer ſchüchtern und mehr zurückhaltend zu ſeyn, das mich neugieriger machte, in ihn zu dringen, mich nur zutraulich und dreiſt von dem Zuſtand dieſer Patientin zu unterrichten. Darauf wurde mir denn entdeckt, jedoch ganz blöde, „daß die Patientin **ſeit ihrer letztern Beichte,** (die an mehrern Orten hieſiger Gegend noch Gebrauch iſt) ganz tiefſinnig geworden, und beſtändig mit dem Gedanken, ſie wolle und müſſe jetzt ſterben, beſchäftigt geweſen ſei: ich hätte vielleicht nachdrücklich geſprochen; ſie wollten daher bitten, meinen diesmaligen Vortrag beſonders darnach einzurichten und zu mildern“. Ich näherte mich der Perſon ſelbſt, die mich mit anſtändiger Beſcheidenheit empfing, auch ganz vernünftig alle meine Fragen beantwortete, die ich an ſie that; nur wußte ſie keinen weitern Grund von meiner Herbeſtellung und ihrem Zubettliegen anzugeben, als: ſie wolle und müſſe ſterben. Ihre Blicke waren dabei wild und ihre Mienen bitter ernſthaft. Ich frug alsdenn nach dem Beruf, den ſie jetzt zum Sterben zu haben vermeinte, den ſie aber nur aus verſchiednen misverſtandnen bibliſchen Sprüchen und beſonders aus einem für ſie ganz unpaſſenden **ſchwärmeriſchen Liede** (Gottlob, daß auch dieſe Lieder, die ſo vielen Einfältigen zur Verirrung gereichten, durch beſſere des neuen preußiſchen Geſangbuchs in dieſer Gemeine willig vertauſcht ſind — ich fürchte, auch von dieſer Seite nun weniger) hernehmen zu können glaube.

Viele Mühe koſtete es, ihre unrichtige Erklärung und Anwendung dieſes Liedes zu berichtigen, auf deſſen Autorität ſie ihren Beruf ſterben zu müſſen gründete. Endlich gelang mir's, nachdem ich mit ihr über die Beſtimmung des Menſchen, über die Abſicht ihres eignen Lebens und der Verbindung, worin ſie ſei, etwas umſtändlich geſprochen hatte, ihre jetzige Lieblingsmeinung zu ſchwächen. Beredete ſie auch, nach vielem Widerſtand, einen geſchickten Arzt, den ich vorſchlug, hohlen zu laſſen, nach deſſelben genauer Befolgung ſie gewiß von der Wahrheit meiner Rede und Vorſtellung, daß ihr Ziel noch nicht da ſei, überzeugt und andrer Meinung werden würde. Ich erfüllte hierauf die Abſicht, weswegen ich eigentlich verlangt war, (doch nicht wie die Patientin vorher wünſchte, zum Tode eingeſegnet zu werden,) und verließ ſie unter Anwünſchung, daß ſie Gott an Leib und Seele bald heilen wolle.

Einige Tage nachher wurde ich wieder verlangt — „denn die Kranke wolle jetzt ſterben“ — Wie ich hinkam, war der Paroxismus, den ich noch nicht kannte, vorüber; die Patientin ganz blaß, entkräftet, und voll der Sterbensgedanken. Ich empfahl ihr, fleißig nach der Vorſchift des Arztes zu mediciniren; gab ihr ſelbſt einigemal ein, laß ihr Geſänge vor, die ſich für ſie paßten, ſchlug ihr auch ganze Stellen aus dem N. T. auf, die ſie ſelbſt oft leſen mögte.

Tages darauf wurde ich wieder gerufen, wo der Paroxismus ebenfalls vorüber war, doch aber bald zurückkehrte: hier wurde ſie entfärbt wie der Tod; ſchrie zum Entſetzen jämmerlich; ſchlug mit Händen und Füßen ſo ſtark um ſich, daß ſie von drei bis vier Perſonen mit aller Macht muſte gehalten werden; mit unter ſtieß ſie kurze bibliſche Seufzer aus; blickte ſtarr und ſteif; hörte mich reden — antwortete oft kurz, doch paſſend und vernünftig, nur all' ihre abgebrochnen Worte verriethen, daß ihre ganze Seele zu Todesgedanken geſtimmt ſey. Dieſer Zuſtand dauerte über eine Stunde. Nachher war ſie ganz matt, konnte kaum ſprechen, wuſte aber von allem, was vorgefallen war, nichts; geſehen hatte ſie nichts, obgleich ihre Augen offen waren und ſtarr ſahen; gehört hätte ſie ebenfalls nichts, auch gar keine Schmerzen empfunden, nur Aengſtlichkeit, Bangigkeit.

Einige Tage darauf währte dieſer Paroxismus an drei Stunden, wo der Zuſtand zwar der nämliche, nur weit heftiger und ſchaudervoller war, ſo daß ſie mit vieler Mühe gehalten werden mußte; ihr unerträglicher Ton konnte in ziemlich weiter Entfernung gehört werden, daß alles herzulief, in Schreck, und die Gegenwärtigen in Furcht geriethen; ſelbſt der Arzt und ich den ſchaudererregenden Anblick nicht aushalten konnten. Ihre Entkräftung war ſtärker, wie gewöhnlich, nur ſie ſelbſt wußte von nichts, ob ich gleich zu Anfang dieſes Paroxismus viel mit ihr geſprochen, und mit lauter Stimme zugeredet hatte, wobei ſie oft in meine Worte fiel, und nichts Verſtand- und Sinnloſes anbrachte.

Dieſer heftige Paroxismus minderte ſich nach der gründlichen Vermuthung des geſchickten Arztes, an Dauer und Heftigkeit allmälig; nur ihre Sinn- und Gefühlloſigkeit blieb bei jedem Anfall, die nämliche. So oft er im Anzuge war, ergriffen die mannfeſten Aufſeher Hände und Füſſe der Patientin, und in dieſer höchſt unbequemen Lage verlangte ſie einſt (der Paroxismus verminderte ſich ſchon ſehr) eine angezündete Pfeiffe Taback um etwas freier zu werden; ſo bald ſie eine Hand los hatte, fuhr ſie in aller Geſchwindigkeit mit derſelben zum Munde, um ſie mit Gewalt zu zerbeiſſen. Ein andermal verlangte ſie, ihre Hand loszulaſſen, die der Aufſeher feſthielt, ſich die Naſe zu wiſchen; ergrif aber, ſobald ſie los war, die Hand des Aufſehers, um ſie zu beiſſen, ſtatt ihrer eignen (die durch Gewalt wieder in Sicherheit geſetzt wurde) als ſie jene nicht habhaft werden konnte. — Dieſe Zufälle waren in ihrer Heftigkeit äuſſerſt ſchaudervoll, bei ihrer Minderung aber ſonderbar und etwas gefährlich; ſchienen mit Ueberlegung und Bewuſtſein verbunden zu ſeyn, und doch wuſte ſie gleich nach dem Paroxismus von dem allen gar nichts. Mancherlei waren die Urtheile des gemeinen Mannes über dieſen, beſonders letztern Umſtand, der aber doch nach vier bis ſechs Wochen durch den Fleiß eines gründlichen Arztes vollkommen gehoben wurde.

Dieſe Frau iſt übrigens an die 40; jetzt völlig geſund an Leib und Seele; ſie iſt von ernſthafter Gemüthsart, ſtille, nachdenkend, zur Melancholie geneigt, ſonſt aber gewiſſenhaft, und auch eine der chriſtlichſten und bravſten Hausmütter dieſer Gemeine.

Zur Hellen,

Paſtor zu Dornberg in der Grafſchaft Ravensberg.

X.

Sonderbarer Zuſtand eines nervenkranken Knaben.

Aus einem Briefe aus Schleſien.

Ein Schweſterſohn von mir bekam in einem Alter von etwa neun Jahren, aus Schrecken vor einer mit der Nervenkrankheit geplagten Perſon, ſelbſt dieſe Krankheit.

Nachdem er hievon geneſen, verfiel er ein Jahr drauf, mithin alſo etwan mit zehn Jahren in eine Art von Schlafſucht, ſo daß er auch bei Tage, er mochte ſtehn oder ſitzen, unverſehens einſchlief, und überhaupt weit mehr Zeit ſchlafend als wachend zubrachte.

Inzwiſchen konnte man, beſonders, wenn er ſtehend ſchlief und man ihn nur hielt, damit er nicht umſinke, auch im Schlafe mit ihm ſprechen, und ob er gleich die Augen, wenigſtens dem Anſchein nach, ganz zu hatte, ſo ſahe und nennte er doch auf Befragen alle die Sachen, die man ihm vorhielt.

Ermunterte man ihn, ſo wußte er nichts von dem, was man mit ihm im Schlafe geſprochen hatte: man konnte aber von andern Sachen mit ihm ſprechen: Bald ſchlief er wiederum ein; und dann konnte man den Faden der Unterredung, die man vorher im Schlafe mit ihn geführet, fortſetzen.

Erwachte er wieder, ſo wußte er abermahls nichts vom Geſpräche im Schlafe, ſondern nur von dem, was man vorher im Wachen mit ihm geſprochen hatte, und in dieſer Art wechſelte es darinn mit ihm ab, ſo daß es ſchiene, als ob er zwei Seelen, nehmlich eine für den Schlaf, und eine für die Zeit des Wachens hätte.

Dieſer Zuſtand dauerte ein Vierteljahr. Nach Verlauf eines Jahres ließ ſich wiederum die Nervenkrankheit ſpüren, wovon er jedoch bald wiederum durch ein Schrecken und durch einen von einem Oeſterreichiſchen Soldaten, (denn es war zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges,) erhaltenen harten Stoß mit dem Gewehr, wovon man ihn für todt aufhob, gänzlich hergeſtellet wurde. Jetzt iſt der damalige Patient ein Kaufmann in Deſſau.

Ritter.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Zweifel an eigner Exiſtenz.

Aus einem Briefe.

Ich erinnere mich verſchiedener, der Spaldingiſchen ähnlichen Erfahrungen, nur im ſchwächern Grade, gehabt zu haben. Eine in ihrer Art ganz beſondre Erfahrung, will ich Ihnen wenigſtens doch kurz erzählen:

In meinem dreyzehnten Jahre fiel ich durch einen Zufall ins Waſſer, in deſſen grundloſen Boden ich ſo lange ſteckte, daß ich dem Ertrinken nahe war, bis ich endlich durch Hülfe andrer Leute wieder herausgebracht ward.

Von dieſer Zeit an glaubte ich, ſo oft ich zu Selbſtbetrachtungen kam, ich ſei damals wirklich ertrunken; alles was ich ſähe, hörte oder empfände, ſeyen keine wirklichen Empfindungen in der Körperwelt, ſondern Erinnerungen aus dem vorigen Leben.

Ich glaubte keinen Körper mehr zu haben, ſondern mich nur dem Geiſte nach entweder auf der Erde aufzuhalten, oder doch ſolche Vorſtellungen zu haben, als ob ich mich auf der Erde aufhielte.

Und alle dieſe Einbildungen hatte ich in Jahren, wo ich nichts von Skeptikern und Idealiſten gehört hatte, wo ich aus meinem gehabten Religionsunterricht, mir Himmel und Hölle als zwei räumlich verſchiedne Behälter denken mußte, und wo alſo meine dermalige Einbildung meinen ſonſtigen eingeſchränkten Ideen gerade widerſprach.

Dieſe Täuſchung währte drei Jahre lang, bis ich den Ort meines Aufenthalts veränderte, und in ganz neue Situationen kam, worin mich endlich meine neuen Erfahrungen überzeugten, daß es würkliche ſinnliche Empfindungen und keine Einbildungen wären. Ich weiß mir dieſen ſonderbaren Zuſtand nicht zu erklären.

F. A. Stroth.

II.

Todesahndung *).

Den 13ten Junius 1773 ſtarb hieſelbſt (zu Bleicherode in der Grafſchaft Hohenſtein) ein junger Menſch

---

*) Dieſer Aufſatz iſt mir von einem bekannten und glaubwürdigen Mann mitgetheilt, und aus den Akten des Obercollegii Medici würklich genommen. Ich behalte mir vor, in der Folge über dieſe und ähnliche Verfälle einiges zu ſagen, was mir zu ihrer Erklärung zu dienen ſcheint.

A. d. H.

Menſch von vier und zwanzig Jahren, und die Art ſeines Todes machte einiges Aufſehen.

Er war ein Zwillingsſohn eines hieſigen Raſchmachers von gutem Vermögen, und er hatte ſeines Vaters Handwerk erlernet. Ueber ein halbes Jahr lang hatte derſelbe über öftere, jedoch erträgliche Kopfſchmerzen geklagt, und dennoch nichts dagegen gebraucht, als daß er einigemal ſich ſchröpfen laſſen und purgiret hatte. Bei allen dem hat er ſein erlerntes Handwerk in dieſer Zeit ordentlich fortgetrieben, neben her noch andere häußliche Geſchäfte, woran er Vergnügen gehabt, abgewartet, und iſt dabei kein Feind von Geſellſchaften geweſen, ſondern hat alle die Vergnügungen mit ſeinen Freunden und Bekannten, jedoch ohne Ausſchweifung mitgemacht, denen Leute von ſeinem Alter gewöhnlich ergeben ſind.

Den letzten Pfingſttag und alſo kurz vor ſeinem Ende, geht er noch mit einer ſtarken Geſellſchaft ſeiner Bekannten auf ein nahes Dorf, und macht ſich mit Tanzen recht luſtig, ſchweift aber weder im Trinken, noch in andern Stücken aus, verläßt auch die Geſellſchaft zu rechter Zeit, und kehrt noch bei Tage nach Hauſe.

Kurz, man hat in keinem Stücke etwas melancholiſches an ihm bemerken können. Den letzten Sonntag vor ſeinem Ende geht er ſpatzieren, er kömmt auf den Kirchhof, geht bei ſeines Bruders Grab, welcher vor ſieben Jahren an einem hitzigen

Fieber geſtorben war, und ſagt zu ſeinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hie„her tragen“.

In dieſer Woche nehmen die Kopfſchmerzen zu, er klagt dabei von Tage zu Tage über mehrere Mattigkeit, arbeitet aber doch noch die Woche auf dem Geſtelle bis auf den Freitag. Nachdem er an dieſem Tage des Morgens aufgeſtanden, läßt er ſich das Bette in die Stube bringen, declarirt gegen jedermann, daß er Morgen Abend um zehn Uhr ſterben werde, und verlangt von ſeinem Beichtvater das heilige Abendmahl, das ihm auch gereicht wird, und wobei er ſich nach dem Urtheil aller Anweſenden mit Beten und Singen und ſonſt ordentlich und vernünftig verhält.

Unterdeſſen kommt ſein Vater nach Hauſe, der bei einem auswärtigen Medico ſich Raths erhohlet hat. Er läßt ſich zwar wohl einen Umſchlag wider die Kopfſchmerzen um den Kopf binden, nimmt aber innerlich nichts, ſondern bleibt dabei, er müſſe Morgen Abend um zehn Uhr ſterben.

Die folgende Nacht hindurch bringt er mit unterbrochenem Schlummer zu. Beim Erwachen ſagt er, er wäre bei den Engeln im Himmel geweſen, und als er das Blaſen der Muſikanten ohnweit ſeiner Nachbarſchaft hört, verſichert er, daß die Engel im Himmel viel ſchönere Muſik machten. Endlich zeigt ſich den Sonnabend ein offenbares Delirium, in dem er beſtändig mit den Fingern

gern am Bette zupft, dabei er immer viel ſpricht.

Als den Nachmittag die Geſellen ſeines Vaters Feierabend machen, nimmt er von einem jeden Abſchied und ermahnet ſie zu allem Guten; Er nöthigt auch ſeinen Vater, zehen Träger, die ihn zu Grabe tragen ſollen, aufzuſchreiben, die er ihm alle benennt. Endlich des Abends um zehn Uhr geräth er in eine völlige Wuth: Er ſchreiet heftig, redet von lauter fürchterlichen Dingen, macht fürchterliche Geberden und kann kaum von vielen Perſonen gebändigt werden.

Nachdem dieſe Scene mit einigen Remiſſionen, da er nemlich nicht ſo ſehr wüthend geweſen, etwa drei Stunden oder drüber fortgedauert, wird er endlich des Nachts um ein Uhr dem Anſchein nach ruhig, ſeine Helfer entfernen ſich, um auszuruhen, als man aber wieder nach ihm ſiehet, iſt er ohnbemerkt verſchieden: daß er alſo deſſelben Tages geſtorben, an welchem ſein Bruder ſieben Jahr vorher ſein Leben geendigt hatte.

Nach ſeinem Tode hat man in einen Kleiderſchrank von ihm eingeſchrieben gefunden, daß ihm geträumet: er werde nach drei Jahren an eben dem Tage und um die Zeit ſterben, da ſein Bruder geſtorben wäre.

III.

Fragment aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte.

Antons Mutter hatte das Unglück, ſich oft für beleidigt, und gern für beleidigt zu halten, auch wo ſie es wirklich nicht war, um nur Urſach zu haben, ſich zu kränken und zu betrüben, und ein gewiſſes Mitleiden mit ſich ſelber zu empfinden, worinn ſie eine Art von Vergnügen fand.

Leider ſcheint ſie dieſe Krankheit auf ihren Sohn fortgeerbt zu haben, der jetzt noch oft vergeblich damit zu kämpfen hat.

Schon als Kind, wenn alle etwas bekamen, und ihm ſein Antheil hingelegt wurde, ohne dabei zu ſagen, es ſey der ſeinige, ſo ließ er ihn lieber liegen, ob er gleich wußte, daß er für ihn beſtimmt war, um nur die Süßigkeit des Unrechtleidens zu empfinden, und ſagen zu können, alle andern haben etwas, und ich nichts bekommen!

Da er eingebildetes Unrecht ſchon ſo ſtark empfand, um ſo viel ſtärker mußte er das wirkliche empfinden. Und gewiß iſt wohl bei niemanden die Empfindung des Unrechts ſtärker als bei Kindern, und niemanden kann auch leichter Unrecht geſchehen; ein Satz, den alle Pädagogen täglich und ſtündlich beherzigen ſollten. Oft konnte Anton ſtundenlang nachdenken, und Gründe gegen Gründe auf das genauſte abwägen, ob eine erlittne Züchtigung von ſeinem Vater recht oder unrecht ſey?

Jetzt genoß er in ſeinem eilften Jahre zum erſtenmale das unausſprechliche Vergnügen verbotner Lektüre. Sein Vater war ein abgeſagter Feind von allen Romanen, und drohete ein ſolches Buch ſogleich mit Feuer zu verbrennen, wenn er es in ſeinem Hauſe fände. Demohngeachtet bekam Anton durch ſeine Baſe die ſchöne Baniſe, die Tauſend und eine Nacht, und die Inſel Felſenburg in die Hände, die er nun heimlich und verſtohlen, obgleich mit Bewußtſeyn ſeiner Mutter, in der Kammer las, und gleichſam mit unerſättlicher Begierde verſchlang.

Dieß waren einige der ſüſſeſten Stunden in ſeinem Leben. So oft ſeine Mutter hereintrat, drohete ſie ihm bloß mit der Ankunft ſeines Vaters, ohne ihm ſelber das Leſen in dieſen Büchern zu verbieten, woran ſie ehemals ein eben ſo entzückendes Vergnügen gefunden hatte.

Die Erzählung von der Inſel Felſenburg that auf Anton eine ſehr ſtarke Wirkung, denn nun giengen eine Zeitlang ſeine Ideen auf nichts geringers, als einmal eine große Rolle in der Welt zu ſpielen, und erſt einen kleinen dann immer größern Cirkel von Menſchen um ſich her zu ziehen, von welchen er der Mittelpunkt wäre: dieß erſtreckte ſich immer weiter, und ſeine ausſchweifende Einbildungskraft ließ ihn endlich ſogar Thiere, Pflanzen, und lebloſe

Kreaturen, kurz alles was ihn umgab, mit in die Sphäre ſeines Daſeyns hineinziehen, und alles mußte ſich um ihn, als den einzigen Mittelpunkt umherbewegen, bis ihm ſchwindelte. Dieſes Spiel ſeiner Einbildungskraft machte ihm damals oft wonnevollere Stunden, als er je nachher wieder genoſſen hat.

So machte ſeine Einbildungskraft die meiſten Leiden und Freuden ſeiner Kindheit. Wie oft, wenn er an einem trüben Tage bis zum Ueberdruß und Eckel in der Stube eingeſperrt war, und etwa ein Sonnenſtrahl durch eine Fenſterſcheibe fiel, erwachten auf einmal in ihm Vorſtellungen vom Paradieſe, von Elyſium, oder von der Inſel der Kalypſo, die ihn ganze Stundenlang entzückten.

Aber von ſeinem zweiten und dritten Jahre an, erinnert er ſich auch der hölliſchen Quaalen, die ihm die Mährchen ſeiner Mutter und ſeiner Baſe im Wachen und im Schlafe machten: wenn er bald im Traume lauter Bekannte um ſich her ſahe, die ihn plötzlich mit ſcheußlich verwandelten Geſichtern anblickten, bald eine hohe düſtre Stiege hinaufging, und eine grauenvolle Geſtalt ihm die Rückkehr verwehrte, oder gar der Teufel bald wie ein fleckichtes Huhn, bald wie ein ſchwarzes Tuch an der Wand ihm erſchien.

Als ſeine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, jagte ihm jede alte Frau Furcht und Entſetzen ein, ſo viel hörte er beſtändig von Hexen und

Zauberinnen; und wenn der Wind oft mit ſonderbarem Getön durch die Hütte pfif, ſo nannte ſeine Mutter dieß, im allegoriſchen Sinn, den handloſen Mann, ohne weiter etwas dabei zu denken.

Allein ſie würde es nicht gethan haben, hätte ſie gewußt, wie manche grauenvolle Stunde und wie manche ſchlafloſe Nacht dieſer handloſe Mann ihrem Sohne noch lange nachher gemacht hat.

Insbeſondre waren immer die letzten vier Wochen vor Weihnachten für Anton ein Fegefeuer, wogegen er gern den mit Wachslichtern beſteckten und mit überſilberten Aepfeln und Nüſſen behängten Tannenbaum entbehrt hätte.

Da ging kein Tag hin, wo ſich nicht ein ſonderbares Getöſe wie von Glocken, oder ein Scharren draußen vor der Thüre, oder eine dumpfe Stimme hätte hören laſſen, die den ſogenannten Ruprecht oder Vorgänger des heiligen Chriſtes anzeigte, den Anton dann im ganzen Ernſt für einen Geiſt oder ein übermenſchliches Weſen hielt, und ſo ging auch dieſe ganze Zeit über keine Nacht hin, wo er nicht mit Schrecken und Angſtſchweiß vor der Stirne aus dem Schlaf erwachte.

Dieß währte bis in ſein achtes Jahr, wo erſt ſein Glaube an die Wirklichkeit des Ruprechts ſowohl als des heiligen Chriſtes an zu wanken fing.

So theilte ihm ſeine Mutter auch eine kindiſche Furcht vor dem Gewitter mit. Seine einzige Zuflucht war alsdann, daß er ſo feſt er konnte die

Hände faltete, und ſie nicht ehr wieder auseinander ließ, bis das Gewitter vorüber war; dieß nebſt dem über ſich geſchlagnen Kreutze war auch ſeine Zuflucht, und gleichſam eine feſte Stütze, ſo oft er allein ſchlief, weil er dann glaubte, es könnten ihm weder Teufel noch Geſpenſter etwas anhaben.

Seine Mutter hatte einen ſonderbaren Ausdruck, daß einem, der vor einem Geſpenſte fliehen will, die Ferſen lang werden, dieß fühlte er im eigentlichen Verſtande, ſo oft er im Dunkeln etwas Geſpenſterähnliches zu ſehen glaubte. Auch pflegte ſie von einem Sterbenden zu ſagen, daß ihm der Tod ſchon auf der Zunge ſitze; dieß nahm Anton ebenfalls im eigentlichen Verſtande, und als der Mann ſeiner Baſe ſtarb, ſtand er neben dem Bette, und ſahe ihm ſehr ſcharf in den Mund, um den Tod auf der Zunge deſſelben, etwa, wie eine kleine ſchwarze Geſtalt, zu entdecken.

Die erſte Vorſtellung über ſeinen kindiſchen Geſichtskreis hinaus, bekam er ohngefähr im vierten Jahre, als ſeine Mutter noch mit ihm auf dem Dorfe wohnte, und eines Abends mit einer alten Nachbarin, ihm, und ſeinen Stiefbrüdern allein in der Stube ſaß.

Das Geſpräch fiel auf Antons kleine Schweſter, die vor kurzem in ihrem zweiten Jahre geſtorben war, und worüber ſeine Mutter beinahe ein Jahrlang untröſtlich blieb.

Wo wohl jetzt Julchen ſeyn mag? ſagte ſie nach einer langen Pauſe, und ſchwieg wieder. Anton blickte nach dem Fenſter hin, wo durch die düſtre Nacht kein Lichtſtrahl ſchimmerte, und fühlte zum erſtenmale die wunderbare Einſchränkung, die ſeine damalige Exiſtenz von der gegenwärtigen beinahe ſo verſchieden machte, wie das Daſeyn vom Nichtſeyn.

Wo mag jetzt wohl Julchen ſeyn? dachte er ſeiner Mutter nach, und Nähe und Weite, Gegenwart- und Zukunft blitzte durch ſeine Seele. Seine Empfindung dabei mahlt kein Federzug, tauſendmal iſt ſie wieder in ſeiner Seele, aber nie mit der erſten Stärke erwacht.

Wie groß iſt die Seeligkeit der Einſchränkung, die wir doch aus allen Kräften zu fliehen ſuchen! Sie iſt wie ein kleines glückliches Eiland in einem ſtürmiſchen Meere: wohl dem, der in ihrem Schooße ſicher ſchlummern kann, ihn weckt keine Gefahr, ihm drohen keine Stürme. Aber wehe dem, der von unglücklicher Neugier getrieben, ſich über dies dämmernde Gebürge hinauswagt, das wohlthätig ſeinen Horizont umſchränkt.

Er wird auf einer wilden ſtürmiſchen See von Unruh und Zweifel hin und her getrieben, ſucht unbekannte Gegenden in grauer Ferne, und ſein kleines Eiland, auf dem er ſo ſicher wohnte, hat alle Reize für ihn verlohren.

Eine von Antons ſeeligſten Erinnerungen aus den früheſten Jahren ſeiner Kindheit iſt, als ſeine Mutter ihn in ihren Mantel eingehüllt, durch Sturm und Regen trug. Auf dem kleinen Dorfe war die Welt ihm ſchön, aber hinter dem blauen Berge, nach welchem er immer ſehnſuchtsvoll blickte, warteten ſchon die Leiden auf ihn, die die Jahre ſeiner Kindheit vergällen ſollten.

Da ich einmal in meiner Geſchichte zurückgegangen bin, um Antons erſte Empfindungen und Vorſtellungen von der Welt nachzuhohlen, ſo muß ich hier noch zwei ſeiner früheſten Erinnerungen anführen, die ſeine Empfindung des Unrechts betreffen.

Er iſt ſich deutlich bewußt, wie er im zweiten Jahre, da ſeine Mutter noch nicht mit ihm auf dem Dorfe wohnte, von ſeinem Hauſe nach dem gegenüberſtehenden, über die Straße hin und wieder lief, und einem wohlgekleideten Manne in den Weg rannte, gegen den er heftig mit den Händen ausſchlug, weil er ſich ſelbſt und andre zu überreden ſuchte, daß ihm Unrecht geſchehen ſey, ob er gleich innerlich fühlte, daß er der beleidigende Theil war.

Dieſe Erinnerung iſt wegen ihrer Seltenheit und Deutlichkeit merkwürdig; auch iſt ſie ächt, weil der Umſtand an ſich zu geringfügig war, als daß ihm nachher jemand davon hätte erzählen ſollen.

Die zweite Erinnerung iſt aus dem vierten Jahre, wo ſeine Mutter ihn wegen einer wirklichen

Unart ſchalt; indem er ſich nun grade auszog, fügte es ſich, daß eines ſeiner Kleidungsſtücke mit einigem Geräuſch auf den Stuhl fiel: ſeine Mutter glaubte, er habe es aus Trotz hingeworfen, und züchtigte ihn hart.

Dieß war das erſte wirkliche Unrecht, was er tief empfand, und was ihm nie aus dem Sinne gekommen iſt; ſeit der Zeit hielt er auch ſeine Mutter für ungerecht, und bei jeder neuen Züchtigung fiel ihm dieſer Umſtand ein

Ich habe ſchon erwähnt, wie ihm der Tod in ſeiner Kindheit lächerlich vorgekommen ſey. Dieß dauerte bis in ſein zehntes Jahr, als einmal eine Nachbarinn ſeine Eltern beſuchte, und erzählte, wie ihr Vetter, der ein Bergmann war, von der Leiter hinunter in die Grube gefallen ſey, und ſich den Kopf zerſchmettert habe.

Anton hörte aufmerkſam zu, und bei dieſer Kopfzerſchmetterung dachte er ſich auf einmal ein gänzliches Aufhören vom Denken und Empfinden, und eine Art von Vernichtung und Ermanglung ſeiner ſelbſt, die ihn mit Grauen und Entſetzen erfüllte, ſo oft er wieder lebhaft daran dachte. Seit der Zeit hatte er auch eine ſtarke Furcht vor dem Tode, die ihm manche traurige Stunde machte.

Noch muß ich etwas von ſeinen erſten Vorſtellungen, die er ſich ebenfalls ohngefähr im zehnten Jahre von Gott und der Welt machte, ſagen.

Wenn oft der Himmel umwölkt, und der Horizont klein war, fühlte er eine Art von Bangigkeit, daß die ganze Welt wiederum mit eben ſo einer Decke umſchloſſen ſey, wie die Stube, worinn er wohnte, und wenn er dann mit ſeinen Gedanken über dieſe gewölbte Decke hinausging, ſo kam ihm dieſe Welt an ſich viel zu klein vor, und es däuchte ihm, als müſſe ſie wiederum in einer andern eingeſchloſſen ſeyn, und das immer ſo fort.

Eben ſo ging es ihm mit ſeiner Vorſtellung von Gott, wenn er ſich denſelben als das höchſte Weſen denken wollte.

Er ſaß einmal in der Dämmerung an einem trüben Abend allein vor ſeiner Hausthüre, und dachte hierüber nach, indem er oft gen Himmel blickte, und dann wieder die Erde anſahe, und bemerkte, wie ſie ſelbſt gegen den trüben Himmel ſo ſchwarz und dunkel war.

Ueber dem Himmel dachte er ſich Gott, aber jeder, auch der höchſte Gott, den ſich ſeine Gedanken ſchufen, war ihm zu klein, und mußte immer wieder noch einen größern über ſich haben, gegen den er ganz verſchwand, und ſo ins Unendliche fort.

Doch hatte er hierüber nie etwas geleſen noch gehört. Was am ſonderbarſten war, ſo gerieth er durch ſein beſtändiges Nachdenken und in ſich gekehrt ſeyn, ſogar auf den Egoismus, der ihn beinahe hätte verrückt machen können.

Weil nehmlich ſeine Träume größtentheils ſehr lebhaft waren, und beinahe an die Wirklichkeit zu grenzen ſchienen; ſo fiel es ihm ein, das er auch wohl am hellen Tage träume, und die Leute um ihn her nebſt allem, was er ſahe, Geſchöpfe ſeiner Einbildungskraft ſeyn könnten.

Dieß war ihm ein erſchrecklicher Gedanke, und er fürchtete ſich vor ſich ſelber, ſo oft es ihm einfiel, auch ſuchte er ſich dann wirklich durch Zerſtreuung von dieſen Gedanken loß zu machen.

Nach dieſer Ausſchweifung wollen wir der Zeitfolge gemäß in Antons Geſchichte wieder fortfahren, den wir eilf Jahr alt bei der Lektüre der ſchönen Baniſe und der Inſel Felſenburg verlaſſen haben. Er bekam nun auch Fenelons Todtengeſpräche, nebſt deſſen Erzählungen zu leſen, und ſein Schreibemeiſter fing an, ihn eigne Briefe und Ausarbeitungen machen zu laſſen.

Dieß war für Anton eine noch nie empfundne Freude. Er fing nun an, ſeine Lektüre zu nutzen, und hie und da Nachahmungen von dem Geleſnen anzubringen, wodurch er ſich den Beifall und die Achtung ſeines Lehrers erwarb.

Sein Vater muſicirte mit in einem Konzert, wo Ramlers Tod Jeſu aufgeführt wurde, und brachte einen gedruckten Text davon mit zu Hauſe. Dieſer hatte für Anton ſo viel Anziehendes, und übertraf alles Poetiſche, was er bisher geleſen hatte, ſo weit, daß er ihn ſo oft, und mit ſolchem Entzücken las, bis er ihn beinahe auswendig wußte.

Durch dieſe einzige ſo oft wiederhohlte zufällige Lektüre bekam ſein Geſchmack in der Poeſie eine gewiſſe Bildung und Feſtigkeit, die er ſeit der Zeit nicht wieder verloren hat; ſo wie in der Proſe durch den Telemach; denn er fühlte bei der ſchönen Baniſe und Inſel Felſenburg, ohngeachtet des Vergnügens, daß er darinn fand, doch ſehr lebhaft das Abſtechende und Unedlere in der Schreibart.

Von poetiſcher Proſe fiel ihm Carl v. Moſers Daniel in der Löwengrube in die Hände, den er verſchiednemale durchlas, und woraus auch ſein Vater zuweilen vorzuleſen pflegte.

Die Wirthin im Hauſe, eine Schuſterfrau, ließ ſich von Anton gerne daraus vorleſen, weil es ihr ſo moraliſch klang: moraliſch hieß nehmlich bei ihr ſo viel als erhaben; und von einen gewiſſen Prediger, der immer in einem ſehr ſchwülſtigen Tone ſprach, ſagte ſie, daß er ihr gefiele, weil er ſo moraliſch predige; auch ein Beweiß, wie ſehr man ſich in Büchern und Reden für das Volk dergleichen Ausdrücke zu enthalten habe, die unter uns nicht populär ſind; in England weiß der ungebildetſte Menſch, was morals heißt.

Dieſe Schuſterfrau war übrigens eine ſehr verſtändige Frau, und ihr Sohn, der das Handwerk trieb, ein heller Kopf, den aber ſeine zu ſtarke Empfindlichkeit ſchon frühzeitig zu religiöſen

Schwärmereien verleitete, wovon er nachher durch eigne Kraft und vernünftige Ueberlegung zurückkam. Dieſer Schuſter iſt nachher beſtändig für Anton eine ſehr merkwürdige Perſon geblieben.

Antons Vater ließ ihm auf Zureden einiger Bekannten, in ſeinem zwölften Jahre, in der öffentlichen Stadtſchule eine lateiniſche Privatſtunde beſuchen, damit er wenigſtens auf alle Fälle, wie es hieß, einen Kaſum ſolle ſetzen lernen. In die übrigen Stunden der öffentlichen Schule aber, worinn Religionsunterricht die Hauptſache war, wollte ihn ſein Vater, zum größten Leidweſen ſeiner Mutter und Anverwandten, ſchlechterdings nicht ſchicken.

Nun war doch einer von Antons eifrigſten Wünſchen, einmal in eine öffentliche Stadtſchule gehen zu dürfen, zum Theil erfüllt.

Beim erſten Eintritt waren ihm ſchon die dicken Mauren, dunkeln gewölbten Gemächer, hundertjährigen Bänke, und vom Wurm durchlöcherten Katheder, nichts wie Heiligthümer, die ſeine Seele mit Ehrfurcht erfüllten.

Der Konrektor, ein kleines muntres Männchen, flößte ihm ohngeachtet ſeiner nicht ſehr gravitätiſchen Miene, dennoch durch ſeinen ſchwarzen Rock und Stutzperucke einen tiefen Reſpekt ein.

Dieſer Mann ging noch auf einen ziemlich freundſchaftlichen Fuß mit ſeinen Schülern um: gewöhnlich nannte er zwar einen jeden **ihr**, aber die vier oberſten, welche er auch in Scherz Veteraner hieß, wurden vorzugsweiſe er genannt.

Ob er dabei gleich ſehr ſtrenge war, hat doch Anton niemals einen Vorwurf noch weniger einen Schlag von ihm bekommen: er glaubte daher auch in der Schule immer mehr Gerechtigkeit, als bei ſeinen Eltern zu finden.

Er mußte nun anfangen, den Donat auswendig zu lernen, allein freilich hatte er einen wunderbaren Accent, der ſich bald zeigte, da er gleich in der zweiten Stunde ſein Menſa auswendig herſagen mußte, und indem er Singulariter und Pluraliter ſagte, immer den Ton auf die vorletzte Silbe legte, weil er ſich beim Auswendiglernen dieſes Penſums, wegen der Aehnlichkeit dieſer Wörter mit **Amariter, Jebuſiter**, u. ſ. w., feſt einbildete, die Singulariter wären ein beſonders Volk, das Menſa, und die Pluraliter ein andres Volk, das Menſä geſagt hätte.

Wie oft mögen ähnliche Mißverſtändniſſe veranlaßt werden, wenn der Lehrer ſich mit dem erſten Worte des Lehrlings begnügen läßt, ohne in den Begrif deſſelben weiter einzudringen!

Auch laß Anton ſchon damals nach ſeiner Art das lateiniſche ae wie unſer deutſches ä, welches in neuern Zeiten von verſchiednen angenommen iſt; damals ward er von allen ſeinen Mitſchülern, und vom Konrektor ſelber darüber ausgelacht.

Nun ging es raſch an das Auswendiglernen. Das amo, amem, amas, ames, ward bald nach dem Takte hergebetet, und in den erſten ſechs Wochen wußte er ſchon ſein oportet auf den Fingern herzuſagen; dabei wurden täglich Vokabeln auswendig gelernt, und weil ihm niemals eine fehlte, ſo ſchwang er ſich in kurzer Zeit von einer Stuffe zur andern empor, und rückte immer näher an die Veteraner heran.

Welch eine glückliche Lage, welch eine herrliche Laufbahn für Anton, der nun zum erſtenmale in ſeinem Leben einen Pfad des Ruhms vor ſich eröfnet ſahe, was er ſo lange vergeblich gewünſcht hatte.

Auch zu Hauſe brachte er dieſe kurze Zeit ziemlich vergnügt zu, indem er alle Morgen, während daß ſeine Eltern Kaffee tranken, ihnen aus dem Thomas von Kempis von der Nachfolge Chriſti vorleſen mußte, welches er ſehr gern that.

Es ward alsdann darüber geſprochen und er durfte auch zuweilen ſein Wort dazu geben. Uebrigens genoß er das Glück, nicht viel zu Hauſe zu ſeyn, weil er noch die Stunden ſeines alten Schreibmeiſters zu gleicher Zeit beſuchte, den er, ohngeachtet mancher Kopfſtöße, die er von ihm bekommen hatte, ſo aufrichtig liebte, daß er alles für ihn aufgeopfert hätte.

Denn dieſer Mann unterhielt ſich mit ihm und ſeinen Mitſchülern oft in freundſchaftlichen und nützlichen Geſprächen, und weil er ſonſt von Natur ein ziemlich harter Mann zu ſeyn ſchien, ſo hatte ſeine Freundlichkeit und Güte deſto mehr Rührendes, das ihm die Herzen gewann.

So war nun Anton einmal auf einige Wochen in einer doppelt glücklichen Lage: aber wie bald wurde dieſe Glückſeeligkeit zerſtört! Damit er ſich ſeines Glücks nicht überheben ſollte, waren ihm fürs erſte ſchon ſtarke Demüthigungen zubereitet.

Denn ob er nun gleich in Geſellſchaft geſitteter Kinder unterrichtet ward, ſo ließ ihn doch ſeine Mutter die Dienſte der niedrigſten Magd verrichten.

Er mußte Waſſer tragen, Butter und Käſe aus den Kramläden hohlen, und wie ein Weib mit dem Korbe im Arm auf den Markt gehen, um Eßwaaren einzukaufen.

Wie innig es ihn kränken mußte, wenn alsdann einer ſeiner glücklichern Mitſchüler höniſchlächelnd vor ihm vorbeiging, darf ich nicht erſt ſagen.

Doch dieß verſchmerzte er noch gerne, gegen das Glück in eine lateiniſche Schule gehen zu dürfen, wo er nach zwei Monathen ſo weit geſtiegen war, daß er nun an den Beſchäftigungen des oberſten Tiſches oder der ſogenannten vier Veteraner mit Theil nehmen konnte.

Um dieſe Zeit führte ihn auch ſein Vater zum erſtenmale zu einem äußerſt merkwürdigen Manne in H., der ſchon lange der Gegenſtand ſeiner Geſpräche

ſpräche geweſen war. Dieſer Mann hieß Tiſcher, und war hundert und fünf Jahr alt.

Er hatte Theologie ſtudiert, und war zuletzt Informator bei den Kindern eines reichen Kaufmanns in H. geweſen, in deſſen Hauſe er noch lebte, und von dem gegenwärtigen Beſitzer deſſelben, der ſein Eleve geweſen, und jetzt ſelber ſchon beinahe ein Greiß geworden war, ſeinen Unterhalt bekam.

Seit ſeinem funfzigſten Jahre war er taub, und wer mit ihm ſprechen wollte, mußte beſtändig Dinte und Feder bei der Hand haben, und ihm ſeine Gedanken ſchriftlich aufſetzen, die er dann ſehr vernehmlich und deutlich mündlich beantwortete.

Dabei konnte er noch im hundert und fünften Jahre ſein kleingedrucktes griechſches Teſtament ohne Brille leſen, und redete beſtändig ſehr wahr und zuſammenhängend, obgleich oft etwas leiſe, oder lauter als nöthig war, weil er ſich ſelber nicht hören konnte.

Im Hauſe war er nicht anders, als unter dem Nahmen **der alte Mann** bekannt. Man brachte ihm ſein Eſſen, und ſonſtige Bequemlichkeiten, übrigens bekümmerte man ſich nicht viel um ihn.

Eines Abends alſo, als Anton gerade bei ſeinem Donat ſaß, nahm ihn ſein Vater bei der Hand und ſagte: komm, jetzt will ich Dich zu einem Manne führen, in dem Du den heiligen Antonius, den heiligen Paulus, und den Erzvater Abraham wieder erblicken wirſt.

Und indem ſie hingingen, bereitete ihn ſein Vater immer noch auf das, was er nun bald ſehen würde, vor.

Sie traten ins Haus. Antons Herz pochte. Sie gingen über einen langen Hof hinaus, und ſtiegen eine kleine Windeltreppe, die ſie in einen langen dunkeln Gang führte, worauf ſie wieder eine andre Treppe hinauf, und dann wieder einige Stuffen hinabſtiegen: dieß ſchienen Anton labyrinthiſche Gänge zu ſeyn.

Endlich öfnete ſich linker Hand eine kleine Ausſicht, wo das Licht durch einige Fenſterſcheiben erſt von einem andern Fenſter hineinfiel.

Es war ſchon im Winter, und die Thüre auswendig mit Tuch behangen; Antons Vater eröfnet ſie: es war in der Dämmerung, das Zimmer weitläuftig und groß, mit dunkeln Tapeten ausgeziert, und in der Mitte an einem Tiſche, worauf Bücher hin und her zerſtreut lagen, ſaß der Greiß auf einem Lehnſeſſel.

Er kam ihnen mit entblößten Haupt entgegen. Das Alter hatte ihn nicht darnieder gebückt, er war ein langer Mann, und ſein Anſehn war groß und majeſtätiſch. Die ſchneeweißen Locken zierten ſeine Schläfe, und aus ſeinen Augen blickte eine unnennbare ſanfte Freundlichkeit hervor. Sie ſetzten ſich.

Antons Vater ſchrieb ihm einiges auf. Wir wollen beten, fing der Greiß nach einer Pauſe an, und meinen kleinen Freund mit einſchließen.

Darauf entblößte er ſein Haupt und kniete nieder, Antons Vater neben ihm zur rechten, und Anton zur linken Seite.

Freilich fand er nun alles, was ihm ſein Vater geſagt hatte, mehr als zu wahr. Er glaubte wirklich neben einem der Apoſtel Chriſti zu knieen, und ſein Herz erhob ſich zu einer hohen Andacht, als der Greiß ſeine Hände ausbreitete, und mit wahrer Inbrunſt ſein Gebet anhub, das er bald mit lauter, bald mit leiſerer Stimme fortſetzte.

Seine Worte waren, wie eines, der ſchon mit alle ſeinen Gedanken und Wünſchen jenſeit des Grabes iſt, und den nur noch ein Zufall etwas länger, als er glaubte, diſſeits verweilen läßt.

So waren auch alle ſeine Gedanken aus jenem Leben gleichſam herüber geholt, und ſo wie er betete, ſchienen ſich ſeine Augen, und ſeine Stirne zu verklären.

Sie ſtanden vom Gebet auf, und Anton betrachtete nun den alten Mann in ſeinem Herzen beinahe ſchon wie ein höheres, übermenſchliches Weſen; und als er den Abend zu Hauſe kam, wollte er ſchlechterdings mit einigen ſeiner Mitſchüler ſich nicht auf einem kleinen Schlitten im Schnee herumfahren, weil ihm dieß nun viel zu unheilig vorkam, und er den Tag dadurch zu entweihen glaubte.

Sein Vater ließ ihn nun öfters zu dieſem alten Manne gehen, und er brachte faſt die ganze Zeit des Tages bei ihm zu, die er nicht in der Schule war.

Alsdann bediente er ſich deſſen Bibliothek, die größtentheils aus myſtiſchen Büchern beſtand, und las viele davon von Anfang bis zu Ende durch. Auch gab er dem alten Manne oft Rechenſchaft von ſeinen Progreſſen im lateiniſchen, und von den Ausarbeitungen bei ſeinem Schreibemeiſter. So brachte Anton ein paar Monathe ganz ungewöhnlich glücklich zu.

Aber welch ein Donnerſchlag war es für Anton, als ihm beinahe zu gleicher Zeit die ſchreckliche Ankündigung geſchahe, daß noch mit dieſem Monathe ſeine lateiniſche Privatſtunde aufhören, und er zugleich in eine andere Schreibeſchule geſchickt werden ſolle.

Thränen und Bitten halfen nichts, der Ausſpruch war gethan. Vierzehn Tage wußte es Anton vorher, daß er die lateiniſche Schule verlaſſen ſollte, und je höher er nun rückte, deſto größer ward ſein Schmerz.

Er grif alſo zu einem Mittel, ſich den Abſchied aus dieſer Schule leichter zu machen, den man einem Knaben von ſeinem Alter kaum hätte zutrauen ſollen, anſtatt, daß er ſich bemühete, weiter heraufzukommen, that er das Gegentheil, und ſagte entweder mit Fleiß nicht, was er doch wußte, oder legte es auf andre Weiſe darauf an, täglich eine Stuffe hinunter zu kommen, welches ſich der Konrektor und ſeine Mitſchüler nicht erklären konnten, und ihm oft ihre Verwundrung darüber bezeugten.

Anton allein wußte die Urſach davon, und trug ſeinen geheimen Kummer mit nach Hauſe und in die Schule. Jede Stuffe, die er auf die Art freiwillig herunterſtieg, koſtete ihm tauſend Thränen, die er heimlich zu Hauſe vergoß, aber ſo bitter dieſe Arznei war, die er ſich ſelbſt vorſchrieb, ſo that ſie doch ihre Wirkung.

Er hatte es ſelber ſo veranſtaltet, daß er gerade am letzten Tage der unterſte werden mußte. Allein dieß war ihm zu hart. Die Thränen ſtanden ihm in den Augen, und er bat, man möchte ihn nur noch heute an ſeinem Orte ſitzen laſſen, morgen wolle er gern den unterſten Platz einnehmen.

Jeder hatte Mitleiden mit ihm, und man ließ ihn ſitzen. Den andern Tag war der Monath aus, und er kam nicht wieder.

Wie viel ihm dieſe freiwillige Aufopfrung gekoſtet habe, läßt ſich aus dem Eifer und der Mühe ſchließen, wodurch er ſich jeden höhern Platz zu erwerben geſucht hatte.

Oft wenn der Konrektor in ſeinem Schlafrock aus dem Fenſter ſahe, und er vor ihm vorbeiging, dachte er, o könnteſt du doch dein Herz gegen dieſen Mann ausſchütten, aber dazu ſchien ihm die Entfernung zwiſchen ihm und ſeinem Lehrer noch viel zu groß zu ſeyn.

IV.

Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Doktor Semler von ſeinen Charakter und Erziehung.

1. Von ſeinen Kinderjahren.

Von meinem Leben als Kind kann ich eben ſo wenig, als viele andre Menſchen, viel auffallendes und großes erzählen.

Ich war ſehr beliebt, das weiß ich, meine Mutter wendete alles an, mir darin noch mehr beförderlich zu ſein. Ich war noch dazu überaus glücklich durch die Pocken gekommen, die meiner Schweſter deſto mehr Schaden gethan hatten.

Leſen, etwas ſchreiben und rechnen konnte ich ſchon zu Hauſe; mein Vater und Bruder ſorgten dafür, und meine Mutter half, wo ſie nur von der Haushaltung abkommen konnte, dazu, daß ich ſehr bald recht gut leſen konnte.

Viele Sprüche, Verſe aus Liedern lernte ich eben ſo, durch ihre tägliche Vorſorge und Anleitung. Da ſie mich ſehr liebte, als den letzten noch übrig gebliebenen Sohn, außer meinem noch viel ältern Bruder; ſo ſuchte ſie mir Eindrücke beizubringen, die mich für Schaden und Nachtheil gewiſſer bewahren möchten.

Sie gewöhnte mich zu einer geraden Aufrichtigkeit, erſt bei ihr um alles zu fragen; zum öftern

Andenken, an den Unterſchied böſer Menſchen, die ich kennen lernte durch ihre Unfälle, davon man faſt täglich was erzählte.

Ich habe oft nachher mit Vergnügen zurückgedacht, nachdem ich von dem ſo großen Pabſt **Hadrian** dem Sechſten geleſen habe, daß er auch ſeiner Mutter die erſte Erziehung bis ins ſechſte und ſiebente Jahr oft gedankt habe, wegen der feſten Eindrücke, die ſein kindlich Alter davon angenommen, und in unveränderlichen Keimen und Sproſſen nach und nach fortgeſetzt hat.

Eſopi Fabeln mußte ich gar oft wieder erzählen; eine Anzahl lateiniſcher Vocabeln gab mir mein Bruder die Woche zwei bis dreimal auf, und wenn ich ſie gut lernte, bekam ich von meinem Vater ein Lob über Tiſche, etwas geſchenkt, oder durfte mit ihm ſpatzieren gehen, da ich immer mehr Vocabeln lernte, und auf vorkommende Dinge ſchon anwendete.

II. Von ſeinen Jugendjahren.

Semlers Vater, welcher in Saalfeld Prediger und ein gerader ehrlicher Mann von ſehr geſunder Vernunft war, hatte ſich doch noch in ſeinem Alter zu der damals herrſchenden Parthei der ſogenannten Frommen, nebſt ſeinem älteſten Sohne, mit hinüberziehen laſſen, und wollte nun auch, daß ſein jüngſter Sohn ſich zu dieſer Parthei ſchlagen, und ein ſogenannter Wiedergebohrner werden ſolle. Der junge Semler ſträubte ſich lange dagegen, bis ihn endlich ein ſonderbarer Vorfall darzu bewog, den wir ihn ſelbſt wollen erzählen laſſen.

„Immer mehr wurde ich von nun an in die Klemme gebracht, daß mir wirklich Eſſen und Trinken darum unangenehm wurde, weil ich meinem guten Vater unter den Augen ſitzen, und ſein ſtetes Anliegen täglich aufs neue bemerken mußte. Ein Sonntag war endlich ſchrecklich für mich.

Ich hatte ſchon lange Zeit her, zum Dank für meinen Claviermeiſter, ihm die Frühkirchen abgenommen, die zumal im Winter dem ſchwächlichen Manne ſehr beſchwerlch fielen.

Er mußte im Schnee und Regen von ſeinem Häusgen an, den weiten Weg in die Stadtkirche und über eine ſehr hohe Kirchentreppe machen. Wenn er alſo nicht kommen wollte, ſo ſchickte er mir Abends die Orgelſchlüſſel und die Lieder zu, da ich dann auf Clavier und Pedal ſie vorher gut genug mir bekannt machen konnte, wenn ja eine ſchwere Melodie vorkam.

Vor der Amtspredigt, ſtund ich auch meiſt gleich hinter ihm, wenn er mir winken wollte, die Orgel zu nehmen, indem ihm zuweilen nicht wohl wurde. Dieſen Sonntag hatte er die Amtspredigt zu bedienen: er hatte ſeine andächtigen vielen Gebete mit gewöhnlicher Inbrunſt hergeſagt, welches in der That mir allemal erbaulich zu ſehen war; ſo inbrünſtig und ohne alle Menſchenfurcht hielt er ſeine Andacht.

Allein wie nach dem Kyrie das Lied, **Allein Gott in der Höh ſey Ehr**, angefangen werden ſollte, merkte man ſchon eine Unordnung im Pedal, wo ein Ton unaufhörlich fortſchallte, nach und nach fehlete es auch in der rechten Hand; und der Cantor hieß mich gleich fortſpielen, und dem Organiſten herunter helfen; es hatte ihn ein Schlagfluß getroffen.

Ich ſpielte alſo fort, bis die Kirche aus war; und der Cantor beſtellte mich wieder bis auf weitere Einrichtung. Wie ich zu Hauſe komme, ſo erzählte ich die Sache, ganz **modeſt**, um nicht zu pralen.

Mein Vater ſagte, dieß habe ich lange für mich ebenfalls gefürchtet, und die Urſach kann **der** wohl wiſſen. Er wies auf mich. Mein Bruder war eben zugegen, wie er uns gemeiniglich des Sonntags beſuchte; der ſagte: Deus habeat ſuas horas et moras; und die diſtinctiones gratiae —

Indeſſen redete er auch mit mir, warum ich nicht in dieſe Verſammlungsſtunde gehen wollte. Die kindliche Hochachtung überwand mich alſo; daß ich ſogleich beſchloß, mit **Krauſe** und **Lorenz** *), die ohnehin in der Claſſe meiner Nachbaren waren, nach und nach, anhänglicher umzugehen.

---

*) Zween junge Leute von der frommen Brüderſchaft.

Dieſe bezeugten eine ſehr groſſe Freude; nahmen mich mit in die nächſten Stunden. Es machte großes Aufſehen in der Stadt; die Parthei ließ es zu ſehr merken, daß ihr an Unterwerfung mehr als an wahrer Tugend, die ohnehin Naturwerk hieß, gelegen ſei.

Ich kann nicht ſagen, daß mich in der erſten Zeit dieſe Stunde ſehr bewegt oder gerührt hätte; ſo gar viel abgeſchmacktes kam vor, unter den Erzählungen des Seelenzuſtandes nach den einzelnen Tagen und Stunden; von dem Seelenfreund —— immer einerlei; nur immer ſchlechter und gezwungener.

Nach und nach konnte ich doch mein Urtheil wirklich ſelbſt verwerfen, als natürliche ſündliche Feindſchaft gegen Gott; und ſo willigte ich wirklich in allem Ernſt in alle Schritte und Tritte der neuen Frömmigkeit.

Meine bisherige Frölichkeit entwich; ich wurde nun ganz ernſthaft; ich vermied meine vorigen lieben Geſellſchafter ſo ſehr, daß ich ihnen aus dem Wege gieng; und wenn mich ja einer anhalten konnte, ſo redete ich würklich ſo feierlich und gutmeinend, daß manche Thränen fallen lieſſen.

Weil aber ihre Eltern in der Lage nicht waren, als mein Vater ſeyn mochte; ſo wurde aus der Nachfolge, die man von mir her berechnet hatte, faſt gar nichts.

Nun ich beveſtiget gnug ſchien, ſo wurde der ganze Zug der erſten vier bis fünf recht frommen Schüler, gar nach Hofe beſtellt zum Herzog ins Zimmer; wohin wohl noch niemal ſolche blaue Mäntel gekommen waren.

Der Herzog war ganz allein; ließ uns ſetzen, redete mit uns über den Zuſtand des Herzens; und hieß uns endlich nach der Reihe niederknieen und in ſeiner Gegenwart beten. Ueber eine ganze Stunde dauerte dieſe fromme Audienz.

Da ich nicht heucheln konnte, ſo ſuchte ich nun mit allem Ernſt die ſogenannte **Verſiegelung** und die Gewisheit, daß ich ein **Kind Gottes**, in welcher beſondern Bedeutung wußte ich freilich nicht, worden ſey.

Kein Winkel im Hauſe war übrig, wo ich nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu ſeyn, oft geknieet und viele Thränen geweint habe, Gott möge mich dieſer großen Gnade würdigen; allein nun fehlete mir das, was jene Glauben nannten; nun ſollte ich den Schluß gleich gemacht, und mich ſelbſt durch große Gedanken für alles das angeſehen haben, was jene ſo leicht redeten.

Ich blieb alſo unter dem **Geſetz**, in einem geſetzlichen Zuſtande, wie es hieſſe. Herrnhutiſche Lieder halfen mir eben ſo wenig, als manche andre neue, die in **Salfeld** jetzt bekannt, und in dieſen Geſellſchaften zumal geſungen wurden; ob ich ſie gleich auch lieber ſang, als manche alte Kirchenlieder.

Dieſe haben gleichwol mehr Realität und ganz gewiß große gemeinnützige Wahrheiten zum Inhalte; aber es muſte alles neu ſeyn.

Ich unterſuchte mich aufs alleraufrichtigſte, ob ich wiſſentlich noch einer geiſtlichen Unart nachhienge, oder einen Bann behielte; ich beſann mich, daß ich zwei oder dreimal einen Sechſer behalten, und einen Pfennig oder Dreier dafür in die Armenbüchſe des Sonntags geſteckt hatte.

Ich ſagte es meinem Vater und bat um ſo viel Groſchen, die ich nächſtens mit großer Freude einſteckte; und ich freute mich ſchon darauf, wenn ich auf der Univerſität mir würde etwas abziehen können, um es frommen Armen zu geben.

Noch entdeckte ich, bei Erblickung eines kleinen Buchs, daß ich dieß einmal bloß eingeſteckt, und der Schuſterfrau unter den Läden, nicht mit andern aufgewieſen hätte.

Sie war freilich mit dem dafür überlieferten großen Papier überflüßig vergnügt; aber ich überwand mich, das Buch ihr ſelbſt zu zeigen, ich hätte es damalen nicht mitgezählet, da ſollte ſie dieß Papier noch dafür annehmen.

Sie bot mir an, dafür fünf bis ſechs Bücher noch auszuſuchen; aber ich that es nicht. Meine Aengſtlichkeit litte es nicht.

Ich hatte aus unvorſichtigen **lateiniſchen und griechiſchen Aſceten**, würklich Principia von eigener **Büſſung und Genugthuung** im Kopfe;

und bei dieſer innerlichen Unruhe, war die ſelbſt dictirte Strafe und Erniedrigung wirklich eine innerliche Beruhigung. Aber wie unordentlich war demnach die Gemüthsfaſſung! In Salfeld fehlte es an Pſychologie und menſchlicher Erfahrung: alles hieß Erbauung oder Wirkung der Gnade, was gar begreiflicher menſchlicher Mangel und Fehler war. Ich rechnete es indeß zur Aufrichtigkeit und meiner Schuldigkeit recht traurig zu ſeyn; mehrere Monathe war ich in dieſem Hange zur ſteten geiſtlichen Betrübniß.

Auf der Univerſität in Halle ging Herr Semler mit zweien Leute, Nahmens Woltersdorf und Krauſe, um, die ihn gern zu ihrer frommen Parthei ziehen wollten. Die Wirkung, welche dieß auf ihn that, und wie er ſich dabei verhielt, erzählet er ſelbſt, wie folget:

„Eine ganz beſondre, faſt unwiderſtehliche Herzlichkeit im ganzen Betragen hatten dieſe zwei Menſchen ganz in ihrer Gewalt; ſo natürlich leicht dieſe Aufführung Eingang finden muſte, bei allen Perſonen meines Temperaments, wurde es doch als eine Folge der Gnade des lieben Heilandes angeſehen, der mich nun noch mehr zu ſich zöge.

Ich war nie leichtſinnig oder frech geweſen, ſo bald ich von geiſtlichen Begriffen und Wahrheiten hörete; es war alſo ſehr leicht, mir alle Aufmerkſamkeit einzuflößen. Ich ſprach zuweilen einige

Worte, woraus Woltersdorf ſchloß, ich ſey dem Heiland ſchon ſehr nahe. Ich trat ans Clavier und ſpielte einige Herrnhuthiſche Melodien.

Er war faſt außer ſich, und konnte dieß nicht begreifen, daß ich gar die Lieder auswendig konnte, ohne noch an dem Inhalt und den ſonſt ſo gewöhnlichen Folgen Theil zu nehmen. Endlich hieß es, nichts gar nichts hindre mich noch, als das unſelige Studiren; ich ſollte es wegwerfen; der Heiland könne beſſer lehren, als Menſchen; darum ginge er auch nicht in Collegia, und genöſſe dafür unausſprechliche Seelenruhe und Unterricht des Heilandes.

Studiren ganz weglegen war mir ſehr auffallend, zumal ich nicht wußte, ob der gute Mann jemalen was ernſtliches gelernt hätte; ich hatte ſchon ehedem Weigels Ausſchweifungen wider Schulen und Univerſitäten kennen lernen. Allein es entſtunde doch eine ſeltſame Unruhe in mir; ein ängſtliches Misfallen an mir ſelbſt, an allen noch ſo rechtmäßigen oder unſchuldigen Handlungen; ich fieng an, eine innere Stille und Unthätigkeit mir zu wünſchen; und hatte noch nichts von **Molinos** oder neuern **Myſtikern** geleſen.

Krauſe half dazu, um, wie er meinte, mich vollend zur Uebergabe zu bringen; allein eben die Lage, da man mir nie Sachen oder ihre kenntlichen Beſchreibungen, ſondern ſtets Tropen und viele ſinnliche Bilder vorlegte, machte, das ich mich nie davon überzeugen konnte, ich hätte nun die **Gnade**; denn nie bekam ich eine ſolche Gemüthsfaſſung, als dieſe Leute doch an ſich zeigten, wenn ſie gleich die **Gnade** noch niemalen mir beſchrieben oder erklärt hatten.

In **Collegiis** war ich faſt lauter Gebet und **Application**; kam von böſen Menſchen vor in Pſalmen oder Hiſtorie: ſo ſagte ich mir immer, ſo böſe waren die doch nicht, als ich.

Recht gut weiß ich es noch, daß ich einſt ganz allein, Abends aus dem Collegio auf dem großen Platze des Waiſenhauſes ſpatziren ging, in tiefer Betrübniß, und wünſchte, o wäre ich dieſer Klumpe Eis, dieſes Stücke Holz!“ —

Ich blieb lange in dieſem ſchwankenden unruhigen Zuſtande, der mich bis in lächerliche Bedenklichkeiten herabſetzte. Ich hatte etwa um Neujahr 1744 auf der Wage, wo ſtets Bücher zum Verkauf ſtunden, die ſcriptores rei ruſticae in 4to, eine **Heerwagiſche** Ausgabe gefunden.

Die ſo alte Neigung zu humanioribus kam wieder zur Kraft; wo ich nur den Blick hinwarf in dies Buch, fand ich was ganz unbekanntes, ich hatte nicht ſo viel bey mir, als dafür gefordert wurde; bezahlete aber 8 Gr. darauf; und lief in größter Eil nach dem Waiſenhaus, um mehr Geld aus meinem Koffer zu holen.

Eben ſo ſchnell lief ich zurück, und nun trug ich meinen Schatz nach Hauſe. Ich weiß nicht, ob **Krauſe** etwas empfindlich war, über meine Eroberung:

rung; denn dieſe Aufwallung behielt ſein Temperament noch immer; oder ob ich eine zu ausgelaſſene Freude bezeugte: er gab mir eine viel bedeutende Ermahnung, für mein Herz beſſer zu wachen, daß ich nicht mehr verlöre, als dieſes alte Buch werth wäre.

Da entfiel mir auf einmal dieſe Frölichkeit; ich wollte das Buch wieder hintragen, und etwas am Gelde einbüſſen, allein ich dachte eben ſo leicht, der arme Verkäufer hat das Geld nöthiger; du muſt eben deine Strafe daran leiden, und nun bat ich Gott oftmalen um Vergebung dieſer ſo großen Sünde.

Es gehört zum Menſchen, wenn er eine moraliſche Geſchichte für ſich ſelbſt anfängt, daß er ſolchen Mängeln als ein moraliſches Kind unterworfen iſt; er ſammelt ſich eigne Erfahrung, und kann alsdenn unläugbar mit andern viel beſſer und zuverläſſiger umgehen.

Ich beruhigte mich nach und nach, weil ich es mir bewußt war, daß ich herzlich gern in alle meine Beſſerung einwilligte, wenn ich auch als Menſch dieſe Art Fehler an mir hätte! da ich an andern unleugbar noch Fehler fand, die ſie nicht einmal merkten. Ueberhaupt war mein Gefühl viel ſchärfer, als bei den meiſten meiner andern Freunde,

Seine männlichen Jahre, und insbeſondere ſein häußliches Leben.

Was die eigene Erziehung unſerer Kinder betrift, ſo haben wir uns dieſer großen Pflicht der

Eltern mit gemeinſchaftlicher Treue unterzogen; wenn wir gleich die beſondere Unterweiſung in einzelnen Stunden, einigen ausgeſuchten Studioſis anvertrauet haben. Es haben ſchon mehr verſtändige Männer ſich hierin ſelbſt mehr auf Erfahrung, als auf Speculationen eingelaſſen, wobei gemeiniglich die erſten Proben noch mißlingen; oder noch nicht eben klar am Tage liegen.

Wir hatten die Kinder faſt ſtets um uns, wenn ſie nicht bei ihren Lehrern ſein mußten; wir haben ihnen das Leſen meiſt beigebracht; alsdenn übten wir ſie, daß ſie wechſelsweiſe uns ein Lied, einen Pſalm, oder einige Seiten aus einem guten Buche vorleſen mußten. Wir lehreten ſie ein Lied mitſingen, und fragten ſie darüber; bis die mittelſte ſo viel auf dem Clavier ſpielen konnte, daß ſie alle die Töne leichter hielten. Gellerts Lieder und andre unſchuldige Arien — lernten ſie auswendig.

Die weibliche Geſchicklichkeit beſorgte die Mutter, ſo treu und unermüdet, als ſie ſelbſt aus eigner Erfahrung, zumal bei ihrer Tante in Salfeld, dieſe Erziehung wuſte.

So war in unſerm Zirkel lauter Ruhe und Zufriedenheit; das Geſinde ſahe und hörte nichts zweideutiges, geſchweige eine Unordnung; jedes fühlte die Ueberlegtheit der Frau in allen vorkommenden Geſchäften; jedes unſre gleiche Liebe und Uebereinſtimmung; in allen blos häuslichen Sachen hieng ich gerne ab von der Einrichtung und der Erkenntniß einer ſo treuen Hausmutter.

So iſt zwanzig Jahr lang eine groſſe Gleichförmigkeit unſers Lebens unterhalten worden, wir und unſre Kinder wuſten und fühleten es, daß wir die allernächſte engſte Geſellſchaft auf der ganzen Welt ſeyn, und alſo beobachteten wir die daraus entſtehenden Pflichten, ohne Geräuſch, und ohne Ausnahme.

Es war freilich damalen lange ſo viel nicht von Erziehung geſchrieben worden; aber wir ſchöpften aus der reinen Quelle der Religion; und es fehlete nichts, wenn wir auch vielen Schimmer entbehreten.

Was **unſere tägliche Lebensordnung** betrift: ſo habe ich recht, nach dem Wunſch und Verlangen meiner lieben Frau, ſie ſtets um mich gehabt, ob ich gleich eine ſo genannte **Studierſtube** hatte, welche alſo nur für meine Bücher beſtimmt war.

So lebten wir in **Altdorf**, und ſo ſetzten wir es in **Halle** fort; und ich fand nur ſelten eine wichtige Urſache, einige halbe Tage wirklich allein zu ſeyn.

Wir haben uns dadurch ein vertrauliches Vergnügen geſchaft, das täglich zunahm; und ſo ſetzte ich wirklich dieſe Stubengeſellſchaft fort, da ſie Kinder hatte.

Sie ſetzte ſich mit ihrer weiblichen Arbeit neben mich; und es konnte völlig ſo ausſehen, als wollten wir einander zur Arbeit anhalten.

Nur ſelten hatten wir einige Geſellſchaft, die, ihrer Abſicht nach, uns trennen ſollte. Ich konnte mit meinen Arbeiten nie fertig werden; und ſie hatte eben ſo wenig in ſo vielen Stunden des ganzen Jahres, jemalen viele übrig, die blos zum Zeitvertreibe hätten dienen ſollen. Ich habe mich durch dieſe ſtete Geſellſchaft ſo gewöhnet, daß mich auch ein ziemlich lautes Geräuſch von mehrern, die mit einander über ganz andre Sachen ſprechen; und ein freies Spielen der Kinder, nicht im geringſten hindert, ich mag zu ſchreiben oder zu leſen haben, was es immer ſey.

Seine tägliche Bewegung, (als ein Beitrag zur Seelendiätätik.)

So viel ich auch täglich zu thun hatte, und keine Lücke in meiner Zeit machen durfte: ſo habe ich doch eine Stunde, meiſt nach Tiſche, von eins bis zwey zur **Motion** angewendet, um wenigſtens den Unterleib vor nachtheiliger Unordnung zu bewahren. Lange Zeit machte ich mir in dem Graben, zwiſchen dem **Stein- und Neumärkiſchen** Thore die ordentliche Bewegung dadurch, daß ich bei dem einen Wirth oder Einwohner mir zwei oder drei Kegelkugeln bereit hielt, die ich entweder in einer gewiſſen Weite hin, und wieder zurück ſchoß; oder auf den Ueberbleibſeln des Walles mir oben ein Ziel von Steinen machte, und nun mit dieſen Kugeln es von unten umzuwerfen ſuchte, folglich, weil die Kugeln oft über den Wall auf die andere Seite des Grabens fielen, genug zu gehen, oder wenn es Winter war, zu laufen hatte. Zuweilen gieng ich auch einen ziemlichen Weg; zumal nach **Beeſen**; wohin in der ganzen Zeit, als **Baumgarten** krank war, und über ein Jahr lang faſt alle Tage Nachmittags dahin fuhr, ich nach meiner Arbeit, um vier oder fünf nachzukommen pflegte. Ein einzigmal, bald in der erſten Zeit meines Hierſeyns, weiß ich es, daß **Baumgarten** und **Herrnſchmidt**, der damalen noch als Conſiſtorialrath hier ſtund, es wagten, zu Fuße dieſen Weg zu gehen, und vor dem Thore abzuſteigen: rückwärts aber fuhren ſie doch. Da redete **Baumgarten** noch von der Zeit, da ſeine Brüder hier geweſen, und ſie wohl über die kleinen Heuhaufen wegzuſpringen ſich getrauet hätten. Zum Holzſägen habe ich mich auch zuweilen, aber viel ſeltener bringen laſſen; ich urtheile aus der ſchlechten Geſundheit **Baumgartens**, der doch keinen Tag ſein Holzſägen ausſetzte, und ſo oder ſo viel tauſend Stöſſe durch ſeine Kinder, welche darin abwechſelten, abzählen ließ: daß dieſe Bewegung in der Stube, (denn in der Stube that er es:) ſehr wenig wahren Nutzen ſchaffen konnte, den ich vielmehr und vorzüglicher in der freien Luft, als in der Bewegung allein, zu finden glaubte. Ich bin daher oft im Winter, im ſtärkſten Schnee und Wind meinen täglichen Weg gegangen, und daher zuweilen wegen Dichtheit des Schnees, gar in eine unrechte Gegend gerathen. Ich hielte aber durchaus über dieſe Ordnung, mich ſogleich umzukleiden, und trug daher, wenn ich in **Beeſen** mich einige Stunden aufhalten wollte oder mußte, das Nöthige an der **Wäſche** ſelbſt bei mir.

Als Herr Semler mit den Herrn Spalding, Ebert und Jeruſalem in Magdeburg zuſammenkam, äußert er folgendes Urtheil von ſich ſelber:

„Alle drei ſo vortreflichen Männer ſahe ich faſt in einem gleichen Licht, daß ſich in der großen Welt, in täglichen Geſchäften gleichſam entzündet; ich fühlete es gar zu ſehr, ſo wenig mich jemand damit drücken wollte, daß ich nur in vier Wänden zeither meiſt gewohnet hatte.“

Sorgfältige Anwendung der Zeit.

Ich habe freilich auch viele alchymiſtiſche Bücher geleſen, aber nirgend eine ſonſt nützliche Stunde damit verdorben; ſondern ohne einigen Zeitverluſt mir zuzuziehen.

Alle Monath oder alle vierzehn Tage ſuchte ich eine Anzahl leichter und geringhaltiger Schriften zuſammen, die ich doch auch durchblättern, wo nicht durchleſen wollte; und ſtellte ſechs, zehn bis ſiebzehn davon auf den Abtritt; wo ich denn ohne Zeitverderb auch dieſe lectüre endigen konnte; indem ich auf des alten Prof. **Junkers** ernſtliche Vorſtellung und Erklärung mich gewöhnet hatte, des Tages gewiß zweimal und meiſt dreimal dieſen Ort zu beſuchen, und Leibesöfnung geduldig abzuwarten.

Es traf ein, was mir dieſer groſſe glückliche Arzt geſagt hatte, daß man ſich auf die eine Viertelſtunde gewöhnen, und alsdenn ganz ſicher auf die Natur verlaſſen könnte, die dieſe Ordnung unausbleiblich beobachten würde, und dieß ſei der ſicherſte Weg aller Unordnung des Unterleibes ohne viele Arzeneien vorzubeugen.

Ich konnte unmöglich ganz müſſig ſo zubringen, weil ich anfänglich ziemlich Zeit haben muſte, bis, wie er ſagte, die Natur ſich gewöhnte; daher ſtellete ich immer eine Anzahl Bücher dahin; und ſo habe ich ſeit vielen Jahren einige hundert Bücher geleſen oder durchgeblättert, und konnte doch es merken, wenn irgend etwas unerwartetes erhebliches vorkam.

Dieſe freilich ſonderbare Einrichtung ſchafte mir einmal ein groſſes Vergnügen.

Es ſollte der geh. Rath **Carrach**, wo ich noch wohnete, eine Muſic in ſeinem Hauſe bekommen; ich weiß die Veranlaſſung nicht mehr. Er hatte unter andern auch die **Baumgartenſche** Familie gebeten, von drei Uhr an Nachmittags.

Baumgarten nahm dergleichen Veränderungen wohl mit, er hatte es aber, ſo gut als wir, die wir im Hauſe wohneten, zugleich von einem Abendbrod verſtanden, indem ſich die Muſic über ſieben Uhr

Abends erſtreckte. Da es nun ans Aufſtehen ging, und einige andere Profeſſores ſo gerade weggingen, ſagte **Baumgarten** zu mir, das war alſo verrechnet; ich dachte einen Abend ohne meine Arbeit zuzubringen; und ſoll ich ſo gerade wieder zu Hauſe gehen; das kommt mir ganz ſeltſam vor: ich will mit Ihnen ein Butterbrodt eſſen.

Ich meldete es gleich meiner Frau, daß die ſich noch eine kurze Zeit eher wegbegeben, und einige Anſtalt machen könnte, zu einigem warmen Eſſen. Sie hatte nach ihrer Ordnung immer etwas vorräthig; alſo bekamen wir in einer Viertelſtunde fünf bis ſechs Gäſte, die wir ausnehmend hoch ſchätzten, und die unſre Willigkeit für noch mehr gelten ließen.

Da mußte ich nun, ehe wir uns zu Tiſche ſetzten, dem D. **Baumgarten** dieſen Ort zeigen, und er nahm ein Licht mit Nachdem er ziemlich lange ſich aufgehalten hatte, kam er mit herzlichem Lachen wieder und ſagte: man lernt doch nie aus.

Ich dachte, daß ich die Zeit ſehr gut eintheilen könnte; aber da hab ich noch etwas neues abgeſehen. Und über ihre Wahl und Urtheil freue ich mich noch mehr, daß ſie gerade ſolche Bücher dahin ſtellen, die man im Nothfall ſelbſt angreifen dürfte.

Es waren unter andern auch einige Bände der ſogenannten unſchuldigen Nachrichten hingeſtellt, welches weitläuftige Werk ich noch aus **Nürnberg** mitgebracht, und davon redete **Baumgarten** insbeſondere; ob er gleich geſtand, daß dieſes Buch einen kleinen Anfang hätte machen helfen, von mehr theologiſcher Bücherkenntniß, worinn damalen freilich immer einerlei Vorſchrift und Zuſchnitt des magern Urtheils ſtatt finden mußte.

Dieß war alſo gemeiniglich der Ort, wo ich Hexen- und Geiſterbücher, chymiſche, teutſche, lateiniſche und franzöſiſche Schriften ſo durchleſen konnte, daß es mir keine Zeit koſtete, die meinen ernſthaften Arbeiten freilich gehörete.

Selbſtenthaltung bei öffentlichem Lobe.

Ich habe mich in der That ſtets in dem Hange befunden, meine Fehler oder was mir noch alles mangele, immer vor Augen zu haben.

Schon vor mehrern Jahren laſe ich nie eine Recenſion von irgend einer meiner Arbeiten, die vortheilhaft wurde, ohne alsdann das leſen abzubrechen.

Ich habe mir manche rechtmäßige Aufmunterung hiemit geraubet; aber ich hatte einmal dieſen Hang; ich hatte wenig vertraute Freunde, die Selbſterniedrigung mußte ich ſchon lange als ein Mittel anſehn, weniger Anſtoß in meinem nächſten Zuſammenhange zu veranlaſſen!

V.

Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Profeſſor Jung *) aus Stillings Jugendjahren.

Um das Ende dieſer Zeit, etwa mitten im Julius, ging er an einem Sonntage Nachmittage durch eine Gaſſe der Stadt Schauberg; die Sonne ſchien angenehm, und der Himmel war hier und da mit einigen Wolken bedeckt; er hatte weder tiefe Betrachtungen, noch ſonſt etwas ſonderliches in den Gedanken; von ohngefähr blickte er in die Höhe, und ſah eine lichte Wolke über ſeinem Haupte hinziehen.

Mit dieſem Anblick durchdrang eine unbekannte Kraft ſeine Seele, ihm wurde ſo innig wohl, er zitterte am ganzen Leibe, und konnte ſich kaum enthalten, daß er nicht darnieder ſank.

Von dem Augenblick an fühlte er eine unüberwindliche Neigung, ganz für die Ehre Gottes, und das Wohl ſeiner Mitmenſchen zu leben und zu ſterben; ſeine Liebe zum Vater der Menſchen, und zum göttlichen Erlöſer, desgleichen zu allen Menſchen, war in dem Augenblick ſo groß, daß er willig ſein Leben aufgeopfert hätte, wenns nöthig geweſen wäre.

---

*) Da der Herr Profeſſor Jung ſich öffentlich erklärt hat, daß Stillings Geſchichte ſeine eigne Geſchichte ſey, ſo iſt ſie auch in pſychologiſcher Rückſicht merkwürdig.

A. d. H.

Dabei fühlte er einen unwiderſtehlichen Trieb, über ſeine Gedanken, Worte und Werke zu wachen, damit ſie alle Gott geziemend, angenehm, und nützlich ſeyn möchten.

Auf der Stelle machte er einen feſten und unwiederruflichen Bund mit Gott, ſich hinführo lediglich ſeiner Führung zu überlaſſen, und keine eitle Wünſche mehr zu hegen, ſondern wenn es Gott gefallen würde, daß er Lebenslang ein Handwerksmann bleiben ſollte, willig und mit Freuden damit zufrieden zu ſeyn.

Er war bei einem Kaufmann als Informator ſeiner Kinder, wo es ihm ſehr übel ging, bis er auf folgende Weiſe den Entſchuß faßte, dieß Haus zu verlaſſen.

Um neun Uhr als er in ſeinem Kerker am Tiſch ſaß, und ganz in ſich ſelbſt gekehrt das Feuer ſeiner Leiden aushielt, fühlte er plötzlich eine gänzliche Veränderung ſeines Zuſtandes, alle ſeine Schwermuth und Schmerzen waren gänzlich weg, er empfand eine ſolche Wonne und tiefen Frieden in ſeiner Seelen, daß er vor Freude und Seligkeit nicht zu bleiben wußte.

Er beſann ſich und wurde gewahr, daß er willens war wegzugehen; dazu hatte er ſich entſchloſſen ohne es zu wiſſen, ſo in demſelbigen Augenblick ſtund er auf, gieng hinauf auf ſeine Schlafkammer, und dachte nach; wie viel Thränen der

Freude und der Dankbarkeit daſelbſt gefloſſen ſind, können nur diejenigen begreifen, die ſich mit ihm in ähnlichen Umſtänden befunden haben.

Als er bei einem jungen Frauenzimmer, mit der er ſich nachmals verheirathet hat, in ihrer Krankheit wachte, hatte er folgenden Vorfall mit ihr.

Des Nachts um ein Uhr ſagte die Kranke zu ihren beiden Wächtern: ſie möchten ein wenig ſtill ſeyn, ſie glaubte, etwas ſchlafen zu können.

Dieſes geſchah. Der junge Herr ſchlich indeſſen herab um etwas Caffee zu beſorgen; er blieb aber ziemlich lange aus, und Stilling begonnte auf ſeinem Stuhl zu nicken.

Nach etwa einer Stunde regte ſich die Kranke wieder. Stilling ſchob die Gardine ein wenig von einander, und fragte ſie: ob ſie geſchlafen habe?

Sie antwortete: Ich habe ſo wie im Traume gelegen. „Hören Sie, Herr Stilling, ich habe einen ſehr lebhaften Eindruck bekommen, von einer Sache, die ich aber nicht ſagen darf, bis zu einer andern Zeit.“

Bey dieſen Worten wurde Stilling ganz ſtarr, er fühlte vom Scheitel bis unter die Fußſohlen eine noch nie empfundene Erſchütterung, und mit einemmal fuhr ihm ein Strahl durch die Seele wie ein Bliz.

Es wurde ihm klar in ſeinem Gemüth, was jetzt der Wille Gottes ſey, und was die Worte der kranken Jungfer bedeuteten.

Mit Thränen in den Augen ſtand er auf, bückte ſich ins Bett, und ſagte: „Ich weiß es, liebe Jungfer! was ſie für einen Eindruck bekommen hat, und was der Wille Gottes iſt.“ Sie fuhr auf, reckte ihre rechte Hand heraus, und verſicherte: wiſſen Sie's? —

Damit ſchlug Stilling ſeine rechte Hand in die ihrige, und ſprach: „Gott im Himmel ſegne uns! Wir ſind auf ewig verbunden!“ — Sie antwortete: „ja! wir ſinds auf ewig!“

VI.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Die Fugen des Verbums, wodurch es ſich nach dem Subſtantivum richtet, ſind im Deutſchen in der einfachen Zahl die Buchſtaben **e**, **ſt** und **t**, und in der mehrfachen **n** und **t**, indem wir z. B. ſagen, **ich liebe, du liebeſt, er liebet, wir lieben, ihr liebet, ſie lieben.**

Sage ich, **du liebeſt**, ſo verſtärkt das **ſt** gleichſam meine Vorſtellung von der Handlung des Liebens durch die Bezeichnung ihrer **Wirklichkeit**, indem ich mir eine Perſon dabei vorſtelle, die ich anrede, und die wirklich der Urheber dieſer Handlung iſt, wovon ich rede, ſo daß ich die Perſon und die Handlung nicht voneinander trennen kann.

Sobald ich mir aber in der Anrede die **Wirklichkeit** von der Handlung hinwegdenke, fällt auch das ſt weg, und ich ſage im befehlenden Tone, **liebe du**, und nicht, **liebeſt du**, weil die Handlung des liebens durch meinen Befehl erſt **wirklich** werden ſoll, aber es noch nicht iſt; ſo ſage ich, **du giebſt**; aber im befehlenden Tone, wo das Geben noch nicht wirklich geſchieht, ſage ich, **gieb!**

Sage ich nun, **er liebet**, ſo bezeichnet das **t** ebenfalls eine Wirklichkeit der **Handlung**, aber nicht mit ſolchem Nachdruck, wie das **ſt**, weil ich hier keine Perſon **anrede**, ſondern nur **von** einer Perſon rede, die der Grund desjenigen iſt, was ich rede, und die ich gleichſam in einem ſchwächern Lichte betrachte, als die Perſon, welche ich anrede.

Denke ich mir aber die **Wirklichkeit** von der Handlung hinweg, und wünſche ich z. B. bloß, daß dieſelbe geſchehen möge, ſo fällt auch hier das nachdruckvolle **t** weg, und ich ſage anſtatt, **er geht**, oder **er kömmt**, bloß, **er gehe!** oder, **er komme!**

Daß aber **ſt** und **t** die **Wirklichkeit** bezeichnen, ſcheinet daher zu kommen, weil ſie verurſachen, daß die Stimme länger auf dem Worte ruhet, und am Ende gleichſam noch einen gewiſſen Stoß oder einen Nachdruck darauf ſetzt.

Wenn wir aber von uns ſelber reden, ſo ſcheinet es, als ob wir es für überflüßig halten, die **Wirklichkeit** desjenigen, was wir von uns **ſelber** reden, oder deſſen wir uns ſelbſt ſchon hinlänglich **bewußt** ſind, noch beſonders zu bezeichnen; daher ſagen wir, **ich liebe**, indem wir bloß ein **e** hinzuſetzen, oder von **lieben** das **n** wegwerfen, wodurch ſonſt eigentlich die Wirklichkeit aufgehoben wird: denn wenn ich ſage, **das Lieben**, oder **zu lieben**, ſo nenne ich beinahe bloß den Nahmen einer Handlung, ohne mir dabei vorzuſtellen, daß ſie **wirklich geſchiehet.**

Demohngeachtet aber heißt es nun in der mehrfachen Zahl, **wir lieben**, **ihr liebet** und **ſie lieben**: eigentlich ſollte es heißen, **wir liebent**, und **ſie liebent**, wie man es auch in alten deutſchen Schriftſtellern findet; allein der Begrif von der **Mehrheit** pflegt gern die übrigen Begriffe zu verdrängen, und das iſt auch hier der Fall; weil die Handlung nicht einer einzigen Perſon, ſondern mehrern zugeſchrieben wird, ſo denkt man ſich auch ihre **Wirklichkeit** nicht ſo genau und beſtimmt, als ob ſie nur einer einzigen Perſon wirklich zugeſchrieben würde.

Allein bei der Anrede wird auch in der mehrfachen, eben ſo wie in der einfachen Zahl, der ſtärkſte Nachdruck auf das Verbum geſetzt, und es heißt, **ihr liebet**.

Auf die Weiſe haben wir geſehen, wie ſich das Verbum nicht nur nach dem Subſtantivum richtet, ſondern ſich zugleich als gewiß oder ungewiß, als wirklich oder nicht wirklich, in den Zuſammenhang unſrer übrigen Vorſtellungen fügt. —

Da ſich aber alle unſre Vorſtellungen an dem Begriffe von der **Zeit** feſt halten müſſen, ſo muß ſich das Verbum auch nach dieſem Begriffe fügen. Dieſes thut es nun, indem ſich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, noch ein **t** zwiſchen das **b** und **e** einſchiebt, ſo daß es heißt, **ich liebte, du liebteſt**, u. ſ. w.

Um das Vergangne zu bezeichnen, muß die Stimme gleichſam einen Aufenthalt finden, und darf nicht ſo ſchnell von dem **b**, als von dem letzten Buchſtaben des eigentlichen Worts, zu dem angehängten **e**, **ſt**, u. ſ. w. hinübergehen, als wenn die gegenwärtige Zeit ausgedrückt werden ſoll: denn der Begrif von der Vergangenheit ſchiebt ſich gleichſam zwiſchen die Vorſtellung von der Handlung und von ihrer Wirklichkeit hinein, weil das Vergangne doch eigentlich **jetzt** nicht mehr wirklich iſt.

Darum fällt auch, wenn ich nur **von** einer Perſon rede, das Zeichen der Wirklichkeit wieder weg, und es heißt nicht, **er liebet**, ſondern **er liebte**.

Allein unſre Sprache bezeichnet die Vergangenheit auch auf eine andre Art, die zwar nicht ſo künſtlich und regelmäßig als die vorhergehende iſt, aber weit natürlicher und ausdrucksvoller zu ſeyn ſcheinet.

Sie verwandelt nehmlich, um die Vergangenheit zu bezeichnen, den höhern Vokal gewöhnlich in den tiefern, als, **ich ſinge, ich ſang; ich fließe, ich floß; ich grabe, ich grub,** u. ſ. w.

So verhält ſich nemlich die Vergangenheit in unſerer Vorſtellung zu der Gegenwart, wie die entferntere, gedämpfte Muſik zu der tönenden und rauſchenden, wie die Dämmerung zu dem Lichte — und wie Bedeutungsvoll wird dieſes durch die Verwandelung des höhern Vokals in den tiefern ausgedrückt!

Freilich wird auch zuweilen der tiefere Vokal in einen höhern verwandelt, indem unſre Sprache die Vergangenheit bezeichnet, als **ich blaſe, ich bließ; ich gehe, ich ging;** allein hieran mag wohl eine übertriebene Verfeinerung der Sprache Schuld ſeyn; und daß die Verwandlung des höhern Vokals in den tiefern natürlicher iſt, ſieht man auch daraus, weil die Sprache des gemeinen Volks ſich wieder dahin neigt, indem man unter demſelben öfter hört, **ich bluß,** und **ich gung,** als **ich bließ,** und **ich ging.**

Dieſe übertriebene Verfeinerung der Sprache macht, daß ſie immer mehr und mehr von ihrer bedeutenden Kraft verliert: ſo vertauſcht man z. B. ſchon das nachdrucksvolle **erſcholl**, mit dem matten und regelmäßigen **erſchallte**, und eben ſo macht man es in mehrern Fällen.

Nun iſt es merkwürdig, daß man dasjenige, was nicht wirklich iſt, ebenfalls beinahe ſo wie die Vergangenheit bezeichnet, indem man z. B. ſagt, **ich liebte dich, wenn du es verdienteſt.** Weil nehmlich die Vergangenheit **jetzt** auch nicht mehr wirklich iſt, ſo hat man ſich das **gar nicht Wirkliche**, und **das jetzt nicht Wirkliche** beinahe auf einerlei Art gedacht und bezeichnet.

Bei dem Verbum aber, wo der höhere Vokal zu einem tiefern herabgeſtimmt wird, um die Vergangenheit zu bezeichnen, als **ich trage, ich trug,** unterſcheidet man **das gar nicht Wirkliche,** von dem **nicht mehr Wirklichen,** indem man den tiefern Vokal wiederum gleichſam zu einem halben, ſchwankenden Tone ſtimmt, und ſagt z. B. **ich trüge deine Bürde, wenn ſie mir nicht zu ſchwer wäre.**

Denn ä, ö, und ü, ſind gleichſam unter den Vokalen das, was in der Muſik die halben Töne ſind, darum ſind ſie am ſchicklichſten, das Schwankende, Ungewiſſe, und nicht Wirkliche bei dem Verbum zu bezeichnen.

Wir ſagen daher, **ich ſang, ich flog, ich trug,** um etwas anzuzeigen, **das gar nicht wirklich,** ſondern nur **möglich** iſt —

Allein wenn ich z. B. ſage, **ich ſang**, ſo denke ich mir die Handlung meines Singens, als vergangen, und doch als **unvollendet**; ich ſtelle mir vor, daß ſie noch **fortdauerte**, indeß etwas anders anging, als, **ich ſang ein tröſtend Lied, da verſchwand mein Kummer**, u. ſ. w.

Es wird uns ſchwer, wenn wir uns irgend etwas als **ganz vollendet**, oder als **ganz vergangen** denken wollen, weil die Folge der Dinge in der Welt einen ſo feſten Zuſammenhang hat, wie die Glieder einer Kette, wo ſich immer eins in das andre ſchließt, und wo man ſich alſo nicht gut eins ohne das andre denken kann.

So müſſen ſich unſre Vorſtellungen von dem Entferntern auch an den Vorſtellungen von dem Nähern und Gegenwärtigen feſthalten, wenn die Kette unſrer Gedanken nicht zerreiſſen ſoll.

In unſrer Seele verdrängt ein Bild nicht plötzlich das andere, ſondern ſchiebt ſich ihm allmälig vor, und fügt ſich zugleich an daſſelbe hinan.

Weil es nun wegen des nähern Zuſammenhanges der aufeinander folgenden Dinge am allernatürlichſten iſt, ſich das Vergangne **nicht als vollendet**, ſondern in Anſehung desjenigen, was darauf folgt, noch als fortdaurend zu denken, ſo bezeichnet unſre Sprache die Vergangenheit auch bloß auf dieſe Art **unmittelbar**.

Wollen wir uns aber dem ohngeachtet das Vergangne als **ganz vollendet** denken, ſo müſſen wir

dieſes

dieſe: **mittelbar** thun, indem wir zu den Begriffen von **ſeyn** oder **haben** unſre Zuflucht nehmen, das wir uns vorher als **gegenwärtig** gedacht haben müſſen, um zu dem Begriffe von der gänzlichen **Vergangenheit** zu gelangen. —

Um uns alſo die gänzliche Vergangenheit z. B. der Handlungen des Liebens und des Gehens zu denken, ſagen wir, **ich habe geliebt**, und **ich bin gegangen.**

Durch **haben** bezeichnen wir ſonſt dasjenige, was **auſſer** uns iſt, und was wir nur mit in den Kreis unſers Daſeyns ziehen; durch **ſeyn** aber was in uns iſt, und was mit zu unſerm Weſen gehört, indem wir z. B. ſagen, **ich habe ein Kleinod**, und **ich bin ein Menſch**: eben ſo ſagen wir auch, **ich habe geliebt**, und **ich bin gegangen**, indem wir uns **lieben** als eine Handlung vorſtellen, die von uns **ausgeht**, **gehen** aber als eine Handlung, die ſich gleichſam in uns ſelber zurückwälzt, und auf die Weiſe ſchon mehr in unſer Daſeyn verwebt iſt. So lange aber eine Handlung noch nicht **vollſtändig**, oder **ganz vollendet** iſt, kann ich ſie noch nicht zu dem zählen, was ich **habe** oder was ich **bin**: dieſe Vollſtändigkeit der Handlung nun, welche nothwendig iſt, wenn ich mir dieſelbe, als **ganz vergangen**, denken will, wird durch die Silbe **ge** ausgedrückt, die gemeiniglich eine Zuſammenfaſſung desjenigen bezeichnet, was auf einander folgt, ſo wie z. B. in dem Worte **Gemurmel**,

mel, wo ich ein oftwiederhohltes Geräuſch, das ich **murmeln** nenne, zuſammenfaſſe, und mir es wie ein Ganzes denke.

Eben ſo faſſe ich nun unter der Silbe **ge** in **geliebt**, die Vollſtändigkeit der Handlung meines Liebens zuſammen, wie dieſelbe nicht nur von mir **ausgegangen**, ſondern auch ſchon auf einen andern Gegenſtand **übergegangen** iſt, und alſo ihre Endſchaft erreicht hat; und in **gegangen** faſſe ich eine wiederhohlte Bewegung, die ich **gehen** nenne, zuſammen, und denke ſie mir nun als etwas **vollſtändiges**, oder als etwas, das ſeine **Endſchaft** erreicht hat.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1) Fortſetzung von Robert G . . s Lebensgeſchichte, oder, die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung, vom Herrn J. L. H. Jakob, Lehrer am Gymnaſium in Halle. 1.

2) Ein Kindermörder aus Lebensüberdruß, aus den Kriminalakten. 13.

3) Deſertion aus einem unbekannten Bewegungsgrunde. 16.

4) Ein ſonderbarer Hang zum Stehlen; nebſt den beiden vorhergehenden Aufſätzen vom Herrn Auditeur Nencke. 18.

5) Geſchichte eines Hofmeiſters oder die traurigen Folgen einer melancholiſchen Gemüthsart bei einem Erzieher, vom Herrn J. F. Seidel. 20

6) Auszug aus Paul Simmens Lebensgeſchichte, v. d. H. 38

7) Ein Diebſtahl aus Großmuth von einem ſiebzehnjährigen Knaben; vom Herrn Auditeur Nencke. 54.

8) Grau

Inhalt.

Seite

8) Grauſamkeit eines gefangnen Soldaten gegen ſeinen eignen Körper, vom Herrn Doktor Schröder. 60.

9) Beiſpiel und Folgen einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach dem Tode, von Herrn Zur Hellen, Paſtor zu Dornberg in der Grafſchaft Ravensberg. 64.

10) Sonderbarer Zuſtand eines nervenkranken Knaben, aus einem Briefe vom Herrn Hof- und Kriminalrath Ritter zu Großglogau. 67.

Zur Seelennaturkunde.

1) Selbſterfahrung des Herrn Kirchenrath Stroth in Gotha. 71.

2) Todesahndung, aus den Akten des Oberkollegii Medici. 72.

3) Fragment aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte, v. d. H. 76.

4) Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Doktor Semler von ſeinem Charakter und Erziehung. 96.

5) Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Profeſſor Jung von ſeinem Charakter. 115.

6) Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 118.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Zweiten Bandes zweites Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.
Sonderbare Aeußerungen des Wahnwitzes, in einem Briefe aus Rußland an Herrn Buchhändler W** in Berlin. *)

Hoch- und Wohledler Herr!

Ob wohl bishero an mediciniſchen Büchern kein Mangel geweſen, ſo werde doch keine Todſünde begehen, zu Nutzen des ganzen menſchlichen

---

*) Wenn man von irgend einer Tollheit ſagen kann, daß Methode darinn ſey, ſo gilt dieß von derjenigen, welche in dieſem Briefe herrſcht, worin

lichen Geſchlechts, noch ein ſehr kleines Bändchen beizutragen, deſſen Inhalt von der Natur und Wahrheit abhängt; nemlich: wie ein Menſch, **ohne Rückſicht auf Stand oder Nation**, ſich vor allen kleinen Unpäßlichkeiten, Krankheiten, ja vor Peſt und Influenzen präcaviren könne, durch Mittel, die in eines jeden Gewalt ſein: kurz ein Menſch kann das vollkommenſte Wohlſein in ſeiner Gewalt haben.

Die

Herr W * *, eine mediciniſche Schrift in Verlag zu nehmen, erſucht wird.

Anthiteſen, witzige Wendungen, geheimnißvolle Winke, alles kömmt zuſammen, den Unſinn zu verſtecken, daß man ihn oft beim erſten Anſchein nicht merkt, und glauben ſollte, es liege, wer weiß was für geheime Weißheit darunter verborgen.

Indes kömmt alles, was der Verfaſſer, der vermuthlich ein verunglückter Arzt iſt, in Rückſicht auf die Arzneikunſt, gedruckt, geleſen, und empfunden haben mag, hier in ſonderbarem Gemiſch untereinander.

Er wird bald pathetiſch, bald geheimnißvoll, bald witzig, bald ärgerlich, nachdem irgend einer ſeiner herrſchenden Gedanken ſich vordrängt.

Vermuthlich war es ein nicht ganz ſchlechter Kopf, deſſen Eifer beim Nachgrübeln eben ſeine Kräfte überſtieg, und der vielleicht unter andern Umſtänden brauchbar geworden wäre.

Wenigſtens ſcheinen noch hier und da einige ſchimmernde Reſte unter den Trümmern ſeines zerrütteten Verſtandes hervorzublicken.

M.

Die Elektricität thut zu Erhaltung der jetzigen beſten Welt und zu deren Wohlſein ſehr vieles beitragen, denn der Herr Profeſſor elektriſirt die Kranken, die nichtsdenkenden und unvermögenden Bergknappen elektriſirt der Herr Profeſſor; Halt, ich irre, die Welt will, was will ſie? elektriſiret ſeyn.

Der kürzlich wieder neu herausgekommene Bleiextract, kann bei äuſſerlich zugefügten Wunden, durch Verſetzung etwas beitragen, in franzöſiſchen Blutſchwären, Krätze und allen anderen Teufelsgeſchmeiß iſt er dem Werthe nach gar nicht zu ſchätzen, wenn man ihn nur gar nicht nöthig hat.

Hieraus und aus folgendem bitte nach Dero Belieben dieſes kleine Bändchen, zu Nutzen des ganzen menſchlichen Geſchlechts, in Verlag zu nehmen, und ſolches die Cenſur paſſiren zu laſſen. Jedoch, damit nicht zu vieles ausgeſtrichen werde, habe zu erinnern, daß allezeit auf den Bauer müſſe zurückgeſehen werden.

Ich werde auch einige Naturgeſchichten mit einfließen laſſen, nemlich der Feigenbaum bringet ſeine Früchte ohne prangende Blüthe, das franzöſiſche Verſchneiden und zierliche Ausputzen leidet er gar nicht, deſſen Abſprößlinge oder junge Kinder tragen nach dem guten Vorſatz im erſten Jahre ſchon Früchte, iſt alſo kein Wunder, daß der nachhero gehangete den unfruchtbaren Feigenbaum verfluchet.

Damit dieß von Nutzen und Schaden mediciniſcher Schriften, für den Layen oder gemeinen Mann, auch mir ſehr nutzliche Buch, dem Herrn Verleger nicht liegen bleibe, ſondern zu neuer vermehrter Auflage befördert werde, ſo bittet der Laye vorläufig dieſes denen Leſern, zum Jahrgeſchenk dem unpartheiſchen Correſpondenten bekannt zu machen.

Da dieſes ſeltſame neugebohrne Kind den wahren Adel von uralten Ahnen herleitet, den Vater zu verläugnen nicht nöthig hat, ſo ſolle ihm folgender Titul angehänget ſein: Des Layen oder gemeinen Mannes vernünftige Gedanken, von Nutzen und Schaden mediciniſcher Schriften, entgegengeſetzt einer hochgelehrten Schrift, vom kleinen a b c Schüler der Wahrheit.

Der Herr Autor berufet ſich pag. 8. auf den Heerführer Herrn Tiſſot als einen Celſus unſerer Zeiten, zwiſchen beiden aber iſt ein himmelweiter Unterſchied. Celſus hat ein vortrefliches Buch vom Fundament der Künſte und Weißheit geſchrieben, dieſer aber berufet ſich auf den Altſchuhflicker, welches zwar auch eine Innung und Alteriſten genennet werden, in denen mehreſten Orten Deutſchlandes aber das Nebenverdienſt derer Küh- und Schweinhirten iſt. —

Der Uhrmacher Meiſter iſt einer der edelſten Künſtler, wann er die Federn, ſonderlich die groſſe treibende, mit gehöriger Stärke der Schnecke wohl zu verbinden weiß, wann er aber wie der Herr Doctor die von dem unendlichen wohl eingeſetzte Feder herausnimmt, und eine ſchlechte lederne hineinflicket, iſt er allezeit ein moraliſcher Dieb: alsdann kommt es, wie mit jenem künſtlichen Ofenſetzer: Junge! halt den Ofen, ich will das Geld abholen.

Da der Herr Doctor nicht auf die Natur als das Fundament der Kunſt und Weißheit bauet, ſo drucket das von Celſus ſogenannte Myſterium Magnum nach und nach auf, der Herr Doctor klebet auf den alten Dreck immer neuen drauf, bis der Kopf zu ſchwer wird und der Junge nicht mehr halten kann, ſterben müſſen wir alle, gute Nacht Herr Doctor, glücklich kuriret.

O Fehrgiwell, wills Gott nach der Ewigkeit: pag. 14. kann der Herr Doctor ſo unwiſſend nicht ſeyn, daß ein hellbrennender Strohwiſch die gröſte Tonne Pulver nicht entzünden, ſogar Minen ſprengen könne, derowegen muß der Herr Doctor bald, bald löſchen, und hernach den groſſen Staatsmann Sully zum Richter erkaufen, damit er den Bauer wegen Unachtſamkeit in das Loch werfen läſſet, und das von Rechtswegen.

In der hieſigen Vatersſtadt in Oberöſtreich wurde ein Bauer wieder aus dem Loche gelaſſen, nahm ſogleich ein Pint Wein, und ſagte, ich kann dich nicht helfen, Hans Miſtbauer hat in das Loch gemuſt, du muſt auch hinein.

Ich habe wohl erſehen, daß Sie eben kein Weindoctor ſeyn, es kann aber auch ohne Wein und Liebe kein Schmaus vollkommen ſeyn. — Dann die Trüffelpaſtete könnte ſtopfen, oder auch ſonſt nicht gehörig wirken, das verſtehen Sie ja ſelbſt. O! hellklingender Klarinettenton!

Ebber das aartliche Dinck, die hokgelahrte Trüffel Paſtete, hat der Bauer Urſach zu lachen, dann he ſat, mein Hans muß, wen ich oalt bin, mahl das Bauer Gut frein; wann er aber Doctormäßig dächte, mein zukünftiges Söhnchen, das geſp — Hundsvödchen, muß mir das gelehrte Doctorhäubchen mit auf die Welt bringen, ſo müſte er freilich erſt eine Trüffelpaſtete verzehren: und ebber dem weiß der Bauer nicht, ab er das oardliche hokgelahrte Dinck ſüs oder ſauer kochet, mit der Heugabel oder Miſtgreben antomiret, er iſt ein Bauer, aber kein franzöſiſcher.

Pag. 10. iſt die Frage, wer diejenigen alten oder neuen Aerzte ſeyn, die ihren Kunſtgenoſſen Irthümer geſagt, weggeleget und vergeſſen ſeyn; Wenn dasjenige neue nebſt der Elektricität nicht anſchlagen will, wird das alte mit mehreren Vorurtheilen, auch wohl anderen Worten aus dem Gedankenbehälter oder Verſtandskaſten wieder herfürgeholet und alſo wieder neu, ſo bezahlen die Patienten immer neues Lehrgeld für das Schuflickerhandwerk, und den Schmaus der Trüffelpaſtete.

Ich ſchneide aber eine Geiſſel aus ganz neuem Leder, welche ewig hält. Pag. 28. iſt die Frage wie lange man an Thieren die Anatomie lernen müſſe und daß man bei denen Menſchen damit gutes geſtiftet. An denen Thieren lernen, heiſſet deren Vollkommenheiten aufmerkſam beurtheilen. Celſus ſaget, wir ſollen ſie als unſere Lehrmeiſter anſehen, ſie ſind älter als wir. Hier iſt nicht die Meinung, daß wir ſo niedrig als dieſe leben müſten, aber auch nichts als Trüffelpaſteten verzehren.

Celſus ſaget: alles iſt gut, und alles iſt Gift. Ich aber ſage: alles iſt ja vollkommen gut, daß beſte aber nach des Landes Mode Unentbehrliche könne und werde zu Gift, werden; wie aber auch die unverfälſchte Fieberrinde zu Gift werden könne, das rathe einmal einer.

Es iſt aber merkwürdig, daß dieſer groſze Celſus mit dem Ausdruck **alles** keinen Unterſchied derer Gifte machet. Ich glaube aber, daß es den an ſolchem Gift verſtorbenen gleichviel gelte, wenn es nur überſtanden iſt. Hierbei iſt aber kein ander Mittel übrig, wann man nur weiß, wie alles zu Gift werde, ſich alſo nicht kuriren, ſondern präcaviren könne, damit das nach der Landesmode Unentbehrliche nicht zu Gift werden müſſe.

Der Gott derer Juden, war ein guter Arzt, indem er ſeinem Volk lauter geſunde Speiſen verordnete, da wir aber als Chriſten eine viel weitere

Ausſicht, und alſo auch höhere Beſtimmung haben, muß uns nichts unrein ſeyn, auſſerdem, was wir uns ſelbſt gemein machen; wir können auch Trüffelpaſteten eſſen, und 1 Pint Wein darzu trinken.

Sollte an allen dieſen einer oder der andere einen Zweifel haben, ſo erbiete mich ſolche öffentlich zu löſen, dann es gehet dem allgemeinen menſchlichen Geſchlecht an, dieſe Zweifel aber müſſen mit der heiligen Einfalt als Philoſophie der Faulen nicht verknüpfet ſeyn, der Bauer muß auch nicht auf den Kampfplatz gefodert werden, er iſt ein rechter grober Kerl, und iſt mit weiter nichts, als mit der ungehobelten Zoberſtange bewafnet, pariret von oben herunter, die franzöſiſche Joabs Complimenten wollen ihm gar nicht in den Kopf.

Die Zweifel müſſen alſo auf die Natur und das Fundament der Künſte und Weißheit gerichtet ſeyn.

Damit aber auch Sie, Hochedele freidenkende Herren der gelehrten Welt, an der Möglichkeit dieſes nicht zweifeln mögen, ſo bitte, deſſen Nahme in Ewigkeit lebe, des Herrn Baron von Wolfs des Großen, kleine philoſophiſche Schriften 2ter Theil pag. 159, 199. Halle D. Reng. B. H. 1737. von F. G. H. herausgegeben No. 8. §. 9. 10, und weiter den Glückwunſch des Herrn Profeſſor Cramers aufmerkſam nachzuſehen §. 9. 3ter Theil.

Ich muß aber auch eingeſtehen, daß mit denen Rechnungsarten, wodurch erwieſen wird, daß ein Gott und ſelbſtſtehendes Weſen ſey, meine Feder zu ſchwach, jedoch nicht ledern iſt.

Daß pag. 313 der Herr von Tſchirnhauſen die **Arzneykunſt der Seele** vor ſeinem Ende verbrant, daran ſeynd die medieiniſchen Vorurtheile ſchuld, er ſollte **das Staabsquartier der Seele** rein ausbürſten, und den Leib kuriren, ſo könnte die Seele ſich hierbei auch etwas zu gute thun.

Daß der Herr Doctor von Kopfſchmerzen ſpricht, iſt eben die Urſach, daß die Wache nicht wohl beſtellt, Spionen und Untreu vorhanden, und alsdann der Körper vermögend iſt; allerlei Influenzien und Franzoſen einzuquartieren; pag. 36 erwehnet der Herr Doctor den Sirach, dieſes iſt gewiß, aber auch zugleich die allervollkommenſte Wahrheit, daß alle die, welche in die Hände derer Menſchenſchlächter fallen, ohnmöglich alle Sünder ſeyn können, und deswegen nennet Celſus die damaligen Medici, Bankerte, Hurenkinder, Spiegelärzte, Fegeteufel, welche auf dem Stuhl der Peſtilenz ſitzen.

Alſo ſoll es dieſem Jahrhunderte zu der größten Ehre gereichen, wenn man die ganze hochgelahrte Mediciner in eine halbausgeleerte Nußſchaale legen wird, wenn man aber den Herrn Doctor mit einbringen will, iſt die ganze Nuß nothwendig, das verurſachet die ſtarke Schnecke und lederne Feder. Es wird mir alſo niemand übel nehmen, wann ich jetzt und fernerhin dem Weibe Jerobeams die Larve abziehe, denn die alte Mutter der Natur iſt uns näher als wir glauben, hierdurch aber bahne mir nur den Weg des Einganges, die allzufeſt eingeroſteten Vorurtheile herauszubohren, denn hart eingeſudelte Wäſche, bedarf ſcharfer Laugen.

Ich weiſt, daß dreiviertel dieſer beſten Welt im halben Schlaf lieget, ſie will reden und kann nicht, dann die alte Hure, Mara genannt, drucket ſie ängſtlich, derowegen iſt nöthig, daß man ſie rüttelt, und laut mit Nahmen ruft.

Man laſſe einen oder den andern fallen, die Schuld lieget nicht an dem Rufer, ſondern am Nachtwanderer, indem er nicht ſchaffen will, weil es Tag iſt.

Nun ſo gehe hin in alle Welt, wenn ſie dir auch offen ſtehet, ſuche Freunde der Wahrheit; ob dieſe beſte Welt wohl meinet, der bitterſaure zuſammenziehende Dreck Wahrheit könne mit ihr nicht beſtehen, ſolches laß dich nicht irren, denn Träume ſind wohl ſüßer, und wenn ſie eckelhaft werden, wirft man ſie weg und machet andere: komme dem Pariſer Wind nicht zu nahe, damit du nicht brennbar werdeſt, du würdeſt allda ſo angenehm ſeyn, wie jene Sibille, ja angenehmer, als die Sau im Judenhauſe; laß dich den Judaskuß der Liebe nicht berücken.

Inſonderheit ſuche mit denen kleinen a b c Schülern Freundſchaft zu machen, dieſen wirſt du ſehr willkommen ſeyn, wenn ſie vernehmen werden, daß der Verſtand mit denen Pocken nicht mehr dürfe inoculiret werden, und daß die liebe Eltern, zu Verbeſſerung ihrer Schönheit, nicht mehr nöthig haben, auf jede Pockengrube einen Louisd'or zu legen, denn franzöſiſche, engliſche, ja ächt ſchöne Waare verkaufet ſich ſelbſt.

Wann dich aber niemand haben will, komme mit geſammleter Erfahrung zurück bei den Ungenannten nicht vor der Zeit. Ich ſchlieſſe hiermit, und dieſes ſei das Zeichen zwiſchen mir und Ihnen, wenn ich ſolches in den Hamburgiſchen Correſpondenten leſen werde, ſo mögen Sie ſich auf gutes Druckpapier, ſcharfe Lettern und Subſcribenten verſehen, ich verlange nichts als zwei Exemplare. Sollte aber wider Vermuthen das Porto zu viel werden, ſo bitte um einen kleinen Beitrag.

Kürzlich iſt mir auf eine Viertelſtunde eine Jungensſchleuder zu Augen kommen, ich möchte wohl wiſſen, ob das Jüngelchen wohl getroffen. Von dem Nothanker habe nur gehöret; nebſt denen zwei Exemplaren werde mir dieſe zwei Bücher ausbitten, wenn ſie nicht zu hoch ſtehn. Im Durchblättern habe angemerket, daß das Jüngelchen ein Stück von der Medicin iſt.

Ich werde auch unter Gleichgewicht bringen, ob Judas oder Peter höher gefallen, und glaube, daß erſtern Unrecht geſchieht, wenn er von dem Pater Abraham von St. Clara ein Erzſchelm genennet wird. Endlich bin ich erſtaunet, daß ein philoſophiſcher und hölliſcher Pful bei dem Dohm zu Ratzeburg, das unendliche allerhöchſtvollkommenſte Weſen mit einem Kettenhunde in Gleichheit bringet.

Es iſt unbegreiflich, wie einer, der dem freiwillig loßgeriſſenen tollen Kettenhund gleichet, ſolch Exempel geben könne. Schade, daß deſſen Nahmensvetter und wohlgar Blutsfreund bei dem Abend-Morgentage der franzöſiſchen Krankheit des Hiskia die Elektriſirmaſchine nicht anbringen können.

Keiner der allerwildeſten Nationen wird von ihren Göttern ein ſolch Exempel verſtattet, es müſte dann ſeyn, daß ſie den Teufel verehrten, damit er ſie nicht holen möge: **entweder gut deutſch oder gar nicht geredet,** über letzteres aber werden die Steine reden.

Es iſt wahr, daß zuerſt müſſe die Mutter gebrochen werden, aber auch unwahr, daß eine vollkommne Perſon mit Schmerzen müſſe Kinder gebähren, und ſo hatte Kohlreif einestheils unrecht, wann er das unendliche verehrungswürdigſte Weſen mit einen Kettenhund vergleichet.

Alle Krankheiten, des Davids, Hiobs, Hiskiä haben einen Urſprung.

NB. Dieſes aber wird nicht anjetzo in den Hamburgiſchen Coreſpondenten eingeſetzet, das Bändchen muß auch, wie Sie wohl ſelbſt einſehen werden, einen vollkommnern Styl erhalten.

Da ein jeder insbeſondre zu Nutzen ſeiner Nebenmenſchen leben muß, ſo ſind wir auch verpflichtet, eines und das andere zu Nutzen des ganzen beizutragen, das Große aber kann nur allein im Kleinen beurtheilet werden.

Ich glaube, es wird der nicht denkenden Materie Stein, Holz oder Metal gleich viel gelten, ob man einen gehangeten oder Baal Peor formiret; von Natur iſt zwar alles wild, und brauchet einige Zeit, das Wild zahm zu machen, und deſſen Vorurtheile zu beſtreiten, durch eine unächte Klugheit wird das halbzahme wieder wild.

Ob wohl einer oder anderer meinet, er ſchöpfe nahe an der Quelle rein; er irret ſich, und iſt nicht ſo reine als es im erſten Urſprung der Quelle ſeyn müßte. Wie wollen alſo diejenigen, welche von der Quelle weit entfernt ſind, rein ſchöpfen, je weiter davon laufet allerlei Schund zu, da der unendlich ausfließende Strom jetzo gereiniget wird, ſo iſt nothwendig, daß derſelbe mit unverweßlichen Steinen dicht ausgemauert werde, damit die Ewigkeit ein Andenken habe, auch ſo bearbeitet, daß ja nichts Unreines hineinfließet, und jeder aller Orten rein ſchöpfen könne.

So haben wir eines neuen Himmels und Erde zu gewarten, wo auch alles Leid und Geſchrei aufhören müſſe, das alte vergehet und wird ein neues.

Wer will haben, daß bei dem Gedächtnißmahl Lichter brennen müſſen, und wer hat geſagt, daß der Pöbel nothwendig etwas in die Augen haben müſſe.

Er ſiehet auch nicht auf das ſchöne Singen, welches doch nach der deutſchen Ausſprache beten heißet; man muß ſich den Layen nicht ſo gefährlich machen, er iſt zwar von Natur auch wild, der Anlage nach, zu vernünftigen Denken aber von dem Unendlichen gewürdiget worden.

II.

Sonderbare Würkung einer überſpannten Einbildungskraft.

Aus einem Briefe.

In Klieſche, einem Dorfe im Raudtenſchen, das einem Herrn v. S . . . gehört, wurde eine Magd nach einem eine kleine Stunde davon entlegenem Orte geſchickt, um Fleiſch einzukaufen.

Sie verrichtete ihren Auftrag gehörig, und trat den Rückweg geſund an. Es war in der Mitte des Januars gegen Abend. Auf einmal kam es ihr vor, als ob es gewaltig hinter ihr rauſche, wie das Rauſchen vieler Wagen; und mitten in demſelben Geräuſch tritt ein kleines graues Männchen in Kindesgröße neben ſie, und fordert von ihr, daß ſie mit ihm gehen ſolle.

Sie antwortet nichts, und geht ihren Weg fort. Die kleine Figur begleitet ſie beſtändig, und ermuntert ſie immer mit ihm zu gehen; ſie kömmt unter dieſer Geſellſchaft in den Hof ihrer Herrſchaft, dort frägt ſie der Kutſcher, wo ſie geweſen ſei, und erhält gehörige Antwort von ihr.

Er ſieht ihren kleinen Begleiter nicht, ſie aber ſieht ihn, und hört an der Schloßbrücke zum letztenmale ſeine Aufforderung mitzugehen; und da ſie ſich nochmals weigert, die Drohung, daß ſie vier Tage blind und ſtumm ſeyn ſollte, und damit geht das Männchen ſeiner Wege. Die Magd eilt aufs Schloß in ihr Schlafgemach, wirft ſich aufs Bette, und kann Mund und Augen nicht mehr öfnen.

Sie wird da aufgeſucht. Kein Menſch weiß, was ihr begegnet, und jedermann glaubt, daß ſie ſterben müſſe. Sie verſtand alles, was mit ihr geredet wurde, und gab oft, beſonders ihrer lamentirenden Mutter, Zeichen mit der Hand zur Beruhigung, konnte aber nichts ſagen, ſo ſehr ihre Mutter ſie darum bat.

Ihre edeldenkende Herrſchaft wendet alle Mühe an, ſie wiederherzuſtellen, und will ihr Arznei beibringen, aber ſie macht den Mund nicht auf. Es wird ein Bader geholt, der ihr zur Ader laſſen muß, und ſie ſehr erhitzt findet.

Alles iſt umſonſt. Aber nach dem Verlaufe von vier Tagen ſteht ſie wieder auf, iſt geſund, ſieht und ſpricht wie zuvor, und erzählt ihre Begebenheit ſelbſt.

Vielen, auch nicht etwa nur gemeinen Leuten, iſt dieſer Vorfall ein Beweiß für die Wahrheit der

Geſpenſter oder Geiſtererſcheinungen, ſo wie er meinem Erachten nach ein Zeugniß von einer auſſerordentlichen Stärke, und von ſonderbarer Wirkung einer **empörten Einbildungskraft** iſt.

Kunzendorf bei Polkwiz den 28ſten Hornung 1784.

C. F. S**
Pred.

III.

Eine fürchterliche Art von Ahndungsvermögen.

Aus einem Briefe.

Ein angeſehener glaubwürdiger Mann in St** kann es einem Menſchen aus dem Geſichte leſen, ob er bald und plötzlich ſterben werde. Für ihn ſelbſt, verſichert er, **habe eine ſolche Entdeckung viel Schauderndes,** und er vermeide gern große Geſellſchaften, wo ers aber nicht könne, ſo ſcheue er ſich doch jedem dreiſte ins Geſicht zu ſehen, weil er bei ſolchen Gelegenheiten am erſten befürchten müſte, eine ſolche unangenehme Entdeckung zu machen.

Die Leute, verſichert er ferner, an denen er bisher ſeine Erfahrungen gemacht, kommen ſeinen Augen völlig ſo vor, als ob ſie ſchon ein paar Tage im Grabe gelegen, gelb und todten blaß, und wenn ſie auch für jeden andern wie Roſen blühen.

Einſt ging er auf einem öffentlichen Spazierplaze mit einem ſeiner Freunde auf und nieder. Eine kleine Geſellſchaft Frauenzimmer, worunter auch ein achtzehnjähriges Fräulein war, kam ihm entgegen.

Er ſah von ohngefähr die Damen eine nach der andern flüchtig an. Gott! iſt's möglich? das arme Fräulein! Sie dauert mich.

Dies ſprach er, daß es nur ſein Geſellſchafter vernehmen konnte, wandte ſich darauf zu dieſem und ſagte: Sehen Sie den Engel, ſie blühet wie eine junge Roſe, denkt heute gewiß an nichts weniger als ans Sterben, aber ſie wird bald, ſehr bald ſterben.

Kommen Sie, Freund, fuhr er mit wehmüthigem Ton fort, ich kann den Anblick nicht länger aushalten. Sie gingen zu Hauſe. Vier Tage nachher trug man das junge Fräulein zu Grabe.

Ich habe es noch nicht gewagt, über dieſe Sache weiter etwas zu ſagen, als ſie zu erzählen. Wäre dies der einzige Fall, ſo würde ich bald mit der Antwort fertig ſeyn: **es war Zufall.**

Aber wo ſollen wir die Urſach dieſes Vermögens bei dem Mann ſuchen? Etwa in den Augen des Mannes? Aber ich glaube, wenn wir ſie einſt anatomiſch zerlegen könnten, unſere Mühe würde vergeblich ſeyn. Was bleibt alſo übrig? — Das wäre ich begierig zu hören.

Stettin, den 15ten Jenner 1784. **Liphardt.**

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Mangel unſrer Jugenderinnerungen.

(S. 1. B. 1. St. p. 65. und 2. St. p. 82.)

Es ſcheint, als wenn uns die Natur recht mit Fleiß den erſten unvollkommnen Zuſtand unſrer Exiſtenz habe verbergen wollen, indem ſie uns unfähig machte, uns der erſten Erfahrungen unſeres Lebens zu erinnern; ſo lehrreich es auch in der That für den menſchlichen Verſtand ſeyn würde, wenn er die Reihe unſrer nach und nach erlangten ſinnlichen Begriffe, oder beſſer, den erſten groſſen **Wirrwarr** derſelben überſchauen könnte.

Wenn wir würklich die Thätigkeit unſrer Seele mit unſern Blicken bis dahin verfolgen könnten, wo ſie die **allererſten** Empfindungen von Gegenſtänden auſſer ſich, folglich auch von **auſſen** her das erſte Bewuſtſeyn ihrer ſelbſt bekam: ſo würden wir ohnfehlbar die wichtigſten Aufſchlüße über die allererſte Entwickelung unſres Geiſtes erhalten, die wir jetzt nun freilich nicht machen können, da wir uns **aus Mangel des Erinnerungsvermögens erſt** dann zu beobachten anfangen, wenn wir ſchon eine ziemliche **Reiſe durchs** menſchliche Leben, und eine noch viel größere ſchon mit unſern Ideen gemacht haben.

Wir würden es uns alsdenn leichter erklären, **wie** ſich der Menſch, der anfangs in Abſicht ſeiner Fähigkeiten würklich unter dem Thier zu ſtehen ſcheint, ſo ſchnell über das Thier in kurzer Zeit erhebt; **wie** er die Kunſt, ſeine Begriffe durch Zeichen aneinander zu reihen ſo ſchnell erlernte, da doch dieſe Kunſt **ſchon ein** würkliches Nachdenken über den rechten Gebrauch der Zeichen vorausſetzt; wie er zu den erſten Abſtraktionen aus **dem bloßen** Vorrathe ſinnlicher Begriffe überging, und bald einen **Geſchmack an Gegenſtänden** des Geiſtes gewann.

So leicht es ſich auch immer ſagen läßt, daß wir alle menſchliche Erkenntniß durch die Sinne bekommen, und daß die erſten Abſtraktionen ſich auf den Gebrauch der Sinne beim Kinde eben ſowohl, als bei dem tiefſinnigſten Philoſophen, beziehen, ſo wenig können wir doch das **Wie** ihres Entſtehens beſtimmen, eben weil wir uns der erſten Geſchichte **unſrer Ideenaſſociation** nicht mehr erinnern können, weil wir nicht mehr wiſſen, **welchen** Grundverhältniſſen unſrer Begriffe wir am meiſten folgten, und welches dunkle Gefühl von Selbſtintereſſe die Thätigkeit unſrer Seele am leichteſten in Bewegung ſetzte.

So viel ſehen **wir** wohl ein, daß ein gewiſſer **Wirrwarr** unſrer erſten Begriffe, die Urſach von **der Vergeſſenheit ihrer Ureindrücke** ſeyn muß, ob ich gleich nicht leugnen will, daß jene Vergeſſenheit auch mit durch die erſte Schwäche unſres Körpers und des Nervengebäudes, eben ſowohl als durch die damals geringere Aufmerkſamkeit unſerer Seele befördert werden konnte.

Doch kommt es mir immer wahrſcheinlicher vor, daß die erſte zu **große Herbeifuhre** neuer Begriffe, die durch fünf Kanäle und auf einmal mitgetheilt wurden, die Kräfte unſres Gedächtniſſes gleichſam **überladen** hat.

Es ging dem Kinde grade ſo, wie uns Erwachſenern, wenn wir in ein großes Naturalienkabinet geführt werden.

Wir erblicken da tauſend neue Gegenſtände; aber ihr Ueberfluß iſt zu groß, als das wir ſie alle im Gedächtniß behalten könnten.

Welches Kabinet kann wohl größer ſeyn, als das, in welches das Kind bei ſeiner Geburt geführt wird! wohin es nur ſeine ſchwachen Sinne richtet, wird es durch eine Menge neuer Objekte mehr betäubt als unterrichtet und eben dadurch der erſten Erfahrungsgeſchichte ſeines Lebens auf immer beraubt. Doch hat die Natur, die bei den größten ſcheinbaren Unordnungen, nie ihre ewigen Geſetze der Ordnung und Harmonie aus den Augen verliert, gewiß eine ſehr **weiſe Abſicht** bei dem erſten **Wirrwarr** unſrer Begriffe gehabt.

Aus ihm entſteht das **große wichtige Bedürfniß einer Sprache** und die bereitwilligſte Aufnahme derſelben ſchon in der früheſten Jugend, noch vor der **völligen Ausbildung** unſerer Sprachorgane.

Das Kind ſucht ſich nach und nach von einem Miſchmaſch ſeiner Ideen zu befreien und einige Deutlichkeit hineinzubringen, die ſeiner angebornen **Kraft, Aehnlichkeiten** zu bemerken, angemeſſen iſt.

Es lernt aus einem innern **Seelendrange** reden, ein Geſchäfte, das ihn anfangs herzlich viel Mühe koſtete, daß es aber aller Schwierigkeiten ohngeachtet, die ſich ihm hiebei in Weg legen, arbeitſam fortſetzte.

Durch das Reden lernt es bald deutlich denken und ſo entſteht urſprünglich ſeine Seelenthätigkeit, die ſich in der Folge in die tiefſinnigſten Unterſuchungen einlaſſen kann, aus einer anfänglichen **Confuſion** ſeiner erſten Ideen.

Da wir durch die Sprache nach und nach Ordnung in unſre Gedanken bringen, und ſich folglich das erſte Chaos unſrer Begriffe nun mehr verliert; ſo müßte daraus folgen, daß wir uns von da an unſerer Jugenderfahrungen zu erinnern anfangen müſſen, wo wir uns deutlich auszudrücken anfingen. —

Und es verhält ſich in der That grade ſo. Von der Epoche unſeres Sprachgebrauches an, kommt erſt einiges Licht in die Geſchichte unſeres Lebens.

Kein Menſch kann ſich aus der Zeiten vor ſeiner Bekanntſchaft mit der Sprache, einer Begebenheit ſeiner Kindheit erinnern.

Doch will ich nicht läugnen, daß es ein Erinnern **überhaupt** an vergangene Begebenheiten des Lebens auch **ohne Sprache** geben kann, die Thiere ſelbſt beſitzen **ohne Sprache** ein Gedächtniß; aber wer weiß denn, ob nicht ſelbſt das **Thier ſein Gedächtniß vermöge einer thieriſchen** uns unbekannten mechaniſchen Zeichenſprache beſitzt, die ſich durch Mittheilung beſſerer Sprachorgane in eine würkliche **äuſſere Wortſprache** auflöſen würde.

C. F. Pockels.

II.

Fortſetzung des Fragments aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte.

(S. 2tem B. 1ſtes St. p. 76.)

Bald darauf wurde er auch ohngeachtet alles ſeines Flehens und Bittens von ſeinem geliebten Schreibmeiſter getrennt.

Dieſer hatte freilich einige Nachläßigkeiten in Antons Schreib- und Rechenbuche paſſieren laſſen, worüber ſein Vater aufgebracht war.

Anton nahm mit dem größten Eifer alle Schuld auf ſich, und verſprach und gelobte, was nur in ſeinen Kräften ſtand, aber alles half nichts; er mußte ſeinen alten treuen Lehrer verlaſſen, und zu Ende des Monaths anfangen, in der öffentlichen Stadtſchule ſchreiben zu lernen.

Dieſe beiden Schläge auf einmal waren für Anton zu hart. Er wollte ſich noch an die letzte Stütze halten, und ſich von ſeinen ehemaligen Mitſchülern jedes aufgegebene Penſum ſagen laſſen, um es zu Hauſe zu lernen, und auf die Weiſe mit ihnen fortzurücken, als aber auch dieß nicht gehen wollte, ſo erlag ſeine bisherige Tugend und Frömmigkeit, und er ward wirklich eine zeitlang aus einer Art von Mißmuth und Verzweiflung, was man einen böſen Buben nennen kann.

Er zog ſich muthwilliger Weiſe in der Schule Schläge zu, und hielt ſie alsdann mit Trotz und Standhaftigkeit aus, ohne eine Miene zu verziehn, und dieß machte ihm dazu ein Vergnügen, daß ihm noch lange in der Erinnerung angenehm war.

Er ſchlug und balgte ſich mit Straßenbuben, verſäumte die Lehrſtunden in der Schule, und quälte einen Hund, den ſeine Eltern hatten, wie und wo er nur konnte.

In der Kirche, wo er ſonſt ein Muſter der Andacht geweſen war, plauderte er mit ſeines Gleichen den ganzen Gottesdienſt über.

Oft fiel es ihm ein, daß er auf einem böſen Wege begriffen ſey, er erinnerte ſich mit Wehmuth an ſeine vormaligen Beſtrebungen, ein frommer Menſch zu werden, allein ſo oft er im Begriff war umzukehren, ſchlug eine gewiſſe Verachtung ſeiner ſelbſt, und ein nagender Mißmuth ſeine beſten Vorſätze nieder, und machte, daß er ſich wieder in allerlei wilden Zerſtreuungen zu vergeſſen ſuchte.

Der Gedanke, daß ihm ſeine liebſten Wünſche und Hofnungen fehlgeſchlagen, und die angetretene Laufbahn des Ruhms auf immer verſchloſſen war, nagte ihn unaufhörlich, ohne daß er ſich deſſen immer deutlich bewußt war, und trieb ihn zu allen Ausſchweifungen.

Er ward ein Heuchler gegen Gott, gegen andre, und gegen ſich ſelbſt. Sein Morgen und Abendgebet laß er pünktlich wie vormals, aber ohne alle Empfindung.

Wenn er zu dem alten Manne kam, that er alles, was er ſonſt mit aufrichtigem Herzen gethan hatte, aus Verſtellung, und heuchelte in frommen Mienen und aufgeſchriebenen Worten, worinn er fälſchlich einen gewiſſen Durſt und Sehnſucht nach Gott vorgab, um ſich bei dieſem Manne in Achtung zu erhalten.

Ja zuweilen konnte er heimlich lachen, indes der alte Mann ſein Geſchriebenes las. So fing er auch an, ſeinen Vater zu betrügen. Dieſer ließ ſich einmal gegen ihn verlauten: damals vor drei Jahren ſey er noch ein ganz anderer Knabe geweſen, als er in P.. ſich weigerte eine Nothlüge zu thun, indem er den Engländer verläugnen ſollte.

Weil ſich nun Anton bewußt war, daß gerade dieß damals mehr aus einer Art von Oſtentation, als würklichem Abſcheu gegen die Lüge geſchehen ſey, ſo dachte er bei ſich ſelber: wenn ſonſt nichts verlangt wird, um mich beliebt zu machen, das ſoll mir wenig Mühe koſten, und nun wußte er es im kurzen durch eine Art von bloßer Heuchelei, die er doch aber vor ſich ſelber als Heuchelei zu verbergen ſuchte, ſo weit zu bringen, daß ſein Vater über ihn mit dem Herrn v. F. korreſpondirte, und denſelben von Antons Seelenzuſtande Nachricht gab, um ſeinen Rath darüber einzuhohlen.

Indes wie Anton ſahe, daß die Sache ſo ernſthaft wurde, ward er auch ernſthafter dabei, und entſchloß ſich zuweilen, ſich nun im Ernſt von ſeinem böſen Leben zu bekehren, weil er die bisherige Heuchelei nicht länger mehr vor ſich ſelbſt verdecken konnte.

Allein nun fielen ihm die Jahre ein, die er von der Zeit ſeiner vormaligen wirklichen Bekehrung an verſäumt hatte, und wie weit er nun ſchon ſeyn konnte, wenn er das nicht gethan hätte. Dieß machte ihn äußerſt mißvergnügt und traurig.

Ueberdem las er bei dem alten Manne ein Buch, worinn der Proceß der ganzen Heilsordnung, durch Buße, Glauben, und gottſeelig Leben, mit allen Zeichen und Symptomen ausführlich beſchrieben war.

Bei der Buße mußten Thränen, Reue, Traurigkeit, und Mißvergnügen ſeyn: dies alles war bei ihm da.

Bei dem Glauben mußte eine ungewohnte Heiterkeit und Zuverſicht zu Gott in der Seele ſeyn: dieß kam auch.

Und nun mußte ſich drittens das gottſeelige Leben von ſelber finden: aber dieß fand ſich nicht ſo leicht.

Anton glaubte, wenn man einmal fromm und gottſeelig leben wolle, ſo müſſe man es auch beſtändig, und in jedem Augenblicke, in allen ſeinen Minen und Bewegungen, ja ſogar in ſeinen Gedanken ſeyn; auch müſſe man keinen Augenblick lang vergeſſen, daß man es ſeyn wolle.

Nun vergaß er es aber natürlicher Weiſe ſehr oft: ſeine Miene blieb nicht ernſthaft, ſein Gang nicht ehrbar, und ſeine Gedanken ſchweiften in irrdiſchen weltlichen Dingen aus.

Nun glaubte er, ſey alles vorbei, er habe noch ſo viel, wie nichts gethan, und müſſe wieder von vorn anfangen.

So ging es oft verſchiednemale in einer Stunde, und dieß war für Anton ein höchſt peinlicher und ängſtlicher Zuſtand.

Er überließ ſich wieder, aber beſtändig mit Angſt und klopfendem Herzen, ſeinen vorigen Zerſtreuungen.

Dann fing er das Werk ſeiner Bekehrung einmal von vorn wieder an, und ſo ſchwankte er beſtändig hin und her, und fand nirgends Ruhe und Zufriedenheit, indem er ſich vergeblich die unſchuldigſten Freuden ſeiner Jugend verbitterte, und es doch in dem andern nie weit brachte.

Dieß beſtändige Hin- und Herſchwanken iſt zugleich ein Bild von dem ganzen Lebenslauf ſeines Vaters, dem es im funfzigſten Jahre ſeines Lebens noch nicht beſſer ging, und der doch immer noch das Rechte zu finden hofte, wornach er ſo lange vergeblich geſtrebt hatte.

Mit Anton war es anfänglich ziemlich gut gegangen: allein ſeitdem er kein Latein mehr lernen ſollte, litte ſeine Frömmigkeit einen großen Stoß; ſeine Frömmigkeit war nichts als ein ängſtliches, gezwungenes Weſen, und es wollte nie recht mit ihm fort.

Er las darauf irgendwo, wie unnütz und ſchädlich das Selbſtbeſſern ſey, und daß man ſich bloß leidend verhalten, und die göttliche Gnade in ſich würken laſſen müſſe: er betete daher oft ſehr aufrichtig:

richtig: Herr, bekehre du mich, ſo werde ich bekehret! aber alles war vergeblich.

Sein Vater reißte dieſen Sommer wieder nach P.., und Anton ſchrieb ihm, wie ſchlecht es mit dem Selbſtbeſſern vorwärts ginge, und daß er ſich wohl darinn geirrt habe, weil die göttliche Gnade doch alles thun müſſe.

Seine Mutter hielt dieſen ganzen Brief für Heucheley, wie er denn wirklich nicht ganz davon frei ſeyn mochte, und ſchrieb eigenhändig darunter: Anton führt ſich auf, wie alle gottloſe Buben.

Nun war er ſich doch eines wirklichen Kampfes mit ſich ſelbſt bewußt, und es mußte alſo äuſſerſt kränkend für ihn ſeyn, daß er mit allen gottloſen Buben in eine Klaſſe geworfen wurde.

Dieß ſchlug ihn ſo ſehr nieder, daß er nun wirklich eine Zeitlang wieder ausſchweifte, und ſich muthwillig mit wilden Buben abgab; worinn er denn durch das Schelten, und ſogenannte Predigen ſeiner Mutter noch immer mehr beſtärkt wurde: denn dieß ſetzte ihn immer noch tiefer herab, ſo daß er ſich oft am Ende ſelbſt für nichts mehr, als einen gemeinen Gaſſenbuben hielt, und nun um deſto eher wieder Gemeinſchaft mit ihnen machte.

Dieß dauerte, bis ſein Vater von P.. wieder zurückkam.

Nun eröfneten ſich für Anton auf einmal ganz neue Ausſichten. Schon zu Anfange des Jahres war ſeine Mutter mit Zwillingen niedergekommen, wovon nur der eine leben blieb, zu welchem ein Hutmacher in B. Nahmens L.. Gevatter geworden war.

Dieſer war einer von den Anhängern des Herrn v. F.. wodurch ihn Antons Vater ſchon ſeit ein paar Jahren kannte.

Da nun Anton doch einmal bei einem Meiſter ſollte untergebracht werden, (denn ſeine beiden Stiefbrüder hatten nun ſchon ausgelernt, und jeder war mit ſeinem Handwerke unzufrieden, wozu er von ſeinem Vater mit Gewalt gezwungen war) und da der Hutmacher L.. gerade einen Burſchen haben wollte, der ihm fürs erſte nur zur Hand wäre, welch eine herrliche Thüre eröfnete ſich nun, nach ſeines Vaters Meinung, für Anton, daß er eben ſo, wie ſeine beiden Stiefbrüder, bei einem ſo frommen Manne, der dazu ein eifriger Anhänger des Herrn von F.. war, ſchon ſo früh könne untergebracht, und von demſelben zur wahren Gottſeeligkeit und Frömmigkeit angehalten werden.

Dieß mochte ſchon länger im Werke geweſen ſeyn, und war vermuthlich die Urſach, warum Antons Vater ihn aus der lateiniſchen Schule genommen hatte.

Nun aber hatte Anton, ſeitdem er Latein gelernet, ſich auch das Studiren feſt in den Kopf geſetzt; denn er hatte eine unbegränzte Ehrfurcht gegen alles, was ſtudiert hatte, und einen ſchwarzen

zen Rock trug, ſo daß er dieſe Leute beinahe für eine Art übermenſchlicher Weſen hielt.

Was war natürlicher, als daß er nach dem ſtrebte, was ihm auf der Welt das Wünſchenswertheſte zu ſeyn ſchien?

Ein Prediger, der ſeiner Eltern Hauſe gegen über wohnte, ſtand zuweilen in ſeiner ſchwarzen Kleidung und mit dem Kragen vor der Thüre, und Anton konnte ihn ſtundenlang mit der tiefſten Ehrfurcht betrachten; die Knöpfe an ſeinem Kleide, die weiſſen Streifen, welche unter dem Ermel hervorguckten, alles war ihm heilig, und er konnte zuweilen im Ernſt unterſuchen, ob ein ſolcher auch wohl ein Menſch wie andre Menſchen ſeyn möchte.

Nun hieß es, der Hutmacher L.. in Braunſchweig wolle ſich Antons wie ein Freund annehmen, er ſolle bei ihm wie ein Kind gehalten ſeyn, und nur leichte und anſtändige Arbeiten, als etwa Rechnungen ſchreiben, Beſtellungen ausrichten, u. d. gl. übernehmen, alsdenn ſolle er auch noch zwei Jahre in die Schule gehen, bis er konfirmirt wäre, und ſich dann zu etwas entſchließen könnte.

Dieß klang in Antons Ohren äußerſt angenehm, insbeſondre der letzte Punkt von der Schule; denn wenn er dieſen Zweck nur erſt erreicht hätte, glaubte er, würde es ihm nicht fehlen, ſich ſo vorzüglich auszuzeichnen, daß ſich ihm zum Studieren von ſelber ſchon Mittel und Wege eröfnen müßten.

Er ſchrieb ſelber zugleich mit ſeinem Vater an den Hutmacher L.., den er ſchon im Voraus innig liebte, und ſich auf die herrlichen Tage freute, die er bei ihm zubringen würde.

Und welche Reize hatte die Verändrung des Orts für ihn! Der Aufenthalt in Hannover, und der ewige einförmige Anblick eben derſelben Straſſen und Häuſer ward ihm nun unerträglich: neue Thürme, Thore, Wälle, und Schlöſſer ſtiegen beſtändig in ſeiner Seele auf, und ein Bild verdrängte das andre.

Er war nie ruhig, und zählte Stunden und Minuten bis zu ſeiner Abreiſe.

Ein Ausſchlag am Kopf verzögerte dieſelbe zu ſeinem größten Mißvergnügen: allein dieſer legte ſich, auch war der Schaden am Fuß aus dem Grunde geheilt, und nun weiter kein Hinderniß mehr übrig.

Es wurden alle Anſtalten zur Abreiſe gemacht. Seine Mutter ermahnte ihn alle Tage mit Sprüchen aus der Bibel, und wie ſich einer krümmen und bücken müſſe, wenn er durch die Welt kommen wolle, und dergleichen mehr, daß freilich nicht die mindeſte Wirkung that, weil er daſſelbe ſchon tauſendmal bis zum Eckel von ihr gehört hatte.

Seine Ausſtattung von ſeinen Eltern war äuſſerſt ſchlecht, und wären ihm nicht von guten Leuten noch einige Kleidungsſtücke geſchenkt worden, ſo wäre er wie ein Bettelknabe nach Braunſchweig gekommen.

Hierüber wäre freilich nichts zu ſagen, wenn nur Antons Eltern nicht mehr hätten thun können. Allein die beſtändige Zwietracht brachte, bei einer mehr als hinlänglichen Einnahme für Leute von ihrem Stande, dennoch ihre Wirthſchaft ſo in Unordnung, daß ſie nie etwas für ſich oder ihre Kinder erübrigen konnten, und doch dabei nur ein kümmerliches Leben führten.

Der erwünſchte Tag zur Abreiſe war endlich da. Anton nahm von ſeiner Mutter, und von ſeinen beiden Brüdern abſchied, wovon der ältere Chriſtian fünf Jahr, und der jüngere Simon, der nach dem Hutmacher L.. genannt war, kaum ein Jahr alt ſeyn mochte.

Sein Vater reißte mit ihm, und es ging nun halb zu Fuße halb zu Wagen, mit einer wohlfeilen Gelegenheit fort.

Antons Vater war nehmlich mit Fuhrleuten, die des Weges nach Braunſchweig Kohlen brachten, um ein geringes einig geworden, daß er und ſein Sohn ſich zuweilen aufſetzen durften, wenn ſie müde waren.

Anton genoß nun zum erſtenmale in ſeinem Leben das Vergnügen, zu wandern, welches ihm in der Zukunft mehr wie zu häufig aufgeſpart war.

Sie ſchliefen die Nacht in einem Dorfe mit den Fuhrleuten auf der Streu.

Den andern Morgen vor Tagesanbruch ging es ſchon wieder fort, über Peine und Fecheln nach Braunſchweig zu; vor Fecheln nahmen die Fuhrleute einen andern Weg, und nun mußte zu Fuße gegangen werden.

Je mehr ſie ſich Braunſchweig näherten, war Antons Herz voll Erwartung, wie ſeine Beine voll Ermüdung.

Der Andreasthurm ragte mit ſeiner rothen Kuppel majeſtätiſch hervor. Es war gegen Abend, Anton ſahe in der Ferne die Schildwachen auf dem hohen Walle hin und her gehen.

Tauſend Vorſtellungen, wie ſein künftiger Wohlthäter ausſehen, wie ſein Alter, ſein Gang, ſeine Miene ſeyn werde, ſtiegen in ihm auf und verſchwanden wieder.

Er ſetzte endlich von demſelben ein ſo ſchönes Bild zuſammen, daß er ihn ſchon im Voraus liebte.

Ueberhaupt pflegte Anton in ſeiner Kindheit durch den Klang der eignen Nahmen von Perſonen oder Städten zu eignen Bildern und Vorſtellungen von den dadurch bezeichneten Gegenſtänden veranlaßt zu werden.

Die Höhe oder Tiefe der Vokale in einem ſolchen Nahmen trug zur Beſtimmung des Bildes das meiſte bei.

So klang der Nahme **Hannover** beſtändig prächtig in ſeinen Ohren, und ehe er es ſahe, war es ihm ein Ort mit hohen Häuſern und Thürmen, und von einem hellen und lichten Anſehen. Braunſchweig ſchien ihm länglicht, von dunklerem Anſehen, und größer zu ſeyn, und noch itzt ſtellt er ſich Paris, das er nicht geſehen hat, nach eben einem ſolchen dunklen Gefühl bei dem Nahmen, vorzüglich voll heller weißlichter Häuſer vor.

Es iſt dieſes auch ſehr natürlich: denn von einem Dinge, wovon man nichts wie den Nahmen weiß, arbeitet die Seele, ſich noch, vermittelſt der entfernteſten Aehnlichkeiten, ein Bild zu entwerfen, und in Ermangelung aller andern Vergleichungen, muß ſie zu dem willkührlichen Nahmen des Dinges ihre Zuflucht nehmen, wo ſie auf die hart oder weich, voll oder ſchwach, hoch oder tief, dunkel oder hell klingenden Töne merkt, und zwiſchen denſelben und dem ſichtbaren Gegenſtande eine Art von Vergleichung anſtellt, die manchmal zufälliger Weiſe eintrift.

Bei dem Nahmen L . . . dachte ſich Anton ohngefähr einen etwas langen Mann deutſch und bieder mit einer freien offenen Stirne, u. ſ. w. Allein dießmal täuſchte ihn ſeine Nahmendeutung ſehr. Es fing ſchon an dunkel zu werden, als Anton mit ſeinem Vater über die große Zugbrücke, und durch die langen gewölbten Thore in die Stadt Braunſchweig einwanderte.

Sie kamen durch viele enge Gaſſen, vor dem grauen Hofe vorbei, und endlich über eine lange Brücke in eine etwas dunkle Straße, wo der

Hutmacher L.. einem langen öffentlichen Gebäude gegenüber wohnte.

Nun ſtanden ſie vor dem Hauſe. Es hatte eine ſchwärzliche Außenſeite, und eine große ſchwarze Thür, die mit vielen eingeſchlagnen Nägeln verſehen war. Oben hing ein Schild mit einem Hute heraus, woran der Nahme L.. zu leſen war.

Ein altes Mütterchen, die Ausgeberin vom Hauſe, eröfnete ihnen die Thür, und führte ſie zur rechten Hand in eine große Stube, die mit dunkelbraun angeſtrichnen Brettern getäfelt war, worauf man noch mit genauer Noth eine halb verwiſchte Schilderung von den fünf Sinnen entdecken konnte.

Hier empfing ſie denn der Herr des Hauſes. Ein Mann von mittleren Jahren, mehr klein als groß, mit einem noch ziemlich jugendlichen aber dabei blaſſen und melancholiſchem Geſichte, das ſich ſelten in ein andres, als eine Art von bitterſüßen Lächeln verzog, dabei ſchwarzes Haar, und ein ziemlich ſchwärmeriſches Auge, etwas feines und delikates in ſeinen Reden, Bewegungen, und Manieren, das man ſonſt bei Handwerksleuten nicht findet, und eine reine aber äußerſt langſame, träge, und ſchleppende Sprache, die die Worte, wer weiß wie lang zog, beſonders wenn das Geſpräch auf andächtige Materien fiel.

Auch hatte er einen unerträglich intoleranten Blick, wenn ſich ſeine ſchwarzen Augenbraunen über die Ruchloſigkeit und Bosheit der Menſchenkinder, und insbeſondre ſeiner Nachbaren, oder ſeiner eignen Leute, zuſammenzogen.

Anton erblickte ihn zuerſt in einer grünen Pelzmütze, blauen Bruſttuch und braunen Kamiſol drüber, nebſt einer ſchwarzen Schürze, ſeiner gewöhnlichen Hauskleidung; und es war ihm beim erſten Blick, als ob er in ihm einen ſtrengen Herrn und Meiſter, ſtatt eines künftigen Freundes und Wohlthäters gefunden hatte.

Seine vorgefaßte innige Liebe verloſch, als wenn Waſſer auf einen Funken geſchüttet wäre, da ihm die erſte kalte, trockne, gebietriſche Miene ſeines vermeinten Wohlthäters ahnden ließ, daß er nichts weiter, wie ſein Lehrjunge ſeyn werde.

III.

Zum 1ſten B. 2tes St. No. 8. pag. 100. des Magazins.

Ich erſtaunte, hier meine Geſchichte zu leſen. Auf Thürmen, wo ich nichts zu befürchten hatte, an Fenſtern, deren Bänke mir bis an die Bruſt gingen, war die Idee bei mir lebhaft, du wirſt herunterſpringen!

Nun die Ideen, der Zerfleiſchung, des Schröckens der Stadt, des Geredes, warum und wie es geſchehen, gingen ſo mit mir herum, als ob ich Augenzeuge einer ſolchen ebengeſchehenen ſchröcklichen Sache ſei; ſo daß ich vom Thurme weggehen, oder das Fenſter zumachen muſte, um Luft zu ſchöpfen, und zu Verſtande zu kommen.

Noch neuerlich geſchah mir in der Kirche, das was mir oft geſchah, der innere heiße Drang, laut reden zu **müſſen.**

Ich ſtellte mir alle Folgen vor, und der Zwang, den ich mir thun **muſte,** preßte mir entſetzliche Angſt aus.

Ich war darüber böſe auf mich, konnte mir es durch nichts erklären, als daß der Fall, **närriſch zu werden,** bei mir eintreten könnte.

Und ſiehe: Herrn M. ging es eben ſo; und ſeitdem hat mir ein Anverwandter geſtanden, daß es ihm eben ſo gehe. Alſo drei Beiſpiele von einerlei — wie ſoll ich es nennen — Narrheit? — Was iſt das?

* * *

IV.

Einwirkung ſinnlicher Gegenſtände auf die Gedanken.

Am Neujahrstage predigte ich zu Steinort. Schon während dem Geſange bemerkte ich, ſo oft ich auf die Zuhörer ſah, eine, mir ganz ungewöhnliche, Verwirrung, auf die ich aber wenig achtete.

Kaum hatte ich den Vortrag angefangen, als mir plötzlich jeder Gedanke fehlete, und kaum konnte ich mich ſo viel faſſen, ein Tuch aus der Taſche zu nehmen, zu räuſpern und mich wieder zu ſammeln.

Anfänglich hielt ich es für einen Schwindelanfall, und war, bei der Zurückkehr des erſten Bewußtſeyns, ſchon im Begriff, mich zu ſetzen, als ich mich zum Fortfahren ſtark genug fühlte.

Dieß begegnete mir einigemal, ehe ich den Endſchluß faßte, wider alle meine ſonſtige Gewohnheit, ſtets vor mich niederzuſehn.

Von dieſer Zeit an begegnete mir der Vorfall nicht wieder, ohngeachtet ich noch über eine Viertelſtunde ſprach.

Während dem Geſange nach der Predigt, ſuchte ich die Urſach dieſer ſonderbaren Begegniß und fand ſie (mit dem einzigen Unterſchiede, daß die Wirkung bei jedem neuen Verſuche ſchwächer wurde. Ein Fingerzeig, was Gewohnheit über Erdenſöhne vermag, ſelbſt wider unſern Willen; denn, aller angewandten Mühe ohngeachtet, konnte ich die Wirkung nicht zu ihrer erſten Höhe führen) nach wiederholten Verſuchen in folgendem:

Das Zimmer der Zuhörer war ganz erhellt, meines ganz dunkel; eine Zuhörerin trug ein incarnatfarben Kleid, in der Zuhörer Zimmer ſtand ein Bett mit carmoiſinen Umhängen und, ein Paar große Spiegel reflectirten ihre Lichtſtrahlen auf mich.

Die Pupillen meiner ſehr guten Augen wurden, wider meinen Willen, der Dunkelheit meines Standpunkts wegen, ſehr geöfnet, und alle die hohen Farben und häufigen Lichtſtrahlen trafen jetzt von vorne her meine Sehnerven ſo ſtark, daß ihre Stärke jedes Gefühl und jeden Gedanken verdrängte: wie der gewiß die Flöte nicht hört, den man mit Waldhörnern in die Ohren bläſt. Doch, ich darf mich hier mit Recht jeder weitern Auseinanderſetzung enthalten.

Steinort den 11ten Februar 1784.

J. G. Bötticher,
Lehrer beym Grafen von Lehndorf zu Steinort
bey Raſtenburg in Preuſſen.

V.

Merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von ſeiner verübten Mordthat. *)

Gleich bei der erſten Nachforſchung, wegen des Thäters der Verwundung und Entleibung, entſtand ein ſtarker Verdacht gegen den Inquiſiten. Er wurde daher mit Steckbriefen verfolget, in Dannicko unterm Churſächſiſchen Amt Gommern betreten, von da ausgeliefert, und demnächſt von den Nedlitzſchen Amtsgerichten, jedoch in Magdeburg, wohin derſelbe mehrerer Sicherheit wegen gebracht wurde, zur Inquiſition gezogen.

Weil er von dem Amte Gommern ſo fort ausgeliefert wurde, und alſo eher, als die Beerdigung

---

*) Dieſer Taube und Stumme Nahmens **Brüning** hat dieſen Mord 1764, im Magdeburgiſchen, an einem Meſſerkerl verübt, und wurde zu zeitlebens dauernder Zuchthausſtrafe verurtheilt.

Da dieß eine Sache iſt, die die Menſchheit intereſſirt, und in pſychologiſcher Rückſicht höchſt merkwürdig iſt, ſo habe ich kein Bedenken getragen, ſie aus den **Beiträgen zur juriſtiſchen Litteratur in den Preußiſchen** Staaten, wo ſie in der 5ten Sammlung ſteht, mit Weglaſſung des bloß Juriſtiſchen, auszuziehen, um ſie auf die Weiſe noch gemeinnütziger und zweckmäßiger zu machen.

M.

gung des Ermordeten geſchehen war, zu Neblitz ankam; ſo wurde er zu deſſen bereits mit einem Sterbehemde bekleideten Körper geführet.

Der inquirirende Juſtitiarius gab ihm durch Zeichen zu verſtehen: ob er den Körper für denjenigen halte, welchen er ums Leben gebracht habe? Es wurde ihm zu ſolchem Ende die Wunde am Halſe gezeiget, und die Art und Weiſe, wie die Verwundung durch ein Meſſer geſchehen ſey, vorgemacht.

Hierauf geberdete ſich der Inquiſit ſehr kläglich, er weinte, zeigte auf ſich, und des Ermordeten Wunde, und nickte dabey mit dem Kopfe: Woraus um ſo mehr geſchloſſen wurde, daß er ſich für den Mörder bekenne, weil er äußerſt beſtürzt war, und bei Vorzeigung der mit Blut beſchmierten Kleidung des Getödteten ſogleich mit der Hand darauf zeigte, daß ſolche Kleidungsſtücke dem Ermordeten zugehörten.

Die Bewegung ſeines Körpers und ſeiner Gliedmaßen war dabei außerordentlich. Er wimmerte, ſobald er den erblaßten Körper anſah, und gab durch Zeichen zu verſtehen, daß er von dem Orte weg ſeyn wollte.

Tages darauf wurde er an den Ort des begangenen Mordes geführet, und, auf das daſelbſt liegende Blut zu ſehen, angewieſen.

Er nickte darauf mit dem Kopfe, und gab durch Zeichen am Halſe zu erkennen, daß dieſes der

Ort ſey, wo der Ermordete ums Leben gekommen wäre.

Auf die Frage: ob dieſes der Ort ſey, wo er die That begangen hätte? gab er durch Zeichen in ſo weit eine deutliche Antwort: daß er bei der That zugegen geweſen, und der Ermordete durch Schnitte am Halſe ums Leben gekommen ſei.

Er bezeigte auch durch Leibesſtellung dieſes: daß der Ermordete etwas auf ſeinem Rücken gehabt habe, und derſelbe rückwärts ſei übergezogen worden.

Man machte zu gleicher Zeit einen Verſuch, ob Inquiſit, wie verlauten wolle, ſchreiben könnte. Man ſchrieb die Frage hin: Iſt dieſes der Ort, wo ihr den Meſſerkerl ermordet?

Allein aller angewandten Mühe ungeachtet, gab er keine ſchriftliche Antwort, ſondern er machte bloß die ihm vorgeſchriebenen Worte nach. Hingegen ſchrieb er, als ihm die Frage: Wie heißt euer Nahme? geſchrieben war vorgeleget worden, auf ein ihm vorgehaltenes Brett, mit der ihm in die Hand gegebenen Kreide mit ſehr leſerlichen Buchſtaben ſeinen Nahmen: J. Brüning.

Am –ten benannten Monaths wurde Inquiſit von dem Juſtitiarius in Beiſein zweier Aſſeſſoren anderweit vorgenommen, und die Gelegenheit dazu gab die Nachricht, daß der Inquiſit am zweiten Finger der rechten Hand eine ſehr kleine Verwundung habe, welche dem Anſehen nach ein Biß wäre, und dem Inquiſiten, wie er vorgabe, von dem Entleibten ſolle zugefüget worden ſeyn.

Es wurde auch im Verhöre dieſe kleine Wunde, ſo bereits faſt völlig wieder zugeheilet war, bemerket, und von dem Inquiſiten durch Zeichen zu verſtehen gegeben, daß er ſolche von dem Ermordeten durch einen Biß bekommen habe.

Bei dieſer Gelegenheit gab der Inquirens, wiewohl vergeblich, ſich viele Mühe, von dem Inquiſiten auf ſchriftliche Fragen dergleichen Antwort, oder auch nur eine Antwort durch Zeichen zu erhalten: der Inquiſit ſchrieb bloß die ihm vorgelegten Fragen ab oder nach, ungeachtet er den Verſtand der ihm vorgeſchriebenen Wörter zu haben ſchien.

Als ihm aber mancherlei Zeichen durch Bewegung des Körpers und deſſen Gliedmaßen waren vorgemacht worden, die ihm begreiflich machen ſollten, daß man von ihm zu wiſſen verlange: ob er nicht dem Meſſerkerl, und auf was für Art, den Hals abgeſchnitten und alſo ihn ums Leben gebracht habe? gab er durch ſeine Geſtus zu erkennen, daß er den Sinn verſtehe und Antwort geben wolle.

Er beugte ſich mit Unterlegung der Hand gegen den Kopf zur Seite, und bezeichnete einen Schlafenden; er ſtellte neben ſich einen großen Mann vor, ſo ihm nach der Taſche gefaßt hätte; wies auf die linke Seite, als den gewöhnlichen Ort eines Degens oder Couteau; bezeichnete, daß das daſelbſt gehabte Inſtrument lang geweſen, und er mit demſelben von dem Kerl (den er mit Beſchreibung eines Bogens über den Rücken bezeichnet hat) im Schlafe überfallen worden ſei: man ſchloß daraus, daß er ſich die Augen mit den Händen gerieben, und ſich dabei als einen Menſchen geberdet habe, der unvermuthet aus dem Schlafe gebracht wird.

Die übrigen Geberden des Inquiſiten wurden dahin gedeutet, daß er bei dem erwähnten Anfalle aufgeſprungen ſei, darauf ein kleines Meſſer ergriffen, den Meſſerkerl hinterwärts um und zur Erde niedergezogen, und mit dem ganz klein beſchriebenen Meſſer ihm in den Hals geſchnitten habe.

Bei dem Verhör bezeigte der Arreſtant durch ſeine Geſtus ganz deutlich mit Annehmung zorniger Gebehrden und Stellungen, daß er auf den Meſſerkerl böſe geweſen.

Die Urſache hievon ſuchte er folgendergeſtalt zu beſchreiben: der Meſſerkerl, auf deſſen Figur hinweiſend, habe ihm in der Nacht, da er mit ihm im Wirthshauſe geſchlafen, ganz ſachte in ſeine Taſche gegriffen, und ihm einen Beutel, davon das Band aus der Taſche gehangen, herausgezogen, bei welcher Beſchreibung er den einer viertel Elle langen Beutel vom Tiſche nahm, ſolchen in ſeine Taſche ſteckte, den Band heraushängen lies, und die Handlung dadurch den Umſtehenden zu zeigen ſuchte.

In dieſem Beutel ſei Geld geweſen, welches ihm mit ſammt dem Beutel der Ermordete im Schlafe weggenommen.

Er ſtellte ferner hiebei vor: wie er bei ſeiner Erwachung dieſen angeblich von dem Meſſerkerl ihm entwendeten Beutel vermißt, und ſeine Verwunderung gegen denſelben zu erkennen gegeben, welcher ihm aber hierauf trotzig und verächtlich begegnet und ſ. v. den Hintern gewieſen.

Wegen dieſes entwandten Geldbeutels ſei er hinter dem Meſſerkerl hergefolget, und (hier nahm er bittende, doch eifrige Mienen an) wie er nochmals den Geldbeutel zurück verlanget, habe dieſer ihm ſolchen zu geben ſich geweigert, den Rock aufgehoben, und den Hintern gewieſen, auch, da er mit Eifer den Beutel verlanget, ihn mit dem in der Hand gehabten Stock über den Arm geſchlagen.

Bei dieſer Handlung ſtellte er ſich in der Geſtalt eines wüthend Zornigen, nahm einen neben ihm ſtehenden bei dem Arm, kehrte ſelbigen mit dem Rücken nach ſich, und ſtellte die Action vor, wie er den Meſſerkerl hinterwärts zu Boden geriſſen.

Auf der Erde habe er den Ermordeten mit einem Einlegemeſſer, worauf gelbe Buckeln, nehmlich auf der Schaale geweſen, deſſen Klinge vorn zugeſpitzet und ſchmal geweſen, (wie er ſolches an dem vorgelegten Einlegemeſſer ſowohl, als einem mit Kreide auf dem Tiſch gemahlten Meſſer, beſchrieb) in den Hals geſtochen, ſo daß die Spitze des Meſſers auf der andern Seite wieder herausgekommen.

Der Ermordete habe die Arme nach ihm ausgeſtreckt, und demſelben in den zweiten Finger der linken Hand gebiſſen, an welchem er noch die Narbe zeigte: (bei dieſer Vorſtellung zeigte er wieder durch Annehmung einer zornigen Miene, daß ihn dieſer Biß noch mehr in Zorn gebracht.)

Darauf er, auf das Meſſer zeigend am Halſe hin und zurückziehend, mit dem Meſſer am Halſe hin und her geſchnitten, auch mit voller Fauſt dem Meſſerkerl ſo auf das Maul geſchlagen, daß er ihm die Zähne dadurch ausgedrückt.

Um ihn durch neue Fragen nicht konfus zu machen, ließ man ihn die angefangene Beſchreibung fortſetzen, da er denn die Suite dieſer Handlung auch dermaßen beſchrieb: Wie er den Meſſerkerl, da demſelben das Blut aus dem Halſe gelaufen und er die Hände bereits entkräftet ausgeſtreckt, auf die Seite geleget, und ihm den Meſſerbündel mit dem Trageriemen ſachte abgenommen, ſich ſolchen Bündel über ſeine Arme gemacht, und damit fortgegangen ſey.

Bei Beſchreibung des Weges, welchen er genommen, hielt ſich Arreſtant an die auf den Tiſch mit Kreide gemahlte Figur der Kienheide und des Weges nach Nedlitz, mahlte an der Kirſchallee eine Mühle, oberwärts aber noch einige Thürme, und noch eine andere Mühle, davon die erſte vermuthlich die Relitzſche bedeuten ſollte.

Er wieß, wie er noch dieſſeits der Nedlitzer Mühle um die Nedlitzer Kienheide dicht herum, jedoch nicht nach Nedlitz zu, nach der andern Mühle heraufgegangen, ſich aber vorhero in einen Graben geleget, und ſich umgeſehen.

Er wieß zugleich auf einen hieher gezeichneten Schäfer, und gab ſo viel zu verſtehen, daß er den Schäfer geſehen, ſich aber in Erwählung ſeines Weges immer umgeſehen, und ſolchem aus dem Geſichte zu kommen geſucht, und endlich nach dem Dorfe gekommen, wo er arretirt worden.

Bei Vorſtellung dieſes Dorfs mahlte und beſchrieb er ein Wirthshaus, darin er ſich mit des Entleibten Sachen hingeſetzt und das Geld überzählet.

Indeſſen ſei ein großer ſtarker Mann, welchen er mit einer großen rauhen Müze mahlte, in dem Wirthshauſe beim Geldzählen an ihn gekommen, und habe von ihm ein Papier verlanget.

Hier ergrif er einen Bogen Papier vom Tiſch, wieß auf die gezeichnete Figur, ſo daß Papier von ihm verlanget, und welcher er auch den Bogen zugeſtellet.

Da dieſer den Bogen geleſen, (welche Handlung er ganz deutlich vorſtellte,) ſei dieſe Perſon zornig und unwillig auf ihn geworden, und ohngeachtet er derſelben Pfeifenröhre und andre Sachen geben wollen, dieſe obbeſchriebene Perſon dennoch zornig geblieben, habe ihn mit der Hand in die Haare gefaßt, ihn dabei geſchüttelt, und endlich habe ſich dieſe Perſon zu Pferde geſetzet, und habe Bericht (ſo er durch Schreiben ſuchte begreiflich zu machen) von ihm abgeſtattet, indeſſen aber ihm den Meſſerbündel und Sachen wegnehmen und verſiegeln laſſen.

Da er den andern Tag (den er nach wieder geendigtem Schlaf vorſtellte) mit dem Bündel aus dem Kruge weggegangen, hätten ihn einige zu Pferde und Fuß mit Knüppeln, auch Seitengewehr angehalten; und ohngeachtet er gebeten, ihn gehen zu laſſen, ſei er doch mit Schlägen und Maulſchellen hart begegnet, und geſchloſſen an Händen nach dem Orte (wobei er zugleich Thürme mahlte, ſo vermuthlich Gommern ſeyn ſollte) gebracht worden: vorher aber hätten ihn diejenigen, ſo ihn geprügelt, (wobei er zugleich auf den mit anweſenden Gerichtsdiener wies) alles weggenommen; ihm Hoſen, Weſte und alle Kleidung durchgeſuchet, und die darin befindlich geweſene Sachen und Geld daraus genommen.

An dieſem Orte hätte er zwei Nächte bleiben müſſen, ſei in einem tiefen Loche an einen Stein angeſchloſſen geweſen, und mit Waſſer und Brod geſpeiſet worden.

Alle dieſe Beſchreibungen machte der Arreſtant ſo deutlich und überzeugend, daß gar keine Zweideutigkeit übrig blieb.

Da man ihm begreiflich zu machen ſuchte, wie er deshalb, daß der Ermordete ihm, ſeinem Vorgeben nach, etwas entwendet, demſelben nicht hätte den Hals abſchneiden, ſondern Hülfe bei den Gerichten ſuchen ſollen, gab er auch hier zu erkennen, daß er den Sinn dieſer Vorſtellung einſehe, und zur Entſchuldigung gab er nicht nur durch Mienen und Zeichen zu verſtehen, daß der Meſſerkerl ſchon ſehr weit von ihm weggeweſen, ſondern mahlte auch auf dem Tiſche in weiter Entfernung von ſich den Meſſerkerl ab, und wie er denſelben durch große Schritte wieder einholen müſſen: woraus man den Schluß machte, wie er ſich damit entſchuldigen wolle, daß er nicht Zeit gehabt haben würde, anderwärts Hülfe zu ſuchen.

Im Betreff der Frage: ob ihm bekannt, daß er wegen der begangenen Mordthat Strafe verdienet? und was für Strafe? ſtehet folgendes im Protocoll:

Der Sinn dieſer Frage konnte ihm wohl nicht anders als dadurch begreiflich gemacht werden, daß ihm mit Hinweiſung auf des Entleibten gemahlte Figur, als auch auf die mit deſſen

Kleidern behangene hölzerne Maſchine die That nochmals zu Gemüthe geführet wurde.

Da er aber bei dieſen Vorſtellungen noch immer drauf hinwies, daß der Meſſerkerl ſchon ſehr weit von ihm geweſen, und er ihn verfolgen müſſen, ſo wurde ihm ein ausgezognes großes Seitengewehr vorgezeiget, und ihm mit nochmaliger Hinweiſung auf die ſeine That anzeigende Gemälde gewieſen, daß er deshalb mit dem Schwerdte würde beſtrafet werden: worauf er ſich demüthigend ſtellte, vor ſeine Bruſt ſchlug, die Kniee beugte, auch gegen den Himmel wieß, dabei ſolche Zeichen mit den Händen machte, woraus man abnehmen konnte, daß er damit Reue über die begangne That bezeugen, und dabei verſprechen wollte, daß er ſolche nicht weiter verüben wolle.

VI.

Bemerkungen über das vorhergehende Bekenntniß vom Herrn Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag *).

(Aus einem damaligen Gutachten deſſelben über dieſen Vorfall.)

Ew. Hochedelgebohren haben die Geneigtheit gehabt und mir Gelegenheit gegeben, unter dem Beiſtande

---

*) Dieſer Aufſatz des Herrn Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag ſcheint mir äuſſerſt merkwürdig, und eine wich-

ſtande Gottes an der Zurechtbringung und Errettung der Seele des Delinquenten Brünings zu arbeiten.

Da ich nun bei meinem erſten Beſuche deutliche Merkmale wahrnahm, daß meine geringen Bemühungen nicht ganz ohne Segen ſeyn dürften; ſo mache mich mit Freuden anheiſchig, darin fortzufahren.

Eben dieſer Beſuch und die von Ew. Hochedelgebohrnen gründlich geführten Acten ſetzen mich in den Stand, die mir vorgelegten drey wichtigen Fragen, ſo weit es meine ſchwachen Einſichten zulaſſen werden, zu beantworten.

Die erſte Frage: wie ich den Inquiſiten bei dem erſten Beſuche in Abſicht ſeiner Art, ſeine Ideen auszudrucken und andern zu erkennen zu ge-

---

wichtige Parallel zu den Aufſätzen über taube und ſtumme Perſonen im erſten Bande dieſes Magazins zu ſeyn, indem eine Geſchichte der anderen immer mehr Licht giebt.

Im 3ten Stück des 1ſten Bandes dieſes Magazins pag. 76. u. ſ. w. finden ſich ähnliche Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen, der in Anſehung der Religionsbegriffe, eben ſo viel Kenntniſſe, als dieſer **Brüning**, beſaß, ohne daß er je hätte hören können.

Ferner kann auch die Geſchichte eines taub- und ſtummgebohrnen Frauenzimmers in eben dem Stück pag. 82. hiermit verglichen werden.

den, gefunden? nehmlich: ob ſolche deutlich oder undeutlich oder umſchweifend ſei?

Grade dieſes war einer von denjenigen Punkten, worauf ich bei meinem Beſuche mein Augenmerk zu richten mir vorgenommen hatte.

Daß der Inquiſit Verſtand und Vernunft, ja ſogar eine meſſende Vernunft beſitze, beweiſet nicht nur der Inhalt der Acten, ſondern auch jede Uhr, die er verfertigt hat.

Es iſt die Frage: ob er ſeine Gedanken durch Kennzeichen auszudrücken fähig, die uns veranlaſſen können, eben das zu denken, was er gedacht wiſſen will, oder welches einerlei: ob ſeine Gebehrden die Stelle der Sprache vertreten können?

Ich kann dieſe Frage nicht eher beantworten, bevor ich nicht die Denkungsart dieſes tauben und ſtummen Menſchen unterſuchet habe.

Er kann nicht ſo denken wie wir, die wir durch Zuſammenſetzung einzelner mit Worten verknüpfter Begriffe das Ganze einer Idee in unſrer Seele bilden: ſondern jeder Brüningiſcher Gedanke iſt eine totale Idee, ein Bild, in welchem ſich alles, was zu demſelben gehört, auf einmal in ſeinem Zuſammenhange vorſtellet.

Seine Gedanken ſind viel gröſſer vom Umfange, viel lebhafter, viel ſchneller, nicht ſo zerſtückt und unterbrochen als die unſrigen.

Daher iſt er den Augenblick mit der Antwort fertig, ſobald er die Gebehrden des Fragenden verſtanden; daher müſſen Fragende ſich hüten, ihn anders als durch ganze Ideen zu fragen und eben daher höret er nicht eher auf, zu demonſtriren, als bis er die ganze Idee durch ſeine Gebehrden ſichtbar gemachet hat.

Ja eben dieſes iſt die Urſache, warum er ſo gern ſeine Gedanken mahlet, und wenn er ſie mahlet, ſo bemerket er die geringſten Nebenumſtände, weil ſie per legem aſſociationis idearum mit ſeiner Hauptidee verknüpfet ſind.

Ob nun gleich ſeine Gedanken von einem weitläuftigeren Umfange, auch größerer Stärke ſind, als die unſrigen, ſo haben ſie doch den unvermeidlichen Fehler an ſich, daß es einer ſolchen Seele ſchwerer wird, zu reflectiren und präſcindiren, wie die Philoſophen reden, das iſt, er kann wenig abſtractas ideas in dem Felde ſeiner Vorſtellungen haben; er iſt bei jeder Subſumtion in Gefahr, zu irren; er überſiehet nicht genugſam die Folgen ſeiner Handlungen: das Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft erſtreckt ſich nicht viel weiter, als die Gränzen ſeiner Empfindungen.

Dieſes alles beſtätiget folgender Verſuch:

Als ich bemerkte, daß der Delinquent mehr von der Religion wußte, als ein Taub- und Stummgebohrner wiſſen kann, ſo war ich begierig zu unterſuchen, wann er und wie er in dieſes Unglück gerathen.

Ich fragte ihn durch Gebehrden, welche keiner Zweideutigkeit unterworfen waren; augenblicklich war er mit der Antwort fertig.

Hier iſt ſie: Er zeigte erſt auf ſich, darauf erniedrigte er ſich zum Kinde von ohngefähr ſechs bis ſieben Jahren, mit Herablaſſung der Hand.

Auf den Fingern zählte er mir neun Jahre ab. Dieſes wäre Antwort gnug für mich geweſen.

Ich habe aber behauptet, ſeine Seele könne keine andere als totale Ideen haben, daß iſt: er könnte nicht eher glauben, mir geantwortet zu haben, als bis er alle mit dieſem Unglück verknüpfte Umſtände mir erzählt oder vielmehr nachgewieſen hätte.

Hierauf bezeichnete er einen Ort, wo dieſes bezeichnete Kind geſtanden, ging zurück, ſtellte ſich in Poſitur eines, der eine Flinte anleget, auf das Kind zielet, losſchießet (indem er mit dem Munde einen Schlag erregte) und davon läuft.

Er ging wieder an den Ort, wo er das Kind hingeſtellet hatte, zeigete, wie das Kind ſich herumgewälzt und kläglich gethan hätte, wieß auf das rechte Ohr, that, als ob er aus dem Munde etwas kleines herausriſſe und in die Hand nähme: er machte in der rechten Hand mit dem Finger der linken einen kleinen Zirkel, ſtellete ſich, als ob er dieſes Schrotkorn auf den Tiſch würfe, wies nochmals auf ſeine Ohren, und machte mit beiden Hän-

den

ßen eine Bewegung, die ein jeder Menſch machet, wenn er einen Verluſt anzeiget.

Ich bin ſicher, daß kein Vernünftiger dieſe Gebehrden für zweideutig, undeutlich oder ausſchweifend ausgeben wird.

Vollſtändig war wohl ſeine Antwort, aber nicht ausſchweifend. Es iſt die Frage: ob dieſe Ausſage wahr geweſen? Geſetzt, er habe die Anweſenden hintergehen wollen, ſo bleibet dennoch dieſe Probe ein Beweis, daß der Inquiſit ſeine Gedanken vollſtändig auszudrücken im Stande ſey, ſogar wenn er lügen wolle.

Aber nachdem ich hierauf in Gegenwart des Herrn Hofraths und Criminalraths W** dieſes Ohr unterſuchte, ſo fand ſich nahe am Gehörgange eine Narbe.

Es kann ſeyn, daß das Schrotkorn hier nur angeſchlagen und ſeinen Weg bis in das Gehörgewölbe fortgeſetzet hat: es kann ſeyn, daß einige Körner durchgefahren und die obern Theile der Luftröhre verletzet und wohl gar die Nerven des gegenüber liegenden Ohrs zerriſſen habe, daraus zugleich die Urſache ſeines Unvermögens, einen lauten Schall hervorzubringen, erhellet.

Es kann endlich ſeyn, daß alle dieſe Wunden ohne innere und äußere Narben wieder zugeheilet worden, weil der Verletzte noch ein Kind war, und daß bloß die Narbe in dem knorplichten Gehörgange übrig geblieben.

Das gebe ich zu, daß keine Kugel dieſen Schaden verurſacht habe, ſonſt würde das Wundmahl größer gerathen ſeyn. Daß aber Inquiſit in der Kindheit habe hören können, bleibet gleichwol richtig, wenn er auch gelogen.

Wie könnte er ſonſt etwas von der Dreieinigkeit und von den Ständen Chriſti wiſſen? Er buchſtabirt auch, wenn er eine gedruckte Schrift vor ſich liegen ſiehet, mit den Fingern, wie ein Kind.

Es kann ſeyn, daß er eben damals, als er den Schuß empfangen, im Buchſtabiren begriffen geweſen.

Hieraus wird die Anwendung auf die Ausmahlung ſeiner Mordthat leicht gemachet werden können.

Sind ſeine Mahlereyen undeutlich und zweideutig, ſo zeige man an, was ſie ſonſt bedeuten können, und wie es möglich, daß ſie mit den übrigen Nachrichten in einem ſo vollkommenen Zuſammenhange ſtehen.

Ort, Zeit, das Vorhergehende, das Nachfolgende, alles beſtätiget ſein Bekenntniß.

Ueberdem iſt zu bemerken, daß Lügen niemals im Zuſammenhange mit der würklichen Welt ſtehen: eine Seele, die allemal totale Ideen denkt, mit ihren Nebenumſtänden, iſt nicht zum Lügen ſonderlich fähig; ſie verfällt gar bald wieder in das Wahre.

Ich meine: es wird die Erſchaffung einer totalen Lügenidee ihr ſchwerer, als einem andern Menſchen, der unterbrochen durch Worte denkt.

Daher kommt es, daß die Lügen am leichteſten durch den Mangel des Zuſammenhangs ſowohl der einzelnen Ideen untereinander, als auch des vorhergehenden und nachfolgenden Wörtlichen entdecket werden können.

Eine ſo große Seele hat Inquiſit nicht, daß er unentdeckt lügen könne. Ein Vorrecht verſchlagener und witziger Köpfe, welche die Welt aus Erfahrung und durch Gelehrſamkeit kennen gelernet, und doch werden ſie in ihrem Nebel erhaſchet.

Wenn die Bilderſprache nicht deutlich und vollſtändig wäre, was bedeuten denn die Warnungstafeln, welche auf obrigkeitlichen Befehl an Orten aufgehangen werden, welche nicht ungeſtraft beſchädiget werden ſollen?

Folglich kann man, meiner Meinung nach, das Gemälde des Brünings, im Ganzen betrachtet, als ein vollſtändiges Bekenntniß ſeiner Mordthat anſehen. Denn ich kann nicht wiſſen, ob ein Bekenntniß durch Worte nothwendig erforderlich ſey.

Es folget die zweite Frage: Ob ſeine Art und Weiſe, ſich zu erklären, mit derjenigen übereinkomme, die man bei andern Taub- und Stummgebohrnen wahrzunehmen pfleget?

In meiner Jugend habe ich Gelegenheit gehabt, einige Jahre eine taub- und ſtummgebohrne Tagelöhnerin in dem Hauſe meiner Eltern zu ſehen und mit ihr umzugehen; man machte ſich endlich ihre Gebehrden bekannt, mit welchen ſie Männer und Weiber, Alte und Junge, Vornehme und Geringe, die vergangene und künftige Zeit, alle Arten der Arbeit u. ſ. w. zu erkennen gab: da konnte man ſie nicht nur bedeuten und in Anſehung des Lohns mit ihr handeln, ſondern die Zeit wurde in ihrer Geſellſchaft niemanden langweilig; ſie berichtete Neuigkeiten; ſie gab guten Rath und warnete vor Schaden; ſie beklagte erlittenes Unrecht, und wenn ſie nebſt andern zugleich arbeitete, ſo verrieth ſie ihre Mitarbeiter, wenn ſie faul oder untreu geweſen waren.

Und weil man keine ſtrengere Aufſeherin ſich wünſchen konnte als dieſe war, ſo mußte man es als ein Glück anſehen, wenn man ihrer habhaft werden konnte.

Ueberdem war ſie zornig, falſch und habſüchtig. Sie wieß und ſeufzete oft zum Himmel hinauf mit lauter Stimme; ſie drohete auch bei dem Himmel und zuweilen faltete ſie die Hände zum Gebet. Aber dieſes war auch ihre ganze Theologie, ſo wie Mja ihre immerwährende Sprache ausmachte.

Ihre ſymboliſche Sprache aber beruhete auf eben dem Grundſatze, der den Inquiſiten in Stand ſetzet, ſeine Gedanken kennbar zu machen, nehmlich: verwandele die Bilder deiner Phantaſie in Gebehrden.

Ich habe oben bemerket, daß die Gedanken dieſer Leute ſehr lebhaft ſeyn müßten, weil ſie aus lauter Gemälden der Phantaſie beſtehen.

Dieſes taube und ſtumme Weibsbild begleitete eben ſowohl ihre Gebehrden mit einem heftigen Affekte, wie Bräning.

Das Angenehme konnte ſie nicht ohne lachen, und das Unangenehme nicht ohne Verdruß erzählen, ſogar, daß man manchmal ſich mit der Flucht zu retten Urſach hatte, um nicht das ſelbſt auszuſtehen, was ſie andern drohte, wenn man bei ihren Erzählungen ſich kaltſinnig anſtellte.

Die zweite taube Perſon, mit welcher ich Umgang gehabt, war eine Tagelöhnerin in Wolmirsleben, Nahmens Köhlerin: dieſe konnte ſprechen und leſen, auch aus der Bewegung des Mundes die Worte verſtehen, wenn man gleich keinen Schall mit ihrer Bildung verknüpfte.

Alle Buchſtaben, die einerlei Bewegung der Sprachgliedmaßen erfordern, z. E. k und z, ch und k, w und p verwechſelte ſie beſtändig bei der Ausſprache.

Die Urſache von dem allen war keine andere, als daß ſie erſt im neunten Jahre, durch einige heftige Ohrfeigen des damaligen Schulmeiſters, ihr Gehör verlohren.

Leſen konnte ſie damals, las auch noch im funfzigſten Jahre, aber ſie verſtand kein Wort von dem, was ſie las, ausgenommen ſolche Wörter deren Bedeutung ihr durch den Augenſchein gezeiget werden konnte: ganze Redensarten aber wußte ſie nie zuſammen zu reimen.

Als ich einige Monathe hindurch Prediger in Wolmirsleben geweſen war, brachte man dieſe Perſon nebſt einem Stricke zu mir, mit welchem ſie ſich hatte erhenken wollen.

Sie ſelbſt gab zur Urſache an: daß ſie gemeint, der neue Prediger ſolle ſie mit andern Chriſten zum Abendmahle gehen laſſen; weil ſie ſich aber ausgeſchloſſen ſehe, ſo wolle ſie auch nicht länger leben.

Dieſes bewog mich, ſie mit unglaublicher Mühe zum heiligen Abendmahle zuzubereiten.

Von Chriſto wußte ſie vorher ſehr wenig und vom **heiligen Geiſte** *) gar nichts, und ich hatte viele Mühe, ſie zu überführen, daß Diebſtahl, Lügen und Zorn, nebſt der daraus entſpringenden Rachſucht, welche der Zunder ihrer Leidenſchaften waren, Sünde wären.

Tages nachher, als ſie zum Abendmahle geweſen, und ich ſie in meinem Garten arbeiten ließ, um ſie eine zeitlang in meiner Aufſicht zu erhalten, erzählte ſie den übrigen Mitarbeitern, was ſie für Freude des vorigen Tages genoſſen; in der Nacht ſey ſie im Himmel geweſen, wo alles ſo herrlich ihr geſchienen, daß ſie nichts mehr wünſche, als beſtändig an dem Orte der Freuden zu wohnen.

Sie fuhr fort, ſich vernehmen zu laſſen: da ſie nun wiſſe, wie ſie ſeelig werden könne, und da ſie durch Chriſtum Recht an dem Himmel habe; ſo begehre ſie nicht mehr, in einer ſündlichen und mühſeligen Welt zu leben: ſie werde nach verrichteter Arbeit ein Gebet thun und darauf ſich im Garten an dem mitgebrachten Stricke erhenken.

---

*) Wird auch wohl nicht viel davon gelernt haben.

Man brachte ſie unverzüglich zu mir, und ich hatte neue Mühe, ſie zu überzeugen, daß der Selbſtmord der Weg zum Himmel nicht ſey.

Nachmals hat ſie ein chriſtliches, arbeitſames und ſtilles Leben fortgeſetzet, und es kann ſeyn, daß ſie noch lebt.

Dieſe Perſon ſah ſich nach jeden Knalle um; ſie konnte auch wiſſen, wenn die Orgel in der Kirche gerühret wurde.

Auf Befragen, wie ſolches zugehe? verſetzte ſie: ihre Füße benachrichtigten ſie davon (durch die Erſchütterung). Ja, als ſie einsmal ſich Glas in die Fußſohle getreten hatte, war ſie mir anmuthend, zuzuhören, wie der Fuß brumme.

Ein Beweis, daß es möglich ſey, daß Taube zuweilen ſcheinen können, etwas zu hören: aber auch ein Beweis, wie ſchwer es hergehe, dieſe Leute von der Sittlichkeit ihrer Handlungen zu unterrichten.

Aus dem allen erhellet, daß man den Inquiſiten in die Mitte dieſer beiden Perſonen zu ſtellen habe. Es iſt nicht möglich, daß er taub und ſtumm gebohren ſeyn könne; aber er muß ſein Gehör zugleich mit der Sprache und zwar ſehr frühzeitig, noch eher als er leſen gelernet hatte, verlohren haben.

Nun habe ich mir zugleich den Weg zur Beantwortung der dritten Frage gebahnet: Wie Brüning in ſeiner moraliſchen Erkenntniß, inſonderheit in der Erkenntniß bibliſcher Geſchichte befunden worden?

Hierin einiges Licht zu bekommen, nahm ich Gelegenheit, durch Gebehrden ihn zu fragen: ob er etwas von Gott wiſſe? er beantwortete dieſe Frage durch Gegengebehrden, die mich nicht zweifeln lieſſen, daß er nicht nur Gott, ſondern auch eine Dreifaltigkeit glaube.

Ich zeigte ihm aus Hübners bibliſcher Hiſtorie die Perſon des Heilandes: er berichtete durch Gebehrden, daß er wiſſe: dieſe Perſon ſei gebohren, getaufet, am Kreutze geſtorben, begraben und gen Himmel gefahren.

Es iſt ſchlechterdings unmöglich, einen Taubgebohrnen dieſe Begriffe beizubringen; er wird ſie nicht gehörig zuſammen reimen können, und nicht wiſſen, was man damit ſagen wolle. Brüning aber ſtellte ſich, als betete er dieſe Perſon an.

Hierauf zeigte ich ihm den Brudermord Kains: hier ſtellete er ſich ganz ungeberdig und bezeugte ſeinen höchſten Abſcheu vor dieſer That.

Alſo weiß Brüning, daß Todtſchlag Sünde ſei.

Gleich unmittelbar hierauf bediente ich mich ſeiner eignen Gebehrden und bezeugte eben denſelben Abſcheu vor ſeiner Mordthat.

Was geſchah? der Inquiſit ſchlug ſein Gemälde auf und zeigte auf den Meſſerhändler.

Hieß das nicht ſo viel: meine Handlung iſt durch die That des Entleibten entſchuldiget? hätte jener mich nicht beſtohlen, ſo hätte ich ihn nicht entleibet?

Geſetzt, es ſei nicht wahr, daß er von jenem beſtohlen worden, der Inquiſit habe ſich ſolches eingebildet oder fälſchlich vorgegeben, ſo beweiſet ſolches gleichwol, daß er eine Einſicht in die Unrechtmäßigkeit, ſowohl ſeiner als des Entleibten Handlung habe, indem er eine Uebertretung durch die andre zu entſchuldigen gedenket.

Ob aber Brüning gewußt, daß vorſetzlicher Todtſchlag mit nichts, wenigſtens mit keiner gefahrloſen Beleidigung des andern Theils verantwortet werden könne? dieß iſt eine Frage von andrer Art.

Wie hat Brüning von dem ausdrücklichen Verbote Gottes, als einem Poſitivgeſetze, Nachricht haben können? Noch vielweniger hat er die Geſetze der Obrigkeit leſen und ſich davon unterrichten können.

Wenn Brüning Soldaten und andere Leute mit Gewehr einhertreten geſehen, was hat er anders daraus ſchließen können, als jedermann hat Erlaubniß, ſich ſeiner Haut zu wehren und ſeinen Gegenpart mit dem Tode zu beſtrafen.

Dieſes iſt, meiner Meinung nach, der einzige und wahre Stoff zu ſeiner Vertheidigung.

Bei Inquiſiten ſind alle Regeln ſeiner Handlungen nichts anders, als bloße Muthmaßungen und natürliche Triebe, unter welchen keine einzige den Werth eines Geſetzes behaupten kann.

Ferner, wenn er würklich ſo weit künftig könnte gebracht werden (bisher iſt keine Spur eines von ſeinem Gewiſſen gehuldigten Geſetzes vorhanden), daß er gewiſſe Vorſtellungen als Geſetze, die ihn zum Gehorſam verpflichten, anſehen könnte, ſo habe ich oben ſchon gemeldet, daß er in Anſehung der Subſumtion entweder ungewiß oder irrig verfahren müſſe.

Denn da jeder Gedanke ein Bild und jedes Bild mit andern Umſtänden verknüpfet iſt, ſo kann er nicht wiſſen, welches die eigentlichen Umſtände ſind, auf welchen die Subſumtion beruhet.

Ihn dünkt, daß die Beſteigung des Baums ſo weſentlich zu ſeiner That gehöre, als die Plünderung des Entleibten.

Aus dieſem Umſtande kann man erklären, warum er zuweilen ſeinen Mord als eine Heldenthat anſiehet, zuweilen Angſt und Reue drüber bezeuget; warum er ſo willig iſt, ſie vorzumahlen, warum er auch die geringſten Umſtände bemerket, weil er nicht gewiß weiß, was zu ſeiner Entſchuldigung gereichen könnte.

Ich wüßte nicht, ob ein Umſtand von Wichtigkeit bei dieſer Mordthat noch möglich ſeyn könne, den nicht Ew. . . . mit der gröſten Genauigkeit herausgebracht hätten.

Bei Worten iſt allemal die Frage: ob beide Theile, der ſprechende und der hörende, völlig einerlei Begriffe mit demſelben verknüpfen? die Hermenevtick iſt ein Beweiß, wie ſchwer ſolches ſei; ja wie viele Proceſſe laufen auf ein Mißverſtändniß der Geſetze hinaus?

Die Bilderſprache iſt bloß alsdann zweideutig, wenn Dinge ausgedrückt werden ſollen, die keine Figur haben.

Man weiſe den Delinquenten und ſeine Gemälde allen Nationen; alle Nationen werden in ihrer Sprache ihn der Mordthat beſchuldigen.

Aber ob Brüning als ein vorſetzlicher Uebertreter göttlicher und menſchlicher Geſetze anzuſehen ſei? dieſe Frage wird durch richterlichen Ausſpruch entſchieden werden.

VII.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinicke an den Abbé l'Epee.

Leipzig, den 8ten November 1781.

Es iſt mir ſehr angenehm mich mit Ihnen über die Kunſt und Wiſſenſchaft zu unterhalten, womit wir uns beide, zum Beſten unglücklicher Perſonen beſchäftigen, die bisher noch nicht allgemein bekannt iſt, die Mancher aus einem unrichtigen Geſichtspunkte betrachtet und ſie bei dieſen Unglücklichen, ohne bleibenden Nutzen, anwendet.

Noch angenehmer iſt es mir, in Ihnen einen Mann zu finden, dem es um Wahrheit zu thun iſt, der Einſicht genug in die Lehrart für Taubſtumme verräth, und der kein Sclav irrig angenommener Meinungen zu ſeyn ſcheint.

Ihre Inſtitutiones habe ich, ſobald ſie die Preſſe verlieſſen, geleſen. Längſt vorher aber hatte ich ſchon Ihre Lehrart, welche die nämliche eines Bonnet, Wallis und Ammann iſt, bei Taubſtummen angewandt; allein, ich geſtehe es Ihnen frei, alle Mühe, Zeit und Koſten waren dabei vergeblich.

Das iſt wahr, Taubſtumme lernen, auf eine mühſame Art, mit ſchriftlichen Wörtern Begriffe verbinden, aber die Erfahrung lehret auch, daß dieſe Wörter bald, und ſamt manchen Begriffen, wieder bei ihnen verſchwinden und in die Vergeſſenheit übergehen müſſen.

Die phyſiſche Urſache, warum bei Taubſtummen die Begriffe, durch Schriftſprache allein, von keiner langen Dauer ſeyn können, liegt in der Irregularität und unendlich verſchiedenen, abwechſelnden Zuſammenfügung und Darſtellung der Wörter, die, nicht allein für Taubſtumme, ſehr ſchwer zu lernen ſind, ſondern auch, weil ſie im Gedächtniß keinen feſten Fuß faſſen können, bald wieder verlöſchen müſſen, wie wir gleich ſehen werden.

Es iſt Vorurtheil, wenn man glaubt, daß der Sinn des Geſichts, bei Taubſtummen, im Denken, den Sinn des Gehörs, durch Schriftſprache, vertrete. Durch das Geſicht erlangen wir zwar immer Abdrücke von Farben, Geſtalten und Flächen, die ſich nachher auch abweſend in unſrer Einbildungskraft darſtellen, man glaube aber ja nicht, wenn ſich Wörter auf dem Papier vorſtellen laſſen, daß ſie auch abweſend, in uns, vorſtellbar ſeyn müßten. Nein, dieß folgt keinesweges: die geſchriebenen oder gedruckten Wörter gleichen zuſammen geworfenen Fliegen oder Spinnenfüſſen, ſie ſind keine Figuren, die ſich abweſend in unſrer Einbildungskraft darſtellen oder denken laſſen und kaum können wir einzelne Buchſtaben ſubjektiviſch, mit Stetigkeit in uns, vorſtellen.

Dies wird begreiflich, wenn Sie nur den Verſuch machen und einige Minuten Beobachtungen darüber anzuſtellen ſich die Mühe geben wollen. Ich muß aber vorher erinnern: daß Sie nicht etwa bloße Empfindung, oder Bewuſtſeyn, ſtatt der Vorſtellung, dabei annehmen, und ſich nicht durch den Ton eines Worts täuſchen laſſen.

Nun denken Sie ſich einmal, mit verſchloſſenen Augen, ein Wort, z. B. **Paris**, und geben Sie acht: ob ſich dies Wort, in Ihrer Einbildung, herbeiziehen, und, wie auf Papier oder auf einer Tafel, ſo leſerlich vorſtellen laſſe. Ich wette tauſend gegen eins, Sie können das nicht; und iſts nicht andem, was ich ſage: daß ſchriftliche Wörter nicht abweſend in uns vorſtellbar ſind? Zwar werden Sie innerlich bei dieſem Verſuche, einen Buchſtaben nach dem andern, gaukelnd und nebelicht, zu dieſem oder jenem Worte, aber nie ein ganzes Wort ordentlich und mit Stetigkeit herbeiziehen und wie auf Papier, oder auf einer Tafel, lesbar darſtellen können, weil, wie ich ſchon geſagt habe, ſchriftliche Wörter unförmliche und undenkbare Geſtalten oder vielmehr gar keine Geſtalten ſind, die wir Hörenden nur durch Empfindung, niemals aber vorſtellbar denken, und daß der Taubſtumme zu Tönen keinen Sinn hat, darf ich Ihnen nicht erſt ſagen.

Dieſe durch Erfahrung beſtätigte Wahrheit: daß ein Taubſtummer nicht in abweſender Schriftſprache denken kann, wollen wir vorausſetzen, und nun können wir auch weiter zur Denkart der Taubſtummen fortſchreiten.

Der Taubſtumme, ehe er eine Schriftſprache lernt, denkt durch allerlei ſinnliche von ihm anerkannte Zeichen, nämlich von lebenden und lebloſen Gegenſtänden, Bildern und fühlbaren in ſeine Sinne fallenden Handlungen; dadurch kann er auch, aus der ſinnlichen, in die intellectuelle Welt, übergehen lernen. Lehrt man ihn nun eine Schriftſprache, ſo iſt ſie, nicht wie bei uns, die Copey der Tonſprache ſamt der Bedeutung eines Begrifs, von einem Gegenſtande, zugleich, ſondern nur lediglich eine characteriſtiſche Bedeutung von demſelben, den er ſchriftlich bezeichnet, und dieſen Gegenſtand kann er, wenn das Wort auf Papier vor ihm geſchrieben da ſtehet, abweſend denken; allein, er kann, ſobald man ihm das Papier weg nimmt, worauf der Name eines Gegenſtandes geſchrieben ſtehet, dieſen geſchriebenen Namen nicht denken, wie uns die obige Erfahrung mit dem Worte **Paris** lehret.

Das beſchriebene Papier dient dem Taubſtummen alſo zur Einbildungskraft, nimmt man ihm dies, ſo nimmt man ihm auch ſeine geſchriebenen Zeichen, und er behält nur die bildlichen, die in allerlei willkührlichen modificirten Bewegungen, oder Bildern, in ſeinen Sinnen, empfunden werden. Z. B. die Zeichen, zu gähnen, nieſen, gehen, tanzen, der König, der Baum ꝛc. und tauſenderlei andre mehr, die ſehr kurz, zum Gegenſtande analogiſch und auf dieſe oder jene Art, von ihm, gefaßt worden ſind.

Da nun der Taubſtumme nur durch Bilder und Handlungen denken kann, ſo wird er darin ſehr fertig: er erzählt dadurch ganze Geſchichten und denkt auch dadurch wachend und träumend. Aber, eben weil er pantomimiſch und nicht durch Schriftſprache denkt, ſo iſts ganz natürlich, daß er die Schriftſprache vernachläßiget: er kann ſich nicht denkend darin üben, wer ſoll ſich auch immer ſchriftlich mit ihm unterhalten, und wie viel giebts Leute, die dies richtig können? Ehe er ſich nun hinſetzt und ſchreibt, ſo drückt er ſich viel lieber durch Gebehrden aus, dieſe ſind ihm viel bequemer, aber daher vergißt er auch die Schriftſprache, ehe man ſichs verſieht, und behält von ſeinen Begriffen nichts, als nur die methodiſchen Zeichen übrig, die nur ſein Lehrer, oder der ſie auch bei ihm gelernt hat, wiſſen und ſich darin mit ihm unterhalten kann.

Ich habe zwar, ehe ich meine jetzige Lehrart erfand, unter meinen tauben Lehrlingen einige gefunden, die etwas mehr als andre von der Schriftſprache behielten, aber es waren gemeiniglich welche, die in ihrer Jugend, im 6, 8, 12ten Jahre, ihr Gehör verlohren hatten, und die die Schriftſprache noch innerlich, mit einer tönenden Empfindung, verbanden. Ein ſolcher iſt Saboureur, von dem man ſo viel Aufhebens macht, und der in ſeinem achten Jahre taub geworden iſt.

Die Seele bedient ſich aller möglichen Mittel ihre Begriffe zu befeſtigen, aber ich rede überhaupt hier von total Taubſtummen, und dieſe können ihre Schriftſprache nur durch ein äuſſerliches Zuſammenfügen merken: denn unſer Gedächtniß iſt verſchieden, und äuſſerliche Vorſtellungen, die keine förmlichen Abdrücke machen, werden nur tonhaft in demſelben. Wir denken wachend und träumend durch die Tonſprache, Gegenſtände zu den Wörtern kommen und ſchwach dabei vor, und unſre Gedankenreihen ſind beſtändig tonhaft.

Die Töne ſind alſo dunkle Triebfedern, die in das Begehrungsvermögen wirken, die willkührlichen Bewegungen hervorbringen und unſre Vernunft zu den darauf gegründeten allgemeinen abſtrakten und tranſcendenten Gedankenreihen erheben, daß wir alſo Zeitlebens tonhaft denken, urtheilen und ſchließen müſſen.

Als ich einige Jahre Taubſtumme mit Schriftſprache unterrichtet hatte, ſahe ich wohl, daß ſie nicht dadurch, ſondern nur durch methodiſche Zeichen dachten. Unter währendem Lernen vergaßen ſie die Wörter bald halb, bald ganz, aber die Zeichen behielten ſie. Ich verſuchte es mit der Tonſprache und ſetzte ſie auf die Schriftſprache, allein dies half wenig, doch behielten ſie mehr Begriffe in der Ton- als Schriftſprache. Endlich wurde ich verdrießlich darüber und wollte den ganzen Kram aufgeben. Doch dachte ich vorher noch der Sache fleißig nach, ſtudirte die menſchliche Anerkenntniß, die aufeinander folgenden Aktus der Sprache und ihre Einwirkung und Verbindung, in das Denken, bei hörenden und tauben Menſchen. Ich war dabei ſo glücklich auf pſychologiſche Erſcheinungen zu ſtoßen, die ich vorher nicht gedacht, gehört oder geleſen hatte, und es ergaben ſich Reſultate, auf die ich eine ganz neue Lehrart bauete und ſie auch ausführte.

Sie werden ſich davon einen Begrif machen können, wenn Sie eine kleine Schrift, von mir, *) durchzuſehen belieben. Und nun bin ich auf dem rechten Flecke: meine Lehrlinge lernen deutlich und mit Verſtande laut leſen und ſprechen: ſie denken in ihrer articulirten Sprache wachend und träumend, ein Jeder kann mit ihnen ſprechen, wenn er nur langſam ſpricht und, die Schriftſprache ruhet auf ihrer Tonſprache, von der ſie zwar nichts hören, ſondern ſie nur durch einen andern Sinn empfinden, welches aber gleichviel iſt. Der Anfang dazu iſt freilich erbärmlicher Singſang, aber in zwey, drei Jahren ſprechen ſie gut, vernehmlich und ſie lernen endlich auch declamiren.

---

*) Beobachtungen über Stumme und die menſchliche Sprache.

VIII.

VIII.

Auszug aus der Antwort des Herrn Abbé l'Epee auf den Brief des Herrn Direktor Heinicke.

Sie glauben, daß Sie einen kürzern und leichtern Weg Taubſtumme zu unterrichten, als der unſrige iſt, gefunden haben: indem ſie nehmlich behaupten, daß die Lehrlinge gleich von Anfang an zum Reden müſſen gewöhnet werden, wodurch dem Unterricht gleichſam eine weitere Thüre eröfnet, als nach meiner Methode durch geſchriebene Charaktere und methodiſche Zeichen, möglich iſt.

Sie ſind alſo gleicher Meinung mit dem Perriere, der ſchon vor dreißig Jahren, in einer franzöſiſchen Schrift, die er im Jahr 1751 der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Paris überreichte, eben dieſes behauptet, und folgendermaßen in der dritten Perſon von ſich ſpricht:

„Perriere theilt ſeinen Unterricht in zwei
„Theile, zuerſt ſucht er vorzüglich die **Sprache**,
„nachher den **Verſtand** zu bilden. Zuerſt lehrt
„er ſie alſo die Kunſt, einzelne Wörter in unſrer
„Sprache zu leſen und auszuſprechen, alsdenn
„aber auch ganze Redensarten, die am häufigſten
„im gemeinen Leben vorkommen, nebſt den Nahmen der Dinge, die zum täglichen Gebrauch

„ſind, als Eſſen und Trinken, Kleider, und „Hausrath.

„In der zweiten Abtheilung aber lehret er ſie „alles übrige, was nöthig iſt, um ihre Bildung „vollkommen zu machen, nehmlich die Kraft und „Eigenſchaft der Verborum, und wie ſie ſich derſelben nach den Genius der Sprache grammatiſch „richtig bedienen ſollen, es ſey im Reden oder im „Schreiben.

„Wenige Tage, nachdem ſie dieſen Unterricht genoſſen haben, ſind ſeine Schüler ſchon im „Stande, einige Wörter deutlich auszuſprechen.

„Die ganze erſte Hälfte des Unterrichts wird „binnen zwölf oder höchſtens funfzehn Monathen „vollendet, vorzüglich, wenn die Lehrlinge noch „von zarterem Alter ſind. Die andre Hälfte aber „erfordert längere Zeit, wenn es damit zu einiger „Vollkommenheit gebracht werden ſoll.“

So weit Perriere, der mir erlauben wird, zu ſagen, daß dieſe Methode den Progreſſen der Lehrlingen ſehr ſchädlich iſt, weil er es zwölf oder vierzehn Monathe lang in ihrem Verſtande dunkel bleiben läßt.

Wir ſchlagen freilich einen ganz anderen Weg ein, indem wir in die Fußtapfen derer treten, die wir von unſrer früheſten Jugend an zu Lehrern gehabt haben, unſrer Ammen, Wärter, oder nur um wenige Zeit ältern Brüder und Anverwandten, denen es gar nicht ſo ſehr um der Bildung unſres

Verſtandes zu thun war, und die demohngeachtet faſt in jedem Augenblick unſrer Kindheit, dieſelbe unvermerkt bewürkten. Dieſe unſre früheſten Lehrer würden vergeblich die Dinge ein jedes mit ſeinem eigenthümlichen Nahmen benannt haben, wenn ſie nicht unſre Augen durch ein Zeichen mit der Hand, oder durch einen andren Wink, darauf gelenkt hätten.

Dieſe gleichſam von der Natur vorgeſchriebene Methode iſt allenthalben befolgt worden, indem man ſich dreier Hülfsmittel dabei bediente: zuerſt des tönenden Worts, denn der Gegenwart der Objekte, und endlich des Hinblicks mit den Augen.

Eben das iſt auch der Fall beim Unterricht der Taubſtummen. Denn die Seele bekömmt den Begriff von der Beſchaffenheit eines jeden einzelnen Buchſtaben nicht durch die allenthalben beſtändig offne Thür, nehmlich durch die Ohren, ſondern durch die Augen, als Fenſter, die nur den ſichtbaren Gegenſtänden offen ſtehen, indem zugleich der Lehrer ihm denſelben bezeichnet, damit kein Irrthum ſtatt finde.

Indeß nun die Stummen das geſchriebene oder gedruckte Alphabet anſehen, lernen ſie zugleich ihr Handalphabet, welches Perriere die Daktilologie nennt, und darin beſteht, das ſie ihre Finger in ſo verſchiedene Lagen bringen, als einzelne Buchſtaben nach gewiſſen Merkzeichen zu unterſcheiden ſind.

Was man Buchſtabiren nennt, geſchiehet nicht durch einen Laut der Stimme, ſondern durch die nach den aufeinander folgenden Buchſtaben abwechſelnde Lage der Finger.

Ich ſchreibe z. E. an eine Tafel das Wort **Fenſter** und laſſe den Taubſtummen ſeine Augen darauf richten: dieſer bedienet ſich ſogleich der Handzeichen, womit er jeden einzelnen Buchſtaben andeutet, und wiederholet dieſes drei, vier oder fünf mal, ſo daß er ſeine Augen auf das Wort heftet und alle ſechs Buchſtaben nacheinander darin bezeichnet: alsdann kehret er ſeine Augen von dem Worte ab, und bezeichnet eben dieſelben Buchſtaben in eben derſelben Ordnung durch die Daktilologie.

Darauf muß er ſich wieder nach der Tafel wenden, und das Wort **Fenſter**, welches der Lehrer während der Zeit ausgelöſcht hat, wieder anſchreiben.

Iſt alſo der Taubſtumme nur ein aufmerkſamer Zuſchauer, ſo wird er die einzelnen Buchſtaben dieſes Worts in ihrer Ordnung ſich ſehr leicht ins Gedächtniß prägen können, und ſie nicht ſo leicht wieder vergeſſen, weil dieſes Wort ſowohl im Sprechen durch die methodiſchen Zeichen, als auch in unſern öffentlichen und Privatlektionen häufig vorkömmt.

Beiläufig iſt hier noch zu bemerken, daß zu dieſem Geſchäfte, in Gegenwart und unter Anweiſung eines Lehrers, ſelbſt bei den erſten Neulingen nicht mehr als zwei Minuten erfordert werden.

Sobald die Taubſtummen durch die Daktilologie das ganze Alphabet ins Gedächtniß gefaßt haben, ſchreiten wir zu einem andern wichtigen Geſchäfte fort.

Zuerſt kommt wenig darauf an, ob der Taubſtumme gut ſchreibt oder nicht, wenn nur die Buchſtaben zu erkennen ſind, denn die Konjugationen und Deklinationen bedürfen nicht ſowohl einer zierlichen Schrift, als vielmehr nur einer deutlichen Bezeichnung der Endigungen. Daher wird dieß Geſchäft gleich mit dem zweiten Tage, wo nicht ſchon mit dem erſten angefangen. Es werden nehmlich zwei oder drei Tempora eines Verbums, wovon ihnen ein Schema vorgelegt iſt, täglich gelernet, welche ſie nachher auf eine Tafel, nach weggelegtem Schema, mit Kreide ſchreiben, und in einer Zeit von ſieben Tagen wiſſen ſie das ganze Verbum Porter (tragen) auswendig, und haben ſich daſſelbe ſo ins Gedächtniß eingeprägt, daß ſie die Tempora und Modos von alle den Verbis, die nach eben der Konjugation gehen, ſowohl geſchrieben, als durch die methodiſchen Zeichen, darſtellen können.

Mit welcher Begierde zu lernen die Kinder dieſe Beſchäftigung anfangen, und darinn fortfahren, läßt ſich kaum ſagen. Wir bringen ihnen indeß durch kleinen Fragen die erſten Grundſätze der Religion bei, welche wir durch die methodiſchen Zeichen erläutern, die die Lehrlinge auswendig lernen, und am folgenden Tage an die Tafel ſchreiben: Dieſes thun ſie mit ſolchem Vergnügen, daß ſie oft vor Freuden weinen, und wir uns ſelbſt kaum der Thränen dabei enthalten können.

Dieſer Uebung in den erſten Monathen, wo ein jeder beſonders vorgenommen wird, werden zweimal wöchentlich die öffentlichen Vorleſungen hinzugefügt, welche den Taubſtummen zur Erlernung der methodiſchen Zeichen äußerſt nützlich ſind. In dieſen Vorleſungen diktirt nehmlich ein Lehrer durch die methodiſchen Zeichen, und die Materie, welche in der Ordnung der Vorleſungen folgt, wird in Frag' und Antwort getheilt, und mit Kreide auf eine fünf Fuß breite Tafel mit großen Buchſtaben geſchrieben. Sie enthält etwas mehr oder weniger als vierhundert Verba, und wird alsdann vor den Augen von funfzig Lehrlingen aufgeſtellt.

Alsdann wird durch die methodiſchen Zeichen gebetet, und die methodiſche Erklärung von den Verbis in einer jeden Frage hebt an, welche ohngefähr zehnmal wiederholet, und zuerſt von dem Lehrer oder von einem der geſchicktern Schüler unternommen wird, der auf die übrigen Achtung giebt, damit die Erlernung dieſer Zeichen allmälig zu den jüngern und ungeübtern herabſteige, und ſie dieſelben machen lernen.

Dieſe Zeichen aber ſtellen nicht nur die einfache Bedeutung eines Wortes, ſondern auch ſeine grammatikaliſche Beſchaffenheit dar, wie Perſona, Numerus, Tempora, Modi, ja ſogar Genera und Caſus verſchieden ſind: auch haben die Adverbia, Konjunktionen und Präpoſitionen ihre eignen Zeichen. Von den Neulingen aber, welche dieſer Uebung beiwohnen, wird nichts verlangt, als die Zeichen der Nennwörter, welche häufig vorkommen.

In Zeit von einem Monathe werden alſo mehr als dreitauſend Verba in den öffentlichen Uebungsſtunden auf die Weiſe durchgegangen und wiederholet. Da nun der größte Theil derſelben oft wieder vorkömmt, ſo prägen ſie ſich ſo tief ins Gedächtniß ein, daß die Eindrücke nicht nur niemals wieder ausgelöſcht werden können, ſondern von Tage zu Tage noch immer feſter werden.

Ferne ſey es alſo, daß wir die Seelen, welche nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, und aller Unterweiſung fähig ſind, zwölf bis funfzehn Monathe lang blos mit der Uebung reden zu lernen quälen ſollten, als ob es nicht Menſchen, die unſerer Sorgfalt anvertrauet ſind, ſondern unvernünftige Thiere wären.

Warum ſollen wir ſie in der beweinungswürdigen Unwiſſenheit der nöthigſten Heilswahrheiten laſſen, da wir ihnen ſowohl von dem Daſeyn eines Gottes, als auch von dem vorzüglichſten Geheimniſſen der Religion, ob zwar nicht deutliche, doch hinlängliche Begriffe geben können, ſo daß, wenn ſie während der Zeit ſterben, ſie durch Chriſtum die ewige Seeligkeit zu erlangen fähig ſind. *)

Was auch Perriere ſagen mag, ſo iſt immer jene Methode, welche die angebohrnen Seelenkräfte ſchneller entwickelt, derjenigen weit vorzuziehen, welche erſt binnen einem Jahre und ſpäter die Dunkelheit im Verſtande zerſtreut.

Freilich würde die Länge des Weges zu entſchuldigen ſeyn, wenn einige Hofnung zu einem glücklichern Ausgange Statt fände, und der Weg ſelbſt leicht und angenehm wäre.

Aber im Gegentheil wird den Lehrlingen nicht nur ein langer, ſondern auch ein rauher und unebner Weg vorgezeichnet. Das große und ſchwere Geſchäft wird mit einer ekelhaften und läſtigen Arbeit angefangen, welche doch noch erträglicher werden würde, wenn ſie nur mit irgend einer andern Uebung abwechſelte, wodurch die Seele allmälig einige Nahrung erhielte, und der Verſtand allmälig erleuchtet würde. Aber nein! jetzt iſt die Stunde zum Reden, die Zeit zum Denken iſt noch nicht da: eine dicke Finſterniß ruhet auf der Seele, während daß das Band der Zunge gelöſet wird.

Und

---

*) Freilich ein ſonderbarer Grund des Herrn Abts, der vermuthlich glauben muß, daß die andern Taubſtummen alle verdammt werden.

Und was kann während der Zeit der vortrefflichſte Lehrer thun, als das Geſchäft eines bloßen Schulmeiſters verrichten, welches auch leicht einem jeden andern übertragen werden könnte, wenn man nicht der unerfahrnen Menge ein Blendwerk vormachen will. Denn jener Theil des Unterrichts erfordert keine große Seelenfähigkeiten; unſere Aufſeherinnen der Tauben und Stummen haben dieſelbe bei einigen jungen Mädchen in Ausübung gebracht, nachdem wir ihnen bloß einige Tage lang zu dieſer mechaniſchen Arbeit eine geringe Anweiſung gegeben hatten. Hier kömmt es nicht ſowohl auf Geſchicklichkeit als Geduld an.

Wenn aber zu jener undankbaren Arbeit (zu deren glücklichen Beendigung Perriere zwölf bis funfzehn Monate Zeit fordert) der Lehrer und der Schüler täglich mehr als zwei Stunden, nehmlich eine Vormittags, und eine Nachmittags, verwenden, ſo werden beide ſo ermüdet ſeyn, daß ſie die Beſchwerlichkeit dieſer Methode ſelbſt wohl fühlen werden. Aber wie ſoll der Schüler ſeine übrige Zeit zubringen, deſſen Verſtand auf keine Weiſe beſchäftigt wird? Er wird Langeweile haben, wenn er nicht Spielereien treibt, denn ohne Hülfe ſeines Lehrers kann er nichts Vernünftiges unternehmen.

Wir aber geben ſeinem Verſtande vom erſten Anfang an ſchon Nahrung, und fahren nachher ohne Unterbrechung damit fort.

Da Perriere ſeine Methode von niemanden beſtritten fand, ſo ſetzte er auch keine Grundſätze derſelben feſt, und blieb vier und zwanzig Jahre lang in ruhigen Beſitz derſelben: als dieſelbe aber in meiner methodiſchen Unterweiſung, die im Jahr 1775 ans Licht trat, von mir angegriffen wurde, ſo erklärte er, daß er ſeine Methode ausführlich vertheidigen würde, ſobald es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten. Allein noch hat er keine Hand ans Werk gelegt. Wie würde er triumphirt haben, hätte er vorausgeſehen, daß Sie mit ihm zur Vertheidigung derſelben gemeinſchaftliche Sache machen würden!

Eh ich aber über dieſen Satz mich mit Ihnen weiter einlaſſe, ſo bitte ich, zu erwägen, daß ich gar nicht geſonnen bin, Ihre Art reden zu lehren, mit der Perrieriſchen zu verwechſeln, weil mir weder Ihre Methode noch die ſeinige hinlänglich bekannt iſt. In einem Punkte trift ihrer beider Meinung zuſammen: ſie behaupten nehmlich, daß die Tauben und Stummen eher zur Sprache, als zum Verſtändniß der Sachen und Wörter angeführt werden müſſen. Das iſt es, was ich mir zu widerlegen vorgenommen habe; ich fahre alſo jetzt fort, Ihre Einwürfe einzeln zu beantworten.

(Die Fortſetzung folgt.) *)

Nach-

---

*) Ein Aufſatz, den mir Herr Nikolai gütigſt mitgetheilet hat, und welcher im nächſten Stück, nebſt der Fortſetzung dieſes Aufſatzes von Herrn Abt L'Epee, er-

ſcheinen

Nachtrag

zur

Seelenkrankheitskunde.

I.

Beobachtungen über Herrn Ch. während einer ſonderbaren Krankheit.

Den 3ten Januar 1781 beſuchte ich ihn Morgens nach zehn Uhr. Er ſchlummerte auf dem Bette in ſeiner Kammer eine Treppe hoch.

Schon ehe die Perſon, die bei ihm war, etwas von meiner Gegenwart wußte, gab er durch den gewöhnlichen unartikulirten Ton Freude zu erkennen, und nannte meinen Nahmen.

Ich erkundigte mich unten nach ihm und ſprach auch einige Worte beym Eintritt in die Stube. Er konnte mich alſo, bey ſeinem ſehr ſcharfen Gehör, an der Stimme erkannt haben.

Sobald er meine Gegenwart bei ſeinem Bette bemerkt hatte — ſeine Augen waren beſtändig ge-

---

ſcheinen wird, verbreitet über die gegenwärtige Streitfrage in Anſehung der Taubſtummen vieles Licht. Auch behalte ich mir vor, über die in dieſem Magazine geſammleten Fakta von Taubſtummen künftig allgemeine Reflexionen, die menſchliche Seele betreffend, anzuſtellen.

M.

ſchloſſen — fühlte er nach mir herum, ich gab ihm die Hand, er küßte ſie, welches er in der Folge noch öfter gethan hat, krazte mich darauf ſanft an der Stirn (eine bei dieſer Krankheit gewöhnliche Liebkoſung deſſelben) und gab durch unartikulirte Töne Freude zu verſtehen.

Noch ſprach er kein Wort. Darauf ſchickte er ſich an, aufzuſtehen; wir verließen ihn, daß er ſich ankleiden konnte. Und kaum war er aus der Kammer heraus, ſo ſchloß er die Thür ab.

Nachdem er ſich angekleidet hatte, öfnete er ſie wieder, und kam heraus in die Stube, immer mit verſchloſſenen Augen. Und ſo öfnete er eine verſchloſſene Kommode, indem er durchs Gefühl das Schlüſſelloch ſuchte, nahm daraus mein deutſches Kompendium der Logik und Metaphyſik, und ſchlug bei der **erſten Oefnung** deſſelben den §. auf, der die Ueberſchrift hat: **Ob alle endliche Geiſter einen Körper haben müſſen**, wieß mit dem Finger darauf und hielt mir das Buch hin. Auch ſchlug er ſein nachgeſchriebenes Collegium über die Moral auf, und zeigte auf eine Stelle, wo es hieß: **Von der Trägheit muß man Unfähigkeit der Kräfte unterſcheiden.**

Bald darauf ging er vor ſein Klavier, das auch verſchloſſen war; ſchloß es auf, nahm den darauf liegenden Marſch aus der Medea, fühlte herum, um zu entdecken, welches die rechte Seite und Richtung des Blatts, und nachdem er dieß durch Befühlung des Beſchriebenen und nicht Beſchriebenen entdeckt hatte, legte er es vor ſich hin, als ob er vom Blatt wegſpielen ſollte; probierte aber noch eine Zeitlang die Töne herum, bis er den rechten erſten Accord hatte; (ſo daß ich glaubte, es würde aus dem Spiele nichts werden) ſobald er aber den erſten Griff hatte, ſpielte er das ganze Stück ohne den mindeſten Verſtoß mit ſeiner ſonſtigen großen Geſchicklichkeit weg.

Er hatte dieſen Marſch ſonſt oft geſpielt, und kurz vorher meinen älteſten Sohn ihn ſpielen gelehrt. Darauf nahm er Bachs Sonaten, legte das Buch wieder nach Anweiſung des Gefühls zu rechte, und ſpielte ohne allen Anſtoß die zweite Sonate, mit außerordentlichem Nachdruck der empfindungsvollern Stellen.

Er hatte aber dabei eine verſtimmte Saite bemerkt, ſchickte ſich alſo an, ſie zurecht zu bringen, und wurde gleich aufs beſte damit fertig.

Unterdeſſen hatte ein Anweſender, um ihn zu verſuchen, das Notenbuch verkehrt hingelegt, mir es aber leiſe ins Ohr geſagt. Dieß mußte er gehört haben. Denn als er wieder zu ſpielen anfangen wollte, kehrte er ſogleich das Buch um, ohne es vorher zu befühlen.

Darauf ſagte ich, ob er zufrieden wäre, wenn ich ein wenig auf dem Claviere ſpielte, er bezeugte dabei und während des Spielens ſeinen Beifall. Ich fragte ihn: ſehen Sie mich denn, lieber Freund?

Er antwortete nicht, ging aber vor den Schreibtiſch, und fing einen Brief an ſeinen Bruder an zu ſchreiben. Da keine Dinte mehr in der Feder war, ſchrieb er demohngeachtet zwei bis drei Zeilen fort, weil er den Mangel der Dinte nicht bemerkte. Ich ſagte ihm alsdann, daß die Feder keine Dinte mehr habe; er tunkte ſie wieder ein, und ſchrieb noch einige Worte zum Schluß, alles gerade leſerlich und vernünftig. Nun fehlte es an Streuſand, er fühlte darnach herum. Als man ihm ſagte, daß keiner vorhanden: ſchloß er eine andere Kommode auf, wo noch ein Schreibzeug mit einer Sandbüchſe war, und bediente ſich derſelben.

Bei der Gelegenheit nahm er noch einmal meine deutſche Logik und Metaphyſik, ſchlug mit einemmale das Blatt auf, wo das Kapitel **von der unendlichen Subſtanz** anfängt, und zeigte mit dem Finger auf dieſe Ueberſchrift.

Nun wollte er dieß Buch in die Schlafkammer tragen, ſtieß aber ſo gewaltig gegen die Thür, daß er ſich die Hand verwundete; worüber er durch ſtumme Zeichen Schmerz zu erkennen gab.

Ich wünſchte Eau de Lavande oder Engliſch Pflaſter zu haben, um ſeinen Schmerz zu heilen; man ſchickte aus nach dergleichen, als aber die Nachricht zurückkam, daß nichts zu haben, zog er ſeine Uhr aus der Taſche, nahm da Engliſch Pflaſter heraus, und ließ ſich von mir ſeine kleine Wunde damit zudecken.

Er hatte auf mein Erſuchen ſich zu Bette gelegt, und bisher kein Wort noch geſprochen. Weil ich erfahren hatte, daß er ſeit einigen Tagen keine Arzenei eingenommen, und daß er gar keine mehr einnehmen wolle, ſuchte ich ihn dazu zu bereden.

O ne, war da ſein erſtes Wort. Wobei er ſich etwas verdrießlich herumlegte, und tief zu ſchlafen ſchien. Nach einiger Zeit fing ich wieder von der Medicin an, ſagte, daß wenn ich krank bin, ich den Aerzten folge, daß er dieß doch auch thun ſollte.

Darauf verſetzte er: wenn Sie mir Gründe ſagen, thue ichs auch; und ſo unterredeten wir uns über dieß Thema weiter fort, wie vernünftige Leute bei verſchiedenen Meinungen thun. Er blieb dabei: die Aerzte verſtehen ſeine Krankheit nicht; und es ſey gefährlich für ihn, ihnen zu folgen.

Er hat hernach gegen andere geäußert, daß er befürchte, durch Erbrechungen, wozu ihm Arznei gegeben werden ſollte, ſein Geſicht zu verlieren.

Einmal ſchlug er ſich heftig vor den Kopf; und einmal wollte er auf einen umgekehrten Stuhl treten, und dann auf eine Kommode hinaufſteigen, wobei er in Gefahr war, das Bein zu brechen. Dieß iſt das einzige Ungeſchickte, was er in meiner Gegenwart gethan hat.

Daß er nichts ſehen konnte, erhellet aus allen Umſtänden. Auch bei andern Auftritten bemerkte man dieß. Er ſchlug z. B. einmal Feuer, um ein Licht anzuzünden, da daſſelbe ſchon im Zimmer brannte; und kam wirklich mit einem brennenden Schwefelhölzchen zu dieſem Licht hin, und hielt es, um dieſes anzuzünden, mitten in die Flamme.

Heute Nachmittag aber, ſchien es, als ob er mit verſchloſſenen Augen ſahe. Er ſagte nemlich, es ſchneiet, da es wirklich ſchneite. Und als man, um ſich zu überzeugen, ob er wirklich ſähe, ihn fragte, ob er ſonſt noch etwas ſähe, ſagte er, daß der Beſitzer des gegenüberſtehenden Hauſes am Fenſter ſtehe, und das Hüte (der Studenten im Auditorio) am Fenſter hiengen.

Es war alles ſo. Aber ich bin, **indem ich dieſes ſchreibe**, noch nicht gewiß, ob er nicht das Schneien wußte, weil er es gehört hatte, und das andere, weil es etwas gewöhnliches war, nur vermuthete und in der Einbildung vor ſich hatte.

Verſchiedenemale hat er Briefe in dieſem unnatürlichen Schlafe geſchrieben. Heute noch einen an mich über einen moraliſchen Gegenſtand.

Uebermäßige Anſtrengung im Studieren, und eine ſehr lebhafte Imagination iſt mir von ihm wohl bekannt. Auch ſagte mir ſein älteſter Herr Bruder, daß er ſchon in ſeiner frühen Jugend einigemale ſtarke Anfälle von Schlafwandlungen hatte.

Er erwachte in dieſen Tagen bisweilen ſo weit, daß er zu eſſen verlangte: ſchlief aber gewöhnlich mitten im Eſſen wieder ein.

Er ſprach bisweilen in allerhand Sprachen. Vor einigen Tagen hielt er mit einem Gegner, den er im Kopfe hatte, eine lateiniſche Diſputation über den Satz der Seele. Beſonders aber ſprach er viel Engliſch; und hatte mit einer ihm verhaßten Perſon aus einer romantiſchen Geſchichte in dieſen ſeinen Träumen viel zu thun.

Beobachtungen über Herrn Ch. in ſeiner Krankheit.

Den 4ten Januar beſuchte ich ihn wieder Nachmittags um vier Uhr, und blieb bis ſechs Uhr bei ihm. Es fielen Auftritte derſelben Art vor, wie Tags vorher. Er ſprach einigemale mit Bildern ſeiner Phantaſie für ſich, öfter mit den Anweſenden und vernünftig. Die meiſte Zeit ſprach er nicht; ſondern gab nur abgebrochne Laute von ſich. Immer mit verſchloſſenen Augen ſpielte er auf dem Klavier, ſtimmte daſſelbe, ſchlug Feuer, wobei er den Schwamm vors Ohr hielt, um an dem Knittern (er war mit Pulver eingerieben) zu hören, ob er brannte u. ſ. w.

Daß er bisweilen die Augen ein wenig öfnete, und einigen Schein der Gegenſtände hatte, wurde nun durch einige Beobachtungen außer Zweifel geſetzt.

Auf vieles Zureden ließ er ſich endlich bewegen, das Vomitiv einzunehmen, und weil die erſte Portion nicht wirkte, nohm er es noch bey meiner Anweſenheit zum zweiten- und drittenmale.

Gegen neun Uhr, da die Arzeney noch immer nicht gewirkt hatte, bekam er entſetzliche Beängſtigungen und Schmerzen, die ihm den Schweiß austrieben, und vieler Perſonen Gewalt nöthig machten, um ihn von gefährlichen Verſteigungen, die er unternehmen wollte, abzuhalten.

Einer der Aerzte wurde geholt, welcher darauf drang, daß ſogleich mit Gewalt ein Kliſtier ihm beigebracht wurde. Sogleich wurde er etwas ruhig, und noch mehr, als dieß Kliſtier, und darauf auch das Vomitiv endlich gewirkt hatte. Er ſchlief bis gegen den andern Morgen mehrentheils ruhig.

Dieſen Tag über (den 5ten) war er völlig erwacht, und blieb länger im Wachen, als in den vorhergehenden Tagen. Er wußte nichts von allem, was er in dem Schlafwandeln bisher vorgenommen hatte, nichts von dem geſtrigen Schmerz, den das Vomitiv ihm verurſacht hatte, nichts von meinem und anderer Perſonen Beſuchen, von den Briefen, die er geſchrieben, und von ſeinem Klavierſpielen.

Man hatte die Unvorſichtigkeit gehabt, ihm den Inhalt eines dieſer Briefe zu ſagen, über den betrübte er ſich ſehr, ohne große Urſache dazu zu haben.

Ueber ſein Klavierſpielen verwunderte er ſich, indem er die Stücke, die er ſo vortreflich geſpielt, vorher beim völligen Wachen nie ohne die Noten vor ſich zu haben, geſpielt, und itzt noch nicht aus dem Kopfe zu ſpielen ſich getraut hatte.

Um halb fünf Uhr beſuchte ich ihn heute wieder. Er ſchlief, und ſo tief, daß er meine Gegenwart, auch da man ihm meinen Namen etlichemale genannt, und ich ihn ſelbſt angeredet hatte, nicht merkte. Bald darauf wurde doch dieſer Schlaf durch ängſtliches Stöhnen unterbrochen, er rief etlichemal die Frau C. und hatte um dieſe Zeit auch ſtarke Krämpfe und Zuckungen in Händen und Füßen.

Als die Frau C. gekommen war, wurde er noch unruhiger, richtete ſich auf, krümmte ſich, daß er zu Boden ſank, wurde mit Mühe wieder zu Bette gebracht, gab darauf die deutlichſten Zeichen eines heftigen Schmerzens im Kopfe, vorn an der Stirn, über welche Stelle er auch bey ſeinem heutigen Wachen noch beſtändig geklagt hatte; und, nachdem dieß vier bis fünf Minuten gedauert hatte, richtete er ſich auf einmal auf, öfnete die Augen, und ſagte: **nun iſts da vorn weg.**

Gefragt, ob er nicht eben heftige Schmerzen im Kopfe geſpürt habe, antwortete er, daß er etwas, aber nichts rechts davon ſich bewußt ſey.

Man behauptete, daß er dieſe ſeine Geneſung auf die Stunde vorhergeſagt habe. Auf **halbfünf** hatte er ſie dieſen Morgen vorhergeſagt; ſie erfolgte um fünf Uhr. Des Tags vorher aber hatte er ſie auf drey Uhr verſprochen, und ſie erfolgte nicht.

Er hatte dieſen Nachmittag wieder ein Kliſtier und des Morgens eine Purganz bekommen. Seine Zunge ſoll ſehr unrein und ſein Stuhlgang ſehr ſtinkend geweſen ſeyn. Die Urſache ſcheint alſo im Unterleibe zu ſeyn.

Auch itzt, da er völlig erwacht war, wollte er mir beym Weggehn die Hand küſſen, welches er die beiden vorhergehenden Tage in ſeinem Schlafwandeln, ſonſt aber nie gethan hat. Alſo hat vielleicht die Handlung, die er im Schlafe vorgenommen, eine mechaniſche Diſpoſition erzeugt.

Beobachtungen über Herrn Ch. den 24ſten Januar geſchrieben.

Nachdem Herr Ch. durch viele Evacuationen dahin gebracht war, daß er mehrere Tage hintereinander ſich wohl befand, nur daß er mehr als gewöhnlichen Reizen zum Lachen unterworfen war, wozu ſich bisweilen ſchmerzhafte Krämpfe geſellten: ſo wurde er wieder rückfällig.

Bei dieſem Rückfall hatte er, wenn er einſchlief, die meiſte Zeit die Augen ganz weit offen; und es bewies ſich, daß er vieles ſehr deutlich **ſah**; ob er gleich keine völlige Beſinnung und Gegenwart des Geiſtes hatte, und an alles, was er that, hernach beim völligen Erwachen ſich nicht erinnerte.

So ſahe er es z. B. daß eine anweſende Perſon nähte, und ſagte: **Mademoiſelle L. Schneider**; daß einer ſeiner Freunde den Hut unter dem

Arm hielt, und ſagte: **L. Hut unterm Arm, L.** Petit Maitre u. d. gl. mehr.

Es iſt alſo möglich, daß er auch bei den vorhergehenden Schlafwandlungen, wo es doch ſchien, daß er die Augen geſchloſſen hatte, **von Zeit zu Zeit** einiges geſehn.

Und es wird wahrſcheinlich, bei dem vorher bemerkten Aufſchlagen der ihm intereſſanten Stellen in den Compendien und nachgeſchriebenen Diſcourſen, wegen des Umſtandes insbeſondere auch, daß er ſeine Hefte über die Moral kurz vorher erſt hatte binden laſſen, und alſo keine mechaniſche Diſpoſition juſt da ſie zu öfnen, wo die angezeigten Stellen waren, vorausgeſetzt werden kann.

Er hat auch dem Profeſſor K., als der ihn beſuchte, genau gezeigt, wo er in der bibliſchen Erklärung ſtehen blieb, als er das letztemal das Collegium beſucht hatte.

Ein ſonderbarer Zufall hat ſich geſtern ereignet. Er hatte ſeit einigen Tagen die meiſte Zeit in ſeinem unnatürlichen halben Schlaf zugebracht. Die ganzen letzten zwölf Stunden über, oder noch länger, ſchwärmte die Zahl 6 in ſeinem Kopfe, auf vielerlei Weiſe.

So wollte er z. B. 6 mal um den Wall herumgeführt ſeyn, und ließ ſich, als ob es auf dem Wall wäre, 6 mal in der Stube im Kreis herumführen; wobei er die Thore ordentlich angab, wie eines auf das andere folgte, und befahl, daß jedermann

mann ganz ſtill ſich betragen ſolle, weil, wenn man das geringſte Geräuſch machte, ſein Leib ſogleich in 6 Stücken zerfallen würde.

Er ſchrieb 6 Briefe, und jeder fing an mit der Anrede: Mein lieber Sechſer, Sechſer, Sechſer, S. S. S. *)

Er wollte 6 Fenſterſcheiben eingeſchlagen haben, und ſchlug wirklich einige ein; und viele dergleichen Dinge mehr. **) Beſonders anzumerken iſt, daß er auch mehrmahlen ſagte: Er werde nur 6 Krämpfe bekommen; und 6 Krämpfe oder Zuckungen mit den Armen ꝛc. erfolgten wirklich.

Am meiſten aber ſetzte die Anweſenden (von denen ich alles dieß habe, denn ich bin nicht ſelbſt zugegen geweſen) in Verwunderung, daß er den ganzen Tag über vorherſagte, um 6 Uhr werde ſein Uebel wieder vorbei ſeyn; und ſo **geſchahe es aufs genauſte**, d. h. **da erwachte er.**

Er hat bald darauf Ipecacuanha bekommen, und heftig darauf vomirt. Seit der Zeit iſt er die meiſte Zeit wach geweſen, oder hat einen ſanften erquickenden Schlaf gehabt. Nach jenem Erwachen geſtern 6 Uhr war er äußerſt entkräftet, ſo ſehr, als er ſich noch nach keinem Erwachen gefühlt hatte.

---

*) Er tunkte immer die Feder ſechsmal ein, ehe er wieder ſchrieb.

**) Er wollte auch den Spiegel ſechsmal zerſchlagen. Sein Freund aber brachte ihn dadurch ab, daß er ſagte: wenn Sie ihn einmal zerſchlagen haben, ſo können Sie ihn nicht wieder zerſchlagen. Und erſtens, das iſt eine ſchlechte niedrige Zahl. Worauf er ihm die Stirn ſanft kitzelte, das Zeichen ſeines Beifalls.

Sein **Erwachen** um die vorherbeſtimmte Zeit erkläre ich mir ſo: *) Sein Schlaf war ein unvollkommner Schlaf. Er hatte die meiſte Zeit über, wenigſtens abwechſelnd, Empfindungen durch alle äußere Sinne. Er hörte insbeſondre alles; hörte die ganze Zeit über die Glocke ſchlagen, und gab dabei an, wie lange es nun noch währen würde, bis ſeine Krankheit ihn verließe. Nur ein Theil ſeiner Vernunftideen, die zum völligen Bewußtſeyn ſeines wahren Zuſtandes, zur allſeitigen Beſinnung gehörten, ſchlummerten, oder waren gefeſſelt.

Auf den Glockenſchlag 6 lauerte er alſo mit großer Erwartung, d. h. mit vielen regen und intereſſanten Ideen.

Alle dieſe Ideen wurden alſo, als es 6 ſchlug, in lebhafte Bewegung geſetzt, und dieß konnte ihn zum völligen Erwachen bringen.

So erwacht man immer leicht zu einer **geſetzten Zeit**; wenn man wegen der Abſicht dann zu erwachen,

---

*) Die 6 Krämpfe laſſen ſich noch leichter begreifen, denn die Seele kann ſolche Zuckungen willkührlich anwirken; und alſo können ſie auch **durch eine große Vorſtellung**, daß ſie kommen werden, erregt werden, **halbwillkührlich**.

wachen, unruhig, halb nur ſchläft, und wenn die beſtimmte Senſation, die Paroption des Zeitpunktes kömmt, mittelſt der paraten ſich zugeſellenden Ideen ſtärker davon afficirt wird. *)

Er hat während dieſes letzten Paroxismus auch mit muſikaliſchen Kompoſitionen ſich beſchäftiget; ſie geſpielt auf dem Klavier, und einem anweſenden Freund, den er für ſeinen Bedienten nahm, befohlen, was er ſpielte gleich auf Noten ihm nachzuſetzen. Da dieſer ſich ſtellte, als ob er nachſchriebe, ließ Ch. ſich hernach das Papier geben, auf welches jener aber gar nichts geſchrieben hatte.

Ohne zu bemerken, daß gar nichts darauf ſtand, ſchimpfte Ch. nur auf ihn **wegen der vielen Fehler**, die er gemacht habe, und zeigte einen um den andern an. **)

Ueber

---

*) Man ſieht aber aus dieſem Vorfall, was auch unabſichtlich wirkende, nicht von der Vernunft aufgeſtellte Ideen vermögen; wie etwas **Betrügerei, Verſtellung** ſcheinen kann, was es im mindeſten nicht iſt.

) Dieſer ſein Freund und mein geſchickter Zuhörer ſagte mir noch dieſen merkwürdigen Umſtand, daß er in ſeiner etliche Stunden fortwährenden Rede über die Zahl 6, und alles was damit vorzunehmen, auf einmal ſich ſelbſt unterbrach mit den Worten: **Aber ich möchte nur wiſſen, wie meine Seele ſo auf die Zahl 6. gekommen; gleich darauf aber wieder in ſeinen theils ſcharfſinnigen, theils ſehr träumeriſchen Combinationen fortfuhr.

Ueber Herrn Ch. den 16ten Februar 1781.

Seine Krämpfe zogen ſich von den innern Theilen des Kopfs weg, ſo daß das Schlafwandeln ausblieb. Ehe ſie ihn aber ganz verließen, verurſachten ſie einen ſehr ſchmerzhaften Priapiſmus cum mictu cruento.

Vierzehn Tage ohngefähr war er von allen Uebeln dieſer Art frei, gab wieder Unterricht auf dem Klavier und verſchiedene Beſuche, kehrte auch zu ſeiner gewohnten Diät, zum Gebrauch gemeiner harter Speiſen zurück.

Die Witterung war um dieſe Zeit faſt immer naß und ſtürmiſch. Bei einer ſolchen Witterung beſuchte er den Herrn Profeſſor Cl. des Abends; und da wurde er wieder plötzlich von ſeiner unnatürlichen Schlafſucht und den Krämpfen überfallen, ſo daß er von etlichen Perſonen nach Hauſe, im Schlafe, mehr getragen als geführt wurde.

Er ſchlief etliche Tage meiſt in einem fort. Nun warf ſich auf einmal die böſe Materie auf andere Theile. Er bekam fürchterliche Ohnmachten, aller Puls war weg, und man wartete auf ſein Ende.

Er erholte ſich davon wieder, hatte aber die Sprache verlohren. In dieſem Zuſtande der Sprachloſigkeit beſuchte ich ihn den 14ten Februar Abends. Er war bei vollkommenen Verſtande, und munter, unterhielt ſich mit mir, indem er lebhaft eins ums andere aufſchrieb.

Den folgenden Tag verlohr er auch das Gehör, und in der Nacht vom 15ten bis 16ten endlich auch, nach ſo heftigen Krämpfen in den Augen, daß zwei Perſonen Mühe hatten, ſeine Hände zurückzuhalten, womit er gegen ſeine Augen ſchlagen und drücken wollte, das Geſicht.

Der Geruch war äußerſt ſcharf; und gegen allerlei, was ihm ſonſt keinen unangenehmen Geruch machte, zeigte er ſich nun ſehr empfindlich.

Doch den 16ten Vormittags, unmittelbar nach einem warmen Bade, kam die Sprache, und da bald darauf ein gegebnes Brechmittel gewirkt hatte, auch Gehör, und zuletzt das Geſicht wieder. Er befindet ſich jetzt, nach der Ausſage des vorher oft gemeldeten Freundes Herrn B. munter, und aß dieſen Mittag mit dem beſten Appetite.

Nachſchrift den 29ſten December 1783.

Dieß ſind meine Beobachtungen, Reflexionen und mit Vorſicht eingezogenen Nachrichten über dieſe merkwürdige Krankheit. Ich theile ſie Ihnen mit, völlig ſo, wie ich ſie jedesmal niedergeſchrieben habe, damit es in aller Rückſicht **Geſchichte** ſeyn möchte. Gern legte ich auch die Beobachtungen und Gedanken der Aerzte bei; ich bin aber bisher nicht ſo glücklich geweſen, ſie zu erhalten. Vielleicht macht ſie einer derſelben doch noch bekannt.

Als **Vermuthung** kann ich nur hieher ſetzen, daß man die Urſache der Krankheit in der Folge anders

ders beurtheilte, als anfänglich; und auf **eine andere Art von Evacuation** die Heilung gründete. Auch ſcheint mir die entfernte, zum Theil pſychologiſche Urſache nicht einfach, ſondern aus mehrern ſolchen zuſammengeſetzt zu ſeyn, wovon eine jede Nervenkrankheiten nach ſich ziehen kann.

Verſtellung und Betrügerei im mindeſten zu vermuthen, würde hier, nach dem Urtheil aller Beobachter, eben ſo lächerlich als unwahr ſeyn.

Aber zwei Bemerkungen habe ich mehreremale Gelegenheit gehabt hiebei zu machen: **einmal,** wie ſchnell das Wunderbare ſich vergrößert, auch in den Erzählungen derer, von denen man die genauſten Beobachtungen erwarten ſollte; **ſodann,** wie leicht es auch bei ſolchen Krankheiten ſeyn müſſe, daß ein Menſch an ſich ſelbſt irre werden könne, wenn es ſich fügte, daß er ſelbſt unwiſſend und mit lauter einfältigen und abergläubiſchen Perſonen umgeben wäre. Beides war hier nicht der Fall; und doch hatte ich Gelegenheit die **Möglichkeit** davon zu bemerken.

J. G. H. Feder.

II.

Beobachtungen über Ahndungsvermögen.

Schon in meinen frühen Jahren merkte ich in mir bei gewiſſen oft ganz gleichgültigen Dingen, ehe ich ſie unternahm, eine ungewöhnliche Empfindung dagegen, nicht Abneigung, denn ich hatte Luſt dazu, eher eine Art von Warnung; folgte ich dieſer Warnung nicht, ſo hatte ich allemal Schaden oder Unglück, Verdruß ꝛc.

Dieß brachte mich zuerſt auf die Idee: Hat der Menſch auch ein Vorherſehungsvermögen? Ich las darüber Verſchiedenes, und die Gründe dafür nahmen zu. Folgende beſondere Beiſpiele beſtärkten meine Meinung. Hier ſind ſie:

1) Der Archidiakonus **Kirchner** in Strehlen ſtudierte in Königsberg, ging von der Akademie mit einer Landkutſche; bald fuhr er, bald ging er. An einem Sonntage war er müde, ſetzte ſich auf die Kutſche, und ſtellte über verſchiedene Gegenſtände der Religion Betrachtungen an. Auf einmal entſtand in ſeiner Seele der lebhafte Gedanken: Springe vom Wagen! Er konnte ſich, ſo lebhaft war der Gedanke, faſt nicht beſinnen, ſprang vom Wagen, und ging. Kaum war er einige dreißig Schritt gegangen, als der Wagen umfiel, und Tonnen und Kaſten, welche der Fuhrmann geladen, herabſtürzten. Blieb er ſitzen, ſo wurde er ſicher zerquetſcht.

2) Meine Großmutter wurde, wider ihren Willen, in der katholiſchen Religion erzogen, (ſie hatte Eltern zweierlei Religion) in ein Kloſter geſteckt, aus dem ſie entfloh und ſich verehlichte. Neunzehn Wochen nach ihrer Heirath wurde ſie

aufgegriffen, in ein fremdes Kloſter gebracht, geſtraft, und mußte ein ganzes Jahr in einem Loche unter der Erde zubringen, nachher wieder eingekleidet, und blieb drei Jahr Nonne.

Sie mochte freilich oft den Wunſch gehabt haben, wegzugehen, aber ſie ſahe keine Gelegenheit. Eine Nacht ſoll ſie ins Chor läuten; es entſtehet eine ungewöhnliche Neigung zu entfliehen, ſie betet, die Neigung wird ſtärker, bis zum Entſchluß, gehet mit vielen Gefahren, ohne zu wiſſen wohin, weg, läuft fünf Meilen, kömmt in ein Dorf in der Grafſchaft Wernigerode, findet im Wirthshauſe ihren Mann, der auch als Reiſender da herberget, ſie gehn darauf nach Halberſtadt, wo ſie beide in dem bekannten Dorfe Ströbke bis 1754 gelebt haben. — Wahr ſind die Geſchichten.

Breslau, den 24ſten März 1784.

Zimmermann,
Königl. Kammer-Calculator.

III.

Beſchluß von Simmens Geſchichte.

(S. 2tem B. 1ſtes St. S. 38.)

Ruhig alſo, ja vergnügt über ſeine Grauſamkeiten, verließ der Mörder das Haus, in welchem er ſich ſo vielfach mit Blute befleckt hatte, wuſch Knitel und Meſſer im Schnee ab, wiewohl er hernach das letzte aus Abſcheu nicht wieder brauchen mögen, machte ſich auf den Weg, und kam unbemerkt in ſeine Wohnung zurück.

Am nächſten Morgen ging er auf einige Dörfer, wohin er ſonſt ſeinen Viehhandel gehabt, und wo er noch einige Reſte einzufodern hatte; und, bis gegen Mittag, verſichert er, ſey er noch in dieſem Rauſch ſeiner Seele gutes Muths geweſen; alsdann aber ſey er unruhig geworden, und habe von ſelbſt angefangen, nachzudenken, was er verübt habe.

Indeſſen verfolgte ihn die Rache geſchwinder, als er, der zur Flucht Gelegenheit und Zeit genug hatte, und ſchon in fremder Herrſchaft war, wirklich aber nicht darauf gedacht zu haben ſcheint, ſich es wohl einbildete.

Die ältere Schmidtſche Tochter, deren wir ſchon gedacht haben, erklärte, ſobald ſie von der Ermordung ihrer Eltern hörte, den Wachtmeiſter Simmen laut und öffentlich für den Thäter, behauptete es auch, als ſie gerichtlich deswegen vernommen ward, und gründete ſich auf die vieljährige Feindſeligkeit deſſelben gegen ihren Vater, auf die letzte Verweigerung des von ihm bei ihrem Vater geſuchten Geldvorſchuſſes, und vornehmlich auf die vielfältigen Drohungen, deren Simmen ſich habe verlauten laſſen, ihren Vater aus Rache umzubringen.

Dieſes gab denn Anlaß zu weiterer Unterſuchung der Sache, und zuförderſt zur Inhaftirung des Wachtmeiſters, und unverſehens wurde er auf öffentlichem Markte, wo er Frucht handelte, eingezogen, wobei ſogleich die Veränderung der Farbe und ſtarkes Zittern ſein böſes Gewiſſen den Zuſchauern merklich verrathen haben ſoll.

Zugleich wurde aber auch zu einer Hausſuchung bei dem Arretirten geſchritten. Bei demſelben fand ſich ein blutiges Oberhemd, an dem die Flecken nur halb ausgewaſchen waren, ſo wie auch Beinkleider, an denen Blutflecken zu bemerken waren; ein Beweis, daß den Mörder damals ſeine Geiſtesgegenwart und ſein Scharfſinn größtentheils verlaſſen gehabt, da er nicht bedachte, daß ihn dieſe Anzeigen noch immer verrathen könnten.

Im erſten Verhör ſchien es anfangs, er werde ſich aufs Läugnen und auf ſeine Verſtellungskunſt verlaſſen. Bewegliche und überführende Vorſtellungen wollten lange nichts bei ihm verfangen, bis ihm, mit einem Feuer und ernſtlichen Anrede, von ſeinem, ſich hier vortreflich zeigenden, Richter, das blutige Hemd unter die Augen gehalten wurde.

Dieſes machte ihn beſtürzt, und, nun außer Faſſung, gab er gute Worte, ergriff die Hand des Richters, verſprach alles zu geſtehn, und that es auch wirklich, unterwarf ſich der Strafe, und bat nur um Beſchleunigung ſeines Proceſſes.

Nach dem Geſtändniß, und während der Erwartung, zu welcher Genugthuung die menſchliche Gerechtigkeit ihn verurtheilen werde, blieb er bei einem Betragen, das die Aufmerkſamkeit des Menſchenforſchers auf ſich zog.

Er behielt eine gewiſſe Freimüthigkeit im Anblick und im Reden, und ein freundliches Lächeln in der Mine, das manchen, die es nicht begreifen konnten, Leichtſinn und Frechheit ſchien.

Er blieb ſich insgemein gleich, mochte wohl eſſen, und hatte einen guten ruhigen Schlaf, ſo daß von denen, die ihn am genaueſten beobachten konnten, einſtmals einer ſagte, der Wachtmeiſter müſſe ein ſehr gutes Gewiſſen haben! ein Urtheil, das vermuthlich paradoxer klingt, als es gemeint war, vielleicht aber auch auf Spuren der Denkungsart des gemeinen Mannes führen möchte, wenn wir ihm nachgehen könnten.

Für Dummheit konnte man dieſes ruhige Weſen nicht halten, denn übrigens zeigten ſeine Reden und Erzählungen noch eben den guten Verſtand, der ihm Achtung erworben hatte.

Daß es Verſtellung geweſen, um ein heimliches Vorhaben, etwa der Flucht, oder Selbſtentleibung, zu verbergen, hat auch im geringſten keine Wahrſcheinlichkeit; man hat nie etwas bemerkt, daß auch nur auf eine entfernte Art darzu angelegt hätte ſcheinen können. Noch weniger konnte er ſich wohl mit der Hofnung täuſchen, das Leben zu erhalten.

Das einzige, was ihm bei ſeiner Erzählung weich machen und Thränen ablocken konnte, waren, lange Zeit, nur ſeine Frau und Kinder, und das oben gedachte vierjährige Schmidtſche Kind; für die erſten bat er viel; ſoll ihnen auch, was von Perſonen, ſo ihn in ſeinem Arreſt beſuchten, ihm etwa geſchenkt worden, alles geſchickt und kaum davon wenige Pfennige, zu einen Maaß Bier oder Trunk Brandtwein, für ſich behalten haben; das letzte, das Schmidtſche Kind, nannte er unſchuldig, wollte aber, wie man merken konnte, damals noch damit ſagen, daß ſeine Rache an deſſen Eltern nicht ſo ungerecht geweſen ſey.

Es brach aber ſeine Reue nicht in heftige Ausbrüche des innern Schmerzes, in Wehklagen und in Winſeln aus, ſondern zeigte ſich in einer etwas tiefſinnigern Niedergeſchlagenheit, in einer ſtillen Wehmuth, und mit unter durch das Herabfallen einiger Thränen.

Sein Vater, ein zwei und achtzigjähriger Greis, wurde vermocht, den Sohn noch einmal zu beſuchen, der von ihm Vergebung alles deſſen, worinn er etwa ſeine kindliche Pflicht aus den Augen geſetzt haben möchte, auch der letzten Kränkung durch ſein Verbrechen, wehmüthig ſuchte, und ſie unter guten Ermahnungen und Wünſchen vollkommen erhielt, auch dagegen den kummervollen Greis rührend bat, ſeines Endes wegen ſich zu beruhigen: da er verſichert ſey, daß er Vergebung und Gnade von Gott habe, und ihn bat, ſeiner Kinder ſich noch ferner anzunehmen, daß der Greis auch willigſt zuſagte, und der Sohn ihm hingegen verſprach, daß er auch ſeinen Kindern, deſſen Enkeln, beim Abſchied von ihm anbefehlen wolle, ihm in allen gehorſam und beiſtändig zu ſeyn.

Der nun beruhigte Alte war ſo froh, daß er ſich Kräfte wünſchte, dem beſten Fürſten ſich zu Füßen zu werfen, und ihm für die ſeinem Sohne erwieſene unverdiente Gnade danken zu können.

Zween Tage vor ſeinem Ende nahm der Unglückliche, in Gegenwart ſeines Beichtvaters, von ſeiner Frau und Kindern einen Abſchied, der nicht zärtlicher und rührender ſeyn konnte.

Die Worte floſſen ihm jetzt nicht, weil ſein Herz zu beklemmt war und zu viel litte; ſeine Frau aber, die zu wiederholtenmalen bezeugte, daß er ihr niemal etwas zu leide gethan habe, konnte ſich kaum von ihm losreiſſen, und ſein jüngſtes Kind nahm er auf den Schooß, und drückte es ſo weich an ſeine Bruſt, daß alle Anweſende mit ihm weinen mußten.

Von allen nahm er einzeln Abſchied, aber ſeine Minen redeten mehr, als ſein Mund.

Er verſicherte den Morgen darauf, daß er in dieſen Empfindungen zu väterlichen Vermahnungen unvermögend geweſen wäre, durch eine Tochter aber, die unterdeſſen wieder bei ihm geweſen, es nachzuholen geſucht habe.

Er hat auch an demſelben Abend, nachdem er ſich wieder gefaßt hatte, einen Knaben, ſeinen Pathen, der Abſchied zu nehmen kam, beweglich ermahnet, Gott vor Augen zu haben, und ſich vor Sünden zu hüten.

Aus Vorſorge für die Seinigen, denen etwa Mildthätigkeit dadurch erweckt werden könnte, verlangte er bei ſeiner Ausführung von ſeinem jüngſten Sohne begleitet zu werden, weil er aber ſelbſt empfand, daß ihn der Anblick leichtlich ſtören, und zu weich machen könnte, ſtund er davon ab; ſeinem Begehren aber geſchahe doch, auf eine ihm unmerkliche Art, Gnüge.

Auch diejenigen, mit denen er im Streit geweſen war, kamen, von ihm Abſchied zu nehmen, und freuten ſich nachher innigſt, ſich mit ihm ausgeſöhnt und ihn in der guten Gemüthsfaſſung gefunden zu haben, bewieſen auch, daß es ihnen anliege, in den Stücken, die ſie ſelbſt angingen, den nachtheiligen Vermuthungen und Urtheilen von Simmen zu ſteuren.

Bei einem ſolchen Beſuch entfuhren ihm ein paar Worte, die ein Vorwurf zu ſeyn, und einen noch feſtſitzenden Groll zu entdecken ſchienen.

Er bat aber ſelbſt den andern Morgen um Verzeihung dieſes Ausdrucks, und bezeugte, daß damals noch eben, denn es war gleich nach dem Abſchied

ſchied von den Seinigen, ſein Herz zu voll von Empfindung, dennoch aber nicht voll Grolls, auch ſeine Worte nicht ſo gemeynt geweſen ſeyen, als ſie hätten erklärt werden können.

Bei der erſten Bekanntmachung ſeines ſchärferen Urtheils veränderte er ſich wenig, bei deſſen Beſtätigung aber gerieth er etwas mehr in Bewegung, und bat mit einigen Thränen, doch beſcheiden und gefaßt, um die ihm auch verſtattete Erlaubniß, um Milderung ſeiner Todesart nochmals nachzuſuchen.

Nach der Rückkunft in ſeine Haft fiel er, wehmüthiger als ſonſt, auf ſeine Knie, und ſagte, als ihm zugeſprochen ward: Es ſey doch ganz etwas anders **So** zu ſterben; ein **So**, das ſein Gefühl von allem entdeckte, was die Urſach und die Art ſeines Todes beugendes für ihn haben mußte.

Das Schimpfliche der letztern machte ein großes davon aus, und vielleicht war es ihm gewiſſermaßen ſchwerer als das Sterben ſelbſt; es kränkte ihn beſonders die Schande dabei, die er auf die Seinigen zu laden fürchtete.

Wenn auch in einem Geſang das **Sterbebette** vorkam, ſo ward immer ſeine Bewegung merklich, und bei den Worten: **der Leib hab in der Erd ſeine Ruh**, entfuhr ihm die Wehklage: **Und der meinige nicht!**

Doch auch dieſen Schauder hatte er überwunden, als er den traurigſten Anblick in den Augen hatte, und doch noch zu den Zuſchauern ſeines Todes reden konnte.

Bei der Bekanntmachung der ihm angediehenen Milderung, brachen ſeine Dankbarkeit und Freude in Minen, Worten und Gebehrden auf das lebhafteſte aus; er bezeugte, daß er ſo viel Gnade nicht gehoft hätte, und nun gerne ſterben wollte.

Die Bekanntmachung des Todestages ſelbſt, hat er mit dem geſetzteſten Weſen und einer Art von Zufriedenheit angenommen, auch dabei nochmal mit Thränen für die gnädige Milderung gedanket.

Während der Zeit, da er nun ein verurtheiltes Opfer der Gerechtigkeit war, blieb ſeine Bereitung darzu ſein ganzes Geſchäfte; wie er aber auch in dieſer Zeit in härtern Banden gehalten wurde, ſo behielt er ebenfalls die größte Gelaſſenheit und Geduld, auch ſeine lächelnde Mine, und in der Wehmuth ſelbſt eine große Heiterkeit.

Alles zeigte von Schuldgefühl und Demüthigung, aber auch von Vertrauen und Muth.

Er verfehlte nicht, denen die ihm Liebe erwieſen hatten, ſeine Dankbarkeit und zwar mit merklicher Empfindung der Stärke ihres Wohlmeinens, und der Größe ihrer Verdienſte um ihn, zu bezeigen.

Er erfüllte bei ſeinem langen beſchwerlichen Todesgang, was er mit Gotteshülfe von demſelben verſprochen hatte, ging ihn getroſt, aber nicht frech. Er ließ ſich weder durch die viele Tauſende, deren Augen auf ihn gerichtet waren, noch auf dem Richtplatze durch die erblickten Anſtalten zu ſeinem Tode und zu ſeiner Schande ſtören.

Auf dem Richtplatz ſelbſt blieb er ſich vollkommen gleich, ungeachtet der Anblick den Zuſchauern ſelbſt ſchauderhaft war, bedankte ſich bei ſeinem ihm aufſtoßenden Defenſor, und denen, die ihn auf ſeinem Todesgang mit ihrem Zuſpruch begleitet hatten, insgeſammt einzeln und mit vieler Rührung, bezeigte, daß er geneigt ſei, von den Zuſchauern Abſchied zu nehmen, nahm ihn auch mit geſetzten Weſen und feſter Stimme, zwar kurz, aber ſo, daß nichts, was zweckmäßig war, vergeſſen war; Bekenntniß, Abbitte, Vermahnungen, Fürbitte für die Seinigen und Wünſche zu Gott für aller Wohlfarth, war ihr Inhalt.

Er kniete nochmals nieder, bezeugte die Beharrlichkeit ſeiner Reue und Glaubens, und ließ ſich mit heitrer Mine einſegnen, betete inbrünſtig, ſorgte noch beim Auskleiden für ſeine Kinder, half dabei denen, unter deren Hand er ſterben ſollte, ließ ſich von ihnen zurecht weiſen, und mitten im Gebet floß ſein Blut und büßete ſein Verbrechen.

Er ſtarb alſo, zwar den Tod eines Miſſethäters, und der andern eine Warnung bleiben ſollte, aber er ſtarb ihn getroſt und muthig.

Sein Tod müſſe jeden mit ihm ausſöhnen, und ſein letztes Wohlverhalten ſeine Verbrechen bedecken!

IV.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

(Fortſetzung von p. 126. des 2ten B. 1tes St.)

Wollen wir uns nun das völlig Vergangne nicht einzeln und gleichſam abgeſchnitten, ſondern im Zuſammenhange mit etwas darauf folgendem denken, das auch ſchon vergangen iſt, ſo müſſen wir ſogar die Mittelbegriffe von **ſeyn** und **haben** in die Vergangenheit zurückſchieben, und ſagen, **ich hatte geliebt,** und **ich war gegangen.**

Auf die Art machen wir die dunkelſte Perſpective in unſrer Seele, indem wir die völlige Vergangenheit ſelbſt noch hinter eine andere Vergangenheit zurückſchieben. Die Zukunft können wir uns ebenfalls nicht unmittelbar Denken, ſondern müſſen ſie uns erſt **mittelbar** durch den Begriff des **Werdens** oder allmäligen Entſtehens, vorſtellen, indem wir z. B. ſagen, **ich werde rufen, ich werde gehen.**

Das **Werden** oder **Entſtehen** dieſer Handlungen, indem ſich meine Gedanken jetzt dazu entſchließen, denke ich mir als **wirklich** und **gegenwärtig,** die Handlungen ſelbſt aber kann ich mir unmöglich als wirklich denken, daher drücke ich ihnen auch nicht das Gepräge der Wirklichkeit auf, und ſage nicht, du wirſt rufeſt, ſondern, **du wirſt rufen,** u. ſ. w.

Iſt aber auch dieß Entſtehen der Handlung noch nicht einmal wirklich, ſo bezeichne ich dieſe Ungewißheit durch einen halben, ſchwankenden Ton, und ſage anſtatt, **ich werde rufen, ich würde rufen**, u. ſ. w. —

Wenn wir nun blos ſagen, **ich werde rufen**, ſo rufen wir oder handeln wir noch nicht wirklich, ſondern ſo lange die Handlung noch in uns entſteht, verhalten wir uns gleichſam **unthätig**.

Daher kömmt es nun, daß wir uns durch den Mittelbegriff von **werden** auch das **unthätige** Verhältniß denken, worinn wir uns befinden, wenn wir nicht ſelbſt handeln, ſondern die Handlung eines andern auf uns übergeht, und daß wir alſo z. B. ſagen, **ich werde geliebt, ich werde gerufen**.

Daß aber in dieſen Falle die **übergegangne** Handlung durch die Silbe **ge** bezeichnet wird, erklärt ſich ſehr natürlich daraus, daß man ſich, ſo wie bei der vergangnen Zeit, die Handlung ſchon wie **vollſtändig** oder gewiſſermaßen wie **vollendet** denken kann, ſobald ſie auf ihren Gegenſtand ſchon wirklich **übergegangen** iſt.

Weil aber das **Werden** etwas iſt, was nicht von mir **ausgeht**, ſondern gleichſam **in** mir ſelber bleibt, ſo kann ich auch nicht ſagen, **ich habe geworden**, ſondern, **ich bin geworden**: allein man ſagt demohngeachtet, vielleicht des Wohlklangs wegen, nicht, **ich bin geliebt geworden**, ſondern, **ich bin geliebt worden**.

Bei alle den Verbis, die auf die Art etwas anzeigen, daß mehr **in** uns bleibt, als von uns **ausgeht**, ſo daß wir uns mehr **leidend** als thätig verhalten, wird das **völlig Vergangne** nicht durch **haben** ſondern durch **ſeyn** bezeichnet, daher ſagen wir **ich bin begegnet, ich bin gefallen, ich bin geſtürzt**, weil alle dieſe Verba etwas bezeichnen das von uns unabhängig iſt, und wobei wir uns mehr **leidend** als **thätig** verhalten.

Demohngeachtet aber ſagen wir, **es hat mich gefreuet, es hat mir geahndet**, u. ſ. w. weil wir uns bei den unperſönlichen Verbis zwar ſelbſt wie **leidend** verhalten, aber dasjenige, was auf uns wirkt, ſich gewiſſermaßen **thätig** gegen uns verhält.

Wir ſagen ſogar, **ich habe gelitten, ich habe geruhet, ich habe geſchlafen**, obgleich alles dieſes eigentlich keine Handlungen ſind, die von uns ausgehen, allein wir denken ſie uns doch einmal, als von uns abhängig, ob wir leiden, ruhen, oder ſchlafen **wollen** oder nicht, kurz, wir denken uns gewiſſermaßen **thätig**.

Bei den **Verändrungen des Orts** aber, als **gehen, laufen, kommen**, ſcheinen wir uns am wenigſten **thätig** zu denken, weil die Bewegung unſern Körper gleichſam fortzieht, und derſelbe ſich alſo nur **leidend** verhält, darum ſagen wir, **ich bin gegangen, gelaufen, gekommen**, u. ſ. w.

deswegen iſt auch nur ein kleiner Unterſchied dazwiſchen, wenn wir ſagen, **ich bin gefahren**, und, **ich bin gefahren worden.**

Pronomina in pſychologiſcher Rückſicht.

Selbſt unter denjenigen Wörtern, die etwas für ſich beſtehendes in der Natur anzeigen, als **Baum**, **Bach**, u. ſ. w. Denken wir uns doch keine **einzelne** für ſich beſtehende Sache, ſondern faſſen z. B. unter **Baum**, alles, was in der Welt **Baum** heißt, zuſammen; wenn wir nicht durch eines von den kleinen Wörtern **der**, **die** oder **das**, ein einzelnes Ding, aus der Menge aller übrigen herausheben, um es uns, nicht nur in unſrer Vorſtellung, ſondern auch außer uns, als wirklich vorzuſtellen, indem wir z. B. ſagen, **der Baum, welcher da ſteht, das Waſſer, welches dort fließt, die Wieſe, die hier vor mir liegt.**

Durch die kleinen Wörter, **der**, **die** oder **das**, denken wir uns alſo eine Sache, von der wir reden, aus unſrer Vorſtellung heraus, ſo daß wir ſie uns nicht nur in unſern Gedanken, ſondern auch **außer uns**, als wirklich für ſich beſtehend, vorſtellen.

Wollen wir aber von einer Sache bloß als von einer Vorſtellung **in uns** reden, ſo ſetzen wir vor das Hauptwort ſtatt **der, die** oder **das**, nur das

Wörtchen **ein**; ſagen wir alſo z. B. **ich ſehe einen Baum**, ſo reden wir von den Baume nur, in ſo fern er in unſrer Vorſtellung da ſteht; fahren wir aber fort, **der Baum iſt grün**, ſo denken wir ihn aus unſrer Vorſtellung heraus, indem wir ihm, außer uns, ein wirkliches Daſeyn beilegen; ſagten wir aber, **ein Baum iſt grün**, ſo würden wir wiederum nur von einem Baume in unſrer Vorſtellung reden.

Durch das Wörtchen **ein** heben wir alſo unter allen Bäumen **in unſrer Vorſtellung**, und durch das Wörtchen **der** unter allen **wirklichen** Bäumen, einen einzigen heraus, worauf wir unſre Aufmerkſamkeit insbeſondre heften.

Welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen, wenn ich ſage:

dieſer Baum — **du** Baum — **dein** Wipfel. — und **welcher** (nehmlich) Baum.

Durch **dieſer** beſtimme ich den **Standort** des Baums, indem ich gleichſam mit dem Finger auf denſelben zeige: durch **du** lege ich ihm gleichſam eine **Perſönlichkeit** bei, indem ich ihn, als ein vernünftiges Weſen, anrede; durch **dein** wird die beigelegte **Perſönlichkeit** fortgeſetzt oder erhalten, ob man gleich nur von demjenigen redet, was zu dem Baume gehöret, oder was derſelbe beſitzt; durch **welcher**, wenn ich z. B. ſage, **der Baum, welchen ich ſehe, iſt grün**, führe ich die Handlung meines Sehens auf eben den Baum zurück, von welchem ich ſage, daß er grün iſt, ſonſt müßte ich mich ſo ausdrücken, **ich ſehe einen Baum, und der Baum iſt grün**; wir ziehen alſo durch **welcher** einen Satz gleichſam in den andern hinein.

Man ſiehet leicht, daß **dieſer** nur eine Erhöhung oder Verſtärkung des Artikels **der** iſt, welcher auch oft anſtatt deſſelben geſetzt wird, wo man aber im Reden einen ſtärkern Ton darauf legt, indem man z. B. auf jemanden zeigt, und ſagt, **der Mann da**! So wie ich nun durch **dieſer, dieſe** oder **dieſes** das Nähere anzeige, ſo deute ich durch **jener, jene** oder **jenes** das Entferntere an.

Was nun aber das Wort **du** anbetrift, ſo wird uns daſſelbe auf einige wichtige Bemerkungen in Anſehung der Sprache leiten. Durch **du** legten wir nehmlich dem Baume eine Perſönlichkeit bei, oder wir betrachteten ihn gleichſam, als ob er ein Menſch wäre: eben das würden wir auch durch das Wort **ich** thun, wenn wir ihn redend einführten; und durch **er**, wenn wir von ihm, als von einer abweſenden Perſon ſprächen.

Daß aber auch das **er** den Baum als eine Perſon bezeichnet, ſehen wir daraus, weil man eine abweſende Perſon, wenn ſie männlichen Geſchlechts, mit **er**, und wenn ſie weiblichen Geſchlechts iſt mit **ſie** benennet, indem man z. B. ſagt, **er kömmt, ſie kömmt.**

Indem man alſo von dem Baume ſagt, **er iſt grün**, ſo redet man von ihm, als von einer Perſon männlichen Geſchlechts, und indem man von der Roſe ſagt, **ſie blühet**, ſo redet man von ihr, als von einer Perſon weiblichen Geſchlechts.

So drückt der Menſch auch in dieſer Abſicht der lebloſen Natur ſein Gepräge auf.

Alles lebloſe, was man ſich als **ſtark, groß, wirkſam**, oder auch wohl als **ſchrecklich** denkt, wird, wenn man ihm eine Perſönlichkeit beilegt, mit dem männlichen Geſchlechte verglichen; alles aber, was man ſich als **ſanft, leidend** oder **angenehm** denkt, vergleicht man in dem Falle, daß man ihm Perſönlichkeit zuſchreibt, mit dem weiblichen Geſchlechte, daher kömmt es nun, daß wir z. B. ſagen:

der Baum,	die Blume,
der Wald,	die Wieſe,
der Zorn,	die Sanftmuth,
der Haß,	die Liebe.

Wo denn auch der härtere, männlichere Artikel **der** in das ſanftere **die** hinüberſchmilzt.

So ſcheinet die Sprache auch alles lebloſe in der Welt zu paaren; indem ſie zu etwas Größern oder Stärkern immer etwas Aehnliches aufzufinden weiß, das nur kleiner oder ſchwächer, aber ſchöner und angenehmer iſt.

Was man aber in der Natur nicht ſo wichtig oder nicht ſchicklich fand, ihm das menſchliche Gepräge aufzudrücken, bezeichnete man, wenn man davon ſprach, weder durch **er** noch durch **ſie**, ſondern durch **es**, und ſchloß es auf die Art gewiſſermaßen von der Perſönlichkeit aus, indem man es unter die **Sachen** rechnete.

Ja ſogar, wenn man von Menſchen mit dem Begriffe von ihrer Kleinheit redet, zählet man ſie eine Zeitlang unter die **Sachen**, als wenn man z. B. ſagt, **das Kind, das Männchen.**

Wir ſehen, wie ſich hier wiederum der Artikel nach der Vorſtellungsart bequemet, und ſowohl das männliche **r** als das weibliche **ie**, mit dem unbeſtimmten ſ vertauſcht.

Wenn wir folgende Wörter untereinanderſetzen, ſo werden wir ſehen wie die erſtern gleichſam den Keim zu den folgenden enthalten:

Mann,	**Weib,**	**Sache,**
der,	die,	das,
dieſer,	dieſe,	dieſes,
er,	ſie,	es,
welcher,	welche,	welches.

Durch die erſten drei Wörter **der, die, das, denken** wir etwas erſt aus unſrer Vorſtellung **heraus**; durch die andern **denkt** man es **an einen gewiſſen Ort hin**; durch die folgenden **er, ſie, es,** benennen wir nun dasjenige, was wir uns ſchon einmal **aus** unſrer Vorſtellung **heraus**, und **an** einen **Ort hin gedacht haben.**

Wir laſſen daher bei **er**, **ſie** und **es** das beſtimmende **d** weg, wodurch eigentlich das wirkliche Daſeyn außer unſrer Vorſtellung angezeigt werden ſoll, weil dieſes ſchon einmal vorausgeſetzt ward; durch die letztern **welcher**, **welche**, **welches**, benennen wir ebenfalls etwas, das wir uns ſchon außer unſrer Vorſtellung als wirklich gedacht haben, mit dem Nebenbegriffe irgend einer **Beſchaffenheit**, welche durch das vorgeſetzte **welch** bezeichnet wird.

So wie das **d** die **Wirklichkeit** desjenigen, was wir uns vorſtellen, anzeigt, ſo zeigt das **w** die **Art der Wirklichkeit** oder die **Beſchaffenheit** desjenigen an, was wir uns ſchon als wirklich vorgeſtellet haben.

Wenn man folgende beide Ausdrücke nebeneinanderſtellt:

der Baum, welcher da ſteht, iſt grün; und
der Baum, (er ſteht da) iſt grün,

ſo wird man den Unterſchied zwiſchen denſelben leicht bemerken, und ſich zugleich die wahre Natur des Worts **welcher** daraus erklären können.

In dem erſten Ausdruck, denken wir uns das **da ſtehen** des Baumes, den wir durch **er** bezeichnen, vermittelſt der vorgeſetzten Silbe **welch**, als eine **Beſchaffenheit**, in denſelben hinein, und verwandeln auf die Weiſe **zwei** Sätze in einen: der andre Ausdruck wird immer in zwei Sätze zerfallen, wir mögen es machen, wie wir wollen, weil die Silbe **welch** darinn fehlt.

Weil wir uns nun bei unſern Fragen gemeiniglich nach den **Beſchaffenheiten** der Dinge erkundigen, ſo fangen ſie ſich auch gemeiniglich mit **w** an: als wenn wir fragen, **wer iſt da?** ſo ſetzen wir durch das **er** ſchon das Daſeyn einer Perſon voraus, aber durch das vorgeſetzte **w** drücken wir unſer Verlangen aus, etwas von der **Beſchaffenheit** der Perſon zu erfahren, welche nun wirklich da iſt.

Wir können uns alſo hieraus erklären, warum die Wörter **welcher, welche, welches,** auch als **Fragewörter** gebraucht werden, zu denen wir noch die Wörter **wer** oder **was** rechnen müſſen; wovon das erſte von Perſonen beiderlei Geſchlechts; das letztere aber nur von Sachen gebraucht wird.

Er, ſie, es, ſind alſo allgemeine Benennungen desjenigen, wovon ich rede; denn alles in der Welt kann ich **er, ſie** oder **es** nennen. Setze ich nun vor jedes dieſer Wörter ein **d**, als in **der, die, das,** oder in **dieſer, dieſe, dieſes,** ſo trage ich den Begriff der **Wirklichkeit** in meine Vorſtellung; ſetze ich aber ein **w** davor, als in **welcher, welche, welches,** und in **wer** oder **was,** ſo trage ich den Begriff einer **Beſchaffenheit** hinein.

Durch die Frage **wer?** kann man nun die wirkliche Perſönlichkeit von der figürlich beigelegten ſehr gut unterſcheiden: denn ob ich gleich dem Baume eine Art von Perſönlichkeit beilege, indem ich **er,** (**der Baum,**) **dieſer Baum,** und **welcher Baum,** ſage, ſo kann ich doch nicht fragen, **wer**

ſteht da? ſondern ich muß fragen, **was ſteht da?** Wenn ich von etwas in der mehrern Zahl rede, ſo verliert ſich der Unterſchied zwiſchen **Mann, Weib** und **Sache**, in dem Begriffe von der **Mehrheit**, und wird nicht beſonders mehr bezeichnet. Wir wollen nun noch nebeneinander ſtellen:

ich	du	er	ihr
mein	dein	ſein	euer
mich	dich	ſich	euch.

Wir wiſſen nun, in wie ferne **mein, dein, ſein** und **euer** von **ich, du, er** und **ihr** unterſchieden ſind: dieſe letztern nehmlich zeigen bloß die Perſon an und für ſich ſelber an; vermittelſt der erſtern aber halten wir den Begriff von der Perſon feſt, und richten doch zugleich unſre Aufmerkſamkeit auf dasjenige, was der Perſon auf irgend eine Weiſe zu kömmt, ohne ſelbſt dieſe Perſon zu ſein: wir können dadurch den Begriff von der Perſon unendlich erweitern, und alles gleichſam mit in den Kreis ihres Daſeyns hineinziehen.

So kann ich durch das **m**, vor den unbeſtimmten Artikel **ein** geſetzt, alles was ich will, obgleich nur in meiner Vorſtellung, in den Kreis meines Daſeyns hineinziehen, indem ich z. B. ſage, **mein Haus, mein Garten**, u. ſ. w. ſchließe ich nun aber alles andre aus, und ſage bloß **mein Ich**, ſo bekomme ich dadurch den deutlichſten Begriff von mir ſelber, indem ich mich nun, als etwas; das **außer mir** iſt, betrachte, oder mich gleichſam aus meiner eignen Vorſtellung **herausdenke; mein ich** aber wird in **mich** zuſammengezogen.

Auf die Weiſe gelangen wir erſt durch den Mittelbegriff von **mein** zu dem Begriffe von **mich**, welcher uns nun im Denken ſehr zu ſtatten kömmt, ſo daß wir über uns ſelbſt Betrachtungen anſtellen können, indem wir uns gleichſam von uns ſelber abſondern. Wenn wir alſo z. B. ſagen, **ich kenne mich, du kenneſt dich, er kennet ſich, ihr kennet euch**, ſo iſt das eben ſo viel, als wenn wir ſagten: **ich kenne mein ich, du kenneſt dein ich, er kennet ſein ich, ihr kennet euer ich.**

Wir tragen den Begriff von ich ſelbſt auf dasjenige, was außer uns iſt, hinüber, wenn wir uns die völlige Perſönlichkeit deſſelben denken wollen, indem wir z. B. ſagen: **ich ſehe dich**, welches ſo viel heißt, als: **ich ſehe ein Ich, oder ein Weſen, das Selbſtbewußtſeyn und Perſönlichkeit hat, aber es iſt nicht mein Ich, ſondern das Ich deſſen, den ich anrede.**

So wie wir nun Wörter haben, die Perſon auf das allerbeſtimmteſte zu bezeichnen, ſo haben wir wieder andre, wodurch die Perſon, von der man redet, auf das allerſchwankendſte bezeichnet wird.

So ſagen wir, **da iſt jemand**, ohne einen Unterſchied zwiſchen Mann und Weib zu machen: ferner, **man glaubt** ohne auf die Anzahl oder das Geſchlecht der Perſon zu ſehn, die da glauben; und

es donnert, ohne zu beſtimmen, ob es eine Perſon oder Sache iſt, die das Donnern hervorbringt. In folgender Tabelle ſieht man die Wörter, von denen wir jetzt geredet haben, nebeneinander.

Ich,	Du,		Er,		Sie,	Es,
mein	dein	ſein				
mich	dich	ſich(ihn)		ihr		
mir	dir	ſich(ihm)		ſich		
wir	ihr	ſie				
unſer	euer	ihr				
uns	euch	ihnen				
			der		die	das
			dieſer		dieſe	dieſes
			welcher		welche	welches
				wer?	was?	
					jemand	
					man	
					es.	

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere.

Der kleine **, ein Knabe, oder vielmehr ein Kind von etwa acht Jahren hat ungemein viel Drolligtes und Unſchuldiges an ſich. In ſeiner Mine herrſcht außerdem noch etwas Ernſthaftes, welches ſich immer mehr und mehr zu entwickeln ſcheint, und mehr Fähigkeiten und Nachdenken verſpricht, als ich anfangs, vor einem halben Jahre, vermuthete. Er hat außerordentlich viel Ehrbegierde. Uber einen ſeiner Mitſchüler zu kommen, das macht ihn ungemein vergnügt, und ſein freudiges Lächeln hat dann etwas Anziehendes, etwas Gefälliges an ſich.

Will ihm einer ſeiner Mitſchüler den folgenden Tag ſeinen Platz ſtreitig machen: ſo bezeigt er ſeinen Eifer dagegen durch große Geſprächigkeit, wodurch er ſeine Sache ins Licht ſetzen will. Wird man überzeugt: ſo lächelt er, ſo freut er ſich: will man aber nicht überzeugt werden, ſo verdoppelt ſich ſein Ernſt; er arbeitet dann mit beiden Händen um ſich her, faßt ſich in die Haare, gleichſam als ob er ſagen wollte: was ſoll ich nun wohl anfangen?

Sehr oft giebt es dergleichen Streitigkeiten mit ihm, und ich habe noch nicht gefunden, daß er Unrecht gehabt hätte. Auch kömmt er dann zu mir, und frägt: ob er nicht den und den Platz habe, und voll Zutrauen, daß ich ihm beiſtehn werde, ſetzt er hinzu: daß man ihn da nicht wolle ſitzen laſſen, und er ſey doch bei der und der Gelegenheit heraufgekommen.

Einmal bat er einen andern Lehrer, wenn er wieder etwas fragen würde, ihm doch die rechte Antwort darauf vorher zu ſagen, damit er heraufkommen möchte. Und das dünkte ihn ſehr etwas Wichtiges und Ernſthaftes zu ſeyn.

Als ich einmal eine kleine Geſchichte erzählt hatte, wie ein Reicher von ſeinem Gelde dem Armen geben und ihm dadurch ſeine Noth erleichtern könnte, und ich ihn nun fragte: was ein Reicher mit ſeinem Gelde thun könnte: ſo bekam ich zweimal hintereinander die Antwort: er kann ſich Frühſtück, Brod und Kleider, und endlich Roſinen kaufen; und gleichwohl verrieth er bei einer andern Gelegenheit wirklich mehr Mitleid und Gutmüthigkeit.

Ich las eine andre kleine Geſchichte: wie eine Schweſter, die von ihrem Bruder war geſchlagen worden, ihn doch nicht wieder ſchlagen wollte, als der reuige Bruder es ihr erlaubte und verdient zu haben vorgab. Ich fragte: wer es wohl wie dieſes kleine Mädchen machen würde. „Ich!“ fing er an, und außer ihm noch ein Kleiner von ſeinem

Alter, dem ich es ebenfalls zutrauen würde. Allein ich glaubte doch: er hätte mich nicht recht verſtanden, und fragte noch einmal: da wiederholte er dann die ganze Geſchichte recht deutlich, und behauptete: er würde ſich lieber noch einmal ſchlagen laſſen, als daß er ſeinen kleinen Bruder ſchlagen würde.

Auf der Straße hält er ſich, wenn er irgend kann, zu mir, und ſagt mir dann mit großer Zutraulichkeit: daß er zu Hauſe recht fleißig wäre.

Ich werde meine Beobachtungen über ihn fortſetzen; denn im Ganzen iſt freilich Anlage da; aber ſie iſt noch zu wenig entwickelt und zu wenig ſichtbar, als daß man mit einiger Sicherheit mehr ſchließen könnte, als: er kann ein geſchickter, gutmüthiger Menſch werden.

* * von zwölf bis dreizehn Jahren hat für ſein Alter ſo viel Sonderbares, daß er ſich vor vielen dadurch auszeichnet. In ſeinen Minen herrſcht eine gewiſſe Einfalt, die aber ſchon vermuthen läßt, daß ſie nicht das herrſchende ſeines jetzigen Karakters allein ausmacht. Und ſo iſt es auch.

Seine Einfalt iſt mit dem auffallendſten Eigenſinn und Eigendünkel verknüpft. Er iſt dabei immer geſchäftig, immer unruhig. Es fehlt ihm durchaus alles Gefällige, wodurch er ſich bei ſeinen Mitſchülern beliebt machen könnte. Entweder ſitzt er vor ſich, und beſchäftigt ſich, ſo viel es angeht,

geht, mit Nebendingen, ſchreibt oder zeichnet, oder lieſet, wenn er nichts davon thun ſoll; oder er ſieht auf Andre, und bemerkt, was ſie thun.

Es darf ihn nur einer berühren: ſo macht er ein ſo großes Aufſehn davon, als ob man ihm, wer weiß was zu Leide gethan hätte; und er weiß es ſo wichtig und ſo wahrſcheinlich zu machen, daß man ihn kennen muß, um gewöhnlicher Weiſe ſeinen Klagen keinen Glauben beizumeſſen. Er iſt dabei ſo redſelig, daß man ihn oft mit Mühe nur zum Stillſchweigen bringen kann.

Eben ſo heftig entſchuldigt er alle Fehler, die man von ihm vorbringt. „Ich habe nichts gethan — es iſt der geweſen — der läßt mich nicht zufrieden!“ Das ſind ihm ſo gewöhnliche Ausdrücke, daß ſie immer abwechſelnd wohl zehnmal hintereinander von ihm gebraucht werden. Dabei iſt ſein Blick trübe, ſchüchtern, und verräth viel Tücke, die er denn auch, ſobald er Gelegenheit oder mehr Freiheit hat, dadurch ausübt, daß er um ſich ſchlägt, ſchimpft, und die gemeinſten Reden ausſtößt. Er iſt unordentlich in hohem Grade. Bald weiß er nicht, wo er ſein Buch, bald nicht, wo er etwas von ſeinen Sachen gelaſſen hat. Und dann iſt ſein Suchen mit ſo großer Heftigkeit und Unruhe verbunden, daß man ihn wirklich nicht gleichgültig beobachten kann.

Er läuft gradezu, es mag ihm begegnen wer da will, ſieht ſich zuweilen wild um, arbeitet mit ſeinen Händen, redet dabei mit der größten Aengſtlichkeit, und nennt die Sachen, die er ſucht, auch wenn keiner um ihn iſt, dem ers etwa ſagen könnte.

So läuft er auf und ab, und wohl zehnmal an denſelben Ort, wo er ſchon geſucht hat. Sein Blick, wenn ers gefunden, iſt derſelbe, ob er gleich nun die größte Freude anzeigen ſoll. Denn nun läuft er eben ſo hurtig und für Freude taumelnd hin und her, und ſagt es laut, daß er das Verlohrne wieder gefunden habe.

Seine Fähigkeiten ſind unbedeutend und er wird es niemals weit in einer Sache bringen.

Aber ein unglückliches, ſich ſelbſt läſtiges Geſchöpf ſcheint er zu werden, wenn nicht eine große Verwandlung mit ihm geſchieht, wozu in der That faſt keine Hofnung iſt.

Seine Unruhe wird ihn in Streitigkeiten mit ſeinen Mitmenſchen verwickeln; ſeine Zankſucht wird ihm Feinde verurſachen, und in ſeinem Herzen wird er kein Mittel finden, ſich irgend eine von den menſchlichen Wiederwärtigkeiten zu verſüßen.

Seidel.

Zur
Seelenheilkunde.

Die Generalſtaaten laſſen keine Verbrecher **transportiren**. Die Männer werden zum Arbeiten in die Raſpelhäuſer, die Weiber aber in die Spinnhäuſer geſchickt; nach dieſem allgemein anerkannten Grundſätze: **Macht ſie nur arbeitſam**, und ſie werden **gut** und **rechtſchaffen** ſeyn.

Das Raſpeln des Campecheholzes, welches vormals die Hauptarbeit der Delinquenten männlichen Geſchlechts war, geſchiehet jetzt an vielen Orten weit wohlfeiler auf Mühlen. Und da die Holländer Wollenmanufakturen einträglicher fanden, ſo haben ſie ſeit den letztern zwölf Jahren mehrere dergleichen in ihren Zuchthäuſern angelegt. In einigen unterhält die Arbeit nicht nur die Gefangnen, ſondern ſie haben ſogar noch einige Nebenſtunden, in denen ſie ſich etwas zu einem bequemern Leben im Gefängniß, oder zu ihren künftigen Vortheil, verdienen können.

Für ihren Unterricht in der Tugend und Religion, und für die Verbeſſerung ihrer Sitten, zu ihrem eignen und des Staats Beſten, wird die äuſſerſte Sorge getragen. Der **Caplan**, (und ein ſolcher iſt bei jedem Zuchthauſe,) verſieht nicht nur den öffentlichen Gottesdienſt, ſondern giebt den

Gefangnen auch Privatunterricht, katecheſirt wöchentlich u. ſ. w. und ich weiß zuverläßig, daß viele als **mäßige und rechtſchafne Leute das Zuchthauß verlaſſen.** Einige zogen ſogar ihre bisherige Wohnung der Freiheit vor, blieben und arbeiteten in demſelben auch noch nach ihrer Loslaſſung.

Die Delinquenten werden, nach Verſchiedenheit ihrer Verbrechen, auf ſieben, zehn, funfzehn, zwanzig und mehrere Jahre in dieſe Zuchthäuſer verurtheilt, um aber Verzweiflung zu verhüten, ſelten auf Zeitlebens.

Als eine Aufmunterung zur ordentlichen Aufführung und zum Fleiß, werden die, ſo ſich in dieſen beiden Stücken vorzüglich auszeichnen, noch vor dem Ablauf ihrer Zeit losgelaſſen.

Ein Gefangner, der eine verabredete Entwiſchung anzeigt, wird in dieſem Stück ſehr begünſtigt. Seine Zeit wird ſehr beträchtlich abgekürzt.

Einem Engländer, von Profeßion ein Schuſter, welcher mehrere Jahre hindurch im Raſpelhauſe zu Amſterdam als Gefangner geſeſſen hatte, ſoll erlaubt worden ſein, ſein eigenes Handwerk im Zuchthauſe zu treiben. Dadurch, daß er beſtändig geſchäftig und in Arbeit erhalten wurde, ſoll er endlich ganz von denjenigen Laſtern zurückgekommen und geheilet ſeyn, die ihn vorher ins Gefängniß gebracht hatten.

Er ſoll bei ſeiner Entlaſſung einen ſo beträchtlichen Ueberſchuß ſeines Verdienſtes ausbezahlt empfangen haben, daß er dadurch in den Stand geſetzt wurde, ſich nachher in London niederzulaſſen, woſelbſt er ſehr gut gelebt, und gewöhnlich bei Tiſche **„auf die Geſundheit ſeines würdigen Zuchtmeiſters im Raſpelhauſe“** getrunken haben ſoll.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Sonderbare Aeußerungen des Wahnwitzes, in einem Briefe aus Rußland an **Herrn Buchhändler W**** in **Berlin**. 1.
2. Sonderbare Würkung einer überſpannten Einbildungskraft, aus einem Briefe des **Herrn C. F. S** Prediger** zu **Kunzendorf** bei **Polkwitz**. 14.
3. Eine fürchterliche Art von Ahndungsvermögen, aus einem Briefe von **Herrn Liphardt** aus **Stettin**. 16.

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber den Mangel unſrer Jugenderinnerungen vom **Herrn C. F. Pockels, Prinzenlehrer** in **Braunſchweig**. 18.
2. Fortſetzung aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte, v. d. H. 22.

3. Zum

Seite
3. Zum 1ſten B. 2tes St. No. 8. S. 100. des Magazins. Willensfreiheit. 36.
4. Einwirkung ſinnlicher Gegenſtände auf die Gedanken vom Herrn J. G. Bötticher, Lehrer beim Grafen von Lehndorf zu Steinort bei Raſtenburg in Preuſſen. 38.
5. Merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von ſeiner verübten Mordthat. 40.
6. Gutachten über das vorhergehende Bekenntniß vom Herrn Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag. 50.
7. Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinicke an den Abbé L'Epee. 66.
8. Auszug aus der Antwort des Herrn Abbé L'Epee auf den Brief des Herrn Direktor Heinicke. 73.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beobachtungen über Herrn Ch. während einer ſonderbaren Krankheit, von Herrn Hofrath und Profeſſor Feder, zu Göttingen. 83.
2. Beobachtungen über Ahndungsvermögen, von Herrn Zimmermann, Königl. Cammer Calculator zu Breslau. 99.
3. Beſchluß von Simmens Geſchichte. 101.
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 111.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere von Herrn Seidel, Lehrer am grauen Kloſter in Berlin. 124.
Zur Seelenheilkunde. 129.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Zweiten Bandes drittes Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Merkwürdiger Gang der Phantaſie in einem Delirium.

Aus einem Briefe.

Klitſchdorf bei Bunzlau in Schleſien den 20ſten April 1784.

Im März des Jahrs 1779, da ich als Feldarzt beim Lazareth in Neiſſe diente, befiel mich, wie viele andere, ein Fieber, deſſen Heftigkeit ſich bald durch Verwirrung des Verſtandes ankündigte.

Gegen Mittag verſchrieb ich mir noch ein den Umſtänden angemeſſenes Brechmittel. Bald folgten dem Rezept, und zwar ſchnell hintereinander, noch einige, deren auffallende Zuſammenſetzung den Feldapothecker veranlaßte, den Oberfeldmedicum Herrn Doktor **Riemer** davon zu benachrichtigen.

Dieſer beſuchte mich gegen ſechs Uhr, beſprach ſich mit mir über die Krankheit, mit dem Beifügen: ich möchte nur meine mediziniſche Kenntniſſe für jetzt ungebraucht laſſen; man werde die ſicherſten und beſten Mittel zu meiner Wiederherſtellung anwenden.

Da ich fühlte, wie meine Krankheit von einem Augenblicke zum andern heftiger wurde, koſtete es nicht viel Mühe, mich von der Unzulänglichkeit meiner Kräfte zu überzeugen.

Der Herr Doktor **Knape** (jetzt Profeſſor der Anatomie in Berlin) übernahm meine Beſorgung. Seiner Geſchicklichkeit und unermüdeten Vorſorge habe ich, nächſt Gott, mein Leben zu danken.

Nun erſt wurde mir das genommene Brechmittel verdächtig, und gegen den Herrn Doktor **Riemer** äuſſerte ich, daß ich wohl ſelbſt an der ſchnellen Zunahme der Krankheit und beſonders an dem heftigen Toben in meinem Kopfe ſchuld ſey.

Man ſuchte mir das zwar auf alle erſinnliche Art auszureden; aber ganz verlor ſich mein Verdacht nicht. Bald gingen die fürchterlichſten Krankheiten, bald eine Menge Arzneimittel durch meinen Kopf und das Reſultat hiervon war, daß ich mir, wegen des zur Unzeit genommenen Brechmittels, für die nächſte Nacht ein heftiges Delirium prognoſtizirte.

Gegen eilf Uhr war der zu meiner Wartung beſtellte Feldſcheer abweſend, es näherte ſich meinem Bette eine Frau, deren ruhige, ſchläfrige Miene mir gleich anzeigte, daß ich nicht der erſte Kranke war, bei dem ſie wachen ſollte.

Kurz, die Frau mißfiel mir, daher befahl ich ihr auf das dringendſte, ja ſorgfältig auf mich Acht zu haben, weil ich ſonſt gewiß davon laufen würde.

Das Bewußtſeyn verging mir gänzlich, bis ich endlich, wie es in dergleichen Krankheiten gewöhnlich iſt, gegen Morgen etwas ruhiger wurde. Jetzt ſchuf meine Einbildungskraft, nach einer gewiſſen Ordnung, folgende Geſchichte:

Die Frau ſchlief bald nach meiner Ermahnung ein; ſogleich nahm ich den Zeitpunkt wahr, um zu entwiſchen; ich ging im Schlafrock in ein öffentliches Haus, wo ich eine zahlreiche Geſellſchaft antraf, die ich zum Theil kannte.

Einige verwieſen mir meine Unanſtändigkeit, andere lachten; für die erſten hatte ich Entſchuldigungen genug, die andern wieß ich durch lachen und Scherz ab; ich war nicht lange da geweſen, als mein Vater (er war damals über hundert Meilen von mir entfernt) in Reiſekleidern in die Stube trat.

Er ſagte mir einige Urſachen, die ihn bewogen hätten, mit meiner Mutter, meinen Geſchwiſtern, einigen Perſonen aus meinem Vaterlande und einigen aus Berlin (dieſe letztern hatten mir vorher viele Freundſchaft erwieſen) nach Neiſſe zu kommen. Nun wurde der rechtſchafne Vater meine unanſtändige Kleidung gewahr, wendete ſich, ohne ein Wort weiter zu reden, von mir und ging in ſeine Wohnung.

Dies machte einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich mich nach Hauſe begab, mit der feſten Entſchließung, nach meiner Wiederherſtellung den Abſchied zu nehmen, um dadurch der Schande zu entweichen.

Die arme Frau ließ ich nun, unter den heftigſten Verwünſchungen, meinen Zorn empfinden. (Ich habe vielfältig bemerkt, daß Leute, die im geſunden Zuſtande frey von der Thorheit des Fluchens ſind, einen Hang dazu bekommen, wenn ihr Verſtand verrückt wird. Andre, denen dieſe beſondre Art zu ſprechen von Kindheit an zur Gewohnheit geworden war, haben in ſolchen Umſtänden mich und die verwunderten Umſtehenden durch erbauliche Gebete gerührt.)

Mein Eifer würde der Frau das Leben gekoſtet haben, wenn man nicht die nöthigen Anſtalten getroffen hätte. Ich wüthete; aber die Vorſtellung von Schande erſtickte, ſo daß ich's ſelbſt gewahr wurde, alles Religionsgefühl.

Schwer wurde es meinen Freunden, mich ſo weit zu beſänftigen, daß ich, in Ermangelung einer andern, die Gegenwart der Frau, doch nur in einer gewiſſen Entfernung duldete.

Mein Vater, der nun einmal böſe war, beſuchte mich nicht, verkaufte mir aber durch einen dritten um einen billigen Preis ſeine Pferde.

Dieſes war mir um deſto empfindlicher, weil ich überzeugt war, daß ich, unter andern Umſtänden, gar nichts, oder doch weniger dafür hätte bezahlen dürfen.

Ich glaubte — wieder beſſer, und meinen Geſchäften vorzuſtehn, im Stande zu ſeyn, konnte aber, zu meinem Verdruß, den Abſchied nicht erhalten, weil die Menge der Kranken ſehr groß und an Aerzten ein Mangel war.

Man ſendete mich zum Lazareth nach Brieg, dahin ich auf einen Wagen allein abfuhr, indem ich die Funktion des Kutſchers ſelbſt übernahm.

Unterwegs fiel mir der Gedanke ein, die Gegend zu beſehen. Ohne meine Pferde im mindeſten zu ſchonen, fuhr ich Bergauf Bergnieder, bis ich endlich müde und matt auf einer groſſen Eisſtrecke, nahe an der Meerenge von Novazembla, mich befand.

In dieſer kalten Gegend erwachte das Gewiſſen. Mit Verdruß überſah ich die groſſe Strecke Landes bis Neiſſe hin. Eine Menge Städte und Dörfer lagen da ganz klein, doch deutlich, wie an dem Abhange eines groſſen Gebirges. Vor mir, wo es am dunkelſten war, bis Neiſſe wurde es immer heller, ſo daß es hier nur dämmerte, oder höchſtens ſo helle war, wie an einem trüben Wintertage.

Sehr lebhaft erinnere ich mich noch, wie ich, im Aerger über die Vernachläſſigung meiner Pflichten, bei einem kümmerlichen, erſtarrten Bäumchen ſchnell umkehrte und ſchneller als fliegend davon fuhr. Ohne etwas verſäumt zu haben, kam ich in Neiſſe an. Warum nicht in Brieg? Hier ſchweigt die Geſchichte.

Halb todt trat ich in meine Stube und kaum hatte ich mich niedergelegt, als ich ſchon fühlte, daß ich mich nicht recht beſinnen konnte; ich zweifelte, ob ich in meiner ehemaligen Wohnung ſei. Da man mich zu überzeugen ſuchte, half ich mir ſelbſt, indem ich mich der Geſichter einiger Heiligen, die an der Wand hingen, wieder zu erinnern bemühet war.

Auf dieſe Art gelang es mir wirklich, daß ich wieder wuſte, wo ich war. Jetzt machte ich mir die bitterſten Vorwürfe, durch eine ſo unbeſonnene Reiſe mir eine Krankheit zugezogen und mich dadurch aufs neue zum Dienſt des Lazareths untüchtig gemacht zu haben.

Hier war es, wo ich von Verbindlichkeiten, Pflichten, Gewiſſen, Verantwortung u. d. gl. bis zur gänzlichen Ermattung, wie meine Freunde nachher

her verſicherten, ziemlich zuſammenhängend deklamirt habe.

Zwei Wagenpferde, die ich nun nicht brauchen konnte, ließ ich mit einigen Vortheil an den General von Rothkirch (den ich nur geſehn hatte) verkaufen; ein Reitpferd behielt ich, um nach meinem Aufkommen vom Reiten Nutzen zu haben.

Die in meiner Einbildung gegenwärtigen Freunde beſuchten mich; da konnte es denn nicht fehlen, daß mein Komplimentiren meine Wärter nicht zum Lachen bewegt hätte.

Daß mein Vater gar nicht kam, that mir ſehr weh, und vielleicht erinnert ſich der Doktor Knape noch, wie oft ich ihm mit meinen Klagen hierüber beſchwerlich geweſen bin.

Vierzehn Tage lag ich in dieſer Raſerey. Ein einzigesmal hatte ich wenige Augenblicke, in denen ich, ohne einen Zuſatz von falſchen Ideen, an Gott und meinen Zuſtand dachte.

Die Krankheit ließ nach, ich hatte mein volliges Bewußtſeyn wieder, war ſchon von Zeit zu Zeit aufgeſtanden, als mich an einem Morgen mein Wirth beſuchte.

Unſer Geſpräch hatte ſchon lange gedauert, da ich fragte: Haben Sie nicht gehört, wie ſich mein Vater befindet? — Der Mann erſchrack heftig und ſchien ſchon auf Sicherheit bedacht zu ſeyn, als ich ihn lachend beim Ermel faßte: „bleiben Sie doch, warum befremdet Sie dieſe Frage?“

O! gab er zur Antwort, Sie wiſſen nicht, was Sie reden. Ich verſicherte ihn hoch und theuer, mein Vater werde den Nachmittag Kaffee bei mir trinken.

Während dieſes Streits trat der Doktor Knape herein, erkundigte ſich nach der Urſache deſſelben, nahm eine ernſthafte Miene an und ſagte: Freund, hören Sie endlich einmal auf, ſo etwas vernunftwidriges zu verlangen.

Soll Ihr Vater ſein Unglück vergröſſern, indem er ſich bei Ihnen eine Krankheit holt und dieſelbe vielleicht auch ſeiner Familie zubringt? Dies hatte die gute Wirkung, daß ich ruhiger wurde. Nach und nach gewann die wahre Vorſtellung wieder die Oberhand, in dem Grade, wie ich anfing zu merken, daß ein gewiſſer Ueberdruß in die Stelle des Mitleids trat, wenn ich jemanden mit meinen Fragen beläſtigte.

Mein Gedächtniß war, die lebhafte Erinnerung der erzählten Umſtände abgerechnet, äuſſerſt geſchwächt, ich muſte ſogar, um einen zitternd geſchriebenen Brief zu endigen, mich bei meinem Wirth nach der Jahrzahl erkundigen laſſen. Leben und Tod waren mir gleichgültig, dieſen hätte ich vielleicht vorgezogen.

Von Gott waren mir nur die allgemeinſten Begriffe übrig. Ein beſſeres Leben nach dem Tode hielt ich wohl für möglich; aber die Vorzüge deſſelben

ſelben vor einer gänzlichen Vernichtung waren mir nicht einleuchtend.

Kurz, meine Sinneswerkzeuge fingen zwar wieder an, ihrer Beſtimmung und dem Willen der Seele zu geherchen; allein meine Schlüſſe waren viel ſchwächer und langſamer, als die, welche während der Krankheit durch geſetzwiedrige Bewegung der Lebensgeiſter waren verurſacht worden.

Ich kam mir vor, wie ein Mann, der unter der Menge ſeiner durch den Zufall untereinander geworfenen Schriften an einem beſtimmten Orte etwas zu finden glaubt und ſich betrogen ſieht.

Die Vernunft wählet und verbindet die Ideen, ſie mögen ihr durch die Sinne, oder aus der Phantaſie dargeboten werden. Das Bewußtſeyn des verſchiedenen Urſprungs, mit einem mehr oder weniger kräftigen Beſtreben, ſelbſt mangelhafte Ideen zu berichtigen, ſcheint der Urſprung oder der Anfang der Vernunft zu ſeyn.

Nicht leicht wird man einen verwirrten Menſchen ſehen, ohne dieſen Keim von Vernunft, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, und wenn er zu Boden gedruckt wird, ſo liegt die Schuld im Körper.

Galen erzählt: er ſelbſt habe einſt im hitzigen Fieber allerlei aus ſeinem Bette und Kleidern hervorragende ſchwarze Splittern und Faſern zu ſehen geglaubt, und da er ſie wegzunehmen ſei bemüht geweſen, hätten zwei gegenwärtige Freunde davon geredet. Er habe ihr Geſpräch verſtanden und deswegen geſagt: „Kommt mir zu Hülfe, weil ihr ſo etwas gewahr werdet, damit meine Verwirrung nicht in Raſerei übergehe.“

Ich kannte einen hypochondriſchen Mann, der wichtigen Geſchäften vorſtand und in denſelben — noch brauchbar war. Er bildete ſich ein, daß die Bänder und Muskeln, die ſeinen Kopf feſt hielten, ſo ſehr geſchwächt wären, daß zum Hinunterfallen Unachtſamkeit und ein unſanfter Tritt hinreichende Urſachen ſeyn würden.

Vernünftigerweiſe und ungezwungen unterſtützte er deswegen mit einer Hand den wackelnden Kopf am Kinn.

Zuweilen that er, vom Ungrunde dieſer Furcht überzeugt, auf eine kurze Zeit die Hand weg, wenn er merkte, daß die Geſellſchaft darauf aufmerkſam war; bald aber, wenn er die ängſtlichen Zweifel nicht mehr zu beſtreiten vermochte, fühlte er ſchnell, ob noch nichts verſchoben ſei.

Ich hatte einſt eine Nacht am Bette einer Kranken mir ſehr werthen Perſon geſeſſen; da die Heftigkeit des Fiebers gegen Morgen nachließ und die Kranke ruhig ſchlief, begab ich mich nach Hauſe, legte mich ohne Zeitverluſt nieder und ſchlief bald ſo feſt, wie einer, dem ein groſſer Theil Sorgen abgenommen iſt.

Etwa nach ein paar Stunden erwachte ich, und erblickte, indem ich die Augen aufthat, das

Bette des ſchlafenden Kranken, es machte mit dem meinigen zu den Füſſen einen rechten Winkel. Ich fragte mich, ob ich träumte, verwarf das aber ſogleich, weil ich ohne alle Vorſtellungen geſchlafen hatte.

Ich ſahe bei der Morgendämmerung alle Gegenſtände in meinem Zimmer. Den Anzug des Kranken und das weiſſe Bette unterſchied ich ganz genau, ſogar die dunkele Farbe der Vorhänge ſchien mir einen durch das noch ſchwache Licht beſtimmten Grad der Kenntlichkeit zu haben.

Geiſtererſcheinungen könnten doch möglich ſeyn, gegen deine Ueberzeugungen — ich will nicht leugnen, daß mich hier einige Furcht anwandelte. — Aber möglich könnte es doch auch ſeyn, daß das Bild durch eine fehlerhafte Beſchaffenheit der Augennerven hervorgebracht würde? ich hatte mich aufgerichtet, das Fenſter und einige andere Gegenſtände angeſehen; ich hatte die Augen gerieben und wenn ich ſie ſchloß, ſahe ich nichts.

Vielleicht werden die Augennerven durch das Licht gerade in die Umſtände geſetzt? — die Furcht verlor ſich, das Bild wurde blaſſer, durchſichtig, einige Dinge, die hinter ihm ſtanden, ſchimmerten durch. Endlich verging es und zwar ſtückweiſe — nachdem es einige Minuten ohngefähr gedauert hatte.

D. Dunker.

II.

Geſchichte einer merkwürdigen Krankheit, in Rückſicht auf den damaligen Seelenzuſtand des Kranken.

Aus einem Briefe.

Tübingen den 31ſten May 1784.

Die folgende Geſchichte einer, mir wenigſtens, merkwürdig und für die Seelenlehre intereſſant ſcheinenden Krankheit, habe ich gröſtentheils ſelbſt mit beobachtet. Die Umſtände ſind alle genau ſo beſchrieben, wie ſie wirklich erfolgten, und buchſtäblich wahr, ſo, daß ich im erfoderlichen Falle ſie nicht nur mit Zeugniſſen der übrigen dabei gegenwärtigen Perſonen belegen, ſondern auch die Namen des Kranken und aller übrigen bei der Geſchichte verwickelten Perſonen Ihnen vorlegen könnte.

Der Kranke war ein junger, feuriger, lebhafter Menſch von ſiebzehn Jahren; ein Menſch von der feſteſten Leibeskonſtitution, die, ſo wie er an Alter wuchs, immer unantaſtbarer zu werden ſchien.

Von ſeiner erſten Jugend an genoß er einer beinahe ganz ununterbrochenen Geſundheit, die auch von keiner Krankheit leicht überwältigt werden zu können ſchien.

Dabei hatte er einen immer freien, offenen Geiſt, ein zum Verwundern lebhaftes und hitziges Temperament, das wohl zu ſeiner nachherigen Krankheit, wenigſtens zur Verſtärkung derſelbigen, viel beigetragen haben mag.

Es war gegen den Anfang des vorigen Sommers 1783, als er plötzlich über dem Mittageſſen von einer Art von Bruſtkrampf überfallen wurde, wozu ſich nachher ein Fieber ſchlug, das vier Wochen lang währte; und, da man nun einige Beſſerung zu verſpüren glaubte, ſo brachen plötzlich in der Nacht die entſetzlichſten Konvulſionen aus, die vierundzwanzig Stunden lang ohne Aufhören mit einer beinahe unbegreiflichen Heftigkeit tobten.

Und hier fängt nun die Krankheit auch in Rückſicht auf den Seelenzuſtand des Kranken an merkwürdig zu werden.

Nachdem nemlich die Konvulſionen aufgehört hatten, fiel er in eine Hitze, in der er wieder mit entſetzlicher Heftigkeit phantaſirte. Weil ſich die Aerzte noch zu der Zeit, als er bloß ein Fieber ohne Konvulſionen hatte, verlauten ließen, es könnte, wenn das Fieber noch lange ſo hartnäckig anhalten würde, endlich eine Auszehrung daraus entſtehen, und überdieß ſein ganzes Nervenſyſtem, ohnerachtet ſeiner Feſtigkeit, doch auſſerordentlich reizbar war: ſo war der Gedanke des Todes ganz herrſchend bei ihm geworden.

Dieſer und ſeine Geſchäfte, — er arbeitete auf einem Handlungscomtoir — waren nun der Gegenſtand ſeiner Phantaſien.

Es war in der That kaum zu begreifen, mit welcher Ordnung dabei Gedanken auf Gedanken folgten, mit welcher Ordnung er ſogar ſeine Worte zu ſetzen wußte.

Er betete, nahm' von ſeinen Freunden Abſchied, ohne daß man in dem allem irgend einen Mangel an Zuſammenhang, oder irgend ein unſchickliches Wort, irgend einen Abſprung von einem Gedanken auf einen andern fremden, nicht hieher gehörigen, bemerken konnte. Dieſe Phantaſie währte jedesmal ſo lang, bis er durch einen Anfall von Bruſtkrampf davon aufgeweckt wurde.

So ſtellte ſich der Paroxismus immer des Tags drei- bis ſechsmal ein, und was am meiſten dabei zu verwundern war, ſo war der Kranke, nachdem der ganze Paroxismus, Konvulſionen, Phantaſie, und Bruſtkrampf vorbei waren, ſo auſſerordentlich heiter, und wirklich widernatürlich luſtig, daß, wer ihn in dieſem Zuſtande ſah, ihn für den geſundeſten Menſchen müßte gehalten haben, wenn er von ſeiner Krankheit nichts gewußt hätte.

Die Aerzte aber ſagten immer, daß, wenn er auch ſeine heiterſten, vergnügteſten Stunden hätte, wenn er auch allem äuſſerlichen Anſehen nach ſo vernünftig als möglich redete, ſo ſei es doch immer nicht natürlich, ſeine Seele befinde ſich deſſen ungeachgeachtet doch nicht im völligen Genuß des Bewußtſeyns.

Kam denn der Paroxismus wieder, der jedesmal ſo heftig war, daß fünf ſtarke Männer mit aller Anſtrengung ihrer Kräfte ihn doch kaum zu halten vermochten, ſo zeigten ſich auch da wieder ſonderbare Phänomene.

Er wurde jedesmal über ſeine Wärter in einen ſolchen Zorn gebracht, daß er, ſo wie der Paroxismus aufhörte, öfters einem, den er erwiſchen konnte, mit der größten Heftigkeit eine Ohrfeige verſetzte, und ſie mit einem zornig ausgeſtoſſenen: Zurück! von ſich entfernte.

Im Anfang der Krankheit, da die Paroxismen noch weit heftiger waren, und ſich auch noch viel öfter einſtellten, konnte er ſogar auch in den Zwiſchenzeiten viele Dinge gar nicht vor ſich ſehen.

Alles, was nur einen Strich von ſchwarzer Farbe trug, mußte aus dem Zimmer entfernt, alle Spiegel mußten mit einem Tuche zugedeckt werden, keine Perſon, die er nicht ſchon vorher etlichemal hintereinander geſehen hatte, durfte ſich ihm nähern; Leute, die er vor ſeiner Krankheit ganz genau gekannt hatte, z. E. ſeine Eltern und Geſchwiſter kannte er anfangs auch in den ruhigen Zwiſchenzeiten nimmer, ja, was am meiſten zu verwundern war, ſo konnte er unter allen übrigen Sachen nur Uhrenbänder und Uhrenketten gar nicht vor ſich ſehen.

Kam ihm eines von dieſen Dingen zu nahe, ſo ſtellte ſich plötzlich der ganze Paroxismus ein, und zwar weit heftiger, als wenn er ungereitzt erſchien.

Auch bei lebhaften Gemälden, ſie mochten ſeyn von welcher Art ſie wollten, bekam er den Paroxismus, wenn er ſie ſcharf anblickte.

Selbſt, da die Krankheit in etwas nachließ, mußte man doch immer noch groſſe Präparationen machen, ehe er eine Perſon, die nicht ſonſt beſtändig um ihn war, vor ſich ließ.

So mußte ich, den er doch vorher genau kannte, und mit dem er immer in enger Verbindung ſtand, als ich ihn in der Mitte der Krankheit einſt beſuchte, doch noch zwei volle Stunden warten, ehe er mich vor ſich ließ, ohnerachtet man es ihm vier Stunden vorher geſagt hatte, daß ich kommen würde; und auch da überfiel ihn bei meinem Anblick ein konvulſiviſcher Schrecken, bei dem es aber doch ſein Bewenden hatte.

Da ſein Blut nach dem Zeugniß der Aerzte in der heftigſten widernatürlichſten Wallung war, ſo wollte man auf ihr Anrathen es verſuchen, ob man ihm nicht durch Aderlaſſen einige Linderung verſchaffen könnte; nun war aber die Frage, wie man es ihm beibringen ſollte.

Man verſuchte es in einer ſeiner heiterſten Stunden, ihn dazu zu bereden, allein er bezeigte dawider einen ſo entſetzlichen Abſcheu, alle ſeine Geſichtszüge, ſeine Minen wurden ſo wild, daß, wenn man nicht plötzlich davon abgelaſſen hätte, er den heftigſten Anfall von ſeinem Paroxismus würde bekommen haben.

Als man ihn aber in einer andern Stunde endlich dazu überredete, und er die Kur mit ſich vornehmen ließ, ſo behagte es ihm ſo vortreflich, daß er ſich nun alle Stunden eine Ader wollte öfnen laſſen.

Das Blut, das herausfloß, oder vielmehr mit Gewalt ſich herausdrängte, war beinahe ſchwarz, ſchäumte auſſerordentlich, und war überhaupt ſo beſchaffen, daß man leicht begreifen konnte, wie es dieſe ſonderbare Veränderung im ganzen Menſchen habe hervorbringen, und alle dieſe ſchreckliche Phänomene verurſachen können.

Wenn der Patient den Tag über mit dieſen tobenden Anfällen geplagt geweſen war, dann hatte er zwar des Nachts Ruhe, allein nicht ſelten hatte er dann doch mit vielen Träumen zu ſchaffen, deren Gegenſtände meiſtens ſchwarze und fürchterliche Bilder waren.

Ich fragte ihn einſt, wie es ihm denn wäre, wenn er fühlte, daß der Paroxismus ſich nähern wollte? worauf er mir antwortete, daß es ihm immer vom Magen an ganz heiß zu werden anfinge, worauf ſich die Hitze endlich auch des Kopfes bemächtigte, und er ſo nach und nach ganz betäubt würde, ſo, daß ihm anfangs alles ganz dunkel vor den Augen würde, bis er das Bewußtſeyn vollends verlöre. Und dieß war auch, wie ich es ſelbſt mit anſah, der Zeitpunkt, wo die Konvulſionen ausbrachen, und immer wenigſtens acht Minuten, öfters aber auch eine halbe Stunde lang tobten.

So währte die Krankheit ungefähr acht bis zehn Wochen, ohne daß man einen merklichen Nachlaß in der Heftigkeit der Anfälle verſpürte, bis endlich der Kranke nach einem der heftigſten Paroxismen ſelbſt ſagte, nun werde es aufhören, und er werde von nun an keinen Anfall mehr auszuſtehen haben.

Und ſo ging es auch wirklich. Von dieſer Zeit an hörten die Konvulſionen auf, die Hitze des Bluts äuſſerte ſich nicht mehr in ſo heftigen Ausbrüchen, und der Kranke hatte zur allgemeinen Verwunderung weder von ſeinen Kräften, noch von der Stärke ſeiner Leibeskonſtitution, noch von der Lebhaftigkeit ſeines Temperaments im geringſten etwas verloren.

Man verordnete ihm nun eine Badekur, die ihn vollends ganz vor allen künftigen Anfällen ſichern ſollte. Allein nach Verlauf von drei Wochen, zu einer Zeit, wo mon ihn am ſicherſten glaubte, ſtellten ſich doch die Paroxismen, wiewohl mit weit geringerer Heftigkeit, wieder ein.

Anfänglich waren es bloße Ohnmachten, die auch nicht lange dauerten, als er aber einſt durch einen Zufall plötzlich erſchreckt wurde, zeigten ſich auch wieder Konvulſionen, doch nur in ſehr geringem Grade.

So währte es wieder ungefähr vierzehn Tage, bis er endlich durch eine ſtarke Diſenterie völlig von ſeinem Uebel befreit wurde. — Nun war nach der Verſicherung der Aerzte nicht ſo leicht wieder ein Rückfall zu beſorgen. — Und von dieſer Zeit an genießt nun der ehmalige Patient wieder der blühendſten Geſundheit, ſeine Leibes- und Seelenkräfte ſind wieder in der vollkommenſten Ordnung, nur ſcheint die Lebhaftigkeit ſeines Temperaments in etwas gewachſen, und überhaupt heftiger geworden zu ſeyn.

Was aber bei ſeinem gegenwärtigen Zuſtand am meiſten zu verwundern iſt, iſt das, daß er von ſeiner ganzen Krankheit, ſelbſt von den Vorfällen in denen Stunden, wo er von den Anfällen frei war, keine Erinnerung mehr hat.

Er weiß, nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe, ſogar das nicht mehr, daß ihn Perſonen, an die er am meiſten attachirt war, und an deren Gegenwart er in ſeiner Krankheit ſo viel Vergnügen hatte, beſuchten. —

Was die Kur der Krankheit betrift, ſo arbeiteten die Aerzte immer auch darauf, dem Kranken ſeine ohnehin heitern Zwiſchenſtunden ſoviel als möglich zu erhalten, ihn vor allen Vorfällen, die ihn hätten niederſchlagen können, zu verwahren, und ihm keine Gelegenheit zu geben, wodurch ſeine Seele in einen düſtern, melancholiſchen Zuſtand hätte verſetzt werden können.

Denn dieß, ſagten ſie, hätte immer der Krankheit mehr Stoff gegeben, und ſie alſo niemals gehoben. Und dieß iſt auch noch gegenwärtig ein Hauptpunkt, den er in Anſehung ſeiner Diät zu beobachten hat, ſich vor Verdruß, Betrübniß, Schrecken u. d. gl. ſo viel als möglich zu hüten.

Dieß iſt die Geſchichte einer nach dem Zeugniß nicht nur der erfahrenſten Aerzte, ſondern auch aller übrigen, die dabei Zuſchauer waren, höchſt merkwürdigen und auſſerordentlichen Krankheit. Nun ſei es mir erlaubt, auch noch einige Gedanken über eben dieſelbe hinzuzufügen.

Daß Veränderungen im Blut und im Nervenſyſtem auch Veränderungen in der Seele hervorbringen, iſt ein in der Seelenlehre allgemein angenommener und durch die Erfahrung beſtätigter Satz. Wenn wir nun aber die ſpeziellen Vorfälle dieſer beſchriebenen Krankheit betrachten, ſo finden wir dabei auch einige für die Experimentalſeelenlehre nicht ganz unwichtige Phänomene.

Schon das iſt eine nicht unbedeutende Frage: In was für einem Zuſtand befindet ſich in dieſem Fall die Seele des Kranken? und es gehört, glaube ich, nicht wenig dazu, ſie ganz und auf eine befriedigende Weiſe zu beantworten.

Ich nehme mir auch nicht heraus, dieſes zu thun, denn, wenn wir auch das abrechnen, daß die Seele während einer ſolchen Krankheit unendlich viele Veränderungen in der Aeuſſerung ihrer Kräfte auszuſtehen hat, wenn wir ſie auch in dem einzigen Moment betrachten, wo ſie ganz der Gewalt des Körpers unterliegen muß, ſo bleibt doch immer noch die Frage übrig: wie geht es zu, daß der Körper eine ſolche Gewalt über die Seele, dieſes einfache Weſen erhält? und wie läßt ſichs erklären, daß die Seele in ſolchen Augenblicken gar nicht thätig zu ſeyn ſcheint? eine Frage, deren Beantwortung auf dem uns immer noch unerklärlichen Band der Seele und des Leibes beruht.

Eben ſo wichtig, aber auch eben ſo räthſelhaft, eben ſo ſchwer zu beantworten iſt die andere Frage: wie iſt es zu begreifen, daß die Seele in eben dem Augenblick, wo ſie ganz der Gewalt des Körpers unterliegt, wo ſie all ihr Bewußtſeyn verloren zu haben ſcheint, doch noch mitten in der größten Unordnung ihrer Kräfte Ideen ſo geſchickt miteinander verbindet, Gedanken in einer ſo natürlichen Ordnung auf Gedanken folgen läßt, daß ſie ſich nie untereinander verwirren, wie es der Fall bei der obigen Krankheit war? eine Frage, deren Beantwortung wieder in unauflösliches Dunkel gehüllt iſt.

Nimmt man ferner den in den Zwiſchenſtunden ſo heitern Gemüthszuſtand des Patienten, und bedenkt dabei das, daß er aller ſeiner ſo vernünftig ſcheinenden Reden und Handlungen ungeachtet, ſich doch nicht in der vollen Ausübung ſeines Bewußtſeyns befand, welches hauptſächlich durch den nachherigen gänzlichen Mangel an Rückerinnerung an die Vorfälle der Krankheit beſtätigt wird, ſo ſtößt man da wieder auf undurchdringliche Geheimniſſe.

Daß den Kranken Spiegel und lebhafte Gemälde zuwider waren, läßt ſich meines Erachtens ſo erklären: Seine Nerven waren durch die Krankheit ſelbſt ſchon auf einen ſehr hohen Grad geſpannt, und alſo auch äuſſerſt reitzbar, mithin mußten Spiegel und dergleichen Gegenſtände einen ſehr lebhaften Eindruck auf ſie machen, und ſie vollends bis auf den höchſtmöglichen Grad ſpannen.

Schwarze Farbe konnte ihrer Natur nach gar keinen Eindruck auf die Nerven des Patienten machen, dieß mußte ihm aber eben ſo widrig ſeyn als jenes, weil ein gänzlicher Mangel an Eindruck die ſo überſpannte Nerven eben ſo ſehr beleidigen mußte.

Daß er endlich Uhrenbänder und Uhrenketten gar nicht vor ſich ſehen konnte, dieß beruht auf einem Nebenumſtand. Er hatte ſich nemlich vor ſeiner Krankheit ſehr viel mit dergleichen Tändeleien abgegeben, mithin konnte die Seele die Eindrücke davon leicht behalten haben. Wunderbar iſts aber immer, daß nun der Eindruck von dieſen Dingen gerade das Gegentheil bei dem Kranken bewirkte, und daß ſie ihm, da er vorher eine Freude daran hatte, nun eben ſo ſehr zuwider waren.

J. D Mauchart,
der Weltweißheit Magiſter im theologiſchen Stift.

III.

Zwei Selbſterfahrungen und eine Krankheitsbeobachtung von Herrn K. in T.

T. den 8ten März 1784.

Auch ich wünſche nicht, wenigſtens nicht für alle Fälle, daß die Seele ein Vermögen habe, künftige Dinge vorher zu ſehen, oder auch nur zu ahnden. Wenn man doch aber ſolche Vorgänge an und mit ſich ſelbſt erfähret, die ohne dieſes Vermögen, oder ohne Annahme einer andren, vielleicht noch kühneren, Hypotheſe, unerklärbar ſind; was dann? Wenigſtens mit dem beſcheidenen Weiſen ſagen: Non liquet! — Hier ſind ein Paar von mir belebte Fälle, für deren Wahrheit ich ſtehe. *)

---

*) Aus einer Stelle dieſes Aufſatzes erhellet, daß Herr K. damals, als er dieß erlebte, an Ahndungen glaubte; hieraus ließen ſich beide Ereugniſſe wohl am beſten erklären. M.

Ich ſtudierte in Königsberg, und hatte die Aufſicht über einen reichen Jüngling aus D . . ., der eine der dortigen Schulen beſuchte. Dieſe Aufſicht brachte mir außer einer freien Wohnung verſchiedne Vortheile, ohne welche ich bei den geringen Unterſtützungen, die mir mein Vater angedeihen ließ, nicht hätte beſtehen und meine Studien fortſetzen können.

Ich mußte eine Reiſe thun, und während meiner Abweſenheit machte man die Kabale und führte ſie auch aus, jenen für mein Beſtehen ſo unentbehrlichen Jüngling anderswo unterzubringen.

Ich behielt aber noch den Vortheil der freien Wohnung auf einige Zeit. Dieſe ging zu Ende, und einen Tag, da ich meine mäſſige Mittagsmahlzeit genoß, machte mich der Gedanke bekümmerter und ängſtlicher, als je vorhin: wie wirds nun mit dir werden?

Ich überrechnete alle meine Bedürfniſſe, und forſchte nach Mitteln und Wegen, ihnen allen, oder doch nur den wichtigſten darunter, abzuhelfen. Aber da war kein Mittel zu finden, kein Weg zu ſehen.

Die Bekümmerniß und Angſt der Seele ward ſo groß, daß ich mit thränendem Auge gen Himmel aufſah, und das that, was Religion und Noth hieß.

Auf einmal entſtand nicht nur Ruhe in meinem Innern, ſondern auch eine ſo gewiſſe Ueberzeugung, es wird bald, ſehr bald Rath zu dem allen werden, wozu du keinen weißt, daß ich aufſprang, Huth und Stock nahm, um in ein Kollegium zu gehen, das in einer Viertelſtunde angehn ſollte, und hüpfend und ſingend aus meinem Stübchen eilte.

Vor dieſem Stübchen lag ein andres, an deſſen verſchloſſene Thüre hart angeklopft wurde, ehe ich ſie erreicht hatte. Ich öfne ſie, und ſehe einen Poſtbothen vor mir ſtehen, der mir einen Brief mit 10 Rthlr. — für mich, an dem Orte, zu der Zeit (es war 1754) ein wahres Kapital! — übergab, und darüber quittirt ſeyn wollte.

Es war ein Brief von meiner Stiefgroßmutter, die mir wohl manches kleine, aber niemals ein ſo groſſes, Geſchenk in Gelde, immer nur perſönlich, nie mit der Poſt, gemacht hatte, von mir ſonſt nie, am wenigſten jetzt um Eines gebeten war, und ihrer, mir bekannten Umſtände wegen, um ein ſo wichtiges weder jemals gebeten worden wäre, noch gebeten werden konnte; die aber an dem Orte zum Behuf des Handels, den ſie in ihrer kleinen Stadt trieb, mancherlei zu bezahlen oder einzukaufen hatte.

Der natürlichſte Gedanke wäre mithin für mich unter dieſen Umſtänden der geweſen: du wirſt dieſe Summe für ſie in einer oder der andren Weiſe anzuwenden haben, und ein ganz kleiner Theil davon wird für deine Bemühung ſeyn.

Aber dieſes gerade dachte ich nicht, konnte ich nicht denken, ſondern das, was das unwahrſcheinlichſte war: ſiehe da Rath und Hülfe für deine Noth, und ſo bald! und Thränen der Freude entſtürzten dem Auge.

Nu, ſagte der Poſtbothe mit der befremdenſten Miene, das hab ich doch nicht geſehn, daß ein Student weinte, wenn ich ihm einen Wechſel brachte: dieſer muß wohl zu klein ſeyn. — Freund, antwortete ich, hier iſt die Quittung und ein Trinkgeld über das Geſetzte — und nun ſchnell herum in mein inneres Stübchen zurück, den Brief aufgeriſſen und geleſen.

Weil mir, fing er an, der liebe Gott einen unerwarteten Gewinn zugeworfen hat; ſo ſchick ich Dir, mein lieber S., etwas davon zu Deinem Bedarf; nimm damit vorlieb, ich geb es aus gutem Herzen. — —

Der andre Fall iſt folgender. Meine akademiſchen Umſtände hatten ſich nicht lange darauf zum Theil durch Veranlaſſung, obwohl nicht mit gutem Willen, eben derer, die ſie vorhin verſchlimmert hatten, ungemein verbeſſert.

Ich bekam im Hauſe eines franzöſiſchen Predigers zween Penſionärs zu unterrichten, deren Väter Kaufleute von der Kolonie waren, und kam dadurch in manche andre Verbindungen, die für mich ſo vortheilhaft wurden, daß ich keinen Wunſch mehr hatte, als den, in dieſer Lage zu bleiben, die, ohne mich zu hindern, den akademiſchen Studien obzuliegen,

liegen, mir Wohlſtand, Vergnügen und völlige Zufriedenheit gewährte.

Der franzöſiſche Prediger ward mir Vater durch Zärtlichkeit, Wohlthun und Fürſorge, und war es ſo ganz, daß er mich nicht nur kein Bedürfniß wollte haben laſſen, ſondern auch nicht einmal die Miene eines Menſchen, der Eines haben könnte, dem etwas abginge.

Sein Kollege im Amte ſtarb, und hinterließ eine trübſinnige Schweſter, und eine wohlverſorgte Wittwe, die er durch ſeinen letzten Willen verpflichtet hatte, jene bis zu ihrem Abſterben bei ſich zu behalten. Beide blieben das Gnadenjahr über in der Amtswohnung, und zogen hernach zu meinem Wohlthäter, bei dem ich nun mit ihnen bekannt werden konnte.

Weil die Predigerwittwe aus Berlin war, wollte ſie mit ihrer Schwägerin dahin zurückkehren. Aber mit in Rückſicht auf dieſe ſuchte ſie eine Mannsperſon zum Begleiter. Schon war ſo eine gefunden, alles zur Reiſe veranſtaltet, der Tag der Abfahrt angeſetzt.

Auf einmal zieht mich mein Wohlthäter auf die Seite, und trägt mir die Geleitſchaft unter Bedingungen an, die nicht annehmlicher ſeyn konnten. Freie Reiſe, hieß es, hin und zurück; Vorſchub, alles Sehenswürdige in und um Berlin herum zu ſehen; Dank und beſondre Vergeltung von der Kolonie; und alle Verbindungen mit allen ihren Vortheilen

theilen bleiben die nämlichen, und möchten wohl noch vortheilhafter werden; da reiſe nun ein andrer nicht nach Berlin!

Aber ich wollte doch nicht Berlin blos in ſeinen herrlichen Gebäuden, ich wollte es auch in ſeinen vorzüglichen, mich intereſſirenden Männern ſehen, lief alſo zu meinen Profeſſoren, die mir an ſie Briefe geben konnten, und bat um welche.

Doktor S.., das wußte ich, hatte dort die wichtigſten Bekanntſchaften. Hin alſo zu ihm! Aber je näher ſeiner Wohnung, deſto langſamer wird der Schritt, je ängſtlicher und beklommner wirds ums Herz. Ich ſtehe ſtill, denke nach, arbeite mich zu beruhigen, ſetze von neuem an; es wird ärger.

Ich werde unwillig, wills durchaus durchſetzen, bin ſchon auf der Treppe vorm Hauſe; die Kniee wanken, die Hand, ich hatte ſie nach dem Anklopfen der Hausthüre ausgeſtreckt, ſie wird wie gelähmt. Himmel und Erde liegen auf mir. Ich muß alles Widerſtrebens ohnerachtet zurück; nicht ohne Verdruß über mich ſelbſt.

Je weiter vom Hauſe weg, je leichter wirds ums Herz. Kannſt du doch, dachte ich, einen andern Tag hingehn, da du bis zur Abreiſe einige noch vor dir haſt. Aber es ging den andren Tag nicht beſſer. Ich wohnte damals mit T.., einem meiner beſten Freunde, zuſammen. Dem erzähle ich den Vorgang, werde aber, da ich ihn für einen warnende Ahndung ausgebe, die es wohl verdiene, beobachtet zu werden, weidlich ausgelacht. Das bitterte.

So willſt du nun doch, beſchloß ich, koſte es was es wolle, zu dem Dokter S.. gehen, und deinen Vorſatz durchſetzen. Es geſchieht. Wie? frägt mich der Mann, Sie nach Berlin? da iſts ja recht, als ob Gott Sie mir ſchickte. Ich ſoll einen Hofmeiſter dahin ſchicken, habe dazu keinen, wie er ſeyn ſoll, aufgefunden, habe mich auf Sie nicht beſinnen können, und nun laufen Sie mir in die Hand. Sie werden ſchon dort bleiben müſſen.

Ich, Herr Dokter, verſetzte ich? in Ewigkeit nicht. Denken Sie ſich nur meine hier ſo überaus vortheilhafte Lage. — Ei, war die Antwort, haben Sie den Artikel von der Fürſehung nicht beſſer bei mir gelernet? Wiſſen Sie nicht, daß Sie gehen müſſen, wohin Gott Sie ſchickt? — Das hieß nun wohl eigentlich: wohin ich Sie ſchicke, und es war gefährlich, von ihm ſich nicht ſchicken zu laſſen, der es damals ganz in ſeiner Gewalt hatte, einem armen Studenten der Theologie das fidele Conſilium *) entweder zu geben, oder zu verſagen, welches eben ſo viel war, als, ihn in ein Amt zu laſſen, oder nicht zu laſſen.

Das

---

*) Zeugniß der theologiſchen Fakultät, von deſſen Beſchaffenheit die Abweiſung oder Annahme beim Konſiſtorium abhing.

Das Uebrige gehöret nicht zu der Abſicht, zu welcher dieſes erzählet wird. Genung, ich hatte nun die Aufklärung uber die Urſachen meiner angſtvollen Abneigung, zu dem Doktor S.. zu gehen. Und wie feſt ich auch entſchloſſen war, auf welche Koſten es wolle, das nicht zu thun, was er wollte: ſo beſtimmten mich doch verſchiedne hier und in Berlin hinzugekommenen Umſtände in Berlin zu bleiben, und Jahre, Geſundheit und Kräfte daran zu geben, um meine Lage da, der in Königsberg gehabten ähnlich zu machen. —

Ein 78jähriger Bauer und Gerichtsmann zu Neudorf bei Brieg, **Samuel Kloſe**, hatte den 3ten Februar noch gedroſchen, ſchlief die Nacht darauf aus, ſtand den 6ten munter auf, ging auf ſeinen Hof, und indem er in die Stube zurückgekommen war, ward er plötzlich ſo ſehr krank, daß er gleich zu ſterben fürchtete.

Der Gebrauch des Arztes rettete ihn vielleicht vom Tode. Den 2ten März ward er vom Schlage gerührt, und vermogte kein Wort zu reden, noch zu vernehmen, ſondern lag ohne Bewußtſeyn und Empfindung da.

Beides aber ſtellte ſich bald nach vorgenommenem Aderlaß wieder ein, und den 3ten des Morgens auch die Sprache, nur mit dem ſonderbaren Umſtande. Er konnte drei ziemlich lange Morgenlieder und die gewohnten Gebethe ganz vernehmlich hintereinander herbeten, allenfalls: in Gottesnahmen und dergleichen Formeln ſagen, aber zu den Seinigen konnte er ſo wenig, als zu Beſuchern, auch nur ein paar Worte nach einander vernehmlich und in vernünftigem Zuſammenhange reden, geſchweige irgend eine, ihm ſonſt geläufige, Vorſtellung ſeiner Seele ganz und deutlich vortragen.

Er fühlte dieſes Unvermögen, weinte oder wurde unwillig darüber, und gab ſeinen Unwillen durch die Worte, Chriſtus Jeſus Gottes Sohn, oder durch andre Ausdrücke zu erkennen. Heute den 7ten März iſt ſein Zuſtand noch der nämliche, wobei er ſeine übrigen Glieder, wie ſonſten, brauchen, ſich in der Stube bewegen, mit Appetit eſſen und gut ſchlafen kann.

IV.

Auszug aus einem Briefe des fürſtlich K—iſchen Wundarzts J. an den Herrn Paſtor R.

Ich muß Ihnen ſagen, daß wir einige Hofnung hatten, Ihre Tante *) wieder herzuſtellen, aber ſie

---

*) Die Rede iſt von einem Frauenzimmer in K., die ohngefähr 25 Jahr alt war, mittlerer Statur, ſehr ſchön, hager. Sie aß viel, war bis in ihr 23ſtes Jahr

ſie iſt uns zuvorgekommen, und ich habe aufs neue geſehen, wie gefährlich eine Nervenkrankheit werden kann, und welch eine vorſichtige Behandlung ſie verdient.

Sie ſind zu ſehr Philoſoph, als daß ich vor Ihnen verbergen ſollte, wie ſie ſtarb; ich hoffe, ich werde Ihnen dadurch einen Beitrag mehr zu Ihrer Geſchichte der menſchlichen Schwachheit liefern, wovon Sie eine ſo nützliche Sammlung beſitzen.

Am Sonntage gegen 11 Uhr kam Ihrer Tante Mann aus der Kirche zurück, und fand ſie in der Küche im Blute. Sie hatte ſich mit einem Hackemeſſer die linke Hand ziemlich durchgehauen, und einige tiefe Hiebe in die Bruſt und Schläfe gegeben.

So hatte ſie zwei Stunden gelegen, und als ich gerufen wurde, war ſie ſchon ganz todt.

So viel ich von ihr ſelbſt weiß, hat ſie bis in ihr 23ſtes Jahr keine Anfälle von Krankheiten gehabt.

Jahr ganz geſund; von einer Schwärmerin erzogen, die eine berühmte Pfuſcherinn in der Arzneikunſt war. Dazu wollte ſie dieſelbe auch vorbereiten. Allein im 23ſten Jahre wurde ſie verheurathet an einen Mann, der derbes und geſundes Fleiſch hatte, alle Schwärmerei verlachte und ſie für Quaquelei hielt. Er hielt alſo ſeine Frau für eine Närrin, die affektiren wollte, und achtete auf ihr Pimpeln, wie er es nannte, wenig.

habt. Beim Anfang ihrer Ehe bekam ſie Reißen in Füßen und Schultern, und ein Spannen und Stechen auf der Bruſt.

Der Doktor F., ihr erſter Arzt, hielt dieß für Vorboten der Schwindſucht — ließ ihr alle vier Wochen zur Ader, und brauchte lindernde Mittel für ihre Bruſt. Durchs Aderlaßen wurde ſie immer ſchwächer, und man mußte nachlaſſen.

Profeſſor B., ihr zweiter Arzt, fand ſie ſchon in der größten Nervenſchwäche, er ließ ſie Baden und verordnete andre dienliche Mittel. Bei dem Baden fand ſich ein ſtarker Speichelfluß, und ſie befand ſich nach jedem Bad allemal beſſer als vorher.

Jedoch ſpürte man noch keine ſonderliche Beſſerung. Als ich ſie vor einem Vierteljahre kennen lernte, war es ſchon ſehr weit mit ihr gekommen. Bei jeder etwas ſtarken Bewegung bekam ſie Ohnmachten. Töne, die nur mittelmäßig ſtark ausgeſprochen wurden, verurſachten Verzuckungen und fuhren bis in die Fingerſpitzen, und bei einem Konzert war ihr nicht anders, als ob ihr Körper an allen Theilen auf einmal elektriſirt würde; ſie mußte laufen, ſo weit ſie konnte.

Oft weinte ſie über die geringſte Kleinigkeit, oder auch über nichts — ſprach oft für ſich — und betete zu Gott um ihren Tod. Man konnte in ihre Stube kommen, um ſie herumgehen und etwas wegnehmen, ohne von ihr bemerkt zu werden, und wenn man Geräuſch machte, ſo geſtand ſie nachher, daß ſie zwar unangenehme Empfindungen gehabt, aber ohne zu wiſſen, woher?

Wenn ſie mich nach einiger Zeit endlich bemerkte, fuhr ſie wüthend auf mich loß, und man mußte alle Vorſicht anwenden, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. Waren dieſe Paroxismen vorbei, ſo ſagte ſie ganz ermattet: ach ich ſterbe, ich ſterbe — dann wurd ſie ganz ſtill, legte ſich aufs Bett und bekam ihr gewöhnliches Fieber — dann ſchlief ſie gewöhnlich ein. Bei ruhigen Stunden ſprach ſie gern von geiſtlichen Dingen, und hörte gern Schwärmereien von der Ewigkeit erzählen.

Oft war ſie eigenſinnig und ſchalt die Mägde, aber nach einer Viertelſtunde bereuete ſie es bitter, weinte über ſich ſelbſt und ſchilderte ihr Unglück auf das rührendſte.

Endlich wurde ihr Fieber immer ſtärker, und ihr Zuſtand kam mir ſehr gefährlich vor. Jedoch gab es Tage, wo ſie denen, die um ſie waren, ſtark vorkam. Am letzten Sonntag war ihr Mann in der Kirche — ſie ſchickte die Magd weg, und wollte die Küche ſelbſt beſorgen. Das Weitere wiſſen Sie.

Man fand auf ihrem Arbeitstiſche verſchiedne Zettelchen, worauf ſie einigemal geſchrieben hatte: Adieu, adieu; ich ſterbe ſeelig, ich verzeih Euch allen. — Sehn Sie, liebſter Freund, ſo iſt meine ſchreckliche Lage! — Ich ſehe hieraus, daß ihre Phantaſie immer ſchwärmeriſcher geworden.

Ihr Mann kam ihr zu gleichgültig vor; den mehreſten, die ſie umgaben, war ſie läſtig, denn ſie hatten weder Geſchicklichkeit noch Aufmunterung genug, ſich in eine Eigenſinnige zu ſchicken.

Ihre Erziehung mochte auch wohl vieles zu ihrem unglücklichen Zuſtande beigetragen haben, denn ihre alte Doktorin hatte ſie von Kindheit an angeſteckt, ſo daß ſie ſchon im geſunden Zuſtande an Geiſterſehen, Mond- und Wörterkuren und dergleichen glaubte, und ſelbſt mit großer Zuverſicht verrichtete.

Seine Spöttereien machten ſie ſchwermüthig, und ſeine kalte und gleichgültige Behandlung krank. Ich denke, das iſt der Gang ihres Unglücks.

Mich dünkt doch, ſie wäre zu heilen geweſen, wenn ſie früh wäre beſſer behandelt worden; doch mußten die Arzneien das wenigſte thun. Aus ihrer Verbindung herausgeriſſen mußte ſie Umgang mit vernünftigen und aufgeklärten Leuten haben.

Aber wo iſt die Welt, wo ein Arzt ſo etwas anordnen könnte — und ſo lange der Arzt und der Menſchenkenner nicht zuſammen kurirt, ſo lange bleibt die Arzneikunſt die elendeſte Pfuſcherei.

V.

Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***.

Ich ſoll Ihnen ein Gemählde meines Lebens aufſtellen; ſoll alle meine Verirrungen und Fehltritte Ihnen treu und aufrichtig erzählen, ſoll ſie in ihren erſten Quellen aufſuchen, die kleinen Triebfedern, die von außen auf mich wirkten, und durch die ich das wurde, was ich bin — bemerken — werde ich auch zu dieſem ſchweren Geſchäft genug Wahrheitsliebe, genug Scharfſinn, genug Selbſtüberwindung beſitzen, ohne meine Erröthung — die eine unausbleibliche Folge davon ſeyn wird — zu ſcheuen? Wird mein ſtarker Trieb nach Menſchenbeifall auch dieſes zulaſſen? Und werde ich mich nicht mit niedergeſchlagnen Augen Ihnen nahen, wenn Sie nach Leſung dieſes meines Geſtändniſſes — deſſen Veranlaſſung nur Sie wiſſen, und — nur Sie intereſſiren kann — ausrufen werden: iſts möglich! Aber Sie ſind auch Philoſoph; Ihnen kann ich mich ſicherer anvertrauen als — dem bloßen Handwerkstheologen (verzeihen Sie mir dieſen etwas unſchicklichen Ausdruck) der ſich nie in das Heiligthum menſchlicher Schwäche gewagt, noch ihre Triebfedern hat kennen lernen, und der mit kaltem Herzen den Bannſtrahl des Geſetzes auf den Unglücklichen loßſchleudert — ohne etwas zu ſeiner

Rettung zu unternehmen. Da, wo Ihr Herz — bei dem erſten Anblick — wird richten wollen, wird Ihre Vernunft entſchuldigen. Hochſchätzen werden Sie mich vielleicht — ohne eine höhere Hülfe — nie können; aber, bemitleiden werden Sie mich. Und dieß iſt es auch alles, worauf ich Tiefgeſunkener werde Rechnung machen dürfen; mein Stolz empöre ſich auch noch ſo ſehr dagegen.

Iſt es wahr, daß der Weg der Heiligung erſt durch die oft traurigen Gefilde der Erfahrung geht? Iſt es wahr, daß das Gefühl der Fehltritte und ihrer Folgen bei manchem Unglücklichen eher den Willen lenkt, als die kräftigſte Ueberzeugung des Verſtandes? Sucht die Vorſehung ihre in der Erziehung verwahrloſete Geſchöpfe ſelbſt zu erziehen, indem ſie es zugiebt, daß ſie ſich auf mancherlei Weiſe erſt verirren, und daß auch in dieſen Verirrungen die große Abſicht des Ewigen nicht fehlſchlägt? (denn von einem ſo weiſen Erzieher, der nie durch Kurzſichtigkeit und Uebereilung getäuſcht werden kann, läßt ſich alles hoffen) o ſo iſt wohl noch Hofnung für mich übrig, und ich darf nur einmahl wieder Ruhe genießen; ich darf nur jetzt aus meiner traurigen Lage herausgeriſſen werden, um alle meine traurigen Erfahrungen alsdann auf mein Herz und Geiſt anwenden zu können. Ich getraue mir alles auf meine fehlerhafte Erziehung zurückbringen zu können, denn ich glaube, ich würde mir nie ſo manches haben zu Schulden kommen laſſen, (aller Dazwiſchenkunft fremder Urſachen, die mich oft beſtimmten, ohngeachtet) wenn meine Anlagen, die gut ſind, nicht eine ſchiefe Richtung erhalten hätten. Doch es iſt Zeit, daß ich nun meine Geſchichte ſelbſt anfange.

Ich wurde zu H*** den 21ſten Auguſt 1759 mitten unter den Troublen des ſiebenjährigen ſchleſiſchen Krieges gebohren. Mein Vater war ein Weinhändler, der zwar nicht reich, doch auch nicht arm war, ſo daß er hoffen konnte, ſeine Kinder, deren er aus der zweiten Ehe (denn die aus der erſten waren nicht mehr am Leben) drei hatte, ehrlich erziehn zu können Allein eben dieſer verheerende Krieg zerrüttete bald ſeine häußlichen Glücksumſtände. Unſer Haus war am Anlauf; und folglich bei jedem feindlichen Ueberfall immer das erſte Opfer. In zwei unglücklichen Abenden hintereinander wurden für 2000 und etliche hundert Thaler der theuerſten Weine ein Raub der Feinde, die ihn theils ausſoffen, theils auf die Erde laufen ließen, theils mitnahmen, nachdem ſie den Fäſſern den Boden ausgeſchlagen hatten. Mein Vater hatte flüchten müſſen, weil ſie ihn einigemahl ſehr hart mit Schlägen behandelt hatten, und einer von den Kroaten hatte ſchon einmahl den Säbel aufgehoben gehabt, um ihm auf ſeine Weigerung, keinen Wein mehr herzugeben, ein Merkzeichen zu geben, wenn meine Mutter ihm nicht mit bloßen Händen in den Säbel gefallen, und ich und mein älſter Bruder uns nicht um die Knie dieſes Barbaren geſchlungen, und um das Leben unſers Vaters geflehet hätten, der unterdeſſen Zeit gewonnen hatte, zu entſpringen. Ohne aber gerührt zu werden, ſchleuderte er uns von ſich, ſtieß meine Mutter zu Boden und eilte meinem Vater nach, der aber ſchon in Sicherheit war. Nun kam er zurück, und zwang meine Mutter mitzugehen. Noch einige ſeines Gelichters hängten meiner Mutter, die hoch ſchwanger ging, vierundzwanzig Feldflaſchen um, und ſtürzten ſie damit eine vierundzwanzig Stufen hohe Treppe hinunter, doch ohne ihr den mindeſten Schaden zuzufügen. —

Meine Eltern, die beide ſehr gute Herzen, vielleicht zu gut, haben, thaten vielen Armen Gutes, borgten und liehen viel aus; ein Wort, ein Handſchlag war ihnen genug, und — wurden betrogen. Unſer Weinlieferant, der meinem Vater immer für einige tauſend Thaler vorſtreckte, hatte den größten Nutzen davon, wenn viele Necker und Rheinweine abgingen; allein da der König gleich nach dem Kriege einen außerordentlich ſtarken Impoſt darauf legte, ſo ſtieg natürlich der Preis derſelben beim Wiederverkauf ziemlich hoch, und die Folge davon war: ſie wurden hernach weniger gekauft. Da mein Vater aber natürlich darunter litt, ſo verſchrieb er ſich franzöſiſche Weine, die viel wohlfeiler an Ort und Stelle — und auch in Anſehung der Auflage waren. Darüber wurde der Lieferante genöthiget, meinem Vater das Conto aufzuſagen, weil er keinen Nutzen davon hatte. Allein mein Vater mußte ſich auch nun mit ihm abfinden, und er that es auf eine ſolche Art, daß er ſich gerade ganz erſchöpfte — denn jetzt fühlte er die Folgen des Krieges erſt deutlich.

Er gab alſo ſeinen Weinhandel auf, raffte den Reſt ſeines Vermögens zuſammen und kaufte ſich in der Vorſtadt ein Gartenhaus, in Willens daſelbſt einige Wirthſchaft zu treiben. Er hatte auch die Freiheit Wein zu ſchenken, ſo daß er hoffen konnte, ſich ohne großes Geräuſch, und hoffentlich ohne Furcht vor großem Verluſt, gut zu nähren. Ich und mein Bruder waren bisher in eine Winkelſchule gegangen, deren Lehrer aber um eben die Zeit verſtarb, als dieſe Veränderung vorging. Das 1765ſte Jahr aber war für mich ein unglückliches Jahr, und mit dieſem wurde der Grundſtein zu meiner künftigen unglücklichen Lage gelegt. Da uns unſre Eltern ſehr liebten, ſo verſtatteten ſie uns alles, was uns unſre jugendliche Munterkeit eingab. Sie ließen es uns an nichts mangeln, und eben daher ſchreibt ſich in der Folge meine wenige Kraft her: mir einen Wunſch zu verſagen — doch ich ſchweife aus. Man ſagt: ich ſei in der Jugend ein ſehr ſchönes Kind geweſen, und meine Munterkeit hätte mir viel Freunde erworben. Dieſe hätten mich mit Näſchereien überhäuft, mich oft mit dem ſtärkſten Weine überladen, und dadurch den Grund zu dem Unglück gelegt, welches mich in dieſem Jahr traf.

Dieſes Jahr wütheten die Pocken ganz entſezlich. Da nun mein kleiner Körper viel böſe Säfte in ſich enthielt, ſo konnte auch ich nicht von dieſem Uebel befreiet bleiben. — Siebzehn Tage lag ich blind, und in dieſer Zeit ſchwebte ich immer abwechſelnd zwiſchen Leben und Tod. Dazu kam ein entſetzlicher Durchlauf, der nicht zu tilgen war. Schon war ich dem Tode nahe: denn der Brand wüthete ſchon in meinem Innerſten — als ſich auf einmal — ich weiß nicht mehr wodurch — der Durchlauf ſtillte, die Hitze ſich legte, und — Ruhe bekam. Endlich öfneten ſich auch meine Augen wieder — aber welcher Schreck für meine Eltern und — für mich: ich hatte ein Auge verlohren. Aus Unvorſichtigkeit ſchrie meine Mutter überlaut und machte mich gleichſam darauf aufmerkſam, da ich immer noch wie betäubt gelegen hatte. Ich probierte und — ich konnte nur mit einem Auge ſehen. Ich ſchrie nach einen Spiegel; man brachte mir einen — und o wie wurde meine kleine Eitelkeit gedemüthiget, da meine Schönheit verſchwunden war. Ich erinnre mich noch geſagt zu haben; nun bin ich nicht mehr der ſchöne C., nun wird mir Niemand mehr gut ſeyn, und gleich darauf fing ich an bitterlich zu weinen.

Ich wurde wieder zuſehends ſchlechter, ſo ſehr hatte mir dieſer ſchnelle Auftritt geſchadet. Endlich

lich erholte ſich meine gute Natur doch wieder, und ich wurde, nachdem meine Krankheit volle dreiviertel Jahr gedauert hatte, wieder geſund.

Durch die Veränderung unſrer Wohnung und unſrer übrigen Verhältniſſe erfolgte auch eine in Anſehung unſrer Erziehung. Hatten wir vorher viel Willen und Freiheit gehabt, ſo hatten wir jetzt noch mehr, da unſer Vater jetzt wegen ſeiner neuen Einrichtung ſelten um uns ſeyn konnte, und meine Mutter — eine außerordentlich nachgebende gütige Frau — die ihr größtes Vergnügen darin findet, allen Menſchen zu Willen zu leben, und etwas zu ihrem Vergnügen beizutragen, verſagte auch hier uns keine unſrer Bitten. — Da wir ziemlich entfernt wohnten, ſo waren uns die öffentlichen Schulen ziemlich weit — doch beſuchten wir ſie zuweilen — und in dieſer machten wir allerlei Bekanntſchaften. Unſer Obſt, das wir immer mitnahmen, machte uns viel Tiſchfreunde. — Einer darunter zeichnete ſich vorzüglich aus, indem er unſre Freundſchaft mehr als andre ſuchte. Er hat vielen Einfluß in mein folgendes Schickſal gehabt; deswegen muß ich ihn mit in meine Geſchichte, ohne ſeinen Nahmen zu nennen, einführen. Ich thue dieß aus Ehrfurcht für das Amt, das er bald willens iſt zu bekleiden; eigentlich verdiente er es eben nicht: denn er hat viel zu meiner Verſchlimmerung beigetragen, und das aus wirklich böſem Herzen: denn er war ſchadenfroh, diebiſch, neidiſch, verläumderiſch und im höchſten Grad eigennützig, ob er gleich ein vortrefliches Genie und viele gute Talente hatte, die er aber immer zur Verſpottung anderer anwendete. Sein Witz war unerſchöpflich, immer an einer Sache eine Täuſchſeite zu finden, und da er von Natur beredt war, ſo konnte er ſich in die Gemüther einſchleichen, ehe man es gewahr wurde.

Es iſt bei dieſer Schule die Einrichtung, daß die Schüler ſich des Sonntags zu einer Art Gottesdienſt verſammlen müſſen. Wer nicht kam, mußte ſich den Montag bei dem jedesmaligen Aufſeher der Schule melden, und ohne zu unterſuchen, ob triftige Gründe des Außenbleibens da waren oder nicht, wurde der Außengebliebne von dem damaligen Aufſeher immer beſtraft. — Da es nun unſre häuslichen Einrichtungen gewiſſermaßen unmöglich machten, daß wir alle Sonntage dieſen Gottesdienſt beſuchen konnten, ſo wartete immer ein Puckel voll Schläge auf uns. Mein Bruder, der ſich mehr davor fürchtete als ich — (weil ich das Unbeſonnene dieſes Verfahrens ſchon damals in ſeinem ganzen Umfange einſahe, und dieſes Einſehn bewirkte bei mir eine gewiſſe Verachtung und Geringſchätzung dieſer Schläge; es gab meiner Seele einen gewiſſen Schwung, der mich zu gewiſſen Zeiten unempfindlich dagegen machte) mein Bruder alſo beredete mich immer des Montags an ſeiner Statt hinzugehen, und gleichſam auch für ihn die Strafe auszuſtehen. Aber ich war auch nur zu gewiſſen

Zeiten unempfindlich; je nachdem meine Seele geſtimmt war. Zu einer andern Zeit wars auch mir wieder unerträglich. In einer ſolchen Laune beredete ich meine Mutter an einem ſolchen Tage mir ein Schnupftuch voll Aepfel mitzugeben, weil ichs probieren wollte, ob ſich unſer geſtrenger Herr Aufſeher beſtechen ließe. Und es gelang mir. So oft ich nun ein Tuch voll Obſt mitbrachte, geſchahe mir nichts: bliebs aber einmahl außen, ſo zog ſich geſchwind wieder ein Ungewitter über meinem Puckel zuſammen. Meine Verachtung gegen dieſe Schule ſtieg nun von Tage zu Tage, und weil ich vielen Unſinn darinn wahrnahm, ſo wurde ſie mir bald verleidet. So wie nun die Zeit herannahete, daß das Obſt alle wurde, ſo ging meine Noth wieder an. Ich frug meinen N*** (ſo will ich ihn nennen, mit welchem ich auf dieſer Schule in Bekanntſchaft gerathen war) um Rath, und er gab mir den Rath: ich ſollte hinter der Schule weggehen. Das that ich nicht nur an dieſem Tage, ſondern auch öfters, und nicht ſelten war N*** mein Begleiter. — Und die Folge davon war? — die Zukunft ſoll es entwickeln.

Um dieſe Zeit fingen die Umſtände meiner Eltern an ſchlecht zu werden. Die Urſach war: die neue Einrichtung der Königl. Acciſe-Verordnung. Dieſer nach durfte keiner, der eine Thüre auf das Feld hatte, ſie offen halten, ſondern ſie wurde verſchloſſen oder zugemauert. Und gerade dieſer Fall, nebſt dem Verbot, Wein zu ſchenken, und der theure Preiß deſſelben waren die Urſache, daß unſre Nahrung ins Abnehmen gerathen mußte. — Ich kann mich vieler Urſachen wegen nicht darüber beſtimmter erklären, ſo gern ichs auch wollte — und eile noch mehrere Urſachen von dem Verfall unſres Glücks anzugeben.

So ging es einige Zeit, bis ſich die entſetzliche Theurung 1772 dazu geſellete. Hier war mein Vater genöthiget, hintereinander zwei Capitalia, jedes von 200 Rthlr., aufzunehmen. Unſer Eigenthum war baar bezahlt mit 660 Rthlr., und beinahe eben ſo viel hatte mein Vater daran gewendet, um es vollends auszubauen und zu ſeinem Zweck einzurichten. Zum Unglück hielt die Theurung ſehr lange an, und da unſre Nahrung durch obigen Fall einen entſetzlichen Stoß gelitten hatte, ſo war auch nun mein Vater nicht einmal im Stande, die landüblichen Zinſen zu geben. Ohne daß unſre Schuldener Nachſicht mit uns in einem ſo entſetzlichen Zeitpunkt gehabt hätten; ſo forderten ſie vielmehr mit der größten Härte Capital und Intereſſen. Nun waren in ſo bedrängten Zeiten die Grundſtücke damals im außerordentlichem Verfall; niemand wollte etwas darauf leihen. Es kam alſo zum Anſchlag. Nirgends fand ſich ein Helfer, der ſich unſrer erbarmt hätte, und bei ſolchen bangen Ausſichten in die Zukunft war nun vollends an kein Schulgehen mehr zu gedenken. Jetzt waren wir uns alſo die meiſte Zeit ſelbſt überlaſſen. — Denken Sie ſich nun dieſe Freiheit, dieſen Müßiggang, immer noch unter der Geſellſchaft unſres bösgeſinnten leichtſinnigen N***, und es wäre ein Wunder, wenn es nicht für mein feuriges lebhaftes Temperament (für das Temperament meines Bruders hatte es nicht ſolche ſchädliche Folgen, denn das war ſchon träger, gelaſſener) ſchlimme Wirkungen gehabt hätte.

Ein halb Jahr vorher, ehe dieſes ſich ereignete, waren wir von dem jetzt verſtorbenen Prediger S** zum Abendmahl zugelaſſen worden, nachdem er uns zwei Jahr dazu präparirt hatte. Ich war unter allen im Antworten der Fertigſte; dieß mochte auch den guten Mann bewogen haben, mich im 13ten Jahre ſchon loszuſprechen. Allein dieſer Unterricht iſt eine mit von den Urſachen meiner Gleichgültigkeit gegen gewiſſe Wahrheiten der Religion, die bloß das Gedächtniß, am wenigſten der Verſtand gefaßt hatte. Ich war zu flüchtig, als daß ſeine Methode tiefen Eindruck auf mich hätte machen können; denn der gute Mann beſaß die Kunſt nicht: die Wahrheiten der Religion auf einer liebenswürdigen Seite meinem Herzen zu empfehlen. In der Schule hatte ich einen ſchlechten Grund gelegt; da hätte es nun hauptſächlich vom Prediger geſchehen ſollen. Und ſo wurde ich denn der weder kalt noch warme Chriſt, der bei reifern Jahren leichtſinnig genug war, ſich über die göttlichen Geſetze hinwegzuſetzen, zwar kein

Böſewicht aus Grundſätzen wurde — denn dazu hatte ich zuviel gutes Herz — aber doch immer ein Spiel der Leidenſchaften war, die mich immer wie ein Strom mit ſich fortriſſen. —

Nach vielen vergeblichen Bemühungen von Seiten meines Vaters Geld zu borgen; nach den dringendſten Vorſtellungen bei ſeinem Bruder, der ein wohlhabender Mann iſt, ihm das Geld vorzuſtrecken, damit er es hernach aus freier Hand hätte verkaufen können, und der es vielleicht gethan hätte, wäre ſeine Familie ihm nicht zuwider geweſen — erfuhr er endlich, daß ein gewiſſer Kaufmann Gelder ausleihen wollte. Er ging zu ihm und beſprach ſich mit ihm; dieſer kam und beſahe es: es gefiel ihm. Kurz er verſprach es meinem Vater. Noch waren drei Termine und der letzte — der Adjudications-Termin. Auf dieſen wollte er das Geld zahlen. Zutraulich verließ ſich mein Vater auf ſein Wort, und ſchlug ein andres Anerbieten, das ihm gethan war — zuverſichtlich aus. Mein Vater machte nunmehro ſchon wieder Anſchläge, wie er ſein künftiges Hausweſen einrichten, und die unnöthigen Ausgaben einſchränken wollte. Er faßte Entſchließungen unſertwegen. Mein Bruder wählte, da er älter war, die Jubelierkunſt, und zeigte darinnen viel Talente; ich war damals vierzehn Jahr, und noch war ich unentſchloſſen, auch war es immer noch nicht zu ſpät.

Der Tag kam, der unſer Schickſal entſcheiden ſollte. Den Abend vorher kam der Kaufmann, und meldete meinem Vater: er könnte das Geld nicht zahlen, weil er das Geld, worauf er gerechnet hätte, nicht einbekommen. Denken Sie ſich unſren Schreck, und das Entſetzliche, daß unſer wartete. Dieſe Nacht war eine erſchreckliche Nacht für uns. Unter Seufzern und Thränen und Händeringen wurde es endlich Tag. Mein Vater ging nun vor Gericht — und durch einen gewiſſen Gerichts-Conſulenten erſtand der Kaufmann das ganze Werk für 530 Rthlr. Mein Vater proteſtirte und erzählte die ganze Sache — allein man hieß ihn ſchweigen. Das Geld wurde gezahlt, die Creditores befriediget, und ein Ueberſchuß von etlichen 30 Rthlrn. meinem Vater eingehändiget. Ein entſetzlicher Abſchlag von einem Werk, das beinahe 1200 Rthlr. gekoſtet hatte!

Wir alle ſchauderten, als mein Vater zu Hauſe kam, und uns nun den Mann, auf den wir uns ſo ſicher verlaſſen hatten, näher kennen lehrte. In der Folge ſahen wir es noch beſſer ein: denn ein Vierteljahr darnach mußten wir heraus, und er war ſo hart, daß er uns nicht einmal die Obſt-Erndte noch überließ, ſondern ſie ſogleich im Ganzen für 50 Rthlr. verkaufte. — Acht Tage nach dieſem ſchrecklichen Tage kam ein gewiſſer P., der es noch nicht wußte, daß das Werk nicht mehr unſer war, und bot meinem Vater 1000 Rthlr. Wie ſehr dieſer redliche Mann erſchrack, iſt nicht zu beſchreiben, da er erfuhr, daß wir auf eine ſo ſchändliche Art darum waren betrogen worden.

Zwar rieth dieſer Mann meinem Vater den Proceß wieder unſern ſchleichenden Betrüger fortzuſetzen; allein, theils neigt ſich meines Vaters Charakter ſehr zu einer gewiſſen Furchtſamkeit, die bei der geringſten Wiederſetzlichkeit von außen, gleich bis zur gänzlichen Muthloſigkeit herabſinkt; theils mochte der Gedanke: was richtet ein armer zu Grunde gerichteter Mann gegen einen reichen Böſewicht aus, der einige 20000 Rthlr. zu Befehl hat — ihn beſonders abſchrecken. Schade! daß es jetzt nicht hat geſchehen können, bei unſrer neuen Juſtiz-Verfaſſung. Ich hätte mich zu den Füſſen des Königs geworfen, und ihn um Gerechtigkeit ſo lange geflehet, bis er mich erhöret hätte. Und ich weiß es, daß Friedrich keinesweges einen ſolchen Böſewicht, der eine ganze Familie (die ihn nie beleidiget hatte, noch je was ſchuldig geweſen war) in die bitterſte Armuth ſtürzte, ungeſtraft gelaſſen hätte. —

Doch ich muß auch das nachholen, was eigentlich mich angeht. N** hatte eine Schweſter, die von einem Officier geſchwängert wurde. Ihr Vater wollte ihre Niederkunft in ſeinem Hauſe nicht geſtatten; der Officier kam alſo zu meinem Vater (ein halb Jahr vorher, ehe wir gänzlich ruinirt wurden) und bat ihn, daß er ſie doch einnehmen möchte. Mein Vater weigerte ſich aus gegründeten Urſachen lange — allein das Königl. Gebot: ſolche Perſonen einzunehmen, und ſein Mitleid, ſtimmten ihn bald um. Sie zog ein, und nun waren ich und N** vollends unzertrennlich. — Die Zukunft zeigte, wie ſchädlich dieſes für mich war. —

Da ich nichts zu thun hatte, und meine geſchäftige Seele nicht lange müßig ſeyn konnte, ſo verfiel ich aufs Leſen. Romane und Robinſonaden — je wunderbarer, je ſchlüpfriger, je beſſer. Dadurch wurde meine Einbildungskraft mit wunderbaren und wollüſtigen Bildern angefüllt. Bald ſuchte ich wirkliche Gegenſtände, und — die Gelegenheit hatte ich im Hauſe. — Die Schweſter des N** war ein junges koquettes Ding von ſiebzehn Jahren. Sie war eigennützig und — ſpröde. Ich wurde bald heftig verliebt. Und da N** ſeinen Vortheil dabei hatte, und mir mein Geheimniß bald abgemerkt hatte, ſo wurde er mein Vertrauter. Ich fühlte durch das häufige Leſen in mir Triebe erwachen, die ich vorher nicht gekannt hatte, und ſelbſt da, wo die Beziehung nur entfernt war, zauberte ſich meine ſchöpfriſche Phantaſie Wirklichkeiten hin. Da ich wirklich wollüſtige Abſichten auf N** Schweſter hatte, ſo ſuchte ich zu meinem Zweck zu gelangen. Aber wie ſollte ichs machen? Ich hätte ihr gerne was geſchenkt, und hatte doch nichts, und auf andere Art wuſte ich nicht mein Ziel zu erreichen. Ich klagte ihren Bruder das, was mich drückte. Er wußte bald Rath, denn er rieth mir, etwas von meiner Eltern Sachen, die ſie nicht ſogleich wüßten, zu verkaufen. Mein Vater hatte ziemlich gute Bücher, und über dieſe geriethen wir. Er verkaufte ſie; brachte mir dafür was er wollte, und — für das übrige kauften wir einige Galanterien, und was übrig blieb, wurde vernaſcht. N* * Schweſter nahm immer ohne zu fragen: woher? und nach drei ganzen Jahren, nachdem man mich zu vielen Diebſtählen an meinen armen Eltern verleitet hatte — war ich immer noch weit vom Ziel entfernt. — Dieß zog eine andre ſchlimme Folge nach ſich: ich fing an die Selbſtbefleckung zu treiben: denn meine Triebe verlangten Befriedigung, weil ſie durch den Widerſtand deſto ſtärker wurden. —

Mein Vater kam am Ende hinter meine Streiche, und zwang mich durch harte Mittel das Haus zu meiden, das ihm ſo viel gekoſtet hatte. — Und doch bin ich nicht der Einzige, mit welchem ſie ſo geſpielt hat. Den Sohn eines — hat ſie durch ähnliche Streiche ſo weit gebracht, daß ihn ſein Vater fortjagte und — enterbte.

Die Bekanntſchaft mit der Schweſter war zwar nun aufgehoben, allein mit dem Bruder dauerte ſie noch. So lange er etwas bei mir merkte, verließ er mich nicht. Er kannte meine Triebe und lenkte ſie bald durch ſeine Vermittelung auf einen andern Gegenſtand. Es war ein gemeines Gaſſenmädchen, und wir hielten ſie uns gemeinſchaftlich — natürlich immer noch auf meine Koſten, bis alle Quellen erſchöpft waren. Sobald N * * das merkte, fing er mich an zu meiden und ſich andre Bekanntſchaften zu ſuchen. Begegnete ich ihm dann, ſo that er als kennete er mich nicht; ſprach von mir das allerſchimpflichſte; ſpottete öffentlich über mein Gebrechen, und wurde nun mein offenbarer Feind. —

Er frequentirte immer noch die Schule, und ging endlich auch ab. Ich hingegen war immer noch der Elende, der mit genauer Noth ſchreiben konnte. Die Noth meiner Eltern fing nun an ſehr groß zu werden. Ohne Einnahme mußten ſie alles verkaufen, was ſie hatten, um ſich das Leben zu friſten. Mein Bruder, der nun bald ausgelernt hatte, trug einen tiefen Gram über den ſchlechten Zuſtand ſeiner Eltern bei ſich herum. Auf mich machte es nur ſo lange Eindruck, als ich zu Hauſe war, und das Elend ſahe; ich war zu flüchtig, um mich darüber ſehr zu betrüben. Meines Bruders Charakter neigte ſich zu einer ſtillen Melancholie, die nur zu weit in die Zukunft ſahe. Da er gar keine Ausſichten zu einiger Unterſtützung weder für ſich noch für ſeine Eltern vorausſahe, ſo ſetzte ſich dieſer Gram immer feſter und nagte ſo lange an ſeinem Herzen, bis er im 18ten Jahre ein Opfer deſſelben wurde. Er hatte ein ſehr gutes Herz, war ſparſam, mäßig und arbeitſam, auf ihn hatte alſo die fehlerhafte Erziehung nicht die ſchlimme Wirkung gehabt, als auf mich — und doch war ſie dieſelbe; derſelbe Umgang. — Kommt nicht erſtaunend viel darauf an, aus welchem Zeuge der Menſch gebildet iſt? Und wird dies angebohren? Wahrſcheinlich! alſo iſt mir ja auch nicht ſo viel zuzurechnen: denn daß ich juſt ſo ein Temperament, ſolch Blut erhielt; hab' ich dazu durch meine freien Handlungen etwas beigetragen? Dieſe Gedanken hatten ſich in einigen Jahren ziemlich bei mir feſtgeſetzt, und wurden die Quelle, woraus ich Entſchuldigung für manchen Fehltritt — und Nahrung für meinen Leichtſinn ſchöpfte. —

Ich beſchloß mich nun zu etwas zu entſchließen, da es nirgends mehr mit fort wollte. Ein Handwerk zu lernen — ich ging ſie alle nach der Reihe durch — zu keinem hatte ich innern Trieb. Ich habe mir dieſen Widerwillen gegen alles, was dem Menſchen mechaniſch wird — immer nicht recht zu erklären gewußt. War mir die Beſchäftigung zu einfach? Das ewige Einerlei der mehreſten Handwerker zu ermüdend? Oder war es Stolz; oder vielmehr ein unbekannter vielleicht noch unentwickelter Trieb zu höhern Beſchäftigungen des Geiſtes? Wahrſcheinlich iſt mir das letzte in der Zukunft geworden — ob ich gleich es nicht gewiß behaupten kann. Indeſſen legten es meine Anverwandte für wirklichen Stolz aus. Dieſem wahren und auch nicht wahren Urtheil zu entgehen, und weil es doch auch nun Zeit war, einen gewiſſen Stand zu wählen, wählte ich die Chirurgie. Vermuthlich, weil dieſer Stand in ſeiner eigentlichen Bedeutung — weniger ermüdend zu ſeyn ſchien, und, weil ich vielleicht in meinen Robinſonaden geleſen hatte, daß ein Schifschirurgus ſein Glück machen könnte. Mein Ziel war alſo zur See zu gehen. Ich kam acht Tage auf die Probe. Mein Geſicht wurde probiert — und für gut befunden — weil ich im Stande bin, die Gegenſtände in der Entfernung einer halben Stunde nicht bloß **klar**, ſondern auch **deutlich** anzugeben. — Es war an dem, daß ich aufgedungen werden ſollte; als ein andrer kam und mich ausſtach.

Damals murrte ich zum erſtenmahl wider Gott, daß er mir ein körperlich Leiden aufgelegt hatte, welches jetzt zum Vorwande dienen mußte, daß ich nicht angenommen werden konnte. Allein nachher erfuhr ich, daß bloß das daran ſchuld geweſen war, daß ich kein Lehrgeld geben konnte. Hier war denn alſo der erſte Strich durch meine Rechnung gemacht, und ich wußte nicht, was ich anfangen ſollte.

Nach vielem Hin- und Herſinnen wünſchte ich irgendwo Schreiber werden zu können. Aber meine Hand war ſchlecht; wer konnte mich brauchen, da ich nicht einmahl Rechtſchreibung verſtand? Ich fing an mich zu üben; las Bücher und bemerkte darinnen, was groß und klein geſchrieben wurde. Daraus ſchloß ich: alles was groß gedruckt ſei, ſei ein Stammwort; die übrigen ließen ſich von jenen herleiten; müßten alſo klein geſchrieben werden. Ich bemerkte, daß allemal nach einem Punktum ein großer Buchſtabe folgte. Die mehreſten Schwierigkeiten machten die Zeichen ? ! ; : , doch lernte ich ihren Gebrauch eher, als ich ihren Nahmen kannte. Ich fing an mich im Briefſchreiben zu üben. Doch ich merkte bald ſelbſt, daß es mir an Ausdruck fehlte. Mein geſundes, richtiges Gefühl ſagte mir immer ſelbſt, ohne daß ich mir die eigentliche Urſach anzugeben wußte: dieſes ſei ſchlecht; jenes leidlich. Die Eigenliebe in dieſem Fall iſt nie mein Fehler geweſen. Und da ich meine Schwäche kannte und mich oft vor mir ſelbſt ſchämte, ſo wurde dieß ein Sporn, mich zu vervollkommnen. Ich lieh mir vom Antiquar Bücher. Die Koſten beſtritt ich von dem, was ich mir zurückbehielt, wenn ich was für meine Eltern verkaufen mußte. — Allein, ich las bloß Romane, die wunderbar waren. Freilich mitunter auch manche gute. Allein, da ich keine Auswahl kannte, ſo hatte es immer Schaden für mein Herz, ob ich gleich mehr Sachkenntniß bekam.

Um dieſe Zeit zog ein Student, ich will ihn S** nennen, in das Haus, wo wir wohnten. Ein Menſch von den herrlichſten Talenten, ſehr guten und oft großmüthigen Herzen; aber äußerſt leichtſinnig, verſchwendriſch und ſtolz. Wir wurden bald gute Freunde. Er war einiger Streiche wegen von der H. Schule weggejagt worden, und kam ohne Wiſſen ſeines Vaters auf die Univerſität. Ein ganzes Jahr hatte er ſchon das äußerſte Elend erlitten, bis ſich ſein Vater über ihn erbarmte und ihm einiges Geld ſchickte. Allein, das war zu wenig für einen bis zur Verſchwendung freigebigen Menſchen. Da er aber überall ſich beliebt zu machen wußte, ſo borgte ihm jedermann, und er nahm es, ohne zu wiſſen, wovon er bezahlen ſollte.

Da meine Hand jetzt etwas leidlich wurde, ſo verſchafte mir S** einige Collegia abzuſchreiben. Er theilte immer ſein weniges, was er hatte, ſo oft er ſahe, daß ich Mangel litt, gern und willig mit mir. So vergingen einige Jahre unter mancherlei Abwechſelungen, unter Kummer und Sorgen, und unter allem, was die Armuth Schreckliches in ihrem Gefolge hat.

Nach Verlauf von dritthalb Jahren hatte S** 100 Rthlr. Schulden, und — keine Hofnung, ſie je bezahlen zu können. Er wollte eben H** verlaſſen, als er plötzlich Nachricht von ſeinem Vater erhielt, daß er ſich wieder verheirathet hätte, und daß ſeine zukünftige Mutter ſeine Schulden bezahlen wollte. Mit Entzücken denke ich mir auch noch jetzt ſeine Freude, da er nun bezahlen konnte. Sein Herz war immer weit vom Betrug entfernt, ſo leichtſinnig er auch Schulden machte. Dieß hat er noch vor einigen Jahren bewieſen, da er noch zwanzig Rthlr., die ſeine Mutter nicht bezahlt hatte, nebſt der Intereſſe erſetzte. — Er ging nach Hauſe, und da er gut franzöſiſch ſprach und ziemliche Fertigkeit auf dem Clavier hatte, ſo kriegte er bald Condition, und jetzt iſt er mit einem gewiſſen Großen auf Reiſen.

Er hat viel zur Bildung meines Verſtandes beigetragen, doch habe ich ihm auch einige Zweifel in Abſicht der Religion zu danken. — Er hatte in allen nur fünfviertel Jahr Collegia beſucht; die mehreſten hab' ich ihm abgeſchrieben und nachgeſchickt. Jetzt iſt er ſchon examinirt, und auf ihn wartet eine der beſten Pfarren, ſobald ſeine Reiſen geendiget ſind.

Durch ihn bekam mein Geſchmack in der Wahl der Bücher eine andre Wendung. Vorher hatte ich nur Romane geleſen, und Reflexion und Moral immer überſchlagen, weil mich nur das Hiſtoriſche vergnügte. Allein auf einmal bekam ich Geſchmack daran. Die Elogen, die S * * oft meinem natürlich guten Verſtande machte, mochten wohl Eindruck auf mich gemacht und meinen Ehrgeitz angefacht haben. Da ich vorher nur flüchtig über alles, was Nachdenken verurſachte, hinweggeſchlüpft war, ſo bedurfte es juſt einer ſolchen Erſchütterung, um mich darauf aufmerkſam zu machen. Und meiner richtig geſtimmten Seele konnte das wahre Schöne nicht lange fremd bleiben. Vorher mochte die Schreibart ſo elend ſein als ſie wollte, jetzt fing ſie mir an zum Eckel zu werden. Ich verlangte nun Schönheit im Ausdruck, ob ich gleich mir keine Rechenſchaft geben konnte: warum mir etwas gefiel oder nicht gefiel? — Da ich aber keinen Wegweiſer mehr hatte, ſo verfiel ich aufs Schwülſtige, Erhabene. Daran hatte ich lange Geſchmack, und meine Briefe, die ich an meinem Freund ſchrieb, ſind die redenden Beweiſe davon: denn ſie ſind voll von entlehnten hohen und erhabnen Phraſen, die oft der Sache gar nicht angemeſſen waren.

Endlich ſahe ſich meine nun angefachte Wißbegierde nach mehrern Gegenſtänden um. Ich hatte durch das Collegien-Schreiben manches behalten, manches durchdacht; es waren in denſelben viel theologiſche Bücher citirt, auf die ich aufmerkſam gemacht wurde. Hier und da erwiſchte ich denn manches, allein ich las ſie mit mehr Schaden als Nutzen. Weil mir zu viel Vorerkenntniſſe fehlten, und ich daher das Ganze nicht überſchauen konnte, ſo konnte es nicht fehlen: ich mußte irren und in mancherlei Zweifel verfallen; zum Unglück mußten immer meine Zweifel auf gewiſſe moraliſche Wahrheiten Einfluß haben, deren Gewißheit dadurch erſchüttert wurde, und da ich von Natur leichtſinnig bin, ſo hatte es für meine Sitten die ſchlimmſten Folgen.

Mein Herz war damals weder gut noch böſe. Oft regten ſich zwar in mir gewiſſe Triebe, allein, da es mir an Gelegenheit fehlte, ſo war mein Leben ziemlich einförmig. Ich hatte auch zu viel mit meiner Armuth und Bedürfniſſen zu kämpfen, daß ich daher ſelten daran dachte. Dabei las ich viel, und da ich — ſo flüchtig ich auch bin — mit ganzer Seele beim Leſen bin, ſobald mich der Gegenſtand nur intereſſirt, ſo war meine Seele immer zufrieden, und ich habe bemerkt, daß ich nur dann am erſten mich verirrte, ſobald ich geſchäftloß war.

Jetzt hatte ich in langer Zeit nichts mehr zu ſchreiben gehabt, und die Noth und der Mangel drängten ſich wieder von allen Seiten herein. Wir hatten oft in zwei Tagen kein Brod. Ich wußte nicht mehr, was ich anfangen ſollte. Ich ſann auf Mittel, meiner Noth ein Ende zu machen, und doch wußte ich nicht, wie? Endlich entſchloß ich mich, Schulhalter zu werden. Ich entdeckte mich Herrn P** und dieſer wirkte mir die Erlaubniß aus. Im Anfang ging es recht gut; ich hatte den Winter durch über vierzig Kinder. Zwei Monathe lang bekam ich mein Geld ſo ziemlich richtig, ſo, daß ich ungefähr wöchentlich 1 Rthlr. einnahm. Davon mußte ich aber wöchentlich 6 Gr. für die Stube geben, die ich gemiethet hatte. Von achtzehn Groſchen ſollten nun drei Perſonen leben; ich ſollte mich kleiden. Den ganzen Tag mußte ich darauf wenden; nebenbei konnte ich nichts verdienen. Und wenn die Stunden vorbei waren, war ich müd' und verdroſſen. Zwei, höchſtens drei Tage hatte ich was zu eſſen; die andern Tage ſollte ich mit nüchtern Magen unterrichten. Dazu kam noch mancher Verdruß von Seiten der Eltern. Bald war ich ihnen zu ſtrenge, bald zu gelinde. Nach Verlauf dieſer zwei Monat fingen ſie auch an das Schulgeld ſchuldig zu bleiben, mahnte ich ſie, ſo wurden ſie grob und — ſchickten ſie nicht wieder. Die Anzahl wurde immer kleiner, und um Faſtnacht, ſo wie anfing gut Wetter zu werden, brauchten viele Eltern ihre Kinder zu Hauſe und auf dem Felde, und ich hatte kaum noch achtzehn. Nun überſtieg bereits der Stubenzins die Einnahme. Ich mußte Schulden machen, ich mochte es anfangen, wie ich wollte. Wahr iſt es zwar, daß ich allein wohl geſehen hätte, wie ich mich hätte hingebracht; allein wie konnte ich meine arme hülfloſe Eltern, denen ich das ihrige auch mit aufgezehrt hatte, verlaſſen? Mein Kummer war damals ſehr groß, und der Gedanke: was nun meine Bekannte ſagen würden, wenn ich nun wieder ohne Beſchäftigung herumgehen würde, nagte unaufhörlich an meinem Herzen. Ich verbarg oft den Kummer vor meinen Eltern, aber die verborgne Kammer und das weite Feld iſt oft Zeuge meiner geheimen Thränen geweſen, die ich im Drange der äußerſten Noth weinte.

Ohne Hülfe, ohne Ausſichten nach einer glücklichen Zukunft, ohne einen Freund, vor welchem ich mein Herz ausſchütten konnte, ging ich eines

Abends in der Stadt ganz traurig und niedergeſchlagen ſpazieren. (Ich habe vergeſſen zu ſagen, daß der niederträchtige N*** meine Freundſchaft wieder geſucht hatte, ſobald er wieder ſahe, daß ich einige Einnahme hatte — Ich, der ich gern und willig verzeihen kann, hatte mir ſeine Beſuche wieder gefallen laſſen — denn nur in dem Augenblick der Beleidigung bin ich fähig, mich zu rächen, allein, ſobald zwei bis drei Tage verfloſſen ſind, ſo iſt der Eindruck nicht mehr derſelbe; ich fange an zu entſchuldigen — und vielleicht vergeben die mehreſten Menſchen mehr aus Temperament, als aus Pflicht. Ich wenigſtens habe die Bemerkung gemacht, daß leichtſinnige Temperamenter am erſten zur Verzeihung bereit ſind.) Eines Abends alſo, da ich ſo ſpazieren ging, ſtieß er mir auf, da er mir entgegen kam. Ich fragte ihn: wo er hinwollte? und er antwortete mir: ſpazieren! Er frug mich, warum ich niedergeſchlagen ſchien? und ich entſchuldigte mich: es wäre mir nicht wohl, darum machte ich mir eine kleine Motion: denn Vertrauen hatte ich zu ihm nicht, weil ich ſein Herz kannte. „So wollen wir miteinander gehen!“ ſagte er, und ich ließ mirs gefallen. Wir waren kaum einige Häuſer weiter gekommen, als mich auf einmal ein Schmerz in meinem Leibe überfiel, daß ich genöthiget ward, mich auf die Treppe eines Hauſes niederzuſetzen. N*** ſtand bei mir. So eben ging ein Frauenzimmer vorüber, welche wir im

Geſicht nicht gut unterſcheiden konnten, die aber von hinten eine wirkliche Schönheit vermuthen ließ. N** hatte ſie kaum erblickt, als er auf ſie zueilte. Ich blieb ſitzen. Nach einer Weile hörten meine Schmerzen auf, aber ich hatte keine Luſt, ihm nachzugehen. Nach einer kleinen Weile kam er wieder und hatte das Mädchen an der Hand. Sie weinte, und mir fiel das auf. Ich frug nach der Urſach, und N*** ſagte: wenn Du das wüßteſt; das gute Mädchen hab' ich verkannt. Ich wurde immer neugieriger, und das Mädchen weinte fort. Endlich bat ich ſie, uns ihr Unglück und die Urſach ihrer Thränen zu entdecken. Sie weigerte ſich lange: endlich gab ſie nach. Sie gab ſich für eine Predigerstochter bei St** aus. Ihr Vater und Mutter ſei ihr zeitig abgeſtorben, und ſie wäre dann unter die Aufſicht einer Grosmutter mütterlicher Seits gekommen, die aus Alter ſich nicht viel um ſie hätte bekümmern können. Sie ſei daher in liederliche Geſellſchaft gerathen: unter andern hätte ihr ein gewiſſes Mädchen immer ſehr viel von Leipzig vorgeſchwazt — daß ſie ſich endlich von ihr hätte bereden laſſen, ihre Grosmutter zu beſtehlen, und mit ihr fortzugehen. Sie wären bis nach H** gekommen, da hätte ſie ihre Reiſegefährtin beſtohlen, ihr alle Kleider und Geld mitgenommen, und ſie — verlaſſen. Im Wirthshaus ſei ſie einige Thaler ſchuldig geweſen, und da ſie von nichts hätte bezahlen können, ſo hätte ihr der Wirth den

Rath gegeben, zu einer gewiſſen Kuplerin zu gehen — dieß hätte ſie aus Noth gethan, und — ein gewiſſer H** hätte ſie alſo ausgelöſt. — Darauf ſei ſie nach Leipzig gegangen, wo ſie ſich hätte vermiethen wollen; ſie ſei aber — in ein Bordell gerathen. Da ſei ſie bald angeſteckt worden und ins Lazareth gekommen. Sie ſei aber, da ihre Krankheit noch nicht viel zu bedeuten gehabt, glücklich kurirt worden, und wäre nun hieher gekommen, um auf eine ehrlichere Art ihr Unterkommen zu finden. Jetzt hielte ſie ſich bei einem gewiſſen Wollwirker auf; und ſei nun erſt ſeit acht Tagen hier. Sie äußerte zugleich den Wunſch: wieder zu ihrer Großmutter zurückzukehren.

Dieſe ganze Erzehlung kam mir im Anfange ziemlich romanhaft vor. Allein in der Folge lernte ich einen Landsmann von ihr kennen, der ihre ganze Herkunft genau kannte, und ihre Erzehlung ſtimmte mit deſſen Ausſage ziemlich überein. — Wiewohl ich auch eigentlich nicht an der übrigen Erzehlung zweifelte, ſondern nur an ihrer Herkunft. Man denke ſich nun ein Mädchen ſehr gut gebauet; in ihrer Miene noch unverkennbare Spuren noch nicht ganz verlorner Unſchuld — Thränen in einem ſehr ſanften blauen Auge: dann meine damalige Gemüthsſtimmung, die ſelbſt ſo tief fühlte, was Leiden und Verlaſſung von allen Lebendigen war. Dann mein ohnedem mitleidiges Herz. Man rechne noch dazu meine romantiſche Begriffe, herzliche Ergreifung und Durſt nach ſolchen Abentheuern — und man wird ſich nicht mehr wundern, wenn ich ſage, daß mein Mitleid ſich bald in Liebe verwandelte — und für ſie thätig werden zu können wünſchte.

Das erſte, was mir einfiel, war: ich wollte an ihre Großmutter einen rührenden Brief ſchreiben, und ſie darinn bitten, Carolinen (ſo hieß ſie) wieder anzunehmen. Ich entdeckte dieſen Gedanken N**, und er hatte ſeinen ganzen Beifall. Wir arbeiteten gemeinſchaftlich an den Briefen, und wir ſchrieben drei hintereinander ohne Antwort zu erhalten; das erſchütterte ſie tief. Wir beſuchten ſie gewöhnlich alle Abende; allein nach und nach wurde mir N**s Gegenwart läſtig. Ich fühlte eiferſüchtige Regungen auf die heftigſte Art. Und ob ſie mir gleich mit ganz vorzüglicher Achtung begegnete, ſo konnte ich doch nicht umhin, ihr oft merken zu laſſen, daß ich N** fürchtete. Meine Eiferſucht floß **einmal** aus einem gewiſſen Vorurtheil, welches ich, ich weiß nicht wo, aufgeſchnapt hatte, daß ein Frauenzimmer, die einmal in den Geheimniſſen der Liebe eingeweihet ſei; einmal ihre Süßigkeiten gekoſtet habe — auf ihr ganzes künftiges Leben nun nicht mehr im Stande ſei, ihren Lockungen zu wiederſtehen (ich mochte vermuthlich da von mir auf andre ſchließen) und das **andremal** floß ſie aus einem gewiſſen Stolz: (beinahe die gewöhnlichſte Quelle der Eiferſucht) der ſich gekränkt fühlte, wenn ihn ein Menſch von N**s Charakter vorgezogen werden ſollte. Es mochte auch eine vormalige unangenehme Empfindung, die mir ſein ſchlechtes Betragen ehemals gegen mich verurſachet hatte, wieder in ihrer ganzen Stärke erwachen, daraus konnte wohl eine gewiſſe Mißgunſt fließen, die ihm das nicht gönnte, was ich eigentlich zu beſitzen wünſchte; dazu mochte auch wohl ein kleiner Trieb, ſich rächen zu können, gekommen ſeyn, wozu ich um ſo mehr Recht zu haben glaubte, weil ich ihm einen groſſen Theil meines Unglücks zu danken hatte. Nie hatte ſich die Begierde zu rächen, ſtärker bei mir geregt, und nie iſt ſie anhaltender geweſen. Ich habe das in der Folge, nachdem ich mich gewöhnte, oft über mich nachzudenken, deutlich bemerkt.

Die Liebe verurſachte jetzt eine ganz beſondre Aendrung meines Charakters. Ich war ſonſt nie ſehr fürs Empfindſame geweſen, ob ich gleich deswegen nicht gleichgültig war. Empfindſame Schriften waren mir immer in gewiſſer Abſicht eckelhaft. Denn ich fands in der wirklichen Welt nicht ſo. Allein, ſobald ich verliebt war, bekam ich Geſchmack daran, und meine Einbildungskraft wußte bald das Unwahrſcheinliche hinwegzuzaubern. Vorher prüfte mein Verſtand — jetzt meine Phantaſie. Schienen mir ſonſt dergleichen Begebenheiten romantiſch; ſo hatte ich jetzt ſchon eine eigne ſolche Erfahrung und dieſe — diente mir als ein Beitrag aus der Geſchichte der würklichen Welt. Ich wurde nun mit ganzer Seele empfindſam. Meine unglücklichen Verhältniſſe ſchienen mir ein Recht zu geben, auf die Verhältniſſe der Welt zu ſchimpfen. Ich ahmte den Helden meiner Romane nach. Ich wollte mich in meine Tugend hüllen, und — doch meine Geliebte ſollte ähnliche Grundſätze mit mir hegen. Ich fing an zu reformiren, entdeckte ihr ihre Fehler, empfahl ihr die Tugend und mein — Beiſpiel. — Berichtigte ihre Religionskenntniſſe, ſchrieb Briefe über Briefe, die voll von Moral, von Beſſrung des Herzens und der zukünftigen Welt waren, und in währender Zeit, da meine Hand das alles aufs Papier niederſchrieb, fühlte ich, daß mein Herz — mir oft widerſprach. —

N***, der ſehr ſcharfſüchtig iſt, entdeckte bald die Harmonie unſrer Herzen. Auch er wurde eiferſüchtig; ſeine häufigen ſpöttiſchen Anſpielungen gaben mirs zu verſtehen. Seine Neigung brach bald aus — bei mir verſteckte ſich eben derſelbe Trieb unter Empfindſamkeit, Scheintugend und Reformirſucht. Alle dieſe Dinge legten mir einen gewiſſen Zwang auf. N*** hatte zwar auch im Anfange mit in denſelben Ton geſtimmt; allein nicht aus kalter Ueberlegung — es war bloß Ueberraſchung und um nicht ſchlechter zu ſcheinen als ich; die Folge bewieß dieß. Eines Tages, da ich ſie wegen nöthiger Beſchäftigungen nicht beſuchen konnte, und N*** dieſes wußte, ſo hatte er die

Gelegenheit nicht aus den Händen gelaſſen, ſich ſeiner Laſt, die ſein Herz drückte, zu entledigen, und war Abends zu ihr gegangen. Wohlſtands wegen konnte ſie ihn ſchon nicht meiden — denn ob ſie ihm ſchon einige Verbindlichkeiten ſchuldig war (denn er hatte ihr, obgleich mit vielem Geräuſch einige Wohlthaten erzeigt) ſo ſtimmte ihr Herz doch nicht mit dem ſeinigen zuſammen. Kaum war er alſo gekommen, als er ſchon ihr ſeine ſtürmiſchen Begierden zu erkennen gab. Sie wieß ihn mit den Worten ab: „ob das mit ſeinen guten Lehren übereinſtimmte, die er ihr gegeben hätte, künftig ihr Leben zu beſſern?“ Dieß ärgerte ihn, und er warf ihr vor, daß er ſo vielen und noch mehreren Antheil an ihr hätte als ich — (Wie eigennützig!) „Aber ihr Freund verlangt ſo etwas nicht;“ antwortete ſie ihm, und kurz darauf war er fortgegangen und hatte geſchworen nicht wieder zu kommen.

Ich erfuhr des andern Tages gleich den ganzen Vorfall. Sie erzählte mir ihn mit Thränen. Ich kannte ſein ſchlechtes rachgieriges Herz und — meine Lage war ſchlimm. Er konnte, ſo unſchuldig mein Umgang damals noch war, ihn doch ins häßlichſte Licht ſtellen. Es vergingen acht bis vierzehn Tage, er ließ ſich nicht ſehen und nicht hören. Ich hing nun mit Leib und Seele an meiner neuen Liebe. Sobald meine Stunden mit meinen wenigen Kindern vorbei waren, ging ich zu ihr. Wir liebten uns zärtlich; denn unſre Gemüther ſtimmten zuſammen. Ihr Herz war ſehr gut, nur ein wenig zu eitel. Es fehlte ihr überhaupt an Bildung, und hätte ſie eine gute Erziehung gehabt, ſo hätte ſie eine ganz gute Gattin und eine noch beßre Mutter abgegeben; denn ſie hatte alles das Sanfte, Gefällige, Duldende, was den Charakter einer guten Mutter — dazu noch gerechnet ihre zärtliche Kinderliebe — ausmacht.

Ich geſtehe es gern, daß dazumal meine Abſichten ganz auf ſie und ihren völligen Beſitz gingen. Ich hätte ſie geheirathet, hätte ich hinlänglich Brodt, keine Eltern und weiter nichts zu bedenken gehabt. Ihr Fehltritt war ihr von mir längſt verziehen; und nie würde ich denſelben getägt haben. Allein keine Ausſichten anderwärts mein Brodt zu finden; in einer ſo kritiſchen Lage mit meinem angefangenen und auch wieder mißlungenen Werk — ſahe ich die Unmöglichkeit meines Verlangens wohl ein. Dazu kam noch die üb'e Nachrede — ein **ſolches** Mädchen zu meiner Gattin gewählt zu haben; wenn auch ſonſt die Umſtände die vortheilhafteſten in meiner Vaterſtadt geweſen wären. Ihr ſchöner, wohlgebauter Körper mußte natürlich oft den Wunſch ihres ganzen Beſitzes in mir rege machen, und dieſe Wünſche wurden oft ſo heftig, daß ſie nicht ſelten in Murren und Wuth ausbrachen. So verging der Sommer unter Kummer, Sorgen und Berathſchlagen, und unter den heftigſten Anfällen von Liebe, die nun ſchon anfing körperlich zu werden. Meinen Unterricht hatte ich ſchon aufheben müſſen, denn die Kinder blieben alle zu Hauſe. Ich ſahe mich daher genöthiget, alles zu verkaufen um den noch ſchuldigen Miethzins bezahlen zu können, und um Johanni zog ich wieder zu meinen Eltern. Vier volle Wochen ging ich wie tiefſinnig herum, denn meine Leiden waren jetzt doppelt. — Und nur der Abend heiterte mich ein wenig auf, wenn ich meinen Kummer (ich hatte weiter keinen Freund) an ihrem freundſchaftlichen Herzen ausweinen konnte. Ein Kuß, ein Händedruck war alles, was ich verlangte und ſie verſtattete. Aber bald fing (ohngeachtet aller meiner Sorgen) mein verwöhntes Herz an, ein gewiſſes Leere zu bemerken. Anſtatt, daß meine Noth meine Triebe hinunter hätte ſtimmen ſollen, ſtimmte ſie ſie vielmehr hinauf — und vielleicht mochte eine gewiſſe Gleichgültigkeit gegen alles, der Gedanke: du haſt nun nichts mehr zu fürchten, und mein gewöhnlicher Leichtſinn vieles dazu beitragen, mich nun auf alle nur mögliche Art zu vergnügen, da ich mein Loos ohnedem für das allerunglücklichſte Menſchenloos anſahe. Die ſanften Berührungen ihrer Hände, ihres Mundes wurden nach und nach elektriſche Funken, die mein ganzes Blut in Wallung ſetzten. Das Enthuſiaſtiſche unſrer Liebe fing an abzunehmen; meine Reformirſucht fing an zu erkalten — und nicht ſelten erſchien ſie mir jetzt ſchon in einem komiſchen Lichte. — Vielleicht mochte ſie ſelbſt ſchon ähnliche Regungen gefühlt haben, denn wie iſt es möglich, daß ein junges, wieder zur völligen Geſundheit gelangtes Mädchen, die ſchon oft das Ziel der Liebe (ein Ausdruck, der ſich eigentlich für ein feiles Mädchen, die ſie doch geweſen war, nicht ſchickt) nun auf einmal ganz und gar enthaltſam geworden ſey. „Es iſt in dem „Weſen der Liebe, ſagt Wieland, ſo lange zuzunehmen, bis ſie das Ziel erreicht hat, wo die „Natur ſie zu erwarten ſcheint.“ Eine Bemerkung, die ich ſelbſt durch meine Geſchichte beſtätiget habe.

An einem ſchönen Abend im Auguſt zog ſich bald ein fürchterlich Gewitter zuſammen. Wir gingen, wie gewöhnlich, auf dem Felde ſpazieren. Kaum erreichten wir ihre Wohnung, als das Gewitter ſich näher zuſammenzog und entſetzlich zu wüthen anfing. Der Regen und Sturmwind dauerte bis zwölf Uhr. Ich konnte nun unmöglich nach Hauſe gehen: denn ſowohl die Thore als mein Haus waren verſchloſſen. Ich entſchloß mich, da zu bleiben, und wir wurden einig, die ganze Nacht zu wachen. Um ein Uhr klärte ſich der Himmel auf, und es wurde ſchön Wetter. Alles ſchlief nun — nur wir allein wachten. Die Stille der Nacht — der erquickende kühlende Geruch nach dem Gewitter — allein, ohne Zeugen, ohne Beſchäftigung (denn die Quellen, woraus wir ſonſt ſchöpften,

ten, waren erſchöpft). — Erlauben Sie mir hier abzubrechen.

Indeſſen muß ich zu meiner Rechtfertigung ſagen, daß ich nie den Vorſatz gefaßt hatte, es ihr wirklich anzutragen. Denn davon hielt mich eines Theils eine gewiſſe Ehrerbiethung für diejenigen Wahrheiten, die ich ihr gelehrt hatte, theils auch eine innre Schaam ab. (Denn ich habe das immer für ſehr ſchimpflich gehalten, ſich den Leuten auf zwei Seiten zu zeigen.) Und das mußte ich doch thun, wenn ichs ihr antrug. Dazu konnte ich mich aber, aller meiner ſtürmiſchen Begierden ungeachtet, keinesweges entſchließen, und gewiß wäre es nie geſchehen, hätte der Zufall nicht die Umſtände ſo verkettet, daß es hier erſt keiner langen Erklärung bedurfte. —

Aus dieſem werden Sie nun glauben, wenn ich Ihnen ſage, wie ſchrecklich mir der Morgen war, wo ſich Aug' und Auge ſehen ſollte. Beſchämt hob ſie ihr blaues Aug' empor, und weinte. Ich war in einer unbeſchreiblichen Verwirrung. Auf einmal entſtand in meiner Seele eine ſo außerordentliche Gleichgültigkeit gegen die Unglückliche, daß ich wie bezaubert da ſtand und nicht wußte, was ich von mir denken ſollte. Kalt und traurig ſchlich ich mich fort, und — ſahe ſie nie wieder. Ich konnte es nicht über mich vermögen, ihr wieder unter die Augen zu treten. War es Schaam, war es ein Reſt von Tugend? Nein! dieſe Härte konnte keine Tugend ſein. Auch kam ſie nicht unmittelbar aus dem Herzen — denn mein Herz iſt nicht hart, das bleibt mir das ſonderbarſte Ding in meinem ganzen Leben, worüber ich mir in der Folgezeit ſehr oft den Kopf zerbrochen habe.

Und die Folge für die arme Unglückliche war? eine traurige. Aus Verzweiflung über meine Treuloſigkeit ergab ſie ſich einem liederlichen Handwerksburſchen, mit dem ſie endlich fortging, und vielleicht — jetzt noch tiefer geſunken iſt. Ich habe nie wieder etwas von ihrem Schickſal erfahren.

Und mein Feind N***, der ſich nicht wieder hatte ſehen laſſen, erfuhr es, erfuhr's aus ihrem eignen Munde, und frolockend breitete er meine ganze Geſchichte aus. Doch laſſen Sie mich abbrechen. Wenn Reue, wenn Thränen genug ſind, meine Sünde wieder gut zu machen; o ſo kann ich auf Vergebung Rechnung machen; denn mancher Morgen fand mich ohne Schlaf und mit thränenvollen Augen.

(Der Beſchluß künftig.)

Zur Seelennaturkunde.

I.

Fortſetzung des Schreibens von Herrn Abbé L'Epee an Herrn Direktor Heinicke.

Sie ſagen, die Wörter, ſie möchten nun gedruckt oder geſchrieben ſeyn, ſehen aus, wie eine Reihe von Fliegen und Spinnenfüſſen; ſie haben keine eigentliche Figur oder Geſtalt, welche ſich die abweſende Einbildungskraft vorſtellen könne; ja man könne kaum einen Buchſtaben von dem andern, geſchweige denn ein ganzes Wort, im Gedächtniß unterſcheiden.

Z. B. führen Sie das Wort **Paris** an, und ſagen, das man ſich dieß Wort, ſo wie es geſchrieben iſt, lange nicht ſo deutlich vorſtellen könne, als wenn man es ausſprechen hört.

Sie ſcheinen alſo die bewundernswürdige Erfindung der Buchſtaben ziemlich gering zu ſchätzen, indem Sie dieſelben mit Fliegen und Spinnenfüſſen vergleichen. *)

---

*) Dieß folgt wohl aus der Vergleichung nicht.

Sie behaupten alſo, aber Sie beweiſen nicht, daß die Geſtalt eines jeden Buchſtaben nicht ausgezeichnet genug ſey, um den einen nicht mit dem andern zu verwechſeln.

Ich rufe die Taubſtummen ſelbſt gegen Sie zu Zeugen auf, deren die meiſten vom erſten Tage ihres Unterrichts an ſchon eine ſo lebhafte Idee von der Geſtalt der Buchſtaben erhalten haben, daß ſie nach weggenommner alphabetiſchen Tafel, auf Befragen die einzelnen Buchſtaben durch das Fingeralphabet wieder herſagen können. Indem ſie z. B. den Daumen und kleinen Finger herunter und die drei mittelſten Finger in die Höhe halten, bezeichnen ſie den Buchſtaben **m**, deſſen Figur ſie ſehr deutlich ausdrücken, indem ſie auch noch den Zeigefinger herunterhalten, bezeichnen ſie **n**; durch den Daumen und Zeigefinger in Form eines Cirkels zuſammengehalten wird **o** bezeichnet u. ſ. w. Ihr angeführtes Wort **Paris** würden ſie auf die Weiſe mit Kreide oder mit den Fingern ſehr bald wieder darzuſtellen wiſſen, wenn es ausgelöſcht wäre.

Sie belieben noch zu erwägen, daß die großen Buchſtaben, wie man ſie zu Inſchriften an Häuſern u. ſ. w. braucht, noch weniger mit Fliegen und Spinnenfüſſen zu vergleichen ſind. Wir bedienen uns daher auch beim Anfange des Unterrichts der Taubſtummen größerer Buchſtaben, die wir nach und nach immer kleiner machen.

Sie ſcheinen nicht zu glauben, daß ein geſchriebenes Wort in der Einbildungskraft füglich könne dargeſtellt werden, weil ſie die Buchſtaben von dem Grunde, worauf ſie befindlich ſind, abgeſondert betrachten, ſo daß dadurch ihre Farbe verſchwindet: allein die Buchſtaben mögen nun gedruckt oder geſchrieben ſeyn, ſo können wir ſie uns doch nicht ohne einen ſolchen Grund denken, deſſen Oberfläche ſie mit ihren Zügen färben, und alſo in eine weiße oder ſchwarze Farbe gekleidet, die Einbildungskraft beſtändig in Bewegung ſetzen, woher das Bild von ihnen eben ſo deutlich wird, als wenn wir ſie in dem Buche oder auf dem Papiere vor Augen ſehen.

Allein, was ſetzen Sie denn nun an die Stelle dieſer von Ihnen verworfnen Methode? Sie ſagen: meine Schüler lernen leſen, und die Wörter laut und deutlich und mit Verſtande herſagen. Sie denken träumend und wachend in ihrer artikulirten Sprache. Ein jeder kann ſie anreden, wenn er nur die Worte langſam ausſpricht. Die Schriftſprache gründet ſich in ihrer Vorſtellung auf die Tonſprache, die ſie zwar nicht durch das Ohr, ſondern durch einen andern Sinn empfangen. Zuerſt iſt ihr Geheul erbärmlich, aber nach zwei oder drei Jahren lernen ſie laut und deutlich reden, und am Ende ſelbſt deklamiren.

Das Wort Paris alſo, welches meine Schüler in einem Augenblick faſſen, daß ſie es wieder an die Tafel ſchreiben können, behalten Ihre Schüler nicht ehr im Gedächtniß bis ſie dieſelben erſt gelehrt haben, wie die Lage der Zunge, Zähne, Lippen und Kinnbacken bei der Ausſprache eines jeden einzelnen Buchſtaben beſchaffen ſeyn müſſe; und wenn ſie es nun dahin gebracht haben, ſo können ſie doch ſelber nicht urtheilen, ob ſie es durch den Ton der Stimme recht oder unrecht ausgedrückt haben.

Zugegeben aber, daß ſie durch dieſe Artikulation weiter kommen; könnte dann die Einbildungskraft jedes Wort ihnen nicht eben ſo gut ins Gedächtniß zurückrufen, wenn ſie auch nicht jede Lage der Sprachwerkzeuge in eben der Ordnung wieder darſtellten, indem ſie durch die innere Berührung der Zunge mit den übrigen Sprachwerkzeugen den ehemaligen Laut nachahmen — Wer fühlt nicht die Langſamkeit und Schwierigkeit hierbey?

Daß aber die Schüler ſowohl wachend als träumend in ihrer artikulirten Sprache denken ſollen, begreife ich nicht recht. Der Franzoſe denkt alſo in der franzöſiſchen, der Lateiner in der lateiniſchen, der Deutſche in der deutſchen Sprache, ich aber denke oft in keiner, da es ſich häufig zuträgt, daß ich mir im Traume Dinge vorſtelle, die mir bloß meine Phantaſie vormahlt, und ich mit keinem Nahmen in irgend einer Sprache zu nennen weiß; ja es fügt ſich auch, daß ich an Dinge denke, die einen mir unbekannten Nahmen haben, wie unzählige Inſtrumente der Handwerker, die ich zwar geſehen aber deren Nahmen ich nie gehöret habe.

Ja ſogar im Wachen trift es ſich oft, daß ich gern und lange an Perſonen oder Sachen denke, deren Nahmen ich mir vergeblich ins Gedächtniß zurückzurufen ſuche.

Ich gehe weiter: Sie haltens für unmöglich, daß die Taubſtummen alle Wörter der Sprache, wodurch wir unſre Gedanken ausdrücken, im Gedächtniß behalten und ſie wieder hinſchreiben können, ſobald ihnen nur die methodiſchen Zeichen vorgemacht werden.

Allein es iſt bei uns nicht die Rede von allen möglichem Wörtern, ſondern nur von denen, welche im gemeinem Leben oder in unſerm Religionsunterricht oder in irgend einem moraliſchen Buche vorkommen. Was aber Kunſtwörter oder technologiſche Ausdrücke anbetrift, ſo lernet dieſes der Taubſtumme freilich nicht, und es iſt genug, wenn er nur die Wörter weiß, die für den größten Theil der Memſchen zu ihren Lebensbedürfniſſen hinlänglich ſind.

Daß aber dergleichen Worte den Taubſtummen entweder aus einem aufgeſchlagnen Buche oder aus einem entſiegelten Briefe, durch die methodiſchen Zeichen diktirt werden, bezeugen ſo viele Perſonen aus allen Gegenden, die ich nicht hätte betrügen können, wenn ich gleich gewollt hätte. Täglich ſind Leute bei unſerm Unterricht zugegen, die ſich nicht auf das Gerücht verlaſſen. Sie kommen voll Mißtrauen, aber ſie gehen nicht ſo wieder weg.

Selbſt Perriere ſahe, wie ein von ihm geſchriebener Brief durch die methodiſchen Zeichen einer Taubſtummen diktirt wurde, und brach in die Worte aus: hätte ich es nicht geſehen, nie hätt' ich es geglaubt.

Perriere hätte, welches wohl zu merken iſt, dieſen Brief auch ſeinen Schülern diktiren können, aber nur mit dem Unterſchiede, daß er ihnen durch Hülfe der Daktilologie die einzelnen Buchſtaben eines jeden Worts angezeigt hätte, die ſeine Schüler zwar nachgeſchrieben, aber den Sinn dieſer Reihe von Buchſtaben nicht verſtanden hätten.

Die methodiſchen Zeichen hingegen ſind keiner beſondern Sprache eigen, ſie bezeichnen kein Wort noch irgend einen Buchſtaben, ſondern drücken Jdeen aus, und wenn dieſe der Schüler verſtanden hat, ſo kann er ſie wiederum in ſeiner Sprache, es ſei welche es wolle, ausdrücken, und dann iſt es unmöglich, daß er den Sinn des Worts nicht faſſen ſollte, welches er ſich ſelber zu ſchreiben wählet.

Wie groß der Unterſchied zwiſchen jener und dieſer Methode zu diktiren ſei, bemerkte Se. Kaiſerliche Majeſtät beim erſten Anblick. Da ich nehmlich einer Taubſtummen die Worte durch die Daktilologie diktirte: es ſei ferne von mir, daß ich mich rühme, denn alleine in dem Creutz, und ihr befahl, daß ſie den Sinn dieſer Worte durch die methodiſchen Zeichen an dem Tag legen ſolle, ſo gab ſie zur Antwort: ſie wiſſe nicht, was dieſe Worte ſagen ſollten. *)

Der Kaiſer bemerkte ſogleich, daß dieſe Methode bloß mechaniſch ſei, und man immer dieſelbe Antwort erwarten müſſe.

Demohngeachtet verſchmähen wir den Gebrauch der Daktilologie nicht ganz: wo ſie nöthig iſt, um die eigenthümlichen Nahmen der Menſchen, Länder, Städte u. ſ. w. auszudrücken, welche, ihrer Natur nach, durch die methodiſchen Zeichen nicht können dargeſtellt werden.

Se. Kaiſerl. Majeſtät hat noch einen andern Verſuch in unſerer Kunſt mit angeſehen: ich hatte nehmlich fünf Taubſtumme ſo geſtellt, daß der eine nicht ſehen konnte, was der andre ſchrieb, und ſo diktirte ich ihnen einen Satz, der ohngefähr aus zehn Wörtern beſtand, und den ich durch die methodiſchen Zeichen ausdrückte, dieſer Satz wurde von dem einen mit franzöſiſchen, von dem andern mit lateiniſchen, von dem dritten mit italiäniſchen, von dem vierten mit ſpaniſchen und von dem fünften mit engliſchen Worten aufgeſchrieben.

Hieraus können Sie ſchlieſſen, daß ich nicht mit Unrecht behauptet habe, die allgemeine Sprache, welche ſchon ſo lange von den Gelehrten gewünſcht

---

*) Das iſt dem armen Mädchen wohl zu glauben!

wünſcht iſt, könne aus den methodiſchen Zeichen beſtehen. Der gelehrte Abt Condillac hat ſchon gewünſcht, daß die Lehrer in den Schulen verſchiedner Nationen kein Wort vorbringen ſollten, deſſen methodiſche Zeichen ſie nicht auch ihre Schüler lehrten.

Doch will ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, was mir oft von gelehrten Männern eingeworfen iſt: es ſei unmöglich, wenn jemand einen ganzen Satz durch die methodiſchen Zeichen ausdrücke, daß er nicht die ſeiner Sprache angemeſſene Ordnung darinn beobachte; nun ſei aber doch der Genius der Sprachen ſo verſchieden, daß wenn einer zum Beiſpiele die franzöſiſche Wortfolge durch die methodiſchen Zeichen beobachte, ein Italiäner und noch weniger ein Deutſcher den Sinn des ausgedrückten Satzes faſſen könne.

Allein man bemerke, daß ich eben ſo viele Zuſchauer vorausſetze, welche von ihrer erſten Kindheit an unterrichtet ſind, und denen die methodiſche Zeichenſprache ſo geläufig iſt, wie ein Franzoſe die franzöſiſche, und ein Deutſcher die deutſche Sprache verſteht: dieß vorausgeſetzt, bemerke man, was geſchehen würde, wenn jemand in Gegenwart von zwölf Franzoſen, die lateiniſche Sprache vollkommen innehabend, einen Satz franzöſiſch diktierte, und ihn ins Lateiniſche überſetzen laſſen wollte.

Von dieſen Zwölfen würde man keinen einzigen finden, der ſich vornehme, die franzöſiſche Wortfolge in dem Satze beizubehalten, da ein jeder nur bemüht ſein würde, den Sinn des Satzes deutlich auszudrücken.

Eben das wird aber der Fall bei einem jeden Satze ſeyn, der aus der methodiſchen Zeichenſprache in eine andere überſetzt werden ſoll. Man wird ſich nicht um die Folge der körperlichen Bewegungen bekümmern, ſondern die Ideen, welche durch dieſelben ausgedrückt werden, nach dem eigenthümlichen Charakter der Sprache zu bezeichnen ſuchen.

Ich werde alſo niemals dem Lehrer der Taubſtummen zu Wien rathen können, daß er ſeine Schüler ſelbſt reden lehre, ſondern daß er Perſonen unterrichte, welche ſich dieſer mechaniſchen Arbeit unter ſeiner Aufſicht unterziehen, er ſelbſt aber ſoll nützlichere und wichtigere Dinge thun.

II.

Ueber das Taubſtummen-Inſtitut in Wien *).

Ich hatte ſchon mehrmal des Herrn **Heinicke Inſtitut für Taubſtumme** zu Leipzig geſehen, und war ſehr achtſam darauf geweſen. Daher war mir das ähnliche **Inſtitut** in Wien ſehr intereſſant. Herr **Heinicke** lehret die Taubſtummen durch **Worte** reden. Hingegen Herr **Abbé Stork** lehret ſie nach des **Abbé L'Epee** Methode, hauptſächlich aber durch beſtimmte Zeichen zu reden.

---

*) Iſt mir von Herrn Nikolai gütigſt mitgetheilt worden.

Er hat dreierlei Zeichen: 1) Für die **Buchſtaben**, um die Worte zuſammenſetzen zu können; 2) Für die Worte und für die dadurch angezeigten Begriffe; 3) Für die grammatiſche Beſchaffenheit der Worte, z. B. für die verſchiedenen Caſus, Numerus, die Zeiten der Zeitwörter u. ſ. w. Z. B. die **Biegung des** Caſus wird durch die Junkturen der Finger anzeigt. Die **Vielheit** durch mehrere Finger. Die **vergangene Zeit**, indem man mit der Hand über die Schulter weiſet; die **zukünftige Zeit**, indem man mit der Hand vor ſich hinweiſet; das **männliche Geſchlecht**, indem man den Hut abnimmt; das **weibliche Geſchlecht**, indem man das Haar hinter dem Ohre zupft u. ſ. w.

Die Zeichen der Begriffe, die ſinnlich können erkannt werden, ſind ſo viel möglich nachahmend und malend; z. B. **ich knie.** — Es wird gekniet, und jeder kniende zeiget auf ſich. **Wir knien** — beim Knien die Hand auf alle herum bewegt. **Er kniet** — es wird einer beſonders kniend geſetzt, und den andern gezeigt.

Die Kinder haben eine beſondere Fertigkeit, geſchriebene Schrift zu **leſen**, das heiſt: die den Schriftzeichen entſprechende pantomimiſche Zeichen mit allen grammatiſchen Beſtimmungen zu machen, auch wieder die Zeichen, die ein anderer mit allen grammatiſchen Beſtimmungen macht, mit Schriftzeichen zu **ſchreiben.**

Alle Sonnabend Vormittag werden die **Taubſtummen** geprüft, und dieſer Prüfung kann jedermann beiwohnen, welches ich auch nicht verſäumte. Es wurden Sprüche aus dem **Normalſchulkatechismus** an die Tafel geſchrieben. Darauf machten die Taubſtummen die entſprechenden Zeichen ſehr fertig. Wenigſtens mußten wir Zuſchauer es glauben, denn die Zeichen und die bei jedem Zeichen ſehr geſchwind wiederkehrenden grammatiſchen Beſtimmungen, konnten wir freilich nicht verſtehen. Aber die große Fertigkeit machte es wahrſcheinlich, daß ſie richtig laſen.

Die umgekehrte Art war **für uns** einleuchtender. Ein Taubſtummer nahm den Katechismus in die Hand, und **las** einen Spruch, den wir ihm gezeigt hatten. Das heißt, er machte **die entſprechenden Zeichen** bis zu einem Komma. Ein anderer Taubſtummer ſah ihn unverwandt an, und ſchrieb einen Satz nach dem andern deutlich und richtig an die Tafel. Hieraus war unſtreitig, daß die Kinder zu jedem **pantomimiſchen Zeichen** das **entſprechende Schriftzeichen** zu wählen wußten, auch daß ſie den **pantomimiſchen Zeichen der grammatiſchen Beſtimmungen** zufolge, auch die Wörter umzubilden wußten; und umgekehrt. Aber es folgte daraus noch keinesweges, daß ſie auch die **Begriffe** der Wörter wußten. Dieſe zuſammengeſetzte pantomimiſche Zeichen ſind ungefähr eben das, als wenn etwan in ſchlechten lateiniſchen

Schulen analiſirt wird: caſtra iſt accuſativi Caſus, pluralis numeri u. ſ. w. **Die Zeichen** der Beſtimmungen wären da auch ganz richtig, aber die Begriffe deshalb noch nicht. Der Knabe kann das Wort caſtra, oder irgend ein anderes richtig **analiſiren**, und doch nur einen ſehr mangelhaften **Begrif** von allen **Bedeutungen** dieſes Worts haben.

Ich gab auch meinen Zweifel darüber zu erkennen. Der Herr **Abbé Stork** gab mir daher ein **Buch voll Wörter**, davon ſie die **Begriffe** gelernt hätten, **und bis M. incluſive gekommen wären.** Aus dieſen ſollte ich ein **Wort** ausleſen, und überzeugt werden, daß die Knaben den **Begrif** davon hätten. Es ſchien mir nun freilich ganz unſchicklich, daß man den Kindern die **Begriffe**, die ſie lernen ſollten, **einzeln und nach alphabetiſcher Ordnung der Wörter** geordnet hatte. Es wäre wohl viel zweckmäßiger, wenn man ihnen die **Begriffe**, nicht in irgend einer Beziehung der **Wörter** aufeinander, ſondern in der **natürlichen Beziehung der Begriffe ſelbſt**, das heißt in **kurzen Sätzen** beigebracht hätte. Indeſſen war dieß hier nicht auszumachen. Ich wählte das Wort: **Meſſe.** Herr **Stork** ſchrieb darauf an die Tafel:

Fr. Was iſt die Meſſe?

Er ließ ein taubſtummes junges Frauenzimmer dieß in Zeichen ableſen, und darauf ſchrieb er ein A. darunter.

unter. Nun ſchrieb ſie ohne weitere Anleitung die ganze **Definition**, wie ſie im Normalſchulkatechismus ſteht, wörtlich darunter, nämlich:

„Die heilige Meſſe iſt das unblutige Opfer
„des neuen Teſtaments, das immerwährende
„Denkmahl des blutigen Opfers, welches
„Jeſus Chriſtus am Kreutze vollbracht hat.“

Um zu zeigen, daß dies Kind die **Begriffe** gefaßt hätte, wurden nun alle **einzelne Worte**, oder wie ſich Herr **Stork** ausdrückte, alle **einzelne Begriffe** von dem Kinde durch Zeichen einzeln angedeutet. Z. B. die **Meſſe** ward dadurch bezeichnet, daß die Hände am Leibe herunterfuhren, um das **Meßgewand** anzudeuten, und darauf die Knie gebeugt, der Körper umgedreht, und beide Hände emporgehoben wurden, um das **Aufheben der Hoſtie** auszudrücken. Eben dieſes Aufheben der Hände bedeutete auch **Opfer**. Das **unblutige** ward durch Zeigen auf die Lippen und ſchütteln mit dem Kopfe gleichſam **blutig nicht** angezeigt; u. ſ. w. Ich muß geſtehen, alles dieſes war mir ein Beweis, daß zwar das Kind richtig **behalten** hatte, welche **pantomimiſche Zeichen** den **Schriftzeichen** dieſes Satzes als **entſprechend** ihm waren **beigebracht** worden, und ich lobte auch deſſen **Gedächtniß**, daß es ſich beim Anſehen der Schriftzeichen der Frage, ſogleich der Schriftzeichen der Antwort in ihrer Ordnung erinnerte, und ſie ohne Irrthum hinſchrieb. Aber es war mir kein Beweiß, daß das Kind **jeden Begrif**, deren in dem ziemlich langen Satze ſo viele vorkommen, und die ſo abſtrakt ſind, **deutlich erkenne**. Die Begriffe von **neuem Teſtamente**, von **unblutigem Opfer**, vom **Denkmahl, das ein unblutiges Opfer** iſt, möchten wohl einem Taubſtummen immer ziemlich unverſtändlich bleiben, und vielleicht wäre es am beſten, ihn gar nicht damit zu beläſtigen. Daß das Kind übrigens durch das **Nachſchreiben** der obigen **Definition** nun den ſo verwickelten **allgemeinen Begrif der** Meſſe deutlich erkennen gelernt habe, iſt wohl kaum zu glauben. Ich wollte der Sache näher kommen, und fragte den Herrn Abbé: welcher Methode er ſich bedient habe, um den Kindern den Begrif, **was die Meſſe ſei**, verſtändlich zu machen. Er verſetzte: „Sie haben ſie geſehen, oft geſehen. „Sie werden oft in die Meſſe geführt.“ Ich ſchwieg; denn es ſchien mir, als ob er meine Frage gar nicht verſtände, und weiter hineinzugehen, war da der Ort nicht. Ich glaubte, wenn auch das Kind den **ſinnlichen Begrif der Bewegungen des Prieſters bei der Meſſe** möchte erlangt haben, ſo ſei eine ganz andere Frage, ob es von dem **dogmatiſchen und myſtiſchen Begriffe** ſich auch eine deutliche Vorſtellung machen könnte.

Herr Stork ſchien an den Unterſchied beider Arten von Begriffen und an die Schwierigkeiten den letztern zu erlangen gar nicht zu denken. Es ſchien mir alſo auch hieraus zu erhellen, daß man eigentlich hier nur **Zeichenkenntniß** triebe, ſo wie mit **Litteral- oder Normalmethode** nur **Wortkenntniß**.

Viel beſſer gefiel mir die Uebung, **Handlungen, die in die Sinne fallen**, ſowohl vermittelſt pantomimiſcher Zeichen, als vermittelſt der Schriftzeichen verrichten zu laſſen. Ein junges Frauenzimmer, etwan von 15 bis 17 Jahren, welche überhaupt eine der beſten Schülerinnen war, that alles, was man ihr aufſchrieb. Verſchiedene kleine Umſtände, die dabei vorfielen, ſchienen mir merkwürdig, und zugleich zu beweiſen, daß die Kinder zwar durch die **Zeichenſprache die ſinnlichen Begriffe** wirklich richtig faßten, aber daß doch dieſe Zeichenſprache noch nicht ganz vervollkommnet war. Vielleicht könnte dieß auf eine Unterſuchung leiten, ob nicht gewiſſe Unvollkommenheiten und Zweideutigkeiten der **Zeichenſprache nothwendig** immer **bleiben** werden.

Das junge Frauenzimmer alſo, ſo wie man aufſchrieb, und ſie das Aufgeſchriebene in Zeichen nachlas, nahm mir eine Doſe, die ich in der Hand hatte, weg, gab daraus jemand Schnupftoback, u. ſ. w. Nun ward angeſchrieben:

> Geben Sie *) die Doſe dem Herrn mit dem **runden** Hut.

---

*) Bei dem Nachleſen des Geſchriebenen durch Zeichen zeigte ſie allemal bei Sie auf ſich ſelbſt; woraus erhellte,

Sie wußte, was ein **Hut** war, aber ſie hatte vermuthlich entweder noch keinen **runden** Hut geſehen, oder auf dieſe Eigenſchaft eines Hutes nicht geachtet. Herr **Stork** machte es ihr durch das Zeichen eines Huts, und Beifügung eines Dreyecks und Vierecks mit Kopfſchütteln und durch das Zeichen eines Huts und Zirkels mit einiger Mühe begreiflich. Sie verſtand es endlich, aber nunmehr ward der ihr **ganz neue Begrif, einer runden Kopfbedeckung**, in ihrer Seele ſo lebhaft, daß dadurch der **ſchon bekannte**, folglich **nicht ſo lebhafte Begrif** des **Gebens der Doſe**, verdunkelt ward. Sie lief daher ſchnell zu einem unter den Zuſchauern befindlichen Türken, dem ſie nach dem Turban grif, vermuthlich um ihn abzunehmen.

Der Herr **Abbé** rief ſie zurück, und ließ ſie das Angeſchriebene nochmals durchleſen. Sie bedachte ſich etwas, und nachdem ſie alle Zuſchauer einzeln betrachtet hatte, fand ſie den Menſchen mit dem runden Hute aus, und gab ihm die Doſe.

Die vorn ſtehenden Zuſchauer legten die Hand auf die Bruſt. Es ward angeſchrieben?

F. Wie viel ſind der Herrn?

Sie zählte uns mit den Fingern und ſchrieb an:

A. Fünf.

Dar-

ſtellte, daß ſie die eigentliche Bedeutung des deutſchen unſchicklichen Höflichkeitsworts Sie verſtand, und es von der dritten Perſon des Plurals zu unterſcheiden wußte.

Darauf kam die Frage:

F. Was machen dieſe Herren?

Dieß machte ihr mehr Schwierigkeit als man anfänglich hätte glauben ſollen. Man merkte bald: ſie glaubte, das, was wir thaten, wäre ein **Zeichen**. Sie ſchien nicht darauf zu denken, daß ſie **beſchreiben** ſollte, was wir thaten, ſondern ſie ließ vermuthlich alle willkührliche Zeichen von Worten oder Begriffen durch ihr Gedächtniß laufen, um unſer vermeintes Zeichen **deuten** zu können. Man merkte dieß an ihrer ſichtlichen Verlegenheit. Endlich begrif ſie, daß man eine **Beſchreibung** verlangte, und nun ſchrieb ſie langſam, indem ſie uns bei jedem Worte anſah:

Hand legen auf Herz.

Mir ſchien dieſer kleine Verſuch in mancherlei Betrachtung **ſehr merkwürdig**. Fürs erſte war nun wohl einzuſehen, daß ſie wirklich von der Handlung, die ſie beſchrieb, einen richtigen Begrif hatte; denn ſie beſtimmte ſogar die linke Seite der Bruſt, wo die Hand lag. Fürs andere aber war doch auch erſichtlich, wie ſehr leicht die pantomimiſchen Zeichen in Kolliſion kommen und undeutlich werden müſſen. Der geringſte **abſtrakte Begrif** macht große Schwierigkeiten.

Man mag ihn durch ein Zeichen ausdrücken, welches man will, ſo iſt dieſes **Zeichen** ſelbſt eine **ſinnliche Handlung**. Daher folgt, daß die abſtrakten Begriffe in der Zeichenſprache faſt nur **metapho-**

taphoriſch können angedeutet werden, beſonders, wo keine **Leidenſchaften** ſind, welche freilich ihre entſprechende **Gebehrden** und alſo **natürliche Zeichen** haben. Man weiß aus der Geſchichte der Philoſophie, welche große Mißverſtändniſſe dadurch entſtanden ſind, daß zu Zeiten, wo die philoſophiſche Sprache noch nicht reich und beſtimmt genug war, abſtrakte Begriffe durch **Bilder** und **Metaphern** ausgedruckt wurden. Dieſe Mißverſtändniſſe werden von der Zeichenſprache unzertrennlich bleiben, wenn man ſie zu etwas andern als zu **ganz gewöhnlichen ſinnlichen Begriffen** brauchen will. Wenn z. B. das Weiſen über die Schulter den abſtrakten Begrif der **vergangnen Zeit** bezeichnen ſoll, ſo wird dieß zweideutig ſeyn müſſen, ſobald der Fall kommt, wo es ſcheinen kann, man habe bloß den **ſinnlichen Begrif** des **Weiſens über die Schulter** ſelbſt andeuten wollen. In der Wortſprache hat man für abſtrakte Begriffe auch beſondere Töne oder Worte, welche **in primo ſenſu** den abſtrakten Begrif anzeigen, z. B. das Wort **Opfer** iſt gewiſſermaßen ein ſolches. Wenn aber in der Zeichenſprache das **Aufheben beider Hände** den Begrif eines **Opfers** der Seele darſtellen ſoll, ſo bleibt kein Zeichen übrig, wenn ich der Seele den Begrif des **Aufhebens beider Hände** ſelbſt darſtellen will.

Wenn etwa das **Legen der Hand aufs Herz** in der Zeichenſprache **betheuern** andeuten ſollte, ſo wird der Taubſtumme glauben, ich **betheure** etwas, wenn ich bloß die **Hand auf die linke Bruſt lege.** **Herr Heinicke** behauptet, man könne den Taubſtummen **ohne Wortſprache keine abſtrakten Begriffe beibringen;** und ſchon dieſe einzige Bemerkung zeiget, daß wenigſtens allemal dabei ſehr große Schwierigkeiten ſeyn werden. Von den Zöglingen des **Herrn Stork** hatte **nur einer** einigen Anfang im **Sprechen** gemacht. Aber er ſprach bloß die Vokale aus: **Ba be bi, Wa we wi,** u. ſ. w. *)

---

*) In der gedruckten Anzeige der öffentlichen Prüfung vom 26ſten September 1781 finde ich, daß die Taubſtummen auch alles geſchriebene und gedruckte laut leſen ſollten. Sie müſſen es ſeitdem gelernt haben. Doch wäre billig zu unterſuchen geweſen, wie viele von den Zöglingen Worte ausſprechen können, und ob ſie nur in dem von ihnen auswendiggelernten Katechismus, oder auch in allen andern Büchern hätten laut leſen und vom geleſenen Begriffe haben können. Iſt dieſes, ſo wäre doch zu unterſuchen, warum man die Kinder ſo ſpät zu der natürlichſten und vollkommenſten Art ihre Gedanken durch Reden auszudrücken geführt hat. Es wurde vor ein paar Jahren von Wien ein junger **Baron Metzburg** zu Herrn Heinicke nach Leipzig geſendet, um ſprechen zu lernen, welches wohl nicht geſchehen ſeyn würde, wenn es damals daſelbſt gelehret worden wäre. Aber deſſen Beiſpiel mag Gelegenheit gegeben haben, daß man angefangen hat, auch in **Wien** die Tauben mehr zum Sprechen anzuhalten.

Endlich, und drittens möchte man aus dieſem letzten Verſuche noch eine andere und wichtige Folge ziehen: das junge Frauenzimmer hatte den ſinnlichen Begrif **des Legens der Hand auf die Bruſt** ihrer Seele deutlich dargeſtellet, und konnte ihn auch in deutſcher Sprache durch Schriftzeichen deutlich ausdrücken. Aber wie that ſie dieſes? Sie deutete nach dem natürlichen Gange der Begriffe zuerſt die Hand an, welche **handelte**, hernach die Aktion des **Legens**, und endlich das **Herz**, auf welches die Hand gelegt ward. Ihr Ausdruck war deutlich, aber unvollkommen, ohne Artikel, ohne Hülfszeitwort, u. ſ. w. gerade ſo, wie man es von jemand, der eine Sache mit Mühe erkennt, und ſich in einer Sprache mit Mühe ausdrückt, erwarten konnte.

Nun iſt es ausgemacht, daß die Begriffe von der **Meſſe**, von einem **blutigen** und **unblutigen Opfer**, vom **neuen Teſtament** u. ſ. w. **viel verwickelter** ſind als von der **ſinnlichen Handlung**, wenn man die Hand auf die Bruſt legt. Auch die leichteſten Sprüche aus dem Katechismus enthalten ungleich ſchwerere Begriffe. Und ſiehe da! über dieſe **viel ſchwereren Begriffe** drückten ſich die Kinder in **ganz richtig konſtruirten Sätzen** mit **Artikeln, Beiwörtern, Hülfszeitwörtern** und **Beziehungen** aus. Es ſcheint daraus ziemlich deutlich zu erhellen, daß dieſe **Worte** nicht aus dem Sinne der Kinder kamen, ſondern daß ſie die Worte aus dem Katechismus **auswendig gelernt** hatten. Denn hätten ſie den **Sinn** wirklich erkannt, ſo würden ſie dieſe **verwickelten Begriffe** nicht ſo **ſprachrichtig** und vollends nicht ſo ganz **in der Bücherſprache** haben ausdrücken können, da ſie einen **ſehr ſimpeln ſinnlichen Begrif** nur ſo **grammatiſch unvollkommen** auszudrücken wußten.

III.

Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht.

In welcher Sprache ſollte der erſte Menſch, der noch keine Sprache kannte — und da eine angebohrne Sprache ſo gut ein Unding iſt, als angebohrne Ideen — die Gottheit verſtanden haben. Dieß iſt die große Schwierigkeit, welche ſich der Meinung von einem übernatürlichen Urſprunge der Wortſprache entgegenſtellt. Wir wollen einmal vorausſetzen, daß die Gottheit aus wichtigen Abſichten dem erſten Menſchen die Erfindung der Sprache ſelbſt überließ.

Die Wortſprache des erſten Menſchen, oder wenn man lieber will, der erſten Menſchen, iſt gewiß auf **eine ganz andere** und zugleich **langſamere Art** entſtanden, als die Sprache unſerer Kinder.

Jene mußten **erfinden**, erſt Wörter ſchaffen; dieſe dürfen **nur lernen**, nur ſchon in Gang gebrachte Wörter annehmen. Welch ein Unterſchied!

Wie die erſte Wortſprache würklich entſtanden iſt? — **Wie** ſie entſtanden ſeyn **kann**? ſind zwei Fragen, die in Unterſuchung ihres Urſprunges gemeiniglich miteinander vermiſcht werden. Man glaubt, die erſte Frage zu beantworten, wenn man die letzte beantwortet, und das iſt gewiß ein Fehlſchluß.

Aber iſt Wortſprache nicht ein dringendes Bedürfniß der menſchlichen Geſellſchaft? — wird nicht der erſte Menſch früh dieſes Bedürfniß zu befriedigen angefangen haben? — Die Erklärer des Urſprungs der Sprache, die ihre Leſer bloß mit dieſen Fragen abgefertigt haben, wollten doch wohl nicht dafür angeſehn ſeyn, als ob ſie uns auch nur **das Entſtehen können** der Sprache gezeigt hätten. Wir wiſſen es alle gar wohl, daß Sprache ein Bedürfniß des geſelligen Menſchen iſt; aber deswegen wiſſen wir lange noch nicht, **auf welche Art, unter welchen Umſtänden** die erſten Menſchen dieſes Bedürfniß zu befriedigen angefangen haben. Einem Bedürfniſſe wird nicht immer auf einerlei Art, nicht einmal von einerlei Menſchen abgeholfen.

Um zu wiſſen, wie die erſte Wortſprache der Menſchen entſtanden iſt, müßten wir **eine ſichere**

hiſtoriſche Nachricht von jener erſten Menſchen haben;

1) **in welchem Alter** er auf die Welt geſetzt wurde, und mit welchen **Kräften** und **Anlagen** ſeines Geiſtes und Leibes;

2) **in welche Geſellſchaft** und Verbindung mit andern Menſchen; (Das, was Moſes hierüber ſagt, iſt zu den Unterſuchungen über die Erfindung der Sprache unbrauchbar, weil **ſein Menſch** nicht die Sprache erfunden hat.)

3) **wie verwandelte** er ſeine **Geſichts- und Zeichenſprache,** die unläugbar der Anfang aller Sprache geweſen ſeyn muß, **ſtufenweiſe in hörbare Wörter;**

4) erfand er die Ausdrücke für Individuen, für ihre Handlungen und Würkungen, **die er nicht** durch Geſichts- und Zeichenſprache mittheilen konnte — **eher** oder **ſpäter**, als die, welche er durch jene Sprache mittheilen konnte, und welchen Grund hatten dieſe Ausdrücke in **der Natur der bezeichneten Sache, in den Nebenumſtänden** derſelben, in der **jedesmaligen Stimmung der Seele** bei Erfindung eines neuen Worts; — oder verfuhr der Menſch dabei ganz blindlings, ganz willkührlich? —

5) **wie kam er mit andern Menſchen überein,** daß nur dieſe und keine andere Wörter für dieſen und jenen Gegenſtand gelten ſollten?

ten? **Waren Deſpoten,** denen die andern blindlings folgten; oder waren **zärtliche Väter und Mütter,** die ſich zum Beſten ihrer Familie unter einander vereinigten, (nicht nach Rouſſeaus Einfall, gelegentlich, und nur des ſinnlichen Vergnügens wegen zuſammenkamen, und eben ſo leicht wieder auseinander liefen *) die erſten Sprachlehrer ihrer Untergebenen?

Von allen dem ſagt uns aber die Geſchichte gar nichts. Sie zeigt uns vielmehr den Menſchen gleich bei ſeinem Anfange auf einer ſehr hohen Stufe der Kultur, ohne die Jahrhunderte zu berühren, in welchen der Menſch erſt nach und nach dahin gelangen mußte.

Was war alſo natürlicher, als daß die Meinungen der Gelehrten über die Entſtehung der Wortſprache ſehr verſchieden ausfallen mußten. Unter mehrern Meinungen giebt es immer eine, welche die bequemſte iſt, und gemeiniglich auch, weil ſie die wenigſte Anſtrengung des Verſtandes erfodert, den meiſten Beifall findet. Welche es hier iſt, wiſſen wir; aber welche **die wahrſcheinlichſte ſeyn** mag; — welche in der **Natur des Menſchen**; — in dem **natürlichſten Gebrauche ſeiner**

---

*) Diſcours ſur l'origine & les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. p. 90. Ed. Genev. 12. Tom. I.

ner Or[illegible]en; — in der Beſchaffenheit ſeiner individuellen Vorſtellungen den meiſten Grund hat? — Dies iſt nun die Frage.

Es iſt am allerwahrſcheinlichſten, daß hörbare körperliche Gegenſtände, die den Menſchen theils wegen des nothwendigen Gebrauchs, den ſie bald damit anfingen; theils wegen ihres frappanten Anblicks; theils wegen des Fürchterlichen, das ſie bei ſich hatten, zugleich ſehr intereſſant waren, die erſten Wörter zur Sprache hergegeben haben, und zwar deswegen, weil der Menſch nicht nur einen natürlichen Hang hat, gehörte Töne nachzuahmen, ſondern auch würklich, obgleich nicht immer auf eine genaue Art, durch Hülfe ſeiner Stimme nachahmen kann. Dieſes Nachahmen war die erſte menſchliche Sprache.

Die Thiere mußten gleich vom Anfang an die intereſſanteſten Geſchöpfe für den Menſchen ſeyn; er lebte in ihrer Geſellſchaft und lebte zugleich von ihnen. ſie waren ihm anfänglich theurer und wichtiger als der Menſch ſelbſt, es war nöthig ſie genau von einander unterſcheiden zu können — er gab ihnen die erſten Namen, und dieſes waren keine andern, als Töne ihrer eignen Stimme, die er nachmachen konnte, und wodurch er zugleich auf eine ſinnliche Art Individuen aufs genaueſte zu unterſcheiden im Stande war. (Adam gab zuerſt den Thieren ihre Namen. Sollte der Geſchichtsſchreiber, weil er vielleicht auf dieſelbe Spekulation vom Urſprunge der Sprache fiel, und ſie ſehr wahrſcheinlich fand, nicht deswegen die Sache als ein würkliches Faktum erzählt haben?)

Es giebt wirklich noch in allen Sprachen, was man vornemlich bei den Sprachen der Wilden bemerkt haben will, **Wörter**, die nur durch die menſchliche Stimme von dem Schalle hörbarer Gegenſtände gleichſam **abkopirt** ſind, noch ſo viel **Verben**, die in ihrer Ausſprache eine überaus große Aehnlichkeit mit der **tönenden Wirkung eines Körpers** haben. Es iſt begreiflich, daß durch die **Länge** der Zeit; durch **neu entſtandene Dialekte**; durch **Aufnahme fremder Sprachwörter**; vornemlich durch **den großen Zuwachs** ſolcher Ausdrücke, die **abſtrakte Begriffe** bezeichneten, und die man hernach oft an die Stelle der Naturtöne ſetzen mochte, ſich die meiſten dieſer Urwörter verloren haben müſſen. Ihre Wiederfindung würde uns, wenn ſie möglich wäre, einen wichtigen Schlüſſel zur **Kenntniß** des erſten Wörterbuchs der Menſchen geben.

Die Menſchen bezeichneten alſo höchſt wahrſcheinlich zuerſt Individuen von der Art, als wir angegeben haben. Das Wort für eine **hörbare Wirkung** eines ſinnlichen Gegenſtandes, wurde das Wort für **den Gegenſtand** ſelbſt. Die Sprache blieb dabei zwar immer noch ſehr arm und übelklingend, aber ihr Wörtervorrath war damals doch ſchon groß genug, ſich wenigſtens über eine Klaſſe von Gegenſtänden ohne eine weitläuftige Zeichenſprache auszudrücken.

Aber **wie kamen** die Menſchen auf Subſtantive, Adjektive und Verben, die nicht hörbare Gegenſtände z. E. nur ſichtbare bezeichneten, und wo die menſchliche Stimme nichts nachzuahmen hatte? Hier wird die Erklärung des Urſprungs der Wörter ſchon viel ſchwerer, und ich möchte behaupten, am allerſchwerſten. Hier ſtehen Gehör und Geſicht nicht in der engen Verbindung mit einander, als Gehör und Stimme, und doch iſt es nicht ganz zu läugnen, daß ſich Eigenſchaften blos ſichtbarer Gegenſtände durch eine gewiſſe Beugung der Stimme, **als ſolche**, ausdrücken laſſen. So bezeichnete man z. E. Höhe und Niedrigkeit vielleicht durch das Steigen und Fallen des Tons; Schnelligkeit und Langſamkeit einer Bewegung durch Schnelligkeit und Langſamkeit der Stimme.

Ueberhaupt mochte die Art der Ausſprache, der wir hier ſehr unrecht den Namen Deklamation geben würden, bei den erſten Menſchen oft den Mangel an Sprachwörtern erſetzen helfen.

Zur Bezeichnung ſolcher Prädikate ſinnlicher Gegenſtände, die den Geſchmack, Geruch und zum Theil auch das Gefühl des Menſchen reitzten, hat man ſich wahrſcheinlich **am längſten** der bloßen Zeichenſprache bedient. Es iſt merkwürdig, daß wir mit dem Ausdruck jener Gegenſtände, ob wir gleich für ſie und ihre Wirkungen auf unſere Sinnen, beſtimmte Wörter haben, noch am meiſten die Geſichts- und Zeichenſprache verbinden; nicht ſo mit Bezeichnung blos ſichtbarer und hörbarer Gegenſtände.

Es können Jahrhunderte verfloſſen ſeyn, ehe die Menſchen die bloße Pantomimenſprache gegen die Wortſprache umtauſchten, und in dem rohen Zuſtande der menſchlichen Natur, wo die Menſchen noch nicht ſo genau miteinander umgingen; ſich noch keine geiſtigen Ideen mitzutheilen hatten; nur ihrer Inſtinkte wegen miteinander zuſammenkamen, war Pantomime für den Ausdruck ihrer Empfindungen und Gedanken auch zureichend genug — ſelbſt zureichend genug, als ſie ſchon unter der Herrſchaft eines Mächtigern zu ſtehen anfingen. Erſt die genauere Verbindung miteinander in Familien, der nähere Umgang, den ſie miteinander unterhielten, muß die Zeichenſprache nach und nach verbannt haben. Der geſellig werdende Menſch will ſeine Gefühle, ſeine Entwürfe gern deutlicher andern mittheilen, als durch bloße Zeichen. Dieſe ſind ihm nicht mehr zureichend genug, ſich bei andern beliebt zu machen. Die väterliche und mütterliche Liebe braucht Ausdrücke des Mundes, den Geiſt geliebter Kinder zu bilden, und dieſe Liebe nebſt der, welche beide Geſchlechter für einander fühlten, waren ſehr wahrſcheinlich zwei große Beförderungsmittel der

Ausbildung der Sprache. Muſik und **Tanz thaten** gewiß auch das ihrige dabei. — In einem andern Klima, wo die Natur die Menſchen **rauher** geſchaffen hatte, war auch vielleicht **ein** Deſpot der erſte Geſetzgeber der Sprache.

Die Sprache mußte ſchon **große Fortſchritte gemacht** haben, die Begriffe der Menſchen mußten ſchon ſehr **vervielfältigt, verfeinert, geordnet**, die **Nothwendigkeit** des Sprachunterrichts insbeſondre mußte **ſchon dringender geworden** ſeyn, als ſie **Abſtrakta** zu benennen anfingen. Ehe die Menſchen ganze Geſchlechter und Arten **von** Geſchöpfen kennen lernten, verging wahrſcheinlich viele Zeit. — Für dieſe Geſchlechter und Arten wurde der ſchon **bekannte Name eines einzelnen dahin gehörigen Individuums** ohne Zweifel der nachherige Allgemein- oder Geſchlechtsname, und mithin waren die Bezeichnungen der Thierklaſſen — (wieder, weil ſie den Menſchen **am erſten** bekannt werden mußten) — auch die **erſten** Wörter für Abſtrakte.

Später noch folgten die, welche Eigenſchaften des menſchlichen Geiſtes, Pflichten, Tugenden und Laſter andeuteten. Es iſt in der That leichter auszumachen, **wie** die Menſchen auf **dieſe Begriffe**, als wie ſie auf **die Ausdrücke** derſelben gekommen ſind — Es läßt ſich hier durchaus nicht beſtimmen, ob die Menſchen blos **willkührliche zufällige** Wörter für abſtrakte Begriffe gradezu angenommen haben, oder ob ſie ſich bei Annahme derſelben nach gewiſſen **vorherbeſtimmten Sprachgeſetzen**, nach einem vorhandenen **Gefühl von Harmonie** oder Uebelklang des Worts **für dieſe oder jene Tugend**, oder nach andern Nebenumſtänden gerichtet haben. Dies ſind Geheimniſſe, die kein menſchlicher Scharfſinn je ganz aufdecken wird.

Auch kann es nicht geläugnet werden, daß die erſten Spracherfinder abſtrakter Ausdrücke, ſich die Abſtrakte ſchon lange ziemlich deutlich vorgeſtellt hatten, ehe ſie noch die beſtimmten Wörter für ſie beſaßen. (Freilich mußte eine große neue Helligkeit mit der ſymboliſchen Kenntniß in das Gebäude ihrer Begriffe gebracht werden.) So hatten ſie gewiß Vorſtellungen von Größe, Raum, Zeit, Kraft, Zahl, — nur noch nicht ganz deutliche Vorſtellungen, weil ſie bei allen dieſen Begriffen noch nicht ſo leicht die **Menge von Individuen abſondern konnten**, deren Bilder ſich in ihre Seele drängten, wenn **ſie ſich das Abſtraktum allein** vorſtellen wollten. Eben ſo übten ſie gewiß ſchon die Tugenden der Gerechtigkeit, der Menſchenliebe, der Wohlthätigkeit aus, ehe noch der abſtrakte Name für jede Tugend vorhanden war.

Pokels.

(Die Fortſetzung folgt.)

IV.

Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit,

ein Pendant zu denen im erſten Stück des erſten Bandes p. 65 u. f. enthaltenen Geſchichten.

Von meiner früheſten Jugend auf behauptete ich, einmal weiſſe Bären vor unſerm Hauſe tanzen, und einen Papagei in der Stube meiner Großmutter in einem groſſen Käfigt geſehen zu haben, welche beide Dinge doch, nach der Verſicherung meiner Mutter, niemals ſeit meiner Geburt mir unter die Augen gekommen ſeyn konnten.

Meine Erinnerung davon iſt ſo lebhaft, daß ich, aller Verſicherungen meiner Mutter ungeachtet, es mir lange Zeit nicht aus dem Sinne ſchlagen konnte, die Sache für wahr zu halten.

Wenn mich meine Mutter fragte, in welcher Gegend der Stube denn der Papagei mit ſeinem Käfigt gehangen habe, ſo konnte ich ihr die detaillirteſte Beſchreibung davon geben, und ſie mußte geſtehen, daß wirklich einmal an dieſem Orte ein Papagei gehangen habe, allein dieß ſei, ſagte ſie, lang vor meiner Geburt geweſen, denn zu der Zeit, da ich geboren worden, ſei der Vogel lang todt geweſen. Ich wußte ihr auch ſogar die ganze Farbe des Papagei,

pagei und das, was er von artikulirten Tönen nachzuſprechen gelehrt worden, auf das genaueſte und mit der eigenen Ueberzeugung meiner Mutter übereinſtimmendſte zu ſagen, wiewohl ich nach ihrer Verſicherung und meiner eignen Erfahrung in meinem Leben keinen Papagai geſehen habe.

Eben ſo wenig wollte meine Mutter von den weißen Bären, die ich geſehen zu haben vorgab, etwas wiſſen, denn auch dieſe, ſagte ſie, hätte ſie einmal lang vor meiner Geburt geſehen. Ich aber ließ mich ſehr lange Zeit von dieſer Meinung nicht abbringen, denn ich war von meinem vierten oder fünften Jahre an veſt davon überzeugt, und auch gegenwärtig noch würde es mir ſchwer werden, davon abzugehen, wenn ich mir nicht die ganze Sache durch Hülfe der Einbildungskraft erklären könnte.

Denn die Bilder von dieſen Gegenſtänden ſchweben meiner Seele immer noch ſo lebhaft vor, als wenn ich die Gegenſtände ſebſt erſt geſtern geſehen hätte, und ich kann auch die Sache nicht anders begreifen, da ich doch die öftere Verſicherung meiner Mutter für wahr annehmen darf, als wenn ich mir ſie ſo vorſtelle, daß man mir in meiner frühesten Jugend von dieſen Dingen erzählte, und ſich die Bilder davon der jungen Seele ſo ſtark eindrückten, daß ich ſie nachher, da ich die Erzählung vergaß, für ſelbſt geſehene Gegenſtände hielt.

Zur Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Schilderung jugendlicher Charaktere.

* * * Etwa ſieben Jahr alt, gehört zu den vielverſprechenden Kindern. Freilich iſt auch er noch in dem Alter, worinn ſich von ſeinen itzigen Anlagen und Aeußrungen, auf etwas daraus folgendes, nur mit einem geringen Grade der Wahrſcheinlichkeit ſchlieſſen läßt; allein das, was er jetzt iſt, mit ſeiner häuslichen Erziehung zuſammengenommen, laſſen viel hoffen. Er iſt ernſthaft, geſetzt, und verräth in ſeinen Fragen und Antworten oft eine Beurtheilungskraft, die man in dem Alter für ſehr etwas ſeltnes anſehen muß. Seine Ernſthaftigkeit iſt Natur, und fällt alſo, wenn man ihn einmal kennt, nicht mehr auf; überdieß iſt ſie mit einer ſanften, gutherzigen Mine verbunden, daß er gleich einnimmt, und er iſt einer von den wenigen, die ſich gleich bleiben, die ſich Liebe zu gewinnen und zu erhalten wiſſen. Sein Fleiß iſt ſeinen Kräften angemeſſen; und da er immer aufmerkſam auf alles iſt: ſo begreift er nicht allein eine Sache leicht; ſondern findet auch oft noch hie und da eine Frage nöthig, die für ihn die Sache deut-

licher und eindrücklicher macht. Unrichtige Antworten auf die ihm vorgelegte Fragen giebt er ſehr wenig; lieber ſagt er grade heraus, daß er es nicht wiſſe; und ich denke, daß auch dieſe anſcheinende Kleinigkeit von einem Lehrer nicht ohne Wohlgefallen bemerkt werden müſſe, da ſie wirklich einen feſten, zuverläßigen Charakter verſpricht. Er hat die Liebe aller ſeiner Mitſchüler ohne Ausnahme, und kann zuweilen vieles dadurch ausrichten. Er läßt ſich aber in keinem Stücke von ihnen übertreffen. Er hat ſeine eigne Art zu handeln, die zuweilen ins drolligte fällt, und davon mag die folgende ein Beiſpiel ſeyn. Da er noch nicht Fertigkeit genug hatte, um eine kleine Fabel oder Erzählung, die ich zum Auswendiglernen diktire, mitzuſchreiben: ſo bat er mich um eine Abſchrift. Ich verſprach ſie ihm den folgenden Tag mitzubringen. An Zutrauen und Liebe zu mir fehlte es ihm ſicher nicht; aber er mußte wohl in einiger Verlegenheit ſeyn, wie er mich daran erinnern wollte. Er kam alſo zu mir, nannte meinen Namen, ſah ernſthaft vor ſich, und ſagte weiter nichts, als: „Sie haben es wohl vergeſſen;“ und da dieß wirklich geſchehen war: ſo kam er zum zweitenmal mit eben der Frage zu mir; und dankte nun ſehr herzlich, da ich ihm die Abſchrift gab.

Einmal hatte ihm einer ſeiner Mitſchüler beim Herausgehen aus der Schule einen Schlag gegeben; ſein Bruder ſagte es mir, und da ich den

Nachmittag darauf von ihm ſelbſt wiſſen wollte, ob es wahr wäre, ſo antwortete er: Nein! und wiederholte es einigemal, bis ich ihn erinnerte, daß er unrecht thun würde, wenn er mir die Wahrheit verſchwiege. Nun geſtand er es mit der Bitte, daß ich den kleinen Thäter nicht ſtrafen möchte. Welche Gutmüthigkeit in einem ſo zarten Alter! Und ich kann es hier nicht verſchweigen, daß er es iſt, den ich bei der erſten Schildrung im vorigen Stücke im Sinne hatte, daß er eben ſo wenig Beleidigungen vergelten würde, auch wenn er es könnte und wenn es ihm ſogar erlaubt wäre.

Was aus ihm werden kann? — Ein früh zur Ewigkeit gereifter Engel iſt er geworden! und gleichwohl glaube ich, daß das Wenige, was ich von ihm geſagt habe, hier nicht ganz am unrechten Orte ſtehn ſoll. Vielleicht daß die Kräfte ſeiner Seele ſich zu früh entwickelten! Vielleicht daß dieß einen ungemein zarten Nervenbau und eben dadurch einen ſchwächlichen Körper verrieth! und vielleicht daß dieß Anzeigen eines frühen Todes ſeyn konnten! Vor ſeiner Krankheit ſchon dachte er an ſeinen Tod. Einmal bat er ſeine Mutter, da ſie mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern ſpatzieren ging und auch ihn mitnehmen wollte, daß er bei dem Mädchen zu Hauſe bleiben dürfe. Er zeichnete unterdeſſen einen Leichenwagen, ſo gut ers vermochte, zeigte den hernach ſeiner Mutter, und als dieſe ihn fragte, warum er grade ſo etwas gezeichnet habe, gab er zur Antwort: man müſſe ja auch an ſein Ende denken.

Ich bin im geringſten nicht dafür, zufällige, unbedeutende Kleinigkeiten, die im menſchlichen Leben ſehr häufig vorkommen können, für erheblich und bedeutend zu halten; und ich habe dieß nur erzählt, wie man überhaupt etwas nach dem Tode einer Perſon erzählt, was man ſich von ihr erinnert. Aber ſollte nicht ſchon der Keim einer Krankheit im Körper gelegen, nicht vielleicht ſchon ein Wurm an dieſer Knoſpe genagt, und ſo vielleicht ein dunkles Gefühl von einem nahen Tode veranlaßt haben?

In ſeiner Krankheit ſelbſt behielt er eben das Geſetzte für ſein Alter; er tröſtete ſeine Aeltern, ſagte, daß es doch beſſer wäre, wenn er, als wenn ſein Vater ſtürbe, weil dieſer noch für die Seinigen ſorgen könnte; er redete oft vom Tode, ließ ſich Lieder ſolchen Inhalts vorleſen und zeigte auch ſo noch durch ſein ganzes Verhalten eine faſt männliche Seele. Einmal frägt ihn ſeine Mutter, ob er ſich nicht vor dem Tode fürchte — Warum ſollt ich das thun? antwortete er; es iſt damit wie mit dem Gewitter: viele Menſchen fürchten ſich auch davor, und wenn es vorüber iſt, iſt es doch ſo nützlich geweſen. — Ein andermal frägt er ſeine für ihn ſchon beſorgte Mutter: ob er wohl eine Sünde begangen habe? und erzählt dabei: wie er ſich erinnere, daß er in der Schule zwiſchen zwei ſeiner

Mitſchüler geſeſſen, die unruhig geweſen und beſonders worüber gelacht hätten. Zuletzt ſei es ihm auch lächerlich geworden, und da hätte ich ihn mit den beiden übrigen erſt gewarnt und dann aufgeſchrieben. Nach geendigter Schulſtunde ſei er zu mir gegangen, und habe mich gebeten, ihn wieder auszuſtreichen; worauf ich zu ihm geſagt hätte: er ſolle nur ganz ruhig ſeyn, ich hätte ihn bereits ausgeſtrichen! O wahrlich, es muß ſich ſüß in die Zukunft hinüberſchlummern laſſen, wenn man ſich keiner andern Sünde, als einer ähnlichen bewußt iſt! Aber auch dieſer Zug von ihm, ſeine Geduld in ſeiner Krankheit; ſeine Bereitwilligkeit, zu ſterben — die Begriffe davon mögen bei ihm geweſen ſeyn, welche ſie wollen; — und daß er ſeine Aeltern zu tröſten wußte: — ſollte das nicht wieder dem Pſychologen etwas ſeyn, wobei er zu verweilen, zu denken und dann zu folgern hat?

Und nun zuletzt, warum ſollt' ich dieſen meinen geweſenen Liebling nicht öffentlich nennen? Er war der zweite Sohn des würdigen Herrn Profeſſor **Heindorf** am vereinigten berliniſchen und kölniſchen Gymnaſium.

Seidel.

Zur

Zur
Seelenheilkunde.

(Aus einem Aufſatz des Herrn Profeſſor Büſch, zum Andenken Alemanns des Menſchenfreundes.)

Arbeit und Nahrung zu geben war keinesweges der ganze Zweck dieſes Inſtitutes. *) Da der größte Theil der in dieß Haus eingebrachten Armen aus jungen Menſchen unter zwanzig Jahren beſtand, ſo konnte **Alemann** ſich zur Abſicht ſetzen, dieſe noch umzubilden, und ſein Haus eben ſo ſehr zu einem Erziehungshauſe für die niedrigſte Volksklaſſe, als zu einem Arbeitshauſe, zu machen.

Ich ſage: zu einem Erziehungshauſe, in welchem die ſchon durchs Betteln erniedrigten jungen Seelen wieder zu menſchlichen Empfindungen erhoben, zur Arbeitſamkeit und ſelbſt mit der Arbeit zum Gefühl einer gewiſſen Glückſeligkeit erweckt würden. Hier müßte etwas geleiſtet werden, was Waiſenhäuſer und Armenſchulen nicht leiſten dürften, und was durch Zuchthäuſer zu leiſten nicht zum Zweck geſetzt werden kann.

---

*) Eines von dem verſtorbenen Hofrath Alemann in Hannover geſtifteten Armenhauſes.

Das Betteln giebt einer jeden Seele eine faſt unauslöſchliche Bösartigkeit und Niedrigkeit. Das Herz des Menſchen, der nur auf kurze Zeit ſich hat überwinden können, andre um Brodt und Geld, nicht als Lohn von Arbeit, anzuſprechen, bleibt für jede Verleitung zu den niedrigſten Handlungen nur gar zu gern offen.

Oft habe ich mich durch die Klagen eines verarmten Menſchen bewegen laſſen, ihm Beſchäftigungen zuzuweiſen, die ſeinen Fähigkeiten gemäß waren, und ihm ein hinlänglich Auskommen verſchaften. Aber ich habe faſt nimmer Dank und Freude daran gehabt.

Die Hand, die eine Zeitlang zum Betteln hingeſtreckt war, arbeitet nie mit Ernſt wieder. Das Herz, dem es nicht mehr wehe thut, Gaben von Unbekannten anzunehmen, ſchämet ſich nicht leicht einer niedrigen Handlung wieder, wenn die Gelegenheit dazu entſteht, und Habſucht oder Sinnlichkeit dazu reizen.

Nur bei dem jungen Bettler iſt Hofnung, daß es gelingen könne, dieſe häßliche Falte wieder auszuglätten. Daß es **Alemann** gelungen ſei, davon will ich einen Beweiß geben, ehe ich beſchreibe, wie es ihm gelungen ſei.

Ein Bettelknabe ward aufgegriffen und in dieß Haus gebracht, wo er ſich bald ſehr gut betrug. Nach einiger Zeit bat er die Aufſeherin des Hauſes, ihm behülflich zu ſeyn, daß er ſich recht reinlich für den Tag kleiden möchte, auch ihm ein wenig Puder für ſein Haar zu erlauben, weil er den Herrn Bürgermeiſter, der, an dieſem Tag kommen würde, beſonders ſprechen müßte.

Nun trat er vor ihn hin, und ſagte ihm in einer nach ſeiner Weiſe ſtudirten Rede: Er fühle ſich nun ſo glücklich und ſo gebeſſert in dieſem Hauſe; er habe aber noch einen Bruder, und es bekümmre ihn äuſſerſt, daß dieſer ſo auf den Gaſſen noch immer umherliefe, und ein Taugenichts werden würde; er bäte ihn alſo herzlich, dieſen doch auch ins Haus holen zu laſſen.

Alemann ließ ſich anzeigen, wo er anzutreffen ſei, und verſprach es ihm. Als er aber hinſandte, wurden ihm zwei Knaben ſtatt einem gebracht. Siehe, ſagte er nun zu dem ältern, da haſt du mir Unwahrheit geſagt. Du haſt ja zwei Brüder, nicht einen. Jener bat um Vergebung. Ich dachte, ſagte er, wenn der Herr Bürgermeiſter hörte, daß unſer mehr wären, ſo würde ihm das zu viel werden, und er würde nicht einen nehmen wollen, um nicht beide auf den Hals zu bekommen. —

Gut! aber nun ſind ſie doch beide da; welchen willſt du am liebſten behalten? Unſchlüſſig ſtand der Knabe da; ſeine Augen irrten von einem Bruder auf den andern, und die Wahl blieb ihm unmöglich. — So behalte ſie denn alle beide, ſagte **Alemann.** —

Nie, ſagte er mir, als ich ihm dieſe Geſchichte, die man mir ſchon erzählt hatte, wieder abfragte, habe ich die lauterſte Freude ſo auf dem Geſichte eines Menſchen gemahlt geſehen, als in dem Geſichte düeſes Burſchen.

Auch dieſe beiden verhielten ſich ſo gut, wie der Bruder, ihr Vorſprecher. Ich wollte ſie, oder wenigſtens einen davon, gerne ſehen; aber ſie waren ſchon alle, geſchwinder als alle, weil ſie ſo gutartig und bei ihrem Eintritt keine Kinder mehr waren, zu guten Handwerken befördert.

Ich muß ſelbſt bezeugen, daß der erſte Anblick der jüngern Hausgenoſſen beiderlei Geſchlechts (ich darf ſie nicht Züchtlinge nennen) als ich ſie ſowohl verſtreut bei ihren Arbeiten, als nachher auf **Alemanns** Befehl alle verſammlet ſah, etwas Auffallendes für mich hatte.

Einige Neulinge ausgenommen, auf welche die gute Zucht noch nicht gewürkt haben mogte, ſtanden ſie da alle Funfzig mit offenem, auf eine gutmüthige Fröhlichkeit deutenden Blick.

Düeſe Zöglinge ſind zwar ans Haus gebunden. Aber nüemand hütet ſie oder ſperrt ſie ein. Indeſſen hat das Haus andere Gäſte, die mindere Freiheit genießen. Dieß ſind die erwachſenen ältern Bettler beiderlei Geſchlechts, inſonderheit unzüchtige Weibsleute. Dieſe arbeiten nach dem Geſchlecht abgeſondert in Sälen miteinander unter mehrerem Zwange.

In einem Gemach, welches **Alemann** mir ungern öfnen laſſen wollte, und ich auch zu betreten nicht wünſchte, waren einige unter den Folgen ihrer Ausſchweifungen leidende Weibsbilder verſperrt; und in einem andern wälzte ſich ein an der Seele ganz unheilbarer alter Bettler auf ſeiner Britſche.

So wurden denn auch die ſchlechten Beiſpiele und gefährlichen Bekanntſchaften von jenen abgehalten, welche man noch ziehen zu können glaubte. Ich vergaß zu fragen, ob eine entſchiedene Beſſerung jenen für bösartiger gehaltenen zu mehrerer Freiheit verhelfen könnte.

Das erzählte mir **Alemann** ſelbſt, daß es ihm auch wohl gelinge, ältere zu beſſern, inſonderheit an dem Beiſpiele einer dem Trunk ergebenen Frau, die ihr Mann, ein Handwerker, in dieß Haus gethan: nun aber wieder bei ſich hätte, ohne einige Klage über ſie führen zu dürfen.

Indeſſen mag doch der Zuſtand der Eingeſchränkten leidlich genug ſeyn, um ihnen nicht lebhafte Wünſche nach Freiheit zu erwecken. Denn Gefangenwärter, ſelbſt einen Pförtner, hat das Haus nicht. Nur ein Ehepaar von mittlerem Alter, und eine Spinnemeiſterin ſind es, unter welchen alle Aufſicht und Vorſorge für die ganze Geſellſchaft ſteht. Und dieſe mögten einem jeden Verſuche kühner über ihre Einſperrung unwilliger Züchtlinge ſchlecht widerſtehen können.

Die Arbeiten, zu welchen ich ſie angehalten ſah, waren mannigfaltig, aber inſonderheit in der Abſicht,

ſicht, damit die jüngern mehr als eine Beſchäftigung kennen lernen, und zu ſeiner Zeit mit deſto mehrerer Kenntniß der Sache ihre Beſtimmung wählen könnten.

Weberei zur Kleidung der Hausgenoſſen, und die von groben verkäuflichen Zeugen und Bändern, war die Hauptſache. Aber es ward auch gedrechſelt, und nach Tiſchlerart gearbeitet. Wenn ein Burſche ſich lange genug in einer Arbeit geübt hatte, ward er für einen Geſellen erklärt.

Da um Hannover her der Anbau von Gartengewächſen ein Hauptgewerbe iſt, ſo hatte **Alemann** nach und nach die nächſtgelegenen Grundſtücke an das Haus gekauft, und nun wurden Knaben und Mädchen auf dieß Geſchäfte angeleitet.

Dieß war ihrer Geſundheit zuträglich, ein Hauptbedürfniß des Hauſes ward gröſtentheils dadurch erfüllt, und ſie zu einer Beſchäftigung vorbereitet, die in der Nachbarſchaft einer jeden Stadt ein ſicheres Brod giebt, und die deswegen bei ſolchen Inſtituten nie fehlen ſollte, weil man in Städten keine arme Kinder zum eigentlichen Ackerbau erziehen kann, aber auch ſo manchen jungen Menſchen in denſelben zu erziehen hat, der ſelbſt für jedes Handwerk zu ſchwach am Kopf, aber doch geſund genug am Leibe iſt, um die Erde zu graben.

In Seeſtädten iſt die Seefahrt eine Ausſicht, die man nehmen kann. Aber wird auch der im Waiſenhauſe aufgewachſene Knabe einen Reiz dazu finden? Zum Seemann wird es ihm nicht verderben, wenn er Erde gegraben hat, wohl aber, wenn er auf ſeine Schulbank geheftet, unter einem Unterrichte, für den er gar keinen Kopf hatte, Jahre lang die Zeit getödtet hat. Zudem dient dieſe Ausſicht nur für ein Geſchlecht, die Gärtnerei aber für beide.

Die Reinlichkeit und Ordnung waren auffallend. Aber die Hausgenoſſen waren es ſelbſt, die dafür ſorgen mußten. Die ganze Maſchine ging unter der Aufſicht eines guten Ehepaars ihren Gang.

Beweiß genug, daß dem Geiſte dieſes vorhin ſo ungeſchlachten Haufens ſchon die beßre Wendung gegeben, daß Geiſt der Ordnung und Folgſamkeit ſchon ſo in ihn gebracht war, daß man auch nichts mehr von den Laſtern und Mängeln der neueingebrachten zu beſorgen hatte, ſondern gewiß war, ſie bald gleich den andern umzubilden.

Denn wie könnten dieſe zwei Leute der Widerſetzlichkeit und dem Hange zur Unordnung und Unſauberkeit begegnen, wenn ſie jemals unter mehreren zugleich entſtände oder ſich lange erhalten könnte!

Die Folge, die ſich davon vorausſehen läßt, iſt, daß auch dieſe Menſchen mit dem gehörigen Geiſt der Ordnung in die bürgerliche Geſellſchaft wieder eintreten müſſen, je weniger dieſelbe durch Befehl und Strafen erzwungen iſt.

So können aus Bettelkindern gute Dienſtboten wieder gezogen werden, wenn ſonſt die gewöhnliche

liche Klage iſt, daß nichts launiſcher, ſtörriſcher und fahrläſſiger ſei, als es gewöhnlich die aus Waiſenhäuſern und Armenanſtalten gezogne Dienſtboten ſind.

Auch hier beſtätigt es ſich, daß die erſte Erforderniß zu einer guten Erziehung für alle Stände ein hinlänglich ausgebreiteter Cirkel der Beſchäftigungen, und eine hinlängliche Abwechſelung und Mannichfaltigkeit in denſelben ſei.

Der Menſch ſei beſtimmt, oder beſtimme ſich ſelbſt, wozu er wolle, ſo muß er doch ein Theil einer großen Geſellſchaft werden, und kann nicht frühe genug mit der Mannichfaltigkeit derer Beſchäftigungen bekannt gemacht werden, welche der Menſch zum Leben und zu ſeinem Wohlſeyn nöthig hat.

Fehlt dieſes, wird für die Ordnung ſeines Lebens immer durch andre geſorgt, wirkt er nicht ſelbſt auf eine thätige Weiſe in dieſelbe mit ein, ſo erziehe', ſo unterrichte man ihn, ſo viel man will; es wird ſich doch keines derer Talente, die man glaubte ihm mitgetheilt zu haben, gehörig entwickeln, und nützliche wohlüberlegte Betriebſamkeit daraus entſtehen.

Noch etwas über Ahndungsvermögen.

Ellrich den 17ten Auguſt 1784.

Schon in meiner Jugend begegnete mir es zuweilen, daß ſich meiner Seele, ohne die allergeringſte äußere Veranlaſſung, plötzlich der Gedanke aufdrang: dieſer oder jener Bekannter iſt dir nahe, wird jetzt gleich zu dir kommen! (wenn die Ahndung mir im Hauſe anwandelte) oder wird dir begegnen! (wenn ich dann gerade auf der Straße war.)

Zu meiner eignen großen Verwunderung traf dieſes nicht ſelten ein, ob ich gleich von dem, der eine Minute darauf vor mir ſtand, weder gewußt hatte, daß er in die Gegend kommen würde, noch von ihm geſprochen, noch an ihn gedacht; vielmehr ſchien die Idee, außer allem Zuſammenhange mit den übrigen, einer Eingebung ähnlich, denn ich konnte ſchlechterdings keinen Faden dazu finden.

In meinen ſpätern Jahren iſt mir der Fall ſeltener vorgekommen, doch erinnre ich mich noch ſehr lebhaft an den folgenden.

Vor zwei Jahren ging ich, mit meiner Frau am Arme zu Leipzig den Brühl hinauf. Als wir nahe an der Ecke der Heuſtraße waren, fiel mir, mitten unter einem Geſpräche von dem Schauſpiele, das an dem Abend aufgeführt werden ſollte, die Idee ein, daß der Rath **Bertuch** aus **Weimar** mir nahe wäre.

Wir waren noch drei Schritte weiter, und um die Ecke gegangen, als Herr **Bertuch** mit einemmale vor uns ſtand, ob ich gleich weder wußte noch vermuthet hatte, daß er in Leipzig ſey.

Meine Frau, zu der ich einen Augenblick zuvor geſagt hatte: „Es iſt mir, als wenn ich **Bertuch** hier treffen würde;“ erſtaunte über den ſeltſamen Zufall noch mehr als ich ſelbſt.

Umgekehrt hingegen, habe ich mit Herrn **Bertuch** im Mai dieſes Jahres, zu Leipzig, bei **Zimmermann** im Joachimsthale, an Einem Tiſche geſpeiſet, nicht weit von ihm geſeſſen, und wir ſind von einander gegangen, ohne ein Wort davon zu wiſſen; daß wir uns am Mittage ſo nahe geweſen waren; am Abend erſt wurden wir beide überzeugt, daß die Sache ihre Richtigkeit habe.

In dieſem Ahndungsvermögen habe ich nie etwas wunderbares geſucht, denn ich bin in dem Punkte ſo ungläubig, und halte von Ahndungen, Viſionen ꝛc. ſo wenig, daß ich lieber zu jeder andern Erklärungsart meine Zuflucht nehmen, als glauben würde, meine **Seele** habe ein privatives Vermögen in dieſem Stücke.

Vielleicht laſſen ſich auch dieſe Ahndungen phyſiſch und ganz natürlich erklären. Ich habe von Natur einen ſo feinen Geruch, daß ſelbſt der mehr als 20jährige häufigſte Gebrauch des Schnupftobacks die Geruchnerven nicht ganz hat verderben können; denn ich finde, daß ich ein einzelnes Veilchen noch immer in einer Entfernung wittere, worin es auf den Geruch nur weniger Perſonen Eindruck macht. Ich kann freilich nicht ſagen, daß ich die geringſte Empfindung durch die Nerven des Geruchs gehabt hätte, der ich mich deutlich bewußt geweſen wäre, wenn ich die Nähe einer Perſon ahndete. Aber da dieſe Ahndung ſich nur ſelten in einem Zimmer, öfter aber in freier Luft, bey mir geregt hat, ſo wird es mir wahrſcheinlicher, daß ich dergleichen ſinnliche Eindrücke, ohne mein Wiſſen, empfangen habe.

Eben ſo wenig kann ich ſagen, daß ich die Perſonen, deren Nähe ſich mir verrieth, im geringſten durch den Geruch hätte unterſcheiden können, und am wenigſten, daß ich bei allen, oder auch nur dem größten Theil derer, welche mir unvermuthet aufgeſtoßen ſind, eine Vorempfindung gehabt hätte.

Aber dieſes alles ſtößt meine Hypotheſe nicht um. Daß mir jetzt dieſe Ahndung nur ſelten anwandelt (die von Hrn. B. war die letzte von der Art) ließe ſich vielleicht aus der Abnahme meines reinen Geruchs und den immer ſtärkern Gebrauch des Tobacks erklären.

Ich will Ihnen von einem weit merkwürdigern Ahndungsvermögen noch ein paar Worte ſagen, das ich mir auf eben die Art erklärt habe. Für die Wahrheit kann einer der berühmteſten Schriftſteller Deutſchlands die Gewähr leiſten, der mir aber die Bitte, ihn öffentlich nennen zu dürfen, deshalb abgeſchlagen hat, weil viele ſonſt ſeinen Freund, den es betrift, leicht errathen würden.

Dieſer letztre hat das Vermögen: zu ahnden, wo ein Körper begraben liegt.

Unter mehreren Beiſpielen, wo ſeine Vermuthung und Anzeige ſich beſtätiget hat, nur Eins. Er ſaß einſt mit ſeinem Freunde, dem Schriftſteller, in dem Luſtgarten des letztern. Er äußerte eine Unruhe, die zu ſichtbar war, als daß man ihn nicht nach der Urſach hätte fragen ſollen.

Er geſtand alſo endlich, daß an der Gartenmauer ein menſchlicher Körper begraben liege. Auf der angezeigten Stelle fand man wirklich das Gerippe eines Menſchen, ohne daß man hätte muthmaßen können, wie es dahin gekommen ſei, oder wie lange es da gelegen habe.

Ich kann allenfalls ſelbſt dafür einſtehen, daß das Publikum noch einſt nähere Nachricht von dieſem Todtenſchauer erhalten wird, mit vielen und völlig glaubwürdigen Zeugniſſen beſtätiget, welche die Sache ſelbſt außer allem Zweifel ſetzen. Ich bin ꝛc.

Goekingk.

Laune.

„Ich ſpielte den 12ten Auguſt im Jahr 1776 Kegel, um mich ein wenig zu zerſtreuen, erzählte mir mein Freund S**, und meine Laune beſſer zu ſtimmen.

„Aber als ich ein paar Würfe fehl gethan hatte, ward ich ungeduldig, und wollte nun das Treffen mit Gewalt erzwingen, da gelang es mir noch weniger, und ſo ſpielte ich drei Spiele hindurch noch um ein gut Theil mißvergnügter, als ich vorher war.

„Ich hatte nun keine rechte Luſt zu arbeiten, und da ich einmal mein Geſchäft hatte liegen laſſen, ſo ſchien es mir nun mit jedem Augenblick ſchwerer und unangenehmer, — wollt' ich aber mir ein Vergnügen machen, ſo fielen mir wieder die verwünſchten Arbeiten ein.

„Ich mußte alſo zu etwas ſchreiten, worüber ich mich ſelbſt vergaß — dieß verleitete mich zu einem Schritte, der mich viele Jahre gereuet hat.

„Hätte ich nur noch beim fünften Wurfe meine Geduld nicht ganz verrauchen laſſen, ſo hätte ich wahrſcheinlich nicht fehl geworfen, meine beſten Launen wären wieder zurückgekommen; ich wäre mit Vergnügen an mein Geſchäft gegangen — hätte nach Vollendung deſſelben das reine

„Vergnügen der Erholung nach der Arbeit ge-
„ſchmeckt, und eine Handlung vermieden, die bis
„jetzt noch einen Stachel in meiner Seele zurückge-
„laſſen.

„Ein großer Theil meiner Glückſeeligkeit ſtand
„alſo auf der Spitze eines Kegelſchubes; und wer
„iſt, deſſen Schickſal nicht oft auf einer ähnlichen
„Spitze ſtände.“

Die gute Laune, die Zufriedenheit mit uns ſelber iſt die Mutter aller Tugenden — ſie iſt aber ein koſtbares Ding, und zerbrechlich wie Glaß.

Ehe jemand zu einer ſolchen Fertigkeit gekommen iſt, daß nichts ſo leicht die Grundfeſten ſeiner Handlungen mehr erſchüttern kann, muß er über die gute heitere Stimmung ſeiner Seele, wie über eine aufkeimende Pflanze wachen, die der kleinſte Stoß vom Winde zerknicken kann.

In der Folge kann man zwar ſchon etwas dreiſter ſeyn; aber ganz ſicher nie — denn als S** ſchon viele Jahre lang ein ordentlicher und rechtlicher Mann geweſen war, und für ſeine Gemüthsruhe von keinem mißlungnen Kegelſchube etwas mehr zu befürchten hatte, brachte ihn doch einmal das Billard ſo aus ſeinem Gleiſe, daß es ihm vier Wochen Zeit koſtete, ehe er wieder hineinkommen konnte.

Man ſuche nur ſeine Arbeit lieb zu gewinnen, und ſie belohnt einem mit Zufriedenheit und Vergnügen.

Jemehr man ſeines Gegenſtandes Meiſter wird, deſto anziehender wird er, wird er für einen.

Vor allen Dingen aber hat man ſich vor jenem tauben Hinbrüten in acht zu nehmen, wo ohne Ziel und ohne Zweck ein Augenblick nach dem andern verfliegt, ohne daß man gelebt hat.

Zum mindeſten mache man Beobachtungen über ſeinen Zuſtand, wenn einem ſonſt nichts weiter übrig iſt, ſo wird man doch nie ohne eine intereſſante Beſchäftigung ſeyn!

M* * s.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Merkwürdiger Gang der Phantaſie in einem Delirium. Aus einem Briefe, von Herrn D. Dunker aus Klitſchdorf bei Bunzlau in Schleſien. 1.
2. Geſchichte einer merkwürdigen Krankheit, in Rückſicht auf den damaligen Seelenzuſtand des Kranken. Aus einem Briefe, von Herrn J. D. Mauchart, der Weltweisheit Magiſter im theologiſchen Stift in Tübingen. 12.
3. Zwei Selbſterfahrungen und eine Krankheitsbeobachtung von Herrn R in T. 23.
4. Auszug aus einem Briefe des fürſtlich R—iſchen Wundarzts J. an den Herrn Paſtor R. 31.
5. Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***. 35.

Zur Seelennaturkunde.

1. Fortſetzung des Schreibens von Herrn Abbé L'Epee an Herrn Direktor Heinicke. 73.
2. Ueber das Taubſtummen Inſtitut in Wien, von Herrn Friedrich Nikolai. 81.

3. Ueber

Seite

3. Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht, von Herrn Pokels, Prinzenlehrer in Braunſchweig 93.

4. Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit, ein Pendant zu 1. B. 1. St. p. 65. 103.

Zur Seelenzeichenkunde.

Beitrag zur Schilderung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 105.

Zur Seelenheilkunde.

Aus einem Aufſatze des Herrn Profeſſor Büſch in Hamburg, das Armeninſtitut in Hannover betreffend. 110.

Noch etwas über Ahndungsvermögen, von Herrn Canzleidirektor Goekingk. 118.

Laune, von M** s. 122.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde
als ein
Leſebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
Carl Philipp Moritz.
Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium.

Dritter Band.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1785.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Dritten Bandes erſtes Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.
Eine wahnwizige Paſſionspredigt.

(Gehalten vom Herrn Präpoſitus Picht zu Gingſt in Schwediſch-Pommern, Freitags den 5ten März 1784.)

Die Gnade unſers Herrn Jeſu Chriſti, die Liebe Gottes des Vaters, und die Gemeinſchaft des heiligen Geiſtes, ſei mit uns in dieſer Stunde. Amen.

Textus. Maleachi, Cap. 2, v. 7. (Ohne das Vater Unſer zu beten, und ohne Eintheilung der Predigt.)

Der Prophet Maleachi ſpricht im 2ten Capitel ſeiner Weiſſagung, im 7ten. Vers, alſo: des Prieſters Lippen ſollen die Lehre bewahren, daß man aus ſeinem Munde das Geſetz ſuche, denn er iſt ein Engel des Herrn Zebaoth. Allein wie kann der Prieſter die Lehre bewahren, wenn ſie zu ihm kommen und laſſen ſich Jungfer kündigen und ſind Huren? Wie kann denn der Prieſter die Lehre bewahren, da das Pöbel kömmt und lügt ihm vor, ſie ſagen, ſie ſind Jungfern, und ſind Huren? Muß denn der Prieſter nicht zum Lügner werden? Aber ich will noch die Huren und diebiſchen Weiber aus Gingſt herausfegen. Ich darf ja nur an Sr. Durchlaucht ſchreiben, ſonſt muß ich ja Lügen an dieſer Stätte predigen, und nicht die Wahrheit. Sie meynen, wenn ſie nur dort in den verfluchten Beichtſtuhl mit ihrem verdammten Groſchen kommen, und mir die Beichte vorplappern; dann meynen ſie, ſoll ich ihnen die Sünden vergeben, aber ſie kommen mir nur, ich will ſie ganz auf eine andere Art kriegen!

Eben ſo macht es hier der Pöbel in Gingſt, da hier nun die Pocken graſſiren, ſo kommen ſie nicht zu mir und fragen, was ihren Kindern, die die Pocken haben, gut und nützlich iſt; da läßt das Pöbel nur den Schaafmiſt von mir holen, und den Schaafkoth geben ſie ihre Kinder zu freſſen. Das ſoll den Kindern für die Pocken gut ſeyn; wenn der Gingſter Pöbel noch zu mir, oder zu ſolchen Leuten kämen, die es wüßten, was den Kindern bey der Pockenkrankheit gut und nützlich wäre? Es kommt auch keiner, ſo ſich erkundiget, wie ich es mache, daß mein Junge, mit den Pocken im Geſicht, ſich auf dem Eiſe picken kann?

Die Gingſter ſollten mir nur den Schaafmiſt auf dem Acker laſſen, denn ich kann ja den Schaafdung beſſer auf dem Acker brauchen, als daß der Pöbel ſeinen Kindern ſolchen zu freſſen giebt, denn ſie wiſſen es nicht, daß es den Kindern ein Gift iſt. (Nun kriegte der Herr Präpoſitus einen Bogen Papier aus der Taſche, und las davon ab folgendes:)

Weil der Kerl da, in Greifswalde, der Mammonsknecht, ſich um ſein Amt und um die Schulen gar nicht bekümmert, ſo entſage ich mich hiermit gänzlich der Botmäßigkeit des Superintendenten in Greifswalde, eines ſolchen Geizhalſes, und fordre dieſe ganze chriſtliche Verſammlung zu Zeugen auf, daß ich mit meiner ganzen Diöces unter dem Befehl des Kerls in Greifswalde nicht mehr ſtehn will. Denn es ſtehet geſchrieben im 132ſten Pſalm: Deine Prieſter laß ſich kleiden mit Gerechtigkeit — der ſeinen 12jährigen Sohn zum Edelmann machen läßt und kauft ihm groſſe Edelgüther. Ich aber bin hier euer Präpoſitus, das heißt auf deutſch: ein Vorgeſetzter, und ich will hier ein neues Leibregiment Chriſten anlegen, und dann will ich euer Obriſter ſeyn, und der Durchauchtigſte Fürſt in Stralſund, der edle Mann und Fürſt Friedrich Willhelm von Heſſenſtein ſoll Chef ſeyn; und ich will einen jungen ſchnellen Boten, noch heute, mit dieſer ſchriftlichen Verordnung an Sr. Durchlaucht nach Stralſund ſenden, und der ſoll dieſen Brief an den Durchlauchtigſten Fürſten übergeben, und dieſe Schrift ſelbſt überreichen an Se. Durchl. den Fürſten v. Heſſenſtein, und das ſoll der junge Herr Carl von Platen ſeyn, der dieſe Schrift noch heute nach Stralſund an den Durchlauchtigſten Fürſten bringen ſoll.

Es ſchicket ſich aber nicht allzugut, daß ein Prediger einen jungen Edelmann, der nicht ſeine männlichen Jahre erreicht hat, Befehl gebe; daher ſollte der Hochwohlgebohrne Herr Oberforſtmeiſter von Barneckow, dem jungen Herrn Carl von Platen dieſe Sache auftragen, weil aber der Herr Oberforſtmeiſter von Barneckow anjetzt nicht als Zeuge gegenwärtig iſt, ſo ſoll es der Herr Cornett Seſemann thun.

Denn der König von Schweden, Guſtavus der Zweite, hätte mir ja keine Uhr gegeben, wenn ich nicht als Obriſter eines Leibregiments dienen ſollte, aber die Uhr iſt das Handgeld, und ich will auch, ſo wahr mir Gott helfen ſoll! dem König Guſtav dem Zweiten, bis auf den letzten Blutstropfen dienen; und denn ſollte ich mir von ſolchem Kerl, als der in Greifswalde iſt, befehlen laſſen, von ſolchem Schurken, der ſeinen Sohn zum Edelmanne machen läßt, ich, da ich der Obriſte des Leibregiments bin, worüber der Durchlauchtigſte Fürſt in Stralſund Chef iſt, darum ſo der junge ſchnelle Bote nicht heute reiten will, ſo will ich ſelbſt reiten. Ich weiß es ſchon, daß die Gingſter mit mir proceſſiren wollen, aber ich will dem hieſigen Pöbel weiſen, daß ich ihr Präpoſitus und ihr Vorgeſetzter bin; aber ich will nicht mit ihnen proceſſiren, denn ich weiß wohl, daß ſich hier ſchon Prieſter todt geärgert haben, und nun kommen ſie mit ihren verdammten Lügen, und ich muß mich noch vor meinem funfzigſten Jahr hier todt quälen.

Ich habe nun hier ſchon funfzehn Jahre die Paſſionsandachten, ſo viel mir meine Kräfte zugelaſſen haben, gehalten, allein die mehreſte Zeit vor ein paar alten Weibern predigen müſſen, und die leeren Bänke vor mir geſehen, und dabey meine Geſundheit, Leben, Muth und Blut zugeſetzet. Wer hat alſo wohl die Schuld, wenn der Prieſter Lügen predigen muß?

Aber ich will nun wohl beſſere Ordnung halten, und ſo wahr wie Gott im Himmel lebt! will ich mich der Sachen beſſer annehmen, die Gingſter können mich nur verklagen: aber wo wollen ſie mich verklagen? Bei Sr. Durchlaucht, oder bey dem König Guſtav dem Zweiten? denn nach dem Königlichen Amtshauptmann können ſie nur hingehen, der iſt mein guter Freund, und ich will mich doch nicht in einen Proceß geben. (Nun wandte ſich der Herr Präpoſitus mit dem Bogen Papier in der Hand gegen den Küſter Weſtgard, und fing nachfolgendes zu leſen an.)

Weil nun die Küſter allenthalben ſo viel Branntwein ſaufen, und der hieſige Küſter Carl Guſtav Weſtgard, ein rechter aufrichtiger Lehrer und redlicher Mann, ein liebreicher Ehegatte gegen ſeine Frau, und ein rechtſchaffener Vater gegen ſeine Kinder iſt, ſo will ich ihn, den Küſter Weſtgard hiermit bey dem neuen Leibregiment Chriſten, zum Obriſtwachtmeiſter, verordnen. Iſt er geſonnen, das Amt, redlich und getreu als Obriſtwachtmeiſter, bei dem neuen Leibregiment, wobei der Fürſt in Stralſund Chef iſt, anzutreten? (worauf aber nicht geantwortet wurde.) Weſtgard hört er nicht? kennt er den Fürſten nicht? antwortet er mir nicht? kennet er ihn nicht? (allein es erfolgte gar keine Antwort.)

Ich Picht! bin hier Präpoſitus, und Obriſter des Fürſten, bey ſeiner Leibcompagnie, und der gute Geiſt Gottes redet aus mir, denn des Prieſters Lippen ſollen die Lehre bewahren, daß man aus ſeinem Munde das Geſetz ſuche, denn er iſt ein Engel des Herrn Zebaoth. Die Zunge des Prieſters iſt ſein Schwerdt. Meine Zunge iſt ein ſcharfes zweiſchneidiges Schwerdt, und durchdringet Seel und Geiſt. Amen.

Ich will doch noch Prieſter hier bleiben, und euer Prapoſitus, und das heißt auf deutſch: ein.

Ver-

Vorgeſetzter, und will doch noch Beicht ſitzen, und predigen will ich, wenn ich auch auf die Kanzel kriechen ſoll. Wenn die Kinder ſollen eingeſegnet werden, denn will ich ſie examiniren, da ſollen gar keine Einfältige und Unwiſſende hinzugelaſſen werden, ſondern die nichts wiſſen, die will ich dort hinaustreiben, und die guten frommen Kinder, die will ich einſeegnen, ſo wie ich den reichen, vornehmen Mann eingeſeegnet habe, hier vor dem Altare.

Als wir mit der Leiche in der ſchönſten Pracht waren, und in beſter Majeſtät daher zogen, die ehrlichen Bauern ritten mit ſchönſter Anſtalt beiher, und die hochadelichen Herren des Gefolges waren mit ihren beſten Kleidern und Zierde angethan: aber wie wir hier in Gingſt in die Kirche kamen, ſo mußte der Pöbel, hier im öffentlichen Gotteshauſe, ſolchen Spectakel und Rumor machen.

Was die vornehmen hochadelichen Herren davon wohl gedacht haben? Ich weiß, daß ſie ſich alle rechtſchaffen geärgert haben, denn ich habe mich zum wenigſten damals aufs äuſſerſte geärgert. Aber ſie mögen ſagen, was ſie wollen, der reiche, vornehme Herr, der damals beerdiget ward, daß der ſeelig geworden iſt, dafür ſtehe ich ein, denn ich habe ihn ja hier vor dem Altare zur ſeeligen Ewigkeit und zur freudigen Auferſtehung von den Todten eingeſeegnet: eine ſolche Ehre kann nur ſolchen frommen, reichen und vornehmen Leuten zukommen, denn das andere Pöbel wird nur ſo um die Kirche geſchleppt, aber den reichen, vornehmen Mann, der damals beerdiget ward, habe ich hier vor dem Altare zur ewigen Seeligkeit eingeſeegnet, und der Durchlauchtigſte Fürſt ſoll auch noch hier kommen und den Kirchhof beſehen.

Auch ſoll noch am bevorſtehenden Sonntage ein feyerliches Dankfeſt gehalten werden, wegen des ſeeligen Herrn Cammerherrn v. der Lanken, und Vormittags Gott gelobt und gedankt werden, und Nachmittags können die Leute in ihren Häuſern mit ihren Familien tanzen und ſpielen mit ihren Hausgenoſſen und ſich luſtig machen.

Alſo iſt auch eine Sache bekannt von dem Buche des Schuſter Friedrich Henning, ſo er betitelt hat: Reiner Kryſtallſtrom; welches alle Singſter geleſen, und worinnen er die Prieſter aufs ärgſte heruntermacht und ſchimpfet ſie vor Schalksknechte, Bälge, Lügner und Mammonsknechte; allein ſagt nicht der Prophet Maleachi: Die Lippen des Prieſters ſollen die Lehre bewahren, aber wie iſt es möglich, daß die Prieſter die Lehre bewahren können, wenn ſie auf ſolche Art behandelt werden.

Es iſt euch doch noch wohl bekannt, wie ich vor vier Jahren an meinem Verſtande verworren war, und das Blut in mir damals ſo in Heftigkeit gerathen war, daß ich meine eigne Glieder nicht in meiner Macht hatte, und ich euch ſelbſt bat, daß ihr mich binden mußtet.

Bat ich euch nicht, daß ihr mich ſolltet binden? Das kam damals von meinem böſen Gewiſſen her, und von den Unordnungen, die ich gemacht hatte, und von den Verwirrungen, worin ich mich zu der Zeit befand.

Ich weiß es auch wohl, daß ihr nun wieder hingeht, wenn ihr aus der Kirche kommt, und ſagt: unſer Prieſter iſt nun wieder närriſch worden, das weiß ich alles recht ſehr wohl, aber ihr mögt nur hingehen und ſagen, was ihr wollt, ich weiß doch wohl, daß ich ein getreuer Obriſter bin unter den acht Compagnien des Leibregiments unſers Fürſten und dabey will ich auch bleiben, ſo wahr Gott im Himmel lebt! und will dem König dienen als ein getreuer Deutſcher und Schwede zuſammen, und will mich davon nichts abbringen laſſen, noch mich davon abwenden, ſo lange ich das Leben habe. ꝛc.

II.

Beſchluß des Aufſatzes: Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***.

Unter der Hand bewarb ich mich nun wieder um Kollegien-Abſchreiben. Dadurch bekam ich wieder Zutritt, und manches gute Buch geliehen. Jetzt las ich nicht mehr bloß Romane (am allerwenigſten mehr empfindſame —) Ich las alte und neue Dichter, Luſt- und Trauerſpiele, beſonders letztere am liebſten, ſo wie ich überhaupt mehr Gefühl fürs Ernſte, Rührende als fürs Komiſche, Tändelnde habe. Ich ſuchte meine Sprache zu bilden, indem ich mir das Eigenthümliche eines Verfaſſers dadurch deutlich machte, daß ich ihn mit andern verglich; ihre Wortfügung, ihren Periodenbau bemerkte. Ich fing an, mir ſelbſt kleine Aufſätze zu machen; mir ein gewiſſes Thema aufzugeben, worüber ich ſchon viel geleſen. Das brachte ich nun nach meiner Art zu Papier; nur ſchade! daß ich keinen Freund hatte, der meine Gedanken recenſirt hätte. Ich machte mir Auszüge aus Büchern über Gegenſtände der Religion, Philoſophie, Naturgeſchichte und Naturlehre. Beſonders fand ich viel Vergnügen in Büchern, worinnen ich Bemerkungen übers menſchliche Herz fand. In dieſen habe ich viel und fleißig geleſen. Niemeiers Charakteriſtik der Bibel; die Faramondſche Familiengeſchichte; Franz von Kronenburgs und Ernſt Grato's Briefe zur Beförderung der Menſchenkenntniß. Wagenſeils Beiträge zur Weisheit und Menſchenkenntniß; Tagebücher über ſich ſelbſt u. a. m. Auch über Erziehung habe ich viel geleſen, und ſie wurde, da ſie ſo genau mit der Menſchenkenntniß verwandt iſt, bald mein Lieblingsſtudium. Auch fing ich einmal Bemerkungen über mich ſelbſt aufzuſetzen; allein die anhaltenden Unruhen meiner Seele machten mich zum Beobachten unfähig. — Zudem hatte ich nicht Selbſtüberwindung genug; vielleicht fehlte es mir auch noch an Wahrheitsliebe — und ſo blieb es wieder liegen.

Aber dieſe neue Wendung meiner Fähigkeiten hat mich auch wieder auf Abwege geleitet. Ich kann mich von dem Zweifel nicht befreien: daß den Menſchen ſo viel ſollte zugerechnet werden können, als man gewöhnlich glaubt. Wie vieles hängt nicht von ſeiner Erziehung, Umgang und andern zufälligen Dingen ab, wofür er gar nicht kann. Die Worte Chriſti: Richtet nicht! ſcheinen überhaupt die Unzulänglichkeit menſchlicher Urtheile, und ſelbſt eine äußerſt billige Beurtheilung Gottes anzudeuten. — Mich kränkts, wenn Menſchen ſich mit frecher Stirn hinſtellen, und über menſchliche Handlungen urtheilen, ohne das Ganze ihres Lebens, und ſeiner einzelnen Theile überſchaut zu haben. Und manche Handlung, die in ſpätern Jahren geſchieht, hat ihren Grund oft in der vorbereitenden Bildung, in dem Umgange mit dieſem und jenem; iſt alſo oft Folge, nothwendige Folge. — Daher kommts, daß Menſchenkenner auch meiſtens billig und gelinde urtheilen. Ja ſelbſt auf mich hat mein bischen Lektüre dieſer Art ähnliche Wirkung gehabt.

Gutes und böſes Herz werden wohl angeboren, ob ich gleich nicht läugne, daß auch Erziehung ſeinen groſſen Theil daran hat. Und wer theilte dieſes

ſes gute und böſe Herz aus; wer ließ ſolche Eräugniſſe zu, daß der Menſch mit wenigerer Anlage des Herzens — nothwendig noch ſchlimmer werden mußte? Sehen Sie hier die Klippe, woran ich ſcheitere; die mich mit Zweifel gegen die **allgemeine** Güte Gottes erfüllt. „Sie gehören zum Ganzen“ ſagt der Philoſoph. Gut! ſo ſind ſie nöthig und können alſo unmöglich ganz verworfen werden. — Aber auch dieß iſt ja ſchon Unglück für ſie, und ſcheint es nicht eine gewiſſe Partheilichkeit in der freien Willkühr Gottes anzukündigen? Wer befreiet mich von dieſem Zweifel? Und ſelbſt die Erfahrung ſcheint zu beſtätigen, daß das gute, ſo wie das böſe Herz angeboren wird; denn wird nicht das gute Herz auch bei ſeinen gröbſten Vergehungen einen Schimmer deſſelben blicken laſſen? Wird es ſo tief ſinken, daß es ſo wie das böſe, einen wirklichen Wohlgefallen an ſeinen Laſtern, eine gewiſſe Schadenfreude dabei empfinden wird? Menſchen zu quälen; aus Luſt ſie zu quälen, dazu gehört der größte Grad von Bosheit, deren ein gutes Herz nicht fähig iſt. Obiger Zweifel hat vielen Einfluß in mein künftiges Leben gehabt: denn ich habe mich nie zu demjenigen Vertrauen auf die göttliche Güte und ihre allgemeine Vorſorge erheben können, welches die Religion verlangt. Meine beſondern Schickſaale, meine ſo vielfältig fehlgeſchlagenen Hofnungen, und mein anhaltendes Elend haben auch viel dazu beigetragen.

Unter dieſen Beſchäftigungen vergingen wieder zwei Jahr. Ich ſahe mich überall nach Hülfe um; nach einem zweckmäßigern Leben, denn ich wurde ja immer älter. Durch Zufall erhielt ich eine gedruckte Nachricht von einem neu errichteten Schulmeiſter-Seminario zu H***. Ich las es mit innigem Vergnügen: denn mein Herz wird bei jedem Schritt, welchen die Menſchheit zu ihrer Vervollkommung thut, empfindlich gerührt. In mir entſtand der Wunſch, darinnen aufgenommen zu werden. Ich ſchrieb an den Aufſeher deſſelben, ſchilderte ihm meine Lage und bat um Aufnahme. Ich erhielt bald Antwort. „Wenn Sie der ſind, welchen ich aus ihrem Briefe haben kennen lernen, ſo eilen Sie zu mir,“ hieß es darinn. Allein mir fehlte Equipage. Das erſtemal in meinem Leben überwand ich mich, und ſchrieb an einige würdige Männer meiner Vaterſtadt und bat um Unterſtützung bei meinem Vorhaben. Ich erhielt ſie, und — dürfte ich ſie doch nennen, dieſe Redlichen — aber gewiſſe Umſtände verbieten mirs. Aber meinen heißen innigen Dank nehmt hin Ihr Edle! In meinem Herzen wohnt Euer Andenken und Gott wirds Euch längſt vergolten haben: denn durch Euch erhielt ich doch wieder auf einige Zeit, wenns weiter nichts war, die nöthigſten Bedürfniſſe des Lebens: Kleidung und Wäſche.

Der Aufſeher des Inſtituts ſchrieb mir wieder, und dieſen Brief erhielt ich durch deſſen Bruder;

vermuthlich in der Abſicht, mich auch perſönlich kennen zu lernen. Er mochte nun meinen körperlichen Fehler geſehen, und es ſeinem Bruder gemeldet haben; kurz darauf erhielt ich die Nachricht: „er könne mich wegen meines körperlichen „Fehlers unmöglich annehmen; weil es die Grundſätze des Inſtituts keineswegs geſtatteten; er „bedaure übrigens, daß ich meine neue Ausſicht „wieder verſchwinden ſehen mußte.“ Und ſo war ich wieder der Elende, Verlaſſene, deſſen körperlicher Fehler ihn nun zum zweitenmale an ſeinem Glücke hinderte. —

Um aber das Kränkende einer fehlgeſchlagenen Hofnung bei einem ſo äuſſerſt Unglücklichen einigermaſſen zu mildern, ſo meldete mir der Herr Aufſeher, der Hr. Domh. v. R** würde mich in meinen elenden Umſtänden einigermaſſen unterſtützen. Ich erhielt kurz darauf einen Dukaten. Mir war dieſe Hülfe dazumal um ſo nöthiger: da mich der Gedanke: „ſo nimmt doch noch Ein Menſch Antheil an deinem Leiden,“ von der gänzlichen Muthloſigkeit und Verzweiflung, die ich ſchon mit raſchen Schritten ſich mir nähern ſahe, einigermaßen befreite. Denn ich habe mehr als einmal empfunden, wie leicht ſich das gepreßte Herz wieder auf den reizenden Hügel der Hofnung erhebt, wovon es fehlgeſchlagene Erwartung verdrängt hat. Und ich glaube, mancher Unglückliche würde nicht ein Raub der Verzweiflung geworden ſeyn, wenn ſeine Brüder nicht ihre Herzen vor ihm verſchloſſen gehalten, und den ſanften Trieben des Mitleids Gehör gegeben hätten, wenn ſie ihm auch keinesweges thätige Hülfe leiſten könnten.

Nein, nie will ich dir, du Unglücklicher! der du vom Schickſaal verfolgt nirgends keine Rettung mehr ſiehſt, wenn du mir im Gange des Lebens aufſtößeſt, (wenn ich weiter auch nichts für dich thun kann) dir mein Mitleid verſagen. Und wenn ich dir auch nur auf einige Augenblicke den Standpunkt verrückte, aus welchem deine geſchwärzte Phantaſie dein Loos anſieht — ſo hab ich ſchon gewonnen, und vielleicht hebt ein künftig günſtiger Augenblick dein niedergedrücktes Herz vollends wieder empor.

Kurz darauf erhielt ich wieder einen Dukaten. Dieß ſteigerte meine Hofnung noch höher. Und da der Geber deſſelben (wie vielleicht jedem bekannt iſt) ein Mann von dem beſten Herzen und ausgebreitetſten Wirkungskreiſe iſt, ſo erhielt ich denjenigen hohen Grad von Zutrauen zu ihm, welchen wir nur erhalten, wenn wir genau wiſſen, daß der, an welchen wir uns wenden wollen, Kraft genug hat, ſeinen Willen in That zu verwandeln, — und wozu noch kam, daß er ſelbſt ein groſſer Beförderer der von mir einmal erwählten Laufbahn (die ich immer noch nicht aufgegeben hatte) iſt. Aber ich wollte mir ſeine Fürſorge nicht erſchleichen; noch weniger ihm vorſchreiben, wozu ich mich wünſchte emploirt zu ſehen. Deswegen ſchrieb ich einen ziemlich langen Brief und ſchilderte ihm meinen ganzen Charakter, ſo weit ich mich ſelbſt kenne. Ich verſchwieg keine meiner Schwächen. Ich bekannte, daß ich ſtolz, leichtſinnig und ſehr empfindlich ſei. Daß ich mir einen Weg wünſchte angewieſen zu ſehen, auf welchem ich meine guten Anlagen ausbilden, und die Fehler meines Temperaments und meiner Erziehung unſchädlicher machen könnte. Ich ſchloß ſo, wenn er dich ganz kennt, ſo weiß er am beſten, wozu du taugſt, und wenn du ſonſt wozu zu gebrauchen biſt, ſo iſt in ihm ſo viel Willen mit That vereinigt, daß er dir helfen wird.

Die Antwort blieb außen. Ich ſchrieb wieder und bat um gütige Antwort, und — ich erhielt ſie mit einem Louisd'or und der Erklärung: er verbäte ſich fernere Correſpondenz und er würde mir, ſobald ſich Ausſichten für mich zeigten, es ſelbſt melden.

Ich weiß es nicht,. war ich zu zudringlich; hatte ihn etwas in meinem Briefe mißfallen; genug ich nahm, da ich zumal juſt in einer üblen Laune war, als ich den Brief erhielt, dieſes Verbitten fernerer Correſpondenz als ein Zeichen der Verachtung an. Mein Stolz fühlte ſich erſchrecklich gedemüthiget. Man nehme noch dazu: wieder vereitelte Hofnung, und man wird mirs verzeihen, wenn ich ſchief ſahe. War es denn ſehr zu verwundern, daß ein Mann, wie er, der gewiß einen ſehr weitläuftigen Briefwechſel hat, **meine** Briefe verbat? Ich glaubte Zorn in ſeinem Briefe zu ſehen; da es doch weiter nichts als die Sprache des Wohlthäters gegen den Dürftigen war; die Sprache eines Vornehmen, der ſich ſeiner Gröſſe bewußt iſt — gegen einen ſtolzen Armen, den herablaſſender Ton von einem höhern, nur Nahrung ſeines Stolzes würde geweſen ſeyn. So ſuchte ich mirs bei kälterm Blute zu erklären, und man wird ſehen, daß auch hieran mein Stolz wieder groſſen Antheil hatte: denn ich ſuchte bald den Gedanken von Verachtung wieder zu verſcheuchen.

Indeſſen bewieß es die Folge, daß der Herr v. R** keineswegs zornig auf mich war. Ehe ich aber dieß beweiſe, muß ich mehrere Vorfälle nachholen.

Ich wurde mit einem jungen B** bekannt, mit dem ich bald ſehr vertraut wurde. Er beredete mich mit ihm zu ſeinem Vater zu reiſen, der in der Altmark auf einem Dorfe Kantor war, und da ich wenig zu verſäumen hatte, auch wirklich in meiner Lage Zerſtreuung bedurfte, und auf einige Tage ohne Nahrungsſorge ſeyn ſollte, ſo ergrif ichs mit beiden Händen — Wir hielten uns vierzehn Tage auf. Sein Vater, ein alter würdiger Mann, dem ich gefallen mochte, frug mich einſt im Scherz, ob ich ſein Subſtitut werden wollte? Ich ſagte mit Freuden: Ja! Es iſt keine Orgel hier, fuhr er fort, allein der Edelmann hat ein

Poſitiv ſtehen, welches er nach meinem Tode, da ich nicht muſikaliſch bin, oder wenn ich Alters wegen den Dienſt nicht mehr verſehen kann, will in die Kirche ſetzen laſſen. Wenn Sie daher Muſik verſtünden, ſo glaubte ichs wohl dahin zu bringen, daß Sie mein Nachfolger würden. Schon wieder eine neue Hofnung! dachte ich, aber wenig Ausſichten dazu, (denn wo ſollte ich die Kenntniß des Klaviers hernehmen) und reißte mit meinem Freund wieder ab.

Ich kehrte nun zu meinem alten Elende wieder zurück. Meine Bedürfniſſe waren zwar wenig; allein auch dieſe wenigen konnte ich mir nicht verſchaffen. Bange Sorgen der Zukunft — Mangel an Unterhalt, keine Beſchäftigung, nichts, daß meine Seele in Thätigkeit ſetzen konnte; mein Leben war ſehr einförmig. Es wurde mir eine Information angetragen bei einem hieſigen Bürger, der in einer angenehmen Gegend ein Gaſthaus hielt. Ich hielt meine Stunde des Nachmittags, weil da immer Geſellſchaft war, und ich das geſellſchaftliche Leben liebe. Nach der Stunde unterhielt ich mich denn mit dieſem und jenen; um auf eine Zeitlang mein Elend zu vergeſſen. Ich blieb da gewöhnlich bis 10 Uhr Abends. Ich ließ nicht leicht einen unangeredet weggehen, und da ich von allem möglichen ſprechen konnte, ſo hatte ich immer Stoff zur Unterredung. Meine Lern- und Forſchbegierde war beinahe zur Leidenſchaft geworden.

Ich beobachtete genau die Reden und Handlungen andrer, und verglich ſie oft zuſammen. Da bekam ich denn manchen Aufſchluß übers menſchliche Herz, daß ich mir dann aufzeichnete, und dann nicht ſelten bei ähnlichen Eräugniſſen wieder richtig anwenden konnte! Allein eben dieſe groſſe Forſchbegierde verurſachte bei mir oft den Fehler der Zudringlichkeit; gute Menſchen beſonders ziehen mich unaufhaltſam an ſich. Haben ſie noch überdem den Vortheil, daß ſie Leidende ſind, ſo bin ich nicht abzuhalten: ich ſuche mich ihnen verbindlich zu machen. Hätte ich denn nur Kräfte genug, um ihnen zu dienen; ihrer Leiden weniger zu machen, aber leider! ich bin ſelbſt unglücklich, und da ich denn doch etwas für ſie thun will, ſo nimmt dieſer Trieb eine falſche Richtung, und ich opfere dann in meiner Begeiſtrung **groſſe Pflichten kleinern auf.**

Man wird dieſe Anmerkung, (die man mir erlauben wird, weil doch nur jeder ſelbſt im Stande iſt, die alleinigen Bewegungsgründe ſeiner Handlungen anzugeben) in der Folge beſtätiget finden.

Unter andern Gäſten, die da hinkamen, um ſich zu vergnügen, zog beſonders ein junges aber ganz ungleiches Paar meine ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Stellen Sie ſich einen Mann vor, von ungefähr 28 bis 30 Jahren, mit einer bleichen Geſichtsfarbe, eingefallenen Augen und Schläfen mit einem engbrüſtigen Odem, den ein nicht ſeltener heftiger Huſten ganz auſſer aller lebenskraft ſetzte. Mit langen Fingern, daran die Nägel blau und weit über das Fleiſch überſtunden, und Füſſen, die die ſtillen Zeugen einer übel vollbrachten Jugend waren. — Kurz ein Mann, deſſen Aeuſſeres ſeinem Alter die ärgſte Satire war. Seine Frau, ein junges feuriges Weib von einigen 20 Jahren, von ſtarken robuſten Körper, der von Geſundheit glühte. Mit einer recht ehrlichen Miene und einem ganz hübſchen blauen Auge, das aber etwas ſchwermüthiges und unzufriednes verrieth. Uebrigens einen guten Wuchs und einen auſſerordentlich ſchönen Fuß. Wie abſtechend gegen ihren Gatten! Und wie ganz dazu geſchaffen, meine ganze Aufmerkſamkeit und mein Mitleid rege zu machen. Ich ließ mich mit beiden in Geſpräch ein, und da die Geſellſchaft zahlreich war, ſo wußte ich bald das Geſpräch auf die Ehen zu lenken. Ich thats aus der Abſicht, um zu ſehen, wie ſie ſich dabei nehmen würde, weil ich gleich beim erſten Anblick — das Urtheil gefällt hatte, daß ihre Ehe eben nicht die glücklichſte ſeyn könnte. Ich ſahe ſie ſeufzen und ihren Gatten eine mürriſche Miene annehmen — dieß war Wink genug für mich und ich brach ab. Unterdeſſen zerſtreute ſich die Geſellſchaft, und ihr Gatte entfernte ſich zu einer Spielparthie. Jetzt waren wir allein. Meine Neugierde, vielleicht auch eine dunkele Empfindung — und mein Mitleid, das ſchon rege gemacht war, trieben mich an, ſie zu fragen: was ihr fehle? Sie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Dadurch noch mehr angefriſcht (wars nicht unverſchämt?) drang ich weiter in ſie. Endlich ſagte ſie: Sie können mir doch nicht helfen. „Aber doch „vielleicht einen guten Rath ertheilen, liebes „Weibchen!“ und indem ich ihre Hand ergriff, „ich ſehe, Sie haben Kummer; entdecken Sie „ſich mir.“ Sie ſah mich hierauf ſtarr an. Der Ton, mit welchem ich das ſagte, mochte Eingang in ihr Herz gefunden haben. Sie wollte eben ihren Mund öfnen, als ſie ihr Gatte hinausrief, und mir ſchien es, als wenn ſeine Augen mich durchforſchten — doch die Folge bewieß, daß ich mich geirrt hatte.

Ich konnte ſie nun dieſen Tag nicht wieder allein ſprechen, denn ſie gingen kurz darauf nach Hauſe.

Ein gewiſſer H***, der ſich auch immer an dieſem Orte befand, und mit welchem ich eine Art von Freundſchaft errichtet hatte, weil er ein offner Kopf war und kein ſchlechtes Herz hatte, hatte auch ſeine Bemerkungen über dieſes Paar gemacht und theilte ſie mir mit. Er war ein Naturaliſt und hatte den Grundſatz: die Natur ließe ſich nicht zwingen. Ich mochte ihm dieſen Satz beſtreiten, wie ich wollte, ſo blieb er bei ſeinem Kopf. „Sehen Sie nur, ſagte er, dieſes gute Weib iſt unglücklich in der Ehe; ihr Mann iſt ihr zu wenig,

(Sie

(Sie müſſen ſich an ſeine Ausdrücke nicht ſtoßen) daher entſteht ihre Traurigkeit.“ Aber woher weiß er denn das ſo gewiß? ſagte ich. „Ei nun, ſehen Sie nur, fuhr er fort, ſeinen und ihren Körper an; wie will ein ſolcher ausgemergelter Körper (ich muß ſeinen Ausdruck ändern) dem ihrigen Freuden gewähren?“ Und warum, muß es denn juſt thieriſcher Trieb ſeyn? Können nicht noch andere Urſachen ihrer Traurigkeit da ſeyn? Ihr Charakter ſtimmt vielleicht mit dem Seinigen nicht; ſie hat vielleicht einen andern geliebt; und hat dieſen aus Privatabſichten nehmen müſſen. „Es wird ſich ausweiſen, ſagte er, wer recht hat.“

Nun konnte ich nicht ruhen noch raſten: ich mußte ihre geheime Geſchichte wiſſen. Und da ich einige Tage wegen anderer Abhaltungen nicht hinauskommen konnte, ſo ſchrieb ich ein Billet, gab es meinem Naturaliſten, und bat ihn, er möchte es ihr heimlich zuſtellen. Dieſes Billet enthielt nichts als: Bedauerungen, Anerbietung meiner Freundſchaft (was konnte ihr dieſe in meinem eingeſchränkten Kreiſe wohl helfen!) und Angelobung völliger Verſchwiegenheit, im Fall ſie mich zu ihrem Vertrauten machen wollte. Am Ende bat ich ſie, mir einen Ort zu beſtimmen, wo ich ſie ohne Zeugen ſprechen konnte.

Als ich wieder hinkam, ſo war der Brief ſchon den Tag vorher übergeben worden. „Sie hätten nur ſehen ſollen, ſagte mein Abgeordneter, wie ſie ſo begierig darnach griff, und mit welcher Freude ſie ihn an einem unbemerkten Orte las. Tauſendmal frug ſie mich: ob Sie nicht ſelbſt herauskämen. Sehen Sie, daß ich recht habe.“ Ich hatte genug zu thun, um ihm Einhalt zu thun, denn mir wollte es immer noch nicht recht im Kopf, daß eine Frau ſich ſo leicht einem andern überlaſſen ſollte, von dem ſie glauben könnte, daß er ſie auf bloß phyſiſche Art ſchadlos halten würde. — Freilich ich geſtehe es gern, war ich zu einer andern Zeit — wieder geneigter es zu glauben; es entſtanden in mir gewiſſe Empfindungen, die michs wahrſcheinlich vermuthen lieſſen: denn man ſchließt immer von ſich gern auf Andre; — allein ich rechnete auch wirklich viel auf weibliche Schaam, und die Folge bewieß, daß dieſer Schutzengel weiblicher Tugend auch durch die nachläßigſte Erziehung nicht, und nur durch böſes Beiſpiel verdrängt wird.

Auf den Tag harrte ich ſehnlich, wenn ich ſie ſelbſt ſehen würde; denn da hofte ich auf Antwort. Der Tag erſchien, und mein Herz klopfte wie ein Hammer, als ich ſie ſahe ankommen. Sie wurde roth, als ſie mich anſahe, und da wir nicht bemerkt wurden, ſo liſpelte ſie mir zu: kommen Sie künftigen Sonntag früh um acht Uhr zu mir. Ueber dieſe Einladung erſchrack ich herzlich; denn die hatt' ich mir gar nicht vermuthet. Doch faßte ich mich; nur hütete ich mich, ihr in die Augen zu ſehen, denn ich fühlte, daß mein Geſicht glühte. — Auch ſahe ich jetzt nicht mehr das leidende — ſondern das willige, ausſchweifende Weib. Aber dieſe Denkungsart verſchwand bald, nachdem ich näher von ihrer ſchlimmen Lage unterrichtet war, und mein Mitleid wuchs bis zu einer erſtaunenden Höhe.

O wie oft iſt mir aus Meißners Gedicht: Noch hab' ich nie gefunden, die meine Seele ſucht, die Stelle daraus eingefallen, die ſo ganz für mich paßte:

Sah' manches holde Weibchen
verknüpft mit Alberts Hand;
beſeufzte ſie und bebte
für meine Ruh und ſchwand.

Schwand hin, wie Frühlings Wölkchen
am Himmel leiſ' entfliehn;
denn in der Mitleids Nähe
ſah' ich die Liebe glühn —

Wie wahr die letzten Strophen, und wie treffend für mich. Ja, fliehn hätte ich ſollen, aber ich blieb — und mein weiches Herz riß mich hin und jetzt ſeh' ichs erſt ein, wie wahr Gellert geſchrieben:

Oft kleiden ſich des Laſters Triebe,
in die Geſtalt erlaubter Liebe
und du erblickſt nicht die Gefahr?

Ein langer Umgang macht uns freier,
und oft wird ein verborgnes Feuer,
aus dem, was anfangs Freundſchaft war.

Der Sonntag kam, und mit klopfendem Herzen ging ich hin. Sie empfing mich mit einer ſehr guten Art und nach einigen gewechſelten Höflichkeiten fing ſie ihre Erzählung an: Um das ſchwerfällige in der Erzählung zu meiden, will ich ſie ſelbſt reden laſſen:

Ich habe, fing ſie an, meinen Mann bloß aus Verzweiflung geheirathet, um der üblen Begegnung meines ſchlechten Bruders zu entgehen. Ich habe viel gute Vorſchläge gehabt, aber mein Bruder, der lieber geſehen hätte, wenn ich geſtorben wäre, damit ſein Erbtheil deſto gröſſer geworden, wußte ſie alle zu hintertreiben. Ich wurde mit meinem jetzigen Manne bei einer Hochzeit bekannt, und da ſeine Bruſt dazumal noch nicht ſo übel war, als jetzt, ſo ließ ich mir ſeine Anträge, mich zu heirathen, gefallen. Ich konnte, **wenn ich heirathete**, auf 70 Rthlr. Rechnung machen, denn von meinen Eltern hatte ich wenig zu hoffen. Er hatte kein Vermögen, und da er ſich ſehr gut ſtellte, ſo beſchloß ich, das Geld zu ſeiner Etablirung und zur Erlegung der gewöhnlichen Gebühren zu ſeiner Aufnahme ins Metier herzugeben. Man verwarf ſein erſtes Meiſterſtück, und da ich ſchon 40 Rthlr. darzu geliehen hatte, ſo mußte ich mich zu einem zweiten entſchließen. Mein Bruder wendete nun alles an, um unſere Verbindung zu hintertreiben und ſuchte mir ihn auf alle mögliche Art verhaßt zu machen; allein ich war hartnäckig und ſetzte es durch. Schuldig war ich ein⸗mal: wie wollte ich das Geld bezahlen, wenn ich ihn nicht nahm? Ich fing alſo meinen Eheſtand mit Schulden an. Wir lebten ſo einige Jahre, ohne hinlängliche Arbeit zu haben; wir mußten alſo noch immer zuſetzen, und alſo immer tiefer in Schulden gerathen. Unter der Zeit gerieth ſeine Geſundheit immer mehr in Abnahme, und er wurde von Tage zu Tage eigenſinniger, ſo wie er es auch noch jetzt iſt. Nichts kann ich ihm mehr recht machen; alles tadelt er, iſt ihm verdrießlich, und da ich von meinen Eltern eben nicht zu großen Geſchicklichkeiten bin angehalten worden, ſo hat er zwar freilich in manchen Stücken recht; allein er hat ja dieß gewußt, denn ich hab' ihm kein Geheimniß daraus gemacht. Jetzt anſtatt mir meine Fehler in Güte zu ſagen, thut ers mit den härteſten Worten, wirft mir meine Unwiſſenheit in vielen häußlichen Dingen des Tages zwanzigmal vor, und nie wird er wieder gut, als wenns Abend werden will. — Alſo liebt er mich nur, wie man eine H** liebt; ſo lange er ſeine Triebe befriedigen kann, ſo iſt er ruhig und gelaſſen, und des Morgens geht meine Qual von neuem an. Am Tage verlangt er die ſtrengſte Unterwürfigkeit und auch wohl Ehrerbietung — und des Nachts erzählt er mir ſeine vorigen Liebſchaften; nennt ſie alle nach der Reihe her, und hat mir ſogar geſtanden, daß er ſchon einmal ſei angelaufen. — Wie kann ich, fuhr ſie fort, Liebe und Hochachtung haben, da er mich wie ſeine Sclavin behandelt, mir ſeine Ausſchweifungen entdeckt, und ſich damit groß macht, und ich nun die Folgen ſeiner ausſchweifenden Lebensart durch ſeinen Eigenſinn und mürriſche Laune büſſen muß? — (Hier konnte ſie ſich der Thränen nicht mehr enthalten.) Er hat mich, fuhr ſie fort, als ein reines unſchuldiges Mädchen erhalten; denn ich bin faſt zu einfältig erzogen worden. Durch ihn hab' ich meine Unſchuld verloren. Wenn ich jetzt an diejenigen denke, die ich geliebt habe, ordentliche, geſunde und bemittelte Leute, und denke dann an meinen Mann, können Sie ſich da wundern, wenn der Gram tief in meinem Herzen ſteckte. Jetzt haben wir nun zwar hübſche Arbeit, allein wir ſtecken noch tief in Schulden, und wenn wir auch einige Thaler beiſammen haben und ich dringe darauf, Schulden zu bezahlen, ſo will er nicht daran und wirft mir bei jedem Biſſen Brod, den ich genieße, vor: ich koſte ihm ſo viel. Oft läßt er mich mit meinem Kinde halbe Tage allein, läßt mir 6 Pf. zurück, und er verzehrt 3 bis 4 Gr. Dadurch hat er mich zur Diebin gemacht, weil ich mein Kind unmöglich Noth leiden laſſen kann. Ich ſchlage ihm daher, wo ich es möglich machen kann, alles etwas höher an, und wenn ich hieran Unrecht thue, ſo verzeihe mir's Gott! (Hier weinte ſie wieder.) Kommt er denn einmal dahinter, ſo können Sie ſich leicht vorſtellen, wie er mit mir verfährt. Indeſſen hat er mich noch nie geſchlagen, weil ich ihn geſchworen habe, gleich von ihm zu gehen, ſobald er eine Hand an mich legt; auch mag er ſich wohl vor mir fürchten. Keinen Freund hab' ich, dem ich meine Noth klagen kann, und meine Blutsverwandte gönnen mirs. Kurz, mein Leben iſt das unglücklichſte, was man ſich nur denken kann. Jetzt ſchwieg ſie ſtille.

Meine ganze Seele war erſchüttert und mein Haß und meine Verachtung ſtieg in eben demſelben Augenblick gegen dem Urheber ihrer Leiden ſo hoch, als das Mitleid gegen ſie. Ich tröſtete ſie ſo gut ich konnte; ermahnte ſie zur Geduld, als ihrer vornehmſten Pflicht, und ich kann ſagen, daß ich **dazumal** noch keinen Funken von Anſpruch empfand. Mitleid war jetzt die herrſchende Empfindung meiner Seele und durch meinem Kopf fuhr eine Menge Projekte, die alle für ihr Wohl abzweckten. Aber —

Vielleicht, ſagte ich zu ihr, warten noch künftig Freuden auf ſie. Nein, war ihre Antwort, darauf warte ich nicht, denn ſtirbt er über lang oder kurz, ſo hinterläßt er mir Schulden, und wer wird ſich heut zu Tage an eine arme Wittwe machen, die im Ruf ſteht, als habe ſie ſich in ihrer Ehe nicht gut vertragen? Stirbt er bald (und wie kann ich ihm ein langes Leben zutrauen, da ſein Blutſpeien und Huſten täglich zunimmt) ſo iſts mir wohl, (denn ich läugne es nicht, daß ich es wünſche) ſo verkauf ich, was ich habe, bezahle meine Schulden und gehe mit meinem Kinde in die weite Welt hinein. Ich bin noch jung, ſtark, und wovor ich Gott vorzüglich danken muß, bei allen meinem Kummer und Gram immer geſund. Ich kann mich alſo wohl noch mit meiner Hände Arbeit ernähren; Ich bete dann fleißig (denn auf Gott hab' ich mein ganzes Vertrauen geſetzt) und dann gehe es, wie es will. Daß iſts eben, fuhr ſie fort, daß kein Seegen bei uns iſt. Denn den ganzen Tag wird geflucht und gezankt! kein Buch, keine Bibel nimmt er in die Hand. Will ich vor oder nach Tiſche beten, ſo will er nicht. Bete ich Morgens und Abends, ſo ſpricht er: Bete lange, Gott wird Dir nichts vom Himmel werfen, arbeite, verdiene etwas. Sage ich dann: womit ſoll ich was verdienen; ſoll ich denen Gehör geben, die mir ſo oft Anleitung gegeben haben, Dir untreu zu werden, ſo kann ich Geld verdienen — Hier ſchweigt er ſtill, und ich glaube immer, er nähme es ſtillſchweigend mit an, wenn ich ihm nur viel erwürbe. Dieſe Anmerkung iſt mir in der Folge auch wahrſcheinlich geworden. Singe ich ein Lied, ſo ſagt er: ſing nur nicht immer, wenn ich komme oder zu Hauſe bin, und ſo geht das beſtändig. Wunder wär es nicht, ich hätte ſchon oft verzweifelnde Mittel ergriffen.

Es ſchlug neun Uhr, als ſie mit ihrer Erzählung zu Ende war, und nun bat ſie mich, mich zu entfernen. Ich that es, nachdem ich ihr noch einmal völlige Verſchwiegenheit angelobt, und ſie meiner fortdaurenden Freundſchaft und nahen Antheils an ihren Schickſaalen verſichert hatte. Meine Empfindungen waren verſchieden, mit welchen ich mich wegbegab. Der Wunſch: die Ruhe in dieſer Familie hergeſtellt zu ſehen, war der erſte, ob ich gleich die Schwierigkeiten dabei einſahe. Freilich war Dulden für ſie das Beſte, aber wie konnt' ichs andern anrathen, da ich ſelbſt Zweifel dagegen hatte. — Und endlich verdrängte dieſe Empfindung bald eine andere, die wahrſcheinlich aus dem hohen Grad von Abſcheu herfloß, welchen ich gegen ihn gefaßt hatte. Ich habe das überhaupt oft bei mir beſtätiget gefunden, daß mich eine verübte Beleidigung an andern in der Folge dann am heftigſten reute, wenn mir der Beleidigte als ein edler Menſch erſchien. Je mehr ich von ſeiner Tugend, Unſchuld und gutem Herzen überzeugt war; je weniger war mir's möglich, ihm auf die geringſte Art zu nahe zu treten, und je heftiger war dann meine Angſt, wenn ichs (auch ohne Abſicht) gethan hatte. Das heißt: ich mache mir mehr Gewiſſen, einen Rechtſchaffenen als einen Niederträchtigen zu beleidigen. Das iſt diejenige Empfindung, die deſto ſtärker ward, je mehr ſich meine Seele alles das Schlechte in dem Betragen dieſes Mannes, anſchaulich machte. Eine gewiſſe Rachbegierde, die aus dem Zorn herkam, welchen ich gegen ihn gefaßt hatte — flammte die glimmende Aſche zum Feuer an. Dieſe vergeſellſchaftete ſich mit den ſinnlichen Empfindungen, und nun war es möglich, daß ich mich ganz leicht überredete: es würde keine ſo groſſe Sünde ſeyn, wenn man einem Menſchen ein Gut entriß, der es nicht zu ſchätzen wüßte.

Indeſſen kann ich auch zu meiner eignen Rechtfertigung ſagen: Nie hab' ich den Zwieſpalt zwiſchen beiden, unterhalten, genährt, zu meinem Nutzen angewendet. Nein, dieß Zeugniß giebt mir mein Herz: ich habe immer zum Frieden geredet. Ich ſagte ihr oft: daß ſein Eigenſinn eine Folge ſeiner geſchwächten Geſundheit ſei, daß er keinesweges ſo Herr ſeiner Leidenſchaften ſeyn könnte, als ein Geſunder, deſſen Nerven nicht geſchwächt, und alſo nicht ſolcher ſchnellen Erſchütterungen fähig ſei. Vieles müſſe ſie alſo überſehen, und ſobald ſie ſich gewöhnte, manches zuzudecken, manches gelinder zu erklären, ſo bliebe nur noch ein kleiner Theil zu tragen übrig. — Er, der es ihr aufgelegt hätte, würde es erleichtern helfen.

Freilich war eine vernünftige Vorſtellung auch ein kleines Mittel, daß er etwas beſſer mit ihr umgegangen wäre, allein da ich wußte, wo der Grund lag, daß das Uebel bereits unheilbar ſei, zudem ſich zwiſchen Eheleute zu miſchen, ohne eine gewiſſe Verbindlichkeit zu reden zu haben, auch eine ſehr delikate Sache iſt, und überdem von ſeinem Charakter wahrſcheinlich urtheilen konnte, daß er wenig Widerſpruch vertragen würde, ſo ließ ichs dabei bewenden, bloß ihr willige Ertragung ihrer Leiden anzurathen.

Man erlaube mir, ehe ich meine Geſchichte weiter fortſetze, daß ich einige Zweifel gegen die allgemeine Güte und Vorſehung Gottes, worauf ich durch das Schickſaal dieſer Unglücklichen gebracht wurde, darlege. Zuerſt fiel ich auf das gewöhnliche Sprichwort: die Ehen werden im Himmel geſchloſſen. Iſt dieſes ohne die geringſte Einſchränkung wahr, ſo findet eine Vorherbeſtimmung ſtatt; ſo mußte der Bruder juſt immer das Werkzeug werden, wodurch eine vielleicht glückliche Verbindung nicht an ſie kommen durfte; ſo mußte ſie am Ende aus Verzweiflung dieſen Menſchen heirathen. Und das iſt die ſogenannte Freiheit des Menſchen? Es ſcheint ja wirklich, als wenn die Freiheit zu handeln, nur ſo lange ſtatt fände, als ſie dem Laufe des Ganzen nicht hinderlich fällt. Alſo eine Vorſehung übers Ganze und nicht über jeden einzeln Theil? O du Unglücklicher! ſo iſt dein Vertrauen auf Gott in den unglücklichſten Lagen deines Lebens nur ſo lange anwendbar, als deine Hülfe, oder die Aendrung deines Schickſaals, das du erwarteſt; oft unter Gebet und Thränen von Gott zu erringen glaubt, **dem Ganzen nicht hindert.** — Bis denn endlich der Lauf der Dinge es zuläßt, daß durch Aufopferung vieler Tauſende, **dein** Gebet erhöret werden kann. Unglücklicher Vorzug! auf die Glückstrümmer meiner Brüder, mein eignes zu gründen! — Mein Herz kann ſich unmöglich mit dieſem Gedanken vertragen. Womit hatte es denn die Unglückliche verſchuldet, daß ihr dieſes ſchwere Kreuz aufgelegt wurde? Ein Kreuz, daß nicht erträglich gemacht werden konnte, als durch Verbrechen. — So durchkreuzen ſich die Schickſaale der Menſchen: die Sünden des Einen, ziehn Sünden des Andern nach ſich. Auf wem liegt nun die Schuld, und wer ſoll ſie tragen? Wo ſoll die Kraft herkommen, wenn ſie Gott nicht giebt? „Standhaft dulden und — ſchweigen; keinen Fuß breit von ſeiner Pflicht abweichen, Gott um Unterwerfung, um Aendrung ſeines Schickſaals anflehen und gelaſſen dieſelbe erwarten — Das lehrt die Religion bei ſchwerem Kreuz.“

Gut! aber wollen Sie noch einige meiner Zweifel anhören, die ſelbſt die Erfahrung und der Begriff von Gott und ſeinen Eigenſchaften zu beſtätigen ſcheinen?

Dulden. Thut Gott jetzt noch Wunder? und wär es nicht Wunder, wenn das raſche, feurige Temperament auf einmal bis zu einer gewiſſen Trägheit, ohne vorhergegangne andere Umſtände, herabgeſtimmt würde? Und mich dünkt, zum Dulden wird ein gewiſſer Grad von Ruhe im Blute erfordert; folglich iſt es ſchon phyſiſch unmöglich, daß das angegebne Temperament bei den ſchrecklichſten Ereigniſſen des Lebens, gelaſſen ſeyn ſollte. Hieraus folgt aber auch, daß wenn Gott keine Wunder mehr thut, — erſt Jahre verſtreichen müſſen, die alles Schreckliche menſchlicher Schickſaale in ſich begreifen, wodurch der Ausbruch der Ungeduld, oder die Kühlung des Bluts bewirkt wird, und die ſo lang erbetene Geduld dann eine Folge davon iſt. Ein Grund, warum, ſobald wir keine Wunder annehmen, die das im Augenblick bewirken, was erſt die Frucht vieler Jahre iſt, der Höchſte nicht ſo **unbefangene** Gebete erhören kann. —

Ich ſage nicht, daß mir dieſe Gedanken alle zum höchſten evident ſind. Es ſind Zweifel; nichts mehr als Zweifel: keine ausgemachte Wahrheiten, und ich bitte auch, die folgenden ſo zu betrachten, denn ich bin bereit, ſie abzulegen, ſobald mich ein Freund der Wahrheit eines beſſern belehrt.

Unterwerfung unter den Willen des Ewigen iſt bei vielen oft ein Werk des Zwangs; nur bei einigen (und auch bei denen habe ich ſelten heftige Leidenſchaften angetroffen) ein Werk der Ueberzeugung, wozu ſie beſonders ihr kälteres Blut fähiger machte, als jene. —

Vertrauen auf die göttliche Hülfe iſt im Grunde nichts anders, als: **Hofnung der baldigen Aendrung ſeines Schickſaals.** Dieſe verſchwindet bald, wenn das Uebel zu lang anhält; wenn dieſe Hofnung zu oft täuſcht; wenn jede Ausſicht ſich nur zeigt und dann — ſchnell wie Morgennebel verſchwindet. Dadurch wird das Vertrauen zu Gott geſchwächt — und mich dünkt, wir verlangen zu viel von einem Menſchen, wenn wir dieſe angenommene vornehmſte Eigenſchaft des Gebets von ihm verlangen, der in ſeinem ganzen Leben wenig auffallende Beweiſe einer beſondern göttlichen Fürſorge, einer ſolchen Stärkung ſeines Glaubens, aufzuweiſen hat, die auch bei einem Abraham erſt vorgehen mußten, ehe Gott das groſſe Opfer — von ihm fordern konnte.

Ich bemerk' es jetzt deutlich, daß Jahre lang anhaltende Leiden die menſchliche Seele muthlos machen.

Dieſes Vertrauen wird noch durch andere Zweifel geſchwächt. Mir ſcheint es ganz unnöthig, und ſelbſt der Ehre Gottes zuwider, daß ich ihn um etwas bitten ſoll. Weiß er, als der Allwiſſende, denn nicht, was mir mangelt? Oder iſt er (verzeih Allbarmherziger, wenn ich irre!) zu hart, oder ſo ehrbegierig, daß ich ihn erſt durch vieles Bitten erweichen und bewegen muß, mir ſeine Wohlthaten zuflieſſen zu laſſen? Und verdunkelt das nicht ſeine göttlichen Eigenſchaften? Iſt der Fürſt nicht (menſchlich davon zu reden) edler und gütiger, der ſeinen Freunden und Unterthanen mit ſeiner Gnade zuvorkommt, als der, der um jede Kleinigkeit erſt einen Fußfall verlangt? Ehre ich daher Gott nicht mehr, wenn ich ihn für denjenigen Herrn halte, der mir ohne mein Gebet alles Gute zuwendet, und mein Gebet nicht verlanget noch erwartet, auſſer den Ausbrüchen der Dankbarkeit und des Lobes? denn dieſe geben wir Menſchen, die uns Wohlthaten erwieſen haben; wie viel mehr ſind wir ſie Gott ſchuldig, von dem wir alles haben.

Allein hiermit iſt ja noch nicht die Verheiſſung erklärt, die das Evangelium Jeſu mit dem Befehl zu beten verbindet. Dieſes verſpricht eine Erhörung und ſtellt das Gebet als eine Sache vor, die den Höchſten beweget, uns etwas zu geben, welches er uns ſonſt nicht würde gegeben haben. Und ſtreitet das nicht geradezu mit der Unveränderlichkeit der göttlichen Rathſchlüſſe, die er gewiß ſchon von Ewigkeit her faßte? Denn wenn er ſeine Rathſchlüſſe ändert, ſo kann ihn etwas gereuen; und iſt er dann der vollkommene Gott, der keinen menſchlichen Leidenſchaften unterworfen iſt? Sind aber die Rathſchlüſſe Gottes unveränderlich, ſo können ſie auch durch mein Gebet nicht verändert werden; im Fall es der Ewige nicht von Ewigkeit her beſchloſſen hat, mir zu einer feſtgeſetzten

Zeit zu helfen: und das iſt doch immer auſſer der Sphäre menſchlichen Wiſſens. —

Dieß ſind meine Zweifel in Anſehung einer beſondern Vorſehung und des Gebets, wozu mich ſowohl mein eignes als das Schickſaal dieſer Unglücklichen brachten. Ich konnte ſie nicht übergehen, weil ſie zur Geſchichte meines Lebens nothwendig gehören. Ich lege ſie mit Freuden ab, ſobald ſie mir gründlich widerlegt werden: denn ich fühle, daß ich bei allen meinen Zweifeln nicht glücklich bin. — Das Vertrauen auf ein allmächtiges Weſen und der Glaube an eine, auch auf die kleinſten Theile der Schöpfung ſich erſtreckende Vorſehung, hat ſelbſt zu manchen Stunden etwas ſüſſes für mein kummervolles Herz: aber wie geſagt — ohne einen recht ſichtbaren Beweiß einer göttlichen Vorſehung auch auf mich von aller Welt Verlaſſenen — dürfte ſich mein Herz wohl nie zu dem hohen Grade der zuverſichtlichſten Hofnung zu dem Herrn meines Lebens erheben, wenn auch mein Verſtand durch die bündigſte Demonſtration überzeugt würde. Eigene Erfahrung wirkt mehr aufs Herz, als alle Vernunftſchlüſſe. — Jetzt will ich in meiner Geſchichte fortfahren.

Schon hegte ich gegen die Unglückliche wirklich Liebe, die den Wunſch gebahr, immer um ſie zu ſeyn. Aber wie konnte das angehen, da ich unmöglich immer ohne Vorwiſſen ihres Gatten hingehen konnte, ohne ihre und meine Ehre in Gefahr zu ſetzen. Doch die Gelegenheit dazu bot ſich bald dar. Da ich ſie einſt wieder beide an dem Orte traf, wo ich ſie hatte kennen lernen, ſo ſuchte ich ihm Liebe anzugewinnen. Ich hatte gehört, daß er gern Bücher von gewöhnlicher Art las: ich lenkte daher das Geſpräch dahin. Er wurde bald geſprächig. Ich verſprach ihm einige Bücher nach ſeinem Geſchmack zu verſchaffen, und — er bat mich zu ſich.

Auf eine ſo leichte Art hatte ich nun meinen Zweck erreicht. Kurz darauf wurde die Witterung ſchlechter, das Spazierengehen wurde eingeſtellt; die Abende wurden länger und — Langeweile blieb nicht aus. Ich bat ihn daher, daß er mir erlauben möchte, ihn des Abends beſuchen zu dürfen, und er war es ſehr gern zufrieden. Ich hatte dabei neben meiner Liebe noch einen Endzweck: ich wollte ſie beide in ihrem häuslichen Verhältniß — näher beobachten, um wo möglich bie ihren Zwiſten ein Wort des Friedens zu reden. Die Gelegenheit dazu blieb auch nicht lange aus, aber ich wurde auch überzeugt, daß ich mich in meinem vorigen Urtheil: daß er ſchien, wenig Widerſpruch vertragen zu können, nicht geirrt hatte. Ich war kaum dreimal da geweſen, als ſich ſein hitziger ungeſtümer Charakter ſchon äuſſerte. Sie ſchwieg mehrentheils ſtille, und wenn ſie dann einmal ſich regte, ſo gerieth er in eine ſolche Wuth, daß ich mich immer weit wegwünſchte.

Acht Abende hinter einander war er zu Hauſe; vermuthlich Wohlſtandes wegen, und nun — ging er wieder in Geſellſchaft und ich und ſeine Gattin waren mehrentheils allein. Ich blieb denn gemeiniglich da, bis er wieder kam, und kam er denn, ſo war er freundlich und geſprächig. Ich wußte nicht, was ich zu dieſem Betragen denken ſollte: ſeine Freundlichkeit ſchien mir zweideutig — wenigſtens wars wider meinen Begrif von Ehe, einen Fremden, den ich noch nicht weiter kenne, zu ganzen Stunden bei meiner Gattin zu wiſſen, mit der ich ſo geſpannt lebe. Entweder (ſo erklärte ich mirs) Eigennuz war bei ihm ſtärker als Eiferſucht, oder er hatte zu viel Eigenliebe, die ihn immer überredete: ein anderer könne ſich nicht in dem Beſiz eines Herzens ſetzen, worinnen er (vielleicht) unumſchränkt herrſche. Aber er kannte das menſchliche Herz nicht. Konnte denn das öftere Alleinſein gegründet auf ein reges Mitleid, eine andere Folge haben, als Liebe? Eine junge Frau, die von Natur munter war und das geſellſchaftliche Leben liebte, mußte ich der nicht nach und nach unentbehrlich werden, da ich ihr durch Vorleſen und Discuriren, durch Troſt und guten Rath die Langeweile vertrieb, und ſie ihr Elend auf eine Zeitlang vergeſſen machte? Ich war unglücklich: ſie auch. Sie hatte keine Freundin, gegen die ſie ihren Kummer hätte ausſchütten können; ich keinen Freund, von allen Lebendigen verlaſſen: wars Wunder,

der, wenn uns dieß noch feſter zuſammenband? Nur der, der ſelbſt ſo unglücklich, ſo von allen fremden Antheilnehmen an ſeinem Leiden entfernt geweſen iſt, als ich, und wenn er dann irgend ein menſchliches Weſen findet, daß ihm ohnedem nicht gleichgültig iſt — daß dann einen Theil ſeiner Laſt tragen hilft; an deſſen Buſen er ſein Elend vergeſſen kann, nur der wirds mir glauben, wie mit beiden Händen er nach der Gelegenheit haſcht, ſie feſt hält, und — ſie ſo gut benutzt, als er kann. —

Ueberdem fand ich auch an ihr eine gewiſſe Aehnlichkeit mit mir, in Anſehung des Herzens. Sie fand ihr gröſtes Vergnügen darinnen: dienſtfertig gegen jeden und äuſſerſt mitleidig gegen Arme zu ſeyn. Freilich war dieß nicht Tugend, es war Temperament. Bei ihren guten Handlungen war ſie etwas eitel, und verrichtete ſie mit einigem Geräuſch. Allein das war Fehler der Erziehung: denn man hatte ſie in ihren jüngern Jahren oft gelobt, wenn ſie irgend einem Armen etwas gab; daß war ihr nun ſo zur Gewohnheit geworden — — —

(Hier iſt durch Zufall ein Blatt Mſpt. verloren gegangen.)

Ich habe mich nicht überwinden können, meiner Freundin dieſe meine letzte fehlgeſchlagene Hofnung zu hinterbringen. Und doch wär es in der Folge vielleicht beſſer geweſen. Nun traue ich keiner Ausſicht mehr, denn ich bin zu oft getäuſcht.

Der Winter verſtrich beinahe, aber die letzte Zeit, (o könnte ich dieſe Tage wieder zurückrufen) nicht mehr ſo ſchuldlos — Erlaſſen Sie mir eine Beſchreibung, die mich zu ſehr beugt: denn ich fühle jetzt die Folgen deſſelben. — Ich bin geſtraft dafür, ſchrecklich geſtraft. Der Himmel hat ſich meiner Armuth bedient, um meine Schande der Welt vor Augen zu legen. Ich wollte eine Unglückliche retten, und ſie wurde durch ihre Liebe gegen mich noch unglücklicher. Noch wär ſie zu retten, aber — meine bittre Armuth! O fände ſich doch ein Menſchenfreund, der ſich meiner erbarmte, und mir ein Plätzchen auf Gottes groſſer Welt anwieß; vielleicht könnte ich meine traurigen Erfahrungen zum beſten meiner Mitbrüder nutzen. —

Das übrige Detaillirte meiner Geſchichte intereſſirt keinen, als mich — Auch muß ichs, da ich unmöglich mich noch kenntlicher machen kann, verſchiedener anderer Perſonen wegen, verſchweigen.

III.

Ein Korbmacher, der oftmals, gleichſam in einer Betäubung, ausnehmend erwecklich prediget.

Wetterburg den 3ten October 1784.

Johann Conrad Mohk, in Buhlen, einem im Fürſtlich-Waldeckiſchen Amt Waldeck liegenden geringen Dorfe, wohnhaft, wo er auch am Ende Novembers oder im Anfang Decembers 1709 ehelich geboren werden *), iſt der Mann, mit dem ich das Publikum bekannt machen möchte, da er noch zur Zeit in einem 75 jährigen Alter lebet, folglich ein jeder noch im Stande iſt, ſich von der Wahrheit meiner Angaben weiter zu überzeugen. Ich bin von 1777 bis 1780 viertehalb Jahr in der Stadt Waldeck, davon jenes Dörfchen nur eine halbe Stunde entfernet iſt, Rektor, und zugleich Paſtor zweyer nahegelegenen Dörfer geweſen. Dieſes hat mir Gelegenheit gegeben, den Mann genau kennen zu lernen, von dem ich hier rede. Er führt ein unbeſcholtenes chriſtliches Leben, und hat in ſeinem niedrigen Stande ein würklich ehrwürdiges Anſehen. Sein beſcheidenes Weſen, ſein guter natürlicher Verſtand, vermöge deſſen er im gemeinen Umgange mit jedermann wohl zu reden weiß, ſein offenes ehrliches Geſicht, ſeine im Alter noch gerade Statur, ſeine grauen Haare: alles dieſes nimmt für ihn ein. Wahrſcheinlich iſt in ihm ein guter rechtſchaffener Prediger der Kirche verdorben, der wohl manchen ſeiner Zeitgenoſſen an Geſchicklichkeit weit übertroffen haben würde. Er nähret ſich hauptſächlich vom Korbflechten und Strohdachdecken, und lebt in einer unfruchtbargebliebenen Ehe. Was ihn aber vor vielen tauſenden

---

*) Er wurde am 2ten December 1709 getauft.

ſenden ſeines Gleichen merkwürdig macht, iſt: er predigt gar oft, zuweilen innerhalb vierundzwanzig Stunden drey- und mehrmal, und zwar ſowohl bei Nacht als bei Tage, ſowohl zu Hauſe als unterwegens und an einem fremden Ort, ſowohl unter dem zahlreichſten Umſtande (wenn es nicht zu ändern iſt) als wann er allein iſt. Inſonderheit wird er, und, wie es ſcheinet, wider ſeinen Willen, zum Predigen getrieben, wenn er nur ein halbes Kännchen (das iſt für drei Pfennige) Brantwein, ja noch weniger, genoſſen hat *). Kommt ihm der Trieb zum Predigen an, ſo merket er es kaum eine Minute vorher: es ſcheinet ihm angſt und das Herz beklemmt zu werden, und er ſucht ſich alsdann eilends von menſchlicher Geſellſchaft, ſoviel als möglich iſt, zu entfernen, und ſetzet ſich geſchwind nieder. Seine Vorträge, derer ich mehrere und über unterſchiedliche bibliſche Texte angehöret habe **), ſind Bußpredigten oder Ermah-

---

*) Er iſt, wie man ſchon hieraus abnehmen wird, dem Trunke nicht ergeben; daher kann man mit einer ſolchen Kleinigkeit von Brantwein ihn nach Gefallen zum Predigen bringen. Seine Nerven müſſen aber auch ſehr reizbar ſeyn; ſonſt wäre jenes wohl nicht möglich.

**) Daß er nicht bloß Eine, ſondern mehrere Predigten hält, weiß und ſagt er ſelbſt. Ich habe dieſes ebenfalls bemerket. Am 25ſten Mai 1779 hörete ich ihn über Matth. 10, v. 16. Seid klug, wie rc. predigen: und da ich am 1ſten Junii dieſes laufenden Jahres 1784 zu Waldeck war, vernahm ich,

daß

mahnungen zur Beſſerung der Geſinnungen und des Betragens. Seine Ausſprache dabei iſt ſehr angenehm und der Sache, die er vorträgt, angemeſſen, deutlich, mehrentheils ſanft und erweichend. Er bedenket ſich nicht auf das, was er ſagen will; auch ſtottert und ſtocket er nicht. Wo etwas rührendes vorkommt, weinet er auf eine anſtändige Weiſe. Nachdem er die Predigt mit Amen geſchloſſen hat, ſo betet er das Vater Unſer ꝛc. und der Herr ſegne uns ꝛc. Zuweilen läſſet er auch den Segen weg. Während ſeinem ganzen Vortrag ſitzet er in einer Art von Betäubung; hat die Augen ſtarr offen, ohne zu ſehen, wer oder was vor ihm iſt; geräth dabei in einen Schweiß und in Engbrüſtigkeit, ob er gleich weder ſehr laut noch lange redet; und wenn alles geendiget iſt, ſcheinet er ſehr ermüdet, ſchöpfet tief Athem, und erholet ſich nur langſam wieder. Nachdem er wieder zu ſich

---

daß er an letztgenanntem Tage ebenfalls über jenen Spruch eine Predigt, vermuthlich alſo auch ebendieſelbige, gehalten habe. Auf meiner Stube ließ ich ihn am 24ſten Mai 1780 predigen, nachdem ich ihm kaum ein halbes Kännchen Brantwein hatte reichen laſſen: und er predigte damals über Apoſt. Geſch. 20, v. 27. Ich habe euch nichts ꝛc. Mehrmals bin ich ſein Zuhörer geworden, wann er ſchon vor einigen Minuten zu predigen angefangen hatte. Thema und künſtliche Diſpoſition habe ich niemals vernommen, ſondern er hält wahre paränetiſche Vorträge, nur ungefähr eine Viertelſtunde lang, auch wohl etwas darüber.

ſich ſelber gekommen iſt, bedauert er gegen die Umſtehenden, daß ſein ſchlechter Vortrag wohl von manchem möge verſpottet werden: und bezeuget dabei zu ſeiner Entſchuldigung, er könne es nicht zurückhalten.

Dieſes iſt das Faktum ſelbſt. — Nun will ich aber auch zur Auflöſung dieſer ſonderbaren Erſcheinung einige Data mittheilen.

Als ich eine ſeiner Predigten am 25ſten Mai 1779 angehöret, und durch nachherige freundliche Unterredung ſein Zutrauen gewonnen hatte, erzählete er mir in Ausdrücken, die das Gepräge der Aufrichtigkeit hatten: der im Jahr 1740 verſtorbene Conrektor Brumhard zu Niedern-Wildungen habe einſtmals auf einen Sonntag für den Paſtor zu Afholdern, wohin Buhlen eingepfarret iſt, geprediget. Die Predigt ſei beſonders erwecklich und eindringend geweſen, und er durch ſelbige dermaſſen gerühret worden, daß er während derſelben bis zum Ausgang aus der Kirche geweinet habe. In der nächſtfolgenden Nacht habe er im Schlaf die angehörete Predigt mit lauter Stimme wiederholet; ſeine noch lebende Ehegattin *) ſei darüber aufgewacht, und habe ſich bemühet, ihn

auf-

---

*) Dieſer Johann Conrad Mohl wurde zu Buhlen am 3ten Julii 1732 mit Maria Margarethen Rien ehelich verbunden Der Anfang ſeines Paroxysmus fällt folglich zwiſchen dieſes 1732ſte und das 1740ſte Jahr.

aufzuwecken, welches aber vergeblich geweſen ſei; denn er ſei an Herſagung der Predigt und im Schlaf geblieben. Da alles vorbei geweſen und er wieder ſtille geworden ſei, habe ſeine Gattin ihn gefragt: Wie ihm ſey? Worauf er erwiedert habe: Gut! Hiernach habe ſie ihm in groſſer Beſtürzung erzälet, was mit ihm vorgegangen ſei. Davon habe er aber nichts gewußt. Und ſeitdem müſſe er oft predigen, ohne daß er wiſſe, wie er dazu komme.

Man merket an ihm nichts Schwärmeriſches, als ob er ſeine Predigten für etwas Uebernatürliches hielte: und eben ſo wenig bildet er ſich darauf ein. Betrug und Verſtellung kann, nach allen Umſtänden, hierbei, meines Erachtens, auch nicht vermuthet werden; zumalen, da er dadurch nichts zu gewinnen ſuchet, und in ſo langer Zeit nichts gewonnen hat, weder an Ehre noch Gut.

Mit Schrifterklärungen giebt er ſich niemals ab; ſondern ſeine Vorträge ſind aus den nöthigſten und bekannteſten Religionswahrheiten und deutlichen Sprüchen der Bibel, welche er nach dem Kapitel ordentlich citiret, leicht zuſammengeſetzet, und eben deswegen für jedermann ſehr faßlich; gleichwohl fehlet es ihnen nicht an Zuſammenhang, doch ohne ins Aengſtliche zu fallen. Und in dieſer Rückſicht ſind ſeine Vorträge wahre Muſter für Dorfprediger.

Ueberdieß habe ich bemerket: Der Mann beſitzet ein beſonders gutes Gedächtniß; denn er weiß noch ganze Stücke aus den im Jahr 1728 gehaltenen Leichenpredigten auf die kurz nacheinander verſtorbenen beiden Fürſten von Waldeck, Friedrich Anton Ulrich und Chriſtian Philipp. Auſſerdem aber muß er auch eine ſehr lebhafte Einbildungskraft haben, wie aus dem erwähnten Vorgang, da er die angehörte Predigt im Schlaf laut wiederholet hat, abzunehmen iſt.

J. A. T. L. Varnhagen,
Paſtor zu Wetterburg bei der Fürſtl. Waldeckiſchen Reſidenz Arolſen.

IV.

Eine Unglücksweiſſagung.

Ich hatte einen Freund, der eine Viertelmeile von mir wohnte, mit dem ich meine angenehmen und widrigen Schickſaale theilte, einen Mann von ſehr geſunden Leibeskräften und einer heitern und lebhaften Seele.

Wir kamen, wenn es irgend unſere Amtsgeſchäfte verſtatteten, wenigſtens die Woche einmal zuſammen, ja es ſchien uns beiden etwas zu fehlen, wenn wir uns in acht Tagen nicht geſehen hatten.

In den letzten vier Wochen vor ſeinem Ende aber ſprach er bei jeder Zuſammenkunft von ſeinem ſehr nahe bevorſtehenden Tode.

Den Dienſtag vor Pfingſten im Jahr 1776 kam er des Morgens ganz frühe zu mir und ſagte: Freund, ſind Sie heute von wichtigen Geſchäften frei, ſo bleibe ich den ganzen Tag bei Ihnen, vielleicht iſt es das letztemal, daß ich zu Ihnen komme.

Ich bringe Ihnen daher meinen Leichentext und einige Umſtände von meinem Lebenslauf, die Ihnen nicht bekannt ſind, Sie werden mir doch wohl der Gewohnheit nach eine Leichenpredigt halten müſſen. Nach einigen freundſchaftlichen Verweigerungen nahm ichs an.

Noch eins, ſagte er: Mein Sohn wird im Feſte zu mir kommen und nebſt andern Freunden, die Sie ſchon kennen, auch ſeine Braut mitbringen, die müſſen Sie ſehen, und mir Ihr Urtheil ſagen, ob die Perſon auch für ihn ſei? Sie müſſen daher den zweiten Pfingſttag, wenn wir unſere Arbeiten gethan, bei mir zu Mittage eſſen. Ich verſprach, mit meiner Frau zu kommen.

Den erſten Feiertag ſchrieb er an mich: Freund! es bleibt doch bei ihrem Verſprechen, Morgen Mittag zu uns zu kommen? Da ich aber noch einige Amtsverrichtungen habe und zuletzt der H . . nahe bin, meine Kinder aber gern da zu Mittage eſſen wollen, ſo habe ich ihnen dieß Vergnügen nicht verſagt, und unſer Mittagsbrod da beſorgt, aber mit dem Beding, wenn Sie mit Ihrer Frau und Sohn uns dahin folgen wollen.

Ich verſprach es, und wir entſchloſſen uns, nach verrichteter Feiertagsarbeit dahin zu reiſen.

Den zweiten Feiertag gegen Morgen träumt mir, ich würde von den beiden Kindern meines Freundes nach R.. gerufen, um ſie bei ihrem harten Schickſaal aufzurichten, da ſie in Geſellſchaft ihres Vaters nach der H.. gereiſt und jenſeit der G — brücke durch die ſcheugewordenen Pferde umgeworfen, ihr Vater mit dem Kopf an einen am Wege ſtehenden Fichtenbaum geſchlagen, ihn zerſchmettert und er ohne einen Laut von ſich zu geben, todt liegen geblieben ſei.

Mein Traum verſetzte mich ſogleich nach R.. in das Haus meines Freundes. Ich fand darin eine ziemliche Anzahl verſchiedener aus ſeiner Gemeine, die ihren Prediger, der bei allen in ſo groſſer Achtung ſtand, mit vielen Thränen beklagten.

Der damals daſelbſt wohnende A. R. H. kam mir entgegen und ſagte: Ach welcher traurige Anblick iſt hier! Ihr Freund iſt todt — und es iſt gut, daß Sie kommen, wir wiſſen nicht mehr, was wir mit den Kindern unſeres Freundes machen ſollen, die über den ſo unglücklichen Tod ihres Vaters ganz untröſtbar ſind.

Der A. B. kam dazu und führete mich zu meinem verunglückten Freund, der auf einem Tiſch lag, und an deſſen Kopf deutlich zu ſehen war, daß er mit dem Kinn auf einen ſpitzigen Zacken gefallen, der durch den ganzen Kopf gedrungen, und bei der Schläfe wieder herausgekommen war.

Ich ſuchte die Tochter meines ſeeligen Freundes und fand ſie auf einen Lehnſtuhl ohne Troſt, den Sohn aber in gleicher Lage, in dem Hauſe des B. A. R. Fl . . .

Ich kehrete zu meinem todten Freund zurück, und ſuchte noch einige, die darüber heftig beunruhigt waren, aufzurichten, mir ſelbſt aber floſſen die Thränen darüber aus den Augen, daß ich nicht im Stande war, weiter zu reden.

In dieſer Lage kam meine Frau vors Bette und weckte mich. Es hat ſchon ſechs geſchlagen, ſagte ſie, wie ſchläfſt Du denn heute ſo ſanft? — Du wirſt aufſtehen müſſen, der Wagen wird ſchon zurechte gemacht, um nach der Kirche zu fahren.

Die Thränen liefen mir noch häufig aus den Augen, und ich ſagte: Ach welchen traurigen Scenen entreiſſeſt du mich! Was iſt Dir denn, ſagte ſie, Du weinſt ja? Ich antwortete ihr: ich reiſe heute nicht nach N. . . Sie bemerkte meine heftige Unruhe, trocknete mir die Thränen ab, und ließ nicht nach, mich zu bitten, ihr meine Beunruhigung zu erzählen.

Ja, ſagte ich, ſogleich, laß mich nur erſt aufſtehen, und etwas erholen. Ich ſtand auf, und erzählete ihr beim Anziehen meinen ganzen Traum, der mir aber ſelbſt immer trauriger wurde, je mehr ich ihn überdachte.

Es blieb indeß dabei, nicht nach N.. zu reiſen, und wenn ich mich dazu entſchlieſſen wollte, ſo überfiel mich jedesmal ein kalter Schauer.

Ich reiſte nach meinem Filial und predigte. Aber das Bild meines verunglückten Freundes ſchwebte mir unabläſſig vor den Augen. Ich kam zurück und predigte auch in hieſiger Kirche, aber noch immer in derſelben Unruhe.

Meine Frau, der die Gegend, wo wir zu Mittage eſſen ſollten, ſo ſchön beſchrieben war, und ſchon lange gewünſcht hatte, ſie zu ſehen, ſetzte aufs neue an, mich zu bereden, mein mündlich und ſchriftlich gegebenes Wort — und noch dazu um eines Traums willen, nicht ſo leicht zu überſehen — auch wäre die Küche ſchlecht beſorgt, da ſie nicht geglaubt, daß wir zu Hauſe eſſen würden.

Aber ich war dießmal — und vielleicht zum erſtenmal in meinem Vorſatz unerbittlich und überwand alle die Vorwürfe, die ich mir größtentheils ſelbſt machte, mit einer Art von Hartnäckigkeit, in der ich dießmal nur allein einige Beruhigung fand.

Ich wollte einigemal fortſchicken, um meinen Freund zu warnen und mich zu entſchuldigen, ich wußte aber nicht, wo er anzutreffen ſeyn würde? Und auſſer den ſchon erwähnten und mir ſelbſt gemachten Vorwürfen hielt mich das Geſpötte eines Mannes zurück, von dem ich wußte, daß er mit in der Geſellſchaft ſeyn würde, der mir in vielen Stücken zu neu dachte, und zu alt ſpottete.

Meine Frau, die mich noch nie ſo beunruhigt geſehen hatte, vergaß beinahe unſern Freund und meinen Traum und war nur für mich beſorgt, in Meinung, es würde mir ſelbſt etwas widriges begegnen.

Sie folgte mir auf allen Tritten nach. Wir aſſen ein kleines Mittagsbrodt, ſo viel die kurze Zubereitungszeit verſtattete — wenigſtens beobachteten wir das äuſſerliche, und mein Sohn aß für uns beide.

Nach dem Eſſen bat ich meine Frau mit mir aufs Feld zu gehen und wir gingen zwei Stunden, aber doch immer mit gutem Bedacht dahin, wo ſich der Weg nach R.. meinem Geſichte nicht ganz entzog. Wir gingen zu Hauſe und ich bat mir ſobald als möglich Kaffee zu verſchaffen.

Auf Bitte meiner Frau entkleidete ich mich, und ſie fing an, einige häusliche Angelegenheiten zu beſorgen.

Meine Unruhe aber, die ich ſelbſt vor meiner Frau, die mir heftig darüber bekümmert zu ſeyn ſchien, verbarg, ließ nicht nach.

Ich zog mich aufs neue an, und ſie fragte mich, wo ich denn ſchon wieder hinwollte? Ich ſagte, ich wollte einen Kranken beſuchen und ſodann

dann mit unſerm Sohn das Sommerfeld beſehen, da ich heute ſo groſſe Luſt zu ſpatzieren hätte.

Sie bat mich inſtändig, nur dießmal den Krankenbeſuch einzuſtellen, und vielmehr für meine eigene Geſundheit zu ſorgen, ins Feld wolle ſie ſelbſt mit mir gehen.

So ſchwer ihr dieſer abermalige Spatziergang werden mußte, da ſie erſt von einem zwei Stunden langen, mit mir zurückgekommen war, ſo nahm ich doch an dem Tage auch dieſes Anerbieten an.

Wir gingen fort, und beim Weggehen ſagte ich meinen Leuten: Wir gehen wieder ins Feld, und wenn unterdeß jemand aus R.. kömmt, ſo könnt ihr uns in den Erbſen oder Gerſte finden, kommt ſodann ſogleich und ruft uns. Wir beſahen die Erbſen und die erſt aufgehende Gerſte.

Wir kehreten wieder zurück, und wie wir beinahe das Dorf erreicht hatten, ſo ſahe ich meine Magd kommen. Meine Seele, die mit nichts als mit meinem verunglückten Freund zu thun hatte, war nur begierig dieſe Nachricht von einem andern zu hören, und es war mir, als könnte ich nicht irren, daß mir die Magd nicht die Nachricht von der ganzen Erfüllung meines Traums brächte.

Da haben wirs, ſagte ich zu meiner Frau — die bringt uns Nachricht aus R.. von unſerm verunglückten Freund.

Meine Frau beantwortete mir dießmal meine ungewöhnliche Uebereilungen mit nichts als einem tiefen Seufzer. Gott! ſagte ſie endlich, was wird noch aus dem heutigen Tag werden! Ich konnte indeß die Zeit nicht erwarten, ſondern rief ihr ſchon einige dreiſſig Schritte entgegen: bringſt Du mir Nachricht aus R..? Ja, antwortete ſie mir, Sie möchten doch ſo gütig ſeyn, und noch heute dahin kommen. Es war ihr verboten, mir den ganzen Vorfall zu ſagen, und ganz umſtändlich wuſte ſie ihn auch nicht. Ich fragte: was ſoll ich denn heute in R.. machen? ſie antwortete mir: Sie ſollen für den Hrn. Pr. ein Kind taufen.

Und warum thut er das nicht ſelbſt? fragte ich. Sie antwortete: er kann nicht. Freilich, ſagte ich, kann er nicht, denn er iſt todt. So, wiſſen Sie das ſchon? ſagte ſie, und ich ſolls Ihnen nicht ſagen! —

Ja, ſagte ich, ich weiß es — und er iſt in der Heide verunglückt, nicht wahr? Das kann ich nicht ſagen, erwiederte ſie, daß er aber todt ſey, ſagte der Bote, verbot mir aber ausdrücklich, es Ihnen zu ſagen, ſondern einen andern Vorwand zu machen, warum Sie hinkommen ſollten.

Ich ſtutzte bei dieſer Nachricht, und meine Frau ſtand ganz betäubt. Iſts möglich, ſagte ſie, einen ſolchen Traum, der mir heute ſchon ſo viel Angſt und Sorgen gemacht hat, ſchon erfüllet zu ſehen! — Wir träumen heute wohl alle — und wollte Gott! wir träumten, ſo hätten wir unſern Freund noch.

Ich befahl der Magd voranzugehen und dem Knecht zu ſagen, daß er anſpannen ſollte, um uns ſogleich nach R.. zu fahren. Wir fanden den Boten noch da, der uns die Nachricht von unſerm verunglückten Freund mit den Worten brachte, als ich ſie ſchon im Traum erhalten, und meiner Frau erzählt hatte, nur mit dem Beiſatz, daß er die Zeit beſtimmte, wenn dieſer unglückliche Fall geſchehen ſei, nemlich heute Nachmittag gegen fünf Uhr.

Die Pferde ſtanden vor dem Wagen, wir ſetzten uns, wie wir gingen, ein, und fuhren dahin. Meine präſagiſche Seele hatte mich ſchon mehrmals was vorausſehen laſſen, was genau eingetroffen, aber noch nie eine Sache, ſo deutlich und umſtändlich, als dieſe, in welcher ſo zu reden die Probe ſo vollkommen war, als die Tragödie ſelbſt.

Wir kamen dahin. Mir ſchauderte die Haut vor jedem neuen Auftritt, den ich immer ſchon vorher wußte, und meiner Frau aus meinem erzählten Traum auch ſchon bekannt waren, da nicht einmal eine Veränderung des Anzugs von mehr als hundert Perſonen anzutreffen war, ſondern jeder ſo erſchien, als er mir ſchon eilf Stunden vorher erſcheinen mußte.

Meine Frau, die mich den ganzen Tag mit einer ängſtlichen Unruh bei meinen vermeintlich ungewöhnlich abergläubiſchen Phantaſien, betrachtet hatte, ſahe mich nun bei der traurigen Erfüllung alles deſſen, was und wie ichs ihr vorhergeſagt, für einen halben Gott an.

Kurz, mein Freund war todt, und er war um fünf Uhr Nachmittag ſo geſtorben, wie ich es früh um ſechs Uhr nach allen Umſtänden im Traum vorher ſahe.

Hat nun die Seele nicht ein Vorherſehungsvermögen? Hatte es nicht die Seele meines Freundes, der bei den munterſten Kräften ſeines Leibes und der Seele ſo viel von ſeinem nahen Tode ſprach? Hat es wenigſtens nicht meine Seele, die des Morgens um ſechs Uhr etwas vorausſieht, was Nachmittag um fünf Uhr erfolgt, aber durch keine Muthmaßungen oder Vernunftſchlüſſe herausgebracht werden konnte? **Ulrici.**

V.

Die Richtigkeit des Ahndungsvermögens oder ſonderbare Wirkungen eines melancholiſchen Temperaments.

— — Da dieſer Gegenſtand noch von ſo vielen Dunkelheiten begleitet wird, und ich Urſach zu haben glaubte, an einem ſolchen Ahndungsvermögen der Seele zu zweifeln, ſo kann man leicht denken, wie angenehm mir's ſeyn mußte, als ſich mir vor einigen Jahren eine Gelegenheit darbot, einige Erfahrungen hierüber zu machen. Ich wurde nemlich mit einer Frau bekannt, die mich in der Folge durch ſo manche ſonderbare Auftritte oft in Verwunderung geſetzt hat, und deren Bekanntſchaft mir in dieſer Rückſicht immer merkwürdig ſeyn wird. Sie war eine Frau im mittlern Alter, von geſetztem Charakter, gutem Verſtande, und was ich immer an ihr bewunderte, ziemlich frei von Vorurtheilen und Aberglauben.

Dabei hatte ſie vermöge ihres Temperaments einen ſtarken Hang zur Melancholie, vertiefte ſich oft ſtundenlang in düſtre Betrachtungen, ohne daß ſie vermogte jederzeit einen Grund von ihrer Traurigkeit anzugeben. Uebrigens war ſie in Geſellſchaften oft ſehr munter und mittheilend, ſo daß man ſich keinen angenehmern Umgang, als den ihrigen, wünſchen konnte.

Ich mogte ungefähr etwas über ein Vierteljahr in ihrem Hauſe bekannt geweſen ſeyn, als ich einen ſeltſamen Auftritt mit beiwohnte.

Ein junger ſehr naher Verwandter von ihr, den ſie ſehr liebte, hatte ſie von L... aus, wo er ſtudirte, auf einige Wochen beſucht. Den Tag vor ſeiner Abreiſe war ſie ungewöhnlich traurig, und wurde es immer mehr, je näher der Abſchied heranrückte.

Als er ſich von ihr trennte, konnt' er ſich nur mit Mühe aus ihren Armen reiſſen, ſie weinte heftig (etwas, das ich nur ſehr ſelten an ihr bemerkt habe) und rief zu mehrerenmalen aus, es ahndete ihr, daß ihm bald ein groſſes Unglück zuſtoſſen würde. Hierauf beharrte ſie auch den ganzen Reſt des Tages über, und war trauriger, als ich ſie je gefunden habe.

Da die jetzige Lage ihres Gemüths mir nicht dazu gemacht ſchien, daß ich mich hätte zweckmäſſig mit ihr über dieſen Auftritt unterreden können, ſo nahm ich mir vor, einen günſtigern Zeitpunkt abzuwarten.

Dieſer fand ſich ſchon den andern Tag, ſie war etwas ruhiger, und wurde durch mancherlei Zerſtreuungen unvermerkt ein wenig aufgeheitert. Da ſie ſelbſt von dem Auftritt des vorigen Tages zu ſprechen anfing, ſo nahm ich die Gelegenheit wahr, ihr eins und das andre, was ich auf dem Herzen hatte, darüber zu ſagen, doch nicht in einem lächerlichen Ton, weil man ſich dadurch bei Leuten von dieſer Gemüthsart oft auf immer verdächtig und wohl gar verhaßt machen kann.

Sie geſtand mir, und ich konnte an ihrer Aufrichtigkeit nicht zweifeln, daß ſie ſich ſchon oft von ihrem jungen Vetter getrennt hätte, ohne nur jemals eine ähnliche Traurigkeit und Angſt gefühlt zu haben. Sobald der Gedanke, daß ihm vielleicht ein Unglück zuſtoßen könnte, in ihr aufgeſtiegen wäre, hätte er auch gleich ſolche Gewißheit für ſie erlangt, daß ſie ſich bis jetzt ſeiner noch nicht entledigen könnte. Ich, weit entfernt, dieß für eine wirkliche Ahndung zu halten, ſuchte alle Gründe auf, die mir Erfahrung und Räſonnement an die Hand geben konnten, ihr die Nichtigkeit ihres Phantoms, wofür ich es hielt, zu beweiſen, aber ich richtete nicht viel mehr damit aus, als daß ſie ſagte: ſie wollte wünſchen, daß ſie ſich getäuſcht hätte. —

Ungefähr nach einem Vierteljahr, da ich einmal des Nachmittags ſie zu beſuchen kam, fand ich ſie ſehr traurig, und da ich nach der Urſach fragte, gab ſie mir einen Brief, den ſie heute aus L... von ihrem Vetter erhalten hatte, mit den Worten: da leſen Sie die Widerlegung einer ihrer Meinungen.

Ich las und erſtaunte, als es eine Nachricht von einem ſehr unglücklichen Vorfall war, der ſich mit dem jungen Menſchen zugetragen hatte, und der zugleich ſeiner ganzen Familie einen Schlag verſetzte *). Ich war alſo dem Anſchein nach durch den Erfolg überwieſen worden, daß meine Freundin eine wirkliche Ahndung gehabt hatte. Ich geſteh' es: dieſer Vorfall machte mich anfangs ſtutzig, ich unterſuchte noch einmal aufs genaueſte, ob ſie nicht etwa auf irgend eine Weiſe wenigſtens entfernt etwas von der unglücklichen Begebenheit nach

einigen

---

*) Man wird mir verzeihn, daß ich nicht die nähern Umſtände davon angeben kann, weil ich ſonſt den dabei intereſſirten Perſonen zu nahe treten müßte.

einigen wahrſcheinlichen Gründen hätte vorherſehn können, aber ich erhielt von meiner Unterſuchung nur aufs Neue die Ueberzeugung, daß dieß auf keine Art möglich geweſen ſei.

Allein vielleicht, dacht' ich, hat ſie irgend einen andern verdrüßlichen Vorfall vermuthet, und dieſe Vermuthung hat ihre damalige Traurigkeit und Angſt verurſacht, in welchem Fall denn ihre Ahndung ſehr erklärbar wäre. Um auch hierüber etwas Zuverläſſiges zu erfahren, dacht' ich erſt ſelbſt hin und her, ob ich nicht dieß oder jenes auffinden könnte, davon meine Freundin hätte vermuthen können, daß es ihr oder ihrem Vetter zuſtoßen würde, aber ungeachtet ich ſehr gut mit der ganzen Verfaſſung und faſt mit allen Perſonen dieſer Familie bekannt war, konnt' ich doch nichts dergleichen ausfindig machen.

Ich befragte ſie nun durch allerlei Umwege ſelbſt darum, aber auch hier war das Reſultat meiner Bemühung daſſelbe.

Verſichert, daß ich nun das Faktum ziemlich auſſer Zweifel geſetzt hatte, wußt' ich anfangs ſelbſt nicht, was ich davon halten ſollte. Alle Umſtände genau erwogen, ſchien es, daß ich nicht anders umhin konnte, ich müßte dieſe Erſcheinung für eine wirkliche Ahndung halten, deren Urſprung ich in nichts andern, als in einem **Ahndungsvermögen** der Seele zu ſetzen hätte.

Allein ſo geſchwind konnt' ich mich nicht entſchlieſſen, eine Meinung anzunehmen, gegen die ſich noch zur Zeit ſo viel triftige Gründe anführen laſſen. Denn einmal iſt es doch gewiß ſonderbar, daß dieß Vermögen (in dem Fall, daß es ein ſolches geben ſollte) ſo wenigen Menſchen zu Theil geworden iſt, ſo daß man es von jeher für eine ſehr ſeltene Erſcheinung hat halten müſſen.

Iſt dem Menſchen eine ſolche Fähigkeit nützlich, und das müßte ſie doch nach den ewigen Geſetzen der Natur ſeyn, wenn ſie mit der Weisheit Gottes beſtehn ſollte, ſo frägt ſichs, warum dieß nützliche Geſchenk ſo vielen Tauſenden ganz und gar verſagt worden iſt?

Hier könnte mir freilich mancher feindiſtinguirende Kopf einwerfen, daß dieß Vermögen eigentlich niemanden fehlte, ſondern daß es ſich nur nicht bei allen wirkſam bezeigte. Aber mit Erlaubniß aller der Herren, die dieſer ſubtilen Art von Diſtinktionen zugethan ſind, mögt' ich wohl fragen, durch welche Offenbarung ſie denn den Unterricht von dem Daſeyn eines ſolchen Vermögens bei allen Menſchen erhalten haben, weil bekanntlich die Exiſtenz eines Dinges, das ſich ſo geradezu mit leiblichen Augen nicht ſchauen läßt, doch nur aus ſeinen Wirkungen erkannt werden kann?

Meinten ſie aber, daß weil es ſich bei einigen Menſchen findet, man folglich ſchlieſſen könnte, daß es alle übrigen auch hätten, ſo machen ſie ſich hier der petitio principii ſchuldig, indem ihr Beweiß gerade das Ding iſt, darum noch geſtritten wird.

Wer würde wohl ſagen, daß ein Weſen, das nie gedacht hat, Verſtand hätte? Oder um noch ein beſſeres Beiſpiel zu geben, wenn einer von den beſagten Herrn in einer Geſellſchaft wäre, wo es nun weder etwas zu diſtinguiren gäbe, noch daß von einer neuen Edition irgend eines alten Schriftſtellers, noch von römiſchen und griechiſchen Antiquitäten auf eine ſeichte Art geſprochen würde, und er ſich folglich bei ſo bewandten Umſtänden entſchlieſſen müßte, keinen Laut von ſich hören zu laſſen, würde er da nicht für die Geſellſchaft ſo gut, als nicht da ſeyn? Und wenn er nun durch irgend einen Talismann ſeine pedantiſche Figur noch dazu verunſichtbaren könnte, würde es da nicht vollends unmöglich ſeyn, ſeine Gegenwart zu beweiſen?

Alles ſehr handgreiflich, denk' ich, allein da es nun einmal im 18ten Jahrhundert noch Gelehrte giebt, die vor übermäßiger Gelehrſamkeit ſehr oft das handgreifliche für unbegreiflich halten, ſo muß man ſich ſchon darin fügen, daß man ſucht, ihren etwanigen nonſenſikaliſchen Einwürfen ſchon im voraus zu begegnen, um den werthen Herren aus chriſtlicher Liebe Papier und Dinte zu erſparen.

Wenn es alſo nicht geläugnet werden kann, daß man bei den mehreſten Menſchen auch nicht die geringſte Spur von einem Ahndungsvermögen antrift,

trift, ſo glaub' ich, daß man hieraus ſchon mit einiger Wahrſcheinlichkeit vermuthen kann, daß die angeblichen Ahndungen mancher Perſonen in ganz andern Dingen ihren Grund haben.

Es giebt für das menſchliche Geſchlecht, ſo wie für alle übrigen Gattungen von Geſchöpfen gewiſſe allgemeine Eigenſchaften, worin jedes Individuum mit dem andern ſeiner Art übereinkommt.

So haben alle Menſchen Urtheils- Gedächtniß- und Imaginationskraft, obgleich die Verſchiedenheit des Körperbaues, feinere Nerven und Gehirnfibern, oder eine etwas andre Lage derſelben und mehrere dergleichen Urſachen, nebſt fortgeſetzter Uebung dieſer Vermögen einen auſſerordentlichen Unterſchied in den Graden der Stärke und Schwäche derſelben verurſachen. Dieß findet ſich aber bei dem angeblichen Ahndungsvermögen anders, und folglich kann es gewiß nicht zu dieſer Klaſſe der allgemeinen Eigenſchaften gerechnet werden.

Unterſucht man anderntheils die Beſchaffenheit deſſelben, ſo muß es der Vernunft allerdings etwas fabelhaft ſcheinen, daß ein Menſch künftige Ereigniſſe vorherſehn könne, ohne ſich im geringſten ihrer Urſachen bewußt zu ſeyn. Ich geſtehe ein, ich habe hiervon keinen Begrif, und ich glaube, daß ſelbſt Gott auf dieſe Weiſe das Zukünftige nicht vermögend iſt, vorauszuſehn.

Es iſt zwar zwiſchen Gott und uns ein zu ungeheurer Abſtand, als daß wir im Stande wären, von ſeinen Eigenſchaften und beſonders von ihrer Wirkungsart etwas Gewiſſes zu ſagen, und ich bin ganz der Meinung, daß unſre meiſten Erkenntniſſe davon nur ſchwache Vermuthungen ſind.

Aber von dieſen Vermuthungen verdienen doch die ganz natürlich den erſten Rang, die uns am begreiflichſten und der geſunden Vernunft am gemäſſeſten ſind. Welche von beiden Meinungen iſt nun aber wohl die vernünftigſte, die: daß Gott das Zukünftige vorausſieht, indem er, als Urheber der Welt, auch das kleinſte Triebrad in dieſer wundervollen Maſchine kennt, indem er in den ganzen Plan derſelben, in den Zuſammenhang aller ihrer Theile hineinſchaut, und in der Vergangenheit die Urſachen der Gegenwart, und in dieſer die Urſachen der Zukunft mit alles umfaſſendem Blick überſieht, oder die: daß er die Reihe künftiger Begebenheiten vorausſehn könnte, ohne nöthig zu haben, mit ihren Urſachen bekannt zu ſeyn? Jeder, denk' ich, wird ſich hier ohne Anſtand zu der erſten Meinung bekennen, und da wir alſo ſogar an Gott eine ſolche Art des Vorherſehns unbegreiflich finden, wie unendlich mehr muß dieß bei dem Menſchen der Fall ſeyn?

Rechnet man hierzu noch, daß ein ſolches Ahndungsvermögen den Menſchen überdem weit mehr zum Unglück, als zum Glück gereichen würde, ſo muß man vollends an ſeiner Exiſtenz zweifeln. Denn da wir nur vorausſähn, daß uns etwas Unglückliches begegnen würde, in der Beſchaffenheit deſſelben aber unwiſſend blieben, ſo wären wir auſſer Stand, Vorkehrungen dagegen zu machen.

Wozu könnte uns alſo dieſe Kenntniß anders nützen, als uns zu martern, und uns ſchon eine lange Zeit vorher, ehe uns das Uebel beträfe, zu unſern Geſchäften untüchtig zu machen, und alle die kleinen Freuden, die ſich uns in der Zeit etwan darboten, entweder zu rauben, oder zu vergiſten.

Und wie oft trift unſre entfernten Verwandten ein Unglück, das uns auf viele Tage die Ruhe ſtehlen würde, wenn wir es ahndeten, das uns aber nachher, wenn wir hören, daß es glücklich vorübergegangen iſt, die lebhafteſte Freude einflößt.

So giebt es tauſend Fälle im menſchlichen Leben, wo uns ein Ahndungsvermögen zur höchſten Qual gereichen würde, dahingegen man nur weit weniger anführen kann, wo es uns zum Nutzen gereichte, und der Urheber der Natur ſollte uns eine ſolche Eigenſchaft gegeben haben?

Wir haben zwar einige Erfahrungen, die ihr Daſeyn zu beweiſen ſcheinen, allein davon ſind die wenigſten unterſucht, und die es ſind, ſind doch beiweitem noch nicht dergeſtalt auſſer Zweifel geſetzt, daß man ſie, als ſichre Beweiſe gebrauchen könnte.

Die meiſten hingegen ſind Erzählungen, für deren Wahrheit ich mich keineswegs verbürgen möchte. Wie es damit geht, iſt bekannt: wie leicht können nicht einige kleine, für das Ganze aber beträchtliche Umſtände weggelaſſen, andre hinzugeſetzt, andre vergröſſert ſeyn: denn wie **Sulzer** irgendwo ſehr richtig und ſchön ſagt, wunderbare Vorfälle wachſen, indem ſie von Mund zu Mund gehn, wie ein Schneeball im Fortwälzen, und ſo kann eine Geſchichte, wenn ſie der zwanzigſte erzählt, ſchon ſo verunſtaltet ſeyn, daß der erſte, der ſie ausgab, Mühe haben würde, ſie für die ſeinige zu erkennen.

Ueberdem iſt es ein anders, einen merkwürdigen Vorfall bloß aus Neugierde unterſuchen, und ein anders, ihn, als ein Faktum unterſuchen, das man zur Grundlage eines philoſophiſchen Räſonnements gebrauchen will, und dieſe letzte Abſicht möchte denn wohl nicht jedermanns Ding ſeyn.

Alſo auch die über dieſen Gegenſtand geſammelten Erfahrungen ſind nicht vermögend, uns von unſern Zweifeln dagegen zurückzuhalten, und vielleicht ſetzen uns gründlichere Beobachtungen bald in den Stand, uns von ihrer Richtigkeit inſofern zu überzeugen, daß alle die bisherigen ſogenannten Ahndungsphänomene nicht aus einem Ahndungsvermögen, ſondern aus ganz andern Urſachen entſprungen ſind. Der Ausſpruch des **Horaz**

Prudens futuri temporis exitum
Caliginoſa nocte premit Deus!

behauptet daher für jetzt immer noch ſein altes Anſehn.

Nach einer kurzen Rekapitulation dieſer Gründe hielt ichs der Vorſicht gemäß, mein Urtheil über die vermeintliche Ahndung meiner Freundin zur Zeit noch aufzuſchieben, und abzuwarten, ob ich nicht noch mehrere Erfahrungen dieſer Art machen könnte.

Ich nahm mir vor, das Betragen der Frau noch genauer zu beobachten, als es bisher geſchehn war, um mich noch mehr von ihrer Denkungsart und beſonders von den mancherlei Wirkungen ihres melancholiſchen Temperaments zu unterrichten, in der Hofnung, vielleicht auf dieſem Wege die Quelle ihrer angeblichen Ahndung zu entdecken.

Ich war begierig, ob ſich nicht etwa einmal der Fall ereignen würde, daß ihre Vorempfindung eines Unglücks ohne Erfolg bliebe, alsdann glaubt ich mich im Stande zu ſehn, deſto gründlicher von dem gehabten Auftritt urtheilen zu können.

Es vergingen einige Monathe darüber, ohne daß etwas Merkwürdiges vorfiel. Endlich traf ſichs, daß ſie eines Tags, da ſie auch ſehr traurig war, und durch nichts konnte aufgeheitert werden, in meinem Beiſeyn einen Brief erhielt Ohne ihn nur angeſehn zu haben, ſagte ſie ſchon im zuverſichtlichſten Tone: daß er ganz gewiß eine unglückliche Nachricht für ſie enthalten würde, und daß dieß gewiß die Urſach ihrer den ganzen Tag über gehabten Angſt geweſen wäre.

Sie erbrach den Brief, und wie wunderte ich mich, als er wirklich eine verdrüßliche Nachricht für ſie enthielt. Ich fragte ſie, ob ſie vielleicht ſchon etwas davon gewußt, oder einen andern unangenehmen Vorfall vermuthet hätte, aber ſie bewieß mir die Unmöglichkeit des erſtern aus Gründen, denen ich meinen Beifall auf keine Weiſe verſagen konnte, und von dem letztern behauptete ſie, daß ſie mit Wahrſcheinlichkeit ſich auch nicht des geringſten Widrigen hatte gewärtig ſeyn können.

Ich ſprach nach einiger Zeit die Perſon, von der der Brief war, und erhielt in Rückſicht des erſtern dieſelbe Verſicherung. Ich war alſo auch hier überzeugt, daß ich nichts verſäumt hatte, um die wahren Umſtände dieſes Vorfalls auszumitteln.

Jetzt war nun dem Anſehn nach kein andrer Rath übrig, als alle meine Zweifel fahren zu laſſen, und geduldig die Wirklichkeit eines Ahndungsvermögens zu bekennen. Zwei ſo merkwürdige, und wie ich wohl ſagen darf, mit einiger Genauigkeit unterſuchte Fakta, verdienten allerdings Aufmerkſamkeit, und ich geſteh' es, ob ſie mich gleich nicht von allen Zweifeln gegen ein Ahndungsvermögen befreyen konnten, ſo hätten ſie mich doch natürlicher Weiſe etwas wankend machen müſſen.

Allein die mehreren Kenntniſſe, die ich indeſſen von dem Charakter meiner Freundin eingeſammelt, und eine Bemerkung, die ich bei dem letztern Vorfall zu machen Gelegenheit gehabt hatte, ſicherten mich nicht nur dafür, ſondern brachten mich auch auf eine Vermuthung, die bald zur

Wahrſcheinlichkeit, und in der Folge durch überzeugende Beweiſe zur Gewißheit erhoben wurde.

Es iſt bekannt, daß **Aengſtlichkeit** eine von den Haupteigenſchaften des melancholiſchen Temperaments iſt; man trift ſie bald in einem ſtärkern, bald in einem geringern Grade an, ja nachdem die Miſchung des Temperaments verſchieden iſt. Der Melancholiker empfindet oft ihre Wirkung in ihrer ganzen Stärke, er bildet ſich Gefahren und Schreckniſſe ein, wo entweder gar keine anzutreffen ſind, oder wo ſie wenigſtens nur in Kleinigkeiten beſtehn.

Bei geringen Anläſſen hält er ſich zuweilen ſchon für verloren, und wenn manchmal eine Urſach im Körper, oder eine äuſſere Urſach ihn vorzüglich zur Traurigkeit geſtimmt haben, ſo ſieht er oft jeden, der ſich ihm naht, für einen Schreckensbothen an. Ich habe einen ſolchen Menſchen in dieſer Stimmung ſogar das freundliche Lächeln ſeines Freundes für verdächtig erklären hören, weil es ſich gerade traf, daß dieſer lächelte, als jener etwas erzählte, wo er ſogleich argwöhnte, daß dieſer etwa ſeine Erzählung lächerlich finden möchte.

Noch mehr Bemerkungen hierüber hab' ich — aber bei meiner Freundin gemacht, die, wie ich ſchon oben erwähnt habe, ſehr melancholiſchen Temperaments war.

Befand ſich ihre Seele in dieſer traurigen Stimmung, ſo waren alle ihre Ideen in die ſchwarze Farbe der düſtern Melancholie gekleidet; alles ſahe ſie dann aus einem traurigen Geſichtspunkt an, ſie erwartete nichts als Unglück, und ihre Phantaſie war alsdann über alles geſchäftig, tragiſche Bilder aufzuhäufen.

Was ſie ſonſt entzückt hatte, gab ihr jetzt Gelegenheit, ſich in düſtre Betrachtungen zu vertiefen, und ſo unerträglich dieſer Zuſtand des überſpannten Trübſinns für ſie war, ſo wenig war es doch in ihrer Gewalt, auch ſogar in der frölichſten Geſellſchaft, ſich davon loszumachen.

Ein Grund, wie mich dünkt, wie ungerecht es ſeyn würde, ſolchen Perſonen das Verdammungsurtheil zu ſprechen, die in dergleichen, vielleicht noch durch wirkliches Elend verſtärkten Anfällen, verzweiflungsvoll ihrer Laufbahn auf dieſer Welt ein Ende machen — —

An dem Tage nun, da meine Freundin den Brief erhielt, befand ſie ſich gerade in einer ſolchen traurigen Lage, ſo wie auch damals, als ſie ſich von ihrem jungen Verwandten trennte. Allein dießmal wußt ich, waren verſchiedene Urſachen vorhergegangen, die ſie zu dieſer melancholiſchen Laune herabgeſtimmt hatten, wozu vielleicht noch eine ſchlechte Verdauung, oder eine andre phyſiſche Urſach beigetragen haben mochte.

Da ich alſo hier die Urſachen ihrer Traurigkeit wußte, und es mir ſehr widerſinnig ſchien, dieſe ohne Grund fahren zu laſſen, und alles auf die Rechnung

nung einer unerwieſenen Ahndung zu ſchreiben, ſo gerieth ich ganz natürlich auf den Gedanken, ob es nicht weit vernünftiger und wahrſcheinlicher ſey, daß die vermeynte Ahndung vielmehr nichts anders, als die Wirkung ihrer Traurigkeit geweſen ſey? Je mehr ich dieſe Meynung unterſuchte, und mit meinen hierüber geſammelten Erfahrungen verglich, je mehr gewann ſie an Wahrſcheinlichkeit.

Ich war oft ein Zeuge geweſen, wie ſehr dieſe Frau in einem ſolchen Anfall der Melancholie alles verdächtig fand, und oft von den gleichgültigſten Dingen Unglück erwartete, war es nun nicht ſehr natürlich, daß ſie dieſes von dem überdieß etwas unverhoſt erhaltenen Brief auch glaubte, da ſie aus eigner und fremder Erfahrung wußte, daß Briefe zuweilen unglückliche Nachrichten enthalten? Und iſt es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß dieß eben der Fall bey dem Auftritt mit ihrem Vetter war? Ihre Seele war damals in dieſelbe Traurigkeit verſenkt, die gewiß von nichts anderm, als von der Vorſtellung des Abſchiedes herrührte.

Nichts iſt aber gewöhnlicher, als daß man ſich bey ſolcher Gelegenheit allerley Einbildungen macht, daß man vielleicht die geliebte Perſon nicht wiederſehe, oder daß ihr oder uns ein Unglück zuſtoßen möchte u. ſ. w., welches bey einem düſtern und ängſtlichen Charakter in einem hohen Grade Statt finden muß, da man es ſogar bey den heiterſten Perſonen antrift.

Wenn

Wenn alſo meiner Freundin bey der Trennung von ihrem Verwandten der Gedanke aufſtieg, daß ihm ein Unglück begegnen würde, ſo war dieß ſowohl dem jetzigen Auftritt, als dem dießmaligen Zuſtande ihres Gemüths gemäß, weil ſich die Seele nach einer bekannten pſychologiſchen Beobachtung gern aller der Ideen bemächtigt, die mit ihrer jedesmaligen Lage übereinſtimmen. Daß aber der Gedanke ſoviel Lebhaftigkeit und Gewißheit bey ihr gewann, war eine natürliche Folge ihres Charakters und ihres jetzt ſo äußerſt lebhaften Gemüthszuſtandes.

Zwar trafen ihre beyden Vermuthungen ein, allein dieß kümmert mich wenig, denn das geſchahe gewiß ſehr zufällig. Auf einem Planeten, wie der unſrige, wo unangenehme Vorfälle ſogar nichts ſeltenes ſind, darf jemand durch dieſe oder jene Umſtände nur oft in die Lage geſetzt werden, zukünftige Uebel zu vermuthen, ſo werden ſeine Vermuthungen auch gewiß ſehr oft eintreffen.

Es iſt damit eben, wie mit dem Argwöhniſchen. Ein ſolcher Menſch, der niemand traut, und die Rechtſchaffenheit eines jeden in Zweifel zieht, trift ganz natürlich, da es eine ſo groſſe Menge ſchlechtdenkender Menſchen giebt, ſeinen Argwohn ſehr oft gegründet, aber niemand hält ihn deshalb für einen Propheten, oder glaubt, daß er die Sinnesart aller

ler der Perſonen, bei denen ſein Argwohn eingetroffen iſt, wirklich gekannt habe.

Die beiden ſcheinbaren Ahndungsphänomene meiner Freundin waren alſo weiter nichts, als **Wirkungen ihres melancholiſchen Temperaments** geweſen. Ich wurde hiervon in der Folge noch deutlicher überzeugt, da mein fortgeſetzter Umgang mit ihr mir Gelegenheit gab, noch verſchiedene Erfahrungen zur Beſtätigung meiner Meinung zu machen.

So dächte ſie zum Beiſpiel einmal in einer langen Zeit, wo verſchiedene Familienumſtände und andre Dinge ſie in einer beſtändigen Zerſtreuung und Heiterkeit erhielten, an keine Ahndung eines Unglücks, ohnerachtet ihr in der Zeit verſchiedene verdrießliche Unfälle begegneten.

Auf der andern Seite ſah ich ſie hernach einmal wieder in jenem Zuſtand der Traurigkeit, wo ſie den Ausgang einer ihrer Angelegenheiten im voraus mit Gewißheit für unglücklich erklärte, da nachher gerade das Gegentheil erfolgte.

Genug, es iſt mir jetzt kein Zweifel mehr übrig, daß jene Erſcheinungen nur bloß von einem überſpannten, aus dem Temperament herrührenden Trübſinn verurſacht wurden, und auch ſehr wohl daraus hergeleitet und erklärt werden können. Ich glaube hierbei die Vermuthung wagen zu dürfen, daß es wahrſcheinlich um die meiſten Ahndungsgeſchichten dieſelbe, oder eine andre eben ſo natürliche Beſchaffenheit haben würde, wenn man ſich nur die Mühe gäbe, ſie gehörig zu unterſuchen.

In dieſer Rückſicht glaub' ich, daß wenn ich mir auch von meinem Aufſatz keinen andern Nutzen verſprechen könnte, ich mir doch wenigſtens ſchmeicheln darf, die Wahrheit dadurch aufs neue einleuchtend gemacht zu haben, daß in dergleichen Fällen Vorſicht und Sorgfalt bei ihrer Unterſuchung nicht leicht zu weit getrieben werden kann, weil dabei ſo viel betrüglicher Schein vorhanden iſt — Und dieſe Wahrheit allein verdiente es ſchon, die Feder angeſetzt zu haben.

F. G.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Fortſetzung.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Merkwürdiger und wichtiger als alle ſpekulative Unterſuchungen über den Urſprung der Sprache überhaupt, iſt für die Aufmerkſamkeit des Seelenbeobachters **der Anfang**, und die **Entwickelung der Kinderſprache.** — Hier hat er den Menſchen ſelbſt vor ſich, nicht den Menſchen, der, wer weiß, vor wie viel Jahrtauſenden, in welchen Umſtänden, und auf welcher Stufe ſeiner Kultur, die Sprache erfunden haben mag, — und hier darf er nicht fürchten, wenn er anders richtig beobachtet, daß ihn ſeine Bemühungen höchſtens nur zu wahrſcheinlichen Hypotheſen führen dürften.

Wir können es hier als eine ausgemachte Wahrheit vorausſetzen, daß der neugeborne Menſch **ohne menſchliche Geſellſchaft**, und ohne eine **ſchon vorhandene Wortſprache** derſelben **nie** würde reden

den lernen. Wortſprache iſt für den **einzelnen** Menſchen, wie Rouſſeau richtig bemerkt hat, kein Bedürfniß, auch bringt das Kind keinen Trieb für ſie mit auf die Welt; ſondern erſt **nach und nach** entſteht in ihm eine **Neigung** dazu, indem es andere reden hört, andere es dazu auffordern, und indem überhaupt ſein **Verlangen** körperliche Bedürfniſſe ſowohl, als Empfindungen ſeiner Seele andern deutlicher auszudrücken, und die Summe ſeiner erlangten Begriffe zu ordnen, **größer** und **dringender** wird.

Die **erſten Sprachausdrücke** des Kindes, wenn wir die unwillkührlichen Laute ſeiner Stimme ſchon ſo nennen dürfen, ſind entweder ein **thieriſches unartikulirtes Geſchrei,** wenn es bald einen körperlichen Schmerz, ein dringendes Bedürfniß fühlt, bald auch von einem fürchterlichen, unerwarteten Gegenſtande in Schrecken geſetzt wird; — oder ein **lebhaftes Jauchzen der Freude,** wenn es ein gewiſſes **Wohlbehagen** in ſich empfindet; ein Gefühl, das in ihm leicht durch neue glänzende Gegenſtände, durch den Anblick der zärtlichen Mutter, oder auch, wie ich oft bemerkt habe, ſchon dadurch hervorgebracht wird, wenn man es aus einem dunkeln Orte ſchnell in einen hellen bringt.

Das Lachen der Kinder, welches Hippokrates, wohl etwas zu früh, gleich nach ihrer Geburt an ihnen beobachtet haben wollte, gehört mit unter die

die **erſten Aeußerungen** der menſchlichen Naturſprache, und ich möchte noch hinzuſetzen, der Vernunft. Das **Biſarre** und **Kontraſtirende** in äußern Formen ſowohl als in Tönen fängt frühzeitig auf ſie zu würken an, und ſie lachen darüber, **ehe** ſie noch reden können; **eigentlich** aber lachen ſie mehr aus einer in ſich gefühlten ſtarken Freude, die zunächſt das Wohlbehagen ihres Körpers betrift, und bloß thieriſcher Art iſt. *)

Zwiſchen dem **Gehör** des Kindes und der **menſchlichen Stimme** herrſcht gleich vom Anfange ſeines Lebens an die feinſte **Harmonie**, oder wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das freundſchaftlichſte Verſtändniß. Das Kind **erſchrickt nie** vor der Stimme des Menſchen, ſo lange ſie nicht übertrieben, und wider ihre Natur in ſchreckliche Mißtöne gezwungen wird; ſondern es hört ſie mit einem Wohlgefallen an, das bisweilen in ein lautes Freudengeſchrei ausbricht. Wie gern läßt es ſich, ſo munter es auch iſt, durch die mütterliche Stimme in den Schlaf ſingen: wie begierig hört es nicht den freundlichen Worten des guten Vaters zu; wie ſehr wird es ſchon frühzeitig durch die Klagen und Thränen anderer gerührt, ſonderlich derjenigen, die es lieb hat! *) — Die **Stimme der Thiere** hat im Gegentheil gemeiniglich eine ganz andere Wirkung auf daſſelbe. Sie hat nicht das **Rührende, Einnehmende, Anziehende** und **Verſtändliche** für ſein Ohr, als die des Menſchen, es wird dadurch leicht in Schrecken geſetzt, und es gehört ſchon einige Zeit dazu, ehe es ſich in der Nähe daran gewöhnt. Ich habe Kinder ängſtlich weinen ſehen, wenn in der Nähe ein Lämmchen blökte, oder ein Hahn krähete, — und wahrſcheinlich fürchten ſich Kinder auch wohl deswegen gemeiniglich ſo ſehr vor Thieren, weil ſie anfangs die Stimme derſelben nicht vertragen können. Daß ſich übrigens dieſe dem Gehirne des Kindes tief eindrückt, iſt daraus ſichtbar, daß es anfangs immer das Thier ſo benennet, wie es ſchreit.

---

*) Es iſt nicht zu leugnen, daß Thiere, wenigſtens die, welche näher an den Menſchen angränzen, zuweilen ein ähnliches Gefühl der Freude haben, indem ſie es deutlich genug durch ihre äußern Handlungen an den Tag legen; aber eigentlich lachen ſie doch nie, ſo wie der Menſch, und der Grund davon liegt wohl darin, daß ſie aus Mangel lebhafter und deutlicher Vorſtellungen deſſen, was wir lächerlich nennen, und einer feinern Einbildungskraft den hohen Grad der Freude nicht fühlen, deſſen der Menſch fähig iſt. Ueberdem ſcheint auch ihr gröberes, mit einer haarigten Haut umgebenes Geſicht, nicht einmahl zum ſichtbaren Ausdruck des Lachens gebaut zu ſeyn. Doch bemerkt man an verſchiedenen Thieren, z. B. an Hunden, wenn ſie ſich ſehr freuen, eine Verzerrung ihrer Geſichtsmuskeln, die einem ſichtbaren Lachen ähnlich ſieht; ſo wie eine gewiſſe feine Modulation ihrer Stimme, die wohl nichts anders, als ein Ausdruck ihrer Freude ſeyn kann. Anm. d. Verf.

---

*) Wir haben es freilich wieder vergeſſen, wenn und in welchen Umſtänden die Leiden anderer zuerſt auf unſer Herz zu würken angefangen haben; aber gewiß iſt dieſes ſchon frühzeitig geſchehen. Von unſerer Geburt an ſind wir ſelbſt körperlichen Leiden unterworfen geweſen, der erſte Ausdruck unſerer Stimme war eine laute, weinende Klage über den mühſeligen Anfang des menſchlichen Lebens: wir ſcheinen eher einen Begrif vom Schmerz, als von Freude gehabt zu haben, und es war natürlich, daß, ſobald wir die Leiden anderer bemerken konnten, in uns ein Gefühl des Mitleids gegen ſie entſtehen mußte, indem wir uns nehmlich dadurch bald auf eine ſchwächere, bald auf eine lebhaftere Art an das erinnerten, was wir gelitten hatten. Ohne dieſe Wiedererinnerung ſcheint unſere Natur damals keines Mitleids fähig geweſen zu ſeyn. Anm. d. Verf.

So viel von den Ausdrücken des Kindes überhaupt, ehe es noch eine würkliche Wortſprache gelernt hat! — Aber **wie** gelangt es nun zu dieſer; **mit welchen** Wörtern fängt es ſeine Sprache an; **wie** vermeidet es die Verwirrung ſeiner Begriffe, die durch Erlernung ſo vieler Sprachwörter, die ihm theils gefliſſentlich vorgeſagt werden, theils durch den Zufall zu ſeinen Ohren gelangen, ſo leicht entſtehen konnte — kurz wie lernt es ſich **ordentlich** und **verſtändlich** ausdrücken? — Fragen, die allerdings beantwortet zu werden verdienen, ob ich mich gleich hier nur im Allgemeinen damit beſchäftigen kann.

Wenn wir darauf Acht geben, **wie** ſich Kinder nach und nach durch Worte ausdrücken lernen, ſo werden wir finden, daß ihre Sprache nichts anders, als eine **Nachahmung** der Sprache derjenigen iſt, die mit ihnen umgehen; ſelbſt diejenigen

Wörter, die in keinem Lexiko der Sprache ſtehen, und die ſie oft zu unſerer Bewunderung **ſelbſt** erfunden haben, müſſen ſie irgend einmal von einem mißverſtandenen Tone, abkopirt, oder durch Verwechſelung und Vermiſchung einiger Sprachſilben, vielleicht nach einer unwillkührlichen Bewegung ihrer Zunge, zuſammengeſetzt haben; — aber auch jene Nachahmung der Sprache fängt ſelten vor dem erſten Jahre ihres Lebens an, nicht aus Mangel der Begriffe; ſondern wegen einer noch vorhandenen Ungelenkigkeit ihrer Sprachorganen.

Ueber die Art und Weiſe nun, wie ſie jene Nachahmung anſtellen, und nach und nach zu dem Beſitz einer würklichen Wortſprache gelangen, will ich nur folgende Bemerkungen hieherſetzen.

1) Kinder fangen **zuförderſt** allemal an, **körperliche Individuen** auszudrücken; aber anfangs ohne **Flexion, Verbindungswörter** und **Artikel.** Von jenen Individuen haben ſich von dem Gebrauche ihrer Sinnen, ſonderlich der Augen an, lange vor der Erlernung einer Sprache, lebhafte Bilder in ihrer Seele abgedrückt, ſie haben ſich davon durch **langes Betrachten,** durch **Vergleichung ihrer** äußern Formen miteinander, und wo es anging, ſelbſt durch **das Gefühl** klare Begriffe zu ſchaffen geſucht, und dieſe Begriffe wurden nun die Grundlage aller ihrer konkreten, wie hernach ihrer abſtrakten Erkenntniß. — Es war natürlich, daß ſie von jenen Individuen diejenigen **am erſten** ausdrücken

drücken mußten, die ihnen am nächſten lagen; deren beſondere Geſtalten die Aufmerkſamkeit erregen konnten; oder die ſie auch mit einem gewiſſen **Wohlgefallen** betrachteten. Eltern haben daher immer das ſüße Vergnügen, worauf ſie mit Recht Anſprüche machen können, daß ihre Namen zuerſt von den kleinen Lieblingen ihrer Herzen ausgeſprochen werden. Ueberhaupt lernen Kinder das gemeiniglich am erſten ausdrücken, was eine **genaue Beziehung** auf die Bedürfniſſe ihres Körpers hat, aber ſie verfahren dabei ohne alle Ordnung. —

Es iſt in der That zu bewundern, **wie wenig** ſich Kinder bei einem Geſchäfte, das ihnen doch anfangs nichts weniger als leicht ſeyn kann, bei Erlernung ſo vieler unzuſammenhängender Sprachwörter, **verwirren**, womit ihr Gedächtniß, bei ohnehin noch ſo vielen verworrenen, halbreifen und ungeordneten Begriffen derſelben, überladen wird; — allein es kommen ihnen, wie mich dünkt, hier gewiſſe vortheilhafte Umſtände zu Hülfe, die jene Verwirrung verhindern, und hierher rechne ich vornehmlich die ſchon vorhandenen **Bezeichnungen der Abſtrakten, der Geſchlechter und Arten**; (wodurch zugleich ihre Sprache einen weit ſchnellern Fortgang, als die der erſten Menſchen erhalten mußte) die **natürliche** den Menſchen vermöge einer Vernunft **angeborne Fähigkeit, Aehnlichkeiten zu bemerken**, und denn auch vornehmlich **den Unterſchied**, welchen die Natur in die Beſchaffenheit unſerer Begriffe ſelbſt gelegt hat, indem ſie jedem Sinne ſein **eigenes Gebiet von Begriffen** anwieß, die, ſo nahe ſie auch oft aneinander zu gränzen ſcheinen, doch ſich nicht leicht miteinander verwirren laſſen.

2) Das Kind weiß gemeiniglich ſchon eine große Anzahl von Subſtantiven auszudrücken, ehe es **Verben** auszuſprechen pflegt, und unter dieſen lernt es wiederum **die am erſten**, welche eine ſtarke in die **Sinne fallende Handlung**, oder ein **nahes Bedürfniß** anzeigen, z. B. reiten, ſchlagen, fahren, fallen, gehen, donnern, eſſen, trinken u. ſ. w. **Zuerſt** drücken Kinder nur immer **den Infinitiv** ſolcher Verben aus; ihr Verbum wird anfangs gar nicht conjugirt, und die Perſonen bezeichnen ſie gemeiniglich auf eine erfinderiſche Art durch Geſten. Nach und nach lernen ſie das **Vergangene**; am ſpäteſten aber **das Zukünftige** ausdrücken; wahrſcheinlich weil in ihnen die Idee davon immer noch etwas dunkel iſt. — Wir bilden offenbar dieſen Begrif erſt durch einiges **Nachdenken**, und durch eine wiederhohlte Erfahrung, daß etwas **Vorhergehendes** etwas **Nachfolgendes** nach ſich ziehen **mußte**, oder nach ſich zu ziehen **pflegte**; oder daß eine gewiſſe Urſache unter den nehmlichen Umſtänden immer wieder die nehmliche Wirkung nach **einer gewiſſen Zeitfolge** hervorbringt. Durch ſolche wiederhohlte Beobachtungen bilden wir uns **den Begrif von Zeit überhaupt**,

und folglich auch von **künftiger Zeit insbeſondere**; ein Begrif, den wir als klaren Begrif, wohl allein durch Hülfe der Vernunft beſitzen, und der mehr als thieriſcher Inſtinkt iſt. Denn je **mehr** ſich der Menſch der thieriſchen Natur nähert, deren Gefühle ſich nicht, oder gewiß nicht weit, über das Gegenwärtige hinaus erſtrecken; **je weniger** ſeine **körperlichen** und **geiſtigen Bedürfniſſe** werden; **je mehr** ſich ſein **Nachdenken** über ſeine eigne Exiſtenz und mithin auch die **Wißbegierde**, ſeine künftigen Schickſale und Entwickelungen voraus zu erforſchen, verliert, deſto düſterer und verworrener muß auch nothwendig die Vorſtellung von etwas **Zukünftigen** in ihm werden.

3) Die Kinderſprache beſteht anfangs nur aus **einſilbigten** Wörtern, wahrſcheinlich deswegen, weil es ohne eine ſchon längere Uebung den Organen des Kindes ſchwerer wird, mehrſilbigte auszuſprechen. Es pflegt daher auch gewöhnlich dieſe in einſilbigte zu verwandeln, oder ein ſolches mehrſilbigtes Wort in zwei oder mehrern **Zeitintervallen** auszuſprechen, ſo wie es auch nachher bei ganzen Perioden mehrere Ruhepunkte des Redens annimmt, und ſich gleichſam die Begriffe nach und nach zuzählt. Ueberhaupt bemerkt man leicht, daß ihm das Reden anfangs äußerſt ſchwer ankommt — ein Beweis, daß Sprache eine erſt **zu erlangende** Fertigkeit, und nichts **Angebornes** iſt; — daß es ſich oft martert, ein Wort grade wieder ſo

auszuſprechen, als es daſſelbe gehört hat, und daß ihm eben deswegen diejenigen Wörter am willkommenſten ſind, die eine weiche Ausſprache haben. Kinder reden daher am liebſten in **Diminutiven**, und ihre Wärterinnen ergreifen durch dergleichen weiche Sprachwörter einen bequemen Weg, ſie ans Reden zu gewöhnen, ob ſie wohl gleich niemals über dieſe gute Methode philoſophirt haben mögen.

4) Unſere **Vorſtellungen**, und die Art und **Neigung**, ſie durch Worte auszudrücken, haben bei ihrer **Entſtehung** in den Jahren der Kindheit eine, wie mich dünkt, merkwürdige **Beziehung** auf **die Größe** unſeres Körpers. Dieſer iſt gleichſam unſer erſter Maaßſtab der Gegenſtände, die wir um uns her wahrnehmen, was ihn nicht angeht, was für ihn zu **groß**, zu **ungeheuer** iſt, damit beſchäftigt ſich auch die Seele des Kindes nicht. Man ſieht es täglich, daß Kinder am liebſten ihre Aufmerkſamkeit **auf ſolche Sachen** richten, und **zunächſt für ſie Ausdrücke** ſuchen, deren Größe nicht weit über die ihres Körpers hinausragt.

Wir haben die ſonderbare Empfindung — ſo wie überhaupt die ganze erſte Entſtehungsart unſerer Ideen — vergeſſen, nach welcher uns alle Gegenſtände um uns her, wegen der **Kleinheit** unſeres Körpers wahrſcheinlich viel größer und ungeſtalteter vorkommen mußten, als ſie uns jetzt erſcheinen; wie Erwachſene noch ungeheure Rieſen gegen uns, die Häuſer noch eine Art hoher Gebürge in unſern

Augen ſeyn mußten; aber etwas **Unangenehmes** mußte wohl immer dieſe Empfindung für uns haben, ehe wir uns an die vielen großen Geſtalten um uns her gewöhnten. Nichts konnte uns daher damals willkommen ſeyn, als Gegenſtände, die uns an **Größe gleich**, oder **noch kleiner** als unſer Körper waren; daher mit jene große Neigung der Kinder zu Kindern, und die unermüdete Liebe für ihr Spielzeug. Sie mögen gern Gegenſtände um ſich haben, deren Kleinheit ſie zu ſich einladet, an denen ſie ihre Kräfte und Thätigkeit üben, und worüber ſie gewiſſermaßen **herrſchen** können —.

Ich breche dieſe wenigen unvollſtändigen Bemerkungen über den Anfang der Wortſprache der Kinder, die ich einandermal weiter auszuführen gedenke, und zu denen gewiß ein jeder aufmerkſamer Beobachter des Menſchen noch ſehr viel neue hinzuſetzen kann, mit einigen Gedanken ab, welche die erſten Fortſchritte menſchlicher Kenntniß durch Hülfe der Sprache betreffen, und in ſofern noch hierher gehören.

Wir machen durch Hülfe der **gütigen Natur** die uns auf eine mütterliche Art bald aus dem Schlummer unſrer Kindheit zu wecken weiß; durch den **wichtigen Beiſtand der Sprache**, und der für uns ſo **wohlthätigen Geſellſchaft** der Menſchen, ſchon frühzeitig einen nichts weniger als kleinen Fortſchritt unſrer Erkenntniß. Sobald das Kind **zu reden** anfängt, oder im eigentlichen Verſtande ein Menſch wird, hebt es ſich auch gar bald über die **mechaniſche Einförmigkeit der Handlungen** hinweg, die wir bei aller Verſchiedenheit der Inſtinkte und der Himmelsſtriche, durch das ganze Thierreich, von der Muſchel bis zum Orangutang herrſchen ſehen. Durch die Sprache wird es ein Weſen höherer Art, eine Gottheit der Erde, ein Herr der Schöpfung, indem es alle andern vernunftloſen Geſchöpfe durch den Beſiz jenes vorzüglichen göttlichen Geſchenks **weit** hinter ſich zurük läßt, und die große Laufbahn des menſchlichen Denkens frühzeitig beginnt, gleichſam noch in der Wiege beginnt, wenn jene maſchinenähnliche Thiere oft ſchon halbe Jahrhunderte hindurch auf einer und ebenderſelben Stufe **ihrer einförmigen Entwickelung** ſtehen geblieben ſind. Man erſtaunt mit Recht, welch einen wichtigen Zuwachs von Kenntniſſen wir ſchon in den erſten ſechs bis acht Jahren unſeres Lebens erhalten. In keiner folgenden Epoche deſſelben ſammeln wir eigentlich wieder ſo viel **neue** Ideen, als in jener, denn in ihr lernen wir eine Sprache mit etliche tauſend verſchiedenen **Wörtern**, und deren **Verbindungen, Verſezungen** und **Wendungen**, und zwar eine Sprache, welche zugleich die weitläuftige Grundlage unſrer geſamten Kenntniſſe iſt, und an die ſich gleichſam eine ganze Welt von neuen Gegenſtänden anſchloß; anſtatt daß wir durch Erlernung jeder andern Sprache nachher nicht neue Begriffe ſondern

dern gröſtentheils nur neue Wörter für ſchon vorhandene Begriffe bekennen. — Schade! daß wir nur alle gar zu zeitig vergeſſen haben, **wie viel** damals die Entwickelung unſrer **Ideen**; durch die Entwickelung unſerer **Sprache**, und dieſe **umgekehrt** durch jene gewonnen hat; denn beide ſind in einander gegründet, und ihr beiderſeitiger großer Einfluß auf einander zeigt ſich nachher ſehr deutlich in der ganzen Geſchichte des menſchlichen Denkens und Empfindens.

Es iſt leicht zu begreifen, daß Kinder von den unzähligen Sprachwörtern, womit gleich vom Anfang an ihr Ohr überladen wird, oft nur den **kleinſten Theil** verſtehen. Sie können nicht eher **beſtimmte** Begriffe von einer Sache haben, bis ſie ihnen gezeigt wird, bis ſie ſelbſt Erfahrungen über ihre Beſchaffenheiten angeſtellt haben. Iſt aber **die Menge** von Wörtern womit ihr Gedächtniß frühzeitig angefüllt wird dem **Fortkommen** ihrer Begriffe nicht mehr höchſt ſchädlich, als nüzlich? — Mir iſt das **Erſtere** nicht ganz wahrſcheinlich. In einem geſunden Zuſtande unſerer Seele iſt uns ein **dunkeler Begrif** immer etwas **Unangenehmes.** Schon an dem Kinde ſehen wir eine ſtarke Begierde **ſich deutliche Vorſtellungen** zu verſchaffen, und bemerken eine innere Unruhe an ihm, wenn es nicht zu ſeinem Zwecke kommen konnte. Der Trieb der menſchlichen Seele, ihre Vorſtellungen **zu erweitern,** iſt ein mächtiger Trieb (und man kann ihn mit Recht die einzige Grundkraft derſelben nennen.) Darauf gründete Leſſing ſein Urtheil über das in unſern Zeiten ſo ſehr verſchriene Vokabel lernen, „wenn ich Jugend hätte, ſagte er mir einſt als wir auf die neuen ſpielenden Methoden zu reden kamen, wodurch man Kinder auf eine leichte Art zu großen Lateinern machen wollte, ſo ſollten ſie Vokabeln lernen, wie ich in meiner Jugend habe Vokabeln lernen müſſen; es iſt wahr! ſie würden manches Wort nicht verſtehen; aber eben das würde die Thätigkeit ihrer Seele zu neuen Begriffen mehr reizen, als unterdrücken — geſezt, daß es auch nur mittelmäßige Köpfe wären.“

C. F. Pockels.

II.

Ein Dichter im Schlaf.

Der ehemalige Profeſſor **Wähner** zu Göttingen hat oft von ſich erzählt, daß ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden, einen gewiſſen Gedanken in zwei griechiſchen Verſen auszudrucken.

Er beſchäftigt ſich ein paar Tage damit, er kann aber den aufgegebnen Gedanken ohne Nachtheil ſeiner Stärke nicht in zwei Verſe zwingen.

Er ſchläft an einem Abend unter der Bemühung, dieſe zwei Verſe heraus zu bringen, ein.

In der Nacht klingelt er ſeiner Aufwärterin, läſſet ſich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, ſchreibt die im Schlafe noch geſuchten und gefundnen zwei Verſe auf, und läßt ſie auf ſeinem Schreibtiſche liegen und ſchläft bis an den Morgen.

Da er aufwacht, weiß er von demjenigen nichts, was in der Nacht geſchehen und fängt von neuem an, ſich Gewalt anzuthun, um die beiden verlangten Verſe zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er ſteht mit Verdruß darüber auf, geht an ſeinen Schreibtiſch und findet die beiden in der Nacht verfertigten und ſehr wohl gerathnen Verſe, und zwar mit ſeiner eignen Hand geſchrieben. Er ruft die Aufwärterin und erkundigt ſich, woher das Blatt mit den zwei geſchriebnen Reihen gekommen. Dieſe erzählt ihm dann, was in der Nacht geſchehen. Er hat ſich aber deſſen nie erinnern können. Er verſicherte dabei, daß er den Abend vorher nichts von ſtarkem Getränke genoſſen, und mit dem nüchterſten Muthe zu Bette gegangen ſey.

III.

Pſychologiſche Bemerkungen über das Lachen, und insbeſondere über eine Art des unwillkührlichen Lachens.

Der Menſch, welcher vermöge der ganzen Anlage ſeiner Natur, in ſo vieler Abſicht, weit über das Thier erhaben iſt, hat auch ſo gar ſein Eigenthümliches im Ausdrucke ſeiner Freude, und ſeiner Schmerzen; was wir eigentlich bei keinem Thiere bemerken, — der Menſch **lacht**, wenn er ſich lebhaft worüber freut, welches ſelbſt im Traume geſchehen kann — und er **weint**, wenn er entweder ſelbſt einen körperlichen Schmerz, einen Kummer ſeines Herzens fühlt; oder durch die Leiden **anderer** ſehr gerührt wird, indem er ſich durch eine ſchnelle, bald ſchwächere bald lebhaftere Zurükerinnerung an ähnlich gehabte Leiden, in die Stelle des andern ſezt, und deſſen Schmerz zu empfinden glaubt. Hier fehlt offenbar den Thieren das Vermögen einer vernünftigen **Vergleichung** ihrer eigenen, und anderer Schmerzen, und des deutlichen Ausdrucks derſelben, durch eine Sprache, wodurch der Menſch ſo leicht Mitleid gegen ſich erregt, und ohne die daher das Thier wohl eigentlich keiner Empfindungen des Mitleids, wenigſtens keiner ſolchen, als der Menſch, fähig iſt. —

Wenn gleich beim Lachen immer ein inneres **Wohlbehagen**, eine lebhafte Freude über eine Handlung, oder einen ſichtbaren Gegenſtand zum Grunde liegen muß; ſo lehrt uns doch die Erfahrung, daß nicht **jede** Freude Lachen erregt; ja in gewiſſen Fällen würden wir, um mich ſo auszudrücken, jene Empfindung der Freude zu beleidigen, und zu beſchimpfen glauben, wenn wir ſie durch ein Lachen an den Tag legen wollten. Hierher

her kann man alle die Fälle rechnen, wo wir uns, — auch wohl in einem ſehr hohen Grade, und bei der ſtärkſten Ueberraſchung, über ernſthafte Gegenſtände, z. B. über den reizenden Anblik der Natur, über ein Meiſterſtück der Kunſt, über Handlungen eines edeldenkenden Herzens, über Entdeckungen neuer Wahrheiten, u. ſ. w. freuen. —

Auf der andern Seite erregt wiederum **nicht jeder** Schmerz Thränen, wenn er nehmlich **nicht ſtark** genug iſt, wenn er durch eine Menge Nebenempfindungen, durch Vorſtellungen, die uns leicht zerſtreuen, gleichſam in ſeinem Wege nach dem Auge hin, aufgehalten wird; — oder wenn er auch **zu ſtark** iſt, daß er unſere Seele betäubt. Der ſtumme Schmerz, der ſich nicht ausdrücken kann, der noch keine wohlthätige Thräne in unſre Augen kommen läßt, der Schmerz der gleichſam an dem Innern unſrer Seele nagt, iſt auch der qualvollſte, — wir ſeufzen alsdann nach dem Erguſſe unſrer Thränen, und wenn dieſe ſich erſt ergießen; ſo ſcheint auch ſeine mörderiſche Wuth an uns nachzulaſſen.

Lachen und Weinen, dünkt mich, ſind beides Erſcheinungen an den Menſchen, welche gar ſehr die Aufmerkſamkeit des Pſychologen verdienen, indem ſie dem Menſchen allein zukommen, und ehe er noch reden kann, ſchon die deutliche Sprache ſeiner Leidenſchaften, Schmerzen und Bedürfniſſe ſind, und gewiß aus ſehr guten Abſichten des Schöpfers dazu gemacht wurden. Mehrere Schriftſteller haben ihren Urſprung zu erklären geſucht; allein ſie ſcheinen mit ihren Unterſuchungen darüber noch nicht ganz zu Ende gekommen zu ſeyn, wenn wir darunter nicht ſowohl die Unterſuchungen verſtehen, **welche** Gelegenheiten in dieſen und jenen Gemüthszuſtänden, Lachen und Weinen erzeugen; ſondern **wie**, und **warum** dieſe Phönomene grade unter gewiſſen Umſtänden und keinen andern, ſo und **nicht anders** entſtehen, und **wie vielen** Antheil daran bald der Körper, bald die Seele des Menſchen hat. Der unerklärbaren Erſcheinungen der menſchlichen Natur, beſonders in dem Gebiete der Freude und des Schmerzes; der dunkeln in uns liegenden Vorſtellungen die uns oft ganz unwillkürlich zu Empfindungen beider Art reizen; der verſchiedenen Modificationen unſrer Vorſtellungen, die ſich bei heftigen Leidenſchaften alle Augenblicke durch den gegenſeitigen Einfluß des Leibes und der Seele auf einander, verändern, ſind ſo unendlich viele, daß es uns allerdings ſchwer werden muß in Abſicht des Urſprungs jener Erſcheinungen, etwas mit vollkommner Gewißheit zu beſtimmen, — und mehr dürfen wir doch darüber nicht beſtimmen, als was uns unſer Gefühl ſagt, und was ſich aus einer richtig angeſtellten Vergleichung mehrerer Gefühle analogiſch ſchließen läßt; wobei uns aber immer noch die innere Natur und Entſtehungsart derſelben unbekannt ſeyn kann.

Was das Lachen **insbeſondere** betrift, ſo lehrt uns die Erfahrung, daß dabei vornehmlich folgende Urſachen zum Grunde liegen müſſen; wir müſſen **entweder** durch das **Witzige, Sonderbare** und **Unerwartete** eines launigen Gedankens auf eine angenehme Art gerührt worden; **oder** es müſſen uns **ungewöhnliche, bizarre** Gegenſtände vermöge ihrer lächerlichen Geſtalt; oder auch ihrer unregelmäßigen Verbindung, in welcher ſie ſich mit entgegenſtehenden Objekten würklich, oder auch nur unſrer Einbildung nach befinden; — **aber** auch wegen des **Unerwarteten** ihrer Handlungen, ſehr auffallen. Das Lachen welches durch einen Kitzel des Körpers hervorgebracht wird, oder das ſogenannte **animaliſche** Lachen, rechne ich nicht hierher, weil unſre Seele daran keinen Antheil zu haben ſcheint; auch nicht das **erzwungne** und **verſtellte** Lachen, weil ihm das Angenehme und Erquickende fehlt, welches die andern Arten des Lachens ſeiner Natur nach allemal begleitet.

Zu den vorher angegebenen Urſachen des Lachens rechne ich noch die **Schadenfreude**. Ohne mich auf eine genauere Unterſuchung der Moralität dieſer Art des Lachens einzulaſſen, die ohnedem hier gerade am unrechten Orte ſtehen würde, bemerke ich nur, daß dieſes Lachen in den allermeiſten Fällen, vorausgeſezt, daß wir an dem Unglück des andern nicht Schuld ſind, nichts böſes iſt, ob es gleich allerdings ſehr unanſtändig ſeyn kann. In dem Augenblicke, wenn wir davon unwillkürlich überraſcht werden, z. B. wenn jemand auf eine lächerliche Art hinfällt, iſt es uns nicht leicht möglich, die bizarren Ideen, die ſich uns zudrängen, und die ſchnell auf einander folgenden Bilder unſrer ſpielenden Phantaſie wegzuſchaffen, welches gemeiniglich nicht eher geſchieht, als bis wir ausgelacht haben, und die Vorſtellungen von dem Schaden des andern, und das daher entſtehende Mitleid, mehr Stärke in uns erhalten. — Auſſerdem ſind oft die Leiden andrer von einer ſo beſondern Art, das Betragen der Leidenden ſelbſt ſo albern, und ihre Denkungsart von der unſrigen, die wir nach unſrer Meinung in gleichen Fällen an den Tag legen würden, ſo verſchieden, daß wir oft mit Mühe, oft auch gar nicht an ihren Schikſalen Theil nehmen können. Wer einen Don Quixote würklich leiden ſähe, würde ſich eben ſo wenig des Lachens enthalten können, als wenn er die Geſchichte ſeiner lächerlichen Unglücksfälle in dem meiſterhaften Romane des Cervantes lieſet.

Es iſt nicht zu läugnen, daß ſich alle jene verſchiednen Arten des Lachens aus **einer einzigen Quelle**, nehmlich aus einer **lebhaften Stimmung der Freude** über das Neue und Auffallende gewiſſer Dinge, und Ausdrücke erklären laſſen, obgleich die **individuellen** Veranlaſſungen dazu unendlich verſchieden ſeyn können, und ſich ohnmöglich alle angeben laſſen. Wir haben noch keinen

Maaßſtab, den Grad dieſer Stimmung anzugeben, der zur Hervorbringung des Lachens vorhanden ſeyn muß, und der nach den ſo ſehr verſchiedenen, bald **feinern**, bald **gröbern** Empfindungsfähigkeiten der Menſchen, und ihrern eben ſo **verſchiedenen Anlagen** des Geiſtes, Aehnlichkeiten mit einander **ſchnell** zu vergleichen, ſo wie auch nach den jedesmaligen **Gemüthszuſtänden** derſelben, nicht anders als ſehr verſchieden ausfallen kann. Manche Menſchen können aus Mangel eines feinern Gefühls durchaus nicht das Witzige eines Gedankens empfinden, worüber andre ſich nicht ſatt lachen können; andre ſcheinen nur für eine einzige Art des Lächerlichen einen Sinn zu haben; einige, beſonders Kinder, und kindiſchwerdende Alte, lachen über jede Kleinigkeit; wieder andre behalten den ewigen kalten Ernſt auf ihre Stirne. — Man zeigte uns in der Geſchichte eine Menge von Männern, die in ihrem Leben kein einzigesmal gelacht haben ſollen, und man hat unſern Erlöſer, um ihm wahrſcheinlich eine große Ehre dadurch zu erweiſen, mit darunter geſezt. *)

---

*) Lächerlich genug war der Gedanke eines bekannten Theologen dieſes Jahrhunderts, der allenfalls zugeſtand, daß unſer Erlöſer habe lachen können; — aber über nichts anders, als über die — Bekehrung eines busfertigen Sünders. Sieh. d. Art. Lachen in Walchs Philoſ. Wörterb.

Anmerk. d. Verſ.

So viel dünkt mich iſt gewiß, daß wir, ſey es nun von einem äuſſern Gegenſtande, oder Gedanken, der mit einem andern in einem auffallenden Kontraſt ſteht — **überraſcht** werden müſſen, wenn wir darüber lachen ſollen. Das Lächerliche bleibt zwar ſeiner Natur nach immer lächerlich, aber es bleibts nicht immer für **jeden** einzelnen Menſchen, und für jeden Zuſtand unſerer Empfindungen. — Es kann den Wiz ſeiner Neuheit verliehren; es kann nach und nach Jdeen in uns aufwecken, die unſre Seele zu einem gewiſſen Mißmuth ſtimmen, der die folgenve Wirkung des Lächerlichen auf uns hindert. Wir können das oft nach einiger Zeit mit unverändertem Geſichte hören, und betrachten, worüber wir ſonſt in ein lautes Lachen ausbrachen — ja der nehmliche Scherz zu oft, und noch dazu von einem elenden Kopfe geſagt, — oder der auch nur ſonſt etwas Unangenehmes für uns hat, — kann uns endlich gar zum Ekel werden, der mit einem Aerger über diejenigen verbunden iſt, die deran noch Geſchmak finden können. Allerdings kommt es bei dem Gefühl des Lächerlichen mit ſehr viel auf die jedesmalige Dispoſition unſers Körpers an. Es giebt Tage und Stunden, wo wir froheres Muths als ſonſt ſind, ohne daß wir gerade den hinreichenden Grund davon in ein vorhergehendes Nachdenken über angenehme Gegenſtände, und die dadurch hervorgebrachte Heiterkeit unſres Geiſtes ſetzen könnten. Alle Gegenſtände haben für uns in ſolchen unwillkürlich entſtandenen frohen Augenblicken ein lachendes Anſehn; unſre Vorſtellungen folgen mit einer ungewöhnlichen Leichtigkeit und Zufriedenheit auf einander; ſchlüpfen gleichſam vor verdrüßlichen Gegenſtänden vorüber, und machen uns geneigt, ſelbſt das, was uns ſonſt Kummer macht; von ſeiner lächerlichen Seite anzuſehn. —

Eben ſo wird jeder die Erfahrung an ſich ſelbſt gemacht haben, daß wir oft eine Neigung zum Lachen in uns wahrnehmen, ohne daß wir die **eigentliche Urſache** davon beſtimmt anzugeben im Stande ſind; zumal da dieſe Neigung oft ſchnell wie ein Bliz verſchwindet. Wahrſcheinlich waren es einige dunkle Vorſtellungen, und Erinnerungen an gewiſſe lächerliche Scenen unſres Lebens, die vor der Seele ſchnell vorübergingen, (wie wir auch oft im Schlafe haben) die jene Neigung einige Augenblicke in uns erzeugten; — eben ſo lacht man gemeiniglich wenn **andre** lachen, ohne daß man den Grund davon weiß; — oder auch wenn in einer lauten Geſellſchaft auf einmal eine feierliche Stille entſteht. Verſchiedne meiner Freunde haben mich verſichert, daß ſie wegen einer ſolchen entſtandnen Stille ſich gemeiniglich zwingen müßten, um nicht während des Tiſchgebets in ein lautes Lachen auszubrechen, und daß ſie in ihrer Kindheit, weil ſie ſich beim Gebete durchaus nicht des Lachens erwehren konnten, oft vergebens von ihren Eltern gezüchtigt worden wären.

Am ungewöhnlichſten, und ſonderbarſten ſcheint aber **die Neigung** zum Lachen zu ſeyn, die manche Menſchen auch wohl ernſthafte Leute, denen man gewiß keine Leichſinnigkeit Schuld geben kann, **alsdann** in ſich empfinden, wenn ihnen andre ihre gehabten, oder gegenwärtigen Leiden ſchildern. — Es iſt uns freilich nicht immer leicht, uns ſogleich in die Stelle eines Elenden zu verſetzen, der uns ſeine Leiden klagt, und natürlich eine ſchnelle Theilnehmung von uns verlangt. Wir können grade zu der Zeit, daß uns ein Unglücklicher aufſtößt, zu froher Laune ſeyn, als daß wir uns ſogleich für ihn umſtimmen könnten; der Leidende kann auch uns nicht beſonders angehen; er kann zu viel Schuld an ſeinem Unglücke haben, ſeine Art zu klagen, und ſich auszudrücken kann unartig, ungeſittet ſeyn; er kann Leidenſchaften verrathen, die mit unſern moraliſchen Begriffen nicht zuſammenpaſſen; oder wir können auch glauben, daß der größte Theil ſeines Uebels nur eingebildet iſt, dieſe und mehrere Umſtände können zuſammenkommen, welche unſer Mitleid zurückhalten, und uns wohl gar in eine Art Gleichgültigkeit gegen den Leidenden verſetzen. — Aber unſre Natur ſcheint uns doch dabey, um mich ſo auszudrücken, einen unanſtändigen Streich zu ſpielen, wenn ſie uns da ein Lachen **abzwingen** will, wo andre einen mitleidsvollen Eindruck auf unſer

Herz machen ſollten. Mich haben viele Leute, auf deren Ausſage ich mich verlaſſen kann, verſichert, daß ſie ſich oft gezwungen ſahen, bey den Klagen andrer das Geſicht von ihnen wegzuwenden; oder ſich geſchwind einen Schmerz auf der Zunge zu verurſachen, um nicht in ein lautes Lachen auszubrechen; — oder auch ſich ſogleich eines Ausdrucks, einer Wendung ihrer Gedanken zu bedienen, die in dem Augenblick, ohne den Elenden auf einen Verdacht von Gefühlloſigkeit zu bringen, mit einer lachenden Miene geſagt werden konnte; ein Lachen wodurch ſie nach ihrem Geſtändniſſe, das durch den Leidenden **unwillkürlich** verurſachte, gleichſam bemänteln wollten.

Woher nun dieſe unwillkürliche Erſcheinung an den Menſchen, und zwar grade alsdann, wenn wir uns ſelbſt ihre Leiden vorſtellen, und ſie ſogar vor uns leiden ſehen? — Mich dünkt, man könne die Sache ohngefähr ſo erklären.

Wir mögen entweder von einem körperlichen Schmerz, oder von irgend einem Kummer unſrer Seele angegriffen werden, ſo ändern ſich auch ſogleich an den meiſten Menſchen hundert Dinge, die nun wegen ihrer **veränderten** Geſtalt einen ganz andern Eindruk auf uns, als ſonſt machen müſſen.

Die Sprache, Geberden, der Gang, oft die ganze Denkungsart des Menſchen wird gemeiniglich **anders**, wenn er **leidet**, und dieſe ſchnelle Veränderung des Menſchen, die oft den angeſehnſten

Mann zum lächerlichen Betragen eines Kindes herabſezt, dieſe weinerliche Stimme, dieſe ernſthafte zuſammengezogene Stirne, dieſer ſchleichende furchtſame Gang, und dann auch vornehmlich das Bizarre, Auffahrende, Ungeduldige, was viele Menſchen in ihrem Unglücke an den Tag legen, hat etwas ſehr auffallendes und Kontraſtirendes an ſich, und dieſes Sonderbare kann denn leicht, zumal wenn wir uns das Elend des andern noch nicht deutlich genug vorſtellen, uns eine Neigung zum Lachen einflöſſen, wozu noch der beſondere Umſtand kommt:

Das Geſicht des Traurigen hat in Abſicht der Verzerrung ſeiner Muskeln, eine **Aehnlichkeit** mit dem Geſichte des Lachenden, durch dieß letztere werden wir auf eine mechaniſche Art ſelbſt zum Lachen geſtimmt. Das Verzerrte und Verzogene unſrer Mienen erregt es ſchon ohne Begleitung witziger Gedanken. — Etwas ähnlich Verzerrtes ſehen wir im Geſichte des Klagenden, zumal wenn ſein Schmerz körperlich iſt, und dieſe verſchobene Geſichtsform, die ſonſt gewöhnlich uns zum Lachen geneigt macht, wenn der andre **keinen** Schmerz fühlt, iſt es, nach meiner Meinung, welche uns auch denn lächerlich vorkömmt, wenn der andre leidet. Eben ſo kann es leicht geſchehen, daß uns ein Lachen auch alsdann anwandelt, wenn wir andern unſre Leiden zu ſchildern anfangen wollen, indem die, welche uns anhören, entweder aus würklichen lichem Mitleid, oder aus einer verſtellten Theilnehmung ihr Geſicht in ernſthafte Falten zu legen ſuchen, was uns oft nicht anders als lächerlich vorkommen kann.

Zur Erläuterung des Vorhergehenden will ich nur noch folgende Bemerkungen hinzuſetzen, die ſich von allen Menſchen, doch nach den verſchiednen Graden ihrer Empfindungsfähigkeiten, und Organiſation verſchieden abſtrahiren laſſen. Wenn wir auf uns genau Acht geben, ſonderlich wenn wir uns in dem Zuſtande **gemiſchter Empfindungen** befinden, — (und wahrſcheinlich befinden wir uns immer darin, ob wir uns dieſes Zuſtandes gleich nicht allemal deutlich bewuſt ſeyn können; —) ſo kann es uns nicht ſchwer werden zu bemerken, daß die Empfindungen des Angenehmen und Unangenehmen gar leicht in der Seele mit einander **abwechſeln**, unbegreiflich ſchnell in einander **übergehen**, und ſich in einander **auflöſen** laſſen — und zwar nicht immer nach einer Folge vorhergegangener deutlicher Vorſtellungen darüber, ſondern ſehr oft durch einen plötzlichen **Tauſch unſrer Gefühle**, um den wir uns keine Mühe gegeben hatten. Unzählig oft ſind wir uns der Gründe nicht ganz bewußt, **wie** und durch welche **Mittelwege** ſie aus einem angenehmen Zuſtande in einen unangenehmen, und umgekehrt, **übergehen.** Nach einem langen heftigen Schmerz unſrer Seele fühlen wir oft auf einmal ein inneres Wohlbehagen; obgleich

die

die Urſach des Schmerzes noch nicht aufgehört hat, und wir durch keine vorhergehenden Vorſtellungen zu dieſer wohlthätigen Empfindung geſtimmt wurden. Freilich dauert dieſer Zuſtand ſelten lange; der Schmerz fängt bald wieder von neuem zu wüthen an, hört auch verſchiednemal wieder auf, bis wir ihn nach und nach erträglicher finden. In dieſer ſchwankenden Bewegung der angenehmen und unangenehmen Empfindungen, ſehen wir ſehr oft, vornehmlich lebhafte Geiſter, und die noch weiche Seele junger Kinder, die man oft in einer Minute weinen und lachen ſieht.

Noch ein andrer hierher gehöriger Erfahrungsſatz iſt der, daß ein ſolcher Wechſel zwiſchen angenehmen und unangenehmen Empfindungen gemeiniglich leichter erfolgt, wenn die Seele irgend auf eine Art entweder durch lebhafte Freuden, oder leiden ſehr erſchüttert iſt, als wenn ſie ſich, um mich ſo auszudrücken, in einem **Gleichgewicht** ihrer Empfindungen und Vorſtellungen befindet, und ſich alſo mehr in ihrer Gewalt hat. Für die meiſten Menſchen ſind ſehr froh durchlebte Stunden gefährliche Vorboten trüber Gedanken und Empfindungen, von denen ſie nicht ſelten mitten im Genuß der Freude **unwillkürlich** überraſcht werden, und wodurch ſich auf einmal alle Kanäle des Frohſeins in ihren Herzen verſtopfen. — Umgekehrt zerreiſſen oft die Bande womit uns ein heftiger Schmerz gefangen hielt, ehe wir's uns verſehn, — und ohne daß vorher die ſtärkſten Gründe der Vernunft etwas zu unſrer Beruhigung beitragen konnten, iſt es oft ein einiger äuſſerer kleiner Umſtand, der uns auf einmal froh machte, und eine ganz neue angenehme Folge von Vorſtellungen in uns erweckt.

Es entſteht hier die Frage, nach **welchem Geſetze** dieſer unwillkürliche Wechſel unſrer Empfindungen, der ſo ſichtbar von unſerm Körper abhängt, erfolgt? — mich dünkt, um die Sache **ſinnlich** auszudrücken, nach einer bald **ſtärkern**, bald **ſchwächern Nervenerſchütterung** als der vornehmſten Werkzeuge unſrer Empfindungen *).

---

*) Der menſchliche Beobachtungsgeiſt und Scharfſinn wird es wohl ſchwerlich dahin bringen, daß man die Bewegungen unſrer Nerven, die nöthig ſind um Schmerz und Vergnügen in dem menſchlichen Körper hervorzubringen ſo wie die verſchiednen Erſchütterungen einer Saite angeben, und berechnen könnte. Ein Calkulus unſrer Empfindungen beider Art würde uns aber gewiß ſehr tiefe Blicke in die Natur der menſchlichen Seele thun laſſen. — Wir würden alsdenn nicht mehr nach dem Geſicht allein, ſondern nach Gründen der Vernunft, die Grenzen beſtimmen können, wo ſich eigentlich Schmerz und Vergnügen, ob ſie gleich in einem Organ vereinigt ſind, von einander trennen; wir würden richtigere Begriffe von der Natur gemiſchter Empfindungen bekommen, und der Urſprung aller unſrer Ideen und ihrer unendlichen Abwechſelungen, ſonderlich ob wir durch ganz freie Willkühr von einem Gedanken zu dem andern übergehen; wie Gedanken auf unſern Willen würken, und wie weit wir eigentlich frei, oder nicht frei handelnde Weſen genennt werden können — würde uns alsdenn viel

Wird ein Theil unſeres Nervengebäudes ſo afficirt, daß deſſen Erſchütterungen in einer **gleichmäßigen**, der **Geſundheit** der Maſchine vortheilhaften Bewegung erfolgen, wodurch der Zuſammenhang der Theile nicht getrennt, ſondern in der natürlichen Ordnung des Gebrauchs jener Theile gelaſſen wird; ſo ſtellen wir uns vor daß die Empfindung eine körperlich **angenehme** Empfindung ſeyn müſſe; aber unſre Nerven können auch unregelmäßig, mit zu vieler Anſtrengung, und wider die Regeln der Geſundheit der Maſchine erſchüttert werden; alsdenn glauben wir, daß die Empfindung **unangenehm** ſey. Wie nahe grenzt nicht Vergnügen und Schmerz bei dem Reiben einer Wunde zuſammen! — jenes wird durch ein ſanftes Berühren, dieſer durch ein ſtärkeres hervorgebracht; das Licht der Sonne, wenn wir es von andern Körpern und ſonderlich durch die Farben zurückgeworfen, erhalten, iſt angenehm und wohlthätig, da es uns hingegen Schmerzen in den Augen verurſacht, wenn wir ſie ſelbſt nach der Sonne richten. — Das Sanfte und Harmoniſche einer Muſik theilt ſich unſerm

---

viel einleuchtender als jezt ſeyn, da wir um mich ſo auszudrücken, das innere Räderwerk unſrer Empfindungen und Vorſtellungen nur nach ſeinen Auſſenwerken kennen, und uns mit einem Unterſchiede quälen, den die Schule zwiſchen zwei einander entgegengeſezten Subſtanzen — nicht ohne Grund; aber auch ohne Vortheil für die ſogenannte Seelenlehre gemacht hat. Anm. d. Verf.

ſerm Ohre auf die angenehmſte Art mit, es dringt in die Seele, und erregt Leidenſchaften, die nur ſonſt die edle Sprache der Zunge, und die Gründe einer nachdenkenden Vernunft erzeugen können; allein wir verſtopfen die Ohren, wenn wir Diſſonanzen hören müſſen, oder wenn auch die Harmonie der Töne zu laut und ſchreiend wird. In allen dieſen, und noch hundert andern Fällen, iſt es ſichtbar, daß die **Verſchiedenheit** unſrer Empfindungen von den **verſchiedenen** Graden der Nervenerſchütterung abhängt, und daß, weil dieſe bald ſtärker bald ſchwächer werden kann, jene Empfindungen ſelbſt unendlich leicht, als **körperliche Bewegungen** unſrer Maſchine betrachtet, in einander übergehen, und ſich in einander auflöſen können. Aber noch mehr. — Nicht nur der Wechſel ſolcher Empfindungen, die ſich **unmittelbar** auf unſere Sinne, und die feinern Werkzeuge derſelben, nemlich auf den Bau und die Bewegung unſrer Nerven beziehen, hängt von ihrer bald ſtärkern bald ſchwächern Erſchütterung ab; — ſondern das ganze Geſchäfte unſres Denkens, und die Empfindungen, welche ſich zunächſt allein auf den Einfluß eines einfachen Weſens auf unſre ſinnliche Natur, oder ſogenannter abſtrakter Vorſtellungen auf dieſelbe zu gründen ſcheinen, werden nicht ſelten nach obigen großen mechaniſchen Empfindungsgeſetze beſtimmt, und wechſeln ſo leicht mit einander ab, als die blos thieriſchen Gefühle von Schmerz und Luſt es nur immer thun können; langes fortgeſeztes Nachdenken erregt nicht ſelten Unluſt der Seele, ſo viel Vergnügen es auch anfangs gewährte; die zu lebhafte Vorſtellung eines nahen Glücks iſt nicht ſelten in den nehmlichen Augenblicken mit einer heftigen ahnenden Unruh verbunden, die wir uns nicht erklären können, und wer kennt nicht Leute, die ſich ſelbſt bei einem gegenwärtigen Glücke nicht ſo wie ſie wünſchen, freuen, weil ſie nicht über den unwillkürlich, immer von neuem aufſteigenden Gedanken hinwegkommen können, daß ihr Glück von kurzer Dauer ſeyn werde; ob ſie gleich keine Gründe zu dieſer Furcht haben. Das Weinen aus Freude kann man ſich gleichfalls nicht anders, als aus ſolch einem ſchnellen Uebergange einer frohen in eine unangenehme traurigmachende Empfindung erklären, die uns zu einer Wehmuth reizt, welche Thränen aus unſern Augen lokt, und die wir denn durch eine Täuſchung unſrer Empfindungen, für Würkungen der Freude allein halten.

C. F. Pockels.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere.

Es iſt wahrlich für einen Lehrer, der es gut mit ſeinen Schülern meint, ſehr angenehm, wenn er bemerkt, daß diejenigen, die ihm beim erſten Anſchein durch ihre Minen und durch ihr ganzes Aeuſſeres; oder durch Aufführung und Fleiß mehr als etwas Gemeines und Gewöhnliches zu verſprechen ſcheinen, immer auf dem guten Wege weiter gehn, und ſeine Vermuthungen immer gegründeter machen.

Daß ihm die gegenſeitigen Bemerkungen kränkend und traurig ſeyn müſſen, iſt freilich auch wahr; aber es bleibt doch immer noch Hofnung übrig, daß durch irgend ein Etwas in der Folge — es ſey ſpäter oder früher — eine glückliche Umändrung bewirkt werden könnte. Und dieſe Hofnung hat bei mir immer das Uebergewicht über die Beſorgniß, daß der Beſſere eben ſo leicht verführt und ſchlimmer werden könnte.

* *. der erſte, von dem ich im zweiten Stücke des erſten Bandes des Mag. zur Erfahrungsſeelenkunde einige Züge ſeines Charakters, oder vielmehr ſeiner itzigen Anlagen und Denkungsart anführte, geht noch immer ſeinen graden Weg fort. Es verſteht

ſieht ſich, daß ſeine Seelenkräfte ſich mehr entwickelt haben. Sein Fleiß iſt immer noch anhaltend, und deshalb bringt er es auch weiter als viele von ſeinen Mitſchülern, die er wirklich hinter ſich gelaſſen hat. In ſeinem Geſichte herrſcht noch ein freundlicher gefälliger Ernſt. Wenn ihm irgend etwas unangenehm iſt: ſo weiß er dieß in ſeinem Geſichte zu erkennen zu geben, ohne daß man ſeine Mine mürriſch oder verdrüßlich nennen dürfte.

Er empfindet ſchnell, und mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit, die von der Wärme zeigt, mit welcher er Antheil an demjenigen nimmt, wovon die Rede iſt; aber es iſt keine flüchtige ſchnell vorübergehende Empfindung. Er iſt ſchnell in ſeinen Antworten, und gleichwohl verrathen ſie Nachdenken. Eben ſo ſchnell lieſet er, und man kann aus ſeinem Tone bemerken, daß er mit Gefühl und mit Einſicht lieſt.

Seine ganze Denkungsart ſcheint Ernſthaftigkeit zur Grundlage zu haben. Er nimmt ſelten Antheil an demjenigen, was um und neben ihm vorgeht, weil ſeine Aufmerkſamkeit immer auf etwas Erheblicheres gerichtet iſt.

Seine wörtlichen Ausdrücke verrathen oft etwas Männliches; aber nie eine Empfindung von Stolz, als ob er mehr wiſſe und etwas beſſer mache, als andre. Seine ſchriftlichen Ausdrücke ſind eben ſo, und oft voll Laune. Auch hat er keine gemeine Anlage ein Dichter zu werden. Ich will zum Beweiſe

weiſe davon die letzte Strophe aus einem Gedichte beim Grabe ſeiner Schweſter herſetzen:

Ruh indeſſen ſanft, o Liebe, Beſte!
Siehſt ja Gottes Angeſicht.
Und hier, dieſe morſchen Ueberreſte —
Wie? gebrauchſt du ſie doch nicht!

In ſeiner Kleidung, ſo wie überhaupt in ſeinen Sachen herrſcht Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit. Dieſe letzte übertreibt er nicht bis zur Ziererei; ſie ſcheint ihm vielmehr ſchon zur Gewohnheit geworden zu ſeyn, ohne daß er ſich viel Mühe geben dürfte, ſie zu erhalten. Seine Ordnung und Pünktlichkeit beweiſet er auch in ſeinem Fleiße. Er hat das Aufgegebene gewiß immer zu rechter Zeit fertig, und ſicher allemal den meiſten Fleiß darauf verwendet. Dabei ſcheint er alles gern und unverdroſſen zu thun, ohne die Mühe zu ſcheuen, die etwa mit ſeinen Arbeiten verbunden ſeyn möchte. Er genießt einer fortdauernden Geſundheit, die ihm ein langes, thätiges und nützliches Leben verſpricht.

---

* * deſſen ich im zweiten Bande im zweiten Stücke dieſes Magazins erwähnt, und von dem ich meine Beobachtungen fortzuſetzen verſprochen habe, bleibt ſich auch noch ziemlich gleich. Sein Auge verräth etwas Schlaues, aber Gutmüthiges, und ſein Geſicht eine muntre, blühende und völlige Geſundheit. Er iſt unruhig, und muß immer mit

irgend etwas zu thun haben, ſollte es auch nur ſein Hut oder ein Buch ſeyn, womit er ſich beſchäftigt.

Alle dieſe kleine, geſchäftige Unruhe hindert ihn aber nicht an Aufmerkſamkeit und Fleiß, und wenn er irgend etwas nicht behalten hat: ſo iſt er verlegen, gleichſam als ob er fragen wollte; wie kömmt es doch, daß ich dies nicht weiß, nicht behalten habe? — Dieſe ſeine kleine Aengſtlichkeit giebt ihm ein drolligtes Anſehn, denn er will nicht gern eine Antwort ſchuldig bleiben, und deshalb macht er ſich, gemeiniglich mit ſeinem Hute, ſo viel zu ſchaffen, als ob er durch dieſe Thätigkeit ſeines Körpers um ſo eher eine richtige Antwort herausbringen würde.

Sein Eifer, weiter zu kommen; eine höhere Stelle zu erhalten und zu behaupten, iſt auſſerordentlich ſtark, aber nicht weniger der Fleiß, den er verwendet, um dieß erreichen zu können. „Werd ich verſetzt werden? werd ich heraufkommen?“ Das ſind ihm Fragen von der größten Wichtigkeit; und die reinſte, unſchuldigſte Freude glänzt auf ſeinem Geſichte, wenn er zu mir kömmt und ſagt: ich habe das und das gelernt. In ſeinem kleinen Eifer geht er wohl ſo weit, daß er, wenn ihn einer beleidigt, um ſich ſtößt, aber es geſchieht ſehr ſelten, und es iſt ihm gleich ſelbſt leid, ſo daß auch faſt noch keine Klage über ihn geweſen iſt.

Nur erſt kürzlich kam er, und ſagte, daß ihn ſein Nebenſchüler geſtoſſen habe. Ich fragte ihn, ob es auch wohl mit Vorſatz geſchehn ſey. — Und es war eine herrliche Verwandlung, die mit einemmale in ſeinem Geſichte vorging. Seine Empfindlichkeit und der Ernſt, mit dem er die Sache aufgenommen, war ihm anzuſehn, und nun, da ich ihm dieſe Frage vorlegte, heiterten ſich ſeine Minen auf; ſein Auge ging wechſelsweiſe von mir zu ſeinem kleinen Beleidiger; er lächelte und konnte vor Freuden nichts ſagen. Er ſetzte ſich vergnügt nieder, und hielt nun die Sache für völlig abgemacht.

Dieſe Gutmüthigkeit iſt ihm ſehr eigen. Auch liebt er ſeinen Bruder mit wirklicher Zärtlichkeit. Dieſer hatte ſich einmal geſtoſſen und eine kleine Beule bekommen. Er bedauerte ihn und in jeder Mine war die brüderlichſte Theilnehmung aufs lebhafteſte gezeichnet. Sanft faßt'er ihn an die Hand und brachte ihn nach Hauſe.

Wie gern weilt man bei dergleichen Auftritten! Du wirſt einmal das Glück deines Hauſes und deiner Angehörigen werden! das dacht ich in dem Augenblicke, und denk es noch, ſo wie ich überhaupt glaube, daß er ein nützliches Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft werden wird. Auch iſt ſeine häusliche Erziehung gut, und ſein etwas jüngerer Bruder hat viel Aehnlichkeit mit ihm.

** von etwa 12 bis 13 Jahren gehört unter diejenigen, die ſich durch etwas Eigenthümliches am meiſten von andern unterſcheiden. Es iſt, als wenn eine Legion unruhiger Geiſter in ihm wohnten und ihn beherrſchten. Er kann durchaus nicht ſtill ſitzen, durchaus nicht leben, athmen, ohne irgend etwas vorzunehmen.

Seine häusliche Erziehung mag wohl nicht unter die beſte gehören; wenigſtens müſſen ſeine Eltern wenig Aufſicht über ihn haben, wenig väterlichen und mütterlichen Ernſt bei ihm gebrauchen. Auch ſind alle ſeine Unruhen von der gemeinſten und niedrigſten Art. Wie vermag man ihn alſo — unter ſo Vielen — zu lenken, zu beſſern? Er weiß ſein Geſicht auf hunderterlei Art zu verändern, zu verzerren, und ſtellt überhaupt in ſeinen poſſierlichen Anwandlungen einen wahren Harlekin vor. Oft koſtet es Mühe, ſeine Narrheit mit Gleichgültigkeit und ohne Lächeln anzuſehn — wenn nur nicht der Gedanke zu ernſthaft wäre, daß er ſeine eigne Würde erniedrigt; die er aber freilich zu wenig fühlt und zu ſchätzen weiß, daß er vielmehr gar nichts für ernſthaft und wichtig hält.

Sein Auge verräth Feuer und Lebhaftigkeit, aber ſeine Minen hat er äuſſerſt in ſeiner Gewalt, ſo daß es wirklich ſchwer fällt, davon irgend etwas Sicheres zu ſagen. In ſeinem Taumel iſt jede Nerve, jede Muskel, jede Mine Bewegung und Einklang. Sieht man ihn mitten in dieſem Tumult an: ſo iſt mit einemmale alles in Ruhe. Er ſitzt da, als ob er ein Träumer wäre, zieht den

Mund enge zuſammen, und athmet ſo tief aus der Bruſt heraus, als ob er über ein großes Unglück ſeufzte, daß ihm zugeſtoſſen iſt, dem er abhelfen will, und wozu er kein Mittel finden kann.

Wenn man ihn zur Rede ſezt: ſo hat er eine Menge von Entſchuldigungen. Wenn er geſtraft werden ſoll: ſo iſt er in tauſend Aengſten und ſeine Furcht iſt unbeſchreiblich. Er bittet, er liebkoſet, ſagt in einer Reihe die ſchmeichelhafteſten, und ſüſſeſten Beiwörter her, macht komiſche Stellungen, Verzuckungen, als ob er nicht reden könnte, oder ſchreit gewaltig und verſpricht, es in ſeinem ganzen, ganzen Leben nicht mehr zu thun. Es iſt auch nichts mit ihm auszurichten, denn unmittelbar nach der Strafe gehn ſeine Tauſendkünſte wieder aufs neue an; und man kann, denk ich, nichts beſſres thun, als ihn von andern entfernen, um ihn näher und allein vor ſich zu haben.

Tücke und Bosheit iſt bei ihm nicht. Er neckt zwar ſeine Mitſchüler, aber nie auf eine bittre und kränkende Art, und zuweilen hat er wirklich etwas Gutthätiges in ſeinen Betragen gegen andre. Ich glaube, wenn er beſſre Erziehung, frühere und mehr Gelegenheit zum lernen und mehr Aufſicht gehabt hätte, ſo hätt' er ſich auf irgend eine Weiſe als Genie ausgezeichnet, da er nun ein Wildfang, ein unruhiger Kopf werden wird, ohne etwas Nützliches in der Welt zu leiſten. Es fehlt ihm nicht ganz an Anlage; aber ſie hat keine Richtung, kein

Ziel. Das, was er weiß, kann er unmöglich bei ſich behalten; er muß es ſagen und wiſſen laſſen, und ſollt es auch noch ſo ſehr verboten und zur unrechten Zeit geſagt ſeyn — Eigentliche Luſt zur Arbeit und eigentlichen Fleiß kennt er nicht. Ordnung und Genauigkeit ſind ihm ſehr unbedeutende Sachen. Erinnerungen ſind völlig unwirkſam auf ſeine Seele, und machen auch nicht auf einen Augenblick einigen Eindruck auf ihn. Daß er ein unrechtes Buch, oder gar keins hat, das iſt für ihn ſo etwas unerhebliches, daß man es ihm anſehn kann, wie er ſich wundert, ſich darnach erkundigen zu können. Sein Gang iſt mehr ein Springen und Hüpfen, als ein Gehen, und auch dann arbeitet ſein ganzer Körper, wo die Füſſe nur in Bewegung ſeyn ſollten. Wenn es noch Hofnarren oder noch Harlekine auf den Bühnen gäbe: ſo möchte er durch ſo einen Poſten ſein Glück machen können; da aber das nicht iſt: ſo wird er ſich damit begnügen müſſen, in einem kleinern Zirkel für andre ein Luſtigmacher zu ſeyn. Wahrlich eine elende Beſchäftigung! —

Seidel.

Zur Seelenheilkunde.

I.

(Der folgende Brief enthält, ohngeachtet des Schwärmeriſchen und Einfältigen im Ausdruck, ſehr vernünftige Gedanken, und iſt um ſo merkwürdiger, weil er von einen Unſtudirten zu kommen ſcheint, der bloß nach ſeinem richtigen Gefühl, ohne vorgefaßte Meinungen, urtheilt.)

Güſtrow im Mecklenb. 178; Nov. den 9'ten.

Sagen möchte ich Ihnen gern mehres, als ich durch Briefe zu Ihnen tragen laſſen kann. Sie zu beſuchen, wollen meine Umſtände nicht zulaſſen, alſo überſende ich Ihnen dieſen Brief.

October den 27ſten kam mir unvermuthet das erſte Stück des erſten Bandes von dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde zu Händen, was darinnen von der Seelenkrankheitskunde und von der Seelenheilkunde geſagt wird, iſt mir vorzüglich wichtig, weil ich ſelbſt ſeit kurzer Zeit, von einer neunjährigen Seelenkrankheit, durch meines gütigen Schöpfers und Echalters Beyſtand, (bis auf kleine Anfälle) geſund geworden bin.

Der ein, die Seelenkrankheit der Menſchen, heilender Arzt ſeyn will, (ich meine, Einer, der die unſaubern mit Fäuſten ſchlagende Satans-Engel, aus Seelenkranken Menſchen heraustreiben will,) muß nothwendig die Seelenkrankheit erſt ſelbſt überſtanden haben, das heißt — Er muß mit ſeinem gütigen Schöpfer und Erhalter, und mit ſich ſelbſt im feſten Frieden ſtehn, er muß daneben vielfältige Menſchenkenntniß haben, und ein ſcharfſichtiger Beobachter der Menſchen ſeyn.

Seelenkranke Menſchen, bei denen entweder übertriebne Liebebegierde oder übertriebne Ehrbegierde (eine Begierde, für der andern ſtarke Macht hat,) die müſſen entweder von der Liebebegierde zur Ehrbegierde, oder umgekehrt, durch Kunſt des Arztes übergelocket werden.

Bei denen alſo, wo Liebebegierde und Ehrbegierde ohngefähr mit gleicher Macht herrſchen, denen muß der Arzt ſcherzhafte Erzählungen und luſtige Begebenheiten, die Seelen in Bewegung bringen, und durch wohlthätige Erzählungen und lobenswürdige Begebenheiten, die Seelen erweichen, (er muß die Gedanken bei ihnen vervielfältigen,) ſie zum Umgange mit allerley Menſchen wieder gewöhnen, und ſie zu beſtändigen Geſchäften anweiſen, er muß ſie überführen, daß auf der Welt nichts iſt, das eine übertriebne Liebe werth ſey, daß übertriebene Ehrbegierde Unſinn, und Laufen zum Nachruhm — Raſerey ſey, er muß ſie oft an die kurze Dauer des zeitlichen Lebens erinnern.

Alle Seelenkranke Menſchen hegen unzufriedne Gedanken gegen ihren gütigen Schöpfer und Erhalter,

halter, und gegen ſich ſelbſt. Als überflüſſig will ich nur erinnern, daß der Arzt, auch nicht mal den Schein des Arztes von ſich blicken laſſen darf. Ich wünſche von ganzer Seele — und hoffe, daß viele Menſchenkenner die Kunſt — Seelenkranke Menſchen zu heilen, gründlich zu erforſchen ſuchen, und der Welt bekannt machen werden.

J. H. B.

II.

Einer meiner Freunde hat einen Sohn, den, bei dem beſten Herzen, ein unſeeliger Hang zum Theater beinahe um die ganze Glückſeeligkeit ſeines Lebens gebracht hätte.

Schon im 19ten Jahr hatte er nach einem zu ſehr angeſtrengten Fleiß in der Geſchichte einen Anfall von Hypochondrie gehabt, der einige Monathe dauerte, und worauf eine übertriebene Heiterkeit des Gemüths folgte, die ihn eine Zeitlang zu allen ernſthaften Beſchäftigungen unfähig machte.

Er fing nun an, Komödien zu leſen, und gewann dieſe Lektüre bald ſo lieb, daß ſeine ganze Seele von Ideen aus der theatraliſchen Welt angefüllt wurde. Nun fügte es ſich, daß eine herumwandernde Schauſpielergeſellſchaft gerade zu der Zeit in ſeine Vaterſtadt kam, wo er nun das; womit ſein Geiſt ſich ſchon immer bei Tage beſchäftiget, und wovon er des Nachts geträumt hatte, vor ſeinen Augen wirklich dargeſtellt ſahe. —

Jetzt war er ſeiner nicht mehr mächtig. Die wirkliche Welt war vor ihm verſchwunden, und er lebte und webte bloß in der Theaterwelt.

Sobald er auf ſeiner Stube allein war, deklamirte er ſich die Rollen wieder vor, welche den meiſten Eindruck auf ihn gemacht hatten, und ſchonte dabei ſeine Stimme und ſeine Hände nicht.

Sein Vater traf ihn einmal in einer dieſer Attitüden an, und beſtrafte ihn durch einem Blick, welcher unſern Roſcius, der ihn anfänglich nicht bemerkt hatte, in die größte Verwirrung und Beſchämung verſetzte. — Sein Vater lächelte, und ließ es gut ſeyn. — Hätte er damals die ſehr ernſthaften Folgen dieſes Uebungsſpiels bei ſeinem Sohne vorausſehen können; er würde wahrſcheinlich nicht gelächelt haben.

Der Sohn meines Freundes, den wir D*** nennen wollen, bezog nun die Univerſität mit dem beſten Vorſatze, fleißig zu ſeyn, aber mit der ſchlechteſten Anlage, dieſen Vorſatz auszuführen, der gar nicht recht mit dem Ideal übereinſtimmen wollte, was ſich ſeine Phantaſie von ſeinem künftigen Leben entworfen hatte.

Uebrigens kam ihm das zu ſtatten, daß er Theologie ſtudieren ſollte. — Denn nun fing er bald an zu predigen, und konnte doch auf die Weiſe ſeinen unwiderſtehlichen Hang zum theatraliſchen Deklamiren in etwas befriedigen.

Ein Grund, der mehr junge Leute zum Studium der Theologie antreibt, als man glauben ſollte. — Die Neigungen der Jünglinge werden immer mehr durch die Zeichen der Sache, als durch die Sache ſelbſt gelenkt. Der zierliche Huſarenpelz, und der weiße Kragen machen mehr Proſelyten, als der Degen und die Bibel.

D * * * hatte ſeine Univerſitätsjahre vollendet, und ſollte ſich nun in ſeiner Vaterſtadt zu irgend einem geiſtlichen Amte tüchtig zu machen ſuchen. Unglücklicher Weiſe mußte daſelbſt gerade zu gleicher Zeit mit ihm wieder eine Schauſpielergeſellſchaft eintreffen. — In mehrern Jahren hatte er nicht Gelegenheit gehabt, ein Schauſpiel zu beſuchen. — Auf einmal erwachten nun die lange erſtickten Vorſtellungen und Träume wieder. Die Theaterwelt ſtand aufs neue in ihrem höchſten Glanze vor ſeiner Seele da.

Alles übrige wurde ihm verhaßt, die Freuden aus der wirklichen Welt wurden ihm ſchaal und abgeſchmackt. Er ſahe keine Ausſicht, ſeinen Wunſch zu erfüllen, ohne ſeinen Vater zu kränken und zu hintergehen. Auch lag bei ihm ſelbſt die zu ſchwache Vernunft, mit der ſtärkern Phantaſie, in immerwährendem Kampfe.

Während daß er es verſäumte, ſich auf der ihm vorgeſchriebenen Laufbahn des Lebens weiter zu bringen, hatte er doch auch noch nicht den Muth für ſich ſelbſt eine andre anzutreten, die für ihn unendlich viel mehrere Reize hatte.

Verſchiedene ſeiner Freunde, die mit ihm im gleichen Alter waren, und gleiche Ausſichten hatten, machten in kurzem ihr Glück. Dieß ſchmerzte ihn, ohne daß er ſich ein ähnliches Glück gewünſcht haben würde. Und doch machte er auch keine Anſtalt dazu, auf ſeine eigne Weiſe glücklich zu ſeyn.

Weil er nun kein Ziel hatte, worauf die einzelnen kleinen Handlungen ſeines Lebens, im Ganzen genommen, abzwecken konnten, ſo ging es ihm, wie einem Wanderer, der einen Scheideweg vor ſich ſieht, wo er nicht weiß, welchen er wählen ſoll, und ehe er, weil er ſchon müde iſt, einen Schritt vergeblich thun will, lieber ganz ſtill ſteht, bis er erſt mit Gewißheit erfahren kann, wohin er ſeinen Fuß lenken ſoll. — Er wurde gänzlich unthätig, mißmüthig, traurig, ſchloß ſich Tage lang auf ſeiner Stube ein, ſcheute ſich, Menſchen zu ſehen, mochte keine Hand bewegen — die entſchließende Kraft ſeiner Seele war gelähmt.

Innigſt betrübt über dieſen Zuſtand drang ſein Vater einmal auf das heftigſte in ihn, und brachte das lange verhaltne Geſtändniß von ihm heraus, er habe eine unüberwindliche Neigung aufs Theater zu gehen, und dieſe mache ihn unglücklich. — —

In dem Zuſtande reiſte er zu mir, um ſich einige Monathe bei mir aufzuhalten. — Ich war erſtaunt, als ich ihn ſahe, über die Niedergeſchlagenheit ſeines Gemüths, und die Unentſchloſſenheit ſeiner Seele. Manche Stunden war kaum ein Wort aus ihm zu bringen.

Wir bezogen zuſammen einen Garten, aus welchen wir nicht weit aufs freie Feld hatten. Kein Morgen wurde verſäumt, wo wir nicht ſpatzieren gingen, und kein Abend, wo er nicht die Komödie beſuchte.

Er fand allmälig wieder Geſchmack an den Schönheiten der Natur, und ſo wie wir aus der heitern freien Luft zurückkehrten, hatte ſich auch ſeine Seele wieder etwas ermannet, und es war wieder einige Elaſticität und Feſtigkeit in ſeinen Entſchließungen, ſie mochte nun die theatraliſche oder gelehrte Laufbahn zum Augenmerk haben. — Da erwachten auch oft die Regungen der kindlichen Liebe in ihrer ganzen Stärke wieder, und er vergoß oft Thränen der Wehmuth über die Kränkung, welche er ſeinen Eltern verurſachte.

Ich that dabei nichts weniger, als daß ich ihn von dem Entſchluß, ſich dem Theater zu widmen, oder von dem täglichen Beſuch der Komödie hätte abrathen ſollen.

Oft war er am Morgen, wenn wir aus der großen, und wahren Natur zurückkehrten, feſt entſchloſſen, ſeine alte Phantaſie ganz fahren zu laſſen, ſich einem thätigen und gemeinnützigen Leben zu widmen, und ſeinen Eltern ihren Kummer, den ſie ſeinetwegen erlitten hatten, auf die Weiſe wieder zu vergüten — — und am Abend, wenn er aus der Komödie, aus der ſo oft läppiſch überſpannten, oder winzig entſtellten Natur auf dem Theater, und beſonders etwa aus einem Stück, wie die Räuber, zurückkehrte, ſo war alles wieder verſchwunden, die innere Unruhe, die Unentſchloſſenheit in ſeiner Seele war wieder da, ſein edleres Selbſt war aufs neue verdrängt.

Es kam nun darauf an, was bei ihm den Sieg behalten würde. — Denn irgend ein Entſchluß mußte doch einmal gefaßt werden.

Auch durften beide Gewichte nicht zu leicht gegeneinander ſeyn, wenn das Uebergewicht ſich bleibend auf irgend eine Seite lenken ſollte. —

Sein Vergnügen an dem reinen und edlen Genuß der Natur nahm täglich zu — und ſeine Seele wurde nun ruhiger, da er von ſeinem Vater die Erlaubniß erhielt, aufs Theater zu gehn, wenn ſeine Neigung dazu ſchlechterdings unüberwindlich wäre.

Es hing alſo nun völlig von ihm ab, ſeinem ſehnlichen Wunſch vollkommen ein Gnüge zu leiſten. — Er ſchrieb wegen ſeines Engagements an die Direktion einer Schauſpielergeſellſchaft, und während daß er die Antwort auf dieſen Brief erwartete, wurden die Spaziergänge des Morgens und der Komödienbeſuch des Abends immer fortgeſezt.

Die Beruhigung, welche durch ſeine jeßige Lage in ſeiner Seele entſtand, ſchloß ſein Herz immer beſſern Gefühlen auf; und da ihn nichts mehr abhielt, ſein Wünſche zu erfüllen, ſo fing er allmälig an, nicht mehr hin und hergezogen zu **werden**, ſondern ſelbſt die erneuerte Elaſticität ſeiner thätigen Kraft zuweilen zu verſuchen.

Allein ich traute dieſem betrüglichen Anſchein nicht, ſondern ſuchte nun aus allen Kräften ſeinem Entſchluß zum Theater das Uebergewicht zu geben, um am Ende entweder einen vollkommnen oder gar keinen Sieg zu erhalten, da er überdem in keinen ſchlimmern Zuſtand, als dieſen einer ewigen Unentſchloſſenheit gerathen konnte.

Die Antwort der Schauſpieldirektion kam an, mit dem Anerbieten eines ſehr vortheilhaften Engagements, welches aber binnen vierzehn Tagen ſollte angetreten werden.

D * * * war zwar vergnügt hierüber, aber ſeine Freude war lange nicht ſo ausgelaſſen, wie ich erwartet hatte, da dieſer Brief doch nun alle ſeine Wünſche krönte.

Auf unſern Spaziergängen, die bis zum Tage ſeiner Abreiſe fortgeſezt wurden, unterhielten wir uns nun beſtändig von ſeiner künftigen Lebensart, und der Laufbahn, die er nun antreten ſollte; und ich merkte beſtändig, daß er immer aufmerkſamer und nachdenkender wurde, jemehr ich ihm die angenehme Seite davon zu ſchildern ſuchte. — Seine Denkkraft war wieder thätig geworden — er überlegte, er verglich —.

Wir ſprachen dabei von ſeinen Eltern — ich ſtellte ihm vor, wie gut es ſey, daß er doch auch nun die Erlaubniß ſeines Vaters zu dieſen Schritte habe — auch daß machte ihn nachdenkend — die reinen, die edlen Empfindungen der kindlichen Liebe waren kräftiger in ſeine Seele erwacht — er entſchloß ſich, die ſanften Charaktere, wozu ich ihm gerathen hatte, künftig zu ſeinen Lieblingsrollen zu machen, ſtatt daß er ſonſt immer für das fürchterlich Tragiſche und Schreckliche geſtimmt war.

Er fing an, auf das Solide, auf der Unterhalt, auf das Fortkommen im Alter bei ſeinem künftigen Stande zu denken.

Er kam mit Abſcheu und Widerwillen zurück, da er eines Abends die Räuber hatte aufführen ſehn, und fand mehr Geſchmack an den rührenden und ſanften Stücken, und allem was der Natur näher kam, aus derer Betrachtung ſeine Seele am Morgen des Tages neue Kraft und Nahrung geſogen hatte.

Der Tag ſeiner Abreiſe kam heran. Während dieſen Spaziergängen am lezten Morgen war er erſt ſtill und nachdenkend, dann leuchtete auf einmal eine ungewöhnliche Heiterkeit aus ſeinem Geſicht hervor; mit dem Ausdruck der innigſten Freude fiel er mir um den Hals und ſagte: Ich gehe nicht aufs Theater, ich reiſe zu meinen Eltern. — Ich traute noch nicht, ſondern ſuchte ihn durch die ſtärkſten Gegengründe wieder zu ſeinem erſten Entſchluß zurückzubringen. Allein er reiſte denſelben Tag noch zu ſeinen Eltern ab, die ihren Sohn, der nun gänzlich von ſeiner Phantaſie geheilt war, mit ofnen Armen empfingen.

M.

III.

Einfluß der Dogmatik auf die Ruhe und Heiterkeit der Seele.

Reflexionen eines ehemaligen Hypochondriſten.

Die meiſten Hypochondriſten wird man, wo ich nicht ſehr irre, unter den Gottesgelehrten antreffen. Die ſchwere und ernſthafte Natur ihrer Beſchäftigungen, ich will noch, mit Erlaubniß, hinzuſetzen, die Ungewißheit mancher Theile ihrer Wiſſenſchaft, die überhaupt ſehr oft mehr wiſſen will und ſoll, als dem Menſchen überhaupt gegeben iſt; — daß vielen ihre Sätze eine ungleich höhere Wichtigkeit, als den Sätzen anderer Wiſſenſchaften, entweder mit Recht, oder aus wirklicher Uebertreibung, beigelegt wird, die Gefahr, innerliche oder doch größtentheils äuſſerliche von den innungsmäßigen Vorſtellungen abzuweichen, oder die Geiſſel der Ketzermacherei; endlich, das manche Vergnügungen oder wenigſtens Zerſtreuungen, die andere Stände aufheitern, für ſie entweder geradezu ſündlich, oder doch nicht ſchicklich ſeyn müſſen; dies alles trägt zur Erweckung oder Vermehrung der Hypochondrie bei, die auch in der That an vieler Schwärmerei und Sonderlichkeit ſchuld iſt, welche man ihnen, mit Grund oder Ungrund, zur Laſt zu legen Gelegenheit hat. Die leichtſinnigen, gefühlloſen, oder dummen Köpfe fahren hiebei am beſten.

Sie kommen entweder niemals an ſolche Scheidewege, wo die Gleiſe durch den Regen, oder übergewachſene Gras unkenntlich werden; oder bekümmern ſich doch nicht um die Erforſchung des rechten Weges, und tappen wohlgemuth und mit rothen fetten Backen hinter dem groſſen Haufen ihrer Partei her.

Die arbeitſamen, denkenden, unterſuchenden, gegen Wahrheit und menſchliche Glückſeligkeit gefühlvollen Geiſter kommen aber hier oft ins Gedränge. Es iſt bekannt, je mehr Einſichten, je mehr Schüchternheit. Wer die Welt lange kennen gelernt hat, wird je mehr und mehr, und im Alter am meiſten, wo die Erfahrungen die höchſte Stufe erreicht haben, mistrauiſch.

Die gröſten Gelehrten nähern ſich endlich dem Pyrrhonismus. Wenn nun in ſolchen Fällen die Gutherzigkeit und Furchtſamkeit des Hypochondriſten dazu kommt, ſo giebt es öftere innerliche Kämpfe.

pfe. Man will auf der einen Seite an keiner einzigen Seele Verwirrung gern ſchuld ſeyn, auf der andern aber auch nicht ein Schärflein ſeines erhaltnen Pfundes vergraben, und auf der dritten ſtellet man ſich durch die alles vergröſſernde Einbildungskraft und Furchtſamkeit, die allenfalls aus Abweichungen entſpringen — die äuſſerlichen Ubel viel gröſſer vor, als ſie ſind. Dies muß dieſe Schwachheiten des Körpers erregen und unterhalten.

Wir haben ſeit zwanzig Jahren unglaublich viel Hypochondriſten, vorzüglich unter den jungen Gottesgelehrten erhalten. Sollte nicht die, ſeitdem einreiſſende, aut ſi mavis, aufkeimende Heterodoxie vorzuglich daran ſchuld ſeyn? Der Lehrer ſchwur ſonſt ernſtlich auf ſeine ſymboliſchen Bücher. Man durfte durchaus nicht anders ſprechen, ohne zu verhungern Wer thut das gern, wer einen Magen hat?

Hierüber vergaß man um ſo leichter das Denken, und hielt alſo mit Bequemlichkeit ſeinen Schwur. — Der Student ſchwur auf ſeinem Lehrer, und wann er, mit der Ladung von einer hinlänglichen Partie Weisheit und ſauber geſchriebenen Kollegienheften, nach Hauſe kam, ſo wuſte er, was er predigen, wie er dem Patron, dem Konſiſtorium gefallen ſollte. Aber das iſt denn jetzt ſo ganz anders, — und iſt wahrlich zu unzähliger Hypochondrie Anlas; wenn mans nicht ſo machen will, als jener Kandidat, der nun freilich auch mehrere ſeines gleichen unter großen und kleinen haben mag.

Er wurde von einem Superior gefragt, halten Sie Chriſtum für den Sohn Gottes, oder nicht? Mit der gefälligſten Verbindung und Dienſtfertigkeit erwiederte er: wie Ew. — — — befehlen. —

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Eine wahnwitzige Paſſionspredigt. (Gehalten vom Herrn Präpoſitus Picht zu Gingſt in Schwediſch Pommern, Freitags den 5ten März 1784.) 1.
2. Beſchluß des Aufſatzes: Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***. 9.
3. Ein Korbmacher, der oftmals, gleichſam in einer Betäubung, ausnehmend erwecklich geprediget, vom Herrn J. A. T. L. Varnhagen, Paſtor zu Wetterburg, bey der Fürſtl. Waldeckſchen Reſidenz Arolſen. 41.
4. Eine Unglücksweiſſagung, vom Herrn Ulrici. 47.
5. Die Nichtigkeit des Ahndungsvermögens, oder ſonderbare Wirkungen eines melancholiſchen Temperaments, vom Herrn F. G. 56.

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht, vom Herrn C. F. Pockels. Fortſetzung (S. das vorhergehende Stück) 75.
2. Ein Dichter im Schlaf. 88.
3. Pſychologiſche Bemerkungen über das Lachen, und insbeſondre, über eine Art des unwillkührlichen Lachens, vom Herrn C. F. Pockels. 89.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, vom Herrn Seidel. 107.

Zur Seelenheilkunde.

1. Ein Brief die Seelenheilkunde betreffend. 115.
2. Ein unglücklicher Hang zum Theater. 117.
3. Einfluß der Dogmatik auf die Ruhe und Heiterkeit der Seele. Reflexionen eines ehemaligen Hypochondriſten. 125.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Dritten Bandes zweites Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Jakob Varmeier,

(ein Mörder nach einem apocryphiſchen Buche in der Bibel.)

Jakob Varmeier, aus Oſnabrück in Weſtphalen gebürtig, deſſen Vater gleichfalls Jakob genannt, Licentiatus Juris und Praktikus, wie auch Rath- und Gaugraf im Dienſte des Biſchofs daſelbſt war, widmete ſich den Wiſſenſchaften, und, nachdem er die Schule ſeines Geburtsorts verlaſſen, der Rechtsgelahrtheit anfänglich zu Helmſtädt zwei Jahre, hernach aber von Anno 1614 zu Roſtock, übte ſich hiernächſt im Diſputiren, las Kollegia und war, wegen ſeines Fleiſſes, guten Sitten, ehrbaren und frommen Wandels, bei Hohen und Niedrigen, beſonders auch in Roſtock, beliebt.

Die praktiſche Rechtsgelehrſamkeit deſto näher kennen zu lernen und demnächſt in Ausübung zu bringen, bewarb er ſich um die Sekretairſtelle bei dem der Zeit zu Sternberg befindlichen Hof- und Landgericht. Ihm ward ſolche im September 1626 übertragen; jedoch, obgleich ſeine Vorgeſetzten ſehr wohl mit ihm zufrieden waren, reſignirte er einige Zeit hernach, ging wieder nach Roſtock, befaſte ſich mit der Advokatur und ward, etwa im Jahr 1630, in die Zahl der Kandidaten zur Doktorwürde auf ſein Anſuchen aufgenommen.

Inzwiſchen hatte er ſich — das Jahr iſt aus den Akten nicht zu erſehen — verehliget, und wohnte nebſt ſeiner Schwiegermutter zu Roſtock in einem ihr eigenthümlichen Hauſe am Markte.

Sein Gemüthscharakter — dieſer hat in die Folge der Geſchichte einen zu wichtigen Einfluß, als daß er unberührt bleiben könnte. Schon in den kindlichen Jahren war er von ſeinen Brüdern durch ſein blödes und melancholiſches Temperament ſehr abſtechend, daher er auch alle rauſchende Spiele der Jugend vermied.

Beunruhigende Gedanken machten ſeine Nächte ſchlaflos. Während des Auffenthalts bei ſeinem

Oheim, der Sekretär in Lübeck war, etwa im Jahr 1622 nahm ſeine Schwermuth ſo ſehr überhand, daß er ſogar bei einer Promenade auf dem Walle, wäre er nicht daran verhindert, ſich davon geſtürzet, oder ſonſt etwas gefährliches vorgenommen hätte, welches veranlaßte, daß jener mit ihm nach Oſnabrück zu ſeinen Eltern reiſete, woſelbſt ſeine Krankheit noch eine ziemliche Zeit angehalten, welche ihn denn auch faſt zu allen Dingen verdroſſen und oft untüchtig machte.

Denn kaum hatte er im Jahr 1624 zu Neuenkloſter die Hofmeiſterſtelle bei zwei adelichen Knaben von Powiſch angenommen, als er ſie ſchon wieder nach drei Wochen verließ; während ſeiner Hofgerichtsbedienung überfiel ihn abermal der Paroxismus und veranlaſſete ſein Dimiſſionsgeſuch: ſelbſt der Vorſatz, wegen ſeiner Promotion ward durch melancholiſche Rezidive von Zeit zu Zeit verzögert; von ſchwermüthigen Gedanken gequälet, verzweifelte er zuweilen an ſeiner Seeligkeit, war darin einem Kinde gleich, bildete ſich ein, er könne nicht ſprechen, oder etwas zu Papier bringen, weßfalls, wäre er nicht in ſolchen Anfällen von ſeinem Beichtvater und guten Freunden getröſtet, die Verzweifſung ihn leicht ganz dahin geriſſen haben möchte.

In dieſer traurigen Situation befand er ſich ſehr oft, beſonders in den letzten Jahren, vielleicht auch in dem ſchrecklichſten Zeitpunkte ſeines Lebens, welchem ich mich jetzo nähere.

Schon oben iſt bemerket, daß er bei ſeiner Schwiegermutter ſeine Wohnung gehabt. Dieſes bequeme und am Markte in Roſtock belegene Haus war für den daſigen Kommendanten, den Kaiſerl. Obriſten **Heinrich Ludwig von Hazfeld** zum Quartier auserſehen, daher er und ſeine Schwiegermutter auf Verlangen des Magiſtrats ſolches räumen mußten. Hiedurch, vielleicht auch durch ſeine Wiſſenſchaften, wovon der Obriſte ein Liebhaber war, erhielt er Gelegenheit, deſſen Bekanntſchaft und Zutrauen ſich zu erwerben, ſo daß er die Erlaubniß hatte, unangemeldet zu ihm kommen zu dürfen. Unglückliche Erlaubniß!

Im Jahr 1631 den 20ſten Januar Donnerſtags in der Nacht erwachte Jakob Varmeier um 12 Uhr mit den Gedanken, wegen des betrübten Kriegsweſens und daß Gott den Obriſten von Hazfeld durch einen ſchleunigen Tod von dieſer Welt abfodern wollte, wobei ein grauſamer Antrieb, welchen er, auch unter der Marter, für eine göttliche Eingebung, vel ſingularem Inſpirationem divinam hielt, daß jene That durch ihn geſchehen ſollte, ſich ſeiner ganzen Seele bemächtigte.

Gebet, Seufzen und Thränen, ſowohl in dieſer Nacht, als nachher, ſolcher Gedanken und deren Ausführung überhoben zu ſeyn, konnten den öfteren Antrieb dazu nicht hemmen, vielmehr verſpürte

ſpürte er Tages darauf, den 21ſten d. M., als er ſich vorgenommen, ſeinen Beichtvater hierüber zu Rathe ziehen, eine neue ſogenannte Inſtruktion, daß es niemand vor vollbrachter That wiſſen und er ſolche verrichten müßte.

Um 1 Uhr bemerkten Tages verfügte er ſich zu dem Obriſten von Hazfeld in der alleinigen Abſicht, Schuzbriefe für einige Perſonen zu bewirken. Verweilte in dem Vorgemache bei dem Zimmer deſſelben, und mit dem Gedanken oder Antriebe, daß die That durch ihn und mit keinem andern Inſtrument, als einem Beile, geſchehen müßte, beſchäftiget, erblickte er im Gebet und Weggehen drei neue Beile vor dem Fenſter, nahm das größte davon zu ſich, jedoch mit dem Vorſaze, wenn Gott ihn von dieſem Gedanken befreiet hätte, ſolches wieder dahin zu bringen.

Bei ſeiner Rückkunft erneuerte ſich derſelbe dahin, wie es von Gott beſchloſſen wäre, daß er die Exekution an dem Obriſten verrichten und den Stiel zum Beile auf ſeinem Hausboden finden würde; er fand ſolchen würklich daſelbſt völlig geſchickt dazu und beveſtigte ihn in dem Beile mit wiederholten Flehen zu Gott, es nicht dahin kommen zu laſſen.

Selbſt der Anblick der Bibel auf ſeinem Zimmer vermehrte den Enthuſiasmus; er las die Mordgeſchichte Holofernes zu dreiermalen und exzerpirte einige Stellen aus dem Buche Judith Cap. 8, 28. Cap. 9. 2-15. Cap. 10, 9. Cap. 13, 6.

und Cap. 16, 16-21. mit Veränderung etlicher Worte, als ſtatt Jeruſalem, Roſtock; ſtatt Holofernes, Obriſter; und ſtatt ihr, mich; wobei er ſich zwar den Zweifel machte, daß Holofernes ein Tyrann, der Obriſte Hazfeld aber ein chriſtlich frommer Herr, und ihr Beſchützer wäre, jedoch durch einen geheimen Trieb abermal die Antwort erhielte: „es wäre gleichviel, Holofernes oder Hazfeld, er ſollte nur die That, wie die Judith, ohne Wiſſen des Predigers noch eines andern Menſchen, verrichten und nicht dafür halten, daß es ſein, oder eines Menſchen, ſondern Gottes Weg wäre.“

Mit Beten und Faſten, um damit verſchont zu bleiben, brachte er dieſen und den folgenden Tag zu, allein auch in der Nacht darauf und am Sonnabend frühe — war der 22ſte Januar — erneuerte ſich der Antrieb, daß es nemlich noch an dieſem Tage geſchehen müſte, weil es nicht ſein, ſondern ein allgemeines Stadt- und Landwerk wäre. Er entwarf demnach folgende Gebetsformel:

> „Es wird begehret, ein chriſtliches Gebet zu
> „thun für eine hochwichtige Sache, die Gottes
> „Ehre und dieſes ganzen Landes Wohlfahrt
> „betrifft, welches im Namen der heiligen
> „Dreifaltigkeit forderlichſt zu traktiren
> „obhanden iſt. Der Allerhöchſte wolle dieſelbe
> „zu ſeines heiligen Namens Ehre, Wiedererlangung
> „des lieben Friedens und der
> „bedrängten Chriſtenheit Aushelfung mäch-

„tiglich dirigiren und ausſchlagen laſſen, um
„des himmliſchen Friede-Fürſten Jeſu Chriſti
„willen. Amen.“

und ließ ſelbige dem Prediger Deutſch bei der Heiligengeiſtkirche mit dem Erſuchen, ſolche von der Kanzel abzuleſen, einhändigen, welcher es aber wohlbedächtlich unterließ.

Nun rückte die ſcheußliche Stunde heran, in welcher Schwärmerei und Wahnſinn einen Mann, der ſtets ein Freund der Religion, von frommen und ſtillen Wandel, der nie ein Thier, geſchweige denn Menſchen zu beleidigen fähig geweſen, zu einer mehr als barbariſchen That muthig und vermögend machten. Am bemerkten Sonnabend, den 22ſten Januar, frühe um ſieben Uhr ging Jakob Barmeier zu dem Obriſten von Hazfeld in der Abſicht, um vorberührte Päſſe, oder Schuzbriefe abermal zu ſollizitiren. Des Beils ſich erinnernd ſteckte er ſolches, nebſt einem Stücke von einer Gardine, wiewohl erſchrocken und mit dem Gedanken, wenn Gott es nicht haben wollte, daß er das Beil wohl wider weg- oder ins Waſſer werfen könnte, unter dem linken Arm hinter den Gürtel.

Bei ſeiner Ankunft verweigerte der Page, ihn anzumelden, er bediente ſich alſo der vom Obriſten erhaltenen Freiheit, auch unangemeldet in ſein Zimmer kommen zu dürfen, und zeigte demſelben im Eintritte an, daß er wegen Päſſe für Wittwen und Studenten käme, auch ſonſten etwas geheimes vorzutragen

gen hätte, mit Bitte, den am Tiſche ſitzenden Sekretär abtreten zu laſſen.

Als ſolches geſchehen, fing er von den Päſſen an zu reden, grif auch, von dem vorigen Gedanken wiederum gereitzt, nach dem Beile, bedachte ſich jedoch wieder, zu Gott ſeufzend, daß die That unterbleiben möchte. Indem aber der Obriſt nach dem Fenſter ſahe, und der Antrieb bei ihm heftiger ward, ergrif er mit der rechten Hand jenes Mordgewehr, hieb demſelben zuerſt über den Kopf, ferner in den Hals, und da jener dadurch noch nicht völlig von dem Leibe getrennt war, ſchnitt er den übrigen Theil des Halſes völlig ab, wickelte den Kopf in das bei ſich geſteckte Stück der Gardine, ging damit, ohne von jemanden aufgehalten zu werden, über den Markt in das ſogenannte Röslerſche Haus, warf Kopf und Beil daſelbſt auf den Hausboden, verfügte ſich hiernächſt in den Keller deſſelben, und legte ſich allda in ein Bett, mit fleißigem Gebete und in der Meinung, der Krieg könnte dadurch aufgehoben werden.

Dieſes wäre nun der ganze Zuſammenhang einer ſo ſonderbaren, als ſchrecklichen Handlung, welche ich aus ſeinem eigenen, ganz freiwillig abgelegten und unter aller Marter unverändert wiederholten Bekenntniſſe möglichſt genau anzuführen, zweckmäßig geachtet habe, um die Moralität derſelben deſto zutreffender beurtheilen zu können.

Unmöglich konnte eine ſolche That, und eben ſo wenig der Thäter lange verborgen bleiben. Der Kaiſerliche Obriſtlieutenant Golz von der Kron veranlaßte noch an ſelbigem Tage ein akademiſches Patent, daß wer den Auffenthalt des Jakob Barmeiers wüſte, ſolchen anzeigen, allenfalls auch, wo möglich, ihn perſönlich liefern ſollte.

Die Kaiſerliche Beſatzung hatte inzwiſchen ſchon einige Gewaltthätigkeiten ausgeübet, jedoch der Thäter ward bald in ſeinem Zufluchtsorte, dem Röslerſchen Keller, entdeckt und damit auch alle Unruhe in der Stadt geſtillet. Bei ſeiner Arretirung hatte ſeine unbeſonnene Widerſetzlichkeit die Folge, daß er von der Wache übel behandelt und verwundet wurde, und er ward nach dem ſogenannten Zwinger vor dem Steinthore in Verhaft gebracht. Da er ſchon verſchiedentlich extra Protocollum befragt worden und das ganze Faktum offenherzig geſtanden hatte: ſo erfolgte das erſte förmliche Verhör am 24. Januar Abends um 6 Uhr.

Er erzählte hierauf abermal und ungezwungen das ganze Faktum und deſſen Veranlaſſung, ſo wie es ſchon oben aus dieſem Protokoll angeführt worden, mit dem Beifügen, daß er nach vollbrachter That, welche ihm zwar nicht lieb, jedoch von Gott befohlen wäre, in dieſem ſeinem Gefängniß eine ſolche Erquickung im Herzen empfunden, als wenn er ſchon im Himmel geweſen und groſſes Triumphiren und Jubiliren gehört hätte, er ſollte nur einige

Zeit

Zeit leiden und bald aus dem Elende hinweggeriſſen werden.

Alles dieß fand freilich bei ſeinen Richtern keinen Glauben, ſie vermutheten vielmehr, daß der Haß, wegen des von dem Obriſten Hazfeld bezogenen Hauſes, oder auch andere Leute ihn dazu verleitet hätten; aber von beiden verſicherte er das Gegentheil und beſonders, daß kein Menſch etwas davon gewußt habe. Zwei Papiere hatte man gefunden, erſtlich den obbemerkten Auszug aus dem Buche Judith, und ferner einen Geſang oder Gedicht auf des Königs von Schweden Ankunft in Deutſchland, von acht Strophen, deſſen Anfang: Nun kommt der betrübten Heiland ꝛc.

Auch hierüber befragt, geſtand er, den erſten geſchrieben zu haben, zum Verfaſſer des letztern aber gab er bei dieſem Verhör einen Fremden an. Hierauf ward er dem Peiniger übergeben, welcher ihm die ſpaniſchen Stiefeln anlegte und ſolche viermal, nach und nach ſtärker, anſchrob, jedoch auch dadurch kein anderes Geſtändniß, noch weniger aber Mitſchuldige von ihm erzwingen konnte.

Für dieſesmal erlaſſen, ward Tages darauf, den 25ſten Januar Nachmittags um drei Uhr das zweite Verhör in ſeinem Gefängniſſe gehalten.

Auf alle an ihn geſchehene Fragen antwortete er bloſſerdings wie zuvor, und daß dieſe That weder aus Haß, noch Antrieb einiges Menſchen geſcheſchehen; er wüſte gar wohl, daß es Sünde und wider Gottes Gebot wäre, jemanden am Leibe, Leben oder Gut zu beſchädigen, jedoch wäre dieſes ein extraordinarium, eine göttliche Eingebung und Befehl, deſſen Vollziehung er durch ſein öfteres Beten von ſich nicht abwenden können.

Selbſt die bei dieſem zweiten Verhör widerholte Tortur, da er mit der Schraube auf dem linken Bein zu zweienmalen und ſein Leib an unterſchiedenen Orten derſelben Seite, beſonders auch der groſſe Zehen des torquirten Fuſſes mit brennendem Schwefel gemartert wurde, konnte kein anders, ja nicht einmal das Geſtändniß, wie er dieſe That für Sünde hielte und ſie bereuete, von ihm erpreſſen, weil er ſolche noch ſtets für einen Antrieb und Werk Gottes achtete, dem er nicht widerſtehen können.

Nunmehro wurden auch des Inquiſiten Schwiegermutter, Anna Schönermarken, und ſeine Ehegattin, Sophia von Neſſen, von den dazu abgeordneten Räthen in ihrer Behauſung über einige, beſonders die Veranlaſſung dieſes Verbrechens betreffende Fragen vernommen, welche jedoch nichts weiter darauf zu antworten wuſten, als daß er in ſeinen vorherigen Anfällen und um dieſe Zeit groſſe Herzensangſt empfunden; daß er immer und noch an dem Morgen, wie die That geſchehen, mit gottſeligen Gedanken und Gebete

bete ſich beſchäftiget; daß er keineswegs, wegen Räumung des Hauſes, einigen Haß gegen den Obriſten geheget, ſondern vielmehr erſtere getröſtet.

Es waren ſchon am 30. Januar die vorbemerkten beiden Protokolle vom 24ſten und 25ſten d. M. das von ihm entworfene Kirchengebet und 22ſter Inquiſitions-Artikel dem Inquiſiten abſchriftlich zugeſtellt, um ſolche durchzuſehen, weil er am 1ſten Februar darüber jedoch nur gütlich und ohne Tortur vernommen worden. Die Räthe Meier und Wasmund, nebſt zweien Kaiſerlichen Hauptleuten und dem Prediger Zacharias Deutſch bei der Heiligengeiſtkirche, kamen am beſtimmten Tage zu ihm; er wiederholte, daß das in dem Protokoll erzählte Faktum völlig der Wahrheit gemäß wäre, beſonders aber, daß kein Menſch zuvor einige Wiſſenſchaft davon gehabt, und daß er weder aus Haß, Neid, böſem Vorſatze, wegen des Hauſes, oder um Ehre und Gewinnſt willen, noch in der Meinung, die Stadt dadurch von der Einquartierung zu befreien, jene That unternommen habe; er hätte auch vorhin nichts anders ſagen können, als daß es ex ſingulari inſpiratione divina geſchehen, zumal er ſich allezeit der Gottesfurcht befliſſen, fleißig gebetet und ſich Gott befohlen hätte, wäre alſo der Meinung geweſen, daß der Satan an ihm keine Macht haben könne.

Jedoch da er am vorigen Mittwoch ſeines Beichtvaters, Conſtantin Fiedlers, Paſtoren bei der St. Marienkirche und deſſen Kollegen Meinung darüber verlanget, auch von jenem belehret worden, daß es nicht aus Gottes Eingebung, ſondern des böſen Feindes Liſt und Antriebe geſchehen wäre, der auch, mit göttlicher Zulaſſung, die Allerheiligſten, wie den König David, verführen könnte, ſo hätte ihn Gott auf ſein Gebet endlich erleuchtet, daß er nunmehro die That für Sünde hielte, ſelbige erkenne, und herzlich bereue. Die Inquiſitional-Artikel bejahete, oder verneinete er übrigens, ſo ferne ſie ſeinem vorigen und jeßigem Geſtändniſſe gemäß oder zuwider, und bat ſich am Schluſſe einen Menſchen aus, dem er etwas zu ſeiner Vertheidigung in die Feder diktiren könnte, weil es ihm wegen ſeiner Schwachheit und der Wunden am Arm unmöglich wäre, aufzuſeßen.

Die bis zu obigem Verhör ſtandhafte Aeuſſerung des Inquiſiten, daß er lediglich aus göttlicher Eingebung und Antrieb die Mordthat begangen, muſte dem Wallenſteinſchen Miniſterio ſelbſt nicht ganz unerheblich geſchienen haben; wenigſtens ward durch ein Schreiben des Stadthalters vom 27ſten Januar das gemeinſame Erachten der theologiſchen Fakultät, des Superintendenten und der geſammten Prediger in Roſtock darüber verlangt. Dieſes erfolgte unterm 3ten Februar. Wäre es nicht zu weitläuftig, ſo möchte es vielleicht, wegen der darin angebrachten Gründe, ganz geleſen zu werden verdienen; aber die Geduld des Leſers nicht zu ermüden,

den, will ich nur folgendes daraus bemerklich machen: Es ſei nemlich keinesweges aus der heiligen Schrift zu erſehen, daß eine ſolche grauſame That aus göttlichem Antriebe herrühren könne, allenfalls müſte durch einen beſondern höhern Befehl, Genehmigung oder Wunder dem allgemeinen göttlichem Geſetze: Du ſollſt nicht tödten, derogiret werden. Der Beweis hievon mangele nun in gegenwärtigem Falle, es folge alſo, daß der Impulſus von einem andern Autore hergekommen, nemlich dem böſen Geiſte, der ein Mörder vom Anfange, und welcher an Inquiſiten, ſo das Zeugniß eines frommen und chriſtlichen Verhaltens hätte, dabei aber ſtets zur Melancholei — ein balneum diaboli — geneigt geweſen, mit göttlicher Zulaſſung ein bequemes Subjekt zur Ausführung dieſer That gefunden und ihn dazu getrieben hätte.

Der unglückliche **Varmeier** ſtarb ein paar Tage darauf an der grauſamen Folter, womit ihn zuletzt das militäriſche Gericht quälte.

Evers,
Geheimer Archivarius und Hofrath
zu Schwerin.

II.

Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem dreimonathlichen Wahnwitz.

Ein Jüngling von neunzehn Jahren, choleriſch-ſanguiniſchen Temperaments, deſſen Körper von Jugend auf ſtark und meiſt geſund, deſſen Gemüth heiter war, und dem es nicht an Geiſteskräften fehlte, bei welchen er durch anhaltenden Fleiß dasjenige hinreichend erſetzet hatte, was die Natur ihm an Geſchwindigkeit, ſich Begriffe zu eigen zu machen, verſagte; der ſich durch anſtändige Sitten überall beliebt gemacht, auch die Pflichten eines gehorſamen und wohlgearteten Sohnes gegen ſeinen Vater — ſeine Mutter hatte er ſchon im 7ten Jahr ſeines Alters verlohren — ſtets beobachtet hatte; wurde nach einem zu ſehr angeſtrengten Schulfleiß hauptſächlich einige Monathe durch, wegen zweier ihm bevorſtehenden öffentlichen Prüfungen, auf einmal, nach überſtandener mit Ruhm vollendeter Uebung mit einer Schwere im Kopfe befallen, empfand Beängſtigungen in der Bruſt, Trägheit in allen Gliedern, bekam einen vollen, langſamen, harten Puls, die Ausleerungen des Körpers wurden wenig und ſelten, der Appetit zum Eſſen geringer, der Nachtſchlaf abwechſelnd bald ſehr unruhig und kurz, bald ſehr tief und lang anhaltend.

Nachdem dieſe Zufälle auf das höchſte geſtiegen waren, ſo entſtand eine ſolche Trägheit und Schwäche des ganzen Körpers, daß eine ſtarke Traurigkeit und Tiefſinnigkeit des Gemüthes ſich einfand, wodurch alle innere Verrichtungen des Nachdenkens, Ueberlegens, Beurtheilens unordentlich wurden, auch faßte er ſogar einigemal den Entſchluß, durch Strick und Meſſer ſich dieſes traurigen Zuſtandes zu entledigen.

Die hiergegen angewandten Mittel des Arztes übergehe ich, unter der bloßen Anzeige, daß ihm, da er zu keiner Aderlaß die erſten acht Wochen zu bringen war, als er es endlich geſchehen ließ, nachhero wahrſcheinlicherweiſe zu viel Blut abgezapfet worden iſt.

Nach einem beinahe viermonathlichen Gebrauch erweichender und verdünnender Arzeneyen, verbunden mit einer Nelken- und Seydſchützerwaſſerkur, ließen die körperlichen Beſchwerden nach, und die Seelenkräfte wurden wieder ſtärker: aber, ſo wie während dieſer Krankheit, Tiefſinn und Niedergeſchlagenheit groß geweſen waren, entſtand alsdann in einem kurzen Zeitpunkt eine ſolche Abwechſelung hierin, daß eben eine ſo groſſe Lebhaftigkeit des Geiſtes, Zufriedenheit, Freude und Vergnügen über das gewöhnliche ihm ſonſt eigenthümliche Maaß an deren Stelle trat.

Man hielt dieſen Zuſtand anfänglich für natürlich; und um gewahr zu werden, ob er von

Dauer ſeyn würde, wurden die zeither gebrauchten ſchwächenden Mittel bei Seite geſetzt, ſo daß ſein weiteres Befinden ganz der Natur überlaſſen wurde, und man wollte erſt nach einiger Zeit ſtärkende Arzeneyen brauchen laſſen, wodurch eine beſſere Miſchung der flüßigen und mehrere Kraft der feſten Theile des Körpers zuwege gebracht werden ſollten.

In dieſer Zwiſchenzeit nahm er weiter die gewöhnliche Erlernung der Wiſſenſchaften vor, jedoch anfänglich mit Unterſchied der Anſtrengung, und mehr als bloſſer Zuhörer; kurz darauf aber mit ſo erneuertem und munterem Fleiß, daß er über ſeine eigene Arbeiten noch anderer ihre aus Freundſchaft vertrat, mit einer Leichtigkeit, die ihm ſonſt nicht von Natur eigen war.

Hiebei fand er vielen Geſchmack an Zerſtreuung und geſellſchaftlichem Vergnügen, ſo daß er an Geiſt und Körper zuſehends genaß.

Dieſer Zuſtand dauerte an vier bis fünf Wochen, wobei insbeſondere ſeine Seelenkräfte über den gewöhnlichſten Grad ſtark ausgedehnt und thätig blieben. Plötzlich fanden ſich kleine, wiewohl nicht auffallend zu bemerkende Verirrungen des Geiſtes ein; aber nicht lange hierauf wurden dieſelben ſo heftig, daß Zorn, ja ſogar Wuth und die größten verwirrten Uebereilungen erfolgten; doch in Tagesraum ließ dieſer unnatürliche Zuſtand wieder bis zum Schein der zurückgekehrten Vernunft nach, zwar abwechſelnd mit Zwiſchenzeiten, bis nach zwei Tagen in der Nacht ein wüthender Paroxismus bei ihm entſtand, wobei er, als derſelbe nachließ, ſehnlich zu ſeinem Vater und der Stiefmutter, die zwei Tagereiſen weit entfernt waren, verlangte, einige Gemüthsfreunde von Lehrern und ſonſtigem Umgang zu ſprechen wünſchte, und als man ihm dieß gewährte, wieder ganz beruhiget wurde. Und da das Verlangen nach Hauſe zu reiſen blieb, ſo wagte man es, unter Begleitung eines ſichern Mannes, ihn den Morgen darauf dahin abzuſchicken, wo er ganz unvermuthet den andern Abend glücklich eintraf.

Unterwegens hatte er in überſpannten Ausdrücken mit der angetroffenen Poſt an einige zurückgelaſſene Verwandte und Freunde dankbar geſchrieben, auch an dem einen Ort des Mittags, unter einem angenommenen fremden Namen und Charakter, ſich bei einem Einwohner zu Gaſte gebeten, war ſehr geſprächig allda, ſo wie auch ſonſt unterwegens, geweſen, und langte dann ſo wohlbehalten in ſeine Heimath an. Wie ſchon erwähnt, ſeinen Eltern war von dieſem Beſuch nichts bewußt, — ſie glaubten ihn den vorher verſchiedentlich erhaltenen Nachrichten nach wieder hergeſtellet — und als er Abends um ſieben Uhr im September-Monath in ihr Zimmer trat, mit einem haſtigen und lauten Tone „guten Abend, lieber Vater! ſagte, ich komme Sie zu beſuchen;“ verſetzte der über dieſe unvermuthete Ankunft betroffene Vater:

„Gott! wo kommſt Du her, lieber Sohn?“ antwortete er haſtig und mit verdrüßlichem Laut: „Sehen Sie mich etwa nicht gern, ſo reiſe ich gleich wieder fort;“ welches Bezeigen ſeinem ſonſtigen ganz entgegen ſtand.

Nach kurzer Selbſtſammlung und nachdem ich die Unrichtigkeit in ſeinem Gemüthe bemerkte, verſetzte ich den erhaltenen Schrecken verbergend: „nein, liebſter Sohn! Du biſt mir herzlich angenehm, nur biſt Du mir unvermuthet gekommen, und aus dieſer geäußerten Befremdung ſchließeſt Du unrichtig das Gegentheil vom Willkommenſeyn.“

„Ja, war die Erwiederung, das muß ich geſtehen, ich bin jetzt auſſerordentlich empfindlich, und wer nur im geringſten meine Ehre antaſten will, gegen den bin ich augenblicklich aufgebracht.“ Hierüber abbrechend erkundigte ich mich nach ſeinem und der verlaſſenen Verwandten Befinden, worauf er kurz antwortete, mittlerweile ſeine Stiefmutter wieder ins Zimmer kam, die ihn mit einer ihr gewöhnlichen ſanften und heiteren Miene empfing, zu der er ſagte, wo ſind Sie geweſen, o nur nicht zu viele Umſtände meinetwegen gemacht, das bringt mich gleich in Verlegenheit — und ſein Ton klang abermals verdrüßlich.

Ehe ich weiter fortfahre, werde ich ſo eben gewahr, der Geſchichtserzähler ſey verrathen, was ich beym Anfang des Aufſatzes juſt nicht wollte; indeſ indeſſen ſei es, dieſer einmal angeſponnene Faden mag ſo fortgezogen werden, und gewiß wird er ohne fremden Zuſatz abgeſponnen werden.

Man hatte an dem Ort, wo er herkam, die Unvorſichtigkeit begangen — vermuthlich aus verlegener Beängſtigung — meinen Sohn ſo plötzlich abzuſchicken, ohne mich von ſeinem wahren Zuſtande vorhero benachrichtiget zu haben, und ein kurzer mitgegebener Brief zeigte bloß an, nach ſeinem Verlangen und zu ſeiner völligen Erholung käme er zu uns, ſo wie ſein Begleiter, mit dem ich alleine ſprach, nur angab, widerſprechen ließe er ſich nicht gern.

Erſt zwei Tage darauf langte mit der Poſt die wahre Nachricht von ſeinem Zuſtand, des Arztes Krankheitsgeſchichte an. Indem ich kaum mit dem Begleiter zu ſprechen angefangen hatte, kam er ſogleich nach und frug mich franzöſiſch: „warum ich mit ſelbigem beſonders ſpräche? das wäre überflüßig und ihm unangenehm, er könne und würde mir alles ſelbſt ſagen und beantworten.“ Bei Ueberreichung des Schreibens wollte er ihn auch leſen, welches ich zuließ, und da er an die Worte kam: „daß ſeinem Verlangen gemäß er zur Zerſtreuung und völligen Erholung ſich einige Wochen bei uns aufhalten würde, ſo ſagte er: ja, lieber Vater, ſo iſt es.“ Wir ſetzten uns hierauf zum Abendbrod, wobei er ſehr geſprächig wurde, ſogleich die ihm noch vorgeſchriebene Diät von ſelbſt angab, und von den Zurückgelaſſenen mancherlei erzählte, zwar ordentlich, doch mit geſchwinderem und lauterem Ton, als ſein natürlicher war.

Zuletzt kam er auf das Thema ſeiner, wegen der bevorſtehenden Beziehung der Akademie, in Verſen auszuarbeitenden Schulabſchiedsrede, und zeigte mir in ſeinem Portefeuille einen kurzen bereits gemachten Anfang, der noch keiner Beurtheilung fähig war: hiebei aber las er ein bei Freunden auf dem Lande kürzlich verfertiges Gedicht vor, weshalb er vermeinte, Beifall bei der Frau vom Haus erhalten zu haben, ich aber fand deutliche Spuren des geſchwächten Kopfs darinnen.

Ueberhaupt leuchtete viele Selbſtzufriedenheit und Bewuſtſeyn ſeines Ichs bei der Unterredung herfür, und da ich äuſſerlich dem Gedichtchen beipflichtete, ſo heiterte ſich ſeine vorher etwas ſtarre Miene völlig auf, und er ward vergnügt.

Gegen die Mutter hatte er während meiner Abweſenheit Händel erzählet, die er in der verlaſſenen Schule mit Lehrern, ſo wie mit dem Arzt kurz vor ſeiner Abreiſe gehabt habe, doch ſie gebeten, mir davon nichts zu erwähnen: die gleiche Erzählung machte er den andern Nachmittag einem Vetter, doch mit demſelbigen Erſuchen von Verſchwiegenheit gegen mich.

In einem Zimmer legten wir uns zuſammen nieder, kaum war eine Stunde vorbei, ſo ſetzte er ſich hin, um zu ſchreiben. Ich frug ihn, was er denn jetzt machen wolle? — „er könne nicht ſchlafen und wolle zu der Abſchiedsrede Verſe machen,“ war die Erwiederung. Beiliegende Reime hat er zwei Nächte hintereinander, ohne weitere Feilung in einer Zeit von etwa ſechs bis ſieben Stunden aufgeſetzet; das aufgegebene Thema war: die Tugend iſt **der wahre und ſichere Weg zur Glückſeeligkeit.**

Zuweilen ſtand er vom Arbeiten auf, ſah ob wir ſchliefen, legte ſich ins Fenſter, ſang ein Liedchen, wobei ſich äußerte, daß er gegen ein wohlgezogenes ſchönes Mädchen in ſeinem bisherigen Aufhaltungsort lebhafte Zuneigung hatte, auch wurde aufſteigender Liebestrieb, mehr als bloß platoniſch, an ihm wahrgenommen.

Erſt bei Tagesanbruch legte er ſich wieder nieder und ſchlief ein paar Stunden. Fruh um ſieben Uhr kehrte ſein Begleiter zurück, mit dem er die unterwegens gemachten Auslagen berechnete und unter meinem mitgebenden Brief vollſtändig ordentlich einige Zeilen hinzufügte.

Beim Anzug hatte er gegen die Mutter wieder verſchiedenes von den vorhin erwähnten vorgefallenen Schulhändeln mit Heftigkeit erzählt. Mit mir war er zurückhaltend im Sprechen. Nach dem Mittagseſſen legte er ſich aufs Bett; anſtatt aber zu ſchlafen, wollte er gegen das Dienſtmädchen Jünglingstriebe ausüben und ſprach Zoten; — gänzlich gegen ſeine ſonſtige Art ſich zu betragen.

Nachmittags ging ich mit ihm ſpatzieren, er bezeigte Vergnügen über ſein Hierſeyn, und kaum athmeten wir freie Luft, ſo fing er an mir zu erzählen, wie er durch Leſung der Voltairiſchen und Leſſingiſchen Schriften auch verſchiedentlicher lateiniſcher Diſputationes kein ächter Chriſt geworden ſei, von der Religion eine geraume Zeit nichts gehalten habe, keinen zukünftigen Zuſtand mehr geglaubt, und in ſeinem erlittenen Tiefſinn habe er zweimal ſelbſt Hand an ſich legen wollen, einmal mit einem Strick, den er ſich des Nachts ſchon im Bette umgebunden gehabt, ſich zu erdroſſeln, ein andermal wäre er im Begriff geweſen, ſich in den Fluß zu ſtürzen, wozu aber juſt ein bekannter Offizier gekommen, der ihn gefragt, was er da machen wolle, und dieſe Begegnung habe ihn wieder ermannet. Kurz vor ſeiner Abreiſe hätte er einem ſeiner Schullehrer, der ein Herzensfreund ſei, wegen der gehegten Religionszweifel Eröfnung gethan, der ihn wieder auf einen richtigeren Weg geleitet habe, ſo daß er hoffe, er werde durch mehrere Unterhaltung mit ſelbigem wieder ſeinen ehemaligen feſtgegründeten Glauben ganz zweifelsloß erhalten, auch könne er wieder mit Andacht beten, ſo wie er mit Ueberzeugung das letzteremal wieder der Communion beigewohnet, welches einige Zeit vorher nur der eingeführten Regel wegen von ihm geſchehen ſey.

Von ſeinem vielen Nachtaufſitzen und heimlichen leſen, wie nicht weniger von vielfachen Arbeiten erwähnte er gleichfalls, und bezeigte völlige Selbſtzufriedenheit mit den Graden ſeines erlernten Wiſſens.

Während dieſen Erzählungen hatte ich nur meiſt in Sylben geantwortet; und da er eine Pauſe damit machte, ſo gab ich ihm mein Befremden zu erkennen, in Rückſicht der abgeänderten Religionsgeſinnungen, die er ſonſt hier richtig gefaßt hatte, ob ſchon nicht nach dem gewöhnlichen Schlendrian, auch wundere es mich, da wir ehedem mehrmalen darüber zu meiner Zufriedenheit geſprochen hatten, wie er ſo geſchwind ſich vom Gegentheil habe blenden laſſen können. Ja, verſetzte er, alles war damals bloße Verſtellung bei mir, ſo wie ich ebenfalls die paar Jahre in meinem Schulauffenthalt alle darmit geäffet habe.

Da Heuchelei nie in ſeinem Grundcharakter gekeimet hatte, und auch mein Erziehungsplan ihm juſt das Gegentheil eingepräget hatte; ſo ſtutzte ich zwar über ſeine Verſicherung, zweifelte indeſſen doch an ihrer Richtigkeit, ſo wie an der, daß eine anhaltende leſung von Voltairiſchen Schriften ihm Unglauben eingeprediget habe, ob ſchon er mir von beidem wiederhohlt die ſichere Wahrheit behauptete.

Wir kehrten zur Stadt zurück, mit der Abrede hierüber ferner uns zu unterhalten. Der Abend ging mit Kartenſpiel und leichtem Eſſen gut vorüber,

über, nur bei erſterem hatte der Widerſprechungsgeiſt viel zu ſchaffen, und Leichtſinnigkeit im Spielen begleitete denſelben. Die Nacht wurde ſo wie die vorhergehende, meiſt mit Dichten, zugebracht, und eben wieder ſo wenig Schlaf.

Der Morgen brachte mir die ſo ſehnlich erwarteten Nachrichten wegen ſeines Verhaltens am verlaſſenen Orte mit, und ich eilte zu meinem Aeſculap, ſie ihm mitzutheilen. Nach bedächtiger Durchleſung derſelben und Anhörung meiner Bemerkungen verſicherte mich dieſer einſichtsvolle und edelmüthige Arzt, er würde über ſeinen Zuſtand nachdenken und ihn beſuchen, pflichtete auch in ſo weit überhaupt ſeinem Vorgänger in der Kurart bei, das häufige Aderlaſſen ausgenommen. Mittag und Nachmittag verſtrichen wie am geſtrigen Tag, gegen Abend gingen wir wieder ſpatzieren, und hierbei nahm augenſcheinlich die innere Hitze bei ihm zu; ſo laut als wären wir auf dem Gang alleine, fing er an Fragen in Beziehung auf vorjährige Vorfallenheiten aufzuwerfen, die Anzüglichkeit mit ſich führten; warf Tadel um ſich gegen uns, wurde trotzend und endigte zuletzt völlig im Ton des Heavtontimorumenos.

Beim Eingang am Haus beſtand er mit Widerſetzlichkeit darauf, noch einen alten hieſigen Schulfreund zu beſuchen, und ob der Abend gleich ſchon dämmerte, ſo fand ich doch rathſam, ihm den Beſuch auf eine halbe Stunde zuzulaſſen, damit er nicht ganz laut aufgebracht ins mütterliche Zimmer eintreten möchte. Zur beſtimmten Zeit kam er zurück, legte ſich wenig redend aufs Sopha, und ſah blaß aus, ſo viel Röthe auch ſonſt ſeine Wangen durchſchien.

Ich ermunterte ihn zum Spiel, allein es lief unruhiger und ſchlechter wie den vorigen Abend ab, beim Eſſen war er mürriſch und legte ſich auch ſo nieder. Um zwölf Uhr ſaß er wieder am Schreibtiſch, arbeitete die halbe Nacht, verbarg aber am Morgen ſeine Arbeit vor mir, da er die Verſe von den zwei vorhergehenden Nächten von ſelbſt weggelegt hatte. Ich erfuhr zeitig früh, nach ſeiner Erhohlung im Schlafzimmer von den Leuten, wie er bei dem geſtrigen Abendbeſuch Verdruß und Händel gehabt hätte; und daß er verſiegelte Schriften an ſeinen Vetter, einen Juriſten, geſchickt; doch alles dieſes verheimlichte er vor mir. Dieſe enthielten anzuſagende Klagen vor Gericht gegen die Abendgeſellſchaften, und einer davon enthielt ſogar den Handſchuh. Eigentlich aber war er der beleidigende Theil geweſen, und da er es zu arg gemacht hatte, wieß man ihm, indem man ihn für betrunken hielt, die Thüre.

Hierauf zog er ſich aufs beſte an, und wollte ohne Wiederrede in einem Hauſe, worin er von jeher gut aufgenommen war, Beſuch abſtatten, wobei ich Mühe hatte, ihn ſo lange zurückzuhalten,

ten, bis der Arzt da geweſen ſey, der den Morgen kam.

Um zehn Uhr erſchien ſelbiger, verordnete Arzney und rieth ihm an, zu Hauſe zu bleiben, wozu er ſich nicht verſtehen wollte, indem er meynte, der Gebrauch des verſchriebenen Mittels könne auch auſſer dem Hauſe ſtatt finden. Ich verſetzte, er müſſe dem Herrn Doktor folgen, und nahm ihn bei der Hand mit anhaltender Vorſtellung; hierauf gerieth er in ſolche Hitze, daß er mir auf die Hand ſchlug, ſpukte, und ihn vor Zorn der Schaum vor dem Mund ſtand, mit der beſtändigen Weigerung nicht zu Hauſe zu bleiben, zuletzt ſprang er auf, ergrif den Fenſterflügel und wollte hinausſpringen, ja in der Hitze faßte er ein auf den Tiſch liegendes Meſſer und drohete damit ſich zu wehren, ſchmiß auch Tiſch und Stühle um.

Der Arzt beſänftigte ihn einigermaßen, und es wurde zu dem neben uns wohnenden Geiſtlichen geſchickt, für den er von jeher Achtung und Liebe geheget hatte. Wie der kam, und ihn umarmte, ſo empfing er ihn gerührt, und weinte heftig, verſprach zu folgen, und wollte mit ihm allein ſprechen.

Nachdem der Arzt weggegangen war, ſo gingen wir aus dem Zimmer, und er erzählte dem Geiſtlichen die erwähnte Geſchichte ſeines Unglaubens, ſchob mit die Schuld auf mich, wie ich ihn von früher Jugend an, weder zu Religionsbegriffen, noch Bibelleſen und Beten angehalten hätte —

alles grundfalſch — ſprach überdem gegen uns Beyde nichts als Vorwürfe; doch wurde er beſänftigt, und verſprach ihm zu folgen, auch auf ſeinen Rath nicht auszugehen. Wie wir wiederum hereinkamen, bezeigte er ſich ganz gelaſſen gegen uns, und ſowohl der Geiſtliche als der Arzt hatten verſprochen Nachmittags wieder zu ihm zu kommen, worüber er Zufriedenheit äuſſerte.

Auf Anrathen des letztern ward ein Aufpaſſer unten ins Haus beſtellt, damit er nicht unverſehens hinauskommen möchte, weil er immer wünſchte, den vorgehabten Beſuch noch abzuſtatten, und bis zur Wiederkunft des Arztes keine Gewalt dagegen gebrauchet werden ſollte, ſondern er nur mit Zureden, da Güte Eindruck machte, davon abgehalten wurde.

Die Arzenei nahm er ohne Widerrede, und hierüber ward es Mittag. Kurz vor Tiſch gieng er in ein anders Zimmer, wo aufgeſchnittener Braten ſtand, hiervon verſchluckte er gierig einige geſchnittene Stücke, und ſetzte ſich mit uns beim Zurückkehren zur Suppe, ohne es ſich merken zu laſſen, daß er das Fleiſch, was unterſaget war, gegeſſen hatte.

Voll Unzufriedenheit und mürriſchem Weſen ſprach er beym Eſſen von der mehreren Freiheit, die ihm nun bei ſeinem Alter gegeben werden müßte, hinzugehen, wo es ihm gut dünkte, ohne es vorhero anzuzeigen, auch wolle er zur Zerſtreuung aufs Land reiſen, doch nicht etwa zu den Großeltern,

tern, wo er ſonſt ſehr gerne war — ſondern wo es beſſer und vergnügter zuginge, tadelte unſre einförmige und eingezogene Lebensart, und wünſchte ſich wieder in ſeinen verlaſſenen Auffenthalt.

Man gab nach, wie ſolches geſchehen könne, und nach vollendeter Mahlzeit wollte er ſich aufs Bett legen, wo er wieder gegen die Leute ſich entſchooßte, und Liebestrieb ausüben wollte. Darauf ging er zum Wirth im Haus, ſprach vielerlei mit Munterkeit und Zuſammenhang; von da beſuchte er einen daſelbſt befindlichen Handlungsdiener, vertauſchte ſeine beſſere Uhr gegen eine ſchlechtere von ihm, erwähnte gegen die Mutter des Tauſches, doch gegen mich verſchwieg er ihn, und ſo ging er wieder herunter zum plaudern. Unter dieſer Zeit war der Doktor mit dem Geiſtlichen gekommen, und funden zur eigenen und allgemeinen Sicherheit unumgänglich nöthig, daß er befeſtiget werden müſſe, und ſo dann auf den Waden ſpaniſche Fliegen geſetzt, wobei auch die Hände anfänglich gebunden werden ſollten, um ſolche nicht etwa loßzureiſſen.

Nachdem ein lederner Gurt mit einem Schloß um den Leib zu legen und ein Strick zur Befeſtigung an die Bettpfoſten herbeigeſchaft worden, ſo ließ ich ihn heraufrufen, Arznei zu nehmen, und der Arzt, der Geiſtliche und ein Verwandter empfingen ihn im Schlafzimmer.

Wir Eltern waren zu beklemmt, um gegenwärtig ſeyn zu können, ſtellten ihm vor, daß zu ſeinem Beſten und zur Tilgung der Hitze im Kopf, die er ſelbſt ſpürte, ſpaniſche Fliegen geſetzt werden ſollten, und damit er ſich nicht bei der ſpürenden Unruhe ſchaden könne, würde er auf kurze Zeit im Bett befeſtiget werden.

Anſtatt, daß man beſorget hatte, er würde heftig gegen dieſen Vorſchlag toben, war er bald willig, zog ſich ſelbſt aus, und ließ ruhig alles nöthige machen, worauf ich zu ihm kam, und bei der Verſicherung, welche ich auf ſeine Frage gab, daß dieſe ſeine Lage nicht lange dauern würde, befriedigte er ſich ganz, und ward auch gleich gegen den wachthabenden Soldaten geſprächig und freundlich.

Wie nach Verlauf einiger Stunden die Würkung der ſpaniſchen Fliegen anfing, ſagte er es mir, und da ich ihm hierzu Glück wünſchte, da dieſer anfangende Schmerz ein gutes Merkmal ſei, wurde er vergnügt und brauchte dabei die Arzney gelaſſen und willig. Nachts um zwölf Uhr zogen die Pflaſter ſtark, er wurde unruhig, ließ mich rufen und tobte ſehr. Ich redete ihm zu, und beſänftigt ihn wiederum; allein gegen Morgen bei dem immer zunehmenden Schmerz brach er in laute Klagen und Schimpfen aus, wollte ſich losmachen, und als er Widerſtand fand, wüthete er gegen den Wächter, ſtieß mit dem Kopf an die Wand, und da ſein Bette frei geſtellet wurde, erboßte er ſich ſo, daß er um ſich biß und ſpukte, ſo daß noch ein Wächter herzu geholt werden mußte.

Gegen mich war er aufs heftigſte aufgebracht, daß man ſo mit ihm umginge, ein gleiches gegen meine Frau, und überhaupt konnte man dem Eintritt einer völligen Raſerei entgegen ſehen.

Indeſſen nahm er die Arznei willig, nur mußten ihm Hände und Füſſe gebunden werden, weil er ſich der Pflaſter mit Gewalt entledigen wollte.

Wie der Arzt kam, ſchimpfte er auf ihn, und verlangte einen andern. Nachmittags langte vom Lande ſein Stiefgroßvater an, den er ſtets ſehr lieb hatte, der Empfang war ziemlich freundlich, beym öfteren Sehen aber wurde Er ebenfalls mit Anſpucken und Schimpfreden behandelt, ſo wie die Wärter.

Beide Männer, als Kenner der Symptomen dieſer Krankheit, der Arzt und der Geiſtliche fanden nöthig, Schärfe anzuwenden, und es muſten Ruthen gemacht werden. Als den dritten Tag früh der Arzt ſich ihm näherte, ſpuckte er ihn an, da er aber von ſelbigem einige Schmitze auf das Geſäß erhielt, ward er gleich ſtiller. Der Balbier hatte beim Auf- und Zubinden der Pflaſter viel zu ſchaffen, und mußte er, ohnerachtet daß er im Bett angebunden war, doch noch von beyden Wächtern dazu gehalten werden.

Den Tag über ſtieß er öfters Schaudern erregende Reden aus gegen Gott und Menſchen, und uns Eltern vermaledeyte er bis in Abgrund, den Stiefgroßvater konnte er auch nicht leiden, ſpuckte jedermann an, verſuchte, ſich in die Armen zu beiſſen, auch in die Zunge, jedoch da er Schmerz fühlte, und meinen Ernſt ſahe, wie man ihn allein laſſen würde, ließ er hiermit nach. Unterweilen ſprach er auch viel von einem zurückgelaſſenen Mädchen frölich, die ſeine ganze Liebe habe, und wollte zu ihr.

Die Wärter muſten ſich der Ruthe zuweilen bedienen, um ihn ruhiger und folgſamer zu machen; indeſſen nahm das wüthende Schreyen und Toben immer zu. Am Abend verlangte er ununterbrochen, wieder an den verlaſſenen Auffenthaltsort gebracht zu werden, wenn es auch in Ketten und Banden wäre; Schimpfen und Drohen ließ die ganze Nacht nicht nach, und die Raſerei war äuſſerſt heftig. Der hierauf folgende Tag war wie der vergangene, doch nahm er gehörig die Arzenei. Den kommenden Morgen ließ das Anſpucken nach, und die Wächter vermochten mittelſt der Drohung mit der Ruthe ihn zu bezwingen, auch bezeigte er ſich gegen ſelbige folgſamer und gefälliger, nur gegen uns ſtieß er ſchändliche Reden aus, erzählte auch den Wächtern währender Abweſenheit häßliche Dinge von uns, mit dem Anſtrich der Wahrheit. Die Idee der Liebe gegen das erwähnte Mädchen, zeigte ſich ebenfalls äuſſerſt lebhaft, wobei es nicht an höchſt ſchlüpfrigen Ausdrücken fehlte. Eine neue Phantaſie kam ihm nun in den Kopf, Huſar zu werden, wozu er ſchon das Königliche Patent als

Cornet vom König nebſt dem Säbel und Taſche erhalten zu haben glaubte, die wir Eltern ihm nur immer vorenthielten und weshalb er wiederholt den Wächtern anbefahl, alles bei uns abzufordern.

Hierzu mochte etwa ein Freund, der ihn beſuchte, einige Veranlaſſung gegeben haben, welcher, durch ſeinen freundlichen Empfang getäuſcht, ihn zur Zerſtreuung von dieſem und jenem, alſo auch unter andern vom Soldatenſtande unterhalten hatte, das er ſogleich mit freudiger Regung ergriff, da er ſo nun nicht mehr ſtudiren könne, höchſtens etwa eine der niedrigſten Stufen bei einem Collegio zu erhalten vermöchte, und alſo Soldat zu werden das beſte ſey; und von der Zeit an blieb dieſe Idee die herrſchende während der Krankheit; ſeine Schlafmütze war die Huſarenmütze, die Wärter mußten ihm Knoten in die Haare knüpfen, und wir ſollten Pelz, Säbel und Patent überliefern, ſonſt würde es der Regimentsadjutant abfordern, dem er anbefohlen, es zu holen.

Vielleicht trug der Stand der beiden Wächter, die Soldaten waren, zu dieſer Phantaſie auch etwas bei. Dieſelbe Lage und Aeußerungen verblieben am nächſtfolgenden Tage; zeither hatte ſich kein Schlaf eingefunden, Tag und Nacht ſprach er ohne Unterlaß mit ſchreyendem Ton von Liebe, dem Soldatenſtand, exercirte und kommandirte ſehr laut, wobei Schimpfen und Verachtung, ja Haß gegen uns fortdauerte: dieß war indeſſen die erſte Nacht, wo er etwas ſchlief; doch war ſein Schlaf von keiner Dauer und auch von keinem beſſeren Erfolg; denn beim Erwachen raſete er wie vorher fort, mitunter äußerte er onanitiſche Wolluſttriebe, und die Unterlaſſung mußte mit Schärfe bewirket werden, ſang luſtige Arien und war Huſar und unſer Verläumder, vertraute den Wächtern Wahrheiten und Unwahrheiten an, und blieb gegen ſelbige meiſt gut geſinnt, wenn ſie auch zur thätigen Beſtrafung geſchritten waren.

Am zehnten Tage rieth Arzt und Prediger an, wir Eltern ſollten uns nicht vor ihm mehr ſehen laſſen, wenn er auch noch ſo heftig nach uns verlangte: dieß geſchah, und er ſchickte mehrmalen nach uns, ſchrie heftig, daß wir kommen ſollten, und lermte den Tag über wie ſonſt bis in die Nacht ohne Unterlaß, und ſchlief darauf einige Stunden.

Am eilften Tage nahm er ein abführendes Pulver früh, welches Abends wirkte, die ſpaniſchen Fliegen wurden geſchärft, und die raſende Wuth fing an, ſich zu mindern. Dieſen Nachmittag ward er weichmüthig, wünſchte uns zu ſehen, ſprach von Sterben, als etwas, das gewiß erfolgen würde, ſehnte ſich nach mir vorzüglich, doch immer im alten verworrenen Zuſtand, und abwechſelnd mit Weinen und Lachen, und Untermiſchung eines fröhlichen Liedes oder Geſanges.

Der darauf folgende Tag war ziemlich ruhig, auch die Nacht: Nur Liebe, Wolluſthang und der

Soldatenſtand blieben ſeine Hauptideen und Empfindungen.

Am dreizehnten Tage wurde er wieder unruhiger und lermender, allein die Nacht ſchlief er etwas. Der vierzehnte war äußerſt ſchlimm, vom Morgen an bis auf den Abend um neun Uhr raſete und plauderte er, ohne nur minutenlang zu ſchweigen: dann betete er auf ſeine ſonſt gewöhnliche Weiſe, und ſchlief von zehn bis gegen vier Uhr.

Das den funfzehnten Tag eingenommene Abführungsmittel wirkte dießmal gut, und ſein zwar beſtändiges Plaudern ward gelaſſener, und der Huſar kommandirte nur gemach und hieb gegen die Türken nur ſchwach ein. Dieſe Ruhe dauerte aber nur bis gegen Abend, anſtatt zu mediciniren wollte er Obſt und überhaupt Eſſen: da er ſolches nicht bekam, ſchimpfte er auf uns wieder los, miſchte luſtiges Zeug mitunter, und foderte endlich die Arzeney, nahm aber das hernach angebotene Eſſen nicht an. Bis Nachts gegen zwölf Uhr war er gegen die Wächter äußerſt muthwillig, doch ein paar Ruthenſchmitze verſchaften Stille und Schlaf bis Morgens um ſechs Uhr.

Am ſechzehnten Tage hielt ein ruhiges Betragen bis um vier Uhr Nachmittags an, dann ſchlief er zum erſtenmal im Tag drei Stunden ſanft, blieb bis vier Uhr Morgens auf gleiche ruhigere Weiſe wach, und wachte ſo früh gegen ſechs auf, nahm ſeinen Thee und Arzenei gut zu ſich, fiel Nach-

mit-

mittags in einigen Schlaf, erwachte aber mit Heftigkeit um vier Uhr, ſtieß die Medicin drei Stunden lang von ſich, wüthete laut, und ihm mußte mit Hülfe der Ruthe die Arzenei beigebracht werden. Um ſieben aß er Suppe, mußte nachher wieder durch Schärfe zum Einnehmen bewogen werden, worauf er von zwölf bis fünf Uhr ſchlafend zubrachte.

Den 18ten bis den 23ſten Tag blieb abwechſelnd die alte Lage, das Abführungsmittel wirkte nicht nach Wunſch, und die gewöhnliche auflöſende Medicin mußte noch nicht genugſam eingegriffen haben: er fing an, dieſelbe auch völlig überdrüßig zu werden, und der Arzt änderte beides ab; er bekam nun Tropfen und Pillen, und nun ging es mit dem Einnehmen und der Oefnung beſſer; der verwerrene Zuſtand indeſſen und das unabläßige Plaudern Tag und Nacht dauerte fort; allein mehr luſtig und frölich wie mürriſch. Mit den Wächtern ging er als Soldaten freundlich um, hingegen gegen die Dienſtbothen war er das Gegentheil. Der Schlaf bei Nacht fand ſich zu vier bis ſechs Stunden ununterbrochen ein, und er erwachte auch meiſt heiter, bis wenn die Fliegenpflaſter geſchärft waren und die Beveſtigung am Bett mittelſt des Gurtes um den Leib ihn böſe machte.

Am 24ſten Tage kam unvermuthet vom Lande der Großvater zu ihm; er war den Morgen über wild geweſen, doch hatte er ſeine gewöhnliche Koſt, Suppe, gekocht Obſt und ein Butterſchnittchen mit

Appetit gegeſſen, an dem es ihm überhaupt nicht fehlte. Um zwei Uhr empfing er den Beſuch ſehr vergnügt, ſprach mitunter ordentlich und verlangte kurz darauf wieder Eſſen: weil ihm wegen des Medicin-Gebrauchs ſolches nicht gegeben werden durfte, fing er ſogleich wieder an, zu ſchimpfen und zu lermen, welches ſich in heftiges Weinen fünf viertel Stunden lang abänderte, wobei er über heftiges Kopfweh klagte, wieder vom Sterben ſprach und viel Waſſer mit Himbeereſſig vermiſcht trank. Hierauf ward er ruhiger und brauchte auch willig Arzenei. Als er um ſieben Suppe gegeſſen hatte, wollte er die Butterſchnitte nicht nehmen, weil ſie zu klein, und ſelbige von ſchwarzem Brod oder Semmel ſeyn ſollte; tobend ſchrie er darnach, und die Ruthe mußte wieder herbeigeholt werden, worauf dieſer vorher weinerliche und hernach lermende Paroxismus ſich in volle Luſtbarkeit verwandelte, und er ſtark und viel lachte.

Der Großvater ging hierauf wieder zu ihm, den er gut empfing, aber viel untereinander ſchwärmete, und erſt am Morgen um vier Uhr einſchlief. Zwei Tage drauf gingen ziemlich ruhig vorüber, ſo auch die Nächte, und es fanden ſich anhaltendere, zuſammenhängendere Gedanken ein. Hierbei fällt mir die Bemerkung ein, von dem außerordentlich feinen Gehör, ſo wie der lebhaften Einbildungs- und Erinnerungskraft, die er auch bei dem heftigſten Paroxismus zeigte. Sehr oft ging ich ohne

Pantoffeln an ſeine Stubenthür zu horchen, ſofort ward er vermuthlich durch die leiſe Eröfnung der Thüre mich gewahr, redete dann oft gegen mich unanſtändig, und das einemal rief er laut aus: „Horcher an der Wand, hören ihre eigene Schand.“ Meinen Gang auf dem Saal hörte er ſogleich, und rief mich dann oft zu ſich, welches aber, wie erwähnt, unterſagt war. Eben ſo genau behielt er früh die Nahmen der beiden Soldatenwärter, welche täglich abwechſelten, und wenn ſie wiederkamen, rufte er ſie ſofort wieder bei ihren Namen, bemerkte auch augenblicklich ihre Leibes- und auch wohl Geiſtesmängel, ſatyriſirte darüber und hänſelte ſie ihrer Schwächen wegen. Einer von ihnen hatte was gelernt, und redete ihm mehrmalen zu, unterhielt ihn auch von Schulkenntniſſen; den konnte er niemals leiden, vermuthlich wegen ſeiner Vorzüge.

Der 27ſte Tag war wieder mürriſcher und das beſtändige Sprechen nicht ſo laut, indeſſen begleiteten ihn ſechs Oefnungen, und er ſchlief darauf acht Stunden, worauf ein ruhiger Tag erfolgte, auch Nachmittagsſchlaf, nur wurde nachher ſehr viel geplaudert und oft dabei geſpucket. Nun öfnete ſich der Leib immer fünf bis ſechsmal. Nach vierſtündigem Schlaf erwachte er den 29ſten Tag luſtig und ſingend; da aber der Arzt zu ihm kam, ging Schimpfen und Toben wieder an, und der Soldatenſtand war wieder die Lieblingsmaterie. Zunge und Verwirrung blieben außerordentlich geläufig, erſt früh gegen fünf Uhr ſchlief er zwei Stunden, hatte die Nacht häufig ſein klares Waſſer getrunken, und der 30ſte Tag verging ſtiller und beſſer. Eine ſehr ruhige Nacht mit neunſtündigem Schlaf verſchafte ihm den folgenden Tag Ruhe, und er blieb luſtig und guter Dinge, und lachte viel. Hingegen ſchlief er dieſe Nacht gar nicht, blieb aber am 32ſten Morgen gelaſſen, doch Nachmittags kam wieder ein halbſtündiges Lermen beim Einnehmen, hernach ward das verlaſſene liebe Mädchen der Hauptgegenſtand des Sprechens.

Nach ſieben Stunden Schlaf wachte er auf, und man fand, daß er den Haken am Gurt losgeriſſen hatte, ſo daß das Schloß nicht mehr beveſtiget war, welches er ſich ruhig wieder verbeſſern ließ, auch ſich furchtſam bezeigte, daß ſolches vorgefallen ſey. Inzwiſchen begegnete er dem Arzt trotzig, und das Schimpfen ging wieder an, welches abwechſelnd dauerte, bis auf den Abend, wo die Ruthe und das Händezuſammenbinden Stille verſchaffen mußte. Von ein Uhr bis gegen ſechs hatte er geſchlafen, doch vorher eine ganz neue baumwollene Mütze in zwei Stücke zerriſſen, und die Wächter ziemlich vexiert mit Heraus- und Hereinheben ins Bett.

Den 34ſten Tag fing er wüthend an; dieß dauerte bis auf den Abend ſo, und Schärfe mußte angewendet werden. Einer guten Nacht folgte ein ruhiges Erwachen, und man vermochte, ihm ruhig am Fuß eine Ader öfnen zu laſſen, welches guten Erfolg hatte, ſo daß der 36ſte Tag ſtille anfing, aber bei der Mittagsſuppe war das Butterbrod zu klein, es wurde weggeworfen, da aber kein gröſſers erfolgte, aß er es gelaſſen. Den Abend beſuchte ihn ſein Freund der Geiſtliche, und die Unterredung war höflich, jedoch verwirrt. Der heftige Paroxiemus hatte den nächſten Tag ſich faſt gar nicht gezeiget, und der Abgang blieb zeither ſo reichlich, als wenn er täglich ſechs volle Schüſſeln zu ſpeiſen kriegte.

Am 38ſten Tage wollte er mit dem Arzte gar nicht ſprechen, und verſteckte ſich unters Bett; indeſſen verfloß er ziemlich ruhig. Vor dem Einſchlafen ward er bis ein Uhr wieder ſehr laut, begehrte eine Aderlaß, doch ſchlief er hierauf fünf Stunden. Vorher aber hatte er das Schlößchen am Gurt wieder losgeſprengt, und ſelbigen dieſen Morgen völlig aufgeſchnallt. Mit Schimpfen ließ er die Beveſtigung geſchehen, mußte wieder mit Gewalt zum Einnehmen gezwungen werden, und bis Nachmittags drei Uhr wütyete er gräßlich. Nachher ſprach er mit den Leuten viel, wurde luſtig, und auf Bitten brachten ihm die Wärter auf einen Stuhl ans Fenſter, wo er eine Stunde vergnügt ſaß, und ſich wieder willig niederlegte, auch dieſer 39ſte Tag gelaſſen beendiget wurde.

Mit heftigem Lermen wachte er am 40ſten Morgen um 5 Uhr auf, daß wir ihn vernehmlich im andern Zimmer hören konnten; nachdem er Thee getrunken und etwas Semmel gegeſſen, beruhigte er ſich bis um acht Uhr, dann ging es wieder los, der Barbier konnte beim Fliegenpflaſterverbinden nicht fertig mit ihm werden, gegen den Arzt, ſo nachgebend dieſer ſich auch bezeigte, war er äuſſerſt mürriſch und drohend, aß außer der Suppe nichts and klagte über Kopfweh. So dauerte es bis um zwei Uhr, wo er zu weinen anfing, traurig wurde, und auch von gewiſſem baldigem Sterben ſprach; keine Medicin nahm er mehr, und als der Zwang ihn dazu brachte, ſpuckte er ſie erſt weg, dann ſchluckte er ſie zwar hinunter, brachte ſie aber mit dem Finger im Halſe wieder hervor, und brach ſie mit Ungeſtüm nebſt dem zu ſich genommenen Obſt fort. Um fünf Uhr ging das Weinen wieder an, er ſtöhnte viel und wollte ſterben. Da der Arzt gern ein Clyſtier beigebracht haben wollte, ſo wurde er durch den Barbier, der durch Ernſt und Scherz über ihn am meiſten vermochte, dazu gebracht, doch unter dem Verſprechen, ich ſollte zu ihm kommen, welches dieſe Wochen her, auf Geheiß des Arztes, noch nicht geſchehen war, ſo oft er auch gut und hart darnach verlangt hatte; auch die Mutter wünſchte er den Abend zu ſehen. Dieſe Zuſage ward geleiſtet, wenn er ſich würde ruhig haben ein Clyſtier ſetzen laſſen, und nach geſchehener Sache, die gut wirkte, kam ich allein zu ihm, umarmte ihn zärtlich, und ward freudig empfangen.

Vorher, ehe das Lavement geſetzt wurde, richtete er ſich auf, hielt eine Predigt über die Unſterblichkeit der Seele, vollſtändig mit Einleitung und richtiger Eintheilung, auch Beobachtung des Geſanges, wie gewöhnlich. Mit philoſophiſchen Gründen fing er den Beweis an, blieb eine Viertelſtunde lang in der Ordnung, dann miſchte er verwirrte Geſchichte darunter, beſchloß aber mit einer guten Anwendung.

Die Mutter folgte auf ſein Verlangen mir nach, und er begehrte, daß ich ihm Lieder vorleſen ſollte, worüber er um eilf Uhr einſchlief und früh um ſechs Uhr ſein vorgeſchriebenes Frühſtück wohlſchmeckend genoß. Um ſieben war die Einnehmezeit, welches er von mir annahm, und bis Mittags um eilf Uhr ſanft ſchlief, daß auch der Arzt, ohne ihn zu ſprechen, wieder wegging. An dieſem 41ſten Tage bekam er zum erſtenmal Kalbfleiſchſuppe, beides ſchmeckte ihm gut. Er ſchlief gut, nur weigerte er den Arzneigebrauch des Morgens, bis ich dazu kam, und war er dieſen Tag über nur wenig mürriſch. In dieſer Nacht verſuchte er wieder — was ſchon mehrmalen geſchehen war — die ſpaniſchen Fliegen loszubinden, und dieß gelang ihm zuweilen heimlich, ſo genau auch die Wächter aufpaßten; er hinterging ſie oft, denn viele Liſt und Verſtellung war überhaupt bei ſeinem Betragen.

Weil er am 43ſten Tage wiederum von den Leuten nicht einnehmen wollte, drang ich darauf, und er folgte nachher immer. Am darauf folgenden, weil ich bemerkt hatte, daß die hellen Zwiſchenräume zunahmen, ſich auch die anhaltende Soldatenidee, wenigſtens in meiner Gegenwart, wo er ſtets anſichhaltender war, verwiſchte, legte ich ihm Gemälde und Kupferſtiche vor, die er mit Vergnügen durchſah, und vorzüglich über die rothe Farbe eines kleinen Bildes heitere Empfindung äußerte, und ſich lange dabei verweilte; bei den Kupferſtichen ging es hurtiger, und es ſollte immer Abwechſelung kommen. Des Abends ſprach er zu meiner unausdrückbaren Freude lange zuſammenhängend mit mir; wir ſpielten Karten, zogen Dame, und alles geſchah mit wenigen Fehlern. Auch mit dem Arzt hatte er ſich gut unterhalten. Sowohl am Tage als die Nacht drauf erquickte ihn der Schlaf, und der 45ſte Tag blieb dem vorigen gleich, insbeſondere ſo lange ich bei ihm war; alsdann fing er mehr mit den Leuten allein zu reden an, und delirirte wieder, nur alles gemäßigt. Die zwei nächſten Tage wurden etwas mürriſcher und verworrener zugebracht, allein im Ganzen ging es doch vorwärts.

Am 48ſten Tage ward er zum erſtenmal am Stocke von den Wärtern im Zimmer herumgeführt, und die Schwäche war nicht ſo ſtark, als man beſorget hatte. Weil er den Tag über viel geſchlafen, war er des Nachts unruhig, und hatte die Karten alle aufgelöſt und zerriſſen: jedoch erwachte er heiter, wollte wieder herumgehen, beim

Aufſteigen bildete er ſich aber ein, der eine Fuß ſey durch die ſpaniſche Fliege kürzer geworden, und wollte nicht auftreten. Viel Ueberredung koſtete es, um ihm vom Gegentheil zu überführen; endlich gelang es, und er ging ſelbſt ohne Stock eine Stunde lang auf und ab, bezeigte ſich gegen den Arzt ſehr geſittet, der Zuſammenhang im Reden wuchs an, die Ueberlegung äußerte ſich merklich, und ſo wurden fünf Tage mit Gehen, Sprechen, guter Wirkung der öfnenden Mittel, geſchmackvollen Appetit und ſanftem Schlaf troſtvoll zugebracht.

Den 54ſten Tag wollte er ſich ſelbſt gern mit etwas beſchäftigen, hatte ſchon vorher eine Stunde im Kinderfreund geleſen, und die Mutter gab Farben, um einen Kupferſtich zu illuminiren, wobei gut angefangen, hernach aber nur geſudelt wurde; gegen Abend ward wieder mehr gefaſelt, um zehn ſpielte er mit den Wächtern Karte, allein konfus, ich ließ ſie weglegen, und er ſchlief ſieben Stunden. Nach dem Frühſtück und Einnehmen ward wieder einige Stunden geſchlafen, dann mochten die geſchärften Pflaſter ihn verdrießlich machen, indeſſen griff er Nachmittags wieder zum Malen; man wollte ihm beſſere Anleitung dazu geben, er widerſprach und glaubte es gut zu machen, ſprach auch viel und unzufrieden untereinander bis gegen Abend, wo ich mich mit ihm unterhielt und Ordnung im Reden war; doch war die Nacht ſehr unruhig und mit Schimpfen auf die Wächter bis drei

Uhr zugebracht. Um fünf erwachte er ſchon wieder. Dieſer 56ſte Tag ward auch mürriſch verbracht, und wollte er gar nichts vornehmen; der folgende erſchien heiter und blieb ſo. Heute ging er auch wieder viel auf und ab. Eben ſo verfloß der 57ſte.

Am 58ſten fiel ihm eine Schreibtafel ein, die er glaubte mitgebracht zu haben, da man ſie aber nicht fand, auch ungewiß war, ob er ſie bei dem Anfang der Krankheit nicht weggeſchenkt hatte — denn die erſten Wochen gab er alles an ſeine Wärter weg, und man mußte die Sachen verbergen — argwohnte er, die Mama wolle ſie ihm nur nicht geben, ward darüber äußerſt verdrießlich und hernach gegen den Wärter ſehr zornig; indeſſen ging auch dieß vorüber, und dieß war die erſte Nacht, wo nur ein Wächter bei ihm blieb.

Den 59ſten ſtand er ſchon gegen ſieben Uhr auf, ging herum, beſchäftigte ſich mit Malen und leſen, jedoch nicht glücklicher als vorher, ſchlief Nachmittags, und gegen Abend war er beim Beſuch ſeines geiſtlichen Freundes gut, nur auf die letzt, als ihm derſelbe einiges nicht in ſeinen Kram dienendes anrieth, ſchwärmte er etwas verdrießlich. Nach einem ſiebenſtündigen Schlaf erwachte er mürriſch, ſprach übel aufgeräumt, weinte über ein trauriges zukünftiges Schickſal, und mein Zureden griff wenig ein, denn auch mit meiner Begegnung war er unzufrieden.

So fing der 61ſte Tag auch wieder an; er bat mich, ihn ſich allein zu überlaſſen, ſetzte ſich im Winkel und war ganz Heavtontumorumenos. Dieſen Tag war der Soldat Wärter, welchen er nie wegen ſeiner Schulkenntniſſe und Ermahnen leiden konnte. Schon ſeit einer Woche lag er des Tages unangebunden im Bette; einmal ging ich heraus, und weil er gegen mich höchſt mürriſch ſich betragen hatte, erinnerte ihn der Soldat, wie viel Mühe ich ſeinetwegen hätte, er ſolle es beſſer erkennen u. ſ. w. Plötzlich fuhr er aus dem Bette heraus, ohrfeigte denſelben, und das Mädchen, die juſt im Zimmer war, erhielt mit dem Strick, der noch am Gurt war, auf Arm und Rücken einige Schläge. Man rief mich, ich konnte nicht ſogleich ihn beſänftigen; er ſchrie laut über unanſtändiges Begegnen der Leute, welches aber falſch war; doch mußte er ſich wieder das Anbinden gefallen laſſen. Dem herbeigeholten Arzt ward gleichfalls ſchnöde begegnet, aber wie derſelbe befahl, auf die alte Art hart mit ihm umzugehen, wurde er geſchmeidiger, zog ſich gleich ſelbſt aus, und rührte ſich nicht aus dem Bette. Von zwei bis fünf Uhr des Nachmittags ſchlief er hierauf, war beim Erwachen artig und ordentlich gegen mich, und blieb es ſo.

Nach einem dreiſtündigen Schlaf weckte ihn am 62ſten Tage ein heftiger Nachtſturm um ein Uhr, der Fenſterſcheiben entzweiriß, und nochmals um vier Uhr erweckte ihn ein morſchgewordenes Stück Geſims, welches von der Stubendecke mit Krachen herabfiel und Staub um und auf ſein Bette brachte;

te; gegen die Wächter zeigte er ſich deshalb voll Schreck und Furcht, wie ich zu ihm kam, erzählte er den Vorfall mit Unruhe und Beſorgniß mehrerer Gefahr. Anfänglich hatte ich Mühe, ihn zu beruhigen, hernach aber wurde er überzeuget von der Unſchädlichkeit für ihn, nahm den Arzt ſehr geſittet und freundlich an, las und malte den Tag über mit weit beſſerem Erfolg wie ſonſt, und ſprach mit mir vernünftig; doch, wenn ich abweſend war — wie ſchon bemerket worden — ging mit den Leuten wieder das geſchwindere Sprechen und auch das unwahre Erzählen von Vorfällen am verlaſſenen Ort an, nur gemäßigter und ſchwächer.

Von heut an wurden die Fliegenpflaſter weggelaſſen. Der 63ſte Tag war vollſtändig ein ordentlicher zufriedener Zeitpunkt, und die Selbſtbeſchäftigungen gingen gut von ſtatten, ſo wie ſeine Leibeskräfte merklich zunahmen, welche überhaupt, nach einem ſo langen heftigen Leiden, nicht allzuſehr geſunken waren. Ein ſiebenſtündiger Schlaf verurſachte ein fröliches Erwachen und einen vollkommen heitern Tag. Es war mein Geburtstag; gleich früh beſchaftigte er ſich mit Malen, und da mir das Mädchen geſagt hatte, wie er feines Papier holen laſſen, und ſchon einige Tage vorher bei ſeinem Vetter Band malen zu laſſen hatte beſtellen wollen, ſo vermuthete ich einen Glückwunſch und ließ ihn des Morgens meiſt allein. Wie wir bei Tiſch ſaßen, ſchickte er auf einem Teller einen mit

Einfaſſung ſelbſt gemalten halben Bogen, worin beiliegende Reime mit dem Pinſel geſchrieben waren.

HORATIUS.

Grata ſuperveniet, quae non ſperabitur hora.

Sie ſind vorbei die Stunden
Von jugendlichem Lenz;
Für mich ſind ſie verſchwunden;
Die Roſe iſt ſchon hin,

Die einſt im Lenz Dir blühte,
Der Sterblichen Gewinn.
Du Roſe! o Liebling der Götter,
Des Frühlings größter Stolz.

Du Schmuck der goldgeſchmückten Flur!
O, daß die reizende Natur
Am heut'gen Freudenfeſt
Dich, meinen Vater, krönte!

O, daß Philomele
Mit Silberton
Doch baute ihr Neſt!

Ihm müſſe Autumnus ſelbſt grünen
An Pallas milder Hand!
Stets ſey das Gewebe des Lebens
So glatt, so roſenfarb und licht,
Als möglich iſt!

Doch, was ſoll ich erſt wünſchen,
Dir alles erſt wünſchen,
Was Deiner ſo werth?
Das Glück erſt beſchweren,
Den Wunſch zu erhören,
Daß Dich es verehrt.

Nur unter Scherz und Küſſen,
Muß er Dir froh verfließen

Der Winter des Lebens!
Nicht ſey er vergebens,
Mein Herzenswunſch!
O, träf er doch ein!
Wie froh wollt' ich ſeyn.

Am nichtvergeſſenen 17ten Nov. 178–.

Voller Freude wurde er, wie ich ihn gerührt dafür umarmte, und Zähren floſſen unſere Wangen herab. Wie eine ſchöne Sommernacht verfloß dieſer frohe Tag eilig, und ein neunſtundenlanger Schlaf hatte meinen lieben Geneſenden augenſcheinlich erquicket. Voll Zufriedenheit erwacht führte ich ihn am 64ſten Morgen zum erſtenmal in unſer Wohnzimmer, wo ihm alles neu war; voll Vergnügen beſah er die darin hängenden Bilder und ließ überhaupt viele Neubegierde blicken, ſah alles durch, doch hielt er ſich bei keinem lange auf. Ich ließ ihn laut leſen, welches mit Bedacht und Empfindung des Inhalts geſchah, nur zu geſchwind und mit zu lauter Stimme, die aber ihm angemeſſen der Sache ſchien.

Eine der vorigen ruhigen Nacht gleiche erfolgte hierauf, und ſo zwey ähnliche Tage; außer daß er den zweiten Abend, da er Griechiſch und Latein mit Emphaſi einige Zeit las, und die Mutter ihn davon abrieth, weil dieſe Beſchäftigung noch zu zeitig und zu ernſthaft ſey, verdrießlich wurde und in ſeine Stube verlangte, auch, da ich bei ſeinem Abendeſſen verblieb, darüber mit ſelbiger noch immer haderte; ſo wie ich bei dieſer Gelegenheit eine widrige Wendung ſeiner ſonſtigen Geſinnungen gegen die Stiefmutter anmerke, die er immer geachtet und geliebt. Dieſe widrige Geſinnung hatte ſich während der Krankheit ſo feſt eingewurzelt, daß es mir Ueberredungskunſt und wirklich Mühe gekoſtet hat, ihn nach und nach ins alte Geleiſe gegen ſelbige zu leiten; und lange Zeit erſt nach der völligen Wiedergeneſung iſt es mir gelungen, das alte Zutrauen wieder zu erregen und zu beveſtigen.

Der 67ſte Tag war wieder mit trüben Wolken umzogen. Noch mußte er auf Anrathen des Arztes den Gurt um den Leib behalten, und des Nachts zu mehrerer Sicherheit an der Bettſtelle mit dem Strick beveſtiget werden: dieß war ihm ſchon ſeit einigen Wochen ein Hauptanſtoß geweſen, und da die Fliegenpflaſter hinwegwaren, wollte er auch dieſen nicht mehr dulden. Oft ſatyriſirte er über dieſe Vorſicht lachend, oft aber murrte er auch bitter und wehmüthig darüber; indeſſen kamen wir der Vorſchrift des einſichtsvollen und ſicher handelnden Arztes nach. Heut war er gleich des Morgens ſo geſtimmt; Sanftmuth und Ernſt vermochten von meiner Seite nichts zu bewirken, theils klagte er laut, theils weinend über dieſe ihm anſcheinende Härte, und als am Abend der Geiſtliche ihn beſuchte, machte ſelbiger auch mit ſeinen mancherlei Vorſtellungen keinen Eindruck auf ihn, ſeine Gedanken dünkten ihm die richtigſten; ſo blieb er, und verließ uns unzufrieden, immer doch mehr mir nachgebend als der Mutter, deren Belehrungen mit Unhöflichkeit erwiedert wurden; und ſie beſchloß daher, ihn nun ganz gehen zu laſſen und gleichgültig ſich zu bezeigen.

Er ſchien den folgenden Tag nicht darauf zu merken, war zwar aufgeräumter, weil der Barbier das Heilungspflaſter von den Waden nahm und zum leztenmale bei ihm war, ſonſt aber betrug er ſich, ausgenommen gegen mich, vier Tage lang etwas ſpöttiſch und achtungsloß gegen dieſelbe.

Am 72ſten Tage ſchien helle Sonne bei ihm: der Arzt befreyete ihn vom Gurte, und nun zog Zufriedenheit, Folgſamkeit und anſtändiges Betragen gegen einen jeden bei ihm ein. So dauerte es fort, und die Munterkeit nebſt richtiger Ueberlegung wuchſen ſichtbar an. Der Gebrauch ſeiner zeitherigen auflöſenden und abführenden Mittel endigten ſich am 77ſten Tage, wo er ſtärkende Tropfen erhielt, und Nachts und Tags viel und ſtärkend alle Tage ſchlief. Den folgenden Tag fuhr ich mit ihm zum erſtenmal aus, Reden und Befragen blieb vollſtändig gut, und die Urtheilskraft hatte wieder Feſtigkeit bekommen. Herzlich vergnügt kamen wir nach Hauſe, und das Veſperbrodt war Nektar und Ambroſia für ihn.

Seitdem blieben auch die verdrießlichen Unterredungen aus; auch die unzüchtigen Reden und Geberden waren weg, wovon er beſonders die obſcöneſten vorgebracht hatte; obſchon ich außer allem Zweifel verſichert war und bin, weder dergleichen That noch Worte ſind je von ihm in ſeinem natürlichen Zuſtande vorgenommen worden: gegentheils iſt er für ſeine Jahre noch ſehr ſchamhaft. Gegen uns äußerte er nichts mehr von der Neigung zum Soldatenſtand; allein gegen die Wächter und übrigen Leute verſicherte er es noch, und wünſche er nur, es mir ſchon vorgetragen zu haben.

Am 86ſten Tage gingen die Wächter ab, und ich legte mich in ſeine Stube, wo auch die Nacht von nun an alles ruhig ablief, ſo wie der gute Schlaf die Kräfte merklich ſtärkte.

Den 89ſten Tag ging ich mit ihm zu Fuß ſpazieren, und am 92ſten that er es in der Stadt allein, ohne daß Furcht oder Blödigkeit nach ſo langwieriger Stubenhütung bemerkt wurde. Den 94ſten ging er mit dem Großvater zufrieden auf den Jahrmarkt, kam mit Beängſtigungen nach Hauſe, die ſich aber den folgenden Tag verloren hatten, und ſo fuhr er fort, ſeine alten Freunde zu beſuchen, die nichts veränderte an ihm verſpürten; und endlich wurde er den 107ten Tag von aller Arzenei freigeſprochen, mit der Erlaubniß, mit uns die gewöhnlichen Speiſen zu genießen, und ſeine alte Lebensart wieder anzufangen, doch zu ernſte Beſchäftigungen noch zu vermeiden.

So hatte alſo dieſer ſchaudervolle Zuſtand über drei Monate hier gedauret, und wenn ich den vorhergegangenen Tiefſinn in ſeinem Schulort hinzurechne,

rechne, iſt er an acht Monate Patient geweſen. Durch keine ausſchweifende Lebensart hat er ſich dieß Uebel zugezogen, denn vorerſt hat er nie Neigung dazu unter meiner Aufſicht im geringſten ſpüren laſſen; und an dem Schulorte war er bei Verwandten, die genau auf ihn Obacht hatten, und auch nie etwas dergleichen bemerket haben. Im Gegentheil, man hat ihn vom Fleiß zurückhalten und in Geſellſchaften oft zwingen müſſen, wo er aber denn auch gern war, wenn ſelbige nach ſeinem Geſchmack waren. — Seine nun täglich zunehmende und daurende Geſundheit war mit keiner Abänderung ſeiner ſonſtigen Konſtitution verbunden, als daß er die erſten Monate oft ſtiller wie gewöhnlich war; übrigens nahm er ſeine Schularbeiten für ſich bald wieder vor, und mußte von den mathematiſchen Beſchäftigungen abgehalten werden, nach denen er am liebſten griff.

Da mir hinterbracht wurde, ſein Soldatenhang blieb unbeweglich, und er ſich gegen mich darüber nicht ausließ, die Gelegenheit indeſſen entſtand, wo ich meinem Oberen über ihn mündlich Nachricht zu geben hatte, ſo fing ich davon an, und foderte ſeine wahre Entſchließung vorher darüber: das für und dawider wurde ventilirt, und das Reſultat blieb dafür. Wie er dieſes vom Herzen hatte, ward er wieder munterer, und es wurden Veranſtaltungen getroffen, um dieſen Endzweck vortheilhaft zu erreichen. Hierüber ging der Frühling und ein Theil des Sommers vorbei, die er ſehr heiter und geſellig zubrachte. Er bezeigte ſich wirklich munterer und zufriedener, als in ſeinen jüngeren Jahren.

Um ſich im Reiten zu üben, beſuchte er ſeinen Großvater auf dem Lande, that mit dieſem verſchiedene kleine Reiſen, ließ ſichs wohl ſchmecken, und brachte drei Wochen nach ſeinen mir geſchriebenen Nachrichten ſehr vergnügt und auch nützlich zu. Ganz unvermuthet kam er mit dieſem zurück, weil einige Tage vor der Abreiſe wieder kleine Anfälle von Ueberſpannung und lautem Betragen bei Tag und Nacht bemerkt worden waren, welche vermuthlich durch zu gute reichliche Koſt, übermäßige Bewegung bei der Hitze, mathematiſche und theologiſche Ausarbeitungen ihren Urſprung herhaben mochten.

Auf eine Aderlaß und die abführenden Mittel wurde ſogleich der ſchlimmere Fortgang gehemmet. Indeſſen ereigneten ſich einige hitzige Auftritte, wo ich Ernſt anwenden mußte, um ſie zu unterdrücken, und die wieder Spuren vom alten Uebel zeigten. Sie verloren ſich aber bald, und Luſtigkeit trat an die Stelle, wobei er beim Leſen von Dichtern eine Menge ſcharfſinniger Anſpielungen auf Bekannte extemporirte, und Liebestrieb wiederum äußerte, doch gemäßigt und anſtändig; ſonſt ſpürte man keine Unordnungen, und nach Verlauf von acht Tagen genoſſen wir wieder der ſchönen Herbſtwitterung

rung zuſammen vergnügt und wie im geſundem Zuſtande.

Nur überraſchende Hitze übereilte ihn zuweilen bei kleinen Anläßen. Doch wurden überzeugende Proben von Geiſtesfähigkeit abgelegt, indem er unter andern drei angehörte Predigten zu Hauſe ſo umſtändlich aufſetzte, nach Verlauf einer Stunde darauf, daß der Geiſtliche ſie beim Durchleſen vollkommen ſeinen gehaltenen gleich fand.

Mein Amt erfoderte in dieſen Monaten öftere Reiſen aufs Land, wo er reitend und fahrend mich begleitete, vergnügt und artig war, nur zu freigebig ſich gegen die Einwohner erwieß, welches ſeiner Börſe nicht angemeſſen ſich befand; doch ſtreute er ohne alles Geräuſch und heimlich ſeine Geſchenke aus.

Zuweilen zeigte er in der Stadt beim Grüßen noch zu viel Höflichkeit, ohne den zu bemerkenden Unterſchied des Standes; und nur ein Anſchein von Beleidigung von jemand veranlaſte zu hitzige Gegenbegegnung. In einigen Wochen darauf verlor ſich aber auch dieſes alles völlig; und durch ein bei einer gewiſſen Gelegenheit von mir gegen ihn geäuſſertes groſſes Zutrauen in ſeine überlegende Beurtheilung ward er ſichtlich dahin gebracht, ſorgfältig auf ſein Betragen gegen jedermann von ſelbſt acht zu haben, und ſeitdem iſt er vollſtändig der alte gute, geſittete Jüngling. **Gott laſſe ihn ſo fortfahren!**

Folgende Anmerkungen will ich noch beifügen: Viel gelitten habe ich, und anfänglich konnte ich mich gar nicht überreden, daß dieſes ſo ſchrecklich abgeänderte Betragen, und dieſe Aeußerungen eines ſonſt ſo gutgearteten Sohnes, natürliche Ereigniſſe der Art von Krankheit wären.

Ich kränkte mich innerlich; Verführung am fremden Ort, dachte ich, bringe manche Zote, manches pflichtwidrige Kindesbetragen hervor. Nur ſeine ſo oft wiederholten Betheurungen von längſt angewohnter Verſtellung, und das läſterliche Ausſtoßen gegen Schöpfer und Religion richteten mich auf, da ich ihn bis in das 16te Jahr um mich gehabt und ſeinen moraliſchen Charakter genau kennen gelernt hatte, daß es unmöglich ſey, ſo plötzlich vom Guten ins Schlimme überzugehen, um ſo mehr, weil er die drittehalb Jahre ſeiner Abweſenheit wöchentlich die beſten Zeugniſſe von Fleiß und Aufführung von ſämmtlichen Lehrern in zugeſchickten ſogenannten Conduitenzettels bei der achttägigen feſtgeſetzten Conferenz ununterbrochen erhalten hatte. Auch die Funken von ſonſtiger Zuneigung, Gehorſam und Furcht gegen mich, welche bei den hellen Zwiſchenräumen durchſprühten, beruhigten mich dann und wann, und Hofnung gewann die Oberhand, da ſelbige bei dem voll Menſchenliebe weiſen Arzt, wegen der Jahre des Kranken und ſeiner mehrmaligen Erfahrung dergleichen Zufälle, nie ſank, auch mein guter Sohn werde wieder in ſeinem natürlichen Zuſtand zurückkehren.

Meine Vermuthungen der Entſtehungsurſachen dieſer Schaudererregenden Unordnungen in ſeiner Maſchine gehen dahin, daß die Begierde, hervorzuragen — denn von jeher war Ehrbegierde der Haupttrieb zum angeſtrengten Fleiß — über ſeine Mitſchüler, wo er meiſtentheils den Preis davon getragen hatte, obſchon Naturfähigkeiten nicht die ergiebigſten waren, den Kopf zu ſehr angegriffen und hauptſächlich mit zu vielerlei für ſich, ohne weiſe Gradation, überladen hatte. Hiezu trat ein Sterbefall eines geſchätzten Freundes, den er in der Krankheit beſorgt hatte, auch einige für ſein weiches Herz empfindſame häusliche Ereigniſſe, welches zuſammengenommen Nerven und Fibern, die zeither überſpannt worden waren, auf einmal herabgeſchwächt hatte; wozu noch das zwanzigjährige Alter eines ſonſt vollen, geſunden Jünglings bei guter Koſt und Enthaltſamkeit, auch manches beigetragen haben mag.

Faſt bin ich überzeugt, nicht darüber im Irrthum zu ſeyn; ſo wie ich zugleich in dieſem traurigen Zeitpunkt noch gewiſſer geworden bin, wie vielen Einfluß der Mechanismus des Körpers auf die Seelenwirkungen habe, und daß es Schwachheit ſey, gleich über Materialiſterei zu ſchreien, wenn der philoſophiſche Phyſiolog glaubet, daß materielle Dinge durch Mittelurſachen etwas über geiſtige Wirkungen vermögen, und daß mechaniſche Veränderungen einigen Einfluß auf Denken und Wollen haben. Der körperliche ſo wie der geiſtige Theil des Menſchen ſind beides Theile eines Ganzen, und ſtehen folglich in der genaueſten Verbindung miteinander.

III.

Geſchichte eines im früheſten Jünglingsalter intendirten Brudermords.

Als ich, ungefähr im vierzehnten Jahre, mit meinem jüngſten leiblichen Bruder eine zeitlang in einem Bette ſchlief, übereilte mich eines Abends, da ich etwas ſpät in dem Zimmer, wo wir ſchliefen, mit Schularbeit beſchäftiget war, plötzlich der Schlaf; ich legte mich zu ihm nieder, nachdem er ſchon ziemlich lange ſanft geruhet hatte. Aber ſtatt des Schlafs überfiel mich nun eine fürchterliche Angſt, ich hörte gleichſam eine Stimme, die mir ſagte: **nimm das auf dem Tiſche liegende Federmeſſer und ſtoß es ihm in den Hals —**

Die brüderliche Liebe kämpfte mit dem vermeinten Berufe ihn zu tödten je länger je heftiger, ich bewunderte die ſanfte Ruhe desſelben, umarmte den ſo unbekümmert Schlafenden, küßte ihn, ſtand **auf, ergriff das Meſſer — — legte es zuſammen, verbarg es ſorgfältig zwiſchen Bücher und Papier**, legte mich wieder zu ihm nieder, umarmte ihn nochmals und — **betete.**

Meine Ruhe und Seelenſtille kehrte nach und nach wieder, und unausſprechlich groß war meine Freude, daß mir kein anderes als grade ein **Einlegemeſſer** zur Hand geweſen, und daß ich meinen lieben kleinen Bruder nun nicht tödten **ſollte.** Ihn rettete alſo vom Tode und mich von der fürchterlichſten Angſt und unmenſchlichſten That, ſchwärzer in der Ausführung, als je eine Kainshandlung — das **verſteckte Einlegemeſſer** und ein inbrünſtiges **Gebet**, wodurch das verwirrte Gewebe meiner gegenwärtigen Ideen vereinfachet, die unwillkührlichen abgeleitet, und freiwilligere wieder herrſchend wurden.

Wie feſt nun dieſer Mordentſchluß bei mir war, beweiſet theils die immer noch von ängſtlichen Mißtrauen begleitete Freude, da der Paroxismus bereits vorüber war; theils, daß ich nicht an die darauf geſetzte Todesſtrafe dachte, da ich doch damals von der, dieſem Alter in ſolchen Falle bewilligten Begnadigung, zuverläßig noch nichts wuſste. Dieß erſchwert die Ergründung der Urſachen dieſes mörderiſchen Vorſatzes ſehr, und die damals noch ſo wenig entwickelte Anlage des Kopfes und Herzens macht dieſen in ſeiner Art einzigen Zuſtand des Gemüths noch unerklärbarer.

Woher alſo dieſer Sturm — woher dieſe unerhörte Mordluſt in einer ſo jungen Seele? Nachbegierde war es nicht, denn er hatte mich nicht beleidiget, jener nicht ſelten nach überſpannter Seelenanſtrengung tobende Geiſt des Unmuths und der Mißlaune, wenn die Thätigkeit durch irgend ein entgegenſtrebendes Hinderniß, wie hier vom Schlafe, gehemmt wird, konnte es in dieſen Jahren wohl auch nicht, ſo wenig als eigentliche Bosheit oder Verzweifelung, ſeyn. **Unzufriedenheit**, daß er ſo ſanft ſchlief und ich nicht ſchlafen konnte, war vielleicht eine entfernt wirkende Triebfeder, wer weiß, ſelbſt die **Dunkelheit der Nacht**, die mich damals oft zu ſchwarzen ängſtlichen Gedanken veranlaßte, konnte hier mit im Spiele ſeyn. Freilich war es mir auch eben ſo recht nicht gelegen, einen Beiſchläfer zu haben, aber überzeugt von der Nothwendigkeit und guten Abſicht meiner Aeltern, hatte ich mich ſchon längſt darein ergeben.

Vielleicht, aber nur vielleicht, war es an einem Tage, wo ich einen Mörder vom Leben zum Tode hatte bringen ſehen. Vor ſolchen ſchaudervollen

vollen Auftritten war ich in jenen Jahren, gewöhnlich des Delinquenten wegen, ſehr ängſtlich und bekümmert, ſobald aber die Handlung geendigt war, empfand ich eine Art von Gleichgültigkeit und Verachtung des Todes.

Iſt es nun mehr Stärke oder Schwäche der Seele, wenn ſie oft zu raſchen Entſchließungen übergeht? Schwäche kann wenigſtens eben ſowohl eine Mutter grauſamer als ſchändlicher Handlungen ſeyn. Jenes Selbſtgeſtändniß beweißt, daß uns die geringfügigſten Umſtände zu Handlungen von den wichtigſten Folgen verleiten können. Das frey und offen liegende ſpitzige Meſſer ängſtigte mich eben ſo ſehr, als es mich hinterher beruhigte, da ich es zuſammengelegt und verſteckt hatte. Durch dieſe Täuſchung gewann meine Seele Zeit, jenen hölliſchen Todesengel zu beſiegen, und ich ſchlief freudig ein.

Wer wünſcht mir nicht Glück, daß ein ſo ſchrecklicher Gedanke ſeitdem nicht wieder in mir erwacht iſt; ſo wie ich auch von dem innern heißen Drange, am unrechten Ort laut reden zu müſſen, da ich mir öfters in der Kirche mit der Hand den Mund feſt zuhalten mußte, ſeit einigen Jahren nichts mehr weiß.

Das Reſultat ähnlicher Selbſtgeſtändniſſe und Erfahrungen wird am Ende unwiderſprechlich darauf hinauslaufen: es drängen ſich oft Vorſtellungen und Vorſätze auf, die wider unſern Willen zu lebhaft werden, wo die Freiheit der Handlungen in Gefahr kommt, weil ſich unſre Seele in einem fieberähnlichen Zuſtande, in einem Stande der Sklaverei befindet, worin ſie ſich blos leidend zu verhalten ſcheint: und da die Seele überhaupt das Neue liebt, ſo handelt der Menſch oft in dieſer Art von Betäubung nach dunklen Gefühlen und Empfindungen, die ihm ſelbſt unerklärlich bleiben. Ferner: die Seelenkrankheiten haben, gleich den Krankheiten des Körpers, ihre Paroxismen, wo ſich die Krankheit vermehrt; ſo auch ihre Intervalle, wo der Menſch ungeſäumt Gegenſtände und Gedanken verändern muß, um ſich, immer doch mit nicht geringem Widerſtande, von der Tyrannei widerſtrebender Ideen loszuwinden.

v...ſ. in Br—g.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Eine Selbſtbeobachtung auf dem Todbette.

Ich ſchicke Ihnen hier eins der ſeltenſten Dokumente von Selbſtbeobachtung, das wenigſtens dieſer Seltenheit wegen Ihren Leſern nicht unangenehm ſeyn wird: — **ein Fragment von Bemerkungen über ſich ſelbſt**, die der Selbſtbeobachter **in ſeiner letzten ſehr ſchweren Krankheit** gemacht hat.

Hätte dieſer Mann den Anfang Ihres Journals erlebt, er wäre gewiß einer der eifrigſten Beförderer deſſelben geworden; denn der Bildung der menſchlichen Seele nachzuſpüren war ſein Lieblingsſtudium. Als ein Mittel vom erſten Range dazu ſchätzte er nun freilich Selbſtbeobachtung; allein dieſe Art von Beſchäftigung, und die dadurch entſtehende Selbſtkenntniß war ihm noch in manchem andern Betracht äußerſt wichtig und ſchätzbar.

Er hielt die Kenntniß des innern Zuſtandes ſeiner Seele und das Vermögen, jede Veränderung derſelben ſchnell und richtig zu bemerken, für eine der edelſten Fähigkeiten des Menſchen, für ein groſſes Mittel zur Tugend, für das wahre Mittel zur möglichſtgrößten Wirkſamkeit eines jeden —

Doch warum laß ich ihn nicht ſelbſt reden, da ohnehin Gedanken über die Vortheile der Selbſtkenntniß nirgends beſſer Platz finden können, als in einem Werke, welches das γνωθι σαυτον an der Stirne trägt? — Hier ſind alſo ſeine eignen Worte:

„Ich will das nicht einmal anführen, in welche
„Verirrung es den Menſchen ſtürzt, wenn er ſich
„unrichtig beurtheilt, und daß der Uebergang vom
„Guten zum Böſen gewöhnlich durch Selbſtbetrug
„verurſacht wird; nur das will ich bemerken: wie
„gewaltig müßte ein Geiſt nicht in allen andern
„Vollkommenheiten zunehmen, der ſeine Fähigkeiten,
„und den beſten Gebrauch derſelben, der die
„ganze Richtung ſeiner Neigungen völlig kennte!
„Wenn wir nur hier auf der Erde mit unſern Gedanken
„bleiben, was würde ein Menſch nicht ausrichten
„können, der eben keine außerordentlichen
„Naturgaben hätte, aber der dieſe nun gerade auf
„das richtete, wozu ſie eigentlich geſtimmt ſind;
„und ſeine Seelenkräfte ſo wirken ließe, wie ſie mit
„dem möglichſtgrößten Erfolge wirken könnten!
„Dem ginge keine angewandte Bemühung verloren;
„ſeiner Seele ganze Kraft würde gehörig gebraucht,
„und er würde in dieſem Stück dem ihm in dieſem Leben
„erreichbaren Ziel nahe kommen, und das iſt hoch.

„Kennte ein Menſch ſeiner Neigungen wahre
„Richtung, ſo würde er jetzt ſchon wiſſen, wieviel

„jede zukünftige Sache ihm Vergnügen oder Schmerz verurſachen würde; und dieß ſetzte ihn in den Stand, ſein wahres und falſches Glück aufs genaueſte zu unterſcheiden. Und wie feſt müßte ſich nicht ein Menſch in der Tugend machen können, der ſie immer von der Seite betrachtete, wo ſie jedesmal für ihn den ſtärkſten Reiz hätte, und die Mittel zu ihrer Beförderung wählte, die für ihn gerade die wirkſamſten wären! Darum iſt Selbſtkenntniß mit dem Vermögen, richtig und ſchnell jede Veränderung ſeiner Seele zu bemerken, etwas ſehr vorzügliches, darnach der Weiſe mit Eifer trachten und nicht aufhören muß, es auszubilden, bis er ſich ſo genau kennt als Gott, das iſt, niemals.“

Dieſer große Werth, den Selbſtkenntniß in ſeinen Augen hatte, und überdem die ſtarke Neigung ſeiner Seele zu innrer ununterbrochner Wirkſamkeit, und zu jeder Art des abſtracten Denkens, die aus vorzüglicher innrer Anlage dazu entſtanden war, und die er durch viele Arbeiten in der Mathematik und Philoſophie noch immer mehr ausgebildet hatte, waren die Urſachen, daß er ſich ſehr früh zur Selbſtbeobachtung gewöhnt hatte, und daher war ſeine Fertigkeit darin durch Uebung zu einem ungewöhnlichen Grade geſtiegen, und er hatte dazu einen ſo großen Hang bekommen, daß er die Befriedigung deſſelben unter ſeine vornehmſten Vergnügungen rechnete.

Vermuthlich redete er faſt ganz aus eigner Erfahrung in folgender Stelle: „Wer immer bei ſeinen Handlungen und Wünſchen auf den erſten „Grund derſelben zurückgeht, und gleichſam ſo verfährt, als wenn er aus einzelnen Zügen eines „Fremden Character entwerfen wollte, der kommt „zuletzt ſo weit, daß er die Fähigkeiten und Triebe „ſeines Geiſtes, auch die ſehr verborgenen, ziemlich „genau beſtimmen lernt. Und dieſe durch Vernunft und Aufmerkſamkeit vermehrte Selbſtkenntniß hat nun wieder die Folge, daß der Geiſt inskünftige auf jede kleine Veränderung, die in ihm „vorgeht, acht giebt, und daß auch ſogar ſein Vermögen, die geringſte andre Richtung der Vorſtellungen in ſich ſelbſt zu bemerken zunimmt.“

Mit dieſer Selbſtbeobachtung war beinahe natürlich verbunden die genaueſte Beobachtung aller ſeiner, auch der kleinſten, Schickſale, die Schätzung ihres wahren Werths in Beziehung auf ihn, und beſonders ihrer Wirkungen auf ſeine Moralität. Dieſe Aufmerkſamkeit hatte bei ihm dieſelbe Folge, die ſie bei jedem unbefangenen und aufrichtig Wahrheitſuchenden Beobachter haben muß; nemlich den unumſchränkteſten Glauben an Vorſehung; und wirklich, er hatte eine ſehr hohe Stufe von Ergebung in den Willen Gottes erlangt; wie er ſich auch auf der andern Seite einen ſeltnen Grad von Tugend und Selbſtbeherrſchung erworben hatte.

Dieſer Mann bekam nun den 10ten Juni 1781 frühmorgens den erſten Blutſturz, nachdem er vorher einige Tage an einem leichten Schnupfenfieber krank geweſen war. Sobald nur ſein Körper einigermaßen in Ruhe war, ſo nahm ſeine Aufmerkſamkeit wieder ihre gewohnte Lieblingsrichtung auf den innern Zuſtand ſeiner Seele an, (wie man aus den nachfolgenden Blättern ſehen wird) welches ohne die vorhergehende Uebung und Gewohnheit ſchwerlich mit der Anhaltſamkeit und Deutlichkeit möglich geweſen wäre.

So gefährlich indeſſen auch ſein Zuſtand war, ſo ließ er nicht das mindeſte von Kleinmuth merken. Ihm wurde nun ein ſehr ſtrenges Verhalten von ſeinen Aerzten verordnet, welches er auf das pünktlichſte erfüllte; er vermied jede, auch die geringſte Bewegung, lag faſt unbeweglich ſtill, ſprach kein Wort, und alles, was er genoß, wurde mit der größten Sorgfalt abgemeſſen, damit er ja nichts mehr bekam, als er durfte, und damit er auf dieſe Art alle Pflichten der Selbſterhaltung erfüllte, die er ſich und den ſeinigen ſchuldig war — er lebte damals faſt blos von dickgekochtem Haberſchleim.

Eben ſo ſuchte er auch ſeinen Geiſt in der gleichförmigſten Ruhe zu erhalten, und vermied jeden Anlas zu ſtarken Empfindungen. Dieſer Zuſtand der Unthätigkeit und Unbeweglichkeit währte ungefähr vier Wochen, während welchen er einige Rückfälle der Krankheit hatte. Endlich ſchien die Lunge beſſer zu werden, und er durfte wieder außer dem Bette ſitzen; nur das Reden und eine weniger ſtrenge Diät erlaubte er ſich noch nicht, und gehen konnte er nicht viel; in dieſer Zeit hat er die folgenden Blätter geſchrieben. Er befand ſich aller ſeiner Beſchwerden unerachtet jetzt in einer großen Heiterkeit, und erlaubte ſich nun auch einige ſanfte Gefühle, angenehme Rückerinnerungen oder ſchmeichelnde Hofnungen.

Nun ſtellte ſich eine unmerkliche Auszehrung ein, mit noch immer anhaltender Schwäche verbunden. Seine Diät und Lebensart blieb noch die nehmliche; ſeine Seele befand ſich in einer ſtillen, ſanften Ruhe, und es ſchien, als wenn er nicht mehr nöthig hätte, ſeine Empfindlichkeit zu bekämpfen.

Vielleicht war er durch die lange Gewohnheit in eine gewiſſe Unempfindlichkeit verſetzt, oder es war Folge von den allmählig ſinkenden Kräften. Er hatte daher gar nichts von dem eigenſinnigen, mürriſchen Weſen, welches oft bei langwierigen Krankheiten iſt; ſeine ganze Seele ſchien abgeſpannt zu ſeyn, er hofte und fürchtete nichts. Daher kam es auch wohl, daß er in dieſer Zeit nichts mehr zu den folgenden Bemerkungen geſchrieben hat. Dieß dauerte bis zu Anfang des Monats Auguſt.

Mit dieſem Monat erhielt die Krankheit eine andere Wendung; er bekam mehr Heiterkeit und Lebhaftigkeit, erlaubte ſich mehr zu reden, hatte viel heftigere Empfindungen, und der Mann, der ſonſt ſo wenig Wünſche hatte, dem es in ſeinem kleinen Kreiſe ſo wohl war, machte jetzt viele weitausſehende Projecte. Dieſe Lebhaftigkeit ſtieg nun immer mehr, bis zum 21ſten Auguſt, wo das Nervenfieber überhand nahm, und er in der Nacht anfing, heftig zu phantaſiren. Des Morgens kam er wohl wieder zu ſich, aber ſeine Seele hatte eine ganz andre Stimmung; er empfand alles mit der größten Heftigkeit, keine Ideen von ſeinem gewohnten Leben hatte er; dachte er noch zu leben, ſo waren es Reiſen, neue Entwürfe u. dgl., die ihn beſchäftigten; oder er unterhielt ſich mit der Vorſtellung des Himmels, und dachte ſich ſchon im Kreis der Seligen. Dieſe Idee war aber doch meiſtens die bleibendſte.

Mit großer Freude hofte er überhaupt auf die Entwickelung ſeines Schickſals, die nun nicht mehr weit entfernt ſeyn konnte. In ſolchem Zuſtande, bald mehr bald weniger bei ſich, verlebte er ſeine letzten Tage.

Sonderbar war es, daß er einſt in der Phantaſie etwas ſehr richtig berechnete, und überhaupt ſich in dieſer Zeit der arithmetiſchen Berechnung der Wahrſcheinlichkeiten für und wider eine Sache bediente, um über ſie zu urtheilen, weil ihm dieß ſein Urtheil erleichterte; und hiebei verließ ihn die Richtigkeit der Berechnungen nicht, bis in ſeine letzten Tage — offenbar eine Folge davon, daß er ſich ehemals ſo viel mit Mathematik beſchäftigt hatte.

Nach dieſer überſpannten Heiterkeit verſank er endlich in einen Schlummer, der ſich den 26ſten Auguſt mit ſeinem Tode endigte. Er ſtarb im 30ſten Jahre.

Ich glaube, dieſe kurze Krankengeſchichte wird Ihren Leſern nicht ganz unangenehm ſeyn. Ich habe, ſoviel möglich, nichts darin aufgenommen, was nicht entweder zur Erklärung und Verſtändlichkeit des folgenden Aufſatzes dient, oder doch pſychologiſche Bemerkungen, ſoviel äußere Beobachter ſie machen konnten, enthält, die gewiſſermaßen zur Fortſetzung ſeiner Selbſtbeobachtungen dienen könnten.

Ich hoffe nun, daß die folgenden Blätter völlig verſtändlich ſeyn werden. Die Bemerkungen ſelbſt ſind faſt ohne alles Räſonnement; aber offenbar ſind ſie bei aller Treue, mit der ſie angeſtellt ſind, doch in der Abſicht hingeſchrieben, um einſt darüber zu denken und zu räſonniren; wie denn auch ſchon zuweilen Fragen zum einſtweiligen weitern Nachdenken aufgeworfen ſind.

Man wird es mit mir bedauern, daß der Bemerkungen nicht mehrere ſind; beſonders da ſie ſoviel Beweiſe von der groſſen Herrſchaft des Körpers über die Seele enthalten. Ich habe es gewagt, einige wenige Anmerkungen hinzuzuſetzen, nicht um die Erklärungen des Beobachters zu erſetzen, ſondern blos um meine Gedanken hie und da andern zum Fingerzeig weitern Nachdenkens dienen zu laſſen.

S — d.

Bemerkungen über mich ſelbſt in meiner Krankheit, die den 10. Junius 1781 anfing, von R.

Heute (den 15ten Jul.) ſind es nun fünf Wochen. Noch darf und kann ich nicht allein gehen, noch nicht viel reden, noch bin ich faſt in allen Stücken eingeſchränkter als andre Kranke in der Mitte ihrer Krankheit. Und doch weiß ich lange keine Zeit ſo vergnügt zugebracht zu haben, als dieſe letzten Tage, die immer in einem Gleiſe bleiben. — — Während mich andre beklagen, bin ich glücklich — war auch wohl zuweilen, wenn ſie mich beneideten, elend.

⁂ ⁂ ⁂

Erſtaunlicher Einfluß des Körpers! Sobald der Körper ſich den 10ten Jun. durch den Auswurf des Bluts erleichtert hatte, war auch die Seele unbefangen und heiter. *) Drei Möglichkeiten ſtellten ſich mir vor: **Wiederherſtellung** und längeres Leben mit noch mehrern Beſchwerlichkeiten und ängſtlicherer Vorſicht, als bisher; oder in einigen Ta-

---

*) Als nemlich das Gehirn von dem Blute, wodurch es gedruckt worden, ſich erleichtert hatte, ſo wurden ſeine Bewegungen leichter und ungehinderter, und die Ideen heller. — Ueberhaupt enthalten dieſe Blätter viele, zum Theil neue, zum Theil aber auch ſonſt ſchon bekannte, Beobachtungen zur Lehre von den materiellen Ideen, oder wie Platner Aphor. 1. Theil, §. 298. wie ich glaube, ſehr gut nennt, von den Bewegfertigkeiten in den Gehirnfibern.

gen tod; oder langſam nach verſchiedenen Recidiven zum Tode ſchleichende Schwindſucht. Meine Einbildungskraft war vermögend, in jeder dieſer Vorſtellungen etwas Angenehmes zu finden, und dieſes zu faſſen.

Am wahrſcheinlichſten war ihr der letzte Fall; den mittelſten konnte ſie nicht wohl denken, eben weil ich mich ſo behaglich fühlte; und vom erſten hatte ich zu wenig Beiſpiele gegen die Menge der entgegengeſetzten geſehen.

Eine Sache, deren Nothwendigkeit und Pflichtmäßigkeit ich erkannte, war neben der äußerlichen, die innerliche Ruhe. Abſtrahirt alſo mußte werden von Ueberdenkung aller Folgen der Krankheit auf meine ganze äußerliche Lage, und dieß ſchwere Vorhaben iſt mir noch bis jetzt (den 17ten Jul.) zum Erſtaunen geglückt.

Ich habe bisher noch an das mancherlei Unangenehme, das nothwendigerweiſe, wenn es auch am glücklichſten geht, Folge dieſes Vorfalls ſeyn muß, gar nicht oder kalt und ohne Theilnehmung gedacht; und es iſt mir noch, Gott ſey Dank! nicht ſchwer geworden, ihm die Lenkung deſſelben ungeheuchelt anzuvertrauen. Wie aber dieß mir Hypochondriſten möglich geweſen iſt, kann ich auf keine Weiſe begreifen, als 1) aus der Leichtigkeit und Sparſamkeit der Nahrungsmittel; 2) dem Mangel dicken Bluts; 3) der Einförmigkeit aller mich umgebenden Gegenſtände und Folge der Zeit;

und 4) als ich ſchon im Geneſen war, aus der Mannichfaltigkeit, welche ich in die Einförmigkeit meiner Beſchäftigungen, nebſt etwas Ordnung und Zweck, gebracht hatte. — Eine von den möglichen beſchwerlichen Folgen kehrte ich ſogar in etwas Angenehmes um: nemlich die, vielleicht lange, vielleicht ſtetsanhaltende Entäußerung von manchen Genüſſen des Lebens.

Mir hatte ſchon lange vorher das Beiſpiel des Mannes, der ſich mit der größten Diät ſeine Unzen Nahrung zuwog, beneidenswürdig geſchienen. Ein Hauptgrund dagegen war: es möchte den Körper im Ganzen wohl geſund, und den Geiſt behaglich erhalten, aber beide ſchwächen. Allein jezt, da es nothwendig ward, fielen alle Gründe dagegen weg, und ich weidete nun meinen Blick mit der Ausſicht in ein Leben voll Geiſtesbehaglichkeit mit ein paar leicht verſchmerzten ſinnlichen Aufopferungen erkauft.

Bei aller Indifferenz (ich weiß kein beſſers Wort) aber war die Empfindlichkeit erſtaunlich. Wer nur ſchnell, nicht einmal laut, redete, brachte meinen Puls gleich in Unordnung. Der bloße Anblick von mehr als höchſtens drei Perſonen in meiner Kammer erhitzte mich. Dieſe ſo hochgeſpannte Empfindlichkeit hatte noch eine andre Folge. Jeder Keim von Trieb, jeder Ueberreſt eines alten bedurfte nur die geringſte Veranlaſſung, um die ganze Seele zu ſeinem Eigenthum zu machen; gleich kleinen

nen Häufchen Pulver, die man nie bemerkt haben würde, wenn nicht das ganze Zimmer in Brand gerathen wäre, die nun aber, ſo wie an jedem die Flamme kömmt, den Glanz des übrigen überſtralen. Die flüchtigen Regungen, welche ſonſt zuweilen durch die Seele fliegen, und ehe ſie wahrgenommen werden, verſchwinden, verwandelten ſich bei mir in bleibende ausgemahlte Bilder; die unbemerkte vorübereilende gefällige und mißfällige Empfindung an etwas hielt nun an, und ſchien die Stelle eines feſten Begehrens und Verabſcheuens einnehmen zu wollen; denn alles, was gereizt ward, war in der gleichgültigen Lage der Seele Herr.

Dieß gab zum Theil ſchreckliche Phänomene; der Gedanke, den ich verfluchte, ward Bild, annehmliches Bild. Das heftige Mißfallen an dieſem entdeckten böſen Zuge, und oft gar die Unfähigkeit, ihn nur ſo weit zu dämpfen, daß er nicht wirklicher Wunſch ward; und bei allen dieſem, Kraftloſigkeit ſich zu ermannen, die Zügel der Einbildungskraft zu ergreifen — das alles verſetzte die Seele in — nicht Traurigkeit, ſondern — Unmuth und Verdrießlichkeit. — Ich würde mich unendlich ſchämen, wenn zu ſolcher Zeit ein Menſch meine Seele hätte ſehen können. Deswegen fühle ich mich auch zu ſchwach, einen einzelnen von dieſen Fällen hier anzugeben, obgleich ich erwarten kann, daß dieſe Art von Erſcheinung wohl von jedem redlichen Beobachter ſeiner ſelbſt wahrgenommen iſt.

Aber dieß ſcheint mir doch bemerkenswürdig. Da der Ausbruch **jedes** Triebes und **jeder** Geſinnung ſtärker ſich auszeichnete, ſo hätte dieß bei den **guten** eben ſowohl Statt finden müſſen.

Lagen alſo in meiner Seele eben ſoviel gute als böſe Triebe ſchlafend, ſo mußten ſich beide unter dieſen Umſtänden gleich häufig entdecken. Das war aber gar nicht der Fall. Es iſt wahr, zuweilen überſtrömte ein gutes Gefühl die Seele eben ſo gänzlich, als ein böſes; aber weder hatte das gute den **Grad** von Edelmuth, welchen das böſe von Niederträchtigkeit; noch hatte ich ſo **oft** Urſache, mich des hellen Gedankens der Tugend zu freuen. — Iſt denn nun meine Seele in gleichem Grade gut und böſe? — Und woher rührt denn das merkliche Uebergewicht der Triebe, die ich ſeit ſo vielen Jahren, vielleicht vom Anfange meines vernünftigen Denkens an, nie ohne Abſcheu und heftiges Gegenſtreben der ganzen Seele gegen ſie in mir bemerkt habe? *) — Aber Gottlob! Unterſchied iſt zwiſchen Triebe **haben** und Triebe **nähren**.

Dir

---

*) Dieß geſchieht oft bei vorzüglicher Schwachheit des Körpers; und viele treue Selbſtbeobachter werden vermuthlich dieſelbe Bemerkung gemacht haben. — Vielleicht kann man dieß ſo erklären: das Blut und die Säfte des groben Körpers tobten umher, wirkten durch Bewegung, Stoß, Druck oder Berührung auf den feinen Nervengeiſt, und weckten dadurch die verſchiedenſten Ideen. Die guten, als ſolche, an die der Geiſt ohnehin ſchon gewohnt war, fielen durch nichts auf;

* * *

Die Nacht vom 11ten bis zum 12ten Jun. war eine von den übelſten. Vor- und Nachmitternacht erfolgten zwei heue Blutſtürze, das Blut tobte ungeſtüm durch alle Adern; Ideen von der verſchiedenſten Art kreuzten unordentlich durcheinander, und ich war halb im Zuſtande der Phantaſie.

Was

auf; deſtomehr aber zogen die ſeltner gereizten böſen die Aufmerkſamkeit der Seele durch ihre Neuheit auf ſich; und da die Seele ihrer Aufmerkſamkeit ohnehin nicht mächtig war, ſo wurden dieſe durch den ſtärkern Reiz ſo hell und wirkend. Vielleicht wäre bei böſen Menſchen das Gegentheil erfolgt; vielleicht läßt ſich ein Theil der berufnen Bekehrungsgeſchichten auf dem Todbette mit aus dieſem Phänomen erklären. Wenigſtens wird man mir es, wie ich hoffe, vergeben, wenn ich ein pſychologiſches Problem lieber aus der Philoſophie als aus der Theologie zu erklären ſuche, obgleich es viele Erklärungen von entgegengeſetzter Art von theologiſirenden Philoſophen, beſonders aus der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, giebt. — Ein analoger Fall iſt bei den figirten Ideen; nehmlich wie bei einer groſſen Schwäche des Gehirns eine ſehr unbedeutende Idee ſogar leicht figirt werden kann, ſo kann bei einer beträchtlichen Unordnung und Unruhe deſſelben manche ſchlechte wider Willen ſehr lebhaft werden. — Das im Texte angeführte Gleichniß von kleinen Häufchen Pulver u. ſ. w. ſcheint mir für dieß Phänomen ganz unpaſſend zu ſeyn.

Noch will ich hier bemerken, wie offenbar ſich das Gegenſtreben der Seele hiebei von den vorgeſtellten Ideen ſo ſehr unterſcheidet; wie denn auch in Spaldings Fall, deſſen in einem der vorigen Hefte gedacht worden, die vorgehaltnen Ideen von der Einwirkung der Seele ſich auch bei dem Selbſtbeobachter merklich unterſchieden gezeigt haben.

Was ich von den Vorſtellungen dieſer Nacht noch herausbringen kann, iſt etwa dieß: Zur Geneſung war alle Hofnung verſchwunden, und des nahen gewiſſen Todes Bild ſchwebte mir vor. Hier kamen einige verwickelte Phänomene zum Vorſchein. Wenn ich die Frage aufwarf: ob ich lieber jetzt ſterben, oder meinen ſiechen Körper noch ein halb Jahr hinſchleppen wollte? ſo wählte ich gleich mit Empreſſement das letztre.

Die **Todesfurcht** ſchien alſo ganz die Oberhand zu haben. Analyſirte ich aber dieſe Wahl weiter, ſo fand ich, daß meine Seele nicht den **Tod heut** und den **Tod nach einem Jahr** verglichen hatte, ſondern es ging ſo zu: Sie dachte ſich einen Schwindſüchtigen, freilich mit vielen Unbequemlichkeiten dem Grabe entgegenſchleichend, der aber doch ein wenig reden, ein wenig gehen, ein wenig ſich bewegen konnte. Ich hingegen lag, ohne Hand oder Fuß regen, ohne ein Wort reden zu dürfen, in der unbequemſten Stellung, die mir an manchen Orten empfindliche Schmerzen machte; mein Athem drängte ſich durch die beklemmte Bruſt, und in dieſer Verfaſſung ſollte ich die Ankunft des Todes erwarten. Da war das Bild deſſen, der doch ein wenig mehr Freiheit hatte als ich, offenbar angenehmer.

Bald präſentirte ſich der Tod in einer andern Geſtalt als Ende aller Unbequemlichkeiten und Beſorgniſſe. Ich fing wieder an zu huſten, ein thrombus verſchloß die Luftröhre, und den nächſten Augenblick waren alle die dunkeln Gegenſtände um mich her verſchwunden, ich lag ohne Bewegung und war der Erde entflohen. In dieſer Geſtalt mißfiel mir der Tod nicht, und ich machte noch mitten im Paroxismus die Bemerkung, ob es nicht Täuſchung iſt, daß wir den Tod fürchten ſollen; ob nicht **Todesfurcht** bei jedem Schauer vor dem, was den Tod **begleitet, vorhergeht,** oder **folget,** ſey?

Die Zukunft nach dem Tode wirkte gar nicht auf mich. Kein lebhafter Gedanke von Ewigkeit, Sünde, Strafe — nichts davon! Ein unabſehliches Blachfeld, das ich nicht kannte, auf dem ich nicht wußte, wo ich war, war alles, was ich mir von der Zukunft dachte. Das Bild war nicht anziehend, aber auch nicht widrig.

Was dem Unangenehmen das Uebergewicht gab, war das Schauervolle, was **Ungewißheit** immer mit ſich führt. Und hieraus entſtand denn natürlich der Wunſch, lieber noch von dieſer Seite des Styx das gegenüber liegende Ufer etwas zu betrachten, als gleich überzuſchiffen. Kurz alles, was ſich der Seele vormahlte, waren ſchwebende Bilder, die, nie ruhig, immer eins vor dem andern vorbeitanzten. In dem Augenblick, da ſie vorſchwebten, fällte die Seele ſchnelle Urtheile und Wahrnehmungen — denn ſie war nicht matt, ſie war gereizt. *) — Von Gegenſtänden des gemeinen Lebens, Bekannten, Freunde u. ſ. w. kamen keine Bilder vor. **)

Der darauf folgende Tag (den 12ten Jun.) war wieder etwas ruhiger. Die Nacht darauf kamen von neuem zwei Blutſtürze, die mich aber weniger unruhig machten. Ich wollte doch etwas, ſoviel ich konnte, meine Seele zu dem groſſem Schritte bereiten, aber ich fand das, was ich immer geglaubt und mit Nachdruck eingeſchärft habe, ſehr wahr, daß es auf dem Krankenbette, ſo lange die Krankheit Ernſt, ſchwerlich angeht, ſich zum Tode vorzubereiten. Das einzige, was, wie ich mich erinnere, etwas wirkte, war der Gedanke: Gott betrübt die Menſchen nicht von Herzen. Die groſſe, lange Reihe von Folgerungen aus denſelben in meiner gegenwärtigen Lage ſchwebte meinem Blick vor, und gab Stärkung.

---

*) Weil hier überhaupt die Thätigkeit des Nervengeiſtes äuſerſt unruhig war, ſo war es natürlich, daß die Vorſtellungen in unordentlicher Reihe aufeinander folgten. Eben dieſer Unruhe wegen waren die Ideen auch in ihrer Lebhaftigkeit ſehr verſchieden.

**) Auch dieß iſt ſehr erklärbar. Die heftige Spannung der Aufmerkſamkeit auf den einen Gegenſtand machte, daß er ſeine Ort- und Zeitverhältniſſe vergaß; wie dieß bei tiefem Nachdenken oft zutrift, und beſonders hier, da überdem noch die äußern Sinne in einer großen Betäubung lagen, um deſto eher zutreffen konnte.

II.

Handlung ohne Bewußtſeyn der Triebfedern, oder die Macht der dunkeln Ideen.

Diepholz den 4ten Januar 1785.

Im Sommer 1783 mußte ich eine Reiſe nach Göttingen machen. Bekanntlich iſts mit dem Verreiſen eines Arzts immer ſo eine Sache — und darum freute ich mich recht ſehr, alle meine Patienten auf ſo erwünſchter Beſſerung zu ſehen, daß ihnen ſchriftliche Inſtructionen ein vollkommenes Genüge leiſten konnten.

Frau Paſtorin Soltenborn befand ſich mit unter der Anzahl der Reconvaleſcenten, die ich zurücklaſſen mußte, und nach allen mediciniſchen Gründen zu urtheilen, konnte ich ihrentwegen ganz unbeſorgt ſeyn. Zwar hatte ſie einen ſchwachen und empfindlichen Körper, und war auch, durch Schuld ihrer ehemaligen Kinderwärterin, auf der einen Seite etwas verwachſen; aber demohngeachtet genoß ſie immer eine gute Geſundheit.

Etwa ein Vierteljahr vor ihrer letzten Krankheit bemerkte ich, daß ſie auf einmal ſehr blaß wurde, und mit verſtörtem Geſicht plötzlich die Geſellſchaft, worin ich mich auch befand, verließ. Nachher ſagte ſie mir, es wäre ihr auf einmal übel geworden, und ſie hätte heftiges Herzklopfen und ſtarke Beängſtigung geſpürt. Weil aber dieſe Zufälle faſt eben ſo geſchwind, als ſie entſtanden, wieder vergangen waren, ſo glaubte ſie ſich zu einer neuen Schwangerſchaft Glück wünſchen zu können. Doch ſahe ſie ſich zwar bald in ihrer Erwartung getäuſcht, indeſſen befand ſie ſich wohl.

Die Krankheit, womit meine ſelige Freundin im vorigen Sommer befallen wurde, war nichts anders, als ein gelindes und gutartiges anhaltendes Fieber, welches ſie ſich wahrſcheinlich durch vieles Wachen und ängſtliches Sorgen, bei den Krankheiten ihrer Kinder, zugezogen hatte. Kühlende und ausleerende Mittel hatten ſo gute Wirkung, daß am ſechſten Tage wenig Fieberhaftes mehr wahrzunehmen war, die Patientin ſich größtentheils außer Bett aufhalten konnte und ihr Appetit zurückkehrte. Kurz alle Zeichen einer baldigen völligen Geneſung waren vorhanden.

Nun hätte ich zwar gut und gern ſchon am dritten Tage der Krankheit meiner Patientin reiſen können, ſo wie ichs mir auch vorgeſetzt hatte; aber ich weiß nicht, was es war, was ich ſo bedenklich bei meiner Patientin fand. — Soviel weiß ich wenigſtens, daß ich es mir nicht angeben oder erklären konnte, was es war. Wie ich ſechs Tage lang meine Patientin recht genau beobachtet und noch gar nicht hatte finden können, warum ich mich beunruhigte, ſo entſchloß ich mich, abzureiſen. Um recht ſicher zu gehen, brachte ich eine Inſtruction, die auf alle Fälle, die ich mir als möglich bei der

Krankheit dachte, eingerichtet war, zu Papier, und erklärte dieſe meinem Apotheker, dem ich in meiner Abweſenheit alle meine Kranken übertrug, aufs genaueſte.

Kaum war ich eine halbe Stunde weit von Diepholz, nach meiner Abreiſe, entfernt, als ſich allerlei ängſtliche Vorſtellungen, über den baldigen Tod meiner Kranken, von neuem recht lebhaft bei mir einfanden. Durch meine Abreiſe glaubte ich die Pflichten als Arzt und Freund verletzt zu haben — ich ſtellte mir die Folgen meines Vergehens von der ſchlimmſten Seite vor, kurz meine Imagination mahlte mir die ſchrecklichſten Bilder. Von der andern Seite bemühte ich mich mit kalter Vernunft das Täuſchende meiner Imagination aufzudecken. Recht unpartheyiſch wiederholte ich mir in Gedanken die Geſchichte des Verlaufs und Entſtehens und aller Zufälle der Krankheit; aber ſo ſehr auch meine Pathologie und Semiotik mich feſt überzeugten, daß es mit der Krankheit nichts auf ſich habe, ſo vermogte doch meine Vernunft nichts gegen meine innere Empfindung. Ich fühlte es, daß die letztere mit der erſtern davon lief, und ich konnte es nicht ändern. — So war ich nun im heftigſten Selbſtkampf beinah zwei Meilen weit weggeritten, als ſich meiner Bruſt eine ſo groſſe Beklemmung bemächtigte und mein Herz ſo heftig zu ſchlagen anfing, daß ich nicht weiter reiten konnte. Noch einmal erwägte ich, was das Publikum von meiner

Rückkehr urtheilen würde, und wie nothwendig meine Reiſe wäre; — aber alles umſonſt! Faſt unwillkührlich wandte ich mein Pferd und jagte ſo geſchwind es laufen konnte, nach Diepholz zurück. Kaum war ich wieder in die Stadt geritten, als ich es recht lebhaft fühlte, wie närriſch ich gehandelt hatte. — Gern hätte ich von neuem meine Reiſe angetreten, aber mein Pferd ſchwitzte genug für heute. — Mit einem rechten Verlegenheitsgeſichte ritt ich vor dem Hauſe meiner Kranken vorbei und wußte gar nicht, was ich machen ſollte, als ich ſie am Fenſter ſtehen und mich freundlich grüßen ſahe. Es war mir nicht möglich, eine andere Urſach meiner Rückkehr zu erdichten, — und meiner Patientin wars nicht möglich, ſich des Lachens zu enthalten.

Nachdem ich nochmals alle Umſtände der Krankheit genau erwogen und mich von dem Ungrunde meiner Bangigkeit überzeugt hatte, ritt ich am folgendem Morgen von neuem ab. Zwar war ich jetzt in ſoweit Herr über mich, daß ich nicht wieder linksum machte; aber die quälenden Vorſtellungen vom nahen Tode meiner Kranken, die konnte nichts unterdrücken. Umſonſt bemühten ſich meine Göttingiſchen Freunde, mich zu zerſtreuen, und umſonſt beſuchte ich die Oerter wieder, wo ich als Kind und als Jüngling ſoviel Freude genoſſen hatte. — Nichts, nichts wollte mir behagen. Darum hielt ich mich nur zwei Tage in Göttingen auf, und machte te mich eilig auf meine faſt zwanzig Meilen weite Rückreiſe, ohne mich erſt ordentlich ausgeruht zu haben.

Meine Tour ging über Rinteln, wo ich meinen alten Freund den Herrn Profeſſor **Kümmel** beſuchte; auch machte ich daſelbſt einer vornehmen Dame mein Kompliment. Aber Himmel, wie erſchrack ich, als mir dieſe die Nachricht vom Tode der Frau Paſtorin S. noch ganz warm mittheilte! Ich weiß faſt ſelbſt nicht, wie ich zum Hauſe herauskam, und wohl ein Paar Stunden ging ich herum, ohne zu bemerken, wo, bis ich wieder zu meinem Freund **Kümmel** kam. Die unerſchöpfliche Beredſamkeit und der muntere Witz dieſes gelehrten Mannes konnten nur bei mir ihrer Wirkung verfehlen; ſeine gütige Bemühung, mich zu erheitern, war umſonſt. Es konnte nicht fehlen, daß die heftige Erſchütterung meines Gemüths von üblen Folgen auf meine Geſundheit begleitet werden mußte. — Erſt nach ein Paar Tagen, die ich in dem Hauſe meines gelehrten Freundes, unter der entkräftenden Bemühung, meinen Gram zu verbeiſſen, zugebracht hatte, befand ich mich wieder im Stande, meine Rückreiſe von neuem anzutreten.

Niemand konnte mich hier beſſer tröſten, als, wer hätte es denken ſollen? der Gatte meiner ſeeligen Freundin. Er verſicherte mir, ſeine ſeelige Frau habe ſich nach meiner Abreiſe, bis auf die letzte Stunde ihres Lebens, wohlbefunden. Auf einmal

mal habe ſie aber geſagt, es knacke ihr was in der Bruſt, und da ſei ſie in fünf Minuten mit einem ſtarken Röcheln verſchieden. Nach dem Tode habe man gefunden, daß ihre eine Seite ganz blau geweſen wäre. Etwa eine Stunde vor dem Tode ſeiner ſeeligen Frau, fuhr mein Freund fort, habe er einen Brief an mich auf die Poſt geſandt, worin er mir verſichert hatte, daß hier alles geſund und ſeine Frau faſt völlig hergeſtellt wäre. Darum habe er mich auch gebeten, ja recht mit ruhigem Geiſt die Wonne der ungebundenen Freiheit in Göttingen zu ſchmecken und ſie auch einige Tage länger zu genießen, als ichs vorher willens geweſen wäre u. ſ. f. Dieſen Brief, der fünf Tage nach meiner Abreiſe geſchrieben war, hatte ich nun freilich nicht erhalten können.

Nun erfuhr ich auch von einer Perſon, welcher die ſeelige Paſtorin, unter dem Beding der geheimſten Verſchwiegenheit, es anvertraut hatte, daß ſie ſchon ſeit vielen Jahren auf der Seite, wohin ſie verwachſen war, öfters Stiche hinter den Rippen empfunden und allda ein Pflaſter getragen hätte. Mir, und auch ſonſt keinem Menſchen, hatte die ſeelige Frau hievon nicht das geringſte geſagt, weil Leute, die ſolche Fehler an ſich haben, ſie gern verbergen mögen.

Während der Krankheit hatte die ſeelige Frau keinen beträchtlichen Huſten, auch klagte ſie nicht über Engbrüſtigkeit; und doch iſt es gewiß genug, daß ein beſonders ſituirtes und plötzlich aufgebrochenes Geſchwür die wahre Urſach des Todes geweſen ſeyn müſſe. Doch ich rede hier nicht als Arzt.

Woher kams, daß ich bei allen den guten Umſtänden, die ich bei **der Krankheit** (an der nun freilich eigentlich auch die Patientin nicht ſtarb) wahrnahm, ſo beſorgt wegen eines ſchlimmen Ausgangs derſelben war? **Von dem innerlichen Fehler, woran die Patientin ſtarb, konnte ich keine deutliche Idee haben, konnte ſein Daſeyn gar nicht vermuthen.** Wenigſtens weiß ich mich nicht zu erinnern, daß ich je daran gedacht hätte.

Aber ſollte ich deswegen wohl nicht vielleicht eine **dunkle Idee** von einem ſolchen Fehler gehabt haben können? Finden doch ſolche dunkle Ideen bei den ſogenannten Ahndungen, wenn ſie eintreffen, auch wohl ſtatt.

Folgt nicht aus dieſer Erzählung, daß die **dunkeln Ideen**, ſolche nehmlich, deren Entſtehen und Verhältniſſe wir nicht genau kennen, uns oft zum Handeln determiniren? Folgt nicht ferner, daß die dunkeln Ideen und Vorſtellungen, wenn ſie nur die **lebhafteſten** ſind, uns zu Handlungen zwingen, die uns klare Ideen widerrathen? Folgt nicht endlich hieraus die Beſtätigung des Satzes, den der junge **Jeruſalem** ſo evident erwieſen hat, und den ich ſo gewiß als mein Daſeyn glaube, **daß unſer Handeln unwillkührlich iſt. Haller** lehrte den Satz, auf den ſtärkſten Reiz der Muskelfaſer folgt die ſtärkſte Reaction, und der ſtärkere Reiz vernichtet den ſchwächern (lumen maius obſcurat minus). Iſts mit der moraliſchen Reizbarkeit nicht eben ſo? Der Reiz kann wirken, ohne daß wir ihn kennen.

Allem dieſem füge ich nur noch die Anmerkung bei, daß, ob ich gleich eine ſehr lebhafte Imagination beſitze, mich doch mein mediciniſches Studium, welches ich eifrig treibe, gewöhnt, nach klaren Begriffen zu handeln. — Endlich gehöre ich auch ganz und gar nicht zu den zuckerſüßen und empfindſamen Modeärzten, ſondern bin zum ſtrengen Ernſt geneigt.

Fräulein von May, ein mit einer ſehr lebhaften Imagination begabtes aber dabei ſehr ſcharfſinniges und kluges Frauenzimmer von etwa funfzig Jahren, zog mich wegen einer Unpäßlichkeit zu Rathe. Ich ſtellte ihr vor, daß keine Arznei ihr geſchwinder helfen würde, als ein Brechtrank, und ſie entſchloß ſich auch wirklich, ohne ſonderliche Widerrede, am folgenden Morgen dieſe Arznei zu nehmen. Eine andere Arznei würde ich gern meiner Patientin verordnet haben, wenn mir der überaus groſſe Widerwillen, den ſie von jeher gegen Brechmittel gehegt hatte, bekannt geweſen wäre. Die Arznei wurde noch des Abends geholt, und die Patientin legte ſich mit den angſtvollſten Gedanken an das morgen einzunehmende Vomitiv ſchlafen. Des Morgens um vier Uhr ſtand ſie ſchon auf und weckte ihr Mädchen, welches ihr die Arznei reichen und Thee zum Nachtrinken bereiten ſollte. So wie das Mädchen erzählte, ſah das Fräulein ſchon, ehe es die Arznei nahm, ganz verſtöhrt aus, und ſprach ganz ungereimte närriſche Dinge. Völlig wahnwitzig nahm das Fräulein den Brechtrank ein. Etwa eine Stunde nachher ließ mich die Frau Mutter des Fräuleins, die über den ſonderbaren Zuſtand ihrer Tochter äußerſt beunruhigt war, zu ſich rufen. Die Patientin delirirte in einem hin und ſprach von allerlei Dingen, die größtentheils, wie bei vielen Arten von Verirrungen, an und für ſich gar nicht unvernünftig, nur nicht am rechten Ort geſagt waren. Beſonders redete ſie viel von ihrem nahen Tode, den ſie dem Brechmittel beizumeſſen hätte, und wodurch ſie öffentlich an den Tag legte, welch ein groſſes Zutrauen ſie in mich ſetzte, da ſie auf mein Anrathen ein Mittel genommen habe, wovon ſie die tödliche Wirkung vorhergeſehen hätte u. ſ. f. Das Erbrechen erfolgte übrigens ſo, wie ich es gewünſcht hatte, und hielt nicht viel über eine Stunde an. Während dem Erbrechen ſchlug der Puls etwas lebhaft, nachher aber ganz natürlich. Der Wahnwitz dauerte bis um ein Uhr des Nachmittags, da die Patientin in einen tiefen Schlaf verfiel, woraus ſie nach einigen Stunden, an Seel und Leib geſund, wieder erwachte. Weil ich dieſes nicht anders erwartet hatte, ſo verordnete ich auch keine andere Arznei, als des Nachmittags um drei Uhr eine gute Doſis Laudanum. Nachher wußte ſich das Fräulein weiter nichts von dem Vorgange der ganzen Sache zu erinnern, als, daß ſie Abends vorher zu Bette gegangen, und daß ſie ſich wunderte, wie ſie in die Kleider und in ein anderes Bette gekommen wäre.

Offenbar hat hier nicht das Brechmittel, **ſondern die Furcht vor dem Brechmittel**, den Wahnwitz, der als ein wahrer Traum anfing und in den Zuſtand eines Nachtwandlers gewiſſermaßen ſich umänderte, hervorgebracht.

D. G. Ch. G. Wedekind,

Königl. und Churf. Phyſikus der Grafſchaft Diepholz.

III.

Die natürliche Religion eines Taubſtummen.

Wenn er ausdrücken will **ich weiß nicht**, ſo zeigt er mit dem Finger auf die Stirn, und ſchüttelt dabei mit dem Kopfe. Will er ſagen **ich** **glau-**

glaube nicht, ſo iſt dieſelbe Pantomime mit einer gewiſſen vernachläßigenden oder wegwerfenden Bewegung der Hand verknüpft.

Nun wohnte ich mit ihm in einem Garten und es war im Frühlinge. Die Bäume fingen gerade an, Blätter zu gewinnen, und das erſte junge Grün keimte auf dem Boden.

Wir ſtanden zuſammen am Fenſter. Ich habe ſchon von ihm erzählt, daß ihm durch Zeichen von ſeiner Mutter, ſchon in ſeiner Kindheit, faſt alle religiöſen Begriffe von Chriſto u. ſ. w. beigebracht waren.

Da ich nun ſeine Pantomime wußte, wodurch er das **Glauben** bezeichnete, ſo wollte ich einen Verſuch machen, ob wohl eine Art Ueberzeugung von dieſen Dingen bei ihm ſtatt fände.

Ich machte alſo mit ausgebreiteten Armen, wie eines Gekreuzigten, die Pantomime, worunter er ſich Chriſtum dachte, und zeigte mit Kopfſchütteln, und einer Bewegung der Hand, auf die Stirne, welche bei ihm ſo viel hieß, als: **ich glaube nicht!**

Seine Antwort hierauf war, daß er mit ausgeſpreizten Fingern die Krallen des Teufels nachahmte, welcher mich wegen dieſes Unglaubens hohlen würde.

Ich wiederhohlte meine vorige Pantomime, daß ich auch nicht an den Teufel glaubte.

Dann zeigte er mit dem Finger gen Himmel, und fuhr ſich mit der geballten Fauſt langſam auf den Kopf herab; welches ſo viel hieß, als Gott würde mich, wenn ich gleich den Teufel nicht glaubte, mit ſeinem Donner ſtrafen:

Da er nun in der geoffenbarten Religion ſo feſt zu ſeyn ſchien, ſo wollte ich noch ſeinen Glauben in der natürlichen Religion prüfen. Ich zeigte mit dem Finger gen Himmel, und dann auf meine Stirne, und ſchüttelte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich auch nicht an Gott glaubte. —

Aber wie rührte mich der Anblick, als ich ſahe, daß eine Thräne ſich aus ſeinem Auge drängte, und ſeine aus Lächeln, Wehmuth und Unwillen zuſammengeſetzte Miene, womit er aus dem offenſtehenden Fenſter auf die grünen Bäume und die aufkeimenden Pflanzen hinzeigte, die Gott, wie er durch ſeine Pantomime ausdrückte, aus der Erde wachſen ließe; und die Blumen, indem er ſich ſtellte, als ob er ſie mit der Hand in die Höhe führte, um daran zu riechen; und dann wieder mit dem Finger gen Himmel zeigte, daß auch dieſe Gott habe hervorwachſen laſſen.

Ich ſuchte jezt durch eine Pantomime ihm zu bezeichnen, daß ich glaube, die Erde bringe dieſe Blumen von ſelbſt hervor — als er mit verdoppelter Lebhaftigkeit durch ein Geräuſch mit dem Munde, und eine Bewegung mit den Händen den herabſtrömenden Regen bedeutete, den Gott ſchicke, um die Erde zu befruchten.

Es ging ſo weit, daß ſein Unwille über meinen leztern Zweifel beinahe in eine Art von Zorn und Drohung ausartete; da er doch die beiden erſtern Zweifel mir viel leichter hatte hingehn laſſen.

Da ich ihm nun nach einer Weile ernſthaft verſicherte, daß ich einen Gott glaubte, und er aus meiner Miene die Wahrheit ſchloß, ſo heiterte ſich ſein Geſicht wieder auf, er blickte mich lächelnd an, und zeigte noch einmal triumphirend auf den Garten und die Blüthen, und von den Blüthen zum Himmel. — —

M.

Zur
Seelenzeichenkunde.

I.
Beobachtung jugendlicher Charaktere.

Ich hatte einen Zögling, der etwas über eilf Jahr alt, ſchwerfällig und von ſtärkern Gliedern war, als ſie in den Jahren zu ſeyn pflegen. Seine Seele war, und iſt zum Theil noch, was man gemeine Seele zu nennen pflegt; außer einem ziemlich glücklichen Gedächtniß, zeichnet ſie ſich weder durch vorzügliche Anlagen, noch durch Reizbarkeit und Schnelligkeit der Empfindung aus. Er äuſſert wenig Theilnehmung an äußern Gegenſtänden: ich habe ihn öfters rührenden Scenen ohne ſichtbare Theilnehmung beiwohnen, intereſſante Geſchichten und Erzählungen mit anhören ſehen, ohne daß er darüber beſondere Mitfreude oder Traurigkeit geäußert hätte. Er bleibt in ſeiner behaglichen Ruhe, in der ihm allein wohl iſt, und aus der ihn ſelten etwas, am wenigſten Muſik herauszubringen im Stande iſt. Dabei iſt er ein äußerſt gutmüthiger Knabe, wen er einmal liebt, an dem hängt er mit Leib und Seele; aber ein Druck der Hand, ein poßierliches Hinzudrängen zu ihm, iſt alles, was man in dem Fall von ihm erwarten kann.

Selten überraſcht man ihn bei einem treuherzigen Geſpräche; nie hat er mich ſeiner liebe zu mir verſichert, aber ich weiß gewiß, daß er mich herzlich lieb hat, und um deſtomehr, je weniger er in dem Falle geweſen iſt, es mir ſagen zu dürfen.

Dieſe Schilderung mußte des Folgenden wegen vorhergehen. — Ich hatte die Gewohnheit, meine Kinder öfters, beſonders in den langen Winterabenden, um mich her zu verſammlen, ihnen entweder etwas vorzuleſen oder vorzuerzählen, oder auch wohl auf dem Klaviere vorzuſpielen und mit ihnen gemeinſchaftlich einen Geſang anzuſtimmen, überzeugt von der wohlthätigen Wirkung der Harmonie auf weiche Kinderſeelen. Ich hatte oft und viel geſpielt, ohne daß jemals dieſer Zögling das geringſte Zeichen von Theilnehmung merken ließ. An einem Abend ſpielte ich zufällig eine Stelle aus Türks Sieg der Maurerei, wo die Hörner in leichten Sext- und Quintengängen eine ſimple Melodie ſpielen, und plötzlich ſprang er vom Tiſche auf, umfaßte mich ſehr heftig und begleitete mit dem ganzen Körper und unmäßigen Sprüngen jede Bewegung ſo nachdrücklich, daß mir ſeine Begleitung ſehr beſchwerlich fiel. Mit jeder Wiederholung dieſer Stelle nahm ſeine Entzückung zu, ſein Geſicht ward ſo heiter und froh, als ich es vorher nie geſehen hatte, und die Bewegungen ſeines Körpers gränzten ans Konvulſiviſche. Ja, am Ende machte es ihm eine ſchmerzhafte Empfindung, er bat mich aufzuhören, und ſelbſt dann, wenn er ſchon im Begriff war ins Bette zu ſteigen, und in einer Entfernung von dreien Zimmern den Satz ſpielen hörte, kam er mit flehendem Geſchrei hervorgerannt und unterbrach mich. Mein Bitten, ſich doch in ſeiner Ausgelaſſenheit zu mäßigen, mein Verbieten endlich, das Gelächter, dem er ſich dabei ausſetzte, der Spott der kleinern, meine Verſuche ihn feſthalten zu laſſen, alles half eine Zeitlang nichts, und er riß ſich entweder loß, oder er ſtrengte ſich bis zur gänzlichen Erſchlaffung an. Daß er nicht affektirte, nicht betrog, dafür bürgte mir ſeine ehrliche Einfalt und ſein natürliches Unvermögen, eine ihm ſo fremde Rolle zu ſpielen; und warum ſollte er es auch thun? Niemand konnte weniger geneigt ſeyn, ſich bemerkt zu machen, als er; überdem bewieſen ſeine Thränen und das Mißvergnügen, dem ihn die allgemeine Neugierde und Verſpottung der andern Zöglinge ausſetzten, das Gegentheil zur Gnüge.

Ich ſpielte die Stelle lange nicht mehr, um ihn ganz davon abzuführen und dem ganzen Spiel ein Ende zu machen; oder ich miſchte die Stelle ſo ſehr unter fremde Sachen, wich in der Form und Harmonie ſo aus, daß er mich bei ſeiner gänzlichen Unwiſſenheit in der Muſik, und bei ſeinem

Mangel alles muſikaliſchen Gehörs, unmöglich hintergehen konnte. Aber dennoch merkte er den Satz, wenn er noch ſo ſonderbar mit andern verbunden war, und er that gleiche Wirkung auf ihn. Wie denn am Ende ſich alles abſtumpft, ſo verlor ſich auch bei ihm dieſe zufällig erregte Reizbarkeit, man that ihm Gewalt an, hatte ihn beſtändig zum Beſten, und peinigte ihn vom Morgen bis zum Abend damit.

Ich kann mir dieſe ſonderbare Begebenheit nicht anders erklären, als daß in ſeiner früheſten Kindheit eine ähnliche Melodie, die ihm ſeine Mutter oder ſeine Amme vorgeſungen haben kann, ſich in ſeiner zarten Seele feſtgeſetzt hatte, nun durch den Zufall wieder aufgeweckt wurde und in eine lebhafte Empfindung überging. Mir ſchien der Vorfall des Aufzeichnens immer werth zu ſeyn, und ich wünſche, daß er wenigſtens dazu diene, Erzieher aufmerkſamer auf die Aeußerungen ihrer Kinder zu machen, und ihnen Gelegenheit gebe, den erſten Quellen ihrer öfters ſonderbaren Gewohnheiten, Neigungen und Abneigungen nachzuſpüren, bei Ausrottung ſchädlicher, und Einpflanzung guter Neigungen immer, wo möglich, einen Hinblick auf ihr ganzes Selbſt, beſonders auf ihren Unterricht, auf die Umſtände, auf die Geſellſchaft und auf die Perſonen zu werfen, die ſie zuerſt umgaben und von denen ſie den erſten Gebrauch ihſer Sinne lernten, und ſo auf dieſer Grundlage fortzubauen. Wie wichtig dieß freilich etwas mühſame Studium, hingegen wie ſchädlich die Vernachläßigung dieſer Bemühung ſey, lehrt die Erfahrung den, der ſich ſelbſt einmal in dem Falle befand, wo man auf verkehrte Vorausſetzung ihn verkehrt behandelte, wo man ihn zu etwas determinirte, wovon kein Funke in ſeiner Seele lag, oder wo man ihn von etwas zurückzog, wohin ſein inneres Streben ging, und ſeinen Anlagen und Empfindungen gerade entgegenarbeitete.

Die erſten Jahre des Lebens, wahrlich ſie ſind die wichtigſten. Das entſchieden ſchon **Montagne, Locke, Rouſſeau**, und Dank dieſen und vielen andern verehrungswürdigen Männern unſerer Zeit, daß ſie ſich mit ſolcher Wärme der Säuglinge und Unmündigen öffentlich annahmen. Leichter wärs freilich immer geweſen, das Verderben und die Ausartung der menſchlichen Seele auf die ſündhafte Natur zu aſſekuriren, und das, was Mütter und Väter und Ammen und Schulmeiſter verdarben, nach dem Stammbaum in gerader Linie bis zum Adam hinauf, auf die Vorwelt zu ſchieben, als durch Streben und Forſchen und Wegräumen ſchon in der erſten Lebensperiode die Erziehung anzufangen. Und doch haben die Folgen davon von jeher ſichtbar ſeyn müſſen. Vorausgeſetzt, was nun bewieſen genug iſt, daß wir ohne beſtimmte Neigungen auf die Welt kommen, und das abgerechnet, woran die nothwendig individuelle Verſchiedenheit der Organiſation und die von den Eltern uns mitgetheilte Empfänglichkeit, die ich Empfindungsfähigkeit nennen möchte, Theil hat, ſo iſt gewiß, daß in dieſer Periode der Grund zu ſehr vielen gelegt wird, was uns noch in ſpätern Jahren karakteriſirt. Nur ein Beiſpiel. Muſikaliſches Talent, Leichtigkeit, von Tönen afficirt zu werden und ſie in ihrer Verbindung zu faſſen, die ſich augenſcheinlich bei einem Kinde mehr als bei dem andern, beſonders bey dem Genie, äuſſert; das durch das ſtete Unterhalten und Studiren der Harmonie beförderte Gefühl für Schönheit und Kunſt; — vielleicht liegt dazu ſchon der Keim in den erſten Tagen der Kindheit, wurde vielleicht ſchon in dem erſten Moment des Daſeins, bei dem erſten wundervollen Entwinden des Embryons aus dem Schooße der nachtvollen Dunkelheit der Seele eingewebt, eingepflanzt: vielleicht faßte die noch ſchlummernde Seele einen Ton auf, der ſie erſchütterte und bis in ihr Innerſtes erbeben machte: oder — wenn es nicht zu ſinnlich iſt — vielleicht drückten ſich die Töne den zarten Fibern ſeines Gehirns zu ſtark, zu mächtig ein, ruhten wie feiner Staub auf der Maſchine, bis ſie, von erſchütternder Thätigkeit angeſtoßen, ſich mit dem heiligen Denkmarke vermiſchten und ſich unter die übrigen Ideen geſellten. Kann ſeyn, wir wiſſens nicht.

Iſt aber die Seele nur im allerfeinſten Verſtande materiel, ſo läßt ſich der Traum ſchon hören, und wenigſtens ſoviel daraus abziehen, daß die erſten Eindrücke, die die Seele durch irgend einen Sinn auffaſt, ſehr mächtig ſeyn müſſen.

Die Empfindungen, in den erſten Jahren erweckt und hervorgebracht, halten ſich ſehr lange, und ſie laſſen ſich mindern, auf einen andern Zweck leiten, aber, wie ich glaube, nie ganz aufheben. Es bleibt gewiß immer etwas übrig, was wir aus unſern Jugendjahren ins reifere Alter mit hinübernehmen, eine Art der Empfindung, der Neigung, eine gewiſſe Form zu denken und die Gegenſtände unſerm Denken und Empfinden anzupaſſen, die, ſie mag auch mit der Zeit noch ſo künſtlich modificirt worden ſeyn, doch immer den ſcharfſichtigen Beobachter das erſte Jugendgepräge unverkennbar bemerken läßt. Die Schwärmerei in der Liebe, z. B. die das Herz eines Jünglings anſteckt, der von einiger lebhaften Empfindung iſt, kann nach mehrern Jahren zu erkalten ſcheinen; ja, er kann es ſogar dahin bringen, alles das, was ihm ehemals ſo heilig und von ſeiner Glückſeeligkeit ſo unzertrennlich ſchien, nun im vollen Ernſt lächerlich zu finden, und auf Empfindeley und platoniſche Seelenſchwärmerey Epigrammen zu machen; aber man glaube ja nicht, daß nun ſeine Empfindſamkeit ganz aufgehört hat, und aus ihm ein ganz anderes Weſen geworden iſt. Er kann dem Tone der Welt, ja ſeinem Verſtande ſelbſt das Opfer bringen; aber in ſeinem Herzen glimmt immer noch ein Funken der Schwärmerey fort, der ſich bald entzündet und unvermuthet irgendwo auflodert. Der Mann mit der erſten herrſchenden Empfindung findet ſich immer wieder. **Sterne, Petrarka** und unſer großer vaterländiſcher Dichter W. würden ſich auf dem Wege, der am weiteſten von ihrem Herzen abführt, wiederfinden laſſen, und ich rechne es dem letztern als große Kenntniß des menſchlichen Herzens an, daß er ſeinem Agathon in ſeinen ſpätern Jahren eben die Reizbarkeit, eben die Fühlbarkeit, nur in einem andern Grade, giebt, die er in den bezaubernden Myrthenhainen des delphiſchen Apolls früh einſog. — Ich hatte einen Freund, der ſich von aller Empfindſamkeit, zu der ſein Temperament und die Nahrung der Modeſchriftſteller ihn trieben, mit gewiß männlichem Muthe losgemacht hatte, der am Ende ſelbſt Religionsempfindungen verwarf, und alles auf kalte Schlüſſe und ſtrenge philophiſche Beweiſe gründen wollte. Aber ich ſah ihn öfters, wenn er unter eine Bauergemeine trat und einen einfachen Choral in herzlichlautem Tone von einer Orgel begleitet, von andächtigen Landleuten ihrem Gotte entgegentönen hörte; da überwältigte ihn ſeine Empfindung ſo ſehr, daß er wie ein Kind in Thränen zerfloß. Ich ſah ihn einmal vor ſüßer Wehmuth hinter einem

Kirchſtuhle unbemerkt niederſinken, und ſich da dem unwiderſtehlichen Ausbruche ſeines Gefühls überlaſſen.

Er hatte als Kind und Knabe mit ſeinem Vater die Verſammlungen der mähriſchen Brüder faſt alle Abend beſuchen müſſen, und die Bilder, die damals ſeine junge Phantaſie erhitzten, waren in Empfindungen übergegangen und drangen ſich ihm noch in ſeinen ſpätern Jahren mit ungemeiner Lebhaftigkeit auf.

Es erfolgt aus dem allen nun wohl von ſelbſt, wie ſehr man uns vor falſchen, verderblichen Bildern in Acht nehmen müſſe. Schade, ewig Schade, daß die Kraft der ſchönen Künſte nur zu oft in verrätheriſche Hände kömmt, warum wollen wir uns nicht vor der Sünde hüten, und wahrlich das Tödten der Unſchuld — durch thätliche Verführung, leichtſinnige Reden und Schriften, durch ſchlüpfrige Gemälde, im Grunde alles Eins — iſt eine der größten. — Warum wollen wir unſere Kinder und Zöglinge, durch Veranlaſſung ſchädliche Dinge früh zu ſehen und zu hören, um das herrlichſte Geſchenk des Himmels, um den Sonnenſchein ihrer Unſchuld bringen, an dem ſich ihre Seelen bis zum männlichem Alter hin erwärmen ſollten? —

Es folgt ferner daraus, wie gut es wäre, wenn man Allem, was den jungen Menſchen umgiebt, das Gepräge des Geſchmacks, der Anmuth, der Ordnung und Schicklichkeit geben, und ihm dadurch ſchon früh Gelegenheit verſchaffen könnte, ſeinen Geiſt und ſein Herz durch das Gefühl des Vollkommenen zu reitzen, und ſeine Empfindungen und alle Seelenkräfte allmälig an dem Anſchauen des Schönen und Guten zu entwickeln und zu verfeinern. Alles reizt den Geiſt zu Beobachtung ſolcher Dinge, wodurch er ſelbſt ſeine Ausbildung bekömmt, und alles flößt dem Herzen durch die angenehmen Empfindungen, die von jedem Gegenſtande erweckt werden, ein ſanftes Gefühl ein. Und dieß iſt das wahre Gefühl, das man erregen, anfachen muß, ſeiner darf ſich auch der geſetzteſte Mann nicht ſchämen. Nicht jene leere, ſchale Empfindelei, woran unſer halbes Deutſchland ſeine Söhne und Töchter darnieder liegen ſahe. Weiſe Leitung iſt alſo nöthig, damit unſere Empfindungen ſtufenweiſe ſo geleitet und gemäßigt unterhalten werden, daß ſie uns zur Ausübung des von der Vernunft erkannten Guten Wärme geben und uns zum lebhaftern und ſtärkern Genuß der edlern Menſchenfreuden zu jeder Zeit empfänglich machen.

Die Frage: wie und wiefern muß man Kindern die Religion verſinnlichen und ſie zur Andacht ge-

gewöhnen, damit ſie vor religiöſer Schwärmerei verwahrt und zu vernünftigen, warmen Gottesverehrern gebildet werden — liegt hier gar nicht aus dem Wege. Ich wünſchte ſie von einem Andern, der mir an Kräften und Erfahrung weit überlegen wäre, in ihrem ganzen Umfange beantwortet zu ſehen, weil ſie von äuſſerſter Wichtigkeit iſt, und ſich nach dem, was der geſchickte Kinderſchriftſteller Salzmann darüber geſagt hat,*) noch immer viel intereſſanter ſagen laſſen müßte.

Was könnte man endlich in den Jahren für den Künſtler thun, der überhaupt ſchnelle und ſcharfe Empfindungen haben und leicht das ſchöne in der Natur und in den Werken der Kunſt fühlen und wahrnehmen muß. Aus dieſen Theil der Erziehung, da man auf Leitung und Richtung der Empfindungen Rückſicht nähme, ließe ſich allerdings viel von der Beförderung des Zwecks und der Wirkung oder Nichtwirkung der ſchönen Künſte, erklären, die mehrentheils auch darum noch nicht in aller ihrer Kraft, auf menſchliche Seelen haben wirken können, weil dieſe zu wenig Sinn, vorbereitetes Gefühl und die gehörige Empfänglichkeit dafür hatten.

Geleitet müſſen die Empfindungen immer werden, ſie mögen ſeyn von welcher Art ſie wollen.

---

*) Ueber die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beizubringen.

Freilich giebts dabei manche mislungene Verſuche, und gewiſſenhaftes Studium der menſchlichen Seele iſt darum das erſte Erforderniß eines Erziehers. Erfahrung auch; denn es gehöret ein ſcharfes Auge dazu, wahre Empfindungen von geheuchelten und ſcheinbaren, die vom Eigenſinn, der Laune, der Diſpoſition des Körpers oder von einem andern zufälligen Umſtande abhängen, zu unterſcheiden. Indeſſen darf man die Natur doch ſchlechterdings nicht in allen Fällen ſich ſelbſt überlaſſen. Soll der Jüngling ſeine Ideen und Empfindungen, ſelbſt, ſo gut er kann, bilden, entwickeln und berichtigen, ſo iſt die Gefahr unvermeidlich. Eigene Erfahrung iſt zwar unterrichtend, aber ſie kömmt in den mehrſten Fällen auch theuer zu ſtehen. Man wird öfters das traurige Opfer ſeines empfindungsvollen, jeder Leidenſchaft entgegen glühenden Herzens, und macht ſich unglücklich, ehe man ſich einen Spruch der Weisheit daraus abſtrahirt hat. — Zur Beſtätigung dieſer Warheit ſchließ' ich mit den Worten eines großen Dichters, den man hoffentlich an der Sprache erkennen wird:

„Es giebt ein zweifelhaftes Licht, worin die Grenzen der Tugend und der Untugend ſchwimmen; worin Schönheit und Grazien dem Laſter einen Glanz mittheilen, der ſeine Häslichkeit übergoldet, der ihm ſogar die Farbe und Anmuth der

Tugend giebt. Es iſt allzuleicht, in dieſer verführeriſchen Dämmerung ſich aus dem Bezirke der letztern in eine unmerkliche Spirallinie zu verlieren, deren Mittelpunkt ein ſüßes Vergeſſen unſrer ſelbſt und unſrer Pflichten iſt.“

II.

Einige Scenen aus meiner Kindheit.

So oft ich im Herbſte ſpaziren gehe nnd beſonders gelbgewordene Baumblätter herabgeworfen ſehe, ſo oft fällt mir eine Scene aus meiner erſten Kindheit ein. Ich konnte noch nicht über ſechs Jahre alt ſeyn, als ich an einem Sonnabend um eilf Uhr aus der Schule kam. Auf meinem Wege nach Hauſe ſang ich mir etwas von dem Liede, daß zum Schluſſe der Woche geſungen worden war, und meine junge Seele hing beſonders an dem Bilde, daß im erſten Pſalm vorkömmt, und wo der Fromme mit einem Baume verglichen wird, der an Waſſerbächen ſtehe. Dies Bild war in dieſem Liede nachgeahmt, und ich kann nicht ſagen, mit welcher Freude ich das Bild bey mir unterhielt, und mit welcher Innigkeit und herzlichen, kindiſchen Einfalt ich beſonders die Worte ſang:

Seine Blätter werden alt,
Und doch niemals ungeſtalt.
Gott giebt Glück zu ſeinen Thaten,
Was er macht muß wohlgerathen.

Mehr noch als bei allem fühlte ich bei dem Worte: Und doch niemals ungeſtalt, wo ein beruhigender Uebergang der Harmonie iſt, und wo ſich der Geſang aus dem feierlichen Mollton mit ungemeiner Kühnheit in den zunächſt verwandten Durton auflöſt. Freilich verſteht ſich, daß ich mir das jetzt denke, was damals nur dunkle Empfindung war. Aber es rührte mich doch vorzüglich, und noch jetzt ſinge und ſpiele ich mir die Stelle mit mehr Wohlgefallen, als ſich von der ſimpeln Wirkung eines gut aufgelöſten Akkords erwarten läßt; es drängen ſich mir alle die Ideen von meiner Kindheit auf, wo mir jeder Gegenſtand der ewig ſchönen Schöpfung noch neu war, und dieſe Neuheit einem jeden Gegenſtand einen Reiz gab, der mit jedem Genuſſe ſchwächer wird. — Vorzüglich erinnerlich iſt mir noch dieſes — und das vermehrte die Stärke des Eindrucks. — Wie ich ſo im beſten Singen begriffen war, befand ich mich unter einem großen Nußbaum. Ein heftiger Herbſtwind, der den ganzen Tag über anhielt, rauſchte ſtark in die dürren Baumblätter, und ich ſtand mitten in lauter gelben Nußblättern. Das

Rauſchen meines Fußes in denſelben war mir etwas ſchreckhaft, und noch jezt gehe ich nicht gern durch einen Haufen zuſammengewehter Blätter. Ich weiß noch eben, wie ich unter dem Baume daſtand, und mit einer gewiſſen Wehmuth in die halb entblätterten Aeſte lange Zeit hinauf ſahe, bis mein Bruder hinzu kam und mich nach Hauſe rief.

Dieſe Erzählung ſoll mir zu einer und der andern Folgerung Anlas geben.

Erſtlich. Dieſe Verſe von dem einfachen Geſange begleitet, rührten mich, drückten ſich mir ein, ich hatte Wohlgefallen an ihrer Wiederholung. Wie kams, daß ich von alle dem, was ich die übrigen Vormittagsſtunden gehört und geſehen, — doch nein, was mir eingebläut worden war, nichts behielt und noch weniger jezt das Geringſte davon weiß, da hingegen ich mir jene Scene lebhaft, bis auf jede Kleinigkeit vormalen und nachempfinden kann, was ich damals empfand? Ohne Zweifel, weil die Worte ſimpel, verſtändlich und — bildlich waren. Ich habe nachher mit unglaublicher Anſtrengung Vokabeln und grammatikaliſche Regeln, und noch dazu in Verſen gelernt, und konnte ſie unter dem aufgehobenen Zepter meines deſpotiſchen Schulmonarchen ohne Anſtoß herſagen. Aber ich verſtand ſie nicht, nicht einmal die einzelnen Worte, aus denen ſie zuſammengeſetzt waren, ſie intereſſirten mich unendlich weniger als mein Kräuſel, und für die ſchreckliche Qual, die ich bei Erlernung der Regel: maſcula ſunt thorax, wo ſich alle Wörter in x endigen und wo dem Gedächtniß nichts zu Hülfe kömmt, als allenfalls der gleichförmige Schall der ausgeſprochenen Silbe ex, iſt mir jetzt nichts mehr übrig geblieben als der Anfang davon und das traurige Andenken an die damaligen Zeiten.

Es iſt beinahe überflüſſig zu erinnern, wie ſehr beim erſten Unterricht es darauf ankomme, mit Kindern in ſchicklichen Bildern zu reden; ihnen alles, ſo viel es geſchehn kann, zu verſinnlichen; ſie nichts lernen zu laſſen, was ſie nicht verſtehen können, was nicht aus ihrer Sphäre hergenommen iſt, oder nicht durch irgend eine Beziehung darauf deutlich gemacht werden kann. Beſonders heilſam wäre es aber, wenn jeder Lehrer bei Gedächtnißübungen — die allerdings für ſich als Vorbereitung zum Sprach- und wiſſenſchaftlichen Unterricht nöthig und dienlich ſind — etwas mehr ſich auf die Geſetze der Einbildungskraft und des Gedächtniſſes, die auf jenen beruht, verſtände, durch Aehnlichkeit, Aneinanderkettung und Beziehung der Ideen aufeinander, das meiſt ſo martervolle Auswendiglernen den

Kindern erleichterte; wodurch er zugleich einen Zweck mehr erreichen, ihren Verſtand beſchäftigen und ihre Thätigkeit mehr und zweckmäßiger anregen und unterhalten, und ihnen dadurch Luſt und Neigung zum Lernen überhaupt einflößen würde.

Zweitens. Man hört und lernt oft etwas beſſer wegen der äuſſern Umſtände oder der Gemüthslage, in der man ſich befindet. Was auf dieſe Weiſe intereſſirt, ſetzt ſich in der Seele mehr feſt, verwebt ſich gleichſam mit dem Empfindungsſyſtem, und daher iſt in der Zukunft ein zufälliges Wort, ein Zeichen, ein Laut, eine Idee, die der in der Seele ſchlummernden Idee analog iſt, im Stande, mit einemmale alle ähnliche Ideen zu wecken und Leben in die ganze Seele zu bringen. Daher die Kunſtgriffe des verſtändigen Erziehers und des öffentlichen Redners, Kinder und das Volk zu rühren, von ſo erſtaunlicher Wirkung ſeyn können. Wie gut wäre es alſo, wenn Erzieher auf dieſe Erfahrung fortbauen, die Umſtände und Merkmale an jedem Orte der Unterweiſung, auf dem Felde und in dem Lehrzimmer, vervielfältigen, und, bei dem Vorſatz, einem Kinde eine Sache, eine Wahrheit eindrücklich zu machen, ſchickliche Gelegenheiten dazu veranlaſſen, und Zeit und Umſtände wählen wollten, die auf die Seele deſſelben beſonders wirken,

ken, als z. B. Tod, Krankheit, Trennung von den Seinigen oder denen, die ihm lieb ſind, Geburtstagsfeier, ein auſſerordentlicher Spaziergang, eine einſame Unterredung an einem beſondern Orte u. ſ. w. die Nebenumſtände, die Hülle, in der etwas gekleidet iſt, thun nach den Geſetzen der Einbildungskraft öfters das meiſte, und ein konkreter Fall, eine Fabel, eine Geſchichte und Erzählung ſind für das Kind mehr werth, als tauſend abſtrackte Wahrheiten, für die es keinen Sinn hat. Es abſtrahirt zwar ſeit den erſten Tag ſeines Lebens, macht bald Schlüſſe, ohne es zu wiſſen: aber das iſt etwas anders; daran iſt mehrentheils Sprache, Redegebrauch und Nachahmung ſchuld.

Drittens. Wie behutſam muß man bei der Wahl der erſten Eindrücke und Bilder ſeyn, die man, ſoviel es in unſrer Gewalt ſteht, in ihnen rege macht und ihnen vor die Seele führt! Wie viel Vorſichtigkeitsregeln ſind dabei zu beobachten, weil dergleichen Eindrücke in ſpätern Jahren ſehr oft unerklärbare Neigungen, Abneigungen, Launen und Gewohnheiten erzeugen, und ſich nicht ſelten in unerkannte Motive zu Handlungen formiren! Schon daraus, wenns auch an ſich nicht ſchon ſchädlich wäre, erhellet, wie ſehr man ſich in Acht nehmen müſſe, Kindern unſchickliche und ſchreckhafte Vorſtellungen von Gott, und abergläubiſche Schilderungen von der Hölle und Geſpenſtern beizubringen, und ihnen grämliche, menſchenfeindliche Bilder von der Welt und andern Menſchen zu entwerfen. Warum wollen wir ihnen nicht lieber, ſoviel wir können, alles unter der Geſtalt des Angenehmen darſtellen und ihnen ſchon die erſten Scenen ihres frohen Jugendalters im voraus verfinſtern, da ſie überdem noch manchen Regentag erleben müſſen und des dicken Nebels noch genug übrig bleibt, der ihnen die freie Ausſicht benehmen wird.

Viertens. Es iſt vielleicht gut, Kindern, beſonders ſolchen, auf die wenig oder gar keine eigentliche Erziehung gewandt werden kann, einen ſimpeln, kräftigen Spruch, ein gutes, faßliches Lied beizubringen, das ihnen vielleicht im Alter, wenn ſie den Katechismus ſammt der Glaubenslehre längſt vergeſſen haben, noch übrig bleibt und ihnen Troſt und Erbauung gewährt. Es ſcheint ſich daraus erklären zu laſſen, warum der gemeine Mann und beſonders alte Leute ſo ſteif auf alte Lieder halten, und es ſcheint gewiſſermaßen grauſam zu ſeyn, ihnen alte umgeänderte, oder ganz neue Lieder und Geſangbücher aufdringen zu wollen, ihnen einen Spruch zu rauben, an dem manchmal ihre ganze Beruhigung und Troſt im Leiden, ja vielleicht ihre ganze Religion hängt.

Fünftens. Sehr gut iſts auch wohl, wenn man den Geſang mehr zu einem Hülfsmittel der beſſern Erziehung und Ausbildung erhebt und ihn allgemeiner macht. Verſteht ſich, nur den guten, einfachen Liedergeſang. Sollte man auch nicht überall den Zweck erreichen, daß dadurch der Sinn für Harmonie und Wohlklang, muſikaliſches Gefühl und folglich Verfeinerung der Seele, ſofern ſie davon abhängt, befördert wird, ſo kann man ihn doch zum Vergnügen, zur Aufheiterung und dazu brauchen, wozu der Arzt ſeinen Gold- und Silberſchaum braucht, zur Einfaſſung gewiſſer Lehren, die ohne Zuſatz genoſſen, dem Kinde nur zu bitter ſeyn und entweder gar nicht genoſſen oder bald vorbeigegangen ſeyn würden.

Noch eine Scene aus meinen Schuljahren.

Ich war noch ein kleiner Knabe und konnte kaum leſen. Mein Lehrer, den ich wegen der Pfefferkuchen, die er alle Sonnabend austheilte, ungemein lieb gewann, ſchrieb nach der Hähniſchen Litteralmethode, lauter Reihen Namen und Anfangsbuchſtaben von Wörtern an die Tafel, von denen ich noch nichts verſtand. Ich, der ich durch ihn nicht beſchäftigt werden konnte und als ein lebhafter Knabe doch unterhaltend ſeyn wollte, machte mir dadurch ſelbſt Beſchäftigung, daß ich theils mit meinen Nachbaren ſpielte, theils Kirſchkerne, die ich zu dem Ende mit in die Schule genommen hatte, bald in die Taſche hinein, bald herauszählte, und wenn ich konnte, verſtohlen aufknackte. Ein unverſehner derber Schlag auf die Hand verleidete mir indeß dieß Händeſpiel und ich ſahe nun auf die Tafel. Mein Blick und meine freudige Mine, mit der ich dem Manne nie von der Hand wegſahe, nahmen ihn wieder für mich ein! Er hielt das für Aufmerkſamkeit auf die Sachen, die er anſchrieb, und im Grunde das, was mich anzog, waren ſeine Hemdeknöpfe, die ich von ungefähr zu Geſichte bekam, und die von Glas, in Silber eingefaſt waren, und eine rothe Folie zur Unterlage hatten. Mit jeder Bewegung der Hand, die durch das Anſchreiben geſchahe, bewegten ſich auch die Knöpfe, und mit innigem Wohlgefallen bemerkte ich, wie ſie ſich an dem weißen Hemde ſtießen und ſchimmerten. Mir iſt noch, als ſähe ich die Mine des ehrlichen Mannes, mit der er mir entgegenlächelte und ſich mir nahete. Mit jeder Annäherung verdoppelte ſich meine Freude, denn die lieben Knöpfe kamen mir dadurch näher, und nicht froher war ich, als wenn ich mir mit Wohlgefallen die Hände zurückſtrich und dann die Knöpfe mein Haupthaar berührten. —

Lehrer und Erzieher, wie oft werdet ihr von dem kleinſten Kinde hintergangen! Aber noch öfter ſeyd ihr es ſelbſt, die ihr euch hintergeht. Hätte mein Lehrer damals verſtanden, daß Aufmerkſamkeit für Kinder eigentlich Anſtrengung der Seele iſt, und daß ein ſtarres, ununterbrochenes Hinſehen auf eine Tafel voll unverſtändlicher Wörter entweder Betrug oder Einfalt beweiſen, ſo würde ein Knabe, wie ich, ihn nicht haben betrügen, und er in Austheilung der Belohnungen und Strafen gerechter ſeyn können.

Karl Spazier,

Lehrer am Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtitut.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Ein neuer Werther.

Auszug aus einem Briefe.

Nunmehr machen Sie ſich gefaſt, die traurige Geſchichte des L.....*) ganz ausführlich, und dabey Sachen zu hören, die über alle Ihre Erwartung gehen.

---

*) Dieſer L..... war ſchon in ſeinem achtzehnten Lebensjahre durch allerlei Ausſchweifungen ſehr berüchtigt Da er ſeinen Eltern die ängſtlichſten Sorgen verurſacht hatte, wurde er nach Berlin geſchickt. Hier betrug er ſich eine Zeitlang gut, alsdann fing er wieder an, auszuſchweifen, ſchlich ſich auch einmal des Nachts aus dem Hauſe weg, worin er in Penſion war, und ging in ein H...haus. Als er hier alles zugeſetzt hatte, lieh er eine Piſtole, kaufte Pulver und Schrot und ging in die Haſenheide, um ſich zu erſchießen. Er ſaß auf der Erde, hatte das Pulver vor ſich liegen, und wollte die Piſtole zubereiten, als ein Funke ins Pulver fiel, welches aufflog, und ihn verſengte. Ganz betäubt von Schreck fiel er um, ſah aber einen Mann, dem er bat, nach ſeinem Hauſe zu gehen, und zu bitten, daß man ihn in einer Kutſche abholen möchte, welches auch geſchahe Ein halbes Jahr nachher erſchoß er ſich wirklich, wie in dieſem Briefe des Herrn K. R. Sch. beſchrieben ſteht.

Ich mußte verreiſen, als er noch an demjenigen Stücke zeichnete, ſo er zum Geburtstage ſeines Herrn Vaters gemacht hat, dieſes war ihm ſchon vorher zweimal verunglückt, und es gefiel mir ſehr, daß er deſſen ohngeachtet Luſt hatte, es auch zum drittenmal zu machen.

Ich empfahl ihm daher Fleiß und gute Aufführung, bat ihn, ſeine Eltern zu grüßen, und gab ihm Vorſchrift, was er arbeiten ſollte, während meiner Abweſenheit.

Hätte er nicht gerade die Arbeit vorgehabt, und wäre ich nicht, meine Reiſe zu beſchleunigen, gezwungen geweſen, ſo hatte ich beſchloſſen ihn mitzunehmen. Indeſſen verſicherte mir meine Frau in allen Briefen: L..... iſt fleißig und gehet wenig aus.

Ich ſchrieb alſo: den Sonntag als den erſten Feyertag oder Sonnabend vorher hoffte ich wieder einzutreffen, kam aber ſchon den Donnerſtag als den 12ten Mai eben zurück, als meine Frau im Begriff war, nach dem Thiergarten zu ziehen, wo wir alle Jahre wohnen.

Er kam herunter gelaufen, und ſchien ſich über meine Ankunft zu freuen, hatte aber den Landconducteur B..., der auch zurückgeblieben war, und eben, als ich ankam, im Fenſter lag, gleich gefragt, da dieſer ihm ſagt, der

Kr. Rath kommt: iſt auch L... mit dabey? Dieſer iſt ebenfalls ein Conducteur, den ich bey mir habe, der aber ſchon verpflichtet iſt, und in Königl. Dienſten ſtehet.

Ich hatte noch nichts gegeſſen, als ich um 3 Uhr Nachmittags ankam, ſetzte mich zu Tiſche und ließ ihn mit B... herunter zu mir rufen. Er erzählte mir, daß er einen Brief von ſeinem Herrn Vater erhalten, und daß er auch an ſeine Mutter geſchrieben hätte.

Ich frug ihn: was er gearbeitet habe? alles was ich ihm aufgegeben, war die Antwort, und da ich von meiner Frau gleich bei meiner Ankunft die Nachricht erhalte, daß er ſich gut aufgeführet und fleißig gearbeitet, ſo war ich damit zufrieden, folgte meiner Frau nach dem Thiergarten, und hatte meinen Wagen beſtellet, daß ich den 13ten Freitags um 7 Uhr wieder in der Stadt ſeyn wollte.

Der Conducteur L... war zu ſeinen Verwandten gegangen, und kommt Abends wieder zu Haus, gehet mit dem B... zu rechter Zeit ſchlafen; und weil L..... nicht mit will: ſo fragen ſie ihn: warum nicht? er müße noch ſchreiben, giebt er zur Antwort, hat ſich aber vorher barbiret, rein angezogen, und ſich einen neuen Zopf gemacht, ſo daß die andern ihn fragen: warum er das thue? darauf antwortete er: der Kr. Rath kommt morgen zeitig herein, da muß ich gleich fertig ſeyn.

Kurz L... und B... gehen zu Bette. Nachmitternacht ungefähr kommt L..... nach der Stube, wo ſie ſchlafen, gehet nach ſeinem Koffer, und langt ſich etwas heraus, darüber erwacht L... und ſagt: ſind Sie doch noch nicht zu Bette! O ich habe Sie wohl geſtöret? das ſchadet nichts: und ſo ſchläft L... wieder ein.

Des Morgens frühe, da mein Bedienter um ſechs Uhr hinzukommt, und auch in die Stube, wo die Conducteurs arbeiten, herein will, um Nachtigallen zu füttern, findet er ſolche zugeſchloſſen; er gehet nach der Stube, wo ſie ſchlafen, und ſiehet, daß L....s Bette noch gemacht, worüber er, ſo wie die übrigen beiden Conducteurs, die beim Anziehen begriffen, ſich wundern, zuſammen nach der Stube gehen, mit Gewalt die Thür eröfnen wollen, aber ſo wenig damit als mit dem ſtärkſten Lerm daran, das geringſte ausrichten können.

Sie gehen alſo in meine Stube, wo man auch durch eine Thür hereinkommen kann, allein auch dieſe, welche ich beſtändig verſchloſſen gehalten, können ſie nicht öfnen.

Von ohngefähr ſiehet ſich mein Bedienter um, und wird ein Bund Schlüſſel gewahr, paſſet alle durch und findet den dazu gehörigen. Er ruft die beiden Conducteurs und ſagt, ich kann nun aufſchließen, allein aber gehe ich nicht hinein.

Sie kommen alſo, um mit dabey zu ſeyn. Mein Bedienter ſchließet auf, und da er die Thüre, ſo nach inwendig aufgehet, kaum einen Fuß breit aufgemacht, ſo ſiehet er den L..... vollkommen angezogen, mit fliegendem Haar ganz weiß als Kreide ſtehen, und ſaget ſchon die Worte: Herr L..... — um weiter zu ſprechen: was fehlet Ihnen? aber ehe er letzteres ſagen kann, hebt er ſchon die Piſtole in die Höhe, ſetzt ſolche ins rechte Auge, und Knall und Fall iſt eins.

Alles aufs äußerſte erſchrocken, läuft beſtürzt die Treppe herunter — nachdem ſie ſich vom Schreck erhohlet, gehen ſie zuſammen wieder herauf und finden ihn todt, ohne ein Zeichen des Lebens zu geben, auf dem Geſichte zur Erden liegend, und im Blute ſchwimmend. Auf ſeinem Tiſch lieget der Werther aufgeſchlagen S. 218, wo es heißt: es iſt zwölf — ſie ſind geladen, u. ſ. w.

Eine ganze Schachtel voll Kugeln und über ein halb Pfund Pulver liegt auf dem Tiſche. Aus den Betten, die auf der Stube ſtehen, hatte er ſich zwei Unterbetten herausgenommen, auf ein Canapee gelegt, und vermuthlich die Nacht darauf geſchlafen.

Aus allem vorhergehenden ſchließe ich, daß er mir den Schreck zugedacht hat, ihn ſich todtſchießen zu ſehen; denn er wußte, daß ich um 7 Uhr kommen wollte, daß zu der Thür kein andrer als ich den Schlüſſel hatte: und wollte vermuthlich ſo lange warten, bis ich die Stube öfnen würde.

II.

Verrückung aus Liebe.

In H......t lebte noch im Jahr .... ein Fräulein von N....h, die eine jüngere Schweſter bei ſich hatte, welche ſinnloß war. Dieſe Perſon aber iſt ſeit ihrem funfzehnten Jahre in dieſen traurigen Zuſtand gekommen; die ältere Schweſter erzählte, daß eine Liebſchaft die Veranlaſſung dazu gegeben.

Sie hatte ſich nehmlich wider Wiſſen ihrer Eltern mit einem jungen Edelmann verſprochen, verſchiedentlich heimliche Zuſammenkünfte mit ſelbigem gehabt, welches aber den Eltern entdecket worden, die denn dieſen Umgang ihr unterſaget, und ſie an einen andern hatten verheyrathen wollen, gegen den ſie vielen Widerwillen bezeugte, und nicht zu bewegen war, ſeine Bewerbung anzunehmen.

Während dieſer Zeit hat ſie noch Briefe mit ihrem Liebhaber gewechſelt, auch von ihm verſchiedene Präſente erhalten, worunter das einemal Backwerk geweſen, wovon ſie noch ihrer Schweſter angeboten, die es aber nicht annehmen wollte; worauf ſich die Nacht nach dem Genuß dieſes Backwerkes eine Art von Melancholie bei dem Fräulein, und einige Tage darnach eine Wuth äußerte, auf die eine völlige Verwirrung des Verſtandes erfolgte, die auch bei aller gebrauchten Medecin bei ihr unheilbar geblieben iſt.

Die Familie und die Schweſter behaupteten zu der Zeit, da ich ſie kennen lernte, noch immer, daß in dieſem Backwerke etwas müſſe geweſen ſeyn, was der gemeine Mann einen Liebestrank heißt. In wie weit dieſe Sage ihren Grund hat, kann ich als Frauenzimmer nicht beurtheilen, ob ich ſchon glaube, daß es Betrüger geben mag, die leichtgläubigen Liebhabern und Liebhaberinnen ſchädliche Sachen als Mittel zu beſtändiger Liebe verſchaffen, die aber dann eine ſo unglückliche Würkung, als eben dieſe, verurſachen können. —

Doch wieder zu dem Betragen dieſer Unglücklichen: da ich ſie das erſtemal ſahe, mochte ſie 38 bis 39 Jahr ſeyn; ſie ging frei herum, da ſie keinen Menſchen etwas zu Leide that, und betrug ſich Tage, auch oft Wochen lang ganz ordentlich, indem ſie ſich dann und wann mit Stricken beſchäftigte; hingegen aber war ſie auch viele Monate ganz ohne Verſtand, ſprach bloß von ihren Liebhabern, die ſich um ſie betrübten, nennte ihre Anzüge, und bot allen, die ihre Schweſtern beſuchten, einen oder den andern an, nur den rothgekleideten, bat ſie, ihr nicht zu nehmen; Vermuthlich mußte ihr erſter Liebhaber ſo gekleidet geweſen ſeyn.

Bei dergleichen Paroxiſmen genoß ſie nichts, außer etwas rohe Erbſen, Hafer oder Weitzen, von welchem Getreide ſie immer in ihrem Koffer vorräthig hatte, und oft hat ſie zu vierzehn Tagen ohne alle Nahrung zugebracht; ſchickten während dieſer Zeit ihr gute Freunde etwas zu eſſen, ſo nahm ſie es zwar an, aß aber nicht davon, oft aber warf ſie es auch dem Ueberbringer nach; eben ſo wenig ſprach ſie mit jemand, da ſie doch ſonſt ſehr geſprächig geweſen war; ſobald ſie aber des Abends zu Bette ging, ward ſie laut, ſang bald geiſtliche Lieder, bald Arien, ſprach viel mit ihrem Liebhaber, änderte die Stimme, als wenn man ihr antwortete, ſang alle Stunden dem Nachtwächter nach, und blieb ſo unruhig bis gegen Morgen, wo ſie denn wieder ſtille ward, außer, daß wenn die Schweſter ihr zuredete, ſie ſelbige mit Schimpf und Fluchworten von ſich wieß.

Bei dieſem ſtarken Paroxismus ſaß ſie beſtändig in einer ſehr unbequemen Stellung auf einem Stuhle, ſo daß ſie die Füße auf den Sitz des Stuhles zog, beide Hände hielt ſie an den Kopf und die Ellbogen ſetzte ſie auf die Knie; es war beſonders, daß ſie in dieſer Stellung Tagelang ohne ſich zu bewegen ſitzen konnte, dieſe Stellung auch nur die Nacht verließ. —

Nun ſtarb ihre Schweſter, die ſie bisher bei ſich gehabt hatte — da dieſe Perſonen kein Vermögen hatten, und meiſt von andrer Wohlthaten lebten, ſo ward die Unglückliche zu ihres Vaters Bruder, der als ihr nächſter noch lebender Verwandter für ſie ſorgen ſollte, und auch die Vermögensumſtände dazu beſaß, geſchickt; dieſer aber hatte ſie mit vielem Ungeſtüm von ſich gewieſen, und ſie ward wieder zurück nach H......t gebracht, wo ſie in das Hoſpital gegeben wurde; bei dem Tode ihrer Schweſter und bei dem harten Betragen ihrer Verwandten hatte ſie heftig geweinet, welches ſie ſonſt nicht gethan, da ſie nur zwei Leidenſchaften in ihrer Thorheit zeigte, entweder viele Freude und Lachen, oder ein mürriſches Betragen.

Schon vor dem Tode ihrer Schweſter flüchtete ich mit meinen Eltern aus Schleſien, da die ruſſiſche Armee durch Pohlen in dieſe Gegend kam; und ich kann daher nur noch erzählen, was mit dieſer Perſon weiter vorfiel, weil ein Oncle von mir Augenzeuge davon geweſen. Dieſen Oncle hatte ſich die Unglückliche zu ihrer Zuflucht gewählet, und da derſelbe unter dem dortſtehenden Regiment geweſen, nachher aber im Orte wohnte ſo hatte ſie ſich nach der Zeit faſt immer an ihn gewendet, und ihn mit Aufträgen beſchweret. —

In dem Jahre 1759 ward H......t von den Ruſſen in die Aſche geleget; währendem Brande lief alles aus dem Hoſpital, und die unglückliche v. N......ß rettete ſich in einen alten Stall, der noch ſtehen geblieben, und nahe an dem Bartſch-Strome ſtand; ob durch ein Ohngefähr oder mit Vorſatz die Thüre dieſes Stalles iſt zugeſchloſſen worden, kann man nicht mit Gewißheit ſagen; genug dieſe Perſon und noch eine Hoſpitalitin ſind 3 Tage dort verſperret geweſen, die letztere iſt aber gleich den erſten Tag darinn geſtorben; mein Oncle, der den dritten Tag nach dem Brande in dieſe Gegend des Stalles kommt, höret daraus rufen, er gehet näher, und frägt wer dort ſey? die N......ß erkennet ihn an der Stimme und bittet, ihr herauszuhelfen, indem ſie ſchon einige Tage eine Todte zu ihrer Geſellſchafterin hätte; da kein Schlüſſel zum aufmachen da iſt, läßt er den Stall aufſchlagen, und findet die Leiche ſchon in der Verweſung, die Fräulein v. N......ß aber in einem ganz vernünftigen Zuſtande.

(Z. E. ſie trug, ſo lange ich ſie kannte, einen Rock und Contuſch, welche ganz mit allen Arten von Flecken beſetzet waren; denn ſie nehete ſich ſelbſt Flecke von allen Farben, es mochte Seide oder Wolle ſeyn, wenn ſie ſie nur habhaft werden konnte, auf dieſen Anzug, ſo daß man von dem würklichen Zeuge, woraus das Kleid beſtand, nichts zu ſehen bekam, und wie dieſer Anzug war auch ihr Kopfputz beſchaffen.)

Sie ſagt alſo, wie ſie aus dem finſtern Orte kommt: Gott! was habe ich für einen Anzug! liebſter Herr L.... ſchaffen Sie mir doch eine andre Kleidung, ſo kann mich kein Menſch ſehen, das iſt ein Harlequinsanzug.

Da das Hoſpital ſtehen geblieben war, ſo bringt ſie mein Oncle ſelbſt dahin, und es werden ihr andre Kleider gegeben; In dieſem vernünftigen Zuſtande iſt ſie etwa vier Wochen geblieben; mein Oncle war nach dieſem Vorfalle bald nach Breslau gereiſet, da ſeine Wohnung mit im Feuer aufgegangen war, um ſich dort einige Zeit aufzuhalten; eines Tages gehet er auf der Straſſe, und hört ſich verſchiednemal rufen; auf eineinmal ſteht die v. N......ß neben ihm, allein wieder in dem alten vielfarbigten Anzuge worüber ſie noch ein ſchmutziges Hemde trug, welches ſie in Form einer Enveloppe um ſich gehangen, und mit den Aermeln vorn zugebunden hatte. Sie faßt meinen Oncle am Arm, und dieſer iſt genöthiget, da ſie ſich feſt an ihn anhält, ſie nur geſchwinde in ein Wirthshaus zu bringen, wo er ſie den Leuten übergiebt, und ſie wieder nach H......t abſchickt.

Verſchiedene Umſtände haben mich daran verhindert, mehr beſondere Umſtände von dieſer Perſon zu erfahren; ſo viel iſt gewiß, daß ſie wieder ganz in ihren Wahnſinn zurückgefallen, und nie völlig hergeſtellt iſt.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Jakob Varmeier, (ein Mörder nach einem apocryphiſchen Buche in der Bibel.) Von Herrn Geheimen Archivarius und Hofrath Evers zu Schwerin. 1.
2. Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem dreimonathlichen Wahnwitz. 15.
3. Geſchichte eines im früheſten Jünglingsalter intendirten Brudermords. Von W...ſ. in Br—g. 58.

Zur Seelennaturkunde.

1. Eine Selbſtbeobachtung auf dem Todbette. 63.
2. Handlung ohne Bewußtſeyn der Triebfedern, oder die Macht der dunkeln Ideen. Vom Herrn D. G. Ch. G. Wedekind, Königl. und Churf. Phyſikus der Grafſchaft Diepholz. 80.
3. Die natürliche Religion eines Taubſtummen, Von M. 89.

Zur

Inhalt.

Seite

Zur Seelenzeichenkunde.

1. Beobachtung jugendlicher Charaktere. 93.

2. Eine Scene aus meiner Kindheit. Von Karl Spazier, Lehrer am Deſſauiſchen Erziehungs-Inſtitut. 105.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

1. Ein neuer Werther. 115.

2. Verrückung aus Liebe. 120.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Dritten Bandes drittes Stück.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Beiſpiel einer auſſerordentlichen Vergeſſenheit.

Der litterariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt vorgeleſen am 23. Febr. 1784.

von

Joh. Werner Streithorſt,
Domprediger zu Halberſtadt.

Ich bitte um Erlaubniß, Ihnen H. H. eine ungewöhnliche Erſcheinung in der moraliſchen Welt, nebſt den Gedanken, die ich darüber gehabt habe, zur Beurtheilung und Prüfung mittheilen zu dürfen. Ich will mit der Erzählung dieſes Vorfalls, deſſen Wahrheit ich verbürge, den Anfang machen. Das in aller Abſicht merkwürdige Faktum iſt folgendes:

Bald nach dem neuen Jahr wurd' ich zu einem Kranken gefodert, der das hitzige Fieber hatte und in ſichtbarer Todesgefahr ſchwebte. Ich traf ihn völlig bei Verſtande, ohnerachtet er vorher ſehr phantaſirt hatte. Seit dieſer Zeit hab' ich ihn Anfangs täglich, nachher, bei zunehmender Beſſerung einen Tag um den andern beſucht, und ihn zwar das eine mal ſtärker, das andre mal ſchwächer, aber doch immer verſtändig gefunden. Schon nach dem vierzehnten Tage fing ſich der Patient zu beſſern an, und die verderbnen Säfte zogen ſich an einen Theil des Körpers, wo ſie allmählig abgeleitet werden konnten. Er hatte viel zu leiden, empfand es, war aber ſtandhaft genug, alles auszuhalten. Mehrmals erinnerte ſich der Patient, während dieſer Zeit an Lehren und Troſtgründe, die ich ihm mehrere Tage vorher zur Beherzigung empfohlen hatte. Er fragte und faßte meine Antwort, ich fragte und erhielt richtige Antworten. Nicht einmal in der Phantaſie hat er ein ungebührliches Wort geſprochen, oder eine ſchlechte Handlung vergenommen. Und in guten Stunden äuſſerte er durch Worte und That ſolche ächt chriſtliche Geſinnungen, daß er allen, die wahre Herzensgüte zu ſchätzen wußten, nicht wenig Freude machte. Am Ende des Januars merkte ich die Veränderung an ihm, daß ſeine Empfindungen lebhafter zu werden anfiengen, denn er wurde beredter und begleitete die froheſten Religionsgefühle gewöhnlich mit Thränen. Einige Tage darauf war mit ihm eine noch auffallendere Veränderung vorgegangen. Er war munter, lebhaft und ſprach mit größern Zuſammenhang und ſtärkerer Stimme. Er empfieng mich und andere, als wenn wir ihn das erſtemal beſucht hätten. Zugleich erklärte er mir, daß er nicht wiſſe, was mit ihm vorgegangen ſey, man habe ihm geſagt, daß er mehrere Wochen krank geweſen, aber es ſey ihm, als wenn er nur einen Tag länger gelebt hätte. Selbſt von den öftern ſchmerzhaften Operationen des Wundarztes wußte er ſich nur an eine einzige ganz dunkel zu erinnern, die, nach ſeinem Ausdruck, wie im Traum geſchehen und von ihm nicht ſonderlich empfunden ſey. Zum Behuf dieſer Operation war er auſſer Bette gebracht worden. Er konnte ſich weder an meine vorigen Beſuche noch Reden erinnern. Ich ſtand voller Verwunderung da, that allerlei Fragen an ihn, den vorhergehenden Zuſtand betreffend, und er konnte mir keine einzige beantworten, ſo gern er's auch gethan hätte. Kurz! es war, als wenn er aus dem Lethe getrunken hätte. Ueber die Verwandelung, die mit ihm vorgegangen war, gab er mir ſelbſt folgende Auskunft: daß er ſich am letzten Tage vor ſeinem Krankenlager auf ein gehörtes Klingeln an der Thür mit großen Unvermögen aus der Stube nach der Thür hingeſchleppt, dieſelbe geöffnet und ein ihm bekanntes armes Kind welchem er bisweilen ein Stück Brod oder einen Pfennig zu geben pflege, mit bloßen Füßen auf dem beſchneieten Tritt gefunden habe, daß er aber daſſelbe dieſes mal abgewieſen, weil es ihm unmöglich geſchienen habe, dieſen Weg, um ein Allmoſen zu hohlen, bei ganz erſchlafften Gliedern noch einige mal thun zu können; es ſei ihm aber hinterher ſehr nahe gegangen, das arme Kind abgewieſen zu haben. Das ſei die letzte Begebenhenheit, woran er ſich erinnern könne. Damit habe ſich auch ſein Bewußtſeyn wieder angefangen. Vor einigen Tagen nämlich ſey ihm geweſen, als ſtünde das Kind barfuß vor dem Bette und heiſche eine Gabe, dieſes Bild habe ihn erſt nicht verlaſſen wollen. Allmählig aber wären andre Vorſtellungen gekommen, er habe nun nach und nach wieder hören und ſehen können, was um ihn her vorgegangen ſey und endlich habe er am vierten Tage darauf eine ſolche Veränderung in ſeinem Kopfe geſpürt, welche er mit Worten nicht ausdrücken könne, die ihm aber eine ſolche Freude gemacht habe, als wenn ihm wer weiß was geſchenkt wäre. Die ſichtbare Rührung des Patienten ließ an dieſer Verſicherung nicht zweifeln; ſo wie überhaupt die oben ſchon bemerkte Rechtſchaffenheit des Kranken, ſein chriſtliches Verhalten während der Krankheit auch nicht den geringſten Verdacht gegen die verſicherte

Vergeſſenheit des ganzen vorigen Zuſtandes, die eine Operation des Wundarztes ausgenommen, Statt finden läßt. Hier haben Sie alſo, M. H., ein Beiſpiel einer auſſerordentlichen Vergeſſenheit eines fünfwöchentlichen Zuſtandes. Die ganze Zwiſchenzeit zwiſchen dem wirklichen Anblick des Kindes und der Erſcheinung deſſelben in dem Gedächtniß, die einen Zeitraum von wenigſtens fünf Wochen begreift, iſt dem Kranken, im eigentlichſten Verſtande, verſchwunden.

Ich überlaß' es den Aerzten, dieſe ſonderbare Erſcheinung phiſiologiſch und pathologiſch zu unterſuchen, mir iſt ſie in pſichologiſcher Hinſicht merkwürdig. Ich bemerke zum voraus folgendes:

1) Der Kranke hat nichts am Erinnerungsvermögen verloren, es iſt nicht Schwäche ſeines Gedächtniſſes, als Vermögen der Seele betrachtet, daß er ſich dieſes Zwiſchenzuſtandes ſo wenig erinnern kann, denn er kann ſich übrigens auf die größten Kleinigkeiten beſinnen, wenn ſie nur nicht in dieſen Zeitraum gehören.

2) Er hat während der Zeit, worauf er ſich ſo wenig beſinnen kann, die Empfindungen und Vorſtellungen wirklich gehabt, die er äuſſerte, ſo wie den freyen Gebrauch ſeines Verſtandes in den guten Stunden, denn ſeine Gedanken hatten Ordnung und Zuſammenhang, wie iezt, wo ſie ſich von jenen durch nichts, als Stärke und Lebhaftigkeit unterſcheiden.

3) Die Reihe von Eindrücken und Vorſtellungen, welche der Patient in dem Zwiſchenzuſtande gehabt hat, iſt entweder gänzlich wieder aus der Seele verſchwunden oder ſo verdunkelt worden, daß ihre Erneuerung nicht möglich iſt.

4) Das Sonderbare liegt darin, daß er ſich an nichts als die eine Operation des Wundarztes erinnern kann, und daß ſich die Vorſtellungen bei wieder lebhafter gewordnen Bewußtſeyn an jene anreihen, womit ſich das lebhaftere Bewußtſeyn verlor, daß der Kranke mit eben dem Gedanken gleichſam wieder erwachte, mit welchen er eingeſchlummert war.

Es entſteht alſo die dem Pſychologen wichtige Frage:

> Wie iſt's möglich, daß eine lange Reihe von Eindrücken und Vorſtellungen, ſo in der Seele verdunkelt werden kann, daß der letzte Gedanke, der vor denſelben hergieng, der erſte wird, womit die lebhaftern Eindrücke und Vorſtellungen wieder beginnen?
>
> Oder
>
> Wie iſts möglich, daß unter den erinnerlichen Dingen — im Gedächtniß — eine ſo groſſe Lücke entſtehen kann, und daß ſich Vorſtellungen an einander reihen können, zwiſchen welchen doch eine groſſe Menge anderer in der Mitte lag, die wie abgeriſſene Stücke einer Kette zerſtreuet werden und ſich ganz verlieren?

Ich will es verſuchen, dieſe Frage aufzulöſen. Eine bekannte Erfahrung iſt es, daß gewiſſe Eindrücke und Vorſtellungen, bei Mangel der Aufmerkſamkeit und Beobachtung, die Seele ſo leiſe berühren, daß davon gar keine Spur zurückbleibt. So geſchieht es, daß viele mit offnen Ohren nicht hören, und mit unverſchloßnen Augen nicht ſehen. Wenn wir ein Buch leſen, und haben dabei fremde Gedanken, ſo machen die Worte einen gewiſſen ſchwachen Eindruck auf uns, und bringen auch wohl manche helldunkle Vorſtellungen hervor, alles aber vermiſcht ſich mit jenen fremden Gedanken und wir wiſſen am Ende nicht, was wir geleſen haben. Die Erinnerung hängt von der Stärke der Eindrücke und von der Lebhaftigkeit der Vorſtellungen ab, je ſchwächer beide ſind, deſto ſchwerer iſt nachher die Erinnerung und beim geringſten Grade dieſer Stärke und Lebhaftigkeit iſt die Vergeſſenheit unvermeidlich. Darum verwiſchen ſich unzählige Eindrücke in unſrer Seele, wie die zu loſe aufgetragenen Farben des Paſtelmahlers. Wir verlieren auf dieſe Art Millionen Vorſtellungen wieder, die wir einmal gehabt haben, dergeſtallt, daß, wenn wir ſie in Zukunft mit größerer Lebhaftigkeit bekommen, ſie uns ganz neu zu ſeyn ſcheinen. Ich habe in manchem meiner Bücher die merkwürdigſten Stellen unterſtrichen, und beim Wiederleſen waren ſie mir ſo neu, als ſie es das erſtemal nur immer geweſen ſeyn mögen. Alſo Stärke der Eindrücke und

Lebhaftigkeit der Vorſtellungen macht die Erinnerung möglich und leicht.

Dieſe Stärke und Lebhaftigkeit hängt aber nicht immer blos von der eignen Stimmung der Seele ab, wie in dem eben benannten Falle; ſondern auch von der körperlichen Beſchaffenheit. Es gibt nämlich körperliche Zuſtände, welche nur ſchwache Eindrücke und matte Vorſtellungen zulaſſen. Von der Art muß der Zuſtand des Menſchen in der erſten Kindheit ſeyn, weil wir uns von daher auf nichts zu beſinnen wiſſen. Im hohen Alter pflegt das Gedächtniß Lücken zu bekommen, daß iſt, manche Eindrücke und Vorſtellungen können da entweder nicht ſo leicht oder überall nicht wieder hervorgebracht werden. Der Grund davon liegt ebenfalls in der Beſchaffenheit des Körpers.

Dasjenige in unſerm Körper, wovon dieſe Stärke und Lebhaftigkeit abhängt, iſt ohnzweifel die Stärke und Spannung der Nerven. Von ihrer Beſchaffenheit hängt es ab, wenn wir ſchwächere oder ſtärkere, mehr oder minder lebhafte Vorſtellungen bekommen; ſo wie es ebenfalls davon abhängt, ob wir ſie reproduziren können, oder nicht, denn bei dieſem Reproduziren braucht die Seele den Körper, ſie läßt das Gehirn und die Nerven ſo ſpielen, wie ſie zu wirken pflegen, wenn ſinnliche Vorſtellungen von auſſen in die Seele gebracht werden, weshalb anhaltendes Nachdenken den Körper ermüdet und Kopfweh verurſachen kann. Welchen

chen Grad der Spannung die Nerven haben müſſen, wenn unſere Eindrücke die gehörige Stärke und unſere Vorſtellungen die gehörige Lebhaftigkeit erlangen ſollen, läßt ſich auf keinen Fall beſtimmen. Aber ſoviel iſt gewiß, daß zwiſchen beiden Extremen, zwiſchen zu hoher Spannung und völliger Erſchlaffung ein mittlerer Tonus Statt haben muß, wenn die Eindrücke und Vorſtellungen die gehörigen Grade der Stärke und Lebhaftigkeit bekommen ſollen. Ueberſpannung erzeugt Schwärmerei Wahnſinn und Narrheit. Erſchlaffung verurſacht zu ſchwache Eindrücke, zu matte Vorſtellungen, die wie Irrlichter im Kopfe umhergaukeln, aber wie dieſe auch leicht verſchwinden und bald wieder ausgelöſcht werden können. Beide Zuſtände laſſen keine dauerhafte Eindrücke zu, weil die Seele im erſten Fall überladen, und im zwoten gleichſam zu leiſe berührt wird. Die Empfindungswerkzeuge treiben da mehr ihr eigenes Spiel, als daß ſie von äuſſerlichen Dingen in Bewegung geſetzt werden ſollten. Die Seele kann alſo während ſolcher Zeit weder vollſtändige noch dauerhafte Vorſtellungen bekommen.

Erſchlaffung der Nerven war der Zuſtand, worin ſich unſer Patient befand, und dieſer Zuſtand dauerte einige Wochen fort. Die Eindrücke und Vorſtellungen konnten zu wenig auf ſeiner Seele haften, und wurden daher auch leicht wieder verwiſcht. Nach und nach hob ſich die Kraft des

Körpers und mit einem mal erreichten die Nerven den gehörigen Grad der Spannung wieder, ſie wurden wieder heraufgeſtimmt, die Lebensgeiſter kamen wieder in gehörigen Umlauf. Das verurſachte dem Kranken das bis dahin ungewohnte Gefühl des Wohlſeyns, welches mit der lebhafteſten Freude verbunden war. Jetzt ſtrömten ihm, gleich einem aufgehaltenen Strom, von allen Seiten neue Eindrücke entgegen. Jene Erſchlaffung hatte nur ſchwache Eindrücke und Vorſtellungen zugelaſſen, die alſo ohnehin nicht leicht reproducirt werden konnten. Um deſto eher konnten ſie von den neuen weit ſtärkern Eindrücken ſo überwältiget werden, daß von ihnen keine Spur übrig blieb. Nur der Eindruck von der einen Operation des Wundarztes war ſtark genug geweſen, um fortdauern zu können, bei welcher Gelegenheit die Nerven eine gröſſere Spannung durch die Vorbereitungen zur Operation bekommen hatten, denn der Patient war bei dieſer Gelegenheit auſſer Bette gebracht worden.

Warum aber knüpfte ſich der erſte Gedanke des lebhafter werdenden Bewußtſeyns an den letztern, welchen die Seele hatte, als dieſe Lebhaftigkeit anfieng einzuſchlummern? — Beſtimmt kann ichs nicht ſagen, aber ich darf vermuthen. Wahrſcheinlich nahm die Spannung der Nerven in dem Grade zu, in welchem ſie vorher abgenommen hatte, und hatte zu der Zeit, da der Seele das Bild des armen Kindes vorſchwebte, eben den Grad wieder erreicht, auf welchem ſie ſtand, als der Knabe wirklich vor Augen war. Irgend eine Aehnlichkeit der Empfindung veranlaßte die Seele, die damit vergeſellſchafteten Empfindungen und Vorſtellungen zu gleicher Zeit hervorzubringen. Auch konnte dieſer Eindruck darum zuerſt wieder aufleben, weil er der letzte war, der ſich tief eingepräget hatte. In der Körperwelt findet ſich etwas analogiſches. Manche Krankheiten bleiben in ihrer Entwickelung, wenn eine neue dazu kommt, ſo lange zurück, bis die neue Krankheit gehoben iſt. Es giebt Perſonen, welche ſich keines Traums in ihrem ganzen Leben zu erinnern wiſſen. Und doch iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ihre Seele nicht mit dem Körper ruhet. Sie haben zu ſchwache Vorſtellungen im Schlaf, welche keine Spur in der Seele zurücklaſſen und beim Erwachen des Körpers durch die neuen Eindrücke mit einemmal verdrängt werden.

Ich füge noch einige merkwürdige Exempel dieſer Art hinzu. Ein Schullehrer in Briezke bei Frankfurt an der Oder hatte mehrere Wochen an einem hitzigen Fieber darnieder gelegen. Sein Tod ſchien unvermeidlich zu ſeyn. Er ſtarb endlich nach der Meinung der Umſtehenden. Man brachte den vermeintlich entſeelten Körper in eine Kammer aufs Stroh. Die Frau konnte mit ihren fünf Kindern vor Betrübniß nicht im Hauſe bleiben, ſondern begab ſich zu einen Nachbar, ſchickte nach Frankfurt und ließ einen Sarg hohlen. Der Sarg kam, und die Frau ſah ſich genöthiget in ihr Haus zurückzukehren, um den Todten in den Sarg zu bringen. Sie öffnete die Thüre, und hatte einen Anblick der über alle Beſchreibung iſt. Ihr Mann ſaß angezogen beim Hackeblock und machte Küchenholz, wie er ſonſt zu thun gewohnt geweſen. Sie ſtand betäubt da, bis ſie durch das Zureden des Mannes wieder zu ſich ſelbſt kam. Der Mann erkundigte ſich nach der Urſach ihres Erſtaunens und der gemachten Anſtalten. Man erzählte ihm alles, und es war ihm unglaublich, denn er konnte ſich nicht einmal beſinnen, daß er krank geweſen ſey. Nach einem halben Jahre erſt war er im Stande, ſich der während der Krankheit geſchehenen Begebenheiten zu erinnern (ſieh. d. Berichte der Buchhandl. der Gel. v. 1785.)

In einer nahmhaften Stadt Frankreichs ereignete ſich folgender ſonderbare Vorfall. Ein Mann hielt auf dem Gerüſte eines zu erbauenden Hauſes eine Rede. Das Gerüſte ſtürzte nieder und er mit demſelben, ſo daß er für todt nach Hauſe getragen wurde. Er lag einige Tage Sinn- und Sprachlos. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſetzte er ſeine Rede fort, die durch den Einſturz des Gerüſtes unterbrochen war.

Vom Profeſſor Muſäus in Weimar, dem Verfaſſer der phyſiognomiſchen Reiſen und der Volksmährchen der Deutſchen, iſt mir erzehlt worden, daß er einſt nach einer gewiſſen Krankheit ſo wenig Beſinnungskraft gehabt habe, daß ihm das Alphabet ſelbſt ganz fremd geweſen, und er daher genöthiget worden ſey, mit den Elementen der Schriftſprache wieder den Anfang zu machen, bis nach einiger Zeit alles licht in ſeine Seele zurückgekehret ſey.

Alle dieſe Beiſpiele, ſo wie das Meinige, beweiſen, was vor ein unentbehrliches Inſtrument der Körper für die Seele ſey, und wie viel auf der Güte des Inſtruments und ſeiner Stimmung beruhe. Die Antwort iſt mir ſehr eindrücklich geblieben, welche ein gelähmter Greiß ſeinem Arzte gab, der ihm den groben Materialismus aus ſeinem gegenwärtigen Unvermögen beweiſen wollte. Geben ſie einmal, ſagt' er, dem Virtuoſen auf der Violin eine Kindergeige, wird dieſer weniger Virtuoſe ſeyn, weil er mit einem ſolchen Inſtrument keine Harmonien zu Stande bringen kann? Es iſt unleugbar, daß der menſchliche Geiſt oft mechaniſch wirkt; aber man würde ſich ſehr übereilen, wenn man daraus ſchlieſſen wollte, daß er ſo mit dem Körper vereinbart ſey, daß er ſelbſt nur eine Modification gewiſſer innerer Theile des Körpers, ſey, welche gleichſam die Punkte wären, von welchen die Wirkungen ausgehen, und worin ſich die Empfindungen endigen. Kann der Punkt ſich ſelbſt denken und war je ein Spiegel Beobachter und Gegenſtand der Beobachtung zugleich? Wahrlich!

das wäre räthſelhafter, als das geheimnißvolle Dunkel, welches dem Menſchen ſein Innerſtes Weſen verbirgt. Wahrlich! es wäre das räthſelhafteſte Räthſel, wenn unſere **Gedanken** ſo an unſern Nerven hafteten, wie die Perlen auf einem Faden zuſammengereihet werden, und wenn die geriſſne Schnur ſich ſelbſt wieder zuſammenknüpfen, nur nicht alle zerſtreuete Perlen wieder aufreihen könnte. Solche Erſcheinungen, wie die angeführten, irren mich in dem Glauben an die höhere Natur und Beſtimmung des menſchlichen Geiſtes nicht, vielmehr beſtätigen ſie mir beides. Das Kind iſt nicht für das vollkommne Inſtrument und das vollkommne Inſtrument nicht für das Kind. Aber wenn es die erſte Stufe ſeiner Bildung glücklich vollendet hat, ſo wird man ihm das vollkommnere Inſtrument anvertrauen können, und es wird in die Harmonien der Engel einſtimmen.

II.

Sonderbare Gemüthsbeſchaffenheit eines alten Mannes, der ſich einbildete, daß er geſchlachtet werden ſolle.

Johann Chriſtoph Becker, (dies iſt der Name des Mannes, über deſſen ſonderbaren Seelenzuſtand ich jetzt etwas gegen ſie zu erwähnen gereizt werde) iſt im Jahr 1710 zu Halberſtadt von geringen Eltern geboren, und lebt noch bis jetzt hier in Quedlinburg, wo er ſeit mehr als 40 Jahren, bei der Fürſtl. Stifts-Pröbſtey, als Pröbſteybote in Dienſten geſtanden. Einen feinen Verſtand, oder offenen Kopf, wie man bei dergleichen Leuten nach ihrer Art doch auch manchmal antrift, hat er nie gehabt. Er iſt immer etwas ſimpel, aber doch in ſeinem Dienſt überaus getreu und ehrlich geweſen, ſo, daß ich ihm in den ſieben Jahren, da er unter mir geſtanden nicht eine einzige Veruntreuung oder Bosheit nachreden kann, welches ich auch von meinem Vater, der vor mir an meiner Stelle geweſen, und über 30 Jahr mit ihm zuthun gehabt hat, erfahren habe. Bei aller ſeiner Einfalt hat er doch aber von jeher, immer die Gabe gehabt, Leute von ſeiner Art, in Geſellſchaften, ohne jedoch ins Unanſtändige zu verfallen, zu amüſiren, wozu beſonders das ſehr viel beitrug, daß er von Jugend auf, häufige Hiſtorienbücher geleſen und eine Menge von alten Geſchichten und Anekdoten in ſeinem Kopfe hatte, von denen er auch zuweilen eine ziemlich paſſende Anwendung zu machen wuſte. Mit ſeinem Poſten iſt die Stelle eines **Zehendmeiſters** verbunden, und da er auch dies Amt an die 40 Jahre verwaltet hatte, ſo waren in der wirklich weitläuftigen Feldflur, die er unter ſeiner Aufſicht hatte, wenige Stücke Acker, deren Eigenthümer und Gerechtigkeiten er nicht gewußt hätte. Doch konnte er gar leicht confus gemacht werden, wenn man es entweder darauf anlegte, ihn zu verwirren, oder auf die Probe zu ſtellen, oder wenn er ſonſt auf irgend eine Art, aus ſeinem gewöhnlichen Zuge kam.

Seit ohngefähr 12 bis 15 Jahren hat das Gedächtniß angefangen, ihn zu verlaſſen, und dieſer Fehler hat von Zeit zu Zeit merklich zugenommen. Man mußte ihm eine Sache mehr als einmal beſtellen, wenn er ſie begreifen, und nicht wieder vergeſſen ſollte, und doch richtete er ſeine Aufträge oft ganz verkehrt aus. Mehr als einerlei durfte man ihm auch nun nicht auftragen, weil er ſonſt oft eins mit dem andern verwechſelte. Sein Gedächtniß nahm endlich, ſeit 5 Jahren dergeſtallt ab, daß er unten im Hauſe ſchon alles wieder vergeſſen hatte, was ihm auf meiner Stube geſagt war. Ich mußte ihm daher einen Denkzettel machen, und alles aufſchreiben was er ausrichten ſollte. Aber auch dies gieng endlich nicht mehr, denn er vergaß den Zuſammenhang und konnte, des Denkzettels ohnerachtet, wenn er an den Ort ſeiner Beſtimmung kam, ſich nicht beſinnen, was er ſagen, oder wie er es vorbringen ſollte. Doch behielt er dabei noch übrigens immer ſeinen geſunden Menſchenverſtand, ſahe auch dieſen Fehler ſelbſt ein, und bat immer, daß man nur mit ihm Geduld haben mögte, weil er es nicht ändern könnte.

Da er aber unter dieſen Umſtänden zu ſeinem Dienſte völlig unbrauchbar wurde, und demſelben länger nicht verſtehen konnte, der Frau Pröbſtin Hochfürſtl. Durchlaucht aber ihn, da er ein alter Mann, und in ſeinem Dienſte immer ehrlich befunden war, nicht verſtoſſen wollten, lieſſen Höchſtdieſelben ihm ver 2 Jahren ſeinen Sohn adjungiren, jedoch ſo, daß der alte Mann alle mit ſeinem Dienſte verbundene Revenüen, bis auf einige kleine Accidenzien, lebenslang behalten ſoll, und ſein Sohn ſo lange beſonders ſalarirt wird.

Von dieſer Zeit, ja, ich möchte beinahe ſagen, von dem Tage an, da ihm dieſe Wohlthat, warum er doch ſelbſt gebethen hatte, widerfuhr, und er nun aus aller Thätigkeit geſetzt wurde, fing ſein Verſtand an, zu ſcheitern, und alle ſeine Seelenkräfte merklich abzunehmen. Das Gedächtniß verläßt ihm von Tage zu Tage immer mehr, wobei jedoch das etwas Auffallendes iſt, daß er ſich ſolcher Dinge, die vor 30 bis 40 Jahren geſchehen, und beſonders ihm ſelbſt wiederfahren ſind, noch oft recht gut erinnert, auch von dem, was er einzunehmen, wenns auch nur Kleinigkeiten ſind, nichts vergeſſen hat. Seit einem Jahre hat er ſich den unglücklichen Gedanken im Kopf geſetzt, **daß er geſchlachtet, und aus ſeinem Fleiſche Würſte gemacht werden ſollten.** Und es iſt kein Menſch im Stande, ihm dieſen Gedanken zu benehmen. Daß es keine Verſtellung iſt, davon bin ich hinlänglich überzeugt, denn er hat je, weder Bosheit noch Verſtand genug gehabt, eine ſolche verſtellte Rolle zu ſpielen. Hiezu kömmt, daß er jämmerlich ausſieht, vor Furcht und Angſt über ſein Schickſal wie der Tag vergeht, und keine Nacht Ruhe hat. Oft ſteht er auf, ſich zum Tode zu bereiten, kleidet ſich an, und behauptet ſtrenge, daß der Wagen vor der Thür wäre, auf dem er zu ſeinem Ende abgeholt werden ſollte. Ich habe ihn oft zu mir kommen laſſen, um ihn ſeine wahnſinnigen Ideen durch vernünftige Vorſtellungen, denen er auch ruhig Gehör giebt, auszureden. Er verſichert auch, daß er in meinen Vorſtellungen ſehr viel Beruhigung fände, kömmt oft von ſelbſt wieder, mir ſein Leiden zu klagen, welches aber immer einerlei iſt, und geht, wenn ich all meine Beredſamkeit zu ſeinem Troſte angewendet habe, ganz beruhiget wieder von mir. Es währt aber kaum einen oder zween Tage, ſo erwachen die vorigen Vorſtellungen wieder in ihm, und alle Beruhigung iſt wieder verſchwunden. Er klagt mir, daß ein langer vornehmer Mann ihn nach dem Leben trachte, dem er nicht entgehen könnte, und man hat, wenn man mit ihm ſpricht, die größte Behutſamkeit nöthig, um ſich nicht im mindeſten eines, auch nur cheinbar harten Ausdrucks zu bedienen, weil er ſonſt gleich glaubt, man ſey ſein Feind, und wolle ihn umbringen. Oft ſpringt er des Nachts auf, um ins Feld zu gehen, und die Zehendarbeiten

ten zu beſorgen; er will auch oft alsdenn ſeine Frau, (mit der er ſich in vorigen Zeiten nicht gut vertrug) ſchlagen, doch hält er gleich ein, ſo bald dieſe ihm ſagt, daß ſie ihn bei ſeiner Herrſchaft verklagen wollte; denn er iſt ſehr furchtſam. So ſehr er auch am körperlichen Kräften augenſcheinlich abnimmt, und ſo wenig Ruhe er auch des Nachts hat, (denn er ſchläft faſt gar nicht,) ſo hat er doch als ein 75 jähriger Mann, ſehr ſtarken Appetit, und ißt ungemein. Seine größte Beſorgung, die er auch oft äuſſert, beſteht darin, **ob er auch Lebenslang Brod haben werde.** Wenn man ihm ſeine albernen Phantaſien aus dem Sinne geredet hat, ſo ſieht er zu der Zeit ſeine Thorheit ſelbſt ein; es kommen auch Stunden, wo er von freien Stücken davon zu reden anfängt, und ſich beklagt, daß es in ſeinem Kopfe oft ſo unrichtig zuginge; dies währt aber nicht lange, ſo verfällt er wieder in ſeinen vorigen Zuſtand. Aus der Religion hat er immer viel gemacht; auch iſt er niemals ein Säufer geweſen. Daß ihm bei ſeinem hohen Alter das Gedächtniß verlaſſen hat, darüber würde ich mich eben nicht ſehr wundern, wie er aber auf einmal auf den unglücklichen und ihm nicht auszuredenden Gedanken hat verfallen können, **daß er geſchlachtet werden ſollte,** davon weiß ich gar keinen Grund anzugeben.

III.

Ahndendes Vorgefühl der Krankheit.

Ich ſtand in dem vorigen 7jährigen Kriege als Feldprediger bei einem Regiment, das in einer angeſehenen Stadt in Schleſien in die Winterquartiere kam. Ich war kurz vor dem Ende des Feldzuges genöthiget geweſen, auf dringendes Anſuchen meiner Anverwandten, bei dem Commandeur des Regiments, auf einige Wochen um Urlaub anzuhalten; um meine ſterbende Mutter, die ein groſſes Verlangen, mich noch vor ihrem Ende zu ſehen, bezeiget hatte, noch vor ihrem Tode zu ſprechen. Ich fand ſie ſchon bei meiner Ankunft in meine Vaterſtadt auf der Bahre, und kam nur ſo eben zur rechten Zeit, um ihrem Sarge nachfolgen zu können. Ich hielt mich noch einige Wochen bei meinem Vater auf, und ſobald ich von dem Regiment die Nachricht erhalten hatte, daß es in der erwehnten Stadt in die Winterquartiere ſey verleget worden, reiſete ich, ohne weitern Verzug, und nach völlig beſiegter Traurigkeit, von meiner Vaterſtadt dahin ab. Ich war kaum einige Tage bei dem Regiment wieder angekommen, als ich bei einem heiterm Tage einen Spaziergang um die Stadt that, und auf demſelben auf den in der Vorſtadt belegenen, ſehr ſchön angelegten Kirchhof kam. So angenehm mir das Aeuſſere deſſelben auch in die Augen fiel, ſo konnte ich mir doch unter einem empfindlichen Schauer nicht des Gedankens erwehren, ſollte auch wohl auf dieſem Kirchhof dir dein Grab beſtimmet ſeyn? Es erwachte damit das Angedenken an meine verſtorbene Mutter, und an die Beerdigung derſelben, daß ich in geraumer Zeit mich nicht von dieſem Gedanken, und von den damit einmal verbunden geweſenen Nebenvorſtellungen losmachen konnte. Ich befand mich indeß geſund und ſtark, und wohnte bei einem Wirthe, der vieles Vermögen beſaß, und mich ſehr lieb gewann. Er ließ mich an allen ſeinen Geſellſchaften, die insgeſammt ſehr vortreflich waren, Antheil nehmen; und es fehlte mir auch ſonſt bei dem Regiment nicht an angenehmen und guten Umgang: daß darüber der Eindruck jener traurigen Vorſtellung, die ich indeß, weil ſie mir doch ihrer Lebhaftigkeit wegen, zu merkwürdig ſchien, einigen guten Freunden, ganz beiläufig mitgetheilet hatte, nach und nach ſich faſt gänzlich verdunkelt hatte.

Indeß werde ich kurz vor dem Ende der Winterquartiere in ein Lazareth, daß in einer weit entlegenen Vorſtadt befindlich war, gerufen. Es war das bei den vielen Kranken, die das Regiment insonderheit in demſelben Winter hatte, nichts ungewöhnliches. Ich gehe daher auch ohne das geringſte Bedenken, oder ohne die geringſte Empfindung von Furcht hin, wohin ich gerufen ward. Allein indem ich das Haus betrat, und mir die Lazarethſtube, in welche ich war gerufen worden, geöfnet wurde, ſo ſahe ich einen ſtarken Qualm aus derſelben herauskommen: und indem ich ſelbſt hineintrat, ſahe ich eine Anzahl von vielen Kranken auf beiden Seiten der Stube, neben einander liegen, wodurch freilich ein gewiſſer Schauer bei mir veranlaßt wurde, den ich aber ſogleich unterdrückte, und wie ich glaubte, zugleich alle Furcht beſiegte. Es war dieſes an einer Mittwoche geſchehen: an welchem mein Wirth bei einem andern guten Freunde zum Abendeſſen zu ſeyn pflegte. Ich hatte es verſprechen müſſen, wenn ich aus dem Lazareth nach Hauſe gekommen ſeyn würde, und er ſchon fortgegangen ſeyn ſollte, ihm gewiß dahin zu folgen. Das geſchieht, ich finde daſelbſt noch mehrere gute Freunde, die ſämtlich eine Veränderung an mir zu bemerken glauben, und mich alle fragen, ob ich mich nicht wohl befinde, wie ſie aus meinem Anſehen bald ſchlieſſen ſollten. Ich empfand keine Ueblichkeit, keinen Schmerz, und beklagte es im Scherz, daß ich zu wenig verzärtelt worden ſey, um mich für krank auszugeben und ſelbſt zu halten, wenn gute Freunde ſolche Beſorgniß für mich äuſſerten. Den darauf folgenden Donnerſtag empfinde ich ſchon viele Trägheit, und inſonderheit Kopfſchmerz, und die äuſſerſte Armuth an Gedanken, da ich die ſchon angefangene Ausarbeitung der Predigt fortſetzen wollte, die ich den künftigen Sonntag halten ſollte. Den Freitag nimmt die Ueblichkeit

keit noch mehr zu, und ich fange an zu beſorgen, ob ich auch wohl den Sonntag im Stande ſeyn werde, predigen zu können. Um recht ſicher zu ſeyn, wünſch ich, mich vertreten laſſen zu können, und geh um deswillen zu dem Feldprediger eines andern Regiments, der mit mir einen Sonntag um den andern predigen muſte. Ich erſuche ihn, den nächſten Sonntag für mich die Predigt zu übernehmen, weil ich befürchtete, ſelbſt nicht predigen zu können; ich würde gern zu einer andern Zeit ihm gleiche und alle mögliche Gefälligkeit erzeigen. Er entſchuldigte ſich aber: die Zeit ſey für ihn dazu zu kurz. Ich würde gegen den Sonntag wohl wieder beſſer mich befinden, und auf allen Fall könnte bei beiden Regimentern alsdann die Kirchenparade abbeſtellt werden, und der Gottesdienſt ausfallen. Das letztere war mir äuſſerſt misfällig; und ich verließ ihn mit den Worten: das kann ich nicht zugeben, es komme denn auch wie es wolle. Den Sonnabend erhält die Ueblichkeit einen ganz ausnehmenden Grad; ich empfinde den heftigſten Kopfſchmerz, und ſtehe dabei viel aus, an einer Verſtopfung von einigen Tagen. Mein Wirth beſuchet mich auf meiner Stube, und da er weiß, daß ich den folgenden Tag predigen ſoll: ſo erbietet er ſich, dem Commandeur des Regimentes ſelbſt von meiner Krankheit die Anzeige zu thun, und das ich unmöglich predigen könne. Und hier drang ſich der Gedanke mit größter Lebhaftigkeit hervor: Nein du muſt predigen: predigeſt du nicht, ſo kömmſt du nicht von dieſer Krankheit auf: predigeſt du aber, ſo ſey von deiner gewiſſen Wiederherſtellung verſichert. Und zum Zeichen davon nimm dies Merkmal, wenn du noch heute Oefnung erhältſt. Ich antworte alſo nach dieſer Vorſtellung meinen Wirth, und bat ihn inſtändigſt, dem Commandeur von meiner Unpäßlichkeit nichts wiſſen zu laſſen, und mir nur einen Thee von Sennsblättern gütigſt beſorgen zu laſſen. Das letztere geſchieht ſogleich, und es findet ſich auch bald darauf ein Stuhlgang ein. Dadurch wurde nun in der damaligen Lage meines Gemüths, der Vorſatz ſelbſt zu predigen, ſo ungemein verſtärkt, daß mich keine Vorſtellungen meines gütigen Wirthes davon zurückbringen konnten. Ich habe eine ziemliche unruhige Nacht, und befinde mich am Morgen äußerſt entkräftet und ſo ſchwach, daß ich kaum vermögend bin, mich anzukleiden. Mein Wirth wiederholt ſeine Vorſtellungen noch dringender. Es ſey noch Zeit, die Kirchenparade ſey noch nicht angetreten, und könne noch abbeſtellet werden. Es ſey unmöglich, daß ich nur auf die Kanzel kommen, geſchweigen dann predigen könne. Ich dankte ihm für ſeine Freundſchaft, und bat ihm, davon nichts mehr zu erwähnen, ich müßte predigen. Mein Leben hinge von dieſer Predigt ab. Ich gehe alſo fort, mit ſchwankenden Schritt und taumelnden Kopf. In der Sacriſtei finde ich dem Feldprediger des andern Regiments ſchon gegenwärtig. Er ſieht mich mit zurückgehaltener Erſtaunung an. Ich bat ihn, kurz vorher ehe ich auf die Kanzel ging, genau nach der Uhr zu ſehen, und ſobald ich eine halbe Stunde würde geprediget haben, mir ein Zeichen zu geben. Die Officiere und inſonderheit die beiden Oberſten ſaßen ſehr nahe bei der Kanzel; meine Stimme, die ſchwach und zitternd war, meine Geſichtsfarbe, meine ganze Stellung war ihnen zu auffallend, als das ſie nicht auf einen hohen Grad der Krankheit hätten ſchlieſſen ſollen, die davon die Urſach ſey. Endlich höre ich das verabredete Zeichen, des andern Feldpredigers, ich ſchließe meine Predigt und gehe nun halb ohnmächtig von der Kanzel. Zu Mittage bin ich bei meinem Wirth zu Tiſche, ohne freilich etwas zu genieſſen. Ich bin kaum wieder auf meiner Stube, ſo muß ich mich ins Bette legen. Um 4 Uhr Nachmittags ſahe ich Flecken auf meinen Händen, und in der Fieberhitze vermuthe ich daß es die Kräze ſey: Mein Wirth hatte indeß Anſtalt gemacht, daß eine ordentliche Cur mit mir vorgenommen werden möchte. Er hatte den Arzt beſtellt, und der findet mich ſchon im gröſten Delirio. In 4 Wochen weiß ich nun nicht, was alles mit mir vorgenommen worden iſt, oder was ich geredet oder gethan habe. Man hat mir verſchiedenes davon erzählt, z. E. ich ließ den Auditeur des Regiments zu mir bitten, und erſuchte ihm, an meinen Vater zu ſchreiben, und zwar von Wort zu Wort, wie ich es ihm vorſagte: Er möchte nächſten Morgen Vormittag wieder kommen, ich wollte gern eine Abſchiedspredigt an das Regiment halten, und die wollte ich ihm dictiren. — — Von alle dem aber war nicht die geringſte Erinnerung in meiner Seele zurückgeblieben. Sobald ich aber wieder zum eigenen Bewußtſeyn kam, ſo war der erſte Gedanke, mit dem ich gleichſam zu denſelben erwachte, der, du haſt gepredigt, und nun wirſt du wieder geſund — und nimm die Erfüllung dieſer Verſicherung als ein Merkmal von einer andern Verſicherung an, die in Zukunft auch gewiß nicht unerfüllt bleiben wird. —

Zur Seelenheilkunde.

I.

Heilung des Wahnwitzes durch Erweckung neuer Ideen, in zwei Beiſpielen.

Juliane Zernigallin, ein Mädchen von ſehr lebhafter Einbildungskraft, ungefähr 17 bis 18 Jahr alt, war in unſern Dienſten, als ich noch bei meiner Mutter unverheirathet lebte. Sie war fleißig, und bezeigte immer groſſe Luſt etwas zu lernen; dabei machte ſie aber viel Entwürfe auf die Zukunft. Einen Verwandten, der nach Oſtindien gegangen war, ſahe ſie nicht nur täglich in Gedanken ſehr reich zurückkommen, ſondern ihr träumte auch oft davon. Ueberhaupt beunruhigten mich ihre Träume ſehr; denn ich ließ ſie in meiner Schlafkammer ſchlafen, weil unſere übrigen Kammern zu entfernt waren.

Von allem, was ſie des Tages geſehen oder gedacht hatte, träumte ihr des Nachts. Waren es nur gewöhnliche Dinge geweſen, die ihre Leidenſchaften nicht erregt hatten, ſo ſprach ſie nur mit mäßiger Stimme; die mich oft aufweckte, die ich aber, wie das mäßige Rauſchen eines Waſſers gewohnt ward. Allein wenn ihr etwas angenehmes oder unangenehmes wiederfahren war, konnte ich keinen Augenblick ſchlafen. Hatte ſie auch nur in der Ferne Muſik gehört, ſo tanzte ſie im Schlafe, warf ſich im Bette herum, und ſang die Melodie der Tänze, (ihr verſtorbner Vater, obgleich von ſeinem 12. Jahre an blind, war ein geſchickter Muſicus geweſen) mit ſo ſtarker Stimme, daß ich zu ihr gehen und ſie aufwecken mußte, damit das Kind meiner verſtorbnen Schweſter, deſſen Wiege vor meinem Bette ſtand, nicht im Schlafe geſtört ward; das zum Glücke immer feſt ſchlief.

Um ſie zu ermuntern, mußte ich ſie allezeit in die Höhe richten und lange ſchütteln. Zuweilen zankte ſie im Schlafe ſehr heftig, mit jemanden, der Obſt aß, und dem Kinde nichts davon geben wollte — und überhaupt träumte ihr oft vom Obſte. Ihr väterliches Haus lag mitten in einem groſſen Obſtgarten.

Dabei war ſie aber von Natur gutmüthig, und folgte gerne den Ermahnungen, die ich ihr zuweilen gab, wenn ich ihre kleinen Thorheiten des vorigen Tages in der folgenden Nacht, aus ihren Sprechen erfahren hatte

Sie ward bald mit einem wohlgeſtalten jungen Manne, von ihres Vater Stande, der das väterliche Haus annahm, dem Anſehen nach glücklich verheurathet; und ich hatte nach meiner Verheurathung wohl in zehn Jahren nichts von ihr gehört, als ich meine Vaterſtadt beſuchte, wo man mir ſagte, daß ſie ſeit länger als einem Jahre, den Verſtand verloren, und vom Arzte und Beichtvater als unheilbar aufgegeben ſey.

Man erzählte mir: Ihre beiden kleinen Töchter wären zugleich an Blattern geſtorben, von welchen ſie die Jüngſte noch an der Bruſt gehabt. Das Zurücktreten der Milch und ihre unmäßige Betrübniß, wären ohne Zweifel die Urſachen einer groſſen Bangigkeit geweſen, die ſie auf den Gedanken gebracht, ſie habe die Ehe gebrochen, und zur Strafe dafür, ſey ihr etwas in den Leib gehext worden, das ihr unaufhörlich Angſt verurſache, und ihr nicht zulieſſe, etwas zu arbeiten. Solche traurige Vorſtellungen und ihr Müßigſitzen, hätten nun natürlicher Weiſe ihr Uebel täglich vermehrt.

Ich ging zu ihr hin und traf ſie an, daß ſie an einem Tiſche, mit unter dem Kopf geſtemmten Armen und niedergeſchlagnen Augen ſaß. Ihre Mutter rief ihr mit Ungeſtüm zu, ob ſie mich nicht kennte? Sie ſahe mich an, ſchlug aber gleich die Augen wieder nieder, und ſagte endlich, da ſie mich wieder fürchterlich ſtarr anſahe: Als ich bey ihnen diente, war ich glücklich; damals hatte ich noch keine Sünde und Schande begangen, hätte ich nur die Ehe nicht gebrochen!

Hierauf erzälte ſie mir die ganze unglückliche Geſchichte, die ihre Einbildungskraft erfunden hatte. Kurz: des Nachbars Sohn ſollte ihr getrocknete Pflaumen gegeben, und als ſie die gegeſſen und davon ſo ſchläfrig geworden, daß ſie wieder ihren Willen eingeſchlafen, die Ehe mit ihm gebrochen haben.

Ich erſuchte die Mutter, uns allein zu laſſen; weil ich merkte, daß die ſehr unſanft mit ihr ſprach, und bemühete mich alsdann, ihr das unwahrſcheinliche in ihrer Erzählung, aus mancherlei Gründen zu zeigen; allein ich konnte damit nichts ausrichten, immer klagte ſie nur: Hätte ich nur die Thorheit nicht begangen! Hätte ich nur die Ehe nicht gebrochen! Oder ſie antwortete mir: Ja, das können ſie wohl ſagen, ſie haben die Ehe nicht gebrochen!

Vergebens ſuchte ich ſie zu überzeugen daß ihre innerliche Bangigkeit natürliche Urſachen habe; ſie blieb dabei, daß ihr zur Strafe ihrer Sünde etwas in den Leib ſey gebannt worden.

Als ich endlich fand, daß ich nichts ausrichten würde, wenn ich ihr in Anſehung des Ehebruchs länger wiederſpräche: ſprach ich zu ihr von Gottes Erbarmen, und wie ich feſt überzeugt ſey, daß ihr Gott ſchon vergeben habe — endlich gebrauchte ich glücklicher Weiſe den Ausdruck: (doch weiß ich den Zuſammenhang nicht mehr) Wenn wir gar keine Sünde thun könnten, ſo brauchten wir ja auch keinen Heiland. Hier ſtutzte ſie; nach einigen Augenblicken traten ihr Trähnen in die Augen, und ſie ſagte mit groſſer Bewegung: Ja, das iſt wahr, wenn wir gar keine Sünde thun könnten, brauchten wir ja auch keinen Heiland! Das wiederholte ſie noch einigemale, als ſie zuvor wieder eine Weile nachgedacht hatte. Nun ward ſie ruhiger, verſprach nicht mehr traurig zu ſeyn, ſondern fleißig zu arbeiten. Ich ermahnte ſie das zu thun, und ſtellte ihr vor, wie erfreut ihr Mann ſeyn würde, der, wie ſie ſelbſt ſagte, bisher mit ihr ſoviel Geduld gehabt, wenn er ſie bei ſeiner Zuhauſekunft hübſch munter bey der Arbeit antreffen würde. Als ſie mich zur Hausthüre heraus begleitet hatte, ergrif ſie einen Spaten und ſagte, ſie wolle ein wenig graben. (Schon habe ich geſagt, daß ihr Haus in einem Garten lag.) Im Fortgehen erregte ich noch ihre Aufmerkſamkeit auf den angenehmen Geſang der Vögel, und die niedlichen Grasblümgen.

Sie hielt ihr Verſprechen, arbeitete fleißig, wobei ihr der von mir oben erwehnte, glücklicher Weiſe angebrachte Gedanke, (der für einen laſterhaften ſehr verderblich werden könnte,) unvergeßlich und tröſtend blieb. Sie ward bald völlig geſund, und iſt es nun ſchon ſeit länger als zehn Jahren geblieben, hat auch noch etliche geſunde Kinder gebohren.

Ohne Zweifel war der guten Frau, von ihrem Beichtvater, manches tröſtende vorgeſagt worden, nur war es in den gewöhnlichen Ausdrücken geſchehen. — Der von mir gebrauchte, war ihr neu, darum that er eine ſo groſſe Wirkung.

Ich bin dadurch in der Ueberzeugung beſtärkt worden, daß man ſchwermüthigen Leuten nicht wiederſprechen, ſondern nur ihre Aufmerkſamkeit gleichſam, als von ungefähr, auf etwas ihnen neues zu richten ſuchen muß.

Z. B. Bei einer Jungfer, die täglich des Nachmittags, bis in die ſpäte Nacht, ſeltſame Anfälle von Wahnſinn hatte, zeigten ein paar Worte aus Youngs Nachtgedanken, die ich ihr zuweilen vorſagte, mehr Wirkung, als wenn ihr Geiſtliche und andere gute fromme Leute, die troſtreichſten Sprüche aus der Bibel oder Liederverſe vorſagten. Sie fühlte das ſelbſt, legte es aber aus Liebe zu mir ſo aus, als ob mein Zureden, meiner ganz vorzüglichen Frömmigkeit wegen, eine ſo groſſe Kraft habe.

Zwei Tage nach einander machte ich den Verſuch, ihre wunderbaren Anfälle aufzuhalten, und er gelang mir. Den erſten Tag ging ich, gleich nach dem Mittagseſſen, zu ihr, brachte das Geſpräch auf die Verfaſſung des Weltgebäudes, von welcher ſie nie etwas gehört hatte. — Als ſie ſehr begierig ward mehr davon zu wiſſen, nahm ich Feder und Dinte, und machte ihr viele Aſtronomiſche Zeichnungen, vielleicht nicht eine richtige, doch das that zur Sache nichts. Drauf machte ich ihr Begriffe vom Bauen unter dem Waſſer, und von mancherlei andern Dingen, wodurch ihre Aufmerkſamkeit ſo unterhalten ward, daß ſie ſich des Abends ganz geſund ſchlafen legte.

Den folgenden Tag kam ſie zu mir, und traf mich, wenn ich ſie erwartete, mit Landkarten umgeben an. Solche Dinge hatte ſie nie geſehen. Wir ſuchten unzähliche Städte auf; von mancher las ich ihr die Beſchreibung vor, von manchen Ländern erzählte ich ihr kleine Geſchichten; und ſo blieb ſie geſund, und begab ſich mit dieſen neuen Entdeckungen, in Gedanken beſchäftigt, vergnügt zur Ruhe.

Wäre ich mein eigner Herr geweſen, ſo würden, wie ich glaube, ſtete Zerſtreuungen der Gedanken, die ich ihr hätte machen wollen, ſie wieder völlig hergeſtellt haben, wenn ich ſie zu mir ins Haus hätte nehmen können.

Erneſtine Chriſtiane Reiske.

II.

Einfluß äußrer Umſtände auf die Krankheiten der Seele.

Magiſter Fr — — der jüngſte Sohn eines wohlhabenden Rathsherrn zu — — war zwei Jahre auf der Univerſität ziemlich fleißig geweſen, als er, auf Anſtiften einer verheuratheten Schweſter, welche glaubte, das Studiren koſtete zuviel, nach Hauſe kommen mußte. Dieſe Schweſter, die reich und geizig war, hätte es drauf gerne geſehen, wenn er ſich um eine Informatorſtelle beworben hätte; dazu war er aber zu ſchüchtern und hatte zu wenige Weltkenntniß. Ueber ihre öftern Vorwürfe, daß er zu Hauſe müßig läge, klagte er ſehr; und ihnen giebt man ſeine nachherige Krankheit ſchuld. Doch könnte man auch glauben, daß der Geſundheitszuſtand ſeiner Eltern, zu der Zeit, als er ſein Daſeyn erhielt, viel dazu beigetragen haben könnte.

Sein Vater, der ſtets ein Mann von ſchwachen Geiſtesfähigkeiten geweſen war, näherte ſich der Kindheit mit den Jahren immer mehr; ſo daß er in den funfzigen ſchon ganz Kind war, ob er gleich über 70 Jahre alt ward; und die Mutter ward, in mittlern Jahren, von der Gicht, an Händen und Füßen gelähmt; in welchem Zuſtande ſie wohl noch 30 Jahre leben mußte. Seine noch lebenden Geſchwiſter waren zwar geſund, allein ſie waren viel älter als er, und alſo gebohren da die Aeltern noch um vieles geſunder waren.

Er predigte zuweilen für den dortigen Superintendent; zu dem er überhaupt viel Vertrauen zu haben ſchien. Man hörte ihn, ſeiner guten Ausſprache wegen, gerne, obgleich die Predigten ziemlich leer an Gedanken waren; und weil er ſie ſehr kurz machte, ſo konnte man doch nicht über lange Weile klagen.

Ungefehr ein Jahr lang, mochte er im väterlichen Hauſe gelebt haben, als er den Zufall bekam, daß er oft einige Minuten lang, nicht wußte, was er that.

Wenn er des Nachmittags in Geſellſchaft war, ſtand er zuweilen, ehe man es ſich verſahe, mit den Worten, vom Stuhle auf: Es iſt Zeit, daß man zu Bette geht! und fing an ſich auszukleiden. Doch bald kam er wieder zu ſich, und nahm beſchämt und traurig Abſchied.

Nun grämte er ſich, daß der Superintendent Bedenken trug, ihn ferner predigen zu laſſen; der es doch endlich, auf ſein flehendliches Bitten und Verſichern, er habe den Zufall eine Zeitlang nicht gehabt, noch einmal geſchehen ließ. Er brachte zwar die Predigt glücklich zu Ende, da er aber die Abkündigungen herleſen ſollte, überfiel ihn die Krankheit, die doch ſchon wieder vorbei war, als ihn der Küſter von der Kanzel führen wollte; ſo daß er allein herunter gieng, weil der Cantor den Geſang ſchon angefangen hatte.

Da er nun nicht mehr predigen durfte, vermehrte ſich ſeine Niedergeſchlagenheit täglich, und ſein Verſtand ward zuſehends ſchwächer. Er quälte ſich mit der Vorſtellung, daß man ihn ſehr haſſe, und aller Laſter ſchuld gäbe. Z. B. ſo oft ein uneheliches Kind zur Welt kam, grämte er ſich, daß man ihn im Verdacht haben möchte, er ſey der Vater dazu. Zuweilen hörte er eine Stimme vom

Himmel; glaubte, man verlange ihn nach Dresden als Oberhofprediger, und nach Petersburg als erſten Miniſter; er wußte nur nicht was er wählen ſollte; und zu einer andern Zeit, klagte er bitterlich daß man ihn, aus großer Verachtung, das Predigen verwehrte. Endlich verführte ihn ſein ſchwacher Verſtand, viel Brantewein zu trinken; er bekam oft Anfälle von der Epilepſie, ward ins Tollhaus gebracht, und ſtarb bald drauf.

Erneſtine Chriſtiane Reiske.

III.

Parallel zu der Selbſtbeobachtung des Hr. O. C. R. Spalding in 2ten Stück des erſten Bandes.

Der Zufall des verehrungswürdigſten Sp. den ich im 2ten Stücke des erſten Bandes dieſes Magazins beſchrieben fand, erinnerte mich an ähnliche, die mir oft begegnen.

Zuweilen iſt mir es nicht möglich, etwas zuſammenhängendes zu ſchreiben. Ich ſchreibe Worte hin, die nicht zur Sache gehören, kann die bekannteſten nicht finden, ſetze die letztern eines Gedankens, den ich niederſchreiben will, oder die letztern Buchſtaben eines Wortes zuerſt; weiß, das es unrecht iſt, und ſchreibe doch immer noch unſchicklicher, bis ich die Feder wegwerfe. Oft, wenn ich viel nach einander geſchrieben, oder etwas mit ſtarken Nachdenken geleſen habe, und ſogleich mit jemanden ſprechen ſoll, weiß ich die bekannteſten Dinge nicht zu nennen, und verwechſele eins mit dem andern. In Geſellſchaften wo mehrere Perſonen zugleich mit einander ſprechen, rede ich wenig oder gar nicht. Denn das Geſpräch anderer, macht mich im Reden ſo irre, daß ich ganz unſchickliche Worte ſage, die keinen Verſtand geben. Ein paarmal ward ich dadurch, beim Abſchiednehmen ſo irre gemacht, daß ich die gewöhnlichſten Ausdrücke nicht zu gebrauchen wußte, mich darüber ärgerte, und mich doch immer noch abgeſchmackter ausdrückte, bis ich es für das rathſamſte hielt, fortzugehen, und es der Geſellſchaft zu überlaſſen, ob ſie über meine Einfalt lachen wollte, oder nicht. Bei mir ſind das Folgen eines nicht ſo wohl durch Arbeit als vielmehr durch mancherlei Sorgen und oft lange anhaltende Schlafloſigkeit, geſchwächten Kopfs. Vielleicht wird dieſe Schwäche, nach und nach durch die Ruhe gemindert, die ich itzt in beider Betrachtung genieße.

Mein Mann der, wie bekannt iſt, ſehr mit dem Kopfe gearbeitet hatte, und viele Sprachen wußte, mengte dieſe, in ſeiner letztern Schwachheit, oft alle unter einander. Oder vielmehr, er ſetzte Worte aus allen zuſammen, und es war doch nicht eins dabei welches das ausdrückte, was er eigentlich ſagen wollte. Oft ſagte er auch ein einziges deutſches Wort wohl zwanzig und mehrere male, oder eine Menge unzuſammenhängender deutſcher Worte, ohne das finden zu können, das er nöthig hatte. Alsdann ſagte er ängſtlich: Kann nicht! Woraus man ſahe, daß er wohl bei Verſtande war, und was er ſagte, hörte. Weil ich aber ſeine Ideen alle kannte, und ſeine Bedürfniße wußte, ſo war ich immer ſo glücklich, errathen zu können, was er ſagen wollte: wofür er mir ſeine Erkenntlichkeit auf die zärtlichſte Weiſe zu erkennen gab.

Erneſtine Chriſtiane Reiske.

Zur
Seelennaturkunde.

I.
Moralität eines Taubſtummen.

Joh. Chriſtian Hackenthal war ſeit ſeinem dritten Jahre taub und ſtumm. Seine Mutter erzählte daß er damals ſchon etwas habe ſprechen, und ein paar kleine Gebete herſagen können, als ſie, indem ſie ihn auf dem Arm gehabt, mit ihm gefallen ſey, und ihn im nächſten Waſſer abgewaſchen habe. Vornemlich ſey der Kopf ſehr voll Koth geweſen. Sein Vater, ein Becker, bekümmerte ſich um ſeine Erziehung wenig, die Mutter aber erzog ihn ſo gut ſie konnte. Ein alter Chirurgus der wenig zu thun hatte, und in der Nachbarſchaft wohnte, kam auf den Einfall, aus langer Weile den Knaben zu unterrichten, und beſchäftigte ſich faſt täglich mit ihm. Anfangs ſchrieb er die Namen der Dinge, die er ihm zeigte, auf den Tiſch, und brachte ihn endlich ſo weit, daß er ſchreiben und leſen konnte, und von den meiſten Dingen ziemlich deutliche Begriffe erlangte; ob er gleich nicht ein Wort ausſprechen lernte.

Des Vaters Handwerk lernte er mehr vom Zuſehen, und aus eignem Antriebe, als durch des

Vaters Unterricht; denn es aber doch nachher angenehm war, ihm ſeine Arbeit ganz überlaſſen, und ungehinderter ſaufen zu können. Der Sohn war ungemein fleißig, und ſein Gebäck fand vielen Beifall. Dabei war er luſtig und ſpaßhaft, ſo daß die andern Bürgersſöhne, die durch Zeichen gut mit ihm ſprechen konnten, ohne ſeine Geſellſchaft nicht vergnügt waren. Alle unter ſolchen jungen Leuten gewöhnlichen Spiele, wußte er ſo gut zu ſpielen, daß er faſt allezeit gewann, wobei er viel lachte, den ärmern aber, das von ihnen gewonnene Geld heimlich wieder gab.

Dem Vater fiel es oft im Rauſche ein, die Mutter zu ſchlagen; welches er ſchon als ein kleiner Knabe dadurch zu verhindern ſuchte, daß er auf den Vater zulief, und ihn ſo lange aufhielt, bis die Mutter ſich hatte verſtecken können; wobei er ſelbſt erbärmlich geſchlagen wurde; welches er ſich aber nicht abſchrecken ließ, ſondern, wenn er zugegen war, die Mutter allezeit auf dieſe Weiſe rettete. Fragte man ihn, als er etwas größer worden war, warum er der Mutter wegen ſo viele Schläge erduldete? ſo gab er zu verſtehen, er könne ihr damit doch noch nicht vergelten, was ſie bei ſeiner Geburt und Kindheit mit ihm ausgeſtanden habe. Fragte man ihn, als er erwachſen war, warum er ſich ſchlagen ließe, und den Vater nicht wieder ſchlüge, ſo gab er zu verſtehen, Gott hätte das verboten; doch trug er ihn, wenn er gar zu toll war, in die Schlafkammer, und ſchloß ihn ein, bis er den Rauſch ausgeſchlafen hatte.

Des Sonntags beſuchte er die Kirche Vor- und Nachmittags, und ſahe den Prediger mit der größten Aufmerkſamkeit an. Unter den Singen las er im Geſangbuche; und bezeugte ſich ſehr andächtig.

Als er ungefär 20 Jahre alt war, ſagte die Mutter dem dortigen Superintendent, daß ihr Sohn zum heiligen Abendmahl zugelaſſen zu werden wünſche, und ſich oft darüber betrübte, daß er davon ausgeſchloſſen ſey: wobei ſie verſicherte, daß er Begriffe vom Chriſtenthume habe. Der Superintendent ließ ihn, nebſt einem ſeiner guten Freunde, der gewohnt war, durch Zeichen mit ihm zu ſprechen, und alſo ihr beider Dolmetſcher ſeyn konnte, zu ſich kommen, und fand, daß er mehr von der chriſtlichen Religion wußte, als er hatte hoffen können. Er gab alſo dem Diaconus, den der Stumme ſelbſt ſich zum Beichtvater erwählt hatte, Verfügung, ihn ohne Bedenken anzunehmen; und ſetzte ihm ein kurzes Beichtformular auf, das der Stumme, in ſeiner Gegenwart, durchlas, und durch Zeichen zu erkennen gab, daß es ihm verſtändlich ſey. Dieſes Beichtformular ſchrieb der Stumme nachher allezeit, wenn er zur Beichte gehen wollte, ab, und gab es dem Beichtvater. Bey der Communion bezeugte er eine rührende Andacht.

Durch die ſchlechte Lebensart des Vaters war endlich das Haus ſo mit Schulden beſchwert worden, daß es verkauft werden mußte. Man hatte für den Sohn die Fürſorge gehabt, ihn auf Lebenszeit eine freye Wohnung auszumachen; die er der Mutter überließ, und auswärts als Beckergeſell in Dienſt ging. Seiner Geſchicklichkeit und ſeines Fleiſſes wegen, fand er, wo er hinkam, bald Arbeit; war auch den ganzen ſiebenjährigen Krieg hindurch preußiſcher Feldbecker. Man ſchrieb es ihm auf, was er machen ſollte. Was er erübrigen konnte, ſchickte er ſeiner Mutter, und als er erfuhr, daß ſie krank ſey, kam er zu ihr, verließ ihr Bette Tag und Nacht nicht, und verpflegte ſie aufs ſorgfältigſte. Als ſie geſtorben war, ließ er ſie ihrem Stande gemäß, doch ſehr anſtändig begraben, und beweinte ihren Tod ſo herzlich, als wenn ihm dadurch ein groſſes Unglück wiederfahren ſey, und klagte, daß nun auf dieſer Welt kein Herz mehr ſey, daß es ſo redlich mit ihm meine, als es ſeine Mutter gehabt hätte.

Erneſtine Chriſtiane Reiske.

II.

Erinnerungen, aus den erſten Jahren der Kindheit.

Wenn ich in die erſten Jahre meiner Kindheit zurückgehe, ſo finde ich, daß ich mich vieler damals

mals vorgefallenen Begebenheiten, noch ſo deutlich erinnern kann, als wenn ſie erſt vor wenig Wochen geſchehen wären, ich bemerke aber dabei,

1) daß die Erinnerung ſolcher Dinge, die **unmittelbar mich ſelbſt** betraten, lebhafter in mir iſt, als ſolcher, die mich nicht eigentlich angingen, ob ich gleich dabei mit intereßiret war;

2) daß die unangenehmen Vorfälle mehrentheils einen ſtärkern Eindruck auf mich gemacht haben, als die angenehmen, ich mich auch der erſtern weit lebhafter, als der letztern zu erinnern im Stande bin, wiewohl auch das Andenken an dieſe nicht ganz verloſchen iſt.

Zu denen Begebenheiten, deren ich mich aus den erſten Jahren meiner Kindheit noch ſehr lebhaft erinnere, gehören unter andern folgende:

Mein Vater hatte mir befohlen, nichts anzurühren, was nicht mir gehörete, weil ich als Kind die üble Gewohnheit hatte, faſt alles zu zerbrechen, was ich in die Hände nahm. Nun hatte ich als ein Kind von 5 Jahren meinen Vater mit einem Roſtral Linien ziehen, geſehen. Kaum wandte er den Rücken, als ich mich des Roſtrals bemächtigte, zuerſt Linien damit zog; hierauf verſuchte, ob man das Inſtrument auch wohl zerbrechen könnte, und es auch wirklich zerbrach. Ich wuſte, daß hierauf einige Strafe erfolgen würde; dieſer zu entgehen kroch in unter einen, in meines Vaters Stube, gegen der Stubenthür über ſtehenden runden, mit ei-

einem blauen Vorhang behangenen Tiſch. Das half aber nichts, und ich erhielt für meinen Muthwillen und Unfolgſamkeit die nöthige Züchtigung. Dieſe Begebenheit iſt mir noch ſo neu, daß ich mich auch aller dabei vorgefallenen Nebenumſtände ſehr wohl erinnere. — Ferner: Meine Schweſter, auf die ich ſchon als Kind ſehr viel hielt, bekam in ihrem 4ten Jahre die Pocken, und ich war damals 7 Jahr alt. Sie wurde bei dieſer Krankheit auf einige Zeit blind, und verlangte ihr Spielzeug. Meine Mutter, die ſie im Mantel trug, gab ihr einige Stücken. Da ſie aber verſicherte, daß ſie es nicht ſehen könnte, antwortete ihr meine Mutter; **ja, das glaube ich wohl, du armes Kind, daß du es nicht ſehen kannſt, du wirſt aber bald wieder ſehen lernen.** Ich erinnere mich dieſer Worte noch ſo lebhaft, als wenn ich ſie erſt heute gehört hätte; ja ich weiß noch den Ort in der Stube, wo ſie geſprochen wurden, obgleich ſeitdem ſchon ein Zeitraum von 24 Jahren verfloſſen iſt, und ſeit dieſer Zeit nicht wieder davon geredet iſt. — Weiter: Ich war noch nicht 6 Jahr alt, da ich an einem gewiſſen Sonntage zur Winterszeit mit in die Kirche gehen mußte. Es war ſehr kalt, und der Prediger predigte ſo ſehr lange, daß ich mit Verlangen auf das Ende der Predigt hoffte. Die unangenehmen Empfindungen, die ich dabei hatte, müßen einen ſo tiefen Eindruck auf mich gemacht haben, daß mir der Umſtand unvergeßlich geblieben iſt, denn dieſe (wenigſtens nach meiner damaligen Empfindung) lange Predigt, fällt mir allemal wieder ein, ſo oft ich die Kanzel ſehe. — Noch erinnere ich mich aus den erſten Jahren meiner Kindheit ſehr lebhaft der Art und Weiſe, wie ich mich damals im Schreiben übte. Im 5ten Jahre ſollte ich ſchreiben lernen, und es war meine Lieblingsbeſchäftigung, wenn ich den ganzen Tag die Buchſtaben mit dem Finger auf der Erde im Sande mahlen konnte. Ich weiß noch die Stelle in der Stube, die ich, um keinem in Weg zu kommen, zu dieſer Beſchäftigung beſonders wählte. Noch eines Umſtandes will ich, in dieſer Abſicht, gegenwärtig nur gedenken. Ich war in meiner Kindheit auſſerordentlich furchtſam. Dies gieng ſo weit, daß ich auch am Tage nicht allein in der Stube bleiben konnte. Woher dieſer Fehler entſtanden, davon kann ich gar keinen Grund angeben; daß aber dieſe Furchtſamkeit ſehr groß war, erinnere ich mich noch mit der äuſſerſten Lebhaftigkeit. Meine Eltern gaben ſich alle Mühe, mir ſolches abzugewöhnen, und ließen mich zuweilen zur Mittagszeit allein in der Stube; ſie ſchloſſen auch, um mir zu zeigen, daß mir niemand etwas zu Leide thun würde, die Thür zu, damit ich ihnen nicht nachfolgen ſollte. Ich ſtand aber Todesangſt aus, und man mußte mich wieder herauslaſſen. Des Abends blieb ich noch viel weniger allein. Wenn man mich zu Bette brachte, mußte allezeit einer ſo lange vor dem Bette ſitzen bleiben, bis ich eingeſchlafen war, und doch wußte ich gar nichts anzugeben, wovor ich mich fürchtete. Wachte ich auf, und fand keinen vor meinen Bette, ſo ſprang ich in größter Angſt auf, lief in Finſtern durchs ganze Haus, und ſetzte mich, (weil ich mich nicht hinein getrauete) vor die Thür der Stube, worin mehrere Menſchen befindlich waren, denn wenn ich nur noch bei mir jemand reden hörete, ſo verſchwand die Furchtſamkeit. Ich habe dieſen Fehler noch nachher bei zunehmenden Jahren an mir gehabt, und mir alle mögliche Mühe geben müſſen, ihn abzulegen. Zuletzt hat er ſich gänzlich verlohren, aber wirklich erſt ſehr ſpät.

III.

Beiſpiel eines ſehr empfindſamen Nervenſyſtems.

Ich kenne eine Perſon von vornehmen Stande, die bei dem Wort: Aderlaſſen, allemal in eine Art von Ohnmacht verfällt. Daß es keine Verſtellung ſey, davon bin ich hinlänglich überzeugt, denn alle Umſtände lehren das Gegentheil. Wenn dieſe Perſon in einer Geſellſchaft auch noch ſo aufgereimt und völlig geſund iſt, und es entfährt etwa jemanden dieſer Ausdruck, wenn von dergleiwyen Sachen die Rede iſt, ſo wird ſie blaß und kraftlos, und man ſieht es augenſcheinlich, daß dies Wort ihren Ohren völlig unerträglich ſey. Da ſie ſich doch **des Gedankens** an das Aderlaſſen durch ihr ganzes Leben hindurch ohnmöglich verwehren kann, ſo iſt freilich merkwürdig, daß ſie juſt alsdenn eine Anwandlung von einer Ohnmacht bekömmt, wenn ſie es **ausſprechen** hört. — Es hat aber damit vielleicht eben die Bewandniß, die es in **ähnlichen** Fällen bei andern Perſonen hat. So iſt mir z. E. die Empfindung ganz unausſtehlich, wenn jemand mit dem Meſſer **Korke** ſchneidet. Der Mund läuft mir dabei voll Waſſer, und ich bekomme einen Froſt am ganzen Leibe, ohnerachtet ich von dieſer unangenehmen Empfindung reden hören, und ſelbſt davon reden kann.

IV.

Nachtrag zur Seelenkrankheitsgeſchichte Johann Chriſtoph Beckers.

Dieſer Mann hat, ſo lange ich ihn kenne, immer einen etwas ſtarren Blick gehabt. Wenn er eine Zeitlang auf etwas warten mußte, ſetzt er ſich nieder, und war im Stande eine halbe Stunde, wohl noch länger immer ſtarr auf einen Fleck an die Erde zu ſehen. Er iſt auch immer etwas leicht-

glängläubig geweſen, und was er einmal für wahr angenommen hatte, daß war kein Menſch im Stande ihm wieder auszureden. **Sehr widrige** Schickſale hat er, ſoviel ich weiß, nie gehabt, auſſer daß ihm die Erziehung ſeiner Kinder in **vorigen Zeiten** wol einigen Kummer mag gemacht haben. Etwas **argwöhniſch** und **mißtrauiſch** gegen andere Leute, iſt er immer geweſen. Auch alsdenn, wenn ihm am Tage, oder zur Nachtzeit die Idee in den Kopf kommt, daß er umgebracht werden ſollte, und er darüber die größte Angſt ausſteht, alſo iſt er doch ſehr furchtſam, daß ſeine Vorgeſetzten ſolches erfahren mögten. Wenn ihm andre, aus Gutherzigkeit etwas zu eſſen geben, und nicht recht freundlich dabei ausſehen, ſo ißt er es nicht, weil er glaubt, man wolle ihn vergiften. —

Donndorf.

V.

Von der Beſchaffenheit einiger unſerer Geſichtsbegriffe.

Den größten Theil unſerer Vorſtellungen bekommen wir durch Hülfe der Augen, und man kann mit Recht ſagen, daß ſie die erſten und vornehmſten Lehrmeiſter des menſchlichen Verſtandes geweſen ſind, weil wir uns nicht vorſtellen können, daß wir in unſrer Kindheit eher **zu denken** angefangen haben ſollten, als bis wir die äußern Formen der Dinge und ihre Verhältniſſe ſo wohl gegen einander, als auch insbeſondere ihre Beziehungen auf uns, **zu unterſcheiden und auszudrücken** gelernt hatten. — Auch ſind würklich die Eindrücke, welche wir in unſrer frühen Kindheit von irgend einem auffallenden **ſichtbaren** Gegenſtande erhielten, diejenigen, der wir uns noch am leichteſten aus der erſten Epoche unſeres Denkens erinnern können; da wir hingegen die Eindrücke der andern Sinne ſchon längſt vergeſſen haben. Der erſte geharniſchte Reuter, das erſte ausländiſche Thier, das wir zuſehen bekommen, wird uns immer noch deutlich vor den Augen ſchweben; aber wir werden es lange vergeſſen haben, was wir dabei dachten, und was uns andere damals darüber ſagten. Wir wiſſen es nicht mehr, unter **welchen Umſtänden** wir die meiſten ſinnlichen Eindrücke des Auges in unſrer erſten Kindheit bekommen haben, und mit **welchen** Ideen ſie ſich damals verbanden; — aber wir würden gewiß finden, wenn wir den ganzen Vorrath unſrer nach und nach erlangten Begriffe überhaupt ſo zergliedern könnten, daß wir die erſten Anfänge derſelben, und ihre Beziehungen auf die Entwickelungen der andern Sinnesbegriffe anzugeben im Stande wären, daß, ſag ich, wir die meiſten durch das Organ des Geſichts erhalten haben müſſen, und daß durch eine unendlich oft wiederholte **Vergleichung** der äußern Formen, alle die ſogenannten abſtrakten Begriffe von **Raume, Größe, Ausdehnung, Figur, Verhältniß, Schönheit, Häßlichkeit,** und ſelbſt der von der **Bewegung,** in uns entſtanden ſind.

Eben jene Zergliederung unſerer Ideen würde uns nun aber auch lehren, daß das abſtrakteſte Denken ſich unausbleiblich allemal auf **ſinnliche** oder **verſinnlichte** Geſichtsbegriffe bezieht, und daß wir ihm nur in ſo fern vorzugsweiſe den Nahmen des **überſinnlichen** geben können, als wir uns der dabei zum Grunde liegenden ſinnlichen Ideen in der **ſchnellen Folge** unſrer Gedanken nicht mit Deutlichkeit bewuſt ſind.

Um dieß noch deutlicher einzuſehen, ſo erwäge man nur, wie ſehr ſich unſere Begriffe untereinander verwirren, wie viel ſie von ihrer Klarheit verlieren, ſobald wir mit unſern Vorſtellungen ganz über das **Sichtbare** hinausgehen wollen, und wie unruhig der menſchliche Geiſt dabei auf der andern Seite immer mehr ſinnlichen Bildern haſcht, um **etwas** zu haben, woran er ſich in dem unſichern Gange ſeiner Spekulation halten kann. Wie unbeſtimmt, unzuverläßig, und unſrer Wisbegirde ungenugthuend iſt für uns der Begrif eines Geiſtes, ſobald wir uns ihn ohne alle Verbindung mit einem Körper denken wollen! — Wie ſehr hat ſich erſt die Sprache **verfeinern**, und der menſchliche Verſtand üben **müſſen**, ehe man die Eigenſchaften

ten eines einfachen Weſens bezeichnen konnte, und um ſie zu bezeichnen, hat jene alle die Modificationen, vermöge welcher ſie ſichtbare Gegenſtände durch das Geſchlecht, die Perſon, die Bindewörtchen, und das Verbum unterſcheidet, auf überſinnliche Gegenſtände übergetragen, damit ſie ja nie den Faden unſrer abſtrakten Gedanken gleichſam ſich ſelbſt überlaſſen, ſondern immer in etwas Sinnliches anknüpfen möchte. Sprache iſt alſo ihrer Natur nach, wenn ſie auch die abſtrakteſten Sätze ausdrückt, ein für unſern Verſtand höchſt nöthiges **Verſinnlichungsmittel** dieſer Sätze.

Alle unſere Geſichtsbegriffe können, wie mich dünkt, unter folgende Klaſſen gebracht werden, nemlich unter die, welche wir — durch die **Ausdehnung** und **Figur** — durch die **Bewegung** und — durch **die Farben** der Körper bekommen. Meine Abſicht iſt gegenwärtig nur von der erſtern Art unſerer Geſichtsbegriffe zu handeln.

Alles, was wir ſehen, ſehen wir unter einer gewiſſen **Figur** und **körperlichen Ausdehnung**. Unſer Auge iſt ſo künſtlich gebaut, daß es kleine und groſſe Gegenſtände mit leichter Mühe überſchauen, unterſcheiden, und ſogar ihre Entfernungen von einander meſſen kann, obgleich zu dem letztern eine längere Uebung, und Vergleichung eines angenommenen Maaßſtabes gehört, den wir durch eine vielfältige Erfahrung feſtgeſetzt haben. Einem Blindgebornen, der auf einmal ſehend würde, würden alle Gegenſtände eine gleiche Entfernung von ſeinem Auge zu haben ſcheinen; denn wie könnte er ſich von einer **unterſchiedenen** Weite verſchiedener Gegenſtände einen Begrif machen, da er noch nie die Erfahrung gemacht hat, daß entferntere Sachen unter einem kleinern Winkel ins Auge fallen, und mithin auch uns kleiner, als nahe liegende, erſcheinen müſſen, und da die Lichtſtrahlen von jenen **für unſere Empfindung** eben ſo ſchnell, als von dieſen zu unſern Augen gelangen, folglich auch hierbei ihm kein Unterſchied ihrer Entfernungen zu entdecken möglich wäre.

An jene Erfahrung, alles unter einer gewiſſen Geſtalt und Figur zuſehen gewöhnt, iſt es uns nicht möglich, uns etwas **ohne Gränze deutlich** vorzuſtellen. Unaufhörlich verbinden ſich die ſinnlichen Begriffe von Gröſſe, Raum, Zahl und Verhältniß mit unſern abſtrakten Begriffen ſelbſt, und wir ſehen uns alle Augenblicke genöthigt, Prädicate aus der ſichtbaren Welt in die Reihe unſrer geiſtigen Vorſtellungen zu miſchen, wenn wir uns nicht in leere Träumereien verlieren wollen. Es iſt wahr, wir können uns eine unentlich fortlaufende Linie, oder mehrere ſolcher Linien, die in gleicher Entfernung neben einander fortgehen, oder ſich auch immer weiter von einander entfernen, vorſtellen; allein wir können uns dieſe, oder mehrere benannte Linien nicht denken, wenn wir ihnen nicht erſt einen gewiſſen Ort geben, wo wir ſie entſtehen laſſen, —

und denn iſt ja die **fortgehende Bewegung** der Linien, ohne die ihre Vorſtellung überhaupt unmöglich iſt, ſelbſt ein ſinnliches Bild, worauf der Begriff einer **unendlichen** Linie beruht.

Wenn wir an einem körperlichen Gegenſtande keine Grenze bemerken, ſo **imaginiren** wir uns eine, weil wir aus einer vielfältigen Erfahrung wiſſen, daß ein Körper **irgendwo** aufhören muß; wir fühlen eine Unruhe, wenn wir ſie nicht finden können, und ein Labyrinth iſt für unſere Imagination ein **ſchrecklicher** Gegenſtand. Sonderbar iſts, daß wir den Körper, oder den Raum, den wir nicht überſehen können, gemeiniglich für **gröſſer** halten, als er würklich iſt; ein Irrthum, der wohl daher entſtehen mag, daß wir das Maas ſeiner Seiten mit der Größe ſeines Anfangs nicht in Vergleichung bringen können.

Der Begrif von Ausdehnung, Raum und Figur überhaupt, welcher die Grundidee aller unſrer Geſichtsvorſtellungen iſt, iſt mit einem andern, der ſich frühzeitig in uns zu entwickeln anfängt, und zur Bildung aller unſrer Kenntniſſe, zur Entwikkelung der Wortſprache, und zur Erfindung der tiefſinnigſten Wahrheiten ſehr viel beiträgt, aufs genaueſte verbunden, ich meine den Begriff von **Größe**, oder welches hier einerlei iſt, vom **Verhältniß** mehrerer nebeneinander betrachteten Objekte. Die Verſchiedenheit der Größe derſelben, die ſo unendlich relativ iſt, gewährt uns nicht nur eine erſtaunlich große Summe von ſinnlichen Vergnügen, welches wegfallen würde, wenn wir alles unter **einerlei** Größe und **Figur** ſehen; ſondern unſer Verſtand gebraucht auch die **Bezeichnungen** und **Ausdrücke** davon, um die geheimſten Kräfte der Natur der menſchlichen Seele dadurch **anſchaulich** und **deutlich** zu machen. Es iſt wahr, daß wir uns die Größe ſichtbarer Gegenſtände ſo vorſtellen **müſſen**, wie es einmal die Natur haben will, und daß wir in der Aufnahme ſinnlicher Eindrücke, wie wir ſie empfinden **wollen**, nichts weniger als frei ſind, aber wir ſind auf der andern Seite für dieſe mechaniſche Nothwendigkeit durch unſere Imagination wieder ſchadlos gehalten worden, die nach Gefallen der Verhältniſſe ſichtbare Dinge umändern, und ſich Geſtalten ſchaffen kann, die die verſchwenderiſche Natur ſelbſt noch nicht hervorgebracht hat. Wir können uns einen Körper auf eine **zweifache Art** unter einer gewiſſen Unendlichkeit denken, da es eine unendliche Vermehrung deſſelben, durch hinzugegebene neue Theile, und wiederum eine unendliche Theilung deſſelben für unſere Einbildungskraft giebt, wodurch tauſenderlei neue Verhältniſſe gedacht werden können; daher wird es uns ſo äuſſerſt ſchwer, Dinge zu denken, die nicht mehr weiter **getheilt**, auch nicht **vergröſſert** werden können, und vielleicht ſind die Begriffe eines **Atoms**, und einer **unendlich ausgedehnten**

ten Subſtanz, die dunkelſten in dem ganzen Gebiete menſchlicher Begriffe.

Durch die Vergleichung einer bekannten Gröſſe, von deren Grad der Ausdehnung wir uns durch mehrere Erfahrungen überzeugt haben, mit einer oder mehrern unbekannten entſteht **das Augenmaas**, welches bis zu einer geometriſchen Schärfe gebracht werden kann, ſelbſt wenn Gegenſtände ſich in einer perſpektiven Lage **gegen einander** befinden, und das Auge leicht getäuſcht werden kann. Die richtige Beurtheilung der Perſpektive erfodert daher das **feinſte** Augenmaas, weil die **Vergleichung** einer angenommenen beſtimmten Gröſſe mit einer **unbekannten**, die überdem noch durch ihre Entfernung kleiner wird, als ſie eigentlich iſt, viel ſchwerer werden muß. — Vergleichen wir eine Menge ſolcher durch die Entfernung klein gewordener Gegenſtände mit gröſſern neben ihnen oder hinter ihnen ſtehenden, ſo müſſen dieſe den Geſichtseindruck auf uns machen, als wenn ſie uns **viel näher** ſtünden, als ſie würklich ſtehen. Ein Gebürge ſcheint uns **näher** zu ſeyn, als die vor ihm liegenden Dörfer und Bäume; eine groſſe Wolke ſteht nach eben dieſer Täuſchung **niedriger**, als die Thurmſpitze, und der aufgehende und untergehende Mond erſcheint allemal gröſſer, als wenn er hoch am Himmel ſteht, weil wir ihm, wenn er ſich in der Gegend des Horizonts befindet, näher zu ſtehen glauben, als wenn er ſich davon weiter entfernt hat,

und

und wir glauben ihn deswegen im erſten Fall näher zu ſeyn, weil der Horizont, an dem er ſich befindet, und mit dem wir ihn zunächſt in Verbindung ſehen, allemal wenn es dunkel wird, und das zwiſchen ihm und unſerm Auge liegende Thal verſchwindet, **näher** zu uns herzurücken **ſcheint**.

Auf den Begrif von Grenze und Figur, oder vielmehr aus dem **Verhältniß** der **Grenze zur ganzen Figur**, gründet ſich der Begriff von der **Schönheit der Formen**. Wir können ſo lange einen ſichtbaren Gegenſtand nicht ſchön nennen, ſo lange wir nicht die **einzelnen Theile** deſſelben mit ſeinem **ganzen Umfange** vergleichen können; jene einzelnen Theile können zwar an ſich ſelbſt ſchön ſeyn, weil ſie unter ſich eine richtige abgemeſſene und ſchickliche Stellung haben; aber wir dürfen nicht davon auf die Schönheit des Ganzen ſchlieſſen, wenn uns noch viele andere Theile davon unbekannt ſind. Ein neuerer Philoſoph hat mit vielem Scharfſinn zu beweiſen geſucht, daß der Begrif von Schönheit nicht auf **Proportion** der Theile eines ſichtbaren Gegenſtandes beruht, *) wodurch er natürlicher Weiſe auch das Verhältniß der Theile gegen die **ganze** Form mit verſteht. — Er führt aus dem Pflanzen- und Thierreiche Gegenſtände an, die wir ſchön nennen, ob wir gleich nicht ſagen könnten, daß ihre einzelnen Theile mit dem Ganzen in einem abgemeſſenen Verhältniſſe ſtünden; allein mich dünkt das hebt den einmal angenommenen Begrif von Schönheit, daß ſie auf Proportion der Theile beruhe nicht auf, weil die ſelbſt von ihm angeführten ſchönen Formen, die nach ſeiner Meinung nicht aus Proportion der Theile ſchön ſeyn ſollen, **häßlich** werden würden, wenn man die ihnen von der Natur der Kunſt mitgetheilte Figur **umändern** wollte. Wir ſehen offenbar daß eine Bildſäule häßlich wird, wenn wir die Verhältniſſe ihrer Theile zur ganzen Form derſelben aufheben, und verhunzen. — **Warum** uns grade **die** und **keine andere Proportion** an einer ſchönen Form **gefällt**, iſt eine andere Frage, die nicht leicht ganz befriedigend beantwortet werden kann, da ſie ſich auf ein noch ziemlich **dunkles Gefühl** von der Zuneigung unſrer Herzen gegen ſchöne Gegenſtände bezieht. Unter den Formen ſichtbarer Dinge gefällt uns vornehmlich die **runde**, beſonders wenn ſie groſſen und erhabnen Gegenſtänden eigen iſt. Ein groſſer runder Raſenplatz macht einen angenehmern Eindruck auf uns, als ein eckiger; eine runde Säule gefällt uns mehr, als eine eckige. Der Grund von **dem Angenehmen**, das in der Vorſtellung eines runden Körpers liegt, mag wohl der ſeyn, daß wir einen runden Körper für einen ſehr **vollkommnen** ſinnlichen Gegenſtand halten, und wir halten ihn **dafür**, weil wir uns keine fernern Zuſätze zu ſeinem Umkreiſe denken können, ohne die **Einfachheit** ſeiner Form würklich zu verunſtalten; er würde durch einen Zuſatz von auſſen alſo unvollkommner zu werden ſcheinen, wir würden uns nun nicht mehr die abgemeſſenſte gleiche Entfernung ſeines Mittelpunkts von allen Punkten der Peripherie vorſtellen können; da hingegen ein eckiger Körper unendlich verſchiedene Zuſätze bekommen kann, ohne daß er verunſtaltet wird. — Auſſerdem hat die Vorſtellung des Runden noch etwas Angenehmes für unſere Imagination, nehmlich, daß es **beweglicher** iſt, und unſern Kräften weniger **widerſteht**, als das Eckige. Dieſes hat für unſere Vorſtellung etwas Todtes, Träges, das uns nicht gefällt. Das Runde hingegen gleichſam **eine Art** des Lebens, weil es nur mit wenigen Punkten die Fläche berührt, worauf es liegt, und durch einen unendlich geringern Stoß, oder durch die kleinſte Verrückung der Bodenfläche aus ihrer horizontelen Lage in Bewegung geſetzt werden kann. — Unſere Neigung für ſichtbare Gegenſtände nimmt aber offenbahr in dem Grade zu, als unſere Vorſtellung darüber von einer Art, eines ihnen zukommenden oder nur imaginirten **Lebens**, zunimmt.

---

*) Sieh. A philoſophical Enquiry into the origine of our ideas of the ſublimand beautiful. By. C. Burke Lond. 1767. 8.

Je nachdem unſer Auge gegen gewiſſe **groſſe** Gegenſtände **verſchiedentlich** geſtellt iſt, entſtehen auch verſchiedene Benennungen der Stellung derſelben, z. B. Höhe, Tiefe, Breite. Beide erſtern

Wörter ſagen offenbar einerlei; obgleich nicht zu läugnen iſt, daß **die erſtere** einen **ganz andern** Eindruck auf uns macht, als **die zweite.** Wenn wir dicht am Rande eines Abgrundes ſtehen; ſo ſcheint die **grade Linie** von unſerm Auge bis an den Boden des Abgrundes hinuntergezogen, allemal **größer** zu ſeyn, als die, welche wir uns hinaufgezogen denken, wenn wir unten ſtehen. Sollte nicht an dieſer Täuſchung die Furcht Schuld haben, die uns ergreift, wenn wir eben herabſehen; die Furcht in welcher ſich unſere Imagination gemeiniglich alles zu groß, und ſchrecklicher vorſtellt, als es würklich iſt. Wir können ja ruhig an einem Thurm hinaufſehen, und das doch wohl aus dem Grunde, weil wir da nicht herunterzuſtürzen befürchten. Ich will hier nur beiläufig eine Empfindung erwähnen, die ich ſelbſt ſehr oft gehabt habe, und davon auch ſchon einmal in dieſem Magazin die Rede geweſen iſt, nehmlich **die**, daß man am Rande eines Abgrundes, auf der Galerie eines Thurms, einen **Drang** ſich hinabzuſtürzen fühlt. — Es giebt Leute, die dabei in eine ſolche Angſt gerathen, daß ſie ſchwindlicht werden, und in Ohnmachten ſinken. — Ich kann mir die Sache nicht anders als ſo erklären — die groſſe Nähe der Gefahr, der ungeheure Abgrund vor unſern Füſſen, ſetzt uns auf einmal in ein ſolches Schrecken, daß unſere Imagination uns den **Fehlſchluß** abzwingt, daß wir ſchon im Herabſinken **begriffen wären,** daher man ſich auch gemeiniglich mit einer unnöthigen Feſtigkeit an die Stangen der Gallerie anhält, oder ſich am Rande des Abgrunds zur Erde wirft, um ſich dadurch mehrere Sicherheit zu verſchaffen. In dem Augenblicke daß uns aber unſere furchtſame Phantaſie auf den Gedanken bringt, daß wir der Gefahr nicht entgehen könnten — regt ſich zugleich in uns der Wunſch dieſes Unglück **ſo geſchwind als möglich** zu überſtehen, und dieſes iſt eben der Drang, welchen wir durch unſere Phantaſie getäuſcht, in uns zum Hinabſtürzen fühlen. —

Ein **hoher ſtehender** Körper macht auf uns einen gröſſern Eindruck, als wenn er liegt. Die Verſchiedenheit dieſer Vorſtellungen, die von der verſchiedenen Lage eines Körpers entſteht, ſcheint daher zu kommen, daß wir einen aufgerichteten hohen Gegenſtand nicht ſo genau von allen Seiten nach ſeiner **relativen** Gröſſe betrachten können, als wenn er liegt, und eben deswegen mit den um ihn ſtehenden Dingen leichter und nach einem ſicherern Augenmaſſe verglichen werden kann. Ueberdem iſt mit der Vorſtellung der Höhe eines erhabnen Gegenſtandes noch der Nebenbegrif verbunden, der jene Vorſtellung vergrößern hilft — nehmlich der Nebenbegrif der erſtaunlichen **Kraft**, die dazu gehört hat, einen ſolchen hohen Körper aufzurichten. Aus eben dieſem Grunde macht ſchon die Vorſtellung einer **ſchiefliegenden** Fläche einen gröſſern

Eindruck, als die einer **horizontalen.** — Den größten aber macht allemal eine **Lothrechtſtehende** Vertikalfläche, weil die durch die höchſte Anſtrengung der Kraft mit der horizontalfläche in eine recht winkliche lage, als **der** einem ſtehenden Körper **angemeſſenſte,** gebracht worden iſt. Eine ſchiefliegende Fläche kann den Eindruck nicht auf uns machen, weil es uns immer ſo vorkömmt, als wenn noch nicht Kraft **genug** vorhanden geweſen wäre, ihr die höchſte Richtung, nemlich diejenige zu geben, daß ſie ſich auf keine Seite hinneigte.

C. F. Pockels.

Die Fortſetzung folgt.

VI.

Ueber meinen unwillkührlichen Mordentſchluß.

(S. dieſ. Magaz. 3. B. 2. St. S. 58.)

Bei allen groſſen und liebenswürdigen Eigenſchaften, wodurch ſich der Menſch, das Meiſterwerk der Schöpfung, ſo vortheilhaft auszeichnet, giebt es doch Augenblicke, wo er, von innen und von auſſen auf ſo mannichfaltige Art beſtürmt und gepreßt, ſich nicht ſelten ganz zu vergeſſen und Handlungen zu begehen in Stande iſt, die ihn noch unter die unvernünftigen Thiere herabſetzen. Bald be-

bewundert man die Ideale von Vollkommenheit und Gröſſe, als urſprünglich zuſammengeſetzte Bruchſtücke aus der Menſchenwelt, bald erſtaunt man, bei geringer Aufmerkſamkeit, über die mannichfaltigen zurückſchreckenden Schattirungen und Beiſpiele in derſelben, welche die Bemühungen des Seelenzeichners immer ungewiſſer machen.

Giebt es nicht Menſchen, die mit ſtürmender Hand ihren eignen Körper zerſtören; ſchleichen nicht in gewiſſen Ländern Ungeheuer in Menſchengeſtalt umher, die nie vorhergeſehene Fremde, von welchen ſie nie ſind beleidiget werden, wie Fliegen tödten *). Noch mehr: Selbſt die heiligſten Bande der Natur, ſcheint es, ſind dem Menſchen oft nicht feſt genug, er zerreißt ſie, wie der Knabe ein Spinnengewebe.

Doch zurück auf mich ſelbſt, ich muß in meinen eignen Buſen fühlen. Wie iſt es überall möglich,

daß

---

*) Bei uns iſt der Mord ein Vorwurf der verbietenden Moral, nicht ſo bei allen Völkern. Bei den Türken wird der Meuchelmord belacht, bewundert, ſogar begünſtiget. In Italien nennt man die Meuchelmörder bravos. — Oft ſcheint es, werden die Rechte der Menſchheit mit den Rechten der Sprache zugleich gekränkt. So wie eine Nation an Simplicität verliert, ſo kommen auch die beſten Wörter und Redensarten bei ihr in üblen Ruf und Bedeutung. Das Heilige wird profan. Um alſo in den Gemeingeiſt einer Nation tief einzudringen, muß man nothwendig auch ihre Sprache in pſychologiſcher Rückſicht ſtudiren.

V.

daß ein Bruder der Mörder des andern werden konnte, möglich, daß die Hand des Aelteſten, ſich mit dem Blute des Jüngſten, unter welchen doch das Band der Liebe oft am engſten geknüpft zu ſeyn ſcheint, beflecken ſollte? — Ich muß geſtehn, daß ich mir dieſe Frage oft, mit Rückſicht auf jene traurige Selbſterfahrung, aufgeworfen habe. Ja, wäre ich es mir nur nicht noch ſo lebhaft bewußt, wie viel mir dieſer anhaltende Seelenkampf gekoſtet hat, ich würde lieber dieſen Einfall als einen Gedanken, der mir ſo durch den Kopf gefahren, ganz verachtet haben. Das wäre ich ſchon mir ſchuldig geweſen, und der Ehre der Menſchheit, deren Schwachheiten, oder wenn man lieber will, Schandflecke ohne Noth zu vermehren, vermeßner Frevel iſt.

Einzig iſt dieſe Erſcheinung am Horizont der Pſychologen. Und doch darf man nur das gegenſeitige Betragen mehrerer Brüder, ohne Vorurtheil, beobachten, um in ſolchen pſychologiſchen Unterſuchungen ſicher zu gehen, indem man von der Natur der Bruderliebe richtiger, d. i. erfahrungsmäßig urtheilen lernt. Sie iſt in den erſtern Jahren am herzlichſten, ſo bald ſich aber der Knabe ſelbſt mehr fühlt, erweitert er ſeinen Spielraum, zieht mehrere hinein — hierher meine Geſchichte — bis irgend ein gemeinſchaftliches Intereſſe und die Rückerinnerung an die Jahre der fröhlichen Kinderſpiele, die Bruderliebe in ſpätern wieder entflammt. Es wäre wohl, dünkt mich, einer ge-

nau

nauern Unterſuchung werth, wie weit die Anſprüche der Natur und der Erziehung an die Bruderliebe reichen. Sorgfältige Beobachtungen über mehrere Brüder, würden uns hierüber, ſo wie über die Natur, Motive und Entwickelung der Liebe überhaupt, die beſte Auskunft geben. Die nothwendige Ungleichheit der Liebe unter Brüdern iſt ein Beweis, das bei derſelben, ſo wie bei der Liebe überhaupt, Willkühr und Selbſtthätigkeit zum Grunde liegen.

Wenn nun aber auch bei der Bruderliebe Erziehung das Beſte thun muß, ſo wird dennoch die Frage: wie kam dieſer Mordgedanke in meine Seele? um nichts leichter; ja vielleicht noch ſchwerer und verwickelter die Unterſuchung, wie er ſich ſo lange darin erhalten, und in einem Moment das Beachrungs- und Verabſcheuungsvermögen in derſelben, gleich ſtark, gleich dringend ſeyn konnte? Doch, je öfter ich über dieſen unwillkührlichen Mordntſchluß nachdenke, je mehr ich ihn auf der Spur zu beſchleichen ſtrebe; deſto lebhafter und wahrſcheinlicher werden mir einige Gedanken, die, meinem Auge wenigſtens den Gang dieſer augenblicklichen Raſerey ſo natürlich zu bezeichnen, und meinen damaligen Umſtänden inſonderheit, ſo anpaſſend zu ſeyn ſcheinen, daß ich ſie faſt für den einzigen Schlüſſel zu dieſem pſychologiſchen Räthel halten möchte. Hier iſt der Standpunkt, von welchen

chen ich den wahren Verlauf dieſer Geſchichte zu überſehen glaube.

Ich hatte alles, Bücher und Papier, ausgenommen das Federmeſſer, auf die Seite gelegt. Dieſes mußte, da es ſo frey lag, den letzten Blick, indem ich das Licht auslöſchte, auf ſich ziehen. Ich legte mich mit dem Bilde des Meſſers nieder. Die in jenen Jahren noch geringe Anſtrengung des Geiſtes, war durch plötzliche Müdigkeit unterbrochen worden, ich hatte auch wohl ſchon, wovon ich aber doch nicht völlig gewiß bin, auf dem Stuhle geſchlafen, die vorher genährte Vorſtellungen wurden daher nicht ſogleich wieder lebhaft; vielleicht hatte mich ſelbſt die Beſchäftigung ſchon vorher zur Unzufriedenheit geſtimmt; wie leicht konnte mich alſo die Idee des Gebrauchs und des nachläſſigen Liegenlaſſens des Meſſers nur ganz allein beſchäftigen?

Plötzlich entſtand in mir der Wunſch: wenn, du doch das Meſſer lieber eingelegt hätteſt, wer weiß es könnte ein Unglück geſchehen. — Immer noch im Allgemeinen empfunden und gedacht. Immer noch war ich im Zuſtande der völligen Beſonnenheit und des Selbſtbewußtſeyns. Aber ſchon dieſer Einfall befremdete mich. Meine Seele hielt feſt an dieſer abgeſtreiften Idee, die Einbildungskraft mahlte ſich das Bild aus, daß endlich dieſe lebhaft empfundene Vorſtellung des möglichen Schadens in Mißtrauen und Beſorgniß übergieng, und es mir je länger je ſchwerer wurde, dieſe eingeſchlichne Idee zu verdrängen.

Dein Bruder, gieng's dunkel in meiner Seele, ſchläft — kann ſich nicht wehren, — niemand ſieht es — wie wenn — — ach, Gott! — — Der Gedanke Mord — Brudermord — vergegenwärtigte mir alle bange Vorſtellungen und verſtärkte die üble Stimmung meiner Seele ſo ſehr, daß ich völlig in eine moraliſche Betäubung fiel, worin ich faſt ganz ohne Abſicht handelte, mir wenigſtens keiner deutlich bewußt war. Dieſe nie empfundene Vorſtellung mußte ſich, eben ihrer Sonderbarkeit und Neuheit wegen, da ich ſie mit keiner der vorräthigen Ideen konbiniren konnte, um ſo feſter ſetzen. Dahin war nun alle Gegenwart des Geiſtes, und Furcht und verzweifelndes Schrecken beſtürmte mich mit blinder tyranniſcher Wuth. Die Einſamkeit und die Dunkelheit der Nacht ließen mir, während dieſes Kampfes der erhitzten Einbildungskraft mit der Vernunft, auch keine neue Eindrücke zukommen, machten vielmehr die herrſchende Vorſtellung nur noch grauſender und ſchrecklicher. *) So entſprang aus der Furcht es zu thun, es thun zu müſſen, plötzlich der Entſchluß. — —

Furcht-

---

*) Eine Art von melancholiſcher Wuth, die nur gegen Abend ausbricht, und nicht über 8 bis 14 Tage anhält, iſt eine eigne Krankheit einiger Waldbewohner in Amerika, die aus Rache an den Zauberinnen, welchen man ſie zu ſchreibt, viele Mordthaten begehen.

V.

Furchtſamkeit ſcheint überhaupt eine Eigenheit meines Temperaments, deſſen Einwirkung auf ſolche Erſcheinungen gewiß nicht gering iſt, in jenen Jahren geweſen zu ſeyn. Ein Umſtand, der immer eine äuſſerſte Nervenſchwachheit vorausſetzt. Ein Donnerſchlag erſchütterte mich aufs heftigſte, und ein ſtarker Sturm zur Nacht konnte nach meiner Einbildung Himmel und Erde bewegen, und ein naher Vorbote des letzten Tages ſeyn. Vorſtellungen, die gar wohl, wo nicht ihr Daſeyn, doch ihre Nahrung und Stärke, von damaligen theologiſchen Unterricht erhalten konnten. Ein Wink für Eltern und Lehrer, das Gefühl der Furcht bei dieſen Kinde zu ſchwächen, bei jenen aber, wo es nöthig iſt, zu ſchärfen, um ſie auf die Mittelſtraſſe zwiſchen Unbeſonnenheit und Muthloſigkeit, als die ſicherſte zu führen *).

---

*) Es giebt oft ganz beſondere Aeuſſerungen der Furcht, inſonderheit bei Kindern. Nur ein Erfahrungsbeiſpiel. G * * ein Knabe von dreizehn Jahren, den Muth und Herzhaftigkeit aus beiden Augen ſtrahlt, der nirgends Gefahr ſieht, beſonders ſehr beherzt auf jedem Pferde iſt, zittert vor Angſt und Schrecken bei der geringſten ſchiefen Richtung des Wagens, worin er ſich befindet. Aus keiner andern Urſach, als weil er, wie er ſagt, das Pferd in ſeiner Gewalt habe, hingegen bei dem Fahren ſich dem Willen des Fuhrmanns überlaſſen müſſe. Sich dieſer unwillkührlichen Furcht zu entſchlagen, iſt ihm bis jetzt noch nicht gelungen.

V.

Freilich bleiben der Wißbegierde hier noch genug Fragen übrig. Am liebſten möchte ſie folgende beantwortet haben: wo finde ich den allererſten, den zarteſten Keim dieſes ſich aufgedrungenen Gedankens? — Wodurch bekam dieſe Idee ihre erſte Wirkſamkeit? — Allein es iſt umſonſt, ſo tief in ſich ſelbſt hineinblicken zu wollen. Und doch geſchieht auch hier kein Sprung. Von einer gegenwärtigen Idee iſt immer ſchon ein Analogon da geweſen, die herrſchende, iſt gleichſam die Blume in voller Blüte, deren Knoſpe ein ſanfter Hauch entfaltete. Gleich den Farben verlaufen ſie ſich in einander, ihre Schattirungen ſind oft ſo unmerklich fein, daß nur erſt ein ſcharfer Geiſtesblick eine bisher gleichſam im Halbſchatten ſchwebende Idee auf einmal im brennenden Lichte erblickt: dieſe Energie der Seele erweckte vielleicht eine alte ſchlummernde Idee in mir, oder bildete aus mehrern ähnlichen eine, die ſie zu den hohen Grade von Lebhaftigkeit erhob. Ohne ein Vergnügen daran zu finden, war ich oft zugegen, wenn geſchlachtet wurde, vielleicht hatte ich dieſer Handlung noch an demſelben Abend, zu welcher Zeit ſie gewöhnlich vorgenommen wurde, beigewohnt. Dieſes Bild kopierte meine Seele und trieb ihr Spiel damit im Dunkeln. Sollte immer ein deutliches Bewußtſeyn bey unſern Vorſtellungen, inſonderheit wenn ſich ihre Grundzüge in unſerer Seele mahlen, nöthig ſeyn? Die Materialien dazu ſind freilich ſchon vorhanden, es fehlt nur an ſchicklicher Anordnung und Zuſammenfügung, um das Ganze zu überſehen. Dieſe Bewußtloſigkeit tritt wenigſtens im traumfreien Schlafe ein. Eben ſo iſt man ſich der ſtillen Träume oft bewußt, gewöhnlich aber weiß man nicht, was man im Schlafe geredet hat, weil die Seele das vorgeſpiegelte Bild nicht von ſich ſelbſt unterſcheidet.

Bei dieſer Geſchmeidigkeit oder ſchnellen Eindrucksfähigkeit der Seele kann ein einziges treffendes Wort den reichhaltigſten Gedanken erwecken und den ſchlummernden Geiſt zu neuer Wirkſamkeit ermuntern. Daher können auch oft ganz verſchiedenartige Bilder, wo aber doch immer eins das Licht von dem andern borget, die Seele zugleich beſchäftigen; bei den ernſthäfteſten Gedanken und Handlungen die ſchmutzigſten Bilder und Vorſtellungen erſcheinen. Ich kann mich hierbei ſicher auf die Erfahrung vieler junger feurigen Redner, der Geiſtlichen am wenigſten ausgenommen, berufen, die, ſobald ſie mit möglichſter Anſtrengung des Geiſtes und Wärme des Herzens, von einer wichtigen Angelegenheit ſprachen, nicht ſelten von ganz entgegengeſetzten Ideen überraſcht wurden. Vielleicht läßt dieß zugleich einiges Licht auf die Erſcheinung fallen: warum Wahnſinnige und Betrunkene gewöhnlich religiöſe Worte im Munde führen. Bei dem gemeinen Mann machen oft Religionsideen die Grundlage ſeines ganzen Ideenvorraths aus, werden nun die Gehirnfibern durch den Geiſt des Weins heftig erſchüttert, ſo gerathen die ihm geläufigſten Ideen in brauſenden Gährung; ſo wie der Wellüſtling, in ſolchem Zuſtande, die unzüchtigſten Bilder ſieht. Ueberhaupt würden Beobachtungen über Betrunkene und Wahnſinnige zu mancher pſychologiſchen Reflexion Anlaß geben können. Da wird man ſehr verſchiedene Wirkungen der Trunkenheit bemerken, dieſen lachen, jenen weinen ſehen — je nachdem die Anlage und Grundſtimmung des Temperaments verſchieden iſt.

Wäre mein Bruder, ſo dachte ich einmal, indem ich eingedenk dieſer traurigen Jugendgeſchichte, einen ſchlafenden Knaben betrachtete, wäre er in dem Augenblick, da der Mordentſchluß reifte, erwacht, vielleicht hätte ich mich beruhiget. Allein eben dieſer thätigkeitsloſe Zuſtand des Schlafenden, die dunkle und verworrene Vorſtellung, daß er während deſſelben, weder Freude noch Schmerz empfinde, verſtärkte die Betäubung meines Verſtandes, um ſo mehr, da ich innerlich und äuſſerlich auch ſogar keinen Widerſtand fühlte. Selbſt gegen die Vorſtellung, welchen Schmerz ich ihm verurſachen würde, blieb ich kalt und unempfindlich, ſo daß ſie mir keinen Einfluß auf die Aenderung meines Entſchluſſes gehabt zu haben ſcheint. Erwachte vielleicht eine urſprüngliche Neigung, die erſt durch das Alter geſchwächt und durch Erziehung reiner geſtimmt werden muß, aus ihrem Schlummer? Bekanntermaßen kann ein Kind, ſo lange es keine ähnliche

liche Empfindung aus Erfahrung kennt, oder aus Leichtſinn nicht darauf achtet, ein unſchuldiges Thier, mit kaltem Blute, zu Tode martern; es beluſtiget ſich ſogar, weil es ſich in den Schmerz deſſelben nicht hinein denken, ihn noch nicht mit empfinden kann, an den konvulſiviſchen Bewegungen deſſelben, und ſcheint in dieſem Augenblick ein dunkles Gefühl von Uebermacht und Größe zu haben, Herr über Leben und Tod zu ſeyn. Noch kann ich die ſtarke Muthmaßung nicht verſchweigen, ſo gern auch die Verſchwiegenheit bei dem alles menſchliche Gefühl empörenden Gedanken, den Finger auf den Mund legte, daß ich in dieſen Gedränge wilder Vorſtellungen und Empfindungen einen unwiderſtehlichen Trieb empfand, dieſe That als etwas auſſerordentliches auszuführen. Dieſer heftige Drang meiner Seele nach Kraftäuſſerung, die gerade auf dieſe verwirrte Vorſtellung mit der größten Geſchwindigkeit gerieth, mußte eben daher mein Gemüth, nach den Geſetzen der Einbildungskraft, mit der furchtſamſten Aengſtlichkeit*) erfüllen, und

ich

---

*) Eben ſo ſchreibe ich den innern Beruf, zur Unzeit und am unrechten Orte laut reden zu müſſen, vornehmlich der furchtſamen Beſtürzung über das Unerwartete und Seltſame des Einfalls, und dem darauf folgenden Mißtrauen zu. In reifern Jahren könnte der Unwille über einen falſchen Gedanken, über unwichtige Deklamation u. d. g. noch beſondere Veranlaſſung zum heimlichen Widerſprechen geben. Es iſt doch wohl nicht gar ver-

bißner

ich ergriff, um nur dieſem ſchrecklichen Zuſtande ein Ende zu machen, verzweiflungsvoll das Meſſer —

So muſte ich alſo erſt auf dem höchſten Gipfel der Verzweiflung geführt werden, mein Blick ſich in der Tiefe des Abgrunds verlieren, über welchen ich ſchon mit einem Fuße ſchwebte! Je tiefer dieſe Kluft iſt, deſto leichter kann ſich der Menſch oft retten, geſchwind zieht er den ſchwankenden Fuß zurück und ſtürzt vielleicht öfter, bei minderer Tiefe hinein. Ohne Bild: je näher ſolche Aufwallungen, wie dieſer Blutdurſt, den Zweck vor ſich haben, je näher und je gröſſer ihnen die Gefahr ſcheint; deſto ſtärker iſt ihre Wirkung; alle ſonſt nicht unwirkſame Hinderniſſe werden blindlings überſprungen, und eben ſo ſtark und ſchnell wirkend müſſen die Gegenmittel ſeyn, wenn ſich ihre Hitze legen ſoll. Wer weiß, was geſchehen wäre, wenn das Meſſer nicht gerade ſo beſchaffen und ein anderer als mein Bruder, mir nahe geweſen; hätte anders dieſer raſende Einfall, nach den bisherigen Vermuthungen, unter veränderten Umſtänden zu der Reiſe gedeihen können.

Aber

---

bißiger Unwille, daß einer die Freyheit hat, vor ſo vielen allein zu reden! Ich weiß ſonſt nicht, warum ſolche Anwandlungen gewöhnlich in der Kirche Statt finden.

V.

Aber eben weil ich dieſen aufwallenden Mordgedanken nicht von allen Seiten betrachtete, um das Zufällige deſſelben einzuſehen; ſo verfolgte ich ihn in ſeiner Einheit, gleich dem Furchtſamen, der unaufhaltſam fortläuft, indem ihm ſein zurückbleibender Verfolger triumphirend nachſieht. Ich möchte daher eine doppelte Beſchaffenheit unſrer Ideen annehmen: entweder iſt die Wirkſamkeit derſelben poſitiv, wenn der Geiſt mit freyer Einſicht und Bewuſtſeyn handelt, das wäre Selbſtmacht des Geiſtes — oder ſie iſt negativ, wenn eine Vorſtellung herrſchend wird, die man im Moment der erſten Regung hätte ſchwächen ſollen, wäre es auch nicht möglich geweſen, ſie ganz zu unterdrücken; daraus entſteht Ohnmacht des Geiſtes, wenn wir eine unwillkührlich herrſchende Idee nicht entfernen können. Ueberläßt ſich nun die Seele leidend einem ſolchem Zuſtand, worin ſie mehr empfindet als denkt, ſo iſt ſie ſich des Uebergangs von einer Idee zu der andern nicht deutlich bewußt. Aus dieſem Mangel der Einſicht in den Zuſammenhang zwiſchen Grund und Folge, glaubt' ich einen nothwendigen Beruf zu haben — gedacht! gethan! — ich ſtand auf —

Doch ermannt ich mich, und kam in dieſer Criſis auf den Gedanken, das Meſſer zuſammen zu legen und zu verſtecken. Zu dem ſonderbaren Einfall, daſſelbe auf dieſe Art in Sicherheit zu bringen, ſcheint mir die Wegräumung der Bücher das Vehikel geweſen zu ſeyn. War ich vorher ſo ſchwach geweſen, mich von dieſer Mordluſt, wer weiß noch durch welchen Trugſchluß und heimliche Liſt der Einbildungskraft, beſchleichen zu laſſen; ſo konnte auch allerdings dieſer Umſtand wieder viel zu meiner Befriedigung beytragen. Während dieſer Elaſticität der Seele, man erlaube mir einmal dieſes Wort, kann der geringſte Umſtand den Seelenkräften eine ganz andere Richtung geben, eben weil der Menſch, nach wie vor, nicht ſelbſt handelt, ſich beidemal überraſchen und täuſchen läßt, und in dieſem Taumel ſo geſtimmt iſt, daß ihn alles frappirt. Freylich iſt eben ſo leicht auch ein Rückfall möglich, der immer, je geſchwinder er erfolgt, um ſo gefährlicher zu ſeyn pflegt.

In wie fern der damalige Zuſtand des Körpers, auf dieſes pſychologiſche Phänomen Einfluß hatte, das läßt ſich freylich hinterher nicht mit Gewißheit beſtimmen, um ſo weniger, da es ein Fall ohne ſeines gleichen in meinem Leben iſt. Augenſcheinlich war dieſer Mordentſchluß eine Wirkung ſehr zuſammengeſetzter Triebfedern, und muß urſprünglich wohl mehr aus phyſiſchen als aus moraliſchen Urſachen hergeleitet werden. Eben das Unwillkührliche bei dieſen Gedanken, eben der gleichzeitige Widerſpruch zwiſchen Wollen und Nichtwollen, reden laut genug für die enge Verbindung und Abhängigkeit der Seele, die von dem körperlichen geſchwächt und übertäubt wurde. Hiervon haben mich noch aufs neue einige auffallende Beiſpiele überzeugt, die ich auch, ihrer Aehnlichkeit wegen mit dieſer Selbſterfahrung, am Ende beyfügen will.

Hat nun die Lage des Körpers bekanntermaaßen ſchon ſo großen Einfluß auf die Träume, ſo konnten auch bei dieſem Mordentſchluß meine Nerven, durch die anhaltend lebhafte Empfindung, unwiderſtehlich gereizt und erſchüttert werden; das Blut ſo lange in den Adern heftig wallen, bis es durch die Bewegung des Körpers, da ich aus dem Bette ſtieg und nach dem Meſſer ging, wieder in gleichmäßigern Lauf *) kam, und ſich die Hitze der Imagination abkühlte, weil Zeit und Veränderung des Orts mehr Licht und Klarheit in meine Vorſtel-

lungen

---

*) Von ſolchen Unordnungen des Kreislaufs und den daraus entſpringenden Erſcheinungen ſcheint auch folgende Erſcheinung zu zeugen: der ſchon erwehnte Knabe wird öfters, beſonders in heißen Tagen, von den gräßlichſten Träumen beunruhigt, wo er durch ſein fürchterliches Geſchrey und Arbeiten mit Händen und Füßen, alle in der Nähe aufſchreckt. Zureden hilft nichts, er antwortet aber ganz verwirrt, und ſogleich tritt der Paroxismus wieder ein. Ich kann ihn nicht anders ermuntern, als wenn ich ihm kaltes Waſſer zu trinken gebe und das Bette lüfte. Im Beſinnen weiß er gewöhnlich von nichts, als ein Geſchrey gehört zu haben, wodurch er ſeine Betäubung ohne Zweifel ſelbſt noch vermehrt hat: nur erſt nach langem Nachdenken kann er ſeinen Traum angeben, der freylich ſo ſonderbar und ſo ganz auſſer dem Gleiſſe ſeiner vorgängigen Ideen zu liegen ſcheint, daß wir beide ihn nicht zuſammenreimen können.

lungen brachten. Ohne Zweifel hat das Klima auf jeden Mörder beträchtlichen Einfluß; anders handelt er unter einem wärmern, anders unter einem kältern Der letztere geht langſamer und bedächtiger zu Werke, bey jenen iſt der Gedanke: ich will, ich muß Eins, ein Ton, ein Ruf, von dem er ſich auf- oder abgefordert glaubt. Er denkt's und mordet.

Indem nun meine Empfindungen und Gedanken ihren gewiſſen Zuſammenhang, Vorſtellungs- und Begehrungskräfte ihre gehörigen Verhältniſſe wiedererhielten: ſo konnte ich noch das beſte Mittel gegen ſolche Beſtürmungen gebrauchen. Ich verfolgte die Spur dieſer erſchlichenen Idee, ſahe die Täuſchung ein, indem meine Seele zu der Idee, von welcher ſie ausgegangen war, auf demſelben Wege zurückkehrte. Durch dieſe Rückwirkung wurde das Gleichgewicht meiner Seelenkräfte wiederhergeſtellt, mein Geiſt nüchtern, ich meiner ſelbſt wieder deutlich bewuſt, und die Verſuchung nahm ein erwünſchtes Ende.

Dies ſcheint der Gang vieler, dieſem überraſchenden Gemüthszuſtande ähnlicher, Erſcheinungen zu ſeyn, die eben ſo wenig von ſelbſt, als das Echo ohne vorhergehenden Schall, entſtehen können, und uns nur deswegen ſo blenden und täuſchen, weil wir die Nothwendigkeit ihres ſucceſſiven Erfolgs nicht einſehen. Denn je zufälliger, je ſchneller eine Idee entſteht, deſto tiefer iſt ihr Eindruck, deſto leichter bemeiſtert ſie ſich der ganzen Kraft der Seele.

Indeſſen wird die Semiotik der Pſychologie für jeden Fall beſondere Symptome aufzeigen, da die individuellen Umſtände immer gewiſſe Beſonderheiten und Einſchränkungen mit ſich führen, und der Selbſtbeobachter oft am richtigſten von ſolchen labyrinthiſchen Verirrungen urtheilen können. Bey der meinigen muß inſonderheit das Alter, wo ſich nur erſt die zarteſten Keime des künftigen Charakters zeigen, in Betracht genommen werden, da keine von den gewöhnlichen Urſachen des Mords und Todſchlags, an deren Spitze die Verzweiflung ſteht, dabey ſtatt finden konnten. Jene Jahre, wo der Jüngling, bey dem feinern Gewebe und der daher ſtärkern Reitzbarkeit der Gehirnfibern, aller Eindrücke fähig, mit dem Gang der Leidenſchaft und mit den Blendwerken der Einbildungskraft noch gar nicht bekannt iſt; und die Unvernunft ſolcher Vorſtellungen nicht einſehen kann, daher in der Beſtürzung oft den gefährlichſten Ausweg ſucht; dieſe Jahre ſcheinen dieſer verſuchten Beleuchtung noch beſonders günſtig zu ſeyn. In ſpätern könnte ein ſolcher Gemüthszuſtand nur bey der äußerſten Seelen- und Körperſchwäche eintreten, Verſtand und Wille würden ſo lange in Widerſpruch nicht geblieben ſeyn.

Anhang einiger Erfahrungen von der Gewalt unwillkührlicher Ideen.

Eine neuere Selbſterfahrung: Es ſtellten ſich mir wachend, bey einer unausſtehlichen Fieberhitze, am hellen Mittage, Gegenſtände dar, die ich wirklich zu ſehen ja ſelbſt zu befühlen glaubte; Ideale von weiblicher Schönheit, woran ich unter ſolchen Umſtänden gewiß am wenigſten dachte, die ich auch, alles Beſtrebens ungeachtet, anfänglich nicht verſcheuchen konnte. Die anhaltende Lebhaftigkeit dieſer unwillkührlichen Vorſtellungen, beunruhigte mich ſo ſehr, daß ich mir die Nothwendigkeit als ganz unvermeidlich dachte, aus dem Fenſter ſpringen zu müſſen.

Die Ueberzeugung in Gegenwart dieſer Erſcheinungen, daß die zunehmende Hitze dieſe Einbildungen hervorbringe, und das Unvermögen dieſen keine andere Vorſtellungen unterzulegen, nebſt der unnöthigen Schaam, den Meinigen zu ſagen, daß ſie mich nicht allein laſſen ſollten, vermehrten meine Beſtürzung ungemein. Nur das Ueberraſchende dieſer Erſcheinungen brachte mich auf die Beſorgniß, wer weiß noch zu welchem Einfall genöthiget zu werden, und die Höhe meines Schlafzimmers erzeugte die Furcht, in der Hitze einen tödtlichen Sprung aus dem Fenſter zu thun.

Einen ähnlichen Streich ſpielte die Einbildungskraft einem bis dahin an Leib und Seel geſunden ſiebzehnjährigen Mädchen. Ihr lebender Bruder erſcheint ihr im Traume mit dem Zuruf: bereite dich, du mußt jetzt ſterben! — Indem wacht ſie auf, wird durch dieſe Täuſchung aufs heftigſte erſchüttert und betäubt, wirft ſich betend zur Erde nieder, um ſich zu ihrem nahen Ende vorzubereiten. Die durch ihr Klaggeſchrey aufgeſchreckten Angehörigen ſuchen ſie zu beruhigen, den vermeinten nahen Tod ihr auszureden, allein vergebens; ſie können ſie anfänglich nicht einmal bewegen, von der Erde aufzuſtehen, bis es endlich, einigen entfernt wohnenden nahen Anverwandten, die hinzugerufen werden muſten, gelingt, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Jetzt befindet ſie ſich vollkommen wohl, und gedenkt erſt die Freuden dieſes Lebens noch in vollen Zügen zu genieſſen. Ein neuer Beweis, daß weibliche Imagination reitzbarer und ausſchweifender als Männer-Imagination iſt!*)

---

*) Hierzu kann die Geſchichte der Schwärmer, die bisher für die Pſychologie noch zu wenig genutzt iſt, ſonderbare Beiſpiele in Menge liefern. Auf eins der auffallendſten muß ich doch aufmerkſam machen: Ein 20jähriges Mädchen vermiſchte übertriebene Religions-Schwärmerey ſo ſehr mit Verliebtheit, daß ſie endlich aus bloßer Furcht, den Gegenſtand ihrer Liebe vielleicht nicht zu erhalten, in völlige Verrückung des Verſtandes fiel. Sie bekam Entzückungen, ſprach oft und viel

Sollten ſolche unwillkührliche Vorſtellungen, wie die meinigen bei der Fieberhitze, nicht auch im geſunden Zuſtande des Körpers, bei gleich hohen Grade der Hitze des Bluts, entſtehen können? (Findet doch der philoſophiſche Arzt eine Urſache mancher Verwirrungen des weiblichen Verſtandes, beſonders derer, die aus der Furcht entſtehen, in der verhaltenen monatlichen Reinigung) — Wenigſtens iſt jene, durch die ſich ausbildende Organiſation, bewirkte größere Wärme des Körpers, unſtreitig eine geſchäftige Gehülfin der ſchöpferiſchen Einbildungskraft in den Jünglingsjahren. Eben ſo fühl ich mich oft, nach einer ſtarken und ermü-

denden

---

viel von der nahen Ankunft der Gerichte Gottes und des Bräutigams inſonderheit. Mit dieſem unterredete ſie ſich ſehr freundſchaftlich, und ſtrebte oft darnach, denſelben in ihre Arme zu ſchlieſſen. Erſcheinungen, die ſich leicht erklären laſſen! — Hierbei hatte ſie noch den vernünftigen Gedanken, niemand, als ihr Buſenfreund, könne ihr Arzt ihr Helfer ſeyn. Endlich verließ ſie den himmliſchen Bräutigam mit dem Troſte: es ſey Gottes Wille, ſie ſolle ihren Geliebten heirathen. Von dem Augenblick an hörten alle Entzückungen auf, und der irdiſche Bräutigam blieb ihr einziger Arzt und Freund. — Ohne Zweifel vermehrten die Angehörigen durch ihre Einfalt und Leichtgläubigkeit dieſes Uebel, wobei, anfänglich wenigſtens, Verſtellung mit zum Grunde lag. Dieſe Geſchichte mit bedeutenden Winken ſ. in Theobald, oder die Schwärmer. Eine wahre Geſchichte von Hrn. Stilling. 1ſter Band Leipzig 1784. 8.

V.

denden Leibesbewegung, zu lichtvollen Vorſtellungen am aufgelegteſten.

Wie oft ſteigen nicht bey geſunden Tagen in unſerer Seele Gedanken auf, die uns, wenn wir ſie nur näher analiſirten, ſonderbar genug vorkommen würden! Allein die Seele kann bei dem höchſten Grad der Empfindniß oder Eindrucksfähigkeit gerade ſo geſtimmt ſeyn, daß die Bilder, während dieſer Ebbe und Fluth, ſo geſchwind wieder verſchwinden, als ſie ſichtbar werden, eben weil ſie ſich an die übrigen Vorſtellungen nicht anknüpfen, daher Eindruck und Bewußtſeyn nicht ſtark, nicht bleibend ſeyn kann.

J. Gottfr. B..w.g.
in Bſchwg.

VII.

Ueber die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren.

Das Wunderbare iſt zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei den roheſten und unwiſſendſten ſowohl, als bei den kultivirteſten und aufgeklärteſten ein Gegenſtand ihrer beſondern Aufmerkſamkeit und Hochachtung geweſen. Jede Nation glaubt an geſchehene Wunder, und iſt geneigt an zukünftige zu glauben. Jede Religion, oder eigentlicher zu reden, das Anſehn jeder Religion, gründet ſich nach der Meinung der größern Menge auf den Glauben an wundervolle Begebenheiten, und durch dieſen Glauben, eben weil er von jeher der Glaube der größern Menge war, ſind unter den Menſchen die wichtigſten Revoluzionen bewürkt worden, welche die ſcharfſinnigſte Philoſophie und weiſeſte Politik, verbunden mit der unumſchränkteſten Gewalt nie zu Stande gebracht haben würde — und welche wichtige Veränderungen wird dieſer Wunderglaube nicht noch in Zukunft hervorbringen können! — Doch hievon wollte ich nicht reden. Meine Abſicht geht dießmal nur vornehmlich dahin, einige Gedanken über die Neigung des menſchlichen Geiſtes zum Wunderbaren in pſychologiſcher Rückſicht aufzuſetzen, und ihre Urſachen, und Aeuſſerungen zu beleuchten.

Weil der Glaube an Wunderwerke ſich allemal auf den Glauben an ein unſichtbares, oder mehrere unſichtbare Weſen, und deren beſondern Einfluß auf die Begebenheiten der Welt gründet; ſo will ich hier nur noch dieß Wenige vorausſchicken.

Wir ſind durch die tägliche Erfahrung ſo unendlich oft belehrt worden, daß eine jedwede Würkung eine vorhergegangene Urſach zum Grunde haben muß, daß auch der gemeinſte Verſtand, gleichſam durch eine mechaniſche Verknüpfung ſeiner Vorſtellungen von Urſach und Würkung, gezwungen wird, ſich da eine Urſach hinzudenken, wo ſie auch nicht in die Sinne fällt, oder überhaupt ganz unbekannt iſt. Unſere Seele fühlt gemeiniglich eine Art von beſonderer Unruhe, ſo lange ſie noch nicht die zureichende Urſache einer Begebenheit kennt, und in dieſer Unruhe fühlt der Menſch ſich beſonders ſehr geneigt, zur Befriedigung ſeiner Wißbegierde Urſachen zu fingiren, und dieſe fingirten für die wahren zu halten. Ein Fehler, worein oft ſelbſt die größten Köpfe gefallen ſind. Der gemeine Menſchenverſtand nimmt hiebei ſeine Zuflucht gemeiniglich zu einem Mittel, wodurch er auf einmal ſeine Wißbegierde, ohne daß er ſchwerere Unterſuchungen über die Natur der Dinge nöthig hat, zu befriedigen glaubt, und wobei ſeine Phantaſie zugleich auf eine angenehme Art unterhalten wird — er macht unſichtbare Weſen zu den Urſachen ihm unerklärbarer Begebenheiten. Je mehr dergleichen Begebenheiten der, mit den natürlichen Beſchaffenheiten der Dinge unbekannte menſchliche Verſtand in der Welt antraf, je geneigter mußte er ſich fühlen, an jene unſichtbaren Geiſter zu glauben, und ihre unmittelbare Einwürkung auf die Welt ſich bei den natürlichſten Zufällen vorzuſtellen, von denen er nicht den phyſiſchen Grund kannte. Es iſt daher wohl nicht zu läugnen, daß die Menſchen nicht durch tiefes Nachdenken, oder Offenbarungen, ſondern durch Unwiſſenheit in der Naturlehre, und durch die Neigung zum Wunderbaren zuerſt auf die Begriffe von Geiſtern und Göttern guter und böſer Art gekommen ſind. Die alte Philoſophie und Dichtkunſt haben ſich gleich eifrig bemüht, dieſe Begriffe, welche vornehmlich die Großen zur Lenkung ihrer Untergebenen ſo nöthig hatten, zu befeſtigen, und zu verſchönern; aber aller ihnen gegebene dichteriſche Schmuck, und alle Philoſophie hat nicht zureichen wollen, ihren Urſprung aus einem rohen Zeitalter der menſchlichen Vernunft vor den Augen aufgeklärterer Richter zu verhüllen.

Doch zur Sache. — Die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren, und, ich kann hinzuſetzen, zum Fabelhaften, hängt lediglich von dem ſo mächtigen Triebe der menſchlichen Seele ab, neue Vorſtellungen, und zwar ſolche zu empfangen, wodurch ungewöhnlich lebhafte angenehme Empfindungen in uns hervorgebracht, und erhalten werden. Jene neuen Vorſtellungen, wonach wir vermöge eines uns natürlichen Erweiterungstriebes unſerer Geiſtesthätigkeit ſtreben, ſind uns allemal um ſo viel willkommener, je mehr ſie den Reiz der Neuheit an ſich haben; je weniger ſie alſo an eine uns ſchon geläufige Menge bekannter Vorſtellungen gränzen, und je lebhafter die Eindrücke ſind, welche ſie in dem Gebiete unſerer Empfindungen zurücklaſſen. Das Wunderbare iſt aber vornehmlich geſchickt, lebhafte Eindrücke auf uns zu machen und unſere Leidenſchaften zu erſchüttern. Wir fühlen es ſehr deutlich, daß unſere Seele in eine heftige Bewegung geräth, wenn uns eine wunderbare Begebenheit erzählt wird; oder wenn wir ſie ſelbſt zu ſehen Gelegenheit haben. Unſer Blut fängt heftiger zu wallen an, unſere Gedanken folgen in einer ungewöhnlichen Schnelligkeit auf einander. Unſere Aufmerkſamkeit ſcheint ſich mit jedem Augenblicke zu verdoppeln. Alle unſere Seelenkräfte ſind geſpannt, um keinen Umſtand der ſonderbaren Begebenheit auſſer Acht zu laſſen, und dieſe Spannung drückt ſich ſogar in Zügen unſeres Geſichts aus. Man hat ſogar merkwürdige Beiſpiele, daß Menſchen dabei in Ohnmachten und Wahnſinn gefallen ſind. Nichts iſt uns unangenehmer, als in dieſem Zuſtande lebhafter Vorſtellungen, worein uns das Wunderbare verſetzt hat, durch Gegenſtände geſtört zu werden, welche dieſe neuen Vorſtellungen unterbrechen, und wir wünſchen nicht ſelten — wenn wir auch gleich an die wunderbare Begebenheit ſelbſt nicht glauben können — daß ſie wahr ſeyn möchte. So angenehm iſt das Vergnügen, welches wir daraus ſchöpfen, und ſo ſtark der Reiz, welchen die Bewunderung für unſere Vorſtellungen und Empfindungen hat.*) Die Wunderthäter älterer und neuerer

---

*) Hume — der unſterbliche Hume, hat ſehr Recht. Die Leidenſchaft des Erſtaunens und des Bewunderns, ſagt er, die durch die Wunderwerke erregt wird, iſt eine angenehme Bewegung und Aufwallung des Gemüths, und lenket uns deswegen auf eine merkliche Weiſe

Zeiten haben hierin die menſchliche Seele ſehr gut gekannt. Sie haben den erſtaunlichen Hang derſelben zum Wunderbaren zu nähren, und ihre Phantaſie für ihre Plane durch allerlei Kunſtgriffe zu erhitzen gewußt, und die Menſchen — die ſo leicht zu täuſchenden Menſchen — haben ihnen auch bereitwillig die Hände gebothen, ſich hintergehen zu laſſen. —

Mich dünkt, es giebt noch einen Hauptumſtand, wodurch die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren ſo ſtark, und dieſes ſo anziehend für ſie iſt, ich meine den, daß wir nicht nur mit einer angenehmen Leichtigkeit und Schnelligkeit unſeres Geiſtes jene neuen Ideen, die durch das Wunderbare in uns hervorgebracht werden, auffaſſen; ſondern daß auch jedesmal unſere Einbildungskraft dadurch aufs lebhafteſte beſchäftigt wird. Alles was dieſe in uns unaufhörlich thätige Kraft der menſchlichen Seele in Bewegung ſetzt, alles was ihr neue

Bilder

Weiſe diejenigen Begebenheiten zu glauben, durch welche ſie erregt wird. Und dieſes geht ſo weit, daß ſelbſt diejenigen, welche dieſes Vergnügen nicht unmittelbar genieſſen, noch diejenigen wunderbaren Begebenheiten glauben können, von denen ſie berichtet werden, dennoch dieſes Vergnügens von der andern Hand, und gleichſam durch eine Zurückprallung theilhaftig werden wollen, und einen Stolz und eine Beluſtigung darin ſuchen, die Bewunderung anderer zu erwecken. Siehe Humes Verſuch von den Wunderwerken.

Bilder verſchaft, geſetzt daß auch dieſe Bilder ſelbſt etwas Schreckliches an ſich haben ſollten, hat einen beſonders hohen Grad des Vergnügens für uns, und wir ſchätzen dieſe Art des Vergnügens um ſo viel mehr, weil es unzähliger Abwechſelungen fähig iſt, und nicht, wenn es lange genoſſen wird, wie die Ergötzungen der Sinne am Ende Ekel mit ſich führt. Es iſt bekannt, daß die Bilder unſerer Einbildungskraft, welche ohnedem noch den Reiz haben, daß ſie ſich ohne Anſtrengung des Geiſtes von ſelbſt darbieten, oft ſo lebhaft und mächtig in uns werden können, daß ſie uns nicht ſelten aus einer würklichen Welt in eine idealiſche hinausheben, worin es uns denn deswegen gemeiniglich ſo wohlgefällt, weil wir lauter unbekannte Dinge darin antreffen, die unſere Neugierde beſchäftigen. Nichts beſchäftigt und unterhält daher unſere Einbildungskraft mehr, als das Wunderbare. Eine natürliche Begebenheit macht darum den lebhaften Eindruck nicht auf uns, weil ſie gemeiniglich ſchon in allen ihren Theilen beſtimmt iſt, weil ſie nichts Beſonderes enthält, was unſere Neugierde reitzt, und weil wir dergleichen Begebenheiten ſchon oft geſehen und gehört haben. Mit dem Wunderbaren verhält ſichs ganz anders. Hier bemerken wir lauter neue Gegenſtände, eine ganz neue Scene wird auf einmal vor unſern Augen eröfnet, und hundert angenehme Bilder unſerer Phantaſie ſchwärmen um uns herum. Die Ideen, womit wir uns ſogern beſchäftigen, daß gewiſſe

über-

überirrdiſche Weſen bei einer wundervollen Begebenheit mit im Spiele geweſen ſeyn müſſen; die dunkeln uns in Erſtaunen ſetzenden Begriffe von der auſſerordentlichen Kraft, die, um jene Begebenheit zu Stande zu bringen, erfordert wurde; die Wißbegierde, wie doch wohl wunderthätige Menſchen in den Umgang mit der Gottheit gekommen ſeyn mögen, und wie ſie ſich darin zu erhalten wiſſen; die äuſſerſt ſchnelle, ungewöhnliche, uns unbegreifliche Zuſammenſtellung von Umſtänden, die eine wunderbare Scene ausmachen — alles dies erhält unſern Geiſt in einer beſtändigen Spannung, und weil unſere Wißbegierde dabei eigentlich nie ganz befriedigt wird, weil uns dabei, wenn wir auch einen deutlichen Begrif von dem Zuſammenhange der Begebenheit haben, immer die geheime Einwürkung der Gottheit auf Sachen und Perſonen unbegreiflich bleibt; ſo verdoppeln jene Umſtände unſere Aufmerkſamkeit ohngefähr ſo, wie wir unſere Augen anſtrengen, um eine entfernte uns ſonderbar vorkommende Sache zu ſehen. Unbefriedigte Wißbegierde iſt es alſo vornehmlich, was unſere Seele ſo geneigt gegen das Wunderbare macht. Ueberhaupt aber reizt in unzähligen Fällen das Unvollendete, Halbbekannte und Verſteckte in Erzählungen ſowohl, als Begebenheiten und Gegenſtände menſchlicher Künſte und Wiſſenſchaften unſere Aufmerkſamkeit mehr, als das Beſtimmte, Vollendete und Bekannte, weil durch jenes nach einem pſychologiſchen Erfahrungsſaße die Lebhaftigkeit unſerer Ideen in Bewegung erhalten; durch dieſes aber gewiſſermaßen eingeſchränkt wird.

Die Würkungen, welche das Wunderbare in unſerer Seele hervorbringt, fangen ſich allemal durch jenen Zuſtand des Gemüths an, den wir Erſtaunen, oder wenn wir nicht ſo lebhaft wie bei dieſem afficirt werden, Bewunderung zu nennen pflegen; Gefühle, die ſich mehr durch ihre Empfindungen von einander unterſcheiden, als ſich genau beſchreiben laſſen. Alles, was ſich der menſchliche Geiſt als etwas Großes und Erhabnes, in der Geiſterwelt ſowohl, als in der Körperwelt vorſtellt; wobei er ſich die Ueberwindung, oder die Nothwendigkeit der Ueberwindung einer Menge von Hinderniſſen und Gefahren denkt; wo er ſich lebhafte Begriffe von einer auſſerordentlichen Kraft macht, die entweder mit einer unerwarteten Schnelligkeit, oder in einem großen Umfange würkt, erregt in uns jenes Gefühl des Erſtaunens, welches bisweilen, wenn es zu ſtark, und durch zu lebhafte Bilder der Phantaſie erzeugt wird, in eine Betäubung unſerer Sinne ausartet, welche die Folge unſerer Vorſtellungen unterbricht, und den Gebrauch unſerer Sprache aufhebt.

Mich dünkt, daß Erſtaunen, es mag nun entweder durch eine wunderbare Begebenheit, oder durch etwas körperlich Erhabenes hervorgebracht werden, überhaupt genommen allemal von einigen dunkeln Begriffen über die Sache begleitet werden muß, wenn unſere Seele in dieſem Zuſtand gerathen ſoll. Dunkele Vorſtellungen haben eine erſtaunliche Gewalt über das Gebiete unſerer Empfindungen, ſonderlich zur Hervorbringung der Furcht, und des damit ſo nah verwandten Erſtaunens. Die Erfahrung iſt offenbar für jene Behauptung. Wir fühlen es deutlich, daß ein erhabener Gegenſtand, eine wunderbare Begebenheit, welche in uns ein Erſtaunen hervorbringt, dieſe Würkung nicht mehr, wenigſtens lange nicht in einem ſo hohen Grade äuſſert, wenn jener Gegenſtand in ſeine einzelnen Theile zergliedert, nach den verſchiedenen Verhältniſſen ſeiner Größe einzeln betrachtet; und dieſe Begebenheit nach ihren einzelnen geheimen Triebfedern uns deutlich vor Augen geſtellt wird. Unſere Bewunderung hört auf, wenn wir uns das Ding auf einmal deutlich nach ſeinem ganzen Umfange vorſtellen können.

Unter den ſinnlichen Gegenſtänden erregen ein Erſtaunen beſonders Dinge von einer großen Dimenſion, vornehmlich einer großen Höhe und Tiefe; oder wo wir uns vermöge unſerer Einbildungskraft eine große Dimenſion hinzudenken, daher Dunkelheit und Finſterniß ſo leicht ein Erſtaunen erzeugt, weil wir uns alles Dunkele von einer ungeheuren Ausdehnung denken, wenn wir ſeine Gränze nicht überſchauen können; Aeuſſerungen einer ſehr großen Kraft, ſie mag nun als eine todte, oder lebendige

Kraft betrachtet werden; ſehr ſchnelle Bewegung eines Körpers; unerwartete fürchterliche, oder auch angenehme Töne die uns überraſchen — alle Gegenſtände, wovon wir uns in dem Augenblicke der Ueberraſchung und des Erſtaunens keine deutlichen, ſondern nur dunkele Begriffe machen können.

Bei Vorſtellungen von etwas Wunderbarem ſcheint unſere Seele ohngefähr ſo afficirt zu werden, als wenn ſich ihr Gegenſtände von einer ſehr groſſen Dimenſion darſtellen. Nur iſt hierbei der Unterſchied zu merken, daß das durchs Wunderbare erregte Erſtaunen von einer längern Dauer iſt, als dasjenige, welches ſichtbar erhabene Gegenſtände in uns hervorbringen. Der Grund der Dauer einer Empfindung liegt allemal in der längern Lebhaftigkeit unſerer Vorſtellungen einer Sache, und dieſe längere Lebhaftigkeit unſerer Vorſtellungen bei dem Wunderbaren hängt gewiß davon ab, daß das Wunderbare in allen ſeinen Theilen wunderbar und erhaben iſt, daß wenn wir es auch Stückweiſe betrachten wollen, wenn uns nur nicht dadurch die verſteckten natürlichen Triebfedern deſſelben bekannt werden, immer der Zuſtand der Bewunderung unſerer Seele noch fortdauert, weil uns noch viel Unbekanntes davon zu wiſſen übrig bleibt, und unſere Aufmerkſamkeit eben dadurch immer gleich lebhaft erhalten wird.

Sichtbar erhabene Gegenſtände aber hören gemeiniglich auf, unſer Erſtaunen zu erregen, ſobald wir ſie in ihre einzelnen Theile zerlegen und uns das Ganze mehr ſucceſſiv als auf einmal und folglich dunkel vorzuſtellen anfangen. Hierzu kommt noch der beſondere Umſtand, daß wir uns nach und nach an erhabene ſinnliche Gegenſtände, wenn wir ſie oft ſehen, ſo gewöhnen können, daß ſie endlich keinen, oder doch nur einen geringern Grad des Erſtaunens in uns erzeugen. Ich gebe zu, daß ſich unſere Phantaſie endlich auch an das Wunderbare gewöhnen kann; aber dieſes Gewöhnen geſchieht gewiß bei dieſem auf eine weit langſamere Art, als bei ſichtbar erhabnen Gegenſtänden. Wir können eine wunderbare Begebenheit hundertmal erzählen hören, und doch wird ſie uns immer neu zu bleiben ſcheinen. Unſere Einbildungskraft wird bei jeder wiederhohlten Erzählung von neuem mächtig aufleben, unſere Wißbegierde wird uns immer wieder antreiben, die wunderbaren Maſchinen zu entdecken, wodurch jene Begebenheit bewürkt wurde, und eine Reihe von Jahrhunderten ſelbſt, die ſeit geſchehenen Wunderwerken bis jetzt verfloſſen ſind, wird uns gegen Dinge nicht gleichgültig machen können, die wir gleichſam noch jetzt vor Augen zu ſehen glauben. Wir verſetzen uns nur zu gerne in jene Epochen der Geſchichte, die ſich durch auſſerordentliche Begebenheiten und Wunderwerke auszeichnen, wir wünſchen zu dieſen Zeiten gelebt zu haben, und in dieſer

Stimmung unſeres Gemüths wird es auſſerordentlich leicht, alles — ohne Unterſuchung zu glauben, was uns aus jenen wundervollen Tagen erzählt wird; aber nicht nur zu glauben, ſondern uns auch gegen jeden zu entrüſten, welcher aus Gründen der Vernunft jene wunderbaren Begebenheiten, die ſich gemeiniglich unter ſehr unwiſſenden Leuten zugetragen haben, nicht glauben kann.

Doch ich komme wieder zu den Würkungen des Wunderbaren auf die menſchliche Seele zurück. Die lebhafte Bewegung, in welche unſere Phantaſie allemahl durch auſſerordentliche Begebenheiten verſetzt wird, theilt ſich zugleich einer Menge unſerer Leidenſchaften mit, die ſich bald mit Schrecken und Furcht, bald mit einer überwiegenden Freude, bald in beiden, oder gemiſchten Empfindungen äußern, je nachdem das Wunderbare einer Begebenheit bald ſo, bald anders auf unſer Herz würkt, und auf dieſes würkt es allemal, daher wir auch gemeiniglich einen ſo lebhaften Antheil an den Schickſalen ſogenannter Wunderthäter nehmen, und nicht ſelten noch eine Hochachtung für ſie fühlen, wenn auch ihre Betrügereien ſchon entdeckt ſind.

Nächſt dem Erſtaunen iſt Furcht und Schrecken gemeiniglich mit dem Zuſtande der Bewunderung verbunden, obgleich jenes von dieſen letztern Empfindungen ſehr verſchieden ſeyn kann. Die Vorſtellung von gewiſſen bei wunderbaren Begebenheiten verborgenen unſichtbaren Kräften und Geiſtern erregt nie Empfindung des Erſtaunens allein, wie andere erhabene Gegenſtände pflegen, ſondern wir nehmen zugleich ein Gefühl von Furcht und Schrekken in uns wahr, ſobald wir uns das Wunderbarerhabene in Verbindung mit jenen unſichtbaren Weſen denken. Der Grund von dieſer beſondern Art des Erſtaunens liegt ohnſtreitig darin, daß wir immer mehr geneigt ſind, uns die Gottheit als die unmittelbare Urſach des Wunderbaren, von einer ſchrecklichen, als liebevollen Seite vorzuſtellen; weil wir fühlen, daß keine Kraft unſerer Natur zureichen würde, die Gewalt eines unſichtbaren Weſens aufzuhalten, wenn ſie gegen uns gerichtet würde, und weil wir ſogleich immer an andre ſchreckliche Begebenheiten denken, die ehemals von der Gottheit die Menſchen zu beſtrafen, veranſtaltet wurden, und dieſe Ideen zuſammengenommen zwingen uns die Furcht ab, die wir empfinden, wenn wir die Gottheit gleichſam vor unſern Augen in wunderbaren Begebenheiten handeln ſehen. Wenn auch darin der Dichter nicht Recht haben ſollte, daß die Furcht zuerſt den Glauben an das Daſein der Götter unter den Menſchen eingeführt habe; ſo iſt doch nicht zu zweifeln, daß Furcht ihnen zugleich ihre Altäre erbauen, und ihnen Opfer bringen halfen, um ihren Zorn gegen die Menſchen zu beſänftigen.

Ohnerachtet jener Empfindung der Furcht und des Schreckens, die wir gewöhnlich bei Vorſtellung einer wunderbaren Begebenheit in uns wahrnehmen,

men, begleitet uns doch dabei auch oft eine gemiſchte Empfindung der Freude, die bald allein durch die Neuheit der Sache hervorgebracht, bald durch den Antheil erzeugt wird, den wir an der glücklichen Entwickelung wunderbarer Zufälle nehmen. Auch ſind nicht alle Wunderwerke ſchrecklich, ſondern viele ſtimmen ſo ſehr mit den Wünſchen unſeres Herzens überein, daß ſich nicht ſelten unſere Freude darüber in ein Entzücken verwandelt, zumal wenn es denjenigen Leuten in einer Wundergeſchichte gut geht, für die ſich unſer Herz gleichſam durch eine zärtliche Sympathie erklärt hat, wenn ſie auch gleich ſeit Jahrhunderten nicht mehr — oder wol gar nicht in der Welt geweſen ſind; denn unſere Gefühle täuſchen uns oft ſo ſehr, daß wir ſelbſt von Schickſalen ſolcher Perſonen gerührt werden, die in der bloßen Einbildungskraft eines Dichters, oder Romanſchreibers exiſtirt haben.

Es ſei mir erlaubt zum Beſchluſſe dieſes Aufſatzes noch jener beſondern Erſcheinung der menſchlichen Seele zu gedenken, die ſich bei Leuten von einer ſehr lebhaften Einbildungskraft ſchon ſo oft gezeigt hat, und ſich in unſern Tagen bei ſo manchem erhitzten — auch wohl aufgeklärten Kopfe, bis dieſen Augenblick zeigt — nehmlich des ſchwärmeriſchen Gefühls, welches jene Leute von einer eigenen beiwohnenden Wunderkraft zu empfinden glauben. Man kann alle menſchlichen Wunderthäter der alten und neuen Geſchichte in zwei Klaſſen theilen, in ſolche,

che, die nie geglaubt haben, daß ſie Wunder thun könnten; aber es doch zur Erreichung gewiſſer politiſchen oder moraliſchen Endzwecke vorgaben, — dieß waren gefliſſentliche Betrüger, — und in ſolche, die wirklich glaubten, daß ihnen eine Kraft Wunder zu thun wirklich mitgetheilt ſei, ohne daß ſie dieſe Kraft beſaßen. Von dieſen letztern Wunderthätern, die in ſich eine Wunderkraft fühlten, ob ſie ſie gleich nicht hatten, will ich nur mit Wenigem reden.

Dieſe ſind — und waren meiſtentheils gutmüthige Schwärmer, welche durch einen eingebildeten Umgang mit der Gottheit, den ſie nicht ſelten im Schlaf und Traum unterhielten; durch allerlei geiſtliche und ſtrenge Uebungen, vornehmlich durch die ſogenannte Kreuzigung des Fleiſches, es dahin gebracht zu haben glaubten; daß ſich ihnen die Gottheit nicht nur beſonders mittheilen könne, ſondern auch als Gliedern ihres Weſens mittheilen müſſe; (denn faſt alle Schwärmer haben ſich mit Gott in einer myſtiſchen Vereinigung zu einem Ganzen betrachtet) die aber doch auch auf der andern Seite gemeiniglich Stolz genug beſaßen, um ſich von andern Menſchen auf eine auſſerordentliche Art auszeichnen zu wollen. Kein Schwärmer, ſelbſt der berühmte Gaßner nicht, der uns oft als das höchſte Muſter der Demuth und der ſittlichen Einfalt geſchildert worden iſt, war vom Stolze frei, und man müßte das menſchliche Herz nicht kennen, wenn man jene Leute davon freiſprechen wollte. Es iſt eine ſehr richtige Bemerkung eines großen Kenners des menſchlichen Herzens, daß ſich Stolz, wenn er kein anderes Mittel mehr wiſſe, um ſich der Welt zu zeigen, in freiwilliger Erniedrigung und Demüthigung nähre. Bemühen, keinen Stolz zu zeigen, iſt alſo an ſich ſchon ein ſehr hoher Grad von Ruhmſucht, indem man die Welt überreden will, daß man — was unter tauſenden ſo wenige können, — über die mächtigſte Neigung des menſchlichen Herzens Herr werden kann, und ich nehme mir die Freiheit zu behaupten, daß geheimer geiſtlicher Stolz, um das Ding bei ſeinem rechten Namen zu nennen, die meiſten Wunderthäter zu Wunderthätern gemacht habe, und daß der ſtolze Gedanke, beſondere Vertraute der Gottheit zu ſeyn, ihrer Einbildungskraft alle die liſtigen Kunſtgriffe erfinden half, wodurch ſie ſich ſo glücklich in ihrem Anſehn, wenigſtens bei der größern Menge zu erhalten gewußt haben.

Aber wie mögen die Schwärmer auf die Idee einer ihnen beiwohnenden Wunderkraft gekommen ſeyn? Auf eine ſehr natürliche Art, und gewiſſermaßen auch auf einerlei Wege ihrer Vorſtellungen. Unſere Phantaſie kann mit uns machen was ſie will, wenn der ihr ſo nöthige Führer, die geſunde Vernunft, erſt von ſeinem Poſten vertrieben worden iſt. Ihre Gefühle können leicht eine ſolche Gewalt über uns bekommen, daß ſie die Empfindungen der

Sinne verdunkeln, und uns Dinge als gegenwärtig darſtellen, die nie exiſtirt haben. Was ſieht nicht alles der im hitzigen Fieber liegende, und der Wahnwitzige in ſeiner Phantaſie! Der Schwärmer liegt gewiſſermaßen auch an einem dieſer Uebel krank, ohne daß er es weiß und glaubt. Die ſo lebhafte Art zu denken und zu empfinden, die allen Schwärmern eigen iſt; das immerwährende Bemühen, die Seele mit Bildern aus der Geiſterwelt zu unterhalten, und gefliſſentlich von der äußern Welt zurück, und in ſich ſelbſt zu kehren; das ängſtliche Auflauren auf den Kampf unſerer ſinnlichen Natur mit göttlichen ſich eingebildeten in uns wohnenden Kräften; die ſeltſame Anſtrengung unſerer Natur, unſere Sinnlichkeit durch fromme Bilder der Phantaſie zu verſcheuchen — alles dies muß über lang oder kurz in der Seele des Schwärmers Gefühle erzeugen, die er in dem noch geſunden Zuſtande ſeiner Seele nie gehabt hat; die er nun aber, da ſie ihm unmittelbar in den Augenblicken, wenn er ſich mit der Gottheit beſchäftigt, aus dieſer Beſchäftigung zu entſtehen ſcheinen, wegen ihrer ganz beſondern Lebhaftigkeit für Eingebungen der Gottheit hält, ſo leicht ſie ſich auch aus der Natur der menſchlichen Seele und des Körpers — freilich als Krankheiten und Auswüchſe unſerer Phantaſie, mögen erklären laſſen. Wer erſt glauben kann, daß die Gottheit mit ihm in einem ſo genauen Umgange ſtehe, daß ſie auf ihn beſonders influire, der hat nur noch einen Schritt zu thun, zu glauben, daß man durch jene Influenz auch Wunder verrichten könne. Dieſer Glaube iſt gleichſam das non plus ultra aller Schwärmer geweſen; bis hierher haben ſie nur zu kommen geſucht — und konnte wohl etwas in der Welt mehr ihrem Stolz ſchmeicheln, als eben dieſer Glaube! Was ging es übrigens den Schwärmer an, ob er auf Koſten der geſunden Vernunft geglaubt wurde, da ohnehin von jeher die Schwärmerei alles angewandt hat, um die geſunde Vernunft zu unterdrücken, und ſie als eine armſelige Führerin der Wahrheit auszuſchreien.

C. F. Pockels.

Nachtrag
zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Umriß der Krankheitsgeſchichte eines zwölfjährigen Knaben.

Ich halte es für nöthig, dieſer Geſchichte einige Bemerkungen über den wahrgenommenen Charakter dieſes Knabens voranzuſchicken, weil von dieſem vielleicht auf die Krankheit ſelbſt könnte geſchloſſen werden. Der Knabe iſt von kleinem Wuchs und ſehr dicke, zum Nachdenken und zum Mitleid ſehr geneigt. Er entwirft oft Plane auf ſein zukünftiges Leben, die von Einſicht zeugen und einem Jüngling Ehre machen würden. Bei Unglücksfällen der Seinigen ſo wie bei fremder Noth wird er auſſerordentlich gerühret und ſcheint heimlich auf Mittel zu denken, womit er ſolcher abhelfen könne. Daher iſt er auch überaus beſtrebſam und verräth bei keiner Arbeit die ihm nutzbar dünkt, einige Ermüdung. Oft hat er ſich ſchon über Vermögen angeſtrengt und vielleicht haben die bisherigen Strapazen nicht wenig Einfluß auf die jetzige Zerrüttung ſeiner Geſundheit gehabt. So hat er z. B. einen

Weg von 3 Meilen zurückgelegt, 12 Schornſteine für ſeinen Vater gefegt und gleich darauf iſt er eben dieſen Weg nach Haus gegangen.

Einige Tage vor Oſtern dieſes Jahres, da dieſer Knabe mit ſeiner Mutter allein iſt, kommt eine Nachbarin und erzählt der Mutter, wie eine dritte Frau in der Nachbarſchaft Gott geläſtert habe. Sie wiederholt nicht nur die abſcheulichen Reden ſelbſt, ſondern beſpricht ſich auch mit der Mutter des Knabens über die ſchrecklichen Strafen, welche die Gottesläſterin einſt in der Hölle werde auszuſtehen haben. Der Knabe hört ganz ſtill und nachdenkend zu. Des andern Tags früh erwacht er mit Weinen und Klagen und erzählt, daß ihn im Traume der Teufel verfolgt habe. Er ſelbſt hält dieſen Traum für bedeutungsvoll und die Mutter nimmt ihn zur Gelegenheit, ſich mit dem Träumer über Religionswahrheiten, beſonders über die Sünde und deren Strafen, zu unterhalten. Dieſes Geſpräch macht ſo groſſen Eindruck auf ihn, daß er die Mutter flehentlich bittet, ſie möchte doch bei Gott für ihn bitten. Ja, ſagt die Mutter, lieber Sohn, fremdes Gebet hilft nichts, du mußt ſelbſt beten; darauf giebt ſie ihm ein Geſangbuch und ſchlägt ihm ein Lied auf, deſſen Anfang ich nicht behalten habe, deſſen Inhalt aber auf die letzten Dinge ging. Der Knabe befindet ſich zu matt zum Aufbleiben und ſetzt ſich ins Bette, lieſt da das Lied, wird ſprachlos und verlangt durch Zeichen Papier,

pier, Dinte und Feder. Als ihm dieſes gereicht wird, ſchreibt er auf ein Zeddelchen:

„Chriſtus iſt für mich geſtorben und mein Erlöſer worden.“

Darauf legt er ſich nieder, wird immer kränker und matter und verlangt nur bisweilen durch Zeichen etwas zu eſſen. Doch kann er nur wenig und nichts als Suppen zu ſich nehmen, denn die Kinnladen waren zuſammengeſchloſſen. *) Nach einigen Tagen kann er auf dem einen Auge nicht mehr ſehen und den folgenden iſt er ganz blind. So liegt er einige Tage, nimmt wenig zu ſich und wird ſo ſchwach, daß jedermann, auch ſogar die Aerzte an ſeinem Aufkommen zweifelten. Mit einemmal aber erholt er ſich durch den ſich wiederfindenden Stuhlgang, der einige Tage ausgeblieben war. Er fängt an mit dem einen Auge zu ſehen und nach einigen Tagen erhält er wieder den vollkommenen Gebrauch ſeines Geſichts. Er nimmt mehr Speiſen zu ſich, die er mit den Fingern an den Zähnen zerreibt. Die verlohrnen Kräfte ſammeln ſich wieder und nach und nach wird er wieder ſo ſtark, daß er mit ſeiner Mutter 7 Stunden weit hieher gehen kann. Hier habe ich ihn ſelbſt geſehen, da er noch ſtumm war, und ſeine Gedanken durch Händezeichen mittheilte auch ziemlich unwillig ward, wenn man ihn nicht ver-

---

*) Ein Arzt, mit dem ich mich hierüber beſprach, nennte mir dieſe Krankheit, und ſagte, daß es eben das ſey, was man bei den Pferden Maulſperre zu nennen pflege.

verſtehen konnte. Seine Mutter, die gar keine Urſach hat, die Geſchichte anders zu erzählen, hat mir ſie ſo mitgetheilt, wie ich ſie hier vortrage. Von ſeiner weitern Geneſung und der Wiedererlangung der Sprache hat mir ſeine Mutter folgendes erzählt.

Als er von dieſer Reiſe 7 Stunden nach Hauſe kam und er immer die Aerzte ſowohl als andere Leute ſagen hörte, daß er würde ſprechen können, ſobald ſeine Zähne von einander gehen würden, gab er ſich in der Stille alle erſinnliche Mühe, es ſo weit zu bringen. Einſt geht er in Garten und hebt mit einem Hölzchen die Zähne von einander, ſo daß dieſes dazwiſchen ſtecken bleibt. Voll Freuden läuft er zu ſeiner Mutter und zeigt ihr mit frohen Geberden den glücklichen Erfolg ſeines Verſuchs, dieſe nimmt ſogleich die conſulirten Aerzte zu Hülfe, welche die kleine Oefnung mehr erweitern; ſo daß er den dritten Tag vollkommen ſprechen kann. Seit der Zeit habe ich ihn einigemal geſehen und geſprochen, und man merkt keine Veränderung, nichts von ſeiner Krankheit übergebliebenes an ihm. Von dem Traum bis zu Ende der Sprachloſigkeit mögen ohngefähr 5 Wochen vergangen ſeyn.

II.

Ich war ein Jüngling von ** Jahren. In meinem **ten verliebte ich mich in ein reizendes, tugendhaftes und äuſſerſt verſtändiges Frauenzimmer. Nur ſechs Monate ſah ich ſie, dann ward ſie wieder 50 Stunden von mir entfernt und ich bekam aus Betrübniß ein hitziges Gallenfieber. Nach meiner Geneſung blieb meine Liebe, ſie wurde ſogar täglich ſtärker. Noch ein halbes Jahr war ich an dem Orte und dann zog ich auf die Akademie. Auch hier blieb mein Mädchen in meinem Herzen ein ganzes Jahr und etwas drüber. Ohnerachtet ich von Natur ſehr ſtark zur Wolluſt geneigt war und jeder volle Buſen mich in Wallung brachte, ſo ließ ich mich doch nie hinreiſſen, aus Liebe zu meinem Mädchen. Einmal hatte ich ſie faſt auf etliche Stunden vergeſſen, da ich mit einem Frauenzimmer Abends allein in einer Laube war. Unſre Vertraulichkeit war ſtark geſtiegen und eben ſollte ſie den höchſten Grad erreichen, als das Mädchen, das ich im Arme hatte und die um meine Liebſchaft wuſte, ausrief, nun gute Nacht Louiſe! Das alberne Ding! unpolitiſcher hätte ſie nicht verfahren können, denn ich kam in den größten Affekt, ſtieß ſie zurück, und entfernte mich eilends. Ich war äuſſerſt aufgebracht über mich ſelbſt, und hätte faſt den größten Narrenſtreich, den ein Menſch begehen kann, begangen. — Meine Liebe wurde jetzt nur ſtärker.

Zwar war ich in Geſellſchaft und zu Hauſe meiſt munter und luſtig, aber doch hatte ich auch oft Stunden, wo ich vor Sehnſucht nach meinem Mädchen faſt verging. Den 18ten März eben dieſes Jahrs fiel eigentlich die Begebenheit, die ich für merkwürdig halte, vor. Ich war ausgelaſſen luſtig — ſo daß ſich auch meine Freunde, die mich nie ſo geſehen hatten, äuſerſt verwunderten. Um 5 Uhr Abends war mirs, als zupfte mich was, ich ſah herum; in der Stube war nichts, aber in meiner Seele ſtund mein Mädchen vor mir, halb nackt, lachte und ſchabte mir, wie man zu ſagen pflegt, ein Rübchen. Nun weiß ich faſt gar nicht, was eine halbe Stunde lang um mich vorging! Hernach fiel ich in die tiefſte Traurigkeit — alles war mir verhaßt — auf einmal wurde mirs leicht, und ich konnte weinen, wuſte aber nicht warum. — Drauf kam wieder ein Schauer — und der Gedanke — ſie iſt gefallen! — Ich ſetzte mich hin und ſchrieb —

Den 18ten März!

> Ahndung — ſchauerliche fürchterliche Ahndung! heute nach fünf Uhr iſt Louiſe geſtorben — tod für mich! — bald kommt die Todtenpoſt —

Hierauf ward ich ruhig. — Am andern Tag kam meine vorige Heiterkeit wieder — ich las den Zettel und lachte darüber. Aber — das Mädchen war aus meiner Seele — ich konnte, ich mochte nicht an ſie denken!

Ich bekomm einen Brief von einem Freunde! Siehe da, meine Ahndung iſt eingetroffen Und grade als wenn mein Freund gewuſt hätte, daß ich ſo eine Ahndung hatte. Er detaillirte alles. Tag und ſogar Nachmittags — — — jetzt iſt das Mädchen ganz aus meiner Seele. — Ich, der ich ſie ſo zärtlich, ich möchte ſagen 1½ Jahr ganz raſend liebte, trauerte gar nicht, ärgerte mich gar nicht? — Gern wolt' ich Ihnen den Ort meines Aufenthalts und meinen Namen beiſetzen aber —

III.

Der blinde Pfeffel und ſein Bruder gingen mit einem Freunde, der ein rechtſchaffner und aufgeklärter Geiſtlicher iſt, auf einem mit Bäumen beſetzten Platze öfters ſpazieren. Sie bemerkten, daß der Geiſtliche, wenn ſie auch noch ſo ſtark im Geſpräche waren, immer nur bis auf einen gewiſſen Fleck ging und dann wieder umkehrte. Sie gingen weiter, er nie. Auch ſah er in der Ferne oft ſchon nach dem Orte hin, wo er umzukehren pflegte. Dies ſchien den beiden Brüdern ſonderbar, und ſie befragten ihn um die Urſach. Er weigerte ſich lange herauszurücken, aber eben dies Weigern und die Einwendung, ſie würden ihn auslachen, reizte nur mehr zum Aufſchluß — ſie drangen ſtärker in ihn, und endlich ſagte er: Auf dem Flecke, wo er umkehrte, ſtände eine weiße lange hagere Menſchenfigur, die ihn verhinderte, weiter zu gehen. Die Brüder ſchwiegen, den andern Tag aber, als ſie wieder hier mit ihm ſpazierten, nahm ihn unvermerkt jeder beim Arme, und als ſie an die benannte Stelle kamen, riſſen ſie ihn nach ihrer Verabredung mitten durch. Er war in der ſtärkſten Erſchütterung, und wurde faſt böſe auf die Pfeffels. Die Figur ſtand nach ſeiner Ausſage an der vorigen Stelle. Nun merkten die Brüder den Ort. Sie gruben Abends nach, und fanden etliche Fuß tief im Boden ein Todtengeripp. Sie ſcharrten das Loch wieder zu, thaten das Gerippe in einen Sack, und befahlen einem Tagelöhner, es aufs Feld zu vergraben. Der Kerl ging mit fort, als er aber über einen Bach mußte, kam ihm eine Furcht an, und er ſchmiß den Sack ins Waſſer. Dies hat Pfeffeln ſehr leid gethan. Als der Pfarrer wieder mit ihm ſpazieren ging, und an die Stelle kam, wunderte er ſich ſehr, denn — die Geſtalt war nicht mehr da. — Dieſe Geſchichte kommt aus Pfeffels eignem Munde.

IV.

Indem ich im zweyten Stück des zweyten Bandes der Erfahrungs-Seelenkunde die Erzählung des Hrn. Prof. Wenert las, erwachte in mir die Erinnerung einer ganz ähnlichen Begebenheit, die ſich mit dem verſtorbenen Prof. Reuſch zu Jena zugetragen haben ſoll, deſſen Schriften untrügliche Beweiſe eines tiefen Nachdenkens und einer ſcharfſichtigen Beurtheilung haben, ob er gleich auch manche Meinungen hat, denen wohl nicht jeder Beyfall geben wird.

Ein würdiger Prediger, Namens Hellering, *) zu Geſchwalde in der Ukermark, deſſen Herz und Verſtand gleiche Achtung verdienten, und ihn allen denen, die ihn kannten, ehrwürdig machte, erzählte an einem ſchönen Winterabende noch mancherley Bemerkungen über die Kräfte der menſchlichen Seele. Er habe zu Jena ſtudiert, und vorzüglich den Vorleſungen des Prof. Reuſch beygewohnt, mit dieſem würdigen Mann habe ſich folgendes zugetragen. Nach der Reihe philoſophiſcher Materien wolte Reuſch die Gründe für die Unſterblichkeit der Seele vortragen, hatte aber ſo unvermeidliche Hinderniſſe, die ihn von der gehörigen Vorbereitung zu dieſem wichtigen Vortrag abhielten,

ſo

---

*) Er iſt der Verfaſſer einer Flora Boruſſica, die auch unter ſeinem Namen gedruckt worden zu Königsberg.

ſo daß er die Vorleſung bis auf den künftigen Tag verſchob. Gegen Abend ſucht er nun mit allem angeſtrengten Nachdenken ſeinen Gegenſtand zu prüfen und hängt mit ganzer Seele über der Würdigung der Gründe, kann aber zu keiner Berichtigung mit ſich ſelbſt kommen, verſchiebt daher den ſchriftlichen Aufſatz bis auf den künftigen Morgen, zu welchem Ende er früher als ſonſt aufgeweckt zu werden verlangt. In der Mitternacht ſteht Reuſch auf, geht zum Schreibepulte, nimmt Papier, Feder, Tinte, ſchreibt ſeinen Aufſatz über die Unſterblichkeit der Seele, und legt ſich wieder zu Bette.

Den folgenden Morgen weckt man ihn aus einem tiefen Schlafe, er eilt an ſeine vorhabende Arbeit zu gehn. Indem er Papier nehmen will, ſieht er einen Aufſatz von ſeiner eigenen Hand, und die völlige Ausführung ſeines Vorhabens zu ſeiner größten Zufriedenheit. Voll Erſtaunen weiß er ſich nicht zu faſſen, und niemand kann ihm über die Ereigniß der Sache ſelbſt einen Aufſchluß geben. Daß es ſeine Arbeit war, konnte er nicht leugnen, wie, und wenn er es aber geſchrieben, davon wuſte er ſich auch nicht das mindeſte zu erinnern. So hat es ſelbſt der verſtorbene Reuſch oftmals erzählt.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Treffende Gemählde von den mannichfaltigen Tönen in der Natur zu liefern, ſcheint zwar das Ziel zu ſeyn, wohin ſich die einfachen Laute zu ganzen Wörtern in der Sprache vereinigten.

Allein wie wenige hörbare Gegenſtände werden verhältnißmäßig durch die Wörter bezeichnet? Und nach was für einen Geſetz ſollen ſich alſo die einfachen Laute z. B. in den Wörtern Keller, Küche, Kaſten, Licht, Luft u. ſ. w. zu dieſen Worten vereinigen, da alle dieſe Gegenſtände mit keinem Schalle in der Natur können verglichen werden? — Sie können freilich mit keinem Schall verglichen werden, den wir bloß hören.

Allein zwiſchen dem Schalle, den wir ſelber hervorbringen, und zwiſchen den ſichtbaren Gegenſtänden läßt ſich eher eine Aehnlichkeit gedenken. Wir empfinden nemlich in unſerm Munde die jedesmalige Geſtalt der Sprachwerkzeuge, wodurch wir irgend einen Schall hervorbringen. Doch, dieſe Empfindung, welche vielleicht im Anfange nur äuſſerſt dunkel ſeyn mochte, veranlaßte den Menſchen, die Geſtalt eines ſichtbaren Gegenſtandes in ſeine Sprachwerkzeuge überzutragen, und ſie mit dem Ton zu benennen, den dieſelben in dieſer Lage hervorbrachten.

Die innre dunkle Empfindung von der jedesmaligen Geſtalt, und von der leichtern oder ſchwerern, geſchwindern oder langſamen Bewegung der Sprachwerkzeuge iſt es alſo, welche das geheime Band zwiſchen dem Sichtbaren und Hörbaren geknüpft hat. Daher kömmt es auch, daß wir der ganzen Schöpfung um uns nur durch den Stempel der Sprache, ein unverkennbares Bild von uns ſelber aufgedrückt haben; daher iſt das K, z. B. womit die Zunge die tiefſte Wölbung des Gaumens bezeichnet, ein Ausdruck des Tiefen und Ausgehöhlten.

Läßt es ſich alſo beweiſen, daß z. B. in unſrer deutſchen Sprache, nicht ſowohl wie wir dieſelbe zur Zeit reden, und wie ſie durch ihre Verfeinerung ſich immer weiter von ihrem erſten natürlichen Urſprung entfernt hat, ſondern in den Ueberbleibſeln aus dem Alterthum, und den hin und her zerſtreuten Mundarten, die noch am wenigſten von der Verfeinerung gelitten haben, das Hohle und Tiefe beſtändig durch einen Gaumenlaut bezeichnet wird, und läßt ſich die Aehnlichkeit mehrerer ſichtbarer Gegenſtände mit der Geſtalt der Sprachwerkzeuge, vermöge derer ſie benannt werden, würklich entdecken, ſo iſt es offenbar, daß ſich nach den Hauptgeſetze, die Sprachwerkzeuge den äußern Gegenſtänden ähnlich zu bilden, die einzelnen Laute zu ganzen Wörtern vereinigen. Und ſo wie bei den Wörtern, die aus mehrern Sylben beſtehen, eine Sylbe die herrſchende iſt, welcher die übrigen untergeordnet ſind, ſo iſt auch bei dieſen ſowohl als bei den einſylbigen Wörtern, ein einfacher Laut der herrſchende, welchem ſich die übrigen nach ihrem Range, und nach ihrer Nebenbedeutung unterordnen müſſen.

Der herrſchende einfache Laut iſt alſo in jedem Worte nur ein einziger, allein durch die Laute, welche ſich entweder von ſelber an ihn anſchmiegen, als das b in **blöcken**, oder welche durch einen Vokal an ihn geknüpft werden, als das ch in **lachen**, wird dieſer herrſchende Laut auf mannichfaltige Weiſe modificirt, und verändert mit ſeiner Bekleidung auch ſeine zufällige Bedeutung, obgleich ſeine weſentliche Bedeutung beſtändig zum Grunde liegt, und unerſchütterlich iſt.

Das l z. B. zeigt einen jeden Laut überhaupt an, weil es ſich in der Zunge als dem Sprachwerkzeuge bildet, wodurch wir unſere Laute hervorbringen, und in deren Ermangelung uns dieſe Hervorbringung irgend eines Lauts unmöglich ſeyn würde. Sobald aber ein Laut von Menſchen oder Thieren hervorgebracht wird, ſo fügt ſich dem herrſchenden Laut l von verne ein b oder p hinan, als in den Wörtern, **plappern**, **plaudern**, **blarren**, **plerren**, von Thieren: **blaſſen**, **blöcken**, **bellen**, **brüllen**, u. ſ. w.

Wird hingegen ein Laut vermittelſt lebloſer unorganiſcher Körper hervorgebracht, ſo wird der herrſchende Laut l gemeiniglich durch den hinangeſetzten Gaumenlaut näher beſtimmt, als in den Wörtern, klappern, klimpern, klopfen, klingen, Glocke, u. ſ. w. Wird der Laut in den Mund zurückgezogen, ſo wird dem l vermittelſt eines Vokals von vorne ein Gaumenlaut zugefügt, wie dem Worte lachen, wo das l den Laut überhaupt, und das ch die beſondere Bildung dieſes Lauts im Munde oder in der Gurgel bezeichnet.

Merkwürdig iſt es immer, daß die Sprachwerkzeuge größtentheils mit dem Laute bezeichnet werden, welchen ſie vorzüglich hervorbringen, als die Naſe, der Mund, der Gaumen, die Lippen, die Zunge, welche in der lateiniſchen Sprache mit noch mehr Ausdruck Lingua heißt, die Zähne, u. ſ. w. Faſt in allen Sprachen wird das Ohr, ohngeachtet der Veränderung der übrigen Buchſtaben und des Vokals mit r bezeichnet, und was war natürlicher, als daſſelbe vermittelſt des Buchſtaben, welcher das ſtärkſte Geräuſch anzeigt, zu beſchreiben.

Vom l wollen wir noch bemerken, daß es vorzüglich das ſchnelle und flüchtige ſowohl auſſer uns in der Natur, als den ſchnellen und flüchtigen Uebergang der Zunge zur Bezeichnung des An- oder Unangenehmen in unſrer Seele anzeigt. Was in der Natur iſt ſchneller und flüchtiger, als der Schall, dieſe ſchnell ſich verlierende Bewegung der Luft? Was iſt ſchneller und flüchtiger, als das fließende Waſſer, die ſchwellende Fluth; der fliegende Pfeil, das blendende Licht, und der zuckende Bliß? Was iſt leichter und daher auch zu jeder ſchnellen und flüchtigen Bewegung geſchickter, als das zitternde Blatt am Baume. Die leichtherniederfallende Flocke, und die weiche gekräuſelte Wolle.

Was iſt in unſrer eignen Seele, das die Zunge leichter zum Ausdruck hinüber lockt, als die angenehmen Empfindungen des Glücks, der Liebe, des Lobens, des Gefallens und des Billigens? Welches Gefühl in unſerm Körper iſt lockender zum leichten und ſchnellen Ausdruck, als das Gefühl des Lebens, des Leibes, und der Glieder?

So wie aber die Zunge beim Gefühl des Angenehmen ſich ſchnell und leicht im Munde bewegt, eben ſo unwillkührlich bewegt ſie ſich auch obgleich langſamer und ſchwerer beim Gefühl des Unangenehmen, wie ein jeder aus der Erfahrung wiſſen kann, wenn er ſich an die Bewegung der Zunge bei der Vorſtellung von einer übelſchmeckenden Arznei erinnert. Daher kömmt es auch, daß gerade das Gegentheil vom Angenehmen, ebenfalls durch den ſonſt ſo ſchnell und flüchtig nur zum Angenehmen übergehenden Buchſtaben l ausgedrückt wird. Daher bezeichnet das l auch die Unmuth und Leiden erweckende Leerheit, es bezeichnet die das Leere hervorbringende Kleinheit, das durch die Leere und Kleinheit hervorgebrachte Leiden, und das dem Anſchein nach traurige dem Tode ähnliche **Liegen** und Schlafen.

So wie der Gaumenlaut k mehr die Geſtalten der Dinge zu umfaſſen ſcheint, ſo ſcheint der Zungenlaut l vermittelſt ſeiner untergeordneten laute mehr die verſchiednen Bewegungen der Dinge außer uns, und der Empfindungen in uns nachzubilden. Iſt es alſo wohl eine thörichte Mühe, die Wörter in ihre einzelnen Beſtandtheile aufzulöſen, und den herrſchenden Hauptlaut in denſelben zu ſuchen? Kann uns dieß nicht große Aufſchlüſſe über die erſte Entſtehung der menſchlichen Begriffe geben, die damals freilich nicht ſo fein, aber vielleicht wahrer geweſen ſind, als ſie es jetzt bei ihrer höchſten Verfeinerung noch ſeyn können?

Auszug aus einem Sendſchreiben des Herrn Präpoſitus Picht in Gingſt an den Herausgeber.

Gingſt, den 16. April, 1785.

Dank ſey Ihnen, daß Sie es wagten, ein eignes Magazin für Kranke anzulegen, aus welchem diejenigen, denen das Erforſchen ihres Ichs eine angelegentliche und ernſthafte Sache iſt, Rath und Troſt ſich herhohlen können, wenn ſie bey dem ſchweren Geſchäfte der Selbſtprüfung auf ſolche gefährliche Pfade gerathen, wo ohne Leitung ihr Untergang mehr als wahrſcheinlich ſeyn würde. So habe ich Ihr Magazin in einer ſehr ſchweren Krankheit angeſehen; und in wie ferne ich es für meinen Zuſtand genutzet habe, werden Sie am beſten daraus abnehmen können, wenn ich Ihnen meinen aufrichtigſten und wärmſten Dank für meine daraus gehohlte Nahrung zolle, und Ihnen verſichere, daß es Aufrichtigkeit iſt, mit der ich es thue.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Und nun, Freund, laſſen Sie uns unterſuchen! — So lange wir denjenigen Zuſtand des Menſchen, in welchem er wahnwitzig genannt wird, noch nicht deutlich und vollſtändig erkennen, müſſen wir uns mit Hypotheſen, und um die Sache doch etwas begreiflich zu machen, allenfalls mit Gleichniſſen behelfen. Haben Sie nicht je einmal geſehen, wenn eine Uhr ſo ſchadhaft wird, daß die zurück- und in Ordnung haltende Kraft der Laſt der Gewichte oder der Spannkraft der Feder nicht mehr Widerſtand thun kann, wie denn die Maſchine ſchnell und mit einem regelloſen Geraſſel abläuft — Aber es iſt denn doch das Räderwerk einer Uhr, was mit ungeſtümer Heftigkeit abgerollt wird. Nehmen Sie hingegen an, der Sturmwind faßt plötzlich die Segel einer Mühle, und zerſtöret durch übermäßige Kraft das ganze Werk; ſo müßten Sie doch hier die zerſtörende Urſache ganz anders finden und auch leicht genug aus ihren Wirkungen erkennen können.

Wenn nun der Menſch in den Zuſtand geräth, den wir Wahnwitz nennen; ſo iſt ſein Gehirn ohnſtreitig einer Maſchine gleich, in welcher ähnliche Urſachen, wie in den vorigen Gleichniſſen, auch ähnliche Wirkungen hervorbringen, wo denn auch inſonderheit die zurückhaltende, ordnende und regierende Kraft, welche die Vibrationen des Gehirns unter ihrer völligen Gewalt haben, und der Einbildungskraft in ihrem Lauf Grenzen ſetzen, und überdachte Geſetze geben ſollte, wo der die Zeit dazu abgeſchnitten iſt, wo die außer Stand geſetzet iſt, die ihr untergebenen Fibern, Nerven, Blutgefäße und dgl. jede zu dem Dienſte anzuhalten, deſſen regelmäßige Verrichtungen den Zuſtand unſerer Geſundheit ausmachen.

Laſſen Sie alſo Wahnwitzige ſprechen, ſo wird in dieſem Zuſtande der Unordnung jeder nur die Sprache reden, die er gelernt hat, — jeder wird Gedanken auskramen, die er an ſeinem Theil ſonſt jemals gedacht — vielleicht nur einmal — aber gleich verworfen hat.

Der wahnwitzige Franzoſe wird nicht deutſch ſprechen, und der wahnwitzige Deutſche, der beſtändig gewohnt iſt, hochdeutſch zu reden, wird ſich nicht in der platten Mundart ausdrücken — Wenn dies, wie Sie mir zugeben werden, richtig iſt, ſo folgt auch, ein Deutſcher, der ſonſt gewohnt iſt, reines gutes Deutſch zu ſprechen, wird darum ſo fieberhafte Reden nicht in der niedrigen Sprache des ſchlechteſten Theils der Menſchen hören laſſen, weil er etwa in dem Zuſtande des Wahnwitzes iſt, ſondern er bringet als Maſchine zu der Zeit die ihm ſonſt geläufigen Töne und Ausdrücke hervor.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Mit dem lebhafteſten und deutlichſten Bewußtſeyn, weiß ich mich noch zu erinnern, wie ich am

5. März 1784. von der Kanzel in der Kirche zu Gingſt eine Schrift von Wort zu Wort ablas, in welcher unter andern ſonderbaren Dingen auch etliche Beleidigungen gegen den Herrn General-Superintendenten Doctor **Quiſtorp** befindlich waren. Damit nun Niemand etwas anders irgendwo vorbringen möchte, rief ich ſogleich nach Vorleſung derſelben den Küſter **Weſtgard** zu mir nach der Kanzel zu kommen, dieſe meine eigenhändige Schrift von mir entgegen zu nehmen, und ſie unverzüglich nach Stralſund an die hohe Landes-Obrigkeit zu überbringen. Allein **Weſtgard** verließ ſeine Bank nicht. Hierauf forderte ich einen andern Einwohner in Gingſt, den Herrn Cornet **Seſemann**, auf, die Schrift zu nehmen, und ſie an die Behörde einzuſchicken: allein auch dieſer regte ſich nicht. Ich legte darauf mein Manuſcript in die Bibel, ſchloß mit dem gewöhnlichen Kirchengebete — und wankte in einem ſo kranken, ſchwachen und elenden Geſundheitszuſtande nach dem Pfarrhauſe, daß ich im eigentlichen Verſtande einer Leiche ähnlicher als einem Menſchen war. Doch wer ſich nur der Leitung irgend eines guten Dämons erfreuen darf, der iſt nie ganz verlaſſen, wenn er auch den Giftbecher trinken muß.

Schon auf der Kanzel warnte mein guter Dämon mich. Ich ſagte es daher öffentlich, da die beiden Männer ſich weigerten, das ihnen angebotene Manuſcript anzunehmen, und ſonſten Niemand, ſo weit ich abſehen konnte, in der Kirche zugegen war, dem es hätte anvertrauet werden können, ich würde nach geendigtem Gottesdienſte ſogleich nach Gurtitz reiſen, und es dem Herrn **von Platen** übergeben.

Da ahndete mich nun das Unglück, das hieraus entſtehen konnte, wenn meine Predigt verfälſcht, mit Bosheit verdrehet, und ſo kund gemacht würde. Um dieſem zuvor zu kommen, hatte ich nicht eher Ruhe, als bis ich meine eigene Handſchrift in die Hände eines rechtſchaffenen Mannes abgeliefert hatte, ſo äußerſt ſchwach auch mein Geſundheitszuſtand war. Ich fuhr nach Gurtitz zu einem meiner nächſten adelichen Herren Eingepfarrten, erzählte ihm, was ich gethan hatte, mit der flehentlichen Bitte, dieſe Schrift mit ſeinem Pettſchaft zu verſiegeln, fiel ſeinem Herrn Sohn, der eben in die Stube trat, um den Hals, und erſuchte ihn um den größten Freundſchaftsdienſt, der mir unter dieſen Umſtänden erzeigt werden konnte, dieſen mit ſeines Herrn Vaters Pettſchaft verſiegelten Brief eiligſt nach Stralſund an den Lehn-Secretair bey unſerer hohen Landes-Regierung, den Herrn **Tetzloff**, zu überbringen. Nie werde ich die herzliche Freundſchaft und Bereitwilligkeit vergeſſen, mit welcher dieſe Herren ſich meines in der That jammervollen Zuſtandes annahmen — Es iſt rührend, bis in die Tiefen der Seele rührend, einen alten ſelbſt kranken Mann über ſich weinen und ſeinen edlen Sohn auf Leben und Tod reiten zu ſehen, um mich ſo bald als möglich aus der Bangigkeit, die mich ängſtigte, zu retten! Nun ward ich ruhiger — und froh ward ich, als nach wenigen Stunden der junge Herr zurückkam, und mir (denn ich blieb ſo lange zu Gurtitz) die Nachricht brachte, daß der Brief richtig abgeliefert wäre.

— — — — — — — — —
— — — — — — — — —

Johann Gottlieb Picht.

Auzug aus einem Briefe von dem Verfaſſer der Geſchichte meiner Verirrungen.

Halle den 17ten Sept.
1785.

Schon aus meiner Geſchichte werden Sie beurtheilen, in welchem Grade ich fähig ſey, den Menſchen zu beobachten. Mir fehlt es noch an manchen philoſophiſchen Kenntniſſen; ich möchte mich daher mannigmahl zu weit in das eigentliche gelehrte Studium der Seelenlehre verirren, wozu ich doch in mancherley Rückſicht mich zu ſchwach fühle.

München

Ich habe mir indeſſen eine Bahn gewählt, von welcher ich wünſchte, daß ſie Ihren Beyfall haben möchte. Ich habe angefangen, mich auf die äußern Kennzeichen der Menſchenkenntniß zu legen. Daß es deren giebt, werden Sie um ſo weniger in Zweifel ziehen, da die mehreſten Dinge in der Natur (und vielleicht alle) das Zeichen ihres Innern an ſich tragen — Sollte der Menſch allein davon ausgeſchloſſen ſeyn, der auf der oberſten Stuffe der körperlichen Dinge ſteht? Sollte es nicht möglich ſeyn, die Hauptzüge in den Charakter der Menſchen nach dem Temperamente zu beſtimmen? Sollte ſich nicht jedes prädominirende Temperament durch gewiſſe Handlungen verrathen, und ſollte daſſelbe nicht auch äußere Kennzeichen haben? Sollte die Lehre von dem Einfluß der Temperamente in die Handlungen der Menſchen ſo unwichtig ſeyn, daß daraus nicht auch ſo ziemlich richtig der Antheil oder die moraliſche Zurechnung beſtimmt werden könnte, die der Menſch an einer Handlung hat? Würde dann nicht Billigkeit und mehrere Untrüglichkeit in unſerm Urtheil eine der erſten und wohlthätigſten Folgen der Temperamentskunde ſeyn?

Und, ſollte man auf dieſem Wege die Menſchen nicht eben ſowohl klaßificiren können, wie man die übrigen Produkte in den drei Reichen der Natur klaßificirt hat? Würde man ſo weit in der Kenntniß der Natur ſeyn, wenn man nicht jedes Ding nach gewiſſen Maaßſtäben zu meſſen, und daſſelbe auf ſeine eigentliche Stelle hinzuſetzen gewußt hätte? Ich bin nicht beleſen genug, um zu ſagen, ob ich der erſte ſey, der auf dieſe Hypotheſe gefallen iſt. Ich finde viel Wahrheit in ihr, und deswegen wünſche ich um ſo eifriger, auch Ihre Gedanken darüber zu leſen.

Inhalt.

Seite

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beiſpiel einer auſſerordentlichen Vergeſſenheit. 1.

2. Sonderbare Gemüthsbeſchaffenheit eines alten Mannes, der ſich einbildet, daß er geſchlachtet werden ſolle. 14.

3. Ahndendes Vorgefühl der Krankheit 20.

Zur Seelenheilkunde.

1. Heilung des Wahnwitzes durch Erweckung neuer Ideen, in zwei Beiſpielen. 27.

2. Einfluß äußerer Umſtände auf die Krankheit der Seele. 33.

3. Parallel zu der Selbſtbeobachtung des Hrn. O. C. R. Spalding im 2ten Stück des erſten Bandes. 36.

Zur

Inhalt.

Seite

Zur Seelennaturkunde.

1. Moralität eines Taubſtummen 33.
2. Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit. 42.
3. Beyſpiel eines ſehr empfindſamen Nervenſyſtems. 46.
4. Nachtrag zur Seelenkrankheitsgeſchichte Johann Chriſtoph Beckers. 47.
5. Von der Beſchaffenheit einiger unſrer Geſichtsbegriffe. 48.
6. Ueber meinen unwillkührlichen Mordentſchluß. 61.
7. Ueber die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren. 81.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

1. Umriß der Krankheitsgeſchichte eines zwölfjährigen Knaben. 100.
2. 104.
3. 106.
4. 108.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 110.

Aus-

Inhalt.

Auszug aus einem Sendſchreiben des Hrn. Präpoſitus Picht in Gingſt an den Herausgeber. 116.

Auszug aus einem Briefe von dem Verfaſſer der Geſchichte meiner Verirrungen. 122.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde
als ein
Leſebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
Carl Philipp Moritz,
Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium.

Vierter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1786.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible] 1989

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Vierten Bandes erſtes Stück.

Reviſion
der
drei erſten Bände dieſes Magazins.

Da ich die in dieſen drei erſten Bänden geſammleten Fakta überblicke, ſo finde ich die meiſten unter der Rubrik **Seelenkrankheitskunde.**

Zur Seelenheilkunde, Seelenzeichenkunde, u. ſ. w. ſind weit weniger Beiträge eingelaufen. — Es ſcheinet, als ob die Krankheiten der Seele ſchon an und für ſich ſelbſt, ſo wie alles Fürchterliche und Grauenvolle, am meiſten die Aufmerkſamkeit erregen, und ſogar bei dem Schauder, den ſie oft erwecken, ein gewiſſes geheimes Vergnügen mit einfließen laſſen, das in dem Wunſche, heftig erſchüttert zu werden, ſeinen Grund hat.

Allein dieß kann freilich nicht im mindeſten die Abſicht bei dem Studium der menſchlichen Seele ſeyn. Es kommt hier drauf an, wie dieſen Krankheiten abzuhelfen iſt. — Man ſoll ihren Quellen und Urſachen nachforſchen; man ſoll unterſuchen, wie ſie aus der Aufhebung des Gleichgewichts zwiſchen den Seelenkräften entſtehen, und wie dieß Gleichgewicht am beſten wieder hergeſtellt werden könne.

Ferner bemerke ich, daß die eingelaufenen Beiträge zur Seelenkrankheitskunde ſelbſt, größtentheils auf Beſchreibungen von verſchiedenen Aeußerungen des Wahnwitzes hinauslaufen. Freilich iſt der Wahnwitz wohl eine Krankheit der Seele, indem ich mir unter derſelben die vorſtellende Kraft denke, welche durch den Wahnwitz am meiſten leidet; aber er iſt doch bei weitem nicht die einzige Krankheit derſelben. Es giebt deren unzählige, welche oft freilich nahe genug an Wahnwitz grenzen, aber weil man ſie nicht dafür ausgegeben wiſſen will, das menſchliche Leben oft gerade am meiſten verbittern.

Es ſcheint als habe man ſich durch den Ausdruck **Gemüthskrankheit** täuſchen laſſen, womit man im gemeinen Leben, was ich Seelenkrankheit nenne, zu bezeichen pflegt, und immer eine Art von Wahnwitz oder Melancholie darunter verſteht.

Man hat ſich noch nicht daran gewöhnt, den Geiz, die Verſchwendung, die Spielſucht, den

Neid, die Trägheit, die Eitelkeit u. ſ. w. unter die Gemüths- oder Seelenkrankheiten zu rechnen, und auf ſpecifiſche Mittel dagegen zu denken.

Dieß kömmt nun freilich wohl daher, daß derjenige, der eine ſolche Krankheit hat, gleich dem Schwindſüchtigen, immer am wenigſten glaubt, daß er ſie habe. Und doch iſt dieß freilich bittere Geſtändniß ſeiner Schwächen gegen ſich ſelbſt, gerade die angelegentlichſte Sache bei der ſo nothwendigen Ausübung des γνωτι σ'αυτον (Kenne dich ſelbſt) welches immer der Hauptpunkt bleibt, wohin ſich alle Erfahrungen in Anſehung der menſchlichen Seele vereinigen müſſen.

Ich wünſchte daher auf einige Geſichtspunkte Aufmerkſamkeit zu erregen, wodurch der Beobachtungsgeiſt auf dasjenige hingelenkt würde, was unſre eigentliche Wohlfahrt am nächſten angeht, und wovon das eigentliche Glück unſres Lebens abhängt. —

Das eigentliche Glück unſres Lebens aber hängt doch wohl davon ab, daß wir ſo wenig, wie möglich, neidiſch, habſüchtig, eitel, träge, wollüſtig, rachſüchtig u. ſ. w. ſind; denn alles dieß ſind ja Krankheiten der Seele, die uns oft mehr, wie irgend eine körperliche Krankheit, die Tage unſres Lebens verbittern können.

Da nun das Weſen der Seele vorzüglich in ihrer **vorſtellenden Kraft** beſteht, ſo muß auch der Urſprung der Seelenkrankheiten, in irgend einer zur Gewohnheit gewordenen unzweckmäßigen Aeußerung dieſer Kraft zu ſuchen ſeyn. Denn wenn ich hier z. B. von der **Trägheit** rede, ſo rede ich nicht von ihr, in ſo fern ſie im Körper, ſondern in ſo fern ſie in der **vorſtellenden Kraft** der Seele gegründet iſt, und alſo auch durch eine beſſere Lenkung derſelben ihr wieder abgeholfen werden kann.

Eben ſo wenig aber, wie es dem Lahmen etwas helfen würde, wenn ich ihm ſagen wollte, bewege dich — eben ſo wenig würd' ich dadurch auf den Trägen wirken, wenn ich ihm ſagte: ſei nicht träge, oder wenn ich ihm auch zu beweiſen ſuchte, daß es unrecht ſey, träge zu ſeyn.

Ich muß vielmehr der Urſach ſeiner Trägheit in irgend einer verwöhnten Richtung ſeiner vorſtellenden Kraft nachſpähen, und der vorzüglich entgegen zu arbeiten ſuchen.

Nun finde ich aber, daß dasjenige, was mich in Thätigkeit erhält, immer das **Zuſammendenken von Urſach und Wirkung iſt**, indem ich mir die letztere nur möglich denke, wenn die erſtere vorhergegangen iſt.

Ich ſchließe alſo, daß der Unthätige, der Träge ſeinen Geiſt verwöhnt hat, **Wirkung und Urſach gehörig zuſammenzudenken.** Er denkt ſich angenehme Wirkungen, ohne auf die Urſach oder die thätige Kraft Rückſicht zu nehmen, wodurch ſie allein möglich gemacht werden können.

Mein Beſtreben wird alſo dahin gehen, die Federkraft der Gedanken, den **gehörigen Ton** in den Vorſtellungen wieder herzuſtellen, wodurch ſie in die nöthige Verbindung gebracht werden, die dazu erfordert wird, wenn ſie Handlungen veranlaſſen ſollen. —

Ich werde die Vorſtellungen von den Urſachen, in die Vorſtellungen von den Wirkungen, die auf eine ſchädliche Weiſe voneinander getrennt waren, aufs neue wieder zu verflechten ſuchen.

Ohne dem Trägen jemals irgend einen Vorwurf über ſeine Trägheit zu machen, oder ihm nur den Nahmen Trägheit zu nennen, werde ich, ſo lange die Kur dauert, ihn in allem, was er um ſich her erblickt, in allen Bequemlichkeiten, die er genießt, die Unmöglichkeit der Wirkung, ohne die Urſach, ſo lange bemerken laſſen, bis ſeine vorſtellende Kraft ſich endlich ſelbſt zu dieſer immerwährenden **Richtung** im Denken wieder **gewöhnt**; ſo daß an irgend einer angenehmen Idee aus der Region der Vorſtellungen von den Wirkungen, ſich immer aus der Region der Vorſtellungen von den Urſachen, die minder angenehme, wodurch jene allein wirklich gemacht werden kann, **unwillkürlich anſchließt.**

So ſcheint es, daß der **Neid** vorzüglich in einem Mißbrauch der **vergleichenden Kraft** der Seele gegründet iſt.

In einer zu großen Aufmerkſamkeit auf die Verhältniſſe der Dinge, ohne Rückſicht auf die Dinge ſelbſt.

Statt daß ich alſo die Vorſtellungen des Trägen mehr in Verbindung, in Wirkung und Gegenwirkung aufeinander zu bringen ſuche, muß ich die Vorſtellungen des Neidiſchen, ſo lange die Seelenkur dauert, vom Morgen bis an den Abend, bei allen Gegenſtänden, die er um ſich her erblickt, zu iſoliren ſuchen. Ich muß ihn durch Uebung lehren, das, womit ſich ſeine Denkkraft beſchäftiget, ganz an und für ſich, und in ſich vollendet, ohne Rückſicht auf irgend etwas anders, zu betrachten. —

Die Habſucht ſcheint in einer Verwöhnung der vorſtellenden Kraft zu liegen, **ſich mit den Dingen außer ſich zu oft zuſammen zu denken;** wodurch man am Ende unfähig wird, die gehörigen Grenzlinien zwiſchen ſeinem **Ich**, und den nächſten Umkreiſen deſſelben zu ziehen. Wo alſo die Anlage zu dieſer Seelenkrankheit bemerkt wird, da kömmt es wohl vorzüglich darauf an, daß man der verwöhnten Denkkraft vom Morgen bis an den Abend, dadurch entgegen zu arbeiten ſucht, daß man bei der Betrachtung aller äuſſern Gegenſtände, die **Grenzlinie** zwiſchen denſelben und unſerm Ich ſo genau wie möglich ziehe. — Daß man ihren **abſtechenden Unwerth** gegen das denkende Weſen immer auffallender macht. — Und die ganze Summe von Vorſtellungen, die unter dem Haben begriffen

griffen ſind, gegen diejenigen, die das **Seyn** in ſich faßt, auf alle Weiſe zu ſchwächen und zu verdunkeln ſucht.

Bei dem Verſchwender, der ſich ſelber nur zu ſehr **genug** iſt, ſieht man leicht, daß man den ganz entgegengeſetzten Weg wird gehen müſſen.

Die vorſtellende Kraft des **Wollüſtigen iſt zu ſehr auf ſeinen Körper als Materie** geheftet. — Man lehre ihn unabläſſig den wunderbaren Bau und Zuſammenſetzung deſſelben, wodurch er zu Bewegung und Eindruck fähig wird, und die Einbildungskraft des Wollüſtigen wird, wenn ſie nicht in hohem Grade verderbt iſt, gereinigt werden.

Die Eitelkeit entſteht aus einer Verwöhnung unſrer Denkkraft, wo wir unſer eignes **Ich** nicht nur zum **Gegenſtande**, ſondern auch zugleich zum **Zweck** unſres Denkens machen. Wir können und müſſen unſer eignes **Ich** nothwendig zum **Gegenſtande** unſres Denkens machen, wenn wir je in die Natur unſres Weſens tiefer eindringen wollen; aber ein edles Gemüth wird doch vorzüglich zu dieſer Aufmerkſamkeit auf ſich ſelber angeſpornt, um auch andern dadurch nützlich zu ſeyn. — Der eitle Menſch hingegen denkt nichts, als ſich, und denkt ſich, und alles übrige, was er denkt, auch bloß um **ſeinetwillen**. — Er iſt immer der Mittelpunkt von allem. —

Dieſer Verwöhnung der Denkkraft wird vielleicht am beſten durch ein zweckmäßiges Studium der Geſchichte und Aſtronomie entgegengearbeitet werden können. — Dieſe Seelenkrankheit iſt übrigens vielleicht am ſchwerſten zu heilen; ſie iſt zu ſehr in das Innerſte des Menſchen verwebt; man müßte ihn gleichſam aus ſich ſelbſt herausreißen. — Wenn die Kur nicht gefährlicher wäre, als die Krankheit, ſo würde man ſie vielleicht noch am erſten unterdrücken können, indem man bei einem ſehr eitlen Menſchen die vergleichende und Verhältniſſe beobachtende Kraft der Seele vorzüglich zu erwecken ſuchte, wodurch aber wieder der Neid als eine neue und gefährlichere Seelenkrankheit verurſacht werden würde.

Doch, ich breche für jetzt hier ab, um mich an alle Erzieher, Eltern, Lehrer und Prediger mit der angelegentlichſten Bitte zu wenden, doch auf ihre **beſondern Methoden**, wodurch es ihnen gelungen iſt, oder noch gelingt, irgend einer Seelenkrankheit, als Eitelkeit, Trägheit, Neid u. ſ. w. bei ihren Zöglingen, Freunden, oder Untergebnen, entgegen zu arbeiten, aufmerkſam zu ſeyn, und dieſe **Methoden** zum Beſten der Menſchheit in dieſem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde bekannt zu machen, welches doch nun einmal eine Veranlaſſung zur Mittheilung von dergleichen gemeinnützigen Bemerkungen ſeyn kann, die gewiß für jedermann wichtig und lehrreich ſeyn müſſen.

Der Wahnwitz iſt doch immer größtentheils mit in dem Körper gegründet, und wird oft durch Mittel geheilet, die vorzüglich auf den Körper wirken. — Er kann alſo nicht der Hauptgegenſtand der Erfahrungsſeelenkunde ſeyn, ſondern es kömmt vorzüglich auf die Natur unſrer vorſtellenden Kraft, auf die Abweichungen und die gehörige Art des Einlenkens derſelben an, wenn dieß Studium ſo nützlich ſeyn ſoll, als es doch wirklich ſeyn kann.

In dem erſten Stück des erſten Bandes finde ich nun unter der Rubrik zur Seelenkrankheitskunde folgende Perſonen aufgeſtellt:

Gottfried Frieſe, ein Menſch, der in ſeinem 24ſten Jahre ſtarb, ohne eigentlich gelebt zu haben, weil er nie in ſeinen Leben einen Strahl vom Menſchenverſtande bekommen hatte. — Ob es mehr dergleichen Perſonen geben mag? darauf ſollte man doch aufmerkſam ſeyn! —

Johann Matthias Klug, ein Mann, der die Rechtsgelehrſamkeit in ihrem ganzen Umfange, Weltweißheit und Geſchichte verſtand, und weil er glaubte, gegen die Religion des Königs von Preußen ein Buch geſchrieben zu haben, ſich ſein ganzes übriges Leben hindurch, in eine Stube einſperrte. — In ſeiner Familie war etwas tief melancholiſches, und er hatte viel mit dem Kopfe arbeiten müſſen. — Merkwürdig iſt der Umſtand, daß er ſich alle

Morgen ſeine Träume aufſchrieb. — Wenn die Ideen, die man in Träumen gehabt hat, nicht gehörig wieder verdunkelt werden, ſondern mit denen, die wir im Wachen haben, gleiche Kraft erhalten, ſo muß nothwendig eine Unordnung in der vorſtellenden Kraft, eine Art von Wahnwitz daraus entſtehen — und wer weiß, ob nicht jeder Wahnwitz zum Theil mit daher ſeinen Urſprung haben mag. Die Aufmerkſamkeit des Herrn Klug, womit er ſeine Träume des Morgens aufſchrieb, war gewiß eine Urſach mehr ſeinen Wahnwitz fortdauernd zu erhalten, ſo wie es ihm vielleicht zuerſt geträumt haben mag, daß er das Buch, was er ſich gegen den König von Preußen geſchrieben zu haben einbildete, wirklich gedruckt ſahe, und nun alle die fürchterlichen Folgen davon befürchtete, die ihn bewogen, ſich lebenslang auf ſeine Stube einzuſperren.

Der Musquetier, **Friedrich Wilhelm Mayer**, welcher im höchſten Lebensüberdruße, da er ſich durch die Ermordung eines andern ſelbſt den Tod zuziehen wollte, doch noch **reflektirt** zu haben geſtand, ob er an der Krankenwärterin, die ihn geſchimpft hatte, den Mord verüben ſolle, um ſich zugleich **zu rächen**, oder an ſeinem noch ſchlafenden **unſchuldigen** Kammeraden, den er alſo, da er gerade keine Sünde that, umbringen wollte. — Die Verzweiflung muß erſtaunlich weit gehen, wenn ſie ſolche kaltblütige Reflexionen zuläßt. —

Chriſtian Philipp Schönfeld, ein ſpaniſcher Weber in Berlin, bei dem die **Traumideen ſich auch ſo ſtark mit den Wahrheitsideen vermiſchten**, daß er die ungeheuren Schätze, von denen ihm des Nachts geträumt hatte, wirklich gehoben zu haben glaubte, und alſo in Anſehung dieſes Punktes völlig wahnwitzig wurde.

Chriſtian Gragert, ein Gensd'armes in Berlin, der durch das fleißige leſen des **Propheten Daniels** dahin gebracht wurde, daß er ſich in den Kopf ſetzte, Wunder thun zu können. — Es kömmt alles auf die **Gewöhnung** der Gedanken an. Auch der beſte Kopf, der ſich in die Lektüre von Wundern zu lange vertiefte, würde vielleicht am Ende unterliegen, wie vielmehr denn ein Menſch, der ſich nie zu denken gewöhnt hat. — Merkwürdig würde aber eine Sammlung von Beiſpielen ſeyn, was eine eingeſchränkte und oft wiederhohlte Lektüre auf das ganze Gedankenſyſtem für einen Einfluß haben kann.

Der Kindermörder Seibel, welcher aus Lebensüberdruß ein Kind ermordete, das er zu dem Ende vorher viele **Gebete** und **Sprüche** aus der Bibel lehrte, um es recht fromm zu machen, iſt in ſeiner Art ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel. Der **Lebensüberdruß** ſcheint eine eigne Seelenkrankheit zu ſeyn, welche wohl vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient, da ſie ſo entſetzliche Wirkungen hervorbringt.

Bei dergleichen Faktis wird es alſo vorzüglich darauf ankommen, daß man den verſchiedenen **Quellen des Lebensüberdruſſes** nachzuſpüren ſucht. Ich werde diejenigen Beiträge von der Art, welche etwa künftig einlaufen möchten, wegen der Wichtigkeit des Gegenſtandes unter eine eigne Nebenrubrik zu ordnen ſuchen, worunter nun auch alle **Geſchichten von Selbſtmördern** gehören. Diejenigen, welche mir etwa künftig dergleichen mittheilen wollen, erſuche ich, doch ja ſo viel Umſtände, wie möglich, von der Erziehung, Lebensart und Umſtänden der Perſonen beizubringen, welche durch den Selbſtmord ſowohl ein Gegenſtand des Mitleids, als der Aufmerkſamkeit der Nachgebliebnen geworden ſind.

Ein Aufſatz vom **Herrn Jördens**, wo derſelbe von einer ſonderbaren Wirkung erzählt, welche der Ausdruck und die Vorſtellung vom **Schlage gerührt ſeyn** auf ſeine Einbildungskraft machte, kann auch noch mit zur Seelenkrankheitskunde gezogen werden: denn Herr J.. geſteht ſelbſt, daß **zu wenige Abwechſelung in ſeinen wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen und eine zu einförmige Lebensart** ſeinen Geiſt für Ausartungen der Einbildungskraft empfänglicher gemacht hätten, und daher jene Vorſtellung eine ſo außerordentliche Obergewalt in ſeiner Seele gewinnen konnte, daß ſie dieſelbe eine Zeitlang mit den ſchrecklichſten

Bildern des Todes anfüllte, und ſeinen Zuſtand dadurch höchſt traurig machte.

Es kann wohl keine wichtigere Frage in der Seelenkunde geben, als die, **wie man eine Idee herrſchend machen, und eine herrſchende Idee wieder unterdrücken könne**; daher mehrere dergleichen und noch mehr detaillirte Erfahrungen, wie die von Herrn J... gewiß von großen Nutzen ſeyn würden.

Was aber die Träume des Herrn J... ſowohl als des Herrn D. Knape betrift, welche von pag. 70 bis 84 des erſten Stücks des erſten Bandes dieſes Magazins ſtehen, ſo iſt, alles was von dieſen Träumen eintraf, zugeſtanden, das Wunderbare und Auffallende davon, doch wohl mehr anſcheinend, als wirklich.

Daß nehmlich dem Herrn D. K. träumte, es ſey des folgenden Tages, Mittags gegen zwölf Uhr, wo gewöhnlich die Lotterie gezogen wurde, war ſchon ein Umſtand, der eben ſo leicht von ihm geträumt werden, als am andern Tage eintreffen konnte, da ſeine Gedanken ſchon den Tag über ſich mit der morgenden Lotterie beſchäftiget hatten.

Daß gerade um die Zeit der Hofapotheker, bei dem er ſich damals aufhielt, zu ihm herunterſchickte, und ihm ſagen ließ, daß er heraufkommen ſolle, war ein ſehr gewöhnlicher Umſtand, der ihm oft mochte geträumt haben, was Wunder nun, daß er ihm gerade auch einmal in dieſer Verbindung träumte.

Daß ihn derſelbe zu dem Auktionskommiſſarius Mylius ſchickte, um zu fragen, ob dieſer die kommitirten Bücher erſtanden habe, gründet ſich wahrſcheinlich auf die Erinnerung an einen vorhergehenden Auftrag, den er wegen dieſer Bücher ſchon an den Auktionskommiſſarius bekommen hatte. Und der Umſtand, daß der Hofapotheker zu ihm ſagte, er ſolle bald wieder kommen, kann ſich ſehr leicht auf eine Gewohnheit deſſelben gründen, immer das baldige Wiederkommen einzuſchärfen; oder kann auch durch den Wunſch, länger Zeit zu haben, veranlaßt ſeyn, weil dem Herrn K. einfiel, ſobald er ſeinen Auftrag ausgerichtet ſogleich nach dem Generallotterieamte zu laufen, und zu ſehn, ob ſeine Nummern herauskommen würden.

Dieß letztere würde ihm auch bei jedem andern Auftrage, den ihm der Hofapotheker hätte geben können, eingefallen ſeyn. — Was Wunder, daß unter hundert Träumen, die Herr K. vielleicht von der Art gehabt haben mochte, einmal dieſe beiden Umſtände, daß er zum Auktionskommiſſarius Mylius geſchickt wurde, und von da nach dem Generallotterieamte ging, im Traume und in der Wirklichkeit zuſammentrafen?

Vielleicht konnte ſogar der **Wunſch**, da ihn der Hofapotheker rufen ließ, daß er doch möchte in der Gegend des Generallotterieamts an der Jägerbrücke verſchickt werden, die Verſtellung von dem Auktionskommiſſarius Mylius hervorrufen, der wahrſcheinlich unter den Leuten, wohin er geſchickt zu werden pflegte, dem Lotterieamte noch mit am nächſten wohnte.

Der Umſtand, daß er nun hier die gewöhnliche Zurüſtung, und eine anſehnliche Menge Zuſchauer fand, (die Lotterie wurde damals noch auf öffentlicher Straße gezogen) und daß er dem Weiſenknaben die Augen verbinden ſahe, will nun gar nichts ſagen. Denn das mußte ja wohl immer eintreffen, ſo oft ihm von der Lotterie träumte.

Der Umſtand ſcheint nun freilich merkwürdiger, daß gerade, da er hinkam, die Zahl 60 vorgezeigt und ausgerufen wurde, welches er für eine gute Vorbedeutung hielt, weil es eine von ſeinen Nummern war, und daß dieß am folgenden Tage buchſtäblich ſo eintraf. —

Daß er aber wünſchte, man möchte eilen, damit er ſähe, ob ſeine beiden Nummern 60 und 22 herauskämen, iſt wieder ein ſehr unbedeutender Umſtand, wenn er gleich eintraf; denn was war natürlicher, als dieſer Wunſch, da ihm einmal geträumt hatte, er ſolle bald wieder zu Hauſe kommen, der Hofapotheker warte auf die Antwort.

Daß ihm nun aber träumte, ſeine beide Nummern wurden gezogen, war ja weit natürlicher, als daß ihm das Gegentheil hätte träumen ſollen. — Die Phantaſie iſt ja in Träumen ſich ſelbſt gelaſſen, warum ſoll ſie ſich nicht ſchaffen, was ſie wünſcht, da es in ihrer Macht ſtehet; wenn ſie bei geſundem Körper ungehindert wirkt, pflegt dieß auch gemeiniglich zu geſchehen. — Und unter hundert malen, wo dem Herrn K. geträumt haben mochte, daß ſeine Nummern herauskämen, wäre es ja wohl faſt ein Wunder geweſen, wenn ſein Traum nicht ein einzigesmal hätte eintreffen ſollen.

Daß er nun zuletzt ſagte: ich habe nicht länger Zeit, nun mögen ſie ziehen, was ſie wollen, und dann zu Hauſe ging, war ja wohl das natürlichſte Reſultat aus dem Vorhergehenden. Wenn alles Vorhergehende eintraf, ſo mußten ja nothwendig auch dieſe Worte eintreffen, er mochte ſie nun bloß denken oder wirklich ſagen.

Daß ihm aber den andern Morgen der Traum noch ſo deutlich vorſchwebte, und daß er ſogar die Erfüllung deſſelben ordentlich abwartete, läßt ſich ſehr gut aus der Begierde erklären, womit Perſonen, die in die Lotterie geſetzt haben, zuweilen dem Zeitpunkte ihrer Ziehung entgegen ſehen. Dieſe Perſonen pflegen auch gemeiniglich ſehr lebhaft zu träumen, und ſich ihrer Träume ſehr deutlich zu erinnern, weil ſie ſich gewöhnt haben auf Träume zu bauen, wie Herr K. auch vielleicht in ſeiner Kindheit mochte gethan haben. —

Da ich mich einmal auf die Erklärung der Träume eingelaſſen habe, ſo will ich noch einen Traum, welcher im erſten Stück des dritten Bandes ſteht, herausheben, um zu ſehn, in wie fern ſich die Entſtehung ſowohl als die anſcheinende Erfüllung deſſelben aus wahrſcheinlichen und natürlichen Gründen zeigen läßt.

Ueber einen Aufſatz im erſten Stück des dritten Bandes dieſes Magazins mit der Ueberſchrift: Eine Unglücksweiſſagung.

Bei dem Traume des Herrn Paſtor U.. iſt ſogleich der Umſtand ſehr zu merken, daß er mit ſeinem Freunde ſehr oft zuſammen kam, und dieſer vier Wochen vor ſeinem Ende immer von ſeinem ſehr nahe bevorſtehendem Tode zu ſprechen pflegte.

Ja, daß ihn derſelbe ſogar eines Tages ſeinen Leichentext und verſchiedene Umſtände von ſeinem Lebenslauf, die dem Herrn Paſtor U.. noch nicht bekannt waren, brachte, weil dieſer ihm, der Gewohnheit gemäß, die Leichenrede halten ſollte.

Nichts war ja wohl natürlicher, als daß dem Herrn Paſtor U.. unter den Umſtänden von dem Tode ſeines Freundes träumen mußte, und eben ſo natürlich war es, daß ihm von einer **gewaltſamen Todesart** deſſelben träumte, da noch gar kein Anſchein einer Krankheit bei ihm zu ſpüren war, und er alſo, wenn ſeine Ahndungen eintreffen ſollten, nothwendig eines gewaltſamen Todes' ſterben mußte.

Daß nun aber die Einbildungskraft des Herrn Paſtor U.. ſich gerade ſcheugewordene Pferde dachte, wodurch der Tod ſeines Freundes bewirkt würde, folgte eben ſo natürlich, weil dieß, in Anſehung eines Mannes, der ſich, wie ſein Freund, der ein Prediger war, ſo weniger Gefahr auszuſetzen pflegt, das nächſte war, wornach ſeine Phantaſie greifen konnte, da er ohnedem vielleicht ſchon gehört hatte, daß die Pferde ſeines Freundes ſehr raſch, oder vielleicht gar ſchon eher einmal ſcheu geworden waren. —

Daß ihm nun aber unmittelbar darauf träumt, er ſey in dem Hauſe ſeines Freundes, wo er eine ziemliche Anzahl verſchiedner aus der Gemeinde findet, die ihren Prediger, der bei allen in großer Achtung ſtand, mit vielen Thränen beklagten; dieß will gar nichts ſagen: es war der natürliche Gang der Einbildungskraft, ſo wie der natürliche Gang der Dinge, und wenn das erſte in der wirklichen Welt geſchahe, ſo mußte auch das zweite in der wirklichen Welt aller Wahrſcheinlichkeit nach erfolgen; indem ein gewaltſamer Tod immer weit mehr Menſchen, als ein natürlicher Tod, in der Wohnung des Verſtorbenen zu verſammlen pflegt. —

Daß nun freilich dem Herrn Paſtor U.. träumte, wie der Körper ſeines Freundes auf einem Tiſche lag, und wie man an deſſen Kopfe ſehen konnte, daß er damit auf einen ſpitzigen Zacken gefallen ſey, der durch den ganzen Kopf gedrungen, und bei der Schläfe wieder herausgekommen war, iſt ein Umſtand, der freilich merkwürdiger ſcheinet, allein der Herr Paſtor ſagt nicht, ob derſelbe genau eingetroffen ſey — und geſetzt, man erinnert ſich auch eines Traums noch ſo deutlich, ſo iſt doch bei der anſcheinenden Erfüllung deſſelben gemeiniglich noch etwas zurückgeblieben, deſſen man ſich dann erſt erinnert, und wo ſich denn die Erinnerung mit der wirklichen Sache oft ſo ſehr zu verſchwimmen pflegt, daß es gar leicht iſt, eines mit dem andern zu verwechſeln. —

Nun bleibt freilich noch immer die Frage, warum ſtellte ſich der Traum denn gerade an dem Morgen des Tages ein, da das Unglück geſchahe? Gewiß war es keine andere Urſache, als weil der Herr Paſtor U.. von ſeinem Freunde die Nachricht erhalten, daß derſelbe an dem Tage eine kleine Spazierfahrt nach der H.. machen würde, und ihn ſelbſt dahin eingeladen hatte.

Da alſo die Beſorgniß für ſeinen Freund ſchon einmal die Einbildungskraft des Herrn Paſtor U.. erhitzt hatte, ſo war dieß ja wohl die natürlichſte Veranlaſſung, wodurch die ſchon ſeit längerer Zeit geſammelten Bilder in derſelben zum Ausbruch kamen, und ſich in das Ganze eines Traums zuſammenfügen mußten.

Eine eigentlich nicht hieher gehörige Frage iſt die: wie kam es denn, daß die Ahndung des Freundes des Herrn Paſtor U.. ſo genau eintraf?

Fürs erſte kann man nicht ſagen, daß ſie genau eintraf, denn ſie ging, wie es bei vielen Menſchen geſchiehet, auf ſehr etwas Allgemeines und Unbeſtimmtes, auf einen nahe bevorſtehenden Tod — die Art des Todes und die eigentliche Zeit deſſelben war auf keine Weiſe in dieſer Ahndung mit begriffen.

Und nun ein paar Worte über das Eintreffen der Ahndung! — Ein Menſch, der ſeit einigen Wochen mit nichts, als dem Gedanken eines nahen Todes umgeht; der übrigens in ſeinem Körper noch keine Spur einer eigentlichen Krankheit bemerkt; der alſo ſeinen ihm ſo nahe bevorſtehenden Tod nothwendig von einer äußern Urſache erwarten muß; dem alſo in jeder kleinen Gefahr, die ihm droht, das Bild des nahen Todes vorſchwebt, kann der wohl bei irgend einer Gefahr Gegenwart des Geiſtes genug behalten, um ſich gehörig dabei zu nehmen? wird er nicht vielmehr, da er doch nun einmal glaubt, es ſey ſein Schickſal jetzt zu ſterben, ſich lieber ohne alles Widerſtreben in den Abgrund hinabziehen laſſen, dem er doch nun einmal nicht glaubt entgehen zu können, und vor dem die Furcht noch ſchrecklicher, als das Schreckliche ſelber iſt? — Auf dieſen Umſtand ſollte man aufmerkſamer ſeyn, und man würde vielleicht finden, daß traurige Ahndungen, die man ſich in den Kopf geſetzt hat, weit öfter **Urſachen als Vorbedeutungen** des Todes ſind.

Indes kann es nicht fehlen, daß ein Traum, der zufälliger Weiſe auf die Art eintrift, eine ganz beſondre Wirkung auf die Seele thun muß. — Die Grenzlinien zwiſchen Wahrheit und Traum ſcheinen wegzufallen; man glaubt, man träume noch wachend.

Nichts iſt daher natürlicher und wahrer geſagt, als die Worte der Frau des Herrn Paſtor U.., da ſie die Nachricht von dem Tode ſeines Freundes hörte: „Iſts möglich, einen ſolchen Traum, der mir heute ſchon ſo viel Angſt und Sorgen gemacht hat (der Herr Paſtor U.. hatte ihn ihr gleich beim Aufſtehen erzählt) ſchon erfüllt zu ſehen! — wir träumen heute wohl alle — und wollte Gott, wir träumten, ſo hätten wir unſren Freund noch! — “

Dieſe Bemerkung, dieſer Wunſch, wie tief ſind beide im Innerſten der Seele gegründet! —

Zuletzt bemerkt der Herr Paſtor U.. noch, daß in dem Hauſe ſeines verſtorbenen Freundes nicht einmal eine Veränderung des Anzuges bei mehr als hundert Perſonen anzutreffen war. — Vermuthlich, weil die Perſonen größtentheils Bauern waren, die immer ziemlich gleich gekleidet zu ſeyn pflegen, und weil die übrigen, da ſie ſich zu einem ſolchen Beſuch nicht werden angeputzt haben, wahrſcheinlich ihre gewöhnlichen Kleider trugen, worin ſie der Herr Paſtor U.. ſonſt im Wachen geſehen hatte, und alſo auch kein Grund vorhanden war, daß er ſie im Traume hätte anders ſehen ſollen. — Ueberdem iſt es ſchwer, die Kleidung von hundert Menſchen, wovon einer träumet, ſo genau im Gedächtniß zu behalten.

Wie die Traumideen ſich mit den Wahrheitsideen vermiſchen können, davon ſtehen pag. 53 im erſten Stück des erſten Bandes dieſes Magazins, unter der Ueberſchrift **wachender Traum**, ein paar ſehr merkwürdige Beiſpiele.

Ueberhaupt iſt das Kapitel von den Träumen in der Seelenlehre, ohngeachtet ſeiner Wichtigkeit, noch zu wenig bearbeitet. Man hat noch zu wenige Erfahrungen darüber geſammlet, und diejenigen, welche man geſammlet hat, ſind größtentheils ſchon mit einen gewiſſen Vorurtheil von ihrer bedeutenden Kraft niedergeſchrieben worden.

Es verlohnt aber wohl der Mühe zur nähern Kenntniß deſſen, was in uns denkt, auch auf ſeine Träume aufmerkſam zu ſeyn. Jeder Traum, den wir haben, er ſcheine ſo unbedeutend wie er wolle, iſt im Grunde eine merkwürdige Erſcheinung, und gehört mit zu den Wundern, wovon wir täglich umgeben ſind, ohne daß wir unſre Gedanken darauf richten.

Daß ein Menſch, wenn ſein Körper in völliger Unthätigkeit da liegt, und alle Zugänge der

Sinne verſchloſſen ſind, wodurch uns ſonſt die immerwährende Fluth von Ideen zuſtrömt, dennoch ſieht, und hört, und ſchmeckt, und fühlt, ohne doch wirklich zu ſehen, zu hören, zu ſchmecken, und zu fühlen, iſt gewiß eins der ſonderbarſten Phänomene in der menſchlichen Natur, und der, welchem es unter allen Sterblichen zum erſtenmale begegnet wäre, hätte es nothwendig für ein unbegreifliches Wunder halten müſſen.

Da dieß Wunder ſo alltäglich geworden iſt, ſcheint das Träumen eine ſo unbedeutende Sache zu ſeyn, bei der es nicht der Mühe verlohnt, mit ſeinen Gedanken zu verweilen; oder wer noch mit ſeinen Gedanken dabei verweilt, der thut es größtentheils aus unedlen und eigennützigen Abſichten, oder aus einer kindiſchen Neugierde in Anſehung deſſen, was ihm künftig begegnen wird.

Der Weiſe macht den **Traum** zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen, um die Natur des Weſens zu erforſchen, was in ihm denkt, und träumt; um durch den Unterſchied zwiſchen Traum und Wahrheit die Wahrheit ſelbſt auf feſtere Stützen zu ſtellen, um dem Gange der Phantaſie und dem Gange des wohlgeordneten Denkens bis in ſeine verborgenſten Schlupfwinkel nachzuſpähen.

Jeder Traum, deſſen man ſich zufälliger Weiſe mit mehrerer Deutlichkeit erinnert, kann zu dergleichen Unterſuchungen Stoff hergeben.

Ich werde daher künftig eine eigne untergeordnete Rubrik, in der Rubrik zur Seelennaturkunde, zu einer Sammlung an ſich merkwürdiger, oder durch Reflexionen merkwürdig gemachter Träume beſtimmen. Für jetzt genug hievon!

Beiſpiele des Lebensüberdruſſes.

Sind im zweiten Stück des erſten Bandes die Geſchichte des Muſquetiers Daniel Völkners, die pag. 10, und des Inſpektors Johann Peter Drieß, die pag. 18 ſteht.

Bei dem erſten war der Lebensüberdruß höchſtwahrſcheinlicher Weiſe durch überſpannte Vorſtellungen von der Glückſeligkeit eines künftigen Lebens entſtanden, die ihm das für eine hochgeſpannte Phantaſie freilich eben nicht reitzende Leben eines gemeinen Soldaten eckelhaft und abgeſchmackt machten. Um ſich nun alſo ohne Selbſtmord, wodurch er der Seligkeit verluſtig zu werden glaubte, der Bürde dieſes Lebens zu entledigen, ermordete er ein unſchuldiges Kind, mit dem feſten Gedanken ſich dann noch vor ſeiner Hinrichtung wieder zu bekehren, um auf die Weiſe doch noch Gnade wieder zu erhalten. Er hatte alſo auf eine recht politiſche Art ſich zugleich die Befreiung von dieſem, und die gewiſſe Erlangung eines beſſern Lebens zu verſchaffen geſucht.

Ob nicht Lebensüberdruß bei ſo manchen Perſonen bloß aus dieſer Urſach entſtehen mag? — Ob nicht vielleicht eine große Anzahl Menſchen dem Märtyrertode thörichter Weiſe entgegen eilten, weil ihre von Scenen des künftigen Lebens erhitzte Phantaſie ihnen dieß Leben ſchaal und abgeſchmackt machte.

Dieß ſollten doch Prediger wohl erwägen, die ſich oft ſo gern in reitzenden Schilderungen der Freuden des Himmels verlieren, ohne auf die ſchwachen Gemüther Rückſicht nehmen, denen ſie dadurch alle die Freuden dieſes Lebens, die ſie ſonſt genießen könnten, zum Eckel machen. Sie ſollten doch den Blick ihrer Zuhörer immer mehr auf dieß Leben heften, und ihnen das künftige Leben immer nur in ganz nothwendiger Verbindung mit dieſem ſchildern.

Bei dem Inſpekter Drieß war der Lebensüberdruß oder vielmehr die Sterbensbegierde aus einer ganz von jener verſchiedenen Urſach entſtanden. — Er affektirte nehmlich ein Freygeiſt und ſtarker Geiſt zu ſeyn, und wollte ſich zu Tode hungern, um Stärke des Geiſtes zu zeigen.

Er wollte von den Großen bemerkt ſeyn — und ſobald er ſeinen Endzweck erreicht zu haben glaubte, indem ihn der Prinz Heinrich perſönlich beſuchte, ſo war er auf einmal von ſeinem raſenden

Entſchluß, ſich todt zu hungern, wieder hergeſtellt, und fand ſich glücklich; da er aber merkte, daß man ſeine thörichte Eitelkeit bemerkt hatte, und ſein ganzes Betragen für Affektation hielt, wie es denn auch wirklich war — ſo wurde er aufs neue wieder raſend, nicht darüber, daß er wirklich ein ſo eitler und ſchwacher Menſch **geweſen**, ſondern daß er andern ſo **vorgekommen** war, und in dieſer letzten Raſerei, da er nun keinen Ausweg wieder zu **glänzen** mehr vor ſich ſahe, rennte er mit dem Kopf gegen die Wand, und ſtieß ſich das Gehirn entzwei — ein erſtaunliches Beiſpiel von einer unbegrenzten Eitelkeit, die man beinahe in ihrer Art **groß** nennen könnte, wenn ſich **Eitelkeit** und **groß** zuſammen denken ließe.

Wie ſehr wünſchte ich, daß mir jemand von der **Erziehung** und den **vorhergehenden Schickſalen** dieſes **Inſpektor Drieß**, bei dem ein ſonſt ungewöhnlicher Hang zur Eitelkeit ſolche entſetzliche Wirkungen hervorbringen konnte, mehrere authentiſche Nachrichten mittheilen möchte!

Hier ſind alſo zwei Beiſpiele: **Lebensüberdruß aus überſpannten Phantaſien von der Glückſeeligkeit eines beſſern Lebens und Lebensüberdruß aus Eitelkeit.**

Zu der Geſchichte **Daniel Völkners** ſteht eine Parallel im dritten Stück des erſten Bandes pag. 28 mit der Ueberſchrift: **Geſchichte eines Selbſtmords aus Verlangen ſeelig zu werden.** —

Die Herrnhuterin, von der hier die Rede iſt, muß ſich nicht ſolche Gewiſſensſcrupel, wie Daniel Völkner, in Anſehung des Selbſtmordes gemacht haben. — Sie wählte, um **heimzugehen**, den 17ten May; ein Tag, der ein großer Feſttag bei der Brüdergemeine iſt — und hatte ſich mit einem Meſſer eine große Oefnung in die Seite des Unterleibes gemacht, wahrſcheinlich um die **Seitenwunde** des Heilands nachzuahmen; denn kurz vorher hatte ſie immer die Worte von ſich hören laſſen: **In deine Wunden mein Heiland, Ja? — Ja!** das letztere **ja** war dann die Antwort des Heilandes geweſen, mit dem ſie ſich in den kindiſch frömmelnden Ausdrücken der Herrnhuter auf die Art noch kurz vor ihrer That unterredete. — Da ſie nun immer kränklich und bettlägerig war, ſo mußte ihr freilich dieß Leben, das ſie ſobald mit einem weit beſſern, wovon ihre Phantaſie erfüllt war, vertauſchen konnte, ſehr läſtig werden.

Einer der merkwürdigſten Beiträge zu dem Kapitel vom Lebensüberdruſſe iſt der eigne Aufſatz eines Selbſtmörders unmittelbar vor der That niedergeſchrieben, welcher ebenfalls im dritten Stück des erſten Bandes pag. 32 ſteht.

Der **Hofgerichtsaſſiſtenzrath Clooß**, von dem ſich dieſer Aufſatz herſchreibt, iſt ein merkwürdiges Beiſpiel des Lebensüberdruſſes **nicht aus Eitelkeit, ſondern aus Stolz.**

Seine Geſchichte kontraſtirt daher auf eine ſehr edle Art gegen die Geſchichte des **Inſpektor Drieß**. Eine Schwäche im Denken, die ihn unfähig machte, ſeinem Amte gehörig vorzuſtehen, und deren er ſich ſelbſt mehr als zu ſehr bewußt war; die Furcht, daß dieſe immer zunehmende Schwäche ihn dareinſt gänzlich unbrauchbar machen, und er dadurch der Welt und ſeiner Familie zur **Laſt** werden würde, war die Urſach, daß er **mit aller Kraft des Nachdenkens und der Ueberlegung** den Entſchluß faßte, ſeinem Leben ein Ende zu machen. —

Die vortrefflichen Reflexionen des **Herrn Regierungsrath Glave**, über dieſen Vorfall, erſchöpfen den Gegenſtand ſo vollkommen, daß ich nichts mehr hinzufügen darf. — Nicht leicht aber wird man **Stolz** und **Eitelkeit** auffallender gegeneinander kontraſtirt finden, als wenn man die Beiſpiele dieſer beiden Selbſtmörder des **Aſſiſtenzrath Clooß** und des **Inſpektor Drieß** zuſammenhält.

Im erſten Stück des zweiten Bandes pag. 13 findet ſich wieder ein neues Beiſpiel von einem Kindermörder aus **Lebensüberdruß**.

Man ſieht diejenigen, welche aus Furcht vor der Sünde des Selbſtmords, und vor den Verluſt der Seeligkeit, der darauf ſteht, nicht dazu ſchreiten, und doch ihres Lebens los ſeyn wollen, werden gemeiniglich Kindermörder. Davon finde ich hier nun ſchon das dritte oder vierte Beiſpiel.

Der **Lebensüberdruß** vertilgt alſo zwei Menſchen, ſtatt daß er ſonſt nur einen vertilgt haben würde. Und gemeiniglich pflegt er dieſe Wendung bei **geringen Leuten**, die nur einen ſehr eingeſchränkten Ideenkeim haben, zu nehmen.

Die Kindermörder in den vorhergehenden Beiſpielen waren **gemeine Soldaten**, und dieſer letztre war ein **Raſchmachergeſelle**, welcher häufige Beängſtigungen hatte, die er oft durchs **Gebet** zu vertreiben ſuchte. — Alle die Kindermörder, von denen noch die Rede geweſen iſt, haben fleißig **gebetet**.

Bei dieſem war bloß die Furcht, zur Arbeit zugleich untauglich zu werden, (denn wenn er ſeine Beängſtigungen bekam, ſo riſſen ihm immer viele Fäden) das, was ihn bewog, durch Ermordung eines Kindes ſeinem Leben ein Ende zu machen.

Wenn du doch nicht mehr wärſt! fiel ihm plötzlich ein, allein er wollte ſich nicht ſelbſt vom Leben zum Tode bringen, ſondern es mußte ihm wohl bequemer ſcheinen, vom Leben zum Tode gebracht zu **werden**. Er hatte nicht den Muth, ſeinen Tod ſelbſt zu **bewirken**, ſondern nur, ihn zu **veranlaſſen**. — Nicht ſowohl die Begierde nach den Freuden des Himmels, als vielmehr die entſetzliche Furcht vor einem qualvollen Leben, ſchien ſeinen Mordentſchluß zur Reife gebracht zu haben.

Noch ein Beiſpiel einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach dem Tode, und damit verknüpften **Lebensüberdruſſes** bei einer **Frau**, die durch ein vielleicht zu **hartes Zureden** des Predigers im **Beichtſtuhle**, durch **verſchiedne bibliſche Sprüche**, und ein **ſchwärmeriſches Lied**, das ſie ſang, ſich in dem Kopf ſetzte, ſie **habe einen Beruf zu ſterben**, und ſie wolle und müſſe ſterben, wobei **ihre Blicke wild** und **ihre Mienen bitter ernſthaft waren** — ein merkwürdiger Umſtand, der die nothwendige Stimmung der Seele bei allen denen, die im eigentlichen Verſtande ſterben **wollen**, auszudrücken ſcheint. — Bei dieſer Frau kam aber freilich auch körperliche Krankheit dazu, Sie iſt nachher völlig wieder hergeſtellt worden. — Hier iſt alſo wiederum ein Beiſpiel des Lebensüberdruſſes aus bloſſer **religiöſer Schwärmerei.**

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 3 finde ich noch ein Beiſpiel vom **Lebensüberdruß**, das ſich auf die **äußre Lage** zu gründen ſchien, worin ſich die Perſon, welche die Bürde des Lebens abwarf, befand.

Es war eine junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, bis in ihr 23ſtes Jahr von einer Schwärmerin erzogen; ihr **Mann kam ihr zu gleichgültig vor**; **ſie war denen**, die ſie umgaben, läſtig, weil ſie weder Geſchicklichkeit noch Aufmunterung genug hatten, ſich in die abwechſelnden Launen einer eigenſinnigen nervenkranken Perſon zu ſchicken.

Sie hätte müſſen aus ihrer Verbindung eine Zeitlang herausgeriſſen werden, um mit vernünftigen und aufgeklärten Leuten Umgang zu haben; dann wäre ihr vielleicht zu helfen geweſen.

Man ſieht auch hier, daß die **überſpannte ſchwärmeriſche Phantaſie**, welche von Kindheit auf bei ihr genährt war, und in die ihr Mann ſeinem Temperamente nach, gar nicht mit einſtimmen konnte, die vorzüglichſte Urſach zum Lebensüberdruß bei ihr geweſen iſt. — Wie eckel mußte ihr eine Welt werden, wo im nächſten Cirkel, der ſie umgab, ihr alles ſo kalt, ſo untheilnehmend, ſo unempfindlich ſchien.

Unter der Ueberſchrift: **ein neuer Werther**, ſteht noch im zweiten Stück des dritten Bandes pag. 115 ein Beiſpiel des **Lebensüberdruſſes**, welcher vermuthlich in einer lächerlichen **Eitelkeit** des jungen Menſchen, der ſich erſchoß, gegründet war. —

Denn er hatte alles ſo eingerichtet, daß der Selbſtmord recht **brillant** werden ſollte. Er hatte ſich noch vorher balbiert, einen neuen Zopf gemacht, und ſich rein angezogen; dann hatte er Werthers Leiden pag. 218 aufgeſchlagen auf den Tiſch vor ſich hingelegt.

Er wollte aber auch die That nicht ohne Zeugen verrichten, ſondern da man des Morgens ſeine

Thüre eröfnete, ſtand er mit fliegendem Haar, in einer völlig tragiſchen Stellung da, hielt ſich die Piſtole, grade ſo wie das Muſter, das er nachahmete, über das rechte Auge, drückte loß, und ſtürzte nieder.

Der junge Menſch ſchien nun einmal **glänzen** und eine Art von **großer Rolle** ſpielen zu wollen, ſollte es auch mit Verluſt ſeines Lebens ſeyn.

Dieß Beiſpiel verdient gewiſſermaßen neben das von dem **Inſpektor Drieß** geſtellt zu werden.

Alſo **Lebensüberdruß** aus **Eitelkeit**, aus **Stolz**; aus **überſpannter Begierde nach der Glückſeeligkeit eines künftigen Lebens**; aus **religiöſer Schwärmerei**; aus **Unzufriedenheit mit der wirklichen Welt, im Kontraſt gegen die idealiſche Welt, die man ſich ſelbſt gebildet hat**, — dieß ſind die verſchiednen Arten des Lebensüberdruſſes, worauf durch die angeführten Beiſpiele die Aufmerkſamkeit gelenkt wird. —

Dieſe Krankheit der Seele, die im höchſten Grade unnatürlich und gewaltſam iſt, ſcheint mit ſehr ſchnellen Schritten vorwärts zu gehen, und alsdann gemeinlich zu einem fürchterlichen Ausbruche zu kommen. — Es iſt alſo wohl der Mühe werth, darauf zu denken, wie man ihr gleich im Anfange, ſobald man die erſte Spur davon entdeckt, vorbeugen, ihre Fortſchritte hemmen, und die entflohne Lebensluſt allmälig wieder erwecken können! — Heilungsmethoden dieſer Krankheit werden alſo immer ein vorzüglicher Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde ſeyn.

Da ich mich nun bei der Reviſion dieſes Magazins eine Weile bloß mit den Krankheiten der Seele beſchäftigt, ſo erregt dieß natürlicher Weiſe meine Aufmerkſamkeit in ſehr hohem Grade auf die eingelaufnen Beiträge

Zur Seelenheilkunde.

Allein es ſcheinet, als habe man dieſen wichtigſten Theil der Erfahrungsſeelenkunde gerade noch am allerwenigſten in Erwägung gezogen. —

Ich will daher auf einige Geſichtspunkte aufmerkſam zu machen ſuchen, welche bei dieſer Kunſt, die noch mit ſo unſicherem Schritten geht, vielleicht einigermaßen zum Leitfaden dienen können.

So wie bei der Heilung der körperlichen Krankheiten die vorzüglichſte Regel iſt, daß man die **Natur beobachte, ihren Abſichten nicht entgegenwirke, ſondern ihre Thätigkeit zu lenken ſuche** — ſo ſcheint dieß ebenfalls bei der Heilung der Seelenkrankheiten eine der erſten Regeln zu ſeyn.

Das Verhältniß aller der von Kindheit auf geſammleten Ideen gegeneinander macht die individuelle Natur der menſchlichen Seele aus.

Was dem Körper die Nahrungsſäfte ſind, daß iſt der Seele der immerwährende Zuſluß neuer Ideen, wovon einige ſich nach innern gewiſſen Reitze oder diſponierenden Urſachen feſtſetzen, andre wieder verfliegen.

Der Menſch ſcheint vor den Thieren die Kraft zu haben, den Zufluß ſeiner Ideen ſelbſt beſtimmen, ihn auf gewiſſe Weiſe an- und ableiten, die Schleuſen zuzuziehen und nach Gefallen wieder öfnen zu können. —

Dieſe Kraft wird aber zuweilen durch den Andrang der zuſtrömenden Ideen gehemmt, wenn in den Ideen, die ſchon in der Seele ſind, das gehörige Gleichgewicht aufgehoben wird, und dieſe alsdenn auch ihre widerſtehende Kraft verlieren.

Das Weſen der Seele beſteht in der Thätigkeit, ſo wie das Weſen des Körpers in der Ausdehnung.

Was Hunger und Durſt bei dem Körper ſind, daß iſt der Thätigkeitstrieb bei der Seele.

Durch dieſen wird ſie zur immerwährenden Veränderung und Vermehrung ihrer Vorſtellungen angetrieben.

Dieſen Thätigkeitstrieb alſo gehörig zu lenken, oder wenn er erſchlafft iſt, ihn wieder herzuſtellen, iſt ein Hauptgegenſtand der Seelenheilkunde.

Wenn nun dieſer Thätigkeitstrieb eine unrechte Richtung genommen hat, ſo entſtehet dadurch eine Unordnung, oder Diſharmonie in den von Kindheit auf geſammleten Vorſtellungen; ein mißbilligendes Gefühl; wovon etwas ähnliches bei dem Körper ſtatt findet, ſobald der Nahrungstrieb ſich gleichſam verfangen hat.

Von einer Kriſis bei der Heilung der Seelenkrankheiten, wo die beßre Natur wieder die Oberhand gewinnt, hat man bisher noch wenig oder nichts bemerkt. — Aber daß bei den Seelenkrankheiten eben eine ſolche Kriſis ſtatt findet, iſt gewiß, und der eigentliche Seelenarzt wird ſie ſicher bemerken.

Die frömmelnde Phantaſie iſt auf etwas von der Art gefallen, daß im philoſophiſchen Sinn genommen, gewiß eben nicht ſo unvernünftig iſt. — Es muß nehmlich bei den Bekehrungen der ſo genannten Frommen immer ein gewiſſer **Durchbruch** ſtatt finden, welcher mit der Kriſis, die nothwendig bei den Seelenkrankheiten ſtatt finden muß, viel Aehnliches hat.

Ueberhaupt hat ſich jene frömmelnde Phantaſie, ohngeachtet der unrechten Richtung, die ſie genommen, doch noch weit mehr mit dem innern Seelenzuſtande beſchäftiget, als die gewöhnliche Moral und Pädagogik.

Man hat doch dort den innern Seelenzuſtand eines Menſchen ſeiner Aufmerkſamkeit noch würdig gefunden, und ordentlich gewiſſe Epochen angenommen, nach welchen die allmälige Heilung des Seelenkranken erfolgen mußte. —

Man ſcheint dabei nach einem dunkeln Gefühl dem ganzen Proceß bei der Heilung körperlicher Krankheiten gefolgt zu ſeyn. —

Der **Krankheitsſtoff** mußte durch die Traurigkeit der Seele über ihr Sündenelend gleichſam **zubereitet**, und alsdann durch die heftigſten Angriffe der Reue und Buße, durch die größte Seelenzerknirſchung **ausgeſtoßen** werden, worauf dann erſt der **Durchbruch** oder die wohlthätige Kriſis erfolgte, die nun der Krankheit ein plötzliches Ende machte.

O, es giebt gewiß ſehr viele, die dieſe wohlthätige Kriſis empfunden haben, indem ſie von Laſtern und Ausſchweifungen auf den Weg der Tugend wieder zurückkehrten. —

Möchten dieſe doch, **wenn auch ohne Nennung ihrer Nahmen**, zum Beſten der Menſchheit, die geheime Geſchichte ihrer Verirrungen und ihrer Wiederkehr zum Guten in dieſem Magazine zur Erfahrungsſeelenkunde mittheilen; und ſagen, wie es zuging, daß entweder ihre eigne beßre Natur ſich wieder emporarbeitete, oder was für einen Weg irgend ein Freund, der ihr Helfer und ihr Seelenarzt wurde, zur Heilung ihrer Krankheit mit ihnen einſchlug!

Im dritten Stück des erſten Bandes pag. 102 ſteht ein Beitrag zur Seelenheilkunde, von einem ehemaligen Hypochondriſten, welcher zum Beweiſe dienet, wie ſehr wir über die durch Bücher und Umgang zuſtrömenden Ideen wachen müſſen, wenn man die Seele, in der das Gleichgewicht der Ideen gegeneinander ſchon einmal gelitten hat, in einem geſunden Zuſtande erhalten will. — Dieſer Beitrag iſt ein wahres Seelenrezept für Hypochondriſten, deſſen ſich ſchon Perſonen, die ich kenne, mit Nutzen bedient haben. —

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 129 ſteht ein merkwürdiges Beiſpiel, wie Zuchthäuſer zu wirklichen **Beſſerungshäuſern** gebraucht werden können, von einem Schuſter, der dadurch, daß er beſtändig geſchäftig und in Arbeit erhalten wurde, von den Laſtern, die er vorher an ſich hatte, gänzlich geheilt ward, und nachher noch ein wohlhabender Mann ward, der bei jeder guten Mahlzeit, die er that, auf die Geſundheit ſeines würdigen Zuchtmeiſters im Raſpelhauſe trank. — Solche Beiſpiele ſollte man doch mehrere ſammlen, um dadurch aufmerkſamer auf dieſen wichtigen Gegenſtand zu werden. — In jenem Zuchthauſe war dafür geſorgt, daß bei den Strafbaren die Hoffnung nie erlöſchen konnte, und das Fleiß und Ordnung und geſittetes Betragen **bemerkt** wurden.

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 70 ſteht ein ähnliches Beiſpiel: Ein von dem verſtorbenen Hofrath **Akermann** in Hanover geſtiftetes Armenhaus hatte nehmlich durch ſeine Einrichtung einen ſo glücklichen Einfluß auf die Verbeſſerung der Gemüther, daß ein Bettelknabe, der in daſſelbe aufgenommen war, und deſſen Denkungsart durch eine lange Gewohnheit zu betteln ſchon einen ſehr hohen Grad von Niederträchtigkeit angenommen hatte, nach einiger Zeit, da er anfing, mit ſeinem Zuſtande zufrieden zu werden, die **edelſten Geſinnungen** der Großmuth und Dankbarkeit äußerte.

Noch einige Aufſätze die Seelenheilkunde betreffend, ſtehen im erſten Stück des dritten Bandes von pag. 115 an. Der erſte iſt ein Brief von einem **unſtudierten** Manne, der ohngeachtet des Schwärmeriſchen und Sonderbaren im Ausdruck mit vieler Naivität geſchrieben iſt; übrigens aber nicht ſowohl ein Beitrag, als vielmehr nur einige Bemerkungen, die Seelenheilkunde betreffend, enthält. — Er räth nehmlich unter andern, daß der Seelenarzt eine Art **Metaſtaſis** bei den Seelenkrankheiten ſolle zu bewirken ſuchen. — Der Seelenarzt muß bei den Kranken, wo die Gedanken immer viel zu ſehr auf einen Gegenſtand hingeheftet ſind, die Ideen zu vervielfältigen ſuchen — **der Seelenarzt darf auch nicht einmal den Schein eines Arztes von ſich blicken laſſen,** u. ſ. w.

Ein anderer Beitrag zur Seelenheilkunde, welcher unmittelbar auf dieſen folgt, iſt die Heilung eines jungen Menſchen **von einen unglücklichen Hang zum Theater.** — Bei dieſem jungen Menſchen ging wirklich am Ende der Kur eine Art von Kriſis vor. — Allein er hat nachher wieder Recidive bekommen. —

Im zweiten Stück des dritten Bandes pag. 13 ſteht unter der Rubrik zur Seelenkrankheitskunde ein Aufſatz mit der Ueberſchrift: **Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem dreimonathlichen Wahnwitz,** welcher auch gewiſſermaßen mit zur Seelenheilkunde gezogen werden kann; wenigſtens grenzen körperliche und Seelenheilkunde hier ſo nahe aneinander, daß die Grenzlinie zwiſchen denſelben kaum zu bemerken iſt. —

Der kleine Aufſatz zur Seelenheilkunde, welcher noch im dritten Stück des dritten Bandes pag. 27 ſtehet, enthält einige vortreffliche Bemerkungen. Dieſer Aufſatz ſchreibt ſich von der **Madam Reiske** her, welche die Sache gerade in dem rechten Geſichtspunkte genommen, und bei der Beſchreibung einiger Seelenkrankheiten zugleich ſehr merkwürdige Winke zu ihrer Heilung mitgetheilt hat.

Bei einer Perſon, die ſehr lebhaft träumte, und bei der ſich die Traumideen vermuthlich mit den Wahrheitsideen vermiſcht hatten, ſo daß ſie dieſelben nicht mehr voneinander unterſcheiden konnte, entſtand dadurch zuletzt eine Art von Wahnwitz. —

Sie bildete ſich nehmlich ein, mit ihrem Mann die Ehe gebrochen zu haben, und gerieth darüber in eine Art von Raſerei. —

Die Madam R.. ließ ſie endlich bei ihrer Meinung, die ihr niemand auszureden vermochte, und erinnerte ſie an die religiöſen Begriffe von **Vergebung der Sünde und Heiland** — allein die Verzweiflung über die eingebildete Sünde blieb noch immer da, bis die Madam R.. ihr ſagte: **Wenn wir keine Sünde gethan hätten, brauchten wir ja auch keinen Heiland.** — So unrichtig und ſchädlich dieſe Vorſtellungsart nun in anderer Rückſicht ſeyn mag, ſo that ſie doch hier eine vortreffliche Wirkung, um die Seelenkranke von der Verzweiflung zu retten. — Dieſe Worte ſchlugen wie ein wohlgewähltes Arzneimittel bei ihr an, und von der Zeit fing ſie an, ruhiger zu werden, arbeitete fleißig, und wurde völlig wieder hergeſtellt.

Die Madam R.. zieht hier das vortreffliche Reſultat:

Daß man ſchwermüthigen Leuten nicht widerſprechen, ſondern nur ihre Aufmerkſamkeit, gleichſam als von ohngefähr, auf etwas ihnen neues zu richten ſuchen müſſe.

Möchte doch die Anwendung dieſer Regel bei ſchwermüthigen Perſonen häufiger beobachtet werden! — dieß iſt doch nun eine wirklich erprobte Erfahrung, und die Madam R.. liefert noch ein Beiſpiel von der Art, daß nicht minder merkwürdig iſt: es gelang ihr nehmlich bei einem jungen Frauenzimmer, die täglich des Nachmittags Anfälle von Wahnwitz hatte, dieſe Anfälle, ſo oft ſie den Verſuch machte, durch **Erweckung ganz neuer Ideen**, aufzuhalten, da man ihr ſonſt nur immer Sprüche aus der Bibel und Liederverſe vorgeſagt hatte, die ſie ſelbſt ſchon auswendig wußte, und wodurch ſie gar nicht aus dem Kreiſe ihres gewöhnlichen Denkens herausgeriſſen wurde.

Die Madam R.. ſuchte ihr Begriffe vom Bauen unter dem Waſſer, vom Weltgebäude, von Geographie, kurz von lauter **ihr bisher ganz unbekannten Dinge** beizubringen, und dieß feſſelte die Aufmerkſamkeit der Kranken ſo ſehr, daß ſie jedesmal glücklich über die Stunden des Wahnwitzes hinwegkam.

Noch ein merkwürdiges Beiſpiel, wie **nahe die körperliche und Seelenheilkunde aneinander gränzen**, iſt auch die pſychologiſche Beſchreibung ſeiner eignen Krankheit vom Herrn D.

Markus Herz, welche im zweiten Stück des erſten Bandes pag. 44. ſteht.

Zur Seelenzeichenkunde.

Sind nicht ſo viele Beiträge, wie ich gewünſcht hätte, eingelaufen; und doch iſt dieß einer der wichtigſten Theile der Erfahrungsſeelenkunde.

Die Nebeneinanderſtellungen jugendlicher Charaktere vom Herrn Seidel und Herrn Müller ſind noch das einzige, was hierüber geliefert iſt.

Im zweiten Stück des erſten Bandes pag. 110 ſind drei jugendliche Charaktere nebeneinander aufgeſtellt, welche ziemlich genau detaillirt ſind.

Allein dieſe Nebeneinanderſtellungen werden freilich dann erſt vorzüglich nützlich werden, wenn das Tagebuch über die fernere Entwickelung dieſer Charaktere fortgeſetzt, und ſie dann bis in ihre Jünglings- und männlichen Jahre verfolgt werden könnte.

Es giebt doch viele Schullehrer, die Konduitenliſten von ihren Untergebnen halten. — Wenn nun ein ſolcher Mann lange im Amte iſt, ſo müßte er vortreffliche Bemerkungen über die Entwickelung der Charaktere machen können, indem er zwiſchen dem Betragen irgend eines Menſchen, als Knabe und Jüngling auf Schulen, und als Mann in Geſchäften, als Ehemann und Hausvater Vergleichungen anſtellte.

Der Rektor der Schule, wo der berühmte Thomſon ſeinen jugendlichen Unterricht genoß, hatte immer ſchon geſagt, **in dem jungen Menſchen ſteckt etwas!** und freuete ſich nachher ſehr, daß ſeine Prophezeiung eintraf. — Er hätte vielleicht aus dem Schulleben dieſes Mannes wichtige Beiträge zu der Geſchichte der Entwickelung ſeines Charakters, und ſeines Geiſtes liefern können.

Die Nebeneinanderſtellung der Charaktere zweier Brüder, die im dritten Stück des erſten Bandes pag. 108 ſteht, wird gewiß einen jeden Leſer auf die Geſchichte der fernern Entwickelung dieſer Charaktere aufmerkſam machen, um deren Mittheilung ich den Herrn Verfaſſer erſuche.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 124 ſind wiederum zwei jugendliche Charaktere vom Herrn Seidel nebeneinander aufgeſtellt, wovon der letztre beſonders ſehr viel originelles hat. Dieſe beiden Charaktere von der Schilderung des Herrn Seidel mit den drei vorhergehenden zuſammengenommen, will ich nach der Ordnung, wie ſie folgen, A. B. C. D. E. nennen, damit man dasjenige, was Herr S.. künftig über die fernere Entwickelung dieſer Charaktere mittheilen wird, gehörig wieder ordnen kann.

Der Aufſatz im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 105 betrift einen ſchon verſtorbenen

Knaben, von vorzüglichen Anlagen, und leidet alſo keine Zuſätze mehr.

Im erſten Bande des dritten Stücks pag. 107 ſind nun ſchon einige merkwürdige Beiträge zur Geſchichte der fernern Entwickelung, der einmal geſchilderten Charaktere. — Ueber A. iſt einiges geſagt, daß mit den Vorhergehenden zuſammengenommen, nun ſchon einen nähern Aufſchluß über den Charakter deſſelben giebt — ſo ſind auch über D verſchiedne nicht unwichtige Bemerkungen über die Fortſchritte ſeines Geiſtes mitgetheilt.

Ich hoffe, daß Herr S .. nun auch die übrigen von ihm geſchilderten Charaktere auf die Weiſe nachhohlen wird.

Zuletzt ſchildert hier Herr S .. noch einen in ſeiner Art ſehr merkwürdigen Knaben, dem er prophezeiet, daß er, wenn es noch Hofnarren oder Harlekine auf der Bühne gebe, er durch einen ſolchen Poſten ſein Glück machen könne; da dieß aber nicht der Fall wäre, ſich damit begnügen müſſe, in einem kleinern Zirkel für andre ein Luſtigmacher zu ſeyn. Die Schilderung von dieſem Knaben iſt ſehr treffend, und der Erfolg davon wird für jedem Beobachter der menſchlichen Seelen, und beſonders für den Erzieher merkwürdig ſeyn — wir wollen dieſen Knaben E. nennen.

Auch **Herr Spazier** hat im zweiten Bandes des dritten Stücks pag. 93 einen jugendlichen Charakter geſchildert, der ſich vorzüglich durch eine

Art von **guthmüthigem Phlegma** auszeichnet, und bei dem dennoch ein muſikaliſcher Satz, ſo oft er geſpielt wurde, einen ſo wiedrigen Effekt that, daß er mit Thränen bat, doch dieſen Satz nicht zu ſpielen.

Zur Seelennaturkunde.

Sind eine ſtarke Anzahl Beiträge geliefert, die ich jetzt ſo nebeneinanderzuſtellen verſuchen will, daß Reſultate daraus können gezogen werden.

Um die Natur und das Weſen unſerer **innern vorſtellenden Kraft** zu erforſchen, iſt wohl die Aufmerkſamkeit auf dasjenige, wodurch ſich dieſe vorſtellende Kraft vorzüglich äußert, oder die Aufmerkſamkeit auf die

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht

eines der erſten Mittel. — Die Sprache **mit ihrem ganzen Bau** iſt ein getreuer Abdruck unſrer vorſtellenden Kraft, ſo wie dieſe wieder ein Abdruck der ſie umgebenden Welt iſt. —

Dieſe Betrachtung der Spache in pſychologiſcher Rückſicht habe ich vorzüglich zum Gegenſtande meiner eignen Bearbeitungen gemacht, und daher faſt in jedem Stück dieſes Magazins einen Beitrag von der Art geliefert. — Auch **Herr Pockels** hat über dieſe Materie gedacht, und ſeine Gedanken darüber mitgetheilt — und in dieſem Stück erfolgt vom **Herrn Rektor Bauer in Hirſchberg** ein wichtiger Aufſatz über Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Im erſten Stück des erſten Bandes pag. 92 habe ich vorzüglich die **unperſönlichen Verba** in der Rückſicht betrachtet, wie ſie gleichſam die Grenzlinien ziehen, zwiſchen dem, was wir uns als **abhängig**, und dem, was wir uns als **unabhängig** von unſrer thätigen Kraft denken.

Und es kömmt doch ſehr viel darauf an, dieſe Grenzlinien gehörig zu ziehen — ſobald wir **ich denke** in **mich dünkt** verwandeln, ſo laſſen wir das Denken gleichſam über uns herrſchen, wir laſſen es nach ſeinem eignen Gange, den es nimmt, **in uns vorgehen**, ohne etwas zu ſeiner Richtung auf einen Gegenſtand beizutragen.

Die Seele entäußert ſich eine Weile ihrer **Ideenlenkenden Kraft**, ſie läßt die neue Vorſtellungen, ohne oder doch nur mit einer ſchwachen Gegenwirkung in ſich überſtrömen, indem ſie ſagt, **mich wundert, mich freuet, mich gereuet,** u. ſ. w.

Daher werden nun auch faſt alle **Leidenſchaften** durch die unperſönlichen Verba bezeichnet.

Man **getraut ſich kaum** ſein Ich oder ſeine thätige vorſtellende Kraft darbei zu nennen, ſo wenig fühlt man ſie. — Das, was man dunkel fühlt, hüllt man in das unbeſtimmte unperſönliche **es** ein.

Im zweiten Stück des erſten Bandes pag. 101 ſteht ein Aufſatz über die Präpoſitionen, welche ebenfalls vielen Stof zum Nachdenken über die Seele geben, ob es gleich beim erſten Anblick nicht ſo ſcheint. Denn da ſie alle von körperlichen Verhältniſſen hergenommen ſind, ſo ſollte man glauben, daß ſie in Anſehung der Seele nur wenig bezeichnen könnten.

Allein da die Aufmerkſamkeit der Menſchen ehr auf das Körperliche als auf das Unkörperliche fiel, ſo wurde jenes auch natürlicher Weiſe zuerſt benannt, und nachher bediente man ſich derſelben Benennungen **im figürlichen** oder **metaphoriſchen Sinne**, um auch das Unkörperliche zu bezeichnen.

Wir müſſen daher, ſo oft wir uns über etwas Unkörperliches ausdrücken wollen, beſtändig in **Metaphern** reden. Denn ſelbſt das Wort **denken** iſt wahrſcheinlicher zuerſt eine Benennung von etwas Körperlichen geweſen, ob wir gleich itzt uns nichts körperliches mehr dabei denken. — Das lateiniſche **Cogitare** ſcheint aus dem Begriff des gewaltſamen **Zuſammenzwängens** entſtanden zu ſeyn, wovon man etwas ähnliches beim angeſtrengten Denken im Gehirn empfindet.

Vorſtellung iſt ein völliger metaphoriſcher Ausdruck: wir **ſtellen** die Sache gleichſam **vor** uns **hin**, um ſie mit Muße betrachten zu können. Der Lateiner ſagt mit einer philoſophiſchern Benennung repræſentatio, Wiedervergegenwärtigung. — Der Nahme detaillirt die Sache mehr, und drückt ſie doch allgemeiner und nicht ſo ſehr ſinnlich aus, wie unſer Vorſtellung. Das urſprünglich griechiſche idea hingegen, iſt eine noch weit ſimplere Metapher als Vorſtellung; man begnügt ſich mit der bloßen Vergleichung von Sehen, um ſich einen Begriff von einem Begriffe zu machen.

Begriff iſt eine ſehr ausdruckvolle Metapher, ob das Bild gleich ſehr körperlich iſt. — Ich werde Meiſter von einer Sache, beſitze ſie, wenn ich ſie umfaſſe, und dadurch mir zu eigen mache — ſo werde ich Herr einer Idee, wenn ich ſie gleichſam mit allen meinen übrigen Ideen umfaſſe, deren ich mich zu gleicher Zeit auch bewußt bin.

Darum ſagt Begriff auch mehr wie Vorſtellung — durch den Begriff iſt die Vorſtellung in mir befeſtiget, an alle meine übrigen Vorſtellungen, die ich ſchon hatte, gleichſam angeknüpft, und mit ihnen eins geworden.

Allein die Anwendung dieſer Metaphern macht nun oft große Schwürigkeit, und verleitet auch oft zu Irrthümern, indem man das Körperliche, was man ſich ſonſt dabei gedacht hat, nicht gehörig davon abſondert — wenn man z. B. ſagt, alles was da iſt, iſt in Gott, und ſich nun denkt, daß Gott dieß alles umgiebt, indem er die Oberfläche aller körperlichen Dinge durch ſeine Umgebung berührt.

So reden wir von etwas, daß **in** der Seele vorgeht, und ſind daher oft in Verſuchung uns die Seele wie irgend eine umgebende Maſſe zu denken, worin das, was darin vorgeht, gleichſam **Platz** oder **Raum** hat. — Die mißverſtandnen und unrecht angewandten Metaphern in der Sprache haben vielleicht am meiſten zum Materialismus verleitet. —

Im dritten Stück des erſten Bandes pag. 122 habe ich über die kleinen Wörter **da**, **jetzt**, **nicht**, **iſt**, u. ſ. w. einige Betrachtungen angeſtellt. — In dieſen kleinſten Wörtern der Sprache ruhen die erhabenſten Begriffe — ſie ſind es, welche das eigentliche Triebwerk unſres Denkens am meiſten bezeichnen. —

Selbſt der reine Begriff des **Seyns** läßt ſich nicht gut von dem Begriff des **Ortes** trennen, welcher durch **da** bezeichnet wird; wir ſagen weit öfter das **Daſeyn** als das **Seyn**.

Allein auch dieſe Verbindung der Ideen verleitet uns zuweilen zu Irrthümern — weil wir z. B. ſagen: das **Daſeyn Gottes**, ſo heften wir die Vorſtellung von ihm an die Vorſtellung des **Orts** — wenn er iſt, ſo muß er auch **da**, ſo muß er **irgendwo** ſeyn, als ob ſich der reine Begriff des **Seyns** eines unkörperlichen Weſens nicht abgeſondert vom Begriff des Ortes denken ließe.

Die kleinen Wörter **aber, auch, wie, obgleich, denn, weil** u. ſ. w., welche eigentlich an und für ſich keinen Gegenſtand in der Welt außer uns, ſondern bloß die Art des Zuſammenhanges unſrer Vorſtellungen bezeichnen, ſind gewiß äußerſt merkwürdig, und geben einen reichen Stoff zum Nachdenken, ob ſie gleich auch größtentheils auf die Weiſe nur im figürlichen Stande gebraucht werden. — **Denn** z. B. iſt eigentlich von der **Zeit** hergenommen, ſo wie auch **wenn**, und **weil**, und **da**. Der Vergleichungspunkt liegt nehmlich darin, daß ich mir füglich zwei Ideen **zu gleicher Zeit** denken kann, ohne, daß ſie ſich einander **aufheben**. — In dieſer **Probe**, die ich auf die Art bei der Zuſammenſetzung von zwei Ideenreihen anſtelle, liegt eben die **Stärke des Beweiſes** — eben ſo wie in **weil**; daß ich die folgende Reihe von Ideen unbeſchadet der gegenwärtigen **zu gleicher Zeit denken** kann, bürgt mir für ihre Wahrheit. — Ich werde hiervon in der Folge Veranlaſſung nehmen, dieſe kleinen Wörter ausführlich nacheinander durchzugehen, um dadurch einen Beitrag zu einer vollſtändigen Theorie des menſchlichen Denkens zu liefern.

Im erſten Stück des zweiten Bandes pag. 118 habe ich einen Verſuch gemacht aus den einzelnen Buchſtaben, vermittelſt deren ſich unſre deutſche

Konjugation formirt, unſre verſchiednen Vorſtellungsarten von der Wirklichkeit herzuleiten —

ſt, **d** und **t** bezeichnen als beſtimmende laute in der deutſchen Sprache vorzüglich die **Wirklichkeit** — **w** die Art der Wirklichkeit oder die Beſchaffenheit, und **n** hebt die angenommene Wirklichkeit wieder auf.

Ich glaube dieß hinlänglich mit Beiſpielen belegt zu haben.

Merkwürdig aber iſt es, daß wir **das nur unter gewiſſen Bedingungen Wirkliche**, faſt auf eben die Art wie das **vergangne Wirkliche** bezeichnen, indem wir bloß den Vokal gleichſam zu einem **halben ſchwankenden Tone** herabſtimmen, und a z. B. in ä, o in ö, und u in ü verwandeln, als **ich ſang, ich ſänge, ich trug, ich trüge**, u. ſ. w.

Wie ſehr mahlt hier der veränderte laut des Vokals das Schwankende, die Ungewißheit, womit wir uns das **nur unter Bedingungen Wirkliche** vorſtellen!

Eben ſo merkwürdig iſt die Bezeichnung der gänzlichen mit **Vollendung** verknüpften Vergangenheit durch **haben**, welches hier ebenfalls nur figürlich gebraucht werden kann, weil es ſonſt immer einen **Beſitz** anzeigt — und hier oft grade das Gegentheil des Beſitzes anzuzeigen ſcheint, als: **er hat gelebt**, welches doch ſo viel heißt, als **er hat ſein Leben nicht mehr** — allein die

Vorſtellungsart läßt ſich wohl am beſten durch das beſtändige Streben nach etwas Zukünftigen erklären, wovon wir die Ideen zu **haben** wünſchen — **er hat gelebt** heißt ſo viel: als er **hat** nun ſein **Leben vollſtändig dahin, er darf nun nichts erwarten.** — Die **Vollſtändigkeit** aber oder das **Vollendete** wird durch die Silbe **ge** bezeichnet, wie ich hinlänglich erwieſen zu haben glaube.

Im zweiten Stück des zweiten Bandes pag. 11 ſteht die Fortſetzung dieſer Unterſuchung über die Mittelbegriffe vom **Seyn** und **Haben**, wodurch wir uns die Vergangenheit, und über den Mittelbegriff des **Werdens**, wodurch wir uns die Zukunft denken.

Alsdenn folgt ein Aufſatz über die Pronomina in pſychologiſcher Rückſicht, zu welchen ich hier noch einige Bemerkungen hinzufügen will.

Es iſt nehmlich ſehr merkwürdig, daß man ſein **ich** nur außer ſich denkt, ſobald ein anders handelndes Weſen von außen her auf uns wirkt, und uns gleichſam unſer Daſeyn außer uns fühlbar macht;

mich, dich, ſich, ſind nehmlich offenbar zuſammenziehungen aus **mein ich, dein ich, ſein ich** — Nun fühle ich einen Widerſtand zu ſagen: **mein Ich oder mich ſieht dich**, ſondern ich ſage: **ich ſehe dich** — Indem mein Gedanke von mir ſelber ausgeht, kann ich mich unmöglich als Objekt

demdenken, eben ſo wenig, wie ſich mein Auge, indem die Lichtſtrahlen bloß von ihm ausgehen, ohne wieder zurückgeworfen zu werden, ſelber ſehen kann. Allein ſobald eine Idee von einem andern Weſen aus- und auf mich übergeht, und ich z. B. ſage: **du ſiehſt mich**, finde ich nicht den mindeſten Widerſtand, mir **mein Ich** als Objekt oder außer mir zu denken. Die reflektirte Denkkraft macht, daß ich mich ſelbſt nun außer mir erblicke, ſo wie man vermittelſt der zurückgeworfnen Lichtſtrahlen ſein Antlitz im Spiegel ſieht. —

Wenn das eine Perſon oder ein vernünftig handelndes Weſen bezeichnende **m**, **d** und **ſ** ſtatt des **ich** nun bloß mit **ein** zuſammengeſetzt wird, ſo daß **mein**, **dein**, **ſein** daraus entſteht, ſo gewährt es uns einen außerordentlichen Vortheil im Denken, indem wir alles, was einer Sache zukömmt, oder eins mit ihr ausmacht, nach der Reihe durchgehen können, ohne doch der Hauptſache darüber zu vergeſſen, die beſtändig durch das **m**, oder **d**, oder **ſ**, gleichſam an das, was wir uns mit ihr vereint vorſtellen, herangeklammert wird — Kurz, dieß ſind faſt die einzigen Wörter in der Sprache, wodurch wir zwei Vorſtellungen zu gleicher Zeit zuſammenfaſſen.

Im dritten Stück des zweiten Bandes pag. 93 ſteht ein Aufſatz vom Herrn Pokels über dem

Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Herr P... macht hier unter andern die ſehr richtige Bemerkung, daß wir zur Bezeichnung ſolcher Prädikate ſinnlicher Gegenſtände, die den Geſchmack, Geruch, und zum Theil auch das Gefühl des Menſchen reitzen, uns noch am meiſten der Geſichts- und Zeichenſprache bedienen, und daß man ſich wahrſcheinlich am **längſten** der bloſſen Zeichenſprache bedient habe, ehe man eigne Wörter für dieſe Art von dunklen Begriffen erfand.

Herr P.. gründet mit hierauf die Hypotheſe, daß **Jahrhunderte** verfloſſen ſeyn können, ehe die Menſchen die bloſſe Pantomimenſprache mit der Wortſprache umtauſchten.

Herr P.. glaubt, daß es leichter auszumachen ſey, wie die Menſchen auf die abſtrakten Begriffe, als wie ſie auf die **Ausdrücke** derſelben gekommen ſind. Eins iſt wohl ſo ſchwer wie das andre — denn ohne fixierte Zeichen läßt ſich gewiß eben ſo wenig abſtrakt denken, als ſich ohne Zahlen oder Zeichen algebraiſche Aufgaben würden auflöſen laſſen.

Dieſer Aufſatz wird im erſten Stück des dritten Bandes pag. 75 fortgeſetzt. Und Herr P.. beſchäftigt ſich darin vorzüglich mit der Entwickelung der Sprache bei **Kindern.**

Herr P .. bemerkt hier den wohlthätigen Einfluß der Menſchenſtimme auf das Ohr und Gemüth des Kindes, im Kontraſt gegen das Unangenehme und wiedrige der Thierſtimme, wovor Kinder gemeiniglich zu erſchrecken pflegen, weil ſie mit der Anlage derſelben heterogen iſt, u. ſ. w.

Das Kind weiß gemeiniglich ſchon eine groſſe Anzahl Subſtantiva auszudrücken, ehe es Verba auszuſprechen pflegt.

Von den Verbis drückt das Kind immer erſt den Infinitif, nach und nach auch das Vergangne, am ſpäteſten aber das Zukünftige aus — weil wir beſonders den Begriff von der künftigen Zeit, allein durch Hülfe der Urſach und Wirkung vergleichenden Vernunft beſitzen, und derſelbe alſo mehr als thieriſcher Inſtinkt iſt.

Die Kinderſprache beſteht anfangs nur aus einſilbigten Wörtern.

In keiner Epoche unſers Lebens ſammlen wir wieder ſo viel neue Ideen, als in den erſten ſechs oder acht Jahren unſers Lebens, wo wir eine Sprache mit etlichen tauſend verſchiednen Wörtern, und deren Verbindungen, Verſetzungen, und Wendungen lernen.

In einem geſunden Zuſtande der Seele iſt uns ein dunkler Begriff immer etwas unangenehmes — daher bei Kindern ſchon die ſtarke Begierde ſich deutlicher Vorſtellungen zu verſchaffen. —

Es iſt ſehr zu wünſchen, daß Herr P.. dieſe Beobachtungen über die Kinderſprache, ſeinem Verſprechen gemäß, fortſetzen möge.

Endlich ſteht im dritten Stück des dritten Bandes pag. 110 noch ein Aufſatz, die **einzelnen herrſchenden Laute** in der Sprache betreffend. — Ein Gegenſtand, der ein ſehr angenehmes Feld des Nachdenkens darbietet, und bei deſſen Bearbeitung vorzüglich der Reichthum an bedeutenden Wurzelwörtern in der deutſchen Sprache zu ſtatten kommt. Ich laſſe nun an dieſe Reviſion der Aufſätze über Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, ſich ſogleich den Aufſatz des Herrn Rektor Bauer anſchließen, und werde in den nächſten Stück mit der angefangnen Reviſion fortfahren, zugleich aber auch einige merkwürdige mir zugeſandte Beiträge liefern.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Das Ontologiſche der Sprache und der Sprachen, das Abſtrahiren allgemeiner Begriffe von dem Sprachgebrauche, eine Grammatica Philoſophica, (dergleichen wohl niemand weniger geliefert hat, als der erſte Erfinder dieſer Benennung zu ſeinem Werke, Caſpar Scioppius, welche Benennung mit beſſerm Rechte des Fr. Sanctii Minervae zukömmt,) eine Grammaire raiſonnée iſt von jeher mein Lieblingsaugenmerk, und des Sal. Glaſſii Philologia S. in dieſer Abſicht mein liebſtes Buch geweſen und geblieben.

Ja, es iſt nichts, was den Sprachunterricht, was die Behandlung der Schriftſteller, der Deutſchen wie der Griechen und Römer, der Neuern, wie der Alten ſo intereſſant, für den Lehrer und Schüler, und alle ſo gerühmte Aenderungen der Lehrmethode entbehrlich machen könnte, als dies Philoſophiren über Sprachgebrauch und Schriften, welches ja eben die wahre Erneſtiſche Lehrart iſt, deren Kenner und Liebhaber alle Aenderungsvorſchläge ruhig bei Seite legt und verachtet, weil man hier **denken** lernt und lehrt.

Erlauben Sie mir eine Bemerkung dieſer Art in Ihr Magazin als einen kleinen Beitrag zu liefern. Sie betrift die Worte, welche an ſich mittlerer Bedeutung und gleichſam neutral ſind, und, da ſie an ſich weder das Gute noch das Schlimme bedeuten, erſt durch Zuſätze der Adiectiven oder Beſchaffenheitswörter dieſe Einſchränkung und Beſtimmung erhalten; daher ſie auch vocabula μέσα, media, heiſſen. Dergleichen ſind die Worte, Leben, Geſtalt, Glück, Nahme, Gewitter, Kraut, fortuna, valetudo, forma, fama, u. a. m. Was thun wir mit dieſen Worten? Wir ſetzen Adjectiva dazu, z. B. gutes widriges Glück, fortuna ſecunda, adverſa, guter, böſer Nahme oder Ruf, valetudo proſpera, adverſa; ſchöne, häsliche Geſtalt; dies iſt der Gebrauch, welcher der indifferenten Natur dieſer Worte gemäs iſt. Aber was thun wir hernach? Wir brauchen dieſe Wörter allein, ohne Zuſaz eines Adiectivs, mit einer wahren **Emphaſe**, das iſt, mit einem Nebenbegriffe, der nicht im Worte liegt, ſondern aus dem Zuſammenhange der Rede beſtimmt und erkannt wird. So braucht der Ebräer das Wort **Leben** faſt immer ſo, daß man den Nebenbegriff des glücklichen Lebens darzu denken mus; daher das **ewige Leben**. So heißt es im 20ſten Pſalme: er bat dich um Leben, d. i. um Glückſeligkeit; im 37ſten Pſalme: bei dir iſt (du biſt) die Quelle des Lebens, d. i. du biſt der Urheber und Geber alles Guten. Daher kömmt es erſt, daß **Tod** in der Schrift ſo viel heißt, als Elend, weil der Gegenſaz, **Leben**, den Nebenbegriff des Glücks hat. Das Wort **Geſtalt**, Lat. forma ſpecies, hat meiſt die Nebenidee der **ſchönen**, guten Geſtalt; daher formoſus, ſpecioſus, ſchön, **wohlgeſtalt**; und informis, wie das Deutſche **ungeſtalt**, (in alten Büchern findet man auch **ungeſchaffen**) Lat. informis, deformis, ja auch Griechiſch, ἄμορφος, allemahl ſo viel heißt, als übel geſtalt; denn eine **Geſtalt** an ſich, hat auch der Ungeſtaltete häßliche. Inconditus, ungebildet, iſt nie ohne den, hier verneinten, Nebenbegriff des **wohl** gemachten, und heißt, **übel** eingerichtet: ſo, entſtellen, verunſtalten, eine üble Geſtalt geben. Valetudo, heißt überhaupt, Befinden des Leibes; aber oft heißt es nicht nur Geſundheit, z. B. *valetudinem* tuam cura: ſi *vales*, bene eſt; valeo; ſondern auch Krankheit, harte Krankheit, z. B. in gravem valetudinem incidit; gravi valetudine implicitus; So tempeſtas, Wetter, Gewitter, Ungewitter. Tempeſtas heißt indifferent, Wetter; aber, wenn man im lateiniſchen ſagt: magna tempeſtas, ſo heißt es Sturm, Donnerwetter, Wind, u. ſ. f. und der Deutſche ſagt: es kam ein **Wetter**, ein rechtes Wetter. Mit dem Worte, **Gewitter**, iſt es noch ſonderbarer: Gewitter heißt ſchlechthin Wetter, Witterung, z. B. Schneegewitter, und im Sächſiſchen Kirchengebete: mit gutem bequemen **Gewitter**; Aber nun ſprechen wir, ein **Gewitter**; da denken wir das fürchterliche, gefährliche hinzu; und doch hernach wiederum ein **Un**gewitter, als wenn Gewitter an ſich eine **gute**, wenigſtens angenehme Bedeutung hätte, und ein ſo ſchreckendes uns böſe ſcheinendes, unangenehmes, ſchreckliches Wetter **kein**, nicht, (**Un**-) Gewitter wäre. Welcher Eigenſinn des Sprachgebrauchs, oder vielmehr unſrer Denkart! So das Wort **Unkraut**, alſo **nicht Kraut**; als wenn ſchädliches, hinderliches Gewächs, kein **Kraut** wäre; ſo hat Kraut die Emphaſe des guten nützlichen Krauts. Daher auch in der Niederſächſiſchen Predigt des alten Geiſtlichen in der Berliner Monatsſchrift **Untüg** erklärt wird, **Unzeug**, gleichſam **kein Zeug**, d. i. kein **taugliches Zeug**; wiewohl ich dies lieber von **tügen**, **taugen** herleiten wollte, als untauglich. Und eben das Wort **Zeug**: Welche fatale Nebenidee hat es nicht im Deutſchen, wenn wir gewiſſe Leute Zeug nennen, oder von Schriften, ſolches Zeug! Im Franzöſiſchen, un homme de naiſſance, ſans naiſſance, ſelbſt faſt im Deutſchen, von Geburt, ohne Geburt, von Condition, d. i. Zuſtande, von **Stande**, **Standsperſon**, lauter Emphaſen des **guten**, des vorzüglichen: denn Geburt, Stand, hat doch jeder Menſch. Parvenir, gelangen, heißt im Franzöſiſchen, wenn es allein ohne, **zu etwas** ſtehet, glücklich werden, zum Glücke gelangen: z. B. la païſanne parvenue, le Soldat parvenu; vous ne parviendrés jamais. Und eben der Franzos und Britte, wenn er homme, man, für **Mann** braucht, denkt er nicht das Wort **Menſch** mit der Emphaſe der **vollkommnen** Menſchheit, des Verſtandes, Muthes, der Stärke, der Macht und Regierung, welches immer Vorzüge des menſchlichen Geſchlechts ſind oder ſeyn ſollen? Das deutſche Wort **Thier** iſt auch artig; es hat eine Emphaſe auf beide Seiten: wenn wir ſagen, ein Unthier: ſo verbinden wir mit dem Worte **Thier** den Begriff des gutartigen, wohlgebildeten, ſanftmüthigen;

thigen; wenn wir hingegen den Menſchen von dem Thiere unterſcheiden, und ihn doch nicht ſo ſchlechthin ein **Thier** nennen: da geben wir dem Worte **Thier** eine niedrige, entehrende Bedeutung. In dem Worte **Ungeheuer** ſteckt gewis auch eine deutſche emphatiſche Ableitung, die ein Adelung zeigen mag. Aber **Unart, Ungezogen**, es hat **keine Art**, ſind lauter Emphaſen des Guten: denn auch das unanſtändige hat eine **Art**, eine Beſchaffenheit, auch der Ungezogne ward **gezogen**, nur ſchlecht: Aber ſo ſprechen wir auch, ein Menſch ohne **Conduite**, keine Conduite, Aufführung haben, nehmlich **gute**, anſtändige; denn Conduite, an ſich, betragen, hat auch der ungeſchliffenſte, nur ſchlecht: ſo auch **ungeſittet, unmanierlich**, d. i. ohne **gute** Sitten, Manieren hat ja jedermann. Mündig, unmündig, hat ſchlechterdings die emphatiſche Nebenidee des rechten, klugen, herzhaften, nützlichen Gebrauchs des Mundes, der den Kindern fehlt, die ſonſt wohl **Mundes** genung haben. Wie veränderlich iſt ferner die Nebenidee in dem Worte **zeitige** Früchte, **zeitig** auf die Academie gehen, hat immer den Begriff des **zu** frühen, unzeitigen: und hingegen, zeitig kommen, aufſtehen, die Sonne **zeitiget** die Früchte, hat die Idee der **rechten**, ſchicklichen Zeit. **Unthat**, d. i. keine That, heißt eine **böſe** That, die doch auch That iſt; und das lateiniſche **Facinus** hat zwar nicht immer den Nebenbegriff der **böſen** That; wiewohl **facinoroſus** allemahl ein **Böſewicht** heißt; doch den Beigedanken einer **allzu kühnen**, immer etwas **unrechten** That. Aber **argentum factum, gemachtes** Silber, heißt **künſtlich, zierlich** gearbeitetes Silberwerk: daher Cicero ſagt: **quodammodo** *facta* oratio, **gleichſam** gemacht, d. i. künſtlich bearbeitet. Das Wort **Geſchmack** von moraliſchen Dingen, wenn es allein ſtehet, z. B. mit Geſchmacke, ohne Geſchmack, keinen Geſchmack haben, iſt nie ohne die Emphaſe des **guten** richtigen, reinen, geſunden Geſchmacks. **Wahn**, wähnen heißt an ſich nur glauben, meinen, ſagen; daher **erwähnen**; dies kann auch wahr ſeyn; aber wenn wir ſchon vom **Wahne** reden, iſt allezeit die Idee des falſchen des Irrthums dabey. So ging es auch mit dem Worte Vorurtheil: Ein Vorurtheil kann ja auch **wahr** ſeyn, iſt oft wahr; und die **præjudicia** im rechten Lateine und bei den Rechtsgelehrten ſind ſehr wahr und wichtig. Aber wer von uns denkt nicht ſo gleich an **Irrthum**, an **falſches** Urtheil, wenn er von **Vorurtheilen** hört? Das Wort **Einbildung** hat immer den Nebenbegriff des falſchen, erdichteten, nicht exiſtirenden, ob es gleich an ſich die Kraft der Seele anzeigt, die auch **wahre** Begriffe aufbewahrt, und ſich (wohl) einbildet. Das Griechiſche δόξα, welches eine **Meinung** heißt, hat die faſt beſtändige Nebenidee der guten Meinung von jemanden, des Lobes, der Ehre. Aber das lateiniſche **Fama** iſt und bleibt zwar indifferent zu gutem und böſem Rufe; und Livius unterſcheidet ſogar im 6ſten Buche bei dem Marcus Manlius, famam magnam und bonam; und doch heißt infamis eigentlich, ohne Ruf, der einen **ſchlechten** Ruf hat; und im Gegentheile famoſus, übel berüchtigt; daher libelli famoſi, Schmähſchriften. Wie willkührlich! Bei dem oben erwähnten Worte **Wahn, Wähnen**, erlauben Sie mir noch eine kleine Sprachanekdote, die zu dieſer Sache eben nicht gehört, aber an ſich nicht uneben, und einem Wortforſcher wohl zu vergönnen iſt: Navita de ventis, de bobus narrat (garrit) arator. In dem alten Originale oder itzt umgearbeiteten Syriſchen Aramena, (womit dem Recenſenten in der A. D. Bibl. der es nicht geſehn hat, allenfalls, gegen Sicherheit der Rückſendung, durch mich gedient werden könnte, finde ich immer gedruckt, **Argwahn**, nicht **Argwohn**; jenes iſt gewiß recht, ein arger **Wahn**; was ſoll hier **wohnen** heiſſen. Indeſſen mag ich doch nicht ſo ſchreiben; lieber mit allen falſch in Dingen, die nicht Sünde oder ſchädlich ſind, als allem recht.

Dies iſt quæſtio facti; ſo reden, ſo denken wir, nicht blos der Deutſche, ſondern der **Menſch** (der Unterſchied der Sprachen könnte eine Pſychologie der **Völker** ſchon inſtruiren.) Aber warum? Ich glaube daher, weil, weil die Worte gemacht ſind, die eigentliche, völlige, vollkommne Sache zu bezeichnen, welche es nicht iſt, wenn ſie wie verdorben iſt, oder ihrer Beſtimmung nicht gemäß iſt. Ein Baum ohne Frucht, iſt kein Baum, wenn der Baum Frucht tragen ſoll; und wenn Cicero ſagt, in der Regierung des Gabinius und Piſo wären **keine Conſuln** geweſen: ſo legte er den Begriff zum Grunde, **worzu** ein Conſul da wäre, was man von ihm erwartete; und den fand er nicht an dieſen ſchlechten Menſchen. Wenn er ſagte, es ſind keine **Gerichte**: ſo meynt er, keine ordentliche, **gerechte**, unpartheiiſche Gerichte; denn **ſo** ſollen ſie ſeyn, deswegen ſind ſie. Die **Republik** iſt weg, ſpricht dieſer Republikaner, es iſt kein **Staat** mehr, ſeit dem Siege des Cäſar: nemlich, ein **freyer** Staat, wie ihn der Römer dachte, haben wollte, gehabt hatte. Mit einem Worte: Unſre Seele will alles **ganz** vollſtändig haben; es iſt der **Vollkommenheits-Trieb**. Ja, wird man ſagen, bei ſolchen Worten, denen die Emphaſe etwas Gutes, eine Vollkommenheit, Rechtmäſſigkeit beilegt; Aber wo der Nebenbegriff ſich auf das ſchlechte, böſe lenkt, wie bei den Worten **Zeug, Thier, Wahn, Vorurtheil!** Und wie manche Worte ſind ſo nach und nach gleichſam ausgeartet, oder verſchwärzt worden: Im Lateiniſchen **fur**, welches erſt ſo viel hieß, als **Menſch**, aus dem Griechiſchen Φὸς, Φῶτος; dafür auch Φωρ war, wie honos und honor, colos und color, hernach ein **Leibeigner** (wie im neuern Lateine

homo, homagium, Vaſall, Huldigung; dann gar einen Dieb? Welches Herabſinken! Latro hieß ein Diener (von λάτρης, λατρεύειν,) dann ein Soldat, daher der luſus latrunculorum das Damen- oder Schachſpiel, hernach ein Räuber, Mörder! Schalk, ſonſt ein Knecht. Wo rechnen wir dieſe Nebenbegriffe hin? Erſtlich zur Denkart, welche gewöhnliche Nebenbegriffe mit Dingen verbindet, die ſich immer, oft, meiſt dabei finden: dies iſt im Verſtande oder in der Phantaſie. Aber im Willen! Vermuthlich der Haß gegen Leute, die mit ihrem ſonſt guten Stande ſo viele Uebelthaten verbanden, daß durch ihre ganze Lebensart der Nahme derſelben, verhaßt und zum Abſcheu wurde; ſo wie ehemahls und itzt der Nahme gewiſſer, beſonders barbariſcher grauſamer oder alberner Völker in dieſer oder jener Abſicht, zum wirklichen anatonomaſtiſchen Vorwurfsnahmen geworden iſt: Beiſpiele ſind bekannt, und — verhaßt.

Noch eine Bemerkung, mit Ihrer Erlaubniß, zur National-Seelenkunde aus der Sprache, die mir immer wichtig und der Prüfung werth geſchienen hat. Nur der Teutſche hat beſondere Worte für die phyſicaliſchen Handlungen der Thiere: in allen andern Sprachen, die mir etwa bekannt ſind, ſelbſt in der Ebräiſchen, im Griechiſchen, lateiniſchen, Italieniſchen, Franzöſiſchen, ſogar im Engliſchen, das doch vom Deutſchen herſtammt, eſſen, trinken, ſterben die Thiere, wie wir; nur bei den Deutſchen **freſſen, ſaufen, verrecken** ſie. Woher dieſer Menſchenſtolz? Dieſe uns eigne Herabſetzung der Thiere, die mir nicht gefällt; der ich, ohne übertriebne Liebe oder Vorurtheile gegen die Thiere, doch Pflichten wenigſtens **an** den Thieren, wenn auch nicht **gegen** ſie, glaube, und ein ſolcher Freund und Patron der Thiere bin, daß ich, z. B. keinen Hund, keine Katze aufjage, wenn ſie auf einem Stuhle liegen; ſondern mir, oder jemanden anders, lieber einen leeren Stuhl herbei hole und dem Muhamed, wo nicht nachahme, doch applaudire, der ſeinen Rockermel abſchnitt und liegen ließ, weil eine Katze darauf lag. Doch bei welchem Volke, ja **von** welchem Volke, iſt das albern'ne Vorurtheil der Unehrlichkeit derer, die mit todten Thieren zu thun haben? Oder iſt es Genauigkeit der Sprache? Wenigſtens hat der Deutſche für die **Begattung** faſt jeder Thiere ein eignes Wort, falzen, rammeln, horſten, beſchellen, beſpringen, belegen, u. ſ. f. Dies kann Jägerſprache ſeyn, die ohnedies das beſondere affectirt. Woher jenes komme, ſage ich mit dem Horaz, quærere diſtuli; Nec ſcire fas eſt omnia; doch iſt der Teutſche auch wieder demüthig; nur der Teutſche hat ein eignes Wort, **ſündigen** für die Vergehungen gegen Gott; **Beten, Gebet** nur zu Gott, welches in keiner andern Sprache ſo unterſcheidend iſt, ſelbſt im Ebräiſchen, wo **ſündigen** wenigſtens auch gegen Menſchen gebraucht wird,

z. E. wie der Oberſchenke ſagt: ich denke an meine **Sünde**, nehmlich gegen Joſeph; und Jacob zum Laban: was iſt meine Sünde?

Aber eine Sache wird mir wenigſtens, (denn, wer willkührliche Hypotheſen liebt, macht ſich alles leicht,) ein Geheimniß unſrer Seele, in ihrem Verhalten gegen den Sprachgebrauch und die Erlernung der Mutterſprache bleiben. Sie haben, mein Herr, vortrefliche, ſcharfſinnige, ſowohl erfahrungsmäſſige, als abſtrahirte Bemerkungen mitgetheilt, wie Kinder nach und nach reden lernen. Ich weiß, daß Nachahmung und Vorſagen auch hier das meiſte, wohl alles thut: aber daraus läßt ſich nur die bloſſe, gerade Benennung der Sache, durch den Nominativ, erklären; auch allenfalls der Kindermodus; der Infinitiv; wiewohl auch hier ſchon mehr Feinheit ſteckt; warum nehmen ſie, die Kinder, dieſen Modus, der die allgemeine abſtrahirte Idee des Verbums iſt? Aber wer lehrt dann die Kinder die andern Caſus nicht **kennen**, das kann paradigmatiſch geſchehen, wiewohl es nicht geſchiehet, bis das Kind lateiniſch decliniren lernt; nein, ſondern **brauchen**, recht brauchen? Das Haus meines Vaters, meiner Mutter Bruder, ich **will** es **dem** Vater ſagen: wer lehrt dies die Kinder? Wer lehrt ſie die ſubtile Beziehung des Genitivs, des Beſitzes, des Eigenthums, des jemanden gehörigen zu dem Beſitzer? die Beziehung der Handlung auf ihren Gegenſtand, im Dative und Accuſative? Aber mit den Verbis iſt es doch noch wunderbarer. Wer lehrt ſie die gegenwärtige, geſchehene Zeit von der vergangnen, die geſchehene Handlung von der künftigen unterſcheiden? Wer lehrt ſie auf das (t) merken, ich liebte: Ja wer lehrt ſie ſagen; ich **will**, ich **werde** lernen? Noch mehr: anomaliſche, abweichende Verba; ich **aß**, ich **wollte**, ich **fuhr**? Freilich ſprechen auch wohl, nicht nur Kinder, auch Frauenzimmer, er **ſingte**: aber dies iſt ſchon Analogie vom, ich **hörte**, nur falſch angewendet, wie jener Franzos machte: ich **gehe**, ich **gieng** alſo: ich **ſtehe**, ich **ſtieng**. Auch ſagte einmahl ein kleines Mädchen zu mir: ich habe die Mama **gebittet**; aber dies iſt ſelten; meiſt reden ſie ordentlich. Wer lehrt ſie dies, da wir das Teutſche nie förmlich, nie grammatiſch in der Kindheit lernen! Wer lehrt ſie jedes Tempus am **rechten** Orte brauchen? Dies iſt ſchon Vernunft, Ueberlegung! Aber wie hat ſie ſich entwickelt? Gewiß, in der Mutterſprache ſelbſt, in der nationalen Organiſation darzu, z. B. zum Engliſchen th, zum Franzöſiſchen eu, u, in liegt Anlage, wo ich mit Erlaubniß, oder ohne Erlaubniß aller Neuern, Deum ex machina, ſchöpferiſche Grundeinrichtung, ſo lange erkenne, bis mir es jemand näher aus Mittelurſachen erklärt.

Was ich oben vom Genitive ſagte, iſt in den Morgenländiſchen, das iſt, in den Sprachen der

Menſchen nicht ſo beſonders, wo der Genitiv, ohne Aenderung, nur nach dem regierenden Caſu geſetzt, und aus dem vorhergehenden Namen erkennt wird; aber in Sprachen, wo entweder Artikel, oder Endbuchſtaben, die Caſus machen, da will es gewiß mehr ſagen.

Da die Morgenländiſchen Sprachen die älteſten ſind, und beſonders die Ebräiſche alle hiſtoriſche Beweiſe, wo nicht der erſten, doch dieſer am nächſten kommenden, Sprache hat: ſo iſt der philoſophirende Sprachforſcher, der ſprachverſtändige Philoſoph, der pſychologiſche Grammatiker, der grammatiſche Pſychologe, wie Sie wollen, auf alle Weiſe berechtigt und inſtruirt, aus ihnen den erſten Gang der menſchlichen Seele zu abſtrahiren. Dieſer zeigt ſich ſogleich in der erſten Conformation dieſer Sprachen, wo das Subſtantivum allemahl nach, und zwar meiſt ohne die Verbindung ſeyn, ſtehet; z. B. Gott gut, Baum groß: recht wie es in der Seele zugehet; erſt die Sache, dann ihre Beſchaffenheit. Aber warum iſt in den Morgenländiſchen Sprachen die dritte Perſon des verbi die Wurzel, das erſte Grundwort, aus dem andere Perſonen erſt durch Zuſätze gebildet werden? Dies ſcheint mit dem Grundſatze nicht recht übereinzuſtimmen, daß jeder Menſch **zuerſt ſich ſelbſt** denke; das glaube ich auch eben nicht: Kinder wiſſen von ſich ſelbſt nichts ausdrücklich, und werden zuerſt und am lebhafteſten von den Dingen

außer

auſſer ihnen durch die Sinne gerühret; ſo wie ich eben nicht glauben muß, daß Adams erſter Gedanke war: wer bin' ich? Woher? Sondern er ſahe zuerſt Himmel, Sonne, Thiere, Bäume, was ihm in die Augen fiel. Aber warum iſt die **vergangne Zeit** die erſte in den Morgenländiſchen Sprachen? Wuſten die erſten Einrichter dieſer Sprachen, daß die Zeit nicht einmahl eigentlich gegenwärtig iſt? Oder war es **erzählender Styl**, was ſie geſehen, gehört hatten? Was ſchon, und zwar ſo ſchnell vorbei war? Doch iſt ihr Präteritum freylich auch Präſens, worzu ſie zwar eigentlich das Participium brauchen.

Hirſchberg.

M. Carl Ludwig Bauer,
Rektor der Evangeliſchen Gnadenſchule vor Hirſchberg.

Auszug aus einem Briefe.

Jena den 29ſten Juni 1785.

Hier ereignete ſich voriges Jahr eine ſonderbare Krankengeſchichte. Eines Bürgersmannes Töchterlein von neun bis zehn Jahren, deren Eltern pietiſtiſch geſinnt waren und ihrem Mädchen fürchterlich ſchreckliche Begriffe von Teufel, Hölle und Verdammniß mochten beigebracht haben, beging mit ihren Geſpielinnen ihren Geburtstag mit kindiſcher Fröhlichkeit. Als ſie des Abends in ihre Kammer zu Bette gehen will, erſcheint ihr der Teufel und droht ſie zu verſchlingen; mit ſchrecklichem Geſchrei kommt ſie zurück in der Eltern Stube, und fällt todt vor ihren Füßen nieder. — Auf Herbeirufen des Arztes erholt ſie ſich nach etlichen Stunden wieder, erzählt, was ihr begegnet, und daß ſie gewiß glaube, verdammt zu werden, verfällt in eine langwierige Nervenkrankheit, und ſah noch vor einem Vierteljahr, da ich ſie ſahe, todtenblas aus. Die Wahrheit der Geſchichte muß der hieſige Profeſſor Starke bezeugen können, unter deſſen Aufſicht die Patientin von einem jungen Studirenden kurirt wurde.

Ein paar andre Erfahrungen über eine beſondre Aeußerung der Phantaſie im vollblütigen Zuſtande theile ich Ihnen aus dem Briefe meines Vaters in Gera mit, der ſie mir auf mein Bitten ſendete. Ich könnte Ihnen ſelbſt aus eigner Erfahrung einige ſonderbare Ereigniſſe, die ich für ſehr wichtig halte, erzählen, wenn ich Worte fände, unausſprechliche Dinge zu erzählen. Ungefähr von meinem ſechſten bis ſiebenten Jahr an ſahe ich öfters des Nachts eine weiße Geſtalt vor meinen Augen, weinte darüber, bat das garſtge Ding weg zu thun; die neben mir ſchlafenden ſagten mir, ſie ſähen ja nichts, endlich — verſchwand es von ſelbſt.

Einige Jahre drauf begegnete es mir mehrere Jahre hintereinander faſt alle Nachte, daß ich, nachdem ich mich ſchlafen gelegt hatte, ganz ſonderbare Auftritte hatte.

Dieß waren die, von denen ich mich in keiner menſchlichen Sprache wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, wegen der blos dunkeln Vorſtellungen, in denen ſie mir vorſchweben, und wegen dem damaligen Mangel an Beobachtungsgeiſt über mich ſelbſt, nicht auslaſſen kann. Es ging alles mit mir, wie in der Scheibe herum, (es war aber kein **Schwindel**) dazu geſellten ſich ſchöpferiſche Vorſtellungen von unendlichen, Millionenzeiten und Räumen, die ich zu durchwandern hatte, der Gedanke der Unmöglichkeit je dieſe Reiſe, dieſes Unermeßliche, das ich immer wie in einem unaufhörlichen Kreiſe vor mir ſah, zu vollenden, (und dies alles im wachenden Zuſtand) verurſachte in mir auſſerordentliche Bänglichkeit, in der ich mich oft nicht enthalten konnte, mit einem Saß aus dem Bette und ängſtlichem Zurückwandern in die Stube, wo mein Vater gewöhnlich noch am Schreibtiſch ſaß, jenen Schrecken zu entgehen.

Wenn ich mich erhohlt hatte, wuſte ich ſelbſt nicht, wie mir zu Muthe war, ich ſah, daß nichts außer mir war, was mich ängſtigte, und doch ging ich mit Grauen wieder zu Bette. Wenn ich mich da bei völligem Bewuſtſeyn meiner ſelbſt und der Nichtigkeit meiner Angſt zu erhalten ſuchte, hatte ich nichts zu befürchten: ſo bald mich aber in einem Halbſchlummer dieſes verlies, kam der vorige Feind wieder, den ich öfters nachher dadurch zu verbannen wuſte, wenn ich mich nur ſchnell im Bette aufrichtete, dann zum Beſinnen kam, und einſah, daß meine Angſt eitel war.

So wenig ich meiner Angſt oft widerſtehen konnte, mich wieder in die Stube zum Vater zu begeben, ſobald brachte mich doch die Anrede des Vaters: **Was willſt du denn wieder?** zum Bewuſtſeyn.

Ich ſagte nie die Urſache, weil ich fürchtete ausgelacht zu werden, da ich mich gar nicht über meine Erſcheinungen erklären konnte, ſondern gab gewöhnlich vor zu durſten, und nachdem ich getrunken, begab ich mich traurig wieder an den Ort des Schreckens.

Ich weiß nicht, ob in den nemlichen Jahren oder vielleicht etwas früher hatte ich eine ziemliche Anlage zum Nachtwandeln. Ich ſtand einsmahls um Mitternacht auf, kleidete mich etwas an, ging zum Zimmer, das ich aufſchloß, hinaus, nahm auf dem Vorſaal ein Körbchen mit Kraute, und eilte zum Saale damit hinaus, um im Hofe meine Kaninchen, die ich hielt, zu füttern. Der Schall von der Klingel der Saalthüre hatte Jemanden erweckt, der mir nachlief, mich nach vielem Widerſprechen zurück, und zum Bewuſtſeyn brachte, wo ich beſchämt wieder zu Bette ſchlich. —

Etwas erkläre ich mir freylich von dieſen Erſcheinungen daher, daß ich überhaupt etwas kränklich und engbrüſtig war, daß ich eine ſchlechte Diät beobachtete, mich des Abends hauptſächlich im Winter (wo ich am meiſten mit dieſen Uebeln geplagt geweſen zu ſeyn mich erinnere) voll Kartoffeln ſtopfte, bald aufs Eſſen ſchlafen ging — aber freilich das Weſentliche der oben genannten Erſcheinung iſt mir unerklärbar.

Zu eben der Zeit in abwechſelnden Perioden hatte ich noch ſonderbare **Gefühlsvorſtellungen.** Sehr oft, wenn ich zu Bette war, ſchien mir alles, was ich anfühlte, eine ganz rauhe, höckrichte Oberfläche zu haben; es war das unausſtehlichſte Gefühl, das man ſich denken kann, welches mich oft vermochte die Finger zuſammen zu knebeln, um nicht die Bettdecke oder mich ſelbſt mit den Fingerſpitzen zu berühren, aber vergebens! denn nun berührte ich doch meine eigne Hand, und ich fand keine Linderung. —

Ich glaube, im erwachſnern Alter haben ſich dieſe ſonderbaren Erſcheinungen zum Theil dadurch verloren, daß ich beſſer die Geſundheitsvorſchriften beobachtet habe. Demungeachtet kam in meinem achtzehnten Jahre jene Gefühlsvorſtellung zuweilen wieder, hat mich aber nun längſt gänzlich verlaſſen.

Noch Eines beſondern Umſtandes aus der Geſchichte meines Lebens muß ich gedenken. Nahe bei Gera iſt in einem Thale, **Martinsgrund** genannt, ein **Waldhaus**, wo wir einmal in großer Geſellſchaft waren. Ich werde hinunter in den Keller geſchickt, um etwas herauf zu holen. Springend öffne ich den Keller, und ſehe vor mir eine weibliche Figur in **blauem** Habit, die aber gleich wieder verſchwindet. Erſchrocken ſpring ich zurück, und erzähl es.

Als ich mehr zu Verſtande kam, erklärte ich mir es ſehr natürlich, ich war in vollem Sprunge aus dem hellſten Tageslicht in einen dunklen Keller gekommen, wie leicht konnte dadurch im Sehnerven eine Veränderung der Farben u. ſ. w. bewirkt werden, und die Phantaſie trug dann das ihrige bei, das Bild auszumahlen.

Aber wie erſtaunte ich, als ich mehrere Jahre drauf hörte, was noch nie jemand in unſrer Familie gewuſt hatte, es ſei eine alte Sage, es ließe ſich in der Gegend eine blaue Figur, die man den **Blaumantel** nennte, ſehen! —

Was ſoll man wohl zu dem Beſprechen oder Verſprechen des Feuers denken? Der itzige reg. Graf Reuß in Gera war immer in Ruf, dieſes zu können. Ich weiß es ſelbſt, daß ſo oft auf ſeinen Gütern Feuer war, er (und wenn es um Mitternacht war) mit ſeinem Huſaren zu Pferde dahin eilte. Sobald er kam, war alles froh, ſeinen Retter zu ſehen. Er ließ in aller Geſchwindigkeit um das brennende Gebäude rund herum einen Platz zum

Vorbeireiten machen, wo er dann mit Blitzesgeſchwindigkeit herumſprengte, und — das Feuer griff dann nie weiter um ſich. Sollte hierbei etwas die plötzliche Zertheilung der Luft oder die Iſolirung des im Brand ſtehenden Hauſes thun? Man ſagt, bei dieſem Umreiten müſſe der Reuter ſo ſchnell als möglich vorbeieilen, weil das Feuer ihn ordentlich zu verfolgen ſchien. — Schade, daß unſer Graf, da er vor mehrern Jahren einmal geſtürzt iſt, kein Pferd mehr beſteigt und alſo auch ſeine heilſame Kunſt nicht mehr in Ausübung bringt!

Noch eine merkwürdige Anekdote aus meiner Vaterſtadt Gera, die dort notoriſch iſt! Ein noch lebender alter Böttcher pflegte von Zeit zu Zeit bevorſtehende Unglücksfälle vorher zu ſagen, die nach der Sage des Volks immer eingetroffen wären. Er glaubte, die Anzeigen davon in der Chriſtnacht zu bekommen! Einmal prophezeihte er auch mit Namen des Tages, der Straße, und der Zeit Feuer in unſrer Stadt. Es war an einem Herbſttage, als wir gegen Abend in unſrer Gaſſe überall Truppe Leute ſtehen, und herumirren ſahen. Bald darauf erſchien der Stadtknecht, der dem in unſerm Hauſe wohnenden Burgermeiſter meldete, daß ſo viele Leute zuſammenliefen, und alle ſprächen, es werde Feuer dieſen Abend in der Gaſſe auskommen. Nach gegebnen Befehlen Wache und Spritzen herbei zu ſchaffen, weil man nicht wiſſen könne, ob nicht Diebe Feuer angelegt haben möchten, wurde der

Knecht entlaſſen. Bald darauf kam er zurück, und da wir mit ihm noch im Vorhaus ſprechen, entſteht ein Feuerlerm. Wir fahren ſchnell in die Stube, und ſehen ſchon die ganze Gaſſe von Feuer erleuchtet. Es war in eines Kaufmanns Hobelſpänkammer durch Verwahrloſung einer mit dem Licht hineingehenden Magd ausgekommen, und brannte das Trockenhaus ab. Ein Glück war es, daß ſo viele Menſchen und Spritzen ſchon zum Löſchen bereit da waren! — Man zog den Böttiger gefänglich ein, konnte aber durch alles Ausfragen nichts ſicheres von ihm erfahren, woher er ſeine Kunſt habe?

Acht Tage vor dem großen Geraiſchen Brande kamen Sprützen fünf Stunden weit von Gera dahin, weil in der Ferne ihnen Gera in Brand zu ſtehen geſchienen hatte. Nach der Hand legte man dieſes als eine Vorbedeutung des bald darauf erfolgten Brandes aus. Allein die Sonne, welche an jenem Tage einen über der Stadt befindlichen Nebel niedergedrückt hatte, mochte die Geſtalt des mit Feuer vermiſchten Dampfes in der Ferne gebildet haben, und hatte noch mehrere Menſchen getäuſcht. Aber ſonderbar gnug iſts, daß man noch mehrere Geſchichten der Art erzählt und wirklich in unſrer Gegend weiß, wo auf die nehmliche Weiſe vor einem Brande die Erſcheinung des in Flammen ſtehenden Gebäudes vorhergegangen. Mehrere Anzeigen des Geraiſchen Brandes, welche theils vorher ſchon auf ein bevorſtehendes Unglück gedeutet

tet worden, theils erſt nachher dahin gezogen worden, übergehe ich gefliſſentlich.

Carl Gotthold Lenz,
der Philoſophie Befliſſner in Jena.

Ueber die Beobachtung jugendlicher Charaktere.

Die Schildrungen jugendlicher Charaktere können freilich nicht ſo ſicher und ſo wahr den männlichen Charakter bezeichnen, daß man bei jener ſchon für zuverläßig beſtimmen könnte, wie dieſer künftig einmal beſchaffen ſeyn müſſe.

Der Umſtände können viel und mannigfaltige ſeyn, die eine ſo ſtarke Umändrung möglich machen, daß dadurch das vorige Gemählde ſo unkennbar und fremd wird, daß es alsdann vielleicht ſeinen ganzen Werth verloren zu haben ſcheint, den es ehmals hatte.

Allein es wird doch gleichwohl nicht ganz umſonſt da geweſen ſeyn. Ein wirkliches Gemählde, welches der Künſtler von dem Geſichte eines Kindes verfertigt, wird vielleicht nichts mehr mit dem erwachſnen Manne ähnlich haben; und ich denke immer, man werde gleichwohl jenes mit Wohlgefallen betrachten, wenn man weiß, daß es damals ein richtiger und wahrer Abdruck war.

Auch können für den Kenner vielleicht noch einige Züge übrig geblieben ſeyn, die mit ins männliche Alter hinübergingen; und in beiden Fällen bleibt es angenehm zu wiſſen: ſo ſaheſt du damals, und ſo ſiehſt du itzt aus.

Bei der Zeichnung jugendlicher Seelen, ihrer Neigungen und Aeußrungen derſelben, hat es ſicher noch mehr auf ſich. Selten geht doch ſo eine Verwandlung im Großen vor, daß alles das, was die Seele des Kindes charakteriſirte, ganz verloren gegangen, ganz umgeſchaffen und verändert ſeyn, und daß man nun gleichſam einen ſich weit ausbreitenden Strom finden ſollte, der mit ſeiner Quelle nicht in Verbindung ſtände.

Den Erwachſnen zu ſchildern halte ich für eine weit mißlichere und unzuverläſſigere Sache. Tauſend Umſtände können beitragen, oder ſchon gewirkt haben, die einander entgegengeſetzt waren, welche alſo die Seele mit umſtimmen, und ihr eine ganz andre Richtung geben können, als man grade vermuthet, indem man ſeine Zeichnung unternimmt.

Die jugendliche Seele iſt noch ſo offen, iſt noch ein ſo reiner, unverdorbner Spiegel, daß man grade hindurch, und das ſehen kann, was im Grunde zu ſehen iſt; wenn man bei dem Manne wenigſtens befürchten muß, daß er das nicht iſt, was er zu ſeyn ſcheint.

Und dann iſt es dem menſchlichen Gemüthe einmal eigen, auch in die Zukunft zu ſehen, und ſo weit es menſchliche Klugheit zuläßt, bei ähnlichen Dingen auf ähnliche Wirkungen zu ſchließen: daß es alſo immer angenehm und nützlich ſeyn kann, wahrſcheinlich zu beſtimmen: aus dieſem Kinde kann ein ſolcher Mann werden!

So äußern ſich itzt die Kräfte ſeiner Seele, und ſo werden ſie ſich künftig außern! So viel, oder ſo wenig verſpricht er für die Zukunft! —

Für den Pädagogen kömmt dann noch der unmittelbare Vortheil hinzu: daß er Menſchenkenntniß ſammelt; daß er verſchiedene Fähigkeiten und verſchiedene Neigungen, verſchieden behandelt, und dadurch ungleich nützlicher wird, als wenn er alles, was Kind oder Knabe heißt, gleich behandeln, gleich einſchränken oder anſpornen wollte.

Von irgend einer Seite wird es alſo immer etwas werth ſeyn, jugendliche Charaktere zu entwerfen, und ſie dann zu leſen und wieder zu nutzen.

Ich werde alſo von Zeit zu Zeit fortfahren, mit Genauigkeit zu beobachten, und das Beobachtete ohne Schminke und Zuſatz wieder zu erzählen.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere.

* *, den ich bereits ehemals geſchildert, iſt nicht mehr ganz das, was er ſonſt war. Sein drolligtes Weſen hat er zwar noch ſo ziemlich behalten,

halten, aber ſeine Flatterhaftigkeit, ſein Leichtſinn, macht es tadelnswerther als ehemals.

Seine Begierde, eine höhere Stufe zu erlangen, hat vieles von dem Eifer und der Freude verloren, womit ſie ſonſt verbunden war, und dies vielleicht bloß deshalb, weil er wirklich eine Klaſſe höher hinauf gerückt iſt.

Seine Kenntniſſe verdienten dieß, aber ſeinen Jahren nach wäre es vielleicht gut geweſen, wenn es nicht geſchehen wäre.

Er ſcheint ſich nun durch mehr Geräuſch, durch äußre Nebenbeſchäftigungen gleichſam ein Anſehn geben zu wollen, damit er bemerkt werde, und eben ſo viel gelte, als ein andrer, der größer iſt.

Dieſen Zug hab ich ſehr häufig bei ihm beobachtet, und er iſt überall bei ihm ſichtbar. Sein Gang iſt hüpfender, ſein Auge ſchalkhafter, ſeine Bewegungen mit den Händen mannigfaltiger und ſeine Sprache ſtärker und lebhafter geworden. Wenn er glaubt unbemerkt zu ſeyn, ſo miſcht er ſich unter die Größern, und erſetzt wenigſtens durch ſeine Dreiſtigkeit, was ihm an Leibesſtärke abgeht.

Gegen Verweiſe ſcheint er gleichgültiger oder eigentlich launiſcher geworden zu ſeyn, nur bei Aufmuntrungen bleibt er ſich völlig gleich.

Da funkelt in ſeinem Auge das Guthmüthige, das Herzliche, und da zeigt ſich in der kleinſten von ſeinen Minen lebhaft empfundne Freude, die dann durch den ganzen Körper dringt, um alles, was an ihm iſt, in Bewegung zu ſetzen.

Dieſe Gutmüthigkeit iſt mir auch noch Bürge, daß ſich jenes flatterhafte Weſen nie in wirkliche Unart verwandeln, und daß ſein Ehrtrieb nicht ganz unterdrückt oder in Schein und Blendwerksliebe ausarten werde.

Seine brüderliche Liebe iſt noch ganz und ungeſchwächt vorhanden, und ich geſtehe, daß ich mich auch bei kleinen Neckereien, die er mit ſeinem Bruder vorhat, doch über die Mäßigung freue, mit der dies geſchieht, und überhaupt über die ganze Art, mit der er dabei handelt.

Man ſieht es ihm und ſeinem Bruder an, daß ſie ſich beide gut ſind, daß ſie ſich nahe angehören, und daß ſie in keinem Stücke ſich fremd ſeyn wollen.

Das ſcheint wirklich bei ihm nicht mehr Anlage, ſondern wirklicher, feſter Charakter zu ſeyn, der in allgemeinere Menſchenliebe übergeht, und ihn ſicher zum guten, glücklichen, und nützlichen Menſchen machen wird.

---

* * iſt ein Knabe von etwa zwölf Jahren, und es fehlt ihm nicht an Anlage und Fleiß, brauchbar zu werden.

Er faßt ziemlich ſchnell, und wenn irgend etwas mit Ernſt verlangt wird, ſo iſt er in ſeinen Aufſätzen und ſchriftlichen Wiederholungen ziemlich pünktlich. Aber ſeine Seele ſcheint durch irgend etwas verſtimmt und aus dem graden Geleiſe der Natur herausgekommen zu ſeyn.

Sein Auge iſt finſter, es verengt ſich, ohne kurzſichtig zu ſeyn, und ſein Blick iſt faſt immer zur Erde geheftet.

In ſeiner Stirn liegen einige Falten, die etwas tückiſches und hartherziges verrathen, und die überhaupt ſeinem Geſichte nicht vortheilhaft ſind.

Er weiß ſeinen Mund durch eine kleine Biegung kleiner zu machen, und dadurch entſteht zugleich eine merkliche Bewegung an der Naſe, die kein eigentliches Naſerümpfen iſt, aber doch dergleichen Dienſte thun ſoll.

Alles dies iſt freilich keine Empfehlung für ihn, aber dies gilt auch von ſeinen Handlungen ſelbſt.

Er weiß durch mannigfaltige Krümmungen irgend einen ſeiner Mitſchüler zu berühren, ohne daß dieſer den Thäter allemal wiſſen kann.

Auch wenn er dabei betroffen wird, weiß er ſich eine Art von Gegenwart des Geiſtes zu geben, und er geräth gleichſam in ein Erſtaunen darüber, daß er dieß geweſen, dieß gethan haben ſollte.

Auch drückt er ſich eben ſo in ſeinen Worten aus: „Ich? ich weiß ja gar nichts davon! Ich habe ſtill geſeſſen! Ich habe mich nicht bewegt“ — und dabei wendet er ſich häufig zu ſeinem Nebenſchüler, und will, daß dieſer ein Zeuge für ihn und ſeine Unſchuld ſeyn ſoll.

Wenn man ihn nicht beobachtet, ihn nicht etwas kennt, ſo nimmt er durch ſeine äuſſre Scheinheiligkeit ein, und macht es einem ſchwer, das Gegentheil von dem zu glauben, was er ſagt und behauptet. Wenn man ihn aber auch kennt, und ſelbſt Augenzeuge geweſen iſt: ſo läugnet er fort, und bleibt ſehr hartnäckig bei dem, was er einmal geſagt hat.

Strafe iſt ihm wirklich nicht gleichgültig, ſondern ſie ſcheint ihm etwas Erniedrigendes an ſich zu haben; aber er leidet ſie mit einer verzweifelt tückiſchen Miene, von der ich, wenn ſie noch einige Jahre ſo bleiben ſollte, alles befürchten würde.

Andre zu tadeln und tadeln zu hören, ſie geringſchätzig zu machen, ſcheint ihn zu freuen.

Bei dem Lobe andrer iſt er in ſich gekehrt, murmelt etwas vor ſich, welches er überhaupt oft und bei vielen Gelegenheiten thut, beſonders, wenn er erinnert wird, und weiß, ehe man ſichs verſieht, irgend etwas dagegen einzuwenden.

Er iſt dabei äuſſerſt wild und ſtörrig in ſeinem ganzen Betragen. Alle ſeine Geräuſche ſind hörbarer als der übrigen. Er klettert, ſchimpft, wirft und ſtößt um ſich, und giebt bei dem allen immer genau Acht, ob er auch bemerkt werden könnte, um alsdenn auf einmal ſtill zu ſeyn, und die Unſchuld ſelbſt zu ſcheinen. —

Seidel.

Noch

Noch einige Belege zu dem Aufſatze: ein unglücklicher Hang zum Theater.*)

*** den 8ten October 1783.

Lieber * * *,

So bin ich denn wieder im Hauſe meines Vaters! wie freuete ich mich, ihn noch einmal zu umarmen. Dir danke ich tauſendmal für alles das, was Du mir durch deinen Umgang gewähret, für die Aufheiterung meiner Seele, für die guten beigebrachten Grundſätze, und beſonders, daß Du mich ſo aufmerkſam auf die Natur gemacht. Alles dieſes will ich zu nutzen ſuchen. Heute Morgen bin ich mit einer groſſen Rührung meines Herzens aufgeſtanden, und meine ſchöne Stube, Bücher, der Anblick der Vaterſtadt, alles das Andenken an die vielen hier mir wohlwollenden Menſchen, und ich weiß nicht, was alles rief mir zu, bleib im Hauſe deines Vaters; vor dem 10ten geht keine Poſt ab, um G. zu antworten. Da werde ich ihm alſo was Entſcheidendes ſchreiben müſſen.

Da ich dieß ſchreibe, bin ich auch noch ſehr geneigt, hier zu bleiben. Möchte ich mir doch Bürge bleiben können, den Gedanken durchzuſetzen, hier erſt ein vernünftiger Menſch zu werden.

---

*) Dieſen Brief erhielt ich von ihm, unmittelbar darauf, als er von mir wieder zu ſeinen Eltern nach B. gereißt war.

Nun Dir nochmals tauſend Dank für die gute Aufnahme — für alles, alles, was Du mir Gutes erwieſen haſt; tauſend Dank Dir, liebſter Bruder und Herzensfreund dafür geſagt!

Verzeih mir nochmals alle die Widerwärtigkeiten und gewiß oft mißvergnügten Augenblicke, die ich Dir gemacht.

Beſonders meine Abreiſe, daß ich ſo eilig war. Entſchuldige ſie mit Sehnſucht nach meinen Eltern. Ich reiſete doch über Halberſtadt, und kam eher hier an, als die Helmſtädter Poſt. Ich vergeſſe Dich gewiß nicht. Leb recht wohl! behalte mich ja lieb, und wünſche mir lauter Gutes. Sei verſichert, daß ich aus meinem Aufenthalte bei Dir tauſend Gutes gelernet habe, aufmerkſam auf die Natur und ihre Freuden geworden bin.

Ich küſſe Dich einen Bruderkuß auf Deine Lippen; bleib Geſund, und ſuche Dein Leben ſo lange zu erhalten, als es möglich iſt. Ich bin nun wohl im Hauſe meines **Vaters**! daß doch alles möge gut hinausgeführt werden! Leb' wohl, mein Guter!

---

* * * den 18ten October 1781.

Lieber * * *,

Schon vorigen Feſttag hätte ich an Dich geſchrieben, ich erwartete aber von Dir einen Brief, worin Du mir **vieles** zu ſagen hätteſt, wie ich aus Deinem Schreiben an meinen Vater erſah; ich kann aber dieſe Gelegenheit nicht vorbei laſſen, Dir von meinem itzigen Zuſtande, ſo viel mir Zeit und Munterkeit des Geiſtes erlaubt, Nachricht zu geben.

Schon in Halberſtadt ſtimmte ſich meine Seele ganz anders, ſie ward ſo weich und eindrucksvoll, ich erinnerte mich an alle die angenehmen Stunden, die ich dort zugebracht; kurz die Reiſe von da bis B * * in einer gar nicht kalten Nacht war für mich ſehr angenehm.

Voller Herzensrührung fuhr ich durch B * *, aber doch freudig, in meiner Vaterſtadt zu ſeyn, von der ich mich doch ſo weit und vielleicht auf ewig entfernen wollte.

Meine Eltern nahmen mich gütigſt auf, und meine Mutter hatte ſich ſchon über meinen Brief, der mich anmeldete, herzlich gefreuet.

So war ich denn im Hauſe meines Vaters, das ich unmöglich ſobald verlaſſen konnte. Kurz ich beſchloß hier dieſen Winter zu bleiben, und ſchrieb es den Freitag G. höflichſt ab; mein Vater gab mir Anleitung G. ſo zu ſchreiben, daß er aufhören müßte Vater zu ſeyn, wenn er mich nicht entſchuldigen wollte.

Der Gedanke iſt nun ganz aus meiner Seele verbannet, ich habe hier ſchon wieder Freunde geſucht, und ſie auch gefunden, alle nehmen mich freudig auf, und ſehen mich gerne, ich ſelbſt bin nur noch furchtſam, alles iſt für mich hier neu, ich bin ein Fremdling ſelbſt hier, wo ich erzogen bin.

Sonderbar! am vorigen Sonntag, da mich ein Freund mit zur Aufführung einer franzöſiſchen Comödie nahm, wo alle die Eltern der Kinder waren, die ſie ſpielten, und alle meine vorigen Freunde und Bekannte, afficierte mich das Alles, was da vorging, und was ich da ſah, ſo ſehr, daß ich nach Endigung derſelben die Geſellſchaft verlaſſen, und zu Hauſe gehen mußte: ich bekam ein heftiges Flußfieber, der Arzt kam den Montag, den Dienſtag mußte ich ein Vomitiv einnehmen, und bis heute darf ich noch nicht ausgehen, ſo rührte mich alles: anfangs konnte ich faſt nirgends im Hauſe gehen, ohne zu weinen; ich kann Dir nicht ſagen, wie mich alles afficiert, und wie ich alles bereue.

Auch herrſcht itzt eine ſolche Ruhe in meiner Seele: ſobald ich wieder ausgehn darf, werde ich Freunde beſuchen, mir täglich Bewegung machen, leſen und thätig ſeyn, ſo viel ich kann, und einmal die häuslichen Freuden ſo recht genießen: ich finde itzt einen groſſen Geſchmack am Predigen, und werde meine beiden Collegien von Leß repetiren, ſeine Moral und practiſche Dogmatik auch in den neuern Sprachen leſen, und überhaupt, wenn ich nur erſt völlig wieder beſſer bin, mich ſo einrichten, daß ich immer thätig bin.

Mein guter Vater hat eine herzliche Freude, Du kannſt es gar nicht glauben; er will mir ein ſchönes neues Clavier ſchenken zu meinem Vergnügen, und thut alles.

Alle die mich ſehen, freuen ſich. Der Hofrath G. nahm mich freudig auf; er glaubte, ich käme von Leipzig: ich ſagte ihm aber, ich ſei in einer hypochondriſchen Lage geweſen, und habe Leipzig verlaſſen müſſen.

Der würdige Abt J. — dieſem allein hatte es mein Vater anvertrauet, um Beruhigung zu haben — den Tag vor meiner Ankunft war dieſer Greis ſelbſt bei meinem Vater geweſen, weil ihn mein Vater zweimal vergeblich beſucht, und hatte ſich über meinen Brief gefreuet; „nun, hatte er „geſagt, bin ich heute ruhig! nun will ich ſeine Ge„ſundheit trinken. Nehmen Sie ihn ja freund„ſchaftlich auf, tragen Sie ihn,“ ſagen Sie ihm, ich wüßte alles, und wenn er nicht zu mir kommen will: ſo will ich wieder kommen: ſtell Dir vor! Aber ich hatte nun auf einmal ſo ein Herz, weil ich feſt in meiner Seele war, nun kein C. zu werden. Ich gieng zu ihm: „Nun, ſagte er, ich freue mich Sie noch wohl zu ſehen, ich glaubte Sie nie wieder geſehn zu haben.“ Er redete freundſchaftlich mit mir, und freuete ſich, daß ich meinen Entſchluß geändert, er gab mir die Hand, und voll Rührung ergriff ich ſie feſt, und küßte ſie. Kommen Sie zuweilen zu mir, Sie ſind mir immer willkommen.

Sieh, ſo bin ich auf einmal von dem Gedanken befreiet. Dir aber, liebſter * * *, bin ich tauſend Dank ſchuldig für Deine vielen Bemühungen, die Du meinetwegen gehabt, itzt ſehe ich es erſt recht ein, was Du an mir gethan haſt, ich werde es gewiß nicht vergeſſen.

Vergieb mir ja alles das Widrige, was ich Dir etwa vorgebracht, und worüber Du oft wohl mißvergnügt geworden, ja ſollteſt Du gar Deine letzte Unpäßlichkeit durch mein Betragen erhalten haben: ſo vergieb das alles meinem **verwirrten** Zuſtande: ach! wie wünſcht ich itzt erſt zu Dir zu kommen, wie wollte ich Dich itzt beſſer nutzen.

Aber laß uns unſere weite Trennung durch einen öftern Briefwechſel erſetzen. Schreib mir ja bald was Du machſt; biſt Du wieder munter, wie geht Dirs itzt in Deiner Eremitage? ſitz ja nicht zu viel, und mach Dir Bewegung, ſchone Dich ja, und erkälte Dich nicht: ich hatte mich hier gebadet, und der Arzt glaubt, ich habe mich dadurch verkältet, und ſchiebt mein Flußfieber darauf.

Rathe mir nun recht brüderlich, wie Du glaubſt, daß ich mich hier einrichten müſſe. Gellerten, den Du kennſt, habe ich wieder zu meinem Freunde gewählt, und er ſoll wieder mein beſter Freund werden: ſchreib mir ja recht viel, wie ich mich hier betragen und einrichten ſoll.

Wenn Deine Reiſe fertig iſt, bitte ich mir ein Exemplar aus, es wird mich an die Stunden erinnern, da Du mir das vorlaſeſt. Sollteſt Du mal eine Reiſe machen, ſo komm hieher, und beſuche mich, mein Logie und alles ſteht Dir zu Dienſten, wie wollten wir hier zuſammen ſpatzieren gehen: ich wollte Dir B**s Gegenden alle bekannt machen.

Wo nicht eher, ſo doch auf das Frühjahr beſuchſt Du mich einmal. Thue'es ja. Die Truppen aus Amerika ſind hier wieder gekommen, und ſind itzt in Wolfenbüttel, das den Ort ſehr lebhaft und nahrhaft macht. Der König von Schweden hat ſich hier auch einige Tage aufgehalten, und reiſet von hier nach Italien.

Nun noch eine Frage: wir haben hier in einigen Monathen wieder die italieniſchen Operiſten, ſoll ich wohl die Operette beſuchen, was meinſt Du, oder ſoll ich wohl etwas Theatraliſches leſen, ich bitte mir Deinen Rath aus. Was leſe ich wohl itzt in meiner Lage am vortheilhafteſten, das mich wieder immer mehr und mehr aufheitert. Antworte mir bald und viel, ich vergeſſe Dich gewiß nicht, behalt mich lieb und denke fleißig auf Deinen Spatziergängen an

Deinen Freund

Den 29ſten December 1783.

Wie lebſt Du denn itzt, mein Beſter, in dieſen Wintertagen in Deiner Eremitage? ach! gewiß vergnügter und zufriedener als ich hier mitten in der Stadt B** auf dem Kohlmarkte? ob ich gleich wohl mehr Urſache hätte **freudig** als mißvergnügt zu ſeyn: ſo muß ich es Dir, als meinem Herzensfreunde doch aufrichtig geſtehen, daß ich wieder ganze Wochenlang die ſchwermüthigſten Launen gehabt: es dauert mich, Dich vielleicht dadurch zu betrüben, aber ich wollte gern ſo mal mein ganzes Herz ausſchütten, und doch habe ich zu keinem größeres Zutrauen, als zu Dir, Du weißt ja warum? —

Mein Geiſt iſt wieder lebhaft und feurig und kann wieder thätig ſeyn, nur fehlt es ihm hier an Muth; auf meiner Stube beim Buche bin ich heiter, aber ſobald ich nur einen Blick auf die Straße thue, bin ich niedergeſchlagen, der Anblick meiner Zeitgenoßen kränkt mich, beſonders dieſe Feſttage hindurch ſind ſie alle **thätig**, ich nicht.

So gerne möchte ich predigen, nur kann ich hier nicht das Herz faßen: es herrſcht ſolche Raſtloſigkeit in meiner Seele, ich kann nicht für den gegenwärtigen Anblick leben, dieß kränkt mich, und macht mir meine Tage trübe; keine frohe Ausſicht auf den Tag, der Gedanke, Du kannſt doch nichts zum Wohl der menſchlichen Geſellſchaft verrichten, Du biſt itzt für ſie todt, ach! wie betrübt mich das?

Ich kann nicht dabei zu Kräften kommen. Ach! die unglückliche unreife Idee, in welches Labyrinth hat ſie mich verſenkt, ach! wie thätig muß ich nun werden in einem Poſten, den ich mit jedes Genehmigung ergreifen kann, und wobei ich für mich Beruhigung habe.

Wie gerne wünſchte ich bald, ach! recht bald einen ſolchen Poſten zu erhalten, der mich in Thätigkeit ſetzte; äußere Veranlaſſung muß ich haben zu arbeiten, ich arbeite immer noch mal ſo viel, als wenn ich mich ganz überlaſſen bin. Du weißt ja meine Kräfte.

Ich könnte immer für irgend ein Inſtitut brauchbar werden, ſo viel Latein, Griechiſch beſonders kann ich ja, daß ich ein paar Autoren erklären könnte, wenn ich nur ſolche Gelegenheit hätte: Du weißt ja, wie bald ich mich wieder der Engliſchen Sprache bemächtigen kann, wenn ich darin was leiſten müßte: und ſo auch Franzöſiſch.

Vor einigen Tagen, den 20ſten, bin ich erſt dreiundzwanzig Jahr alt geworden. Was könnte ich nicht noch leiſten. Ach! die unglückliche Idee, welcher Lebensfreuden hat ſie mich beraubt, mich bald um allen meinen Verſtand gebracht!

Du hatteſt gewiß Recht, daß ich erſt auswärts etwa ein Amt erhalten müßte, um hier wieder Jedermann dreiſt unter die Augen zu kommen; ach! hätte ich doch damals ſo gedacht, wie ich bei Dir war, wie viel weiter wäre ich doch nun ſchon.

Mein theuerſter J. wünſcht es auch recht ſehr, mich auswärts um einen Fleck der Thätigkeit zu bemühen. Wenn wir doch noch zuſammen gemeinſchaftlich Hand in Hand geſchlagen zum Wohl der menſchlichen Geſellſchaft arbeiten könnten, oder Du mir doch durch Dein brüderliches Zurechtweiſen und Anleiten hierin nützlich würdeſt.

Mit welcher Freude und Eifer würde ich eine horaziſche Ode oder ſonſt einen Autor erklären, und vielleicht durch Deklamation oder durch einen muntern Vortrag Beifall gewinnen.

Seitdem jene unglückliche Idee aus meiner Seele verbannt iſt, bin ich ganz anders geworden. Nur ein vorgeſtecktes Ziel fehlt mir, wornach ich arbeite; was könnte nun vielleicht noch aus mir werden! ich meyne, wie könnte ich mich vervollkommen; und welche Ruhe der Seele und welche Freudigkeit des Gewiſſens könnte ich haben! Du kennſt mich ja, daß es in meiner itzigen Lage wohl ſchwer iſt, mich ſo völlig zum **Prediger** zu bilden.

Ich glaube, in irgend ſo einem Poſten an einem Inſtitute würde ich mich zum aufgeklärten Menſchen bilden, und dann mit zunehmenden Jahren, wenn ich wieder in Ruf bin, und das Bewußtſeyn einer wohlangewandten Zeit habe, könnte ich noch ein guter Prediger werden. Hundert Thaler will mir mein Vater jährlich geben; ſieh doch zu, mein Beſter, wie Du mir hilfſt.

Schreib mir doch bald, und unterrichte mich von Deſſau, was es für eine Bewandniß damit hat. Eine Condition zu übernehmen bringt mich nicht viel weiter, und erwirbt mir keinen Ruf. Recht oft denke ich an die Zeit, die wir zuſammen verlebt haben: aber am meiſten und nicht ohne Herzensrührung dachte ich an Dich, als ich neulich Deine . . . . . . las. Wie war mir da die Erimitage, der weiße Tiſch, Dein Bette, alles gegenwärtig und lebhaft: wie dachte ich da ſo recht bewegt an Dich, mein Buſenfreund, dem ich noch in dieſem Jahre mein Herz ausgeſchüttet habe, und nun ruhiger bin.

Schreib mir doch bald, was Du machſt? Du arbeiteſt nun wohl ſchon etwas Künſtliches bei Deinem Tiſchler! ich weiß nicht, hier mitten in der faden Stadt, beim Geräuſche der Karoſſen, und dem Anblick der vielen auflaurenden Leute ſind mir jene Natur-Ideen bald ganz verſchwunden; jene einfache patriarchaliſche Lebensart iſt mir noch immer theuer und werth; ich fand mich doch dabei wohl, und ziehe ſie alle den Seele ſtumpfmachenden Mahlzeiten ſogenannter B** vor. Wenn man nicht brav iſſet und trinkt, ſo verachtet man ſie nach ihrer Meinung. Doch bin ich nicht in dem Falle.

Hier im Hauſe meines Vaters habe ich mich ſo ganz in mich verſenkt, und lebe ruhig, ſtill und einſam.

Nun fehlt mir Muth und Aufmunterung, mein Geiſt kann nicht ſo wirken, wie er nun gern wollte: ich trage dieß gelaſſen, weil ich es wohl ſelbſt verſchuldet.

Doch möchte ich bald, ach! bald aus dieſer unthätigen Lage geriſſen werden, — zum Wohl der menſchlichen Geſellſchaft arbeiten. Wenn ich itzt bei Dir wäre, wie wollten wir zuſammen arbeiten.

Wenn ich denn ſo einmal irgend etwas in eine periodiſche Schrift einrücken könnte, und dadurch in Ruf käme;

Glaub ſicherlich, mein Beſter, damit ich Dir auch nichts verheele, daß ich mich itzt tauſendmal bei Dir wünſche; wie könnten wir nun vergnügt ſeyn, da jene unglückliche Idee, die mich ſo zurückgebracht hat, mich nun nicht mehr beherrſchet: ach! ich muß es Dir nur frei bekennen, ich kränke und gräme mich hier ſo in der Stille, daß ich nicht thätig ſeyn kann, und hier deßwegen ſo im übeln Ruf bin.

Denn heißt es, der Menſch hat nichts gelernet, er prediget nicht; Solche Vorwürfe mache ich mir ſelbſt: ach! wäre ich itzt bei Dir, wie könnte ich nun dreiſt zum Profeſſor ** gehen, und um Information bitten, ich wüßte gewiß, daß es mir gelingen würde: an Dir hatte ich doch einen Freund, mit dem ich mich unterhalten, über meinen

Zuſtand ſprechen, ihm mein Leiden klagen, und dadurch Linderung von ihm hoffen konnte.

Ach! ich habe noch verſchiedenes auf meinem Herzen, das ich dem Briefe nicht anvertrauen mag, und was ich nur ſo Dir allein klagen möchte; ich bin hier wie ein Fremdling in meinem Vaterlande, ich kann mich hier nicht ſo producieren, wie ich gerne wünſchte, ich vergeſſe hier mein Leiden nicht; ich Elender!

Ich dächte immer, daß ich doch jährlich funfzig Rthlr. dort leicht verdienen würde durch Information, wenn mir nun mein Vater hundert Rthlr. gäbe, ſo könnte ich doch ein Jahr mich dort aufhalten. Schreib mir doch ja bald, ob Du in B. zu bleiben gedenkeſt? Wenn mir das noch fehl ſchlagen ſollte, oder ich ſonſt keine Hofnung hätte; ſo thue mir doch die freundſchaftliche brüderliche Verſicherung, ob Du mich wohl nicht wieder bei Dir aufnehmen wollteſt: Du könnteſt mich ganz allein dann noch retten: glaub gewiß, meine Seele iſt jetzt ſo geſtimmt, daß ſie es wohl fühlt, was Du für mich geweſen biſt: und jene Unruhe, die ich Dir machte, war nur eine Folge jener unglücklichen Idee. Ich war noch immer unentſchlüßig.

Wenn ich nun mit der Idee zu Dir kömmt, ein rechtſchaffener nützlicher Menſch zu werden, wie vergnügt wollten wir denn zuſammen leben! Nun, mein Beſter, ſchreib mir ja bald wieder, was Du machſt, und ob Du geſund biſt, das verlange ich beſonders gerne von Dir zu erfahren: und wünſche Dir recht viel Gutes, und beſonders das edelſte Gut der Menſchen, die Geſundheit; möchte doch das neue Jahr für mich ein erfreuliches Jahr ſeyn, und mich aus meiner Unruhe reißen, und zum Ziel der Thätigkeit verhelfen.

Dir wünſche ich auch recht viel Gutes zum neuen Jahre und empfehle mich Deiner fernern Freundſchaft und Bruderliebe: verlaß ja mit Deinen freundſchaftlichen Geſinnungen und Deiner thätigen Hülfe nicht Deinen Freund und Bruder, der Dich gewiß itzt in Gedanken an ſein Herz drücket, und Dir das Beſte wünſchet. So leb denn wohl, mein beſter, lieber * *, leb wohl, und vergiß nicht u. ſ. w.

Folgende Briefe, in welchen ſich ſchon der erſte Keim zu der **unglücklichen Theatergrille** zeigt, werden mit den vorhergehenden zuſammengenommen kein unwichtiger Beitrag zur nähern Kenntniß einer mißleitenden Phantaſie ſeyn.

Den 9ten Februar 1781.

Mein Beſter,

*) So eben komme ich aus der Oper **Armida** (es ſchlägt ein Viertel auf Zehne) noch ganz voll von den bezaubernden Tönen der herrlichen Arien und Recitative dieſer Oper, dieſes Meiſterſtücks des berühmten Dresdener Kapellmeiſters Herrn **Naumann.** Und nun noch ein paar Worte an Dich.

Du machſt Dich gewiß auf einen rechten langen Brief gefaßt. Du denkeſt — — verſprochenermaßen — muß er recht lang ſeyn und auch lang werden können.

Nun, Du ſollſt denn recht gedacht haben. Alſo ermüde nicht viel zu leſen; verzeih, wenn ich nicht ſyſtematiſch ſchreibe, ich kann es dießmal nicht; ſo wie mir was einfallen wird, ſchreibe ich es nieder, mein Herz iſt zu voll, ſieh! wüßteſt Du es, wie es für Dich ſchlägt; ja, den-

---

*) Nichts iſt ſonderbarer in dieſen Briefen, als der immerwährende ſchnelle Uebergang von **Komödie** zu **Predigt** und von **Predigt** zu **Komödie**, gerade in dem Punkte, worin beide in der Phantaſie des Schreibenden immer zuſammen trafen.

ken kann ich freilich nicht immer an Dich; aber Dich auch vergeſſen — kann ich nie.

Wie könnte ich böſe auf Dich ſeyn! oder wie könnte gar Dein kurzes Stillſchweigen dieß verurſachen. Nein, Du ſchreibſt nun recht oft an mich, und dann ſollſt Du auch bald wieder etwas von mir, und recht viel hören.

Ja, ich **kenne** Dich — glaube Dich **ganz zu kennen.** Ich weiß auch, woran Dein langes Stillſchweigen gelegen hat. Anhaltende Arbeiten, dachte ich gleich, müſſen daran ſchuld ſeyn, und Dein Brief beſtätigte mir dieſes.

Nun ſchreib, wie Du auch mir verſprichſt, recht oft. Schreib mir Deine glücklichen (und auch, wenn ſich dergleichen zuweilen äußern) Deine minder glücklichen Schickſaale, keiner wird an beiden mehr Antheil nehmen, als Dein lieber Freund und treuer Bruder.

Ach! noch ſind wir fern, noch von einander getrennt, gewiß noch einige Jahre, langer Zeitraum! ach! möchte uns doch einmal die Göttin Fortuna zuſammen an Einen Ort führen, gern, gern wollte ich ihr einen Kranz winden. Denn dies wäre ſo mein Lieblingsgedanke.

Wir beide an Einem Ort (und das an dem Ort, wo Du itzt biſt,) zu B., ſoll ich noch mehr wünſchen, an Einem Inſtitute, gemeinſchaftliche Arbeiter für die Jugend, oder doch beide Redner für das Volk, und dann doch Ein Geſchäfte! o Wonne-

Gedanke, o meine Lieblings-Grille — Mittel-Punkt meiner Wünſche, wohin ſie ſich alle ſehnen.

Du, und ich, in B.! — nur freilich noch auf ein paar Jahre ein vergeblicher Wunſch. —

Dem Hange zur Traurigkeit ſuche ſo viel als möglich nicht nachzuhängen, ich weiß es ſelbſt aus Erfahrung, giebt man einmal einem traurigen Gedanken Platz in der Seele: ſo ſucht er ſich in ihr zu befeſtigen, und ſelbſt die Waffen der Vernunft vermögen nichts gegen ihn. Suche Dich alsdann ſo viel als möglich zu zerſtreuen: damit ſolche Gedanken nicht bei Dir einwurzeln.

So ſchreibt ein Student ſchon aus ſeiner Erfahrung dem durch Schickſale geprüften Manne Regeln vor.

Ich wollte Dir wohl meine ſchwachen Verſuche von Predigten zuſchicken, allein ich habe ſolche nur Einmal ſchriftlich liegen, und dazu etwas unleſerlich. Am 2ten Februar kam ich hier Abends um acht Uhr an, und an dem darauf folgenden Sonntage als am 4ten Februar predigte ich zuerſt hier vor dem Petri Thore über das Evangelium am Tage der Reinigung Maria, Luc. 4, 22-32. und nahm von dem herrlichen Ende des frommen Simeon eine Veranlaſſung die angelegentliche Wahrheit zu betrachten:

„Nur der wahre Chriſt, der Freund Got-
„tes und der Tugend, kann nicht anders als
„mit Freuden an den Tod denken.“

a) Die Ueberzeugung eines ruhigen und guten Gewiſſens.
b) Die Verſicherung einer ſeeligen Unſterblichkeit.
c) Der Ausgang aus einer leidensvollen Welt.
d) Der Eingang in eine ſeelige Ewigkeit.

Dies waren die vier Gründe, womit ich zeigte, warum der wahre Chriſt ꝛc. ſein Leben ruhig beſchließen könnte. Die Predigt fieng ich mit den drei erſten Verſen aus dem Liede von Gellert an: **Meine Lebenszeit verſtreichet** ꝛc. und dem letzten: **Tritt im Geiſt zum Grabe oft hin.** Nach dem Thema wiederholte ich den dritten Vers: **Nur ein Herz das Jeſum liebt** ꝛc. und beſchloß meine Predigt mit dem letzten Vers No. 570 aus dem Braunſchweigiſchen Geſangbuche: **Ich will dich noch im Tode erheben.** (Dieß Lied iſt vom Profeſſor Eſchenburg.) Es ſchlägt zwölf Uhr, ich bin müde.

Den 10ten Februar.

Nun, meine Erſtgeburt der Predigt habe ich einer Landgemeine zu R.. nahe bei H.. am 2ten Advent 1780 gehalten, über das Evangelium Luc. 21. Und es werden Zeichen geſchehen ꝛc. ich predigte **die Gewißheit eines künftigen allgemeinen Weltgerichts,** (fieng meine Predigt mit dem Vers 1. aus dem Liede 243 an: „**Schon iſt der Tag von Gott**

Gott beſtimmt :c.) das ſagt uns ſchon die **Vernunft**, das beſtätigt uns die **Schrift**, das bezeuget uns unſer Gewiſſen. Darauf folgte dieſer Vers:

Tag des Gerichts! Du wirſt erſcheinen,
Wie Schrift, Vernunft, Gewiſſen zeigt!
Hörſt auf die Wahrheit zu verneinen,
Schweigt alle — Zweifler — Spötter — ſchweigt!
Glaubt mit uns, das iſt eure Pflicht,
Ein allgemeines Weltgericht.

Eins mußt Du mir erlauben Dir aus dieſer Predigt zu ſchreiben, eine Stelle, die gewiß meine Reiſe nach B. ſchuff. Sie iſt dieſe:

„Himmel und Erde werden vergehen, aber „meine Worte vergehen nicht; d. h. Eher können „Himmel und Erde vergehen, als daß dieſe meine „Reden nicht erfüllet werden. Jeſus verband die „Verkündigung dieſes allgemeinen Gerichts mit der „Verkündigung des Gerichts über Jeruſalem. Wo „iſt jetzt dieſe Stadt? Sie iſt Aſche, und was ſie „iſt, wird einſt die Welt ſeyn. Alsdenn aber, „wenn jener Gerichtstag des Herrn gleich einem „nächtlichen Diebe kömmt, dann werden die Himmel mit Krachen zergehen :c. Nun beſonders „dieſe Worte: — Wo ſeyd Ihr dann, ihr königlichen prachtvollen Städte, Ihr kleinen Welten, mit euren bis an den Himmel reichenden

„Zierden, bei deren Anblick der Verſtand des Sterblichen ſchwindelt, und kein menſchliches Auge ſie erreichet? Wo bleiben dann eure bis in die Wolken gethürmten Palläſte: Ihr, die Ihr durch eure Größe und durch den Reichthum eurer Pracht jeden ſich euch nähernden Wanderer (ich dachte hier an die Leipziger Straße) täuſcht, und in Erſtaunen ſetzt: wo ſeyd Ihr dann? oder was ſeyd Ihr dann? — Aſche! Zertrümmern werdet Ihr, Ihr Palläſte, Ihr, die Ihr oft ſich Götter dünkende Bewohner faßt, Sitze des Wohllebens und der Ueppigkeit, deren goldenes Getäfel oft viele Schandthaten deckt.“ Mein Schluß war dieſer:

„Großer und erhabener Richter, ſei mir dann nicht ſchrecklich, dann nicht, wenn ich einſt vor deinem Richterſtuhl erſcheine, gieb, daß ich alsdann würdig befunden werde, zu entfliehen, in allem, das alsdann ſchreckliches geſchehen ſoll. Amen! Weltrichter und Heiland, — Wenn ich dich dann mit allen Engeln Gottes ſchauen werde, ſo will ich dir noch danken, daß du meines Angeſichts Hülfe und mein Gott biſt.“ (Dieß war eine Nachahmung des Schlußes Deiner Predigt.) Nun der Schluß dieſer: Ich habe einen guten Kampf gekämpfet, ich habe den Lauf vollendet ꝛc. Nun Herr, wirſt du mir auch beilegen die Krone der Gerechtigkeit, die du mir geben willſt an jenem Tage, nicht mir aber allein, ſondern auch allen, die deine Erſcheinung lieb haben.

(Eine laute feierliche Declamation denke Dir hierzu. —)

Tag des Gerichts! wenn du wirſt kommen,
Dann werden wir es völlig ſehn,
Wohin die Sünder und die Frommen,
Geſchieden von einander gehn;
Gerechte gehn zum leben ein,
Die Sünder ein zur ewigen Pein.

So lief es recht gut mit dieſer erſten Predigt ab.

Ein engliſches Buch the life of David Garrick Eſq. (Lond. 1780) ich kann es hier nicht haben, ich ſchicke auch dafür 8 Gr., ſolches iſt noch nicht überſetzt, ich wollte mich daran machen, und das Manuſcript Dir dann zuſchicken, und es in B.. drucken laſſen, was ſagſt Du dazu? Ich hätte große luſt.

Es iſt nicht ſtark, ich würde bald damit fertig, und ich möchte, wo nicht Autor, doch nur Ueberſetzer ſeyn, das heißt, gern einmal was drucken laſſen.

Voller Begierde gieng ich zu **Gebler** hin, aber er hatte es nicht; ich glaube, der vierte Theil wäre ſchon überſetzt, wenn ich es vor acht Tagen gehabt hätte. Du erzeigſt mir alſo eine große Gefälligkeit, wenn Du mir beides bald, ſobald als möglich ſchickeſt.

Wenn Du mir einige Muſikalien ſchicken könnteſt, ganz neue, ſo würdeſt Du mich als einen großen Liebhaber der Muſik ſehr verbinden. Wenn Du von Reichards kleinen Clavierſtücken Rondeaux ꝛc. mir etwas ſchicken könnteſt oder aus Robert und Calliſte die Arie: Uebermannt von tauſend Leiden ꝛc.

Den 11ten Februar.

Heute predigte Herr Paſtor B. an St. Martini (der noch immer hier zu den beſten Rednern und guten Schilderern der menſchlichen Charakter gerechnet wird) über die Epiſtel. Vor acht Tagen predigte er in der Brüdernkirche des Nachmittags, wo ich auch zum Kreutzkloſter geprediget; es war mir ſehr angenehm, einen ſolchen Mann über daſſelbe Evangelium an dem Tage noch hören zu können. Er hatte eine ſonderbare Materie, ganz entfernt von der meinigen, nämlich „**die Schätzung der Greiſe**“ war ſein Thema; von dem Simeon hergenommen. So ſoll er itzt überhaupt ganz neue Materien aufbringen. Neuerlich im Weinachten in der Schloßkapelle die **Sendung Jeſu**, als den **höchſten Beweiß der Vaterliebe Gottes**: und **man muß andere nicht zu ſehr rühmen**, und **wie man im Lobe verfahren ſoll.**

Lauter neue Sachen ſollen der Inhalt geweſen ſeyn. Die Predigt von der Schätzung der Greiſe, die ich nun ſelbſt gehört, hatte freilich viel Neues, gute Schilderungen der menſchlichen Charaktere bis auf das Kleinſte iſt ſeine große Stärke, er detaillirt den Menſchen ſehr gut, in den beſten dazu gewählten deutſchen Ausdrücken, er verräth große Menſchenkenntniß und Studium derſelben, ſein Vortrag iſt Plan und daher beliebt. Meiner Meinung iſt auch dieſe Popularität im Reden das Schwerſte, und man kann ſich leichter an das Erhabene gewöhnen, und es fällt einem nicht ſo ſchwer, ich weiß dieß aus Erfahrung; ich hinke auch gern zu dieſen kleinen Fehler hin, ich geſtehe es Dir frei, ich liebe das Pathetiſche im Ausdruck, und es wird mir auch nicht ſauer den hohen Ausdruck zu finden, eher als den regulären und eben ſo verſtändlichen und nicht mehr ſaaenden Ausdruck.

Ach! laß mich ſo noch ein bischen mit Dir ſchwatzen, wir haben ja lange nicht mit einander geſchwatzt.

Noch geſtern bin ich mit in der Probe zur Oper: **die Eiferſucht des Bauren** ꝛc. geweſen, die am Dienſtag gegeben werden ſoll. Kömmt der Biſchof von Osnabrück, der itzt zu Hannover iſt, ſo wird hier eine große Oper im Opernhauſe auf dem Hagemarkte gegeben. Die wünſchte ich wirklich zu ſehen, und der zu gefallen, käme ich denn wahrlich von H.‥ einen Abend wieder herüber. —

Jetzt ſchlägt es neun Uhr, und ich will A.. in der **Schloßkapelle** hören. Nun, er hat geredet

det von dem ſündlichen Klagen der Menſchen über die Vorſehung des Höchſten. Er hat die Quellen dieſer Klagen gezeigt, und die Natur und Beſchaffenheit der göttlichen Vorſehung genauer erwogen. Die Kirche war ziemlich voll, alle Fürſtliche waren darin, der Herzog und die Herzogin, Erbprinz, und alle andere Prinzen, die verwittwete Herzogin, und die Aebtißin.

Ich dachte gleich an den König von Preußen, wie ich ſeine ehrwürdige Schweſter ſah. Kurz, ich hätte heute wohl in der Schloßkirche predigen mögen. Die Prediger im Miniſterio werden nun alle in einen Wagen vom Hofe abgeholt. Herr Peſch, der berühmte Muſikus, fällt mir dabei ein, hat vom regierenden Herzoge einen herrlichen Pelz zum Geſchenk bekommen, da ihm im Orcheſter gefroren, er ſowohl als Herr Marcus ſpielen beide im Orcheſter mit, man erwartet ſonſt dieſe beiden nicht im Orcheſter, es iſt mit zweiunddreißig Perſonen beſetzt. Se haben zwei Capellmeiſter ſelbſt bei ſich, der Prager ſpielt den Flügel, der Wiener agirt mit; Saporetti, zwei Frauenzimmer, die von Berlin, und unmittelbar von Leipzig hieher gekommen, agiren und ſingen mit vielem Beifalle; die eine habe ich am Freitage in Armida ſelbſt ſingen hören, ſie ſingt herrlich. Adiſpirates affetto-tremar, dieſe Arie ſang ſie vortreflich.

Madam Bologna ſingt auch herrlich, und die beiden Caſtraten Calcandi und Patrazzi bleiben Caſtraten,

ſtraten, ich habe noch nie einen Caſtraten ſingen hören, es war mir ſehr auffallend, einen koloßaliſchen Menſchen mit einer Kanarien-Stimme zu hören. Armida hat mir ſehr gefallen, es hat erſchütternde Scenen. Z. E. der Marſch, den das Orcheſter ſpielt, wenn die Soldaten unter Anführung ihres Helden über das Theater marſchiren, hierbei ward mir kalt und warm, auch bei der Scene, wenn ein Gewitter die Soldaten aus ihrem Lager zerſtreuet, und Armida über das Theater im Siegeswagen fährt, und ſelbſt ins Lager kömmt. Solches Eclatante und Brillante habe ich noch nicht geſehen.

Herr Paſtor B.. predigte in der Epiſtel heute **über die Verläugnung der Welt bei der Uebung des Chriſtenthums**, und Herr Paſtor H.. ſchilderte den **Neid** ſchrecklich in der Doctorspredigt über das Evangelium.

Künftigen Mittwoch den 14ten Februar wird Armida zum zweitenmal geſpielt, dann bin ich wohl ſchon wieder in Helmſtädt. Ich bin

Dein ewiggetreuer

P * *

leb wohl — — Adieu, mein Beſter!
Symb. Man! Know thyſelf all wiſdom
centres there —

Geſtändniſſe über das Vermögen künftige Dinge vorherzuſehen.

Woher es kömmt, daß man mir mehr zutraut, als wirklich mein Wiſſen iſt, weiß ich nicht; genug, man zwang mich aus Scherz Prophetin zu werden.

Blos aus Geſelligkeit, nachdem ich mich genug geweigert, ſage ich jemanden allerlei Dinge, von denen ich behaupte, ſie würden nie eintreffen.

Im Scherz gefodert, im Scherz geſagt, wie es zugegangen, daß es eingetroffen, weiß ich mir noch jetzt nicht zu erklären.

Nachher ſollte und muſte ich den Weiſſagergeiſt haben; da ich aber ſah, daß es bisweilen dazu diente, kleine Händel bei meinem Geſchlechte zu ſtören, ſo nutzte ich die Einbildung meines Nächſten von mir zu einen guten moraliſchen Endzweck, glaubte hin und wieder Nutzen zu ſtiften.

Aber wie es nun geht, das Außerordentliche ſetzt in Ruf.

Da ich fand, daß der Glaube an mein Vorherſagen künftiger Dinge zu ſehr befeſtiget ward, hielt ich ein, ſagte nur aus Gefälligkeit gemeine Sachen, ließ es mir aber merken, daß mir ſolche Forderungen zuwider wären, und ſo hat es aufgehört.

Nie habe ich etwas geſagt, was den Hörer in Schrecken ſetzen konnte. Aber laſſen Sie ſich einige Dinge erzählen:

Eine Krankheit meines Mannes machte es nothwendig nachher mit mir ins Bad zu gehn. Dort trift man, wie Sie wiſſen, der Geſellſchaft viel.

Ein Land-Cavalier hatte ſich zur Luſt, jemanden zu überraſchen, im Predigerrock verſteckt.

Der Scherz glückte; der Mann, dem es galt, verkannte ihn. Ich aber ſagte: ſpotten Sie nicht mit dem ſchwarzen Rock, vielleicht kommt noch unter vierundzwanzig Stunden ein Bothe, und meldet Ihnen etwas, wo ſie wirklich nachher einen tragen müſſen. Wann es aber geſchiehet, ſo bedeutet es eine reiche Erbſchaft; auch liegt der Kranke Ihrem Herzen nicht nahe, wohl aber der Frau Gemahlin, gehen Sie zu dieſer, um ſie zu tröſten.

Wirklich ſagte ich dies, um ſeine Luſt zu dämpfen, er nimmt es auch ſo; nachdem er ins Haus tritt, findet er ſchon den Bothen.

Sein Schwager wird gemeldet, verlangte ihn zu ſprechen, wenige Stunden ſeines Lebens wären nur übrig.

Der Cavalier reiſt, der Schwager ſtirbt, die Frau erbt anſehnlich, die die Schweſter des Todten war.

Ich geſtehe, mir war dieß, wie manches andere, unbegreiflich.

Eben der Art ſind manche Dinge vorgefallen, die ich nicht herſetzen kann, um nicht zu weitläuftig zu werden.

Doch noch eins in anderer Art: mit einer meiner Freundinnen beſuchte ich einen Garten, wir ſind alleine, lange will ſie ſich nicht aufhalten, weil ihr Mann Beſuch auf den Abend erwartet, ich ſage alſo: gehn Sie, noch einen Freund werden Sie finden, der Ihnen lieb iſt, der andere aber, den Sie erwarten, wird Ihnen ſehr zur Plage werden. – Sie lacht, ſieht ein, warum ich dieß ſage, weil ich ſie von ihrem Hauſe nicht länger abhalten will, und aus Scherz dieß letztre einmiſche.

Die Antwort war: der Gaſt, den wir erwarten, iſt der beſte Mann, kann nie quälen.

Da ſie in ihr Haus tritt, findet ſie wirklich einen lieben Freund vom Lande, ſie lacht, ſagt, daß ſie dieſen Beſuch ſchon vorher gewußt; ihr Gatte wundert ſich, ſie erzählt, was ich geſagt, auch daß die noch [illegible] erwartende Perſon zur Laſt fallen würde.

Man hält dieß ohnmöglich; der Mann kömmt, hat ſich durch einen andern Freund zum Trunk reitzen laſſen, ſeiner Stärke zu viel getraut; kurz, er iſt unausſtehlich, und geräth zuletzt in einen Zuſtand, wo man ihn in ſein Quartier bringen muß.

G** den 23ſten October 1785.

* * *

Aus-

Auszug aus einem Briefe.

Speier den 29ſten December 1785.

Mein Bruder, ein Jahr älter als ich, hatte eine Imagination, die ſehr lebhaft und empfänglich war, und deswegen auf einem Vorwurf nicht lange aushielt, die alte Idee von jeder neuen ſinnlichern und alſo reitzbarern verdrungen wurde; überhaupt war ihm der Eindruck in ſeiner Einbildungskraft von minder intereſſierenden Gegenſtänden und Vorſtellungen, in dem Moment eines fühlbarern dahinreißendern, nur augenblicklicher Eindruck — nur vorbeiſtreichende Lüftchen, und ſein Blick blieb nur ſo lange auf demſelben, bis ein plötzlicher ſtürmiſcher Windſtoß das alte Gebäude der Phantaſie erſchütterte und den Grund zerſtörte.

Mit eilf Jahren ging er mit einem Schulfreunde um, der deſſelben Temperaments war; dieſelbe Viertelſtunde zum erſten Erſcheinungsmoment unter den Erdeſöhnen hatte; dieſelbe Milch zur Nahrung ſog. Beide laſen einige Zeit her ausrufende Aſzeten und mährchenvolle Lebensbeſchreibungen von Heiligen.

Unter andern zog die Lebensart und der heilige romantiſche Wandel der Waldbrüder ihre Aufmerkſamkeit auf ſich.

Nichts lieber und ergötzender war ihnen, als ein Geſchichtchen zu leſen: wie ein frommer Menſch ſich entſchloß aus der Welt zu reiſen; wie er ſich ein ödes Pläßchen tief in der Wildniß unter den Wohnungen von Löwen, Bären, Tiegern, Schlangen, Wölfen und andern wilden Thieren auswählte; ſich da aus vier Stangen ein Hüttchen bauete; rohe wilde Kräuter zum Mittagsmal ſpeißte; den ganzen Tag zum Himmel verſeufzte und den Rücken blutig ſchlug, oder in Dornen zur Abkühlung des Fleiſches ſich wälzte; wie er bald dieſe, bald jene Verſuchung vom Teufel ausſtehen mußte, der ihm nun in ſeiner wahren anerkannten Geſtalt, mit Hörnern, einer Adlersnaſe, mit Schwanz, zottigen Geiſenfüſſen und Drachenflügeln; ein andermal in der Maske eines ſchönen, reitzenden Weibes, eines verſtellten Seraphs, oder eines alten Mannes, und wer weiß, in wie vielen tollen durch Aberglauben erzeugten Geſtalten noch erſchien; dann in ſeinem Grabe ſchlief; die wildeſten Thiere zu ſeinen Freunden hatte, und alſo aus Haß gegen das Menſchengeſchlecht, aus dem dummiſten Mißverſtändniſſe und der unverſchämteſten Schwärmerei, den Menſchen auszog, auf allen Vieren kroch, und ſeine Vernunft zur Beſtialität herabſtimmte. — Genug, ſolche Geſchichtchen, die ſie für göttliche Wahrheiten hielten, waren ihnen die anzüglichſten — ihre Lieblingsgedanken und Beſchäftigungen.

Sie fingen an, an einem einſamen Orte eine Stube auszuzieren; bald hing ſie voll Bilder erdichteter Scenen und Perſonen; und ſammelten

Lebensbeſchreibungen der vierzehn Nothhelfer und der übrigen Heiligen.

Die erſten hatten einen redlichen Jeſuiten, die andern den berühmten ehrwürdigen Kapuziner Martin V.. zum Verfaſſer, treflich gewählt! aber ſie in ihrer Schwärmerei nur mehr zu ſtärken; Und ſo wurde in feierlicher Stille, in geiſtlichen Verſenkungen der größte Theil des Tages durchgebracht, und die Phantaſie durch immer mehr ſich vermehrende, angenehme ſchmeichelnde Geburten des zügelloſeſten Wahnſinnes, auch allmälig zu höherm Grade von Lebhaftigkeit angefeuret.

Endlich wurden die Bilder der Phantaſie in ihrer Seele ſo lebhaft, ſtark und dringend, daß ſie ſich nun ſchon aller übrigen Vorſtellungen bemächtigten; und in dieſer ſiegenden Darſtellung nur nach ihrer Realität, ſich nur nach wirklicher Befriedigung ſehnten; mit ungeſtüm die Hülle des drangvollen Herzens, des phantaſierenden Kopfes, in die Hülle von Wirklichkeit, von ſinnlichen Befriedigungen auszugieſſen.

Sie entſchloßen ſich, dem Beiſpiel ihrer Helden zu folgen; ihnen ihre Thorheiten, ihren religiöſen Unſinn thätig nachzumachen, ſo wie ſie, Menſchen, Welt und allen Freuden des geſellſchaftlichen Lebens zu entſagen, und unter Thieren im Walde als Thier zu leben. Sie entſchloßen ſich, Kleider und etwas Wäſche zuſammenzupacken; und Bücher, die von ihrer künftigen Lebensart handelten, durften ja nicht zurückbleiben; denn aus dieſen wählten ſie ihre Vorgänger zum Muſter und unverbrüchlichen Siegel ihrer Handlungsweiſe, ihres Wandels, und ihrer ganzen Einrichtung.

Von Kleidungsſtücken ſollten ſie nur etwas weniges mitnehmen; denn was brauchen ſie viel in ihrer Wildniß, und im Nothfalle giebt es ja Thierhäute, Pflanzen und Blätter.

Zur Nahrung wollten ſie nichts bei ſich haben, da ihnen die nächſte beſte Wurzel Speiſe war.

Nun ſahen ſie ſchon mit Entzücken vor ſich hin, wie bald ihr Leben heilig, Gott und die Engel ihre Freunde und Geſellſchafter ſeyn würden! wie ſie bald durch himmliſche Geſichter und Entzückungen begnadigt, die Himmelsſeeligkeiten ſchmecken, und in ruhigen, einſamen, geiſtlichen Unterredungen, in ungeſtörter Andacht und in den frommen, ſeeligen Empfindungen bei aſzetiſchen, ſchwärmeriſchen Betrachtungen zufrieden und glücklich ſeyn würden, dann getroſt und wonnevoll die Stunde der Auflöſung hienieden, ihrer Aufnahme unter die ſchon verklärten Mitbrüder und der allgemeinen Verehrung ihrer Verdienſte und Heiligkeit, zu umarmen! Romanenmäßiger konnte ihr wirklicher Gemüthszuſtand nicht ſeyn.

Sie wollten nun als religiöſe Donquixote auf moraliſche Abentheuer ausziehen.

Sie beſtimmten alſo die Zeit ihrer Pilgrimsreiſe, und zwar die Nacht.

Nun kam ſie herbei die Nacht, und ein Zufall verhinderte die Ausführung des ganzen Projektes.

Mein Bruder hatte das, was er zuſammenpackte, hinter eine Bude in das Kelterhaus geſteckt; gegen Abend kam der Eigenthümer des Hauſes aus irgend einer Urſache hieher, und entdeckte zuletzt den Bündel; Sogleich zeigt er's meinen Aeltern an, dieſe den Aeltern ſeines Geſellſchafters, und ſo wurden an demſelben Abend alle ihre wonnereichen Ausſichten untergraben, ihre Freuden und Hoffnungen zernichtet.

Nachher kam ihnen der Gedanke nicht wieder; denn man nahm ihnen ihre erbaulichen Bücher, und folglich verlöſchte das Feuer, da es an Nahrung mangelte.

Nur ein und eine halbe Stunde weit bewohnte auch ein Waldbruder einen mit Wildniß bedeckten Berg bei H . . . ch; dieſer Umſtand mochte auch noch viel zur Beſtättigung ihres Entſchluſſes beigetragen haben.

Sie wollten erſt zu dem gehen, um ſich von ihm wegen der gewählten Lebensart berichtigen, und näher belehren laſſen; dann über Berg und Thal, über Wald und Heiden ihre Wallfahrt bis zu einem für ihren Aufenthalt bequemen Ort fortſetzen. —

Uebrigens ſieht man aus dieſem jugendlichen Fragmente, wie das Kind ſo alles ſinnlichen empfänglich iſt, wie ſeine Anlagen in Hinſicht auf ihre entwickelte Richtung durch jeden der Einbildungskraft ſchmeichelnden Eindruck ſtimmbar ſind, wie aber auch ſchwärmende Vorſtellungen in dem Kreiſe eines religiöſen Intereſſes alle andere verdunkeln, und über den ganzen Menſchen ſiegen.

Als einen Beitrag zur Seelenheilkunde ſetze ich noch folgendem Aufſatz aus meinem Tagebuche bei: er iſt vom 20ſten December 1785.

Der Himmel war trübe, und dichte Luft umnebelte die Ausſicht. Aus dieſer Urſache war es ein unangenehmer finſterer Tag. Gegen Abend begann es kalt zu werden, und die Nacht wurde ſchneedrohend.

So gegen die Abenddämmerung ging ich an den Rhein ſpatzieren. Alles ſah da ſo feierlich aus; ſo ſtill umher forderte alles mein Augenmerk. Die Bäume entblättert, die ganze Flur kahl; bei dieſem Anblick entzückte mich ein heiliges Ehrfurchtsgefühl für die Natur, die auch im Winter nicht nachläßt, uns zu überzeugen, wie eine gute, liebevolle, zärtliche Mutter ſie iſt!

Wie ſie bei jeder ihrer Veränderungen das Geſchöpf noch mit tauſend der reinſten, ſättigendſten Freuden zu vergnügen ſucht! wie ſie Liebe und Glück über ihre Kinder in ewigen Ergießungen verbreitet! wie ſie jedem mit offner, ſegenvoller Bruſt entgegeneilt, und in ihre beglückende Arme einſchließt!

Noch leere Schiffe, der am Maſtbaume flatternde Booze, noch andere um ihn beſchäftigte Schiffer; die dahin wallende Fluthen des Rheines, die durch den Waſſerfall genährte gegenüberſtehende Inſel; die ſchauervolle hie und da von einem Hofe unterbrochene Ausſicht; das graue, halbdunkle der ſich endigenden Dämmerung; dann meine zwei kleinen ſtillen Begleiter. —

Dieſes alles mit vorerwähnten Gefühlen leitete mich zur entſcheidenden Einrichtung und Einſchränkung meiner Geſchäfte und meiner Ausſichten in das Künftige; brachte mich zur Beſtimmung der Anzahl und der Auswahl der Gegenſtände meiner Arbeiten; flößte ſo meiner Seele Beruhigung ein, die den tröſtlichſten Ausgang und die ſchmeichelhafteſten Folgen meinen Augen darlegte; erregte Begierden, aber auch ſchnellen Entſchluß zur Ausführung oder Stillung derſelben.

So waren ſie gleich befriedigt, und ich hatte den vergnügteſten Abend; denn ſo ſtill und ruhig alles um mich herum war, ſo war es auch in meiner Seele. Alles ging mit ſo vieler Gleichheit, Deutlichkeit und Geläufigkeit vor, daß keine Leidenſchaft eine andere ſtörte, keine das Maas überſchritt und Empörung im innern verurſachte, mich des glücklichen Zuſtandes, indem ich mich befand, entriße, und Verworrenheit oder Unzufriedenheit in meine Züge brachte.

Und immer werde ich nun die Natur umarmen, wenn aufbrauſende Leidenſchaften mich beſtürmen, wenn eitle, ſtolze, unumſchränkte Begierden mich beunruhigen, wenn innere anwandelnde Finſterniß, unüberwindliche düſtere Temperamentslage, alles verbitternder Gram und Kummer des Herzens, leidige hypochondriſche Schwermuthsgefühle mir mein Leben unerträglich und freudenlos machen.

Immer will ich da dieß göttliche Mittel anwenden, von meiner Krankheit geheilt, meinen Schmerzen entriſſen zu werden; und mich wieder in dem Kreiſe der Lebenden zu ſehen; wieder mein Blut im Körper ſo ſanft und geſund hinwallen zu fühlen — zu fühlen, daß meine Organen wieder offen und zur Empfänglichkeit der Freude geſtimmt ſind.

Joh. Ludw. David Schlichting.

Ein Brief nebſt einer Einlage von Geſichten und Erſcheinungen.

Augsburg, den 11ten Jan. 1785.

Von der berichteten Affaire in Ihrem Magazin Gebrauch zu machen, überlaſſe ich Ihrem eigenen Gutbefinden, mir ſcheint ſie in manchem Betracht eines weiteren Nachdenkens und Unterſuchens nicht ganz unwürdig; ſie kann Aufſchluß bei ähnlichen Fällen geben.

Ein hoher Grad der Einbildungs- und Vorſtellungskraft abweſender und wirklicher Undinge als gegenwärtig, und ſo auch gehörter Stimmen, mag wohl alles verurſachet haben. Demungeachtet warens doch Seelenwirkungen. —

Jene Weibsperſon, die die überſchickte Aufſätze verfaſſet, bleibt bei ihrem übrigens ganz gutem Verſtande, noch auf das ſtandhafteſte dabei alles ſo geſehen und gehört zu haben, wie ſie beſchrieben hat.

Uebrigens iſt ſie ruhig eines ſehr geſetzten Charakters, grübelt im geringſten nicht ferner nach. Ich habe manche, mir von ihr übergebene Aufſätze, noch zurück behalten, um das erſte Päckchen, ſo ich Ihnen überſchickt habe, nicht zu dicke zu machen.

Sollten Sie dieſe Sache einer weiteren Unterſuchung werth halten, ſo ſteht alles, was ich noch in Händen habe, zu Ihren Befehlen; auch bin ich zu jeder weiterer Auskunft erbötig.

M. Ludwig Müller,
Pfarrer zum heiligen Creuz.

Die Einlage des obigen Briefes.

Wahrhaftige Anzeigung geſchehener Geſichte und Erſcheinungen Gottes. Von mir Unterſchrieben.

Es heiſt bei mir: das iſt meine Freude, daß ich mich zu Gott halte, und meine Zuverſicht ſetze auf den Herrn Herrn, daß ich verkündige alle ſein Thun u. ſ. w.

Nemlich was er an Seiten meiner von vorzüglichen Gnaden erwieſen hat, den im vierten Jahre meines Lebens, als ich mich noch mit kindiſchen Spielen beſchäftigte, und die Magd mit meiner ſeligen Schweſter, die ein halb Jahr alt war, auf die Gaſſe ging, nachdem ſie vorher in einer Bibel, in Folio, geleſen hatte und ſolche auf dem Tiſch liegen ließ, (es war unter einer Sonntäglichen Abendspredigt geweſen) nahm ich das Buch, warf es vom Tiſch auf die Bank, und wälzte es mit Händen und Füßen an einen Ort, wo ich geſeſſen, und ſtellte die Füße darauf, um deſto bequemer meine Puppe an- und auskleiden zu können.

Ich hatte dieſe Stellung kaum eine Minute behalten, ſo hörte ich eine Stimme neben mir ſagen: Thue gleich dies Buch wieder an ſeinen Ort; als ich aber niemand ſahe, ſo that ich es nicht. Die Stimme aber ſagte noch einmal ernſtlich, gleich ſollte ich es thun, und es war als wenn mir jemand ins Geſicht faßte. Ich that es gleich mit Furcht und Zittern, konnte aber das Buch nicht auf den Tiſch legen, ſondern ich rief das Dienſtmädchen, ſie ſollte geſchwinde kommen, und das Buch weglegen. Als ſie kam und mich allein ſahe, zankte ſie mit mir und ſagte: wer es mich geheißen hätte, ſie zu rufen, da doch Niemand da ſey.

Bei zunehmenden Jahren war das meine einzige Freude und größtes Verlangen geweſen zu wiſſen, was doch in dieſem Buche möchte enthalten ſeyn; und ich ſchäme mich nicht zu bekennen, daß ich ſolches in meinem Leben zweimal ausgeleſen habe, allein das erſtemal mit ſehr ſchwachem Verſtand und Begriff, bis es nach und nach durch öftere Anhörung der Predigten und Bücher mir begreiflicher gemacht worden.

Im ſiebenten Jahr meines Lebens war ich nebſt meiner Schweſter mit kindiſchen Sachen beſchäftigt. Als im Sommer einsmals durch die Stubenkammerthüre eine große helle Flamme erſchien, die in der Mitte länglicht weiß war, und ſo groß als ein ſechswochen Kind; es blieb in ſolcher Stellung am Ofen bei einer halben Stunde, darnach fuhr das weiße Licht voran wieder durch die Kammerthüre, und das Feuer ihm nach. Wir folgten ihm auch nach, fanden aber nichts in der Kammer als meinen Vater und Mutter mit Briefeſchreiben beſchäftiget. Sie haben aber nichts davon geſehen, und ſchalten uns aus und ſagten: daß außer dem Kriſtkindlein niemals was zu ſehen ſei: es blieb uns aber immer im Andenken.

1770 wie ich mit meinem Mann von Straßburg wegen großer Theurung abreiſte, erſchien mir Morgens um halb fünf Uhr der Erlöſer wie im Traum, und redte bei einer halben Stunde mit mir, ich achtete aber nicht auf ſeine Reden vor großer Freude, und gedachte nur an das, was ich hernach Alles mit ihm reden wollte, als er aber ausgeredet hatte, verſchwand er.

1771 im Monath December erhielte ich immer widrige Zuſchriften von meinem Mann, welcher in Augsburg war, und ich in meinem Vaterlande: dieſe bewogen mich den Entſchluß zu faſſen, aufzuhören zu beten, und gedachte, es ſei doch vergeblich, Gott der Herr erhöre und gedenke doch nicht an mich, und am Sonntag Abend dankte ich Gott noch vor alles zum letztenmale, war aber willens doch noch in die Kirche zu gehen, ich ging zu Bette.

Morgens erwachte ich, ich wuſte nicht, welche Zeit es war. Mit einemmale wurde es heller Tag zu meiner größten Verwunderung, und neben meinem Bette ſaß eine himmliſche Mannsperſon von etliche ſechzig Jahr alt im blauen Gewande. Sein Angeſicht war wie weiß und rother Cryſtall, ſein Haar lichthell: er ſahe mich ſehr beweglich an, und ſagte: halt an, halt ein, halt aus: ich redete kein Wort, ſondern gedachte, wie muß ich das verſtehen,

ſtehen, da gab mir auf der andern Seite eine junge Perſon von achtzehn Jahren zur Antwort, die auch ſo ſchön war, halt an am Gebet, halt ein im Vertrauen gegen Gott, halt aus in deinen Anfechtungen. Während daß ſie ſo redeten, war es wie ein Sonnenſchein an der Diele geweſen, der ging hin und her, und hernach in die Kammer; als er fort war, war es als wenn man mir Haare ausraufte, es war aber erträglich. Der Schein kam wieder, und der Schmerz verging; er ging wieder dahin, da war mirs am Rücken als wenn man mir mit Zangen das Fleiſch herunterriſſe; er kam wieder, da wurde es wieder beſſer. Der Schein ging wieder weg, da wars, als wenn man mir die Schulterblätter auseinanderriſſe und das Herz aus ſeiner Stelle nahm, und ſolches zwiſchen den Schultern ſterben ließe; ich gedachte, das iſt gewiß die Stunde des Todes, und da ließ ſich noch neben der jungen Perſon der Teufel ſehen; er kam hinter der Bettſtelle am Rücken hervor, ich ſahe aber nur einen Arm, zwei Spannen dicken Schwanz, wie eine Schlange, und ſo den Hals und halben Kopf. Ich hatte ihn nicht ganz geſehn, denn die junge Perſon ſtieß ihn mit dem Ellbogen zurück. Sie hielte mit der einen Hand die Hauptnath und die andere ſtreckte ſie gegen die Fußnath: ſo ausgeſpannt ſtund ſie von Anfang bis zu Ende. Da kam der Schein wieder, und beide Perſonen ſahen ihn ſehr traurig an, und die junge Perſon ſagte zu ihm: Herr, laß es genug ſeyn! und wiederholte es dreimahl; in während er dieß ſagte, ſahe ich an ihm groſſe weiße Flügel wie Blitz, und wuſte alſo, daß es ein Engel Gottes war; darnach ging der Schein weg, die Perſonen verſchwanden, und der Tag wurde wieder in die Nacht verwandelt, und mir wurde das Herz wieder in ſeine Stelle geſetzt, und der Schmerz vergíng und ich ſtund gleich auf. Da war es fünf Uhr.

1772. Vor meiner Abreyſe von Lindau hatte ich die gnädige Erſcheinung des Erlöſers wieder gehabt, Morgens um halb fünf Uhr, auch wie im Traume und allemal weiß in der Kleidung und Perſon.

1773. Als ich nun mein Vaterland wieder verließ und zu meinem Ehegatten hinkam, machte er mir das Leben ſo bitter, denn er glaubte, daß ich daran ſterben ſollte; da entſchloß ich mich, wider meine Gemüthsart, mit ihm zu raufen und zu ſchlagen, welcher dann zuerſt todt iſt, der ſei todt, denn ich dachte, ich könnte lebenslang eine ſolche widrige Ehe mit ihm haben, (wie es nachgehends auch geſchehn war) und es ſtehe wohl in der heiligen Schrift: dieſer Zeit Leiden iſt nicht werth der Herrlichkeit, die an uns ſoll offenbahrt werden, aber mein Leiden ſei gröſſer, und ging, wie allemahl, mit vielen Thränen zu Bette; Morgens erwachte ich um vier Uhr. Da war es einsmal, als ob ich in Lindau in meiner Eltern Haus auf der Diele ſtand, und ſahe am Himmel einen Pudelhund gehn. Als er vorbei war, ſo that ſich der Himmel auf bis herunter zu mir, und meine Augen wurden mit geändert, ſolche Klarheiten zu ſehen, denn ich ſahe viele 100000 Meilwegs weit; die Wohnung Gottes war in der Mitte mit blauen Wolken umgeben, und ringsherum lauter Klarheiten von ſo ſchönen Farben, die die Welt nicht hat, und in einer jeden Farbe ſtanden viele Millionen Menſchen, gekleidet, wie die Klarheiten waren; z. E. in der rothen roth, in der gelben gelb, und ſie ſahen alle der Wohnung Gottes zu. Darnach kam ein ſehr ſchönes Frauenzimmer aus dieſer Wohnung heraus, gekleidet mit vielerlei Himmelsglanz und eine Krone auf dem Haupte, und von drei Engeln begleitet; einer führte ſie an der rechten Hand und der andere an der linken, der dritte ging nebenher und zeigte ihr die Perſonen, die in den Klarheiten ſtanden; ſie ſahen ſie alle an. Hernach wurde der Himmel wieder zugeſchloſſen, und in einer Minute wieder aufgethan, wie vorhin, allein das Frauenzimmer und die Engel waren nicht mehr zu ſehen, ſondern der Erlöſer kam mit einem Gefolge aus der Wohnung Gottes heraus zu mir herunter durch alle die Klarheiten, und ſahen mich, wie der Erlöſer, lächelnd an; ſie waren alle, wie er, weiß gekleidet, und wo ſie gingen, war weiße Klarheit.

Als er ſo nahe bei mir war, daß ich mit der Hand ſeinen Fuß reichen konnte, erſchrack ich, und war in meinem Bette. Es war halb fünf Uhr, und ich ſtand auf, und gedachte, daß mein Leiden nichts ſey gegen jene Herrlichkeit.

Inhalt.

Seite

Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, vom Herrn Rektor Bauer in Hirſchberg. 56.

Auszug aus einem Briefe über Ahndungen und Feuerbeſprechen. 70.

Ueber die Zeichnung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 78.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 80.

Belege zu dem Aufſatze: ein unglücklicher Hang zum Theater. 85.

Geſtändniſſe über das Vermögen künftige Dinge vorherzuſehn, von Madam * * *. 110.

Auszug aus einem Briefe über religiöſe Schwärmerei, nebſt einem Beitrag zur Seelenheilkunde. 113.

Noch ein Brief, nebſt einer Einlage von Geſichten und Erſcheinungen. 120.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Vierten Bandes zweites Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

An die Aufſätze über Sprache in pſychologiſcher Rückſicht mögen ſich denn die mancherlei Erfahrungen und Beobachtungen über Taub= und Stummgebohrne, welche ſchon in dieſem Magazin mitgetheilt ſind, anſchließen.

Die beſondre Denkart der Taub= und Stummgebohrnen kann gewiß große Aufſchlüſſe in Anſehung der menſchlichen Denkkraft überhaupt geben, weil man hier ſiehet, wie weit der Menſch es auch ohne artikulirte Töne in der Verbindung und vernunftmäßigen Zuſammenſtellung ſeiner Ideen bringen könne;

Und daß nicht die Sprache, gleichſam ein zufälliger Fund des Menſchen ſey, wodurch er ſich vom Thier unterſcheidet, ſondern daß ſeine Denkkraft an und für ſich ſelbſt ihn ſchon vom Thier unterſcheidet, indem ſie ſich ſelbſt unter dem Mangel artikulirter Töne, ſo wie bei dem Taubſtummen, empor arbeitet, und ſich eine Sprache ſchaft, ſie mag auch die Materialien dazu nehmen, woher ſie wolle. —

Jeder durchbrechende Strahl der Vernunft muß uns bei einem Taub- und Stummgebohrnen vorzüglich willkommen ſeyn, weil wir hieraus die Macht des menſchlichen Geiſtes erkennen, der ſelbſt durch die Beraubung eines ganzen Sinnes nicht unterdrückt werden, und von ſeinen eigenthümlichen Weſen, von ſeiner eigentlichen vorſtellenden Kraft, nichts verlieren kann — obgleich eine der Pforten, wodurch täglich eine ſolche Menge Ideen einſtrömen, gänzlich verſchloſſen iſt. —

Wie groß aber dieſer Mangel ſey, läßt ſich ſchon aus der Betrachtung abnehmen, daß durch das Ohr in eben der Zeit die vergangne oder entfernte Welt vor die Seele gebracht werden kann, in welcher die gegenwärtige ſichtbare Welt ihr durch das Auge dargeſtellt wird. —

Ohne daß meine Vorſtellung von den vier Wänden und den Fenſtern meines Zimmers, welche jetzt mein wirkliches Daſeyn einſchließen, nur im mindeſten unterbrochen oder geſtört wird — kann ich einer Erzählung von Bergen, Thälern, reißenden Strömen, Seetreffen und Schlachten zuhören, dabei bleiben aber meine Ideen in ihrer Ordnung. —

Durch das Auge, in welchem ſich nichts als die vier Wände und die Fenſter meiner Stube darſtellen, werde ich auf den gegenwärtigen Fleck meines Daſeyns fixirt — und kann nun meine übrigen Vorſtellungen ſicher über Meer, Berg' und Thäler umherſchweifen laſſen — es ſteht jeden Augenblick in meiner Macht, ſie auf den gegenwärtigen Fleck wieder zurückzurufen. —

Die einförmigern ſich gleichbleibendern Geſichtsideen ſind gleichſam der Stift, um welchen ſich die ungeheure Mannichfaltigkeit der zuſtrömenden Gehörsideen umherdrehet. — Ich habe einen feſten Mittelpunkt meiner Vorſtellungen — meine Begriffe ſind nicht in Gefahr, ſich zu verwirren. —

Die Vergangenheit hüllt ſich in das Gewand der Worte ein, um den immer neu aufſteigenden Bildern Platz zu machen, und demohngeachtet nicht zu verſchwinden. — Meine ganze vorſtellende Kraft iſt in einer andern Lage, bei dem, was ich mit meinen Augen ſehe, und bei dem, was ich nur mit meinen Ohren erzählen höre. —

Ja, es ſcheint, als wenn ohne das Ohr weder Vergangenheit noch Zukunft in unſrer Vorſtellung

lung recht ſtatt finden könnte — denn bei dem Auge iſt beſtändige Gegenwart —
durch das Auge wird
die Nebeneinanderſtellung,
durch das Ohr
die Succeſſion der Ideen bewirkt.

Auge — Ohr —
Mahlerei — Muſik —
Nebeneinanderſtellung — Succeſſion —

Die ſchönen Künſte ſind ein Abdruck der Natur im verjüngten Maaßſtabe —

Die ganze äußre Welt ſowohl als unſre innre Ideenwelt zerfällt in

Mahlerei und Muſik —
Bild und Wort —
Sache und Rede. —

Unſre Vorſtellungen ſind die Mahlerei der Welt, ſie können nur darſtellen, was auf einmal da iſt — unſre Sprache iſt die Muſik unſrer Vorſtellungen — ſie ſchildert das aufeinanderfolgende, ſie läßt unſre Gedanken, unbeſchadet des Gegenwärtigen, in die Vergangenheit und in die Zukunft ſchweifen — bewahrt in dem kleinen Umfange von vierundzwanzig artikulirten Tönen, den Schatz der jedesmaligen Denkbarkeit irgend eines Stücks aus der ganzen ungeheuren Ideenwelt auf. —

Das Ohr hat bei mir die Vergangenheit immer mehr an die Gegenwart geknüpft, als das Auge. —

So oft ich an einem entfernten Orte war, und über dem Anblick der Häuſer, der Thürme, des Steinpflaſters alles Vergangne und Entfernte vergaß, und mich nur auf den gegenwärtigen armen Fleck meiner Exiſtenz eingeſchränkt fühlte, war es der Klang der Glocken, der mich zurückrief, und mir Vergangenheit und Entfernung wieder lebhaft vor die Seele brachte. —

Woher käme das, als weil die Succeſſion der Ideen durch den Schall in meiner Seele angeregt und herrſchend geworden war? —

Alle die ſichtbaren Gegenſtände um mich her ſchienen denn auch eine andre Geſtalt anzunehmen — ſie kamen mir in einem andern Lichte vor, da ich ſie mit dem Vergangnen und Entfernten zuſammenſtellte. —

Wäre aber die mit der Vorſtellung des Gegenwärtigen gleichzeitig verbundne Vorſtellung des Vergangnen und Entfernten nichts als das Reſultat von der Zuſammenſtellung zweier ſinnlichen Werkzeuge, wie Auge und Ohr — ſo müßte bei dem Mangel oder der Unbrauchbarkeit des einen oder des andren dieſer ſinnlichen Werkzeuge die vorſtellende Kraft gleichſam halbirt, bei dem Blindgebohrnen müßte nichts, als Succeſſion, und bei dem Taub- und Stummgebohrnen nichts als Nebeneinanderſtellung der Ideen ſtatt finden. —

Arbeitet ſich aber die vorſtellende Kraft ſelbſt durch den Mangel oder die Unbrauchbarkeit eines dieſer ſinnlichen Werkzeuge durch — und ſucht ſie ſich ſelber dieſen Mangel auf irgend einer Art zu erſetzen, ſo muß ſie nothwendig mehr als das bloße Reſultat der Zuſammenſtellung dieſer ſinnlichen Werkzeuge ſeyn. —

In dieſer Rückſicht ſind alſo ſorgfältige Beobachtungen über Taubſtumme gewiß von ſehr großem Werth — und ſind für den Denker ſogar zu deſſen Beruhigung nöthig — dieſer kann ſich nicht enthalten, ſich allemal in die Stelle des unglücklichſten unter ſeinen Mitgeſchöpfen zu ſetzen; und würde ſich ſeiner eignen Vorzüge nicht wohl freuen können, ſobald er glauben müßte, daß irgend eines ſeiner Nebengeſchöpfe eigentlich vernachläſſiget wäre — denn er betrachtet die Sache derſelben, als ſeine eigne Sache. — Es liegt ihm daran, daß auch ein Taub- und Stummgebohrner das edle Vergnügen des Denkens genieße, worauf derſelbe ſowohl als irgend ein andres Weſen ſeiner Art gerechte Anſprüche machen kann.

Schrecklich wäre der Zufall der Geburt, wenn ein Taub- und Stummgebohrner nie vernünftig denken könnte. — Mein Selbſtgefühl ſchaudert vor dieſem Gedanken, wie vor dem Rande eines Abgrundes zurück. — Mir ſchwindelt vor dieſer fürchterlichen Nähe des Zufalls, dem ich durch nichts hätte ausweichen können — ich fühle mich taub- und ſtummgebohren — und ſollte nie vernünftig denken — ein Ich ohne Ichheit — ein Weſen ohne Zweck — ein wandelnder Traum ſeyn? —

Kömmt nicht durch das vernünftige Denken erſt Plan und Zweck in mein ganzes Leben? — würde ohne dieſe Eigenſchaft mir nicht mein Daſeyn ſelbſt ein Marter ſeyn? und iſt es mir nicht eine Marter geweſen, ſo oft ich meine ganze Denkkraft nicht wirken, und durch ſie die Nebel, welche meinen Geiſt umhüllten, zerſtreuen ließ? —

Wie unſicher ſtände es denn um meine eigne Menſchheit, wenn es Taubſtumme gäbe, die wirklich wegen Mangel der Sprache nur halb Menſch und halb Thier wären, und dieß nun einmal nothwendig ſeyn müßten! —

Doch der Wunſch, daß etwas ſo und nicht anders ſeyn möge, ſoll mich nie bei der Erforſchung der Wahrheit leiten. — Ich habe gelernt, mich der Nothwendigkeit zu unterwerfen, und werde daher bei meinen Unterſuchungen und Beobachtungen nie mit ängſtlichen, ſondern mit feſten und ſichern Schritten gehen — ſey denn auch das Reſultat derſelben, was es wolle.

Im erſten Stück des erſten Bandes dieſes Magazins S. 39. habe ich angefangen, einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebohrnen

nen zu liefern, mit dem ich erſt einen Verſuch machte, ihn reden zu lehren, und da ich mit dieſem Verſuch aufhören mußte, wenigſtens meine Beobachtungen uber ihn nachher noch lange fortgeſetzt habe. Aus dieſen Beobachtungen will ich nun die zweckmäßigſten herausheben, und ſie hier nebeneinanderſtellen:

Er wußte, daß ihm ein Sinn mangelte, indem er allemal mit dem Kopfe ſchüttelte, und eine betrübte Miene machte, ſobald man auf das Ohr zeigte. —

Er wußte Dinge, die zu einer Art gehörten, von andern, die verſchiedner Art waren, zu unterſcheiden, indem ich ihn z. B. ein gläſernes Dintenfaß mit l benennen lehrte, und dann mit dem Finger auf ein Fenſter, auf einen Spiegel und auf ein Trinkglas zeigte, welches er alles auch mit l benannte, da ich aber auf einen Stuhl zeigte, mit dem Kopf ſchüttelte, und ſtill ſchwieg. —

Merkwürdig iſt vorzüglich die Aeußerung ſeiner Gedächtnißkraft, da er ſich an einen Vorfall, ſeit welchem ſchon ein Jahr verfloſſen war, mit allen Nebenumſtänden lebhaft zurückerinnerte.

Er ſahe mich mit einem jungen Menſchen in einem Buche leſen, und plötzlich fiel ihm ein, daß ich mit eben dieſem jungen Menſchen vor einem Jahre, auch zuſammen mit ihm in einem Buche leſend, auf einem Kahne gefahren war, wo er gerudert hatte — er wußte ſich noch des Umſtandes dabei zu erinnern, daß wir ihm damals ein klein Stück Geld in die Hand drückten, welches er nicht nehmen wollte. — Die vergangne Welt ſchien alſo unbeſchadet der gegenwärtigen ſichtbaren Welt mit allen ihren verſchiedenen Geſtalten dennoch in ſeiner Seele zu exiſtiren — ohne, daß er die Worte **rudern, Kahn, Buch** oder **Geld** wußte, wodurch jene einzelnen Bilder gleichſam **kompendiöſer** in ſeiner Vorſtellung hätten zuſammen gezogen werden können — wußte er doch dieſe Bilder aus der Maſſe aller übrigen herauszufinden, und ſie gehörig zuſammenzuſtellen. — Nun bleibt aber die Frage, ob hierbei gleichſam eine **Scheidewand** zwiſchen der Gegenwart und Vergangenheit bei ihm befeſtigt blieb, ſo, daß die vergangne Bilder ihrer Natur nach gegen das Gegenwärtige ſich gehörig verdunkelten und im Schatten ſtellten, oder ob ſie zu lebhaft wurden, als daß ſie unbeſchadet des Gegenwärtigen von ihm hätten gedacht werden können. —

Denn da er immer doch die ganzen Bilder von **Buch, Kahn, rudern, Geld,** zuſammenleſen, u. ſ. w. in ſeiner Einbildungskraft wiederhohlen mußte, ſo mußte ſein Gehirn dadurch gleichſam **voller** werden, als wenn er von allen dieſen Dingen eine **ſymboliſche Erkenntniß** durch **Worte** gehabt hätte — denn nun konnte er, ſich doch das **Rudern** nicht im Allgemeinen wieder vorſtellen, ſondern er mußte ſich an jenes **Rudern** mit allen ſeinen individuellen Beſchaffenheiten, und eben ſo auch an jenen Kahn, an jenes Zuſammenleſen in einem Buche mit allen individuellen Beſchaffenheiten und Umſtänden erinnern. — Durch die Worte Rudern, Kahn, Buch u. ſ. w. hätte er jedes dieſer Dinge außer dem Zuſammenhange für ſich abgeſondert, und denn auch nach Gefallen wieder in dem Zuſammenhange mit den umgebenden Dingen denken können; nun aber mußte er nothwendig ſich jenen Kahn als ein Individuum und alſo auch mit allen begleitenden Umſtänden, den Leuten, die darauf ſaſſen, dem Waſſer, das darunter floß, dem Ruder, wodurch er fortbewegt wurde, u. ſ. w. zuſammendenken.

Er konnte keine Einſchnitte in dieſen feſten Zuſammenhang machen, wie wir durch die Sprache thun; das ganze vergangne Bild mußte im unzertrennlichſten Zuſammenhange der einzelnen Bilder untereinander ganz und auf einmal vor ſeiner Seele daſtehen. — Wie half ſich nun ſeine Einbildungskraft da heraus — da er das Bild doch nicht außer ſich hingießen konnte, nach welchen Geſetzen richtete ſich die Folge ſeiner pantomimiſchen Aeußerungen, wodurch er ſich verſtändlich zu machen ſuchte? läßt ſich nicht etwa das Phänomen der erſtaunlichen Lebhaftigkeit und Begier, womit Taubſtumme durch Zeichen etwas Vergangnes darzuſtellen ſuchen, vorzüglich daraus erklären, daß ein Bild des Vergangnen auf einmal in ihrer Seele darſteht, und ſie doch nicht die Kraft, obgleich den Willen haben, es auf einmal wieder außer ſich darzuſtellen — und nun ihre Begier mit Aengſtlichkeit und Unentſchloſſenheit verknüpft iſt. —

Im zweiten Stück des zweiten Bandes dieſes Magazins S. 40 ſteht ein ſehr merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von ſeiner verübten Mordthat — und S. 50. einige vortreffliche Bemerkungen über dieß Bekenntniß vom Herrn Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag — dieſe fügen ſich von ſelbſt an meine gegenwärtige Unterſuchung an, und ich richte daher vorzüglich meine Aufmerkſamkeit darauf.

Herr S. behauptet ebenfalls, „der Taubſtumme könne nicht ſo denken, wie wir, die wir „durch Zuſammenſetzung einzelner mit Worten „verknüpfter Begriffe das Ganze einer Idee in „unſrer Seele bilden. — Jeder Gedanke eines „Taubſtummen ſey eine totale Idee, ein Bild, „in welchem ſich alles, was zu demſelben gehört, „auf einmal in ſeinem Zuſammenhange darſtellt.“

Könnten wir einen Blick in die Seele eines Taubſtummen thun, ſo würden wir vielleicht lauter große Maſſen von Bildern, nichts ſo ins Einzelne detaillirte, als bei dem redenden Menſchen entdecken.

„Die Gedanken des Taubſtummen, fährt „Herr S. fort, ſind viel größer vom Umfange, viel lebhafter, viel ſchneller, nicht ſo zerſtückt und unterbrochen, als die unſrigen.“

„Daher kömmt es, daß der Taubſtumme ſo „gern mahlt.“

Dieß ſtimmt mit meiner vorher geäußerten Idee, daß in der Seele des Taubſtummen überhaupt mehr zuſammenfaſſende Gemählde, als ſucceſſive Vorſtellungen ſtatt finden.

Der Taubſtumme mahlt gern — denn alles mahlet ſich in ihm, weil es nicht in ihm tönet.

„Die Gedanken des Taubſtummen ſind von „weitläuftigem Umfange und größerer Stärke, als „die unſrigen, aber ſie haben den unvermeidlichen „Fehler der Schwierigkeit, abſtrakte Ideen zu „formiren“ —

Wiederum ſehr natürlich, weil die Vorſtellungen, ſobald ſie total ſind, ſobald ſie im Zuſammenhange mit mehreren nothwendig gedacht werden müſſen, eben dadurch individualiſirt werden. —

Freilich kann in manchen Fällen, durch die Leichtigkeit des pantomimiſchen Zeichens, auch die Abſtraktion einigermaßen erleichtert werden. — Ein König z. B. wird durch Bezeichnung eines Sterns auf der Bruſt, ein Arzt durch einen Griff an den Puls bezeichnet. — Ein ſolches leichtes natürliches Zeichen vertritt beinahe die Stelle eines Worts.

Aber man muß nothwendig wiederum hiermit zuſammennehmen, was Herr Nikolai im dritten Stück des dritten Bandes dieſes Magazins S. 90 in ſeinem Aufſatze über das Taubſtummeninſtitut in Wien, als ſelbſtgemachte Beobachtung, erzählt: daß immer eine große unvermeidliche Schwierigkeit bei der Zeichenſprache ſtatt findet, wenn dasjenige nun ſelbſt als Sache bezeichnet werden ſoll, deſſen man ſich ſonſt bloß als ſymboliſchen Zeichens bedienet.

Der Taubſtumme bezeichnet z. B. einen Arzt durch einen Griff mit der Hand an den Puls, was bleibt ihm nun übrig, das wirkliche an den Puls greifen des Arztes zu bezeichnen. Das Wort Arzt beſteht aus einigen an und für ſich unbedeutenden Tönen, a, r, z, t, die durch die Zuſammenſetzung erſt Bedeutung erhalten. — Man betrachtet hier das Zeichen der Sache nur in einer einzigen, nehmlich in der grammatikaliſchen Rückſicht, ſelbſt als Sache — es iſt aber nicht dazu beſtimmt, um Sache, ſondern nur um Zeichen zu ſeyn; als Sache findet es bloß in unſrer Spekulation ſtatt.

Jedes der pantomimiſchen Zeichen hingegen kann und muß zuweilen ſelbſt als Sache wieder betrachtet werden — und dann iſt Verwirrung zwiſchen Zeichen und Begriff faſt unvermeidlich, wie Herr Nikolai auch in dem angeführten Aufſatze über das Taubſtummeninſtitut in Wien aus Beiſpielen gezeigt hat.

Wir wollen aber jetzt zur Aufklärung dieſer Sache unſer obiges Beiſpiel wieder zu Hülfe nehmen: der Stumme ſoll nehmlich einen Arzt durch einen Griff an den Puls bezeichnen, nun ſoll er durch Pantomime erzählen wollen, wie der Arzt in das Zimmer tritt, ſich an das Bette des Kranken ſetzt, und dieſem an den Puls fühlt. Weil nun der Kranke nicht wirklich da liegt, ſo kann der Taubſtumme nur ſeinen eignen Puls fühlen. Der erſte Griff an den Puls bezeichnete alſo den Arzt ſelbſt, und war **darſtellendes Zeichen**; der zweite bezeichnete eine Handlung deſſelben, und war **darſtellende Nachahmung**. — Die Zeichenſprache kann das Subjekt nicht anders als in Handlung bezeichnen — denn jede Pantomime iſt ſchon ſelbſt eine Art von Handlung — zur Bezeichnung der Handlungen bleiben alſo der Pantomime keine beſondre Zeichen übrig — **Nomen** und **Verbum** fließt in eins.

Die Pantomime hat keine ſymboliſche Zeichen für die Nomina; aber ſie hat eine Nachahmung **der Handlungen** für die Verba — ſie hört auf Sprache zu ſeyn, ſobald ſie Verba auszudrücken hat — denn wirkliche Darſtellung der Sache kann ich nicht eigentlich mehr Sprache nennen.

In der Seele des Taubſtummen muß es daher weit unruhiger und lebhafter als in unſrer Seele ſeyn. Er kann ſeine Ideen von den Handlungen nicht eigentlich fixiren — wenn ſie angeregt werden, ſo müſſen ſie einander unwillkührlich anſtoßen und ſich wechſelſeitig in Bewegung ſetzen. Denn von den Handlungen exiſtiren in der Seele des Taubſtummen keine Zeichen, ſondern die Sache ſelbſt, die vollſtändigen Bilder — die einzelne Handlung eines Subjekts, wie z. B. das Pulsfühlen, kann wohl, aus allen übrigen herausgehoben, zur Bezeichnung des Subjektes dienen, aber was ſoll aus der Handlung des Pulsfühlens ſelbſt einzelnes herausgehoben werden, um dieſe als einen abſtrakten Begriff zu bezeichnen? —

Wenn alſo gleich durch die Zeichenſprache Subſtantiva als fixirte Begriffe ausgedrückt werden können, ſo müſſen doch die Verba immer vage, ſchwankende Begriffe bleiben. —

Eine einzelne aus mehreren herausgehobne Handlung eines handelnden Weſens iſt ein Zeichen des handelnden Weſens; aber die Handlungen ſelbſt haben kein Zeichen weiter, weil ſie ſelbſt nur gleichſam natürliche Zeichen von der innern Wirkſamkeit eines handelnden Weſens ſind.

Der Taubſtumme hält ein gewiſſes Bild an einem kleinen Punkte in demſelben feſt, der ihm zum Hauptgeſichtspunkte dienet. — Er bezeichnet z. B. die Perſon des Königs, indem er ſich mit dem Finger einen Stern auf die Bruſt zu mahlen ſcheint — dieſer einzelne Geſichtspunkt dient ihm ſtatt des Nahmens König. —

Geſichtspunkt

iſt ein Ausdruck, deſſen man ſich oft bedient, ohne recht aufmerkſam auf den Begriff zu ſeyn, welchen er bezeichnet, und welcher vielleicht einer unſerer ſchwerſten Begriffe iſt. —

Zu jeder deutlichen Vorſtellung gehöret gleichſam ein **Mittelpunkt** und ein **Umkreis** — ſetze ich nun den ſeynſollenden Mittelpunkt eines Umkreiſes nicht gerade in die Mitte deſſelben, ſo kann ich unmöglich eine deutliche Idee von dem Umkreiſe erhalten, der eine Theil deſſelben muß gleichſam aus der Sphäre meiner Betrachtung wegfallen — ich urtheile daher falſch — das Wohlgeordnete und Gerade kömmt mir ſchief und ungerade vor — ich habe die Sache nicht aus dem rechten Geſichtspunkte betrachtet. —

Der Mittelpunkt des Umkreiſes iſt der **Zweck**, worauf ſich alles übrige bezieht, wie die Radien eines Zirkels auf den Mittelpunkt deſſelben — nehme ich nun z. B. einen untergeordneten Zweck für den Hauptzweck, ſo muß mir nothwendig ein großer Theil der Dinge, die ich aus einem Geſichtspunkte betrachte, unzweckmäßig ſcheinen — der Zirkel iſt nicht gehörig geründet — ich kann die Sache nicht faſſen. —

Nun ſagt man aber, gewiß aus einem dunklen Gefühl der eingeſchränkten Kraft unſers Denkens, den rechten Geſichtspunkt treffen — gleichſam, als ob man nur zufälliger Weiſe darauf ſtieße, indem man ihn treffen muß, wie etwa der ſchwarze Punkt in der weißen Scheibe von dem geübten Schützen getroffen wird. —

Worin beſteht nun aber dieſe Kraft, den rechten Geſichtspunkt zu treffen?

Der Schütze hat den ſchwarzen Punkt in der weißen Scheibe ſchon vor ſich — er hat den Geſichtspunkt ſchon, es kömmt nur darauf an, daß er dieſen Geſichtspunkt unverrückt erhält, damit der Schuß nicht vorbeitreffe. —

Indem wir aber unſre Ideen ordnen, ſo ſollen wir den rechten Geſichtspunkt ſelbſt erſt finden — wir nehmen auf gut Glück einen an, und beſchreiben aus demſelben einen Zirkel — eine große Anzahl unſrer Ideen will ſich nicht hineinfügen, und fällt außer dieſem Zirkel — wir ſehen zwar einige Ordnung und Beziehung in unſern Gedanken — aber alles will ſich nicht in dieſe Ordnung hineinziehen laſſen — wir wählen daher einen andern Geſichtspunkt, und kommen endlich durch mehrere mißlungne Verſuche auf den rechten — ſo wie bei einer Art von Rechenexempeln, wo man auch erſt durch eine Anzahl möglicher Fälle, die man ſetzt, das Verlangte herausbringt. — Wir müſſen auf die Weiſe ſelbſt die Wahrheit gewiſſermaßen nur zufälliger Weiſe finden — und darin beſteht das Weſen, die ewige Tendenz unſrer Denkkraft — den ganzen Umfang unſrer Ideen auf irgend einen Mittelpunkt zu beziehen, worin ſie alle, wie die Radien eines Zirkels ſich vereinigen — dieſen Mittelpunkt ausfündig zu machen, dahin iſt das Streben aller denkenden Köpfe in jedem Zeitalter gegangen. — Es iſt das Weſen unſrer Seele, ſo wie es zum Weſen der Spinnen gehört, ſich zu dem Mittelpunkte ihres Gewebes zu machen. — Dieſe Tendenz nach Wahrheit, nach Beziehung und Ordnung in unſern Gedanken und Vorſtellungen iſt unſer Inſtinkt, es iſt ein Beſtreben, wozu wir weiter kein Motiv haben, als die Natur unſres Weſens.

Daß wir aber des rechten Geſichtspunktes auch verfehlen können, und die Natur unſres Weſens nicht bis dahin reicht, daß wir ihn nothwendig treffen müſſen — dieß giebt unſerm Denken Freiheit, und nimmt unſrer Denkkraft wieder das Inſtinktmäßige — daß wir irren können, iſt daher einer unſer edelſten Vorzüge — es iſt uns zwar unmöglich, nach dem Irrthum zu ſtreben — aber es iſt uns möglich, demohngeachtet auf den Irrthum zu gerathen — und nachher wieder einzuſehen, daß wir darauf gerathen ſind — dieß giebt unſrer Denkkraft Selbſtthätigkeit — ſie muß ihrer Natur nach immer nach Wahrheit ſtreben — aber ſie muß ſie nicht ihrer Natur auch finden — ſie muß das Mannichfaltige auf einen Zweck zu beziehen ſuchen — das heißt: ſie muß aus dem Mannichfaltigen einen Gegenſtand herausheben, den ſie zum Mittelpunkt der übrigen macht — aber ſie kann ſich dieſen Gegenſtand ſelber wählen — ſie kann jedes Einzelne in irgend einem Ganzen mit der Würde des Zwecks bekleiden, und dem Ganzen Beziehung darauf geben. —

Dieß hat ſie auch gethan — keine Kunſt, keine Wiſſenſchaft iſt wohl z. B., die nicht einmal in dem Kopfe irgend eines Menſchen zum Zweck alles übrigen gemacht wäre. —

Nun kann alſo ein Wetteifer unter allen den verſchiednen denkenden Kräften auf Erden entſtehen — indem immer einer noch einen beſſern Geſichtspunkt als der andre findet, woraus er die Dinge betrachtet, und man auf die Weiſe dem eigentlichen Mittelpunkte, oder dem eigentlichen Ziel alles menſchlichen Denkens immer näher kömmt, ohne es vielleicht je ganz zu erreichen. —

Doch, ich komme von dieſer Abſchweifung auf meinen Gegenſtand zurück — der einzelne Geſichtspunkt, woraus der Taubſtumme ein Bild betrachtet, und woran er es gleichſam feſt hielt, wie z. B. das Bild oder die Vorſtellung von einem Könige, an dem Stern, der deſſen Bruſt bekleidet, muß ihm ſtatt des Worts dienen. —

Allein dieſe Vorſtellung iſt weit unbehülflicher, als die durch Worte. — Dieſe Zeichenſprache iſt ohngefähr das, was die Wortſprache in ihrer Kindheit geweſen ſeyn mag — ſie bezeichnete bloß etwas an einem Dinge, wobei man ſich das übrige erinnern konnte — als z. B. an einem Pferde das Wiehern, an einem Ochſen das Blöcken. — Indem man nun dieß Geräuſch durch die Stimme nachahmte, ſo ſtellte ſich nach dem Geſetz der Ideenvergeſellſchaftung zugleich die ganze Geſtalt des Thieres, das ein ſolches Geräuſch hervorbrachte, dar. —

Aber die vorzüglichſte Aufmerkſamkeit fiel doch immer auf das Geräuſch, und die Vorſtellung von dem Ganzen litte unter der zu lebhaften Vorſtellung des Einzelnen, bis man bei der fernern Ausbildung der Sprache, und da der erſte Urſprung des Worts allmälig vergeſſen wurde, auch das Einzelne, was das Wort anfänglich bezeichnet hatte, nicht mehr in Betrachtung zog, ſondern ſobald man das Wort hörte, ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf das Ganze richtete, und es mit dem Worte gleichſam umfaßte. —

Das Zeichen hörte auf, Sache zu ſeyn, und wurde bloß Zeichen. —

Der Ton wurde als Ton, der an ſich in der Natur ſtatt fand, gar nicht mehr in Betrachtung gezogen. Die Begriffe von Zeichen und Sache lagen in der Seele abgeſondert, und konnten ſich nicht mehr untereinander verwirren. —

Die ganze Maſſe der Zeichenbegriffe zuſammengenommen wog auch nicht einen einzigen Sachbegriff, in Anſehung ihres innern Gehalts, auf — darum wurde ſie nun eben ein ſo bequemes, behendes und leichtes Werkzeug zum Denken, welches die Maſſe der ſichtbaren Zeichen nie werden kann.

Denn dieſe können nie aufhören, zugleich in andern Beziehungen als Sachen gedacht zu werden, ſie können nie ganz reine Zeichen werden.

Ein Stern auf der Bruſt eines Königes bleibt immer außer dem Zeichen der Würde auch an ſich noch etwas. —

Man kann kein Bild, keine Figur erfinden, die nicht außer der Idee des Menſchen noch irgendwo in der Natur ſtatt fände — aber die ganze Natur außer dem Menſchen, die ganze Thierwelt und alle Flüſſe und Winde bringen keinen artikulirten Ton hervor — dieſer iſt und bleibt das Eigenthum des Menſchen, wodurch er ſich gleichſam zum Herrn der ihn umgebenden Natur macht, und alles unter das Gebiet ſeiner allmächtigen Denkkraft zwingt. —

Er kann das unermeßliche Weltall, welches vor ihm ſteht, vermittelſt dieſer Zeichen in- und auseinanderwickeln — auf der Walze ſtehen vierundzwanzig Stifte, in denen die unendliche Harmonie dieſes ganzen Weltalls mit allen ihren Melodien ſchlummert. —

Dieß

Dieß erhabne Werkzeug des Denkens iſt nun gleichſam aus der Seele des Taubſtummen herausgenommen — was iſt an deſſen Stelle geſetzt? —

Iſt es etwas dem ungeheuren Umfange der chineſiſchen Bilderſchrift ähnliches, ſtatt der ſimpeln Buchſtabenſchrift? —

So müßte es dem Taubſtummen eben ſo erſtaunlich ſchwer werden, jemals ſchnell und geläufig zu denken, als dem Chineſer ſchnell und geläufig zu ſchreiben und zu leſen. —

Das Werkzeug des Denkens bei dem Taubſtummen würde ſtets zu unbehülflich bleiben, ſich der umgebenden Welt damit zu bemächtigen — die umgebende Welt würde ſich vielmehr ſeiner bemächtigen, ſie würde ſich mehr in ihm darſtellen, als daß er ſich dieſelbe vorſtellte. — Seine Denkkraft verhielte ſich immer mehr leidend, als thätig. — Wie ſoll ſie ſich unter dieſem Druck, unter dieſem Mangel emporarbeiten — auf welche Art wird die Denkkraft in den ganzen Leben eines Taubſtummen erhöht?

Sie kann nicht anders erhöht werden, als durch ein beſtändiges Streben nach Simplifizirung der Zeichen, vermöge deren der Taubſtumme, die ihn umgebende Welt in ſeinem Kopfe zu ordnen ſucht — erlangt er nun gleich durch dieſes Streben nie ſeinen Zweck, ſo iſt doch dieß unwillkührliche Streben ſelbſt ſchon eine unmerkliche Uebung der Denkkraft — und wenn es vorzüglich auf Erhöhung derſelben ankömmt, ſo iſt es gleichviel, wodurch ſie erhöht wird. —

Indem der Taubſtumme, durch das Bedürfniß, ſich andern verſtändlich zu machen, genöthigt wird, Zeichen zu erfinden, bei denen andere ſich irgend ein Ganzes denken ſollen, ſo wie er es ſich dabei denkt, und indem er zu dem Ende irgend einen Theil eines Ganzen zum Zeichen des Ganzen macht — ſo lernt er unvermerkt, das einzelne mit beſtändiger Rückſicht auf das Ganze, und das Ganze mit beſtändiger Rückſicht auf das Einzelne, betrachten. — Und daß wir dieß, ſey es auch auf noch ſo verſchiedene Weiſe, lernen — ſcheinet doch der eigentliche Endzweck unſres Erdenlebens zu ſeyn. —

Kein denkendes Geſchöpf, bei dem dieſer Endzweck, ſey es auch, auf welche Art es wolle, erreicht iſt, ſcheint mir vernachläßiget zu ſeyn. —

Nehme ich dieſes zum letzten Zweck bei der Schöpfung der Geiſterwelt an, ſo löſen ſich mir alle Räthſel in der moraliſchen Welt auf — ich ſehe nichts, als Plan, Ordnung und Zuſammenhang, wo ich ſonſt nur zweckloſes Streben, Unordnung und Verwirrung ſahe.

In dieſem letzten großen Geſichtspunkte müſſen alle übrigen zuſammentreffen — und jede andere Betrachtung muß ſich in dieſer verlieren. —

Es kömmt, in der allerletzten Rückſicht, nicht ſowohl auf den Gegenſtand des Denkens, als auf das Denken ſelber, und die dadurch erworbnen bleibenden Fertigkeiten der Seele an. —

Ob nun der Taubſtumme ſeine Denkkraft an der Sache ſelber oder an den Zeichen übt, wodurch er, vom Bedürfniß ſich verſtändlich zu machen, gedrungen, die Vorſtellungen von den Sachen ſelbſt in ſeinem Kopfe zu ordnen ſucht, daß iſt in Anſehung der eigentlichen Veredlung ſeines Weſens daſſelbe. —

Der gegenwärtige Gebrauch unſrer Denkkraft ſcheint nach dieſem allen noch nicht Zweck zu ſeyn, ſondern es ſcheint, als ob ſie durch denſelben nur gleichſam zu einem höheren Gebrauch erſt geſchliffen werden ſoll. —

Dieſer Gedanke beruhigt und tröſtet mich beim Anblick der moraliſchen Welt — ich betrachte ſie als Gerüſte um ein Gebäude — das einſt aus dieſer Entſtellung rein geglättet und majeſtätiſch emporſteigen wird, wenn das unbrauchbar gewordne Gerüſte umher wegfällt. —

Der Taubſtumme übt ſeine Denkkraft, indem er von dem Bilde des Königes den Stern auf der Bruſt deſſelben heraushebt, und ihn zum Zeichen des Ganzen macht — ich übe meine Denkkraft, indem ich über dieſe Bezeichnungsart des Taubſtummen Betrachtungen anſtelle — und wir ſind beide unvermerkt dem Ziele der Erhöhung unſeres Weſens näher gerückt. —

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur

Zur
Seelenkrankheitskunde.

1.

Gutachten
über den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Soldaten Matthias Matthieſen, und des Züchnermeiſters T***.

Eine Schatzgräbergeſchichte

von

Herrn Mezger.

Das Faktum, welches zum nachſtehenden Gutachten Anlaß gab, iſt ſowohl für den gerichtlichen Arzt, als für den Beobachter der menſchlichen Thorheiten, und der Fortſchritte der Volksaufklärung, merkwürdig.

Ein verabſchiedeter Soldat M. Matthieſen, den man aus dem Gutachten näher kennen lernen wird, wurde dem leichtgläubigen Züchnermeiſter T*** als ein groſer Schatzgräber empfohlen. Dieſem war mit der Bekanntſchaft ſehr gedient; weil ihn eben eine auf dem Lande wohnende Freunbin, welche einen Schatz in ihrem Garten vermuthete, erſucht hatte, ihr einen ſolchen Mann zu ſchaffen. Sie giengen zuſammen dahin, es wurde aber kein Schatz gegraben, weil M. M. verſchiedene Hinderniſſe vorſchützte; eben dadurch aber gab er dem Meiſter T. eine ſchlechte Meinung von ſeiner Geſchicklichkeit. „Gebt euch zufrieden, ſagte M. M. zum Meiſter T., auf dem Rückweg, ich weiß einen andern Schatz, der auf dem Kirchhof zu Neuendorf, wo wir durchpaſſiren müſſen, liegt; die Kennzeichen ſind mir bekannt; ich werde die Stelle beſehen, wann wir hinkommen.“ — M. M. glaubte wirklich die angegebenen Kennzeichen des Schatzes wahr befunden zu haben, hatte aber viele Mühe, den Meiſter T. zu überreden, die nöthigen Unkoſten zum Graben herzuſchießen, weil dieſer ihm nicht mehr traute. Doch that ers endlich nach einigen Tagen; gieng aber nicht ſelbſt mit, ſondern ließ ſeine Frau und ſeinen Lehrjungen mitgehen, welche Spathen und andere Nothwendigkeiten tragen mußten.

M. M. verſah ſich mit einem Degen, um im Nothfall die Geiſter damit zu vertreiben, ließ die Frau allein zurückkehren, aus Beſorgniß, die Geſpenſter möchten ihr den Hals umdrehen, und kehrte mit dem Lehrjungen im Krug ein, wo er die Mitternacht, als die eigentliche Zeit ſeines Geſchäftes erwarten wollte. Doch ſollte vorher der Beamte im Ort davon benachrichtiget werden. Mittlerweile

weile aber war auf der Landſtraſſe ein beträchtlicher Diebſtahl begangen worden, an welchem zwar unſer M. M. ganz unſchuldig war; weil er aber verdächtig ausſah, einen Degen bei ſich führte, und ſein Vorgeben, einen Schatz graben zu wollen, den Verdacht noch vermehrte, ſo wurde er eingezogen, gefänglich nach Königsberg zurückgebracht, und dem Stadtgericht übergeben. Durch die Angabe ſeiner Theilnehmer am Schatzgraben legitimirte er ſich zwar bald wegen des Diebſtahls; doch ward es [illegible] über dieſe vorgehabte Schatzgräberei eine Unterſuchung nöthig gefunden. Bei dieſer Gelegenheit mußte M. M. ſeinen Lebenslauf erzählen, aus welchem ich im Gutachten ſo viel ausgehoben habe, als mir nöthig ſchien, um ex ungue leonem erkennen zu können. Meiſter T * * * erſchien, als ein ehrlicher Schwärmer. Der Herr Inquirent, ein offener Kopf, für welchen das Corpus Juris und das Landrecht gerade das ſind, was für einen aufgeklärten Theologen die ſymboliſchen Bücher — trug, anſtatt die Schatzgräber als Verbrecher zu behandeln, darauf an, daß ihr Gemüthszuſtand unterſucht werden möchte. Und ſo entſtand das folgende

Gutachten.

Eine dem denkenden Menſchenfreund, für welchen die Volksaufklärung keine gleichgültige Sache iſt, ſehr auffallende Scene iſt die ſonderbare Schatzgräbergeſchichte, deren Verlauf und Veranlaſſung in den Unterſuchungsakten wider M. M. Sch*** und T*** enthalten, welche mir von Ew. Wohllöbl. hieſigen Stadtgerichts ſub dato den 9ten & præſ. den 16ten September a. c zugleich mit dem Auftrag, den Gemüthszuſtand des T*** und M. M. zu unterſuchen, zugeſchickt worden.

Der Hauptakteur in dieſem beſondern Vorfall iſt der verabſchiedete Soldat M. M., von welchem der Herr Inquirent Fol. 22. Actorum nicht mit Unrecht vermuthet, daß er ein Windbeutel und Betrüger ſei; doch halte ich dafür, daß er ein ſelbſt betrogener Betrüger, und ein Menſch ſei, deſſen Erziehung gänzlich verwahrloſet und deſſen Kopf von ſeinen erſten Jahren an mit Windbeuteleyen angefüllt und mit abentheuerlichen Ideen genährt worden. Seine Lebensgeſchichte, wie ich ſie theils aus den Akten, theils aus einer langen Unterhaltung mit ihm erfahren habe, wird meinen Ausſpruch rechtfertigen.

M. M. iſt aus Tönningen im Holſteiniſchen gebürtig, jetzt ohngefähr einundvierzig Jahr alt. Er kam in ſeiner Jugend bei einem Bader und hernach bei einem Regimentsfeldſcheer in die Lehre. Wie ſchlecht und elend aber ſein Unterricht in der Chirurgie geweſen ſeyn müſſe, läßt ſich aus ſeinen Ausdrücken ſchlieſſen: er ſagt, „ich lernte Feldſchery und Badery.“ Er diente hierauf als gemeiner Soldat in Däniſchen Dienſten; deſertirte, kam in die Dienſte eines herumreiſenden Charlatans, welcher ſich für einen kaiſerl. königl. Leibarzt ausgab, und zu Konſtantinopel geſtorben ſeyn ſoll, mit welchem unſer M. M. verſchiedene Länder durchreiſet zu haben vorgiebt.

Sein Geſchick führte ihn hierauf nach Curland, das Land, wo aurea praxis dem fähigen Kopf ſowohl, als dem elendeſten Stümper zu Theil wird, wenn er nur eine geläufige Zunge hat. Unſer M. M. iſt ein Beweis davon. Er diente (zum wenigſten ſeiner Ausſage nach) verſchiedenen Edelleuten als Arzt und Wundarzt. Kaum iſts glaublich, daß ein Menſch, deſſen pöbelhafte Geſichtszüge, Ausdrücke und Mundart ſeine ganze Unwiſſenheit verrathen, Leute von Stande ſo weit getäuſcht haben ſollte.

Die Art und Weiſe, wie M. M. den Vorfall bei dem Edelmann in Schameitten erzählt, legt ſeine Ignoranz in natürlichen Dingen gänzlich an den Tag. Der Edelmann ließ ein Gewölbe, über welchem ehemals ein Kloſter geſtanden, unterſuchen. Als die Thüre eröfnet war, und vor dem Dunſt kein Licht ausdauren konnte, ſo ſtieg M. M. in der Ueberzeugung, daß ihm weder Teufel noch Geſpenſter etwas anhaben könnten, in das Gewölbe herunter, indem er nach Ausſage der Akten Fol. 13. b. ein Johanniswürmchen (oder ein Stückchen faules Holz, wie er ſich gegen mich äuſſerte) auf einen meſſingenen Spiegel legte, um das Gewölbe zu erleuchten. Er fand Geld in einer Kiſte und kam unbeſchädigt heraus. Andere aber, die ins Gewölbe geſchickt wurden, fielen in Ohnmacht, und die Geſpenſter verdreheten ihnen die Köpfe.

Nachdem nun M. M. als ein Hexenmeiſter flüchtig geworden, kam er in preußiſche Dienſte. Als Soldat hatte er vermuthlich keine Zeit dem Müſſiggang nachzuhängen; nach erhaltenem Abſchied aber fing er an, zu jeder nützlichen Handarbeit entweder zu unfähig oder zu faul, ſich mit Kuren, ſo wie er ſie in der Feldſchery und Badery gelernt hatte, mit Leſung unſinniger Bücher, nemlich Hölliſch Brand und Hölliſch Banta, Act. fol. 24. b.; mit Verbannung der Geiſter, nemlich des Schneidegeiſtes und des Poltergeiſtes, fol. 24. und mit Schatzgraben abzugeben.

Ohnerachtet ich nun dafür halte, daß der Verſtand des M. M. viel zu ſehr umnebelt iſt, als daß er die Nichtswürdigkeit aller dieſer ſeiner Künſte einzuſehen vermöchte, ſo iſt er doch meines Erachtens ein der bürgerlichen Geſellſchaft überläſtiger und gefährlicher Müſſiggänger; daher ich unmaßgeblich vorſchlage, ihn entweder als einen Fremden über die Grenze, oder ihm im Arbeitshauſe für den Müſſiggang Arbeit zu ſchaffen.

Was den Züchnermeiſter T*** betrift, ſo bin ich ebenfalls mit dem Herrn Inquirenten der Meinung, daß er ein ehrlicher Schwärmer iſt. Es iſt eine ſonderbare Bemerkung, daß gewiſſe

Handwerker vor andern zu Schwärmereyen aller Arten diſponirt ſind. Unſer T*** glaubt ſo treuherzig an Geiſter, Geſpenſter, an unterirdiſche Schätze, die ſich durchs Brennen offenbaren, und an ein gewiſſes Traumgeſicht, welches ihm ſeinen Tod auf den 28ſten April 1785 Mittags um zwölf Uhr prophezeite, daß ich es für ein äußerſt ſchweres, ja vielleicht unmögliches Unternehmen halte, ihn eines beſſern zu überzeugen. Dieſen Traum hatte T***, ſeiner Ausſage nach, als er zwanzig Jahr alt war; er beſchreibt ihn noch ſehr genau; nur iſt er in der Ungewißheit, ob ihm das Geſicht noch ſechzig Jahre zu ſeinem damaligen Alter, oder überhaupt nur ſechzig Jahre Lebenszeit zugeſagt habe. Im letztern Fall, meint er, wird ſein Tod auf beſagten Tag eintreffen, im erſtern aber müſſe er achtzig Jahre alt werden.

Dieſer Umſtand beweiſet, wie eingewurzelt ſeine Vorurtheile und ſein Glaube an abentheuerliche Dinge ſeyn müſſen. Nur einem ſehr aufgeklärten und klugen Seelſorger wäre es vielleicht möglich, durch Gründe der Religion dieſe Vorurtheile zu heben und zu zerſtreuen.

Dieß iſt mein unmaßgebliches Urtheil, welches ich mit meiner Unterſchrift bekräftige.

Königsberg den 1ſten October 1784.

M.

N. S.

N. S.

Noch muß ich hinzuſetzen, daß M. M. wirklich, nach meinem Vorſchlage, ſeine Verſorgung im Arbeitshauſe gefunden, wo er wohl ſicher keine Schätze mehr graben wird.

Was den Züchnermeiſter L*** betrift, ſo habe ich mich nach dem 28ſten April a. c. um ſein Befinden erkundiget. Vielleicht, dacht' ich, hat das Traumgeſicht mächtig genug auf ſeine Einbildungskraft gewirkt, um ihm eine tödliche Krankheit zu verurſachen. — Doch nein, er lebt noch geſund, ſchwärmt immer fort, weiſſagt aus Karten, und wird wohl zum klug werden ſchon zu alt ſeyn.

K—g den 4ten Mai 1785.

2.

Geſchichte eines ſonderbaren Wahnſinnes und dadurch am Ende verurſachten Mordes.

(Aus einem Schreiben des Herrn D. Glawnig zu Brieg an Herrn Stadtphyſikus D. Pyl zu Berlin.)

Walock Flaccus, ſiebenundvierzig Jahr alt, aus Woſchnick in Oberſchleſien von katholiſchen Eltern gebürtig, fol. Act. 2. p. 1. behauptete, daß er von evangeliſchen Eltern gezeuget ſei. Aus ſeiner Eltern Hauſe hatte er ſich entfernet, wie er ſo groß geweſen, daß er Klafterholz ſchlagen können, und zwar wäre er ſeiner Ausſage nach deswegen von ſeinen Eltern weggegangen, weil er närriſch geweſen. Die Urſache ſeiner entſtandenen Narrheit gründet er auf harte Bedrohungen ſeines Vaters, weil er einſtmahlen etwas am Wagen zerbrochen und daß ihm der Wind in Kopf gefahren. Man hatte ihn wegen ſeiner närriſchen Zufälle zu dem Geiſtlichen nach Gleiwitz gebracht, der ihn durch geiſtliche Hülfsmittel heilen ſollte, aber dieſes war ohne Wirkung geweſen. Flaccus nährte ſich bald hier bald dort vom Holzſchlagen. 1756 ſtand er zu Kolberg in Militärdienſten, da er aber einmahl Prügel erhielt, deſertirte er des Nachts, gieng nach Schleſien und erwarb ſich wieder ſein Brod mit Holzſchlagen. Sein letzter Aufenthalt war im Kochtzitzer Walde, wo er nebſt andern ſeit der Erndte Kohlen brannte; ſeine Mitarbeiter aber flohen ſeinen Umgang, um ſeine ungereimte Reden nicht mit anzuhören; er arbeitete emſig, redete öfters vernünftig, unvermuthet aber verfiel er in dumme und unvernünftige Reden. Z. B. Es iſt alles Koht, wir arbeiten auf Koht. Er gieng in keine Kirche und arbeitete am Sonn- und Feſttage, wenn er nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Er läſterte öfters Gott, hieß alle Menſchen Hunde; wenn er ſeine Mitarbeiter beten ſahe, wurde er unwillig und ſagte: ihr Narren! ich habe wohl einſtens auch einmahl im Buche gebetet, weil ich aber ſehe, daß dieſes Platren zu nichts tauget, ſo unterlaſſe ich dieſes. Zur Beichte war er in den jungen Jahren gegangen, in der Folge aber nicht und er ſagte einſtens: als ich dumm war, gieng ich noch zur Beichte, der Prieſter überreichte mir in einem Löffel etwas weiſſes, da ich nun aber geſcheidter bin, ſo unterlaſſe ich in die Kirche oder zur Beichte zu gehen, denn es ſind doch nur Narrenspoſſen, ihr bläcket die Zähne gegeneinander, und höret dem Pfaffen zu, was er euch vorplaudert. Zu einer andern Zeit ſahe man ihn einen Kloß ergreiffen und ſich damit an die Bruſt und an den Kopf zu wiederholtenmalen dergeſtalt ſchlagen, daß andere ſich davor entſatzten, ja er verlangte von einem Kohlbrenner Kuba Machitka, daß er ihn todtſchlagen ſollte, er ſollte ihn aber gut zuſammenbinden, denn ſonſt möchte er ihn zwingen; wenn er ihn erſchlagen hätte, ſollte er eine Grube machen und ihn verſcharren. Einer von ſeinen Mitarbeitern Nahmens Woiteck Bogdal ſahe den Flaccius Katzen, Hunde, Ottern und Füchſe, die er getödtet, zurichten und eſſen. Mit dem Hintertheil der Axt ſchlug er ſich öfters an den Kopf und auf die Hände. Im Monat Mai 1779 verbrannte er in dem Kochtzitzer Walde ſieben Klafter Holz aus Muthwillen. Wenn ein Gewitter am Himmel war, ſo läſterte er Gott und pflegte zu ſagen, er triebe Leichtfertigkeit. Wenn ihn ſeine Raſerei überfiel, ſo fieng er an zu lachen und mit ſich ſelbſt zu ſprechen, fieng an, ſich mit einem Stück Holz oder Axt zu ſchlagen, und ſo ein Anfall dauerte oft zwey bis drey Tage, in welchem Zeitraum er ſich auch zur Nachtzeit mit einem Knittel heftig zerſchlug, ja ſein Wahnſinn gieng öfters ſo weit, daß er mit ſeinem Meſſer ſich die Bruſt aufritzte und mit einer ſtumpfen Axt auf den Unterleib hauete, wobei er ſagte, ich wünſchte, daß ich mich in kleine Stücken zerhauen könnte, ich wollte mir die Därme ſelbſt herausziehen, denn aus den Stücken würde doch wieder ein Ganzes, ich habe ſchon einſtens in der Erde todt gelegen und bin doch wieder aufgeſtanden.

Unter ſeine närriſchen Aufführungen gehört folgendes: Er band ſeine männliche Schaam in eine Schlinge zuſammen, den Strick daran befeſtigte er an einem Baumaſt dergeſtalt, daß ſie in dieſer Lage von dem Stricke durch den auffahrenden Aſt ausgedehnt und zu wiederholtenmalen in die Höhe gehoben wurde, ja er hieb ſich die Vorhaut mit der Axt ab, lief öfters ohne alle Kleider herum und verbrannte ſich die Schaam mit Strohſeilen.

Einen Hund ſchlachtete er, warf ihn ſodann in ein mit Waſſer angefülltes Loch, zehrte davon vier Wochen, obgleich die neben ihm arbeitenden Kohlbrenner es kaum vor Geſtank aushalten konnten. Ein Bauer aus Schwickauer Hammer ſchenkte ihm ein altes abgenutztes Pferd, dieſes ſchlachtete er, zog es ab, und ſpeiſete lange Zeit davon.

Unter allem ſeinem ſchmutzigen Eſſenzubereiten verdient folgendes beſonders angeführt zu werden. Er fieng einen Igel, brannte demſelben die Stachel ab, brühte ihn, und legte ihn ſodann in einen Topf, kochte denſelben, ließ ſeine Excrementen in den Topf und aß dieſes Gemiſche mit Appetit.

Endlich rückte der unglückliche Zeitpunkt herbei, daß er ein Mörder wurde. Blaſeck Froin, ein Mann von vierzig Jahren, ein Bauer aus Cziasno, kam den 27ſten Junius 1780 in den Kochtzitzer Wald zu Schlitten, um Kohlen zu laden, warf dem Flaccus vor, daß er naſſe Kohlen habe, und verlangte endlich von ihm, daß er ſich mit dem Aufladen fördern ſollte. Flaccus antwortete darauf: laß mich in Ruhe, denn ſiehe! meine Kohlenhacke liegt hier, Du wirſt ſonſt was damit abkriegen. Auf nochmaliges Ermahnen, ſich mit dem Aufladen zu fördern, antwortete er hitzig: zum Teufel, wie viel Befehlshaber haſt Du in Dir, worauf der Froin antwortete: Eine Mandel. Flaccus erwiederte: darum ſehe ich es, denn von Dir ſelbſt haſt Du das nicht. Da er endlich ſich weigerte, alle Kohlen aufzuladen und mit Froin in einen weitern Wortwechſel gerieht, ergrif er die Kohlenhacke, ſchlug dem Froin dieſelbe mit einer ſolchen Gewalt in den Kopf, daß ſie darin ſtecken blieb und mit Gewalt herausgezogen werden muſte, und an dieſer Verwundung muſte derſelbe den folgenden Tag Abends ſterben.

Die Zeit, als er in dem Stockhauſe zubrachte, beobachtete ich ihn öfters: Er ſchlug ſich täglich mit dem an ſeinen Armſeſſeln befindlichen Schloſſe mit einer ſolchen Heftigkeit gegen die Bruſt, daß man ſich entſatzte, auch bediente er ſich öfters eines ſtarken Stocks, mit dem er ſich gegen den Kopf mit aller Heftigkeit ſchlug. Verwies man ihm dieſes, ſo behauptete er, daß er es thun müſte, drohete die andern Inquiſiten zu erſchlagen, forderte Hunde und Katzen zum Eſſen, lachte über alle Religionserinnerung, ſchlief ruhig und aß mit auſſerordentlichem Appetit. Anno 1781 den 30ſten April wurde er auf Lebenszeit in das hieſige Zucht- und Arbeitshaus abgegeben. Von ſeiner fernern Lebensgeſchichte vielleicht ein andermal mehr.

Gl . . .

3.

Auszug aus einem Briefe.

Stralſund den 4ten Januar 1786.

Die Frau des hieſigen Stadtmuſikus Kahlow, (welcher, beyläufig geſagt, eine nicht gewöhnliche Fertigkeit im Violinſpielen beſitzt, die er noch zuletzt in der Schwedtſchen Kapelle vervollkommt hat, ſo, daß unſer Publikum, welches ſo manchen nach der Stockholmiſchen Kapelle durchreiſenden großen Spieler gehört hat, ihm den Rang im feinen ſtudirten Vortrage und der Genauigkeit im Einzelnen nach dem berühmten Petersburger Virtuoſen ertheilt) befand ſich, da ihr Mann Amtshalber außer Hauſe war, und ſie ihre Niederkunft hielt, in der Nacht im einſamen Zimmer noch bettlägerig; im Nebenzimmer, oder wenigſtens nicht in demſelben, worin die Wöchnerin lag, befand ſich die Wartsfrau. Frau Kahlow iſt noch völlig munter, und ſieht in dem Zimmer, ohne irgend Gedanken — wenigſtens ihr bewußte — an einen Gegenſtand der Art, als ſich ihr darſtellt, zu haben; wie dies auch aus ihrem Benehmen erhellet.

Eine menſchliche Figur nemlich, ſtellt ſich in menſchlicher Gröſſe, als Türk oder Orientaler gekleidet, neben die Stubenthüre. Die gute Frau, die überhaupt an Spückereien gar nicht glaubt, lächelt über die Figur, weil ſie in der Meinung ſteht, ihr Mann habe ſich von ſeinen Geſchäften entfernt, und wolle als Maske in ſcherzhafter Laune ſich ihr darſtellen, und redet daher auch das Phantasma als ihren Mann an. Ei, Kahlow, ſagt ſie lächelnd, was machſt Du? Komm doch zu mir her! So munterte ſie ihren vermeinten verkleideten Mann verſchiedenemahle auf, ſeinen Poſten zu verlaſſen; allein vergebens. Sie ruft endlich die Kinderwärterin, die ihr auch antwortet. Endlich fällt ihr ihr Bruder ein, der ſie zärtlich liebte, und mit einer Perſon nach Conſtantinopel vor mehreren Jahren wehmüthig von ſeiner zärtlichen Schweſter gegangen war, und in dem ſchweren Augenblick der Trennung unter andern die Worte ſeiner Schweſter zugeſchluchzt hatte; „Schweſter, wenn ich weit von Dir geriſſen ſterben ſollte, dann überbringe ich Dir ſelbſt die Todespoſt.“ Selten nur hatte Frau K.. nach einer Entfernung ihres Bruders von vielen Jahren mit der Lebhaftigkeit und öfteren Erinnerung an ihn gedacht, daß er ihr gerade jetzo einfallen konnte. Sobald aber, wie ſie in dem täuſchenden Manne den verlornen Bruder erblickt, ſchreiet ſie auch auf: Ach, Leopold! — ſo hieß der Bruder, und — weg iſt das Bild.

Was mir die Wahrheit des Phänomens etwas verdächtig macht, iſt nicht die Glaubwürdigkeit der Erzählerin, die eben nicht gern auskramt von ihren Begegniſſen, und durch öftere Reiſen als Schauſpielerin oder Tänzerin ihr weibliches

Herzchen einigermaaſſen abgehärtet haben mag, ſondern der Umſtand, daß ſie Wöchnerin, folglich eine Kranke iſt, deren Nervenſyſtem angegriffen und in einer Zerrüttung iſt. Einer ſolchen oft ganz kurz daurenden körperlichen Diſpoſition, und beſonders der körperlichen Theile, die uns Ideen durch äußere ſinnliche Vorſtellungen zuführen, ſchreibe ich das zu, was wir Phantasmen nennen, da unſerm Auge das Schreckbild als wirklich da ſtehend ſcheinen kann, was unſere Imagination einſt beſtürmt hat, und bin daher der Meinung, daß wir, noch unbekannt mit dem Knoten des Bandes, welches Körper und Geiſt ſo dicht verknüpft, dem Geiſte zuſchreiben, was wir dem Körper beimeſſen ſollten. —

Noch eine weit wichtigere Ereigniß der Art will ich bei dieſer Gelegenheit Ihnen doch auch erzählen. Dieſe iſt weit wichtiger wegen des berühmten Mannes, der ſie mir, als von dem ihm wiederum ſo glaubhaften unverwerflichen Zeugen, dem es wiederfuhr, erzählt hat. Herr Profeſſor M * * in G * *, dem ich die eine Hälfte meiner geiſtigen Cultur verdanke, wenn ich wegen der andern Hälfte ein großer Schuldner des vortreflichen Herze bleibe, Herr M * *, den Deutſchland unter ſeine größten Denker zählt, erzählte mir einſt bei den lehrreichen Beſuchen, wozu er mich ſo geneigt einlud, wie ich durch ſeine ſo genau durchdachten und ausgearbeiteten Vorleſungen über die Seelenlehre auf den Gegenſtand von der Einbildungsbungskraft geführt ward, dieſes. Einer ſeiner Freunde, der es ihm mit der größten Ueberzeugung erzählt, ſo daß er auch in Betracht der Glaubwürdigkeit des Erzählers kein Mißtrauen in die Wahrheit des Vorfalls ſetze, ſei einſt Abends aus einer Geſellſchaft, in der man nur bis zur Munterkeit ein Glas Wein getrunken, zu Hauſe gekommen, und, weil ſein Bedienter gerade nicht zur Hand geweſen, ſelbſt zur Küche hingegangen, um ſich eine Pfeife (dünkt mich) anzuzünden. Die heitere Stimmung ſeines Herzens, da er kurz zuvor eine Geſellſchaft ſcherzender Freunde verlaſſen hatte, konnte alſo gar nicht Ideen der Art in ihm aufwecken, die ſeinem Auge ein ſo trauriges Bild vorgerückt hätten, als er beim Hinübergehen über die Diele erblickte. Hier ſahe er eines ſeiner Kinder in völliger Todtenkleidung im Sarge liegen; Er ſchrickt zurück — und ſchweigt, um abzuwarten, obs Täuſchung ſei. Eben dieſes Kind aber, das er als Todten ſahe, wird, wo ich nicht irre, in Zeit von acht Tagen krank — ſtirbt — und — wird auf dieſelbe Stelle und in derſelben Kleidung hingeſetzt! — Immer ein merkwürdiger Sprung der Einbildungskraft.

Zeit und Raum fehlen mir, um Ihnen noch einen Vorfall mit einer Delinquentin zu berichten; ich muß mich alſo diesmahl Ihnen empfehlen. Ich bin ꝛc.

* * *

Zur Seelennaturkunde.

I.

Einige an einem Taubſtummen gemachte Beobachtungen.

Dieſer Taubſtummgebohrne, über welchen ich dieſe Bemerkungen zu machen Gelegenheit gehabt habe, heiſt **Herbſt**, und lebt noch jetzt in ſeinem Geburtsorte einer kleinen in der ſogenannten güldenen Aue gelegenen Stadt in Thüringen. Seine Eltern, durch drückende Armuth in die traurige Unmöglichkeit verſetzt, auf die Erziehung ihres unglücklichen Kindes etwas zu verwenden, muſten ſich damit begnügen, dieſen Stummen in die öffentliche Freiſchule zu ſchicken — vielleicht bloß in der Abſicht, um der Sorge der Aufſicht überhoben zu ſeyn, und ihn ans Stilleſitzen zu gewöhnen. Die daſelbſt angeſtellten Schullehrer, deren Stunden er alſo beſuchte, hatten theils wegen der ſo ſchon überhäuften Menge der Schulkinder nicht Zeit, theils auch vielleicht eben nicht viel Luſt, ſich mit dieſem armen Menſchen abzugeben, weil ſie ſich ſelbſt keinen glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten verſpraſprachen. Sein Verſtand blieb alſo unaufgeklärt, und man fing nur alsdenn erſt an, ihm etwas als ſündlich vorzuſtellen, wenn er es ſchon begangen hatte, und um ſo vielmehr ſcheint ſein Betragen die Aufmerkſamkeit des Pſychologen zu verdienen. —

Weil ich mich aber nun oft mit dieſem Menſchen beſchäftigte, ſo mache ich mir das gröſte Vergnügen daraus, auch hier mein Scherflein zu der Erfahrungsſeelenkunde beizutragen.

Den Anfang will ich damit machen, wenn ich erzähle, auf was für eine beſondere Art dieſer Menſch von dem Daſeyn Gottes überzeuget wurde. Schon öfters hatte man ſich bemühet, ihm zu zeigen, daß ein Weſen im Himmel ſei, welches alles erſchaffen und noch die ganze Welt regierte; aber bisher ſchienen auch hierin alle Bemühungen fruchtlos zu ſeyn, und ich wage es nicht zu entſcheiden, ob die Schuld an den Stummen oder vielleicht an ſeinen Lehrern lag. Eine Naturbegebenheit kam endlich ſeinen Lehrern zu Hülfe, und ein Blitz, der vor ſeinen Augen in eine ſeiner Wohnung gegenüber gelegnen Scheune einſchlug, überzeugte ihn auf einmal von dem Daſeyn eines Gottes, der im Himmel wohne. Kaum hatte er ſich von ſeinem Schrecken etwas erholt, als er zu mir eilte, um mir dieſes, was er geſehen, zu erzählen, und wie er nun auf einmal glaube, daß ein großer dicker Mann im Himmel ſei — denn ſo bildete er Gott ab, indem er Backen und Bauch aufbließ und die Hand ſo hoch hielt, als er nur konnte, um dadurch ſeine Größe zu bezeichnen, er mochte alſo wohl in recht eigentlichem Verſtande ein Anthropomorphite ſeyn. So oft er ſeit der Zeit Gewitterſchwangere Wolken an dem Horizonte erblickte, fürchtete er ſich auſſerordentlich, und bisweilen war ein ſchwarzes Wölkchen, das im Sommer am Himmel aufſtieg, ſchon vermögend ihn nach Hauſe zu treiben, denn ſo oft er ein Donnerwetter ahndete, floh er nach ſeiner Wohnung, und ſelbſt Verſprechungen waren hier nicht vermögend auf ſeine Seele zu wirken und ihn davon abzuhalten. So oft er nun ſeit der Zeit einen Menſchen etwas thun ſah, was nach ſeinen Gedanken unrecht und böſe war, ſo warnte er ihn nicht nur, ſondern kündigte ihm auch gleich ſeine Strafe an, daß nemlich ein Blitz des Allmächtigen ſeine Scheitel dafür zerſchmettern würde, welchen Blitz er durch eine ſchlangenähnliche Bewegung mit der Hand von oben herab auf den Kopf des Sünders leitete. Eine gleiche Strafe, vom Blitz erſchlagen zu werden, drohete er auch allen ſeinen Beleidigern, und beſonders ſeiner Muhme, die ihn oft grauſam behandelte und nichts zu eſſen gab, ſollte nach ſeinem Wunſche ein ſo trauriges Ende nehmen.

Seine Religionsbegriffe waren, wie es ſich freilich von einem Menſchen ohne großen Unterricht nicht anders erwarten läßt, ſehr eingeſchränkt. Die Dreieinigkeit, die ihn ſeine Mutter, die vermuthlich dieſe Lehre nach ihren beſten Einſichten für die einzig wichtige des Chriſtenthums halten mochte, gelehret hatte, wuſte er auch zu zeigen, aber freilich mochte er ſich wohl wunderliche Vorſtellungen davon machen, er hob drei Finger auf, legte die andern nieder und wieß gen Himmel, wo dieſe drei wären. Ich bemühete mich, ihn auch etwas von der durch Jeſum geſchehenen Erlöſung und daß er für uns geſtorben beizubringen, ich zeigte ihm daher, daß alle Menſchen von Gott geſtraft zu werden verdient hätten, welches ich ihm dadurch ſehr leicht begreiflich machen konnte, daß ich zeigte, daß der Bliß des Allmächtigen uns alle hätte treffen ſollen, weil wir nemlich geſündiget hätten, welche Idee ich ihm durch Ausübung verſchiedener Dinge, die er für unrecht hielt, beizubringen ſuchte, indem ich ihm hernach vorſtellte, daß wir alle ſo etwas gethan. Und da er mir durch Gebehrden und Minen zu erkennen gab, daß er es verſtanden, welches er dadurch, daß er alles, was ich ihm geſagt, durch ſeine Gebehrdenſprache wiederhohlte, auch auf das deutlichſte bewieß, ſo demonſtrirte ich ihm nun weiter, daß die zweite Perſon in der Gottheit aus Liebe zu uns vom Himmel herabgekommen, menſchliche Natur an ſich genommen, für uns geſtorben ſei, und ſo die Straſen, den Bliß, den wir verdienet, auf ſich geleitet hätte. Um ihm nun aber von der Art ſeines Todes auch etwas zu ſagen, zeigte ich ihm, um ſeinem Verſtande zu Hülfe zu kommen, ein Bild, welches den gekreuzigten Heiland vorſtellte. Als er auch dieſes begriffen zu haben ſchien, ſagte ich dieſem Stummen ferner durch Gebehrden und Zeichen, daß eben dieſer Jeſus auch ſey begraben worden, daß er aber nach drei Tagen ſchon wieder aus dem Grabe lebendig hervorgegangen, und gen Himmel aufgefahren ſei, wo er nie wieder ſterben, ſondern ewig leben würde. Um ihm dieſes beizubringen, that ich, als wenn ich todt wäre, ſchloß die Augen, lag einige Zeit auf dem Bette ausgeſtreckt, und beim Erwachen zeigte ich ihm, daß der Heiland auch geſtorben ſei, weil er in die Seite geſtochen worden, welches ihm nemlich, als ich ihm ein Crucifix zeigte, da Blut aus der ofnen Wunde in der Seite ſtrömte, beſonders auffiel, daß er aber auch eben ſo nach drei Tagen wieder erwacht, lebendig aus dem Grabe hervorgegangen, und einige Zeit nach ſeiner Auferſtehung wieder gen Himmel, woher er gekommen, aufgefahren ſei, wobei ich ſeiner Einbildungskraft durch ein die Himmelfahrt Chriſti vorſtellendes Bild wieder zu Hülfe zu kommen ſuchte. Ich weiß daher nicht, ob ich in dieſem Stücke die Meinung des Herrn Verfaſſers des im zweiten Bandes zweites-Stück dieſes Magazins befindlichen Aufſatzes ganz annehmen kann, daß man einem Taubſtummen gar keine Begriffe von dem Tode, Auferſtehung und Himmelfahrt Jeſu beizubringen im Stande ſei, beſonders wenn ein Mann, der mehr Geſchicklichkeit und Erfahrung als ich beſitzt, dieſe Arbeit übernehmen wollte, und dabei die vortreflichen Vorſchriften eines Heinicke oder de l'Eppee zu benutzen Gelegenheit und Belieben hätte.

Dieſer Stumme betete eben ſo wie Brüning die zweite Perſon in der Gottheit an, welches er durch Händefalten und gen Himmel gerichteten Blick bezeichnete, und ſeine Hochachtung gegen dieſe göttliche Perſon war auſſerordentlich groß, welche er dadurch zu offenbaren ſuchte, daß ſo oft er dieſe Perſon zeigte, auch zugleich die Hand auf ſein Herz zu verſchiedenenmalen legte, durch welches er allezeit ſeine beſondere Liebe gegen eine Perſon zu erkennen gab. Seit der Zeit, als ich ihn auf ſein Fragen: wer denn Jeſum in die Seite geſtochen und ans Kreuz geſchlagen habe? — durch Zeichen geantwortet hatte, daß Juden an ſeinem Tode Schuld geweſen wären, ſo faßte er den unverſöhnlichſten Haß gegen dieſes Volk, — welcher Widerwille auch ſelbſt durch meine öftere Vorſtellungen, daß dieſe Leute nichts für ihre Väter könnten, aus ſeiner Seele nicht verbannt werden konnte; ſo oft er einen Menſchen, den er an dem Barte für einen Juden erkannte, ſah, brummte er vor lauter Unwillen, wieß, daß dieſe Leute den Heiland in die Seite geſtochen hätten und daß der Bliz ſie dafür tödten müßte.

Sein Verlangen, zum heiligen Abendmahl zu gehen, war ganz auſſerordentlich, welches freilich wohl ganz natürliche Urſachen haben mochte, er ſah Menſchen am Altar des Herrn etwas in den Mund nehmen und hernach aus einem ſchön vergoldeten Kelche trinken, und dieſes mochte ihn ſchon nach dem Genuſſe deſſelben lüſtern gemacht haben, welches Verlangen durch die Verweigerung, ihn ſelbſt zuzulaſſen, ohnſtreitig noch mehr vermehret wurde; er mochte daher wohl ſchon lange auf Mittel gedacht haben, zu dieſem ihm verſagten Genuſſe auf eine heimliche Art zu gelangen, und um dieſe ſeine Abſicht zu erreichen, ſchien er die beſte Gelegenheit darin zu finden, den öffentlichen Gottesdienſt ganz abzuwarten, bis alle Leute aus der Kirche gegangen wären; und als einſtmals der Kirchner die Hoſtien und den Kelch nicht gleich nach geendigten Gottesdienſt abgenommen hatte, ſchlich er ſich am Altar, nahm aus der auf demſelben befindlichen Hoſtienſchachtel eine Oblate und trank den übriggebliebenen Wein rein aus. Voller Freude, ſeines Wunſches endlich theilhaftig geworden zu ſeyn, lief er zu den Seinigen, indem er ihnen mit den lebhafteſten Gebehrden und mit den heiterſten Minen erzählte, daß er nun auch in der Kirche gegeſſen und getrunken hätte, welches ihm auch recht gut geſchmeckt habe.

Er verſäumte übrigens nicht leicht eine Kirche, war ganz Aufmerkſamkeit und ahmte die Stellung und Bewegungen der Prediger ſo glücklich nach, daß er jeden, auf Befragen, den Prediger durch ſeine Pantomime zu bezeichnen wuſte. Nichts war ihm unerträglicher, als wenn die ungezogenen Jungen auf der Emporkirche, wo er ſaß, plauderten, er bewieß dagegen auſſerordentlichen Eifer; und als ich einſtmals predigte und ein Knabe auch anfing, ſich mit ſeinem Nachbar auf das freundſchaftlichſte zu unterhalten, ſo konnte er dem Triebe nicht widerſtehen, dieſem Schwäzer durch einen Stockſchlag recht triftig zu beweiſen, daß man nicht in der Kirche plaudern müſſe.

Den Diebſtahl und das Lügen verabſcheuete dieſer Herbſt ganz beſonders, wie ich überhaupt dieſes bei einigen Stummen ſchon zu bemerken Gelegenheit gehabt habe. Da er oft bei meinen Eltern arbeitete, und er ſich bisweilen ungemeldet auf meine Studierſtube zu kommen erlaubte, ſo machte ich allerlei Verſuche, ſeine allgemeine anerkannte Treue zu prüfen; als ich ihn daher einmal kommen hörte, ſuchte ich mich zu verbergen, nachdem ich vorher Geld auf den Tiſch gelegt hatte, um ſo ſein Betragen und ſeine Treue, ohne daß er es wuſte, zu beobachten. Voller Verwunderung, daß die Stube offen und doch niemand zu Hauſe ſei, ging er hin zu dem Tiſche, nahm das Geld, beſah es genau, legte es wieder an ſeinen Ort — alsdann zogen einige auf dem Tiſche liegende Bücher ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich; er nahm eines nach den andern, blätterte darin und fing bisweilen recht herzlich an zu lachen. Beſonders ſchien ihm das Ebräiſche ſehr viel Vergnügen zu machen, denn als er die Ebräiſche Bibel auch daſelbſt fand, verweilte er lange dabei, und trat endlich an den Pult und brummte einige Minuten nach ſeinen Gedanken dieſe Sprache her, indem er die Geſtikulationen eines gewiſſen Predigers ſehr gut dabei nachahmte. Nachdem er nun auf dieſe Art ſeine Neubegierde geſtillet, verließ er lachend das Zimmer; überhaupt habe ich bemerkt, daß, wenn er erſt einmal anfing über eine Sache zu lachen, er alsdann gar nicht wieder aufhören konnte, und oft mußte er dieſes lächerliche auch unter den ernſthafteſten Beſchäftigungen und ermüdendſten Arbeiten recht lebhaft wieder in ſeine Seele zurückrufen, denn oft fing er unter der Arbeit von freien Stücken laut an zu lachen, ohne daß man nur im geringſten wußte warum; auf Befragen um die Urſache, zeigte er, was ihn vor einigen Tagen, ja ich weiß Fälle, daß es Wochen waren, lächerliches vorgekommen ſei; die Idee des lächerlichen mußte ſich alſo ſo tief in ſeine Seele eingeprägt haben, daß auch andere Vorſtellungen dieſelbe nicht ganz aus ſeinen Gedanken zu verdrängen im Stande waren; warum aber die Eindrücke ſo unauslöſchlich aus der Seele eines taubſtummen Menſchen ſind, dieſes läßt ſich nach meinen wenigen Einſichten aus ſehr natürlichen Urſachen leicht erklären.

So ſehr er aber abgeneigt war, ein Stück Geld zu entwenden, ſo wenig hielt er es hingegen für Unrecht, Speiſen hinwegzunehmen, denn ſetzte man ihn etwas zu eſſen hin, ſo verzehrete er es, ohne ſich eben lange zu beſinnen und ohne Erlaubniß dazu, ganz heimlich mit dem größten Appetit, den er faſt immer hatte, und derjenige, der es ihm als Unrecht vorſtellte, machte ihn im höchſten Grade unwillig; ſo wie auch der nur ſeinen Zorn noch mehr entzündete, der ihm die Ausſchweifung dieſes Affekts als ſündlich vor Augen mahlte, und beſonders von der Unſchicklichkeit der Rache, die er Kinder, die ihn aus Muthwillen beleidigten, öfters genug empfinden ließ, zu überzeugen ſich bemühete. Ueberhaupt war es ihm ſehr ſüſſe, ſich an ſeinen Beleidigern auf die empfindlichſte Art zu rächen, denn das Andenken angethaner Beleidigungen erhielt ſich ſehr lange in ſeiner Seele, und wenn er eine ſolche Perſon auch nach langer Zeit erblickte, ſo konnte ſie ſich nur alsdann wenigſtens auf ſeine Vorwürfe deswegen gefaſt machen.

Dieſes Beiſpiel beſtätiget daher auch die ſchon von ſo vielen gemachten Beobachtungen, daß die Stummen gemeiniglich zornig, rachgierig, falſch und habſüchtig ſind.

Daß aber dieſes alles und beſonders ein bis aufs höchſte getriebener Argwohn gewöhnlich die Fehler taubſtummgebohrner Menſchen ſind, läßt

ſich

ſich wohl theils aus dem unzulänglichen Unterrichte, den ſie gewöhnlich bekommen, als auch ganz beſonders wohl daraus am leichteſten erklären, daß es das traurige Loos der Stummen von Jugend an gemeiniglich zu ſeyn ſcheint, von muthwilligen Menſchen, die ſich immer genug finden, geneckt, und auf alle mögliche Art verſpottet und gemißhandelt zu werden. Dieſe traurigen Erfahrungen, die ſie daher oft zu machen Gelegenheit haben, machen ſie gegen jeden, der ſich ihnen nähert, argwöhniſch und mißtrauiſch, da ſie in jedem Unbekannten einen neuen Beleidiger ahnden; dieſes alles macht ſie geneigt, oft in einer gleichgültigen, höchſtens zweideutigen Handlung eine Beleidigung ihrer Perſon zu erblicken. Und eben dieſes iſt die Urſache, warum bisweilen eine geringe unvorſichtige und nichts weniger, als das Gepräge der Bosheit an der Stirn tragende Handlung, die noch dazu vielmals nur allein in ihrer Einbildung beſteht, ſie doch zum größten Erſtaunen ihrer unwiſſenden Beleidiger bis zur Raſerei bringen kann. Freilich der fleißige Menſchenbeobachter ſtaunt nicht bei einem ſolchen Vorfalle, da er aus der Erfahrung weiß, daß Menſchen, die das Unglück gehabt haben, oft von niederträchtigen, ſich hinter der Larve der Freundſchaft verbergenden Perſonen hintergangen zu werden, zuletzt ganz Argwohn werden und ſelbſt ihren Vertrauteſten alsdann Dinge zuzutrauen im Stande ſind, deren Möglichkeit ſie ſelbſt vorher bei ihren boshafteſten Feinden nicht einmal vermuthet hätten.

Wer alſo mit Taubſtummen gut wegkommen will, muß ganz aufmerkſam auf ſein Betragen ſeyn, und mit der größten Behutſamkeit zum wenigſten ſo lange zu Werke gehn, bis er endlich das Vertrauen eines ſolchen Menſchen gewonnen hat, und iſt ihm endlich das ſeltene Glück, dieſes ganz zu gewinnen, zu Theil worden, ſo kann er auch auf ſeine Treue und Freundſchaft gewiß trauen; zum wenigſten weiß ich dieſes bei dem Taubſtummen, der der Gegenſtand dieſer Abhandlung geweſen iſt, aus vielfältiger Erfahrung.

Daß aber dieſer Herbſt, der ſich, wie ich oben geſagt habe, nicht einen Heller zu entwenden verſtattete, doch ohne alles Bedenken Speiſen, die er nur habhaft werden konnte, hinwegnahm — hiervon glaube ich, daß der Grund allein in der Erziehung liege.

Wer weiß nicht, daß das ſchändliche Vorurtheil unter dem Pöbel allgemein herrſchend zu ſeyn ſcheint, nach welchen die heimliche Entwendung gewiſſer Dinge gar nicht den Nahmen eines Diebſtahls verdienen, und es bisweilen eine unſündliche Zueignung einer freilich fremden Sache ohne Wiſſen des Eigenthümers geben ſoll. Ich kann mich noch ſehr wohl entſinnen, was für große Mühe und Arbeit es mir einmal koſtete, einen Menſchen davon zu überzeugen, daß der, welcher etwas vom

Felde, als z. E. Kohl, Möhren, Kartoffeln, nähme, auch ein Dieb ſei, da er ſich immer mit dem alten, freilich ſehr übel angewendeten Sprüchworte: „was man mit dem Maule davon tragen könne, ſei keine Sünde“ — entſchuldigte. Eben dieſes war vielleicht dieſen Stummen auch in ſeiner Jugend beigebracht worden, und hatte ſo einen Einfluß auf ſein ganzes Leben.

Zorn und Liebe waren die zwei Hauptleidenſchaften dieſes Menſchen, aber ſo groß auch ſeine Neigung gegen das ſchöne Geſchlecht war, ſo ſehr floh, ja verabſcheuete er den Umgang mit einer verehlichten Perſon; nichts war ihm daher unerträglicher, als einen Ehemann mit einen Frauenzimmer, ſie mochte nun verheirathet oder ledig ſeyn, ſcherzen zu ſehen, und ein freundlicher Blick, den eine Frau auf eine andere Mannsperſon, als auf die, welche die Hand des Predigers mit ihr verbunden hatte, warf, war ſchon hinreichend, ſeinen Zorn ganz zu entflammen — brummend und mit dem Kopfe ſchüttelnd verließ er ein ſolches ſeinen Augen unerträgliches Schauſpiel, indem er mit ſchnellen Schritten zu derjenigen Perſon eilte, die nach ſeinem Gedanken durch die ſchändlichſte Untreue ihres Ehegatten auf das Empfindlichſte war beleidiget worden. Er bezeichnete daher nicht nur die Perſon, die ſich eines ſolchen in ſeinen Augen zum wenigſten unverzeihlichen Verbrechens mit jemand anders, als ihrem Gatten geſcherzt zu haben,

ben, ſchuldig gemacht hatte, genau, und vertrat ſo die Stelle eines förmlichen Anklägers, ſondern er gab auch dem beleidigten Theile durch ſeine Gebehrdenſprache die wohlmeinende, aber freilich in der Ausübung ſehr harte Lehre, „daß es nun Zeit ſei zu ſterben, weil ihr Gatte mit einer andern Perſon ſich verbinden wollte,“ — freilich eine ſehr ſchwere Lektion, die bis jetzt noch keine Perſon zu lernen Belieben getragen hat.

Nie habe ich einen Menſchen geſehen, der eine größere Furcht vor dem Tode gehabt hätte, als eben dieſer Stumme, wenn man ihm durch demſelben ſchon bekannte Zeichen ſagte, daß alle Menſchen dem Geſetz der Sterblichkeit unterworfen wären, ſo ſchien ihm dieſes nicht die geringſte Unruhe zu verurſachen; aber wenn man dieſen allgemeinen Satz auch auf ihn anzuwenden anfing, und ihn ſo an ſeine eigne Sterblichkeit erinnerte, ſo ſchien ein eiskalter Schauder durch alle ſeine Adern zu laufen und eine Todtenbläſſe überzog auf einmal ſein Geſicht, und ich wage es nicht zu beſtimmen, ob die Furcht oder der Zorn mehr Antheil davon hatte. Derjenige wählte daher gewiß das ſicherſte Mittel, ihn auf einige Wochen aus ſeinem Hauſe zu verſcheuchen, der ihn an ſeinen Tod erinnerte, und wenn er ſich auch ja einmal wieder einſtellte, ſo mußte der Prediger der Sterblichkeit ſich doch gewiß öfters genug die bitterſten Vorwürfe für ſeine Erinnerungen machen laſſen.

Und wenn wir über die Urſachen dieſer Furcht vor dem Tode etwas nachdenken wollen, ſo wird man dieſelben wohl gleich bei einen flüchtigen Blick darin entdecken können, daß dieſer unglückliche Menſch den Tod nur allein von ſeiner unangenehmen und ſchrecklichen Seite hatte kennen lernen, und derſelbe für ihn alſo wahrhaftig ein König des Schreckens ſeyn mußte; er kannte den Tod nur als den Zerſtörer ſeines Leibes und den Mörder ſeines Lebens — dieſes machte, daß er beim Blick ins ofne Grab, wo er ſchon ſeine Gebeine ein Raub der Verweſung werden ſah, zurückſchauderte, da er dieſe ſchreckenvolle Höhle als ſeine letzte Beſtimmung, aus Mangel richtiger Begriffe von demſelben, anzuſehen hatte, da er dieſen Ort nicht als die Werkſtätte der Allmacht erkannte, wo ſie ſeinen Leib zu einem andern Leben zubereitete — und ſich ſein Geiſt nicht über die modervollen Grüfte in dieſes Leben hinzuſchwingen wußte. Wäre er ſo glücklich, die angenehme Seite deſſelben zu kennen, daß der Tod nemlich nicht Vernichtung, daß er nur Verwandlung, nur Verſchönerung ſeyn würde — gewiß ſo würde er demſelben als einen Friedensbothen anſehn, da ſein Innerſtes jetzt ohne dieſe richtigen Vorſtellungen natürlich vor ihm zurückſchaudern muß. — Doch ich fange an zu theologiſch zu werden, darum will ich abbrechen.

Bei dieſer Furcht vor dem Tode war es aber wohl immer etwas ſonderbar und auffallend, daß er bei jeder Beerdigung, die bei Tage geſchah, zugegen war und den Todtengräber beim Einſcharren getreue Dienſte leiſtete, indem er jedem Verſtorbenen die letzte Ehre dadurch bezeugete, doch zum wenigſten eine Schaufel voll Erde auf ſeinen Sarg hinabzuwerfen — vielleicht in dem Gedanken, ſelbſt recht lange von den Knochenmanne verſchont zu werden, wenn er ſo viele Entſeelte dem Schooße der mütterlichen Erde anvertrauen hülfe.

Fr. Ant. Wallroth.

2.

Sonderbarer Eindruck einer Liebeserklärung auf das Herz eines jungen Frauenzimmers.

Es gehen Veränderungen in der menſchlichen Seele vor, die keine Philoſophie aufzuklären vermag. Dahin gehören vornehmlich alle ſchnelle und unwillkührliche Uebergänge unſerer Empfindungen in grade entgegengeſetzte. Manche Menſchen können in einem Augenblicke lachen und weinen; andere empfinden mitten in den ſtärkſten Aufwallungen ihrer Freude über das Glück ihrer Nebenmenſchen, oft ſelbſt derer, die ſie herzlich lieben, einen innerlichen Neid, dem ſie nicht widerſtehen können, und wir dürfen nur auf uns ſelbſt Acht geben, um hundert andere eben ſo ſonderbare Uebergänge unſerer Empfindungen in entgegengeſetzte wahrzunehmen. Wie leicht können wir nicht aus einer fröhlichen Laune in einen finſtern Mißmuth, aus Haß in Liebe, oder auch aus Liebe in Haß, aus den Empfindungen einer innern herzlichen Andacht zu unerlaubten Gefühlen der Sinnlichkeit, aus der Ruhe, welche die Wahrheit in uns hervorbringt, zu einem dunkeln uns quälenden Zweifelsgefühl übergehen! die Urſachen davon liegen gemeiniglich ſo tief in dem Gewebe unſerer Empfindungen verborgen, daß ſie oft durchaus nicht mit Gewißheit angegeben werden können. Ein ſolches unerklärbares Phänomen ſcheint mir folgendes zu ſeyn, welches in ſeiner Art eben ſo ungewöhnlich als wahr iſt.

Vor mehrern Jahren hielt ſich ein junges unverheirathetes Frauenzimmer bei einem ihrer Anverwandten in H.. zum Beſuche auf, in deſſen Hauſe ein junger Theologe aus- und einging. Der junge Mann beſaß viel Lebhaftigkeit, artigen unterhaltenden Witz, und nicht gemeine Kenntniſſe: dabei war er wohl gewachſen, wußte ſich auf eine unverſtellte und unzudringliche Art einzuſchmeicheln, kurz, er hatte alle jene angenehmen Eigenſchaften, wodurch es jungen Männern ſo leichte wird, weibliche Herzen zu erobern. Unſere Fremde, die den

Freund ihres Anverwandten täglich ſahe, ſchien nicht gleichgültig gegen ihn zu ſeyn, und ſeine liebenswürdigen Eigenſchaften, die noch durch ſeine gute Lebensart erhöht wurden, mußten einen deſto gröſſern Eindruck auf das edle Mädchen machen, da ſie ſelbſt einen ſehr lebhaften Verſtand, und ein ganz zur Liebe und Zärtlichkeit geſchaffenes Herz hatte. Der junge Mann entdeckte bald, daß ſeine Geſellſchaft ihr nicht unangenehm war, und er zweifelte nicht, ihr Herz erobern zu können, wenn er etwas thäte, wodurch Mädchenherzen ſo leicht gefangen werden, und ihr, bei ſeinen ohnedem guten Ausſichten zu einer Pfarrſtelle, geradezu ſeine Hand antrüge. Zu dieſer Abſicht kaufte er einen Ring, und eilte, da die Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft ihm keine Zeit zu einer längeren Ueberlegung ließ, bei erſter Gelegenheit dem jungen Frauenzimmer die heiſſen Wünſche ſeines Herzens auf eine feierliche Art zu entdecken. Er hatte auch bald das Glück ſie eines Tages allein anzutreffen, ihr freundlicher Blick machte ihn zu ſeinem Vorhaben muthig; er leitete das Geſpräch auf Liebe, und das Glück eines auf wahre Zärtlichkeit und Tugend gegründeten ehelichen Lebens, und geſtand ihr endlich unter den heiligſten Verſicherungen: daß er ſie innig und über alles liebe, und daß ſie allein ihn zu den glücklichſten aller Menſchen machen würde. Er ergriff darauf mit Beſcheidenheit ihre Hand, drückte ganz leiſe den mitgebrachten Ring in dieſelbe, und wartete mit Thränen im Auge auf eine zärtliche Gegenerklärung ſeiner Geliebten. — Aber welch ein tödtlicher Schlag für ſein liebekrankes Herz! das Mädchen, welchem er ſonſt nicht gleichgültig geweſen war, fühlte ſich in dem Augenblick, da er ihr ſeine Liebe erklärte, auf einmahl von dem heftigſten Haß gegen ihn durchdrungen. Der junge Mann war ihr, ohne daß ſie ſich davon eine Urſach anzugeben wußte, der abſcheulichſte und unausſtehlichſte Menſch geworden. Sie verließ ihn mit einem Blick, der den ganzen Abſcheu ihres Herzens gegen ihn ausdrückte, und das Haus ihres Anverwandten hatte nunmehr alle Reitze für ſie verlohren, da ſie in demſelben der Geſellſchaft eines Mannes nicht ausweichen konnte, den ſie von ganzem Herzen haßte. Dieſe Empfindung war nicht von der Art, wie ſie ſpröde und ſchüchterne Mädchen aus einer misverſtandenen Schaamhaftigkeit bisweilen zu haben ſcheinen, indem ihnen ein unvermutheter Liebesantrag geſchieht. Sie entrüſten ſich — einige Augenblicke über die Freiheit, die ſich ein junger Mann genommen hat, ihnen ſein Herz anzubiethen, und ſind ſo erſtaunlich tugendhaft, daß ſie ſich manchmahl mit dem Zorn einer Furie im Auge die Geſellſchaft des Liebhabers verbitten, den ſie im andern Augenblick ſchon wieder — einladen. Der Haß unſerer Spröden gegen ihren Liebhaber dauerte lange fort, und hörte, was mir ſehr ſonderbar hiebei vorkommt, nicht eher auf, bis er ſich mit einem andern Mädchen verheirathet hatte.

Ich getraue mir nicht dieſes ſonderbare Phänomen zu erklären. Aus der Dauer der Abneigung, die das Frauenzimmer gegen den unſchuldigen Liebhaber fühlte, ſieht man, daß ſie nicht bloß eine übele vorübergehende Laune geweſen ſei, in welcher uns oft ein Menſch, dem wir ſonſt nicht abgeneigt ſind, auf einige Augenblicke unausſtehlich werden kann, ob wir gleich davon ſelbſt keine Urſache angeben können. Ueberdem war unſere Schöne immer das lachendſte und heiterſte Mädchen, die gar nichts von dem böſen übellaunigen Weſen wußte, was unſere empfindelnden neumodigen Schönen, wie ich höre, ſo oft haben ſollen. Ihr liebenswürdiges Herz war immer zur Freude offen. Die ungezwungene Erziehung, die ſie von ihren vortreflichen Eltern erhalten hatte, die natürliche und unverſtellte Güte ihres Herzens, und die unſchuldige Neigung zur Geſelligkeit, machten, daß ſie die Menſchen ohne Mistrauen liebte, und gegen Männer nicht gleichgültig war, die jene vortheilhaften Eigenſchaften des jungen Theologen beſaſſen. Der Grund ihrer Abneigung vor dem letztern kann alſo weder in innre böſer Laune, noch in der Kälte ihres Herzens geſucht werden. — Vielleicht war die Art, mit welcher er ſeine Liebe erklärte, und wodurch die Gefühle eines weiblichen Herzens ſo leicht verſtimmt werden können, nicht delikat und anſtändig genug; vielleicht entdeckte ſie in dem Augenblick in ſeinem Geſichte gewiſſe dunkle Züge, welche ein unedles Herz verriethen; vielleicht erwachte damals ſchnell eine ſtärkere Neigung für einen andern in ihrer Bruſt, die auf den gegenwärtigen Liebhaber zu ſeinem Nachtheil ein ſolches Licht warf; vielleicht auch ahndete ſie eine zu ſchnelle Uebergabe ihres Herzens, und ſuchte ſich dagegen durch Schreckbilder von den Folgen dieſer Liebe zu ſichern; doch vielleicht ſind auch alle dieſe Vermuthungen nicht die rechten. Wenn es Ahndungen giebt, ſo könnte man auch dieſe zu einer Erklärungsart jenes ſonderbaren Phänomens machen. Meine Freundinn wäre durch jenen Mann gewiß die unglücklichſte Gattin geworden, indem er ſich nachher ſelbſt in ſeinem Eheſtande den unerlaubteſten Ausſchweifungen ergab, und dadurch in die kläglichſten Umſtände ſeines Lebens gerieth.

C. F. Pockels.

3.

Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit.

Speier am 29ſten Jänner 1786.

Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes hatte von Jugend auf Luſt an der Meßkunſt; unauslöſchlich haben ſich deswegen die Vorſtellungen von Figuren und Größen im Gefilde ſeiner Kenntniſſe abgedrückt; die aber mit der natürlichen Richtung ſeiner Seelenkräfte nichts ähnliches hatten, flogen vorüber; hieraus ſchließt er, daß nicht Lebhaftigkeit der Eindrücke Urſache ihrer Fortdauer in der Seele, ſondern Uebereinſtimmung mit dem urſprünglichen Karakter es wäre. Ich bin aber noch nicht überzeugt, daß urſprünglich die Seelenkräfte des Kindes zu einer Art der Dinge mehr geſtimmt ſind, als zur andern, ſondern daß ſie dieſes erſt durch Anlaſſe werden, und daß ſie ſich nach Verhältniß der vorkommenden Gegenſtände und ihrer Eindrücke aufs Herze mehr oder weniger entwickeln, oder: das Kind empfand einmal ein Objekt ſehr tief. Nun ſind entweder viele von den folgenden Vorſtellungen gleichartig, und geſellen ſich zu der Vorhergehenden — ſchmiegen ſich an ſie an; und ſo beſtimmen ſie ſchon den Karakter des Kindes auf einen Punkt, daß nicht leicht heterogene Gegenſtände ſie aus dieſer Lage verdrängen können; an dieſe aufgefaßte adſociirten Ideen erinnern wir uns nachher leicht wieder. Sind aber die folgenden Ideen ungleichartig, ſo ſind ſie ſtärker oder nicht; ſind ſie dieſes, ſo bringen ſie übrigens keine merkliche Sinnesveränderungen vor, man kann noch behaupten, es bleibe derſelbe Seelenzuſtand — dieſelbe Seelenrichtung: denn ſie gleiten vorüber, und laſſen kein Gepräg ihrer Exiſtenz zurück; die in dem Menſchen dageweſene Modifikation, der Seelenorganen dauert fort im erſten gerührten Tone, bis entweder zu viele, obgleich minder lebhafte Vorwürfe ſie verwirren, dann verdunkeln, dann vernichten; ſich ſelbſt als Tirannen der Seele und ihrer Stimmung eindrängen, oder bis ein anderer gleichartiger kömmt — und denſelben Seelenzuſtand befeſtiget; wenn aber die ungleichartigen Eindrücke ſtärker ſind — ſo muß nothwendig die Wirkung dieſer überlegenen Kraft dieſe ſeyn, daß ſie die alten Beſitzer (ſind ſie noch nicht zu alt und haben ſie ſich dem ganzen Menſchen noch nicht zu nothwendig und wegen verſchiedener Gründe zu intereſſant gemacht) vertreiben — ſich ihrer Stelle verſichern — und nun mit dem nehmlichen Rechte und vielleicht wieder mit der nehmlichen Gefahr die Regierung der Seele führen.

Folge meines Lebens in einem Schreiben an meinen Bruder:

Wie oft, lieber Bruder! dachte ich ſchon, wie oft denke ich an Dich, wie es Dir gehe, was für ein Verhältniß Dir das Schickſal beſtimmt habe? Wie ſo oft ſchon erfüllte der innige Wunſch mein Herze? Möchte ich Dich noch einmal ſehen, Dich noch einmal in meine Armen einſchließen, noch einmal bei Dir die Bruderliebe in ihrer thätigſten Aeußerung, in ihrer wärmſten Gluth fühlen! Aber wann wird der Moment der Befriedigung aller dieſer herzlichen Wünſche mein Leben beſtrahlen? wann werde ich mit freudiger Stimme ausrufen können? Du haſt Deinen Bruder wieder!

Aus einem Briefe erfuhr ich den Ort Deines Auffenthalts und Deiner Beſchäftigung. Erwarte nicht von mir, daß ich etwas gegen dieſe ſagen werde. Nein, Bruder! ich ſage Dir, daß Du in Deinem wirklichen Verhältniſſe ſo glücklich ſeyn, ſo glücklich werden kannſt, als in jedem andern; denn was iſt Glück anders, als Zufriedenheit? Zufriedenheit erhälſt Du freilich durch die Befriedigung Deiner Begierden, und dauerhafte wahre Zufriedenheit nur durch Befriedigung vernünftiger Begierden; eine andere iſt das Vergnügen eines Moments, der zehntauſend folgende vergiftet. Wahre Zufriedenheit kannſt Du immer haben, lieber Bruder! verbinde nur Weisheitkenntniß Deiner Umſtände mit der Wahl Deiner Begierden, und Klugheit mit der Wahl der Mittel zur Befriedigung derſelben. Siehſt Du die Unmöglichkeit der Stillung eines oder des andern Verlangens; ſo leide den Mangel, dulde ihn! erſetze ihn durch die Gewährung eines ſchätzbarern, größern, das mehr zur Vervollkommung Deines Zuſtandes beiträgt, oder Dir einen ſtärkern Drang in Deiner Seele macht. Nur wähle immer das, was Du nach allen Verhältniſſen für Dich als das Beſte erkennſt: dann biſt Du glücklich, und noch in der irrdiſchen Hülle empfindeſt Du einen Himmel voll Wonne.

Siehest Du, daß Du alſo in Deinen wirklichen Umſtänden nicht glücklich ſein kannſt, ſo dringe weiter; ſuche Mittel, angemeſſene Mittel, ſichere Rettungswege auf; arbeite an der Erreichung eines beſſeren glücklicheren Zuſtandes; arbeite ſtandhaft, unabläßig; und Du wirſt fühlen, daß der Menſch immer Kräfte genug hat, ſich glücklich zu machen, denn dies iſt der große Zweck unſers Daſeyns; und der uns dieſes Daſeyn gab, und mit ihm dieſen Zweck verband, mußte der alſo nicht auch uns zuverläßige, hinreichende, richtige Mittel in unſere Natur legen, durch welche wir ohnfehlbar dieſen erhabenen Endzweck des großen Weltalls erreichen können? und dieſe Mittel kann wirklich der Menſch in jeder Lage haben; dieß beweiſet Erfahrung und Vernunft.

Ich will Dich nur, lieber! an unſere Jugend ein wenig erinnern, und Dir etwas von meinen individuellen Revolutionen erzählen; Du wirſt bald einſehen, wie wahr ich geredet habe.

Welch himmliſches Gefühl durchſtrömt mich; wenn ich in die goldenen Tage unſer Jugend; unſerer Kindheit zurückſchaue. Zuverläßig, Bruder! ſind dies die glücklichſten Tage des Menſchenalters. Wie ſchuld- und kummerlos wandelt man da die Gotteswelt dahin! Jeder Schritt iſt mit Blumen geſtreut, und jeder Weg iſt uns ein Weg ins Paradies. So zufrieden, jedes Leidens ohnbewußt, und ſo eingeſchränkt für den gegenwärtigen Horizont,

zont, liebten wir einander, und dachten ewig beiſammen zu bleiben, ewig dieſelben Freuden, dieſelbe jugendliche Wonne beiſammen Hand in Hand zu theilen.

Denke ich, wie froh wir in des Vaters Hauſe, an des Vaters Tiſche ſo noch ungetheilt beiſammen waren: wie Familienfreuden uns von des Vaters, von der Mutter Hand zuſtrömten: als noch Bruder und Schweſter und Aeltern ſo auf einem Häufchen ſich einander gut wollten: Liebe einander in den Buſen hauchten; jedes ſich ſo ſeelig im Zirkel ſeiner Familie fühlte: da, da wird die künftige Scene ein Trauerſpiel, und Zähren, denen nie wiederkommenden Freuden geweinet, benetzen ſie.

Wir waren unſerer neun, denen allen die Verdienſte ihres guten alten geplagten Vaters, und die Sorgen und die Liebe der zärtlichen kummervollen Mutter nicht unbekannt waren. Wir ſahen die Noth unſers Hauſes, und die unermüdete Thätigkeit unſerer Aeltern: wir waren zu ſchwach, um ihrem und unſerm Elende Linderung zu verſchaffen. Nur der Gedanke konnte unſer Antheil ſeyn: Gott! was gute, redliche Aeltern! was ſie da alles für uns thun! und was ſie alles in der Stille in ihrer Bruſt für uns leiden! und doch auch, Bruder! wie oft verlohren ſich dieſe gute Gedanken, juſt da, wo ſie hätten wirkſam ſeyn ſollen; ſetzten das Köpfchen auf, und machten ihnen ſo manchen kummervollen Augenblick? O Reue und Schmerzen ergreifen mich, über jeden ihnen verurſachten Verdruß, über jede ihnen verdrießliche Miene!

Nun werfe ich dann auch einen forſchenden Blick auf unſer goldenes Alter zurück. Wie erinnere ich mich noch mit ſo vieler Wonne der unvermiſchten Freuden, die wir in unſern Kinderſpielen hatten: des kleinen lieben Kämmerchens; des ſchönen Gartens; des ſanft dahinrieſelnden Baches, und der grünen Wieſe, gerade gegenüber! wie lebhaft ſtehet mir noch des Nachbars Haus und die Gemälde an der Auſſenſeite deſſelben da; dieſe letztern hinterließen in meiner Vorſtellung einen unauslöſchlichen Abdruck, als ich meinen Geburtsort mit einem andern Auffenthalte umtauſchte; ſo oft ich wieder dahin kam, war mir ihr Anblick jedesmal ein wahres, inniges Vergnügen, das mein ganzes Nervengefühl auf einen Punkt drängte; zu der Idee dieſer Gemälde die Ideen meiner ganzen verfloſſenen Kindheit adſoziirte; und das wiederum den Strom jener ſeeligen unſchuldigen Empfindungen in meine Seele mit verjüngter Stärke goß. Wie ſo voll Reitze und Liebe iſt mir noch der Gedanke an den Herbſttumult, an die Geſchäftigkeit der Bauren, an das wimmelnde hallende Feld; der ſchöne Anblick des erhabenen, ſchattigten Gebirges; überhaupt, die Anmuth, die mannichfaltigen ergötzenden Abwechſelungen der Gegend, und das ſanfte Landleben, deſſen Reitze und Koſtbarkeiten

keiten wir mit ſo vielem Gefühl und gemeinſchaftlicher Theilnehmung betrachteten, genoſſen.

So weit mein Blick meine und unſere Jugend verfolgen kann — und alle die Zufälle, die ſich mir noch auf dem Hinblick in die verfloſſenen Freudenjahre offenbaren, will ich Dir, lieber Bruder! vorlegen: denn ſie mögen allenfalls einem Menſchenforſcher intereſſant ſeyn.

Ueber vier Jahre weiß ich mich nicht einer einzigen Begebenheit zu entſinnen, und juſt war ich vier Jahre alt, als die letzte Theurung in unſern Gegenden einfiel; mit dieſer Epoche fängt mein Bewußtſeyn an. Der Blick in dieſe Zeiten erfüllt mich mit Grauen und Schauer, und mein Gefühl zerfließt in dem Elend der leidenden. Ich will, was mir da mein Bewußtſeyn noch entdeckt, anzeigen: die Deutlichkeit, in der folgende Begebenheit meinem Gedächtniß noch inne iſt, und mit welcher ich ſogar die geſprochenen Worte und die geringſten Umſtände, die die Sache begleiteten, deren aller Detaillirung aber die Erzählung freilich zu weitläufig machen würde, hererzählen kann, beweißt den Eindruck, den dergleichen Fälle auf mein Gefühl machten: zugleich auch die vorzüglichſte Stimmung und Richtung meines Karakters; und welcher Art von Theilnehmung mein Herz am empfänglichſten iſt: und giebt ſchon Aufſchluß zu meinen folgenden Lebenszügen.

Zu der Zeit jener Theurung waren's unſer drei: Du, lieber Bruder! warſt ein Jahr älter als ich, und N . . ein Jahr jünger. Oft da wir ſo beiſammen ſaſſen, erzählte uns unſere Mutter von dem Elende, welches die Theurung ſo weit herum verbreitet; wie die Armuth ſchmachtet, wie der laute Jammer der Nothleidenden den weiten Himmel durchdringt, wie die Thräne ſich von der Mutterwange auf den Säugling ergießt, der an der leeren Bruſt nach Nahrung winſelte; wie der Vater über den Anblick ſeiner ſiechen Familie gerührt, dann verzweifelnd, für ihre Rettung Schande, Gefahren und Tod trotzt. Wir hörten zu, aber wir ſelbſt empfanden dies unglückliche Schickſal damals zu wenig, als uns es in ſeiner ganzen Größe vorzuſtellen.

Meine Mutter ließ keinen, der um etwas bat, ohngetroſt hinweggehen; ja zuweilen überſchritt ſie die Gränzen der Wohlthätigkeit, und gab in ihrem mit fühlenden Paroxiſmus alles hin, was ſie aufbringen konnte. Wir mußten alſo nachher ſelbſt Mangel empfinden, wir litten aber den Verluſt gerne; denn Begierde, das Leiden des Bruders zu lindern, Mitgefühl und Empfänglichkeit für Vergnügen an dergleichen uneigennützigen Handlungen, waren für uns doch ſchon Wirkungen ihres Beiſpiels und ihrer Lehre. Einmal ging ich vor die Thüre meines Hauſes; der Tag war ſchön, und es kam eine Frau vor die Hofthüre, die um ein

Allmoſen bat; geſchwind lief ich zur Mutter und ſagte ihr's; ſie kam und ſahe, daß es eine Jüdin war; wie, eine Jüdin? ſagte ich zu ihr, fordern und nehmen denn die Juden auch was von Chriſten an? ich hörte ja immer, daß alles koſcher ſeyn müſſe, was ſie eſſen und trinken. Gutes Kind, war die Antwort der Mutter, ſiehſt Du jetzt, was die Noth vermag? ohne dieſe würden ſich die Juden lieber das Leben nehmen laſſen, als etwas, das nicht koſcher iſt, eſſen. Nun ſind ſie ſo froh, wenn ein Chriſt ſich ihrer erbarmt, und ihnen ein Stückchen Brod oder ſonſt was reicht; Du wirſt ſehen, was dieſe Frau für Freude hat, wenn ich ihr was gebe. Jetzt ging ſie hinein, was zu hohlen; die Jüdin hatte ein unmündiges Kind auf den Armen, deſſen erbärmliches Winſeln jedes Mitleiden erweckte; die deutlichen Spuren der Dürftigkeit erblickte man auſſerdem ſchon auf ſeinem und ſeiner Mutter Geſichtszügen. Meine Mutter kam mit einem Löffel voll Mehl, einem Tuch voll Grundbirnen und einem Stück Brod zurücke; bei dem Anblicke dieſer Gaben hüpfte vor Freuden ganz erſichtlich das Herz der guten Jüdin; ſie war ſtumm, ſahe bald mit einem flüchtigen, aber fühlenden Auge auf meine Mutter, bald auf das Allmoſen, und bald auf ihren entkräfteten Säugling: nahm's mit pochendem Herzen, mit zitternder Hand, mit ſanften ſtillen Thränen und lächelndem Munde zu ſich, was man ihr darbot: durchdrungen von innigem Dankgefühl wollte ſie reden, ſie konnte nicht. Meine Mutter, gerührt durch dieſe pantomimiſche aber kraftvolle und betäubende Scene, gab ihr noch etwas Geld, verließ ſie, um die theilnehmende unwiderſtehlich hervorgelockte Thräne zu verbergen, und dann ſie durch ein himmliſches Gefilde von wonniglichem, göttlich durchſtrömenden Vergnügen hinfließen zu laſſen. Für mich waren dieſes Empfindungen, die die erſten ihrer Art waren und mich nun auſſer der wirklichen Lebensſphäre verſetzten; erſtaunend ſah ich dem ganzen Vorfall zu; ich fühlte mit Elend und Freude; ich weinte mit, und erkannte die ſüſſen Früchte des Wohlthuns, die Würde des Menſchen, und das täuſchende vorgefaßte Vorurtheil gegen einige Menſchenſorten ſchon itzt in meiner erſten Kindheit. Unvergeßlich, in ſeiner Freudenquelle unverſiegbar, bleibt er mir immer dieſer herzliche Eindruck mit der lebhafteſten Vorſtellung aller erwähnten Umſtände, ſo wie er mir's immer vom erſten Moment ſeiner Geburt bis itzt unverſtörbar geblieben iſt. Mein Lieber! wie ſehr wünſchte ich, daß auch Du das alles mit angeſehen hätteſt! Du würdeſt auch mit das fühlen müſſen, was ich nun ſo ganz in die Fülle ſelbſtgenügſamer Seeligkeit verſunken fühle, und könnteſt vielleicht Dir ein Maaß denken, das die Gränzen meines Gefühles annähernd zu beſtimmen vermag.

Die ſpätern, auf den vorerwähnten Fall, folgenden Eräugniſſe bis zu meinem achten Jahre will ich verſchweigen, denn ſie ſind alle zu ſehr gemiſcht und verworren, mit Nebenſachen und mehreren fremden Leidenſchaften verbunden; um eben etwas mehr als die bloſſe und aus dem Zirkel der Umſtände herausgeriſſene Sache, und die nur halb und einſeitig, erzählen zu können; der Zweck und deſſen Erreichung würde denn vermißt werden müſſen.

Die Fortſetzung, die freilich ſchon mehr intereſſante Seelenkaraktere enthalten wird, werde ich Ihnen bald nachſchicken.

J. L. A. Sch***.

4.

Die Menſchenmaſſe in der Vorſtellung eines Menſchen.

Um ſich nur zuweilen dem Geräuſch, das den Verfaſſer dieſes Aufſatzes umgab, zu entziehn, ſcheute derſelbe manchmal weder Regen noch Schnee, ſondern machte des Abends, wenn es dunkel wurde, und er ſicher war, daß er von niemanden geſehen, noch von irgend einem Menſchen würde angeredet werden, einen Spaziergang auf dem Walle um die Stadt: und bei dieſen Spaziergängen war es, wo ſich ſein Geiſt immer etwas wieder ermannte, und ein Funke von Hoffnung, ſich aus ſeinem ſchrecklichen Zuſtande herauszuarbeiten, in ſeiner Seele wieder emporglimmte. —

Wenn er dann auf den Straſſen, die an dem Wall grenzten, in den Häuſern Licht angeſteckt ſahe, und ſich nun dachte, daß in jeder erleuchteten Stube, deren in einem Hauſe oft ſo viel waren, eine Familie, oder ſonſt eine Geſellſchaft von Menſchen, oder ein einzelner Menſch, lebte, und daß eine ſolche Stube alſo in dem Augenblick die Schickſale und das Leben und die Gedanken, eines ſolchen Menſchen, oder einer ſolchen Geſellſchaft von Menſchen in ſich faßte; und daß er auch nun nach dem vollendeten Spaziergange in eine ſolche Stube wieder zurückkehren würde, wo er gleichſam hingebannet, und der eigentliche Fleck ſeines Daſeyns wäre; ſo brachte dieß bei ihm zuerſt eine ſonderbare **demüthigende** Empfindung hervor, als ſey nun ſein Schickſal, unter dieſem unendlichen verwirrten Haufen, ſich einander durchkreuzender, menſchlicher Schickſale gleichſam **verlohren**, und werde dadurch klein und **unbedeutend** gemacht — dann erhoben aber auch eben dieſe **Lichter in den einzelnen Stuben**, in den Häuſern am Walle, zuweilen ſeinen Geiſt wieder, wenn er einen Ueberblick des Ganzen daraus ſchöpfte, und ſich aus ſeiner eignen kleinen einengenden Sphäre, wodurch er ſich unter allen dieſen im Leben unbemerkten und unausgezeichneten Bewohnern der Erde mit verlohr, herausdachte, und ſich ein beſonders ausgezeichnetes Schickſal prophezeite, wovon die ſüße Vorſtellung, indem er dann mit ſchnellen Schritten vorwärts ging, ihn aufs neue mit Hoffnung und Muth belebte.

Eine Reihe erleuchteter Wohnzimmer in einem **fremden** ihm unbekannten Hauſe, wo er ſich eine Anzahl Familien dachte, von deren Leben und Schickſale er eben ſo wenig, als ſie von dem ſeinigen, wußte, hat nachher beſtändig ſonderbare Empfindungen in ihm erweckt. — **Die Eingeſchränktheit des einzelnen Menſchen ward ihm anſchaulich.**

Er fühlte die Wahrheit: man iſt unter ſo vielen Tauſenden, die ſind und geweſen ſind, nur einer.

Sich in das ganze Seyn und Weſen eines andern hineindenken zu können, war oft ſein Wunſch — wenn er ſo auf der Straße zuweilen dicht neben einem ganz fremden Menſchen herging — ſo wurde ihm der Gedanke der **Ichheit** dieſes Menſchen, der gänzlichen **Unbewußtheit** des einen von den Nahmen und Schickſale des andern, ſo lebhaft, daß er ſich oft, ſo dicht es der Wohlſtand erlaubte, an einen ſolchen Menſchen andrängte, um auf einen Augenblick in ſeine Atmoſphäre zu kommen, und zu verſuchen, ob er die Scheidewand nicht durchdringen könnte, welche die Erinnerungen und Gedanken dieſes fremden Menſchen von den ſeinigen trennte. —

Noch eine Empfindung aus den Jahren ſeiner Kindheit iſt vielleicht nicht unſchicklich hier heran zu ziehen — er dachte ſich damals zuweilen, wenn er andere Eltern, als die ſeinigen, hätte, und die ſeinigen ihn nun nichts angingen, ſondern ihm ganz gleichgültig wären. — Ueber den Gedanken vergoß er oft kindiſche Thränen — ſeine Eltern mochten ſeyn, wie ſie wollten, ſo waren ſie ihm doch die liebſten — und er hätte ſie nicht gegen die vornehmſten und gütigſten vertauſcht. Aber zugleich empfand er auch ſchon damals etwas von dem ſonderbaren Gefühl des **Verlierens unter der Menge**, und daß es noch ſo unzählig viele Eltern mit Kindern außer den ſeinigen gab, worunter ſich dieſe wieder verlohren. —

So oft er ſich nachher in einem **Gedränge** von Menſchen befunden hat, iſt eben dieß Gefühl der **Kleinheit, Einzelnheit**, und faſt dem **Nichts** gleichen **Unbedeutſamkeit** in ihm erwacht. — Wie viel iſt des mir gleichen Stoffes hier! — welch eine Menge von dieſer **Menſchenmaſſe**, aus welcher Staaten und Kriegsheere, ſo wie aus Baumſtämmen Häuſer und Thürme, gebildet werden. —

Das waren ohngefähr die Gedanken, die damals ein dunkles Gefühl in ihm hervorbrachten, weil er ſie nicht in Worte einzukleiden, und ſie ſich deutlich zu machen wußte.

Einmal da ein Miſſethäter auf dem Rabenſteine vor H . . . geköpft wurde — ging er unter der Menge von Menſchen mit hinaus, und ſahe nun einen darunter, welcher aus der Zahl der übrigen ausgetilgt und zerſtückt werden ſollte — dieß kam ihm ſo klein, ſo unbedeutend vor, da der ihn umgebenden Menſchenmaſſe noch ſo viel war — als ob ein Baum im Walde umgehauen, oder ein Ochſe gefällt werden ſollte — und da nun die Stücken dieſes hingerichteten Menſchen auf das Rad hinaufgewunden wurden, und er ſich ſelbſt, und die um ihn herſtehenden Menſchen eben ſo zerſtückbar dachte — ſo wurde ihm der Menſch ſo nichtswerth und unbedeutend, daß er ſein Schickſal und alles in dem Gedanken von der thieriſchen Zerſtückbarkeit begrub — und ſogar mit einem gewiſſen Vergnügen wieder zu Hauſe ging, und ſeinen * * Teig auf dem Wege verzehrte — denn es war damals gerade ſein ſchreckliches Vierteljahr, wo er manche Tage bloß von dieſem Teige lebte — Nahrung und Kleidung war ihm gleichgültig, ſo wie Tod und Leben — ob nun eine ſolche menſchliche Fleiſchmaſſe, deren es eine ſo ungeheure Anzahl giebt, auf der Welt mehr umher geht, oder nicht! — denn er konnte ſich nicht enthalten, ſich immer an den Platz des zerſtückten und in Stücken auf das Rad gewundnen hingerichteten Miſſethäters zu ſtellen — und dachte dabei, was ſchon Salomo gedacht hat: **der Menſch iſt wie das Vieh; wie das Vieh** ſtirbet, ſo ſtirbet er auch.

Wenn er von dieſer Zeit an ein Thier ſchlachten ſahe, ſo hielt er ſich immer in Gedanken damit zuſammen — und da er bei einen Schlächter wohnte, wo er dieß oft zu ſehen Gelegenheit hatte, ſo ging eine ganze Zeitlang ſein bloßes Denken dahin — den Unterſchied zwiſchen ſich und einem ſolchen Thiere, das geſchlachtet wird, auszumitteln. — Er ſtand oft Stundenlang, und ſahe ſo ein Kalb, mit Kopf, Augen, Ohren, Mund und Naſe, an; und lehnte ſich, wie er es bei **fremden Menſchen** machte, ſo dicht wie möglich an daſſelbe an, oft mit dem thörichten Wahn, ob es ihm nicht vielleicht möglich wäre, ſich nach und nach in das Weſen eines ſolchen Thieres hineinzudenken — es lag ihm alles daran, den Unterſchied zwiſchen ſich und dem Thiere zu wiſſen — und zuweilen vergaß er ſich bei dem anhaltenden Betrachten deſſelben ſo ſehr, daß er wirklich glaubte, auf einen Augenblick die **Art des Daſeyns** eines ſolchen Weſens empfunden zu haben — Kurz, wie ihm ſeyn würde, wenn er z. B. einen Hund, der unter Menſchen lebt, oder ein andres Thier wäre — das beſchäftigte von Kindheit auf ſehr oft ſeine Gedanken. — Und da er ſich nun einmal den **Unterſchied zwiſchen Kör-**

per und Geiſt gedacht hatte, ſo war ihm nichts wichtiger, als zugleich irgend einen weſentlichen Unterſchied zwiſchen ſich und dem Thiere aufzufinden, weil er ſich ſonſt nicht überreden konnte, daß das Thier, welches ihm in ſeinem Körperbau ſo ähnlich war, nicht eben ſo wie er einen Geiſt haben ſollte. ‒ ‒

Und wo blieb nun der Geiſt nach der Zerſtörung und Zerſtückelung des Körpers? — Alle die Gedanken von ſo viel tauſend Menſchen, die vorher durch die Scheidewand des Körpers bei einem jeden voneinander abgeſondert waren, und nur durch die Bewegung einiger Theile dieſer Scheidewand einander wieder mitgetheilt wurden, ſchienen ihm nach dem Tode der Menſchen in eins zuſammen zu fließen — da war nichts mehr, das ſie abſonderte und von einander trennte — er dachte ſich den übriggebliebenen in der Luft herumfliegenden Verſtand eines Menſchen, der bald in ſeiner Vorſtellungskraft zerflatterte. —

Und dann ſchien ihm aus der ungeheuren Menſchenmaſſe wieder eine eben ſo ungeheure unförmliche Seelenmaſſe zu entſtehen — wo er immer nicht einſahe, warum gerade ſo viel und nicht mehr und nicht weniger da wären, und weil die Zahl ins unendliche fortzugehen ſchien, das einzelne endlich faſt ſo unbedeutend wie nichts wurde.

Dieſe Unbedeutſamkeit, dieß Verlieren unter der Menge, war es vorzüglich, was ihm oft ſein Daſeyn verächtlich und läſtig machte.

5.

Noch etwas für das Ahndungsvermögen.

Je ſeltner glaubhafte Beiſpiele ſind, daß Menſchen Ahndungen oder gar Erſcheinungen haben, die ihnen künftige Dinge vorher verkündigen, deſto ſorgfältiger ſollte man alle Begebenheiten ſammlen, welche einiges Licht über dieſe in unſern erleuchteten Zeiten — noch ſehr dunkle Materie verbreiten könnten. Die Nachwelt wird erſt den Dienſt erkennen und die Früchte einſammlen, welchen Ihr Journal dieſer Aufklärung leiſtet. In dem finſtern Mittelalter wurde jede unerklärbare Begebenheit für Zauberei und Bündniß mit dem Teufel gehalten, und mit Feuer und Schwerdt beſtraft, niemand entdeckte alſo, was ihm begegnete; in unſern Tagen, da die Gewalt des Teufels ſehr beſchnitten worden iſt, hält man dergleichen Ahndungen und Erſcheinungen für Kinder einer ſchwärmeriſchen Phantaſie, für Milzſucht, mit einem Wort, für Narrheit.

Beide Urtheile verrathen aber unſere Unwiſſenheit; die Moralität beider Urtheile gehört nicht hieher, genug, daß beide den Gordiſchen Knoten entzweihauen, aber nicht auflöſen, und ohne dieſe Auflöſung werden wir niemahlen weder die geringſte Erklärung aller dieſer Begebenheiten geben können, noch einen deutlichen Begriff von dem Weſen und der Wirkung unſerer Seele haben; die Metaphyſik mag ſo feine Grundregeln ausklüglen als ſie will, eine jede ſolche Begebenheit — deren Exiſtenz nun einmahl doch nicht zu leugnen iſt — wird die Theorie durch Erfahrung verſtimmen.

Nach dieſem Eingang eile ich nun, Nachricht von einer noch lebenden Perſon zu geben, die alles übertrifft, was mir bishero von ſeltenen Erſcheinungen vorgekommen iſt, und deren Gewißheit — ich ſelbſt, wenn ich nicht genau bekannt mit ihr wäre — bezweiflen würde, wenn die Geſchichte erſt nach ihrem Tod bekannt gemacht würde.

In Frankfurth am Main lebt die Frau eines wohlhabenden Handwerkers — den Nahmen wird der Herausgeber jedem bekannt machen; ihn öffentlich zu drucken, findet man jetzo noch Bedenken, um den Ueberlauf und das Abentheuerliche zu vermeiden — welche dermahlen an die ſechzig Jahre hat; ſeit ihrem funfzehnten Jahr hat ſie von jedem Todesfall, der ſich unter ihren Bekannten und Verwandten ereignete, nicht Ahndung, ſondern wirkliche Erſcheinung. In ihrer Kindheit, ſagte ſie mir: habe ſie nie etwas geſehen,

ſehen; in ihrem funfzehnten Jahr aber erſchien ihr ihre Großmutter, in einem Zimmer, wo ſie mit den Fleck zeigte, an einem Nachmittag, wie ſie im Hauſe zu gehen pflegte; ſie glaubte auch, es ſei die Großmutter, redete ſie an, und das Bild verſchwand vor ihren Augen; ohne zu wiſſen, was es bedeute, glaubte ſie, ſie hätte ſich geirret, in einigen Wochen darauf war aber die Großmutter todt, welche bei der Erſcheinung noch friſch und geſund war.

Von dieſem Zeitpunkt an hat ſie öftere Erſcheinungen gehabt, und die Erfahrung hat ſie gelehrt, daß ſolche zuverläſſig den nahen Tod der erſchienenen Perſon bedeuten. Die Erſcheinungen ſind aber nicht immer gleich, bald erſcheint die Perſon ganz, wie ſie im Leben iſt, bald erſcheint ein weiſſes Bild vor ihr, welches aber jederzeit die Geſtalt einer ihr bekannten Perſon hat, deren Tod ſie auch immer vorherſagt.

Ein einigesmahl und zwar im October 1784 erſchien ihr die Leiche völlig angekleidet im Sarge von einer lebenden Bekanntin, auſſer dieſer beſtimmten Erſcheinung hat ſie nie eine ähnliche gehabt. Ihr erſter Mann iſt ihr vor dreißig Jahren an einem Nachmittag vor dem Tiſch ſitzend erſchienen, ſie redet ihn an und das Bild verſchwindet, ſie gehet alsdenn, ihren Mann im Hauſe aufzuſuchen; man ſagt ihr: er ſei ſeit einer Stunde ausgegangen und er kommt auch erſt nach einer Stunde wieder nach Hauſe; auf Befragen beſtätiget ſich es, daß er nicht zurückgekommen war, und in drei Monathen nach dieſer Erſcheinung war er todt, bei der Erſcheinung aber noch friſch und geſund. An einem Tag gehet die Frau in die Küche und ſiehet eins ihrer Kinder unter ihren Füſſen liegen, daß ſie der Magd ruft: thut das Kind hinweg, ich trete darauf, und das Kind verſchwand, in vier Wochen war es todt. Dergleichen Erſcheinungen könnte ich nun noch viele anführen, da aber nun die Gewißheit derſelben einmal ganz auſſer allem Zweifel iſt, ſo iſt es überflüſſig. Es iſt mit dieſer Frau ſo weit, daß wenn jemand in unſerer Familie krank iſt, ſo laſſen wir ſie bitten, uns ſagen zu laſſen: ob der Kranke ſtirbt oder nicht, und ihre Wahrſagung iſt Gewißheit; die Erſcheinung vom October 1784 war die Vorbedeutung des Todes meiner Schwiegermutter. In dem Augenblick, da ich dieſes ſchreibe, iſt eine der beſten Freundinnen dieſer Frau gefährlich krank, die Aerzte haben ihr ſchon vor vier Wochen das Leben abgeſprochen, unſere Geiſterſeherin hat aber noch keine Erſcheinung gehabt, und ſie hat bis dieſe Stunde gegen die Aerzte behauptet, ihre Freundin würde nicht ſterben. Seit dem dieſes geſchrieben, iſt dieſe Freundin wieder geſund worden.

Soweit wären nun die Erſcheinungen ohnleugbar beſtätiget. Nun iſt noch etwas von den beſonderen Umſtänden derſelben anzumerken. Alle

Erſcheinungen, die ſie in der ganzen angekleideten Geſtalt der Perſonen gehabt hat, ſind ihr immer rückwärts erſchienen, und die weiſſen Bilder, welche ihr erſchienen und die Geſtalt einer ihr bekannten Perſon ganz kenntbar abbilden, haben niemahlen ein ordentliches Geſicht, ſondern das Geſicht iſt wie ein dunkler Schatten, die einige Erſcheinung, wo ſie ein deutliches kenntbares Geſicht ſahe, war die Leiche im Sarg vom October 1784.

Wenn ein Todesfall unter ihren Blutsverwandten entſtehet, ſo hat ſie öftere Erſcheinungen von dem nämlichen Bild, bedeutet es aber einen ihrer Bekannten, ſo iſt die Erſcheinung nur einmal. Doch iſt mir ein Fall bekannt, wo ſie keine Erſcheinung hatte. Mein Schwager, ein Menſch von zweiundzwanzig Jahren, ſtarb in Paris; man erhielt Nachricht von ſeiner Krankheit, das Orakel wurde alle Tage gefragt, es kam aber keine Erſcheinung, und er iſt auch ohne Erſcheinung geſtorben; ſie ſagte mir ſelbſt, daß ſie dieſer Vorfall wundere, da ſie ſo viel auf das ganze Haus halte, und der Menſch unter ihren Augen aufgewachſen ſei. Die Frau lebt jetzo in der zweiten Ehe und hat erwachſene Kinder, keins von den Kindern hat bis jetzo irgend eine Ahndung oder Erſcheinung gehabt; ſie kann mir auch nicht ſagen, ob ihre Eltern oder Voreltern oder eins von denſelben eben dergleichen Erſcheinungen gehabt haben. Nach dem Abſterben einer erſchienenen Perſon hat ſie noch niemalen etwas weiter bemerkt, welches mir beſonders merkwürdig vorkommt, weil alle bisherige Erſcheinungen noch ſo zu ſagen dießſeits des Grabes ſind; jenſeit des Grabes aber auch hier die Stille und Dunkelheit herrſcht, welche zu ergründen und aufzuklären das Menſchengeſchlecht vielleicht niemalen fähig ſeyn wird.

Man könnte nun glauben, dieſe Frau ſei eine Betrügerin oder wenigſtens eine Schwärmerin; ſie iſt aber keins von beiden! Ein jeder, der ſich bemühen wird, ſie kennen zu lernen, wird bei dem erſten Anblick davon überzeugt ſeyn. Sie macht ſich gar kein Verdienſt aus dieſen Erſcheinungen, beklagt vielmehr ihr Schickſal, daß ſie dergleichen Beängſtigungen ausgeſezt ſei, und bittet Gott beſtändig, ſie und jedermann damit zu verſchonen; öfters hat ſie Erſcheinungen und ſagt ſie nicht, um die Perſonen, die es betrift, nicht zu erſchrecken. Ihr Mann und ihre Kinder werden es aber ſogleich gewahr, wenn ſie eine Erſcheinung gehabt hat, ſie ſagen ihr: es iſt wieder etwas vorgegangen, ſie geſtehet es gleich, ſagt allenfalls ihrem Mann dieſes oder jenes geſehen zu haben, und dabei bleibt es, weil die übrigen ſich fürchten, eine ſchreckenvolle Neuigkeit zu vernehmen. Dieſe beiden Eheleute ſind übrigens rechtſchaffene und brave Perſonen, die ihre Hanthierung mit Fleiß abwarten, ihr reichliches Auskommen haben, und gar den Begriff nicht haben, Sachen zu erdichten, die ihnen nichts eintragen, oder von denen ſie gar keinen Nutzen zu hoffen haben. Durch dieſe öftere Erſcheinungen iſt die Frau durch jedesmahliges Schrecken ſo furchtſam und kränklich geworden, daß ſie nicht gerne allein iſt, und über Schmerzen im Unterleibe ſehr klagt. Nichts deſtoweniger hat ſie die Erſcheinungen aber im Beiſeyn anderer Menſchen. Sie ſagte mir noch kürzlich, wenn ſie eine ſolche Erſcheinung habe und behalte ſo viele Gegenwart des Geiſtes, daß ſie ſagen könne: Ach, Herr Jeſus! oder daß ſie die Perſon mit Nahmen nenne, oder daß ſie nur einige Worte ausſprechen könne, ſo verſchwinde das Bild ſogleich; überfiele ſie aber Angſt, daß ſie nichts reden könne, ſo bliebe das Bild ſo lange vor ihr ſtehen, bis ſie ſich erhohlt hätte, und ſie ſehe es alsdenn noch.

Wer Kenntniß genug hat, einige richtige Schlußfolgen aus dieſer Begebenheit zu beſtimmen, der thue es, und er wird ſich verdient machen um die Seelenkunde; mir iſt es genug, das Faktiſche bekannt gemacht zu haben.

F * * den 4ten October 1785.

L * *.

6.

Auszug aus einem Briefe.

Haag den 15ten December 1785.

So eben habe ich in einer müſſigen Stunde den * * * Band der Berliniſchen Bibliothek durchgeleſen, und finde darin einen Auszug von ihrem Werke, das den Titel führt: Maga in u. ſ. w.

Dieſer Auszug iſt weitläuftig genug, um mir eine vollſtändige Idee von ihrem Plane zu geben.

Es iſt immer mein Steckenpferd geweſen, Beobachtungen über mich ſelbſt, über Kinder, über Träume, über Wahnwitzige, u. ſ. w. anzuſtellen. Allein meine geſchäftsvolle Situation im Leben hat mir nicht verſtattet, mich anders als im Vorbeigehn, mit dergleichen Gegenſtänden zu beſchäftigen. —

Indes iſt dieß bis jetzt noch ein unbedeutendes Feld geweſen, zu deſſen Kultur faſt ein jeder beitragen könnte, und doch bis jetzt nur ſehr wenige beigetragen haben. —

Bonnet hat angerathen, Träume zu beobachten, und diejenigen bekannt zu machen, welche zur nähern Kenntniß der Seele beitragen könnten — Ein Arzt in Mietau hat Beobachtungen über Narren und Wahnwitzige angeſtellt — Herr Tiedemann hat intereſſante Verſuche über den Menſchen bekannt gemacht, und ein andrer hat ein Buch über Ahndungen herausgegeben.

Aber dieß alles hat nur entferntere Aehnlichkeit mit meinem Plane, Materialien zu einer Experimentalſeelenlehre zu ſammlen, mit welchem der Ihrige völlig übereinſtimmt. —

Ich habe daher keinen Augenblick gezaudert, und ſogar die Nacht zu Hülfe genommen, um Sie zu der Fortſetzung eines Unternehmens zu ermuntern, daß mehr als Luftbälle, Magnetiſmus, und zwanzig andre Thorheiten mehr, in der Geſchichte unſres Jahrhunderts Epoche machen kann, wenn ſich die Aufmerkſamkeit darauf hinlenkt.

Wie ſehr wünſchte ich, in einer Lage zu ſeyn, die mir Muße genug übrig ließe, um Ihnen zu beweiſen, wie wichtig mir Ihr Unternehmen iſt.

Alles aber, was ich für jetzt thun kann, iſt, daß ich in der Eile, zwei oder drei Erfahrungen niederſchreibe, die aus der Menge von Faktis, welche ich beobachtet habe, gerade die erſten ſind, die ſich meinem Geiſte darſtellen. —

Van Goens.

Sonderbare Aeußerung der Gedächtnißkraft im Traume.

In meinem eilften Jahre beſuchte ich die lateiniſche Schule zu Utrecht, wo in der Klaſſe, in welcher ich ſaß, eine gewiſſe Rangordnung unter den Schülern ſtatt fand, die ſich nach dem jedesmaligen

gen Beruf des Fleiſſes und der Aufmerkſamkeit richtete, und ſich alſo oft veränderte.

Dasjenige, worin man wetteiferte, waren bald lateiniſche Exerzizien, bald Lektionen zum Auswendiglernen u. ſ. w., und unter andern auch Fragen, welche grammatikaliſche Regeln oder lateiniſche oder griechiſche Phraſen betrafen, und von dem Lehrer zuerſt an den oberſten, und wenn dieſer ſie nicht beantworten konnte, an den folgenden, u. ſ. w. gethan wurden; welcher denn die Antwort wußte, wurde über denjenigen geſetzt, der ſie nicht gewußt hatte.

Nun träumte mir einſtmals, daß ich mich in der lateiniſchen Klaſſe befand; daß der Lehrer eine Frage über den Sinn einer lateiniſchen Phraſes aufwarf, und daß ich gerade der erſte in der Reihe war, und den feſteſten Vorſatz bei mir empfand, dieſen Platz, wo möglich zu behaupten.

Da mir aber nun die Frage wirklich vorgelegt wurde, blieb ich ſtumm, und zerbrach mir vergebens den Kopf, um die Antwort darauf zu finden.

Ich ſahe denjenigen, der nach mir ſaß, Zeichen der Ungeduld von ſich geben, um befragt zu werden — ein Beweiß, daß er die Antwort wußte. —

Der Gedanke, an dieſen meine Stelle abtreten zu müſſen, ſetzte mich beinahe in eine Art von Wuth; aber ich ſuchte vergebens in meinem Kopfe nach: und konnte den Sinn der Phraſes auf keine Weiſe herausbringen.

Der Lehrer ermüdete endlich, mir länger Zeit zu laſſen, und ſagte zu dem Folgenden: nun iſts an dich.

Und der Schüler ſetzte ſogleich den Sinn der Phraſes deutlich auseinander, und dieſe Auseinanderſetzung war ſo einfach, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich nicht darauf hatte verfallen können. —

Es erhellet, glaube ich, ſchon aus der einzigen Erzählung dieſes Traums, daß ich von meiner frühesten Jugend an, einen Hang gehabt haben müſſe, mich ſelbſt zu beobachten, weil ich beim Erwachen über dieſen dem Anſchein nach ſimpeln, und doch in der That faſt unerklärbaren Traum, ſo frappirt war, daß er mir nachher immer lebhaft im Gedächtniß geblieben iſt. — Ohne daß ich, nach einen Zwiſchenraum von ſechsundzwanzig Jahren, im geringſten mehr als damals, im Stande bin zu begreifen, wie die Seele, welche mit der größten Anſtrengung vergebens etwas ſuchet, in einer Minute oder vielmehr in einer Sekunde, die Seele werden kann, die eben dieſelbe Sache ſehr gut weiß, indem ſie ſich zugleich einbildet, es ſelbſt nicht zu wiſſen, ſondern es eine andere ſagen zu hören. —

Dergleichen Träume ſind aber weit gewöhnlicher, als man glaubt, weil man ſeine Aufmerkſamkeit nicht darauf richtet. —

Mehr als hundertmal habe ich im Traume Briefe geleſen, und empfangen, worin, wie ich mich beim Erwachen erinnerte, Neuigkeiten enthalten waren, in denen nichts Unzuſammenhängendes war, und welche, ob ſie ſchon falſch waren, doch auch eben ſo gut hätten wahr ſeyn können, ohne daß ich wachend daran gedacht, oder ſie erdacht hätte.

Unempfindlichkeit gegen ihren Zuſtand bei Wahnwitzigen.

In Werthers Leiden heißt es von einem verrückten Menſchen, daß er ſich der Zeit, in welcher er an Ketten gelegen hatte, immer noch mit Vergnügen erinnert habe, es ſei ihm da ſo wohl geweſen, wie dem Fiſch im Waſſer.

Ich habe einige Jahre lang das Oberaufſeheramt über alle Zuchthäuſer in der Stadt, und dem Territorium Utrecht gehabt.

Bei dieſer Gelegenheit hatte ich verſchiedne Jahre lang ein Mädchen von vierunddreißig bis ſechsunddreißig Jahren beobachtet, die ſo raſend war, daß man ſie nackend laſſen mußte, weil ſie alle Kleider ſogleich zerriß.

Ich habe dieß arme Geſchöpf, welches ſchon nichts als Haut und Knochen war, mehr als hundertmal, nackend auf dem Stroh liegen ſehen, in einer Kammer, die nichts als ein eiſernes Gitter hatte, wodurch das Licht hereinfiel, und ohne Fenſter war, weil ſie die Fenſterſcheiben, ſo wie alles Zerbrechliche, ſogleich zerbrach. —

Eines Tages beſuche ich das Haus, und bemerke an der Perſon, die mich hereinläßt, eine Phyſiognomie, die mir zwar bekannt vorkam, aber deren ich mich doch nicht deutlich erinnern konnte.

Es war ein wohlgekleidetes, ehrbares, ſtarkes und geſundes Mädchen, welches mich auch zu kennen ſchien. Indem ich das Haus unterſuche, frage ich dem Herrn, wo er ſeine neue Magd, die ich mich anderwärts geſehen zu haben erinnerte, herbekommen habe.

Ihr mögt ſie freilich wohl oft geſehen haben, mein Herr, gab er zur Antwort — und ließ mich weiter nachſuchen, bis er mich endlich der Unglücklichen auf den Stroh erinnerte — „Es ſind nun
„drei Monathe, ſagte er, daß ſie völlig wieder
„hergeſtellt iſt. — Etwas Niedergeſchlagenheit,
„die ihr noch übrig geblieben iſt, ausgenommen,
„hat ſie wieder ihre geſunde Vernunft, ſo gut, als
„einer ſie haben kann. — Ich wollte ohnedem von
„ihr Bericht abſtatten, weil ſie auf die Probe ge-
„ſtellt werden kann, um ſie wieder loszulaſſen.“

Ich befriedigte darauf meine Neugierde, dieſer Perſon eine Menge Fragen über ihren vorhergehenden Zuſtand zu thun, und hörte verſchiedene Dinge von ihr, welche von der Art ſind, daß ich ſie nie offenbaren werde.

Es gehen mit raſenden Menſchen ſo außerordentliche Sachen vor, daß wenn man mehrere beſtätigte Erfahrungen von der Art hätte, die ſonderbarſten Folgen daraus gezogen werden könnten.

Unter andern aber befragte ich ſie, wegen der phyſikaliſchen Empfindung, die ſie in Anſehung ihres Zuſtandes gehabt hatte. — Und ſie gab mir zur Antwort, daß ſie ſich vollkommen erinnerte, nie die geringſte Empfindung von **Kälte**, oder ſonſt einer **Ungemächlichkeit** gehabt zu haben, ausgenommen bei Gewittern, wo ſie viel Schrecken und Angſt ausſtand, und ſich allemal tief ins Stroh verbarg, oder in einen Winkel kroch.

Kurz der ſieben oder acht Jahre, die ſie in dieſem Zuſtande zugebracht, erinnerte ſie ſich wie im Traume, aber doch im Ganzen genommen mit mehr angenehmen, als unangenehmen Empfindungen.

So wahr iſt es, daß es, ſowohl von Seiten der phyſikaliſchen Empfindlichkeit, als von Seiten der Moral ſelbſt, in den Situationen, die uns oft am ſchrecklichſten vorkommen, Schadloßhaltungen giebt, die bewundernswürdig ſind.

Erinnerung aus den Jahren der Kindheit.

Sie erwähnen eines Herrn Fiſchers, der ſich des Hauſes ſeiner Eltern erinnerte, aus welchem er im dritten Jahre gegangen war.

Eine meiner Rückerinnerungen aus den Jahren meiner Kindheit, iſt um die Hälfte früher, und was den Gegenſtand anbetrift ſtärker, weil ich in dem Hauſe, deſſen ich mich erinnere, nur einen einzigen Tag zugebracht habe.

Meine Anverwandten beſuchten nehmlich, da ich noch in den Armen meiner Wärterin getragen wurde, oder am Gängelbande ging, einen Freund, der zwei Meilen von der Stadt ein Haus bewohnte, woran er durch ſeine Bedienung gebunden war.

Man nahm mich mit dahin, und dieſer Umſtand aus meiner Kindheit, iſt meinem Geiſte unter allen am meiſten gegenwärtig geblieben.

Ich weiß, daß die Reiſe zu Waſſer in einem kleinen Boote geſchah, woran das Thau, das durch ein Pferd gezogen wurde, unterwegens riß, und wir dadurch in einige Gefahr geriethen.

Ich erinnere mich an das kleinſte Lokale des Hauſes, wo man mich herumgeführt hatte; an eine Art von Fiſchteich hinterm Hauſe, und dergleichen mehr.

Ich weiß gewiß, daß ich während der Zeit nie in dem Hauſe geweſen war, als ich nach dreißig oder einunddreißig Jahren, einen Freund beſuchte, der damals das Haus bewohnte.

Das Zimmer, worin er mich aufnahm, erkannte ich nicht mehr, ob es gleich dasjenige war, worin man vor dreißig Jahren geſpeiſet hatte. Vermuthlich hat man mich damals, weil ich noch auf den Armen getragen wurde, während dem Eſſen fortgeſchickt.

Es war vorzüglich der Hintertheil des Hauſes, und das Waſſerbehältniß, das ich mir lebhaft vorſtellte; vielleicht wegen des Vergnügens, das ich gehabt hatte, Hechte lebendig fangen zu ſehen.

Dieß bewog mich, meinen Freund zu bitten, daß er mich ſein Haus möchte ganz durchgehen laſſen, ohne mir etwas zu ſagen, weil ich meine beſondere Urſache dazu hätte, alles allein ſehen zu wollen. Er ließ mir meinen Willen: und ich fand wirklich alles Innere auf das genaueſte meiner Erinnerung gemäß.

Freilich mutatis mutandis; das heißt: das Verhältniß der Größe der Gegenſtände ausgenommen: denn alles kam mir jetzt viel kleiner, wie damals vor, welches auch ſehr natürlich iſt. —

Ich habe mich nachdem ſorgfältig nach der Zeit erkundiget, in welcher mein Anverwandter dieſe Wohnung verlaſſen hat — und es hat ſich befunden, daß ich zu der Zeit noch nicht zwei Jahr, und alſo bei dem Beſuch, den wir bei ihm abſtatteten, ohngefähr anderthalb Jahr alt geweſen ſeyn mag.

Van Goens.

7.

Schack Fluurs Jugendgeſchichte.

Ein
Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde.

von

C. F. Pockels.

Erſtes Stück.

Schack Fluur war der jüngſte Sohn eines würdigen Landgeiſtlichen in einem Brandenburgiſchen Dorfe ohnweit H* *. Dieſer Mann, welcher ſich durch einen unermüdeten Fleiß in den Wiſſenſchaften aus einem niedern und höchſtdürftigen Zuſtande nach und nach emporgeſchwungen hatte, ſtand durchgehends in dem Rufe eines ſehr rechtſchaffenen und einſichtsvollen Predigers, und ſeine Gemeinde, die ihn ſeiner Amtsſtrenge ohnerachtet wie einen Vater liebte, beweint noch jetzt den Verluſt,

luſt, welchen ſie vor einiger Zeit durch den Tod ihres alten treuen Lehrers erlitten hat.

Ich habe nie einen lebhaftern und feurigern Mann als ihn geſehen. Er war faſt immer guter Laune, immer mit Wenigem zufrieden, und beſaß die ſeltene Gabe, auch andern Menſchen Zufriedenheit einzuflößen, indem er ſie auf die gefälligſte Art aufzuheitern, und durch ſeinen äußerſt angenehmen Umgang gleichſam mit der Welt auszuſöhnen wußte. Sein Haus war daher immer der Wohnſitz der Freude, der Munterkeit und jugendlicher Scherze, und jeder Vernünftige ſahe gern den Mann, der bei einem ſehr mäßigen Auskommen mit ſeiner Familie ſo zufrieden lebte, und durch ſein heiteres Weſen, wobei er nie die Grenzen der Anſtändigkeit aus den Augen ſetzte, die trüben Launen anderer ſo glücklich heilen konnte. Aber ſeine außerordentliche Lebhaftigkeit, verbunden mit der ſtrengſten Wahrheitsliebe, die einen der edelſten Züge ſeines vortreflichen Charakters ausmachte, war auch bisweilen Schuld daran, daß leicht zu beleidigende Menſchen ſeine erklärten Feinde wurden, worunter ſich ſonderlich einige fromme Herren des halliſchen Waiſenhauſes auf die unedelſte Art auszeichneten. — Gemeiniglich loderte ſein Feuer, wie bei allen lebhaften, aber zugleich gutmüthigen Seelen nur einige Augenblicke auf. Heftige Leute ſind, wie die Erfahrung lehrt, gewöhnlich nur bei dem erſten Aufwallen ihres Bluts, in der erſten Hitze des Affekts wild und jähzornig; ſind dieſe Augenblicke, in welchen ſich ohnedem die wenigſten Menſchen in ihrer Gewalt haben, vorüber: ſo werden ſie wieder die gefälligſten und beſten Leute von der Welt, und ſind dann oft die Erſten, welche ſich über ihre Hitze Vorwürfe machen. Dieß war grade der Fall bei Schacks Vater. Er wurde leicht aufgebracht; eine Kleinigkeit konnte ihn in Flammen ſetzen, und ein heftiges Feuer glühete alsdenn in ſeinen funkelnden Augen; aber er war auch bald wieder beſänftiget, ſonderlich wenn er einiges Nachgeben bemerkte, — ein Umſtand, wodurch ſo leicht die heftigſten Gemüther entwafnet werden können. Ein gutes Wort von ſeiner Gattin konnte ihn oft mitten in ſeiner Hitze zu einem Lamme machen, und er vergab alsdenn mit einer unbeſchreiblichen Herzensgüte oft ſeinen gröſten Beleidigern. Von unzähligen Beiſpielen nur eins, wie leicht der brave Mann mit denen, die ihn offenbar gekränkt hatten, wieder ausgeſöhnt werden konnte. —

Einſtmahls hatte er einigen Studenten, die ſich in ſeiner Kirche während des Gottesdienſtes unanſtändig aufgeführt, und ihm mit einer unverſchämten Burſchendreiſtigkeit grade ins Geſicht gelacht hatten, bei ſeinem Heimgange aus der Kirche auf eine ſehr derbe Art die Wahrheit geſagt. Die Studenten hatten, wie man leicht vermuthen kann, ſeine Verweiſe — mit Grobheiten erwiedert

dert; waren aber doch mit einigen Zeichen der Beſchämung über ihr Betragen von ihm gegangen. So hatte ſich der feurige Mann in ſeinem ganzen Leben nicht geärgert, und er war ſchon auf dem Wege, ſie als Stöhrer des öffentlichen Gottesdienſtes förmlich zu verklagen; allein nach einigen Minuten war ſeine Hitze vorüber, er ſchickte hinter den Studenten her, ließ ſie freundſchaftlich zu einem Abendbrodte einladen, und brachte mit ihnen, da nun beide Partheien wieder beſänftigt waren, und jene auf eine anſtändige Art wegen ihres Betragens um Verzeihung gebeten hatten, einige vergnügte Stunden in ſeinem Hauſe zu. — Nur einmahl blieb der gute Mann eine Zeitlang unerbittlich, als er einem ſeiner Kinder einen groben Fehler vergeben ſollte, wodurch ſein väterliches Herz zu ſehr gekränkt worden war, und wovon ich unten reden werde. —

Seine Gattin war in Abſicht ihres Temperaments grade das Gegentheil von ihm. Sie hatte von Kindheit an, fern von der Stadt und allen heitern Geſellſchaften in dem Hauſe ihres Vaters, der auch ein Landgeiſtlicher war, eine ſehr ſtille und fromme Erziehung genoſſen, hatte von ihrem zwölften Jahre an bis ins zwanzigſte keine Sonntags- oder Wochenpredigt verſäumt, und hatte, nach ihrem eigenen Zeugniß, binnen dieſer Zeit die

Bibel

Bibel vier- und Arnds wahres Chriſtenthum achtmahl durchgeleſen. Dadurch war ſie nun das frömmſte Mädchen in der ganzen Gegend geworden, und dieß hatte ihrem ganzen weiblichen Charakter ſo etwas ausnehmend Sanftes, Andächtiges und Unſchuldiges gegeben, daß ſich ihre Eltern im Beſitz eines ſolchen Kindes unendlich glücklich fühlten, und ſie immer ihrer ältern Schweſter, die ihnen zu lebhaft war, und noch jetzt beinahe in einem Alter von ſiebenzig Jahren die Lebhaftigkeit eines jungen Mädchens hat, als das beſte Muſter der weiblichen Sittſamkeit vorzuſtellen pflegten. —

Schacks Mutter hatte in ihren Mädchenjahren nie eine Neigung zum Heirathen gefühlt, — eine Neigung, die doch ſonſt jungen Frauenzimmern ſehr natürlich ſeyn ſoll; ſondern hatte ſichs vielmehr immer als das größte Glück gedacht, nach dem Tode ihrer Eltern als eine alte Jungfer in einem Kloſter leben und ſterben zu können. Ein Wunſch, der ohnſtreitig durch ihr etwas kaltes Temperament, und durch das viele leſen myſtiſcher Bücher, welche im Hauſe ihres Vaters im größten Kredit ſtanden, erzeugt worden war, und ſich anfangs durch keinen Freier aus ihrem Herzen treiben ließ. Dreimahl hatte ihr nachheriger Mann perſönlich, und mit aller Beredſamkeit, die ein feuriger Liebhaber nur immer für ſein zärtliches Intereſſe anwenden kann, um ihre Hand angehalten; er hatte die herzbrechendſten Briefe an ſie geſchrieben; aber jedesmahl unter dem beſondern Vorwande abſchlägliche Antwort von ihr erhalten: daß ſie ihrem himmliſchen Bräutigam, dem ſie allein ewige Liebe geſchworen, nicht untreu werden wollte und könne. —

So ſehr man auch ihr, und vornehmlich ihre lebhafte verheirathete Schweſter, die von einem irdiſchen Bräutigam bereits deutlichere Begriffe als von einem himmliſchen hatte, jene ſchwärmeriſche Idee auszureden ſuchte: ſo war ſie doch bisher gegen dieß Alles, und ſelbſt gegen die männliche Schönheit ihres Liebhabers, wodurch ſonſt leichter, — als durch alles Andere weibliche Herzen hingeriſſen werden, völlig gleichgültig geblieben, bis ſie auf einmahl durch einen einzigen kleinen Umſtand für ihn eingenommen wurde, den ich hier, ſo unbedeutend er auch vielleicht ſcheinen mag, nicht mit Stillſchweigen übergehen will, weil er mir ein deutlicher Beweis iſt, daß unſere ernſthafteſten Entſchließungen nicht immer von langen äußern Vorbereitungen und Veranſtaltungen dazu, ſondern ſehr oft von der ſtillen Würkung der Zeit, und von denjenigen kleinen Umſtänden abhängen, welche die Fäden unſerer Leidenſchaften gerade auf der rechten Seite, — und in einem günſtigen Augenblicke berühren. —

Der junge Paſtor Fluur, welchem nun ſchon ſeit einem Jahre das Bild ſeines Mädchens unaufhörlich vor den Augen geſchwebt hatte, war an einem ſchönen Frühlingsmorgen endlich zum viertenmahl ausgegangen, um ihr Herz zu erobern. Halb verzweiflungsvoll über alle ſeine bisher vergeblich angewandte Mühe, wollte er dießmahl, es koſte was es wolle, den letzten zärtlichen Verſuch wagen, und hatte ſich heute zu dem Ende recht gefliſſentlich zu adoniſiren geſucht. Unter andern ſollten ein Paar ganz neue atlaſſne ſchwarze Unterkleider. und eine ſchneeweiß gepuderte, damahls ſehr modige Wolkenparucke das ſpröde Herz ſeiner Sophie beſtürmen helfen. Weil er aber mit Recht befürchtete, daß jene auf einem Wege von einer ſtarken Meile, und bei einem möglichen Sturme leicht einen Theil ihres Glanzes und ihrer Symmetrie verlieren dürfte, und ihm doch ſehr viel daran gelegen war, vor ſeiner Geliebten dießmahl ſo galant als möglich zu erſcheinen: ſo hatte er ſorgfältig Kamm, Spiegel und Puder mitgenommen, um ſeine Wolke im Fall der Noth, noch ehe er ins Haus ſeiner Schönen träte, wieder in Ordnung bringen zu können. —

Nicht weit von Sophiens Wohnung lag ein kleines Wäldchen. Dieß war der Ort, wo der junge ſchmachtende Geiſtliche den Himmel ſchon oft um das Herz ſeines Mädchens angeflehet hatte; hier wünſchte er ſehnlichſt, bald an der Seite ſeiner geliebten Braut wandeln zu dürfen, und hier war es nun auch, wo er dießmahl ſeine Toilette

mach

machte, indem er ſeine Wolke an einem abgebrochenen Weidenſtamm zu ihrer Ausbeſſerung aufhing. Fluur ſtand jetzt in der poſſierlichſten Figur von der Welt, im kahlen Kopfe, mit Mantel und Kragen vor ſeinem ungekünſtelten Putztiſch, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, die parallele Lage ſeiner Locken, welche unterwegs wirklich gelitten hatten, wieder herzuſtellen. Die Liebe, welche von jeher eine Tauſendkünſtlerin geweſen ſeyn ſoll, ſchien ſeine Finger dabei zu beflügeln; ein Puderregen, den er über ſie hergoß, gab ihnen bald ihre vorige Weiße wieder, und nach einer halbſtündigen Arbeit ſtand ſie zu ſeiner unausſprechlichen Freude von neuem in ihrem erſten Urglanze da. —

Fluur ahndete nicht, daß ihn ſein Mädchen hinter einem Strauche bei ſeiner ſonderbaren Toilette beobachtet hatte; noch weniger konnte er vermuthen, daß dieſer Anſtand vielleicht allein einen für ihn ſehr vortheilhaften Eindruck auf ihr Herz machen würde, — und doch verhielt ſichs wirklich ſo. Sophie hatte grade an dem Tage einen Spaziergang von ohngefähr nach dem Wäldchen gemacht, ſie hatte in der Ferne einen Mann in einer ſonderbaren Attitüde darin erblickt, und war neugierig genug geweſen, das wunderliche Geſchöpf näher kennen zu lernen. Sie erkannte bald zu ihrem größten Erſtaunen ihren Liebhaber; allein ſie konnte ſich nicht enthalten, herzlich über ihn zu lachen. Mit dieſer Empfindung, welche oft ſo ſonderbare und unerwartete Wirkungen in der menſchlichen Seele hervorbringt, ſchlich ſich Amor in ihr Herz. Sie vergaß ihren himmliſchen Bräutigam, dem ſie ewige Liebe geſchworen hatte; wurde durch die Mühe, die ſich ihr irdiſcher Bräutigam, um ihr zu gefallen, gab, gerührt, und fühlte von dem Augenblick an, daß er ihr nicht mehr wie ſonſt gleichgültig war. Sie ſchlich, ohne von ihm bemerkt zu werden, aus dem Wäldchen nach Hauſe; der nun völlig adoniſirte Liebhaber langte auch bald darauf an, und erhielt dießmahl — leichter, als ers geglaubt hatte, das Jawort. Seine liebe Gattin konnte ihm keine frohere Stunde machen, als wenn ſie ihn nachher an dieſe Scene erinnerte: ein heiteres Lächeln verbreitete ſich denn allemahl über ſeine Stirne, und er ſchien noch im ſiebenzigſten Jahre ganz das zu fühlen, was er in dem Wäldchen gedacht und empfunden hatte. —

Schack Fluur war das achte Kind aus dieſer Ehe, und einer der lebhafteſten Jungen, die je auf einem Steckenpferde geritten haben. Da ſeine Mutter ein öfteres Wochenbette, ſo oft ſie ſich auch dazu bequemen mußte, ärger als den Tod ſcheute: ſo pflegte ſie auch ihre Kinder gewöhnlich lange zu ſtillen. Schack hatte bereits ſchon das zweite Jahr erreicht, und faſt alle ſeine zweiunddreiſſig Zähne im Munde, als er noch Muttermilch trank. Dafür war er nun aber auch ein derber feſter Junge geworden, der keine einzige von den vielen Schwächlichkeiten kannte, welchen Kinder in den Städten durch eine allzufrühe Entwöhnung von ihren galanten Müttern, noch öfter aber durch die verdorbenen Säfte verbuhlter Ammen unterworfen ſind. Als Schack entwöhnt wurde, konnte er ſchon eine Menge Wörter ausſprechen, deren einige er ſich nach der Gewohnheit vieler Kinder ſelbſt geſchaffen hatte. So nannte er zum Beweis die Bruſt ſeiner Mutter, Hammeti. Traurig und unzufrieden ſchlich er nach ſeiner Entwöhnung herum, und klagte Tagelang über den Verluſt ſeiner lieben Hammeti, bis ihn ſein guter Appetit an andere Speiſen gewöhnte. —

Die Schwäche der Nerven in den erſten Jahren unſerer Kindheit, der Mangel am Nachdenken und Ueberlegen in dieſen Jahren, und vornehmlich der einer Sprache, ohne die es uns ſo ſchwer wird, abſtrakte Begriffe zu ſammeln, und endlich die gleichſam noch im Schlummer liegende Gedächtnißkraft unſerer Seele, ſind wohl die vornehmſten Urſachen, daß wir uns ſo wenige Dinge aus jener Zeit zu erinnern wiſſen. Was wir davon noch in unſerm Gedächtniſſe übrig behalten haben, ſind gemeiniglich dunkele Bilder, die bei ihrem Entſte-

hen zwar deutlich ſeyn mochten; nachher aber dur
eine Menge neuer und lebhafterer Ideen gleichſa
nach und nach in den Hintergrund der Seele g
ſchoben wurden, aus welchem ſie bisweilen mit e
ner ſchüchternen Schnelligkeit hervorkommen, u
ſer Gehirn durchkreuzen, und wieder verſchwinde
Merkwürdig bleibt es immer, daß dieſe verloſch
nen Ideen, die wir in der früheſten Kindheit b
kommen hatten, oft im ſpäten Alter mit ein
Deutlichkeit wieder im Vorgrunde der Seele e
ſcheinen, als ob ſie erſt ganz neuerlich entſtand
wären, und eine Menge wirklich neuerer Vorſt
lungen gänzlich verdunkeln können. — Es gie
viele Leute, die ſich aus ihrer ſpätern Jugend w
niger, oft gar keine Begebenheiten erinnern kö
nen; ob ſie gleich die, aus den allererſten Jahr
ihrer Kindheit mit einer vollkommenen Deutlichk
behalten haben, deren ich ein Paar aus dem G
dächtniſſe Schacks mittheilen will, weil ſie alle
dings mit zur pſychologiſchen Geſchichte ſeines R
mans gehören. —

Die erſte iſt folgende. Schack ſaß einſt d
Mittags ſchräg ſeinem Vater gegenüber bei Tiſch
Es wurde eine Suppe aufgetragen, die Scha
ſehr gern aß, und von welcher er durchaus zue
ſeine Portion haben wollte. Allein ſein vernünf
ger Vater hatte ſichs ein für allemahl zum ſtren
ſten Geſetz gemacht, ſeine Kinder nie durch eine
pünktliche Erfüllung ihrer Wünſche zu verwöhne

noch auch den jüngern vor den ältern Vorzüge einzuräumen. Er ſahe es ein, daß jenes Verwöhnen eine vernünftige Erziehung unendlich erſchweren, wo nicht gar fruchtlos machen, und daß dieſes Einräumen gewiſſer Vorzüge leicht die traurigſten Erbitterungen zwiſchen Eltern und Kindern oft lebenslang verurſachen könne. Schack bekam daher nicht zuerſt von der Suppe, die er ohnedem mit ſo vielem Ungeſtüm gefodert hatte; ſondern mußte zu ſeinem gröſten Verdruß warten, bis die ältern Geſchwiſter nach der Reihe ihren Theil bekommen hatten. —

Dieß und der derbe Verweis, welchen Schack von ſeinem Vater bekam, und vornehmlich, daß dieſer ſeiner Gattin den Teller aus der Hand nahm, welchen ſie dem ungeſtümen Forderer zuerſt reichen wollte, brachte ihn ganz auſſer ſich. Er fühlte einen innern Drang ſich zu rächen, und ſeine Wuth fand auch bald ein bequemes Mittel dazu; er ergrif haſtig den vor ihm liegenden zinnernen Löffel, und warf ihn ſeinem Vater ins Angeſicht. Schacks Vater erſchrack nicht wenig über dieſen kühnen Streich ſeines zweijährigen Kindes. So lieb er auch den feurigen Jungen hatte, ſo konnte er ſich doch nicht enthalten, ihn derb zu züchtigen, und dieſe Scene ſteht noch lebhaft mit allen Umſtänden vor Schacks Augen, ob ſie gleich vor etlichen zwanzig Jahren geſchehen iſt. —

Ich muß ein paar Umſtände anführen, welche zugleich gelegentliche Urſachen ſeines heftigen Zorns wurden. Es war eine Couſine bei der Mahlzeit gegenwärtig, welche er ſehr liebte, und die ſich jetzt auf eine launige Art über ſein Betragen aufhielt. Es that ihm in der Seele weh, daß er ſich in ihren Augen heruntergeſetzt ſah, und daß ſich dieſe ſeine ſo geliebte Geſpielin mit ſeinen übrigen Geſchwiſtern zu einem ſpöttiſchen Gelächter über ſeine Unarten, wozu ihn ſein Hunger zu legitimiren ſchien, vereinigte. —

Ueberdem war ihm ſein Vater in den erſten Jahren ſeiner Kindheit, wegen ſeiner ſtrengen Erziehung gewiſſermaßen verhaßt; — ſo unausſprechlich er ihn auch nachher zu lieben anfing, und ſo innig noch jetzt ſeine ganze Seele an dem Bilde des Seligen hängt. Schack blieb gemeiniglich ganz gleichgültig, wenn ſein Vater über Schmerzen ſeines Körpers klagte, ja er gönnte ſie ihm oft gar; gab ihm ſelten im Herzen Recht, wenn er ſich über andere ärgerte, beneidete ihn oft mit einen innern verbiſſenen Unwillen, wenn er ſich das beſte Stück bei Tiſche vorlegte, oder vom Rande des Hirſebreies die geſchmolzene braune Butter für ſich abſtrich, und fühlte ſich nie glücklicher, als wenn ſein Vater nicht zu Hauſe war

Dagegen liebte er ſeine Mutter, da ſie ſeiner Lebhaftigkeit freiern Lauf ließ, und ihn oft — vielleicht mit zu vieler mütterlicher Zärtlichkeit gegen die Strenge ſeines Vaters in Schutz nahm, unausſprechlich. Noch jetzt denkt er oft mit einem Gefühl der ſüſſeſten Freude, und einer Wehmuth, die ihm nicht ſelten heiße Thränen ins Auge gießt, an die glücklichen Stunden ſeiner Kindheit zurück, wo er des Umganges ſeiner guten Mutter genoß; wo er neben ihr über die lachenden Wieſen ſeines Dörfchens hüpfte, das Gärtchen mit Kohl bepflanzen half, und das Gras unter der Sichel der Mägde fallen ſah, was in ihm eine ſonderbare Senſation hervorbrachte. Noch ſchweben ihm alle die Bilder ſeiner kindiſchen Glückſeligkeit vor den Augen, wenn er ſeiner Mutter ein Bouquet von Blumen zur Kirche bringen, mit ihr die Garben des abgemäheten Feldes zählen, den Schnittern Erfriſchungen reichen, auf ſeinem Steckenpferde mit einem Aehrenkranz um den Arm, an dem ein rothes Bändchen flatterte, nach Hauſe reiten, und denn auf ihrem Schoße einſchlummern konnte. Solch ein herzliches, inniges, unbeſchreiblich ſüſſes Gefühl der Glückſeligkeit hat er nie wieder in ſpätern Jahren empfunden, und wirds auch nie wieder empfinden. —

Nichts war aber ſeinem Herzen ſchmerzlicher, und unausſtehlicher, als wenn ſeine Mutter von ihrem Tode ſprach, wovon ſie immer einige Vorbedeutungen gehabt haben wollte; oder wenn ſie nach ihrer Gewohnheit Lieder vom Tode und ewigen Leben ſang. Er lief alsdenn entweder ſo ſchnell er konnte weg, oder hielt ſich die Ohren zu, oder fing auch bitterlich zu weinen an, indem er dabei ſeine Mutter ängſtlich umarmte, und ihren Geſang mit ſeinen Küſſen zu unterbrechen ſuchte. Schack hatte gegen alle dieſe Lieder eine erſtaunliche Antipatie; ſonderlich war er gegen eins: Wenn mein Stündlein vorhanden iſt ꝛc. aufgebracht; ob er gleich die Lieder mit mehrerem Vergnügen ſingen hörte, worin von den Qualen der Gottloſen in der Hölle die Rede iſt. —

Wurde ſeine Mutter vollends krank: ſo hatte er Tag und Nacht keine Ruhe. Oft both er alsdenn, indem ihm die heißen Thränen über ſeine Wangen liefen, Gott um Verlängerung ihres Lebens; ſaß ſtundenlang mit geängſteter Seele, ihre Hand feſt in der ſeinigen, vor dem Bette, und erboſte ſich dabei nicht ſelten gegen ſeinen Vater, welcher ihm bei den Kränklichkeiten ſeiner Gattin viel zu kalt und gleichgültig zu ſeyn ſchien. Er gerieth aber alsdenn vollends in eine Art Verzweifelung, und litte unausſprechlich, wenn ſeine Mutter ſich die Geſänge beſtellte, welche bei ihrer Leiche geſungen werden ſollten, welches ſie faſt bei dem Anfalle jeder Krankheit zu thun pflegte. — Kurz ſeine Mutter war ihm Alles; war ihm das höchſte Gut der Erde und ſeine liebſte Geſellſchaft. Es kränkte ihm tief in der Seele, wenn ſie bisweilen unzufrieden mit ihm zu ſeyn ſchien, ſo wie er ſich hingegen unendlich glücklich fühlte, wenn ſie ihm einen zufriedenen Blick zuwarf, und andern ſeine Artigkeit rühmte. Der erſte Gedanke, wenn er des Morgens erwachte, war ſie, und er eilte, ſo viel er konnte, ihr immer das kindliche Opfer ſeiner Liebe zuerſt mit einem herzlichen Kuſſe zu bringen. Er glaubte dazu ein größeres Recht als ſein Vater zu haben, und es iſt ihm noch ſehr erinnerlich, daß er es nie ohne Unwillen und Eiferſucht anſehen konnte, wenn ſein Vater ſeiner Gattin einen Kuß gab, oder mit ihr zu ſcherzen anfing. —

Rouſſeau, dieſer große Kenner des menſchlichen Herzens, urtheilt ſehr richtig, wenn er in ſeinem Emil (1. Band. 1. B. Not. 1.) den Müttern wegen ihres größern und natürlichern Einfluſſes auf das Herz ihrer Kinder, auch ein größeres Recht zu ihrer erſten Bildung und Erziehung, als den Vätern einräumt, welche nach ſeiner Meinung durch ihre Ehrbegierde, ihren Geiz, ihre Tyrannei, ihre falſchangewandte Vorſichtigkeit, ihr nachläſſiges Weſen, und ihre harte Unempfindlichkeit den Kindern oft viel ſchädlicher, als die Mutter durch ihre blinde Zärtlichkeit werden. —

Eine andere Begebenheit, welche ſich mit unauslöſchbaren Zügen in Schacks Seele aus den früheſten Jahren der Kindheit abgedrückt hat, iſt dieſe. Als ſeine Eltern und Geſchwiſter eines Tages ruhig bei einander ſaſſen (es war im dritten Jahre des ſiebenjährigen Krieges) hörten ſie auf einmahl vor der Thür einen entſetzlichen Lerm, und ehe ſie ſichs verſahen, trat ein ungariſcher Huſar mit tauſend Flüchen in die Stube, und forderte von Schacks Vater eine Summe Geld, die dieſer, da er ohnedem ſchon zweimahl von den Feinden ausgeplündert war, unmöglich anſchaffen konnte. Er ſuchte ihn zwar gleich anfangs durch eine angenommene Höflichkeit, und noch durch ein anderes Mittel zu beruhigen, wodurch er ſchon oft die ungeſtümſten Söhne des Mars in einem Augenblicke zu Lämmern umgeſchaffen hatte, — indem er ihm Brandewein und Frühſtück vorſetzen ließ. Der Huſar trank auch das Glas einigemahl auf die Geſundheit ſeiner Thereſel, ſo nannte er die Kaiſerin Königin, aus; allein er fuhr demohnerachtet unter den fürchterlichſten Drohungen, indem er ſogar die Flinte gegen Schacks Vater richtete, fort, die Summe von hundert Piſtolen zu fordern, und die ſchrecklichſten Verwünſchungen gegen die ketzeriſchen Pfaffen auszuſtoſſen. Schacks Vater hatte noch eine halbe Piſtole in ſeinem Vermögen, dieſe drückte er gutmüthig dem Huſaren in die Hand, und verſicherte ihm heilig: daß er ihm gern mehr geben wolle, wenn ihn die Feinde nicht ſchon zweimahl zu einem armen Manne gemacht hätten. Allein der Bube wurde dadurch, gleichſam als ob er durch eine ſo kleine Gabe beleidigt worden wäre, noch mehr aufgebracht, warf das Goldſtück verächtlich, und mit Ungeſtüm auf die Erde, und zog den alten Fluur mit ſich gewaltſam fort, daß er ihm das verlangte Geld durchaus von ſeinen Bauern herbeiſchaffen ſollte. Schack gerieth durch den Anblick des ſchnurrbärtigen Kriegers, durch ſeine brüllende Stimme, und durch die Behandlung gegen ſeinen Vater in die größte Unruh. Er meinte, es ſeyn nun gewiß um ſein Leben geſchehen, und fing daher aus allen Kräften zu ſchreien an. Der Huſar wurde dadurch noch mehr in Hitze gebracht, ſtürzte mit einer grimmigen Miene und gezogenem Säbel auf den ſchreienden Knaben los, und ſagte, oder brüllte eigentlich die Worte, welche Schack noch immer zu hören glaubt: Wenn Du nit ſchwaigſt, kleine Canalge, ſo hau ich Dir halter den Schop herunter! Schacks Vater fiel dem tollen Kerl, welcher ſich rühmte, ſchon manches Ketzerkind von einander geſpalten zu haben, in die Arme, verwieß es ihm ſehr derb, daß er ſeine Courage an einem unſchuldigen Kinde auslaſſen wolle, und warf ihn endlich, ohne ſich weiter vor ſeinen Drohungen zu fürchten, zur Thür hinaus. Dieſer Kerl hat ſich ſo tief in Schacks Seele eingeprägt, daß er ihn noch mahlen könnte. Seine kleine etwas bucklichte Geſtalt, ſein hageres braungelbes Geſicht, das in der Mitte durch einen, zwei griechiſchen Circumflexen ähnlichen großen Knebelbart durchſchnitten wurde, ſeine Narbe auf der einem Backe, ſeine kleinen feurigen Augen, ſein krummer blitzender Säbel, kurz Alles iſt ihm noch von dieſem Kerl erinnerlich. —

Im dritten Jahr ſeines Alters wurde Schack, um ihn nur vorerſt ans Stillſitzen zu gewöhnen, in die Dorfſchule geſchickt. Nichts war ihm unausſtehlicher, als dieſe Einſchränkung ſeiner bisherigen Freiheit. Er ging anfangs nie ohne Weinen dahin, und alle Mittel, ſelbſt die Leckereien, welche man gebrauchte, um ihn zu beruhigen, waren für ihn nichts als traurige Erinnerungen an den Schulzwang, dem er ſich unterwerfen mußte. Er betrachtete die Schulſtube als einen Kerker, in welchem er eingeſperrt werden ſollte, und er konnte es nicht begreifen, warum ſich eine ſo große Menge von Schulkindern nicht vereinigten, um auf immer dieſen Kerker zu zerſtöhren. Dazu kam noch das hämiſche Weſen ſeines Schulmeiſters, der ihm ſchon lange der unausſtehlichſte Menſch geweſen war, und es nun noch mehr werden mußte, da er einige Gewalt über ihn bekam. —

Dieſer Schulmeiſter, der wahrſcheinlich noch lebt, war einer der größten und kaltblütigſten Schultyrannen, die je über den Rücken junger Leute geherrſcht haben; ein Menſch von dem ſchwärzeſten Charakter, und mit einer ſolchen ſich auszeichnenden heimtückiſchen Judasphyſiognomie, daß man ihn nur anſehen durfte, um ſich über ihn zu ärgern. Es giebt Leute, die ohne Zank nicht leben können, immer neue Gelegenheit dazu ſuchen, und immer bereit ſind, andern etwas Bitteres und Unangenehmes zu ſagen. Zu dieſer abſcheulichen Klaſſe von Menſchen gehörte P**. Es wurde ihm leicht, durch eine dummſpöttiſche Miene, und das boshaft ſatyriſche Gift, welches er in ſeine Worte zu miſchen wußte, die kälteſten Leute in Wuth zu ſetzen. Er ſelbſt blieb, wenn ſich andere halbtodt ärgerten, kalt wie eine Bildſäule, lachte ihnen dabei höhniſch ins Geſicht, verwunderte ſich auf eine beleidigende Art, daß ſich ſein Gegner ſo wenig in ſeiner Gewalt habe, und wußte durch ſeine beiſſenden Ironien den Aufgebrachten gemeiniglich ſoweit zu bringen, daß er vor innerer Wuth ſtillſchweigen mußte, und jener alſo allemahl triumphirend das letzte Wort behielt. Ein Kunſtgrif, wodurch es ihm gemeiniglich gelang, den lebhaften Paſtor Fluur zum Stillſchweigen zu bringen. An dieſem Manne ließ er vornehmlich die ausgedachteſten Stückchen ſeiner Bosheit aus. Er hielt ſich, z. B. Hunde, welche durch ihr nächtliches Bellen den Paſtor Fluur im Schlafe ſtöhren mußten; oft ſang er ganz andere Lieder, die ihm ſein Prediger nicht aufgegeben hatte, ſo, daß dieſer entweder zu zeitig, oder zu ſpät auf die Kanzel kam. Und ihn ſogar in ſeiner Predigt zu ſtöhren, eine Bosheit, die unerhört iſt, ließ er oft Viertelſtundenlang eine Pfeife der Orgel heulen, welches er durch einen Zug des Regiſters hätte vermeiden können. Selten pflanzte ſein Prediger junge Bäumchen, die er nicht umknickte, oder wenigſtens beſchädigte. Seine Zunge war unaufhörlich geſchäftig, ihn zu verläumden, und die unſchuldigſten Vergnügungen, die ſich der alte Fluur mit ſeinen Kindern machte, als Unanſtändigkeiten auszupoſaunen; — ja er nahm ſichs ſogar bisweilen heraus, ihm auf eine unſchickliche und grobe Art beim öffentlichen Gottesdienſte zu widerſprechen, wenn Fluur über die ſchlechte Beſchaffenheit der Dorfſchule klagte, und Mittel zu ihrer Verbeſſerung vorſchlug. Kurz es iſt unbeſchreiblich und überſteigt allen Glauben, wie ſehr dieſer böſe Menſch die Tage ſeines rechtſchaffenen Predigers verbitterte, und wie vielen Schaden ſein böſes Herz in der Gemeine ſtiftete. —

Der gute Fluur klagte ſein Leiden oft den Inſpektor des Kirchſprengels Froſch; aber er wurde nicht gehört. Der Inſpektor war der hohe Gönner aller Schulmeiſter, die ihm allerlei Neuigkeiten von ſeinen Predigern brachten, auch P * * war ſein Spion, und Fluur konnte alſo nichts ausrichten. —

Der Inſpektor gehörte unter diejenigen verachtungswürdigen Menſchen, welche in ihrer Jugend allen Ausſchweifungen ergeben ſind, und im Alter Heuchler und Pietiſten werden. In Jena hatte Froſch das liederlichſte Leben geführt, war aber demohnerachtet durch das Anſehn ſeines Vaters gleich nach ſeiner Zurückkunft von der Akademie Prediger geworden, und hatte bald darauf die Aufſicht über eine wichtige deutſche Schulanſtalt erhalten, über welche er mit einem unerhörten theologiſchen Deſpotismus zu herrſchen anfing. Die Lehrer und Schüler derſelben zitterten ſchon vor ſeinem Nahmen. Sein Wink war ein ſtrenger Befehl; alles gehorchte, ohne zu widerſprechen, ſo unpädagogiſch auch oft ſeine Befehle und Einrichtungen waren. Die kleinſten Fehler, oft ganz unſchuldige Vergnügungen derer, welche auf der Schulanſtalt keine Pietiſten waren, das heißt, eigenes Haar, Manſchetten, blanke Knöpfe, und farbige Kleider trugen, den Kopf nicht hingen, und die Worte Gnade und Wiedergeburt nicht alle Augenblicke ſeufzend im Munde führten, wurden gemeiniglich mit der größten Strenge, und nicht ſelten wider alle Gerechtigkeit und Menſchenvernunft mit der Caſſation beſtraft. Deſtomehr Gewalt hatten die frommen Creaturen des Inſpektors. Dieſe waren ſeine rechte Hand; aber eben ſo viel kleine Tyrannen, die einen jeden, der nicht ſo wie ſie heuchelte, verfolgen und beſtrafen durften, wenn ſie ſeiner habhaft werden konnten. Zum Theil waren es ſchwache einfältige Köpfe, die durch eine myſtiſche Frömmigkeit, welche ihnen den Gebrauch der geſunden Vernunft in Religionsſachen unterſagte, auch nach und nach allen Geſchmack am Schönen und Edeln verlohren hatten, ſobald es mit ihrer myſtiſchen Religion in keiner Verbindung ſtand. Ihr ganzer Anzug verrieth die Abſicht, warum ſie zu exiſtiren glaubten, nehmlich alles

Weltliche von ſich abzulegen und an nichts, als an ihren Herren Jeſum zu denken, den ſie beſtändig im Munde führten, und zum Deckmantel ihrer innern heimlichen Büberei machten. Sie trugen braune Röcke, ungepuderte Perucken, ſchwarze Unterkleider und — keine Manſchatten, welche ſie für untrügliche Zeichen eines ausgearteten Weltſinnes hielten. Auf der Straße ſchlichen ſie dicht an den Mauern der Häuſer hin, ſahen dabei gemeiniglich fern auf die Erde, und ſeufzten laut, wenn ſie ein eitel angekleidetes Frauenzimmer, einen offenen Buſen, oder einen Mann in einem mit Treſſen beſetzten Kleide erblickten. In des Inſpektors Hauſe, wohin die Vornehmſten wöchentlich ein Paarmahl zu einer Betſtunde zuſammenkamen, ſpielten ſie eben ſolche lächerliche Rollen. Sie traten mit Seufzen in ſein Haus, und mit einer Ehrfurcht in ſeine Stube, die mehr an Abgötterei gränzte. Kaum wagten ſie es, ihr geiſtliches Oberhaupt anzuſehen, und ſie ſchätzten ſich unendlich glücklich, wenn ſie zum Handkuß des Inſpektors gelangen konnten, welcher ſie gemeiniglich mit den Worten: der Herr ſegne Sie! anzureden pflegte. Dieß war der Gruß für ſeine Söhne in Chriſto, wie er ſeine Creaturen nannte. Gegen die ſogenannten Ungläubigen betrug er ſich ganz anders. Er begegnete ihnen mit einer Steifigkeit und einem Stolze, der nicht ſeines Gleichen hatte. Alle Prediger ſeines Kirchſprengels, die nicht zu den Gläubigen digen gehörten, waren jener übermüthigen Behandlung ausgeſetzt. Oft würdigte er ſie nicht einmahl ſeines Anblicks, ſondern ließ ſie durch ſeinen Sekretär, einen der größten geiſtlichen Schurken, abweiſen, welcher ſich dabei ein nicht geringes despotiſches Anſehn zu geben wußte, und in der That einen großen Einfluß in die Direktion des Kirchſprengels hatte. —

Der Schulmeiſter P** hatte den Ton der Frömmigkeit, der in des Inſpektors Hauſe herrſchte, abgelernt. Er wußte ſeine Stirne ſo heilig zu falten, und ſeine Augen ſo andächtig zu verdrehen, daß ihn Froſch für einen kreuzbraven Mann hielt, ob er gleich dieſen kreuzbraven Mann gebrauchte, einen armen Prediger zu kränken, der keinen Beruf in ſich fühlte, zur Zahl ſeiner Gläubigen zu gehören. Alle Bubenſtücke des Schulmeiſters blieben alſo ungeſtraft, und der alte Fluur mußte ſie — ohne Rettung, tragen. —

Es iſt unglaublich, wie hämiſch und ungerecht manche Inſpektoren mit den armen Landpredigern umgehen, und wie weit ſie ihre Begriffe von Subordination über ſie ausdehnen. Ich habe die rechtſchaffenſten und würdigſten Landgeiſtlichen gekannt, welche von jenen auf die unedelſte Art verfolgt und zurückgeſetzt wurden, weil ſie nicht ihrem Stolze fröhnen, und ihrer Küche dienen wollten. Hingegen hab' ich andere gefunden, welche nicht die Stelle eines Kirchhüters, geſchweige eines Predigers verdienten, und doch von ihren Inſpektoren auf alle Art begünſtigt wurden, weil ſie niederträchtig zu kriechen, und für die — Speiſekammer der Frau Inſpektorin, oder der Frau Räthin zu ſorgen wußten. —

In der Schule tyranniſirte der Schulmeiſter P** wie ein afrikaniſcher Prinz über ſeine Sklaven. Vornehmlich traf ſein Bakel, ſo nannten die Kinder mit einer unbeſchreiblichen Ehrfurcht ſeinen glatt wie Elfenbein geſchlagenen Präceptorſtock, diejenigen, deren Eltern ihm keine außerordentlichen Geſchenke machten, oder ihn nach ſeiner Meinung nicht ehrerbietig genug grüßten. Ein anderes Inſtrument, daß er beſtändig bei der Hand hatte, war eine birkene Ruthe, die alle Morgen, um ihr zu ihren pädagogiſchen Funktionen deſtomehr Geſchmeidigkeit und Elaſticität zu geben, in Waſſer eingeweicht wurde. Mit dieſer wurden die kleinern Kinder gezüchtigt. Die Ehre, mit dem Bakel geſchlagen zu werden, genoſſen die Größern nur vorzugsweiſe, und daher entſtand die ſonderbare pädagogiſche Eintheilung ſeiner Zöglinge, in die, welche unter dem Bakel, und die, welche unter der Ruthe ſtanden. —

Ich will noch einiges von ſeinem Schulunterrichte ſagen, welcher der unvernünftigſte von der Welt war, und gewiß noch viel ſeinesgleichen auf dem Lande haben mag, ſo viel auch ſeit einiger Zeit von einſichtsvollen Pädagogen zur beſſern Einrichtung

tung der Landſchüler, und ſonderlich von dem verdienſtvollen Herrn von Rochow geſchrieben worden iſt, deſſen Lehrbücher wegen ihrer anerkannten Zweckmäßigkeit und Deutlichkeit, und wegen des ſichtbarſten Nutzens, den ſie da ſtiften, wo man ſie gebraucht, in allen Dorfſchulen Deutſchlands eingeführt zu werden verdienten. —

Sobald die Schulkinder des Morgens, ohngefähr ſechzig an der Zahl, zuſammengekommen waren, trat der Herr Ludimagiſter mit einer ernſten Miene in die Schulſtube, wurde allgemein begrüßt, wobei er nur mit einem Kopfnicken dankte, und begann alsdenn ein Morgenlied, welches aus dem abſcheulichſten Geplärr untereinander disharmonirender grober und feiner Stimmen beſtand, worin jeder den andern zu überſchreien ſuchte, und zwiſchen welchen ſich ein ſchnarrender durch die Naſe gezogener Baß des Schulmeiſters hören ließ. Wer noch nie ſo etwas gehört hat, kann ſich keinen Begrif davon machen, wie unregelmäßig und unanſtändig die Kinder ins Gelag hineinſchrien, — und man kann leicht denken, wie wenig durch einen ſolchen Geſang das wahre und innige Gefühl der Andacht und Gottesfurcht in den Herzen junger Leute erregt werden mochte. Nach dem Liede folgte ein langer ſogenannter Morgenſegen, den eins von den größern Kindern vorbetete, und welchen jedes andere, ſo gut als es konnte, nachmurmeln mußte, ſo, daß man nichts anders, als einen ſauſenden Bienenſchwarm zu hören glaubte. Dieſes Gebet war ſo wie das Morgenlied voll von unverſtändigen Ausdrücken und myſtiſchem Unſinn, und nichts weniger als nach den Begriffen junger Leute eingerichtet. —

Nach Endigung dieſer ſogenannten gottesdienſtlichen Uebung nahm der eigentliche Schulunterricht ſeinen Anfang. Der Schulmeiſter ſchlug alsdann gemeiniglich mit ſeinem Bakel heftig auf den Tiſch, und gab dadurch ein allgemeines Zeichen, daß nun jedes Kind aufmerkſam zu werden anfangen ſollte. Die größern Kinder griffen nach ihren Bibeln, die kleinern nach dem Catechismus oder dem Abcbuch. Jene wurde auch hier, wie in den meiſten Schulen — freilich wider allen geſunden Menſchenverſtand, vom erſten Buch Moſes bis zur Offenbarung Johannis ganz durchgeleſen, und täglich wurde daraus von dem Schulmeiſter ein Kapitel erklärt. P * * glaubte hierin ſehr ſtark zu ſeyn, und er ließ ſichs oft deutlich merken, daß der Paſtor dieſe und jene bibliſche Stelle nicht recht, wenigſtens nicht ſo gut wie er, zu erklären wiſſe. —

Seine große Bibel in der linken Hand, die Feder hinterm Ohr, und den Bakel in der rechten, ging der Schulmonarch während des Erklärens mit einer hochweiſen Miene zwiſchen den Reihen der Kinder einher, fragte bald dieſen und jenen mit einem lauten Ausruf ſeines Namens: ob er ihn verſtanden hätte? Machte bald einen andern durch einen unvermutheten Stockſchlag aufmerkſam; bald ließ er ſich gemächlich in ſeinem lodernen Polſter, welchen der ſtolze Narr ſein Catheder nannte, nieder, und beſchloß endlich ſeine exegetiſche Stunde, ſonderlich wenn er guter Laune war, mit einem luſtigen Hiſtörchen, dergleichen er immer verſchiedene in Bereitſchaft hatte, und die er Erläuterungen ſeines Textes zu nennen pflegte. Eulenſpiegel war vornehmlich ſein Held, und durch ihn ſöhnte er gemeiniglich die Kinder wieder mit ſich aus, welche er gezüchtigt hatte. Sobald er Eulenſpiegels Namen nannte, war die ganze Schule aufmerkſam, einer gebot dem andern tiefes Stillſchweigen, ein heiteres Lächeln ſchwebte auf jedem Geſichte, und die um ihn ſaſſen, ſtreichelten ihm das Kinn, oder drückten ihm ſchon im Voraus mit Dankbarkeit die Hand. — Ein Beiſpiel eurer Erbſünde, ihr gottloſen Krabben! ſagte er denn gemeiniglich, daß ihr Till Eulenſpiegel lieber als Gottes Wort hört! —

Nach der exegetiſchen Stunde fingen die gröſſern Kinder zu ſchreiben, und die kleinern zu buchſtabiren an. Dieß war das einzige Gute, was Schack in der Dorfſchule lernte, und worin er bald glückliche Fortſchritte machte. Das Buchſtabiren geſchah hier, wie in allen Dorf- und Winkelſchulen nach einem Abebuch, welches Schack wegen der darin enthaltenen Holzſchnitte ſehr lieb hatte, und worin eine Menge einzelner Silben, und in ihre Silben zertheilter Wörter befindlich waren. Ein Kind wurde nach dem andern vor dem Schulmeiſter gerufen, um ſeine Lektion aufzuſagen. Jedes brachte zu dem Behuf einen hölzernen ſogenannten Griffel mit, wodurch es jede laut auszuſprechende Silbe bezeichnen mußte, indem die andern Kinder die nehmliche Silbe nachriefen. Dieſes laute und deutliche Abrufen der Silben, welches ohnedem noch oft wiederhohlt wurde, hatte offenbar den Nutzen, daß ſie ſich dem Gedächtniſſe des Kindes leicht imprimirten, und ihm alſo das Zuſammenſetzen der Silben zu ganzen Wörtern, oder das eigentliche Leſen viel leichter werden mußte. Dieſe einfache Methode, buchſtabiren und leſen zu lernen, welche freilich nur in der Geſellſchaft mehrerer Kinder, und durch den, bei allem Unterricht ſo nothwendigen, wenn auch nur mechaniſchen Trieb der Emulation anwendbar gemacht werden kann, hat viele Vorzüge vor ſo vielen neuern Methoden, wodurch man den Kindern auf eine ſpielende Art das Leſen beizubringen ſucht. Ich habe bemerkt, daß Kinder auf dem Lande, welche nach jener Methode unterrichtet werden, bei ganz mittelmäßigem Fleiß früher und richtiger zu leſen anfangen, als Kinder in vornehmen Häuſern, bei denen man oft Jahre mit den mancherlei Leſemethoden verſchwendet, — und doch nichts ausrichtet. Der übrige Theil der Zeit wurde mit Auswendiglernen bibliſcher Stellen, oder des Catechismus zugebracht. Eher hielt man ein Kind nicht für fähig, die Schule ganz zu verlaſſen, bevor es nicht die Sonntagsevangelien und

Epiſteln, nebſt dem ganzen Catechismus, und den Bußpſalmen auswendig herſagen konnte. Für den Geſchickteſten wurde der gehalten, welcher überdem noch ein halbhundert Geſänge auswendig wußte. Dieſes Auswendiglernen geſchahe gemeiniglich laut. Eins von den Kindern betete vor, und alle ſchrien una voce nach, welches in einem ſonderbaren ſingenden Tone geſchah. —

Nach einem drei- bis vierſtündigen Schulzwange, wobei die Kinder oft keinen einzigen deutlichen Begrif gefaßt, die Zeit mit unnützen Auswendiglernen zugebracht hatten, und mancher braun und blau geſchlagen war, wurde ein Schlußlied in der Manier des Morgengeſanges geſungen, welches gemeiniglich aber noch geräuſchvoller war, weil die Freude über den Beſchluß die jauchzende Kehle der Kinder füllte. Schack erinnerte ſich immer noch mit Vergnügen an dieſes Schlußlied. Er gab ſeine Stimme dazu, ohne daß er etwas von dem Geſungenen verſtand, und ſein Herz pochte je mehr, je näher man dem Ende des Liedes kam, welches ihn auf ein paar Stunden von dem Kerker der Schule befreite; — aber zu Schacks großem Verdruſſe hatte denn bisweilen die Schule noch nicht ihr Ende erreicht, indem es dem Schulmeiſter noch oft im Kopf kam, ein Gebet aus dem Herzen zu beten, wozu ihn der Inſpektor Froſch zuerſt aufgemuntert hatte. Nach und nach hatte ſich P** eine ſolche Fertigkeit im Beten aus dem Herzen erworworden, daß er ſich für einen großen Meiſter in dieſer Kunſt hielt. Sein Prediger machte es ihm hierin nie ganz recht. P** betete daher auch in der Kirche gemeiniglich nicht mit, ſondern machte ſich bald etwas an der Orgel zu ſchaffen, oder muſterte die Jungen auf dem Chore, oder las ſich die Federchen vom Rocke. —

Faſt ſo wie der Vormittagsunterricht war der des Nachmittags beſchaffen. Es wurde wieder auswendig gelernt, wieder etwas vom Schulmeiſter erklärt, und zuletzt das Zählen mit den kleinern Kindern vorgenommen, welche die von eins bis hundert auf einer großen Tafel geſchriebenen Ziffern laut herſagen, und zuſammenſetzen lernen mußten. — Eigentlich war aber der Schulmeiſter ſelten des Nachmittags in der Schule gegenwärtig. Eine ſeiner Töchter führte alsdenn das Vicerektorat, und nun hatten die Kinder freilich gute Zeit, indem ſie die Vicerektorin mit allerlei kleinen Geſchenken zu beſtechen, und in ihre Spiele mit zu impliciren wußten. — Unterdeſſen ging der Schulmeiſter ſeiner gewöhnlichen Handthierung nach — beſtahl die Obſtgärten der Bauern, fing ihnen die Tauben weg, oder ſetzte Klagen gegen ſeinen Prediger auf, die er dem Inſpektor Froſch bringen wollte. —

Schacks Vater ſahe es mehr als zu deutlich ein, wie ſchlecht und nachläſſig die Kinder ſeines Dorfs unterrichtet wurden. Er hatte dem Schulmeiſter

meiſter beſſere Methoden vorgeſchlagen, hatte ſeinen Verſtand durch allerlei gute Schriften allmählig aufzuklären geſucht; allein alles vergeblich. P** hielt ſich einmahl für einen unverbeſſerlichen Schulmeiſter, und er widerſprach daher ſeinen Prediger in allen Stücken. Kam ſein Prediger, die Schule zu viſitiren, wozu die Landgeiſtlichen im Brandenburgiſchen ausdrückliche Ordre haben, ſo ging P** gemeiniglich ſogleich aus der Schulſtube hinaus, oder fing mit ſeinem Vorgeſetzten oft zu zanken an, ſo daß dieſer faſt allemahl unverrichteter Sache wieder weggehen mußte.

Schacks Vater hatte dem Inſpektor Froſch, von Zeit zu Zeit von allen Nachricht gegeben, und ſich einigemahl die Erlaubniß zur Einführung beſſerer Lehrbücher in der Dorfſchule ausgebeten; allein er wurde von ihm immer unter dem elenden Vorwande abgewieſen, daß man ſich an alten Einrichtungen nicht vergreifen — und keine Neuerungsſucht verrathen müſſe, und ſo blieb es denn auch hier, wie an ſo vielen andern Orten, wo die furchtſame Behutſamkeit gegen hergebrachte Gewohnheiten für eine heilige Pflicht gehalten wird — beim Alten.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1) Gutachten über den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Soldaten Matthias Matthieſen und des Züchnermeiſters T**, eine Schatzgräbergeſchichte von Herrn Metzger. 25.
2) Geſchichte eines ſonderbaren Wahnſinnes und dadurch am Ende verurſachten Mordes. 32.
3) Auszug aus einem Briefe über Todeserſcheinungen. 38.

Zur Seelennaturkunde.

1) Einige an einen Taubſtummen gemachte Beobachtungen, von F. A. Wallroth. 42.
2) Sonderbarer Eindruck einer Liebeserklärung auf das Herz eines jungen Frauenzimmers von C. F. Pockels. 57.
3) Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit von J. L. A. Sch**. 62.
4) Die Menſchenmaſſe in der Vorſtellung eines Menſchen. 73.
5) Noch etwas für Ahndungsvermögen von L**. 80.
6) Auszug aus einem Briefe aus dem Haag. Nebſt einer Beobachtung und zwei Selbſterfahrungen von Herrn Van Goens. 87.
7) Schack Fluurs Jugendgeſchichte, ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, von C. F. Pockels. Erſtes Stück. 96.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Vierten Bandes drittes Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Die **Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit**, welche in pſychologiſcher Rückſicht gewiß äußerſt merkwürdig ſind, haben in dieſem Magazin, unter den mannichfaltigen Beiträgen zur **Seelennaturkunde**, eine eigne Rubrik erhalten, zu welcher, von verſchiednen Verfaſſern, verſchiedne Aufſätze eingelaufen ſind.

Im erſten Stück des erſten Bandes S. 65 habe ich den erſten Aufſatz, mit der Ueberſchrift: **Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit**, geliefert, um dieſe Materie, wobei es auf wechſelſeitige Mittheilung von Beobachtungen vorzüglich ankömmt, zur Sprache zu bringen.

Wenn dasjenige, was jeßt unſer Ich ausmacht, ſchon einmal in andern Verhältniſſen da war, ſo müßten wohl nur die halberloſchnen Kindheitsideen das feine unmerkliche Band ſeyn, wodurch unſer gegenwärtiger Zuſtand an den vergangnen geknüpft würde; ſie ſind gleichſam ein zarter Faden, wodurch wir in der Kette der Weſen befeſtigt ſind, um ſo viel wie möglich iſolirte, für ſich beſtehende Weſen zu ſeyn.

Unſre Kindheit wäre dann der Lethe, aus welchem wir getrunken hätten, um uns nicht in dem vorhergehenden und nachfolgenden Ganzen zu verſchwimmen, ſondern eine individuelle, gehörig umgränzte Perſönlichkeit zu haben.

Wir ſind gleichſam in ein Labyrinth verſeßt, woraus wir den Faden nicht wieder zurückfinden können, und ihn auch vielleicht nicht wieder zurückfinden ſollen: wir knüpfen daher den Faden der Geſchichte an, wo der Faden unſre eignen Rückerinnerung reißt, und leben, wie unſre eigne Exiſtenz uns ſchwindet, in der Exiſtenz der Vorwelt zurück.

Noch gab es keinen Theſeus, der aus dieſem verwickelten Lebenslabyrinthe den Ausweg durch Rückerinnerung gefunden hätte, und wenn es einen gäbe, ſo würde man ſehr ſtrenge Beweiſe fordern, welche wir aufzuſtellen, ſchwerlich im Stande ſeyn würden: die Rückerinnerung würde alſo ihm allein zu ſtatten kommen, oder vielmehr **nicht** zu ſtatten kommen; denn ein ſolcher Menſch müßte eine übernatürliche Stärke der Seele beſitzen, oder die Ausſicht, die ſich ihm eröfnete, müßte ihn dem Wahnwitz nahe bringen, er müßte nothwendig ſeine iſolirte **Ichheit**, ſeine Perſönlichkeit verlieren: er würde lebend aufhören, zu ſeyn.

So lange die Welle über die umgebende Waſſerfläche emporragt, und gewiſſermaßen von dieſer Umgebung **abgeſchnitten** iſt, hat ſie nur ein für ſich beſtehendes Daſeyn; iſt aber gegen das umgebende Ganze **unendlich klein**; ſobald ſie ſich wieder in das umgebende Ganze verliert, iſt ſie **mit denſelben** zwar größer, aber ſie iſt nun nicht mehr, was ſie war; ſie hat ihren **Augenblick** ausgedauert, und **gerade dieſelben** Waſſertropfen werden ſich vielleicht nie wieder zuſammen finden, um eine Welle zu bilden.

Dieß ſind zwar **Bilder und Gleichniſſe**; allein wegen der großen Aehnlichkeit zwiſchen der Geiſter und Körperwelt in ihren Verhältniſſen, geben Bilder uns oft mehr Aufſchlüſſe, als Abſtraktionen, wenn wir ſie immer **nur als Bilder** betrachten.

Es iſt nicht unangenehm, ſich zuweilen in weiten dämmernden Ausſichten, in Ahndungen und Träumen von einem vergangnen oder künftigen Daſeyn andrer Art, wie das Gegenwärtige, zu verlieren, ſobald dieß Verlieren ein bloßes Spiel bleibt, und wir immer wieder zur gehörigen Zeit auf den gegenwärtigen Lebensfleck zurückkehren, von welchem unſre gewiſſeſte Glückſeligkeit abhängt, und wo wir ſie gleichſam aus der erſten Hand erhalten.

So habe ich meiner Phantaſie auch zuweilen das Spiel verſtattet, in die früheſten Jahre der Kindheit unvermerkt bis dahin zurückzuſchauen, wo es einem deucht, als ob man nahe dabei wäre, einen undurchdringlichen Vorhang aufzuziehen, der einem vor den Augen hängt, wovon man aber immer, ohne zu wiſſen wie, unvermerkt wieder abkömmt. — Nützlich aber kann dieſer Gegenſtand der Betrachtung nur dadurch werden, wenn wir unterſuchen, was die früheſten Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit auf unſer gegenwärtiges wirkliches Leben haben? in wie fern ſie die Grundlage aller unſre folgenden Ideen ausmachen? und in wie fern ſie ſich immer unmerklich unter dieſelben miſchen, und ihnen eine Richtung geben, die ſie ſonſt nicht würden genommen haben?

In einer Schrift, die ich unter dem Titel Anton Reiſer, ein pſychologiſcher Roman, herausgegeben, und wovon ich in dieſem Magazin einige Fragmente mitgetheilt habe, ſind ſehr viele hierin einſchlagende Beobachtungen enthalten: die Erinnerungen aus Anton Reiſers früheſten Kinderjahren

jahren waren es vorzüglich, die ſeinen Charakter und zum Theil auch ſeine nachherigen Schickſale beſtimmt haben. Ich werde mich bei mehreren Gelegenheiten künftig auf dieſen pſychologiſchen Roman beziehen müſſen, weil er die ſtärkſte Sammlung von Beobachtungen der menſchlichen Seele enthält, die ich zu machen Gelegenheit gehabt habe.

Merkwürdig iſt es nun, dieß in dem Aufſatz des Herrn Fiſcher, welcher im 2ten St. des erſten Bandes S. 82 ſteht, gerade ein dem meinigen entgegengeſetztes Reſultat, aus den Beobachtungen deſſelben erfolgt.

Ich erinnere mich aus meiner früheſten Kindheit überhaupt mehr der Farben als der Geſtalten und verhältnißmäßigen Größen der Dinge, und glaubte mir dieß daraus erklären zu können, daß überhaupt in der Kindheit die Einbildungskraft am ſtärkſten und lebhafteſten wirkt, und dieß alſo wohl ziemlich allgemein zutreffen möchte; bis ich aus den Aufſatz des Herrn F.. ſehe, daß bei ihm ſich überall die Vorſtellungen von Figuren und Geſtalten unauslöſchlich eingeprägt, die Erinnerungen an Farben aber ſo dunkel und ungewiß ſind, daß ſie ſich faſt gar nicht fixirt zu haben ſcheinen. Weiß und Schwarz, als die beiden abſtechendſten Farben, ſcheinen ſich bei ihm noch am ſtärkſten eingeprägt zu haben.

Noch merkwürdiger iſt die Beobachtung des Herrn F., daß die Eindrücke der Farben, nach der Beſchaffenheit ſeines Auges, bei ihm ſehr lebhaft, die Vorſtellungen von Figur und Umriß hingegen ſehr undeutlich und unbeſtimmt und ſogar unrichtig ſind, wie er aus andern Beobachtungen, die er über ſein Geſicht angeſtellt hat, weiß.

Und demohngeachtet ſind ihm die Farben der Dinge faſt gänzlich aus dem Gedächtniß entſchwunden, und die Geſtalten und Umriſſe haben ſich dagegen unauslöſchlich eingeprägt.

Er baut hierauf den Satz: daß es bei Fixirung ſinnlicher Vorſtellungen weder auf die Lebhaftigkeit des ſinnlichen Eindrucks, noch auf die Dauer deſſelben, noch auf die innere Deutlichkeit der Vorſtellungen ankömmt; ſondern daß dieß alles höchſtens nur mitwirkende Urſachen ſind; und daß zu der Fixirung der Ideen irgend eine nicht von außen, ſondern durch innere Anlagen mehr oder weniger beſtimmte Richtung der Seelenthätigkeit erfordert werde, die entweder in der Organiſation des Gehirns, oder in den innerſten Anlagen der Seelenkräfte gegründet iſt.

Herr F. hält dieſe Auflöſung ſelbſt für unvollkommen, weil der Begriff einer beſondern Richtung der Seelenthätigkeit höchſtens klar aber nicht deutlich iſt. — Indes iſt es doch angenehm,

genehm, wenn man durch dergleichen Betrachtungen ſich die perſönliche, von Zufälligkeiten unabhängige, und in ſich ſelbſt gegründete Exiſtenz ſeiner Seele gleichſam **ſichern** kann.

Herr F. ſieht eine ſenkrecht vor ihm ſtehende Linie ſo undeutlich, daß ſie faſt einem Strich gleicht, den man mit ſehr flüßiger Dinte auf Löſchpapier macht, und er weiß aus Erfahrung, daß ihm die Breite der Gegenſtände in Vergleichung mit ihrer Höhe immer etwas zu groß erſcheint.

Demohngeachtet **maß** ſeine Seele von ſeiner frühesten Kindheit an, **trotz ſeinem Auge**; und die Vorliebe zur Mathematik iſt von ſeiner frühesten Kindheit an beſtändig bei ihm überwiegend geblieben.

Unſre Sprache verläßt uns aber, ſobald es nun auf die **Entwickelung** desjenigen ankömmt, **was denn eigentlich unſre Ideen fixirt?** Wir müſſen uns alsdann mit **figürlichen** oder ganz **allgemeinen** Ausdrücken behelfen.

Innerſte Anlage der Seelenkräfte z. B. Was heißt das, Anlage? Ein Grund, **woran** ſich etwas **legen** kann, das die Geſtalt von dem annimmt, woran es ſich legt, oder wodurch die Unterlage gleichſam fortgeſetzt wird, wie bei der **Pflanze**, und bei dem **Thier**. Die Anlage, dasjenige, woran ſich fremde Theile legen können, um mit dem **wachſenden** Körper eins zu werden, iſt da; aber wie legen ſich dieſe Theile an?

wo iſt der **erſte, und allererſte Grundſtoff** zur Anlage, oder vielmehr, wo und wann wird er eigentlich zur Anlage? Fragen, die wir vielleicht gar nicht thun ſollten, weil es uns unzufrieden macht, daß wir ſie uns nie ſollen beantworten können.

Und doch ſollte man glauben, es müßte uns leichter ſeyn, die erſten Grundfäden von dem wunderbaren Gewebe unſrer Gedanken aufzufinden, als das Geheimnißvolle in den Wachsthum des Thiers und der Pflanze auszuſpähen; weil die Ideen doch dasjenige ſind, was uns einmal, in der ganzen Welt, am **allernächſten** liegt, und was wir am meiſten zu unſrer eignen Diſpoſition haben. — Um uns aber hier einen Weg zu bahnen, müſſen wir erſt mit der Sprache weiter vorwärts dringen, und daher iſt das Studium **der Sprache in pſychologiſcher Rückſicht** wohl kein unnützes Studium.

Indes gehört auch das vorzüglich hierher, was **Herr Pockels** im zweiten Stück des zweiten Bandes S. 18 **über den Mangel unſrer Jugenderinnerungen** ſagt: „Es ſcheint, ſagt er, als wenn uns die Natur recht mit Fleiß den erſten unvollkommnen Zuſtand unſrer Exiſtenz habe verbergen wollen, indem ſie uns unfähig machte, uns der erſten Erfahrungen unſres Lebens zu erinnern; ſo lehrreich es auch in der That für den menſchlichen Verſtand ſeyn würde, wenn er die Reihe unſrer nach und nach erlangten ſinnlichen Begriffe, oder beſſer, den erſten großen Wirrwar deſſelben überſchauen könnte.“

Aus dieſen Wirrwar der Begriffe, welche durch die erſte zu **große Herbeifuhr** neuer Begriffe, die durch fünf Kanäle auf einmal mitgetheilt werden, entſteht, leitet Herr P. das **wichtige Bedürfniß der Sprache und die bereitwilligſte Annahme derſelben** ſchon in der früheſten Jugend, noch vor der **völligen Ausbildung** unſrer Sprachorganen, her: indem er zugleich vorausſetzt, daß die Natur, welche bei den größten ſcheinbaren Unordnungen, nie die ihr eignen Geſetze der Ordnung und Harmonie aus den Augen verliert, eben dieſe **weiſe Abſicht**, uns die Sprache zum Bedürfniß zu machen, bei den erſtem **Wirrwar** unſrer Begriffe gehabt habe.

Durch das Reden lernt das Kind bald deutlich denken, und ſo entſteht urſprünglich ſeine Seelenthätigkeit, die ſich in der Folge in die tiefſinnigſten Unterſuchungen einlaſſen kann, aus einer anfänglichen **Konfuſion** ſeiner erſten Ideen.

Man ſiehet, wie Herr P. dieſen Gegenſtand auf eine ganz **neue** Seite gekehrt hat, um ihn für das Nachdenken fruchtbar zu machen, welches ihm vortrefflich gelungen iſt: denn **die Entſtehung, von Licht und Ordnung aus dem Chaos, und das bloß das Chaos da war, damit Licht und Ordnung daraus entſtehen ſollte**, iſt eine ſo herzerhebende große Idee, daß ſchon allein um dieſer

Idee willen, die Art, wie Herr P. dieſen Gegenſtand behandelt hat, nicht unnütz ſeyn würde, wenn er auch weiter in kein Syſtem von Lehrſätzen eingriffe.

Die Urkraft der Seele, die vielleicht jahrtauſende hindurch geſchlummert hat, kann nur durch gewaltige Hinderniſſe in Bewegung geſetzt werden; und in **Bewegung** ſoll ſie geſetzt werden; ſie ſoll nicht vollkommen ſeyn, ſondern vollkommen zu **werden ſuchen**; ſie ſoll nicht Kenntniſſe **beſitzen**, ſondern Kenntniſſe zu **erlangen ſtreben**; ſie wird, **wie die elaſtiſche Feder** in ſich ſelbſt zurückgedrängt, um wieder aufzuſpringen. — —

In dieſer erſten Grundkraft der Seele, Hinderniſſe zu überwinden, ihren Thätigkeitstrieb auf etwas zu **richten**, daß ihm **entgegenſteht**, auf etwas, woran ſie einen **Widerſtand** findet, und daß man daher auch einen **Gegenſtand** nennt; hierin treffen die beiden Aufſätze des Herr F. und des Herrn P., die ſonſt nichts miteinander gemein haben, wieder zuſammen, und mußten darin zuſammentreffen, weil hier der letzte Gränzpunkt iſt, wo ſich jede Unterſuchung irgend eines menſchlichen Geiſtes zu endigen ſcheinet.

Im dritten Stück des zweiten Bandes S. 103 ſteht ein Pendant zu dem im erſten St. des erſten Bandes S. 65 u. ſ. w. enthaltnen Aufſatze, welcher in ſeiner Art ſonderbar genug iſt. Der V. erzählt nehmlich von ſich, daß er von ſeiner früheſten

ſten Jugend an, bei ſich ſelbſt übergränzt geweſen ſey, er habe einmal weiße Bären vor dem Hauſe ſeiner Eltern tanzen, und einen Papagei in der Stube ſeiner Großmutter, geſehen, welche beide Dinge doch, nach der Verſicherung ſeiner Mutter, ihm ſeit ſeiner Geburt niemals unter die Augen gekommen ſind.

Der V. konnte ſeiner Mutter von dem Papagel die detaillirteſten Beſchreibungen geben, wo er gehangen, was er für artikulirte Töne nachgeſprochen, u. ſ. w. und dieſe Beſchreibungen trafen zu; denn es hatte lange vor ſeiner Geburt wirklich an denſelben Orte ein Papagei gehangen, der eben jene artikulirten Töne hervorbrachte.

Der V. iſt aber weit entfernt, dieß für etwas Wunderbares oder Unerklärliches zu halten, ſondern er ſetzt, als gewiß, voraus, daß man ihm in ſeiner früheſten Jugend von dieſen Dingen vielleicht erzählt und vorgeplaudert habe, als: da in der Ecke ſaß ein Papagei, der konnte das und das ſprechen, u. ſ. w. wie man Kindern denn wohl allerlei dergleichen vorzuplaudern pflegt. Er führt alſo dieſe ſonderbare Art von Erinnerungen eigentlich nur als ein Beiſpiel an, wie von dergleichen Dingen, die einem in der früheſten Kindheit vielleicht von dem Geſinde oder den Wärterinnen vorgeſagt werden, ſich die Bilder der jungen Seele ſo ſtark eindrücken können, daß man ſie nachher, wenn man die

Erzählung vergeſſen hat, für ſelbſt geſehene Gegenſtände hält.

Ich füge noch hinzu: daß dieß insbeſondre alsdann ſtatt finden kann, wenn irgend eine Erzählung die kindiſche Einbildungskraft ſo ſtark rührt, daß der ſinnliche Eindruck von den umgebenden Gegenſtänden dadurch überwogen und verdunkelt wird, und auf die Weiſe ein bloßes Ideal oder Phantom ſich in die Reihe der Wirklichkeiten gleichſam hineinſtiehlt; wie denn dieß zuweilen der Fall bei ſehr lebhaften Träumen iſt, wo man auch manchmal in Gefahr geräth, die Wirklichkeit mit dem Traume zu verwechſeln.

Indes iſt es immer merkwürdig, daß der Verfaſſer des Aufſatzes, der damals noch nie einen Papagei geſehen hatte, ſeiner Mutter ſogar die ganze Farbe des Papageien auf das genaueſte und zutreffendſte zu ſagen wußte, da ihm doch dieſe Farbe nicht ſo gut, als die artikulirten Töne, durch die Erzählung deutlich gemacht ſeyn konnte.

Man ſieht aber auch aus dieſem Beiſpiele, wie wir durch die Erzählung andrer, oder durch die Geſchichte gleichſam zurückleben, und die Eindrücke, welche wir auf die Weiſe erhalten, beinahe den wirklichen ſinnlichen Eindrücken an Lebhaftigkeit gleich werden können. Durch die Tradition oder Geſchichte fällt unſer Leben mit dem Leben derer, die vor uns geweſen ſind, gleichſam zuſammen, und macht mit ihm ein Ganzes aus, wo ſich, ſo wie hier, die Grenzen ineinander zu verlieren ſcheinen. — —

Der Aufſatz vom Herrn Spatzier im zweiten Stück des dritten Bandes S. 93 bis 114 enthält einige vortrefliche pädagogiſche Bemerkungen, in wie fern Erzieher der erſten Quelle der öfters ſonderbaren Gewohnheiten, Neigungen und Abweichungen nachſpüren, und bei der Ausrottung ſchädlicher und Empfangung guter Neigungen, immer wo möglich, einen Hinblick auf ihr ganzes Selbſt, beſonders auf die Umſtände, die Geſellſchaft, und auf die Perſonen werfen ſollen, die ſie zuerſt umgaben, und von denen ſie den erſten Gebrauch ihrer Sinnen lernten.

Herr Sp. führt das Beiſpiel eines Knaben an, der ſich ſonſt nie durch Reitzbarkeit und Schnelligkeit der Empfindung im mindeſten ausgezeichnet hatte, und nun auf einmal durch eine ganz ſimple Melodie ſo äußerſt lebhaft gerührt wurde, daß er unwillkührlich die größten ihm ſonſt nie gewöhnlichen Ausſchweifungen beging; welches Herr Sp. ſich nicht anders zu erklären weiß, als daß in ſeiner früheſten Kindheit etwa eine ähnliche Melodie, die ihm ſeine Mutter oder ſeine Amme vorgeſungen haben kann, ſich in ſeiner zarten Seele feſtgeſetzt hatte, und nun durch den Zufall wieder aufgeweckt wurde, und in eine lebhafte Empfindung überging.

Herr Sp. betrachtet nun ferner die Materie von den Erinnerungen aus den früheſten Jahren der

Kindheit vorzüglich in pädagogiſcher Rückſicht: „zum muſikaliſchen Talent, Leichtigkeit von Tönen afficirt zu werden, und ſie in ihrer Verbindung zu faſſen, iſt vielleicht ſchon der Keim in den erſten Tagen der Kindheit gelegt, u. ſ. w.; vielleicht drückten ſich die erſten Töne den zarten Fibern des Gehirns zu mächtig ein, ruhten, wie ein feiner **Staub**, auf der Maſchine, bis ſie von erſchütterter Thätigkeit angeſtoßen, ſich mit dem **heiligen Denkmark** miſchten, und ſich unter die übrigen Ideen geſellten. Iſt die Seele nur im allerfeinſten Verſtande materiel, glaubt der Verfaſſer, ſo ließe ſich der Traum ſchon hören, und wenigſtens ſo viel daraus abziehen, daß die **erſten** Eindrücke, welche die Seele durch irgend einen Sinn auffaßt, ſehr mächtig ſeyn müſſen, u. ſ. w.“

Allein der V. ſcheint hier wohl zu weit zu gehen, und der Macht der erſten Eindrücke zu viel zuzuſchreiben, indem er faſt das ganze künftige Eigenthümliche des **Genies** auf Rechnung derſelben ſchreibt. Nach dieſer Vorausſetzung wäre es denn freilich möglich, vermittelſt der erſten Eindrücke, die man mit Fleiß zu veranſtalten ſuchte, Künſtler und Genies von jeder Art hervorzubringen. — Aber ſo läßt der Geiſt der Menſchen ſich nicht von Menſchen ſchaffen: er arbeitet ſich ſelbſt durch alle Hinderniſſe, und auch durch die Gewalt der erſten Eindrücke mit ſeiner angebohren eigenthümlichen Kraft hindurch. Die Grenzen der Pädagogik erſtrecken ſich wohl auf die Ausbildung, aber nicht bis auf die Bildung der Anlagen der Seele.

Der Aufſatz des Herrn Fiſcher, welcher im zweiten Stück des zweiten Bandes S. 82 ſteht, verdient daher vorzüglich mit dieſem Aufſatze verglichen, und dieſer durch jenem zum Theil berichtigt zu werden.

Einige Scenen aus ſeiner eignen Kindheit, die Herr Sp. hier mittheilt, ſind ebenfalls mehr in pädagogiſcher als pſychologiſcher Rückſicht merkwürdig.

Im dritten Stück des dritten Bandes S. 42 findet ſich noch ein Beitrag zu den Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit, der ſich dadurch auszeichnet, daß die unangenehmen Vorfälle mehrentheils einen ſtärkern Eindruck, als die angenehmen, auf den Verfaſſer gemacht haben, welches bei mehrern Perſonen, die ich kenne, und die von melancholiſcher Stimmung des Gemüths ſind, ſtatt findet. Nun iſt die Frage: ob die häufigen unangenehmen Eindrücke in der Kindheit, jene melancholiſche Stimmung des Gemüths, oder ob die melancholiſche Stimmung des Gemüths, welche vorher ſchon da war, die unangenehmen Eindrücke hervorgebracht habe?

In alle dem, was der V. des Aufſatzes von ſich erzählt, findet der V. dieſer Reviſion ſehr viel Aehnliches mit ſeinen eignen Erfahrungen und Beobachtungen, die nicht nur im Allgemeinen, ſondern ſogar in den beſondern Umſtänden mit dieſen zuſammentreffen: er iſt es ſich ebenfalls bewußt, daß die unangenehmen Eindrücke von ſeiner Kindheit an, bei ihm das Uebergewicht gehabt haben; nur bleibt es ihm noch immer zweifelhaft, ob dieß Uebergewicht durch die größre Menge der unangenehmen Eindrücke, oder durch eine beſondre melancholiſche Stimmung des Gemüths, bewirkt wurde, die vielleicht ſchon von ſeiner Geburt an, in ſein Daſeyn verwebt war. Er hat oft in einſamen Stunden über dieſen unwiderſtehlichen Hang ſeiner Seele zur Traurigkeit nachgedacht, der ihn oft ſchon wieder traurig machte, indem er im Begriff war, den Grund dieſer Traurigkeit aufzufinden. Er glaubte, einſt zu bemerken, daß dieſe Traurigkeit bloß in einer gewiſſen Trägheit der Seele gegründet ſey; daß es manchmal wirklich bequemer ſey, traurig, als vergnügt zu ſeyn; daß die unangenehmen Eindrücke leichter ſind, als die angenehmen, weil ſie die Seele nicht ſo erfüllen, und ihrer Thätigkeit nicht ſo viel Stoff geben, als die reichern und vollern angenehmern Eindrücke; woher nun aber gerade bei ihm wieder dieſe Trägheit, die einen ſolchen unerklärlichen Abſcheu vor dem reichen und vollen der angenehmen Eindrücke verurſacht, welcher mit dem Eckel vor den Speiſen ſo viel Aehnliches hat? — Hier ſah' er Dunkelheit und Nacht vor ſich. — —

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

In Wolfenbüttel lebt ein Mann, Namens Lauterbach; er hat in ſeiner Jugend Theologie ſtudiert und ſich mit vielem Eifer auf die orientaliſchen Sprachen gelegt, in welchen er es zu einer nicht ganz gewöhnlichen Geſchicklichkeit gebracht haben ſoll. Auch hat er ſeine Dogmatik und die damit verwandten Wiſſenſchaften auf das treulichſte ſeinem Gedächtniß einverleibt, ſo, daß er noch jetzt manchem aufzurathen geben kann. Er iſt einige funfzig Jahr alt, hat nie ein Amt bekleidet, ſondern theils von einem kleinen Vermögen und den Unterſtützungen ſeiner Verwandten, theils vom Abſchreiben für Sachwalter ſich genährt. Dieſer Mann hat in ſeinem Aeußern viel Ernſthaftes und Anſtändiges, er kann über viele Dinge und zwar vernünftig und einſichtsvoll urtheilen; aber wenn man einige Seiten berührt, dann überſtimmt ein Miston alles übrige, und der vernünftige Mann iſt plötzlich in einen der ſeltſamſten Thoren verwandelt. Eine ſeiner ſonderbarſten Grillen iſt die, daß von der Beſchaffenheit der Steine die

Begebenheiten in der Welt abhingen. Der eine verkündiget ſeiner Meinung nach Peſt, der andere Krieg, der dritte Feuersbrunſt, und ſo alle Unordnungen und Unglücksfälle, die nur immer in der Welt vorkommen. Er ſondert daher ſolche bedeutende Steine ſorgfältig, und wenn er ſie alle beſäſſe, ſo würde von ihm das Schickſal der ganzen Welt abhangen. Als vor einigen Jahren das große Erdbeben in Calabrien entſtand, machte man ihm den Vorwurf: er wolle der Regierer der Welt ſeyn, und habe ein ſolches ſchreckliches Unglück nicht verhütet. Er entſchuldigte ſich kurz damit, daß er den Stein, von dem es abhänge, nicht habe habhaft werden können. Iſt er aber in ſeiner Macht zu nehmen und vorzubeugen, ſo thut er es auch gewiß. Er kam z. B. zu einem ſeiner Bekannten: Sie haben da ein paar Steine auf Ihrem Hofe liegen, ſagte er mit bedenklicher und ſorgſamer Miene, die müſſen Sie nothwendig gleich wegnehmen laſſen, wenn Sie nicht wollen, daß Ihr Haus abbrennen ſoll. — „Aber woher wiſſen Sie das, und was können die Steine dazu beitragen?“ — Sehn Sie, das will ich Ihnen gleich ſagen, dieſe beide Steine hier, ſind beide von ſehr heißer und feuriger Natur. Wenn ſie nun länger nebeneinander liegen, werden ſie ſich einander entzünden. Nichts natürlicher, wie das. — Oft bemerkt man ihn auf der Straße ſtillſtehen, und ſeinen Blick unverwandt auf einen Stein richten. —

Wonach ſehen Sie hier, Herr Lauterbach? „Uebel! „ſehr übel! wir werden bald theure Kompies haben. Sehen Sie nur hier dieſen Stein. Es „iſt unvermeidlich!“ —

Auf ſeinem Zimmer hat er eine große Sammlung von Kieſelſteinen groß und klein. Dieſe zu berichtigen iſt er unermüdet. Haben ſie ihre Kraft verloren, dann wirft er ſie weg und ſucht andere. Er hat eine große Menge in Geſtalt eines Menſchenſkelets gelegt, wovon ein jeder einen der innern oder äußern Theile des Menſchen bedeutet. Mit Hülfe dieſer (wenn er ſie nehmlich alle komplet hat, welches inzwiſchen ſelten iſt) kann er alle Krankheiten ſeiner Meinung nach kuriren. Kömmt einer zu ihm, und klagt: er habe die Schwindſucht und werde wohl ſeinem Grabe zu gehn müſſen; ſo ſteht er ruhig auf, Hm! ſagt er, die Krankheit ſitzt in der Lunge, da wollen wir bald zukommen. Ich brauche nur dieſen Stein hier umzudrehen, der bedeutet die Lunge. Nun können ſie getroſt nach Hauſe gehen. Ihre Krankheit wird ſich gewiß geben. Hat er aber zum Unglück den Stein nicht, welcher den Theil, in dem der Sitz der Krankheit iſt, bezeichnet, ſo ſagt er es freimüthig, und entſchuldigt ſich, daß er nun nicht ſeinen Wunſch befriedigen könne. Es läßt ſich hierbei gar nicht gedenken, daß dieß eine eigennützige Betrügerei ſei, denn er läßt ſich auf keine Weiſe für ſeine Kuren bezahlen. Auch giebt er allenthalben die untrüglichſten Beweiſe ſeiner ſtrengſten Rechtſchaffenheit. Sein Widerwille gegen alle Vergehungen dieſer Art geht ſo weit, daß wenn ihm von dem Advokaten Akten zum Abſchreiben übergeben werden, er nur die abſchreibt, deren Inhalt er für gerecht und gut erkennet. Iſt aber der geringſte Schein vom Gegentheil da, ſo ſchreibt er darunter, daß er die Sache für ungerecht erkenne und giebt ſie unabgeſchrieben zurück. Uebrigens läßt er ſich auf eine Erörterung ſeiner Theorie von den Einwirkungen der Steine nicht ein; ohnerachtet aus ein und dem andern erhellet, daß er ſich doch wohl eine gebildet haben muß.

In ſeinem Eſſen und Trinken iſt er äußerſt ſonderbar. Meiſtentheils bereitet er ſich ſelbſt etwas zu. Nur ſelten können andere ihn bereden, mit ihnen zu ſpeiſen. Oft wenn er in zahlreicher Geſellſchaft ſpeiſet, glaubt er doch, daß dieſes oder jenes Gericht vergiftet ſei, und weder Ueberredung noch Beiſpiel iſt im Stande, ihn zu bewegen, davon zu eſſen. Sein Waſſer ſchöpft er ſich allemahl ſelbſt, und zwar gegen den Strom. Etwas, was auf andere Weiſe geſchöpft iſt, trinkt er nie. Ich habe mir bisher vergebens Mühe gegeben, Nachricht von ſeiner Jugend und Erziehungsgeſchichte zu erhalten. Sollte mir meine Bemühung in der Folge beſſer glücken, ſo werde ich nicht ermangeln, ſie mitzutheilen.

C. D. Voß.

2.

Sonderbare hypochondriſche Grille.

Ein guter ehrlicher Prediger auf dem Lande, der von dem Dämon der Hypochondrie übel geplagt wird, beſuchte im vorigen Sommer einen meiner Bekannten in der Stadt. Er ſchien ganz ruhig und heiter zu ſeyn. Er blieb bis an den Abend, und weil es eben ein warmer Tag war, ward bei dem Abendeſſen eine Kalteſchale aufgetragen, die die Geſellſchaft, welche etwa aus drei oder vier Perſonen, den Prediger eingeſchloſſen, beſtand, mit gutem Apetit verzehrte. Der Prediger ging dieſen Abend noch nach ſeinem Wohnorte zurück. Nach etwa vierzehn Tagen kam er wieder, war in dem traurigſten Zuſtande und beklagte ſich gegen die Schweſter ſeines Bekannten aufs bitterſte, daß er dem Tode nahe ſei, und daß ihr Bruder ihn neulich durch die Kalteſchale vergiftet habe; er habe gleich von dem Tage an das Gift in ſeinem Eingeweide auf das ſchmerzhafteſte empfunden. Man ſtellte ihm vor, daß ſich dieß überhaupt gar nicht gedenken laſſe, daß ſie alle mit davon gegeſſen, alſo ſie ebenfalls dieß Unglück mit betroffen haben müßte u. ſ. w. aber alle dieſe Vorſtellungen waren vergebens. Er ging äußerſt zerrüttet nach Hauſe und trug ſich ſo lange mit dieſer Vorſtellung, bis die Zeit ſie auslöſchte.

C. D. Voß.

3.

Auszug aus einem Briefe.

Beſonders ſind mir in Ew. Magazin u. ſ. w. merkwürdig aufgefallen:

1) Der Brief des Herrn Oberkonſiſtorialrath Spalding an ſeinen Freund Sulzer, über eine an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung, im 1ſten Bande 2tes Stück 38ſte Seite. Und

2) Ew. eigene Anmerkung im 4ten B. 1ſtes 39ſte Seite über die Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem drey monatlichen Wahnwitz, in des 3ten B. 2tes St. 15te S.

> daß auch dieſe gewiſſermaßen mit zur Seelenheilkunde gezogen werden könne; wenigſtens grenzen Körperliche- und Seelenheilkunde hier ſo nahe aneinander, daß die Grenzlinien zwiſchen denſelben kaum zu bemerken ſind.

Erlauben Sie gütigſt auch mir, daß ich zwey meiner ſelbſt eigenen zuverläßigen Erfahrungen hierbei mittheile. Die erſte derſelben hat eine Aehnlichkeit mit der Spaldingſchen. Die zweite zeiget, daß Körperliche- und Seelenheilkunde auch hier ſo nahe aneinander grenzen, daß die Grenzlinie zwiſchen denſelben kaum zu bemerken iſt.

Cammin den 20ſten Mai 1786.

Gädicke.

K. Gemeinheits-Commiſſarius.

Die

Die erſte, der Spaldingſchen ähnliche Erfahrung.

Als ich vor achtzehn Jahren noch auf meinem Landguthe B.. wohnte, und im Monath Auguſt die Gerſtenerndte beſorgte, ging ich, da ich denſelben Morgen meine Dienſtleute zum Binden vorausgeſchickt hatte, eine Stunde hernach zu ihnen, um nachzuſehen, ob alles befohlnermaßen befolget würde.

Ich war bei dieſem guten Wetter ganz heiter und vergnügt, hatte keine andre Geſchäfte weiter gehabt, und ſpatzierte um benannte Stunde ganz gemächlich nach; und dieſer Spatziergang von Hauſe aus zu meinen Leuten bei der Gerſte war nur ohngefähr an die fünfhundert Schritte.

Vergnügt kam ich auch bei ihnen an; fand, daß meinem Auftrage völlig nachgelebet war; folglich wurde auch meine Heiterkeit gar nicht unterbrochen. Aber nach einer Viertelſtunde, da ich einem und dem andern etwas zur Arbeit gehöriges, wie gewöhnlich, gelaſſen in Erinnerung bringen und ſagen wollte, fand ich mich unfähig, meine Gedanken durch die gehörige Zuſammenfügung der Worte, nach der wahren Folge, ordentlich vorzubringen: vielmehr kam das hinterſte Wort bald vorne, das mittelſte bald hinten, das vorderſte bald in die Mitte, und auch umgekehrt. Es war eine ſolche unordentliche Miſchung dieſer Worte, daß keiner meiner Leute, die es zwar hörten, daß ich laut ſprach, weder was davon verſtehen, noch enträthſeln konnten. Daher glaubten wohl einige, wie ich aus ihrem Aufſehen und Minen ſchloß: ich müßte wieder alle meine Gewohnheit entweder betrunken oder wohl gar verwirret im Kopfe ſeyn.

Aller meiner Vernunft war ich indeſſen ganz gewiß vollkommen mächtig; ich dachte ganz richtig; ſahe dieſes Auffallende nebſt den Beurtheilungen von meinen Leuten ein: ich ließ mir aber doch nichts von meiner Verlegenheit, daß ich jetzt nicht ordentlich reden konnte, merken; vielmehr ging ich allmählig, dem Schein nach, mit guter Ueberlegung, freymüthig zurück nach Hauſe, um mich nicht zum Gelächter zu machen.

Unterwegens aber wurde mir dieſe meine Sprach- und unvermuthete Wortverwirrung doch ſehr bedenklich. Es fiel mir ein, wie vielleicht eine Art von Lähmung meine Zunge befallen hätte, und dieſer Zufall gar leicht endlich in eine völlige Vergeſſenheit der Sprache und eine wahre Stummheit übergehen könnte. Doch aber erwog ich ganz reiflich, daß ich ja noch alle Wörter ſprechen könnte, die ich wollte; aber nur nicht in gehöriger Ordnung, ſondern nur dem Sprachgebrauch zuwider, nicht in gehöriger Reihe, vielmehr ganz verwirrt durcheinander: folglich könne es wohl nicht ſo ſehr an meiner Zunge ſelbſt, als an meinem Gedächtniß fehlen. Um aber auch hiervon die Probe ferner zu ſehen, ſuchte ich dieſen Gedanken nochmals vor mich bunt herzuſagen; allein alle dieſe Worte konnte ich zwar deutlich vorbringen, aber doch nur unordentlich untereinander wie vorher, ohne außer dem Gedanken ſelbſt, den ich im Sinne hatte, aus den Worten klug zu werden. Ich dachte alſo weiter, daß eine Aderlaße oder eine Laxanz, ſchleunig gebraucht, nur noch allein in der Geſchwindigkeit mir helfen könnten. Die Aderlaß wählte ich.

Zu Ende dieſes Schluſſes kam ich in mein Haus, gab ſo viel mir möglich, meinen Leuten, theils durch confuſe Worte, theils richtige Zeichen zu verſtehen, daß ſie Waſſer zur Aderöfnung am Fuß hereinbringen müßten. Dieſe verſtanden endlich meinen Sinn, beſonders als ich den Schnepper und Fuß zeigte und mich ſetzte. Da ich nun in meinen jüngern Jahren Muſe gehabt hatte, mich auch auf die Medicin zu legen, nebſt einigen chirurgiſchen Inſtrumenten auch eine kleine Hausapotheke zum unentgeldlichen Gebrauch meiner Leute hielte, ſo war dieſes, daß ich mir ſelbſt zur Ader laſſen wollte, ſo auffallend nicht. Zufällig, da es zu anderm nöthigen Küchengebrauch da war, bekam ich ohne Aufſchub warmes Waſſer in einem dazu ſchicklichen Gefäſſe, ſetzte den Fuß ein, und ließ mich ſelbſt recht gut am Fuß zur Ader. Mein Blut war eben nicht in Wallung; dennoch aber ließ ich wohl bis zehn Unzen, welches etwas dicke war.

Noch während dieſer Aderöfnung war ich ſchon im Stande wieder ordentlich zu ſprechen; und ſcherzte ſchon beim Zubinden der Ader mit meinem Gärtner, welcher vor Beſtürzung mir nicht recht helfen konnte.

Seit dieſer Zeit habe ich dergleichen Zufall nie wieder gehabt. Ich glaube alſo das nächſte und kräftigſte Mittel erwählet zu haben, welches mir dieſe ſchleunige Hülfe brachte, und gleich ſo munter und friſch wieder machte, als ich vor dieſem Zufall geweſen war.

Die zweite Erfahrung, der Geneſungsgeſchichte des Jünglings ähnlich.

Vor zehn Jahren kam der Fiſcher M . . aus dem Dorfe W . . zu mir nach meinem Guthe B . ., welches ich damals ſelbſt bewirthſchaftete. Er entſchuldigte ſich, mir beſchwerlich zu ſeyn; hoffte aber, daß ich wegen ſeines großen Unglücks nicht nur Mitleiden mit ihm haben, ſondern auch nach meiner Einſicht ihm Rath und Hülfe ertheilen würde.

Er hätte ein Töchterchen von acht Jahren, dieſes wäre ihm ſeit einem halben Jahre dermaßen krank, daß alle Medicin, die er nacheinander aus den nächſtgelegenen Städten gehohlet, ohne die vielen Ausgaben zu ſcheuen, ganz und gar nicht angeſchlagen hätte: vielmehr wäre dieſes Kind von Zeit zu Zeit immer ſchlechter geworden, dergeſtalt, daß es jetzo ſich ſo gebährdete und handthierte, als wenn es ganz außer Verſtande wäre; bisweilen tanzte, ſprünge und ſinge es, zuweilen weine es betrübt und jämmerlich; und zuweilen verdrehe es die Augen, auch den Kopf dergeſtalt, daß das Geſicht hinten auf den Rücken hinkäme, und dergleichen widernatürliche und außerordentliche Bewegungen mache es mit andern Gliedern mehr. Zuweilen eſſe es mäßig, zuweilen gar viel, zuweilen gar nicht; und ſo wäre es auch mit dem Trinken, nachdem die Tage ohne Ordnung durcheinander kämen. Deſſen Nachbaren meinten, es wäre vom böſen Geiſt beſeſſen: ſie hielten auch dafür, daß nur dieſer durch geiſtliche Mittel auszutreiben wäre.

Was er davon glauben und urtheilen ſolle, wiſſe er nicht. Zwar hätte er auch dieſerhalb ſeinen Beichtvater in C... um Rath gefraget; derſelbe aber hätte ihm geſagt: daß wenn nur noch zu helfen wäre, ich dem Kinde vielleicht helfen könnte: auch da er überdem erfahren habe, daß ich meinen Guthsunterthanen in vielen kranken Zufällen gerathen hätte, und dieſe geſund worden; ſo hoffte er, daß ich auch ihm in dieſem Unglück beiſtehen würde.

Mein Einwenden, daß es, da er doch ſchon ſo lange und ſo viel gebraucht, auch die Krankheit des Kindes immer zugenommen hätte, dergeſtalt, daß es auch ſchon am Verſtande mangele und gar dergleichen Verzuckungen bekäme, es wohl der beſte Rath wäre, der Natur den Willen zu laſſen, Geduld zu haben und ſich der Vorſehung zu unterwerfen. Denn da ſeinem Kinde ſo viele, die ganz beſonders dazu geſetzt wären, nicht helfen könnten, wäre auch mein Verſuch wohl immer vergebens. Er weinte bitterlich und ging nach Hauſe.

Nach einigen Tagen traf ich dieſes Fiſchers Beichtvater, den Herrn P. B.., in einer Geſellſchaft; unter andern kamen wir auf dieſes Kind des Fiſchers in W.., ich bat mir ſein Urtheil darüber aus. Er ſagte mir, wie die Verzuckungen des Kindes in aller Art, Gebährden und Handlungen ſo außerordentlich wären, daß, wenn man noch in den Jahren lebte, da man Beſeßne glaubte und glauben müßte, dieſes Kind gewiß vor eine Beſeßne würde ſeyn gehalten worden. Er hätte den Fiſcher noch vor einigen Tagen beſucht; es wäre ihm aber ein Grauſen angekommen, dieſem Kinde, welches eben in Verzuckungen geweſen, lange zuzuſehen. Man könnte nur davon urtheilen, wenn man es ſelbſt ſähe.

Nach einer Woche darauf legte ich mit meiner Frau bei der Guthsherrſchaft des Fiſchers M.. in W.. einen Beſuch ab. Die Dame beklagte ſich auch gegen meine Frau dieſes Kindes wegen, wovon es ſchon im Dorfe durchgehends hieße, es wäre beſeſſen; wünſchte, daß ich dieſes Töchterchen doch nur einmal ſehen möchte; damit ſie und auch deſſen Eltern mein Urtheil darüber hören könnten. Denn vielleicht fände ich das Kind anders, als ich mir vorſtelle. Ich willigte ſehr gerne ein. Denen Eltern wurde alſo dieſes hinterbracht; und da das Kind eben ſich am beſten befand, es auch gutes Sommerwetter war, kam die Mutter mit ihm auf dem herrſchaftlichen Hofe an, und der Vater folgte nach.

Sie war ein ziemlich herangewachſenes Mädchen von ungefähr acht Jahren und ſahe abwechſelnd bald roth bald blas aus: vielleicht verurſachte meine und anderer Gegenwart anfänglich dieſe Veränderung ihrer Geſichtsfarbe. Ganz genau von mir betrachtet, ſahe ſie mich wieder dreiſt an; jedoch konnte ſie nicht ſtille ſtehen, obſchon ihre Mutter ſie bei der linken Hand hielte. Sie bewegte ſich mit Händen und Füſſen, nebſt Kopf beſtändig, und zuweilen ſo ſtark, als wenn ſie ſchien tanzen zu wollen. Ihre Sprache war flüchtig, wild und meiſt unverſtändlich; wobei ſie öfters ihre Mutter anſahe, und denn wieder weiter ihre Blicke wild herumwarf. Ich nahm ſie an die Hand; ſprach ihr freundlich zu; fragte: ob ſie denn ſo ſehr krank wäre, und was ihr eigentlich ſchmerzte? Nur verwirrte, kurze, nichtsbedeutende Antwort bekam ich; und die Bewegung ihrer Glieder nahm zu. Ich wollte ihren Puls erforſchen; allein da ſie die Arme und Hände niemals ſtille halten konnte; ja nicht einmahl auf einer Stelle ruhig ſtehen blieb, war es mir unmöglich, ihn genau zu beobachten; ſondern ich merkte nur ſoviel, daß er etwas voll ſchlug. Endlich fing ſie mit dem Kopf und Halſe immer mehr zu drehen an; murmelte ganz unverſtändliche Worte; kam auch mit Händen und Füſſen in mehrere, theils zitternde Bewegungen: daher ſchloſſen die Eltern, daß ſie nun bald ihre fürchterliche Zufälle wieder bekommen würde. Sie baten mich gar ſehr, ihnen doch Rath für dieſes ihr elendes Kind zu ertheilen, und mich erbarmen zu laſſen, ihm zu helfen, waran ſie gar nicht zweifelten, daß ich es könnte, wenn ich nur wollte. Ihre Bemühung, um Hülfe für daſſelbe, wäre bisher, da ſie aus den umliegenden Städten ſchon genug Arzeneyen empfangen und dem Kinde eingegeben, ohne das Linderung der Zufälle und der Krankheit erfolget, ohne Wirkung geweſen; vielmehr hätte es ſich verſchlimmert: ſie könnten nun weiter nichts mehr thun, als dieſes ihr elendes und verwirrtes Kind dem Schickſal und gewiſſen Tode überlaſſen.

Voll Mitleiden und Menſchenliebe verſprach ich, meine Sorgfalt zu Heilung deſſelben, nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen, anzuwenden; ich machte aber zu einer ausdrücklichen Bedingung: daß, währender Zeit ich ihm Verordnungen gäbe, die Eltern alle dieſe nicht nur genau befolgen, ſondern auch noch überdem keine andre Mittel darneben gebrauchen müßten; ſie mögten Nahmen haben wie, und von wem ſie wollten. Hierauf ſagte ich ihnen, daß, da ich den folgenden Morgen früh um acht Uhr wieder durch ihr Dorf nach S.. reiſen würde, wohin ich mir zur eigenen Aderöfnung einen Chirurgus von M.. beſtellet hätte, ſich die Mutter mit dem kranken Mädchen bereit halten mögte, mit mir dahin zu fahren, um ihr Kind zur Ader zu laſſen. Sie gingen ſämtlich wieder nach ihrer Wohnung; ich aber fuhr mit den Meinigen nach unſerm Guthe zurück.

Des folgenden Morgens um die beſtimmte Zeit traf ich auf meiner Reiſe nach S.. in W.. ein; nahm, nach genommener Abrede, die Mutter mit ihrem kranken Töchterchen mit in meinen Wagen dahin. Unterwegens meldete mir dieſelbe: daß ihr Kind in dieſer Nacht viel gelitten; es hätte ſehr wild und irre geredet, viele und mit unter recht fürchterliche Verzuckungen gehabt, und große Hitze. Sie hätte Gott gebeten, es mit demſelben entweder zum baldigen ſeeligen Ende kommen zu laſſen. — Wir kamen mit unſeren ziemlich ruhigen Kranken in S.. an: und da der geſchickte Chirurgus D.. ſchon da war, war meine erſte Sorge nur, dieſes kranke Mädchen von ihm ſogleich am Fuße zur Ader zu laſſen. Welches derſelbe denn auch, nachdem ich, nebſt der Mutter, ihm alle Umſtände der Kranken erzählet hatte, ohne Einwendung vornahm. Er hatte viele Mühe, den Fuß der Kranken, der beſtändig in Bewegung war, aus dem Waſſer in eine ſolche ruhige Stellung zu bringen,

gen, daß er die Ader gehörig öffnen konnte; endlich gelang es ihm, und die Ader blutete recht gut. Das Auffallenſte hierbei war aber, daß die Kranke, ſtatt ſich davor zu fürchten oder gar zu erſchrecken, an dieſer ihrer Aderöffnung ein Vergnügen hatte, luſtig ſpielte und oft lachte, wenn ſie dem Bluten zuſahe. Ja, da die Ader verbunden wurde, kaum darin zu willigen ſchien. Nach der Aderlaß legten ſich die vorher ſo häufige Bewegungen der Gliedmaßen ſehr merklich. Ein paar Stunden darauf, da ich meine Geſchäfte daſelbſt verrichtet und mich auch der Chirurgus zur Ader gelaſſen hatte, reiſeten wir wieder, und ich ſetzte Mutter und Tochter in ihrem Dorfe ab und beſtellte den Vater Tages darauf zu mir nach B . . .

Dieſer kam ſchon des Morgens früh zu mir mit Vermelden: wie die Kranke gegen vorige, dieſe Nacht ſehr ruhig gelegen und auch wieder etwas ordentlich geſchlafen hätte. Er wünſchte ſehnlich, daß dieſes continuiren mögte, und ich ihm meinen fernern guten Rath geben wollte, mit feſter Verſicherung, mir in allen Vorſchriften mit ſeiner Tochter ganz genau zu folgen.

Alle vorgemeldete widernatürliche Bewegungen, Verzuckungen und Verdrehungen hielte ich für Convulſiones; und die Urſache hiervon, glaubte ich in Würmern zu finden. Ich verfuhr daher alſo: daß ich nach der Aderöffnung erſt innerlich temperirende und nächſtdem eigentliche Wurmmittel

tel mit gehörigen Abführungen aus der nächſten öffentlichen Apotheke nehmen ließ. Dieſe ſchlugen auch merklich an; jedoch wollten noch Würmer ſelbſt nicht mit abgehen, obgleich vieler Schleim erfolgte. Es mußten alſo die Wurmmittel und beſonders mit aſſa foetida noch verſtärket werden. Wie nun ſo continuiret wurde, gingen endlich in Zeit von ſechs Wochen außerordentlich häufig Spulwürmer ab. Das kranke Mädchen wurde allmählig munter und geſund ausſehend; und nach zwölf Wochen genaß es völlig, ſowohl am Körper als auch am Verſtande.

Der herzliche Dank der rechtſchaffenen Eltern war mir für meine Bemühung die allerangenehmſte Vergeltung. Das Mädchen ſelbſt iſt auch nachher immer geſund und recht ſtark und vernünftig herangewachſen, und ein gutes geſundes Dienſtmädchen geworden, wie ich ſie nachher ſelbſt öfters im Dienſt geſehen habe.

4.

Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen N * * *.

Ich bin der Sohn eines Predigers, in einem Lande gebohren, wo die Aufklärung noch in ihrem erſten Keimen liegt, und vielleicht zu einer Pflanze nie gedeihen wird. Mein Vater wurde mir, noch ehe ich den ſüſſen Vaternamen ausſprechen konnte, entriſſen, und ich blieb unter der Pflege einer zärtlichen Mutter, die bey dem beſten Willen weder Geſchicklichkeit genug beſaß, mir richtige Begriffe von Gott und der Welt einzupflanzen, noch nach ihrer Lage und den Umſtänden des Orts ſie mir konnte durch andre geben laſſen. Bis in mein achtes Jahr wurde ich einem Lehrer überlaſſen, der mir mit dem Stock in der Hand Tugend und Chriſtenthum nachdrücklich genug einzuprägen ſuchte. Dieſe Lehrart wirkte dermaßen auf meinen Körper, daß ich noch die Folgen davon empfinde, und weil meine Mutter ſelbſt zu beſorgen begann, ich möchte in dieſer Schule eher zu einem Krüppel als zu einem Ritter und vernünftigen Mann geſchlagen werden, ſo ſah ſie ſich genöthigt, mich aus dieſer Schule, wo alles auf eine höchſt empfindliche Weiſe verſinnlicht und fühlbar gemacht wurde, wegzunehmen. Ein wohlthätiger Freund, der Rektor einer benachbarten kleinen Stadtſchule, nahm mich zu ſich, verſchafte mir Stipendien und Tiſche in der Stadt, und ſorgte väterlich für mich. Er unterrichtete ſeine Schüler im Chriſtenthum nach einem elenden Katechismus, ſchlug ſelten einmal um ſich, und ſah es gern, wenn wir im bloßen Kopf im Freyen herumliefen, auf Mauern kletterten, uns packten, Soldaten ſpielten, auf dem Eiſe klannerten u. ſ. w., wenn wir uns nur nicht miteinander zankten, und unſre aufgegebnen Lektionen, welche in Auswendiglernung von Sprüchen und Vokabeln oder in Ueberſetzungen aus Langens Colloquien beſtanden, alle Tage gelernt hatten. War dieſes nicht geſchehen, dann ſetzte es freilich Verweiſe, und, waren dieſe fruchtlos, auch Schläge. Bei dieſer Lehr- und Erziehungsweiſe befand ich mich immer noch beſſer als bei der erſtern. Beſonders wurde mein Körper ſo abgehärtet, daß ich, da ich nie Froſt und Hitze, Regen und Schnee und alle mögliche Strapatzen ſcheute, mir ſo wenig Kränklichkeiten dadurch zuzog, daß ich vielmehr dieſen Uebungen eine unerſchutterte Geſundheit verdanke. — Dieß waren denn aber auch alle Vorzüge, die ich genoß. Außer dem Katechismus, Bibel, Nepos und Phädrus kannten wir kein andres Buch, es ſei denn die Geſchichte der Feen, woraus ich zuweilen meiner Wohlthäterin vorleſen mußte! Von der Natur, von Gott und der Tugend kannten wir nichts, als was uns der uns nur allzuunverſtändliche Katechismus ſagte. Doch lehrte mir meine Vernunft Dankbarkeit gegen meine Wohlthäter, die ich denn auch wiewohl ganz mechaniſch übte. Man konnte mich zu allem brauchen. Das Anſehen meiner Vorgeſetzten war bei mir ſo groß, daß man mir etwas Böſes hätte befehlen können, wie auch einmal der Fall war, und ich hätte es ohne es zu beraiſonniren treufleißig ausgeübt. Daher machte man ſich denn meine Dienſtfertigkeit, wie leicht zu erachten, zu Nutze, und ich mußte bei meinen Wohlthätern bis in meine Jünglingsjahre in der Wirthſchaft mit Hand anlegen helfen, ich grub Möhrenland um, legte Erdbirnen, raufte Flachs, ſpaltete Holz, mit einem Wort, verrichtete alles, was zu einer Wirthſchaft gehört. Hatte ich außer meinen Schulſtunden meine andern Hausgeſchäfte geendigt, dann war die übrige Zeit zu eigner beliebigen Diſpoſition mir ganz überlaſſen. Ueberhaupt war man wegen meiner Gutwilligkeit und Gutherzigkeit ſehr wohl mit mir zufrieden, und dieſe natürlichen Temperamentstugenden machten mich überall ſo beliebt, daß ich manche kleine Geſchenke an Victualien und an Gelde bekam, welches letztere ich mir denn ſammelte, um die nöthigen Koſten für Kleidungsſtücke und Wäſche davon zu beſtreiten. Bei allem dem blieb mein Geiſt ziemlich ungebildet, ja wurde zum Theil wohl gar verſchroben. Ich hatte ein ſehr weiches Herz und konnte bei der Muſik eines Inſtruments in Thränen faſt zerfließen, liebte die Natur und konnte mich an dem Kieſeln eines kleinen Baches, an dem Geſange der Vögel oder an der Schönheit einer Blume ungemein ergötzen. Im Frühling mußte ich oft vor Sonnenaufgang mit den Bauern ins Holz, um den Bauern das Holz anzuweiſen, das ſie für den Rektor fahren mußten. Da ſtand ich oft auf den Höhen der Berge und verlor mich in Gedanken. Wie war mir kleinem Knaben zu

Muthe, als ich Städte und Berge unter meinen Füſſen ſah! Beim Aufgange der Sonne, beim Vogelgeſang, beim Blöcken einer muthigen Heerde wurde ich oft bis zu Thränen gerührt, ohne mir die Urſache erklären zu können. Auch ſchuf ſich allmählich meine Einbildungskraft, durch die Feenmährchen ohne Zweifel genährt, neue Bilder und Ideale. Dieſe Empfindungen machten mich ſanft; ich wurde von Kindern, beſonders den Mädchen des Orts, gern geſehen. Dieſen ſang ich ein Liedchen, ſo wie ich es von Mägden, in deren Geſellſchaft ich öfters die Winterabende zubrachte, gelernt hatte; band ihnen Sträuschen, ſteckte ſie an ihren Buſen, küßte und neckte ſie; doch in kindiſcher Unſchuld! Auf Seiten mehrerer meiner Kameraden ging es aber nicht ſo unſchuldig zu; wobei ich denn aber in meiner Einfalt und Unwiſſenheit kein Aergerniß nahm, da ich ſo oft Gelegenheit hatte, ähnliche wollüſtige Scenen bei erwachſenen Jünglingen und Mädchen zu ſehen, und alſo glauben mußte, es ſei dieſes nichts unrechtes. Einigemal gerieth meine Unſchuld in Geſellſchaft üppiger Mädchen in nicht geringe Gefahr. Ich trug eines Tags einer Arbeitsfrau, Magd und noch einem funfzehnjährigen Mädchen Mittagseſſen aufs Feld; zur Dankbarkeit machten ſie ſich über mich her, legten mich auf die Erde, und waren im Begriff noch mehr zu thun, hätte ich mich nicht noch losgeriſſen. Ich ergriff voll Wuth einen Knittel, und ſchmiß dermaßen auf ſie los, daß ſie die Flucht ergriffen. Sie verklagten mich bei meiner Pflegemutter, und gaben vor, ſie hätten mich nur kitzeln wollen; ich bekam daher noch dazu derbe Verweiſe.

Einſt traf ich einen jungen Menſchen in dem Winkel eines Gartens an, der ſich mit der Selbſtverderbung befleckte; allein ich ging ganz gleichgültig vorüber, ohne, was er vornahm, zu verſtehen. Indeß mochte dieß Geſicht einen Eindruck zurückgelaſſen haben, der mir in der Folge ſehr nachtheilig wurde.

Unter ſolchen Umſtänden erreichte ich mein vierzehntes Jahr. Itzt ſtieg auf einmal der Gedanke in mir auf, was ferner aus mir werden ſollte? „So, dacht ich, kanns unmöglich bleiben, du lernſt hier nichts weiter, und ſollſt doch ſtudiren!“ Ich lag meiner Mutter an, mich auf eine andre Schule zu ſchicken; allein ihre Umſtände machten es ihr unmöglich. Zwar hatte ich Gelegenheit, Oekonomie und Kaufmannſchaft zu lernen; aber es wurde mir verſagt. Dieſes alles machte mich nun äußerſt niedergeſchlagen; zumal da meine Pflegemutter anfing, mit mir unzufrieden zu werden, weil ich itzt zu viel Ehrgeitz hatte, um, wie ſonſt, mit dem Milchtopf ins Backhaus, mit dem Teller zum Fleiſcher und dem Napfe zum Kaufmann zu gehen. Ich weinte faſt immer, vergaß die Geſellſchaft meiner Geſpielen, ging ganz allein, und wurde immer ernſthafter. Meine Lernbegierde trieb mich an, Vokabeln fleißig zu lernen, in der Bibel und im Katechismus zu ſtudiren. Ich fing an zu grübeln, und gerieth darüber auf manche Zweifel, die mich beunruhigten und manche Thräne koſteten. Niemand aber wieß mich zurechte, ſondern man ſchalt mich, anſtatt mir Troſt einzuſprechen, einen Narren.

Betrübt über mein Schickſal ging ich einſt mit dem Rektor zu meiner Mutter. Unterwegs begegneten wir dem Herrn von S**, der mich noch als einen kleinen Jungen gekannt hatte. Er fragte mich nach meinem Befinden — allein ich konnte ihm vor Schluchzen nicht antworten. Er mochte dieſe Sprache verſtehn, und redete deswegen bei Seite mit dem Rektor. Darauf empfahlen wir uns. Als wir eine Strecke Wegs gegangen waren, ſagte mir der Rektor die erfreuliche Nachricht: daß der Herr von S** für mein ferneres Fortkommen ſorgen und mich auf eine andre Schule bringen wolle. Froh über dieſe Botſchaft erlangte ich wieder meine vorige Heiterkeit und wartete nun mit Sehnſucht auf den Augenblick, wo ich Ordre bekommen würde, abzureiſen. Sie kam. Ich verlies den Ort mit gerührtem Herzen, wo mirs in ſo manchem Betracht wohl gegangen war, wo ich ſo manches Gute, aber auch manches Böſe gelernt hatte.

Ich eilte aus einem Städtchen, wo Wolluſt und Verſchwendung einen großen Theil der Einwohner arm und in äußerſtes Elend verſetzt hatte. Mehrere von den Mädchen, die ich als Knabe kannte, haben die Zeugen einer unerlaubten Lebensart zur Welt gebracht und leben zum Theil noch ohne Männer, und kämpfen mit Armuth und Verachtung. Sie waren nicht jene Unglückliche, die in einem Augenblick ſich vergeſſen, und die eine allzugroße Zärtlichkeit zu einem Schritt verleitet, den ſie nachher bereuen: Sie waren vielmehr Koketten, kannten nicht die ſanfte, reine Liebe, die uns der Schöpfer ſo wohlthätig eingepflanzt hat, und überließen ſich ungeſcheut ihren wollüſtigen Begierden. Eben ſo dachten und handelten die mehreſten Jünglinge dieſer Stadt, ehmals zum Theil meine Kameraden, und ſie hatten gleiches Schickſal mit jenen Mädchen.

Ich kam an den Ort an, wo ich durch die Güte des Herrn von S** mein Studiren fortzuſetzen im Stande war. Kleinſtädtiſch von Jugend auf erzogen, kam ich hier wie in eine neue Welt, wo mir alles fremd war. Ich war ſo glücklich in kurzer Zeit für mich ſehr vortheilhafte Bekanntſchaften zu machen, auch fanden ſich einige Freunde im vorzüglichern Verſtande zu mir, durch deren Umgang ich noch mehr für die Wiſſenſchaften gewonnen wurde. Ich legte mich mit dem angeſtrengteſten Fleiß auf das Studium der Griechen und Römer, und vergaß nicht die klaſſiſchen Werke der Deutſchen im Fache der ſchönen Wiſſenſchaften zu leſen.

Meine Erziehung und Liebe zur Natur machte, daß ich noch hier die Sommertage meiſtens unter freyem Himmel zubrachte, und einen Dichter in der Hand bald an den Ufern des Fluſſes, bald in den Schatten des Waldes herumirrte. Hier regten ſich Gefühle, die ich zu beſchreiben nicht im Stande bin. Aber eben dieſe empfindliche Stimmung meiner Seele war es, die mich unglücklich machte. Ich fühlte bald in mir eine Leere, die ich nicht auszufüllen wußte, ein Sehnen nach etwas, das ich nicht kannte. Ich beweinte oft in der Einſamkeit mein Schickſal, das doch äußerlich ſo gut war — Triebe wurden in mir rege, die ich vorher nie gekannt hatte, Begierden, die durch Träume erweckt wurden. Um dieſe zu ſtillen, ergriff ich unerfahrner, mit meiner Natur ganz unbekannter Jüngling (denn auf dieſer anſehnlichen Schule machte man die Jugend mit Kenntniß der Natur, des menſchlichen Körpers u. ſ. w. eben ſo wenig bekannt als in der Winkelſchule, die ich in meiner Kindheit zuerſt zu beſuchen die Ehre hatte) gerade da ich Niemand hatte, der das Aufwachen meiner Natur bemerkt und ihm eine weiſe Richtung gegeben hätte, das unnatürlichſte Mittel, und trieb von Zeit zu Zeit insgeheim ein Laſter, das auf dieſer Schule herrſchend war. Es geſchah nur ſelten, geſchahe aber doch, und zwar, ohne zu wiſſen, daß es ſchädlich, daß es Sünde wäre, ohngeachtet mich bei dieſem ſchändlichen Handwerk oft eine unerklärbare Angſt befiel. Itzt fiel mir jener Jüngling im Garten wieder ein, und mit ihm der Gedanke, es ſei vielleicht Naturbedürfniß. Man hielt mich für einen ſtillen, ſittſamen Jüngling, und ſiehe! ich war doch ein Böſewicht, ohne es ſelbſt zu glauben. Ich bekam gute, praktiſche Religionsſchriften in die Hände; meine Begriffe klärten ſich auf: ich lernte einſehen, daß Religion in **Handeln** und **Thun** beſtehe, ich fing an zu handeln — aber dabei trieb ich noch immer ein Laſter fort, das meine Natur zerrüttete. In einer Geſellſchaft hörte ich von der Abſcheulichkeit eines Laſters ſprechen, das ich der That, nicht aber dem Namen nach, kannte: ich ahndete etwas, und erkundigte mich deswegen, erfuhr alſo zu meinem Schrecken, daß es eben das Laſter war, das ich trieb, und deſſen gefährliche Folgen ich bald darauf aus Schriften noch mehr kennen lernte. Itzt wandte ich alle Kräfte an, dieſes Laſter gänzlich zu meiden, und nach vielen vergeblichen Kämpfen glückte es mir. Nachdem ich an Geiſt und Körper geneſen war, empfand ich über meinen Sieg die unausſprechlichſte Freude, ſahe aber noch immer mit Schaudern in den Abgrund zurück, aus dem ich mich gerettet ſahe. Angſt, Schmerz und Qual ſind die Freuden, womit dieß Laſter ſeine Verehrer belohnt; ein verwundetes Gewiſſen, geſtümpfter Verſtand, ſiecher Körper oder gar baldiger Tod die Folgen davon.

(Die Fortſetzung folgt.)

5.

Verrückung aus Liebe.

Ein Mädchen von ungefähr neunzehn Jahren, welche die Natur außer allen Reitzen weiblicher Schönheit mit einem guten Herzen ausgeſtattet hatte, war der Stolz ihrer wohlhabenden Eltern. Ihre zärtliche Liebe zu ihrer einzigen Tochter machte, daß ſie ſie allzuſehr verzärtelten und ein eigenſinniges, mürriſches, empfindſames Geſchöpf an ihr erzogen. Zu keiner weiblichen Arbeit angehalten, ſaß ſie beſtändig und las in Büchern, zwar in lauter guten, als **Gellerts** und **Weißens** Schriften, aber ſelbſt dieſe machten ſie zu einer frommen Empfindſamen, die beſtändig betete und ſang, und darüber alle Arbeit, ſich ſelbſt und die Menſchen vergaß. Sie genoß ſelten der freien Luft und des geſellſchaftlichen Umgangs, daher wurde ſie zurückhaltend und ſchüchtern. Starkes Getränke, als Kaffee, genoß ſie täglich, und an Appetit fehlte es ihr nie, daher wurde ſie groß und ſtark, bekam aber ein unnatürliches Phlegma. Itzt trat ſie in den Zeitpunkt, wo ſich neue Gefühle in ihr regten, wo ihr Herz bei dem Anblick eines Mannes ſtärker als vordem ſchlug. Die Reitze des Mädchens und ihr Vermögen lockten manchen Verehrer herbei, aber keiner gefiel ihr, und ihr mürriſches und einfältiges Betragen verſcheuchte einen nach dem andern.

dern. Endlich erſchien Einer, den ſie zu beſitzen wünſchte, ein Offizier; er mochte ihr auf dem Ball, wo ſie ihn kennen lernte, wohl manches Schöne geſagt haben, aber ſie zu heurathen war ihm gewiß nicht in den Sinn gekommen; denn er kam nie wieder zum Vorſchein. Doch hatte ſie ſich dieſes in den Kopf geſetzt, und wurde darin von ihrer Freundin beſtärkt, mit der ſie über den Gegenſtand ihrer Liebe briefwechſelte. Zwei Jahre lang hing ſie dieſen Gedanken nach, und ließ einen andern, den ihre Mutter für ſie beſtimmt hatte, eben ſo lange vergeblich ſchmachten. Er wußte ſich unterdeß bei gutwilligen Mädchen ſchadlos zu halten, und kam nur deswegen zurück, weil ihn ihr Geld lockte. Da nun das Zudringen der Eltern, das wiederholte Anhalten des jungen Mannes und ſeine verſtellte Liebe das Mädchen preßten, ſo gab ſie endlich das Jawort von ſich. Jtzt fing ſie an, ihn wirklich unbegränzt zu lieben. Sie machte ſich Vorwürfe, daß ſie ihn ſo lange unerhört gelaſſen. Alle ihre Nerven wurden durch die außerordentlichen Bewegungen ihres Gehirns erſchüttert, überſpannt, und ſie unterlag der Stärke ihrer Empfindungen; denn ein ihr verurſachtes Schrecken raubte ihr plötzlich allen Verſtand. Mit ſtarrem, fürchterlichen Blick ſaß ſie da; bald brach ſie in ein höhniſches Lächeln aus, bald ſang und betete ſie. Arzneien weigerte ſie ſich lange einzunehmen: einen Abend verſtellte ſich der Arzt in ihren vorigen Liebhaber, beſuchte ſie, und brachte ihr, wie er vorgab, von ſeinem Bruder, einem Arzte, Medicin. Sie umarmte ihn ſogleich, war außer ſich vor Freuden, und — nahm ein. Izt ging ihr vermeinter Liebhaber weg: ſie nahm zärtlichen Abſchied von ihm, und ſchlief dieſe Nacht recht ruhig. Als er aber des andern Tages auf ihren Ruf nicht wieder kam, wurde ihr Zuſtand ſchlimmer. — Das ihr abgedrungene Jawort ſcheint ſie gereut, und dieſe ſchreckliche Wirkungen gehabt zu haben.

6.

Ein phyſiologiſch-pſychologiſches Problem.

Ew. ꝛc. hab' ich neulich mündlich verſprochen, Ihnen die Geſchichte jener Frau, welche bei jeder Schwangerſchaft das erſte Glied ihres Fingers verloren hat, etwas umſtändlich zu überſchreiben, wann ich zuvor in dieſer Abſicht noch einſt dieſe Frau beſuchet haben würde.

Die Frau, von welcher ich reden will, iſt aus der Herrlichkeit Rheda gebürtig, und wohnet ſeit ihrer Ehe im Kirchſprengel Harſewinkel hieſigen Hochſtifts als Eigenbehörige dieſes Kloſters Marienfeld, eine halbe Stunde von hier. Am Sonnabend

abend den 9ten Julii ging ich wieder zu ihr. Sie erzählte mir alles wieder ſo und mit den nämlichen Umſtänden, als ſie es ſchon vorhin zu drei verſchiedenenmalen gethan hatte.

Sie ſagte, drei oder auch vier Wochen nach einem fruchtbaren (empfänglichen) Beiſchlaf empfinde ich einen **Schuß** am erſten Glied eines Fingers; dann ſage ich zu meinen Mann: **nun iſt es wieder ins reine,** (das iſt, ich bin ganz gewiß wiederum in geſegneten Umſtänden) das Glied des Fingers fängt dann an zu ſchwären, mit unausſtehlicher Hitze zu brennen, allgemach verwandelt ſich das Geſchwür in eine mit hellem Waſſer angefüllte Blaſe; nachdem ich dieſe mit einer Nadel durchgeſtochen, ſcheint das Fleiſch um den Knochen in Fäulniß überzugehen: endlich fällt der Knochen des beſchädigten erſten Gliedes heraus, und alsdann iſt in Zeit von vierundzwanzig Stunden der verſtümmelte Finger ganz wieder zugeheilet. Das Herausfallen des Knochens folget vier oder fünf Wochen nach dem erſten Schwären des Fingers. Die Glieder ſind in folgender Ordnung abgefallen. Bei der erſten Schwangerſchaft fiel an der linken Hand das erſte Glied des Mittelfingers — bei der zweiten das erſte Glied am Zeigefinger — bei der dritten das am kleinen oder Ohrfinger — bei der vierten am Daumen — bei der fünften an der rechten Hand das erſte Glied des Zeigefingers — bei der ſechsten am kleinen oder Ohrfinger — bei der ſiebenten am Daumen.

Die Frau hatte zwar die herausgefallenen Knochen aufbewahrt, und verſprach mir ſchon voriges Jahr dieſelbe zu geben; allein nach allem möglichen Durchſuchen konnte ſie keinen finden, welches ich ſehr bedauerte.

Ich zweifele ſehr, ob ſie noch ein Glied verlieren wird, denn wenn ſie mir gleich ihr Alter nicht ſagen konnte, ſo iſt ſie doch ſchon achtzehn Jahr im Eheſtande, und dem Anſehen nach näher an funfzig als fünfundvierzig. Die ſieben Kinder ſind noch alle friſch und munter. Einmahl war ich gegenwärtig, als mein Freund die Frau befrug, wie viel Kinder ſie habe? ſtatt der Antwort hob die Frau beide Hände in die Höhe und zeigte meinem Freund, daß ſie nur noch drei ganze Finger, nämlich in der rechten Hand den Ring- und Mittelfinger, in der linken Hand den Ringfinger unverletzt übrig hätte.

Minden den 13ten September 1785.

Tiemann,
Kammerrath bei der Mindeſchen Kr.
und D. Kammer.

Sollte die Einbildungskraft ſolche erſtaunliche Wirkungen hervorbringen können, daß dieſe Frau, weil ein und eben daſſelbe ſich etwa zweimal zufälliger Weiſe ereignete, nun die Wiederkehr eben deſſelben Zufalls bei dem, was ſie für die Urſach davon hielt, ſo gewiß erwartete, daß dieſe Erwartung auch wirklich eintraf? Und alſo nun etwas als Wirkung und Urſach aufeinander zu folgen ſchien, oder wirklich aufeinander folgte, wovon vorher ein jedes für ſich, ohne das andre, erfolgt ſeyn würde? Ein phyſiologiſcher Grund möchte doch hier wohl ſchwerlich aufzufinden ſeyn.

M.

Zur Seelennaturkunde.

1.

Schack Fluurs Jugendgeſchichte.

Zweites Stück.

Siehe des vierten Bandes zweites Stück der Erfahrungsſeelenkunde.

Nach einem zweijährigen Unterrichte in der Dorfſchule, worin Schack herzlich wenig gelernt hatte, nahm ihn ſein Vater heraus, und fing ihn ſelbſt zu unterrichten an, welches er auch mit einem unermüdeten Fleiß bis zu Schacks akademiſchen Jahren hin fortſetzte. Schack fühlte ſich unbeſchreiblich glücklich, daß er künftig nicht mehr in die Dorfſchule gehen und unter den Bauerkindern ſitzen durfte, welche ihm ſo weit unter ſeinem Stande zu ſeyn ſchienen. Es hatte ihn auſſerdem vom Anfang an tief in der Seele gekränkt, daß er nicht an der großen Schultafel oben an ſitzen durfte, ſondern unter den älteſten Sohn des Schulmeiſters geſetzt wurde; ein Umſtand, wodurch ſich P . . vornehmlich bei ihm verhaßt machte, und warum Schack ſeinen über ihn geſetzten Mitſchüler als einen Feind betrachtete, welcher ſeinem Stande und ſeiner Ehre im Wege ſtünde. Alles dieß hatte ihm die Dorfſchule zu dem traurigſten Aufenthalte von der Welt gemacht, und er war daher auch der Erſte, der es dem Schulmeiſter mit einer triumphirenden Miene verkündigte, daß er ferner nicht mehr unter ſeiner Zuchtruthe ſtehen würde, ein Glück, welches er noch an dem nehmlichen Tage in dem ganzen Dorfe mit tauſend frölichen Luftſprüngen bekannt machte.

Schack wurde alſo von dieſer Zeit an der Schüler ſeines guten Vaters, und gewiß konnte er keinen thätigern und fleißigern Lehrmeiſter bekommen als ihn. Anfangs genoß er ſeinen Unterricht mit zwei ſeiner Schweſtern; bald aber widmete ſich ſein Vater ihm ganz allein. Es iſt unglaublich, wie pünktlich und gewiſſenhaft der würdige Mann bei dem Erziehungsgeſchäfte ſeines Sohns verfuhr, und wie unerſchöpflich ſeine gute Laune dabei war. Seine Heiterkeit verlohr ſich nie, wenn er Unterricht gab, ſein Vortrag war äußerſt angenehm und lebhaft, ſeine Aufmunterungen zur Aufmerkſamkeit begleitete gemeiniglich ein unſchuldiger wohl angebrachter Scherz, welcher zehnmal mehr als ein pädagogiſches Schelten ausrichtete, und ſein ganzes Benehmen während des Unterrichts flößte Zutrauen, Hochachtung und Liebe ein.

Die gute Laune des Schulmanns, pflegte er immer zu ſagen, iſt das vornehmſte Mittel jungen Leuten die Schule angenehm zu machen und ihnen die ſo natürliche Abneigung vor derſelben zu benehmen. „Meine Kinder, ſagte er oft, müſſen es für keinen Sklavendienſt halten, unterrichtet zu werden; ſie müſſen mit mir gleichſam nur Spaziergänge in den Wiſſenſchaften zu machen glauben.“ So heiter und aufgeweckt er aber auch in allen ſeinen Lehrſtunden war, ſo wenig verlohr er doch dabei ſein Anſehn, welches nicht ſelten bei aufgeräumten Schullehrern der Fall iſt. Schack wurde bisweilen durch die fröliche Laune ſeines Vaters gereizt, mitten in den Lehrſtunden muthwillig, und ließ alsdann gern ſeine Luſtigkeit über die gehörigen Gränzen hinausſchweifen; aber ein einziger ernſter Blick ſeines Vaters brachte ihn gleich wieder zu ſich ſelbſt zurück.

Durch ein immer aufgeräumtes, aber zugleich ernſtes Weſen, war es dem guten Vater vornehmlich geglückt, ſeine Kinder von übeln Launen, und von dem, bei den meiſten jungen Leuten gewöhnlichen Hange zum Eigenſinn zu heilen, welches noch immer für ein ſchweres Problem in der Erziehungskunſt gehalten wird. „Wenn wir Eltern und Lehrer, ſagte er oft, mit unſern Kindern und Zöglingen immer auf eine gefällige Art umgehen, wenn wir unſere Launen — mags doch auch bisweilen Mühe und Ueberwindung koſten — zu ihrer jugendlichen Frölichkeit herabſtimmen; wenn wir vornehmlich ſelbſt nie ohne Noth Launen und Eigenſinn gegen ſie an den Tag legen: ſo werden ſie uns, ſelbſt bei einiger Strenge, über alles lieben, werden inniges Zutrauen zu uns haben, und hierin muß gleichſam die Arzenei gegen ihren Eigenſinn liegen, welcher durch harte Behandlungen eigentlich nur auf einige Zeit unterdrückt, aber gewiß nie ganz ausgerottet wird."

So feurig und lebhaft der Paſtor Fluur vermöge ſeines Temparaments war, ſo ſelten bediente er ſich doch harter körperlicher Strafen, wenn Schack Unbeſonnenheiten begangen hatte. Er zeigte ihm gemeiniglich mit einigen nachdrücklichen Worten das Unanſtändige ſeiner Handlungen, und nahm ſich ſehr in acht, durch lange moraliſche Predigten ihn gegen ſeine jugendlichen Fehler gleichgültig zu machen, welches gemeiniglich die unglückliche Folge des langen unnützen Moraliſirens über kindiſche Unarten zu ſeyn pflegt. Nur darin beging vielleicht das zärtliche Herz des guten Vaters einen kleinen Fehler, daß er, wenn er Schacks Muthwillen bisweilen ernſtlich beſtrafen mußte, nachher gleich wieder zu viel herablaſſende Güte gegen ihn blicken ließ, und ihm hinterher nicht ſelten ein kleines Geſchenk mit Gelde zu machen pflegte.

Es iſt in der That eins von den wichtigſten Problemen in der Erziehungskunſt, worüber Eltern und Lehrer nicht genug nachdenken können, welcher Strafen, und auf welche Art man ſich derſelben bei Kindern zu ihrer moraliſchen Beſſerung bedienen müſſe. Es iſt bei der ſo großen Verſchiedenheit der Gemüther, bei der verſchiedenen Empfindlichkeit junger Kinder, und bei der oft durchs ganze Leben hindurch würkenden Dauer früherer Eindrücke durchaus nicht gleichgültig, womit, und wie man jene beſtraft, und ich bin überzeugt, daß durch eine falſch angewandte Art der Strafen viel mehr junge Leute von Grund aus verdorben ſind, als durch jenes zärtliche Nachgeben, welches Eltern ſo oft gegen ihre Kinder an den Tag legen. Viele Unarten der Kinder ſollte man gar nicht, oder nur mit wenigen Worten beſtrafen, wenn ſie eine bloße Folge ihres Leichtſinns und ihrer Uebereilung ſind. Weil Kinder in dieſen Fällen nichts Böſes gethan zu haben glauben, und weil ſie ſelten ſchon richtige Begriffe über die Moralität ihrer Handlungen beſitzen, die wir oft zu früh bei ihnen vorausſetzen; ſo werden ſie leicht Unrecht zu leiden glauben, wenn man ſie deswegen beſtraft; ſie werden ſich heimlich über ihre Eltern und Lehrer erboßen; ihre Liebe wird gegen ſie in einen verſteckten Haß verwandelt werden, und alle ihre Handlungen werden nach und nach in jene unglückliche Heuchelei ausarten, hinter welche ſie ſich mit einem deſto größern Rechte zu verſtecken ſuchen werden, je mehr man ihnen durch unüberlegte Strafen Unrecht gethan hat. Selbſt diejenigen Strafen, die Kinder verdient haben, ſollte man mit größter Vorſicht wählen, und dabei nachdenken, ob ſie auch mit dem zu beſtrafenden Fehler in einem gehörigen Verhältniſſe ſtehen. In den Augen der Eltern und Lehrer können ſie vielleicht unbedeutend ſcheinen, können aus guten Abſichten ſo und nicht anders gewählt ſeyn, und doch in dem Gemüthe junger Kinder die ſchrecklichſten Veränderungen hervorbringen. Vornehmlich aber hüte man ſich doch ja, junge Leute durch Strafen oder auch nur durch Drohungen zur Verzweifelung zu bringen, welches oft leichter geſchehen kann, als man glaubt. Die Erſchütterungen, welche dadurch das Gemüth eines Kindes bekommt, können für ſein ganzes Leben höchſt gefährlich werden, und vielleicht auf immer dem Charakter des Kindes eine ſchiefe Richtung geben. Ich will aus Schacks Jugendgeſchichte einen Fall anführen, welcher zwar den letztern Schaden für ſeinen Charakter nicht hatte; aber ihm eine der entſetzlichſten Entſchließungen abzwang, wohin ein verzweiflungsvolles Gemüth gerathen kann.

Schack hatte hintereinander — er war damals ohngefähr zehn Jahr alt — einige Unarten begangen, die würklich ernſtlich beſtraft zu werden verdienten. Er furchte daher auch dießmal wirklich Schläge zu bekommen; aber er hatte ſich geirrt. Sein Vater ließ ihn vor ſich kommen, und empfing ihn mit einer äußern Ruhe, die ihn befremdete. Gleich einer Bildſäule ſtand jetzt Schack da, und erwartete ſein Urtheil, indem er einen ſchüchternen Blick nach dem andern auf ſeinen Vater warf; im Herzen aber ſchon froh war, daß ſein Vater nicht ſehr aufgebracht zu ſeyn ſchien. Aber ſeine Freude dauerte nur wenige Augenblicke, denn nach einer kleinen Pauſe fing ſein Vater alſo zu reden an, indem er anfangs gefliſſentlich ſeinen innern Zorn verbiß: „Ich habe mir bisher alle Mühe gegeben, Dich zu beſſern; ich habe oft erſtaunliche Nachſicht mit Deinen Unarten gehabt, aber Du biſt von Tage zu Tage ſchlimmer geworden. Dein Muthwille und Ungehorſam überſteigt jetzt alle Gränzen, und ich habe mir nun ernſtlich vorgenommen, Dich nicht länger in meinem Hauſe zu behalten.“ Bei dieſen Worten überlief Schacken ein eiskalter Schauer, und er fing am ganzen Leibe zu zittern an. „Sieh hier! fuhr er fort, liegen Deine Sonntagskleider, und da ſteht ein Kober mit Victualien angefüllt. Dieſe Kleider und dieſen Kober ſollſt Du nehmen, und gleich einem Handwerksburſchen in die weite Welt hinein wandern. Wenn die Victualien verzehrt ſind, ſo magſt Du andere Leute um Brod anſprechen; aber ich werde mich nicht weiter um Dich ungerathenes Kind bekümmern. Weg aus meinen Augen!“ und hier wies er ihm die Thür. Schack war durch dieſe ſchreckliche Sentenz außer aller Faſſung gebracht, die Worte erſtarben ihm auf der Zunge, er hatte nicht einmahl ſo viel Beſinnungskraft, ſeinen Vater um eine Milderung ſeines Urtheils zu bitten, und er konnte es auch nicht wagen, da ihm ſein Vater mit ſichtbarem Zorn im Geſichte gradezu die Thür gewieſen hatte. Er nahm daher ſeine Kleider und Victualien, indem ſeine ganze Seele von innerm Groll gegen ſeinen Vater glühete, und verließ mit einem verbiſſnen Trotz das väterliche Haus, ohne von jemand Abſchied zu nehmen. Rächen willſt du dich! dacht' er, ſeys auf welche Art es wolle. Sein Blut kochte vor Wuth. Er knirſchte mit den Zähnen, ſtampfte grimmig zur Erde, und rannte wie ein wildes Thier davon. Aber an die Stelle ſeines innern Grolles trat bald eine unbeſchreibliche Wehmuth. Ein heißer Thränenſtrom brach ihm aus den Augen. Nun glaubt er auf einmahl der unglücklichſte aller Menſchen geworden zu ſeyn, die Bilder ſeiner genoſſenen jugendlichen Freuden ſtellten ſich ihm der Reihe nach vor, und er glaubte, daß er nun auf ewig ſie werde entbehren müſſen. Beſonders aber erfüllte ihn der Gedanke mit einem unendlichen Schmerz, daß er künftig ſein Brod vor den Thüren anderer Leute ſuchen ſollte. Sonſt hatte er in ſeines Vaters Hauſe Brod unter die Bettler ausgetheilt; jetzt ſollte er ſelbſt als ein Bettler unter den Fenſtern anderer Leute ſingen. Er wollte auf die Landſtraſſe hinaus; aber ſeine Knieen bebten; er konnte nicht weiter kommen, ſo ſehr drückte ihn die Laſt, die auf ſeiner Seele lag, und verkroch ſich daher hinter einem Hollunderſtrauch an der Kirche, durch deſſen Blätter er mit tauſend

Thränen nach ſeinem väterlichen Hauſe blickte, welches ihm jetzt wie ein fürſtlicher Pallaſt vorkam. Nie hat er wieder in ſeinem Leben ſo etwas Schreckliches als damals hinter dem Hollunderſtrauche gefühlt. Sein Herz wurde von tauſend fürchterlichen Empfindungen zugleich gefoltert. Er wollte umkehren, die Kniee ſeines Vaters umarmen, ſeiner Mutter ſich zu Füſſen werfen; aber er befurchte hart behandelt zurück geſchickt zu werden. Der wilde, zornige Blick ſeines Vaters ſchwebte ihm vor den Augen, und auf der andern Seite das gränzenloſe Elend, in welches er ſich verſetzt ſah. Schon erblickte er ſich in ſeiner zerlumpten Bettlerkleidung, hörte hinter ſich her die Dorfhunde hetzen, und ſah ſich als einem von aller Welt verlaſſenen Menſchen hinter einem Zaune ſterben. Seine Phantaſie war durch alle dieſe Schreckbilder auf den höchſten Grad geſpannt, und in dieſen Augenblicken der unbeſchreiblichſten Angſt gerieth er in dasjenige wilde Gefühl der Verzweifelung, in welcher unſere Natur, vom Schmerz überladen, das erſte und beſte Mittel ergreift, ſich davon auf immer zu befreien, — — er beſchloß ſich umzubringen, und die Sale ſollte ſein Grab werden. Mit dieſen Gedanken ſtanden auf einmahl ſeine Thränen ſtill, er richtete ſich mit Entſchloſſenheit auf, fühlte ſich auf einmahl ſtärker als er ſich je wieder in ſeinem Leben gefühlt hat, und ging wüthend nach der Sale zu. Rächen willſt du dich, dacht' er aufs neue, und du kannſt es auf keine beſſere Art thun, als wenn du in die Sale ſpringſt; wie wird denn, dacht er weiter, dein Vater um dich jammern, wenn man deinen Leichnam aus dem Waſſer gezogen hat, und wie wird er den Augenblick verfluchen, da er dich mit dem vermaledeiten Kober fortſchickte. Es war ihm, als ob er ſeinen Vater neben ſeiner Leiche lebhaftig ſtehen ſähe. An die Schmerzen des Todes dacht er nicht; — ſein Entſchluß war einmahl muthig gefaßt, und er hätte ihn wahrſcheinlich ausgeführt, wenn ihn nicht ein Bote eingeholt hätte, der ihn zu ſeinem Vater zurückbringen ſollte, und welcher ihm zugleich die Nachricht mitbrachte, daß ſich ſeines Vaters Zorn gelegt habe. Die Empfindungen, die Schack dabei hatte, waren ein ſonderbares Gemiſch von Freude, daß er nun wieder zu ſeinen Eltern und Geſchwiſtern, ohne ein Bettler zu werden, zurückkehren durfte, und von verſöhnter Rache, daß er nicht von ſich ſelbſt zurückgekommen, ſondern von ſeinem Vater ausdrücklich, und wie er glaubte, mit Aengſtlichkeit wieder eingeladen war.

Um Schacks ganzen Charakter im Folgenden näher kennen zu lernen, will ich voraus anmerken, daß in ihm vom Anfang ſeines Denkens an ein heimlicher Trieb zur Ehrbegierde lag, ohnerachtet man ihn in deſſen Kindheit nicht beſonders angefacht hatte. Dieſen Ehrgeiz verrieth er ſchon bei ſeinen kindiſchen Spielen. Ueberall wollte er der Erſte ſeyn, immer befehlen und nie gehorchen, immer anordnen und ſich nicht widerſprechen laſſen. Er hatte die Leute ganz beſonders lieb, die den Huth vor ihm abnahmen, ſo wie er die gar nicht ausſtehen konnte, die vor ihm ohne jenes Zeichen der Ehrerbietung vorbeigingen. Wie er etwas größer geworden war, und ſeine ausgebreitetere Selbſtthätigkeit auch ſeinem Ehrgefühl mehr Nahrung und Stärke gab, leuchtete daſſelbe aus allen ſeinen Handlungen hervor, und er that eigentlich nichts gern, wo er keine Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen konnte. Wenn er in der Kirche war, ſtellte er ſich immer dahin, wo er von den meiſten Leuten geſehen werden konnte, und ſtrengte ſeine Kehle oft auf eine widernatürliche Art an, um die ganze Gemeinde zu überſchreien, welches er auch täglich bei dem Abendgottesdienſte that, welchen ſeine Mutter mit ſeinem übrigen Geſchwiſter und dem Geſinde hielt. Um ſich bei den unwiſſenden Bauern ein Anſehn zu geben, that er oft ſehr gelehrt, und ſprach eine halb Deutſch- und lateiniſche Sprache, wohinter ſie eine große Geſchicklichkeit ſuchen ſollten. Seine kindiſche Eitelkeit verführte ihn ſogar manchmal zu den lächerlichſten Grillen. Er ſpazierte z. B. nicht lieber als in hohlen Kornwegen, und freute ſich unendlich, wenn der Wind die hohen Kornähren auf die Seite legte, und ſie ihm gleichſam ihr Compliment machten. Aus eben jener Eitelkeit wünſchte er nichts mehr, als ein großer General zu werden. Stundenlang hörte er oft einem abgedankten Soldaten in ſeinem Dorfe zu, wenn er von den Schlachten des Königs von Preußen erzählte. Schacks Wangen glühten, er war mit ſeiner Seele auf dem Schlachtfelde, er ließ den Tod von Glied zu Glied durch die Armeen raſen, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn die Oeſtreicher oder Franzoſen auch eine Bataille gewonnen haben ſollten.

Ehe ich zu den Methoden komme, nach welchen ihn ſein Vater zu unterrichten pflegte, will ich noch einige ſeiner Vorſtellungsarten erwähnen, wie ſich Schack in ſeiner Kindheit allerlei geiſtige und abſtrakte Gegenſtände zu denken pflegte. Kinder denken bei den Worten, Gott, Ewigkeit, Dauer, Zeit, Raum, Seele, Unſterblichkeit ꝛc. gemeiniglich gar nichts, weil alle dieſe Ideen außer ihrem ſinnlichen Faſſungskreiſe liegen; nach und nach verbinden ſie irgend eine materielle Idee vermöge einer Aſſociation ſinnlicher Vorſtellungen damit, und mit dieſer materiellen Idee behelfen ſich die meiſten Menſchen Zeit ihres Lebens. Bei dem Worte Gott-dachte ſich Schack, wie die meiſten Kinder, einen alten Mann mit einem langen Barte auf einem prächtigen Throne mit vielen Lichtern umgeben, ſo war wahrſcheinlich das erſte Bild beſchaffen geweſen, welches Schack hierüber geſehen hatte.

Uebrigens hatte die Idee von Gott für ihn nicht viel Reizendes, ſondern vielmehr etwas Furchtbares und Schreckliches, und es kam ihm daher immer beſonders vor, daß er nach dem erſten Gebote zu gleicher Zeit Gott fürchten, lieben und vertrauen ſollte. Wenn ein Gewitter kam, wurde ihm aber Gott noch fürchterlicher, und man konnte es ihm nicht ausreden, daß Gott nicht aus Zorn, ſondern nach einer wohlthätigen Einrichtung der Natur dergleichen Luftbegebenheiten entſtehen ließe. Deſto liebenswürdiger für Schack war die Idee eines Heilandes. Er wünſchte oft nichts ſehnlicher, als zu den Zeiten deſſelben, und mit ihm in Geſellſchaft gelebt zu haben. Kein Menſch kam ihm daher auch abſcheulicher vor, als Judas, der ihn verrieth, und die Juden, welche ihn getödtet hatten. So oft er die Paſſionsgeſchichte las, wurde er von einer heimlichen Wuth gegen die Juden durchdrungen, und erdachte ſich allerlei Martern, die er ſie würde haben ausſtehen laſſen, wenn er Chriſtus oder nur damals ein Feldherr geweſen wäre. Immer verdacht' er es daher auch unſerm Erlöſer, daß er nicht die Legion Engel vom Himmel kommen ließ, die er gegen die Juden in ſeiner Gewalt zu haben behauptete. Nächſt unſerm Erlöſer gefiel ihm in der evangeliſchen Geſchichte der römiſche Hauptmann am beſten, der Chriſtum das Zeugniß eines göttlichen Menſchen gab: hingegen erſchien ihm Petrus in einem kleinen Lichte, ſo gern er ihn auch immer in ſeinen Gedanken über alle Apoſtel hinwegzuſetzen ſuchte, weil Jeſus ihn ſelbſt bisweilen vorgezogen hatte. Das einzige, was Schacken an dem Heilande nicht gefiel, war: daß er einmahl zu ſeiner Mutter geſagt hatte: Weib, ich habe mit dir nichts zu ſchaffen. Er meinte, ſo müßte ein Sohn nicht zu ſeiner Mutter reden.

Von der menſchlichen Seele machte ſich Schack lange Zeit keinen andern Begriff, als der durch das Bild im Orbispiktus veranlaßt wurde, wo die Seele als eine punktirte menſchliche Schattenfigur vorgeſtellt wird. Er meinte, das Ding, was wir Seele nennen, ſei im ganzen Körper, und konnte nicht begreifen, daß ſie allein im Gehirn ihren Sitz haben ſolle, da man doch an allen Theilen des Leibes Gefühl hätte. Unter jener Schattenfigur ſtellte er ſich nun auch jedes Geſpenſt vor, welches er für irgend eine wiedergekommene Seele hielt. Auf einmahl aber änderte ſich ſein Seelenſyſtem durch eine ſonderbare Erzählung ſeiner Mutter, und er hielt nun die Seele für eine Art Dunſt, welcher ſich beim Tode des Menſchen in Geſtalt eines Wölkchens vom Menſchen abſonderte und in den unendlichen Himmelsraum überginge. Die Geſchichte, welche ſeinem Syſtem eine ganz neue Richtung gab, war folgende:

Schacks ſeliger Grosvater war im Anfange dieſes Jahrhunderts in Wien Hofmeiſter bei den Kindern eines reichen Banquiers geweſen. Dieſer

Mann hatte Schacks Grosvater herzlich geliebt, hatte ihn zum Vertrauten ſeines Herzens gemacht, und in ſeiner Freundſchaft oft Troſt gegen die Sorgen geſucht, die ihm von ſeinem coquetten Weibe gemacht wurden. Dieſe Frau hatte unter die unſelige Klaſſe von Frauenzimmern gehört, welche ohnmöglich einem Manne treu bleiben, ſondern immer mehrere Anbeter haben müſſen, unter welchen ſie ihr Herz theilen können. Des Herrn von Schiers Gattin, ſo hieß der Mann, war aber nicht bloß ein coquettes, ſondern auch ein wirklich ausſchweifendes Weib geweſen; ſie hatte das Guth ihres Mannes verthan und an ihre wollüſtigen Freunde verſchwendet; hatte ſich ganze Tage nicht um ihren arbeitſamen Mann bekümmert — und war nur immer allein ihren ſinnlichen Vergnügungen nachgegangen. Herr von Schier war ein viel zu ſanfter Mann geweſen, um der ganzen Sache durch entſchloſſene Widerſetzung ein Ende machen zu können. Oft hatte ihn Schacks Grosvater im Stillen weinen ſehen, und oft hatte er dieſem mit einem Gefühl der Verzweifelung ſeine Leiden geklagt. Endlich hatten ihn Gram und Sorgen ſo ſehr mitgenommen, daß er krank ward. Schacks Grosvater war ſeine einzige Geſellſchaft auf ſeinem Krankenbette, und er ſtarb auch in ſeinen Armen, nachdem er noch verſchiedenemahl geäußert hatte, daß ſein Geiſt noch nach dem Tode über die Ausſchweifungen ſeines Weibes Ach und Weh ſchreien würde. Nach einigen Tagen geht Schacks Grosvater in einem Saale des Hauſes am hellen Tage ſpatziren. Seine Seele beſchäftiget ſich eben mit ſeinem abgeſchiedenen Freunde, und ſiehe! er erblickt auf einmahl ein kleines blaues Wölkchen, welches ſich an der Decke des Zimmers langſam hin- und herwälzt. Er beobachtet ſie einige Zeit und folgt ihr nach, wie ſie ſich gegen das Fenſter bewegt; aber in dem Augenblicke verſchwindet ſie, und er vernimmt ein lautes Ach! obgleich kein Menſch in und neben dem Zimmer geweſen war, — — und was war das für ein Ding, fragte Schack ſeine Mutter mit einer Neugierde, die ihm im Auge glühte, als ſie ihm das erſtemahl dieſe Geſchichte erzählte? — Das war die Seele, erwiederte ſie, und von Stund an dachte ſich Schack die menſchliche Seele als ein Wölkchen, welches vom Haupte des Menſchen bei ſeinem Tode auffloge und von den Engeln in Himmel getragen würde.

Vielleicht bin ich zu weitläuftig geweſen, einige kindiſche Vorſtellungsarten aus Schacks Seele mitzutheilen; allein ich glaube, daß es immer der Bemerkung werth iſt, wie der menſchliche Verſtand ſich nach und nach ſelbſt Ideen ſchafft und ſeine Denkkraft zu äußern anfängt. So kindiſch auch immer die erſten Vorſtellungsarten der menſchlichen Seele zu ſeyn pflegen, ſo ſiehet man doch immer daraus, daß ſie ſich ſchon frühzeitig an eine Kunſt zu ſchließen gewöhnt, und ehe ſie noch ihre Regeln kennt, gleichſam durch einen innern Denkinſtinkt ihren geiſtigen Wirkungskreis auszudehnen ſucht. Vornehmlich lernt man auch aus ſolchen Beobachtungen, daß die menſchliche Denkkraft durch einen in alle ihre Vorſtellungen verwebten Hang zum Vergleichen ſich am erſten aus dem Schlummer der Kindheit erhebt, und die Seele dadurch zum Bewußtſeyn ihres eigenen Daſeyns gelangt. Die Begriffe von Verhältniß des Großen und Kleinen ſind gleichſam die Urbegriffe der menſchlichen Seele, ohne die ſie ſich anfangs nichts denken kann. Eine Gewohnheit, die ihr nach und nach ſo natürlich wird, daß ſie keine deutliche Vorſtellung von irgend einer Sache, ſelbſt von abſtrakten Gegenſtänden, haben kann, ohne ſich dabei ein gewiſſes Maaß, eine Größe, eine Art Gränze zu denken. Wenn das Weſen der Seele ins Denken geſetzt wird, ſo könnte man eben ſowohl ſagen, daß das Weſen des Denkens, Vergleichen ſey. Ein Satz, welcher offenbar dadurch aus der Erfahrung bewieſen werden kann, weil wir uns keine einzige ganz iſolirte für ſich beſtehende Idee denken können, ſondern bei unſern ſubtilſten Abſtraktionen immer an die Analogie irgend einer ähnlichen Idee gebunden ſind.

Schacks Schuljahre waren ohnſtreitig die angenehmſten ſeines Lebens. Den Sommer hindurch gab ihm ſein Vater in einer Stube Unterricht, von welcher man die vortreflichſte Ausſicht auf eine weite Aue hatte. Vor ihr ſchlängelte ſich die Saale in majeſtätiſchen Krümmungen zwiſchen lachenden Ufern hin, und verlor ſich endlich zur linken hinter dicken Eichenwäldern. Zur Rechten lag eine reitzende waldigte Inſel, an deren einer Seite ſich die Saale über einen Mühldamm rauſchend hinwegſtürzte, und von weiten das angenehmſte Gemurmel verurſachte. Ohngefähr hundert Schritt vor der Schulſtube ſtand die neue Dorfkirche mit ihrem alten Thurme auf einer Anhöhe, und hinter ihr eröfnete ſich ein paradieſiſches Thal, welches von einer Menge ſächſiſcher Dörfer, und weiter hin von einem großen Tannenwalde umkränzt wurde. In dieſer Stube war es, wo der alte würdige Vater, dem die Natur das feinſte Gefühl für die Schönheit ihrer Werke mitgetheilt hatte, ſeinen Kindern die großen Wahrheiten der Religion und Tugend einflößte, und wo ſein Unterricht im Angeſicht der ſchönen Natur täglich neue Reitze gewann. Schacks Seele ergreift jedesmahl eine unbeſchreiblich ſüſſe Wehmuth der Freude, wenn er ſich auf jenes Plätzchen zurückdenkt, das ſein Vater zum Unterrichte für ihn gewählt hatte. Er glaubt den reinen Aether noch einzuathmen, den er durch die offenen Fenſter der Schulſtube erhielt; noch hört er das ferne Geſchrei der weidenden Heerden auf den ſeinem Schulzimmer gegenüberliegenden Wieſen, und das fröhliche Gekreiſch der Bäuerinnen, welche jenſeit der Saale die hohen Heuhaufen thürmten. Noch ſieht er mit innigſter Freude die mit Steinkohlen beladenen Schiffe langſam die Saale hinunterfahren, und nie wird er die ſüſſen Stunden vergeſſen, in welchen ihn ſein guter Vater auf die liebreichſte Art mit den Schönheiten der Natur bekannt machte. — O! es iſt unbeſchreiblich, welche wohlthätige, für das ganze Leben des Menſchen wirkſame Eindrücke der frühe Umgang mit der Natur in der Seele zurückläßt. Dieſer Umgang eröffnet unſer Herz zur Menſchenliebe und Freundſchaft, und giebt ihr eine Kraft und Stärke, die ſie ſchwerlich durch eine finſtere zwiſchen Mauren gelehrte Moral erhalten wird. Wer früh mit der ſchönen Natur vertraut umgehen lernt, wird die künftigen Leiden des Lebens nicht halb ſo ſehr fühlen, als ſie diejenigen fühlen müſſen, welchen der Anblick der Schöpfung, dieſes bezaubernde Erheiterungsmittel der Seele, keine einzige angenehme Empfindung einzuflößen vermag. Eltern und Lehrer! ich kenne keine größere Pflicht, die euch bei dem großen Erziehungsgeſchäfte des Menſchen obliegt, als eure Zöglinge mit den großen und kleinen Werken der Natur ſo frühzeitig als es geſchehen kann bekannt zu machen. Was ihr darin verſäumt, könnt ihr vielleicht nie wieder einhohlen. Begleitet doch ja recht oft eure Kinder auf lehrreichen Spaziergängen durch fruchtbare Felder und lachende Wieſen. Hier gebt ihnen Unterricht von den allen Menſchen ſo anſtändigen Begriffen des Ackerbaues; hier flößt ihnen die erhabnen Wahrheiten von einer allgütigen Gottheit ein; hier zeigt ihnen auf eine anſchauliche Weiſe, daß Alles, was Gott geſchaffen, gut ſey, und daß der, welcher alles ſo gut gemacht hat, welcher vornehmlich dem Menſchen eine ſo ſchöne Welt zum Wohnplatze anwies, mit Recht unſere innigſte Liebe verdiene, — und ihr werdet uns gewiß beſſere Menſchen, als zwiſchen euren finſtern Wänden bilden, wo ihr ſo leicht eure eigene Heiterkeit verliert, und die Schule zu einem Sklavenſtande eurer Kinder macht.

Schacks Schulſtunden fingen Morgens um ſieben Uhr mit einem kurzen Gebet an, welches für Schacks Herz bei offenen Fenſtern, gegenüber die Kirche mit den um ſie herſtehenden Leichenſteinen und den ruhig in Blumen liegenden Grabhügeln, allemahl etwas ſehr Feierliches hatte. Oft ſtieg alsdann in ſeiner Seele eine ſtille Sehnſucht nach ſeinen Geſchwiſtern auf, welche ſchon vor ſeiner Geburt aus der Welt gegangen waren; aber oft drang ihm auch mitten im Gebet ein Dolchſtich durchs Herz, wenn er ſichs dachte, daß er einſt einmahl das Grab ſeines guten Vaters dort auch werde liegen ſehen. Ein banger, ſchwermüthiger Gedanke, der vornehmlich alsdann in ihm ſehr lebhaft wurde, wenn ſein Vater eine Leiche nach dem Kirchhofe begleitete.

Nach jenem Gebet wurde ſogleich eine kurze Wiederholung der Lectionen des vorigen Tages angeſtellt. Schack mußte hier unter Anführung ſeines Vaters eine Ueberſicht über den jedesmaligen Zuwachs ſeiner neuen Ideen halten. Eine Methode, die gewiß ſehr vernünftig war, indem ſie nicht nur die Aufmerkſamkeit des Schülers beförderte, ſondern auch nach und nach einigen Zuſammenhang in das Gebäude ſeiner Begriffe brachte. Fluur war ſehr für ein genaues Repetiren des Gelernten; aber gar nicht für jenes unſinnige Zuſammenpfropfen von Schulkenntniſſen, wobei es im Kopfe ſelten helle wird. Nichts lag dem guten Vater mehr am Herzen, als ſeinem Sohne von allen ihm vorkommenden Dingen, ſo viel möglich, deutliche Begriffe beizubringen, und ihn ans Selbſtdenken zu gewöhnen. Um hierin ſeinen Verſtand zu üben, gab er ihm täglich einen oder mehrere körperliche Gegenſtände auf, deren einzelne Merkmahle er aufſuchen, und endlich aus den weſentlichſten eine Definition des Ganzen zuſammenſetzen mußte. Dieſe logiſche Uebung, welche auch der Herr von Rochow unter ſeinen Bauerkindern zur Schärfung ihres Verſtandes mit dem glücklichſten Erfolg eingeführt hat, iſt von unläugbarem Nutzen, ſo wenig ſie auch in den meiſten Schulen gebraucht wird. Sie befördert den Beobachtungsgeiſt junger Leute, die gemeiniglich Alles nur obenhin anſehen, und lehrt ſie nach und nach Selbſterfindunfindungen anſtellen, wobei das Kind nicht leicht ermüdet, eben weil es ſelbſt zu erfinden glaubt. Dieſe Uebung ſetzte der alte Fluur bald nachher mit geometriſchen Figuren fort, aus deren Conſtruktion er ſeinen Schüler die Euclidiſchen Sätze auf die leichteſte Art zu folgern lehrte. Schack bekam von ſeinem Vater ſchon im zehnten Jahre einen wöchentlichen Unterricht in der Mathematik und Aſtrologie, eine Wiſſenſchaft, zu welcher Schack eine auſſerordentliche Neigung verrieth, auch bald darauf den Bauern des Dorfs darin Unterricht gab.

Nach jener Wiederholung ſeiner Lectionen verließ Schack die Schulſtube, um ſeinem Vater einige Zeit zu ſeinen übrigen litterariſchen Geſchäften übrig zu laſſen. Um neun Uhr fing der Unterricht wieder an, und es wurde nun ein lateiniſcher Autor vorgenommen. Sein Vater hatte die beſten lateiniſchen Schriftſteller mehr als einmahl durchgeleſen, ſo wie überhaupt die Alten ſeine Lieblingslektüre ausmachten. „Hier finde ich Perlen und Gold, pflegt' er zu ſeinen gelehrten Freunden oft zu ſagen, was ich in den neuern Schriften nicht, wenigſtens nicht ſo häufig finde; die Deutlichkeit, Correktheit und Ordnung der Gedanken, die hinreißende Schönheit des Styls, die männliche Kraft zu denken, wodurch ſich die Alten ſo ſichtbar auszeichnen, und worin ſie immer unſere Muſter bleiben müſſen, ſcheinen ſelbſt den beſten Deutſchen Schriftſtellern nicht ganz zum Theil geworden zu ſeyn.“ Man kann leicht daraus abnehmen, wie ſehr es ſich der gute Vater angelegen ſeyn ließ, ſeinen Sohn frühzeitig mit dieſen großen Quellen menſchlicher Kenntniſſe bekannt zu machen. Die beſten Stellen, die er während des Erklärens eines lateiniſchen Autors fand, wurden gleich angeſtrichen, und Schack mußte ſie auswendig lernen, ſo daß er ſchon im zwölften Jahre eine Menge der vortreflichſten Stellen aus dem Phädrus, Cicero und Terenz auswendig herzuſagen wußte.

Unter den Lateinern gefiel unſerm Schack keiner ſo ſehr als Terenz. Der Dialog des alten Comikers war ſeiner Einbildungskraft viel angenehmer, als die trockenen Schriften des Cicero. In der That hat auch Terenz in der ganzen Art ſich auszudrücken, in der Wahl ſeiner Bilder, in ſeinem natürlichen, nie überſpannten, Witz, und in der Schilderung menſchlicher Charaktere und Empfindungen ſo etwas auſſerordentlich Hinreißendes und Einladendes, daß er leicht junge Leute feſſelt, und in den Schulen fleißiger geleſen werden ſollte.

Auf die lateiniſche Stunde folgte eine andere, welcher Schack die meiſten brauchbaren Kenntniſſe zu danken hat, und an die er immer mit dem größten Vergnügen zurückdenken wird. In dieſer Stunde pflegte der alte Fluur ſeinem Sohne die für ihn gemachten Auszüge aus dem beſten Deutſchen Schriftſtellern vorzuleſen, welche er ſich, da ſeine Pfarrſtelle nichts weniger als einträglich war, von ſeinen gelehrten Freunden zu leihen pflegte. Der fleißige Mann nutzte jedes Stündchen zu jenen Auszügen, und bei ſeinem Tode fanden ſich einige Dutzend Bände, die mit Auszügen aus den beſten Deutſchen Autoren angefüllt waren. Sulzers und Bonnets Schriften über die Natur machten vornehmlich tiefe Eindrücke auf Schacks Seele, er verſchlang jedes Wort darin, und wünſchte nichts mehr, als dereinſt einmahl ſo vortreflich, wie dieſe Männer, ſchreiben zu können. Er ahmte ihre Sprachausdrücke in ſeinen Deutſchen Ausarbeitungen nach, und konnte es durchaus nicht leiden, wenn ſie ihm von ſeinem Vater, weil ſie wahrſcheinlich an der unrechten Stelle angebracht waren, mit rother Dinte durchſtrichen wurden.

Ueberhaupt waren die Stunden, in welchen ſein Vater ſeine Exercitien corrigirte, die peinvolleſten ſeines Lebens. Es drang ihm durch die Seele, wenn die Geburten ſeines Verſtandes mit rother Dinte ſo unbarmherzig durchſtrichen wurden. Sein Herz pochte bei jedem Federſtriche ſeines Vaters, und er knirſchte oft heimlich mit den Zähnen, wenn es ſein Vater, wie er glaubte, zu arg machte; unbeſchreiblich war hingegen ſeine Freude, wenn er ein Perge! bekam. Gab es ihm ſein Vater nicht, ſo ſetzte er es oft ſelbſt unter ſeine Ausarbeitungen, oder ſchrieb die Worte darunter: ut aliquid dixiſſe videatur, weil er meinte, daß ſein Vater nur oft aus übeler Laune corrigirt hätte.

Schack hatte von Jugend auf eine unerſättliche Begierde zum Leſen, und dieſe ſeine Leſewuth, um mich ſo auszudrücken, fiel zuerſt auf die Geſchichten des alten Teſtaments, welche man in der That ſorgfältiger vor den Händen junger Leute verwahren ſollte. Es iſt unausbleiblich, daß nicht dadurch mancherlei unreife und unanſtändige Ideen in die Seele junger Kinder gebracht werden, und daß jene Geſchichten ihre Neugierde nicht auf eine gefährliche Art reitzen ſollten. Ich ſpreche hier vornehmlich von denjenigen Hiſtörchen des alten Teſtaments, welche die Schamhaftigkeit beleidigen, und am liebſten von jungen Leuten geleſen werden. Schack verſtand den eigentlichen Sinn der Geſchichte des betrunkenen Lots, der Thamar und der Reinigungsgeſetze der Juden zwar nicht; aber er war äußerſt neugierig dahinter zu kommen, und es durchkreuzten ſeine Seele hunderterlei alberne Vorſtellungen, welcher Sinn dahinter ſtecken möchte. Seine Eltern wagte er nicht zu fragen, weil er es für unanſtändig hielt; aber er verzweifelte doch nie irgend auf eine Art einmahl dahinter zu kommen. Er hatte von ohngefähr gehört, daß ſein Vater in ſeiner Bibliothek ein ganz beſonderes Buch verborgen habe, worin allerlei Mißgeburten abgemahlt, und Regeln für angehende Hebammen enthalten wären. Nichts wünſchte er mehr, als dieſes Buch zu ſehen und zu leſen, weil er darin ohnſtreitig einige Aufſchlüſſe über die Eheſtandsgeſchichtchen des alten Teſtaments zu finden hofte; allein alles Suchens ohnerachtet fand er das Buch nicht, hatte auch nicht Zeit genug, den ganzen Bücherſchatz ſeines Vaters durchzuwühlen. Endlich war ſein Vater einmahl verreiſt. Jetzt meinte Schack müßte er die Gelegenheit nutzen, um Buch für Buch zu durchblättern. Er fing bei den Duodezbänden an, und hatte bereits eine ziemliche Anzahl durchſucht, als er zu ſeiner unausſprechlichen Freude hinter den Büchern das längſt gewünſchte Buch fand. Er zitterte vor Freude und Neugierde, als er es in ſeinen Händen hielt, ſah und hörte nicht mehr, und verkroch ſich in einem Winkel der Stube, um den neugefundenen Schatz näher kennen zu lernen. Die fürchterlichen Misgeburten, die darin mit Schweins- und Elephantenrüſſeln abgezeichnet waren, erſchütterten ihn zwar anfangs; aber dieſe waren es nicht eigentlich, was er ſuchte. Er hatte ſich nun einmahl die Vorſtellung gemacht, daß darin alle Geheimniſſe des Eheſtandes vorkommen müßten, er irrte ſich; indeſſen glaubte er doch durch dieſes Buch mehr Licht über eine Sache bekommen zu haben, wonach alle Kinder eine unerſättliche Neugierde verrathen. Nachdem er die Hauptartikel des Buchs durchlaufen hatte, verſteckte er das Buch wieder an ſeine Stelle, und beſchloß es nächſtens mit mehrerer Aufmerkſamkeit durchzuleſen. So unbedeutend der ganze Umſtand in Schacks Jugendgeſchichte zu ſeyn ſcheint, ſo wichtig wurde er in Abſicht ſeiner Folgen, die vielleicht bei der Fortſetzung dieſer Geſchichte zu vielerlei pſychologiſchen Betrachtungen Anlaß geben können, wenn anders dieſer ganze Roman fortgeſetzt zu werden verdient. —

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Ein Traum.

Wenn ſonderbare und in Erfüllung gegangene Träume merkwürdig und des Aufzeichnens werth ſind: ſo wird es gewiß auch der folgende ſeyn.

* * s, dem ich den Titel eines Rendanten geben will, hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kaſſengelder entwendet wurden. Der Thäter hatte ſich dadurch verdächtig genug gemacht, daß er plötzlich mit ſeinem Raube entwichen war, ohne daß man ſeinen Aufenthalt hätte entdecken können.

Man denke ſich die Verlegenheit, worin dieſer Mann durch ſolchen Verluſt ſich geſetzt ſah, da er weiter kein Vermögen hatte, als das, was ihm ſein Poſten einbrachte. Das Fehlende ſollte nun erſetzt werden; ſollte ſchon in weniger Zeit als einen Monath erſetzt ſeyn, weil er alsdann Rechnung ablegen und ſeine Kaſſe folglich richtig ſeyn mußte.

Zwar hatte er Freunde, aber ſie waren nicht in dem Zuſtande, daß ſie ihm eine ſo anſehnliche Summe ſogleich hätten vorſchießen können. Er ſuchte alle noch ſo entfernte, begüterte Bekannte auf; und die Zeit der Berechnungskaſſe nahete bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.

Nun träumt er in der einen Nacht, als ob ihm jemand ſage: er möchte in die * * Straße, in das * * Haus gehen: beides, Straße und Haus waren ihm ſo deutlich durch bekanntere Häuſer bezeichnet, daß er nicht irren konnte. In dem Hauſe nun ſolle er zwei Treppen hinaufgehn, ſich aber auf der zweite in acht nehmen, daß er nicht herunterfalle, und ſo würde er das nöthige Geld erhalten.

Am Morgen des folgenden Tages, da ihn dieſer Traum noch ganz beſchäftigt, kommt einer ſeiner Freunde zu ihm, dem er dieſe ſeine Traumgeſchichte erzählt, und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hauſe in der zweiten Etage wohne; denn ſelbſt wußte er dies nicht. Der Mann, den er da finden und der ihm Geld leihen ſollte, war ihm ſo ſehr unbekannt, daß er ſich nur erinnerte, ihn ein einzigmal in einer groſſen Geſellſchaft geſehn zu haben; und da er von Träumen und Ahndungen nichts hielt: ſo fand er's nicht rathſam, deshalb zu einem ihm völlig Unbekannten hinzugehn.

Er ſucht alſo denſelben Tag aufs neue Hülfe; aber vergebens. Nun am zweiten Tage nach ſeinem gehabten Traum, glaubt er ſeiner eignen Ruhe auch noch das ſchuldig zu ſeyn: zu dem Unbekannten zu gehen. Beſonders ermunterte ihn der Gedanke dazu, daß er nichts weiter zu befürchten habe, als allenfalls eine abſchlägige Antwort zu hören, und die hatte er ſchon häufig genug erhalten. Er wagt es daher, und geht in das geträumte Haus; kommt die erſte Treppe glücklich hinauf, und indem er auf die zweite gehn will: ſo erinnert er ſich der Warnung, nicht herabzufallen.

Er geht langſam und bedächtig fort, und iſt nun faſt hinauf, als oben das eine Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöffnet wird, und durch die ſchnell aufgerißne Thür ſich zugleich eine kleine Gitterthür an der Treppe, die nicht befeſtigt war, einwärts nach der Treppe zu öffnet. ſo daß er durch dieſe ihm entgegenſtoſſende Gitterthür leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden, oder wohl gar herabzufallen. Gleich nach der Oefnung des Zimmers kömmt jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweitrung ſeiner Thür, ſein Heraufgehn aufgehalten und gehindert habe, und entſchuldigt ſich deshalb mit der Eilfertigkeit ſeiner Geſchäfte.

* * s vermuthet, daß dies eben derſelbe Mann ſei, zu dem er wolle, und trägt nun, da er doppelt beſtürzt iſt, ſein Anliegen ohne Umwege vor.

Und man denke ſich das Erſtaunen, als * * s hört: „Warum ſind Sie nicht geſtern gekommen? Ich habe eine noch größre Summe verliehen, und ich hätte ſie Ihnen gern gegeben, wenn ich es eher gewußt hätte. Doch Sie ſollen nicht ganz vergeblich Ihr Zutrauen in mich geſetzt haben. Sie brauchen jetzt Hülfe; derjenige aber, dem ich geſtern ein Kapital ausgezahlt habe, hat es grade jetzt ſo nöthig nicht, und ich werde ihn zu bewegen ſuchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich ihm bald das noch fehlende an der verlangten Summe geben kann.“ — Dies geſchah, und * * s ward durch ſeinen Traum aus ſeiner Verlegenheit geriſſen.

Dieſer Mann, den ich * * s nannte, lebt nicht mehr; indeſſen weiß ich doch nicht, ob es rathſam ſeyn ſollte, ſeinen Namen zu nennen. Wenn ich ihn nennen wollte, ſo würden ihn tauſend in Berlin als einen beſonders rechtſchaffnen und unverdächtigen Mann kennen. Und von ihm ſelbſt, aus ſeinem Munde, hab' ich die Erzählung dieſes Traums, der ihm ſelbſt erſt nach der Erfüllung deſſelben, aber auch ſo lange er lebte, merkwürdig war. *)

Seidel.

---

*) Der Herausgeber hat dieſen Mann perſönlich und genau gekannt.

M.

3.

Einzelne Bemerkungen über Träume.

Mit dem innigſten Vergnügen lege ich das erſte Stück dieſes 86ſten Jahrgangs, worin Sie eine Reviſion über die drei erſten Bände anſtellen, aus der Hand. Unter den vielen Wichtigen und Bemerkungswerthen dieſes Aufſatzes iſt mir vorzüglich das, was Sie über Träume ſagen, aufgefallen; weil es mit dem übereinſtimmt, was ich ſchon mehrmahle über dieſen Gegenſtand gedacht habe. Ein Traum, ſei er auch noch ſo kurz und unbedeutend, ſollte, wie mir deucht, für den Pſychologen immer einer der wichtigſten Erſcheinungen ſeyn. Ich kann freilich nicht begreifen, wie es zugeht, daß ich denke, wachend und bei völligem Bewußtſeyn denke; aber noch weit weniger, wie ich träume. Man hat es an Erklärung nicht fehlen laſſen (wie man denn damit gemeiniglich eben nicht ſehr karg iſt) aber dieſe ſind größtentheils nichts weiter, als was die meiſten Erklärungen pſychologiſcher Erſcheinungen ſind — künſtlich verſteckte Geſtändniſſe, daß man es nicht wiſſe.

Ich habe mich gewundert, in Ihrem Journal bisher ſo wenig über dieſen Gegenſtand gefunden zu haben. Einige wenige Erzählungen von prophetiſchen Träumen, die Sie ſelbſt in Ihrer Reviſion anführen. Aber dieſe, wenn es wirklich ſolche giebt, würden, wie ich glaube, mehr in Rückſicht des prophetiſchen Gefühls unſerer Seele wichtig ſeyn, als in ſo fern es Träume ſind. Ich ſetze mit Vorbedacht hinzu, wenn es wirklich ſolche giebt. Träume, die in den Augen Unwiſſender und alter abergläubiſcher Weiber **was bedeuten**, werden gewiß in jeder Nacht viele tauſende geträumt. Aber obgleich manche davon von Zeit zu Zeit wohl eintreffen, und ſie ſich daher gewiß noch lange in ihrem Rufe erhalten werden, ſo verdienen ſie, ohne weitere Gründe, wohl eben nicht hieher gerechnet zu werden. Aber auch ſelbſt die merkwürdigen, ungewöhnlichen ſind und bleiben eben, wie Ahndungen überhaupt, immer unſicher, um ſo mehr, weil man ſelbſt nicht einmahl der Erzählung deſſen, der ſie gehabt hat, als untrüglich glauben kann. Man weiß, wie ſehr wallendes Blut und gereitzte Nerven auf die Einbildungskraft wirken, und wie leicht auch den Vernünftigen eine erregte Einbildungskraft täuſcht; wie leicht ſie halbempfundene Dinge, ohne es zu wiſſen, weiter ausmahlt, und eine Idee mehrere andre verwandte erweckt, und ohne ſich's bewuſt zu ſeyn, mit ſich verbindet. Dazu kömmt noch, daß meiſtens ſolche merkwürdige Träume erſt dann erzählt werden, wenn ſie ſchon eingetroffen ſind, oder an den ſind einzutreffen, und wenn man denn den Zwiſchenraum der Zeit, die leichte Verwechſelung der Ideen, die Täuſchung unſers Gedächtniſſes abrechnet, ſo wird manches

Merkwürdige zum Alltäglichen herabſinken. Gewiß würde, insbeſondere auf die Rechnung des letztern, viel kommen, denn dieſe Schwäche, mit einer lebhaften Einbildungskraft verbunden, bringt viele und mannichfaltige Wirkungen hervor. Jeder Traum, auch der, der ſeines Inhalts wegen nicht vorzügliche Aufmerkſamkeit erregt, iſt für mich äußerſt merkwürdig. Selbſt der Schlaf an ſich ſchon iſt es. Der Menſch wandelte einher in Thätigkeit und Kraft — und nun iſt Erſchlaffung, Unempfindlichkeit und Unthätigkeit über ihn hergefallen. Es iſt natürlich, ſagt man, der Menſch iſt ermüdet. Aber bin ich nun klüger? — Woher kömmt dieſe Ermüdung? — Von angeſträngter, anhaltender Thätigkeit? — Warum ermüdet das immer thätige Herz und der übrige unabläſſige Mechanismus des Körpers nicht? — Eben weil es Mechanismus iſt. — Was erklärt mir das? — Der Mechanismus der Uhr hört unmittelbar auf, wenn die Federkraft nachläßt. Die Federkraft der Seele erſchlaft auch nie. — Und doch vergeht Wirkſamkeit der Sinne im Schlafe, doch ſcheinen die Verbindungswerkzeuge zwiſchen den äußern Gliedmaßen und der Seele gelöſet, ſcheint ſie die Faden, woran ſie jene bewegt, losgelaſſen und wenigſtens auf eine Zeitlang bei Seite gelegt zu haben.

Sie hat nicht dieſe Faden bei Seite gelegt. — Dieſer ſchlafende Menſch wirft ſich umher, — er bewegt einen Arm — er bewegt ihn mit Heftigkeit — er weint — er lächelt — er murmelt unverſtändlich — er redet deutlich! — Was iſt ihm? ſieht er etwas, das ihn beunruhigt? — empfindet er etwas von Außen? — Nein! er träumt. — Was iſt dieſer Traum? — Iſt es die fortgeſetzte Reihe der Gedanken, mit denen er ſich vor ſeinem Einſchlafen beſchäftigte? — Selten oder nie. Es iſt eine Wiederhohlung, oft Jahre lang vorher erlebter Begebenheiten, oft an demſelben Tage begangner Handlungen. Vorſtellung derſelben Handlungen und Begebenheiten, aber an ganz verſchiedenen Orten, und durch ganz verſchiedene Perſonen. — Doch ſind es oft ſolche, die, als wir ſie erlebten und thaten, keinen ſtarken Eindruck auf unſere Seele zu machen ſchienen. — Was ſehr merkwürdig iſt: Dinge, die uns ſehr nahe angehn und heftig erſchüttern, werden uns nicht leicht gleich darauf im Schlafe wieder vorkommen. — Ich habe vielfache Erfahrungen, daß ein zärtliches Weib einen Gatten, ein Sohn ſeinen Vater, ein Liebhaber ſeine Geliebte verloren; — plötzlich ausgebrochne Feuersbrünſte Habe und Gut verzehrt, empfindliche Beſchimpfungen, Ehre und guten Nahmen gekränkt haben u. ſ. w. — Der Schlaf der erſten darauf folgenden Nacht, war freilich nicht der ſanfteſte; tauſend Träume jagten einander, aber keiner war die Vorſtellung des ſo eben erlebten. Dieſe erfolgte erſt, nachdem ſich der Sturm der Seele etwas gelegt hatte.

Oft aber iſt der Traum etwas ganz anderes. Die ſeltſamſte Zuſammenſetzung groteſker Ideen. Die bundſchattigſten Bilder tanzen untereinander umher; und der Traum des vernünftigſten Mannes gleicht dem Wahnwitze. — Wieder andere träumen die zuſammenhängendſten Geſchichten, aber nicht ſolche, die ſie wirklich erlebt haben, ſondern neue, die die Seele in dem Augenblicke erſt zu erfinden ſcheint. Wir ſehn im Traume unſere Wünſche erfüllt; wir fühlen die ängſtlichſte Beſorgniß, vor einem zu erwartenden Uebel; wir fühlen die lebhafteſte Freude, gerathen in die unangenehmſte Verlegenheit; empfinden Zorn und Schmerz. Merkwürdig ſcheint es, daß ſich ſehr oft dunkele Gefühle des gegenwärtigen körperlichen Unvermögens in unſere Träume miſchen; z. B. ein nothwendiges Geſchäft ruft uns ab, und wir können mit unſern Anzuge nicht fertig werden; — oder wir gerathen in Streit, ſelbſt in Schlägerei, aber wir fühlen mit Unwillen, daß unſere Arme keine Kraft und unſere Schläge alſo von der Luft aufgefangen werden und gar keinen Nachdruck haben. —

Dieß Unvermögen merken wir nicht in Dingen, die unſern Geiſt betreffen. — Der Furchtſame hält hier vor groſen Verſammlungen Reden voll Feuer und Leben; wir reden fremde Sprachen, die wir kaum leſen können, und wachend nur zu reden wünſchen, mit groſer Fertigkeit; — wir halten lange zuſammenhängende Geſpräche, deren Inhalt wir uns freilich deutlicher bewuſt ſind, als den Inhalt des eben vorher angeführten; ſind in wichtigen Aemtern, unter ſchweren Geſchäften und verwalten ſie mit Ruhm und Ehre.

Im Traume verſetzen wir uns ganz aus unſerer Lage, vergeſſen unſere Verhältniſſe. Wir erdenken Begebenheiten, die ſchlechterdings mit unſern wirklichen Zuſtande gar keine Verbindung, wenigſtens in ſo fern man es bemerken kann, haben, und wovon uns nie vorher ein Gedanke in den Sinn gekommen iſt.

Alles dieſes iſt unendlich verſchieden nach der Beſchaffenheit unſeres Körpers und unſers Geſundheitszuſtandes, und wenn wir völlig geſund ſind, träumen wir gar nicht, und wenn wir recht lebhaft und viel geträumt haben, ſind wir beim Erwachen müde und entkräftet.

Wie viel Unerklärliches, wie viel Widerſprechendes findet ſich nicht in allen dieſen? —

Doch ich begnüge mich, dieſen wenigen hingeworfenen Bemerkungen einen Traum anzuhängen, der mir immer einiger Aufmerkſamkeit werth ſcheint. Er iſt mir von einem meiner Freunde erzählt; ich kenne die äußere Umſtände genau, und kann für die Zuverläßigkeit einſtehn.

Eine weitläuftige Verwandtin von ihm, eine verheirathete Frau, ohngefähr vierzig Jahr alt, in deren Haus er nur ſelten und nicht ohne beſondere Veranlaſſung kömmt, erzählt ihm eines Tages folgenden Traum gehabt zu haben: D** (mein Freund) kömmt zu ihr, in ihr Haus, in die Wohnſtube, wo ſie ſich allein befindet, und thut ihr einen beſcheidenen, aber offenherzigen Heirathsantrag. Sie geräth anfangs darüber in Verlegenheit, ohne ihn jedoch abzuweiſen, äußert ſie Bedenklichkeiten und macht ihm Einwürfe, die die Abſicht ſeiner Anwerbung betreffen; — er ſucht dieſe auf eine anſtändige Weiſe aus dem Wege zu räumen und zu widerlegen, und hierdurch entſteht eine lange Unterredung, deren ſie ſich von Wort zu Wort erinnert. Sie läuft darauf hinaus, daß ſie ſich endlich entſchließt, zwar immer noch mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit, ihm das Jawort zu geben. Er beſchenkt ſie darauf mit einem Ringe, und ſie, um ein Gleiches zu thun, geht in ihr Kabinet, wo ſich ihr Geſchmeide befindet. Indem ſie hier nach einem Ringe ſucht, denkt ſie der Sache von neuen wieder nach, und indem ſie das Unſchickliche dieſer Verbindung (er iſt etwa fünfundzwanzig Jahr alt) recht lebhaft empfindet, wünſcht ſie ihr gegebenes Wort wieder zurücknehmen zu können. Doch fürchtet ſie auf der andern Seite wieder, er möge ſich dadurch beleidigt finden, und auch das will ſie nicht gern. Nachdem ſie ſo eine Zeitlang mit ſich ſelbſt gekämpft hat, und ihre Unruhe immer größer geworden iſt, entſchließt ſie ſich endlich, noch einmahl zurückzugehn, und ihn auf den Unterſchied ihres Alters und die Unannehmlichkeiten, die in der Folge daraus entſtehen könnten,

ten, aufmerkſam zu machen: auf den Fall aber, daß er dieſen Vorſtellungen nicht Gehör geben ſollte, nimmt ſie einen Ring mit zurück. Inzwiſchen läßt er es doch zu dieſer Extremität nicht kommen, er findet ihre Vorſtellungen vernünftig, und ſie werden am Ende dahin eins, daß ſie immer ſeine Freundin bleibe, ihm gern mit Rath und That, wo ſie könnte, beiſtehen wolle, aber übrigens wollten ſie in dem Verhältniſſe gegen einander bleiben, in welchem ſie ſich jetzt befänden. Und ſo ſcheiden ſie friedlich auseinander. Natürlich waren ihr, bei der ganzen Verhandlung, ihr Mann und ihre Kinder, die ſie beide gewiß ſehr liebt, und die am leben und geſund ſind, gar nicht eingefallen. Sie war auch nicht in ihrer Vorſtellung etwa Wittwe, ſondern in allem Betracht frei und ledig. Auf der andern Seite iſt O** gar nicht in dem Zuſtande, daß ihm einfallen könnte, zu heirathen; nochmehr, er hat mehrmal geäußert, daß er durch gegründete Urſachen bewogen, bis jetzt den Entſchluß habe, niemals zu heirathen. Er hatte ſie in ſeinem Leben nicht unter vier Augen geſprochen, geſchweige ihr etwas geſagt, was nur auf die entfernteſte Weiſe Beziehung dahin haben könnte. Einen Umſtand muß ich doch auch anführen: Es hatte um dieſe Zeit ein junger Mann ein ſehr reiches Mädchen geheirathet, und dadurch ein, von vielen beneidetes, Glück gemacht. Dieß hatte an dieſem Orte Gelegenheit zu vielen Unterhaltungen gegeben, woran auch ſie häufig Theil genommen haben mochte. Doch erinnert ſich D** nicht, mit ihr davon geſprochen zu haben. Ich gebe dem Beurtheiler anheim, ob dieſer Umſtand einiges Licht über den vorſtehenden Traum werfen kann.

L. D. Voß.

4.

Fortſetzung der Folge meines Lebens.

Speier vom 17ten März 1786.

Ich muſte nun auch bald in die Schule gehen; ich lernte leſen und ſchreiben, und nicht lange, ſo fing ich ſchon an, Latein zu lernen, Nomina zu dekliniren und Verba zu conjugiren, u. ſ. f.

Als wir dann ſo mit einander in die Schule gingen, Du ſchon weiter warſt, als ich, und mir ſo halfſt, daß ich auch voran kommen ſoll; dann, wenn wir unſere Studirzeit geendigt hatten, ſo vergnügt miteinander ſpielten, oder ſonſt uns luſtig machten und ergötzten; da waren's Sonnen-Freudetage, da waren wir Brüderfreunde!

Von dieſem Zeitraume will ich einige Fälle erzählen, deren ich mich erinnern kann, und beleuchtende Züge für meinen Seelenzuſtand ſind. Sie ereigneten ſich in meinem ſiebenten und achten Jahre.

Es waren ohngefähr unſer zehn, die auf dem Dorfe, da wir wohnten, in der Schule die lateiniſche Sprache lernen wollten. Der Schulmeiſter wußte nicht das Weſentliche von dem Auſſerweſentlichen, das Nutzbare von dem Unnutzbaren, ja ſelbſt nicht von dem Schädlichen zu unterſcheiden. Die ganze Lehrmethode war mechaniſch, und er gab ſich wenig Mühe, ſeinen Unterricht gründlich zu machen, oder dem Kinde in den gehörten und gelernten Sachen Gründlichkeit zu verſchaffen; in Strafen kannte er keinen Zweck, folglich auch keine Maaß, ſie waren alſo, wie die Aufgaben, mehrentheils unangemeſſen.

Einmal machten wir einen oder den andern Fehler in die Aufgabe, Du wirſt Dich dieſes Falles noch erinnern können? lieber Bruder! es wandelte den guten Schulmeiſter die Luſt zu ſtrafen an; die, wie es ſchien, ihm ſein einziges Mittel war, ihn einer böſen Laune zu entreißen, und die ſelbſtgemachte, leere Kapritzen erzeugende Grillen zu vertreiben. Einige hatten einen Fehler, andere mehrere; einige hatten ſtrafbarere, andere nicht ſo ſtrafbare Fehler gemacht; einige waren fähiger, andere nicht ſo fähig; einige waren ſchon längere Zeit Schüler, andere nur erſt Angänger. — Doch dieſes zu betrachten, wäre ihm zu umſtändlich geweſen, und es war über ſeinen gewöhnlichen Geſichtspunkt. Alle mußten ſich zur Ruthe bereit halten, und nun ging's an; die Ruthe ſtieg von der älteren Haut auf die jüngere, und Ich hatte das Vergnügen allen zuzuſehen. Nun kam die Reihe auch an mich; aber ich hielt das Verfahren des Lehrers für unangemeſſen, zweckwidrig und unvernünftig; folglich für ungerecht. Nein, dieß thue ich nicht, Herr Schulmeiſter, ſagte ich, die Strafe iſt zu ſtreng. Der Schulmeiſter, der von mir, als der ich immer einer der ſtillſten und folgſamſten war, dieſe Widerſetzung nicht vermuthete, ſtutzte und ſprach: Wie? nachdem alle andere geduldig ihre Strafe litten, ſo willſt Du Dich widerſetzen? Nur nicht lange gezaudert und gleich her. Ich war aber gleich gefaßt, und packte ganz gelaſſen meine Bücher zuſammen; ging ohne ein Wort zu reden, ohne eine zornige oder ſaure oder lächerliche Mine zu machen, ganz ſtille zur Thüre hinaus. Doch machte dieſes Verfahren des Schulmeiſters ſolchen Eindruck auf mich, daß es mir, verbunden mit den Verweiſen meiner Eltern, die freilich entweder nur anſcheinend, aber doch nicht von vieler Bedeutung waren, die Luſt beim Mittageſſen benahm. Das Bewußtſeyn und die Ueberzeugung hingegen von der Ungerechtigkeit des Schulmeiſters und die daraus fließende Rechtfertigung meiner That gewährten mir wiederum die reinſte Zufriedenheit.

Der Nachmittag war ſchulfrei; am Abend ſchon kam der Herr Schulmeiſter, verſprach mich nicht zu ſtrafen, ich ſoll nur wieder in die Schule kommen. Schwer hielt es, mich auch durch dieſes Verſprechen zu bewegen, den Unterricht eines ſolchen Mannes anzuhören, und unter ſeinen Befehlen zu ſtehen. Doch er hielt wirklich ſein Verſprechen; denn er ſahe meine Empfindlichkeit, ohne Eigenſinn, Ungeduld, Zorn oder eine andere Leidenſchaft begleitet; und vielleicht brachte ihn dieſer Vorfall auch zur Kenntniß ſeiner unvernünftigen Behandlungen; mich wenigſtens ſchonte er immer in einer minder wichtigen Sache.

Du wirſt Dich noch wohl, mein Lieber! an das erinnern können, was ich eben erzählte. Doch darf ich hier eines Umſtandes nicht vergeſſen, der den größten Theil meines thätigen Lebens von deſſen Anbeginn mit der Note ſeines Gepräges bezeichnete, folglich auch an dem erzählten Vorfalle ſeinen Antheil hatte.

Kinder haben das ſtärkſte Gefühl von Unrecht. Du wirſt ſelbſt ſchon von dieſer Wahrheit überzeugt ſeyn, wenn Du Dich in die Gefühle Deiner Kindheit zurückdenkſt, die ſogleich durch den unbedeutendſten, misfälligen Ton, durch jede Behandlung oder einen anderweitigen Anlaß, der eben nicht zu rechter Zeit, und juſt, da das Köpfchen nicht gut geſtellt war, kam, gereitzt würden; da wird manches als Unrecht, als Beleidigung angeklagt, das freilich dieſes nicht, ſondern vielmehr das Gegentheil war, und nur nicht dem Eigenſinne des kleinen Stutzköpfchen ſchmeichelte; den Augenblick ſieht man das Mäulchen hängen, den andern ſchon wieder lachen; wie ein günſtiger Umſtand die trotzende Mine wieder aufheiterte, oder das beleidigte Köpfchen befriedigt iſt.

In Hinſicht auf dieſe kindiſche Eigenheit hatte ich doch noch was Individuelles: Du weiſt, lieber Bruder, unſre Mutter hatte auch die Gewohnheit, ein Vergnügen darin zu ſuchen, wenn ſie ſelbſt Mitleiden in dem Gefühle eines Unrechts mit ſich haben konnte; und dieſes zu haben, ſchuf ſie ſich Unrecht, wo keines war, und machte unſchuldige, gute, ſcherzende Handlungen zu boshaften Beleidigungen, die man nur verübte, um [illegible] zu betrüben und zu ſchikaniren; einen Funken betrachtete ſie ſchon als eine allgemeine verheerende Feuersbrunſt; und Klage übers Unrechtleiden, mörderiſche Vorwürfe, die bitterſten Thränengüſſe und herzbeklemmendes Schluchzen waren ihr ſo ſüſſe, daß ſie dann nur glücklich zu ſeyn ſchien.

Verſunken in den weſentvollſten Strom ihrer Empfindung fühlte ſie die beruhigendeſte Selbſtzufriedenheit. Nur ſolche Empfindungen, begleitet mit den heftigſten Ausbrüchen von Thränen, verzehrten ihren Kummer; nur dieſe verſüßten ihre Leiden; nur dieſe entladeten ihr Herz von ſeiner Bürde; Leiden war der Troſt ihrer Leiden. Aber, nicht nur das Unrechtleiden war der Vorwurf dieſer Leidenſchaft, ſondern auch jeder Anſchein von Unglück, den ſie gleich zur Ruin ihres Hauſes in ihrer Einbildung ſchuf. So klagte ſie unaufhörlich über Schickſal, Noth, Dürftigkeit; redete immer von Umſturz ihres Hauſes, von tödtenden Kummer, von Verzweiflung; wo ſie freilich zuweilen nicht ganz Unrecht hatte, aber doch Gegenwart und Zukunft im ſchwärzeſten Gemälde betrachtete. Wie viele Zeit brachte ich vergebens zu, wie viele Vorſtellungen, wie viele Bitten waren fruchtlos, ihr die Sache in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen, ſie von dem Ungrunde ihrer Klage zu überzeugen, ſie zurechte zu weiſen? Sich dem Schmerzgefühle überlaſſend antwortete ſie mir nur mit denen Worten: „Wie? Du verſchwörſt Dich auch gegen mich, gegen Deine Mutter? mich zu martern, mich zu tödten? Geh' hin zu meinen Feinden, und laß mich, laß mich ſterben.“ Von ſeiner ganzen geäußerten Macht dahingeriſſen, war ſie gegen alles Reſonnement gefühllos und mistrauiſch.

Und gewiß eben dies auszeichnende karakteriſtiſche Merkmal der Mutter pflanzte ſich auf mich und auf uns alle, mehr oder weniger, fort; auf Dich am wenigſten; bei Dir waren noch nicht Gründe und Anläße genug da, daß ſich dieſe eben ſo unglückliche als ſchrankenloſe Leidenſchaft dazumal in eben der Stärke, als nachher, äußern ſollte; das Leichtſinnige Deines Karakters vermehrte noch die Schwierigkeit, dieſelbe Leidenſchaft bei Dir zu werden. Du weiſt doch, daß ich und alle unſre übrigen Geſchwiſter außerordentlich geneigt zu klagen und zum Thränenvergießen bei der geringſten, unbedeutendſten Vorſtellung waren, daß wir, oder die Eltern, oder ſonſt ein guter, unſchuldiger Menſch unrecht leide. Ich weiß, wie beruhigend für mich war dieſes Gefühl, und wie erquickend eine Thräne. Und um Ueberzeugung zu haben, denn oft war ich offenbar ſelbſt auch Urſache des Unrechts, ſuchte ich alle mögliche Gründe auf, für die Wahrheit meiner Empfindung, und um die entgegengeſetzte Gründe zu verdunkeln, zu entnerven. Eben dies thut auch unſre Mutter.

Jemehr ich an Beleſenheit, Kenntniß und eigener Verſtandeseinſicht zunahm, deſtomehr ſah ich das Lächerliche dieſer Gewohnheit ein; ſuchte ſie auszurotten, und vermogt' es nicht. Aber, mich ganz gegen Unrecht unempfindlich zu machen, hielt ich auch pflichtwidrig; und nun, wenn ich Unrecht zu leiden glaube, ſo erwäge ich die Gründe für und wider auf das genaueſte, und ſchlage mich nachher gerne zum Uebergewicht; und wenn dieſes auf meine Seite fällt, ſo habe ich Wochenlang zu arbeiten, bis die Betrübniß, die Selbſtlaſt und der ſtille Kummer, die mein Herz und alle meine Sinnen bis zur Betäubung, zu dem ſchmerzhafteſten Gefühle dahinreißen, aus meiner Bruſt entweichen. Aber der Gedanke der Beleidigung wird nie aus meinem Andenken verlöſchen; und mein Gemüth wird ſich nicht ehe wieder der vollen Heiterkeit, und mein Geſicht des muntern lächelnden Weſens freuen dürfen, ohne zuvor ſich auch der Befriedigung für das gereißte Gefühl mit freuen zu können; die zuweilen allein nur in des andern Bewußtſeyn, mich beleidigt zu haben, beſtehen kann; aber oft auch in der Verſicherung vorkommenden Beleidigungen.

Dies Gefühl des Unrechtleidens ſteht in dem ſonderbar auffallendſten Kontraſt mit dem, eines widrigen Schickſals, oder, wie man's nennt, eines Unglücks; dann wahrhaft, kein Vorwurf kann mir gleichgültiger, meinen traurig tiefſinnigen Beſorgniſſen minder intereſſant ſeyn, als eine Verſetzung in ein übleres Verhältniß; ſo lange noch der eiſerne Zepter, der verfolgende giftige Dolch nur Verſchlimmerung, Vergiftung äußerer glänzenden Verhältniſſe zum Ziele haben, noch nicht die Seele angreifen, noch nicht Verachtung, Verunehrung, Beleidigung mit ſich führen, dem Herzen noch nicht das Unſchuldsgefühl und die Ueberzeugung der Unverdientheit, ſeine Freunde, rauben.

Soll ich nun ſagen, ob das bei mir ſo prädominirende Unrechtsgefühl wirklich etwas Gutes oder nicht Gutes für den Menſchen ſei: Ich glaube doch mit gegründeterem Rechte im allgemeinen ſagen zu dürfen, daß es kein Unglück für einen Menſchen ſei. — Ein Herz, das gefühllos und gleichgültig gegen jede Sottiſe iſt, die ihm gemacht wird, iſt ein Abſcheu. Empfänglich für jeden Reiß des Guten und Böſen, der Billigkeit und Unbilligkeit, ſoll es freilich nicht Laune, nicht Eigenſinn ſeyn, ſondern begleitet von den Regeln der Klugheit und Weisheit; begleitet von den Grundſätzen einer richtigen Imputation; begleitet von einer allſeitigen Sach- und Menſchenkenntniß; begränzt von Vernunft und Männlichkeit ſoll es ſeyn, dieſes Gefühl. Aber wer Aufklärung ſeiner Selbſt, Rechtſchaffenheit und Selbſtzufriedenheit lieb hat, der laſſe es in ſein Herz ſtrömen, und fühle. Unglück iſt dieſes Gefühl, wenn es ohne jene freundſchaftliche Begleiter, ohne jene Schranken fortwallt; und den begonnenen Paraxiſmus ſo forttraben läßt; wenigſtens der Selbſtruhe und dem behaglichen Zuſtand des Körpers nachtheilig.

J. L. A. Schl**.

5.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Das Verbum ſeyn.

Dieß in ſeiner Art einzige Verbum, welches allen übrigen erſt ſeine Natur und Weſen mittheilen muß, wenn ſie wirkliche Verba werden ſollen, und welches den höchſten und letzten aller unſrer Begriffe ausdrückt, hat in allen uns bekannten Sprachen eine unregelmäßige Abwechſelung: die Vergangenheit wird mit einem ganz andern Worte, als die Gegenwart, und die erſte Perſon der gegenwärtigen Zeit wiederum mit einem andern Worte, als die zweite oder dritte Perſon, u. ſ. w. bezeichnet.

Das Wort **bin** im Deutſchen, wodurch wir unſer eigentliches Selbſtgefühl, unſre Ichheit bezeichnen, hat nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit **ſeyn**, wodurch wir nicht ſowohl das **wirkliche ſeyn**, als vielmehr die bloße Idee des Seyns, flach und allgemein benennen.

Eben ſo iſt auch **bin** von **iſt** unterſchieden, worunter wir uns das Daſeyn eines dritten Weſens denken, das wir nicht wie uns ſelber, oder wie eine Perſon, zu der wir reden, wirklich **anſchauend** erkennen, ſondern es uns nur in unſrem Ideenkreiſe vorſtellen.

bin und **biſt** bezeichnet das unwillkürlich **empfindſame**, oder **anſchaulich** erkannte Daſeyn, **iſt** hingegen das durch Anſtrengung der Denkkraft erkannte Daſeyn eines Weſens.

Ich kann daher nie ſagen: **ich iſt**, weil ich mein eigenes Daſeyn nicht anders als unwillkürlich empfinden und anſchaulich erkennen kann — eben ſo wenig kann ich ſagen: **das iſt**, weil ich von einer Perſon, die ich anrede, auch unmöglich eine andre, als eine anſchauende Erkenntniß haben kann.

Woher nun aber der erſtaunliche Unterſchied zwiſchen **bin**, **iſt**, **war**, **geweſen** und **ſeyn**, da alle dieſe ganz voneinander verſchiednen Wörter doch im Grunde nur Modifikationen eines und eben deſſelben Begriffes ausdrücken?

Vielleicht iſt dieß gerade der einzige Begriff, deſſen Modifikationen zugleich ſein Weſen ändern. —

Das vergangne ſeyn z. B. iſt eben ſo weſentlich von dem gegenwärtigen ſeyn verſchieden, als die Vergangenheit ſelbſt von der Gegenwart verſchieden iſt; was Wunder alſo, daß man dieſe, im Grunde ganz voneinander verſchiedne Begriffe, auch durch ganz verſchiedne Wörter zu bezeichnen ſuchte?

Um die anſchauende Erkenntniß von dem Daſeyn eines Dinges zu bezeichnen, bedient ſich die Deutſche Sprache des zirkumſkribirenden, oder ein Ding auf ſich ſelbſt einſchränkenden b

ich bin — du biſt.

Woher dieß b grade bei der erſten und zweiten Perſon, das nachher nie wieder vorkommt? — Die Silbe be vor ein Verbum geſetzt, bedeutet, daß ſich die Handlung, welche durch das Verbum bezeichnet wird, gleichſam um etwas rund herum erſtrecken ſoll — als von ſchneiden, beſchneiden, von ſehen, beſehen, von leuchten, beleuchten. — Man ſieht hieraus, daß es als Wurzellaut ſehr gut gebraucht werden könne, um die iſolirte, durch ſich ſelbſt umſchränkte, und aus der Maſſe der übrigen Dinge herausgehobne Perſönlichkeit, oder Selbſtgefühl zu bezeichnen, welches wir durch den zweiten Wurzellaut n in bin gleichſam in uns hineinziehen, ſtatt, daß wir es durch das ſt in biſt gleichſam aus uns herausſtoßen. —

Die zweite Perſon biſt iſt auf die Weiſe aus der erſten und dritten Perſon zuſammengeſetzt — das b von der erſten Perſon bedeutet die anſchauende Erkenntniß, welche wir von einem Weſen außer uns haben, das vor uns da ſteht; und das ſt bezeichnet die Anſtrengung unſrer Denkkraft, wodurch wir uns daſſelbe demungeachtet, als außer uns vorſtellen — alſo iſt:

bin	biſt
in uns hineingedachtes	aus uns herausgedachtes
Selbſtgefühl	Selbſtgefühl

iſt
eine objektiviſche
Erkenntniß.

Bei iſt fällt das zirkumſkribirende perſönlichmachende, aus dem Zuſammenhange der Dinge herausſchneidende b ganz weg — weil wir vermöge deſſelben das Daſeyn der Dinge in ihrem Zuſammenhange, oder die Wahrheit erkennen ſollen — es bezeichnet die außer ſich wirkende, ſich ſelbſt vergeſſende angeſtrengte Denkkraft in ihrer Selbſtthätigkeit.

Wenn wir nun erwägen, was für eine erſtaunliche Verſchiedenheit zwiſchen unſrem Selbſtgefühl,

fühl, oder dem Gefühl unſres eignen Daſeyn, und unſrer Vorſtellung von dem Daſeyn fremder Weſen außer uns, iſt; dürfen wir uns dann noch wohl wundern, daß die Sprache dieſe ſo ſehr voneinander verſchiednen Begriffe, auch durch ganz verſchiedne Wörter bezeichnet hat?

In der **Mehrheit** verliert ſich dieſer feſtbeſtimmte Unterſchied, und verſchwimmt ſich gleichſam in dem Begriffe der Mehrheit. Indem ich mein Daſeyn mit dem Daſeyn andrer mir ähnlicher Weſen zugleich denke, und mein und ihr Daſeyn gleichſam miteinander vermiſche; ſo muß ſich mein beſtimmtes Selbſtgefühl zu der bloßen allgemeinen Idee des Seyns herabſtimmen, ſo daß die Vorſtellung von meinem eignen Seyn, mit der Vorſtellung von dem Seyn der Perſonen außer mir, einſtimmig wird; denn ohne dieſe Einſtimmung würde ich nicht **wir** ſagen können.

Ich bin — wir ſind

ſind alſo wirklich weſentlich voneinander verſchiedne Begriffe, wovon der letztre die bloße Idee des Seyns nur mit einem ſchwachen ſchwankenden Urtheile ausdrückt, welches durch das hinangefügte D ausgedrückt wird. Das Urtheil von der Mehrheit muß aber nothwendig **ſchwächer** und ſchwankender ſeyn, als das von der Einheit, weil es das voneinander verſchiedne unter einen Geſichtspunkt zuſammenfaßt, und alſo von jedem einzelnen deſto unbeſtimmtere Begriffe geben muß, von je mehreren es zu gleicher Zeit einen Begriff geben will.

In dem Begriffe von der Mehrheit verlieren ſich die deutlichen Unterſchiede. Dieß kann vermöge der Natur der Sache nicht wohl anders ſeyn: denn um uns die Mehrheit zu denken, muß die Unterſcheidung der Vergleichung weichen. — Die zu beſtimmten Unterſchiede müſſen verſchwinden, wenn mehrere Sachen unter einen Geſichtspunkt gebracht werden ſollen — es muß nur noch gerade ſo viel Unterſchied übrig bleiben, als nöthig iſt, um die Dinge **außereinander** zu halten, und ſie **zählbar** zu machen.

Darum fallen auch gemeinlich in der Sprache in der mehrern Zahl die Unterſchiede weg, welche in der einfachen Zahl ausgedrückt werden. So verliert ſich zum Beiſpiele der Unterſchied des Geſchlechts von dem Artikel **der, die, das**, im Plural in das am ſchwächſten bezeichnende **die**; — und es iſt ſehr merkwürdig, daß in der Deutſchen Sprache die Mehrheit faſt immer, wie das weibliche Geſchlecht bezeichnet wird, als:

M.	F.	N.
der	die	das
	Plur.	
die	die	die

M.	F.	N.
er	ſie	es

Plur.
ſie ſie ſie

M. F. N.
ſein ihr ſein

Plur.
ihr ihr ihr.

Das weibliche Geſchlecht wird **ſchwächer** mit weniger Nachdruck als das männliche bezeichnet — das männliche ſtärker und rauher klingende r fällt weg; das männliche Kraft und Thätigkeit ausdrückende **der** ſchmilzt in das ſanfte Leiden und Nachgeben bezeichnende **die** hin. —

Indem man nun die Mehrheit bezeichnen wollte, ſo mußte man nothwendig den **ſchwächſten Ausdruck** des Einzelnen wählen; denn das Einzelne ſoll gleichſam in der Vorſtellung verſchwinden, um dem Begriffe der Mehrheit Platz zu machen.

Daher ſind auch wahrſcheinlich alle abgezogne Begriffe, die ſich in **heit**, **keit**, **ung**, u. ſ. w. endigen, **Feminina**: denn ſie ſind, ſo wie die Mehrheit, das Reſultat von Einzelnheiten, die gleichſam im Schatten geſtellt, nur ſchwach bezeichnet, und faſt vergeſſen werden ſollen, um dem Reſultat, das aus ihnen erwächſt, Platz zu machen. —

Die abſtrakten Begriffe gränzen ſelbſt ſchon ſehr nahe an den Plural, und haben daher größtentheils keinen Plural; ich kann nicht ſagen: **die Gerechtigkeiten**, die **Güten** — denn **Gerechtig-**

keit, Güte, ſind ſelbſt ſchon etwas Zuſammengenommenes, aus Einzelnheiten erwachſenes, und der Artikel die, welcher vor denſelben ſteht, kann faſt eben ſo gut wie ein Zeichen des Plurals, als wie ein Zeichen des Femininums betrachtet werden.

Von dem Plural zu dem abſtrakten Begriffe iſt nur ein unmerklicher Uebergang.

Die Menſchen ſind ſterblich, und
der Menſch (das Abſtraktum) iſt ſterblich

ſagt faſt einerlei — und wenn der Artikel die im Plural nicht ſtatt des Pronomens ſteht, als die Menſchen, welche u. ſ. w., ſo umfaßt er ja alle Dinge einer Art, und macht daher die Mehrheit ſelbſt zu einem abſtrakten Begriffe.

Ich kehre nach dieſer Ausſchweifung zu dem Plural von ich bin zurück, wo ſich alſo nach eben dem Geſetz des Denkens die beſtimmten Unterſchiede, und ſelbſt die genauere Bezeichnung des Daſeyns, in den herrſchenden Begriff von der Mehrheit der Perſonen verliert. Dieſe Mehrheit iſt ſelbſt ſchon ein abſtrakter Begriff, und kann daher auch nur mit dem abgezognen Begriffe des Daſeyns zuſammenſchmelzen, welcher durch ſind ausgedrückt wird.

Ehe ich in dieſen Unterſuchungen weiter fortgehe, will ich mein Nachdenken erſt zu einer Vergleichung mehreren Sprachen miteinander zurückrufen, um mich nicht durch einſeitiges Beobachten zu Hypotheſen, welche zu gewagt ſind, verleiten zu laſſen.

Ich will daher zuerſt eine Vergleichung zwiſchen zwei ſehr nahe verwandten, und doch in Anſehung des Verblums ſeyn, ſehr voneinander unterſchiednen Sprachen, der Deutſchen und der Engliſchen verſuchen.

Es giebt verſchiedne Wörter im Deutſchen, welche im Engliſchen durch ganz andre Wörter, die mit denſelben in Anſehung ihrer einzelnen laute nicht die mindeſte Aehnlichkeit haben, überſetzt werden müſſen. Von der Art ſind z. B. ſterben, die, die Art, kind — demohngeachtet aber ſind die Wörter ſterben und Art, in dem Wörtervorrath der Engliſchen Sprache auch vorhanden, aber ſie haben ihre allgemeine Bedeutung verlohren, und eine ſpeziellere angenommen — ſtarve heißt, bloß vor Hunger ſterben, und thou art heißt du biſt — das Engliſche die und dead hingegen finden wir in unſrem todt wieder, wo es den leidenden, und tödten, wo es den thätigen Begriff des Todes bezeichnet. Was alſo im Engliſchen nur eine ſpezielle Art des Todleidens bezeichnet, das drückt im Deutſchen das Todleiden im Allgemeinen aus, vielleicht weil man ſich die Entziehung oder Entbehrung der Nahrungsmittel als den Hauptumſtand bei dem Todleiden, und alles Sterben ſich auf gewiſſe Weiſe, wie im Verſchmachten oder Verhungern dachte.

Das Engliſche Kind iſt uns in dem Worte Kind übrig geblieben, wo es nun zwar nicht mehr die Art oder Beſchaffenheit im Allgemeinen, aber doch immer noch die fortgepflanzte Art eines beſtimmten Weſens bezeichnet; wenn wir Kind metaphoriſch gebrauchen, als z. B. Gotteskinder, ſo heißt dieß doch ſo viel, als Weſen ſeiner Art — der Hauptbegriff iſt alſo immer noch derſelbe.

So wie nun aber das Engliſche Kind im Deutſchen eine ſpeziellere Bedeutung erhalten hat, eben ſo hat das Deutſche Art im Engliſchen wieder eine ſpeziellere Bedeutung, indem es nur das Daſeyn, und alſo auch zugleich dabei die Art des Daſeyns derjenigen Perſon bezeichnet, die ich anrede, thou art, du biſt. — Der Ausdruck des Begriffes von Art, von Beſchaffenheit muß alſo im Engliſchen dazu dienen, um das gegenwärtige beſtimmteſte Daſeyn, ohne eigentliche deutliche Rückſicht auf die Beſchaffenheit dieſes Daſeyns auszudrücken — wir ſagen: die Art, der Engländer ſagt: du Art, das heißt: du biſt ſo beſchaffen, wie folget; — thou art good, du biſt gut beſchaffen, dein Art iſt gut. — Der Engländer zieht in den anſchaulichen Begriff von dem Daſeyn der Perſon, mit der er ſpricht, die Art oder Beſchaffenheit derſelben mit hinein. Und von dieſem Begriffe der Art, mit Weglaſſung des t am Ende, iſt auch der Plural abgeleitet:

we are, ye are, they are.

Bei der erſten Perſon

J am

bleibt nur noch eine ſchwache Spur des Begriffes übrig; der Vokal mit dem Schluß des Mundes, vermöge des **m**, bezeichnet das eigne Selbſtgefühl.

Unſer **bin** aber finden wir im Engliſchen **been** wieder, welches **geweſen**, und **be**, welches ſeyn heißt; und die Spur von unſrem **geweſen** finden wir wieder in dem Engliſchen, **J was, ich war;** und unſer **biſt** in dem Engliſchen **thou beeſt,** der zweiten Perſon des Konjunktivs.

Man kann ſich das **ſeyn** nicht ohne die **Art** oder Beſchaffenheit des Seyns, das **was** nicht ohne das **wie** denken. Es iſt daher nicht zu verwundern, daß dieſe beiden Begriffe bei jeder Gelegenheit ineinanderfließen, und in verſchiednen Sprachen einer für den andern genommen werden.

Nur iſt es merkwürdig, daß in der Deutſchen Sprache **Weſen** die Art des Seyns oder die Eigenſchaften bedeutet, und daß das vergangne **ſeyn** ebenfalls durch **geweſen** bezeichnet wird. —

Die Silbe **ge** hat in der Deutſchen Sprache eine zuſammenfaſſende Kraft, ſo wird z. B. von Murmeln das zuſammengefaßte Murmeln, **Gemurmel**, von kommen das zuſammengefaßte vollendete kommen, **gekommen** genannt — **ich bin gekommen — der Bach hat gemurmelt — ſo** heißt es alſo nun auch: **er iſt geweſen,** wenn ich mir das ſucceſſive Seyn als vergangen, vollendet, und zuſammengefaßt denke. —

Wir geben dem Begriffe des Seyns Perſönlichkeit, indem wir **Weſen** ſagen. Weſen iſt das auf ein Individuum beſchränkte **Seyn — ein Seyn** kann ich nicht ſagen, weil das ſeyn nicht eins oder einzig ſeyn kann, aber wohl ein Weſen, weil die Art des Seyns einzig ſeyn kann.

Daß nun aber durch **geweſen** das vergangne Seyn ausgedrückt wird, ſcheint darin ſeinen Grund zu haben, weil das vergangne Seyn gleichſam etwas Vollendetes, Ganzes iſt: das vergangne Seyn iſt gleichſam ein **Weſen** geworden, weil es nicht mehr **wird**, ſondern ſchon wirklich **iſt**, was es ſeyn ſoll.

Das Weſen eines Dinges iſt alſo ſein vollendetes, nicht mehr werdendes, ſondern von jeher vorhandenes Seyn —

Wie? wo? was? Weiſe; Weſen ſind alles Wörter einer Wurzel, des die Beſchaffenheit, oder die Art bezeichnenden **w**.

Was iſt ein Ding?
welches Weſen hat ein Ding?
auf welche Weiſe geſchieht ein Ding?

In der Deutſchen Sprache bezeichnet das **w** faſt durchgängig die Beſchaffenheit im Gegenſatz gegen die Wirklichkeit, die durch **d** ausgedrückt wird. — Darum kann ich auch ſagen: **das Weſen eines Dinges**, aber nicht **das Ding eines Weſens**; denn die Wirklichkeit muß der Beſchaffenheit nothwendig zur Unterlage dienen.

Wie ſehr nun aber dieſe beiden Begriffe in den Köpfen der Menſchen ſich vermiſcht und untereinander verwirrt haben, davon mag gleich die Verſchiedenheit der Engliſchen und Deutſchen Sprache zum Beiſpiel dienen: wir bezeichnen den Begriff der Beſchaffenheit vorzüglich in dem Begriffe des vergangnen Seyns, der Engländer aber vorzüglich in dem Begriff des gegenwärtigen Seyns; er ſagt thou art, und wir ſagen ich bin geweſen.

Dieſe Vermiſchung der Begriffe aber hat einen großen Einfluß auf unſre erhabenſten Kenntniſſe, wo wir das ſeyn ſelbſt wieder zu einer Beſchaffenheit von ſich ſelber machen, da es doch rein und abgeſondert gedacht werden, und nicht in den Begriff der Art übergehen ſoll.

Die Deutſche Sprache ſcheint dem Gange der Natur getreu geblieben zu ſeyn, indem ſie ſich erſt in das vergangne Seyn die Art oder Beſchaffenheit mit hineindenkt: ich war, ich bin geweſen. — Denn alsdann erſt hat die Seele Muße erhalten, nachdem ſie das Seyn empfunden hat, auch die Art deſſelben zu erkennen. —

Das noch nicht völlig vergangne ſowohl, als das völlig vergangne Seyn wird beides mit dem eine Beſchaffenheit ausdrückenden w bezeichnet: war — geweſen. —

Wir ſagen daher nicht die Iſtheit, ſondern die Wahrheit, weil wir uns in den Begriff der Wahrheit nothwendig die Beſchaffenheit eines Gegenſtandes, und nicht nur ſein gegenwärtiges, ſondern auch ſein **vergangnes** Daſeyn mit hineindenken müſſen;

war aber bezeichnet das noch nicht völlig vergangne, abgeſchnittne, ſondern ſich an etwas folgendes **anknüpfende** Seyn — wenn ich ſage: **es war Nacht**, ſo erwartet jedermann noch etwas hierauf folgendes, oder ſich an das Nachtſeyn anſchließendes — das Nachtſeyn dauerte noch fort, **während** daß etwas anders ſeinen Anfang nahm; das **war** knüpft und kettet das folgende unauflößlich an das vorhergehende, es bringt in die Erzählung **Wahrheit**, das iſt nothwendige Verknüpfung, Verbindung des Geſchehenen — ich kann nicht an der **Iſtheit** einer gegenwärtigen Sache, aber wohl an der **Wahrheit** einer vergangnen zweifeln. — Das **iſt** bei einer Sache erwecket bei mir einen anſchaulichen Begriff, ſtrengt meine Denkkraft nicht an — aber das **war** bei einer Sache läßt mich forſchen, in welchem **Zuſammenhange** ſie mit den übrigen Dingen ſteht. — Um den Begriff von der Wahrheit zu erhalten, muß ich die Gegenwart halb in die Vergangenheit zurückſchieben: ich muß **iſt** in **war** verwandeln — oder vielmehr ich muß mir beides, wo möglich, zuſammendenken —

dieſer Baum iſt grün
das iſt wahr (war)

er iſt grün — dieſer Augenblick iſt nun verſchwunden — und er **war** grün, während daß ich anfing zu denken: er iſt grün. Ich kann mich erſt in dem zweiten Augenblick faſſen, und ſagen: es iſt wahr, daß der Baum grün iſt: denn ich ſehe ihn noch eben ſo, wie ich ihn vor einem Augenblick ſah, es iſt faſt einerlei, wenn ich ſage

daß der Baum grün iſt, iſt wahr,

und: der Baum iſt grün und war grün.

Die deutſche Sprache ſcheint alſo den Begriff des Wahren von dem Begriffe des noch nicht völlig vergangnen, in Rückſicht auf das Gegenwärtige, herzuleiten: und dieſe Vorſtellungsart iſt ſchon der Natur unſrer Seele gemäß. Das noch nicht völlig Vergangne, in Rückſicht auf das Gegenwärtige, iſt gleichſam das Wiederfangen der einen Idee, die entſchlüpfen will, indeß man die andre noch feſthält, wodurch das Wahrheitsgefühl, oder das Gefühl, daß etwas iſt und **war**, entſteht — ich will mich von der Wahrheit einer Idee von irgend einem äußern Gegenſtande überzeugen, und es iſt kein andres Mittel, als daß ich den noch nicht völlig vergangnen, ſondern in der Einbildungskraft zurückgebliebenen Eindruck vergleiche, und unterſuche, ob eben das, was **iſt**, auch **war**, und ob das, was **war**, auch noch **iſt**.

Wenn ich unter dem übereinandergelegten Mittel- und Zeigefinger ſtatt eines Kügelchens zwei zu fühlen glaube, ſo hat dieß Gefühl zwar Iſtheit, aber keine Wahrheit — oder vielmehr das war und iſt fließt zu ſehr in eins zuſammen: dieſelbe Kugel, die bis jetzt unter dem einen Finger war, iſt zu gleicher Zeit unter dem andern — weil nun ein und eben derſelbe Eindruck nicht zugleich vergangen und gegenwärtig ſeyn kann, ſo finde ich mich genöthigt zwei voneinander verſchiedne Eindrücke anzunehmen.

Ich kann alſo nicht eigentlich ſagen, daß ich unter den übereinandergelegten Fingern zwei Kügelchen ſtatt eines fühle, ſondern ich ſchließe dieß bloß, weil ſonſt immer zwei Kügelchen erfordert werden, um dieſelbe Empfindung bei mir hervorzubringen, die jetzt durch eins hervorgebracht wird.

Das eine Kügelchen kann ſonſt nie zugleich unter beiden Fingern ſeyn: lege ich aber beide Finger übereinander, ſo fühle ich eine und dieſelbe Kugel zugleich unter beiden Fingern, und ſchließe daher, daß es zwei Kugeln ſind, weil dasjenige, was war, unmöglich in demſelben Augenblick, wo es war, auch iſt; indem aber das Kügelchen ſanft unter den Fingern rollt, ſo entſchlüpft das iſt dem war, und das war dem iſt; der gegenwärtige Augenblick verſchwimmt ſich in den vergangnen, und der vergangne in den gegenwärtigen, wie Farben, die im Wiederſchein ineinanderſpielen; — darum muß auch dasjenige, was man unter den übereinandergelegten Fingern reibt, nothwendig gerundet ſeyn, wenn es die Täuſchung hervorbringen ſoll: man lege einen eckichten Körper unter die Finger, und er wird ſich unſrem Gefühl nicht verdoppeln. — Die Grenzlinien zwiſchen dem iſt und war der Berührung ſind hier ſchärfer, ſie können ſich nicht ineinander verlieren.

Unſer ganzes Wiſſen beruht auf den genaueſten Unterſchied zwiſchen iſt und war. Ein und eben dieſelbe Sache iſt in dieſem Augenblick nicht mehr, was ſie war, und war nicht das, was ſie iſt — ihre Warheit aber kann nur erkannt, die Iſtheit kann bloß empfunden werden.

Merkwürdig iſt es, daß der Engländer ſagt: J have been, gleichſam wie, ich habe gebinnt — und der Deutſche: ich bin geweſen. — Das bin, welches bei dem Deutſchen das gegenwärtige, eigentlich mit Selbſtgefühl verknüpfte ſeyn bezeichnet, drückt im Engliſchen das völlig vergangne ſeyn aus, welches wir uns, eben ſo wie die Zukunft, nicht anders als mittelbar durch die Vorſtellung von dem gegenwärtigen ſeyn denken können; und daher die völlige Vergangenheit, ſowohl als die Zukunft, nothwendig immer durch zwei Begriffe ausdrücken müſſen — ich bin geweſen — ich werde ſeyn. — Die Silbe ge in geweſen, bezeichnet, wie wir ſchon bemerkt haben, das kollektive, zuſammengenommne ſeyn, welches nur völlig vorbei iſt, und als ein Ganzes gedacht wird, zu deſſen Rückerinnerung wir aber unſer gegenwärtiges Selbſtgefühl nothwendig zuſammennehmen müſſen: wir können nicht ſagen: ich geweſen, ſondern ſehen uns genöthigt zu ſagen: ich bin geweſen — wenn man ſagen wollte:

ich bin war,

ſo würde ſich bin und war einander aufheben. —

Die Gegenwart und die noch nicht völlige Vergangenheit, oder der eigentliche Uebergang des Vergangnen ins Gegenwärtige muß immer beſtimmt und feſt bleiben, weil hiervon unſre Vorſtellung von dem Unterſchied des Vergangnen und Gegenwärtigen, und im Grunde unſer ganzes Denken abhängt. Das völlig vergangne Seyn hingegen, welches gleichſam aus der Reihe und Verkettung der wirklichen Dinge herausgehoben, nur noch in der Einbildungskraft ſtatt findet, kann ſchon eher mit dem gegenwärtigen, wirklichen Daſeyn zuſammengedacht werden, ohne daß eins das andre aufhebt; ich kann nicht ſagen:

ich bin war — aber wohl:
ich bin geweſen.

Der Engländer ſagt: ich habe geweſen — er denkt ſein zuſammengenommenes durchlebtes ſeyn mehr aus ſich heraus, und rechnet es zu dem, was er hat, was er beſitzt, ſo wie wir auch ſagen: ich habe gelebt, und nicht ich bin gelebt — wir rechnen unſer zuſammengenommenes vergangnes Leben, das von Zeit zu Zeit Momentweiſe von uns ausgegangen, und am Ende ganz und vollſtändig wieder in unſer Gedächtniß zurückgefallen iſt, auch zu demjenigen, was wir nun gleichſam erſt ruhig beſitzen, was wir nicht erſt **künftig bekommen** ſollen, ſondern ſchon wirklich **haben.**

Haben — bekommen
Vergangenheit Zukunft.

Allein dasjenige Vergangne, was nicht ſowohl von uns ausgegangen, als vielmehr in uns geblieben, oder ſogleich wieder in uns zurückgefallen iſt, bezeichnet die Deutſche Sprache lieber durch den Mittelbegriff des **gegenwärtigen ſeyns**, als durch den Begriff des **habens**, als

ich bin gegangen,
ich bin gekommen, und ſo auch:
ich bin geweſen —

Gehen und **kommen** ſind zwar Aeußerungen unſrer thätigen Kraft, die aber immer in ſich ſelbſt zurückfallen, um ſich von neuem zu äußern, ohne daß ſie auf einen Gegenſtand außer uns unmittelbar wirken — Das Gehen z. B. iſt vielmehr eine **Rückwirkung** unſrer bewegenden Kräfte auf ſich ſelbſt, wodurch unſer Körper irgend einem Ziele, wohin ſich unſre thätige Kraft richtet, näher gebracht wird. — Daher **bin ich gekommen, bin gegangen;** und das völlig vergangne **kommen**, und vergangne **gehen**, gehört mehr zu meinem gegenwärtigen **ſeyn**, als zu meinem gegenwärtigen **haben**, weil es mehr **in mir geblieben**, als **von mir ausge-**

gangen iſt. — Eben das findet nun auch von meinem völlig vergangnen ſeyn ſtatt, welches nie von mir eigentlich hat ausgehn können, ſondern beſtändig in mir geblieben iſt. Das ſeyn fällt nothwendig in ſich ſelbſt zurück, darum ſagen wir: ich bin geweſen. Der Engländer denkt ſich aber demohngeachtet das völlig vergangne ſeyn, als etwas von ihm Ausgegangnes, und ſagt: J have been (ich habe geweſen).

Eben ſo ſonderbar iſt, das dasjenige, was im Deutſchen das eigentlichſte wirklichſte Daſeyn, oder das Selbſtgefühl bezeichnet, im Engliſchen die bloße ſchwankende Idee des ſeyns ausdrückt.

ich bin — J am
ſeyn — to be.

Unſer bin finden wir alſo im Engliſchen Infinitiv wieder, wo wir es gerade am wenigſten ſuchen ſollten.

Unſre Wurzellaute des Verbum ſeyn, ſind b, w, ſ, davon finden wir den Wurzellaut w in Anſehung der Bezeichnung der noch nicht völligen Vergangenheit, den Wurzellaut b in der Bezeichnung der völligen, in bloße Idee verwandelten Vergangenheit, und in dem Infinitiv wieder; der Wurzellaut ſ aber, der doch auch in dem lateiniſchen Verbum ſum der herrſchende Laut iſt, findet ſich im Engliſchen gar nicht, und ſcheint ganz verdrängt zu ſeyn.

An die Stelle des b in der erſten Perſon iſt im Engliſchen der Vokal a mit dem Konſonant, J am, thou art, getreten, welcher auch im Plural die Stelle des ſ vertritt: we are, ye are, they are; und an die Stelle des ſ im Infinitiv iſt im Engliſchen wieder das b getreten, to be, ſeyn: das b vertritt auch die Stelle des w in been, geweſen, und in being, einer der da iſt, oder ein Weſen.

Welch eine Verſchiedenheit zwiſchen zwei ſo nahe verwandten Sprachen, wie die Engliſche und die Deutſche! —

Derſelbe Wurzellaut, welcher bei uns das eigentliche Selbſtgefühl oder das empfundne ſeyn bezeichnet, drückt im Engliſchen die bloße ſchwankende Idee oder das bloß erkannte und nicht eigentlich empfundne ſeyn aus — und das empfundne ſeyn wird wieder durch einen von dem unſrigen ſo verſchiedenen Wurzellaut (J am) angezeigt, als ob ganz verſchiedene Begriffe durch das ich bin, und J am ausgedrückt werden ſollten.

Sum, je ſuis, J am, ich bin,

alles faſt ganz verſchiedne Laute, welche doch ein und eben dieſelbe Sache bezeichnen, die doch in allen Ländern und unter allen Völkern nothwendig auf einerlei Art gedacht werden müſſen u. ſ. w.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere.

1.

* * Deſſen ich im 2ten Stücke des erſten Bandes S. 112 erwähnte, hat ſich in den verfloßnen drittehalb Jahren faſt um nichts geändert. Auf ſeinem Geſichte ſieht man noch die ſchuldloſe jugendliche Freude, die man allen Menſchen wünſchen möchte. Faſt immer bemerkt man ein Lächeln an ihm, ſo ſanft und ſo gefällig, daß man es, bei ihm wenigſtens, lieber ſiehet, als wenn es mit mehr Ernſt vermiſcht wäre. Er iſt beſtändig froh und heiter. Eine Kleinigkeit, womit er tändelt, eine freundliche Anrede ſcheint ihm noch alles zu ſeyn, was ſeines Wunſches werth iſt. Aber eben daher iſt er auch in ſeinen Kenntniſſen wenig weiter gekommen. Er findet es noch nicht wichtig genug, ſich anzuſtrengen, und ſtundenlang ſeine Gedanken und ſeine Aufmerkſamkeit auf Dinge zu heften, deren Nutzen er nicht einſieht, und alle Vorſtellungen darüber ſcheinen ihm gar ſehr unbedeutend zu ſeyn. Indeſſen hört er ſie aufmerkſam und mit innerer Behaglichkeit an, etwa wie er ein Feenmährchen anhören

hören würde, wobei er weiter nichts zu thun hat, als aufzumerken und es dann allenfalls wieder zu vergeſſen. Wenn aber etwas Intereſſe für ihn hat, wenn etwas grade für ihn erheblich iſt, dann ſieht man ihm die ganze Neigung an, die ihn beſeelt, recht viel von dieſer Sache zu hören. Dann ſcheint ſich ſein Körper vorwärts zu neigen, gerade als ob er mehr von der Sache hören könnte, wenn ſein Ohr ſich dem Schall der Worte mehr genähert hat. Er fragt alsdann nach demjenigen, was er nicht recht verſtanden hat, oder was er etwa außerdem davon wiſſen möchte. Auch erzählt er gern, was er ſchon davon gehört hat.

Beſchäftigt muß er immer ſeyn. Ehe man ſichs verſieht, hat er mit ſeinem Mitſchüler ein Geſpräch angefangen, oder er hat kleine Spielwerke, die ihn zerſtreuen, die ſeinen Beifall und keinen geringen Werth für ihn haben, auch wenn ſie weiter niemand bemerkt und niemand ſchön findet. Es iſt nichts ſeltenes, daß er über dergleichen Tändeleien ein kleines Gelächter erhebt, und es dann, obgleich etwas beſchämt, aber doch treuherzig genug geſteht, wenn man ihn nach der Urſach davon fragt. Ein Verweis darüber iſt ihm empfindlich; ſeine Scham wird ſichtbar und endigt ſich gemeiniglich mit Thränen, die ihm ſchnell entſtürzen. Und dann ſcheint er alles feiner und ſtärker zu empfinden. Erinnerungen fruchten nun mehr und prägen ſich tiefer bei ihm ein, als ſonſt. Ein Blick eines ſeiner Mitſchüler,

ſchüler, auch wenn er noch ſo gleichgültig wäre, dünkt ihn Beleidigung zu ſeyn, und er will wenigſtens in der erſten Hitze ihn dafür beſtraft wiſſen. Aber ſchnell iſt alles vorüber. Seine Munterkeit iſt wieder da; er hat alles vergeben und vergeſſen, ſo wie er glaubt, man habe eben daſſelbe gethan, und wiſſe nichts mehr von dem, was ſo eben mit ihm vorgefallen war. Sein Auge iſt hell, aber etwas ſchalkhaft. Alle ſeine Unarten ſind ohne Tücke und grenzen ans Kindiſche. Wenn ihn irgend jemand einer leichtſinnigen Handlung beſchuldigt, ſo will er ſich rechtfertigen, aber indem er etwas hervorbringen will: ſo geräth er ins Stecken, er ſpricht einige abgebrochne, nicht ganz zuſammenhängende Worte, ſchweigt plötzlich ſtill und fängt zu weinen an, nicht aus Unwillen, daß er nichts zu ſeiner Vertheidigung zu ſagen weiß, ſondern aus Empfindung des Unrechts, das er gethan hat.

Ich hoffe noch immer, wenn ſein Charakter etwas feſter und beſtimmter geworden iſt, viel Gutes, ſowohl von ſeinem Verſtande, als auch von ſeinem Herzen.

2.

* * Ein Knabe, ungefähr von neun Jahren, hat in ſeinem Geſichte viel Angenehmes. Seine Lebhaftigkeit iſt mit freundlichem Ernſt vermiſcht, und beides wird durch eine Offenherzigkeit, die immer ſehr

ſichtbar bleibt, ungemein verſchönert. Seine äuſſern Bewegungen haben etwas Gefälliges, Ungezwungenes, und entfernen ſich ungeachtet ſeiner Munterkeit nur äußerſt ſelten von der Grenze des Schicklichen. Er hält viel auf Ordnung, auf Reinlichkeit, ohne es im geringſten merken zu laſſen, daß er deshalb mehr thue, als er eigentlich thun müſſe. Er iſt durch einen Blick zu regieren. Sein Kopf iſt voll Anlage, und ſeine Wißbegierde und Achtſamkeit ſcheint für ſein Alter überaus groß und uneingeſchränkt zu ſeyn. Sein Auge iſt faſt immer auf den Lehrer geheftet, und ſeine Mitſchüler ſcheinen ihm dann zu unbedeutend zu ſeyn, als daß ſie ihn ſtören und ſeine Aufmerkſamkeit oder ſeinen Unwillen, nachdem es kommt, auch nur eine Minute lang auf ſich richten ſollten. Es iſt, als ob alles in ſeiner Seele rege und thätig würde, wenn ihn etwas vorzüglich intereſſirt; und, wie geſagt, alles iſt ihm wiſſenswürdig. Sein Auge glüht, ſeine Minen werden vollzähliger, und ſein ganzer Körper geräth in Bewegung, wenn er eine Frage, die einem andern vorgelegt wird, beantworten kann, und ſie doch gerade jetzt nicht beantworten ſoll. Er will in dem Augenblicke Herr und Meiſter über dieſe ſeine Begierde ſeyn, und er wird es mit großer Anſtrengung, nur daß im erſten Kampf mit ſich ein Laut, ein Ach! oder: Ich weiß es, faſt unwillkührlich herausſtrömt; oder er wendet ſein Auge ſchnell zu dem Antwortenden, nicht als ob er eine Antwort hören, ſondern zugleich ſein Urtheil über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit derſelben ſagen ſollte. Wenn er ſelbſt gefragt wird: ſo iſt Freude und Anſtrengung gleich groß. Weiß er nicht gleich zu antworten: ſo iſt es, als ob er nach einer Sache ſähe, die in einer großen Entfernung von ihm iſt. Bei dem kleinſten Geräuſch andrer zeigt er dann eine Art von Unwillen, und mehr als einmal pflegt er durch ſein: Still doch! alles rund herum in Ruhe zu bringen, damit er nur jetzt ungeſtört nachdenken könne. Irgend etwas weiß er immer zu antworten, und ſelten iſt es etwas ganz Unrichtiges. Seine Aufmerkſamkeit iſt ſchlechterdings nicht von der gemeinen und gewöhnlichen Art, ſondern immer mit Nachdenken verbunden. Es kommt mir vor, daß er ſich ſelbſt ſchon gewiſſe Geſetze gemacht habe, wie er ſeine Kenntniſſe vermehren und Wahrheit finden wolle; und das ſind dieſe zwei: bei einigen Dingen Schwierigkeit auf Schwierigkeit zu häufen, um zu ſehn, ob ſie alle gehoben werden können; und dann: Dinge zu vertheidigen, gleichſam um andre geneigter zu machen, ihre Einwendungen dagegen vorzubringen. Als ich einmal geſagt hatte, daß man auf einem hohen Berge die dunkeln Wolken unter ſich habe, und wie durch einen Nebel nach der Erde ſehn müſſe: ſo fiel ihm mit einemmale der Gedanke ein, wie man wieder herunterkommen, wie man den Weg wieder finden und vermeiden könne, daß man nicht herunterfalle, und er wußte dies, durch ſeine eigne Aengſtlichkeit dabei, recht eigentlich erheblich zu machen. Am Ende freut er ſich dann über Belehrung und Aufklärung. Ein andermal, da ich vom Nutzen des Regens in Anſehung der Feldfrüchte redete, meinte er, daß man die Felder ja begießen könnte; und bei jeder Erklärung, wie mühſam und faſt unmöglich dies ſei, wußte er für ſeine Meinung immer neue Gründe, neue Stützen zu finden. Man könne ja Spritzen oder Schläuche gebrauchen, und auf die Art oft und ſchnell begießen, damit die Feuchtigkeit in die Erde eindränge. Als ich von dem Unglück ſprach, den ein Wolkenbruch verurſachen könnte, hatte er gleich Menſchen, Kähne, und große, lange, ſtarke Thaue in Bereitſchaft, um die Unglücklichen in Sicherheit zu bringen, oder er ließ ſie die Kunſt zu ſchwimmen verſtehn, und ſich auf die Art retten. Und bis jetzt wenigſtens iſt dieſes weder Zweifelſucht noch Eigenſinn bei ihm, ſondern Streben, das zu begreifen und zu behalten, was er hört. Auch fällt er nicht auf fremde Gedanken, ſondern immer hält er ſich an das, wovon die Rede iſt. So einen Schüler muß man lieben; ſo einen Schüler muß man aber auch, wie ich denke, vor andern herausheben, ihn ohne Nachtheil andrer mehr beſchäftigen, ihn genauer ins Auge faſſen, da er ſich ſelbſt ſo gern, ſo ganz und unverſtellt ſehen läßt.

Seidel.

Einige Bemerkungen über etliche im erſten Stücke des zweiten Bandes des Magazins befindliche Aufſätze.

Zweifel an eigener Exiſtenz von Hrn. F. A. Stroth. Folgende Gedanken erklären mir einigermaßen die Entſtehungsart dieſer Zweifel. Der Fall ins Waſſer, mit dem ſie als Folgen verbunden waren, geſchah, als Hr. St. noch ein raſcher Knabe war, und in den Jahren, da das Feuer der Einbildungskraft ganz eigenmächtig herrſcht, wo es ganz frei und ungehindert, nach dem jedesmaligen Verhältniß äußerer nnd innerer, vorhergehender und gegenwärtiger Umſtände ſtärker oder ſchwächer um ſich greift, ſeine Herrſchaft über den ganzen thätigen und leidenden Menſchen verbreitet, ſich aller andern Ideen und Erkenntnißquellen bemächtigt und ſie ihren Ausbrechungen unterordnet. Er geſchah in einem Alter, da die Begriffe von Exiſtenz, Tod und einem andern Leben ſo eingeſchränkt, ſo unbeſtimmt, verworren und meiſtentheils unrichtig ſind, wo Erfahrungen und ſo lebhafte, deutliche und währende Eindrücke des Gegenwärtigen, Vergangenen, und ſogar ſolche Eindrücke des Sinnlichgegenwärtigen zu ſehr mangeln, als daß ſie nicht von jedem etwas ſtärkern Anlaße verdunkelt und ſchwankend und ungewiß gemacht werden könnten.

Alle dieſe Betrachtungen und vielleicht noch das Individuelle zuſammengenommen, kann ich mir ſchon begreiflich machen, wie ſich Zweifel an eigener Exiſtenz mit dem Sturz ins Waſſer und einer ſehr nahen ſchon betäubenden Todesgefahr als Gedankenfolge verbinden könne; und wie die zuverläſſigſte ſowohl als die natürlichſte Auflöſung dieſer Zweifel die Veränderung des Wohnortes und alſo die Veränderung der alten gewohnten, und immer dieſelbe Idee erweckenden Gegenſtände ſei. Da ſiehet man denn neue und immer neue Gegenſtände, die eine ganz andere Modifikation in der Vorſtellung und neue Eindrücke hervorbringen müſſen; mit dieſen kömmt die Ueberzeugung von ſeinem irrigen Wahne und der vorigen Täuſchung; der getäuſchte beginnt nun ſeinem Zuſtande näher nachzudenken, Grund, Wirkung und Wirklichkeit unbefangner nachzuforſchen, und ſieht das Elyſium noch weit von ſich entfernt.

Todesahndung.

Ein junger Menſch, eingezogen und ſittſam, doch munter, beſtimmte das Jahr, den Tag, die Stunde ſeines Todes, ohne auch nur wahrſcheinliche vorhergehende Gründe. Könnte man dieſe Vorherſagung nicht aus folgenden Gründen erklären?

Sein Bruder ſtarb; er fühlte den Verluſt; er ging ihm ſehr nahe, und lag ſchwerdrückend auf ſeiner Seele. Ohne allen Einfluß auf dieſe, ohne alle Wirkung auf ihre Kräfte und Aeußerungen konnte wol die Unvergeßlichkeit dieſes empfindlichen Verluſtes, und das immer gleichſtarke Schmerzengefühl nicht beſtehen. Natürlich war es alſo, wenn die Phantaſie ihm ähnliche Wirkungen ſpann, wenn Todesgefühle ihn umſchwebten und ſeine betäubte Gedanken ins Grab ſanken. Wir wiſſen, wie leicht unſere Träume an dergleichen phantaſtiſchem Gedränge Antheil nehmen, ſich ganz nach ihnen richten, aber auch, daß ſie zu der Sache immer noch etwas zuſetzen, ſie anwenden und mehr beſtimmen. So entſtand bei dieſem jungen Menſchen ganz natürlicherweiſe der Traum: du wirſt auch ſterben; du wirſt nach drei Jahren an demſelben Sterbetag deines Bruders ſterben. Dies war nur Traum, aber lebhaft genug für ihn, um ihn für Wahrheit, für ein ſeines Ausganges gewiſſes Ahndungsgefühl zu halten; die Wirkung, die dieſer Traum, in Hinſicht auf ſeine Einbildungskraft, hervorbrachte, und die ſich auch aus der nachher gefundenen Aufzeichnung des ganzen Traumes vernehmen läßt, dieſe war hinreichend, ihn nach allmähligen Zubereitungen, Modifikationen und Schwächungen des Körpers und ſeiner Kräfte, den bekannten Folgen ſtarker Eindrücke auf die Einbildungskraft gemäß, zur Wirklichkeit zu bringen. Und nun, da der Moment der Entſcheidung ſchon nahe war, da ſtieg die Ueberzeugung und Gewißheit ſeiner Einbildung, welche von ihrer erſten Entſtehung bis jetzt ununterbrochen ſeine ganze Seele einnahm, nun auch zum höchſten Grad ihrer Stärke und ihres wirkſamen Einfluſſes; brachte in kurzer Zeit die Veränderungen der Lebenskräfte hervor, von denen der Tod unzertrennlich iſt; dies gaben die öfteren Paroxyſmen und die offenbare Verwirrung des Kopfes deutlich zu erkennen.

So hängt oft in einiger Betrachtung ganz willkürlich die Beſtimmung der Todesſtunde von der Stärke der Einbildungskraft ab. Wiewohl auch wiederum bei ſolchen Fällen manche Betrügereien mitunter laufen können, das Subjekt mag nun für Gründe haben, welche es will, und dieſer kann es gewiß mehrere haben. Es iſt möglich, daß der Menſch ſeine Todesgeſchichte in dergleichen Umſtände verhüllet, die ſie auf einer ganz andern Seite vorſtellen, und alſo das Wahre nicht ſehen laſſen.

Z. L. A. Schl.

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Ein Aufſatz von Herrn C. D. Voß. 17.
2. Sonderbare hypochondriſche Grille, von Hrn. C. D. Voß. 21.
3. Auszug aus einem Briefe, von Hrn. K. Gemeinheits-Commiſſarius Gädicke zu Cammin 22.
4. Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbnen R***. 33.
5. Verrückung aus Liebe. 43.
6. Ein phyſiologiſch-pſychologiſches Problem, von Hrn. Tiemann, Kammerrath bei der Mindeſchen Kr. und D. Kammer. 45.

Zur Seelennaturkunde.

1. Schack Fluurs Jugendgeſchichte, 2tes Stück. 49.
2. Ein Traum, von Hrn. Seidel. 75.
3. Einzelne Bemerkungen über Träume, von Hrn. C. D. Voß. 79.
4. Fortſetzung der Folge meines Lebens, von Hrn. J. L. A. Schl. in Speier. 87.
5. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 95.

Zur Seelenzeichenkunde.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Hrn. Seidel. 116.

Einige Bemerkungen über etliche im erſten Stück des zweiten Bandes des Magazins befindliche Aufſätze.
Von Hrn. J. L. A. Schl. 122.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

C. P. Moritz und C. F. Pockels.

Fünfter Band.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1787.

Universitäts-
Bibliothek
München

P 1989

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Fünften Bandes erſtes Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Der — wahrlich ſehr unphiloſophiſche — Glaube an Ahndungen iſt ſo alt und allgemein als der Glaube an Geſpenſter. Die Neigung der Menſchen zum Auſſerordentlichen und Wunderbaren; die ſo natürliche Begierde, Andern von ſich etwas Sonderbares erzählen zu können, oder von Andern erzählen zu hören; das fürchterlich angenehme Gefühl erſchüttert zu werden, und vornehmlich auch die Meinungen von höhern auf uns würkenden Geiſtern, haben gewiß das Meiſte dazu beigetragen, jenen Glauben auszubreiten, wohin man noch die Neigung, ſeinen Voreltern in Abſicht der unter ſich zugetragenen Ahndungen nicht zu widerſprechen, rechnen kann.

Nicht bloß unwiſſende und gemeine Leute, welche nie über die Natur der menſchlichen Seele nach gedacht haben, und jedes ſonderbare Phänomen derſelben höhern Weſen auſſer uns zu zu ſchreiben ſich geneigt fühlen; ſondern ſelbſt Leute von Kopf und Geſchmack, Philoſophen von Profeſſion, — die doch billig an einem Ahndungsvermögen der Seele zweifeln müßten, da es ſo erſtaunlich viel wider ſich, und nur wenig für ſich hat, — laſſen ſich den Glauben daran nicht nehmen, und ich habe manche daſſelbe mit einem Enthuſiasmus vertheidigen hören, als wenn es auf die Unterſuchung der allerwichtigſten Wahrheiten angekommen wäre. Ich kenne einige noch lebende Schriftſteller, welche alle ihre zufälligen Amtsveränderungen vorhergeſehen zu haben vorgeben, — wozu ihnen eine ſolche Notiz geholfen hat, wiſſen ſie ſelbſt nicht —, und bei uns lebt noch dieſen Augenblick ein Gelehrter, der ſich darauf todtſchlagen ließe, daß er aus gewiſſen unerklärbaren Veränderungen, blitzſchnellen Erſcheinungen, und Lichtvibrationen in einem Winkel ſeiner Stube; aber NB allemahl des Abends, gewiſſe zufällige Begebenheiten ſeines Lebens, z. B. den Tod eines Anverwandten vorherſehen könne, wobei ihm denn immer zugleich ein kalter Schauer über die Haut laufen ſoll. — —

In den drei erſten Bänden der Erfahrungsſeelenkunde ſind viele Beiträge über die Ahndungen abgedruckt worden, davon einige in der That ſonderbar genug ſind; andere enthalten ganz gewöhnliche, und leicht zu erklärende Vorherſagungen unglücklicher Begebenheiten, woran nicht ſo wohl jenes erträumte Vorherſehungsvermögen der Seele, als eine **melancholiſche** Stimmung des Gemüths, und der bloße **Zufall** Theil hatte. Ich will alle einzelne berichtete Fälle, welche vom Hrn. Prof. Moritz in ſeiner Reviſion noch nicht unterſucht worden ſind, nach und nach durch zu gehen, und nach pſychologiſchen Geſetzen zu prüfen ſuchen. —

Doch vorher noch Einiges über Ahndungen und ihre Erklärungsart **überhaupt**. *)

Es iſt nicht zu läugnen, daß viele Uebel, von denen man eine Ahndung gehabt zu haben vorgab, würklich, und oft mit einer Pünktlichkeit eingetroffen ſind, die uns in Erſtaunen ſetzen muß, und dieſes Eintreffen iſt als ein **Allgemeinbeweis** eines in uns liegenden, obgleich bei verſchiedenen Menſchen bald ſtärkern bald ſchwächern Vorherſehungsvermögens der menſchlichen Seele angenommen worden; — allein ich habe gegen das Daſeyn eines ſolchen Vermögens vornehmlich Folgendes einzu-

---

*) Vergl. Hennings von Ahndungen und Viſionen, Seite 330 — 371.

wenden, wobei ich zugleich auf die vortrefliche Abhandlung von F. G. im erſten Stück des dritten Bandes dieſes Magazins, die **Nichtigkeit** des Ahndungsvermögens ꝛc. betitelt, verweiſe.

1) Streitet ein ſolches Vermögen mit der **natürlichen**, einmahl von dem Schöpfer beſtimmten **Art** und **Weiſe**, wie unſere Begriffe und Empfindungen **entſtehen**; mit der **Identität** unſerer Denkkraft, die durch eingeſchobene Ideen, welche in der natürlichen Folge und Verbindung unſerer übrigen Begriffe keinen Grund hätten, auf eine übernatürliche Art **aufgehoben** werden müßte; folglich auch mit der Natur derjenigen **Schlußfolge**, vermöge welcher wir nur das Zukünftige durch **Vergleichung** der Urſach und Würkung, nie aber etwas **blos Zufälliges** vorherſehen können.

2) Wird dieſes Vermögen bei unzähligen Menſchen **gar nicht bemerkt**, am allerwenigſten aber **NB** bei **aufgeklärten**, **hellen** von Vorurtheilen freien Köpfen, ſo lange ſie ſich im Zuſtande **des geſunden** Denkens befinden.

3) Würde uns ein ſolches Vermögen von der Gottheit mehr zu unſrer **Qual**, als zu unſrer **Glückſeligkeit** gegeben worden ſeyn, wie wir von den Leuten wiſſen, welche ſich ein ſolches Vermögen zu haben einbilden.

4) laſſen ſich die meiſten Ahndungen ſehr **natürlich** und **pſychologiſch** erklären, ohne daß man jenes Vermögen, oder wohl gar Einwürkungen höherer Weſen anzunehmen nöthig hat. Dieſer lezte Punkt ſollte vornehmlich von allen Pſychologen ernſtlich erwogen werden, und ich will daher meinen Leſern einige Winke mittheilen, wie man billig bei Erklärung einer jeden Ahndung verfahren muß, wenn man ſie **richtig** erklären will.

a) Hat dieſe und jene Perſon, deren Ahndungen **eingetroffen** ſind, auf keine Art und Weiſe ihr Unglück durch vorhergegangene und gegenwärtige Umſtände oder auch Gemüthslagen **vermuthen** können; hat insbeſondere in Abſicht der leztern die Seele nicht die dunkle Vorſtellung eines Unglücks **repetirt**, das ſich ſchon einmahl mit der Perſon zutrug, und ſich in einer gewiſſen Zeitfolge wieder zutragen konnte oder **mußte**?

b) In welchem **Seelenzuſtande** befand ſich der Ahndende, wenn er ein gewiſſes Vorgefühl von einem bevorſtehenden Unglück zu haben glaubte. Was trug **Melancholie, Einbildung, Hypochondrie** dazu bei, ſich erſt ein Uebel **überhaupt möglich** zu denken, und hinterher ſich ein bevorſtehendes Uebel **insbeſondere** vorzuſtellen; — wobei man zugleich genau unterſuchen müßte: ob dieſe Vorſtellung ohne ein vorhergegangenes dunkles Gefühl der Schwermuth blitzſchnell; oder die Vorſtellung aus dieſem Gefühl erſt nach und nach entſtanden ſey?

c) Wurde nicht manchmahl eine hypochondriſche Grille, die eintreffen, aber auch nicht eintreffen konnte, hinterher durch eine zu lebhafte Einbildung wahr? wie es mehrere Beiſpiele giebt, daß Leute, die ſich den und den Tag, Monat, das und das Jahr zu ſterben einbildeten, um die nehmliche Zeit würklich ſtarben, und ein Opfer ihrer angeſtrengten Phantaſie wurden.

d) Trägt mancher nicht oft, wenn die Ahndung ſchon erfüllt iſt, in ihr dunkles Vorgefühl durch die Imagination einer Deutlichkeit hinüber, die vorher nicht mit jenem Vorgefühl verbunden war, oder um mich deutlicher auszudrücken, bildet man ſich nicht oft nach einem Unglück eine beſtimmte Ahndung davon gehabt zu haben ein, die vorher ſehr unbeſtimmt war? Wir finden überall Leute, die nach einem erlittenen Unglück gleich mit der Sprache fertig ſind, das hat mir wohl geahndet, es war mir ſo bange ums Herz, ich hatte an keinem Orte Ruhe. —

e) Welchen nahen oder fernen Einfluß hat der Zufall auf die Erfüllung einer Ahndung gehabt? Ein Umſtand, den man aufs genaueſte bei der Erklärung der Ahndungen erwägen müßte, ſelbſt da, wo ſie auf die pünktlichſte Art in Abſicht der Zeit und äußerer Situationen in Erfüllung gegangen ſind. Es tragen ſich Dinge in der Welt oft auf die ſonderbarſte Art zu; ſtimmen ſo genau in Abſicht des Orts und der Zeit überein; ſcheinen ſo natürlich in einander gegründet zu ſeyn, — daß man darauf ſchwören ſollte, daß ſie in einander gegründet wären, ob ſies gleich nicht ſind. So kann die menſchliche Seele ſich ein gewiſſes Unglück vorher deutlich vorgeſtellt und vermöge dieſer Vorſtellung geahndet ſieben hundert und mehrere mahle ein anderes Unglück vorhergeſehen haben, — und doch iſt der ſtrenge Denker noch lange nicht berechtigt zu glauben, daß die Ahndung ſich auf ein würkliches Vorherſehungsvermögen der Seele gründe. — —

Wenn man nun alles dieß zuſammennimmt, (alle dieſe Umſtände bei einer jeden Ahndung unterſuchen könnte oder wollte,) wenn man ferner bedenkt, daß nicht nur zu ſehr vielen Ahndungen unwahre Ideen und äußere Lagen hinzugedichtet werden; ſondern daß auch die menſchliche Seele oft unwillkürlich zu ſolchen Erdichtungen verführet wird; bedenkt, daß ſie oft aus vorhergegangenen Vermuthungsideen, die ſie wieder vergeſſen hat, Schlusfolgen zieht, oder zog, wovon ſie ſelbſt nicht mehr recht weis, wie ſie entſtanden ſind, und wenn man überhaupt bedenkt, daß ein Ahndungsvermögen der Seele, das ſich nicht auf eine phyſiſche Art erklären läßt, etwas Unnatürliches, wider die einmahl vorhandene Einrichtung unſrer Denkkraft Streitendes, und für unſere moraliſche Ausbildung Unbrauchbares, — ja vielmehr wegen der Neigung der Menſchen zum Aberglauben höchſt Schädliches ſeyn muß; ſo kann und darf Alles, was **Ahndung, Traum, Viſion, Weiſſagung** heißt, vor dem Richterſtuhle der reinen Vernunft keinen Werth behalten, und die Menſchen würden ſich tauſenderlei Unruhen, Sorgen und lächerliche Grillen erſpart haben, wenn ſie nie daran geglaubt hätten; doch hievon ein andermahl. —

Ich komme iezt zu den einzelnen Ahndungsgeſchichten ſelbſt, welche in die drei erſten Bände der Seelenkunde eingeſchickt ſind.

Im zweiten Stück des erſten Bandes S. 78 ſteht ein Aufſatz über das Vorherſehungsvermögen der Seele, welchen der Kirchenrath Hr. Hennig aus Königsberg eingeſchickt hat. „Einer Kaufmannsfrau, Nahmens Krauſin in Löbnicht zu Königsberg wohnhaft, war 1782 im Monat Januar eines ihrer geliebteſten Kinder geſtorben. Schon damahls hatte ſie geſagt: daß ſie dieß Kind nicht lange überleben würde. Aufs folgende Jahr würde ſie im Monat Januar wieder entbunden werden, und in dieſen ſechs Wochen würde ſie ſterben„. Dieß war nun freilich ziemlich beſtimmt vorhergeſagt; allein in der ganzen Prophezeihung, dergleichen viele im gemeinen Leben vorkommen, ſcheint mir gar nichts Sonderbares zu liegen, ſo richtig ſie auch nachher eingetroffen iſt. Wer die lebhaften und ſchwärmeriſchen Empfindungen des mütterlichen Herzens kennt, wenn es um den Tod eines geliebten Kindes trauert, wer das andere Geſchlecht oft in melancholiſchen Stimmungen ſeines Gemüths beobachtet hat, wird bemerkt haben, daß es ſich alsdann mit nichts lieber als mit Gedanken an Grab und Tod beſchäftigt, und nichts mehr als ſeinen geſtorbenen Lieblingen nachzufolgen wünſcht. Ich kenne mehrere vortrefliche Mütter, die in den Empfindungen ihres Schmerzes über den Verluſt ihrer geliebten Kinder ſich nicht nur ſelbſt ſehnlichſt den Tod gewünſcht; ſondern auch geradezu behauptet haben, daß ſie jenen gewiß bald nachfolgen würde; — ob dieſe guten Seelen gleich dieſen Augenblick noch leben. Wer würde es einem Pſychologen verzeihen, wenn er aus ſolchen Aeußerungen der zu lebhaft gewordenen Phantaſie gleich ein Vorherſehungsvermögen der Seele folgern wollte!

Der Gedanke der guten Mutter, der der Gegenſtand des gegenwärtigen Beitrags iſt, lag nun einmahl tief in ihrer Seele, daß ſie ihrem geliebten Kinde bald nachfolgen werde, und ſie vermuthete, daß dieß am wahrſcheinlichſten in den nächſten ſechs Wochen geſchehen könnte; es ſcheint, als ob ihre Phantaſie ſich recht mit Fleis dieſen Umſtand ausgeſucht habe, weil eine Niederkunft ſo leicht eine Veranlaſſung zum Tode werden kann. Sie fühlte ſich einige Monate darauf würklich in andern Umſtänden — „Sehr oft, heißt es weiter, fand ihr Mann, wenn er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe kam, ſie in Sterbensbetrachtungen vertieft, ſehr oft auch in vielen Thränen, die ſie jedoch nicht eigentlich wegen ihres, wie ſie glaubte, bevorſtehenden Todes willen vergoß, ſondern NB vielmehr um einiger Gewiſſensangelegenheiten willen, die ihr beſtändigen Kummer verurſachten“. Ein Umſtand, der hier ſehr mit in Betrachtung kommt, weil er ihren **Wunſch** zu ſterben, worauf ſich höchſt wahrſcheinlich ihre ganze Ahndung gründete, nicht nur erzeugen, ſondern auch verbunden mit dem Glauben an eine Ahndung auf die Kränklichkeit ihres Körpers wenigſtens entfernt würken half.

Daß ſie während ihrer neuen Schwangerſchaft auch deſto lebhafter an ihr Ende denkt, iſt wieder etwas ganz gewöhnliches. Schwangere Frauenzimmer denken ſehr häufig an den Tod. Ich kenne verſchiedene, die ſich würklich jedesmahl dazu vorbereiten, und ſogar ihre Sterbekleider dazu zurechte zu legen pflegen.

Noch natürlicher und zuverläßiger mußte ihr Gedanke an einen bevorſtehenden Tod vollends dadurch werden, daß ſie nach der Geburt ein Geſchwür im Unterleibe bekam, und daran die erſtaunlichſten Schmerzen empfand. Nun ſahe ſie ja den Tod gleichſam vor Augen, und es war daher ſehr natürlich, daß ſie bei dem anhaltenden immer ſtärker werdenden Gefühl ihrer Schmerzen, ihren Kindern verſicherte: daß ſie gewiß ſterben werde. Sie ſtarb auch würklich nicht lange darauf am Brande im Eingeweide.

Am Ende ſetzt der Herr Kirchenrath hinzu: „Sie war übrigens eine Perſon von ſehr lebhaften Temperament und feuriger Einbildungskraft, ſchien einen ſehr feinen Nervenbau zu haben, mithin ſehr empfindſam, ungemein biegſam und weich, und von ſehr zärtlichem Gewiſſen. Ich habe das faſt bei allen denen gefunden, die mit ihr ähnliche Vorfälle gehabt, und dieß oder jenes vorausgeſehen, oder wenigſtens vorausſehen zu können geglaubt haben“. Eine ſehr richtige Bemerkung, die der Pſychologe bei Unterſuchung der Ahndungen nie auſſer Acht laſſen ſollte, weil der **körperliche Theil** des Menſchen oft gerade den **meiſten Antheil** an gewiſſen vorgegebenen Vorgefühlen künftiger Uebel hat. —

Es iſt daher auch gar kein Wunder, daß ſolche Vorgefühle ſich am meiſten bei **dergleichen** Leuten äußern; nicht weil ſie **würkliche** Vorgefühle hätten; ſondern weil ſie ſich dieſelben leicht **einbilden**, da denn hie und da einmahl eins in Erfüllung gehen kann. Der Tod iſt vornehmlich für lebhafte Leute ein fruchtbarer Gegenſtand vieler und oft **ſonderbarer** Gefühle und Einbildungen; ſie glauben oft ſichere Phönomene an ſich bemerkt zu haben, daß ſie bald ſterben würden, bisweilen beſtärken ſie die zufälligſten und unbedeutendſten Umſtände in ihrer Meinung, „ſie träumen von allerlei Anzeichen und Ahndungen deſſelben, und man weiß von Gellert, daß er oft von ſeinen Freunden Abſchied nahm, mit den Gedanken, in der nächſten Nacht zu ſterben, ſich ins Bette legte, und den andern Morgen— friſch und geſund wieder aufſtand.

Eine andere Todesahndung ſteht im erſten Stücke des zweiten Bandes der Seelenkunde, S. 72.

Den 13ten Junius 1773 ſtarb zu Bleicherode in der Grafſchaft Hohenſtein ein junger Menſch von vier und zwanzig Jahren. Den lezten Sonntag vor ſeinem Ende geht er ſpazieren, er kommt auf den Kirchhof, geht bei ſeines Bruders Grab, welcher vor ſieben Jahren an einem hitzigen Fieber geſtorben war, und ſagt zu ſeinen Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hierher tragen. Nach ſeinem Tode, welcher um die vorhergeſagte Zeit eintraf, hat man in einem Kleiderſchrank von ihm eingeſchrieben gefunden, daß ihm geträumt: er werde nach drei Jahren an eben dem Tage und um die Zeit ſterben, da ſein Bruder geſtorben wäre“.

Ein ſolcher Traum, dünkt mich, konnte ſehr natürlich entſtehen. Seine Seele beſchäftigte ſich damahls gewiß mit dem Tode ſeines Bruders; der Tag, die Stunde ſeines Abſcheidens und die Art ſeiner Krankheit ſchwebte ihm vor den Augen: er liebte auch wahrſcheinlich ſeinen Bruder herzlich, und wünſchte, daß er ihn bald wieder ſehen möchte. Aus dieſen Vorſtellungen und Empfindungen entſtand ſein angezeigter Traum auf die natürlichſte Weiſe; allein, wird man ſagen, der Traum war nichts Sonderbares; aber das genaue Eintreffen deſſelben. Auch dieß nicht. Der junge Menſch hielt nun einmahl vermöge ſeines Traums ſeinen Tod für ein gewiſſes Ding, der Gedanke, daß er gewiß an dem und dem Tage ſterben müſſe, lag beſtändig in ſeiner Seele, er ängſtigte und beunruhigte ſich darüber, ſein Blut wurde erhitzt und nach und nach durch ſeine ängſtliche Phantaſie ſeine Geſundheit untergraben. Seit einem halben Jahre hatte er ſchon von Kopfſchmerzen gelitten. Er kommt an das Grab ſeines Bruders, nach ſeiner geträumten Rechnung hatte er nur noch acht Tage zu leben, dieß ſezt ſeine Einbildungskraft vollends in die größte Bewegung, die vielleicht noch entfernt liegende Krankheit ſeines Körpers wird nun auf einmahl durch den Gang nach dem Kirchhofe beſchleunigt, und er ſtirbt endlich würklich um die beſtimmte Zeit, und an der nehmlichen Krankheit wie ſein Bruder, — und wer weis denn endlich, wie viel andere Nebenumſtände den Tod des Jünglings zufällig befördern holfen?

Ein ſehr ſonderbares Beiſpiel von einem und zwar fürchterlichen Ahndungsvermögen, das ſich gewiß kein einziger meiner leſer wünſcht, ſteht im zweiten Stück des zweiten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde S. 16.

„Ein angeſehener glaubwürdiger Mann in St.. kann es einem Menſchen aus dem Geſichte leſen, ob er bald und plözlich ſterben werde. Für ihn ſelbſt, verſichert er, habe eine ſolche Entdeckung viel Schauderndes, und er vermeide gern große Geſellſchaften; wo er's aber nicht könne, ſo ſcheue er ſich doch jedem dreiſt ins Geſicht zu ſehen, weil er bei ſolchen Gelegenheiten am erſten befürchten müßte, eine ſolche unangenehme Entdeckung zu machen.

Die leute, verſichert er ferner, an denen er bisher ſeine Erfahrungen gemacht, kommen ſeinen Augen völlig ſo vor, als ob ſie ſchon ein paar Tage im Grabe gelegen, gelb und todtenblaß, und wenn ſie auch für jeden andern wie Roſen blühen.

Es wird darauf ein Beiſpiel erzählt, daß er ſeinem Freunde, der ihn auf einem Spaziergange begleitete, den Tod eines vorübergehenden blühenden Fräuleins vermöge ſeines Ahndungsgefühls richtig vorausgeſagt habe.

Ich muß geſtehen, daß ich nie etwas Sonderbareres in dieſer Art geleſen habe. In den Augen dieſes Mannes kann der Grund ſeines Vorherſehungsvermögens nicht liegen, denn wie iſt es möglich, daß die blühenden Wangen eines bald ſterbenden Mädchens, die aber noch völlig geſund iſt, einen ganz andern Eindruck in denſelben, als diejenigen

gen hervorbringen könnten, welche noch nicht ſobald ein Opfer der Verweſung werden ſollen; alle Anatomie würde freilich hier nichts ausrichten; eher würde ich glauben, daß der Mann vermöge ſeiner feinen Geruchsnerven vielleicht ein Vorgefühl von dem Tode eines noch geſunden, aber leichenartig ausdunſtenden Menſchen haben könnte, welches ihm dann die blühenden Wangen durch einen Betrug der Phantaſie als todtenbleich darſtelle.

Doch ich wage es nicht hierüber etwas mit Gewißheit zu beſtimmen, ehe wir nicht folgende Aufſchlüſſe über die ganze Sache bekommen, warum ich den Herrn Einſender dieſes Beitrags ergebenſt bitte.

1) Hat der angeſehene glaubwürdige Mann würklich ſchon mehrern Menſchen, die völlig geſund ausſahen, ihren baldigen Tod vorhergeſagt und — iſt es eingetroffen?

2) Hat ihn ſein Gefühl nie getäuſcht?

3) In welcher Entfernung von der bald ſterbenden Perſon fängt ihr Geſicht in ſeinen Augen bleich zu werden an, und geſchieht dieß in einem Augenblick, oder nach und nach?

4) Hat er ſich viel mit Phyſiognomie beſchäftigt, und wenn hat ungefähr ſein Ahndungsvermögen ſich in ihm zu äußern angefangen?

5) Sind ſeine Ausſagen vornehmlich im ſtrengſten Verſtande glaubwürdig und ehrlich, und ſind mehrere unpartheiiſche Zeugen, denen

nen er ſein Vorgefühl entdeckt hat, vorhanden?

Die Seite 99 — 101 angeführten Beiſpiele eines Ahndungsvermögens enthalten nichts Sonderbares in ſich, und ich würde nimmermehr ein **Vorherſehungsvermögen** der Seele daraus hergeleitet haben, weil ſie ſich auf gewiſſe blos dunkle Empfindungen gründen, die wahrſcheinlich blos von **körperlichen** Urſachen veranlaßt wurden.

Daß Herr **Kirchner** von der Landkutſche ſpringt und aus einem innern Drange zu Fuße geht, daß bald darauf die Landkutſche umfällt, und er nicht zerquetſcht wird, welches vielleicht auch **nicht** geſchehen wäre, wenn er ſitzen blieb; daß die ins Kloſter geſteckte Ehefrau eine heftige Begierde zu entfliehen empfindet, würklich entflieht, und endlich auf dieſer Flucht ihren Mann als Reiſenden in einem Wirthshauſe findet, — iſt eben nichts Sonderbares, und der **Zufall** hatte gewiß das meiſte Spiel in der Sache. Am wenigſten aber kann die im dritten Stück des dritten Bandes angeführte Geſchichte S. 10 zu den Ahndungen gerechnet werden.

Im dritten Stük des zweiten Bandes S. 118 erzählt Herr **Goeking** Folgendes von ſich.

„Schon in meiner frühen Jugend begegnete mir es zuweilen, daß ſich meiner Seele ohne die allergeringſte äußere Veranlaſſung, plözlich der Gedanke aufdrang: dieſer oder jener Bekannter iſt dir nahe, wird jezt gleich zu dir kommen! (— wenn die Ahndung mir im Hauſe anwandelte —) oder wird dir begegnen! (— wenn ich denn grade auf der Straße war)“

„Zu meiner eignen großen Verwunderung traf dieſes nicht ſelten ein, ob ich gleich von dem, der eine Minute darauf vor mir ſtand, weder gewußt hatte, daß er in die Gegend kommen würde, noch von ihm geſprochen, noch an ihn gedacht. u. ſ. w“.

Darauf erzählt er einen neuern Fall ſeines Ahndungsvermögens. Es fällt ihm zu Leipzig nahe an der Ecke der Heuſtraße die Idee ein: daß der Rath **Bertuch** aus Weimar ihm nahe wäre, — und ſiehe da! Her **Bertuch** ſteht, wie **Goekingk** um die Ecke gegangen iſt, vor ihm.

Herr **Goekingk** erzählt da eine Erſcheinung von ſich, welche er mit ſehr vielen Menſchen **gemein** hat, und die man in den allermeiſten Fällen, ohne ſich auf eine andere Erklärungsart einzulaſſen, dem Zufalle zuſchreiben kann. Daß Hr. **Goekingk** den Rath **Bertuch** vermöge ſeines feinen ſelbſt nach einem zwanzigjährigen häufigen Gebrauch des Schnupftobacks nicht verdorbenen Geruchs von ferne gewittert habe, kommt mir um ſo weniger wahrſcheinlich vor, da er ein andermal mit **Bertuch** an einem Tiſche ſizt, und ſeiner im mindeſten nicht gewahr wird, auch im Folgenden geſteht, daß er die Perſonen, deren Nähe ſich ihm verrieth, im geringſten nicht durch den Geruch habe unterſcheiden können.

Daß es aber Menſchen von äußerſt feinen Geruchsnerven giebt, vermöge welcher gewiſſe Ahndungsideen in ihnen entſtehen können, iſt nicht zu läugnen, und Herr Goeckingk hat ſehr Recht, daß ſich dergleichen Ahndungen phyſiſch und ganz natürlich erklären laſſen. Er führt deren Seite 121 ein merkwürdiges Beiſpiel von einem Manne an, welcher das Vermögen habe zu ahnden, wo ein Körper begraben liegt, und ich wünſchte ſehr, daß dem Publikum die hierüber verſprochene nähere Nachricht bald mitgetheilt würde, — und wenn es möglich iſt, mit den Bemerkungen eines Goeckingks.

Man erlaube mir bei dieſer Gelegenheit eine Stelle aus des Herrn Profeſſor Hennings Abhandlung von Ahndungen und Viſionen anzuführen, die obiges Beiſpiel noch mehr erläutern könnte.

„Herr le Cat hat in ſeiner Abhandlung von den Sinnen verſchiedene Beiſpiele angeführt, die es beweiſen, daß der Geruch der Menſchen oft die Vollkommenheit des Geruchs der Thiere erlangen kan. Man hat auf den Antilliſchen Inſeln Schwarze geſehen, welche andern Menſchen auf der Spur wie Jagdhunde nachfolgen und die Spur eines Weißen und eines Africaners gut unterſcheiden *). Der Ritter Digby gedenkt eines Kindes, welches in den Wäldern erzogen wurde, und einen ſo feinen Geruch hatte, daß es durch ſelbigen die Annäherung eines Feindes entdeckte. Als er nachher ſeine Lebensart geändert hatte, ſo erlitte auch dieſe große Fühlbarkeit ſtarke Veränderungen. Doch unterſchied er noch lange Zeit nachher, als er ſich verheurathet hatte, ſeine Frau durch das Beriechen noch gar wohl von einer andern. In der Nacht vertrat ſeine Naſe die Stelle des Geſichts. Ein Prager Geiſtlicher, von welchem in dem Journal des Sçavans 1684. geredet wird, ſetzt die Philoſophen in noch größere Verwunderung. Er kannte nicht nur die Perſonen, welche ihn beſucht, ſo bald er ſie berochen, ſondern auch, was noch auſſerordentlicher iſt, er unterſchied eine Jungfrau von einer Frau, und eine keuſche Perſon von einer unzüchtigen. u. ſ. w. Warum wollte man dennoch zweifeln, daß ein Menſch durch unſichtbare Annäherung ſeines Freundes, vermittelſt des Geruchs eine Idee

---

*) Bongainville erzählt in ſeiner Reiſebeſchreibung, daß die Otaheiter ſogleich ein Mädchen unter ſeinem Schiffsvolke durch den Geruch entdeckt hätten, welches den Weltumſegeler in Mannskleidern begleitete und bisher von allen Schiffsleuten für eine Mannsperſon gehalten worden war. P.

von ſelbigen ohne ſonderliches Bewußtſeyn erhalten könne, wodurch er Veranlaſſung bekommt von dieſem Freunde zu reden, auch wohl deſſen Gegenwart zu wünſchen. Zeigt ſich nun dieſer Freund, ſo hat man ſich nicht zu verwundern, wenn man deſſen Erſcheinung als einen Erfolg von einer Ahndung anſieht. Hieraus läßt ſich auch das Sprüchwort: lupus in fabula erklären. In ſolchen und andern ähnlichen Fällen iſt zwar würklich ein ganz natürlicher Grund der Vorausſehung und Vorauserkennung vorhanden, weil aber derjenige, der eine ſolche Präviſion beſitzt, auf dieſen Grund nicht verfällt; ſo bleibt der Zuſammenhang und die Folge der Vorſtellungen dieſem Vorausſeher der Zukunft unbegreiflich, und er kann ſeine Vorausempfindung blos der Ahndung zuſchreiben.

(Die Fortſetzung folgt.)

C. F. Pockels.

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen *).

Folgender Aufſatz enthält die Charakterzüge eines der ſonderbarſten Menſchen, welcher bei uns in B — lebt, und deſſen Handlungen zum Theil ſtadtkundig ſind. Dieſer Menſch iſt einige dreißig Jahr alt, klein und hager von Perſon, und auf ſeinem Geſichte drücken ſich die Folgen einer heimlichen Leidenſchaft ab, deren Ausſchweifungen ſchon ſo viel tauſend junge Leute entweder früh ins Grab ſtürz-

---

*) Man hat mehrere Beiſpiele eines ſolchen unwillkührlichen Hanges zum Stehlen. D. Semler erzählte einſt in ſeinen Vorleſungen von einem berühmten reformirten Geiſtlichen, und zwar, wenn ich nicht irre, von Saurin, daß er gemeiniglich an den Oertern, wo er zu Tiſche eingeladen war, ſilberne Meſſer, Löffel und anderes Geſchirr heimlich in ſeine Taſche geſteckt, und es nachher allemal mit tauſend Entſchuldigungen an den Eigenthümer zurückgeſandt habe. P.

ſtürzten, oder zu kraftloſen, trägen und unnützen Mitgliedern der menſchlichen Geſellſchaft machten. Sein höchſtmageres aus Haut und Knochen zuſammengeſetztes Geſicht, ſeine tiefliegenden, matten Augen, ſeine bleichen Wangen, und ſeine ganze knöcherne Figur flößen Mitleiden gegen ihn ein, und das um ſo viel mehr, da ihm ſein übertriebener hundiſcher Geitz nicht von einem anſehnlichen Vermögen Gebrauch zu machen erlaubt, wovon er ſehr anſtändig und bequem leben könnte. Jener hohe Grad des Geldgeitzes, womit ſein unwiderſtehlicher Hang zum Stehlen und Geld zu borgen verbunden iſt, macht den Hauptzug in dem Charakter dieſes ſonderbaren Menſchen aus, welcher mit Recht einen Platz in der Erfahrungsſeelenkunde verdient.

Ohnerachtet dieſer Menſch von ſeinen Pflegeltern, die man ihm zur Aufſicht gegeben hat, und wegen der Unfähigkeit ſeine Begierden zu beherrſchen, und ſich ſelbſt zu leiten, geben mußte, täglich ſo viel Speiſe und Trank bekommt, daß er gewiß nie hungern oder durſten darf; ſo ſind doch ſeine Taſchen ein beſtändig angefülltes Magazin von Speiſen, die er heimlich bei Tiſche einſteckt, und entweder vergräbt, oder des Nachts, weil er ſelten ruhig ſchlafen kann, verzehrt. Man hat alle Mittel hervorgeſucht, dieſes Wegtragen ſeiner Speiſen zu verhindern; man hatte noch neulich ſeine Taſchen gefliſſentlich zunähen laſſen; aber nun ſteckte er das entwandte Fleiſch in ſeine Beinkleider, oder in die Ermel ſeines Rocks, oder verbarg es gar unter ſeinen Haaren. Die lächerlichſte Scene fiel vor Kurzen zwiſchen ihm und ſeinem Hauſhunde vor. Er ſahe dieſen an den ihm vorgeworfenen Knochen nagen, begann mit ihm einen blutigen Krieg, und ruhete nicht eher, bis er dem Hunde ſeine Knochen geraubt und ſie in ſeinen Vorrathswinkel getragen hatte.

Dieſer Vorrathswinkel, welchen er immer wieder anfüllt, wenn er auch noch ſo oft ausgeleert und gereinigt wird, gleicht einem wahren Sauſtalle. Verſchimmelte Brodrinden, Zucker, faule Knochen, ſtinkendes Fleiſch, Speck, Wurſt, Butter, Wein und Kaffe unter einander gegoſſen, Neigen von Bier und Suppe, Kuchen, Arzeneien liegen da in größter Unordnung unter einander, und er iſt nie glücklicher, als wenn er in dieſem ſtinkenden Winkel ſtundenlang einſam ſeine Zeit verträumen kann.

Seine Begierde Geld zu leihen iſt eine Folge ſeines unerſättlichen Geitzes. Wenn ihm einer ſeiner Bekannten begegnet, pflegt er ihn gemeiniglich um eine Kleinigkeit an Gelde anzuſprechen, und weiß nicht ſelten auf eine liſtige Art die dringendſten Gründe ſeiner Bitte anzugeben. Oft bittet er auch ganz fremde Leute um Geld, und verſpricht es ihnen bei erſter Gelegenheit wieder zu zu ſtellen, was er aber nie gethan hat. Er kann dieſe Begierde Geld zu fodern ſchlechterdings nicht unterdrücken, wenn er auch poſitiv weiß, daß er nichts bekommt. Tauſendmahl hat er die Magd des Hauſes ſchon um Geld gebeten, er weiß, daß ſie ihm durchaus nichts geben darf, und doch iſt gewöhnlich ſein erſtes Wort beim Aufſtehen des Morgens eine an die Magd gerichtete Bitte, ihm Geld zu leihen.

Neulich war ich ſelbſt ein Zeuge von dieſer ſeiner unwillkürlichen Begierde zur Bettelei. Er kam, einem jungen Ehepaar, das mit ihm verwandt iſt, zu gratuliren. Ich ſaß bei Tiſche ihm gegenüber, und hatte alſo die beſte Gelegenheit, ihn ſelbſt zu beobachten und mit ihm zu ſprechen, und meine Leſer werden aus dieſem Geſpräch bemerken, daß es dieſem Menſchen, den man nach dem, was ich bisher von ihm geſagt habe, für völlig unklug halten könnte, nicht an geſundem Verſtande fehlt.

Ich fragte ihn gleich anfangs, da ich bemerkte, daß er ſich mit mir in ein Geſpräch einlaſſen wollte: womit er ſich bei ſeiner geſchäftsleeren Lebensart die Zeit vertriebe? und er antwortete mir: mit Lectüre. Ich hörte bald zu meinem größten Erſtaunen, daß er mit einer Menge der beſten deutſchen Schriften bekannt war, noch mehr befremdete es mich aber, daß er ſie ziemlich richtig beurtheilte und dabei ein reines Deutſch ſprach, ob er gleich nie ſtudirt hat. Er nannte mir ſogar franzöſiſche und engliſche Schriftſteller, die er geleſen hätte und noch läſe, worauf er mit mir, wahrſcheinlich um zu zeigen, daß ich ihm hierin Glauben beimeſſen könne, franzöſiſch zu ſprechen anfing.

Weil mir vornehmlich darum zu thun war, von ihm vielleicht ſelbſt zu erfahren, wie in ihm nach und nach ſeine unmäßige Geldbegierde entſtanden ſei, ſo lenkte ich unvermerkt mein Geſpräch dahin, zumahl da ich ſahe, daß er einiges Zutrauen gegen mich gefaßt hatte, indem er mich zu ſeinem Hofmeiſter zu haben wünſchte, und erhielt darauf aus ſeinem eigenen Munde folgendes ſonderbare und freie Geſtändniß vor der ganzen Tiſchgeſellſchaft:

„Geitz und Geldbegierde, hub er an, ſind mir gleichſam angeboren, und es iſt mir durchaus nicht möglich, ſie abzulegen. Ein innerer, unwillkürlicher Inſtinkt, wovon ich ſehr gut weiß, daß er unrecht iſt, treibt mich zum Stehlen an, und macht mich höchſt unruhig, ſolange ich den Gegenſtand, zu deſſen Beſitz ich einige Hofnung habe, noch nicht erlangen kann.„

Ich dachte ſtill über dieſes ſonderbare Phönomen bei mir nach, als er ſich auf einmahl mit leiſer Stimme zu mir wandte, und mit ſichtbarer Aengſtlichkeit im Geſicht fragte: ob ich ihm wohl einige Groſchen leihen wolle? Ich war ſchon vorher von der Geſellſchaft gewarnt worden, ihm, im Fall er mich um etwas bitten ſollte, durchaus nichts zu geben, daher ich ihm auch ſeine Bitte mit den Worten: daß er ein reicher Mann ſey und von mir nichts bedürfe, geradezu abſchlug. Dieß ſetzte ihn aber nicht in die mindeſte Verlegenheit, er ſchien mir ſogar heitrer und ruhiger als vorher zu ſeyn, und er betheurte mir darauf, daß er nicht leicht mit jemanden ernſtlich ſprechen könne, ehe er nicht etwas Geld von ihm bekommen hätte, oder ihm ſein Geſuch rund abgeſchlagen worden wäre.

Was mir auſſerdem noch an dieſem ſonderbaren Menſchen auffiel, war dieß, daß er mit einer unbeſchreiblichen Ruhe und Gleichgültigkeit hunderterlei Anecdoten von ſich in der Geſellſchaft erzählen hörte, und wenn ſich der Erzähler in irgend einem Umſtande zu irren ſchien, ihn hinterher gleich zu corrigiren pflegte. — Wie er aber nach und nach einen ſo gewaltigen Hang zum Geiß angenommen habe, konnte oder wollte er mir nicht ſagen; ſondern wieß mein weiteres Nachforſchen mit einem ernſthaften Geſicht und mit den Worten ab: Mein Vater beſtimmte mich zum Kaufmann, und ein Kaufmann muß durchaus geitzig ſeyn, wenn er durch die Welt kommen will!

Endlich war die Zeit gekommen, daß er von ſeinem Führer, den man ihm immer mitgeben muß, damit er nicht öffentlich vor den Thüren bettelt oder davon läuft, nach Hauſe gebracht werden ſollte. Er ſchien die Geſellſchaft ſehr ungern zu verlaſſen, zumahl da ein ſchönes Mädchen nicht weit von ihm ſaß; hörte einigemahl auf das Dringen ſeines Onkels nicht, der ihn gern nach Hauſe ſchicken wollte, und ließ ſich immer wieder mit mir in neue Geſpräche über die Litteratur ein. Endlich entſchloß er ſich zu gehen; aber in dem Augenblicke überraſchte ihn wieder ſeine Geldbegierde. Er fragte die Geſellſchaft recht angelegentlich: ob einer darunter ihm vielleicht einige Groſchen geben wollte? Alle ſchrien: nein! Darauf wandte er ſich noch einmahl an mich, ſah mir ängſtlich in die Augen, und fragte: aucune eſpérance? Ich verſicherte ihn aber gleichfalls, daß er nichts von mir bekommen würde. „Wohl! erwiederte er, nun bin ich ruhig. Verzeihen Sie mir aber meine Zudringlichkeit; wenn einmahl mein Körper geſunder und feſter werden ſollte; ſo werde ich auch gewiß mehr Herr meiner Begierden ſeyn können. Er nahm darauf von der ganzen Geſellſchaft anſtändig Abſchied, empfahl ſich meiner Freundſchaft, und entfernte ſich, nachdem er vorher noch ein Stück Kuchen von einem Nebentiſche heimlich zu ſich geſteckt hatte.

Eine große Menge Anecdoten von dem Geitze dieſes Unglücklichen und ſeiner Neigung zum Stehlen ſind bei uns ſtadtkundig, und zeigen zum Theil unwiderſprechlich, daß er ſie nicht ablegen kann, weil ſeine Seele durchaus keine Gewalt mehr über eine angenommene Gewohnheit zu haben ſcheint. Neulich wurde ein Prediger beſtellt, der ihm das heilige Abendmahl reichen ſollte, weil er einiges Verlangen darnach bezeigt hatte. Der Prediger kam, und gab ſich alle erſinnliche Mühe, ihm ſeine Lieblingsneigunneigungen in ihrer ganzen abſcheulichen Geſtalt vorzuſtellen. Der unglückliche Menſch fühlt ſich auf einmahl gerührt, geſtand es ſeinem Beichtvater ſelbſt ein, daß er ſich durch ſeine Fehler bei allen Menſchen verächtlich mache, und verſprach mit reuigen Thränen in den Augen, ſich gewiß zu beſſern; — aber, kaum ſollte man es glauben, wenn es mir nicht auf die glaubwürdigſte Art erzählt worden wäre, — in dem nehmlichen Augenblick entdeckte der Prediger die Hand des beichtenden Sünders in der Zuckerdoſe ſeines Wirths, die er während daß der Prediger mit ihm ſprach, heimlich plündern wollte.

Oft treibt der Geitz den armen Menſchen ſo weit, daß er keine Lebensgefahr, keine Beſchimpfung achtet, wenn er dadurch nur einige Pfennige gewinnen oder erſparen kann. Er hat einigemahl bei ungeſtümen Wetter vor den Thoren der Stadt auf platter Erde Nächte hindurch zugebracht, weil er das geringe Thorgeld nicht bezahlen wollte, welches die zu ſpät Ankommenden, um eingelaſſen zu werden, erlegen müſſen. Oft hat er für ſeine Diebereien Prügel bekommen, und er iſt ſonſt überhaupt ſehr ſtrenge wegen derſelben behandelt worden; allein alles dieß hat ſeinen Hang zum Stehlen nur gleichſam vermehrt. Faſt täglich ſtiehlt er ſeinen Pflegeltern noch Kleinigkeiten, als Meſſern, Gabeln, Bouteillen u. ſ. w. weg, und trägt ſie, wenn er entwiſchen kann, oft des Abends unter ſeinem

Schlafrock zum Verkauf aus; ja er ſucht ſogar die Kinder der Nachbarſchaft zu bereden, daß ſie ihre Eltern heimlich beſtehlen und die Beute mit ihm theilen ſollen. Verſchiedenemahl iſt er heimlich entlaufen, und man hat ihn in den Dörfern um die Stadt herum mit niedergeſchlagenem Huthe und umgewandten Kleidern bettelnd gefunden. Ueberhaupt iſt ſeine Begierde zu entlaufen oft ſehr ſtark, er hat ſchon verſchiedentlich die Fenſter deswegen eingeſchlagen, und Briefe auf die Gaſſe geworfen, welche an einen Bürgermeiſter der Stadt addreſſirt waren, der ihn aus ſeiner vermeintlichen Gefangenſchaft befreien ſollte.

Man müßte mit der Erziehungsgeſchichte dieſes unglücklichen Menſchen, und mit allen moraliſchen und phyſicaliſchen Umſtänden, welche auf ſeine Bildung einen nähern oder entferntern Einfluß hatten, genau und vom Anfang an bekannt ſeyn, wenn die pſychologiſchen Gründe ſeines ſonderbaren Characters vollkommen richtig angeben wollte. Ich habe nur einzelne Data darüber von ſeinen Anverwandten erfahren können, und ich will ſie ſo umſtändlich, als es mir nöthig dünkt, meinen Leſern mittheilen.

Die Eltern dieſes Unglücklichen waren Kaufleute in einer kleinen B—ſchen Stadt, und ſehr gute Oekonomen, ob man ihnen gleich keinen übertriebnen Geiz Schuld geben konnte. Ihr Sohn wurde von ihnen von Kindheit an zur größten Ordnung in allen ſeinen Geſchäften, und auch vornehmlich in ſeinen Kleidern angehalten, jedes mußte ſeine angewieſene Stelle haben, und er wurde ernſtlich beſtraft, wenn er darin eine Nachläſſigkeit blicken ließ. Nicht weniger aufmerkſam waren ſie, ihn an eine ſtrenge Sparſamkeit im Geldausgeben zu gewöhnen, und täglich wurde ihm die Lehre vorgepredigt: daß ein Kaufmann ohne eine genaue Oekonomie nicht in der Welt fortkommen könne. Der Knabe war hierin ſeinen Eltern ſo gehorſam, daß er ſchon in ſeinem zwölften Jahre der ordentlichſte Junge von der Welt war.

Seine Garderobe war klein, aber täglich wurde ſie mit größter Sorgfalt geſäubert, und es durfte kein Federchen auf ſeinem Kleide ſitzen. Wer ihm daran was verdorb, war ſein Todfeind. Dieſe genaue ängſtliche Ordnungsliebe, die ihm ſeine Eltern lehrten, und ihr eigenes Beiſpiel in Abſicht des ſparſamen Geldausgebens ſcheint mit eine von den gelegentlichen Urſachen ſeines nachher ſo ſtark gewordenen Geitzes geweſen zu ſeyn, ſeine Neigung zur Bettelei aber ſoll, wie mir ſein Onkel erzählte, vornehmlich durch folgenden Umſtand in ihm rege geworden ſeyn.

Als er nach B — in die Lehre gethan worden war, pflegte er, ſo oft es ſeine Geſchäfte erlaubeten, in den fürſtlichen Schloßgarten zu gehen, um den Hof an öffentlicher Tafel ſpeiſen zu ſehen. Er wurde von dem Anblicke einer ſolchen Tafel, noch mehr aber von den aufſteigenden Wohlgerüchen wie bezaubert, und er wünſchte nichts mehr, als einmahl von dem Uebriggebliebenen etwas koſten zu dürfen. Sein Appetit war auch eines Tages ſo auſſerordentlich ſtark danach geworden, daß er es wagte einen Bedienten der fürſtlichen Tafel um etwas Fleiſch anzuſprechen, welches er auch erhielt. Dieſe Bettelei ſetzte er nun von Tag zu Tage fort, und war zufrieden, wenn ihm die Bedienten auch nur bloße Knochen hinwarfen. Was er nicht verzehren konnte, trug er nach Hauſe, und damahls ſoll er zuerſt ſein Speiſemagazin zu errichten angefangen haben.

Offenbar bemerkt man bei einiger Aufmerkſamkeit an dem armen Menſchen eine Lähmung und Schwäche der Seele, welche ohngefähr in ſeinem vierzehnten Jahre angefangen haben ſoll, um welche Zeit er oft Schwindel bekam, und bei Tiſche oft halbe Stundenlang, ohne auf die ihm vorgelegten Fragen zu antworten, ſtill ſaß. Man ſieht es ihm an, daß ihm ein zuſammenhängendes Denken nicht ſelten ſchwer wird, ſo gern er ſich auch mit andern zu unterhalten pflegt, daß ſich ſeine Begriffe confundiren, und ſich unwillkürlich von einander trennen, welches wahrſcheinlich alles Folgen ſeiner äuſſerſt geſchwächten und nervenlamen Natur ſind.

In dieſer ſeiner geſchwächten Natur liegt auch ohnſtreitig der Grund, daß er ſeine Begierden zum

Stehlen nicht beherrſchen kann, und daß ſein Herz ſo leicht jedem Vorſatze ſich zu beſſern ausweicht; — ob ich gleich nicht beſtimmen kann, in wie fern ſeine durch heimliche Ausſchweifungen erregte Seelenſchwäche grade ihre Richtung zu ſeinem Geldgeitze genommen hat. Ein Tagebuch, welches man über den ganzen Gang ſeiner Empfindungen und Leidenſchaften mit Aufmerkſamkeit gehalten hätte, würde vieles aufgeklärt haben, welches mir an ihm noch ganz unbegreiflich vorkommt. Die Aerzte ſehen ſeine Krankheit zugleich mit in ein Austrocknen des Rückgradmarks, eine Krankheit, worin ſo oft ihre Kunſt Schiffbruch gelitten haben ſoll. Künftig von dieſem ſonderbaren Menſchen ein mehreres.

2.

Ein Brief an Gaßnern.

Mein lieber Herr Pfarrer Gaßner!

Sie haben alſo, mein Freund, einen Seher Gottes und der Wahrheit geſehn! Es freut mich mit jedem Augenblick mehr, und ich weiß nicht wie mir zu Muthe wird, wenn ich denke: ſo lebt doch zu gleicher Zeit mit dir ein Mann, der mit Kraft zeuget von dem Leben Jeſu, und einer von denen

Menſchen, denen ich **am meiſten** glauben darf, hat mir bezeuget, daß er iſt kein Gaukler, kein Betrogener, kein Betrüger. Er glaubt, und lebt ſeines Glaubens. O Gaßner! Ich weiß, daß ich nicht werth bin an einen **Mann Gottes** zu ſchreiben; aber wenn Gottes Barmherzigkeit in Ihnen wohnet — (und ohne dieſe was wäre denn der mächtigſte Wunderglaube —?) ſo erbarmen Sie ſich meiner, und ſchreiben mir bald. Aber laßt uns **ſtille** — **ſtille** unſere Seelen einander mittheilen. Ich bin des Geräuſches herzlich müde, **die Welt iſts auch nicht werth, daß wir ihr die Kraft Gottes vor die Füße werfen.**

O wie ſeelig preiſ' ich Sie, daß Gott Sie in der Stille zurückführt! O daß Ihre Ruhe nun auch mir zum Seegen würde. Laſſen Sie mich, beſter miskannter Mann, Ihnen oft mein Bruderherz entgegenbringen. Stärken Sie mich oft mit Glauben an den, an welchen ich meiner Unwürdigkeit wegen kaum glauben darf. Sie können kein beſſer Werk thun, als mir oft ſchreiben, was Sie wollen.

Unſer lieber Kaufmann hat mich Ihrer Liebe gegen mich verſichert. Nehmen ſie die Verſicherung meiner Liebe zu Ihnen vor Gott mit Einfalt und Liebe an. Bitten Sie Gott, daß wir einander bald ſehen können, und daß ſich kein Satan zwiſchen uns hineindränge. **Meine Seele dürſtet** nach einem lebendigen Zeugen des lebenden Jeſus. Mit Wort und Schall kann ich mich nicht mehr begnügen. Mein Thun und Laſſen, Predigen und Schreiben iſt mir unerträglich. O wenn Sie der Chriſt ſind, den unſer Freund in Ihnen liebte; wenn Sie Gottes Kraft würklich in Ihnen erfahren, und Demuth und Liebe Chriſti würklich in Ihnen wohnt, — was habe ich mir nicht von Ihnen zu verſprechen!

Ach! Gaßner, mir iſt recht um Erfahrung, um Gewißheit zu thun. Ich hofte Sie von Ihrer Seite zu finden. Iſts Ihnen möglich; ſo nähern Sie ſich; aber ſo unbekannt und verborgen als möglich nicht nur meinem Herzen, ſondern auch meiner Perſon. Eine perſönliche Zuſammenkunft würde gewiß zur Erweckung unſeres Glaubens und unſerer Liebe gereichen; gewiß nachher vielen 1000 Seelen zum Seegen werden.

Sagen ſie nicht zu geſchwinde: nein! Machen Sie möglich, was möglich iſt; aber nur in der Stille. Jeſus Chriſtus, deſſen Nahmen ich auszuſprechen unwerth bin, leite Ihr Herz und Ihre Perſon zu mir. Sagen Sie mir bald, was ich thun kann, um unſere Zuſammenkunft zu beſchleunigen, und dann habe ich noch viel mit Ihnen zu reden. Sagen Sie mir alles, was Sie wollen! Wer aus der Wahrheit iſt, der hört der

Wahrheit Stimme. Rede Knecht des Herrn *)! ich will hören. Mehr jezt nicht. Ich zähle Tage und Stunden, bis ich weiß, Gaßner iſt entſchloſſen mich zu ſehen, und das bald. Die Gnade Jeſu Chriſti ſey mit uns!

Zürich den 3ten May 1777.

J. C. Lavater.
Pfarrer am Waiſenhauſe.

---

*) Gaßner, der elende Schwärmer, der Betrüger — ein Knecht des Herrn? ein Mann Gottes? O was glaubt der Menſch nicht Alles, wenn erſt ſeine Einbildungskraft ſeine Vernunft geworden iſt.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiſſe Menſchen. — Moraliſche Antipathie.

Es giebt Leute, die durch ihren bloßen Anblick unſer Herz an ſich ziehen, und uns, ehe wir ſie noch genauer kennen lernen, durch eine unbegreiflich ſchnelle und unwiderſtehliche Sympathie unſerer Empfindungen für ihr Intereſſe einnehmen.

Es giebt aber auch Andere, welche für uns, ohne daß wir allemahl eine beſtimmte Urſach von unſerm Gefühl anzugeben wiſſen, etwas Unausſtehliches an ſich haben, und uns ſchon durch ihren Anblick höchſt gehäſſig werden können. Es wird unſerm Herzen nicht nur leicht mit jenen Erſtern vertraut zu werden; ſondern wir fühlen auch ſogar ein inneres Bedürfniß, einen Seelendrang, uns ihnen zu nähern, und es iſt uns nichtsweniger als gleichgültig, welchen Eindruck unſere Perſon auf ihr Herz gemacht hat, oder machen könnte. Ihnen zu gefallen, ſcheinen wir oft unſere ganze Denkungsart zu ändern; ſuchen uns wenigſtens zu der ihrigen gefällig herabzuſtimmen, und opfern ihnen nicht ſelten ſogar unſere Lieblingsgrillen und Schoosneigungen auf, wenns darauf ankommt, ihr Herz zu gewinnen.

Ganz anders ſind wir gegen diejenigen, gegen welche wir eine unwillkürliche Abneigung haben, geſinnt. Wir fühlen es nur zu deutlich in uns, daß wir mit dieſen nie eine vertraute Freundſchaft errichten würden; unſere Seele ſchaudert gleichſam vor ihnen zurück; wir ſind mistrauiſch gegen ſie, und können leicht dahin gebracht werden, ungerecht und lieblos gegen ſie zu handeln. Je mehr ſie ſich uns zu nähern ſuchen, deſtomehr entfernen wir uns von ihnen; unſere Höflichkeit gegen ſie iſt Verſtellung, und das Lob, welches wir ihren Talenten und Verdienſten ertheilen, nicht ſelten erzwungen.

Ich habe ſchon oft über dieſes ſonderbare Phönomen der menſchlichen Seele nachgedacht, und ich will nachher verſuchen, ob ich davon einige pſychologiſche Gründe angeben kann. Die alten Phyſiker, welche ſo viel von verborgenen Kräften der Natur zu ſchwatzen wußten, nannten jenes widerliche Gefühl, welches durch den Anblick gewiſſer Menſchen in uns hervorgebracht wird, Antipathie, ohne es zu erklären. Neuere Philoſophen haben jenes Gefühl aus einer Ungleichheit und Disharmonie des Naturells verſchiedener Menſchen herleiten wollen;

len: allein, wie mich dünkt, haben ſie nicht ganz Recht, wenigſtens kann ihre Erklärung nicht als eine allgemein richtige angenommen werden. Es giebt Menſchen von einem durchaus verſchiedenen Naturell, welche ſich demohnerachtet aufs zärtlichſte lieben, und wie ſie ſelbſt geſtehen, eben durch eine Verſchiedenheit des Naturells die wärmſten Freunde geworden ſind. Es iſt ferner bekannt, daß ganz verſchiedene Charactere oft einer viel längern und dauerhaftern Sympathie gegen einander fähig ſind, als die, welche die Natur gleichſam nach einem Modell geſchaffen zu haben ſcheint, und wer kennt nicht Ehen, worin die liebenswürdigſte Eintracht herrſcht, ſo ſehr auch Mann und Frau in Abſicht ihres Naturells von einander abgehen?

Ueberdem verſtehe ich hier unter der Antipathie gewiſſer Menſchen gegen einander eigentlich nicht die, welche durch eine genauere gegenſeitige Bekanntſchaft ihrer verſchiedenen Temperamente und Denkungsarten, oder gar durch perſönliche Beleidigungen; ſondern durch den **unwillkürlichen Eindruck** gewiſſer Geſichtszüge und der körperlichen Form Anderer auf unſere Phantaſie hervorgebracht wird, wobei die Verſchiedenheit des Naturells nur in ſo fern in Betrachtung kommt, als es gewiſſe Geſichtszüge veranlaſſen kann, die etwas Widerliches für uns an ſich haben.

So unſicher überhaupt die Regeln eines phyſiognomiſchen Gefühls ſeyn mögen, ſobald man dadurch

durch den moraliſchen Werth eines Menſchen, oder wohl gar den Umfang ſeiner Geiſtesfähigkeiten und Kenntniſſe beſtimmen will *) und ſo unwahr der Satz eines alten Weltweiſen iſt: daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe; ſo unläugbar iſts doch auf der andern Seite, daß wir vermöge eines auf phyſiognomiſches Gefühl gegründeten Triebes, der freilich bei Einigen ſtärker, bei Andern ſchwächer, und noch bey Andern gar nicht vorhanden ſeyn kann, zu gewiſſen Menſchen gleichſam unwillkürlich hingezogen, und von Andern zurückgeſtoßen werden, je nachdem wir bald mehr bald weniger Uebereinſtimmung ihrer

---

*) Lavater, welcher noch iezt behauptet: daß ihm von Natur ein beſonderes feines Gefühl, auf dem Geſichte eines Menſchen ſeine Seele und Seelengröße zu leſen, mitgetheilt ſey, legte bei ſeiner Anweſenheit in B.. ein neues Zeugniß ſeiner phyſiognomiſchen Prahlerei durch folgende laut geſagte Verſicherung ab: „Wenn mir, ſagte er, Jeruſalems Kopf, wie das Haupt Johannis auf einer Schüſſel, abgeſondert vom Körper, preſentirt würde, und ich wüßte nicht, daß es der Kopf des großen Jeruſalems ſey; nicht, daß aus ihm das Werk van den Wahrheiten der Religion hervorging; ſo würde ich ihm doch gleich beim erſten Anblick zurufen: Du biſt und mußt Jeruſalems Kopf ſeyn"! — Solche zum Theil noch ſinnloſere Sentenzen ſtehen auf mehr als einer Seite ſeiner Phyſiognomik, als eben ſo viel Beweiſe, daß man mit dergleichen declamatoriſchen und übertriebenen Sätzen oft — nichts ſagt.

Herzen mit dem unſrigen in ihrem Geſichte zu leſen glauben.

Aber es iſt uns oft eben ſo unmöglich, den pſychologiſchen Grund dieſer bald einladenden, bald zurückſcheuchenden Geſichtsſprache deutlich anzugeben; ſo leicht es auf der andern Seite unſerm Herzen wird, ihren Ton und Unterſchied nach ſeinen feinſten Nüancen zu bemerken. Am allerwenigſten aber hat es bisher der ſpeculativen Seelenlehre glücken wollen, die Geſetze genau zu beſtimmen, nach welchen die Geſichtsſprache ſympathetiſcher Gefühle Anderer, ähnliche Wirkungen in dem Innern unſerer Natur hervorbringt, und noch ehe wir wollen, uns entweder mit Liebe oder Haß gegen gewiſſe Menſchen erfüllt.

Ich glaube nicht, daß die menſchliche Seele in dieſer Art der Sympathie, oder Antipathie, welche ſich nach der Geſichtsſprache Anderer richtet, überhaupt nach unverletzlichen pſychologiſchen Geſetzen handelt. Jedes Individuum geht hiebei unwillkürlich ſeinen eigenen Weg, weil jedes ſeine individuellen Gefühle, und eine darauf gegründete individuelle Empfänglichkeit hat, dießmahl ſo ein andermahl anders im Geſichte vernünftiger Weſen zu leſen.

Die Empfindungen, welche der Geſichtsausdruck Anderer in uns hervorbringt, können aber auch deswegen nicht nach einerlei Geſetzen erfolgen, weil die Natur den Einen mit einem gröbern, den

Andern mit einem feinern phyſiognomiſchen Gefühl begabt hat; weil der Eine mehr, der Andere weniger Einbildungskraft zu ſeinen Beobachtungen bringt, und weil ſich überhaupt unſere Vorſtellungen ſo genau nach der jedesmahligen Beſchaffenheit unſerer Organe zu richten pflegen. Auſſerdem hat die gute oder böſe Laune, die Geſundheit oder Krankheit des Bluts und die Verſchiedenheit des Alters einen erſtaunlichen Einfluß auf die Sympathie oder Antipathie unſerer Empfindungen.

Es giebt offenbar Augenblicke worin unſer Herz durch eine innere Verſtimmung der Seele veranlaßt, mehr zur Gefühlloſigkeit als zur Theilnehmung geneigt iſt, und worin ſich unſere Vorſtellungen gleichſam verſchworen haben, uns jede Sache von ihrer ſchwarzen Seite darzuſtellen. So erſchlafft wir uns in dieſem Zuſtande zur Thätigkeit und Geiſtesanſtrengung fühlen, ſo geſchäftig iſt doch alsdann unſere Einbildungskraft, uns gegen die unſchuldigſten Gegenſtände zu erbittern, und uns an jedem Menſchen ſeine ſchlimſten Seiten ſehen zu laſſen. Unſere beſten Freunde haben alsdann etwas Widerliches an ſich, und unſer durch die Galle gleichſam geſchärftes Auge entdeckt Fehler an ihnen, die wir ſonſt nicht bemerkten. Beſonders ſtark würkt auf uns in ſolchen Augenblicken der übeln Laune der Geſichtsausdruck Anderer. Wir können uns alsdann über eine bloße Miene, die uns nicht gefällt, ſo entrüſten, als ob man uns die gröſte Beleidigung angethan

gethan hätte; ja man fühlt ſich nicht ſelten geneigt, den zu beleidigen deſſen Geſicht auf uns in einer übeln Laune einen widerlichen Eindruck hervorbringt. — Wie viele Ungerechtigkeiten werden in dieſer Abſicht von Eltern und Erziehern gegen diejenigen ihrer Zöglinge begangen, welche ſich ihnen nicht durch eine gefällige Phyſiognomie empfehlen! Sie werden gemeiniglich zurückgeſetzt und oft bei den kleinſten Fehlern beſtraft, indeſſen ihre wohlgebildeten Geſchwiſter die zuvorkommenſten Liebkoſungen genießen.

Wenn es wahr iſt, daß viele häßliche Leute würklich in Abſicht ihres Characters nicht viel taugen ſollen; ſo liegt der Grund davon gewiß mit in der Behandlungsart, wie ſie erzogen wurden, in der Verachtung die ihre Eltern gegen ſie blicken ließen, in den ſtummen und lauten Vorwürfen, die man ihnen in Abſicht ihrer Geſtalt oft auf die unvernünftigſte Art zu machen pflegt, und überhaupt in der Vernachläſſigung ihrer Ausbildung, deren ſo viele Eltern, wie ich aus mehrern Erfahrungen weiß, ihre häßlichen Kinder für unfähig, und was noch abſcheulicher iſt, — für unwürdig halten.

Die Verſchiedenheit des Alters hat ferner einen großen Einfluß auf die Antipathie gegen gewiſſe Menſchen. Ich habe bemerkt, daß Kinder, ſonderlich wenn ſie kränklich ſind, gemeiniglich mehr von den Empfindungen der Antipathie als ältere Leute beherrſcht werden, und ich kenne einige Knaden, die unter zwanzig Leuten gewiß immer einen antreffen, der für ihre Phantaſie etwas Widerliches an ſich hat. Der Grund worin Kinder mehr von den Empfindungen einer unwillkürlichen Abneigung gegen gewiſſe Menſchen als ältere Leute beherrſcht werden, ſcheint mir vornehmlich darin zu liegen, weil ihr Herz mit jenen nicht immer auf die Art ſympathiſiren kann, als es ſeinen jugendlichern und lebhaftern Gefühlen angemeſſen iſt. Das ernſthaftere Geſicht älterer Leute, ihre gröbere Sprache, ihr größerer Körper kann in hundert Fällen für die Einbildungskraft des Kindes etwas Unangenehmes an ſich haben, was ältere Leute gegen einander nicht fühlen, — und bisweilen ſcheint ſogar das Auge junger Kinder auf dem Geſichte Anderer mehr als der Blick jener zu leſen, welcher durch die Gewohnheit vielleicht ſchon viel von ſeiner phyſiognomiſchen Schärfe verlohren haben kann. —

Doch es iſt Zeit, daß ich auf die pſychologiſche Erklärung meines Gegenſtandes komme, und die Gründe anzugeben verſuche, von welchen jene unwillkürliche Abneigung gegen gewiſſe Menſchen, ob wir ſie gleich nicht genauer kennen, ſie uns auch nie beleidigt haben, abhängt.

Ich habe ſchon im Vorhergehenden zu verſtehen gegeben, daß unſere Antipathie gegen manche Menſchen vornehmlich durch ihre Geſichtszüge veranlaßt wird, die, ohne daß wir es uns erklären können, für unſere Phantaſie etwas Unleidliches an ſich haben; — ob ich gleich nicht läugnen will, daß manchmahl auch ihre übrige körperliche Form, ihr Gang, ihre Sprache, ihr Gliederbau und ſelbſt ihr Anzug dazu etwas beitragen kann. Eigentlich iſt aber doch das Geſicht der Ort, wo wir die Seele des Andern zu leſen glauben, und wonach wir gleichſam durch einen in uns liegenden Trieb den Character des Menſchen zu beurtheilen aufgefodert werden.

Unter den Geſichtszügen Anderer, die uns eine unwillkührliche Abneigung gegen ſie einflößen, bemerke ich nur als die vornehmſten den **ſatyriſchen**, den **brüsken**, oder **hochmüthigen**, und endlich den **Geſichtsausdruck** der Einfalt und **Dummheit**. Von den Würkungen der **Häßlichkeit** auf unſere Einbildungskraft will ich noch etwas zum Beſchluſſe dieſes Verſuchs ſagen.

Der ſatyriſche Geſichtsausdruck, welcher entweder erzwungen, angenommen, oder natürlich ſeyn kann, zeichnet ſich durch einen ſchelmiſch verzogenen Mund, und durch eine Miene aus, welche die Tochter des Lächelns und der Verachtung zu ſeyn ſcheint. Sie iſt nicht ganz der Ausdruck des bittern Hohngelächters, auch nicht der, eines bloßen Lächelns, welches ſich allemahl durch eine ſtille Freundlichkeit des Auges auszeichnet; ſondern ein Mittelding von beiden, ſo wie der ſatyriſche Gedanke ſelbſt oft ein Gemiſch einer zweifachen Empfindung wird, nehmlich 1) der natürlichen und an ſich unſchuldigen Freude über das Auffallende, lächerliche und Kontraſtirende eines Satzes und 2) jenes verſteckten boshaften *) Vergnügens, etwas Bitteres und Beiſſendes geſagt zu haben. Sonſt rechnet man noch zur Phyſiognomie des Satyrikers ein hervorgebogenes ſpitzes Kinn, eine in die Höhe geworfene, oder auch zugeſpizte Naſe, und ein hinter den Augenliedern lauſchendes Auge.

Dieſe Geſichtszüge zuſammengenommen, welche einzeln keinen Eindruck auf uns machen würden, bringen nun in uns jene unwillkürliche Abneigung gegen den Satyriker hervor, die ſelbſt bei dem größten Wohlgefallen an ſeinen Einfällen fortzudauern pflegt. Es iſt gar kein Beweis, daß wir uns dem Herzen des Satyrikers nähern, wenn wir über ſeinen Witz lachen und ihm lauten Beifall zuklatſchen. Heimlich empören ſich unſere Gefühle gegen ihn, und wir fühlen uns in Abſicht ſeines Characters gemeiniglich um ſo viel mistrauiſcher, je treffender und beiſſender ſeine Gedanken ſind. Wir glauben nicht, daß ein ſolcher Mann unſer vertrauter Freund ſeyn könne, und wir fühlen es gleichſam im Voraus, daß wir in einer nähern Verbindung mit ihm oft ſeine giftige Zunge erfahren, und

daß

---

*) Wir haben kein Wort im Deutſchen, welches das franzöſiſche malicieux, das ich hier eigentlich meine, genau ausdrückt.

daß uns die Stunden ſeines Umgangs läſtig ſeyn würden. Vornehmlich aber fürchten wir uns, daß ſein ſpähendes Auge an uns Fehler und Schwachheiten entdecken dürfte, die wir gern verbergen möchten, und wir zweifeln nicht, daß er uns in den Augen Anderer ohne Zurückhaltung lächerlich machen wird, ſobald ihn ſeine ſpöttiſche Laune überfällt.

Je geneigter daher unſer Herz zur Liebe, Freundſchaft und Geſelligkeit iſt; je mehr wir unſere ſittlichen Gefühle durch den Umgang mit edeln Menſchen verfeinert haben, je lieber es uns iſt bei allen Menſchen ſo viel möglich in gutem Kredit zu ſtehen, und je empfindlicher wir vornehmlich in Abſicht unſerer Selbſtliebe ſind, je abgeneigter müſſen wir uns auch gegen Menſchen fühlen, welche die Kennzeichen eines ſpöttiſchen Characters ſo deutlich im Geſichte tragen, und vor welchen wir, wie es uns ſcheint, von der Natur gleichſam ſelbſt gewarnt werden.

Mehr als alle andere Geſichtsausdrücke reizt unſere Antipathie die Miene des aufgeblaſenen und ſtolzen Mannes. Der Satyriker kann uns doch noch, auch bei ſeinem zurückſcheuchenden Geſichtsausdruck durch ſeinen Witz eine angenehme Unterhaltung verſchaffen; kann uns, wenn wir ihn gleich fürchten, aufheitern; allein dem Stolzen bleibt bei ſeiner brüsquen und hochmüthigen Miene kein Weg übrig, auf welchem er ſich unſern Herzen nähern könnte, geſetzt, daß er auch die vortreflichſten Talente beſitzen ſollte. Der kalte Blick der Verachtung, den er auf uns wirft, oder welches für unſer Gefühl einerlei iſt, auf uns zu werfen ſcheint, ſein hochtrabender Gang, ſeine ſüffiſante Miene, ſein adliches ſteifes Kopfnicken beleidigt unſere Eigenliebe, wenn wir auch in keiner Verbindung mit ihm ſtehen, und ſcheucht uns von ſich zurück. Unter allen Arten der Behandlung, die uns von unſern Nebenmenſchen widerfahren können, tragen wir **Verachtung** am ungernſten, daher wir auch mit denjenigen am ſchwerſten ausgeſöhnt werden können, die einmahl eine Art von Verachtung, oder nur Geringſchätzung gegen uns haben blicken laſſen. Jeder Menſch träumt ſich nun einmahl ſeine eigenen Verdienſte, und jeder fühlt einen angelegentlichen Wunſch in ſeinem Herzen, daß man ſie wenigſtens nicht ganz verkennen möchte; aber der Stolze ſpricht uns ſchon durch ſeine Miene alle Verdienſte ab, indem er ſich immer allein als den Mann der Bewunderung aufſtellt, und aller Augen allein auf ſich richten will.

Sein befehlhaberiſcher dictatoriſcher Blick bringt uns aber auch noch deswegen gegen ihn auf, weil er unſer **Freiheitsgefühl** empört. Unſere Seele ſtellt ſich nehmlich beim Anblick des Stolzen auf eine dunkele Art vor, wie ſklaviſch er uns behandeln würde, wenn wir von ihm abhängen ſollten, und weil wir glauben, daß er uns beleidigen **würde**; ſo empfinden wir auch ſogleich bei ſeiner Gegenwart das, was wir beim Anblik derjenigen empfinden, die uns würklich beleidigt haben.

Die Miene der Einfalt und Dummheit hat gleichfalls etwas Widerliches für unſere Phantaſie an ſich, ob ſie uns gleich gemeiniglich mehr zum Mitleiden und Bedauren, als zu Erbitterungen reitzt, — und doch giebt es Fälle, wo uns unſere Empfindungen täuſchen und in eine Art von Verdruß über den Einfältigen übergehen können, indem wir ihn für den Urheber der Eingeſchränktheit ſeines Verſtandes halten; aber dieß allein würde uns nicht ſo leicht gegen ihn aufbringen, uns nicht ſo ſehr von ihm zurückſtoßen, wenn wir es nicht zugleich deutlich in uns fühlten, daß ſeine Seele für uns ſo gut als tod iſt, und daß wir unmöglich mit ſeinem Herzen ſympathiſiren können. Sein kaltes kraftloſes Auge, ſein dummer und ſtarrer Blick, ſeine alberne Sprache, ſeine kindiſchen Handlungen und ſein ganzes äuſſeres Weſen ſagen uns dieß gar zu deutlich, und unſer Mitleid ſelbſt, welches uns ſo leicht in andern Fällen an Menſchen anzieht, uns für ſie erſtaunlich intereſſirt, trägt das Seinige dazu bei, unſer Herz von ihm zu entfernen; — denn wir können die nicht lieben, gegen welche unſere Seele bloßes Mitleiden, und zwar immer empfindet; wir können endlich auch mit denen nicht ſympathiſiren, deren Umgang uns Schande machen würde. So wohlwollend auch jedes Gefühl der Sympathie auf der einen Seite zu ſeyn ſcheint, und ſo uneigennützig nüzlig dieſes Gefühl von Hutcheſon vorgeſtellt worden iſt, ſo wenig Nahrung findet es doch gemeiniglich da, wo es nicht durch irgend einen verſteckten oder nicht verſteckten Sporn der Eitelkeit gleichſam beſeelt wird.

Es iſt überhaupt durch unzählige Erfahrungen bewieſen, daß ohne eine innere Harmonie unſerer Gedanken und Empfindungen, die ſich entweder auf ihre eigentliche Natur, oder auf das Homogene ihres Ausdrucks, oder auf die Gleichartigkeit der Abſichten gründen können, unſere Herzen keiner Sympathie fähig ſind. Dieſe Harmonie, welche ſich viel beſſer empfinden als beſchreiben läßt, muß gleichſam von und durch ſich ſelbſt entſtehen und unterhalten werden; ſie kann oft das Werk eines glücklichen Zufalls ſeyn, in welchem zwei ſanfte Seelen an einander ſtoßen, und gleichſam ohne allen Zwang als zwei vorher getrennte Weſen nun mit dem innigſten Gefühl des Wohlwollens in einander übergehen. Sobald wir ſie zu erkünſteln ſuchen, ſobald wir zu ihrem Daſeyn nicht alles aus unſerm Herzen ſchöpfen; ſobald wir ſie überhaupt allein zur Tochter der Vernunft machen, um ihre Rechte auf unſer Herz zu beſtimmen, ſobald wird ſie auch nicht mehr auf eine ſo leichte und bezaubernde Art die himmliſchen Empfindungen einer gegenſeitigen Theilnehmung in uns hervorbringen können, die ſo oft die ſüßeſten Freuden des Lebens ausmachen. Das menſchliche Herz iſt hierinn ſo delicat, und handelt bei ſeiner Sympathie oft ohne alle augenblickliche Anleitung der Vernunft nach ſo richtigen und abgemeſſenen Geſetzen, daß jene Harmonie nicht einmahl ſtatt finden kann, wenn nicht die homogenen Empfindungen zweier Menſchen zu gleicher Zeit zuſammentreffen, um ſich gleichſam in einem gemeinſchaftlichen Brennpuncte zu vereinigen. Ich nehme an, daß in dem Geſichtsausdrucke zweier ſympathiſirender Seelen Etwas liegt, wodurch dieſes Zuſammentreffen ihnen auf eine bezaubernde Art ſichtbar wird, und was unſer Herz vielleicht nur allein leſen kann. Auf dem Geſichte des Einfältigen lieſet unſer Herz — nichts, indem es uns entweder gleich einer Bildſäule anſtarrt, oder uns auf eine eckelhafte Art entgegen lächelt, wodurch in uns ohnmöglich ein Funke von Sympathie entſtehen kann.

So verſchieden auch die Meinungen und Empfindungen der Menſchen in Abſicht der Schönheit und Grazie eines Gegenſtandes ſeyn mögen: ſo unläugbar iſt es doch, daß der menſchlichen Seele ein inneres (vielleicht blos auf körperliche Organiſation gegründetes) Gefühl für Schönheit und Harmonie mitgetheilt ſey. Unſere Imagination wird auf eine angenehme Art beſchäftigt, wenn wir an einem körperlichen Gegenſtande ein richtiges leicht zu unterſcheidendes Verhältniß ſeiner Theile zum Ganzen ſowohl, als unter ſich bemerken. Ein nach den Regeln der Schönheit gebautes Geſicht gefällt nicht nur unſerm Auge, indem die Natur mit eigener Selbſtzufriedenheit daran gearbeitet zu haben ſcheint; ſondern erregt auch oft in unſerm Herzen die ſüßeſten Empfindungen der Liebe, die nicht ſelten alsdenn noch in uns fortdauren, wenn wir über den moraliſchen Character eines Frauenzimmers wichtige Zweifel bekommen haben. — Häßlichkeit hingegen ſtößt unſer Herz von ſich zurück, oder wir bleiben wenigſtens beim erſten Anblick kalt dabei; allein ſo wie nicht immer Schönheit auf unſer Herz auch bei der richtigſten Proportion ihrer Theile würkt; ſo glaub ich auch, daß nicht blos das unrichtige von der Natur verfehlte Verhältniß eines Geſichts uns eine Antipathie gegen den Gegenſtand ſelbſt einflößt, ſondern daß unſere Seele gemeiniglich durch eine *dunkle Schlußfolge* gegen einen häßlichen Menſchen eingenommen wird.

Wir haben nehmlich oft bemerkt —; oder welches hier einerlei iſt, uns zu bemerken eingebildet, daß ein häßliches Geſicht mit einem häßlichen Character verbunden war; bemerkt, daß oft die regelmäßigſten Geſichter durch Laſter und Leidenſchaften bis zur Scheuslichkeit entſtellt wurden, — nun ſehen wir ein anderes häßliches Geſicht, das eine vielleicht auch nur entfernte Aehnlichkeit mit der Phyſiognomie jener ſchlechten Menſchen hat, und gleich machen wir den übereilten Schluß, dergleichen unſere Phantaſie unzählige macht, daß auch dieſes Geſicht mit einem verachtungswürdigen Charakter verbunden ſeyn werde. Wir ſchließen hiebei freilich oft ſehr unrichtig und lieblos; allein wir ſchließen nun einmahl ſo, weil es die Analogie unſerer Ideen mit ſich bringt, und weil wir uns geneigt fühlen, das zu verachten, was uns nicht gefällt.

Ein häßlicher Mann fällt uns nie ſo auf, als ein häßliches Frauenzimmer, und ich glaube aus folgenden Gründen. Wenn es gleich eben ſo gut eine männliche Schönheit, als eine weibliche giebt; ſo ſetzen wir doch immer die letztere als ein beſonderes Eigenthum des andern Geſchlechts voraus, wozu uns ſchon der feinere Gliederbau und das ſanftere Colorit des weiblichen Geſichts berechtigt. Die Natur hat in der That den weiblichen Körper mit mehrern Reitzen als den männlichen begabt; allein der Mangel deſſelben würde uns nicht ſo ſehr auffallen, wenn wir nicht ſogleich für jene Reitze ein geheimes Intereſſe fühlten, was uns unaufhörlich zu dem andern Geſchlechte hinzieht. Dieſes Intereſſe, welches wir gegen keine Perſon unſeres Geſchlechts, ſelbſt bei der wärmſten Freundſchaft nicht empfinden, wird durch ein häßliches weibliches Geſicht aufgehoben, unſere ſympathetiſchen Gefühle werden dadurch unterbrochen, unſer Herz in ſeinen ſüßen Neigungen eingeſchränkt, und es iſt uns unmöglich, ein ſolches Frauenzimmer auf den erſten Anblick lieben zu können.

Dieſe Einſchränkung unſerer zärtlichen Gefühle, die immer auf eine dunkle Art in uns verborgen liegen, dieſe Gegenwürkung unſerer Phantaſie auf einen in uns liegenden allgemeinen Trieb der Geſchlechtsliebe ſcheint mir eine der vornehmſten pſychologiſchen Urſachen zu ſeyn, warum der Anblick eines häßlichen Frauenzimmers uns ſo ſehr auffällt.

Durch einen nähern Umgang, durch Bekanntſchaft mit einem ſanften weiblichen Herzen, welches ſo oft hinter einer häßlichen Geſtalt verborgen iſt, kann jener in uns liegende von einem geheimen Intereſſe genährte Geſchlechtstrieb wieder ſo lebhaft werden, als er vorher durch den Anblick eines häßlichen Geſichts unterdrückt wurde; ja er kann alsdann oft das Auge ſo ſehr täuſchen, daß wir das Frauenzimmer für ſchön zu halten anfangen, was uns vorher ſehr häßlich ſchien, indem wir die Schönheit ihres moraliſchen Charakters gleichſam in die Züge ihres Geſichts hinübertragen.

2.

Beiſpiel einer ſchnellen Liebe.

Es iſt nichts Beſonders, und eine Alltagserfahrung im menſchlichen Leben, daß die Liebe oft das Werk eines einzigen Augenblickes iſt. Lebhafte Leute können ſich in einem Tage zehnmahl verlieben; ihr Herz ſteht jeder Schönheit offen, und ihre Phantaſie flattert gern von einem Gegenſtande der Zärtlichkeit zum andern. Aber merkwürdiger und ſonderbarer ſcheint mir die Art Liebe zu ſeyn, welche nach einem langen völlig **gleichgültigen** Umgange zweier Perſonen ſich, gleich eines ſchnellen elektriſchen Schlages, ihrer Herzen bemächtigt. Hievon kann ich folgendes zuverläßige Beiſpiel mittheilen.

Die liebenswürdige Gattin eines unſerer vortreflichſten tragiſchen Dichter, kannte ihren Mann lange vorher, ehe ſie wußte, daß er um ihre Hand anhalten würde. Sie hatte ihn oft in Geſellſchaften geſehen; aber ſie hatte auch nie auf die entfernteſte Art eine zärtliche Neigung gegen ihn empfunden; im Gegentheil war er ihr, da er ſelbſt etwas kalt gegen das ſchöne Geſchlecht zu ſeyn ſchien, auch immer ganz gleichgültig geweſen; ſie hatte ſich ſogar oft über ſeinen Anſtand, der ſelten bei großen Köpfen der beſte iſt, mit ihren Freundinnen luſtig gemacht, und das war noch an dem Tage geſchehen, als ſie auf einmahl für ihn, ohne ſeine Veranlaſſung, eingenommen wurde. Er war mit ihr in Geſellſchaft, die Geſellſchaft hatte ſich in dem Garten zerſtreut, und das liebenswürdige Mädchen wollte eben die Allee hinaufgehen, als er ganz nachläßig in derſelben heruntergeſchlichen kam. **In dem Augenblick** machte er einen tiefen Eindruck auf ihr Herz, ſie fühlte, daß ſich ihr Geſicht mit einer plötzlichen Röthe überzog, — und wünſchte ihm ihre Hand geben zu können.

Es ſind mir mehr dergleichen Beiſpiele bekannt. Ich kenne Frauenzimmer, die Männer gar nicht ausſtehen konnten, welchen ſie hernach auf einmahl aus wahrer Liebe ihr Herz ſchenkten. Vornehmlich hab ich das bemerkt, daß weibliche Herzen aus einer **kalten Gleichgültigkeit** auf einmahl in **heiße Liebe** übergehen können, wenn ihnen ein **Heurathsantrag** geſchieht. Dieſer ſchnelle unerklärbare Uebergang ihrer Empfindungen macht ſie oft alsdann gegen die ſichtbarſten Mängel ihrer Liebhaber — blind, für die ſie vorher Argus-Augen hatten.

3.

Ein ſonderbarer Traum.

Folgenden Traum hat der den 26ten April 1785. verſtorbene Siegmund, **Freiherr von Seckendorff**, *) welchen er ein halb Jahr vor ſeiner Krankheit und ſeinem Tode hatte, von ſich ſelbſt mehrmahls erzählt, und ſchriftlich aufgezeichnet.

---

*) Starb als Königl. Preuſſ. Geſandter an den fürſtlichen Höfen des Fränkiſchen Kreiſes zu Anſpach, und war 1744. zu Erlangen geboren. Viele Liedercompoſitionen und Gedichte von ihm ſtehen im deutſchen Merkur. S. ſeine übrigen Schriften in Meuſels gel. Deutſchland.

Es erſchien ihm nehmlich im Traume ein Mann von gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung, welcher ihm ſagte: daß er ſich etwas von ihm ausbitten möchte, und daß er nach ſeinem Gefallen Eins von Beiden wählen könnte, — entweder ſeine vergangenen oder künftigen Schickſale ſich der Reihe nach vorgeſtellt zu ſehen. Die Zukunft, erwiederte Seckendorff, wolle er Gott überlaſſen; aber angenehm würde es ihm ſeyn, wenn er noch einmahl ſein ganzes vergangenes Leben wie in einem Gemählde vor ſich ſehen könnte. Sein Wunſch wurde ihm ſogleich gewährt. Der erſchienene Mann gab ihm einen Spiegel, und hierinn erblickte er nun die Scenen ſeines vergangenen Lebens, deren er ſich im Wachen kaum mehr bewußt war, mit einer Deutlichkeit und Lebhaftigkeit vor ſich, als wenn ſie den Augenblick erſt geſchehen wären. Er ſah ſich als ein Kind von drei Jahren aufs genaueſte mit allen Umſtänden ſeiner Erziehung. Jede Schulſcene mit ſeinen Erziehern, jede verdrüßliche Begebenheit, die er in ſeiner Jugend erlebt hatte, ging in dem Spiegel lebhaft vor ſeinen Augen vorüber.

Bald darauf ſtellte ihn der Zauberſpiegel in der Folge ſeines Lebens auch ſeinen Aufenthalt in Italien vor. Dort hatte er eine Geliebte zurückgelaſſen, die er gewiß geheurathet haben würde, wenn ihn nicht ſein Schickſal aus Italien gerufen hätte. Dieſes Frauenzimmer erblickte er auch während ſeines Traums auf einem Bette liegend. Sie winkte ihm freundlich zu, und er näherte ſich ihr. „Wir müſſen uns trennen, ſagte ſie; aber nicht lange, lieber Seckendorff, — denn ohne Sie kann ich nicht lange ſeyn! jetzt aber müſſen Sie mich auf einige Augenblicke verlaſſen!“

Ein Liebhaber iſt auch im Traume gegen ſeine Göttin erſtaunlich artig und gehorſam. Seckendorff ging ſogleich aus dem Zimmer, als er aber einige Minuten nachher wieder hereintrat, lag ſie weit ſchöner und einer Verklärten gleich, auf dem Bette. An ihren Füßen that ſich jetzt ein Vorhang auf, hinter welchem Seckendorff einen unbeſchreiblichen Glanz hervorſtrahlen und ſich eine Menge ſchöner und verklärter Geſchöpfe bewegen ſah, welche ihm alle ſehr vergnügt zu ſeyn ſchienen. Sein Auge wurde von dem Zauber ihrer Schönheit ganz verblendet. Eine von dieſen verklärten Schönen faßte endlich ſeine Geliebte bey der Hand, zog ſie mit ſich fort, der Vorhang fiel nieder, — und er erwachte.

Bald nachher ſchlief Herr von Seckendorff wieder ein. Der nehmliche Menſch, welcher ihm den Zauberſpiegel gegeben hatte, erſchien ihm noch einmahl, und fragte ihn: ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden ſei, und ob er auch noch einmahl die Menſchen, welche er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſchte? Seckendorff erwiederte, daß ihm dieß Vergnügen verurſachen würde, und erhielt nun aufs neue einen Spiegel, indem er würklich alle ſeine Bekannte, todte und lebende der Reihe nach, aber mit dem Unterſchiede vorübergehen ſah, daß die noch lebenden Glücklichen ſeiner Bekannten ihn alle freundlich anſahen und ſtehen blieben; diejenigen aber, von denen er ſchon wußte, daß ſie unglücklich und mißvergnügt lebten, alle mit der Hand vor den Augen ſchnell, ohne ſich umzuſehen, in dem Spiegel vorübergingen. Ihnen folgte noch eine Anzahl, welche gleichfalls die Hand vors Geſicht hielten, von deren unglücklichen Schickſalen er aber keine Kunde hatte. (Er ſchrieb hernach an mehrere von dieſen letztern ſeinen Traum, und erkundigte ſich nach ihren jetzigen Lagen, welche auch alle richtig mit ſeinem Traumgeſicht übereintrafen.)

Die Verſtorbenen, die er in dieſem Spiegel ſah, hatten eine ganz eigene und einförmige Kleidung, blieben einige Augenblicke vor ihm ſtehen, und winkten ihm freundlich mit der Hand zu. Einige aber ſchwanden, die Hand vor ihre Augen haltend, blitzſchnell vorüber, doch ſo, daß er ſie erkennen konnte. Dieſes war ihm das Schrecklichſte bei ſeinem Traume geweſen, und er brach immer, wenn er auf dieſen Punkt kam, ſchnell in ſeiner Erzählung ab, ſo wie er überhaupt den ganzen Traum nicht leicht ohne einige Herzensrührung und ohne Thränen erzählen konnte.

Jetzt wachte er zum zweitenmahl auf. Seine innere Bangigkeit, die er fühlte, trieb ihn aus dem Bette, er ging ans Fenſter und ſuchte ſich zu zerſtreuen.

ſtreuen. Es ſchlug eben drei Uhr, und er legte ſich etwas beruhigt wieder nieder. Dießmahl nahm ſeine Phantaſie eine andere Richtung, er dachte jetzt im Traume über ſeinen Traum nach, und verfertigte im Schlafe folgendes Gedicht, *) welches er auch

*) Holde, ſüße Phantaſei!
Immer würkſam, immer neu.
Dank ſei deinen Zauberbildern,
Die mein hartes Schickſal mildern!
Dank dir, daß mir deine Kraft
Freude noch zum Leben ſchaft!

O! wie manchen langen Tag
Irr' ich deinem Blendwerk nach!
Im Vergangenen verlohren,
In der Zukunft neu gebohren,
Wachend, träumend, dort und hier!
Folg ich immer freudig dir.

Ein Geſicht verſchwindet kaum,
Winkt mir ſchon ein neuer Traum,
Sink' ich kraftlos und beladen,
Reichſt du mir den goldnen Faden,
Der mein trauerndes Gemüth
Sanft zu dir hinüber zieht.

Holde, ſüße Phantaſie!
Täuſcherinn! verlaß mich nie!
Nur im Kreiſe deiner Kinder
Eilt die Zeit mir hin geſchwinder,
Weiche nimmermehr von mir!
Auch im Tode folg ich dir.

auch zugleich componirte. Er erwachte aufs neue, ſtand auf, ließ ſich Licht bringen, und ſchrieb den ganzen Traum, nebſt dem Gedicht und der Compoſition noch in der nehmlichen Nacht auf, wie es im October des Merkurs 1784. ſteht.

Ich kann in dem uns mitgetheilten ſonderbaren Traum des Herrn von Seckendorff eben nicht viel Sonderbares finden, außer, daß er im Schlafe ein natürliches Gedicht, und noch dazu eine Compoſition deſſelben machte, wovon aber doch auch in der pſychologiſchen Geſchichte der Träumereien mehrere Beyſpiele vorkommen. Was war natürlicher, als daß einem Manne, der gewiß oft über die Reihe ſeiner Schickſale nachgedacht hatte, auch ſie wohl einmahl noch ganz wie in einem Spiegel zu überſchauen wünſchte, im Traume ein anderer mit einem Spiegel erſchien, und ihm darin die Folge ſeines Lebens vermöge ſeiner lebhaften Einbildungskraft deutlich ſehen ließ? Es iſt bekannt, daß dieſe Seelenkraft im Schlafe, wenn unſere Sinnen ruhen, und ſie ungeſtöhrt und ganz allein würken kann, oft mit der größten Lebhaftigkeit uns an Begebenheiten erinnert, die wir lange ſchon vergeſſen hatten. Es war alſo eine gewöhnliche und natürliche Folge dieſer ihrer Lebhaftigkeit, daß er ſich als ein Kind in dem Spiegel mit einer Menge von Umſtänden wiedererblickte, die er ſchon längſt vergeſſen haben konnte, — und was war vollends natürlicher, als daß man ſeine ehemalige Geliebte auf einem Bette liegen ſieht? — Wie oft mochte der Herr von Seckendorff, da er ſich von ihr trennen mußte, daran gedacht haben, daß er ſie gewiß einmahl als einen verklärten Engel wiederfinden würde, dergleichen Ideen ſind ohnedem ſchon einer Dichterſeele ſehr geläufig und natürlich, — ſo ſah er ſie in ſeinem Traum, und dieß ging nach den Geſetzen der Einbildungskraft eben ſo natürlich zu, als daß er in ſeinem zweiten Traum, welcher eine Fortſetzung des erſtern war, alle ſeine Bekannten wiedererblickte. Die Unglücklichen unter ihnen ſah er die Hand vor die Augen halten, weil er ſie wohl oft in dieſer Stellung, welche gemeiniglich ein Ausdruck unſeres Schmerzes iſt, beobachtet hatte, oder weil auch noch lebhafte Eindrücke von dergleichen Bildern und Kupferſtichen in ſeiner Seele verhanden ſeyn mochten, die ſich mit der Vorſtellung ihres Unglücks durch die Ideenaſſociation verbanden. Sonderbarer als alles Vorhergehende ſcheint die Bemerkung zu ſeyn, daß einige, von deren Schickſalen er nichts wußte, gleichfalls mit der Hand vorm Auge vorübergingen, und daß er nach genauer Erkundigung würklich erfuhr, daß ſie unglücklich lebten, allein wie zufällig konnte auch dieß zugehen, und wie viele ſeiner Bekannten konnten ſich unglücklich zu ſeyn einbilden, ob ſies gleich nicht waren.

Durch eine natürliche Folge ſeiner Ideen, wobei ſeine Phantaſie immer ein gemeinſchaftliches Endziel hatte, ſahe er nun auch ſeine verſtorbenen

Bekannten und Freunde. Ein Theil derſelben winkte ihm freundlich zu, ein anderer Theil lief blitzſchnell, die Hand vor die Augen haltend, vorüber, — eine offenbare Wiederhohlung des erſten Traums! Seine Seele dachte gewiß auch im Traume daran, ob jene alle jenſeit des Grabes glücklich ſeyn würden, und ſein erſter Traum muſte ihn auf die Idee bringen, daß ſie es nicht alle ſeyn könnten. Er ſah ſie in der nehmlichen Stellung, wie die erſtern, die Hand vor dem Auge, und dieſer Theil ſeines Traums muſte ihm denn freilich ſchrecklich vorkommen, weil er ihn für eine Revelation über den unſeligen Zuſtand ſeiner verſtorbenen Freunde zu halten ſchien. Ganz mag er auch das Lied nebſt ſeiner Compoſition wohl nicht ſo geträumt haben, wie es gedruckt iſt, wenigſtens hat es im Wachen erſt ſeine Feile erhalten.

P.

4.

Stärke der Einbildungskraft.

Vor einigen Jahren waren zu . . . in Weſtphalen mehrere Prediger auf einem Convent zuſammengekommen. Einer von ihnen verließ einige Minuten die Geſellſchaft, um vor ſich im Stillen über etwas nachzudenken, und wählte dazu eine naheliegende Allee, in welcher ihn ſeine Confraters bedächtig auf- und niedergehen ſahen. Einer unter ihnen ein luſtiger Kopf, beſchloß einen Spaß mit ihm zu machen, welchen er auch ſogleich ausführte, und der darin beſtand, daß er ſich hinter ein Geſträuch an der Allee verſteckte, und wie jener vorbei kam, ihm mit einer dumpfen Stimme zurief: **Beſtelle dein Haus, denn du mußt ſterben!** Der Wanderer ging vorüber, ohnmerklich erſchrocken zu ſcheinen. Er kehrte um, und die hohle Stimme des Spaßmachers ließ ſich noch einmahl hören, und endlich zum drittenmahle. **Es iſt gut**, antwortete der auf- und niedergehende Prediger, als ihm jener Ton noch einmahl entgegenkam, den er bei einer dreimahligen Wiederhohlung endlich für eine würkliche göttliche Stimme, und für ein deutliches Omen ſeines nahe bevorſtehenden Todes betrachtete.

Er kam in die Predigergeſellſchaft merklich verändert zurück. Sein Geſicht war leichenblaß, er ſprach nicht mehr, und ſchien äußerſt bedächtig zu ſeyn. Die Geſellſchaft erkundigte ſich nach der Urſache ſeines jetzigen finſtern in ſich gekehrten Betragens, und erfuhr von ihm zum größten Erſtaunen, daß ſein Ende nahe ſei, weil er eine außerordentliche Stimme darüber vernommen habe. Seine Collegen fingen laut zu lachen an, verwieſen ihm ſeine Leichtgläubigkeit, und entdeckten ihm den ganzen Handel. Allein — vergebens. Der Prediger glaubte nun einmahl, daß jene Stimme vom Himmel gekommen ſey. — Man machte die ihm vorgeſprochenen Worte genau nach, nannte ihm die Zeit, den Mann, der mit ihm ſeinen Scherz getrieben habe; alles half nichts. Der Prediger hielt alles dieß für erfundene Kunſtgriffe, ihn von ſeiner Meinung zu befreien, blieb dabei, daß er gewiß bald ſterben werde, —— und wurde in kurzer Zeit auch würklich ein Opfer ſeiner Einbildung *).

St——

---

*) Ich glaube, daß man in der That mit ſolchen Späßen, dergleichen man dem Prediger ſpielte, äußerſt behutſam verfahren müſſe. Unſere einmahl verſchrobene Phantaſie nimmt ſelten Vernunftgründe an, womit man ſie heilen will; und man weiß, zu welchen Ausſchweifungen ſie vornehmlich Hypochondriſten verführen kann.

Man hat ſehr viele Beiſpiele, daß Leute blos dadurch ſich ihren Tod zugezogen haben, weil ſie ihn ſich einbildeten. Sie glaubten irgend eine Ahndung, einen Traum davon gehabt zu haben. Noch vor wenigen Jahren ſtarb hier in Braunſchweig ein Prediger, wahrſcheinlich an eben einer ſolchen Phantaſie. Er kündigte mehrere Jahre vorher ſeinen Freunden ſeinen Tod an, ob er gleich ganz geſund war, hielt einige Zeit vorher öffentlich eine Abſchiedsrede an ſeine Gemeine, und ſtarb endlich würklich um die vorhergeſagte Zeit. Von dieſem Vorfall werde ich in einem der nächſtfolgenden Stücke mehrere Nachricht geben.

D. H

5.

Fortſetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R...

(S. Moritz Magaz. 4ter B. 3tes S. 33, fgg.)

Daß ich von einem Laſter zurückkam, welches meinen Körper ſowohl als meinen Geiſt zerrüttete, dies hatte ich großentheils meiner verlangten beſſern Einſicht von der Natur und Folgen des Laſters und aufgeklärtern Begriffen von Tugend und Religion zu verdanken. Doch kann ich nicht läugnen, daß hiezu auch Liebe zu einem Mädchen das Ihre beitrug. In meiner Nachbarſchaft wohnte ein Mädchen, das ich öfters zu ſehen Gelegenheit hatte, und das mich Neuling in der Liebe durch ihre Reitze ganz einnahm. Ich hatte ſie nie geſprochen, aber ihre ſanften Züge ſchienen mir Unſchuld der Sitten, zartes Gefühl für Tugend, Sanftmuth der Seele zu verrathen. Ich ſchuf mir nach meinem Gutbefinden, und ſo wie es mein Intereſſe foderte, ein Ideal meiner Einbildungskraft, und dieſem gab ich des Mädchens Namen. So oft ich bei Ihrem Hauſe vorüberging, machte ich, wenn ſie am Fenſter ſtand, eine Verbeugung, und wenn ſie dieſe etwas höflich erwiederte, glaubte ich ſchon darin ihre Liebe, ihre Sympathie mit mir, ihr Schmachten nach mir zu leſen. Kurz, ich bildete mir ein, ihr Herz müßte gerade ſo ſtark für mich, als das meinige für ſie, ſchlagen.

Zu furchtſam mich ihr zu entdecken, dachte ich weiter nicht auf Gelegenheit ſie näher kennen zu lernen, ſondern lebte der Zuverſicht, für einander geſchaffne Seelen fänden ſich ſchon von ſelbſt. Indeß ſprach ich mit ihr auf meinen einſamen Spaziergängen, ohne ſie bei mir zu haben, ich ſchrieb Briefe an ſie, ohne ſie abzuſchicken, ſetzte meine Empfindungen auf, die mir beim Spazierengehen einfielen, und zerriß ſie wieder. Kurz, ich liebte einen Schatten, ein Bild, das ſich meine Einbildungskraft mit allen Farben der weiblichen Tugend, nach meinem damaligen freilich ſehr eingeſchränkten Begriffen davon, ausmahlte. Ich verließ das Gymnaſium und die Stadt, ohne den Gegenſtand meiner Liebe geſprochen zu haben. Ich hatte doch den Vortheil von meiner Leidenſchaft für dieſes Mädchen, daß meine Triebe eine andre Richtung bekamen, daß mir mein voriges Laſter immer abſcheulicher wurde; denn um ihr zu gefallen, lebte ich ſo ordentlich, daß ich glaubte, ihr vor jedem meiner Gedanken und Handlungen Rechenſchaft geben zu müſſen. Sie war alſo in allem Betracht mit eine Urſache zu meiner Geneſung, ich wurde dadurch wieder ein Menſch, und zwar ein vernünftiger Menſch. Jene Empfindungen der Theilnahme an der menſchlichen Geſellſchaft wachten in mir wieder auf, und machten mich mehr als bisher geſellig.

Ich bezog die Univerſität, und mit dieſer Veränderung meiner Lage änderte ſich denn auch meine ganze Denkungsart. Die ſchwachen Spuren der vormaligen Leidenſchaft wurden durch die Zeit ausgetilgt, und ich lag die ganze Zeit meiner akademiſchen Laufbahn den Studien ob, ohne je wieder in Verſuchung zu kommen, mich zu verlieben. Aber die Liebe war deswegen nicht aus dem Herzen des Jünglings entflohen, die vorigen Triebe ſchlummerten blos eine Zeitlang, und wurden durch andre entgegengeſetzte ſtärkere geſchwächt und zurückgehalten. Es war einer Stunde oder vielmehr einem Augenblick vorbehalten, meine Leidenſchaft wieder anzufachen.

Ich kam, nachdem ich ausſtudirt hatte, zu dem würdigen Mann in Condition, der mich auf Schulen und Univerſitäten von Zeit zu Zeit mit Geld unterſtützt hatte. Hier fing ich erſt wieder an meines Lebens recht froh zu werden, hier erhub ſich der Geiſt wieder einigermaßen, der bisher von der Armuth und Sorgen, mit denen er unaufhörlich zu kämpfen hatte, darniedergedrückt worden war. Ich hatte einen Winter bei ihm und ſeiner Familie — den erſten meines Lebens, den ich ohne Harm und Kummer verlebte — zugebracht. Die Ankunft des Frühlings, deſſen Schönheiten ich aus natürlichen Gründen noch nie ſo wie itzt empfunden hatte, und ein benachbartes ländliches Feſt rufte uns nach ! . . . Wir zogen alle, Alt und Jung, dahin, und freuten uns unterwegs der Natur und ihrer Herrlichkeit. Die Alten giengen Hand in

Hand, und die Kleinen hüpften froh um uns herum, und ſprangen über Berg und Thal. Nur ich hatte ganz andre Empfindungen, als jene. Ich ward ſtill und traurig, aber ſo, daß ich himmliſche Wonne in dieſer traurigen Stimmung genoß. Ich hätte gleich, ohne zu wiſſen warum, weinen mögen, mußte aber die Thränen unterdrücken. Ich fand ein Sehnen in meinem Herzen, ein Verlangen, das ich mir nicht zu nennen wußte. Es war eine Zeit der Empfindung, die uns, glaub ich, nur einmahl in unſerm Leben zu Theil wird. Man iſt ſo ganz der gefühlvolle Jüngling, iſt ſo ganz von unausſprechlichen Gefühlen durchdrungen, daß nichts ſeeligers gedacht werden kann, es iſt einem ſo wohl und ſo weh, ſo weh und ſo wohl! Dies war jetzt mein Zuſtand, als ich durch eine plötzliche Erſcheinung aus meinem Traume erwachte. Wir waren während, daß ich der Geſellſchaft nachging, bis ans Ende des kleinen Wäldchens gekommen, an deſſen Ausgang wir in ein Thal hinabſahen, das uns auf einmahl die reitzenſten Scenen, die der Wald bisher vor unſern Augen verborgen hatte, darſtellte. Schon ſahen wir das kleine, aber niedliche Landhaus, das uns heut beherbergen ſollte, und bald darauf erblickten wir von weitem die Familie jenes Hauſes, die uns entgegen kam. Ein alter ehrwürdiger Greiß, ſeine Frau, und eine Muhme, die ſich bei den kinderloſen Alten aufhielt, und die einzige Freude ihres Alters war, empfingen uns. Deutſcher

Biederſinn, Rechtſchaffenheit, Vertraulichkeit und glückliche Einfalt der Sitten zeichneten dieſe würdige Familie aus. Schon im voraus kam ich durch die Schönheit der lachenden Gegend, deren Bewohner ich mir nicht anders als καλοὺς καὶ ἀγαθοὺς denken konnte, mit dem beſten Vorurtheil hieher, und meine Erwartung ward nicht getäuſcht. Ob das Mädchen, liebevoll, ſanft und blühend wie die ganze Natur, Eindruck auf mich machte? Meine Seele war durch die Scenen dieſes Tages ſchon ſo ſehr zu ſanften Empfindungen geſtimmt, daß es nur dieſes Gegenſtandes bedurfte, um mich auf einmahl zum feurigſten Liebhaber zu machen. Dieſe Liebe war unſchuldig, und machte in der Folge das Glück meines Lebens.

6.

Einzelne pſychologiſche Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgeſetzt.

Jemehr unſere Leidenſchaften aufgebracht ſind, deſtomehr gefällt es uns, wenn ſie andere billigen. Auffallend iſt dieſe Bemerkung vornehmlich bei dem Zornigen. Der iſt uns alsdenn beſonders willkommen, welcher uns Recht giebt, und wir können durch einen Zuwink, den wir erhalten, leicht zu Freunden des unſern Zorn billigenden gemacht werden. Weil unſere Eitelkeit gemeiniglich mit bei unſerm Zorne intereſſirt iſt, und weil wir nicht ſelten uns mitten in unſerer Hitze etwas zu vergeben glauben; ſo muß es uns allerdings ſehr angenehm ſeyn, wenn ein Anderer unſere Parthie nimmt, und uns vor den ahnenden Gedanken ſichert, als ob wir in den Augen Anderer durch unſern aufgebrachten Muth verlieren würden.

Unſer Zorn nimmt gemeiniglich **in dem Maße** zu, als der andere, den er betrift, **kaltblütig** und **gleichgültig** bleibt. Dies kommt wahrſcheinlich daher, weil wir dadurch von ihm überwunden zu werden fürchten, weil jener uns zu **verachten** ſcheint, und weil überhaupt jede Gleichgültigkeit gegen unſre Leidenſchaften etwas Unausſtehliches für uns hat.

Viele Leute, die ſonſt eben nicht ſehr geſprächig und lebhaft ſind, oder ſich darin einzuſchränken wiſſen, wenn ſie in eine Geſellſchaft kommen, werden von einer ganz ungewöhnlichen Lebhaftigkeit und Sprachſeligkeit überraſcht, wenn ſie das erſtemahl in ein fremdes Haus introducirt werden. Ihre Zunge läßt die Anweſenden nicht zu Worte kommen, und nicht ſelten wird der angeſtrengtere Ton ihrer Stimme jenen ſehr läſtig, ohne daß dieſe es merken. Die Neuheit der Gegenſtände kann viel zu jener Lebhaftigkeit beitragen; allein, ich erkläre ſie mir mehr aus einer verſteckten Neigung gefallen und unterhalten zu wollen.

Es giebt wenige Menſchen, — das delikate weibliche Geſchlecht nicht ausgenommen, wenn es gleich oft eine äußere Schamhäftigkeit affektirt, — welche nicht an verſchiedenen ſchmutzigen Ausdrücken einen, — wenigſtens heimlichen Gefallen haben ſollten. Der Witz der Kinder fängt ſich hieran gemeiniglich zu üben an, und ich habe manchen hochgelahrten Mann gekannt, welcher darin Meiſter war; ſonderlich wenn die Tafel — zu Ende ging. Aber woher jene geheime Neigung des Menſchen zu ſchmutzigen Ausdrücken? Man muß mehrere phyſiſche und moraliſche, — oder beſſer, unmoraliſche Urſachen zuſammennehmen. Oft kann uns ſchon die lächerliche Aufmerkſamkeit Anderer, die gleich aufhorchen, ſobald etwas Schmutziges geſagt werden ſoll, dazu anreitzen; noch öfter aber liegt der Grund der Anreitzung in dem **Lächerlichen**, welches ein ſchmutziges Wort, ein ſchmutziger Gedanke in ſich ſchließt, obgleich der Grund des lächerlichen nicht immer nach pſychologiſchen Regeln angegeben werden kann. Manchmahl kann uns auch das läſtige Gefühl eines Verbots, wovon wir uns ſo gern befreien, zu jenen Ausdrücken leicht verführen.

Die D. G., ein Weib von ſehr lebhaftem Geiſte und ausgebildeten Verſtande, kann ſich keinen ihrer entfernten **Freunde** vorſtellen, wenigſtens iſt nur ein äußerſt dunkles Bild von ihnen in ihrer Seele vorhanden; lebhafter und viel deutlicher hingegen kann ſie ſich Leute vorſtellen, welche ihr vollkommen **gleichgültig** ſind, auch nur von dieſen, und nicht von jenen, pflegt ſie zu träumen.

Es iſt uns oft im Traume ſchlechterdings nicht möglich eine angefangene Handlung zu Ende zu bringen, die doch ſonſt ohne alle Schwierigkeit zu ſeyn ſcheint. Es quält uns, daß wir zaudern möchten, wir entdecken keine Urſache davon, und doch ſcheinen uns, vermöge eines dunkeln Gefühls, eine Menge Hinderniſſe im Wege zu liegen. Man will auf die Kanzel ſteigen; aber in dem Augenblick ſehen wir, daß wir noch keine Beinkleider anhaben; man will das vorzuleſende Evangelium ſuchen; — allein es iſt nirgends zu finden; man will ein Thema wählen — aber es will uns keins einfallen. So findet der Verliebte oft in der Gegenwart ſeines Mädchens unüberſteigliche Hinderniße, ſie zu umarmen, die ihm im Wachen nimmermehr einfallen würden. **Warum** ſcheint hier das Handlungsſyſtem der menſchlichen Seele zu ſtocken, einen heterogenen Gang zu nehmen, warum handelt ſie nicht ſo, wie ſie auf die natürlichſte Weiſe im Wachen handeln würde, wenn alle Umſtände ſo wie im Traume gereihet und geſtellt wären? Es laſſen ſich gewiß hievon mehrere pſychologiſche Gründe angeben, und vielleicht wäre es beſſer, jeden einzelnen Fall einzeln, als nach allgemeinen Regeln zu beurtheilen. Der vornehmſte Grund hievon, ſo wie überhaupt aller Bilder und Handlungen, die uns im Traume vorkommen, liegt in der Stärke einer unwillkürlichen Ideenaſſociation. Wir werden alle Augenblicke zu **Nebenbildern** unſerer Phantaſie hingeriſſen, und ſelten geſchieht eine Handlung im Traume, die einige Weile erfodert, nach ihrer ganzen natürlichen Folge, die ſie im Wachen haben würde. Oft kann aber auch gerade eine gewiſſe **Mittelidee** fehlen, ohne welche in der Handlung des Träumenden nothwendig eine Lücke entſtehen muß, wodurch die natürliche Folge der Handlung unterbrochen wird, die wir im Wachen, weil uns jene **Mittelidee gegenwärtig** war, richtiger beobachten würden. Sollte nicht auch bisweilen ein dunkles Gefühl des Träumenden, daß ſein Körper **ruhet**, nicht den völligen Entwickelungen ſeiner Plane hinderlich ſeyn?

Daß die menſchliche Seele oft an ihrem eigenen Kummer einen Gefallen findet, ihn lieber zu haben, als nicht zu haben wünſcht, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber **wie** iſt dieſes Phänomen zu erklären, da wir ſonſt natürlicherweiſe nichts wollen, als was uns Vergnügen macht? — ſollte es nach Homer würklich Triebe zu Handlungen in uns geben, die vom Vergnügen oder Mißvergnügen gänzlich **unabhängig ſind**? — Ich glaube nicht. Unſere Seele befindet ſich, wenn ſie einen Gefallen an ihrem eigenen Leiden findet, in dem Zuſtande **gemiſchter Empfindungen.** Es ſchmeichelt ihrer Eitelkeit, ihren Begriffen, die ſie von Duldung, und vornehmlich von der Wichtigkeit des Gegenſtandes hat, um deſſentwillen ſie leidet; auch das **dunkle** Gefühl, wie wohl ihr ſeyn wird, wenn ihre Leiden ſich endigen werden, **Zurückerinnerung**, wie wohl ihr dabei ſchon mehrmahls zu Muthe geweſen iſt, kann es verurſachen, daß ſie den Kummer **haben will.** Man ſetze: in dieſem gewünſchten Empfindungszuſtande wären die angenehmen mit dem würklichen Schmerzensgefühl verbundenen Vorſtellungen $a + b + c + d$. u. ſ. w., und dieſe würkten mit einer Lebhaftigkeit $= A$ auf die Seele; die unangenehmen Ideen wären aber entweder kleiner als $a + b + c + d$, oder ihre Lebhaftigkeit und Stärke $= B$ wäre kleiner als A, ſo wird zwar die Seele immer noch ein ſtarkes

Gefühl dieſer unangenehmen Ideen behalten; aber ſie wird ſie nicht wegwünſchen, weil ſie mit a + b + c + d der angenehmern und mit der Lebhaftigkeit A verbunden ſind. Iſt der Fall umgekehrt, ſo iſts begreiflich, daß die Seele ſich auf die andre Seite neigen und ihren Kummer nicht länger wünſchen wird. Man leſe hierüber da nach, was Feder in ſeinen Unterſuchungen über den menſchlichen Willen 1 Th. pag. 466 ſq. mit der ihm eigenen Deutlichkeit und Beobachtungsgabe geſagt hat.

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntniſſe.

Ich glaube, daß viele Leſer des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde in dieſen Bekenntniſſen frappante Züge ihres eigenen Herzens antreffen werden. Sie ſind mit gewiſſenhafter Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe geſchrieben, und rühren von einem aufgeklärten Manne her, den ich aber nicht nennen darf, weil er ſichs ausdrücklich verbeten hat; — errathen wird ihn gewiß niemand.

Aufſätze dieſer Art, welche den Menſchen mehr im geſunden Zuſtande ſeines Denkens und Wollens darſtellen, uns nicht blos gewöhnliche Seelenkrankheiten ſchildern, woraus bisher ſo wenig erhebliche Reſultate für die Pſychologie in unſerm Magazin gezogen werden konnten, ſollen uns künftig beſonders willkommen ſeyn.

Wenn in jenen Krankheitsgeſchichten der menſchlichen Seele nicht zugleich ihre eigenthümliche auf die Natur unſerer Vorſtellungen gegründete Heilart mit angegeben wurde, wenn man dabei nicht aufmerkſam auf den würklichen Urſprung, auf die Analogie, auf den ſonderbaren

Zuſammenhang dieſer und jener ſtätigen oder unterbrochenen Ideenreiche eines Wahnſinnigen oder andern Seelenkranken war, woraus gewiſſe neue oder noch nicht genug ins Licht geſtellte pſychologiſche Wahrheiten erlernt werden konnten; kurz, wenn ſie nicht mit dem philoſophiſchen Geiſte geſchrieben waren, mit welchen uns der Herr Hofrath Marcus Herz ſeine ſonderbare Krankheitsgeſchichte im zweiten Stück des erſten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde, Seite 44 u. ſ. w. geſchildert hat; ſo konnten ſie wohl für die Wiſſenſchaft nicht von großem Nutzen ſeyn. — — — Doch hier ſind die Bekenntniſſe. P.

Eine meiner Hauptleidenſchaften, mit der ich zu kämpfen habe; — aber nicht gerne kämpfe, die mich oft unendlich glücklich, noch öfter aber unbeſchreiblich unglücklich macht, — iſt Ehrgeitz, Sucht nach Beifall, Eitelkeit.

Ich fühle in dem Augenblick ein unnennbar ſüßes Vergnügen, wenn man mich vorzieht, wenn ein angeſehener Mann mit mir in Geſellſchaft ſpricht, wenn man mich mit Aufmerkſamkeit anhört, wenn ein Zweiter, Dritter, Vierter meinen Behauptungen, (denen ich oft den Anſtrich des Paradoxen zu geben ſuche,) nachgiebt, nichts mehr darauf zu antworten weiß; wenn ich einem Andern einen Sieg den Vernunft über den Glauben abgewinnen kann; — ein inneres Gefühl von Denkkraft und Selbſtzufriedenheit, das ich keinem beſchreiben kann. Die ganze Welt wird ein Paradies um mich her, ich fühle mich zu allem Guten ſtark, ich könnte alles andere verläugnen, wenn nur jene meine ehrgeitzige Leidenſchaft genährt und geſättigt werden kann; aber ich gerathe in eine **demüthigende** Kleinmuth, in einen unglücklichen Zwiſt zwiſchen natürlicher Menſchenliebe und Menſchenhaß, meine liebſten Freunde werden mir unerträglich, wenn man mich **verkennt**. Schon dadurch bin ich mehr als einmahl in eine innere Wuth gerathen, wenn keiner auf mich Acht gab, wenn ich meine Worte in den Wind ſprach, wenn die Geſellſchaft ſich um einen andern herumdrängte, ſeine Ausſprüche bewunderte, belachte, beklatſchte und mich gleichſam ganz vergaß. Oft hab ich mich dann in den entfernteſten Winkel der Stube geſetzt, und feſt beſchloſſen, die Menſchen auf immer zu fliehen; allein eben die Leidenſchaft, die mir dies eingab, trieb mich auch wieder zu ihnen hin, weil ich mir das Gefühl, ſich **allein** zu bewundern, bei allem meinen Ehrgeitze für das armſeligſte Ding von der Welt hielt.

Ich ſchätze große Männer, erleuchtete Köpfe unendlich; aber ich kann ſie nie ohne Zwang meines Herzens loben, und noch unausſtehlicher wird mir oft das Lob, welches ihnen Andere ertheilen. Ich empfinde dabei nicht ſelten einen unwiderſtehlichen Ekel, der mich Stundenlang unglücklich macht; ich wünſche, daß der Lobredner mit ſammt ſeinem

Helden nicht exiſtiren möge, ich habe manchem hochgerühmten Mann ſchon den Tod gewünſcht, und habe die Nachrichten von ſeinen Krankheiten mit einer ſüßen heimlichen Freude angehört *).

Neid iſt gemeiniglich, oder ich will lieber ſagen, **allemahl** der Sohn einer heftigen unregelmäßigen Selbſtliebe; es giebt und kann keinen Menſchen geben, der von jener Leidenſchaft ganz frei wäre, weil jeder Menſch einen Trieb zum **Mehrhaben** beſitzt, und doch kann ich betheuren, daß ich keinen Menſchen beneide, welcher auf eine **andere** Art, als durch Gelehrſamkeit mehr als ich iſt. Reichthum, glänzende Bequemlichkeit, ſinnlicher Genuß, äußere Pracht, hohe Ehrenſtellen, ſchöne Weiber, — alle dieſe Dinge haben meinen Neid nie erregt; aber der Gedanke, daß Andere viel **mehr** als ich wiſſen, daß ich ihnen nicht nachkommen werde, daß mein Name unter der Menge der Ihrigen vielleicht ewig vergeſſen wird, liegt oft wie ein Gebürg auf meiner Seele, und verſcheucht gleich einem boshaften Dämon die ſüßeſten Freuden meines Lebens.

Von jener Leidenſchaft des gelehrten Neides angeſpornt, mache ich mir oft ein heimliches Vergnügen, die Unvollkommenheiten und Schwächen in den angebeteten deutſchen Dichtern und Proſaiſten aufzuſuchen, und über ſie im Stillen oder in Gegenwart eines Freundes ein unbarmherziges Gericht zu halten. Meine Critik trift vornehmlich die, welch ſich — ſo mittelmäßig ſie auch immer ſeyn mögen — ſich (vielleicht durch ihre Mittelmäßigkeit allein) ſehr berühmt gemacht haben. Es koſtet mir Mühe und Ueberwindung, ihre Blößen nicht öffentlich aufzudecken, und ich kann mich im Voraus ſchon herzlich auf ein künftiges Zeitalter freuen, welches ihnen die Larve kühn vom Geſicht reißen, und ſie der Geißel der Critik übergeben wird.

---

*) Doch wahrſcheinlich nur in finſtern hypochondriſchen Launen? P.

Gegen diejenigen Menſchen, welche mich auf irgend eine Art vorzuziehen ſcheinen, fühle ich eine unbegränzte **Zärtlichkeit** meines Herzens. Ich könnte mich für ſie ganz aufopfern, ganz für ſie leben: meine Dankbarkeit gegen ſie erwacht mit mir des Morgens, und iſt mein letzter Abendgedanke; ich kann ihnen nichts abſchlagen, ſie beherrſchen mich, und erſt der Tod wird meiner unermüdeten Dienſtfertigkeit gegen ſie ein Ende machen. Wenn ich bisweilen unter dem Gebürge meiner Hypochondrie vergraben liege, wenn ich glaube, daß mich die ganze Welt verlaſſen und vergeſſen hat; ſo eile ich zu dieſen mir ſo ſchätzbaren Menſchen, und hohle bei ihnen Troſt gegen den vielfältigen Kummer meines Herzens, den die Menſchen ſo oft, ach ſo oft! wehe gethan haben. Ihr freundlicher Blick gießt neues Leben in meine Seele, — ich fühle mich wieder beruhigt; — denn dieſe wenigſtens verachten mich doch nicht.

Hierin liegt eigentlich der pſychologiſche Grund meiner **unauslöſchbaren** Zuneigung gegen das andere nachgebendere Geſchlecht. Es hört mich aufmerkſamer an, es bleibt nicht, wie die kalten Männer, taub und ſtumm bei meinen Klagen, es widerſpricht mir nicht, wenigſtens nicht auf eine ſo rüde Art, wie jene, nicht mit der impoſanten Miene der Rechthaberei und des gelehrten Stolzes — ein Ding, wovor ich den **allergrößten Abſcheu** habe, — ſondern es giebt den meiſten meiner Gedanken Beifall, es ſcheint ſich zu freuen, wenn es mit mir auf eine ſchelmiſche oder auch ernſthafte Art über Gegenſtände der Unterſuchung ſtreiten kann. Daher auch meine **Bereitwilligkeit**, mich von ihm belehren zu laſſen, mein ſtarker Glaube an die Güte ſeines Herzens, und ſeine Tugend, (ob ich mich gleich hierin nicht ſelten betrogen habe,) und mein Bemühen — aus Dankbarkeit — mich in ſeine launen zu ſchicken, was mir bei meinem Geſchlecht faſt **unmöglich** iſt. Nichts unterhält aber meine zärtliche Zuneigung gegen daſſelbe mehr, als der Umſtand, daß ich es nicht in Abſicht ſeiner Kenntniſſe **beneide**, daß ich es darin vielmehr weit zu übertreffen glaube; — aber das unausſtehlichſte Geſchöpf von allen unter der Sonne iſt mir ein Weib, welches eine tiefe Gelehrſamkeit **affectirt**. Eine Minute in ihrer Geſellſchaft wird mir zu einer langen

Ewigkeit; ich fühle mich dann oft geneigt über eine ſolche Unnatürliche laut zu ſpotten; aber mein Unwille feſſelt meine Zunge, meine Begriffe verwirren ſich, und ich muß mich entfernen.

Noch denke ich mit Schrecken an die Stunde, die ich einſt mit einem ſolchen von Gelehrſamkeit ſtrotzenden Weibe zubringen mußte. Sie rezenſirte einen Pindariſchen Hymnus, davon eine bekannte Ueberſetzung erſchienen war; ſie ſprach von dem Feuer des Poeten, von ſeiner Vers art, von dem grigiſchen Heldengeſange wie ein Profeſſor der morgenländiſchen Literatur mit einer ſo abſcheulichen Selbſtgnügſamkeit, daß ich alle Geduld verlor, und endlich — fortlief, ſo willkommen mir ein Geſpräch über den Pindar mit einem geſcheiten Manne geweſen wäre.

Ich habe ſchon verſchiedene Widerſprüche in meinem Character flüchtig berührt. So ſehr es meinem Herzen ſchmeichelt, wenn ich von andern vorgezogen werde, ſo lieb ich die Menſchen habe, die dieſes thun; ſo unangenehm iſt es mir, wenn man mich ins Geſicht lobt. Meine Verlegenheit dabei hat nicht ſelten ſeltſame Rollen geſpielt, welche noch mehr dadurch veranlaßt wurden, daß ich nun auch dem andern etwas Schönes ſagen wollte, welches mir erſtaunlich ſchwer wird, wenn ich eine Mannsperſon vor mir habe. Ich mag es unendlich lieber haben, wenn ich durch den dritten, vierten Mann ganz von ohngefähr erfahre, daß von mir auf eine mir rühmliche Art die Rede geweſen iſt, als wenn man mich gerade ins Geſicht lobt; oft bin ich mißtrauiſch dabei, ob auch das Lob *Wahrheit* und nicht *Ironie* iſt; noch öfter glaube ich, daß mein Lobredner mich nicht genug beurtheilen könne, ſein Lob thut mir alſo gewiſſermaßen nicht Genugthuung, und ich wünſchte lieber, daß er ganz *geſchwiegen* hätte.

Noch ſonderbarer iſt mir aber die Erſcheinung in meinem Character vorgekommen, daß ich nicht ſelten eine Neigung *über mich* ſelbſt zu *ſpotten* empfunden habe. Es ſollte mir nicht die mindeſte Ueberwindung koſten, die beißenſte Satyre auf mich zu machen; aber ich halte dieß doch ſelbſt wieder für Stolz. Es gefällt mir nehmlich, daß ich dadurch einiges Aufſehen, einige Bewunderung über meine ſeltſame Laune erregen könnte, nicht zu gedenken, daß uns das Lächerliche *an uns* oft ſelbſt gefällt, und daß ich von Jugend auf die unglückliche Neigung gehabt habe, an jeder Perſon zuerſt das Lächerliche aufzuſuchen; — eine Neigung, welche man ja ſo früh als möglich bei jungen Leuten ſchwächen ſollte, wenn man ſie nicht ganz *tödten* kann.

Ich habe mein Lebtage wenig *Freunde* im eigentlichen Sinne des Worts gehabt, es iſt mir immer nicht ſehr natürlich vorgekommen, mehrere Menſchen *würklich* zu lieben, und ich habe diejenigen oft für halb verrückt gehalten, welche jedem ihrer zahlreichen Freunde mit einer Inbrunſt um den

Hals fallen können, als wenn ſie ihr Mädchen umarmten; ich habe ſogar dieſen Enthuſiaſten nie recht getrauet, und ſie mir ſo viel als möglich vom Leibe gehalten. — — — Aber die wenigen Freunde meines Lebens habe ich unausſprechlich geliebt. Einige deren ſind ſchon in eine glücklichere Welt hinübergegangen, meine Seele weint noch um ſie, und wird ewig um ſie weinen, wenn ich ſie nimmer wiederfinden ſollte. Ihr Tod hat mich auf die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele wieder ſehr aufmerkſam gemacht; eine Lehre, deren Gewißheit ich für die ſpekulative Philoſophie einmahl beinahe völlig aufgegeben hatte, — ſelbſt der Meiſter in der Kunſt, abſtracte Wahrheiten auf die liebenswürdigſte Art zu verſinnlichen, Mendelsſohn, ſchien mir falſche Schlüſſe aus noch nicht ganz bewieſenen Theoremen gezogen zu haben.

Die Briefe jener Seeligen ſind mir noch jetzt ein ſehr werthes und liebes Heiligthum; ich kann ſie nie ſehen, ohne zu weinen, ich ſchöpfe aus ihnen Troſt gegen meine Leiden, und Belehrung zu meinen Geſchäften; eine unbeſchreiblich ſüße Wehmuth überraſcht mich dann oft, meine Phantaſie führt mich auf ihren Fittigen in eine idealiſche Welt der Vollkommenheit hinüber, wo ich meine Freunde in dem Schooße eines unausſprechlichen Glückes wiederfinde, und unter ihrer Anführung das Univerſum durchwandle. —

Bis in mein vierundzwanzigſtes Jahr wurde ich von einer Leidenſchaft gefoltert, die — ein Jeder kennt, bei welcher aber tauſend weniger furchtſam ſind, als ich es war, — von der Liebe. Nach dieſer Zeit habe ich faſt nichts mehr von ihren Stürmen empfunden, obgleich nicht die mindeſte Veränderung in meiner Geſundheit vorgegangen war, ich auch gewiß nicht die Urſache davon, wie Cordan (in vita propria) in der Conſtellation der Planeten ſuchen konnte, — kurz, ich wurde auf einmahl gegen die Liebe kalt, und mich intereſſirte nichts weniger in der Welt als ein — Weib.

Nie iſt mir bei aller Lebhaftigkeit meines Temperaments und bei einem nicht geringen Maße von Phantaſie der Gedanke eingefallen, ein Mädchen unglücklich zu machen, ob mir gleich dazu oft die Gelegenheiten nahe gelegt wurden. Ich geſtehe, daß es bei mir nichtsweniger als ein hoher Grad des moraliſchen Gefühls oder Religion war, welche mich davon abhielt; — dieſe Bewegungsgrünnde haben ſelten ſtark auf mich in meiner Jugend gewürkt; aber meine Furchtſamkeit, verbunden mit einem erſtaunlich zärtlichen Gefühl des Mitleids gegen gefallene Mädchen, iſt der Wächter meiner Tugend geweſen. Selbſt die freiwilligen und verachtungswürdigen Schlachtopfer unſerer Sinnlichkeit ſind für mich ein Gegenſtand meines herzlichen Mitleids, — und ich denke noch mit Schrecken meiner Seele an ein ſolches Mädchen, welches in einem Gaſthauſe einer Anzahl Studenten gleich einer Bachantin mit den wollüſtigſten Stellungen in die Arme lief, ſich auf ihren Schoos ſetzte, und endlich mit ihnen verſchwand. Es hätte mir wer weiß wie viel geboten werden können, ich wäre nicht mitgegangen. Lange Zeit beſchäftigte ich mich einſt mit einem ſtatiſtiſchen Plane, wie **alle Mädchen** im Lande, um den Ausſchweifungen der Jugend Einhalt zu thun, **ehrlich** verheurathet werden könnten: — allein mein armer Plan war nichts, als — Ideal.

Man ſagt, daß Sprödigkeit ein probates Mittel ſei, wodurch unſere Schönen nicht ſelten männliche Herzen zu feſſeln wüßten, — und ihr Betragen ſcheint ſich auf den pſychologiſchen Grundſatz zu beziehen, daß das, was uns ſchwer gemacht wird, unſer Verlangen dennoch nur deſtomehr reitzt; — allein nie hat Sprödigkeit eines Frauenzimmers obige Würkung, ſondern vielmehr **das Gegentheil** bei mir hervorgebracht. Ich werde gegen keinen Menſchen mehr in Harniſch gebracht, als gegen ein ſprödes Mädchen, ich habe dabei oft die Geſetze der Höflichkeit übertreten, und habe mich lieber mit einem alten Weibe unterhalten, als jene Närrinn meiner Unterredung zu würdigen. Ich habe daher auch immer gegen verheurathete Frauenzimmer eine ſtärkere Zuneigung als gegen Mädchen empfunden, weil jene gemeiniglich das zippe und ſpröde Weſen abgelegt haben, was dieſem ſo oft eigen

gen iſt. — Doch hievon noch viel Beſonderes im Folgenden.

Religion und Chriſtenthum iſt mir auf keine angenehme Art vorgetragen werden, ich mußte ein theologiſches Compendium (voll Unſinn) auswendig lernen, mußte des Abends mit meiner Mutter und meinen Geſchwiſtern lange Tiſchlieder ſingen, und nichts war daher natürlicher, als daß mir, wie den meiſten jungen Leuten, die Religion bis in mein zwanzigſtes Jahr ein völlig gleichgültiges Ding war. Hier ſind einige Data, wie ich nach und nach darüber zu denken anfing, und welche Wendung meine Religionsbegriffe annahmen.

Mein Vater war ein Mann von vielen theologiſchen und philologiſchen Kenntniſſen; aber zugleich ein Feind aller Neuerungen in der Religion — nicht grade deswegen, weil er die Bemühungen der neuern Gottesgelehrten, die Religionswahrheiten durch Philoſophie und Critik aufzuklären verachtete, ſondern weil er glaubte, daß dadurch bei ſchwachen Leuten dem Unglauben ein neuer Weg eröfnet würde. Bis in mein achtzehntes Jahr glaubte ich alles, was mein Vater glaubte, und ich kann mich nicht erinnern, daß ich damahls gegen irgend einen Glaubensartikel einen Zweifel gehabt hätte, als gegen den von der Ewigkeit der Höllenſtrafen, gegen welchen ſich mein Gefühl der Menſchlichkeit zu laut empörte.

Ich hatte noch nicht lange die Akademie bezogen, als ich eine kleine gelehrte Geſellſchaft errichtete, worin über Gegenſtände der Philoſophie und Religion diſputirt wurde. Mein Ehrgeitz ſpornte mich an, jedesmahl einen neuen, und wo möglich, ziemlich **paradoxen** Gegenſtand zum Diſputiren vorzuſchlagen, worauf ich mich ſchon immer präparirt hatte; daher ich denn gemeiniglich den Sieg davon trug. Meine **Diſputirſucht** nahm täglich zu, ich bemerkte bald in mir eine Neigung **alles zu beſtreiten.** Das Aufſehn, das ich erregte, reitzte mich noch mehr dazu, und nun ſaß ich ganze Stundenlang, und ſann auf allerlei **ſophiſtiſche** Einwürfe gegen gewiſſe einzelne Lehren der Offenbahrung, ob ich gleich an einer Offenbahrung überhaupt nicht zweifelte, nicht weil ich die Sache für demonſtrativ gewiß hielt, ſondern weil der Einfluß eines ſolchen Unterrichts aufs Wohl der Menſchheit mir ausgemacht ſchien.

Meine Zweifelſucht wurde täglich größer, und ich fühlte ein gewiſſes angenehmes und ehrſüchtiges Vergnügen dabei, daß ich mich von einer Menge geglaubter Wahrheiten nicht überzeugen **konnte**, die meine Lehrer gar nicht **bezweifelten.**

Aber lange konnte mein Geiſt in dieſem ungewiſſen Zuſtande der Zweifelſucht nicht ausdauren, zumahl da ich kein demonſtratives Syſtem des **Scepticismus** in der philoſophiſchen Litteratur vorfand, an das ich mich hätte halten können. Ich bemühete mich daher, das wieder nach und nach aufzubauen, was ich bisher eingeriſſen hatte.

Nächſt der Ueberzeugung von meiner eigenen Exiſtenz, die mir durch den Beweis meines Bewußtſeyns vollkommen deutlich war, ſchien mir die von dem Daſeyn einer erſten Urſache aller Dinge unumſtößlich gewiß zu ſeyn; allein es war mir durchaus nicht möglich, Gott und die Welt in Abſicht auf Zeit und Raum von einander zu trennen. Wenn ich gleich beide nicht in Abſicht ihrer individuellen Eigenſchaften mit einander verwechſelte; ſo hielt ich ſie doch für zwei von einander abhangende Begriffe. Gott und die Welt waren nach meiner Meinung gleich ausgedehnt, gleich ewig, und Gott die Seele der letztern, deren Denkkräfte ſich ohngefähr ſo in die Materie, wie die der menſchlichen Seele in den Körper ergößen. Ich war auf alle dieſe Ideen durch eigenes Nachdenken gekommen. Ich hatte damahls noch nichts von Plato, Timäus Locrus und Spinoza geleſen. — Die Vernunft war mir jetzt das einzige Principium aller Erkenntniß und Wahrheit geworden — — — — — — — — — — Hier müſſen wir verſchiedene freie Religionsideen des Verfaſſers der Schwachdenkenden wegen unterdrücken, ſo lehrreich ſie auch für den unbefangenen Denker ſeyn würden.

Nichts hat meine Phantaſie mehr in Bewegung geſetzt, als die mannigfaltigen Hypotheſen von der Beſchaffenheit eines zukünftigen Lebens. In meiner frühesten Jugend hatten ſchon die Beſchreibungen meiner Mutter von den prächtigen, ſonnenhellen Kleidern der Seeligen, von ihren Hallelujageſängen, ihren goldenen Kronen und Harfen für mich einen unbeſchreiblichen Reiz, und ich beneidete ſie oft, wenn ſie mir ihre öftern Träume von der Herrlichkeit des Heilandes auf einem Regenbogen, vom jüngſten Gericht u. ſ. w. erzählte, und ich wünſchte nichts mehr', als einmahl einen ſolchen Traum zu haben.

Als ich älter geworden war, verſchwanden zwar nach und nach dieſe ſchönen Bilder; aber die Lehre von der Seelenwanderung trat in ihre Stelle, worauf ich zuerſt durch eine Erzählung von den Verwandlungen der Menſchen in ihnen gleichartige Thiere gebracht wurde. Es war mir immer ſonderbar vorgekommen, daß die menſchliche Seele nach ihrem Abſchiede von dem Körper ſo grade zu in den Himmelsraum hineinflattern, oder, welches mir noch ſchwieriger ſchien, in Abrahams Schoos getragen werden ſollte, und ich war daher höchſt erfreut, da ich in der Lehre von der Seelenwanderung doch wieder einen Körper vor mir hatte, wo ſie hineingeſteckt werden konnte. Ich erinnere mich, daß ich hierüber nach und nach in eine Menge der albernſten Hypotheſen einer menſchlichen Glückſeligkeit in den Leibern der Thiere verfiel, und mir war es nicht unwahrſcheinlich, daß wir auch in dieſer Situation unſres Daſeyns eine Menge der richtigſten Erfahrungsbegriffe erhalten könnten, welche vielleicht in Zukunft in die größere Entwickelung unſrer geiſtigen Natur keinen geringen Einfluß haben dürften.

Dieſe Meinungen, welche noch jetzt für meine Einbildungskraft viel Anziehendes haben, brachten mich auf eine andere, daß wir nehmlich lange vor unſrer Geburt exiſtirt haben könnten; und hier fand ich ein neues Feld von Vermuthungen vor mir, das mir ganz unabſehbar ſchien. Endlich folgerte ich daraus eine ewige Präexiſtenz meiner Seele, und wer war glücklicher als ich, da ich dadurch alle meine Zweifel über den erſten Urſprung der Menſchen beſiegt zu haben glaubte! Zweifel, die bei mir aber nachher deſto ſtärker wurden, je mehr ich einſehen lernte, daß uns grade über dieſen Punkt die Geſchichte **nichts** ſagen könne.

In meinem einundzwanzigſten Jahre fielen mir in dem Hauſe meines ſchwärmeriſchen Freundes zu — in **Lavaters** Ausſichten in die Ewigkeit in die Hände. Ich habe nie ein Buch mit ſolchem Heißhunger verſchlungen, als dieſes, und ohnſtreitig iſt es auch wohl das beſte, was aus dem glühenden Gehirne Lavaters hervorgekommen iſt. Ich las es mehr als einmahl, ich glaubte, indem ich las, daß alles ſehr ausgedacht und wahr ſeyn müſſe; ich machte mir von der Schöpferkraft der Seeligen, von ihren Lichtkörpern, von der unendlichen Ausdehnbarkeit ihrer Seelen, und ihrer Zuſammenziehung in einen Punkt, von ihrer Durchdringlichkeit, und was Lavater mehr durch ſeine Einbildungskraft über ſie ausgedacht hat, die erhabenſten Begriffe: ich hatte Lavatern damahls ſo lieb, daß ich blos *ihm zu Gefallen* hätte ein Schwärmer werden können — aber *Mendelsſohns* Phädon riß mich auf einmahl aus dieſem Gebiete der Einbildungskraft heraus; ſein Beweis von der Unſterblichkeit der Seele, der mich zwar nicht *ganz* überzeugte, brachte mich auf die Gedanken, daß wir nach unſerm Tode wohl ſchwerlich gleich ſo *vollkommen* ſeyn dürften, als wie wir es uns gemeiniglich einbilden, und daß unſer dortiges Glück, unſere neuen Fortſchritte, doch vornehmlich von unſerer *Selbſtanſtrengung*, wie hier auf der Erde, abhängen müßten.

Eben ſo gewiß kam es mir nun auch vor, daß ein vollkommner Zuſtand des Glücks für ein endliches Geſchöpf etwas *Unnatürliches* und *moraliſch-Unmögliches* ſey, und daß wir noch unſerm Tode vermöge der Natur unſres Geiſtes nach mancherlei Schmerzen und Leidensgefühlen, ſelbſt zur Beförderung unſrer Fortſchritte im Guten, unterworfen ſeyn würden.

Gegen den Gedanken, daß wir einmahl unſere Freunde wiederſehen würden, fiel mir damahl nicht der geringſte Zweifel ein, und mein Glaube daran wurde durch eine der liebenswürdigſten Weiber unterhalten, die ich je habe kennen lernen. Dieſe ſchätzbare Frau, welche ewig vor meinen Augen als das ſchönſte und erhabenſte Muſter der weiblichen Tugend ſtehen wird, die ich nie zu lieben aufhören werde, ob wir gleich weit von einander getrennt ſind, und vielleicht nie in dieſem Leben einander wiederſehen dürften, war es, die mich vornehmlich auf eine künftige Wiedervereinigung mit meinen Freunden aufmerkſam machte.

Die Unterhaltungen mit dieſem himmliſchen Weibe über Tod und Ewigkeit rechne ich zu den glücklichſten Augenblicken meines Lebens, — und ihr, ihr habe ich einen ſehr großen Theil meiner moraliſchen Bildung zu danken. Meine Gemüthslage, mein Character war verſtimmt, als ich die Akademie verließ, ich ſchied von ihr mit einer Menge reuiger Empfindungen, daß ich ſo viele Stunden meines akademiſchen Lebens müßig zugebracht, und viel viel Zeit mit den armſeligen Tändeleien der Liebe verſchwendet hatte. Mein erſter Gedanke, als ich auf den Poſtwagen ſtieg, war ein ernſter und geſetzter Mann zu werden. Wie ein Traum lag die ganze Folge meines Studentenlebens jetzt vor meinen Augen; ich kam mir als ein ſehr verächtlicher Menſch vor; ich zweifelte, ob ich meinem neuen Amte gewachſen ſeyn würde; ich bedurfte ſehr viele Ermunterungen, um nicht zu verzweifeln, — und ich fand ſie in dem Umgange mit jenem edeln Weibe. Tauſend weibliche Geſtalten hatten ſchon ſonſt in mir zärtliche Gefühle hervorgebracht; aber noch nie hatte ich das Herzliche, Innige, Erhebende und

Große in meinen Zuneigungen, als jetzt empfunden. Die Frauenzimmer, die ich ſonſt geliebt hatte, verſchwanden aus meiner Seele gleich ſchwachen Sternen vor dem aufgehenden Lichte des Vollmonds. Sie ſtand in allen meinen Arbeiten mir vor den Augen, ich hätte um alles in der Welt damahls nichts Böſes thun können, um nicht die Freundſchaft dieſer himmliſchen Seele zu verlieren. Meine Liebe machte mich ſtark gegen jede Verführung der Jugend, und es wäre mir unmöglich geweſen, ein einziges unbeſcheidenes Wort in ihrer Geſellſchaft zu ſagen, da ſie ein unbegränztes Zutrauen in meine Tugend ſetzte. So viel auch von Vielen über die ſogenannte platoniſche Liebe geſpottet wird, ſo ſehr ich ſonſt ſelbſt darüber gewitzelt hatte; ſo geiſtig war doch jetzt würklich das Gefühl meiner wärmſten Zuneigung gegen die junge Witwe. Ich brachte manchen Abend mit ihr in ihrem Zimmer, oder auf einſamen Promenaden ganz allein zu; aber ich kann mir nicht erinnern, daß ich eine einzige unerlaubte Empfindung gegen ſie gehabt hätte. Sie war ein würklich frommes Weib — und ich wurde es in ihrer Geſellſchaft auch. Unſere Phantaſie nahm ihren Flug gemeiniglich bei unſern vertrauten Geſprächen zum Himmel, und ich wäre der glücklichſte Menſch auf der Erde geweſen, wenn ſie immer die Führerinn meines Lebens hätte ſeyn können. Ich trennte mich mit unnennbaren Schmerzen von ihr, und ich glaub, daß ich ſie dereinſt gewiß in einer andern Welt antreffen werde.

Ich halte es für eine Schwäche meiner Seele, daß ich gegen meine Freunde eine zu leichte Nachgiebigkeit und Geſchmeidigkeit beſitze, mich nach ihnen zu accommodiren. Ich nehme nach und nach gleichſam ganz ihre Perſon unwillkürlich an; ich bilde meinen Gang, meine Geberden, meine Stimme, meine Denkungsart ſehr leicht nach der ihrigen, — ſo unausſtehlich mir auf der andern Seite der Gedanke einer begangenen Nachäffung iſt. Meine Neigung, gefällig zu ſeyn, hat mich ſchon zu mancher Thorheit verleitet, mich in ſehr unangenehme Verlegenheiten geſetzt. — Ich kann ſchwerlich einem meiner Bekannten etwas abſchlagen, ich verſpreche, — und kann hinterher mein Verſprechen nicht halten; — ich verſprach, ob ich gleich ſchon in dieſem Augenblick einſahe, daß ich nicht würde Wort halten können. Ich habe daher oft von mir hören müſſen, daß ich ein leichtſinniger Menſch ſey, ob mir gleich in der Welt nichts Bittereres hätte geſagt werden können; ſchon das Wort Leichtſinn empört mich, und ich gerathe in die allergrößte Verlegenheit, wenn man mir auf die entfernteſte Art zu verſtehen giebt, daß ich von jenem Fehler angeſteckt ſey.

Ich danke es der Güte des Himmels, daß ſie mich immer in die Hände guter Menſchen geführt hat, meine erſtaunliche Nachgiebigkeit gegen meine

Bekannten würde mich leicht ins größte Verderben geſtürzt haben, wenn ſie ſchlechte Menſchen geweſen wären. Den meiſten Gefahren, verführt zu werden, bin ich durch den Umgang mit vornehmen und geſitteten Frauenzimmern entgangen, die größtentheils älter als ich waren, und eine Art Autorität über mein Herz hatten. Eben dieſes Gefühl von Autorität hielt mich zurück, mich verſchiedenemahl nicht zu vergeſſen, als einige meiner Freundinnen mir gewiſſe Schwächen verriethen, wogegen unſer Geſchlecht nicht weniger als gleichgültig zu ſeyn ſcheint, zumahl wenn die Eindrücke der Liebe durch die Einſamkeit des Orts, durch die völlige Sicherheit, und durch die Lage des weiblichen verführeriſchen Körpers begünſtigt werden. Ich dachte mir immer noch zu lebhaft die Verlegenheit, in welche ich kommen würde, wenn ein Frauenzimmer meine zärtlichen Anträge zurückwieſe, und mir vielleicht auf ewig ihren Umgang unterſagte: ich ſchämte mich ſchon vor den Gedanken einer zu weit getriebenen Berührung des weiblichen Körpers, — und dennoch habe ich nie meine Neugierde unterdrücken können, ſchlafende Frauenzimmer wenigſtens in der Ferne zu beobachten. Ich habe mich dadurch oft in die augenſcheinlichſten Gefahren geſtürzt, aber ich habe mich lieber den größten Ausſchweifungen meiner Phantaſie überlaſſen, als auf eine leichtſinnige Art meine Hochachtung gegen das andere Geſchlecht zu beugen, — ſelbſt da bin ich ſtandhaft geblieben, wenn Frauenzimmer in eine Art Ohnmacht in meine Arme ſanken. — —

Meine Eltern waren mir, ſo lange ich in ihrem Hauſe wohnte, ſo wie meine Geſchwiſter, gleichgültige Menſchen. Fremde Leute waren mir viel angenehmer, und ich hielt es nicht der Mühe werth, jene zu vertheidigen, wenn ſie beläſtert wurden. Die Hitze meines Vaters war mir oft unerträglich, und wenige ſeiner Handlungen gefielen mir, ſo ein vortrefflicher Mann er auch war. Ich habe mir über dieſe Gleichgültigkeit nachher die bitterſten Vorwürfe gemacht, und das Andenken an dieſelbe wird mir noch manche heiſſe Thräne der Reue koſten; — aber ganz anders wurde ich gegen meine Eltern und Geſchwiſter geſinnt, als ich ſie verlaſſen hatte. Kaum war ich einige Meilen von meinem väterlichen Hauſe entfernt, als mich eine Wehmuth überfiel, die ich nicht beſchreiben kann. Ich hätte jeden mein gegen ſie begangenen Fehl mit meinem Blute abbüſſen mögen, meine Briefe an ſie waren die heftigſten Ergüſſe meiner Zärtlichkeit und Liebe. Meinen Vater habe ich nie wiedergeſehen, aber ſein Bild, wie er mir bei meiner Abreiſe aus ſeinem Fenſter noch mit ſeinem weiſſen Nachtmützchen nach winkte, ſteht hell und klar vor meiner Seele, und nichts kann es daraus verſcheuchen. Die Nachricht von ſeinem Tode machte mich völlig untröſtbar, und oft kommt es mir noch jetzt ſo vor, als ob ſie mir immer von neuem laut ins Ohr riefe, obgleich der gute liebenswürdige Vater ſchon ſeit mehrern Jahren in ſeinem Grabe ruhet. Ach! mit wie viel Thränen habe ich dieſes Grab benetzt! welche himmliſche Sehnſucht nach dem Seeligen habe ich darauf empfunden; — hätte ich nie an eine Unſterblichkeit der menſchlichen Seele geglaubt: ſo würde ich ſie da zu glauben angefangen haben.

Die Gewohnheit, welche alle Menſchen mit einem eiſernen Zepter beherrſcht, und gegen die ſanfteſten Gefühle des Herzens uns nach und nach ganz gleichgültig machen kann, iſt wohl die vornehmſte Urſache, warum wir gegen unſere Eltern in unſerm täglichen Umgange mit ihnen nicht immer die Zärtlichkeit fühlen, die wir billig gegen ſie, als unſere erſten Wohlthäter des lebens, empfinden ſollten: — ein Hinderniß, welches durch den Eindruck, den ihre Fehler auf uns machen, und durch die Züchtigungen, welche wir oft von ihnen empfangen, noch ſehr vergrößert werden muß. Trennen wir uns aber von ihnen: ſo wachen die unterdrückten Gefühle der Sehnſucht und Kinderliebe wieder in uns auf, und wir fangen ſie dann nicht ſelten deſtomehr in der Ferne zu lieben an, je gleichgültiger ſie uns vorher bei einem täglichen Umgange waren. O könnte ich meinen guten Vater noch im Grabe dieſe Gleichgültigkeit abbitten, könnte ich einen jeden gegen ihn ſonſt geäußerten unartigen Gedanken, jedes

Wort der Rechthaberei, des Trotzes, der übeln Laune, des Muthwillens aus meiner Seele auf ewig vertilgen! Nichts quält mich mehr, als daß ich manchmahl ihm eine bittere Minute gemacht habe; nichts kann mich jetzt mehr gegen einen Menſchen aufbringen, als wenn ich ſehe und höre, daß er gegen ſeine Eltern — nur gegen ihr Andenken gleichgültig iſt, — ich erbebe, wenn ich daran denke: daß es wohl einmahl meine Kinder gegen mich ſeyn könnten.

Noch einen höhern Grad der Gleichgültigkeit, als ich ſonſt gegen meine Eltern fühlte, habe ich lange Zeit gegen meine Geſchwiſter empfunden. Sie hatten mich oft, ehe ich mich zur Wehre ſtellen konnte, hart behandelt, und die Eindrücke davon konnte ich durchaus nicht in meiner Seele verlöſchen. Mein Witz fand tauſenderlei Lächerlichkeiten an ihnen, und ich beneidete ſie wegen der geringen Vorzüge, ob ich gleich mich manchmahl heimlich freuen konnte, wenn ſie von Andern vorgezogen wurden. Nichts habe ich in meiner Jugend mehr gewünſcht, als daß meine Schweſtern reiche Männer heurathen möchten, und meine Phantaſie war geſchäftig genug, mir die ſchönſten Luftſchlöſſer deßhalb aufbauen zu helfen.

B. am Rhein.

(Die Fortſetzung folgt.)

Aus einem Briefe.

Der Recenſent der Berliner Bibliothek, 69ſten Bandes 1tes Stück, Seite 236 hält es für eine Uebertreibung, daß der Gegner des Herrn Salzmann behauptet hat: daß Eltern und Erzieher, männliche ſowohl als weibliche, oft nicht nur ſelbſt das Laſter der Onanie ausübten, ſondern auch ihren Zöglingen beibrächten. Ein in der That abſcheulicher Gedanke! — und doch will ich Ihnen hierüber eine Erfahrung mittheilen, die wahrſcheinlich in Ihrem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nicht am unrechten Orte ſtehen wird, und zeigen kann, auf welch eine verſchiedene Art junge Leute mit jenem Leib- und Seele-verderbenden Laſter bekannt werden können.

Meine Eltern haben mich freilich nicht dazu verführt, denn dieſe waren die keuſcheſten von der Welt; aber doch ein intimer Freund meiner Eltern, der ſogar meines Vaters Beichtkind, und ich ſchäme mich es beinahe zu ſagen, — ein alter Geiſtlicher war.

Dieſer Mann wohnte nur eine kleine halbe Stunde von meinen Eltern entfernt, und ich pflegte ihn als ein Knabe oft zu beſuchen, weil er mir gemeiniglich Obſt oder ſonſt etwas zu ſchenken pflegte, und weil mir vornehmlich ſein weißes Brod ganz lich ſchmeckte, da ich zu Hauſe gewöhnlich nur grobes und ſchwarzes Brod zu eſſen bekam.

Der alte Mann hatte mich ſehr gern um ſich, und ich mußte ihn überall hinbegleiten, wenn ich bei ihm war. Er zeigte mir dann jedesmahl den Vorrath ſeiner Victualien, ſeines Getraides, und wenn dieſe kleine Reiſe durch Stuben und Kammern gemacht war, ſetzten wir uns in ſein kleines Stübchen, wo ich denn Obſt ſchmaußte, während er mir allerlei Geſchichtchen aus ſeinem Dorfe erzählte. Eines Tages kam ich zu ihm, und er empfing mich mit auſſerordentlicher Freundlichkeit, gab mir Kaffe zu trinken, und bath mich, daß ich mich auf ſeinen Schoos ſetzen möchte. Ich that es mit vielen Freuden, und er fing mich darauf zu ſchaukeln an *). Er ſetzte dieſes Schaukeln einige Zeit fort, küßte mich, und fragte mich mit einer lächelnden und zugleich ermunternden Miene: ob ich mich nicht ein bischen entblößen wollte? Ich that es gern; was konnte ich als ein unverſtändiges Kind einem Mann abſchlagen, der mir von je her ſo viel Aepfel geſchenkt hatte, ob mir die Zumuthung gleich etwas ſonderbar vorkam. Er ſchaukelte mich immer mehr, ich

---

*) Eine böſe böſe Gewohnheit ſo vieler Wärterinnen und derer, welche mit Kindern umgehen. Vorſichtige Eltern ſollten dies Schaukeln durchaus nicht erlauben, beſonders wenn die Kinder etwas heranzuwachſen anfangen.

ich litte ſeine unanſtändigen Berührungen, — und verlor durch ihn — meine Unſchuld. Mehr Aufklärung über die Sache kann ich Ihnen nicht geben, genug daß ſie ſich ſo verhält, wie ich ſie erzählt habe. Erlauben Sie mir, daß ich zum Beſchluß dieſes Briefes noch eine Frage an Sie thun darf. Finden Sie es nicht auch unvorſichtig, daß jetzt ſo viel, ſo laut und öffentlich von den geheimen Sünden der Jugend geſchrieben wird? Wenn Sie wollen, kann ich Ihnen mehrere Beiſpiele mittheilen, daß junge Leute durch dergleichen freilich wohl gut gemeinte Bücher würklich erſt jene Sünden gelernt haben. Noch unvorſichtiger und unverzeihlicher iſt's mir aber vorgekommen, daß unſere Herren Journaliſten die Ankündigungen jener Bücher auf den bunten Umſchlagstitteln ihrer Schriften ſo oft haben abdrucken laſſen. Ueberall liegen dergleichen Journale, weil jetzt alles lieſt, was leſen kann, in den Stuben und auf den Toiletten herum, das Kind greift gern nach den bunten Sachen, lieſt, und es wird vielleicht durch dieſen einzigen Umſtand ein unglückliches Opfer ſeiner Neugierde.

N — kirch.

* * *

Nachtrag
zur
Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeſchreibung.

Dieſer Gelehrte, welcher 1676 zu Breslau von geringen Eltern geboren war, und 1748, nachdem er mehrere Jahre vorher ſeine Predigerſtelle wegen verſchiedener Irrlehren hatte niederlegen müſſen, zu Leipzig ſtarb, gehört mit zu den ſonderbarſten Hypochondriſten, deren Geſchichte der Welt bekannt geworden iſt. Er hat ſein Leben ſelbſt (Leipzig 1738. in 8) mit Rouſſeauiſcher Genauigkeit, und zwar, wie auf dem Titel ſeines ſonderbaren Buchs ſteht, den Unwiſſenden zum Unterricht, den Gelehrten zu weiterm Nachdenken, den Sündern zum Schrecken, und den Betrübten und Angefochtenen zum Troſte beſchrieben. Er erklärt ſich in der langen, mit vieler Laune und Menſchenkenntniß geſchriebenen Vorrede zu ſeinem Buche noch näher, warum er es, — ſo viel man auch dagegen ſagen werde, — herausgegeben habe: „nehmlich um den leiblichen und geiſtlichen Aerzten Materie an die Hand zu geben, den, bei erbärmlichen Leibes- und Seelenzufällen, ſo ihnen vorkommen, weiter nachzudenken, und deſto geſchickter zu ſeyn, ihre Patienten zu kuriren, und ſie von ihrem jammervollen Zuſtande zu befreien“. „Auf meiner Seite, fährt er fort, ſcheint die Sache von ſolcher Wichtigkeit, und, wo nicht von abſoluter Nothwendigkeit, doch von ſolchem erſprießlichen Nutzen zu ſeyn, daß ich nach aller Schmach und Schande nichts frage, ſo ich dadurch meinem Namen in größerm Maaße, als jemahls geſchehen, ohnfehlbar zuziehen werde. Niemand iſt geſchickter, Ehre und alles zu verläugnen und in Wind zu ſchlagen, als der nichts mehr in der Welt ſucht, und der wenig zu verlieren hat. Nun bin ich, nach Vieler Urtheil, einmahl ſchon vor der Welt zu Schanden worden, (er verſteht hier wahrſcheinlich ſeine Abſetzung vom Predigtamte, welches er lange Zeit wegen ſeiner Kanzelberedſamkeit mit größtem Beifall geführt hatte,) und alſo werde ich nicht viel darnach fragen, ob jetzt meine Schmach noch eine höhere Staffel erreichen ſollte.“ — — —

Man kann den Hypochondriſten auf keiner Seite ſeines Buchs verkennen. Der übrige Theil ſeiner Vorrede iſt mit vieler Animoſität gegen ſeine Feinde geſchrieben; oft ſtichelt er ſogar auf ſich ſelbſt; noch öfter bricht er aber in laute, jammervolle Klagen über ſeinen unglücklichen Gemüthszuſtand aus; — aber dieſe ſind es nicht, welche ſein

Buch merkwürdig machen. Es enthält eine Menge ſehr wichtiger pſychologiſcher Bemerkungen über den Ideengang der menſchlichen Seele, über die Gewalt früher Jugendeindrücke, über die Natur der Einbildungskraft und über die Schwächen der menſchlichen Vernunft in ſich. Doch der Verfaſſer mag von jetzt an ſelbſt reden.

„Um dir Anfangs, geliebter Leſer, einen generalen Begriff und ſummariſchen Abriß von meinem miſerablen und jammervollen Leben zu machen; ſo findeſt du hier ein Exempel eines Menſchen, bei dem Gottes gewöhnliches und groſſes Hauptwerk vom zwölften Jahre an bis ins Alter, und ſchier bis dieſe Stunde geweſen, ihn **zu tödten** und wieder **lebendig zu machen**; ihn in die Hölle und wieder heraus zu führen. Oder die Sache noch mit mehrern Worten auszudrücken; ſo lieſeſt du hier das Leben eines Mannes, der wegen der ſchrecklichen Verderbniſſe, ſo in ſeiner Seele zu finden geweſen, und gegen welche Er ſich nicht eifrig genug geſetzt, noch männlich genug wider ſolche geſtritten, ſich durch eigene Schuld und Saumſeligkeit, und Mangel der geiſtlichen Wachſamkeit bald ſelbſt, ſo zu reden, getödtet, bald aber durch Gottes große und unausſprechliche Gnade wieder lebendig gemacht; ſich bald in die Hölle ſchwerer Anfechtungen ſelbſt hineingeführt, bald durch Gottes Erbarmen wieder herausgeführt worden; der bald dem

Tode im Rachen, und dem Satan in ſeine Klauen ſich geſtürzt, bald aber durch die mächtige Hand Gottes wieder erlöſet und herausgeriſſen worden; dem die Sünde ſein ganzes Leben, wie Lutherus redet, zu Schanden gemacht; der jederzeit die Sünde, und derſelben nicht nach Wunſche los werden zu können, vor das größte Creutz der Chriſten auf Erden gehalten; der ſich über der Sünde und bei dem göttlichen Troſt, womit er wieder aufgerichtet worden, die Augen ſchier aus dem Kopfe geweint; der in dem Ofen des Elendes unter ſeltſamen Leibes- und Gemüthsplagen, ja unter den ſchrecklichſten Verſuchungen, die nur jemahls einem Menſchen begegnet oder in Büchern aufgeſchrieben zu finden, beinahe Geiſt und Blut ausgeſchwitzt".

„Mein Vater konnte zwar weder ſchreiben noch leſen; doch ſo einfältig er war, ſo war er gleichwohl in der Religion ein guter, oder noch vielmehr ein vollkommener Indifferentiſte. Die Mutter hingegen war eine eifrige Lutheranerinn, und dem Leben nach eine rechte Pietiſtinn, obwohl dieſer Name damahls noch nicht bekannt war. Ich durfte in ihrer Gegenwart weder als ein Knabe noch als ein Jüngling Scherz und Narrentheidung treiben, ſie ſtrafte mich deswegen allemahl mit Nachdruck. Ich beſinne mich, daß es mehr denn einmahl geſchehen, daß ſie bei Tiſche auf die Juden und Papiſten zu reden kam, und zu uns Kindern ſagte: daß dieſe Leute alle einſt würden verdammt werden und in die Hölle kommen; mein Vater aber ſprach: ihr ſeyd doch ein rechter Narr, daß ihr ſolches glaubet; es heißt: verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt! Wüßten ſie es beſſer; ſo glaubten ſie anders. Gott wird ihnen ihre Unwiſſenheit und Einfalt nicht zurechnen, wenn ſie nur bei ihrem Glauben fromm gelebt haben“ (Geſinnungen, die der orthodoxe Verfaſſer nicht billigt, ob er gleich hinterher geſteht, daß er hoffe, daß ſie ſeinem Vater an ſeiner Seeligkeit nicht würden geſchadet haben.)

„Die erſten Tage meines Lebens waren wohl ein recht Vorbild aller andern Tage und Jahre meines Lebens, die darauf folgen ſollten. Wie mir meine Mutter und Geſchwiſter vielmahls erzählt; ſo habe ich das erſte halbe Jahr auf der Welt nichts anders gethan, als Tag und Nacht geweint und geſchrien“. (wahrſcheinlich, weil dem armen Jungen immer etwas fehlte. Er führt im Folgenden noch andere zum Theil abergläubiſche Omina ſeiner künftigen Leiden an, worunter das wohl das lächerlichſte iſt, daß er ſich oft geneigt gefühlt, das Ungeziefer, womit ein Bettelweib ſein Haus angeſteckt, für eine Vorbedeutung ſeiner vielen Fehler, Verbrechen, Verderbniſſe, Sünden und Unarten zu halten.)

Aus dem zwölften Jahre ſeines Lebens führt der Verfaſſer eine ſonderbare Beobachtung von ſich an, die einen Beweis von der auſſerordentlichen **Stärke unwillkürlicher Ideen** abgiebt, und es uns ziemlich anſchaulich macht, wie **natürlich** in dem Innern unſrer Seele durch den Kontraſt, durch dunkle ſinnliche Bilder, durch die Neigung zum Verbotenen gewiße Vorſtellungen entſtehen können, die man wegen ihres auffallenden und garſtigen Eindrucks ſo oft dem Teufel zuzuſchreiben pflegt *).

„Ich hatte, fährt der Verfaſſer fort, um dieſe Zeit (wie vorhergeſagt, in ſeinem zwölften Jahre) einen verdrüßlichen Zufall, der mich im Gemüthe ſehr

---

*) Ich kenne mehrere recht brave und gute Leute, die mit ſolchen garſtigen und unwillkürlichen Ideen ſehr oft wider ihren Willen geplagt, und oft in ihren ernſthafteſten und frömmeſten Geſchäften, z. B. beim Gebet, beim heil. Abendmahl, davon überraſcht werden. Ich habe ſelbſt einmahl lange den Namen der Gottheit nicht ohne gewiſſe ſchmutzige Epitheta denken können, ich habe mir alle Mühe gegeben, ihren Eindruck aus meiner Seele zu tilgen; allein, ehe ich michs verſahe, ſtand der häßliche Ausdruck wieder vor meinen Augen; um ihn nicht ſo lebhaft zu fühlen, fing ich als Knabe oft erſtaunlich geſchwind mein Gebet abzuplappern an, und ich glaubte damahls ſo gut, wie der Hypochondriſt Berend, daß der böſe Feind ſein Spiel mit meinem Gehirn haben müſſe. Neulich geſtand mir noch ein geſcheuter, ſehr angeſehener Mann, daß er ſeinen Glauben an einen Teufel gleich aufgeben wolle, wenn man ihm unwillkürlich böſe Gedanken auf eine **natürliche** Art in Abſicht ihres Urſprungs erklären würde.

Anm. des H.

ſehr plagte, und den ich beinahe vor die erſte ſchwere Anfechtung halten möchte. Es iſt bekannt, was die Leute, ſo doch Chriſten heißen und ſeyn wollen, vor eine ſchändliche Gewohnheit im gemeinen Leben an ſich haben, daß ſie, wenn ſie nur das Maul aufthun, den Teufel im Munde haben, bei demſelben, als ob er ihr Gott wäre, ſchwören, und ſich erklären, daß er ſie hohlen ſolle, woferne ſie nicht die Wahrheit reden! Ich erſchrecke noch vor dieſem Schwur, ſo oft ich ihn höre, habe auch niemahls einen Wohlgefallen daran gehabt, auch mich deſſen die Zeit meines Lebens, ſo viel ich weiß, niemahls bedient, noch ſolchen Schwur weder äußerlich mit dem Munde, noch innerlich in Gedanken gethan und ausgeſprochen, — und dennoch iſt mir ſolcher damahls wider meinen Willen eine Zeitlang bei allerhand Gelegenheit öfters eingefallen, doch ohne meine Zuſtimmung, und ſo, daß er mir zu einer rechten Qual und Marter worden. Nahm ich mir etwan was zu thun vor, mit dem Vorſatz, vor Abends, oder in zwei Stunden damit fertig zu werden; ſo fiel mir wie ein Pfeil ſo ſchnell und wider meinen Willen ein: **und wenn ich nicht fertig werde, ſoll mich der Teufel hohlen!** Sollte ich zu jemanden um dieſe oder jene Zeit kommen, und ich verſprach ſolches, und ſagte mit dem Munde ja! gleich war der innere Gedanke dabei: und wenn ich nicht komme, will ich des Teufels ſeyn! **In Summa** bei allem, was ich beſchloß, oder vornahm, oder zuſagte, hatte ich dieſe Gemüthsplage dabei, und je mehr ich vor meinen eigenen Gedanken und vor ſolchen Einfällen erſchrack, je öfterer und ärger ward ich damit vexirt. Mir wurde dabei Angſt, und ich wußte nicht, wem ich es klagen ſollte; denn ich fing an in der Rede zu ſtocken, ſo oft ich etwas ſagen wollte, und dieſen Einfall dabei heimlich leiden mußte. Jetzt, da ich nach der Philoſophie ſolches betrachte, kann ich es leichte aus der Natur und aus den Kräften der Imagination, wie ſolche bei ſchwachen Leibern und Gemüthern, ſo temperamenti melancholici und zur Furcht ſehr geneigt ſind, anzutreffen, auflöſen. Dazumahl aber dachte ich nicht anders, als daß der Satan allein ſein Spiel mit mir hätte, und mich mit ſolchen Einfällen quälte“.

So unphiloſophiſch hinterher unſer Hypochondriſt urtheilt, daß er die Mitwürkung eines Teufels bei dergleichen Zufällen keinesweges in Zweifel zu ziehen geſonnen ſei, eine ſo richtige Anmerkung macht er bei Gelegenheit ſeines von einem alten Weibe mit Ungeziefer angeſteckten Hauſes: „daß die Obrigkeiten ein löbliches Werk thun würden, wenn ſie das, was ſich in einer Stadt außer dem gewöhnlichen Laufe der Natur zutrüge, vor ihr Forum zögen, die ganze Sache unterſuchten, und dem Publiko und der gelehrten Welt, ſonderlich den Theologen und Philoſophen vorlegten, damit ſie deſto geſchickter wären, von ſolchen Dingen zu urtheilen, und entweder dem heidniſchen Aberglauben unter den Chriſten, von dem ſie ſo ſo lange ſind geäft worden, zu ſteuren, oder die Grundſätze der Religion außer der Schrift auch noch durch die Erfahrung deſto beſſer zu befeſtigen“.

Im Folgenden führt er einige Träume an, die richtig eingetroffen ſind, und wobei er die wahre Bemerkung macht, daß eine Präſcienz der menſchlichen Seele durchaus etwas Unerklärbares ſei, indem man darin nichts anträfe, aus welchem man den Schluß machen könne, daß ſie eine natürliche Kraft habe, zu weiſſagen und zukünftige NB zufällige Dinge vorher zu wiſſen. Eine ſolche Präſcienz, ſagt er vorher mit Recht, kann nicht einmahl in Gott *a priori* demonſtrirt werden, ſondern nur a poſteriori, und aus dem abſurdo, ſo auf Seiten Gottes daraus fließen würde, daferne man ſolche läugnen wollte.

Das, wodurch ſich das Leben unſers Hypochondriſten mit am meiſten auszeichnet, ſind die ſchrecklichen Gewiſſensempfindungen über ſeine Jugendſünden *), die er aber nicht hat nennen wollen, und die Mittel, welche er oft auf die lächerlichſte Weiſe angewandt hat, ſich davon zu berfreien. Verſchiedenemahl haben ihn Stellen aus der Bibel, ſogar einmahl auch das Lied eines Bettlers beruhigt; aber er wird doch immer wieder von neuem von ſeinen Seelenliedern befallen, bis er auf den Gedanken kommt, Gott ein Gelübde zu thun, und alle

---

*) Man erräth leicht, daß es heimliche Sünden der Wolluſt geweſen ſind.

Woche einen Tag vom Morgen bis an Abend zu faſten. (Welche alberne Grillen ſich doch nicht die menſchliche Einbildungskraft erfindet! und doch war grade dieſe Grille eins der größten Beruhigungsmittel des Verfaſſers.) „Der unvermuthete und erwünſchte Effekt dieſes Gelübdes, ſagt er, iſt eines von den curieuſeſten Avantüren meines Lebens, worüber ich jederzeit erſtaunt bin, denn alsdann fing dasjenige an durch Gottes Gnade möglich zu werden, welches ich ſchier für unmöglich gehalten. Die Sünden ließen nach, und blieben auſſen. (Auf eine ganz natürliche Weiſe, weil der lebhafte Gedanke an das Gelübde, welches wöchentlich wiederhohlt werden mußte, die Gedanken an ſeine Sünden ſchwächte, und weil durch einen mäßigen Gebrauch der Speiſen ſeine Seele, wie er ſelbſt geſteht, immer heiterer wurde.) Aber nicht lange drauf fing die Milzſucht in dem Verfaſſer wieder mit aller Stärke zu wüthen an. „Nun fährt der arme Mann fort, da die ſündlichen Werke auſſen blieben, und dem Verſtande je mehr und mehr die Augen aufgingen, mein ehemahliges Leben recht einzuſehen; ſo fing die Sünde mir erſt an recht häßlich vorzukommen, und in ihrer ſchädlichen Geſtalt zu erſcheinen. Meine Traurigkeit wurde noch größer, als ich Lipſii Buch de conſtantia in die Hände bekam, und ſolches durchlas. Der melancholiſche Stilus, in welchem das Tractätlein geſchrieben, und inſonderheit das Kapitel, in welchem von einem böſen Gewiſſen gehandelt wird, waren fähig meinen traurigen Humeur noch mehr zu erregen; und noch einen gröſſern Eindruck in meine betrübte und bekümmerte Seele machte das **verlorne Schäflein** des Herrn Scrivers. (Daß doch alle ſolche abgeſchmackte Bücher, welche ſchon manchen Menſchen wo nicht ganz, doch halb verrückt gemacht haben, auf immer verbrannt werden möchten!) Das ſchreckliche Exempel des Menſchen, der ſich dem Teufel verſchrieben, und kümmerlich wieder zurechte gebracht worden, und doch hernach wieder zurückgefallen, imgleichen die andern Hiſtorien von entſetzlichen Sündenfällen großer Uebelthäter, die zum Theil ein Ende mit Schrecken genommen ꝛc., waren ein rechtes Oehl in das Feuer meines Gewiſſens. — „Wer weiß, wie es dir noch gehen wird, dachte ich, und ob es nicht auch einmahl mit dir ein ſolches Ende nehmen wird. (Eine faſt allgemeine Gewohnheit des Hypochondriſten, ſich alle die Leiden einzubilden, die Andere gehabt haben.) Eine von meinen Schweſtern, fährt er fort, hatte Hochzeit. Mitten unter der hochzeitlichen Freude der andern Gäſte überfiel mich eine heftige Traurigkeit. Die Wehmuth nahm je mehr und mehr bei mir zu, ich konnte unmöglich länger bei der Compagnie bleiben; ſondern ſtahl mich von den Hochzeitgäſten weg, und ging auf das freie Feld, und ließ meinen Thränen freien Lauf, die auch ſo häufig waren, daß ich mich darinnen hätte baden können. Es war nichts auf

Erden, was mich in dieſem Zuſtande hätte erfreuen können, keine Muſik ergötzte mich mehr, und kein Spiel erquickte mich mehr. Ich ging in der Hitze der Anfechtung hin und her, lief aus einer Kirche und Predigt in die andere, Troſt und Linderung für meine geängſtete Seele zu ſuchen". Endlich wird der Verfaſſer in einer Predigt getröſtet. Es fehlte nicht viel, ſagt er, daß ich nicht in der Kirche überlaut vor Freuden zu ſchreien anfing. — Da erfuhr ich das erſtemahl in der That, wie einem zu Muthe, dem das Herz vor Freuden zerſpringen will.

Dieſer qualvolle Gemüthszuſtand des Verfaſſers dauerte noch einige Zeit fort, und wurde wahrſcheinlich durch die Abwechſelung und Neuheit der Gegenſtände in Leipzig, wohin er ſich bald darauf des Studirens wegen begab, erhalten. Hier ſtudirte er ſehr fleißig, und wurde endlich mit vielem Beifall Magiſter. Aber die Rückfälle der Hypochondrie ſind bei gemüthskranken Leuten gemeiniglich ſtärker und heftiger, als ihre vorhergehenden Anwandelungen, und ſo ging es auch unſerm Verfaſſer. Seine Gewiſſensangſt trat auf einmahl wieder mit der größten Wuth ein, und das Entlaufen eines Famulus aus ſeinen Dienſten, von dem er nicht wußte, wo er hingekommen war, mußte Veranlaſſung dazu werden. Er hatte dieſen Menſchen wegen ſeiner Lüderlichkeit mit Worten hart beſtraft, der Bube war darauf davon gelaufen, und dem armen Berend lag es nun immer in dem Sinne, daß er an allem Elende, welches jenen treffen könne, Schuld ſey; noch mehr geräth er aber in Unruh, da er die Nachricht bekommt, daß ſich ein Junge ohnweit Leipzig erſäuft habe, ein Umſtand, welcher den geſetzteſten Mann, geſchweige einen an Leib und Seele kranken Milzſüchtigen erſchüttern mußte. "O mein Gott! hebt der unglückliche Mann an, was ſoll ich von dem folgenden 1704ten Jahre ſagen, und welche Feder iſt fähig, die Seelennoth und Höllenangſt zu beſchreiben, in welche ich gerathen bin. Ich hatte einen habituellen, eifrigen, beſtändigen, täglichen Vorſatz, etwas nimmermehr einzugehen; und ſiehe! ſo ſehr ich neben dieſem guten Vorſatz auch eifrig gebetet, in einer gewiſſen Sache mein Jawort nicht dazu zu geben; ſo wurde ich doch bei der ſich dazu ereignenden Gelegenheit ſchnelle, und in der Hitze des Affects willens, meinem Vorſatze contrār zu handeln. Der Verfaſſer nennt dieſes Etwas eigentlich nicht; wahrſcheinlich war es die aus ſeinen Erzählungen ſehr hervorleuchtende Neigung zu heimlichen Sünden. Er geht, um ſich von ſeiner Seelenangſt zu befreien, zum heil. Abendmahl, und zwar nicht bei ſeinem gewöhnlichen Beichtvater, bei welchem er erſt vor 6 Wochen gebeichtet hatte, und dem er durch ein ſo oftes Abendmahlgehen nicht gern als ein frommer Sonderling vorkommen wollte; allein durch den Gebrauch des Abendmahls wurde ſeine Angſt noch größer, weil er es unwürdig genoſſen zu haben glaubte. Eſſen und Trinken, fährt er fort, ſchmeckte mir nicht mehr, und wenn ja die große Angſt des Gemüths zuweilen Hitze und Durſt im Leibe machte; ſo hatte ich zum wenigſten doch vor den Speiſen einen Ekel. Dachte ich, mein Lager ſollte mir's lindern; ſo erſchreckte mich Gott durch Träume. Bald ſchwamm ich in großen Waſſern, bald brannte mir mein Hauptküſſen, oder ich befand mich ſonſt in Feuersnoth, bald ſoff ich die allerabſcheulichſten Getränke im Traum. — Ich fing an abſcheulich im Geſichte auszuſehen, ſo daß ich nicht mehr das Herz hatte, in den Spiegel zu ſehen. Meine Schüler erſchracken über meine Geſtalt. Einer meiner Auditoren hatte gar das Urtheil von mir gefällt: daß ich im Geſichte ausſähe, wie man die Verdammten in der Hölle manchmahl zu mahlen pflegte, welches mich ſchrecklich peinigte, und welches ich als lauter Merkmahle meiner Verdammniß anſahe“. Durch eine Predigt, die er zu halten übernimmt, wird er wieder etwas ruhig; aber er ſinkt in ſeinen traurigen Zuſtand bald wieder zurück, da er eine melancholiſche Magd tröſten will, die neben ihm an wohnt. Ich erſchrack über ſie, ſagt er, daß mir alle Glieder meines Leibes zu zittern und zu beben anfingen. Es war, als ſpräche jemand zu mir, oder der Satan ſelbſt: du unterſteheſt dich Andere zu tröſten, und ſteckſt ſelbſt im Koth der Sünden bis über die Ohren, ich will ſie verlaſſen, und dich baß plagen! Ich konnte faſt kein Wort mehr reden, abſonderlich da ſie abſcheuliche Gotteslaͤſterungen ausſtieß. — Ich fing ſchon an auf der Gaſſe zu erſchrecken, wenn mir Leute von haͤßlichem Angeſichte vorkamen, und zu denken, als ob es der Teufel ſelbſt waͤre. Dienſtags fruͤhe konnte ich vor Schwermuth nicht zu Hauſe bleiben, ſondern lief vor Angſt in das philoſophicum, und die Diſputation, ſo gehalten wurde. Es war mir hoͤchſt heiß um den Kopf, und das Herze auf das hoͤchſte zuſammengepreßt. Ich ſtehe und hoͤre der Diſputation zu, und ſiehe, ehe ich michs verſahe, ſo kriege ich die Idee und das Bild eines Meſſers, das mir an die Gurgel geſetzt wird. Nicht als ob ich, (wie Menſchen etwa aus Ungedult, die des Lebens uͤberdruͤſſig ſind, zuweilen thun moͤgen) bei guter Ueberlegung gedacht und beſchloſſen haͤtte: weil du in ſo ſchreckliche Noth und Angſt gerathen, ſo willſt du dich umbringen, ſo kommſt du von der Marter los! **Keinesweges, ſondern dieß begegnete mir ſchnell, wie ein Pfeil, ohne alles Denken, Raiſonniren, ohne allen Schluß und Vorſatz**, und wollte es dir eher muͤndlich erklaͤren und zeigen, wie dies zugeht, als mit Worten beſchreiben. Wie einem etwa, der ein Lied oder ein muſikaliſch Stuͤck gehoͤrt, hernach, ehe er ſichs verſiehet, ohne Vorſatz und Entſchluß daran wieder zu denken, ihm doch ſolches wider ſeinen Willen wieder einfaͤllt, ſo ſchnell entſtund ein dergleichen ſchreckliches Bild in meinem Gehirne. So ſtark, ſo unvermuthet, und ſo lebhaftig dieſe Idee und Einbildung war, ſo tief ſchnitte ſie in das Gehirne ein, und legte einen Grund zu dem Gedanken und zu der Furcht, das zu thun, **wofür ich doch den größten Abſcheu hatte**, mit der ich hernach lange Zeit bin geplagt worden. Je mehr'ich vor dieſem ſelbſtmörderiſchen Bilde erſchrack, je tiefer imprimirte es ſich, und je öfter mußte es mir natürlicherweiſe wieder einfallen. Doch blieb es nicht blos bei dieſer Gattung und Specie; ſondern ich wurde eben ſo ſtark hernach mit den Ideen von ſtürzen, erſäufen und hängen gemartert, wobei ich am Leibe abzehrte, und ganz zu verdorren anfing. Immer war eine unausſprechliche Furcht da, daß dergleichen noch geſchehen **möchte**, und durch dieſe Furcht aus Aberglauben entſtand die feſteſte Einbildung, daß es noch geſchehen und dazu kommen **werde**. Man hat keine Luſt und Reitzung dazu, wie einer, der zum Stehlen oder zum Ehebruch gereitzt wird, und ſolches zu begehen Luſt bekommt; ſondern man hat die größte Furcht und Abſcheu vor der Sünde des Selbſtmordes, und gäbe die ganze Welt darum, um nur verſichert zu werden, daß ſolches nicht geſchehen würde *). — Doch das war noch nicht alles. Zu allem Unglück erzählte mir die Bettfrau (auf dem rothen Collegium zu Leipzig) eine Hiſtorie von einem, welcher ſich am Charfreitage ſelbſt umgebracht habe. Kaum hatte ich dieſe Hiſtorie mit Furcht und Zittern angehört, ſo überfiel mich den Augenblick die Angſt, Furcht und Einbildung, es würde mit mir auch dahin kommen, daß ich an dieſem Tage auf eine ſo miſerable Weiſe mein Leben enden würde. Mein Gott! dachte ich oft bei mir ſelbſt, ſollſt du an dem Tage ſo jämmerlich ſterben, an welchem du Gott allezeit am inbrünſtigſten geliebt, und Gottes

---

*) Es iſt aus unzähligen Erfahrungen bewieſen, daß wir in gewiſſen Gemüthszuſtänden eine Sache ſehr verabſcheuen, und ſie doch zu gleicher Zeit begehren können; Erfahrungen, welche dem pſychologiſchen Satze

---

Sache eben nicht günſtig ſind: daß wir nur das begehrten, was wir für gut, vollkommen oder angenehm hielten. Der menſchliche Wille wird offenbar nicht immer nach den Schlüſſen der Vernunft von der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit einer Sache; ſondern ſehr oft von dunkeln Inſtincten, von Ueberraſchungen unſerer Leidenſchaften, von unwillkürlichen Bildern der Phantaſie beſtimmt, ohne alle vorhergegangene Ueberlegung und Reflexion. Die Neigung zum Selbſtmord, wenn auch die Seele auf der einen Seite den größten Abſcheu dagegen vermöge gewiſſer Vernunftgründe haben kann, wird mir vornehmlich durch ein inneres Beſtreben der Seele nach Freiheit, nach Entfernung der Laſten, die uns drücken, wogegen die Vernichtung unſerer Exiſtenz das beſte Mittel zu ſeyn ſcheint, ſehr erklärbar. Der Hypochondriſt fühlt, daß er im höchſten Grade unglücklich iſt, alle Bilder, die ſich ſeine Seele ſchafft, ſind fürchterlich und liebe im hohen Maße geſchmeckt haſt! Doch das half nichts. Das zaghafte Fleiſch und Blut und das aufgewachte Gewiſſen wollte ſich ſolches nicht ausreden laſſen. Ich konnte nicht leicht ein Meſſer ſehen, ohne davor zu erſchrecken, und wenn ich aß, ſo mußte ich es mit ganzer Gewalt feſte halten, damit ich nicht ſchnelle zuführe, oder wenn die Speiſen zerſchnitten, ſolche mit der Hand faſſen und in den Mund ſtecken. Die Feder, mit der ich ſchrieb, das Federmeſſer, womit ich die Feder beſſerte, die Tobackspfeiffe, die ich in den Mund nahm, die Lichtſcheer, womit ich das Licht ſchneutzte, den Degen, den ich anſteckte, die Thurmſpitze, die ich ſahe, — ja den Finger, den

---

und ſchwarz, er denkt nur, um ſich zu quälen, er wünſcht lieber, einige Augenblicke nicht zu exiſtiren, und wie leicht iſt die Neigung erweckt, ſich auf einmahl von allen Uebeln zu befreien. Ganz natürlich ſtellt ihm ſeine Vernunft den Selbſtmord als etwas Abſcheuliches vor, ſeine Liebe zum Leben, die nie in einem vernünftigen Weſen ganz verlöſcht, ſpricht auch wenigſtens dunkel dazwiſchen; — er findet ſeine mörderiſchen Gedanken verachtungswürdig; aber er kann nicht Herr über ſie werden, denn ſein Freiheitstrieb, ſein Wunſch, ſein Sehnen nach Ruhe iſt ſtärker als ſeine Vernunft, und aus dieſem abwechſelnden Zuſtande muß nothwendig eine ſolche Gemüthslage entſtehen, wie ſie uns der unglückliche Verfaſſer geſchildert hat, und mit welcher die Einbildung: du wirſt dich gewiß noch einmahl umbringen, natürlich verbunden iſt. P.

den ich nahe zum Munde brachte, ſetzte ich mir durch einen ſchnellen Gedanken, der ſchneller als ein Pfeil entſtand, an den Hals. Des Nachts deuchte mich oft halb wachend und halb ſchlafend, als ob die Kammer ganz voller Meſſer wäre, und als ob ich ſie klirſchen hörte“. — — —

Auf die ſelbſtmörderiſchen Gedanken, oder auch zu denſelben kamen nun auch die abſcheulichſten und unflätigſten Gedanken, ſo von natürlichen Dingen und Excrementis hergenommen, und, welches erſchrecklich zu ſagen, auf göttliche Dinge im Gemüthe ſchnell applicirt wurden. Ich mag ſie nicht ſpecificiren, um keines Menſchen Imagination dadurch zu vergiften und etwa anzuſtecken. Die, ſo mit dergleichen Plagen behaftet, werden ſchon wiſſen, wie dieſe garſtigen und abſcheulichſten Gedanken, vor welchen das ganze Herz erſchrickt, und ſchon bebet, wenn man ſie auch nur von Ferne ſieht aufſteigen und anmarſchieret kommen, beſchaffen geweſen. Es fallen mir auch zuweilen noch jetzt dergleichen Gedanken, Kraft der Imagination bei gewiſſen Gelegenheiten, inſonderheit wegen ſchwächlicher Diſpoſition meines Kopfs wieder ein, nur daß ich es nicht mehr achte, noch wie dazumahl davor erſchrecke“.

Der Verfaſſer ſuchte ſich nun allerlei Zerſtreuungen zu machen, um ſeine finſtern Grillen zu bekriegen; aber alles war vergeblich; ſeine Phantaſie war einmahl im höchſten Grade erhitzt. Man höre nur, wie der arme Menſch ſeinen fernern Gemüthszuſtand beſchreibt. So geſchickt ich nun auch ſonſt war ziemlich fertig zu reden, ſo oft ich docirte und Andere lehrte, ſo turbirten mich doch ungemein ſehr die gewöhnlichen ſchrecklichen Gedanken, die mir mitten im Dociren einfielen, (er hatte ein Collegium hebraicum zu leſen angefangen) und die ſchier der Verzweiflung immer mehr den Weg bahnten. Sagte ich etwa im collegio hebraico und unter dem Dociren: dieſe Litera wird im leſen abſorbirt, gleich fiel mir auf die lebendigſte Weiſe ein, wie du von der Hölle wirſt abſorbiret werden. Sprach ich: ן finale abjicitur, den Augenblick hörte ich, als ob es jemand anders als ich ſelbſt in mir ſpräche: ſo wie du von Gott weggeworfen biſt. Sprach ich: künftigen Montag wollen wir v. g. zum 6ten Capitel ſchreiten, den Augenblick fiel mir ein: ja den Montag wirſt du ſchon in der Hölle ſeyn. Sagte ein Anderer: Uebermorgen wollen wir da und dorthin ſpatzieren gehen und den Herrn Magiſter abholen, gleich dachte ich: ja da werdet ihr mich in meinem Blute liegend antreffen“.

„Mein höchſt ſchwaches Haupt und Imagination war auch Urſache, daß mir Bilder von andern Thaten und Werken einfielen, die ich mit gutem Gewiſſen nicht hätte thun können, auch zu thun keinen Vorſatz noch Luſt, ſondern den größten Abſcheu davor hatte, ſo daß ich mich recht zwingen mußte, nicht nach dem deutlichen Bilde zu handeln, was mir vorkam. Wenn auch mein Zuſtand ſonſt leidlich war: ſo

niv. Bibl.

ſo durfte ich keinem Ofen zu nahe kommen; denn ich hatte eine ſolche lebendige Idee und Bild bei aller ſonſt ruhigen Gemüthsdiſpoſition, als ob ich mit dem Kopfe wider denſelben liefe, daß ich mir auch den Kopf mit der Hand, oder etwas vor dem Kopf im hin- und hergehen vorhalten mußte, damit ich nur den Ofen nicht ſehen dürfte. Wäre damahls der Verſtand durch ſchlafloſe Nächte, oder durch andere Urſachen verloren gegangen; ſo bin ich gewiß, daß ich mechanice und brutaliter nach dieſem Bilde der Imagination würde agirt und gewürkt haben, v. g. wider den Ofen gelaufen ſeyn, ſo man mich demſelben nahe kommen laſſen, und der Natur der Lauf wäre gelaſſen worden. Denn wo keine Vernunft iſt, da agirt ein Thier *mechanice* und *phyſica neceſſitate* nach den Bildern, die ihm eingedrückt ſind. So lange aber noch Verſtand und Vernunft vorhanden, ſo hat ein Menſch noch Macht, durch dieſelbe die Phantaſie zu überwinden, und doch nicht nach dem Bilde zu handeln, das er im Gehirne hat; es müßte denn die allzulebhafte Vorſtellung einer Uebereilung verurſachen. Saß ich damahls, oder ſtand nahe bei Einem, ſo mußte ich mir oft den Mund zuhalten, daß ich ihn nicht anſpiee, wenn er gleich mein Freund war, und ich alle Liebe zu ihm hatte, ſo daß ich gar nicht wußte, warum ich ihn anſpeien ſollte; denn das Anſpeien kam mir ſo deutlich vor, als ob es geſchähe; oder ich ſchlug ihn in Gedanken mit der Hand in's Angeſicht,

ſicht, ſo daß ich die eine Hand mit der andern halten mußte, damit es nur nicht würklich geſchehen möchte. Ich konnte nicht ohne innerlich Auffahren eine große Ziffer ſehen v. g. eine 6 oder 9; ein Spatium, wo drei oder vier Bücher geſtanden, machte mir ſchon Aengſtlichkeit, und konnte ich nicht ruhen, bis der Raum wieder mit Büchern ausgefüllt wurde. Ich bebte vor einem Zeddel, wenn derſelbe auf einem Fenſter lag, wo er ſonſt nicht zu liegen pflegte, und konnte nicht ruhen, bis ich ihn an ſeinen ordentlichen Ort wieder gelegt. Ich betete, doch meiſtens ohne ſonderbare Bewegung, und zuweilen, wenn ich dazu ſchritte und niederkniete, wurde mir das Angeſicht wider meinen Willen in eine ſolche Geſtalt gebracht, wie diejenigen haben, denen ein Ding lächerlich vorkommt“.

„Doch meine Plagen waren damit noch nicht alle, ſondern es war noch die Spitze und der höchſte Grad der Anfechtung zurücke. Nun folgten auf die mörderiſchen und unflätigen Gedanken die gottesläſterlichen. Es fand ſich im Herzen wie ein heimlicher Grimm gegen Gott, daß ich ſelbſt nicht wußte, ob es mein Ernſt wäre, oder nicht. Ein kleiner Troſt, der dabei noch übrig blieb, war, daß ich mich darüber entſetzte, und wünſchte, daß dieſer Grimm mit allen läſterlichen Gedanken wieder vergehen möchte. Doch das geſchahe nicht bald, ſondern es währte wohl bis 3 Wochen, daß mir oft wider meinen Willen unverſehens einfiel: Verflucht iſt ꝛc.

iſt ꝛc. — ſo daß ich alles verfluchte und verwünſchte. Ich mag das Objectum dieſer innerlichen Action nicht ausdrücken, um niemanden damit zu erſchrecken oder einem Schwachen einen Anſtoß zu geben. Die Imagination ſtellte mir dieſe Gedanken ſo lebhaftig in meiner Seele vor, daß ich mir oft den Mund mit der Hand zuhalten mußte, damit mich das lebendige Bild nicht verleitete, die Läſterung auszuſprechen. Weil ich vielmahl gehört, daß dieſes die Verdammten in der Hölle einſt thun würden, ſo fing ich an mich ſchröcklich zu fürchten, daß dieſes nicht Vorboten der völligen Verzweiflung und der ewigen Höllenpein ſeyn möchten. Wenn die Angſt und das Herzdrücken am größten war, ſo fiel mir zuweilen wider meinen Willen ſchnell ein: Ja! wenn du nur ſchon in der Hölle wäreſt, ſo wüßteſt du doch, wie viel es wäre, was du jetzt noch zu fürchten haſt; welches derjenige Einfall iſt, der unter allen andern meiner Seele am weheſten gethan. Donnerſtag oder Freitag vor Trinitatis, ehe ich einſchlief, kriegte ich einen lebendigen Eindruck vom hölliſchen Feuer. Es ſchien, als ob ich nichts als Feuer um mich ſähe, und da es mir vorkam, als ob nun die Gluth um und um über mich zuſammenſchlagen wollte, ſo fing ich an zu ſchreyen: **O Jeſu hilf mir, nun iſt es Helfenszeit!** In dem Augenblick aber fiel ich in den tiefſten Schlaf, und ich nahm es, da ich wieder erwachte, vor eine handgreifliche Hülfe Gottes und Merkmahl an, daß er mich noch nicht ganz verworfen hätte. Inzwiſchen ließ ich nicht ab, Gott inbrünſtig im Gebet, obwohl mit beklemmtem und hartem Herzen anzurufen, und nach meiner Erlöſung zu ſeufzen. Ach mein Gott! ſprach ich oft, wenn wird doch der Knabe kommen und mir ſein Stäblein reichen, und mir aus der tiefen Grube helfen, aus welcher ich keinen Ausgang finden kann. Denn vor den Feiertagen träumte mir einſtens zur Nacht, als ob ich in einer tiefen Grube ſteckte, und nicht die geringſte Möglichkeit ſähe, heraus zu kommen. In der Angſt arbeitete ich, und kletterte bald hier, bald dahin: aber alles Bemühen war vergebens. Indem deuchte mich, als ob auf der Grube und am Rande ein kleiner ſchöner Knabe ſtünde, der mir ein Stäblein reichte, unter dem Schein, als ob er mich damit heraushelfen wollte. Ach du armes Kind, fing ich an, mit dieſem Stäblein wirſt du mich nicht herausziehen; ich würde dich eher zu mir herunterreißen. Es ſagte aber: ich ſollte mich nur anhalten, es würde ſchon angehen. Kaum hatte ich das äuſſerſte Ende ſeines Stabes angerührt und gefaßt, ſo wußte ich nicht, wie mir geſchahe; denn in dem Augenblick befand ich mich außer der Gruben oben bei dem Knaben“. Dieſer Traum, noch mehr aber die ſonderbare Beichtabſolution, die ihm ein leipziger Prediger ertheilt, fing auf einmahl unſern unglücklichen Hypochondriſten zu beruhigen an. Sein Herz fängt jetzt wieder ruhiger zu ſchlagen an, ſeine bisherigen Schreckbilder der Phantaſie verlaſſen ihn, — und zwar auf eine lange Zeit, er vergießt Freudenthränen, ſeine Geſtalt wird wieder menſchlicher, — und das alles aus einem ſehr richtigen pſychologiſchen Erfahrungsgrunde: daß die Seele nach langem ausgeſtandenem Kummer oft in dem Augenblicke, da ſie noch davon gedrückt wird, durch eine Art eigener Spannkraft ſich davon befreiet, und nun in einen deſto ſtärkern und lebhaftern Genuß der Freude übergeht Daß die Seele dazu erſt gewiße Veranlaſſungen, gewiße Hülfsbilder haben müſſe, iſt natürlich; — aber unnatürlich wäre es, wenn man annehmen wollte, daß der Uebergang von Seelenleiden in ruhigere und angenehmere Gefühle durch unmittelbaren Einfluß der Gottheit verurſacht würde.

P.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Inhalt

Seite
Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Unwillkürlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen. 25.
2. Ein Brief an Gaßnern von Lavater. 32.

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiße Menſchen. — Moraliſche Antipathie. 36.
2. Beiſpiel einer ſchnellen Liebe. 53.
3. Ein ſonderbarer Traum. 55.
4. Stärke der Einbildungskraft. 62.
5. Fortſetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R . . . 65.
6. Einzelne pſychologiſche Beobachtungen und Bemerkungen, zu weiterm Nachdenken aufgeſetzt. 69.

Zur Seelenzeichenkunde.

— A — J — K — Bekenntniße. 76.
Aus einem Briefe. 100.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbensbeſchreibung. 103.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Da es der gegenwärtigen Natur und Beſchaffenheit unſerer Seele, ein Vorherſehungsvermögen derſelben, oder, wie es Andere genennt haben, eine vim divinatoriam, anzunehmen, durchaus zuwider iſt; — ſo fragt ſichs nun aber: ob unſere Ahndungen nicht vielleicht auf eine andere Art erklärbar ſind? Können wir nicht vielleicht Ahndungen durch Hülfe außer uns vorhandener Geiſter haben, und was laſſen ſich für reelle pſychologiſche Gründe für dieſe Meinung anführen? — Ich antworte: keine! wenigſtens gewiß keine wahrſcheinliche, keine gegründete.

Alle **neue** Begriffe und Empfindungen, welche wir bekommen und in uns wahrnehmen, gründen ſich natürlicherweiſe auf **Selbſtbeobachtung, Selbſtdenken**; oder auf den **Unterricht von Andern, vermöge ſymboliſcher Zeichen**, ſie mögen nun in eigentlicher Wortſprache, in Geſichtsausdrücken oder Geſten beſtehen. Es iſt bisher noch kein Weg entdeckt worden, und es wird auch wohl **nie** ein ſolcher entdeckt werden, **wie** uns andere Menſchen ohne ſymboliſche Zeichen ihre Gedanken und Empfindungen mittheilen können. Selbſt bei den oft ſo ſchnellen und überraſchenden Gefühlen der **Sympathie**, wo eine Seele in die andere überzugehen, in ihr zu leben und zu empfinden, mit ihr durch einen unſichtbaren, unerklärlichen Einfluß verbunden zu ſeyn ſcheint, müſſen entweder **würkliche** Gegenſtände, würkliche Zeichen — oder **eingebildete** vorhanden ſeyn, die auf eine ſymboliſche Art zu unſerm Herzen reden.

Aber, könnte man ſagen, jene Mittheilung neuer Ideen zwiſchen uns und höhern uns umgebenden **Genien**, iſt doch **möglich**. Vielleicht würken dieſe auf eine **unſichtbare** Weiſe, für welche unſere Seele einen **geheimen** Sinn hat, wenn ſie gleich die Berührung, die Bewegung dieſes Sinnes nicht erklären, noch den individuell auf ſie würkenden Geiſt angeben kann, jene **Vorgefühle** der Zukunft in uns, die ſo viele Menſchen gehabt zu haben vorgeben; jene Begriffe und Vorherſehungen, die in dem vorhergehenden Seelenzuſtande keinen Grund hatten? — —

Dieſes vielleicht wäre nun freilich eine ſehr leichte und bequeme Art, den Ahndungen einen gewiſſen Credit zu verſchaffen, — wenn es nur auch ſchon ausgemacht wäre: **ob unſere Seele einen einzigen Begriff ohne ſymboliſche Erkenntniß oder Selbſtdenken, und ein Vorgefühl von einer durchaus zufälligen Sache durch ein anderes geiſtiges Weſen außer ihr haben könnte.** Zwei Hinderniſſe, die jener Erklärungsart der Ahndungen vornehmlich im Wege liegen.

Wir mögen nehmlich denken, was wir wollen, das denken wir uns in Verbindung mit einem gewiſſen, entweder durch den Gebrauch ſchon **beſtimmten**, oder auch **willkürlichen** ſymboliſchen Zeichen, in Verbindung mit einem gewiſſen Worte, oder wie die Taub- und Stummgebornen, unter einer gewißen Geſichtsmiene, einer körperlichen Bewegung. Ohne dieſe Einrichtung unſerer Natur, (das Reden mag nun entweder, wie Einige geglaubt haben, ſchon für den einzelnen Menſchen Bedürfniß, oder Convention, Bedürfniß des geſellſchaftlichen Lebens ſeyn,) würde es uns erſtaunlich ſchwer fallen, deutliche Begriffe zu bekommen, am langſamſten würden ſich aber vollends abſtracte Ideen in uns entwickeln können.

Wir ſtellen uns bei dem erſtaunlich ſchnellen Wechſel unſerer ſinnlichen und abſtracten Vorſtellungen freylich jenes ſymboliſche Zeichen nicht immer deutlich vor, wir denken ſogar oft über eine Sache fort, deren Benennung wir ganz verloren haben; allein dieſes widerlegt die Nothwendigkeit einer ſymboliſchen Erkenntniß gar nicht. Im erſten Fall, wo ſich oft Ideen gegen Ideen auf einmahl vertauſchen, in einander auflöſen, und ohne daß wir den Grad ihrer Weile, die jede Vorſtellung haben muß, fühlen könnten, unbegreiflich geſchwind mit einander abwechſeln, ſtellt ſich die menſchliche Seele würklich jedes einzelne Wort nur in der möglichſt größten Schnelligkeit vor; — denn wir bemerken es den Augenblick, wenn uns in dem ſchnellen Fluge unſerer Gedanken ein Wort fehlt, und es hat Redner gegeben, die durch den Verluſt eines einzigen Wortes bei der ſchnellen Folge ihrer Gedanken ſo verwirrt wurden, daß ſie den ganzen Faden nicht wiederfinden konnten.

Im zweiten Fall, wo die menſchliche Seele über eine Sache fortdenkt, ohne ihre Benennung behalten zu haben, behält ſie doch allemahl eine ſehr lebhafte und gleichſam ängſtliche Erinnerung, daß es für jene Sache einen würklich ſymboliſchen Ausdruck giebt; aber wie ſehr geneigt ſie ſich fühlt, dieſen Ausdruck wieder zu erhaſchen, wie ſie ſich bemüht, auf ſeine Spur zu kommen, oft auf einmahl alle andere Gedanken abbricht und auf das verlorne Wort denkt, wird ein jeder aus eigener Erfahrung wiſſen. Verliert ſie vollends mehrere Worte auf

einmahl; ſo geräth ſie in den Zuſtand der Verwirrung, und ich kann es mir ſehr gut denken, wie einige Menſchen melancholiſch werden konnten, weil ihr Gedächtniß mitten im Reden ihnen nicht jedesmahl die Worte, welche ſie ſuchten, herbeiſchafte.

Wenn nun die menſchliche Seele ohne ſymboliſche Zeichen durchaus keine neuen Begriffe von Andern außer uns erhalten kann, wenn dazu entweder Eindrücke auf unſere Geſichtsnerven, auf unſer Gefühl, oder Worte für unſer Gehör **unumgänglich nothwendig** ſind; — ſo iſt es nun auch **unbegreiflich**, wie ein außer uns befindlicher Genius, — weder durch **Geberdenſprache**; denn wie ſollte die ein unſichtbares Weſen machen können? noch **durch Worte**; denn wie kann ein ſolcher Geiſt würklich reden? — **neue** Begriffe und ſogar **Vorgefühle** der Zukunft in uns erregen könnte.

Nicht durch Zeichen- und Wortſprache, könnte man mir ſagen; dieſe iſt ja auch nicht das **einzige Vehiculum**, wodurch neue Begriffe von andern außer uns befindlichen Weſen in unſere Seele geſchoben werden können. — Können nicht außer uns daſeyende Geiſter mit unſerer Seele einen gewiſſen andern, uns bisher noch unbekannten **Communicationsweg** haben; können ſie nicht eine Sprache mit uns reden, wozu ſie keine Geſichts- und Gehörsnerven nöthig haben, und zeigen nicht manche ſchnell in uns entſtandene herzerhebende, unerwartete Gedanken und Gefühle ſehr wahrſcheinlich, daß wir ſie vom andern geiſtigen Weſen außer uns bekommen haben müſſen? — — —

Und dieſes ſind die **Hauptgründe**, womit man die Hypotheſe von der Einwürkung anderer Geiſter auf uns unterſtützt? Ich erſtaune, wenn ich ſogar oft von Philoſophen dieſe und keine andere Argumente für jene Grille angeführt finde, und ich kann ohnmöglich glauben, daß ſie hiebei über die Natur der menſchlichen Seele ernſthaft **nachgedacht** haben können. Ob es irgend einmahl einen andern Communicationsweg zwiſchen uns und andern Geiſtern, auf einer viel höhern Stufe unſerer Entwickelung, als ſymboliſche Sprache, geben **kann**, will ich hier nicht beſtreiten; ob mir gleich dieſe ſymboliſche Sprache für jedwede Mittheilung unſerer Begriffe auch in der Ewigkeit ſehr **nothwendig** ſcheint; — aber in der **gegenwärtigen** Epoche unſeres Daſeyns und unſeres Denkens iſt durchaus kein anderes Vehiculum einer gegenſeitigen Mittheilung der Begriffe **vermöge der bekannten Natur unſerer Seele gedenkbar**, als ſymboliſche Zeichen, weil wir durchaus ohne dieſe Zeichen nicht deutlich und zuſammenhängend denken können, wenn wir einmahl eine Sprache gelernt haben.

Jene ſchnell in uns entſtandenen herzerhebenden, unerwarteten Gedanken und Gefühle, welche die Andacht ſo gern vom Himmel herableiten möchte, beweiſen auch **nichts**, und können gewiß ſehr **natürlich** erklärt werden, wenn man die Umſtände und die Anſtrengung der Einbildungskraft genau kennt, wodurch jene Gedanken und Gefühle erzeugt und begünſtigt werden. Man muß den Menſchen, die Natur ſeiner Seele, die Art und Weiſe, wie ſich in ihm Begriffe entwickeln und Gefühle hervorbringen, gar nicht kennen, wenn man annehmen kann, daß irgend etwas Unnatürliches darin vorgehen könne. **Die Unwiſſenheit** und **Schwärmerei** hat unendlich oft den ſeltſamſten Bizarrerien in Gedanken und Empfindungen den Namen göttlicher Würkungen gegeben, und die menſchliche Eitelkeit, welche ſo gern einen höhern Umgang mit unſichtbaren Geiſtern **träumt**; — oder ihn auch nur **affectirt**, hat dieſen Träumereien ein widerrechtliches Privilegium der Wahrheit gegeben, ohne einen andern Richter dabei zu Rathe zu ziehen, welcher doch allein der Lehrer aller Wahrheit ſeyn müßte, — nehmlich die **geſunde Vernunft**.

Aber geſetzt, wir wollten einmahl obigen **unpſychologiſchen Satz** von der Communication unſichtbarer Geiſter, welchen ſo viele geſcheidte Köpfe, — freilich zum Erſtaunen des geſunden Menſchenverſtandes, — geglaubt haben, annehmen; ſo entſteht hierbei wieder die ſehr ſchwierig zu beantwortende Frage: **wie können wir von höhern Geiſtern in blos zufälligen Begebenheiten unſeres Lebens Unterricht erhalten, da ſie zufällige Dinge, ſo wenig wie wir wiſſen können, oder wenn es überhaupt nichts Zufälliges giebt, wie** iſt es denkbar, daß ein eingeſchränkter Geiſt, (denn dies ſind auch die weit über uns erhabnern Weſen —) das ganze Univerſum ſo überſchauen könne, daß er das Nothwendige, uns aber zufällig ſcheinende, uns dennoch entdecken könne? —

Es läßt ſich nicht denken, daß ein eingeſchränkter Geiſt das ganze Univerſum überſieht, und folglich müſſen ihm noch unzählig viele Dinge zufällig ſcheinen, und er kann auf keine andere Art etwas Künftiges vorherſehen, als in ſo fern er das Vergangene mit dem Gegenwärtigen vergleicht und daraus auf irgend eine individuelle Begebenheit einen Schluß macht, ſo wie der Menſch etwas vorherſieht.

Daß ein Menſch, der ſeinen Weg ganz von ohngefähr vor einem Gebüſch vorbei nimmt, auf die zufälligſte Weiſe von der Welt durch eine Kugel, welche nach einem Wild abgeſchoſſen wurde, ſein leben verliert; daß ein Anderer durch eine unerwartete Unordnung des Bluts im Tanze todt zur Erde fällt; daß ein völlig geſunder Menſch übermorgen ſterben wird; daß meine Schickſale des lebens dieſe, und keine andere Wendung nehmen konnten, da es für die Vorſtellungskraft eines endlichen Geiſtes unendlich viel andere Wendungen geben kann, — alle dergleichen würklich zufällige Begebenheiten können mir von keinem endlichen Geiſte entdeckt werden, weil er ſie ſelbſt nicht weiß.

Doch ich muß noch einen Einwurf berühren, welchen man gegen meinen letztern Satz von der Unmöglichkeit, daß uns Geiſter zufällige Begebenheiten bekannt machen könnten, anführen dürfte. Wie könnte man ſagen, wenn nun jene Geiſter, was gar nicht unwahrſcheinlich iſt, die Urſachen von gewiſſen uns zufällig ſcheinenden und bevorſtehenden Begebenheiten auf eine natürliche Art vorherwiſſen, die wir nicht kennen? Wie, wenn ſie uns vermöge ihrer Schnelligkeit Nachrichten in einem und dem nehmlichen Augenblick von andern Orten bringen könnten, wenn ſie Schwedenburgen ſagten: daß es eben jetzt in Stockholm oder Copenhagen brenne, wenn ſie einer Frau von R — r, die behauptete, daß eben jetzt ihr Sohn in einer Bataille blieb, dieſe Botſchaft als Zeugen jener Begebenheit ſchnell überbrachten? — —

Das ließe ſich nun freilich hören, (obgleich eine ſolche Ahndung, ein ſolches Vorherſehen nicht mehr Ahndung, Vorherſehen wäre); allein, ich frage mit Recht hier wieder: wie brachten denn jene Geiſter ſolche Nachrichten, wie theilten ſie dieſelben mit, da wir von Andern in unſerer gegenwärtigen Exiſtenz ohne ſymboliſche Zeichen nichts Neues erfahren können? Ich frage weiter: iſt denn die angenommene Schnelligkeit der Geiſter, (die man oft ſo unphiloſophiſch aus der Schnelligkeit unſerer Gedanken hat beweiſen und damit vergleichen wollen) womit ſie uns von fernher Begebenheiten bekannt machen, ſchon erwieſen? — und was ich billig hätte zuerſt fragen ſollen: **giebt es denn würklich uns umgebende Genien überhaupt?** Kann ich eine Hypotheſe, **(die Ahndungen)** mit einer andern Hypotheſe **(uns umgebende Geiſter)** beweiſen, und darf ich nicht an der ganzen Sache zweifeln, ſo lange ich keine andere, als **ſolche** Gründe für ſie habe? — —

Ich komme zum letzten Zufluchtsorte derer, welche an Ahndungen und Vorgefühle des Zukünftigen glauben. **Die Gottheit**, ſagen ſie, kann **vermöge ihrer Allmacht neue Ideen** in uns erwecken; ſie kann uns alſo auch, freilich auf eine unbegreifliche Art, zukünftige Dinge bekannt machen und vorherſagen. Auch dieſen Satz kann man nicht ſo geradezu annehmen. Man hat ſich von jeher ſehr ſchiefe und unrichtige Begriffe von der göttlichen Allmacht erträumt, man hat ſich ſogar nicht geſcheut zu ſagen: daß Gott auch das **Sonderbarſte**, das **Widernatürlichſte**, das, was gar nicht in der Natur der Dinge **gegründet** iſt, **würklich** machen könne. Welch eine Gottheit! Gott **macht** nach den reinen Vernunftbegriffen, die wir von ſeinen Eigenſchaften haben, nichts würklich, kann nichts würklich machen, was nicht in dem **ewigen Weſen** der Dinge gegründet iſt. Dieſes Weſen kann er nicht ändern, er kann alſo auch nicht machen, daß meine Seele Begriffe empfängt, die nicht in der Natur, in dem Weſen ihrer **individuellen** Denkkraft gegründet ſind, und wider die Art und Weiſe ſtreiten, wie ich nach den Anordnungen der Natur Begriffe in mir aufnehme, und, ſo lange ich nach eben dieſen Anordnungen der Natur nicht einem ewigen Wirwarr meiner Vorſtellungen unterworfen ſeyn ſoll, in mir aufnehmen muß.

Und endlich, woran ſoll ich denn dieſe neuen durch die Gottheit in mir gewürkte Begriffe und Gefühle erkennen?

a) An der unerwarteten Schnelligkeit, mit welcher ſie, ohne in einem vorhergehenden Seelenzuſtande zu liegen, entſtehen? Nimmermehr! die bloße Schnelligkeit einer Idee, eines Gefühls kann kein Beweis ihres göttlichen Urſprungs ſeyn. — Alsdann müßten unſere meiſten Vorſtellungen und Gefühle einen göttlichen Urſprung haben, und die lebhaften, ſchnellen Empfindungen der einfältigſten Schwärmer wären denn am erſten die Kinder einer göttlichen Kraft. Aber wer will nun auch beſtimmen, daß, und ob eine ſolche lebhafte ſchnelle Idee nicht in einem vorhergehenden Seelenzuſtande gegründet geweſen ſey? Wer vermag alle die innern Veranlaſſungen unſerer Denkkraft, unſerer dunkeln Gefühle, unſerer Organiſation anzugeben, welche auf eine geheime Art bei ſolchen Vorſtellungen, aber auf eine ſehr natürliche Weiſe gewürkt haben, die in keiner der vorhergehenden Modificationen unſeres Geiſtes gegründet zu ſeyn ſchienen, — und wer kann es denn läugnen, daß unſere eigene Geiſteskraft oft ganz mit den vorhergehenden Zuſtänden des Denkens betrogene Begriffe gleichſam aus ſich ſelbſt hervorbringt.

b) Aus dem bangen oder herzerhebenden Gefühle, welches ſie begleitet? — Auch nicht! Denn wie kann ich wiſſen, ob jenes bange herzerhebende Gefühl nicht blos eine Würkung meiner Einbildungskraft, meines dicken oder lebhaften Bluts, meiner gegenwärtigen verſteckten Gemüthslage ſey, zumahl da es ausgemacht, daß jene bangen und herzerhebenden Gefühle faſt immer körperlichen Urſprungs ſind.

c) An dem damit verbundenen deutlichen Bewußtſeyn, daß dies oder jenes würklich eintreffen werde? — Gewiß nicht! Denn jenes Bewußtſeyn kann durch bloße Bilder der Phantaſie ſeine Stärke und lebhaftigkeit erhalten haben, und wie viele hundert Fälle giebt es nicht, wo die Menſchen etwas ganz poſitiv vorherzuſehen glaubten, was nicht eintraf. — Wo blieb alſo bei dergleichen Fällen der geträumte Credit eines angenommenen göttlichen Einfluſſes? — —

Man gehe alle Kennzeichen menſchlicher Begriffe und Vorſtellungsarten durch, und man wird kein einziges finden, von dem ich mit Gewißheit ſagen könnte: daß es einen göttlichen Urſprung eines in uns entſtandenen beſondern Gefühls oder einer ſolchen Idee deutlich anzeige. Solange es alſo dergleichen ſichere Criterien eines uns durch göttlichen Einfluß mitgetheilten Begriffs oder Gefühls nicht giebt; ſind wir auch auf keine Weiſe befugt, den Urſprung der Ahndungen Gott zuzuſchreiben, hier nicht zu gedenken, daß dieſe ihre Entſtehungsart der Weisheit und Güte unſeres Urhebers ſchnurgerade entgegenſtehen würde; zumahl da nicht ſelten die Ahndungen die unbedeutendſten Kleinigkeiten betreffen.

Nun will ich die noch rückſtändigen Beiträge über Ahndungen und Viſionen kürzlich durchgehen, welche in den drei erſten Bänden dieſes Magazins vorkommen.

Seite 20 (dritten Bandes drittes Stück) kommt ein Beitrag vor, welcher ahnendes Vorgefühl der Krankheit überſchrieben, und von einem ſehr glaubwürdigen Manne eingeſchickt iſt. Wer mit Aufmerkſamkeit den ganzen Aufſatz durchlieſet, wird leicht bemerken, daß alles, was der Herr Verfaſſer von ſich erzählt hat, ſehr natürlich zugegangen iſt. Er hat vor kurzem ſeine Mutter begraben, er kommt auf den Kirchhof in der Stadt, wo er im Winterquartier liegt, und kann ſich da unter einem empfindlichen Schauer nicht des Gedankens erwehren: ſollte auch wohl auf dieſen Kirchhof dir dein Grab beſtimmt ſeyn? „Es erwachte damit das Andenken an meine verſtorbene Mutter ꝛc.“ — — — Dieſer bloße vermuthliche Gedanke: ſollteſt du wohl dein Grab hier finden, kann doch wohl eigentlich kein ahnendes

des Vorgefühl einer Krankheit genennt werden, er lag ganz natürlich in der Seele eines ernſthaften Mannes, der erſt kürzlich ſeine geliebte Mutter begraben hatte, deſſen Gemüth noch voll von wehmüthigen Empfindungen iſt; – endlich ein Gedanke, der gewöhnlich vielen Menſchen einzufallen pflegt, wenn ſie ſich auf einem Kirchhofe befinden, wie ich aus eigener Erfahrung weiß; aber jenes Vorgefühl traf ja doch beinahe ein; der Verfaſſer wird würklich krank. Dies war wieder ſehr natürlich. Er wird in ein Lazareth gerufen, und ein ſtarker Qualm ſchlägt ihm daraus entgegen, als ihm die Lazarethsſtube geöffnet wird. Da iſt ja die natürlichſte Urſach ſeiner Krankheit, die ohne jenes angegebene Vorgefühl eben ſo natürlich entſtanden ſeyn würde, weil er von den giftigen Dünſten der Krankenſtube angeſteckt wurde, und auch gleich anfangs einen Schauder dabei empfand.

Sonderbarer ſcheint mir das in eben dieſem Beitrage vorkommende Beiſpiel von einem Vorgefühl der Geſundheit zu ſeyn. Weil nehmlich der Verfaſſer gegen den Sonntag hin, wo er predigen ſoll, immer kränker wird; ſo bittet er einen andern Prediger, ſeine Stelle zu vertreten. Dieſer ſchlägt es ihm ab. Sein Wirth will dem Commandeur des Regiments ſeine Krankheit anzeigen, weil er unmöglich predigen könne; allein der Verfaſſer will es nicht zugeben. Es dringt ſich ihm der Gedanke mit größter Lebhaftigkeit auf: nein! du mußt predigen; predigſt du nicht, ſo kommſt du nicht von deiner Krankheit auf; predigſt du aber, ſo ſey von deiner gewiſſen Geneſung verſichert! ꝛc. Er predigt auch würklich, ſo ſchwach er übrigens iſt, eine ganze halbe Stunde, und den nehmlichen Nachmittag ſieht er Flecken auf ſeinen Händen, — fällt in ein vier Wochen langes Delirium, und wird endlich — wieder geſund. Ich glaube, daß der Herr Verfaſſer es auch geworden ſeyn würde, wenn er obigen Gedanken nicht ſo feſt in ſeine Seele gefaßt hätte, welcher wahrſcheinlich halb durch den Verdruß, daß ſein College ihm die Predigt abſchlug, und daß er durchaus nicht die Kirchenparade abgeſtellt haben wollte, und halb durch die ſchon kränkelnde Phantaſie, und wer weiß, durch welche andere innere Gründe des Gemüths ſeine Lebhaftigkeit erhielt. Es läßt ſich auch annehmen, daß manchmahl kranke Leute durch eine lebhafte Vorſtellung ihrer Geneſung-geſund werden können, wie oft Geſunde aus Einbildung krank werden.

Seite 106 in eben dieſem Stücke kommt ſogar eine Viſion vor, die, wenn ſie auch aus des vortrefflichen Pfeffels eigenen Munde kommt, doch höchſt unglaublich iſt.

Der blinde Pfeffel und ſein Bruder gehen mit einem Freunde auf einem mit Bäumen beſetzten Platze öfters ſpaziren. Sie bemerken, daß der Geiſtliche (ihr Freund) immer nur bis auf einen gewiſſen Fleck geht, und dann wieder umkehrt. Sie gehen weiter, er nie. Sie befragen ihn nach der Urſach, er weigert ſich lange, herauszurücken; — endlich geſteht er, daß auf dem Flecke, wo er umkehrte, eine weiße, lange, hagere Menſchenfigur ſtände, die ihn verhinderte, weiter zu gehen. — — — Die Pfeffels merken ſich den Platz, laſſen nachgraben, und finden etliche Fuß tief im Boden ein Todtengerippe. Sie laſſen es wegbringen, ſcharren das Loch wieder zu, gehen mit dem Pfarrer dort wieder ſpaziren, — und nun ſieht der Pfarrer die Geſtalt nicht mehr. —

So unwahrſcheinlich die ganze Erzählung iſt, ſo wünſchten wir doch über das ganze erzählte Factum eine nähere Auskunft zu bekommen, da der Pfarrer ein rechtſchaffener und aufgeklärter Geiſtlicher genannt wird, und der liebenswürdige aufgeklärte Pfeffel es ſelbſt erzählt haben ſoll.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Auszug aus M. Adam Bernds eigener Lebensbeſchreibung.

Fortſetzung.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Ich übergehe eine Menge von Begebenheiten in dem Leben dieſes ſonderbaren Mannes, welches den reichhaltigſten Stof zu einem pſychologiſchen Romane in ſich enthält. Sehr viele Zufälle ſeines Lebens, ſo ſonderbar ſie auch immer ſeyn mögen, haben eigentlich keinen Bezug, wenigſtens keinen ſichtbaren, auf ſeinen auſſerordentlichen Gemüthszuſtand, und gehören daher auch nicht in dieſes Magazin.

Wir haben ſchon im Vorhergehenden geſehen, welch eine Menge der ſchrecklichſten Bilder ſeine Phantaſie durchlaufen mußte, ehe ſich ſeine geängſtete Seele wieder etwas erhohlen konnte, und wir haben ihn endlich bei einer völlig ruhigen Gemüthsſtimmung verlaſſen; aber auch diesmahl war ſie eigentlich nur eine Meeresſtille, worauf einige Zeit nachher wieder fürchterliche Stürme folgten. Ehe wir dahin kommen, mag uns der Verfaſſer eine ſonderbare an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung erzählen, die mir ſehr ungewöhnlich zu ſeyn ſcheint.

„Um ſelbige Zeit, (1707) ehe ich aus Breslau wieder abreiſete, (wohin er aus Leipzig, um eine Probepredigt zu thun, gegangen war) begegnete mir ein ſeltſamer Caſus, der zwar vielen lächerlich ſcheinen möchte, der mich aber in ſolche Verwunderung geſetzt, und zu ſo vielem weitern Nachſinnen Gelegenheit gegeben, daß ich mich gar nicht ſchäme, denſelben hier zu erzählen. Ich rauchte einſt des Abends vor Tiſche, da ich aus der Kälte, ſo mäßig war, wiederum nach Hauſe und in mein Quartier kommen war, eine Pfeiſe Tobak. Ich hatte kaum etliche Züge gethan, ſo fing mich alles im Munde, Zahnfleiſch, Gaumen, Zunge, in Summa, ſo weit ſich der Rauch, den man in den Mund ziehet, erſtrecket, auf eine ungewöhnliche, ja, ich möchte bald ſagen, auf eine unbeſchreibliche Weiſe an zu titilliren. Je länger ich rauchte, je mehr nahm dieſe angenehme und ſüße beiſſende Empfindung zu, daß ich nicht wußte, wie mir geſchah, noch was ich denken ſollte. Ich überlegte, was ich etwa gegeſſen hätte, ich forſchte bei meinem Bruder nach, wer mir den Tobak gehohlt, und bei wem er wäre gehohlt worden; ich konnte aber nicht entdecken, was ich als eine Urſache ſolcher delicieuſen Empfindung hätte anſehen mögen. . Mein Lebtage hat mein Mund keine ſolche Freude und Wolluſt gehabt, als dieſesmahl, was ich auch gegeſſen und getrunken. Ich habe in der Jugend ein und das anderemahl Tobak ore vinoro geraucht, welches auch annehmlich ſchmeckt; doch dies iſt ſo was ſchlechtes, daß ich mich ärgere, daß ich eine Vergleichung damit anſtellen will. Ich legte die Pfeiſe weg, ich nahm ſie wieder, der ſcharfe durchdringende Geſchmack blieb einmahl wie das andre. Ich bin verſichert, wenn dergleichen alle Tobaksbrüder bei ihrem Tobakrauchen empfänden, was ich damahls empfand, ſie rauchten ſich daran zu ſchanden, oder ſtächen und hieben ſich darüber zu Tode. — — Bei der folgenden Pfeiſe aber, die ich anſteckte, hatte die Herrlichkeit ein Ende. Dieſelbe ſchmeckte wie Numer 7, davon die Elle einen Dreier kommt, und dergleichen ich noch zu rauchen pflege“.

„Ich hatte meine Reflexion darüber. Wenn Gott wollte, dachte ich, ſo könnte er leicht Materie und äußerliche Objecte finden, alle Gliedmaßen unſeres Leibes, ſie möchten ſtehen wo ſie wollten, auf eine ſolche Weiſe zu bewegen, daß die größte Wolluſt daraus entſtehen müßte. Die Wolluſt kommt in der Welt dem Schmerz nicht gleich, den wir Menſchen in Gliedern oft fühlen. Ein Hühnerauge iſt ein geringes Ding, und was kann das nicht vor Pein machen, wenn es zu toben anfängt! Was ſoll ich von Zahnſchmerzen ſagen, welche ich oft in ſo großem Maße gehabt, daß ich nicht davor ſchlaſen, noch des Tages etwas davor verrichten können! Habe ich aber jemahls in Zähen oder in Zähnen ſolche Wolluſt empfunden, die dem Schmerze gleich geweſen, ſo ich in denſelben ausgeſtanden? Sollte aber derjenige Theil des Leibes, ſo des Schmerzens fähig, nicht durch eine andere Bewegung eben ſo gut eines gleichen Grades der Wolluſt fähig ſeyn? Es ſcheint, daß Gott weiſe Urſachen gehabt, daß er die Wollüſte des Leibes nicht ſo groß und ſo viel, als die Schmerzen deſſelben in der Welt gemacht, weil die Menſchen ſonſt ihr Herz noch hundertmahl mehr, als jetzund geſchiehet, an die Welt und an die Erquickungen, die wir mit den Thieren gemein haben, hängen dürften. — Wer weiß, was geſchehen ſeyn würde, wenn die Menſchen im Stande der Unſchuld geblieben wären? Und wer weiß, was Gott einſt im Himmel thun wird? Ob nicht daſelbſt alle Glieder des verklärten Leibes öfters-dermaßen werden bewegt werden, daß die größten und ſüßeſten Empfindungen daraus entſtehen werden. Sollten die vielen ſinnlichen Kräfte und Fähigkeiten, ſo hier der Seele weſentlich geweſen, im Himmel aufhören, und nicht vielmehr auf einen höhern Grad geſetzt werden? Sollte das Vergnügen des Leibes im Himmel einmahl nicht eben ſo groß ſeyn, als hier auf Erden der Schmerz geweſen? *) — — Nach

---

*) In Abſicht dieſer Fragen läßt ſich freilich nichts mit Gewißheit beſtimmen; aber ſo viel kann doch wohl nicht

Nach hundert mißlungenen Verſuchen, ein Amt zu bekommen, wird Berend endlich 1711 zum Prediger an der Peterskirche zu Leipzig erwählt, welches Amt er bis 1728 bekleidete, in welchem Jahre er wegen ſeines Buchs (Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das ganze Leben des Menſchen, Helmſt. und Leipz. 1728) ſeine Predigerſtelle niederlegen mußte.

nicht geläugnet werden, daß in der menſchlichen Maſchine noch eine viel größere Anzahl von Anlagen zu ſinnlichen Vergnügungen verborgen liege, als wir jetzt genießen. Das Gefühl, als der ausgebreitetſte Sinn, iſt noch unendlich vieler Verfeinerungen und Empfindungen fähig, die wir erſt einmahl in Zukunft werden kennen lernen; vielleicht liegt in jedem Theilchen unſerer Maſchine eine eben ſo große Anlage, an demſelben ein ſinnliches Vergnügen, als einen ſinnlichen Schmerz zu empfinden, und es läßt ſich gar wohl denken, daß unſer Leib einmal ſo verfeinert werden kann, daß die ihn umſtrömende Materie des Aethers einen unaufhörlichen angenehmen Kitzel an den Endfäden der Nerven hervorzubringen im Stande iſt. Man weiß von den Türken, daß ſie bei ihren verliebten Zuſammenkünften einen hohen Grad der Wolluſt darein ſetzen, wenn ſie ſich einander die Faſielen leiſe mit den Zähen berühren können. Freilich mag die Natur wichtige Abſichten gehabt haben, warum ſie uns nicht überall ſo empfindlich für das Vergnügen, als für den Schmerz gemacht hat. Wir würden ganz allein für das erſtere Leben, ohne an eine höhere Beſtimmung unſrer Natur zu edeln Handlungen und an die Ausbildung unſeres Geiſtes zu denken.

Seine Predigten fanden bald einen erſtaunlichen Beifall. Er ſagt: daß oft über 40 Kutſchen vor der Kirche gehalten, wenn er geprediget habe, und daß ſeine Vorträge von den vornehmſten und angeſehendſten Leuten häufig beſucht worden wären, und woran ſein neuer, zum Theil dogmatiſch moraliſcher Lehrvortrag mit Urſache geweſen ſey. Er erhielt von Vielen ſehr reichliche Geſchenke, und war der geiſtliche Rathgeber einer Menge von vornehmen Familien, die ihn wie ihren Vater liebten. Allein dieſes Glück dauerte nicht ſehr lange. Die Geiſtlichen, neidiſch auf ſeinen Ruhm, fingen ihn zu verfolgen an, und jeder kleine Fehler wurde, ihn anzuſchwärzen, genutzt. Man zog ihn öffentlich in den Predigten durch, und ſuchte ſeine Zuhörer zu bereden, daß er Dinge vortrüge, die ſich nicht auf die Kanzel ſchickten. Zu dieſem Amtsleiden geſellten ſich nun aber auch bald ſeine neuen Leibes- und Gemüthsunruhen. Sein Körper wurde auf einmahl wieder ſo ſchwach, daß er mit einer Art Höllenangſt die Kanzel beſtieg, indem er eine beſtändige Neigung zum Vomiren in ſich fühlte, welche Neigung in ihm auch jedesmahl rege wurde, wenn er Menſchen erblickte, die ihres Verſtandes beraubt waren. „Das Bild eines thörigten Menſchen, ſagt er, oder auch eines Patienten, der im Fieber raſet und ſeltſame Dinge redet, drückt ſich ſo tief in mein Gehirne, daß ich es etliche Tage nicht herausbringen kann, und immer eodem modo agiren will“.

(Es iſt bekannt, daß die Tollheit ſo wie ein Fieber nervenſchwache Leute anzuſtecken im Stande iſt.)

Die Leiden, welche der unglückliche Berend von 1715 — 1720 an Leib und Seele ausgeſtanden hat, ſind erſtaunlich, die kleinſte Veranlaſſung war im Stande ihn Tagelang mit den ſchrecklichſten Bildern der Phantaſie zu foltern; ſo wurde er einmahl aufs heftigſte von einer Todesfurcht angegriffen, weil er ſeinen Huth hatte ins Waſſer fallen laſſen, welches er für eine Vorbedeutung ſeines nahen Endes hielt. — Doch er mag ſeinen unglücklichen Zuſtand ſelbſt ſchildern.

„Der größte Sturm meiner Anfechtung kam 14 Tage vor Oſtern (1717) über mich, welcher einer der größten in meinem Leben geweſen. Freitags vor Judica war ein Bußtag, und Sonntags darauf ſollte ich das Capitel von dem Propheten Elia in der Veſper erklären, da er in der Höhle vor Furcht ſich verkrochen. Gott beſcherte mir bei dem Meditiren darauf allerhand ſchöne Porismata und Gedanken, ſo daß ich mich recht auf dieſes Capitel freuete, und Gott bath, daß er doch ſeinen Seegen zu deſſen Erklärung geben wolle. Sonntags nach Tiſche meditirte ich noch ein wenig auf die Predigt, bis um 2 Uhr, da der Gottesdienſt angehet. Ich weiß nicht mehr, ob ich zu Hauſe, ehe ich ausging, vergeſſen noch einmahl auf den Pot de Chambre zu gehen, oder ob bei dem langen Liede: Iſt Gott für mich, ſo trete ꝛc. ſich ſchon ſo viel Waſſer wiederum geſammlet: (gewiß iſt es, daß ich nicht durch unmäßiges Eſſen und Trinken daran Schuld geweſen, weil ich mein ordentlichs Maas hatte, ſo oft ich predigte.) Kurz, ich hatte kaum das Capitel zu erklären angefangen, ſo konnte ich mich auf etwas, das ich ſagen wollte, nicht bald beſinnen, und indem ich mich ſtark anſtrenge und das Gedächtniß forcire, ſo merke ich, daß mein Urin fort will, und dies mit einem ſolchen ſtarken Niſu und Treiben, daß ich den Augenblick in die größte Furcht geſetzt wurde, und je mehr ich fürchtete, daß es geſchehen möchte, je mehr wuchs die Noth. Ich konnte nicht länger auf der Kanzel ſtehen, ſondern ſuchte mich durch Niederſetzen zu helfen; aber auch dieſes half nicht, ſondern es incommodirte mich dieſer unvermuthete Zufall ſo unmäßig, daß ich mit dem Capitel über Hals über Kopf eilte, die wichtigſten Dinge nur flüchtig und obenhin berührte, ſo daß ich in drei Viertelſtunden ſchon damit fertig war, und alſo den ganzen Brei verſchüttete, oder das ganze Capitel mehr verderbte, als erklärte. Jedermann wollte wiſſen, was mir zugeſtoßen, ich ſagte aber niemanden das geringſte davon, zwang mich auch nach der Predigt, und ſtand unſägliche Angſt bei dem Seegenſprechen aus, in der gänzlichen Meinung, es würde mir vor dem Altar noch begegnen, was ich auf der Kanzel befürchtet hatte. Denn wäre ich, ſobald ich von der Kanzel kam, auf die Seite gegangen, ſo würde jedermann haben errathen können,

nen, was mich oben auf der Kanzel und unter der Predigt geplagt hätte. Ein beherzter Prediger würde ſich aus einem ſolchen ſeltſamen Zufalle nichts gemacht haben, aber bei mir armen furchtſamen Thiere, der dazumahl ohnedem in lauter Nacht und Finſterniß, ohne Troſt und Empfindung der Gnade Gottes hinging, war es ein Grund zu erſchrecklichen Gemüthsplagen, ſo darauf folgten“.

„Gegen Abend überfiel mich ungewöhnliche Angſt wegen des Zukünftigen, und wie es ſeyn würde, wenn ich wieder würde predigen müſſen. Ich ſann nach, und ſtellte mir lebendig vor, was das für eine Schande ſeyn würde, daferne mir auf der Kanzel dasjenige widerführe, dem ich dieſesmahl noch mit Noth und Kummer entgangen. Dies ſtürmte in meinem Gemüthe, daß mir brühheiß im Kopfe wurde. Wollte ich mich in der Verläugnung üben, und Ehre und Gnade vor nichts halten und alles Gott anheim ſtellen, es möchte mir gehen, wie es wollte; ſo wollte das hitzige verbrandte und melancholiſche Geblüte nichts davon annehmen. Und in ſolcher furchtſamen Einbildung wurde ich noch mehr geſtärkt, da ich in folgenden Tagen, ſo oft ich unter die Leute ging, von neuem mit der Begierde, Urin zu laſſen, geplagt wurde. Ich ging zu einer Leiche, und ich war mit derſelben kaum bis zum Paulino gekommen, ſo mußte ich Ausreiß geben, anſtatt, daß ich bis vor das Thor hätte mitgehen ſollen“. — — —

„Doch das war nur Scherz und Spiel gegen die grauſamern Anfälle des Satans *) und des Fleiſches, welche gleich darauf folgten. Weil ich wegen ſolcher Bekümmerniß in feurige Hitze des Haupts gerieth, und keinen Schlaf in meine Augen bringen konnte, ſo wurde der Kopf höchſt ſchwach, und bei dieſer großen Hitze des Haupts entſtund nun das anderemahl in meinem Leben im Gehirne ſchnell das Bild von der Selbſtberaubung meines Lebens, und

---

*) Die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren; das ihnen unerklärlich ſcheinende an gewiſſen unmoraliſchen Phönomenen ihres Herzens und ihrer Leidenſchaften; ein mißverſtandener Werth der Tugend und Gottesfurcht, den ſie durch den Kampf mit höhern böſen Weſen zu erlangen ſcheint; vornehmlich aber auch eine finſtere Gemüthsſtimmung feurig denkender Religioſen und andern phantaſie-kranken Menſchen — haben von jeher das Ihrige dazu beigetragen, die Lehre vom Daſeyn und den Wirkungen eines böſen Geiſtes in Schutz zu nehmen, und trotz aller Vernunftgründe dagegen, auszubreiten. Es iſt hier der Ort nicht, von der Schädlichkeit einer Lehre zu reden, die ſo ſehr den weiſen Planen der Gottheit widerſpricht und bei einer genauen Beleuchtung der menſchlichen Natur ihren ganzen geträumten Werth verlieren muß; aber ſonderbar kommt es mir vor, daß der Verfaſſer anderemahle ſeine Gemüthsplagen den Würkungen ſeiner verſchrobenen Einbildung zuſchreibt, und dieſesmahl ſie Anfälle des Satans nennt. P.

und darauf die Einbildung und Furcht, das zu thun, wovor ich den gröſzten Abſcheu hatte. Die Einbildung war inſonderheit gerichtet auf den zukünftigen Sonnabend, als den Sonnabend vor Palmarum, wenn ich Sonntags drauf würde predigen ſollen. Dieſe Gedanken ſetzten mir heftig zu, und lieſzen mich die ganze Woche zu keiner Ruhe kommen. Die erſten Anfälle geſchahen gleich Montags nach dem Sonntag Judica, denen ich zwar durch einen Spazirgang in freier Luft zu begegnen ſuchte; allein derſelbe lief gar unglücklich für mich ab, ſo daſz das Uebel dadurch mehr vergröſzert, als vermindert wurde. Ich ging nach Linkel (ein Dorf bei Leipzig) früh um 9. Uhr, wo ich vor dieſem mehrmahl geweſen war. In tiefen Gedanken nahm ich den Weg durch den Hof des Wirthshauſes, indem ich aber aus Unachtſamkeit mich nicht nach dem Hunde im Hofe und deſſen Hütte umſehe; ſo gehe ich, um den böſen Weg zu vermeiden, hart bei derſelben vorbei, und werde unverſehends vom Hunde, der aus der Hütten ſprang, angefallen, daſz ich nicht anders meinte, ich müſzte vor Schrecken des Todes ſeyn. Alle Glieder im Leibe zitterten und bebten mir, und bekam noch ein neues Uebel dazu, mit welchem ich auch ſonſt öfters genug war geplagt worden, nehmlich Spasmos und innerliche Convulſionen, mit welchen ich den ganzen Tag und im Heimwege zu ringen hatte. Der Palmſonntag kam immer näher, auf welchem das Feſt Mariä Verkündigung einfiel, juſt wie anno 1704, und die Furcht nahm zuſehends zu. Ich hatte mit Kummer und Noth kaum eine Sciagraphie ſtatt der Predigt verfertigen können, in welcher ich die Vernunft zur Quelle des gottloſen Lebens gemacht. Nach derſelben ſollte ich nun predigen, und konnte ſie vor Angſt nicht memoriret durchgehen. Sonnabends Abends war die Noth am höchſten, ehe ich ſchlafen ging. Ich wollte nach Tiſche das Licht putzen, ich putzte es aus Verſehen aus; über eine Weile wollte ich das andere putzen, es ging mir aber eben ſo. Aus dergleichen Dingen, ſo natürliche Urſachen ſie auch haben, machen melancholiſche Leute zur Stunde der Verſuchung lauter Omina und Vorbedeutungen. Die erſchrecklichſten Gedanken kamen Heerweiſe und ſchlugen und ſtürmten im Gemüthe. Es ſchien ſchon, als ob die Fenſter vom ſtarken Winde (des ankommenden böſen Kindes) anfingen zu beben, ſo daß ich nicht länger aufbleiben, ſondern zu Bette gehen und Gotte auf Gnade und Ungnade mich ergeben, und wie jener denken mußte: komm ich um, ſo komm ich um! Eſth. 4, v. 6.“

„Weil dieſe Anfechtung der erſten anno 1704 ganz ähnlich war, ſo war noch der Charfreitag vor der Thüre, vor welchem Tage mir noch bänger war, als vor dem Palmſonntage. Ich that Montags nach Palmarum einen neuen Spazirgang nach Wahren (einem Dorfe bei Leipzig auf dem Wege nach Halle.) um zu ſehen, ob derſelbige glücklicher ſeyn würde, als der vor acht Tagen, und um der neuen Angſt zu ſteuren, welche ſich die vorige Nacht, da ich vom Schlafe erwacht, bei mir wieder eingefunden. Allein der Spazirgang war nicht viel anders, nur daß die Angſt nicht ſo groß, wie zu Hauſe war. Auf dem Wege nach Wahren war mein Leib und Haupt ſo ſchwach, daß mich ein Becker, der mit Getreide in die Mühle fuhr, aufladen und mitnehmen mußte. Der Fuhrmann war weit genug von dem Fluſſe entfernt, und doch durfte ich den Fluß nicht mit meinen Augen anſehen, denn das Bild von **Erſäufen** war ſo lebendig in mir, und ſo groß, daß mir von wegen der lebendigen Vorſtellung, die wider meinen Willen und mit Gewalt in mir entſtand, im Leibe übel wurde, dahero ich meiſtens den Kopf zur rechten Seite halten und ins freie Feld hinausſehen mußte; ob ich gleich wenig Luſt zum Waſſer hatte, und daſſelbe ſo ſehr als eine Katze ſcheuete. — — — Am grünen Donnerſtage hatte ich **anno** 1704 durch eine Predigt einigen Troſt und Stärkung ins Herz bekommen, und der gegenwärtige grüne Donnerſtag war auch ſchier ſo beſchaffen. Als ich nach der Kirche nach Hauſe kam, von Angſt und Furcht ganz ausgemergelt, warf ich mich auf die Knie und dachte: ich will nicht eher aufſtehen, bis mich Gott erhört. Ich redete mit Gott und ſchüttete mein ganzes Herz aus. — — Vertrauen und Hoffnung wuchs zugleich im Gebet, und die Furcht wich großentheils aus dem Herzen. Ich ſtand aber doch zu bald vom Beten auf, denn ich hätte noch länger ſollen anhalten und inbrünſtiger werden. Nach der Zeit, weil ich doch noch zwei Jahr mit dergleichen und andern großen Leibes- und Gemüthsplagen zu ringen hatte, habe ich vielfältig bei mir geſprochen: wenn du doch an dieſem grünen Donnerſtage länger im Gebet hätteſt angehalten, du würdeſt den Teufel, deine Furcht und alle deine ſowohl damalige als gegenwärtige Uebel aus deiner Seele hinweggebetet haben!“

Der Charfreitag, wovor ſich der arme Berend ſo erſchrecklich furchte, weil er die nehmliche Seelenangſt an dem nehmlichen Tage und vor mehrern Jahren erwartete, ging glücklicher vorüber, als er geglaubt hatte; aber ſeine hypochondriſchen Zufälle ließen deswegen noch nicht nach. Er brauchte allerlei leibliche und geiſtliche Mittel ſich zu helfen, und ſang unter andern oft das Lied: Herr Jeſu Chriſt, ich ſchrei zu dir aus hochbetrübter Seelen! wodurch ſeine Angſt natürlicherweiſe noch mehr befördert werden mußte. Es folgt noch ein langes Regiſter ſeiner melancholiſchen Grillen, die ich nicht alle nennen kann, und wovon ich nur zum Beſchluß noch einige ausheben will, die zunächſt durch ſeine Suſpenſion vom Amte veranlaßt wurden.

„Ich ſchrieb, fährt der Verfaſſer fort, anno 1728 einen Tractat: Einfluß der göttlichen Wahrheiten in den Willen und in das Leben der Menſchen, nicht als ob ich unſer Religionsſyſtem vor ſo arg und böſe angeſehen, als ob man bei demſelben nicht könne ſelig werden, und als ob es dem Worte Gottes zuwider wäre; ſondern weil es ſo ſchwer zu verſtehen vor gemeine Leute, und wegen des vielfältigen Mißverſtandes auch die edelſten Wahrheiten deſſelben bei viel tauſend Menſchen zum Mißbrauche und zur fleiſchlichen Sicherheit ausſchlagen; ſo hielt ich davor, ich wäre nach meiner Einſicht verbunden, ein ſolches Syſtem zu erwählen und bekannt zu machen, bei welchem die Uebung der Gottſeligkeit nach meinem Erachten nicht ſo viel Gefahr liefe, — — ja ich war ſo ſehr eingenommen mit der Einbildung, daß ich Gewiſſens halber ſolches zu thun verbunden wäre, daß ich auch die erſchrecklichen Plagen, ſo ich in vorhergehenden Jahren, inſonderheit anno 1717 ausgeſtanden, meinem Stillſitzen und Stillſchweigen zuſchrieb, und daß ich aus Menſchenfurcht bisher ſolche nöthige Wahrheiten und Einrichtung unſerer chriſtlichen Lehrpuncte unterdrückt hätte."

Die Herausgabe dieſes Buchs war die Urſache von den ſchrecklichen Ausbrüchen ſeiner Hypochondrie, worüber er ſich ſelbſt ſtark genug in folgenden Worten ausdrückt: „Und wenn ich alle wunderbare Erhaltungen zuſammennehme, ſo ehemahls in der Welt geſchehen, ſo kann ich ſolche kaum mit den vergleichen, daß ich bei ſolchen Troublen, ſo mir zugezogen, und worin vielleicht ein ſtarkes Gemüthe nur ſeine Luſt ſuchen würde, bei aller meiner vielen Furcht, Sorge, Angſt, ſchlafloſen Nächten, Rathen und Widerrathen, Drohungen und Aufrichtungen der Beute, und unſäglichen Kampf und Streit im Gemüthe, der vom 13ten Jul. an bis beinahe ans Ende des Jahrs gewährt, nicht meines Verſtandes beraubt worden.“ — —

„Zwar hat es mir in meinem Leben bei aller der Furcht, die ich mir hie und da beigelegt und zugeſchrieben, nicht an Herz und Muth gefehlt, ſo oft und ſo lange ich nur mit der Krankheit des Witzes und der Melancholie verſchont geblieben. So lange mich nur dieſe Uebel nicht plagten; ſo erſchrack ich vor keinem Menſchen und vor keinem Feinde, ja ich konnte ſogar wider denſelben allen meinen nöthigen Zorn und Eifer auslaſſen, ohne mein Gemüth ſonderlich in Unruh zu ſetzen. Ich will nicht ſagen, daß ich auch viele und große Sorge über mich nehmen und weit ausſehende Projecte machen konnte, ohne daß mir ſolches eine Pein oder Mühe verurſacht hätte. Ich war auch den Winter durch friſch, geſund, ſtark, muthig und beherzt geweſen, und erſchrack keinesweges vor allen den Verdrüßlichkeiten, die ich mir von meinem Buche vorherprophezeite. Allein, da es nach Oſtern kam und die Frühlingshitze anging, ſo merkte ich, daß ich ſchon wiederum weder des Morgens noch gegen Abend in Büchern leſen konnte, welche eine große Aufmerkſamkeit auf die Sache erfoderten. Die Lebensgeiſter liefen ſo ſchnelle, daß ich das Buch in kurzem mußte wieder hinlegen. Um ein Leichtes flohe ich in meiner Einbildung und in Gedanken zum Fenſter hinunter bei aller Ruhe, bei aller Gemüthsſtille, ſo daß ich mich vom Fenſter hinwegſetzen und weiter davon im Leſen entfernen mußte". —

Im Sommer 1728 wird der Verfaſſer ſeines Buchs wegen vorgeladen, — und von da fangen ſich ſeine neuen Leiden an. „Ich ſahe auf einmahl wieder erbärmlich aus, fährt er fort; ich verlor allen Appetit zum Eſſen, ich wagte es nicht mehr aus meinem Fenſter im zweiten Stocke herauszuſehen, und ich ließ den Vorſteher durch meinen Küſter erſuchen, er möchte mich doch ins Waiſenhaus oder ſonſt in Sicherheit und Verwahrung bringen, denn es vergingen mir alle Gedanken, und müßte befürchten, wann ich meines Verſtandes ſollte beraubt werden, das zu thun, wovor ich in meinem Leben jederzeit den größten Abſcheu gehabt (nehmlich ſich umzubringen). Ich legte Schlöſſer vor meine Fenſter, damit ich nicht etwa die Nacht herausſpringen möchte. Es quälte mein Gemüth, daß ich durch Mißtrauen von Gott abgefallen. — Es ſchmiß, warf und polterte in meiner Kammer, oder zum wenigſten in meiner Imagination, daß mir Angſt und bange wurde. Endlich faßte ich einen andern Entſchluß, und dachte: ehe ich ſoll in ſolcher unbeſchreiblichen Seelenangſt auf meinem Lager liegen, ſo will ich lieber alles aufmachen, Schlöſſer und alles wegthun, es gehe, wie Gott wolle".

„Ich wurde von meinem Amte ſuſpendirt, und hunderterlei fürchterliche Nachrichten wurden mir in den Kopf geſetzt. Man gab mir den Rath, daß ich mich aus dem Lande machte, — es würde übel um meinen Kopf ſtehen, man würde aus meiner Sache einen Criminalproceß machen, mich in Verhaft nehmen u. ſ. w. Ich fing alſo an zu ſorgen und zu überlegen: was thuſt du, bleibſt du, oder entweicheſt du? Was dieſer Pro- und Contraſtreit mich ausgemergelt und matt gemacht, kann ich nicht beſchreiben, und muß mich bis dieſe Stunde noch wundern, daß ich beim Leben und bei Verſtande geblieben. Und da ich endlich ſchlüſſig wurde fortzugehen, — wohin wenden, welchen Ort erleſen, und was vor Mittel und Wege ſollte ich dazu ergreifen? Wie ſollte ich meine Sachen fortbringen? Sollte ich alles ſtehen und liegen laſſen? Wie ſollte ich alles ſo veranſtalten, daß man es mir weder in meinem Hauſe anmerkte, noch auch diejenigen erführen, von denen ich in dem thörigten Wahn ſtand, daß ſie einen flüchtigen Jeſuiten arretiren und ihm nachſetzen würden, wenn er ohne ihr Vorbewußt davonginge. Das machte mir oft das Haupt ſo wüſte, daß ich kaum manchmahl noch fühlte, daß ich noch einen Kopf hätte, oder als wenn Heu und Häckerling im Kopfe wäre. Ich ſchob es immer von einer Zeit zur andern auf, und da es endlich mein ganzer Ernſt war, ſo wurde ich zwei- bis dreimahl daran gehindert. — —

Die Zeit der Verhörung rückte mit der Michaeliswoche heran, und da hätte ich mich freilich auf dieſelbe präpariren ſollen; allein ich präparirte mich vielmehr auf meinen bevorſtehenden Tod, weil ich wegen erſchöpfter Kräfte des Leibes und Gemüths in der gänzlichen Meinung ſtand, daß mich Gott diesmahl aus der Welt abhohlen werde; obgleich die Einbildung, von der Obrigkeit hingerichtet zu werden, bei mir vergangen war. Allein ſie wurde bald darauf wieder in mir rege, da der Präſident des Conſiſtorii in mein Suſpenſionsprotocoll die Worte mit einfließen laſſen, daß ich Zeit genug habe mich auf meinen Tod, **der gewiß nicht mehr ferne ſeyn könne,** zu präpariren. — —

Um dieſelbe Zeit, da ich mich alſo auf den Tod bereitete, geſchahe eben das, was ich oben gemeldet, daß ich mich auf die Gedanken bringen ließ, als wenn ich durch die Hand des Scharfrichters würde ſterben müſſen. Es war ohnedem vorher ſchon durch Einbildung des Todes wegen groſſer Leibesſchwachheit mein Gewiſſen wegen aller Sünden, ſo ich jemahls begangen, wie bei Leuten, ſo da meinen, daß ſie ſterben werden, oft zu geſchehen pflegt, dermaßen aufgewacht, ſo daß alle meine geringſten Fehler und andere Miſſethaten in der höchſten Größe mir vorkamen, und es nicht anders war, als ob ich erſt jetzt von neuem Buße thäte. Ein recht merkwürdiger Umſtand, den ich hier nicht kann vergeſſen mit anzuführen, war dieſer: Hatte ich auf etliche Tage wegen Betrübniß meiner Sünden kaum ſchlafen können; ſo fing ich endlich an, Gottes

Gerichte vor höchſt gerecht, und auch den Tod durch die Hand der Obrigkeit vor höchſt billig zu erkennen: Ich unterwarf mich dermaßen Gottes Willen, und war ſo bereit und willig, ſolchen zu leiden, daß ich die eine Nacht vor Freuden davor nicht ſchlafen konnte. Ich hatte mir auch ſchon die Lieder in Gedanken beſtimmt, die man mir beim Hinausführen ſingen ſollte: v. g. Herzlich lieb hab ich dich o Herr! ꝛc. Mit Fried und Freud ich fahr dahin ꝛc. Herr, nur laß in Frieden ꝛc. Inſonderheit war ich bekümmert, ob ſie mir auch zu Gefallen eine Aenderung treffen und das Lied: Nun bitten wir den heil'gen Geiſt ꝛc., welches man ſonſt nach der Execution ſinget, vor der Execution zu meinem Troſte und Erquickung würden ſingen laſſen.

Wie ich ſchon eines guten Theils meines Verſtandes alſo mochte beraubt ſeyn; ſo kam dieſes noch dazu, daß ich einen Traum, der mir oftmahls geträumet, beinahe mit der That, die ich doch nur im Traume begangen, confundirt hätte. Ich war zweimahl in meinem Leben in Jena anno 1708 und 1711 geweſen, und habe mit keinem Menſchen ein böſes Wort geredet, vielweniger mich mit demſelben in Zank oder Duell eingelaſſen, und doch hat mich nach der Zeit um ein Leichtes geträumet, als ob ich da einen Purſchen im Duell erſtochen, und als ob man mich aufſuche, ſo daß ich im Traume immer in Angſt geweſen, entdeckt und erhaſcht zu werden.

Wenn einem ein Traum vielmahl *) träumt, obſchon zuweilen unterſchiedenen Zeiten; ſo kanns geſchehen, daß man auf die letzte, inſonderheit, wenn man in andere Noth und Angſt geräth, ſich kaum mehr zu beſinnen weiß, ob es wahrhaftig geſchehen, oder ob es nur ein Traum geweſen". — —

Ich übergehe die übrigen Begebenheiten ſeines Lebens. Er reſignirte von ſeinem Amte, da er überall neue Hinderniſſe zu ſeiner Wiedereinſetzung fand, und brachte die übrige Zeit ſeines Lebens mit Bücherſchreiben zu.

Der vornehmſte Grund aller jener Erſcheinungen, welche Bernd an ſich beobachtet und beſchrieben hat, lag ohnſtreitig in einer Schwäche ſeiner Nerven, worüber er oft geklagt, und dieſe Schwäche kam ohnſtreitig von den jugendlichen Ausſchweifungen her, die er frühzeitig begangen, und die er nicht mit Namen nennen wollte. Die Folgen dieſer Ausſchweifungen zeigen ſich oft ſchon ſehr früh, oft auch ſpäter in bangen Empfindungen des Unterleibes, die hernach in eine hartnäckige Hypochondrie, wie bei unſerm Berend, ausarten. Die Einbildung ge-

---

*) Dieſe Erfahrung iſt ſehr richtig, und Einige haben daher Veranlaſſung genommen, zu glauben, — — daß wir vielleicht immer träumten, und daß wir unſere Träume für Wahrheiten hielten, weil wir ſie vom Wachen nicht unterſcheiden könnten.

P.

räth dadurch ſehr leicht in eine Unordnung, und ſtellt dem Hypochondriſten alles in einem ſchwarzen Lichte vor, weil er einen beſtändigen dumpfen Schmerz in ſich fühlt, den er zwar betäuben, aber nicht ganz unterdrücken kann. Der Hypochondriſt thut daher beinahe nichts, wobei er nicht etwas übels beſorgen ſollte, und ſeine Vermuthungen drängen ſich ihm ſo ſtark auf, daß er oft das blos **vermuthete** Uebel für ein **ſchon würkliches** hält, und als ein ſchon würkliches empfindet. Eine Miene, eine halbgehörte Nachricht, ein leiſe geſprochenes Wort kann ihn ſchon in die größten Unruhen verſetzen, und er wird ſich aus Furchtſamkeit geneigt fühlen, Dinge für unglückliche Vorbedeutungen zu halten, die ganz natürlich zugehen, und deren natürlichen Zuſammenhang er ſelbſt weiß. In der That ſcheint mir faſt ein jeder Hypochondriſt an der Gränze der Verrücktheit zu ſtehen, und man hat Erfahrungen genug, daß der gänzliche Ueberſchritt zur würklichen Verirrung des Verſtandes ſehr leicht geſchehe.

Bei aller Furchtſamkeit und Angſt bemerkt man doch auch oft an Hypochondriſten eine unerwartete Kühnheit und Entſchloſſenheit der Seele, die man ihnen nicht zutrauen ſollte. Nach langen traurigen Empfindungen hebt ſich alsdann ihr Herz gleichſam durch einen eigenen elaſtiſchen Inſtinct empor und ſchüttelt das Joch einige Zeit von ſich, wovon es vorher gedrückt wurde. Es iſt aber nicht immer die Kraft der Vernunft und des Nachdenkens, welche ihm hier beiſteht, denn gemeiniglich curiren die ſtärkſten Vernunftgründe den Hypochondriſten am allerwenigſten; ſondern er fühlt auf einmahl, ohne ſein Zuthun, oft einen Trieb ſich zu freuen, die ſeinen Schmerz und ſeine Bangigkeit betäubt und auf einige Zeit ſeine ganze Seele umſtimmt, davon in Bernds Lebensbeſchreibung auch Beiſpiele vorkommen.

Die menſchliche Seele iſt nehmlich keines beſtändigen Gefühls der Würdigkeit fähig, ſie verändert gern ihre Gemüthslage, wenn ſie lange genug von einerlei Ideenherrſchaft abgehängt hatte, und jetzt ſich gleichſam wieder in Freiheit. Dies ſind die Augenblicke des Aufjauchzens und des frohen Hüpfens, welches die Hypochondriſten nicht ſelten in ihren ſchwachen Stunden empfunden, und die jene frommen Religiöſen, die meiſt Hypochondriſten ſind, auſſerordentliche Würkungen der göttlichen Gnade, freilich mit groſſem Unrecht, genennt haben, weil ſie ſich ganz deutlich aus der Natur unſerer Seele und Imagination erklären laſſen. Ich empfehle meinen hypochondriſchen und unhypochondriſchen Leſern, welche über die Milzkrankheit etwas Vortreffliches leſen wollen, die Betrachtungen des Herrn D. Platners in Leipzig, welche er ſeiner Ueberſetzung des Verſuchs über die Verrichtungen und Krankheiten des menſchlichen Verſtandes (von J. F. Dü four) über die Hypochondrie beygefügt hat.

P.

2.

Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht laſſen konnte.

(Siehe das vorhergehende Stück.)

Der Hang dieſes Menſchen zum Stehlen und Geldleihen war auf keine Weiſe einzuſchränken, ob man gleich alle Mittel dagegen verſucht hat. Er hielt eine Menge Stockſchläge aus, wenn man ihn damit wegen ſeines Bettelns beſtrafte, und in dem nehmlichen Augenblick ſprach er wieder einen Vorbeygehenden um Geld an, oder beſtahl ſeine Nachbarn. Man verſuchte endlich das ſtrengſte Mittel für ihn, — und er mußte für jedes Vergehen der Art eine Geldſumme erlegen. Er that dies jedesmahl mit einem unausſprechlichen Kampfe, und geſtand oft, daß kein Menſch eine Idee von der ſchmerzhaften Empfindung haben könne, die er alsdenn in ſich wahrnehme, wann er, anſtatt etwas zu erhalten, ſeinen heftigen Wunſch noch oben drein mit ſeinem eigenen Gelde bezahlen müßte, — und doch war auch dieſes für ihn äußerſt gewaltſame Mittel nicht ſtark genug, ſeine Geldbegierde zu mäßigen. Er wurde von dieſer Begierde ſo ſehr verfolgt, daß er oft Meilen-weit ging, um in fremden Oertern

Geld und Brod einzubetteln. Peina (eine Stadt im Hildesheimſchen) war für ihm vornehmlich ein wichtiger Ort, weil er von den vielen hier wohnenten Catholiken viele Gaben als ein herumſtreichender Bettler erhielt. Um ſich das Anſehn eines Bettlers zu geben, wandte er gemeiniglich ſeinen Rock um, ſo daß das Unterfutter zu oben lag, und ſchlug die Krempen ſeines Huths herunter. Er wußte die Fremden trefflich durch ſein Wehklagen zu hintergehen, nannte ſich gemeiniglich einen armen Kranken, der ſich nichts verdienen könne, keinen Anverwandten habe, und von den Juriſten um das Seinige gebracht worden ſey. Sein blaſſes hageres Geſicht kam ihm hierbei vortrefflich zu ſtatten, und ſeine weinerliche Sprache flößte ſchon Mitleiden ein. Oft lief er Tage lang in den Häuſern der Stadt umher, und bath ſich von dem Geſinde die übrig gebliebenen Knochen der Mahlzeit oder eine Taſſe Caffe aus, nahm jede Brodrinde mit vielem Dank an; warf aber auch das Erbettelte manchmahl wieder weg, wenn er nur ſeine Begierde, etwas zu erbetteln, geſtillt hatte.

Mit Anfange des jetztlaufenden Jahrs wurde der arme Menſch merklich kränker, als er bisher geweſen war. Sein Körper war nach und nach ganz zuſammengeſchrumpft, es hatte ihm ſchon ſeit einiger Zeit Mühe gemacht, zu Fuße zu gehen, und er merkte bald ſelbſt, daß er nicht mehr lange würde leben können. Er ſprach ganz ruhig von ſeinem bevorſtehenden Tode, und gab noch eine beſondere Probe von Gewiſſenhaftigkeit und Gedächtnißſtärke von ſich, die man bei ſeinem zerrütteten Nervenſyſtem kaum vermuthen konnte. Es fiel ihm nähmlich in ſeiner Krankheit ein, daß er noch vielen Menſchen etwas ſchuldig ſey, was er ihnen vor mehrern Jahren abgeborgt habe. Er nannte gegen 50 verſchiedene Perſonen nach ihren Ständen und Nahmen, von welchen er vor vielen Jahren Kleinigkeiten an Geld, zu 1 — 16 Gr., auch wohl nur wenige Pfennige und andere Sachen geliehen hatte, und befahl, daß dieſen Leuten alles bei Heller und Pfennigen wiedererſtattet werden möchte, weil er ſonſt nicht ruhig ſterben könne. Einen großen Theil ſeines Vermögens vermachte er an die Armen, und erwartete nun ſeinen Tod.

Eines Tages lag er beinahe ganz ſprachlos und entkräftet auf ſeinem Krankenlager, als ein Bekannter in die Stube trat und ſich nach ſeinem Befinden erkundigte. Auf einmahl ſchien wieder einiges Leben in den ausgemergelten Körper des Kranken zu kommen, und man bemerkte, daß er einigemahl ſeine kraftloſe Hand auszuſtrecken ſuchte, die aber vor Mattigkeit ſogleich wieder aufs Bette zurückſank. Man verſtand es gleich, was der Kranke von dem Angekommenen verlange, er wollte nehmlich noch zuletzt etwas Geld haben, man fragte ihn daher: ob er ſein Verlangen nicht mit Worten ausdrücken könne? Man ſtrengte der arme Menſch noch einmahl alle ſeine Kräfte an, öffnete mühſam ſeinen Mund, und langſam lallte er noch die Worte: leihen Sie mir einen Groſchen!

So unwiderſtehlich war ſein Hang zum Gelde, daß er auch ſelbſt durch die Macht der Krankheit und durch die Annäherung des Todes nicht unterdrückt werden konnte. Endlich ſtarb er würklich im Januar an der Krankheit der Rückgradsdürre, die unheilbar geweſen war.

Ich will nun noch einige Umſtände in meiner Erzählung über dieſen ſonderbaren Menſchen nachholen, wovon ich, als ich den erſten Aufſatz im vorhergehenden Stücke mittheilte, noch keine Nachricht hatte, und die es noch mehr aufſchließen, wie jener unwiderſtehliche Hang zum Stehlen und Geldleihen und überhaupt zum Betrügen in ihm nach und nach entſtanden ſeyn mag.

Er hatte anfangs ſtudiren ſollen, und wahrſcheinlich wäre ein vortrefflicher Kopf aus ihm geworden, wenn ſeine Eltern ihn nicht auf einmahl für einen andern Stand beſtimmt hätten, und ſein Körper nicht durch heimliche Ausſchweifungen, die er im höchſten Uebermaße und faſt täglich bei aller dagegen gebrauchten Vorſicht ausübte, zu ſehr geſchwächt worden wäre. Er wurde alſo zum Kaufmann beſtimmt, und er fand bald an dieſem Stande Behagen. Nicht lange vor ſeinem Tode geſtand er noch, daß er eigentlich in dieſem Stande ſich das Betrügen angewöhnt habe, woraus hernach ſeine

Begierde, Geld einzuſammeln und zu ſtehlen, entſtanden ſey. Er erzählte noch mit einer Art innigen Wohlgefallens eine Menge von Kunſtgriffen, welche die Materialienhändler gebrauchten, um ihre Waaren theils zu empfehlen, theils auch weniger zu geben, als ſie fürs Geld geben müßten. Er hatte frühzeitig ein Vergnügen daran gefunden, wie jene allerlei Sachen unter das Gewürz, unter Roſinen und Mandeln zu miſchen pflegen, um ihnen deſto größeres Gewicht auf der Wage zu geben; eben ſo hatte er auch bald das Anfeuchten gewiſſer Waaren, um ſie deſto ſchwerer zu machen, gelernt, und war in dem ſchnellen Abwiegen derſelben, um den Käufer zu hintergehen, ein rechter Meiſter geworden. Dazu war nun noch der Wunſch gekommen, immer recht viel Geld in dem Kaufmannstiſch einſtecken zu können, und mit dieſem Wunſche war nach und nach ein Anderer in ihm groß geworden, für ſich ſelbſt etwas einſammeln zu können. Weil er als Ladenjunge mehr kleine als große Münze einzuſtreichen bekam: ſo war ſeine Phantaſie auch vornehmlich an jener hängen geblieben, und er foderte ſelten jemanden mehr als einen Groſchen ab, handelte bei ſeinem Borgen auch wohl bis auf einzelne Pfennige herunter. Dieſes Abdingen und Handeln hatte er wiederum in dem Kaufmannsladen gelernt, — und ſo war eigentlich dieſer, wobei aber die im vorhergehenden Stück erzählten Umſtände mit dazugenommen werden müſſen, — die Schuld ſeines Geizes geworden, den er hernach nie wieder ablegen konnte. Von den Talenten ſeines Kopfs habe ich ſchon oben geſprochen. Er hatte eine leichte Gabe, wenn er wollte, witzig zu ſeyn, und beſaß eine nicht gemeine Galanterie gegen das andere Geſchlecht, dem er oft ſehr feine Schmeicheleien zu ſagen wußte. Er las ſehr fleißig in engliſchen und franzöſiſchen Büchern, und hatte die erſtere Sprache in einer Zeit von vier Wochen durch Hülfe eines lexicons allein gelernt. Die Bücher, die er las, ſuchte er übrigens zuſammenzuborgen, wo er ſie finden und bekommen konnte.

Als ich das letztemahl mit ihm ſprach, ſagte er mir mit einer lächelnden Miene, daß ſeine Geſchichte beinahe vor einiger Zeit in die Seelenkunde gekommen wäre, wohin ſie ſein Pflegvater, nebſt ſeiner Silhouette habe einſchicken wollen, welches letztere er ſich aber verbeten habe. Uebrigens aber ſchien es ihm doch ein Vergnügen zu machen, wenn ich ihm ſagte: daß er wohl noch einmahl ohne Silhouette ein Plätzchen in dieſem Magazin finden könne.

Mir iſt noch ein anderes ähnliches Beiſpiel von einem Hange zum Stehlen bekannt, den man beinahe für angeboren halten könnte. Eine Frau zu D — hatte ihrem Mann ſchon oft heimlich etwas Geld weggenommen. Sie verſucht dieſe Dieberei eines Tages bei der Abweſenheit des Mannes wieder, und iſt eben beſchäftigt einen Griff in die Caſſe

deſ

deſſelben zu thun, als er unverſehends dazu kommt. Die Frau, welche ſchwanger war, ſank vor Schrecken zur Erde, und gebahr nicht lange darauf einen Sohn, welcher von frühester Kindheit an im Stehlen ſein größtes Vergnügen fand. Er konnte ſichs durchaus nicht abgewöhnen, und geſtand oft, daß er es fortſetzen würde, wenn man auch hundert Galgen für ihn aufrichten ſollte. Einen verſteckten Hang zum Stehlen kann man bei erſtaunlich viel Menſchen annehmen, der ſogleich ausbrechen würde, ſo bald die Societät ihm keine Gränzen mehr ſetzen würde. Im Stande der Natur iſt dieſer Hang bei allen wilden Nationen offenbar, und die Kinder der Zigeuner ſowohl als ihrer Eltern ſind merkwürdige Beiſpiele davon. Als unter der Regierung Friedrich Wilhelms I. im Brandenburgiſchen die Kinder der Zigeuner, um dieſe auszurotten, ihren Eltern weggenommen und in die Schulen geſteckt wurden, geſchah es ſehr oft, daß ſie ihren Lehrern und Vorgeſetzten Hühner und Gänſe todtſchlugen, und dann ihre Beute, welche ſie nicht verſtecken konnten, mit dem Geſtändniß ſelbſt vorzeigten: daß ſie das Hühner- und Gänſe ſtehlen ohnmöglich laſſen könnten. Sehr begreiflich iſts, daß dieſer Hang durch die täglichen Beiſpiele von Diebereien von Kindheit an bei ihnen ſehr vermehrt werden mußte.

3.

Gewalt der Liebe.

Folgende tragiſche Geſchichte giebt uns ein neues Beiſpiel, wie äuſſerſt ſchädlich und gefährlich eine verſtohlene Liebe für junge Leute werden kann; aber auch ein Beiſpiel, wie behutſam Eltern verfahren müſſen, um ihre Kinder nicht zu Verheirathungen zu zwingen, wogegen dieſer ihr Herz ſpricht.

N — ein alter rechtſchaffener Landgeiſtlicher in W —, einem ſächſiſchen Dörfchen, ohnweit M —, hatte viele Jahre hindurch mit ſeiner Gattinn und einzigen Tochter die ſtillen Freuden des höchſten häuslichen Glücks genoſſen, eines Glücks, welches immer häufiger in den ruhigen Hütten des Landmannes, als in den Häuſern der verwöhnten Städter zu wohnen pflegt. Sich ſelbſt genug, und mit den rauſchenden Vergnügungen der großen Welt unbekannt, vertrieben ſich Eltern und Tochter die Tage ihres Lebens auf die angenehmſte Art. Die letztere beſorgte mit ihrer Mutter gemeinſchaftlich die Haushaltung, und beide waren gleich eifrig und zärtlich bemüht, dem guten Hausvater die etwas ſchweren Laſten ſeines Amts durch jede Art der zuvorkommenden Theilnehmung und Liebe zu erleichtern. Lorchen, ſo hieß die Tochter, war im eigentlichen Verſtande das Kind ſeines Herzens, er war unruhig, wenn er ſie in einigen Stunden nicht geſehen hatte, und ſie war daher gemeiniglich ſeine getreue Begleiterin, wenn er auf ſein Filial oder auf ſeine Aecker ging.

Lorchen war ſchon achtzehn Jahr alt, aber noch nie hatte ſie etwas von den Unruhen einer Leidenſchaft gelitten, welche in der großen Welt ſo frühzeitig aufzukeimen pflegt, — von der Liebe, und ihre Grundſätze waren viel zu edel, als daß ihre Eltern je die Verwirrungen ihres Herzens hätten fürchten dürfen, wodurch ſie und ihr Kind auf immer unglücklich wurden. Man höre den Verlauf folgender Geſchichte, die, ſo ſehr ſie auch einem Roman gleicht, doch eine wahrhafte Geſchichte iſt und bleibt. —

Es iſt gewöhnlich, daß in Friedenszeiten in die ſächſiſchen Dörfer eine gewiße Anzahl Reiter verlegt wird, welche von den Bauern für ſich und ihre Pferde Unterhalt bekommen müſſen. Oft ſind es junge raſche Leute, die ſich bei ihrem Müßiggange bis zum Uebermuthe pflegen, und vermöge ihres Kriegesrocks und ihres militäriſchen Standes einen Eintritt in alle Bauerhöfe, und auch bei dem Prediger und Schulmeiſter haben. Ein ſolcher junger, raſcher und zugleich ſchöner Mann wurde nach W — verlegt, und es dauerte nicht lange, als er mit dem alten Prediger N — Bekanntſchaft machte. Der junge Reiter hatte mehr Bildung des Verſtandes, als Leute ſeiner Art gemeiniglich zu haben pflegen,

gen, er gefiel dem Prediger täglich mehr, ſie kamen öfter zuſammen und unterhielten ſich oft bis in die Nacht hinein von Kriegsgeſchichten, davon jeder eine ziemliche Menge erzählen konnte.

Lorchen fand an der Geſellſchaft des jungen Kriegers gleichfalls Behagen. Sie freute ſich, wenn er kam, und war mißvergnügt, wenn er ging. Sie liebte ihn ſchon gewiſſermaßen, ehe ſie es noch ſelbſt recht wußte; oft wurde ſie roth, wenn er ihr freundlich die Hand both, und er ging nie weg, ohne daß ſie ihn, bald wieder zu kommen, eingeladen hätte. Die Liebe thut Rieſenſchritte, wenn ſie nur erſt einen gewagt hat, und fängt denn vollends pfeilſchnell zu laufen an, wenn ſie in dem geliebten Gegenſtande gleiche Empfindungen gewahr wird. Der junge Reiter konnte dem holden Mädchen nicht widerſtehen, ſein Herz war ohnedem zur Liebe geſchaffen, und in kurzer Zeit hatten ſich ihre Herzen laut für einander erklärt, ohne daß die Eltern ein Wort davon erfuhren. Lorchen beſorgte, daß ihre Eltern nicht mit ihrer Neigung zufrieden ſeyn würden, ſie hatte nicht den Muth das Innere ihres Herzens zu zeigen, und ſie beging dadurch das erſtemahl einen faſt unverzeihlichen Fehler des Mißtrauens gegen diejenigen, an welchen bisher ihr ganzes Herz gehangen hatte.

Da die Liebe der beiden jungen Leute unſchuldig war, ſo verbanden ſie ſich unter einander zu einem Eheverſprechen, welches von der ganzen Stärke ihrer zärlichen Empfindungen zeigte, und mehr als

Liebe, — den höchſten Grad der Schwärmerei zum Grunde hatte. Sie verſprachen ſich nehmlich zu heirathen, ſobald er vom Reiter zum Wachtmeiſter avancirt wäre; damit aber dies Verſprechen deſto feſter und unumſtößlicher ſeyn möchte, wurde der fürchterliche, Vertrag zwiſchen Beiden gemacht: daß der den andern ermorden ſollte, welcher zuerſt ſeinen Eid der Treue brechen würde.

So ſtanden die Sachen, als wider Vermuthen der Verliebten ein Advocat aus M — bei dem alten Pfarrer N — um die Hand ſeiner Tochter anhielt, und ſie zu ſehen wünſchte. Da der Pfarrer N — das gute Auskommen des Advocaten, und ihn überdies noch als einen rechtſchaffenen Mann kannte; ſo trug er weiter gar kein Bedenken, jenem einen Beſuch in ſeinem Hauſe zu verwilligen, und ſeiner Tochter ſelbſt den Antrag zu thun, daß ſie mit dem und dem Manne ihr Glück machen könne. Lorchen war wie vom Donner gerührt. Ein Thränenguß erfolgte auf ihr ſtarres Erſtaunen, — ſie fiel ihrem Vater in die Arme, und bath ihn um Gottes willen, ſie mit einer Heirath zu verſchonen, wogegen ihr Herz ſpräche. Der Freier kam, und Lorchen gerieth nun vollends in Verzweiflung, als ſie ihn ſahe. Sie weinte, ihres Eidſchwures eingedenkt und von der Liebe gegen ihren heimlichen Bräutigam gefoltert, Tag und Nacht, und beſtürmte die guten Eltern mit den fürchterlichſten Klagen, denen ſie ihr Geheimniß nicht zu entdecken wagte.

Dieſe meinten, daß ſie dem Eigenſinne ihres Kindes einige Zeit laſſen müßten, glaubten, es würde ſich ſchon alles geben, und gaben von ihrer Seite dem Advocaten das förmliche Jawort, völlig entſchloſſen, es zu halten, und alle Beweggründe zu gebrauchen, ihre Tochter für ihn zu gewinnen. Die Beweggründe wurden auch angewandt; allein das Mädchen blieb bei ihrem Vorſatz, — und nun hätte man billig nicht weiter in ſie dringen ſollen, weil Eltern kein deſpotiſches Recht über die Herzen ihrer Kinder haben können, was auch dafür geſagt werden kann.

Allein des ewigen Widerſetzens müde, entſchloſſen ſie ſich endlich Gewalt zu brauchen, und das arme Mädchen zu zwingen. Die Art, wie es geſchehen, weiß ich nicht; aber ſie muß von der Art geweſen ſeyn, daß endlich das Mädchen vor Verzweiflung nicht mehr wußte, was ſie machen ſollte, und in der Verwirrung ihrer Empfindungen dem Advocaten gleichfalls das Jawort gab. Es wurde Verlobung gehalten, der junge Reiter erfuhr die erſchreckliche Nachricht — und ließ ſich von Stund an nicht mehr in dem Pfarrhauſe ſehen. Sein Entſchluß war vermöge ſeines Eides gefaßt, — er konnte ohne ſein Mädchen nicht leben, ſie war ihm, wie er glaubte, ungetreu geworden, und — ſeine Piſtolen wurden geladen an ſein Bette gehängt, um bei erſter Gelegenheit ſeinen mörderiſchen Vorſatz auszuführen.

Einige Wochen vor der zu haltenden Hochzeit hatte man dem jungen Brautpaar zu Ehren auf dem Amthauſe zu W — einen Ball gegeben. Der junge Reiter hatte ſich des Abends heimlich unter die Zuſchauer gemiſcht, hatte ſeine Geliebte tanzen geſehen, und dieſer Anblick hatte die ganze Wuth ſeiner rachſüchtigen Liebe rege gemacht. Er rennte gleich einem tollen Menſchen davon, nahm die geladenen Piſtolen von ſeinem Bette, und erwartete an der Kirchhofsmauer das junge Brautpaar, welches den Weg dort vorbeipaſſiren mußte. Endlich kam auch die Unglückliche mit ihrem Bräutigam an der Hand an. Der Reiter trat hervor (es war dunkle Nacht) und bath ſeine Geliebte, daß er nur einen Augenblick mit ihr allein gehen dürfte. Sie wand ſich von dem Arme ihres Bräutigams loß, indem ſie ihm zu verſtehen gab, daß ſie gleich wieder bei ihm ſeyn würde; — aber ſie kam nicht wieder, man hörte in dem Augenblick einen Schuß, und todt lag das unglückliche Mädchen zu den Füßen ihres Mörders, als der Bräutigam herzu lief. Nun biſt du wieder mein! rief der Mörder aus, ich werde dich bald, bald wieder ſehen, und mit den Worten verſchwand er durch die Dunkelheit der Nacht begünſtigt, aber nicht um zu entfliehen, — nein! er eilte von der ermordeten Geliebten gerades Wegs nach dem nächſten Gerichtsorte, gab ſich ſelbſt als Mörder des Mädchens an, und verlangte, daß man ihm ſo bald als möglich ſein Recht geben und hinrichten möchte, welches auch nicht lange darauf geſchah. Das Grab des Mädchens deckt ein Leichenſtein, auf dem ein Herz, woraus Flammen emporſteigen und das von einem blutigen Pfeil durchbohrt wird, eingehauen, und noch bis dieſen Tag zu W— zu ſehen iſt.

D—au.

C. S. H.

4.

Raſerei aus Liebe und Todesfurcht.

Vor etwa 6 oder 7 Jahren kamen zwei Frauenzimmer nach Caſſel, eine, die ſich Madam Jouck nennen ließ, die andere war Madem. Raucour die berühmte franzöſiſche Schauſpielerinn. Die letztere war würklich eine vortreffliche Künſtlerinn. Ich ſtand immer in dem Wahne, daß die franzöſiſchen Truppen von Komödianten, die ich geſehen hatte, zwar wohl ſchlechter, als die große Pariſer ſeyn; allein doch nur davon unterſchieden wären, wie das Schlechtere von dem Beſſern in einerlei Gattung. Als ich aber Mademoiſ. Raucour ſpielen ſah, merkte ich wohl, wie ſehr ich mich geirret hatte. Alle andere Perſonen des Caſſelſchen Theaters ſahen ordentlich lächerlich gegen ſie aus, ſo ſehr ſtachen ſie in ihrem Spiel ab. Keine Beſchreibung kann einen Begriff davon machen, und nun geſtehe ich gern, daß eine Nation, die ein Schauſpiel beſitzt, wo die Acteurs im Ganzen von gleicher Vollkommenheit ſind, mit Recht darauf ſtolz ſeyn kann.

Dergleichen Talente beſaß Madam Zouck nun gar nicht, und hatte weder an Geſtalt noch am Geiſte das geringſte mit einer Lais oder einer Sappho Gleiches, mit denen ſie nur wegen einiger moraliſchen Beſchaffenheit etwas Aehnliches beſaß. Dieſe Madam Zouck machte großen Aufwand, und endlich kaufte ſie eine Meierei vor einem der Thore von Caſſel, die der H———iſchen Familie dort gehörte. Da wohnte ſie eine Zeitlang, bis ſie ſich auf einmahl mit ihrer Begleiterinn aus Caſſel wegmachte, ohne daß man recht wußte, wohin. Mademoiſ. Raucour ging würklich nach Paris, wo ſie den Schauplatz nach Berichtigung ihrer Angelegenheiten mit großem Beifall wieder beſtiegen hat. Madam Zouck trieb ihr Weſen aber an andern Orten; man hörte von einem Unfalle mit einem Sturz vom Pferde, den ſie im Leipziger Lager gehabt haben ſollte, bis ſie endlich ganz unerwartet wieder nach Caſſel kam, nachdem ſie ein Moratorium wegen der zurückgelaſſenen Schulden erhalten hatte.

Nicht lange darauf veranlaßte ſie folgenden ſehr ſeltſamen Zufall. Da ſie die H—iſche Meierei gekauft hatte, ſo blieb noch deßhalb eine Menge Sachen wegen der Bezahlung zu berichtigen. Dies machte, daß der Secretär H—, ein Sohn aus dieſer Familie, oft dieſerwegen zu ihr gehen mußte. Dieſer, der an ſich ſchon von verliebter Complexion war, konnte ein Frauenzimmer, dem noch manche Reſte von ehemaligen Reitzen übrig blieben, nicht ſo oft ſehen, ohne ſich heftig in ſie zu verlieben. Man verſichert, er habe ſie heirathen wollen, und daß er ihr ein Geſchenk mit einigen Juwelen in dieſer Rückſicht gemacht. In wie weit die Sache von ihrer Seite Ernſt geweſen ſeyn mag, kann ich nicht ſagen. Aber kurz, der allgemeine Ruf ſagt: ſie habe ihm kurz vor ſeinem Umfalle die Juwelen zurückgeſchickt, mit einem Billet, worinn ſie ihm den ganzen Handel aufſagte.

Dies kränkte ihn, als einen heftigen Liebhaber, ſehr, und er lief zu ihr, um die Zurückberufung dieſes harten Urtheils zu bewürken. — — Es beehrte aber ein ſehr vornehmer Herr zu Caſſel die Madam Zouck oft des Morgens mit einem Beſuche, und ſo trug es ſich zu, daß, da der Secretär eben mit ihr in einem ſehr lebhaften Geſpräch über ſeine Angelegenheiten begriffen war, — dieſer ſehr vornehme Herr herein trat. Darüber ward der arme Menſch äußerſt erſchrocken, und eilt todtenblaß zum Zimmer hinaus. Drauſſen trifft er den Läufer des Herrn an, und bittet ihn höchlich, ſeinem Herrn ja nicht zu ſagen, wer er wäre. Der Läufer antwortet ihm, daß ihm dies gar nichts helfen würde, weil ihn ſein Herr ſchon hinlänglich kenne. Darauf geräth er gänzlich in Verwirrung, fällt dem Läufer zu Füßen, bittet, er ſoll für ihn bei ſeinem Herrn um Gnade flehen, und was des Unſinnes mehr iſt. Darauf läuft er in der heftigen Gemüthsbewegung nach Hauſe, läßt ſich etliche Bouteillen der hitzigſten Weine geben, trinkt ſie aus, und arbeitet dabei bis ſpät in die Nacht hinein. Dieſe phyſiſchen und moraliſchen Angriffe konnten endlich Leib und Seele nicht mehr aushalten. Er wirft ſich aufs Bette, ſchläft ein, erwacht aber bald in der heftigſten Raſerei, wobei er immer wechſelsweiſe von ſeinem vermeintlichen Vergehen, von ſeiner Furcht, deßhalb am Leben geſtraft zu werden, und von ſeiner Geliebten ſpricht, von der er ſtets das Schnupftuch feſt in ſeinen Händen gehalten haben ſoll. Nach etlichen Tagen legt ſich die heftige Wuth, aber nicht die Raſerei, ſondern es verwandelte ſich die Krankheit in eine völlige Hydrophobie, in der der unglückliche Mann, ohne am Ende ein Wort zu ſprechen, nach einem fünf- bis ſechstägigen Krankenlager den Geiſt aufgegeben hat.

Dies iſt die Geſchichte, ſo wie ich ſie von den glaubwürdigſten Perſonen habe erfahren können, da die ganze Stadt in der Zeit (es war ohngefähr im November) davon voll war. Sollten einige Umſtände der genauen Wahrheit nicht gemäß ſeyn, ſo will ich ſehr wünſchen, daß man ſie berichtige, denn die Geſchichte verdient es, und iſt in der That merkwürdig. Indem ich ſie bekannt mache, glaube ich etwas zur pſychologiſchen Kenntniß der Menſchen beigetragen zu haben.

Der Mann, dem dieſes begegnet iſt, war übrigens ſeiner körperlichen Beſchaffenheit nach ein kleiner ganz auſſerordentlich dicker Mann. Sein Verſtand war mittelmäßig, ſein Character ganz gut und ehrlich, aber ein wenig zum Wohlleben und zum Genuß aller Vergnügungen, und zwar nicht immer der von der feinern Art, geneigt. In allen dieſen Rückſichten ſchien er einer ſo ſtarken Erſchütterung noch weniger ausgeſetzt, als man es ſonſt von Tiefdenkenden wohl glaubt. Gewiß, wer den Mann gekannt hat, wird die Geſchichte noch beſonderer finden, als ich ſie Ihnen beſchreiben kann.

— n.

Zur
Seelennaturkunde.

1.
Vermiſchte Gedanken über Denkkraft und Sprache.

Die menſchliche Seele denkt, wenn ſie **vergleicht.** Durch das Gefühl, daß ſie dieſes kann; daß ſie in ſich ſelbſt Veränderungen hervorzubringen vermag, kommt ſie zum Bewußtſeyn ihrer Exiſtenz, und weil jenes Gefühl von dem **Standpuncte** abhängt, aus welchem ſie die Welt betrachtet, — ihrer **individuellen** Exiſtenz. Sie verliert aber ihr eigenes Bewußtſeyn, wenn ſie nicht mehr Ideen mit Ideen vergleichen, folglich den Standpunct ihrer individuellen Exiſtenz ſich nicht mehr vorſtellen kann.

Die **Schnelligkeit** und **Richtigkeit** ihrer Vergleichungskraft beſtimmt die Grade ihres intellectuellen Werths, ſo wie auch ihrer einzelnen Denkvermögen, des **Witzes**, **Scharfſinnes**, der **moraliſchen Urtheilskraft** und des von dieſen allen abhängenden **Geſchmacks**.

So lange die Seele keine materiellen Ideen mit einander vergleichen kann, folglich ſich ihrer nicht bewußt iſt, kann ſie auch nichts von einander, ſelbſt auf eine dunkele Art nicht von einander unterſcheiden; folglich kann es auch keine **angeborne** Begriffe geben.

Hiemit läugnen wir aber gar nicht, daß die Seele ſchon eine **Modification** zum Denken mit auf die Welt bringe, auch ſchon **vor** der Geburt des Körpers unzählige Vorſtellungen; aber in einem **andern** Organo gehabt haben könne.

Die erſten **Grundbegriffe** alles menſchlichen Denkens, ſind **ſinnliche** Eindrücke auf unſere Organe. Es wird vielleicht nie entſchieden werden, ob ſie durch eine Art **würklicher Impreſſion**, oder vermöge **ſubtiler Schwingungen** der Nerven der Seele bemerkbar werden. So fein auch jene Impreſſionen und Schwingungen angenommen werden, ſo wird es doch immer den Materialiſten ſchwer werden, die Kraft des Denkens ſelbſt daraus herzuleiten.

Anfangs weiß das Kind von jenen Grundbegriffen weiter nichts, als daß etwas in ihm dadurch verändert wird, und in ſo fern iſt es immer nur noch blos Thier. Das ſich nach und nach entwickelnde **Bewußtſeyn ihrer Verhältniſſe**, die erſtlich von auſſen durch die Verſchiedenheit ſinnlicher Objecte, und zweitens von innen durch die Grade des Denkgefühls der Seele bemerkbar werden, macht hernach den groſſen Unterſchied zwiſchen blos animaliſcher und animaliſch-beſeelter Natur aus.

Ohne jene erſten ſinnlichen Grundbegriffe läßt ſich eben ſo wenig eine Aeußerung der menſchlichen Denkkraft überhaupt ſowohl als insbeſondere, als eine Zahl ohne Einheit denken. Sie ſind die Fäden, an welche ſich alle folgende Vorſtellungen bald auf eine nähere, bald eine entferntere Art anknüpfen, ohne daß die Seele einmahl darauf merkt. Aus dieſem Anknüpfen unſrer Ideen an jene erſten Grundbegriffe laſſen ſich viele Erſcheinungen in der empiriſchen Pſychologie erklären, die anfangs widernatürlich ſchienen.

Es giebt keine Idee, welche **iſolirt** in der Seele befindlich ſeyn könnte, ſondern ſie ſteht allemahl mit mehrern in einem Zuſammenhange, dieſer Zuſammenhang mag nun **willkürlich** oder **unwillkürlich** ſeyn. Aus der angenommenen **Einfachheit der Vorſtellung** kann alſo nicht wohl auf die Einfachheit der menſchlichen Seele geſchloſſen werden.

Die Art und Weiſe, **wie** Ideen andere in uns erzeugen, iſt unendlich verſchieden; unterdeſſen liegen doch nur einige pſychologiſche Geſetze zum Grunde, nach welchen jene Aufweckung der Ideen durch andere geſchehen muß, dieſe Geſetze ſind im Wachen und Traume die nehmlichen und laſſen unter folgende Claſſen der Aſſociation allgemein zuſammenfaſſen. Ideen erzeugen andere theils **ähnliche**, theils **unähnliche**,

1) wenn Gegenſtände in Abſicht des Orts, der Zeit, der Zahl, der Folge coexiſtiren.

2) Wenn, und ſo oft die Seele von Urſach auf Würkung und umgekehrt ſchließt, eben ſo vom Ganzen auf die Theile.

3) Vermöge des Contraſts.

Wenn es Zuſtände giebt, worin die Seele auf Ideen fällt, die gar keinen Grund in den vorhergehenden haben, ſo liegt dies **entweder** an der gänzlichen **Neuheit** der Objecte, die unſere Organe berühren, **oder** an einen innern **Sprung** unſerer Imagination, die von der kleinſten Aehnlichkeit oft ganz anders modificirt wird, oder auch aus einer eigenen Kraft der Seele **aus ſich** Ideen zu ſchaffen (die gar keinen Grund in andern Ideen haben); obgleich dieſe Kraft noch nicht ganz erwieſen iſt.

Wir denken uns eine Sache **deutlich**, wenn ſich unſere Seele die **Grade** des Unterſchiedes von andern Dingen gleichſam **abzählt**. Es gehört alſo zu jedem deutlichen Begriffe der Seele einige Zeit, die ſie ſich nimmt, jene **Grade ſich nach einander** vorzuſtellen, obgleich die Seele dieſer Zeit wegen die Schnelligkeit ihrer Denkkraft nicht **fühlt**, um ſo viel weniger, da die Sprache durch ein für die Sache beſtimmtes hörbares Wort die Seele ſchnell auf einen Punct zieht. **Deutliche** Begriffe ſind eine angenehme Modification der menſchlichen

Seele, weil ſie dabei ſich am meiſten der Kraft ihrer Selbſtthätigkeit bewußt iſt; aber dies gilt nicht bei allen deutlichen Begriffen. Das innere Streben der Seele nach Licht, macht daß ſie ihre Selbſtthätigkeit oft mehr fühlt bei dunkeln Ideen, als bei völlig deutlich gefaßten Begriffen. Wir mögen nicht immer eine abgeſchnittene Gränze vor uns ſehen. Daher die große Neigung zum Wunderbaren. — — —

„Unſer eigenes Gefühl ſagt es uns, daß wir nicht immer denken; ſondern, daß ſich unſere Seele oft in dem Zuſtande einer gänzlichen Unthätigkeit befindet. Die Ohnmacht, der Schlaf, wenn wir nicht träumen, die müßige Gedankenloſigkeit des phlegmatiſchen Dummkopfs iſt offenbar ein ſolcher Zuſtand des Nichtdenkens. Auch läßt ſichs wohl nicht läugnen, daß die Seele des neugebornen Kindes, welche Ariſtoteles mit Recht eine tabula vaſa nennt, anfangs ein völlig gedankenloſes Weſen ſey, welches ſich ſeiner und anderer Dinge noch gar nicht bewußt iſt und bewußt ſeyn kann". —

Mit dieſen Gründen hat man den bekannten Satz des Carteſius: daß das Weſen unſrer Seele im Denken beſtehe, zu widerlegen geſucht. Andere Philoſophen, — die die Wichtigkeit jener Gründe für zu wichtig hielten, als daß ſie dem Carteſius Recht geben könnten, haben daher lieber das Weſen der Seele in eine Kraft, ein Vermögen zum Denken, oder Vorſtellungen zu haben, geſetzt, ohne eine neue dadurch entſtandene Schwierigkeit zu heben, daß nehmlich eine Kraft als Kraft nie unwürkſam ſeyn kann, weil eben dieſe Unwürkſamkeit ſie ja ſelbſt aufheben würde. Wir können uns unter der Kraft, welchen Grad der Würkſamkeit, welche Einſchränkungen wir ihr auch immer geben mögen, doch einmahl nichts anders, als eine gewiſſe Tendenz zu Handlungen erklären, oft eine nothwendige innere Würkſamkeit denken. Sobald dieſe Tendenz aufgehoben iſt, iſt auch der Begriff von Kraft vernichtet, — und ſobald ich mir die Seele ohne jene Tendenz, ohne die damit verbundene nothwendige und innere Würkſamkeit vorſtellen will, wird meine Seele ein Nichts, indem ich nichts unterſcheiden kann, weil ich das Weſen einer Kraft in meiner Vorſtellung vernichtet habe. Das Gefühl von Nichtwürkſamkeit meiner Seele kann alſo keinen richtigen Beweis gegen den Satz des Carteſius abgeben, und dies um ſo viel weniger, da aus andern unläugbaren Erfahrungen gewiß iſt, daß es oft in uns Vorſtellungen giebt, deren ſich unſere Seele nicht bewußt iſt. Ich muß mich hierüber näher erklären.

Die Erfahrung lehrt es ja, daß wir oft in einem Augenblick durch eine unwiderſtehliche Kraft und Gewalt mitten aus einer ſcheinbaren Unthätigkeit unſerer Seele herausgeriſſen und gleichſam blindlings zum Handeln und Denken fortgetrieben werden, ohne daß wir eine deutliche Vorſtellung von den einzelnen Motiven unſeres Willens angeben konnten, obgleich dergleichen Motiven abſolut vorhanden ſeyn müßten. **Hinterher** aber fanden wir bei einer genauern Unterſuchung unſeres Seelenzuſtandes, daß gewiſſe **dunkle Bilder** der Phantaſie, eine **geheime Würkung** der Himmelsluft auf unſere Organe, eine **verſteckte Ideenaſſociation** unſeres Geiſtes, oft auch eine ſchnelle Reihe ſolcher Vorſtellungen, die durch Gewohnheit und Mangel der Neuheit uns unbemerkbar geworden waren, den Grund von hundert unerwarteten Modificationen unſerer Seele in ſich enthielten. Manche Bilder unſerer Einbildungskraft eilen bei gewiſſen heftigen Bewegungen des Bluts und der Lebensgeiſter mit einer ſolchen Schnelligkeit vorüber, manche Gedanken werden ſo leiſe und in ſo unmerklichen Nüancen mit einander umgetauſcht, daß ſie in dem Augenblick, wenn ſie, um mich ſo auszudrücken, unter den Focus unſeres Bemerkungskreiſes kommen, von uns nicht erkannt oder auch augenblicklich wieder aus unſerm Gedächtniſſe verwiſcht werden. Eben ſo handelt die Seele gemeiniglich bei der **Wahl gleichgültiger** Gegenſtände, wo ſie keine Gründe, den einen mehr als den andern zu begehren, zu haben ſcheint, nach einer oder mehrern dunkeln Vorſtellungen, ohne daß ſie ſich derſelben bewußt iſt; und eine Menge anderer Gefühle, die in uns vorgehen, ſie durchaus nichts anders als Folgen eines ſchnellen Syllogismus, den die Seele gemacht hat, wovon ich nur das phyſiognomiſche Gefühl anführen will, das ſeinen Grund blos in der Vorſtellungskraft der Seele haben kann. Ferner iſt der Zuſtand, worinn unſere Seele völlig unthätig zu ſeyn ſcheint, immer noch mit einigem Bewußtſeyn dieſer Unthätigkeit ſelbſt verbunden. Wir bemerken die Leere der Gedanken, die in uns herrſcht, indem wir den jeßigen Zuſtand — (das negative) — mit einem vorhergehenden thätigen — (das poſitive) — vergleichen: ob wir gleich wieder von dieſen Vergleichungsideen kein eigenes individuelles Bewußtſeyn haben. Wir haben ein inneres Zeitgefühl von der Dauer jener Unthätigkeit, und oft eine dunkle Vorſtellung von der noch daurenden Länge derſelben. Es iſt bekannt, daß ſich viele Leute ſo gewöhnt haben, daß ſie in der Minute aufwachen, in welcher ſie es ſich den Abend vorher vorgenommen hätten. Wenn auch gleich hier die Gewohnheit nach und nach in dem Körper eine ſolche Diſpoſition veranlaſſen kann, daß die Seele um eine beſtimmte Zeit aufwachen muß; ſo war doch dieſe Gewohnheit anfangs ſelbſt nichts anders als ein dunkles Zählen der Augenblicke, welches die Seele während des Schlafs, ohne alles Bewußtſeyn, denn wir fühlen ja nichts davon, vornahm.

Man könnte dieſe Betrachtungen noch durch viel mehrere Erfahrungsgründe unterſtützen, wenn es nöthig wäre, und ich will nur noch dies anführen: Unſere zuſammengeſetzten Vorſtellungen, die wir haben, überſieht nach einer langen Uebung im Denken die Seele mit einem Blick, und hat ein deutliches Bewußtſeyn derſelben. Anfangs, wie die Seele ſich dergleichen Begriffe zu machen anfing, mußte ſie ſich durchaus die einzeln Merkmahle der Begriffe einzeln vorſtellen, ſie mußte von den Theilen zu dem Ganzen ſchreiten. — Nicht ſo handelt ſie, wenn ſie dieſe Begriffe ſchon oft wiederhohlt hat, wenn ſie alſo mit einer größern Schnelligkeit von den Vorſtellungen einzelner Theile gleich zur completten Vorſtellung des Ganzen übergehen konnte; und doch müſſen jedesmahl die Vorſtellungen der einzelnen Theile vorhanden ſeyn, wenn auch die Seele daran gar nicht zu denken ſcheint. Denn man verſuche es, und ändere einen dieſer Theile, die Seele wird es gleich bemerken, und ſich nun das Ganze auch anders vorſtellen müſſen.

Locke iſt gar nicht für die Meinung: daß es in uns Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn geben könne. Indem er die angebornen Wahrheiten beſtreitet, giebt er zugleich überhaupt zu verſtehen, daß es keinen Eindruck in der Seele geben könne, deſſen ſie ſich nicht bewußt wäre. Hier ſind ſeine eigenen Worte.

> Iſt ſeeming to me near a contradiction, to ſay, that there are truths imprinted on the ſoul, which it perceives or underſtands not; Imprinting if it ſignify anything, being nothing elſe, but the making certain truths

to be perceived. For to imprint any thing on the mind, without the mind's perceiving it, ſeems to me hardly intelligible — — To ſay a notion is imprindet on the mind, and yet at the ſame time to ſay, that the mind is ignorant of it. and never yet took notice of it, is to make this impreſſion nothing. No propoſition can bo, ſaid to be in the mind, which it never, yet knew, which it was never yet conſcious of. — — Eſſ. of hum. Underſtanding B. I. Ch. II §. 5.

Wenn Locke darin auch völlig Recht hat, daß es keine angebornen Wahrheiten, würkliche mit der Seele zugleich entſtandene κοιρας, ερρερας geben kann; ſo folgt daraus doch noch gar nicht, daß es überhaupt gar keine Impreſſionen, keine Vorſtellungen in der Seele geben kann, deren ſie ſich nicht bewußt iſt. Die Wahrheiten, deren Exiſtenz Locke als angeborne beſtreitet, ſind zum Theil metaphyſiſche Sätze, die ſich freilich ohne Nachdenken, ohne Bewußtſeyn nicht in der Seele denken laſſen, zumahl da ihre Begreiflichkeit ſich auf eine ſchon beſtimmte Wortſprache gründet, von da man ohnmöglich ſagen kann, daß ſie der Seele des Menſchen auch angeboren wäre; — aber deswegen können doch einzelne Vorſtellungen und Eindrücke ſich in unſerer Seele befinden, ohne daß ſie ſich ihrer bewußt iſt, und dergleichen Vorſtellungen und Eindrücke giebts unendlich viele, die wirklich immer da ſind, aber nicht eher in den Beſinnungskreis des Menſchen hervortreten, bis wir unſere Aufmerkſamkeit auf ſie richten. Ob, wie Bonnet behauptet, ein jeder jener Eindrücke nie eigene Fieber des Körpers nöthig habe — weiß ich nicht, kann Bonnet ſelbſt nicht mit Gewißheit angeben.

Locke erklärt ſich über den Corteſiuſiſchen Satz im 2ten Buch 1 Cap. des oben angeführten Buchs noch weiter. Ich geſtehe es ſelbſt, ſagt er, daß ich eine von ſolchen ungeſchickten Seelen beſitze, welche es nicht ſelbſt empfinden, daß ſie ſtets mit Betrachtung der Begriffe beſchäftigt ſind, noch begreifen können, daß die Seele nothwendig immer denken müſſe. — — Die Empfindung der Begriffe iſt, wie ich mir das Ding denke, der Seele eben das, was dem Leibe die Bewegung iſt, nicht ihr Weſen, ſondern eine von ihren Würkungen. Ob nun gleich das Denken als das eigentliche Seelengeſchäft anzuſehen iſt; ſo hat man dennoch nicht nöthig zu glauben, daß ſie immer denke, ſtets würke. Dies iſt vielleicht ein Vorzug des unendlichen Urhebers und Erhalters aller Dinge, der niemahls ſchläft noch ſchlummert, und kommt ſeinem endlichen Weſen zu, wenigſtens nicht der Seele eines Menſchen. Wir wiſſen es aus der Erfahrung mit Gewißheit, daß wir denken, und daraus machen wir den unfehlbaren Folgeſatz, daß ein mit Denkkraft begabtes Ding in uns ſey. Ob aber dieſe Subſtanz immerfort denkt oder nicht, davon können wir nicht weiter verſichert ſeyn, als es uns die Erfahrung lehrt. (Locke ſetzt hier, wie in andern Stellen, offenbar als ſchon erwieſen voraus, daß eine jede Vorſtellung ein würkliches Bewußtſeyn in ſich ſchließen müſſe.) Denn ſagen: das würkliche Denken ſey Weſen der Seele, und laſſe ſich von derſelben nicht trennen, iſt ſo viel als etwas, darüber noch gefragt wird, für gewiß ſetzen, und es nicht beweiſen, welches doch geſchehen muß, wenn es nicht ein an ſich ſonnenklarer Satz iſt. (Man ſetzt ja aber auch den Satz — ich nehme den ſtrengen Carteſianer aus — nicht als ein Axiom voraus, daß das Weſen der Seele im Denken beſtehe, ſondern man leitet ihn aus Vernunftbegriffen über die Denkkraft des Geiſtes her, und nimmt an, daß eine Seele ein Nichts wird, ſobald ſie zu denken und zu empfinden aufhört.) Ob nun aber dieſer Satz: die Seele denkt immer, ein an ſich ſonnenklarer Satz ſey, dem jedermann Beifall giebt, ſobald er ihn hört, darüber laſſe ich alle Menſchen in der ganzen Welt urtheilen. — Ich zweifle, ob ich die ganze vergangene Nacht mit Ideen beſchäftigt geweſen bin, oder nicht. Da hier die Frage von einer geſchehenen Sache iſt: ſo iſt es ſo viel, als ſie für gewiß ſetzen, wenn man als einen Beweis davon einen uns angenommenen noch ſtreitigen Satz anführt. Auf ſolche Art kann jeder eine Sache beweiſen. Ich darf nur vorausſetzen, daß alle Uhren, ſo lange die Unruhe ſchlägt, denken; ſo habe ich es zur Gnüge erwieſen, und es iſt auſſer allem Zweifel, daß ſich meine Uhr vorige Nacht mit Gedanken beſchäftigt hat. (Locke läßt ſich hier durch ein Exemplum claudicans offenbar verführen, wer kann denn bei einer Maſchine vorausſetzen, daß ſie denken kann, aber in Abſicht der Seele kann und muß ich eine ſolche Denkkraft annehmen, weil ſie ſie würklich beſitzt, und weil ein Geiſt ohne Kraft und Würkung doch durchaus ein leeres Nichts ſeyn muß.) Allein, wer ſich nicht ſelbſt betrügen will, der muß ſeinen angenommenen Satz auf eine geſchehene Sache gründen und die Wahrheit deſſelben durch die ſinnliche Erfahrung beweiſen, nicht aber die geſchehene Sache glauben, weil ſie ſeinem angenommenen Satze gemäß iſt, das iſt, weil er ihre Wahrheit vorausſetzt. — — — —

Ich gebe es zu, daß die Seele bei einem Wachenden niemahls ohne Gedanken ſey, weil dieſes mit zum Wachen erfodert wird; ob ſie aber im Schlafe, ohne Träume, denkt, iſt eine andere Frage. Es iſt ſchwer zu begreifen, daß man etwas denken, und ſich deſſen doch nicht bewußt ſeyn ſoll. Wenn die Seele in einem Schlafenden denkt, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn; ſo frage ich, ob ſie während dieſes Denkens Vergnügen oder Verdruß empfindet, ob ſie angenehmer oder unangenehmer Empfindungen fähig iſt? Ich bin verſichert, ein Menſch iſt alles deſſen ſo wenig fähig, als das Bette oder die Erde, worauf er liegt. Denn glücklich oder unglückglücklich ſeyn, ohne daß man es weiß, ſcheint mir allerdings mit einander zu ſtreiten. Iſt es möglich, daß die Seele, ſo lange der Leib ſchläft, ihre Gedanken, ihre Freuden oder Bekümmerniſſe, ihr Vergnügen oder ihren Verdruß für ſich beſonders leben kann, ohne daß ſich der Menſch deſſen bewußt iſt, ſo iſt gewiß, daß der wachende Socrates und der ſchlafende Socrates nicht eben dieſelbe Perſon ausmachen; ſondern die Seele des Socrates, wenn er ſchläft und wenn er wacht, ſind zwei Perſonen, weil der wachende Socrates von der Glückſeligkeit oder von dem Verdruß ſeiner Seele keine Kenntniß hat, oder ſich nicht darum bekümmert. Seine Seele empfindet jene, und trägt dieſen für ſich allein, ſo lange er ſchläft, ohne daß er etwas davon fühlt. Es iſt ihm daran nicht mehr gelegen, als an der Glückſeligkeit oder dem Elende eines Menſchen in Indien, den er nicht kennt. — Denn nehmen wir von unſern Handlungen und Empfindungen, inſonderheit von dem Vergnügen und Verdruße alles Bewußtſeyn weg: ſo werden wir ſchwerlich wiſſen, worin die perſönliche Einerleiheit (perſonal Identity.) zu ſetzen ſey. (Die bekannte Eintheilung unſrer Empfindungen in angenehme und unangenehme, und der daraus entſpringenden Seelenzuſtände, Glückſeligkeit oder Unglückſeligkeit iſt — eine Eintheilung, die nicht erſchöpfend genug iſt. Es giebt unzählige Vorſtellungen in uns, die nicht unter obige Rubrik gehören, und von denen wir nicht angeben können, ob ſie würklich angenehm oder unangenehm ſind, weil wir ſie noch nicht deutlich genug überſchauen können. Wir dürfen nur auf uns ſelbſt Acht geben, und wir werden faſt jeden Augenblick überzeugt werden, daß uns unaufhörlich eine Menge von Ideen zuſtrömen, die wir nur bemerken, ohne einen angenehmen oder unangenehmen Eindruck derſelben auf uns wahrzunehmen. Daß wir alſo im Denken des Schlafs auch entweder uns glücklich oder unglücklich fühlen müßten, iſt nicht pſychologiſch richtig. So wenig, wie überhaupt Locke im Folgenden wird erweislich machen können, daß wir im Schlafe nicht immer denken.)

Die Seele, ſagen dieſe Leute, (nehmlich die Corteſianer) denkt, ſo lange der Menſch im tiefen Schlaf liegt. Indem ſie denkt und empſindet; ſo iſt ſie ohne Zweifel ſowohl der Gefühle des Vergnügens oder Schmerzes, als einiger andern fähig, und ſie muß ſich deſſen, was ſie empfindet, nothwendig bewußt ſeyn. Hat ſie aber alle dieſe Gefühle für ſich beſonders; ſo iſt es klar, daß ſich derſelben ein Schlafender gar nicht bewußt iſt. Wir wollen demnach ſetzen, es hätte ſich die Seele des Caſtors im Schlaf aus ſeinem Körper entfernt. — Dies, was wir hier ſetzen, kann denjenigen nicht unmöglich vorkommen, welche ſo freigebig ſind, daß ſie allen andern Thieren ein Leben ohne eine denkende Seele zugeſtehen. Dieſe Leute können es alſo nicht für etwas unmögliches oder ſich widerſprechendes anſehen, daß der Körper ohne Seele leben, oder die Seele ohne Körper beſtehen und denken, oder Empfindungen auch von Glückſeligkeit und dem Gegentheile haben kann. — Wir wollen nun, ſage ich, ſetzen, Caſtors Seele hätte ſich während des Schlafs vom Leibe abgeſondert, um für ſich allein zu denken. Wir wollen auch ſetzen, ſie wählte zum Schauplatz ihres Denkens den Körper eines andern Menſchen, z. B. des Pollux, der ohne eine Seele ſchläft. Denn wenn des Caſtors Seele denken kann, indem er ſchläft, wovon er doch nie etwas weiß, ſo iſt nichts daran gelegen, was für einen Ort zum Denken er ſich wählt. Hier haben wir nun Körper zweier Menſchen, die nur eine Seele unter ſich gemein haben, und von denen wir annehmen wollen, daß einer um den andern ſchlafe und wache, und daß die Seele in dem wachenden Menſchen immer denke, wovon aber der andere, welcher im Schlafe liegt, niemahls etwas wiſſe, nie die geringſte Empfindung habe. Ich frage alſo: ob nicht Caſtor und Pollux, da ſie nur eine Seele unter ſich gemein haben, die in dem einen denkt und empfindet, davon der andere nichts weiß noch ſich darum bekümmert, ſo wohl zwei unterſchiedene Perſonen ſind, als Caſtor und Hercules, oder als Socrates und Plato waren? — Und ob der eine von ihnen nicht recht glücklich, der andere hingegen ſehr unglücklich ſeyn kann. Eben ſo machen diejenigen aus eben der Urſache die Seele und den Menſchen zu zwei Perſonen, welche vor-

geben,

geben, die Seele denke für ſich beſonders, davon der Menſch ſich nicht bewußt wäre. — — — — —

Vielleicht, fährt Locke fort, wird man vorgeben, die Seele denke auch im tiefſten Schlafe: aber das Gedächtniß behalte das Gedachte nicht. Allein es läßt ſich ſchwer begreifen, daß die Seele eines Schlafenden dieſen Augenblick mit Denken beſchäftigt ſeyn, und ſich doch nicht in dem nächſten Augenblicke, wenn er aufwacht, auf das geringſte von allen ſolchen Gedanken beſinnen kann. (Und ich behaupte, es läßt ſich ſehr leicht begreifen, weil mit dem würklichen Aufwachen zugleich eine Menge ſchwächerer Vorſtellungen, die wir während des Schlafs gehabt haben, ausgelöſcht werden können, und weil wir an den Nachtwandlern tauſend Handlungen, die ſie während des Schlafs vorgenommen haben, bemerken, davon ſie beim Erwachen kein Wort wiſſen. Will Locke auch läugnen, daß die Seele dieſes Menſchen im Schlafe nicht würklich gedacht habe, oder kann ſie vielleicht würklich zweckmäßige Handlungen bei dem Nachtwandler hervorbringen, ohne daß ſie daran denkt? Nimmermehr! Es giebt Leute, die im Schlafe, ohne daß ſie zu träumen ſcheinen, oder ohne daß ſie ſich des Traums hinterher bewußt ſind, ſehr vernehmlich reden, und wenn ſie aufwachen, von Allem nichts wiſſen.) Dies bedarf eines beſſern Beweiſes, als eine bloße Beziehung, wenn man es glauben ſoll. Denn wer kann es ſich ohne weiteres Bemühen, und nur weil man es ſagt, einbilden, daß die meiſten Menſchen in ihrem ganzen Leben alle Tage etliche Stunden an etwas denken, ſich aber, wenn ſie auch mitten unter ſolchen Gedanken gefragt würden, ganz und gar auf nichts beſinnen könnten. Ich halte dafür, die meiſten Menſchen bringen einen großen Theil ihres Schlafs ohne Träume zu. Ich habe einmahl einen Mann gekannt, der ſich auf die Wiſſenſchaften legte, und eben kein ſchlechtes Gedächtniß hatte. Dieſer erzählte mir, daß er niemahls geträumt hätte, als da ihn ein Fieber befallen, und ich glaube, man wird mehr dergleichen Beiſpiele antreffen. — —

Oft denken, und es nicht einen Augenblick behalten, iſt ein vergebliches, unnützes Denken. Die Seele iſt in einem ſolchen Zuſtande nicht viel beſſer als ein Spiegel, der beſtändig mancherlei Bilder oder Ideen annimmt; aber keines behält. Sie verlieren ſich und verſchwinden wieder, und es bleiben keine Spuren davon zurück. Der Spiegel wird durch ſolche Bilder niemahls vollkommner, noch die Seele durch ſolche Gedanken. Man wird mir vielleicht einwenden, bei einem Wachenden wären zugleich die Organe des Körpers mit beſchäftigt und würden mit zu ſeinem Denken gebraucht, auch das Gedächtniß behielte ſolche Gedanken vermittelſt der im Gehirn geſchehenen Eindrücke, und der nach ſolchem Denken zurückgelaſſenen Spuren; allein beim

Denken der Seele, welches von einem Schlafenden jetzt wahrgenommen würde, hätte die Seele ihre Gedanken für ſich allein, und ließe keine Eindrücke, und folglich kein Andenken ſolcher Gedanken nach ſich, weil ſie ſich der Organe des Leibes nicht bediente. Ohne nun wieder anzuführen, daß es ungereimt iſt, wenn der Menſch zwo unterſchiedene Perſonen ausmacht, welches aus dieſer Meinung fließt, (und ich ſetze hinzu, welcher Gegenbeweis da Locke eigentlich nichts ſagt, wie ich ein andermahl zeigen will) ſo antworte ich überdem noch, daß es ſich ganz vernünftig ſchließen laſſe, daß die Seele alle ohne Hülfe des Körpers erlangte Begriffe auch behalten könne, ohne des Körpers dazu benöthigt zu ſeyn, oder es wird ſonſt die Seele, oder ein von ſeinem Körper abgeſonderter Geiſt von ſeinem Denken einen ſehr geringen Vortheil haben. Kann die Seele ſich nicht auf ihre eigene Gedanken beſinnen, nicht zu ihrem Gebrauche aufbehalten, ſich nicht ihrer vorigen Erfahrungen, Vernunftſchlüſſe und Beobachtungen zu Nutze machen, was hilft ihr denn das Denken? (Dies beweiſt weiter nichts gegen die immer fortwürkende Denkkraft der menſchlichen Seele. Die Frage iſt euch überhaupt gar nicht, wozu ihr ein Denken oder Bewußtſeyn nöthig ſey; ſondern ob ſie immer denken könne, denken müſſe. Es giebt ja ohnedem in der menſchlichen Seele unzählige Vorſtellungen, warum man nicht ſagen kann, daß ſie gerade einen gewißen

Vortheil für unſern Geiſt in ſich ſchlöſſen, der bemerkbar wäre, genug wenn ſie unſere Denkkraft in beſtändiger Würkſamkeit erhalten, wohin auch jene gerechnet werden können, deren wir uns nicht bewußt ſind. Wenn Locke im Folgenden ſagt: daß es ſchwer zu begreifen ſey, daß unſer unendlich weiſer Schöpfer eine ſo vortreffliche Kraft, wie die denkende iſt, eine Kraft, welche der Größe ſeines eigenen unbegreiflichen Weſens am nächſten kommt, geſchaffen haben ſoll, damit ſie auf eine ſo ungereimte und unnütze Weiſe wenigſtens den vierten Theil der Zeit mit Denken zubringen könne: ſo läßt ſichs wahrlich noch ſchwerer begreifen, wie Gott eine geiſtige Subſtanz habe ſchaffen können, um den vierten Theil der Zeit **ganz unthätig** zuzubringen. Eben ſo wenig kann Lockes Bemerkung gegen die beſtändige Würkſamkeit der Denkkraft etwas beweiſen, daß unſere Gedanken im Schlafe gemeiniglich verworren wären; — genug, wenn wir nur **immer** denken, welches allein die Hauptfrage bei dieſer ganzen Unterſuchung bleibt.)

Diejenigen, welche es für ſo gewiß ausgeben, daß die Seele immer denkt, möchten doch auch zeigen, **welches** die Begriffe ſind, die ſich in der Seele eines Kindes entweder vor, oder gleich bei der Vereinigung mit dem Körper finden, ehe ſie noch einige durch die ſinnliche Empfindung bekommt. (Dieſe Begriffe kann man freilich nicht **individuell** angeben; aber es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Seele ſchon

Embrio Eindrücke annimmt, und vermöge dieſer Eindrücke, obgleich noch auf eine ſehr eingeſchränkte Art, würkſam iſt. Daß wir dieſe Eindrücke, welche den erſten Stof der Seele liefern, nicht behalten, iſt ſehr natürlich, weil die Weiche des Gehirns und der Fiebern ihnen noch keine Dauer erlaubt.) Die Träume eines Schlafenden werden nach meiner Meinung alle aus Begriffen, die wir im Wachen geſammelt haben, zuſammengeſetzt. Hat die Seele ihre eigene Begriffe für ſich, die nicht von der ſinnlichen Empfindung oder der Reflexion herrühren, wie ſie denn ſolche Begriffe haben müßte, wenn ſie ſich mit Gedanken beſchäftigte, ehe ſie von dem Körper einige Eindrücke empfängt: ſo iſt es wohl etwas ſeltſames, daß ſie bei ihrem geheimen Denken, welches ſo geheim iſt, daß es der Menſch ſelbſt nicht wahrnimmt, niemahls einige von ſolchen Begriffen den Augenblick, da der Menſch von ſeinem Traume erwacht, behalten kann. (Man hat bei der Behauptung einer beſtändigen Würkſamkeit der menſchlichen Denkkraft nicht nöthig, angeborne Begriffe anzunehmen, wie hier Locke vorausſetzt. Ein genaues Studium der menſchlichen Seele lehrt uns, daß alle Veränderungen unſerer Vorſtellungen und ihrer erſten Anfänger allein in der Erfahrung liegen, und wir ſehen den Anfang der geiſtigen Thätigkeit unſerer Natur in den Punct unſeres Daſeyns hin, wenn die **erſten** Vorſtellungen durch körperliche Eindrücke in uns verſchwinden. Die erſte Vorſtellung der Seele iſt alſo, um mich ſo auszudrücken, der Anfangspunct ihres Lebens, ihrer Thätigkeit, welche, wenn es Gott will, von dieſem Puncte, von dieſer erſten Voſtellung an bis in alle Ewigkeit hinaus dauern wird. Daß wir die erſte Vorſtellung nicht wiſſen, und viele tauſend andere, die die erſte Thätigkeit der Seele beſtimmen, iſt kein Beweis, daß ſie nicht da geweſen wären, ſo wenig ich behaupten kann, daß ich nicht geträumt hätte, weil ichs wieder vergeſſen habe.)

Wer kann es vernünftig finden, fährt Locke fort, daß die Seele während des Schlafs ſich in ihrer Einſamkeit ſo viel Stunden mit Gedanken beſchäftigen ſoll, und gleichwohl niemahls keinen von den Begriffen antreffen kann, die ſie nicht von der ſinnlichen Empfindung, oder von dem Ueberdenken erborgt hat, und daß ſie wenigſtens keine andern, als nur ſolche behält, welche, da ſie durch den Körper veranlaßt werden, nothwendig einem Geiſte nicht ſo natürlich ſeyn müſſen. (Locke meint in dieſer etwas dunkeln Stelle, daß Begriffe, die uns eingepflanzt wären, von der Seele leichter bemerkt werden müßten, als die, welche wir erſt durch den Körper bekämen, und gleichſam der Seele nicht ſo nahe, wie jene lägen.)

So weit Locke — —. Leibnitz hat ihn am kürzeſten durch ſeine Perceptio und Apperceptio zu widerlegen geſucht, ein Unterſchied, der auch nach Erfahrungen offenbar in der Natur der menſchlichen

Seele gegründet iſt. Hier ſind ſeine eigenen Worte über die beſtändige Würkſamkeit der Seele.

> Je tiens, que l'ame et même le corps n'eſt jamais ſans action, et que l'ame n'eſt jamais *ſans quelques perception*. Même en dormant on a quelque ſentiment confus et ſombre du lieu, ou l'on eſt, et d'autres choſes. Mais quand l'expérience ne le confirmeroit pas, je crois, qu'il y en a demonſtration. C'eſt à peu près, comme on ne ſauroit prouver abſolument par les experiences, s'il n'y a point de vuide dans l'eſpace, et s'il n'y a point de repos dans la matière. — —

P.

(Die Fortſetzung folgt.)

Bei der Unterſuchung über den Urſprung der Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, die ſchon ſo viele Köpfe beſchäftigt hat, ſtößt man ſehr natürlich auch auf die Frage: Wie die Menſchen nach und nach abſtracte, überſinnliche Begriffe, allgemeine Empfindungen, und die darauf gegründeten moraliſchen Vorſtellungen haben durch Zeichen ausdrücken lernen?

So leicht und natürlich es iſt, die Anfänge einer Wortſprache für hörbare Gegenſtände anzugeben, den, indem die Menſchen das Hörbare nur durch ihre eigene Stimme nachahmen durften, und ſo ziemlich allgemein man jetzt annimmt, daß das Hörbare den Anfang aller Wortſprache veranlaßt hat; ſo ſchwierig iſt aber doch auf der andern Seite die Unterſuchung einer Zeichenſprache für abſtracte Ideen, und das um ſo viel mehr, weil uns alle hiſtoriſche Data über die Sache fehlen. Wir können ohnmöglich wiſſen, **wenn** ſich dieſer und jener abſtracte Begriff der menſchlichen Seele ſo aufdrang, ſo nahe lag, daß ſie für ihn ein Wort ſuchen mußte; nicht, **unter welchen Umſtänden** ſie dieſes Wort fand, und welche Verbindung es mit dem übrigen Vorrathe ſchon vorhandener Wörter hatte. Aber demohnerachtet können wir dem **wahrſcheinlichen** Gange der menſchlichen Seele in Erwerbung abſtracter Zeichen nachſpüren. Jedes Volk, das ſich eine Sprache erfand, wird zwar, wie auch die unendliche Verſchiedenheit der Sprachen lehrt, einen eigenen Weg hierbei genommen haben; aber alle müßten doch auch hierbei den Eindrücken der Sinnlichkeit und der Analogie gefolgt ſeyn, vermöge welcher jeder rohe Menſch überſinnliche Gegenſtände durch körperliche ausdrucken wird, die mit jenen nach ſeiner Empfindung eine Aehnlichkeit haben, und wovon ich weiter unten reden werde.

Ehe wir uns überhaupt eine Sprache denken, müſſen wir uns allemahl eine Societät vorausſetzen, ohne welche der Menſch gewiß ſtumm geblieben ſeyn würde. Er würde zwar vor Schmerz geſchrien, und aus Freude gelacht haben; aber er würde kein Wort aus dieſen Naturaccenten gebildet haben, — am allerwenigſten für abſtracte Ideen. Die Societät zwang ihm alſo die Sprache gleichſam auf.

Ueberhaupt lernte nun wohl der Menſch nächſt den hörbaren Gegenſtänden die Begriffe ausdrücken, welche ihm am allernächſten lagen, und ſich auf hörbare Leidenſchaften und Gemüthsbewegungen bezogen, und unter dieſen vornehmlich Schmerz und Freude. Jener iſt gewiß einer der erſten Lehrmeiſter der menſchlichen Seele geweſen, und ſie hat ihm ohnſtreitig eine große Menge von Begriffen zu verdanken, die ſchon durch das natürliche Aufſuchen der Mittel dagegen, durch die verſchiedenen Arten des Schmerzes, und an ſo verſchiedenen Theilen, und durch die mancherlei Leidenſchaften, die er erregt, veranlaßt werden mußten. Die bloße Geberdenſprache konnte bei manchen Völkern lange hinreichen, den Schmerz auszudrücken; allein bei einiger Bildung der Seele mußte ſie einen Drang in ſich fühlen, auf eine deutlichere Art ſich Geſchöpfen ausdrücken zu können, welche mit ihr ſympathiſirten, und dies um ſo viel mehr, da ſich der Schmerz von Natur hörbar macht, und ſeine eigenen Modulationen hat. Dieſes Hörbarmachen beſteht anfangs freilich nur in unarticulirten Tönen, in einem thieriſchen Geſchrei; aber der unarticulirte Ton konnte, wenn er etwa ſehr auffiel, von einem angeſehenen Manne kam, die Autorität eines würklichen Sprachworts bekommen und behalten, geſetzt, wenn er auch nur einen Vocal gehabt hätte; ob ſich gleich der Schmerz oft durch Töne ausdrückt, die mehr Vocale haben, als einen. Jene Autorität erhielt aber das Wort nach und nach durch Widerhohlung und Nachahmung deſſelben. Man gab ſich dadurch zu verſtehen, **wie** dieſer und jener ſeinen Schmerz ausgedrückt habe, und weil man hernach einen beſtimmten Begriff von einem individuellen Schmerz hatte; ſo widerhohlte jeder Leidende in dem kleinen geſellſchaftlichen Cirkel, der ihn erfand, jenen Ton, und er wurde ein **Wort**, ein **Ausdruck**, und ein **Merkmahl** des Schmerzes, Nomen und Verbum zugleich, deſſen **Infinitiv** lange ohne Zeit und Perſonen ausgedruckt wurde. Wahrſcheinlich bildete endlich auch die Reflexion aus dem Naturlaute des Schmerzes das abſtracte Wort für denſelben, und nahm dazu die Vocale, welche bei dem Ausdruck des Leidenden **immer** wieder vorkamen, als Elemente des abſtracten Worts. Das genaue Wie läßt ſich freilich hier nicht ausmachen, und kein einziger der bekannten Schriftſteller, die über den Urſprung der Sprache geſchrieben haben, hat es gewagt, das alte und erſte abſtracte **Urwort** für den Schmerz, oder jeden andern abſtracten Begriff anzugeben.

Condillac hat ohngefähr dieſe Meinung vom Urſprunge der Sprachen (Eſſai ſur l'origine des connoiſſances humaines Vol. II.). Nach ſeiner Meinung waren die Töne der Leidenſchaften, die uns thieriſch eigen ſind, gleichſam die Wurzelwörter der Sprache, und Condillac hat nicht ganz Unrecht; ob er freilich ſo wie andere nicht hat zeigen können, wie ſich aus den Naturlauten haben Wörter bilden können. **Herder**, welcher ihn getadelt hat, ohne ſelbſt eine **beſtimmte** Erklärung des erſten Urſprungs der Sprache anzugeben, meint, daß aus dem blos tönenden Ausdruck der thieriſchen Leidenſchaft nimmermehr eine Sprache habe entſtehen können, (Siehe deſſen Abhandlung über den Urſprung der Sprache. Berl. 1772.) ſo wenig als die Thiere, welche ihre Leidenſchaften auch durch Töne ausdrückten, deswegen zu einer Sprachfähigkeit geſchickt wären. Allein der Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thier iſt doch auch auch ſelbſt in Abſicht der Naturlaute der Leidenſchaften ſehr ſichtbar. Der Menſch hat eine viel größere Menge von Naturlauten vermöge der Modulation ſeiner Stimme in ſeiner Gewalt, als das Thier, — und als Thier würde der Menſch auch gewiß nie eine Sprache zuſammengeſetzt haben: aber als Menſch konnte er anſcheinliche Begriffe mit dieſem und jenen Naturlaut verbinden und ihn zu einem Wortausdruck eines gewiſſen Gegenſtandes, einer gewiſſen Empfindung machen. Freilich nach und nach, je nachdem die Reflexion mit in den Bau der Naturlaute durch weggelaſſene oder hinzugeſetzte Silben einfloß. Eine

Folge, die ſehr natürlich war, weil die menſchliche Vernunft in den bloßen Naturlauten nicht Unterſcheidung genug fand, um eine größere Anzahl von Dingen auszudrücken. — Sie fing die Wörter aus den Naturläuten eigentlich aus innern Denkinſtinct zu **bilden** an.

Zwiſchen den Ausdrücken des körperlichen- und Seelenſchmerzes war anfangs wahrſcheinlich kein Unterſchied, weil beide ſich faſt auf einerlei Art in dem rohen Menſchen ausdrücken. Vielleicht brauchte man einerlei Naturlaute in beiden Fällen; aber mit einer **verſchiedenen** ſtärkern oder ſchwächern Modulation der Stimme. Der körperliche Schmerz iſt heftiger und gemeiniglich wüthender als innere Traurigkeit des Gemüths, drückt ſich kühner und ſtärker aus, als dieſe, welche in mildern Tönen und in einer ſtillern Sprache des Geſichts klagt. Da aber auch dieſer Unterſchied nicht ganz zureicht, beide Arten von Schmerz deutlich zu unterſcheiden; ſo wurde der Schmerzensausdruck, welcher einem Leidenden bei einer innern Bekümmerniß entfuhr und etwas **auffallendes** an ſich hatte, wahrſcheinlich das Nomen oder Verbum für ein Seelenleiden, auch wohl gar der abſtracte Ausdruck des Leidens überhaupt; vielleicht auch durch einen Vorſatz oder Nachſatz einer Silbe, eines Vocals, das Wort für **die Urſache** des innerlichen Schmerzes. — Doch ich habe ſchon oben geſagt, daß das eigentliche **Wie** hievon nicht angegeben werden kann.

Die Töne, die durch **Reflexion** beſtimmten Naturlaute des Schmerzes wären alſo nach meiner Meinung mit die erſten Stammwörter im Lexico einer **anfänglichen** Sprache geweſen. An ſie mußten ſich ſehr natürlich die anſchließen, welche aus einer frölichen Gemüthsſtimmung herrührten. Töne des innern Freudengefühls, des Wohlbehagens, der Liebe und Zärtlichkeit. Ein neues Feld für die Entwickelung der erſten Sprache. Der Affect der Freude tönt anders, als der des Schmerzes, drückt ſich am ganzen Körper anders aus. Das Sprachbedürfniß muß alſo auch aus dem Naturlaute deſſelben andere Nomina, andere Verba bilden, und unter dieſen werden diejenigen wieder die erſten ſeyn, welche etwas ſehr Auffallendes an ſich hatten, eine gemeinſchaftliche Nachahmung einer ganzen Geſellſchaft verurſachten, und durch das Anſehn der Perſon einige Autorität erhielten. Viele werden aber auch durch bloßen Zufall Nennwörter der Sprache geworden ſeyn, die überhaupt keinen geringen Antheil an ihrer Ausbildung gehabt haben mag.

Die **elterliche** Liebe ſowohl als die **eheliche**, die wir allerdings ſchon im rohen Zuſtande der Menſchheit wider Rouſſeaus Meinung annehmen können, iſt gewiß eine ſehr reiche Quelle von Wörtern geweſen; — vorausgeſetzt, daß wir den erſten Menſchen als ein erwachſenes Geſchöpf mit menſchlichen Anlagen denken. Die Mutter muß einen **Namen** für ihr Kind haben, und ſie giebt ihm einen,

nen, um es von andern zu unterſcheiden, und im Fall der Noth rufen zu können. Dieſe erſten Nomina propria kamen wahrſcheinlich zuerſt von einer bevorſtehenden Eigenſchaft des Gemüths, oder von einem beſondern Umſtande der Geburt des Kindes her. Aber die Mutter will es nicht blos nennen, ſie will ihm ſeine Liebe zu erkennen geben, und bedient ſich der Naturausdrücke der mütterlichen Zärtlichkeit, welche eine ganz beſondere Art der Naturlaute ſind, und ſich durch eine ſanfte Milderung der Stimme auszeichnen. Sie giebt dem Kinde Namen von Gegenſtänden, die ihr ſonſt ſchon angenehm waren, ſie führt ihm Sachen, Thiere vor, und macht die Stimme deſſelben nach, um ſie zu unterſcheiden, und erweitert dadurch nicht nur den Ideenkreis des Kindes, ſondern auch ſein Sprachbedürfniß.

Abſtracte Wörter für alle dergleichen zärtliche Empfindungen bildet die Seele wiederum durch Reflexion, ſo wie die für den übrigen großen Theil abſtracter Kenntniſſe, deren Urſprung aber ohnmöglich individuell angegeben werden kann. Der allgemeine wahrſcheinliche Weg, den die menſchliche Seele hierbei nimmt, iſt wohl der, daß ſie wegen einer bemerkten Aehnlichkeit zwiſchen einzelnen und körperlichen Gegenſtänden den Wortausdruck deſſelben auf geiſtige hinüberträgt, und alſo das Ueberſinnliche anfangs ſelbſt unter einem Bilde ausdrückt. Alle alte Sprachen wimmeln von dergleichen Bildern für abſtracte Gegenſtände. So wurde Gott wahrſcheinlich unter dem bildlichen Ausdrucke des Donnerers, der Zorn unter dem eines raſenden Menſchen, die Wachſamkeit unter einem Auge, die Liebe im Bilde der Umarmung, die Schnelligkeit mit einem Pfeil, oder ſchnell laufender Thiere u. ſ. w. vorgeſtellt. Der Ausdruck des Bildes wurde allgemeiner Ausdruck, ein abſtractes Wort, welches freylich vielerlei Sinonime haben konnte; aber doch immer Allgemeinausdruck blieb.

P.

(Die Fortſetzung folgt.)

2.

Ueber den Einfluß der Finſterniß in unſere Vorſtellungen und Empfindungen, nebſt einigen Gedanken über die Träume.

Gewiſſe Gedanken und Empfindungen der menſchlichen Seele werden gemeiniglich erſt dann in uns rege, wenn die ganze Natur um uns her finſter und ſtill wird. Ein aufmerkſamer Beobachter ſeiner ſelbſt kann leicht die Erfahrung machen, daß man, wenn uns Stille und Finſterniß umgeben, wenn unſer Geiſt ſich aus dem ſichtbaren Schauplatze der Welt gleichſam in ſich ſelbſt zurückzieht, oft **ganz anders denkt und empfindet**, als bei Tage; — daß gerade alsdann und ſonſt vielleicht nie oft die ſonderbarſten und lächerlichſten Mißgeburten von Gefühlen und Begriffen in uns entſtehen. So dunkel und verworren dieſe Begriffe und Gefühle aber auch immer ſeyn mögen; ſo lebhaft würken ſie doch gemeiniglich auf unſere Einbildungskraft, ja ſelbſt auf unſer Herz, und empören ſich nicht ſelten gegen die moraliſchen Grundſätze unſerer Natur.

„Ich fürchte mich immer, ſagte mir neulich ein rechtſchaffener und gelehrter Mann, vor den Augenblicken, die vor dem Einſchlafen hergehen. Gemeiniglich habe ich dann wider meinen Willen und ohne alle Veranlaſſung mit den unſchicklichſten Gedanken zu kämpfen, die meine Sittlichkeit und Tugend beleidigen, — und ſogar dann oft meine Seele mit ihren häßlichen Bildern durchkreuzen, wenn ich mein Gebet zu Gott richte. Nie fallen mir gewiſſe die Gottheit und göttliche Dinge entehrende Prädicate ſo deutlich ein, als wenn ich mich in mein Bette gelegt und das Licht ausgelöſcht habe, und nie ſehe ich die verführeriſcheſten Bilder der Sinnlichkeit mit allen ihren gefälligen Reitzen ſo lebhaft vor mir herumtanzen, als wenn ich einſchlafen will. Von dieſen Augenblicken, fuhr er fort, haben vornehmlich junge Leute beiderlei Geſchlechts ſehr viel zu fürchten. Ihre lebhafte Phantaſie mahlt ihnen alsdann allerlei Scenen der Wolluſt mit den helleſten Farben ab, und ſie haben dadurch oft ſchon lange ihre Unſchuld verloren, wenn ſie gleich noch äußerlich ſchamhaft errothen können“.

Die Beobachtung, daß Stille und Finſterniß der Nacht unſerm Denken und Empfinden gleichſam eine andere Richtung geben können, kommt mir in der That in mehr als einem Betracht merkwürdig vor. Ich finde vornehmlich in ihr einen **Grund mehr**, wie und warum der menſchliche Verſtand auf die ſonderbare und unphiloſophiſche Lehre von den Einwürkungen böſer Geiſter auf unſern freien Willen gefallen iſt, und **warum** ſich die Einbildungskraft der Menſchen dieſe Geiſter immer unter den fürchterlichſten Geſtalten gemahlt hat *). Natürlich mußte jene unnatürliche Lehre immer entſtehen, indem man ſich den Urſprung gewiſſer unanſtändigen Gedanken und Empfindungen der menſchlichen Seele deswegen nicht erklären konnte, weil ſie ohne alle Veranlaſſung von auſſen und nicht ſelten ganz wider unſern Willen in uns entſtanden waren. Die Gewalt, welche oft ſolche unwillkürliche Bilder begleitet, und durch die Schwäche einer unvorbereiteten Vernunft noch ſehr vermehrt werden muß, hat die Menſchen von je her deſtomehr angetrieben böſe Geiſter anzunehmen, die uns nach ihrem Gefallen lenken und regieren könnten.

---

*) Der Teufel wird faſt von allen Völkern, die an ihn glauben, ſchwarz und in einer ſcheußlichen Geſtalt gemahlt. Die Canadier haben ihn mit der rothen Farbe und mit einer ziemlich menſchlichen Geſtalt beehrt. Er erſcheint oft in einem prächtigen Kleide auf ihren Bällen, und man würde ihn nicht erkennen, wenn er ſeine Krallen, die ſelbſt durch ſeine Handſchuhe hervorſtechen, etwas beſſer verbergen könnte, und den Damen nicht ſo oft ſeine bewaſnete Hand zu reichen pflegte.

Ich will es verſuchen, über jenen Zuſtand der menſchlichen Seele, in welchem ſie durch den Einfluß der Dunkelheit auf ihre Begriffe ſo oft ganz beſonders geſtimmt, oder eigentlich verſtimmt wird, einige Betrachtungen anzuſtellen; ob ich gleich den Urſprung einer jeden individuellen Vorſtellung jener Art nicht angeben kann. Wenn ſich gleich unſere Einbildungskraft nach gewiſſen pſychologiſchen Geſetzen richten muß, und darnach beſtimmt wird; ſo iſt ſie doch in jedem andern Menſchen anders, und ihre Modificationen müſſen bei jedem einzelnen Menſchen nach tauſend Localumſtänden abgemeſſen werden, wenn man ihre Würkungen in Rückſicht einzelner Menſchen erklären will. Vielleicht würden wir viel größere Schritte in der Seelenlehre thun, wenn uns mehrere aufgeklärte Männer richtige und wahrhafte **Tagebücher ihrer Einbildungskraft** mit den jedesmaligen Localumſtänden einzelner Erſcheinungen derſelben mittheilen würden. Doch zur Sache!

Wenn die Zeit des Schlafs herannahet, ſo bemerken wir deutlich, daß in unſerm Körper ſowohl als in unſrer Seele mancherlei Veränderungen vorgehen. Jener geräth durch den Druck des Bluts auf unſer Gehirn in einer Art Erſchlaffung, welche mit einem wohlthätigen Gefühl der Ruhe verbunden iſt, das gleichſam alle unſere Sinne berauſcht. In dieſer Berauſchung verrichten unſere Organe nur gleichſam noch die Dienſte der Invaliden, ſie ſtellen uns die Objecte nicht mehr deutlich, ſondern verworren dar, und unſere Seele nimmt aus ſchweſterlicher Bekanntſchaft mit dem Körper an dieſem Zuſtande Theil. Es erfolgt eine unwillkürliche Verwirrung ihrer Ideen, welche Haller nicht ganz unrichtig ein *delirium* nennt. Unſere Gedanken verlieren und verwiſchen ſich nach einander. Einige bleiben zuletzt noch mit einem dunkeln Schimmer in uns zurück, bis auch dieſe nach und nach verſchwinden, und unſere Seele, ſich ihrer gänzlich unbewußt, in den Zuſtand des Schlafs ſinkt.

In dieſer Zwiſchenzeit zwiſchen Schlaf und Wachen bemerken wir nun gemeiniglich jene bizarren, bald lächerlichen und unanſtändigen, bald auch fürchterlichen Bilder, welche unſere Seele durchkreuzen, und deren Urſprung noch ein Räthſel in der Pſychologie zu ſeyn ſcheint. Bisweilen erinnern wir uns alsdann auf einmahl, ohne eine Ideenaſſociation in uns wahrzunehmen, aus der man ſich das Erinnern erklären könnte, Dinge, die wir längſt vergeſſen hatten; es fallen uns Scenen aus unſerer Jugend ein, die wir mit einer erſtaunlichen Pünctlichkeit gleichſam vor unſern Augen vorübergehen ſehen; oder wir erblicken einen hell leuchtenden Gegenſtand, eine abſcheuliche, menſchliche Geſtalt, eine Leiche, einen Abgrund, ein reitzendes Frauenzimmer, einen lächerlichen Kontraſt zwiſchen zwei Gegenſtänden; oder wir hören einen deutlichen Glockenſchall, ein Wort wird uns ins Ohr gerufen, u. ſ. w.

Beſonders merkwürdig ſind in dieſem Mittelzuſtande der menſchlichen Seele manche Empfindungen unſeres Herzens und Gewiſſens. Mit einer innern lebhaften Wehmuth erinnern wir uns dann oft eines Fehlers unſerer Jugend, welcher während daß wir wachten, keine ſolche unangenehme Empfindung in uns zu erregen pflegte; wir erröthen in der ſtillen Einſamkeit der Nacht bei gewiſſen Gedanken vor uns ſelber, wenn wir gleich den ganzen Tag über von dieſem Gefühl verſchont wurden. Ein andermahl überraſcht uns eine hüpfende Freude, ohne daß wir wiſſen, **worüber** wir uns freuen; eine Bangigkeit, ohne daß wir wiſſen, worüber wir bange ſind. Wieder ein andermahl verlieren wir uns mit unſern finſtern Gedanken in einem endloſen Himmelsraum, in unendlichen Zahlen und Kreiſen, — ja manche Menſchen fühlen in jenen Augenblicken heftige Unruhen über die Gewißheit ihres Glaubens, und werden von unglücklichen Zweifeln über die

Fortdauer ihrer Natur gefoltert, davon ich nächſtens ein merkwürdiges Beiſpiel mittheilen will.

Alle dieſe beſondern Modificationen unſerer Seele ſind nichts anders als Folgen unſerer durch Dunkelheit und Finſterniß der Nacht lebhaft gewordenen Einbildungskraft. Dieſe Kraft unſerer Seele würkt zwar im Wachen beſtändig fort, und es geht nichts in jener vor, woran ſie nicht bald auf eine nähere, bald entferntere Art Antheil haben ſollte; allein ſie bekommt alsdann die Alleinherrſchaft über unſern Geiſt, wenn ſich unſere Sinne ſchließen. Nun bleibt dieſem nichts mehr übrig, was ihn von auſſen zerſtreuen könnte, und er muß ſich nun, wenn ohnehin ſeine Ideen durch das Herannahen des Schlafs verdunkelt werden, unwillkürlich dem Spiel ſeiner Phantaſie überlaſſen, die jetzt ohne Aufſicht des Verſtandes, die im Wachen geſammelten Bilder unter einander wirft, und, noch ehe wir einſchlafen, den Stof zu tauſenderlei Träumen bereitet.

Unſer Gefühl im Wachen lehrt es uns ja überdem ſchon, daß eine Empfindung oder Vorſtellung nicht in einem ſo hohen Grade lebhaft werden kann, ſo lange neben ihr eine Menge anderer heterogener Empfindungen entſteht, welches im Wachen offenbar geſchieht. Unaufhörlich ſtrömen uns neue Vorſtellungen alsdann zu. So lange alſo ein ſolcher Wechſel, ein ſolches Zuſtrömen von immer neuen Ideen und Empfindungen da iſt, und unſere Seele alſo (ich verſtehe in einem geſunden Zuſtande) ihre Aufmerkſamkeit theilen muß, pflegt auch unſere Einbildungskraft noch in ihren Gränzen zu bleiben. Sie kann nicht nach ihren eigenſinnigen Launen handeln, wenn ſie zu oft, wie im Wachen, geſtört wird; — aber ſie nimmt an Stärke (ſo wie alle Kräfte der Seele) erſtaunlich zu, wenn ſie allein handeln kann *).

Aus eben dieſer **Alleinwürkſamkeit** der Phantaſie laſſen ſich nun vornehmlich die wollüſtigen Bilder

---

*) Blinde Leute haben daher einen ſehr hohen Grad von Einbildungskraft, welcher bei ihnen gleichſam den Sinn des Geſichts erſetzt. Ich ging vor einiger Zeit mit einem Muſicus, der in ſeinem vierten Jahre durch die Blattern blind geworden war, in einem Garten ſpatziren. Ich fragte ihn: ob er wohl eine deutliche Vorſtellung von einem Baume, ſeinen Früchten, von dieſen und jenen Blumen habe? Ich erſtaunte, wie ich ihn dieſe Gegenſtände mit einer Richtigkeit beſchreiben hörte, als ob er ſie vor ſich ſähe. Ich habe alles, ſagte er mir, von meinem dritten bis vierten Jahre ſo erſtaunlich lebhaft in der Seele behalten, daß mir mein würkliches Geſicht ſelbſt keine deutlichern Vorſtellungen würde geben können. Welche Vorſtellung, fuhr ich fort, iſt Ihnen aber wohl nach Ihrem Gefühl die allerlebhafteſte, die Sie in ſich wahrnehmen? — ein freundliches Lächeln verbreitete ſich über ſein ganzes Geſicht, er druckte mir die Hand recht innig und lebhaft, und rief laut aus: die Vorſtellung eines Mädchens, — eines Mädchens!

der erklären, welche uns des Nachts beunruhigen und unſere Schamhaftigkeit beleidigen. Wenn der menſchliche Körper von den Arbeiten des Tages frei der Ruhe genießt, und die Seele mit ihrem Nachdenken ſparſamer zu Werke geht, führt die Einbildungskraft die Bilder der ſinnlichen Bedürfniſſe näher vor uns vorbei, einmahl, weil ſie immer die öftern Vorſtellungen der Seele in ihrem ruhigen Zuſtande zu ſeyn pflegen, und durch die Gewalt der Gewohnheit die ſtärkſten geworden ſind, und denn zweitens, weil durch die Entkleidung des menſchlichen Körpers, durch die weiche Lage auf dem Bette, und durch das Erinnern an verliebte nächtliche Zuſammenkünfte, vielleicht aus lange vergangenen Zeiten, unſere Phantaſie ſehr leicht und lebhaft gereitzt werden kann; — ſehr leicht, weil, wie ich ſchon gezeigt habe, ſie nicht von ſinnlichen Eindrücken des Nachts ſo oft gehindert wird; ſehr lebhaft, weil ſie ſich, wenn unſere Augen geſchloſſen ſind, gewiſſe Nudidäten viel deutlicher, als ſonſt, vorzuſtellen pflegt.

Etwas ſchwerer ſcheinen mir die Erklärungsarten zu ſeyn, — wie gewiſſe unanſtändige Prädicate uns gegen heilige Dinge, die wir doch ſchätzen und lieben, einfallen, wenn wir unſere Augen ſchließen; worüber ich aber auch viel Leute habe klagen hören, daß ſie im völligen Wachen damit geplagt wären. Ich vermuthe, daß Leuten, die ſich dieſer Gedanken nicht enthalten können, und deren in Berends lebensgeſchichte, (ſiehe das vorhergehende Stück) ſonderbare Beiſpiele vorkommen, auf einmahl und ganz von ohngefähr ein dergleichen unheiliger Gedanke ſehr auffiel, indem ſie ihn würkich von andern hörten, z. B. ein Fluch gegen die Gotth[illegible] u. ſ. w.; oder indem Subject und Prädicat in ihrer Seele durch den Contraſt zufällig nebeneinander geſtellt wurden. Wir ſind dieſen Empfindungen und Vorſtellungen, welche das Gefühl des Contraſts in uns erregt, auch in andern Stücken unzählig oft unterworfen, und unſere Seele hat einen offenbaren Hang dem Contraſte nachzugehen, daher ihn auch Hume als einen Verbindungsgrund unſerer Ideen annimmt *).

Wir bemerken nehmlich eine Neigung und eine Leichtigkeit in uns, wenn wir uns eine Sache vorſtellen, auch an ihr Oppoſitum zu denken, und

---

*) Contraſt or Contrariety is a connexion among Ideas: but it may, perhaps, be conſidered as a mixture of *Cauſation* and *Reſemblance*. Where two objects are contrary, the one deſtroys the other; that is, the cauſe of its annihilation, and the idea of the annihilation of an object, implies the idea of its former exiſtence.

Siehe Humes Verſuch of the aſſociation of Ideas, worin noch manche andere herrliche Aufſchlüſſe über die Natur unſerer Begriffe vorkommen.

und dieſe Neigung hat ihren Urſprung ohnſtreitig in der Erfahrung, indem wir nicht nur viel entgegengeſetzte Dinge täglich um und neben uns wahrnehmen, ſondern auch durch den Umgang mit andern, und durch die **Natur** der Sprache alle Augenblicke darauf hingeführt werden. Es kann uns alſo auch wohl ſehr natürlich ein unanſtändiges Prädicat zu einer heiligen Sache einfallen, welches ihr zwar ſelbſt nicht eigen iſt, welches wir ihr aber **andichten, weil es als ein *Oppoſitum* unſerer Neigung zum Contraſt ſchmeichelt.** Daß wir aber uns eines ſolchen Prädicats immer wieder ſo leicht erinnern, kommt wohl daher, weil es uns in ſeiner Verbindung mit einer heiligen Sache **zu ſehr auffällt,** und weil wir etwas Verbotenes dabei wahrzunehmen glauben, wozu alle Menſchen eine Neigung haben. Hätte man immer dieſe Gründe näher unterſucht, ſo würde man nicht dergleichen Erſcheinungen dem Teufel aufgeladen und eine Menge Menſchen von den unglücklichſten Gewiſſensunruhen leichte geheilt haben, ſie ſich oft ſchon für verdammte Menſchen hielten, weil ſie jene unheiligen Gedanken nicht loswerden konnten.

Der Traum beſteht in einer fortgeſetzten Thätigkeit unſrer Seele, wenn ſich unſere Sinne geſchloſſen haben, und kann auf eine dreifache Art entſtehen: 1) durch einen äußern Anſtoß, eine äußere Veränderung unſeres Körpers; 2) durch eine innere Veränderung deſſelben; 3) durch eine eigene Bewegung der Seelenkraft, ohne jene Veränderungen des Körpers, eben ſo, wie wir im Wachen unzählig oft Vorſtellungen in uns wahrnehmen, welche alleinige Folgen unſrer Seelenkraft, ohne Eindrücke auf den Körper ſind.

Bei Träumen, die durch den äußern Eindruck gewiſſer Gegenſtände auf unſern Körper hervorgebracht werden, fühlen wir nicht immer den Eindruck ſelbſt, auch nicht immer in dem Organ, wo die Empfindung geſchehen war, und endlich auch nicht immer gerade ſo, wie der Eindruck würcklich beſchaffen war. Alles dies trifft auch bei den innern Veränderungen des Körpers zu, in ſo fern ſie gewiſſe Träume veranlaſſen. Die Seele handelt in dem Augenblick, da ſie im Schlafe etwas empfindet, ſo erſtaunlich geſchwind, daß ſie nicht einmahl dieſe Empfindung zu bemerken ſcheint; ſondern gleich zu neuen Ideenreichen forteilt; wahrſcheinlich vergißt ſie in den mehreſten Fällen gleich das Wo des ſinnlichen Eindrucks, oder ſie vergrößert und verkleinert nach Gefallen die Empfindung. Wir träumen z. B. daß wir einen ungeheuren Balken zwiſchen unſern Zähen halten, hier hat die Seele das Wo ihrer Perception noch nicht vergeſſen; — warum? das weiß ich nicht, genug ſie hat es noch nicht vergeſſen. Endlich fängt uns der Balken zu ſtechen und zu drücken an, wir wachen auf, und finden, daß ſich eine Feder des Bettes zwiſchen unſere

Zähen gedrängt hat. Doris hat einen Liebhaber, den ſie inbrünſtig liebt, ſie geht mit den lebhafteſten Gedanken an ihn zu Bette, Joli ihr Hund liegt in ihren Armen, — ſie träumt, ihren Liebhaber bei ſich zu haben, und drückt den armen Joli bei nahe zu Tode; — — in allen ſolchen Fällen ſetzt die Seele ihre Perception **immer dahin**, wo ſie würklich entſtand, nur daß ſie **andre** Bilder mit der Empfindung vereinigt, und an dieſe Bilder, weil es andre Bilder ſind, auch andre Empfindungen knüpft. Wir empfinden, ſagt ich vorher, den ſinnlichen Eindruck, der einen Traum veranlaßt, auch nicht immer **in dem Organ**, worauf oder worin er geſchahe. Der Kitzel an einem Theile meiner Haut kann im Traume die Idee in mir erwecken, daß ich eine Paſtete eſſe, obgleich der Kitzel nicht unmittelbar auf meiner Zunge war. Der erſte ſinnliche Eindruck kann auch ſo ſchwach ſeyn, daß ihn die Seele überhaupt nicht bemerken würde, wenn er nicht durch hinzugekommene andere Bewegungen in den Fibern endlich zur Seele gelangte. Ueberhaupt unterſcheidet ſich der Zuſtand des Wachenden auch dadurch von dem eines Träumenden, daß er den Ort der Empfindung angeben und dieſer ihn nicht allemahl angeben kann, weil im Traum die Phantaſie nicht eigentlich die Gegenſtände, die von auſſen auf uns würken, zu unterſcheiden im Stande iſt, und weil ſich unſre Empfindungen alsdann leichte mit einander **vermiſchen**.

Es frägt ſich, welche Art Träume die häufigſten ſind, die, welche durch den Körper, oder die, welche durch die Seelenkraft *allein* veranlaßt werden? Um dies genauer zu beſtimmen, müßten wir den menſchlichen Körper würklich genauer kennen. Er kann tauſend Gedanken und Empfindungen im Wachen ſowohl als im Traum in uns veranlaſſen, *ohne daß wir es wiſſen*, daß er ſie veranlaßt hat, und vielleicht giebt es keinen einzigen Traum, der nicht durch einen uns freilich oft unbekannten Einfluß des Körpers aufs Gehirn veranlaßt wird, ob ich gleich nicht behaupten möchte, daß wir bei einer völligen Geſundheit unſrer animaliſchen Maſchine nicht träumen. Eben ſo ſchwer iſt es nun auch zu beantworten, *warum* und *wie* die Seele bei ihren Träumen dieſen und jenen Weg und keinen andern nimmt, *warum* ſich die Ideen ſo und nicht anders aſſociirten?

Daß dieſe Aſſociation nach den bekannten Geſetzen der Einbildungskraft erfolge und erfolgen *müſſe*, iſt wohl nicht zu läugnen, und auch in dem verworrenſten Traum giebt es noch einen Zuſammenhang, wo eine Idee an die andre gekettet iſt, ob wir gleich darin bei den Wiederhohlungen deſſelben im Wachen ungeheure Lücken und Sprünge wahrzunehmen glauben *). Vielleicht würden wir

---

*) Sonderbar iſts mir immer vorgekommen, daß wir die Sprünge unſrer Phantaſie während des Traums

ſelbſt

dieſe ſonderbaren, oft ſich widerſprechenden Aſſociationen genauer verfolgen können, wenn wir immer mit der **Grundidee des Traums** bekannt wären, an welche ſich der ganze Traum ankettet. Aber eigentlich wiſſen wir nie mit Gewißheit, von welcher Idee der Traum ausgegangen iſt und mit welchen Nebenvorſtellungen, die hernach wieder Hauptvorſtellungen wurden, er ſich verbunden hat. Daß jeder Traum aber würklich von einer gewiſſen **Grundidee** ausgehen müſſe, iſt wohl nicht zu bezweifeln, und daß eben dieſe Idee gemeiniglich eine Folge von einer Bewegung in unſern innern oder äußern Organen ſey.

Manche Leute behaupten, daß ſie nie träumen. Leſſing gehörte darunter. Allein ich glaube, daß ſie ihre Träume ganz wieder vergeſſen, wenn ſie aufwachen.

(Die Fortſezung künftig.)

ſelbſt nicht zu bemerken ſcheinen, daß ſie uns lange nicht ſo ſehr, wie im Wachen, auffallen. So lange wir träumen, ſcheint alles einen ſehr guten Zuſammenhang zu haben, es kommt uns ſelten etwas unnatürlich vor, ja das allerunnatürlichſte ſcheint uns oft etwas ſehr gewöhnliches und natürliches zu ſeyn, worüber wir doch erſtaunen, ſobald wir aufwachen.

3.

Ein Traum.

Der ſeel. Prof. Meier in Halle wurde eines Tages zu einem ſeiner Zuhörer gerufen, welcher gefährlich krank war. Der Patient verſicherte ſeinem Lehrer, daß er gewiß ſterben würde, weil er darüber einen ſonderbaren Traum gehabt habe, und er habe ihn (Meiern) vornehmlich deswegen zu ſich kommen laſſen, um ihm dieſen Traum anzuvertrauen, welchen er ſelbſt wörtlich aufgezeichnet und in ſein Schreibpult verſchloſſen hätte. Er gab darauf Meiern den Schlüſſel dazu, und bath ihn, die in einem gewiſſen Käſtchen befindlichen Papiere nach ſeinem Tode zu ſich zu nehmen, und wenn ſein Traum eingetroffen ſey, ihn der Welt bekannt zu machen.

Der Student ſtarb auch würklich kurze Zeit darauf, wie er vorher geſagt hatte; Profeſſor Meier öffnete das Schreibpult, und fand ein verſiegeltes Päckchen, worinn denn folgender Traum des Verſtorbenen aufgezeichnet war:

„Ich ging vor einiger Zeit auf dem halliſchen ſchönen Kirchhofe vor dem Galgthore ſpatziren. Die vielen vortrefflichen Leichenſteine und Epitaphien gefielen mir auſſerordentlich, ich beſahe eins nach dem andern, las ihre Aufſchriften, und wollte mich endlich entfernen, als ich auf einen Leichenſtein ſtieß, welcher mir beſonders auffiel. Ich las nehmlich mit größtem Erſtaunen meinen eigenen Vor- und Zunahmen darauf; aber noch beſtürzter wurde ich, als ich ſogar den Tag meines Todes darauf angezeigt fand. (Es war auch würklich der Tag des Monats, in welchem der Student ſtarb.) Es überfiel mich eine unbeſchreibliche Angſt, ich fing am ganzen Leibe zu zittern und zu beben an. Nur das Jahr meines Todes war mir nicht deutlich genug, der Leichenſtein war hie und da mit Moos bedeckt, und einer von dieſen Moosklumpen ſaß gerade auf der vierten Ziffer der Jahrzahl. Meine Neugierde, ſo ängſtlich ſie mich auch machte, trieb mich an, vollends zu größter Gewißheit zu gelangen, ich wollte das Moos wegkratzen, um auch die vierte Ziffer kennen zu lernen; — aber in dem Augenblick erwachte ich". — —

Der Student vermuthete, daß die mit Moos bewachſene Ziffer der Jahrzahl die geweſen ſey, welche man eben damahls ſchrieb, als er krank wurde. Prof. Meier erzählte alsbald ſeinen Zuhörern dieſen Traum, welche auf ihn ſelbſt einen tiefen Eindruck gemacht hatte, iſt aber, ſo viel ich weiß, noch nicht gedruckt worden. Ich habe die Erzählung aus des ſeel. Meiers eigenem Munde.

Halle den 2ten Nov. 1786.

R—.

4.

Auſſerordentliches Gedächtniß.

(Gentlem. Magazine, Febr. 1751.)

Im Jahr 1751 lebte in dem Flecken Elmton, nahe bei Cheſterfield in Derbyſhire ein Mann, **Jedediah Burton** genannt, welcher damahls ohngefähr 50 Jahr alt, und in ſeiner Jugend ſo ſehr vernachläßigt worden war, daß er nicht einmahl ſeinen Namen zu ſchreiben wußte. Nur das Einmahleins hatte er als ein Knabe gelernt, und dieſes und ſein Fleiß haben ihn in den Stand geſetzt, daß er allein durch Hülfe ſeines Gedächtniſſes, und zwar mit einer bewundernswürdigen Geſchwindigkeit 5 bis 6 Zahlen durch eben ſo viel andere multipliciren oder dividiren kann. Herr Holladay fragte ihn einſt: Wenn ein Feld 423 engliſche Ellen lang und 383 breit wäre, wie groß die ganze Quadratfläche ſeyn würde? 162009 engliſche Ellen, war die Antwort nach zwei Minuten. Auf die Frage: wie viel Morgen beſagtes Feld betragen würde? ſagte er nach eilf Minuten: 33 Morgen, 1 Vorling, 35 Ruthen, 20 engl. Ellen und $\frac{1}{4}$ Als er ſagen ſollte, wie viel Gerſtenkörner in einer Länge von 8 Meilen liegen könnten? antwortete er in 1 und $\frac{1}{2}$ Minute: 1520640. Um auszurechnen, wie vielmahl ſich ein Kutſchrad, 6 engliſche Ellen in der Peripherie, auf einem Wege von 204 Meilen umdrehen müßte, antwortete er nach 13 Minuten: 59840 mahl. Noch erſtaunlicher ſind folgende Beiſpiele von dem auſſerordentlichen Gedächtniſſe des J. Buxton. Hr. Saxe traf ihn einmahl bei ſeiner Arbeit an (er war ein armer Tagelöhner, der in Lumpen einherging) und legte ihm zur Probe die Frage vor: wie viel Cubiczoll ein Körper hätte, deſſen eine Seite 23145789, die andere 5642732, und die dritte 54965 engliſche Ellen in ſich enthielten? Er ſagte ihm ein einzigesmahl dieſe Zahlen deutlich nach einander vor, und Buxton fing in ſeinem Kopfe mitten unter ſeiner Arbeit und und unter dem Geräuſch von mehr als 100 Mitarbeitern zu rechnen an. Hr. Saxe hatte ſich unterdeſſen entfernt, rechnete die Aufgabe mit der Feder aus, und kam ohngefähr nach 5 Stunden wieder zurück. Buxton ſagte ihm: daß er mit ſeinem Exempel fertig ſey, und fragte: von welchem Ende er die einzelnen Ziffern ſeiner Summe anſagen ſollte? Saxe zog ſeine Schreibtafel heraus, und Buxton ſagte ihm die in ſeinem Kopfe berechnete Summe von 28 Zahlen ohne den geringſten Fehler her.

Millionen, Millionen über Millionen Tribes und Cramps u. ſ. w. (ſo nante er ſeine langen Reihen von Zahlen) waren ihm eben ſo geläufig als Pfunde, Schillinge und Pence. Er erzählte dem Hrn. Hölliday, daß er im Jahr 1725 ohngefähr einen Monat lang von ſeinen Gedächtnißrechnungen ganz verwirrt geweſen wäre, und zuletzt 7 Stunden in einem tiefen Schlafe gelegen habe. Damahls hätte er nehmlich folgende Fragen beantworten ſollen: wie viel Gerſte, Wicken, Erbſen, Weitzen, Haber, Rocken, Bohnen, linſen, ein Raum von 20268000360 Meilen, jede cubiſch gerechnet, faſſen könnte? und wie viel Haare, jedes ein Zoll lang, dieſen Raum füllen würden? Er nahm die Breite von 48 Haaren für die Breite eines Zolles. Das Verhältniß ſeiner Maaße, ſo wie er es ausgerechnet, war folgendes: Auf den körperlichen Inhalt eines Zolles gehen 200 Gerſten, 300 Weitzen, 512 Rocken, 180 Haberkörner, 40 Erbſen, 25 Bohnen, 80 Wicken, 100 linſen, 2304 zolllange Haare. Hieraus ſchloß er folgende Größen: in einer Cubicmeile ſind enthalten 14 tauſend 93 Millionen, 420 tauſend und 936 Quarterr, 1 Scheffel, 1 Metze, 1 Maaß, 3 Nößel und $5\frac{1}{4}$ Cubiczoll von einer Art Korn. Fünftauſend 451 Millionen, 776 tauſend Ellen in einer Cubicmeile ſind 254 Millionen Millionen, 358 tauſend 61 Millionen und 56 tauſend Zoll, und wenn ein jedes Haar einen Zoll lang iſt und 2304 Haare einen Cubiczoll ausmachen; ſo gehen 586 tauſend 40 Millionen Millionen 972 tauſend 673 Millionen und 24 tauſend auf eine Cubicmeile, wäre aber ein Haar eben ſo lang als es breit iſt, ſo meinte er, es müßten 28 Tribes, 129 tauſend 966 Millionen Millionen, 688 tauſend 305 Millionen und 152 tauſend Haare den Raum einer Cubicmeile anfüllen.

Das Erſtaunlichſte, was wohl jemahls ein menſchliches Gedächtniß geleiſtet hat, beſteht darin, daß Burton folgende aus 39 Ziffern beſtehende Zahl blos im Gedächtniſſe mit ſich ſelbſt multiplicirt hat.

725958238096074007868531656993638851106.

Nachdem er über dieſer ungeheuren Rechnung drittehalb Monate zugebracht hatte, gab er folgende aus 78 Ziffern beſtehende Quadratzahl davon an:

527015363459557385673733542638591721213298966079307524904381389499251637423236.

Burton ließ ſich in ſeinen Gedächtnißrechnungen durch nichts irre machen, und er fuhr darin während des Sprechens und unter allerlei Geräuſche fort. Man bemerkte auch bei ihm keinen Unterſchied, er mochte lange oder kurze Exempel vor ſich haben. Er fing den andern Tag, ohne ſich zu irren, da wieder an, wo er den vorhergehenden aufgehört hatte, und ſo fuhr er ſo lange in ſeiner Gedächtnißarbeit fort, bis er nach Wochen und Monaten fertig war, wenn die Rechnung ſo viel Zeit erfoderte. Eben ſo wenig machte es ihn irre, wenn er ſeine Rechnung abbrechen und lange Zeit liegen laſſen mußte. Sie ſtand immer mit größter Lebhaftigkeit vor ſeinen Augen, und er ſetzte ſie oft nach Monaten von da, wo er aufgehört hatte, mit größter Richtigkeit fort, und konnte die längſten Zifferreihen, wie mans haben wollte, vor oder rückwärts herſagen. Er war im Stande, denen ihre Fehler ſehr genau zu zeigen, die mit der Feder gerechnet hatten. Er ließ ſich von zwei Perſonen ganz verſchiedene Aufgaben unmittelbar hintereinander vorſagen, und gab nachher einem jeden die gehörige Antwort, ohne ſich im mindeſten dabei zu verirren. Fand ſich ja einmahl ein Fehler in ſeiner Antwort; ſo wiederhohlte er die ganze Rechnung und änderte ſeinen Fehler ſelbſt. Sein Gedächtniß war ihm ſo getreu, daß er eine einmahl ausgerechnete Summe nach zwei Monaten noch völlig und ohne Anſtoß wieder herſagen konnte.

5.

Fortſetzung der Folge meines Lebens.

Nun Bruder! hab ich dich wieder. O der Wonne! daß ich dich wieder an meine Bruſt drücken konnte; wie ſüß war mir da das Leben! wie ſeelig, unausſprechlich ſeelig ergoß ſich die Luſt in meinen Buſen, als ich an deiner Lippe hing, und ich die Freudenthränen von deinen, und du die Freudenthränen von meinen Wangen küßteſt. Der ſeligſte Moment meines Lebens, und der eben da erſchien, als der Kelch meines Leidens begann voll zu werden!

Es war ein Tropfen linderung herabgegoſſen von jenem, der noch mitten unter den ſchrecklichſten Erſchütterungen unſers Muthes über uns wacht. Ich habe dich wieder, und erſt geſtern fühlte ich in deinen Armen wieder Jene Seeligkeit mit verjüngtem Seelengenuß; doch du ſchiedeſt, um mir ſie einſt wieder zu gönnen. Empfange nun dieſes Blatt, lies die Abwechſelungen unſeres beſchiedenen Theils, und ich fahre fort an dieſer angefangenen Materie.

Ich kam mit 10 Jahren, und du, Bruder! mit 11 Jahren nach Sp . . : Ich will ganz aufrichtig von der Seele ſprechen. Wir ſollten dort die ſogenannten 5 untern Klaſſen ſtudiren; du warſt 2 Klaſſen über mir. Als wir nun unſern Geburtsort verlaſſen mußten, ſo ward mir's immer dunkler in der Seele, je weiter wir uns davon entfernten. Daß wir uns nun Vater- und Mutter- los, von den Geſchwiſtern und dem gewöhnten freudenvollen lieben Orte verbannt, von dem Orte, der uns ſo theuer wegen der vielen unſchuldigen Vergnügen war, die wir da im Umgange mit den kleinen Freunden und in unſerm eigenen Hauſe genoßen, und nun auf immer miſſen müßten, uns in eine ganz unbekannte Lage überſetzt und an einem fremden Ort uns ſelbſt überlaſſen, von Noth gedrückt, und zu ohnmächtig ſehen mußten, als uns in all' dieſes ſobald ſchicken zu können: waren traurige Gedanken für mich, die meine ganze Seele beſchäftigten; und würklich, das weißt du noch Bruder! wie floſſen nicht die drei erſten Tage die Thränen über meine Wangen! wie klagte ich laut über mein Schickſal! wie mußte ich eben ſo viele Nächte ſchlaflos mit Weinen und Jammern zubringen! und wie war ich ſo am ganzen Leibe krank! und gewiß, wenn du nicht bei mir geweſen wäreſt, oder daſſelbe empfindliche Herz gehabt, mich eben den Kummer an deinem Geſichte hätteſt erblicken laſſen; gewiß, die Krankheit wäre ſo lange unheilbar geblieben, bis der Grund gehoben worden wäre; es ſchmeckte mir kein Eſſen, keine Freude, kein Vergnügen; abzehrend von Harm und den quälendſten Empfindungen würde ich dem Tode entgegengegangen ſeyn.

Da aber konnten wir auch würklich fühlen die Größe des Verluſtes all' der vergangenen Kinderfreuden und den Werth der Kindheit vor all' dem künftigen Leben, dem ein ſo ſichtbarer empfindlicher Kontraſt folgte. Du weiſt Bruder, wie das finſtre Schickſal da ſchon in der Blüthe uns traf. Mangel an den Nothwendigkeiten unſers Lebens machte uns muthlos, zum Theil auch Mangel an Büchern und ſtetes kummervolles Streben ein Mittel aufzufinden, benahm uns alle Lebensfreuden. Mit einem Worte: wir empfanden ſchon das Loos der Dürftigen in ſeinem ganzen Umfange, auf ſeiner ganzen empfindlichen Seite.

Wir lernten aber auch da ſchon Welt und Menſchen kennnen; wie ſichtbar war uns nicht die Verſchiedenheit des Menſchenverhältniſſes vom Fürſten bis zum Bettler! die vielen aufſteigenden Mittelgrade von dieſer unterſten Sproſſe zu Jener oberſten: wie ſich Jeder, um ſich den Weg durch dieſes Leben zu erleichtern, Schätze auf Unkoſten und den Schweiß ſeines Bruders zu ſammeln ſucht; wie mancher ſo verdienſtlos, durch ſo niederträchtige, nichtsbedeutende Mittel ſich über den Verdienſtvollen, über den würdigen Stolz zu erheben ſucht, und ſich von ihm ſeinen Müßiggang bezahlen läßt.

„— — — Das Thier erſchien.
„Geh, friß dein Korn daheim und ſchweige!
„ſo ſprach der Fürſt, und ließ ihn ziehn;
„und ſo entſtunden in dem Staate
„die weltlichen Kanonikate
„für Eſel, die auf Polſtern ruhn,
„und Gold beziehn, um nichts zu thun.

Pfeffel.

Wir ſahen Menſchen, wie ſie bei all' ihrem Gold den leidenden Bruder hätten verſchmachten ſehen, ſo ganz ohne Rührung, ſeinem Elend, ſeinem Kummer und ſeinen Thränen gleichgültig zuſehen können, ohne nur einen Tropfen Oel in ſeine Wunde zu gießen.

Es fehlte nicht viel, uns noch zu überzeugen, daß unumſchränkte Habſucht und ein hartes Herz allgemeiner ſeyen, als ein vernünftiges, weiſes

Streben nach Gütern dieſer Erde, als ein thätiges Mitgefühl; ja, daß Geitz, ſo wie an Abſcheulichkeit, auch an Allgemeinheit alle Laſter übertreffen. Wir fühlten unſere Noth, und wir konnten am beſten Beobachtungen über Menſchenliebe und über das entgegengeſetzte Laſter anſtellen; wir machten ſie, und fanden, wie ſelten man die alles verſüßende Würkungen der erſtern, und hingegen wie herrſchend die alles verbitternde Würkungen der letztern antreffe; wie wenige die Seelenwonne genießen, die eine zärtliche, innige Theilnehmung an dem Leiden des Bruders gewährt; wie viele gefühllos auf den Elenden herabblicken und dabei die ſtolze Prunke der verhältnißmäßigen Größe ihrer Glücksumſtände empfinden, ohne zu denken, daß eben ſo zufällig ihr Verhältniß auch Jenes ſeyn könne, und daß ganz ohne Hinſicht auf Verdienſte das Weltglück ausgetheilet ſei; ohne zu denken, daß Reichthum, Anſehen, aller äußerlicher Prunk nicht das wahre Glück des Menſchen ausmachen, ſondern nur Beförderungsmittel deſſelben ſeyn können; Güter ſinds, und wahre Güter, wenn ſie in der Sphäre dieſer Beſtimmung würken; ſobald der Menſch ihre Subordination vergißt, ſo verfehlt er den Zweck ſeines Daſeyns, anſtatt glücklich wird er unglücklich. Nur du, Liebe! biſt wahres einziges Mittel zum allgemeinen Schöpfungszweck, aber mißkennt von vielen, zu fremd, als daß du unter ihren kontraſtirenden, Gift-kochenden Leidenſchaften könnteſt Aufnahme finden, haſt du nur wenige Edle inne. Laß uns, Bruder, laß uns immer dieſe allbeglückende Göttinn unſere Freundin ſeyn, ſo biſt du mein Bruder, und Bruder aller Menſchen, aller Weſen.

Ich erhohle mich aus einem Strome dahinreißender wonniglichen Gefühle, und erinnere dich wieder, mein Lieber! an unſer Sp . . . Mein Lehrer war ein Hectikus, jähzornig, und in der Strafe wußte er, wie es meiſtens geſchieht, keine Mäßigung, keine Zweckmäßigkeit zu beobachten. Er hatte eine hämiſch-lächelnde Miene an ſich; mit dieſem hämiſchen Weſen, das mir Leidenſchaft, Befriedigung eines gallſüchtigen Herzens verrieth, konnte er Hände und Rücken der armen Jungen blutig ſchlagen. Seine Schule ſchien mehr einem Zuchthauſe ähnlich, die junge Leute unempfindlich und abgehärtet zu machen, als in ſie ein gutes Herz und gemeinnützige Kenntniſſe zu pflanzen: von der Lehrart und von der Auswahl der Lehrgegenſtände will ich gar nichts melden; denn da herrſchte noch der alte Schlendrian, der jetzt noch in den meiſten katholiſchen Schulen über die junge Köpfe forttiranniſirt.

Da begegnete mir in der Schule manches, das ich als ungerecht anſahe, mit dem ſich gleich mein natürliches Gefühl des Unrechtleidens verband, und mir manchen Thränenguß verurſachte, manchen freudenloſen Tag machte. In dieſen Umſtänden, die eben ſo ſehr auf meinen Geiſt, als auf meinen Körper würkten, mußten nun auch verſchiedene eben ſo traurige Folgen für mich gegründet werden; ich wurde ſchüchtern, menſchenſcheu, zur Melancholie geneigt, auch wohl verſtellt, tückiſch und mürriſch, welches Unheil in dem Character eines Menſchen, welche Ausartung ſeines ſittlichen Weſens, welche verderbende Angewöhnungen haben ihr Daſeyn der vernunftloſen Behandlungsart eines Lehrers, deſſen Unerfahrenheit und übler Schullaune zu verdanken!

Das 2te Jahr bekam ich einen andern Lehrer, der ſein Geſchäft beſſer verſtand, ſeine Schüler nicht ſo eigenſinnig, ſondern vernünftiger behandelte: Er war freier von Partheilichkeit, von Vorurtheilen, minder anhänglich an ſchulgerechte Meinungen; hatte eine angemeſſenere Lehrmethode, weniger üble Launen und Kathederſtolz: Er brauchte nur ſelten körperliche Strafen, und da mußte er wichtige Gründe haben. Er ermunterte den Fleiß, machte die Trägheit zu Schande, hatte Nachſicht mit der Schwachheit; er ließ ſich zu der Faſſungskraft eines jeden herunter; ſein aufgereimtes Weſen machte dem Trägen ſowohl als dem Wißbegierigen die Schule angenehm. In ſeiner Geſellſchaft verlor ſich der Eigenſinn und das mürriſche Weſen, auch des ſtarrſinnigſten Schülers: beſonders flößte er uns tolerante Geſinnungen ein, ſuchte uns den Religionshaß zu benehmen, den man in den vorigen Jahren einſog, und der in einer Stadt, wie Sp.. iſt, ſo nachtheilig und gefährlich ſeyn konnte. Dieſen Lehrer hatte ich 2 Jahre, und da ich auch eines nähern Umganges mit ihm genoß, ſo ward ich wieder freier, offener, umgänglicher und munterer, doch nicht ſo ganz aufgeräumt mehr, daß mich nicht zuweilen eine trübe Stunde überfiel, eine Folge des vorigen Jahres. Dieſer Mann fiel, wie ich nachher hörte, in die unſeelige Krankheit, Hypochondrie, und iſt jetzt der unglücklichſte Menſch; dieſer Mann, der immer von dem heiterſten Gemüthe, von der beſten Laune war, ſtürzt nun auf einmahl in das entgegengeſetzte Extrem, wo er ſich überall Verfolgungen und Scenen erdenkt, die nie exiſtiren, wo er um ſich her nichts als Gift und Dolche, ſich auf allen Seiten von Feinden umrungen glaubt; er bildet ſich ein: jeder Menſch ſuche ihn zu verderben; er hat daher nirgends eine bleibende Stätte, und da er ein Mönch iſt, ſo wandert er von einem Kloſter zum andern. Indeſſen leidet er weder von ſeinen Mitbrüdern noch von ſeinen Vorgeſetzten eine Bedrückung oder harte Begegnung; man iſt vielmehr gegen ihn äußerſt gefällig und nachgiebig; man ſucht alles auf, ihn von ſeinem Irrwahn zu überführen; alle Bemühung aber iſt fruchtlos. Der offenbarſte Kontraſt zwiſchen 2 Extremen, ein Fall, der mir eben ſo unerklärbar, als er contraſtirend iſt.

Nach dieſem Lehrer, den ich nun 2 Jahre hatte, kamen wieder andere Lehrer zum Vorſchein, die zugleich die alte Schulform wieder aufſtellten; was ſoll nun aus dem Menſchen werden, der ſich unter ſo vielen Abwechſelungen, die man mit ſeiner Bildung vornahm, und immer ſo entgegengeſetzt waren, leidend wie ein Ball verhalten mußte? ſo gings mir. Was mußten nicht da für Schattirungen, für Miſchungen des Characters entſtehen? welcher Wirrwarr, und ſchiefe, unrichtige, unvollkommene Ideen mußten das Gehirn durchkreutzen? Iſt es ein Wunder, wenn ſo der Schwärmer erzeugt wird? Soll daraus nicht erklärbar ſeyn, was ſich mit mir von dieſer Zeit an zugetragen hat. Dieſe Veränderung der Lehrer und der Schulform brachte wieder all' die traurigen Anfälle jener unglücklicher Characterſtimmungen zurück.

Aber oft, wenn das Schickſal ſchwer über mir lag und meine Seele mit Kummer, Mißmuth und trübem Nachdenken erfüllte; wenn ich dann mir eine Bewegung machte, die auf etwas anderweitiges als auf den traurigen Pfad dieſer alles verbitternden Gedanken führte; dann ward mirs ſo wohl und leicht, und Friede herrſchte in meiner Seele, und mit frohem Sinne unternahm ich jedes mir aufſtoßende Geſchäft, wobei mich nur ſüßes, glückliches Wonnegefühl begleitete.

Wenn ich dann nachforſchte: warum iſt dein Gemüth ſo heiter, ſo freudig? warum hat Fröhlichkeit die Würkungen deines Elendes, die du erſt unmittelbar in ihrer Betrachtung ſo betrübt, ſo ſchmerzlich fandeſt, beſiegt? dann both ſich die Empfindung dar: du kanſt ja noch deinem Leiden entgehen, du kannſt die unſelige Quelle deines Leidens fliehen, und ſo ihre Würkungen auf deine Empfindung verhindern, du kanſt weggehen, den Ort, die Verbindung verlaſſen, die der Grund deines Kummers ſind; und dann wallte in mir ein verworrenes Entſchloſſenheitsgefühl auf, all' dieſes zu thun, und dieſe unbekannte Entſchloſſenheit war die wohlthätige Hand, die jenes behagliche Weſen eines erleichterten Schickſals, jene Wolluſt in meine auflebende Seele goß.

So war öfters mein Gemüthszuſtand auf den Schulen, und nur äußere Hinderniſſe, die damit verknüpft waren, hinderten die Würklichwerdung meines Vorſatzes. Oefters auch empfand ich dieſe erfriſchende Wehungen in einem meiner letzten Verhältniſſe, von dem ich am Schluſſe dieſes Aufſatzes etwas erwähnen werde; freylich wurden ſie jetzt ſtärker und anhaltender, da ſie meine nachherige Beſtätigung fanden, und ich ihnen durch meine Gründe nachhalf.

Andächtelei wurde nun der herrſchende Ton bei dem Studenten in Sp..; ein Weſen, das

Wahrheit und Rechtſchaffenheit zerſtört; ein Weſen, das Bosheit und Gift unter das Gewand der Heuchelei verbirgt; das alles Gute, alles Streben der Seele verſtimmt, den Grund legt zum verdorbenſten und gemeinſchädlichſten Menſchen. Wo Andächtelei herrſcht, iſt der geſunde Menſchenverſtand Sünde, und der Gebrauch deſſelben Ketzerei; da man ſie als die Grundfeſte, als das Weſentliche der Religion anſieht, ſo macht ſie den rechtſchaffenſten Mann, den Mann, der Wahrheit lieb hat und ſichs merken läßt, zum Ketzer, zu einem Gegenſtand ihres Haſſes, deſſen Antheil Fluch und Scheiterhaufen ſind.

In der Schule wurde das Herz mit Intoleranz und Aberglauben erhitzt, der Kopf mit Dummheit und Seichtheit angefüllt; wie konnten ſich andere als eben dieſe leidige Folgen in dem Character des Jünglings anlegen? Eine beſondere Etiquette war's, am letzten aus der Kirche zu gehen. Da ich einſtens eine Lobrede auf den h. Aloiß hörte, ſo ward meine Einbildungskraft durch die ausſchweifende Erhebungen der Tugenden dieſes Heiligen ſo ſchwärmeriſch entzündet, daß ich mir augenblicklich vornahm, ein eben ſo großer Heiliger zu werden, mir eben ſo Abbruch zu thun, mich eben ſo zu quälen als Aloiß, und einſtens fähig zu werden, Wunder zu würken, und gewiß eben dieſe Gabe Wunder zu würken war mir die ſchmeichelhafteſte Ausſicht,

ſicht, der hauptſächlichſte Antrieb zu dieſem Entſchluß; es war mein größter Ernſt, nicht eher nachzulaſſen, bis ich einmal Wunder würken könnte, mit denen Gott immer ſo freigebig war *) In dieſer Abſicht geiſelte ich mich täglich dreimal, ſchlug mich bis aufs Blut; faſtete ſtrenge; vergoß ganze Thränenſtröme; ſeufzete unaufhörlich; betete Tag und Nacht auf der Straße und zu Hauſe; legte bei der Nacht Steine oder Bretter unter mein Haupt; ſchlief auch wohl auf der Erde; gab mir alle Mühe, auch andere zu einem eben ſo heiligen Lebenswandel zu bekehren u. ſ. f. Dies dauerte einige Wochen, bis der Eifer von ſelbſt erkaltete.

Mit jenen Ideen, einſtens ein Wundersmann zu werden, verband ſich als Folge, Stolz und Intoleranz. Was kann man nicht alles aus einem jungen Herzen modeln! welche unſeelige Verſtimmungen und Zerrüttungen, die öfters ſo lange Zeit und durch ſo viele Mühe nicht können wieder gut gemacht werden, gründen Aberglauben und Vorurtheile! Für Religionsſchwärmerei ſteht beſonders das junge Herz offen, wie ich ebenfalls ſchon ein Beiſpiel im 1ten Stück des 4ten Bandes dieſes Magazins geliefert habe.

---

*) freygebig geweſen ſeyn ſoll. Gott iſt und kann nicht freigebig mit Begebenheiten ſeyn, die der ewigen Weisheit ſeiner Plane entgen ſtehen.

P.

Beſtimmtere Züge, die entweder minder intereſſant und bemerkbar oder zu wenig ausdaurend waren, ſind theils für ihre Darſtellung zu verwirrt oder obliterirt, als daß ich ſie hier anführen ſollte. So war alſo ohngefähr mein Zuſtand, in dem immer eine Modification Urſach und Würkung war, die Zeit, als du bei mir warſt, Bruder! und als N.. bei mir war, 5 Jahre durch; dein flüchtiger, leichtſinniger Character ſtimmte freilich nicht mit meinem ſchwermüthigen, trüben, leutſcheuen Geiſte ſo ganz überein; doch, wir waren 3 Jahre beiſammen, und ich wünſchte, daß wir uns nie hätten trennen dörfen; denn wir theilten mit warmem Herzen einander unſer Leben und die frühen, harten Schickſale deſſelben; und als du mich verließeſt, um zu B.. Philoſophie zu ſtudiren, da wie blos fühlte ich mich nun dem Wellenſpiele überlaſſen! wie erfüllte dein Verluſt meine Gedanken mit Wehmuth und mein Leben mit Ueberdruß! Obſchon ich wieder unſern N.. zu mir bekam, ſo warſt du mir doch ſchon ſo alles geworden; du kannteſt mein Verhältniß, meine Bedürfniſſe, und ſo innig war ich mit dir verbunden, daß ich in deinem Umgange vor allem, was mich widriges umgab, die Hälfte nicht empfand; nun mußte ich allein die Bürde tragen, bis ich endlich nach B.. kam.

Da fühlte ich nichts von Kummer, nichts von Unglück; denn glücklich war ich da, wenn ich Nahrung, Kleider hatte und mein Studium gut voranging. Eine gute Schuleinrichtung und Aufklärung überhaupt hatte in B . . ſchon ziemliche Fortſchritte gemacht; Licht hatte ſchon allmählig die Finſterniß verſcheucht, und Wahrheit über Aberglauben, Sophyſterei und Barbarei geſiegt.

Nun ging eine Veränderung mit den häuslichen Umſtänden unſerer Eltern vor, dabei ich das meiſte zu thun hatte; ich mußte unter den rauheſten Winterſtürmen, ohne Schonung meines Körpers, Reiſen thun, die nicht nur ganze Tage, ſondern noch manche Nacht mitnahmen; oft floh mit mir mein Pferd durch die ödeſten Gegenden, durch Eisbäche und ſtarre Wälder hin, wo ich nur noch den einzigen Gedanken zu meinem Troſt hatte: du thuſt es für deine Eltern. Aber auch die Folgen davon waren, daß ich in eine tödtliche 6 Wochen-lange Krankheit fiel und gleich nach meiner Geneſung ein Recitiv bekam; dieſer Zuſtand dauerte wieder 8 Wochen; der Herr Geheimerath Frank, der ſich durch ſeine medicinische Policei ſo viel Verdienſte ſammelte, rettete mich vom Tode.

Und hier fängt die Epoche meines Lebens an, die je den wichtigſten Einfluß auf daſſelbe hatte; das

Univ. Bibl. München

das ſo viele nachfolgende Scenen, die auf dem Schauplatz meines Individuums erſchienen, beſtimmte; die ſo vielen Aufſchluß über meinen Character, über meine Selbſterkenntniß verbreitete; die der Grund ſo mancher phyſiſchen und moraliſchen Phänomene in dem kleinen Bezirke meiner Exiſtenz und meiner jetzigen beſtimmten Ichheit iſt.

Doch, Freunde der Wahrheit! verarget mir's nicht, wenn ich ſage, ich muß ſchweigen; wenn ich ſage, ich hätte die ganze Materie angefangen, wenn meine damalige Lage die jetzige geweſen wäre; aber nun war ich gezwungen, wenigſtens ſie ſo weit fortzuſetzen, um nicht ganz nutzenlos zu ſeyn. Und dich, Bruder! der du auch das weitere ſchon in Händen haſt, bitte ich, es zu verbergen, und um Mitternacht es mit einer Schaufelvoll ſchwarzer Erde zu bedecken. — Ich bin ruhig, ſei auch du ruhig, Bruder — und lebe wohl, nimm den zärtlichſten Bruderkuß von deinem ewig guten Bruder

Wien am 17ten Januar 1787.

J. L. A. Schlichting.

---

6) Liebe,

6.

Liebe, die gegen den geliebten Gegenſtand ſehr bitter ſeyn kann.

Es giebt wenige Menſchen, die nicht zuweilen eine Neigung in ſich fühlen ſollten, Andern etwas Bitteres zu ſagen: nicht immer, um ſie zu beunruhigen; ſondern nur um es zu ſagen, um ihren Witz zu zeigen und ihrer Galle freien Lauf zu laſſen. Unſere übele Laune iſt dann gemeiniglich mit im Spiel, und wir folgen ihren Eindrücken zu ſchnell, als daß wir immer die Moralität eines Gedankens, einer Handlung genau erwägen könnten.

Die menſchliche Seele beſitzt einen gewiſſen Starrſinn, um ihre Entzwecke zu erreichen, und wir können bei aller Gutmüthigkeit des Temperaments oft boshaft werden, um einen gewiſſen Entzweck zu erreichen. Wir wünſchen oft Andere zu ärgern, weil wir ſonſt keine Gelegenheit haben, ihnen unſer Uebergewicht ſowohl, als unſer Mißfallen zu bezeugen; oft aber denken wir auch nur einen Andern in eine Art Zorn zu verſetzen, um zu ſehen, wie ſich Jener dabei hat, und wie weit wir im Beſitz ſeines Herzens gekommen ſind.

Hier ſind einige Facta aus meinem Leben.

Ich liebte eine meiner Freundinnen ganz auſſerordentlich. Unausſtehlich war mir daher jeder Gedanke an eine Untreue, die ſie gegen mich begehen könnte. Sie war verheurathet, ihr Mann war mein Freund und kannte meine Liebe gegen ſeine Frau; verrieth auch deswegen nie einen Widerwillen gegen mich. Ich konnte es ruhig mit anſehen, wenn ſie ihren Mann küßte; allein ich konnte es durchaus nicht vertragen, wenn ihr ein anderer Mann zu gefallen ſchien; und doch hatte es bisweilen das Anſehen ſo.

Ich wurde wüthend; aber meine Wuth war nicht blos ein männlicher Sturm; ich ſuchte meine Freundinn für ihre Coquetterie zu beſtrafen, und ich konnte dies nicht beſſer thun, als wenn ich ihr Bitterkeiten ſagte, die ihr weiches Herz durchaus nicht vertragen konnte. Ich ſpornte meine üble Laune gleichſam an, um ihr Galle zu erregen; redete von Weibern, die ihre ganze Seeligkeit darin ſetzten, Männer an ſich zu ziehen und ein Heer von Anbetern um ſich zu haben; ſchilderte dieſe Weiber auf eine gehäſſige Art, ſatyriſirte aufs bitterſte auf die Coquetterie verheuratheter Weiber. Meine Freundinn verantwortete ſich anfangs mit lächelnder Miene; nach und nach wurde ſie ernſthaft, endlich ſehr ernſthaft, und zuletzt funkelte ihr Auge von Wuth, davor ich mich aber gar nicht furchte, vielmehr war mirs lieb, daß ich ſie ſo weit gebracht hatte, denn nun hatte ich nur noch einen Grad von Erboßtſeyn bei ihr zu erreichen, wohin ichs bringen mußte, ehe ich ruhig werden konnte. Ich ſpitzte meine Pfeile noch feiner zu, — ſie hörte endlich auf mir zu antworten, und ein Thränenſtrom ſtürzte aus ihren Augen. Ich kann es keiner menſchlichen Seele beſchreiben, wie mir dann zu Muthe ward, wenn ich meine innigſt geliebte Freundinn weinen ſah. Himmel und Erde lag nun auf mir; jedes meiner Worte kam mir als die ungerechteſte Sünde vor, und ich hätte in meinem Gefühl, einem unſchuldigen Weibe Unrecht gethan zu haben, vergehen mögen; — — was that ich nun? ich wurde der reuigſte Sünder von der Welt, ich beſchwur ſie, mir zu vergeben, ich weinte ſelbſt wie ein Kind, und küßte ihr die Thränen von den Wangen. In dem Augenblick hätte ich mein Leben für meine Freundinn laſſen können, wenn ich ihr dadurch meine innigſte Reue zu bezeugen im Stande geweſen wäre; zugleich empfand ich auch dabei eine ſolche ſeelige Wehmuth, wenn ſie mir zu vergeben ſchien, und endlich würklich vergab, die ich mit keiner genoſſenen Glückſeligkeit des Lebens vergleichen kann. Ich erinnere mich, daß ich mehreremahl dieſe ſonderbare Rolle mit ihr geſpielt habe, und ich ſpielte ſie würklich einmahl blos deswegen mit ihr, um das wehmüthige Gefühl der Reue recht lebhaft zu empfinden und die Vergebung hinterher in ihrem Auge zu leſen. So ein widerſprechendes

Ding iſt der Menſch, daß er oft die zu kränken ſucht, die er liebt! — und ein ſo eigennütziges Weſen, daß er ſich bei aller Guthmüthigkeit oft an den Unruhen ſeiner Geliebteſten weiden kann. Ganz anders waren meine Empfindungen, wenn ich Leuten, die es verdienten, durch meine Satyre Pfeile ins Herz ſchoß; ich war zufrieden, wenn ſie getroffen hatten, und war bereit noch ſpitzere abzuſchießen, wenn ſie mir bitter antworteten. Ich glaube, daß tauſend Menſchen gleiche Erfahrungen an ſich gemacht haben werden

O. in Franken.

W.

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeſchreibung. Fortſetzung. 17.
2. Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldborgen nicht laſſen konnte. 40.
3. Gewalt der Liebe, von C. S. H. 47.
4. Raſerei aus Liebe und Todesfurcht. 53.

Zur Seelennaturkunde.

1. Vermiſchte Gedanken über Denkkraft und Sprache. Fortſetzung. 58.
2. Ueber den Einfluß der Finſterniß in unſere Vorſtellungen und Empfindungen, nebſt einigen Gedanken über die Träume. 88
3. Ein Traum von Hrn. N. 103.
4. Auſſerordentliches Gedächtniß des Jedediah Buxton. 105.
5. Fortſetzung der Folge meines Lebens, von J. L. A. Schlichting in Wien. 109.
6. Liebe, die gegen den geliebten Gegenſtand ſehr bitter ſeyn kann. 124.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Fünften Bandes zweites Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Nachdem in den fünf leztern Stücken dieſes Magazins die in den erſten drey Bänden vorkommenden Beyträge zur Seelenkrankheitskunde, Seelenzeichen- und Heilkunde; ferner die Abhandlungen über Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, über Lebensüberdruß, Taub- und Stumgeborne, Erinnerungen aus frühen Jahren der Kindheit, und endlich über Ahndungen und Viſionen revidirt worden ſind; ſo will ich nun in dieſem und in folgenden Stücken die noch übrigen vorzüglichen Aufſätze durchzugehen ſuchen, welche die Seelennaturkunde betreffen.

Im 1ten Bandes 1ten Stück Seite 44. wird aus einem Tagebuche (den 18ten Sept. 1780) Folgendes angeführt: „Ein unbedeutender, höchſt unintereſſanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den ich ſelbſt nur vor ein Paar Tagen von einem guten Freunde hörte, welcher ihn ſich zu wiederholtenmalen aus Langerweile vorſang, kam mir heute Nachmittag, während dem ernſthafteſten Nachdenken, alle Augenblicke, wider meinen Willen, in den Sinn, und ich konnte mich nicht enthalten, ihn mir ebenfalls zu wiederholtenmalen vorzuſingen, ohne den mindeſten Gefallen daran zu finden“ u. ſ. w.

Wer genau auf ſich Acht giebt, wird ähnliche Erfahrungen an ſich machen können. Es geſchieht nämlich oft, daß uns ein gewiſſer Ausdruck, ein gewiſſer Ton der Stimme gleichſam ſo feſt in der Seele ſitzt, daß wir ihn mit aller Mühe nicht wieder wegbringen können, — ja, daß er durch das Beſtreben, ihn zu entfernen, oft noch ſtärker in uns tönt. Die Urſach von dieſer innern ſtarken und bleibenden Impreſſion liegt, wie im erzählten Fall, nicht immer an der Wichtigkeit und Größe des Gegenſtandes, oder Gedankens, der ausgedruckt wird, ſondern ſehr oft wohl darin, daß bey der allererſten Impreſſion die Seele ganz müßig und unthätig war, und jene, da ſie von keinen Nebenideen verwiſcht, oder auch geſchwächt wurde, deſto tiefer in unſer Gehirn eindringen konnte. Sonſt kann auch noch der Grund in der Art der Impreſſion ſelbſt liegen, in ihrer Neuheit, ihrem Contraſt mit andern Impreſſionen, in der Lebhaftigkeit und Beſchaffenheit des Organs, oder auch, wie hier wohl der Fall geweſen ſeyn mag, und ſehr oft bey naiven Melodien der Fall iſt, in einer ſehr geläufigen und fließenden Tonfolge, die wir uns entweder wirklich deutlich vorſtellen, oder davon wir nur ein angenehmes dunkles Gefühl haben. So habe ich mehrere auch unmuſicaliſche Leute gekannt, welche oft, ohne daran zu denken, die Claviermelodien der Aſmuſiſchen und Schulziſchen Volkslieder ſangen, und bey dem ernſthafteſten Nachdenken in die Melodie derſelben wie halb Begeiſterte einfielen.

Eine eben ſo ſtarke und oft noch ſtärkere Impreſſion, die uns alle Augenblicke wieder einfällt, und ſich zu den ernſthafteſten Gedanken geſellt, obgleich dieſe Gedanken gar nichts Homogenes mit ihr haben, kann durch einen **auffallenden** Wortausdruck hervorgebracht werden, davon mir ſonderbare Erfahrungen bekannt ſind. Ein neuer Fluch, den wir hören, ein witziger Einfall kann uns tagelang, wider unſern Willen, vor den Ohren ſchweben. Der Hypochondriſt iſt in ſolchen Fällen am unglücklichſten, indem die unbedeutenſten Ideen, durch dieſes und jenes Wort veranlaßt, gleichſam in ſeiner Seele anroſten, und ihn gleich Furien verfolgen.

Eine Aehnlichkeit, wenigſtens in Abſicht des unwillkührlichen Entſtehens, haben hiemit diejenigen Wörter, welche auf einmal — wodurch? können wir nicht immer wiſſen — vermittelſt einer ſchreckhaften und furchtbaren Empfindung auf uns würken, wovon von Seite 85 an im 1ten Stück des 1ten Bandes ein bemerkenswerthes Beyſpiel erzählt wird. „Ich hatte mir“, ſagt Herr Jördens, „niemals eine deutliche Vorſtellung davon zu machen geſucht, was das heiße: vom Schlage gerührt zu werden. Ein plözliches Ende des Lebens war alles, was ich mir dachte; der Schall des Worts ſchien das ſo mit ſich zu bringen. Wie plözlich dies Ende ſey, ob etwa mit Schmerz verknüpft, oder nicht, und ſolcherley mehr, darnach zu fragen, war mir nie eingefallen. In den folgenden (ſpätern) Jahren befand ich mich einſtens in einer Geſellſchaft, wo hinter einander von mehrern Perſonen erzählt ward, die vom Schlage getroffen worden. Ich hörte dieſen Erzählungen jezt zum erſtenmal mit mehrerer Aufmerkſamkeit zu, als bisher geſchehen war, und das Bild des Todes brachte Schrecken in mein Herz! Ich ward plözlich unruhig; ich empfand eine gewiſſe Bangigkeit, die ich ſehnlich von mir wünſchte. Es ward ein neues Beyſpiel erzählt, und ich fühlte eine zitternde Bewegung an meinem Körper. Jede Wiederholung des Wortes Schlag vermehrte meine Unruh und Angſt“ u. ſ. w. Dieſe ſchreckhaften Empfindungen,

gen, die ſich ſo auf einmal der Seele des H. J — bemächtigten, mogten wohl in der genauern Beſchreibung der am Schlage geſtorbenen Menſchen, in der ängſtlichen und weinerlichen Art, womit ſie erzählt wurden, und in einer wenigſtens abwechſelnden Hypochondrie ihren Grund haben, ob er ſich gleich S. 90. davon frey ſpricht. Nicht jeder hypochondriſch-kranke Menſch glaubt, daß er's wirklich iſt, und aus der genauen Beſchreibung, die der Herr Verfaſſer von ſeiner damals kranken Phantaſie macht, ſieht man deutlich, daß ſie mit körperlichen Urſprungs war, und aufhörte, ſobald mehr zerſtreuende Ideen ihre ſchwarzen Bilder vertrieben, und ſein Körper eine beſſere Blutmaſſe bekam.

Eine ähnliche Erfahrung erzählt Herr M. S. 91. von ſich ſelbſt. Dergleichen Empfindungen ſind nichts ſeltenes, und ihre Stärke läßt ſich durchgehends durch eine zu ſtark erſchütterte Einbildung erklären, welche jeder andern Idee die herrſchende unterzuſchieben ſucht. Ich kenne einen Mann, welcher auf einmal niedergeſchlagen wird, wenn man das Wort: Faulſieber nennt. Seine ganze Heiterkeit verliert ſich bey dieſem Wort, und er ſtellt ſich keine Todesart ſchrecklicher, als das Faulſieber vor. Seit einem Jahre hat ihm dieſes Wort Höllenqualen verurſacht; — erſt ſeit kurzer Zeit kann er davon ſo ruhig, wie von der gleichgültigſten Sache ſprechen hören.

Seite 47. ſteht ein Aufſatz des Herrn **Fiſchers**, Stärke des Selbſtbewußtſeyns benennt, worin einige wichtige Bemerkungen für die Seelenlehre vorkommen, obgleich das erzählte Factum ſelbſt nichts weiter, als das bekannte **Alpdrücken** iſt. Daß die Seele bey einer **gänzlichen** Verwirrung der Vorſtellungs- und Einbildungskraft dennoch ein ziemlich deutliches Bewußtſeyn **von ſich ſelbſt** und ihrem Zuſtande haben könne, — iſt freylich ein paradoxer Satz, der mir äußerſt unwahrſcheinlich vorkommt. Bey einer **gänzlichen** Verwirrung unſrer Ideen, — oder bey der gänzlichen Unfähigkeit der Seele ihre Begriffe zu ordnen, und mit Deutlichkeit anzuſchauen, läßt ſich kein **deutliches Bewußtſeyn** derſelben von ſich und ihrem Zuſtande denken, wenigſtens in dem Augenblick der **gänzlichen** Verwirrung nicht. Aber während dieſer Verwirrung kann es gewiſſe Lichtpuncte geben, wo die Seele zu ſich ſelbſt kommt, — und in ſolchen Intervallen kann man ſich dann leicht irren, daß man die Gefühle während denſelben durch Selbſttäuſchung in den Zuſtand einer gänzlichen (vielleicht nur gänzlich geglaubten) Verwirrung der Denkkraft hinüberträgt.

Dergleichen Zuſtände ſind überhaupt in der menſchlichen Seele nicht ſelten, wo ſie aus einer plözlichen Confuſion der Ideen in ein eben ſo ſchnelles ſtarkes Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, und umgekehrt zurückfällt. Im erſten Fall pflegt ſie ſich denn nicht ſelten mit mehrerer Lebhaftigkeit als jemals zu beſchauen und zu fühlen, und daher ſind die Augenblicke, worin Wahnſinnige von ihrer Raſerey erwachen, für ſie gewiß die unglückſeligſten, die man ſich denken kann.

Der Brief des Herrn Spaldings an Sulzer im 2ten Stück des 1ten Bandes Seite 38. u. ſ. w. enthält einen ſehr merkwürdigen Beytrag zur Seelenkunde *). Wahrſcheinlich war der ganze ſonderbare Seelenzuſtand des Herrn Verfaſſers aus einer plötzlichen Unordnung im Gehirn entſtanden, und zwar, wie er richtig bemerkt, wohl nur in einem Theile des Gehirns, weil er während ſeiner verworrenen Ideen und der Unfähigkeit, ſie auszudrücken, ſich doch ſeiner ganz deutlich bewußt war, und eine Beunruhigung über ſeinen Seelenzuſtand empfand, auch die körperlichen Objecte von auſſen völlig unterſcheiden konnte. Wahrſcheinlich bewegten ſich auch die verworrenen Bilder ſeiner Einbildungskraft zu lebhaft und zu geſchwind, als daß die Seele andere ruhigere Ideen fixiren konnte, und eben daher mogte auch das Verwechſeln der geſuchten Wörter und der unwillkürlichen entſtehen. Aus dergleichen Phönomenen läßt ſich allerdings ſehr viel

---

*) Man leſe hierüber nach, was Mendelsſohn S. 46. ff. im 3ten St. 1ter B. dieſes Magazins mit wahrem philoſophiſchen Scharfſinn geſagt hat.

viel folgern, und ſo ſehr ſie auch eine gewiſſe uns bisher unbekannte Vereinigung der Organiſation mit der Denkkraft ſichtbar darthun, ſo ſicher folgt auch davon, daß die Seele, die die ſich durchkreuzenden Vorſtellungen von ſich ſelber unterſcheiden, und über ihre Unrichtigkeit urtheilen konnte, eine **eigene** von der Organiſation unabhängige Selbſtthätigkeit beſitze. Das Bewußtſeyn ihrer ſelbſt läßt ſich durch keine Organiſation, durch keinen Einfluß der Organiſation völlig erklären. Hier erſcheint der Menſch als ein **geiſtiges** Weſen auf einmal über alle Materie erhaben; ſo fein wir ſie auch ſubtiliſiren und organiſiren mögen. — Es iſt natürlich, daß ſich die Vorſtellungen der Seele, durch eine Zerrüttung der Organiſation, vornämlich im Gehirn, verwirren können; allein die **Vorſtellung dieſer verworrenen Vorſtellungen** zeigt von einer ganz eigenen innern Denkkraft der menſchlichen Natur, und der Beweis, welchen die Materialiſten für ihr Syſtem aus jenen Vorſtellungen eines verworrenen Gehirns ziehen könnten, iſt eigentlich mehr gegen, als für ſie.

Der vortrefliche Aufſatz des Herrn Hofrath **Marcus Herz** über ſeine eigene Krankheit, S. 44. u. ſ. w. enthält für den Arzt und Pſychologen die intereſſanteſten Winke zur Bereicherung ihrer Wiſſenſchaft, und ich wünſchte nichts mehr, als daß von philoſophiſchen Aerzten mehr dergleichen Krankheitsgeſchichten, wo der Körper durch die Seele zu geneſen anfing, bekannt gemacht werden mögten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach gab die einzige Idee: du biſt nun an dem Orte, wo du zu ſeyn ſo lange vergeblich geſtrebt haſt! der Seele ihre Beſonnenheit wieder; obgleich der damit verbundene Schlaf eine endliche Folge einer zu langen Ermattung ſeyn konnte. Jene einzige Idee war die Schöpferinn einer neuen Denkordnung, ſo wie die gegenſeitige angſtvolle, nicht an dem rechten Ort zu ſeyn, durch einen zu ſtarken Druck auf Blut und Gehirn wenigſtens die causa socia der Verwirrung ſeyn mußte. Nur iſt mir noch nicht entſchieden: ob jene neue Idee, an dem gewünſchten Orte zu ſeyn, eigentlich an ſich ſelbſt, oder der damit verbundene Grad der Freude und Leidenſchaft der Seele den veränderten Stoß nach einer beſſern Richtung gegeben habe, welches letztere mir um ſo viel wahrſcheinlicher vorkommt, weil gerade die qualvolle Einbildung, auf den Straſſen und in fremden Oertern herumgeſchlept zu werden, das Delirium am meiſten unterhielt. Es ſind mir mehrere Beyſpiele bekannt, wo Menſchen durch einen plözlichen Affect der Freude ihre verworrenen Vorſtellungen auf einmal verloren, und wieder zu einem deutlichen Bewußtſeyn ihrer ſelbſt kamen, — obgleich die herrſchende Vorſtellung bey ihren Verwirrungen nicht immer grade der Wunſch war, der auch in Erfüllung ging, ſondern ein anderes Hirngeſpenſt ausmachte. Aus mehreren täglichen Phänomen könnte der denkende Arzt die wichtigſten Reſultate für ſeine Kunſt ziehen; eine Kunſt, die nur immer etwas Halbes bleibt, wenn er nicht zugleich wirklicher Pſycholog iſt. Ich wünſche, daß meine Leſer hiebey das nachleſen möchten, was der Hofrath M. Herz in der Einleitung ſeines Buchs, vom Schwindel, mit ſo vielem Scharfſinn geſagt hat.

Die Geſchichte einer ſonderbaren Handlungsart ohne Bewußtſeyn, (S. 74.) welche Herr G. L. Spalding aus dem Engliſchen des Lord Monboddo erzählt hat, zeigt deutlich, daß die menſchliche Seele ſehr viele Ideen, und darauf gegründeter Handlungen fähig ſey, obgleich das Bewußtſeyn derſelben mit einem Augenblicke verliſcht. Eigentlich war das angeführte Mädchen eine Nachtwandlerinn am hellen Tage. „Ihr Paroxismus ergriff ſie allemal bey Tageszeit, wenn ſie ſchon einige Stunden aus dem Bette geweſen war. Er fing mit einer Schwere des Kopfs und Schläfrigkeit an, die ſich in Schlaf endigte, wenigſtens in eine Art davon; denn ihre Augen waren feſt zugeſchloſſen. In dieſem Zuſtande war ſie vermögend, mit einer erſtaunenswürdigen Behendigkeit auf Tiſch und Stühle zu ſpringen. Oft rennte ſie auch aus ihrer väterlichen Wohnung; dies geſchah aber allemal mit einer gewiſſen Richtung nach irgend einem beſtimmten Orte in der Nachbarſchaft, und mit völlig verſchloſſenen Augen. Wenn ſie erwachte, fühlte ſie ſich ſehr ſchwach; aber bald kam ſie wieder zu Kräften, und befand ſich nun nichts ſchlimmer; im Gegentheil hatte man ſie im Laufen gehindert, ſo war ſie um ein Großes kränker. War ſie nun zu ſich ſelbſt gekommen; ſo hatte ſie nicht die geringſte Erinnerung von dem, was ſich während ihres Schlafs zugetragen hatte“.

Die Heilung von ihrem Uebel iſt in der That ſonderbar, und hat viel Aehnlichkeit mit den albernen prophetiſchen Curen der magnetiſirten bremiſchen Frauenzimmer, ob ſie gleich nicht manipulirt worden war. Einige Zeit vor dem Ende ihrer Krankheit träumte ſie, wie ſie erzählte, das Waſſer eines benachbarten Brunnens, genannt Tropfbrunnen, werde ſie heilen. Sie trinkt während des Paroxismus und außer demſelben ſehr viel davon, konnte es auch im Paroxismus genau von andern Waſſer unterſcheiden. Vor ihrem letzten Paroxismus ſagte ſie: nun habe ſie noch drey Sprünge zu thun, und dann wollte ſie nie wieder ſpringen oder laufen. Dies geſchah auch wirkich, und jetzt iſt ſie vollkommen geſund“. Ein auffallender Beweis von der Heilkraft der menſchlichen Einbildungen.

Erfahrungen und Phänomene von der Art, wie S. 103. angeführt worden, giebt es mehrere. Ich erinnere mich ſehr deutlich aus meiner Jugend, daß ich oft eine Neigung in mir wahrnahm, mich in das Mühlgerenne einer Waſſermühle hinabzuſtürzen. Ich kenne Leute, die, wenn ſie einen bloßen Degen in der Hand halten, einen Trieb in ſich fühlen, den Anweſenden zu verwunden, ſich ein vor ſich liegendes Scheermeſſer an die Kehle zu ſetzen u. ſ. w. Viele dergleichen Fälle, wo man ſich in eine Gefahr hineinzuſtürzen, einen Drang empfindet, ob man ſich gleich davor fürchtet, laſſen ſich aus einer **dunkeln Neugierde** erklären, indem man, ob man ſichs gleich nicht deutlich vorſtellt, zu erfahren wünſcht: wie einem in der Gefahr ſelbſt zu Muthe ſeyn mögte. Oft kann auch der bloße Anblick der Gefahr auf eine **mechaniſche Art** unſre Empfindungen in Aufruhr bringen. Das ſchnell über das Mühlgerenne herabſtürzende Waſſer nöthigt uns gleichſam das mechaniſche Gefühl ab, **daß wir mit fortſchwimmen müßten**, und wir handeln dann eben ſo inſtinctartig, als ein Thier, welches zu laufen anfängt, wenn das vorhergehende läuft. Billig ſollte man dergleichen Fälle, wo wir ganz mechaniſch handeln, bey den Beurtheilungen des Selbſtmordes mehr von einer phyſiſchen als moraliſchen Seite betrachten, und überhaupt da, wo die Menſchen ganz außerordentlich albern, oder böſe zu handeln ſcheinen, ſie mit weiſer Schonung richten, weil man in hundert Fällen vorausſehen kann, daß ein unwillkürlicher Stoß ihrer Leidenſchaften ſie verführt hat.

Im 2ten Bande 1ten Stück S. 71. ff. erzählt der ſel. Kirchenrath **Stroth** Folgendes: „In meinem dreyzehnten Jahre fiel ich durch einen Zufall in's Waſſer, in deſſen grundloſen Boden ich ſo lange ſteckte, daß ich dem Ertrinken nahe war, bis ich endlich durch Hülſe andrer Leute wieder herausgebracht ward. Von dieſer Zeit an glaubte ich, ſo oft ich zu Selbſtbetrachtungen kam, ich ſey damals wirklich ertrunken; alles, was ich ſähe, hörte oder empfände, ſeyen keine wirkliche Empfindungen in der Körperwelt, ſondern Erinnerungen aus dem vorigen Leben. Ich glaubte keinen Körper mehr zu haben, ſondern mich nur dem Geiſte nach entweder auf der Erde aufzuhalten, oder doch ſolche Vorſtellungen zu haben, als ob ich mich auf der Erde aufhielte. Und alle dieſe Einbildungen hatte ich in Jahren, wo ich nichts von Sceptikern und Idealiſten gehört hatte u. ſ. w.“.

Ich kann mir dieſen Zuſtand nicht anders als durch eine dunkle Zurückerinnerung an die Empfindungen erklären, die der gute **Stroth** unter dem Waſſer liegend gehabt haben mogte. **Nun wirſt du ertrinken, wird dein Geiſt von dir ſcheiden!** — Dieſe und ähnliche Ideen konnten damals ſchnell durch ſeine Seele gehen; aber auch einen ſo ſtarken Eindruck im Gehirn zurücklaſſen, daß dieſe Idee von **Nichtmehrſeyn**, wenn er zu Selbſtbetrachtungen kam, eine ſolche Lebhaftigkeit annahm, daß ſie die übrigen verdunkelte, und ſeine Seele ganz in den Empfindungszuſtand ſeiner Gefahr zurückſetzte, wo er ſchon aufgehört zu haben glaubte. Eine Empfindung, die ich aus eigener Erfahrung kenne, und einem lebhaften Traume aus einem andern Leben gleicht, übrigens aber mit der Empfindung nichts gemein hat, welche aus einem wirklichen Vernunftzweifel ihren Urſprung nimmt.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Beyſpiel einer ſonderbaren Ohnmacht.

Ein junges Frauenzimmer, Kammerfrau bey der Fürſtinn von **, hatte an einer heftigen Nervenſchwäche lange krank gelegen, und war endlich allem menſchlichen Anſehen nach geſtorben. Ihre Lippen waren bleich, ihr Geſicht hatte eine völlige Todtenfarbe, und ihr Körper war kalt. Man brachte ſie aus dem Zimmer, worin ſie geſtorben war, legte ſie in einen Sarg, und beſtimmte den Tag, wenn ſie begraben werden ſollte. Der Tag erſchien, es wurden, nach der Gewohnheit des Landes, Sterbelieder vor der Thür geſungen, und man wollte eben den Sarg zunageln und wegtragen, als man auf der Leiche einen Schweiß entdeckte, der lau war, und immer heftiger hervordrang, — endlich beobachteten die Umſtehenden ſogar einige ſchnelle Muſkelbewegungen an Händen und Füßen des verſtorbenen Frauenzimmers. Nach einigen Minuten, währender Zeit ſie noch andere Zeichen des Lebens von ſich gegeben hatte, ſchlug ſie mit einem erbärmlichen kreiſchenden Geſchrey die Augen auf, und bekam die heftigſten Convulſionen. Es wurden geſchwind Aerzte herbeygerufen, und nach einigen Tagen war ſie ſchon ziemlich wieder hergeſtellt, und lebt wahrſcheinlich noch.

Sehr ſonderbar iſt die Beſchreibung, welche ſie von ihrer Ohnmacht ſelbſt machte, und einen bemerkenswürdigen Beitrag zur Pſychologie abgiebt. „Sie geſtand nämlich, es ſey ihr wie **im Traume** vorgekommen, als ob ſie wirklich geſtorben wäre: aber ſie habe doch gleichwohl alles **deutlich vernommen**, was außer ihr während des ſchrecklichen Todtenſchlafs vorgegangen. Sie habe ihre Freundinnen am Sarge reden und über ihren Verluſt klagen gehört, habe es gefühlt, als man ihr das Todtenhemd und die Handſchuh angezogen, und ſie in den Sarg gelegt hätte. Dieſes Gefühl ſey aber mit einer unbeſchreiblichen Seelenangſt verbunden geweſen. Sie habe **rufen wollen**, aber ihre Seele habe durchaus keine Kraft gehabt, auf den Körper zu würken; es ſey ihr vorgekommen, als ob ſie in demſelben, aber auch nicht in demſelben mehr wohne. Eben ſo wäre es ihr nicht möglich geweſen, ſich zu **bewegen**, die Arme auszuſtrecken, oder die Augen zu öffnen, wenn ſie es gleich beſtändig **gewollt** habe. Ihre innere Seelenangſt hätte aber den höchſten Grad von Marter erreicht, als das Chor Sterbelieder zu ſingen und man den Sarg zuzunageln angefangen hätte. Der Gedanke: daß ſie lebendig begraben werden ſolle, habe ihrer Seele den

den erſten Stoß von Würkſamkeit auf den Körper gegeben, und dieſe habe ſich mit den Muſkelbewegungen ihrer Hände und Füße und mit dem kreiſchenden Geſchrei wieder zu äußern angefangen, nachdem ſie vor innerer Seelenangſt den ſchrecklichſten Schweiß geſchwitzt. —

Ich habe die Erzählung dieſes Factums aus dem Munde der glaubwürdigſten Perſonen, welche mit jenem Frauenzimmer Umgang gehabt, und es von ihr ſelbſt als einer ernſthaften und wahrheitsliebenden Perſon gehört haben. An ſich iſt die Sache auch nichts weniger als unwahrſcheinlich, da wir mehrere Beiſpiele von Ohnmachten haben, wobey die Seele noch einiges Bewußtſeyn behält, ob ſie gleich nicht, wie ſonſt, auf den Körper würken kann. Wer mit ängſtlichen Träumen geplagt iſt, wird oft die Erfahrung gemacht haben, daß man oft ſchreien, um Hülfe rufen will; daß man es aber bey aller Anſtrengung und innern Angſt durchaus nicht dahin bringen kann.

Zugleich iſt aber auch obiges Beiſpiel eine Warnung, wie vorſichtig man bey dem Begraben der Leichen verfahren muß, daß ſie nicht zu früh begraben werden, und wie leicht es bey ſtarken Ohnmachten geſchehen kann, daß Leute lebendig begraben werden.

P.

2.

Ein ſchwer zu erklärender Traum *).

Zwey Ehegatten, die ſehr vergnügt mit einander lebten, erfuhren ſeit einigen Jahren, daß ein ehliches Band das größte und ſanfteſte Vergnügen verſchaffen kann, als der Mann ſich von ſeinem geliebten Weibe auf einige Zeit, um eine Reiſe zu machen, trennen mußte. Die Leſung der Briefe von ihrem Gatten war der Dame ihre angenehmſte Beſchäftigung, und ſie laß dieſelben jeden Abend wieder durch, ehe ſie ſich dem Schlaf überließ. Mit dieſer Beſchäftigung hatte ſie einmal einen Theil der Nacht zugebracht, und war mit einem Briefe in der Hand, den ſie des Abends vorher bekommen hatte, eingeſchlafen. Ihr Gatte verſicherte ſie in demſelben, daß er ſich vollkommen wohl befände,

und

---

*) Ich würde dieſen Traum für einen in der That ſchwer zu erklärenden Traum halten, wenn man nur wüßte, was man ſo ſelten bey dergleichen Erzählungen weis, ob die ganze Sache **buchſtäblich wahr** ſey. Die Unſicherheit und Ungewißheit des lieben hiſtoriſchen Glaubens ſteht der Wahrheit der eingetroffenen Träume und Ahndungen eben ſowohl entgegen, als das Raiſonnement des Pſychologen, der aus Gründen der Vernunft jene nicht zugeben kann.

und es nicht das Anſehen hätte, als würde er Gefahr laufen *). Auf einmal erwachte ſie mit einem kreiſchenden Geſchrei. Ihre Kammerfrauen laufen zuſammen, und finden ſie in einem kalten Schweiße und in einem Strom von Thränen. „Mein „Mann iſt dahin“, ſagte ſie zu ihnen, „ich habe „ihn eben ſterben geſehen“. Er war an einer Waſſerquelle, um welche einige Bäume herumſtanden. Sein Geſicht war todtenbleich. Ein Officier in einem blauen Kleide bemühte ſich, das Blut zu ſtillen, das aus einer großen Wunde an ſeiner Seite floß. Er gab ihm darauf aus ſeinem Hute zu trinken, und ſchien vom Schmerze durchdrungen, als er ihn die letzten Seufzer thun ſah. So erſchrocken auch die Kammerfrauen über den Zuſtand ihrer Frau waren; ſo bemüheten ſie ſich doch, ihr Gemüth zu beruhigen, indem ſie ihr vorſtellten, daß dieſer Traum keinen andern Grund hätte, als ihre ungemeine Zärtlichkeit gegen ihren Gemahl. Die Mutter dieſer Dame, welche bey ihr im Hauſe war, und die man unterdeſſen aufgeweckt hatte, ſtellte ihr vor, daß ſie ruhig ſeyn müßte, da ſie erſt vor wenig

---

*) Aus dieſem Umſtande erhellet, daß doch eine Gefahr, z. B. herumſtreifende Diebe oder Mörder, vorhanden war. Wie natürlich war es daher nicht, daß ſich das zärtliche Weib aus ängſtlicher Beſorgniß ſo etwas vorſtellen konnte, wovon ſie hernach träumte.

P.

Stunden einen Brief von ihrem Gatten bekommen hätte. Allein alles Zureden half bey ihr nichts, ſie blieb einmal dabey, daß ihr Unglück ausgemacht und ihr Gemahl nicht mehr ſey. Ihre Mutter blieb an ihrem Bette ſitzen, und ſahe mit Vergnügen, daß ſie durch einen heftigen Strom von Thränen entkräftet wieder einſchlief; aber es dauerte nicht lange. Sie hatte kaum eine Viertelſtunde geſchlafen, als ſie durch den nehmlichen Traum wieder erweckt ward, und nun gar nicht mehr zweifelte, daß ihr Traum übernatürlich ſey. Sie wurde alsbald von einem heftigen Fieber mit einer Verrückung des Gehirns überfallen, und ſchwebte vierzehn Tage lang zwiſchen Tod und Leben. Unter der Zeit bekam man wirklich die traurige Nachricht, daß ihr Gemahl unterwegs getödtet ſey. Die Mutter, welche für das Leben ihrer Tochter beſorgt war, gebrauchte alle Vorſicht, den tödtlichen Streich, den man ihr verſetzen mußte, aufzuſchieben. Man ließ die Hand ihres Mannes nachmachen, und brachte es dahin, daß ſie ſich anfangs beruhigte. Als man hierauf ihre Geſundheit wieder hergeſtellt ſahe, ſo trug man ihrem Beichtvater auf, ihr den erlittenen Verluſt zu hinterbringen, und ohnerachtet der Bewegungsgründe, die er ihr vorſtellte, ſich dem göttlichen Willen zu ergeben, zitterte man lange Zeit für ihr Leben.

Es waren ſchon vier Monate verfloſſen, ſeitdem ſie Witwe war, als ſie gegen den Anfang des

Winters nahe bey ihrem Hauſe eine Meſſe hörte. Die Meſſe war faſt vorbey, als ihre Augen auf einen Cavalier, der neben ihr einen Stuhl nahm, fielen, worauf ſie ſogleich ein lautes Geſchrei erhub und in Ohnmacht ſank. Man gab ſich alle Mühe, ihr zu Hülfe zu kommen. Sie öffnete endlich die Augen, und der erſte Gebrauch, den ſie von ihrer Sprache machte, war, daß ſie ihren Leuten befahl, den Herrn aufzuſuchen, der die Urſach ihrer Ohnmacht geweſen war, und ihn zu beſchwören, daß er zu ihr käme. Er war noch nicht aus der Kirche weg, und da er hörte, daß dieſe Dame ihn zu ſprechen verlange, folgte er ihr nach. Ach meine Mutter, rief die unglückliche Witwe, als ſie nach Hauſe kam, ich habe eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer meines armen Mannes angehört hat! und ſogleich beſchwor ſie den Officier, ihr von den Umſtänden einer ſo traurigen Begebenheit Nachricht zu geben. Der Officier konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer, die er niemals geſehen hatte, ihn kennen konnte. Er bat ſie um ihren Namen, und ſtutzte, als er ihn gehört hatte. Inzwiſchen erzählte er ihr, wie ihn ein ungefährer Zufall an den Ort geführt hätte, wo ihr Gatte verwundet worden war, und wo er ihm Hülfe zu leiſten geſucht hatte. „Ich ſahe ihn ſterben, ſetzte der Fremde hinzu, und ob er mir gleich unbekannt war, ſo konnte ich mich doch nicht enthalten, gerührt zu werden, da ich ſahe, das keine Hofnung übrig war, ihn zu retten. Ich verließ ihn, ſobald er geſtorben war, ohne zu wiſſen, wer er ſeyn mögte; aber Ihr Name, den er bis auf den letzten Seufzer ausſprach, prägte ſich meinem Gedächtniſſe tief ein, und ich habe mich deſſen ſogleich wieder erinnert, ſobald Sie mir ihn ſagten". Eine ſolche Erzählung konnte nicht geſchehen, ohne daß ſie vielmal durch Thränen des unglücklichen Weibes unterbrochen wurde, und der Fremde gerieth ins größte Erſtaunen, da ſie ihm die geträumten Umſtände von dem Ende ihres Mannes mit vollkommner Deutlichkeit beſchrieb. Er erkannte den Bach, die Bäume, ſeine Stellung und die Lage des Sterbenden, ſogar ſeine Züge ſelbſt waren ſo ähnlich, daß er ſie nicht verkennen konnte*).

---

*) S. Allgem. Magaz. der Natur, Kunſt und Wiſſenſchaften 8ter Theil.

***

Zur
Seelennaturkunde.

I.
Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unſern Zeiten.

Wir hören ſeit ein Paar Dezennien ſo viel von wunderthätigen Männern, weiſſagenden Weibern, geiſterſehenden Philoſophen, aus den Gräbern heraufbeſchworner Verſtorbenen, daß wir beynahe glauben ſollten, es ſey irgend ein mesmeriſcher Dämon aus den höhern Regionen auf unſern Erdball herabgeſtiegen, und habe eine Menge groſſer und kleiner Köpfe unſrer Zeitgenoſſen durch einen geheimen geiſtigen Magnetismus desorganiſirt. Eine Erſcheinung, die uns auf der Stufe der Aufklärung, zu welcher wir uns durch ſo viele Kämpfe hinaufgearbeitet haben, eben ſo befremdend ſeyn muß, als die Aerzte darüber erſchrecken, daß alle ihre ſorgfältigen Beobachtungen, und mit unendlicher Mühe der Natur abgelernte Geſetze und Wege, durch einen magnetiſirenden Mesmer, wie drrch einen aus der Maſchine hervorſpringenden Gott, verwirrt und über den Haufen geworfen werden.

Man ſage nicht, „es habe zu allen Zeiten und in allen Jahrhunderten Schwärmer, Geiſterſeher, Wahrſager und Wunderthäter gegeben. Unſer Jahrhundert unterſcheide ſich von den übrigen nicht ſowohl dadurch, daß es anders **handle**, als vielmehr, daß es mehr und anders **ſehe**, als jedes der andern; daß es ſich ſelbſt mehr kenne. So viele von allen Seiten her aufgeſteckte und ſelbſt bis in die verborgenſten Winkel getragene Lichter machten nur, daß die hie und dort herrſchende Finſterniß um ſo viel auffallender erſcheine“.

Ich glaube das anerkannt große Heer der Gläubigen und Anhänger, die ein **Lavater**, ein **Cagliostro**, ein **Gaßner**, ein **Mesmer** unter ihrer Fahne ſchon ſo lange führten und noch führen, und von denen man ohne alle Hyperbol ſagen kann, daß ſie in aller Welt zerſtreut ſind; der entſchiedene Scharfſinn und philoſophiſche Geiſt ſo vieler, die dieſen Herren in ſo großer Menge ſich angeſchloſſen und noch täglich anſchlieſſen; der **geglaubte** vortrefliche Charakter, die große und feine Weltklugheit, und großen Talente eines **Lavaters**, — der demohnerachtet der größte Schwärmer ſeines Jahrhunderts iſt; — alles dieſes könnte, glaube ich, Antwort genug auf jenen Einwurf ſeyn, und die Aufmerkſamkeit rechtfertigen, die der denkende Kopf dieſem Phänomen widmet. Es läßt ſich zum wenigſten ſo viel daraus ſchließen, daß entweder neue und gefährlichere Quellen der Schwärmerey ſich geöffnet;

öffnet; oder auch, daß die gewöhnlichſten Urſachen derſelben mit verſtärkter Kraft auf unſere Zeitgenoſſen würken.

Der Geiſt des Menſchen iſt kein ſich ſelbſt beſtimmendes, oder urſprünglich und aus ſich ſelbſt handelndes Weſen. Er ſieht, denkt, will und handelt immer nur ſo, wie er von außen her, durch Umſtand und Zufall beſtimmt wird. Er iſt ſehr wenig an ſich ſelbſt, er wird allemal, was er iſt. Er gleicht einer Pflanze, die in ihrem Keim Geſchmack, Geruch und Farbe desjenigen Erdreichs aufnimmt, auf welchem ſie wächſt. Er iſt an ſich ſelbſt ein Leeres, und iſt nur damit verſehen, womit Zeit, Raum und Zufälligkeit ſeiner Exiſtenz ihn verſorgen, — und hat daher auch allemal, daß ich ſo ſage, Geruch und Duft ſeines Zeitalters, ſeines Jahrhunderts. „Damals dachten, damals handelten die Menſchen ſo oder ſo“, ſagt vielmehr: damals mußten ſie ſo denken, ſo handeln.

So wie demnach der Naturlehrer ein nie bemerktes, oder häufiger als gewöhnlich ſich zeigendes Phänomen der Atmosphäre aus dem damaligen Grade der Wärme und Kälte, der Dichtigkeit oder Dünheit der Luft, der Menge und den Gattungen der Dünſte und ihrer Miſchung zu erklären unternimmt; eben ſo laßt uns auch die Urſachen jener geiſtigen Influenza, und des anſteckenden ſchwärmeriſchen Humors unſeres Jahrhunderts aus die-

ſem

ſem Jahrhundert ſelbſt, der Geſchichte und Entſtehungsart ſeiner Bildung, und allen übrigen Zufälligkeiten deſſelben zu entwickeln ſuchen. —

Erſt aber wollen wir den Begriff von Schwärmerey feſtſetzen. Worte werden wie Münzen unter anderm Gehalt ausgegeben, als ſie wirklich haben, und in unſerm Zeitalter der flüchtigen Modejournale, der leichtſinnigen Schöngeiſterey und der halbverdauten Toilettenlectüre jeder Art iſt vielleicht der willkührliche oder unwillkührliche Mißbrauch eines ſo oft genannten Worts mehr als jemals zu beſorgen, zumal wenn der ihm untergelegte Begriff ein Begriff des **Verhältniſſes**, d. h. einer von denen iſt, die nur durch das **mehr** oder **minder** beſtimmt werden. **Hume** hat in ſeinem Verſuch von den Wortſtreitigkeiten gezeigt, daß bey den meiſten philoſophiſchen Streitigkeiten Begriffe dieſer Art zu Grunde liegen, und von dieſer Gattung iſt, wie wir gleich ſehen werden, der Begriff von der Schwärmerey.

„**Der Menſch ſchwärmt**“, ſagen wir von einem andern, deſſen Ideen durch einen Rauſch, oder andere Art von Betäubung der Seele über einander geworfen und in Taumel geſetzt werden, und den wir nun eine unzuſammenhängende Ideenreihe hervorbringen hören. Die Seele eines ſolchen Menſchen befindet ſich in dem Zuſtande des **Halbwachens**. Die Ideen, die ſie zuſammenſetzt, ſind aus der wirklichen, die Zuſammenſtellung ſelbſt iſt aus der idealiſchen Welt hergenommen, wie dies der Fall mit jedem Traum iſt; aber mit dem Unterſchiede, daß hier nach allen Aeußerungen des körperlichen Mechanismus die Seele der wirklichen Welt mehr als der idealiſchen nahe zu ſeyn ſcheint. Der Grundſatz, auf welchem in dergleichen Fällen ſich unſer Urtheil ſtüzt, beruht auf folgender Ideenreihe: Wir bedienen uns zum Behuf des gemeinen Lebens bey dem Uebergange der Begriffe zu Urtheilen desjenigen Grades von Anſtrengung, der die Seele in einem Zuſtande der Gemächlichkeit läßt. Ideenverknüpfungen alſo, die dieſen Zuſtand der Gemächlichkeit unterbrechen, ſind uns im Umgange des geſellſchaftlichen Lebens unangenehm, und erregen entweder Ahndung höherer Geiſtesfähigkeiten, oder auch widrigenfalls, wenn ſie zu auffallend, raſch und ſonderbar ſind, Verdacht einer ſchwärmeriſchen Ueberſpanntheit. Daher ſind auch die Reden und Einfälle eines launigten Menſchen, mit deſſen Charakter wir entweder noch gar nicht bekannt ſind, oder der ſich vielleicht heute zum erſtenmal uns von dieſer Seite zeigt, allemal gewiſſermaßen verdächtig, und erſt nach einer mit ſich ſelbſt verbundenen Reihe von Gedanken und Einfällen entſcheiden wir uns, ihm den Namen eines Schwärmers, oder eines witzigen Kopfs zu geben. Ein Beweis von dem, was ich vorher ſagte, daß der Begriff von Schwärmerey ein Verhältnißbegriff ſey, und daß außer ſo vielen andern Zufälligkeiten auch ſelbſt die jedesmalige Ideenlage des Urtheilenden über die Bedeutung deſſelben entſcheide.

Ja ſelbſt die erſten Anwandelungen von Wahnſinn (den man vielleicht nicht ohne Grund eine continuirliche Schwärmerey nennen kann) benennen wir, ſo lange das Verwirren und Ineinanderwerfen der Ideen noch nicht herrſchend geworden iſt, mit dem Namen der Schwärmerey, und die Verwandſchaft des Genies mit dem Wahnſinn, auf die Shakespears Hamlet winkt, ergiebt ſich aus dieſer letztern Bedeutung mit der oben angeführten zuſammengenommen von ſelbſt.

In einer gelindern Bedeutung brauchen wir das Wort Schwärmer von Plan- und Projectmachern und andern Leuten der Art, die irgend eine Idee mit dem Grade der Lebhaftigkeit denken, der mit dem gewöhnlichen Ideengange unverhältnißmäſſig iſt; wenn ſie z. B. bey einem auszuführenden Plane oder Entwurf eine Reihe nothwendig an einandergeketteter Folgen, große Ausſichten, unausbleibliche Vortheile da ſehen, wo wir, nach der gewöhnlichen Art zu urtheilen und zu ſchlieſſen, dergleichen gar nicht ſehen; wenn ihnen Wahrſcheinlichkeit, höchſte Gewißheit; bloße Möglichkeit, Realität; Gedanke Thatſache iſt, und alle ihre Schlüſſe und Urtheile ſich auf dieſe täuſchende Verwechſelung gründen.

Betreffen dieſe zu lebhaft gedachten und mit übertriebener Wärme bearbeiteten Ideen Dinge von Wichtigkeit, z. B. menſchenfreundliche Vorſchläge, praktiſche Ausſichten, oder Plane zum Wohl der Menſchheit; ſo erheben wir den liebenswürdigen Schwärmer zu einem liebenswürdigen Enthuſiaſten. Sind es aber Kleinigkeiten, oder überhaupt nur ſehr eingeſchränkt intereſſirende Dinge, wofür ſich der Kopf eines Menſchen erhitzt; ſo zeichnen wir ihn mit dem Namen eines Fantaſten.

Geht der Schwärmer (vorzüglich in Sachen des theologiſchen Lehrſyſtems) ſo weit, daß er Gott und Religion in ſein Intereſſe hineinflicht, und mit Hintanſetzung alles deſſen, was gerecht, gut und edel unter den Menſchen heißt, den irdiſchen Hinderniſſen trotzet; dann erhält er den Namen Fanatiker.

Dieſe Aeußerungen der Schwärmerey, die ſo mannigfaltig und dem erſten Anſehn nach von einander verſchieden ſind; aber wie wir nachher bemerken werden, nur zu leicht ſich einander erzeugen — wie entſtehen ſie, wie können ſie ſelbſt bey großen weltklugen Leuten herrſchendes Ideenſyſtem werden? —

Die menſchliche Seele iſt durch ihre Organiſation fähig, aus der fortgehenden Reihe ihrer Ideen irgend eine abzuſondern und auszuheben, und zu dem anfangenden Gliede einer neuen Kette zu machen.

chen. Wenn es uns daher verſagt iſt, Ideen nach Willkühr zu ſchaffen, oder auch nur zu gewünſchter Zeit beliebige Bilder vor dem innern Auge, wie in einer laterne magica, vorüberzuführen; ſo können wir doch die jedesmalige Ideenmaſſe, die Augenblicke der Betäubung oder Ueberraſchung ausgenommen, nach Willkühr richten und ſtellen, und dem innern neugebildeten Creiße der ſich aſſociirenden Ideen ſeinen Mittelpunkt geben, ja ſogar davon einige herbey rufen, die ohne dies dieſen Creiß für jetzt nicht berührt haben würden. Alles dies geſchieht durch einen verſtärkten Grad der innern Selbſtthätigkeit. (Dieſes primum mobile des geſammten geiſtigen Syſtems in der lebendigen Welt) Das Gedächtniß belebt ſich zu neuen Erinnerungen, die Imagination ſtellt alle ihre Anſchauungen in hellerm und ſtärkerm Lichte dar, der Witz verknüpft mit größerer Schnellkraft die homogenen Intuitionen. Die Seele ſitzt unter ihren Ideen wie eine Spinne in der Mitte ihres Gewebes. Was ſie von allen Seiten her in allen Weiten um ſich herum ſieht, oder empfindet, wird ihr Stoff zu dem geiſtigen Gewebe; jeder neue und lebhafte Begriff, jedes friſchere Bild dient ihm, Farbe und Einſchlag zu geben. So wie alſo nach der alltäglichen Erfahrung der Menſch immer mehr Thier als Geiſt iſt, und durch ſeine ſinnliche Organiſation ſeyn muß, ſo wie er ſich immer mehr von den untern Seelenkräften mechaniſch hinziehen, als von den obern vernünftig leiten läßt, mehr durch viele dunkle Ideen, als eine klare, mehr durch ihre Zahl, als ihr Gewicht, mehr durch Anſchauungen der Imagination, als durch Gründe der Urtheilskraft determinirt wird; ſo kann alſo jene geſpanntere Thätigkeit der untern Seelenkräfte wie eine Art von Verſchwörung wider die obern, wider Vernunft und Urtheilskraft angeſehen werden. Zufällige Homogenitäten des Witzes gelten in dieſen Momenten der Seele für Urtheile, und ſtarke lebhafte Anſchauungen für Gründe. Was Wunder, wenn ſie bey der Eingeſchränktheit ihres Faſſungsvermögens in ihre ſelbgeſchaffene idealiſche Welt vertieft, das Auge von der wirklichen weggewendet hat, oder wenn ſie allen gewöhnlichen Maaßſtab des Urtheilens verachtet, da ihre eigenen Ideen denſelben ſchon bey ſich ſelbſt führen, und durch ihre Lebhaftigkeit und ſtarke Bilder über Realität, Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit entſcheiden.

Nach dieſer Erklärung iſt alſo kein Zweifel, daß nicht die Schwärmerey in dem Hirn eines jeden Erdenſohns, ſey's an dieſer oder jener Faſer, irgendwo ihr Spinnengewebe hängen habe. Der Menſch iſt keiner ſtarken Leidenſchaft, keiner tiefen Empfindung fähig, ohne eine Anwandelung von Schwärmerey. Jeder ſtolze unüberwindliche Vorſatz erzeugt und behauptet ſich durch ſie. Sie iſt die Geſpielinn der Leidenſchaft jeder Art, und die innere mitfolgende Begleiterinn jeder höhern Würkſamkeit der Seele. Ein Cato darf ihr ohne Erröthen einen

Theil ſeines erhabnen Patriotismus verdanken, und die Socraten wären ohne ſie vielleicht nur halb ſo groß.

Wenn der entzückte Dichter die Muſe vom Himmel zu ſich herunterfleht, wenn er von dem Deus in vatibus redet, oder von der feyerlichen Wonneſtunde der Begeiſterung ſpricht, dann meint er nichts anders, als jenen Zuſtand der geſpanntern Selbſtthätigkeit, den wir ſo eben ſchilderten. Dieſer verdankt er ſeine friſchen mit lebendigem Colorit gezeichneten Bilder, ſeine ſeelentreffenden Züge, den weit ausſehenden, unter den arbeitenden Händen ſich erweiternden Plan, der immer neu zufließende Reichthum in der Ausbildung ſeines Gedichts, die ganze Anſicht und Darſtellung der Natur in ihrem feſtlichen Gewande. Eben daher ſchreibt ſich jenes innige Intereſſe und die unwiderſtehliche Bezauberung für das Product ſeines Geiſtes, das Feuer, womit er daran arbeitet, und die ſüſſe Vergeſſenheit ſeiner ſelbſt, und alles Wirklichen um ihn herum. Seine ganze Exiſtenz ſcheint ſich in dieſen Augenblicken auf dieſe einzige Idee zu concentriren, und nur mit Anſtrengung und Mühe denkt er ſich in die verlaſſene wirkliche Welt zurück.

Eben dies iſt auch die Geiſteslage der Entdecker, Erfinder und Reformatoren jeder Art. Eine einzige Idee mit hoher Lebhaftigkeit gedacht, mit allen verwandten Ideen geſchwängert, nach allen Seiten gewandt, aus jedem Geſichtspunct beſchaut, macht die Columbe, die Copernicus, die Luther, die Leibnitze und Cante. Die unerſchütterliche Ueberzeugung, daß ſie trotz aller Einwürfe und Widerſprüche recht ſehen und urtheilen, die unwiderlegbare Gewißheit, daß es ihnen gelingen müſſe und gelingen werde. Der Muth, die Standhaftigkeit und Ausdaurung in Kämpfen und Mühſeligkeiten ſind Folgen des edlen hohen Selbſtbewußtſeyns, welches durch das Gefühl der mit ungewöhnlicher Thätigkeit arbeitenden Seelenkräfte erzeugt, und durch eine Art von Illuſion, die der auf ſich ſelbſt gehefteten Seele nur allzu gewöhnlich iſt, auf die Größe, Wichtigkeit, Richtigkeit und endliche Durchſetzung der zu erfindenden, oder zu unternehmenden Sache übertragen wird.

Wer ſieht nicht hieraus, daß ganze Völkerſchaften, daß die Menſchheit manchen erſchütternden Geniusſchwung, der ſie aus hundert- und tauſendjährigem Schlummer erweckte, und wie durch einen gewaltſamen Stoß auf einmal zu einer Höhe empor hob, zu welcher dieſelbe ohne dies noch Jahrhunderte hindurch vergebens aufgeſchauet haben würde, jenem Keim zur Schwärmerey in der menſchlichen Seele zu verdanken habe; — ein offenbarer Beweis, wie die Meiſterhand der Natur oft die wichtigſten Phänomene, in der Geiſterwelt ſowohl als in der phyſiſchen, an die feinſten Fäden anknüpfe, indem, wie wir ſehen, jene Rieſenſchritte der Erfindungen und jene Kühnheiten der ſtolzeſten Menſchenſeele, großen Theils auf der ſo leichten, ſo leiſe entſchlüpfenden Täuſchung beruhen, daß wir unſer denkendes Subject mit dem gedachten Gegenſtande, die Idee mit der Sache vermengen.

Noch muß ich anmerken, daß die oben bemerkten Grade der Schwärmerey, Enthuſiasmus, Fantaterey und Fanatismus durch einen ſehr feinen Organismus zuſammenhängen, und wie electriſche Funken, wenn leichtere Ideen nicht ins Mittel treten, ſich eins an dem andern entzünden. Laſſet den enthuſiaſtiſchen Schwärmer für ſeine weit ausſehende Entwürfe erwünſchten Fortgang finden, und widerſetzet euch ihm in Kleinigkeiten, und ihr werdet ſehen, wie er ſelbſt auf Koſten der Vernunft darauf beſtehen, und aus einem in himmelweiten ſehenden Enthuſiaſten ein engherziger Fantaſt werden wird. Miſchet in ſeinen Character, wie dies immer ſo verträglich mit dergleichen Character iſt, Ehrgeitz und Herrſchſucht, und der ſchwarze Fanatismus laurt mit ſeinem ganzen Gefolge im Hinterhalte.

Wir ſind jetzt, glaub ich, ziemlich vorbereitet zu einem vollſtändigen Begriff von der im eigentlichſten Sinn alſo genannter Schwärmerey, dem Ideal unſeres Jahrhunderts, welches, wie jedes andere, gemeiniglich unzählige Verehrer und Anbeter von der einen, und heimliche Belacher von der andern Seite hat.

Der neueſte Philoſoph der Deutſchen, der die Vernunft und ihre Vermögen mit einem beynahe unerreichbaren Tiefſinn erforſcht und ermeſſen hat, hat es bewieſen, daß dieſelbe ein unerlaßliches Bedürfniß habe, (ohne welches ſie beynahe nicht Vernunft ſeyn könne,) nachdem ſie lange genug die ſichtbare Kette der Natur in allen ihren Gliedern verfolgt, jenſeits alles Sichtbaren und Sinnlichen, oder, wie er es nach ſeinem Syſtem nennt, jenſeits der Erfahrung hinauszugehen, und in einem ganz andern Felde, als dem, der in dieſer ſinnlichen Organiſation uns möglichen Erkenntniß, ihre Vollendung und letzte Befriedigung zu ſuchen. Dieſe Quelle hat der ſeit mehr als ein Jahrtauſend hindurch herrſchende, oft beſtrittene und eben ſo oft wieder erneuerte und verfeinerte Dogmatismus der Philoſophen aller Nationen und aller Jahrhunderte, — eine Art von Schwärmerey, die um ſo viel gefährlicher war, weil ſie durch ihre Natur die ſcheinbarſten und überredenſten Gründe für die Realität ihrer Träumereyen vorzubringen wußte, und überdem noch obenein das Richtmaaß zur Entſcheidung zwiſchen Traum und Wahrheit, Idealität und Würklichkeit, nehmlich Verſtand und Vernunft in ihren Quellen verfälſchte.

Unterdeſſen iſt es in der Geſchichte der Menſchheit durchgängig beſtätigt, daß das, was die Philoſophen durch lange Reihen weit hergeholter Demonſtrationen thaten, lange vor ihnen ſchon der uncultivirteſte Naturmenſch durch eine natürliche Täuſchung ſeiner Einbildungskraft gethan hatte; und eben ſo gewiß iſt es, daß dem Philoſophen zur Seite der gemeine Mann, ohne von dem erſten gemißleitet zu ſeyn, durch einen gleich natürlichen Gang des Menſchenſinnes über die nehmlichen Begriffe, wenn gleich ſchwärmte, oder vernünftelte, ſo doch wenigſtens wahrſcheinlich ahndete, oder ſchwankend ſceptiſirte. —

Nachdem der oben genannte Weltweiſe die Schwärmerey der Philoſophen ſo richtig erklärt und dargeſtellt hat; ſo wollen wir dies in Rückſicht der letztern um ſo viel mehr thun, da ſelbſt jene ſich auf dieſe, ſo wie allemal Vernunft auf Sinnlichkeit gründet, und der menſchliche Geiſt in ſeinem Fortſchritte von der letztern zu der erſtern aufſtieg.

Die menſchliche Seele äußert darin einen characteriſtiſchen Unterſchied und auffallenden Vorzug vor den thieriſchen Inſtincten, daß, ſobald ſich nur die früheſten Keime ihrer Entwickelung zeigen, nicht bey dem durch die äußern Sinne erhaltenen Eindruck ſtille ſtehen bleibt, ſondern durch einen eigenthümlichen Mechanismus von dem Gegenwärtigen zum Zukünftigen, von dem Würklichen zum Möglichen, von dem Sichtbaren zum Unſichtbaren, von der Würkung zur Urſach übergeht. Dieſe Willkührlichkeit, womit die Seele des Menſchen ihre geſamten Eindrücke und Begriffe behandelt, (ich mögte ſie beynahe die Freyheit des Verſtandes nennen,) gründet ſich auf eine ſehr erklärbare Weiſe auf das dem Menſchen eigenthümliche Abſtractionsvermögen, nach welchem kein ſinnlicher Eindruck, bloß Eindruck, d. h. Reaction des angeſchauten oder empfundenen Gegenſtandes iſt, ſondern ſchon immer etwas Idealiſches, das heißt unſinnliches an ſich hat. Aber eine weitere Erörterung hierüber dürfte vielleicht hier am unrechten Orte ſtehen.

Die Imagination, dieſe immer rege Energie und gleichſam ewig gebärende Zeugungskraft der Seele, läßt dieſelbe wegen jenes idealiſchen Ueberganges von der Würklichkeit zur Möglichkeit, von der Urſach zur Würkung nicht lange in Unruhe, und weis das Leere des ſich eröffnenden neuen Feldes der Erkenntniß mit ihren Schöpfungen nur zu leicht auszufüllen. Das Abſtractionsvermögen ſelbſt, dieſe geiſtige aller Energien in der Seele, welchen wir alle jene hohen Ausbildungen der Vernunft zu danken haben, wird von der Imagination als einer ſinnlichen und eben deswegen herrſchenden Seelenkraft dazu angewandt, und ich mögte ſagen, gemißbraucht, um durch ihre Abſonderungen, Läuterungen und Verfeinerungen der unmittelbaren Eindrücke der Sinne jener ihre Zuſammenſetzungen zu befördern. Die Imagination nehmlich bildet durch dieſe Art den angeſchauten Urbildern gewiſſe Copien nach, denen ſie jetzt durch Vergrößerungen und Zuſatz an der **Quantität**, jetzt durch Verwechſelungen und Umänderungen der Qualität den ſcheinbaren Anſtrich von Urbildern, und zwar größern und vollkommnern Urbildern giebt, als diejenigen ſelbſt ſind, welche ihnen als Anſchauungen und würkliche Empfindungen zum Grunde liegen. Da alſo bey jedem vorkommenden Urtheil über die letztern, die erſtern als Erkenntniß- und Erklärungsgründe derſelben der Seele nothwendig mit verſchweben; ſo iſt dies auſſer den bey unſerer Erklärung der Schwärmerey angeführten Gründen, die hier nicht weniger eintreffen, ein Grund mehr, um hier Bilder für Empfindungen, Idealitäten für Würklichkeiten zu halten.

Es iſt hieraus klar, wie der menſchliche Geiſt auf dieſem Wege, den ihn keine Sophiſterey, ſondern die Natur mit eigener Hand geführt, die groſſen Ideen von Gott, Religion, Geiſt, Ueberſinnlichkeit und intelligibeln Welt, gefunden. Alle Philoſophen, bis auf **Mendelſohn** herab, haben in ihren feinſten Speculationen nichts mehr gethan, als daß ſie jene rohen Begriffe des wilden Naturmenſchen geläutert und erhöhet haben, — und ein **Malebranche** ſieht, hört und fühlt auf der höchſten Stufe der Speculation gerade ſo den Urheber aller Dinge, als ein **Adam** nach ſeiner erſten Entwickelung aus dem thieriſchen Stande, denſelben in jeder blühenden Blume ſieht, in Frühlingslüftchen ſäuſeln, im ſchreckenden Donner wandeln hörte. (Eine Bemerkung, welche einige der neueſten unſrer Weltweiſen, vor allen andern aber der ſcharfſinnige Verfaſſer der Reſultate der Jacobiſchen und Miedelsſohnſchen Philoſophie beherzigen ſollten, wenn ſie in der Geſchichte der Menſchheit jene großen Begriffe ſchon ſehr früh, und oft ſo erhaben ausgebildet finden, und darüber als ein aus natürlichen Urſachen unerklärbares Phönomen ſtaunen, ſo daß ſie als die erklärteſten Scoptiker, der Vernunft zum Troß, eine Art von deſpotiſchen Zwangsphiloſophie einführen, und uns die Offenbarungen der Bibel als eine unbezweifelbare göttliche Dogmatik aufdringen wollen.)

Auf dieſe Art führt alſo die Natur den Menſchen ſelbſt zur Schwärmerey; aber es giebt noch andere künſtliche Quellen derſelben. —

Wir dürfen nicht alles Wißbare, ja nicht einmal alles Wiſſenswürdige von der Natur kennen, wir dürfen nur die vorderſten Auſſenſeiten ihres unermeßlichen Tempels von ferne ſehen, um uns zu überzeugen, wie höchſt eingeſchränkt unſere Erkenntniß der Natur, und wie unzulänglich für die Befriedigung der wichtigſten und letzten Erkenntniß-Bedürfniſſe ſie iſt. Von der erſten Urſache der Natur, ihrem Weſen, Eigenſchaften, Einfluſſe auf die Welt und Zuſammenhange mit uns, —

welcher Neuton, oder Haller, oder Leibnitz kann auch nur dem gemeinen Mann, der ihn darum befrägt, befriedigende Antwort geben? Und eben ſo unſern großen Wunſch für Fortdauer und Unſterblichkeit, welcher Socrates, welcher Mendelsſohn kann ihn hinlänglich begründen oder ſtärken? —

So wie alſo über dieſe unzurücktreiblichen Probleme die Vernunft von der Natur ſelbſt zu einem ewigen Scepticismus verurtheilt zu ſeyn ſcheint; ſo greift ſie um ihrer endlichen Selbſtbefriedigung willen gleichſam zu gewaltſamen Mitteln, und will der Natur ihre großen, unenthüllbaren Geheimniſſe ſelbſt abzwingen; tritt ihre eigene Fackel mit Füßen, um in einer undurchdringlichen Nacht deſto heller zu ſehen, wähnt jede gewöhnliche Erkenntniß nach Naturgeſetzen für blind, oder wenigſtens kurzſichtig; findet mehr Beruhigung in Unbegreiflichkeiten, als im Begreiflichen; läßt ſtatt der Urtheils- die Einbildungskraft würken; ahndet und muthmaßt, ſtatt zu ſehen, glaubt, ſtatt zu prüfen. Und ſo entſteht dann eine Welt von Unbegreiflichkeiten, Wunderkräften, die man durch den Schleier, den die Natur wenigſtens vor unſer gegenwärtiges Auge darüber geworfen zu haben ſcheint, in jeder natürlichen, ja als ganz alltäglichen Erſcheinung ſichtbar hervortreten ſieht: — glaubt Gott zu verehren, und kniet vor Affen; traut auf Wunder, und läßt ſich durch Unwiſſenheit und mißbrauchende Liſt hintergehen; ſieht Geiſter aus der andern Welt, und merkt nicht auf die Taſchenſpielerkünſte des Geiſterbeſchworers.

Eine ſolche Stimmung der Gemüther befördert nichts ſo ſehr als ein Buch, welches — einzig in ſeiner Art — ſeit undenklichen Jahren auf die Achtung der Welt Anſpruch macht, und, wenn man es nicht genauer ſtudirt, in eben dieſem Geiſte, und mit der Abſicht geſchrieben zu ſeyn ſcheint, um jene Denkungsart zu befördern. Seine Begriffe von Gott, Geiſtern, Engeln, Wunderkräften werden der einmal aufgeregten fruchtbaren Einbildungskraft bey unaufgeklärten Menſchen nur um ſo viel mehr Stoff zu neuen ſchwärmeriſchen Ideenverbindungen geben, und die Schwärmerey wird an ihm grade das finden, was ſie ſonſt am wenigſten zu haben pflegt — Geſetzbuch.

Braunſchweig.

Daniel Jeniſch.

Man erlaube mir, daß ich zu dieſer Abhandlung, welche ſehr viel Wahres, Richtiges und Treffendes in ſich enthält, noch folgendes hinzu ſetzen darf:

Der Grund, der in unſern Zeiten ſo ſehr einreiſſenden Religionsſchwärmerey liegt offenbar in mehrern Umſtänden, die jetzt — nothwendig und zufällig zuſammengekommen ſind, und bey ihrer ſehr wahrſcheinlichen Fortdauer unſern Nachkommen eine unglückliche, — ich will nicht ſagen, allgemeine Barbarey der Vernunft drohen. Das ernſte Studium der Alten, und der Philoſophie hat in unſern Tagen ſehr aufgehört. Unſere jungen Leute treiben nicht viel Reelles mehr, und verſchwenden jetzt einen großen Theil der Zeit, welcher zu richtiger Ausbildung ihres Verſtandes angewandt werden ſollte, mit Leſung matter, empfindſam geſchriebener Romane, die den Geiſt erſchlaffen, und ihren Empfindungen eine ſchiefe, idealiſche Richtung geben. Ein Umſtand, der bey der einreiſſenden Religionsſchwärmerey mehr als geſchieht, erwogen werden müßte. Wenn die edeln und reinen Gefühle durch jene Lectüre verſtimmt, verzärtelt und zu ſehr verſinnlicht worden ſind, wenn der Ton einer gewiſſen Empfindeley der **herrſchende** in der Menſchenſeele geworden iſt, wenn dadurch die Einbildungskraft angezündet, und das Nervenſyſtem geſchwächt worden iſt: ſo iſt nichts natürlicher, als daß die Religionsſchwärmerey, welche man auch **Religionsempfindeley** nennen könnte, ſehr leicht und geſchwind Wurzel faſſen muß, ſobald ſich die Seele auf geiſtige Gegenſtände hinrichtet. Man weis überhaupt ſchon, wie nahe ſchwärmeriſche Empfindungen der Liebe mit ſchwärmeriſchen Gefühlen der Religion verwandt ſind, und wie leicht ſie in einander übergehen

gehen können. Jene erſtern werden offenbar zu ſehr in unſern neuern Romanen angefacht, und dadurch wird faſt immer mit der Grund zu dieſen gelegt. — 2) Die Parthey der Religioſen, Pietiſten, Schwärmer und Geiſterſeher hat zwar von jeher bald aus gutgemeinten Abſichten, bald aber auch aus ſchwarzem Sectengeiſt und dummer Proſelytenſucht ihren Anhang zu vermehren geſucht; — aber in den jetzt ſo ſehr verſchrienen Zeiten des Unglaubens meinen jene gläubigen Herren vornehmlich hervortreten zu müſſen, damit das Gebäude der Religion nicht ganz über den Haufen falle. Sie haben daher nicht nur von neuem jene Träumereyen von Wunderkräften, Wunderglauben, myſtiſchen Unionen mit höhern Geiſtern, Einwürkungen der Gottheit auf unſre Gefühle u. ſ. w. aufgewärmt, und mit großem Geſchrey davon zu predigen angefangen; ſondern haben noch weit ſchlauere Mittel zur Erreichung ihrer Abſichten angewandt, und ſind dabey nicht unglücklich geweſen. Sie haben die Großen und ihre Miniſter zu gewinnen geſucht, haben Männer von ausgebreitetem Ruhme und wilder Thätigkeit zu ihrer Parthey herüber gelockt, und was ihrem Anſehen erſtaunlich viel und mehr, als man glauben ſollte, genutzt hat, — haben die Herzen der Weiber durch Mittel, wodurch weibliche Herzen ſo leicht gefangen werden, gewonnen, davon ich ſonderbare Beyſpiele erzählen könnte, wenn hier der Ort dazu wäre. Mit allen dieſen Kunſtgriffen haben ſie die Ausſtreuung myſtiſcher Bücher verbunden, und ſonderlich gewiſſen Arten von Menſchen Aufſchlüſſe darin verſprochen, die ihnen kein weltliches Buch, keine Philoſophie verſchaffen könne. — 3) Die jetzige, allgemein werdende, ausſchweifende, nervenſchwächende, empfindelnde Lebensart, der ungeheure Luxus, die damit verbundene fehlerhafte frühe Erziehung und Verzärtelung unſrer Generation haben einen ſichtbaren Einfluß in den Hang zur Schwärmerey und Myſtik. Der zu ſehr ſinnlich gewordene Menſch, der keine Kraft zum Denken mehr übrig hat, der gern ſeine Phantaſie in ſanften Gefühlen wiegt, und der jede Selbſtunterſuchung fliehet, weil ſie ihm läſtig und unbequem wird, ergreift am liebſten ein Religionsſyſtem, welches ihn gleichſam mit einer neuen Art Wolluſt nährt, und ſein Gewiſſen durch eine erträumte myſtiſche Gnade beruhigt. Man hat immer bemerkt, daß die Ausſchweifendſten und ſinnlichſten Menſchen am leichteſten zur Schwärmerey übergehen, und ſonderlich beym herannahenden Alter in die Arme eines Syſtems fliehen, worin ſie ſich am bequemſten über ihr vergangenes Leben betäuben können. Wie viele Menſchen von dieſer Art habe ich kennen gelernt! und wie bekannt iſt es, daß die neuen Prediger der Schwärmerey durch dieſe ſich ſehr wichtigen und zum Theil bedenklichen Einfluß verſchaft haben.

Dieſe und mehrere phyſiſche und pſychologiſche — zum Theil auch politiſche Gründe haben vornehmlich der Schwärmerey in unſern Tagen Thür und Thor eröffnet, und man hat ſehr Urſach, auf den geheimen, im Dunkeln ſchleichenden Fortgang dieſer Peſtilenz aufmerkſam zu ſeyn. Der ruhige Denker wird freylich bey der zunehmenden Ausbreitung derſelben, die durch ſo viele beſondere, aber ſehr thätige Secten befördert wird, immer Muth behalten; er wird ſich damit tröſten, daß die geſunde Vernunft und die ächte Tugend ſich eigentlich nie ganz verlohren, ſondern immer ihre Verehrer und Beförderer gefunden habe —; aber beunruhigen muß es ihn doch allerdings, wenn er bedenkt, wie ſchnell ſich jene Krankheit auszubreiten anfängt, wie mächtige Anhänger, wie feine liſtige Prediger ſie hat, und wie ſehr ſie ſich zum Geiſte unſeres Jahrhunderts, unſrer Sitten und ſelbſt zur Polemik unſrer Tage paßt, unter deren Streitigkeiten ſie ſich immer mehr und mehr ausdehnen wird. —

Die Schwärmer ſind im gewiſſen Betracht, zumal wenn ſie Beredſamkeit mit Liſt verbinden, wie dergleichen mehrere bekannt ſind, und wenn ſie mit lebhaft empfindenden Leuten zu thun haben, unwiderſtehliche Verführer. Die Sprache der Ruhe, Zufriedenheit und Gleichmüthigkeit, die aus ihren Worten und Mienen hervorleuchtet, und von der man ſo leicht auf eine innere glückliche Stille des

Herzens ſchließt; die herablaſſende, gefällige, herzliche Manier zu belehren, zu unterrichten, zu recht zu weiſen; der hinreißende Ausdruck des Mitleidens, den ſie gegen Verirrte, gegen ſinnlich laſterhafte ſelbſt an den Tag legen; die Wahl ihrer Bilder, die leichte Verſinnlichung der Religionswahrheiten, das beſtändige Hinweiſen auf freudige Gefühle des Glaubens, die ſchlaue Accommodirung ihres ganzen Betragens, Denkens und Handelns nach der Phantaſie ihrer Zuhörer, — alles dies ſchließt den Schwärmern leicht die Herzen der Menſchen auf, und dieſe Herzen ſind oft eher gefangen, als ſie es noch glauben. Solchen guten geſalbten Menſchen entdeckt man gern ſeine Gemüthsunruhen, um von ihnen als heiligen Propheten Gottes Ruhe und Tröſtung zu erhalten. Man ſchenkt ihnen ſein Zutrauen, weil ſie es vor allen andern zu verdienen ſcheinen, und mit dieſem bekommen ſie gleichſam unſer ganzes Herz in ihre Hände. Es kann nicht fehlen, daß ein empfindſamer Menſch nach einigen Umgang mit ſolchen Schwärmern, oder auch nur mit ihren Schriften oder Briefen eine gewiſſe Behaglichkeit in ſich wahrnehmen muß, die ihm die Gültigkeit ihrer Ideen auſſer Zweifel ſetzt. Der Angeſteckte nimmt Bewegungen des Herzens, Empfindungen in ſich wahr, die er vorher nie kannte. Er fängt an in ſich ſelbſt hinein zu ſchauen — und das, was freylich nur eine Aufwallung des Bluts, oder eine Täuſchung der Phantaſie war, für Würkungen einer höhern Kraft zu halten, und was unmittelbar daraus folgt — die Welt auſſer ſich (die vielleicht vorher ihn nicht genug belohnte, ſeine Plane zerſtörte, ſeinen Stolz nicht nährte) zu verachten.

Er beginnt nun auch eine ganz andere Sprache zu reden, als andere vernünftige Menſchen zu gebrauchen pflegen; — eine Sprache, die ſorgfältig gewählt iſt, ſeine feurigen Ideen ja nicht auszulöſchen, ſondern noch mehr anzufachen. Die Vernunft wird verachtet — weil ſie — Vernunft iſt, weil ſie es gegen ſeine Phantaſien zu diſputiren wagt; die Philoſophie wird eine eitle Wiſſenſchaft genannt, und die Bibel zum einzigen lautern Erkenntnißgrunde aller Wahrheit gemacht. Hierin trägt der Schwärmer alle ſeine religiöſen Tollheiten hinein, und beweiſt aus ihr das, was nimmermehr daraus bewieſen werden kann. Wer daran zweifelt, iſt in ſeinen Augen ein verworfener Religionsverächter, und alle philoſophiſche Tugend ein geſchminktes Laſter.

Daraus iſt nun aber auch zugleich ſichtbar genug, daß ein Menſch von allem andern leichter geheilt werden kann, als von religiöſer Schwärmerey. Sie unterhält nicht nur ſeinen geiſtigen Stolz durch jede hohe Idee, die ſie in ihm erzeugt; ſondern mahlt ihm auch ein ſo erhabnes Bild von Glückſeligkeit vor, daß er faſt gar keinen freyen Willen — anders zu handeln übrig behält. Da er ſeinen Schatz, ſeine Gottheit gleichſam in dem Buſen trägt, und da er ſich über die Welt ſo ſehr erhaben glaubt; ſo bleibt ihm eigentlich kein unerfüllter Wunſch mehr übrig. Er hält ſich für den glücklichſten Menſchen — wenn ihm ſelbſt äußere Glücksgüter fehlen; ja er rechnet ihren Mangel zu ſeinem Glück, und ſieht auf die mit einer Art Verachtung herab, die ſie beſitzen.

P.

2.

Ein Traum.

Weder in der Natur der menſchlichen Seele, noch in den moraliſchen Eigenſchaften der Gottheit ſcheint ein mehr als bloß wahrſcheinlicher Beweis für die Unſterblichkeit unſrer Seele zu liegen. Darüber hatte ich mich einſt mit meinem ſeligen Freunde bis um Mitternacht hin geſtritten. Meine ganze Seele war voll von Gedanken über dieſen Gegenſtand, und ich ging mit einiger Unruhe über die Unbeweisbarkeit der Unſterblichkeit zu Bette.

Ich hatte noch nicht lange geſchlafen, als ich zu träumen anfing, und mein Traum, an den ich noch mit Schrecken denke, war folgender:

„Ich fühlte, daß ich nicht lange mehr leben würde, meine Krankheit wurde bedenklich, und ich ſahe mich endlich wirklich ſterben. Welche Angſt ich dabey ausgeſtanden, kann ich keinem Menſchen beſchreiben. Ich vergoß bittere Thränen über meinen eigenen Tod, und mein Blick hing mit einer ſchwermüthigen Stille an meinem Leichnam; — aber auf einmal war's, als ob ein heller Strahl der Ruhe und Hoffnung durch meine Seele dränge. „Iſts doch nur dein hinfälliger irdiſcher Leib, dacht' ich, der da liegt, laß ihn verweſen, da ein weit edlerer Theil deines Weſens dir übrig geblieben iſt". Ich betrachtete nun meine Leiche nicht mehr mit dem vorigen Schaudern; aber es dauerte nicht lange, als es in meiner Seele auf einmal ſchrecklich trübe ward, ich verlohr meine ganze Faſſung, und eine unbeſchreibliche Angſt überfiel mich von neuem. Wer weiß denn — ſo rief es mir im Innern meiner Seele zu, — ob deine Seele nicht mit dem Körper verweſet, ob ſie nicht aus ihm heraus fliegt und zerflattert. Bey dem letzten Gedanken empfand ich die ſchrecklichſte Seelenqual, wovon ich vorher und nachher nie eine ähnliche Empfindung gehabt habe. In dem Augenblick erhub ſich ein lichtes Wölkchen von dem Scheitel meiner Leiche langſam in die Luft empor. Mit innigſter Sehnſucht ſahe ich meiner Seele nach; aber immer mit der bangen ſchrecklichen Empfindung: ob ſie wohl zerflattern würde — — und was geſchah? ich ſahe ſie zerflattern;

aber in dem Augenblick war meine Seelenangſt ſo ſtark geworden, daß ſie mich wieder wach machte. Ich fand meinen Leib mit Schweiß über und über, und meine Wangen mit Thränen bedeckt, die ich während des Traums geweint hatte.

Sonderbar war hiebey die Empfindung, daß ich mich ſowohl in als auſſer meiner Leiche zu befinden glaubte, denn ich ſahe mich erblaßt vor mir liegen, fühlte aber doch auch, daß es nicht meine Leiche war, die über ſich ſelbſt nachdachte; ſondern ein anderes auſſer ihr ſich befindliches Weſen.

Erlauben Sie mir, daß ich zu dieſem Traume meines Freundes noch Folgendes hinzuſetzen darf. Ich glaube nicht, daß wir je eine vollkommne Theorie der Träume werden entwerfen können, da die Geburten der Phantaſie ſo unzählig vieler Geſtalten fähig ſind. Wir richten uns zwar im Traume nach den allgemeinen Geſetzen des Denkens und Empfindens; aber doch nur in ſo fern, als ohne ſie die Einbildungskraft gar nicht würken könnte; denn eigentlich hat ſie über die Vernunft faſt in jedem Traum die Oberhand. Wir denken eigentlich im Traume nicht, weil wir ſo denken **wollen**; ſondern weil wir ſo denken **müſſen**, indem die Einbildungskraft unſern Gedanken ihre Pfade vorzeichnet, die ſie mechaniſch nehmen müſſen. Daher iſt eigentlich jeder Traum eine Art Raſerey, welche aufhört, ſobald die Vernunft nur zuſammenhängende Ideenreihen herbeyführt, und unſere Einbildungskraft in engere Grenzen zurückweiſt, welches durch die Oeffnung der Sinne allemal geſchieht.

Der vorher erzählte Traum war unmittelbar durch das Geſpräch über Unſterblichkeit entſtanden. Daß man ſich ſterben ſieht, wohl gar im Traume gehenkt und geköpft wird iſt nichts ungewöhnliches, ob es gleich jedesmal mit einer unangenehmen Empfindung verbunden iſt. Daß dem Träumenden aber die Seele als ein Wölkchen erſcheint, läßt ſich wohl aus einer Jugendidee erklären, indem ſich Kinder, auch wohl erwachſene Leute die Seele als ein Wölkchen oder Flämmchen vorzuſtellen pflegen, — weil man doch immer gern ein wenigſtens luſtiges Bild von einer Seele haben will. Der Gedanke: du vergehſt ganz, mußte natürlicher Weiſe ſehr bange Gefühle erzeugen, die keinem überhaupt fremd ſeyn können, welcher einmal über die Möglichkeit eines gänzlichen Vergehens nachgedacht hat.

Daß die Seele während des Traums einer größern Würkſamkeit und Vergleichungskraft als im Wachen fähig ſey, und mithin im Traum Ahndungen von zukünftigen Dingen bekommen könne, wie einige behauptet haben, iſt ein höchſt unpſychologiſcher Satz. Wir denken im Traum nach allgemeinen und unläugbaren Erfahrungen gewöhnlich viel unordentlicher, als im Wachen, und ſind daher in jenem Zuſtande weniger als ſonſt zum Erfinden und Erfahren neuer Begriffe aufgelegt. Auch wär es ſonderbar genug, daß ſich ſo wenig Menſchen aus ihren Träumen jener größern Würkſamkeit der Seele erinnern könnten, und daß die Natur grade dieſe größere Würkſamkeit der Seele vor uns ſelbſt verborgen haben ſollte.

3.

Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften.

Bonnet ſchrieb einen analytiſchen Verſuch über die Seelenkräfte. Er zergliederte darin die Anfänger des menſchlichen Denkens, wie man die einzelnen Theile eines Körpers anatomirt, er ſuchte die erſten Principien der Empfindungen Stückweiſe auf, und bildete daraus endlich ein Ganzes, welches der Seelenlehre eine ganz neue und ſehr intereſſante Geſtalt gegeben hat. Ich wünſchte, daß einer unſrer großen Köpfe einen ähnlichen Verſuch über die Leidenſchaften ſchreiben möchte. In einem ſolchen

Verſuche müßten die Leidenſchaften gleichſam anatomirt, und in die einfachſten Beſtandtheile der Empfindung und des Wollens zerlegt werden. Er müßte die genaueſten auf beſtimmte Erfahrungen gebauten Gründe enthalten, **warum** eine Leidenſchaft jetzt ſo und nicht anders entſtand; **warum** und **wie** ſie ſich mit andern vermiſchte, umtauſchte, und neue Grade des Wollens hervorbrachte; welcher Grad und warum **dieſer** Grad von Ideenlebhaftigkeit oder auch körperlichen Einfluſſes erfodert wurde, der Leidenſchaft ihre eigenthümliche Spannung und Reizbarkeit zu geben. Vornehmlich aber müßte ein ſolcher Verſuch zeigen, **wie** eine jede Leidenſchaft endlich mit einem allgemeinen Princip des Wollens, ſo vermiſchter Natur ſie auch ſeyn mag, zuſammenhängt, und nach demſelben ihre verſchiedenen Geſtalten, Schattirungen und Nüancen erhält. — Daß es ein ſolches allgemeines, und zwar **einziges** Princip des Wollens giebt, iſt nicht zu läugnen, ſo ſehr auch die alten und neuen Philoſophen in den Hauptzweigen ſeiner Aeußerungen von einander abgehen.

Um aber zu einer ſolchen analytiſchen Kenntniß der Leidenſchaften zu gelangen, müßten wir vornehmlich die Aeußerungen derſelben in ſehr vielen, und auch zum Theil unerwarteten Fällen zu beobachten ſuchen. Dem aufmerkſamſten Pſychologen entwiſchen oft ſelbſt die wahren Gründe eines Phänomens, wenn er es bloß iſolirt betrachtet, und nicht mit ſehr vielen andern Phänomenen, äußern und innern Umſtänden des Denkens, Lagen und Veränderungen mehrerer individueller Zuſtände des Wollens vergleicht. Vorzüglich, muß er ſeine Aufmerkſamkeit bey gemiſchten Leidenſchaften verdoppeln, und die Differenz richtig zu finden ſuchen, die für die Natur der Leidenſchaft herauskommt, wenn er das Paſſive von dem Activen abzieht.

Wir haben ſehr viel Theorien *) über die Leidenſchaften, aber wenige berühren den eigentlichen Calculus der Empfindungen, welcher ſich auf die kleinſten und erſten Elemente und Schattirungen der Leidenſchaften erſtreckt. Sie ſind gemeiniglich zu allgemein, zu compendioriſch, als daß ſie analytiſche Theorien genannt zu werden verdienten; vornehmlich aber haben ſie den Fehler, daß ihre Verfaſſer nicht Anatomen genug waren, um das ganze Gebiet der Empfindungen, ſo weit der menſchliche Scharfſinn reicht, phyſiologiſch zu beleuchten. Es giebt keine einzige Leidenſchaft, die nicht einen genauen Bezug auf unſern Körper und ſeine Bauart hätte. Alles Wollen wird durch den Einfluß des Bluts, der Lebensgeiſter, des Nervenſafts und der körperlichen Ideenaſſociation bewürkt, und wir werden

---

*) Worunter die Preisſchrift des Hrn. Cochius ohnſtreitig die vorzüglichſte iſt.

den daher ohne eine genaue Kenntniß des menſchlichen Körpers nie eine analytiſche Theorie der Leidenſchaften erwarten können. Von dieſer Seite her iſt überhaupt die Pſychologie noch wenig bearbeitet, ob auch gleich hievon Verſuche genug vorhanden ſind. Wenn wir erſt mit den feinſten Graden der Blutbewegung, die zum Anſtoß einer Leidenſchaft erfoderlich iſt, mit den innern Eigenſchaften der Nerveneindrücke und dem Zuſammenhange materieller Ideen mit gewiſſen Gemüthsbewegungen, und überhaupt mit dem **phyſiologiſchen** Theile der Leidenſchaften bekannter ſeyn werden, dann werden wir das Spiel derſelben und die ganze Theorie ihres Würkens wie eine Aufgabe der Experimentalphyſik berechnen können, wenn uns auch dabey immer noch der Uebergang von Materie zum Bewußtſeyn, oder von **Bewegung** zu **Idee** ein Geheimniß bleiben ſollte.

Ich habe mir vorgenommen, in dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nach und nach Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften zu ſammeln. Ich kann bey dieſer Sammlung ſelbſt noch keine Rückſicht auf eine ſyſtematiſche Ordnung nehmen, die jetzt ohnedem auch noch bey den erſten Anfängen dieſer Materialien unnütz ſeyn würde. Ich liefere ſie ſo, wie ſie ſich mir darboten, und überlaſſe einem künftigen Syſtematiker, ſie nach ſeinen Abſichten zu ordnen. Wenn ich bisweilen hiebey meine Ideen über die Moralität einer Leidenſchaft geäußert habe; — ſo ſcheint dies nun eigentlich nicht grade zu Materialien zu gehören, allein es ſcheint nur ſo; indem wir keine Leidenſchaft ohne einen gewiſſen moraliſchen Bezug auf unſer Seyn denken können, ſobald wir ſie als eine Willensäußerung eines vernünftigen Weſens denken.

Eigentlich hätte ich wohl von der Selbſtliebe anfangen ſollen, da ſie nach einer genauen Zergliederung unſrer Empfindungen, als der erſte phyſiſche und moraliſche Wollenstrieb unſerer geſamten Thätigkeit angeſehen werden muß; aber ich ſage noch einmal, daß bey Sammlung bloßer Materialien noch nicht die Frage iſt, ob ſie in einer gewiſſen Ordnung liegen müſſen. Auch könnte ich noch hinzuſetzen, daß erſt nach einer genauen Anatomie der Leidenſchaften die Selbſtliebe in der Theorie der Empfindungen als das erſte Princip des Wollens erſcheine, und als ein ſolches erkannt werden müſſe, was auch die Vertheidiger der ſelbſtſtändigen wohlwollenden Gefühle dagegen ſagen mögen.

P.

Neid — Mißgunſt —

Zu den an ſich unangenehmen Gemüthsbewegungen, die in Rückſicht eines vernünftigen Weſens außer uns und **gegen** daſſelbe entſtehen, rechnen wir den Neid. Wir beneiden einen andern, wenn wir ihm die Vorzüge ſeiner Ehre, ſeines Standes, ſeiner Kenntniſſe, ſeiner Lebensart und ſeines Glücks überhaupt **nicht wünſchen**; ſondern ſie gern ſelbſt beſitzen möchten; welches letztere ſonderlich der Charakter des Mißgünſtigen iſt. An ſich iſt der Wunſch des **Selbſtbeſitzens** nicht allemal mit dem Neide verbunden. Es giebt ſehr viele Fälle, wo wir einem andern ſeine Vorzüge **nicht gönnen**, ſie uns aber auch nicht ſelbſt wünſchen, weil wir das Läſtige, Unbequeme und Gefährliche davon fürchten, oder auch unſer Ungeſchick dazu — was doch ſeltner der Fall iſt — einſehen: oder wir können auch mit unſerm Zuſtande ſo zufrieden ſeyn, daß wir das Glück eines andern zu wünſchen, keine Urſach haben. Sehr oft geſchieht es auch, daß wir einen andern gleichſam in **der Seele eines dritten** beneiden. Z. B. eines guten Freundes, welcher nach unſrer Meinung das Glück des erſtern viel mehr verdient hätte.

Uebrigens mögen wir aber den Neid betrachten, von welcher Seite wir wollen: ſo liegt allemal **Selbſtliebe, Selbſtintereſſe** bey ihm zum Grunde, ſo verſteckt es auch auf unſere Leidenſchaft würken mag. Wenn wir einem andern ſeine Vorzüge nicht gönnen, ſie uns auch ſelbſt nicht wünſchen; ſo werden wir doch dabey von einer dunkeln, und täuſchenden Vorſtellung von den Vorzügen jenes Glücks geleitet, wodurch der andre mehr Gewicht und Anſehn, wenigſtens zu bekommen ſcheint, als wir ihm wünſchen, und wir wünſchen ihm dieſes vermöge jener dunkeln Vorſtellung nicht, weil wir eine Verdunkelung unſrer Vorzüge, eine Herabſetzung unſeres Ichs, wenigſtens in unſrer Einbildung, befürchten.

In den allermeiſten Fällen wünſchen wir uns aber wirklich in den Beſitz der Vorzüge, die ein anderer vor uns voraus, oder auch gemein hat — denn wir denken uns die ſeinen immer größer, als ſie ſind, — der Neid erhöht eben ſo leicht das Glück des andern in der Einbildung, als er ſich quält, das Bild jenes Glücks zu verkleinern. Wir denken uns lebhaft in die glückliche Lage des andern hinein, ob gleich der andere das Angenehme und Reitzende derſelben hundertmal weniger empfinden mag, als wir von ihm glauben. Wir ſetzen uns in die Stelle deſſelben: — denken uns, wie wohl ihm zu Muthe ſeyn müſſe, wenn er Ehrenbezeugungen und Lobſprüche einärndet, Gelder einſtreicht, die Freuden und Bequemlichkeiten des Lebens ruhig und nach Gefallen genießen kann, mit angeſehenen Leuten umgeht, mächtige Gönner und Freunde hat, Freude an ſeinen Kindern erlebt. — Wir denken uns gleichſam in die Seele des Mannes, den keine Sorgen drücken, der von keinen trüben Ausſichten in die

Zukunft beunruhigt wird, deſſen Plane alle glücklich von ſtatten gehen, anſtatt daß vielleicht kein einziger von den unſrigen zu Stande kommt. Dieſes Sichhineindenken in die glückliche Lage eines andern, und der dunkle oder deutliche Vergleich derſelben mit der unſrigen iſt allemal der erſte Anfang jedes neidiſchen und mißgünſtigen Gefühls, ſo wie die Fortſetzung deſſelben Gefühls davon abhängt. Je eitler, eigennütziger, ehr- und geldgeiziger wir ſind, deſto ſtärker werden wir von dem Glücke eines andern zum Neide und zur Mißgunſt gereizt werden, und dieſer Neid wird oft in wirklichen Haß übergehen, wenn uns gleich der andere nie beleidigt, ſondern ſogar Wohlthaten erwieſen hat.

Unſer Neid wird uns gerecht dünken 1) wenn der andre ſeine Vorzüge nicht zu verdienen ſcheint, 2) wenn wir ihm ſeine erhabnen Eigenſchaften des Geiſtes, ſeine Talente beneiden.

Im erſten Fall wird der Dummkopf, der ſich vor uns emporgeſchwungen, und durch ein günſtiges Geſchick viel mehr äußere Vortheile und Vorzüge erlangt hat, als wir durch unſere Verdienſte je erreichen werden; der Reiche, welcher ohne eigenen Fleiß und Anſtrengung, vielleicht durch einen ungefähren Zufall, vielleicht auch durch einen ehrloſen niederträchtigen Streich ſein Glück gemacht hat; der geehrte und gerühmte Mann, welcher durch allerley Kunſtgriffe und liſtige Mittel den erſchlichenen

Beyfall der Großen und der Menge genießt; der Fremdling, welcher in ſeinem Vaterlande nichts galt und gelten konnte, uns Aemter und Würden nimmt, die wir eher zu verdienen glaubten, — unſern ganzen gerechten Neid zu verdienen ſcheinen, und das um ſo viel mehr, je eine größere Idee wir von unſern Talenten und Verdienſten hatten, und je mehr unſere Abſichten und Schickſale mit den ſeinigen in Colliſion kamen.

Im zweyten Fall kommt uns der Neid gerecht und billig vor, weil wir den andern um eines Seelenguts willen beneiden, was ſich ein jeder Menſch vorzüglich wünſchen muß. Die Wichtigkeit des gewünſchten Gutes ſcheint die Leidenſchaft des Neides wirklich zu rechtfertigen, und dieſer Neid ſcheint uns wieder Ehre zu machen, weil das ein vortrefflicher Menſch ſeyn muß, der die erhabnen Eigenſchaften des Geiſtes eines andern zu beſitzen wünſcht, und weil wir vorausſetzen können, daß jener Neid ihn antreiben werde, ſich eben ſo auszubilden. Auch können noch andere hinzukommende Empfindungen in uns den Neid rechtfertigen; — ein edles Gefühl der Reue, daß wir es noch nicht ſo weit gebracht haben; — eine menſchenfreundliche Begierde, daß wir eben ſo viel Nutzen wie jener durch ſeinen Kopf ſtiften möchten u. ſ. w.

Man rechnet zur Natur dieſer Leidenſchaft nicht ohne Grund das Beſtreben, dem, den wir beneiden, in ſeinem Glücke hinderlich zu ſeyn, ihm den Genuß deſſelben zu verbittern, ſeine Eigenſchaften zu verkleinern, ſeine Freunde gegen ihn einzunehmen u. ſ. w. ob dies gleich eigentlich mehr die Natur der Mißgunſt iſt. Der eigentliche Neid bey edlen Menſchen geht gewiß ſo weit nicht; aber demohnerachtet läßt ſichs ſelbſt bey einem edlen Charakter wohl denken, daß er eine gewiſſe überraſchende Freude empfindet, wenn der Beneidete Hinderniſſe ſeines Glücks antrift. Dieſe Freude iſt eine pſychologiſche Folge der Leidenſchaft, über die kein Menſch in dem Augenblick der Ueberraſchung Herr ſeyn kann. Sie ſcheint uns gleichſam eine Genugthuung für das Mißvergnügen zu ſeyn, welches wir über die Vorzüge eines andern empfanden, und wir können uns ihr in gewiſſen Augenblicken, wenn wir nicht über unſere Zunge und Ausdrücke wachen, ſo ſehr von ihr hinreiſſen laſſen, daß wir in Gefahr gerathen, von andern für ſehr ſchlecht gehalten zu werden, ſo rein auch unſer Charakter ſeyn mag. Sonſt treffen wir hierbey einen frappanten Unterſchied in dem Benehmen eines verſtändigen, gebildeten uno moraliſchen Mannes, und eines rohen, ungebildeten und unmoraliſchen an. Jener wird ſeinen Neid zu verbergen ſuchen, wird ihn nicht durch Verläumdungen und Verkleinerungen des andern an den Tag legen, und ſelbſt Mitleiden mit dem Beneideten haben, wenn er unglücklich werden ſollte; dieſer wird mit einer triumphirenden Miene von dem Unglücke des Beneideten ſprechen, ſeine Mißgunſt durch Beſchimpfungen und ein mürriſches Weſen offenbaren, und ſeine hämiſchen, ſatyriſchen und ungerechten Bemerkungen über ihn nicht unterdrücken können.

Man wird es ſelten finden, daß ſich Menſchen einander ihrer Tugenden wegen beneiden, und wenn ſie es thun, geſchieht es mehr in Rückſicht der glücklichen Folgen gewiſſer Vortheile des Lebens, die daraus entſpringen, als ihrer moraliſchen Güte an ſich ſelbſt. Der Grund hievon iſt nicht ſchwer zu entdecken. Derjenige, welcher ſelbſt kein tugendhafter Mann iſt, kann das Glück eines andern, der es iſt, — ein Glück, das ſeinen innern nicht grade in die Augen fallenden Gehalt hat, gar nicht beurtheilen, weil er vorher ſelbſt tugendhaft ſeyn müßte. Der gute Menſch, als guter Menſch betrachtet, kann daher jenem kein Gegenſtand des Neides ſeyn, und dies um ſo viel weniger, da das äußere Glück guter Menſchen ſelten beneidenswürdig iſt, oder doch beneidenswürdig ſcheint. Daß ein Tugendhafter einen andern Tugendhaften beneidet, (dieſe Begriffe enthalten nichts widerſprechendes in ſich, weil es wirklich einen dergleichen edlen Neid geben könnte,) läßt ſich auch nicht wohl annehmen, weil doch ein jeder Menſch von ſeinem moraliſchen Ich bey aller Beſcheidenheit, die wir ihm geben, einen deutlichern Begriff, als von dem eines andern haben muß, und ſich nicht gern unter den andern in Abſicht ſeiner tugendhaften Handlungen ſetzen wird. Hiezu kommt noch der Gedanke: daß der andere Tugendhafte nicht durch bloßen Zufall, durch ein unverdientes äußeres Geſchick, ſondern durch eigene Anſtrengung, eigenen Fleiß das iſt, was er iſt, und alſo das zu ſeyn **verdiene**, was er iſt, was bey einem äußern Glück uns ſo ſelten der Fall zu ſeyn ſcheint. — — Noch mehr aber der Gedanke, daß wir ihm, wenn ſeine Tugend auch ſehr beneidenswerth ſeyn ſollte, hierin ähnlich werden können, wenn wir nur wollen. Ueberhaupt nimmt der Neid gemeiniglich in dem Grade ab, als wir das Glück des beneideten leicht erreichen zu können glauben — als überhaupt mehr jenes Glück von unſerm freyen Willen abhängt.

Wir können den **Charakter** eines andern beneiden, allein deswegen beneiden wir die Tugenden des andern noch nicht, — weil dieſe immer ſchon eigentlich mehr von unſerm freyen Willen abhängen, jener hingegen nie ganz von dem bloßen Willen des Menſchen abhängen kann. Wir wünſchen uns oft den ruhigern, feſtern und unerſchütterlichen Charakter, die zufriedenere Art zu handeln, die wir an einem andern bemerken, beſonders wenn wir von der Lebhaftigkeit unſrer Leidenſchaften hin und her geworfen werden, und wenn dieſe Lebhaftigkeit uns leicht zum Vorwurf oder Schaden gereichen kann.

Nach dieſen allgemeinen vorausgeſchickten Sätzen, will ich auf einzelne pſychologiſche Phönomene kommen, welche man bey den **Neidiſchen** und ſeiner Leidenſchaft bald mehr bald weniger zu bemerken Gelegenheit hat.

a) Der eigentliche Neid ſetzt eine gewiſſe **Gleichheit** oder **Aehnlichkeit** des **Standes**, der **Geburt**, der **Lebensart** und des **Geſchlechts** in den meiſten Fällen voraus, wenn er gegen einen andern entſtehen ſoll, weil nehmlich in dieſen Fällen nicht nur die menſchlichen Wünſche und Plane am leichteſten collidiren, ſondern weil wir auch das Verdienſt des andern genauer abwägen zu können glauben. Wir beneiden eigentlich einen Monarchen, der viele Heere und Länder hat, nicht, weil jene Gleichheit oder Aehnlichkeit fehlt, weil wir ſein Glück unmöglich erreichen können, und weil unſere Ehre, Wünſche und Geſchäfte ſelten mit den ſeinigen in Colliſion kommen, oder auch weil ein gewiſſes helles, oder auch dumpfes Gefühl von Ehrerbietung den Neid zurückhält; hingegen beneidet der Gelehrte den Gelehrten, der Künſtler den Künſtler, der Handwerker den Handwerker, weil tauſend Fälle zuſammentreffen können, wo ſich ein **beiderſeitiges** Intereſſe durchkreuzt, und eine dem andern im Wege ſteht. Ich rechne zu dieſem Handwerksneide; — ein Wort, welches ich eben ſo gut von dem Gelehrten Neide gebrauchen kann ꝛc. — vornehmlich eine nähere Bekanntſchaft mit der Perſon des Beneideten, und die Furcht, daß er mir wohl Abbruch thun könne. Verſetzt den Glücklichen in einen Ort, wo ich ihn nicht zu kennen Gelegenheit habe, ſo viel mir auch von ſeinen Vorzügen vor erzählt werden mag; oder entfernt ihn einige hundert Meilen von mir, daß mir ſeine Gegenwart nicht mehr im Wege ſteht, und mein ganzer Neid wird aufhören, wenn auch jener Glückliche an dem andern Orte noch viel glücklicher werden ſollte.

b) Wir beneiden dem andern Geſchlecht ſeine Vorzüge nicht; aber deſto ſtärker beneiden ſich Frauenzimmer unter einander.

Die Vorzüge des andern Geſchlechts kommen wieder mit den unſrigen nicht ſo oft in Colliſion, als die der Männer; — wir wünſchen ſie auch nicht beſonders ſehr, und ſie würden ſich nicht einmal immer für unſer Geſchlecht paſſen. Hiezu kommt ein uns gewiſſermaßen angebornes Gefühl von Superiorität, welches durch unſere Geſchäftsart, durch körperliche Kräfte, durch Kunſt- und Wiſſenſchaftsfleiß noch mehr unterhalten wird, — ferner auch jenes zärtliche Intereſſe, welches wir an den Schickſalen und Wünſchen des andern Geſchlechts vermöge der Einrichtung unſrer Natur nehmen, wodurch den Empfindungen des Neides entgegengearbeitet wird. Auffallend iſt die Heftigkeit dieſer Leidenſchaft bey Frauenzimmern wegen der Lebhaftigkeit ihrer

Empfindungen überhaupt, und ihres Intereſſes an tauſend eiteln Wünſchen insbeſondere. Schon ein beſſerer Putz, ein tieferes Compliment, das eine andere bekommt, kann den Neid mit allen ſeinen Qualen in ihnen erzeugen, Schönheit, Gabe der Coquetterie, Anbeter, Schmeichelenen, Liebe und Ehеglück ſind eben ſo viel Veranlaſſungen zu jener Leidenſchaft, die ſie öfterer, als bey Männern geſchieht, zu dem giftigſten Haſſe verleiten kann. Ich glaube mich nicht zu irren, daß die meiſten Feindſchaften zwiſchen Frauenzimmern einen wenigſtens entfernten Grund in dem Neide haben, und daß die Veränderlichkeit ihre Freundſchaft unter einander ſowohl, als die Mediſance in ihren mannigfaltigen Geſtalten ſich von ihm vornehmlich herſchreibt.

(Die Fortſetzung folgt.)

4.

Der philoſophiſche Landchartenhändler.

Am 10ten Merz dieſes Jahrs kam ein Landchartenhändler zu mir, und bot mir Landcharten an. Da er diejenigen nicht mehr hatte, welche ich wollte, bot er mir **Malers** Anleitung zur Algebra an. Ich antwortete ihm, daß ich ſie nicht nöthig, indem ich ſchon ein ſolches Buch habe. „Welches“? fragte er. Ich. **Clemms** — und — Er. **Clemms** iſt nicht ſo vollſtändig und deutlich, als **Malers.** Ich. Ich habe auch ein vollſtändigers. Er. Etwa **Wolffs?** Ich. Nein, **Eulers.** Er. So — das kenne ich auch. Ich. Verſteht er denn die Algebra, mein Freund? Er. Den **Maler** da verſtehe ich, auch den **Wolff** und **Clemm.** Ich. Wer hat Ihn denn die Algebra gelehrt? Er. Ich habe, halt! keinen Lehrer darin gehabt, ſondern ſie ſelbſt gelernt. Ich. Wer hat Ihm denn die Bücher dazu gegeben? Er. Ich bin nach und nach dazu gekommen. Ich. War Ihm denn die Algebra nicht zu ſchwer? oder hat Er vorher einen andern Theil der Mathematik gelernt? Er. Zuerſt hab ich **Hübners** Geographie bey einem Kiefer, der auch ein Freund von Büchern war, geſehen, um die ich ihn gebeten und ſie geleſen habe. Ich. Hat Er denn auch Landcharten dabey gehabt? Er. Anfangs keine. Aber da ich im Buche fand, daß man Landcharten dazu haben müſſe, ſo ruhete ich nicht, bis ich einige auftrieb. Dann las ich den ganzen **Hübner**, und ſuchte die Länder, Städte und Dörfer ꝛc. auf. Aber die **Striche** und **Linien** machten mir am meiſten zu ſchaffen. Und doch hätte ich dieſe gern **vor** den Ländern kennen gelernt. Ich. Wie lernte Er denn endlich dieſelben kennen? Er.

Ich fand bey dem Buchbinder, der mir alte Landcharten gab, **Reccards Lehrbuch**, und **Pfennig's Geographie**, und daraus lernte ich ſie kennen. Endlich ſahe ich ebendaſelbſt auch **Büſching's Geographie**, und fragte ihn, wo man ſie haben könne? Er wieß mich an einen Antiquarius, wo ich mehrere Theile davon wohlfeil bekam, und nun, ſo viel mir möglich war, darin ſtudirte. Ich. Hatte er denn ſchon Landcharten genug? Er. Nein, aber ich ruhete nicht, bis ich ſo viel hatte, als ich brauchte. Ich. Wo nahm Er denn das Geld dazu her? Er. Ich **entlehnte** es — und als die Zeit kam, daß ich es wieder heim geben ſollte, ging ich in der Gegend herum, und ſuchte meine Landcharten und Bücher wieder zu verkaufen. Ich verkaufte ſie auch wirklich ſo gut, daß ich alles entlehnte Geld wieder heimgeben konnte, und noch etwas übrig behielt. Davor kaufte ich mir **neue** Landcharten, und da ich ſie gebraucht hatte, verkaufte ich ſie wieder. Und ſo gerieth ich auf dieſen Handel. —

Jetzt ſchlug meine Schulſtunde. Ich brach daher die Unterredung mit dem Verſpruch ab, daß ich ihm das nächſtemal mehr abkaufen wolle, worauf er ſeines Wegs, und ich in meine Schule ging. Gegen Abend aber wurmte mir der Gedanke: „Du „möchteſt doch dieſen beſondern Mann noch weiter „ausforſchen". Ich ließ alſo ſehen, ob er noch hier wäre, und ihn erſuchen: er möchte nochmals mit einigen Landcharten zu mir kommen. Endlich kam er, und entſchuldigte ſich, daß er nicht eher gekommen ſeye, weil er in ſeiner Schlafkammer geleſen, und der Wirth gemeynt habe, er ſeye ſchon fort. Ich. Was hat Er denn geleſen. Er. Hier Wolffs Logik. (Er zog ſie aus der Taſche.) Ich. Wie gefällt ſie Ihm? Er. Recht wohl. Ich. Warum? Er. Weil ſie ſo deutlich iſt. (Wir diſcurirten lang von dieſer Logik, und er erzählte mir, daß er alle deutſche Schriften von Wolff habe.) Ich. Hat Er auch andre Logiken geleſen? Er. Ja — Reimarus — Feders — aber in der letztern haben mir die angebohrnen Begriffe, die er behauptet, Zweifel gemacht. Ich. Feder behauptet keine angebohrnen Begriffe, wie er hier, (ich zeigte ihm die Stelle) ſelbſt leſen kann. Er. Es iſt wahr. Ich habe mich confundirt, und gemeynt, Feder behaupte ſelbſt das, was er hier in der Note von andern anführt. Sonſt gefallen mir Feders Bücher, beſonders ſeine Unterſuchungen über den menſchlichen Willen, recht wohl. Nur iſt mir ſeine Logik, Metaphyſik ꝛc. zu kurz: auch bin ich nicht überall gleicher Meynung mit ihm, beſonders bey der Seelenvereinigung mit dem Körper. Ich. Welche Meynung nimmt Er denn an? Er. Leibnizens vorherbeſtimmte Harmonie. Ich. Hält Er Leibnizen für den Erfinder derſelben? Er. Ja. Ich. Geulinx hat ſie dreyßig Jahre vor Leibnizen in einem Buch, das den Titel hat:

γνῶθι σεαυτόν, ſchon vorgetragen, auch das Exempel von zwey Uhren gebraucht. Er. (aufmerkſam) So — — Leibniz iſt alſo nicht der Erfinder der vorherbeſtimmten Harmonie? Aber — ſie gefällt mir eben doch beſſer, als des Carteſius Meinung, die man — — (ich half ihm ein) die Hypotheſe der gelegenheitlichen Urſachen nennt. Ich. Warum? Er. Weil daraus folgte, daß Gott der Urheber aller Sünden wäre, und das will mir nicht ein. Ich. Was hat Er denn wider die Hypotheſe des phyſiſchen Einfluſſes einzuwenden? Er. Daß ich nicht begreifen kann, wie ein Geiſt in dem Körper würket. Ich. Nimmt Er denn nichts an, was Er nicht begreifen kann? Er. Als Philoſoph nicht. Denn — ein Hauptſatz in der Metaphyſik heißt: nichts ohne zureichenden Grund. Und ein anderer: es iſt nicht möglich, daß ein Ding zugleich ſey, und nicht ſey. (Weil ich ihn bloß ausforſchen wollte, fuhr ich weiter fort:) Welchen Beweis hält Er denn für den bündigſten für das Daſeyn Gottes? Er. Den ontologiſchen und cosmologiſchen. Ich. Wie formirt Er den erſtern? Er. Von Ewigkeit her war etwas, von dem dieſes Univerſum hervorgebracht wurde. Denn, wenn ich nicht annehme, ſo folgt, daß es aus nichts, oder deutlicher, von ſelbſt entſtanden ſey, welches abſurd iſt —. Denn aus nichts wird nichts. Und durch einen Zufall kann es nicht entſtanden ſeyn — denn — nichts iſt ohne zureichende Urſache. Es bleibt alſo etwas Ewiges — oder Gott. Dieſer alte Beweis nebſt dem cosmologiſchen überzeugt mich beſſer, als der neue Mendelsſohniſche.

Unter dieſen Geſprächen wurde es Nachteſſenszeit. Ich erſuchte ihn, mit mir vorlieb zu nehmen, welches er auch nach einiger Weigerung that. Während dem Eſſen fragte ich ihn: wann er denn ſtudire? (Dies Wort brauchte er ſelbſt.) Er antwortete mir: unter dem Marſchiren von Ort zu Ort, wenn es ſchön Wetter iſt, da nehme ich einen Paragraphen, (denn ich lerne vor einen recht verſtehen, ehe ich weiter gehe,) leſe ihn etlichemal durch — ſtecke dann mein Buch wieder in die Taſche, und denke über das Geleſene ſo nach, daß ich meine ſchwere Küſte nicht mehr auf dem Buckel ſpüre. Wenn ich denn einen mathematiſchen oder philoſophiſchen Satz recht im Kopf habe, dann leſe ich weiter. Bey Nacht im Bett repetire ich's, und ſtelle mir dann ganze Seiten von Zahlen, Figuren u. ſ. w. ſo lebhaft vor Augen, wie ſie im Buch ſtehen. Da freut mich's, wenn ich alles ſo deutlich beweiſen kann. Ich. Dies iſt wahrhaftig eine vortrefliche Art zu ſtudiren, die zwar von vielen erkannt, aber von wenigen, beſonders Jünglingen, beobachtet wird. Sonſt würden wir gewiß mehr junge gründliche Gelehrte haben. Manche kommen erſt durch viele Umwege und Fehltritte dahin, wo Er gleich war. Er. (lächelnd) Ja, anders thue ichs nicht, bis ich eine Sache recht deutlich verſtehe. Aber dies hat mich ſchon viel Kopfverbrechens gekoſtet, beſonders in der Mathematik, die ich vorzüglich liebe. Z. E. in der Trigonometrie konnte ich mich lang nicht in die Sinus und Tangenten finden — aber ich ließ nicht nach, bis ich alles verſtand — und — nun gehts, wie geſchmiert. Ich habe auch ſchon ſelbſt ein Büchlein über die Planimetrie und Stereometrie geſchrieben, worin ich vieles deutlicher ausgeführt habe, als ich es in manchen Büchern fand. Ich. Hat Er das Büchlein nicht bey ſich? Er. Nein — ich hab's zu Bruchſal an einen Geiſtlichen, der mir's abſchwäzte, vor drey Gulden verkauft. Ich. Das iſt nicht viel — wenn es gut war. Wie ſtark war es denn? Er. Es war etwa zwölf Bogen ſtark. Ich werde es aber, ſobald ich Zeit habe, wieder ſchreiben, denn ich habe es ganz im Kopf, und getraue mirs von Wort zu Wort wieder herauszuſchreiben. Ich. Wann hat Er's denn geſchrieben? Etwa auch auf der Reiſe? Er. Nein! Das habe ich zu Hauſe geſchrieben, wenn ich zur Frühlingszeit zu Haus war, und meine Weinberge geſchafft hatte. (Er iſt ein Weingärtner, wie ſein Vater und ſeine Brüder.) Auch habe ich manches am Sonntage gezeichnet und geſchrieben, wenn andre meines Gleichen im Wirthshaus waren. Ich. Warum legt Er ſich denn ſo ſehr auf dieſe Sachen, die er nicht nöthig hat? Er. Weil dies mein einziges Vergnügen iſt, wenn ich allemal wieder einen mathematiſchen Satz herausgebracht habe, und recht deutlich beweiſen kann, o! das freut mich!! Ich. Hat ſein Vater nichts dagegen, wenn er zu Haus ſo viele Bücher lieſt? Er. (lachend:) Nein — er lieſt ſelber gern, aber nur geiſtliche Bücher, die ich ihm allemal mit heim bringe. Von den Meinigen aber mit den vielen Strichen und Buchſtaben will er — nichts. Auch lachen mich andre Weingärtner aus, wenn ſie mich über ſolchen Büchern antreffen. Aber, ich laſſe ſie lachen, und denke, ſie verſtehens nicht beſſer. Mein Bruder lieſt gern in Hübners Zeitungs- ich aber lieber im Naturlexicon. Aber da wird oft auf Walchs philoſophiſches Lexicon gewieſen — und das möchte ich doch auch ſehen!! Ich. Er ſoll es ſehen, ich will's gleich bringen. Doch kamen wir wieder in Diſcurs von ſeinen Weinbergen, der Qualität ſeines Weins u. ſ. w. daß ich vergaß, es gleich zu holen. Ihm aber mochte es wohl nicht aus dem Sinne gekommen ſeyn, denn bald erinnerte er mich wieder an mein Verſprechen. Da ich's brachte, verſchlang er's faſt, und ſagte nach einiger Zeit: dies Buch müſſe er auch haben — nächſtens wolle er ſichs anſchaffen. Ich. Kann Er ſich in ſeinem Geburtsort mit niemand über ſeine Lieblingswiſſenſchaft unterhalten? Kommt Er nicht zum Pfarrer? Er. Nicht viel. Ich glaube auch nicht, daß er ein Liebhaber von der Mathematik und Philoſophie iſt — denn — er läßt ſich in kein Geſpräch mit mir darüber ein — — —. Ich. Trägt ihm ſein Landchartenhandel auch was ein? Er. Ich bin ſchon damit zufrieden. Denn in den acht Jahren, in welchen ich ihn treibe, habe ich mir doch vom Profit etliche Weinberglen kaufen können, die ich ſelbſt baue, und, wenn dies geſchehen iſt, wieder meinem Handel nachgehe. Ich. Wollte Er mir nicht ſeinen bisherigen Lebenslauf und eine weitere Beantwortung meiner Fragen ſchriftlich aufſetzen? Er. O ja — ich will auch einen mathematiſchen Aufſatz dazufügen — und dann mitbringen, wenn ich wiederkomme. (Erhalte ich etwas, ſo werde ichs bekannt machen.) Indeſſen wurde es ſpät, und er nahm mit den Worten von mir Abſchied, daß er ſein Verſprechen gewiß halten wolle. —

Sein Aeuſſeres verſpricht gar nicht viel. Im Gegentheil hält man ihn für einen einfältigen Mann, wenn man bloß aus ſeinem Geſicht und ſeiner rauhen Sprache urtheilen will. Es beſtätigt ſich alſo auch hier, was Herr Prof. Meiners in ſeinen Briefen über die Schweiz ſchreibt, daß ſcharfe und feurige Augen nicht allemal ein Genie, und matte und ſchwache nicht allemal einen Dummkopf anzeigen.

In den Oſterferien, 1787.

Fried. Wilh. Jon. Dillenius,
Oberpräceptor zu Urach im Wirtemb.

5. Eine

5.

Eine Traumahndung.

Der Herzog von **, ein Mann von hellem Geiſt und vielen Kenntniſſen, ein pünktlich ſtrenger Freund der Wahrheit — ein ächter chriſtlicher Biedermann unter den Fürſten — ſchon frühe durch Leiden, und im männlichen Alter durch körperliche Beſchaffenheit, bisweilen zur Aengſtlichkeit geſtimmt — hatte im Jahr 1769, in der Nacht vom 8ten zum 9ten October, die ſehr lebhafte Empfindung und Ahndung im Traum: es würde ihm am folgenden Tage ein fürchterliches Unglück begegnen. Sobald er am Morgen ſeine Familie zur gewöhnlichen gemeinſchaftlichen Unterhaltungs- und Leſeſtunde bey ſich verſammlet ſahe, erzählt er derſelben ſeinen Traum, und die dadurch in ſeiner Seele erregte Unruhe. Er bittet alle, an dem Tage nicht auszufahren oder auszugehn, weil ihm bange ſey, es möchte einem von ihnen ein Unglück begegnen.

Alle ſcherzen über den Traum, ſuchen ihm die Aengſtlichkeit auszureden, und bitten ihn, nur eine Stunde in dem Luſtwäldchen, das nahe am Schloſſe liegt, ſpazieren zu dürfen. Der gute Fürſtenvater erlaubt es; alle kommen glücklich nach Hauſe —

und lächeln am Abend und in der Folgezeit oft über die durch den Traum ihm verurſachte unnöthige Sorge. — —

Ein ganzes Jahr vergeht ihm und ſeiner ganzen frommen Fürſtenfamilie in aller Glückſeligkeit und Heiterkeit des Lebens. Im Anfange des Octobers 1770 wird ſeine Gemahlinn *) von einer Prinzeſſinn wohl entbunden. Nach der Niederkunft befindet ſie ſich in erwünſchten Umſtänden, ihre Kräfte nehmen täglich zu, und am 9ten October fühlt ſie ſich ſo munter und geſtärkt, daß ſie zum erſtenmal aus dem Wochenbett aufſteht, um eine Stunde im Sopha zu ſitzen. Ihrem guten Gemahl eine Freude zu machen, läßt ſie ihm ſagen: er möge in ihr Zimmer kommen, er würde ſie wieder geſund und munter auſſer dem Bette finden.

Freudig eilt er die Treppe herunter — aber — indem er in ihr Zimmer tritt — ſieht er ſie ſterben — noch einmal lächelt ſie ihm zu — und nun ſinkt ſie todt in ſeine Arme. —

In

---

*) Größe und Güte der Seele waren durch ihren ganzen Charakter verwebt. Von ihren edlen Geſinnungen und chriſtlichen Handlungen, davon ich ſelbſt Jahre lang ein täglicher Zeuge geweſen bin, ſind ſchon manche Beyſpiele in den Archiven der guten Menſchheit aufbewahrt worden.

Anmerk. d. Einſ.

In der Minute, da ſie ihm die frohe Nachricht geben ließ, hatte der Schlag ſie getroffen. —

Genau ein Jahr nachher wurde alſo erſt der Traum erfüllet.

6.

Solamen miſeris ſocios habere malorum.

Wir glauben eine Beruhigung, einen Troſt darin zu fühlen, daß andere mit uns zugleich unglücklich ſind.

Da ein vernünftiges, mit Wohlwollen geſchaffenes Weſen, dergleichen der Menſch iſt, eigentlich kein Vergnügen an den Leiden andrer vernünftiger Weſen finden kann *); ſo fragt ſich, worin denn nun eigentlich obige Erfahrung ihren pſychologiſchen Grund hat, und wie die Seele zu dieſem Gefühl

---

*) Ich ſpreche hier im Allgemeinen, und alſo nicht von den einzelnen Empfindungen, welche wir bey dem Unglück derer in uns wahrnehmen, die unſre Feinde ſind, oder ſonſt einen unangenehmen Eindruck auf uns gemacht haben.

kommt, welches doch urſprünglich der Rechtmäſſigkeit unſrer Empfindungen entgegen zu ſtehen ſcheint?

Ich glaube, das ganze Phänomen läßt ſich in den meiſten Fällen, die ich freylich nicht einzeln angeben kann, aus **der Natur des Mitleidens** erklären, obgleich auch noch andere phyſiſche und moraliſche Nebenurſachen, die ich unten angeben will, dabey Einfluß haben können.

Wenn wir ſelbſt leiden, die Leiden mögen nun entweder von uns, oder von andern herrühren; ſo werden gemeiniglich unſere wohlwollenden Empfindungen weicher, lebhafter und ſanfter gemacht. Wir ſcheinen jetzt den Menſchen näher anzugehören, mit ihren Bedürfniſſen, Denkungsarten, Schickſalen in einem genauern Verhältniß zu ſtehen, und fühlen uns geneigt, ihre Leiden, wenn ſie auch vorzüglich ſelbſt daran Schuld ſeyn ſollten, mit mehrerer Schonung und Billigkeit zu beurtheilen, als wir ſonſt zu thun gewohnt waren. Dieſe **Weichheit** unſrer Gefühle, ſie mag nun entweder in unſerm Körper, oder in der Aſſociation unſrer Empfindungen, oder im Körper und in der Seele zugleich liegen, macht, daß wir bey den Leiden anderer um ſo viel mehr gerührt werden, wenn wir **ſelbſt** unglücklich ſind. Wir ſcheinen einige Augenblicke unſern eigenen Schmerz **zu vergeſſen**, indem wir uns den ihrigen vorſtellen — und deſto deutlicher vorſtellen, je mehr alsdenn unſere Gefühle lebhaft ſind. Unſere

Vorſtellungen werden von uns auf ein anderes leidendes Object hingewandt, und in dieſer durchs Mitleiden bewürkten **Zerſtreuung** unſrer Ideen und dem **Umtauſch** unſrer Gefühle liegt vornehmlich jenes: ſolamen miſeris ſocios habere malorum des alten lateiniſchen Dichters.

Man wende mir nicht ein, daß das Mitleiden ſelbſt eine unangenehme Empfindung ſey, und weil es ſich auf die Idee eines uns dargeſtellten leidenden Objects gründe, dadurch unmöglich eine **verminderte** Vorſtellung meines eigenen unglücklichen Zuſtandes hervorgebracht werden könne. Die Natur des Mitleidens beſteht in einer **gemiſchten** Empfindung, ſo wie die meiſten Affecten, die ſich auf Gegenſtände auſſer uns beziehen; nehmlich in einem wirklich **unangenehmen Mitgefühl** mit dem Unglücklichen, indem wir uns in ſeine Stelle hineinſetzen, und uns für ihn intereſſiren: und in einem **wehmüthigen Bewußtſeyn** dieſer Empfindung und ihres moraliſchen Werths, wodurch wir gleichſam in jedem Moment der Empfindung uns für belohnt halten.

Das wirklich unangenehme Mitgefühl iſt wieder nicht ganz eine reine Emfindung, indem es allemal erſt durch eine ſchnelle Vergleichung unſeres Zuſtandes mit dem eines andern, alſo in einem, obgleich oft verſteckten **Bezug** auf uns ſelbſt entſteht.

Wenn wir auf uns genau Acht geben, kann es uns nicht ſchwer werden, zu bemerken, daß in dem Mitleiden, ſonderlich bey feinen, gebildeten Seelen, eine Art Wolluſt liegt, die uns oft ſo gern und ſo lange bey den Gedanken an einen Unglücklichen verweilen läßt, beſonders wenn wir ſelbſt etwas zur Traurigkeit geneigt ſind, und der Unglückliche uns intereſſirt. Wir hören einem Klagenden oft lieber zu, als einem Frölichen. Wir fühlen es deutlich, wie ſich bey jenen unſre Empfindungen immer mehr heben, ſich immer mehr zu ihm hindrängen. Endlich ergießt ſich die Thräne des Mitleids aus unſerm Auge, und es iſt uns ſehr wohl bey dieſem Opfer, welches die Natur der leidenden Menſchheit bringt.

Dieſe wohlthätige Empfindung der Seele, die den Menſchen ſo weit über das Thier hinaushebt, mag nun entſtehen woher ſie will, aus dem ſtillen Bewußtſeyn: daß wir jetzt eine ſehr wichtige, ſehr heilige, den Bedürfniſſen der Menſchheit ſo angemeſſene Pflicht ausüben; oder daher, daß wir uns, obwohl auf eine dunkle Art, vorſtellen, wie wohl es uns war, wenn andere Mitleiden mit uns hatten, oder aus einer geheimen ſympathetiſchen Bewegung unſrer Nerven, oder aus andern Ergüſſen des Herzens und Geiſtes, genug, es bleibt allemal ein ſüſſer Schmerz, und dieſer iſt es, welcher uns unſere eigenen Leiden ſelbſt verſüßen hilft, wenn wir uns neben uns andre Unglückliche denken, zumal wenn wir in unſern Schickſalen mit den ihrigen etwas homogenes haben.

Jene aus der Vorſtellung eines andern Unglücklichen entſtandene Zerſtreuung unſrer Vorſtellungen, wodurch unſre Aufmerkſamkeit von uns ſelbſt abgewandt wird, verbunden mit dem ſüßen Gefühl des Mitleidens, würde ich daher immer für die vornehmſte Urſach der ſtillen Beruhigung halten, welche wir in uns wahrnehmen, wenn andere mit uns zugleich leiden.

Doch ich bin weit entfernt, dies als die einzige Urſach dieſer Erfahrung anzugeben. Eine geiſtige Kraft, dergleichen die menſchliche Seele iſt, wird durch ſo erſtaunlich viel innere Modificationen verändert, daß der Pſychologe eigentlich ſelten mit völliger Evidenz ſagen kann: dies — und nur dies allein iſt der Grund dieſer und jener pſychologiſchen Erſcheinung!

Der Gedanke, daß uns in dieſen und jenen Fällen ein Unglück nicht allein und vielleicht auch nur weniger trift; daß dieſe und jene ſchiefe Beurtheilung, ein uns zugedachte Schmach nicht allein auf uns fällt; daß mehrere Unglückliche auch für uns zugleich eine größere Senſation mit erregen, unſern Zuſtand in ein helleres Licht ſetzen, und ſich für uns intereſſiren werden; daß ich bey den Unglücklichen ein größeres Mitleiden mit meiner Noth wahrnehme; daß größere, reichere, angeſehenere Männer dem Schickſal ſo gut wie ich unterworfen ſind; daß wir unſre Leiden gleichſam vervielfältigt ſehen, — dieſe und mehrere Nebenvorſtellungen können uns in etwas zu beruhigen ſcheinen, wenn andre mit uns zugleich unglücklich ſind. Weniger oder eigentlich gar nicht beruhigend ſind für uns dergleichen Gedanken, wenn wir mit andern zugleich von einem *körperlichen* Schmerz leiden.

7.

Allgemeine Betrachtungen über Sprache.

Die Sprache iſt die Uebereinſtimmung der Menſchen, durch gewiſſe beſtimmte Zeichen gewiſſe Dinge zu bezeichnen, und ihre Gedahken deutlich und beſtimmt auszudrücken. — Dieſer Begriff läßt ſich leicht auf einzelne Sprachen anwenden; ſo iſt die *deutſche* Sprache die Uebereinſtimmung der deutſchen Völker, einander ihre Gedanken durch dieſelbe Ausdrücke deutlich und beſtimmt erkennbar zu machen. Alle Sprachen kommen darin überein, daß ſie *dieſelbe* Sachen durch verſchiedene Zeichen bezeichnen.

Die Nothwendigkeit der Sprache erhellet aus der Nothwendigkeit einer menſchlichen Geſellſchaft und ihrer Bedürfniſſe. — Die erſten feſtgeſetzten Gedankenzeichen litten bald Abweichungen, und dies aus verſchiedenen zufälligen Umſtänden; Zeit, Ort, Intereſſe, Verbindung u. ſ. w. machten ſie nothwendig; auch die Menſchen drücken daſſelbe Bedürfniß, dieſelbe Idee nicht immer auf dieſelbe Art aus; nicht alle haben einerley Bedürfniße; jeder faſt hat ſeinen eigenen Geſichtspunkt — fodert auf eine andere Weiſe Befriedigung ſeines innern und äußern Dranges u. ſ. f.

Eine allgemeine Sprachlehre würde die allgemeinere Regeln zu ſprechen enthalten, die leicht auf alle beſondere Sprachen angewandt werden könnten. Die beſondere lehrte ihr eigenes, ihre beſondere Ausnahme der allgemeinen Regeln; die allgemeine diente zu einer Einleitung in die untergeordneten mannichfaltigen Sprachlehren, ohne Hinſicht auf die beſondern Nationalabänderungen. Obwohl die Verſchiedenheit der Sprachen manchen Vortheil und Rechtfertigungsgrund für ſich hat, ſo würden wir vielleicht doch ſchon weitere Fortſchritte in unſern Bemühungen um Aufklärung und in der Annäherung an unſere Beſtimmung gemacht haben; es würde mehr Uebereinſtimmung, mehr Einigkeit und Einheit der Charaktere der Menſchen — weniger Vorurtheile, Partheiſucht, feindliche Geſinnungen und Liſtigkeit, — aber deſto mehr Liebe, Wahrheit und Offenheit unter den Menſchen herrſchen, wenn dieſe nicht — oder nicht ſo mannichfaltig wäre. Doch labt ſich unſer Trieb nach Vervollkommung auch öfters an ihr: wir forſchen nach dem Genius der Sprache: wir ſuchen daraus den Charakter der Nation annähernd zu beſtimmen; wir ſehen, wie weit die Denkart der Menſchen von einander abgehet, oder ſich vereinbart, und wo — in welchen Abſtuffungen — nach welchen Gründen; da lernen wir kennen, in welchem Grad der Kultur und Vollkommenheit eine Nation ſteht; denn Verbeſſerung der Sprache iſt eine Stufe der Landsaufklärung; dahin gehören auch die Bemühungen, eine Sprache Wortreich, nachdruck- und Bedeutungsvoll — angenehm, fließend und leicht zu machen, ſie von Verunſtaltungen und nichts bedeutenden oder inkonvenienten Ausdrücken zu ſäubern.

Die Sprache iſt der Abdruck der Gedanken: die Zeichen der Gedanken können nun mittelſt eines feſtgeſetzten Tones, oder mittelſt feſtgeſetzter mit der Feder gemachten Züge (Schriftzeichen) andern verſtändlich gemacht werden. Die erſte Art wird in der Leſelehre abgehandelt; die zwote in der Rechtſchreibungslehre, und ſo wären alſo die zwo Hauptabtheilungen einer allgemeinen Sprachlehre gemacht: um deutlich und zuſammenhängend zu ſeyn, müßten dann die Gegenſtände nach ihrem Urſprung — Ableitung — Aehnlichkeit u. d. einander untergeordnet und zuſammengeſtellt werden.

Die pantomimiſche Zeichen oder die Geberden des Körpers ſind noch ſehr willkührlich und unbeſtimmt. Indeß iſt doch gewiß, daß die **Pantomimenſprache** die erſte war. Für die erſte Menſchen, die noch keine beſtimmte Töne und Worte hatten, konnte die regelloſe, ſchwer zu fixirende **Stimmenſprache** alleine nicht hinreichend ſeyn; ſie nahmen die Geſichtszüge, die übrigen körperlichen Aeuſſerungen zu Hülfe; dieſe waren ihnen auch geſchickter, natürlicher, angemeſſener, die Bedürfniſſe ſetzten ſie von ſelbſt in Bewegung. Gebehrdenſprache iſt die **natürlichſte**; denn die Wortſprache entſteht nur dann erſt, wann der Menſch anfängt in Geſellſchaft zu leben — wann ihm eine Menge von Bedürfniſſen nothwendig wird: wann es Bedürfniß wird, ſeine Gedanken dem andern zu offenbaren, ſeine durch das geſellſchaftliche Leben erzeugte Begierden, Triebe, Verhältniſſe und Nothwendigkeiten zu befriedigen, ſeine durch eben dies geſellſchaftliche Beyſammenſeyn entſtandene Pflichten zu erfüllen, ſich über Intereſſe und Konventionen mit andern zu verſtehen; wann der Menſch nun allmählig beginnt, Lüſte zu nähren; wann es dadurch erſt nothwendig würde, Hülfe und Rath zu ſuchen, und alſo Menſch und Menſch wie eins — unzertrennlich — unentbehrlich würden; da müßte ihnen nothwendig die Pantomime zu langweilig, zu ermüdend, zu unbequem ſeyn; man verließ dieſe Sprache, und fing an, Töne dafür zu gebrauchen; man ſah den Unbequemlichkeiten durch ihre Anwendung und Feſtſetzung meiſtentheils abgeholfen, und ſuchte ſtufenweiſe ſie ſo viel als möglich allgemein zu machen, welche ihnen die geſchickteſte — die deutlichſte ſchienen, und die mit der anzuzeigenden Sache die größte Aehnlichkeit hatten, dieſe wählten ſie zum Ausdrucke. Nachahmung war alſo wohl der Beſtimmungsgrund eines groſſen Theils der Worte. Die übrigen haben ihren Grund in gelegentlicher oder nothwendiger Zuſammenkunft aller — beſonders auffallender — frappirender Umſtände. Alſo da erſt unter jenen Verhältniſſen ward Stimmſprache Trieb und Drang, und mit ihrer Anwachſe ward dieſer Drang auch ſtärker, entwickelte ſich immer mehr, wurde immer reichhaltiger — verſtändlicher — nachdruckſamer — angemeſſener — geſetzmäßiger — harmoniſcher, und die Ausdrücke artikulirter — allgemeiner — ſtäter.

Pantomimen in einer fixirten Einſchränkung und Beſtimmtheit, wie die Töne, würden eben ſo deutliche Gedankenzeichen ſeyn. Zuverläßig iſt es, daß ſtärkerer Nachdruck in ihnen liegt, daß ſie geſchickter — anſchauender und natürlicher ſind, um die Sachen wahrer und die Bedürfniſſe in ihrer mehr oder minder dringenden Befriedigung vorzuſtellen;

ſtellen; ſo wie wir noch immer, um energiſcher uns auszudrücken, und den Grad der Empfindungen deutlicher und ſinnlicher zu bezeichnen, unſere Sprache mit Gebehrden des Körpers begleiten. Eine Bewegung des Körpers würde ſchon den ganzen Gedanken mit einem großen, lebhaften Ausdruck bezeichnen, da wir jetzt durch eine Reihe von Buchſtaben — Sylben und Worte erſt an das Ende der Vorſtellung gelangen. Sogar müſſen wir in der Seele das ganze einer Idee nur mittelſt der Verbindung einzelner, mit Worten verknüpfter Begriffe bilden; da hingegen ohne dieſe Sprache jeder unſerer Gedanken eine totale momentane Vorſtellung und ein Bild, ein konzentrirter gleichzeitiger Zuſammenhang aller der dahingehörenden Begriffe wäre, ſo wie die Aeußerung der Gedanken eben ſo ſeyn müßte. Aus dieſem folgt, daß die Vorſtellungen geläufiger, gedrängter, lebhafter, und weil die Ueberſicht leichter, der Zuſammenhang deutlicher wäre, ſchneller und richtiger ſeyn müßten.

Es iſt wahr: Worte und ihre ſucceſſive Verbindung ſind Beförderung der Abſtraction und gröſſere Sicherheit vor Irrthum im Urtheile, da in einer ſchnellen Ueberſicht wohl manche Folge, manches Zwiſchenglied der Abſtractionskette unſichtbar bleiben kann; aber da bürgt ſchon für einen guten Theil der deutlich vorliegende Zuſammenhang des Ganzen.

Ich übergehe den Gebrauch der Zeichenſprache beym Unterricht der Taubſtummen. Nur was inſonderheit den Einwurf betrift, wegen der **Nichtunterſcheidung** des Sinnlichen — Sichtbaren vom Abſtrakten, und der durch **dieſelbe** Zeichen bedeuteten Sache, bemerkte ich für jetzt das einzige: kann man mit dem Zeichen des unmittelbar bezeichneten nicht noch ein beſtimmtes **Unterſcheidungszeichen** von dem mittelbaren und abſtrakten Begriffe verbinden, oder auch mit den letztern? Daſſelbe Unterſcheidungszeichen kann **allgemein** gemacht und mit jedem dieſer Begriffe ohne Abweichung verbunden werden. Hieraus erhellet auch, daß man auch abſtrakte Begriffe durch dergleichen pantomimiſche Zeichen ausdrücken kann; und warum nicht auch ohne das angegebene Hülfsmittel? Denn jeder abſtrakte Begriff entſtehet aus ſinnlichen, die man vergleicht, deren ähnliche — nothwendige oder allgemeine Beſtimmungen man zuſammendenkt, und daraus einen allgemeinen oder abſtrakten Begriff bildet. Könnte man alſo nicht auch durch pantomimiſche Zeichen die Folgen und Entwicklung dieſer einzelnen Begriffe und ſo den Weg der Abſtraktion bezeichnen, und dann durch ein **einziges** Zeichen, wie durch ein einziges Wort den **Inbegriff** dieſer Entwicklungen oder den ganzen abgezogenen Begriff ausdrücken? Es iſt daher nicht eben nothwendig, ihn erſt metaphoriſch und bilderiſch in der Zeichenſprache zu erklären.

Unſtreitig iſt es, daß die Sprache ſehr viel, ja das meiſte zur Begriffentwicklung — zur Aufklärung und Verbreitung gemeinnützigee Kenntniſſe beyträgt. Das anfangs lallende, dann ſprechende Kind hört neue Worte, und in ihnen neue Begriffe; lernt täglich immer mehrere und neue Sachen kennen, lernt mit dem Fortgange der Sprachen kombiniren — Aehnlichkeiten bemerken — übertragen; es lernt weniger mechaniſch denken, weniger einförmig urtheilen und handeln; es lernt Abwechslungen des Geſchlechts — der Art — und des Individuellen; wird mit mehrern theils ähnlichen, theils kontraſtirenden Verhältniſſen bekannter; geiſtiſche — unſichtbare — abſtrakte Dinge kommen ihm nicht mehr ſo unbegreiflich und nonſenſikaliſch vor; die Zeichen der ſichtbaren — körperlichen — einzelnen Dinge führen leicht zu andern, die mit dieſen was ähnliches, was gemein haben. Wunderbare — ungewöhnliche Dinge frappiren es nicht mehr in dem entſetzenden Grade; bald kann es ſelbſt deutlich — endlich unvermerkt unterſcheiden, was es hört, ſieht und empfindet. Von ihrem weitern Gebrauch und Nutzen in der menſchlichen Geſellſchaft, wäre es überflüßig, was zu ſagen. Sprache iſt der Anfang zur Bildung des Menſchen; ihr Fortgang, ihre Entwicklung iſt Entwicklung des Herzens und des Verſtandes, iſt Entwicklung eigenen Kraftgefühls: eben ſo unentbehrlich und intereſſant ſchreitet ſie mit dem Menſchen durch alle lebensgrade fort. Ohne Sprache, würde der Greiß wohl mehr als das lallende Kind in der Wiege ſeyn? würde der Menſch wohl viel zum Voraus vor dem Orangoutang und deſſelben Handlungstrieb haben? Dies iſt freylich nur Frage — Frage wie die: ob Sprache wirklich ein zuverläßiges — weſentliches Unterſcheidungsmerkmal der Menſchen und Thiere iſt? aber aus Mangel der Sprache einem Thier das Menſchliche abſprechen, wäre das eben darum nicht zu viel geſchloſſen? Sprache iſt ein nur die geſellſchaftliche Lebensverbindung erſt nothwendig gemachtes Bedürfniß, und ſonſt keine, als nur eine durch Deſpotie eingeſchränkte aber erzwungene und dringende Zweckenſphäre mußte nothwendig an der Sprache, beſonders an der Stimmſprache, eine Stütze finden.

J. L. A. Schlichting.
Alumnus im K. K. General-Seminarium
in Wien.

8.

Noch etwas über Ahndungen.

So wenig ein Ahndungvermögen mit den Begriffen ſtreitet, die wir uns gewöhnlich von der Seele machen; eben ſo wenig Widerſpruch findet bey dem ſogenannten Melden ſtatt. Wir kennen die Kräfte des Weſens, daß wir Seele nennen, alle noch zu wenig; wir hängen noch zu ſehr am Körper, als daß wir dies Weſen ganz ausforſchen könnten. Wie können wir wiſſen, was die Seele, ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Verbindung mit einem Körper, oder — in einem Zuſtande, wo die Organe, die Vereinigungsbande, ſchlaff geworden, wo der Mechanismus erſtarrt — zerſtört und der Moment der Verabſchiedung ſehr nahe, oder eben vorüber iſt; was die Seele da für einen Wirkungskreiß habe? Wer vermag endlich ein non plus ultra den Kräften eines uns ſo wenig bekannten Weſens zum Gränzſtein zu ſetzen?

Es ſind zu viele Erfahrungen und Beobachtungen von Erſcheinungen in dieſer Sphäre vorhanden; — Beobchtungen, denen ſich allerdings kein Einwurf einer Unwahrhaftigkeit machen läßt; — von Männern, die unbefangenen Kopfes, mit allſeitiger und genauerer Unterſuchung beobachten; die nie gewöhnt ſind, mit wunderſüchtiger Leichtgläubigkeit etwas zum Beweiſe einer noch ſo zweifelhaften Wahrheit an den Tag zu geben, ohne aus ganzer Seele Bürge dafür ſeyn zu können, wie ich gleich zwey ſolche Beobachtungen anführen werde, wir haben, ſag ich, zu viele und zu wichtige dergleichen Erſcheinungen, als daß wir ſo gradezu die Exiſtenz vorbenannter Vermögen in der Seele wegraiſonniren könnten.

Mögten wir doch einmal aus ſolchen gehäuften, bewährten Erfahrungen ein zuverläßiges Reſultat ziehen können, das uns ſo vielen Aufſchluß in der Seelenkunde geben würde! Ich habe im 3ten Stück des 4ten Bandes eine Todesahndung zu erklären geſucht, die aus einem vorhergehenden lebhaften Traume entſtand, und vermöge der Einbildungskraft wirklich Zerrüttung und Tod brachte — das mir bisher noch ziemlich genugthuend bleibt: aber — freylich fallen mir auch wieder andere Phänomene auf, die mir eben ſo unerklärbar ſcheinen, als ein übermenſchliches Räthſel. Hier ſcheint ſich der Schwung unſerer Einbildungskraft wirklich in übermenſchliche Sphären zu erheben, und übermenſchliche Dinge zu verrichten; das heißt, wenn ſie wirklich geſchehen, ſolche — deren Kräfte wir bisher mit unſerer Einſicht noch nicht entdeckt haben.

Der magnetiſche Somnambuliſme iſt nach allem Betracht nichts als Charlatanerie, der uns hier für eben nichts mehr als eine ſolche — wie jedes andere Hirngeſpinſt der Schwärmerey und des Betrugs gelten darf; beiden ihr Symbol iſt: *Croyez et voulez.* Solche Chimären ſeyen von jedem Wahrheitsfreund weit entfernt; ſo wie man überhaupt auf dieſen ſchlüpfrigen Wegen nie behutſam genug ſeyn kann.

Melden eines Sterbenden.

Hr. H** hatte als Director der Normalſchulen in N** einen Knaben, den er vorzüglich liebte. Der Knab ward krank. Hr. H** beſuchte ihn in ſeiner Krankheit, die etwa zehn Tage dauerte, ohngefähr viermal. An dem Tage, an welchem er verſchied, ließ er ſich noch an das Fenſter bringen, da eben die Prozeſſion vorbeyging, um ſeinen Hrn. Director und ſeine Mitſchüler noch einmal zu ſehen. Hr. H** kam ſpät nach Hauſe, begab ſich in ſein Schlafzimmer, nahm ein Buch, um noch etwas zu leſen; endlich legt er ſich in's Bett, ließ das Licht brennen, und wollte noch fortleſen.

Es war um halb zwölf Uhr als drey Schläge an die verſchloſſene Thüre geſchahen. Hr. H., da er nicht denken konnte, daß Jemand ſo ſpät noch zu ihm verlangte, blieb ſtille. Ueber eine Weile ſchlug es wieder eben ſo vielmal an die Thüre. Nun loſch Hr. H. das licht aus, und blieb liegen; gleich geſchahen wieder drey ſtärkere Schläge. Hr. H. ſtand auf, öfnete die Thüre, ſah und ſuchte, und fand niemand: er machte, um zu ſehen, ob nicht ein Zugwind die Ofenthüre hin und her geſchlagen habe, auch dieſe auf; aber — auch dieſes fand er nicht. Da er nun gar nichts wahrnehmen und ſich von keiner Täuſchung auf irgend eine Art überzeugen konnte, legte er ſich, in Zweifel vertieft, wieder in's Bett. Aber — ſchon früh meldete man ihm den Tod ſeines Geliebten, der eben um jene Zeit erfolgte, nachdem er kurz vorher noch von Hr. H. geſprochen hatte.

Dies erzählte mir Hr. H., ein Mann von unbefangener Beurtheilungskraft und von der richtigſten Denkart; — ein Mann, der zuvor alles Melden, alle Ahndungen, Todtenerſcheinungen u. d. gl. für Chimäre hielt: von der Zeit an aber durch dieſe Begebenheit darauf aufmerkſam ward. — Noch

Eine Ahndung.

Hr. D. erzählte mir: ſein Vater ſey von den Koſacken im ſiebenjährigen Kriege ganz ausgeraubt worden, ſo, daß er mit ſeiner Familie in die größte Nothdurft gerieth. Er war ein Sattler, und ſuchte biſher durch ſeiner Hände Arbeit ſich nach Kräften fort zu helfen. Allein — das Elend häufte ſich tagtäglich, und er ſah keine Rettung. Mit dieſen Gedanken umwölkt, befand er ſich einſtens am Abende in ſeinem Garten, und hing da ganz ſeinem traurigen Schickſale nach; als ihm däuchte, eine Stimme zu hören, die ſprach: „Sorge nicht; es wird dir und deiner Familie noch gut gehen“. Er ſtaunte; freudig verließ er den Garten, erzählte ſeine gehabte Erſcheinung, und ermunterte alle, gutes Muthes zu ſeyn. Bald darauf gerieth er plözlich auf den Gedanken, einen Leinwandhandel anzufangen; er fing ihn an, und betrieb ihn mit ſo vielem Glück, daß er ſich nun in den beſten Umſtänden befindet, und die meiſten ſeiner Kinder hat verſorgen können *).

Wien.

J. L. A. Schlichting.

---

*) Phänomene dieſer Art, wenn man auch das hiſtoriſche Factum nicht ſelbſt läugnen kann, laſſen ſich doch ganz natürlich aus einer gehabten Einbildung und einem damit verbundenen Zufalle erklären. Daß ſie aufgeklärte, unbefangene Männer erzählen, ſelbſt an ſich erfahren haben wollen, beweiſt für die Wahrheit der Sache nichts, weil ſich auch aufgeklärte und unbefangene Männer — am leichteſten aber da irren können, wo eine lebhafte Phantaſie, oder etwas Wunderbarſcheinendes, wodurch ſich die Menſchen ſo leicht täuſchen laſſen, mit im Spiel iſt. P.

Beyträge zur Geſchichte der Schwärmerey in unſern Tagen *).

Vermiſchte Gedanken.

(Manuſcript für Freunde.)

Junius — December 1774.

Lavater gab dieſe vermiſchten Gedanken, wovon ich nur den Beſchluß mittheilen will, ſeit dem Jenner 1774 in Duodez, und zwar, um ihnen das Anſehen eines vertraulichen Manuſcripts zu geben, in geſtochener deutſcher Schreibſchrift, alſo in wirklichem Druck, heraus. Jeden Monat theilte er auf dieſe ſonderbare Art eine Anzahl ſeiner Gedanken ſeinen eigentlichen Vertrauten, oder auch Feinennahen, wie er gewiſſe andere nennt, mit, und

fuhr

---

*) Unter dieſer Aufſchrift ſollen künftig in dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde mehrere hierher gehörige authentiſche Nachrichten dem Publico mitgetheilt werden.

Anmerk. d. H.

fuhr damit bis im May obigen Jahrs treulich fort. Aber auf einmal nimmt er von ſeinen Freunden in einer langen Epiſtel auf einige Zeit Abſchied, und dieſe Epiſtel iſt es, welche wegen ihres merkwürdigen Inhalts zu nächſt folgt, und kein unmerkwürdiges Stück von der eigentlichen Denkungsart jenes ſonderbaren Mannes iſt, deſſen Geiſt und Herz für den Pſychologen gewiß ein ſehr intereſſanter Gegenſtand ſeyn muß.

Schon ſeit dem Maymonat hab' ich Euch, liebſte Leſer und Leſerinnen, dieſer vermiſchten monatlichen Gedanken weiter nichts mitgetheilt, und jetzt muß ich ſagen, daß ich Euch eine Zeitlang auch weiter nichts mittheilen kann. Ich muß mich noch mehr einſchränken, als ich bisher gethan habe, und den Zirkel meiner Würkſamkeit enger machen, um deſto kräftiger würken zu können. Das iſt ein Hauptgrund, warum ich dieſe Gedanken jetzo weiter nicht fortſetzen kann. Ein anderer iſt, — weil ſie das nicht blieben, was ſie ſeyn ſollten: Manuſcript für Freunde, — ſie wurden zu weit ausgebreitet, und ſogar in öffentlichen Blättern angezeigt. Bey meiner neulichen Reiſe durch einen Theil von Deutſchland hab' ich zu oft mit Beſtürzung wahrnehmen müſſen, wie öffentlich ich geſchrieben habe, da ich geheim ſchreiben wollte. Ich will deswegen keinem Vorwürfe machen. Ich weis, daß es aus guter Abſicht geſchehen iſt. Allein mein Zweck iſt nun verfehlt, und meine Kräfte reichen diesmal ſonſt weiter nicht hin. Dies ſind zwey Hauptgründe, die ich ſagen darf — zur Entſchuldigung, daß ich jetzo von meinen vertrautern Leſern, denen ich dieſe Gedanken ſtatt Briefe zuzuſenden pflegte, Abſchied nehme. Es ſind noch einige andere, die ich wohl mündlich jedem beſonders ſagen dürfte; aber dennoch nicht gern dieſem Blatte anvertrauen mag, ſo ſehr ich auch hoffe, daß man es auf dieſen Wink geheimer, als die bisherigen, halten werde. Um aber auch diesmal etwas zu ſagen, und nicht ſo ganz trocken von ſo herzlieben Leuten, als mir die Leſer dieſer Gedanken ſind, wegzugehen, will ich Euch einige Bemerkungen mittheilen, die ich auf meiner, für mich in ſo mancher Abſicht ſehr geſegneten Reiſe zu machen Gelegenheit gehabt habe, und die den wenigſten von Euch ganz gleichgültig ſeyn werden, und mich den Empfindungen überlaſſen, die ſie ohne Zweifel, ſo oft ich ſie mir wieder erneure, in mir aufwecken werden. —

Ich habe viel mehr gute, recht gute Seelen angetroffen, als ich geglaubt hatte; wenig Vollkommne! Keine! Keine; aber viel mehrere, die nach Vervollkommung ſtrebten, als ich in meiner Unbekanntheit mit der Welt hoffen durfte.

Ich habe hohe und niedere Perſonen gefunden, die wirklich ein ſehnliches Verlangen zu haben ſchienen, immer beſſer und ihrer Beſtimmung würdiger zu werden. Seelen, die nach Licht, Kraft und Wahrheit dürſteten. — — Sie werden, währte ihr Durſt noch Tage oder Jahre, erſättigt werden.

Viel, viel mehr habe ich, als ich mir vorſtellen konnte, unter vornehmen und hohen Perſonen Weisheit, Nachforſchung der Wahrheit, Theilnehmung am Guten angetroffen. Erſtaunt und — beſchämt ging ich oft weg von Ihnen; erſtaunt über ſie; beſchämt über mich.

Doch wars auch neue mächtige Ermunterung, an mir ſelbſt und an andern zu arbeiten. Ich ſahe, daß man nicht umſonſt arbeitet, ſeinen Saamen nicht vergeblich ausſtreut. — „Wenn Gott dieſen geringen Grad von Wahrheitsliebe und Redlichkeit ſo belohnt, ſo augenſcheinlich ſegnet —, was wirſt du erſt zu erwarten haben, wenn du mit noch reinerer Einfalt, noch uneigenſüchtigerm Eifer, mit noch mehr Weisheit und Kraft Gottes an der Ausbreitung der beßten Religion arbeiten wirſt“ — ſo dacht' ich, ſo mußt ich denken! Neuer Muth, neues Leben kam in mich —. O Gott, laß dieſe Funken, die du aus meinem Herzen entſchlugſt, Flammen werden, und dieſe Flammen ein Feuer auf Erden anzünden, das nimmermehr erliſcht. Ach wie wollt ich, daß es ſchon angezündet wäre! *) — und wie iſt mir ſo bange! —

Auch durch manche Prüfung, geliebte Freunde, ging meine Religion. Manche, die ſchwiegen, und manche, die ſprachen, legten ſie auf die Wage. Ich merkte und hörte Einwendungen, die ich noch niemals gehört, nie erwartet hatte. — „Aber iſts nichts als dies“? Das war doch allemal das Reſultat aller dieſer Prüfungen. — Iſts nur dies, was man wieder meinen Glauben einzuwenden hat? Muß man ſich ſo aus der Frage herausziehen; ſo antworten? (und ich ſehe nicht, warum man nicht das Beſte und Stärkſte ſollte geſagt haben, was man ſagen konnte.) Hocherhabner Jeſus! wie feſt iſt dein Evangelium! wie unerſchütterlich dein Leben, und deine allwürkſame Gotteskraft und Gottesliebe! —

Auch ſeufzen hab' ich gehört, nicht nur von blöden, kurzſichtigen Seelen, ohne Kraft und Heldenſtärke, — auch von männlichen Seelen hier und dort über den erbärmlichen Verfall der menſchlichſten und göttlichſten Religion; — „Aber unter aller Kritik hört ich doch auch ſehr vernünftige Leute ſagen, unter aller Kritik ſind die Bemühungen einiger Gottesgelehrten zur Läuterung, d. h. Verſchwemmung

---

*) Gott bewahre uns dafür!!

mung der Religion. Sie zerſtören die Menſchlichkeit, indem ſie das Chriſtenthum zerſtören, und Chriſtum den Chriſten rauben“!

Wie tief aus meinem Herzen herausgeſprochen war das! Mit welcher Fülle der Ueberzeugung ſtimmt' ich in dieſe gerechte Klagen ein! wie ward mir ſo leicht! wie ſchien mir die halbverlorne Sache gleichſam ſchon wiedergefunden, da ich hörte, daß die Wahrheit Gottes an manchen Orten noch Ohren findet, die ſie hören und verſtehen, und Seelen, denen es laſt iſt, daß ſie's nicht lauter, mächtiger ſagen dürfen. — „Man ſtößt den Herrn des Weingartens zum Weingarten heraus“. Dies Wort wiederhol ich auch mit Bedacht hier, — frey durft' ich dies öffentlich ſagen. Wie gern verpflicht' ich mich dadurch, es bey jedem, jedem Anlaß immer ſtärker, treffender, ſchneidender zu ſagen — „daß man wider die Menſchheit raſet, wenn man wider Chriſtum ſich auflehnt“. Wenn Chriſtus unerträglich iſt, o wie iſt denn gewiß, aller vorgegebenen hochgeprieſenen Menſchenliebe ungeachtet, auch die Menſchheit unerträglich! Wer mich haſſet, der haſſet auch meinen Vater, haſt du mit göttlicher Einfalt und Wahrheit geſagt, — du beſter aller Menſchen, aller Herren und aller Götter auf Erden und im Himmel! und wer deinen Vater haſſet, der haſſet auch ſeine Kinder, — ſo wie der den liebt, der gezeugt hat, auch den liebet, der von ihm gezeugt iſt.

Wo ichs nicht ſuchte, unter Leuten ſchlimmen Rufes (durch eigne Schuld vielleicht) habe ich gefunden, die nicht ferne vom Reiche Gottes waren! — Wer nicht Menſch ſeyn will, wird kein Chriſt werden, und wer Menſch werden will, — wie nahe iſt der dem erhabenſten Chriſtenthum — das glaubt ich lange. Siegel dieſer Wahrheit legte mir Gottes Fürſehung durch dieſe vor die Augen, — daß mein Herz in großen Hoffnungen frohlockte und an meines Herrn Wort gedachte: „die Zöllner und Hurer gehen euch vor ins Reich Gottes“!

Die Menſchheit wird ſich emporſchwingen, und ihre Würde wird leuchten! Gott wird ſich aufs neue offenbaren im Fleiſche! — das iſt, das Chriſtenthum wird ſiegen; wieder emporſtrömen, wie eine hellleuchtende, und weit erwärmende Flamme! — und weiter nicht, als auf das Jahr 1776 oder 77 will ich appelliren *) — Die Thorheit der groben und feinen Schriftbeſtürmer wird offenbar werden.

---

*) Dieſe ganze prophetiſche Stelle bezieht ſich offenbar auf die Gaßneriſche Wunderepoche, von welcher Lavater ſehr wichtige Veränderungen zur Ehre der chriſtlichen Religion und — Beweiſe erwartete, welche allen künftigen Zweiflern, allen feinen und groben Schriftbeſtürmern, wie er ſie nennt, den Mund ſtopfen würden. Die Zeit hat gelehrt, daß Gaßner ein Betrüger war, und daß die religiöſe Schwärmerey ſich an ihm ſehr geirrt hat.

werden. Die Unvernunft dieſer Vernunftsherolde wird ſo entblößt werden, daß ſie eine Zeitlang die Augen vor Schaam nicht mehr ſollen aufheben dürfen. Gott wird ſich durch Vernunft an der Vernunft rächen, — und durch Thorheit der Predigt in den Einfältigen herrlich, und in den Gläubigen wunderbar werden. Aber dies wird noch nicht das Ende ſeyn! — Dies ſind nur Stimmen in der Wüſte: ‚Bereitet den Weg dem Herrn! Macht ſeine Pfade richtig!

Nicht eben als Hauch des prophetiſchen Geiſtes darfſt du dies Wort auffaſſen. Es iſt Reſultat einfältiger Beobachtungen, die ich gern in den Schooß meiner nähern und fernern Freunde, und allenfalls auch derer frommen Seelen, die unmittelbar an dieſe gränzen, hinlege. Einige Saamenkörner, die Früchte bringen werden, wenn dieſer Brief nach ein Paar Jahren dieſem oder jenem zufälliger Weiſe wieder vor die Augen kommen, d. i. **ihm von dem himmliſchen Vater, ohne deſſen Willen kein Buchſtaben hier geſchrieben ſteht, in die Hände gegeben werden wird.**

Wohl dem, der jetzt und alsdann erwacht — und aufſchaut, und ſich umſieht, wo er ſteht, und was er bey dieſer Lage der Sachen zu thun hat! Sey er Fürſt, oder Sohn der Dienſtmagd, der im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod iſſet. — — **Ja Fürſten, denen dies Büchlein in die Hände** kommen wird — und Tagelöhner in einſamen Arbeitsſtuben, die mich lieben, und gern an der Wahrheit Theil nehmen, die Gott auch ihnen durch mich darzureichen beliebt; — ja Fürſten und Tagelöhner, Brüder und Schweſtern, Lehrer und Schüler, wachet und helfet mir wachen; bittet und helfet mir bitten; arbeitet und helfet mir arbeiten, daß in ſeiner Herrlichkeit erſcheine, denen, die ſeine Herrlichkeit lieb haben, Jeſus Chriſtus, dem der ewige Vater alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben hat, und dem die Menſchen im Staube alle Gewalt auf Erden und im Himmel rauben! —

Thue ein jeder von uns, was er kann. Es iſt keiner, der nichts, keiner, der nicht mehr kann, als er jetzt denkt! und wenn wir im Geiſte als ein Mann für einen Mann ſtehen; jeder an ſeinem Poſten; jeder in dem Kreyße, den der Vater um ihn her gezeichnet hat; — jeder des andern Arbeit ohne Neid mit ermunterndem Wohlgefallen anſchaut; jeder ſich freut, wenn nur Chriſtus in alle Wege verkündigt, verherrlicht und groß gemacht wird; jeder froh iſt, wenn zur großen Erndte der Arbeiter immer mehr, und der Fruchtzerſtörer und Müßiggänger immer weniger werden — — dann wird ſich unſere Wirkſamkeit vermehren! Gott wird in uns herrlich werden, und geprieſen der Name unſeres Herrn Jeſu Chriſti durch uns und wir in ihm.

laßt, Brüder und Schweſtern, dies Wort würken, und Leben aufwecken, und gebt es keinem Spotte des Leichtſinnes und frechen Unglaubens preis! Entzieht Euch dieſem, wo ihr könnt, und verhült Euch in ſeiner Gegenwart in die Stille Eures Herzens — und in das Zeugniß von unſerm Großen, Namenloſen, das die redlichſten und beſten Menſchen des Erdbodens uns hinterlaſſen haben, daß es auf uns würke, und uns ſtärke auf die Stunde der Verſuchung! —

Schweigen iſt oft mächtiger, als reden, und ſeine Kraft zurückhalten, heißt oft, ſeine Kraft offenbaren. Weisheit Gottes lehr' uns reden und ſchweigen! — Und was iſt Weisheit Gottes, als ſtilles, ruhiges Aufſehn auf Ihn, deſſen Namen uns allen in die Seele gegraben iſt, ſo wie unſere Namen in die ſeinige! Aufſehen auf Ihn! O Geheimniß, in welchem alle Schätze der Weisheit, der Erkenntniß, der Kraft und der Tugend verborgen ſind! Wer dich gelernt hat, weis alles, was er wiſſen muß, kann alles, was er können muß, und hat alles, was er bedarf! Iſt reicher und mächtiger, als er ſagen darf. Iſt auch, — ich darfs keinem ins Ohr ſagen, was er iſt — — —; aber aller Herzen werdens empfinden, und frolocken in unausſprechlicher und herrlicher Freude. —

Wohin, Brüder, irr ich, nicht irr ich — wohin führt mich die Hand, die alle meine Tritte leitet, und alle Worte für die mir darreicht, die für mich bitten?

Ja! ſo viele zu wiſſen und zu kennen, die bereits, ehe ſie mein Angeſicht ſahen, meinen Namen, den alten, der mit dem alten irdiſchen Menſchen zu Grunde geht, und ſo wenig, als der das Reich Gottes erben kann und wird — ſo viele, die meinen Namen in ihrem Gebet und ihren Dankſagungen vor Gott nennten, und nun noch mehrere, die, nachdem mir Gott ihre liebe zu hören und zu ſchauen gab, zu ſchauen das Siegel Gottes auf ihrer Stirn — ſo viele, die für mich beten — wenn das nicht ſtärkender Troſt, das nicht Stimme Gottes iſt. „Sey getreu bis in den Tod"! Das mich nicht hoch und höher hebt, als die hohe und weite Sichtbarkeit hinreicht, das nicht mir Beruf iſt, ſeine Sache mit mehr Einfalt und Treue und Eifer und Herzlichkeit zu beſorgen; ſo bin ich elender, als alle Menſchen. — Aber nein! gewiß glücklicher, als alle Menſchen, daß Gott mich ſo trägt, auf dieſen Flügeln ſeiner Barmherzigkeit mich aus dem Staube empor hebt, daß er mich gleichſam nöthigt — nicht länger zurück zu ſehen; ſondern nur vorwärts, vorwärts!

Ja, Ihr alle, die dies leſen oder hören, mein Angeſicht geſehen, oder nicht geſehen haben — wenn ihr wüßtet, welch ein zertretener Wurm ich bin, wie Nichts ich bin, wie unendlich viel ſchwächer, als keiner meiner Freunde glauben, keiner meiner Feinde argwohnen kann, wie ich oft nahe an die tiefſten furchtbarſten Abgründe hingeriſſen werde, oder von ſelbſt hinſtürze; — wüßtet, wie ich augenblicklich nur von der ſichtbarſten augenſcheinlichſten Gnade leben muß, wie oft ich mir und Gott unerträglich vorkommen muß — in der erbärmlichſten Selbſtſüchtigkeit, die mich ſo oft in den reinſten Geſinnungen und beſten Thaten wie ein Räuber überfällt; — wenn ihr wüßtet, was alles auf mir liegt, Läſte, die ich mir ſelbſt aufgeladen habe, und Läſte, die mir ſo manche andere aufladen, die auch ſchwer zu tragen haben. Ach wenn ihr wüßtet, wie Leichtſinn und tiefe Melancholie ſo oft in mir mit einander kämpfen, und mit einander abwechſeln, wie ſelten ich bey dem Gedränge, in dem ich lebe, in der edeln heitern Ruhe, in der ſanften reinen Würkſamkeit, die keine Abſicht, kein Ziel hat, als Jeſus Chriſtus, wie ſelten ich in der ſchönen Einfalt Chriſti ſtehe, die die höchſte Gottesruh und Gotteswürkſamkeit war — — wenn ihr das, und noch ſo manches andere wüßtet, das ich dieſem, ach leider! ſchon zu öffentlichen Blatte nicht anvertrauen darf, wie würdet ihr meiner brüderlichen Bitte ſo gern willfahren, meiner täglich einmal ausdrücklich vor Gott unſerm Heilande zu gedenken!

O Brüder und Schweſtern, ſchon ſo manchem unter Euch hab ichs geſagt, oder geſchrieben: Was

Ihr für mich thut, thut Ihr für Euch! Wollt ihr, daß Gott durch mich auf Euch würke; ſo laßt Gott auch durch Euch auf mich würken, damit wir immer mehr zur Einigkeit des Geiſtes kommen, und näher ſeyn dem großen bewölkten — ſchrecklich fernen und wunderbar nahen Ziele — unter uns Eins zu werden in Chriſto, wie er und der Vater Eins iſt.

Ich ſchreibe — und verſtehe noch wenig von dem, was ich ſchreibe; zwar alles, was die Welt verſtehen heißt; — aber ſehr wenig von dem, was der Geiſt der Wahrheit in Chriſto, rechter Verſtand des Geheimniſſes Chriſti heißt.

O Unterſchied wörtlicher und anſchauender Erkenntniß, der Einbildungskraft und des Herzens! des Herzens und des ganzen göttlichen Menſchen in uns, der lauter Geiſt und Leben und Ebenbild Gottes iſt, und alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit ergründet.

O Wahrhaftiger! Einziger! wie wenige kennen dich, und deinen Sohn, und wiſſens aus unmittelbarer Erfahrung, daß dich in ihm erkennen ewiges Gottesleben iſt!

O unaufhörliches Schwätzen, Diſputiren, Predigen, Schreiben von dem, was kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, und was in keines Menſchen Herz aufgeſtiegen iſt — ich meine von dem, was Gott ſchon in dieſem Leben denen bereitet hat, die ihn lieben.

Uns, hieß es in den Zeiten der Wahrheit und des Geiſtes, uns hat es Gott durch den Geiſt geoffenbaret! Wir wiſſen, was uns von Gott geſchenkt iſt.

O Brüder, o Schweſtern vom ſilbernen Thron an, bis zum ſimpelſten Holzſtuhl — verzeihet mir mein Stammeln an Euch! — — — — — Ich umarme Euch alle im Geiſte, und freue mich Eurer alle auf den Tag Jeſu Chriſti.

Schriebs zu Zürich
den 18ten Septemb. 1774.

J. C. L.

Hier ſind noch einige ſeiner ſonderbaren, ſchwärmeriſchen Gedanken, die er von Monat zu Monat an ſeine vertrauten Freunde ſchrieb. Ich ſetze ſie eben ſo abgebrochen, ſo unbeſtimmt hierher, als ſie in ſeinem Manuſcript zu leſen ſind.

Unendliche Mannigfaltigkeit, unendliche Einheit iſt alles, was wir ſehen. Jedes iſt von jedem verſchieden, und alles iſt dennoch nur Eins. — Suche Ruhe, wo du willſt, du findeſt ſie nirgends als in der Einheit: du findeſt ſie auch in der Vielheit, wenn ſie dir Einheit iſt. — Was iſt, iſt irgendwo. — Was aus Fleiſch geboren iſt, das iſt Fleiſch; was aus Geiſt geboren iſt, das iſt Geiſt: was aus Gott geboren iſt, das iſt Gott —! Alle

Gnade iſt Natur, und alle Natur Gnade. — Wenn Herodes um ſeines Eidſchwures willen tödtet, wie wird Gott um ſeines Eidſchwures willen lebendig machen. — Wer hören kann, kann alles. — Sprich nicht: was werden die Menſchen auf Erden, ſondern ſprich: was werden die Engel im Himmel von mir urtheilen? — Ich will lieber unter dem Pabſt, als unter dem Zwang eines menſchlichen Lehrbuchs ſtehen. — Dein Feuer ſey Licht, und dein Licht Feuer. — Ich kann mir kein Mittel denken, Jeſus entweder Gott, oder ein Atheiſt. — Alles, was Gott iſt, iſt Chriſtus menſchlich. — Wüßteſt du, was Chriſtus iſt, du wüßteſt, was Gott iſt, und was du biſt. Wüßteſt du, was du biſt, du wüßteſt, was Gott und Chriſtus iſt. — Wie der Sonnenſtrahl Sonne iſt, ſo iſt, was aus Gott geboren iſt, Gott. — Wer Chriſtus bloß als ſeinem Herrn gehorcht, der iſt ſein Knecht, wer ihm als Gottes Sohne, und als ein Kind ſeines Vaters gehorcht, ſein Bruder, und wer mit ihm ſympathiſirt, ſein Freund u. ſ. w.

Nachtrag
zur
Fortſetzung der Reviſion.

Nicht unwichtig, ſondern ſehr lehrreich für die Seelenkunde ſind die Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Baſedow *), Semler **), Jung ***), und Anton Reiſer von ihrem Charakter, und die Erzählungen ihrer Jugend- und Männerjahre überhaupt. So leicht mit dergleichen Charakterſchilderungen ein Mißbrauch getrieben werden kann, und auch wirklich ſeit der Zeit, daß Rouſſeau ſo viele, freylich ſehr unrouſſeauiſche Nachahmer gefunden hat, damit getrieben wird; ſo intereſſant können jene Schilderungen werden, wenn ſie von aufgeklärten Männern herkommen, und wirkliche philoſophiſche Auflöſungen gewiſſer wichtigen, geiſtigen und moraliſchen Phänomene der menſchlichen Natur in ſich enthalten. Durch dergleichen Auflöſungen muß die Wiſſenſchaft durchaus gewinnen, und ſie werden uns oft zu einer richtigern Kenntniß des Menſchen führen, als es die Speculation thun kann. Je früher jene aufgeklärten Männer ſich zu beobachten angefangen haben, und je aufrichtiger ſie in ihren

---

*) 1. B. 2. St. S. 34. ff. **) 2. B. 1. St. S. 96. ff. ***) S. 115.

ren Bekenntniſſen ſind, deſto mehr werden wir durch ſie einſehen lernen, **welche Umſtände** ſie gerade ſo und nicht anders bildeten; **welche einzelne und allgemeine Eindrücke** aus der frühen Kindheit ſie mit in die übrigen Jahre und Geſchäfte des Lebens hinüber nehmen; **wie** die Gewohnheit zur andern Natur bey ihnen wurde; **wie** ſich nach und nach ihre Begriffe in Abſicht des abſtrakten Denkens, und ihre moraliſchen Gefühle bildeten; **was** Nachahmungstrieb, oder eigene ſelbſtſtändige Geiſteskraft und Thätigkeit zu ihrer Entwickelung beytrug; **welchen Kampf** es der Vernunft koſtete, nach und nach über die Sinnlichkeit Herr zu werden, und wie dieſe Sinnlichkeit doch mit das vornehmſte Vehiculum ihrer Ausbildung wurde, indem die Vernunft ſie recht zu nutzen wußte.

Jeder große Mann wird erſt durch die äußern Beſtimmungen groß, die ſeinen Geiſt aufwecken, und irgend auf eine Seite beſonders hintreiben. Die Geniekraft des Geiſtes muß freylich erſt zu Grunde liegen; aber ſie wird ohne beſondere hinzugekommene Umſtände, wie bey ſo viel tauſend Menſchen geſchieht, unterdrückt bleiben, und vielleicht Jahrtauſende lang ſchlummern. Es iſt ſehr wichtig, die individuellen Umſtände, Lagen und Beſtimmungen zu wiſſen, unter welchen große Männer gebildet wurden, und ſie dann gleichſam Schritt vor Schritt in ihrem Ideengange zu verfolgen. Aus Schilderungen derſelben, aus einer richtigen Darſtellung der Geiſtesentwicklung einzelner Menſchen wird der Pädagoge die vortreflichſten Regeln der Erziehungskunſt abſtrahiren können, auf welche er durch bloße Speculation nie gefallen ſeyn würde. Sehr viele Erzieher erziehen, ohne ihre Zöglinge genau zu kennen, ſie beurtheilen zu oft das Kind nach dem Aeuſſern, und nicht nach ſeinen innern Gemüthslagen, und der jedesmaligen Maſſe von Gefühlen, die ſich in ihm ſchon entwickelt haben. Dadurch muß eine durchaus ſchiefe Erziehungsmethode entſtehen, und **Anton Reiſers** pſychologiſcher Roman, ein Buch, von dem ich mehr ſagen würde, wenn das Publicum ſeinen Werth nicht ſchon allgemein anerkannt hätte, enthält in dieſer Abſicht die lehrreichſten Winke in ſich, wie nothwendig es ſey, bey der Erziehung den jedesmaligen Gemüthszuſtand der Kinder zu **ſtudiren**, und wie gefährlich für die Bildung junger Seelen die kleinſte Abweichung von dieſer Regel ſeyn wird.

Herrn Baſedows Selbſtgeſtändniſſe ſind uns ſo viel wichtiger und lehrreicher, da ſie von einem Mann von ſcharfer Denkkraft, enthuſiaſtiſcher Herzenswärme, und kühner Unternehmungsſucht kommen. Eigenſchaften, die ſeinen Charakter und ſeine Leidenſchaften oft auf die ſonderbarſte Art geſtimmt haben, und bey einer ſo ſtarken Anlage zu einer finſtern Hypochondrie um ſo viel mehr ſtimmen mußten.

„Ach wäre ich“, ſagt er in einer bekannten Streitſchrift, „wie vom Geize, alſo eben ſo frey von verdienten Vorwürfen unſittlicher Würkung des beym Widerſpruch ruhmredigen Kraftgefühls, welches wahrlich den ſtärkſten ſchwächt; und des übertriebenen Grams, wenn gemeinnützige Anſchläge mißlingen; und des kurzen aber heftigen Zorns gegen Widerſacher, wenn die Stärke des Getränks mit dem Gram würkt; und den Vorwürfen der Ungezogenheit, die in ſolchem Zuſtande auch wohl in der ſeltnen Frölichkeit deutlich zeigt, daß ich in dem Gegentheile aller Arten der guten Erziehung aufgewachſen, und daß mein bischen Politur ein zu ſpätes Kunſtwerk ſey“.

Wahrlich ein ſehr aufrichtiges und intereſſantes Bekenntniß! Man gehe alle dieſe ſich ſelbſt gemachten Vorwürfe durch, und man wird die Gegenſtände dieſer Vorwürfe vornehmlich in einer ſchlechten Erziehung des großen Mannes finden. Die Stärke ihrer Eindrücke, das rohe, unbiegſame, kühne Kraftgefühl des ſich ganz fühlenden Knaben hatte er mit in ſeine männlichen Jahre hinüber genommen, ohne daß ihm eine vernünftige Erziehung eine beſſere mit der Menſchenwelt homogenere Richtung gegeben hätte, und ohne daß die zu ſpät hinzugekommene Cultur ſeinen Naturcharakter in beſcheidnere Gränzen einſchlieſſen konnte. Sobald jene erſten Eindrücke gereizt wurden, ſobald ſich ſeiner

ner thätigen Phantaſie ein wichtiger, oder wichtig ſcheinender Gegenſtand zeigte, ſobald man ihm widerſprach, und ſeine Plane verrückte, wich faſt immer jene Cultur, jenes zu ſpäte Kunſtwerk, ganz zurück, und er handelte, wie ein iſolirter ſich ſelbſt gelaſſener Naturmenſch, der ſich fühlt, handeln wird, ohne auf die Verhältniſſe des uns ſo nothwendigen geſelligen Lebens eine genaue Rückſicht zu nehmen.

„Ach wäre ich ſo frey“, fährt er fort, „von Vorwürfen des Spiels zu gewiſſen Zeiten, welches von jeher, bald mehr bald weniger meine einzige Zerſtreuung war; da nur ein Zehntel der Natur in meine von Jugend auf ſchwache Augen fällt, da die Tonkunſt mir fremd geblieben iſt, und da nur wenige Arten von geſellſchaftlichen Geſprächen mich unterhalten, nehmlich ſolche, wodurch ich merklich **lernen**, oder merklich **lehren** kann. Die von der erſten Art aber ſind in meinem Alter ſchwer zu finden, die von der andern Art werden meinen Geſellſchaftern bald unangenehm“.

Die Entſchuldigungen ſeiner Spielluſt, welche Herr **Baſedow** hier angiebt, entſchuldigen ihn ſehr wegen jenes großen Hanges, der freylich leicht bey einer heftigen Gemüthsart, bey einer beſtändig regen Thätigkeit der Seele, die gern unausgeſetzt beſchäftigt ſeyn will, ins Uebertriebene ausarten konnte, und endlich einen hohen Grad eines unſittlichen

Betragens veranlaſſen mußte, wenn die Stärke des Getränks ſein Blut in Bewegung ſetzte. In dieſer letzten Abſicht iſt vornehmlich folgendes Bekenntniß ſehr merkwürdig.

„Ich muß, (ſo iſt meine Natur und Verwöhnung) wenn mir etwas gelingen ſoll, nicht anders arbeiten, als mit einer auſſerordentlichen Anſtrengung und Ausdaurung, welche zuweilen faſt allen Schlaf hindert. Sonſt verliehre ich gar leicht den Faden in dem Labyrinthe, in welches ich als ein Erfinder und Beurtheiler der Wahrheiten und vornehmlich der Methoden und Lehrmittel mich hinein begeben habe. Dadurch verfalle ich denn endlich in einen Zuſtand, daß ich eine Vernichtung aller Geiſteskräfte, ſogar der Vernunft, befürchten muß, wenn ich mich nicht auf eine Zeitlang gleichſam mit Gewalt losreiſſe und zerſtreue, und gewiſſer Beſorgniſſe wegen zuweilen auſſer Hauſes. Eben die Würkung hat der Anfall des ſtarken Grams. — — — Trinke ich nun in einem ſolchen Zuſtande keinen Wein, oder höchſt wenig; ſo werden meine entweder zu arbeitſamen oder zu kummervollen Grübeleyen nicht unterbrochen, und ſo bleibe ich in Gefahr, gänzlich zu erliegen, davon ich den Anfang ſehr trauriger Würkungen zuweilen ſchon erlebt habe“.

Hiezu kommt, nach meiner Meinung, noch ein anderer pſychologiſcher Grund, den Herr Baſedow nicht mit angegeben hat, nehmlich ſich in der einmal erregten Lebhaftigkeit der Ideen und Gefühle zu erhalten, was ſo ſichtbar in der Natur einer lebhaften Gemüthsart gegründet iſt. Wenn die menſchliche Seele einmal von ſtarken, viel umfaſſenden und heftigen Vorſtellungen in Schwung gebracht iſt, wenn ihre Gefühle in einer ſchnellen Folge ſich zu erzeugen und zu unterhalten angefangen haben; ſo kann ſie nicht gleich in ein ruhiges Gleichgewicht ihrer Empfindungen zurück kehren, ſondern pflegt alsdenn neue, obgleich oft mit den erſtern Gegenſtänden heterogene Erſchütterungen aufzuſuchen, und es läßt ſich vermöge dieſer Analogie bey ſehr lebhaften Leuten der Uebergang aus ſtarken angeſtrengten Speculationen in ſtarke ſinnliche Ideen und Empfindungen, ſo ſehr beide von einander verſchieden ſeyn mögen, leicht denken.

„Ich kenne in der Miſchung dieſes Lichts und Schattens“, ſagt er weiter, „meines Gleichen nicht. Vielleicht liegt eine natürliche Urſach darinnen, daß mich ein außerordentlich lebhafter Vater gezeugt, und eine meiſtentheils bis zum Wahnſinne melancholiſche Mutter geboren hat“.

In dieſem Zuſtande kann ich nun ſchlechterdings nicht vorher errathen, wie viel oder wenig mir diene. Würkt ein unvermuthetes Erinnerungsmittel einer Kette von Urſachen des Grams, ſo ſcheint ſich, wenn ich auch fernerhin Waſſer trinke, (beſonders wenn ich zum verdrüßlichen Reden veranlaßt werde,) die

die Kraft des ſchon getrunkenen Weins zu vervielfachen. Ich rede erſt wahr und derb, dann wahr und unvorſichtig, dann wahr und unſittlich, weil ich bis ins achtzehnte Jahr unter lauter ſehr gemeinen Leuten durch ſchlechte Redensarten erzogen bin, und alſo, wenn ich die Feder nicht in der Hand habe, jeder unbeſonnene Affect mich in dieſe ungeſchliffene Sprache wieder zurück führt“.

„Daher wähle ich zuweilen, wenn Gelegenheit ohne mich da iſt, in ſolchem Drange meiner Gedankennoth lieber ein die Aufmerkſamkeit erzwingendes Spiel, als den Wein. Wenn ich aber nicht entweder zur Verbeſſerung der Wiſſenſchaften, oder in Gram grüble, alsdann und alſo gemeiniglich lebe ich höchſt ordentlich und enthaltſam von Wein und Spiel“.

Herrn **Semlers** Confeſſionen von ſeinem Charakter und ſeiner Erziehung, welche in ſeiner bekannten Lebensbeſchreibung hie und da zerſtreut liegen, zeichnen ſich vornehmlich durch die ſonderbaren Umſtände einer myſtiſchen Erziehung aus, die er von ſeinem frommen Vater, welcher Anhänger einer damals ſehr herrſchenden Secte war, bekam. Der junge **Semler** ſträubte ſich lange gegen die frommen Gaukeleyen der Wiedergebornen, endlich gab er nach, und fand an der Lebens- und Denkungsart derſelben Behagen. Vielleicht wäre dieſer für die theologiſche Litteratur und Religionsaufklärung ſo wichtig gewordene, und wegen ſeiner gelehrten Verdienſte ſo ſchätzbare Mann für die Welt ganz verloren gegangen, wenn ihn nicht beſondere Umſtände, und ſein eigener thätiger, nach Wahrheit forſchender Geiſt aus dem Pfuhle der Myſtik noch zur rechten Zeit herausgeriſſen hätten. — So ſcheint doch endlich bey **guten** Köpfen, welche ſich in irgend ein ſinnlich myſtiſches Syſtem verwikkelt haben, die Vernunft ihre geſunden Rechte zu behaupten, und es iſt mir nicht ſehr wahrſcheinlich, daß Myſtik viel große Köpfe wirklich unterdrückt haben ſollte.

„Durch vieles Zureden ſeines älteſten Bruders (der auch ein frommer Bruder war,) und Vaters wird er endlich überwunden, in die Verſammlungsſtunde zu gehen, und fängt mit zweyen ſeiner Nebenſchüler (auch von der Brüderſchaft,) einen anhänglichern Umgang an. „Ich kann nicht ſagen“, heißt es weiter, „daß mich in der erſten Zeit dieſe Stunde ſehr bewegt oder gerührt hätte, ſogar viel abgeſchmacktes kam vor unter den Erzählungen des Seelenzuſtandes nach den einzelnen Tagen und Stunden; von dem Seelenfreund u. ſ. w. immer einerley; nur immer ſchlechter und gezwungener“.

Sehr natürlich! ein geſunder noch unverſchrobener junger Kopf konnte unmöglich gleich Anfangs an ſolchen langweiligen, zum Theil albernen Unter-

haltun-

haltungen einen Geſchmack finden. Am Ende aber würkten ſie doch ſo ſehr auf den jungen **Semler**, daß er ſeine bisherige Frölichkeit verliert, ſeine vorigen lieben Geſellſchafter vermeidet, und wenn er einmal mit einem ſpricht, ihn zur Nachahmung reizt. Ein Beweis, wie ſtark die Proſelytenmacherſucht mit der geglaubten Wiedergeburt verbunden iſt. Dieſe Leute ſcheinen eigentlich mehr aus einem **warmen Gutmeinen**, als aus Ehrgeiz, andere in ihre Netze zu ziehen. Sie fühlen ſich in dem dumpfen Gefühl der **Gnade** ſo glücklich, daß ſie auch andern dieſes Glück herzlich wünſchen, und die Menſchen bedauren, die ſich durch die Vernunft noch bey der Naſe herumführen laſſen.

Doch will es immer noch nicht recht mit ihm zum Durchbruch kommen. „Kein Winkel im Hauſe war übrig", ſagt er, „wo ich nicht, um gewiß allein und unbemerkt zu ſeyn, oft gekniet und viele Thränen geweinet habe, Gott möge mich der groſſen Gnade (die **Verſiegelung**, daß ich ein Kind Gottes ſey,) würdigen. Allein nun fehlte mir das, was jene **Glauben** nannten. — Ich blieb alſo unter **dem Geſetz**, in einem geſetzlichen Zuſtande, wie es hieß. Ich unterſuchte mich aufs alleraufrichtigſte, ob ich wiſſentlich noch einer geiſtlichen Unart nachhinge, oder einen Bann behielte. Ich beſane mich, daß ich zwey- oder dreymal einen Sechſer behalten, und einen Pfennig oder Dreyer in die Armenmenbüchſe des Sonntags geſteckt hätte. Ich ſagte es meinem Vater, und bat um ſo viel Groſchen, die ich nächſtens mit großer Freude einſteckte. — Ich hatte aus unvorſichtigen lateiniſchen und grichiſchen Aſceten wirklich Principia von eigener Büßung und Genugthuung im Kopfe, und bey dieſer innerlichen Unruhe war die ſelbſt dictirte Strafe und Erniedrigung wirklich eine innerliche Beruhigung.

Dieſe Schilderung kommt mir wichtig vor, und man ſieht daraus, wie die Menſchen auf eigene Büßungen und Caſteiungen gefallen ſind, und darin erhalten werden. Der Gedanke, daß man ſich ſelbſt Martern anthut, um ſich zu beſſern, daß man ſich alſo eines ſehr **guten Willens** bewußt zu ſeyn glaubt, und die damit verbundene ſich ſelbſt genugthuende Phantaſie, die alle Religioſen geiſſelt, muß ganz natürlich ein inneres angenehmes Behagen erzeugen, daß bey aller Demüthigung, die es vorauszuſetzen ſcheint, doch immer noch in einem geiſtigen Eigendünkel ſeinen Grund haben mag.

„Ich rechnete es", fährt er fort, „zur Aufrichtigkeit und meiner Schuldigkeit, recht traurig zu ſeyn. Mehrere Monate war ich in dieſem Hange zur ſteten geiſtlichen Betrübniß". Auch auf der Academie daurt dieſer Zuſtand durch den Umgang mit zwey ſeiner myſtiſchen Freunde fort. Sie rathen ihm das unſelige Studiren wegzuwerfen, der

Heiland könne beſſer lehren, als Menſchen. „Es entſtund eine ſeltſame Unruhe in mir, ein ängſtliches Mißfallen an mir ſelbſt, an allen noch ſo rechtmäßigen und und unſchuldigen Handlungen. — In den Collegiis war ich faſt lauter Gebet und Application; kam von böſen Menſchen vor in Pſalmen oder Hiſtorie: ſo ſagte ich mir immer, ſo böſe waren die doch nicht, als ich. Recht gut weis ich es noch, daß, als ich einſt ganz allein Abends aus dem Collegio auf dem großen Platze des Waiſenhauſes ſpazieren ging, in tiefer Betrübniß wünſchte: o wäre ich dieſer Klumpe Eis, dieſes Stück Holz!

Die alte Liebe zu den Humanioribus erwacht in ihm wieder, und er kauft ſich die ſcriptores rei ruſticae. — Sein ſchwärmeriſcher Freund iſt unzufrieden über den Kauf eines weltlichen Buchs, und Semlern wird dadurch die ganze Freude verbittert. Endlich reißt ihn doch jene Liebe zu den Alten, und der Umgang mit Baumgarten aus dem myſtiſchen Weſen heraus u. ſ. w.

Die damaligen frommen Brüder waren Leute von einer beſondern Gattung, und unterſcheiden ſich ſehr von den heutigen Schwärmern dieſer Art, weil auch dieſe klüger geworden ſind, als ihre Vorgänger. Jene beſtanden aus einem Haufen dummer unwiſſender Menſchen, die eine alberne Frömmigkeit ſelbſt auf den Straßen an den Tag legten, und in einem

Aufzuge einherzogen, woran man ihre Abneigung von allem, was weltlich heißt, erkennen ſollte. Sie verachteten alles eigentliche Studiren, beteten halbe Tagelang in ihren Zuſammenkünften, und rühmten ſich eines innern glücklichen Gefühls, das ſie freylich nie definiren konnten, unt Gnade genannt wurde. Es iſt bekannt, wie viel ein berühmtes deutſches Erziehungsinſtitut zur Ausbreitung eines ſolchen albernen myſtiſchen Weſens beygetragen hat.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Seite
Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beyſpiel einer ſonderbaren Ohnmacht. 15
2. Ein ſchwer zu erklärender Traum. 18

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber die Schwärmerey und ihre Quellen in unſern Zeiten, von D. Jeniſch. 21
Nebſt einem Anhang über den nehmlichen Gegenſtand, von P. 41
2. Ein Traum. 48
3. Materialien zu einem analytiſchen Verſuch über die Leidenſchaften. 52
4. Der philoſophiſche Landchartenhändler, von F. W. Jon. Dillenius. 66
5. Eine Traumahndung. 75
6) Solamen miſeris ſocios habere malorum. 77
7. Allgemeine Betrachtungen über Sprache, von J. L. A. Schlichting. 82
8. Noch etwas von Ahndungen, von Ebendemſelben. 91
Beyträge zur Geſchichte der Schwärmerey in unſern Zeiten. 96
Nachtrag zur Fortſetzung der Reviſion. 118

Druckfehler im 1ſten Stück des 3ten Bandes.

Seite 2. Zeile 1. der unter ſich, lies der unter ihnen ſich S. 4. Z. 25. Anal l. Qual Z. 28. heben l. haben S. 6. Z. 2 Geſühl l. Gefühl S. 9. Z. 16. würde l. würden S. 13. Z. 26. helfen l. halfen S. 18. Z. 10. deren l. davon S. 19. Z. 21. Bongainville l. Bougainville S. 28. Z. 16. Meſſern l. Meſſer S. 29. Z. 18. wenn l. wenn man S. 60. Z. 9. natürliches l. würkliches S. 72. Z. 11. möchten l. müſſen S. 74. Z. 4. Homer l. Home Z. 19. gewünſchten l. gewünſchtern S. 75. Z. 8. da l. das S. 85 Z. 8. Cordan l. Cardan S. 96. Z. 29. l. zu vertheidigen S. 97. Z. 19. l. jeden meiner gegen ſie begangenen Fehler S. 111. Z. 16. Seelenaliedern l. Seelenleiden.

Im 2ten Stück des 3ten Bandes.

S. 19. Z. 4. ore vinoto l. ore vinoſo S. 21. Z. 30. leben l. Leben S. 28. Z. 17. Kindes l. Feindes S. 32. Z. 8. des Wines l. des Witzes S. 39. Z. 10. Würdigkeit l. Widerwärtigkeit S. 62. Z. 17. vaſa l. raſa S. 63. Z. 8 oft l. als S. 66. Z. 24 lit ſeeming l. it ſeeming S. 67. Z. 8. can bo l. can be Z. 14. [illegible] l. [illegible] Z. 23. von da l. von der S. 68. Z. 4. nie l. eine S. 71. Z. 5. leben l. haben S. 72. Z. 14. Corteſianer l. Carteſianer S. 78. Z. 21. Anfänger l. Anfänge Z. 29. verſchwinden l. entſtehen S. 87. Z. 4. bevorſtehenden l. hervorſtechenden S. 91. Z. 27. Beſcheinungen l. Erſcheinungen.

Noch iſt S. 12. Z. 2. anſtatt des Worts: betrogene zu leſen: bezezogene.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde
als ein
Leſebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
C. P. Moritz und **C. F. Pockels.**

Sechſter Band.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1788.

Universitäts-
Bibliothek
München

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Sechſten Bandes erſtes Stück.

* * *

Fortſetzung
der
Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins.

Daß die Vergleichungs- und Erfindungskraft der menſchlichen Seele auch während des Schlafs fortdauert, und alsdann bei manchen Menſchen mit einer auſſerordentlichen Stärke wirkt, zeigen nicht nur die wahren Geſchichten ſo mancher lebhaften Träume; ſondern auch die oft nach gewiſſen Planen ausgeführten Handlungen der ſogenannten Nachtwandler, worüber man vornehmlich Krüger's Experimentalſeelenlehre nachſehen kann. Es ſind mehrere Beiſpiele von Gelehrten bekannt, welche im Schlafe die im Wachen vergebens geſuchte Auflöſung gewiſſer tiefſinnigen Wahrheiten herausbrachten; andere, welche im Traume auf neue ſehr wichtige ſcientifiſche Ideen fielen, woran ſie im Wachen noch nie gedacht hatten. Daß dies nichts auſſerordentliches ſey, und daß auch im Traume die Seele nach dem einmaligen Vorrathe ihrer Begriffe, und nicht nach ſolchen denke und handle, welche nach der Meinung ſo vieler Unphiloſophen von andern auſſer uns befindlichen Geiſtern entſtehen ſollen, wird ein jeder leicht einſehen, welcher mit den Geſetzen des menſchlichen Denkens bekannt iſt. Folgende Geſchichte ſcheint mir daher gar nichts unnatürliches zu enthalten, zumal da ſie von einem glaubwürdigen Manne erzählt worden iſt. (3ten Bds. 1ſtes Stück, Seit. 88 ff.)

Der ehemalige Profeſſor Wähner zu Göttingen hat oft von ſich erzählt, daß ihm in jüngern Jahren aufgegeben worden, einen gewiſſen Gedanken in zwei Griechiſchen Verſen auszudrücken.

Er beſchäftigte ſich ein paar Tage damit (ſeine Seele war alſo wahrſcheinlich ganz auf dieſen Punkt geſpannt, und angeleitet, durch einen neuen hinzugekommenen Gedankenſchwung — vielleicht auch im Schlafe das Geſuchte zu finden); er kann aber den aufgegebenen Gedanken ohne Nachtheil ſeiner Stärke nicht in zwei Verſe zwingen.

Er ſchläft an einem Abend unter der Bemühung, dieſe zwei Verſe herauszubringen, ein. In der Nacht klingelt er ſeiner Aufwärterinn, läßt ſich Licht, Papier, Feder und Dinte geben, ſchreibt die im Schlafe nachgeſuchten und gefundenen zwei Verſe auf, läßt ſie auf ſeinem Schreibtiſche liegen, und ſchläft darauf bis an den Morgen.

Da er aufwacht, weiß er von demjenigen nichts, was in der Nacht geſchehen, und fängt von neuem an ſich Gewalt anzuthun, um die beiden verlangten Verſe zu finden; es will ihm aber nicht gelingen. Er ſteht mit Verdruß darüber auf, geht an ſeinen Schreibtiſch, und findet die beiden in der Nacht verfertigten und ſehr wohl gerathenen Verſe, und zwar mit ſeiner eignen Hand geſchrieben. Er ruft die Aufwärterinn, und erkundigt ſich, woher das Blatt mit den zwei geſchriebenen Reihen gekommen? Dieſe erzählt ihm dann, was in der Nacht geſchehen iſt. Er hat ſich aber deſſen nie erinnern können. — Vielleicht, oder vielmehr ſehr wahrſcheinlich, hatte Herr Wähner ſeine Verſe auch wirklich des Nachts bei wachenden Augen und Sinnen gemacht, hatte ſich aber wieder niedergelegt, und die ganze nächtliche Scene vergeſſen. *)

Ueber die pſychologiſchen Bemerkungen über das Lachen, und insbeſondere über eine Art des unwillkürlichen Lachens, habe ich nichts weiter zu ſagen,

---

*) Ein ähnliches Beiſpiel vom Prof. Reuſch in Jena ſiehe 3ten B. 3tes St. Seit. 103.

als daß ein gewiſſer Recenſent wahrſcheinlich den Aufſatz nicht mit gehöriger Aufmerkſamkeit geleſen hat, wenn er die Auflöſung des darin abgehandelten Phänomens verworren gefunden zu haben vorgiebt. Wer etwas Ausführliches über das Lachen und das Lächerliche leſen will, wird es vielleicht zu ſeiner Befriedigung und ſeinem Behagen in Flögel's Geſchichte der komiſchen Litteratur (1. Theil) finden.

Im dritten Bande, Stück 2, Seit. 63 ff. kommt eine merkwürdige Selbſtbeobachtung auf dem Todtenbette vor, die von einem ſcharfſinnigen, durch Philoſophie aufgeklärten — aber nun nicht mehr lebenden Beobachter ſeiner ſelbſt herrührt, und nebſt der Einleitung zu ſeinen philoſophiſchen Bemerkungen beſonders geleſen zu werden verdient.

Sehr auffallend iſt vornehmlich die von dieſem Kranken ſelbſt geſchilderte **Empfindlichkeit** ſeiner Natur, bei aller übrigen Indifferenz gegen den anfänglichen Gedanken des Todes, und die ſtrengſte Entſagung faſt aller Genüſſe des Lebens. Er ſagt:

„Wer nur ſchnell, nicht einmal laut, redete, brachte meinen Puls gleich in Unordnung. Der bloße Anblick von mehr als höchſtens drei Perſonen in meiner Kammer erhitzte mich. Dieſe ſo hochgeſpannte Empfindlichkeit hatte noch eine andere

Folge. Jeder Keim von Trieb, jeder Ueberreſt eines alten bedurfte nur die geringſte Veranlaſſung, um die ganze Seele zu ſeinem Eigenthum zu machen. — Die flüchtigen Regungen, welche ſonſt zuweilen durch die Seele fliegen, und ehe ſie wahrgenommen werden, verſchwinden, verwandelten ſich bei mir in bleibende, ausgemachte Bilder; die unbemerkte, gefällige und mißfällige Empfindung an etwas hielt nun an, und ſchien die Stelle eines feſten Begehrens und Verabſcheuens einnehmen zu wollen; denn alles, was gereizt ward, war in der gleichgültigen Lage der Seele Herr.“

„Dies gab zum Theil ſchreckliche Phänomene. Der Gedanke, den ich verfluchte, ward Bild, annehmliches Bild. Das heftige Mißfallen an dieſem entdeckten böſen Zuge, und oft gar die Unfähigkeit, ihn nur ſo weit zu dämpfen, daß er nicht wirklicher Wunſch ward, und bei allem dieſen, Kraftloſigkeit ſich zu ermannen, die Zügel der Einbildungskraft zu ergreifen, — das alles verſezte die Seele in — nicht Traurigkeit, — ſondern Unmuth und Verdrießlichkeit. — Ich würde mich unendlich ſchämen, wenn zu ſolcher Zeit ein Menſch meine Seele hätte ſehen können.“

Offenbar lag der Grund dieſer ganzen Empfindlichkeit in den geſchwächten, oder auch zu ſehr geſpannten Nerven des Kranken, welche bei einem Schwindſüchtigen bis zu einem erſtaunlichen Grade der Reizbarkeit angezogen werden können. Der Kranke fühlt dann alles lebhafter und heftiger; ſonſt ihm gleichgültige leiſe Senſationen, werden jezt gewaltige Erſchütterungen, und das ſonſt unbemerkte Vorübergehen einer Begierde, wird, zumal wenn die Seele, wie hier der Fall iſt, nicht durch viele neue Jdeen zerſtreut wird, nun ein faſt unbezwinglicher Wunſch, die Begierde zu erfüllen, zumal da bei Nervenkranken die Einbildungskraft meiſtentheils eine ſehr große, faſt überſpannte Lebhaftigkeit gewinnt. Auſſer dieſen allgemeinen Gründen zur Erklärung jenes Phänomens, und den ſehr durchdachten Anmerkungen des Herrn Einſenders darüber, muß auch noch die Jugend des Kranken hier in Erwägung gezogen werden, der in ſeinem 30ſten Jahre ſtarb. Alle Bilder ſeiner Phantaſie, alle unerlaubte Regungen und Wünſche mußten ſchon dadurch dringender, ſtärker, heftiger werden, und die Reize der Sinnlichkeit ſich auch wohl dadurch zudrängen, daß die lebhafte Einbildungskraft ſie als nun bald nicht **mehr vorhanden** vorzeichnete.

„Da der Ausbruch jedes Triebes und jeder Geſinnung ſich ſtärker auszeichnete, fährt er fort: ſo hätte dies bei dem **Guten** eben ſowohl ſtatt finden müſſen. Lagen alſo in meiner Seele eben ſo viel gute, als böſe Triebe ſchlafend: ſo mußten ſich beide unter dieſen Umſtänden gleich häufig entdecken; das war aber der Fall gar nicht. Es iſt wahr, zuweilen überſtrömte ein gutes Gefühl die Seele eben ſo gänzlich, als ein böſes; aber das Gute hatte weder den Grad der Edelmuth, welchen das Böſe von Niederträchtigkeit beſaß, noch hatte ich ſo oft Urſache, mich deſſelben Gedankens der Tugend zu freuen.“

Dieſer zum Theil abſtracter Gedanke lag diesmal gewiß ziemlich auſſer dem Gebiet der **ſinnlich** geſpannten Seele des Kranken. Das Gute beſchäftigt überhaupt unſre Einbildungskraft nicht ſo ſehr, als das Schlechte, das moraliſch Böſe; theils, weil dieſes lange nicht ſo **einförmig**, wie jenes iſt; theils, weil von dieſem von Jugend auf unzählige Beiſpiele auf uns ſtärker gewirkt haben; theils auch, weil ein verſteckter, oder ſehr offenbarer Trieb zur Sinnlichkeit in allen menſchlichen Seelen, in der tugendhafteſten ſelbſt, liegt, und wenn er durch **Nervenſchwäche** gereizt wird, den Gedanken an Tugend vollends nicht zur Reife kommen läßt. Sehr viel kam bei den unmoraliſchen Gefühlen des Kranken auch darauf an, **welche Bilder** im Anfange ſeiner Krankheit und in ihrem Fortgange, theils **von auſſem** durch Menſchen, Lectüre, Geſpräche, **zufällig** rege gemacht wurden, und die Maſſe ſinnlicher Wünſche vergröſſern halfen; theils **von innem** durch eine natürliche Ideenfolge angeregt wurden, deren Geſchichte uns den beſten Aufſchluß des ganzen Phänomens gegeben haben würde. Am leichteſten würde freilich der Aberglaube ſich das Ding durch Verſuchungen eines böſen Geiſtes erklären. —

„Zur Geneſung, heißt es weiter, war alle Hoffnung verſchwunden, und das Bild des nahen gewiſſen Todes ſchwebte mir vor. Hier kamen einige verwickelte Phänomene zum Vorſchein. Wenn ich die Frage aufwarf: ob ich lieber jetzt ſterben, oder meinen ſiechen Körper noch ein halbes Jahr hinſchleppen wollte? — ſo wählte ich gleich mit Empreſſement das Leztere.“

„Die Todesfurcht ſchien alſo ganz die Oberhand zu haben. Analyſirte ich aber dieſe Wahl weiter, ſo fand ich, daß meine Seele nicht den Tod heut, und den Tod nach einem Jahr verglichen hatte; ſondern es ging ſo zu: Sie dachte ſich einen Schwindſüchtigen, freilich mit vielen Unbequemlichkeiten dem Grabe entgegenſchleichend; der aber doch noch ein wenig reden, ein wenig gehen, ein wenig ſich bewegen konnte. Ich hingegen lag ohne Hand oder Fuß zu regen, ohne ein Wort reden zu dürfen, in der unbequemſten Stellung, die mir an manchen Orten empfindliche Schmerzen machte; mein Athem drängte ſich durch die beklemmte Bruſt, und in dieſer Verfaſſung ſollte ich die Ankunft des Todes erwarten. Da war das Bild deſſen, der doch ein wenig mehr Freiheit hatte, als ich, offenbar angenehmer.“

„Die Zukunft nach dem Tode wirkte gar nicht auf mich. Kein lebhafter Gedanke von Ewigkeit, Sünde, Strafe, — nichts davon. Ein unabſehliſehliches Blachfeld, das ich nicht kannte, auf dem ich nicht wußte, wo ich war, war alles, was ich mir von der Zukunft dachte. (Vielleicht war der Verfaſſer dieſes Bekenntniſſes durch ſein Philoſophiren ſchon an dieſe Art, über die Zukunft zu denken, gewöhnt.) Das Bild war nicht anziehend, aber auch nicht widrig. Was dem Unangenehmen das Uebergewicht gab, war das Schauervolle, was **Ungewißheit** immer mit ſich führt; und hieraus entſtand dann natürlich der Wunſch, lieber noch auf dieſer Seite des Styx das gegenüber liegende Ufer etwas zu betrachten, als gleich überzuſchiffen.“

Ein ſehr natürliches Gefühl der menſchlichen Seele! Es gehört eine Art Betäubung dieſes Gefühls dazu, wenn uns der Gedanke von einer **ungewiſſen** Zukunft nicht beunruhigen ſoll; eine Betäubung, die bei den meiſten Sterbenden durch die lebhaften Vorſtellungen einer himmliſchen Glückſeligkeit, oder auch durch die Abnahme der Verſtandeskräfte hervorgebracht wird, die uns endlich gemeiniglich über alle Zweifel in Abſicht der Zukunft hinwegſezt, und uns einen Troſt gewährt, den uns bei einem ſtrengen Nachdenken die Vernunft nicht ganz gegeben haben würde.

Handlung ohne Bewußtſeyn der Triebfedern, oder die Macht der dunklen Ideen.

In unzähligen Fällen handeln wir nach innern Triebfedern unſrer Seele, ganz mechaniſch, ohne daß wir dieſe Triebfedern ſelbſt anzugeben wiſſen; zum deutlichen Beweiſe, daß nicht immer vor der Handlung eines vernünftigen Weſens eine klare Vorſtellung vorhergehen müſſe. Aber darin mögen wir uns wohl oft irren, daß wir jener mechaniſchen Handlungsart gewiſſe dunkle Ideen unterſchieben, die gar nicht vorhanden waren, deren Daſeyn uns aber auſſer allem Zweifel ſchien, weil ſie durch einen hinterher folgenden Zufall gleichſam verificirt wurden. Grade dies iſt der Fall mit den meiſten Ahndungen. Es ſchwebt uns eine gewiſſe dunkle Idee von irgend einem kommenden Uebel vor — (oft war es freilich wohl nur eine Geburt der Hypochondrie, oder der Einbildungskraft überhaupt), wir haben keine Ruhe vor dem Bilde, es begleitet uns überall hin, und hinterher kommt dann auch wirklich ein Unglück, worauf ſich nun jenes dunkle Gefühl bezogen haben muß, es mag einen Zuſammenhang damit haben, oder nicht. Hat man ſich ſogar vermöge jenes Gefühls das Unglück, welches nachher kam, aus Vermuthungsgründen ziemlich deutlich vorgeſtellt: ſo ſcheint kein Schluß gewöhnlicher zu ſeyn als der, daß es uns geahndet habe.

Herr Doctor **Wedekind** erzählt im 2ten Stück des 3ten Bandes der Seelenkunde S. 30 ff., unter obigem Titel ein dergleichen Beiſpiel von der Gewalt dunkler Ideen, das, es mag nun erklärt werden, wie man will, ſehr leſenswürdig bleibt. Der Herr Doctor **Wedekind** ſieht ſich genöthigt zu verreiſen. Er muß ſeine Patienten einem andern anvertrauen, worunter ihm eine Predigerfrau grade nicht am gefährlichſten zu ſeyn ſcheint, aber ihm doch, ohne daß er ſich's angeben kann, was ihm ſo bedenklich an ihr vorkommt, ſehr im Sinne liegt. Er reiſt dennoch ab, und iſt kaum eine halbe Stunde von ſeinem Wohnorte **Diepholz** entfernt, als er ſich wegen ſeiner Reiſe die größten Vorwürfe zu machen anfängt, weil er ſich den Tod ſeiner Patientinn und Freundinn unabläſſig vorſtellt. „So war ich nun im heftigſten Seelenkampfe beinah zwei Meilen weggeritten, ſagt er, als ſich meiner Bruſt eine ſo groſze Beklemmung bemächtigte, und mein Herz ſo heftig zu ſchlagen anfing, daß ich nicht weiter reiten konnte. Faſt unwillkürlich wandte ich mein Pferd um, und jagte, ſo geſchwind es laufen konnte, nach **Diepholz** zurück.“ Er ſieht ſeine kranke Freundinn, um welcher willen er zurückgekehrt iſt, am Fenſter ſtehen, und ihr war's nicht möglich, wegen ſeiner Rückkehr ſich des Lachens zu enthalten. —

Nun reiſt er wieder davon, aber ſeine vorige Unruhe beginnt von neuem. Seine Freunde, er beſucht, ſuchen ihn auf alle Art zu zerſtreuen; allein umſonſt. Er hat keine Ruhe und Raſt; reiſt wieder aus eben der Urſach zurück, und geht über Rinteln. Hier erfährt er, daß ſeine Freundinn wirklich geſtorben ſey, u. ſ. w.

Das Uebrige mag man am angeführten Orte ſelbſt weiter nachleſen, ſonderlich, was von dem Abſcheiden der Patientinn und ihrem verſteckten körperlichen Uebel geſagt wird, wovon der Arzt nie etwas bei ihren Lebenstagen erfahren hatte.

Aber ſollte ich nicht vielleicht eine dunkle Idee von einem ſolchen Fehler gehabt haben können? fragt der Herr Verfaſſer. Von etwas, woran man noch nie einmal gedacht hat, kann man auch keine dunkle Idee haben; aber ein gewiſſes bedenkliches Uebel konnte der Arzt wohl gemuthmaßt haben, und dieſe Muthmaßung war hinreichend, dem Herrn Verfaſſer des obigen Aufſatzes, wenn ſonderlich eine hypochondriſche Laune, und vielleicht ein ängſtliches Temperament dazu kam, alle jene beſchriebene Unruhe zu verurſachen. Die Seele heftet ſich in dergleichen Situationen an irgend eine ſtarke Idee an, die ſie antrifft oder auch aufſucht, und ſie wird von ihr in einem Strudel von unangenehmen Empfindungen umhergetrieben, wenn die Diſpoſition des Körpers grade zu heitern Seelengefühlen verſtimmt iſt. Auffallend für die menſchliche Einbildungskraft bleibt es hinterher immer, wenn das gefürchtete Uebel, geſezt daß auch nur wenige Gründe zur Furcht da waren, zufällig eintrift. Die Fragen, welche der Herr Verfaſſer am Ende ſeines lehrreichen Aufſatzes über die Freiheit der menſchlihen Handlungen aufwirft, verdienen beherzigt zu werden. Wie viele mögen mit ihm herüber einerlei Meinung haben!

Eben derſelbe hat noch einen mediciniſchen Bericht beigefügt, worin er erzält, daß ein Fräulein von May aus Furcht vor einem Brechpulver, das ſie einehmen müſſen, wahnſinnig wird. Seite 87, ff.

Die Würkungen der Furcht über die menſchliche Seele ſind von ſehr manigfaltiger Art, und ſie iſt eine der heftigſten und betäubendſten Leidenſchaften des Gemüths. Viele verlieren dadurch auf einmal ihre ganze Beſonnenheit, ihr Nachdenken ſtockt, alle ihre Empfindungen erſtarren, und ſie iſt gleichſam das für den Geiſt, was ein heftiger Schlagfluß für den Körper iſt. Die lebhafteſten Köpfe gerathen durch ſie in Verwirrung, und es zeigt eine große Seele an, welche ſich nicht von ihr bemeiſtern läßt. Andre Menſchen macht ſie kühn und beherzt, und dies iſt eine ihrer ſonderbarſten Würkungen.

Ich habe, ſagt Montagne *) im Capitel von der Furcht, viele Leute geſehen, die vor Furcht unſinnig geworden ſind. Auch bei den richtigſten Gemüthern verurſacht ſie, ſo lange ihr Anfall dauert, ſchreckliche Verirrungen. Ich rede nicht blos von dem Pöbel, welchem ſie bald ſeine aus den Gräbern hervorkommenden und in ihr Schweistuch eingehüllten Vorfahren, bald Währwölfe, Kobolte und andre Ungeheure vorſtellt; wie oft hat ſie nicht ſogar den Soldaten, wo ſie doch am wenigſten Plaz finden ſollte, eine Heerde Schaafe in eine Geſchwader Küraſſiere, Rohr und Schilf in Geharniſchte und Lanzenknechte, unſere Freunde in unſre Feinde u. ſ. w. verwandelt — bald macht ſie uns Flügel an die Ferſen, bald nagelt ſie uns die Füße an. — „Ich meines Theils, ſezt er ſehr naiv hinzu, fürchte mich vor nichts ſo ſehr, als vor der Furcht.“

Je lebhafter unſre Einbildungskraft, und je geſchickter ſie iſt, den gefürchteten Gegenſtand zu vergrößern, je weniger Faſſungskraft und innere Stärke der Seele uns eigen iſt, und je leichter unſre Nerven erſchüttert werden können, je mehr pflegen wir auch von jener Leidenſchaft beunruhigt zu werden. Jeder Menſch ſollte an ſich mit allen Kräf-

---

*) Montagne's Verſuche enthalten die lehrreichſten Beiträge zur Pſychologie, ſind aber bisher von unſern Pſychologen viel zu wenig genuzt worden. P.

Kräften der Vernunft arbeiten, dieſe Furie der menſchlichen Seele zu bekämpfen, weil ſie ſo leicht die ganze Thätigkeit der Denkkraft und unſrer Willensfreiheit aufhält, und uns durch ein niedriges Betragen, unzählig oft unter die Würde unſrer Natur herabſezt. Ich würde, um das menſchliche Herz von dieſer betäubenden und ſchändlichen Krankheit der Furcht zu heilen, vornehmlich folgende Mittel vorſchlagen. 1) Man ſuche das gefürchtete Uebel genau nach allen ſeinen Seiten kennen zu lernen, und es hierbei auch von ſeiner weniger furchtbaren Seite zu betrachten. Schon das Nachdenken, das bei ſich ſelbſt Raiſonniren über ein kommendes Uebel, flößt uns Muth ein, indem es unſre Seele zerſtreuet und von dem Punkte wegziehet, den ſie ſo gern mit ſtarren Empfindungen allein betrachten möchte. 2) Uebe man ſich ſelbſt dann, wenn uns nichts Böſes bevorſteht, in Unterſuchungen: wie wir uns in dieſer und jener unglücklichen Lage, die uns überraſchen ſollte, benehmen würden, und als vernünftige Menſchen benehmen müßten. 3) Hüte man ſich ja vor allen Schwächungen und Verzärtelungen des Körpers. Ein geſunder Körper giebt der Seele Kraft und Muth, ein kranker macht uns furchtſam. 4) Man gewöhne ſich immer mehr durch Nachdenken über die Menſchen und unſre Schickſale, und durch die Gewalt über unſre Einbildungskraft an die ſo nöthige Gegenwart des Geiſtes, und laſſe den erſten Eindruck eines furchtbaren Gegenſtandes nicht zu tief eindringen. 5) Meidet die Geſellſchaft und den Umgang mit furchtſamen und hypochondriſchen Menſchen, weil ihre Denkungsart uns leichter, als man glaubt, inficirt; — ſelbſt der häufige Umgang mit dem andern Geſchlecht, ſagt ein alter Weltweiſe, macht uns furchtſam. Hingegen flößt uns der Umgang mit muthigen und geſezten Leuten auch Muth und Entſchloſſenheit ein.

C. F. Pockels.

(Die Fortſezung künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

1.

Volksaberglauben.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen eine Anzeige von verſchiedenen Arten des Volksaberglaubens, nebſt meinen Bemerkungen darüber, zuſchicken darf. Vielleicht können Sie dieſelbe für Ihr Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde nützen. Faſt allgemein in Ober- und Niederſachſen habe ich bemerkt, daß man mit den neugebornen Kindern einen ſonderbaren Aberglauben treibt; vornehmlich aber ſo lange, als ſie noch nicht getauft ſind. Wenn gleich der gemeine Mann hie und da nicht mehr an eine unmittelbare Beſitzung des Teufels bei ſeinen Kindern glaubt, und auch an mehrern Oertern vernünftige Geiſtliche den Leuten dieſe entſezliche Meinung aus den Köpfen gepredigt haben: ſo hängt doch immer noch ihre Phantaſie an Hexen und unſichtbaren böſen Geiſtern, die den ungetauften Kindern Schaden zuzufügen ſuchen. Man eilt daher nicht nur, die Kinder bald aus der Gewalt der unſichtbaren Geiſter durch die Taufe zu befreien; ſondern die Hebammen, — eine überhaupt ſehr abergläubige Menſchengattung — ſuchen auch durch ein fleiſſiges Kreuzmachen das ungetaufte Kind vor allerlei zu befürchtenden Behexungen zu ſichern. Gemeiniglich geſchieht dieſes Kreuzmachen, das offenbar noch ein albernes Ueberbleibſel aus der katholiſchen Kirche iſt, beim Einwickeln und Schlafenlegen der Kinder, wobei die Hebammen noch ein Sprüchelchen, z. B. **das walt Gott der Vater** u. ſ. w. herzumurmeln pflegen. Ich habe einige dieſe Ceremonie mit der pünktlichſten Genauigkeit beabachten geſehen; eine ſchalt mich auch ſogar einmal in allem Ernſt aus, indem ich beim Hereintragen eines neugebornen Kindes meine laute Freude über daſſelbe bezeugte, ohne ein "**Gott geſegne dich!**„ *) dazuzuſetzen. Das einfältige Weib glaubte, daß man, ohne einen dergleichen Wunſch, ein neugebornes Kind leicht **beſchreien** **) könne; eine Meinung, welcher der gemeine Mann noch ſehr auch in Abſicht ſeines Viehes anhängt: man beſchreiet ſeine Kühe, ſeine Pferde, wenn man ſie lobt, und verurſacht dadurch, daß ſie weniger gedeihen können.

Auſſer jenem Aberglauben des Kreuzmachens ***) über neugeborne Kinder, hält der gemeine Mann auch noch ſehr darauf, — manche vornehme Mütter nicht ausgenommen — daß, ſo lange ein Kind noch nicht getauft iſt, es ja genau bewacht werde, damit ein böſer Geiſt nicht ein andres Kind mit dem rechten austauſchen könne. Dieſer Aberglaube ſtammt offenbar noch aus den Zeiten her, wo man den Teufel zu einem ſchadenfrohen Tauſendkünſtler und Zaubrer machte. An einigen Oertern geht man ſogar ſo weit, daß man die Stelle in der Wiege, wenn man das Kind herausgenommen hat, nicht ledig läſſt, ſondern unterdeſſen ein Stück Holz, oder einen Beeſen dahin legt, damit der böſe Feind nicht ſeinen Unfug mit der Wiege treiben könne.

---

*) oder: Gott behüt's!

**) In Niederſachſen nennt man es berufen.

***) Welches nicht eigentlich mit den Fingern geſchieht, ſondern, indem man die Hände kreuzweis übereinander ſchlägt.

Wie ſehr noch der gemeine Mann an der Meinung vom **Behexen** der Kinder hängt, können Sie aus folgender frappanten Anekdote aus einer angeſehenen niederſächſiſchen Stadt ſehen, die ſich nicht vor gar langer Zeit daſelbſt zugetragen hat. Ein armes **Lutheriſches** Bürgerweib hatte ein kränkelndes Kind, wovon ſie glaubte, daß ihm etwas **angethan**, oder daß es **behext** ſey. Mit dieſem Kinde erſchien ſie eines Tages in der dortigen katholiſchen Kirche, worin man ſie noch nie bemerkt hatte, und wo ſie auch wirklich noch nie geweſen war. Ein angeſehener Mann, auch ein Katholik, aber ein aufgeklärter Kopf, der mir dieſe Geſchichte ſelbſt erzählte, bemerkte ſie, und bezeigte ihr ſein Erſtaunen, was ſie mit dem kranken Kinde in der katholiſchen Kirche wollte. Das Weib ward verlegen, bei weiterm Fragen geſtand ſie aber endlich, daß ſie hierher gekommen ſey, um von dem katholiſchen Prieſter den Segen über ihr Kind ſprechen zu laſſen, weil ſie gehört, daß ein katholiſcher Prieſter dadurch die Krankheit des beheхten Kindes wegbannen könne. Einem Katholiſchen Weibe würde man ſo etwas nicht verdacht haben, da ihre Religion dergleichen Dinge wirklich lehrt; allein einer lutheriſchen Bürgerfrau, die in einer der aufgeklärteſten Städte Teutſchlands lebt, wo es eine Menge der beſten Aerzte giebt, wäre ein ſolcher Aberglaube kaum zu verzeihen, wenn ſich die gerühmte Aufklärung, wovon die meiſten nur gar zu hohe Ideale im Kopfe haben, auch auf die niedern Stände der Menſchheit erſtreckte, wo es überall noch ſo ſchrecklich dunkel ausſieht.

Um die neugebornen Kinder vor den böſen Geiſtern zu bewahren, welche man gemeiniglich in der Volksſprache gradehin die **Unterirdiſchen** nennt, iſt man noch auf viele andre Gaukeleien verfallen, worüber in vielen Familien mit ſtrengſter Genauigkeit gehalten wird; z. B. daß man aus dem Hauſe, worin das neugeborne Kind iſt, durchaus nichts verleihet, weil es ſonſt behext werden könnte; daß, um eben dies zu verhüten, des Vaters Hut auf die Wiege gelegt wird; daß man die Wiege nicht bewegen darf, wenn ſich das Kind nicht darin befindet. *)

An vielen Oertern iſt's auch gebräuchlich, daß, wenn das Kind aus der Kirche nach der Taufe heimgetragen wird, man es ſogleich einige Minuten in den Brodſchrank legt, damit es nicht näſchig werden ſoll. Eine andere Albernheit dieſer Art erfuhr ich noch kürzlich in einem Dorfe ohnweit Merſeburg. Ich hatte einer Kindtaufe in der Dorfkirche mit beigewohnt, und ging mit dem Prediger nach Hauſe. Weit vor uns vorauf erblickte ich die Jungfer Gevatterinn, welche nach dortiger Sitte das Kind trug, und ungewöhnlich ſchnell damit lief. Dieſer Umſtand fiel mir auf, und ich fragte den Prediger um die Urſache des ſchnellen laufens mit dem Kinde. „Es iſt ein ziemlich ausgebreiteter Aberglaube, erwiederte er, daß das Kind nicht gut gehen lernt, wenn die Gevatterinn damit nicht ſchnell nach Hauſe eilt. Ich habe den leuten oft den Ungrund ihres Aberglaubens gezeigt; aber es hält auſſerordentlich ſchwer, dergleichen Volksmeinungen, die um ſo viel ſtärker würken, weil

---

*) Beides leztere geſchieht eigentlich deswegen, weil man glaubt, daß das erſtere den Schlaf des Kindes befördere, das leztere ihm aber ſeine Ruhe nehme; daher auch jener andere Aberglaube, daß ſich ein Fremder, der in eine Kinderſtube kommt, durchaus niederſezen muß, weil er ſonſt dem Kinde den Schlaf mitnimmt.

ſie von den Vorfahren angenommen ſind, auszurotten.“

Mit den Wöchnerinnen ſelbſt wird eben ein ſo ſtarker Aberglaube getrieben. Einige Behandlungsarten derſelben ſind von der Art, daß man ſie nicht einmal ſagen darf, ohne die Geſetze der Schamhaftigkeit zu beleidigen; ſie alle haben aber wieder ihren Grund, wie aller Aberglaube, in dem Glauben an böſe Geiſter, und in uralten heidniſchen Volksvorurtheilen, dergleichen wir mitten in der Chriſtenheit noch ſehr viele haben. Viele Weiber tragen in der Wochenſtube einige Stunden des Tages die Mützen ihrer Männer. Noch andere haben den Glauben, daß ſie ſich ihre Wochenzeit über nicht am Fenſter ſehen laſſen dürften, ein Glaube, der vielleicht gute phyſiſche Urſachen zum Grunde hat, damit ſie ſich etwa durch auffallende Gegenſtände nicht erſchrecken möchten; aber unerklärbar iſt mir hierbei noch ein andrer Umſtand, daß nämlich viele Wöchnerinnen glauben, ſich einen unbekannten Vorübergehenden, wenn ſie auch am Fenſter ſtänden, als einen Dieb, Mörder, u. dergl. vorſtellen zu müſſen. Daß dies würklich ein Aberglaube vieler Wöchnerinnen iſt, iſt mir von der glaubwürdigſten Frau betheuert worden.

Ueberhaupt iſt der Urſprung ſo vieler abergläubiſchen Meinungen durchaus unbekannt. Oft kann die unbedeutendſte Kleinigkeit Veranlaſſung dazu gegeben haben, oft war auch wohl nur der bloſſe Zufall, der auf eine gewiſſe Einbildung erfolgte, der Grund davon. Der Unwiſſende findet überall Gegenſtände, deren phyſiſche Verhältniſſe er nicht überſchauen kann, er nimmt alſo gleich ſeine Zuflucht zu gewiſſen verborgenen Kräften, und perſonificirt ſie, ſo gut er kann; oder ſo wie ſie ſeine Vorfahren ſchon zu perſonificiren ſuchten. Er hat wenig Neigung dazu, das Ding ſich natürlich zu erklären, weil das Wunderbare ſeiner ſinnlichen Phantaſie ſchmeichelhafter iſt, und er von Jugend auf den Kopf von unſichtbaren Geiſtern voll hat. Gemeiniglich verhält ſich der gemeine Mann auch nur bloß mechaniſch bei ſeinem Aberglauben. Er weiß es ſelbſt nicht immer, **warum** er ſo handelt; ſondern er handelt ſo, weil er es ſo zu ſehen gewohnt iſt. Ich habe oft gemeine Leute gefragt: Warum glaubt ihr dies und das? und ſie konnten mir nichts anders antworten, als — — Wir glauben's nun einmal ſo! Man wird gemeinen Leuten den Aberglauben jeder Art nicht eher aus den Köpfen bringen, bis man ihnen einen deutlichen Unterricht in der Naturlehre zu geben anfängt, wie nun auch ſchon an mehrern Orten zur Ehre der Menſchheit geſchieht.

Mancher Aberglaube ſcheint in der That aus einer guten natürlichen Abſicht entſtanden zu ſeyn. So warnt man junge Kinder, ja nicht zu nahe an Flüſſe und Teiche zu gehen, weil ſie ſonſt der

Nix *) holen könne. Man will dadurch offenbar junge unerfahrne Kinder warnen, ſich nicht an dergleichen Oerter zu wagen, ſo wie man auch in mehrern Gegenden von Oberſachſen an einen gewiſſen **Kornengel** glaubt, der, nach der Volksmeinung, die Kinder nach ſich ziehen ſoll, wenn ſie ſich einem Kornfelde nähern. Die Idee in Abſicht der **Nixen** ſcheint mir in dem alten heidniſchen Aberglauben, da man an Fluß- und Waſſer-Götter glaubte, ihren Grund zu haben, ſo wie überhaupt es faſt keine Art des heidniſchen Aberglaubens gab, welcher nicht noch jezt hie und da unter gemeinen Leuten, obgleich in einer veränderten Geſtalt, fortwürken ſollte. Das Chriſtenthum hat ihn nicht ausrotten können, ſondern nur einen Mantel darüber gehängt.

Ehe ich in meiner Anzeige von den verſchiedenen noch herrſchenden Arten des Volksaberglaubens fortfahre, muß ich Ihnen eine meiner Ideen über das ſogenannte **Beſchreien** oder **Berufen** der Kinder mittheilen. Dieſer abergläubiſche Gebrauch iſt offenbar Griechiſchen und Römiſchen Urſprungs; und wahrſcheinlich noch älter. Unter den Heerden von

---

*) Der gemeine Mann ſtellt ſich ihn als ein kleines Männchen mit rotem Haar, oder einer roten Mütze vor; in Niederſachſen als Frauenzimmer, welches ſehr wahrſcheinlich ſich auf den aus dem Alterthum hergeholten Glauben an Sirenen gründet.

Göttern, die jene alten Völker ſich nach und nach erträumt hatten, gab es nach ihrer Meinung auch viele boshafte und neidiſche Gottheiten, die immer lauerten, wo ſie den Menſchen etwas zu leide thun konnten. Vermöge ihrer heimtückiſchen Natur ſuchten ſie vornehmlich denjenigen zu ſchaden, die vor andern glücklich und geehrt waren. Man befürchtete daher, ſie auf dasjenige aufmerkſam zu machen, was man mit lauter Stimme rühmte, und um dem Dinge zuvorzukommen, bediente man ſich denn eines beſondern Ausdrucks, welcher dem Teutſchen: Gott behüt es! nahe kam. Der Lateiner hatte ſein Præfiscine! und der Grieche ſein αβαναςως! Hierzu kam nun noch der alte Volksglaube, daß nicht alle Stunden des Tages gleich wären; ſondern daß verſchiedene für den Menſchen ſehr gefährlich werden könnten, man wollte daher durch jene Ausdrücke zugleich ſagen: Gott gebe, daß ich's zu einer guten Stunde geredet habe! Aller dergleichen Aberglaube iſt zu den Chriſten bei ihrer Vermiſchung mit Römiſchen und Orientaliſchen Völkern übergegangen, und die Prieſter haben ſonderlich in mittlern Zeiten alles gethan, um das Volk dabei zu erhalten, weil ſie, wie bekannt, von der Blindheit deſſelben ihre Vortheile zogen.

Der Urſprung des Aberglaubens überhaupt, wir mögen ihn nun entweder bei ganzen Völkern, oder einzelnen Menſchen betrachten, hat überall und allemal ſeine natürlichen Urſachen. Die menſchliche Einbildungskraft ſucht ſich nach dem Vorrathe der wenigen vorhandenen Ideen in dem Gehirn des ungebildeten Menſchenverſtandes, Erſcheinungen in der Natur durch unſichtbare Weſen zu erklären, und, ſo weit auch der Begriff eines Geiſtes auſſer der Sphäre eines noch unangebauten Verſtandes liegt, ſich doch gewiſſe Kräfte zu perſonificiren, wovon jene Naturphänomene Würkungen ſeyn ſollen. Denn, daß jede Würkung eine Urſach haben müſſe, auf dieſen Satz wird auch der ungebildetſte Menſchenverſtand alle Augenblicke ſo ſehr hingeriſſen, daß er ihm bald zum Aiom wird, ſo gut er es für den Philoſophen iſt. Auſſerordentliche Würkungen werden alſo auſſerordentlichen Weſen zugeſchrieben, die ſich aber der menſchliche Verſtand wohl nie als Geiſter im metaphyſiſchen Sinn gedacht haben würde, wenn hinterher nicht von ſpeculativen Köpfen ein Unterſchied zwiſchen körperlichen und unkörperlichen Weſen feſtgeſetzt worden wäre, den man von dem Menſchen ſelbſt abſtrahirte. Ob dieſer Unterſchied reel ſey, darüber haben ſich die Philoſophen alle Jahrhunderte geſtritten, und werden ſich, — zum Beweis, daß der Begriff eines Geiſtes noch nicht genau beſtimmt iſt, — und vielleicht auſſer den Gränzen der menſchlichen Vernunft liegt, noch ferner darüben ſtreiten.

2.

Der Einſiedler im Stadtgetümmel.

Der edle und tugendhafte [redacted] Wilby Esq. war aus Lincolnſhire gebürtig, und Erbe eines anſehnlichen Rittergutes, welches jährlich über tauſend Pfund eintrug. Er hatte ſeine Studien auf der Univerſität ſowohl, als in einem der juriſtiſchen Kollegien, vollendet, und war mehrere Jahre nach einander auf Reiſen in fremden Ländern. Nach ſeiner Rückkehr lebte dieſer ſehr gebildete junge Edelmann auf ſeinem väterlichen Landgute, war überaus gaſtfrey, hielt viel Umgang mit ſeines Gleichen, une hatte eine ſchöne wohlerzogene Tochter, die, mit ſeiner völligen Genehmigung, an Sir Chriſtopher Hilliard in Yorkſhire verheirathet wurde. Er war jezt vierzig Jahr alt. Die Reichen achteten ihn; die Armen beteten für ihn; und von Jedermann ward er geehrt und geliebt; als einſtmals einer von ſeinen jüngern Brüdern, mit dem er nicht recht einig war, ihm auf freien Felde begegnete, und ein Piſtol auf ihn losdrückte, welches aber glücklicherweiſe verſagte. Er glaubte, das ſey blos geſchehen, um ihm ein Schrecken einzujagen, und entwaffnete den Niederträchtigen ganz kaltblütig. Sorglos ſteckte er das Piſtol in ſeine Taſche, und ging in tiefen Gedanken nach Hauſe. Als er hier aber das Gewehr näher unterſuchte, und

Kugeln darin fand, machte dieſe Entdeckung auf ſeine Seele ſolch einen ſtarken Eindruck, daß er auf der Stelle den auſſerordentlichen Entſchluß faßte, ſich völlig von der Welt zu entfernen; und in dieſem Entſchluſſ[redacted]arrte er auch bis an's Ende ſeines Lebens.

Er wählte ſich ein ſehr hübſches Haus unten in Grubſtreet, (einer Straſſe in London,) ſchaffte faſt alle ſeine Leute ab, ließ das Haus nach ſeinen Ideen einrichten, und wählte davon drei Zimmer für ſich: das eine zum Speiſezimmer, das zweite zur Wohnſtube, und das dritte zum Studirzimmer. Da ſie eins in's andre gingen, ſo pflegte er, wenn ſein Eſſen von einer alten Dienſtmagd auf den Tiſch geſezt wurde, ſich ſo lange in ſein Wohnzimmer zu begeben; und wenn man hier ſein Bette machte, ging er ſo lange in ſein Studirzimmer, bis alles fertig war. Aus dieſen Zimmern kam er von der Zeit an, da er ſie bezog, nie wieder heraus, bis er vierzig Jahre hernach auf den Schultern der Leichenträger herausgebracht wurde. Auch bekamen in dieſer ganzen Zeit weder ſein Schwiegerſohn, ſeine Tochter, ſein Enkel, Bruder, ſeine Schweſter, noch irgend einer ſeiner Verwandten, jung oder alt, reich oder arm, kurz kein Menſch ihn wieder zu ſehen, auſſer jene alte Dienſtmagd, die Eliſabeth hieß. Sie allein machte ſein Kaminfeuer, machte ſein Bett, brachte ihm zu eſſen, und reinigte ſeine Zimmer. Auch ſie ſah ihn nur äuſſerſt ſelten, nur im-

immer im höchſten Nothfall, und ſtarb nicht länger als ſechs Tage vor ihm.

In der ganzen Zeit ſeiner Einſperrung koſtete er nie weder Fiſch noch Fleiſch. Sein gewöhnlichſtes Eſſen war Hafergrütze. Dann und wann hatte er des Sommers einen Sallat von ausgeſuchten kühlenden Kräutern, und, als ein leckerbiſſen, wenn er ſich an einem Feſttage etwas zu gute thun wollte, aß er den gelben Dotter von einem Hühnerei; aber nichts von dem Weiſſen. Was er an Brodt aß, ſchnitt er aus der Mitte heraus: die Kruſte aber genoß er nie. Sein beſtändiges Getränk war Bierſchillingsbier, und nichts anders; denn er koſtete niemals Wein, noch gebrannte Waſſer. Dann und wann, wenn er es ſeinem Magen für dienlich hielt, aß er eine Art von Zuckerwerk; zuweilen trank er auch etwas Kuhmilch, die ihm ſeine Dienſtmagd, noch heiß vom Melken, holen mußte. Bei dem allen hielt er ſeinen Bedienten einen reichlichen Tiſch, und bewirthete jeden Fremden oder Pächter ſehr gut, der in ſeinem Hauſe etwas zu thun hatte.

Alle Bücher, die neu herauskamen, wurden ihm gekauft und gebracht; Streitſchriften aber legte er beſtändig auf die Seite, und las ſie niemals.

Weihnachten, Oſtern, und an andern Feſttagen, ließ er in ſeinem Zimmer eine groſſe Tafel decken, mit allem beſezt, was die Jahrszeit vermochte, auch mit vielen Weinen; welches alles von ſeiner Dienſtmagd aufgetragen wurde. Nach einem Dankgebete für Gottes Wohlthaten, pflegte er dann eine reine Serviette anzuſtecken, ein Paar weiſſe Holländiſche Handſchuh anzuziehen, die ihm bis an die Ellbogen reichten; dann ſchnitt er ein Gericht nach dem andern vor, und ſchickte einen Teller an einen armen Nachbar, und den zweiten an einen andern, bis der Tiſch ganz leer war. Darauf betete er wieder, legte ſeine Serviette zuſammen, und ließ das Tiſchtuch wieder wegnehmen. Dies pflegte er an dergleichen Tagen Mittags und Abends zu thun, ohne von irgend einem Gerichte ſelbſt einen Biſſen zu koſten.

Wenn arme Leute unverſchämt vor ſeiner Thür bettelten und wehklagten, ſo wurde ihnen, eben deswegen, nicht ſogleich etwas gereicht. Wenn er aber aus ſeinem Zimmer, welches nach der Straße hinausging, irgend einen Kranken, Schwachen, oder Lahmen ausfindig machte, ſo ſchickte er alsbald zu ihnen, um ſie zu tröſten und zu unterſtützen; und ſchenkte ihnen nicht etwa nur eine Kleinigkeit für dasmal, ſondern ſo viel, daß ſie ſich viele Tage nachher noch davon erquicken konnten.

Auſſerdem pflegte er ſich zu erkundigen, und darauf zu merken, welche von ſeinen Nachbaren fleiſſig in ihrem Beruf und Gewerbe waren, und welche von ihnen eine groſſe Laſt von Kindern hatten; vornehmlich auch, ob ihr Fleiß und ihr Erwerb auch zum Unterhalt der Ihrigen hinreiche. Und dergleichen Leuten ſchickte er reichliche, und ihren Bedürfniſſen angemeſſene Unterſtützung.

Er ſtarb in dieſem ſeinem Hauſe in der Grubſtraſſe, nachdem er ſich ganzer vierundvierzig Jahre einſiedleriſch eingeſperrt hatte, den 29. October 1636, vierundachtzig Jahr alt. Bei ſeinem Tode war ſein Haar und ſein Bart ſo lang und dicht gewachſen, daß er einem Einſiedler aus der Wildniß ähnlicher ſah, als einem Einwohner der größten Städte in der Welt.

3.

Einwirkung eines äuſſern Gegenſtandes auf die Verwirrung unſrer Ideen.

Wir pflegen uns entfernte Bekannte, die wir aber noch nicht perſönlich kennen gelernt haben, unter einer gewiſſen Geſtalt, Figur, Leibeslänge, und unter gewiſſen Geſichtszügen zu denken, die ihnen unſere Phantaſie andichtet, weil wir überhaupt uns nichts ohne ein ſinnliches Zeichen vorſtellen können. Unſere Einbildungskraft verfährt hierbei allemal nach gewiſſen Gründen, warum ſie ſich den Entfernten grade unter dieſer und keiner andern Geſtalt denkt, ob wir uns gleich dieſer Gründe nicht immer bewußt ſind. Hat man uns ſchon eine Beſchreibung und Vergleichung der unbekannten Perſon gemacht: ſo ſtellt man ſie ſich auch ungefähr wie den mit ihr verglichenen Gegenſtand vor, aber doch nicht ganz ſo; ſondern wir leihen ihr Züge, die ſie von jenem in etwas unterſcheiden, und aus einem Gemiſch von mehrern, von andern ähnlichen Gegenſtänden hergenommenen, Kennzeichen beſtehen; hat man uns aber noch gar keine körperliche Beſchreibung von der unbekannten Perſon gemacht: ſo bildet ſich unſere Phantaſie von irgend einem oder mehrern Umſtänden, die wir von der Perſon wiſſen, ein eigenes Bild, welches freilich ſelten zutrifft. Dieſes Bild kann bisweilen eine ſolche Lebhaftigkeit und Feſtigkeit in uns erhalten, daß es uns gar nicht möglich iſt, uns die Perſon anders, als nach dieſer Phantaſie vorzuſtellen; daher die öftere Verwirrung, worin ſich Leute befinden, die ſich zum erſtenmale ſehen, wovon ich hier ein ausgemachtes Beiſpiel liefere.

Der Staatsminiſter *** aus ** machte vor einigen Jahren durch einige Provinzen des Staats eine Reiſe, um verſchiedene bei dem Juſtiz- und Finanzweſen eingeſchlichene Misbräuche zu unterſuchen. Wohin er kam, wurde er mit aller Ehre, die ſeinem Stande gebührte, empfangen, und in verſchiedenen Städten wurde er mit feierlichen Reden von Seiten des Magiſtrats bewillkommt. Eine ſolche Rede ſollte ihm auch zu *** von dem dortigen Bürgermeiſter gehalten werden, welches ein auſſerordentlich geſchickter, und ſonſt ſehr beredter Mann war. Der Miniſter, ein kleiner, hagerer Mann, der ſein eigenes Haar trug, trat in den Saal des Rathhauſes, und der Herr Bürgermeiſter auf ſeinen Rednerplatz. Mit einer ſichtbaren Verwirrung fing der gute Mann ſeine Rede an, ſtockte, räuſperte ſich, und blieb endlich ſtecken, ohne ein einziges Wort weiter vorbringen zu können. Der Miniſter ſchien unwillig über den Redner zu ſeyn, und die ganze Verſammlung ſchied aus einander.

Der Miniſter wurde zu einem Mittagsſchmauſe eingeladen, der ganze Magiſtrat, die Honoratioren der Stadt waren gegenwärtig, und der Miniſter kam neben dem Bürgermeiſter zu ſitzen, deſſen Rede ein ſe klägliches Ende genommen hatte. Beide lieſſen ſich in ein Geſpräch ein, und der Miniſter ſahe nun, daß der leztere ein vortreflicher Kopf war, der ſich ſehr gut auszudrücken wußte, und ſehr weitläuftige Kenntniſſe verrieth. „Aber wie iſt es möglich, fing der Miniſter endlich an, daß ein Mann von Ihrer lebhaftigkeit, von Ihrer Suade in ſeiner Rede ſtecken bleiben konnte?“ „Ich will es Ew. Excellenz erklären, erwiederte der Bürgermeiſter: — „Ich hatte Ew. Excellenz nie geſehen. Ich ſtellte Sie mir als einen Mann mit einem groſſen dicken Bauche, einer langen Wolkenparücke, einem mit dickem Golde beſetzten Kleide, und einer kühnen Miene vor. Ich fand dies alles bei Ihrem wirklichen Anblicke nicht; und dies allein, daß ich einen ganz andern Mann vor mir ſtehen ſahe, als ich mir bisher imaginirt hatte, brachte mich aus aller Faſſung.“

4.

Fortgeſetzte Nachricht von einer Geiſterſeherinn.

(Siehe 4ten Bandes 1ſtes Stück, Seite 122 ff.)

Nachfolgende Berichte von einer ſonderbaren Geiſterſeherinn ſind ein abermaliger Beweis, welch eine erſtaunliche Gewalt eine erhitzte und verſchrobene Phantaſie über uns, und vornehmlich über ſchwärmeriſche Weiber, bekommen kann: denn kein Vernünftiger wird die Erzählungen der Madam Beuter für etwas anders, als lebhafte, im Wachen gehabte, Traumbilder halten, ſo ſehr ſie auch das alles deutlich und wirklich geſehen und gehört zu haben vorgiebt. Es iſt bekannt, daß Ideen der Phantaſie durch mancherlei Umſtände, ſonderlich durch eine lebhafte Bewegung des Bluts und Gehirns eine ſolche Stärke und Helligkeit bekommen können, die die lebhaftigkeit ſinnlicher Eindrücke noch weit übertrifft und ganz verdunkeln kann. Geſellt ſich dazu nun noch irgend eine andre religiöſe Grille, Bilder und Gefühle von einer geträumten himmliſchen Entzückung; iſt die Seele von feurigen Gedanken an Gott und den Erlöſer, oder von ſchrecklichen Vorſtellungen an einen Teufel eingenommen: ſo kann die Phantaſie mit dem armen Menſchen machen, was ſie will, ſo ſieht er Dinge, die nie exiſtirt haben, und nie exiſtiren werden, hört Stimmen und Worte, die nie ausgeſprochen worden ſind, macht Spatzierfahrten durch den Himmel, — ſo wie ihn der Enthuſiaſt irgend einmal aus einem Gemälde, oder in einer Predigt, oder in einem myſtiſchen Erbauungsbuche abgeſchildert gefunden hat. Die weibliche Seele, die ihre Natur auch im Traume nicht verläugnen kann, erblickt männliche Geſtalten, Engel u. dergl., wird von ihnen holdſelig angeredet, und die Gottheit kommt wohl gar ſelbſt, bei der Phantaſtinn ihren Beſuch abzulegen. Alles dies iſt der erhitzten Einbildungskraft ſo leicht, läßt ſich ſo äuſſerſt natürlich aus ihren Geſetzen, die auch bei den ſtärkſten Verwirrungen der Phantaſie noch zum Grunde liegen, erklären, daß ich nicht begreifen kann, wie es möglich iſt, dergleichen natürliche Phänomene der Seele für übernatürliche Wirkungen einer höhern Offenbarung zu halten; nicht begreifen kann, warum dergleichen Offenbarungen ohne ſehr wichtige groſſe Zwecke da ſeyn ſollen, ich will nicht ſagen: ob überhaupt da ſeyn können. Der vornehmſte Grund von ſolchen abergläubiſchen und ſchwärmeriſchen Meinungen liegt theils in der ſo groſſen Neigung des Menſchen zum Wunderbaren; theils auch, und vornehmlich darin, daß wir unſere Kinder damit von Jugend auf unterhalten, und ihnen die Leſung gewiſſer Bücher zur Pflicht machen, worin dergleichen Erſcheinungen Gottes, der Engel und Teufel faſt auf allen Seiten vorkommen. Man wird vergeblich wider den Aberglauben und die Schwärmerei predigen, ſo lange dergleichen geiſtervolle Schriften nicht behutſamer der Jugend überreicht, und deutlicher, als gemeiniglich geſchieht, erklärt werden. — „Was dieſem und jenem Mann in vorigen Zeiten geſchahe, kann auch ſich mir beſonders nähern!“ Was iſt natürlicher, als daß ſolche Gedanken bei einer nur etwas lebhaften, durch Religionsempfindelei verſchrobenen, Phantaſie in uns entſtehen können! Was natürlicher, da dieſe Gedanken die menſchliche Eitelkeit ſo ſehr nähren, uns über andere Menſchen erheben, und ein gewiſſes behägliches Gefühl von Glückſeligkeit erzeugen, das allen Schwärmern bei ihren Phantaſien ſo eigen iſt!

P.

Madam Beuter, welche ſich jezt zu Lindau am Bodenſee aufhält, nachdem ſie vorher in Augsburg

burg gewohnt hat, glaubt ſchon ſeit mehrern Jahren her, himmliſche Erſcheinungen zu haben, und glaubt ſie ſo ſteif und feſt, daß ſie auf keine Art davon abgebracht werden kann. Sie hat nicht nur eigene Berichte darüber aufgeſezt, ſondern verſchiedene der gehabten Erſcheinungen, ſo weit ſich ihr Talent im Malen erſtreckte, ſehr vielfarbig abgezeichnet, davon ich die Zeichnungen ſelbſt in Händen gehabt habe.

Das erſte Gemälde ſtellt eine Stube vor, die durch einen himmliſchen Glanz erleuchtet wird. Die Geiſterſeherinn liegt im Bette. Zu ihrer Linken ſizt ein himmliſches Weſen in einem blauen Kleide, zur Rechten ſteht ein Engel mit ausgebreiteten Flügeln, und neben dem Engel ein Teufel (ſo wie man beide Herren ſehr oft in myſtiſchen Kupfern zuſammen gemacht findet) in ſchrecklicher Geſtalt. Aus dem Munde des Engels gehen die Worte: Herr, laß es genug ſeyn! Unter das Gemälde hat ſie mit eigener Hand geſchrieben: „Diß geſicht iſt geſchehen und geſehen worden von mir Euphrozyna Beitherin in Lindau im Monat December Morgens um ½ 5 Uhr 1771, als die Nacht noch ſtark finſter war, wurde es um dieſe Zeit, auf einmahl heller Tag, zu meiner Verwunderung ſaß zugleich eine Himmliſche Perſohn gegen meine linken Seite. an meiner rechten ein Engel Gottes, in der Höhe gegenüber eine Klarheit. Dieſe ließe ſich 4 Mahl ſehen, zwiſchen ihrer abwechslung empfand ich auſſerordentliche ſchmerzen am Rücken vom ſathan, dieſer lieſſe ſich zulezt auch ſehen, in meinen großen ſchmerz ſagte der Engel zu der Klarheit 3 Mahl, Herr laß es genug ſeyn, er ließ ſich erbitten und machte ein Ende die Perſonen verſchwanden, der Tag wurde zur Nacht wie vorhin, alles dauerte eine halbe Stund. Gott der allmächtige iſt von dieſem allen auch mein Zeige.“

Das zweite Gemälde betrifft eine Erſcheinung, welche Madam Beuter vom offenen Himmel gehabt zu haben behauptet. Die Träumereien von einem offenen Himmel findet man faſt bei allen lebhaften Schwärmern und Schwärmerinnen. Je unbeſtimmter überhaupt die Idee von einem Himmel iſt, und bleiben wird, je mehr Feld gewinnt die menſchliche Phantaſie zu hunderterlei albernen Grillen, wozu ſie allen nur erwünſchten Stoff in der Bibel findet. Das Gemälde ſelbſt ſtellt den Himmel vor, über den ſich aus der Wohnung Gottes ein Lichtſtrahl über viele tauſend Menſchen ergießt. Unter dieſer Wohnung erſcheinen drei Engel, und führen in ihrer Mitte eine Frauensperſon von göttlicher Schönheit. Die weitere Beſchreibung dieſes Gemäldes kann man in den von ihr ſelbſt aufgeſezten Nachrichten Seit. 127, 4ten Bandes 1ſtes Stück der Seelenkunde, nachleſen. Unter dies Gemälde hat ſie wiederum mit eigener Hand geſchrieben, daß ſie wahr und wahrhaftig, alles dies, ſo wie ſie es beſchrieben, geſehen habe.

Ueberhaupt iſt dieſes ſchwärmeriſche Weib von nichts ſo ſehr überzeugt, als von der Wahrheit ihrer Träumereien. Daß ſie den tiefſten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben, der auch wohl ſchwerlich je wird wieder ausgelöſcht werden können, zeigen ihre Erzählungen der kleinſten Umſtände ihrer Viſionen nach ſo langen Jahren. Einige Worte, die Gott mit ihr geſprochen haben ſoll, um ſich von ihrem Manne zu trennen, und die ſo lauten: **Gehe aus von ihm, denn ich will ihn verderben,** hat ſie ſogar mit goldenen Buchſtaben auf ein Stück Sammet geſtickt.

Zu mehrerer Erkenntniß und Beurtheilung der ganzen Sache will ich das Wichtigſte hierher gehörige, aus zweien Briefen des verdienſtvollen Herrn Pfarrer **Müller** zum heil. Kreuz in Augsburg, auszugsweiſe herſetzen.

„Die viele Mühe, die ſich Madam **Beuter** bei Zeichnung ihrer Viſionen gegeben, die Zuverſicht, mit der ſie ſpricht, dieſe Worte gehört zu haben, ſo daß ſie lieber tauſend Leben lieſſe, als ſich eine Sylbe davon wegdiſputiren, zeigen doch wirklich, daß ihre Erſcheinungen und gehörte Stimmen den tiefſten Eindruck auf ihre Seele gemacht haben müſſen. Eins von ihren Gemälden habe ich ſchon ſeit Jahr und Tag in Händen, und doch kann ſie noch Jedem auf's genauſte alles pünktlich ſagen, was darauf ſteht. Wie ich überhaupt erſtaunen muß, daß ſie, ohne zu variiren, auf das allerpünktlichſte noch mit einerlei Worten erzählen kann, was ſie vor mehr als 20 Jahren vor Erſcheinungen gehabt.“

Noch muß ich erinnern:
Madam trinkt viel Kaffe, iſt von ſtarker Perſon, **vollblütig**, hat in ihrer Ehe ſehr misvergnügt gelebt; was ihr etwa halb ſchlafend mag (ich ſchreibe mit Fleiß **mag**, weil etwas Zuverſichtliches ich und viele andre gern aus der Seelenkunde leſen möchten, nämlich was Ew. . . von dieſer ganzen Sache, ſo wie Sie davon benachrichtigt worden ſind, halten) geträumt haben, hält ſie vor wirklich geſehen und gehört. *) Freilich ein **Lavater**, der gleich überall lauter Wunder ſieht, der einen Maler, welcher ihn ganz und gar nicht getroffen, plötzlich mit tauſend Küſſen ſoll umarmt haben, als jener ſich entſchuldigte — „er finde vor itzo freilich keine Aehnlichkeit, allein ſo und um kein Pünktlein anders werde er als ein Verklärter einmal im Himmel ausſehen, — ein La-

---

*) Ich habe meine Meinung über Madam Beuter ſchon oben geſagt. Daß ſie ihre Träumereien für etwas wirklich Geſehenes und Gehörtes hält, beweiſt nichts, da mir hundert Beiſpiele bekannt ſind, daß lebhafte und vollblütige Leute ihre Träume für Wahrheit hielten, und, wegen der Lebhaftigkeit gewiſſer Vorſtellungen, jene vom Wachen nicht unterſcheiden konnten, und — doch hatten ſie offenbar geträumt.

P.

Lavater würde alſo freilich hier lauter Wunder ſehen; allein leere und blos allein Einbildung mag doch auch alles nicht ſeyn. Die Einwirkung der Seele in den Körper und umgekehrt iſt ſehr mannigfaltig. NB. Madam B. hat noch in Lindau beſtändig fort Erſcheinungen.

Auf einen von mir an den würdigen Herrn Pfarrer Müller über dieſe Sache geſchriebenen Brief, worin ich die Viſionen der Madam Beuter für nichts anders als für Geburten der Einbildungskraft erklärte, und ich mich nach mancherlei Umſtänden des ſonderbaren Weibes genauer erkundigte, erhielt ich folgende Antwort:

„Ihre Urtheile, daß bei Madam B. alles Einbildung ſey, unterſchreibe ich, doch mit der Einſchränkung, — woher kommt es doch, daß ſie alles nach 10 bis 30 Jahren noch ſo pünktlich genau weiß, und keine Abſicht zu **blenden**, oder zu **betrügen** haben kann; *) noch bis

---

*) Nicht alle Schwärmer und Geiſterſeher haben grade die Abſicht zu betrügen, — wollen ſie betrügen: ſo ſind ſie Schurken; aber es giebt gewiſſe gutmüthige Leute jener Art, welche keine andere Abſicht haben, als das, was ſie wirklich glauben, auch bei andern geltend zu machen. Sie ſind Betrogene, und hintergehen andere, ohne daß ſie es wiſſen. Freilich iſt's wohl nicht zu läugnen, daß die Neigung, von ſich etwas Sonderbares zu ſagen, der Werth,

heute darauf ſtirbt, alles pünktlich unter den beſchriebenen Umſtänden geſehen und gehört zu haben? Was mögen wohl da die Geſchäfte der Seele geweſen ſeyn? Wie mag ſie wohl gewirkt haben, daß ſolche gewaltige Eindrücke blieben, und ihr nicht zu benehmen ſind — ſelbſt durch die vernünftigſten Vorſtellungen nicht, daß ſie mit einer gewiſſen Seelenwonne und mit völliger (vermeinter) Ueberzeugung davon ſpricht, oder ſchreibt. — Glauben ſie ja nicht, daß Schwärmerei oder Aberglauben über meine Gottlob! geſunde Seele etwas vermögen. Doch, da wir einmal im Unterſuchen ſind, ſo wollen wir nicht müde werden. Nun diene ich Ihnen auf Ihre Fragen, Madam **Beuter** betreffend:

a) Sie iſt nicht katholiſch, und iſt meine Beichttochter geweſen.

b) Ihr Leben war jeder Zeit gewiß recht regelmäſſig. Von Kindheit an lebte ſie unterm Druck. Sie muß eine gute Erziehung gehabt haben, und hat ihrem Stande gemäß Welt.

Ihr

---

den ſie auf ihre myſtiſchen Grillen legen, das Staunen und Horchen der Leichtgläubigen bei ihren Erzählungen, und eine Doſis vom Aberglauben, ſie mit antreibt, ihre Träumereien für lauter Wahrheit auszugeben.
P.

Ihr Mann war ein ſehr bekannter Mathematiker, und anfänglich Rechenmeiſter, hielt aber von der Religion ſehr wenig. Sie ſprach Teutſch nicht im Schwäbiſchen Ton, ſondern ganz Hochteutſch. Von Nervenſchäche merkt' ich in dem Umgange von vier Jahren nichts an ihr. Möchten aber ihre Nerven nicht überſpannt ſeyn?

c) Kinder hat ſie nicht. Ihr Mann, als er ſie nahm, war alt, und ſie iſt ſehr korpulent; ſcheint mir auch etwas zu ſchnell gegen einen langſamen Beiſchläfer. Jezt iſt ſie in **Lindau** am Bodenſee mit einem Mann verſorgt, von deſſen gegenſeitiger Liebe ſie ganz eingenommen iſt. — **Geſpukt hat es bei ihr die Zeit noch immer.**"

Es ſind mir mehrere Beſcheide von Geiſtlichen über die Viſionen der Madam **Beuter** zugeſandt worden, davon ich aber nur einen von einem rechtſchaffenen und gelehrten Augsburger Prediger herſetzen will, welcher im Ganzen die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte angeſehen hat, obgleich nicht alle Leſer ſeine theologiſchen Ideen unterſchreiben dürften.

P.

Ueber die Erſcheinungen d. Fr. B.

Es kommt hierbei meines Erachtens erſtlich auf die Frage an:

> Sind die Erzählungen gegründet, oder eine bloſſe Erdichtung?

Möglich iſt's an ſich ſelbſt, daß Jemand ſo etwas ſehe und höre, als hier erzählt wird, es ſey entweder durch äuſſere Einwirkung Gottes ſelbſt, oder eines Geiſtes, und widerſpricht das weder unſrer Natur, noch den Kräften eines endlichen oder unendlichen Geiſtes, wie die Geſchichte der alten Offenbarungen Gottes ſattſam darthut. Oder es kann Jemand wirklich ſehen und hören durch bloſſe Wirkung ſeiner zu lebhaften Einbildungskraft, durch eine ſolche Stärke der Idearum ſenſualium und Bewegung in den Nerven, über welche der Geiſt des Menſchen nicht mehr Gewalt hat, daß er wirklich innere Wirkungen mit äuſſern verwechſelt, wie bei den Phantaſien in der Fieberhitze, wie bei den Maniacis aller Art, wie uns wohl auch in Träumen begegnet.

Die Wirklichkeit eines jeden ſolchen Ereigniſſes, daß man dies und jenes geſehen oder gehört habe, iſt res facti, läßt ſich, im Fall ihrer innern Möglichkeit, aus keinen Gründen a priori entſcheiden, durch kein Raiſonnement verwerfen oder beweiſen;

ſondern allein durch Prüfung des davon vorliegenden Zeugniſſes entſcheiden. Dabei fragt ſich denn: a) Hat der Zeuge, auf deſſen Ausſage das Factum beruht, die Gaben, die Zeit und Gelegenheit, was er ausſagt, richtig zu beobachten? b) Iſt er unbefangen von irgend einer Meinung, die ihn veranlaſſen könnte, mehr oder weniger zu ſehen und zu hören, als wirklich vorgeht? c) Hat er im Affect, oder ohne Affect beobachtet? d) Hat er ſo viel Rechtſchaffenheit und guten Willen, die Sache zu ſagen, wie ſie iſt? e) Iſt er dabei völlig für ſich unintereſſirt; und hat er, ſo wie bei ſeiner Beobachtung ſelbſt, alſo bei dem Zeugniß, was er giebt, nichts zu gewinnen, oder zu verlieren? f) Iſt er ſtark, tugendhaft genug, auch mit Verluſt die Wahrheit zu ſagen? g) Darf er, kann er ohne Hinderniß ſagen, was er denkt?

Ich kenne die Perſon gänzlich nicht; ſehe aber aus den Erzählungen ſelbſt, daß ſie nichts weniger als unbefangen iſt. Bei der Erſcheinung des Vaters war ſchon zuvor ausgemacht, daß der Hr. D. und Praeſes in Straßburg recht habe, der ihm eine ſichtbare Geſtalt giebt. Auch iſt ſie nicht unintereſſirt: denn ſie war des Lebens mit ihrem Mann überdrüſſig, wollte ihn verlaſſen, und nun kommt die Stimme: Gehe aus von ihm! Man merkt auch ſichtbar, daß ſich Niemand ſo leicht unterſtehen dürfe die vorgegebene Facta zu läugnen, ohne Ihren innigſten Unwillen aufzureizen; ein Kennzeichen einer tiefgewurzelten Rechthaberei. Ja ſie iſt geneigt, dergleichen Perſonen alle Gottſeligkeit abzuſprechen, ihnen Bosheit anzudichten: wie ſchlimm! Zu dem kommt, daß ſie die Gelehrten nichts will wiſſen laſſen — ohe jam ſatis! Da wäre alſo noch viel zu fragen, ob die Offenbarungen wirklich geſchehen, oder erdichtet ſind?

Zweitens aber, poſito: alles ſey geſchehen wie es erzählt iſt, was iſt von dieſen Offenbarungen zu halten? Sind ſie Wirkungen von auſſen, oder Geſchöpfe der Einbildungskraft und einer regelwidrigen Circulation?

Sie ſollen nach dem Vorgeben d. Fr. B. göttlich gewirkte Erſcheinungen und Offenbarungen ſeyn. Das ſind ſie nicht, das können ſie ſchlechterdings nicht ſeyn. Einmal wiſſen wir aus der Vernunft und Schrift von dergleichen Offenbarungen keinen Vermuthungs- und Erwartungsgrund; nirgend ein Verſprechen derſelben, eine Anweiſung, wie wir uns dabei verhalten, keine, wie wir uns nach Maaßgabe derſelben beſtimmen ſollen. Gott hat ſich uns offenbart durch ſeine Werke, und durch die eingeführten Geſetze der phyſiſchen Natur; er hat ſich offenbart durch die heil. Schrift. Iſt er unveränderlich, ſo bleibt er bei ſeiner einmal erklärten Meinung und Anweiſung, und kann ſich durch neue Offenbarungen

gen nicht widerſprechen. Auch wäre es ſeiner Weisheit zuwider, was ſchon bekannt iſt, noch einmal auſſerordentlich zu offenbaren. Sollte dies leztere ja geſchehen: ſo müßten groſſe Zwecke vorhanden ſeyn, die ſich ohne das nicht erreichen lieſſen, und erreicht werden müßten. Jezt wollen wir die vorliegenden Erſcheinungen ein wenig durchgehen:

1) Das Kind von vier Jahren hört eine Stimme: Thue die Bibel auf den Tiſch! *) Was ſoll doch dieſe Offenbarung? Liebe zu der Bibel wirken? Ueberflüſſig — das Kind hat ja Chriſtliche Aeltern und Chriſtlichen Unterricht. Da wird es Gottes Offenbarungen hören, und die Wahrheit wird mit ihrer eignen efficacia wirken. Die alte Offenbarung ſagt: Die Wahrheiten des Heils ſeyn, was ein guter Saame iſt, zur Wiedergeburt des Herzens. 1. Pet. 1, 23.

2) Was ſoll das Licht durch die Stubenkammer? Es ſpricht nichts. Wer hat denn geſagt, daß dies Gottes Wirkung ſei? Woher weiß man das? Die Aeltern ſagten: NB. auſſer der Chriſtkindleinszeit ſehe man nichts: alſo doch in der Chriſtkindleinszeit. So kamen alſo die Begriffe von göttlicher Erſcheinung aus der älterlichen Erziehung **).

---

*) Siehe 4ten B. 1ſtes St. Seite 122.

**) Ein Umſtand, der hier ſehr in Betrachtung kommt.

3) Jeſus erſcheint ſichtbar 1770, und redet eine Menge; die Fr. B. weiß nicht was? und er verſchwindet. Zu was ſoll dieſe Erſcheinung? Wieder kein Zweck, kein Nutzen. Das N. T. vertröſtet die Gläubigen, was das Sehen des Herrn Jeſu anbetrifft, auf die lezte Erſcheinung. 1. Pet. 1, 7. 8. 1. Joh. 3, 2. Es verſichert, Jeſus ſey bis dahin verborgen in Gott. Coloſſ. 3, 3. Hier widerſpricht abermals die Offenbarung der Fr. B. der alten Offenbarung, und iſt alſo — Traum!

4) Die Erſcheinung im Traum 1771 iſt ſchon verdächtig, denn der Herr iſt dabei, und der erſcheint nicht. Vid. anteced. Das Licht an der Decke kann Traum ſeyn. Der Schmerz iſt eine Nervenſache, die hundert Menſchen erfahren, welche durch Gram und Verdruß, oder durch ſtarke Arbeiten ermattet ſind. Und was hatte dieſe Offenbarung für einen Zweck? Iſt was noch nicht Offenbartes geſagt? „Halt an! halt ein! halt aus:" dies ſteht lange in der Bibel, und iſt oft wiederholt in den Troſtbüchern ipſiſſimis verbis. Der Teufel — O all die einfältigen Bilder von ihm! Die rechte Offenbarung ſagt: er ſey ein Geiſt, und der hat nicht Figur und Form. Ein allereinziges mal hat er Menſchengeſtalt bei der wundervollen Verſuchung Chriſti. Ein Engeln mit Flügeln! — Die ganze Erſcheinung habe ich in alten Krankenbüchern oft gefunden, eben ſo abgebildet wie hier.

5) Eben ſo die, von den Wohnungen Gottes. Einer, nur Einer hat ſie geſehen, der wahre Offenbarung hatte. Der eben erzählt 2. Cor. 12, 4. er habe gehört αρρητα ρηματα, α ȣκ εξον ανθρωπῳ λαλησαι. Hatte die Frau B. eine auſſerordentliche Erlaubniß die ihrige zu ſagen? Paulus, der Apoſtel, darf uns den Himmel nicht beſchreiben. Es iſt alſo Gottes Wille, wir ſollen ihn nicht kennen für jetzt. Alſo auch falſch, daß er d. Fr. B. gezeigt worden; oder was ſie ſah, iſt nicht der Himmel. Die Sache ſieht abermal einem bekannten Kupferſtich aus irgend einem himmliſchen Brautſchatz, Liebeskuß, geiſtlichen Perlenſchnur ꝛc. gleich.

6) Anno 1776 ſieht die Frau den Vater. Die alte ächte Offenbarung Gottes ſpricht von ihm 1. Tim. 6, 16. Welchen kein Menſch geſehen hat, noch ſehen kann. Es kann ihn alſo auch F. B. nicht geſehen haben, oder was ſie ſah, iſt nicht der König aller Könige, der Herr aller Herren. Moſes wollte auch einmal ihn gerne ſehen: da bekam er zur Antwort: (Exod. 33, 20.) Mein Angeſicht kann Niemand ſehen. Die Jünger wollten's auch, und der Herr ſprach: **Wer mich ſiehet, der ſiehet den Vater.**

7) Die Erſcheinung mit dem Donner 1778, iſt wieder recht ungöttlich. Iſt denn die Drohung: Ich will ihn verderben — eingetroffen? Iſt

er auf ſolche Art verderbt worden, daß dabei die Frau B. in Gefahr ihres eignen Lebens war, und alſo aus ſeiner Gegenwart fliehen mußte? Alles nichts. Wie, Gott ſoll einer Frau ſagen: Verlaß deinen Mann, der in der rechten Offenbarung befohlen hat: Es ſoll das Niemand ſcheiden, was Gott zuſammengefügt hat, den Ehebruch ausgenommen? Gott ſoll ſeine Gerichte über einen Menſchen offenbaren, ſoll ſelbſt deklariren: Er iſt verworfen, und uns alſo verführen, Andre zu verdammen? da er doch geſagt hat in ſeinem Worte: Richtet nicht, verdammet nicht. Gott iſt nicht ein Verſucher zum Böſen.

8) Die Stimmen alle, wegen der am Halsweh kranken Freundinn, offenbaren nichts, was nicht jeder verſtändige Arzt zum voraus aus dem Buche der Natur auch gewußt hätte, und halfen nichts, waren blos müſſige Unterredungen. Zudem war die Bitte falſch: Herr, mache ſie geſund; ſie hätte ſollen bedingt ſeyn, nach ſeinem Willen. Eins befremdet mich dabei. Bei dem zweiten Anfall des Schadens am Zäpflein hat die Stimme wirklich eine Wahrheit geſagt, welche die Fr. B. nicht verſtand, und noch nicht verſteht, ſehr wahr: Warte des Leibes ꝛc. Denn, aller Erzählung nach, hatte die gute Freundinn morbum venereum. Die Warnung aber ſteht ſchon in der heil. Schrift, und iſt überflüſſig.

9) Die Bitte um Gnade für die Verſtorbne iſt Chriſtlich. Die Antwort des allerhöchſten Gottes ganz unwürdig. Er wird wohl über ſein Gericht uns unſ nichts und abermal nichts Belehrungen geben.

10) Die Bußerweckung des ſeligen Hrn. B. durch eine Stimme war ihm wohl, ihrer Vorſchrift nach, längſt bekannt; ſteht auf allen Blättern der Schrift; iſt überflüſſig.

11) Das Zeigen der Hölle iſt unnöthig. Gott hat uns hinlängliche Belehrungen gegeben. Und zu was ſollte das helfen?

12) Die Offenbarung der neuen Verheurathung — was entdekt ſie? Daß die Fr. B. nicht zum Viehſtall geboren iſt? Das wußte ſie zuvor. Wer der von Gott für ſie beſtimmte zweite Mann iſt? Aber war ſonſt kein Mittel da, dies zu erfahren, als ein Wunder? Ich glaube, wer den Hrn. W. kennt, konnte ihr das alles von ihm ſagen. Man konnte ihn ſelbſt fragen. Aber, wie es ihr in Zukunft gehen werde, wer, als Gottes Offenbarung, wußte das? Freilich, ſonſt Niemand; doch iſt ja dieſe Sache noch nicht erfüllt, noch iſt es nicht ausgemacht, ob es ſo gehe. Zudem entdeckt uns der Herr unſre künftigen Schickſale für gewöhnlich nicht; warum hier eine Ausnahme? Wir haben kein Verſprechen Gottes zu dergleichen Anleitungen,

auch keins zur Erwartung des prophetiſchen Geiſtes. Die Propheten waren nur in den erſten Gemeinden, ſeit der Zeit nicht mehr; eine ſehr geringe Wahrſcheinlichkeit iſt alſo auch für dieſe Offenbarung da.

Nach Erwägung aller dieſer Punkte kann man kühn ſagen, die erzählten Geſichte ſind keine göttliche Offenbarungen. Und was ſonſt? Die Fr. B. hat doch wirklich geſehen und gehört. Nun ja, ponamus hoc: ſo war alles ein Product der gereizten und gewöhnten Einbildungskraft. Die gute Fr. hat von Jugend auf, wie z. E. in der Kindheit vom Chriſtkindlein gehört, und daß man da Licht und Helle ſieht. Sie muß zu einer Familie gehören, die an ſolche Dinge glaubt, hat etwa dergleichen Geſchichten erzählen hören (it. das Schreiben ihres Schwagers); muß Gemälde und Kupferſtiche von ſolcher Art geſehen, und Bücher gebraucht haben, in denen nach älterer Art mehrere Wahrheiten des Evangelii durch Gedenkſprüche vorgetragen werden. Sie hat vielleicht auch Scrivers Seelenſchatz geleſen, und viele Geſpräche der Seele mit Jeſu, die man im vergangenen Jahrhundert und den erſtern decenniis des jetzigen vorzüglich liebte. Daher ihre Geſichte, daher ihre Stimmen, quoad materiam. Nun kommt ihre perſönliche Beſchaffenheit, ihr Kummer, ihre ſchlimme Ehe hinzu. Erſt mit der Theurung 1770 fängt die Geſchichte ihrer Offenbarungen an, und nach den widrigen Zuſchriften ihres Mannes iſt der meiſte Theil geſchehen nach 1771. Aber nagender, freſſender Kummer verdirbt uns gern die Verdauungskräfte, wird die Urſache ſcharfer Säfte, leicht gereizter Nerven, erhebt eben dadurch die Einbildungskraft über ihre Schranken. Man denkt über ſeinen Zuſtand, man macht Entwürfe, man tröſtet ſich, und gewöhnt ſich dann immer mehr und mehr zum Selbſtgeſpräch; man ſchüttet ſeinen Unmuth aus, man hadert, man ſtreitet mit Widerwärtigen, als hätte man ſie vor ſich. Man nimmt auch wohl ſeine Zuflucht zum Gebet. Iſt's ein Wunder, wenn man auch davon träumt? Wenn vi legis imaginationis et reminiſcentiae ähnliche Ideen, die man geleſen und gehört hat, ſich an die gegenwärtigen anknüpfen, als wären ſie ganz neu? Man darf dann vollends ein empfindliches Nervenſyſtem haben, ſo werden aus eignen Gedanken Stimmen, aus einer aufgebrachten Circulation, Schläge und Donner und Geräuſch, und Gott weiß, was noch. Man frage Hypochondriſten, Melancholiſche, Fieberpatienten. In einem ſo von allen Seiten turbirten Zuſtand der Denk- und Vorſtellungskraft äuſſert ſich nicht ſelten die facultas diuinandi, und trifft nicht ſelten ziemlich richtig, ohne Darzwiſchenkunft einer höhern Offenbarung. Iſt man ſchon gewohnt, jeden Gedanken als etwas auſſer ſich exiſtirendes zu betrachten, ſo hört man wirkliche Worte; und iſt der Menſch unwiſſend in den Kenntniſſen ſeines Geiſtes und ſeiner Seelenkrankheiten, ſo läßt er ſich's nun nicht nehmen; denn der Erfolg macht's klar. Zudem leidet Fr. B. an der Sucht des Phariſäers, der ſich ſelbſt vermaß, daß er fromm wäre, und verachtete die andern; ſie hält es für ein Zeichen des Gnadenſtandes, Antworten und Erſcheinungen zu haben, und hat wohl noch mehr falſche Begriffe in Sachen des Glaubens. Lauter Data, aus denen ſich ihre Geſichte und Stimmen ohne Offenbarung begreifen laſſen.

Die dritte Frage: Wie iſt ſie paſtoraliſch zu behandeln? ein andresmal.

5.

Beitrag zur Geſchichte der Viſionen und der Ausſchweifungen der menſchlichen Einbildungskraft.

Die Geſchichte einzelner Schwärmer, die Darſtellung ihrer einzelnen Plane und Vorſtellungen, und der Gang ihrer Gedanken und Phantaſieen liefert uns zur Seelenlehre die intereſſanteſten Beiträge. Eine philoſophiſche Geſchichte der Religionsſchwärmer fehlt uns noch. Man hat zwar mehrere Hiſtorien und Biographien über dergleichen Leute, aber keine ſolche Darſtellungen ihrer Ideen, woraus man viel lernen könnte, woraus die Art und Weiſe der Entſtehungsart ihrer neuen ſchwärmeriſchen Begriffe begreiflich würde.

Unter allen Schwärmern älterer und neuerer Zeiten ſcheint mir **Mahomet** der ſonderbarſte, der auffallendſte zu ſeyn. Der Glaube an ſeine Viſionen dauert noch immer unter einem der größten Völker dieſer Erde fort, und vielleicht iſt es den Leſern des Magazins nicht unangenehm, eine kurze Darſtellung ſeiner Viſionen in dieſem Journal zu finden, ſo wie es überhaupt den Werth dieſer Zeitſchrift vermehren würde, wenn darin mehrere Beiträge über die Schwärmereien vergangener Jahrhunderte, und nicht blos unſerer Zeiten, aufgenommen werden ſollten.

Die Viſionen des Mahomets, die ich aus Caſtilhon Eſſai ſur les erreurs & les ſuperſtitions anciennes & modernes entlehnt habe, ſind gewiß äuſſerſt lächerlich und abgeſchmackt; aber grade dieſes Lächerliche und Abgeſchmackte war der Grund, daß ſie einen ſo groſſen und bleibenden Eindruck auf die Araber machten. Aus alten und neuen Berichten über dieſes Volk, iſt es bekannt genug, wie es ſich von je her durch eine glühende Phantaſie, durch einen warmen Religionsenthuſiasmus, und durch eine auſſerordentliche Liebe zu fabelhaften Erzählungen ausgezeichnet habe. Die Araber konnten nicht glauben, daß ein Menſch ſolch ein langes Gewebe von Fabeln und ſtarken Bildern durch ſeine bloſſe Phantaſie hervorbringen könne, wenn er nicht das alles wirklich erlebt hätte, wovon er eine ſo ſonderbare Erzählung der Welt mittheilte, und in der Erzählung ſelbſt, wie man aus dem folgenden ſehen wird, lag ein ſo ſtarker Grund, daran zu glauben, daß ſie ohne die größte ihnen vorgeſpiegelte Gefahr nicht leicht das Gegentheil annehmen konnten. Mahomet kannte die Menſchen zu gut, als daß er nicht ihre ſchwachen Seiten genuzt haben ſollte, ſo wie ſie alle Sectenſtifter in allen Zeiten zu nutzen gewußt haben.

Daß die Mahometaner noch bis dieſem Augenblick an die phantaſtiſchen Erzählungen ihres Propheten mit ſolcher Steifigkeit glauben, daß ſie jedem, der unter ihnen daran zweifeln wollte, dem ewigen Fluche übergeben, iſt um ſo weniger wunderbar, da viel aufgeklärtere Secten noch ſo vielen Unſinn bei ihrem Religionsſyſtem annehmen, und ſich davon nicht abbringen laſſen. Vornehmlich aber ſind es folgende Gründe, welche die Mahometaner an den Glauben an die albernen Viſionen ihres Propheten feſſeln. —

Der erſte Grund, welcher bei allen Secten und bei allen Menſchen ſo erſtaunlich viel Gewicht hat, iſt der, weil ſie jene Erzählungen von ihren Vätern erhalten haben, dieſe wieder von ihren Vätern, u. ſ. w., bis man in einer genealogiſchen Folge dieſes

Aberglaubens auf die Leute ſelbſt kommt, welche die ganze fabelhafte Geſchichte aus dem Munde des Propheten unmittelbar erhalten zu haben vorgaben. Eine ſolche Erzählung, welche ſich von Geſchlecht auf Geſchlecht fortpflanzte, und noch dazu in einem Buche aufgezeichnet war, deſſen Inhalt, ſo albern er auch immer ſeyn mag, als eine von der Gottheit ſelbſt aufgezeichnete Schrift betrachtet wird, mußte bei einem ohnehin blinden Volke den ſtärkſten Eindruck machen. Alles, was uns von unſern Aeltern und Vorfahren erzählt wird, hat etwas ehrwürdiges für unſre Einbildung an ſich; vornehmlich weil uns dergleichen Dinge ſchon frühzeitig in unſrer Jugend erzählt werden, und mit den Jahren in uns gleichſam anroſten.

Der zweite Grund, welcher eben ſo leicht die Menſchen zur Leichtgläubigkeit verführt, liegt unſtreitig darin, daß die Viſionen des Mahomet, ihres Unſinns ohnerachtet (ſo wie die Götterlehren und Theogonien der Alten), ſehr unterhaltend ſind, und die menſchliche Einbildungskraft, dieſe unruhigſte aller Seelenfähigkeiten, auf eine angenehme Art beſchäftigen. Die meiſten Religionsſyſteme alter und neuer Zeiten haben nicht ſowohl dadurch ſich eine Menge Verehrer erworben, weil ſie Wahrheiten der Vernunft auf eine deutliche und beſtimmte Art zu unſrer Glückſeligkeit darſtellen; ſondern weil ſie gewiſſe Lehren vortragen, die ſich an unſere Einbildungskraft anſchlieſſen, und die Neigung zum Wunderbaren in uns nähren. Es iſt um das äuſſere Anſehn der meiſten — wo nicht aller Chriſtlichen Religionslehren ſelbſt gethan, ſobald die Aufklärung einmal ſo weit gehen ſollte, daß alles Wunderbare davon abgeſondert werden müßte. —

Der Menſch, vornehmlich wenn er noch nicht an ein ernſthaftes Nachdenken gewöhnt iſt — und wie viel ſind daran gewöhnt? — opfert gern die Wahrheit ſinnlichen phantaſtiſchen Bildern auf, und er ſcheut ſich, dieſe Bilder zu beleuchten, weil er ſich durch eine nähere Unterſuchung nicht gern um das Vergnügen bringen läßt, welches ſie ihm gewähren. Durch eine lange Gewohnheit an dieſe Bilder wird ſeine Vernunft hierbei endlich ſo abgeſtumpft, daß er wahrlich nicht einmal mehr mit Ernſt darüber nachdenken kann. Die Gewohnheit verwandelt den Unſinn in Wahrheit. — Doch hier ſind die Viſionen Mahomets ſelbſt.

„Es war Nacht, ſo lauten ſeine Worte, und ich lag zwiſchen den beiden Hügeln von Alſafar und Merva unter freiem Himmel, als ich den Engel Gabriel, von einem andern Geiſte des Himmels begleitet, auf mich zukommen ſah. Beide unſterbliche Weſen beugten ſich über meinen Körper herab. Das eine ſpaltete mir ſogleich die Bruſt, das andere aber zog mein Herz heraus, drückte es in ſeinen Händen zuſammen, daß die Erbſünde in einem ſchwarzen Tropfen herausfloß, und legte es dann wieder an ſeine vorige Stelle. Dieſe Operation verurſachte mir nicht den mindeſten Schmerz.

Gleich darauf breitete Gabriel ſeine hundertundvierzig Paar Flügel, die gleich der Sonne glänzten, aus einander, und führte die Stute Al=Borac zu mir, welche weiſſer als Milch iſt, und eine Menſchengeſtalt und Pferdekinnbacken hat. Ihre Augen funkelten, wie die Sterne, und die Strahlen, welche herausfuhren, waren viel wärmer und durchdringender, als die des Geſtirns des Tages, wenn es am heftigſten brennt. Die Stute breitete ihre zwei groſſen Adlersflügel aus einander, ich näherte mich, und ſie wollte mich umbringen. Aber Gabriel ſprach zu ihr: Sey ruhig, o Borac! und gehorche dem Propheten Mahomet. Der Prophet Mahomet, erwiederte Borac, wird mich nicht beſteigen dürfen, wenn du von ihm nicht erhältſt, daß er mich am Tage der Auferſtehung in's Paradies eingehen läßt! Beruhige dich, Borac, war meine Antwort, du ſollſt mit in's Paradies eingehen!

Borac ward darauf ſehr ruhig. Ich ſchwang mich auf ſeinen Rücken, und ſchneller als der Bliz flog es dahin. Ein Augenblick, und ich ſahe mich an dem geheiligten Thore des Tempels zu Jeruſalem, ſem, wo ich Moſes, Abraham und Jeſus antraf. Auf einmal ließ ſich eine Lichtleiter vor uns herab, und durch Hülfe derſelben ſtiegen wir, ich und Gabriel, bis zum erſten Himmel hinauf. Der Engel klopfte an das Thor, indem er meinen Namen ausrief, und das Thor, welches gröſſer als die ganze Erde iſt, drehte ſich um ſeine Angeln. Dieſer Himmel iſt von gediegenem Silber, und die Sterne ſind darin in ſchönen Bogen an ſtarken goldenen Ketten aufgehangen. In jedem dieſer Sterne hält ein Engel Schildwache, damit der Teufel nicht die Himmel erſteigen kann.

Ein abgelebter Greis kam mir in dieſem Himmel entgegen, und wollte mich umarmen, indem er mich den gröſten ſeiner Söhne nannte. Es war Adam; aber ich hatte nicht Zeit, ihm zu antworten. Meine Aufmerkſamkeit war auf eine Menge Engel von allen Geſtalten und Farben geheftet. Einige glichen den Pferden, andere den Wölfen, u. ſ. w.

Mitten aus dieſen Engeln erhob ſich ein Hahn von einer blendendern Weiſſe als der Schnee, und von einer ſo erſtaunlichen Gröſſe, daß ſein Haupt den zweiten Himmel berührte, der doch vom erſtern ſo weit entfernt iſt, daß der ſchnellſte Reiſende dieſen Zwiſchenraum erſt in fünfhundert Jahren durchlaufen würde. Ich verrieth über alle dieſe Dinge, beſonders über die Engel in Thiergeſtalt, mein Erſtaunen; aber Gabriel ſagte mir, daß dieſe Engel bei Gott die Fürbitter für alle ähnlich gebildete Geſchöpfe der Erde wären; daß der groſſe Hahn der Engel der Hähne ſei, und daß ſein Hauptgeſchäft darin beſtehe, alle Morgen durch ſein Krähen und ſeine Lobgeſänge Gott zu beluſtigen.

Wir verlieſſen darauf den Hahn, **Adam** und die Engel in Thiergeſtalt, kamen zur Lichtleiter zurück, und begaben uns in den zweiten Himmel, welcher von dem erſtern ſo weit entfernt iſt, daß man von einem zum andern fünfhundert Jahre reiſen müßte Dieſer Himmel iſt von einer harten und polirten Eiſenart. Ich fand den **Noah** daſelbſt, welcher mich umarmte, auch den **Johannes** und **Jeſus**, welche mich den größten und vortreflichſten Menſchen nannten. Wir hielten uns hier gar nicht auf, ſondern gelangten von einer Stufe zur andern in den dritten Himmel, welcher von dem zweiten weiter, als dieſer von dem erſten entfernt iſt.

Man muß wenigſtens Prophet ſeyn, um den blendenden Glanz dieſes Himmels, welcher aus lauter köſtlichen Steinen beſteht, zu ertragen. Unter den unſterblichen Weſen, welche ihn bewohnen, bemerkte ich einen Engel, deſſen Geſtalt über alle Vergleichung ging. Er hatte 10000 Ordnungen von Engeln unter ſeiner Aufſicht, und jeder beſaß mehr Kraft, als 10000 Bataillone zum Schlagen fertiger Männer. Dieſer groſſe Engel nennt ſich den **Getreuen Gottes**. Seine Geſtalt iſt ſo ungeheuer groß, daß der Raum zwiſchen ſeinen beiden Augen wenigſtens eine Ausdehnung von 70000 Tagereiſen ausmacht. Vor dieſem Engel befindet ſich ein ungeheures Schreibpult, worauf er unaufhörlich ſchreibt und ausſtreicht. Gabriel ſagte mir, daß der Getreue Gottes zugleich der Engel des Todes, und unaufhörlich mit Aufzeichnung der Namen der künftig Gebornen, mit Berechnung ihrer Lebenstage und mit Auslöſchung derſelben aus ſeinem Buche beſchäftigt ſey, je nachdem er bemerkt, daß ſie nach ſeiner Rechnung, das beſtimmte Lebensziel erreicht haben.

Es war Zeit weiter zu gehen; Gabriel benachrichtigte mich hiervon, und wir ſtiegen mit einer unbeſchreiblichen Geſchwindigkeit auf der Lichtleiter zum vierten Himmel hinein. Hier fand ich den Enoch, welcher vor Freuden ganz auſſer ſich war, als er mich erblickte. Dieſer Himmel iſt von einem feinen Silber, und viel durchſichtiger als Glas. Er iſt der Aufenthalt einer unzählbaren Menge engliſcher Weſen. Eins von denſelben, obgleich kleiner, als der Engel des Todes, ſtößt doch mit ſeinem Haupte an den oberſten Himmel, das heißt, es hatte aufrecht ſtehend eine Höhe von fünfhundert Tagereiſen. Das Amt dieſes Engels iſt ſehr traurig und ermüdend, indem er einzig damit beſchäftigt iſt, über die Sünden der Menſchen zu weinen, und die Leiden vorher zu verkündigen, welche ſie ſich zuziehen werden. Dieſes Wehklagen beunruhigte mein Herz zu ſehr, um es länger anhören zu können, und wir begaben uns ſchnell zu dem Thore des fünften Himmels, das ſich ſogleich aufthat.

Aaron kam uns entgegen, und ſtellte mich ſeinem Bruder Moſes vor, der ſich meinem Gebete empfahl. Dieſer Himmel iſt ganz von gediegenem Golde; aber die Engel, die ihn bewohnen, ſind nicht ſo freudigen Muths, als die der andern Himmel, und ſie haben Urſach dazu. Denn eben hier werden die Behältniſſe der göttlichen Rache, das verzehrende und ewige Feuer des göttlichen Zorns, die Strafen verſtockter Sünder, und vornehmlich die Qualen für die Araber aufbewahrt, welche den Iſmaelismus nicht annehmen wollen. Dieſes beunruhigende Schauſpiel machte, daß ich meine Reiſe beſchleunigte, und nunmehr von meinem engliſchen Führer begleitet, den ſechſten Himmel beſtieg. Hier traf ich den Moſes noch einmal an, welcher, als er mich erblickte, zu weinen anfing, weil, wie er ſagte, ich mehr Araber in's Paradies führen würde, als je Juden hinein gekommen wären. Ich tröſtete, ſo viel ich konnte, den Vater der Iſraeliten, und langte zu meinem groſſen Erſtaunen mit einem ſchnellern Fluge, als menſchliche Gedanken, im ſiebenten und lezten Himmel an. Dies ſollte das Endziel meiner Reiſe ſeyn.

Ich bin nicht im Stande, getreue Gläubige, euch einen Begriff von dem unausſprechlichen Glanze der Materie zu geben, woraus dieſer Himmel gebildet iſt. Es mag zureichend ſind, euch zu ſagen, daß er von göttlichem Lichte gemacht iſt. Das erſte der dortigen Weſen, das mir auffiel, übertrifft an Gröſſe die Erde. Es hat 70000 Köpfe, jeder Kopf hat 70000 Geſichte, jedes Geſicht 70000 Mäuler, jedes Maul 70000 Zungen, welche unaufhörlich und zu gleicher Zeit 70000 verſchiedene Sprachen reden, welcher ſich dieſes ungeheure Weſen ununterbrochen zum Lobe der Gottheit bedient.

Ich betrachtete ſtill dieſes unermesliche himmliſche Geſchöpfe, als ich fühlte, daß ich ſchnell in die Höhe gehoben wurde. Ich durchſtrich einen ungeheuren Raum, und fand mich endlich neben dem unſterblichen Sedra ſitzen. Dieſer ſchöne, zur Rechten des Gottheitsthrons, gepflanzte Baum dient den Engeln ſelbſt zu einer Scheidewand. Unter ſeinen Zweigen, welche den Raum zwiſchen dem Sonnenteller und der Erdkugel an Ausdehnung übertreffen, befindet ſich eine erſtaunliche Menge Engel, welche gröſſer, als die Menge Sand aller Meeere, aller Ströme und Flüſſe iſt. Dieſe für ein ſterbliches Auge unendliche Anzahl himmliſcher Geiſter, ruht unter den Blättern des Sedra, welcher ſie mit ſeinem Schatten bedeckt. Auf ſeinen Aeſten ſitzen Vögel, welche die erhabnen Stellen des göttlichen Korans betrachten. Die Früchte dieſes herrlichen Baums gleichen den Handbeevon Haſir, und ſeine Blätter den Ohren des Elephanten. Seine Früchte ſind ſüſſer als Milch. Eine einzige würde zureichen, alle Geſchöpfe Gottes ſeit der Schöpfung der Zeit bis zum Untergange aller Dinge zu ernähren.

Aus dem Fuſſe dieſes wunderbaren **Sedra** quellen vier groſſe Flüſſe hervor. Zwei ergieſſen ſich ſtromweiſe in die Ebenen des Paradieſes, die beiden andern gieſſen ſich auf die Erde hinab, und bilden den **Nil** und den **Euphrat**, deren Quellen vor mir kein Menſch gewußt hat.

Hier verließ mich **Gabriel**, weil ihm in die Oerter zu gehen nicht erlaubt iſt, wohin ich dringen ſollte.

Iſrafil nahm ſeine Stelle bei mir ein, und führte mich in das göttliche Wohnhaus des **Almamur**, oder des **Beſuchten**; ein Name, welcher ihm deswegen gegeben iſt, weil er täglich von 70000 Engeln der erſten Klaſſe beſucht wird.

Dieſes Gebäude gleicht in allen ſeinen Theilen ganz genau dem Tempel zu **Mekka**, und wenn es in einer lothrechten Linie vom ſiebenten Himmel, wo es ſich befindet, auf die Erde herabfiele: ſo würde es nothwendiger Weiſe grade auf den Tempel zu **Mekka** herabſtürzen.

Kaum hatte ich meinen Fuß in das Haus des **Almamur** geſezt, als ein Engel mir drei Becher brachte. Der eine war voll Wein, der zweite voll Milch, und der dritte voll Honig. Ich nahm den voll Milch, und trank. — Auf einmal ließ eine Stimme, ſo ſtark wie zehn Donnerwetter, folgende Worte erſchallen: „O Mahomet, du haſt ſehr wohl gethan; hätteſt du den Wein gewählt, ſo wäre deine Nation verderbt worden, und alle ihre Unternehmungen würden geſcheitert ſeyn!“

Welch ein Schauſpiel, meine Gläubigen! welch ein Schauſpiel aber verblendete nun meine Augen! Immer den Iſrafil vor mir, durchſtrich ich ſchneller als ein Gedanke zwei Lichtmeere und eine ſchwarze unendlich lange Bahn, und es war mir, als ob ich von dem Throne und der unmittelbaren Gegenwart Gottes angezogen würde. Furcht und Schrecken bemeiſterten ſich meiner: eine Stimme, brauſender als Meereswogen, rief mir zu: „O Mahomet! Weiter! nähere dich dem himmliſchen Throne!“ Ich gehorchte. An der Seite des göttlichen Throns las ich den Namen Gottes und den meinigen alſo geſchrieben: „Es giebt keinen andern Gott, als Gott, und Mahomet iſt ſein Prophet!

In dem nämlichen Augenblick, als ich dieſe geheiligte Inſchrift las, breitete Gott ſeine Arme aus einander, legte ſeine rechte Hand auf meine Bruſt, und ſeine linke auf meine Schulter. Ich fühlte in meinem ganzen Körper eine durchdringende Kälte, die ſelbſt das Mark meiner Knochen gefrieren machte;

aber in eben der Zeit breitete ſich in meiner Seele ein unbeſchreibliches und den Menſchen unbekanntes ſuſſes Gefühl aus, wovon ich ganz berauſcht ward.

Dieſen mächtigen Empfindungen folgte eine ſehr vertrauliche und lange Unterredung zwiſchen Gott und mir, in welcher er mir, nachdem er mir die Geſetze des Alkorans dictirt hatte, ausdrücklich den Befehl gab, daß ich euch ermuntern ſollte, durch Waffen, Blut und Gewalt, die heilige Religion zu vertheidigen, welche ich gegründet habe, und daß ihr glücklich geweſen wäret, ſie kennen zu lernen.

Gott hörte hier zu reden auf, und ich dachte auf meinen Rückweg zur Erde, um meine Schüler zu heiligen. Ich fand den Engel Gabriel auf der Stelle, wo ich ihn gelaſſen hatte, und wir kamen durch die ſieben Himmel zurück, wo wir bey jedem Schritt durch die Chöre und Begrüſſungen himmliſcher Geiſter, die mein Lob ſangen, aufgehalten wurden.

Als ich nach Jeruſalem zurück kam, zog ſich die Luftleiter wieder in's Gewölbe des Himmels hinauf. Al-Borac erwartete mich, ich beſtieg ſie, es war noch Nacht und ſtockfinſter. Al-Borac ließ mich von der Lufthöhe herab Armenien und Adherbijan ſehen, und brachte mich in ihrem zweiten Fluge wieder hierher.

Als ich meinen Fuß wieder zur Erde ſezte, wandte ich mich zum Gabriel. „Ich fürchte ſehr, ſprach ich, daß mich mein Volk als einen Betrüger betrachten, und daß es die Erzählung von meiner Reiſe durch den Himmel nicht glauben wird!" —

„Beruhige dich," antwortete mir darauf Gabriel, „dein Volk iſt verbunden, alles das zu glauben, was aus deinem Munde kommen wird, und dein getreuer Zeuge Abubecre, dein Wezir Ali, dein muthiger und heiliger Ali, werden in jedem Fall deine Ausſprüche unterſtützen, und jeden Umſtand dieſer groſſen Begebenheit rechtfertigen."

Zur Seelennaturkunde.

1.

Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Ihre Widerlegung des Ahndungsvermögens im im 1ſten und 2ten Stück des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde hat meinen Glauben an jenes Ahndungsvermögen zwar geſchwächt, aber noch nicht ganz vertilgt. Sie haben die Sache von einer philoſophiſchen Seite betrachtet, und Ihre angeführten Gründe gegen die Ahndungen, die Sie aus der Natur der menſchlichen Seele hergeleitet haben, können nach meiner Meinung nicht bündiger ſeyn, inſofern ſie ſich auf die uns bisher bekannte Erkenntniß einer intellectuellen Subſtanz beziehen. Nach der gegenwärtigen uns bekannten Einrichtung unſrer Empfindungs- und Denkkraft laſſen ſich freilich Vorgefühle künftiger Begebenheiten, die an ſich ganz zufällig ſind, und die man nicht einmal zu vermuthen Grund hat, nicht erklären; aber dadurch haben Sie noch nicht bewieſen, daß es nicht noch mancherlei in uns liegende ſchlummernde Erkenntnißkräfte geben kann, die bisweilen nur in den Licht- und Bewußtſeynskreis der Seele hervortreten, und uns alsdann die bangen oder freudigen Gefühle abnöthigen, die mit den Ahndungen gewöhnlich verbunden zu ſeyn pflegen. Ich wage es freilich nicht, das Maaß und die Verhältniſſe jener ſchlummernden Erkenntnißkräfte zu beſtimmen, da es uns jezt überhaupt noch nicht möglich iſt, alles genau anzugeben, was zur innern Möglichkeit, oder zum Daſeyn eines geiſtigen Weſens gehört; aber die größten Köpfe kamen doch bei Unterſuchung des menſchlichen Verſtandes und ſeiner Gränzen immer auf dergleichen dunkle Erkenntnißſpuren, und wagten es in dieſem Betracht nicht, die Ahndungen gradezu zu läugnen. Daß keine geiſtige Weſen auſſer uns, in uns Ahndungen hervorbringen können, darin gebe ich Ihnen völlig Recht, und ſie haben das Gegentheil auf eine ſehr lichtvolle Art bewieſen; obgleich mancher Theologe mit Ihnen nicht zufrieden ſeyn wird, daß ſie die neuen durch die Gottheit in uns bewirkten Gefühle und Ideen, und alſo zu gleicher Zeit viel andre Sachen beſtritten haben, deren Anſehn von dem wirklichen Daſeyn jener Gefühle nothwendig abhängt.

Ich habe in dem Nachlaſſe meines Vaters, welcher nichts weniger als ein leichtgläubiger, ſondern ein ſehr aufgeklärter und wahrheitsliebender Mann war, eine Menge von ihm aufgezeichneter Ahndungen gefunden, die er theils ſelbſt erlebt, theils ſich zu ſeiner Zeit zugetragen haben. Ich weiß gewiß, daß er alles genau prüfte, ehe er etwas niederſchrieb; und ſeine Zeugniſſe ſind um ſo unpartheiiſcher, da er ein heimlicher Sceptiker war, und nach einer geſunden Philoſophie diejenigen Urſachen der Dinge für ſo gut als nichts hielt, wenn ſie nicht zum Vorſchein kamen. Dem ohnerachtet wirkten die ſonderbaren Beiſpiele von Ahndungen ſo ſehr auf ihn, daß er ſie endlich nicht mehr zu läugnen wagte, und auch einen Aufſatz über die Möglichkeit der Ahndungen aufſezte, den ich aber nachher unter ſeinen Schriften nicht habe finden können. Hier ſind folgende von ihm aufgezeichnete Beiſpiele, die es wohl verdienen, daß ſie in Ihr intereſſantes Magazin aufgenommen werden. Voran geht noch eine kurze Anmerkung, die er aus einer andern unangezeigten Schrift ausgezogen zu haben ſcheint.“ Es iſt, heißt es, etwas in uns, daß uns gewiß weder der Prieſter noch die Amme (wie die Freigeiſter ſagen) eingeben können. — — — Es ſtrahlt auf uns gleich dem Blitze, wenn wir es am wenigſten vermuthen. In einem Augenblicke trifft und verläßt es uns. — — Die ſchleunigen Vorboten meine ich, die plözlichen Ahndungen, die uns gewiſſe Dinge vorher verkündigen. Viel tauſend Menſchen haben dergleichen im höhern oder geringern Grade empfunden, und empfinden ſie noch täglich. Ja, wenn wir am wenigſten daran denken, wenn wir ſogar frölichen Muthes ſind, wird uns bisweilen ein Strahl dieſes himmliſchen Lichts treffen, und uns entdecken, was geſchehen ſoll. — Oft wiſſen wir ſelber nicht, daß ſich dergleichen geäuſſert, bis die vorher verkündete Begebenheit ſich wirklich zuträgt. Dann erneuert ſich das Andenken daran, und ſtraft uns gleichſam, daß wir nicht aufmerkſam dabei geweſen ſind.

1) 1734 am 13ten November ging ein angeſehener Bürger aus Bremerwörde mit noch etlichen guten Freunden aus, eine nahe liegende Pulvermühle zu beſehen. Sie waren insgeſammt fröhlich und guten Muths, und redeten eben mit einander von der wahren Freundſchaft, als jener Mann auf einmal in ſeiner Rede zu ſtocken anfing, und ſich die tiefſte Schwermuth in ſeinem Geſichte abdruckte. Er ſuchte zwar dieſelbe zu verbergen, aber mit jedem Schritte nahm ſeine innere Herzensangſt zu. Man unterſuchte genau, ob einer unter ihnen etwas Feuerfangendes bei ſich haben möchte; allein es wurde nichts gefunden, und man war nun bis an die Thüre der Pulvermühle gekommen. „Hier wurde, dies iſt das eigne Geſtändniß des Mannes, meine Angſt unendlich. Ich ſchwitzte am ganzen Leibe, es war, als wenn der Himmel auf mir läge, als ich über die Thürſchwelle geſchritten war. Nun konnte ich mich nicht länger halten, ich bat die ganze Geſellſchaft um Gotteswillen, ſich mit mir in möglichſter Geſchwindigkeit zu retiriren. Einige wunderten ſich über mein Begehren, andre lachten mich als einen furchtſamen Menſchen aus; indeſſen

blieb ich bei meinen dringenden Bitten, und die Geſellſchaft folgte mir auch aus Gefälligkeit nach. Noch ſcherzte man über meinen Mangel an Courage, und wir waren noch nicht 1000 Schritt von der Mühle weg, als — ſie in die Luft ſprang.“

2) Im Jahr 1749 fuhr ich mit mehrern Paſſagiers von N — nach S — auf der Poſt. Wir waren alle, und der Poſtillon ſelbſt, gegen Abend eingeſchlafen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Pferde waren aus dem Wege gekommen, und hatten den Poſtwagen nach dem hohen Ufer eines Sees hingelenkt. Eins von den Pferden kletterte ſchon an dem abſchüſſigen Ufer hin, ſo daß es ſich kaum mehr halten konnte, zugleich hatte der Wagen auch ſchon eine ſolche ſchiefe Richtung gegen den See bekommen, daß wir gewiß in wenigen Augenblicken hinabgeſtürzt ſeyn würden. Ich ſchlief ziemlich feſt, und es kam mir im Traume vor, als ob mich jemand mit Gewalt rüttelte, daß ich doch geſchwind aufwachen möchte. Ich erwachte dadurch auch wirklich, und ſah die Gefahr, worin wir alle waren. Ich griff ſogleich nach dem Zügel, hielt die Pferde an, und rettete mich und die ganze Geſellſchaft durch den im Traum erhaltenen Wink von einem nahen und fürchterlichen Tode.

3) Einer meiner Freunde, ein junger liebenswürdiger Mann, der in Jena ſtudirte, wollte von hier nach Halle reiten. Die Nacht vorher träumte

ihm, daß er die Gegend bei der Skopiſchen Fähre erblickte, und von einem Menſchen, der wie ein Jäger gekleidet war, durch den Kopf geſchoſſen würde. Als mein Freund an die Fähre kam, erzählte er ſeinen Begleitern den Traum, welche ihn verlachten. Sie kamen insgeſammt glücklich über die Saale hinüber, hielten ſich einige Tage in Halle auf, und kehrten vergnügt nach Jena zurück. Sie mußten wieder über die Fähre. Mein Freund blieb zu Pferde ſitzen, und hinter ihm ſtieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieſer ſahe eine Elſter über's Waſſer fliegen, und ſagte: Ich will doch ſehen, ob ich dich im Fluge wegbüchſen kann. Mein Freund erinnerte ihn, daß er erſt abſteigen wolle, weil ſein Pferd etwas ſchüchtern ſey; allein er ſchoß zu, ehe jener noch ausgeredet hatte, und ſogleich ſprang das Pferd meines Freundes in den Fluß hinein. Er hätte gewiß ertrinken müſſen, wenn nicht der Jäger, der ein guter Schwimmer war, ſogleich ſeine Kleider von ſich geworfen, in's Waſſer geſprungen wäre, und ihn herausgezogen hätte.

4) Sehr ſonderbar iſt vornehmlich folgender Zufall. Ein junger Gelehrter hatte ſeine Aeltern im Mecklenburgiſchen beſucht, und war im Begriff, auf der Poſt zurück zu reiſen, als ihm zwei Offiziere ihren bequemen Wagen anboten, indem ſie mit ihm faſt den nämlichen Weg zu nehmen geſonnen waren. Jener nahm ihr Anerbieten mit Freuden an, und man beſtimmte Ort und Stunde, wenn ſie zuſam-

men abreiſen wollten. Sie wollten eben in den Wagen ſteigen, als die Offiziere eine ſichtbare Veränderung an dem mitreiſenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn: Ob ihm etwas fehle, und was ihn etwa zugeſtoſſen wäre? Ich weiß nicht, wie mir wird, war ſeine Antwort, im empfinde am ganzen Leibe ein gewaltiges Schaudern, — ich kann nicht mitreiſen, es iſt, als ob eine unſichtbare Hand mich von Ihnen wegzöge. Die Offiziere lachten über den wunderlichen Mann, baten ihn, ſich zu beruhigen, und nur getroſt in den Wagen zu ſteigen, ſeine Grille würde ſich ſchon verlieren. Alles Bitten und Vorſtellen war umſonſt. Der junge Gelehrte nahm Abſchied von ihnen, und mit dem Augenblick verlor ſich ſeine ganze innere Aengſtlichkeit. Weil die Poſt noch nicht abgefahren war, eilte er dahin, und fuhr nun kaum eine halbe Stunde darauf mit der Poſt davon, die den nämlichen Weg nahm, den die Offiziere genommen hatten, welche nun ſchon weit voraus waren. Die Poſt mußte über die Elbe bei B . . . und kaum war ſie mit unſerm Gelehrten angelangt, als man eine Menge Menſchen an dem jenſeitigen Ufer erblickte, die mit den Händen bald auf die, bald auf eine andre Stelle des Fluſſes wieſen. — — Eine halbe Stunde vorher waren die Offiziere auch über die Elbe auf der Fähre gefahren. Die Pferde waren ſcheu geworden, hatten ſich mit der Kutſche in's Waſſer geſtürzt, und die beiden Offiziere waren ohne Rettung ertrunken.

Ich habe Ihnen diesmal nur dieſe vier ſonderbaren Zufälle mittheilen wollen, weil ſie mir das Daſeyn einer in uns liegenden Ahndungskraft deutlich zu zeigen ſcheinen. Sie werden freilich fragen: ob die erzählten Facta auch pünktlich wahr ſind, ob nichts hinzugeſezt, hinzugedichtet ſey, wie es bei ſehr vielen Ahndungen der Fall iſt, und wie ſie auch in Ihren Regeln, wonach man jede ſogenannte Ahndung prüfen müſſe, richtig bemerkt haben. Ich wiederhole Ihnen noch einmal, daß ſie von meinem ſeligen Vater auf's genaueſte unterſucht und aufgeſchrieben worden ſind: alſo als Facta ſind ſie gewiß. — Aber nun werden Sie mir noch nicht zugeſtehen, daß jene erzählten Vorgefühle wirkliche Ahndungen geweſen ſind, und von dieſer Seite würde ich Ihre Einwürfe am meiſten fürchten. Es geſchieht unendlich oft, werden Sie ſagen, daß uns ein gewiſſes ängſtliches Gefühl überraſcht, das wir uns leicht erklären könnten, wenn wir die innere Stimmung unſrer körperlichen Maſchine immer genau unterſuchen könnten, daß wir uns etwas Künftiges erträumen, einbilden, und daß wir hinterher eine Ahndung gehabt zu haben glauben, wenn eine ſolche Einbildung einmal in Erfüllung ging. Oder Sie werden ſich durch den Zufall das Ding zu erklären ſuchen, und kein Menſch wird Sie hiebei ganz widerlegen können, weil es eine unendlich verſchiedene Concurrenz ſo vieler Dinge täglich giebt, und eins auf das andre folgt, ohne daß eins aus dem an-

andern immer herzuleiten wäre. Nach Ihrer Theorie würde das genauſte Vorherſehen der kleinſten Umſtände und das pünktlichſte Eintreffen derſelben ſich immer noch aus einem möglichen Zufall erklären laſſen, weil in der Erkenntnißkraft der Seele kein hinreichender Grund eines wirklichen Vorherſehens liegt. Indeſſen werden doch immer die Ahndungen ihren Kredit behalten; theils, weil die wenigſten Menſchen die philoſophiſchen Beweiſe gegen ihr Daſeyn zu faſſen im Stande ſind, und von der Liebe zum Wunderbaren getrieben werden; theils auch, weil wir uns von wirklichen Gefühlen leichter als von abſtracten Beweiſen einnehmen laſſen, und bei einem ſo unbekannten Dinge, als die menſchliche Seele iſt, ein Recht zu haben glauben, in ihr noch manche unentwickelte Kraft anzunehmen. *)

2. Ein

---

*) Das kann man allerdings, weil uns nicht nur die Erfahrung lehrt, daß ſich nach und nach in den Menſchen mehrere, vorher noch nicht zum Vorſchein gekommene Kräfte der Seele entwickeln; ſondern weil ſich auch ſchon aus dem Begriff einer endlichen Subſtanz dergleichen intenſive und extenſive Entwikkelungen ergeben; jene, indem ein geiſtiges Weſen durch innere Modifikationen der Denk und Wollenskraft neue Vollkommenheiten gewinnen kann; dieſe, indem es durch neue Lagen und Situationen in neuen Organen ſowohl, als durch eine veränderte äuſſere Stellung gegen das Univerſum überhaupt, ganz neue, vorher

noch

2.

Ein Schreiben an den Herrn Prof. Moritz.

Mein Herr!

Das Vergnügen, mit dem ich viele intereſſante Aufſätze in Ihrem Journal geleſen, erregt in mir den Wunſch, nachfolgende beide, auf Erfahrung gegründete, Vorfälle durch daſſelbe dem Publico mitgetheilt zu ſehen, warum ich Dieſelben ergebenſt bitte.

I.

noch nicht gehabte Begriffe und Empfindungen erlangen kann. Allein aus allen ſolchen Entwickelungen, ſo viel Grade und Verſchiedenheiten wir auch dabei vorausſehen können, läßt ſich keine ſolche Erhöhung unſrer Denkkraft herleiten, vermöge welcher ſie etwas an ſich Zufälliges vorher zu ſehen im Stande wäre. Ein endliches geiſtiges Weſen iſt vermöge ſeiner innern Natur an eine gewiſſe beſtimmte Norm des Denkens gebunden, danach muß es ſich nothwendiger Weiſe bei Erlangung und Zuſammenreihung aller ſeiner Begriffe richten, davon darf es nicht abweichen, wenn ſeine innere Möglichkeit nicht aufgehoben werden ſoll. Dieſe Norm ſteht mit den Erſcheinungen und Erfahrungen aus der wirklichen Welt in der genauſten Verbindung, und in dieſen Erſcheinungen und Erfahrungen liegt ein objectiver Grund, worin ſich eine geiſtige Kraft nichts als exiſtirend denken kann, was mit jenen Erfahrungen

gen

I.

Meine nunmehro ſelige Mutter lag im November vorigen Jahres äuſſerſt elend an der Auszehrung darnieder, zu welcher Zeit ich mich bei ihrer Schweſter, der Obriſten v. B. auf ihrem Gute M.,

---

gen ſtreitet, und woraus ſich kein hinreichender Grund einer Vorſtellungsart ergiebt. Wir können aber nichts erfahren, was nicht iſt, was nicht auf unſre Sinnen wirkt, nichts vorher ſehen, was wir nicht vermöge der beſtimmten Denkform durch Vernunftſchlüſſe herausgebracht haben, weil wir ſonſt Begriffe haben könnten, die in der Art und Weiſe, wie wir Vorſtellungen bekommen müſſen, gar nicht gegründet wären. Dies hieſſe aber die Seele des Menſchen zum ſeltſamſten Dinge von der Welt machen, und in ſie etwas hineinſchieben, was gar nicht zu ihrem Weſen gehörte. Von dieſer Seite betrachtet, gehören die Ahndungen wirklich zu Wunderwerken, — und wer kann die annehmen, wenn das Syſtem einer von Ewigkeit vorhandenen nothwendigen Harmonie der Dinge, in ſo fern ſie ſich auf die höchſte und vollkommenſte Vorſtellungskraft der Gottheit gründet, ſeine Richtigkeit hat; und wenn, ſo wie überall, ſo auch in unſrer Seele alles nach weſentlichen Regeln und Geſetzen der Natur erfolgt. Will man ja noch Ahndungen annehmen: ſo könnte man ſie auf eine viel natürlichere Art als gewöhnlich erklären. — Man könnte nämlich ſagen: daß wir in der nothwendigen Verbindung der Dinge, in welcher wir ſtehen, und wonach ſich unſre Ideen entwickeln und verbinden, manchmal durch gewiſſe Umſtände

M., ſieben Meilen von ihr entfernt, aufhielte. Die lezten Nachrichten, die ich von ihrem Befinden erhalten, hatten inzwiſchen auf's neue mich eine Beſſerung hoffen laſſen. Sehr vergnügt hierüber fuhr ich einige Tage darauf mit meiner Tante und ihrer Familie nach einer nicht weit von dort entlegenen Stadt in Geſellſchaft, und der Wagen ward zurückgeſchickt. Wie wir nach Mitternacht zu Hauſe fahren wollten, war der Wagen noch nicht wieder angekommen; und da wir nicht länger warten wollten: ſo ſuchte ich in der Stadt Wagen und Pferde zu erhalten, um uns zurück zu bringen. Endlich kam der Wagen, und wir fuhren bei einer eingetre-

tenen

Umſtände veranlaßt würden, an etwas künftiges zu denken, und daß dieſes Künftige nun auch in Erfüllung gehen müßte, weil es der natürliche Lauf der Dinge ſo haben wollte. In ſo fern gehörten die Ahndungen mit in die Reihe von Begebenheiten der Welt, und zwar eben ſo nothwendig, als die nachherige Erfüllung derſelben, — oder beſſer als die nothwendige Folge von Begebenheiten, die auch ohne die Ahndung exiſtirt haben würde. Es wäre demnach auch kein andrer Zuſammenhang zwiſchen der Ahndung und der Erfüllung derſelben, als der, daß ich zu einer gewiſſen Zeit auf etwas Künftiges aufmerkſam gemacht wurde, was nothwendiger Weiſe geſchehen mußte. — Wer wollte das aber wirkliches Vorherſehen nennen? Giebt es nicht auch unzählige Fälle, wo wir etwas vorher zu ſehen glauben — was nicht eintrifft?

Uebertenen ſtrengen Kälte zu Hauſe. Sowohl unterweges als nach unſrer Zuhauſekunft, waren unſre Unterhaltungen von Gegenſtänden aus der Geſellſchaft, und von dem erwähnten unangenehmen Ausbleiben des Wagens. Meine Seele, nur bloß mit dieſen Gedanken beſchäftigt, dachte damals ſo wenig an meine kranke Mutter, wie den ganzen Tag über, als ich durch die verſchiedenen Gegenſtände und Vorfälle ſehr zerſtreut worden war. Es war gleich nach

Ueberdem kann man noch das gegen die Ahndungen einwenden, daß ſie ſehr ſelten wirklich beſtimmte Begriffe von einer beſtimmten künftigen Begebenheit ſind; ſondern nur auf dunkeln Gefühlen beruhen, die eine vielfache Erklärung zulaſſen. Es wird einem bange um's Herz, man empfindet ein heftiges Schaudern, es iſt einem, als ob uns eine unſichtbare Hand zöge, u. ſ. w. Alles dies kann nicht nur vom Körper herrühren, ſondern der Ahnende weiß nun auch nicht eigentlich, wovor er ſich fürchtet, was ihm bevorſteht, ob ihn ſein Genius vor der erbärmlichſten Kleinigkeit, oder vor einer ungeheuren Gefahr warnt. Das bange und dunkle Gefühl läßt ſich auf alles Unangenehme deuten; und weil denn doch nicht leicht ein Menſch lebt, dem nicht oft etwas Unangenehmes begegnet: ſo wird dann gleich aus dem bangen Vorgefühl eine Ahndung gemacht, und als ſolche erzählt. Freilich ſteht den Ahndungen nun auch die groſſe Trüglichkeit des hiſtoriſchen Glaubens entgegen. — Doch davon ein andermal.

P.

nach Ein Uhr in der Nacht, wie ich mich zu Bette legte. Ich war ziemlich erfroren, und hatte mich im Bette eingewickelt, als ich in dem Nebenzimmer einen kleinen Hund winſeln hörte, der von ungefähr eingeſperrt war. Unentſchlüſſig, ob ich aufſtehen und ihn hereinlaſſen, oder ob ich warten ſollte, bis es ein Anderer hörte, oder ich Jemanden hierzu abrufen könnte, kam einer von den Bedienten auf die Hausdiele, den ich deshalb rief, der es aber nicht hörte; kurz, ich war ſchon entſchloſſen, aufzuſtehen, als ich die Thüre öffnen hörte, und der Hund in Freiheit geſezt ward. Wie dies kaum geſchehen war, und ich, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick an das Kartenſpiel dachte, was ich in der Geſellſchaft geſpielt hatte, über deſſen Ausgang ich Reflexion machte: ſo hörte ich im Zimmer ein Klopfen, als wenn Jemand mit einem Finger auf die leiſten der-Panelung klopft, obgleich keine Panelung im Zimmer war, und dies Klopfen ging im ganzen Zimmer herum, und war abwechſelnd mit einem Geräuſche verbunden, das dem ganz ähnlich war, wenn man die eine platte Hand unter der andren ſtark wegſtreicht. — Meine Lage im Bette dabei war mit dem Geſichte gegen die Wand. Ohne daß ich im mindeſten dadurch beunruhiget ward, oder nur entfernt den Gedanken hatte, daß dies ein unnatürliches Geräuſch, oder gar Vorbedeutungen von meiner kranken Mutter ſeyn könnten, an die ich auch den Augenblick gar nicht dachte, glaubte ich, lich, es wären Ratten oder Mäuſe, und wunderte mich über die große Menge, die im Zimmer ſeyn müßte, welche ich doch niemals vorher bemerkt hatte, ob ich gleich ſchon einige Wochen darin logirt hatte. Von dieſem Gedanken eingenommen, klopfte es, mit dem bemerkten Geräuſch begleitet, an der Wand, dicht vor meinem Geſicht, ſo daß ich glaubte, weil ich in dem Wahn der Ratten und Mäuſe ſtand, daß mir ſolche in's Geſicht ſpringen würden. Ich kehrte mich daher im Bette nach der andern Seite hin, und ward darauf in einer Entfernung von einem Schritte von meinem Bette, eine weiße Dunſtfigur gewahr, die in einer gebückten Stellung ſtand (wie auch damals die Stellung meiner kranken Mutter war), mir den Rücken zugekehrt hatte, und mich mit bei Seite gedrehtem Kopf anſahe. Ich erkannte ſie ſogleich für die Geſtalt meiner Mutter, und rief in Beſtürzung: Herr Jeſus, Mutter! Sie ſchien dies zu hören, und drehte den Kopf in dem Augenblick weiter, mit einem wehmüthigen Blick, zu mir herum, und ich erkannte deutlich ein violet Band, das ſie auf der Nachthaube hatte. Ich fuhr aus dem Bette heraus, ſtand auf den Füßen, und ſie war noch da; in eben dem Augenblick aber floh ſie einige Schritte von mir weg, ich ſah auf der Stelle, wo ſie verſchwand, einen Feuerſtrahl, der vorne ſpitz, hinten breit und etwa anderthalb Ellen lang war, entſtehen, welcher ſich in einem Dunſt, wie eine Wolke, auflöſte, immer dünner durch ſeine Ausdehnung ward, bis er gänzlich verſchwand. Es war Mondenſchein, ſo daß ich im Zimmer alles unterſcheiden konnte. Ich war im Begrif, mich wieder zu Bette zu legen, um keine Unruhe im Hauſe zu machen, aber es überfiel mich ein ſo heftiger Schauder, daß ich es für rathſamer hielt, Hülfe zu ſuchen. Ich hielt es für ausgemacht gewiß, daß meine damals kranke Mutter in dem Augenblick der Erſcheinung geſtorben ſey, bis ich einen Tag nachher durch einen Wagen von dort her, der den Arzt, der hier von einer entfernten Stadt ankam, abholen ſollte, vom Gegentheil überzeugt wurde. Meine Tante fuhr zwei Tage nach dieſem Vorfall mit dem Arzt zu meiner Mutter, und ich blieb, um mich einigermaßen von dieſem Schreck wieder zu erholen und aufzumuntern, noch dort. Auf Befragen des Arztes in Gegenwart meiner Tante, wie ſie ſich ſeit ſeiner Abweſenheit befunden, hat ſie alle Zufälle, und die Zeit derſelben, genau angeführt, hauptſächlich aber die Nacht, wo ich dieſe Erſcheinung hatte, und die Stunde zwiſchen ein und zwei Uhr, bemerkt, wo ſie äuſſerſt elend geweſen iſt, und gewiß geglaubt hätte, zu ſterben. Sie hat hierbei ausdrücklich, in Gegenwart des Arztes, ihre Schweſter gefragt: ob ſie nicht ihr oder mir erſchienen ſey; ſie hätte ſo ſehnlich und ſtark in den Augenblicken an uns, und beſonders an mich, gedacht, und gewünſcht, daß ich da ſeyn mögte, um, wenn ſie ſtürbe, ein Beiſtand meines Vaters und meiner Geſchwiſter zu ſeyn. Auch hat ſie damals ein violet Band, wie ich es geſehen, um ihre Nachthaube gehabt, und die Wächter haben mir hoch und theuer verſichert: daß ſie in der Nacht, und um die Zeit, als ich ſie geſehen, wie todt gelegen, daß ſie keinen Athemzug von ihr gehört, und daher auch ſchon wirklich geglaubt hätten, daß ſie todt wäre, bis ſich nach mehrern Minuten ſolcher wieder eingeſtellt hätte. Jenes habe ich aus dem eigenen Munde meiner Tante und des Arztes. Sie ſtarb am 20ſten Januar dieſes Jahres, mithin erſt gegen ſieben Wochen nach dieſer Erſcheinung. Dies iſt, mein Herr! der Verlauf meiner Geſchichte, wobei ich Ihnen die Wahrheit bei Allem, was mir lieb und heilig iſt, betheure. Ich bin nicht der Mann, der leichtgläubig oder für dergleichen Geſchichten eingenommen iſt, und daher habe ich bei mir ſelbſt die genauſte Unterſuchung angeſtellt: ob hiezu ein Betrug oer Sinne, ein lebhaftes Bild der Imagination *) oder ſonſt irgend etwas könnte beigetragen haben. Allein ich habe dergleichen nicht bei mir, nur wahrſcheinlich, nntdecken können. Ich hatte zu Abend wenig gegeſſen, und gar keinen

---

*) und ein Betrug der Sinne — ſonderlich beim Mondenſchein, der ſchon ſo viel Geiſtererſcheinungen veranlaßt hat — ein lebhaftes Bild der Imagination, war es doch wohl, und nichts anders.

P.

getrunken, ich hatte den ganzen Tag über nicht an meine Mutter gedacht, ich war nicht im Schlafe, nicht krank, hatte den vollkommenen Gebrauch meiner Sinne, und die Geſchichte ſelbſt und die Harmonie aller dabei concurrirenden Umſtände heben, wie ich glaube, alle Einwendungen, die man hingegen machen könnte. Aber welcher Philoſoph erklärt mir dieſe Geſchichte nach ſeinen einfachen und zuſammengeſetzten Begriffen von Geiſt und Körper? Er wird ſagen: wie kann der Geiſt, an den Banden des Körpers gefeſſelt, ihn verlaſſen, in einer Entfernung von ſieben Meilen in ſeiner Geſtalt erſcheinen, und in wenigen Minuten wieder in ihn zurückkehren? Er wird den Kopf ſchütteln und das Blatt umſchlagen. Ich bin nicht böſe darüber; aber das würde ich ihm nicht verzeihn können, wenn er mir, da ich mich nie eines Betrugs der Sinne, des Geſichts und Gehörs in einer ſolchen Nähe erinnern kann, auch bei geſunden Organen nicht möglich iſt, ich auch damals in keinem Zuſtande war, worin ſolches nur hätte möglich ſeyn können, wo ich wegen des Winſeln des Hundes, und weil ich ziemlich erfroren war, in den Paar Minuten, die ich erſt im Bette lag, noch nicht eingeſchlafen ſeyn konnte, auch wahrhaftig, wie ich mir bewußt bin, nicht eingeſchlafen war, wo keine Bilder der Imagination vor meiner Seele und Augen ſchweben konnten, da ich nicht allein in dem Augenblick nicht an meine

Mutter dachte, ſondern auch den Tag über nicht an ſie gedacht hatte, wo das Mondenlicht mich alles genau im Zimmer unterſcheiden ließ, wenn er mir, ſage ich, mit ſeiner hier gewiß übelangebrachten Scharfſinnigkeit beweiſen wollte, daß ich das nicht gehört und geſehn hätte, was ich doch eben ſo gewiß verſichert bin, gehört und geſehn zu haben, als ich nach einer Stunde überzeugt ſeyn werde, hier an dieſer Stelle geſchrieben und das Dintenfaß vor mir geſehn zu haben. Was würde er ſagen, wenn er ſich anders des vernünftigen Gebrauchs ſeiner Sinne bewußt iſt, wenn ich ihm morgen mit vielen Gründen der Wahrſcheinlichkeit (denn mit Gewißheit können wir von dieſer Materie wenig behaupten,) beweiſen wollte, daß er heute nicht mit mir geſprochen hat, da er doch gewiß weiß, daß er mit mir geredet hat? Doch ich laſſe mich in keinen Streit hierüber ein, weil meine Abſicht nur iſt, Geſchichten aus der Erfahrung zu erzählen, deren Wahrheit wenigſtens für mich gewiſſer iſt, als die Richtigkeit der Grundſätze alter und neuerer Philoſophen über dieſe Materie.

II.

Im Herbſte 1775 trat auf dem Landgute meines Vaters die Ruhr ein, und da auch einer von meinen Brüdern, ein Knabe von neun Jahren, davon befallen ward: ſo wurde ich, in einem Alter von vierzehn in's funfzehnte Jahr, mit noch zweien von meinen Geſchwiſtern zu dem Prediger im Dorfe geſchickt, um da ſo lange zu bleiben, bis auf dem Hofe alles wieder geſund ſeyn würde. Mein Bruder, der mich inſonderheit innigſt liebte, ſtarb an dieſer Krankheit, uns ward aber ſein Tod verheimlicht, und ich erfuhr auch in der That nichts davon. Sieben Tage nach ſeinem Abſterben, als an welchem Tage er des Abends beigeſetzt wurde, kam, um etwa drei Uhr Nachmittags, mein Vater nach dem Hauſe des Predigers, um uns zu beſuchen. Unſre erſte Frage war nach unſerm geliebten Bruder. Der Vater verſicherte uns, daß er ſich recht wohl befände, und wir ihn gewiß wieder ſehn würden; eben dies verſicherte uns auch gleich nachher unſer Gärtner, in den ich viel Zutrauen ſetzte, mit den höchſten Betheurungen. Was man wünſcht, glaubt man leicht und gerne, und dies war auch mit mir der Fall, ohne daß ich nur den Argwohn gehabt hätte, daß man dies von ſeinem Zuſtande in der Ewigkeit verſtehe, in dem wir ihn einſt wieder ſehn würden. Mein Vater verließ uns bald nachher, und mit einem Herzen voll Freude und Ueberzeugung, daß mein Bruder wieder beſſer wäre, lief ich, um die Kinder des Predigers aufzuſuchen, und ihnen dieſe angenehme Nachricht zu erzählen. Mit dieſem Frohſinn trat ich auch in das Zimmer, worin ich mit meinen Geſchwiſtern logirte, an welchem eine Kammer lag, die aber keinen Ausgang hatte. Indem ich hereinkam, ward ich eine weiſſe Dunſtfigur gewahr, die die Größe meines Bruders hatte, vor dem Spiegel ſtand, und die Hände am Kopf in die Höhe hielt. Hierbei muß ich bemerken, daß er die Art hatte, wenn er friſirt war, ſich vor dem Spiegel mit beiden Händen zugleich die Locken nach ſeinem Belieben zu ſtellen, und auch in eben dieſer Stellung fand ich ihn in der Stube vor dem Spiegel. In dem Augenblick aber auch, da ich hereintrat, ließ er die Hände ſinken, kehrte mir den Rücken zu, und ſchwebte vor mir der Kammerthüre zu, die etwa eines Fingers breit offen ſtand. Gott allein weiß es, wie es kam, daß ich mich in dem Augenblick nicht erſchrack, ich weiß auch nicht, was ich dachte; aber ich verfolgte dieſe Geſtalt bis an die Thüre, wo ſie ſich durch die kleine Oeffnung der Thüre wand, als wenn der Rauch ſich irgendwo durchzieht und die Figur der Oeffnung annimmt. Ob es zwar ein ſtark neblichter Herbſttag war, ſo war doch das ganze Zimmer ſo helle und erleuchtet, als wenn an einem ſchönen Sommertage die brennende Sonne darein ſcheinet, und dieſer Dunſtkörper (anders kann ich ihn nicht nennen und beſchreiben, denn es war, als wenn eine weiße Lichtwolke vor mir ſchwebte,) warf an der entgegengeſetzten Seite von mir einen ſo ſtarken dunklen Schatten, wie ein jeder Körper beim ſtarken Sonnenlichte wirft, der ſich auf meinem Bette, was da an der

Wand ſtand, der Länge nach zog, und von dem noch etwas zu ſehen war, wie der Lichtkörper ſelbſt ſchon durch die Thüre war, bis er ſich völlig nachzog, und darauf auch die Sonnenhelle im Zimmer verſchwand. Ich ging auf zwei Schritte hinter drein, ohne jedoch der Figur näher zu kommen, wie ich war, und ohne, wie ich mich genau erinnere, in dem Augenblick dieſer Erſcheinung an meinen Bruder zu denken, weil ich nicht anders glaubte und wußte, als daß er lebte und geſund wäre. Wie ich an die Kammerthüre kam, durch deren geringen Oeffnung ſich jene Figur durchzog, ſo ſtieß ich ſie auf, und ward die leere Kammer gewahr, die keinen Ausgang hatte Nun überfiel mich aber auch ein ſo heftiger Schauder und eine ſo zitternde Angſt, daß ich nicht ſchnell genug aus dieſem Zimmer kommen konnte. Mein erſter Gang war in den Garten, um da meinem beklommenen, angſtvollen Herzen durch einen Strom von Thränen Luft und Erleichterung zu verſchaffen; dann erzählte ich, was mir begegnet ſey, woraus ich den für mich überzeugend gewiſſen Schluß machte, daß dieſe Erſcheinung mein Bruder geweſen, der geſtorben ſey, der zwar in der Ewigkeit lebte, aber nicht mehr hier für uns. Dies war denn auch die Urſache, warum man uns die Wahrheit ſeines Todes nicht länger verhehlte. Will man hier auch Einwürfe von Schlafen bei Tage im Gehen, von Präoccupation, die vielmehr gerade vom Gegentheil da war, für Bilder der Imagination ſion u. ſ. f. machen, um die Wahrheit dieſer Geſchichte in Zweifel zu ziehen? Sind die hier wohl gedenkbar? Unmöglich, mein Herr! kann ich Ihnen die Freude ſchildern, mit der ich durch dieſe Erfahrung von dem wichtigſten Gegenſtande unſerer Religion, von dem Glück unſrer Beſtimmung, von dem großen Werthe unſrer ſelbſt, ich meine von der Unſterblichkeit unſrer Seele und unſrem Leben unmittelbar nach dem Tode, noch mehr und aufs vollkommenſte überzeugt bin. Wollte Gott! alle Menſchen hätten hiervon eine eben ſo ſtarke Ueberzeugung, und die Welt wäre beſſer.

Ich habe die Ehre, mich hochachtungsvoll zu nennen

Ew. Wohlgebohren

M— im M—ſchen,
den 20ten Decemb. 1787.

ergebener Diener
C. C. F. von F—,
Legationsrath.

Anmerkung.

Ueber vorſtehenden Brief des Herrn Legationsrath von F— an Herrn Prof. Moritz, werde ich mich in einem der nächſtfolgenden Stücke der Erfahrungsſeelenkunde näher erklären. Ueberhaupt aber wünſchte ich, daß man bei Mittheilung dergleichen ſonderbarer Phänomene der menſchlichen Einbildungskraft gänzlich Nachricht gäbe, welchen Einfluß auf die gehabten Vorſtellungen

ſtellungen Erziehung, Leidenſchaften, Volksmeinungen, Neigung zur Schwärmerey, körperliche und andere Localumſtände haben mögten: denn eben deswegen wird es ſchwer, manche erzählte ſonderbare Facta zu erklären, weil man nicht von allen Veranlaſſungen dazu, vom innern und äuſſern, und den jedesmaligen Gemüthslagen des Selbſtbeobachters genug unterrichtet iſt. Doch vorher erzählte Erſcheinungen ſind leicht zu erklären. P.

3.

Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen.

Es giebt wohl wenige Menſchen, die nicht wenigſtens einmal eine Ahndung in ihrem Leben gehabt zu haben glauben ſollten. Sehr viele — und nicht bloß Frauenzimmer — meinen bei jeder wichtigen (oft auch ſehr unwichtigen) Veränderung ihrer Schickſale, oder auch der Schickſale ihrer Freunde und Verwandten, ein gewiſſes vorherſagendes Gefühl in ſich wahrzunehmen, und wiſſen auch davon hunderterlei artige, zum Theil grauſenvolle, Hiſtörchen mit der ernſthafteſten Miene der Ueberzeugung zu erzählen, — ſo ſehr ſie auch ihrer Quelle, der Ammen und Kinderſtube, ähnlich ſehen mögen. Je mehr man die Meinung dieſer Ahndungsjäger zu widerlegen ſucht, je dreiſter berufen ſie ſich immer auf ihr Gefühl — als ob es das untrüglichſte Ding von der Welt ſey — und den eingetroffenen Erfolg, ohne zu unterſuchen, was Einbildung und Zufall dazu beigetragen hat, und wie ſchwer ſich überhaupt ein Ahndungsvermögen mit der Natur unſrer Seele und der bekannten Art ihrer Ideenentwickelung vereinigen läßt. Jener Glaube findet um ſo viel leichter Beifall, — weil ihn der Großvater und die Großmutter gehabt haben, weil er das Gemüth vermöge des Wunderbaren erſchüttert, weil er der Einbildungskraft jedesmal eine neue Schwungkraft giebt, weil er von vernünftigen Leuten vertheidigt wird, und weil man ihn, wie mehr dergleichen Dinge, für unſchädlich hält. Allein jeder Irrthum iſt wenigſtens inſofern ſchädlich, als an ſeiner Stelle keine Wahrheit ſteht, — und jener Glaube an ein nicht vorhandenes Geſpenſt iſt es um ſo mehr, da er ſo viele Menſchen mit einer unnöthigen Furcht anfällt, ſie leicht zu abergläubigen Grillen, und zu dem Wahn eines unmittelbaren Einfluſſes höherer geiſtiger Weſen auf unſre Vorſtellungen verleitet, und ſo manche andre locale Uebel ſtiftet. Leute, denen die Aufklärung des menſchlichen Verſtandes am Herzen liegt, und was ſollte uns allen mehr am Herzen liegen! ſollten daher Beiſpiele von vermeinten Ahndungen nicht in öffentlichen Blättern, ohne genaue pſychologiſche Unterſuchungen jener Fälle, bekannt machen.

Im 7ten Stück des beliebten Journals von und für Teutſchland (1787) ſind ein Paar Ahndungsgeſchichtchen erzählt, S. 93. ff., deren Unterſuchung den Leſern dieſes Magazins vielleicht nicht unangenehm ſeyn dürfte, da bisher darin ſo viel über Ahndungen und Ahndungsvermögen vorgekommen, und dieſes Feld der Pſychologie von den Herren Herausgebern neuerlich mehr wie jemals bearbeitet worden iſt. Die erſte Geſchichte, für deren Authenticität, ſo wie für die der folgenden, der anonymiſche Einſender oder die Einſenderin mit allem einſtehen will, was ihm oder ihr lieb iſt, lautet alſo:

„Ein in meinen Dienſten ſtehendes Mädgen erwachte vor einigen Tagen mit einem beklemmten Herzen, und äuſſerte ſich beim Theetrinken gegen ſeine Mitbedienten dahin, wie es äuſſerſt niedergeſchlagen ſey — wie es nichts mehr wünſche, als ſich in der Einſamkeit ſatt weinen zu können, und wie es fürchte, daß es heute unangenehme Nachrichten erhalten mögte. Nach Verlauf einer Stunde kommt ein Jude, der mit Waaren im Lande umherwandelt, und bringt dem Mädgen von einer, einige Meilen von hier wohnenden, Schweſter einen Gruß. Nach einiger Hin- und Wiederrede fragt er: „ob es wohl wiſſe, daß ein junger Menſch „der die Kinder der Schweſter unterrichte, ſehr „krank ſey?“ — „Das nicht,“ antwortete das

Mädgen; „aber krank, ſehr krank? So iſt er wohl „ſchon todt.“ „So iſt's,“ antwortete der Jude, und geht, und das Mädgen, das den Informator, einen jungen vierundzwanzigjährigen dem Anſchein nach völlig geſunden Mann, vor einigen Wochen noch geſehen, und vielleicht nicht ohne Rührung geſehen, ſeitdem aber nicht das mindeſte von ihm gehört hatte, erfährt von dem zurückgerufenen Unglücksboten, daß ihr Freund vom Schlagfluß gerührt und nach einem achttägigen Lager geſtorben ſey.“

Das wäre alſo die erſte Erzählung, die freilich noch eine beſſere Form einer Ahndung haben würde, wenn's dem Mädgen gefällig geweſen wäre, grade an dem Tage eine Ahndung zu haben, als ihr Freund geſtorben iſt; doch die Ahndung ſollte ſich ja nur auf die Hiobspoſt des Juden beziehen. Das Factum mag wohl ſeine ganze Richtigkeit haben; aber man muß mehr als leichtgläubig ſeyn, wenn man die vorhergegangene Traurigkeit des Mädgens geradezu für nichts anders als eine Ahndung über irgend eine nahe bevorſtehende traurige Nachricht halten will. — Welch ein unlogiſcher Schluß: „weil jemand eine Traurigkeit empfindet, und deswegen etwas Unangenehmes erwartet, ohne zu wiſſen, was das Unangenehme ſeyn wird: ſo muß die Traurigkeit eine nothwendige Vorbedeutung des Uebels ſeyn“ — Wie unendlich viel Urſachen kann eine gewiſſe ſchwermüthige Laune des Gemüths haben, und wie leicht pflegen wir dann etwas Böſes zu argwohnen, wenn es in unſrer Seele finſter ausſieht, wie man an jedem Hypochondriſten ſehen kann. Was iſt ohnedas gewöhnlicher, als daß ein junges Mädgen mit einem beklemmten Herzen erwacht, eine unwillkührliche Neigung zum Weinen empfindet, und bei der beſorglichen Gemüthsart des andern Geſchlechts dann allerley bevorſtehende unangenehme Zufälle ſogleich zu muthmaßen anfängt. Wenn dies Ahndung heißt, ſo haben die Menſchen alle Augenblicke Ahndungen. Daß zufälliger Weiſe unter den unzähligen Uebeln, womit das menſchliche Leben umgeben iſt, auch einmal eins in Erfüllung geht, daß nun grade von ungefähr der Jude kommen mußte, und die Nachricht von dem Tode des jungen Gelehrten überbrachte, (wäre ein anderer unangenehmer Zufall geſchehen: ſo würde man wieder auf den die Traurigkeit des Mädgens bezogen haben,) kann doch wohl als kein richtiger Beweis von einer geſchehenen Ahndung angeſehen werden, zumal da jene üble und finſtre Laune gewiß aus **körperlichen** Empfindungen herrühren mogte, die ſo oft uns eine heimliche Wehmuth einflößen; — aber nichts weiter zu bedeuten haben, als daß ſie — bald wieder vorübergehn werden. Weil ängſtliche Leute alle Augenblicke unangenehme Zufälle argwohnen: ſo haben daher auch dieſe gemeiniglich die meiſten Ahndungen, und bei einer beſtändigen

Furchtſamkeit vor Uebeln mag man dann hinterher ſo manches geahndet zu haben wähnen, wenn es nach dem natürlichen laufe der Dinge ſich natürlich zuzutragen pflegte.

Die andre Erzählung hält eben ſo wenig eine genaue Prüfung aus. Hier iſt ſie:

„Vor einigen Wochen geht der Graf v. O—, ein ſehr aufgeklärter und einſichtsvoller Miniſter, in's Bad. Als er nach Haus reiſen will, trägt er einem Verwandten, der etwas früher abgeht, auf, ihm in einem Gaſthofe ein Paar Zimmer, aber durchaus nicht die nämlichen, die ihm bei ſeiner Hinreiſe angewieſen worden, zu beſtellen. Die Frage, was er gegen dieſe Zimmer einzuwenden habe, beantwortet der Graf dahin: wie er etwas gegen ſelbige habe, das er ſich ſelbſt nicht erklären könne. Der Verwandte begnügt ſich mit dieſer Antwort, richtet den ihm mitgegebenen Auftrag aus, und bezieht die Zimmer ſelbſt, die ſich ſein Oheim verbeten hat. Nach einigen Tagen aber wird er in ſelbigen krank, und als der Graf ankommt, erfährt er, daß ſein Vetter in demſelben geſtorben und bereits begraben ſey.“ —

Daß der Graf einen Widerwillen gegen die vorerwähnten Zimmer hatte, konnte ja aus mehrern Urſachen, als aus einer Art Vorgefühl von dem Tode ſeines Vetters, herrühren. Wer auf den oft ſo ſonderbaren Wechſel unſrer Empfindungen und Launen Acht giebt, wird ſehr leicht bemerken, daß uns eine gewiſſe Sache, ein Haus, eine Gegend, durchaus nicht gefällt, ob wir gleich die Urſache davon nicht deutlich anzugeben wiſſen. Wahrſcheinlich entſtehn dergleichen Empfindungen aus einer dunklen Schlußfolge der menſchlichen Seele, indem ſie den gegenwärtigen unangenehmen Gegenſtand mit einem andern unangenehmen Object ſchnell vergleicht, und das Reſultat der Vergleichung zu einer unbehaglichen, widerſpenſtigen Empfindung umſchafft; oder ſie betrachtet das Object in einer finſtern, übellaunigen Gemüthsſtimmung überhaupt. Eins von beiden konnte in dieſem erzählten Phänomen mit dem Grafen der Fall ſeyn. Daß der Vetter ſtirbt, in den nämlichen Zimmern ſtirbt, die dem Graf nicht gefallen wollten, war ein **Zufall**. Es bleibt doch wohl nach pſychologiſchen Erfahrungsgeſetzen ausgemacht, daß ohne eine wenigſtens dunkle Vorſtellung von etwas **Unangenehmen**, die Seele keinen Widerwillen dagegen faſſen kann.

P.

Nachtrag.

Auszug aus dem Leben H. Cardans.

In pſychologiſcher Rückſicht.

Hieronymus Cardan, ein Mailändiſcher Arzt, gehört unſtreitig zu den ſonderbarſten und ſeltſamſten Menſchen, die es je gegeben hat. Bayle rechnet ihn zu den größten Männern ſeiner Zeit, und ſeine große Menge, zum Theil mit vielem Scharfſinn ausgearbeiteten, Werke *) zeigen offenbar, daß er ein Mann von einer ſehr ausgebreiteten Gelehrſamkeit und ein großer, ſinnreicher Kopf geweſen ſey; ob es gleich faſt unerklärbar ſcheint, wie eben dieſer Mann von einer Menge der ſonderbarſten Grillen und der paradoxeſten Meinungen ſo ſehr eingenommen ſeyn konnte, daß er ſie mit dem vollkommenſten Ernſt lebenslang vertheidigte. Er hat ſein eigenes Leben, die ganz ſonderbaren Schickſale, die er erlebt, ſein ganz eigenes und bizarres Temperament, ſeine Tugenden und Fehler, und die mannigfaltigen ſchwärmeriſchen Grillen ſeiner Einbildungs-

---

*) Die 1663 zu Lion herausgekommene Ausgabe ſeiner Werke beſteht aus zehn dicken Folianten.

kraft mit einer gewiſſenhaften Genauigkeit in einem beſondern Buche, de Vita propria betitelt, beſchrieben, und dieſes merkwürdige Buch iſt es, aus welchem ich hier wegen der Sonderbarkeit des Verfaſſers, der bei aller Größe des Geiſtes, bei allem Scharfſinn des Verſtandes, ſich oft einer Art Wahnwitz nähert, einen für die Seelenkunde paſſenden Auszug liefern will. So ſchwer ſich übrigens das ſchlechte, abgebrochene und unleidliche Latein, worin ſeine meiſten Werke abgefaßt ſind, überſetzen läßt: ſo glaub' ich doch faſt immer den Sinn des Verfaſſers richtig getroffen zu haben.

Doch vorher erſt einiges von ſeinem Leben überhaupt, damit man ſeine folgenden Confeſſionen, die gewiß viel ſonderbarer als die Rouſſeauiſchen ſind, deſto richtiger verſtehen und überſehen kann.

Hieronymus Cardan war zu Pavia den 24ten des Herbſtmonats 1501 geboren. Man weiß nicht gewiß, ob ſeine Mutter mit ſeinem Vater verheiratet oder nur ſeine Maitreſſe geweſen iſt; ſo viel erfuhr nachher Cardan ſelbſt, daß ſie, während ihrer Schwangerſchaft mit ihm, Arzeneien genommen hatte, um die Frucht abzutreiben, was aber nicht gelingen wollte. Sie lag drei Tage in Kindesnöthen, und das Kind, womit ſie ſchwanger ging, mußte mit Gewalt von ihr geriſſen werden. —

Wahrſcheinlich lag in allen dieſen Umſtänden mit ein früher phyſiologiſcher Grund ſeines äußerſt ſeltſamen und bizarren Charakters. — Als er auf die Welt kam, war ſein Kopf ſchon mit krauſen und ſchwarzen Haaren bewachſen. Im vierten Jahre ſeines Lebens wurde er nach Mailand gebracht, wo ſein Vater Sachwalter war. Im ſiebenten Jahre fiel er in eine gefährliche Krankheit, wobei ihn ſein Vater dem heiligen Hieronymus widmete, und diesmal lieber zu dieſem Heiligen, als zu ſeinem Schutzgeiſt, den er zu beſitzen ſich öffentlch rühmte, desgleichen auch hernach Cardan ſelbſt that, ſeine Zuflucht nehmen wollte. Im zwanzigſten Jahre ging er, um den Wiſſenſchaften obzuliegen, nach Pavia, legte ſich vornehmlich auf Mathematik, und erklärte zwei Jahr darauf den Euclid. Anno 1524 ging er nach Padua, erhielt noch im nämlichen Jahre den Titel eines Lehrers der frieen Künſte, und am Ende des Jahrs 1525 den eines Doctors in der Arzneikunde. 1531 verheirathete er ſich, da er nach ſeinem kläglichen Geſtändniſſe die vorhergehenden zehn Jahre zum Eheſtande völlig untauglich geweſen war. In ſeinem drei und dreißigſten Jahre ward er Profeſſor der Mathematik in Mailand. 1539 ward er in das Collegium der Aerzte zu Mailand aufgenommen, und 1543 lehrte er die Medicin in dieſer Stadt öffentlich. Im folgenden Jahre las er Collegia medica zu Pavia; allein er hörte am Ende des Jahrs damit auf, weil man ihm ſeine Beſoldung nicht bezahlte, und ging nach Mailand zurück. 1547 ſchlug er eine vortheilhafte Bedienung ab, die ihm der König von Dänemark anbot *). 1552 reiſte er nach Schottland, und kam nach Verlauf von ungefähr zehn Monaten nach Mailand zurück. Er blieb in dieſer Stadt bis er zu Anfange des Weinmonats 1559 nach Pavia ging, von da er 1562 nach Bononien berufen ward. Er lehrte hieſelbſt bis 1570, in welchem Jahre man ihn gefangen ſetzte, doch wurde er nach einigen Monaten wieder in ſein Haus gebracht, ob er auch gleich hier einige Zeit Arreſt hatte. 1571 ging er von Bononien weg, und begab ſich als Privatmann nach Rom Er wurde in das Collegium der Aerzte daſelbſt aufgenommen, und genoß vom Pabſt bis an's Ende ſeines Lebens eine Penſion; er ſtarb daſelbſt 1575, wie **Scaliger** glaubte, vor Aerger über ein Buch, welches er wider den Cardan ſchrieb. Das übrige hiervon, wie einige andre literariſche Nachrichten über den Cardan, kann man in **Bayle's** Wörterbuch, im Artikel: **Cardan**, nachleſen. Schon aus dieſem kurzen Abriſſe des Lebens dieſes Mannes kann man die große Veränderlichkeit ſeines Temperaments, worüber er ſich unten weiter ausläßt, erſehen. Aber dies iſt nicht die einzige Sonderbarkeit, die wir an ihm zu bemerken haben.

---

*) Religion und Klima Dänemarks waren die Urſachen, warum er die Bedienung ausſchlug.

Seine ſonderbare Hypochondrie, ſeine bizarren Grillen, ſeine ſchwärmeriſche Einbildungskraft, ſeine paradoxen Meinungen, ſeine wunderbaren Schickſale, und ſeine ganze Denk- und Lebensart ſtellen uns ihn als einen der größten Sonderlinge auf, die es je gegeben hat, und deſſen Leben ein in der That ſehr wichtiger Beitrag zur Naturkunde der menſchlichen Seele iſt. Er mag ſich von nun an ſelbſt ſchildern.

In der Vorrede zu ſeiner Lebensbeſchreibung ſagt er, daß er nach dem Beiſpiel des weiſeſten und vortreflichſten Mannes, des Antoninus Philoſophus, auch ſein Leben beſchreiben wolle, worüber er vom Bayle getadelt wird, indem jenes Buch des Antonins nicht eine Biographie, ſondern eine Sammlung moraliſcher Grundſätze ſey. Cardan verſichert, daß er nichts aus Prahlerei hinzugeſetzt, nichts um ſeinen Gegenſtand zu verſchönern geſchrieben, ſondern allein die Wahrheit immer vor Augen gehabt habe, weshalb er ſich auf damals vorhandene Zeugen beruft. Er entſchuldigt ſich am Ende der Vorrede nochmals dadurch, daß der Verſuch, ſein eigenes Leben zu beſchreiben, nicht neu ſey, ſondern mehrere ſchon dergleichen vor ihm gethan hätten.

Im erſten Kapitel ſeiner Biographie ſelbſt, beſchreibt er ſein Vaterland und ſeine Vorfahren, was wir ganz übergehn können, weil es nichts merkwürdiges für den Pſychologen enthält, und weil viel wichtigere Dinge in jener Biographie vorkommen. Das zweite Kapitel handelt von ſeiner Geburt; und hier lernt man ſchon einigermaßen den Mann nach ſeinen aſtrologiſchen Grillen, welche in damaligen Zeiten einen Theil der mathematiſchen und phyſiſchen gelehrten Kenntniſſe ausmachten, kennen. Er findet in der Conſtellation der Geſtirne, daß er gar leicht als ein **Monſtrum** hätte geboren werden können, welches aber dadurch verhütet worden ſey, weil bei ſeiner Geburt grade die Sonne, Venus und Mercur in menſchlichen Zeichen geſtanden hätten. Da, fährt er fort, der Jupiter im Aufſteigen, und Venus die Beherrſcherinn des ganzen Zeichens war: ſo wurde ich bloß in Abſicht meiner männlichen Glieder verwahrloſt, ſo daß ich von meinem 21ten bis in's 31ſte Jahr meines Lebens zum ehelichen Umgange untauglich war, mein Schickſal oft beweinte, und andere, die glücklicher als ich waren, beneidete. Aus eben jener Conſtellation der Himmelszeichen leitet er ſeinen niedrigen Stand, ſeine liſpelnde Sprache, ſeine ſchnelle und überraſchende Divinationskraft und andre Prophezeihungsgaben her. Nach jener Conſtellation, obgleich aus mir hätte etwas werden können, heißt es ferner, blieb mir nichts als eine gewiſſe Verſchlagenheit und Sklaverei des Gemüths übrig, ward ich ein Mann, der nach abgebrochenen und unerlaubten Entſchlüſſen handelte,

delte, — kurz ein Menſch, dem es an körperlichen Kräften fehlte, wenig Freunde, ein kleines Erbtheil, viel Feinde hatte, deren größten Theil ich weder dem Namen, noch dem Geſichte nach kenne, der keine Lebensklugheit, ein ſchwaches Gedächtniß, aber doch eine beßre Vorſichtigkeit beſaß, ſo daß ich nicht begreifen kann, wie ein Zuſtand, der meiner Familie und den Vorfahren Schande machte, für rühmlich und beneidenswerth hat angeſehen werden können. „Mein Vater, ſagt er im dritten Kapitel, trug wider die Gewohnheit der Stadt einen Purpurrock, ob er gleich eine ſchwarze Parucke beibehielt. Er ſtammelte, war ein Freund verſchiedener Wiſſenſchaften, roth vom Geſicht, und hatte weiße Augen, womit er auch des Nachts ſehen konnte. Die Worte: „omnis ſpiritus laudet Dominum, quia ipſe eſt fons omnium virtutum,“ hatte er immer im Munde. Bei einer Kopfwunde waren ihm in ſeiner Jugend die Scheitelknochen weggenommen worden, ſo daß er, ohne ſein Haupt zu bedecken, nicht lange aushalten konnte. Von ſeinem vierten Jahre an hatten ihm alle Zähne gefehlt. Er ſtudirte fleißig den Euclid, hatte krumme Schultern, und einen einzigen vertrauten Freund, ob ſie gleich beide ganz verſchiedene Studien trieben. — Meine Mutter war zum Jähzorn geneigt, hatte ein vortrefliches Gedächtniß und einen guten Kopf, war kleiner Statur, fett und andächtig. Beide Aeltern waren von zornigem Temperamente, und unbeſtändig in der Liebe gegen ihren Sohn; doch hatten ſie Nachſicht mit mir, ſo daß mein Vater erlaubte, ja ſogar befahl, daß ich vor der zweiten Stunde des Tages nicht vom Bette aufſtehen ſollte, welches auf mein Leben und Geſundheit einen wohlthätigen Einfluß gehabt hat.

Kap. 4. enthält einen kurzen Abriß ſeines ganzen Lebens, wie wir ihn gleich anfangs geliefert haben. Cardan bekam ſchon in den erſten Wochen ſeines Lebens einige Peſtcarfunkeln; durch ein Bad in heißem Eſſig wird er curirt. Seine Aeltern ſchlagen ihn in den vier erſten Jahren ſeines Lebens oft ſo ſehr, daß er oft in Gefahr zu ſterben gerieth. Von ſeinem ſiebenten Jahre an beſchlieſſen ſie, ihn ſanfter zu behandeln; aber ſein Schickſal wird dadurch nicht ſehr verbeſſert: er muß bei ſeinem ſchwächlichen Körper, und in dem zarten Alter ſeinen Vater faſt ſtets begleiten, wodurch der arme Cardan in neue körperliche Schwächlichkeiten fällt, ſo daß man ihn ſchon einmal als einen Todten beweint. Sein Vater widmet ihn in einem Gelübde dem heiligen Hieronymus, und nicht ſeinem Dämon, den er zu haben glaubte. Cardan iſt kaum wieder beſſer, ſo ſtürzt er mit einem Hammer eine Treppe herunter, und zerbricht den oberſten linken Stirnknochen, davon er zeitlebens eine Narbe behält: auch von dieſem Uebel iſt er kaum geheilt, als ein Stein von einem benachbarten hohen Dache ihm auf den Kopf ſtürzt. Sein Vater fährt fort, ihn auf eine grauſame Art überall als einen Sklaven mit ſich zu führen. Ein reicher Vetter will den Cardan zu ſeinem Univerſalerben einſetzen, aber Cardans Vater verhinderts es, indem es unrechtmäſſig erworbenes Gut ſey. In ſeinem fünfundzwanzigſten Jahre verliert er ſeinen Vater. Im einunddreiſſigſten verheiratet er ſich, und erzeugt mit ſeinem Weibe zwei Knaben und eine Tochter.

Im fünften Kapitel beſchreibt er ſeine körperliche Geſtalt und übrigen Leibesbeſchaffenheiten mit der pünktlichſten Genauigkeit. Im ſechſten redet er von ſeinen kläglichen Geſundheitsumſtänden. Es iſt erſtaunlich, mit wie vielen Krankheiten und körperlichen Schwachheiten der groſſe Mann lebenslang zu kämpfen hatte. Er war nie ganz geſund *), und dies mußte nothwendig ſeiner ganzen Denk- und Handlungsart etwas Eigenthümliches geben. Sehr ſonderbar, und vielleicht einzig in ihrer Art, iſt folgende hierher gehörige Stelle. „Ich hatte, ſagt er, die Gewohnheit, worüber ſich die meiſten verwundert haben, daß, wenn ich keine Urſachen des Schmerzes hatte, ich dergleichen ſelbſt aufſuchte. Dadurch ging ich gemeiniglich den Krankheit erregenden Urſachen entgegen,

---

*) So wie ſein ganzes Leben überhaupt eine Kette unglücklicher und ſehr ſonderbarer Begebenheiten war.

gen, indem ich glaubte, daß das Vergnügen in dem vorhergeſtillten Schmerz beſtehe, und daß, wenn derſelbe willkürlich ſey, er auch leicht geſtillt werden könne, und da ich an mir wahrnehme, daß ich niemals vom Schmerz ganz frei ſeyn kann: ſo entſteht, wenn dies einmal geſchieht, ein ſo beſchwerlicher Gemüthsdrang in mir, der nicht heftiger ſeyn kann, ſo daß der Schmerz, oder eine Urſach des Schmerzes, vorausgeſetzt, daß ſie nicht ſchändlich und gefahrvoll iſt, lange nicht ſo ſchlimm iſt, als jener Drang, den ich im ſchmerzenloſen Zuſtande empfinde. Daher habe ich nun Mittel, mich ſelbſt zu quälen, erfunden. Ich beiſſe mich nämlich in die Lippe, ich zerſtoſſe die Finger, kneife mich in die Haut und in den linken Armmuſkel, bis ich zu weinen anfange, vermöge welcher Mittel ich noch ohne Schaden fortlebe. Ich habe eine natürliche Furcht vor hohen Oertern, wenn ſie auch noch ſo breit ſind, und vor ſolchen, wo ich wegen der tollen Hundskrankheit Verdacht habe. Bisweilen habe ich auch an der heroiſchen Liebe krank gelegen, ſo daß ich mich ſelbſt umzubringen gedachte; aber ich vermuthe, daß dies auch andern begegnet ſey, ob ſie es gleich nicht in Büchern aufzeichnen."

Im ſiebenten Kapitel redet er von ſeinen Leibesübungen folgendergeſtalt. „Vom Anfang an habe ich alle Arten der Fechtkunſt getrieben. Ich focht mit dem Degen allein, und mit einem länglichen, runden, groſſen oder kleinen Schilde, wie man's haben wollte, und ſprang ſehr leicht mit einem Dolche und Degen, mit Spieß, Säbel und Mantel auf ein hölzernes Pferd. Ich verſtand unbewaffnet dem andern einen bloßen Dolch aus der Hand zu reiſſen, ich übte mich im Laufen und Springen, worin ich's ſehr weit gebracht hatte, und weiter als im Fechten, weil mir die Natur ſehr kleine Arme gegeben. Im Reiten, Schwimmen und Gewehrlosbrennen war ich hingegen furchtſam, — ſo wie dies letzte überhaupt mein Naturfehler war. — Des Nachts ging ich ſelbſt wider die Befehle der Fürſten in den Städten bewaffnet herum, wo ich mich aufhielt. Des Tages trug ich bleierne Soolen von acht Pfund, und des Nachts einen ſchwarzen Schleier über das Geſicht. Viele Tage hindurch übte ich mich vom früheſten Morgen bis gegen Abend in den Waffen, trieb dann vom Schweiſſe naß Muſik, und ſchwärmte bis an den hellen Morgen öfters herum." — —

Das achte Kapitel handelt von ſeiner Lebensart, in Abſicht auf Schlaf, Speiſe und Trank. Auch hier beſchreibt Cardan alles mit der größten Genauigkeit, welches wir aber füglich übergehn können, ob gleich auch hier der gelehrte Sonderling überall hervorſchimmert.

Kap. 9. Von Verewigung ſeines Namens. Hier ſtellt Cardan die ernſthafteſten Betrachtungen an, ob es wohl der Mühe werth ſey, ſich bei der Nichtigkeit und Vergänglichkeit aller Dinge einen unſterblichen Namen zu machen. Alle äußre Vorzüge, um ſich zu verewigen, fehlen ihm; weder Reichthümer, noch Gewalt, noch eine feſte Geſundheit, nicht Familie und eigene Thätigkeit lieſſen ihm eine Hoffnung dazu übrig, — und doch bleibt ſein Verlangen nach einem unſterblichen Namen immer gleich ſtark. Er entſchließt ſich, ein — Schriftſteller zu werden; aber auch der Schriftſteller Ruhm ſcheint ihm ein ſehr unſicheres, vergängliches Ding zu ſeyn, — ſcheint viel zu viel Aufopferungen zu erfordern. — Beim Haſchen nach Schriftſteller-Ehre, ſagt er vortreflich (was alle Schriftſteller ſich fein merken ſollten!), wird dich deine Hoffnung peinigen, deine Aengſtlichkeit martern, du wirſt von Arbeiten entkräftet werden, und jeden übrigen Reiz des Lebens verlieren. Er unterſucht ferner, was endlich die Helden der Vorzeit durch ihre mühſamen und ehrſüchtigen Plane gewonnen haben. — Aus allem vorhergehenden zieht er nun das Reſultat: Wenn die Seele unſterblich iſt, wozu das Gepränge von Namen; geht ſie unter, wozu nützen ſie? Wenn die Zeugung der Geſchöpfe einmal aufhört: ſo werden jene Namen auch alle ihr Ende erreichen.“ Es iſt alſo kein Wunder, ſetzt er hinzu, daß ich aus einer Art **Zwang** von Ruhmbegierde angefeuert werde, — und doch blieb dieſe alberne Begierde in mir zurück. Aeuſſern Ruhm und Ehre habe ich demungeachtet nicht ſehr begehrt; ja ſogar verachtet. Ich wünſchte, daß meine Exiſtenz bekannt ſey, nicht was und wie ich grade ſey. — Soviel es erlaubt war, habe ich mir ſelbſt gelebt, und habe aus Hoffnung künftiger Dinge das Gegenwärtige verachtet.“ Kurz, der Wunſch zu einer Art Fortexiſtenz ſcheint ihm am Ende doch ſehr natürlich zu ſeyn, da er lobenswürdig bleibt.

Das zehnte Kapitel handelt von der Einrichtung ſeines Lebens. „Ich habe mein Leben, ſagt er, ſo eingerichtet, nicht wie ich's gewollt, ſondern wie es mir erlaubt war; habe auch nicht die Lebensart gewählt, die ich wählen ſollte, ſondern wovon ich glaubte, daß es die beſſere ſeyn würde. Auch wählte ich nicht eine und die nämliche Art des Lebens, da alles gefahrvoll, läſtig und unvollkommen in der Welt iſt, ſondern welche mir zu jeder Zeit grade die bequemſte ſchien. Daher iſt es dann gekommen, daß man mich für einen unbeſtändigen, veränderlichen Mann gehalten hat; denn das iſt ganz natürlich, daß die, welche keine gewiſſe und feſtgeſetzte Lebensart beobachten, mehrere Plane verſuchen, und verſchiedene ſchiefe Wege einſchlagen. Die eigentliche Abſicht meiner Handlungen war, mich auf irgend eine Art zu verewigen. Reichthümer, Ehrenſtellen, Macht und Anſehn waren nicht mein eigentlicher Wunſch. Auch ſtanden mir hierbei die Schickſale und Zufälle meines Lebens, meine Nebenbuhler, die Beſchaffenheit der Zeit, und meine Unwiſſenheit ſelbſt im Wege. Es fehlten mir zu jenen Dingen alle Hülfsmittel; auch dadurch wurde ich von ihnen zurückgehalten, daß ich nach meiner damaligen aſtrologiſchen Kenntniß, wie es mir und andern ſchien, gewiß nicht das fünfundvierzigſte Jahr meines Lebens erreichen würde. Unterdeſſen überließ ich mich füglich den Vergnügungen und der Nothwendigkeit, indem ich ſo recht zu leben dachte; vernachläſſigte, wegen der ſchlechten Hoffnung, die wirklichen Dinge, verirrte mich in meinen Gedanken, und fehlte öfters in meinen Handlungen, bis ich endlich in meinem dreiundvierzigſten Jahre, welches das lezte meines Lebens ſeyn ſollte, erſt zu leben anfing.“

„Ich ergab mich den Vergnügungen, wanderte in den ſchattigten Gegenden auſſerhalb den Mauern der Stadt umher; ſchmauſte zu Mittag, trieb darauf Muſik, fiſchte neben den Haynen und denen der Stadt nahe liegenden Wäldern; ſtudirte, ſchrieb, und kam dann Abends wieder nach Hauſe.“ Dieſes fröliche Leben dauerte, nach Cardans eigenem Geſtändniß, ſechs Jahre lang. Neue Leiden lagern ſich um ihn her. Das Unglück ſeines älteſten Sohns fängt an, ihn vorzüglich zu drücken (welcher ſein Weib mit Gift hatte vergeben wollen, und deswegen

gen im Gefängniß hingerichtet wurde). Gewiſſe Magiſtratsperſonen, ſagt er, haben bekannt, daß ſie meinen Sohn deswegen zum Tode verurtheilt hätten, damit ich in meinem Schmerz umkommen, oder meinen Verſtand verlieren mögte; wie wenig ich von dem einen oder dem andern entfernt geweſen bin, und ich an ſeinem Orte erzählen will, mögen die Götter wiſſen; — aber meine Feinde erreichten ihre Abſicht nicht.“ Er will für ſeinen unglücklichen Sohn eine Apologie ſchreiben; die Hauptgedanken dazu hat er im gegenwärtigen Kapitel entworfen, welche ſehr deutlich zeigen, wie ängſtlich und zärtlich der unglückliche Vater bemüht war, ſeinen Sohn zu retten. Aber vergeblich! und den Tod deſſelben rechnet er zu einem der vorzüglichſten Leiden ſeines väterlichen Herzens.

Kap. 11. de prudentia enthält einige vortrefliche Lebensregeln, und Anweiſungen zu einer practiſchen Klugheit, worin er ſich als einen ſchlechten Meiſter bekennt, die aber nicht hierher gehören.

Kap. 12. redet er von ſeiner heftigen Diſputierliebe, ſo daß keiner mit ihm in gelehrten Gezänken hat auskommen können, welches wir auch übergehn können.

Viel merkwürdiger und für die Seelenlehre wichtiger iſt das folgende dreizehnte und vierzehnte Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung. Er ſchildert darin ſeine Sitten, Gemüthsgebrechen, ſeine Irrthümer, ſeine Tugenden und Standhaftigkeit ganz in dem Geſchmacke eines Montaigne und Rouſſeau, und läßt uns dadurch tiefe Blicke in die Natur unſrer Empfindungen thun. Er hält uns dadurch einen Spiegel vor, in welchem jeder wenigſtens einen Theil ſeiner Geſtalt erblicken kann.

„Ich kenne mich ſehr wohl, fährt er nach einer kurzen Einleitung über das Studium ſeiner ſelbſt, oder das γνῶθι σεαυτον fort Ich bin von Natur zum Jähzorn geneigt, bin einfältig, der Wolluſt ergeben. Hieraus ſind andere Fehler gefloſſen. Ich bin grauſam, ſtarrſinnig, roh und hart, unvorſichtig, hitzig, und empfinde ein über meine Kräfte ſteigendes Verlangen zur Rache, und eine Geneigtheit, daß mir das gefällt, was andre verwerfen, daß ich mich wenigſtens ſo ausdrücke, als wenn mir's gefiele. —— Die Rache iſt ſüſſer als das Leben ſelbſt. — Ich mache keine Ausnahme von dem Satz, daß unſre Natur zu allem Böſen geneigt iſt; ob ich gleich die Wahrheit rede, eingedenk genoſſener Wohlthaten, ein Freund der Gerechtigkeit und der Meinen, ein Verächter des Geldes, begierig auf Ruhm nach dem Tode bin, und alles Mittelmäßige, des Kleinen nicht zu gedenken, zu verachten pflege. — — Von Natur bin ich zu allen Laſtern, zu allem Böſen geneigt. Auſſer meinem Ehrgeiz kenne ich meine Unwiſſenheit als einer. Aus Hochachtung

tung gegen Gott, und weil ich weiß, wie eitel und vergänglich alles iſt, bediene ich mich der gegebenen Gelegenheiten der Rache mit Vorbedacht nicht. Ich bin kalten Herzens, furchtſam und habe ein hitziges Gehirn; bin immer in Gedanken, indem ich ſtets über viele äuſſerſt wichtige, und ſelbſt unmögliche Dinge nachdenke. Ich kann auch meine Aufmerkſamkeit auf zwei Sachen zu gleicher Zeit wenden. Die, welche mir eine Schwazhaftigkeit und ein Uebermaaß in meinen Lobpreiſungen Schuld geben, beſchuldigen mich ganz fremder Fehler. Ich greife keinen an, ich vertheidige mich bloß. Warum ſollte ich mich auch darum bekümmern, da ich ſo oft von der Nichtigkeit des Lebens Zeuge geweſen bin? — Ich habe mir angewöhnt, meinem Geſicht immer eine andere Geſtalt zu geben; daher kann ich mich anders zeigen, als ich's meine, ob ich gleich nicht zu heucheln verſtehe. Doch iſt dies leicht, wenn es zu der Seelenſtimmung, nichts zu hoffen, etwas beiträgt, welche ich ſeit funfzehn Jahren auf's mühſamſte zu erlangen geſucht, und endlich erreicht habe. Dieſerwegen gehe ich bisweilen in Lumpen, bald geſchmückt umher, bin bald ſtill, bald geſchwätzig, bald frölich, dann wieder traurig. In meiner Jugend habe ich mich wenig um die Ausſchmückung meines Kopfes bekümmert, weil ich von einer Begierde, mich auf wichtigere Dinge zu legen, beherrſcht wurde. In meinem Hauſe gehe ich vom Knöchel bis an die Waden mit bloßen Beinen.

Mein Gang iſt ungleich, bald ſchnell, bald wieder langſam. Bin wenig gottesfürchtig, und kann meine Zunge nicht im Zaum halten, bin auf's höchſte zum Zorn geneigt, ſo daß es mich oft gereut, und ich einen Abſcheu dafür habe." — — —

Nach einer Epiſode, die ich übergehe, fährt er ſo fort: „Ich weiß, daß dies einer meiner gröſſten und ſonderbarſten Fehler iſt, daß ich von nichts lieber rede, als was den Zuhörenden mißfällt. Mit Wiſſen und Willen fahre ich hierin fort, und es iſt mir nicht unbekannt, wie viel Feinde mir dieſe Eigenſchaft zuzieht. So viel vermag die Natur durch eine lange Gewohnheit! Doch vermeide ich jenen Fehler bei meinen Wohlthätern und den Großen. Ich liebe die Einſamkeit ſo viel es möglich iſt, obgleich Ariſtoteles dieſe Lebensart verworfen und geſagt hat, daß ein Einſiedler entweder ein Thier, oder eine Gottheit iſt. Aus Schwachherzigkeit, und zu meinem nicht geringen Schaden, behalte ich das Geſinde bei, von welchem ich weiß, daß es mir nicht nur unnüz ſey, ſondern ſogar zu meiner Schande gereicht: ja ich kann mich nicht einmal von den mir geſchenkten Thieren, als Böcken, Lämmern, Haaſen, Kaninchen, Störchen trennen, ſo daß ſie mir das ganze Haus beſudeln. Ich habe wenig, und vornehmlich keine getreuen, Freunde gehabt. Ich habe darin viel und ſelbſt die größten Fehler begangen, indem ich mich zur rechten und unrechten Zeit in alles miſchen wollte, und habe ſelbſt die beleidigt, welche ich herauszuſtreichen mir vorgenommen hatte. Im Urtheilen bin ich zu ſchnell, und faſſe daher übereilte Rathſchläge, und kann bei keinem Geſchäfte einen Aufſchub leiden. Da meine Nebenbuhler bemerkt haben, daß ich nicht leicht zu fangen bin, wenn ich Zeit habe: ſo thun ſie nichts anders, als daß ſie mich treiben. Ich ertappe ſie offenbar, hüte mich vor ihnen als Nebenbuhlern, und halte ſie, was ſie auch wirklich ſind, für meine Feinde. — Wenn ich mir nicht angewöhnt hätte, über eine Sache, die ich **freiwillig** that, wenn ſie auch ſchlecht ablief, keine Reue zu empfinden: ſo wäre ich der unglücklichſte Menſch geworden. Die vornehmſte Quelle meiner Leiden waren aber gemeiniglich die höchſt dummen und ſchändlichen Streiche meiner Söhne, die Sorgloſigkeit der Anverwandten, und ihr Neid gegen die Ihrigen, ein eigenthümlicher Fehler der Familie. Von meiner Jugend auf bin ich dem Schachſpiele auf eine unmäßige Art ergeben geweſen, wodurch ich dem **Franziſcus Sforza**, Prinzen von Mailand, bekannt wurde, und mir die Freundſchaft vieler Großen zugezogen habe. Da ich aber jenes Spiel viele und beinahe vierzig Jahre hindurch beſtändig trieb: ſo kann ich nicht ſagen, wieviel mein Hausweſen darunter gelitten hat. Noch ärger ging es mit dem Würfelſpiel, indem ich meine Söhne ſelbſt darin unterrichtet hatte, und mein Haus oft den Würfelſpielern öffnete.

Im vierzehnten Kapitel, virtutes et constantia überſchrieben, redet Cardan von ſeiner Beſtändigkeit im Glück und Unglück. „Ich habe, fährt er fort, zur Bewunderung andrer, meine unglücklichen Schickſale geduldig getragen, und bin in meinen glücklichen beſtändig der nämliche geblieben. Ich habe in meinem Glück meine Sitten nie geändert, bin nicht härter, ehrgeitziger, ungeduldiger geworden, habe die Armen nicht verachtet, habe meine alten Freunde nicht vergeſſen, habe mir im Umgange kein größres Anſehn gegeben, und keinen vornehmern Ton angenommen, habe nie köſtlichere Kleider getragen, als ich zu der Rolle, die ich ſpielte, zu tragen genöthigt war. In traurigen Lagen meines Lebens bin ich aber doch von Natur nicht ſo ſtandhaft geblieben, da ich oft Leiden tragen mußte, die meine Kräfte überſtiegen; aber ich habe durch Kunſt die Natur überwunden. Denn bei den größten Leiden meines Gemüths ſchlug ich mit einer Ruthe meine Schienbeine, biß mich heftig in den linken Arm, faſtete, und machte mir durch Weinen Luft, wenn ich weinen konnte, denn oft konnte ich's nicht; ſtritte auch mit Vernunftgründen gegen meine Leiden, indem ich mir immer vorſagte: daß nichts neues unter der Sonne geſchehe u. ſ. w. Oft bin ich auch, wenn meine Leiden zu groß wurden, durch die Güte des Himmels, und gleichſam durch ein Wunderwerk davon befreit worden, wie ich unten geſagt habe. Bei meinen Handlungen war ich ſehr beſtändig, und vornehmlich bei Ausarbeitung meiner Schriften, ſo daß ich bei den angenehmſten, mir dargebotenen, Gelegenheiten von meiner Arbeit nicht wegging, ſondern dabei ſitzen blieb, indem ich wohl wußte, wie viel die Veränderlichkeit ſeiner Vorſätze meinem Vater geſchadet hatte.“ — —

„Meine Freundſchaft habe ich nie abgebrochen, und geſchahe es einmal: ſo habe ich nie etwas verrathen, was unter uns Freunden vorgegangen war, habe auch keinem hinterher Vorwürfe gemacht. Ich rechne es mir als eine Tugend an, daß ich von meiner früheſten Jugend an nie gelogen, meine Armuth, meine ſo vielen traurigen Schickſale geduldig ertragen habe, und nie mit Recht einer Undankbarkeit beſchuldigt werden kann.“ —

Das Meiſte, was Cardan Kap. 15 — 36. erzählt, können wir übergehn. Einiges ſcheint aber doch in Abſicht ſeines Charakters wichtig genug zu ſeyn, um hier angeführt zu werden.

Von früheſter Jugend an hatte er ſich angewöhnt, dies Gebet zu beten: „Herr Gott, ſchenke mir nach deiner unendlichen Güte ein langes Leben, Weisheit und Geſundheit des Geiſtes und Leibes.“ — In keinem Stücke, ſagt er Kap. 23, bin ich mir beſſer vorgekommen, als in Abſicht meiner Lebensregeln wegen der Länge meines Lebens, und der Menge meiner Leiden. — Erſtlich habe ich Gott immer für alles, was mir begegnet iſt, gedankt; zweitens habe ich die Gottheit fleiſſig angerufen; drittens war es mir nicht genug bei einem Verluſt den Schaden zu erſetzen, ſondern machte, daß ich immer noch etwas darüber erhielt; viertens nahm ich immer auf die Zeit die genaueſte Rückſicht, daß ich, wenn ich ritte, aß, im Bette lag, wachte, mit andern ſprach, ſtets über etwas meditirte; fünftens verehrte ich die Greiſe ſehr, und war gern bei ihnen; ſechſtens war ich auf alles aufmerkſam, und glaubte, daß nichts von ungefähr geſchehen könne; ſiebentens zog ich das Gewiſſe faſt immer dem Ungewiſſen vor; achtens beſtand ich auf keiner Sache, die mir misglückte, und machte lieber Verſuche, als daß ich mich auf meine Geſchicklichkeit und Kunſt verließ, was vornehmlich bei Heilung der Kranken der Fall war. Im übrigen überließ ich mich dem Schickſale, und dachte über das Vergangene, wie die meiſten thun, nicht weiter nach.

Sonderbar iſt folgende Erzählung, die er uns über die Wahl ſeiner Frau mitgetheilt hat: „Ich wohnte zu Sacci, ſagt er, und führte das glücklichſte Leben von der Welt, als ich mich einſtmals des Nachts in einem angenehmen, vollkommen ſchönen, mit Blumen und Früchten angefüllten

Garten erblickte. Es wehte eine ſanfte Luft, ſo daß kein Mahler, kein Dichter, kein menſchlicher Gedanke etwas angenehmeres hätte hervorbringen können. Ich befand mich am Eingange des Gartens, die Thür ſtand offen, und gleichfalls eine gegenüber, als ich ein Mädgen in einem weißen Kleide erblickte. Ich umarmte und küßte ſie; aber beim erſten Kuß riegelte ſchon der Gärtner die Thür zu. Ich bat ihn inſtändigſt, daß er ſie offen laſſen mögte; aber umſonſt. Es kam mir alſo vor, als wenn ich, indem ich darüber traurig war, und immer noch an dem Mädgen hing, hinausgeſchloſſen wurde. In der nämlichen Nacht wurden wir aufgeweckt, — indem meines Nachbars Haus brannte. Wenige Tage darauf ſah ich ein Mädgen auf der Straße, welche in ihrem Geſicht und Kleidern vollkommen dem Mädgen glich, das ich im Traum geſehn hatte. Ich empfand eine brennende *) Liebe — — und er heiratet dies Mädgen. — Faſt allen Glauben überſteigen die Gefahren und widrigen Zufälle ſeines Lebens, deren Erzählung er ein eigenes Kapitel gewidmet hat. Viermal iſt er in der äuſſerſten Todesgefahr geweſen; zu den größten Leiden ſeines Lebens rechnet er — ſeine Unfähigkeit zum Heirathen vom einundzwanzigſten bis zum einunddreiſſigſten Jahre ſeines Lebens; die grauſame

---

*) Er giebt nicht undeutlich zu verſtehen, daß das Feuer eine Vorbedeutung von ſeiner Liebe geweſen iſt.

Hinrichtung ſeines Sohns; ſeine eigene Einkerkerung; die Gottloſigkeit ſeines dritten Sohns, und die Unfruchtbarkeit ſeiner Tochter. Die Nachſtellungen nach ſeinem Leben ſind in der That äuſſerſt merkwürdig, und ein Beitrag zur Geſchichte menſchlicher verſteckter Bosheit.

„Als ich, ſagt er, zu Pavia öffentliche Collegia las, hatte ich eine Magd, einen jungen Menſchen, **Hercules**, zwei Knaben, und wo ich nicht irre, einen Bedienten im Hauſe. Der eine von den Knaben war mein Hauslaquai und ein Muſikus, der andre wurde zum Ausſchicken gebraucht. 1562 wollte ich von Pavia weggehn und meine Profeſſur niederlegen. Der Senat nahm dies übel, und ſuchte mich beizubehalten. Nun waren aber noch zwei Doctoren in Pavia, — einer war ſogar mein Schüler geweſen, ein erzliſtiger Kerl; der andre lehrte die Arzneikunſt, ein einfältiger und, wie ich glaube, nicht böſer Menſch. Da beide meine Nebenbuhler waren, ſo thaten ſie alles mögliche, daß ich die Stadt verlaſſen mögte; da dies aber der Senat nicht zugeben wollte, ob ich gleich um meinen Abſchied anhielt: ſo beſchloſſen ſie, mich heimlicher Weiſe zu **ermorden**, und legten ihren Plan auf mein Leben von weitem an. Zuvörderſt ſchrieben ſie im Namen meines Schwiegerſohns und meiner Tochter einen äuſſerſt ſchändlichen und ſchmutzigen Brief, daß ſie ſich nämlich im Namen des Se-

Univ. Bibl. München

nats und des ganzen Collegiums ihres Vaters (meiner) ſchämten, und mich einer öffentlichen Profeſſur unwürdig hielten. Ueber eine ſo unverſchämte und kühne Beſchuldigung meiner eigenen Kinder beſtürzt, wußte ich nicht, was ich machen, was ich ſagen oder antworten ſollte. Wenige Tage darauf wurde mir ein andrer Brief im Namen des Floravanti gebracht folgendes Inhalts: Er ſchäme ſich im Namen des Vaterlandes, des Collegiums und der ganzen Geſellſchaft der Profeſſoren, indem überall ausgeſtreut ſey, daß ich mit den Knaben heimlich zu thun hätte, und gemeiniglich zwei zu gleicher Zeit mißbrauche. — Dadurch wollte man mich ſtürzen, und einen von jenen Doctoren in meine Stelle befördern." Cardan befreit ſich von dem abſcheulichen Verdacht einer ihm ſchuld gegebenen Knabenſchänderei, aber ſeine Feinde machen neue Plane zu ſeiner Ermordung. Als er in der Akademie zu Pavia ſoll aufgenommen werden, findet er einen Balken am Eingange des Hauſes ſo gelegt, daß er leicht darüber hätte zu Tode fallen können; ein andermal wird er zu einem Patienten gerufen, und man hat an der Hausthüre ein Stück Blei angebracht, daß es über den Cardan herabſtürzen muß; noch ein andermal wollen ſie ihn vergiften, und ſuchen vorher ſeine Hausleute zu entfernen, damit ſie von ſeinen Speiſen nicht mit vergiftet werden mögten.

Im 37ſten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung erzählt er einige ſeiner ſehr ſonderbaren Eigenſchaften, nebſt einigen Träumen, wovon Cardan ſehr viel hielt, und in welcher Rückſicht er eine gewiſſe Prophezeihungsgabe zu beſitzen glaubte. Das ganze Kapitel iſt ein merkwürdiger Beitrag zur Stärke und den Ausſchweifungen der menſchlichen Einbildungskraft, die ſonderlich bei hypochondriſchen Leuten oft die ſonderbarſten Empfindungen und Chimären hervorbringt.

„Auf Befehl meines Vaters, hebt er an, blieb ich gemeiniglich bis drei Stunden nach Anbruch des Tages im Bette liegen, und hatte von meinem vierten bis gegen das ſiebente Jahr des Morgens, ehe ich zur beſtimmten Zeit aufſtehn durfte, ſonderbare Erſcheinungen, die mir ſehr angenehm waren, und mich nie vergebens auf ſich warten lieſſen. Ich erblickte nämlich allerlei Bilder gleichſam von Luftkörpern, die aus ganz kleinen Ringen zu beſtehen ſchienen, wie Panzerringe, ob ich gleich damals noch keinen Panzer geſehn hatte. Sie ſtiegen von der unterſten rechten Ecke des Bettes in einem Halbcirkel in die Höhe, und fielen langſam zur linken Seite nieder, ſo daß ich ſie nicht mehr ſahe, als z. B. Bilder von Schlöſſern, Häuſern, Thieren, Pferden, nebſt den Reutern, Pflanzen, Bäumen, muſikaliſchen Inſtrumenten, Theatern, Menſchenkleidern und verſchiedenen andern Kleidern; vornehmlich aber von Trompetern mit ihren Inſtrumenten, ob ſie gleich keinen Ton von ſich gaben. Auſſerdem erſchienen mir Soldaten, Völker, Aecker und andre, mir noch auf dieſen Tag verhaßte, Körpergeſtalten; ferner Haine, Wälder und andre Dinge, deren ich mich nicht mehr erinnere, oft auch eine ganze Menge zugleich vor meinen Augen vorbei eilender Gegenſtände, ohne daß ſie ſich unter einander vermiſchten. Alle dieſe Dinge waren hell und durchſichtig, aber doch nicht ſo, als wenn ſie deswegen nicht wirklich vorhanden geweſen wären, auch nicht ſo dicht, daß ſie das Auge nicht durchſchauen konnte. Selbſt die ſchattigten Zirkel waren ganz durchſichtige Räume. Ich fand an dieſem Schauſpiele ein großes Vernügen, und ſah dieſe Wunderdinge ſtarr an, daher mich meine Tante einmal fragte: Ob ich etwas ſähe? Ob ich gleich noch ein junges Kind war, ſo dachte ich doch bei mir ſelbſt, wenn du Ja ſagſt: ſo mögte ſie böſe werden, und dir den ganzen Spaas verderben; denn es erſchienen mir auch allerlei Blumen und vierfüſſige Thiere, und Vögel aller Art, ob ihnen gleich, da ſie bloße luftige Bilder waren, die Farben fehlten. Da ich nun weder in meiner Jugend, noch in meinem Alter gelogen habe, und meine Tante mich einmal fragte, was ich ſo ſtarr anſehe: ſo weiß ich nicht, was ich ihr geantwortet habe; ich glaube wohl, ich habe gar nichts geantwortet."

„Sehr oft ſah ich im Traume einen Hahn, vor dem ich mich fürchtete, daß er nicht einmal mit menſchlicher Stimme zu reden anfangen mögte, welches aber doch kurz darauf geſchah. Es waren gemeiniglich Drohworte, deren ich mich aber doch nicht mehr erinnere. Der Hahn hatte rothe Federn, einen rothen Kamm und dergleichen Backenbart. Ich glaube, daß ich ihn wohl hundertmal geſehn habe.“

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

Inhalt.

Seite.

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Volksaberglauben. 17

2. Der Einſiedler im Stadtgetümmel. 27

3. Einwirkung eines äuſſern Gegenſtandes auf die Verwirrung unſrer Ideen. 31

4. Fortgeſezte Nachricht von einer Geiſterſeherinn, nebſt Auszügen aus zwei Briefen des Hrn. Pfarrers Müller in Augſpurg, und Bemerkungen über die Erſcheinungen der Madam Beuter, von einem Augſpurgiſchen Geiſtlichen. 34

5. Beitrag zur Geſchichte der Viſionen und der Ausſchweifungen menſchlicher Einbildungskraft. 44

Zur Seelennaturkunde.

1. Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde. 69

Inhalt.

Seite

2. Ein Schreiben an den Hrn. Prof. Moritz. Vom Hrn. Legationsrath v. F.. in M.. 78

3. Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen. 92

Nachricht.

Auszug aus dem Leben H. Cardans. In pſychologiſcher Rückſicht. 99

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Sechſten Bandes zweites Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins.

Die fortgeſetzten Bände dieſes Magazins enthalten wieder eine Menge, zum Theil ſehr intereſſanter Aufſätze zur Erfahrungsſeelenlehre, und verdienen eben ſowohl, wie die drei erſtern, eine genaue pſychologiſche Beleuchtung; — theils deswegen, um verſchiedene Gegenſtände der empiriſchen Pſychologie, und ſo manches ſonderbare Phänomen menſchlicher Empfindungen in ein helleres Licht zu ſetzen; theils auch, und woran jetzt jedem Schriftſteller ſo viel gelegen ſeyn ſollte, um den immer mehr einreiſſenden Glauben an die Einwürkung guter oder böſer Geiſter auf das Gemüth und die

Handlungen der Menſchen mit Gründen der Vernunft zu widerlegen, und durch Aufdeckung ſeiner unreinen Quellen zu beſchämen.

Einige Aufſätze dieſes Magazins, deſſen erſte und vornehmſte Abſicht Vernunftaufklärung über die Natur unſrer Seele, ihrer Kräfte und Empfindungen iſt, haben zwar ſelbſt das Anſehn, als ob ſie wohl eher jenen lächerlichen Geiſterglauben befördern, als hindern, und ſtatt der Aufklärung Verfinſterung bewürken könnten; allein ſie ſind in keiner andern Abſicht aufgenommen worden, als vernünftige Leſer zum Nachdenken und Forſchen über dergleichen Materien zu reizen, und gelegentlich neuen Stoff zur Bearbeitung noch ſo manches unangebauten Feldes der Pſychologie zu liefern.

Ueberhaupt iſt bei Fortſetzung dieſes Magazins, das den Beifall der aufgeklärteſten Männer gefunden hat, und, zur Freude und Aufmunterung der Herausgeber, von vielen in Ausarbeitung pſychologiſcher Schriften gebraucht worden iſt, immer darauf Rückſicht genommen worden, — nicht ſowohl eine, etwa einem oder dem andern von den Herausgebern eigene, Theorie der Seelenlehre beim Publikum geltend zu machen; ſondern durch eine zweckmäſſige, vom ſel. Mendelſohn angegebene, Zuſammenſtellung merkwürdiger pſychologiſcher Phänomene, neue und intereſſante Materialien zum

Nachdenken über ſich ſelbſt zu liefern, — der Pädagogik, die ohne ein genaues Studium der empiriſchen und rationalen Seelenkunde, die mißlichſte aller Wiſſenſchaften iſt, lehrreiche Winke zu geben, — dem Aberglauben und der Schwärmerei entgegen zu würken, — die Heilmittel gegen Krankheiten des Verſtandes und der Einbildungskraft aufzufinden und zu unterſuchen, — und die Speculation über die Natur unſres Geiſtes und ſeiner tranſcendentalen Vorſtellungen zu zeigen, wie unſicher man bei jedem Raiſonnement über eine immaterielle Subſtanz, dergleichen unſre Seele ſeyn ſoll, verfährt, wenn man dabei die Theorie der Erfahrung aus dem Auge verliert, und einer bloß abſtracten Vorſtellungsart, in den Unterſuchungen über Form und Entwicklung der Denkkraft, folgen will. [illegible] leicht es ſich auch aus einer richtigen Vergleichung der uns bekannten Eigenſchaften der Materie mit der Natur des Gedankens und Selbſtbewußtſeyns folgern läßt, daß der menſchlichen Seele eine unveränderliche, von Organiſation und körperlichem Einfluß unabhängige Denkform, als letzte Bedingung der Begriffe, eigenthümlich ſey, ohne welche ſich nichts a priori erklären lieſſe: ſo werden wir doch bei den Handlungen unſres Geiſtes alle Augenblicke an den Einfluß unſrer Sinne, auf die Entſtehung und Fortpflanzung unſrer Ideen und Empfindungen erinnert, und gegen jene ganz reinen Operationen der Seele, wenn ſie auch als letzte Bedingungen des Denkens, nach einer abſtracten Philoſophie ihre Richtigkeit haben ſollten, mißtrauiſch gemacht.

Je mehr wir die empiriſche Pſychologie, oder die eigentliche **Naturhiſtorie** der menſchlichen Seele ſtudiren, und dem Urſprunge unſrer Begriffe nachzuſpüren ſuchen, je mehr lernen wir es einſehn, was und wie viel die Erfahrung in jedem Moment der Denkkraft über die Form, Bildung und Entwickelung der letztern vermag, wie wir ohne jenes Vehikel keiner einzigen Ideenaufnahme fähig ſind, wie die Erfahrung nach und nach einer jeden menſchlichen Seele eine eigenthümliche Dimenſionskraft ihrer Vorſtellungen und Empfindungen, und eine nothwendige Richtung giebt, und wie endlich die feinſten Abſtra[illegible]onen des Denkens ſelbſt, und die moraliſchen Begriffe von unſerm Willen ſich vermöge der Sprache, der Imagination, und der auf Vergleichungen beruhenden Schlußkraft auf empiriſche Grundſätze beziehen, die in der Natur unſrer Gefühle ihren Grund haben. Das Studium der menſchlichen Seele kann daher der Kenntniß unſrer Organe, ihrer Einflüſſe und Würkungen auf die ganze Ideenmaſſe des Menſchen, ihrer Krankheiten und Vollkommenheiten auf keine Weiſe entbehren, und dieſes Studium kann für jeden nachdenkenden Kopf äuſſerſt lehrreich und interreſſant werden, ohne daß man grade mit Gewißheit angeben kann, was wir vielleicht nie werden können, ob unſrer Seele das

Denken als einer immateriellen, oder bloß materiellen Subſtanz zugeſchrieben werden müſſe.

Nach dieſer kurzen Einleitung will ich nun die verſchiedenen Aufſätze in den drei letzten Bänden der Erfahrungsſeelenkunde zu revidiren anfangen, welche gewiſſe Krankheiten und Verirrungen der menſchlichen Vorſtellungskraft und Imagination betreffen, und zum Theil ſehr lehrreiche Winke enthalten, wie man ſich vor dergleichen Uebeln ſichern und davon befreien könne.

Im 4ten Bande, 1tes Stück S. 70. ff. ſteht ein leſenswürdiger Aufſatz von einem jungen aufgeklärten Gelehrten, Hrn. Lenz, welcher ſich jetzt in Göttingen aufhält, und obigen Aufſatzes wegen mancherlei Verdrüßlichkeiten gehabt haben ſoll.

Daß übrigens einem jungen Mädgen von neun bis zehn Jahren, deren Eltern pietiſtiſch geſinnt waren, und ihrem Kinde fürchterlich-ſchreckliche Begriffe von Teufel, Hölle und Verdammniß mogten beigebracht haben, nach einem frölich zugebrachten Geburtstage, — wobei das Blut in eine ſtärkere Bewegung gekommen war, — des Abends beim Zubettegehn der Teufel erſcheint, und ſie zu verſchlingen droht, konnte ſehr natürlich zugehn, indem zu der gehabten vermeinten Erſcheinung ſchon alle

Bilder und Materialien in der Seele des Kindes bereit lagen, die vielleicht nur eines ſtärkern Blutſtoßes bedurften, um mit aller Helligkeit und Lebhaftigkeit eines wirklichen Bildes hervorzutreten. Dergleichen Bilder mahlt die Seele oft mit einer unbegreiflichen Schnelligkeit in einem Augenblicke aus, und das ſchnelle Erſcheinen des Imaginationsbildes fällt uns dann um ſo viel mehr auf, weil wir gar nicht daran gearbeitet zu haben ſcheinen. Bei einem ſo jungen Kinde wäre eine ſo lebhaft imaginirte Viſion freilich nicht wohl erklärbar, wenn man, was ſchon vorausgeſetzt worden iſt, nicht theils mit Gewißheit annehmen könnte, daß die Eltern ihrem Kinde von dem Teufel ſo manches mögen vorgeſchwaßt haben; theils auch dem Mädgen allerlei gemahlte Bilder von jenem Geſpenſte der Einbildungskraft vorſchweben mogten. Vielleicht konnte auch einer von dem Geſinde oder den Hausleuten ſich wirklich, aus Scherz, in die Geſtalt des Teufels verkleidet haben, wodurch der heftige Schreck des Mädgens, und die darauf ſich natürlich gründende vierteljährige Krankheit derſelben veranlaßt wurde. Erfahrnen Aerzten ſind ſonderbare Fälle genug bekannt, welche traurige, und oft fürchterliche, Würkungen ein plötzliches Schrecken, oder eine dergleichen gehabte Viſion der Einbildungskraft, ſonderlich bei jungen noch nervenſchwachen Leuten nach ſich ziehn kann. — Uebrigens kann auch vorerwähnte Geſchichte lehren, wie abgeſchmackt und zugleich gefährlich es ſey, junge Kinderſeelen, wie faſt allgemein noch zur Schande der Pädagogik geſchieht, mit jenen hölliſchen Bildern anzufüllen, und ihrer Einbildungskraft eine ſo ſchiefe und unvernünftige Richtung zu geben. Mögte man doch endlich einmal, zur Ehre der menſchlichen Vernunft, die Lehre von böſen auf uns würkenden Geiſtern, denen ſo offenbar eine furchtſame und mißgeleitete Imagination ihr Daſeyn gegeben hat, ganz aus der Erziehung und dem Religionsunterrichte der Menſchen verbannen, und weit edlere, nutzbarere und zweckmäſſigere Begriffe an ihre Stelle ſetzen! — —

Wenn der Herr Einſender des obigen Aufſatzes von ſich erzählt, daß er von ſeinem ſechſten Jahre an bis in's ſiebente öfters des Nachts eine weiße Geſtalt geſehn, darüber geweint, und gebeten habe, das garſtige Ding wegzuſchaffen: ſo rührte dies unſtreitig von irgend einer Erzählung von einem weißgekleideten Geiſte, davon die Ammen und alten Mütterchen leider! den Kindern ſo viel zu erzählen wiſſen, her, die auf die junge Seele einen lebhaften Eindruk gemacht hatte, — ſo wie ſich überhaupt die folgenden, an ſich beobachteten, Phänomene des Herrn Lenz aus einer ſehr lebhaften Einbildungskraft, aus einer von ihm ſelbſt angegebenen Anlage zum Nachtwandeln, aus einem ſehr feinen Nervenſyſtem, und die nächſt folgende Erzählung aus einer **Art Schwindel** erklären laſſen, ob gleich der Verfaſſer es nicht Schwindel nennen will. — Allein aus ſo frühen Jahren des Lebens kann man ſich ſelten noch mit Gewißheit beſinnen, in welchem Nebenzuſtande die Seele ſich bei gewiſſen heftigen Empfindungen befunden habe.

„Einige Jahre darauf, heißt es, begegnete es mir mehrere Jahre hintereinander faſt alle Nächte, daß ich, nachdem ich mich ſchlafen gelegt hatte, ganz ſonderbare Auftritte hatte. Dies waren die, von denen ich mich in keiner menſchlichen Sprache, wegen ihrer Ungewöhnlichkeit, wegen der bloß dunkeln Vorſtellungen, in denen ſie mir vorſchweben, und wegen des damaligen Mangels an Beobachtungsgeiſt über mich ſelbſt, nicht auslaſſen kann; es ging mit mir alles wie in einer Scheibe herum, dazu geſellten ſich ſchöpferiſche Vorſtellungen von unendlichen Millionen Zeiten und Räumen, die ich zu durchwandern hatte. Der Gedanke der Unmöglichkeit, je dieſe Reiſe, dieſes Unermeßliche, das ich immer wie in einem unaufhörlichen Kreiſe vor mir ſah, zu vollenden (und dies alles im wachenden Zuſtande), verurſachte in mir außerordentliche Bänglichkeit, in der ich mich oft nicht enthalten konnte, mit einem Satz aus dem Bette und ängſtlichem Zurückwandern in die Stube, wo mein Vater gewöhnlich noch am Schreibtiſche ſaß, jenem Schrekken zu entgehn.“ — Alles dies ſind Phänomene eines ängſtlichen Schwindels, welcher oft die ſonderbarderbarſten Empfindungen und Vorſtellungen in der Seele veranlaßt, die man freilich in keiner Sprache ausdrücken kann, weil es nur vorübergehende verworrene Senſationen ſind. Die Bänglichkeit entſtand aus der Lage des Körpers, indem das Blut ſich nach dem Gehirn hindrängte, und jene Bilder erzeugen half, wie aus dem Zuſatze des Herrn Verfaſſers ſelbſt erhellet, daß er dieſe feindſeligen Bilder oft nachher dadurch zu verbannen wußte, wenn er ſich nur ſchnell im Bette aufrichtete (wodurch das Blut wieder vom Kopfe herabgeleitet wurde), dann zum Beſinnen kam — u. ſ. w.

Zur nähern Erklärung jener Phänomene muß man auch noch die vom Herrn Verfaſſer ſelbſt erzählten Umſtände hinzunehmen, „daß er überhaupt etwas kränklich und engbrüſtig war, daß er eine ſchlechte Diät beobachtete, des Abends gemeiniglich viel Kartoffeln aß u. ſ. w. Es iſt bekannt, welche ſchwermüthige Träume ein überladener Magen verurſachen kann. Von einer Unordnung in ſeinem feinen Nervenſyſtem kamen dann auch wohl jene ſonderbaren Gefühlsvorſtellungen her, indem ihm oft, wenn er zu Bette war, alles, was er anfühlte, eine ganz rauhe und höckrigte Oberfläche zu haben ſchien. Es ſey das unausſtehlichſte Gefühl geweſen, welches ihn oft vermogt habe, die Finger zuſammen zu knebeln, um nicht die Bettdecke oder ſich ſelbſt mit den Fingerſpitzen zu berühren“ (wo ſich bekanntlich eine Menge ſehr empfindlicher Nerven vereinigen). Ich kenne jemand, der noch eine andre ſonderbare Empfindung an ſeinen Fingern wahrnimmt. Wenn er ſich zu Bette gelegt hat, ſcheinen ſie ihm oft auf einmal anzuſchwellen, und zwar mit einem heftigen Schmerz, und endlich eine ſolche ungeheure Länge zu bekommen, daß er ſich, um ſich von dieſer Empfindung zu befreien, ſchnell aus dem Bette machen, und ſich wieder ganz ermuntern muß.

Die Erſcheinung der blauen Figur im Keller erklärt der Herr Einſender ſelbſt ganz richtig dadurch, daß durch die Bewegung des Auges aus dem helleſten Tageslicht in einen dunkeln Ort im Sehnerven eine Veränderung der Farben bewürkt worden ſey, und die Phantaſie das Bild vollends ausgemahlt habe. Vielleicht hatten mehrere Menſchen von langen Zeiten her auch einmal wegen Beſchaffenheit der dortigen Luft und andrer Localumſtände die nämliche Empfindung gehabt, und dadurch war dann der Volksglaube entſtanden, daß ſich in der Gegend eine blaue Figur ſehn ließe.

Das bekannte Feuerſprechen iſt nichts weiter, als ein alberner Volksaberglaube, und die Facta, die man gemeiniglich davon erzählt, ſind entweder erſonnen, oder das Feuer hat ſich durch einen andern Umſtand, aber wahrlich nicht durch das ſo genannte Beſprechen, gelegt. Ein Landesherr ſollte doch durchaus nicht dem Aberglauben ſeiner Unterthanen auf eine ſolche Art fröhnen, wie von dem Grafen Reus in Gera erzählt wird! Die Formeln, welche die Feuerbeſchwörer hermurmeln, und die Ceremonieen, die ſie dabei beobachten, ſind höchſt lächerlich und unvernünftig. Es verlohnt aber der Mühe nicht, ſie abzuſchreiben.

Der alte Bötticher zu Gera, ein vorgegebener Feuerprophet, iſt gewiß ein alter abergläubiger Mann, dem es bisweilen im Kopfe ſpuken mag, und der vielleicht durch eine einzige, zufällig eingetroffene, Feuerprophezeihung durch das leichtgläubige Volk in den Prophetenrang erhoben worden iſt. Jede Stadt hat dergleichen alberne Menſchen aufzuweiſen, die ſich der Pöbel zu Gegenſtänden ſeines Erſtaunens und ſeiner Bewunderung gewählt hat, und die nicht ſelten eine nicht geringe Gewalt auch über den vornehmen Pöbel zu behaupten pflegen.

Noch einige Belege zu dem Aufſatze: Ein unglücklicher Hang zum Theater. 4ter Band, 1tes Stück, S. 85. ff.

Dies iſt die Aufſchrift einer Sammlung an ſich ziemlich unbedeutender Briefe, ob ihre Herausgabe gleich in B— viel Aufſehn gemacht zu haben ſcheint. Für die Pſychologie haben ſie freilich keinen

nen andern Werth, als daß ſie den ſonderbaren Uebergang einer verſchrobenen Phantaſie von Comedie zur Predigt, und von der Predigt zur Comedie anſchaulich machen können; ein Uebergang, der ſich bei einem jungen Mann, welcher von einer lebhaften Neigung zum Theater beherrſcht wird, oder irgend einmal beherrſcht wurde, ſehr natürlich denken läßt, zumal wenn man dazu nimmt, daß es zwiſchen den Actionen des Schauſpielers und ſo manches Geiſtlichen eine große Aehnlichkeit giebt. Uebrigens leuchtet aus den Briefen ein gutes ehrliches Herz hervor, das nur durch gewiſſe Umſtände, durch eine Anlage zur Hypochondrie, und wahrſcheinlich durch eine unglückliche Liebe, vielleicht auch durch eine verſtimmte Neigung zur Thätigkeit und Eitelkeit, die Quelle überſpannter Empfindungen und jener unſeligen Liebe zum Theater wurde. In einer andern Lage, unter andern Umſtänden, würde der junge Mann, der Talente verräth, gewiß ein ſehr brauchbarer Bürger des Staats geworden ſeyn.

Man wird übrigens wenig lebhafte Leute finden, welche nicht einmal eine Luſt zum Theater in ſich bemerkt haben ſollten, und es iſt von einigen unſrer beſten Teutſchen Köpfe bekannt, daß ſie alle Gründe der Vernunft nöthig hatten, um ſich nicht dem Theater zu widmen, wovon ich ſonderbare Beiſpiele erzählen könnte. Die Sache iſt ganz natürlich. Die menſchliche Seele läßt ſich erſtaunlich gern auf eine angenehme Art täuſchen, und die Täuſchung iſt ihr unzählig oft mehr werth, als Realität. Die im Schauſpiel vorgeſtellten, in einem kurzen Zeitraum zuſammengedrängten, mit den lebhafteſten Farben geſchilderten Auftritte des menſchlichen Lebens reiſſen die Einbildungskraft mit ſich fort. Der Wechſel der dadurch hervorgebrachten Empfindungen gewährt der Vorſtellungskraft eine leichte Thätigkeit, ſpannt die Seele, erhebt das Gefühl für große Handlungen und Ideen, und bringt uns gemeiniglich dahin, daß wir gern Triebfedern in der Intrigue des Stücks ſeyn mögten. Der erwartete und nach wenigen Augenblicken entſchiedene Ausgang des Stücks, worin ſich alles auf eine geſchickte Art concentrirt, worauf wir vorher aufmerkſam gemacht wurden, verſchafft unſern Gefühlen gemeiniglich eine völlige Genugthuung. Wir ſehn die ganze Scene vor Augen, anſtatt daß wir im gemeinen menſchlichen Leben nicht immer die Rollen ausſpielen ſehn, und wenn dies geſchieht, durch die Länge der Zeit die gehörige Aufmerkſamkeit und Spannung der Seele verlieren. Durch alle jene Umſtände wird nun ſo äuſſerſt leicht die Liebe zum Theater in jungen lebhaften Gemüthern erzeugt, und oft bis zur höchſten Höhe gebracht, wenn ſich eine zärtliche Neigung des Herzens mit in's Spiel miſcht, was beim Verfaſſer obiger Briefe ſehr wahrſcheinlich der Fall ſeyn mogte.

Geſtändniſſe über das Vermögen künftige (zufällige) Dinge vorherzuſehen. 4ter Band, 1tes Stück, S. 110. ff.

Von einem Frauenzimmer eingeſchickt. Ich habe mich über jenes vermeinte Vermögen, welches der Natur der menſchlichen Seele, in ſo fern es ſich auf bloß zufällige Dinge erſtreckt, gradezu widerſpricht, ſchon öfter erklärt. Freilich bleibt es immer auffallend, wenn eine gewiſſe Vorherſage (vielleicht im Scherz oder Zorn geſagt), hinterher zufälliger Weiſe, und wohl gar genau eintrift; allein dies beweiſt für jenes Vermögen nichts.

Auszug aus einem Briefe. Seite 113. ff. Speier ꝛc. Dieſer Brief rührt von einem jungen Gelehrten, Herrn Schlichting in Wien her, welcher mehrere ſehr lehrreiche und intereſſante Aufſätze in dieſes Magazin geliefert hat. Gegenwärtiger Brief iſt ein wichtiger Beitrag zur Geſchichte der Empfindungen, und ein Belag, wie frühzeitig ſchon das menſchliche Herz einer gewiſſen religiöſen Schwärmerei fähig ſey, je nachdem die Seele mit dahin gehörigen Bildern frühzeitig angefüllt wurde. Herr Schlichting erzählt von ſeinem Bruder folgendes: „Mit dem eilften Jahre ging er (ſein Bruder) mit einem Schulfreunde um, der deſſelben Temperaments war. — — Beide leſen ſeit einiger Zeit her ausrufende Aſceten und märchenvolle Lebensbeſchreibungen der Heiligen. Unter andern zog die Lebensart und der heilige romantiſche Wandel der Waldbrüder ihre Aufmerkſamkeit auf ſich. Nichts lieber und ergötzender war ihnen, als ein Geſchichtchen zu leſen, wie ein frommer Menſch ſich entſchloß, aus der Welt zu reiſen; wie er ſich ein ödes Plätzchen tief in der Wildniß unter den Wohnungen von Löwen, Bären, Tiegern, Schlangen, Wölfen und andern wilden Thieren auswählte; da ſich aus vier Stangen ein Hüttchen baute, rohe wilde Kräuter zum Mittagsmahl ſpeiſte, den ganzen Tag zum Himmel erſeufzte, und den Rücken blutig ſchlug, oder in Dornen zur Abkühlung des Fleiſches ſich wälzte. (Dieſer hohe Grad mönchiſcher Schwärmerei war aber wohl bei jenen jungen Leuten noch nicht anzunehmen, da in dieſen Jahren die Abneigung vor Schmerz noch ſo ſtark iſt, und das eingebildetverdienſtliche jener ſtrengen Ausübungen der Seele des Kindes noch nicht einzuleuchten, wenigſtens ſie nicht zu gleichen Handlungen zu ſtimmen ſcheint. Die beiden jungen Schwärmer, davon Herr Schlichting erzählt, mogten andre Gründe, die Schilderungen des glücklichen ungebundenen Lebens des Einſiedlers; die Freiheit vom Joch elterlicher Erziehung; die Bilder des Abentheuerlichen, welches ſo leicht die Seele mit ſich fort reißt, vielleicht auch ein gefühlvolles Herz für die Schönheiten der Natur, und andre Local- und Gemüthsumſtände der jungen Leute zu dem Entſchluß, Einſiedler zu werden, bewegen.)

Sie fingen an, an einem einſamen Ort eine Stube auszuzieren; bald hing ſie voll Bilder erdichteter Scenen und Perſonen. — — Endlich wurden die Bilder der Phantaſie (vornehmlich durch aſcetiſche Schriften des Jeſuiten N—) in ihrer Seele ſo lebhaft, ſtark und dringend, daß ſie ſich nun ſchon aller ihrer übrigen Vorſtellungen bemächtigte, und in dieſer ſiegenden Darſtellung nur nach ihrer Realität, ſich nur nach wirklicher Befriedigung ſehnten. — Sie entſchloſſen ſich, dem Beiſpiel ihrer Heiligen zu folgen, packten Kleider und Wäſche ein, und Bücher, die von ihrer künftigen Lebensart handeln. Zur Nahrung wollten ſie nichts bei ſich haben, da ihnen die nächſte beſte Wurzel Speiſe war. — Sie beſtimmten endlich die Zeit ihrer Pilgrimmsreiſe, und zwar die Nacht. Sie werden entdeckt, und die Eltern hindern natürlicher Weiſe den ſchwärmeriſchen Plan.“ —

Je mehr Schwärmer man bei einer Religionsſecte antrift, je ſchwärmeriſcher, die Einbildung nährender, ſinnlicher und bildlicher pflegt dann auch das Syſtem ihrer Lehren zu ſeyn; ob gleich auch dies nicht allemal der Fall iſt. Eine einzige ſehr ſtark und lebhaft gedachte Idee iſt fähig, ein lebhaftes, oder auch ſchwermüthiges Gemüth bis zu einem erſtaunlichen Grade von Fanatism hinaufzuſpannen, und es darin zu erhalten, ſo lange nicht jene Idee verwiſcht wird, oder ſich unter einer Menge ganz neuer anziehender Vorſtellungen ſo verliert, daß die Seele nicht mehr die ganze Aufmerkſamkeit auf ſie richten kann. Doch gewöhnlich kommen mehrere Hauptvorſtellungen, und alſo auch mehrere leidenſchaften zuſammen, die den Schwärmer bilden, und ihn zu jeder Seelenkur unfähig machen, ſobald er ſich in ſeiner Gemüthslage glücklich fühlt, und je größer er ſich in einer Art von Weltverachtung vorkommt; — denn eine verſteckte Eitelkeit liegt doch gemeiniglich zum Grunde, die ſich nicht ſelten bis auf gewiſſe glänzende Vorzüge des Schwärmers in einer andern Welt beziehen; nicht zu gedenken, daß ſehr viele Enthuſiaſten, Fanatiker, fromme Brüder, und wie ſie alle heiſſen mögen, ſich deswegen aus der Welt zurückzogen, weil ſie in derſelben verkannt wurden, und darinn nicht glänzen konnten. Ueberdem hat der ſtille Umgang mit Gott und himmliſchen Weſen, das Gefühl einer innern Erbauung, das leſen aſcetiſcher Schriften, das Bekämpfen äußerer Verſuchungen, etwas erſtaunlich Hinreiſſendes für den menſchlichen Geiſt, ſobald er ſich von den Geſchäften des geſelligen lebens abgeſondert, und ſich ganz in ſich ſelbſt hineingeſenkt hat, und es hat Menſchen genug gegeben, die bei aller Aufgeklärtheit des Geiſtes endlich, freilich wohl ſehr oft durch einen gewiſſen äuſſern Umſtand zur

Schwärmerei übergingen, weil alles Forſchen und Denken, weil Wiſſenſchaften und gelehrte Kenntniſſe ihnen jenes behagliche Gefühl des in ſich ſelbſt verſunkenen Gemüths nicht verſchaffen konnten. Die Schwächen des Alters und der Nerven, die beunruhigenden Zweifel über Religionswahrheiten, die ſo häufig mit wahrem ernſtlichen Forſchen nach Wahrheit verbunden ſind, die Sehnſucht des Herzens nach einer innern Ruhe bei ſo vielen Ungewißheiten der Religionsſyſteme, und vornehmlich der heiſſe Wunſch, ein in der Jugend geführtes zügelloſes leben gleichſam wieder gut zu machen, ſind ſehr geſchickt, die Neigung zur Schwärmerei anzufachen und zu unterhalten, und es iſt nicht leicht ein Menſch vor ihren Anfällen ſicher, wenn er ſich nicht immer in dem Gefühl von dem hohen Werthe einer geſunden Vernunft zu erhalten weiß.

Seite 120. ſteht ein Brief, nebſt einer Einlage von Geſichten und Erſcheinungen, die Herr Pfarrer Müller in Augſpurg eingeſchickt hat. Da ich mich hierüber im erſten Stück des gegenwärtigen ſechſten Bandes der Erfahrungsſeelenkunde weitläuftig erklärt habe; ſo brauche ich's nicht hier zu thun.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück des fünften Bandes erzählten ſonderbaren Ohnmacht.

Ein verheirathetes, älteres, nervenſchwaches Frauenzimmer unſrer Stadt, lag am Faulfieber krank. Da die Krankheit am heftigſten war, verlor ſie Nachts um zwölf Uhr die Empfindung. Der Arzt fand, als er kam, ſie völlig empfindungslos, nur daß die Pulsadern noch immer, wie am Abend, ſchlugen, und die Augen nicht ganz geſchloſſen waren. Alle Reizungsmittel, ſelbſt heftiges Bürſten unter den Fußſohlen, vermogten keine Bewegung hervorzubringen. Die Umſtehenden, welche wider die Verſicherung des Arztes glaubten, daß ſie nicht wieder erwachen würde, lieſſen ihr die letzte Oelung geben. Gegen vier Uhr erwachte ſie. Sie hatte alles, was mit ihr vorgenommen worden war, deutlich empfunden; was in ziemlicher Entfernung vom Bette, und nicht laut war geſprochen worden, hatte ſie genau gehört. Aber durch alle Anſtrengung hatte ſie es nicht dahin bringen können, durch Sprache, oder Mienen oder Bewegungen ihre Empfindungen auszudrücken.

Mein Gewährsmann iſt unſer würdiger Arzt Herr Doktor Brandis.

Hildesheim,
den 6ten Nov. 1787.

Köppen.

2.

Aus den Papieren eines Hypochondriſten.

Den 14ten November überfiel mich ſchnell die Idee, daß man mich ermorden welle; ob ich gleich nicht den mindeſten hinreichenden Grund zu dieſem Glauben hatte, und ich überzeugt war, daß kein Menſch ſo feindſelige Geſinnungen gegen mich hege. Leute, die mir heute mit Stricken in der Hand begegneten, hielt ich für abgeſchickte Mörder. Ein Bauer kam hinter mir her auſſer der Stadt. Ich blieb ängſtlich ſtehen, und redete ihn, um ihn zu intimidiren, wenn er etwa einen Anſchlag auf mein leben gemacht haben ſollte, mit einem heftigen Ton an: wie das vor uns liegende Städtchen hieſſe? Der Mann beantwortete meine Frage, ging vorüber, und ich empfand eine herzliche Freude, daß der Mann mir nicht mehr hinterm Rücken war. Ich hatte kurz vorher einen hohen Berg erſtiegen, dadurch war wahrſcheinlich mein Blut in eine heftige Bewegung gekommen, und die Bilder einer ſchwarzen Phantaſie drängten ſich dadurch um ſo viel ſtärker hervor. Heute Abend fand ich eine Neige Waſſer in meinem Trinkglaſe ſtehen, ich vermuthete, daß Gift darin ſey, und ſpülte das Glas erſt ſorgfältig aus, ob ich gleich wußte, daß ich die Neige Waſſer ſebſt darin hatte ſtehn laſſen.

Den 18ten Nov. Die Würkungen der ehlichen Umarmung auf meine Gemüthsſtimmung werden immer gefährlicher, beſchwerlicher und ſonderbarer. O hätte ich das Ehebette nie beſtiegen, hätte ich ſonderlich in frühern Jahren die Ausbrüche meiner ſinnlichen Einbildungskraft zu verhindern geſucht: ſo würde ich vielleicht der geſundeſte Mann von der Welt ſeyn, anſtatt, daß ich jetzt täglich meinem Tode entgegen ſehe! Die Sinnlichkeit überraſcht mich auch jetzt noch, wenn ich gleich nicht will, wenn ich mit Gründen der Vernunft dagegen kämpfe. Gemeiniglich fühle ich mich einige Stunden nach einer ehlichen liebespflicht nicht grade ermattet, und ſchwach zum Denken, ſondern ſehr heiter und aufgelegt, wiſſenſchaftliche Unterſuchungen anzufangen, auch bemerke ich dann einen heftigern als gewöhnlichen Kitzel zu launigen und witzigen Einfällen in mir; — aber der Zuſtand dauert nicht lange. Ich muß hinterher jeden Augenblick einer genoſſenen ehlichen Zärtlichkeit mit tagelangen Beängſtigungen meiner Seele büßen. In dieſem Zuſtande bin ich ſchrecklich mürriſch, glaube, die Menſchen wollen mich ermorden, fürchte, bei allem guten Gewiſſen, das ich habe, von meinem Amte abgeſetzt zu werden, und Hungers zu ſterben, und fürchterliche Zweifel über die Zukunft und deren Ungewißheit verfolgen mich gleich Furien. Die Menſchen, die ich ſonſt ſo ſehr liebe, deren Umgang eines meiner erſten Bedürfniſſe iſt, werden mir unausſtehlich, oft meinen herzlichſten Freunden geh ich aus dem Wege, und mein liebes Weib erſcheint mir viel ſchlimmer, als es in der That iſt. Was mir das für Mühe koſtet, in Geſellſchaften meinen Menſchenabſcheu zu verbergen, und meine üble Laune nicht in Grobheiten, oft gegen den Unſchuldigſten, ausarten zu laſſen, kann ich keinem beſchreiben. Bricht ſie wirklich aus: ſo ſchone ich keines Menſchen, ich bereue es hinterher; aber ich bin viel zu ſtolz, als meine Fehler den Beleidigten abzubitten. Auch ſehr ſcharf und fein iſt in jenem Zuſtande nach einer ehlichen Umarmung mein phyſiognomiſches Gefühl. Ich entdecke im Geſicht andrer, Züge des Herzens, die mir ſonſt ent-

Univ. Bi

entwiſchten; — oder glaube, ſie zu entdecken. Ein leiſer Strich von Malice ſcheint mir auf jeder Stirn zu ſtehn. Jede Veränderung auf dem Geſicht des andern, ſie ſey ſo klein, als ſie will, ſetzt mich in heftige Bewegungen. Ich fühle mich oft ſo aufgebracht, einem dummen Geſicht oder einem heimtükiſchen, das mir wenigſtens ſo ſcheint, — Ohrfeigen zu geben. Die Ueberwindung, es nicht zu thun, koſtet mir die größte Mühe. — — —

Den 20ten Nov. Ein ſatyriſches Geſicht eines Knaben machte mir heute viel Unruhe. Ich war über den Jungen ſo aufgebracht, ob er mir gleich nichts zu leide gethan hatte, daß ich hingehn und ihm ſagen wollte, daß er noch am Galgen ſterben würde.

Den 23ten Nov. Der Grad der Senſibilité iſt oft ganz erſtaunlich bei mir, und meine beſten Freunde werden mir nicht ſelten unausſtehlich. Gegen die zuvorkommendſten Beweiſe ihrer Liebe bin ich oft gefliſſentlich kalt, und erwiedre ſie mit bittern Ausdrücken oder Grobheiten. Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich auf dieſe Art ſo manchen edeln Menſchen von mir zurückgeſtoßen habe, und daß ich ihn jetzt nicht deswegen um Verzeihung bitten kann. Ich kann es mir ſelten erklären, woher jene Empfindlichkeit augenblicklich entſteht. Am öfterſten ſcheint ſie eine Folge von Mißtrauen gegen meine Nebenmenſchen zu ſeyn, oder auch eine Einbildung, daß meine Eitelkeit beleidigt worden ſey. Wenn zwei Menſchen ſich in der Geſellſchaft in's Ohr ziſcheln, werd ich bange, verliere die Gegenwart meines Geiſtes, weil ich glaube, daß man über mich übel ſpricht, — und ich gebe mir oft das Anſehn eines Satyrikers, um meine Nachbarn in Geſellſchaft in Furcht zu ſetzen. Aengſtlichkeit, unbeſchreibliche Aengſtlichkeit überfällt mich, wenn ein andrer in mein Spiel ſieht, oder ſich neben mich ſtellt, wenn ich das Clavier ſpiele.

Den 28ten Dec. Mein Freund gab mir heute eine Art Liquor, um meine Magenſchmerzen zu tilgen, die ſo oft der Grund meiner fürchterlichen Launen ſind; auf einmal erwachte in mir das unglückliche Mißtrauen, daß der Liquor Gift geweſen ſeyn könne, und zwar ein langſam verzehrendes Gift, gleich dem aqua tofana.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode.

Ein Geſpräch.

Damas.

Was meinen Sie, womit ich mich geſtern Abend beſchäftigte, als ich vom Balle nach Hauſe gekommen war?

Theokles.

Das wollt ich wohl errathen. Sie machten eine Elegie. Nicht ſo?

Damas.

Ach nein! Der Ball war geſtern für mich noch erbaulich genug. Aber ich war ſehr mißvergnügt, und darum ging ich ſo früh wieder weg. Indeſſen auf meiner Stube wurde ich erſt vollends melancholiſch. Endlich ſchlug ich eine Schrift von Herder auf, die zufällig auf meinem Tiſche lag, und ſtieß grade auf die Zeile: **Alles in der Natur ruft uns zu: es muß nur einmal gelebt ſeyn!** Wohl wahr, dacht' ich, und las nicht weiter; wenn es nach dem Tode nicht beſſer ſeyn wird, wie es jetzt im Leben iſt: ſo lohnt es wahrlich der Mühe nicht, noch auf einen neuen Beweis — —

Theokles.

Für die Unſterblichkeit der Seele zu ſinnen, wollen Sie ſagen. Der Schluß mag richtig ſeyn, aber der Vorderſatz? —

Damas.

Laſſen Sie mich doch erſt ausreden. Eben der Vorderſatz wollte mir nicht ein. Kaum hatt' ich den Schluß gemacht, ſo fing ich auch ſchon an, nachzudenken, ob's denn wohl wirklich nach dem Tode nicht beſſer ſeyn mögte, wie es hier im Leben iſt, geſetzt, daß die Unſterblichkeit der Seele bewieſen wäre? Und darüber ging mir noch der Abend angenehmer hin, wie ich anfangs glaubte.

Theokles.

Alſo haben Sie philoſophirt. Nun, da bin ich neugierig. Was brachten Sie denn durch Ihre Speculation heraus?

Damas.

Nichts, gar nichts. Meine Phantaſie ſchuf mir natürlicherweiſe manche Träume, aber meine Vernunft wußte ſie zu würdigen. Das Reſultat war, daß ich die Richtigkeit jener Lebensregel: Genieſſe, ſoviel du kannſt, und leide, ſoviel du mußt, mehr als jemals fühlte.

Theokles.

Was zählen Sie denn alles zu den Träumen der Phantaſie? Nennen Sie alles ſo, was der Menſch, ohne die Lehren der Religion zu Hülfe zu nehmen, von dem Zuſtande nach dem Tode ſich denkt und ſich denken kann?

Damas.

Nicht anders. Denn alle die Ideen, welche wir uns von der Art der Exiſtenz, und von den Freuden und Leiden machen, die uns nach dem Tode bevorſtehn, ſind aus Materialien zuſammengeſetzt, die wir hier im Leben einſammeln. Unſre Hoffnungen gründen ſich allein auf unſre Erfahrungen; jene können ſich alſo auch nur in dem Lande ihre Erfüllung mit Wahrſcheinlichkeit verſprechen, wo dieſe ſtatt finden. Betrachten Sie ſelbſt nur einmal die mannichfaltigen Vorſtellungen, die jeder, in geſunden Tagen, ſich von dem Seyn nach dem Tode macht. Wie ähnlich ſind dieſe oft den ſonderbarſten

Träumen! Ein jeder idealiſirt ſich jenſeit des Grabes die gute Seite ſeines gegenwärtigen Verhältniſſes, und den gewöhnlichen Menſchen mag das vergnügen, auch wohl beruhigen; aber der aufgeklärte Mann lächelt über die Seifenblaſe, die das Kind bewundert, weil es ſie für etwas mehr als Seifenblaſe hält. Für ihn hat die Beſchaffenheit ſeines gegenwärtigen Daſeyns um ſoviel größern Werth, da er die Unſicherheit der Bürgſchaft einſieht, welche die Vernunft ihm für die Fortdauer deſſelben, auch nur ſo, wie es hier iſt, zu leiſten vermag.

Theokles.

Darin haben Sie Recht, mein lieber Freund: jeder denkt ſich die Zukunft jenſeit des Grabes auf ſeine Weiſe. Die Volksvorſtellungen davon richten ſich immer nach dem Grade der Cultur, auf dem das Volk ſteht, und ſind dem gemäß gröber oder feiner. Auch die Ideen, welche einzelne Menſchen unter gebildeten Nationen darüber haben, verändern und modificiren ſich gar ſehr nach dem Charakter und der individuellen Lage derſelben. Allein demungeachtet ſollt ich glauben, daß nicht alle Ideen, welche wir uns von dem Zuſtande nach dem Tode machen können, bloße Träume wären; wenigſtens eine Idee, die hohe Wahrſcheinlichkeit hat, iſt für mich kein Traum der Phantaſie mehr.

Damas.

Nun, was ſind denn das für Ideen vom künftigen Zuſtande, die Ihnen ſo wahrſcheinlich dünken?

Theokles.

Das will ich Ihnen ſagen; es iſt nur eine einzige. Es ſcheint mir nämlich eine unumſtößliche Wahrheit zu ſeyn, daß der Zuſtand des Menſchen nach dem Tode, wenn einmal einer angenommen wird, mit dem, worin der Menſch im Leben war, eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit haben werde. Entweder wir müſſen eine völlige Umwandlung unſers ganzen Weſens nach dem Tode ſtatt finden laſſen; oder, wenn es das bleibt, was es iſt, ſo muß auch Fortgang derſelben Kraftäußerungen ſeyn, die wir hier an ihm beobachten. Das erſte kann man nicht behaupten; es hieſſe von der Gottheit vorausſetzen, ſie habe nicht die leichteſten und einfachſten Mittel zur Erreichung ihrer Abſicht mit uns gewählt, oder ſie habe bei der Schöpfung unweiſe gehandelt. Denn ich kann doch ſchlechterdings keinen Zweck ergründen, warum uns das höchſte Weſen beim Anbeginne der Schöpfung grade ſo werden ließ, wie wir gegenwärtig ſind, um, nach Vollendung der irdiſchen Laufbahn, unſre Subſtanz in ihrem Weſen zu vernichten, und in eine neue mit einem andern Weſen umzuſchaffen, die erſt für den Genuß des künftigen Zuſtandes empfänglich wäre; ſtatt daß es uns gleich urſprünglich ſo hätte bilden können, daß wir fähig geweſen wären, ohne vorhergehende totale Verwandlung in dieſen künftigen Zuſtand überzugehn. Alſo iſt nur das andre übrig. Das Grundweſen des Menſchen bleibt nach dem Tode, wie es im Leben war; folglich bleibt ihm auch dieſelbe Kraft und dieſelbe Anwendung davon, und demnach muß der künftige Zuſtand des Menſchen im Allgemeinen ähnlich dem Gegenwärtigen ſeyn.

Damas.

Wie denken Sie ſich aber das Grundweſen des Menſchen, das nach dem Tode übrig bleiben wird? Materiell oder geiſtig?

Theokles.

Ich denke es mir ſo, wie ich es mir als Menſch denken kann, alſo materiell und geiſtig zugleich. Geiſtig, inſofern es Kraft iſt, und materiell, inſofern keine Kraft ohne ein Subjekt ſeyn kann, worin ſie ſich befindet, und wodurch ſie erſt fähig wird, ihre Würkungen, das heißt, ihr Daſeyn für die menſchliche Erkenntniß zu erweiſen.

Damas.

Das begreif ich nicht. Wie kann das Materielle des Menſchen unſterblich ſeyn? Wenn ſich je Unſterblichkeit beweiſen läßt, ſo kann ſie von einem bloß geiſtigen Weſen im Menſchen bewieſen werden.

Wir ſehn ja vor Augen, was mit der Materie nach dem Tode vorgeht; ſie wird in ihre Beſtandtheile aufgelöſt, und in tauſend andre Formen zerſtreut.

Theokles.

Sagen Sie mir, lieber Freund, was nennen Sie Geiſt?

Damas.

Das weiß ich nicht. Ein Etwas, das nicht Materie iſt.

Theokles.

Damit bin ich eben ſo klug. Wenn alſo Materie die Poſitive wäre, ſo würde Geiſt die Negative ſeyn. Ich für mein Theil kenne nichts im Weltalle, als Materie, kann mir wenigſtens nichts anders denken. Wenn es möglich wäre, alle Materie aus meiner Vorſtellung zu verbannen, und mich ſelbſt über die Schranken meiner Erkenntnißform, über Raum und Zeit, zu erheben, ſo würde Nichts übrig bleiben, und dieſes Nichts wäre dann nach Ihrer Erklärung Geiſt.

Damas.

Aber es iſt doch nichts ungereimtes, ſich auſſer der Materie noch Etwas zu denken, das nicht Materie iſt, ſo wie ich mir außer einem abſoluten Ganzen noch ein von dieſem verſchiedenes Ganze, und noch eins, und ſo in einer unendlichen Progreſſion fort, denken kann. Geſetzt alſo, der Menſch hat keine ſinnliche Anſchauung des Geiſtigen, ſo folgt doch daraus die Nichtexiſtenz deſſelben noch nicht. Ueberdies, wenn Sie nichts als Materie anerkennen wollen, ſo müſſen Sie auch die Gottheit zu einem materiellen Weſen machen, und dann wird ein Spinoziſt aus Ihnen.

Theokles.

Erlauben Sie, ſo weit ſind wir noch nicht. Sie nennen Geiſt ein Etwas, das nicht Materie iſt. Gut. Räumen Sie denn dieſem Etwas die Exiſtenz ein, nicht bloß die in der Vorſtellung, ſondern auch in der Wirklichkeit?

Damas.

Allerdings. Ein Etwas, das nicht in der Wirklichkeit exiſtirte, würde mir hier nicht helfen.

Theokles.

Alſo wäre dieſes wirkliche Etwas doch eine Subſtanz?

Damas.

Ja, inſofern es exiſtirt.

Theokles.

Kann aber eine Subſtanz exiſtiren, ohne einen Punkt im Raume einzunehmen, und einen Moment der Zeit auszufüllen?

Damas.

Nach menſchlicher Erkenntnißart iſt dies unmöglich.

Theokles.

Und als Menſchen müſſen wir doch nach menſchlicher Erkenntnißart urtheilen.

Damas.

Allerdings.

Theokles.

Folglich, wenn der Geiſt eine Subſtanz ſeyn ſoll, ſo muß er auch, als Subſtanz, einen Punkt im leeren Raume ausfüllen, und ein Moment der Zeit einnehmen. Was aber kann dieſes? Nichts anders, als das Materielle, und Sie müſſen alſo Ihren Geiſt entweder materiell machen, und das wäre, nach Ihrer Erklärung deſſelben, ein Widerſpruch, oder Sie müſſen ihm das Prädicat der Subſtanz, und mithin ſogleich die Exiſtenz in der Wirklichkeit abſprechen.

Damas.

Sie haben mich da freilich in ein Labyrinth geführt, woraus ich mich nicht finden kann. Die Exiſtenz eines immateriellen Weſens kann ich mir als Menſch nicht anſchaulich denken; aber auf der andern Seite, wenn ein Geiſt und ſeine Exiſtenz nicht gedenkbar ſeyn ſoll, was fangen wir dann mit unſerm Begriffe von der Gottheit an? Iſt denn dieſe auch ein materielles Weſen? Ich mögte doch nicht gern Spinoziſt werden, weil ich mich vor dem Namen fürchte.

Theokles.

Wer wollte ſich vor Namen fürchten? Wenn ich darum von der Wahrheit des Spinozismus überzeugt wäre, würde es mir ſehr gleichgültig ſeyn, was die Welt von mir ſagte: Plauderem mihi ipſe domi. Aber auch ich bin kein Spinoziſt, und Sie ſollen es noch weniger durch mich werden. Laſſen Sie uns einmal die Sache von einer andern Seite anſehn. Wofür halten Sie die Urſache im Menſchen, welche die Phänomene des Denkens und Handelns in ihm bewürkt? Halten Sie dieſe für ein leidendes oder thätiges Weſen?

Damas.

Natürlich für ein thätiges.

Theokles.

Was ſetzt Thätigkeit voraus?

Damas.

Eine Kraft.

Theokles.

Was iſt Kraft?

Damas.

Ein ſelbſtſtändiges Prinzipium der Bewegung, deſſen Daſeyn wir da annehmen, wo wir eine Folge von Veränderungen, entweder in der phyſiſchen oder intellectuellen Welt, beobachten.

Theokles.

Damit haben Sie mir bloß erklärt, wie wir auf eine Kraft ſchlieſſen, aber nicht, was Kraft ſey.

Damas.

Ich kann Ihnen nichts weiter erklären; das Weſen der Kraft kennt ja kein Menſch.

Theokles.

Alſo nur, weil wir Würkungen, Bewegungen finden, ſchlieſſen wir auf ein Prinzipium, das ſie verurſache. Die Natur dieſes Prinzipiums ſelbſt aber iſt uns verborgen. Nun ſagen Sie mir, was finden Sie bei dem Menſchen für Aeuſſerungen, die auf eine ſelbſtſtändige Kraft in ihm ſchlieſſen laſſen.

Damas.

Zuvörderſt die unwillkührlichen Lebensverrichtungen, das Schlagen des Herzens, das Verdauen der genoſſenen Speiſen, kurz alles, was zum thieriſchen Leben gehört, läßt mich auf eine beſondre Kraft ſchlieſſen, auf ein Lebensprinzipium, das in dem Mechanismus des Körpers, und in dem ätheriſchen Hauche, der dieſen Mechanismus bei ſeiner Erzeugung in Würkſamkeit ſetzte, gegründet iſt. Wiederum verrathen das Erkennen, das Verfolgen des Erkannten bis zu höhern Bedingungen, und die Aeuſſerungen des Willens, die von der Erkenntniß des Verſtandes abhängen, eine beſondre Kraft, die wir Denkkraft nennen. Unter beiden iſt diejenige die edelſte, welche die herrſchende iſt, und die andre zu ihren Beſtrebungen gebraucht, alſo die Denkkraft.

Theokles.

Von welcher Kraft wiſſen wir gewiß, daß ſie einmal aufhört zu würken?

Damas.

Von der Lebenskraft. Sie hört auf zu würken, ſobald der Mechanismus des Körpers zerſtört iſt.

Theokles.

Wiſſen wir es aber auch von der Denkkraft?

Damas.

Das Räthſel vermag ich nicht zu löſen.

Theokles.

Es läßt ſich vielleicht vermuthen, daß ſie einmal zu würken aufhören werde, doch nicht gewiß behaupten; denn die Denkkraft und Lebenskraft würken, ſo lange ſie in einer Subſtanz verbunden ſind, mit einander und durch einander; aber jede von ihnen würkt doch auch in derſelben Subſtanz gewiſſermaßen für ſich, und unabhängig.

Damas.

Allein, wenn die Lebenskraft ganz aufhört zu würken, ſollte damit nicht auch das Ende der Aeuſſerungen der Denkkraft verknüpft ſeyn?

Theokles.

Für unſre Beobachtung wohl, allein ob abſolut? iſt eine andre Frage. Eben weil der lebende Körper das Organ der Denkkraft iſt, wodurch ſie ihre Würkungen erweiſt, ſcheint es uns, daß, wenn der Körper ſtirbt, auch die Denkkraft aufhöre, die wir nur aus ihren Würkungen durch den Körper, ſo lange dieſe, vermöge des in ihm ſeyenden Lebensprinzipiums, für die Denkkraft, als äuſſeres Werkzeug, brauchbar war, erkannten. Aber der Künſtler kann fortexiſtiren, wenn auch ſeine Inſtrumente vernichtet ſind; und ſo, ſollt ich meinen, wäre es auch mit der Denkkraft, geſetzt, daß ihr Organ, der Körper, zerſtört würde.

Damas.

Nun, wir wollen die Fortdauer dieſer Denkkraft nach dem Tode einmal annehmen; worein würden Sie denn ihr Weſen ſetzen?

Theokles.

Das weiß ich nicht. Sie ſagten ja ſelbſt, das Weſen einer Kraft kenne kein Menſch. Beſſer, wir nennen daſſelbe ein unbekanntes Etwas, als wir nennen es Geiſt, das nur ein Titel ohne Gehalt iſt. Und ſo würde ich es auch mit dem Begriffe von der Gottheit machen. Die Gottheit iſt die Kraft aller Kräfte, und das unermeßliche Weltall iſt ihr Organ, wodurch ſie in die Unendlichkeit hin ihre Würkungen erſtreckt; denn nur aus den Würkungen erkennen wir eine Urkraft oder eine Gottheit, und denken Sie ſich einmal den Gedanken recht lebhaft; Sie werden eben ſo ehrfurchtsvoll niederfallen und anbeten, als ſonſt.

Damas.

Alſo nach dem Tode bliebe nur die Denkkraft des Menſchen übrig, das heißt, die Kraft zu erkennen, das Erkannte zu gebrauchen, und nach der Erkenntniß zu wollen; die Natur dieſer Kraft aber iſt unerforſchlich. —

Theokles.

Eben, weil ſie unerforſchlich iſt, nannte ich ſie vorher geiſtig. Ich dachte nicht, daß Sie einen andern Begriff mit dem Worte geiſtig verbänden, und bediente mich des Worts nur, weil ich kein anders zur Bezeichnung der Denkkraft, als Kraft, wußte; denn eigentlich giebt's gar keines dafür.

Damas.

Aber ich erinnere mich, Sie behaupteten auch, daß das Grundweſen des Menſchen, welches nach dem Tode übrig bliebe, nicht bloß geiſtig, ſondern zugleich materiell ſey?

Theokles.

Das hab' ich freilich behauptet; allein ich gab Ihnen dabei den Grund an, warum? Keine Kraft kann ohne ein materielles Subjekt ſeyn, wenn ſie fähig werden will, für unſre Erkenntniß ihre Würkungen zu erweiſen. Denken Sie ſich das Subject weg, und ſo mag die Kraft für ſich übrig bleiben, aber nach den Schranken unſers Verſtandes iſt ſie alsdann nicht mehr gedenkbar. Wollen wir uns alſo innerhalb dieſer Schranken halten, wie wir, als Menſchen, wohl thun müſſen, ſo müſſen wir auch der nach dem Tode übrig bleibenden Denkkraft des Menſchen ein materielles Organ einräumen.

Damas.

Aber die körperliche Maſchine verliert ja durch den Tod nichts von ihren Theilen. Der Abgang des materiellen Theils, der zum Grundweſen gehört, und ſich durch den Tod mit dieſem von dem Körper trennt, müßte doch bemerklich ſeyn, wenn gleich unmittelbar nach dem Tode das Gehirn zergliedert wird. Demungeachtet hat noch kein Anatom, ſoviel ich weiß, dieſen Abgang entdeckt.

Theokles.

Ganz richtig! Noch kein Anatom, ſo wie noch kein Menſch, hat auch je die feinſte und ſubtilſte Materie, die ſich denken läßt, erkannt. Das Subject der Denkkraft kann materiell ſeyn, und dennoch unſinnlich, das heißt, unerkennbar für einen menſchlichen Sinn. Und ſo nehmen ja die größten Phyſiologen auſſer den ſichtbaren Theilen des Gehirns noch eine feine Materie an, die ſie bald Lebensgeiſt, bald Aether nennen, und die man in dem todten Körper nicht mehr ſuchen müſſe. Den Urſprung der Ideen, deren die Seele ſich bewußt wird, erklären ſie aus den Schwingungen oder dem Drucke, der durch die Einwürkung der äuſſern Gegenſtände in dieſem ätheriſchen unſichtbaren Theile des Gehirns entſtehe. Sie legen nämlich dieſem ätheriſchen Theile eben die Elaſticität bei, wie der Materie des Lichts. Wenn man ſich nun dieſe ätheriſche Materie in ihrer möglichen und höchſten Feinheit denkt, ſo wird es wenigſtens nicht mehr ſo unbegreiflich, wie ſie im Moment des Todes aus dem Körper entfliehn könne. Ihr Einwurf alſo ſcheint mir die Behauptung noch nicht umzuſtoſſen, daß, wenn die Seele nach dem Tode exiſtirt, und zwar als eine Kraft, **wir** ihr auch ein Subject beilegen müſſen, weil **wir** uns ſonſt keinen Begriff von ihrer Exiſtenz zu machen im Stande ſind.

Damas.

Ich will es zugeben; aber **wo**, 'lieber Freund, an welchem **Orte** ſollen nun die Millionen von denkenden Subjecten exiſtiren, die vor uns ihre körperliche Hüllen verlaſſen haben, und ſie in den Jahrtauſenden der Nachwelt noch verlaſſen werden? Sie wiſſen, daß man ihnen bald die Luft, bald irgend einen Planeten oder Fixſtern zum Wohnplatze angewieſen hat. Ein neuerer Schriftſteller hat ſogar eine Wanderung der geiſtigen Weſen in Rückſicht auf den **Ort** angenommen, und glaubt, wir Menſchen mögten wohl ſchon im Monde exiſtirt haben, würden in der Folge in einen der Sonne nähern Planeten, und endlich in die Sonne ſelbſt verſetzt werden; natürlich denn weiter aus einem Sonnenſyſteme in's andre, damit es in den Ewigkeiten nicht an Reiſeſtationen fehle. Dieſe Ideen haben mir einmal viel Vergnügen gemacht, und der Dichter kann ſie vortreflich brauchen, aber ſie gehören zu den Seifenblaſen, wovon ich vorher ſagte. Das einzige, was ſich noch von dem Orte des künftigen Aufenthalts der Seelen mit Wahrſcheinlichkeit ſagen läßt, iſt wohl, daß ſie im Raume exiſtiren werden. Allein auch hier tritt eine große Schwierigkeit ein. Der Raum iſt unendlich, das heißt, ich kann ihn in meiner Vorſtellung nach allen Richtungen ausdehnen, und komme nie an die Gränze. Aus der Unendlichkeit des Raumes folgt Unendlichkeit der Materie; denn einen leeren Raum giebt es an und für ſich nicht; da Raum überhaupt an und für ſich nichts, ſondern bloße Bedingung der ſinnlichen Erkenntniß iſt. Wenn alſo die Materie unendlich ſeyn muß, ſo weiß ich nicht, wo die Seelen nach dem Tode, beſonders bei den Eigenſchaften, die Sie ihnen zuſchreiben, Platz finden werden. Eine jede muß doch einen Theil des Raumes einnehmen, ſey dieſer Theil nun auch ſo klein er wolle, und doch giebt es keinen Theil des Raumes, der nicht ſchon Materie enthielte, alſo nicht ſchon für die Aufnahme eines neuen Subjects verſchloſſen wäre. Da kommt der beſſer weg, der Unſterblichkeit der Seele überhaupt leugnet. Alsdann erſcheint das ganze Univerſum,

verſum, wie ein ewiger Kreislauf von Veränderungen, wo aus demſelben Stoffe unaufhörlich neue Geſtalten und Formen entſtehn, die ſich nach einiger Zeit in denſelben Stoff wieder auflöſen.

Theokles.

Fürchten Sie nichts. Wenn ich nur die Unſterblichkeit der Seele mit mathematiſcher Strenge beweiſen könnte; um den Ort ihres künftigen Aufenthalts würd' ich mir weiter keine Sorge machen. Wir können uns freilich denſelben nicht anders, als im Raume, denken, aber warum können wir das nicht anders?

Damas.

Weil uns die Sinne keine andre Vorſtellung von der Exiſtenz einer Subſtanz möglich machen.

Theokles.

Alſo ſind doch die Sinne nur allein an der Beſchränkung dieſer Vorſtellung ſchuld?

Damas.

Ich glaub' es.

Theokles.

Wie 'nun? wenn die Sinne aufhören, die Werkzeuge zu ſeyn, wodurch die Seele allein Vorſtellungen erhalten kann; wenn der Körper ſtirbt, und die Denkkraft ihn verläßt, und für ſich abſolute exiſtirt; ſollte ſie denn nicht eine andre Art von Exiſtenz ſich noch vorſtellen können, als die im Raume?

Damas.

Es kömmt darauf an, ob die Seele, wenn ſie vom Körper getrennt iſt, überhaupt noch neue Vorſtellungen bekommen kann, außer denen, die ſie ſchon hat?

Theokles.

Warum nicht? Kann ſie Vorſtellungen bekommen durch das Medium des Körpers; wie vielmehr muß ſie dieſelben bekommen, wenn dieſes Medium nicht mehr zwiſchen ihr und den Gegenſtänden iſt, die ſie ſich vorſtellt? In jenem Falle erhielt ſie dieſelben mittelbar; in dieſem unmittelbar; in jenem ſind die Vorſtellungen beſchränkt, in dieſem unbeſchränkt. Und vielleicht gehörte die Idee, daß Exiſtenz nur im Raume möglich ſey, zu den beſchränkten. Ganz anders wird dieſe Idee werden, wenn die Vorſtellung des Univerſums von der Seele unmittelbar empfangen, nicht erſt, vermöge der Sinn, gebildet wird.

Damas.

Sie nehmen alſo an, daß nach dem Tode, wenn die Denkkraft nicht mehr durch die Sinne eingeſchloſſen wird, ſie von dem Univerſum eine unbeſchränkte

Idee erhalten werde? — Gern würd' ich Ihnen das zugeben, wenn ich dann nur noch einen Unterſchied zwiſchen der menſchlichen Seele und der Gottheit aufzufinden wüßte. Bloß dieſe hat, menſchlich zu reden, eine unbeſchränkte Idee vom Univerſum; nach Ihrer Meinung aber ſoll die Seele nach dem Tode ſie auch haben; ſie wäre alſo in Anſehung dieſes Prädicats der Gottheit nicht nur ähnlich, was man allenfalls geſtatten könnte, ſondern ſogar mathematiſch gleich.

Theokles.

Sie haben mich nicht recht verſtanden, lieber Freund. Es war nicht die Rede davon, daß die Seele eine unbeſchränkte Idee des Univerſum im eigentlichſten Sinne, ſo wie ſie der Gottheit zukömmt, haben werde, ſondern nur, daß ihre Idee davon nicht mehr die Schranken haben würde, welche ſie hat, ſo lange die Seele dieſelbe durch die Sinne erhält. Ich behauptete, daß die Seele nach dem Tode, wo ſie die Feſſeln des Körpers abwirft, ſich eine andre Exiſtenz, als bloß im Raume, denken könne, und Sie zweifelten, ob die Seele überhaupt ohne Sinne neue Vorſtellungen empfangen dürfte. Dieſen Zweifel wollt' ich nur aus dem Wege räumen.

Damas.

Nun erſt begreif ich Sie. Sie meinen nämlich:

1) Wir Menſchen können uns, als Menſchen, die Exiſtenz der Seele nicht anders, als im Raume, vorſtellen.

2) Im Raume aber kann die Seele nicht ſeyn, weil die Materie ſchon unendlich iſt, und es gar keinen leeren Raum giebt, der nicht ausgefüllt werden könnte.

3) Gleichwohl fließt hieraus noch nicht, daß die Seele darum überhaupt nicht exiſtiren könne. Denn, daß wir uns Exiſtenz nicht anders, als im Raume, vorzuſtellen vermögen, daran ſind unſre Sinne ſchuld. Wenn die Seele dereinſt von dieſen nicht mehr gehindert werden wird, kann ſie ſich eine andre Art der Exiſtenz, als im Raume, vorſtellen, und folglich kann ſie doch ſeyn.

Theokles.

Jetzt faſſen Sie das Reſultat zuſammen. Daß die Seele nach dem Tode exiſtiren werde, haben wir vorausgeſetzt, wo ſie exiſtiren, und wie ſie exiſtiren wird, wiſſen wir nicht, und können es als Menſchen niemals ergründen.

Damas.

Wie wenig iſt es doch, was der Menſch von der Zukunft jenſeit des Grabes weiß! — Man ſollte das einem jeden ſagen. Denn ich habe Menſchen ſterben geſehn, welche die Todesangſt um deſto heftiger zerriß, weil ſie von dem Zuſtande, der ſie erwartete, mehr zu wiſſen glaubten, als ſie wirklich wußten.

Theokles.

Eine ſehr wahre Bemerkung, die Sie da machen! und woraus es ſich erklären läßt, daß oft religiöſe Menſchen, beſonders wenn ſie myſtiſche Religionsbegriffe haben, grade am unruhigſten ſterben.

Damas.

Natürlich; es iſt gewiſſermaßen Vorurtheil, daß der Tugendhafte immer ein ſanftes Ende nehme. Es hängt alles von der Reihe der Bilder ab, welche der Seele in der Todesſtunde vorſchweben; manches auch von momentanen Eindrücken; denn dieſe können dem edlen Mann ſo gut, wie dem Böſewichte, den Tod ſchrecklich machen. Einer meiner geliebteſten Freunde träumte kurz vor ſeinem Tode, er ſey ſchon in der Hölle, und alles Zureden konnte ihn nicht zu ſich ſelbſt bringen. Nachher entdeckte ich, daß die Urſache dieſer ſeiner peinigenden Vorſtellung ein Feuer war, welches nicht weit vom Bette im Camine brannte, und wovon die Flamme ihm in die Augen ſchien. Das Feuer wurde ausgelöſcht, und er ward ruhiger. Nach einiger Zeit war der Tocht des Lichts ſehr lang geworden; ich putzte das Licht, und es verbreitete ſich plötzlich eine ſanfte Helle im Zimmer. Auf den Sterbenden machte dies den glücklichen Eindruk, daß er ſich einbildete, ihm ſey die göttliche Gnade erſchienen, und er werde ſelig werden. Im Entzücken darüber ſtarb er. —

Theokles.

Wir ſind von unſerm Zwecke abgekommen. Es iſt freilich wenig, was der Menſch von dem Zuſtande jenſeit des Grabes weiß, aber aus dem Wenigen laſſen ſich doch einige fruchtbare Folgerungen ziehen.

Damas.

Und was wären das für welche?

Theokles.

Erſtlich. Die Denkkraft ſtrebt hienieden nach Erkenntniß des Wahren, Guten und Schönen; das wird ſie auch jenſeit des Grabes thun.

Zweitens. Je mehr einer hienieden ſeine Denkkraft geübt, und je beſſer er ſie angewandt hat, auf einer deſto höhern Stufe der Vollkommenheit und Glückſeligkeit wird er nach dem Tode ſtehn.

Drittens. Je reiner, je edler, je erhabner die Vorſtellungen ſind, die ein Menſch hier im Leben eingeſammelt hat, deſto ſchönre Früchte werden ſie ihm nach dem Tode bringen.

Viertens. Folglich wird das Bewußtſeyn der Tugend beſeligen, und das Bewußtſeyn des Laſters foltern; und da, wo Sinnlichkeit den Tugendhaften nicht mehr zerſtreun, und den Laſterhaften nicht mehr betäuben kann, iſt dies Himmel und Hölle genug.

Damas.

Noch eins; glauben Sie auch, daß wir nach dem Tode uns wiederſehn werden?

Theokles.

Ob wiederſehen? — Das wird von den Organen abhängen, worin die Denkkraft nach dem Tode gehüllt werden wird. Aber, wenn die Freundſchaft unſre Geſinnungen harmoniſch macht, wenn wir ſympathetiſch empfinden, wenn wir gemeinſchaftlich nach dem höchſten Wahren, Guten und Schönen ſtreben, wenn wir uns zur Anbetung des Unendlichen vereinigen, dann werden wir uns wieder erkennen, wenn wir uns auch nicht wiederſehen.

Göttingen.

Buhle.

Zur
Seelenheilkunde.

Die Beiträge zur Seelenheilkunde ſind bisher immer noch die wenigſten geweſen, obgleich grade dieſes Feld in einem Magazin der Erfahrungsſeelenkunde am meiſten bearbeitet zu werden verdiente. Jeder Menſch liegt an irgend einer Idee, an irgend einer Lieblingsgrille krank, und es iſt uns unendlich viel daran gelegen, ſonderlich bei der Erziehung, zu wiſſen, wie dieſer oder jener von jener Krankheit geheilt wurde, durch welchen Ideenumtauſch ſeine Vorſtellungskraft eine beſſere Richtung bekam, was Zeit, Umſtände, Umgang, Lectüre dazu beitrugen, und wie überhaupt der menſchliche Geiſt nicht nur vor Irrthümern in frühern Jahren bewahrt, ſondern auch in ſpätern, ſonderlich wenn jene Irrthümer einen großen Einfluß auf's practiſche Leben hatten, davon zurück gebracht werden konnte.

Die Curen der Seele haben viel Aehnlichkeit mit der Heilung körperlicher Krankeiten. In beiden Fällen muß der Patient oft Arzeneien gebrauchen, die ſehr bitter ſind, wenn ſie eine gute Würkung haben ſollen. Am bitterſten kommen uns gemeiniglich die Heilmittel gegen die Krankheiten der

Seele vor; theils weil die wenigſten Menſchen — ſo ſehr es auch andre bemerken, an ihrer Seele krank zu ſeyn glauben, und alſo ſich gegen die ihnen angebotenen Mittel ſträuben; theils auch, weil die wenigſten Seelenärzte ihre Patienten mit weiſer Schonung zu heilen wiſſen, ſondern nach einer Methode verfahren, die den Schwächen jener unangemeſſen iſt, und die Wunden mehr aufreißt, als heilt.

Welcher Menſchenfreund wird ſich nicht betrüben, wenn er um ſich herſchaut, und bemerkt, daß die meiſten Leiden, die die Menſchheit drücken, von uns ſelbſt herrühren, daß ein Theil derſelben ſich durch einen unerſättlichen Ehrgeiß, durch eine traurige Habſucht nach Titeln, Ehrenſtellen, Belohnungen höchſt unglücklich macht, und oft ſeine heiligſten Pflichten jenen Leidenſchaften, die eine geſunde Philoſophie nicht billigen kann, aufopfert; daß ein andrer Theil von Menſchen durch einen überſpannten Grad der Sinnlichkeit vor der Zeit verwelkt, und alle Kraft in Thätigkeit, allen Einfluß in's Beſte der Geſellſchaft durch einen erſchlafften Körper, durch einen noch erſchlafftern Geiſt verliert; daß wieder andere durch eine giftige Verläumdungsſucht, durch einen unauslöſchlichen Hang zum Betrügen und die Wahrheit zu verſtecken, ihr Glück untergraben, und die Zufriedenheit vieler andern vielleicht auf immer ſtören; daß überhaupt die Unmäßigkeit der Leidenſchaften und das aufgehobene

Gleichgewicht der menſchlichen Seelenkräfte an allen den Uebeln Schuld ſind, die von uns ſelbſt herrühren, und den Erdkreis überſchwemmen. — — Und welcher Menſchenfreund wird, durch dergleichen Beobachtungen veranlaßt, nicht wünſchen, daß durch eine genaue Kenntniß des menſchlichen Herzens immer mehrere Heilmethoden jener Seelenkrankheiten in Gang gebracht werden mögten, und daß vornehmlich jeder aufgeklärte Erzieher es ſich zur Pflicht machen mögte, auf die Mittel, Umſtände, Lagen, Ideenverbindungen, moraliſchen Gefühle Acht zu geben, wodurch die Seele nach und nach, oder auch auf einmal zu einem geſunden Selbſtbeſinnen kommt.

Ich habe ſo manchmal darüber nachgedacht, woher es doch kommen möge, daß bei aller neuen Erziehungskunſt und Aufklärung, wenn man das Ding beim Lichte betrachtet, die Menſchen doch noch nicht viel beſſer geworden ſind, und zu werden ſcheinen, und ich habe gefunden, daß noch nicht die genauſte Aufmerkſamkeit auf die Bildung junger Seelen gewandt werden müſſe. Bei noch genauern Beobachtungen, und durch den Umgang mit vielerlei Erziehern und Zöglingen habe ich vornehmlich wahrgenommen, daß man den erſten verſteckten Keimen des moraliſchen Uebels in den Kinderſeelen nicht nur nicht fleißig genug nachſpürt, ſondern auch bei den erſten Aeußerungen der Sinnesluſt,

nesluſt, des Ehrgeizes, der Rechthaberei, des Eigenſinnes, der Spottſucht und anderer Herzensſeuchen zu ſorglos iſt, und das Uebel nicht auf eine weiſe und geſchickte Art in der Geburt zu erſticken ſucht. Man arbeitet immer zu ſehr im Ganzen, hemmt nur den Ausbruch grober Fehler, und läßt die Cultur des beſondern Menſchen, oder jeder ſeiner individuellen Leidenſchaften liegen. Freilich koſtet dies ſehr viel Menſchenſtudirung, ſehr vielen pädagogiſchen Fleiß; allein der Garten wird immer verwildert bleiben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgeriſſen wird, und hie und da Neſſeln ſtehen bleiben, die man auszureiſſen nicht der Mühe werth achtet.

Wie äuſſerſt intereſſant müßte es daher nicht ſeyn, wenn mehrere aufmerkſame Menſchenkenner und Erzieher die Mittel der Welt bekannt machen wollten, wie ſie dieſe und jene Leidenſchaft ihrer Zöglinge zu beſſern, zu mildern, und ihr eine gute Richtung geben lernten. Z. B. Wie ſie ein eigenſinniges Kind von ſeinem Eigenſinn; eine Gemüthsart, die überall das Lächerliche aufſucht, von dieſem Uebel; einen Knaben oder Mädgen von ihrer Verſtellungskunſt, wieder ein anders von der Neigung zu lügen u. ſ. w. geheilt haben. Eben ſo wichtig für die Belehrung der Menſchen würden getreue Darſtellungen von ſchon erwachſenen Männern und Frauenzimmern ſeyn: wie ſie nach und nach über ſo manchen Fehler ihres Herzens Herren wurden, und **wie** es ihnen gelang, durch die Stimme der Vernunft das Gewicht der Leidenſchaft zu unterdrücken. Je genauer dergleichen Schilderungen wären, je nutzbarer würden ſie ſeyn, und je leichter würden andere Menſchen in ähnlichen Lagen dadurch zu gleichen Siegen über ihre Fehler vermogt werden. Wir werden ſelten dadurch zu einer moraliſchen Beſſerung gebracht, wenn man uns gradezu die Mittel und Regeln **vorſchreiben** will. Stärker und mächtiger würken auf uns Beiſpiele und Schilderungen von andern Perſonen, worin wir uns gleichſam wie in einem Spiegel erblicken, und ohne daß ſie an uns gerichtet zu ſeyn ſcheinen, uns nicht ſelten die edelſten Entſchlieſſungen ablocken.

Ich bitte und ermuntre die bisherigen Mitarbeiter dieſes Magazins, in ihrem Kreiſe, in ihrem Umgange und ihren Verhältniſſen auf die Mittel aufmerkſam zu ſeyn, wodurch Menſchen von verjährten Fehlern des Herzens zurückkamen, oder auch davor bewahrt wurden, und jede ihrer Beobachtungen und Entdeckungen wird gewiß den Leſern der Erfahrungsſeelenkunde äußerſt willkommen ſeyn.

P.

Zur
Seelenzeichenkunde.

Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobachters Seinſelbſt.

Die Furcht, lieber alles in der Welt als eitel, ſchmeichleriſch und heuchleriſch zu ſcheinen, hat mich von unzähligen, wenigſtens geſetzmäßigen (wenn auch nicht der Quelle nach tugendhaften) Handlungen, beſonders ſolchen, die an Großmuth gränzen, zurückgehalten. Denn der mögliche Gedanke andrer, ich wolle beſſer ſcheinen, als ich ſey, war mir unerträglich; lieber wollte ich in der behaglichen Mittelmäßigkeit bleiben. Aber iſt nicht eben dieſe Furcht ein Beweis von einer raffinirten Eitelkeit, und daß ich eben deswegen den Schein derſelben haßte, weil ich wirklich eitel war? Zugleich iſt's aber auch ein Beweis, daß ich mit ziemlicher Kälte viel über einen Entſchluß zu denken pflegte, und über dem Denken die Wärme zum Handeln verlor.

Bei Anton Reiſers Bemerkung (Th. 3. S. 176): „Myſtik und Metaphyſik treffen in ſo fern wirklich zuſammen, als jene oft eben das vermittelſt der Einbildungskraft zufälligerweiſe herausgebracht hat, was in dieſer ein Werk der nachdenkenden Vernunft iſt,“ fielen mir Kants Träume eines Geiſterſehers ein, in Beziehung auf ſeine jetzigen Schriften. Kant realiſirt jetzt durch ernſte, kalte Philoſophie ſeine Phantaſieen und Träume; welches um ſo begreiflicher iſt, da in jenem Buche doch ein Philoſoph phantaſirt hat, und dieſe ſollen ja wohl öfters im Traume beſſer als im Wachen räſonniren. Vielleicht wahrer, inniger, origineller! Ob ich gleich kein Philoſoph bin, ſo hab' ich doch oft die erhabenſten, größten und befriedigendſten Blicke und Ueberſichten im Schlafe — vielleicht ſind ſie aber nur alsdann im Verhältniß zu der ſchwächern und mattern Denkkraft größer, erhabner und befriedigender: denn dasjenige, deſſen ich mich am Morgen noch deutlich davon erinnere, hat doch bei weitem dieſen Werth nicht, den ich am Abend vorher zu fühlen glaubte, vielleicht weil ich früh mehr als Abends verlangte.

Beobachtungen über meinen Charakter: Wenig feine Empfindungen — wenig Rührung — intenſiv und extenſiv ſchwache Phantaſie — ſchweres Denken; mühſames Schreiben — abſtractes und ſubtiles Denken, zuweilen Spitzfindigkeit — Unglaube und Zweifelſucht — Kälte, langſame Prüfung, Furcht vor Uebereilung und Schwärmerei;

rei; beinahe Aergerlichkeit über den, mit dem ich nicht ſympathiſiren kann. — Achtung für's Gute, ſo fern es recht und erhaben iſt. — Gewohnheit, das Mangelhafte, die Schranken des Guten und Böſen zu bemerken. — Mäßigung in der Liebe und im Abſcheu, Billigkeit, affectfreies Urtheil — Gewohnheit, Unähnlichkeiten ſchnell zu bemerken, Scharfſinn. — Unterlaſſungsſünden aus Mangel an Eifer. Dieſe halte ich meiſt für ſchlimmer, als Begehungsſünden aus Stolz und gröberer Sinnlichkeit. — Uebergewicht der vorſtellenden Kräfte. — Hang zur Sonderbarkeit. — Langſamer Wechſel der Vorſtellungen. — Feſtigkeit einmal befeſtigter Neigungen und Gewohnheiten, weil ſolche Lagen der Vorſtellungen, worin Neigungen anfangen, ſelten ſind, alſo leichter vorhandne fordauern, als neue entſtehen. — Abſondrung des Denkens vom Empfinden und Handeln. — Feſte Freundſchaft. Wenn auch äuſſere Urſachen Trennung veranlaſſen, und die Empfindung geſchwächt iſt, ſo iſt doch die innerſte verborgne Neigung kaum zu erſchüttern. — Wenig Eitelkeit, viel Stolz — Lebhafte Aeuſſerung und Gefühl eigner Mängel; Verbergung des Guten; eine gewiſſe Scham, gut zu ſcheinen, und Empfindungen, Eifer mit Worten zu zeigen, die Beifall erhalten könnten. — Schwierigkeit, ſich jedesmal in die gehörige Stimmung zu verſetzen. — Schwäche des Triebs, andern zu gefallen, in gewiſſen Stücken. —

Ich denke mehr in Geſellſchaft, und fühle mehr in der Einſamkeit. Der abweſende Freund iſt mir mehrentheils wichtiger und intereſſanter, meine Empfindungen für ihn zärter, zuweilen gar enthuſiaſtiſch, als der Freund, mit dem ich eben ſpreche. Es iſt, als wenn mich etwas gewaltſam zurückzöge, wenn ich Freundſchaftsgefühle in Worten ergieſſen will; ich fürchte, zu wenig zu ſagen, und doch vielleicht dem Freunde mehr ſagen zu ſcheinen, als ich empfand. Will ich's doch, ſo erkaltet mit den Worten die Empfindung. Eine verworrne Empfindung von Schaam unterdrückt den Ausbruch von Gefühlen für's Gute, wo ein Zeuge dabei iſt, und dieſe Scham ſchwächt auch ſo lange die Empfindung ſelbſt. In erwachſenen Jahren hab' ich auch vielleicht nie aus eigner Rührung oder Mitleid in andrer Gegenwart geweint, ſelbſt da, wo ich mit dem innerſten Gefühl den Gedanken verband, daß vielleicht eine Thräne des Mitgefühls Troſt für den geliebten Leidenden ſeyn würde. Kaum war ich allein, ſo ergoß ſich das volle Herz in einen Strom von Thränen.

Die männlichen Eigenſchaften des Geiſtes zogen mich immer am ſtärkſten an. Standhaftigkeit, Feſtigkeit, Duldſamkeit und Muth waren mir ſehr bald die verehrungswürdigſten Eigenſchaften eines Mannes, und ich dachte mir immer künftige Lagen meines erwachſenen Alters, wo ich dieſe auf eine recht auszeichnende und glänzende Art ausüben und zeigen wollte; doch lag mir an dem Fecisſe beinahe mehr. Der Umgang mit kleinen Kindern war mir mehrentheils zu fad, und ein Erwachsner, der mich in eine ernſthafte Unterredung zog, erwarb ſich dadurch meine ganze Zuneigung. Jede eigentlich kindiſche Behandlung, die manchmal captatio benevolentiae ſeyn ſollte, würkte grade das Gegentheil; ich fühlte mich gedemüthigt. Es war mir faſt immer ärgerlich, wenn ich aus der Geſellſchaft der Erwachsnen unter die Kinder verwieſen wurde.

Wie kommt's, daß mich in Wiſſenſchaften, die ich eigentlich ſtudire, nicht bloß im Vorbeigehn anſehe, beinahe nichts, was ich gearbeitet vorfinde, nur zur Hälfte befriedigt, daß mir's, wenn's Andre noch ſo gut finden, doch das Rechte nicht iſt, und ich immer eine — oft nur dunkle, aber äuſſerſt lebhafte — Ahndung von etwas Beſſerm fühle, die mir den Genuß deſſen, was da iſt, zur Hälfte verdirbt, und macht, daß ich's auch nicht ſo fortpflanze und brauche, wie es wohl gut wäre. Wo es dann geſchehen muß, weil ich nichts Beßres weiß und habe, da geſchieht's doch mit Widerwillen und Unluſt, deren unzeitigen Ausbruch ich oft gewaltſam hemmen muß. Iſt das Seelenkrankheit, oder was ſonſt?

An dem Mangel an Wärme und Enthuſiasmus für's Gute, beſonders für's Moraliſche, iſt mein Hang zum Speculiren, zum Auflöſen und Zergliedern, zum allgemeinen, abgezognen Denken, vornehmlich ſchuld. Geſpaltne Strahlen wärmen minder als vereinte, und geſpaltne Gedanken können das Herz nicht erwärmen, und ein kühles Herz kann nur aus Eitelkeit Eifer heuchlen. Ich finde immer Bedenklichkeiten gegen die Reinheit und den ächten Gehalt des Guten, und kann mich nicht ſchnell und feurig dafür intereſſiren. Ich finde es oft verdächtig, wenn auch das Herz zu wallen anfängt, dieſen Aufwallungen mich preiß zu geben; beſonders hält mich aber die Erinnerung an etwas zurück, das ſich meiner öftern Bemerkung dargeboten hat. Ich meine dieſes, daß wir öfters, um das glänzende Gute zu thun, einen Theil der Erfüllung unſrer ſtillen, eingeſchränkten, nahen, aber deshalb nicht unheiligen Pflichten aufzuopfern pflegen. Ich bin eingeſchränkt, und fühle es, daß ich's bin, und will nicht weiter würken, als ich kann. Es iſt auch eine Art von Aufopferung, und die unedelſte Art derſelben wohl nicht, auf große Tugenden Verzicht zu thun, um die kleinern zu behaupten, und es iſt eine Art von geiſtiger Enthaltſamkeit, die mir ſo wichtig ſcheint, als die körperliche nur immer ſeyn mag, welche darin beſteht, ſeiner Sittlichkeit keinen höhern Schwung geben zu wollen, als man, ohne Schwindel und gefährlichen Fall zu befürchten, jetzt eben aushalten kann. Auch der Trieb nach Erhöhung ſeiner edelſten Vollkommenheit, das heißt, der ſittlichen, kann durch Ausſchweifung und Ueberſchnellung ſeinen eignen Endzweck aufhalten und hindern. — Der andre Hauptgrund meiner Kälte bei Veranlaſſungen, wo ich hätte warm ſeyn ſollen, iſt der Mangel an Biegſamkeit und Geſchmeidigkeit meines Charakters, die mühſame und ſchleppende Umſchmelzung der Geſtalt und des Tons meiner Vorſtellungen. Ich bin eben in andre Gedanken vertieft, in fremdartige Betrachtungen und Gefühle hineingezogen, die meine ganze Vorſtellungskraft noch beſchäftigen und feſſeln. Nun kann nichts tiefe Eindrücke auf meine Seele machen, alles Heterogene wird abgeſtoßen, oder in meinen vorigen Gedankenkreis hineingezogen, wo es nun ganz anders ausſieht, und ganz etwas anders würkt, als wenn außer dieſer und in einer ganz andern Verbindung es mir ſich darſtellte. Am kältſten werde ich, wo die Begriffe des andern, mit dem ich eben zu thun habe, mir zu idealiſch, ſeine Foderungen übertrieben, der Eifer ſchwärmeriſch und von keiner allſeitigen Vorſtellung der Sache, wie ſie in der wirklichen Welt iſt und ſeyn kann, begleitet zu ſeyn ſcheint.

M.

Belag

zur

Geſchichte der Ahndungen.

Die Ahndungsgeſchichte, welche Herr Bartels in ſeinen Briefen über Calabrien und Sicilien *) S. 408. ff. erzählt, verdient ſehr, in Ihrem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde aufbewahrt und pſychologiſch beleuchtet zu werden; ob das Phänomen gleich ſelbſt nicht ſo unerklärbar ſeyn mag, als Herr Bartels glaubt. Hier iſt die ganze Stelle:

„Es ſcheint, es liegen noch Kräfte in den Menſchen, bis zu deren Entſtehungsquelle bis jetzt das Auge des ſcharfſinnigſten Pſychologen nicht hat dringen können, und unter dieſe gehört das Vermögen der Vorahndung oder der Vorempfindung zufälliger künftiger Dinge, bei nicht erhitzter Einbildungskraft. Alle die Hokus Pokus der Somnambuleurs und ihrer Lehrer laſſen ſich bis jetzt noch wohl, ſo viel ich glaube, durch Erhitzung der Einbildungskraft, Anſtrengung der geſchwächten Nerven, und Reiz des Zeugungstriebes, hervorgebracht gedenken; — aber daß

---

*) Göttingen. 1787. 8. 1ſter Theil.

daß eine Frau alle die Schrecken des Erdbebens im Schlaf vorausſah, und ſie anzeigte, ihre Phantaſie nicht erhitzt war, wie ſie dies that, man auch gar nicht weiß, wie durch Ideenaſſociation die Vorſtellungen grade jetzt in ihr erregt werden konnten, und ſie doch alles vorher ſah, und vorher verkündigte, das bleibt mir ein unerklärliches Phänomen. Sonderbar aber iſt's, daß der größte Theil ähnlicher Entdeckungen faſt immer an Weibern gemacht wird, oder es faſt immer alte abgelebte Menſchen, oder von zerrüttetem Nervenſyſtem ſind, bei denen wir dieſe Kräfte bemerken. Komme dieſe Kraft woher ſie wolle, folgende Geſchichte iſt unläugbar wahr. (Ich habe verſchiedene Zeugen davon geſprochen, und die Erzählung ſteht ſelbſt ungefähr eben ſo in der Beſchreibung des Erdbebens von der Akademie). Donna Lukrezia Ruffo, eine ſiebenzigjährige Frau, ſah im Schlaf eine Nacht zuvor alle Schrecken des Erdbebens (1783), und ward dadurch ſo erſchüttert, daß ſie mit einem heftigen Klaggeſchrei erwachte. Ihre Familie, aus dem Schlaf geſtört, eilte furchtvoll zu ihr hin, und wie ſie ihr die Urſache erzählte, und beſonders eine genaue Beſchreibung von der Seerevolution gab, ward ſie verlacht. Ihr Schwiegerſohn war hernach einer von denen, der ſehr vom Meere gemißhandelt, verſchlungen und wieder ausgeworfen ward, dann ſich in eine Menge Netze verwickelte, und beinah ſo auf die traurigſte Art erſtickte." So weit der Reiſebeſchreiber.

Wenn auch die Sache, wie ſie hier erzählt wird, buchſtäblich wahr ſeyn ſollte (ſo leicht auch ſonſt den Reiſebeſchreibern etwas Wunderbares und Seltſames aufgebunden wird, — wovon faſt alle Reiſebeſchreibungen die deutlichſten Beweiſe enthalten): ſo ſcheint ſie doch für die Ahndungen nichts zu beweiſen. Wer weiß denn erſtlich gewiß, daß die Frau von aller erhitzten Einbildungskraft frei war, als ſie den Traum hatte? Wer weiß, welche Bilder, Beſchreibungen und Erzählungen von vergangenen Erdbeben ihr grade damals vorſchwebten, als ſie einſchlief? In einem Lande, wo dergleichen ſchreckliche Naturphänomene öfter vorfallen, wo man die Kinder ſchon von Jugend auf mit Erzählung derſelben unterhält, — iſt's ja wohl nichts unnatürliches, von einem Erdbeben zu träumen. Die Frau war ohnedas alt; folglich ſehr wahrſcheinlich von einer ängſtlichen und furchtſamen Gemüthsart, und von ſchwachen Nerven; — wie viele alte Weiber mögen dort von Erdbeben träumen! Alſo in dem Traum ſelbſt liegt nichts ungewöhnliches, nichts unerklärbares. — Aber ſie ſah alle Schrecken des nachher erfolgten Erdbebens vorher? — Wenn ſie einmal von einem Erdbeben träumte, ſo war es wieder ſehr natürlich, daß ihr die Phantaſie die Schrecken deſſelben vormalte; — ſie ſah vermöge dieſer Phantaſie Häuſer umſtürzen, Feuer aus der Erde hervorbrechen, die See in heftige Bewegung gerathen, und was ſich ſonſt bei einem Erdbeben ſchreckliches zutragen könnte. Alles dies waren natürliche Folgen einer einmal durch die Einbildungskraft entſtandenen Ideenaſſociation, die man hier freilich, ſo wie überhaupt die Folge der Traumideen bei den meiſten Menſchen, nicht beſtimmt angeben kann, weil die Seele im Schlaf über ſich ſelbſt zu reflectiren nicht ſehr aufgelegt iſt. — Aber ſie ſahe die Schrecken **dieſes wirklichen** Erdbebens vorher? Hier entſteht nun die große Frage, die uns der Verfaſſer nicht beantwortet, ob ſie die Schrecken des geträumten Erdbebens nur **überhaupt**, oder nach allen **einzelnen Umſtänden** ſo genau beſchrieben habe, daß man die Erfüllung des Traums ſelbſt im Detail nicht läugnen konnte. Jene Beſchreibung **überhaupt** würde nichts beweiſen; denn alle Erdbeben haben ja wohl in Abſicht des mit ſich führenden Schrecklichen eine Aehnlichkeit mit einander, — ja ſelbſt bei einer **genauern Erfüllung** einzelner geträumter Umſtände, die hernach beim Erdbeben wirklich vorfielen, konnte ſich vieles noch durch einen bloßen **Zufall** ereignen, — vieles konnte das alte Weib auch hinterher geträumt **zu haben** glauben, was ſie nicht geträumt hatte, wie gemeiniglich zur Erfüllung eines bedeutenden Traums ſo manches **hinterher** zugeſetzt wird, um dem Dinge ſo recht den Anſchein einer Ahndung zu geben.

Das, was bei der angeführten Erzählung am auffallendſten iſt, beſteht darin, daß die Donna

Ruſſo grade die **Nacht vorher** von dem Erdbeben träumte. Allein, ſollte man hiervon nicht lieber einen **phyſiſchen Grund**, als gewiſſe geheime Kräfte der Seele anzugeben ſuchen, die doch, ſo lange wir die denkende Subſtanz des Menſchen nicht genauer kennen, — nichts als eine Hypotheſe bleiben werden, die durch die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren ihre vornehmſte Stärke erhält. Wenn die Idee von einem Erdbeben in der Seele der ſiebenzigjährigen Frau entſtand: ſo konnte die Veranlaſſung dazu aus einem **phyſiſchen Vorgefühl** von jener ſchrecklichen Revolution entſtehn, welches ſich mehrere Tage vorher nicht nur bei Menſchen, ſondern ſogar bei Thieren zu äuſſern pflegt, wie ich aus mehrern Erzählungen von gebornen Italiänern und glaubwürdigen Männern weiß, die jenes ängſtliche Vorgefühl wirklich empfunden haben. Nach der Erzählung dieſer Männer fühlen viele Menſchen vor einem bald entſtehenden Erdbeben eine innere Bangigkeit, eine Mattigkeit in ihren Gliedern, ein ſchweres Athmen, welches wohl von der Veränderungen der Luft abhängen mag, die vor jedem Erdbeben hergehn ſoll. Herr Bartels läugnet, daß wenigſtens beim letztern Erdbeben die Menſchen nichts davon vorher empfunden hätten; — aber wie leicht konnten ſelbſt die **Vorzeichen** an Thieren einen ängſtlichen Traum über eine nahe bevorſtehende Erdrevolution hervorbringen, und die Veranlaſſung zu der Ideenaſſociation bei der Donna Ruſſo werden, die ſich der Verfaſſer nicht erklären kann, da ſie doch ſehr natürlich in jenen Vorzeichen liegen konnte.

Nachdem er die Lufterſcheinungen, die der Aberglaube in dortigen Gegenden für Vorzeichen halten wollte, als ſolche geläugnet hat, fährt er ſo fort: „Merkwürdiger ſind unſtreitig die Vorempfindungen, die ſich an lebenden Geſchöpfen zeigten. Nur der Menſch blieb von dieſen Vorgefühlen frei; — (aber alle, und ein jeder? — wer kann das beſtimmen?) weder auf ſeinen Körper, noch auf die Heiterkeit ſeines Geiſtes hatte es den geringſten Einfluß; ſeine Empfindungsnerven wurden durch das, was in den Thieren die quälendſte Unruhe veranlaßte, nicht gerührt: ein Beweis, wie weit ſchärfer das Perceptionsvermögen durch den äuſſern Sinn bei den Thieren als bei den Menſchen iſt. Aber auch bei den Thieren ſelbſt nahm man hier eine große Verſchiedenheit wahr. Bei einigen äuſſerte es ſich früher, ſchneller und heftiger, bei andern ſpäter, langſamer und gelinder. Dieſe Begebenheiten ſind zu ſonderbar, als daß ich Ihnen nicht das, was ich davon zuverläſſig weiß, mittheilen ſollte. Die Fiſche im Meer ſchienen kurze Zeit vorher, und während der ganzen traurigen Periode, wie in einem Taumel zu leben, eilten unruhig im Waſſer, häufiger als ſonſt, in die Netze der Fiſcher, und büßten ihre Vorempfindung durch einen frühen Tod.

Die Vögel in der Luft durchkreuzten, wie von irgend einer Furcht gejagt, ſchreiend die Luft, und auch ſie ſchienen weniger ſchlau, den Fallſtricken der Menſchen entgehn zu können: eben die Unruhe bemerkte man an Gänſen, Tauben, Hünern u. ſ. w. Unter den vierfüßigen Thieren ſchienen Hunde und Eſel die zu ſeyn, auf die dies Vorgefühl am früheſten und heftigſten würkte; ſie liefen mit wildem ſtarren Blick furchtſam umher, und füllten mit ſchrecklichem Geheul und Geſchrei die Luft. Pferde, Ochſen, Mauleſel und andre ähnliche Thiere zitterten vorher am ganzen Körper, ſtampften wiehernd und brüllend den Boden, ſpitzten die Ohren, und ihr Auge rollte ſtarr und argwöhniſch umher. In dem ſchrecklichen Moment ſelbſt ſtemmten ſie die Beine auf dem Boden von einander, damit ſie ſich vor dem Fall ſicherten, und doch wurden ſie oft niedergeſtürzt. Einige ſuchten kurz vorher vergeblich zu fliehen, wurden aber von dem Toben der Erde erreicht, und blieben unbeweglich ſtehn. Die Schweine ſchienen am wenigſten dies Vorgefühl zu äuſſern; aber die Katzen, obgleich ſpäter, als die Eſel und Hunde, doch ſehr heftig. Sie krümmten ſich, ihr Haar fing an ſtarr wie Borſten empor zu ſtehn, ihre Augen wurden blutig und wäßrig, und ſie ſtellten ein ſchreckliches Klaggeſchrei an.

Daß übrigens obige Ahndungsgeſchichte der Donna Ruffo durch Zeugen beſtätigt wird, die der Verfaſſer darüber geſprochen haben will, thut zur Verificirung einer wirklichen Ahndung nichts. Waren jene Zeugen aufgeklärte Leute, lieſſen ſie ſich nicht hintergehn, waren ſie nicht ſchon für die Ahndungsgeſchichte eingenommen, und hatten ſie das Ding mit philoſophiſcher Aufmerkſamkeit geprüft? Die Menſchen werden nur zu leicht betrogen, wenn es auf Wundererzählungen ankommt, und der ſcharfſinnigſte Kopf muß grade alsdann ſelbſt ſehr auf ſeiner Hut ſeyn. Die Akademie zu Neapel hat die nämliche Geſchichte erzählt, und faſt eben ſo, wie der Verfaſſer; aber — wie oft haben ſich die hochlöblichen Akademieen täuſchen laſſen!

Ich merke noch gefliſſentlich die Stelle aus des Verfaſſers Briefen an, daß nämlich dergleichen Phänomene faſt immer an Weibern, an abgelebten und nervenkranken Perſonen jene Vorherſehungskräfte bemerkt werden ſollen. Ich glaube aber, daß uns auch nichts als dieſe Bemerkung ſelbſt gegen dieſe Kräfte mißtrauiſcher machen ſollte. Die weibliche Phantaſie iſt, nach dem Zeugniß aller Pſychologen und aller Zeiten, der größten Ausſchweifungen fähig. Die Schwärmerei jeder Art hat immer in der Seele des andern Geſchlechts eine freundliche Aufnahme gefunden, und die Geiſterſeherei, Traumdeuterei, Ahndungswuth, Vorherwiſſerei wird nie ausſterben, ſo lange es Weiber giebt. — Abgelebte Perſonen ſind ſchon darum nicht mehr gültige Zeugen ihrer ſchwärmeriſchen Ausſagen, von gewiſſen an ſich bemerkten ſonderbaren Phänomenen, weil ſie oft die Schwäche des Geiſtes an richtigen Unterſuchungen hindert, weil das Alter ſehr abergläubig, furchtſam und leichtgläubig iſt, und weil ſein Hang zum Wunderbaren die Phantaſie ſo leicht auf Abwege bringt. **Nervenſchwache** Menſchen endlich — — ſollen die die Gefäße jener geheimen Kräfte der menſchlichen Seele ſeyn? — O welche erbärmliche Maſchinen hätte dann die Natur zur Darſtellung ihrer Geheimniſſe gewählt, und wie wenig könnte die Vernunft ſolchen Kräften trauen, die erſt durch eine **Erſchlaftheit** der Menſchennatur ſichtbar werden könnten.

Unterdeſſen ſcheinen unſre aufgeklärten Zeiten in der That jenen ſonderbaren unpſychologiſchen Satz allgemein machen zu wollen, daß die Größe und Erhabenheit der Menſchennatur erſt durch gewiſſe vorhergegangene Erſchlaffungen der Vernunft ſichtbar werden können, und daß, um die Vollkommenheit derſelben kennen zu lernen, allerlei ungewöhnliche Kriſen der Empfindung vorhergehn müßten. Dieſen Irrwahn haben nicht bloß die Bremiſchen Geſchichten einer ſonderbaren Gattung des **neumodiſchen Wahnwitzes** befördert, ſondern es ſind mehrere Umſtände zuſammengekommen, ſelbſt von Seiten der religiöſen Schwärmerei, um jenen Unſinn gültig zu machen. Eine natürliche Folge unſrer neuen ſchwärmeriſchen Religionsbegriffe, die alles auf bloße Emfindungen reduciren wollen, und eben dadurch jedem ſchwachen Kopfe Gelegenheit geben, ſich den Geſetzen eines vernünftigen Nachdenkens über religiöſe Gegenſtände zu entziehn, und ſeiner verworrenen Einbildungskraft, das, was das Größte, Erhabenſte und Heiligſte an dem Menſchen iſt, — ſeine geſunde Vernunft aufzuopfern.

Fortſetzung des Lebens des H. Cardans.

„Als ich mehr zum Knaben heranwuchs, und ſich obige Erſcheinungen verloren hatten, ſo traten zwei andre an ihre Stelle, die hernach beſtändig blieben, und noch jetzt vorhanden ſind, obgleich, nachdem ich meine Probleme geſchrieben, und meinen Freunden bekannt gemacht hatte, eine jener Erſcheinungen bisweilen aufhörte. Die eine beſteht darin, daß ich, ſo oft ich die Augen gen Himmel richte, den Mond ſehe; die andre ſonderbare Eigenſchaft iſt die, welche ich zufällig bemerkt habe), daß, wenn ich dazwiſchen komme, wenn ſich Leute ſtreiten, kein Blut vergoſſen, auch keiner verwundet wird. Ich habe mich daher mit Vorbedacht zwiſchen Zänker und Aufrührer gemiſcht, und es iſt niemals einer dann verwundet worden. Wenn ich in Geſellſchaft mit Jägern war, ſo habe ich ſogar bemerkt, daß das Wild weder durch Spieſſe, noch durch Hunde verwundet wurde, und ich habe mich hierin nie getäuſcht; ſo daß, als ich einſtmals den Fürſten Miglovani auf die Jagd begleitete, und ein Haaſe gefangen wurde, den man den Zähnen der Hunde entriß, derſelbe ganz unbeſchädigt war, worüber alle erſtaunten. Bloß bei freiwilligen Abzapfungen des Bluts, und bei Hinrichtung öffentlicher

Verbrecher äuſſert ſich jene ſonderbare Eigenſchaft meiner Natur nicht.“ —

„Etwas anders ganz ſonderbares in meinem Leben iſt auch das, daß ich dann aus meinen traurigen Lagen herauskam, wenn gar keine Hülfe mehr da zu ſeyn ſchien. Und ob dies gleich ganz natürlich zuging, ſo machte doch die Art und Weiſe, daß es häufig, ja beſtändig ſo kam, daß man es übernatürlich nennen mögte.“ — (Eben ſo, ob gleich das obige Geſicht mit dem Hahn natürlich zuging, ſo war es doch wunderbar, daß das nämliche Geſicht ſo und auf die nämliche Art wiederkam.) *)

Ich will noch zwei Beiſpiele erzählen, wie ich auf einmal durch eine beſondre Leitung des Himmels aus meiner traurigen Lage herausgeriſſen wurde. Es war 1543 im Sommer, um welche Zeit ich täglich gewohnt war, das Haus des Ant. Vicomerati, eines Patriciers unſrer Stadt, zu beſuchen, und daſelbſt den ganzen Tag hindurch Schach zu ſpielen.

---

*) Ein lebhaftes Bild der Imagination, das ſich durch irgend einen Umſtand tief der Seele eingedrückt hat, pflegt im Wachen ſowohl als im Schlafen augenblicklich wieder zu erſcheinen, daher das öftere Träumen von dem Hahn, da die Idee ohnedas mit einer innern Furcht verbunden war, ſehr natürlich zuging. P.

Wir ſpielten um ein bis vier Realen jedes Spiel, ſo daß ich, da ich zu ſiegen gewohnt war, faſt jeden Tag ein Goldſtück, bald auch mehr, bald weniger mit wegtrug. Der Mann gab ſein Geld gern, und ich hatte einen doppelten Gewinn, mein Gold und meinen Sieg im Schachſpiel. Ich kam aber dadurch ſo herunter, daß ich ſchon über zwei Jahre weder auf meine Künſte, noch auf meinen Verdienſt, noch auf meinen Ruf und die Studien Rückſicht genommen hatte. Eines Tags, gegen Ende des Auguſts, nahm mich der Mann, entweder weil ſein öftres Verlieren im Spiel ihn zu gereuen anfing, oder weil er ſahe, daß ich von meinem Vorſatz auf keine Art abgebracht werden konnte, vor, und zwang mich zu ſchwören, daß ich niemals des Spiels wegen wiederkommen wollte. Ich ſchwur bei allen Göttern, und von dieſem Tage an legte ich mich ganz auf die Studien."

(Ein andermal nöthigt ihn der Einſturz ſeines Hauſes ſein Vaterland zu verlaſſen.)

„Ich will noch ein Beiſpiel, obgleich von einer etwas andern Art, erzählen. Ich lag eben an einem Bruſtgeſchwür krank, woran ich ſchon oft bis zur Verzweiflung gelitten hatte, und las in den Collectaneen meines Vaters, wenn jemand des Morgens früh um acht Uhr den 1ſten April die Mutter Maria mit gebeugtem Knie und dem Vater Unſer und mit dem engliſchen Gruß die heil. Jungfrau anriefe, daß ſie bei ihrem Sohn um eine erlaubte Sache eine Fürbitte einlegen mögte, man ſeine Bitte erfüllt ſehn würde. Ich bemerkte den Tag und die Stunde, verrichtete mein Gebet, und wurde noch in dem nämlichen Jahre kurirt. Lange Zeit drauf wurde ich auch auf die nämliche Art vom Podagra kurirt; ob ich mich hierbei auch gleich der Arzneikunſt bediente.“

„Nun will ich auch noch vier ſehr ſonderbare Phänomene in Abſicht meines älteſten Sohns anführen, davon ſich das eine an ſeinem Tauftage, das andre in ſeinem letzten Lebenjahre, das dritte in der Stunde, als er ſein Verbrechen, warum er hingerichtet wurde, bekannte, das vierte vom erſten Tage ſeiner Gefangenſchaft an, bis an ſeinen Todestag, ereignet hat.“

Man höre folgende abergläubige Grillen eines Mannes, der übrigens als ein ſo großer Kopf, als ein Prodigium der Gelehrſamkeit bekannt iſt. —

„Mein älteſter Sohn war 1534 gebohren. Als er getauft war, ſchien die Sonne ſehr hell in's Zimmer, — um die fünfte und ſechſte Stunde des Tages. Alle waren nach der Gewohnheit bei der Wöchnerinn gegenwärtig, das Kind und die Wärterinn ausgenommen. Der Vorhang war vom Fenſter weggenommen, und hing an der Wand, als auf einmal eine große Horniß hereinkam. Sie umflatterte das Kind, alle Anweſende fürchteten ſich, ſie that aber keinem etwas, ſondern flog mit einem ſo heftigen Geräuſch gegen den Vorhang, als wenn eine Trommel geſchlagen würde. Wir liefen hinzu: fanden nichts, und doch hatte ſie auch nicht hinauskommen können, da wir ſie genau mit unſern Augen verfolgten. Alle prophezeihten daraus nichts Gutes; aber keiner muthmaßte doch einen ſo traurigen Tod des Kindes.“

„In dem Jahre, als mein Sohn umgebracht wurde, ſchenkte ich ihm ein neues ſeidenes Kleid, wie es die Aerzte zu tragen pflegen. Mit dieſem Kleide ging er eines Sonntags vor das Thor, wo ſich ein Fleiſcher aufhielt. Eins ſeiner Schweine ſprang aus dem Kothe auf, rannte auf meinen Sohn zu, und beſchmuzte ihn ſo abſcheulich, daß die Fleiſcher und Nachbarn mit Spieſſen das Schwein wegzutreiben ſuchten, bis mein Sohn ſich endlich ſelbſt durch die Flucht von ihm befreite. Wider ſeine Gewohnheit kam er ſehr betrübt zu mir, erzählte alles, und fragte: was das Ding zu bedeuten hätte? Ich antwortete ihm: er mögte ſich in Acht nehmen, daß, da er ein ſo ſchweiniſches Leben führe, er nicht auch einmal ein ſolches Ende nehme! — ob er gleich, ſein Würfelſpielen und ſeine Unmäßigkeit im Eſſen und Trinken ausgenommen, der beßte Junge war, und ein ſchuldloſes Leben führte.

„Es war im Hornung, und der Anfang des nächſtfolgenden Jahrs, als ich mich zu Pavia aufhielt, und dort Collegia las, als ich von ungefähr meine Hand beſah, und unten an meinem rechten Goldfinger das Bild eines blutigen Schwerdtes erblickte. Ich gerieth in ein plötzliches Schrecken. Den nämlichen Abend kam ein Bote zu Fuß mit Briefen von meinem Schwiegerſohn, worin er mir meldete, daß mein Sohn gefangen ſey, und daß ich nach Mailand kommen mögte. Von dieſem Tage an ließ ſich dieſes Zeichens dreiundfunfzig Tage lang ſehen, es ſtieg immer höher. Am letzten Tage war es bis zur oberſten Fingerſpitze hinaufgerückt, und ſah flammend blutroth aus. Ich, ob ich gleich nicht ſo etwas vermuthete, war vor Schrecken doch ganz auſſer mir, wußte nicht, was ich ſagen oder denken ſollte, — um Mitternacht wurde mein Sohn mit einem Schwerdte hingerichtet, den Morgen drauf war das Zeichen auf meinem Finger faſt ganz verſchwunden, den Tag drauf war nichts mehr davon zu ſehn.“

„Beinahe zwanzig Tage vorher, als er gefangen ſaß, ſtudirte ich in meiner Bibliothek, und hörte eine Stimme, als wenn jemand etwas Bejammernswürdiges bekannte, das bald ein Ende nehmen ſollte; es war, als wenn mir das Herz geöffnet, zerfleiſcht und aus dem Leibe geriſſen würde. Wüthend ſprang ich auf, lief in den Hof, fand da Leute, von denen

nen ich das Haus gemiethet hatte, und ſchrie laut aus (indem ich wohl wußte, wie ſehr ich meinem Sohn helfen konnte, wenn er ſein Verbrechen nicht eingeſtehn, oder gar daran unſchuldig ſeyn würde,): „Ach! weil er ſich des Todes ſeiner Frau bewußt iſt, und ihn nun bekannt hat, ſo wird er zum Tode verdammt und mit dem Beil hingerichtet werden.“ Ich kleidete mich ſogleich an und ging auf den Markt, wo ich meinen Schwiegerſohn ſehr traurig fand. Wo wollen Sie hin? fragt' er. Ich beſorge, war meine Antwort, daß mein Sohn alles bekannt hat. So iſt's, erwiederte er, er hat eben alles bekannt; ich hatte jemand ausgeſchickt, der horchen ſollte, und dieſer hat mir den ganzen Verlauf der Sache erzählt.“

„Zu andern Eigenheiten meiner Natur gehört auch die, daß mein Fleiſch bisweilen wie Schwefel und Weihrauch riecht.“

„Auch dies war ſonderbar an mir, daß ich, da frei von Sorgen war, ſelbſt mit Beihülfe meiner Lehrer, weder den Archimedes noch Ptolomäus verſtehn konnte; im hohen Alter hingegen, dreiſſig Jahre darnach, von Geſchäften umringt, von Sorgen gehindert, hab' ich beide, ohne andre Beihülfe, deutlich verſtehn können.“

Es wird ſelten ein großer Mann ohne einen kleinen Aberglauben irgend einer Art gefunden werden.

den. Die Aufgeklärtheit der Vernunft, der Scharfſinn des Geiſtes ſchützt nicht immer vor allerlei Vorurtheilen, die man entweder ſchon in der Jugend eingeſogen hat, oder in ſpätern Jahren aus einer gewiſſen Anhänglichkeit an dem Wunderbaren anzunehmen pflegt, ſonderlich wenn ſich Privatneigungen bei Annahme jener Vorurtheile mit in's Spiel miſchen. Jeder große Kopf ſcheint irgend eine Stelle an ſich zu haben, die man nicht ſtark berühren darf, ohne ſehr deutliche Vernunftblößen, ich will nicht ſagen, ohne eine kleine Tinktur von Wahnſinn zu bemerken. Die menſchliche Seele hat gleichſam ihre Fächer; — mehrere können mit den vortreflichſten Kenntniſſen und mit einer lichtvollen Helle der Vernunft angefüllt ſeyn; aber ein einziges kann dem Ungeachtet Unſinn enthalten. Daher das unbegreifliche Eclipſiren ſo vieler vortreflichen Köpfe, daher das unbegreifliche Ankleben derſelben an gewiſſen, ſonderlich **Religionsirrthümern**, daher ihr Scharfſinn in andern Fächern, z. B. in der Mathematik, und ihr blinder Glaube an theologiſche Wahrheiten, die der Vernunft ſchnurgrade entgegen ſtehn.

Cardan *) vereinigte in ſeinem Kopfe eine ungeheure Maſſe gelehrter Kenntniſſe. **Leſſing** ſchätzte ihn erſtaunlich hoch, und ſeine Schriften verrathen oft eine durchdachte Philoſophie, die man in damaligen Zeiten nicht hätte erwarten ſollen. Aber bei ſeinen vortreflichſten Gedanken, ſonderlich in der praktiſchen Philoſophie, bei ſeiner großen Menſchenkenntniß, bei ſeiner reifen Lectüre der Alten ſieht man dem ungeachtet immer einen **Schwärmer**, der ſich Dinge erträumte, die nicht waren, und die doch in ſeinen Augen ſonnenklare Wahrheiten zu ſeyn ſchienen. Seine Neigung zum Sonderbaren, die in tauſend phyſiſchen und moraliſchen Stimmungen ſeiner Natur ihren Grund haben mogten, hielt ihm ſehr oft ein falſches Glas vor, durch welches er **anders** als andre Menſchen ſah. Eine ſtete Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, und die Würkungen ſeiner Phantaſie, ließ ihn Wunderdinge an ſich wahrnehmen, die ganz natürlich zugingen, und ſeine Kränklichkeit des Körpers erzeugte nach und nach in ihm eine Eigenthümlichkeit der Laune, über die er nicht mehr Herr zu werden vermogte. Zugleich lag der Grund zu ſeinen vielen und ſonderbaren Ideen mit in den Umſtänden des damaligen Zeitalters, und in der Art, wie man ſich damals gelehrte Kenntniſſe erwarb. Wer irgend einen Ruf als Gelehrter haben wollte, mußte ſich mit auf die Aſtrologie legen, was ſonderlich im ſechszehnten Jahrhundert in Italien der Fall war. Dieſe Wiſſenſchaft, welche bei den meiſten in eine bloße Sterndeuterei ausartete, verwirrte damals ſehr viele Köpfe, und gewöhnte ſie leicht an den Gedanken, zukünftige Dinge vorherſehn zu können, und lenkte auf ihre Verehrer eine ängſtliche Aufmerkſamkeit in Abſicht der Schickſale ihres Lebens. An eine geſunde, von ſo vielen **phyſiſchen** Hypotheſen gereinigte, Philoſophie war überhaupt genommen noch nicht zu gedenken, der Glaube an geheime Wunderkräfte der Natur beherrſchte noch alle gelehrte Köpfe, und der geheime Stolz ſtellte deswegen eine Menge von ſonderbaren Männern damaliger Zeit auf, die an ſich auſſerordentliche Dinge wahrgenommen haben wollten, worunter Cardan gewiß den erſten Platz behauptet.

---

*) Leibnitz ſagt von ihm: Qui étoit affectivement un grand homme avec tout ſes défauts, & auroit été incomparable ſans ces défauts. E. Théodicée pag. 435.

Es ſind ſchon in dem Vorhergehenden eine Menge dergleichen ſonderbarer Phänomene von Cardan erzählt worden. Manches Ueberflüſſige, was nicht hierher gehört, hab' ich aus ſeiner Erzählung ausgelaſſen. Vielleicht dürfte die Fortſetzung ſeiner Lebensbeſchreibung manchem Leſer des Magazins noch intereſſanter als das vorhergehende vorkommen, indeß glaub' ich, wird doch keiner ſich von ihm hinreiſſen laſſen, ſeinen Träumereien Glauben beizumeſſen, ſondern wird ſein Leben immer aus dem Geſichtspunkte eines auſſerordentlichen gelehrten Schwärmers betrachten.

Im 37ſten Kapitel ſeiner Biographie fährt er fort die ſonderbaren Eigenſchaften, die er an ſich wahrgenommen, zu erzählen, wozu denn auch ſeine

Träume gehören, die nach ſeiner Meinung ſehr richtige Vorbedeutungen ſeiner Schickſale geweſen ſind. Wie leicht konnte ſich Cardan eine Erfüllung derſelben erträumen, da ihm unzählige Unglücksfälle Gelegenheit gaben, ſie auf gewiſſe vorhergehabte Traumbilder zu appliciren!

„Um das Jahr 1534, da ich mich noch zu nichts beſtimmt hatte, und meine Sachen ſehr ſchlecht ſtanden, ſah ich mich einſt des Morgens im Traume, als ob ich am Fuße eines mir rechter Hand liegenden Berges umher lief. Zugleich erblickte ich eine ungeheure Menge Menſchen von allerlei Ständen, Geſchlechtern und Altern, nämlich von Weibern, Männern, Greiſen, Knaben, Kindern, Armen und Reichen, die alle verſchieden gekleidet waren. Ich fragte, nach welchem Ziele wir nun eigentlich alle liefen? und einer von denſelben antwortete mir: zum Tode! Ich erſchrack. Da ich grade den Berg zur linken Hand hatte, wand mich ſo, daß ich ihn zur rechten bekam, und fing an, die Weinreben, welche von der Stelle an, wo ich ſtand, bis in die Mitte des Berges mit dürren Zweigen, wie im Herbſt, bedeckt und ohne Trauben waren, zu ergreifen und auf den Berg hinanzuklettern. Anfangs ging es ſehr mühſam, da der Berg oder Hügel am Fuße ziemlich ſteil war; als ich aber die ſteile Stelle überſtiegen hatte, wurde es mir vermöge der

Weinreben leicht hinaufzuſteigen. Ich kam auf den Gipfel und erblickte, indem ich begierig war, über denſelben fortzuſchreiten, eine Menge nackter und ſteiler Steinklumpen, und es fehlte nicht viel, daß ich mich nicht in die tiefe Erde warf, und in den finſtern Abgrund hinabſtürzte; ſo daß mich dieſer Traum, obgleich ſchon funfzig Jahre verfloſſen ſind, wenn ich daran denke, noch erſchreckt und traurig macht. Ich wand mich daher zur Rechten, ging weiter, ohne daß ich vor Furcht wußte, wohin, und erblickte mich endlich im Vorhofe eines Bauerhauſes, welches mit Spreu, Binſen und Schilf bedeckt war, und führte einen Knaben von ungefähr zwölf Jahren in einem aſchfarbigen Kleide an meiner rechten Hand, — wo ich dann erwachte.“

Nun höre man, wie Cardan ſich ſelbſt dieſen Traum, der ein ganz gewöhnlicher Traum war — erklärt und auslegt. Dieſer Traum deutete offenbar die Unſterblichkeit meines Namens, meine beſtändigen und ungeheuren Arbeiten und Mühſeligkeiten, mein Gefängniß, meine große Furcht und Traurigkeit, meine harte Lage wegen der Steine, meinen fruchtloſen Zuſtand wegen des Mangels an Bäumen und nützlichen Kräutern, aber doch auch meiner einſtweilen angenehmen, einförmigen und beſſern Schickſale an. Mein Traum hat mich belehrt, daß ich einen beſtändigen Ruhm haben würde; denn die Weinreben bringen eine jährliche Erndte. Der Knabe zeigte meinen guten Schutzgeiſt an, oder vielleicht auch meinen Enkel. Das Bauerhaus in der Einöde, die Hoffnung zur Ruhe. — Der Schrecken und der Abgrund, den ich erblickte, hat den Fall meines Sohns anzeigen können.“

„Ein andermal träumte es mir, als ob ich vom Körper getrennt im Mondhimmel war, und mich über meinen einſamen Zuſtand beklagte, als ich auf einmal folgende Stimme meines Vaters vernahm: **Ich bin dir von Gott zu deinem Wächter gegeben. Alles iſt hier voll von Seelen, die du aber nicht ſiehſt, ſo daß du weder mit mir noch mit ihnen reden kannſt. Du wirſt aber in dieſem Himmel ſiebentauſend Jahre bleiben, und eben ſo lange in den andern Planeten, bis zum achten, alsdann wirſt du in's Reich Gottes eingehn!** Dieſen Traum hab' ich mir ſo ausgelegt: Die Seele meines Vaters zeigte meinen Schutzgeiſt, der Mond die Grammatik, Mercur die Geometrie und Arithmetik, Venus die Muſik, die Weiſſagungsgabe und die Dichtkunſt, die Sonne die Sittenlehre, Jupiter die Naturlehre, Mars die Medicin, Saturn den Ackerbau, die Kräuterkunde und die übrigen geringern Wiſſenſchaften, der achte die Erndteleſe, nämlich die Weisheit und andre Studien u. ſ. w. an.“

Er erzählt noch einige andre Träume, die wir übergehn können. Merkwürdig iſt's, mit welcher

Ueberzeugung, daß jenes alles auf eine wirklich wunderbare Art und auf eigenthümliche Veranlaſſung Gottes geſchehn ſey, er ſeine Traumerzählung ſchließt. „Zu meinen Verdienſten, ſagt er, kann man alles dies nicht rechnen. Es ſind Geſchenke Gottes, der keinem etwas, am wenigſten mir, ſchuldig iſt. Diejenigen irren ſich auch gröblich, welche ſich einbilden, daß jene Dinge von mir aus einer eiteln und mächtigen Ruhmbegierde, wovon ich ganz entfernt bin, erſonnen worden wären, — und warum ſollte ich endlich das Gute, was ich nicht durch mich, ſondern durch Gottes Gnade beſitze, mit ſolchen Märchen und Fabeln zu verunſtalten ſuchen?“

Im 38ſten Kapitel berührt er fünf beſondre Eigenſchaften, durch welche er unterſtützt worden iſt.

„Bisher, fährt er fort, hab' ich von mir als einem Manne geſprochen, der ſogar bisweilen unter andern Menſchen in Abſicht ſeiner Natur und ſeiner Wiſſenſchaft ſtand. Nun will ich aber von meiner in der That wunderbaren Natur reden, die um ſoviel bewundernswürdiger iſt, da in mir etwas liegt, wovon ich nicht weiß, was es iſt, was nicht aus mir durch eigne Kräfte hervorgebracht wird, was meine Kräfte überſteigt, und was ich am Ende des 1526ſten Jahres oder am Anfange des folgenden entdeckt habe, ſo daß ſeit der Zeit 46 Jahre verfloſſen ſind. Ich nehme nämlich wahr, daß etwas von auſſen mit einem Geräuſch, und zwar grade von der Seite in mein Ohr ſchallt, wo von mir geſprochen wird. Iſt's etwas Gutes, ſo gelangt es, es mag nun von der rechten oder linken Seite herkommen, in mein rechtes Ohr, und macht ein ordentliches Geräuſch; iſt's etwas Böſes, ſo iſt das Geräuſch tumultuariſch, und kommt grade von der Stelle her, wo die tumultueriſchen Stimmen entſtehn. Wenn die Sache öfters übel abläuft, ſo wird die Stimme, da ſie auf der linken Seite geendigt werden ſollte, angeſtrengter, und die Töne vermehren ſich.“ Er erzählt noch mehr von dieſer Gabe, fremde Stimmen zu hören, welche mit dem 1568ſten Jahre verſchwand; ferner behauptet er, daß er vermöge der Träume kurz bevorſtehende Dinge (33 Jahre lang) habe vorherſehn können. Was er von einem gewiſſen Glanze ſagt, der ihn gegen ſeine Nebenbuhler geſchützt, und zu ſeinen Arbeiten und Geſchäften auf eine angenehme Art aufgeholfen habe, iſt wie ſo vieles, was er über ſeine geheimen Kräfte geſchrieben hat, unverſtändlich, ob er gleich jenen Glanz, wo nicht für eine wirklich göttliche Sache, aber doch für ein Meiſterſtück der menſchlichen Natur erklärt. Cardan glaubt, daß ihm jene Eigenſchaften von Gott zum Troſte bei ſeinen mannichfaltigen Leiden gegeben worden ſind, und führt noch zuletzt im 38ſten Kapitel an, daß auch dies ein ſehr ſonderbares Phänomen geweſen

ſen ſey, daß er nie von ſeinem Unglück befreit worden, als bis er habe verzweifeln wollen, bis keine Hoffnung mehr für ihn dageweſen ſey, und daß er dann immer in neue Abgründe hinabgeſtürzt ſey, wenn es mit ihm gut geſtanden. „Mein Leben, ſagt er, glich einem Schiff mit drei Ruderbänken, daß bei den Ungewittern bald in den tiefſten Abgrund geworfen, bald auf die höchſten Wogen hinaufgeſchleudert wird. O wie oft hab' ich bei mir dieſes mein klägliches Schickſal beweint! — nicht nur, weil alles ſehr übel ging, und alle Hoffnung verſchwunden war, ſondern weil ich auch meine Schickſale nicht ſo einrichten konnte, wie ich wollte, und keinen Ausweg zu meiner Rettung vor mir ſah. — Aber nach zwei bis drei Monaten war alles ohne meine Bemühung und mein Zuthun verändert u. ſ. w.

Kap. 39. handelt von ſeiner Gelehrſamkeit.

„Ich habe die Sprachkunſt, ſo wie auch das Griechiſche, Franzöſiſche und Spaniſche nie gelernt, bin aber, ich weiß nicht wie, zur Kenntniß dieſer Sprachen gelangt. (An einem andern Orte ſagt er ausdrücklich, daß er die lateiniſche Sprache durch eine Art Wunderwerk auf einmal gelernt.) Eben ſo wenig hab' ich von der Rhetorik, Optik und der Wiſſenſchaft von Gewichten verſtanden, indem ich gar keinen Fleiß darauf gewandt. Die Aſtronomie iſt mir auch unbekannt geblieben, weil ſie mir zu ſchwer ſchien, deſto eifriger und bis zur Narrheit hab' ich die Muſik getrieben, und mich nicht minder in der Theorie verloren Auf die Geographie, die polemiſche Philoſophie, Moral, Jurisprudenz und Theologie hab' ich mich nicht gelegt, weil ſie zu weitläuftige und von meinem Plan entfernte Wiſſenſchaften ſind, und den ganzen Fleiß eines Mannes erfoderten. Ich habe aber mich doch auch mit keiner böſen, ſchädlichen und eiteln Wiſſenſchaft abgegeben, daher ich mich der Chiromantie, der Kunſt Gifte zu bereiten und der Chymie, ſo wie auch der Phyſiognomie enthalten habe, weil letztere eine weitläuftige, höchſt ſchwere Sache iſt, ein ſtarkes Gedächtniß und ſcharfe Sinne nöthig hat, die mir fehlen. Mit der Magie, welche ſich auf Zaubereien gründet, mit Citiren der Geiſter oder Verſtorbenen hab' ich mich auch nicht beſchäftigt. Unter den lobenswürdigen Wiſſenſchaften hab' ich vernachläſſigt die Botanik, weil mir das Gedächtniß fehlte, den Ackerbau, weil man ihn mehr praktiſch üben, als bloß im Kopfe haben muß; die Anatomie, wovon mich vieles abgeſchreckt hat. Verſe hab' ich auch nicht gemacht, auſſer wenn es nöthig war, und das ſehr wenig. Warum mögen mir nun ſo viele Wiſſenſchaften zugeſchrieben worden ſeyn, woran ich nicht gedacht habe, wenn man nicht meinen Ruf in der Medicin dadurch hat veringern wollen?

Pluribus intentus minor eſt ad ſingula ſenſus.

Auf die Aſtrologie, welche künftige Dinge vorherzuſagen lehrt, hab' ich mich mehr, als ich geſollt, gelegt, und ihr zu meinem Unglück Glauben beigemeſſen. Von der natürlichen Aſtrologie hab' ich keinen Gebrauch gemacht, denn ich habe ſie erſt ſeit drei Jahren, nämlich in einem Alter von ungefähr 71 Jahren, erlernt.

„Die Wiſſenſchaften, die ich aber wirklich verſtanden habe, ſind folgende: die Geometrie, Arithmetik, theoretiſche und praktiſche Medicin, die Dialektik, die natürliche Magie, das Schachſpiel, die lateiniſche und andre Sprachen, theoretiſche Muſik. Die Schiffskunſt hab' ich nicht gelernt, auch nicht die Kriegs- und Baukunſt. — Wenn man alle vorzügliche Wiſſenſchaften auf ſechsunddreiſſig rechnet: ſo hab' ich mich um ſechsundzwanzig derſelben gar nicht bekümmert, ſondern nur zehn davon getrieben. Verſchiedne haben mir aber eine größre Kenntniß und Erfahrung zugeſchrieben, wegen der Darſtellung meiner Ideen, welche durch ein tiefes und feſtes Nachſinnen, und die Verbindung mit mehrern richtig verſtandenen Sachen unterhalten wird. — Zu der Anzahl jener zehn Wiſſenſchaften rechne ich nun noch die Kenntniß ſehr vieler Geſchichten, welche, ob ſie gleich keine eigentliche Wiſſenſchaft ausmacht, doch viel zur Zierde deſſen, was darin enthalten iſt, gereicht. Ich muß noch dies hinzuſetzen, indem ich zugleich einen jeden er-

ermahne, daß man ſich eher mit wenigem als mit vielem, aber mit anhaltendem Fleiß beſchäftigen müſſe. Vorzüglich muß man vor allen Dingen diejenigen Kenntniſſe ſuchen, welche dem menſchlichen Geſchlecht, und zuvörderſt uns ſelbſt, nützlich ſind; muß zuſammenhängende und wahre Prinzipien annehmen, die alten nicht aus Haß oder Ehrgeiß verlaſſen, ſondern bald die bald jene als die beſten verſuchen. Ob du dich gleich berühmt zu machen oder einen Vortheil daraus zu ziehn ſuchſt, ſo iſt's doch beſſer, eine neue Wahrheit vollkommen zu bearbeiten, als tauſend zu verfolgen und — nichts zu Stande zu bringen.“

Das 40ſte Kapitel ſeines Buchs handelt von ſeinen glücklichen Curen, die er an ſehr vielen Kranken verrichtet, und deren Anzahl er auf 180 rechnet. Er betheuert, daß er auch hier nichts aus Ruhmbegierde oder mit Unwahrheit geſagt habe.

Es war der 22ſte December 1557, da mir es ſehr wohl zu gehn ſchien. Es war Mitternacht, ich hatte noch nicht einſchlafen können, als ich aber einſchlafen wollte, kam es mir vor, als wenn mein Bette und das ganze Schlafzimmer eine Erſchütterung litte. Ich glaubte, es wär' ein Erdbeben. Endlich überfiel mich der Schlaf, und ich fragte, ſobald es Tag geworden war, den Simon Soſia, der jetzt hier zu Rom lebt, und in einem Rollbette lag, ob er etwas gemerkt habe? Eine Erſchütterung der Stube und des Bettes, war ſeine Antwort. Um welche Zeit? fragt' ich weiter: um ſechs oder ſieben Uhr, erwiederte er. Ich begab mich darauf auf den Markt, und erkundigte mich bei mehrern, ob ſie in der vergangenen Nacht ein Erdbeben verſpürt hätten? Keiner bejahete es. Ich ging nach Hauſe, und ſiehe! ein Bedienter kam ſehr traurig zu mir gelaufen, und erzählte mir, daß Johann Baptiſta (mein Sohn), die Brandoria Serona, ſeine Geliebte, die aber äuſſerſt arm war, zum Weibe genommen habe. Hinc dolor, hinc lachrymae! Ich gehe zu ihm, und finde, daß alles geſchehn iſt. — Ich hielt es für einen göttlichen Wink, welcher mir des Nachts den am vorhergehenden Abend gefaßten Entſchluß meines Sohns habe entdecken wollen; denn ſobald es Tag geworden war, ging ich zu meinem Sohn, eh' er das Haus verließ, und ſagte ihm: (nicht bloß weil ich durch jene Erſcheinung aufmerkſam gemacht wurde, ſondern er mir ſelbſt ſehr zerſtreut vorkam,) Mein Sohn, nimm dich heute in Acht, damit du nicht ein großes Unglück ſtifteſt. Ich weiß noch die Stelle, wo ich's ihm ſagte, ich war an der Thür, weiß aber nicht, ob ich etwas von der Erſchütterung hinzufügte. Nicht lange darauf fühle ich nochmals, daß das Zimmer bebt; ich fühle mit der Hand um mich her, und merke, daß mir das Herz heftig klopft; denn ich lag auf der linken Seite. Ich wandte mich um, und das Beben des Zimmers und das Herzklopfen hörte auf. Ich legte mich wieder auf die linke Seite, und beides kam wieder, daher ich denn ſchloß, daß eins aus dem andern entſtand. Ich wußte wohl, daß das Beben der Stube und des Bettes vermöge des Herzklopfens eine natürliche Erſcheinung war, ich ſah' aber nicht ein, wie die erſte Erſchütterung entſtanden ſeyn ſollte; ich habe nur bemerkt, daß ſie eine doppelte Erſchütterung war, eine natürliche, welche aus dem Klopfen des Herzens entſtand, und eine andre, die durch meinen Schutzgeiſt, vermöge des erſten, hervorgebracht wurde. —

Ein ähnlicher Zufall trug ſich 1531 zu. Eine ſanfte Hündinn bellte wider ihre Gewohnheit unaufhörlich fort; — die Raben ſaßen auf dem Dachgipfel und krächzten ungewöhnlich; — ein Knabe ſpaltete Holz, und es ſprangen Feuerfunken heraus, — — ich heiratete plötzlich meine Frau, und ſeit der Zeit iſt mir viel Uebels begegnet. Doch, ſetzt der große, aber äuſſerſt abergläubige Mann hinzu, waren nicht alle dergleichen Dinge von einem göttlichen Einfluſſe. Denn als ich ungefähr dreizehn Jahr alt war, ergrif auf dem Ambroſiſchen Felde ein Rabe meine Rockfalte, und wollte ſie nicht los laſſen, ob ich ihn gleich mit Gewalt mit mir fortzog, und wegjagen wollte, und doch iſt mir damals viele Jahre hindurch, ſo wie auch den Meinen, nichts Uebels begegnet.

„In meiner Jugend konnt' ich auch das, was in der Stube war, im Finſtern eben ſo gut ſehn, als wenn ich Licht gehabt hätte. Aber nicht lange nachher iſt dieſe Fähigkeit verſchwunden.“

Es iſt unbegreiflich, welche Kleinigkeiten der Menſch für gewiſſe Vorherbedeutungen halten kann, wenn einmal ſeine Seele an den Glauben an dergleichen Dinge gewöhnt iſt. Im Februar 1565 brennt ihm das Bette zweimal an, und daraus macht er den Schluß, daß er nicht in Bononien bleiben würde. 1552 ſteigt eine ſtille Haushündinn, die zu Hauſe geblieben iſt, auf den Tiſch, und reißt ſeine Hefte zu öffentlichen Vorleſungen entzwei, läßt hingegen ſein Buch de fato, welches näher vor ihr lag, unberührt liegen, und dies ſoll dann wieder ein Vorzeichen geweſen ſeyn, daß er am Ende des Jahrs aufgehört habe, acht Jahre lang keine öffentlichen Vorleſungen zu halten. Ein andermal löſt ſich die Binde auf, woran ein Smaragd an ſeinem Halſe angehängt iſt; noch ein andermal findet er, daß die Ringe, welche er an ſeinen Fingern trug, alle an einem einzigen ſitzen, und dies hält er dann wiederum für Vorbedeutungen ſeiner Einkerkerung und Befreiung, ſo wie andrer Uebel, die darauf erfolgt ſind.

Vornehmlich ſchreibt ſich Cardan eine Fähigkeit zu, den Ausgang der Krankheiten auf's gewiſſeſte vorhergeſehn und beſtimmt zu haben, was die eigentliche Urſache des Todes ſeyn würde. Er ſtellt darüber mit vielen koſtbare Wetten an, und er gewinnt ſie jedesmahl. Er führt noch ein Paar ſonderbare Beiſpiele ſeiner Vorherſehungsgabe im 43ſten Kapitel ſeines Buchs an.

Ein gewiſſer J. St. Biſſo glaubte, daß ich die Chiromantie verſtünde; er kam zu mir und bat mich, daß ich ihm etwas in Abſicht ſeines Lebens prophezeihn mögte. Ich erwiederte, ſeine Bekannten hätten ihn betrogen, ich ſey kein Chiromant; demungeachtet dringt er in mich, und ich erkläre: daß er es mir nicht übel nehmen möge, wenn ich ihm etwas ſehr hartes vorherſagen würde, — er ſtehe in Gefahr, im kurzem aufgehangen zu werden. Noch in derſelben Woche wird er ergriffen, man bringt ihn auf die Folter, er läugnet ſein Verbrechen mit vieler Hartnäckigkeit, nichts deſtoweniger wurde er nach ſechs Monaten aufgehangen, nachdem man ihm vorher die Hand abgehauen hatte.“

„Nicht ſo zufällig kann das genannt werden, was ſich mit dem Paul Euſomia, einem jungen Menſchen, und meinem ſonſtigen Alumnus zugetragen hat. Er war völlig geſund; eines Abends ließ ich mir Papier geben, und ſchrieb darauf: „daß er, wenn er ſich nicht hütete, in kurzem ſterben werde.“ Nicht Sterndeuterei, oder ein mir bekannter Streich, den man dem jungen Mann ſpielen wollte, lag bei dieſem Vorherwiſſen zum Grunde; ich gebe die Urſachen an, — binnen ſechs bis acht Tagen wird er krank, und ſtirbt in eben ſo viel Tagen darauf wirklich.“ —

„Was ſoll ich von einer andern Begebenheit zu Rom ſagen? Soviel Gäſte da waren, ſoviel können ſie noch bezeugen. Ich erklärte, daß, wenn ſie es mir nicht übel auslegen würden, ich ihnen etwas ſagen wolle. Einer aus der Geſellſchaft antwortete: Du willſt gewiß den Tod eines unter uns vorherverkündigen? Meine Antwort war: ja! Und noch in dieſem Jahre, am 1ſten December ſtarb er auch wirklich.

Im 43ſten Kapitel fährt Cardan fort die Sonderbarkeiten, die er an ſich bemerkt haben will, und die er hier gar res prorſus ſupra naturam nennt, zu beſchreiben. Ich führe auch dieſe als Beläge der erſtaunlichen Stärke einer hypochondriſchen Einbildungskraft über den Verſtand der größten Köpfe an. —

„Als ich zu Pavia ſtudirte, hört' ich einſt des Morgens, eh' ich ganz aufgewacht war, an der Wand einen Stoß; das angränzende Zimmer war ganz leer, — als ich ganz aufwachte, hört' ich den Stoß nochmals, als wenn er mit einem Hammer geſchähe. Ich erfuhr darauf, daß um die nämliche Stunde des Abends Galeazius, mein vertrauter Freund, geſtorben ſey. Doch kann die ganze Sache **natürlich** zugegangen ſeyn. Erſtlich kann das ganze Phänomen ſeinen Grund in einem Traume gehabt haben. Zweitens konnte das Schlagen an der Wand von einer natürlichen Urſache herrühren. Endlich drittens konnten meine Bekannten, da ſie mich wegen jenes Phänomens niedergeſchlagen ſahn, und ich aus Furcht den ganzen Tag zu Hauſe blieb, den Tod meines Freundes fingirt und auf die angezeigte Stunde verlegt haben, ob er gleich viel eher geſtorben ſeyn konnte. Daher ich die Sache auch nicht weiter wunderbar nennen will.“ Ganz anders urtheilt Cardan von folgenden Erſcheinungen.

Es war das 1536ſte Jahr, als ich einſt, ich glaube, es war im Julius, aus dem Speiſezimmer herausging. Ich roch ſogleich einen heftigen Geſtank, als wenn eben eine Menge Wachskerzen ausgelöſcht wären. Ich rief meinem Knaben, und fragte ihn: ob er einen Geruch empfände? O welch ein Wachsgeruch! antwortete er — ich hieß ihn ſchweigen, fragte die Magd und meine Frau, alle bewunderten die Sache, meine Mutter ausgenommen, welche, wie ich glaube, wegen des Schnupfens nicht roch. Ich glaubte gleich, daß dieſes wunderbare Phänomen den Tod von jemand anzeigen müßte, ich begab mich wieder in mein Bette, konnte aber nicht einſchlafen. Aber nun trug ſich noch etwas ſeltſameres zu. Ich hörte deutlich auf der öffentlichen Straße Schweine grunzen, obgleich keine vorhanden waren, und Enten ſchnattern, welches die ganze Nacht dauerte. Von ſo vielen Erſcheinungen niedergeſchlagen, wußte ich nicht, was ich des Morgens machen ſollte. Ich lief von der Frühſtückzeit an auſſer der Stadt herum, kehre endlich wieder nach meinem Hauſe zurück, und erblicke meine Mutter, welche mich antrieb, dem vom Blitz getroffenen Nachbar zu Hülfe zu eilen, — ich lief hinzu und fand ihn todt.“

Noch eine andre Erſcheinung iſt folgende. Als meine Mutter in den letzten Zügen lag, hört' ich, ob ich gleich bei hellem Sonnenlichte nichts ſahe, funfzehn Schläge — ſo ungefähr, als wenn das Waſſer tropfenweiſe auf das Pflaſter fällt. Die Nacht vorher zählte ich von dergleichen Schlägen an die 120. Aber ich ſtand bei mir an, ob nicht vielleicht einer meiner Hausleute mir bei meiner Angſt einen Streich ſpielen wollte, weil die Schläge von der rechten Hand kamen. — Nicht lange darauf hört' ich das Geräuſch eines mit Brettern beladenen Wagens, als ob ſie mit einmal abgeladen würden, mein Bette zitterte, und — meine Mutter war unterdeſſen geſtorben, weiß aber nicht, ſetzt er hinzu, was die Schläge bedeutet haben. Ich will das übergehn, was mir in der Mitte des Junius 1570 begegnet iſt. Es kam mir vor, als wenn jemand des Nachts bei verſchloſſenen Thüren und Fenſtern in meinem Zimmer herumwanderte.“ —

Alles Vorhergehende übertrift an ſchwärmiſcher Einbildungskraft und ungewöhnlichem Unſinn folgendes.

Wer mag wohl der Mann geweſen ſeyn, fragt Cardan, welcher mir in meinem zwanzigſten Jahre den lateiniſchen Apulejus verkaufte, und ſogleich wieder wegging? Ich war damals nur ein einzigesmal in der (lateiniſchen) Schule geweſen, hatte noch gar keine Kenntniſſe in dieſer Sprache erlangt, hatte den Apulejus bloß deswegen gekauft, weil er vergoldet war — und den andern Tag darauf war ich ſo weit in der lateiniſchen Sprache, als ich jetzt bin, hatte auch zugleich das Griechiſche, Spaniſche und Franzöſiſche mit gelernt, daß ich Bücher darin leſen konnte, — ob ich gleich von der Sprache und den grammaticaliſchen Regeln vorher nichts wußte. Im

Jahr 1560 im Monat Mai, da ich wegen des Todes meines Sohns den Schlaf nach und nach verloren hatte, bat ich Gott, daß er ſich meiner erbarmen mögte, indem ich wegen meines beſtändigen Wachens entweder ſterben, oder wahnwitzig werden, oder mein Amt nothwendig niederlegen müſſe. — Geſchähe das letztere, ſo könnte ich nicht mehr ein ehrbares Leben führen; geſchäh' es, daß ich wahnwitzig würde, ſo würde ich ein Spott aller Leute werden, würde den Reſt meines Vermögens verzehren, und alle Hoffnung meines Unterkommens verlieren, da ich in meinem Alter meine Lebensart nicht mehr verändern könnte: — ich bäte alſo, daß er (Gott) mich möge ſterben laſſen, da dies einmal doch das Schickſal aller Menſchen ſey, — und legte mich ſogleich in's Bette. Die Stunde verſtrich langſam, ich war gezwungen, um zehn Uhr aufzuſtehn, weil ich nicht länger als höchſtens zwei Stunden im Bette bleiben konnte. Plötzlich überfiel mich aber der Schlaf, und es kam mir ſo vor, als hört' ich aus der Dunkelheit eine Stimme; woher? und von wem? ſie kam, konnte ich nicht wegen der Finſterniß unterſcheiden. Was klagſt du, worüber beunruhigſt du dich? eh' ich noch antwortete, fuhr ſie fort: über den Tod deines Sohns? Ich antwortete, ja allerdings! Darauf antwortete es mir wieder: lege den Stein, welchen du an deinen Hals gehangen, in den Mund, und ſo lange du ihn darin hältſt, wirſt du an deinen Sohn nicht denken! Ich erwachte ſogleich, und dachte darüber nach, was mein Smaragd mit dem Nichtdenken an meinen Sohn für eine Verbindung haben könne; — ich that es, und was unglaublich ſcheinen mögte, ich vergaß alles, was meinen Sohn betraf, theils damals, als ich wieder in Schlaf kam, theils in dem darauf folgenden ganzen Jahre und einem halben. Inzwiſchen, wenn ich aß, oder öffentliche Vorleſungen hielt, und ich dann den wohlthätigen Smaragd nicht gebrauchen konnte, wurd' ich bis zum Todesſchweiß gequält.“

In der Nacht vor dem 13ten Auguſt 1572 hörte ich von der rechten Seite her ein entſetzliches Geräuſch. Ich hatte Licht angezündet, wachte, und es war nicht weit von der zweiten Nachtſtunde. Es kam mir ſo vor, als wenn ein Wagen mit Brettern abgeladen würde. Ich ſehe mich um, es war im Eingange meines Schlafgemachs, wo ein Knabe ſchlief. Die Thür ſtand offen, und ich ſehe auf einmal einen Bauer hereinkommen — blicke ihn ſcharf an, und — höre von ihm folgende Worte: Te ſin caſa. Worauf er ſogleich verſchwand. Ich kannte weder die Sprache, noch ſein Geſicht, noch verſtand auch, was obige Worte ſagen wollten.

Im Monat April 1570 trug ſich folgendes zu. Als ich eben ein Gutachten für meinen Patron den

Cardinal Morono geſchrieben hatte, war mir ein Bogen davon auf die Erde gefallen. Ich war mißvergnügt darüber, ſtehe-auf, und ſiehe! das Blatt hebt ſich zugleich mit mir in die Höhe, fliegt nach dem Tiſche hin, und bleibt an ſeinem Querbalken emporgerichtet hängen. Voller Bewunderung rufe ich dem Rodulph, und zeige ihm den wunderbaren Vorfall; er ſahe aber die Bewegung nicht, und ich habe nicht begreifen können, was die Sache mag bedeutet haben.“

Cardan erzählt in dieſem Kapitel noch mehr dergleichen Hiſtörchen, und ſagt am Ende deſſelben, daß er ſehr viele nicht einmal berührt habe.

Das 44ſte Kapitel handelt von ſeinen neuen Entdeckungen in der Dialektik, Arithmetik, Naturlehre, Moralphiloſophie und Medicin. Darauf folgt im 45ſten Kapitel das lange Verzeichniß ſeiner mathematiſchen, aſtronomiſchen, phyſiſchen, moraliſchen, vermiſchten, mediciniſchen, theologiſchen und andrer Schriften. Er erinnert noch einmal, daß er öfters im Traume zum Schreiben angereitzt worden ſey, und daß ihn zugleich das Verlangen, ſeinen Namen zu verewigen, dahin vermogt habe. Auſſer der ungeheuren Menge ſeiner noch vorhandenen Schriften hatte er im 37ſten Jahre neun ſeiner Bücher ganz verbrannt, weil er einſahe, daß ſie eben keinen Nutzen ſtiften würden. Im Jahr 1572 verbrannte er noch 120 Bücher, und zog nur das Beſte davon aus. So intereſſant übrigens das ganze Kapitel für den Litterator ſeyn mag, ſo zwecklos wäre es hier noch mehr von ſeinen gelehrten Arbeiten zu ſagen.

Im 46ſten Kapitel, de me ipſo überſchrieben, geſteht Cardan ein, daß es ihn, ungeachtet ſeiner unzähligen erduldeten Uebel, nicht gereut, gelebt zu haben, und ſchätzt ſich vornehmlich deswegen glücklich, daß er von ſo vielen und erhabnen Dingen eine gewiſſe und ſeltne Kenntniß beſeſſen habe, und daß er nun (in ſeinem Alter) wiſſe, daß die Natur des Menſchen an der Gottheit ſelbſt Antheil habe.

Das 47ſte Kapitel handelt von ſeinem Schutzgeiſt, deſſen er ſchon oft im Vorhergehenden gedenkt. Er nennt eine Menge großer Leute, die einen dergleichen Schutzgeiſt gehabt haben ſollen, worunter er ſich ausdrücklich rechnet, und die Anmerkung dabei macht, daß alle, die einen dergleichen Dämon gehabt hätten, Socrates und er ausgenommen, ſehr glückliche Menſchen geweſen wären.

„Daß mir ein ſolcher Dämon beigewohnt, ſagt er, davon bin ich ſchon längſt überzeugt geweſen, hab' es aber nicht eher begriffen, auf welche Art er mich von bevorſtehenden Zufällen unterrichtet, als nach meinem 74ſten Lebensjahre, als ich mein Leben zu beſchreiben anfing.“ Dieſem Schutzgeiſt ſchreibt er nun alle die im Vorhergehenden erzählten ſonderbaren Zufälle zu, und glaubt, daß es ohne eine ſolche göttliche Hülfe unmöglich geweſen, ſo viel Dinge mit größter Deutlichkeit vorherzuſehn, ohne ſich darin zu irren. Er glaubt, daß jene oben erzählten Vorbedeutungen an Raben und Hunden daher gerührt hätten, indem der Schutzgeiſt auf die unvernünftigen Seelen der Thiere eben ſowohl als auf die Menſchen würken könne, daß er in dieſen durch gewiſſe Schattenbilder, oder auch durch glänzende Gegenſtände Furcht und Schrecken erregen könne.

Er theilt alle Schutzgeiſter in folgende Klaſſen ein. Schutzgeiſter, die gewiſſe Uebel verhindern, wie der des Socrates war; Warnungsſchutzgeiſter, wie der beim Tode des Cicero; lehrende Schutzgeiſter, die uns durch Träume, Thiere, äuſſere Zufälle, durch geheime Erinnerungen, daß wir uns an einen gewiſſen Ort begeben ſollen, oder durch Täuſchung eines oder mehrerer unſrer Sinne, desgleichen durch natürliche und unnatürliche Begebenheiten von zukünftigen Dingen Nachricht ertheilen. Die Schutzgeiſter ſind ferner von guter und böſer Art.

Es bleiben hierbei, fährt er fort, allerlei Zweifel übrig; warum grade für mich, und nicht eben ſo für andre der Schutzgeiſt ſoviel Sorge trägt, da ich, wie einige meinen, keine Vorzüge in Abſicht meiner Gelehrſamkeit beſitze; — oder ſoll ich mir jene Sorgfalt des Schutzgeiſtes wegen meiner unermeßlichen Wahrheits- und Weisheitsliebe, oder meiner Verachtung äuſſerer Güter, ſelbſt bei meiner Armuth, oder meiner Neigung zur Gerechtigkeit, oder ſoll ich alles Gott allein zuſchreiben, der dies nach einem ihm allein bekannten Endzweck an mir thut?

Noch mehr! warum warnt mich der Schutzgeiſt nicht gradezu, warum bald auf dieſe, bald auf jene Art; ſoll ich etwa, wie z. B. durch jenes unordentliche Geräuſch, ein Vertrauen auf Gott ſetzen lernen, daß er alles ſieht, ob ich ihn gleich nicht ſehe? Er konnte mich ja auch durch einen Traum, durch ein andres Wunder deutlicher unterrichten; aber jene Art mag vielleicht mehr eine göttliche Sorgfalt für mich anzeigen; — — doch, fährt er fort, es wäre thörigt, über dergleichen Dinge ſich mit voreiligen Unterſuchungen abzugeben.

Uebrigens läugnet Cardan nicht, daß ſich auch der Schutzgeiſt wirklich irren könne. Man höre, wie er dies zu erklären und ſeinen Schutzgeiſt zu retten

ten ſucht: „Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß die Urſache jener Vorzeichen, nämlich der Schutzgeiſt, ſo wie die ganze Natur, eine gewiſſe beſtimmte Bewegung hat, und ſo wie in der immer in ihrem Gleiſe bleibenden Natur aus einem Fehler der Materie unförmliche Geſchöpfe entſtehn können; ſo kann es auch in Abſicht jener Geiſter Gebrechen geben. Ich glaube nicht, daß der Schutzgeiſt ſeiner Natur nach edler als die Vernunft ſey, und dennoch irrt ſich oft dieſe wegen der Materie, die auch für das Inſtrument jenes Geiſtes gehalten werden muß. Und gleichwie in gewiſſen Jahren aus Mangel der Sonnenwürkung viele unförmliche Geſchöpfe entſtehn: ſo können auch durch die auf den Körper oder die Seele würkende himmliſche Kraft, die verhindert worden iſt, Unvollkommenheiten und Irrthümer in der auf gewiſſe Zeichen gegründeten Vorhererkenntniß künftiger Dinge entſtehn. Da der Schutzgeiſt ein immaterielles Weſen iſt, und als ein gutes Geſchöpf von Gott abhängt; ſo zeigt er nach dem Willen Gottes das Künftige richtig an, und irrt ſich nie; denn die menſchliche Natur iſt an ſich ſo eingerichtet, daß ſie der Seele das richtig anzeigen muß, was ſie von dem Geiſte empfängt; allein das Inſtrument, wodurch ſie Unterricht geben will, iſt nicht immer zur Aufnahme jener Vorhererkenntniſſe gut eingerichtet“ u. ſ. w.

Im 48ſten Kapitel führt er die Zeugniſſe von 73 gelehrten Männern an, die in ihren Schriften ſeiner mit Ehren gedacht haben. Selbſt ſeine Feinde geſtanden ihm eine ungeheure Gelehrſamkeit zu; und Scaliger, ſein Erzfeind, nannte ihn das tiefſinnigſte, glücklichſte und unvergleichlichſte Genie.

Sehr auffallend ſind vornehmlich die im Vorhergehenden erzählten fabelhaften Grillen des groſſen Mannes, wenn man ſie mit den durchdachten Unterſuchungen mathematiſcher und philoſophiſcher Wahrheiten vergleicht, die in ſeinen Schriften häufig vorkommen. In dieſen Unterſuchungen bemerkt man auf allen Seiten einen ſcharfſinnigen Denker, und in obigen Erzählungen ſeiner an ſich bemerkten ſonderbaren Phänomene einen Schwärmer, deſſen Einbildungskraft alle Augenblicke mit ihm davon läuft, und der die allerunbedeutendſten Kleinigkeiten für Vorzeichen gewiſſer Begebenheiten, oder Winke ſeines guten Dämons hält. Dieſe letzte Idee haben überhaupt mehrere große Köpfe gehabt, — und ſie hat ſo etwas Behagliches, der menſchlichen Eitelkeit Schmeichelndes, und bei unſern mannigfaltigen Schwachheiten und Leiden ſo etwas Tröſtendes an ſich, daß die meiſten Menſchen ſich geneigt fühlen, an gewiſſe uns begleitende Schutzgeiſter zu glauben, und ſie ſich unter allerlei Geſtalten zu denken. Die

Menſchen ſuchen ſich gar zu gern die Beweiſe von einer ſie bewachenden göttlichen Providenz ſo anſchaulich als möglich zu machen, und es iſt den meiſten leichter, ſich in Gedanken einen gewiſſen Schutzgeiſt zu wählen, der alle ihre Angelegenheiten auf göttliche Veranlaſſung beſorgt, als ſich die Harmonie des Ganzen, worin die Schickſale eines jeden einzelnen weislich mit eingeſchloſſen ſind, in Beziehung auf ſich, deutlich vorzuſtellen. Jeder Menſch iſt überdem geneigt, entweder, weil er ſich für ein ſehr wichtiges Individuum hält, oder weil er ſehr ſonderbare Phänomene an ſich wirklich, wenigſtens in gewiſſen Zeiten, zu bemerken glaubt, ſich leicht in eine nähere Verbindung mit der Gottheit hineinzuträumen, und gleichſam durch ein **Zwiſchenſubject** die Lücke auszufüllen, die zwiſchen ihm und der Gottheit iſt. In dieſer Idee wird er nun durch eine Menge von Umſtänden beſtärkt, die ſelbſt ein philoſophiſches Raiſonnement über die Kette aller Weſen, vom Wurm bis zur Gottheit hinan, ſo ſehr dies auch noch bloße Hypotheſe ſeyn mag, zu beſtätigen ſucht. Es kommt ihm ſehr natürlich vor, daß mit dem Menſchen die Grade der Erkenntniß und Geiſtesvollkommenheit noch nicht aufhören, ſondern von Stuffe zu Stuffe in Weſen auſſer uns, immer weiter vorrücken müßten. Da dieſe Weſen, inſofern ſie ſich nicht durch Sinne und Erfahrungen deutlich beweiſen laſſen, immer **idealiſche** Geſchöpfe bleiben; ſo behält die menſchliche Einbildungskraft die Freiheit, in dieſelben Kenntniſſe, und Fähigkeiten hineinzudenken, ſoviel ſie will, ſich Geſchöpfe zu ſchaffen, die die Gottheit wohl nie geſchaffen haben mag, und ihnen eine Macht über die menſchlichen Angelegenheiten, und ſogar einen Einfluß auf unſern Verſtand und Willen zuzugeſtehn, den ſie nicht haben können. Die ewige Ordnung aller Dinge, die nie aus ihrem Gleiſe weicht, immer durch die genaueſte Verbindung zwiſchen Urſach und Würkung dieſelbe bleibt, und die Schickſale eines jeden einzelnen, ſo wie die Denkungs- und Handlungsart aller, an unverletzliche Geſetze bindet, macht, um mich ſo auszudrücken, den Succurs jener auſſermenſchlichen Weſen völlig unnöthig und unbegreiflich. Die Gottheit, jene ewige und weiſe Ordnung aller Dinge und Kräfte, bedarf zur Regierung ihres unendlichen Reichs keiner Boten und Geſandten, und keiner Dämonen, um die Menſchen zu warnen, da ſie ihnen die Vernunft zu Lehrern und Erkenntnißquelle aller Wahrheit gegeben hat. —

Ich komme nach dieſer Epiſode auf Cardan zurück. Es iſt ſehr begreiflich, wie ein Mann von ſeinem melancholiſchen und finſtern Temperament, ein Mann, der ſo unzählich viel Uebel ausgeſtanden hatte, und in ſich gewiſſe Vorzüge vor andern Menſchen zu bemerken glaubte, auf den Gedanken kommen

men konnte, daß ihn ein Dämon begleiten müſſe. — Er fand die Beiſpiele ähnlicher Meinungen in andern großen Köpfen vor, ſeine Leiden hatten oft eine ſehr ſonderbare Wendung genommen; die genaue Aufmerkſamkeit auf alle ſeine körperlichen Empfindungen hatte ihm die Erfüllung gewiſſer vorhergeſehenen Begebenheiten (freilich auf eine ganz natürliche Art) ſehn laſſen, — das Alter kam hinzu, das ſo leicht abergläubig werden kann, und alle dieſe Umſtände mußten jenen Glauben an einen Dämon beſtärken helfen. Auch würkte vielleicht das Auſſerordentliche jener Meinung auf ihn ſo ſtark, daß er ſchon des Auſſerordentlichen wegen, was bei den Hypochondriſten ſo viele Würkung thut, an jener Meinung ein Behagen fand; ſo wie Leſſing wahrſcheinlich des Auſſerordentlichen wegen ein Vertheidiger von der Seelenwanderung der Menſchen war.

Cardan hat die Idee von einem ihn begleitenden Dämon auch nicht gleich anfangs gehabt, ſondern erſt in ſeinem ſpätern Alter angenommen, nachdem er nämlich ſein Leben zu beſchreiben anfing, und nochmals einen genauen Blick auf alle ſeine Schickſale warf. Am Ende ſeines Lebens mogten ihm viele derſelben in einem ganz neuen Lichte erſcheinen, und vieles konnte ihm, durch die Schwächen des Alters verführt, wunderbar vorkommen, was jeder unbefangne Leſer ſeiner Schriften ganz natürlich findet. Ueberdem iſt wohl nicht zu läugnen, daß Cardan öfters an einer Art melancholiſchen Wahnwitzes krank gelegen hat, der ihm Dinge zeigte, die nicht exiſtirten, und ſeine Einbildungskraft mit Wunderbildern anfüllte. Gabriel Naudäus, welcher die Schriften Cardans vielleicht mehr als jeder andrer ſtudirt hat, hat ein eigenes Urtheil über jenen ſonderbaren Mann abgefaßt, und ſein ganzes Temperament auf eine ſehr gute pſychologiſche Art beleuchtet, was im folgenden Stück, nebſt dem Reſt von Cardans Lebensbeſchreibung vorkommen wird.

P.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Seite.

Fortſetzung der Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück des fünften Bandes erzählten ſonderbaren Ohnmacht. 19

2. Aus den Papieren eines Hypochondriſten 20

Zur Seelennaturkunde.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode, Ein Geſpräch. 25

Zur Seelenheilkunde. 50

Inhalt.

Seite

Zur Seelenzeichenkunde.

Fragmente aus dem Tagebuch eines Beobachters Seinſelbſt. 55

Belag zur Geſchichte der Ahndungen. 62

Fortſetzung des Lebens des H. Cardans. 72

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Sechſten Bandes drittes Stück.

* * *

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes
dieſes Magazins.

Seelenkrankheitskunde.

Das Gutachten über den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Soldaten Matthias Matthieſen und des Züchnermeiſters T…, eine Schatzgräbergeſchichte vom Herrn Metzger, (4ten Bandes 2tes Stück Seite 25 f f.) iſt ein neuer Beitrag zu der Erfahrung, daß die Menſchen ſich durch nichts leichter, als durch chimäriſche Hofnungen künftiger Glücksgüter täuſchen laſſen. Die Erzählung gegenwärtiger Geſchichte zeigt es ganz deutlich, wie der Soldat Matthieſen auf ſeine Schatzgräbergrillen gekommen iſt; er war ein unwiſſender Menſch, der von natürlichen Dingen und ihren Urſachen wenig Kenntniß hatte, ob er ſich gleich mit Chirurgie und Baderkunſt abgab. In ſeinen Dienſten bei einem herumreiſenden Charletan, welcher ſich für einen Kaiſerl. Königl. leibarzt ausgab, mag er ſeinen Kopf mit einer Menge abergläubiger Ideen vollgepfropft haben, bis er endlich durch leſung unſinniger Bücher ſo weit gebracht wurde, daß er ſich mit der Verbannung der Geiſter und mit Schatzgraben abgab.

Man hat ſich oft gewundert, daß in neuern Zeiten dergleichen leute, Schatzgräber, Geiſterbanner, Geiſterbeſprecher, Geiſterſeher, und wie dieſe Narren alle heiſſen mögen, wieder ſo vielen Unfug zu treiben anfangen; allein ſie haben ihn immer getrieben, und werden ihn treiben, ſo lange die Menſchen ſonderlich in niedern Ständen die Köpfe von unterirdiſchen Geiſtern und von verborgenen Erdſchätzen noch ſo voll haben. Wer mit gemeinen leuten wenig umgegangen iſt, kann es kaum glauben, wie ſehr der Pöbel, der Vornehme nicht ausgenommen, an jenen Poſſen hängt, und wie ſchwer er ſich davon durch Vernunftgründe abbringen läßt. Ich habe oft Gelegenheit gehabt, dem Ideengange des gemeinen Mannes hierin nachzugehen, und habe faſt immer gefunden, daß ſeine abergläubiſchen Grillen mit ſeinen ſchiefen Religionsbegriffen von einem Teufel in der genaueſten Verbindung ſtehen. Außerdem haben die meiſten Schatzgräbergeſchichten ſo etwas Sonderbares, Seltſames und Außerordentlichſcheinendes an ſich, daß ſie die zügelloſe Einbildungskraft des gemeinen Mannes leicht feſſeln, und die Liebe zum Wunderbaren ganz vorzüglich nähern.

Geſchichte eines ſonderbaren Wahnſinnes, und dadurch am Ende verurſachten Mordes, vom Herrn D. Glawing zu Brieg. (4ten Bandes 2tes Stück Seite 32 ff.) Der Mann, deſſen ſonderbare Geſchichte hier erzählt wird, hatte ſchon in frühern Jahren einen Anſatz von Wahnwitz. Er entlief ſeinen Eltern und nährte ſich vom Holzſchlagen, bis an den Augenblick, als er der Mörder eines andern wurde. Er arbeitete übrigens emſig, redete öfters vernünftig, unvermuthet aber fiel er in alberne Reden. Er ging in keine Kirche, und arbeitete an Sonn- und Feſttagen, wenn er nicht mit Gewalt davon abgehalten wurde. Er läſterte öfters Gott, hieß alle Menſchen Hunde. Wenn er ſeine Mitarbeiter beten ſah, wurde er unwillig, und ſagte: ihr Narren! ich habe wohl einſtens auch einmal im Buche gebetet, weil ich aber ſehe, daß dieſes Plarren zu nichts taugt; ſo unterließ ich dieſes. (Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung bei vielen Wahnwitzigen, daß ſie ſich nichts aus dem, was Gottesdienſt und Religion angeht, machen, und ſich hierin oft eine auffallende Freiheit im Denken erlauben.) Zu einer andern Zeit ſah man ihn einen Kloß ergreifen, und ſich damit an die Bruſt und den Kopf zu wiederholten malen dergeſtalt ſchlagen, daß andere ſich davor entſazten; ja er verlangte einſt von einem andern Kohlenbrenner, mit dem er im Walde arbeitete, daß er ihn todt ſchlagen ſollte. Er aß Hunde, Katzen, Ottern und Füchſe. Wenn ein Gewitter am Himmel war; ſo läſterte er Gott, und pflegte zu ſagen: er treibe Leichtfertigkeit. Wenn ihn ſeine Raſerey überfiel; ſo fing er an zu lachen, und mit ſich ſelbſt zu ſprechen, ſich mit einem Stück Holz oder Axt zu ſchlagen, und ſo ein Anfall dauerte oft zwei bis drei Tage, in welchem Zeitraume er ſich auch bei Nachtzeit mit einem Knippel heftig zerſchlug. Ja ſein Wahnſinn ging öfters ſo weit, daß er mit einem Meſſer ſich die Bruſt aufrizte, und mit einer ſtumpfen Axt auf den Unterleib hauete, wobei er ſagte: ich wünſchte, daß ich mich in kleine Stücken zerhauen könnte, ich wollte mir die Därme ſelbſt heraus ziehen, denn aus den Stücken würde doch wieder ein Ganzes; ich habe einſtens ſchon in der Erde tod gelegen, und bin doch wieder aufgeſtanden. *) Einen Hund ſchlachtete er, warf ihn ſodann in ein mit Waſſer angefülltes Loch, zehrte davon vier Wochen, obgleich die neben ihm arbeitenden

---

*) Ein ſonderbares Beiſpiel von einer Frau, welche glaubte daß ſie geſtorben ſey, und ſich wunderte, daß ſie zu Zeiten auflebte kommt unten vor.

den Kohlenbrenner es kaum vor Geſtank aushalten konnten. Ein Bauer ſchenkte ihm ein altes abgenuztes Pferd, dieſes ſchlachtete er, zog es ab, und ſpeiſete lange Zeit davon. — Er aß noch ſchmuzigere Gerüchte, und unternahm noch ſonderbarere Handlungen, die man in der Erzählung des Ganzen nachleſen kann. Wie leicht wahnſinnige Leute zum Zorn gereizt werden können, und wie äußerſt gefährlich es iſt, ſie in Freiheit herumgehen zu laſſen, was doch zur Schande einer vernünftigen Polizey ſo oft geſchieht, zeigt ſein Mord, den er bloß deswegen an einem andern Bauer begieng, weil er ihn einigemahl mit Ernſt Kohlen aufzuladen antrieb, und deswegen in einen Wortwechſel mit dem Bauer kam. Er ergrif plözlich ſeine Kohlenhacke, und ſchlug ſie dem Bauer mit einer ſolchen Gewalt in den Kopf, daß ſie darin ſtecken blieb. Der unglückliche Mann ſtarb den andern Tag darauf an dieſer Verwundung, und der unſinnige Mörder ward auf Zeitlebens ins Zuchthaus gebracht. Auch hier trieb er ſeine Tollheit fort, drohete oft, die andern Inquiſiten zu erſchlagen, forderte Hunde und Kazen zu eſſen, und lachte über alle Religionserinnerungen.

Der Wahnſinnige Walock Flaccus, ſo hieß der Mörder, gehörte offenbar zu den tollen Leuten, bei welchen das ganze Gehirn die meiſte Zeit in Verwirrung gerathen iſt, und die Anzahl dieſer Wahnſinnigen iſt die größte. Sie unternehmen täglich eine Menge alberner Handlungen, wovon man keinen Grund angeben, und die man nicht aus einer vorhergegangenen beſtimmten Idee erklären kann. Daher fallen ſie im Geſpräch augenblicklich von einem ins andere; der Faden ihrer Begriffe reißt ſchon wieder, ehe ſie ihn noch angeknüpft haben, und ſie haben durchaus nicht mehr die Kraft, die Seele auf einen einzigen Punct mit Nachdenken zu heften. In dem Uebereinanderhineilen der Ideen, ohne daß eine in der andern einen Grund zu haben ſcheint, beſteht der erſte Anfang alles Wahnwitzes, oder auch in dem Mangel der Kraft, einen einmahl gefaßten Geſichtspunct einer oder mehrerer Ideen gar nicht mehr verrücken zu können, welches bei den Wahnſinnigen der Fall iſt, die eigentlich nur an einer Idee krank liegen, übrigens aber ganz vernünftig ſind, wie bei dem Mann der Fall war, der ſich Gott der Vater zu ſeyn einbildete, und deswegen ſich über die Narrheit eines andern nicht ſatt lachen konnte, welcher ſich für Gott den Sohn hielt, weil erſterer als Gott der Vater beſſer zu wiſſen glaubte, wer ſein Sohn ſeyn könne.

Ueberſpannter Stolz und Liebe ſind ohnſtreitig, nebſt vielerlei körperlichen Urſachen, die ſich ſollten richtig angeben laſſen, die gewöhnlichen Quellen des Wahnſinnes, ſonderlich beim andern Geſchlecht; ein Beweis, daß jene Leidenſchaften die allergrößten Erſchütterungen des Gehirns hervorzubringen im Stande ſind; den aus Stolz Verrückten geht es gemeiniglich wie den Betrunkenen; ſie vertheidigen ſich mit größter Lebhaftigkeit gegen alle Vorwürfe, daß ſie ihren Verſtand verlohren hätten, ſo wie dieſe es ſelten zugeben, daß ſie ihr Gehirn berauſcht haben. Ich erinnere mich, daß mir einſt ein Wahnſinniger die Gründe genau detaillirte, daß er ſeinen Verſtand nicht verlohren haben könne, und die Gründe waren nicht unvernünftig. Leute hingegen, die blödſinnig **gebohren werden**, geſtehen gemeiniglich den Mangel ihres Verſtandes laut ein, und ihre Verrücktheit iſt ſelten ſo gefährlich, als die, derjenigen, welche ihren Verſtand in ſpätern Jahren verliehren.

Auszug aus einem Briefe. Stralſund. (4ten Bandes 2tes Stück. Seite 38. ff.)

Enthält Beiträge zu dem tauſend und abermahl tauſend Erzählungen von **Viſionen**, jener ſo bekannten Spielereyen der menſchlichen Einbildungskraft. „Die Gattin des Herrn Stadtmuſikus Kahlow in Stralſund liegt in Wochen. Sie wacht. Eine menſchliche Figur, als Türk oder Orientaler gekleidet, ſtellt ſich neben die Stubenthür. Das gute Weib glaubt, ihr Mann habe ſich verkleidet, ſie ruft ihm, ſich ihr zu nähern, allein vergebens, die Figur bleibt auf ihrem Poſten ſtehen. Endlich fällt ihr ihr Bruder ein, den ſie zärtlich liebte, und der beim Abſchiede nach Conſtantinopel, wohin er vor mehrern Jahren gegangen, ihr geſagt hatte: Schweſter! wenn ich weit von dir geriſſen, ſterben ſollte, denn überbringe ich dir ſelbſt die Todespoſt. Nun erblickt ſie in dem täuſchenden Manne den verlohrnen Bruder, ſchreit auf: ach Leopold! ſo hieß der Bruder, und weg iſt das Bild!“ —

Dies Phönomen iſt wohl nicht ſchwer zu erklären. Was iſt natürlicher, als daß die Wöchnerinn ihren geliebten nach der Türkey gereiſten Bruder ſich öfters in orientaliſcher Kleidung gedacht hat, und daß ſie durch einen Ideenſprung auch wohl einmahl ihrem Manne ein ſolches Kleid andichtete, zumal da ſie als Schauſpielerinn, oder Tänzerinn viel ſo gekleidete Masquen geſehen haben mag. Der Mann antwortete nicht, da ſie ihm ruft — nun fällt ihr eben ſo natürlich ihr entfernter Bruder ein, ſie trägt ſeine Geſichtszüge vermöge der Einbildungskraft in das Bild über, und glaubt nun würklich ihren Bruder zu ſehen; das Bild der Imagination wird ſo ſtark, als eine würklich ſinnliche Anſchauung, was ſo unzählig oft bei lebhaften Leuten der Fall iſt. In allen dieſen Ideenfolgen liegt nichts Ungewöhnliches. Hiezu kommt noch der vom Herrn Einſender ſehr richtig bemerkte Umſtand, daß ſie eine Wöchnerinn, folglich eine Kranke war, deren Nervenſyſtem angegriffen und in einer Zerrüttung war. „Einer ſolchen oft ganz kurz daurenden Diſpoſition, (fährt der Verfaſſer ſehr gründlich zu raiſonniren fort,) und ſonderlich der körperlichen Theile, die uns Ideen durch äußre ſinnliche Vorſtellungen zuführen, ſchreibe be ich das zu, was wir Phantaſmen nennen, da unſerm Auge das Schreckbild als würklich daſtehend ſcheinen kann, was unſere Imagination einſt beſtürmt hat, und bin daher der Meinung, daß wir, noch unbekannt mit dem Knoten des Bandes, welches Körper und Geiſt ſo dicht verknüpft, dem Geiſte zuſchreiben, was wir dem Körper beimeſſen ſollten!" —

Daß das Gehirn der Wöchnerinnen ſehr oft durch die Geburt auf eine außerordentliche Art angegriffen wird, lehret nicht nur eine Menge auffallender Beiſpiele von Verſtandesverrückungen bei gebährenden Weibern, ſondern noch ſehr viel andere ſehr merkwürdige Phönomene ihrer verworrenen Einbildungskraft. **Bonnetus** erzählt von einer Frau, welche im Wochenbette in eine ſolche Unſinnigkeit gerieth, daß ſie ſich für eine unterirdiſche Furie ausgab, plözlich aus dem Bette aufſprang und mit grimmigem Geſichte ausrief: Ich bin die hölliſche Tiſiphone, ich bin ein brennender Geiſt! und fiel mit den Nägeln ihrer Hände das Geſicht und die Augen ihres Mannes an.

Die zweite im gegenwärtigen Briefe vorkommende Viſion hat der Herr Einſender dem Herr Profeſſor M. in G. . . nacherzählt, und dieſer ſoll das Factum von einem ſehr glaubhaften und unverwerflichen Zeugen, dem es wiederfahren iſt, gehört haben. „Einer ſeiner Freunde (des Profeſſor M . .) der es ihm mit der größten Ueberzeugung erzählt, ſo daß er auch in Betracht der Glaubwürdigkeit des Erzählers kein Mißtrauen in die Wahrheit des Vorfalls ſetze, ſey einſt Abends aus einer Geſellſchaft, in der man bis zur Munterkeit ein Glas Wein getrunken, zu Hauſe gekommen, und weil ſein Bedienter grade nicht zu Hauſe geweſen, ſelbſt in die Küche gegangen, um ſich eine Pfeiffe anzuzünden. Die heitere Stimmung ſeines Herzens, da er kurz zuvor eine Geſellſchaft ſcherzender Freunde verlaſſen hatte, konnte alſo gar nicht Ideen der Art in ihm erwecken, die ſeinem Auge ein ſo trauriges Bild vorgerückt hätten, als er beim Hinübergehen über die Diele erblickte. Hier ſahe er eines ſeiner Kinder in völliger Todenkleidung im Sarge liegen. Er ſchrickt zurück, und ſchweigt, um abzuwarten obs Täuſchung ſey. Eben dieſes Kind aber, das er als Todten ſahe, wird, wo ich nicht irre, in Zeit von acht Tagen krank, ſtirbt, und wird auf dieſelbe Stelle, und in derſelben Kleidung hingeſezt!“ —

Ich läugne, daß der Freund des Herrn Profeſſor M . . bei ſeiner Nachhauſekunft aus einer fröhlichen Geſellſchaft durchaus ſo geſtimmt geweſen ſeyn müſſe, daß ihm ein ſolches Schrekbild nicht habe in die Seele kommen können, — ſolches Phantasma der Einbildungskraft, denn für eine würkliche Senſation von auſſen wird man doch das Ding nicht halten können, man müßte denn verzweifelt abergläubig ſeyn. Wenn wir im Genuß der Freude auf uns Acht geben, ſonderlich, wenn das fröhliche

Geräuſch um uns her ſtill zu werden anfängt; ſo werden wir oft bemerken, daß unſere Seele allerley ſchwarze Bilder durchkreuzen. Wir wiſſen nicht woher ſie kommen, und wohin ſie wieder verſchwinden, obs gleichwohl ausgemacht iſt, daß ſie abgeriſſene Zweige einer verſtekten Ideen aſſociation ſeyn müſſen. Iſt die Vorſtellungskraft nun juſt ſehr lebhaft gemacht worden, was nach einem Glaſe Wein ſehr wohl geſchehen kann, kommt die Dunkelheit der Nacht hinzu, ſo ſcheint es mir ſehr natürlich, daß ein Vater ſein Kind im Sarge vor ſich liegen ſehen kann, ohne einmal hinzu zu nehmen, daß vielleicht einige Zeit vorher, vielleicht in der fröhlichen Geſellſchaft ſelbſt, von einem todten Kinde geſprochen worden iſt, daß man einer ähnlichen Viſion erwähnt, oder daß vielleicht eine Veränderung in Sehnerven ein dergleichen unangenehmes Bild hervorgebracht hat. Es kommen bei ſolchen Viſionen gemeiniglich ſo viel Umſtände zuſammen, die ſie zweifelhaft machen, daß man oft nur wenig Prüfungsgeiſt haben muß, um die Sache von ihrer täuſchenden Seite kennen zu lernen, wozu aber die getäuſcht worden, ſelten geſchikt ſind, weil ſie im Augenblik der Ueberraſchung nicht über ſich ſelbſt und die mitwürkenden Nebenumſtände nachdenken können, und die Lebhaftigkeit des imaginirten Bildes auch hinterher als geglaubte würkliche Erfahrung ihnen alles Raiſonnement über die Sache ekelhaft macht. Daß das Kind einige Zeit nachher würklich

lich krank wird, und ſtirbt, ſcheint nun freilich etwas außerordentliches zu ſeyn, allein es entſtehen hier wieder eine Menge Fragen. War das Kind nicht überhaupt ſchon kränklich; hat die Erzählung der Erſcheinung wo nicht unmittelbar auf das Kind, aber doch vielleicht durch die Mutter, durch die Amme auf daſſelbe würken können, herrſchte nicht grade damahls eine Epidemie? — oder was mir auch ſehr wichtig ſcheint, glaubte nicht der gute Vater, als er ſein todtes Kind würklich vor ſich liegen ſahe, vorher einen ſolchen Anblick des Nachts gehabt zu haben, den er nicht gehabt hatte; ſo wie wir oft nach einer auffallenden Begebenheit darauf ſchwören ſollten, daß wir ſchon vorher davon gewiſſe Empfindungen gehabt hätten, die wir doch gewiß nicht gehabt haben. Die menſchliche Seele transferirt oft gegenwärtige Senſationen durch die Einbildungskraft auf längſt vergangene Zuſtände ihrer Exiſtenz, und glaubt hinterher Sachen vorher geſehen zu haben, die ihr vor dem Factum nicht in den Sinn gekommen ſind. (Ich wünſchte daß dieſes Capitel der Seelenlehre von einem ſcharfſinnigen Kopfe einmal genau abgehandelt werden möchte.) Daß der Vater das Kind in der nehmlichen Todtenkleidung ſahe, als es ihm vorher erſchienen war, iſt wohl nichts beſonders, da ein Sterbe-Hemd, unter welchem man ſich die Todten gemeiniglich denkt, der gewöhnliche Putz iſt, den man uns in die Erde mit giebt. Auch werden die

Todten an den meiſten Oertern auf die Diele geſtellt.

Im 3ten Stück des 4ten Bandes hat uns in Abſicht der Seelenkrankheitskunde vornehmlich das merkwürdig geſchienen, was von dem ohnlängſt verſtorbenen Lauterbach in Wolfenbüttel erzählt wird. Dieſer Mann, welcher ſich in ſeiner Jugend auf die Theologie und Orientaliſchen Sprachen gelegt hatte, übrigens ein einſichtsvoller, verſtändiger Mann war, gehörte zu der Claſſe wahnſinniger Leute, welche an einer gewiſſen einzelnen Haupt-Idee krank liegen, die bei ihm darinn beſtand, daß von der Beſchaffenheit der Steine die Begebenheiten in der Welt abhingen. Der eine verkündigte nach ſeiner Meinung Peſt, der andere Krieg, der dritte Feuersbrunſt, und ſo alle Unordnungen und Unglüksfälle, die nur immer in der Welt vorkommen. Er ſonderte daher alle ſolche bedeutende Steine ſorgfältig von einander, und wenn er ſie alle beſäße; ſo würde von ihm das Schikſal der ganzen Welt abgehangen haben. Als vor einigen Jahren das große Erdbeben in Calabrien entſtand, machte man ihm den Vorwurf: er wollte der Regierer der Welt ſeyn, und habe ein ſolches ſchrekliches Unglük nicht verhütet. Er entſchuldigte ſich kurz damit, daß er den Stein, wovon es abhänge, nicht habe habhaft werden können. Oft bemerkt man ihn auf der Straße ſtill ſtehen und ſeinen Blik unverwandt auf einen Stein richten. Er prophezeihet theure Kornpreiſe und andere Uebel daraus.

Auf ſeinem Zimmer hat er eine große Menge Kieſelſteine groß und klein. Dieſe zu berichtigen iſt er unermüdet. Haben ſie ihre Kraft verlohren, dann wirft er ſie weg, und ſucht andere. Er hat eine große Menge in Geſtalt eines Menſchenſkelets gelegt, wovon ein jeder einen der innern oder äußern Theile des Menſchen bedeutet. Mit Hülfe dieſer, wenn er ſie nämlich alle komplet hat, welches inzwiſchen ſelten iſt, kann er alle Krankheiten ſeiner Meinung nach kuriren. Kommt einer zu ihm und klagt: er habe die Schwindſucht; ſo ſteht er ruhig auf. Da kann man ſagt er bald zu kommen, ich brauche nur dieſen Stein hier umzudrehen, der bedeutet die Lunge, nun können ſie getroſt nach Hauſe gehn, ihre Krankheit wird ſich gewiß geben. Hat er aber zum Unglük den Stein nicht, welcher den Theil, in dem die Krankheit ſizt, bezeichnet; ſo ſagt er es freymüthig und entſchuldigt ſich, daß er nicht des andern Wunſch befriedigen könne.

Noch einige andere ſonderbare dieſen ſeltſamen Mann betreffende Umſtände kann man in der Erzählung des Herrn Voß ſelbſt nachleſen. Es läßt ſich, da man die Geſchichte dieſes Mannes nicht genauer kennt, nicht leicht entſcheiden, wie die Idee, daß von den Steinen die Begebenheiten der Welt abhingen, zur Hauptanlage ſeines Wahnwizes geworden iſt. Ohne alle Veranlaßung iſt ſie gewiß nicht entſtanden. Vielleicht hat er in phyſiſch-myſtiſchen Büchern allerlei von der geheimen Kraft der Steine geleſen, vielleicht haben ihn ſymboliſche Ausdrücke und Bilder, die in der Bibel von Steinen vorkommen, zuerſt auf ſeine Grille gebracht. Es iſt ſchwer von dergleichen Leute ſelbſt zu erfahren, wie ſie auf ihre albernen Meinungen gekommen ſind, gemeiniglich wiſſen ſie es auch ſelbſt nicht, da jeder Wahnſinn eine überraſchende und urplötzliche Urſach zum Grunde hat, die eine oder mehrere verworrene Ideen zur herrſchenden in der menſchlichen Seele macht.

Die Seite 21 erzählte hypochondriſche Grille iſt nicht von Bedeutung. Ein milzſüchtiger Mann kann ſich ſehr leicht einbilden, daß er vergiftet worden ſey. Wichtiger iſt das, was der Herr K. . Gemeinheits-Commiſſarius Gödicke in Camin von ſich ſelbſt erzählt. Eine der bekannten Spaldingſchen ähnliche Erfahrung.

H. . G. . geht aufs Feld, mit einer heitern Gemüthsſtimmung, um zu ſehen ob ſeine Arbeitsleute ſeine Befehle befolgt haben. Vergnügt kommt er bei ihnen an; aber nach einer viertel Stunde da er einem und dem andern etwas zur Arbeit gehöriges, wie gewöhnlich geloſſen, in Erinnerung bringen und ſagen will, findet er ſich unfähig, ſeine Gedanken durch die gehörige Zuſammenfügung der

Worte, nach der wahren Folge, ordentlich vorzubringen. Vielmehr kommt das hinterſte Wort bald vorn, das mittelſte bald hinten, das vorderſte bald in die Mitte, und auch umgekehrt. Keiner ſeiner Leute konnte verſtehen, was er eigentlich haben wollte. Aber ſeiner Vernunft war er indeß gewiß vollkommen mächtig. „Ich dachte, fährt er fort, ganz richtig, ſahe dieſes Auffallende nebſt den Beurtheilungen von meinen Leuten ein, ich ließ mir aber doch von meiner Verlegenheit nichts merken; — ſondern ging nach Hauſe zurük. Auch auf dem Heimgehen dauerte dieſe Sprachverwirrung bei vollenkommnem geſunden Bewuſtſeyn fort, bis ein Aderlaß die richtige Wortfolge wieder herſtellte, und dem ſonderbaren Zuſtande ein Ende machte.

Ich habe mich ſchon einmal bei Gelegenheit der Spaldingiſchen Erfahrung über dergleichen Seelenzuſtände erklärt, und will hier nur noch dies hinzuſetzen. Bekanntlich denken wir durch Hülfe ſymboliſcher Zeichen, vornehmlich der Worte, die jedesmal das Gedächtniß dem Gedanken, welcher ausgedrukt werden ſoll, wieder zuführt; aber die Seele denkt ſich einen Saz, kann ſich ihn denken, ohne daß ſie ſich die Verbindung ſeiner ſymboliſchen Zeichen in der ordentlichen Wortfolge vorſtellt, vorausgeſezt, daß jener Saz ihr ſchon oft gegenwärtig geweſen iſt, und ſie eine deutliche Ueberſicht ſeiner Bedeutung gehabt hat. Es giebt demnach jedesmal ein doppeltes Bewuſtſeyn der Seele — des Sazes, oder eigentlich des Sinnes des Satzes, und des Ausdruks, oder der Ausdrücke dieſes Sinnes. **Geht nun eine Verwirrung in den Gehirnfiebern vor, verliehrt das Gedächtniß die Kraft zu einem gewiſſen Gedanken ſeine ihm eigentliche Wortfolge herbeizuführen;** ſo wird der Gedanke immer deutlich in der Seele vorhanden ſeyn, aber **unwillkürlich** werden ſich die Worte untereinander werfen, gerade ſo wie der Herr Verfaſſer von ſich erzählt. Wenn wir auf uns Acht geben, ſo werden wir oft bemerken, daß wir uns ein gewiſſes Object deutlich vorſtellen können, ohne ſeine ſymboliſchen Ausdrücke behalten zu haben, ob wir gleich immer ein Bedürfniß fühlen, den ſymboliſchen Ausdruk ins Gedächtniß zurük zu bringen. Hiebei fällt mir ein, was **Bonnetus** von ſich erzählt, daß er nehmlich, ob er gleich lange die Kräuterkunde gelehrt hatte, ſich niemals auf das Wort Pimpinelle beſinnen konnte, wenn er auch gleich dieſes Gewächs vor ſich ſahe, und ſonſt ein gutes Gedächtniß beſaß. Geßner führt in ſeinen neueſten Entdeckungen in der Arzneigelahrtheit. B. 1. S. 137 ff. unter der Rubrik: **Krankheiten der innern Sinne**, ein merkwürdiges Beyſpiel von Vergeſſenheit an, welches hier aufgezeichnet zu werden verdient. Ein Mann von 73 Jahren empfand im Anfang des Jänners (1770) einen Krampf in den Muskeln des Mundes, und ein Kützeln, wie vom Kriechen der Ameiſen. Den 20ten Jänner bemerkte man bei einiger

Verwirrung der Gedanken einen beſondern Fehler der Sprache an ihm. Er ſprach zwar leicht und flieſſend; brauchte aber ganz ungewöhnliche ſelbgemachte Worte, die kein Menſch verſtand. Die Anzahl dieſer Worte iſt nicht groß, aber ſie werden oft nach einander wiederhohlt. Bisweilen gehen einige verlohren, und werden mit neuen erſezt. Auch ſpricht er Zahlen aus, wenn er ſchnell reden will. Gewöhnliche Worte braucht er mehrentheils in der rechten Bedeutung. Er weiß, daß er unverſtändlich ſpricht. Schreiben und Reden iſt gleich unrichtig. Er kann ſeinen Namen nicht richtig ſchreiben. Schreibt er; ſo kommen eben ſolche neugemachte ſinnloſe Worte aufs Papier, als er ausſpricht. Auch kann er nicht leſen, ob gleich mehr ſinnliche Gegenſtände die gehörigen Begriffe in ihm erwecken.

Noch ein anderes Beiſpiel dieſer Art.

Ein Schulmann erkannte nach einer ſtarken Apoplexie zwar Buchſtaben und Worte, aber wenn er ſie ausſprechen wollte; ſo kamen ihm immer andere in den Mund, ſo groß auch ſein Beſtreben war, ſeinen Vorſtellungen gemäß zu ſprechen.

Die Seite 26 (3tes Stük 4ten Bandes) erzählte Geneſungsgeſchichte betraf doch wohl nichts anders als eine körperliche Krankheit.

Die Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R. . . S. 33. welche auch im 5ten Bande fortgeſezt worden, enthalten manche wichtige Winke für junge Leute und für Eltern — wie gefährlich eine in die Seele gelegte Empfindſamkeit ſonderlich durch den unnatürlichen Mißbrauch gewiſſer Triebe werden könne, und wie das Laſter der Selbſtbefleckung von ſo vielen aus Unwiſſenheit und Mangel einer genauen Kenntniß des menſchlichen Körpers getrieben wird. Schilderungen über die Entſtehung und Entwickelung unſrer Empfindungen, wie im gegenwärtigen Beitrage vorkommen, können manchen unbedeutend ſcheinen, weil ſie zu individuell ſind, indeß glaube ich, ſtiften ſie für aufmerkſame Leſer doch gewiß den Nutzen, auf ſich bei ähnlichen Gelegenheiten, ſonderlich bei Anlagen zur Empfindſamkeit ſehr Acht zu haben. Zeigen dergleichen Aufſätze zugleich die traurigen Folgen anfangs unbedeutend ſcheinender Triebe; ſo können ſie bei der Erziehung der Kinder ſehr lehrreiche und warnende Beiſpiele werden.

Verrückung aus Liebe. S. 43. Man wird bei dergleichen ſchreklichen Beiſpielen von der Heftigkeit dieſer Leidenſchaft immer bemerken, daß ſchon in früherer Jugend, in einer fehlerhaften Erziehung, der erſte Grund ihrer nachherigen Ausbrüche liegt. Das Mädchen, deſſen Geſchichte hier erzählt wird, wärwurde in ihrer Kindheit verzärtelt, zu einem eigenſinnigen, mürriſchen und empfindſamen Geſchöpf erzogen. Wurde zu keiner weiblichen Arbeit angehalten, las beſtändig, und ſie wurde bald eine fromme Empfindſame, die immer betete und ſang. Starkes Getränke als Caffee, ferner häufiges Sitzen, und guter Appetit machten ihren Körper ſtark und beim Erwachen neuer Gefühle ſehr reizbar. Sie verliebte ſich auf einem Ball in einen Officier, (weswegen ſchon manches Mädchen toll geworden iſt) aber ſie bekömmt ihn nicht wieder zu ſehen. Ein anderer Freier ſtellt ſich ein, und ſie muß auf Zubringen der Eltern ihm ihr Jawort geben. Ihr Gemahl gewinnt bald ihre ganze Liebe; aber endlich kommt ihr der Officier wieder in den Kopf — und endlich iſt eine gänzliche Verrückung da. Beiſpiele der Art ſind gar nicht ſelten; aber ſie bleiben immer ſehr traurige Beweiſe von der Heftigkeit weiblicher Leidenſchaften.

Das Sonderbarſte, was in dieſem 3ten Stük des 4ten Bandes unter der Rubrik: Seelenkrankheitskunde etwas uneigentlich vorkommt, iſt das, was Herr Kammerrath Tiemann von einer gewiſſen Frau erzählt, welche bei jeder neuen Schwangerſchaft ein Glied eines ihrer Finger verlohren haben ſoll. Sie ſagte: drei oder vier Wochen nach einer neuen Empfängniß empfinde ich einen Schuß am erſten Gliede eines Fingers. Das Glied des Fingers fängt denn an zu ſchwüren, mit unausſtehlicher Hitze zu brennen; allgemach verwandelt ſich das Geſchwür in eine mit hellem Waſſer angefüllte Blaſe; nachdem ich dieſe mit einer Nadel durchſtochen, ſcheint das Fleiſch um den Knochen in Fäulniß überzugehen. Endlich fällt der Knochen des beſchädigten erſten Gliedes heraus, und alsdann iſt in Zeit von vier und zwanzig Stunden der verſtümmelte Finger ganz wieder zugeheilt.“ Sie hat 7 Kinder und folglich auch 7 Glieder an verſchiedenen Fingern verlohren. — Ich überlaſſe gern den Aerzten die Auflöſung dieſes phyſiologiſch-pſychologiſchen Räthels.

C. F. Pockels.

(Die Fortſetzung künftig.)

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.

Merkwürdige Beiſpiele vom Lebensüberdruß.

a) Eines hypochondriſchen Geiſtlichen.

Am 7ten Junius vorigen Jahres (1787) ſtarb zu A. . im Sarbrückiſchen der reformirte Pfarrer H. . Der arme Mann war bei aller derjenigen Munterkeit, die er in jüngern Jahren beſaß, und auch gegen das Ende ſeines lebens noch in Geſellſchaften affectirte, hypochondriſch, und ließ dieſes Uebel, ſtatt bei Zeiten die gehörigen Mittel dagegen zu gebrauchen, immer tiefer einwurzeln. Ungefähr am 3ten Junius erklärte er ſich plözlich gegen ſeine Schweſter, die ſeine Haushaltung beſorgte: **Die Zeit meines Abſcheidens iſt nahe! Ich lebe nur noch eine Woche und alsdenn, ich muß! — alsdenn ſtürz ich mich ins Waſſer!** Die Schweſter ſank bei dieſen Worten ohnmächtig zu ihres Bruders Füßen nieder. Durch ungariſches Waſſer brachte er dieſelbe ſo weit wieder zu ſich, daß ſie die Augen aufſchlug, und ſagte dann zu ihr: Ey Schweſter, ich habe nicht geglaubt, daß die Nachricht, die ich dir gab, dich im geringſten alteriren könnte! — Faſſe dich, ich bitte, gieb dich zufrieden — es iſt nun einmal nicht anders, ich muß ſterben!

Den folgenden Mittwoch am monatlichen Bettage predigte er noch, wiewohl mit ſolcher Beklemmung, daß die Herzensangſt ihm Todesſchweiß auf der Stirn auspreßte. Das Lied aus dem Marburger reformirten Geſangbuche: Jeſus ſüßes Licht der Gnaden. ſſ das er damahls ſingen ließ, zeugte von ſeiner traurigen Gemüthsverfaſſung. Es war das leztemal, daß er die Canzel betrat, denn von nun an blieben ſtets zwei Nachbarsleute um ihn, die ihn beobachteten. Zu dieſen ſprach er am Tage vor ſeinem Tode: Ihr lieben Leute! Bei . . . auf der Brücke iſt der Rhein ſo ſchön tief, bringt mich doch dahin, daß ich mich hinabſtürzen und mein Leben enden kann, — oder wenn es euch zu weit iſt, ſo grabt eine Grube, es iſt einerlei und ſcharrt mich ein, es iſt da auch kühl! Donnerſtags Nachts den 7ten Junii brachte man ihn zu Bette, ſchloß die beiden Thüren, die zur Schlafkammer führten zu, und die Wächter blieben in der daranſtoßenden Stube.

Kaum ſahe ſich der Unglükliche von Menſchen frei, ſo ſprang er aus dem Bette, verriegelte die Thüren von innen, und ſprang durch das eröfnete

Fenſter in Garten. Zum Unglük konnten die Männer, welche dieſes in der Stube hörten, weder durch die verriegelte Schlafkammer noch durch den Hausgang, wovon der Schlüſſel verlegt war, ihm ſogleich nacheilen, und ihre nachherigen Nachforſchungen waren leider vergeblich. Erſt Freitags gegen Mittag fand man ſeinen Leichnam ohnweit A. . . in einem kleinen Bache, auf dem Rücken liegend, die Müze über das Geſicht gezogen und die Hände auf die Bruſt zuſammengeſchlagen, ſeine Miene war nicht verſtellt, und ſchien zufriedener als in den lezten traurigen Tagen ſeines Lebens. Man fand in der Gegend am Bache verſchiedene Spuren, daß er ſchon im Waſſer geweſen und wieder herausgegangen war, vermuthlich weil es ihm nicht tief genug zu ſeyn ſchien, bis er endlich, weil ers nicht tiefer antraf, ſich wie in ein Bette auf den Rücken hinein legte und ſo ertrank. Er ward am folgenden Montage öffentlich unter einer großen Leichenverſammlung begraben. Der reformirte Prediger aus R. . hielt ihm die Leichenpredigt über die gutgewählten Worte Chriſti: Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun. Journ. v. u. f. d. 9. St. 87.

---

b) Eines 72 jährigen blinden Predigers.

Viſitationsſchein. Es war der 16te October Morgens nach 2 Uhr 1764 als vom Churfürſtl. Sächſiſ.

Amte zu E. . ich Endesbenannter Medicus requirirt wurde, mich eilends nach N. . in das Pfarrhaus zu verfügen, und die Magiſterinn, Frau Th. N. E. daſelbſt, welche von ihrem alten 72 jährigen blinden Ehemanne Herrn M. E. Nachts gegen 12 Uhr im Schlafe in ihrem Bette in der Kammer neben der Wohnſtube, worin der alte Magiſter gelegen, mit vielen Wunden ſehr gefährlich verlezt worden ſeyn, mit dem geſchwornen Amtschirurgo N. allhier zu viſitiren, verbinden zu laſſen, und nachher mit dienlichen Medicamenten zu verſehen. Dem zu Folge begaben wir uns nebſt dem Viceactuario Herrn Sch. und Landrichter Herrn S. ſchleunig dahin, und kamen um 5 Uhr Morgens in der Pfarrwohnung daſelbſt an, und fanden die Verwundete in der obern Wohnſtube, anjezt in dem Bette liegend bereits verbunden von einem Chirurgo K. von B. Die Verblutung hatte bereits ceſſirt, weil der Körper faſt vom Blute entledigt und Patientinn ſehr blaß ausſahe, auch ſehr matt war. Sie ſchlug oft mit der rechten Hand auf ihre Bettdecke; konnte aber dennoch ziemlich vernehmlich auf die gethane Fragen antworten und ſagen, daß ihr Mann ſie im Schlaf liegend alſo verwundet habe, doch wiſſe ſie nicht, wenn oder womit es geſchehen ſey. Es wurde uns ihr angehabtes Hemde gezeigt, welches wie aus Blut gezogen ausſahe. Auch fand ſich viel Blut in ihren Betten in der Kammer, wo ſie verwundet worden war, auch einige blutige Flecken an der Wand des Ofens in der Wohnſtube gegen die Stubenthür, und hinter dem Ofen eben daſelbſt an der Wand. Es wurde uns auch von dem Schwiegerſohn G. der Patientinn Schlafmütze und Kopftuch voller Blut und Hiebe, benebſt einem ziemlich ſchweren und ſcharfen Küchenbeil und ſcharfen mittelmäßigen Meſſerchen gezeigt, welches die mörderiſchen Inſtrumente geweſen ſeyn ſollten, die auch beide noch mit Blut beflekt waren. Wir ließen hierauf von dem noch gegenwärtigen Chirurgo K. die angelegten Bandagen wieder abnehmen, weil die Verblutung ſtille geworden war, und fanden folgende 13 Wunden an der Patientinn u. ſ. w. Die Wunden, welche hier weitläuftig beſchrieben werden, kann man füglich übergehen.

Weil nun die Empfindſamkeit der Wunden zu groß war, auch leicht neue gefährliche Verblutungen und Ohnmachten bei dem ohnehin ſchon geſchwinden und febriliſchen, jedoch ſchwachen Puls, nicht weniger auch noch künftige Schmerzen beim nöthigen Heften der großen Wunden zu beſorgen ſtunden, ſo konnte man vorjetzo keine Viſitation der ſämmtlichen Hauptwunden vornehmen und bemerken, wie tief ſolche ins Cranium gegangen wären. Man vermuthete aber doch, daß das Cranium und beſonders das Gehirn dabei nicht ſo viel gelitten haben konnte, weil die Patientinn völligen Verſtand und gar kein Erbrechen hatte, wie bei verleztem Gehirn und niedergedrukter oder geſpalteter Hirnſchaale gewöhnwöhnlich iſt. Man verband demnach die Hauptwunden gehörig, und verſahe ſolche mit warmen ſpirituöſen Aufſchlägen und Bandagen, die große Halswunde aber (eine Wunde am Halſe bei 3 Zoll quer über durch die aſperam arteriam oder Luftröhre und Oeſophagum oder Speiſeröhre, aus welch lezterer auch der gereichte Thee und Milch vor und nach dem Verbande herausgefloſſen) und die Ellenbogenwunde zog man mit 3 Heften zuſammen, bedekte ſelbige mit Pflaſtern, Aufſchlägen und Bandagen. Nach dem Verbande fand ſich Patientinn eben nicht ſchwächer, ſondern nahm auf Anbiethen etwas Milch zu ſich, um den Abgang des Blutes und der Kräfte erſeßen zu ſollen, die aber der Hefte unerachtet zwiſchen der Bandage aus der Halswunde wieder herausdrang, mit der Verſicherung auf beſchehene Frage, daß ſie nichts davon in dem Magen habe verſpüren können.

Die eine von den Wunden, nehmlich die große Halswunde, wurde von dem Medicus Herrn Hofmann, der vorhergehenden Viſitationsſchein ausgefertiget, für würklich tödlich erklärt, wie denn auch die Unglükliche Ermordete den andern Tag darauf bei einen heftigen Blutſturz würklich ihr Leben endigte. Bei der Section wurde die Tödlichkeit der Halswunde beſtätigt, und hierauf gründet ſich folgendes merkwürdige Urthel über den Mörder, welches ich ganz hieher ſeßen will, um zu ſehen, durch welche Veranlaſſungen der unglükliche Mann zu ſeiner abſcheulichen That verleitet worden iſt, und welch eine Menge qualvoller Ideen vorhergehen mußten, ehe er ſich dazu entſchloß.

Hat ernannter C. als man ihn Artikelsweiſe vernommen, geſtanden und bekannt, daß er den ſeit vierzehn Tagen, und beſonders die lezten 4 Tage davon, gehegten Vorſatz, ſein Eheweib, Theodoren Reginen, ums leben zu bringen, am 15ten October des abgewichenen 1764ſten Jahres, Abends gegen 12 Uhr in der ordentlichen obern Wohnſtube der R — er Pfarrwohnung, worinnen ſein Eheweib ſo wie er in der daneben befindlichen Cammer zu ſchlafen pflegte, dergeſtalt zu Werke gerichtet, daß, da er aus dem Schnauben des Eheweibes, als er die Cammerthür ſachte aufgemacht, gemerkt, daß ſelbige im Schlafe liege, er aus der Cammer in die Stube gegangen, mit der Hand auf des Weibes Kopf gefühlt, ſodann nach dem Orte, wo er ſeine Hand gehabt, mit dem bei ſich gehabten Beile den heftigen Hieb gethan, und da hierauf das Eheweib im Bette ſich aufgerichtet, und nebſt dem bei ihr gelegenen Tochterkinde, dem H — ſchen Töchterlein heftig geſchrien, er mitler Zeit immer mit dem Beile auf das Eheweib weiter zugehauen, ſo ſehr ſie ſich mit den Füßen gewehrt, und damit ſie deſto eher ſterben ſollte, mit dem aus der Taſche und Scheide gezogenen Federmeſſer in die Kehle, wonach er zuvörderſt mit der linken Hand gefühlt, mit der rechten Hand geſtochen; ſelbiger da niemand anders da geweſen, alle die an derſelben befundenen Wunden zugefügt, alſo an deſſen, den 16ten October darauf, Nachmittags gegen 3 Uhr erfolgten Tode, weil er die Frau ſo verwundet, ganz allein Schuld ſey, und alſo eine prämeditirte Mordthat begangen habe.

Inquiſit geſtand in dem Verhör ferner, daß es keine Bosheit von Seiten ſeiner geweſen, die ihn zur Begehung der Mordthat bewogen, ſondern daß er dazu durch die Ungenügſamkeit ſeines Pfarrgehülfen, den man ihm Alters halben gegeben, und welcher nicht mehr mit der ihm bewilligten Hälfte der Pfarreinkünfte habe zufrieden ſeyn, ſondern Inquiſiten nur mit einem gewiſſen jährlichen Gehalt habe abfinden wollen, und durch die daher entſtandenen Zänkereyen mit ſeinem Eheweibe verleitet worden wäre. Dieſes machte dem armen blinden Manne, wie er im Verhör anzeigte, tägliche und ſehr bittere Vorwürfe darüber, daß er ſich ſeine Einkünfte durch den Adjunctus ſo ſehr abſchneiden ließe, und daß ſie ihr ihrem Manne zugebrachtes Vermögen ohnedem ſchon zugeſetzt hätten. „Du räumſt dem Pfarrgehülfen, dies waren ihre täglichen Vorwürfe, zu viel ein, und macheſt mich unglücklich, und wenn wir einmal betteln gehen müſſen; ſo biſt du Schuld daran, desgleichen, wenn er ſterbe, und ſie ſolcher Geſtalt um ihren Unterhalt kommen werde, wolle ſie auf ſein Grab treten und ſagen: hier liegt der unbeſonſonnene Rabenvater, der weder für ſeine Frau, noch Kinder geſorgt hat. item. Am jüngſten Tage wolle ſie ſagen: hier iſt der gottloſe Rabenvater, richte ihn Gott nach dem ſtrengſten! denn er hat die Hölle an mir verdient; noch weiter und immer fort plagte ſie ihn mit bittern Vorwürfen, daß er ein alter unverſtändiger Rabenvater, und daß er werth ſey, daß man Leute kommen und ihn mit Stecknadeln zerkratzen ließe. Aus dieſen anhaltenden Zänkereien und Beängſtigungen, wovon ihm immer ſeine Gedanken vergangen und welcher Unfriede mit ſeinem Eheweibe 4 bis 5 Monat fortgedauert, ſey endlich die Verzweifelung und der Wunſch entſtanden, daß ſein Leben ein Ende nehmen möchte. Er wäre bei dieſen Plagen denn auch zugleich mißtrauiſch auf die göttliche Vorſorge geworden, der Gedanke daß er und ſein Weib nicht mehr von den halben Einkünften der Pfarre hätten leben können, ferner daß nach ſeinem Tode ſein Weib würde Noth und Schimpf leiden müſſen, hätte nun vollends alles dazu beigetragen, ſich ſowohl, als ſein Weib aus der Welt hinaus zu ſchaffen, — ſich, um ſich von ſeinen vielen Plagen und bei ſeiner langen Blindheit ausgeſtandenen Lebensüberdruß zu befreien, ſein Weib, um ſie vor aller künftigen Noth zu ſichern. Es ſey demnach in ihm der veſte Vorſatz entſtanden, ſein Eheweib zu ermorden, und ſich den Händen der Obrigkeit zu überliefern, damit auch er von der Welt käme, und aller ſeiner täglichen Plagen und Noth ein Ende machen möge. Im übrigen ſey es durch Hülfe des Satans geſchehen, daß er ſo hintereinander in der Eile dem Weibe die Wunden zugefügt, wie ihm denn auch den ganzen Tag vorher geweſen, als wenn alle Teufel um ihm wären, ſo daß ihm ordentlich der Kopf gebrauſet.“ Zu allen dieſen Veranlaſſungen ſeiner ſchreklichen That kamen nun noch folgende Umſtände, die auch der Defenſor des Inquiſiten nüzte, um ihn vom Tode zu retten, nehmlich, daß ihn in den lezten ſieben Jahren der Schlag, ſo jedoch ein paarmal nur Schwindel geweſen, 5 bis 6mal gerührt, und ſeine Gemüthskräfte dadurch in eine Schwäche und Verwirrung gerathen wären; ferner daß er eine ſchlechte Lebensordnung beobachtet, von zähem und ſchwerem Geblüte geweſen ſey, und den Brantewein geliebt habe. Alle dieſe Umſtände konnten ihn aber doch nicht vom Tode retten, weil er wie er ſelbſt eingeſtanden, ſich ſeiner bei der verübten Mordthat völlig bewuſt geweſen, und die dabei vorkommenden Umſtände deutlich zeigten, daß er die Mordthat nicht in einem Anfall von Wahnwiz oder Raſerei begangen habe.

Es iſt der Mühe werth, die Gründe aus dem Urthel anzuführen, warum man die Vertheidigung ſeines Defenſors nicht für gültig annehmen wollte. „Wenn bei einem Verbrecher die Zurechnung der ausgeübten Miſſethat wegfallen ſoll, muß eine ſolche Schwäche und Ohnmacht des Gemüths und der Seelenkräfte vorhanden ſeyn, die ihm das, was er gethan, und ob ſelbiges recht oder unrecht ſey, zu wiſſen und beurtheilen zu können, auſſer Stand ſezt: bei Inquiſiten hingegen desgleichen ſich keinesweges ereignet, ſintemal die genaue, und ſo weit andere Perſonen, als die verwundete C. ſelbſt, der Schwiegerſohn, die Magd und der Pfarrgehülfe davon wiſſen, und etwas melden können, richtige Erinnerungen der Umſtände ſeiner That, ſowohl als des unmittelbar vorhergegangenen und darauf erfolgten; ja ſelbſt der nach Anleitung des Inquiſiten ſummariſchen Ausſage Fol. 45. B. im 45 und 46ſten von ihm bejaheten Artikel gebrauchte Gedanke: Daß, wenn er des Weibes Mörder, er dadurch ſelbſt des Todes ſchuldig wäre, untrügliche Merkmaale ſind, daß vor- bei und nach ſeiner Miſſethat er ſich ſelbſt wohl bewußt, um die Unrechtmäßigkeit ſeines Vorhabens und deſſen Vollziehung einzuſehen auch nach den Geſetzen zu beurtheilen nicht weniger als unfähig, ſowohl daß das angegebene Brauſen des Kopfs, gleich als ob alle Teufel um ihn wären, in der That nichts anders, als die Erinnerungen des Gewiſſens, ſo ihm die Abſcheulichkeit ſeines Vorſatzes vorgehalten, geweſen: da weiter, daß er ſonſt und beſonders um die Zeit des verübten Verbrechens ungereimte oder widerſinnige Handlungen unternommen, keine Spur zu finden, ſondern er dergleichen ſich zu enthalten wohl gewußt; darneben damals trunken geweſen zu ſeyn vermeint, auch niemand daß er es geweſen, an ihm vermerket, alle Vermuthung, daß ſein Verſtand den Reizungen ſeines böſen Willens zu widerſtehn, wenn nur Inquiſit es thun wollen, unvermögend und nicht genugſam gewachſen geweſen, gänzlich hinweg fällt; vielmehr Inquiſit mit andern grober Miſſethat Schuldigen gemein hat, daß, anſtatt, was er ſich vorgenommen, wohl zu prüfen und ſodann den ſanften Leitungen des das Unternehmen verwerfenden und mißbilligen Verſtandes zu folgen, er mit gänzlicher Beiſeitſetzung deſſen, weſſen ſelbiger ihn belehret, lediglich von den übereilten Trieben eines durch Leidenſchaften aufgebrachten und verderbten Willens ſich überwinden und von ihm hinreiſſen laſſen; anbei daß Inquiſit, als ein ſiebenzigjähriger Greiß, dem das Alter als ein Vorbote des ſich ihm nähernden Todes vermittelſt Blindheit die Augen gleichſam bereits zugedrukt, und der mithin der Hitze aufwallender Gemüthsbewegungen weniger Herrſchaft über ſich einräumen ſollen, eines anſtändigern Abſchieds aus dieſer Zeitlichkeit ſich nicht befliſſen, dargegen auf ſo ſchändliche Art ſeinem Tode zugeeilet; als ein an die 39 Jahr im Prieſter-Amte ſtehender Prediger göttlichen Worts, die in dieſem vorgeſchriebene, und ohne Zweifel, ſolche Zeit über, andern gepredigte Zähmung des böſen Willens und Dämpfungen der aufſteigenden ſündlichen Begierden und Trieben ſelbſt nicht beobachtet, noch die Gründe, die er wieder das Mißtrauen in die göttliche Vorſorge und die demſelben ſo oft auf dem Fuße folgende Verzweifelung andern eingeſchärfet, ſich vor Augen genommen, oder, um ihn davon zu erinnern, einen oder andern ſeiner Mitbrüder und Amtsgenoſſen angegangen; ferner, daß er die That nicht im Zank mit dem Eheweibe, wobei die jähling aufſteigenden erſtere, der menſchlichen Schwachheit unerwartet überwältigende, Regungen des Zorns wenigſtens als eine ſcheinbare Entſchuldigung hätten angeführet werden können, ſondern nach einer längſt vorhergegangenen Ueberlegung zu Folge, und da wenigſtens einige Stunden lang zwiſchen ihm und dem Eheweibe kein Wortwechſel vorgefallen, vielmehr Inquiſit ſec. Artic. 72 und 74 demſelben, nur eine viertel Stunde vorher, mit falſcher Zunge diejenige Nacht gut zuzubringen angewünſchet, die er zu deſſen Abſchlachtung, und zwar laut des bejaheten 108ten Artikels, unaufhaltlich beſtimmt gehabt, über dieſes er das Eheweib im Schlafe überfallen, und dadurch, wenn ſie, wie er, nach Anleitung der Antwort auf den 103ten Artikel, darauf umgegangen, ſo fort unter ſeinen Händen verſtorben wäre, deren zu einem ſo plötzlich als unvermutheten Uebergange in die Ewigkeit damals vielleicht nicht gefaßte Seele der Gefahr des ewigen Verderbens auszuſetzen, an ſich nicht ermangeln, auch von der Beharrlichkeit in ſeinem böſen Vorſatze, dabei ja freilich wohl ein guter Geiſt die Hand nicht geführet haben kann, weder durch die Gegenwehr des Weides noch durch deſſen und des H—ſchen Kindes ängſtliches Schreien ſich abwendig machen laſſen, lauter ſolche Umſtände ſind, wodurch die Schwere des Inquiſiten Verbrechens mehr erhöhet als verringert wird. — —

c) Eben ſo auffallend iſt folgendes Beiſpiel von einem kalten Ueberdruß des Lebens.

Ewa Margretha K— 23 Jahr alt wurde wegen verſchiedener Verbrechen im Sept. vorigen Jahres (1755) in das Zuchthaus nach Onolzbach gebracht. Man empfing ſie gewöhnlich wie die Züchtlinge mit einer Peitſche, und einer von den Streichen verlezte ihre rechte Bruſt. Dieſe Behandlung machte den tiefſten Eindruk auf benannte Weibesperſon, und ſie fing an, lieber den Tod zu wünſchen als ein ſolches Leben zu führen. Um aber deſto eher zu Erfüllung ihres Wunſches zu gelangen, fiel ſie auf den ſchreklichen Gedanken einen Mord zu begehen, damit ihr auch ſodann das leben genommen werden, und auf ſolche Art Zeit gewinnen möchte ihre Sünden zu bereuen, und bei Gott Gnade zu erlangen, welche ſonſt durch Handanlegung an ſich ſelbſt verlohren gehen möchte. (Man ſieht hieraus deutlich, daß die meiſten Mörder, die andre umbringen, um ſich dadurch ſelbſt aus der Welt zu ſchaffen, aus einer mißverſtandenen Religioſität lieber Hand an andre legen). Sie præmedidirte gefliſſentlich den

Tod einer andern Weibsperſon, und führte ihr Vorhaben auch würklich auf folgende Art aus. Sie gab nehmlich vor, als eines Sonntages die Züchtlinge in die Kirche gehen mußten, daß ſie Bauchweh habe, und nicht den Gottesdienſt mit abwarten könne. Mit ihr wurde noch eine andere Züchtlinginn, Mederin mit Nahmen, zurükgelaſſen, welches ein äußerſt einfältiges Menſch war. Zu dieſer begab ſich Margaretha K — und ſtellte ihr vor, daß ſie beide, um ihres Jammers auf einmal los zu werden, ſterben wollen, und daß ſie (die Margretha K —) damit den Anfang machen wollte, daß ſie die Mederin zuerſt umbrächte. Die Mederin war damit zufrieden, nur machte ſie vorher die Bedingung, daß ihr das Umbringen nicht viel Schmerzen verurſachen ſollte. Sie legte ſich darauf auf eine Brücke im Zuchthauſe ausgeſtrekt hin, und die Mörderinn übte würklich die ſchrekliche That mit Abſchneidung des vordern Halſes mittelſt eines Ulmer Kreuzermeſſers an ihr aus, die einfältige Mederin empfing die tödlichen Meſſerſtreiche mit aller Gelaſſenheit, und ſtarb nach einer Stunde an den empfangenen Wunden.

Um zu ſehen, wie die unglückliche Mörderinn auf die abſcheuliche Idee ihre Mitgefangene hinzurichten gekommen ſey, und wie traurig die Veranlaſſungen dazu waren, will ich aus dem mediciniſchen Bericht über ſie nur noch folgendes hinzu ſetzen, woraus zugleich erhellen wird, wie hundiſch die barbariſchen Aufſeher der Zuchthäuſer oft mit ihren Züchtlingen umgehen, und wie leicht bei ſolchen Unmenſchlichkeiten mörderiſche Gedanken in den armen, leidenden, gedrükten Menſchen entſtehen können.

Als ſie in das Zuchthaus gebracht wurde, wurde ſie frei hingeſtellt, mit aufwärts geſtrekten und an Händen geſchloſſenen Armen, da ſie denn vom Zuchtmeiſter, der ihr hinterwärts zur linken ſtand, zwanzig Streiche mit einer langen neuen Peitſche, die vom Handgrif bis oben ganz biegſam war, bekam. Während des Schlagens ſchwang ſich das oberſte Ende der Peitſche gewaltig auf ihre rechte Bruſt, und verurſachte eine ſo heftige Contuſion auf derſelben, daß ſie gleich aufſchwoll, blau, ſchwarz, gelb und roth wurde, wie die Brüſte denn zu werden pflegen, wenn ein Kind davon entwöhnt wird. Während der Geſchwulſt, ſagte ſie, habe ſie um Hülfe gebeten, man habe es ihr aber abgeſchlagen, und ſie zur Geduld verwieſen. Wie die Geſchwulſt nach 8 Tagen etwas nachgelaſſen, kamen erſt die Schmerzen von der Seite in die Bruſt hinein, als wenn mit Meſſern darinn geſchnitten wurde. Nach 14 tägigen erſchreklichen Schmerzen habe ſich die Bruſt oben an der linken Seite eröfnet, wo nichts als gelbes Waſſer herausgelaufen, wonach Geſchwulſt, Härte und Flecken vollends vergangen, auch die Schmerzen, die ſich etwas gelindert, blieben auch außen, ſo lange das Auslaufen dauert, wenn aber dieſes nachlaſſe, und die Oefnung zugefallen; ſo kämen die Schmerzen wieder, ziehen ſich in die Bruſt gegen den Rücken in die Achſel, und von da gegen das Herz und davon bekomme ſie ſchweres Athmen und Stecken, und das herauslaufende Waſſer mache ihr ſehr brennende Schmerzen.

Als man ſie fragte, was ſie denn aber zu der abſcheulichen That, ihre Mitgefangene umzubringen, bewogen habe? antwortete ſie: Furcht vor der Qual und ſcharfen Schlägen, die ſie im Zuchthauſe hätte erleiden müſſen, und noch wie lange hätte ausſtehen müſſen. Da wäre ſie denn auf den Gedanken gekommen: nehme ich mir mein Leben ſelbſt; ſo iſt meine Seele ewig verlohren; wenn ich aber das Menſch umbringe, und ſodann auch um das Leben komme; ſo kann ich meine Sünden bereuen und Gott wird meine Seele zu Gnaden annehmen.

Auf die Frage: ob ſie gegen die Entleibte einen Haß gehegt, oder ſie von dieſer ſey beleidigt worden? ſagte ſie, die Entleibte habe ihr kein Leid gethan, vielmehr wenn dieſer etwas Leids geſchehen, ſey ſie allezeit auf ſie zugelaufen und hätte es ihr geklagt.

Auf die Frage: ob ſich die Entleibte nicht gewehrt? antwortete, daß ſie ſich ganz geduldig habe ermorden laſſen. Als man ſie fragt: ob ſie die Nacht nach der abſcheulichen That geſchlafen? erwiederte ſie, ſie habe eben gebethet, und da ſie darüber eingeſchlafen, und wieder aufgewacht, hätte ſie das unterbrochene Gebet wo ſie vorher geblieben, wie ſie jeder Zeit gewohnt geweſen wieder fortgeſezt. Sie hätte kein Bedauern mit der Entleibten gehabt, und hätte eben gedacht: ſie könnten beide auf dieſe Art miteinander der Marter auf einmal entledigt und ſelig werden. Die Inquiſitinn zeigte ſich übrigens allezeit ganz gelaſſen, außer wenn man ihr die erſchrekliche That vorgeſtellt, wie dieſes durchaus nicht der Weg zur Seligkeit wäre, vielmehr ſie den Zorn Gottes auf ſich geladen, hat ſie geweint.

Der Arzt fand ſie ſtets vollkommen vernünftig, und ſezt in ſeinen Bericht hinzu, daß ſie ihre That blos aus Verzweifelung und Lebensüberdruß unternommen hätte, und dazu bei einem beſſern Unterricht in der Religion nicht gebracht ſeyn würde. Die Juſtiz verſtand dieſen Wink nicht — und weil man ſonſt oft mit der Todesſtrafe ſo äuſſerſt bereitwillig war, wurde das unglükliche Mädchen nicht lange nach ihrer That hingerichtet.

Aus vorhergehenden und hundert andern dergleichen Beiſpielen von Lebensüberdruß erhellet deutlich, daß ſehr viel Menſchen vor dem Tode lange nicht den Abſcheu haben, der uns allen ſo gemein ſeyn ſoll. Der Gedanke, nicht mehr zu ſeyn, iſt für ſehr viele lange nicht ſo ſchreklich, als wirs glauben. Von den Leiden des Lebens niedergedrükt, von allen verlaſſen, mit körperlichen Schmerzen beladen — ohne Hofnung daß es jemals beſſer werden kann, beſſer werden wird, iſt wohl der Entſchluß, ſich ſelbſt umzubringen, lange nicht ſo ſchwer, als er uns bei geſundem Leibe, gutem Appetit, und äuſſern glüklichen wenigſtens erträglich guten Umſtänden zu ſeyn ſcheint. Aber warum richteten ſich jene Menſchen nicht lieber gleich ſelbſt hin, warum mordeten ſie erſt andere, damit ſie wieder gemordet würden —? dies kann man wohl nicht anders, als theils aus einer natürlichen Abneigung erklären, Hand an ſich ſelbſt zu legen, wenn noch Mittel vorhanden ſind, daß wir dies traurige Geſchäft andern überlaſſen können; theils aus einer religiöſen Furcht, daß man durch einen Selbſtmord ſich gleichſam den Himmel ſelbſt verriegeln würde, und daß man durch die Ermordung eines andern immer noch Zeit bekäme, an ſeiner Seligkeit zu arbeiten, was aus dem leztern Beiſpiel ſichtbar erhellet. Auſſerdem hat der Gedanke: ſich ſelbſt zu ermorden, bei aller ſeiner Entſezlichkeit, für den Unglüklichen, beſonders hypochondriſch Unglüklichen etwas Einladendes an ſich; — der Leidende erhebt ſich dadurch in ſeinen Gedanken über alles weg, was ihn einſchränken, was ſeine körperlichen Leiden vermehren kann. Ihm hat kein Menſch etwas mehr zu gebieten, er kann der ganzen Welt trotzen, wenn er nicht mehr von der Todesfurcht gemartert wird. Alle Intriguen und Bosheiten der Menſchen gegen ſein Glük kommen ihm wie erbärmliche Spielwerke vor; — er darf nur einen Augenblik den Willen haben — ſeinem Leben ein Ende zu machen, und er iſt ewig von allen

Unannehmlichkeiten deſſelben befreit. Freylich müſſen große Verirrungen der Seele vorhergegangen ſeyn, ehe jener Entſchluß bei ruhiger Vernunft zur Reife kommen kann; allein ſelbſt die Vernunft kann ſich in ſolchen Augenblicken bisweilen das Anſehn geben, als ob ſie den Selbſtmord billigen dürfte, und es hat Leute genug gegeben, die aus Gründen der Vernunft Hand an ſich ſelbſt gelegt haben, ob gleich jeder der ſich nicht an ihre Stelle ſetzen kann, glauben wird, daß die Leute etwas geſcheidteres hätten thun können. Es iſt aber auch hier gemeiniglich nicht die Frage: was ſie hätten thun **können**; ſondern, was ſie nach der einmal vorhandenen Folge ihrer Vorſtellungen und Empfindungen durch einen unwillkürlichen Stoß ihrer Gefühle thun **mußten.**

Wer dieſen Punct nicht recht in Erwägung zieht, wird nie mit philoſophiſcher Toleranz über den Selbſtmord irgend eines Menſchen ein gehöriges Urtheil fällen, und wird Menſchen verdammen, die eher unſer ganzes Mitleiden verdienten, und die der Himmel wohl nicht nach unſern Syſtemen richten wird.

P.

2.

Krankheit der Einbildungskraft.

Nachricht von einer Frau, welche meinet, daß ſie geſtorben ſey, und durchaus als eine Geſtorbene wollte behandelt werden.

Nachſtehende Erzählung des Bonnet iſt von einer ſonderbaren Art. Ein ſonſt verſtändiges altes Frauenzimmer fängt auf einmal ſich einzubilden an, daß ſie geſtorben ſey und begraben werden müſſe. Keine Vorſtellungen dagegen wollten etwas fruchten, man muß ſie, um ſie zu beruhigen, durchaus in einen Sarg legen: aber ſelbſt bei dem eingebildeten Tode verläßt ſie die weibliche Neigung nicht, ſich zu ſchmücken, ꝛc. — doch hier iſt die ganze Erzählung ſelbſt.

Eine ehrbar alte Frau von beinahe ſiebenzig Jahren ſaß friſch und geſund in der Küche, und bereitete eben die Speiſen zu, als ſie eine durch die Küchenthür eindringende Zugluft ſo heftig in den Nacken traf, daß ſie als wie vom Schlage gerührt, und an der einen Seite auf einmal gänzlich gelähmt wurde, ſo daß ſie die Tage hindurch faſt ganz einer todten Perſon glich. Vier Tage nachher bekam ſie ihre Sprache wieder, und ernannte diejenigen Frauenzimmer, welche ihr das Sterbekleid anziehen, und ſie, da ſie bereits würklich todt ſey, in den Sarg legen ſollten. Man gab ſich alle Mühe, ſie von ihrem lächerlichen Wahn zu befreien. Ihre Tochter und Bedienten machten es ihr ſehr begreiflich, daß ſie nicht geſtorben ſey; ſondern noch lebe; alles war umſonſt, die Todte wurde hitzig, und fing auf die Saumſeligkeit ihrer Freundinnen gewaltig zu ſchmälen an, welche ihr nicht gleich den lezten Liebesdienſt mit Beſchickung ihres Körpers erweiſen wollten, und wie die Freundinnen noch länger zauderten, wurde ſie im höchſten Grade ungeduldig, und wollte von einer Magd mit Drohworten ihre Ankleidung als eine Todte erzwingen. Endlich fand man es für nöthig, um ſie zu beruhigen, daß man ſie wie eine Leiche ankleidete, und würklich auf ein Paradebette legte. Sie ſelbſt beſchäftigte ſich hier, noch ſo galant als möglich zu erſcheinen, ſie ſtekte ſich die Nadeln anders, muſterte an dem Saume des Sterbekleides, und war mit der Weiſe des Leinnens zu ihrer Beerdigung gar nicht zufrieden. Endlich fiel ſie in einen Schlaf, wo man ſie alsdann wieder auskleidete, und in ihr Bette legte. Kaum war ſie aber wieder erwacht, als die vorige Grille, daß ſie würklich todt ſey, und beerdigt werden müſſe, wieder kam. Dieſer Paroxismus dauerte lange fort. Der Arzt gab ihr Pulver aus Edelſtein mit Opium vermiſcht. Da ſie endlich glaubte, daß ſie ſich noch würklich im Lande der Lebendigen befinde, äußerte ſie oft, daß ſie in

Norwegen bey ihrer Tochter wäre, und widerſprach allen denen mit größter Lebhaftigkeit, welche das Gegentheil ſagten. Bisweilen machte ſie Anſtalt zur Reiſe nach Coppenhagen, und war nicht zu überreden, daß ſie ſich ja ſchon an dieſem Orte aufhielt, bis man endlich auf ein liſtiges Mittel dachte, und ſie in einem Wagen außer dem Thor herumfahren, nachher aber in die Stadt zurückbringen ließ, da ſie denn ihr Haus kannte, und damahls eben aus Norwegen zurückgekommen zu ſeyn glaubte. Sie konnte Hände und Füße bewegen, und nach Gefallen gebrauchen. Das Eſſen ſchmeckt ihr wohl, und war in allen Stücken einem geſunden Menſchen gleich, außer daß ſie nicht ſchlafen konnte, wenn ſie nicht Opium nahm. Nachher bekam ſie ihren Paroxismus alle Vierteljahr, und wunderte ſich hernach allemahl höchlich, daß ſie wieder ins Leben zurückgekehrt ſey. Während der Zeit daß ſie ſich todt glaubte, hielt ſie mit längſt Verſtorbenen Unterredungen, richtete Gaſtmahle für ſie zu, und bewirthete die nüchternen Todten mit vieler Sorgfalt.

In gegenwärtigem Fall war die Vorſtellung des Frauenzimmers, daß ſie würklich geſtorben ſey, lebhafter als alle andre Ideen geworden, die ſie vom Gegentheil hätten überführen können, und dergleichen ähnliche Fälle ſind nichts ungewöhnliches. Als die Kranke vom Schlage gerührt wurde, bemächtigte ſich ihrer wahrſcheinlich der Gedanke mit größter Stärke: — **nun ſtirbſt du.** — Dieſer Gedanke blieb während der Zeit, da ſie noch nicht wieder zu ſich ſelbſt gekommen war, der einzige und herrſchende in ihrer Seele. Alle andern Vorſtellungen wurden gleichſam unwillkürlich in Hintergrund der Seele geſchoben, und dieſe nahm durch ſeine Lebhaftigkeit überraſcht gar bald einen Habitus an, jenen Gedanken als herrſchend zu unterhalten. Die ungewöhnlichſten und ſeltſamſten Ideen können einen ſolchen Habitus bekommen, wenn die Seele aus ihrer gewöhnlichen Denkordnung **auf einmal** herausgeworfen, und in eine ganz neue Hauptidee hineingezwungen wird. Eine plözliche körperliche Unordnung im Gehirn, oder auch eine heftige Ueberraſchung können einen ſolchen Umtauſch veranlaſſen, und wir ſind dann nicht mehr im Stande, die Ungereimtheit der leztern einzuſehen, weil wir eine **richtige** Folge unſrer Vorſtellungen (ſelbſt beim Wahnſinne) zu bemerken glauben. Dieß iſt bei allen ſeltſamen Einbildungen der Fall. Der welcher ſie hat, kann ſich nicht überreden, daß es Einbildungen ſind, theils weil ihre Lebhaftigkeit nicht mehr eine Vergleichung mit andern natürlichern und und vernünftigern Vorſtellungen zuläßt; theils weil der Eingebildete keine Lücke, keinen Sprung in ſeiner neuen Denkform wahrnimt, und die Entwickelung aller ſeiner Nebenideen aus einer einzigen Hauptidee ihm ſehr natürlich und den Geſetzen des menſchlichen Denkens gemäß vorkommt. Hieraus läßt ſich nun erklären, wie ſchwer es gemeiniglich iſt, Menſchen von lebhaften Einbildungen zu kuriren. Man muß gleichſam ihre ganze Gedanken-Methode umwerfen, wenn man ſie heilen will, man muß ihnen eine neue Ideenfolge unterſchieben, und was das ſchwerſte hiebei iſt, man muß die Hauptidee zwar nicht immer auf einmahl, ſondern durch allerlei Nebenwege, und nach und nach aus ihrem Beſiz hinauszuſtoßen ſuchen. Ferner läßt ſich hieraus erklären, warum Leute, die von einer gewiſſen Einbildung beherrſcht werden, gemeiniglich in Abſicht dieſer Einbildung äußerſt conſequent ſind. Sie ſchließen immer von Folge auf Folge, wenn ſie nicht anders ganz verrückt ſind, und verfahren dabei nicht ſelten nach einer ſo ſtrengen Syllogiſtic, daß man in ſo fern an ihren Schlüßen nichts ausſetzen würde, wenn die erſte Bedingung aller ihrer Theſen nur nicht aus der Luft gegriffen wäre.

P.

3.

Mütterliche Grauſamkeit aus Melancholie und Verzweifelung.

Katharine Häuslerin, aus einem Dorfe bei Donauwörth, 45 Jahr alt und 12 Jahr Ehefrau eines harten, ſtörrigen Mannes, hatte, außer einem Fieber und derzuweilen in Unordnung gerathenen monatlichen Reinigung, keine Krankheit gehabt.

Zu Ende des Jahres 1785 hatte ſie im Dorfe, wo ſie wohnte, einer Kuh heimlich die Milch ausgemolken. Dies wurde erfahren, und ihr flehentliches Bitten, daß dieſer kleine Diebſtahl ihrem Mann verborgen bleiben möchte, wurde zwar gewährt; aber man hielt das Verſprechen nicht, und in der Folge bekam ihr Ehemann von dieſem Verbrechen der Frau erſt dunkle, dann klärere Nachricht.

Ein von den Gerichten des Kloſters zum heil. Kreuz in Donauwörth abgehörter Zeuge bezeugte, daß dieſe Frau immer brav, gottesfürchtig und häuslich geweſen wäre, aber immer vielen Sturm mit ihrem Mann gehabt habe. Von keiner Zerrüttung des Gemüths wuſte dieſer etwas: ein andrer ſagte: man habe zuweilen an ihr bemerket, daß ſie etwas hochmüthig ſey, und zuweilen vor den leuten vorbeigehe, ohne ſie zu grüßen.

Sowol dieſe Zeugenausſagen, als das nachherige Verhör der Unglüklichen nach Inquiſitionalartikeln beweiſen, daß ſie nach jener kleinen Uebelthat, aus Furcht wegen des Nachtheils ihres guten Namens, und wegen übler Behandlung ihres Mannes, falls die Geſchichte, die kaum verborgen bleiben würde, dieſem zu Ohren käme, nachdenkend, ängſtlich und tiefſinnig wurde. Aus den Akten erhellet, daß ſie gebeichtet, und zwar auf dieſe Sünde, welches bei Katholiken viel iſt, ohne nachherige Beruhigung gebeichtet habe. Sie hat oft gebetet, ohne zu wiſſen, was ſie bete, und trauete ſich nicht, es ihrem Manne zu ſagen. Ein heftiger Kopfſchmerz plagte ſie manchmal vierzehn Tage lang, während deſſen wuſte ſie oft nicht, was ſie that, ſie gab aber vor, immer dabei ihrer bewuſt geweſen zu ſeyn.

Am 1ten December 1786 erfuhr die Frau mit Gewißheit, daß ihr harter Mann ihren Milchdiebſtahl wiſſe. Oft vorher hatte er ihr gedroht, den Hals umzudrehen, falls ſich die Sage davon beſtätigen ſollte: nun ſezte er ſie darüber und zwar mit Heftigkeit zur Rede, und behandelte ſie mit Schlägen, deren ſie ſich doch beim Verhör nicht mehr zu erinnern wuſte. Auf Befragen: ob und wie oft ſie geprügelt ſey? antwortete ſie: das wiſſe ſie nicht, ihr

Mann müſte es wiſſen, ſie habe kein Gedächtniß im Kopfe.

Sie zitterte bei dieſer Behandlung vor Furcht, und ging zu Bette, natürlich eine noch ſchlimmere Behandlung am folgenden Tage befürchtend. Ihre kleine Tochter von 7 Jahren kam zu ihr, ſie betete mit dieſer, und war entſchloſſen, ihren Mann, der ihr ſchon ſo oft den Tod gedrohet hatte, zu verlaſſen. Sie fragte ihre Tochter, ob ſie beim Vater bleiben wolle? dieſe wollte nicht, weil ſie die ſchlimme Behandlung des Vaters fürchtete.

Nun verließ ſie nach fleiſſigem Gebet mit dieſer Tochter und ihrem andern 10 Wochen alten Kinde früh Morgens das Haus. Noch beim Fortgehen fragte ſie ihre Tochter: ob ſie beim Vater bleiben wolle? lieber ſterben, als beim Vater bleiben! war die Antwort des Kindes.

Dieſe Antwort des Kindes, und die überall beengte und verzweifelte Lage der Mutter, der bei Tiefſinnigen ſo leichte Gedanke, durch einen erſt verübten Mord deſto leichter in den Himmel zu kommen, und die ſchlechte Behandlung der Kinder, die ſie voraus ſahe, falls ſie mutterlos beim Vater erzogen wurden, — dies alles bewog ſie zu dem grauſamen Entſchluß, ihre beiden Kindet zu erſäufen. Sie nahm das kleine auf den Arm, führte die Tochter an der Hand zum Hauſe hinaus, ließ, da ſie an die Donau kam, das Mädchen niederknien und beten, bat das Mädchen, Gott zu bitten, daß ſie einen rechten Tod ſterben, und nicht auf gleiche Art umkommen möchte, machte mit derſelben zweimal Reue und Leid, band das kleine Kind der Tochter in die Arme, das Mädchen küßte das kleine Kind mit den Worten: „liebes Brüder'l, nun müſſen wir ſterben.“ Die Mutter machte beiden das Kreutz, ſagte zu der Tochter: laß fein dein Brüderlein nicht von dir, und warf beide in die Donau.

Sie ſah ihnen nach, und machte beiden das Kreutz. Verzweifelnd ſah' ſie, daß beide Kinder voneinander waren, um nicht ſelbſt ins Waſſer zu ſpringen, ſah ſie ſich nicht weiter um.

Nun zog ſie ihre Schuhe aus, ging ſchnell fort, und betete gehend, aber über ihre Unthat beruhigt, weil ſie glaubte, ein Gott gefälliges Werk gethan zu haben, weil ihr Mann ihr immer mit dem Umbringen gedrohet, und ſie ein übles Schikſal ihrer Kinder befürchtet habe. Sie ging gerad in die Fronfeſte. Sie erzählte da ihre That, und bat, verwahret zu werden. Alle ihre Ausſagen liefen dahinaus, daß ſie ihre

Kinder erſäuft habe, um ſie gegen die Behandlungen ihres grauſamen Vaters zu ſichern, und daß ſie nichts ſuche, als hinzukommen, wohin ſie gehöre, in die Ewigkeit. Sie habe beim Erſaufen ihrer Kinder nichts weiter gedacht, als: Himmliſcher Vater, ich ſchenke dir in deine Hände meine zwei Kinder, und gieb mir die Gnade, daß ich meine Sünden möge beichten, und mein leben für ſie geben, wenn ich ſie ums leben gebracht! Nur da fühlte ſie Entſetzen und Mitleid, da ſie ihre Kinder von einander getrennt im Waſſer ſchwimmen ſah.

Zur
Seelennaturkunde.

Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften.

Siehe das 3te Stück des 5ten Bandes dieſes Magazins.

Fortſetzung.

Eiferſucht.

Dieſer Affect, welcher ſo oft die ſonderbarſten und ſeltſamſten Erſcheinungen im Gebiete menſchlicher Empfindungen veranlaßt, die klügſten Menſchen verblendet, die gütigſten Herzen barbariſch und grauſam macht, und wenn er heftig iſt und lange dauert, der Seele und dem moraliſchen Charakter nicht ſelten eine ganz **neue**, unerwartete Richtung giebt, iſt ein **Gemiſch** von Neid und beleidigter Selbſtliebe. Wir **gönnen** dem andern die Gunſtbezeigungen nicht, welche der geliebte Gegenſtand jenem erzeigt, oder zu erzeigen ſcheint, und fühlen uns gleichſam beleidigt, daß wir jene Gunſtbezeugungen mit andern theilen, oder daß wir wegen eines andern, der mehr gefällt, als wir, ſie gar verliehren ſollen.

Wir ſind gewohnt das, was wir lieben, ſelbſt wenn wir es nicht beſitzen, und nicht beſitzen können, für eine Art unſers Eigenthums zu halten. Eine Erſcheinung, die daher rührt, daß das beſtändige Andenken an den geliebten Gegenſtand, die Sorge und Bemühung für ſeine glückliche Fortdauer, die Theilnahme an ſeinen Veränderungen, und vielleicht nur ein geiſtiger Umgang mit demſelben uns ein Recht auf denſelben zu geben ſcheint, und ihn gleichſam in alle unſre Gefühle und Gedanken hinein webt; — oder auch mit daher, daß ſich der geliebte Gegenſtand auf irgend eine Art uns ſelbſt als Eigenthum dargeboten hat, und wir über ſeine Empfindungen und Handlungen herrſchen können. Jemehr und zärtlicher wir lieben, jemehr betrachten wir den geliebten Gegenſtand als etwas, das uns zugehört, und jemehr fürchten wir denn auch, ihn zu verliehren, ſelbſt dann noch, wenn kein reeller Grund dieſer Furcht vorhanden iſt, und vorhanden ſeyn kann. Betrachten wir jenen Gegenſtand nicht mehr als unſer Eigenthum, wird unſre Eigenliebe nicht mehr in ſein Intereſſe hineingezogen; ſo beneiden wir auch den nicht, welcher ihn beſitzt; ja wir beklagen ihn wohl gar, wenn wir einſehen, daß der Beſitz deſſelben ihn nicht glücklich machen könne, und freuen uns nicht ſelten, wenn wir alle vorige Verbindungen mit dem nun nicht mehr geliebten Gegenſtande aufheben dürfen.

Ich will hier keine ausführliche Abhandlung über die Eiferſucht, ſondern nur wieder Materialien zur nähern Kenntniß dieſer Leidenſchaft liefern, um meinen Leſern neuen Stoff zum weitern Nachdenken zu geben. Uebrigens iſt, wie ich glaube, auch in dieſen Materialien nichts enthalten, was ſich nicht aus der Erfahrung, dieſer Grundquelle aller pſychologiſchen Beobachtungen, und aus der Natur des menſchlichen Willens darthun läßt.

a) Der pſychologiſche Grund der Eiferſucht iſt vornehmlich die Liebe; von dieſer empfängt ſie ihre verſchiedenen Modificationen, ſo wie auch vom Temperament, Zeitumſtänden, Alter und der Verſchiedenheit der Einbildungskraft, welche bei dem Eiferſüchtigen ſo erſtaunlich reizbar iſt. Doch kann man nicht allgemein ſagen, daß wir den Gegenſtand auch würcklich allemahl lieben müßten, auf welchen wir eiferſüchtig ſind. Da bei der Eiferſucht unſre Eigenliebe gemeiniglich und nicht ſelten ganz allein interreſſirt iſt; ſo können wir gegen Perſonen eiferſüchtig ſeyn, die uns längſt nicht mehr zur Liebe gereizt haben, deren Zuneigung aber gegen uns doch immer noch etwas Schmeichelhaftes für uns bleibt. Es kommt uns ſo vor, als ob wir immer noch ein Recht auf denjenigen behielten, welcher einſtmahls unſre Zuneigung erregt, und unſer Herz beſeſſen hat, wir erinneren uns noch mit Vergnügen der angenehmen Augenblicke, die wir durch den Umgang mit ihm genoſſen, der Schwierigkeiten die wir einſt dabei überwanden, und der vergangenen Liebe überhaupt, die uns oft lange nach ihrem Ende mit einer innern Wonne erfüllt, wenn wir gleich ſie hinterher zu bereuen Urſach hatten. Ueberdem geſchieht es ſehr oft, daß uns der vorhergeliebte Gegenſtand, wenn wir gleich keine Empfindungen mehr für denſelben zu haben ſcheinen, wenn er uns ganz gleichgültig geworden iſt, bisweilen noch von ſeinen liebenswürdigen Seiten, und nur von dieſen erſcheint. Die vorige Liebe kehrt durch eine Täuſchung unſrer Gefühle und mit ihr die Eiferſucht wieder zurück.

Leute die ſich einander geliebt haben, und endlich durch allerlei Umſtände gegen einander gleichgültig geworden ſind, empfinden ſonderlich bei einem lebhaften Temperament jene Widerkehr der Leidenſchaft nicht ſelten mit einem innern Gefühl von Wehmuth, und bereuen es dem geliebten Gegenſtande auf irgend eine Art Gelegenheit zur Erkaltung der Liebe gegeben zu haben. und dieß geht oft ſo weit, daß man lieber ein Unrecht von der geliebten Perſon ertragen zu haben wünſcht, als daß man dagegen empfindlich geſchienen hat.

b) Es giebt Fälle, wo wir ſelbſt gegen diejenigen Perſonen einen Grad der Eiferſucht empfinden, die wir **haſſen**. Wir ſind in unſrer Eigenliebe oft ſo ungnügſam, daß wir doch von andern eine Art Zuneigung erwarten, gegen welche wir aufgebracht ſind, und daß eben dieſe Menſchen unſre Eiferſucht rege machen wenn ſie nicht uns, ſondern andern jene Zuneigung zu erkennen geben. Noch leichter läßt ſich jener eiferſüchtige Haß erklären, wenn eine würkliche Liebe vorhergegangen iſt, die in der Seele verſteckte Spuren ihrer vorigen Gewalt zurück gelaſſen hat. Durch perſönliche und andere Beleidigungen, durch getäuſchte Hofnungen und Bilder, die wir uns von den vortreflichen Eigenſchaften eines Frauenzimmers gemacht haben, durch eine vielleicht ſehr zufällige Umſtimmung unſrer Denkungsart und Gefühle, vielleicht auch durch ein Uebermaas unſrer Lieblingsleidenſchaft ſelbſt, ſind wir gegen den geliebten Gegenſtand auf einmahl gleichgültig geworden, aus dieſer Gleichgültigkeit iſt bald Kälte, und endlich durch eine wichtig hinzu gekommene Urſach ein würklicher Haß entſtanden, der vielleicht um ſo ſtärker geworden iſt, je heftiger die vorhergehende Liebe geweſen war. Alle heftige Leidenſchaften dauren nicht lange, und die Zeit ſtumpft ihre Würkungen ab. — Der Haß nimt nach und nach wieder ab, die erſten Eindrücke der Hitze verlieren ſich, die täuſchende Geſchlechtsliebe miſcht ſich wieder ein, und ſo ſchwankt die Seele zwiſchen einem Gefühl von Zärtlichkeit, daß ſie ſich gern verbergen möchte, und eine ſtille Eiferſucht erzeugt, und zwiſchen dem entſtandenen

denen Haß, bis entweder dieſer oder jene die Oberhand behält. Iſt der Haß von der Art, daß er ſich durch ein Opfer von Demüthigung und Nachgeben beſänftigen läßt, oder bloß daher entſtand, weil der geliebte Gegenſtand die uns gebührende Hochachtung aus den Augen ſezte; ſo wird die heimlich verſteckte Liebe ſtets mit einer ſtillen Eiferſucht auf jenen Gegenſtand zurückblicken. Oft kann es aber auch geſchehen, daß wir eine Perſon darum zu haſſen anfangen, weil wir ſie nicht ohne eine **gerechte** Eiferſucht lieben können, und weil ſie uns zu viel Gelegenheit zu dieſer äußerſt läſtigen Leidenſchaft giebt.

c) So wahr die vorhergehende Bemerkung und Erfahrung iſt, ſo gewöhnlich iſt auch auf der andern Seite die Erſcheinung, daß eine entſtandene Jalouſie die **gleichgültigen** Herzen wieder erwärmt, und die abnehmende Zärtlichkeit ſtärckt. Eine Erfahrung, der ſich die weibliche Coquetterie oft ſo meiſterlich gegen unſer Geſchlecht zu bedienen pflegt. Auf das, was wir mit Sicherheit beſitzen, oder zu beſitzen glauben, wenden wir nicht die Sorgfalt und Aufmerkſamkeit an, die wir bei Gegenſtänden anwenden, die wir zu **verliehren** glauben. Die gleichgültigſten Dinge werden uns wieder wichtig, wenn man uns ihren Beſitz ſtreitig machen will, zu mahl wenn unſere Ehre darunter leidet, ſie würklich verlohren zu haben. Vielleicht iſt uns auch weniger daran gelegen eine Perſon würcklich zu beſitzen, als der Welt zu zeigen, daß wir uns in ihrem Beſitze zu erhalten wiſſen, und in dieſem Falle iſt die Jalouſie mit ein Werk der Eitelkeit.

Zu dem Betragen eines eiferſüchtigen Ehemannes gegen ſeine Gattinn wird eine große Klugheit erfodert, wenn er dadurch ſeine Eiferſucht mehr gewinnen, als verliehren will, und hier können hundert Fälle eintreten, wo die weibliche Zärtlichkeit durch die Jalouſie des Gatten mehr ab als zu nimt. Wenn gleich allgemein genommen es der weiblichen Eitelkeit immer ſchmeichelt, wenn ein andrer eiferſüchtig iſt; ſo bleibts doch immer auch etwas gefährliches, der weiblichen Zärtlichkeit gegen andre zu enge Gränzen zu ſetzen, was bei der Eiferſucht offenbahr geſchieht. Das ängſtliche Auflauren des Ehemannes auf alle Blicke, Mienen, Worten und Handlungen ſeiner Gattinn, die oft ſehr ſonderbare Proben von Mißtrauen, die er ihr giebt, die ſichtbare Verachtung deſſelben gegen die, welche er in Verdacht hat, die Plumpheit und Undelicateſſe, mit welcher er ſeine Gattinn einzuſchränken und von dem Umgange mit ihren Verehrern zurückzuziehen ſucht, werden das Weib nur deſto mehr reizen und vielleicht wohl gar auf die Gedanken von Hintergehungen bringen, auf die ſie ohne die ungeſchikte Eiferſucht ihres Mannes vielleicht nie gefallen ſeyn würde. Unzählig oft iſt es beſſer, die kleinen Coquetterien ſeiner Gattinn gegen andere nicht zu bemerken, und lieber im Stillen zu leiden, als jene durch äußere Ausbrüche der Jalouſie aufzubringen — denn ein Eiferſüchtiger Ehemann bleibt für ein vernünftiges Weib ein läſtiges und ſehr lächerliches Ding, und wehe dem Manne! der ſeinem Weibe augenblicklich in einer lächerlichen Geſtalt erſcheint, ſelbſt wenn er aus Liebe dieſe lächerliche Geſtalt angenommen hat.

d) Man wird faſt allgemein bemerken, daß diejenigen Mannsperſonen oder Frauenzimmer am leichteſten zur Eiferſucht geneigt ſind, welche ſonſt andern viel Gelegenheit zur Jalouſie gegeben haben. Die Sache iſt ſehr natürlich, ſie haben Proben gemacht, und erfahren, wie leicht das menſchliche Herz durch die Liebe hintergangen werden kann, und wie leicht ſich oft die veſteſte Tugend in die Arme eines Liebhabers oder eines verführeriſchen Weibes wirft. Sie fürchten, daß ihnen eine Art von Wiedervergeltungsrecht geſchehen möchte, und weil ihrer Seele ſtets eine Menge von verliebten Abentheuern und Romanen vorſchwebt; ſo glauben ſie alle Augenblick, daß ihnen von dem geliebten Gegenſtande ähnliche Streiche geſpielt werden könnten.

e) Die verſchiedenen Grade der Eiferſucht hängen von ſehr vielen Urſachen ab, die theils in der phyſiſchen, theils moraliſchen Natur und in den äußern Verhältniſſen unſrer Lage ihren Grund haben. Das Clima hat einen ſichtbaren Einfluß auf dieſe Leidenſchaft. In den kältern Zonen der Erde, wo das Blut der Bewohner ſehr froſtig iſt, und die Kälte die Lebhaftigkeit zärtlicher Empfindungen hindert, biethen die Männer ihre Frauen den ankommenden Freunden freiwillig an, und nehmen es ſehr übel, wenn man ſie verſchmähet; im Orient hingegen wo die Hitze des Bluts viel größer iſt, und die Liebe beider Geſchlechter ſo leicht über alle Gränzen ausſchweift, iſt auch die Eiferſucht der Mannes- und Frauensperſonen viel heftiger. Dort verbietet ſie den Weibern, mit offenen Geſichte zu erſcheinen, und ſchließt ſie in einſame Harems ein. Doch kann es auch noch einen andern Grund von den verſchiedenen Graden der Eiferſucht zwiſchen den nordlichen und ſüdlichen Erdbewohnern geben, als das Clima. Die Frauen der Samojeden, Zemblaner, Borombier, Lappen, Grönländer und Esquimaux ſind ſehr häßlich, und flößen leichter einen Ekel als eine Zuneigung gegen ſie ein, die Männer derſelben haben alſo keine Urſach, eiferſüchtig auf ſie zu werden, ſondern können es als eine Ehre anſehn, wenn ihre ſchmutzigen und häßlichen Geſchenke nicht zurück gewieſen werden. Hingegen zeichnen ſich die Weiber der Türken, Perſer und Chineſer, wo die Jalouſie oft bis zu den lächerlichſten Narrheiten ſteigt, durch eine blendende

Schönheit aus, und bei ſolchen Weibern, die ohnehin ſo ſehr zum ſinnlichen Genuſſe vermöge der Hitze ihres Bluts geneigt ſind, haben ſie denn freilich alles zu befürchten, was auch in Italien und Spanien der Fall iſt, wo die Banditen größtentheils von eiferſüchtigen Ehemännern ihren Unterhalt bekommen.

f) Es iſt eine ſonderbare Erſcheinung, daß die wärmſte und herzlichſte Freundſchaft, durch nichts leichter getrennet werden kann, als wenn ein Freund auf den andern eiferſüchtig zu werden anfängt. Ich habe hierin die geſchickteſten Köpfe fehlen geſehen; ein Beweis, daß die erhabenſten und edelſten Zuneigungen gegen andre weichen müſſen, wenn die Liebe die Herrſchaft in der Seele führt. Der Freund, den wir vorher herzlich liebten, deſſen Talente wir ſchätzten, deſſen Umgang uns lieber, als alles in der Welt war, für den wir das Leben gelaſſen hätten, und an dem wir vielleicht gar nichts ſchlechtes und unvollkommnes ſahen, erſcheint uns durch das Verkleinerungsglas der Eiferſucht betrachtet, auf einmal in einem ganz andern Lichte, er wird erſt ein Gegenſtand der Gleichgültigkeit für uns, ſeine Schikſale rühren uns weniger als vorher, wir nehmen nur noch ſchwachen Antheil an ſeinem Glück, bis wir ihn endlich wohl gar zu haſſen und zu verachten anfangen. Wir wollen es der Welt nicht gern wiſſen laſſen, daß uns eine närriſche Ei-

ferſerſucht gegen ihn kalt gemacht hat, wir ſuchen Entſchuldigungen auf und finden ſie in irgend einem Fehler deſſelben, ſo klein er auch immer ſeyn mag, und ſo leicht wir ſonſt darüber wegſehen. Es koſtet uns nun nicht mehr Ueberwindung, von dieſem Fehler mit andern zu reden, und ihn durch eine zweideutige Darſtellung noch ſchwärzer zu machen. Es gereuet uns, daß wir mit einem Manne ſonſt einen ſo vertrauten Umgang gehalten haben, der uns ſo ſchlecht zu belohnen ſcheint, wir können mit einer heimlichen Freude daran denken und wünſchen, daß er gar nicht vorhanden ſeyn möge, und wir werden es mit Vergnügen hören, wenn uns der Arzt ſeine Krankheit als gefährlich ſchildert. Sehr ungerecht und unverſtändig handelt der Eiferſüchtige gemeiniglich darin, daß er den Gegenſtand ſeiner Jalouſie in Gegenwart ſeiner Gattinn oder Geliebte ſo ſchwarz abzumahlen ſucht, als es nur möglich iſt. Man will dadurch den Eindruk auslöſchen, welchen er auf das weibliche Herz gemacht hat, oder ihn verhindern, wenn er noch nicht davon eingenommen iſt, obgleich dies die Aufmerkſamkeit des Frauenzimmers auf jenen Gegenſtand oft mehr reizt als unterdrückt. Wir ſehen es gern, wenn andre von unſerm vorigen Freunde lieblos ſprechen, und gewinnen die gewiſſermaßen lieb, die es thun. Jede Herunterſetzung deſſelben ſcheint für uns ein Gewinn zu ſeyn, ſo wie wir durch jedes Lob deſſelben, ſonderlich wenn es unſre Geliebte hört, etwas zu verliehren glauben.

g) Noch heftiger und wüthender wird der Haß des Gemüths, wenn eine Freundin auf die andre eiferſüchtig zu ſeyn Urſach zu haben glaubt. Alle Freundſchaft und Vertraulichkeit wird denn gemeiniglich auf einmal abgebrochen, alles Gute wird an der Freundinn verkannt, alle Fehler in das helleſte Licht geſtellet. Nie iſt die Mediſance wortreicher, lauter, beißender, giftiger als bei einem eiferſüchtigen Frauenzimmer, zumal wenn ihr die Reitze fehlen, wodurch der entwiſchte Liebhaber noch aufgehalten werden könnte, und durch nichts läuft der Verſtand der klügſten Weiber leichter davon, als durch jenen wilden Affect. — Ueberhaupt möchte ich behaupten, daß das andre Geſchlecht viel eiferſüchtiger, als das unſrige iſt, weil alle ſeine Leidenſchaften eine größere Lebhaftigkeit haben, und weil es eitler, als das unſrige iſt, folglich durchaus nicht gern etwas verliehren mag, was ſein feines Ehrgefühl unterhält. Die Geſchichte der Menſchheit zeigt uns unzählige Beiſpiele von den heftigen Ausbrüchen der weiblichen Eiferſucht, vielleicht hat keine Leidenſchaft des menſchlichen Gemüths ſo fürchterliche Ränke, ſolch eine ſchreckliche Rachſucht, und ſo viel unerhörte Bosheiten erſonnen, als die weibliche Jalouſie. Wie oft hat ſie Unſchuldige ermordet, blühende Familien ins größte Elend hinabgeſtürzt, ewigen Hader zwiſchen ſich liebenden Gatten und Freunden geſtiftet! Ihr höchſter Grad war wohl der, wenn ſie ſelbſt die, die ſie liebte, mit langſamer Ueberlegung hinzurichten ſuchte.

„Wenn ſich die Eiferſucht, ſagt Montaigne, von den Frauenzimmern, dieſer armen, ſchwachen und ohnmächtigen Seelen bemächtigt, ſo iſt es erbärmlich, wie grauſam und tyranniſch ſie dieſelben hin und her reißt. Sie ſchleicht bei ihnen unter den Namen der Freundſchaft ein, allein, wenn ſie dieſelbe einmal in ihrer Gewalt hat, ſo wird eben das, was ſie ſonſt liebreich machte, die Urſache des grauſamſten Haſſes. **Unter allen Krankheiten der Seele findet keine mehrere Nahrung und weniger Hülfsmittel, als dieſe.** Die Geſundheit, die Verdienſte und der Ruhm eines Mannes ſelbſt geben zu ihrer Feindſeligkeit und Raſerei Anlaß. — Dieſes Fieber verunſtaltet und verdirbt alles Schöne und Gute, was ſie ſonſt an ſich haben. Eine eiferſüchtige Frau mag noch ſo ſchön und zurükhaltend ſeyn, ſo ſcheinen doch alle ihre Handlungen feindſelig und ungeſtüm. Eine raſende Unruhe bringt ſie auf lauter Ausſchweifungen, wodurch ſie freilich ihre Sache immer noch ärger macht.“

Ich führe zur Beſtätigung der vorhergehenden Bemerkungen noch eine Stelle aus einem Buche an, welches voll von vortreflichen pſychologiſchen Bemerkungen Entwicklungen unſerer Leidenſchaften iſt, und vom gelehrten Publicum nicht ſo viel geleſen worden iſt, als es verdient, nemlich aus Ewalds

Schrift über das menſchliche Herz. Theil 3. Seite 128.

„Wer die Macht der Eiferſucht aus eigener Erfahrung kennt, wird geſtehen, daß ſie die ſchrecklichſte unter allen Leidenſchaften und diejenige Empfindung ſey, welche nach der Marter der Todesangſt den erſten Platz behauptet. Ich betrachte ſie hier nach ihrem höchſten Grade, und nach ihrem weiteſten Umfange. Hier hat ſie die heftigſte Liebe, das heftigſte Verlangen nach dem Beſitz einer geliebten Perſon zum Grunde, von welcher wir glauben, daß ſie uns nicht wieder liebe, unſre Neigung zu ihr verſchmähe, und dabei eine andre Perſon liebe, nach deren Beſitz und Genuß ſie ſich ſehne. Dieſer Gedanke ſtürzt uns in den tiefſten Gram, und erfüllt uns mit der heftigſten Unruhe und Angſt. Die Heftigkeit dieſer Leidenſchaft entſtehet dadurch, daß ſich mehrere Leidenſchaften in ihr vereinigen und gemeinſchaftlich das menſchliche Herz beſtürmen. Hier iſt das heiſeſte Verlangen nach dem Beſitz des geliebten Gegenſtandes, die heftigſte Furcht, ihn zu verlieren, und in den Armen eines andern zu ſehen, die Empfindung verſchmähter Liebe; des beleidigten Ehrgeitzes, fehlgeſchlagener Bemühungen und Erwartungen, Rache gegen den, dem der geliebte Gegenſtand den Vorzug vor uns giebt, oder der ſich um die Gunſt deſſelben zu bewerben ſcheint. In der Einſamkeit, oder unter Umſtänden, wo wir unſrer Leidenſchaft keinen freien Ausgang verſtatten können und dürfen, würken alle jene Empfindungen und Leidenſchaften, die die Eiferſucht erzeugen, mit vereinigten Kräften in uns; unſer Herz iſt beklemmt und zuſammengepreßt, wir verändern unſere Geſichtsfarbe, ſind äußerſt niedergeſchlagen und traurig, ſeufzen, und bemühen uns oft vergeblich in unſern Augen die Thränen zurück zu halten; wir zittern, und ſind in größter Verlegenheit und Zerſtreuung; unſre Seele vergißt auf dasjenige was um uns vorgeht aufmerkſam zu ſeyn, denn ſie hängt nur mit ihren Gedanken an dem Gegenſtande ihrer Leiden, und iſt nur mit ihrem innern marterollen Zuſtande beſchäftiget. Dieſe ihre Gedanken fahren in wilde Aufruhr untereinander, indem bald dieſe bald jene beſondere Leidenſchaft und Empfindung in dem Herzen die Oberhand gewinnt, und der Seele Gedanken zuſtrömt. Die Augen ſehen wild und ſtarr, die Augenbraunen nebſt der Stirne ſind in die Höhe gezogen, die Lippen zuſammengepreßt, die Naſelöcher geöfnet, die Backen eingefallen und zuſammengerunzelt; bald wird das Geſicht bleich, bald durch den Anblick des geliebten Gegenſtandes, der das Verlangen die Empfindung des beleidigten Ehrgeitzes und verſchmäheter Liebe rege macht, oder durch den Blick auf den vermeinten Nebenbuhler, der in dem Herzen die Rache und den Zorn entflammet, geröthet, und der ganze Körper des Eiferſüchſüchtigen in heftige Bewegung und Unruhe geſezt; kaum daß der Arme eines Augenblicks Ruhe zu genießen ſcheint, und ſeinem bangen Herzen durch Seufzer Luft verſchaft, durchfahren Schwerdter ſein Herz und Eingeweide, und zerreiſſen ſein Innerſtes. In Augenblicken, worinn ſich der Eiferſüchtige freier überlaſſen iſt, wo ſein gequältes Herz ſich unaufgehalten öfnen kann, zeigt ſich bald dieſe bald jene einzelne Leidenſchaft und Empfindung in ihrer eigenthümlichen Geſtalt und Würkung, je nach der Beſchaffenheit ſeiner Lage und Umſtände, und nach dem Betragen des Gegenſtandes ſeiner verſchmähten Liebe, oder deſſen, der der vermeinte Störer ſeiner Ruhe iſt, und den er für den Widerſacher hält, der ihm den Beſiz des geliebten Gegenſtandes ſtreitig macht. Dort blutet ſein Herz bald vor inniger Wehmuth, und macht ſein Aug in Thränen ſchwimmen, bricht in jammervolle Klagen und Seufzer aus, er ringt und windet die Hände, er ſpart keine Worte, ſeine Sprache ſtrömt aus der Fülle ſeines Gefühls, um ſeinem geliebten Gegenſtande den ganzen unermeßlichen Umfang ſeiner Liebe vorzubilden, und ihn zur Gegenliebe zu bewegen; bald bricht er beim Widerſtand in Vorwürfe aus, er fühlt ſich in ſeiner ganzen verächtlichen Kleinheit, ſein gereizter Ehrgeiz wirft ihm die Lippen empor, macht ſeine Blicke und ſein ganzes Geſicht wilder, ſein Körper beugt ſich beim wiederkehrenden Gefühl ſeines eigenen Werths, vom dem verſchmähenden Gegenſtande ab, und mit halb verwendetem Geſicht blickt er ſeitwärts mit einem verachtenden Blicke nach ihm. Gegen ſeinen vermeinten Nebenbuhler iſt er zornig, und droht ihm ſeine ganze volle Rache, und wenn er ſie ausübt, iſt er grauſam und ohne Schonung. Iſt der Eiferſüchtige ein Mann von Lebensart und Sitten, verſteht er ſich auf die Unterdrückung der Leidenſchaften; ſo wird er ſich ſeines Nebenbuhlers auf feinere Weiſe verſichern, und ſeinem heimlichen Verſtändniſſe mit beſſerer und künſtlicher Art Hinderniſſe in den Weg zu ſtellen ſuchen. Es iſt ohnmöglich, das Bild des Eiferſüchtigen unter eine einzige Anſicht und in einen ſolchen Geſichtspunckt zu ſtellen, wo man ihn mit einemmahl überſehen kann; denn in ihm löſt immer eine Leidenſchaft und Empfindung die andere ab, und ſein innerer Zuſtand wechſelt mit ſeiner äußern Geſtalt faſt alle Augenblicke; alle dieſe Leidenſchaften und Empfindungen modificiren ſich über dieſes noch nach den beſondern Lagen, Verhältniſſen, Alter, Temperament, Sitten und perſönlichen Character, ſo daß dieſe Leidenſchaft faſt in allen Subjekten eine andre Richtung gewinnt. Man kann ſagen, daß ſie aus faſt allen übrigen zuſammen geſezt ſey, oder doch wenigſtens dieſelben erzeuge und zu Hülfe nehme, wovon ich außer den bereits erwähnten nur noch im Vorbeigehn, Verläumdung, Haß, Mißgunſt, Neid, Mistrauen und Verdacht nennen will. Ein geringerer Grad der Eiferſucht muß derjenige ſeyn, wenn wir eine Perſon, die wir nicht mehr lieben, oder nie innig geliebt haben, mit einer andern im vertraulichen Umgange ſehen; wenn wir aus andern Abſichten, als aus Liebe eine Vereinigung mit ihr wünſchen, und den Beſitz derſelben einem andern misgönnen. Hier artet die Misgunſt, im Fall wir dieſe Perſon ſchon beſitzen, bloß in die Empfindung des beleidigten Ehrgeizes, in Zorn, Rache, und alle diejenigen Leidenſchaften aus, die aus jener Quelle des Ehrgeizes ihren Urſprung nehmen. Iſt die Perſon noch nicht in dem Beſitz, den wir nicht aus Neigung zu ihr, ſonderen aus anderm eigennützigen Abſichten wünſchen; ſo tritt Neid, Mißgunſt, Habſucht an die Stelle der Eiferſucht. Hieher gehöret auch die Eiferſucht, die zwiſchen vertrauten Freunden ſtatt findet, und Verdruß und Mißtrauen in uns erzeugt, wenn wir ſehen, daß unſer Freund mit andern in einem vertraulichen Geſpräche iſt, ihn ſtets begleitet, und die Urſach ſeines Umgangs mit ihm verborgen hält. Doch iſt bei dieſer Gattung der Eiferſucht, die unangenehme Empfindung bei weitem ſo heftig nicht, als bei derjenigen, die ſich auf würkliche Liebe und herzliche Zuneigung gründet, da die Freundſchaft mehr geiſtiger Natur iſt, die Liebe hingegen auch den Reiz der Sinne zur Verſtärkung der Begierde mit ins Spiel kommen läßt. Letztere iſt von der erſtaunlichſten Wirkung. Iſt der Menſch einmal argwöhniſch ge-

gen

gen die Treue einer geliebten Perſon; ſo hat er auf alle Menſchen, die ſich derſelben nähern, ein wachſames Auge, in jedem ſieht er ſeinen Verräther, einen Vermittler oder Nebenbuhler; die Eiferſucht hat manche Menſchen ihrer Vernunft und Sinne beraubt, und gemacht, daß ſie in ihrer Rache und Wuth gegen die geliebte Perſon ſowohl, als gegen den vermeintlichen Verführer keine Grenzen kannten, und alle Menſchlichkeit verlohren. So ließ z. B. Raimund von Caſtel Rouſſillon den Wilhelm von Cabeſtain, den er im Verdacht eines verbotenen Umgangs mit ſeiner Gemahlinn hatte, erſtechen, zwang darauf ſeine Gemahlinn, ſein Herz zu eſſen; und Beiſpiele wohl behandelter Eiferſucht dieſer Art findet man in Gabriele de Vergy, und noch beſſer in Shakespear's Othello. „Es giebt eine Art von Eiferſucht, die immer kommt und wieder geht; hier iſt der Eiferſichtige zwar überzeugt, daß er wieder geliebt wird, aber ſein zur Gewohnheit gewordener Argwohn erregt öfters ein Mißtrauen gegen die Treue der geliebten Perſon, beſonders wenn von Seiten der lezteren ein freundliches, munteres, geſprächiges Weſen, das ſie gegen andere blicken läßt, hinzu kommt. Dieſe Eiferſucht erreicht den Grad derjenigen, die ſich auf eine verſchmähte Liebe gründet, lange nicht, ſondern hat alle Kennzeichen des Argwohns und Mißtrauens an ſich. Zu dieſer Claſſe gehöret Falkland in den Nebenbuhlern des Sheridan.“

Carteſius, welcher in ſeiner Abhandlung über die Leidenſchaften ſo manche Erſcheinung unſrer Empfindungen auf eine ſcharfſinnige Art zergliedert hat, ſcheint mir in dem Kapitel über die Eiferſucht einen Fehler begangen zu haben. *) „Wir verachten einen Mann, ſagt er, welcher auf ſein Weib eiferſüchtig iſt, weil dies ein Zeichen iſt, daß er ſie nicht auf eine gute Art liebt, und daß er von ſich oder von ihr eine böſe Meinung hat; denn liebte er ſie würklich; ſo würde er nicht die geringſte Neigung haben, mißtrauiſch gegen ſie zu ſeyn. Aber eigentlich iſt ſie es nicht, die er liebt, ſondern allein das Gut, welches nach ſeiner Meinung in dem alleinigen Beſitz deſſelben beſteht, und er würde nicht fürchten dieſes Gut zu verliehren, wenn er ſich deſſen nicht für unwürdig, oder ſein Weib nicht für ungetreu hielte.“

---

*) Article CLXIX. — On mepriſe un home qui eſt jaloux de ſa femme, pource que c'eſt un temoignage qu'il ne l'aime pas de la bonne ſorte, & qu'il a mauvaiſe opinion de ſoi ou d'elle. Je dis qu'il ne l'aime pas de bonne ſorte; car s'il avoit une vraye amour pour elle, il n'auroit aucune inclination à s'en defier. — Mais ce n'eſt pas proprement elle, qu'il aime, c'eſt ſeulement le bien qu'il imagine conſiſter à en avoir ſeul la poſſeſſion; & il ne craindroit pas deperdre ce bien, s'il ne jugeoit qu'il en eſt indigne, ou bien que ſa femme eſt infidelle.

Wenn es gleich eine Liebe geben kann, die aus Ueberzeugung von der vollkommenſten Treue des geliebten Gegenſtandes gar nicht eiferſüchtig iſt; ſo irrt ſich doch Carteſius in der That, wenn er die Eiferſucht für ein Zeichen einer nicht wahrhaften Liebe hält. Je wahrhafter, ernſtlicher und wärmer wir einen Gegenſtand lieben, jemehr liegt uns daran, ihn zu beſitzen und uns in ſeinem Beſitz zu erhalten. — Dies iſt ein Erfahrungsſatz, der in der Natur unſrer Seele ſeinen guten Grund hat. Bei aller Ueberzeugung von der Treue des geliebten Gegenſtandes werden wir doch nicht immer jedem Argwohn ausweichen können, zumahl wenn wir das menſchliche Herz genau ſtudirt, und ſeine Veränderlichkeit kennen gelernt haben. Die Eiferſucht iſt ferner nicht immer ein Beweis, daß man von ſich ſelbſt oder von dem Geliebten eine böſe Meinung haben müſſe. Unzählig oft, und faſt immer wird ſich der Eiferſüchtige beſſer vorkommen, als ſein Nebenbuhler, und wir werden auf der andern Seite von dem geliebten Gegenſtande oft die beſte Idee haben, aber es doch nicht immer dahin bringen können, daß wir über den Eindruk nicht mißvergnügt ſeyn ſollten, welchen unſer Nebenbuhler auf die Geliebte, oder dieſe nur auf jenen gemacht hat, wenn wir auch glauben, daß wir den geliebten Gegenſtand immer beſitzen würden. — Daß der Eiferſüchtige nicht eigentlich ſein Weib ſelbſt liebt, ſondern in ſo fern er ſie nur als ein Gut betrachtet, daß er in ſeinem Beſitz zu erhalten ſuchen müſſe, iſt eine Diſtinktion, die nicht ganz richtig iſt. Es muß ein Intereſſe da ſeyn, jenes Gut in ſeinem Beſitz zu erhalten, und dieſes Intereſſe des Herzens gründet ſich offenbar, wenigſtens in den meiſten Fällen, auf Liebe; ob ich gleich gern zugeben will, daß viele Eiferſüchtige bei einer erkaltenden Liebe doch den Gegenſtand zu behalten ſuchen werden, weil es ihrer Eitelkeit ſchmeichelt, und weil ſie ſich der Verachtung der Welt auszuſetzen glauben, wenn ſie ſich in dem Beſitz deſſelben nicht erhalten können.

Es giebt endlich auch noch eine Jalouſie der Freundſchaft zwiſchen einerlei Geſchlechter. Dieſe Erſcheinung verdiente von einem ſcharfſinnigen Kopfe wohl einmahl ganz genau unterſucht zu werden. Da ſich die Geſchlechtsliebe in dieſe Art der Eiferſucht nicht hinein miſchen kann; ſo beſtehet ſie ohnſtreitig nur in einer argwöhniſchen Furcht unſern Freund zu verlieren, wenn er mit andern eben ſo freundſchaftlich umzugehn ſcheint als mit uns; oder doch wenigſtens nicht mehr ganz den Plaz in ſeinem Herzen einzunehmen, den wir vorhin beſaßen. Die Eigenliebe, die verſteckte Neigung zur Beherrſchung fremder Herzen iſt auch die Mutter dieſer Art Eiferſucht, und nicht ſelten ſind dadurch Freundſchaften getrennt worden, die ewig zu ſeyn ſchienen. — In der That haben wir auch Urſach oft auf unſre Freunde eiferſüchtig zu ſeyn, zumahl wenn ſie bei allen Talenten des Geiſtes und Herzens ſehr zur Veränderlichkeit geneigt ſind; oder wenn wir vorausſezen können, daß ſich unſere Freunde durch neue, vielleicht glänzendere Bekanntſchaften, vielleicht ſelbſt wider ihren Willen, etwas von uns entfernen werden.

Die Eitelkeit des menſchlichen Herzens zeigt ſich hier oft in den ſeltſamſten und manigfaltigſten Geſtalten. Wir wollen einen Freund allein beſizen, weil er deſto mehr Glanz auf uns wirft, oder weil wir dadurch einen größern Einfluß auf andre Menſchen bekommen, oder weil wir ihn gern allein beherrſchen mögen, — oder weil wir auch wollen, daß er uns allein ſein Glück ſeine Zufriedenheit ſchuldig ſeyn ſoll. Wir ſehen voraus, daß ſein Herz ſich theilen muß, wenn andre ſich für ihn freundſchaftlich intereſſiren, und uns wohl gar den vorher behaupteten Rang der Gefälligkeit und Wohlthätigkeit bei ihm ablaufen. Ein eiferſüchtiges Intereſſe iſt dann faſt immer ſichtbar, wenn unſer Freund viel Wohlthaten von uns genoſſen hat. Wir möchten gern das Andenken an dieſelben in ihm recht lebhaft erhalten, und ihn ganz zum ſtillen und alleinigen Verehrer unſerer Zärtlichkeit gegen ihn machen, — was er aber nicht mehr ſeyn kann, wenn andre zugleich mit uns ſein Herz zu gewinnen ſuchen. Selbſt dieß, daß unſer Freund durch mehrere freundſchaftliche Hände geleitet wird, kann uns oft mißtrauiſch gegen ihn machen, weil wir

wiſ

wiſſen, daß dadurch ſeine Dankbarkeit, die wir gern allein einärndten möchten, nicht uns allein gelten kann.

Sind uns die Leute überhaupt ſchon nicht angenehm, mit denen unſer Freund eine neue Verbindung errichtet, ſind ſie überdem von einem größern Anſehn und Gewicht als wir, ſo wird unſre Eiferſucht noch ſtärker werden, und wir werden uns nicht immer enthalten können, ihre Fehler ſehr nachdrücklich aufzudecken, um unſern Freund von einer fernern Freundſchaft mit ihnen zurückzuhalten. Will dieß nicht gelingen; ſo werden wir gewiß etwas zurückhaltender gegen ihn zu ſeyn anfangen; oder auch untern andern Umſtänden unſere Zärtlichkeit verdoppeln, um ihn deſto mehr an uns zu feſſeln.

(Die Fortſetzung künftig.)

2.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler.

Daß die menſchliche Seele während des Schlafs, bei verſchloſſenen Sinnen, ganz in ſich ſelbſt gekehrt, unabhängig (wenigſtens meiſtentheils) von äußern Senſationen oft mit einer Lebhaftigkeit und Deutlichkeit ihrer Vorſtellungen und einer Schnelligkeit der Empfindungen, die ihr kaum im Wachen eigen war, fortdenkt, oft viel mehr neue Ideen in dieſem ſonderbaren Zuſtande mit der größten Leichtigkeit ohne merkliche Anſtrengung als im Wachen erfindet, iſt ein zu bemerkenswerthes Phönomen, als daß es nicht immer wieder die Aufmerkſamkeit des Pſychologen von neuem beſchäftigen ſollte. Alle jene lächerliche Einbildungen von einer geheimen Bedeutſamkeit der Träume, und einer durch dieſelbe geſchehenen (wie man es gar nennt göttlichen) Inſpiration abgerechnet, wovon ſich nicht leicht ein vernünftiger Selennaturforſcher überzeugen darf und ſoll, bietet der Traum als bloßes Naturphönomen betrachtet ein ganz eigenes noch lange nicht genug bearbeitetes Feld pſychologiſchen Forſchens dar, und verdient durchaus nicht ſo obenhin, wie in den meiſten Selenlehren abgehandelt zu werden. Ich will einen Theil meiner Gedancken über das Merkwürdigſte, was jenes

Phönomen auszeichnet, hier nur gleichſam abgebrochen den Leſern dieſes Magazins mittheilen, indem ich mir vorbehalte, über die Natur des Traums, ſonderlich da, wo die Seele bisweilen ihrer natürlichen Denkordnung und Denkform zuwider zu handeln ſcheint, im folgenden etwas Ausführlicheres zu liefern.

Die ſo oft aufgeworfene Frag: ob die menſchliche Seele durch eine gewiſſe Veranlaſſung, oder ohne Veranlaſſung zu träumen anfange; ob erſt ein äußerer materieller Eindruck, oder doch wenigſtens ein gewiſſer erſter aus ihr ſelbſt hervorleuchtender Begrif dazu gehöre, um ſie während des Schlafs in Bewegung zu ſetzen; oder ob das Träumen nur eine Continuation des Denkens während des Wachens ſey, davon wir beim Einſchlafen das deutliche Bewußtſeyn verlöhren, bis es im Traum wieder auf einmal wie eine halb verlöſchte Flamme hervorbräche? — will ich hier nicht weitläuftig unterſuchen; ich denke man kann alle Fälle annehmen, oder auch nicht annehmen, ohne daß die pſychologiſche Darſtellung des Traums dadurch etwas gewinnt, oder verliehrt. Da wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir bisweilen mitten im Wachen zu denken aufhören, es mögen Gegenſtände des Nachdenkens vorhanden oder nicht vorhanden ſeyn, und daß ſehr oft die Seele neue Ideen gleichſam aus dem Nichts nach jenen Intervallen wieder hervorruft, oder durchs Gedächtniß herbei führt, indem ſie nehmlich ihre Denkkraft wieder in Bewegung ſezt, oder beſſer, indem dieſe Kraft als Seele ſelbſt betrachtet, ſich wieder zu äußern anfängt; ſo kann auch dies gerade der Fall im Traume ſeyn, ohne daß man nöthig hat, immer eine äußere dunckel empfundene Senſation zu ſeinem Entſtehen vorauszuſezen, oder eine ununterbrochene Reihe von würklichen Vorſtellungen anzunehmen, die gleichſam Wachen und Träumen mit einander verbinden müßten. Ich ſehe auch überhaupt nicht ein, warum man auf eine ſolche Succeſſion unſrer Vorſtellungen zur Erklärung des Traums dringen wollte, da ihr Daſeyn, wenn wir auch die innere Möglichkeit einer geiſtigen Subſtanz gern ins Denken ſezen würden, noch nicht erwieſen iſt, und die Erfahrung mehr als die bloß hypothetiſche Vorausſetzung des Carteſius entſcheiden muß.

a) Unter allen, was mir bey Beobachtung des Traumes am merkwürdigſten geſchienen hat, und wozu in dieſem Magazin ſchon mehrmals beſondere Winke gegeben worden ſind, iſt mir vornehmlich dies aufgefallen, — daß die Seele, ob ihr gleich auch im Traume ihre Denkkraft beiwohnt, und ſich nach den Geſetzen derſelben ſo gut wie im Wachen richten muß, bey Bildern und Vorſtellungen während des Traums gleichgültig bleibt, die ſie während des Wachens mit größtem Erſtaunen empfinden würde. Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären.

Auch während des Wachens durchkreuzen unſere Seele ſonderbare Begriffe, Hirngeſpenſte, contraſtirende Empfindungen, heterogene, an ſich unmögliche Prämiſſen und Concluſionen in großer Menge, und wir bleiben auch gleichgültig dabei, weil wir ſie nehmlich nicht für Realitäten, nicht für Begriffe würklicher Objecte, ſondern für bloße Spielwerke der Einbildungskraft halten, und mithin bey geſundem Verſtande ſehr gut wiſſen, in welche Claſſe von Vorſtellungen wir ein ſolches Schattenſpiel hinzuſtellen haben. Ganz anders verhält ſichs im Traume. Hier denken wir uns gemeiniglich alle jene ganz ungewöhnlichen neuen Bilder als Realitäten, als Objecte würklicher Erfahrung, weil wir doch, indem wir träumen, würklich zu wachen glauben, und zweifeln nicht daran, daß ſie als würkliche Dinge ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn können, ob wir gleich ſobald wir erwachen eine ganz andre Meinung und Ueberzeugung davon haben. Das unmöglichſt widerſinnigſte Phönomen kommt uns natürlich vor, paßt ſich genau in die Welt, die wir uns beim Traume vorſtellen; die Unmöglichkeit erſcheint uns in der Reihe des Möglichen; Dinge, die durchaus nicht weder ihrer innern Natur nach, noch in Rückſicht ihrer äußeren

Verhältniſſe zuſammengehören können, ſcheinen uns eine abſolute Verbindung zu haben, die Grundbegriffe von Raum und Zeit beſtimmen nicht immer im Traum die Conſequenz der Begebenheiten und Begriffe, und die Verhältniſſe zwiſchen Subject und Prädicat verſchwinden oft ſo ſehr vor unſern Augen, daß wir uns nicht ſollten in eine ganz neue Welt verſezt zu ſehen glauben, ohne daß es uns nur einmal einfallen ſollte, daß dies nicht alles würkliche Realitäten wären, — und doch richten wir uns bei allen dieſen Sonderbarkeiten unſere Vorſtellungen, die oft eben ſo ſonderbare Senſation erregen, immer noch nach gewiſſen weſentlichen Denkgeſetzen, und glauben würklich nicht zu träumen. Iſt dieß bisweilen der Fall, daß wir im Traum **wiſſen**, daß wir träumen; ſo geſchieht es doch eigentlich nicht, weil wir durch die Ungereimtheit unſrer Hirngeſpenſte darauf gebracht würden; ſondern weil wir uns wahrſcheinlich aus dem Wachen **erinnern**, daß wir eine Idee vom Traum überhaupt haben.

Wie ſoll man ſich aber nun obiges Phönomen erklären, daß die Seele gleichſam ihrer Natur zuwider **widerſprechende Dinge**, Subjecte ſowohl als Facta, die nicht exiſtiren können, für Realitäten hält, und bei der Schöpfung ſolcher widerſinniger Dinge, die ſie aus ſich ſelbſt hervorbringt, eben ſo wenig als über die natürlichſten Gegenſtände de in Erſtaunen geräth. Die Gewalt und der Eigenſinn der Einbildungskraft, die man gemeiniglich gleich zu Hülfe ruft, ſo bald man etwas Ungewöhnliches in unſerer Vorſtellungskraft erklären ſoll, erklärt die Sache wohl nicht, wenigſtens nicht ganz, ob ſie gleich immer die Materialien zu jenen nicht würklich vorhandenen Objecten nnd Begebenheiten im Traum ſammeln muß.

Da obiges Phönomen einmahl aus der Erfahrung des Traums erwieſen iſt; ſo kann man wohl, da uns ohnehin mehrere Ausſchweifungen dieſer Art im Wachen ſelbſt darinn beſtärken, annehmen, daß die Seele während des Traums nicht in jedem Moment die Kraft behält, über die Cauſalverbindung der Begriffe nachzudenken, und ein jedes Predicat in ſeine rechte Stelle zu ſetzen, ferner daß ſie aus einer offenbaren im Traume erfolgten Schwäche oder Unthätigkeit der **Erinnerungskraft** Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges mit einander **vermiſcht**, und unrichtige ja wohl gar unmögliche Folgen von Begebenheiten als würklich denkt, und vor ſich vorüber gehen ſieht. Ueberdem iſt ihr im Traum bei der urplözlichen Schnelligkeit ihrer Bilde wohl oft nur darum zu thun, um ein neues Object zu haben, das ſich in die eilige Folge ihrer Senſationen paßt — etwas, das ſie ſich als exiſtirend **denkt**, und deſſen Vorſtellung ſie mit dem würklichen Dinge alsdenn **verwechſelt**, weil

ſie

ſie ſich nicht beſinnen kann, daß es nur ein Bild, nur eine Vorſtellung iſt. Daß ſie aber über ihre eigenen Geburten der Einbildungskraft, über ihr ſonderbaren Umtauſchungen von Begriffen und Gefühlen ſo wenig erſtaunt, rührt wohl daher, weil ſie theils zu ſchnell über den Creis ihrer Vorſtellungen hinwegeilt; theils weil das Erſtaunen ſelbſt ein Affect iſt, welcher am ſeltenſten im Traume überhaupt entſteht, und nur bei ganz wachendem Sinne ſeine Kraft äußert; theils auch, und was die Sache am beſten erklären würde, weil wir doch wohl immer einen dunklen Begriff vom Traume haben, indem wir träumen, und dieſen Begriff, ohne daß wir es merken, allen unſern Phantaſien unterſchieben. Vielleicht kann auch die Gewohnheit, ſchon oft dergleichen widerſinnige Dinge von der erſten Kindheit an für Realitäten während des Traums gehalten zu haben etwas dazu beitragen, daß jene Dinge uns endlich nicht mehr auffallen, und daß wir daher deſto leichter das Bild für ein würkliches freilich nur geträumtes Object im Schlafe halten.

b) Eben ſo ſonderbar und widerſinnig ſind nun auch die Sprünge unſrer Vorſtellungen während des Traums ohne daß wir ſie immer als ſolche wahrnehmen, ſondern gemeiniglich nach einer richtigen Folge gedacht zu haben glauben. Auch hier ſcheint uns das dringende Bedürfniß, nur wieder gleich etwas Exiſtirendes zu haben, woran ſich die Lebhaftigkeit oder Vorſtellungskraft üben kann, gegen alles Erſtaunen über jene Sprünge zu ſichern. Da überhaupt die Einbildungskraft die Oberherrſchaft über die Seele während des Traums führt, und eben deswegen die genauere Aufſicht derſelben über die Succeſſion unſrer Begriffe wo nicht gänzlich aufhört, doch wenigſtens geſchwächt wird, ferner eine große Menge dunkler Vorſtellungen, die im Wachen nicht zum Vorſchein kommen konnten, denn gerade ins Helle gebracht werden; ſo iſt es natürlich, daß alle Augenblicke die richtige Folge der Gedanken und Empfindungen unterbrochen, und vermöge der Aſſociation ſtets neue oft ganz heterogene Vorſtellungen untergeſchoben werden müſſen. Hieraus iſt nun dies Phänomen ſehr begreiflich, daß die Seele, indem ſie von einer Idee vielleicht auf eine ganz entgegengeſezte überſpringt, immer gern die erſtere zum Cauſalgrunde der zweiten macht, ob ſie gleich nicht immer in ſolcher Verbindung ſtehen, folglich auch oft Wirkungen von Urſachen und Urſachen von Wirkungen **erdichtet**, die in der objectiven Reihe der Dinge gar nicht vorhanden ſeyn können, und alſo zufrieden iſt, wenn beide Ideen nur bey einander ſtehen, ſie mögen zuſammengehören oder nicht; — oder es mag noch ein ſo großer Zwiſchenraum zwiſchen ihrer entfernten Verbindung immer liegen. Daß aber die Seele dergleichen Sprünge nicht leicht bemerkt, kein Erſtaunen darüber empfindet, ob ſie gleich wieder nicht Bilder, ſondern Realitäten, würkliche Objecte vor ſich zu haben glaubt, liegt offenbar wieder darin, daß ſie ſich ſo leicht im Traume übereilt, und im Strome ihrer Phantaſien ſo ſchnell hingeriſſen wird, daß ſie über den Zuſammenhang ihrer Ideen und ihrer Folgen auf einander nicht aufmerkſam nachdenken kann. Wie es aber zugeht, daß die Seele von einer Idee im Traume ſo leicht und gewöhnlich zu der entgegengeſezten übergeht, und ſelten die Begriffe an ihren eigentlichen Faden anreihet, wie ſie es im Wachen thut, davon laſſen ſich alle Gründe ohnmöglich ſpeciell angeben, indem dies Phönomen von einer Menge verſchiedener dunkler Vorſtellungen von verborgenen Ideenaſſociationen, Veränderungen in Organen, und in der Blutbewegnis, vornehmlich von unwillkürlichen Nervenerſchütterungen abzuhängen pflegt; — man kann aber doch hiebei gewiſſe methodiſche Geſetze bemerken, wie die Seele bei ſolchen Ueberſchritten zu entgegengeſetzten Begriffen verfährt, und die ohngefähr die nehmlichen ſeyn müſſen, die wir in dergleichen Fällen im Wachen annehmen, die Seele geht nehmlich am leichteſten zur gerade entgegengeſetzten Idee über, weil dieſe ihr näher zu liegen ſcheint, als die mit ihr verwandten aber nicht gerade contraſtirenden Ideen. Unter den contraſtirenden hebt ſie wieder die am erſten aus, welche mit dem eben herrſchenden Affect der Seele in der nähern

Verbindung ſteht; doch ſo daß ſie auch oft hiebei auf Ideen durch den Affect hingeführt wird, die mit dem Affect ſelbſt contraſtiren. Sie ſchreitet gemeiniglich auf dem Wege der Ideenfolge wieder zurück, von dem ſie ausgegangen war, oder ſie verläßt auch ganz den Hauptweg, und verliehrt ſich auf Nebenwegen, wenn dieſe ihr eine größere Beſchäftigung verſprechen, oder wenn ſie darauf leichter als auf dem Hauptwege fortſchreiten konnte. u. ſ. w.

c) Die auffallende **Gleichgültigkeit** im Traum gegen die uns ſonſt liebſten moraliſchen Principien und Ueberzeugungen iſt eine neue merkwürdige Erſcheinung bei Träumenden. Mangel an alle Scham, wilde Affecten, Verachtung religiöſer Gegenſtände, Blaſphemien, und andre abſcheuliche Gedanken und Empfindungen, die uns im Wachen nicht beunruhigen, bemerken auch die vortreflichſten Menſchen an ſich, wenn ſie träumen. Ich glaube alles rührt daher, weil die Seele vermöge der faſt allein herrſchenden Einbildungskraft durch die Vorſtellungen ſinnlicher verführeriſcher Bilder ſo ſehr hingeriſſen wird, daß ſie ſich die Gründe der Moralität nicht mehr **deutlich** vorſtellen kann, wenigſtens ſie auf ihre Handlungen zu appliciren **vergißt**. Ferner auch daher: Im Traum werden uns die Gegenſtände der Sinnlichkeit gleichſam wie hergezaubert, die wir vielleicht erſt im Wachen lange ſuchen müſſen, und während des Wachens denn auch eher als im Traum über unſere moraliſchen Verhältniſſe reflectiren können. Es bleibt uns im Traum oft kein Moment übrig, einer ſich ſchnell dargebothenen und moraliſchen Idee auszuweichen. Die Einbildungskraft wird in einem Augenblick davon berauſcht, und in dem nehmlichen Augenblick iſt auch die That ausgeführt, indem die Vorſtellung der Action eigentlich die Action ſelbſt ausmacht. Ueberhaupt läßt ſich alles Unmoraliſche im Traum, wenn es gegen unſere ſonſtigen guten Grundſätze läuft, aus der Gewalt des Affects erklären, der im Traume wegen der Lebhaftigkeit des dargeſtellten Bildes ſelten eine moraliſche Gränze haben kann. Irreligiöſe Begriffe, die man nicht ſelten im Traum an ſich wahrnimt, können ſehr viele Quellen haben. Entweder man hat den Tag über dergleichen ſchon im Wachen gehabt; oder eine Aſſociation von contraſtirenden Begriffen führt uns im Traum darauf; *) oder der Affect flößt, um deſto ungezwungener zu handeln, die zum Nachdenken erſchlaften Seele, Bilder ein, die mit unſern ſonſtigen religiöſen Begriffen ſtreiten; oder — man hat auch vielleicht mir im Wachen, oder ſelten nach religiöſen Principien gehandelt, da denn der Traum nur eine Copie des Wachens iſt.

d) Auch

---

*) Siehe auch 5. Band dieſes Magaz. 1. Stück. S. 96.

d) Auch die Erſcheinung iſt ſehr merkwürdig im Traum, daß wir oft ängſtlich Ideen aufſuchen, die **nahe vor uns liegen**, ohne daß wir ſie finden können, — nehmlich ſo nahe, daß es uns nicht die mindeſte Anſtrengung koſten würde, ſie im Wachen zu finden, weil ſie in einer nothwendigen Verbindung mit einander ſtehen. Hier fehlt es offenbar der Seele wieder an der ſchon vorhin erwähnten deutlichen Erinnerungskraft, und an der Gabe die Cauſal-Verbindung der Begriffe ſich immer deutlich vorzuſtellen, — an einer gehörigen Gegenwart des Geiſtes, die ſich nicht durch eine entſtandene Furcht oder Aengſtlichkeit verſcheuchen läßt; theils auch an den gehörigen Mittelbegriffen überhaupt, an welche ſie nicht die erſte und dritte Progreſſion ihrer Vorſtellungen anzuknüpfen weiß, das heißt, es fehlt ihr alsdann **etwas**, wodurch ihre Vorſtellungen natürlich an einander hängen müſſen. Dieſer Zuſtand iſt der Seele allerdings in den meiſten Fällen unangenehm, weil ſie überhaupt nicht gern die Folge ihrer Ideen, von der ſie wenigſtens noch einen dunkeln Begriff behält, **unvollendet** liegen läßt, ſie müßte denn durch einen angenehmen Nebenweg ihrer Senſationen dagegen ſchadlos gehalten werden.

c) Ferner bemerken wir im Traume nicht ſelten eine Lebhaftigkeit der **Erinnerungskraft** an Senſationen, die das **Gefühl**, den **Geruch** und Ge-

Geſchmack betreffen, mit welcher Lebhaftigkeit wir uns dieſer Begriffe im Wachen nicht erinnern können. Es ſcheint alſo in der That, als ob die wenigen edlen Sinne, der Geruch und Geſchmack eine ſtärkere Erinnerung an dergleichen gehabte Empfindungen im Traume veranlaſſen können, als im Wachen. Wenn man auf ſich Acht giebt; ſo wird man finden, daß man oft im Traume mit einer ſolchen Deutlichkeit den Geruch einer Blume, einer Speiſe wahrnimmt, als ob wir ihn unmittelbar empfänden. Wir mögen es aber machen, wie wir wollen; ſo werden wir im Wachen uns dergleichen Senſationen immer nur wieder ſchwach erinnern, wenigſtens nie ſo lebhaft als derjenigen, welche ſich auf Formen und Töne, oder auf Geſicht und Gehör beziehen, welche letztere Sinne offenbar eine lebhaftere Erinnerungskraft im Wachen gewöhnen. Eben weil nun aber dieſe beiden erſten Sinne im Traume nicht unmittelbar beſchäftigt worden; ſo gewinnen die Senſationen des Geſchmacks, Geruchs und Gefühls einer deſto größern Lebhaftigkeit; ſo wie überhaupt alles, was wir im Traume lebhafter denken und empfinden als im Wachen, theils daher rührt, daß ſich die Seele, ohne von Eindrücken äuſſerer Sinne geſtört zu werden, mehr auf einen einzigen Punct ihrer Vorſtellungen gleichſam zuſammenziehen kann; theils daher, daß die Einbildungskraft über ſie ſich von den Banden des langſamern Nachdenkens befreiet hat, einen größern Wirkungskreis bekommt, und nur die Vorſtellungen zu ihrer Geſchäftigkeit auswählt, welche ihr entweder das meiſte Vergnügen machen, oder ihn als Materialien zu ganz neuen Ideenaſſociationen dienen müſſen.

P.

Die Fortſetzung folgt.

Fragment
aus dem Tagebuch eines Reiſenden.
1787 im Nov.

— — — — — —

— Ich denke nun die Merkwürdigkeiten dieſer Stadt ſo ziemlich durchgemacht zu haben, und muß Ihnen geſtehen liebſter Freund, daß ich weit mehr Anziehendes darinn fand, als ich mündlichen und ſchriftlichen Nachrichten zufolge erwarten durfte. Dieß gilt von würdigen und intereſſanten Menſchen eben ſo gut, als von politiſchen- litterariſchen- und Kunſt-Merkwürdigkeiten. Geſtern führte mich mein Freund Doctor H*. zweiter Leibmedicus des Fürſten, nach unſrer Verabredung ins Tollhaus, welches er Amts halber ſelbſt zu verſehen hat. Er geſtand mir, daß ſich anfangs, als ihm dieſe Pflicht auferlegt wurde, ſeine ganze Menſchlichkeit dagegen empörte, und daß ihn die gräßlichen Gruppen von Menſchenelend, und von fluchender Verzweiflung und viehiſcher Fühlloſigkeit eine geraume Zeit für Freude und geſelligen Umgang abgeſtumpft hätten. Mählig aber hab' er ſich durch den täglichen Anblik an das Schauſpiel gewöhnt, und eine reichere Quelle als irgendwo zu neuen phyſiologiſch-pſychologiſchen Ideen und Beobachtungen gefunden, welche er zu ſeiner Zeit dem Publicum mittheilen werde.

Die äußere und innere Einrichtung des hieſigen Tollhauſes hat mir ungemein wohl gefallen. Das Gebäude liegt hoch, geſund, und öffnet eine der ſchönſten Ausſichten ins N — thal. Es hat vier Stokwerke, wovon jedes aus einer Reihe kleiner reinlicher, und mit allen Nothwendigkeiten verſehener Zimmer beſteht, die armen Unglüklicher ſind hier nicht wie Vieh aufeinander gedrängt, und die Einflüſſe des Mundes müſſen ungewöhnlich ſtark und Menſchenfeindlich ſeyn, wenn man hier zwei und drei Hirnkranke in einem Zimmer beiſammen findet. Ich ſelbſt fand unter den eigentlich Tollen, die im unterſten Stokwerk hauſen, durchgehends in jedem Gemach nur einen. In den obern Stokwerken, wo ſich ſolche befinden, die entweder auf dem Weg der Beßerung, oder nur periodiſch krank, oder nur noch zur Prüfung da ſind, fanden wir zwar bisweilen mehrere beiſammen. Dieſe werden aber ſtrenger als andere bewacht, und getrennt, ſo bald bey einem die Kriſis ausbricht. H. — ſagte uns, er habe dies Beyſammenſeyn ſchon in verſchiedenen Fällen als die beſte Methode gebraucht, Scheinbargeſunde zu prüfen, und ſo oft drey und mehrere zugleich gänzlich geheilt. Es wäre zu wünſchen, daß dieſe Behandlungsart an andern Orten nachgeahmt und die Aufſicht über dergleichen

Perſonen überhaupt immer nur philoſophiſchen Aerzten anvertraut würde. So aber fand ich ſelbſt in den größten berühmteſten Städten Teutſchlands Tollhäuſer, wo oft ein Dutzend und mehrere Seelenkranke in ein niedriges, ſchmuziges Zimmer hineingepreßt waren, wo der Raſende, der Tolle, der Wahnſinnige, Aberwitzige, der Halbkranke, der Geneſene in ekelhafter Verworrenheit neben einander lagen, und die widerkehrende Natur gewaltſamer Weiſe von der unheilbaren Wuth des Nachbars angeſtekt, und in den Abgrund eines fürchterlichen lebendigen Todes hinabgeriſſen wurde! —

Mein Freund H*. erzählte uns, als er uns an den verſchiedenen Gemächern herumführte, manche intereßante, pſychologiſch wichtige Geſchichte von den Unglüklichen, die wir ſahen. — Wir ſtieſſen ein paarmal auf ſo barokkiſche Hanswurſtfiguren, daß mich mitten unter den traurigſten Vorſtellungen ein unwiderſtehlicher Kitzel zum lachen anwandelte. Der eine hatte ein paar Beinkleider auf ſeine Pritſche gelegt, und zerdroſch den Großſultan, den er unterm Hammer zu haben wähnte, ſo unbarmherzig, daß Se. Türkiſche Majeſtät wie mürber Zunder aus einander fuhren; — Der andere las einem bemüzten Haubenſtok, den er für Gott den Vater hielt, wegen einer zerbrochenen Flaſche, den Leviten ſo kräftig, daß ihm die Mütze vom Kopf flog; — dort maſſakrirte einer als

Alexander Magnus mit ſeinem Pantoffel alle Fliegen ſeiner Klauſe, und wähnte eben ſo viel Perſer erwürgt zu haben; — hier bot ein anderer dem Teufel — einem ſchwarzen Hoſenfragment, das an der Wand hieng, eine Prieſe Tabak, daß er ihn in Ruhe laſſen ſollte; u. ſ. w.

Ganz im Hintergrunde des untern Stockes fanden wir einen raſenden Magiſter, bei dem die Wuth eben auf ihren höchſten Grad geſtiegen war. Er hielt ſich für das grauvolle Weſen aus der Offenbahrung Johannis — mit der Sternenperücke, wie er ſich ausdrükte, — dem Mondgeſichte — dem Wolkentalar, und den gigantiſchen porphirnen Kurirſtiefeln. Eben ſtund er auf ſeinem Tiſche mit ausgeſtrekten Armen, und warf auf ſeine Gemeinde — ſie beſtund aus einem halben Dußend Arzneytöpfen, — einen ganzen Hagelregen Ebräiſcher, Griechiſcher, und lateiniſcher Sarkasmen hinunter. Sein geſchorner Kopf war mit Goldflittern beſäet — ſeine Backen aufgedunſen, ſein weißes Bettuch hieng ihm bis auf den Boden hinab, und ſeine beſchmuzte Univerſitätsſtiefel hatte er über den Tiſch ausgeſtrekt. Wir hatten ihm ſchon eine ziemliche Weile zugehört, als er mit einmal vom Tiſch ſprang, ein paar Töpfe aus ſeiner Gemeinde ergrif, und ſie mit ſolcher Wuth durchs Gitter nach uns warf, daß wir uns kaum noch vor ſeinem myſtiſchen Grimm zurükziehen konnten.

Sollten Sies wohl glauben, ſagte mir H. beim Weggehen, daß dieſer Menſch vor ſechs Tagen noch auf meinem Zimmer ſchlief, mit mir aß, ſpazieren gieng, und über die merkwürdigſten Gegenſtände der litteratur und Philoſophie mit voller Gegenwart des Geiſtes ſprach? — ja daß er neugierige Fremde allein im Hauſe herumführte, und ſie von dem Zuſtand und der Geſchichte der merkwürdigſten Narren unterrichtete? —

Ich. Mein Gott, und wie kam er in ſo kurzer Zeit in dieſen fürchterlichen Zuſtand? Er ſcheint mir unter all' ihren traurigen Alumnen der bedaurenswürdigſte zu ſeyn.

H*. Seine Geſchichte iſt die merkwürdigſte aber auch die grauenvollſte unter allen, ſo mir bisher vorgekommen ſind. Der Pſychol0g bleibt entſezt vor ſeinem Gewählde ſtehen, der führende Stab entſinkt ihm, und er kann nur ohne leitgeſtirn zum Unerforſchlichen hinauf ſtaunen.

Nachdem wir im ganzen Hauſe herum waren, verlohr ſich H. mit mir in eine angrenzende Allee, und fuhr fort:

„Der Vater des beweinenswerthen Mannes, von dem wir ſo eben ſprachen, iſt ein reicher biederer Pächter der Nachbarſchaft. Er entdekte in dieſen ſeinem einzigen Sohn früh ſchon Anlagen, die ihn in einen größern Würkungskreis zu rufen ſchienen, als den ihm ſeine Geburt, und ſein Stand anwieſen. Er ſchikte ihn alſo aufs hieſige Gymnaſium, beſuchte dieſen ſeinen Liebling oft, und das Herz im Leibe lachte dem wakern Manne bey den guten und immer beſſern Nachrichten, die er jedesmal von ſeinem Franz einzog. Weil ich damals ſchon das Dorf des Pächters zu verſehen hatte, ſo kannt ich ihn lange her, und war leider mit eine unſchuldige Urſache, warum er ſeinen Sohn den Studien weihte. Er beſuchte mich, ſo oft er in die Stadt kam, ſchüttelte mir öfters die Hand und rief freudetrunken: O wie hat er ſo wahr geſprochen, liebſter Doktor! — der Bube iſt unſerm Schulmeiſter ſchon Tannenhoch über den Kopf gewachſen. Meiner Seel, wenns ſo fort geht, ſo wird er ein Kerl leibhaftig wie er. Da frag' er nur, da hör er nur wie der Blizjunge ſchon ſchreiben, und leſen, und rechnen, und Figuren machen, und lateiniſch, und Griechiſch, und Gott weiß was er alles kann!! Er ſoll mir aber auch bey meinem Großvater auf die Univerſität nach T**. und ſoll mir ein Geiſtlicher werden, und predigen lernen, daß es eine Luſt iſt. Was meint er, wenn mein Goldfranz im ſchwarzen Mantel und Kragen auf der Kanzel perorirt, ob wir da aufpaſſen wollen? O laß mich der liebe Gott dieſe Freude auch erleben, eh ich in die Grube fahre!"

Freudeträhnen rollten dem guten Mann die Wangen herab. Nur einen Blik in die Zukunft, zuguter Gott, und wie ſo ganz anders wäre alles geworden; — wie glüklich lebte der Alte jezt mit ſeinem Kinde! Wie ruhig hätt er auf dieſer Stüze entſchlummern können! —

Franz war jezt 16 Jahr alt, hatte in öffentlichen Prüfungen ſchon verſchiedene Preiſe erhalten, und war nicht nur in den meiſten Sprachen und Wiſſenſchaften, die auf dem Gymnaſium getrieben wurden, der Erſte, ſondern hatte ſich noch durch ſein Privatſtudium andere gründliche Vorbereitungskenntniße für die Univerſität erworben. Geliebt und geehrt von ſeinen Lehrern und Mitſchülern verließ er das L — ſche Gymnaſium, und blieb ein Halbjahr bey ſeinen Eltern auf dem Lande, wo er in Geräuſchloſer Zurükgezogenheit ſich ganz der Philologie und Philoſophie weihte, nur ſelten, und immer nur wiſſenſchaftlicher Gegenſtände wegen die Stadt beſuchte, und auf ſeinem Dorfe außer ſeinen Eltern mit niemand als mit dem Amtmann, einem geiſtvollen Belletriſten, und mit ſeinem gelehrten Herrn Pfarrer Umgang pflog, und, wie ſich Sr. Hochwürden ausdrükten, Honigſüſſe lateiniſche Verſe ſchrieb.

Sowohl eigner Drang des Jünglings, als der Rath verſchiedner erleuchteter Freunde beſtimmten endlich den Vater, ſeinen Liebling auf die Univerſität nach T* *. zu ſchicken. Seine Vorkenntniſſe, ſein ſchnelles Faſſungsvermögen, und ſein Privatfleiß zogen hier in kurzem die auszeichnende Aufmerkſamkeit ſeiner Lehrer auf ihn. Er machte den ganzen philoſophiſchen Curſus durch, und hatte ſich die Wolfiſche Philoſophie, die damals gäng und gäbe war, bald ſo eigen gemacht daß er ein paarmal bei öffentlichen Disputationen ſeinem Präſes den kalten Schweis aus der Stirne trieb.

Im dritten Jahre begann er ſeine Theologiſche Laufbahn, und dieß mußte der Abgrund ſeyn, in welchen alle ſeine Anlagen und Kenntniſſe, alle ſeine Plane, und Ausſichten, all die ſüſſen Träume, und Hoffnungen ſeines Vaters, und ſeiner Freunde auf ewig verſanken.

Das Studium der Kirchengeſchichte, und der Bibel im Grundtext zog bald die ungetheilte Aufmerkſamkeit ſeiner ganzen Seele an. Alle übrige Theologiſche Wiſſenſchaften trieb er nur, in ſo fern ſie ihm Licht über dies Buch aller Bücher leihen konnten. Ich weiß nicht, welch ein unſeliges Ungefähr ihn frühzeitig antrieb, die Offenbahrung des Johannes zum Hauptgegenſtande ſeiner Schriftforſchung zu machen. Vielleicht ſeine lebhafte Phantaſie, — vielleicht Neigung zum Wunderbaren und Myſtiſchen; — vielleicht auch eben die Schwierigkeit, womit die Auslegung dieſes dunkeln, bildlichen, von einer glühenden Dichter-Phantaſie erzeugten Buches verbunden iſt, — zogen ihn an, der Auslegung und Deutung deſſelben alle ſeine Seelenkräfte zu widmen. Damals hatten wir die treflichen philoſophiſchen Wegweiſer zu Erklärung dieſer Theoſophiſchen Viſionen noch nicht. Das meiſte, was darüber geſchrieben war, ſchien mehr gemacht zu ſeyn, den Forſcher in noch dunklere Gewinde des Myſticismus zu verwickeln, als ihn herauszuleiten. Franz las alles, was er über ſein Lieblingsthema auftreiben konnte, vernünftelte, ſann, hing aller Warnungen ſeiner Freunde ungeachtet Nächte lang über Folianten, die von Aberwitz und Scholaſtiſchen Träumen ſtrozten, und in nicht gar einem Jahre ward der trefliche, vielversprechende Jüngling erſt verrükt, — dann toll; — dann raſend, und am Ketten gelegt.

Die Grade ſeiner traurigen Verirrung verlohren ſich, wiemir einer ſeiner Lehrer und theilnehmendſten Freunde ſchrieb, ganz unmerklich in einander. Mählig wurde der Gedanke an ſein Thema in ſeiner Seele herrſchend. Bald wuchs er, gleich einer Eiche über all ſeine übrige Ideen, und Vorſtellungen empor, und entzog ihnen, mit Shakspear zu reden, die Lebensſäfte zur Entwiklung, daß ſie wie Blumen welkten, und vergingen. — Alles bezog er nun auf die Offenbahrung, wollte alles, am Ende ſogar Dinge des gemeinen Lebens daraus erklären, darauf zurückführen, — darin finden, und ſah und hörte, und las, und dachte und empfand alles nur im Bezug auf ſeine Offenbahrung. Er äußerte dies zuerſt in den öffentlichen Theologiſchen Vorleſungen. Eben der wackere Mann, mit dem ich, über den Ausbruch ſeiner Seelenkrankheit korreſpondirte, las über die Dogmatik, und pflegte Franzen, als dem Scharfſinnigſten unter ſeinen Zuhörern, häufig während ſeiner Vorleſung ſchwere und verwickelte Fragen vorzulegen. Bald fiel es ihm auf, wie ein Kopf, der ehemals die ſchwierigſten Aufgaben ſo ſchön auf die lauteſten Grundſätze der Pilosophie zurückführte, ſich nun auf einmal ſo ganz in die Offenbahrung verliehren konnte. Er entfernte alſo ſeine Fragen abſichtlich von dieſem Thema: aber umſonſt; die heterogenſte Materie zog Franz mit Haaren in ſein Lieblingsfach hinüber. — Seine Freunde und Mitſchüler hielten dies erſt für Grille, für eine Art verdekten Stolzes, für einen kurzen zufälligen Vorſatz, gerade da die Ueberlegenheit ſeines Kopfes zu zeigen, wo ſo viele ſtrauchelten. — Und vielleicht mochte würklich eine ähnliche Urſache zu den obigen ſtoßen. — Zwey ſeiner vertrauteſten Haus- und Tiſchfreunde drangen deshalb aufs angelegentlichſte in ihn. Aber ſie fanden zu ihrem Erſtaunen das Uebel ſchon ſo tief gewurzelt, daß ihnen vor der Zukunft zu grauen anfing. Sie lieſſen ſich mit ihm in ernſthaftere Unterredungen-ein, boten all ihre Kenntniſſe, all ihre Beurthellung auf, ihren Freund von ſeinem

Irrwege zurükzuführen: er hörte ſie nicht. Sie brachten ihm Gründe der logik und der geſunden Vernunft; — er ſchlug ſie mit Ontologiſchen Spizfündigkeiten zurük. Sie ſuchten ſeine Erklärungswuth bey auffallenden Gelegenheiten auf eine feine Art lächerlich zu machen. Er drohte mit ſeinem ewigen Haß. Sie nahmen ihm auf Anrathen ſeiner lehrer heimlich ſeine Folianten, ſeine Manuſcripte und Nachtlampe hinweg. Er weinte wie ein Kind, gieng halbe Nächte lang einſam in ſeinem Schlafzimmer auf und ab, deklamirte Stunden lang ganze Capitel aus ſeinem Johannes, ließ Geiſter erſcheinen, und diſputirte mit ihnen ſo herzhaft über die Auferſtehung, daß alle Schläfer erwachten. Man zog den Arzt zu Rath; man hielt ihn von den Hörſälen zurük; man verordnete ihm zwekmäßige Diät; gab ihm leichte unterhaltende Bücher zur Zerſtreuung: Er ſtieß alles mit Füßen von ſich. Man ließ ihn Nachts bewachen, um ihn gewaltſam von ſeinen nächtlichen Kreuzzügen abzuhalten. Man fand den Wächter am folgenden Morgen unmächtig in ſeinem Blute. „Halten mich die Hunde für toll? Glauben ſie, ich hätte den Verſtand verlohren? wollen ſie mich wie einen Aberwizigen gängeln und bewachen laſſen? ſo will ich ihnen auch begegnen wie Hunden. Die Augen, womit ſie nicht ſehen, will ich ihnen aus dem Kopf reißen, die Ohren, womit ſie nicht hören, will ich ihnen vom Haupt zerren!“ So ſchnaubte er jezt ſeine Freunde an, die ihm helfen wollten.

Natürlich war es bey ſolchen Ausbrüchen nicht möglich, ihn länger auf der Univerſität zu behalten. Obiger Lehrer ſchrieb daher an ſeinen Vater, ſtellte ihm den kläglichen Zuſtand ſeines Sohnes ſo glimpflich als möglich vor, und bat ihn, ſolchen ſelbſt abzuholen, ihn einige Zeit bey ſich auf dem Lande zu behalten, einen klugen Arzt über ſein Uebel zu Rath zu ziehen, ihm alle Theologiſche Bücher wegzunehmen, und ihn beſonders ſo viel möglich zerſtreuen, und anhaltende zwekmäßige Leibesübungen vornehmen zu laſſen.

Der erſchrockene liebevolle Vater kam, fragte, wollte ſeinem Franz in die Arme ſtürzen. Aber der Schaden hatte unterdeſſen ſo fürchterlich um ſich gefreſſen, daß man den Unglüklichen binden mußte, und es für gefährlich hielt, ſeinen Vater vor ihn zu laſſen. — Doch der ungeſtümme Vater ließ ſich nicht halten. „Großer Gott, ſollt es wahr ſeyn? ſollt' es ſo weit mit meinem einzigen Kinde gekommen ſeyn? — Es iſt nicht möglich! laßt mich zu ihm! Wer will den Vater von ſeinem Liebling trennen?“ Er drang mit Gewalt ins Zimmer, wo ſein Franz auf einem Bette halbgebunden lag. Dieſer fuhr wie aus einem Schlummer empor. „Jeſus Chriſtus wie er ausſieht? — kennſt du mich nicht, mein Sohn? — ich bin gekommen, dich mit nach Hauſe zu nehmen, wo deine Mutter mit Schmerzen auf dich harret. O ſieh mich nicht an mit dieſem durchbohrenden Blik. Liebſter Franz, kennſt du deinen Vater nicht mehr? —“ Bey dieſen Worten verbarg der Jüngling ſein Haupt ins Kiſſen, und weinte und jammerte, daß dem Vater die Worte verſagten. Er warf ſich lautweinend auf ſeinen Sohn: da hiengen ſie lange in einer ſprachloſen Gruppe, daß alle Anweſende ſich wegwenden mußten. — Endlich faßte ſich der Vater. „Sprich, theures Kind, willſt du nicht mit mir nach Hauſe? dort ſoll dich deine Mutter pflegen, dort will ich dich auf meinen Händen tragen. So ſieh mich doch an! Hörſt du deinen Vater nicht?“ Jezt wandte Franz ſein tränendes Antliz, küßte ſeinen Vater, winkte, und lispelte ihm ins Ohr: Ja, ich will mit ihm. Die Verräther dort glauben, ich habe den Verſtand verlohren. Iſt das nicht eine hölliſche Lüge? — Lebt meine Mutter noch? — Ich will ihm helfen ſein Feld bauen Vater. — Seyd ihr noch nicht fort, ihr Hunde? — — Ich will in ſeinem Weinberg arbeiten. — — Was, noch immer hier, Verräther?“ -- Er fuhr ſchäumend, und zähneknirſchend vom Lager empor, und ſchlug ſeinen Vater, der ihn zu beruhigen ſuchte, ſo wüthend ins Angeſicht, daß ihm das Blut ſtröhmend über die Wangen floß. Man riß den Alten hinweg, man rief um Hülfe, man holte den Arzt; denn der Anfall war diesmal ſo fürchterlich, daß der Raſende den untern Theil der Bettlade hinausſtampfte, und ſein Kiſſen mit den Zähnen zerriß. Vier Männer ſtürzten über ihn her, und banden ihm mit Mühe die Hände. Der händeringende, wehklagende Vater mußte mit Gewalt hinweggeführt werden.

Franz wurde nun, von all ſeinen Lehrern, und Univerſitätsfreunden bedauert, nach dem Dorfe ſeines Vaters gebracht. Dieſer hofte gewiß, daß ſich hier das Uebel in kurzem legen werde. Er räumte ihm ein verborgenes Zimmer in ſeinem Hauſe ein, hielt ihm Wächter, beſchwur mich bey Gott und allen Heiligen, ſeinem Kinde, und ſollt' es ſein Vermögen koſten, zu helfen, und gab gegen ſeine Bekannte vor, ſein Sohn liege an einer langwierigen Krankheit darnieder, wo ihm die Gegenwart von Menſchen ſchädlich ſeyn könnte. — Aber alle Vorkehrungen des zärtlichen Mannes waren vergebens. Die Anfälle ſeines Sohnes ſtellten ſich beinah täglich bey den unſchuldigſten Veranlaſſungen mit ſolcher Violenz ein, daß er mir einſt verzweifelnd um den Hals fiel, und ausrief: „Nehm' er ihn in Gottes Namen hin. Was ein Vater thun kann, das hab' ich gethan. Kein Mittel ließ ich unverſucht, den Verlohrnen zurükzubringen. Mein Verſtand ſteht hier ſtille. Menſchenhülfe ſchüttelt den Kopf. — Da komm ich eben von ihm herunter. Er ſchien ſo ſtille, und ſo weich. Ich trat an ſein Lager, und ſagte ihm von meiner Liebe vor. Die Tränen ſchoſſen ihm die Wangen herab. Mit einmal fuhr er zuckend herum, ſprach von gräßlichen Geiſtergeſtalten, brach in einen Strohm von unverſtändlichen, ſinnloſen Worten aus, und hätte mich, glaub ich erwürgt, wäre er nicht gebunden geweſen. Ich hab's immer bemerkt, daß ſein Anfall am heftigſten ausbrach, wenn er kaum vorher noch wie ein Kind gerührt war. *) Länger kann ich den Jammer nicht anſehen. Nehm er mein Kind zu ſich in die Stadt. Rath er, helf er! lieber will ich ihn begraben, als länger lebendig tod vor mir ſehen." —

Ich hatte den Eltern nehmlich ſchon öfters vorgeſtellt, wie mirs bey meiner Entfernung von dem Kran-

---

*) Es iſt eine allgemeine Bemerkung bey Verirrten dieſer Art, daß ihre Anfälle ſchrecklicher werden, ſo oft eine Rührung, eine Lieblingsvorſtellung ihrer geſunden Tage, ein zärtlicher oft befriedigter Trieb, oder gar eine Leidenſchaft vorangeht. Das Gefühl kindlicher Liebe erwachte in dieſem und im obigen Falle in dar Seele des armen Franz. Vermöge der unüberwindlichen Aſſociation aber, in der alle ſeine Ideen und Empfindungen mit dem traurigen Gegenſtande ſeiner Verirrung ſtunden, verließ dies ſüſſe Gefühl ſeinen natürlichen Weg, und theilte ſeine ganze Lebhaftigkeit jenem herrſchenden Gegenſtande mit. Zimmermann führt im zweiten Bande ſeiner Erfahrungen einen intereſſanten Fall an, der ſich aus eben dieſem Grundſatz erklären läßt.

Kranken unmöglich ſey, ihm diejenige Aufmerkſamkeit zu widmen, die ſein Uebel nothwendig erforderte, und ernſtlich darauf angetragen, ihn ganz zu mir in die Stadt zu nehmen. Sie wollten ſich aber lange ſchlechterdings nicht darzu verſtehn. Jetzo nahm ich den Antrag des Vaters um ſo gerner an, und ließ ſogleich Anſtalten zur Abreiſe machen.

Franz kam alſo zu mir in die Stadt. Anfangs war ich willens, ihn in mein Haus zu nehmen. Der Vorſteher des Tollhauſes erbot ſich aber, ihm ein Zimmer in ſeiner eignen Wohnung einzuräumen, und mit ausgezeichneter Sorgfalt ſein zu warten. — Da dieſer Mann öfters um den Kranken ſeyn konnte, als es mir meine übrigen Geſchäfte geſtatteten, da er überdies aus langer Erfahrung die Behandlungsart ſolcher Unglücklichen ſehr gut verſteht; ſo überließ ich ihm dieſen ohne Bedenken, nachdem ich ihm vorher aufs gnaueſte vorgeſchrieben hatte, wie er in allen Stücken gegen ihm verfahren ſollte.

Nun wurde dem Jüngling ein erfahrner Wächter geſetzt, welcher in ruhigen Zwiſchenräumen über Dinge des täglichen lebens mit ihm zu reden angewieſen war. Beſonders ſchärft' ichs ihm ein, wenn Franz fragen ſollte, wo er ſey, und warum er hier ſey? — ihm immer zu antworten: Er befinde ſich in **meinem** Hauſe in der Stadt, leide lange ſchon an einem bösartigen Fieber, und ſey von ſeinem zärtlich beſorgten Vater ins Haus des

Stadtdoctors gethan worden, um deſto gewiſſer, und bälder wieder hergeſtellt zu werden. — In der Diät hielt ich ihn weit ſtrenger, als ich es im Hauſe ſeines Vaters thun konnte. — Er trank auf der Univerſität gern Wein, und dieſer mochte unſtreitig das Seine zu ſeinem Uebel beygetragen haben. — Auch jezt begehrte er in lichten Zwiſchenräumen dieſes Getränk mit Ungeſtümm. Ich ließ ihm nicht das geringſte weder von Wein, noch von Fleiſch und dergleichen reichen. Mit den leichteſten aufs ſorgfältigſte zubereiteten Speiſen, mit Milch und Waſſer mußte er ſeinen oft unbändigen Hunger, und Durſt, nach und nach, — nie auf einmal ſtillen. Das Herz blutete mir oft wenn er bald mit gebieteriſchem Ungeſtümm, bald mit drohender Wuth, bald mit den Thränen des Kindes ſeine Lieblingsſpeiſen, und Weine begehrte, und ich hätte in dem Augenblick nicht Vater ſeyn dürfen. — Ein paar der beſten Geſchichtſchreiber, und einige Engliſche Romane wurden ihm nach einiger Zeit zur Unterhaltung gegeben. Am Ende forderte er ſelbſt ſein Klavier welches er ſehr artig ſpielte. In der That war er mir hierin nur um einige Tage zuvorgekommen; denn da mir die Wichtigkeit der Muſik in der Heilkunſt der Seelen lange ſchon aus den auffallendſten Beyſpielen bekannt war, ſo hatt' ich ſie gleich anfänglich in den Plan zu ſeiner Geneſung aufgenommen. — Von ſeinem Zimmer hatte er die lachendſte Ausſicht auf Wälder, auf Rebenberge, auf Fluren, Dörfer, Triften, und Gewäſſer, und ich ſorgte dafür, daß ſein Gemach täglich mehrmals mit friſcher Luft angefüllt wurde. Er liebte Nachtigallengeſang bis zur Schwärmerey. Ich ließ verſchiedene der beſten vor ſeinem, und den angränzenden Fenſtern aushängen. Er hatte eine enthuſiaſtiſche Liebe für Kinder. Ich ließ ſpäterhin Vormittags, wo er immer am ruhigſten war, einige der liebenswürdigſten zu ihm bringen. Kurz jede ſeiner ehmaligen Neigungen benutzt ich, ſeine Aufmerkſamkeit zu fixiren, und ſeine Thätigkeit von dem Abgrunde ihrer Verirrung abzuleiten. Ich ſelbſt endlich beſucht' ihn des Tages wohl vier, und mehreremal. Beſonders verſäumt' ich die Morgenſtunde nie, wenn er vom Schlaf erwachte, wo ich ihn immer als einen meiner Kranken behandelte, und mich mit ihm über leichte und angenehme Dinge unterredete. Er wurde beim Erwachen täglich ruhiger, und verträglicher, und die geringſte traurige Vorſtellung konnt' ihm bis zu Trähnen rühren. Ich vermeid daher dergleichen Vorſtellungen ſorgfältig, und unterhielt ihn gewöhnlich mit intereſſanten Anecdoten, ſpäterhin auch mit literariſchen, und politiſchen Neuigkeiten, an denen er ehedem ſo ſehr hieng. Arzeneimittel braucht' ich nur wenige, und äußerſt einfache, wenn es ſein Zuſtand eben zu erfordern ſchien. Anfangs lenkte er oft von den entfernteſten Ideen die ich ihm vortrug, in ſeine myſtiſchen Träume ein. Ich bat, ich beſchwur ihn bey Gott und ſeinem Leben, davon abzulaſſen, weil dieß eben der Weg ſey, wodurch er ſich ſeine Krankheit zugezogen, und weil er unvermeidlich den Tod wagte, wenn er ihnen weiter nachhienge. So macht ich nach und nach die Furcht vor dem Tode zum Gegengift ſeiner verirrten Grübeleien. So oft ſich ſein Blik in Apokaliptiſche Geſichte verlor, ſo oft er über die Nachtgeſtalten ſeiner Fantaſey zu raſen begann, erhob ich meine Stimme noch mächtiger als er, droht' ich ihm, meine Hand ganz von ihm abzuziehen, nnd ihn dem Tode zu überlaſſen, wenn er den Unſinn nicht fahren lieſſe. Auch ſeinen Wärter wies ich an, eben ſo gegen ihn zu verfahren, und ihm ſogar mit Schlägen zu drohen, wenn er von den ſcheußlichen Bildern nicht ablieſſe. Außerdem entfernt ich von ihm jede phyſiſche, und moraliſche Urſache, die in ihm Furcht, Schreken, Aufwallungen, oder andere violente Empfindniſſe, und Leidenſchaften hätte erregen können. Seinen Blutsfreunden, beſonders ſeinem Vater verbot ich es, ſo ſehr er in mich drang, ihn zu beſuchen, weil ich bemerkt hatte, daß, obgleich ſeine Gegenwart anfangs heilſame Würkungen bey ihm zu haben ſchien, am Ende doch immer ein Anfall erfolgte, der all das Gute vereitelte, was ich bei ihm mit viel Mühe und Zeitaufwand hervorgebracht hatte.

Dies war ungefähr die Methode, deren ich mich, nicht ohne vorhergehende Erfahrung, zu Heilung dieſes Unglüklichen bediente, und ſie war ſo würkſam, daß er in Zeit von zween Monaten — Bücher las, und mit unverfälſchter Beurtheilung mit mir darüber ſprach; — daß er Muſik-Stüke, die er ehmals nach Noten geſpielt hatte, nun auswendig ſpielte, ja ſogar eigne komponirte; (und ich glaube, daß eben dieß am meiſten zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung beitrug) daß er Stundenlang der Nachtigall horchte und ihre Lieder auf ſeinem Klavier nachahmte; Stunden lang mit Kindern ſpielte, und ſie Lieder lehrte, die er auswendig wuſte; daß er ein paarmal wenn ſein Anfall eben ausbrechen wollte, ihn aus Furcht vor meinen Drohungen gänzlich erſtikte, und ſich ſelbſt durch Muſik und Bücher zu zerſtreuen wuſte; daß er mit gewohnter Neugier nach litterariſchen, und politiſchen Novitäten jagte; ja daß er am Ende gar Briefe, und Aufſäze mit ſeiner ganzen ehmaligen Geiſtesgegenwart ſchrieb, mir ſolche vorlas, mein Urtheil begehrte, u. ſ. w. Nun ließ ich Stuffenweiſe verſchieden ſeiner Bekannten, und Freunde aus der Stadt, und am Ende, nachdem ich ihn hinlänglich vorbereitet hatte, auch ſeine Eltern zu ihm kommen. Mit allen hatt' ich Abrede getroffen, auf die Meynung anzuſpielen, und ihn darin zu beſtärken, daß er blos einer hartnäkigen Körperlichen Krankheit wegen zu mir in die Stadt gethan worden, und nunmehro gänzlich hergeſtellt ſey — Um ihn eben in dieſer Meynung nicht zu ſtören, ließ ich ihn im zweyten Monat ſeines Hierſeyns aus dem Hauſe des Inſpectors unvermerkt in mein eignes bringen. Im dritten, den er meiſt im Umgang meiner Familie, und anderer Freunde zubrachte, äußerte er keine Spur ſeines irren Zuſtandes mehr. Er ſpeißte an meinem Tiſche, wo ich ihn aber kein Haar von ſeiner Kranken-Diät abgehen ließ; er ſcherzte; er las uns Aufſätze vor, die er ſelbſt verfertiget hatte; er ſtudirte, und ſchrieb des Vormittags; Nachmittags nahm ich ihn zu Spaziergängen mit. Kurz der Jüngling war ganz wieder hergeſtellt, ſeine Seelenkräfte ſpielten wieder in harmoniſchen Akkorden zuſammen, ſeine entfeſſelte Thätigkeit betrat ihre Laufbahn wieder, dem enteisten Bachſtrom gleich, welcher zum erſtenmal wieder im Stral des Frühlings durch die Wieſe frolokt; — Er fühlte Kraft und Drang zu höheren Berufsgeſchäften in ſich. Sein Würkungskreis ward ihm hier zu enge. Er hatte den Plan, die Univerſität noch ein paar Jahre zu beſuchen, und ſich zu einem daſigen Lehrer zu bilden.

Denken ſie ſich die Freude des Vaters, als er ſeinen ſchon hingegebenen einzigen Sohn in dieſem Zuſtande ſah, und hörte, und umſchlang und küßte. Auf ſprang er im Taumel der Wonne, kriegte mich am Kopf und herzt' und küßte mich, daß mir die Ohrenſgellten. „In Gold laß ich ihn einfaſfaſſen, liebſter Seelendoktor! Auf den Händen möcht ich ihn tragen, und es in alle Welt hinausrufen: Da ſeht den zweiten Vater meines Sohnes! — Der Herr Pfarrer ſoll aber auch 'n Vers auf ihn machen, der ſich gewaſchen hat, und ſoll ihn ſingen und lobpreiſen als den König aller Doctoren, als den Groß Mogul der ganzen Medizinergilde. Und das Gedicht ſoll mir gedrukt werden, und in den Zeitungen paradiren, daß ſein Nahme auf dem Markt, und auf'm Rathhaus, und in allen Gaſthäuſern, Buden, und Schenken wiederhalle. Und wär ich ein großer Herr, ſo ſollte mir ſein Bild in klaren Marmor gehauen, und mitten auf dem Marktplaz aufgeſtellt werden. — Doch, laſſen wir das! Die nächſte Woche nehm ich meinen Goldfranz mit mir nach Hauſe. Und zum Abſchied ſoll hier ein Schmauß ſeyn in ſeiner Wohnung. Da wollen wir eſſen, und trinken, und ſingen, und klingen und jauchzen, und den lieben Gott loben, daß er uns unſern Franz wieder geſchenkt hat. Und Er, Seelendokter ſoll obenan ſitzen, und ſeine Geſundheit, und meines Franzen Geſundheit getrunken werden, daß ihm das Herz im Leibe hüpfen ſoll."

So rief der Alte freudetrunken aus. Franz, die Mutter, und alle Anweſende ſtimmten in den Vorſchlag ein, und ich konnte um ſo weniger dagegen einwenden, da die Ehre auf meiner Seite war, und da ich mit Franzen unterdeß ſo viele Proben an-

angeſtellt hatte, daß ich in Anſehung ſeiner ſicher ſeyn konnte.

Alle Anſtalten wurden daher zu dieſem Geneſungsfeſte gemacht. Ich ſucht' es ſo einfach als möglich zu machen, lud wenige, und nur einige Buſenfreunde des Jünglings, die er ausdrüklich begehrt hatte, darzu ein, und verſprach mir einen ſeligen Tag der Wonne, und des Entzükens.

Der Tag kam heran. Es war ein Sonntag, welcher der merkwürdigſte in meinem Leben bleiben wird. Wir giengen Vormittags gemeinſchaftlich in die Kirche, wo mein Freund der Stadtpfarrer eine rührende Predigt hielt, und am Ende eine ſo eingreifende Anſpielung auf die Wiederherſtellung des Jünglings einwebte, daß wir uns der Trähnen nicht enthalten konnten. Da ſaß der ehrwürdige Vater, horchte dem Prieſter mit hangendem Haupte entgegen, blikte dann mit Trähnen der Wonne auf ſeinen Franz, und weinte zum Himmel: „O erhalt' mir ihn! Du haſt ihn mir zum zweytenmal gegeben; drum erhalte mir ihn, Vater des Lebens!“

Ich hatte den würdigen Prieſter ebenfalls zu unſerm kleinen Feſte geladen. Es war ein rührender Anblik, als er ins Zimmer trat, und der Altvater ihm feyerlich entgegengieng, und ihm die Hand küßte für ſeine Predigt. „Ew. Hochwürden ha-

haben mir heute Thränen entlokt, die mehr werth ſind, als ein ganzer Jahrgang gedrukter Morgen- und Abendſeegen. Gott lohns ihnen, und tröſte Sie im Ungemach des Lebens!“

Nun ſezten wir uns zu Tiſche. So rührend anfangs das Geſpräch war, ſo lenkte ſichs doch bald zum Scherz, und zur geſelligen Freude. Franz nahm den lebhafteſten Antheil an unſrer Unterhaltung. Man ſprach über Litteratur, über Kunſt, über neue Aufſehenerregende Schriften; — Franz tummelte ſich mit dem Herrn Pfarrer und mir ſo wacker in dieſer Materie herum, daß ſich der Alte nicht ſatt ſehen, und hören konnte. Die Sprache kam auf politiſche Neuigkeiten, wo ſich der brave Pächter mit unter die Streiter miſchte. Franz wußte von allem, urtheilte überall mit bewunderungswürdiger Feinheit. „Auch hier iſt mir der Blizbube über'n Kopf gewachſen! — Der Doktor aller Doktoren ſoll leben!“ — rief der Vater, und alle Gläſer klangen zuſammen. „Mit Waſſer willt du deines Doktors Geſundheit trinken? fuhr Er zu Franz fort. Eingeſchenkt auf mein Wort! Warſt ja ſonſt kein Koſtverächter, und das Biſſel wird dich nicht beiſſen.“ — Franz trank hier nach mehr als einen Vierteljahr das erſte Glas Wein. Nun wurde das bodenloſe Capitel der Anekdoten, und Schwänke vorgenommen. Der Pächter ließ eine Rakete nach der andern ſteigen, und lachte dann immer zuerſt, daß die Tafel zitterte. Auch ich ließ meinen Dezem zirkuliren, und trug nicht wenig Dank davon. Se. Hochwürden ſelbſt, denen bereits das Wohlbehagen von der Stirne leuchtete, gaben uns manches ehrſame Univerſitätsſträußchen zum Beſten, und holten den Stachel des Schnakens dann immer gar poſſierlich aus dem blinkenden Glaſe. — Franz ermangelte nicht, beinah jede Schnurre, aus welchem Gebiet ſie auch ſeyn mochte, mit einer ähnlichen zu erwiedern, und trug beſonders ein paar trefliche Anekdoten, die ſich während ſeiner Anweſenheit zu T.* unter dem daſigen gelehrten Senat ereignet hatten, mit ſo viel Witz und Laune vor, daß der brave Schwarzrok ſeine Amtsgravität ganz aus dem Geſichte verlohr, und ſich den Bauch vor lachen halten mußte. Mit unter kreißte eine Geſundheit nach der andern, und ich konnt es nicht wehren, daß Franz nicht einmal ums andre in edlem Rheinwein Beſcheid that.

So tafelten wir unter geſelligen Geſprächen und Scherzen faſt die Hälfte des Nachmittags hinweg. Nach Tiſche wurden bekannte Volkslieder geſungen, wo Franz den Flügel ſpielte, und mit ſeiner vollen Akademiſchen Jovialität vorſang. Er regalirte uns überdies mit einigen herzigen Liedern, die er auf der Univerſität, und zu Ende ſeiner Krankheit gemacht, und in Muſik geſezt hatte. Der Pfarrer, meine Hausehre, ich, die Jünglinge, alles jauchzte und ſang zuſammen, und der gute

Vater brummte den Baß darein. Kurz, nichts ſchien zu fehlen, uns dieſen Tag zu einem Feſttag zu machen. Ich bemerkte an Franz nichts, als eine Fröhlichkeit, die bis an Muthwillen gränzte, doch immer in den Schranken des Wohlſtandes blieb.

Es war einer der ſchönſten Frühlingstage. Ich ſchlug daher gegen Abend der ganzen Geſellſchaft einen Spaziergang vor. Der Vorſchlag ward mit einſtimmendem Jubel angenommen. Wir beſuchten einige Gärten und giengen dann in der prächtigen Allee nicht weit von meinem Hauſe im Abendſtral luſtwandeln.

Franz blieb immer bey mir und bey ſeinem Vater, und ſprach mit Entuſiasmus von ſeinen Planen, und von den Freuden die er ſich in der Zukunft auserſehen hätte. Ich merkte, daß der Wein ſtark auf ſeine Lebensgeiſter gewürkt hatte, ſchnitt daher ſeine Reden ab, wo ich konnte, ſuchte ihn ſelbſt mit ähnlichen Geſprächen über die Träume meiner Jugend zu unterhalten, und fliſterte dem Vater zu, ſeinen Sohn ſo wenig als möglich zum Wort kommen zu laſſen, weil ihm des Weins wegen zu vieles Reden höchſt ſchädlich werden könnte.

Wir hatten die Allee eben einmal durchlaufen und waren auf dem Rückweg begriffen, als Franz mit einmal ſtehen blieb tiefſinnend unherſchaute, und ausrief: „Mein Gott die Gegend hier iſt mir ſo bekannt, alles umher mir ſo vertraut, ſo friſch und lebendig in meiner Seele. Dieſen Baum dort hab ich oft Tage lang beobachtet. Er war meine Uhr. Stund er im Vollichte, und warf er ſeinen eingeſchrumpften Schatten quer durch die Allee: — ſo war es Zeit zum Mittageſſen. Streckte er ſeinen Schatten gigantiſch über das Feld hin, zukte das Sonnenlicht nur noch ſchwächlich auf ſeinem Wipfel, ſo war dies die Stunde zum Abenbrod. Sagen Sie doch, lieber Doktor, wo war ich, als ich dieſe Gegend hier zur Ausſicht hatte? Ach damals führt' ich ein trauriges Leben.“

Ich erſchrak als ich ihn ſo reden hörte. Es war die Gegend, die er von ſeinem Zimmer im Tollhaus vor ſich hatte. „Kein Wunder — erwiederte ich verlegen, — daß Ihnen die Gegend ſo vertraut iſt. Sie kennen ſie ja von Ihrer Knabenzeit an, und der Baum wird noch ein überbliebenes Gemählde aus jenem Roſenalter ſeyn, das Ihnen Zeit, und Ort ſo eben lebhaft vor Augen brachte.“ —

Er. Nicht möglich! So lebendig ſieht die glühendſte Fantaſie jene Gemählde nicht, als mir die Gegend hier in der Seele liegt. Ich weiß nicht, wie ſchwül und ſchauerlich mir bey ihrem Anblik wird.

Der Vater. Weg damit! Was ſoll die Träumerey am heutigen Tage? Schlag dir den Plunder aus 'm Kopf, und ſtimm 'n ſchmuckes Weinlied an.“

Wir giengen weiter. Unſre Geſellſchaft hatte eine gute Strecke voraus gewonnen, und wartete. Auf einmal brach Franz lautlachend aus: „Mein Gott, wie man ſo blind ſeyn kann! Da ſinn ich hin, und her, und kann's nicht reimen. Und ſie laſſen mich in der Patſche, ſauberer Doktor, und ſagen mir nichts. Iſt dieß da drüben nicht die Jammerklauſe, wo ihr mich armen Schächer ſo lange gefangen hieltet?“

Er wies mit dem Stok gerade auf das Zimmer des Tollhauſes, wo er zwey Monate geſeſſen hatte. Dieſe Frage ſetze mich noch in größere Verlegenheit, als die obige.

Ich. „Wie ſollten Sie, und dies Zimmer zuſammen kommen? — Merken Sies denn nicht, daß dies dort das Tollhaus iſt? — Wie könnten ſie ſich in aller Welt dahin verirren?

Er. Man denke! Als ob ichs nicht wüßte, daß ihr mich über ein halbes Jahr wie einen puren Narren behandelt, mich eingeſchloſſen, gebunden, und mißhandelt habt? Nicht wüßte, daß ihr mich vom Hauſe meines Vaters ins Tollhaus transportirtet, und mich da ſchmachten ließet bey Waſſer und Brod unter heulenden Verrükten? — Doch die Zeit iſt vorüber. Die Gegenwart lacht um ſo ſchöner, die Freyheit ſchmekt um ſo köſtlicher, wenn man an das Elend der Vergangenheit zurükdenkt. Hunger iſt die beſte Würze der Speiſe. — Ich habe da drüben doch auch mitunter manche ſeelige Stunde genoſſen. Wenn ich des Morgens zum Fenſter hinaus blikte, und die Lerche hörte, wenn ich Berg und Thal, und Stadt und Feld, und Bach und Hügel, und den arbeitenden Landmann im Schimmer der Morgenröthe ſah! — Wenn ich die Sonne hinterm Rebenberg dort heraufzittern ſah, und an die Millionen dachte denen ſie leuchtet! O, da war ich mitten in meinem Jammer ſo glüklich. Auch machte mir der Inſpektor, mein Freund, viel Freude, wenn er ſein Abendbrod auf mein Zimmer bringen ließ, ſich traulich neben mich aufs Bette ſezte, und mir von Schlachten und Thaten erzählte, die er ſah, und mitſchlug. O es iſt ein kreuzbraver Mann, der Inſpektor! Wie lange hab ich den ehrlichen Alten nicht mehr geſehen. — Ich denke Vater wir beſuchen ihn jezt auf ein halbes Stündchen; dann will ich ihm auch ſofort das traurige Zimmer zeigen, wo ſein Franz ſo lange in toder, trähnenwerther Einſamkeit ſaß. Nicht wahr Doktor, — ſie gehen mit?

Ich ſtund, während daß Franz alles dieß ſagte, wie in einen Fiebertraum verlohren. Da ich die Sache ſo äuſſerſt geheim halten ließ, und Franz die meiſte Zeit ſeines Aufenthalts bey dem Inſpector irre, und ohne Bewußtſein war; ſo begrief ich ſchlechterdings nicht, woher er alles ſo beſtimmt, und zuverläßig wiſſen konnte. — Ich ſuchte ihn gemeinſchaftlich mit dem Vater von dem Beſuch abzubringen. Wir ſtellten ihm vor, — daß es zu ſpät ſey: daß wir den Inſpector Morgen vor ſeiner Abreiſe noch beſuchen könnten, wenn er ihn ja kennen ſollte; — daß es unſre Geſellſchaft übel nehmen würde, wenn wir ſie verlieſſen u. ſ. f. Umſonſt; er ſchlug alle unſre Einwendungen zurük. „Verderben Sie mir doch die Freude nicht! — fuhr er ruhig, und mit lachendem Munde gegen mich fort; Die Geſellſchaft geht in ihr Haus voran. Wir folgen in einer halben Stunde. Er ſoll ſeine Seelenfreude an dem Alten haben, liebſter Vater! Jezt ſizt er gewiß mit der Brille am Fenſter, trinkt ſeine Veſper-Flaſche, und liest in ſeiner alten Kayſer-Chronik.

Er nahm ſeinen Vater am Arme. Alles Sträuben war vergebens. Wir fanden den Alten Inſpector mit ſeiner Familie beim Abendeſſen. Er erſchrak anfänglich, als er Franzen erblikte, weil er wuſte, wie höchſt wichtig mir's war, ihm ſeinen ganzen daſigen Aufenthalt verborgen zu halten. Doch da er mich dabey ſah, und da Franz ihm mit der heiterſten Laune, und mit ſcherzhaften Anſpielungen auf ihren ehmaligen Umgang entgegenkam, meinte er, ich ſelbſt hätt es für gut gefunden, ihm das Geheimniß zu entdeken.

Franz nöthigte den Alten wieder an den Tiſch, ſezte ſich neben ihn, koſtete die Speiſe, und erzählte uns abwechſelnd mit ihm, ſo poßirliche Szenen aus ſeiner ehmaligen hieſigen Gefangenſchaft, wie er es nannte, daß wir mitlachen mußten, und unſrer anfänglichen Furcht ganz vergaſſen. Aber ſie wurde wieder rege, als er den Inſpector bat, ſein ehmaliges Zimmer aufzuſchlieſſen, welches er ſeinem Vater zeigen wollte. Der Alte fand nichts Arges darin, und war eben im Begriff, die Schlüſſel zu holen; als ich Gelegenheit nahm, ihm heimlich zuzufliſtern: Er ſollte es ums Himmelswillen unterlaſſen, und irgend einen Vorwand erſinnen, warum er es nicht thun könnte. Dieß mußte Franz unglüklicherweiſe gemerkt haben. Denn da der Alte eben zu ſtottern anfieng: Es ſey ſchon zu dunkel; er habe die Schlüſſel verlegt; ſ. w. fuhr Franz auf: „Daß mir doch der böſe Doktor noch immer nicht trauen will! Aber ſie ſollen uns die Luſt doch nicht verderben. — laß ſehen! — Ich kenne die Schlüſſel wie meine eignen.“ — Er ſuchte in der Stube herum. „Da ſind ſie ja! Komm voran alter Papa. Wie freut ich mich immer, wenn ich dich vor meiner Thüre damit raſſeln hörte.

Wir gingen nach dem Zimmer. Franz weinte wie ein Kind, als er hineintrat. „Ach mein Gott, da ſteht noch alles an dem nehmlichen Orte. Hier die Bettlade; — dort das hölzerne Tiſchgen, und der Armenſünderſtuhl; — das Chriſtusbild hier am der Wand; — dort die bemahlte Scheibe. — Da komm er ans Fenſter, lieber Vater, und ſeh er, ob ich wahr geſprochen habe. Sieht er den Baum dort in der Allee? Und den Weinberg? Und den Bach im dämmernden Abendlicht? Und den Stadtthurm hier links? — Und die lieblich ſchwimmenden Geſtalten in der Ferne dort, wo ſich der Himmel auf den Wald herab neigt? Sieht er das? Ach hier mußte ſein Franz am Gitter ſtehen, und war ausgeſchloſſen wie ein Miſſethäter vom Genuß der Himmliſchen Natur. Hier lag ich gebunden, wie ein Mörder; hier krümmt' ich mich wie ein Wurm. Alle Menſchen verlieſſen mich, und flohen vor mir, wie vor einem Verpeſteten. Elend, und Hunger und Durſt lieſſen ſie mich ausſtehen, bis mich die Verzweiflung wie ein Fieber ergrif, bis ich wie ein Raſender umherrannte, und um Hülfe brüllte, daß die Vorübergehenden ſtille ſtunden, und weinten.

„Guter Gott, wie können ſie ſo was ſagen, lieber junger Herr, unterbrach ihn der Inſpector.

That

„Thaſt ich nicht alles, was ich ihnen an den Augen anſehen konnte? bracht' ich ihnen nicht mehr, als ich ſollte?“

Franz hörte nichts. Alle Bilder ſeines ehemaligen grauenvollen Zuſtandes ſtürzten wie eine Gewitternacht auf ihn herab. Ich nahm ihn am Arme, ich wollte ihn gewaltſam hinwegführen. Er riß ſich los, und fuhr immer fürchterlicher fort: „Hier fütterten ſie mich mit Waſſer und ſchimmligem Brod! — Hier wälz' ich mich im Staube, und rang mit allen Schrekniſſen des Todes“ ſ. f. — Ich befahl dem Inſpector und dem Vater, Hand an ihn zu legen. Er ſtieß uns wüthend zurük, ſtarrte ſeinen Vater mit der vollen Miene ſeiner ehmaligen Raſerey an und brüllte Schaum vor dem Munde: „Auch er hat ſich wider mich verſchworen, Rabenvater, auch Er? Er war wohl Schuld, daß ſie mich hier einſperrten, und folterten, und der Verzweiflung Preis gaben?“ — — Der Inſpector war nach Hülfe geſprungen. Ich hielt den Sohn aus allen Kräften. Er ſchleuderte mich zum zweitenmal an die Wand, ergrif ein großes zinnernes Waſſergefäß, das auf dem Tiſch ſtund, faßte ſeinen Vater hinten am Haar und rief: „Dein Auge iſt vertroknet, du haſt keine Mitleidsträhne für deinen Sohn, Kannibale? — Ha ſo ſoll Blut ſtatt der Trähnen flieſſen“. — So rief er, und ſtieß ſeinem Vater die Mündung des Gefäſſes mit knir-

ſchen-

Univ. Bibl.

ſchendem Ungeſtümm vor die Stirne, daß er tod niederfiel.

Er wurde in Ketten gelegt, verfiel ſelbige Nacht noch ſchreklicher als je, in ſeine ſchwärmende Raſerey und iſt nun ſchon ſeit mehrere Wochen in dem Zuſtande, in dem ſie ihn heute fanden.

L. Sch.

Anmerkung.

Da wir dieſe Erzählung nicht abbrechen wollten, ſo mußten des Raumes wegen verſchiedene pſychologiſche Anmerkungen, und Erklärungen wegbleiben, welche dem Vortrag da und dort einverleibt waren. Auch wurden aus eben dem Grunde in der Erzählung ſelbſt verſchiedene Mitteltinten vermiſcht. So waren z. B. die Stellen im Johannes angegeben, welche den Jüngling anfangs irre führten, die er ſich aus ſeinem ganzen damaligen Ideenvorrathe nicht erklären konnte, und ſie daher durch grundloſe, ſchwärmeriſche Hypotheſen ſeinem Syſteme anzupaſſen ſuchte. — Es war ausgeführt, wie eben dadurch, daß er dieſe Hypotheſen nach und nach für bewieſene Wahrheit annahm, daß er ſie an andere Stellen ſeines Textes durch neue Hypotheſen knüpfen mußte ꝛc. — ſeine Seele aus ihrer natürlichen Bahn gedrükt wurde, ſeine Fantaſie in die Stelle ſeiner Vernunft trat, und der ganze Wirkungskreis ſeiner Thätigkeit verſchoben ward. — Es war angezeigt, wie ihn die Unmöglichkeit, ſchwere Stellen aus ſeinen **angenommenen** Sätzen zu erklären, — **verrückt**; Widerſpruch von Seiten ſeiner Lehrer und Freunde — **toll**; und endlich die Bemerkung, daß man ihn als einen Verrückten und Tollen behandle, — **raſend** machte. Ferner waren die Grade, nach denen die weiſe Behandlungsart des Arztes auf ſeine Seele wirkte, ſorgfältig angegeben, und der ſtufenweiſe Uebergang zu ſeiner gänzlichen Wiederherſtellung auseinander geſezt. — Endlich war ſein fürchterlicher Rückfall, und das Betragen des Arztes dabey durch verſchiedne Bemerkungen mehr vorbereitet. Franz hatte z. B. ſo lange er in der Stadt unter den Augen des Arztes war, keinen Wein gekoſtet, und trank ſolchen beim Abſchiedsmahle, am Ende ſogar hinter dem Rücken des Doctors, — zum erſtenmal wieder. — Der Anblick der Gegend, die er während ſeiner Tollheit täglich vor Augen hatte, brachte durch die Aſſociation, welche die Kraft des Weins beflügelte, — jene ſchwärmeriſche Vorſtellungen und Empfindungen zurück, die einſt ſo oft mit jenem Anblick verbunden waren: dieſe irren Vorſtellungen und Empfindungen mußten deſto lebhafter werden und deſto mehr Raum gewinnen, — je häufiger und je lebhafter jene Bilder wurden, die mit ihnen in einer ſo genauen obgleich zufälligen Verbindung ſtunden. Der Arzt hätte daher eher alles wagen ſollen, als er ihn den Vorſteher des Tollhauſes beſuchen ließ. Franz hatte ferner auch da ſein Zuſtand am ſchlimmſten war, zuweilen **nüchterne** Stunden, in denen er alſo das beabſichtete Geheimnis, daß er im Tollhauſe ſey, und als Toller behandelt werde, — gar wohl von ſich ſelbſt entziffern konnte. Weil er ſah, wie viel dem Doktor daran gelegen ſey, daß er es nicht wiſſe, ſchwieg er und ſtörte ihm ſeinen Kalkul nicht. Als er in der Alle damit herausbrach, war er bereits nicht mehr Meiſter von ſeinem Vorſatz, es geheim zu halten; ſein alter Anfall fieng hier ſchon an, und wurde nur durch die Scheu vor dem Arzt, und ſeinem Vater noch zurückgehalten. ſ. w. Was endlich den würklichen Ausbruch im Tollhauſe betrift, ſo wird dadurch obige Vermuthung, daß Franz durchaus ruhige Zwiſchenräume hatte, in denen er ſich ſelbſt und ſeine Lage beobachten konnte, — zur Gewisheit erhoben. Als ſein Vater Hand an ihn legen wollte, geriet er in Raſerey, und die geheimſten Gedanken ſeiner aufgewiegelten Seele ſchäumten über ihr Ufer hin. Es fällt hier auf, daß er ſeinen Vater für den Urheber ſeiner daſigen ihm unerträglichen Behandlung hält. Dieſer Gedanke konnte aber theils durch ſeine Ablieferung nach der Stadt, theils dadurch veranlaßt worden ſeyn, daß ihn ſein Vater beinah ein Vierteljahr nicht beſuchte, theils auch durch die Betrachtung, daß es dem Vater ja nur einen Wink koſte, ſeinen Sohn aus den Händen ſeiner Peiniger zu reißen. Er hatte dieſen Gedanken tief in ſeiner Seele verſchloſſen. Jezt da er ſich durch den Augenſchein ſo mächtig zu beſtätigen ſchien, brach er auf einmal aus ſeiner Grabnacht hervor, und gebahr die Entſezenvolle That. —

Doch, vielleicht werden wir veranlaßt, bei einer andern Gelegenheit noch etwas über dieſen Fall zu ſagen.

S.

In

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der Reviſion des 4. 5. und 6. Bandes dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

1) Merkwürdige Beiſpiele von Lebensüberdruß.
  a) Eines hypochondriſchen Geiſtlichen. 22.
  b) Eines 72 jährigen blinden Predigers. 24.
  c) Einer gefangenen 23 jährigen Weibsperſon. 35.
2) Krankheit der Einbildungskraft. 42.
3) Mütterliche Grauſamkeit aus Melancholie und Verzweifelung. 47.

Zur Seelennaturkunde.

1) Materialien zu einem analitiſchen Verſuch über die Leidenſchaften Fortſetzung. Eiferſucht. 52.
2) Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. 76.
3) Fragment aus dem Tagebuch eines Reiſenden. 1787 im Nov. 90.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Karl Philipp Moritz,

Profeſſor der Theorie der ſchönen Künſte in Berlin.

Siebenter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1789.

Univer[illegible]
Bibli[illegible]
München

P 19[illegible]

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Siebenten Bandes erſtes Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins.

Bei Fortſetzung der Reviſion der drei letztern vorhergehenden Bände dieſes Magazins kann ich die Rubriken, worin gewiſſe Seelenkrankheiten aufgezeichnet ſind, füglich übergehen, da man die Urſachen der meiſten dieſer Krankheiten und ihre Folgen in den vorhergehenden Stücken zu erklären, und nach pſychologiſchen Geſetzen zu zergliedern geſucht hat, und da ſchon mehrere Pſychologen ihre verſchiedenen Meinungen hierüber in öffentlichen Blättern geäußert haben. Ich wende mich daher diesmal gleich zu den vorzüglichſten Aufſätzen der letzten drei Bände, welche unter der Aufſchrift:

Seelennaturkunde, vorkommen, und hier und da eine genauere Beleuchtung erfordern, als ihnen die Herren Einſender gegeben haben.

Das erſte Stück des vierten Bandes enthielt lauter Erzählungen von Seelenkrankheiten; das zweite hingegen des nehmlichen Bandes hat deſtomehr Aufſätze, die zur Seelennaturkunde gehören.

Seite 42 ff. 4. B. 2. St. befinden ſich **einige an einem Taubſtummen gemachte Beobachtungen, vom Herrn F. A. Wallroth.** Ein ſehr intereſſanter und leſenswürdiger Aufſatz, der manche wichtige Aufſchlüße über die ſonderbare Ideenentwickelung in der Seele der Taubſtummen enthält, und die Eigenheit ihres oft eben ſo ſonderbaren Charakters in einzelnen Stücken ſehr gut darſtellt. „Der taubſtummgeborne arme Menſch, deſſen hier gedacht wird, war zwar in ſeiner Jugend in die Schule geſchickt worden; allein ſeine Lehrer hatten theils nicht Zeit, theils nicht Luſt genug gehabt, ſich mit ihm beſonders abzugeben, weil ſie ſich ſelbſt keinen glücklichen Erfolg ihrer Arbeiten verſprachen. Sein Verſtand blieb alſo unaufgeklärt, und man fing nur alsdann erſt an, ihm etwas als ſündlich vorzuſtellen, wenn er es ſchon begangen hatte, und um ſo viel mehr, ſagt der Herr Verfaſſer, ſcheint ſein Betragen die Aufmerkſamkeit des Pſychologen zu verdienen. Die Gelegenheit, wie dieſer Menſch zuerſt auf die Idee von dem Daſeyn einer Gottheit kam, war ſehr beſonders, und iſt vorzüglich bemerkenswerth. Schon öfters hatte man ſich zwar bemüht, ihm zu zeigen, daß ein Weſen im Himmel ſey, welches alles erſchaffen und noch die ganze Welt regierte; allein alle Bemühungen hierin ſchienen fruchtlos zu ſeyn. Endlich kam eine Naturbegebenheit ſeinen Lehrern zu Hülfe, und ein Bliß, der vor ſeinen Augen in eine ſeiner Wohnung gegenüber gelegenen Scheune einſchlug, überzeugte ihn auf einmal von dem Daſeyn eines Gottes, der im Himmel wohne.“ (Ungefähr wie die meiſten rohen Völker durch dergleichen Naturbegebenheiten wohl zuerſt auf den anfangs freilich noch ſehr armſeligen Begriff von einer Gottheit gekommen ſeyn mögen.)

„Kaum hatte er ſich von ſeinem Schrecken etwas erhohlt, als er zu dem Herrn Wallroth eilte, und ihm das, was er geſehen, erzählte, und wie er nun auf einmal glaubte, daß ein großer, dicker Mann im Himmel ſey, (denn ſo bildete er Gott ab, indem er die Backen und den Bauch aufbließ, und die Hand ſo hoch hielt, als er nur konnte, um dadurch ſeine Größe zu bezeichnen.) So oft er ſeit dieſer Zeit Gewitterwolken am Himmel erblickte, fürchtete er ſich außerordentlich, und bisweilen war ein ſchwarzes Wölkchen, das im Sommer am Himmel aufſtieg, ſchon vermögend, ihn nach Hauſe zu treiben; denn ſo oft er ein Donnerwetter ahndete, floh er nach ſeiner Wohnung, und ſelbſt Verſprechungen waren nicht vermögend, auf ſeine Seele zu würken und ihn davon abzuhalten.“ (Wozu wohl vorzüglich ſeine unten geſchilderte große Furcht vor dem Tode kam.) „So oft er nun ſeit der Zeit einen Menſchen etwas thun ſah, was nach ſeinen Gedanken unrecht und böſe war, ſo warnte er ihn nicht nur, ſondern kündigte ihm auch gleich ſeine Strafe an, daß nehmlich ein Blitz des Allmächtigen ſeine Scheitel dafür zerſchmettern würde, welchen Blitz er durch eine ſchlangenähnliche Bewegung mit der Hand von oben herab auf den Kopf des Sünders leitete. Eine gleiche Strafe drohete er auch allen ſeinen Beleidigern, und beſonders ſeiner Muhme, die ihn oft grauſam behandelte, und ihm nichts zu eſſen gab.“

So viel Mühe ſich übrigens der Herr Verfaſſer gegeben hat, dem Taubſtummen Religionsbegriffe, beſonders von der Erlöſung durch Chriſtum, von ſeinem Tod und Auferſtehn, ſeiner Himmelfahrt u. ſ. w. beizubringen, ſo zweifle ich doch ſehr, daß er dieſe Begriffe, wobei alle Anſchaulichmachung und Verſinnlichung ohne *mündlichen* Unterricht nicht viel fruchten kann, richtig gefaßt haben ſollte. Einmal ſind alle dieſe Vorſtellungen an ſich ſchon ſo dunkel, daß ſie mir ohne einen wörtlichen Unterricht für keinen menſchlichen Verſtand erreichbar genug ſcheinen; zweitens liegen ſie, als Facta betrachtet, ſo ſehr außer dem Bezirk aller ſinnlichen Begriffe, daß der menſchliche Verſtand ohne jenen vorhergegangenen mündlichen Unterricht nicht leicht, oder überhaupt gar nicht ein Bedürfniß, sie aufzuſuchen, empfinden kann. Sie laſſen ſich zwar in Bildern darſtellen, aber der Taubſtumme wird doch auch nur immer das Bild im Kopfe haben; nicht den religiöſen Sinn der Geſchichte, oder Glaubenslehre, der dadurch ausgedrückt werden ſoll. Zeigt er ein gewiſſes Wohlgefallen daran, ſo würde man nach meiner Meinung ſehr übereilt ſchließen, daß er eine Neigung zu den vermeintlichen Religionsbegriffen haben müſſe; — es iſt wieder das Bild, an dem er ſich ergötzt, nicht der dogmatiſche Sinn der Sache, welchen man ihm beigebracht zu haben glaubt. Dieß erhellet ſchon ſelbſt aus nachfolgendem Beiſpiel: „der Taubſtumme, heißt es, betete die zweite Perſon in der Gottheit an.“ Es iſt unmöglich zu glauben, daß der unwiſſende taubſtumme Menſch die dunkle und abſtracte Lehre von der Gottheit Chriſti gefaßt haben ſollte. Was er anbetete, war der am Creutz hängende Mann, den er ſich als einen Ermordeten, als einen unſchuldig Ermordeten, vermöge der ihm hiervon ſinnlich beigebrachten Ideen, vorſtellte. Es konnte ihm ferner ſehr anſchaulich gemacht werden, daß dieſen Mann die Juden ermordet hätten, und hieraus floß ganz natürlich die erſchreckliche Abneigung, die der Taubſtumme vor allen Juden hatte. „So oft er einen Menſchen ſah, den er an dem Barte für einen Juden erkannte, brummte er vor lauter Unwillen, zeigte, daß die Leute den Heiland in die Seite geſtochen hätten, und daß der Bliz ſie dafür tödten müſſe.“

Ueberhaupt habe ich an den Taubſtummen, die ich zu beobachten Gelegenheit gehabt, faſt ohne Ausnahme einen erſtaunlichen heftigen **Unwillen** gegen ungerechte, menſchenfeindliche Handlungen, und einen ſehr hohen Grad des **Mitleids** gegen Unterdrückte bemerkt. Da ſie ſich nicht durch Worte äuſſern, und dem Beleidiger durch Vorſtellungen ſein Unrecht vorhalten können, ſo drückt ſich ihre Wuth, bei der ihnen ohnehin eigenen heftigen Gemüthsart, in den wildeſten Geberden aus. Da ſie ſich ferner ſelbſt unglücklich fühlen mögen, und durch die harten Behandlungen andrer oft viel leiden müſſen, ſo wird dadurch ihr Herz ſehr zum Mitleiden geſtimmt und weich gemacht. Ich habe einen Taubſtummen vor Wuth ſchäumen geſehen, der einer Mutter nicht das Kind aus den Händen reißen konnte, was ſie auf eine unbarmherzige Art ſchlug; obgleich Mutter und Kind ihm ganz fremde Perſonen waren, und ſein nachheriger Haß gegen dieſes Weib blieb unauslöſchlich.

Die Erzählung von dem heftigen Triebe des hier angeführten Herbſt (ſo hieß der Taubſtumme) zum heil. Abendmahl zu gehen, iſt ſehr intereſſant, und der Herr Verfaſſer erklärt ihn ganz richtig aus ſehr natürlichen Urſachen; alſo nicht aus einer Art von Gnadenwirkung, woraus man ſo viel natürliche Dinge auf eine ſchiefe und widerſinnige Art ſelbſt in neuern Zeiten zu erklären ſucht. „Er ſah nehmlich Menſchen am Altare etwas in den Mund nehmen, und hernach aus einem ſchön vergoldeten Kelche trinken, und dieſes mochte ihn ſchon nach dem Genuſſe deſſelben lüſtern gemacht haben, welches Verlangen durch die Verweigerung, ihn ſelbſt zu zulaſſen, unſtreitig noch mehr vermehrt wurde. Er mochte daher wohl ſchon lange auf Mittel gedacht haben, zu dieſem ihm verſagten Genuſſe auf eine heimliche Art zu gelangen, und um dieſe ſeine Abſicht zu erreichen, ſchien er die beſte Gelegenheit darin zu finden, daß er den öffentlichen Gottesdienſt ganz abwartete, bis alle Leute aus der Kirche gegangen wären, — und als einſtmals der Kirchner die Hoſtien und den Kelch nicht gleich nach geendigtem Gottesdienſte weggenommen hatte, ſchlich er ſich am Altar, nahm aus der auf demſelben befindlichen Hoſtienſchachtel eine Oblate, und trank den übrig gebliebnen Wein rein aus, worüber er den Seinigen eine lebhafte Freude bezeugte.

Die ganz außerordentliche Hochachtung, welche Taubſtumme gemeiniglich gegen Geiſtliche empfinden, und gegen den Gottesdienſt an den Tag legen, wird auch durch dies Beiſpiel beſtätigt. „Er war in der Kirche ganz Aufmerkſamkeit, und ahmte außer der Kirche die Stellung und Bewegung der Prediger ſo glücklich nach, daß er jedem auf ſein Befragen den Prediger durch ſeine Pantomime zu bezeichnen wußte. Nichts war ihm unerträglicher, als wenn junge Leute in der Kirche plauderten. Er theilte einſt ſogar Stockſchläge unter Knaben während der Predigt aus, die mit einander zu ſchwaßen anfingen.“

„Den Diebſtahl und das Lügen verabſcheuete dieſer Herbſt außerordentlich, wie ich überhaupt dieſes, ſetzt der Herr Verfaſſer hinzu, bei einigen Stummen ſchon zu bemerken Gelegenheit gehabt habe.“ Dies kann aus mehrern Urſachen herrühren. Die meiſten Stummen ſind bei ihrer ſonſt heftigen Gemüthsart doch gemeiniglich furchtſam und ſchüchtern, und fürchten leicht, daß ſie, oder andre wegen einer verübten ſchlechten Handlung beſtrafet werden dürften; ferner ſind ſie erſchrecklich mißtrauiſch, und glauben, daß man ſie immer genau beobachte. Daß der hier angeführte Taubſtumme ſo abgeneigt war, ein Stück Geld zu entwenden, hingegen es doch für kein Unrecht hielt, Speiſen hinwegzunehmen, läßt ſich wohl aus einem guten Appetit, und der allen rohen Menſchen eigenen Gefräßigkeit erklären, wo die Heftigkeit des Inſtinkts dergleichen Handlungen gleichſam erlaubt macht. Der Herr Verfaſſer erklärt ſichs auch unten aus der Erziehung.

Eine ſehr richtige Bemerkung, die Taubſtummen betreffend, iſt auch die, daß das Lächerliche leicht einen tiefen Eindruck auf ſie machen kann, und ſie oft bei den ernſthafteſten Beſchäftigungen mit lächerlichen Bildern, deren ſie ſich oft von langen Zeiten her wieder erinnern, unterhält. — Da die Einbildungskraft bei dergleichen leuten gemeiniglich einen ſehr hohen Grad der lebhaftigkeit bekommen muß; da ihre Vorſtellungen von äußern ſinnlichen Gegenſtänden ziemlich eingeſchränkt ſind, und die Seele ſich alſo mehr auf das, was ſie ehemals lebhaft empfunden hat, einſchränken und concentriren muß; da ſie ferner gemeiniglich eines lebhaften Gemüths ſind, und das Contraſtirende äußerer Gegenſtände ihnen um ſo viel mehr auffält, weil ſie ſich es aus Mangel ſymboliſcher Begriffe nicht ſelbſt erklären, oder durch andre deutlich erklären laſſen können, ſo iſts ganz natürlich, daß ſich die Eindrücke des lächerlichen ſehr ſchwer aus ihrer Seele verwiſchen.

Auch unſer Herr Verfaſſer ſchreibt den Taubſtummen einen bis aufs Höchſte getriebnen Argwohn zu, und dieſer läßt ſich, nach ſeiner ſehr richtigen Meinung, theils aus dem unzulänglichen Unterrichte, den ſie gewöhnlich bekommen, theils auch ganz beſonders wohl daraus am leichteſten erklären, daß es das traurige loos der Stummen von Jugend an gemeiniglich zu ſeyn ſcheint, von muthwilligen Menſchen geneckt und auf alle mögliche Art verſpottet und gemißhandelt zu werden. Dieſe traurigen Erfahrungen machen ſie gegen jedem, der ſich ihnen nähert, argwöhniſch nnd mißtrauiſch, da ſie in jedem Unbekannten einen neuen

Beleidiger ahnden. Daher es denn ſehr ſchwer hält, das Zutrauen ſolcher Leute zu gewinnen; ſo wie man ſich aber im Gegentheil vollkommen auf ihre Treue und Freundſchaft verlaſſen kann, wenn ſie einmal jenes Zutrauen gefaßt haben.

„Zorn und Liebe, fährt der Herr Verfaſſer fort, waren die zwei Hauptleidenſchaften dieſes Menſchen; aber ſo groß auch ſeine Neigung gegen das ſchöne Geſchlecht war, ſo floh und verabſcheuete er doch den Umgang mit einer verehligten Perſon. Nichts war ihm daher unerträglicher, als einen Ehemann mit einem Frauenzimmer, ſie mochte nun verheirathet, oder ledig ſeyn, ſcherzen zu ſehen, und ein freundlicher Blick, den eine Frau auf eine andre Mannsperſon warf, war ſchon hinreichend ſeinen Zorn ganz zu entflammen. Brummend und mit dem Kopfe ſchüttelnd verließ er ein ſolches, ſeinen Augen unerträgliches, Schauſpiel, indem er mit ſchnellen Schritten zu derjenigen Perſon eilte, die durch die ſchändlichſte Untreue ihres Ehegatten, nach ſeiner Meinung, aufs empfindlichſte beleidigt worden war, und vertrat die Stelle eines förmlichen Anklägers u. ſ. w. — Wieder ein Beweis von der bei rohen Menſchen oft ſo ſtark hervorleuchtenden Gerechtigkeitsliebe und Treue. Da aber bei ſolchen Leuten oft ein gewiſſer äußerer Umſtand eine Sache heilig und wichtig macht, ſo kann auch die feierliche Ceremonie der Copulation, der Eindruck, daß ſie in der Kirche und von einem

Geiſtlichen geſchahe, viel dazu beitragen, daß ſolche Leute einen jeden ſcheinbaren Beweis von ehlicher Untreue verabſcheuen; und daß ihnen natürliche Mißtrauen kann dann leicht verurſachen, daß ſie die unſchuldigſte Handlung für ein Verbrechen halten.

Auch einer erſchrecklichen Furcht vor dem Tode war unſer Taubſtumme ausgeſetzt. „Wenn man ihn daran erinnerte, ſo ſchien ein eiskalter Schauder durch alle ſeine Glieder zu laufen, und eine Todtenbläſſe überzog auf einmal ſein Geſicht, und ich wage es nicht zu beſtimmen, ob Furcht oder Zorn mehr Antheil daran hatte. Derjenige wählte daher gewiß das ſicherſte Mittel, ihn auf einige Wochen aus ſeinem Hauſe zu verſcheuchen, der ihn an ſeinen Tod erinnerte.“ Sonderbar war es aber doch immer bei dieſer ſeiner Furcht vor dem Tode, daß er bei jeder Beerdigung, die bei Tage geſchah, zugegen war, und dem Todtengräber beim Einſcharren getreue Dienſte leiſtete.

Die Taubſtummen ſind unſtreitig ein ſehr merkwürdiger Gegenſtand für den Pſychologen, und genaue mit Scharfſinn über ſie angeſtellte Beobachtungen würden mir viel willkommner, als Geſchichten von Geiſtererſcheinungen und Ahndungen ſeyn, die eigentlich nicht einmal in dieſes Magazin gehören. Solche Beobachtungen würden gewiß über mehrere Zweige der Seelenlehre ein größeres Licht verbreiten, und uns zeigen, welcher erſtaunlichen Erweiterung unſere Geſichtsbegriffe, die lediglich bei Taubſtummen das Gehör erſetzen müſſen, fähig ſind, ohne daß die menſchliche Seele eine Verminderung ihrer Denkkraft zu leiden ſcheint: nur müßte man die Taubſtummen durch einen Unterricht im Schreiben auch zugleich ſo weit zu bringen ſuchen, daß ſie die Entwickelung ihrer Begriffe ſelbſt angeben könnten, damit man, was oft der Fall iſt, in ihre Seele nichts hineindenkt, was doch nie darin exiſtirt hat. Solche Verſuche, die uns nach und nach die ganze Reihe ohne ſymboliſche Kenntniß erzeugter Begriffe in der Seele des Taubſtummen darſtellen müßten, würden nach meiner Meinung zweckmäßiger ſeyn, als daß man ſich ſo viel ungeheure Mühe giebt, jenen armen Menſchen eine Menge dunkler theologiſcher Begriffe einzuquälen, die ſie doch wohl nie ganz faſſen können, und ihnen wohl gar ganz entbehrlich ſind. Vornehmlich müßte man aber an den Taubſtummen folgende Betrachtungen anſtellen.

a) Wie ſie durch eine Analogie ihrer Empfindungen und Vorſtellungen zu Begriffen gelangen, welche andre Menſchen bloß vermittelſt des Gehörs bekommen; wie ſie dieſe Begriffe, da ihnen das Vehikel ſymboliſcher Wortverbindungen fehlt, an einander reihen, in ſich aufbewahren, und in die Reihe ihrer übrigen Vorſtellungen verweben.

b) Wie weit es die menſchliche Seele überhaupt in Erlangung ſolcher analogen Begriffe bringen kann, ohne daß ſie durchs Gehör ſich Begriffe zu ſchaffen im Stande iſt, — und wie ſie ſich ihre Abſtractionen bezeichnet, um ſie als ſolche und nicht als Empfindungen ſinnlicher Objecte zu denken.

c) Ob ſich daher die Seele des Taubſtummen, um ſich nicht durch die unzählige Menge von Gegenſtänden zu zerſtreuen, gleichſam aus einem innern Ordnungsinſtinkt eine Art von Sprache bildet, an welche ſich alle ihre Geſichtsbegriffe anſchließen, und wodurch ſie fähig wird, Subjecte und Prädicate nicht mit einander in der Reihe ihrer Begriffe zu verwechſeln.

d) Wie es zugeht, daß bei dem Mangel des Gehörs die Beobachtungsgabe der Taubſtummen ſo erſtaunlich zunimmt, und wie ſie ganze Geſpräche bloß durch die Lippenbewegung andrer richtig zu verſtehen anfangen.

e) Vorzüglich aber müßte man die Eigenthümlichkeit ihres Characters zu ſtudiren

ren ſuchen; woher dieſe Eigenthümlichkeit rührt, und ob bloß der Mangel an Sprache und Gehör die Urſach davon iſt.

Ihr erſtaunliches Mißtrauen auf der einen Seite und ihr unerſchütterliches Zutrauen gegen ihre Freunde auf der andern, ihr ſo ſehr zur Rachgier und zum Zorn geneigtes Gemüth, und ihr ſo ſehr zum Mitleiden und zur Sanftheit geſtimmtes Herz, ihre Religioſität und Andacht, ihre auffallende faſt allgemeine Abneigung gegen verheirathete Frauenzimmer bei dem heftigſten Inſtinkt der Liebe, ihre unbegränzte Furcht vor dem Tode, — alle dieſe Dinge geben die wichtigſten Veranlaſſungen zur Beobachtung ihres moraliſchen Characters.

Daß dieſe armen Menſchen übrigens bei der Erziehung gemeiniglich verſchroben werden müſſen, iſt ganz natürlich, da man ſie ſo oft wegen gewiſſer Handlungen beſtraft, deren Unrecht ſie gar nicht einſehen können, und da die wenigſten ihrer Lehrer Geduld und Geſchick genug haben, um ſich zu ihnen ganz herabzulaſſen. Im erwachſenen Alter ſind daher dergleichen Leute ſehr ſchwer zu lenken, und aus ihrer erſten Erziehung läßt es ſich gemeiniglich ſchon deutlich erklären, warum die meiſten zeitlebens ein boshaftes Gemüth behalten.

Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit von Herrn Schlichting in Wien.

Seite 62 ff. 4. B. 2. Stück.

„Unauslöſchlich, ſagt der Herr Verfaſſer, haben ſich die Vorſtellungen von Figuren und Größen in mir abgedruckt, die aber mit der natürlichen Richtung meiner Seele nichts ähnliches hatten, flogen vorüber.“ Hieraus zieht er nun den Schluß: daß nicht die Lebhaftigkeit der Eindrücke Urſach ihrer Fortdauer in der Seele, ſondern Uebereinſtimmung mit dem urſprünglichen Character es wäre. „Ich bin aber, fährt er fort, noch nicht überzeugt, daß urſprünglich die Seelenkräfte des Kindes zu einer Art der Dinge mehr geſtimmt ſind, als zur andern, ſondern daß ſie dieſes erſt durch Anläſſe werden, und daß ſie ſich nach Verhältniß der vorkommenden Gegenſtände und ihrer Eindrücke aufs Herz mehr oder weniger entwickeln; oder das Kind empfand einmal ein Object ſehr tief. Nur ſind entweder viele von den folgenden Vorſtellungen gleichartig, und geſellen ſich zu den vorhergehenden, ſchmiegen ſich an ſie an, und ſo beſtimmen ſie ſchon den Character des Kindes auf einen Punkt, daß nicht leicht heterogene Gegenſtände ſie aus dieſer Lage verdrängen können; an dieſe aufgefaßte adſociirte Ideen erinnern wir uns nachher leicht wieder. Sind aber die folgenden Ideen ungleichartig, ſo ſind ſie ſtärker oder nicht; ſind ſie dieſes, ſo bringen ſie übrigens keine merkliche Sinnesveränderung vor; man kann noch behaupten, es bleibe derſelbe Seelenzuſtand, — dieſelbe Seelenrichtung; denn ſie gleiten vorüber und laſſen kein Gepräg ihrer Exiſtenz zurück; die in dem Menſchen da geweſene Modification der Seelenorgane dauert fort im erſten gerührten Tone, bis entweder zu viele, obgleich minder lebhafte, Vorwürfe ſie verwirren, dann verdunkeln, dann vernichten; ſich ſelbſt als Tyrannen der Seele und ihrer Stimmung eindrängen, oder bis ein andrer gleichartiger kömmt, und denſelben Seelenzuſtand befeſtigt. Wenn aber die ungleichartigen Eindrücke ſtärker ſind, — ſo muß nothwendig die Wirkung dieſer überlegenen Kraft dieſe ſeyn, daß ſie die alten Beſitzer, (ſind ſie noch nicht zu alt, und haben ſie ſich dem ganzen Menſchen noch nicht zu nothwendig und wegen verſchiedner Gründe zu intereſſant gemacht) vertreiben, — ſich ihrer Stelle verſichern, — und nun mit dem nehmlichen Rechte und vielleicht wieder mit der nehmlichen Gefahr die Regierung der Seele führen. "

Der Herr Verfaſſer urtheilt, wie mich dünkt, ſehr richtig, daß die Lebhaftigkeit der Empfindungen nicht, wenigſtens nicht immer, der Grund von ihrer längern Dauer ſey, ſondern daß, wenn Empfindungen lange fortdauren ſollen, ein gewiſſer Zuſtand der Seele, eine gewiſſe innere Stimmung und Richtung derſelben, die ihr natürlich ſey, vorausgeſetzt werden müſſe. Aus unzähligen Beiſpielen,

ſpielen, ſonderlich ſehr lebhaft, ſehr feurig empfindender Menſchen wiſſen wir, daß die lebhafteſten Empfindungen und Vorſtellungen gemeiniglich viel zu ſchnell vorüber gehen, als daß ſie ſich, um mich ſo auszudrücken, tiefer in den Grund der Seele hinabſenken ſollten. (Ja! in der Lebhaftigkeit der Gefühle liegt ſogar der vorzüglichſte Grund, daß jene Menſchen ſollten einen fixirten Character erlangen können.) Die Seele wird dadurch entweder wie betäubt, ſo daß ſie ſie nicht mit gehöriger Aufmerkſamkeit auffaſſen, und mit ihren übrigen Vorſtellungen in Reiz und Glied ſtellen kann; oder es löſcht eine lebhafte Empfindung die andre augenblicklich wieder aus, weil ſie gleichſam nicht Plaz, nicht Spielräume genug in unſerm Gehirn haben; oder die Lebhaftigkeit überſchreitet den Grad des Angenehmen oder Unangenehmen der Empfindung, welcher mit der gegenwärtigen Diſpoſition unſrer Natur heterogen iſt, ſo, daß wir der Lebhaftigkeit der Eindrücke augenblicklich entgegen zu wirken anfangen. Nach pſychologiſchen Geſetzen wird durchaus zur Dauer einer jeden Empfindung a) eine Receptiſität der Seele erfordert, vermöge welcher ſie ſich geneigt fühlt, dieſe oder jene Empfindung vorzüglich aufzunehmen, (ein poſitives Streben zu jener Empfindung) weil ſie entweder mit andern gleichartigen in der Seele ſchon vorhandenen eine Aehnlichkeit hat; oder weil eben die Seele müßig iſt, und mit der erſten beſten Senſation ein gewiſſes leere ausfüllen möchte; oder weil ſie die Seele in einem ihr jetzt eben behaglichen Zuſtande des Vergnügens, des Schmerzens, oder des Denkens überhaupt befeſtigen. b) Eine in dem Augenblick der einwirkenden Empfindung erweckte Aufmerkſamkeit, entweder auf der Totalempfindung oder auch nur auf einzelne Theile derſelben, vermöge welcher ſie das Ganze augenblicklich wieder in ſich zurückrufen kann; — und dieſe Aufmerkſamkeit kann theils durch eine Geneigtheit der Seele zu gewiſſen neuen Empfindungen erhalten werden; theils auch durch ein negatives Streben die Empfindung nicht zu behalten, oder durch eine Abgeneigtheit ſie ſich an andre Vorſtellungen anſchließen zu laſſen. c) Ueberhaupt aber muß die im Augenblick der Empfindung erregte Aufmerkſamkeit durch den Contraſt der Lebhaftigkeit unterhalten werden; oder um mich anders auszudrücken, die Seele muß in ſich nicht bloß ein momentanes, ſondern anhaltendes Gefühl bekommen, daß die neue Empfindung viel ſtärker, viel auffallender und frappanter iſt, als die andern Empfindungen, die ſie zu gleicher Zeit erhielt, oder die ſich ſchon in die Seele gelagert hatten; oder ſie muß ſich die Verhältniſſe wenigſtens einigermaßen deutlich vorſtellen, in welchen die neue Senſation mit andern gleichartigen ſchon vorhandenen ſteht. d) Endlich muß vornehmlich mit allen dieſen zur Dauer einer Empfindung erforderlichen Umſtänden der jedesmalige

Zuſtand der Organe harmoniren, weil es bekannt iſt, daß Empfindungen bald länger, bald weniger fortdauren, je nachdem unſer Nervenſyſtem ſo und nicht anders geſtimmt iſt.

Daß die Vorſtellungen von Figuren und Größen in unſrer Kindheit, wie der Herr Verfaſſer von ſich erzählt, gemeiniglich die lebhafteſten ſind, und am längſten fortdauren, ergiebt ſich nicht nur daraus, daß wir uns anfangs vermöge der Natur unſers Denkens gar nichts ohne Raum und Ausdehnung vorſtellen können, und an dieſe, obgleich dunkeln, Begriffe gleichſam jede Operation der Seele, wie an einem Stammbaum anfängen; theils auch daraus, weil an ſich ſchon die Geſichtsvorſtellungen einen höhern Grad der Lebhaftigkeit vor andern haben, indem uns die übrigen Sinne noch nicht ſo ſehr zerſtreuen. Vielleicht liegt auch ſelbſt in der Natur des Lichts ein Grad, warum uns ſichtbare Gegenſtände tiefer eingedrückt werden; ſo wie in der originellen Beſchaffenheit der Geſichtsfiebern.

Zu den Eindrücken, die am längſten aus unſrer Kindheit in der Seele fortexiſtiren, gehören unſtreitig auch die der Farben, worüber man einen merkwürdigen Aufſatz im 2ten Stück dieſes Magazins 1. Band. S. 82 nachleſen kann, was unſtreitig daher rührt, weil die Eindrücke von Farben in der Seele eine ſehr einfache Totalvorſtellung von einer gewiſſen Ausdehnung veranlaſſen, und die Gegenſtände gleichſam in den hellern Vordergrund unſers Beobachtungskreiſes ſtellen.

Uebrigens reichen die Erinnerungen aus den erſten Jahren unſeres Lebens, dieſe nie verſiegenden Quellen unſrer nachfolgenden ſüßeſten Freuden, ſelten über das vierte Jahr hinaus. Die Seelenorgane müſſen erſt eine gewiſſe Stärke erhalten, ehe ſie Eindrücke dem Gedächtniſſe auf lange Zeit überliefern können; obgleich die Denkfähigkeit noch keine Fortſchritte gemacht zu haben braucht, da das Gedächtniß, um mich ſo auszudrücken, mehr animaliſcher Natur iſt. Um die erſten Eindrücke unſrer Kindheit aufzubewahren, und uns nicht ganz unwiſſend in der erſten Geſchichte unſres Daſeyns zu machen, heftete die Natur jene Zurückerinnerungen an gewiſſe Gemüthsbewegungen an, ohne welche wir vielleicht in den erſten Jahren unſrer Kindheit unſer Gedächtniß gar nicht üben würden, — nehmlich **Furcht** und **Freude**. Wir werden dieß faſt bei allen Zurückerinnerungen aus unſerer Kindheit bemerken, indem wir uns nicht leicht an etwas erinnern, ohne daß das Herz Antheil an dem Gegenſtande der Erinnerung genommen hätte. Weil aber die Empfindungen in der Kindheit, die mit einer Furcht vergeſellſchaftet waren, gemeiniglich von einer geringern Anzahl, als die angenehmern ſind, weil wir als Kinder Kummer

mer und Mißmuth nur noch wenig kannten, ſo behält auch das Zurückerinnern an fröhliche Scenen unſres frühern lebens hernach immer die Oberhand, und daher entſteht dann das ſeelige Gefühl des Herzens, welches aus den Zurückerinnerungen aus unſern Kinderjahren entſpringt; — ein Gefühl, dem an einer innern Herzlichkeit und lebhaftigkeit nicht leicht eine andre Freude in ſpätern Jahren gleich kommt, und welches uns gewiß von der gütigen Gottheit zur Verſüßung unſres mannichfaltigen Kummers in unſern ſpätern Jahren mitgetheilt worden iſt. Wie ſehr aber eine Menge unangenehmer Eindrücke in der Kindheit auf den ganzen nachfolgenden, ſelbſt moraliſchen Character des Menſchen würken, und ihm eine ganz eigenthümliche finſtre Stimmung geben können, aus welcher er ſich hernach nie wieder herausarbeiten kann, lehrt die große Anzahl düſtrer, boshafter und ſchiefer Menſchen, die in ihrer Jugend durch eine unbarmherzige Erziehung verdorben wurden.

Auszug aus einem Briefe. Haag den 15ten Dec. 1785, vom Herrn van Göns.

Dieſer Brief enthält einige merkwürdige pſychologiſche Phönomene, davon vornehmlich das erſtere: Sonderbare Aeußerung der Gedächtnißkraft im Traume, unſre Aufmerkſamkeit und

Beleuchtung verdient. Hier iſt das ganze ſonderbare Factum, das um ſo viel authentiſcher iſt, da es der gelehrte Herr Verfaſſer an ſich ſelbſt beobachtet hat.

„In meinem eilften Jahre beſuchte ich die lateiniſche Schule zu Utrecht, wo in der Klaſſe, in welcher ich ſaß, eine gewiſſe Rangordnung unter den Schülern ſtatt fand, die ſich nach dem jedesmaligen Beruf des Fleißes und der Aufmerkſamkeit richtete, und ſich alſo oft veränderte.

Dasjenige, worin man wetteiferte, waren bald lateiniſche Exercitien, bald Lectionen zum Auswendiglernen u. ſ. w., und unter andern auch Fragen, welche grammaticaliſche Regeln oder lateiniſche oder griechiſche Phraſen betrafen, und von dem Lehrer zuerſt an den oberſten, und wann dieſer ſie nicht beantworten konnte, an den folgenden u. ſ. w. gethan wurden; welcher denn die Antwort wußte, wurde über denjenigen geſetzt, der ſie nicht wußte.

Nun träumte mir einſtmals, daß ich mich in der lateiniſchen Klaſſe befand, daß der Lehrer eine Frage über den Sinn einer lateiniſchen Phraſis aufwarf, und daß ich grade der erſte in der Reihe war, und den feſteſten Vorſatz bei mir empfand, dieſen Platz, wo möglich, zu behaupten.

Da mir aber nun die Frage wirklich vorgelegt wurde, blieb ich ſtumm, und zerbrach mir

ver-

Univ

vergebens den Kopf, um die Antwort darauf zu finden.

Ich ſahe denjenigen, der nach mir ſaß, Zeichen der Ungeduld von ſich geben, um befragt zu werden; — ein Beweis, daß er die Antwort wußte. —

Der Gedanke, an dieſen meine Stelle abtreten zu müſſen, ſetzte mich beinahe in eine Art von Wuth; aber ich ſuchte vergebens in meinem Kopfe nach, und konnte den Sinn der Phraſes auf keine Weiſe herausbringen.

Der Lehrer ermüdete endlich, mir länger Zeit zu laſſen, und ſagte zu dem Folgenden: nun iſts an Dir.

Und der Schüler ſetzte ſogleich den Sinn der Phraſes deutlich auseinander, und dieſe Auseinanderſetzung war ſo einfach, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ich nicht darauf hatte verfallen können.“ —

Der Herr Verfaſſer ſetzt am Ende hinzu: „daß es ihm unbegreiflich ſey, wie die Seele, welche mit der größten Anſtrengung vergebens etwas ſucht, in einer Minute, oder vielmehr in einer Secunde, die Seele werden kann, die eben dieſelbe Sache ſehr gut weiß, indem ſie ſich zugleich einbildet, es ſelbſt nicht zu wiſſen, ſondern es eine andre ſagen zu hören.“

Ich glaube nicht, daß der Herr Verfaſſer den Sinn der Phraſes, indem er ſich ihn zu finden anſtrengte,

ſtrengte, damals ſchon wirklich wußte, und ſich ihn, nicht zu wiſſen, nur eingebildet habe, er konnte ja ihn bei aller Anſtrengung in dem Momente wirklich nicht herausbringen. Vielmehr iſts mir ſehr wahrſcheinlich, und anders läßt ſich dieß Phönomen wohl nicht erklären, — daß der junge Schüler in dem Moment, daß der andre die Frage zu beantworten anfing, die Beantwortung ſelbſt ſogleich fand, und da er ſie ſelbſt nicht geſchwind genug mittheilen konnte, ſie dann dem zweiten Schüler in den Mund legte. Es läßt ſich nicht begreifen, daß die menſchliche Seele zu gleicher Zeit etwas wiſſen und auch nicht wiſſen ſollte, und es wäre ein unerhörter Grad der Einbildungskraft, daß wir uns einen Gedanken als nicht exiſtirend in uns denken ſollten, deſſen Daſeyn wir doch wirklich in uns wahrnehmen.

Vielleicht war auch das erſte Wort, das der zweite Schüler ausſprach, und das die Seele des erſten dem andern auch wohl nur zufällig in den Mund legte, eine gelegentliche Urſach, daß durch eine Aſſociation der Ideen der Sinn der Phraſes vom Verfaſſer hinterher gefunden wurde; eine Erſcheinung, die nichts ungewöhnliches im Traume iſt. Wir träumen, daß der andre etwas wiſſen könne, was wir ſonſt gewußt haben, worauf wir aber in dem Augenblick uns nicht gleich beſinnen können — und laſſen dann durch eine Verwechſelung unſrer Perſon mit einer andern, ihr (der letztern) etwas finden, was wir doch ſelbſt gefunden hatten. Daß oft die einfachſten Probleme von uns im Traume nicht aufgelöſt werden können, iſt etwas ſehr gewöhnliches, weil das Gedächtniß oft ſeinen Faden ſo ſehr verloren hat, daß es ſich nicht einmal auf die alltäglichſten Dinge beſinnen kann. Aus dieſem Gedächtnißmangel, der wohl vornehmlich durch die im Schlaf entſtandene Erſchlaffung der Gehirnfiebern herrühren mag, entſtehen dann die ſonderbarſten Umtauſchungen von Vorſtellungen und Empfindungen, und die häufigen Transgreſſionen der Einbildungskraft in idealiſche Welten, wozu es in der wirklichen kein Urbild giebt.

Unempfindlichkeit gegen ihren Zuſtand bei Wahnwitzigen, von eben dem Verfaſſer. Seite 91.

Herr van Göns hatte verſchiedene Jahre lang ein Mädchen von vierunddreißig bis ſechsunddreißig Jahren beobachtet, die ſo raſend war, daß man ſie nackend laſſen mußte, weil ſie alle ihre Kleider ſogleich zerriß.

„Ich habe, ſagt er, dieß arme Geſchöpf, welches ſchon nichts als Haut und Knochen war, mehr als hundertmal nackend auf dem Stroh liegen geſehen, in einer Kammer, die nichts als ein eiſernes Gitter hatte, wodurch das Licht hereinfiel, und ohne Fenſter war, weil ſie die Fenſterſcheiben, ſo wie alles zerbrechliche, gleich zerbrach.

Dieſes Mädchen bekam endlich ihren Verſtand wieder. Herr von Göns befragte ſie nachher wegen der phyſicaliſchen Empfindungen, die ſie in Abſicht ihres Zuſtandes gehabt hätte, und ſie gab ihm zur Antwort, daß ſie ſich vollkommen erinnerte, nie die geringſte Empfindung von Kälte, oder ſonſt einer Ungemächlichkeit gehabt zu haben; ausgenommen bei Gewittern, wo ſie viel Schrecken und Angſt ausſtand, und ſich allemal tief ins Stroh verbarg, oder in einen Winkel verkroch. — „So wahr iſts, ſetzt der Herr Verfaſſer am Ende hinzu, daß es ſowohl von Seiten der phyſikaliſchen Empfindlichkeit, als von Seiten der Moral ſelbſt, in den Situationen, die uns oft am ſchrecklichſten vorkommen, Schadloshaltungen giebt, die bewundernswürdig ſind.“

„Ich habe, ſagt van Swieten in ſeinem Commentar zu Börhavens Aphorismen, B. III. S. 521, einen Tollen geſehen, der alle ſeine Kleider zerriß, und mehrere Wochen lang nackend auf dem Stroh an einem gepflaſterten Orte bei dem heftigſten Winter lag. Er aß zuweilen acht Tage hindurch nichts, darauf ſchluckte er alles, was man ihm gab, mit Heftigkeit, und ſogar ſeinen eigenen Koth hinein, falls ihm auch die beſten Speiſen im Ueberfluß

fluß gegeben wurden. Er blieb viele Wochen lang Tag und Nacht wachend u. ſ. w. —

Herr van Göns führt S. 94 eine Erinnerung aus den frühesten Jahren ſeiner Kindheit an, die in der That ſehr ſelten iſt. Er erinnerte ſich nehmlich eines Beſuchs, wozu ihn ſeine Anverwandten mitgenommen hatten, des Hauſes, worin er war, und mehrerer Umſtände, und zwar aus einer Zeit, wo die meiſten Kinder noch ganz unfähig ſind, Gedächtnißeindrücke zu behalten; er war nehmlich damals ungefähr anderthalb Jahr alt. Wir wünſchen ſehr, daß der Herr Verfaſſer fortfahren möge, zur Bereicherung der Seelenlehre mehrere Beobachtungen dem Publico mitzutheilen, die er, nach ſeiner Verſicherung, ſchon lange angefangen hat, Materialien zu einer Experimentalſeelenlehre zu ſammeln.

C. F. Pockels.

Die Fortſetzung folgt.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

Johann Herrmann Simmen,

ein braver Soldat, ein zärtlicher Vater, liebreicher Gatte,
ehrbarer, ordentlicher, ſtiller Bürger und — —
kaltblütiger Mörder ſeiner Anverwandten.

Das Leben dieſes ſonderbaren Mannes, ſo wie ſein letztes trauriges Ende, welches er ſich durch ein ſchwarzes Verbrechen ſelbſt zugezogen hatte, iſt in einer kleinen, ſehr leſenswürdigen Schrift beſchrieben *), woraus ich hier einen Auszug mit Anmerkungen liefern will, der in einem Magazin der Erfahrungsſeelenlehre allerdings einen Platz verdient, um ſo viel mehr, da obige kleine, vor ſieben Jahren erſchienene Schrift lange nicht ſo bekannt geworden iſt, als ſie es zu ſeyn verdient.

Der angezeigten Schrift iſt ein Kupferſtich des genannten Simmen beigefügt, woraus Lavater, dem es zugeſchickt wurde, ohne daß man ihm eine nähere

---

*) Johann Herrmann Simmen. Ein Beitrag zur Phyſiognomik und Menſchenkenntniß.

nähere Nachricht von Simmen mittheilte, ſchloß: daß es ſicherlich das Profil von einem außerordentlichen Mann ſey, der groß ſeyn würde, wenn er etwas mehr eigentlichen denkenden Scharfſinn, und mehr innige Liebe hätte. ꝛc. Aus dem vor mir liegenden Kupferſtich erhellet nach meinem Urtheil, daß Simmen kein gewöhnlicher, kein gemeiner Kopf war. Zwar nicht denkender Scharfſinn, aber ein zum ernſthaften Forſchen und Unterſuchen aufgelegter Verſtand leuchtet daraus ſehr deutlich hervor, — eine feſte Seele, ein kühner Character, ein beharrlicher Sinn, ohne einen Zug von Grauſamkeit. Vielmehr glaub' ich in ihm einen nicht geringen Grad von Menſchenliebe, von väterlicher Herzlichkeit, obgleich auch einer beigemiſchten Rohheit der Natur zu bemerken. Steifer Ehrgeitz und Streben nach Vorzügen zeichnet ſich auch darin aus. Im Ganzen iſts das Geſicht eines rechtſchaffenen Mannes.

„Der Unglückliche, ſo hebt der Verfaſſer oben angezeigter kleinen Schrift an, war in ſeiner Kindheit ein flüchtiger Knabe, dem nichts weniger, als das Stillſitzen anſtand, der in der Schule von den Grundwahrheiten des Chriſtenthums, und dem Uebrigen, was zum Gebrauch des Lebens darin gelehrt wird, wenig begriffen, und kaum fertig leſen und ſeinen eigenen Nahmen ſchreiben gelernt hat. Dieß iſt das Zeugniß, das ihm diejenigen geben, die ſich noch von jenen Jahren her ſeiner zu erinnern wiſſen.“

Der Verfaſſer obiger Schrift zeigt ſehr gut, daß dieſe Schilderung uns keine widrigen Vorſtellungen von ſeiner natürlichen Gemüthsart beibringen darf.

„Simmen zeigte frühzeitig Luſt zum Soldatenſtande. Die Begleiter ſeiner Jugend erzählen, daß er wöchentlich mit Holz nach der Reſidenz gefahren, wenn er aber ſolches verkauft, halbe Tage vor der Hauptwache daſelbſt geſtanden, und den Soldaten zugeſehen habe. Er ward denn auch in ſeinem 17ten Jahre Dragoner.“

Der Verfaſſer glaubt nicht, daß Simmen durch beſondre Jugendfehler zu dem gedachten Stande gebracht worden ſey. „Sein Verhalten in demſelben macht es auch nicht wahrſcheinlich, daß er aus Verlangen nach einer ungebundenen Lebensart zu ſeiner Wahl hingeriſſen ſey, und die Erlaubniß zu dieſer Freiheit beim Kriegshandwerk zu finden, irriger Weiſe geglaubt habe.“

„Er machte mit ſeinem Regimente im Dienſte der Generalſtaaten gleich anfangs den letzten Feldzug vor dem Aachner Frieden mit, kam aber bei dem Schluſſe des Krieges mit ſeinem Regimente wieder nach Hauſe. Er muß hernach als Soldat in Friedenszeiten Wohlverhalten, Ordnung und Unverdroſſenheit bewieſen haben, da die älteſten

Leute von ſeinem Regimente ihm nichts übels nachzuſagen wußten, und er den Beifall zweier ſeiner Befehlshaber hatte. Er bekam den 31ſten Dec. 1758 von ſeinem Chef, einem erlauchten Herrn, einen ehrenvollen Abſchied.“

„Der zweite Preußiſche Krieg rief ihn wieder ins Feld. Außer dem Fußvolk mußte ſein Fürſt auch den größten Theil des Dragonerregiments, unter dem **Simmen** ſtand, als ein Contingent zur Reichsarmee ſtoßen laſſen. **Simmen** durfte mit marſchiren; in einer altenburgiſchen Landſtadt wird er aber von preußiſchen Huſaren aufgehoben, durchs Erzgebürge nach Sachſen geführt, und nimmt unter dem berühmten **Belling** Dienſte. Beim Aufbruch aus den Winterquartiren in Chemnitz und Eröfnung des Feldzugs 1759 rief ihn ſein vorgedachter Chef unvermuthet vor die Fronte, erklärte ihn zum Unterofficier, und wünſchte ihm dazu Glück, obgleich **Simmen** ſich alle Mühe gab, die neue Charge zu verbitten. Bald darauf ſtieg er bis zum Wachtmeiſter, zum Beweis, daß er allen Muth, Entſchloſſenheit, Unerſchrockenheit und Ordnungsliebe bewieſen haben müſſe, die der Preußiſche Geiſt und die Preußiſche Zucht erfordern.“

„Im Jahre 1760 mußte er mit ſeinem Regimente nach Pommern, wo er bis 1762 gegen die Schweden fochte. 1762 gerieth er durch einen Zufall im Erzgebürge unter die Reichstruppen und wurde von ihnen aufgehoben, durch Liſt aber kam er zur Preußiſchen Eſquadron zurück. Von Feldſchlachten hatte er der bei Frankfurt an der Oder und bei Zorndorf, und außerdem ſehr vielen Scharmützeln beigewohnt, bei welchen Gelegenheiten er denn unterſchiedene Säbelhiebe bekommen. Er verſicherte, daß ihm einigemal ſein eigner Säbel vor der Fauſt weggehauen ſey; Kugeln aber hätten ihm nichts gethan. Er bildete ſich ein, feſt dagegen geweſen zu ſeyn, und ſagte mit Entdeckung eines wunderlichen Aberglaubens, der 91. Pſalm habe ihn feſt gemacht, den er allezeit ein- oder mehreremale vor dem Handgemenge gebetet habe. Dieſes Geheimniß verdankte er einem Prediger zu Hirſchberg, der vorher Feldprediger geweſen ſey.“

„Nach ſeinen ſechsjährigen Preußiſchen Kriegsdienſten bekam er von ſeinem Chef Erlaubniß, in ſein Vaterland zu reiſen. Der Kriegsdienſt war die Schule, ſagt der Herr Verfaſſer, in welcher dieſer Menſch das ſanfte, und den guten Anſtrich ſeiner Sitten, auch die Geſchicklichkeit, wohlzureden, gewann, und den ehrlichen, ehrbaren, feinen Mann ſo meiſterhaft ſpielen lernte; daß er aber darin ein Menſch von guten, feſten moraliſchen und Religionsgrundſätzen, ein Menſch von einem eigenthümlich guten moraliſchen Character geworden ſey, das läßt ſich nicht ſagen. Genug, er lernte aus Bewegungsgründen von Anſtand oder Uebelſtand, von Ehre oder Schande, von Belohnung oder Strafe, was gelobt würde, was ihm zur Empfehlung dienen könnte, nachahmen.“

„Freilich haben alsdann diejenigen nicht Unrecht, die ihn für einen feinen Heuchler erklären. Die Vorblicke von Ehrlichkeit, von Ehrliebe, von Güte des Herzens, die in ſeinem Betragen hervorſtechen, könnten wir für nichts anders halten, als was Cicero in einer bekannten Schilderung: adumbrata non expreſſa ſigna virtutum & vitia radicibus quibusdam virtutum nixa nennt. In dem Falle, daß ſtrafbare Begierden und Affecten ſich ſeines Herzens möchten bemeiſtert haben, iſt freilich alsdann nicht anders zu erwarten, als daß er dieſe Geſchicklichkeit, ſich zu verſtellen, und einen guten Schein anzunehmen, mit zum Dienſt ſeiner böſen Begierden angewendet, und er alsdenn als ein argliſtiger böſer Heuchler gehandelt haben werde.“

„1764 erhielt er, wie ſchon geſagt, Urlaub, und kam in dem nehmlichen Jahre glücklich und mit Ehren an ſeinem Geburtsorte an. Er fand hier nach ſeiner Zurückkunft allerlei Verſtrickungen, die ihn zu dem Entſchluß brachten, den er wohl bei ſeiner Abreiſe nicht gehabt hatte, ſeinen Dienſt zu verlaſſen, und nicht wieder zu ſeinem Regimente zurückzukehren; er ſuchte beim Obriſt von Belling um ſeinen Abſchied nach, der ihm aber ſeinen Geſuch zweimal abſchlägt.“

„Es kamen wohl bei ihm viele Bewegungsgründe zuſammen, die ihn vermochten in ſeinem Vaterlande zu bleiben. Er hatte Freunde, die ihn dazu beredeten, und durch mancherlei Vergnügungen, die ſie ihm machten, an ſich zogen; vielleicht miſchte ſich auch die liebe darein, nach welcher er ſich kurz hernach zu ſeiner Heirath entſchloß. Er kaufte ſich alſo in ſeinem Geburtsorte an, ließ ſich häuslich nieder, und trat zu einer Geſellſchaft Viehhändler, die ihn zu den auswärtigen Geſchäften ihres Handels gegen gute Vergeltung ſeiner Dienſte gebrauchten. In der Folge aber gab die Verbindung mit ſeinen Handelsconſorten zu Irrungen Anlaß, woraus Schuldklagen erwuchſen. Wegen einiger derſelben will man Simmen beſchuldigen, daß er Schuldpoſten, die er für die Gemeinſchaft gehoben hätte, abgeſchworen habe. Er hat aber in ſehr ernſtlichen Unterredungen behauptet, mit Wiſſen nie falſch geſchworen und allezeit ein Entſetzen vor falſchen Eiden gehabt zu haben, mit Anführung des Denkſpruchs des gemeinen Mannes: einen falſchen Eid geſchworen, heiße die Seele verloren.“

„Durch ſeine Verheirathung kam er mit dem, mit deſſen Blute er ſich befleckte, in eine doppelte Verſchwägerung. Denn Simmens Weib war George Schmidts leibliche Schweſter; und dieſer hatte Simmens Schweſter zur Frau.“

„Simmens Ehe ward einträchtig und gut geführt, ohne daß ein Theil über den andern Beſchwerden geäußert hätte. Dem entgegen, was man von ihm vermuthen ſollte, wird er von ſolchen, die ſein Haus kennen, als ein gefälliger, ſich ſehr bequemender Ehemann beſchrieben, der häuslichen, auch gewöhnlicherweiſe nur weiblichen Verrichtungen ſich oft unterzogen habe."

„Gegen ſeine Kinder ſoll er ſehr nachgebend geweſen ſeyn, ob es ihm gleich ſehr am Herzen lag, daß ſie etwas lernen ſollten, daß er Geld auf ihren Privatunterricht außer der Schule wandte, ihnen zum lernen, ſo gut er konnte, behülflich war, ſie mehrmals ſelbſt prüfte, und nach befundenem Zunehmen ſich gegen ihre Lehrer ſehr dankbar bewies."

„Simmens neue Lebensart und Haushaltung an ſeinem Geburtsorte ſchien nun ganz gut eingerichtet zu ſeyn. Er hielt ſich fein, ſein Betragen war ordentlich, beſcheiden und geſittet; auch ſelbſt diejenigen, denen ſein feines Betragen am verdächtigſten war, können ihm das Lob eines äußerlich ehrbaren, ordentlichen und ſtillen Mannes nicht verſagen. Er erwarb ſich dadurch Zutrauen und Anſehn, und weil ſein guter Verſtand, ſeine durch Erfahrung erworbene Kenntniſſe, ſeine Bedächtlichkeit und gute Art zu reden dazu kam, wurde auch die Vormundſchaft ſeines Orts bewogen, ihn zu ihrem Mitgliede anzunehmen. Er ſoll in dieſer

Verbindung alle Obliegenheiten und Aufträge gut ausgerichtet haben.“

„Es kann ihm keine einzige Art öffentlicher, habitueller Ausſchweifungen ſchuld gegeben werden. Er trank wohl eine Zeche mit, und konnte ſie vertragen; aber er war kein Schlemmer von Profeſſion, er wußte ſich nicht nur vor Unordnungen in Acht zu nehmen, die beim Trunk vorzufallen pflegen, ſondern hielt bei ſolchen Gelegenheiten immer ſelbſt auf Ordnung, wehrte Händeln, ſtiftete Frieden, und ich habe rühmen gehört, daß wenn auch mehrere volle Tiſche mit einander in Zwiſt geriethen, er ſie, wie der gemeine Mann ſich ausdrückt, durch ſeine Redensarten zu befriedigen gewußt habe.“

„Eben ſo frei iſt er von dem Verdacht geblieben, mit Perſonen andern Geſchlechts ausgeſchweift zu haben, ſeit der Zeit, da er den Säbel abgelegt und ſich verheirathet hat. Er verſicherte ſelbſt, vor lüderlichen Perſonen dieſes Geſchlechts allezeit einen Abſcheu gehabt zu haben.“

„Verſchiedne Jahre ging es glücklich mit ſeinem Viehhandel, und ſeine Vermögensumſtände ſchienen auf einem guten Fuße zu ſeyn. Allmälig aber wurde ſeine Familie zahlreicher. Er war ſchon ein Vater von drei Kindern, als die bekannten theuren Jahre einfielen. Dieſe traurige Zeit wurde eine Urſach von dem erſten Verfall ſeines Vermögens und ſeiner Nahrung; — er mußte zuſetzen, und es war ihm nicht möglich, ſich ganz wieder aufzuhelfen. Es entſtanden zwiſchen ihm und ſeiner Handelsgeſellſchaft Zwiſtigkeiten, ſie trennte ſich von ihm, und er ſollte nun für ſich allein handeln; das konnte er aber nun mit ſeinem eigenen Vermögen nicht glücklich durchſetzen. Es ging nun nicht mehr ſo, wie er es wünſchte, er konnte ſich nicht mehr auf dem Fuße halten, wie er angefangen hatte; zum Bauer wollte er ſich nicht ganz herablaſſen.“ *) —

---

*) In dieſen Umſtänden, in dieſem Herabſinken aus einer guten anſtändigen Lage in einen armſeeligen Zuſtand, den Simmen nicht erwartet hatte, in den Erſchütterungen, den ſein früher Ehrgeitz dadurch leiden mußte, welcher bei gemeinen Leuten, die eine gewiſſe Feinheit und Cultur zu beſitzen glauben, oft ſo erſtaunliche Fortſchritte macht, — liegt wohl der erſte Grund ſeines Lebensüberdrußes und ſeine nachher vollbrachte abſcheuliche That, die ſich auf dieſen Ueberdruß zu gründen ſchien. Wenn die menſchliche Seele in einer ſolchen Lage nicht von Principien einer geſunden Moral unterſtützt wird; wenn ſie ſich bloß ihrem unterdrückten Ehrgeitz überläßt, wenn eine gewiſſe freiere Denkungsart, ein heimliches, trotziges Weſen, was man wohl leicht als Soldat lernen kann, hinzukommt, ſo ergiebt ſie ſich leicht kühnen Projecten, und wird bei aller angebornen Gutmüthigkeit, die aus dem Character Simmens unverkennbar hervorleuchtet, ein Opfer momentaner oft ſchrecklicher

„In dieſer drückenden Lage wurde ſeines Vaters Schweſter, die mit einigem Anſehn in der benachbarten Stadt lebte, zur Wittwe. Dieſe erbot ſich, ihn mit den Seinigen zu ſich zu nehmen, wenn er ihre Angelegenheiten beſorgen und ins Reine bringen würde. Er folgte hier unſichern Hofnungen, und vielleicht auch dunkeln Blendwerken, die ihm ſeine Ehrſucht vorſpiegelten. Mich dünkt, daß ihn die Begierde, größer zu ſcheinen, auch wohl größer zu werden, als er war, und noch einmal wieder einen verhältnismäßigen Character zu gewinnen, eben ſo ſehr zu dem Schritte, den er hier that, verleitet haben möge, als der Drang häuslichen Mangels. Er entſchloß ſich, in die Stadt zu der gedachten Verwandtin zu ziehen, ward Bürger und verkaufte ſein Haus an ſeinem Geburtsorte an ſeinen Schwager **Schmidt**. Die Hoffnungen, die ihm waren gemacht worden, oder er ſich ſelbſt gemacht hatte, täuſchten ihn, oder er hatte nicht Geduld und Schmiegung genug, ſie abzuwar-

---

Leidenſchaften, die man nach ihren natürlichen Anlagen gar in ihr nicht vermuthen ſollte. **Simmen** gehört offenbar zu den Menſchen, die vortrefliche Anlagen des Kopfs und Herzens beſitzen, meiſtentheils auch moraliſch gut handeln; aber im **Drange** einer einzigen verſchrobenen mißgeleiteten Paſſion momentane Böſewichter, — und hinterher wieder gute Menſchen werden können.

P.

zuwarten. Er verlor darüber, daß er ſich fremden Angelegenheiten unterzog, vollends alle Vortheile ſeines bisherigen Handels und voriger Einrichtung, und durch mehrere Umſtände, die dazu kamen, wurde dieſes der Schritt zu ſeinem Fall und Verderben.“

Vorzüglich aber ſcheint mir in folgenden Umſtänden die eigentliche Vorbereitung zu ſeiner abſcheulichen That gelegen zu haben. „Es entſponnen ſich über den Hauskauf allerlei Entzweiungen zwiſchen ihm und ſeinem Schwager, die bis zu einer tödtlichen Verbitterung anwuchſen. Dieſer bezahlte von dem Hauskaufsgelde, womit ſich Simmen zu helfen gedacht hatte, nicht nur ein darauf haftendes größeres Capital, das mit Willen des letztern geſchehen ſeyn ſoll, ſondern auch andre kleine Poſten wider ſeinen Willen. Simmen glaubte, daß derſelbe dabei auch ſeine Gläubiger, die auf andre Art vortheilhafter für ihn hätten befriedigt werden können und ſollen, unredlicher Weiſe ſelbſt aufgereitzt habe, ſo daß ihm hierdurch nicht nur das Kaufgeld zerſplittert und ſeine Hülfe benommen, ſondern auch die Bezahlung des Geldes zu ſeinem mehrern Ruin und dem Contract zuwider verzögert ſey. Aus dem Wortwechſeln hierüber entſtanden ferner auch wohl Thätlichkeiten und Injurienklagen, wodurch der Groll des, beſonders durch die letzte Art Klagen, mehrmals empfindlichſt gereitzten Wachtmeiſters immer ſtärker aufloderte. — Hierzu kam noch, daß **Schmidt** ſeine Schwiegereltern, als **Simmens** Vater und Mutter, geſchlagen, und ſeine erſte Frau, als **Simmens** Schweſter, und welche dieſer ſehr geliebt, ſehr übel gehalten habe, wenigſtens hat **Simmen** dieſes in ſeinem gerichtlichen Verhör behauptet, und als eine Haupturſache ſeines fürchterlichen Haſſes angegeben. Weil aber endlich **Schmidt** ſich auch immer in Abſicht ſeiner äußern Lage beſſer, als der Wachtmeiſter, befand, ſo kann daher wohl einige Eiferſucht in die Verbitterung des letztern ſich mit eingemiſcht haben. Das konnte der Wachtmeiſter ſelbſt nicht läugnen, daß er in dieſer Gemüthsfaſſung ſeinem Schwager öffentlich und vielleicht mehrmals Rache **gedrohet** und **geſchworen** habe. *) Die nächſte Urſach des

Aus-

---

*) Der Verfaſſer dieſer Erzählung macht hinterher die Bemerkung, daß **Simmen**, der ſich allezeit vor einem falſchen Eide entſetzt habe, durch einen falſchen Gebrauch ſeines Schwurs wahrſcheinlich noch mehr habe verleiten laſſen, ſeine Mordthat zu begehen, eben weil er ſie zugeſchworen hätte. Allein ich glaube, **Simmen** war ein Mann von zu viel richtigem Verſtande, und hatte nach allem, was man von ihm weiß, wenigſtens theoretiſch-moraliſche Begriffe genug, als daß er eine Handlung, darüber er in einer ſtürmiſchen Gemüthsverfaſſung einen abſcheulichen Eid ausgeſprochen hatte, für rechtmäßig und für eine Entſchuldigung ſeiner Affecten hätte halten können.

P.

Ausbruchs ſeiner Wuth war unſtreitig die, daß er von ſeinem Schwager einen Vorſchuß zu erhalten verſuchte, welcher ihm auch vom letztern verſprochen wurde; nachmals aber ſich von der Erfüllung dieſes Verſprechens wieder ablenken ließ.“

„Seine nunmehrige traurige Lage will ich mit des Unglücklichen eigenen Worten beſchreiben. Kein Haus! keine Hülfe bei Freunden! keinen Troſt! keinen Credit! da mir ſonſt jeder ein paar hundert Thaler zu borgen bereit war. Hierzu kamen nun noch der Drang von Gläubigern und zu fürchtende Rechtshülfe, auch die Nothwendigkeit, einen Sohn zum Handwerk zu helfen, und das Uebel, dazu kein Mittel zu wiſſen, und wer weis, was noch mehr, das verborgener iſt? Man denke ſich hier den Mann, der gewohnt war, ſeine Rolle mit Anſehn, ja mit einigem Glanz zu ſpielen, dem es der Stolz unerträglich machte, ſich ſo weit herunter zu laſſen, als ihn nun ſeine Umſtände herabzuſetzen droheten, der weder die Gründe der Vernunft, noch der Religion ſo gefaßt, oder im Herzen hatte, daß ſie daſſelbe hätten beruhigen, aufrichten und bei Muth erhalten können! Wenn er gewohnt war, ſo wie ers wirklich war, bei dem allem im Reſultat zu denken — und an dem allen iſt dein Schwager ſchuld; ſo muß man vor dem erzittern, was bei der Unbändigkeit einer ſolchen Gemüthsart, wie die Simmiſche, von ſtarken, ſchwermüthigen Affecten war, endlich zu fürchten ſchien.“

„An einem unglücklichen Sonntage durchbrach der Damm ſeiner Verzweiflung und Wuth. Simmen beſuchte früh den Gottesdienſt in der Stadt, und man will bemerkt haben, daß er, wie es geſchienen, einer ernſthaften Predigt aufmerkſam zugehört habe. Den Nachmittag gieng er über Feld, einiger Geſchäfte wegen, und auch da noch einmal in die Kirche.“

„Am Abend kam er wieder nach Hauſe, und brachte noch einige Stunden bei einem Bekannten in der Nachbarſchaft zu, wie ich glaube, den Gedanken, mit denen er ſich trug, und wie ich vermuthe, wohl noch ſelbſt ſeinem böſen Vorhaben zu entgehn: denn es zog ihn wohl das innere Gefühl noch zurück. Aber ſein Herz hing ſchon zu ſehr auf die böſe Seite, und wandte nicht Ernſt und Kraft genug an, zu widerſtehen. Er klagte beim Weggehen von ſeinem Beſuch und bei ſeiner Wiederkunft zu Hauſe, daß er nicht recht wohl ſey, und ging, zu ſeinem Verderben, auf das zweite Stockwerk, allein zu ſchlafen. Der Vorſatz, die Mordthat zu verüben, drang ſich immer mehr in ſeiner Seele vor; er faßte den Entſchluß, und machte Anſtalten dazu, doch alles noch mit innerlichem Widerſpruch und Widerſtreben. Er gerieth darüber in einen Schlummer, fuhr aber aus demſelben, wie er es bei der Abzeichnung ſeines

Bildes erzählte, gegen eilf Uhr plötzlich und voll von einer Wuth auf, die ihn ſo gedrängt, daß er ſich nicht zu helfen gewußt hätte, und wie verdüſtert zur Ausführung fortgegangen ſey.“

„Anderthalb Stunden brauchte der Unglückliche, nach ſeinem eigenen Bekenntniß, zu einem ihm höchſt bekannten Wege, von einer kleinen halben Stunde; ein Umſtand, der nicht zu erklären ſteht, wenn wir uns nicht vorſtellen, daß ihn der Sturm ſeiner Affecten und der Kampf in ſeiner Seele mehrmals aufgehalten und zum Stillſtehen gebracht habe. Sehr ſonderbar iſt folgendes Geſtändniß des unglücklichen Mannes: Ich würde, ſagte er, wenigſtens diesmal, vielleicht aber auch aufs künftige, mich bedacht haben, und von meinem Vorhaben abgeſtanden ſeyn, wenn mir jemand beim Weggehen aus meinem Hauſe, oder ein Wächter auf der Straße begegnet wäre, oder ich bei der Einlaſſung in das Mordhaus einige Schwierigkeiten gefunden hätte. Aber ſelbſt den Zufall, daß ihm nichts hinderlich geweſen ſey, nahm der Unglückliche als ein Kennzeichen an, daß ſein Vorhaben ein Verhängniß ſey, ja noch damals, wie ich ihn dieſes habe erzählen hören, ſuchte er darin eine heimliche Entſchuldigung ſeines Verbrechens, die mir bedenklich war.“

„Simmen taumelte aber nun dahin, wo er die Verbrechen begehen wollte, ſo ſchwankend, ſo verblendet, ſo verdüſtert, wie ſchon gedacht. Er fand noch Licht im Hauſe, und klopfte, wie er es erzählte, leiſe an. Seine Schwägerin ſahe heraus, fragte ihn, auf ſeinen Gruß und Bitte, eingelaſſen zu werden, wo er ſo ſpät herkomme? glaubte ſeinem Vorwande, über Feld herzukommen, ließ ihn ein, und führte ihn in die Stube, wo er ſeinen ſpät heimgekommenen Schwager im Bette, wie man ſagt, etwas berauſcht, aber noch nicht völlig eingeſchlafen fand. — Alles alſo ſo leicht, ſo bequem. Nun ward ſein Entſchluß feſt.“ —

„Simmen ward von ſeiner Schwägerin willig und freundlich aufgenommen, ohne auf den Gedanken zu kommen, daß ſie einen Erbitterten einlaſſe, der mit Hülfe der Nacht ihr Mörder werden könnte; noch mehr, ſie bietet ihm zu eſſen an, und nimmt ein Licht, um ihm noch um Mitternacht Sauerkraut aus dem Keller zu holen, davon er, wie ſie wußte, ein Liebhaber war. Der unempfindliche Mörder legte bald darauf ſeine eben angebrannte Tabackspfeife wieder hin, — ſchleicht ihr nach, — nimmt ihr das geholte Sauerkraut ab, das ſich nachher noch in der Stube fand, — giebt ihr aber zugleich unverſehens mit einem dazu mitgenommenen und unter dem Rock verborgenen Knittel noch in dem Keller, als ſie eben im Begriff iſt, wieder herauszugehen, auf der unterſten Stufe einen ſchweren Schlag auf den Kopf. Sie behält noch ſo viel Bewußtſeyn, daß ſie ihm zuruft:

warum er das an ihr thue? aber weder die Wuth, noch die einmal gewagten argen Vorſchritte, ließen ihn zurückgehn. Er giebt ihr noch einige Schläge, und da ſie noch immer wimmert, nimmt er ſein gewöhnliches ſchlechtes Taſchenmeſſer, und giebt, wie er es erzählte, um ihr von ihrer Qual zu helfen, ihr noch einige Stiche und Schnitte, das er ſelbſt im Dunkeln, weil das Licht ausgegangen war, nicht hätte unterſcheiden können. Verläßt darauf den Keller, ungewiß, ob ſie ganz todt ſey, ſieht auch weiter nicht nach ihr, ſondern legt nur, als er wieder aus dem Hauſe ging, den Keller zu. Bei der Section haben ſich an ihr acht Wunden, theils vom Schlag, theils vom Meſſer gefunden, davon zwei für ſchlechterdings tödlich erkannt ſind, ihr Blut aber war bis ſechs Schuh weit von ihr geſprungen. Auch dieſe umzubringen, hatte er den Vorſatz ſpäter gefaßt, und daher nichts bedrohliches ſich gegen ſie früher verlauten laſſen. Zur Urſach hat er angegeben, weil ſie ihn und ſeine Frau vielmals ſehr arg und empfindlich geſchimpft, dieſe auch ſogar vor kurzem ſehr geſchlagen habe: auch der Antheil, den ſie an der Verweigerung des Vorſchuſſes hatte, den ihr Mann kurz vorher dem Erbitterten verſprochen gehabt, gehört wohl mit zu dieſen Urſachen.“ *)

Nach

---

*) Auch wohl die, daß er, ohne die Frau vorher auf die Seite zu ſchaffen, ſchwerlich ſeinen böſen Vorſatz an ſei-

„Nach Verübung dieſer Grauſamkeit ging Simmen wieder in die Stube, fand ſeinen Schwager im Bette unterdeſſen eingeſchlafen, und gab ihm zwei bis drei Schläge auf den Kopf, ſo daß derſelbe keinen Laut mehr von ſich gegeben haben, ſondern auf einmal ohne einige ſtarke Bewegung erſtarrt liegen geblieben ſeyn ſoll. Es war auch die halbe Hirnſchaale entzwei und in das Gehirn ſelbſt hineingedrungen, auch das rechte Ohr von einander geſchlagen; doch gab er noch bis in den andern Tag hinein, obgleich ſinnlos, einige Zeichen des Lebens von ſich."

„Nach

ſeinem Schwager ausüben konnte. Bei einem ſolchen Tumult der Leidenſchaften iſt es einer aufgebrachten und erbitterten Gemüthsart wohl einerlei, ob einer mehr oder weniger umgebracht wird. Man hat mehrere Beiſpiele, daß Mörder die unſchuldigſten Kinder hinrichteten, damit ſie von ihnen bei Ermordung andrer erwachſener Menſchen nicht hinderlich ſeyn möchten. Freilich mögen die oben angegebenen Gründe Simmen wohl mit verleitet haben, ſich zugleich an der Frau zu rächen, obgleich der Grad ſeiner Erbitterung gegen ſie nicht ſo ſtark, als gegen ſeinen Schwager ſeyn mochte, indem er ſelbſt, während der Ermordung der erſtern, noch ein gewiſſes Mitleiden gegen ſie an den Tag legte, da er ſie nehmlich ſobald als möglich von ihrer Qual zu befreien wünſchte.

P.

„Nach Simmens Ausſage geſchahe es bei dem zweiten Schlage, der den Vater traf, und deswegen auch ſeine meiſte Kraft verloren hatte, daß das Schmidtſche vierjährige Kind, welches beim Vater im Bette lag, und der Thäter vorher nicht bemerkt haben will, ſich in die Höhe richtete, und mit von eben dem Schlage auf den Kopf getroffen ward, welches er denn, bevor er aus dem Hauſe gegangen, noch mit Kiſſen zugedeckt haben will, das aber nachmals nach des Vaters Füßen zu auf dem Geſichte liegend mit noch einigen Kennzeichen des Lebens gefunden ward.“

„Eine ältere Tochter des Erſchlagenen ſchlief indeſſen auf einer andern Kammer, und hörte von dem allen nichts. Simmen konnte deswegen nach verübten Verbrechen unbemerkt aus dem Hauſe zehn; das that er aber erſt, nachdem er vorher aus der Weſte des ſinnlos liegenden Mannes den Schlüſſel zu deſſen Geldſchränkchen gezogen, und demſelben das darin vorräthige Geld, nach ſeiner Ausſage beinahe ein Dutzend Thaler, weiter aber nichts, genommen hatte. Er hat auch eingeſtanden, auf dieſes Geld zugleich mit Abſicht gehabt zu haben. Ich glaube es leicht, vermuthe aber, wiewohl er damals wegen Geldes von mehr als einer Seite im Drang war, daß der Gedanke an dieſes Geld ſich doch erſt ſpät an den ältern Gedanken auf Rache angeſchloſſen, und, weil er ſeinen Schwager als die Urſache ſeines Ruins anſahe, er ſich für nicht unberechtiget gehalten habe, auch durch das Geld, ſo er bei ihm finden würde, ſich ſchadlos zu halten und aus ſeinem Drange zu reißen.“

„Was ich jetzt anführen will, hat er zwar nur außergerichtlich geäußert; es wird aber durch die Zuſammenbeſtimmung mit den übrigen Umſtänden glaubhaft; daß nehmlich ſein Vorſatz geweſen ſey, im Ueberdruß ſeines Lebens, als ein doch ruinirter Menſch, nach verübten Mordthaten, ſich ſelbſt abzuhelfen, und zwar, wie er ſagte, zu erſäufen; wozu er doch hernach nicht kommen können, wovon Gottes Hand ihn müßte zurückgehalten haben: er ſey vielmehr die erſten Stunden nach dem Mord ganz ruhig, ja vergnügt geweſen, habe aber, als er nach und nach zum Nachdenken gekommen, den Willen gehabt, ſich ſelbſt der Gerechtigkeit zu überliefern, wiewohl ihn wieder der Gedanke, daß doch wohl niemand auf ihn Verdacht haben, und er durch die Anzeige nur Frau und Kinder unglücklich machen werde, von dieſer eigenen Anzeige, ſo wie von der Flucht, ſo lange zurückgehalten habe, bis er zur Haft gebracht ſey; auch da habe ihn noch Anfangs der Gedanke blenden wollen: du kannſt vielleicht mit läugnen durchkommen; ſobald ihm aber die Anzeigen ſeines Verbrechens unter die Augen gehalten worden, ſey ihm der Gedanke aufgefallen: Gott hat dich entdeckt, du willſt's geſtehen. Nun überlaſſe ich meinen Leſern, mit dieſem von ihm ſelbſt angegebenen Gange ſeiner Gedanken, den fernern Gang ſeiner Geſchichte zu vergleichen."

„**Ruhig alſo, ja vergnügt über ſeine Grauſamkeiten**, verließ der Mörder das Haus, in welchem er ſich ſo vielfach mit Blute befleckt hatte, wuſch Knittel und Meſſer im Schnee ab, wiewohl er hernach das letzte aus Abſcheu nicht wieder brauchen mögen, machte ſich auf den Weg und kam unbemerkt in ſeine Wohnung zurück. Am nächſten Morgen ging er auf einige Dörfer, wohin er ſonſt ſeinen Viehhandel gehabt, und wo er noch einige Reſte einzufordern hatte; und bis gegen Mittag, verſichert er, ſey er noch in dieſem Rauſch ſeiner Seele **gutes Muths** geweſen; alsdann aber ſey er unruhig geworden, und habe von ſelbſt angefangen, **nachzudenken**, was er verübt habe. Damals mögen denn auch wohl die Verſuchungen bei ihm wieder erwacht ſeyn, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen, wozu er aber, nach ſeinen Privateröffnungen, nicht habe gelangen können."

„Unterdeſſen war am Orte der Entleibten am Morgen nach der That es einem Nachbar befremdend vorgekommen, noch um ſieben Uhr die Fenſter des **Schmidtſchen** Hauſes geſchloſſen zu ſehen. Er gehet alſo hinzu, findet das Haus unverſchloſſen, und beim Eintritt in daſſelbe die mittlere, etwas blödſinnige Tochter, die **deswegen** der Mörder auch zu verſchonen willens geweſen ſeyn will, eben aufgeſtanden, noch erſt halb angekleidet, und noch unwiſſend, was geſchehen ſey. Er geht darauf in die Stube, findet den Mann im Blute, ſinnlos und bei ihm die jüngſte Tochter in der ſchon gedachten Lage, ruft darauf voll Beſtürzung des erſchlagenen Bruders, und beide zeigen es gehörigen Ortes an.“

„Ungeſäumt wird der Amtsobrigkeit Bericht erſtattet, die ſchleunig Arzt und Wundarzt mitbringt, deren Hülfsverſuche aber nichts hoffen ließen. Indeſſen war die Frau, auf welche anfänglich der Verdacht des Mords, auch bis zur genaueren Unterſuchung, des Selbſtmords, geworfen worden war, im Keller gefunden.“

„Simmen war nun ebenfalls wieder nach Hauſe gekommen. Seine Frau hatte ihn durch einen Boten die Nachricht von der Ermordung ihres Bruders und Schwägerin wiſſen laſſen, und mit demſelben war er den Tag nach der That, früh, über die Reſidenz wieder zurück gegangen, wo auch ſchon einiger Ruf von dieſen Mordthaten erſchollen war. In derſelben hätte ſich Simmen an einigen Orten, wo er einſprach, und viel von dieſer unglücklichen Begebenheit geredet wurde, beinahe, und zwar an dem Einen durch ſeine Aengſtlichkeit und Zittern, die ihm nicht einmal ein angebotenes Glas Brandwein auszutrinken, oder einen Anbiß zu nehmen verſtattete, verrathen, auch ſich dadurch blos gegeben, daß er ſich, in dem Geſpräch, von freien Stücken verlauten ließ: Der erſchlagene Schmidt habe nicht viel Geld bei ſich gehabt. Am andern Orte, wo die älteſte Schmidtiſche Tochter Amme war, die er aber wider ſeinen Willen nicht zu ſprechen bekam, weinte er, und hielt ſich nicht lange auf; an dem dritten aber verbarg er die Unruhe ſeines Gewiſſens durch eine angenommene Freimüthigkeit größtentheils, ſo, daß er daſelbſt einige Taſſen Coffee mittrank, eine kleine Schuldpoſt bezahlte, und wieder etwas Waare gegen Bezahlung mitnahm; es entfuhr ihm blos ein tiefer Seufzer, mit den Worten: Er würde doch wohl auch durch dieſes Unglück zu thun bekommen! Er beſann ſich aber hierbei wieder, und half ſich durch; man frug ihn, wie er denn das meinte? und er war mit der Antwort fertig: daß er doch wohl Vormund der Schmidtiſchen Kinder werden müßte. Indeſſen verrieth ſich ſeine Unruhe und Angſt durch ein verſtörtes Weſen der Magd im Hauſe ſo, daß ſie auch, als Simmen weg war, ihren Verdacht nicht bergen konnte, und ſich deswegen mit ihrem Herrn überwarf. Es iſt kaum zu glauben, daß ein Menſch ſo ſehr ſeine Empfindungen unterdrücken, oder ſo geſchwind und in der Maße, eine Perſon annehmen, und wieder eine Rolle ſpielen kann, die demjenigen ſo zuwider iſt, was in ſeinem Herzen vorgeht; aber er that entweder das erſte oder bewies das letzte, doch ſtuffenweiſe, an dem zweiten Orte noch nicht ſo meiſterlich, als an dem dritten Orte, wiewohl doch auch da noch nicht ganz vollkommen. Noch unglaublicher wäre es aber, wenn man nicht mehr dergleichen Exempel von Verbrechern hätte, daß er gleich nach ſeiner Zurückkunft das harte Herz gehabt, in das von dem Blute, das er vergoſſen hatte, noch beſchwemmte Haus hinzugehen, und, zu der Zeit der Section der Erſchlagenen, wo alles in größter Betrübniß war, vor den Augen der durch ihn verwaiſten Kinder zu ſtehen."

„Indeſſen verfolgte ihn die Rache geſchwinder als er, der zur Flucht Gelegenheit und Zeit genug hatte, und ſchon in fremder Herrſchaft war, wirklich aber nicht darauf gedacht zu haben ſcheint, ſich es wohl einbildete. Die älteſte Schmidtiſche Tochter, deren wir ſchon gedacht haben, erklärte, ſobald ſie von der Ermordung ihrer Eltern hörte, den Wachtmeiſter Simmen laut und öffentlich für den Thäter, behauptete es auch, als ſie gerichtlich deswegen vernommen ward, und gründete ſich auf die vieljährige Feindſeeligkeit deſſelben gegen ihren Vater, auf die letzte Verweigerung des von ihm bei ihrem Vater geſuchten Geldvorſchuſſes, und vornehmlich auf die vielfältigen Drohungen, deren Simmen ſich habe verlauten laſſen, ihren Vater aus Rache umzubringen. Dieſes gab den Anlaß zu weiterer Unterſuchung der Sache, und zuvörderſt zur Inhaftirung des Wachtmeiſters. Unververſehens wurde er auf öffentlichem Markte, wo er Frucht handelte, eingezogen, wobei ſogleich die Verändrung der Farbe und ſtarkes Zittern ſein böſes Gewiſſen den Zuſchauern merklich verrathen haben ſoll. Zugleich wurde aber auch zu einer Hausſuchung bei dem Arretirten geſchritten. Bei derſelben fand ſich ein blutiges Oberhemd, an dem die Flecken nur halb ausgewaſchen waren, ſo wie auch Beinkleider, an denen Blutflecken zu bemerken waren: ein Beweis, daß den Mörder damals ſeine Geiſtesgegenwart und ſein Scharfſinn größtentheils verlaſſen gehabt, da er nicht bedachte, daß ihn dieſe Anzeigen noch immer verrathen könnten.“

„Im erſten Verhör ſchien es anfangs, er werde ſich aufs Läugnen und auf ſeine Verſtellungskunſt verlaſſen. Bewegliche und überführende Vorſtellungen wollten lang nichts bei ihm verfangen, bis ihm, mit einem Feuer und ernſtlichen Anrede, von ſeinem, ſich hier vortreflich zeigenden Richter, das blutige Hemd unter die Augen gehalten wurde. Dieſes machte ihn beſtürzt, und, nun außer Faſſung, gab er gute Worte, ergriff die Hand des Richters, verſprach alles zu geſtehen, und that es auch wirklich, unterwarf ſich der Strafe, und bat nur um Beſchleinigung ſeines Proceſſes.“

„Wo war nun der Mann, der noch vor drei Tagen ſo geſchwind über die Schrecken ſeines Herzens Herr werden, und mit eben ſo viel Selbſtbezwingung, als Kunſt, den Unſchuldigen, den Unerſchrockenen ſogleich wieder vorſtellen konnte? Aber hier erfuhr er auch wohl zum erſtenmal die Kraft des Gewiſſens recht; bisher hatte es ihn beunruhigt, erſchreckt, zitternd gemacht; aber zum freien Geſtändniß hätte es ihn, ohne dieſe Ueberraſchung, vielleicht niemals, oder etwa erſt an der Schwelle des Todes gebracht. Wenn er dem Gerichte bekannte, er ſey entſchloſſen geweſen, ihm freiwillig ſein Verbrechen zu bekennen, ſo betrog er ſich wohl ſelbſt dabei; er hielt Trieb und Drang ſeines Herzens, zu bekennen, für Entſchluß; aber von demſelben würde er ſich wohl noch lange losgewunden haben, wenn er nicht ſo überraſcht worden wäre, nicht ſo ſchnelle Eindrücke von der ihn verfolgenden göttlichen Gerechtigkeit bekommen hätte; und Peinlichkeiten ſelbſt, wenn auch die vorliegenden Anzeigen für ſtark genug darzu geachtet worden wären, dürften ihn hernach ſchwerlich zum Bekenntniß gebracht haben, wenn er vermögend geweſen wäre, ſich auch hier noch zu verhärten. Er erkannte das auch ſelbſt nachher, und ſeine Entdeckung für göttliche Wohlthat; ich würde ſonſt noch viel verſtockter und viel verwegener geworden ſeyn, war ſein Ausdruck davon gegen ſeinen Beichtvater, dem ich die Nachrichten von ſeinen letzten Wochen und Todesbereitung, ſo wie mehr andre, verdanke, die mir ſonſt unbekannt geblieben ſeyn würden.“

„Nach dem Geſtändniß, und während der Erwartung, zu welcher Genugthuung die menſchliche Gerechtigkeit ihn verurtheilen werde, blieb er bei einem Betragen, das die Aufmerkſamkeit des Menſchenforſchers auf ſich zog. Ueberhaupt war es demjenigen ähnlich, davon ich in der Nachricht von ſeiner Abzeichnung gedachte, und das ich damals einige Stunden zu beobachten Gelegenheit hatte. Ich weiß, daß die Meinungen darüber ſich oft ſehr getrennt haben. Da er fortfuhr, mit ſeiner Beſcheidenheit und Höflichkeit die größte Gelaſſenheit zu verbinden; ſo hielten einige ihn für fühllos und verhärtet, andre für ſtandhaft und unerſchrocken; ſein Blick hatte aber dabei nichts wildes, ſeine Reden nichts ungeſtümes oder verwirrtes. Er bezeigte nie ein Mißfallen, wenn andere kamen, ihn zu ſehen, und wenn es ſolche waren, die er kannte, oft ein Wohlgefallen und Erkenntlichkeit. Er behielt eine gewiſſe Freimüthigkeit im Anblick und im Reden, und ein freundliches Lächeln in der Mine, das manchen, die es nicht begreifen konnten, Leichſinn und Frechheit ſchien. Was ihm von unziemlichen Betragen in der Haft nachgeſagt wird, ſind ſicherlich Mißdeutungen falſch erhorchter Worte, oder muthwillige Erdichtung. Er blieb ſich insgemein gleich, mogte wohl eſſen und hatte einen guten ruhigen Schlaf, ſo, daß von denen, die ihn am genaueſten beobachten konnten, einsmals einer ſagte, der Wachtmeiſter müſſe ein ſehr gut Gewiſſen haben! ein Urtheil, das vermuthlich paradoxer klingt, als es gemeint war, vielleicht aber auch auf Spuren der Denkungsart des gemeinen Mannes führen möchte, wenn wir ihm nachgehen könnten. Für Dummheit konnte man dieſes ruhige Weſen nicht halten, denn übrigens zeigten ſeine Reden und Erzählungen noch eben den guten Verſtand, der ihm Achtung erworben hatte. Daß es Verſtellung geweſen, um ein heimliches Vorhaben, etwa der Flucht, oder Selbſtentleibung, zu verbergen, hat auch im geringſten keine Wahrſcheinlichkeit; man hat nie etwas bemerkt, daß auch nur auf eine entfernte Art darzu angelegt hätte ſcheinen können. Noch weniger konnte er ſich wohl mit der Hoffnung täuſchen, das Leben zu erhalten. Dasjenige, was ihm bei ſeiner Erzählung weich machen und Thränen ablocken konnte, waren, lange Zeit, nur ſeine Frau und Kinder, und das obengedachte vierjährige Schmidtiſche Kind; für die erſtern bat er viel; ſoll ihnen auch, was ihm von Perſonen, die ihn in ſeinem Arreſt beſuchten, etwa geſchenkt worden, alles geſchickt, und kaum davon wenige Pfennige, zu einem Maaß Bier oder Trunk Brandwein, für ſich behalten haben; das lezte, das Schmidtiſche Kind, nannte er unſchuldig, wollte aber, wie man merken konnte, damals noch damit ſagen, daß ſeine Rache an deſſen Eltern nicht ungerecht geweſen ſey.“

„Sollte ich irren, wenn ich glaube, daß er, ſeit ſeiner Haſt, wirklich entſchloſſen geweſen und geblieben ſey, zu ſterben, nachdem er einmal auf der Welt ein ſo verdorbener Menſch geworden war, daß er ſich alſo vor dem Tode an ſich nicht geſcheuet habe, obgleich für gewiſſen Graden der Schande im Tode, und daß er es für anſtändiger gehalten, öffentlich mit einer Standhaftigkeit zu ſterben, als auf eine feige Weiſe ſich heimlich das Leben zu nehmen? daß er aber auch dabei mit ſeinen Sophiſtereien von der Unvermeidlichkeit ſeines Schickſals, und von der Verminderung ſeiner Schuld dadurch. daß er ein Werkzeug zur Ausführung des Willens Gottes, und zwar zur Wegſchaffung böſer Menſchen, geweſen ſey, eine gute Zeitlang ſich getäuſcht und eingeſchläfert habe? Mir ſelbſt wenigſtens ließ er noch dergleichen merken, und äußerte ſich ſogar, als er auf das Gute geführt wurde, das ihm doch auch in ſeiner Haſt, und beſonders durch ſein ſehr leidliches Gefängniß und Ketten, noch wiederfahre, habe er doch auch nichts ſo böſes gethan! Daß aber bei ſeinem Scheu vor dem Selbſtmord auch etwas religiöſe Gewiſſenhaftigkeit mit eingemiſcht geweſen ſeyn möge, iſt nicht unwahrſcheinlich.“

„Nach und nach erkannte er aber die Unmoralität ſeines Verbrechens, und fühlte ſich überzeugt, daß er ſich von ſeinem Falle die Schuld allein zuſchreiben müſſe; daß er die Sorgfalt und Mittel, ſeinen grauſamen Leidenſchaften zu widerſtehen, die doch in ſeinen Kräften geweſen, nicht angewandt, daß ihm ſein Gewiſſen Warnung genug gegeben habe, die er nicht geachtet, die er unterdrückt hätte. Er hat auch freimüthig bezeugt, ſein Verbrechen wäre ihm ſo erſchrecklich vorgekommen, daß er zur Verzweiflung an Gottes Gnade gebracht werden wollen; er habe ſich aber an die Verheiſſungen des göttlichen Worts und die evangeliſchen Troſtgründe feſtgehalten, eifrigſt gebetet, und dadurch zu der Barmherzigkeit und Gnade Gottes, durch Chriſtum, wieder ein Vertrauen gewonnen.“

„Er gab Beweiſe einer innigen Reue, nicht nur über ſeine letzten Miſſethaten, ſondern auch über alles Gott mißfällige, das er nun in ſeinem Weſen und Thun gewahr werde. Ich müßte mir, ſagte er, ſelbſt feind ſeyn, wenn ich dieſe Zeit, die ich noch habe, nicht rechtſchaffen anwendete, meiner Begnadigung von Gott und guter Hoffnung in und nach dem Tode mich zu verſichern, — und die That bewies es.“ —

„Der Ausdruck, den er auf die Befragung, wie er ſich finde? mehrmals in der letzten Zeit brauchte: traurig und freudig, und in den letzten Tagen: — mehr fröhlich als traurig, — war ſo natürlich, daß man ihn für die Sprache des Herzens halten mußte, und begriff wohl nichts weniger, als was man von Reue und Glauben in der chriſtlichen

lichen Bekehrung verlangt. Keine Betrachtungen rührten ihn ſo ſehr, als die Betrachtungen der allzeit erfahrnen göttlichen Güte, und der Leidensgeſchichte, beſonders auch der letzten Worte, ſeines Erlöſers; ſein liebſtes Lied, womit er ſich auch aus ſeiner Haft heraus zu ſeiner Hinrichtung führen ließ, war das Libidiſche: „Ich werfe mich in deine Hände ꝛc.“

„Es brach aber ſeine Reue nicht in heftige Ausbrüche des innern Schmerzes, in Wehklagen und in Winſeln aus, ſondern zeigte ſich in einer etwas tiefſinnigeren Niedergeſchlagenheit, in einer ſtillen Wehmuth, und mit unter durch das Herabfallen einiger Thränen. Ich glaube auch, daß es zu viel gefordert ſey, von allen Gemüthsarten jene heftigern Ausdrücke zu verlangen, ob es mich gleich nicht befremdet, daß auch zum Theil denen, die an ſeiner letzten Bereitung arbeiteten, dieſes Betragen eine Zeitlang zweideutig, und Simmends Gemüthszuſtand räthſelhaft oder verdächtig vorkam. Es läßt ſich nichts anders vermuthen, als daß er ſich bei ungleicher Behandlung etwas ungleich geweſen ſeyn, daß ſein Herz ſich bei einem rauhen Ton verſchloſſen, bei der Stimme des Mittleids und Wohlwollens aber geöffnet haben müſſe; denn ſo ganz und ſo geſchwind konnte er wohl alle Empfindlichkeit ſeines Characters nicht ablegen; oder ſo lange er noch zwiſchen Furcht und Hoffnung ſchwebte, immer ganz derſelbe ſeyn.“

„Er hat allen, die zu ihm kamen, ihn auf chriſtliche Betrachtungen zu führen, nicht nur Beſcheidenheit, Aufmerkſamkeit und Geduld, ſondern auch Ehrerbietung, auch Dankbarkeit bewieſen, und ſich mehrmals ihren ferneren Zuſpruch ausgebeten; insgemein las er auch, was er von dem wieder nachleſen konnte, was vorgekommen war, z. E. Geſänge, mit eigener Ueberlegung, wieder nach. Sein Beichtvater verſicherte mich, daß er mehr Erkenntniß der chriſtlichen Religion, und mehr Bekanntſchaft mit unſern chriſtlichen Andachtsbüchern, bei ihm gefunden habe, als er ihm zugetraut hätte: er hat aber auch, nachdem er ein Landmann geworden war, die öffentlichen Andachten ordentlich abgewartet, und vielleicht, als Vater, manches wieder durch ſeine Kinder gelernt. So werde ich auch abſonderlich verſichert, daß er ſich geäußert: er habe Gott niemals vergeſſen, und niemals gänzlich das Gebet verabſäumet, aber freilich wohl meiſtens ohne Ueberlegung und Andacht gebetet, er fühle es nun wohl, daß ſein Herz von der rechten Liebe Gottes leer, und er beſonders zu ſtolz geweſen ſey, bei der Verſchlimmerung ſeiner Umſtände, Gottes Regierung zu erkennen, und ſich unter deſſen Hand zu demüthigen; daß er ſich überhaupt mehr nach Menſchen, als nach Gott bequemt und geſchmiegt habe, daß es ihn jetzt beſonders kränke, ſeinem Schwager zu einer Zeit das Leben genommen zu haben, da er Urſach hätte, ſeiner guten Bereitſchaft wegen beſorgt zu ſeyn, daß es ihm nahe gehe, ſo vielen Menſchen Leiden, Unkoſten, Beſchwerden und Verſäumniß verurſacht zu haben. Dieſes alles ſind doch wohl unmöglich Aeußerungen eines Gedankenloſen, Gefühlloſen oder Heuchlers? Er hat vielmals mit allen äußerlichen Beweiſen der Aufrichtigkeit, die man verlangen kann, jene Reue, deren ich ſchon gedacht habe, bezeugt und lebhaft zu erkennen gegeben, wie ſehr er nun fühle, ſich an Gott ſelbſt durch beide Verbrechen, den Mord und Diebſtahl, vergriffen, und die Strafen der weltlichen Richters verdient zu haben, wie willig er ſich auch denſelben unterwerfe, und ſeinem Tode gelaſſen entgegenſehe; doch hat er auch in der feierlichſten Stunde verſichert, er habe keine andere Verbrechen der Art, wie ſeine letzten waren, ſich vorzuwerfen. So weit Menſchen urtheilen können, könnte man nicht zweifeln, daß ſeine Bekehrung aufrichtig ſey. Denn er bezeigte bei ſeinen evangeliſchen Hoffnungen ebenfalls von der göttlichen Allwiſſenheit, Heiligkeit und Gerechtigkeit eindrucksvolle Ueberzeugungen zu haben; er betheuerte ein Leben nach dem Tode und künftiges Gericht ungezweifelt zu erwarten, aber doch einen gnädigen Richter und einen unverdienten Antheil an der Glückſeeligkeit jenes Lebens ſich zu verſprechen. Er verſicherte mit einem Herzen zu ſterben, das allen aufrichtig vergebe, die ihm Unbilligkeiten bewieſen hätten; aber auch alle wehmüthigſt um Verzeihung bitte, die er auf irgend eine Weiſe beleidiget oder gekränket hätte, und erſuchte ſeinen Beichtvater, alle und jede zuſammen, Stadt und Land, die er durch ſein Verbrechen gedrückt, beſchwert, betrübt und geärgert habe, in ſeinem Namen um Vergebung zu bitten.“

„Sein Vater, ein zweiundachtzigjähriger Greis, wurde vermocht, den Sohn noch einmal zu beſuchen, der von ihm Vergebung alles deſſen, worin er etwa ſeine kindliche Pflicht aus den Augen geſetzt haben möchte, auch der letzten Kränkung durch ſein Verbrechen, wehmüthig ſuchte, und ſie unter guten Ermahnungen und Wünſchen vollkommen erhielt, auch dagegen den kummervollen Greis bat, ſeines Endes wegen ſich zu beruhigen: da er verſichert ſey, daß er Vergebung und Gnade von Gott habe, und ihn bat, ſeiner Kinder ſich noch ferner anzunehmen, das der Greis auch willigſt zuſagte, und der Sohn ihm hingegen verſprach, daß er auch ſeinen Kindern, deſſen Enkeln, beim Abſchied von ihm anbefehlen wollte, ihm in allen gehorſam und beiſtändig zu ſeyn. Der nun beruhigte Alte war ſo froh, daß er ſich Kräfte wünſchte, dem beſten Fürſten ſich zu Füßen zu werfen, und ihm für die ſeinem Sohn erwieſene unverdiente Gnade des gemilderten Todesurtheils danken zu können.“

„Zween Tage vor ſeinem Ende nahm der Unglückliche, in Gegenwart ſeines Beichtvaters, von ſeiner Frau und Kindern einen Abſchied, der nicht zärtlicher und rührender ſeyn konnte. Die Worte floſſen ihm jetzt nicht, weil ſein Herz zu beklemmt war und zu viel litte; ſeine Frau aber, die zu wiederholtenmalen bezeugte, daß er ihr niemals etwas zu leide gethan habe, konnte ſich kaum von ihm losreiſſen, und ſein jüngſtes Kind nahm er auf den Schoos, und drückte es ſo weich an ſeine Bruſt, daß alle Anweſenden mit ihm weinen mußten. Dieſe rührende Scene beſtätigte feierlichſt alles gute, was ich von ſeiner Ehe geſchrieben habe. Von allen nahm er einzeln Abſchied, aber ſeine Minen redeten mehr, als ſein Mund. Er verſicherte den Morgen darauf, daß er in dieſen Empfindungen zu väterlichen Vermahnungen unvermögend geweſen wäre, durch eine Tochter aber, die unterdeſſen wieder bei ihm geweſen, es nachzuholen geſucht habe. Er hat auch an demſelben Abend, nachdem er ſich wieder gefaßt hatte, einen Knaben, ſeinen Paten, der Abſchied zu nehmen kam, beweglich ermahnet, Gott vor Augen zu haben und ſich für Sünden zu hüten. Aus Vorſorge für die Seinigen, denen etwa Mildthätigkeit dadurch erweckt werden könnte, verlangte er bei ſeiner Ausführung von ſeinem jüngſten Sohne begleitet zu werden, weil er aber ſelbſt empfand, daß ihn der Anblick leichtlich ſtören und zu weich machen könnte, ſtand er davon ab; ſeinem Begehren aber geſchahe doch, auf eine ihm unmerkliche Art, Gnüge.“

„Auch diejenigen, mit denen er in Streit geweſen war, kamen von ihm Abſchied zu nehmen, und freuten ſich nachher innigſt, ſich mit ihm ausgeſöhnt und ihn in der guten Gemüthsfaſſung gefunden zu haben, bewieſen auch, daß es ihnen anliege, in den Stücken, die ſie ſelbſt angingen, den nachtheiligen Vermuthungen und Urtheilen von Stimmen zu ſteuern. Bei einem ſolchen Beſuch entfuhren ihm ein paar Worte, die ein Vorwurf zu ſeyn und einen noch feſtſitzenden Groll zu entdecken ſchienen. Er bat aber ſelbſt den andern Morgen um Verzeihung dieſes Ausdrucks, und bezeugte, daß damals noch eben, denn es war gleich nach dem Abſchied von dem Seinigen, ſein Herz zu voll von Empfindung, dennoch aber nicht voll Grolls, auch ſeine Worte nicht ſo gemeint ſeyen, als ſie hätten erklärt werden können.“

„Bei der erſten Bekanntmachung ſeines ſchärfſten Urtheils veränderte er ſich wenig, bei deſſen Beſtätigung aber gerieth er etwas mehr in Bewegung, und bat mit einigen Thränen, doch beſcheiden und gefaßt, um die ihm auch verſtattete Erlaubniß, um Milderung ſeiner Todesart nochmals nachzuſuchen. Nach der Rückkunft in ſeine Haft fiel er, wehmüthiger als ſonſt, auf ſeine Knie, und ſagte, als ihm zugeſprochen ward: Es ſey doch ganz etwas anders So zu ſterben; ein So, das ſein Gefühl von allem entdeckte, was die Urſach und die Art ſeines Todes beugendes für ihn haben mußten. Das Schimpfliche der letzten machte ein großes davon aus, und vielleicht war es ihm gewiſſermaßen ſchwerer, als das Sterben ſelbſt; es kränkte ihn beſonders die Schande dabei, die er auf die Seinigen zu laden fürchtete. Wenn auch in einem Geſang das Sterbbette vorkam, ſo ward immer ſeine Bewegung merklich, und bei den Worten: **der Leib habe in der Erde ſeine Ruh**, entfuhr ihm die Wehklage: **und der meinige nicht!** Doch auch dieſen Schauder hatte er überwunden, als er den traurigſten Anblick in den Augen hatte, und doch noch zu den Zuſchauern ſeines Todes reden konnte.“

„Bei der Bekanntmachung der ihm angediehenen Milderung brachen ſeine Dankbarkeit und Freude in Minen, Worten und Gebehrden auf das lebhafteſte aus; er bezeugte, daß er ſo viel Gnade nicht gehoft hätte, und nun gerne ſterben wolle.“

„Die Bekanntmachung des Todestages ſelbſt hat er mit dem geſetzteſten Weſen und einer Art von Zufriedenheit angenommen, auch dabei nochmals mit Thränen für die gnädigſte Milderung gedanket.“

„Während der Zeit, da er nun ein verurtheiltes Opfer der Gerechtigkeit war, blieb ſeine Bereitung dazu ſein ganzes Geſchäfte; wie er aber auch in dieſer Zeit in härtern Banden gehalten wurde, ſo behielt er ebenfalls die größte Gelaſſenheit und

Geduld, auch ſeine lächelnde Mine, und in der Wehmuth ſelbſt eine große Heiterkeit, alles zeigte vom Schuldgefühl und Demüthigung, aber auch von Vertrauen und Muth. Er verfehlte nicht, denen, die ihm liebe erwieſen hatten, ſeine Dankbarkeit, und zwar mit merklicher Empfindung der Stärke ihres Wohlmeinens und der Größe ihrer Verdienſte um ihn, zu bezeigen.“

„Wenige Tage vor ſeinem Ende ward er an der Gerichtsſtelle vernommen, bat ſehr gerührt um Verzeihung, dankte wiederum für die gnädigſte Milderung ſeiner Todesart und alle ihm bei ſeinem Proceß erzeigte Wohlthaten, bat wieder wehmüthig für die Seinigen, blieb aber übrigens aufs genaueſte bei ſeinem Bekenntniß, verſprach, es auch im Halsgerichte zu thun. — Und das that er mit einer Schaam und Standhaftigkeit, die jedermanns Mitleiden erweckte. Er erfüllte bei ſeinem langen beſchwerlichen Todesgang, was er mit Gottes Hülfe von demſelben verſprochen hatte, ging ihn getroſt, aber nicht frech. Er ließ ſich weder durch die viele Tauſende, deren Augen auf ihn gerichtet waren, noch auf dem Richtplatz durch die erblickten Anſtalten zu ſeinem Tode und zu ſeiner Schande ſtören, blieb unverrückt in ſeiner Andacht, behielt auf dem ganzen ſauren Wege, ungeachtet er keine freien Hände hatte, das Geſangbuch in der Hand, ſang mit, hörte auf alle Erklärungen und auf jeden Zuſpruch aufmerkſam, und gab durch kurze Worte oder durch Minen die Anwendung, die er davon auf ſich machte, und die Empfindung ſeines Herzens dabei, zu erkennen.“

„Auf dem Richtplatze ſelbſt blieb er ſich vollkommen gleich, ungeachtet der Anblick den Zuſchauern ſelbſt ſchauderhaft war, bedankte ſich bei ſeinem ihm aufſtoßenden Defenſor, und denen, die ihn auf ſeinen Todesgang mit ihrem Zuſpruch begleitet hatten, insgeſammt einzeln und mit vieler Rührung, bezeigte, daß er geneigt, von den Zuſchauern Abſchied zu nehmen, nahm ihn auch mit geſetztem Weſen und feſter Stimme, zwar kurz, aber ſo, daß nichts, was zweckmäßig, vergeſſen war: Bekenntniß, Abbitte, Vermahnungen, Fürbitte für die Seinigen und Wünſche zu Gott für aller Wohlfahrt, war ihr Inhalt.“

„Er kniete nochmals nieder, bezeugte die Beharrlichkeit ſeiner Reue und Glaubens, und ließ ſich mit heiterer Mine einſegnen, betete innbrünſtig, ſorgte noch beim Auskleiden für ſeine Kinder, half dabei denen, unter deren Hand er ſterben ſollte, ließ ſich von ihnen zurecht weiſen, und mitten im Gebet floß ſein Blut und büßte ſeine Verbrechen. Er ſtarb alſo, zwar den Tod eines Miſſethäters, und der andern eine Warnung bleiben ſollte, aber er ſtarb ihn getroſt und muthig, weil er noch gelernet hatte, ihn mit chriſtlichen Vertrauen zu Gott und Hoffnung eines beſſern Lebens zu ſterben: er ſtarb mit größerem Muth, als er vielleicht außerdem auf dem Bette der Ehre würde geſtorben ſeyn.“

Sein Tod müſſe jeden mit ihm ausſohnen, und ſein letztes Wohlverhalten ſeine Verbrechen bedecken!

———

Dieſer Simmen ſcheint mir ein eben ſo merkwürdiger und zwar gewiſſermaßen noch merkwürdigerer Menſch zu ſeyn, als der bekannte Rüdgerodt, über deſſen Silhouette Lavater ein ſo falſches Urtheil gefällt hatte, und über deſſen Character er hernach eine der fürchterlichſten Declamationen in ſeinen Fragmenten drucken ließ.

Sobald man ihm den Umriß von jenem Böſewicht Rüdgerodt geſchickt hatte, bebte er vor einer Geſtalt zurück, die nur für den entſetzlichſten Unmenſchen ſchlimm genug iſt. — Den entſetzlichſten Unmenſchen! fährt Lavater fort. Ja! ſeys der einzige in ſeiner Art: Ein lebendiger Satan! Ein unaufhörlicher Mörder! Stiller in ſich grabender Bosheit voll! Ein Hurer ohne Maaße; ein Dieb ohne alle Nothdurft; ein Mädchenmörder; ein Frauenmörder; Muttermörder; ein Geizhals, wie kein Moraliſt ſich einen dachte, kein Schauſpieler vorſtellte, kein Poet dichtete, — der in den letzten Lebenstagen nur Waſſer, keinen Wein, trank — aus Geiz — . . . Er weidete ſich an dem Schatten

ten der Nacht; ſchuf ſich durchs Verſchließen ſeiner Fenſterladen den Mittag in Mitternacht um; verriegelte ſein Haus; ſein Haus, ein Abgrund von Diebſtahl und Mord, Mordgewehr, Diebswerkzeugen. — Lichtſcheu, Menſchenſcheu, allein in ſich vermauert, grub er in die Erde, in tiefe Kellermauern, in Dielen und Felder ſeine erſtohlnen und erworbenen Schätze; beſchauete und zählte ſie in einſamen Mitternächten, wo ihn der Schlaf floh, das Gewiſſen die letzten Warnungen vergeblich noch verſuchte. Mit dem Blicke der Unſchuld beſpritzt, tanzte er lachend am Hochzeittage der Frau, die er hernach am Grabe, da ſie ſich ſelbſt, auf ſein Geheiß, in ſeiner Gegenwart, unwiſſend bereitete, todtſchlug. Er blieb gelaſſen bei den ſchrecklichſten Erwartungen und lächelte über die Bosheiten, um derer Willen er ſein verruchtes Leben auf dem Rade endigen mußte u. ſ. w.

Rüdgerodt war durch eine höchſtfehlerhafte Erziehung, durch ein natürlich feindſeliges Gemüth, durch eine Fühlloſigkeit gegen alle moraliſche Principien ſchon **früh** ein Böſewicht geworden — er verrichtete ſeine erſchrecklichen Handlungen aus einer Art von Inſtinkt; ſie waren ihm zur andern Natur geworden, — ſeine Seele hatte einmal keine andre Richtung mehr, — als die zum Laſter. — Allein ganz anders war der Fall bei **Simmen.** Dieſer Menſch, an deſſen vortreflichen, ehrlichen, großen und denkenden Geſicht die weiſſagende Phyſignomik einen gewaltigen Schiffbruch leiden mußte, hatte von frühern Jahren an ſelbſt in einem Stande, wo ſo leicht Ausſchweifungen vorfallen, — als Soldat, ein ehrbares, wenigſtens nicht äußerlich ſchlechtes, leben geführt. Er hatte ſich als ein ehrlicher Bürger zu nähren geſucht, er hatte ſeinen Kindern eine gute moraliſche Erziehung geben laſſen, er war der gefälligſte Vater und Gatte geweſen, man konnte ihn keiner mit Wiſſen und Willen begangenen boshaften Handlung beſchuldigen. — Ein einziger Umſtand erweckt in ſeiner ſonſt ſtillen Seele den ſchwarzen Keim zu einer ſchwarzen That. Das, was wir für eine Kleinigkeit halten würden, was aber dem ehrgeitzigen, lebensſatten Simmen wie ein Gebirge vorkam, über welches er nicht hinwegzuſteigen vermochte.

Sein Schwager befindet ſich in beſſern äußern Umſtänden, wie er, — dieß ſcheint die Anlage ſeines ganzen mörderiſchen Entſchluſſes geweſen zu ſeyn. — Der Gedanke, daß er ſich durch Arbeitſamkeit und Induſtrie auch wieder hinaufſchwingen könne, kömmt ihm nicht in Sinn; — du biſt herabgeſunken von deinem ſonſt etwas glänzenden Standpunkt — bleibt immer der Hauptgedanke, dem er nicht mehr ausweichen kann, an dieſen heften ſich alle übrigen ſchwarzen Bilder ſeiner Seele an, und vermehren den Sturm ſeiner Leidenſchaften. — Am Ende wird die erſtaunliche Kleinigkeit, eben dem gehaßten Schwager einige Thaler wegzunehmen, verbunden mit Rachſucht, in der Seele des ſonſt gutdenkenden Simmen der Ausſchlag ſeiner entſetzlichen That. Man muß bei ſolchen Entſchlüſſen der Menſchen vorzüglich auf die letzten Motife Acht geben; alle vorhergehenden wirken nur gemeiniglich entfernt, die letztern bringen erſt die That zur Reife; und in dieſem Moment bemerken wir oft die ſonderbarſten Erſcheinungen der menſchlichen Seele. Die Frau des Schwagers wird nicht aus Haß — ſondern gleichſam par compagnie ermordet, ſie würde ihm im Wege geſtanden haben, den Hauptmord zu begehen. Der Mörder iſt noch mitleidig, er ſchneidet ihr ruhig mit einem Meſſer die Kehle ab, damit ſie nur von ihrer Qual kommt; eben ſo ruhig erſchlägt er ſeinen Schwager — den vornehmſten Gegenſtand ſeines Mordentſchlußes — und zugleich ſinkt auch ein vierjähriges Mädchen unter den mörderiſchen Schlägen, — durch ein Ohngefähr, wie der Mörder betheuerte.

Ruhig — ja vergnügt über ſeine Grauſamkeit — als hätte er eben ein edles Werk der Wohlthätigkeit ausgeübt — verläßt der Mörder das Haus — und wäſcht den blutigen Knittel, das blutige Meſſer im Schnee ab. Kommt ohne alle Gewiſſensangſt nach Hauſe — ſchläft ruhig — und verſichert, daß er noch bis gegen Mittag des andern Tages — nach geſättigter Rache gutes Muths geweſen.

Alſo iſts überhaupt oft Befriedigung der Seele — ein gewiſſes Ziel erreicht zu haben — ſey es auch, welches es wolle! — Geſtillte Rachſucht wird Wohlbehagen, da eine Laſt gehoben iſt, welche uns drückte, — das Blut wird ruhiger, — die Vernunft und das Nachdenken tritt erſt ſpät aus dem Hintergrunde hervor — und die beſten Menſchen können, durch Rachſucht verleitet, die abſcheulichſten Thaten thun.

Wenn auch die guten moraliſchen Geſinnungen, die Verbrecher am Rande ihrer Beſtrafung äußern, oft nichts als Folgen einer **erzwungenen** Beſſerung ſind, die man zu **leicht** einer großen Einwirkung religiöſer Begriffe zuſchreibt, ſo unterſcheidet ſich doch **Simmen** auch dadurch ſehr von dem Böſewicht **Rüdgerodt**, daß der letztere bis an ſein Ende hart wie Eiſen blieb, **Simmen** hingegen ſehr deutliche Spuren ſeiner innigen Reue blicken ließ. Sein ganzes Verhalten im Gefängniſſe war exemplariſch gut, und ſein Abſchied von ſeiner Familie gleicht der traurigen Scene des Calas, als er von den Seinigen Abſchied nahm. Merkwürdig bleibt aber in der ganzen Erfahrungsgeſchichte des **Simmen** ein heimlich verborgenliegender Gedanke, wenigſtens anfangs, daß ſein Schwager eine ſolche Behandlung **verdient** habe. Immer ſchob die **Rachſucht** hier den Gedanken unter: du haſt deinen Feind ermordet, — und darum iſt die Handlung

lung des Mordes weniger ſchändlich. In dieſem Gedanken lag zugleich mit der Grund, daß der Mörder nach vollbrachter That ſo ruhig blieb, und nichts von den Vorwürfen ſeines Gewiſſens litte. Auch war ihm der lange mit ſich herumgetragene Gedanke: ſeinen Schwager zu ermorden, wohl ſchon ſo habituel geworden, daß er die Handlung ſelbſt nicht ganz von ihrer abſcheulichen Seite betrachtete. Oft verwechſeln wir auch bei andern Gelegenheiten das Habituelle des Gedankens mit der Handlung ſelbſt; wir beruhigen uns über die Handlung, da der Gedanke uns vorher keine ſehr widrige Empfindungen verurſachte — nach jener alten Regel, daß wir das, was wir zu denken für erlaubt halten, auch leicht in wirkliche Handlungen übergehen laſſen.

P.

Zur
Seelennaturkunde.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler.

Fortſetzung.

(Siehe vorhergehendes Stück.)

Die genauern Beobachtungen, welche man vornehmlich in dieſem Jahrhunderte über dieſe ſonderbare Art Menſchen und über das Nachtwandeln ſelbſt angeſtellt hat, haben, wenn auch nicht grade die Seelenlehre mit ganz neuen Wahrheiten dadurch bereichert wurde, doch zu einer Menge intereſſanter Unterſuchungen über die erſtaunliche Wirkſamkeit dunkler Ideen, über die Stärke einer iſolirten Einbildungskraft, über die Natur des Träumens, und folglich auch über die von äußern Eindrücken nicht unmittelbar abhängende Thätigkeit der Denkkraft ſehr viel Stoff und Gelegenheit gegeben, und die Geſchichte dieſer Menſchen mußte daher für forſchende Pſychologen deſto wichtiger bleiben, je mehr ſie daraus von den Operationen des menſchlichen Geiſtes in einem ſo ſonderbaren Mittelzuſtande des Schlafens und Wachens unterrichtet und von dem geheimen Mechanismus dunkler Senſationen belehrt werden konnten. Wenn ſchon der Traum an ſich betrachtet ein ſehr merkwürdiges Phönomen der menſchlichen Seele iſt, ſo mußte es das Nachtwandeln noch viel mehr ſeyn, da die Menſchen in dieſem Zuſtande nicht nur nach einer mit Ueberlegung angeſtellten Ideenfolge zu handeln, ſondern auch oft ſich zu einer ſolchen Höhe von Gedanken und Empfindungen zu erheben pflegen, die man oft ſelbſt im Wachen nicht immer an ihnen bemerken konnte.

Mehrere Pſychologen haben verſucht, dieſen Zuſtand der Seele, noch ehe die zum Theil lächerlichen Experimente eines neuerlichen Somnambulismus bekannt wurden, nach gewiſſen Geſetzen des Denkens und Empfindens zu erklären, und da der eine bald mehr, der andre bald weniger irgend eine Seelenkraft in ſeinen Schutz nahm, woraus er die geheimen Operationen der Seele zu erklären ſuchte; ſo haben ſich denn auch die Seelenlehrer in Beantwortung der Frage: Wie das Nachtwandeln eigentlich zugehe? ſehr von einander getrennt. Beſſer hätten ſie wohl freilich gethan, wenn ſie, anſtatt ſich, wie gewöhnlich, in ſehr inconſequente und unpſychologiſche Erklärungen dieſes

Phönomens einzulaſſen *), ſich mehr bemüht hätten, dabei Unterſuchungen über die Denkkraft überhaupt, über die Eigenheit, Stärke und Aſſociationen der Ideen dieſer Leute, ſo wie über die Natur des Traums ſelbſt und über die Uebereinſtimmung ihrer Handlungen bei verſchloſſenen Sinnen mit äuſſern Objecten und Umſtänden anzuſtellen.

Es gab eine Zeit, wo die ſogenannten Philoſophen faſt nichts aus eigenthümlichen und natürlichen Gründen zu erklären ſuchten, wo man ſich gewiſſe Principien gewiſſer Erſcheinungen fingirte, und die Folgerungen aus ſolchen unrichtig angenommenen Gründen für ausgemachte Erklärungen der Naturphönomene hielt, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, ob der Erfolg auch nur einigermaßen mit der Natur der Dinge homogen ſeyn könne. Die Alten haben, wenige Hypotheſen ausgenommen, viel richtiger über die Natur der menſchlichen Seele gedacht, als die Pſychologen des mittlern Zeitalters, die ſich die Köpfe durch eine Menge willkührlich angenommener verborgener Kräfte, die nach ihrer Meinung die Phönomene des Denkens, ſo wie auch alles übrige Unerklärbare erklären ſollten, verwirren ließen. Man hätte nur immer

auf

---

*) Oder mühſam zu unterſuchen, ob der Harmoniſt, Influxioniſt, oder der Schüler des Carteſius das Nachtwandeln am beſten mit ſeinem Syſtem vereinigen könne.

auf den Beobachtungen der Alten, mit Hinwegräumung einiges Schuttes, fortbauen ſollen, und die Seelenlehre würde nicht bis zu den neuern Zeiten eine ſo armſelige Wiſſenſchaft geblieben ſeyn, wenn ſie noch anders dieſen Nahmen vor ihrer Bearbeitung von Spinoza verdient.

Ehe ich zur Darſtellung der ſonderbaren Phönomene des Nachtwandelns ſelbſt komme, wollen wir nur ganz kurz hören, wie ſich dieſe und jene Gelehrten das Ding zu erklären geſucht haben.

Einige, z. E. Paracelſus, meinten, der Geiſt des Menſchen habe ſeine Krankheiten, wie unſer Körper; ſo wie nun dieſer, vermöge ſeiner materiellen Einrichtung, den Tag über den Meiſter über den Menſchen ſpiele, ſo thue es der Geiſt während der Nacht, und wenn derſelbe eben nicht guter Laune ſey, führe er den Leib mit ſich herum. Daß aber der Nachtwandrer in einem ſolchen Zuſtande keinen äußern Schaden nähme, rühre daher, weil der gute Dämon, den ein jeder Menſch bei ſich habe, ſeinen böſen Dämon abhielte, dem Nachtwandrer Schaden zuzufügen. Man ſollte beinahe glauben, daß dieſe Erklärung des Nachtwandelns mehr aus Scherz, als zu einer befriedigenden Antwort der Sache erſonnen ſey. Indeß ſcheint ſie ſich doch lange, bald mit etwas mehr Vernunft, bald mit noch etwas mehr Unſinn vermiſcht, erhalten zu haben, zumal da ſie aus einer Zeit herrührt, wo die guten und böſen Dämonen in jede Erklärung natürlicher Begebenheiten, ſobald ſie etwas dunkel ſchienen, mit hinein gemiſcht wurden, und ſolche Sächelchen dem Genius des Jahrhunderts ſehr angemeſſen waren.

Daß die angegebene Auflöſung eigentlich gar nichts auflöſe, ſieht ein jeder ein, der darüber nachdenken will. Denn es wird dadurch gar nicht erklärt, wie es zugehe, daß ein Nachtwandrer Handlungen im Schlafe, wenigſtens in einer Art Schlafe, unternimmt, die man ſonſt nur im Wachen zu verrichten im Stande iſt, daß er bei der Eingeſchränktheit der ſchlummernden Sinne doch Handlungen und Entſchlüße verfolgt, die mit den äußern ihn umgebenden Objecten in einer genauen Verbindung ſtehen, daß er ſogar Handlungen unternimmt, die er im Wachen nicht zu unternehmen im Stande wäre, und daß er bei aller im Traume geäußerten Lebhaftigkeit ſeiner Vorſtellungen hinterher nichts mehr von dem weiß, was er als Nachtwandrer that, wenigſtens ſich der Sachen nur noch wie aus einem Traume erinnert.

Eben ſo unbefriedigend iſt die Erklärung andrer Pſychologen, welche den Menſchen in drei Stücke zergliedern, und dem Geiſte als einen Beherrſcher der Seele die Verrichtungen der Nachtwandrer zuſchreiben, ſo wie andre die Einbildungskraft allein zum Erklärungsgrunde dieſer ſonderbaren Erſcheinung

nung machen; obgleich dieſe viel für ſich haben. Nach der Meinung dieſer Pſychologen ſoll die Phantaſie bei gewiſſen Menſchen, verbunden mit einer dazu eingerichteten Diſpoſition des Körpers, eine ſolche Lebhaftigkeit bekommen können, daß ſie die Nachtwandrer aus ihren Betten treibt, ſie auf hohe Dächer hinaufklettern, zu Pferde ſteigen, ihre Berufsgeſchäfte treiben, ſprechen, Briefe ſchreiben und andre Handlungen im Traume thun läßt, die man ſonſt nur im Wachen zu verrichten pflegt. Daß die Einbildungskraft im Zuſtande des Nachtwandelns vorzüglich thätig iſt, und die vornehmſte Schöpferin aller lebhaften Bilder bleibt, wonach ſich der Nachtwandrer richtet, leuchtet aus allen ihren Handlungen und Unternehmungen hervor; allein ſchon mehrere Pſychologen haben die Einbildungskraft für keinen hinlänglichen Erklärungsgrund jenes Phönomens gehalten, wenn man auch annimmt, daß ſie bei verſchloſſenen Sinnen, bei der concentrirten Kraft der Seele auf einen einzigen Punkt, und bei einer, wie es ſcheint, von aller Furcht freien Anſtrengung zu erſtaunlichen Dingen fähig iſt. Aber immer wird dadurch noch nicht erklärt, wie die Seele ſich beim Nachtwandeln und im Traume genau nach der Lage äußerer Objecte richtet *), davon den nehmlichen Gebrauch, wie

im

---

*) Eben dieß wird auch nicht durch eine andre Erklärung auseinander geſetzt, daß nehmlich alle Ideen

des

im Wachen, macht, und nach einer Ordnung der Ideen verfährt, die wir ſonſt ſelten bei Träumen bemerken.

Man hat daher verſucht, da vorhergehende Erklärungen zur Auflöſung des pſychologiſchen Räzels nicht zureichten, und immer einige wichtige Fragen ganz unbeantwortet ließen, andre zu finden und gewiſſe **Mittelzuſtände** zwiſchen **Wachen** und **Träumen** anzunehmen. Zwiſchen dem wachenden Zuſtande und dem Traume, ſagen die neuern Pſychologen, kann es noch erſtaunlich viele **Grade** des Bewußtſeyns und der Vorſtellungen geben, und man kann unmöglich annehmen, daß der Nachtwandrer wirklich ſchläſt, denn er verrichtet Handlungen, die nur ein Wachender verrichten kann.

In jenen Mittelzuſtänden des Denkens und Empfindens, wozu man auch den Schlummer rechnet,

des Gedächtniſſes und der Einbildungskraſt, und überhaupt alle **geiſtige** Ideen vermittelſt eben des Spiels der Gehirnfiebern und Nerven, oder der **materiellen** Ideen, die bei den **urſprünglichen** Senſationen in Bewegung ſind und würken, nur auf einem entgegengeſetzten Wege, vom Gehirn nehmlich und der Seele, bis zum Nerven der Sinneswerkzeuge herab, hervorgebracht werden, und alſo weſentlich von jenen urſprünglichen äußern oder innern Senſationen nicht **verſchieden** ſind.

Anmerk. d. H.

net, kann es wieder einen Zuſtand geben, wo der Nachtwandrer nicht, wie im Schlaf, **ganz das Gefühl** äußerer Gegenſtände verliert, ſondern wenigſtens immer noch einige **dunkle** Vorſtellungen von den Objecten behält, die ihn umgeben. Seine Einbildungskraft iſt ſich alſo nicht **ganz allein**, wie in dem gewöhnlichen Traume, überlaſſen, ſondern ſie muß ſich bald mehr, bald weniger nach den Eindrücken richten, die man im Traume von äußern Gegenſtänden empfängt, obgleich die Einbildungskraft machen kann, daß er den **empfundenen** Gegenſtand nicht grade für das hält, was er wirklich iſt, z. B. wenn der Nachtwandrer das Dach, worauf er reitet, für ein Pferd hält.

Weil nun ferner der Nachtwandrer eigentlich **nicht ſchläft**, ſondern ſich in einem **Zwiſchenzuſtande** des Träumens und Wachens befindet, wo er eine Menge Vorſtellungen von außen bekommt, ſo iſt auch ſeine **Erinnerungskraft** größer, als im wirklichen Traume. Dieſen Umſtand haben die neuern Pſychologen in ihren Erklärungen des Nachtwandelns, glaub' ich, ausgelaſſen, ob er gleich nach meiner Meinung der wichtigſte Punkt zur Auflöſung der meiſten Handlungen der Nachtwandrer iſt.

Die gewöhnliche Unordnung unſrer Traumideen, das Hin- und Herſpringen unſrer Einbildungskraft, die Bereitwilligkeit, die ungereimteſten Dinge für wahr zu halten, die Hirngeſpenſte, die wir uns im Traume ſo leicht erfinden, die Contraſte der Empfindungen, worin wir verſinken, rühren gemeiniglich daher, daß unſre Erinnerungskraft im Traume oft ganz ausgetilgt zu ſeyn ſcheint, und wir den Faden nicht wieder finden können, wodurch der Traum mit der wirklichen Welt zuſammenhängt. Nicht ſo bei dem Nachtwandler. Sein Gedächtniß iſt ihm viel getreuer, als dem bloßen Träumer, — ſeine Vorſtellungen werden nicht alle Augenblicke durch die Mißgeburten ſeiner Einbildungskraft unterbrochen, er erinnert ſich ſehr genau, daß ſeine Handlungen ſo und nicht anders nach der Ordnung der Dinge aufeinander folgen können, weil ſie im Wachen ſo aufeinander zu folgen pflegen, er leitet von einerlei Urſachen viel richtiger, als im Traume, einerlei Wirkungen ab, und er weiß dieſe Wirkungen in die Folge zu ſtellen, worin ſie wirklich ſtehen müſſen. Alles dieß kommt von ſeiner richtigen Erinnerungskraft her, und er würde ſich von einem Wachenden nicht unterſcheiden, wenn ſeine äußern Sinne nicht zum Theil verſchloſſen wären. Hieraus erhellet nun zur Gnüge, daß ſich ein Nachtwandrer von einem gewöhnlich Träumenden in vielen Stücken unterſcheidet. a) Er beſitzt eine viel deutlichere und richtigere Erinnerungskraft, als dieſer, und weiß, vermöge dieſer Erinnerungskraft, ſeine Handlungen beſſer nach den Geſetzen des Denkens und der äußern Umſtände einzurichten, als der wirkliche Träumende. b) Er hat wenigſtens dunkle Empfindungen von den Objecten um ihn her, und ſein feineres Gefühl vertritt bei ihm die Stelle des Geſichts ungefähr nach eben der Ideenaſſociation, als das letztere im Wachen bei ihm veranlaßt haben würde. c) Seine Organe ſind alſo offenbar in einem wachendern Zuſtande, als im gewöhnlichen Traume. Die Bewegungen ſeines Körpers richten ſich nach der vorhandenen, obgleich bisweilen ununterbrochenen Ideenfolge ſeiner Seele, und dieſe wickelt den Faden ihrer Vorſtellungen faſt eben ſo, wie im Wachen, ab, nur daß ſie dieß beim Nachtwandeln mehr mechaniſch, als im Wachen treibt.

Endlich iſt wohl nicht zu läugnen, daß durchaus eine gewiſſe Dispoſition des Körpers zu dieſem ſonderbaren Zuſtand erfordert wird, indem er ſich nach verſchiedenen Jahrszeiten und ſelbſt nach dem verſchiednen Mondwechſel richtet, und gemeiniglich durch körperliche Mittel geheilt werden kann. In ſo fern dieſer Zuſtand vorzüglich von einer gewiſſen Dispoſition des Körpers oder der Jahrszeit abhängt, muß deſſen Erklärung dem Phyſiologen überlaſſen werden, ob ich gleich nicht glaube, daß die bisherigen Erklärungen dieſer Herren, die dieſen Zuſtand betreffen, die Sache in ein helleres Licht ſetzen. Ich habe bei ihnen keine beſtimmte Erklärung auffinden können, wie das Nachtwandeln körperlich hervorgebracht wird, und vielleicht läßt ſich eine ſolche Erklärung auch nicht einmal geben, da uns die Art der Einwirkungen des Körpers auf die Seele bisher immer noch ſo geheimnisvoll geblieben iſt. Hoffmann nennt das Nachtwandeln in ſeiner 1695 zu Halle herausgekommenen Disputation, de ſomnambulatione ein ſemivigilans ſomnium, in quo ratione ſubjugata fortior phantaſia ſpiritus in cerebri medullio ſatis adhuc mobiles determinat ad partes extremas pro variis perficiendis motibus.

Knoll in ſeiner Abhandlung vom Nachtwandeln behauptet, daß die Urſach des Nachtwandelns ein überflüßiges gallichtes Blut ſey, welches die Theile deſſelben mehr und mehr zertheilt, eine Menge Lebensgeiſter zubereitet, welche durch eine ſtarke Einbildungskraft in Bewegung gegen die Theile des Körpers gebracht werden. Dieſe Erklärung iſt mit jener faſt einerlei — aber eben ſo undeutlich und unbeſtimmt, wie jene. Um keinen Grad beſſer iſt die des Bontekò (vid. deſſen œconomiam animalem), welcher das Nachtwandeln von der ungleichen Menge Bewegung und Dicke des Nervenſafts, Bluts und andrer Säfte herleitet, indem einige Gefäße und Gänge dieſer Säfte verſchloſſen und einige offen ſind.

Da die zum Theil ſehr merkwürdigen Erzählungen von Nachtwandlern in ſehr vielen Schriften zerſtreut liegen, ohne daß man grade daraus Folgerungen für die Seelenlehre gezogen und nach den Geſetzen unſrer Vorſtellungen beleuchtet hätte, ſo werde ich nach und nach die wichtigſten Phönomene dieſer Art ſammeln und erläutern, und mit neuern Beobachtungen über jenen merkwürdigen Zuſtand der menſchlichen Seele vermehren. Aus den Factis wird ſichs ſelbſt am deutlichſten ergeben, daß das Nachtwandeln aus einer Art wachenden Traume beſteht, und ſich genau nach den Erinnerungsgeſetzen der Empfindungen richtet, die ſich die Seele während des Wachens erworben hatte, daß ſie aber auch hierbei mit einer größern Ordnung, als gewöhnlich im Traume zu Werke gehe, weil nicht die Einbildungskraft allein die Senſationen der Seele beim Nachtwandeln aneinander reihet.

Eins der merkwürdigſten Beiſpiele dieſer Art befindet ſich in den Act. Vratislav. 1725 Decemb. Claſſ. IV. art. 7, welches mir um ſo viel wichtiger ſcheint, weil es den unwillkührlichen Mechanismus unſrer Ideenverbindungen auch in dieſer Art des Träumens ſehr deutlich an den Tag legt, und es außer allen Zweifel ſetzt, daß der Nachtwandler nicht ſchläft, wenn auch ſeine äußern Sinne zugedämmt zu ſeyn ſcheinen.

Ein Seiler (ein wirklicher Nachtwandrer bei Tage) von dreiundzwanzig Jahren, ein Mann von einem melancholiſchen Temperamente, hatte ſeit drittehalb Jahren folgende Beſchwerung. Es überfiel ihn vielmals am hellen Tage ein Schlaf, — mitten unter ſeiner Handthierung, es ſey im Sitzen, Stehen oder Gehen. Wenn ihm der Paroxismus ankam, zog er ihm etlichemal die Stirn und Augen zuſammen, bis ſich dieſe feſt zuſchloſſen. Und ſogleich hörte der Gebrauch aller äußerlichen Sinne auf; hingegen fing er ſchlafend an, dasjenige zu thun, was er den Tag über bis auf den Augenblick des Paroxismus gethan hatte. (Seine Seele vegetirte alſo nur gleichſam die den Tag über angelegte Ideenfolge. *) Z. B. er betete den Morgenſegen ganz andächtig, that, als wenn er ſich ankleidete, ſich wüſche, ſang ein Morgenlied in gehöriger Melodey, und alle Verſe in ihrer Ordnung und ganz vernehmlich. Wiederholte dann nach und nach alle Reden mit eben den Worten, wie er ſie wachend ausgeſprochen hatte, und drückte alle Geberden und Minen ſowohl im Geſicht, als den übrigen Theilen des Leibes ganz natürlich aus. Ueber-

---

*) In welchem Fall ſich die oben in der Anmerkung angeführte Meinung einiger Pſychologen noch am meiſten vertheidigen ließe.

Ueberfiel ihn der Paroxismus im Gehen, ſo ging er im Zimmer, wo ihm der Zufall begegnet war, hin und her, ohne die Wände oder Tiſche darin zu berühren, bis ihm eine andre darauf folgende Idee eine neue Richtung gab. Z. B. Er ſtieg eine Treppe hinauf oder hinunter, ſo hebt er die Schenkel einen nach dem andern in die Höhe, und zwar ziemlich derb, und grade ſo oft, als etwa Stufen in der Treppe geweſen. War es eine Wendeltreppe, ſo ging er krumm herum; bei einer graden oder gebrochenen aber ging er grade oder winkelmäßig.

Wenn ihn der Schlaf im Gehen über Land befällt, ſo bleibt er nicht ſtehen, ſondern geht ſeines Weges fort, faſt geſchwinder, als wachend, ohne des rechten Weges zu verfehlen, oder über etwas im Wege liegendes zu ſtolpern. Wie er denn mehrmals von Weimar nach Naumburg ſchlafend gegangen, und einſt in eine Gaſſe gekommen, wo Bauholz im Wege gelegen, worüber er ganz ordentlich, wie ein Wachender, ohne allen Anſtoß weggeſtiegen. Er ſoll auch Pferden und Wägen, die ihm begegnet, ausgewichen und wieder in ſeinen Weg gekommen ſeyn. Einſtmals war er im Begriff nach Weimar zu reiten. Ungefähr ein paar Stunden davon überfällt ihn ſein Schlaf, er ritt aber fort, traf den Weg auch durch ein kleines Holz, ohne das Geſicht vom Geſträuche zu verletzen, ritte dann durch die Ilme, tränkte darin ſein Pferd, pfiff ihm auch dazu und zog die Beine in die Höhe, damit ſie nicht naß werden möchten. Paſſirte hiernächſt durch etliche Gaſſen über den Markt, der eben voller Leute, Buden und Karren ſtand, und das alles ſo glücklich und behutſam, daß er, ohne jemand zu beſchädigen oder ſich Schaden zu thun, in das Haus, wo er hingewollt, gelanget. Hier ſtieg er ab, band ſein Pferd an einen an dem Laden befindlichen Ring, ging durch den Laden ſeines Mitmeiſters, wo allerlei im Wege lag, ohne es zu berühren, in die Stube, und nach einigen geſprochenen Worten wieder heraus, mit dem Vorgeben, daß er durchaus auf die Hochfürſtl. Regierung gehen müſſe. Als er nun da geweſen und an gedachten Ort wieder zurückkam, wachte er auf. — Wenn der Paroxismus zu Ende gehen wollte, zog er ihm, wie bei ſeinem Anfange, Stirn und Augen zuſammen. Darauf kam er zu ſich ſelber, öffnete die Augen, ſchämte ſich und entſchuldigte ſich gegen die Anweſenden. Wenn ihn ſein Zufall unter ſeiner Arbeit im Spinnen anwandelt, ſo ſpinnt er fort, und macht die Fäden ſo gut und eben, als wenn er wachte.

Im Paroxismo war er ganz unempfindlich, man mochte ihn ſtechen, kneipfen, raufen, ſtoßen, oder auch bei ſeinem Nahmen rufen. Er roch den allerflüchtigſten Spiritus nicht, ſahe nicht, wenn man ihm auch gleich die Augenlieder von einander zerrte, hatte auch nicht gehört, als eine

Piſtol ganz nahe bei ihm losgeſchoſſen wurde. Wenn der Paroxismus vorüber iſt, klagt er über große Mattigkeit. Uebrigens ſpricht er ganz ſittſam und ordentlich, was man von einem gemeinen Manne ſonſt nicht leicht erwarten ſollte, mag auch einen äußerlich guten Wandel führen.

Er kam zu jemanden einſt des Abends, der ihn niederſitzen hieß, und ungefähr eine Stunde lang mit ihm redete. Während der Zeit fiel derſelbe in Schlaf und fing an zu erzählen und zu handeln, was denſelben Tag mit ihm vorgegangen war. Er forderte erſtlich ſich und ſeine Frau aufzuſtehen auf, that vorher ein Gebet, forderte ſeiner Frau ein Hemde ab, geberdete ſich, als wenn er daſſelbe umhinge, ſtieg darauf aus dem Bette, ſetzte ſich hin und machte ſolche Gebehrden, als wenn er Strümpfe und Schuhe anziehe, ſang aber dabei mit heller und vernehmlicher Stimme ein Morgenlied. Als er einen Vers davon geſungen, fiel ihm ein, daß er ſich noch nicht gewaſchen hatte, ſtand alſo von dem Stuhle, worauf er bisher geſeſſen, auf, ging in einen Winkel der Stube und that, als wenn er ſich wüſche und kämmete. Dabei befahl er ſeiner Frau, daß ſie zum Nachbar gehen, und ihn bitten ſollte, daß er ſein Pferd zurechte machen möchte, darauf er von Sulze nach Weimar reiten wollte. Nach dieſem ſagte er: er wäre nun allein, ging darauf in eine andre Ecke der Stube und verrichtete kniend ſein Gebet. Als er von dieſem Gebet aufgeſtanden war, fing er das zuvor angefangene Morgenlied bei dem zweiten Vers in eben demſelben Ton wieder an, und ſang ſolches völlig aus. Hierauf redete er mit ſeiner Frau unterſchiedenes, vertröſtete dieſelbe den andern Abend wiederzukommen, machte allerlei Abſchiedszeichen, und that, als wenn er in des Nachbars Haus ginge, denſelben grüßte, das Pferd aus dem Stalle hohlte, ſich darauf ſetzte und zum Thore hinausritte. Worauf er denn ungefähr eine halbe Stunde lang auf einer Stelle ſtehen blieb, und mit der linken Hand und dem Leibe die Bewegungen eines Reitenden machte. Während der Zeit, als er einen Reiter vorſtellte, nahm er verſchiedenemal die Mütze ab, und grüßte jemand, der ihm begegnete. Als er eine Weile geritten hatte, fing er an zu ſingen: Von Gott will ich nicht laſſen ꝛc. und ſang ſolches Lied unverſtümmelt ganz bis ans Ende aus, doch ſo, daß er zuweilen ganz laut und zuweilen leiſe ſang; von welchem letzten die Urſach mag geweſen ſeyn, daß ihm etlichemal unterwegs Leute begegnet ſind, weshalb er leiſe geſungen. Als er das Lied ausgeſungen hatte, beſchäftigte er ſich den ganzen übrigen Weg mit lauter guten Gedanken und Geſprächen, die er im Schlafe alle herſagte. Er hielt auch einmal ſtille, und forderte ein Maaß Bier, trank zweimal davon, und gab den Krug wieder zurück, mit dem Befragen, ob das Bier einen Dreier gelte? Grif darauf in die Taſche, zog verſchiedene Stücke Geld heraus, nahm aus derſelben einen Dreier, und ließ ihn aus der Hand fallen, als wenn er ihn dem Wirthe gäbe. Darauf fing er wieder an, ſich als ein Reitender zu gebehrden, hielt einige Zeit darauf noch einmal ſtille und merkte, daß der Sattel auf dem Pferde nicht feſt läge, ſtieg herunter und that, als gürtete er den Sattel auf dem Pferde wieder feſt, ſetzte ſich auch wieder auf, und ritte weiter. Es hatte ſich aber zugetragen, daß er bei dem nächſten Dorfe vor Weimar auf dem Pferde in Schlaf gefallen war, in ſolchem Schlafe auch grades Wegs fort durch die Ilme auf Weimar, durch die Stadt und über den Markt, und vor des Hofſeilers Haus daſelbſt geritten war. Er hatte hier, wie oben umſtändlich erwähnt, ſein Pferd ordentlich angebunden, war auch im Schlaf auf die fürſtl. Regierung und wieder herunter und in des Hofſeilers Haus gegangen, da er denn erſt nach einiger Zeit wieder aufgewacht war. Alles dieſes, was er auf der Hinreiſe im Schlafe gethan, machte er diesmal auch wieder im Schlafe nach, ſogar auch die Gebehrden, da er, als er durch die Ilme geritten, die Füße angezogen und dabei geſagt, daß das Waſſer tief ſey. Er ſtellte hierauf, da er nun in Weimar war, vor, wie er ſeiner Geſchäfte halber in verſchiedene Häuſer ging, und dieſelben da ausrichtete. Hierauf kam er endlich zu dem Manne, bei dem er in dieſen

Schlaf gefallen war. Er redete alle Worte und machte alle Gebehrden, die er geredet und gemacht hatte gegen die Magd, welche ihm jenes Mannes Stube hatte zeigen müſſen. Stieg ſo viele Treppenſtufen hinein, als ſich daſelbſt befanden, klopfte an die Thür und fing eben die Worte zu reden an, die er beim Einlaſſen wachend gegen jenen Mann geſprochen hatte. Bisher hatte er immer geſtanden und gewandelt. Nunmehr fand er im Schlafe eben den Stuhl, darauf ihn jener Mann hatte niederſetzen laſſen, — der doch etliche Schritte von ihm ſtand, ging mit feſtverſchloſſenen Augen, die auch nicht die geringſte Bewegung bei dem davor gehaltenen Licht machten, durch die dazwiſchen ſtehenden Leute weg, ſetzte ſich nieder und ſprach alle die Worte nach einander wieder her, die er dem Manne, bei dem er in Schlaf gefallen, auf ſeine Fragen zur Antwort gegeben hatte. Endlich wachte er auf, und bezeugte, daß dieſes alles, was er da im Schlafe gethan hätte, denſelben Tag ſo mit ihm vorgegangen ſey; übrigens könne er ſich nicht beſinnen, daß er alle dieſe Handlungen ſchlafend nachgeahmt habe.

So ſeltſam die meiſten in vorhergehender Erzählung enthaltenen Facta ſcheinen mögen, ſo laſſen ſie ſich doch recht gut aus der Natur unſrer Einbildungskraft und unſrer Ideenfolgen erklären, und daß ſie nicht unwahrſcheinlich ſind, erhellet daraus, daß noch täglich die Nachtwandrer zum Theil noch unglaublichere Dinge zu verrichten pflegen. Der in dieſer Erzählung vorgeſtellte Nachtwandler bei Tage befand ſich während ſeines Paroxismus gewiß nur in einem **geringen Schlummer**, obgleich ſeine äußern Sinne geſchloſſen zu ſeyn ſchienen. Eigentlich unternahm er keine **neue** Handlungen; alles war nur eine **Repetition** kurz vorhergegangener Vorſtellungen und Handlungen, wobei aber doch gewiß die äußern **Objecte** auf die Einbildungskraft deſſelben nicht ganz unwirkſam ſeyn konnten. Wenn es heißt, daß beim Anfall des Paroxismus der Gebrauch aller ſeiner äußerlichen Sinne aufgehört habe, ſo **ſchien** dieß nur ſo, denn aus der Erzählung ſelbſt erhellet zu deutlich, daß wenn er auch nicht durch den Sinn des Geſichts bei ſeinen Vorſtellungen mit geleitet wurde, doch ſein **Gefühl deſto lebhafter** und **feiner** war, wie dieß bei ſolchen Fällen gemeiniglich zu geſchehen pflegt. Außerdem glaub' ich, daß die Nachtwandler bei ihren Handlungen nicht immer ganz **Geſichtslos** handeln, weil ſich, ohne daß ſie einen Gebrauch von ihren Augen machen, viele ihrer gefährlichſten und verwickelſten Handlungen gar nicht erklären laſſen. Sie unterſcheiden Gegenſtände, zu deren Unterſcheidung das Gefühl nicht zureicht, ſie vermeiden in ihrem Schlummer Gefahren, die ſie nur blos durch Hülfe des Geſichtes — wenigſtens auf eine dunkle Art, wie Menſchen in Entzückung und bei Krämpfen, bemerken können; ſie richten ſich genau nach den Verhältniſſen bürgerlicher Ausdehnung und Raume, ohne daß ſie dieſelben erſt vorher berührt haben.

In ſo fern ſie ihre Ideen nur nach einem allgemeinen Faden wieder **abwickeln**, und im Traume nichts anders thun, als vorhergegangene Handlungen vegetiren, können ſie eher der Augen entbehren, indem die Seele die Entfernungen der Gegenſtände im Schlummer ſo gut, wie beim Wachen, zu **meſſen** pflegt, und ſich ſelbſt durch die Erinnerungskraft die Punkte und **Momente** bezeichnet, wo ſie zu handeln **anfangen**, **aufhören** oder dabei **abwechſeln** ſoll, und dieß Meſſen der Entfernungen iſt doch das vorzüglichſte Stück der Operationen in der Seele des Nachtwanderers, — ſo wie das richtige **Wiedererinnern der Zeitmomente**, in welchen beim Wachen ihre Handlungen auf einander folgten. Alles dieß beruhet auf dem gewöhnlichen **Mechanismus** unſrer Fiebern, nach deren Eindrücken und Bewegungen die Ideen ſich einander erzeugen und an einander knüpfen. Der Nachtwandler wird von ſeinem Paroxismus überfallen, — alle Bilder des vergangenen Tages liegen ihm am nächſten, es koſtet der Seele gar keine Mühe, ſie wieder in ſich zurückzurufen, da die Eindrücke jener Bilder noch ganz friſch in ihm vorhanden ſind, — es bedarf nur eines kleinen leiſen Anſtoßes die Ideenreihe anzuheben, die ſich auf die Folge der vorhergegangenen Handlungen gründete. Iſt der Schlummer des Nachtwandrers ſehr leiſe, deſto ähnlicher werden alle ſeine Handlungen den Handlungen eines Wachenden werden. Sein Gedächtniß zeichnet ihm die Ordnung der vorigen Geſchäfte deutlich vor. Sein Morgenſeegen, ſein Ankleiden, alle ſeine Arbeiten folgen, wie im Wachen, aufeinander. Er geht, macht Bewegungen mit den Händen, weil er nicht wirklich ſchläft, weil er noch einigen freien Gebrauch ſeiner Glieder übrig hat, was der Fall im Schlaf nicht iſt. Er wendet ſich, vermöge ſeiner Zurückerinnerungen nach der Lage äußerer Gegenſtände; er weiß, vermöge jener Kraft, die Hinderniſſe, die ihn im Wege liegen; er weicht ihnen aus. Ohne Zurückerinnerung würde er dieſes nicht können, wenn ihn nicht anders ſein Gefühl leitet, oder ſeine Augen ihm wenigſtens dunkle Vorſtellungen von außen gewähren. Vermöge jener Erinnerungskraft macht er nun auch einen rechten Gebrauch von den Objecten, die ihn umgeben. Er weiß, ein Pferd zu reiten, und findet den rechten Weg, (vielleicht wurde in gegenwärtigem Fall zufällig ſelbſt das Pferd der Führer des Nachtwandrers) weil er ihn ſchon mehrmals gemacht hat, und in ſeiner Seele eine deutliche Vorſtellung von der Länge und Art des Weges vorhanden iſt, — weil die Seele die Momente gezählt hat, die zur Vollbringung der kleinen Reiſe gehörten, und immer nur auf einen Punkt concentrirt bleibt, — und ſo erfolgen alle ſeine Handlungen durch eine im Schlummer erregte körperliche Diſpoſition oder äußerer Einflüße veranlaßte Nachahmung der Geſchäfte des Tages. Der Mann befand ſich gleichſam im geringſten Grade des Schlummers, und ſeine Vorſtellungen während des Traums waren zuerſt ſo deutlich, als nöthig war, alle ſeine Schritte ſicher zu leiten. — Daß er in ſeinem Paroxismo kein Gefühl von Stechen, Kneipfen, Raufen, Stoßen und Rufen hatte, daß er den ſtärkſten Spiritus nicht roch, nicht den Piſtolenſchuß hörte, — rührt doch wohl wieder daher, daß ſeine ganze Seele auf einen einzigen Punkt geſpannt iſt, und für alle Sinne unterdeſſen gleichſam keine Aufmerkſamkeit mehr hatte, welches bei mehrern Zuſtänden des menſchlichen Körpers, bei Ohnmachten, Convulſionen, Entzückungen, heftigem Anſtrengen des Kopfs, ſo wie ſchon bei außerordentlichen Aufwallungen der Leidenſchaften ſehr gewöhnlich der Fall iſt. — Endlich hat die Seele den Faden ihrer Vegetitionen abgeſponnen — ſie iſt gleichſam aus ihren Traumbildern hinausgeworfen, ſie muß ſich alſo von ſelbſt wieder in die wirkliche Welt hineinfinden, denn ſie hat keinen Stoff mehr, neue Ideenaſſociationen anzuſpinnen; die alten ſind erſchöpft; ſie fängt durch das bemerkte Leere ihrer abgeſchnittenen Thätigkeit an, ſich wieder zu orientiren, und — wacht denn endlich wieder auf. Aber mit dem nun auf einmal hereinbrechenden hellen Tageslicht wirklicher, origineller Vorſtellungen, die nun nichts mehr mit jenen Traumbildern gemein haben, wird die Erinnerung an dem gehabten Traume, wie ein Lampenlicht durchs Sonnenfeuer gleichſam vertilgt. Der Nachtwandrer kann ſich ſeiner verrichteten Handlungen nicht mehr beſinnen, weil ſie nur auf der Oberfläche der Erinnerungskraft und des Gedächtniſſes hinweggliſchten. Dahingegen die wirklichen herbeiſtrömenden Ideen des Wachenden tiefere, lebhaftere, homogenere und viel umfaſſendere Eindrücke mit dem Bewußtſeyn, daß man ſie im Wachen empfängt, veranlaſſen. Allenfalls bleibt in der Seele des Nachtwandrers ungefähr ein ſolches Nachgefühl jenes Zuſtandes zurück, wie wir noch einen lebhaften Traum des Morgens zu behalten pflegen. Alle dieſe pſychologiſchen Bemerkungen beweiſen nachfolgende Beiſpiele eben ſo deutlich.

In vorher angeführten Act. Vratisl. 1722 Febr. Claſſ. IV. Artic. II. wird folgender beſondrer Vorfall von einem unverheiratheten Frauenzimmer erzählt, der eben ſo ſehr unſre Aufmerkſamkeit, als vorhergehender, verdient.

Die hier erwähnte Patientin, ein Mädchen von ſiebzehn Jahren, war Anfangs Febr., nachdem ſie Vormittags bei harter Kälte den Gottesdienſt abgewartet, Mittags nach dem Eſſen in einen Schlaf gefallen, darin ſie mit den Händen allerlei Grimaſſen gemacht, nach dieſem gelächelt und endlich laut zu lachen angefangen. Worauf bald weinende Minen und thränende Augen wahrgenommen worden, bis ſie endlich nach einer ſtarken Viertelſtunde wieder zu ſich ſelbſt gekommen und von allen dieſen Dingen nichts gewußt. (Offenbar war dieſer anfängliche Zufall krampfhaft.) Drei Tage nachher hat ſich obiger Paroxiſmus auf gleiche Art wieder eingefunden. Etliche Tage darauf hat ſie wegen zuſtoßender Mattigkeit bettlägrig werden müſſen, da denn alle Tage, und zwar des Tages etlichemal, ſich obige Zufälle eingefunden, wenn ſie nehmlich anfangs in einen matten Schlaf gefallen zu ſeyn geſchienen, nachgehends aber allerlei Minen, bald lachend, bald weinend, bald freundlich, bald trotzig, ſo wie man die Affecten durch Minen auszudrücken pflegt, gezeigt, und ſolche auch mit allerlei Bewegungen der Hände lebhafter gemacht. Endlich hat ſie zu reden angefangen, und allerlei moraliſche und bibliſche Geſpräche geführt. Wenn man ihr in die Rede gefallen und über dieß und jenes befragt hat, hat ſie ganz vernünfnünftig auf alle Punkte geantwortet, und mit ihrer Schweſter und andern Anweſenden ſich zu Viertel- und halben Stunden in weitläuftige Diecurſe eingelaſſen, und jener oder andern ihrer Bekannten, die ſie anweſend zu ſeyn geglaubt, allerlei Ermahnungen gegeben, wie ein Frauenzimmer chriſtlich, züchtig und vor der Welt unanſtößig leben müßte. Dabei ihnen die etwa bemerkten Fehler nachdrücklich verwieſen, und ſie zu verbeſſern mit ſonderbaren Ausdrücken erinnert, und vornehmlich von dem elenden und vergänglichen Zuſtande des Menſchen und den ſeeligen Vergnügungen des Himmels viel geredet, mit ſtets untermiſchten bibliſchen Sprüchen und Redensarten, — wovon ſie aber beim Erwachen niemals etwas gewußt. Wie ſie denn auch chriſtliche Lieder laut und vernehmlich damals im Schlafe geſungen, auch ſich nicht ſtöhren laſſen, wenn man mit einer Violine oder einem Clavier darein geſpielt, ſondern die Muſic und den Tact wohl beobachtet, auch wohl, wenn man ihr das Clavier aufs Bette gegeben, ſelbſt geſpielt und im Schlafe fortgefahren, außer daß in dieſem Fall dann und wann ein falſcher Grif mit untergelaufen. Sie ſagte die in ihrer Kindheit gelernten Rollen aus Comödien mit den dazu erforderlichen Geſticu[illegible]tionen deutlich her, verrichtete andre feine weibliche Arbeiten; *) that,

---

*) Z. B. entwarf ſich Muſter zum Sticken, ſtickte, nähete und ſchrieb.

als wenn ſie die in Form des Papiers auf ihrem Bette zuſammengelegten Servietten beſchrieb, forderte Licht, die geſchriebenen Briefe zuzuſiegeln, ſagte auf Befragen, was und an wen ſie geſchrieben: las das Concept deutlich vor, welches meiſtens in einem artigen Concept und Eröffnung ihres Zuſtandes beſtanden, machte eine franzöſiſche Addreſſe darauf, verſiegelte es (doch nur ihrer Einbildung nach) und befahl, daß es auf die Poſt getragen werden ſollte. Wenn ſie in ihrem Traume eine Viſite erwartete, hing ſie ihren Nachtmantel um, putzte ſich vor dem Spiegel den Kopf, richtete ſich im Bette auf, wenn ſie bei Eröffnung der Thür glaubte, daß die vornehme Perſon hereinkommen werde, bewillkommte ſie auf eine gefällige Art, dankte für die hohe Ehre und das Glück des Beſuchs in den artigſten Ausdrücken, ſprach von ihrem Zuſtande, und führte oft lange vernünftige Geſpräche mit denſelben, ſo wie ſie die Fragen, die man an ſie that, richtig beantwortete. Eben ſo feierlich und artig empfahl ſie ſich auch wieder beim Abſchiednehmen des hohen Beſuchs. Die Erzähler dieſer Begebenheit ſetzen hinzu, daß das nachtwandelnde Mädchen nach einigen Wochen völlig wieder kurirt worden ſey. Man brachte ihr gehemtes Blut wieder in eine ordentliche Bewegung, gab ihr Arzneien, die auf die Stärkung der Nerven, auf die Transpiration und auf die Heiterkeit des Gemüths wirkten, und die Paroxismi ließen endlich ganz nach. Sie heirathete, gebar drei Kinder, und nachher hat ſie nicht das geringſte mehr von ſolchen Anfällen geſpürt.

Eigentlich gehört dieſe Perſon nicht ganz zur Claſſe der Nachtwandrer, da ſie immer im Bette blieb, und nur durch Stimme und andre körperliche Bewegungen einer Wachenden ähnlich wurde. Ihr Paroxismus fing unſtreitig mit krampfhaften Zufällen und einer plötzlich entſtandenen Schwächung der Nerven an, wodurch aber zugleich eine größere **Reitzbarkeit** derſelben hervorgebracht wurde. Sonderbar, daß ſich bei dieſer Perſon die Seele erſt durch allerlei Gebehrden und Pantomimen, die gewiſſe Leidenſchaften ausdrückten, durchzuarbeiten ſchien, ehe ſie in **wörtliche** Aeußerungen ihrer Ideen ausbrach, — und dieſe Ideen waren grade wieder die ihr geläufigſten — und mit dem Character nervenſchwacher Menſchen am homogenſten. Sie gab Ermahnungen, miſchte bibliſche Sprüche unter, tadelte Fehler und predigte vom Himmel. **Sehr leicht drücken ſich muſicaliſche Accorde in dem Gehirne ab,** die Seele kann ſie nachſtimmen, ohne ſich anzuſtrengen, im Wachen ſelbſt fließen oft gewiſſe Melodien von unſren Lippen, ohne daß wir daran denken, ſondern dabei etwas ganz anderes treiben. Die Seele thut alſo gleichſam zwei Sachen auf einmal, aber ſie hat zu den Tönen keine anſtrengende Aufmerkſamkeit nöthig;

die Töne folgen, wie bei einer aufgezogenen Flötenuhr, aufeinander, ſobald der erſte Ton die angeregte Schwingung der Gehirnfiebern veranlaßt hat, die mit den Muſkelbewegungen der Sprachorgane in Verbindung ſtehen. Selbſt das Clavierſpielen während des Schlummers läßt ſich leicht erklären, indem die mechaniſche Muſkelbewegung der Finger, die mechaniſche Folge von Tönen, obgleich etwas falſch, ausdrückte, die die Patientin auswendig wußte.

Die einzige Art, wodurch man den Nachtwandler in die Claſſe der Träumenden ſetzen kann, iſt wohl vorzüglich die, daß er ſeine Handlungen nach einer imaginären Suppoſition, indem er ſich etwas als wirklich fingirt, was nicht vorhanden iſt, wenigſtens nicht auf die nehmliche Weiſe vorhanden iſt, als ers ſich denkt, einrichtet. Die Handlungen folgen dann aber im Traume ganz natürlich aufeinander, und werden theils durch äußere Eindrücke, theils durch die der ſupponirten Hauptidee angehängten Nebenvorſtellungen, wie es ſcheint nach freien Entſchlüſſen, aber eigentlich unwillkührlich dirigirt. Wovon die nächſtfolgenden Beiſpiele zeigen.

Ein Beiſpiel, welches mit vorhergehendem viel Aehnlichkeit hat, kommt im Arzt. St. 74, S. 295 ff. III. Th. vor. Neueſte Ausgabe.

Die Perſon, von welcher daſelbſt geredet wird, war nicht nur eine Nachtſchwätzerin im höchſten Grade, ſondern auch zuweilen eine Nachtwandlerin. Sobald ſie des Abends nach verrichteter Arbeit zum Sitzen kam, fing ſie auch ſchon an, einzuſchlummern. In dieſem Schlummer, der anfangs nur ſehr leicht iſt, beſchäftigte ſie ſich ſogleich mit ihren Freunden, und war niemals zu Hauſe, ſondern allemal an ihrem Geburtsorte. (Weil dieß die nächſte Hauptidee war, die ſich ihrem Gehirn am tiefſten eingedrückt hatte, und womit ſich die Erinnerungskraft ihrer Seele unſtreitig am liebſten beſchäftigte.) Sie fing alſo zu reden an. Man antwortete ihr, ließ ſich mit ihr ein, und ſobald dieß geſchehen, hatte man ihre Vertraulichkeit vollkommen erworben. Fragen und Antworten geſchahen wechſelsweiſe. Sie drückte ſich ordentlich aus, ſie dachte und zwar ganz vernünftig. Sie hatte das beſte Gefühl von Tugenden und Laſtern *), und

---

*) Auch hierdurch unterſcheiden ſich die Nachtwandrer ſehr merklich von wirklich Träumenden, indem bei dieſen gemeiniglich und oft auf die ſonderbarſte Art während des Schlafs alle moraliſchen Gefühle zu verlöſchen ſcheinen, und mit größter Bereitwilligkeit allen Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter aufgeben.

P.

wußte alles, was man ihr vorſagt, ſehr wohl zu unterſcheiden, und auf das richtigſte zu beantworten. Die Einbildungskraft mußte bei ihr ganz außerordentlich ſtark ſeyn; denn ſobald ſie nur wachend ein ihr vorhin ganz unbekanntes Clavierſtück höchſtens zweimal ſpielen und ſingen hören, wußte ſie ſolches in dieſem ihren Schlummer auf das genaueſte, und ohne eine Sylbe oder einen Ton zu verfehlen, nachzuſingen. Spricht ein Fremder, mit dem ſie eben nicht vielen, obwohl einigen, Umgang gehabt, in dieſem Zuſtande mit ihr, ſo erſchrickt ſie ſich zwar anfänglich etwas, weiß aber auf Befragen, was ihr fehle, zu ſagen, daß ihr ein Schall in die Ohren gekommen ſey, als wenn ſie denjenigen, der wirklich zu ihr geredet, ſprechen gehört hätte.

Indeſſen wird dieſer ihr Schlummer ſtets ſtärker und zuletzt der allerhärteſte Schlaf von der Welt (nehmlich nach des Erzählers Meinung). In ſolchem nun unterſcheidet ſie, wie geſagt, ſowohl die Stimme, als auch das Gefühl und den Geruch. Man kann aber während ſolches Schlafes nicht nur auf das ſtärkſte reden, ſchreien und lachen, ohne daß ſie davon erwachen ſollte, weil ſie ſodann gar mitſchreiet, mitlacht, ſondern auch eine Trommel, ja eine Piſtole ſelbſt würde ſie nicht aus dem Schlafe erwecken können. Sie geht ſogar, wenn man will, mit ſpatzieren, ob ſich ſodann gleich einige Schwäche und einiges Taumeln bei ihr zeigt. Sie ſchlägt ſich mit einem herum, ſie weint, ſie ſchilt, betet, ja alle mögliche Affecten erregen ſich bei ihr, und ſie iſt aller ihrer Sinnen, außer des Sehens und Schmeckens mächtig, und was das Sonderbarſte iſt, ſo kann ſie in ſolchem Zuſtande gar knuppeln und allerhand Handarbeiten verrichten, ja ſie weiß einer jeden Sache ihre eigenthümliche Stelle zu geben. Daß ſie des Nachts im Schlafe geiſtliche und weltliche Lieder ſingt, iſt bei ihr gar nichts neues, — und dennoch weiß ſie von allem, was ſie entweder im Schlafe gethan, oder man mit ihr vorgenommen, wenn ſie nachher erwacht, nicht das mindeſte. Sie hat eine Schweſter, welche faſt gleichen Zufällen unterworfen iſt. Beide hörte man im Schlafe die ordentlichſten Discurſe mit einander führen, davon ſie doch beim Erwachen nichts wußten.

Es iſt ungemein ſchwer, die vorbeſchriebene Perſon endlich wieder zu erwecken. Je länger man mit ihr geſprochen, je mehr man mit ihr vorgenommen, und je ſtärker ihre Einbildungskraft erregt worden iſt, deſto ſchwerer iſts, ſie aus dem Schlafe zu bringen. Das Rufen bei Nahmen hilft nichts. Ihre Herrſchaft nur allein iſt nach vielen Rufen im Stande, ſie endlich wieder zu ermuntern. Doch alles, was ſie bei ſolchem Erwachen thut, geſchieht annoch im Traume. Kurz, ſie braucht faſt eine halbe Viertelſtunde, um ſich vollkommen zu ermuntern. Daß dieß alles keine Verſtellung war, erhellet daraus, weil ſie ſo ehrgeitzig iſt, daß wenn ſie erfahren, ein Fremder habe ſie im Schlafe reden gehört, ſie wohl eher einen ganzen Tag geweint, und ſich davor ſo ſehr geſchämt hat, daß ſie demjenigen, der ſie in ſolchem Zuſtande geſehen, faſt nicht vor Augen kommen mögen.

Bei vorher erzählten Beiſpielen hat mir beſonders folgendes merkwürdig geſchienen: a) Daß die Nachtſchwätzerin erſchrack, wenn ſie ein Fremder anredete, und es ihr nur ſo vorkam, als ob ſie jemand fremdes ſprechen gehört. Bei dieſem Schlummer hatte ſich die Seele der Nachtwandlerin, wie mich dünkt, ſo orientirt, daß ſie nur von den Bekannten, die ſie umgaben, und deren Stimme ihr geläufig war, klare Eindrücke empfing, von einer fremden Stimme aber etwas in Verwirrung gebracht wurde, weil ſie nicht genau wiſſen konnte, von wem die Stimme eigentlich herrühre. b) Daß es deſto ſchwerer war, die Nachtwandlerin aus dem Traume zu bringen, je mehr man mit ihr vorgenommen und je ſtärker ihre Einbildungskraft erregt worden war. Hier verirrte ſich die Seele gleichſam in einer Menge Traumideen, und brauchte einen größern Weg, um ſich wieder in die wirkliche Welt zurückzufinden. Jede Idee braucht einige

Momente, ehe eine andre an ihre Stelle treten kann, je mehr vorzüglich lebhafte Ideen nur der Seele vorgeſchwebt haben, je tiefer ſie ſich in dieſelben eingelaſſen hat, je mehr Zeit und Kraft wird erfordert, um entweder die alten vielfachen Ideen auf die Seite zu ſchieben, um andern Raum zu geben; oder auch in einem bloß paſſiven Zuſtande andre aufzunehmen, die von außen herbeieilen. Da die Nachtwandrer überdem wohl ſogleich die Eindrücke, die man bei ihnen, um ſie aufzureiben, gebraucht, in ihren Traum ſelbſt verweben, indem ſie was außer ihnen vorgeht zu träumen glauben, ſo pflegt das Rufen bei Nahmen und andre Mittel nicht leicht auf ſie zu wirken, bis eine körperliche Urſache eine neue Spannung der Nerven, oder auch eine entſtandene Leere von Vorſtellungen die Seele wieder zu ſich ſelbſt kommen läßt. Daß ſie in jenem Zuſtande Ausdrücke von außen mit in die Reihe ihrer Traumideen aufnimmt, und dadurch nicht aufgeweckt wird, ſiehet man daraus, daß unſre Nachtwanderin, wenn man zu ſchreien und zu lachen anfing, mitſchrie und mitlachte. Es ſcheint, daß oft eine ſtärkere Erſchütterung des Körpers beim Nachtwandler nöthig ſey, als die bloße Stimme eines andern, um ihn aus ſeinem Traume zu erwecken, wie auch aus nachfolgendem Beiſpiel erhellet, welches ich wegen ſeiner Sonderbarkeit und Unläugbarkeit nicht übergehen kann, zumal da es mir Gelegenheit giebt, etwas über die gefahrvollen Handlungen der Nachtwandrer zu ſagen, die ſie in Schlaf mit größter Sicherheit und auf eine Art unternehmen, die ihnen im Wachen unmöglich ſeyn würden.

D. Knoll erzählt nehmlich in einer 1747 herausgekommenen Schrift: Hiſtoriſche, theoretiſche und practiſche Betrachtung eines kürzlich vorgefallenen Nachtwandelns, daß er einen jungen Menſchen von zweiundzwanzig Jahren, von einem melancholiſch-choleriſchen Temperamente, von robuſter Natur und arbeitſamer Lebensart, als einen Nachtwandler gekannt habe und ein Augenzeuge ſeiner Handlungen geweſen ſey. Dieſer junge Mann ging als Gärtner in die Dienſte einer adlichen Herrſchaft. Nach einiger Zeit bemerkten die andern Hausgenoſſen, daß er des Nachts vom Bette aufſtand, den Fenſterladen abnahm, aus dem Fenſter ſtieg, nach drei oder vier Stunden erſt wieder kam, und ſich dann wieder ins Bette legte. Weil ſie aber gemeint, es geſchehe im Wachen und mit Willen, ſo hat man anfänglich nicht viel daraus gemacht. Als er aber des Winters nebſt andern Bedienten ſich in der Stube befand, und Abends auf keine Art beim Wachen erhalten werden konnte, ſondern täglich nach acht Uhr einſchlief, ſo fing er im Schlafe an, geiſtliche Sprüche und Gebete, mit Verwunderung der Umſtehenden, herzubeten, worauf er aufſtand, zur Thür hinaus ging, einmal im Garten über eine ziemlich hohe Planke kletterte und hinten die hohe Mauer ohne Verletzung hinunterſtieg, ging ſchlafend etliche Gaſſen und zwar ohne Hut fort, bis ihm ungefähr ein Diener, der ihn kannte, begegnete, und weil er keinen Hut aufhatte, denſelben anredete und ſo lange ſchüttelte, bis er munter wurde, da er denn zurückging, an der Thür klingelte und wiederum eingelaſſen war, von allem aber, was er gemacht, nichts wußte.

Ein andermal ging er im Schlafe aus der Stube, ſtieg im Hofe aufs Dach und ritte auf der Dachrinne, als auf einem Pferde mit Erſtaunen der Umſtehenden, und als er eine Weile auf dem Dache herumgeklettert, kam er unbeſchädigt wieder herunter, und man hat beſonders angemerkt, daß er im Steigen mit Fühlen forſchte, ob auch die Ziegel loß oder feſte waren. Waren ſie loß, ſo unterließ er, darüber zu ſteigen.

Da nun die Frau des Hauſes von allem dieſen benachrichtigt wurde, ſo war ſie beſorgt, es möchte dieſer Bediente einmal verunglücken, daher befahl ſie, ihn in eine andre Kammer zu betten, und dieſelbe wohl zu verwahren, damit er des Nachts nicht herauskönnte, und ließ ihn dabei wohl beobachten. Als er nun im Schlafe zu gewöhnlicher Stunde ſeine Nachtwanderſchaft antreten wollte, und merkte, daß er nicht aus der Kammer kommen konnte, ſo fing er mit dem darin befindlichen Hausrath und ſeinen Kleidern verſchiedene Arbeit an. Als es ungefähr um neun Uhr war, ſtand er einſtmals mit offenen Augen ſchlafend aus dem Bette auf, und kroch unter daſſelbe; er nahm ein unter demſelben liegendes Bret, ſtützte es unter die Naſe, und rieb dieſelbe damit, bis das Blut herausfloß. Er ging hierauf nach dem Ofen, zog die Beinkleider an, nahm aus der Taſche derſelben ein Meſſer, legte ſolches auf den Ofen, die Gartenſchlüſſel, ſo er gleichfalls aus derſelben nahm, warf er hinter den Ofen in Winkel. Er kroch wieder unter das Bette, und rieb ſich mit dem Brete die Naſe. Er eilte darauf zum Ofen, und ſuchte das Meſſer, weil aber ſolches von den Umſtehenden ſchon weggenommen war, ſchmeißt er die daſelbſt gefundenen Steine mit widrigen Minen ſtark zur Erde, die Gartenſchlüſſel aber nimmt er wieder zu ſich. Er zog die Beinkleider aus, nahm andre Kleidung, und zog ſie bald an, bald wieder aus. Er ſchmiß einen großen eichenen Tiſch mit großer Gewalt bald hier, bald dorthin, und als ſolcher von einer andern Perſon, in der Abſicht, damit nicht einer von den Umſtehenden möchte getroffen werden, gehalten wurde, und auf ihn fallen wollte, wich er zurück. Man rief mit ſtarker Stimme ſeinen Vor- und Zunahmen; aber er erwachte nicht. Sie ſchüttelten ihn, und er bekam einen convulſiviſchen Huſten. Die Perſonen, die alle ſeine Handlungen beobachtet, meldeten, daß er durch Rufung ſeines Nahmens niemals erwache, ſondern durchs Schütteln, und daß der ſtarke convulſiviſche Huſten allezeit entſtünde, wenn er erwache.

Er legt ſich auf die Erde und ſchläft ſogleich wieder ein, liegt aber kaum einen Augenblick ſtille, ſo ſteht er gleich wieder auf und fängt von neuem zu handthieren an. Er ſucht alle Kleidung, ſo in der Schlafkammer befindlich, zuſammen, mengt ſie unter einander, ſchmeißt ſie herum, holet ſie wieder zuſammen; die alten Strümpfe und Schuhe ſuchet er paarweiſe nach der Farbe aus, als wenn er ſie ſähe und kennte, die Kleidung hängt er indeß hintern Ofen wieder an ihren ordentlichen Ort, wo ſie vorher gehangen hatte. Nachdem die Umſtehenden die Kleider und den Tiſch weggenommen, fängt er mit dem Bette zu lärmen an. Er zieht ſolches mitten in die Stube, und bricht davon eine Lehne ab. Kurze Zeit darnach will er es wieder an gehörigen Ort bringen, merkt aber, daß ein Bret auf der Seite abgeſtoßen. Dieſes ſchlägt er mit einem Steine ordentlich wieder zuſammen, weil es aber noch wackelte, ſo kratzte er ſich hinter den Ohren, schüttelt den Kopf und macht widrige Minen, ingleichen befeſtigt er wieder die Pfoſte unten am Bette, die gleichfalls losgeſtoßen war. Er ſteigt ins Fenſter, wo kein Wachender ſtehen kann, macht das Fenſter auf, gucket durchs Loch des Ladens und lächelt ein wenig. Vom Fenſter ſteigt er nach dem Ofen, ſo gleichfalls kein Wachender verrichten kann, weil der Ofen viel höher, als das Fenſter, und ziemlich weit entfernt iſt. Er ſetzt ſich auf den Ofen, und reitet darauf, wie auf einem Pferde, klappet auch dabei in die Hände. Vom Ofen kehrt er wieder zum Fenſter zurück, er will aus dem Fenſter, als er aber nicht kann, lachet er und ſchüttelt mit dem Kopfe. Indem er im Fenſter ſteht, unterſucht er mit den Händen die Wände, ob es gefährlich ſey. Eine Nehnadel, ſo er vor einigen Tagen in die Wand geſtochen, holet er von der Wand, zieht den Faden durchs Loch und nähet ſeine Beinkleider. Die andre Nacht iſt er durch die Thür gebrochen und hat in dem Garten mit den Blumentöpfen ſein Gewerbe getrieben, als wenn er wachte. Man hat bemerkt, daß in dem letzten Viertel des Mondes ſein Paroxismus am heftigſten war. Wie er ſelbſt verſicherte, hat ihn ſeine Mutter ſchon in ſeiner zarten Jugend öfters des Nachts vom Hofe geholt, er wiſſe aber bis jetzt nicht, daß er dergleichen Handlungen unternehme, wenn es ihm nicht andre erzählten.

Dieſer ſonderbare Nachtwandrer unterſcheidet ſich von den andern vorzüglich dadurch, daß ſeine Handlungen, die er während des Paroxismus vornahm, nicht eigentliche Repetitionen ſeiner kurz vorher im Wachen getriebenen Geſchäfte, ſondern gleichſam ganz neue Unternehmungen waren, die durch die Einbildungskraft, verbunden mit dunkeln Einwirkungen äußerer Objecte, hervorgebracht wurden. Daß ſeine Handlungen aber wirklich durch jene Objecte größtentheils determinirt wurden, ergiebt ſich aus der Erzählung von ſelbſt, indem er ſogar die Dachziegel unterſuchte, ob ſie ihn auch würden halten können. Daß übrigens dergleichen Leute bei ihren wirklich gefahrvollen Handlungen keinen Schaden leiden, hat man, wie mich dünkt, ganz richtig daraus zu erklären geſucht, weil ſie die Gefahr nicht kennen, worin ſie ſich befinden. Ein Wachender würde ſo gut, wie ein Nachtwandrer, auf dem Dache herumklettern können, wenn die Furcht zu fallen ihn nicht betäubte, und ſeine Schritte unſicher machte. Der Schwindel, welchem die meiſten Menſchen unterworfen ſind, wenn ſie ſich auf Anhöhen befinden, macht, daß ſie während des Wachens keiner ſolchen Handlungen, als der Nachtwandler wirklich verrichtet, fähig ſind. Von jenem Schwindel weiß aber der Nachtwandrer nichts, weil er ſich auf keiner Anhöhe zu befinden glaubt, und den Abgrund unter ſich gar nicht bemerkt; daher man ſolche Leute bei ihrem gefahrvollen Steigen nicht zum Wachen bringen darf, weil ſie ſonſt unfehlbar herunterſtürzen würden, indem ſie nun die Gefahr vor ſich liegen ſehen, worin ſie ſich begeben hatten. Ferner iſt das Richten der Seele auf einen Gegenſtand, oder auf die mechaniſche Befolgung einer Handlung, der zweite Grund, daß dergleichen Leute bei ihren gefahrvollen Schritten ſo ſicher gehen. Da ihre Sinne gewiſſermaßen geſchloſſen ſind, ſo werden ſie nicht zerſtreut und ihre Ideen nicht confundirt, was bei dem Schwindel der Fall iſt. Dieſe Richtung der Seele würde vielleicht ſelbſt dann ihre Schritte ſicher machen, wenn ſie wüßten, daß ſie ſich grade auf einer Anhöhe befänden.

Nicht weniger merkwürdig, als vorhergehende Erzählungen, ſind folgende, die ich ohne weitere Anmerkungen anführen will, da ſie ſich nach vorhergehenden pſychologiſchen Grundſätzen und Erläuterungen deutlich erklären laſſen; allerdings aber in eine Sammlung jener denkwürdigen Begebenheiten der menſchlichen Seele gehören.

Hildan. erzählt Cent. II. Obſ. 84, 85, daß 1607 den 20ſten April ſein Blutsfreund, ein junger Menſch, in eben dem Hauſe zu Wittenberg, darin Hildan gewohnt, des Abends berauſcht zu Bette gegangen, und bis um Mitternacht wohl geſchlafen habe. Da er denn aus dem Bette aufgeſtanden, erſt hin und her gewandert, nachher im Schlaf ſchnell aus dem Fenſter geſtiegen und zu demſelben ſich hinausbegeben. Ich ſchlief, fährt

Hildan fort, damals in derſelbigen Kammer, und als ich von dem ungewöhnlichen Geräuſch und Getöſe erwachte, dachte ich gleichſam im Traume bei mir, daß dieſer Jüngling in ſeiner Kindheit oft im Schlafe gegangen. Da nun mein Diener auf Befragen geantwortet, daß der junge Mann ſich nicht mehr im Bette befinde, ſo ſtand ich augenblicklich auf, und ging auf das Fenſter zu, damit ich vielleicht ihn daſelbſt noch aufhalten und zurückziehen könnte. Aber in demſelbigen Augenblick iſt er aus dem dritten Stockwerk, vierzehn Ellen hoch, auf das Pflaſter hinabgefallen. Doch ohne ſonderlichen Schaden.

Der edle Herr Horrizäus hatte dem Hildan erzählt, daß er eine Bäuerin im Basler Gebiete gekannt, welche im Schlafe gewandelt. Dieſelbe ſey bei Nacht aufgeſtanden, und habe im Schlafe ihre Hausgeſchäfte verrichtet; ja ſie ſey einmal auf das Feld zu den Schäfern hinausgegangen. Horrizäus betheuert, daß er ſolches mit eigenen Augen geſehen habe.

Zu Luſtrien ohnweit Lauſanne war ein Bürger von achtundzwanzig Jahren, der von Jugend auf im Schlafe gewandelt. Als er noch ein Knabe war, ſtieg er bei Nacht aus dem Bette, wanderte durchs Haus und die Gaſſen, ſchrie und redete im Schlafe ganz verſtändlich. Welches von vielen geſehen und wahrgenommen worden. Er würde

ſein

ſein Nachtwandeln fortgeſetzt haben, wenn ihn nicht nachher ſeine Gattin des Nachts zu Hauſe gehalten hätte. Doch iſt derſelbe niemals recht bei Verſtande geweſen.

Plater erzählt in ſeinen Obſervat. Lib. I. pag. 12 von dem zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Buchdrucker, Johann Oporinus, folgendes. Als dieſer ſich einſtmals mit meinem (Platers) Vater, welcher auch ein Buchdrucker war, auf der Reiſe befand, und wegen einbrechender Nacht unterwegs in einem ſchlechten Wirthshauſe einkehren mußten, fing an, damit ſie die Nacht ohne Schlaf hinbringen möchten, ein griechiſches Buch zu corrigiren. Oporinus ſchlief, indem er den Text vorlas, darüber ein, dennoch aber hörte er nicht auf fortzuleſen. Als ihn endlich Platers Vater aufweckte, wußte er von allem, was er geleſen, nichts, ob er gleich im Schlafe eine ganze Seite geleſen hatte. Eben daſſelbe habe ich auch an andern oft beobachtet, fährt Plater fort, und es iſt mir ſelbſt zuweilen begegnet, daß, wenn ich Abends zu Bette gegangen und in einem Buche geleſen, darüber aber eingeſchlafen bin, ich dennoch nicht aufgehört habe zu leſen. Und wenn man mich nach einiger Zeit ermuntert, habe ich von alle dem, was ich geleſen, mir nicht das Geringſte entſinnen können. Ja oft bin ich nach dem Abendeſſen bei der Laute eingeſchlafen, und habe im Schlafe immer fortgeſpielt.

Vorzüglich merkwürdig ſcheint mir auch das Beiſpiel, welches H. ab Heers in ſeinen Obſervation. oppido raris angeführt hat. Ich kenne, ſagt er, einen nunmehro bejahrten Mann von Kindesbeinen an, welcher im Schlafe wandelt, und außer andern ſolchen Leuten ganz gewöhnlichen Sachen ganz wunderbare Verrichtungen unternimmt und glücklich bewerkſtelligt. Als er noch ziemlich jung war, und die Dichtkunſt auf einer berühmten Univerſität lehrte und am Tage oft hin und her dachte, wie er die gemachten Verſe noch ändern und ausbeſſern könnte, wollte ihm oft nichts einfallen. Hingegen zur Nachtzeit, wenn er ſchlief, ſtand er gemeiniglich auf, ſchloß ſeinen Schreibtiſch auf, fing an zu ſchreiben, und las dasjenige, was er geſchrieben hatte, mit lauter Stimme her. Endlich, wenn er aufhörte zu leſen, fing er an zu lachen, und freuete ſich über ſeine glücklichen Einfälle; ja er ermahnte ſeinen Stubengeſellen, daß er ſich doch eben ſo vergnügt über ſeine verfertigten Gedichte bezeigen möchte. Wenn alles dieſes vollbracht war, legte er ſeine Papiere in Ordnung, ſchloß den Schreibtiſch zu, zog ſeinen Schlafrock und Pantoffeln aus, legte ſich wiederum zu Bette und ſchlief ſo lange, bis er aufgeweckt wurde. Da er denn von allem, was er in der Nacht gethan, nichts wußte.

Wenn er am Morgen aufgeſtanden und ſein Gebet gethan, ging er mit einiger Bekümmerniß an ſeine Arbeit, und ſorgte, wie er die den vorigen Tag gemachten Poeſien noch verbeſſern und die Lücken derſelben ausfüllen möchte. Sobald er aber vom Schreibtiſche kam und alles dieſes, ja was noch mehr, mit ſeiner eigenen Hand ſchon bewerkſtelligt ſah, erſtarrte er, gleich einem, der vom Blitz gerührt worden, und bekümmerte ſich im rechten Ernſt darüber, ob ſolches ein guter oder böſer Geiſt gethan. Wenn ſeine Freunde über ſein Bezeigen lachten, ſo bat er ſie mit Thränen, ihn, wo es möglich wäre, von dieſem Irrthum zu befreien. Weil er aber, indem ſie dasjenige, was ſich mit ihm in der Nacht zugetragen, und was ſie wachend mit angeſehen hatten, erzählten, ihnen keinen Glauben zuſtellen wollte, ſo brachten ſie ihn die folgende Nacht, da er es wiederum eben ſo gemacht, in ein ander Bette, und legten ihn mit ſeinem Nachtkleide, welches er von ungefähr anbehalten hatte, verkehrt in daſſelbe, ſo daß er mit dem Kopfe da lag, wo man ſonſt die Füße hinzulegen pflegte, ließen ihn auch ſo lange liegen, bis er am hellen Tage von ſelbſt erwachte. Ob er nun gleich abermals läugnen wollte, daß er dieſelbe Nacht aufgeſtanden ſey, geleſen, geſchrieben, auch dieß und jenes verrichtet habe, ſo wurde er doch gar leicht durch den Augenſchein überzeugt, daß er ſich im Schlafrock, den er doch den Abend vorher ausgezogen, und in einem andern Bette befand. Es iſt in der That zu verwundern, ſetzt der Erzähler hinzu, daß ein Mann von ſo unvergleichlichem Gedächtniß, ſich dieſes nächtlichen Schreibens und Leſens, welches doch oft drei bis vier Stunden gedauert, gar nicht zu erinnern gewußt. Aber noch mehr, daß ſein Gang, die Art zu ſchreiben und ſeine Sprache ihm bei Nacht eben ſo natürlich geweſen, als er alles dieſes am Tage verrichtet, da ſonſt die meiſten Nachtwandrer ihre Sachen ſehr unvollkommen und gleich Trunkenen vornehmen. Was aber bei dieſer Sache am ſonderbarſten iſt, iſt dieß, daß, nachdem er lange nachher ſein Amt aufgegeben, und eine ſchöne und tugendhafte Frau geheirathet, er derſelben aber ſeine Heimlichkeiten verſchwiegen, dieſe des Nachts, wenn er das Kind im Schlafe aus der Wiege auf ſeine Arme genommen, und damit im ganzen Hauſe herumgegangen, ihm überall auf dem Fuße nachgefolgt, und durch Fragen alles Verborgene ſeines Herzens von ihm erfahren, ſo, daß er ſich nachher gewundert, wer ſeiner Gattin die Geheimniſſe ſeiner Seele, die ſonſt niemand, als ihm allein, bekannt geweſen, verrathen haben müßte.

Im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Alters hörte er auf im Schlafe zu wandern, dagegen fing er zu der Zeit an, deſto mehr zu träumen, wovon er, ſo lange er zur Nacht aufſtand und arbeitete, frei geweſen. Die ihn bei Nacht wandern und leſen geſehen, haben verſichert, daß er die Augen weit offen gehabt. Er ſelbſt aber hat hoch betheuert, daß er gar nichts geſehen habe. (Wahrſcheinlich hatte er auch dieß beim Aufwachen vergeſſen, daß er wirklich während ſeinen nächtlichen Arbeiten Gebrauch von ſeinen Augen gemacht.) Die Träume, die er nachher bekam, heißt es weiter, waren gemeiniglich prophetiſch. Er ſahe in denſelben ſeines Schwiegervaters, ſeiner Frauen, ſeines älteſten Sohnes und verſchiedener Anverwandten Leichen ſo deutlich vorher, wie ſie nachmals in der That beſtellt und angeordnet wurden. So ſagte er auch viele Dinge, die ihm jeden Tag über begegnen würden, zum voraus, fröhliche und traurige Begebenheiten, Streitigkeiten, Verluſt, Gewinn und andre dergleichen; ja er wußte gemeiniglich die Stunde gewiß anzuzeigen, wenn ſolches geſchehen würde.

Wepfer erzählt in ſeinen Obſervat. medico-practic. Obſerv. 94 folgendes. D. Buoch ſchrieb im Monat April 1688 von Meßkirchen folgendes an mich. In einem benachbarten Kloſter ſind zwei Nonnen, welche im Schlafe wandeln, und faſt alle Nächte mit offenen Augen das Kloſter durchſtreichen. Sie laufen die Treppen auf und nieder und zünden Lichter an. Es begleiteten ſie gemeiniglich zwei bis drei andre geſunde Nonnen, welche ſie nicht gewahr werden, bis man ſie recht ſcharf mit Ruthen ſtreicht.

Del Rio erzählt (ſiehe Fritſchii Hiſtor. mirabil. Part. II. Hiſt. 5) Gundiſalvus, ein Schulmeiſter, welcher die Kinder im Catechismus unterrichtete, und in einem Kloſter zu übernachten pflegte, hatte im Gebrauch, daß er zur Nachtzeit ſang, lehrte, ſchalt und vermahnte, grade, als wenn er ſein kleines Auditorium wirklich vor ſich hätte. Ein Kloſterbruder, in deſſen Zelle er lag, drohete ihm, er ſollte die Nacht ſtille ſeyn, und ihn ruhig ſchlafen laſſen, oder er wollte aufſtehen, ſeine Ruthe nehmen, und ihm, wie er ſeinen Schülern, das Lermen vertreiben. Der Schulmeiſter merkt ſich dieß, und ſchläft darüber ein.

Des Nachts ſteht er auf, nimmt eine lange Scheere und geht zu des Bruders Bette, welcher zu allem Glücke gewachet, und bei hellſcheinendem Monde dieſen Nachtgänger geſehen, und ſich hinter das Bette verkrochen. Gundiſalvus aber näherte ſich dem Bette und ſtieß die Scheere etlichemal in das Hauptküſſen, und legte ſich darauf wieder nieder. Des folgenden Tages wußte er nichts davon, ſondern ſagte, daß ihm geträumet, der Bruder ſey mit der Ruthe zu ihm kommen, und er habe ſich mit der Scheere vertheidiget.

Ein Schüler, wie Clauderus erzählet, iſt im Schlafe aufgeſtanden, hat ſein Exercitium verfertiget, und ſich nachher wieder zur Ruhe begeben.

Im Jahre 1593 den 24ſten März iſt nicht weit von Helmſtädt ein Nachtwanderer geweſen, wie Horſt berichtet, welcher aus dem Bette aufgeſtanden, die Treppe hinuntergeſtiegen, und einen weiten Weg durch den Hof gegangen, darnach in die Küche gekommen, und in den Brunnen geſtiegen, hat die Hände und Füße hart und feſt eingeſetzt, iſt auch ganz nackend geweſen, bis aufs Hemde; iſt doch nicht ins Waſſer kommen, ausgenommen, daß er den Saum am Hemde ein wenig benetzet, und als derſelbe erwachet, vielleicht wegen des kalten Waſſers, hat er geſchrien: O mein Bein, hilft mir. Die andern im Hauſe, als ſie die Stimme hören, ſuchen und finden ihn, daß er ſich in den Brunnen mit Händen und Füßen anhält, und ſetzten ihm die Leiter mit einem Licht hinein. Dieweil er aber auf dieſe Weiſe nicht herauskommen können, laſſen ſie ihm den Eimer hinunter; da ſteiget er mit dem rechten Fuße hinein, und mit der rechten Hand hält er die Ketten, und haben ihn alſo herausgebracht; welches glücklich zugegangen, aber er iſt ſehr erfroren geweſen und ganz erſtarret.

Helmont erzählet, er habe einen Schlafgeſellen gehabt, welcher gemeiniglich des Nachts im Schlafe aufgeſtanden, mit dem Schlüſſel das Schloß aufgemacht, und wenn er eine Weile herumgewandert, bei ſeiner Zurückkunft wieder zugeſchloſſen habe. Daher Helmont einſtmals aufgeſtanden ſey, den Schlüſſel hinweggenommen und unter das Kopfküſſen verſteckt habe. Allein ſein Schlafgeſelle habe ſich hernach aus den Federn gemacht, und den Schlüſſel unter den Kopfküſſen hervorgezogen, gleich, als wenn er es geſehen hätte, daß er dahin verſtecket worden, und ſey hinweggegangen. Da er ihn nun nachgeſchlichen, habe er geſehen, daß er auf eine alte mit Moos und Gras bewachſene Wand geſtiegen. Den folgenden Morgen habe er aber von allem nichts gewußt.

Es ſchliefen drei junge Edelleute und Gebrüder, ſchreibt eben derſelbe, in einem Bette beiſammen, von dieſem ſtand der eine einſtmals ganz nackend auf, nahm ſein Hemde in die Hand, und eilte ſtillſchweigend nach einem Fenſter, ergriff das vor dem Fenſter von der Rolle herabhangende Seil, und durch Hülfe dieſes Seils rutſchet er bis zum Giebel des Hauſes, nimmt daſelbſt junge Aelſtern aus, wickelt ſelbige ins Hemde, macht ſich wieder herunter, begiebt ſich zu Bette und verſteckt darin die ins Hemde gewickelte junge Aelſtern. Da er des Morgens erwachte, und ſeine Brüder wegen ſeines Aufſtehens mit ihm ſprechen, will er von nichts wiſſen, außer daß ihm geträumet, er ſey verwichene Nacht aufgeſtanden, habe ein Aelſterneſt zerſtöret, und die Jungen aus denſelben mit ſich genommen. Worüber ſeine Brüder ihn auslachen. Als er nun aufſtehen will, ſucht er ſein Hemde im Bette, welches er auch unten zu den Füſſen mit ſammt den lebendigen jungen Aelſtern findet, und alſo nicht nur im Traume, ſondern in der That geſchehen war, was er ſeinen Brüdern erzählet hatte

Es fällt mir ein, ſchreibt der Verfaſſer der curieuſen Betrachtungen bei ſchlafloſen Nächten, wie ich einen gewiſſen Goldſchmidt gekannt habe, welcher mir ſelbſt erzählete, daß er in ſeiner Jugend mit dergleichen Uebel ſehr beladen geweſen ſey. Unter andern meldete er zweierlei, ſo ſich von dieſen in ſeinen Lehrjahren zu Hamburg mit ihm zugetragen hatte. Nehmlich es hätte ſein Lehrherr immer viel zu thun gehabt, daß die Geſellen und Jungen ſelten hätten vor zwölf bis ein Uhr des Nachts dürfen zu Bette gehen. Als dieſer Junge ſich nun einſtmals nebſt ſeinen Cameraden und Geſellen auch ſo ſpät ſchlafen geleget, und ſanft eingeſchlafen wäre, waren die andere Geſellen und Jungen zwar des Morgens darauf zu rechter Zeit wieder aufgeſtanden, hätten aber dieſen ihren Schlafgeſellen nicht mehr bei ſich gehabt, ohnerachtet ſeine Kleider noch zugegen geweſen. Da man nun nach vielen vergeblichen Suchen ihn nicht finden können, wäre er am Mittage gegen Tiſchzeit von ſich ſelbſt wieder zum Vorſchein gekommen, und zwar in einem pfütznaſſen Hemde und Haaren. Dieſes aber aus folgenden Urſachen: Es wäre das Dach von ſeines Herrn Hauſe an des Nachbarn Haus auf ſolche Art geſtoßen, daß die Dachtraufen von beiden Häuſern zuſammen in eine große Rinne gegangen wären. Nun hätte ihm gedünket, als daß ihm ſelbige Nacht geträumet hätte, es wäre ſeinem Herrn ein Canarienvogel entflogen, und er wäre dem Canarienvogel nachgeſtiegen, ihn wieder zu fangen, hätte aber hernach empfunden, was ihm vor ein ſeltſames Abentheuer im Schlaf begegnet ſey. Nehmlich er wäre im Schlafe aufgeſtanden, ſey zum Dachfenſter hinaus auf die Rinne geſtiegen, hätte ſich in ſolche Rinne gelegt und wohl ausgeſchlafen, bis gegen Mittag. Unterdeſſen aber wäre ein ſtarkes Gewitter mit einem Platzregen entſtanden; alſo, daß das von beiden Dächern zuſammenſchießende Waſſer weit über ihm müſſe hingegangen ſeyn. Dem aber ungeachtet hätte er ſolches nicht gefühlet, ſondern wäre ohne Schaden bis in Mittag in ſolcher Rinne liegen geblieben, bis er von ſich ſelbſt erwachet und als eine gebadete Maus aufgeſtanden wäre, und nicht gewußt hätte, wie er dahin gekommen, oder weswegen er ſo naß wäre. Bis ihn ſeine Leute bedeutet hätten, daß gegen den

Morgen ein heftig Gewitter geweſen; welche ſich daneben auch ſehr über ihn verwundert hätten, daß er nicht gar erſoffen wäre, weil das Regenwaſſer doch eine geraume Zeit müßte über ihn hingegangen ſeyn, und er ſolches nicht gefühlet, noch das ſtarke Donnern gehöret hätte. Noch wunderbarer kam es heraus, als mir eben dieſer Goldſchmidt erzählte, es ſey ein gewiſſer unbewohnter Thurm zu Hamburg, in welchen oft in Jahr und Tag kein Menſch käme, und alſo ſtets die Thüre des Thurms verſchloſſen bliebe. Er hätte aber einſtmals in Acht genommen, daß im Sommer die Mauerſchwalben oben in dieſes Thurms Mauer heckten. Welches Schwalbenneſt nicht gar weit von einem Loche, das oben im Thurme, wie eine offene Thür herausgehe, ſey. Da hätte er manchmal gedacht, wenn er nur zu dieſen Schwalbenneſt kommen und ſolches ausnehmen könnte. Hierauf hätte es ſich begeben, daß an einem nicht weit von dieſem Thurm ſtehenden Gebäude wäre gearbeitet worden, an welchem des Tages ſowohl, als des Nachts, große Leitern zum Bau gelegen wären. Einſtmals wäre er auf vorhererzählte Weiſe aus ſeinem Bette vermißt worden, da doch ſeine Kleider zugegen geweſen, und Niemand hätte ihn zu ſuchen gewußt. Es hätte aber eine von jetztgedachten großen Leitern deſſelben Morgens früh an mehr erwähnten Thurm gelegen, als ob jemand hätte darauf in den Thurm ſteigen, und hätte es, weil ſie bis auf die ſechs

Ellen bis an das große Loch nicht zugelanget hätte, unterlaſſen müſſen. Weil es aber gleichwohl bei jedermann einen Verdacht erwecket hätte, aus was Urſachen die große Leiter an den wüſten Thurm müſſe ſeyn geleget worden, ſo wäre die Thurmthüre geöffnet. Wie man aber hinaufgegangen und ſich oben umgeſehen, hätte man ihn (den damaligen Goldſchmiedsjungen) eben bei dem großen Loche auf einem Schutthaufen in dem tiefſten Schlafe liegend gefunden, alſo, daß ſie ihn kaum erwecken können. Als er nun endlich erwachet, hätte er nicht gewußt, wo er wäre, oder wo er dahin gekommen. Am allermeiſten aber hätte jedweder ſich verwundern müſſen, wie er, als ein ſchwacher Knabe, eine ſo große Leiter an den Thurm bringen können, welches doch der ſtärkſte Bauer allein nicht würde vermocht haben. Jngleichen, wie er hätte können von der Leiter bis in das Loch ſteigen; da doch die Leiter etliche Ellen zu kurz geweſen wäre.

Der Beſchluß im folgenden Stück.

Inhalt.

Seite

Fortſetzung der Reviſion des 4ten 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. 1.

Zur Seelenkrankheitskunde.

Johann Hermann Simmen. 28.

Zur Seelennaturkunde.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. Fortſetzung. 74.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Siebenten Bandes zweites Stück.

Fortſetzung
der
Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins.

Die ſonderbare Meinung, daß man im Traume künftige Dinge vorherſehen könne, hatte ſich ohnſtreitig durch die hiſtoriſche Tradition, daß ſo etwas würklich geſehen ſeyn ſollte, — woraus man denn gleich ſchloß, daß es würklich geſchehen könne, und durch die wohl zufällige Erfüllung manches Traums, von jeher ein ziemlich allgemeines Anſehen erworben, bis aufgeklärtere Pſychologen darzuthun ſuchten, daß ein ſolches Vorherſehn gar nicht in der Natur unſrer Erkenntniß gegründet ſey, und daß die Menſchen, welche im Traum etwas vorhergeſehen haben wollten, wären es auch die vortrefflichſten und klügſten Menſchen geweſen — unſchuldiger- oder ſchuldigerweiſe betrogen ſeyn mußten. — Allein ſelbſt dieſe Beweiſe, ſo conſequent ſie auch angelegt waren, und ſo ſehr ſie ſich auf ein näheres Studium der menſchlichen Seele gründeten, haben nicht allgemein durchdringen können, das Anſehen gewiſſer heiliger Träume lag ihnen immer noch zu ſehr im Wege, und man wird überall noch würklich aufgeklärte Köpfe finden, die durch jenes Anſehn verführt, ihren Glauben an die Bedeutſamkeit der Träume noch nicht aufzugeben wagen, und den Pſychologen mit einer Menge von Beiſpielen zu betäuben ſuchen, welche jene Bedeutſamkeit erweiſen ſollen.

Mehrere dergleichen zum Theil ſehr ſonderbare Beiſpiele ſind in dieſem Magazin um ſo williger aufgenommen worden, weil denn doch eine pſychologiſche Unterſuchung derſelben theils in dieſem Magazin ſelbſt; theils in andern öffentlichen Blättern nicht unterbleiben konnte. Das Reſultat fiel ſelten zu Gunſten der bedeutenden Träume aus. Man nahm, ſo viel es möglich war, alle Umſtände zuſammen, ſolche Träume natürlich zu erklären, ſie nach den Geſetzen der Einbildungskraft zu zergliedern, und aus der Natur unſrer Vorſtellungen zu beweiſen, daß ein Vorherſehen zufälliger Dinge bei keinem unendlichen Geiſte angetroffen werden könne, und daß die Meinung von einer im Traum entſtehenden Vorherſehungskraft der Seele eine leere Hypotheſe ſey. Durch dergleichen Unterſuchungen iſt allerdings der Nutzen geſtiftet worden, daß man nicht mehr ſo ſehr, wie ſonſt, mit einer fanatiſchen Leichtgläubigkeit an Traumbedeutungen hängt, daß man dadurch den Mechanismus unſrer Einbildungskraft näher kennen gelernt hat, und daß auch dadurch dem Aberglauben wenigſtens einiger Abbruch gemacht wurde.

Wenn man die ſogenanten bedeutenden Träume unterſucht, und ſich nicht bloß durch das Sonderbare ihrer Bilder und Folgen täuſchen läßt; ſo wird man gemeiniglich finden, daß die Seele von der hinterher erfolgten Begebenheit vorher ſchon einige, wenigſtens dunkle, Begriffe gehabt, und alſo nur gleichſam im Traume noch copirt hat; oder daß ſie ſich nur ein mit der Begebenheit homogenes Bild geträumt zu haben einbildete; oder daß ſchon würkliche Vermuthungen vorhergingen, die man in gewiſſen Momenten wieder vergeſſen hatte, welche aber der Traum wieder aufwekte, oder daß ſich ein Betrug der Sinne, eine ſchwärmeriſche Nachbildung, auch wohl gar ein Drang, das würklich zu machen, was man zufällig geträumt hatte, mit ins Spiel miſchte. Ich gebe gerne zu, daß es Träume giebt, wobei alle dieſe angeführten Umſtände unanwendbar bleiben; aber wer wagt es zu läugnen, daß einer, oder der andre davon auf eine verſtekte Art zum Grunde liegen kann, und daß ein ge-

gewiſſer Zufall der Sache einen ganz eigenen Ausſchlag gegeben haben dürfte.

Nach dieſen vorausgeſchikten wenigen Bemerkungen über die Bedeutſamkeit der Träume überhaupt, komm ich zur Bedeutung einiger einzelnen, die im lezten Stück des 4ten Bandes und im folgenden angeführt ſind, und in der That wegen ihrer Sonderbarkeit etwas näher unterſucht zu werden verdienen.

„Ein Rendant den der Herr Einſender des Traums Herr Seidel und Herr Prof. Moriz perſönlich kannten, hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kaſſengelder entwendet wurde. Die Verlegenheit des unglüklichen Mannes, der weiter kein Vermögen hatte, als was ihm ſein Poſten einbrachte, war außerordentlich groß. Das Fehlende ſollte nun erſezt werden; ſollte ſchon in weniger Zeit, als einem Monat erſezt ſeyn, weil er alsdenn Rechnung ablegen, und ſeine Kaſſe folglich richtig ſeyn mußte. Seine Freunde waren nicht im Stande, ihm eine ſo anſehnliche Summe gleich vorſchießen zu können. — Er ſuchte alle noch ſo entfernte begüterte Bekannte auf, und die Zeit der Berechnungskaſſe nahete bis auf wenige Tage heran, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.“

„Nun träumte er in der einen Nacht, als ob ihm jemand ſage: er möchte in die *** Straße, in das *** Haus gehen. Beides, Straße und

Haus waren ihm ſo deutlich durch bekanntere Häuſer bezeichnet, daß er nicht irren konnte. In dem Hauſe nun ſollte er zwei Treppen hinaufgehen, ſich aber auf der zweiten in Acht nehmen, daß er nicht herunterfalle, und ſo würde er das nöthige Geld erhalten.“

„Am Morgen des folgenden Tages, da ihn dieſer Traum noch ganz beſchäftigt, kommt einer ſeiner Freunde zu ihm, dem er dieſe ſeine Traumgeſchichte erzählt, und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hauſe in der zweiten Etage wohne; — denn er ſelbſt wußte das nicht. Der Mann, den er da finden, und der ihm Geld leihen ſollte, war ihm ſo ſehr unbekannt, daß er ſich nur erinnerte, ihn ein einziges mahl in einer großen Geſellſchaft geſehen zu haben. — Er fand es aber nicht für rathſam, zu einem ihm völlig unbekannten hinzu gehen.“

„Er ſucht alſo denſelben Tag aufs neue Hülfe; aber vergebens. Am zweiten Tage nach ſeinem gehabten Traum glaubt er aber ſeiner eigenen Ruhe auch das noch ſchuldig zu ſeyn, und zu dem Unbekannten zu gehen. — Er geht, — und erinnert ſich im hinaufſteigen auf der zweiten Treppe des Hauſes der Warnung nicht herabzufallen.“

„Er geht langſam und bedächtig fort, und iſt nun faſt hinauf, als oben das Zimmer zur rechten Hand heftig und ganz geöfnet wird, und durch die ſchnell aufgeriſſene Thür ſich zugleich eine kleine Gitterthür an der Treppe, die nicht befeſtigt war, einwärts nach der Treppe zu öfnet, ſo daß er durch dieſe ihm entgegenſtoßende Gitterthür leicht hätte in Gefahr gerathen können, getroffen zu werden, oder gar herabzufallen. Gleich nach Eröfnung des Zimmers kommt jemand heraus, der ihn um Verzeihung bittet, daß er durch die plötzliche Erweiterung ſeiner Thür, ſein Heraufgehen aufgehalten und gehindert habe, und entſchuldigt ſich deshalb mit der Eilfertigkeit ſeiner Geſchäfte.“

„Der unglückliche Rendant vermuthet, daß dies eben derſelbe Mann ſey, zu dem er wolle, und trägt nun, da er doppelt beſtürzt iſt, ſein Anliegen ohne Umwege vor, — und erhält das Geld.“

Da bei der Erzählung faſt jeder Traumgeſchichte eine Menge von Umſtänden ausgelaſſen worden, die zur natürlichen Erklärung des Phänomens nothwendig ſind, und auch dies wohl hier der Fall iſt: ſo ſcheint erwähnter Traum, ſo wie er da erzählt wird, in der That ſonderbar, und bedeutend genug zu ſeyn. Allein konnte nicht der Rendant bei ſeinem hin und her Grübeln: — woher wohl Geld anzuſchaffen ſey? nicht auch mit auf jenes Haus wenigſtens Vermuthungsweiſe gefallen ſeyn?*) Selbſt die Nebenideen von andern in der Gegend liegenden Häuſern, wodurch er ſich im Schlafe orientirt, laſſen dies vermuthen.

---

*) Man konnte ihm auch von jenem Manne geſagt haben, was aber der Rendant wieder vergeſſen hatte.

Das Traumbild von dieſem Hauſe — und (da er während ſeiner Bekümmerniß wohl manche Treppe geſtiegen ſeyn mochte) — von einer Treppe, die er hinauf ſteigen ſoll, vielleicht noch kurz vorher eine dergleichen Treppe geſtiegen war, — konnte alſo ſehr leicht in ihm entſtehen, und dies wäre gar nichts Seltſames geweſen, — als welches nur in der Erfüllung ſeines Traums liegt; — aber nun eben dieſe Erfüllung? Sein Freund kennt den Mann, von dem er geträumt hat. — Hatte dieſer nicht etwa ſchon, ohne daß es der Rendant je erfuhr, den reichen Mann dahin geſtimmt, dem Unglücklichen die Summe vorzuſchießen? — ſo daß alſo die Erfüllung des Traums durch den guten Freund, oder auch durch einen andern vermittelt wurde. Auf dieſe Art wäre das ganze Räthel erklärt, wenn man es auch gar nicht einem bloßen Zufall zuſchreiben wollte.

Der Traum, welchen Herr Voß im 3ten Stük des 4ten Bandes S. 84 ff. erzählt, ſcheint mir überhaupt genommen von keiner großen Bedeutung zu ſeyn, ſo leſenswürdig auch die vorhergehenden Bemerkungen über Träume von eben demſelben Verfaſſer ſind. Daß ein verheirathetes Frauenzimmer im Traume vergeſſen kann, daß ſie verheirathet iſt, daß ſie den Liebesantrag eines andern jungen Mannes im Traume annimmt, Reflectionen anſtellt, ob es nicht beſſer ſey, ihn nicht anzunehmen, und ihrer Phantaſie ganz die Scene einer Verlobung ſpielen läßt, — — finde ich gar nicht ungewöhnlich, da ſich die Seele, wenn ſie träumt, ſo leicht in nicht exiſtirende Situationen hinein denken und Zuſtände fingiren kann, die nicht einmahl möglich ſind. Der Pſychologe hat eine andre Abſicht bei Beobachtung der Träume, als dem bloß gewöhnlichen Spiele ihrer Bilder nachzuforſchen, und die Seelenlehre gewinnt durch die bloße Erzählung von Traumgeſchichten nicht viel, wenn dabei nicht folgende Unterſuchungen angeſtellt werden.

a) Welches waren die veranlaßenden Umſtände von außen oder die gelegentlichen innern Urſachen in der Maſchine, die der Seele den erſten Schwung gaben, eine gewiſſe Ideenreihe während des Schlafs zu beginnen? —

b) Warum fing ſie dieſe Ideenreihe grade ſo und nicht anders an, warum ließ ſie nähere lebhaftere Bilder liegen, grade als ob ſie gar nie in der Seele exiſtirt hätten, und ging zu ganz andern, ganz fremden über, ja zu Ideen, die ſie ſich vielleicht noch nie im Wachen gedacht hatte? —

c) Woher rührt die oft ganz vertilgte Gedächtnißkraft in Abſicht der bekannteſten Vorſtellungen, da doch in dem nehmlichen

chen Moment die Seele längſt verloſchene Bilder in ſich wieder mit einer erſtaunlichen Deutlichkeit hervorruft, die ihr im Wachen nicht möglich ſeyn würde? —

d) Da die Seele im Traume ganz mechaniſch zu handeln ſcheint, wie kommt es daß ſie die Intervallen in ihren Ideenaſſociationen nicht immer bemerkt; ſondern darüber hinwegeilt, und doch nach den logiſchen Geſetzen des Denkens gehandelt zu haben glaubt? —

e) Laſſen ſich die Erfüllungen vieler Träume nicht aus einer ſchon vorhergehabten Ideenfolge erklären, die man ſchon einmahl in Wachen gehabt, ſie vergeſſen, und im Traum wieder mit einer neuen Lebhaftigkeit gedacht hatte? —

f) Läßt ſich die Natur des Traums nach Bonnets Analyſe lediglich aus dem Mechanismus der Fiberbewegung erklären, und hängt die verſchrobene Ordnung des Denkens im Traume von gewiſſen innerlichen Stößen ab, welche ſich nebenbei ereignen, und die Ordnung der Bewegungen und auch folglich die der Gedanken mehr oder weniger ſtöhren? *)

---

*) Wir wiſſen aus der Erfahrung ſagt Bonnet, II Theil ſeines Werks über die Seelenkräfte S. 57 und 58 daß die

Dergleichen Unterſuchungen müßten durchaus über die Theorie des Denkens und Empfindens ſelbſt vieles Licht verbreiten, und würden am Ende deutlich zeigen, daß es keinen einzigen bedeutenden Traum giebt, der nicht auf eine ganz natürliche Art erklärt werden könnte.

Dies glaub ich iſt der Fall bei allen im 5ten Bande dieſes Magazins angeführten oft ſehr ſonderbar ſcheinenden Träumen. Ueber den Traum des Freiherrn von Seckendorf 5. B. 1. St. Seite 55 ff. habe ich mich ſchon am Beſchluß der davon mir mitgetheilten Erzählung erklärt, und ich habe das Sonderbare

---

die Bewegung (der Fibern) ſich nach der Seite auszubreiten ſucht, wo ſie den wenigſten Widerſtand findet. Nun findet ſie aber weniger Widerſtand, wenn ſie ſich nach der Ordnung ausbreitet wonach die verſchiedenen Fiberlagen öfters erſchüttert werden, z. B. nach der Ordnung, die wir durch die Reihe A B, C, D, E. F. G ausgedrukt haben. Nehmen wir nun an, daß ein innerlicher Stoß die Lage A erſchüttere; ſo wird ſich die Bewegung von A nach B, von B nach C u. ſ. f. auszubreiten ſuchen. Wenn aber in dem Augenblick, da die Lage C ſo eben von der Lage B erſchüttert werden ſoll, ein neuer innerlicher Stoß dazu kommt, welcher die Lage F ſtärker erſchüttert, als die Lage C von der Lage B erſchüttert werden kann; ſo erfolgt die Vorſtellung F unmittelbar nach der Vorſtellung B, und ſo wird die Reihe alſo in Unordnung gebracht derbare darin gar nicht finden können, was man darin finden wollte, ob ich gleich nicht läugnen will, daß manche darin vorkommende Scene etwas Schauderhaftes hat.

Nicht unerklärbarer iſt der Traum Seite 103. St. 2. B. 5. den der ſeelige Profeſſor Meier zu Halle ſeinen Zuhörern in den pſychologiſchen Vorleſungen jährlich einmahl mittheilte: „Ein junger Gelehrter in Halle träumte einſt, daß er ſich auf dem dortigen Kirchhofe befände, und auf einem Leichenſtein ſeinen eigenen Namen nebſt dem Tage ſeines Todes deutlich angezeigt fand. Nur die lezte Ziffer der Jahrszahl war mit Moos bewachſen; er wollte ihn wegkratzen; aber in dem Augenblick erwachte er. Er ſchrieb ſogleich den ganzen Traum auf, verſiegelte das Papier, und ſchloß es in ſeinen Schreibſchrank, mit der völligen Ueberzeugung, daß er bald und an dem angezeigten Tage ſterben werde. Er gab Meiern kurz vor ſeinem Tode den Schlüſſel zum Schreibtiſch, und Meier fand bei der Eröfnung des verſiegelten Papiers, daß der Traum des jungen Gelehrten richtig eingetroffen war, denn er ſtarb grade an dem angezeigten Tage.

Bei der ganzen Geſchichte iſt mir dies gleich anfangs aufgefallen, daß der junge Gelehrte ſeinen Tod nicht beſtimmt vorherſahe, denn die lezte Ziffer der Jahrszahl war ihm unbekannt geblieben; der Tag traf freilich richtig ein, allein man weiß aus mehrern Beiſpielen dieſer Art, daß eine ſehr lebhaft erregte Einbildungskraft zur Erfüllung ſolcher ſchwarzen Bilder ſehr viel beitragen kann, wovon mehrere auffallende Exempel in dieſem Magazin vorkommen. Unläugbar iſt es, daß ſolche Erſchütterungen auf die Geſundheit des menſchlichen Körpers gewaltig würken, und daß dieſe gleichſam in den Graden abnimmt, als ſich die Seele dem ſich faſt eingebildeten Ziele zu nähern glaubt. Es liegt daher in dem Gedanken gar nichts unnatürliches, daß die Einbildungskraft ein phyſiſcher Grund des Todes worden, und daß die menſchliche Seele im Körper zu exiſtiren aufhören kann, wenn ſie ſich den Gedanken einmahl feſt imprimirt und den Körper zu einer ſucceſſiven Abnahme ſeiner Kräfte gezwungen hatte. Vielleicht giebt es ſelbſt einen ſo hohen Grad der Einbildungskraft, daß die Seele zu denken, und ſich ihrer Bewuſt zu ſeyn in dem Moment aufhört; wo ſie ſichs feſt einbildet, daß ſie zu denken aufhören müſſe; ſo daß alſo, ob wir gleich hievon noch keine genaue Beiſpiele *) anführen können, der Tod bloß die Folge einer ſehr lebhaften Vorſtellung werden könnte, welche ſich die Seele einige Zeit, als das lezte Ziel ihrer Thätigkeit gedacht hatte.

---

*) Ein dergleichen Beiſpiel wird doch in folgendem Stük vorkommen.

Seite 18. St. 3 des 5ten Bandes kommt ein Traum vor der vielen ſehr ſonderbar geſchienen hat. „Der Ehemann einer jungen Dame iſt verreiſt, ſie erhält eines Abends einen Brief, daß er ſich ganz wohl befinde, und bald wieder bei ihr zu ſeyn gedächte. Das junge Weib ſchläft ein, erwacht aber bald wieder mit einem kreiſchenden Geſchrei und ſagt: daß ihr Mann ermordet ſey, ſie habe ihn eben ſterben geſehen. Sie erzählt eine Menge von Umſtänden die dabei vorgefallen ſind. Man ſucht ſie zu beruhigen; ſie ſchläft wieder ein, wird aber von dem nehmlichen Traume noch einmahl aufgewekt, und nun bleibt ſie dabei, daß ihr Mann todt ſey. Die Sache hat ſeine Richtigkeit. Vier Monat nach ihrem Wittwenſtande geht ſie in die Kirche, und ſieht da einen Officier, welchen ſie im Traume erblikte, als ſie die Viſion von ihres Mannes Tode hatte, eben den Mann, der ihrem Gatten bei ſeinem Verſcheiden noch den lezten Beiſtand leiſtete. Sie hatte das größte Verlangen dieſen Mann zu ſprechen, und er war es würklich, der bei dem Tode ihres Gatten zugegen geweſen war. Auch trafen alle Umſtände ſeiner Erzählung mit ihrem Traume vollkommen überein.“

Da ich mich über dieſen Traum ſchon am angeführten Orte erklärt habe, und ihn würklich für eine Erzählung halte, wobei vielerley Umſtände ausgelaſſen ſind; ſo iſts nicht nöthig, mich hierüber weiter auszulaſſen; indeſſen will ich doch die Erklärung des

Herrn Profeſſor Tiedemanns beifügen, die er von dieſem Traume in ſeinen Unterſuchungen über den Menſchen Theil III. S. 240 dem Publico mitgetheilt hat:

Das, was nach der Erzählung Wunderbares in dem Traume iſt, iſt folgendes: die Dame träumt noch an eben dem Abend vom Tode ihres Gemahls, da ſie doch einen Brief von ſeinem Wohlſeyn empfangen hat; ſie ſieht im Traume den Ort, wo er ermordet iſt; ſie wird auch den Officier gewahr, der ihm beigeſtanden hat, und erkennt ihn hernach, ohne ihn vorher geſehen zu haben; ſie erblikt endlich ganz genau die Art, wie er verwundet wurde, und daß der Officier ihn aus ſeinem Hute tränkte. Dies Wunderbare verſchwindet, ſo bald man annimmt: **daß die Dame die Gegenden alle genau kannte; daß ſie Gefahr zu beſorgen Urſache hatte; daß endlich auch der Zufall ſeine Rolle dabei zu ſpielen nicht unterließ.**

Dies anzunehmen berechtigt mich die Erzählung ſelbſt. Der Mann ſchrieb: es hätte nicht das Anſehen, daß er Gefahr laufen würde: alſo war er in einer gefährlichen Gegend, alſo kannte die Dame die Art von Gefahr, die zu beſorgen war, und auch die Gegend, wo ſie zu beſorgen war. Der Mann hatte den Abend vorher geſchrieben, wo er zulezt geweſen war: hieraus alſo konnte die Dame leicht berechnen, wo er von da hingekommen, durch welche Wege er dahin gekommen war. Ohne Zweifel wuſte ſie auch, daß es in der Gegend viele Officiers gab, daß folglich ein Officier ihm wahrſcheinlich zu Hülfe kommen würde.

Nach dieſen in der Erzählung ſelbſt gegründeten Vorausſetzungen erkläre ich nun alles ſehr natürlich ſo: Die Dame ſchlief mit großer Bekümmerniß um ihren Gemahl ein: vermuthlich hatten die Worte des Briefes, es wäre kein Anſchein von Gefahr da, dieſe noch lebhafter gemacht; denn wo man etwas ſehr fürchtet, da nimmt man ſelbſt aus den Gründen, nichts zu fürchten, Furcht her. Nach dem Briefe wuſte ſie, von wo ihr Gemahl zulezt ausgereiſet war, und da ſie die Gegenden kannte, vielleicht auch aus andern Nachrichten wuſte, daß es bei einer gewiſſen Quelle unter gewiſſen Bäumen nicht ſicher wäre: ſo ſezte ſie da die Scene des Todes hin. Oder auch vielleicht waren auf dem Wege ſonſt keine Bäume, als bei der Quelle, und unter den Bäumen mußte doch nach der Natur der Dinge der Mord eher geſchehen, als im freien Felde. Weil ſich in der Gegend Truppen aufhielten, weil die Dame von einem Officier eher Beiſtand als von einem andern vermuthen konnte: ſo ſezte ihre Phantaſie einen Officier zum Beiſtand. Dieſer Officier hatte ein blaues Kleid, weil die Dame wuſte, daß es ſo gekleidete Officiers da gab. Daß ſie die Wunde ihres Mannes in die Seite ſezte, kam vielleicht aus der Art, wie ſie ſich die Angreifer und den Angriff vorſtellte, die man uns aber nicht berichtet

richtet hat. Aus der Erzählung ſieht man, daß der Herr ein Mann vom Stande war; ein ſolcher wehrt ſich mit dem Degen, man läßt ihn alſo auch nach den natürlichen Geſetzen der Aſſociation mit einem Degen angegriffen werden, und ein Stich geht nach eben der Regel eher in die Seite als ſonſt wohin. Er war verwundet, an einer Quelle verwundet; es war nur ein Officier da: was war alſo natürlicher, als daß die Phantaſie ihr ihren Gemahl durſtig und den Officier ihn aus ſeinem Hute, aus Mangel eines andern Hülfsmittels, tränkend darſtellte? Sie erkannte den Officier wieder, entweder weil er eine von den Geſtalten hatte, dergleichen es viele giebt, und weil ihre Imagination ihr eine ſolche Alltagsgeſtalt dargeſtellt hatte, oder auch weil der Zufall wollte, daß er eben die Bildung hatte, die ſie im Traume geſehen hatte. Daß dieſer Traum erfüllt wurde, war gleichfalls eine Wirkung des Zufalls, der ſo manche in unſern Augen ſonderbare Dinge hervorbringt.

Eben dieß lezte war ohnſtreitig der Fall bei einem Seite 75. St. 3, des 5ten Bandes angeführten Traume, der mir von dem kürzlich verſtorbenen Conſiſtorialrath Fedderſen mitgetheilt worden iſt.

Der Herzog von * * * träumt 1769 vom 8. zum 9. October: es würde ihm am folgenden Tage ein fürchterliches Unglük begegnen. Er bittet ſeine Fa-

Familie an dem Tage nicht auszufahren, oder auszugehen, weil ihm bange ſey, es möchte einem von ihnen ein Unglük begegnen; — der Traum bleibt jezt unerfüllt. Aber im Anfange des Octobers 1770 wird ſeine Gemahlin von einer Prinzeſſin glüklich entbunden. Am 9. October fühlt ſie ſich ſo munter, und geſtärkt, daß ſie das erſtemahl aus dem Wochenbette aufſteht, um eine Stunde im Sopha zu ſitzen. Um ihrem Gemahl eine Freude dadurch zu machen, läßt ſie ihn rufen. — Freudig eilt er die Treppe herunter, — aber — indem er in ihr Zimmer tritt, ſieht er ſie — ſterben. In der Minute, da ſie ihm die frohe Nachricht geben ließ, hatte ſie der Schlag getroffen. — Genau ein Jahr nachher wurde alſo erſt der Traum erfüllt. —

Alſo um ein ganzes Jahr hatte diesmahl die Ahndung getrogen! — Es laſſen ſich ſehr viele phyſicaliſche und andre Umſtände denken, warum uns bisweilen ein ängſtliches Bild während des Traums vorſchwebt, das wir ſonderlich bei zu vielem Blut und einem furchtſamen Temperament für eine Vorbedeutung zu halten geneigt ſind, — ſo wie wir manche dunkle Ideen aus Träumen mit in den Zuſtand des Wachens herübernehmen, die uns auf ganze Tage verſtimmen und in die finſterſten Launen verſetzen können.

Dergleichen dumpfe Empfindungen können aber nicht als etwas Vorbedeutendes angeſehen werden, weil wir nicht einmahl wiſſen, worauf ſie ſich beziehen. Trägt ſich hingegen darauf irgend ein Unglük von **ohngefähr** zu; ſo wird denn gleich die dunkle unangenehme Empfindung darauf applicirt, — ſie mag ſich dazu paſſen oder nicht, und der Zuſammenhang zwiſchen dem Vorherſehen und der Begebenheit mag noch ſo ungewiß ſeyn.

Ich habe manchmahl darüber nachgedacht, **warum** die meiſten Menſchen ſo gern das Anſehn haben wollen, — etwas **vorherſehen zu können**, oder etwas **vorhergeſehen zu haben**; und ich habe den Grund davon gemeiniglich in einer **furchtſamen** Gemüthsart, die ſich ſo gern ſchwarze Bilder ſchaft, und in der **Begierde** zum Außerordentlichen gefunden. Jene iſt vermöge ihrer Natur mißtrauiſch gegen Facta und Menſchen, und transferirt ihre Einbildungen gar leicht auf würkliche Objecte, weil ihr gleichſam das Vermögen fehlt, die Diſtanz zwiſchen dem imaginirten Bilde, und einer würklichen Sache zu meſſen, ſondern beides mit einander verwechſelt. — Dieſe, nehmlich die Begierde zum Außerordentlichen, welche pſychologiſch mit der Furchtſamkeit des Gemüths zuſammenhängt, reizt die Imagination viel zu ſehr, als daß bei ihren Phantaſien die Vernunft immer zu Rathe gezogen würde. Jene, die Imagination, bewürkt durch das Außerordentliche ein gewiſſes **Schaudern**, das uns nicht unangenehm iſt, weil es uns mit hundert neuen Bildern beſchäftigt, und unſern in der Jugend empfangenen Begriffen von Wunderbaren reichliche Nahrung verſchaft. Dieſe frühen Begriffe haben ſich gemeiniglich ſo feſt geſezt, daß wir erwachſene und geſcheidte Leute eben ſo wohl als Kinder mit erneuerter Aufmerkſamkeit aufhorchen ſehen, wenn ein Geſchichtchen von Ahndungen, Viſionen, und andern dergleichen Fabeleien erzählt wird.

C. F. Pockels.

Die Fortſezung folgt.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

1.

Auszug aus dem Mercure de France dieſes Jahrs. Nro. 2.

Es iſt ausgemacht, daß die jetzige Krankheit des Königs von England ſchon ſeit einiger Zeit ihren Anfang genommen hatte, ehe das Publicum davon benachrichtigt wurde. Der erſte Zug, wodurch ſich der Wahnſinn des Königs entdeckte, war eine Veränderung in ſeiner Namens Unterſchrift, worin er ſich nicht mehr, wie ſonſt, Georg; ſondern Georgius nannte. Sein gewöhnlicher Weiſe gleiches und ſanftes Humeur äußerte ſich (ſchon vor dem gänzlichen Ausbruch ſeines traurigen Uebels) bisweilen auf eine ſtürmiſche Art. Schon im Bade zu Cheltenham bemerkte man gewiſſe Reden des Königs in Betreff der alten Miniſter, die ſein Zutrauen verlohren hatten. — Reden die er Leuten eröffnete, die nicht dazu gemacht waren, dergleichen Vertraulichkeiten zu empfangen. Bald entdeckten ſich aber noch mehrere Spuren ſeines verworrenen Gemüthszuſtandes. Kurze Zeit nach ſeiner Zurückkunft aus dem Bade ſprach er den portugiſiſchen Miniſter, — der König befahl ihm mit einem heftigen Tone, ſich ſogleich wegzubegeben! Der erſchrockene Envoye eilte nach Hauſe, und ſagte ſeinem Secretär: wir müſſen ſogleich einpacken, denn wir werden Krieg bekommen! — Der Doctor Willis, deſſen Sorgfalt der König ganz allein anvertraut iſt, verdient eine beſondere Aufmerkſamkeit. Es giebt wenige außerordentlichere und geſcheidtere Leute. Schon ſeit langer Zeit unterhielt er in der Grafſchaft Lincoln eine Penſionsanſtalt für vornehme Wahnwitzige. Er beſitzt ein außerordentliches Anſehn über ſie, welches er ſeiner Feſtigkeit, ſeinem kalten Blute und ſeiner eben ſo gebietheriſchen Phyſionomie, als ſein ganzer Character iſt, zu verdanken hat. Da er ſeine Kranken wie Kinder betrachtet, die ihrer Vernunft nicht mächtig ſind; ſo beherrſcht er ſie durch **Furcht**. Sie würden bosʼhaft werden, wenn ſie wüßten, daß ſie Furcht erregen könnten; man macht ſie aber nachgebend und gehorſam, wenn man immer kaltblütig mit ihnen verfährt. Doctor Willis läßt ſie zuſammen ſpeiſen; bisweilen ladet er auch Fremde zu dieſen Mahlzeiten ein. Manchmahl iſt er freilich auch dem Unwillen ſeiner Kranken ausgeſezt, wenn er ihren Narrheiten nicht nachgeben will. Eines Tages warf während der Mahlzeit einer von dieſen Tollen ſein Meſſer auf den Doctor mit der Abſicht, ſeine Bruſt zu durchboren. Der Wurf ging fehl. Willis, ohne ſich zu erſchrecken, oder in mindeſten aufgebracht zu werden, befahl dem Wahnwitzigen, ſein Meſſer wieder aufzuheben, und ſich ſogleich in ſeine Kammer zu verfügen. Eine ähnliche Begebenheit trug ſich auch einſt mit einem Piſtolet zu; — aber er beherrſcht ſie bei allen ihren wüthenden Anfällen auf die nehmliche Art. Jeder hat ſeinen eigenen Wächter bei ſich. Wenn die Anfälle zu heftig werden, ſo nimmt er ſeine Zuflucht zu einem ſehr engen Rocke (Strait waits-coat) welcher ihre Arme zuſammenſchnürt, und den ganzen Körper feſſelt. Das Schrecken vor dieſem Zwangkleide dient ihm zu einem Zaum, ſeine Patienten zu regieren. Die gewöhnlichen Aerzte des Königs konnten mit ihm nicht fertig werden; Willis aber behandelt ſeinen hohen Kranken, wie die andern. Er hat ſogar ſeinen gebietheriſchen Ton gegen ihn noch erhöht. Sein Sohn und ſeine eigenen Leute, die an dergleichen Art von Dienſt gewöhnt ſind, haben die Stellen der gewöhnlichen Dienerſchaft des Königs eingenommen, welcher ſeinem Oberaufſeher Willis das herablaſſenſte Zutrauen ſchenkt. Gewöhnlicher Weiſe iſt der Kranke ſanft und nachgebend. Aber wenn ihn ſeine Unruh beherrſcht; ſo fließen ihm ſeine Worte wie ein Strom aus dem Munde. Er hat dabei ein ungeheures Gedächtniß, und ſprach einſt (dies iſt ein ausgemachtes Factum) 19 Stunden hintereinander. Neulich verſtattete man der Königin einen Beſuch bei ihrem Gemahl, indem man jezt dadurch die Zärtlichkeit des Königs nicht ſehr zu erſchüttern glaubte. — Endlich glaubte man, daß die Königin ſich wegbegeben müſſe — die Scene ward fürchterlich. Der König wollte nicht in die Entfernung ſeiner Gemahlin willigen, er ſchrie laut, daß er ſeit der Abweſenheit ſeiner Gemahlin zu unglüklich geweſen wäre, und daß man ſie nicht mehr von ihm abſondern möchte! — Willis aber ſtellte dem Könige ſogleich vor, daß die Königin ſchmerzlich gerührt ſey, daß ſie krank werden könnte, und ſogleich gab der König nach, und entfernte ſich.

2.

Mit Vergnügen benutze ich die mir angebotene Gelegenheit, eine im 3ten Bande des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde 3tes Stück, Seite 106. eingerückte Geſchichte zu berichtigen, die der mir unbekannte Einſender gewiß nicht aus meinem Munde gehört, oder wenigſtens nicht recht behalten hat.

Der Vorfall iſt im Ganzen wahr, die Umſtände aber ſind ſehr verunſtaltet. Er begab ſich am hellen Tage in meinem außerhalb der Stadt liegenden Garten, der noch am Ende des vorigen Jahrhunderts ein offner Weinberg war. Ein junger Geiſtlicher, der mich dahin begleitete und zuvor nie da geweſen war, fühlte auf einem gewiſſen Platze einen Schauer, den ich am beſten mit einer elektriſchen Erſchütterung vergleichen kann. Wir beide waren allein. Ich mußte mehrmahls in ihn dringen, bis er mir ſagte, daß ihn dieſer Schauer faſt immer an Orten anwandle, wo Jemand begraben liegt. Er fügte hinzu, die Dunkelheit der Nacht würde vermuthlich ſeine Wahrnehmung beſtätigen. Abends um 9 Uhr (es war im Frühling 1759.) Kehrte ich mit ihm in den Garten zurück, und er verſicherte mich, auf dem beſagten Platze, nicht eine lange hagere Geſtalt, ſondern eine kaum fünf Fuß hohe Dunſtſäule zu erblicken, die ihm einer weiblichen Figur ähnlich ſchien. Ich trat dicht auf die Stelle, konnte ihn aber nicht dazu bewegen ein gleiches zu thun. Ich fuhr mit dem Stocke und mit der bloßen Hand überall umher, ohne weder einen Widerſtand noch einen andern Eindruck zu empfinden. Mein Gefährte verſicherte mich, ſo wie ich die Dunſtſäule zertheilte, flöße ſie wieder, gleich einer getrennten Flamme, zuſammen.

Dieſe nächtliche Wallfahrt habe ich mit mehrern meiner Freunde im Lauf eines Jahres bei jeder Witterung öfters wiederholt, ohne daß, außer dem erſten Entdecker, jemand das Mindeſte geſehen oder verſpürt hätte. Einmal ſchob ich mit Hülfe meines Bruders ihn mit Gewalt auf die gedachte Stelle. Zittern und Grauen ergriffen ihn, und noch des andern Tages bemerkte Jedermann die Todesbläſſe ſeines Geſichtes.

Den folgenden Frühling ließ ich, nicht des Nachts (ich wüßte nicht, warum ich, der ich hier keinen Schatz ſuchte, die Geiſterſtunde hätte wählen ſollen) ſondern an einem ſchönen Tage und in Beiſeyn mehrerer noch lebenden Perſonen, auf dem Platze nachgraben, und wir fanden würklich ungefähr fünf Fuß in der Erde, unter einer iſolirten Schichte Kalchs, ſehr vollſtändige Reſte eines menſchlichen Gerippes, wobei beſonders der Schedel und die Kinnbacken mit den Zähnen noch ganz erhalten waren.

Wahr iſts, daß mein ſchäzbarer Freund, den ich nach dieſer Operation auf die Stelle führte, nicht die mindeſte Abneigung oder Erſchütterung mehr ſpüren ließ, und daß ich nachher noch mehr als einmal Gelegenheit hatte, mich zu überzeugen, daß ſein Nervenſyſtem durch die Ausdünſtungen auch von alten Gräbern, auf eine mir unerklärliche Art angegriffen wurde. Dabei beſizt er ein äußerſt ſcharfes Geſicht und kann noch jezt ſich des Nachts überall ohne Licht finden.

Da Herrn Moriz daran gelegen ſeyn muß, lauter getreue Thatſachen zu liefern, ſo willige ich ſehr gerne darein, daß ihm gegenwärtige Erläuterungen und Zuſätze mitgetheilt werden. Die übrigen Umſtände ſeiner Erzählung ſind der Wahrheit ge-

gemäß: deswegen hielt ich für unnöthig, ſie zu wiederholen.

Vielleicht kann dieſes Phänomen, das gewiß nicht das einzige ſeiner Art iſt, den Glauben des Alterthums erklären, daß die Schatten der Verſtorbenen über ihren Gräbern ſchweben. Und da der Irrthum ſich ſo oft in den Nimbus der Wahrheit gehüllt hat, ſo können unreine Hände wohl auch der Wahrheit das phantaſtiſche Gewand des Irrthums umgehängt haben.

Pfeffel.

3.

Ueber Seelenkrankheit und einen Seelenkranken Menſchen.

Der Herr Profeſſor Moritz äußert in ſeiner Reviſion der drey erſtern Bände ſeines Magazins die Meinung: daß jedes Laſter eine Seelenkrankheit ſey. Ich bin ebenfalls der Meinung, daß jederlaſterhafte ein Seelenkranker ſey, und eigentlich dieſe Benennung einem ſolchen nur beigelegt werden könne. Verwirrung, Raſerey, Tiefſinn, Schwermüthigkeit u. ſ. w. ſind eigentlich keine Seelenkrankheiten, weil der Grund dieſer Krankheiten (vielmehr Schwachheiten) nicht in der Seele, ſondern in dem thieriſchen Körper ſelbſt geſucht werden muß. Körperliche Umſtände verhindern die Seele ſo oft ſie leidet in ihren Wirkungen und zerrüttet ihren natürlichen Zuſtand der Selbſtthätigkeit. Verletzung oder Druck des Nervenſyſtems, die durch vielerlei Veränderungen im Körper und durch äuſſere Umſtände verurſacht werden kann; durch verdicktes, ſchweres Geblüt, durch ſchlechte Beſchaffenheit des Magens, durch Würmer, durch Kontuſionen des Kopfs, durch Schreck, Furcht, Freude, mit ihm durch tauſendfältige Umſtände, wodurch die thieriſche Maſchine, der ſich die Seele zu ihren Wirkungen bedient, ihr eigenthümliches Vermögen und Kraft, zum freien Wirken verlieret, iſt allemal Urſach der Verſtandloſigkeit und der unregelmäſſigen Handlungen (Aeuſſerungen) der Seele. Verwirrung, Raſerey und all' die ſonderbaren Erſcheinungen, die uns eine aus ihrem Wirkungskreiſe verſetzte Seele ſehen läßt, wär alſo kein kranker Seelenzuſtand, wohl aber zeigte ein ſolcher Umſtand eine Verhinderung der Seele an, die durch Schuld ihrer beſchädigten Maſchine nicht regelmäſſig wirken kann. Die körperliche Krankheit, woher wir den Begriff Seelenkrankheit ableiten, giebt uns die Idee an, was Krankheit, (Schwächlichkeit, Ungeſundheit) ſey, nemlich; wir nennen Krankheit denjenigen Zuſtand des Körpers, in welchen der Menſch untüchtig iſt, ſein natürliches (angebohrnes) Vermögen zu wirken oder handeln, anzuwenden; iſt dieſes Vermögen zum Wirken irgend wodurch gehemmt oder geſchwächt, wie z. B. durch Mattigkeit, Schmerz, Verſtümlung u. ſ. f. ſo nennen wir den Menſchen krank, d. i. unbrauchbar zur Arbeit zu ſeinen Geſchäften, zu denen er ſonſt aufgelegt, tüchtig war. Krankheit des Körpers iſt folglich ein veränderter, geſchwächter Zuſtand des Körpers, der aus dem Körper ſelbſt ſeinen Urſprung nimmt, und den Grund ſeines veränderten Zuſtandes in ſich hat. Nach dieſer Idee, die ich mir von der Natur der körperlichen Krankheit bilde, formire ich die mangelhafte Idee von der Seelenkrankheit. Iſt die Seele krank, ſo muß ihr natürliches Vermögen zum Wirken behindert werden, folglich eine verkehrte unzweckmäßige Richtung nehmen; ihr Vermögen muß ſtocken, verlähmt ſeyn, nicht ſo wirken und ſelbſtthätig handeln zu können, als ſie ihrer Natur nach kann und gewohnt iſt; ihr natürlicher Zuſtand iſt alſo verändert, ſie kann ihre natürliche Kraft nicht anwenden; ihre Natur leidet alſo durch gewiſſe Hinderniſſe. Dieſer veränderte Zuſtand nun findet ſeinen Grund in der Natur der Seele ſelbſt, ſo wie die Krankheit des Körpers ihren Grund im Körper findet; die Seele wie der Körper wirken dieſen ihren veränderten Zuſtand (Krankheit), durch gewiſſe Umſtände gezwungen, und werden durch dieſe hervorgebrachte Wirkung die Urſach ihres veränderten Zuſtandes. Iſt die Seelenkrankheit durch zufällige Umſtände eine Wirkung der Natur der

Seele, und iſt in der Seele das Principium zu ſuchen, gleich der körperlichen Krankheit, wovon der Körper allein den Grund enthält und Urſach wird, ſo kann diejenige Seele nicht krank heiſſen, die durch körperliche Umſtände gehindert wird ihre Wirkungen fortzuſetzen, oder die natürlichen Kräfte ihrer Natur anzuwenden, weil der Grund dieſer zufälligen Verhinderungen nicht in der Natur der Seele, ſondern in gewiſſen Umſtänden des Körpers liegen. Die Seele iſt in dem Zuſtande der Verſtandloſigkeit alſo nicht krank, ſondern verlähmt, geſchwächt, oder unvermögend zu nennen. Eine laſterhafte Seele würde eigentlicher eine kranke, unvermögende, geſchwächte Seele zu nennen ſeyn; denn ſo wie körperliche Krankheiten von zufälligen Umſtänden abhangen, die in dem Körper den Grund der Krankheiten finden, und von ſehr verſchiedner Art ſind, je nachdem der Körper beſchaffen iſt, ſo hängt die Seelenkrankheit, die ebenfalls durch ſehr verſchiedene Umſtände generirt wird, von zufälligen Umſtänden ab, die in der Seele den Grund der Krankheit finden. Die eine körperliche Krankheit iſt heftiger, die andern zuſammengeſezter und weit gefährlicher als die andern — eben ſo die Seelenkrankheit, die Laſterhaftigkeit. Die eine Seele iſt mehreren Laſtern zugleich, die andere iſt in einem ausnehmend hohen Grad einem gewiſſen Laſter beſonders ergeben; z. E. der förmliche Dieb iſt gemeiniglich mehrern Laſtern, der Säufer oft nur dem einen Laſter, im höchſten Grad ergeben, wodurch ſeine Seele alle Brauchbarkeit verliehret. Es giebt Menſchen, deren ganzes Leben eine Krankheit zu nennen iſt, die in dieſem durchaus zerrütteten Zuſtande ganz unfähig ſind, die natürlichen Kräfte ihres Körpers ihrer Anlage nach zu gebrauchen; ſo finden ſich auf ähnliche Art Seelenkranke, deren ganzes Leben, (die erſten Jugendjahre ausgenommen) eine Seelenkrankheit genannt werden kann, weil ihre Seele in einem ſo unordentlichen Zuſtande iſt, in welchem ſie aller guten Thätigkeit, Aeuſſerungen, Wirkungen, gewiſſermaßen ihrer ganzen Brauchbarkeit beraubt wird, und ihren erſchlaften, verlähmten Kräften die gehörige Richtung nicht geben kann. Der Seelenkranke, der laſterhafte, der ſich ſeit Jahren gewiſſen Laſtern ganz überlaſſen hat, fühlt ſich wie gezwungen, ſeiner Seelenbegehrungskraft immer freien Lauf zu laſſen, ſie iſt herrſchend auf Gegenſtände gerichtet, von denen ſie gleichſam unwiderſtehlich angezogen wird, und der die übrigen Seelenkräfte die Waage nicht mehr halten können, weil ſie einmal das völlige Uebergewicht erlangt hat. Eine ſolche Seele iſt ja wohl recht krank, weil ihre übrigen geſunden Kräfte der weit ſtärker gewordenen ungeſunden (verkehrt gerichteten) erſchlaften Kraft unterliegen, und dadurch die Seele krank wird. Der Körper wird krank, wenn ſein Blut und ſeine Nerven leiden, wovon der Grund in der veränderten

Beſchaffenheit des Körpers zu ſuchen iſt; die Seele wird krank, wenn ihre Begehrungskraft eine üble Richtung oder Hang erhält, wovon der Grund in der vernachläſſigten Kultur der Empfindungs- und Erkenntnißkraft der Seele zu ſuchen iſt. Iſt die ganze Seele zerrüttet, d. i. die Begehrungskraft durchaus verſtimmet, vernachläſſiget, mithin ganz laſterhaft, ſo iſt dies Beweis von einer ganz vernachläſſigten Kultur der beiden übrigen Seelenkräfte, die nun ihre gehörige Wirkungen nicht mehr äuſſern können, die dritte Seelenkraft alſo nothwendig in Unordnung gerathen muß. Kein Wunder wenn die durchaus laſterhafte Seele ihre beſte Kraft zu guter Thätigkeit verlohren hat, kein Wunder wenn der Laſterhafte ſchlecht handeln muß, und nicht anders handeln kann, weil eine zu große Veränderung mit ihm vorgehen muß, und ſeine übrigen Seelenkräfte neu angebauet werden müſſen, wenn er beſſer handeln ſoll, als er nun kann. Daher die Seltenheit einer gebeſſerten Laſterſeele und die anſcheinende Unmöglichkeit, manchen Laſterhaften zu beſſern. Die letzten Lebensſtunden eines ſolchen Menſchen reichen zu ſeiner völligen Beſſerung nicht zu, wenigſtens nicht ohne ein anzunehmendes W. W. Der Weg zur Beſſerung iſt ein natürlicher Weg, und die Mittel der Natur der Seele ganz gemäß. Die Kultur der Empfindungs- und die Richtung der Erkenntnißkraft macht den Menſchen, entweder tugend- oder laſterhaft, je nachdem beide

Kräfte die eine kultivirt, und die andere gerichtet wird, beide Kräfte geben das Triebrad, Empfindung, Neigung, Trieb, und die Begehrungskraft wendet ſie an.

Die Seele kann nach ihren Anlagen und Kräften vollkommen ſeyn, metaphyſiſch dem Menſchen die metaphyſiſche Vollkommenheit geben, und er kann doch das ſchändlichſte, verabſcheuungswürdigſte Ungeheuer der Schöpfung werden. So lebt in meiner Gemeine ein Menſch, der gewiß die mataphyſiſche Vollkommenheit in einem hohen Grade beſitzt, ein Menſch von höchſtens 38 Jahren. Die Regelmäſſigkeit ſeines Körperbaues, ſeiner Bildung giebt ihm eine ausgezeichnete Schön- und Vollkommenheit; jeder Theil ſeines Körpers iſt regelmäſſig ſchön, iſt Original, und beſtätigt Socratis Ausſpruch vollkommen: ein ſchöner Körper verräth eine ſchöne Seele (den Anlagen nach). Die Seele dieſes Menſchen iſt in ihrem Urſprunge gewiß vollkommen; viel Witz, Scharfſinn, Verſtand, Muth, Lebhaftigkeit alles zeichnet ſeine Seele vorzüglich aus. Und eben dieſer Menſch iſt das einzige ächte Original von Laſterhaftigkeit, das ich unter allen laſterhaften Menſchen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, auch meine Lectüre reicht nicht hin, ſein Urbild in einem Rival dieſer Art zu finden. Es iſt kein einziges unter allen Laſtern, in ſo weit ſie dieſer Menſch kennet, das ihm nicht ganz eigen wie natürlich geworden wäre. Der grobe Diebſtahl ausgenommen

wenn

denn ſein laſterhaftes Pointd'honnör iſt zu groß und dulde dieſes Laſter nicht. Seit ſeinem 16ten Jahre ohngefähr iſt er zu dieſem Original erwachſen als Bauern Sohn, bei einer ſehr guten gemeinen Erkenntniß; hat auch hier und da bei recht guten Leuten gedient. Die Schwärze ſeines Herzens hat nach meiner geringen Menſchenkenntniß ihren höchſten Staffel erreicht. Lachend und ſcherzend mit ſataniſch höhnender Miene iſt er fähig, jeden Menſchen, die Unſchuld ſelbſt auf die herzkränkendſte Weiſe zu betrüben, ohn Anlaß und Urſach! Verrätherey, die liſtig entlockten Geheimniſſe ſeines Buſenfreundes frohlockend kund zu machen, iſt ſichtbare Wolluſt für ſeine Seele. Brünſtig wiehrend wie Vieh in der Menſchenhaut lockt und liebkoſet er ſo, als Jüngling, ſo als Mann (ehemals mit einer Art von Zauberkraft, jezt fängt ſeine Schönheit unter dem Laſter an zu verwelken) und iſt barbariſch genug nach ſeiner Sätigung, ſelbſt die ſchönſte entknospte Unſchuld grauſam zu mißhandeln und ohn' Erbarmen, hart gegen alles Gewinſel, ins Elend von ſich zu ſtoßen. Die ſchönſten Kinder ſeiner Brut müſſen oft des Lebens unſicher ſeiner Wuth entfliehen, und mit der Mutter unter freiem Himmel elende Nächte durchwachen. In ſolchen Augenblicken, wo er ſich ſelbſt zu überwinden ſcheint, iſt er wie eine Mißgeburth der Natur, deren ſonſt laute Stimme er auch nüchternen Muths nicht hört. Auch die ſchönſte Statüe, die ihn mit Affenneigung zu feſſeln ſchien, (denn er hat ſchon mehrere Weiber und Koncubinen im Beſiz gehabt) wird unter viehiſcher Art barbariſch behandelt, wie ein Block zerpeitſchet, und wie ein Ball hin und her geſtoßen, nur glüklicher Zufall und Flucht rettete ſchon mehreren derſelben das Leben.

Die Religien, alles was Heilig und Tugend heißt, iſt ihm ein Gegenſtand des lauteſten Geſpötts; ſeine Zunge ſtößt mit einer Art von Nattergift, die ſeltſamſten Verwünſchungen und gräßlichſten Flüche von ſich, mit einer Manier uud Schnelligkeit, die eine große Fertigkeit anzeigt, ſeine Wege wiederhallen gemeiniglich wenn er getrunken hat von einem wildtobenden Gebrüll weit umher bei ſchäumenden Maule, und jeder eilt bei Seite — ſein Geiſt ſcheint in dem Zuſtande ihm eine quälende Marter zu ſeyn. Die unſchuldigſten Menſchen werden oft, wenn die Gelegenheit es will, der Gegenſtand ſeiner tigeriſchen Wuth, die er mit einer Liſt mörderiſch anzufallen weiß, die oft einzig in ihrer Art iſt; nur die waltende Vorſicht rettete bereits manchen ihr Leben, frolockendes Triumphgebrüll verkündigt dann laut umher ſeinen erfochtenen Sieg. Kein einziges Geſetz iſt ſeiner Befolgung werth, und er ſcheint ohne Geſetz ungebunden leben zu müſſen. Seine Verſtellung, Freundlichkeit, Dienſtfertigkeit, verſtändige Reden, einnehmender Ausdruck, anſtändige Dreuſtigkeit ſind die Zauberkünſte, wodurch er ſich ausnehmend glüklich einzuſchmeicheln, und jeder dem er unbekannt iſt, für ſich einzunehmen weiß. Die Miene der Ehrbarkeit und wirklicher Rechtſchaffenheit; ſich mit einer Art von Würde in fremde Angelegenheiten zu miſchen, ſich hier und da bei Leuten nothwendig zu machen, iſt eine Kunſt, die er gründlich ſtudirt hat. An Beredſamkeit und rednetiſchen Wendungen iſt er ausnehmend reich, und weiß ſich dergeſtalt aus ſeinen verwickelſten Händeln zu ſchwatzen, daß man in Zweifel geräth, ob er Engelrein oder ſchwarz wie das Haupt aller Laſterhaftigkeit ſey. Den Obrigkeitlichen Perſonen hat er bereits manche Laſt gemacht. In ſeinem gemeinen Leben iſt ihm Schande aller Art eine reiche Ehrenernte, und er brüſtet ſich wirklich mit Laſtern, die der halbgeſittete ohne zu erröthen nicht hören kann. Es iſt ihm ſichtbare Freude, ſich über alle Scham ſo weit erhoben zu fühlen, daß er ſchon mit ihr unbekannt geworden iſt. Die ſchändlichſten Thaten von ihm begangen ſind in ſeinen Augen Heldenthaten, wenn er Parthey nimmt, macht er ſich eine Ehre daraus, durch ſeine Eidſchwüre die Sache ſeines Klienten durchſetzen zu helfen, und iſt ihm in dem Fall eine Freude, wenn er wie angebothner Zeuge vor Gericht als ein ſolcher mitagiren und ſeiner Parthey dienen kann. Bei aller Gelegenheit rühmt er ſeine Talente zu Laſterthaten, ſpricht von ſeinen genoßnen Laſterfreuden mit einer Ruhe und Delicateſſe, und ſeine Seelenheiterkeit iſt dabei ſo groß, daß mans ihm wirklich zuglauben ſollte, er ſey ohne alle Moralität gebohren, gezwungen durch Natur ſo zu handeln und zu ſeyn, als er handelt und iſt. Seinen in den benachbarten Gemeinen bekannten Ruf kennet er vollkommen; nennt declamatoriſch ſehr oft ſeinen Haus- und Taufnamen, ſcheint den Effect davon zu ſeiner Aufblähung recht zu empfinden, ſich als Laſterheld fühlend, gleich jenem Helde im Shakespear: ich ſelbſt bin ganz allein ich ſelbſt! So ein Urbild von Laſterhaftigkeit in Natura iſt dieſer Menſch kein Ideal wie Shakespear ſich bildete. Nur geehrt und geachtet will er durchaus bei allen Menſchenclaſſen ſeyn; dieſen Anſpruch glaubt er durch ſeine Laſterrenommiſterey erworben zu haben. Zwölf bis vierzehn Jahre mag dieſer Patient in dieſem Kreiſe ſeiner unheilbaren Seelenkrankheit herumgetaumelt ſeyn, der vielen Menſchen ein verderbliches Exempel iſt, wie die verherende Peſt, vieler Menſchen Fall geworden, und noch mehrern eine tägliche Plage iſt, ſich ſelbſt aber ein freſſendes Feuer, das ſich ſelbſt verzehret.

Weder militär- noch bürgerliche Züchtigungen, die oft fühlbar genug waren, haben ihn heilen können; ſelbſt ſeine jetzige Armuth kann ihn nicht zähmen, nur fällt ihm jezt manche Laſterkoſt zu koſtbar, wodurch er jedoch noch ärger wird. Dieſer Menſch iſt offenbar ein unheilbarer Seelenkranker, deſſen ganze Seelenkrankheit in ihrem Umfange ich nicht zu beſchreiben im Stande bin. Alle moraliſche Mittel zu ſeiner Beſſerung ſind wirklich bereits erſchöpft. Religion kennt er, aber hat ſie nicht, hält ſie für ein Hirngeſpenſt, und ſtößt ſie von ſich, wo ſie ſeine Schritte zügeln will. Die gemeine Menſchenehre iſt ihm Thorheit; Wohlſtand, Beifall, Glauben, Zutrauen des Nächſten ſucht er nicht; ſeine Lüſte zu fröhnen, ohne Einſchränkung zügellos zu leben, nur das iſt ſein einziges Augenmerk, das Ziel der Ehre wohin er ſtrebt. Zwangmittel ſind bisher fruchtlos geweſen, und moraliſche als die einzigen ächten Beſſerungsmittel für den Menſchen, werden fruchtlos bleiben. Kömmt einmal ſein Sterbelager näher, ſo möchte höchſtens eine erzwungene Galgenbuße ſeine Miene frömmer machen, aber ſicher ſein Herz nicht beſſern, ſeine Seele nicht heilen. Wollen wir kein Wunderwerk annehmen, ſo kann dieſe durchaus erkrankte Seele ſchwerlich auf dem natürlichen Wege der Beſſerung durch neue Kultur der Seelenkräfte gebeſſert werden. Ein Arbeits- lieber Beſſerungs- als Zuchthaus, wo ein ſolcher Menſch mehrere Jahre im Stillen ohne alle Geſellſchaft fleißig arbeiten müßte, wäre die beſte Kur und zugleich Wohlthat für den Staat. In Geſellſchaft zu arbeiten würde ein ſolcher Menſch ſicher der alte bleiben, die Seele nie recht aufwachen und zu ſich ſelbſt kommen. Sonſt muß wohl der treue Volkslehrer das beſte thun, ſolche Krankheiten durch Popularität im Predigen, Katechiſiren und Hausbeſuchen, zu heilen und vorzubeugen ſuchen. Aecht populäre Prediger, die zu dieſem

Geſchäft abzweckten, kenne ich noch nicht. . Was gemeinhin populär heißt, iſt bei weitem nicht für alle aus der Volksclaſſe populär. Die local-Volksſprache wiſſen, die Erkenntniß, Denkungsart, Sitten, Vorurtheile, Gebräuche, Gewohnheiten und beſonders den Winkelwandel, ich will ſagen das gemeine tägliche Betragen des Volks unter und gegen einander auszuſpähen, treulich benutzen, verlangt die eigentliche Popularität. An jedem Orte, für jedes gemeine Volk populär und gleich nützlich zu ſeyn, iſt Unmöglichkeit; das Stadtvolk verlangt einen ganz andern populären Vortrag als das Landvolk, und die eine Landgemeine wieder einen andern, als die zweite Gemeine in einer benachbarten Provinz. Gut wär' es, wenn jeder treue Prediger eine genaue unpartheiſche Liſte über den moraliſchen Wandel und Gemüthszuſtand ſeiner Eingepfarrten halten könnte; wahrſcheinlich würde ſie ihm gute Dienſte leiſten. —

Zur Hellen
Prediger in der Grafſchaft Ravensberg.

4.

Bemerkungen über einen inkorrigiblen Dieb in pſychologiſcher Rükſicht.

Das Laſter iſt bekanntlich eine herrſchende böſe Neigung, die durch öftere Befriedigung Fertigkeit in Volbringung böſer Thaten und oft unvertilgbarer Hang zu böſen Thaten wird; Dieſe Fertigkeit, unedler Hang, böſe Neigung beſtimmen den moraliſchen Character des Laſterhaften. Nur wenige laſterhafte Menſchen im eigentlichen Sinn der Wortbedeutung, ſind von Grund aus zu heilen. Laſter iſt und kann alſo nichts Angebohrnes, nichts der menſchlichen Natur Eigenthümliches ſeyn, in Rükſicht ihrer urſprünglichen Beſchaffenheit; böſe Neigung iſt Laſter, wenn ſie herrſchend wird, und ſie müßte herrſchend ſeyn, wenn ſie angebohren wäre. Der Verfaſſer der Geſchichte ſeiner Verirrungen B. 3. St. 1. der Erfahrungsſeelenkunde irrt ſich folglich, wenn er S. 11. ſagt, gutes und böſes Herz werden wohl angebohren. Grundtriebe, Affecten, Temperament, werden angebohren, verherrlichende Weisheit des großen Schöpfers vermögen zum Böſen, es zu begehen, anzunehmen u. ſ. w. Der Zunder, die Empfänglichkeit fürs Böſe, offen für unedle Neigungen, iſt in der menſchlichen Natur anzutreffen, entſpringt und iſt aufs weſentlichſte mit den Grundtrieben, Affecten und Temperament des Menſchen vereint. Der Menſch iſt mithin durch ſeine Natur zu keinen unedlen Neigungen gezwungen; wär ers, hätte er ein angebohrnes ſchlechtes Herz: wie wären auch die Haupteigenſchaften Gottes, ſeine Gerechtigkeit, ſeine uneingeſchränkte unpartheiſche Menſchenliebe, womit er aller Menſchen Wohl und dauerndes Glük ſo offenbar will, zu rechtfertigen? Daß der eine Menſch mehr Zunder, mehr Empfänglichkeit, mehr Offenheit, wenn ich ſo reden darf, für unedle Neigungen hat, als der andere, ſo wie der eine mehr lebhaftigkeit des Temperaments, heftigere Affecten, ſtärkere Grundtriebe beſitzt als der andere iſt auſſer Zweifel. Dieſe oft auffallende Verſchiedenheit hat die Idee erzeugt: er iſt mit dem Strick gebohren, wie der große und fromme Saurin, auch ſo manche andere Beiſpiele dieſe Idee zu begünſtigen ſcheinen. Gewiſſe unedle Neigungen, gewiſſe böſe Triebe können der Natur des Menſchen nicht angebohren ſeyn, weil er ſonſt auch wider Willen zu böſen Handlungen gezwungen ſeyn würde, alſo wie eine todte Maſchiene nie zu einem moraliſchen Character gelangen könnte, und ohne dieſen iſt der Menſch Idiot, oder ein Verſtandloſer, der keinen Willen hat, — denn ſein moraliſcher Character hängt lediglich von ſeinem freien Betragen und Verbindungen ab, folglich weder durch Kultur der Seelenkräfte, durch Erziehung, durch Umgang, durch Gewohnheit, durch zufällige Umſtände des Körpers, noch durch die Religion gebildet werden könnte. Das Vermögen darf ich ſagen, die Kraft zu guten als böſen Neigungen, der Zunder für beides muß der Natur der Seele eigen ſeyn, und muß ohnſtreitig zu der metaphyſiſchen Vollkommenheit des Menſchen gehören, ſo wie er in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande ſeyn ſollte, nemlich für dieſe beſte Welt, metaphyſiſch eingeſchränkt, aus welcher Einſchränkung moraliſche als phyſiſche Uebel nothwendig erfolgen müſſen, und auch nach dem unüberſehbaren Plane des Ewigen zum Beſten ſeiner Welt erfolgen ſollten. Das Vermögen, die Kraft, die der Menſch zum Böſen frey hat, beſtimmt ihn aber durchaus nicht, irgend eine böſe Neigung bey ſich herrſchend werden zu laßen, ſonſt würde ſein natürliches Seelentemperament einen nothwendigen Einfluß in ſeinen ſittlichen Character haben, den es doch nothwendig nicht hat, noch haben kann; dies beweiſet ſchon die bekannte Geſchichte in Socratis leben. Selbſt der moraliſche Character des Menſchen würde aufgehoben, wenn er nothwendig durch Natur gezwungen, in eine böſe Neigung, die Unglük für ihn wird, willigen müßte. Freyer Wille, die des Menſchen Moralität allein beſtimmt, und angebohrne ſchlechte Neigungen oder ein böſes Herz die ihn elend machen, laßen ſich nicht bei einander gedenken. Angebohren iſt gezwungen, es iſt Grundtrieb und determiniret meinen Willen, ſo lange die Seele ihre Herrſchaft noch hat. Wäre irgend ein Menſch durch die urſprüngliche Beſchaffenheit ſeines Seelentemperaments zu gewiſſen unedlen Neigungen gezwungen, oder auch durch das Temperament des Körpers, ſo würde ſeine moraliſche Unvollkommenheit in Ewigkeit wachſen, und ſo unaufhörlich fort aller Verbeſſerung unfähig bleiben, oder Gott müßte das Weſen der Seele ſelbſt umſchaffen und das wird er doch nicht. Das böſe

Herz, Laſterhaftigkeit, Fertigkeit böſer Neigungen, muß alſo doch wohl durch eine verkehrte Richtung der Seelenkräfte, alſo durch eigene Schuld des Menſchen, durch Vernachläßigung, ſchlechte Erziehung und äußere Umſtände erzeuget werden. Wenigſtens fehlt mirs an aller philoſophiſcher Ueberzeugung, daß ein Menſch durch die urſprüngliche Beſchaffenheit ſeiner Natur zu gewiſſen unedlen Neigungen oder Laſterhaftigkeit gezwungen wäre.

Es heißt: jener Dieb iſt mit dem Strick gebohren, er kann das Stehlen nicht laßen, er muß ſtehlen, er weiß ſelbſt nicht wenn er ſtiehlt; eine Erſcheinung dieſer Art findet ſich in der Erfahrungsſeelenkunde B. 11. St. 1. S. 18. daſſelbe muß von Säufern auch geſagt werden können, da mancher bis in ſeinen Tod ſäuft, und ebenfalls incorrigible iſt, ob er gleich nicht ſo früh ſäuft als jener ſtahl. Von beiden ſind mir während meiner ſiebenjährigen Amtsführung mehrere Exempel bekannt geworden. Ich glaube lieber, daß eigentlich laſterhafte incorrigible Menſchen durch eine frühzeitig verſtimmte irre geleitete Seelenkraft krank an der Seele ſind, und daß ihr unüberwindlich gewordener Hang zu einem gewiſſen Laſter die übrigen Seelenkräfte ganz überwieget, und die entgegenſtehende gute Neigung unterdrücket. Ein beſtändiges Abweichen vom rechten Wege läßt doch wohl ein gewiſſes Kopfübel vermuthen — wer immer fehl ſiehet, muß ein ſchielendes oder ſchwaches Auge haben, beides iſt Augenkrankheit,

heit. Angebohren iſt keinem Menſchen das Stehlen, Huren, Saufen u. ſ. w., weil jedes Laſter da erſt Laſter wird, wo des Menſchen moraliſcher Character zu wachſen anfängt, wo er freywillig wählen, ſich entſchließen und beſtimmen kann — wo er wählen und frey handeln kann, da erſt kann die gefaßte unedle Neigung Laſter werden. Der ſechs bis neunjährige kleine Dieb wird aus guten Gründen wenn ich ſo reden mag, mit der Zeit ein incorrigibler Dieb, wie nachfolgende Geſchichte darthun wird. Wird das Kind beſonders aus niederm Stande, dem es gar zu oft an guter Erziehung und Anführung fehlt, mit den Jahren ein laſterhafter, in welcher Rückſicht es ſey und zwar ein ſolcher, der auf keine Weiſe zu beſſern iſt, ſo ſind ſeine urſprünglich unſchuldigen Neigungen, Grundtriebe, offenbar nicht directe Schuld, wohl aber kann ſchlechte Erziehung, böſes Exempel und andere Umſtände dem Kinde mit der Zeit überwiegenden Hang zu unedlen Neigungen beybringen, die durch ſeine mehr oder minder heftige Affecten und Temperament angeflammt herrſchend werden. Dadurch wird dann gleichſam die ganze Seelenbegehrungskraft verſtimmet, verdorben und endlich die ihr natürlichſte und mächtigſte Kraft, wornach der Menſch denn handeln muß; er kann dann nicht anders als ſchlecht begehren und handeln, weil ſeine Seele dazu nun die meiſte geübte Kraft hat.

Dieſer Seelenzuſtand ſcheint mir Seelenkrankheit zu ſeyn, weil eine ſolche Seele niemals durch phyſiſche Mittel in den vorigen Zuſtand der Geſundheit wieder zu bringen iſt. — Nun die Geſchichte ſelbſt die mich zu dieſen unvollſtändigen Bemerkungen veranlaßte.

Vor etwa neun bis zehn Jahren zerſtreute der damalige Richter in Bilefeld jetziger Regierungs und Tribunalrath von Hellen in Königsberg eine ſtarke Diebesbande, die die hieſige Gegend, beſonders die Dörfer äuſſerſt beunruhigte, und weit bis in die Grafſchaft Mark umherſtreifte. Der verdienſtvolle Richter war auch bei ſeinen eifrigen patriotiſchen Bemühungen ſo glücklich, einige Anführer dieſer Bande und einen Theil des Anhanges gefänglich einzuziehen. Einige Räuber als Soldaten wurden vom Regiment gezüchtigt, andere zur Veſtung nach Weſel transportirt, der Hauptanführer Namens Schnell aber wurde zum Strange verdammet. Der zweite Hauptanführer Joh. Phil. Gering war damals theils unbekannt, theils noch auf flüchtigem Fuß. Dieſes mein Subject Gering ſezte indeß als Anführer der noch übrigen Bande die Räubereien im Paderborniſchen und der Grafſchaft Mark fort. Einige von ſeiner Bande wurden ertappt, und bei Werl einem katholiſchen Städtchen zwiſchen Soeſt und Unna aufgeknüpft. Vier bis ſechs dieſer Räuber paradierten nach dortiger Sitte in neuer weiſſer Montirung am Galgen, der dicht an der Landſtraße ſteht, und mir, der ich eben auf einer Reiſe begriffen war bei meiner Annäherung nach völlig geſunkenem Tage ein unerklärbares Phänomen wurden, zumal ich von der ſcheußlichen Scene nichts wußte, ſo daß ich alle meine Kurage zuſammen nehmen mußte, dies Abentheuer, wollte ich nicht retiriren, mannhaft zu beſtehen. Kurz nachher wurde denn auch endlich unſer Gering inhaftirt; der Proceß wurde ihm gemacht, und nach gehöriger Procedur wurd' er auch zum Galgen verdammt; mit ihm wurden mehrere Räuber eingezogen, welche weſentliche Wohlthat unſer Publicum dem würdigen und wachſamen damaligen Amtmann jetzigen Kriegs- und Domänen-Rath Tiemann in Minden zu verdanken hatte. Dieſe Nachricht ſchien Gerings Muth, dem Aeuſſern nach, niederzuſchlagen, denn er war ſchon mehrmalen aus verſchiedenen Gegenden dem Strange glüklich entwiſcht. Inzwiſchen war er doch noch zu delicat, als am Galgen ſterben zu wollen, der Vorwand war: der Sünder am Galgen ſey verflucht; ein gemisdeuteter Spruch war ihm Veranlaſſung, denn er war reich an guten bibliſchen Sprüchen. Gering hielt alſo um das Schwert an, auch dadurch Zeit zu gewinnen, ſich von ſeinen ſtarken Banden zu befreien, und die Mauer des Gefängniſſes mit Hülfe ſeines Spiesgeſellen zu durchbrechen. In dieſer Zwiſchenzeit, wo er denn auch ſeine Zeit zum Durchbrechen recht fleißig benutzte, beſuchte ich dieſes moraliſche Ungeheuer. Er war ein ſtarker, wohlgebildeter Kerl von vierzig bis zweiundvierzig Jahren — mehr aus Neugierde meine Menſchenkenntniß zu erweitern, ſeine Gemüthsart, die Lage ſeiner Seele kennen zu lernen, als Begierde ſeine incorrigible Seele zu beſſern, ging ich zu ihm, zumal er doch von einigen Mitgliedern der Geſellſchaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottſeligkeit fleißig beſucht wurde, auch von dieſen Herren leichter wie von mir Hofnung einer völligen Begnadigung erhielt; zudem hatte ſich Gering ehemals in meiner Gemeine eine Zeitlang als Knecht aufgehalten. Alſo nicht aus Bekehrungsſucht ging ich hin, weil auch nach meiner Einſicht ein ſolcher Seelenpatient, ein verhärteter Laſterknecht, höchſt ſelten curirt wird; ſolcher Fall iſt glaublich, iſt möglich, nie aber überzeugend gewiß, wenn der Patient nicht durch ſichtbare Proben ſeine neue Sinnesänderung, durch gänzlich gebeſſerten Wandel zu Tage legt, und uns dadurch neue Erfahrung von ſich giebt. Wär's ſo leicht dies Geſchäft, aus einem durch Gewohnheit und Uebung verhärteten Böſewicht durchs Evangelium einen neuen Menſchen zu machen; wärs hie und da einmal glaublich, einen ſolchen Patienten zu beſſern; ſo fehlts ihm doch noch immer an eigner beruhigender Ueberzeugung von ſeiner geſchehenen gänzlichen Sinnesänderung, von der kein Menſch ohne ſelbſt gemachte neue Erfahrung gewiß werden kann, und ohne eine ſolche beruhigende Ueberzeugung iſt ſeine Hofnung, Begnadigung zu erlangen, nur Traum; Gering wird dieſen Satz beſtätigen.

Dieſer Unglükliche wurde nach meinem Verlangen ihn zu ſprechen mit der Wache zu mir in die Verhörſtube gebracht. Stark geſchloſſen wankte er zu mir herein, ſeine Füße bebten unter der läſtigen Maſchine ſeines gemäſteten Körpers; ich hieß ihn ſich zu ſetzen. Darauf fing ich denn in Gegenwart des Wachtmeiſters und der Wache meine Unterredung an, that viele neuhegierige Fragen um ihn ganz kennen zu lernen, fing von ſeiner erſten Jugend an, und durchging mit ihm ſein ganzes leben bis daher. Kurz ich durchſpähte jeden Schritt ſeiner Bahn, ſo gut ich konnte, um den Elenden in ſeiner ganzen Schwärze zu anderer weitern Benutzung kennen zu lernen. Das hauptſächlichſte Studium des Volkslehrers iſt nach der heiligen Schrift ja wohl Menſchenkenntnis. — Frech war der Elende, und mit gezwungener Wehmuth entpreßte ſein Kieſelherz dem laſterauge eine ungewohnte Thräne, das die Würde der Thränenquelle nicht kannte, bei dem Geſtändnis ſeiner wilden laſterhaftigkeit und Verwerfung des Allmächtigen; jedoch beantwortete er freymüthig alle meine prämeditirte Fragen, und erfüllte meine Wünſche. Ich erfrug ſeinen genoß'nen Jugendunterricht, das gegebene Exempel ſeiner verſtorbenen Eltern. Der Unterricht mußte gut geweſen ſeyn, er hatte bei ſeinem ſehr fähigen Kopf viel richtige und gute Erkenntnis, und war in allen

Büchern der heiligen Schrift ſehr bewandert; applicirte bei einer Menge lehrreicher Geſänge manche Stelle der Schrift und Gleichniſſe gut. Ich ſuchte demnächſt den Anfang die Quelle ſeiner Laſterhaftigkeit auf, und erfuhr, daß er in ſeinem neunten Jahre zuerſt Kohl aus des Nachbaren Garten geſtohlen habe, wozu ſeine Eltern gelächelt hätten; habe aber nicht gewuſt, daß ſeine Naſcherey ſo unerlaubt ſey, ein gewiſſes Schaudern habe er zwar gefühlt, nur das Lächeln der Eltern (die ſonſt keine Diebe waren) habe ihn leicht wieder beruhiget. Mit dergleichen Bübereien habe er nachher kontinnuirt; beſonders bei ſeinen Schulkammeraden, unter denen (gemeinen Standes) dergleichen oft vorfallen. Wie er aber nachmals bei andern Leuten als Knabe und Knecht gedienet, habe er durch Tauſch, Handel auch Entwenden manche Acquiſition gemacht und dadurch zur Dieberey immer mehr Neigung bekommen, bis es ihm zur Profeſſion geworden. Seine Liederlichkeit reizte ihn endlich Soldat zu werden, und als ſolcher wurde er, nachdem er Diebereien wegen mehrmalen gezüchtigt worden, (wie mir bekannt war) nach Pohlen geſchikt; von da er deſertirte, auch in fremden Gegenden mehrmalen aus gefänglicher Haft dem Strange entfloh, bis nun ſein Maas voll zu ſeyn ſchien. Sein Hang zum Stehlen kontinuirte er, habe ſich inzwiſchen aller Gefahren ohngeachtet dergeſtalt vermehret, daß ihn ſelbſt das Exempel ſeines vor einigen Jahren aufgeknüpften

Kompagnons Schnell, deſſen Execution er aus einem nahen Gebüſche umſtändlich angeſehen, nicht habe anders Sinnes machen können; habe auch ohne ſonderliche Empfindung als ſchwebe er nicht in gleicher Gefahr, zuſehen können. In der folgenden Nacht aber, als er unter dem Galgen durchgegangen und Schnells Schikſal auch deſſen Verluſt beklagt habe, ſey ihm ein fürchterlicher Schreck überfallen, habe ſich darauf entfernt, und feſt vorgenommen nun nicht wieder zu ſtehlen, ſey auch mit dieſem Vorſaz ein paar Stunden weiter gegangen, eine unvermuthete Gelegenheit aber habe ihn in der Morgendämmerung unwiderſtehlich zu einem neuen Diebſtahl gereizt, und er habe ſtehlen müſſen. Auf meine eingeſtreute Erinnerungen, ſein Inners zu rühren, verſezte er: er habe manchen guten Eindruk gehabt, z. B. beim Vorübergehen eines Gottesdienſtes, ja ſelbſt manche Kirche beſucht und fleißig zugehört, ſey oft in guten Geſellſchaften geweſen, habe ſich aber nie recht getroffen gefühlt und immer ohne Rührung geblieben, als ginge ihn von allem Guten nichts an. Endlich nach vielem offenherzigen Erzehlen, das ihm jedoch nicht ſchaden konnte, und vielen Antworten, frug er, was ich denn nun wohl von ſeinem Seelenzuſtande hielte; mehr aus Neugierde als Ernſt! ob er wohl ſelig werden und zu Gnaden kommen könnte? — denn er arbeitete recht eifrig an ſeinem Durchbrechen. So läßt ſich mancher gute Geiſtliche hinters Licht führen, der mit der Gnade

D ſchon

ſchon ſo bereitwillig war. Ich ging darauf nach der Geſchichte, die er mir von ſeinem Herzen an die Hand gegeben hatte, ſein zeitheriges Leben mit ihm durch, und wollte ihm ſeine jetzige Angelegenheit, da er verſtellt etwas Ernſt blicken ließ, (denn ſein heimliches Unternehmen witterte kein Menſch) wichtig machen, zeigte ihm daß eine gänzliche Sinnesänderung mit ihm vorgehen müßte; er müſſe nach der von ihm ſo lange und muthwillig verachteten Lehre Chriſti ein neuer Menſch werden u. ſ. w.; ſezte aber hinzu: ich zweifle nach Gründen der H. S. und meiner wenigen Menſchenkenntnis, daß er in kurzer Zeit eine ſo wichtige Veränderung nüzlich und zu ſeiner vollen Beruhigung als bei der Sinnesänderung vorgehen müſſe, mit ſich vornehmen könne? Jezt habe er dazu zwar noch die Mittel in Händen, hätte er die aber bisher zu gebrauchen zu ſchwer gefunden, da er ſo viele Gelegenheit, Anleitung und Reiz dazu gehabt, wie weit ſchwerer es ihm jezt werden würde, ſie gehörig zu gebrauchen, da ihm alle Gelegenheit fehle, ſie anzuwenden und durch eigne Erfahrung von dem Nußen ihres Gebrauchs, von ſeiner wirklichen Beſſerung und Sinnesänderung ſich zu überzeugen. Denn Worte glauben, Vertrauen, leſen, Beten ꝛc. das wären nur Mittel, und die Zeit ſie zu ſeinem eigenen Beſten zu gebrauchen, ſey nun vorüber und eben durch dieſe Mittel müßten wir neue andere Menſchen und die Sinnesänderung bewürkt werden, auſſer dem gingen wir dem

Erlöſer nichts an, der nur wirklich gebeſſerte Menſchen in ſein Reich haben wolle; die Buße des Sterbebettes und ſo die Galgenbuße bei langjährig verblendeten Menſchen, wäre ſelten rechter Art, nach dem Sprüchwort: wie der Kranke genas ꝛc. Ich zeigte ihm darauf wie ſeine Buße oder Sinnesänderung beſchaffen ſeyn, und er von ſeinem vorigen Wege ganz abtreten müße, wenn ſie rechter Art ſeyn ſollte, eine ſolche traue ich ihm aber ſchlechterdings nach der Geſchichte ſeines Herzens nicht zu, könne ihm meiner Seits daher keine Hofnung zu einer völligen Begnadigung machen. Schon mehrmalen ſey er der Hand Gottes entflohen, und habe immer wieder den alten Weg betreten und jezt ſey wieder der Fall da; auch jezt würde er ſicher der Alte bleiben, wenn er freye Füße gewinnen könnte; ich müße alſo glauben, daß er auch noch unterm Galgen bei all ſeinem Händeringen, Flehen und Weinen das alte Herz behalten würde. Gute Vorſäze und Angelobungen gölten nur dann, wenn ſie gehalten würden, und das gewiß zu wiſſen, dazu wäre ſeine Seele ſchon zu verwildert und verblendet. Einem ſolchen Menſchen, der nur die Geſtalt noch übrig habe, ſey mit Grunde keine Hofnung zu machen. Iſt denn gar keine Gnade für mich zu hoffen — und doch war ſeine Seele des Entwiſchens und dann der Alte zu bleiben voll — rief er, als ich nach zwey bei ihm zugebrachten Stunden gehen wollte. — Noch nicht Gering, es ſey dann u. ſ. f. verſezte ich. Indeß rief der Wachtmeiſter,

meiſter, ey Herr Prediger: ich bin kommen die Sünder zur Buße zu rufen und nicht die Frommen, ſpricht der Heiland, und ſie wollten ihm das ſo ſchwer machen! Hüte er ſich mein Freund ein ſolcher Frommer zu werden, war meine Antwort, ſolche Fromme, wie hier gemeint waren, ſind Phariſäer die ſich ſelbſt vermaßen, und ſich ſchon für gut genug hielten, und von Gering wäre zu wünſchen, daß er ein ſolcher Sünder wie die gemeinten wäre, noch iſt ers nicht! O wie mancher Laſterhafte wird mit ſolchen übel verſtandenen Kraftworten ſanft eingeſchläfert, als wenn Händefalten und ein Paar Thränen aus banger Bruſt eben einen ſolchen Sünder d. i. Wahrheits- und Beſſerungsbegierigen Menſchen anzeigten! Die Antwort kenne ich, aber wozu nuzt alles leidige Disputiren — beſſere den Laſterhaften wenn du kannſt, ſonſt ſchweig und benutze das Evangelium für dich allein! Ueber dieſe ſchließliche Unterredung kam denn ein Geiſtlicher herein, ein Mitbruder der Geſellſchaft zur Beförderung reiner Lehre ꝛc. Dieſer nun brachte dem Armenſünder, indem ich wegging und meine Abſicht erreicht hatte, das rechte Labſal mit; da muſte nun alles, was ich geſagt hatte, nicht ſo ſtrikte zu verſtehen ſeyn; da wurde das Werk der Bekehrung leicht gemacht, wer nur Glauben hatte, denn kann der Laſterknecht bald Engel werden — nur fürchte ich dieſen Glauben kannte Gering durchaus nicht, hat ihn auch nicht erlanget, wie die Folge zeigen wird — ſeine Seele war unheilbar krank.

Dieſe gutgemeinte Zubereitung oder vielmehr die fleißig hingebrachten andern Mittel, zur Begnadigung zu gelangen, die dem übrigens redlichen und frommen Geiſtlichen von Herzen gingen, muſten Gering, der ſchon ein ruhiger und wiederkehrender Sünder zu ſeyn ſchien, nicht misfallen; denn er arbeitete nicht nur fleißig an ſeiner leiblichen Erlöſung, wie ſich das nach einigen Wochen auswies, ſondern mag auch ſicher geglaubt haben: nach dieſer Methode iſt es mit deiner Bekehrung immer früh genug, nimmer zu ſpät, biſt immer willkommen, wirſt immer zu Gnaden aufgenommen, wenn du nur kömmſt. Gering entkam endlich, nachdem er ſich mühſam mit Kunſt und Fleiß durchgebrochen, vollkommen nach Wunſch, ſezte auch ſeine alte Profeſſion wo ich nicht irre dreyviertel Jahr eifrig fort, bis er auf der Osnabrückſchen Gränze ertapt, wohl gemäſtet und weit korpulenter zurükgebracht wurde. Seine Rükreiſe von einigen Tagen bis Bileſeld war indeß die lezte Gelegenheit, wo er ſeinen moraliſchen Character in der aller allerſchwärzeſten und ſchändlichſten Geſtalt zeigen konnte. Spott über die ehrwürdigſten Gegenſtände, Läſterungen über die allwaltende Hand, der er leicht zu entkommen glaubte, nur dieſesmal ſich irrte, beſonders ließ er den gottloſeſten Witz ſehen, und das mußte auch der Geiſtliche in einer benachbarten Landſtadt erfahren, der beim Vorübergehen in das eben von Gering eingenommene Logis aus Neugierde trat, und mit ein paar kraftvollen bibliſchen Worten anredete, aber unverhoft eine witzig angebrachte Replic aus dem A. T. erhielt, die ſein Herz ſo wie ſeinen Kopf kennbar machten. Das alte Schloß Sparenberg wurde nun ſeine lezte Wohnung. Scham über ſeine gottloſe Verſtellung kannte er nicht, kein demüthiger Blick bezähmte ſein freches Auge, als er ſeine verlaßne Wohnung und gehabte Bekanntſchaft wieder ſah. Gering, Gering rief bei ſeiner Ankunft ein ſehr würdiger junger Officier ihm zu, ihr betrügt euch, wie wirds mit euch werden! Gottes Barmherzigkeit iſt unendlich; ich habe viel geſündigt, aber bei Gott iſt viel Erbarmen, war ſeine Antwort — natürlich, wie ſeine Grundſätze ſo die Sprache, in denen er wie ſchon geſagt beſtärkt worden war. Wenn er in ſeinem Gefängniß beſucht wurde, bat er Platz zu nehmen, und machte die Honörs; begafte ihn der Pöbel, ſo füllten die zotigſten Pöbelein, die garſtigſten Ränke und Erzehlungen ſeine Geſpräche; noch Tages vor ſeiner Execution aß er mit gierigſtem Appetit, und ſeine Seele empfand nichts als — den Geſchmack. Zwey Tage vor ſeiner Hinrichtung ließ er mich durch einen Menſchen aus meiner Gemeinde bitten, ihn noch einmal zu beſuchen; ich fand aber keinen Beruf, das Werk der Bekehrung an ihm zu verſuchen und ihn zu beſſern mich zu ſchwach, wozu er auch nicht gebracht ſeyn würde. Seine Hinreiſe nach dem Ort der Execution war feierlich, und in Abſicht meiner Meinung von Unzulänglichkeit der Galgenbuße, intereſſant. Völlig angerührt, und mit kindiſchem Leichtſinn flatterten ſeine Augen vom Wagen unter den begleitenden Haufen herum. Vier Geiſtliche ſangen mitlerweile fleißig, und das Chor Waiſenhäuſer Schüler ging mit hellem Klange voran; er wurde oft ermahnt mit zu ſingen, allein ſeine Thierſeele konnte diesmal nichts als umher ſehen, als ſuchte er ſich der Laſt des Singens zu entledigen, und ſich zum letztenmale ſchadlos zu halten. Ich beklagte bei dieſer Gelegenheit die würdigen Geiſtlichen ſeine Begleiter, und wünſchte zur Ehre ihres Berufs, daß dieſes die lezte Begleitung ſolcher Menſchen ſeyn möchte. Und nun war der Galgen nahe, wo der Elende ſeinen unglüklichen durch eigne Schuld verwahrloſeten unheilbar erkrankten Geiſt aufgeben ſollte. — Philipp Ich wünſche dir eine gute Hinfahrt! rief der anweſende General mit vielem Effect nur nicht für Philipp, als er vom Wagen in den eröfneten Kreis trat. Dieſer Wunſch erbitterte ſichtbarlich Gerings wachen Geiſt. Die Verleſung des Urtheils ſpornte ihn darauf an mit funkelnden ergrimmten Blicken ſeine Schritte zu ſeiner lezten Geſellſchaft der Henker zu verdoppeln. Da ward an keine gefaltete Hand gedacht, und die Thräne der Verſtellung die er ehedem weinte, ſaß da feſt, denn Reue, Wehmuth, Schmerz über verdientes Elend kannte er nicht! Muthig ließ er ſich hinauf ziehen in die tödtliche Höhe des ſchimpflichen Holzes; wie Belial warf er ſeinen lezten Blick ſeinem zur linken hangenden ehemaligen Spiesgeſellen und nunmehrigen Geſellſchafter Schnell zu; dieſer Anblick erſchütterte ſein hart verſchloßnes Innere plötzlich, und nun wollte er noch einige Seufzer nachholen, ſtoßte kaum eine fruchtloſe Floskel der Andacht aus, und der tödtende Strick ergrif ſeinen Hals. Dieſer laſterhafte, ders unverändert blieb, war, wers nicht beſſer wuſte, ein gebohrner Dieb, mit dem Strick gebohren, ſo bekannt war er als ein ſolcher in dieſer Gegend; er konnte das Stehlen nicht laßen, ob er gleich mehrmalen dem Strick entronnen war. Seine Jugend war Anfangs ſchuldlos, voll der beſten Anlagen des Geiſtes und Herzens — hatte viel gute Erkenntniß, und wurde doch in kurzer Zeit ein ſo durchaus inkorrigibler Dieb, wie dazu gebohren; der Todt ſelbſt ſchien eine zu ſchwache Kur zu ſeiner Beſſerung zu ſeyn. Hier iſts offenbar, daß das natürliche Seelentemperament der Hauptſache nach ganz und gar keinen nothwendigen Einfluß in den ſittlichen Character des Menſchen habe, alſo kein Menſch durch ſeine Natur zu irgend einer böſen Neigung gezwungen ſey; alſo weg mit den Temperamentsſünden, die der Klügling ſo delicat zu bemänteln weiß. Iſt es wahr, daß der große fromme Saurin und andere das Naſchen nicht laßen konnten, ſo war vernachläßigte Aufmerkſamkeit in Jugendjahren alleine Schuld, und nun wurd' es Gewohnheit, wofür das urſprüngliche Seelentemperament nichts konnte, und woran ſelbſt der ſittliche Character bei Saurin keinen Theil hatte. Jedes Herz kann durch vernachläßigte Aufmerkſamkeit und Verwahrloſung böſe, nehmlich durchaus laſterhaft werden.

Zur Hellen
Prediger in der Grafſchaft Ravensberg.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler.

Fortſetzung.

(Siehe vorhergehendes Stück.)

Ein ſehr merkwürdiges Beiſpiel von einem Nachtwandler kommt unter dem Artikel: Somnambule und Somnambuliſme, in der Encyclopédie, oder Dictionnaire univerſel raiſonné des connoiſſances humaines, Tome XXXVIII vor, welches vor allen andern angeführt zu werden verdient, und welches der Erzbiſchof von Bourdeaux dem Encyclopediſten erzählt hat. *)

„Als beſagter Erzbiſchof noch auf dem Seminarium war, kannte er einen jungen Geiſtlichen, wel-

---

*) Siehe hierüber nach in Göttingiſchen gemeinnützigen Abhandlungen 1772. St. 1. Herrn Hofrath Feders Erklärung dieſes Phänomens.

welcher nachtwandelte. Um die ſonderbare Beſchaffenheit dieſer Krankheit kennen zu lernen, ging er alle Nächte in ſeine Stube, ſobald der Geiſtliche eingeſchlafen war, und beobachtete unter andern Folgendes. Der junge Mann richtete ſich auf, nahm Papier und arbeitete geiſtliche Reden aus, die er auch zugleich aufſchrieb. Wenn er eine Seite geendigt hatte, las er ſie von oben bis unten noch einmahl laut her, (wenn man anders, ſezt der Encyclopediſt hinzu es leſen nennen kann, da er ſich ſeiner Augen nicht bediente.) Wenn ihm eine Stelle in ſeiner Ausarbeitung nicht gefiel; ſo ſtrich er ſie aus, und ſchrieb mit vieler Richtigkeit die Verbeſſerung darüber. Ich habe den Anfang einer Predigt geſehen, die dieſer junge Geiſtliche im Schlaf gemacht hatte; ſie ſchien mir ſehr gut ausgearbeitet, und correct geſchrieben zu ſeyn. Aber es fand ſich eine auffallende Verbeſſerung darin. Er hatte an einer Stelle geſchrieben: ce divin enfant. Beim Wiederdurchleſen glaubte er ſtatt des Worts divin, adorable ſetzen zu müſſen, deswegen ſtrich er das erſtere Wort aus, und ſezte das zweite gerade drüber. Da er aber zugleich bemerkte, daß der Artikel ce nicht vor dem Wort adorable, welcher vor divin ſtand, ſtehen bleiben könne; ſo ſezte er ſehr geſchikt zu dem Wörtchen ce noch ein t hinzu, ſo daß man nun alſo die Worte: cet adorable enfant laß.

Um ſich zu überzeugen, ob der Nachtwandrer durchaus keinen Gebrauch von ſeinen Augen während dieſer Art von Arbeit mache, ſo hielt der Erzbiſchof ihm eine Pappe unter das Kinn, damit er nicht das Papier worauf der Geiſtliche ſchrieb, ſehen könnte: aber er ſchrieb fort, ohne daß er merkte, was jener mit ihm vornahm. Um ferner zu wiſſen, wie der Nachtwandrer die Gegenwart der Objecte, die ſich vor ihm befanden, erkenne, ſo nahm ihm jener das Papier weg, worauf er ſchrieb, und legte ihm verſchiedene andre Papiere unter: aber in den Augenblick wurde es der junge Geiſtliche gewahr, weil ſie von ungleicher Größe waren. Wenn man ihm aber ein Papier unterſchob, welches dem ſeinigen vollkommen gleich war, ſo hielt er es auch für das Seinige, und ſchrieb die Verbeſſerungen auf die Seiten, die mit dem Seinigen überein kamen. Durch dieſen Kunſtgriff bekam man denn verſchiedene ſeiner nächtlichen Schriften in die Hände.

Der Erzbiſchof von Bourdeaux, fährt der Encyclopediſt fort, hat ſie mir mitgetheilt. Das Erſtaunenswürdigſte davon ſind ſeine ziemlich genau geſchriebenen muſicaliſchen Stücke. Er bediente ſich dazu eines Stocks ſtatt des Lineals, zog die fünf Linien in gehöriger Entfernung von einander, ſetzte den Schlüſſel, die Vorzeichnungen und halben Töne an ihre rechte Stelle, und bezeichnete dann die Noten, die er anfangs nicht ausfüllte, wenn aber das muſicaliſche Stück geendigt war, diejenigen ganz ſchwarz zeichnete, die es ſeyn mußten. Die Worte waren darunter geſchrieben. Es begegnete ihm einſtmahls, daß die Worte zu groß geſchrieben waren, und nicht grade unter ihre correſpondirenden Noten zu ſtehen kamen. Er erkannte aber ſogleich ſeinen Fehler, und wiſchte, indem er mit der Hand darüber fuhr, ſeine Arbeit wieder aus; aber weiter unten machte er eine neue muſicaliſche Linie mit der größten Genauigkeit.

Eine nicht weniger bemerkenswerthe Sonderbarkeit iſt dieſe. Er bildete ſich nehmlich einſtmahls des Nachts mitten im Winter ein, daß er am Ufer eines Flußes ſpazieren gienge, und ein badendes Kind in Fluß hinabſtürzen ſehe. Die Strenge der Kälte hielt ihn nicht ab, dem Kinde zu Hülfe zu eilen; er warf ſich augenblicklich über ſein Bette, in der Lage eines Schwimmenden. Er machte alle Bewegungen eines ſolchen nach, und da er ſich bei dieſer Bewegung einige Zeit abgemattet hatte; ſo bemerkte er im Winkel ſeines Bettes eine zuſammen gewickelte Decke, glaubte, daß dieſe das Kind ſey, ergriff es mit der einen Hand, und bediente ſich der andern, um durchs Schwimmen wieder ans Ufer des vermeintlichen Flußes zu kommen. Hier ſezte er nun ſein Paquet ab, und ging vor Kälte ſchaudernd, und mit den Zähnen klappernd weiter, grade als wenn er würklich aus einem gefrornen Fluße geſtiegen wäre. Er ſagte zu den Umſtehenden: daß es friere, und daß er vor Kälte halb erſtarret ſey! Er foderte ein Glas vom Lebenswaſſer, um ſich wieder zu erwärmen, weil aber keines vorhanden war, ſo gab man ihm von dem gewöhnlichen Waſſer, welches in der Kammer ſtand. Aber er merkte den Betrug ſogleich, als er es gekoſtet hatte, und foderte nun mit noch mehrerer Lebhaftigkeit jenes Lebenswaſſer, indem er zeigte, daß er ohne daſſelbe ſterben müßte. Jezt brachte man ihm ein Glas Liqueur; er nahm es mit vielem Vergnügen, und ſagte, indem er dran roch: daß er ſich ſchon viel beſſer befinde! Inzwiſchen erwachte er nicht, legte ſich wieder hin, und ſchlief ganz ruhig fort. Der junge Mann hat noch eine Menge andrer ſehr ſonderbarer Handlungen unternommen. Das Auffallendſte und Merkwürdigſte hiebei iſt noch dies, daß wenn man ſeine Gedanken von unangenehmen und traurigen Bildern der Phantaſie abziehen wollte, man nur ſeine Lippen mit einer Feder beſtreichen durfte, wo er denn augenblicklich auf ganz andre Sachen fiel." —

Der Encyclopediſt hat bei dieſer Gelegenheit ſeine Gedanken über das Nachtwandeln zugleich mitgetheilt. Sie ſind zum Theil intereſſant genug, um ſie hierher zu ſetzen, obgleich durch ſeine Unterſuchungen jenes Phänomen noch lange nicht ganz erklärt wird, das auch wirklich nicht erklärt werden kann, ſo lange man alles bloß aus der Einbildungskraft begreiflich zu machen ſucht.

„Ob man gleich, ſagt er, einen Nachtwandler durch dergleichen unwiderlegliche Facta, wie wir angeführt haben, kennen lernen kann; ſo iſts doch nicht leicht, die Urſache und den Mechanismus ſeines Uebels zu entdecken. Schon die Abſtammung des Worts dieſer Krankheit iſt eine gefährliche Klippe für alle die Hypotheſenmacher und Halbgelehrten, welche nichts glauben, was ſie nicht erklären, und ſich nicht vorſtellen können, daß die Natur für ihren Kopf undurchdringliche Geheimniſſe habe. Man kann ſie fragen.

a) Wie es zugeht, daß ein Menſch im tiefen Schlaf hört, geht, ſchreibt, ſieht, und mit einem Wort ſeine Sinne gebrauchen, und mit Genauigkeit verſchiedene Bewegungen machen kann. Um die Auflöſung dieſes Problems zu erleichtern, wollen wir hinzuſetzen, daß der Nachtwandler keine andern Objecte bemerkt, als deren er zu ſeinen Geſchäften alsdenn nöthig hat, und die ſeiner Imagination gegenwärtig ſind. Der Geiſtliche, von dem wir geredet haben, ſahe, wenn er ſeine Predigten abfaßte, ſein Papier ſehr gut, ſeine Dinte, ſeine Feder, und wuſte es, wenn ſie ſchrieb, oder nicht ſchrieb. Er verwechſelte nie das Dintenfaß mit der Streubüchſe, und ließ ſichs übrigens nicht einfallen, daß jemand in ſeiner Kammer ſey; er ſah und hörte keinen Menſchen, wenigſtens redete er ſie nicht an. Bisweilen foderte er von denen, die er neben ſich anzutreffen meinte, überzuckerten Anies, und fand ihn ſehr gut, wenn man ihm davon gab; wenn man ihm aber dergleichen zu einer andern Zeit in den Mund ſteckt, ohne daß ſeine Einbildungskraft grade ſo hoch geſpannt war; ſo fand er keinen Geſchmack daran, und warf ihn weg.

b) Wie kann man Senſationen ohne Hülfe der Sinne bekommen; wie z. B. ſehen, ohne die Augen zu gebrauchen? — Unſer Nachtwandler ſchien offenbar die Objecte zu ſehen, die ſich auf ſeine Vorſtellungen bezogen, indem er nehmlich muſicaliſche Noten ſchrieb. Er kannte diejenigen genau, welche ſchwarz oder unausgefüllt ſeyn mußten, und ohne ſich zu irren, machte er einige ſchwarz, die andern ließ er, wie ſie waren, ſtehen; und wenn er oben wieder zu ſchreiben anfangen mußte, und die unterſten Linien noch nicht trocken waren; ſo hielt er die eine Hand darüber, um die Noten nicht auszulöſchen, wenn ſie aber trocken waren, ſo unterließ er dieſe unnöthige Vorſicht. Es iſt zwar wahr, daß, wenn man ihm ein ähnliches Papier unterſchob, er es für das Seinige hielt; aber um von der Aehnlichkeit deſſelben urtheilen zu können, ſo brauchte er nicht mit der ganzen Hand darüber zu fahren; vielleicht ſahe er nichts, als das Papier ohne die Characker zu unterſcheiden. Man hat Urſach zu vermuthen, daß die andern Sinne, deren er ſich bediente, nicht mehr disponirt waren, als ſeine Augen. Man hätte ſich davon überzeugen können, wenn man ihn an den Ohren gezupft, ihn gekniffen, oder ihm Tabac gegeben hätte.

c) Wie ging es zu, daß er ſich im Schlaf an das erinnerte, was ihm in Wachen begegnet war, daß er auch das wuſte, was er in andern Träumen vorgenommen hatte, und daß er hingegen beim Aufwachen nicht das mindeſte davon wuſte. Er bezeugte bisweilen während des Schlafs ſeine Verwunderung darüber, daß man ihn des Nachtwandelns beſchuldige, daß er während der Nacht arbeite, ſchreibe, rede. Er konnte nicht begreifen, wie man ihm dergleichen Vorwürfe machen könne, da er doch ſo feſt ſchliefe, und ſo ſchwer aufgeweckt werden könnte. Dieſes doppelte Gedächtniß iſt ein ſeltſames Phänomen.

d) Wie iſt es möglich, daß ohne Einwirkung äußerer Gegenſtände man eben ſo empfindet, als ob man wirkliche Impreſſionen von auſſen bekommen hätte, und unſer Nachtwandler empfand ohne aus dem Bette geſtiegen zu ſeyn, alle Symptome, die das gefrierende Waſſer hervorbringt, gerade als wenn er wirklich einige Zeit in ſolchem Waſſer gelegen hätte. Wir könnten noch die Auflöſung vieler andern Phänomene an den Nachtwandlern fodern, aber man würde uns doch darüber keine Auskunft mehr geben können. Man geſtehe nur gerade zu, daß es ſehr viele Dinge giebt, wovon wir die Urſachen nicht wiſſen, und die man auch ganz vergebens aufſuchen würde. Die Natur hat ihre Geheimniſſe. Man nehme ſich ja in Acht, hinein dringen zu wollen, vorzüglich, wenn kein Nutzen daraus entſpringt.“ —

Ich gehe noch weiter. Man wird nicht nur jene erzählten Phänomene nicht auflöſen können, ſondern ſie machen ſelbſt die, welche man begriffen zu haben glaubt, unerklärbar, und die Unterſuchungen, die man entſchieden zu haben glaubt, dunkel und zweifelhaft. Z. B.

a) Man glaubt gemeiniglich, daß der Schlaf in einer gänzlichen Erſchlaffung beſteht, welcher den Gebrauch der Sinne und aller willkürlichen Bewegungen aufhebt; — aber bedient ſich denn der Nachtwandler nicht einige ſeiner Sinne; bewegt er nicht verſchiedene Theile ſeines Körpers mit Abſicht und Kenntniß der Urſach? und demohnerachtet iſt der Schlaf ſehr tief. b) Wenn er ſich nicht ſeiner Sinne bedient, um Empfindungen zu bekommen, wie dies bisweilen unläugbar geſchieht; ſo kann man mit Grunde ſchließen, daß ſelbſt körperliche Objecte ſich dem Verſtande ohne Sinne vergegenwärtigen und darſtellen können. Eine offenbare Ausnahme des berühmten Grundſatzes: nihil eſt in intellectu, quod prius non fuerit in ſenſu. Man muß dieſe Erſcheinungen nicht mit denen eines Träumenden verwechſeln. Ein Träumender eben ſo wie ein Wahnwitziger ſehen Gegenſtände als gegenwärtig, die es nicht ſind. — Dies iſt ein Fehler des Bewußtſeyns, und bisweilen des Verſtandes; — aber bei dem Nachtwandler ſind die Objecte der Imaginationen gegenwärtig, als wenn ſie durch die Sinne hinein gekommen wären.

Es ſind die nehmlichen, als der Nachtwandler ſehen würde, wenn ihm die Augen geöfnet würden. Sie exiſtiren vor ihm grade ſo, wie er ſie ſich denkt, das Bewuſtſeyn, das er durch die Zwiſchenzeit der Sinne erhielt, würde nicht verſchieden davon ſeyn. c) Die größten Beweiſe, welche der Philoſoph über die Exiſtenz der Körper geben kann, gründen ſich auf die Eindrücke, die jene in uns hervorbringen. Dieſe Beweiſe verliehren nothwendig viel von ihrer Stärke, wenn wir die nehmlichen Wirkungen, ohne daß die Körper wirklich auf uns influiren, empfinden. Dies iſt gerade der Fall beim Nachtwandler, welcher friert und ſchaudert, ohne daß er ſich im gefrornen Waſſer befunden hat, was er ſich nur lebhaft einbildete. (Würde er ſich aber dies haben einbilden können, ohne vorher jemals eine Empfindung an Eiß und Kälte gehabt zu haben? Wie unphiloſophiſch iſt alſo nicht das Raiſonnement des Encyclopediſten, daß die Beweiſe von der Exiſtenz der Körper ihre meiſte Stärke dadurch verlohren, daß wir uns Wirkungen ohne ihre Urſachen vorſtellen könnten. Beim Nachtwandler thut die Seele ja nichts, als daß ſie ehemalige **wirkliche** Empfindungen, von wirklichen Körpern entweder **repetirt**, oder auch im Traum, wie oben gezeigt worden, wenigſtens dunkle Empfindungen von auſſen her bekommt.) Daraus erhellet, daß bloße **idealiſche** Impreſſionen bisweilen eben ſolche Wirkungen auf den Körper als wirkliche äußern, und daß man kein ſicheres Kennzeichen hat, dieſe von jenen zu unterſcheiden. d) Die Entdeckung neuer Phänomene verdunkelt oder zernichtet ſehr oft unſre Kenntniſſe, wirft unſre Syſteme um, und hüllt das in Zweifel ein, was uns noch ſo ausgemacht ſchien. — Das Sprüchelchen des Socrates, daß wir nur das gewiß wiſſen, daß wir nichts wiſſen, führt der Encyclopädiſt zur Beſtätigung ſeiner zum Theil wenig ſcharfſinnigen Gedanken an.“

Uebrigens leitet er, phyſiologiſch betrachtet, das Nachtwandeln von einer großen Lebhaftigkeit der Imagination, oder einer ungewöhnlichen Spannung der Gehirnfiebern, und davon außerordentlicher Empfindlichkeit ab, und ſezt die Bemerkung hinzu, daß diejenigen, welche viel, ſonderlich des Nachts ſtudiren, oder den Kopf durch andre Geſchäfte erhitzen, vorzüglich dem Nachtwandeln unterworfen ſind.

„Die Geſundheit der Nachtwandler, fährt er fort, ſcheint eigentlich keine Veränderungen zu leiden. Ihre Handlungen folgen mit der Leichtigkeit eines Geſunden auf einander, und ihr Zuſtand verdiente kaum den Namen einer Krankheit, wenn man nicht befürchten müßte, daß er ſich verſchlimmern könne, daß die Spannung der Nerven des Gehirns nicht zunehme, und hinterher in eine Erſchlaffung ausarte. Die Monie, oder der Wahnſinn ſcheint an das Nachtwandeln zu gränzen, vielleicht iſt ſie die erſte Stufe deſſelben, und iſt von ihm weſentlich nicht unterſchieden.“

„Es ſcheint alſo ſehr nothwendig zu ſeyn, dieſe Krankheit zu heilen, ehe ſie tiefer einwurzelt, ſtärker und hartnäckiger wird. Aber die Heilmittel ſind noch nicht bekannt, und ſcheinen nicht leicht aufgefunden werden zu können. Vorzüglich kommt es wohl hier auf die Behandlung dieſer Leute an. Man muß ihnen Zerſtreuungen verſchaffen, ſie reiſen laſſen, ſie von zu ernſthaften Geſchäften abziehen, und andre ihnen angenehme darbiethen, ohne daß ſie ſie zu ſehr anziehen. Hiemit könnte man kalte Bäder verbinden, welches vortrefliche, aber bisher wenig gebrauchte Mittel ſind, um das in Unordnung gebrachte Nervenſyſtem wieder zu beruhigen. Was diejenigen Nachtwandler betrift, die aus ihren Betten aufſtehen, hin- und her laufen, und daher oft in Gefahr in Abgrund und aus den Fenſtern zu ſtürzen kommen, wie es einem Nachtwandler gieng, der den Carteſius, Ariſtoteles, und andere Philoſophen bei ſich zu haben meinte, und als ſie ſich durchs Fenſter wegbegaben, ſie begleiten wollte, wenn man ihn nicht zurückgehalten hätte; ſo muß man ſie an ihre Betten anbinden, die Thüren feſt zuſchließen, die Fenſter verriegeln, und wenn ſie aufſtehen, mit Peitſchenhieben aufwecken. Dies Mittel hat bei vielen gefruchtet. Ein gewiſſer Nachtwandler wurde auch durch ein andres Mittel geheilt, das ich aber nicht vorſchlagen möchte.

Er ſtürzte ſich aus einem hohen Fenſter, brach den Arm, und ſeit der Zeit wurde er nicht mehr von ſeiner Krankheit befallen.“

Der ſeltſamſte Nachtwandler, den man noch gefunden hat, iſt ein gewiſſer Johann Baptiſt Negretti von Vicenza, bei dem Marquis Ludewig Sale ehemals in Dienſten. Er war ein ſchwarzbrauner Menſch; hatte einen ſehr trockenen Körper, war hitzig, zornig und betrank ſich gern. Er war ſeit dem eilften Jahre mondſüchtig geweſen; doch kamen die Anfälle nur im März, und dauerten höchſtens bis in die Hälfte des Aprils. Die Herren Reghelim und Pigatti machten ſich ein Vergnügen, ſeinen Zuſtand genau zu beobachten. Der leztere hat im Jahre 1745 einen Bericht davon aufgeſetzt, deſſen vornehmſte Umſtände im Monat Julius des Journal encyclopedique vom Jahre 1762 zu finden ſind. Wenn ſich Negretti des Nachts im Vorzimmer auf einen Stuhl geſetzt hatte, ſchlief er ein, und brachte eine Viertelſtunde ruhig ſchlafend zu. Er richtete ſich ſodann ſitzend in die Höhe, und blieb in dieſer Stellung unbeweglich, nicht anders, als ob er nach etwas ſähe. Endlich ſtand er auf, ging im Zimmer herum, zog eine Schnupftabacksdoſe aus der Taſche, und wollte eine Priſe nehmen. Da er aber nicht viel darinn fand, ſtellte er ſich erboßt an, gieng zu einem Stuhle, auf welchem ein

Cavalier insgemein zu ſitzen pflegte, nannte dieſen beim Namen, und verlangte eine Priſe Taback von ihm. Man reichte ihm eine offene Doſe; er nahm Taback. Hernach trat er in die Stellung eines Menſchen, der auf etwas höret; ſobald er einen Befehl empfangen zu haben glaubte, lief er mit einem Wachsſtocke nach einem Orte, wo insgemein ein brennendes Licht ſtand. Er glaubte ſeinen Wachsſtock anzuzünden, trug ihn, wie ſichs gehört, ging damit durch den Saal, die Treppe hinunter, wobei er ſich bisweilen umkehrte und ſtehen blieb, gleich als ob er jemanden die Treppe hinunter leuchtete. Er kam an die Thüre des Hauſes, blieb ſeitwärts ſtehen, ließ die Perſonen hinaus, die er in ſeiner Einbildung hinunter geführt hatte, und beugte ſich, ſo wie er glaubte, daß ſie vor ihm vorbei giengen; hernach löſchte er ſeinen Wachsſtock aus, ſtieg geſchwind die Treppe hinan, und ſetzte ihn wieder an ſeinen Ort. Er ſpielte an einem Abende dieſe Comödie dreimal. Er verließ ferner den Vorſaal, gieng in den Speiſeſaal, ſuchte in ſeiner Taſche den Schlüſſel zum Gläſerſchranke, und rief da er ihn nicht fand, den Bedienten beim Namen, der ihm alle Abende denſelben übergeben ſollte. Man brachte ihm den Schlüſſel, er öffnete damit den Schrank, ſetzte vier Flaſchen auf einen ſilbernen Teller, und ging in die Küche um ſie vermuthlich mit Waſſer zu füllen, brachte ſie aber leer wieder zurück. Im Hinaufſteigen der Treppe ſetzte er alles, was er in den Händen hatte, auf einen Schemmel, der mitten auf der Treppe ſtand, ſtieg vollends hinauf, und klopfte an die Thüre; da man ihm nun nicht aufmachte, ſtieg er die Treppe wieder hinunter, ſuchte den Cammerlaquai, that einige Fragen an ihn, rannte geſchwind die Treppe wieder hinan, ſtieß mit dem Ellbogen an den hingeſetzten Teller, und ſchlug die darauf ſtehenden Flaſchen entzwei, wie es nicht anders ſeyn konnte. Er klopfte nochmals an die Thüre, und da ſie noch nicht aufgemacht wurde, ſtieg er abermals hinab, nahm im Vorbeigehen den Teller mit, und ſetzte ihn hernach, da er wieder in den Speiſeſaal kam, auf einen Tiſch. Von da gieng er in die Küche, nahm einen Waſſereimer, lief damit an die Plumpe, ließ ihn vollaufen, und trug ihn wieder in die Küche. Er kam ſodann wieder zum Teller, und da er keine Flaſchen darauf fand, entrüſtete er ſich, und ſagte: daß ſie da ſeyn müßten, weil er ſie darauf geſetzt habe; er fragte die andern Bedienten, ob ſie dieſelben etwan weggenommen hätten? Nach langem Suchen gieng er wieder an den Gläſerſchrank, nahm zwo andre Flaſchen, ſpühlte ſie aus, goß Waſſer hinein, und ſetzte ſie auf den Teller. Er trug hierauf alles zuſammen in das Vorzimmer, bis an die Thüre des Saals, wo der Kammerlaquai ſie von ſeinen Händen zu empfangen pflegte. Man nahm ihm demnach den Teller mit den Flaſchen ab, und gab ſie ihm nach einiger Zeit wieder; er trug ſie wieder in den Gläſerſchrank, und ſetzte ſie an ihren Ort. Hierauf gieng er in die Küche, wiſchte einige Schüſſeln mit einer Serviete ab, hielt ſie ans Feuer, als ob er ſie troknen wollte, und wiſchte auch die andern Schüſſeln ab. Als dieſes geſchehen war, kam er wieder an den Gläſerſchrank, legte das Tiſchtuch und die Servieten in einen kleinen Korb, und ging damit zu einer Tafel, auf welcher insgemein ein angezündetes Licht ſtand. Er that, als wenn er mit dieſem Lichte, ein Meſſer und eine Gabel ſuchte, trug den Korb wieder zurück und ſchloß den Gläſerſchrank zu. Nachdem er alles, was er aus dieſem Schranke genommen, ins Vorzimmer getragen, und auf einen Stuhl geſetzt hatte, nahm er einen runden Tiſch, an welchem die Frau vom Hauſe zu ſpeiſen pflegte, und deckte ihn ſehr ordentlich. Es ſtand daneben noch ein anderer Tiſch von eben der Geſtalt; an welchen er bisweilen aus Verſehen kam; aber er fand ſich allemal wieder zu den, den er decken wollte. Als er damit fertig war, ging er hin und her, ſchnaußte ſich die Naſe, zog die Tabacksdoſe wieder heraus, ſteckte die Finger hinein, ohne etwas zu nehmen, gleich als ob er ſich nach zwo guten Stunden erinnerte, daß er nichts darinn gefunden habe; indeß war noch ſo viel darinn, daß er ihn auf die Hand ſchütten konnte. Hiermit endigte ſich die erſte Scene, indem man ihm ein Glas Waſſer ins Geſicht goß, und ihn aufweckte.

Den folgenden Tag hatte der Marquis Abends Geſellſchaft bei ſich, welches nicht oft geſchahe. Man foderte einen Stuhl nach dem andern, ſo wie ein Gaſt nach dem andern kam. Negretti ſchlief unterdeſſen ein; nach einem kurzen Schlafe ſtand er auf, ſchneuzte ſich, nahm Taback, und lief geſchwind in ein andres Zimmer, um Stühle zu holen. Das Merkwürdigſte iſt, daß, da er einen Stuhl mit beiden Händen trug, und damit an eine Thüre kam, welche nicht offen war, er nicht anklopfte, ſondern mit einer Hand die Thüre öfnete, den Stuhl mit beiden Händen hindurch trug, und ihn grade auf die Stelle ſetzte, wo er ſtehen ſollte. Er gieng hierauf an den Schenktiſch, ſuchte den Schlüſſel, und ward verdrüßlich, da er ihn nicht fand. Er nahm ein Licht, und ſahe ſich in allen Winkeln um, beſonders auf den Stufen der Treppe: er that dabei ſehr eilfertig, und tappte mit den Händen, als ob er den verlohrnen Schlüſſel ſuchte. Der Cammerdiener ſteckte ihn demſelben heimlich in die Taſche. Nach langem Suchen ſteckte endlich Negretti die Hand in die Taſche, fand den Schlüſſel, und ärgerte ſich, daß er ſo lange geſucht hatte. Er öfnete den Schenktiſch, nahm eine Serviete, eine Schüſſel und ein paar Semmeln heraus; er ſchloß den Schrank wieder zu, und gieng in die Küche. Hier machte er einen Salat zurechte, nahm alles dazu gehörige aus dem Küchenſchranke, und ſetzte ſich, als er fertig war, an einen Tiſch, um zu eſſen. Man nahm ihm die Schüſſel weg, und ſetzte ihm ein Kohlgerüchte vor, daß er ſtatt des Salats aß; während dem Eſſen nahm man ihm auch den Kohl weg, und ſetzte ihm einen Kuchen vor, den er eben ſo verzehrte, ohne daß er einen Unterſchied in dem, was er aß, zu bemerken ſchien; woraus man ſehen kann, daß die Werkzeuge des Geſchmacks nicht mitwirkten, ſondern bloß die Seele ohne Zuthun des Körpers geſchäftig war. Ueber dem Eſſen horchte er bisweilen, weil es ihm vorkam, als ob er gerufen würde. Er glaubte einmal wirklich, daß er wäre gerufen worden; er ſtieg geſchwind die Treppe hinab, um ſich in den Saal zu begeben, und da er ſahe, daß man ihm nichts zu ſagen hatte, gieng er in die Antichambre, und fragte die Bedienten: ob er nicht wäre gerufen worden? worauf er ſich ziemlich verdrüßlich wieder an ſeinen Tiſch in die Küche ſetzte. Nachdem er gegeſſen hatte, ſagte er, daß er gerne ins Wirthshaus gehen möchte, um einmal zu trinken, wenn er nur Geld hätte, er ſuchte in allen Schubſäcken, und fand nichts. Endlich gieng er doch, und ſagte: er wolle Morgen bezahlen, man werde ihm ſchon ſo lange Credit geben. Er eilte die Treppe hinunter, und lief ins Wirthshaus, das zwei Büchſenſchüſſe weit vom Schloſſe war. Er klopfte an die Thüre, ohne erſt zu unterſuchen ob ſie verſchloſſen ſey, gleich als ob er es wußte, daß ſie um dieſe Zeit nicht offen ſeyn würde.

Man machte ihm auf; er ging hinein, rief den Wirth und foderte ein halbes Nößel Wein. Man gab ihm anſtatt des Weins ein halbes Nößel Waſſer, er trank es für Wein, und ſagte, da er es ausgetrunken hatte: daß man ihm wohl bis morgen borgen würde. Hierauf ging er wieder aus dem Wirthshauſe nach dem Schloſſe zurück. Er kam in die Antichambre, und fragte die Bedienten: ob ihn der Herr gerufen habe? Er ſtellte ſich ganz aufgeräumt an, und ſagte, daß er einmal im Gaſthofe getrunken habe, und ihm jezt beſſer um den Magen ſey! Man öfnete ihm die Augen mit den Fingern, und er erwachte. —

Nun kommt noch die dritte Scene. An einem Feiertage zu Nacht fiel ihm ein, daß der Hofmeiſter der Kinder im Hauſe zu ihm geſagt habe: daß er ihm, wenn er dieſe Nacht mondſüchtig wäre, eine Suppe machen, ſie ihm bringen, und ein Trinkgeld dafür erhalten ſollte. Er ſtand daher des Nachts im Schloſſe auf, und ſagte ganz laut: daß er den Hofmeiſter anführen wolle. Er gieng in die Küche hinunter, um zu eſſen, begab ſich ſodann in das Zimmer des Hofmeiſters, und bat ihn, ſein Wort zu halten. Der Hofmeiſter gab ihm etliche Groſchen, Negretti nahm ſodann den Cammerdiener beim Arme, führte ihn in den Gaſthof, erzählte ihm beim Trinken, wie er den Hofmeiſter auf eine feine Art angeführet, und Geld von ihm heraus gelockt habe. Er lachte von ganzem Herzen,

zen, trank einigemahl des Hofmeiſters Geſundheit, und kehrte vergnügt nach dem Schloſſe zurück.

Eines mahles, als ſich Negretti in dieſem Zuſtande befand, ſchlug ihn einer mit dem Stocke auf die Beine. Negretti, welcher glaubte, daß ihm ein Hund an die Beine liefe, fing an zu ſchmälen; da man aber mit dem Stocke fortfuhr, ſuchte er eine Karbatſche, und hieb auf den vermeinten Hund los, um ihn fort zu jagen. Endlich wurde er es überdrüßig, und fieng an auf den Hund gewaltig zu fluchen, da er ihn mit Schlägen nicht los werden konnte. Er zog endlich ein Stück Brodt aus der Taſche, lokte damit den Hund, und hielt die Karbatſche hinter dem Rücken verborgen. Man warf ihm einen Muff entgegen, den er für den Hund annahm, und ſeine Wuth an ihm ausließ.

Herr Pigatti beobachtete dieſen Negretti ſehr oft, und merkte an, daß er alle Nächte etwas anderes vornahm. Er bemerkte auch, daß derſelbe, ſo lange er ſich in dieſem Zuſtande befand, den Gebrauch des Geſichts, des Gehörs, des Geruchs und Geſchmacks nicht hatte. Wir haben geſehen, daß man ihm verſchiedene Gerichte vorſetzen konnte, ohne daß er etwas von der Veränderung des Geſchmacks gewahr wurde; Er hörte das ſtärkſte Geräuſch und Lärmen nicht; ſahe es nicht, als man ihm ein Licht ſo nahe vor die Augen hielt, daß die Augenbraunen davon verſengt wurden; er fühlte es nicht, als man ihm mit einer Feder in der Naſe kitzelte; mit einem Worte, nichts machte einen Eindruck auf ihn. Das Gefühl hatte er zwar bisweilen ſehr fein; aber öfters fühlte er auch wieder gar nichts.

Ich finde in dem allgemeinen Magazin der Natur, Theil 10. Leipzig 1759 dieſen ſonderbaren Menſchen auch angeführt, aber die Erzählung iſt daſelbſt ſehr kurz ausgefallen, und man hat ſie nur daſelbſt angeführt, um die außerordentlichen Wirkungen des Electriſirens auch bei dergleichen Uebeln zu zeigen. Man hatte bei dem Nachtwandler Negretti mancherlei Arten von Gegenmitteln gebraucht; aber alles vergebens und vielmehr zum Nachtheile. Darauf kam ſein Herr auf den Gedanken, daß es helfen müßte, wenn man ihn electriſirte, und that es ſtufenweiſe bis zu der größern Erſchütterung mit der Flaſche. Da man dieß mehrmals zu der Stunde, da ihn der Schlaf überfallen ſollte, gethan hatte; ſo ſchlief er ſchon ſeit dem erſten Abend geruhig, ohne das geringſte von den wunderlichen Dingen, die er ſonſt zu thun pflegte, vorzunehmen, auch nicht länger als eine halbe Stunde und erwachte von ſelbſt. Nach Verlauf von acht Tagen aber ſchlief er nicht mehr zur Unzeit ein, und ſchlief nachher die Nacht über ruhig. Das Electriſiren konnte den Negretti auf eine zweifache Art geheilt haben, — durch eine Stärkung ſeiner Nerven, oder dadurch, daß er ſich der im Nachtwandeln erhaltenen electriſchen Schläge im Traume wieder erinnerte, und aus Furcht, ſie nicht wieder zu bekommen, nach und nach ruhig zu werden anfieng.

Mehrere Erzählungen von Nachtwandlern, die uns die Aerzte aufgezeichnet haben, halte ich für höchſt unwahrſcheinlich, zumal wenn ſie wieder die Natur unſrer Seele ſtreiten, und man hätte nicht ſo leichtgläubig ſeyn ſollen, ſolche Facta wirklich für wahr zu halten. Selbſt die Erzählung des Alemannus, daß ein Nachtwandler mit dem Degen an der Seite im Schlafe über die Seine geſchwommen, und denjenigen ums Leben gebracht habe, den er zu ermorden ſich wachend vorgenommen gehabt, und daß er durch den Strom nach vollbrachter abſcheulicher That wieder nach Hauſe zurükgekehrt ſey, kommt mir verdächtig vor. Am allermeiſten aber was man von der Gabe mehrerer Nachtwandler erzählt hat, daß ſie im Schlaf Sprachen verſtanden und geſprochen hätten, die ihnen ſonſt ganz unbekannt waren. Dies klingt alles zu fabelhaft, als daß ein vernünftiger Menſch dergleichen glauben könnte; daß aber dergleichen Menſchen während ihres Paroxiſmus vielleicht durch eine außerordentliche Anſtrengung der Natur, Jdeen ſchaffen können, zu denen ſie jezt in wachendem Zuſtande keine Fähigkeit mehr haben, die ſie aber ſonſt ſchon einmal gedacht, erfunden hatten, iſt wohl nicht zu läugnen. Gelehrte Nachtwandler können auch wohl gelehrt träumen, aber ein unwiſſender Menſch wird gewiß auch im Traum keine hellen und groſſen Ideen hervorbringen, was man auch hiervon für Hiſtörchen erzählen mag.

Zum Beſchluß der hier angeführten Sammlung merkwürdiger Nachtwandler muß ich noch ein Beiſpiel aus den Memoires de l'Academie Royale des Sciences zu Paris vom Jahr 1742 S. 409 ff. anführen, welches Sauvages de la Croix im Jahre 1737 von einer zwanzigjährigen Magd erzählt, und die Ueberſchrift hat: obſervation concernant une fille cataleptique & ſomnambule en même temps. Dieſe Weibsperſon, ſagt S. de la Croix war von ſehr empfindlicher Natur. Sobald ihr ein Verdruß gemacht wurde, gerieth ſie in cataleptiſche Zufälle, und fiel in eine fühlloſe Erſtarrung, wodurch ſie genöthigt wurde ſich ins Spital zu begeben.

Dieſe Anfälle hat ſie öfters bekommen; ſie ſind aber nicht von einerlei Dauer geweſen, indem ſie bald in einer halben Viertelſtunde vorüber geweſen, bald auch wohl drei bis vier Stunden angehalten. Wenn ſie damit befallen geweſen, iſt ihr Puls ſehr ſchwach und langſam geweſen, daß er kaum funfzigmal innerhalb einer Minute geſchlagen. Ihr Geblüt iſt ſo dick und zähe geweſen, daß wenn man ihr die Ader geöfnet, es nur Tropfenweiſe aus der Ader gekommen. So haben auch die ſtärkſten Purganzen bei ihr nur ſehr langſam und ſchlecht, oder gar nicht gewirket.

Wenn ihre Zufälle heran genahet, hat ſie ſolches daran vorher gemerkt, daß ihr die Stirne warm und der Kopf ſchwer geworden. Dann iſt ſie mit eins davon befallen worden, wo ſie ſich befunden, im Bette, auf der Treppe, oder wo ſie ſonſt geweſen. Im Bette hat man es daran bemerkt, daß ſie nicht mehr geantwortet, und ſich kein Athemholen merken ließ, der Puls aber langſamer und ſchwächer geworden. Sie blieb in der Stellung des Leibes, darinn ſie befallen worden. Hätte ſie geſtanden, ſo blieb ſie ſtarr ſtehen. Hatte ſie im Treppenſteigen einen Fuß gehoben, nach der folgenden Stufe; ſo erſtarrete ſie auch ſo auf einem Fuße ſtehend. Wenn jemand während der Zeit ihr einen Arm erhob, oder den Hals und Kopf drehete, ſie aufrichtete u. ſ. w. ſo blieb ſie in der Stellung, wenn der Körper nur dabei im Gleichgewichte war. Stand ſie, und man ſtieß ſie fort; ſo ging ſie nicht, wie D Fernel einen geſehen, ſondern rückte ſo fort, als wenn man eine ſtehende Säule fortſchiebet.

Man merkte an ihr ſonſt keine Bewegung, als das Schlagen des Herzens und der Ader. Sie gab kein Zeichen der Empfindung von ſich, man mochte ſie anſchreien, ſtechen, ein brennendes Licht vor ihre Augen halten, oder ſie unter den Fußſolen kratzen, bürſten u. ſ. w. Endlich verließ ſie ihr Zufall wieder ohne gebrauchte Hülfsmittel: denn was man auch für Mittel brauchte; ſo verkürzten dieſelben doch deſſen gewöhnliche Dauer nicht. Das Gähnen und Ausſtrecken der Aerme, waren Anzeigen ihrer beginnenden Erwachung, und ſie hatte keinen Begriff von allem, was ihr unterdeſſen widerfahren war; außer daß ſie vom Stechen, und den gewöhnlichen Stellungen einige Schmerzen und Müdigkeit empfand.

So waren ihre erſten Zufälle beſchaffen, da im Jahre 1737 im April und May ſich ein anderer Zufall dazu geſellete, und mehr als funfzigmal ihr begegnete. Im Anfange und Ende derſelben hatte ſie die vorige Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit; aber die Zwiſchenzeit, welche zuweilen vom Morgen bis an den Abend währte, konnte eine Belebung heißen, wenn jene einer Erſterbung ähnlich ſchien. Herr Lazerme und viele andere ſind glaubwürdige Zeugen von dem, was ich erzählen werde, und welches ich ſelbſt würde für Verſtellungen gehalten haben, wenn mich nicht unzählige Proben verſichert hätten, daß dabei keine Verſtellung ſtatt haben konnte.

Den 5ten April gedachten Jahres beſuchte ich das Hoſpital des Morgens um 10 Uhr, und fand ſie krank im Bette, von Mattigkeit und Kopfſchmerzen. Sie erſtarrete darauf, wie ſonſt; aber nach fünf oder ſechs Minuten fing ſie an zu gähnen, richtete ſich im Bette auf zum Sitzen, und fing folgendes Schauſpiel an, welches ſie ſchon mehrmal getrieben hatte. Sie redete mit einer lebhaftigkeit und Munterkeit des Geiſtes, die ſie außer dieſem Zufalle nicht hatte, da ſie ſehr niedergeſchlagen und furchtſam war. Was ſie redete, das hing mit dem zuſammen, oder war eine Folge von dem, was ſie im vorigen Zufalle geredet hatte, oder wiederholte von Wort zu Wort eine Catechismus Lehre, die ſie des Abends vorher angehört hatte. Bald redete ſie eine bald mehrere ihrer Bekannten aus dem Hauſe an; und deutete unter verdeckten Namen die Sittenlehren zuweilen ſchalkhaft auf ſie, mit offenen Augen und dergleichen Geberden u. ſ. w. als ſie den vorigen Abend gemacht hatte.

Doch **wachte** ſie dabei nicht; ſondern war noch im Schlafe, davon ich mich folgender Geſtalt verſicherte. Weil ſie die Augen offen hatte, ſchlug ich mit der Hand ihr etlichemal plötzlich und nahe an die Augen; aber ſie that weder die Augenlieder zu, noch machte ſie die geringſte Ausbeugung, noch ließ ſie ſich dadurch in ihrer Rede im mindeſten ſtöhren. Ich ſtieß mit einem Finger ſchnell und ſo nahe gegen ihre Augen, als es ſeyn konnte, ohne ſie zu berühren; ich hielt unverſehens und jählings einen brennenden Wachsſtock ihr ſo nahe vor die Augen, daß beinahe die Härchen der Augenlieder angezündet wären, ohne daß ſie dieſelben nur ein einzigmal in etwas ſollte bewegt oder zugethan haben.

Eine andere Perſon mußte ſich ihr hinter dem Rücken nahen, und ihr mit eins gewaltig ins Ohr ſchreien, auch einen Stein ſtark an das Bettgeſtelle hinter dem Hauptküſſen werfen, darüber ſie bei wachendem Zuſtande würde erſchrocken ſeyn und gezittert haben. Aber jezt merkte ſie nichts von allen weil ſie nicht das geringſte Zeichen gab, daß ſie etwas davon vernommen hatte. Ich goß ihr in die Augen und in den Mund Franzbrantewein, und den Geiſt von Salmiack; in ihre Naſe blies ich ſtarken Spaniol; ich ſtach ſie mit Stecknadeln; drehete ihr die Finger u. ſ. w. welches ſie alles, als eine unbelebte Maſchine oder Marionettenpuppe litte. Endlich berührte ich auch ihren Augapfel mit der Fahne einer Feder, und gar mit der Spitze des Fingers, ohne die geringſte Anzeige einer Empfindung dadurch zu erhalten.

Da ſie noch munterer und heftiger zu reden begann, ſagten die, welche ſie vorhin beobachtet hatten, nun würde ſie bald ſingen und ſpringen. Und in der That ſang ſie bald darauf, lachte überlaut, bemühete ſich aus dem Bette zu kommen, ſprang endlich heraus, und machte ein Freudengeſchrei. Ich fürchtete, ſie würde ſich an die Bettſtellen in dem Raume ſtoßen; allein ſie hielt die Zwiſchengänge ſo gut, als ob ſie wachte, vermied den Anſtoß an Stühle und Bettſtädte u. ſ. w. wandte geſchikt um nach den andern Gängen zwiſchen den Bettſtellen, und verſchlagenen Kämmerlein, ohn alles Tappen oder Betaſten der Oerter. Nachdem ſie herum war, kehrte ſie wieder zu ihrem Bette, legte ſich, deckte ſich zu, und erſtarrete dann wieder.

wie zu Anfange. Als dieſe Zufälle kaum eine Viertelſtunde gedauert hatten, kam ſie wieder zu ſich, als aus einem tiefen Schlafe erwachend, und erkannte an dem Ausſehen der Umſtehenden, daß ſie wieder müßte ihre Zufälle gehabt haben, die man ihr vorhin erzählet hatte; ward darüber ſo beſchämt, daß ſie den Reſt des Tages geweinet; wuſte aber von dem allen nichts, was indeſſen ihr geſchehen war. Zu Ende des Maies verlohren ſich dieſe Zufälle, ohne daß man ſolches den gebrauchten Mitteln zuſchreiben konnte. Die Ader war ihr einmal am Arme, mehrmal am Fuße und ſiebenmal am Halſe geöfnet worden. Sie hatte fünf bis ſechs Abführungen aus dem Unterleibe gehabt; Man hatte ihr Opiata für den Magen gereichet, mit China, Zinnober u. ſ. w. Bei gelinderm Wetter hatte ſie wohl zwanzigmal, mehr in kaltem als laulichtem Waſſer, gebadet, und endlich viele aus Eiſen bereitete Mittel gebraucht. Ich glaubte, daß ſie geſund geworden, weil ich ſie nicht wieder geſehen, bis den 10ten Hornung 1745, da hörte ich, daß ſie alle Winter wieder ſolchen Schlafwanderungen unterworfen geweſen, doch ohne allemal mit verknüpften Erſtarrungen und Unbeweglichkeit, noch gänzlicher Fühlloſigkeit in ihren Bewegungen befallen zu werden. So war ſie einmal auf einer Brücke von ihrer Noth befallen worden, und man hörte ſie reden mit ihrem Bilde, das ſie im Waſſer erblicket hatte. Ein andermal hatte ſie in den lezten

Weihnachten eine Perſon gemerkt zu ihrer Seite, doch ohne ſie recht zu kennen, deſſen ſie ſich erinnert, und dieſe Veränderung dem Gebrauch des Eiſens zuſchreibet. Wie kann doch eine ſo plötzliche Aufhebung und Wiederherſtellung des Gebrauchs der Sinne ſtatt haben? Wie kann man weinen; mit der willkührlichen Einbildung dieſe Lebhaftigkeit der Gedanken, und dieſe Härtigkeit alle freiwillige Bewegungen hervorzubringen? muß nicht der Zuſtand der Erſtarrenden innerlich wenig unterſchieden ſeyn, von dem Zuſtande der Schlafwandrer? Die kalten Bäder, welche dabei ſo ſehr gerühmt werden, thaten dawider eben ſo wenig, als bei jenem Nachtwandrer, deſſen Adr. Alemannus gedenket, der in ſolchem Zufalle durch die Seine ſchwamm.

Uebrigens iſt ſie jezt ſchon gewohnt dieſer Starr- und Schlafſucht, redet davon ohne Scheu und Scham, indem ſie es nicht mehr für ein ſo großes und gefährliches Uebel hält, als vormals. Sie iſt auch nicht mehr ſo blaß, als ſonſt, empfindet aber doch vor deſſen Antritt noch die Hitze und Schwere des Hauptes, und zu Ende des Anſtoßes ein Herzwehe, welches ſie aufweckt. Auch bei andern Starrſüchtigen habe ich Abwechſelungen mit Wahnwitz u. ſ. w. wahrgenommen: wie im Jahre 1724 ein alter Mann einen Tag die Starrſucht, den andern den Wahnwitz, oder die Störung des Kopfes, den dritten ein viertägiges Fieber, und den vierten wieder die Starrſucht hatte. u. ſ. f.

Mit dieſem ſonderbaren Beiſpiel vergleiche man zulezt folgendes, welches im 63ten Stück 3ten Theils des Arztes vorkommt.

Der Ritter **Hans Sloane** curirte ein Frauenzimmer an den Blattern. Am Ende der Cur bekam ſie convulſiviſche Zufälle, die ihre Glieder heftig verdreheten. Man wollte ſie, nach vielen andern vergeblichen Verſuchen mit dem kalten Bade von dieſem Elende befreien, und dieſe leidige Cur ſtürzte ſie in das große Elend, das ich izt beſchreiben will. Bald nach dem Gebrauche des kalten Bades verlohr dieſes Frauenzimmer erſt das Geſicht, dann auch das Gehör, und die Sprache. Ihr Schlund ward dergeſtalt zuſammengezogen, daß ſie weder flüßige noch feſte Speiſen verſchlingen konnte. In dieſem Zuſtande blieb dieſe Perſon faſt dreiviertel Jahr, und ernährte ſich während der Zeit auf keine andere Weiſe, als daß ſie Speiſen kauete, und lange im Munde herumwarf, endlich aber wieder von ſich geben mußte. Mit den Feuchtigkeiten gurgelte ſie ſich bloß eine Zeitlang, und gab ſie alsdann auf eben dieſelbe Weiſe wieder zurük, ohne daß ſie das geringſte hinunter geſchluckt hätte. Bei ihrer Blindheit und Taubheit wurde ihr Gefühl und ihr Geruch ſo zärtlich, daß ſie die verſchiedenen Farben von ſeidenen Zeugen und Blumen unterſcheiden konnte, und es empfand, wenn ein

Fremder ins Zimmer kam. Weil ſie zugleich blind, taub und ſtumm war; ſo konnte man nur durch das Gefühl mit ihr ſprechen. Sie hatte eine ungemeine Fertigkeit in der Fingerſprache; wer aber ſo mit ihr reden wollte, der mußte ihre Hand und ihre Finger ſtatt der ſeinigen berühren. Sie unterſchied an einer Schürze, die mit Seide von verſchiedenen Farben eingefaſt war, das Rothe, Grüne und Blaue aufs richtigſte, indem ſie die Finger aufmerkſam an die Blumen der Einfaſſung ſetzte. Sie konnte ſogar ein nelkenfarbiges Band (Pinck Coulour) nachdem ſie es eine Zeitlang befühlet hatte, unterſcheiden, und den Namen der Farbe bezeichen, obgleich dieſelbe nur eine Art des Rothen von der blaßrothen Schattirung war. Man wollte ſie einſtmals in ein Zimmer führen, worinn, wie man ihr zu verſtehen gab, lauter Bekannte ſeyn ſollten. Unter der Zeit daß man ſie hierzu beredete, waren aber von ohngefähr Fremde in dieſes Zimmer gekommen. Als nun die Kranke vor das Zimmer kam, und die Thür geöfnet wurde; ſo kehrte ſie um, und ging ſehr unwillig wieder in ihr Zimmer zurück, weil ſie zu verſtehen gab, es wären Fremde da und man hätte ſie hintergehen wollen. Sie geſtand nach der Zeit, daß ſie die Gegenwart der Fremden aus dem Geruche erkannt hätte. Es ward ihr nicht ſo leicht, ihre Bekannten durch den Geruch zu unterſcheiden, ſondern ſie mußte hierzu andere Künſte zu Hülfe nehmen. Insgemein erkannte

kannte ſie ihre Freunde durch das Gefühl ihrer Hände, und wenn dieſelben zu ihr kamen; ſo pflegten ſie ihr die Hände darzubieten, um ſich zu erkennen zu geben. Die Bildung und die Wärme der Hand waren ihre gewöhnlichen Merkmale, und zuweilen umſpannte ſie die Handwurzel am Arme, oder maaß die Finger. Ein Frauenzimmer mit der ſie wohl bekannt war, kam einſt und bot ihr die Hand, wie gewöhnlich. Sie befühlte ſolche länger, als ſonſt, und ſchien zweifelhaft, weſſen Hand es wäre: nachdem ſie aber die letzterwähnten Abmeſſungen angeſtellt hatte, gab ſie zu verſtehen: „daß es Jgfr. M. ſey, aber heute wärmer, als ſonſt wäre.“ Dieſe blinde Perſon pflegte viel zu nähen, um ſich die Zeit zu vertreiben und ihre Nähterei war ungemein ſauber und ordentlich. Unter vielen Stücken von ihrer Arbeit, die man in der Familie aufhebt, befindet ſich ein Nadelküſſen, das kaum ſeines gleichen hat. Zuweilen ſchrieb ſie auch, und ihre Schrift war noch außerordentlicher als ihre Nähterei. Sie war eben ſo ordentlich und richtig; die Züge waren ſehr artig, die Zeilen alle gerade, und die Buchſtaben in gleichen Entfernungen von einander. Das erſtaunlichſte bei ihrem Schreiben war, daß ſie auf eine gewiſſe Art entdeckte, wenn ſie einen Buchſtaben ausgelaßen hatte, und ihn über das Wort, wo er hingehörte, mit der gehörigen Anzeigung ſetzte. Sie pflegte zu allen Stunden der Nacht ſich in ihrem Bette aufzuſetzen, und zu nähen oder zu ſchreiben, wenn ihre Schmerzen, oder andere Umſtände ſie nicht ſchlafen ließen.

Alle dieſe Umſtände waren ſo außerordentlich, daß man lange Zeit zweifelte, ob ſie nicht ſchwache Ueberbleibſel des Geſichts und Gehörs hätte, weshalb man einige Proben mit ihr anſtellete. Einige ſolcher Proben entdeckte ſie von ohngefähr, und dieſes erregte ihr allezeit heftige Convulſionen. Der Gedanke, daß man ihr eine ſo boshafte Verſtellung Schuld gäbe, war ihrem Gemüthe eine unerträgliche Qual. Ein Geiſtlicher fand ſie einen Abend an einem Tiſche arbeiten, auf welchem ein Licht ſtand. Er hielt ſeinen Hut zwiſchen ihr Auge und das Licht ſo, daß dieſes ihr nicht den geringſten Schein geben konnte. Sie ſetzte ihre Arbeit ganz gelaſſen fort, bis ſie plötzlich ihre Hand in die Höhe hob, ihre Stirn zu reiben und an den Hut ſtieß, worauf ſie gewaltige Convulſionen bekam, und mit großer Mühe zurecht gebracht ward. Durch ſolche Verſuche, und verſchiedene zufällige Umſtände ward die Familie völlig verſichert, daß ſie gänzlich taub und blind wäre; beſonders als ſie einſtens bei einem ſchrecklichen Sturme mit Donner und Blitzen ungeſtöhrt bei ihrer Arbeit ſitzen blieb, ob ſie gleich das Geſicht gegen das Fenſter gekehrt hatte, und ſonſt bei ſolchen Vorfällen ſehr erſchrocken war. Sir Hans Sloane, ihr Arzt, zweifelte immer noch an Begebenheiten, die ſo wunderbar ſchienen, und man verſtattete ihm, ſich davon durch ſolche

Verſuche und Beobachtungen zu verſichern, wie er verlangte. Der Ausgang war, daß er ſie für völlig taub und blind erklärte. Sie ward endlich nach Bath geſendet, wo ihre Schmerzen und Convulſionen zwar geringer wurden; aber Sprache, Geſicht und Gehör erhielt ſie nie im geringſten wieder. Die Wittwe eines ihrer Brüder beſitzt Briefe von ihr, welche ſie von Bath geſchrieben, und die der Verfaſſer dieſer Geſchichte ſelbſt geſehen, worinn einige erwähntermaßen vergeſſene Buchſtaben mit Anzeigung der Stelle, wo ſie hingehören, eingerückt ſind. Dieſe Wittwe und viele andere Perſonen können dieſe ſo ſeltſamen Begebenheiten dergeſtalt bezeugen, daß es nicht nur ungerecht, ſondern auch thöricht wäre, daran zu zweifeln.

Wer noch mehr über die Nachtwandler zu leſen wünſcht, den verweiſe ich auf folgende Schriften.

1) Auf eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand, welche des Sauvages de la Croix oben angeführter Erzählung beigefügt iſt im Hamb. Magazin, Band 7. S. 489 ff.

2) Meiers Verſuch einer Erklärung des Nachtwandelns. Halle, 1758. 8. Siehe hierüber: Literaturbriefe 6. Theil Br. 97.

3) *Fricke* commendatio de noctambulis. Halæ 1773. 4.

4) Walchs philoſophiſches Lexicon, Artikel Mondſüchtige. 2. B. der Henningiſchen Ausgabe.

5) Allgemeine deutſche Bibliothek. 40. Band. S. 136 ff.

6) **Krügers** Experimentalſeelenlehre; im Anhange. Halle 1756. 8.

7) *Euſeb. Nierembergii* philoſophia curioſa.

8) *Miſcellanea curioſa* Academ. naturae curioſorum Annus 1681, 1697, 1698. 4.

9) *a Reies* elyſius iucundarum quaeſtionum campus.

10) **Unzers** Arzt. Stück 74 78.

11) *Vigneul Marville* Melanges d'hiſtoire & de litterature. 2. Band. S. 237 ff.

12) **Muratori** über die Einbildungskraft des Menſchen, nebſt Richerz leſenswürdigen Zuſätzen. 1. Band. S. 301 ff. desgl. S. 245.

13) *Richter* de ſtatu mixto ſomni & vigiliae. Götting, 1756 4.

14) **Hennings** von den Träumen und Nachtwandlern. Weimar 1784. 8.

15) **Tiedemanns** Unterſuchungen über den Menſchen. 3. Theil. 1778.

2.

Beobachtungen zur Seelennaturkunde.

Ich fühle im mir keinen ſtärkern Trieb, als den Trieb zur Thätigkeit. Ein einziger geſchäftloſer — müßiger Moment iſt Tortur für meine Seele. Sie fühlt in ſich das Leere; und das Gefühl der Leerheit im Menſchen kann nur das peinlichſte ſeyn. Der Würkung nach, vermöge des ſtillen Tobens einer heftigen unbefriedigten Begierde, und der verzehrenden innerlichen, oft ſich äußerlich empörenden, aufbrauſenden Unruh, kömmt dieſes Gefühl der Sehnſucht am nächſten. Ganz natürlich. Im Menſchen iſt ein ewiger, und ununterbrochener, nothwendiger, wechſelſeitiger Einfluß der Seele und des Körpers. Da die Urkräfte eines lebendigen Körpers ſtets wirkſam ſind, und die Lebensſäfte ſtets in ihrem Kreislauf herumgetrieben, folglich die inneren Werkzeuge und der Seelenorgan ſtets regegemacht werden, und theils, indem ſie auf den Körper zurück wirken, ihr Bedürfniß — durch die äußern Werkzeuge äußern müſſen; theils in ſich ſelbſt Vorrath aufſuchen; das Gedächtniß zu Hülfe nehmen, und veraltete Ideen zurück rufen. So iſt der ganze Menſch thätig, ſo muß alles in ihm thätig — würkend ſeyn. — So iſt der Trieb zur Geſchäftigkeit allgemein, und in der menſchlichen Natur gegründet. Die Hauptſache bleibt dieſelbe; ſo unabänderlich die menſchliche Natur im allgemeinen iſt; ſo unabänderlich ſind die Triebe, die in ihrer Weſenheit angepflanzt liegen. Menſchliche Natur im Individuum aber modifizirt ſich; ſo wie ihr Verhältniß zu andern Individuen; folglich auch ihre Triebe nach eben dem Verhältniß zu andern Menſchen, Thieren, oder lebloſen Dingen.

Die Natur des menſchlichen Individuums iſt die wechſelſeitige, Ein- und Zurückwürkung der Seele und Körperkräfte dieſes oder jenes Menſchen; ſo wie die Natur des Körpers der Mechanismus deſſelben iſt, und die Natur der Seele, die Kraft zu empfinden, zu denken und zu wollen, als eben ſo viele weſentliche Eigenſchaften einer einzigen **Urkraft** in der einfachen Subſtanz.

Man ſieht oft deutlich, wie die Modifikation der menſchlichen Natur, (nicht der einzelnen des Körpers, oder der Seele), die Triebe im Menſchen modificire. Es ſcheint aber der Seele der Aushaltungstrieb zu fehlen; ich meine das Ankleben, das ſtarre ununterbrochene, langwährende Ausharren der Seele an **einem** Standpunkt ihrer Kraft; es ſcheint, ihre Kraft vermag nur bis zu einem gewiſſen Grade des Ausharrens hinan zu ſteigen, nach deſſen Ueberſchreitung ſie ſchlaff wird, und ſich nach Ruhe ſehnt. Die Nachlaſſung der angeſpannten Seelenkraft folgt in einem Subjeckt **eher**, im andern **ſpäter**; ob aber dieſe endliche Erſchlaffung allgemein ſey? darüber will ich jeden zu ſeiner Selbſtbeobachtung aufrufen; ſo wie ich die meinige fortſetzen werde; übrigens wird man ſie nicht ſo leicht a priori demonſtriren, noch aus der Analogie der Körperskräfte darthun können; obwohl ſie vielleicht, durch den jetzigen Zuſtand der Seele in Verbindung mit dem Körper erklärbar wäre.

Ich kann nicht umhin, hier eine Bemerkung anzuſchlieſſen; wozu ein mir jüngſt in die Hände gerathner Plan einer abzuhandelnden Seelenlehre den Anlaß gab.

Die beſte Behandlung einer Seelenlehre, glaub ich, wird dieſe ſeyn; wenn man Körperlehre, insbeſondere die des menſchlichen Körpers vorausſchickt, welche beide die Menſchenlehre heiſſen. Nur ein ſolches Syſtem, wo von einem Rückſicht auf das andere genommen, und mit dem andern verbunden unterſucht wird, kann eine deutliche und gründliche Seelenlehre, kann unverfälſchte Menſchen- und Seelenkenntniß erzeugen, und richtige Imputationsregeln angeben. So läßt ſich leichter auf die Exiſtenz eines Weſens kommen, das wir Seele nennen; nähmlich: durch das Geiſtige unſerer Vorſtellungen erſter und anderer Claſſe, und ihre Inkompatibilität mit der Materie, dann kann man auch deſto ſicherer zu der Unterſuchung ihrer Natur, ihres eigenthümlichen und ſelbſtſtändigen Weſens ſchreiten.

Iſt ja der Körper unſerer Seele das nächſte, muß ich nicht von der Aeuſerungsart auf die äußernde Kraft ſchließen? und würkt unſer Geiſt nicht durch die Sinne, welche auch zugleich ſeine Würkungsart beſtimmen, da ſie den Grund derſelben in ſich faſſen? Unſere Pſychologen vergeſſen meiſtens jene Eigenſchaften und Kräfte abzuhandeln, die ihren Grund einzig in der Verbindung beider Subſtanzen haben. Hieher gehören auch jene Kräfte, deren Entwicklung das Daſeyn und die Mitwirkung entſprechender Kräfte der andern Subſtanz nothwendig hat. Giebt das eine ſolide Menſchenkenntniß; wenn man jede Subſtanz abgeſondert, ohne Rückſicht auf die andere und ihren jedesmahligen, nothwendigen Einfluß unterſucht? einſeitig wird ſie; — einſeitig die ganze Beurtheilung des Menſchen und ſeiner Handlungen ꝛc. Iſt doch der Menſch nicht blos Seele — nicht blos Körper; er iſt Körper und Seele; — ein durch die nothwendige, beſtändige, wechſelsweiſe Ein- und Zurückwirkung beider Kräfte und Naturen zuſammenfließendes Ganze. Wie vieles Licht würde eine ſolche Menſchenlehre über das eigenthümliche Weſen der Seele, über das, was ihr bleibt nach der Trennung, und zugleich über unſern moraliſchen Zuſtand verbreiten! Wie würde ſie dabei noch öffentliche- und Privattoleranz befördern!

L. A. Schlichting.

Zur
Seelenzeichenkunde.

Aus den Papieren eines Selbſtbeobachters.

Die Folge meiner Vorſtellungen und Empfindungen gründet ſich gemeiniglich auf eine gleichſam durch ſich ſelbſt entſtandene, oft mir ganz unerklärbare, ohne mein Zuthun, meine Anſtrengung hervorgebrachte **Laune**, die bald in der Organiſation des Körpers, vorzüglich aber in der Eigenthümlichkeit der Denkart und der leidenſchaften ihren Grund haben mag. Selten ſinds Gründe des Nachdenkens, der Ueberlegung, die mich fröhlich, oder traurig machen; ich kann mir zwar ein gewiſſes Frohſeyn, einen Kummer der Seele, nachdem es die Umſtände erfordern, ſo gut wie andre Menſchen, erzwingen; aber gewöhnlich werde ich ganz **unwillkürlich**, ja oft **wider** meinen Willen zur Freude geſtimmt, und **wider** meinen Willen von trüben Vorſtellungen, worinn ich **mehr Nahrung** auch **mehr Geiſtesthätigkeit**, als in jener zu finden glaube, abgerufen.

Als eine Folge jener laune, deren Einwirkungen ich nicht früh genug vorgebaut habe, betrachte ich nun auch zuvörderſt die Erſcheinung, daß ich faſt niemals im Stande bin, mich durch bloße Vorſtellungen und äußere Objecte zum Mitleiden gegen irgend ein leidendes Weſen zu ſtimmen, und daß es mir Mühe und Unwillen verurſacht, wenn ich ohne dazu geſtimmt zu ſeyn, Mitleiden an den Tag legen ſoll. Ich ſehe voraus, daß ich mich werde verſtellen müſſen — dies verſtimmt mich noch mehr, macht mich zum Mitleiden noch unfähiger, und erzeugt in ſolchen Augenblicken nicht ſelten eine Kälte gegen meine Nebenmenſchen, vor der ich ſelbſt zurückbebe, und die mich unendlich unglücklich machen würde, wenn meine Natur von der andern Seite nicht äußerſt weich und fühlbar geſchaffen wäre, ſo bald jene Laune vorüber iſt. Mein Herz iſt zur Freundſchaft aufs ſtärkſte geneigt, mein Wohlwollen reißt mich oft zu Handlungen der Menſchenliebe hin, die ich für meine Kräfte zu groß fühle, ich habe alle Beſonnenheit der Vernunft nöthig, um nicht in eine Art von Empfindelei zu verfallen; — aber bei dem allen iſt mein Herz oft felſenhart, wenn es Mitleiden — ſelbſt mit ſeinen Lieblingen empfinden, und an den Tag legen ſoll. Iſt aber bisweilen eine Stimmung der Seele zum Mitleiden vorhanden, fließt mir unmerklich eine Thräne der Theilnehmung aus meinem Auge; ſo fühle ich auch zugleich, daß ich kränklich bin, und daß in meiner Maſchine eine nervenſchwächende Veränderung vorhergegangen iſt.

Aber der ſonderbare Mangel an Mitleiden, den ich von früher Jugend an mir bemerkt habe, hat mich doch nicht unentſchloſſen und unthätig gemacht, meinen leidenden Nebenmenſchen beizuſtehen, und diejenigen zu verachten, welche ein Felſenherz bei der Noth ihrer Brüder an den Tag legten. Vielmehr wirken die Gründe der Vernunft, ſich hülfsloſer Menſchen anzunehmen, mit einer außerordentlichen Lebhaftigkeit auf mein Herz; — aber ſie reizen mich nicht zum Mitleiden. Wenn ich andern beiſtehe; ſo ſind es die Gründe der Vernunft allein, die mich zum Handeln determiniren, nicht die Leidenſchaft, und der mitleidige Inſtinct, der bei den meiſten Menſchen blindlings vor der Vernunft vorhergeht.

Da ich ganz offenherzig reden kann, ſo muß ich aber doch auch geſtehen, daß ſich in meine Wohlthätigkeit nicht ſelten eine verſteckte Eitelkeit einſchleicht, und den Grad des menſchenfreundlichen Wirkens beſtimmt, wodurch ich andern nüzlich werden will. Dieſe Eitelkeit wirkt nach verſchiedenen Umſtänden immer verſchieden. Es giebt Augenblicke, wo ich mit dem Beifalle, den mir ganz im Stillen mein Herz giebt, vollkommen zufrieden bin, wo ich durchaus nicht wünſche, daß ein Werk meiner Wohlthätigkeit bekannt werden möchte, wo ich mich über den Wunſch, es auszubreiten, ſchämen kann. Zu andern Zeiten richte ich meine Handlung ſo ein, daß ſie bekannt werden muß, — der

Beifall des Herzens iſt mir gleichſam nur der zweite Grund der Moralität geworden. Ich erinnere mich ſehr deutlich, mehrmals edle Handlungen von andern erzählt zu haben, die ich ſelbſt im Stillen verrichtete; — theils weil mir die Handlung wohl zu ſehr gefiel, als daß ich ſie in dem Winkel meines Herzens einſchließen ſollte; — theils, weil ſich meine Eitelkeit an dem ſchmeichelhaften Urtheile anderer über dieſe Handlung, die ich mir doch immer, als meine Handlung dachte, ob ich ſie gleich andern zuſchrieb, zu ergötzen ſuchte. So klein und unbedeutend dergleichen Beobachtungen zu ſeyn ſcheinen, ſo ſehr beleuchten ſie doch die geheimen Falten des menſchlichen Herzens, und ſchließen uns daſſelbe oft viel beſſer auf, als trockene Theorien über die Natur unſrer Empfindungen.

Nicht weniger merkwürdig, als vorhergehende Beobachtungen, hat mir oft das ſowohl an mir ſelbſt als an andern Menſchen geſchienen, daß man bisweilen bei den höchſten Wünſchen, etwas zu erlangen, zu erleben, oder zu thun, in ſich noch einen ſchnell entſtandenen Wunſch, daß die heftig verlangte Sache auch nicht geſchehen möchte, wahrnimmt, obgleich durch dieſen leztern jene erſtern Wünſche nicht aufgehoben, ſondern vielmehr gemeiniglich geſtärkt und heftiger wurden. Es ſcheint in der That contradictoriſch zu ſeyn, daß die Seele etwas zu gleicher Zeit, und zwar mit größtem Verlangen **wollen**, und auch **nicht wollen** könne; allein das Phänomen bleibt doch als Erfahrung ausgemacht, ob ich mir es gleich ſelten habe genau erklären können, warum ich eine heftig **gewünſchte** Sache auch wiederum zugleich **nicht** wünſchte. Man muß oft ſehr tief in das Gebiet unſrer Empfindungen, und ihre erſten originellen Veranlaßungen eindringen, wenn man ſich dergleichen ungewöhnliche Erſcheinungen erklären, und auf die uns bekannte Form des Denkens reduciren will. Schwerlich kann man ſich in dergleichen Fällen zurecht finden, wenn man nicht eine Menge in uns ſtets vorhandener, ſtets wirkſamer **dunkler** Ideen annimmt, die ſich unmerklich an hellere anſchließen, und der Thätigkeit der Seele eine von ihrer gewöhnlichen Art zu denken und zu wollen verſchiedene Richtung geben, die oft gar nicht in der Natur unſers Wollens gegründet zu ſeyn ſcheint. —

Sehr oft habe ich über den Zuſtand meiner Seele, in welchem ſie etwas zu gleicher Zeit **will**, und auch **nicht will**, nachgedacht und das Reſultat meiner Unterſuchungen war immer folgendes. Die Seele wird in ihrer Thätigkeit durch einen heftigen Wunſch, durch ein zu gewaltiges Hinrichten ihrer Kraft auf einen **einzigen** Punct viel zu ſehr **eingeſchränkt**, und in ihrer Freiheit gehindert, als daß ihr ein ſolcher Zuſtand **lange** gefallen könnte, wenn auch gleich das Object des Willens einen erſtaunlichen Reiz hätte; — alſo ſchon hierin liegt der Grund eines verſteckten Nichtwollens, ein heimlicher Trieb: daß das Object des Wunſches überhaupt nicht daſeyn möchte, damit man nicht von dem Wunſche ſelbſt in ſeiner Thätigkeit zu ſehr eingeſchränkt werde. Man muß ſich oft ſchon zwingen, den Wunſch zu erhalten, weil man einmal eigenſinnig genug war, den Wunſch zu wollen. Aber dieſe pſychologiſche Bemerkung erklärt jenes Phänomen nicht ganz nach ſeinen verſchiedenen Fällen und Modificationen; — es muß alſo gemeiniglich noch ein zweiter und dritter Grund hinzu kommen, warum die gewünſchte Sache auch nicht gewünſcht wird. Durch unzählig gemachte Erfahrungen unterrichtet, ahnden wir nicht ſelten den Ekel und die Sättigung, voraus, die nach einem erreichten Wunſche ſich der Seele bemächtigt, und bei der Erfüllung des Wunſches uns das nicht immer finden läßt, was wir vorher, ſo lange die Sache mehr ein Gegenſtand der Einbildungskraft war, darinn zu finden hoften. Das Ziel ſich erreicht gedacht, zeichnet der Seele wieder nur einen zu begränzten, zu engen Standpunct vor; ſie überſieht ihn zu genau, zu deutlich, als daß dieſer Vorausblick ihr immer angenehm ſeyn könnte, zumal wenn die Erfüllung des Wunſches, und die Erreichung des Ziels uns einen Theil unſrer jetzigen wahren, oder fingirten Freiheit nimmt. —

Wir fühlen es vorher, daß wir doch am Ende der Laufbahn nicht, wenigſtens nicht viel weiter gekommen ſind, daß die Anſtrengung der Seele mit dem Ziele, wornach wir laufen, nicht in dem gehörigen Verhältniß ſteht, und daß uns das erlangte Gut wohl gar wieder entriſſen werden kann. Dies iſt ein dritter Grund, welcher uns nicht ſelten die angenehmſten Wünſche vergällt, und uns den Wunſch abzwingen kann, daß auch die Sache nicht geſchehen, oder daß das Object des Verlangens gar nicht in unſerm Geſichtskreiſe ſtehen möge. Je heftiger wir etwas begehren, je mehr die ganze Seelenthätigkeit auf einen einzigen Gegenſtand gerichtet iſt, je mehr Leidenſchaften zu gleicher Zeit uns nach einem gewiſſen Ziele hinſtoßen; je furchtſamer pflegen wir auch nach den Hinderniſſen umherzuſchauen, die ſich uns in Weg ſtellen könnten, je empfänglicher ſind wir wenigſtens, uns durch ein lebhaftes Mißtrauen verſtimmen zu laßen, und dieſes Mißtrauen iſt es eben, welches ein unangenehmes Licht auf den gewünſchten Gegenſtand ſchon vorher wirft, ehe wir ihn beſitzen.

Ich irre mich daher wohl nicht, wenn ich annehme, daß wir bei den meiſten unſrer Wünſche in Gefahr laufen, ihrer oft früher überdrüßig zu werden, als ſie noch erfüllt ſind; ſo paradox auch dies klingen mag, — und daß wir deswegen nicht ſelten ſo ſehr eilen, ſie in Erfüllung zu bringen, weil wir gleichſam die mit ihnen verbundene Langeweile vorausahnden. Wenn wir nicht ganz blindlings wünſchen, ſo pflegen ſich bei jedem Fortſchritt des Wollens gewiſſe Bedenklichkeiten, mißtrauiſche Empfindungen, verringerte Erwartungen an den Wunſch unſres Herzens anzuſchließen, und wir werden den Weg nicht immer mit leidenſchaftlichem Antriebe, ſondern oft nur deswegen fortſetzen, weil es die Ehre erfordert, und wir uns vor andern Menſchen keine Blöße geben wollen.

Dieſe Erfahrung werden ſonderlich lebhafte Leute an ſich machen können, deren Seele überhaupt nicht lange unverwandten Blicks auf einen einzigen Standpunkt hinſchauen kann, ohne zu ermüden. Ihre Ideen ſtoßen ſich mit einer Art Ungeſtüm nach einander fort, der Seelenzuſtand bekommt alſo augenblicklich eine neue Lage und Richtung, und weil hiemit die Mobilität des Characters ſo genau verbunden iſt; ſo nehmen die Wünſche und die Situationen des Herzens auch leicht ganz neue oft mit den vorhergehenden ganz heterogene Geſtalten an. Die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft ſtellt zwar ſolchen Leuten die Erfüllung eines heftigen Wunſches unter den ſchönſten Farben vor; aber ſie läßt ihnen auch zu gleicher Zeit alles das unangenehme ſehen, was mit jener Erfüllung mittelbar oder unmittelbar verbunden iſt, wenigſtens verbunden ſeyn kann, und dieſe Vorſtellung der Möglichkeit des Unangenehmen iſt oft läſtiger, als die Ueberzeugung von einem wirklichen Uebel.

In der Heftigkeit des Wunſches liegt nun wohl der vorzüglichſte Grund, warum uns ſeine Erfüllung ſelten das Vergnügen gewährt, was wir dabei am Ende des Ziels zu genießen hoften. Je feuriger die Einbildungskraft, je wilder die Leidenſchaft war, je ſchöner ſtellten wir uns das zu erreichende Ziel vor. So lange wir nur noch wünſchten, hatte die Seele einen weiten Spielraum, ſich die Sache von tauſend angenehmen Seiten vorzuſtellen; — wir machten das Object dazu, wozu wir es haben wollten; wir formten gleichſam ſein ganzes Weſen nach unſerm Willen; wir ſonderten davon ab, was uns daran mißfiel; wir trugen Züge hinein, die wir von andern Gegenſtänden kopirten; wir machten gleichſam die Maſſe unſrer liebſten Vorſtellungen zur Grundlage des gewünſchten Objects, — alle dieſe Operationen der Seele, wobei wir faſt ganz frei handelten, gerathen durch das erreichte Ziel auf einmal ins Stocken. Der Gegenſtand liegt nach ſeinem eigentlichen Werth oder Unwerth vor unſern Augen, — das Fingiren hilft nichts mehr, da wir ihn nicht mehr durchs Vergrößrungsglas unſrer Einbildungskraft betrachten können, und da wir durch eine getäuſchte Vorſtellung vom Ganzen, uns nichts weniger, als bereitwillig finden, ihm eine beſſere Geſtalt zu geben. Vielleicht hatten wir auch das Ziel zu ſchnell erreicht; — vielleicht fühlten wir uns zu ſchwach, uns auf dem neuen Standpuncte zu ſouteniren; —

vielleicht hatten wir dadurch einen **andern** aufgeben müſſen, der vielleicht noch weniger vortheilhaft für uns geweſen wäre, den wir uns aber doch jezt als etwas **Entferntes** beſſer vorſtellen; — vielleicht **änderte** ſich auch das neue Object in dem Augenblick unſrer Beſitznehmung deſſelben; alles dieſes können pſychologiſche Gründe ſeyn, warum uns die Erfüllung des Wunſches weniger, als der Wunſch ſelbſt behagt; immer wird aber die **erſte** Urſach davon mit in der **gefüllten** Begierde liegen, und in der Vorſtellung, daß uns das neue Object nicht mehr genommen werden kann. — —

Ich glaube einen großen Unterſchied zwiſchen dem Wunſche nach **ſinnlichen Objecten** und dem, nach **Wahrheit**, ſo wie auch in der Erreichung des beiderſeitigen Ziels wahrzunehmen. Es ſey mir erlaubt hierüber meine Meinung zu ſagen. Der Durſt nach Wahrheit erreicht bei unendlich wenigen Menſchen den Grad, welchen Carteſius*) fühlte.

Der

---

*) Carteſius fühlte einen ſolchen Drang zur Erforſchung der Wahrheit in ſich, und ſetzte ſeine Studien mit einer ſolchen Heftigkeit fort, daß ſein Gehirn dadurch litte, und er über den Gegenſtand ſeines Denkens in eine Art von Enthuſiasmus fiel. So leicht ſich ein ſolcher Zuſtand bei einer lang anhaltenden Anſtrengung des Verſtandes erklären läßt; ſo merkwürdig iſt doch das, was er hierüber von ſich ſelbſt erzählt. Voll von ſeinem Enthuſiasmus und dem Gedanken, eines Tages die Gründe der Wahrheit gefunden zu haben,

legte

Der Wunſch, ſie zu finden wird nicht von dem Feuer der Leidenſchaft begleitet, das unſre ſinnlichen Wünſche vermöge der Einbildungskraft oft bis zur Schwärmerei belebt; — wir müſſen uns bei erſtern anſtrengen, um nicht zu ermüden, bei leztern müſſen wir oft dem Wunſche Einhalt thun, damit wir nicht zu weit gehen. Der Grund dieſer Ver-

ſchie-

---

legte er ſich 1619 den 10ten November ſchlafen. Er hatte hintereinander drei Träume, die ihm ſo außerordentlich ſchienen, daß er ſie für göttlich hielt, und in ihnen ſich die Bahn vorgezeichnet fand, welche er nach dem Willen der Gottheit in Abſicht ſeiner Lebensart und ſeiner Erforſchung der Wahrheit, die er mit Unruh ſuchte, gehen müſſe. Die geiſtige Auslegung, welche er dieſen Träumen gab, glich dem Enthuſiasmus von dem er ſich durchdrungen glaubte ſo-ſehr, daß man ihn hätte für wahnſinnig halten, oder glauben können, daß er ſich den Abend vorher betrunken haben müſſe; aber er verſichert uns, daß er den Tag vorher äußerſt mäßig zugebracht, und ſeit drei Monaten keinen Wein getrunken habe. Den andern Morgen, noch ganz von den Eindrücken jener Träume durchglüht, überlegte er, was er nun für eine Partie ergreifen ſolle; er nahm ſeine Zuflucht zur Gottheit, und bat ſie inſtändigſt, ihm ihren Willen deutlich bekannt zu machen, ihn zu erleuchten, und ihn bei ſeiner Unterſuchung der Wahrheit zu führen. Seine Schwärmerei ging ſo weit, daß er ſogar die Jungfrau Maria für ſich mit zu intereſſiren ſuchte, und ein Gelübde, nach Loretto in Italien zu reiſen, that.

Baillet la vie de Des-Cartes,
à Paris 1693. p. 37. ſeq

ſchiedenheit liegt ohnſtreitig darin — bei Wünſchen, die die bloße Sinnlichkeit angehen, — ich rechne hierher alle Wünſche, die nicht die Wahrheit oder bloße Notionen zum Gegenſtande haben, — überſieht man das Ziel, was erreicht werden ſoll; — das Object iſt gegeben, man ſoll nun zu ihm hineilen, ſich in ſeinen Beſitz ſetzen; — hiebei ſteht es uns frei, ſeine Geſtalt zu verſchönern, und tauſend angenehme Verhältniſſe zwiſchen uns und ihm wenigſtens zu fingiren. Bei dem Wunſche nach Wahrheit hingegen überſehen wir das Ziel noch nicht, das Object iſt noch nicht, wenigſtens noch nicht anſchaulich gegeben, wir ſollen es erſt ſuchen, wir können es alſo noch nicht verſchönern, und ſtehen dabei ohnedem noch in Gefahr, ob uns nicht irgend ein Irrthum einen unſichern Nebenweg führt. Alles dies erſchwert das Suchen nach Wahrheit, und es muß uns unaufhörlich ein wenigſtens verſteckter Ehrgeiz antreiben, wenn wir immer muthig bei dieſem Suchen fortſchreiten ſollen.

Auf der andern Seite ſind die Empfindungen, — wenn das ſinnliche, oder intellectuelle Ziel erreicht iſt, ſehr von einander unterſchieden. Die gefundene Wahrheit iſt viel angenehmer, und das Vergnügen dabei von längerer Dauer, als die Erfüllung eines ſinnlichen Wunſches. Der Aufwand von Geiſteskraft, die Anſtrengung des Nachdenkens, die neuen aufgefaßten lichtvollen Ideen geben dem neuen Vorrath gefundener

Wahrheiten in unſern Augen einen außerordentlichen Werth; wir überblicken den zurückgelegten Weg einer mühſamen Speculation nun mit dem reinſten Vergnügen; — weil das gefundene etwas Geiſtiges iſt, und wir durch unſre eigene Kraft die Wahrheit herausgebracht haben; ſo kommen wir uns viel wichtiger vor, als wenn wir am Ziele eines ſinnlichen Wunſches ſtehen, wobei mehr äußere Umſtände, als unſer Verſtand gewirkt haben. Wir befürchten in jenem Fall keinen Ekel, wie bei dieſem ſinnlichen Wunſche, weil der Genuß der Wahrheit, um mich ſo auszudrücken, in der Vorſtellung einer Vollkommenheit beſteht, dahingegen die ſchönſten ſinnlichen Wünſche uns doch nur zu etwas Unvollkommenem führen, das ſeiner Natur nach veränderlich und wandelbar iſt.

In ſo fern ich die Wahrheit von ihrer moraliſchen Seite betrachte, glaub ich, daß kein Menſch weder ſich genau kennen lernen, noch ſeine ſittlichen Entzwecke auf die gehörige Art erreichen kann, wenn er nicht ſeine Geſinnungen in Abſicht der Wahrheit unpartheiſch prüft. Hier eröfnet ſich ein ſehr großes Feld von Beobachtungen über die menſchliche Natur, und zwar ein Feld, welches, ſo viel ich weiß, noch in keiner Moralphiloſophie genau bearbeitet worden iſt. Einen Wahrheitsſinn,

ſinn, oder Wahrheitsgefühl anzunehmen, hat mir immer ſehr unrichtig geſchienen, in ſo fern man dadurch eine angebohrne Senſation des Wahren verſteht, die der deutlichen Erkenntniß deſſelben vorhergehen ſoll. Wahrheit im eigentlichen Sinne des Worts, ich mag darunter nur überhaupt eine Notion in Abſtracto, oder ein ſittliches Verhältniß verſtehen, iſt durchaus kein Object des Gefühls, ſondern muß durch Begriffe beſtimmt werden. Dieſe Begriffe, die wir uns durch Nachdenken nach und nach erworben haben, liegen denn auch bei den Empfindungen des Wahren zu Grunde, ob gleich auf eine dunkle Art, die ohne vorhergegangene Reflexionen des Verſtandes, uns zum wahren hinzuziehen, und in der That ſo einen Seelenzuſtand hervorzubringen ſcheinen, den man Wahrheitsgefühl nennen könnte, wenn das Wort Gefühl nicht viel zu unbeſtimmt bei dieſer Sache wäre. — Wir verrichten das Denken eben ſo gut mechaniſch, wenn wir es lange geübt haben, als die Aeuſſerungen unſrer körperlichen Kräfte, und es giebt unzählige Fälle, wo wir bei jenem bloß nach Empfindungen zu handeln glauben, weil die vorhergehenden Begriffe nicht immer ein deutliches Bewußtſeyn derſelben vorausſetzen, wornach wir handeln müſſen. Die Empfindungen für Wahrheit erfolgen mechaniſch nach einem unterliegenden gemeiniglich dunklen Begriffe deſſen, was wir für wahr halten, ſobald wir die Empfindung zergliedern. —

Doch ich wollte ja hier nur individuelle Beobachtungen über gewiſſe Seiten der Menſchen in Rückſicht moraliſcher Wahrheiten liefern und inſonderheit über Wahrheitsliebe.

Ich halte dafür, daß diejenigen Menſchen am meiſten in Gefahr ſind, wider die Regeln jener großen und erhabnen Geſinnung zu fehlen, die der Neigung zum Witz ſehr ergeben ſind, und ſich nicht enthalten können, das blendende und lächerliche eines Gedankens der Wahrheit aufzuopfern. Die Wahrheit ſollte uns ihrer Natur nach lieber, als alles andre ſeyn, weil ſie der Grund aller moraliſchen Vollkommenheit iſt; aber es giebt unzählige Fälle, wo der Witz, welcher die Wahrheit in ein ſchiefes Licht ſtellt, uns und andern mehr, als die Wahrheit ſelbſt gefällt, weil er entweder einen größern Reiz für unſre Einbildungskraft hat, oder weil die Wahrheit uns ſchon an ſich unangenehm war. Ein jeder witzige Kopf mag ſich ſelbſt fragen, wie oft er in ſeinen Urtheilen über andre unbillig verfährt; wie bereitwillig er iſt, die falſche Seite eines Gegenſtandes herauszukehren, und die wahre gefliſſentlich zu verſtecken; wie oft ſeine Wahrheitsliebe durch den Kitzel eines launigen Einfalls gleichſam auf einmal vernichtet wird, und wie zweideutig ihm oft ſelbſt ſein moraliſcher Charakter hierinn vorkommen muß. —

Meine zweite Bemerkung iſt die, daß die beſten Menſchen, ſelbſt die von einem ſehr feſten Character oft ganz unſchuldigerweiſe eine Neigung in ſich empfinden, etwas **Unwahres** zu ſagen, — ohne dazu neceſſitirt zu ſeyn, — ohne die Unwahrheit zu lieben. Gemeiniglich liegt ein verſteckter Grund hierunter verborgen, den ich, — ſo wie die meiſten Handlungen der Menſchen, in die **Eitelkeit** ſetze. Man erdichtet gewiſſe Umſtände, wodurch man ein Licht auf ſich zu werfen ſucht; erzählt die und die großen Männer zu kennen, die man nicht kennt, an dem und dem Orte ſich aufgehalten zu haben, wo man nie geweſen iſt, Bücher geleſen zu haben, die man nicht geleſen hat; ſpricht von Gefahren, die uns nie begegnet ſind; von Hofnungen, deren Erfüllung unmöglich iſt; — oder man erzählt auch nur etwas Unwahres, um die Geſellſchaft zu unterhalten, und ſeinen Witz zu zeigen, — und tauſend dergleichen Fälle mehr, wo man keine Abſicht zu ſchaden hat, und nicht ſchaden kennte. Vielleicht liegt in dieſen Erdichtungen, ſo wie auch in ihrer böſen Seite, dem Lügen, ein geheimer Reiz, der uns dazu verführet, und ich glaube, daß es Menſchen giebt, denen dieſer Reiz zur andern Natur werden kann, ſo daß ſie endlich kaum ſelbſt mehr unterſcheiden können, ob ſie die Wahrheit ſagen, oder nicht ſagen. Leute die **viel** ſprechen, und doch auch immer gern etwas Neues, etwas witziges ſagen wollen, finden in der Darſtellung des Wahren auch nicht immer Stoff genug ihre Zunge in Bewegung zu erhalten, und der Beifall, den eine geſchmackvolle Erdichtung oder wohl gar Lüge von andern erhält, macht ſie leicht geneigt, ihre Talente in Erfindung neuer Unwahrheiten täglich zu üben, — obgleich die Zuverläßigkeit des Characters bei aller übrigen Güte deſſelben dadurch ſehr leiden muß!

Wenn ich mein Gefühl unterſuchte, welche Menſchen mir am unausſtehlichſten ſind; ſo habe ich von meiner frühen Jugend an gefunden, daß es vornehmlich zwei Claſſen derſelben waren, — eitle und falſche. Bei reifern Jahren habe ich angefangen, dieſe Empfindungen zu zergliedern, und nachzudenken, warum jene Menſchen ſo etwas äuſſerſt Unangenehmes für mich hatten, und warum ich Diebe und Mörder eher leiden möchte, als jene Creaturen. Der Eitle mißfiel mir nicht eigentlich wegen des lächerlichen, welches er an ſich hat, im Gegentheil habe ich ihm oft deswegen ſeine Narrheiten verziehen; der Grund lag vielmehr in dem Gedanken, daß jener ſich mit ſeiner unbedeutenden Exiſtenz viel zu ſehr beſchäftigt, als daß er uns die Aufmerkſamkeit ſchenken ſollte, die wir von andern auf unſre Perſon verlangen, und daß er uns gemeiniglich nur als ein Inſtrument ſeiner Bewunderung betrachtet. Dieſer Mißbrauch, den jene

Narren mit uns treiben; die Gleichgültigkeit derſelben gegen alles, was nicht ein Licht auf ſie wirkt; der abgeſchmackte Egoismus, den ſie in allen ihren Handlungen und Geſprächen an den Tag legen; die erbärmliche Kleingeiſtigkeit, an Farben und Federn ſich zu ergötzen; die dumme Betriebſamkeit ſich in Geſellſchaften immer hervorzudrängen, und das große Wort daſelbſt zu führen; die fade Manier, mit welcher ſie von uns eine demüthige Hochachtung — ſelbſt gegen die jämmerlichen Blößen ihres Geiſtes und Herzens von uns fodern: die gnädigen Blicke, mit welchen ſich ihr beifallgieriges Auge zuweilen gegen uns herabläßt; die überſpannte Dankbarkeit, die ſie von uns für oft ſehr unbedeutende Dienſte fodern; die ekelhafte Rangſucht dieſer affenartigen Menſchen, — alle dieſe Dinge haben nach und nach in mir einen unauslöſchlichen Abſcheu gegen ihre Handlungen eingeprägt; ich kann ſie nicht mehr belachen; ich fühle mich geneigt, ſie zu haſſen, und meiner Spötterei über ſie, ſo oft ich kann, freien Lauf zu laßen. —

Ein Mann, der ſeine Eitelkeit nicht mehr überwinden kann, iſt in meinen Augen ein ſehr verachtenswürdiges Geſchöpf der Erde; alle ſeine Handlungen, ſelbſt die beſten, die ſchönſten die er thun kann, kommen mir äußerſt verdächtig vor, — weil ſie ſeine alberne Eitelkeit gewiß hervorgebracht hat, — weil alles moraliſche Gute ſeines Herzens aus keiner andern, als dieſer unreinen Quelle, fließt,

wel

weil das Gute, was ein Geck thut, etwas Ekelhaftes an ſich hat, das ich nicht beſchreiben kann. Freundſchaft, Liebe, Religioſität, Mitleiden, Barmherzigkeit, Gerechtigkeitsliebe, Großmuth — alles ſcheint bei ihm die Tochter ſeines verſchrobenen Egoismus zu ſeyn, woran die wahre Ehre keinen Antheil nimmt, und den keine Vernunft heilen kann, weil der Eitle in gewiſſem Betracht mit unter die Wahnſinnigen gezählt werden kann. Ich würde mich für den unglüklichſten Menſchen halten, wenn ich mit einem ſolchen Geſchöpf in einer ſehr engen Verbindung leben müßte, und das böſeſte Weib würde mir dagegen noch wie ein Engel vorkommen. —

So einen unauslöſchlich übeln Eindruck von meiner früheſten Jugend eitle Männer auf mich gemacht haben; ſo gern habe ich immer dem andern Geſchlecht ſeine Eitelkeit verziehen; ja ich habe ſie oft an demſelben geliebt. In der That ſcheint auch ein eitles Frauenzimmer lang noch nicht ein ſo lächerliches und abſurdes Geſchöpf zu ſeyn, als ein eitler Mann. Wir verzeihen ihm eine ſelbſt übertriebene Aufmerkſamkeit auf ſeinen Körper, weil Schönheit für etwas Eigenthümliches des andern Geſchlechts gehalten wird, und weil überhaupt das andre Geſchlecht nicht an ſo ernſthafte Geſchäfte des Lebens gebunden zu ſeyn ſcheint, als das unſrige; — ich gehe noch weiter und behaupte, daß ein Frauenzimmer ohne alle Eitelkeit keinem vernünftigen Mann gefallen wird, und daß uns dieſe Eigenſchaft angenehm ſeyn muß, weil ſie, um Männern zu gefallen, an den Tag gelegt wird. Nur iſt es äußerſt ſchwer, die Gränzlinie zu beſtimmen, wo die vernünftige Eitelkeit, um mich ſo auszudrücken, aufhört, und die lächerliche bei dem andern oder unſerm Geſchlecht anfängt.

Wenn Leute mit einem falſchen Character von jeher den unangenehmſten Eindruck auf mich gemacht haben; ſo glaube ich, daß der erſte Grund davon in der Erziehung liegt, indem mein Vater mit aller Aufmerkſamkeit darauf ſahe, daß ſeine Kinder ſtets offen, frei und ehrlich handeln mußten. Da er eben ſo mit ihnen umgieng, wurde keine Gelegenheit zur Verſtellung gegeben, wozu die meiſten Kinder in ihren väterlichen Häuſern gewöhnt werden, und da er ein Feind alles heuchleriſchen und falſchen Weſens war, und darüber ſich gemeiniglich ſehr ſtark auszudrücken pflegte; ſo mußte dies ſehr tiefe Eindrücke in den Herzen ſeiner Kinder zurücklaßen. So wie gemeiniglich nicht grade eine moraliſche Maxime, eine theoretiſche Sittenregel den Menſchen zum Guten antreibt, ſondern ſich mit dem Entſchluſſe gemeiniglich, wenn er zur Reiſe kommen ſoll, ein Bild, eine Anſchauung aus dem gewöhnlichen Menſchenleben verbinden muß; ſo erinnere ich mich, oft etwas zweideutiges nicht gethan, nicht geſagt zu haben, weil ſich mir in dem Augenblick das Bild von einem ſchiefen Character unter irgend einer mir von dieſer Seite her bekannten Perſon darſtellte, die ich haßte, und zwar vielleicht bloß wegen ihrer Falſchheit haßte. Vielleicht leihe ich jenem Bilde zuweilen zu ſchwarze Züge; vielleicht findet mein phyſiognomiſches Gefühl mehr Böſes in ihrem Geſicht, als es wirklich anzeigt, — vielleicht bin ich ungerecht gegen Menſchen, wenigſtens in meinen bittern Beurtheilungen geweſen, die nur den Schein der Falſchheit an ſich trugen; dem ſey wie ihm wolle; — ich kann über meine Erbitterungen gegen den Mann, der ſich mir irgend einmal in einem falſchen Lichte gezeigt hat, nicht Herr werden, und es würde mir ſelbſt mit denen freundſchaftlich umzugehen unmöglich ſeyn, die nur in einer entfernten Verbindung mit einem ſolchen Mann ſtehen.

Aus dieſer unaufhörlichen Abneigung gegen alles, was Falſchheit des Characters heißt, erfolgten denn nach und nach manche ſonderbare Phänome in meinen Handlungen. — Da der Ton der Geſellſchaft in der heutigen großen Welt, und die liebe Eitelkeit, wovon ein jeder Menſch beherrſcht wird, es uns oft zur Pflicht zu machen ſcheinen, andern Schmeicheleien zu ſagen, und ich oft zu dergleichen auch gezwungen war; ſo habe ich mich doch gemeiniglich dabei ſo eingerichtet, daß ich nie kriechend wurde, was ich überhaupt aufs höchſte verabſcheue; — ich habe meine Schmeicheleien faſt immer mit einer Miene geſagt, woraus man ſchlieſen konnte, daß es nicht mein Ernſt war, ja ich habe oft meine Lobrede gleichſam wieder ganz zurückgenommen, indem ich mich nicht enthalten konnte, die ſchlechte Seite der Sache oft auf eine vielleicht zu bittere Art aufzudecken, — in dem Moment aufzudecken, da ich ihr Lobredner werden mußte. Glichen meine Ausdrücke bisweilen einer Schmeichelei: ſo war ich in dem Augenblick wirklich von dem Werthe der gelobten Perſon und Sache vollkommen überzeugt; ſo handelte ich nach meinem ehrlichen Gefühl für Wahrheit; — irrte ich mich in der Perſon und Sache: ſo hab ich nie wieder die erſtern, — wenn ſie auch noch ſo hoch geſtiegen wäre, eine Lobrede gehalten. Die Eitelkeit allein hat mir bisweilen Ausdrücke abgelockt, wobei ich es nicht vollkommen ehrlich meinte; allein es betraf doch gemeiniglich nur unbedeutende Sachen; — mehr Scherz als Ernſt.

Menſchen, von deren Antlitz eine ewige Freundlichkeit herabſtrömt, die ihre Dienſte aufdringen, die allen feinen Worten entgegen grinzen, die dich in einer auswendig gelernten Complimentenſprache bei einem Uebel aufs höchſte bedauern, die dir Schmeicheleien ins Geſicht ſagen, ohne die mindeſte Verlegenheit dabei zu äußern, — habe ich entweder für Dummköpfe, oder für Schurken gehalten. Im erſten Fall habe ich ſie bedauert, und — habe ſie gehen laſſen; im zweiten Fall aber habe ich ſie haſſen müſſen, weil ich ſie für falſch hielt. Ein zu gefälliges, zu herablaßendes und gütiges Weſen, welches man nicht ſelten bei den beſten Menſchen und Köpfen antrift, hat mir oft an den beſten Menſchen und Köpfen verdächtig geſchienen, und ich habe längere Zeit mit ihnen umgehen müſſen, um über jene Empfindung Herr zu werden, wenn ich nicht anders wußte, daß jenes herablaßende Weſen ein Fehler ihrer Erziehung oder ihrer unſchuldigen Eitelkeit war. Mit höchſtem Unwillen bin ich oft von Männern geſchieden, die mich mit einer übertriebenen Höflichkeit empfiengen, ſie hätten mit Grobheiten ſagen können, und ich würde es ihnen viel eher vergeben haben. Ich muß hier eine allgemeine Anmerkung machen. Die meiſten großen Köpfe haben keine oder herzlich wenig äußere lebensart, (ich rede hier vorzüglich von Gelehrten) aber deſto mehr Eitelkeit. Sie wollen einen jeden zu ihrem lobredner machen, und geben ſich daher jene ſo gütige, herablaßende, gefällige Miene, die wir an ihnen ſo leicht gewahr werden, und die uns oft ekelhaft wird, weil hinter ihr eine bäueriſche Erziehung hervorleuchtet. Die Bewunderung ſieht dieſen Schnitzer nicht, hält ſie für Originalität; aber der feinere Menſchenbeobachter weiß ſehr gut, in welche Claſſe von Handlungen er das Benehmen des großen Mannes hinſtellen ſoll. Jeder Menſch hängt einen Schild aus, woran man ihn erkennen kann;

kann; man muß ſich nur nicht durch die bunten Farben des Schildes täuſchen laſſen, das Original näher zu ſtudiren.

Ich komme nun zu ganz andern Selbſtbeobachtungen. Viele dürften darinn, ſo wie ſehr wahrſcheinlich in den vorhergehenden wenigſtens einen Theil ihres Bildes aufgeſtellt finden. Da ſo ſehr viele zum Theil verſteckte Antriebe ſich bei jeder individuellen Handlung des Menſchen vereinigen, ſo daß man nie mit Gewisheit ſagen kann, **dies und dies war das einzige Motiv der That**; ſo bin ich immer ſehr begierig geweſen, die **wahren** Gründe unſrer moraliſchen Handlungen aufzufinden, und deshalb ſelbſt auf mich genau Acht zu geben, weil ich mit Wahrſcheinlichkeit ſchließen konnte, daß andre, unter ähnlichen Umſtänden, ſo wie ich, handeln würden. Nach dieſen Beobachtungen bin ich auf den Gedanken gekommen, daß die wenigſten Menſchen in Rückſicht auf die Gottheit, — auf Antrieb und Liebe zu derſelben, ſondern gemeiniglich aus andern Principien gut handeln, denen ſie nur hinterher, oder aus Gewohnheit den Begriff der Gottheit unterſchieben. Jene andern Principien ſind denn gewöhnlich nichts anders, als natürlicher Inſtinkt der Menſchenliebe, Freundſchaft, politiſche Klugheit, Erhaltung öffentlicher Ruhe, Eitelkeit, auch wohl Eigenſinn, Furchtſamkeit, Enthuſiasmus für ein gewiſſes Ideal moraliſcher Schönheit, Gewohnheit u. ſ. w. Alle dieſe Motive liegen uns ohnehin näher, als der abſtracte Gedanke an eine Gottheit, — ein Gedanke, der wegen ſeiner ſo viel umfaſſenden Bedeutung nicht leicht einen ſo augenblicklich determinirten reinen Bewegungsgrund unſrer Handlungen abgeben kann, als jene Principien, die in unſre Natur hineingewebt ſind, oder die uns augenblicklich an unſre äußern Verhältniſſe erinnern; vielleicht gehört ſelbſt eine Art Schwärmerei dazu — ohne alle anderweitige Motive, (die ſich an den Begriff von einer Gottheit anſchließen könnten), den Gedanken an die Gottheit zu einem reinen Bewegungsgrunde des Willens zu erheben. Ich läugne hiemit nicht den Einfluß, den dieſer Gedanke auf unſre moraliſchen Handlungen haben kann, nnd haben muß; ſondern ich meine nur ſo viel, daß er kein eigenthümliches reines Princip des Willens iſt, und gemeiniglich von andern Motiven unterſtützt wird. Es haben daher auch ſchon mehrere Weltweiſen angenommen, daß es eine Moralität unſrer Handlungen geben kann, ohne daß ein Begriff von einer Gottheit, wie gewöhnlich zum Grunde gelegt wird, und die vollkommenſte Sittenlehre würde ohnſtreitig die ſeyn, worinn die Principien aller Moralität allein aus der Natur des menſchlichen Willens und ihrer Uebereinſtimmung mit den ewigen Geſetzen der Vollkommenheit, ohne Rükſicht auf unſichtbare Weſen außer uns zu nehmen, reducirt, und daraus abgeleitet würden.

Es kommt mir beinahe ſo vor, als ob die Menſchen es von jeher bemerkt hätten, daß der bloß abſtracte Begriff vom Daſeyn einer Gottheit nicht kräftig genug auf unſre Handlungen wirken würde, wenn ſie ihn nicht mit andern Motiven und anſchaulichern Ideen zu vereinigen, und dadurch zu einem Handlungsprincip zu erheben ſuchten. Man perſonificirte daher in allen Religionen bald auf eine feinere bald plumpere Art die Handlungen der Gottheit, man ſchob ihr leidenſchaftliche Motive unter, man gab ihr willkürliche Rechte zu belohnen und zu beſtrafen, man ließ ſie ſogar ſich in Menſchen verwandeln, und durch dieſe denken und reden, — um gleichſam das zu geiſtige Bild ihres Weſens unſern Handlungen näher zu bringen, und ſich ihren vermeinten Einfluß auf die Moralität unſres Willens deutlicher vorzuſtellen. Auf dieſe Art wurde Religion nach und nach Bedürfniß für den Menſchen, und aus dem Bedürfniß Gewohnheit, wobei die Sinnlichkeit ſich ſtets mit ins Spiel miſchte. Sehr natürlich war es, daß das Bild der Gottheit dadurch, um mich ſo auszudrücken, deſto uncorrecter werden mußte, je ſinnlicher es ward, und daß die Moralität einer Handlung wohl keinen großen Werth haben konnte, die ſich auf jenes Bild gründete, — nicht wie es die reine Vernunft, ſondern wie es die Sinnlichkeit entwarf.

An

Univ. Bibl.

An dieſe Betrachtungen, die ich oft angeſtellt habe, ohne an meiner Ruhe dadurch etwas zu verliehren, ſchloſſen ſich die Ideen von einer Unſterblichkeit der Seele oft ſo lebhaft an, daß ich nicht ſelten einen Wunſch in mir empfand, ſogleich aus der Reihe ſichtbarer Weſen ausgetilgt zu werden, um über dieſen wichtigen Punct zu irgend einer Gewißheit zu kommen, die mir kein Philoſoph verſchaffen konnte. Ich hatte fleißig das Vorzüglichſte geleſen, was hierüber in den Werken älterer und neuerer Weltweiſen vorkam; aber ich fühlte immer noch den Mangel an Evidenz, die ich ſuchte, und die Prämiſſen jener philoſophiſchen Unterſuchungen wurden in meiner Seele jedesmal durch eine Menge von Zweifeln niedergeriſſen, denen ich nicht widerſtehen konnte, und die mir nicht ſelten viel wichtiger, als die Gründe vorkamen, wodurch man eine Unſterblichkeit der Seele darthun wollte. Ich ſuchte mir endlich auf einem eigenen Wege Gründe für die Unſterblichkeit zu verſchaffen, die wenigſtens mir ſtärker, als die bisherigen ſchienen, und dieſe Gründe bemühte ich mich aus dem Intereſſe herzuleiten, welches die Gottheit an unſerm Daſeyn, als Urheber deſſelben haben müſſe, und ohne welches ich mir nie die Gottheit denken konnte. „Es würde, ſo ſchloß ich, der höchſten moraliſchen Vollkommenheit Gottes eine Realität ſtehlen, wenn ſie auch nur eine einzige denkende Kraft, die mit allen übrigen denkenden Kräften in der Gottheit gleichſam wie Theile in einem Ganzen enthalten ſind, vertilgen wollte; ja ich konnte mir gar nicht einmal vorſtellen, wie eine ſolche Vertilgung möglich ſey. Ich kam dabei zugleich auf den Gedanken, daß die Gottheit, wenn ſie etwas Denkendes geſchaffen habe, daſſelbe zu nächſt um ihrer ſelbſt willen hervorgebracht, und als Nebenzwecke die Glückſeligkeit des denkenden Individuums betrachtet habe, weil die höchſte denkende Kraft ihr eigenes Intereſſe auch immer als das erſte und höchſte bei jeder ihrer Modificationen betrachten müſſe. Dieſe Gründe hatten mich auf einige Zeit beruhigt; ob wohl nicht überzeugt, weil der erſte zum Grunde liegende Begriff vom Daſeyn Gottes ſelbſt noch einigen Zweifeln unterworfen ſeyn konnte; — aber auch dieſe Beruhigung verſchwand beinahe, als mir einſt ein aufgeklärter Freund gegen meine Hypotheſe den Einwurf machte: daß es doch auch vielleicht das Intereſſe der Gottheit erfodern könne, anſtatt der ausgetilgten Kräfte des Denkens in einzelnen Individuen, neue hervorzubringen, und daß eine immer neue Schöpfung denkender Weſen vielleicht der Gottheit ein höheres Vergnügen gewähre, als die Erhaltung einer immer dieſelbe bleibenden denkenden Summe von Weſen. Ich gerieth in jene neue Unruh, die mich in einſamen Stunden und Mitternächten ſchon ſo oft bei den Gedanken an Unſterblichkeit ergriffen und gemartert hatte.

An die Leſer
des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Da ich dem Publikum angekündigt habe, daß ich die Herausgabe dieſes Magazins nun wieder allein übernehme, muß ich über mein Verhältniß mit Herrn Pokels einige Worte ſagen, in ſo fern die leſer dieſes Magazins dabei intereſſirt ſeyn können, und in ſo fern Herr Pokels ſelbſt mich dazu nöthigt.

Im Jahr 1786 am 19ten Julius ſchrieb mir Herr Pokels mit folgenden Worten: „Erlauben „Sie mir gütigſt eine Frage, die Ihnen vielleicht „ſonderbar vorkommen wird, die Sie mir aber gütigſt verzeihen werden. Finden Sie es für rathſam, einen Mitherausgeber des Magazins anzunehmen, und könnte ich dieſer Mitherausgeber „ſeyn? Schreiben Sie mir hierüber bald, damit „ich weiß, welchen Gebrauch ich mit denen in meinen Händen befindlichen Beiträgen machen ſoll, „und laſſen Sie mir die Bedingungen wiſſen, unter welchen Sie mit mir die Zugleichherausgabe „beſorgen wollen. Wahrſcheinlich könnten wir dann „jährlich vier Stück herausgeben, womit, wie „ich glaube, der Verleger nicht unzufrieden ſeyn „würde, da das Magazin ſehr vielen Abſatz hat.

Da ich nun einige Wochen hierauf meine Reiſe nach Italien antrat, ſo nahm ich dieß Anerbieten des Herrn Pokels an; habe aber während meines

Aufenthaltes in Italien, wegen der Schwierigkeit des Ueberſendens, keines von den Stücken, die Herr Pockels herausgegeben, zu Geſicht bekommen, auch keine Beiträge dazu geliefert. — Da ich nun aber während dieſer Zeit meine erſte Idee eines Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde ſelbſt weiter verfolgt, und einen Plan habe, dieſes Werk weit intereſſanter zu machen, als es bis jezt geweſen iſt, ſo muß ich nach dieſem entworfenen Plane, die Herausgabe des Magazins nothwendig allein wieder übernehmen, weil ich mit Herrn Pockels wegen der einzurückenden Aufſätze nicht mündliche Abrede nehmen kann, und mir auch die Reviſionen, die im vierten Bande des Magazins von mir angefangen und im fünften von Herrn Pockels fortgeſetzt ſind, nothwendig wieder ſelbſt vorbehalten muß, weil das Werk ſonſt zerſtückt bleibt. Sobald wir alſo nicht auf eine **reelle** Weiſe, ſondern bloß dem Namen nach, an dieſem Werke ferner gemeinſchaftlich arbeiten wollten; ſo würde ja das Werk ſelbſt nichts dadurch gewinnen, ſondern der Eifer zur Bearbeitung deſſelben würde immermehr erkalten. In dieſem Falle iſt es alſo für die Sache ſelbſt weit beſſer, daß ein jeder ſeinen eigenen Gang für ſich, mit einem rühmlichen Wetteifer gehe. Man zerfällt hiedurch auf keine Weiſe, ſondern bleibt immer durch das ſtärkſte Band verknüpft, das Menſchen verbinden kan, durch das Band der **uneigennützigen Wahrheitsliebe**, wodurch ich auch mit

Herrn Pockels für die Zukunft verknüpft zu bleiben hoffe, wenn gleich unſer Weg eine Strecke auseinander geht. Es wird mir daher nichts weniger, als unangenehm ſeyn, wenn Herr Pockels ein eigenes pſychologiſches Journal herausgiebt, worin das meinige der ſtrengſten Prüfung unterworfen wird; denn dadurch gewinnt ſtets die Sache, und man kömmt der Wahrheit näher. Mit dieſen Geſinnungen, die ich Herrn Pockels geſchrieben habe, ſcheinet derſelbe nicht übereinzuſtimmen, ſondern beſteht auf der fernern Mitherausgabe des Magazins unter ſehr heftigen Ausdrücken, und Drohungen von **öffentlicher** Anklage, die ich von ihm erwarten müſſe, ſobald ich darauf beſtehe, dieß Magazin allein herauszugeben. Denn er habe das Magazin **vom Tode errettet, in Aufnahme gebracht**, u. ſ. w. welches ſich nicht ſo verhält, denn nach dem Zeugniß der Verlagshandlung, hat der Debit dieſes Magazins, von der Zeit an, da Herr Pockels es herausgegeben, mehr ab als zu genommen. Dieſer Umſtand beſtimmt **mich** aber gar nicht, ſondern die vorher angeführten Gründe, weswegen ich die Herausgabe dieſes Wercks allein wieder übernehmen muß. Und eben ſo wenig, wie ich Herrn Pockels jemals verwehren kann, ein eigenes pſychologiſches Magazin herauszugeben, eben ſo wenig kann er mich auf irgend eine Weiſe zwingen, das meinige mit ihm gemeinſchaftlich herauszugeben. Es thut mir ſehr leid, daß mich Herr Pockels durch ſeine Drohungen zu dieſer öffentlichen Erklärung genöthigt hat, da ſonſt die Sache unter uns ſehr wohl hätte abgethan werden können. Die Sache ſollte aber nun einmal zur Sprache kommen, und durch dieſe Erklärung von meiner Seite, iſt, wie ich hoffe, allem ferneren unnöthigen Wortwechſel vorgebeugt.

Moritz.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Siebenten Bandes drittes Stück.

Einleitung.

Als ich vor acht Jahren zuerſt die Idee faßte, ein Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde herauszugeben, verſprach ich mir, durch die Ausführung dieſer Idee, der Wahrheit näher zu kommen, als es durch bloße Spekulation geſchehen kann, die ſich nur auf ſich ſelber ſtützt. —

Um ſichrer zu gehen, ſammlete ich in den drei erſten Jahrgängen blos Fakta, unter gewiſſe Rubriken gebracht, und fieng mit dem vierten Jahrgange eine Reviſion über die drei erſten Bände an, wodurch das Ganze nun, ſo wie es fortſchritte, immer mehr Zweckmäßigkeit, und das Einzelne immer mehr Beziehung auf einander erhalten ſollte.

Mit dem Schluß des vierten Bandes mußte ich den Faden fallen laſſen, den ich nun mit dem Schluß des ſiebenten Bandes wieder aufnehme, nachdem ich während eines dreijährigen Aufenthalts in Italien, von der Fortſetzung dieſes Magazins durch Herrn Pokels, keine Zeile zu Geſicht bekommen habe; und nunmehr, da ich dieſes Magazin wieder allein herausgebe, mit einer Reviſion über die Reviſionen des Herrn Pokels nothwendig den Anfang machen, und ohne Umſchweife dabei zu Werke gehen muß, um über den eigentlichen Zweck dieſes Magazins mich deutlich zu erklären.

Reviſion über die Reviſionen des Herrn Pockels in dieſem Magazin.

Mit dem erſten Stück des fünften Bandes fängt ſich die Fortſetzung meiner Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins von Herrn Pockels, an.

Ich würde über Ahndungen mich nicht in einem ſo entſcheidenden Tone erklärt haben, als Hr. P. gleich in dem erſten Aufſatze gethan hat, und muß mir alſo dieſen Gegenſtand zur eigenen Ausarbeitung vorbehalten.

Es läßt ſich über dieſe Sache nicht ſo leicht weg räſonniren, wenn es einem um Wahrheit zu thun iſt.

Es iſt hier nicht die Frage, ob es den Menſchen nützlicher ſei, wenn ſie an Ahndungen glauben, oder nicht daran glauben, ſondern ob und in wie fern dieſe Erſcheinung in der Natur unſers Weſens würklich gegründet oder nicht darin gegründet ſei?

Ein Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde ſoll ja nicht unmittelbar Moral lehren, und eben ſo wenig unmittelbar dem Aberglauben entgegen arbeiten. — Dies iſt ſein Zweck nicht, ſondern nur eine ſichre Folge, ſobald man der Wahrheit um ihrer ſelbſt willen näher zu kommen ſucht. —

Durch ſolche Reviſionen aber, wie die obigen, wird dies Werk zu einer blos moraliſchen Schrift, wo gegen dasjenige im eigentlichen Sinn geeifert wird, wovon man glaubt, daß der Glaube daran den Menſchen ſchädlich ſeyn könne. —

Es giebt eine Sucht, viele Dinge leicht erklärlich zu finden, eben ſo wie es eine Sucht giebt, viele Dinge unerklärlich zu finden — und man fällt ſehr leicht von einem Extrem aufs andere. —

Freilich muß am Ende ſich alles natürlich erklären laſſen, weil es nicht wohl anders, als natürlich ſeyn kann, aber welcher einzelne Menſch umfaßt die Natur mit ſeinen Gedanken, die von aller Menſchen Gedanken noch nicht umfaßt worden iſt?

Der zu ſchnelle Ausruf, bei irgend einer ſonderbaren pſychologiſchen Erſcheinung: **das läßt ſich ja ganz natürlich erklären!** iſt immer ſchon verdächtig, weil der Erklärer ſeiner Sache zu gewiß iſt, und feſt zu glauben ſcheint, daß ſeinem alleserforſchenden ſchnellen Blick kein wichtiger Umſtand entgehen könne. —

Die Reviſionen über die geſammleten Fakta in einem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde ſind nicht dazu, um dieſe Fakta nur größtentheils als leere Einbildungen kurz abzufertigen, damit ja dem Aberglauben entgegen gearbeitet werde. Das geſchieht auf die Weiſe wahrlich nicht; denn der Aberglaube nützt die Schwäche, und Oberflächigkeit, womit ſeine Gegner gegen ihn anziehen, und hält das Ganze deſto feſter, was eine zu ohnmächtige Hand ihm entreißen wollte.

Der Aberglaube will nie von vorne, ſondern unvermerkt in den Flanken angegriffen ſeyn, wenn ſeine feſtgeſchloſſenen Glieder getrennt werden ſollen.

Das geſchieht aber von ſelbſt, ſobald die Wahrheit um ihrer ſelbſt willen, geſucht wird — denn alsdann muß doch am Ende ſich jeder Knoten löſen, und das Verwirrte ſich auseinander wickeln. —

Die Vernunft aber, welche bei jedem Schritt den ſie vorwärts thut, in Schwärmerei zu gerathen fürchtet, iſt eben ſo wie die Tugend, welche immer bewacht werden muß, der Schildwache nicht werth. —

Wenn man über ſeine Reſultate ſo gewiß iſt, wie Hr. P. in den von ihm entworfenen Reviſionen, ſo ſind wir ja mit unſern Unterſuchungen am Ende, und es bedarf weiter keines Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Der Menſch redet freilich gar zu gern über Sachen, unter denen er ſteht, und welche doch eigentlich über ihm ſind. —

Es läßt ſich wohl von dieſen Sachen reden, wer ſie aber mit einem Blick zu überſehen ſich einbildet, täuſchet ſich ſicher, und wird dadurch ſelbſt ein Gegenſtand pſychologiſcher Beobachtungen, indem er ſolche zu machen glaubt.

In dem zweiten Stück des ſechſten Bandes auf der erſten Seite, ſagt Hr. P.: „die Fakta in dieſem Magazin verdienten vorzüglich deswegen eine genaue pſychologiſche Beleuchtung, um den immer mehr einreißenden Glauben an die Einwirkung guter oder böſer Geiſter auf das Gemüth und die Handlungen der Menſchen mit Gründen der Vernunft zu widerlegen, und durch Aufdeckung ſeiner unreinen Quelle zu beſchämen. —“

Was geht den Pſychologen, als Pſychologen irgend ein einreißender Glaube an? wozu will er irgend einen einreißenden Glauben beſchämen?

Er iſt ja nicht zum Glaubensreformator beſtellt; er ſoll nur beobachten — ihm liegt ob, Acht zu geben, wie die Dinge wirklich ſind, und Unterſuchungen anzuſtellen, warum ſie ſo ſind; nicht aber, zu beſtimmen, wie ſie nach ſeiner Meinung ſeyn ſollen. —

Durch die Phyſik iſt auch dem Aberglauben entgegen gearbeitet worden, aber dies erfolgte von ſelbſt, ohne daß man darauf abſichtlich hinarbeitete. —

Denn was würde aus aller Wahrheitsforſchung am Ende werden, wenn man bei jedem Reſultat immer erſt unterſuchen ſollte, ob auch einige abergläubiſche Menſchen dieſen oder jenen Satz nicht etwa wa mißbrauchen, und ſich in ihrem Aberglauben dadurch beſtärken könnten. —

Noch thörichter aber würde es ſeyn, ein Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde abſichtlich gegen den Aberglauben zu ſchreiben.

Ein ſolches Werk muß ja ſchlechterdings gegen nichts geſchrieben ſeyn, es muß gegen nichts arbeiten, wenn es ſeines Zwecks nicht ganz verfehlen will.

Im dritten Stück des ſechſten Bandes auf der erſten Seite ſagt Hr. P.: „das Gutachten über „den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Solda„ten Soldaten Matthias Matthieſen u. ſ. w. iſt ein „neuer Beitrag zu der Erfahrung, daß die Men„ſchen ſich durch nichts leichter als durch chimäri„ſche Hofnungen künftiger Glückſeligkeit täu„ſchen laſſen.“ Und in dieſem moraliſirenden Tone geht es fort. —

Um dergleichen Reflexionen zu machen, bedarf es freilich keines Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, dies bedarf aber auch ſolcher Reflexionen nicht. —

Auf der dritten Seite eben dieſes Stücks erzählt Hr. P. in ſeiner Reviſion ein ganzes Faktum von Wort zu Wort wieder, und ſetzt am Ende ein paar ſehr unbedeutende Reflexionen hinzu, wodurch die Reviſion eines Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde denn freilich ſehr erleichtert wird.

Wie leicht ſich aber Hr. P. dieſe Arbeit zu machen geſucht hat, habe ich zu meinem Erſtaunen auf der 28ſten Seite des erſten Stücks vom ſiebenten Bande geſehen, wo eine fünf und vierzig Seiten lange Geſchichte von einem Mörder Namens Simmen, die ſchon im erſten Stück des 2ten Bandes dieſes Magazins S. 38. u. ſ. w. ſteht, beinahe von Wort zu Wort wieder abgedruckt iſt, und offenbar beweißt, daß Hr. P. die erſten Bände dieſes Magazins, bei ſeiner Fortſetzung deſſelben, entweder gar nicht, oder doch mit unverantwortlicher Flüchtigkeit muß durchgeleſen haben.

Im 2ten Stück des ſiebenten Bandes S. 2. ſagt Hr. P. in der letzten Fortſetzung ſeiner ſogenannten Reviſion: „Man habe ſo viel möglich, „alle Umſtände zuſammen genommen, um „die bedeutenden Träume natürlich zu erklären, „und zu beweiſen, daß die Meinung von „einer im Traum entſtehenden Vorherſehungskraft der Seele eine leere Hypotheſe ſey.“

Man muß nie Umſtände, ſo viel wie möglich, zuſammen nehmen, um irgend etwas zu beweiſen, wenn es einem darum zu thun iſt, die Wahrheit zu erforſchen; denn der Beweis muß ſich ja nach den Umſtänden, nicht aber die Umſtände ſich nach dem Beweiſe richten — denn wenn man erſt ſo viel Umſtände wie möglich zuſammennimmt, um einen

nen Beweis zu unterſtützen, ſo ſcheint es ja, als ob der Beweis ſelbſt auf ſchwachen Füßen ſtehe.

Hr. P. glaubt, „durch dergleichen Unterſu„chungen, ſei der Nutzen geſtiftet worden, daß „man nicht mehr, ſo wie ſonſt, mit einer fanati„ſchen Leichtgläubigkeit an Traumbedeutungen hän„ge, daß man dadurch den Mechanismus unſrer „Einbildungskraft näher kennen gelernt habe; und „daß dadurch dem Aberglauben wenigſtens einiger „Abbruch geſchehen ſei.“

Allein durch dergleichen Unterſuchungen iſt ſchlechterdings kein Nutzen geſtiftet worden; man hängt ihnen zum Trotz an Traumbedeutungen; dem Aberglauben iſt nicht der mindeſte Abbruch dadurch geſchehen; und der Mechanismus der Einbildungskraft, läßt ſich durch keine Räſonnements auseinanderlegen, wobei man ſelber mechaniſch zu Werke geht, indem man ſich damit begnügt, wenn über die Sachen nur etwas hin und her geredet wird, ohne je in Erwegung zu ziehen, daß jenſeit der unüberſehbaren Fläche wohl etwas liegen könne, welches von Menſchengedanken noch nicht erforſchet iſt. —

Wenn man aber nun freilich bedenkt, wie manche Leiden der Einbildungskraft es giebt, und daß es für manche Menſchen äußerſt gefährlich ſeyn kann, den Ideen nachzuhängen, wodurch ſie zu ſehr auf ſich und in ſich ſelbſt zurückgeführt werden — und dieſen Menſchen im Ernſt zu ſchaden fürchtete, ſo müßte man lieber überhaupt kein Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde ſchreiben, als etwas ferner ſo benennen, das dieſen Namen nicht verdiente. —

Dann dürfte aber auch von alle dem Guten und Schönen, was irgend einem Menſchen durch Mißbrauch ſchaden kann, nichts mehr ſtatt finden. —

Alles fernere Nachdenken über die Natur unſers Weſens, müßte mit der Poeſie und den ſchönen Künſten auf immer verbannt ſeyn.

Denn was giebt es wohl Edles und Schönes, wodurch unſer Auge nicht unwillkührlich auf uns ſelbſt, und die verborgene Natur unſers Weſens zurückgelenkt würde, das noch von keines Menſchen Gedanken umfaßt worden iſt.

Der kühne Fuß des Menſchen ſteigt in die tiefen Schachten der Erde hinab, und unſer denkendes Weſen ſollte es nicht wagen, in ſeine eigenen Tiefen herabzuſteigen, und dem edelſten Metalle da nachzuſpähen, wo es ſo ſelten geſucht wird.

Auf dem Punkte, wo unſer Weſen ſich vollendet, darf es wahrlich nicht vor ſich ſelbſt erſchrecken; es hält in ſeinen innern Tiefen ſich an ſich ſelber feſt, — und wo es erkannt wird, da entfliehen vor ſeiner leuchtenden Klarheit, alle eingebildeten Schreckengeſtalten — denn nichts iſt wahrhaft ſchrecklich als der Irrthum, welcher das Schreckliche erzeugt —

Die folgenden beiden Aufſätze, welche meinen Behauptungen zu widerſprechen ſcheinen, mögen ſich zuerſt an den Anfang dieſer Reviſion anſchließen.

(Die Fortſetzung folgt künftig.)

Zur

Zur Seelenkrankheitskunde.

I.

Beitrag zur Beſtätigung des Satzes, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß mehr dem Körper als der Seele zugehören.

Der gelehrte Director S. zu C. erholte ſich von einem hitzigen Fieber, und eines der erſten Dinge, die er nach wiedererlangtem Gebrauch ſeiner Vernunft verlangte, war Caffee.

Allein er hatte in dieſer Krankheit nicht nur den Buchſtaben f vergeſſen, ſondern es hatte ſich ſtatt dieſes verlohren gegangenen Buchſtabens, der Buchſtabe z ſubſtituirt, ſo daß er nun nicht Caffee, ſondern Kazze verlangte, und ſo regelmäßig in allen andern Wörtern, die aus f mit zuſammengeſetzt waren, ſich des z bediente.

Sein Arzt und ſeine Wärter merkten bald aus der genaubeobachteten Verſetzung des z ſtatt f die Verwirrung, und machten den Kranken darauf aufmerkſam, der alsdann auch nach und nach wieder zur richtigen Ausſprache zurückkam.

Einen viel empfindlichern Verluſt erlitte ein junger hofnungsvoller Menſch K. aus A. Dieſer wurde auf der Akademie, wo er ein halbes Jahr ſtudirt hatte, von einem hitzigen Fieber befallen; und wie er von dieſer Krankheit wieder geneſen war, ſo hatte er nicht nur alles vergeſſen, was er während ſeines halbjährigen akademiſchen lebens gelernt hatte, ſondern es war ihm ſogar unbewußt geworden, daß er an dieſem Ort ein halbes Jahr gelebt und Umgang mit den Perſonen, mit denen er täglich in Geſellſchaft geweſen war, gehabt hatte.

Es zeigte ſich eine anhaltende Verſtandsſchwäche, die alle Hofnung benahm, ihn zu einem brauchbaren Manne noch zu bilden.

Seine Familie nahm ihn wieder zu ſich, und in dieſer lebt er noch, immer ärmer werdend am Stoff ſeiner Ideen, und auf nichts vorzüglich ſinnend, als auf die Erhaltung des Körpers.

Er iſt alſo jetzt noch im Beſitz von folgenden Vorſtellungen: Er weiß, daß er an dem Orte, wo er lebt, als Knabe und Jüngling gelebt hat, daß er da in die Schule gegangen iſt, und daß er Bekanntſchaft gehabt hat; auch von dem, was er vor der Akademie gelernt hat, weiß er noch vieles, und wußte noch mehr davon kurz nach ſeiner Krankheit.

Aber alle Begebenheiten ſeines lebens auf der Akademie, alle ſeine daſelbſt erlernten Sprach- und Sachkenntniſſe ſind durchaus verwiſcht. Für dasjenige, was ſich nach ſeiner Geneſung und Eintretung der Verſtandsſchwäche mit ihm zugetragen, iſt er nicht ſehr empfänglich, und äußert ſich darüber wenig, ſondern ſitzt ruhig, in ſich gekehrt, ohne heftige Begierden gegen irgend etwas zu äuſſern, in ſeinem Zimmer.

Fälle, die den erzählten ähnlich ſind, finde ich bei Beattie *); die ich jenen hier beifügen will, da ich noch keine teutſche Ueberſetzung von den angeführten vortreflichen Abhandlungen kenne. „Der „geſunde Zuſtand des Gehirns ſcheint in der That „ebenſowohl zu dem richtigen Gebrauch des Gedächtniſſes, als zu unſerm andern Verſtandsvermögen nothwendig zu ſeyn.

„Das Gedächtniß wird oft während des Schlafes gehemmt, und auch durch Krankheit, Alter „und plötzliche und gewaltſame Zufälle geſchwächt.

„Thucydides erzählt in ſeiner Geſchichte von der „Peſt zu Athen, daß etliche Perſonen, die dieſe „ſchreckliche Krankheit überlebten, gänzlich ihr Gedächtniß verlohren, und ihre Freunde, ſich ſelbſt „und alles andere vergaßen.

„Ich habe geleſen, daß eine Perſon, die von „einem Hauſe heruntergefallen, alle ihre Bekannten und ſelbſt die Geſichter ihrer eigenen Familie „vergeſſen hat; und daß ein Gelehrter durch den „Schlag eines von dem Bücherbret ihm auf den

---

*) Diſſertationes moral & critical. London 1783. in 4to p. 12. 13.

„Kopf gefallenen Folianten; alle ſeine Kenntniſſe verlohr, und genöthiget wurde, das a, b, c, zum zweitenmale zu lernen.

„Von einem andern Gelehrten hat man mir erzählt, daß er durch einen gleichen Schlag nicht aller ſeiner Kenntniſſe, ſondern blos des Griechiſchen beraubt worden. Wenn man auch noch an einigen dieſer Ereigniſſe zweifeln wollte, ſo iſt doch das folgende vollkommen gewiß und wahr.

„Ich kenne nehmlich einen Geiſtlichen, welcher, nachdem er vor ungefähr 16 Jahren *) von einem Anfall des Schlags wieder geneſen war, alles dasjenige vergeſſen hatte, was in den letzten vier Jahren vorgegangen war; was ſich aber vor dieſen Jahren ereignet hatte, das wußte er alles noch ſehr wohl. Die Zeitungen von jenen vier letzten Jahren ſchaften ihm daher ſehr viele Unterhaltung; denn beinahe alles überraſchte ihn darin, zumal da in dieſe Periode einige ſehr wichtige Begebenheiten fielen, als beſonders die Thronbeſteigung des jetzigen Königs und viele Siege des letzten Kriegs.

„Nach und nach erlangte er, theils durch eigene Erweckung des Gedächtniſſes, theils durch Unterricht das Verlohrengegangene wieder. Er lebt noch, obgleich alt und ſchwach, doch ſo verſtändig, als Perſonen von ſeinem Alter gewöhnlich ſind.

---

*) ich denke, es war im Jahr 1761.

„Ferner kann ich noch anführen, daß ich ver-
„ſchiedenemale in meinem Leben in Ohnchacht gefal-
„len bin: zweimal, ſo viel ich mich erinnere, durch
„Stürzen vom Pferd, und einmal durch plötzli-
„ches Hintreten ans Feuer aus der dumpfigen Luft
„einer Winternacht; und daß ich bei dieſen Ohn-
„machten jedesmal, wenn ich mich wieder erholte,
„dasjenige gänzlich vergeſſen hatte, was vor dem
„Eintritt der Ohnmacht vorgegangen war, und
„mich nicht wenig darüber verwunderte, wenn die
„gegenwärtig geweſenen Perſonen und alle Umſtän-
„de erzählten.

„Ein gleiches Vermiſſen des Gedächtniſſes hat-
„te ich Gelegenheit, etlichemal im Wachen und bei
„guter Geſundheit zu bemerken, da ich durch einen
„plötzlichen Lärmen erſchreckt worden war.“

J. E. Gruner.

2.

Rau, ein Vatermörder.

Ein Wort zu ſeiner Zeit ſcheint mir die Geſchichte des unglücklichen Rau zu ſeyn. Man fängt an, ſo unzufrieden mit den natürlichen Kräften zu werden, und der Hang, an das Uebernatürliche zu glauben, greift ſo gewaltig zum empfindlichen Schaden aller wahren Unterſuchung um ſich, daß es nicht anders als heilſam ſeyn muß, in Beiſpielen zu zeigen, wohin endlich das Verachten der kalten Vernunft und das Nachhängen des Glaubens an geheime Wunderkräfte und deren Einwürkungen, uns führen müſſen.

Das, was ich erzähle, iſt theils aus Akten gezogen, theils von engen Bekannten des unglücklichen Mannes mir mitgetheilt worden; auch habe ich ihn ſelbſt gekannt.

Rau war 1748. zu Coburg geboren, und ſtudirte zu Leipzig Theologie. Sein vorzüglichſter Lehrer auf dieſer Akademie war Cruſius.

Die Philoſophie dieſes Mannes wurde nicht nur die ſeinige, ſondern von ihm nahm er auch den eignen Blick und die eigne Manier, die Bibel zu erklären, an. Unter den bibliſchen Büchern wurde bald die Offenbarung Johannis ſeine Lieblings-

Verwirrung der Gedanken einen beſondern Fehler der Sprache an ihm. Er ſprach zwar leicht und flieſſend; brauchte aber ganz ungewöhnliche ſelbgemachte Worte, die kein Menſch verſtand. Die Anzahl dieſer Worte iſt nicht groß, aber ſie werden oft nach einander wiederhohlt. Bisweilen gehen einige verlohren, und werden mit neuen erſezt. Auch ſpricht er Zahlen aus, wenn er ſchnell reden will. Gewöhnliche Worte braucht er mehrentheils in der rechten Bedeutung. Er weiß, daß er unverſtändlich ſpricht. Schreiben und Reden iſt gleich unrichtig. Er kann ſeinen Namen nicht richtig ſchreiben. Schreibt er; ſo kommen eben ſolche neugemachte ſinnloſe Worte aufs Papier, als er ausſpricht. Auch kann er nicht leſen, ob gleich mehr ſinnliche Gegenſtände die gehörigen Begriffe in ihm erwecken.

Noch ein anderes Beiſpiel dieſer Art.

Ein Schulmann erkannte nach einer ſtarken Apoplexie zwar Buchſtaben und Worte, aber wenn er ſie ausſprechen wollte; ſo kamen ihm immer andere in den Mund, ſo groß auch ſein Beſtreben war, ſeinen Vorſtellungen gemäß zu ſprechen.

Die Seite 26 (3tes Stük 4ten Bandes) erzählte Geneſungsgeſchichte betraf doch wohl nichts anders als eine körperliche Krankheit.

Die Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R. . . S. 33. welche auch im 5ten Bande fortgeſezt worden, enthalten manche wichtige Winke für junge Leute und für Eltern — wie gefährlich eine in die Seele gelegte Empfindſamkeit ſonderlich durch den unnatürlichen Mißbrauch gewiſſer Triebe werden könne, und wie das Laſter der Selbſtbefleckung von ſo vielen aus Unwiſſenheit und Mangel einer genauen Kenntniß des menſchlichen Körpers getrieben wird. Schilderungen über die Entſtehung und Entwickelung unſrer Empfindungen, wie im gegenwärtigen Beitrage vorkommen, können manchen unbedeutend ſcheinen, weil ſie zu individuell ſind, indeß glaube ich, ſtiften ſie für aufmerkſame Leſer doch gewiß den Nutzen, auf ſich bei ähnlichen Gelegenheiten, ſonderlich bei Anlagen zur Empfindſamkeit ſehr Acht zu haben. Zeigen dergleichen Aufſätze zugleich die traurigen Folgen anfangs unbedeutend ſcheinender Triebe; ſo können ſie bei der Erziehung der Kinder ſehr lehrreiche und warnende Beiſpiele werden.

Verrückung aus Liebe. S. 43. Man wird bei dergleichen ſchreklichen Beiſpielen von der Heftigkeit dieſer Leidenſchaft immer bemerken, daß ſchon in früherer Jugend, in einer fehlerhaften Erziehung, der erſte Grund ihrer nachherigen Ausbrüche liegt. Das Mädchen, deſſen Geſchichte hier erzählt wird, einige Spaziergänge hielt, doch behielt er noch immer unruhige Nächte.

Am 3. Auguſt 1779. hatte er noch zwei gute Freunde bei ſich. Der Vater gab ihm immer bei dieſem Beſuche eine kleine Beſchäftigung, bald mußte er Taback holen, bald Coffee einſchenken; und wie der Sohn aus der Stube gieng, ſagte der Vater zu den anweſenden Freunden, er müßte ſeinen Sohn immer in Beſchäftigung erhalten, weil er ſonſt ganz ſtill würde und in ſtarres Nachdenken verſänke. Bei dieſem Beſuche bemerkten die zwei Freunde, nach S. 55. der Akten, nichts unvernünftiges an ihm, wohl aber einige Aengſtlichkeit, mit welcher er ſeinen Rock aufriß; auch that er hier die Aeußerung: er wünſchte ſeine verlohrnen Kräfte wieder zu erlangen, alsdann wollte er wieder von neuem anfangen zu ſtudieren.

Auf ſeine ehemalige Lieblingsvorwürfe kam das Geſpräch nicht; aber als ein Zeichen des Daſeyns ſeiner Vernunft kann noch angeführt werden, daß er mit dem einen Freund auf dem Damenbret geſpielt, und ſich auf den andern Tag zu einem Gartenbeſuch verſprochen.

Beim Abſchiede, der des Nachts gegen 10 Uhr genommen wurde, bat er (nach S. 57. b. der Akten) den einen ſeiner Freunde, er möchte dieſe Nacht bei ihm bleiben; dieſer ſchlug es aber aus.

Am 4. Auguſt früh zwiſchen 4 und 5 Uhr, ſahen und hörten die Nachbarn, daß der Candidat

Nau

Rau ſeinen Vater mißhandelte; und da ſie an die Hausthüre anſchlugen, ſo zog der Sohn, der mit ſeinem Vater allein im Hauſe wohnte, die Thüre auf, und ließ Nachbarn und die herbeigeholte Wache ein. Der Vater lag auf der Erde in ſeinem Blute, ermordet von dem Sohne mit 15 Meſſerſtichen und Aufſchneidung der Gurgel.

Der Sohn gieng am Fenſter auf und ab; in ihm wechſelten jetzt Wehmuth, Anerkennung ſeiner Schuld, und Ausbrüche der Wuth; bald verklagte er ſich ſelbſt vor Gott, daß er eine ſo ſchreckliche, ihm nicht zu vergebende That gethan, bald behauptete er, er habe nicht ſeinen Vater, ſondern einen Juden und einen alten Türken umgebracht.

Beim gerichtlichen Verhör ſagte Rau nach S. 17. der Akten folgendes aus: „er habe den von ihm „Ermordeten nicht vor ſeinen Vater gehalten, und „er wiſſe ſich von der Sache weiter nichts zu erinnern, als daß ſein Vater ihn früh morgens in die „Stube eingelaſſen, wo er ihn um Brod gebeten, „aber zur Antwort erhalten habe, das könne er, „der Vater, nicht ſchaffen.

„Hierauf habe er den Schlüſſel zum Geld ſeiner Mutter verlangt, um ſich davon etwas zu „nehmen; und als ſein Vater ſich dagegen geſetzt, „wäre er ſogleich ſeiner Sinne und ſeines Verſtandes beraubt worden, und habe, da ſein Vater „ein Meſſer gehabt und auf ihn zugegangen, auch ein „Meſſer ergriffen, was er aber nun damit an ſei-

„nem Vater verübet, würde er gar nicht wiſſen, „wenn er es nicht nachher von andern Perſonen „gehört hätte; denn er ſey ganz außer ſich von „allen Sinnen, von Vernunft und Gedanken ge„weſen, und wiſſe nicht, was er gethan.“

Auf die Frage, wie er heiße? antwortete er: „er glaube gar nicht, daß er getauft ſey, auch ha„be er ſeinen Vater nicht für ſeinen wahren Vater „gehalten, denn er ſähe ihm nicht gleich, und ha„be an ſich nichts ähnliches von ihm.“

Ehe er die Gerichtsſtube verließ, erklärte er ſich noch, ohne darum befragt worden zu ſeyn, dahin: „er habe bisher ſtark die Commentarios über „die Offenbarung Johannis geleſen, jetzo aber da„mit nichts mehr zu thun.“

In ſeinem Gefängniß äußerte er niemals Reue der That; auch ſeiner ehemaligen Meinungen gedachte er nicht.

Sein Betragen war wild und verrieth Stolz und Verachtung gegen alles.

Bei einem Gewitter brach er nach S. 21. der Akten, in die Worte aus: „der wilde Fürſt kom„me, er habe den Kerl ſchon oft gehört.“

Und bei eben der Gelegenheit ſagte er zum Gefängnißwärter: „er habe noch rechte Kerl von „Büchern auf einem großen Kreuz, und unter an„dern auch ein Stück von dem Theophraſtus Para„celſus liegen.“ Er behauptete auch S. 22. „er

„ſey ein Staatsgefangener, der nicht hart gehalten „werden dürfe.“

Es iſt zu beklagen, daß keiner von den Bekannten dieſes Unglücklichen, die genauern Umgang mit ihm hatten, ſeinen Gemüthszuſtand nach dem Vorfall mit dem Gaſſenpredigen mit philoſophiſchem Geiſte beobachtet hat. Mir iſt es mehr als wahrſcheinlich, daß nach den Predigten, die er zur Bekehrung ſeiner Stadt auf öffentlichen Straßen hielt, die Imagination erſchlaffte; einige Lichtblicke der Vernunft ließen ihm ſehen, daß er Geſpinſten von ſeinem eigenen Machwerk gefolgt; die Schaam geſellte ſich dazu; das Gehirn war durch die wilden Ausſchweifungen der Einbildungskraft geſtört uud und unfähig zur richtigen Betrachtung gemacht worden.

Das einzige, das er als unfehlbar angeſehen, fiel vor ihm als ein Unding; er war zu ſchwach am Geiſte geworden, um das Beſſere zu ſuchen; er wußte nicht, woran er ſich halten, was er glauben ſollte; und ſo blieb ihm nichts übrig, als Verzweiflung an allem Wahren und Guten, dieſe brütete Anfangs im Stillen, und äußerte ſich endlich auf jene ſchreckliche Weiſe.

Und einem ſolchen ſchrecklichen Zuſtande iſt jeder ausgeſetzt, der mehr ſchwärmt als kalt denkt und ruhig unterſucht; der Gott nur in geheimen Offenbarungen findtn will, und dagegen verſäumt, Gott zu erkennen und anzubeten in ſeiner herrlichen

Schöpfung, und durch ein edles, rechtſchaffenes und thätiges Leben ſeinem Nebenmenſchen zu dienen und ſich ſelbſt dadurch die einzige, wahre Zufriedenheit zu verſchaffen.

Freilich iſt es der menſchlichen Faulheit bequemer, ſich den Himmel durch einen Zungenglauben zu erwerben, als durch Handlungen, die Mühe und Arbeit koſten, zu beweiſen, daß man an Gott und eine Zukunft glaubt.

J. E. Gruner.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Aus dem Tagebuche eines Selbſtbeobachters. *)

Freitags den 24. Julii 1778.

Wie angenehm iſt doch die Stille nach dem Gewitter; wie ſüß die Ruhe nach dem Streit, wie wirthbar das enge Stübchen nach der weiten Reiſe!

Ich danke dir Gott, daß du mir Ruhe der Seele gegeben haſt! Gieb mir Geſundheit, gieb mir Thätigkeit, gieb mir Freude an mir ſelbſt und an allen meinen Unternehmungen!

Und dann laß dies Büchlein einen unpartheiiſchen Zeugen meiner Handlungen ſeyn, damit es mir in der Zukunft, die vielleicht noch meiner war-

---

*) Erzwungene Religiöſität und erzwungene Moralität leuchtet faſt aus jeder Zeile dieſes Tagebuchs hervor, das viele lange Gebete und allgemeine moraliſche Betrachtungen enthält, die ich weggelaſſen habe, um nur das Weſentliche auszuziehen.

tet, von jedem merkwürdigen Tage meines Lebens, ein getreues Bild darſtelle. —

Freitags den 23. Oct.

Von mehr als ſechs Wochen — wie mancher Tag iſt verlohren gegangen! Wie würde ich beſtehen, wenn ich jetzt die große Rechnung von der Anwendung einer jeglichen Stunde, die mir gegeben war, ablegen ſollte.

Ach, ich wagte es, nur einen einzigen Tag zu verſchleudern, ohne Rechnung von ihm abzulegen, und nun — wie hat ſich, faſt ohne mein Wiſſen, die Schuld gehäuft!

Stärke mich Gott in meinem Entſchluß, von nun an aufmerkſam auf mich ſelbſt zu ſeyn, und höre mein Gelübde in dieſer Mittagsſtunde, daß ich am Abend dieſes Tages — mich ſeiner erinnern will.

Sonnabends den 24. Oct.

Hab ich mich ſeiner erinnert — des feierlichen Vorſatzes — am Abend des geſtrigen Tages? — erinnert? ja, aber mit Schaam und Widerwillen, mit dem unſeeligen Beſtreben dieſe Erinnerung ſelbſt aus meiner Seele zu verbannen. —

Wie zufrieden mit mir ſelbſt hätt ich mich niederlegen können, wenn ich nicht noch in der letzten Stunde dieſes Tages mich hätte verleiten laſſen, durch Reden, die die Menſchheit entehren, meinen Vorſatz zu entweihen.

Donnerſtag den 5. Nov. Abends.

Hab ich mich aufs neue entſchloſſen, nicht wegen ungewiſſer Hofnungen einer mißlichen Zukunft, gegenwärtige Freuden zu vernachläſſigen, wenn dieſelben gleich oft weit unter meinen Wünſchen ſind.

Sonntags den 15. Nov. Abends.

So wäre mir dann doch einmal eine Hofnung eingetroffen, die vor vierzehn Tagen noch ungewiß war.

Gemeiniglich wurde mir doch von meinen Wünſchen ohngefähr die Hälfte gewährt — ich denke, das ſoll auch hier eintreffen, und damit will ich mich begnügen.

Wie ſchwer hält es doch, um erſt einen Tag dem andern ſo ähnlich als möglich zu machen, und doch hängt davon größtentheils die Ruhe des Lebens ab.

Sonntags den 22. Nov.

Geſellſchaft — ängſtliche Bemühung nicht zu mißfallen — Unzufriedenheit mit mir ſelbſt — Furcht vor einer drohenden Krankheit. —

Montag den 23. Nov.

Mangel an Lebhaftigkeit bei Geſchäften — Unterhaltung des Geiſtes — Mendelsſohn —

Iſelin — Steifigkeit in Geſellſchaft — unweiſe Furcht. —

Donnerſtag den 11. Febr. 1779.

So ſind acht Tage entflohen, ohne daß ich einmal ernſthaft an mich ſelbſt gedacht habe. —

Zu meiner Schande ſey inskünftige jede Lücke in dieſem Buche! —

Iſt denn ein mir von Gott geſchenkter Tag nicht ſo viel werth, daß ich am Abend ſeine Geſchichte entwerfe, zur Belehrung meiner künftigen Tage? —

O ich merke, daß ich nie ein guter Menſch, nie ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft werden kann, wo ich nicht bald anfange, ein genaues Regiſter über meine Handlungen zu halten, und daß ich mich nie in rechte Thätigkeit ſetzen kann, ſo lange nicht meine Endzwecke gewiſſer und beſtimmter gewählt ſind, ich fühle es, daß ich über die Menge von Entwürfen, die ich gerne gänzlich ins Werk richten wollte, keinen einzigen ausführen werde, und daß es alſo Pflicht für mich iſt, einige meiner Lieblingsideen von itzt an gänzlich fahren zu laſſen, um unter meinen mannichfaltigen Entwürfen eine richtige Wahl zu treffen, nnd nur einen einzigen mit ungetheiltem Enthuſiasmus hinauszuführen, ſo viel Ueberwindung mir auch indes die Vernachläſſigung der übrigen koſten wird.

Sonntag den 14. März.

Heute vor acht Tagen faßte ich einen Vorſatz, den ich für unüberwindlich hielt, wenigſtens eine einzige Woche ſo hinzubringen, daß ich am Ende derſelben zu mir ſagen könnte, du haſt acht Tage ſo gut genutzt, wie du konnteſt; da aber unvermuthete Widerwärtigkeiten, und wenig verſprochene Freuden ſich einfanden, wo blieb da mein Vorſatz, und dieſe Standhaftigkeit der Seele, die ich mir zu beſitzen einbildete.

Gott! wie ſchrecklich, wenn dieſe Woche ein Bild meines Lebens wäre, wenn alle Bemühungen, mein Leben angenehmer, und meinen Zuſtand vollkommner zu machen, vergeblich, wenn die künftige Hälfte meines Lebens um nichts beſſer und wünſchenswürdiger als die vergangene wäre! —

Doch ich will es dieſe Woche noch einmal verſuchen, will mir die Erfüllung keines einzigen meiner kleinen Wünſche gerade in dieſer Woche verſprechen, ſondern mache mich jetzt auf alle das Unangenehme gefaßt, wovor ich noch nicht völlig ſicher bin; nnd nehme mir feſt vor, daß eine anhaltende Thätigkeit, jeden aufſteigenden Kummer, und jeden traurigen Gedanken, den ich nicht vermeiden kann, unterdrücken ſoll, und ſo bald wie ich merke, daß die Traurigkeit ſich ſonſt nicht will verdrängen laſſen, ſo will ich eins meiner Lieblingsgeſchäfte vornehmen — ich will auch zu meiner Belehrung die Geſchichte

ſchichte der vorigen Woche entwerfen, ſo bald ich merke, daß es ſich in meiner Seele aufgeklärt hat —

Und nun nicht eher als bis über acht Tage, will ich mir ſelbſt Rechenſchaft ablegen, in wie fern ich dieſem Vorſatze getreu geblieben, und wie oft ich davon abgewichen bin — auch will ich mich alsdann befragen, wie oft ich bei Tiſche munter und geſprächig, und wie oft ich mürriſch und mit mir ſelbſt unzufrieden geweſen bin? wie oft ich in meinen Berufsgeſchäften ſo arbeitete, daß ich am Ende jeder Stunde überzeugt war, meine Pflicht gethan zu haben, und wie oft ich träge war, oder zu ſehr an meine eigenen Angelegenheiten dachte, als daß ich dem Geſchäfte meines Berufs meine ganze Aufmerkſamkeit und Thätigkeit der Seele gewidmet hätte? —

Indem ich dies ſchreibe, werde ich ſchon aus einer Verlegenheit geriſſen, die ich befürchtete, das ſoll mich aber nicht ſicher machen; denn die Zukunft hat noch tauſend kleine Verdrüßlichkeiten in Vorrath, die ich vielleicht gar nicht vermuthete, und die ſich dennoch ereignen werden; ſo will ich mich auch hüten, daß mich die Freude über irgend eine unvermuthete Erfüllung meiner Wünſche, eben ſo wenig, als der Verdruß über eine fehlgeſchlagene Hoffnung unthätig mache: vielmehr will ich die froheſten Stunden zur Arbeit nutzen, die Lebhaftigkeit und Anſtrengung des Geiſtes erfordert.

Sonn-

Sonntags den 21. März.

Gerade um dieſe Zeit war es vor acht Tagen, als ich mir vornahm, heute mir ſelbſt Rechenſchaft zu geben, wie ich die Woche genutzt habe.

Mit Vergnügen ſchaue ich auf dieſe ſieben Tage zurück, die mir in jedem Betracht ſehr angenehm verſtrichen ſind.

Faſt kein einziger Tag, an dem ich nicht irgend ein kleines unverhofftes Vergnügen, einen unerwarteten Brief, einen Spaziergang, eine angenehme Unterhaltung, genoſſen hätte. —

Dies hat mich aufgeheitert, hat mir Munterkeit in Beſchäftigungen und Selbſtzufriedenheit gewährt; ich bin von körperlichen Schmerzen und Trägheit der Seele befreiet geweſen. —

Meine Unternehmungen ſind mir größtentheils nach Wunſch gelungen, und keine beträchtliche Hoffnung iſt mir fehlgeſchlagen.

Bei meinen Berufsgeſchäften habe ich größtentheils die gehörige Lebhaftigkeit gehabt, ſo daß ich am Ende derſelben mit mir ſelbſt zufrieden war, und in Geſellſchaft habe ich größtentheils heiter ſeyn können. —

Seit geſtern Abend ſcheint es, als wenn ſich wieder Wolken in meiner Seele zuſammenziehen wollen, ich denke aber, eine ununterbrochene Thätigkeit, und ein Paar Briefe von meinen Freunden, davon ich eben jetzt einen erhalten habe, ſollen ſie ſchon wieder zerſtreuen.

Ich will mir aber dieſe Woche nicht wieder ſo viele Freuden, wie in der vergangenen, verſprechen; ich will mich auf Kopfſchmerzen, Geiſtesleere, Stumpfheit der Empfindung, kleine fehlgeſchlagene Hoffnungen, und alle dieſe Uebel gefaßt machen, die uns das Leben verbittern können — und will ſie mir, ſo gut ich kann, durch den Gedanken an eine beßre Zukunft, zu erleichtern ſuchen. —

Dieſen Morgen habe ich in einer ſüßen Abwechſelung meiner Beſchäftigungen ſehr angenehm zugebracht, ich hoffe auch den übrigen Theil dieſes Tages ſo anzuwenden, daß ich damit zufrieden ſeyn kann, und dann will ich mich beſtreben, die übrigen Tage dieſer Woche, ſo viel es ſich thun läßt, dieſem ähnlich zu machen. —

Am Ende derſelben will ich insbeſondere Rechenſchaft von mir fordern, ob ich durch Mäßigkeit meine Geſundheit und die Heiterkeit meiner Seele beſtändig zu erhalten geſucht, und mich auf keine Weiſe zum Gegentheil habe verleiten laſſen.

Sonntag den 28. März.

Die Heiterkeit meiner Seele iſt dieſe Woche über einigemal in Gefahr geweſen, Schiffbruch zu leiden, aber der Sturm hörte noch gerade zu rechter Zeit auf zu toben. —

So angenehm wie die vorige, habe ich dieſe Woche nicht zugebracht, doch aber kann ich im Ganzen genommen, mit ihr zufrieden ſeyn.

Einige unüberlegte Handlungen ſind Schuld an meinem meiſten Kummer geweſen, und haben mich unzufrieden mit mir ſelbſt gemacht.

Wann ich doch erſt einmal ſo viel über mich vermöchte, daß ich jeden zuheftigen Wunſch ſogleich unterdrücken könnte. Denn dieſe Woche habe ich wieder ein warnendes Beiſpiel an mir ſelbſt gehabt, daß heftige Wünſche ſelten erfüllt werden, und gemeiniglich der Keim zu einer unvermeidlichen Schwermuth ſind.

Gemeiniglich, wenn ich ganz ruhig bei einer Sache geweſen bin, und ihren Ausgang ganz gelaſſen erwartet habe, ſo bin ich oft über meine Erwartung glücklich geweſen.

Das that ich vorige Woche — ich bekümmerte mich nicht ängſtlich um die Erfüllung meiner Wünſche, und erhielt ſie ohne mein Zuthun.

Das Glück, wie ich ſehe, läßt ſich nicht erzwingen, und entwiſcht uns dann am leichteſten, wenn wir es am begierigſten verfolgen.

Der Dienſtag ſoll mir ein merkwürdiger Tag ſeyn. — Gerade da, wo meine Erwartungen aufs Höchſte ſtiegen, war es vielleicht nöthig, daß ſie plötzlich darnieder geſchlagen werden mußten, damit ich mich nicht überhübe. — Aber bald hätte mir dieſer einzige Tag, oder vielmehr eine unglückliche Stunde deſſelben, eine ganze ſchöne Woche verderben können. —

Insbeſondere will ich es mir von heute an zur Regel machen, einem gegenwärtigen Verdruß keinen Einfluß auf die Folgen haben zu laſſen, denn das iſt es eben, was mir ſchon ſo manchen Tag meines Lebens verbittert hat.

Anſtatt mich aus einem unangenehmen Zuſtande mit einiger Anſtrengung herauszureißen, arbeitete ich mich vielmehr muthwilligerweiſe immer tiefer hinein.

Aber das gute Zeugniß muß ich mir auch geben, daß ich dieſe Woche einen guten Entſchluß ins Werk gerichtet habe, ohngeachtet aller Hinderniſſe, die mich davon hätten abhalten können.

Auch habe ich mich über einige fehlgeſchlagene Hofnungen bald zufrieden gegeben, weil ich mich vorher darauf gefaßt gemacht hatte; und ein paarmal, da ich im Begriff war, wieder in meine üble Laune zu verfallen, habe ich mich durch Thätigkeit und Bewegung, und durch angenehme Vorſtellungen von der Zukunft, glücklich wieder davon befreiet. —

Aber bei meinen Berufsgeſchäften und im geſellſchaftlichen Umgange habe ich, beſonders in der letzten Hälfte der Woche, Urſache gehabt, mit mir ſelbſt unzufrieden zu ſeyn. —

Ich bin hierüber ſehr bekümmert, weil ich daraus ſehe, daß auch die ſtärkſten Entſchließungen ſo leicht wieder durch einen kleinen unerwarteten Zufall geſchwächt werden können. —

Auch heute Morgen habe ich eine Unbeſonnenheit begangen, die mich itzt ſehr gereuet, und wovon ich die unangenehme Erinnerung mit aller Anſtrengung nicht verbannen kann, weil es ſcheinet, als ob ich üble Folgen davon befürchten muß. — Ich will mir das aber, ſo viel wie möglich, aus den Gedanken zu ſchlagen ſuchen. —

Dieſe Woche wünſchte ich insbeſondere, daß ich kein einziges mal im geſellſchaftlichen Umgange und bei meinen Berufsgeſchäften, meine Entſchließſung vergeſſen, und das gute Vernehmen mit mir ſelbſt auf alle mögliche Weiſe zu erhalten ſuchen möchte. —

Mittwoch den 7. April.

Am Sonntage habe ich meine Rechnung nicht abgelegt — ich gelobe mir heute, daß ich dies nie wieder verſäumen will, ich mag auch ſeyn, wo ich wolle. —

Die erſte Hälfte der vorigen Woche war ich zu niedergeſchlagen, und die andere Hälfte zu ausgelaſſen froh, als daß ich das gerade hätte thun können, was ich hätte thun ſollen. —

Ich will aber ſo viel über mich zu gewinnen ſuchen, daß die beſtändige Abwechſelung von Freude und Kummer in meiner Seele, welche nun einmal bei mir unvermeidlich zu ſeyn ſcheinet, meine Thätigkeit, und den ununterbrochenen Fortgang beſtimmter Geſchäfte, nicht hindern ſoll.

Dieſe vergangene Woche iſt mir wieder eine fehlgeſchlagene Hofnung, die mich zwei Tage mißvergnügt machte, durch eine unerwartete Freude erſetzt worden, die mich vier Tage lang aufheiterte — wo ſo viel angenehme Hofnungen, durch die gegenwärtigen kleinen Vergnügungen, in meiner Seele erweckt wurden, daß ſich mein Gefühl zuletzt überſpannte, und ich nothwendig wieder in eine plötzliche Trägheit verſinken mußte, welche eben Schuld war, daß ich am Sonntage Mittag meine Handlungen und Empfindungen, die Woche über, nicht wiederholen konnte. —

Die Hälfte dieſer Woche über haben Freude und Leid ſchon ſehr oft bei mir abgewechſelt, und oft, wenn mein Muth ſchon ganz anfieng zu ſinken, bekam ich wieder eine unerwartete Aufmunterung. —

Die andere Hälfte will ich nun, ſo gut ich kann, zu nutzen ſuchen, und mir am Sonntage Rechenſchaft ablegen, ob, und wie ich dieſen Vorſatz ins Werk gerichtet habe. —

Sonnabends den 21. Julius Nachmittags.

Welche Unbeſtändigkeit in meinen Gedanken! —

Bald gereuet mich das, was ich thue, und bald freuet es mich; bald billige ich es, und bald tadle ich es wieder.

So wechſeln angenehme und unangenehme Empfindungen beſtändig in meiner Seele ab.

Ich wanke jetzt zwiſchen Ehrbegierde und Glückſeligkeit. Bei der erſten kann, bei mir, die letztre, und bei der letztern die erſtre nicht beſtehen — welche werd' ich aufopfern? —

Wenn ich denke, ich will dieſen quälenden Durſt nach Ruhm, durch vernünftige Ueberlegung in meiner Seel' erſticken, ſo fürchte ich mich ſogar, dieſe Ueberlegungen anzuſtellen, weil ich jenen Trieb, ohngeachtet des Kummers, den er mir verurſacht, nicht gern verlieren will.

Alſo befreit ſeyn wollen kann ich nicht einmal davon — o Freiheit, was biſt du?

Sonntag den 22. Julius.

Manchmal iſt es mir, als wenn ich noch ſo viel Muth hätte, etwas Großes zu unternehmen, und allen Hinderniſſen und Gefahren Trotz zu bieten. —

Dann giebt es wieder Zeitpunkte, wo ich mir weiter nichts wünſche, als ruhig in meinem Gleiſe fortwandeln zu können, und mich weder zur Rechten noch zur Linken umzuſehen — wo alle mein Muth erloſchen iſt, daß auch kein Fünkchen mehr davon übrig zu ſeyn ſcheint — wenn ich mich dann niederlege, ſo kann ich eine ſo außerordentliche Wonne, kurz vor dem Einſchlafen, empfinden, daß ich mir in dem Augenblick gar kein höheres Glück wünſche. —

So war es mir heute Morgen, wo mir alles — alles zuwider, und der Schlaf meine einzige Zuflucht vor dem wachſenden Unmuth war. —

In E.... würde ich gewiß ein Raub der Verzweiflung geworden ſeyn, wenn mich ein wohlthätiger Schlaf, obgleich auf einem Lager von Stroh, nicht vor ihrer Wuth geſchützt hätte — und manchmal, wenn ich unnatürlich lange geſchlafen hatte, mit welchen frölichen Ausſichten konnte ich da erwachen! wie leicht ſchüttelte ich die Bürde meines entſetzlichen Zuſtandes ab, und bot allen meinen Widerwärtigkeiten muthig Trotz!

Donnerſtag den 2. Auguſt.

Was hätte ich nicht dieſe Tage über ausrichten können, wenn ich immer auf einen Zweck gearbeitet hätte.

So aber verdrängte immer ein Plan den andern, und ich habe meine koſtbarſte Zeit in der größten Unthätigkeit zugebracht.

Heute Morgen ſchien ein feſter Entſchluß in meiner Seele zur Reife zu kommen; noch aber hat er nicht durchdringen können.

Wenn ich mein ... projekt durchſetzen will, ſo muß ich von dieſem Augenblick an beinahe keine Minute mehr verlieren. Ich will doch ſehen, wie viel ich heute Abend noch leiſten werde?

Sonntag den 4. Auguſt.

Verdrießlich — ein unbehagliches Wort — mir gellen die Ohren, wenn ich es höre — und ein un-

unerträglicher Zuſtand — nicht ſo heftig wie Traurigkeit, und doch weit ſchlimmer. —

Was ſoll ich thun, um den nagenden Verdruß abzuſchütteln?

Ich habe den Muth zu allem verlohren. —

Wie wird das gehn, wenn ich mit meinem Vorſatze nicht durch alle dieſe Verdrüßlichkeiten hindurchdringe? —

Schon vier Tage von vierzehn ſind verfloſſen, und noch habe ich nichts gethan — und habe auch nicht die Kraft, die gegenwärtige Muße zu nutzen — ich fühle die Bürde des Lebens, und habe ſie immer gefühlt — das war mein Wunſch ſo oft, im Genuß eines langgehoften Glücks zu ſterben. —

Schon in ..... wünſchte ich dies einmal, und hofte es ſogar, da ich auch ein damals für mich großes Glück erreichte.

Vor ... Jahren wünſchte ich es, da ich alle meine Wünſche gewiſſermaßen erfüllt ſahe — und nun? — Ja, wenn ich leben ſoll, ſo muß es zu meiner Freude ſeyn, und das kann wieder nicht ohne eine ununterbrochene Thätigkeit geſchehen, und dieſe wird doch durch jeden Verdruß unterbrochen. —

Warum kann ich ſo wenig frohe Zeitpunkte in meinem Leben zählen?

Weil mein würkliches Leben nach dem Laufe der Natur, nur ſo ſelten in mein idealiſches Leben eingreifen konnte.

Abends.

Während dem Gehen gelang es mir, die Gedanken, die mich traurig machten, nach und nach zu unterdrücken. Es traten andre an ihre Stelle, welche ſie verdrängten. Ich fand, wie klein und unbedeutend mein gegenwärtiger Verdruß im Verhältniß gegen meine Entwürfe ſey.

Dieſe Entwürfe rollten ſich alle in meiner Seele aus einander, und gewährten mir eine ſüße Täuſchung.

Das alles geſchah aber erſt, nachdem ich eine Weile ſchnell gegangen war, und nachdem wenigſtens einer meiner kleinen Wünſche befriediget war.

Sobald ich merke, daß es mir nur in einem Stücke gelingt, ſo ſchöpfe ich auch gleich wieder große Hofnung.

Bin ich nicht dazu beſtimmt, etwas Großes zu unternehmen, woher dieſe brennenden Wünſche, mich auszubreiten, mich loßzureißen von dem Joche, das mich darnieder zieht? — Und was iſt das, etwas Großes unternehmen?

Wäre es nicht das Größte, dieſe brennenden Wünſche zu unterdrücken, und im Stillen Gutes zu thun?

Aber das kömmt mir ſo fremd, ſo unmöglich vor — und doch bin ich zu ſchwach, (wie ſchwer es mir wird, das Wort hinzuſchreiben!) das erſte ununterbrochen hinauszuführen.

Freitag den 10. Auguſt.

Wo iſt meine Kraft? — Stunden, Tage und Wochen verfließen ungenutzt, die mir jetzt über alles koſtbar ſeyn ſollten. —

In der lage, worin ich jetzt bin, gieng das an, aber wird es auch in der angehen, worin ich komme? — Ach, was wird dann aus mir werden, wenn dieſe Trägheit wiederkehren ſollte, die mich oft ganze Tage hindurch zu jedem Geſchäft ſo unfähig macht?

Aber Muth gefaßt! Nun muß es doch zu einem Ziele kommen — ſtelle dir doch immer vor, wie du vielleicht künftig wieder von dem denken wirſt, was dir jetzt ſo reizend zu ſeyn ſcheinet, und was dir doch ſchon ſo unerträglich geſchienen hat.

Denke, daß dieſe letzten Vorſtellungen wiederkehren können, und daß es dich vielleicht gereuen wird, das nicht gethan zu haben, was du jetzt thun willſt, und wieder nicht willſt. —

Die Stunden eilen hin — ergreife die gegenwärtige — eh du noch den Muth dazu verlierſt!

Abends.

Wenn wird es ruhig werden in meiner Seele? — Ach wenn die kühle Gruft mich deckt. —

Ich fühle es lebhaft und immer lebhafter. —

Ich wäre fähig, meine eigne Exiſtenz um die Exiſtenz in andern wegzugeben — und was iſt das? —

Vergehen, vergehen muß ich — ach, ſo gewiß, als ob dieſer Augenblick mein letzter wäre — ſo gewiß iſt der Augenblick meines Todes — er iſt da! — und wo iſt dann meine Gröſe? — Wo ſind alle meine Entwürfe? — Und ich härme mich um ein Blendwerk ab — Und genieſſe keine der Freuden, die ich genieſſen könnte. —

O, wer ſtillet den Tumult meiner Gedanken? — Ich ſehe es immer deutlicher ein, wie thöricht ich gehandelt habe. —

Mittwoch den 22. Auguſt.

Thus let me live, unſeen, unknown, Thus unlamented let me die, ſteal from the World, and not a ſtone tell where J lie! *Pope.*

So dachteſt du in deinem zwölften Jahre, edler Mann! — Aber du lebteſt nicht unbekannt und unbemerkt, ſondern verehrt und geprieſen von deinen Zeitgenoſſen, mitten im Schauplatz der groſſen Welt; auch ſtarbſt du nicht unbeweinet, und dein Andenken iſt der ſpätern Nachwelt heilig!

Der entſcheidende Schritt iſt alſo zurück gethan — Wem würde ich dieſes geglaubt haben, der mir es am ſiebenten Julii vorausgeſagt hätte? — daß ich mich nach alle den Ausſichten in die weite Welt, wieder einſchränken würde in das enge Stübchen? — daß alle meine Wünſche und Begierden auf ein anderes Ziel geheftet ſeyn würden? —

Der Abgrund war mit Roſenhecken umwachſen — ich hätte eine nach der andern abgepflückt, und bei der letzten hätte ich erſt mein Verderben eingeſehen, und wäre unaufhaltſam hinabgeſtürzt. —

Aber du ließeſt Gedanken in meine Seele ſtrömen, Allgütiger, die der kalten Vernunft das Uebergewicht über die gaukelnden Phantaſien gaben. —

Und ihr habe ich es zu danken, daß ich nun wieder einen ſtillen frohen Tag genoſſen habe, an welchem Beſchäftigung und Vergnügen mit einander abwechſelten, und von dem ich am Abend mit frohem Herzen Abſchied nehmen kann. —

Vielleicht ſchwankte ich jetzt zwiſchen tauſend widerwärtigen Entſchließungen umher, irrte aus einem Labyrinth ins andere, hätte keine bleibende Stätte, und fände nirgends Ruhe, wenn die gaukelnden Phantaſien das Uebergewicht behalten hätten, die gerade noch zu rechter Zeit ihrer tyranniſchen, quälenden Herrſchaft in meiner Seele entſetzt, und dem feſten Triebe nach gewiſſer Glückſeligkeit untergeordnet wurden.

Donnerſtag den 23. Auguſt. Gegen Abend auf dem Felde.

Ach Gott, ſollte dieſe Stumpfheit, dieſe entſetzliche Trägheit der Seele auch einmal über mich kommen, die mich unfähig zum Entzücken und zu der ſüßen Schwermuth macht; o lieber laß mich leiden und dulden, und mit tauſend Widerwärtigkeiten kämpfen, als dieſe fürchterlich einförmige Glückſeligkeit erlangen!

Aber ſo warte doch wenigſtens, bis du mit wahren Widerwärtigkeiten zu kämpfen haſt, und verlange nicht mit ſolcher Ungeduld darnach, daß du ſie dir ſelber thörichter Weiſe zu bereiten ſuchſt?

Sonntag den 2. September.

Was wünſch ich mir denn weiter, als das? — Einſamkeit! mit vollen Zügen ſchlürf' ich jetzt ihren bezaubernden Nektar ein. —

Ja es iſt eine große Glückſeligkeit, ſeinen Fuß hinſetzen können, wohin man will, und ſeinen liebſten Gedanken ungeſtört nachzuhängen! —

Es ſcheint, ich habe nun den Muth gefaßt, glücklich zu ſeyn. —

Nun will ich in dieſer Morgenſtunde, in dieſem Garten, unter freiem Himmel, noch einen feierlichen Vorſatz faſſen, inskünftige

wahr zu ſeyn,

nicht mehr zu ſcheinen, weder mir ſelbſt noch andern, in keinem Stücke; das war es eben, was mir bisher ſo viele Glückſeligkeit geraubt hat.

Ich bin nicht den geraden Weg zum Ziele gegangen, ſondern habe auf tauſend Umwegen das geſucht, was mir vielleicht ſehr nahe lag. —

2. Ueber

2.

Ueber Selbſttäuſchung.

Eine Parentheſe zu dem Tagebuche eines Selbſtbeobachters.

Ich unterbreche gerade hier das Tagebuch, um auf den Geſichtspunkt aufmerkſam zu machen, wodurch es für den Pſychologen intereſſant wird.

Es läßt ſich kein höherer Grad von Selbſttäuſchung denken, als den Vorſatz zu faſſen, inskünftige wahr zu ſeyn, und vor ſich ſelber nicht mehr anders zu ſcheinen, als wie man iſt. —

Ohne dabei in Erwägung zu ziehen, daß dieſer Vorſatz ſelbſt unmöglich wahr ſeyn kann; weil es gar keines ſolchen Vorſatzes mehr bedürfte, ſobald man ein wirkliches Vergnügen daran fände, wahr zu ſeyn, und einem der Schein nicht ſelbſt noch in dieſem Augenblicke, lieber als die Wahrheit, wäre.

Nun iſt aber dieſer höchſte Grad von Selbſttäuſchung gewiß eine der ſonderbarſten Erſcheinungen der menſchlichen Seele — weil die Wahrheit ſelber unter der Täuſchung erliegt. —

Denn die folgenden Ausdrücke: Das war es eben, was mir bisher ſo viele Glückſeligkeit geraubt hat — und: ich bin nicht den geraden

Weg gegangen, ſondern habe auf tauſend Umwegen das geſucht, was mir vielleicht ſehr nahe lag — ſind doch wahr — aber der Vorſatz, wahr zu ſeyn, der in der Morgenſtunde, in dem Garten, unter freiem Himmel, feierlich gefaßt wird, hebt alles wieder auf, und macht, daß es leere Worte ſind.

Geheime Tagebücher können über dieſes noch in tiefes Dunkel gehüllte Phänomen der Selbſttäuſchung die beſten Aufſchlüſſe geben.

Sie ſind laurende Verräther, redende Zeugen, aber auch lockende Verführer. —

Der Menſch will ſich gern in den Buchſtaben ſpiegeln, die kein anderes Auge erblicket, und will doch auch da nicht häßlich vor ſich ſelbſt erſcheinen. —

Er macht ſich die bitterſten Vorwürfe, und denkt doch darauf, die Worte wohl zu ſetzen, wodurch er ſich Vorwürfe macht. —

Das Tagebuch ſoll ein unpartheiiſcher Zeuge ſeiner Handlungen ſeyn, damit es ihm in der Zukunft, die vielleicht noch ſeiner wartet, von jedem merkwürdigen Tage ſeines Lebens ein getreues Bild darſtelle.

Er ſucht, durch das Tagebuch, ſeinem Leben eine Wichtigkeit zu geben, die es ſonſt nicht hat — die Selbſtbeobachtung iſt nicht ſein Hauptzweck. —

Er ſchreibt ſchöne Gebete an Gott, in welche er ſeine Vorſätze kleidet, um ſie dadurch feſtzuhalten —

ten — und fühlt das Mißverhältniß nicht, das die ganze Maſſe ſeines Lebens ſich an den Buchſtaben feſthalten ſoll, die ſeine Hand niederſchreibt. —

Er will das durch die Buchſtaben zwingen, was die Buchſtaben ſelber zwingt. —

Unwillkührlich entſteht hieraus die affektirte Sprache einer erzwungenen Religiöſität und Moralität; das Unbeſtimmte, Schiefe und Schwankende in den Ausdrücken; und das oft Fade und Oberflächige der abgleitenden Gedanken, unter denen doch immer der Ausdruck des Wahren ſich emporarbeitet, bis auf den Punkt, wo der Wunſch des Wahren ſelbſt zur Lüge, der Haß vor der Verſtellung ſelbſt zur Verſtellung, und die Furcht vor der Selbtäuſchung ſelbſt zur Täuſchung wird. —

Daß dies nun in der Natur unſers denkenden und empfindenden Weſens möglich iſt, und wie es möglich iſt, verlohnet wohl der Mühe des Nachforſchens und Denkens — weil da, wo unſer Weſen ſich ſelber täuſcht, gewiß noch unentdeckte Spuren von ſeinen verborgenen Grenzen und Umriſſen liegen.

Für jetzt laſſen wir den Selbſtbeobachter weiter reden!

3.

Fortſetzung des Tagebuchs.

Sonnabends den 3. Julii 1782.

Sollte man es wohl dahin bringen können, daß man ſich immer ſelbſt gleich bliebe?

Mittwoch den 14. Julii.

Wohl mir! daß ich wenigſtens aufs neue einen guten Vorſatz wieder faſſen kann, den ich ſonſt Jahre lang vergaß. —

Noch einmal — nein! — ſo oft es nöthig iſt — will ich es verſuchen, dieſe unruhige Leidenſchaft zu beſiegen, die mich ſo oft zu jeder guten That unfähig, und mit mir ſelbſt ſo unzufrieden macht.

Morgen will ich den Anfang machen, und wenn ſich meine ganze Seele dagegen empören ſollte, das zu thun, was ich thun ſoll, es mag mir nun ſo unangenehm und widrig ſeyn, wie es wolle; und von nun an, will ich die Vorſätze, die ich auf den folgenden Tag faſſe, in mein Tagebuch ſchreiben, und mir am Abend deſſelben Rechenſchaft ablegen, in wie ferne ich ſie ins Werk gerichtet habe.

Iſt es nur halb geſchehen, ſo ſey dies H. ein beſchämendes Zeichen für mich; iſt es ganz geſchehen, ſo ſoll mir dies G. ein ſelbſtbelohnendes Merkmal

mal ſeyn; iſt es gar nicht geſchehen, ſo ſoll mich dieſes N. ſo lange mißvergnügt machen, bis ich meinen Fehler genug bereuet habe, um ihn inskünftige vermeiden zu können.

Dienſtag den 11. Sept. Um 4 Uhr.

O du ſüßes, ſüßes Gefühl der Ausübung meiner Pflicht, wie lange hab ich deinen Reiz verkannt! Ewig ſollſt du mir theuer ſeyn.

Ach, was kann der Menſch nicht thun, wenn er will! Wem hätte ich es vor vier Wochen noch geglaubt, daß ich mir die Stunden meines Berufs ſo würde verſüßen können, daß es nun die ſeligſten Stunden meines Lebens werden?

Alſo kann ich mir auch dieſe Wüſte zu einem Tempe umſchaffen? —

Aufmerkſamkeit aufs Einzelne, du Schöpferinn der Glückſeligkeit, du einzige wahre Weißheit des Lebens, wodurch wir dem Schöpfer des Weltalls ähnlich werden, du biſt es, die ich noch immer von mir ſtieß, indem ich ein leeres Ganze zuſammenfaſſen wollte, das keinen innern Gehalt und Feſtigkeit hatte.

Donnerſtag den 25. Oktober.

So lang habe ich nichts in mein Tagebuch geſchrieben, und das hat ſeinen guten Grund.

Das handelnde Leben verträgt ſich nicht ſehr gut mit dem beſchauenden Leben. Ich bin dieſe Zeit über faſt täglich vom Denken zum Empfinden, vom Empfinden wiederum zum Denken und Handeln übergegangen, und ſo habe ich mich auch durch die Dornen des Lebens gedrängt, ich weiß nicht wie.

Manches reine und edle Vergnügen haben mir meine Berufsgeſchäfte gewährt, und wenn eine trübe Stunde kam, ſo hab ich doch immer wieder Muth gefaßt, und gedacht, es wird ſich wieder aufklären, und das that es denn auch.

Mög' es nur ſo bleiben, wie es jetzt iſt, ſo will ich zufrieden ſeyn.

Mittwoch den 12. December.

Warum ſollte ich mir denn ſelbſt unwichtig ſeyn? Was bin ich und hab' ich dann, als mich ſelber? Kann ich meine Perſönlichkeit ablegen, und ein anderes Weſen ſeyn, wenn ich will?

Trübe Tage! trübe Stunden! läſtige Zeit! Und das alles, weil mir das Gegenwärtige wieder ſo klein, ſo nichtswürdig vorkömmt. —

Aengſtlich Streben hilft dir nichts, und macht dich elend! —

Aber ach, wenn ich nun ewig zurückbleibe im Staube, wenn ich am Ende allen Muth verliere — o wehe, wehe mir! —

Ich werfe mich zu ſehr weg — das iſt es, was mich jetzt unglücklich macht — ich achte mich ſelber nicht mehr —

Lebe wieder auf mein Muth, ſonſt wirds zu ſpät!

Sonn-

Sonntag den 20. Januar.

Mein Unglück ſoll mich nicht darnieder beugen — und es thuts auch nicht, es flößt mir edeln Muth ein; es macht mich in meinen eigenen Augen werth, und ſpornt mich zu hoher Tugend an. —

Ja, die will ich auszuüben ſuchen, damit ich ohne zu erröthen ſagen kann: mir geſchiehet Unrecht! —

Freilich ſchmerzt es tief, wenn ich eine Stunde mich von der Arbeit erhole — ſo lange ich aber arbeite, kann ichs wohl ertragen. —

Die Stunden dieſes Tages ſind mir doch ziemlich vergnügt entflohen. —

O Gott, laß mir meine Arbeit wohl gelingen, da du nach deinem weiſen Rathe mir ſo vieles, vieles mißlingen läſſeſt, o laß mir dieſen Troſt in meinem Kummer, damit ich nicht ganz verzagen darf! —

Den 7. Febr.

Jetzt ſey ein Mann! jetzt kämpfe gegen den Unmuth, der jede Kraft in dir darnieder drücken will!

Aber wenn ſich alles vereiniget, dem ſchwachen Sterblichen eine trübe Stunde zu machen, wer kann ſich da wohl helfen? Aber das ſoll mein Troſt ſeyn, daß ich meinen Kummer dieſem Buche, wie einem getreuen Freunde klagen kann.

Ja, wenn mich jeder Troſt verläßt, dann will ich eilen, und meine Thränen hier ausweinen. Damit

mit ich doch noch etwas von der Vergangenheit behalte, will ich meine Klagen, und meine kleinen Freuden ſammeln, und will ſie aufbewahren, damit ich mich einmal daran ergötzen kann, wenn die Gegenwart keinen Reiz mehr für mich hat, o daß ich dann die vergangenen Stunden meines Lebens zurückrufen, und die kummervollſten zählen kann, wie ein Gefangener ein Vergnügen daran findet, jeden Tag mit einem Striche an die ſchwarze Wand zu bezeichnen, um zu wiſſen, wie viele Tage er ſchon in ſeinem Kerker ſchmachtet.

4.

Myſtiſche Briefe des Herrn von F.... *)

den 14. Auguſt 1758.

Ihr Brief vom 24. Julii, den ich geſtern empfangen, war mir und meinen Hausgenoſſen ſehr erfreulich, da wir ſo deutliche Spuren des Schutzes, der Vorſehung und der Führung Gottes über Sie beides innerlich und äußerlich daraus wahrnehmen konnten. Gelobet ſey Gott, der bisher ſeine Verheißung an Ihnen erfüllet, daß alle, die in Gott vertrauen, nicht ſollen zu Schanden werden. Der Herr erhalte und ſchütze ſie ferner von innen und äußerlich, Jeſus ſeegne und ſtärke Sie, und gebe Ihnen ſeinen Frieden. Ich und meine Hausgenoſſen grüßen Sie herzlich, und es iſt uns ſehr erfreulich, Briefe und Nachricht von Ihnen zu erhalten, und wann ihre Briefe lang und groß ſind. Ihr Inners betreffend, ſo ſind Sie auf der rechten Spur, Sie haben durch die Salbung und Gegenwart Got-

---

*) Ich beſitze die Originale von dieſen merkwürdigen Briefen eines ſehr merkwürdigen Mannes, und theile ſie hier mit, weil ſie mit dem Leben und dem Charakter dieſes Mannes, von dem ich noch öfter reden werde, zuſammen genommen, für den Pſychologen in mehr als einer Rückſicht intereſſant ſind

tes in Ihrem Innern die Ruhe und den Frieden, ſo lange Sie getreu ſind, Ihrem innern Führer auf den Wink zu folgen und zu gehorchen; und Unruhe und Pein, wann Sie davon abweichen. So ſeyn Sie dann Gott getreu, und in allem gehorſam und folgſam, was er Ihnen innerlich zu erkennen giebt, und bitten den liebreichen göttlichen Erlöſer nach der Weiſe ihres Gebets durch Herzensſeufzer, und Ihre Einwilligung, wann Sie dieſes leſen, daß er Sie in Ihrer Treue und Unterwerfung unter den Geiſt der Genaden und deſſen Führung erhalten wolle. Die Unruhe oder Furcht, die Sie in jenem Dorf, in welchem Sie die Nacht über bleiben wollten, gehabt haben, iſt eine deutliche Warnung von Gott, damit Sie wieder zu Ihrem Regiment gleich kehreten, und für Ueberfall und Gefangenſchaft bewahret würden. Merken Sie auf dieſe Begebenheiten und Warnungen, indem die göttliche Vorſehung durch dergleichen, oder auch durch Warnung von andern, Sie ſchützen und bewahren wird.

Für die gegebenen Nachrichten von frommen Freunden danke ich Ihnen gar ſehr. Was Sie hierinnen ferner erfahren, werden Sie mir jederzeit ausführlich melden. Das unter dergleichen Frommen keine Harmonie noch Eintracht iſt, iſt die Urſache, weil Sie noch in der Vielfältigkeit ſtehen, nicht durch den allgemeinen Geiſt Jeſu ſich führen laſſen, und jeder durch einen beſondern Geiſt geführet

führet wird. Wann Sie hingegen wahre innere Seelen, die durch den Geiſt Jeſu ſich führen laſſen, antreffen ſollten, ſo werden Sie ſo, wie hier im Hauſe, wenn Sie uns beſuchet hatten, eine völlige Harmonie und Uebereinſtimmung des Innern finden. Ich hätte Ihnen noch vieles zu ſchreiben, allein die Zeit fehlet, indem ich geſtern den beikommenden langen Brief für Sie geſchrieben habe, welchen ich bitte, behutſam zu gebrauchen, und ſolchen niemand zu zeigen, der einen übeln Gebrauch davon machen könnte. Grüßen Sie alle Freunde, die Sie antreffen, von mir und meinen Hausgenoſſen herzlich.

Die Namen Goyer und Lobach waren uns wohl bekannt. Grüßen Sie insbeſondere den Hrn. Goyer, er hatte einen ſehr frommen Onkel, der unſer großer Freund war. Die Frau Fuſſin werden Sie wohl am beſten unter dem Namen Helena Meuſers, erfragen, den ſie vor ihrer Verheirathung führete. Sie wohnet zu Dumbach, einem Ort im Bergiſchen, etliche Stunden von Mühlheim bei Cölln entfernet. Zu Elberfeld wohnete einer vor zehn und mehr Jahren, Namens Peter Kohl und ſeine Frau, zwei in den innern Wegen erfahrene Seelen. In Rheimbergen wohnet auch ein frommer Freund, Namens Hr. Weck, beide, wann Sie nach Reinsberg oder Elberfeld kommen, grüßen Sie herzlich. Zu Burcheid bei Aken, in einem Haus, die verkehrte Welt genannt, hat ehemals gewohnt einer Namens Hr. Bieberbach, der nebſt ſeiner Frau, wann ſie noch leben, im Innern weit gekommen ſeyn müſſen, grüßen Sie dieſelben von mir gar herzlich, wann Sie dahin kommen. Ich ſende mit dieſem Brief einen halben Louisd'or an ihre Frau, für Sie zum freundlichen Liebesgruß von M. L. Sch. und mir, ſie können ihrer Frau ſchreiben, was ſie mit dem halben Luisd'or machen ſoll. Ich grüße Sie nochmals herzlich. Adieu!

---

den 4. Nov. 1759.

Ihr Brief vom 2ten hat mich ſehr erfreuet, daraus zu erſehen, daß Gott es Ihnen offenbaret, worinnen Sie bisher gefehlet haben, Sie haben wohl gethan, mir alle Umſtände davon zu ſchreiben, Sie würden aber beſſer gethan haben, es eher zu melden. Gott fordert dieſe Treue von Ihnen, und von allen, die auf dieſe Weiſe mittelbar geführet werden. Gott hätte es mir zwar auch entdecken können, wann Sie aber darauf hätten warten wollen, ſo würden Sie auf ein Wunderwerk gewartet haben, welches iſt, Gott verſuchen. Sie waren mir lieb, als Sie hier waren, das machte, die Mittheilung hatte bei Ihnen Eingang, Sie blieben in der Stille, und dadurch wurde wieder ein neuer Grund gelegt, wodurch, wie auch durch die Entrückung Ihrer

l. Fr. die Gott als ein Mittel darzu brauchte, Ihnen die Augen ſind geöfnet worden. Indeſſen wunderte es mich ſelbſten, während Ihrer Anweſenheit, daß ich ſo wenig mit Ihnen reden konnte, ich überließ aber dieſes, wie alles andre, Gott, und konnte Ihnen weiter nichts ſagen, als daß Sie ſich, der Zerſtreuungen ohngeachtet, ſtets in der Gegenwart Gottes zu erhalten, trachten ſollten. Hierauf muß ich Sie auch jetzo verweiſen, und daß Sie, ſo oft Sie können, etwas in M. G. oder andern myſtiſchen Schriften leſen. Sie haben jetzo mehr nöthig, ſich ſehr oft des Tages über, in die Gegenwart Gottes zu ſtellen, und mit einem Seufzer ihm Ihr Herz und alles zu widmen und aufzuopfern, dieſes iſt Ihnen von einer abſoluten Nothwendigkeit, und da Sie anfangen, ſchwächer zu werden, und ein erſter Winter in Ihrem Innern zu kommen ſcheinet, ſo würden Sie in gänzlichen Verfall kommen, und wieder zur Welt kehren, wann Sie dieſe Uebung, ſich ſtets bei Gott zu halten, vernachläſſigten. Merken Sie ſich dieſes wohl mein liebes K. und ſeyn Sie getreu der Gnade, die Sie von Gott empfangen haben; gedenken Sie an die Iſraeliten in der Wüſten: keinem Volke iſt jemals ſo große Gnade durch mancherlei Zeichen und Wunder wiederfahren, als dieſen Iſraeliten, aber auch keine ſind jemals ſo hart geſtrafet worden als dieſe, weil ſie gegen die übergroße Barmherzigkeit und Heimſuchung Gottes ungetreu wurden, daher auch von 600,000 Mann nur 2 ins Land der Verheißung kamen, die übrigen aber alle in der Wüſte umkamen. Dieſes zu einem erſtaunlichen Exempel, wie hart Gott die Undankbarkeit und Mißbrauch der erwieſenen Gnaden ſtrafet. Ich bitte Gott um ſeiner unendlichen Erbarmung und um Jeſu Chriſti Leiden und Verdienſt willen, daß er Sie für einen ſo ſchrecklichen Unglück bewahren wolle. Jeſus ſeegne Sie, mein liebes K. Jeſus ſtärke und vermehre Ihren Glauben, und gebe Ihnen Treue und Beſtändigkeit, feſt bei der Gnade Gottes zu halten, und dieſelbe durch Untreue nicht zu verſcherzen. Jeſus ſchütze und erhalte Sie bei allen Gefahren, er ſeegne Sie und gebe Ihnen ſeinen Frieden, Amen! Ich und meine Hausgenoſſen grüßen Sie herzlich und innigſt, und wünſchen mit Ihnen im Herzen Jeſu ſtets vereiniget zu bleiben. Ach mein liebes Kind, ſeyn Sie getreu gegen die unendlich große Gnade, die Gott Ihnen unter vielen tauſenden erwieſen hat. Welche Strafe in der Ewigkeit würden Sie nicht verdienen und leiden müſſen, wenn Sie treuloß ſollten erfunden werden, wofür der erbarmende Jeſus Sie bewahren wolle.

Für die ertheilte Nachricht in dieſem und in Ihrem vorigen Brief, danke ich Ihnen. Gott wird ja endlich eine Errettung ſchaffen. Vielen Nachrichten zufolge, möchte ſich Spanien für die Allianz mit England und Preußen erklären, welches den Sachen ein anderes Anſehen geben wird.

Ich grüße Sie nochmals in dem Herzen Jeſu innigſt. Adieu!

---

den 14. Julii 1759.

Ihre drei Briefe vom 4ten, 9ten und 12ten dieſes, habe ich alle wohl erhalten, und danke Ihnen gar ſehr für die vielen Nachrichten von frommen Perſonen, die Sie auf dem Wege angetroffen haben. Es hat mich dieſe Nachricht ſehr erfreuet, indem daraus erhellet, daß obgleich im Allgemeinen keine Bekehrung der Welt durch dieſe Strafgerichte Gottes erfolget, jedennoch ſich hin und wieder Seelen finden, die ſich Gott ergeben, damit Jeſus Chriſtus ſein Reich in ihnen aufrichten könne. Vom Dorf Gaufeld oder Coofeld waren verſchiedene von dortigen Erweckten hier, zwei Bäuerinnen von ſolchen waren bei mir, und ihr Bericht ſtimmet mit dem überein, was Sie mir davon gemeldet haben, dieſe Bäuerinnen heißen **Margret Ilſebein** und **Catharine Hartzieger**, Ihnen zur Nachricht, wenn Sie durch dieſe Gegend wieder marſchieren ſollten, ich gab ihnen einige Bücher; auch das kurze Mittel und Prophezey der M. G. einer andern Weibsperſon, die ſich auch **Ilſebein** nannte, und aus dem Ottokrug iſt. Die Freunde auf dem Salzwerk, die von **Hehlen** und Hr. **Weyl**, laſſen Sie hinwieder herzlich grüßen, und erfreuen ſich nebſt meinen Hausgenoſſen und mir, daß Sie ſich wohl befinden.

Wann Hameln ſollte belagert werden, werden Sie ſehr wohl thun, ihre Frau und Kinder vorher von dannen weg, und an einen andern Ort zu ſchicken. Was mich betrift und nach meiner kleinen Einſicht, kann ich mir nicht vorſtellen, daß die Franzoſen Hameln ſollten belagern wollen, ſo lang die alliirte Armee noch ganz und im jetzigen Stande iſt, wann ſie aber von den Franzoſen geſchlagen zu werden das Unglück hätten, alsdann kann es eher geſchehen, daß die Franzoſen eine Belagerung unternehmen. Iſt der Ruf wahr, daß die Ruſſen ſich zurück ziehen, ſo werden die klugen franzöſiſchen Generals um ſo weniger gedenken Hameln zu belagern, als es leicht, ja gewiß geſchehen würde, daß der König in Preußen ein Heer nach Niederſachſen detachiren würde, wodurch den Franzoſen Zufuhr und Retraite abgeſchnitten werden würde, wann ſie ſich in die Weſer Berge engagirten. Man debitiret hier noch andere Neuigkeiten, da ſolche aber von Hameln kommen ſollen, ſo werden Sie alles beſſer und gewiſſer wiſſen. Ich wünſche wohl, daß Sie uns wieder beſuchen möchten; allein in jetziger Criſis iſt es Ihnen nicht rathſam, und ändern ſich die Sachen, ſo iſt zu befürchten, daß ein neuer Marſch Sie verhindern würde, hieher zu kommen. Man muß alſo die Vorſehung Gottes machen laſſen, und von derſelben erwarten, wann und wie Sie uns ſicher werden beſuchen können, welches uns allezeit ſehr lieb ſeyn wird. Ich hoffe, daß der Hr. General von Pr. da er einen Paß hat, daß er hier den Brunnen getrunken, ohne Anſtoß ſeinen Weg wird fortgeſetzet haben, es iſt mir lieb, daß Sie mit ihm und ſeinem Herrn Sohn geſprochen haben. Er, der Herr General, iſt ein eben ſo tapferer wohlmeritirter Officier, als ſein Herz rechtſchaffen an Gott iſt. Hr. Weyl iſt gegenwärtig noch hier, und wird wohl bis gegen das Ende der künftigen Woche hier verbleiben. Er hat mir ein Portrait von M. G. von Hrn. Schepp verfertiget, mitgebracht, das ſehr ſchön ausgearbeitet iſt. Es hat mich innigſt erfreuet, daß Sie nach dem Innern Ihren Weg zu Gott fortſetzen. Seyn Sie getreu bei der unſchätzbar großen Gabe und Gnade, die Sie von Gottes Erbarmen empfangen haben, daß er Sie ins Innere Gebet eingeführet hat. Trachten Sie den ſalbungsvollen Frieden der wahrnehmlichen Gegenwart Gottes in Ihrer Seele zu bewahren; dieſes iſt das Manna und Brod des Lebens, das Ihre Seele ſtärken, bewahren, und von einer Gnade zur andern führen wird. Sie werden aber dieſe innere Ruhe und Frieden erhalten und bewahren, wann Sie der innern Stimme Gottes folgen werden, das Böſe zu vermeiden und das Gute zu vollbringen. Jeſus ſeegne Sie, er ſtärke, ſchütze und erhalte Sie, und gebe Ihnen ſeinen Frieden. Sie ſind mir und meinen Hausgenoſſen innigſt lieb, und ich hoffe im Geiſt Jeſu mit Ihnen vereiniget zu bleiben. Ich und meine Hausgenoſſen grüßen Sie herzlich. Auch wird Ihre liebe Frau herzlich gegrüßet. Es ſcheinet, daß es ſich mit meiner Geſundheit beſſert. Allein hierauf iſt nicht zu bauen, Gott, ſchreibet M. G. ändert die Diſpoſition auch des Leibes und der Geſundheit vielmals, und ſetzet die Seele in allerlei Stellung, damit ſie in ihrem unumſchränkten Abhangen von dem Willen Gottes bei allerlei Proben feſt bleibe. Gott wird ferner thun, was ſein heiliger Wille iſt. Amen! Wie Hr. Paſtor Dannemann innerlich ſtehet, ſo ſtehen die meiſten Paſtores, die würklich Gott fürchten, aber bei ihren Lehrbegriffen ſtehen bleiben. Sie verſtehen nicht, was myſtiſche Schriften ſind, indem ſie keine Erfahrung davon haben. Es iſt auch nicht gut, ſich mit ſolchen, wann Sie nicht was tiefes erkennen noch haben, allzu bekannt zu machen, weil man leicht mit einem Heuchler könnte bekannt werden, der ſich gut zu ſeyn ſtellen könnte, und alsdann könnte ein ſolcher Ihnen leichtlich Verfolgung und allerlei Leiden erwecken. Jedoch hoffe ich, daß Gott Sie erhalten und hierinnen bewahren werde. In Bergholzhauſen bei Ravensberg ſoll ein ſehr frommer Paſtor ſeyn, Namens Hr. Pauli, ein Landmann daſelbſt, Namens Herrmann Chriſtoph Ribberg, ſagte mir vieles von demſelben. Ein frommer Sattler ſoll in Herford wohnen. Zu Gütersloſe, in der Grafſchaft Reda, iſt auch ein frommer Oberpfarrer, Namens Hr. Edler, und daſelbſt iſt auch eine Weibsperſon, Gerdrut Frederich, denen ich der M. Guion Bücher gegeben habe. Wann Sie wieder nach Bielefeld kommen ſollten, werden Sie daſelbſt und in der dortigen Gegend viele Freunde ſehen, die ſich über Ihre Ankunft ſehr erfreuen werden.

Ich grüße Sie nochmals herzlich, Sie ſind mir innigſt lieb, laßt uns in dem liebesherzen Jeſu uns ſehen. Jeſus ſeegne Sie, und gebe Ihnen ſeinen Frieden, Amen. Schreiben Sie mir oft, ſo lange Sie noch in Hameln ſind. Adieu!

---

den 31. Auguſt 1759.

Ihr Brief war mir ſehr erfreulich, und hatte Hr. Weil mir ſchon gemeldet, daß Sie ihn mit einem Beſuch erfreuet hätten. Da Gott Sie bisher ſo gnädig und wunderbar, bei Ihrem ſchwachen Körper erhalten hat, ſo wird Gott dieſes noch ferner thun, und Sie ſchützen und bewahren, wenn Sie nur in ſeiner Gegenwart ſtets zu wandeln trachten werden. Gott ſagte zu der heiligen Gertrud: **Sorge du für mich, ſo will ich für dich ſorgen.** Dieſes appliciren Sie auf ſich, und glauben gewiß, daß die Treue deſſen, der **der Treue und Wahrhaftige iſt**, ſeine arme Creatur, die ihr gänzliches Vertrauen auf ihn ſetzet, nimmermehr verlaſſen

ſen noch verſäumen wird. Jeſus ſeegne Sie, er ſtärke Ihren Glauben und Vertrauen in ihm, er ſchütze und erhalte Sie, und gebe Ihnen ſeinen Frieden, Amen! So herrlich und geſeegnet von Gott der Sieg bei Minden geweſen, ſo hat uns doch die Nachricht von dem Verluſt der Preußen bei Kunersdorf den 12. dieſes in Beſorgniß geſetzet. Wir müſſen aber allezeit ſagen: **Herr du biſt gerecht, und deine Gerichte ſind auch recht!** Nachdem die ......länder genug werden gelitten haben, und darinnen durch die Trübſale viele Seelen werden zubereitet worden ſeyn, daß die Gnade Gottes in ihnen wirken kann; nachdem auch der König in Pr. ſich vor Gott genugſam wird gedemüthiget haben, wird ſich das Unglück wenden, und alles unendlich beſſer und glücklicher gehen, als man es hätte hoffen können. Wir müſſen Gott vertrauen. Gott wird, wie M. G. ſagt, ſeinen Knechten den Propheten, den ihnen verheißenen Lohn auch darinnen geben, daß er aller Welt zeigen wird, wie das, was er Sie, durch ſeinen Geiſt getrieben, hat reden und ſchreiben gemacht, wahr ſey, und aufs genaueſte erfüllet werden muß. Durch Antrieb des Geiſtes Gottes ſchrieb M. G. von dieſem allerblutigſten Kriege, den wir jetzo haben, welches und unzählig anderes aufs genaueſte iſt erfüllet worden. Was ſie vom König dem Ueberwinder geſchrieben, davon iſt zwar die Deutung noch einigem Zweifel unterworfen, allein ſo viele andere Kennzeichen ſcheinen

nen zu vergewiſſern, daß dieſer König der Ueberwinder, der König in Preußen ſey, aber dieſer, ſchreibet ſie, ſoll ſiegen, nachdem Satanas ſich aus allen Kräften wird gewehret haben, und alsdann ſoll er ſiegen, und alles dem Reiche Jeſu Chriſti unterwerfen, allein der Streit werde erſchrecklich ſeyn. Wenn der Streit erſchrecklich ſeyn ſoll, ja wenn alles ſcheinen ſoll, als ob alles geſchehen, und alles bis zur Verzweiflung geſtiegen ſey; ſo folget ja, daß die Feinde des Königs, des Ueberwinders, auch manchen großen Vortheil werden gehabt haben müſſen, ehe ſie beſieget, und alles dem Reiche Jeſu Chriſti unterworfen worden. Mir kamen bei der vorgemeldeten Schlacht vom 12. dieſes, die Worte des Davids (1 Sam. 17.) ins Gemüthe: **Es entfalle keinem das Herz.** Wir wollen Gott vertrauen, Gott wird helfen, Amen! Ich hoffe und erwarte einen Streich von der Hand unſers allerheiligſten Gottkindes Jeſu, zu unſerer Errettung.

Man debitiret hier, daß Münſter in der Alliirten Händen ſey. Iſt dieſes, ſo werden Sie vielleicht weiter marſchieren müſſen.

Wann Sie nun wieder gute, dem Innern ergebene Seelen antreffen, ſo grüßen Sie dieſelben von mir, und geben mir mit Gelegenheit Nachricht von ihnen.

Ich und meine Hausgenoſſen grüßen Sie herzlich, und hoffen auch, wenn Sie in die Nähe kommen, (woran ich vor Ende dieſer Campagne zweifle,

E aber

aber vielleicht bei den Winterquartieren) daß Sie uns beſuchen werden. Die Freunde auf dem Salzwerke grüßen Sie ebenfalls. Jeſus ſeegne Sie und gebe Ihnen ſeinen Frieden. Ich hoffe, Sie werden getreu ſeyn in der Gnade, die Gott Ihnen ſchenket. Adieu!

den 28. May 1759.

Was Sie von Ihrem Innern melden, hat mich ſehr erfreuet, ich hoffe ebenfalls, daß Ihr Beſuch bei uns im Seegen geweſen, und Ihnen nützlich ſeyn werde. Seyn Sie ja getreu, in der Ordnung Gottes zu bleiben, und alle Exceſſe im Trinken zu meiden. Ein Fehler bleibt ſelten allein, es folgen mehrere aus einem, die unſer Inners gar verſtellen. Suchen Sie auch in der Trockenheit und Blöße, und in allen innern Schmerzen ſich ſtets in der Gegenwart Gottes zu halten, und wann Sie ſich zerſtreuet befinden, ſo leſen Sie etwas in M. G. und dergleichen Schriften. Beim Feuer erwärmet man ſich, bleibt man zu lange vom Feuer entfernet, ſo wird man immer kälter, und endlich erſtarren alle Glieder. Wie dieſes in der Natur iſt, ſo iſt es auch in der Gnade: daher muß man keinen Augenblick verſäumen, wieder zu Gott zu kehren, wenn man merket, daß man ſich von Gott entfernet hat. In der Trockenheit, Blöße und innern Druck hält es ſchwer, ſich zu Gott zu halten: allein man muß hier Gewalt brauchen, die Natur überwinden, und ſich dennoch in der Gegenwart Gottes halten. Taulerus ſagt: Es ſind noch wohl Menſchen, die Gott ums Lohn dienen, wann er uns Troſt und Süßigkeit innerlich giebt, aber Gott ohne Sold, in der Blöße, Trockenheit und innern Leiden dienen, das wollen wenige. Und ein anderer Heiliger ſagte: Wann wir bei Gott aushalten in der Trockenheit, Blöße, Creuz und Leiden; damit beweiſen wir Gott unſere Liebe und Treue: wann aber Gott uns Troſt und Süßigkeit mittheilet, ſo iſt es Gott, der uns ſeine Treue und Liebe erweiſet, welches geſchiehet um unſerer Schwachheit willen. In dem Stande von Innen, worin Sie ſich befinden, erfähret man zweierlei, innern Druck und Peinlichkeit. Das eine wird verurſachet durch unſre Untreue, welches wir bald merken können, und den Fehler ſogleich verbeſſern müſſen. Das andre Leiden iſt der Hunger der Seele nach dem lebendigen Gott. Wir hungern, verlangen und ſehnen uns nach Gott, weil wir aber noch unſere Satisfaktion, Troſt, Geſchmack, Süßigkeit dabei ſuchen und darnach hungern, und dieſes letztere wohl der hauptſächlichſte Gegenſtand unſers Verlangens iſt, und wir um die Reinigkeit der Liebe zu Gott, und um Gottes eigenes Intereſſe und Ehre weniger bekümmert ſind; ſo iſt dieſer Hunger und Verlangen der Seele noch viel zu unrein, als daß Gott dieſen Hunger mit ſich ſelbſt ſättigen könnte, daher ſtößet er die Seele, die er mit dieſem von ihm gegebenen Hunger zugleich zu ſich ziehet, zurück, damit ſie allmählich lerne, alles eigne Geſuch fahren zu laſſen, und Gott in Reinigkeit zu lieben um ſein ſelbſt willen, und nicht aus Intereſſe noch Abſicht auf uns. Dieſer Hunger macht ein Hauptſtück unſerer Reinigung in dieſer Welt, und iſt das Reinigungsfeuer und Fegfeuer in jener Welt, für ſolche Seelen, die in der Unvollkommenheit abgeſchieden ſind, und da hier in dieſer Welt die Gnadenzeit iſt, ſie aber ſolche verſäumet haben, oder untreu geweſen, denen reinigenden Bewürkungen der Gnade ſtille zu halten, ſo verurſachet dieſer ihr Hunger und Verlangen nach etwas, das ſie nicht haben können, ihnen eine ſolche Pein, die alles unendlich übertrift, was man davon ſagen kann. Die verdammten Seelen und böſen Geiſter haben auch dieſen Hunger, ja einen raſenden Wolfshunger, aber nicht nach Gott, ſondern bloß nach einer Glückſeligkeit, die ſie verſcherzet haben, und bis nach Endigungen der Saecula Saeculorum nicht mehr haben können, und in der Erſättigung mit Gott in der Zeit ihrer Verdammniß auch nicht haben wollen, denn ſie haſſen, verabſcheuen und läſtern Gott, und ſind in einer immerwährenden Rebellion wider Gott, und fliehen vor ihm. Da aber ihre Seele die Eigenſchaft, die ihr anerſchaffen iſt, und nimmermehr von ihr geſchieden werden kann, hat, daß ſie gern glückſelig und vergnügt ſeyn wollen, ſie aber dieſer Glückſeligkeit ſich auf immer und ewig beraubt zu ſeyn glauben, dennoch aber einen wüthenden Wolfshunger darnach haben, ſo verurſachet dieſes ihnen eine ſo unausſprechlich groſſe Höllenqual, dafür auch die Teufel ſelbſt erzitterten, da ſie zu Jeſu Chriſto ſprachen: **Du biſt kommen uns zu quälen, ehe denn es Zeit iſt.** Und dieſer wüthende Wolfshunger iſt der nagende **Wurm, der nicht ſtirbt,** wie Jeſus Chriſtus ſagt. Hierzu kommen noch andre unausſprechliche Quaalen, und die Geſellſchaft unzähliger anderer verdammten Geiſter, welche die verdammten Seelen und verdammten Geiſter werden leiden müſſen. Gleichwie aber dieſe nach einer ſatisfakſanten Glückſeligkeit hungernde und begehrende Eigenſchaften von der Seele von den verdammten Seelen immer und in alle Ewigkeiten der Ewigkeiten nicht kann getrennet werden, und eben dieſes der allerpeinlichſte Theil ihrer Höllenqual iſt; ſo wird auch eben dieſe Eigenſchaft Urſach zu ihrer endlichen Wiederbringung und Wiederaufrichtung in die göttliche Gnade ſeyn: denn wenn dieſer nagende **Wurm, der nicht ſtirbt,** ferner die quälende Geſellſchaft der andern verdammten Geiſter, und andre unausſprechlich groſſe Quaalen, durch ſo viele Saecula Saeculorum hindurch gewähret, ſie ſo abgemattet, ermüdet und in die Enge getrieben hat, daß ſie es gar nicht mehr ertragen noch ausſtehen können, Gott aber aus

Gnaden, und um deß unermeßlich groſſen und ewigen Verdienſtes Jeſu Chriſti willen, ihnen einen Blick der Hofnung giebt, daß ſie, wenn ſie ſich unter Gott demüthigen und beugen wollen, ihnen wohl Gnade wiederfahren, und ſie ihre verlohrne Glückſeligkeit wieder erlangen können; ſo iſt kein Zweifel, daß ſie dieſen Blick der Hofnung ergreifen, und wie der verlohrne Sohn ſich in wahrer Reue zu Gott wieder wenden werden: und dieſes wird alsdann der Anfang ſeyn, daß von dieſem Augenblick an, ihre Höllenpein ſich in ein Reinigungsfeuer, wie bei den Seelen im Fegfeuer, verwandeln wird. Und ob ſie gleich eben wie zuvor in der Hölle bei den verdammten Geiſtern, ſo lange ihre Reinigung währen und dauern wird, bleiben und aushalten müſſen, gleichwie die bekehrten Sünder in der Welt unter den Böſen, von denen ſie unzählige Uebel erdulden müſſen, bleiben und aushalten müſſen; ſo iſt doch von dieſem Augenblick an, da ſie den Willen ſich unter Gott zu demüthigen, gefaßt haben, ihr innerer Zuſtand verändert, und ihre Reinigung angefangen, welche wird vollendet und vollführet werden. Wann Jeſus Chriſtus (1 Cor. 15, 22 bis 28.) **den letzten Feind, den Tod, wird aufgehoben haben**, nämlich, wann der feurige **Schwefelpfuhl**, (Apoc. 20, 14.) **welches iſt der andre Tod**, ganz und gar nicht mehr ſeyn, und von Jeſu Chriſto **aufgehoben**, das iſt, ganz und gar zernichtet ſeyn wird; alsdann, und wann alle und jede gefallne Creatur, keine einzige ausgenommen, Jeſu Chriſto wieder freiwillig und aus liebe wird unterthan gemacht worden ſeyn, alsdann wird er das Reich Gott und dem Vater überantworten, damit Gott alles in allem ſey. Alsdann haben aufgehöret alle Zeiten und Weltalter, und die ewige niemals ſich endigende Glückſeligkeit aller und jeder Creaturen, keine ausgenommen, nimmt ihren Anfang.

Sie werden aus dieſem Allem, was ich Ihnen von dem Hunger der Seelen geſchrieben habe, ſo viel auf Ihren Zuſtand appliciren können, daß es gar nicht darauf ankommt, ob Sie innerlich etwas deutliches von der Gnade Gottes wahrnehmen oder nicht, indem, wann Sie es deutlich wahrnehmen thäten, ſo müſte es erſtlich durch einige ſatisfaſſante Sättigung des Hungers, und die Ihnen zugleich ein licht giebt, geſchehen, und dieſes würde Sie aus dem Reinigungsſtande herausſetzen, und ihre Reinigung um eben ſo lange aufhalten und verſpäten, als der wahrnehmliche Eindruck hiervon in ihrer Seele haften würde. Zweitens würden Sie ſich deſſen anmaßen und darinnen ſich wohlgefallen, welches ein unausſprechlich großes Uebel für Sie ſeyn würde. Sie müſſen alſo auf keine wahrnehmliche Tröſtungen warten noch ſolche verlangen, ſondern dieſen peinlichen Reinigungshunger in der Uebergabe und Unterwerfung unter Gottes Willen erdulden wollen, ſo lange Gott ſolchen auf Ihnen laſſen will. Sind Sie in dieſer Uebergabe, ſo werden Sie allezeit dabei einen Non trouble (wie **M. Guion** ſolches nennet) haben, das iſt, eine **Nichtunruhe**, eine **Nichtverwirrung**, und hierdurch werden Sie in allen Zeiten, da dieſer peinliche Hunger ſich empfindlich ſpüren läßt, aushalten können. Es kommen jedoch, und um der Seelen Schwachheit willen, Zwiſchenzeiten, da dieſer quälende Hunger nachläßt, und man wieder Ruhe und Erquickung empfindet. Dieſe Abwechſelungen müſſen Sie ſo erdulden, und ſich ſo viel möglich enthalten, etwas zu wünſchen noch zu begehren, nämlich nicht mit dem obern an Gott überlaſſenen Willen, welches Sie ſehr fördern wird, immer weiter fort zu ſchreiten. Kommt der quälende Hunger, ſo dulden und tragen Sie ferner denſelben ſo gut Sie können; kommen Tröſtungen, ſo gedenken Sie an die Worte des Engels zum Elia, da er ihm Brod und Waſſer brachte, oder an die Worte der heiligen Schrift: er, der Elias, **gieng durch die Kraft dieſer Speiſe bis an den Berg Horeb, vierzig Tage und vierzig Nächte.** Dieſe vierzige Zahl beziehet ſich auf unſre Reinigung, (auf die vierzig Stunden Jeſu Chriſti im Grabe, auf ſeine vierzigtägige Verſuchung vom Satan, auf die vierzig Jahre der Iſraeliten in der Wüſten ꝛc.) und dieſe Erquickungen der

Speiſe ſind uns auch nöthig, um der Schwachheit unſerer Seele willen. Daher wir es in Demuth annehmen müſſen, aber auch dieſe Speiſe der Tröſtungen nicht länger behalten wollen, als Gott ſie uns läßt, um unſern Weg in der Reinigung fortzuſetzen.

Noch weniger aber müſſen Sie verlangen, etwas deutliches in ſich wahrzunehmen oder zu empfinden, oder eine große Veränderung zu erfahren; das erſte iſt ganz und gar wider Ihren Stand, dann Sie ſollen keinen Lichtsweg gehen, ſondern im dunkeln Glauben, in der dunkeln Glaubenswüſte wandeln. Das letzte aber, eine große Veränderung zu erfahren, das iſt, das würklich verborgene Leben mit Chriſto in Gott, darzu iſt bei Ihnen die Zeit noch lange nicht. Sie werden aber nach und nach, und wann Sie in allem, wie ich oben gemeldet, getreu ſeyn werden, dahin geführet werden, daß Sie, obſchon unter unzähligem Elend, das Zeugniß der Kindſchaft Gottes in ſich fühlen und empfinden werden.

Dieſes ſey für diesmal genug, zur Beantwortung deſſen, was Sie von mir zu wiſſen verlangt haben. Die eigne Erfahrung und M. G. Schriften, werden Ihnen künftig, und nach und nach, mehreres aufſchließen.

Ich und meine Hausgenoſſen grüßen Sie herzlich und innigſt. Der Engel des Herrn geleite, ſchütze und bewahre Sie in Ihrem Beruf und Amte. Jeſus ſeegne Sie, er ſchütze und erhalte Sie, er erhalte Sie geſund, und gebe Ihnen ſeinen Frieden. Ich hoffe, wir werden in dem Willen Gottes zuſammen vereiniget bleiben, Amen.

5.

Ueber Myſtik.

Wenn irgend etwas verdient, pſychologiſch betrachtet zu werden, ſo ſind es die Lehren der Myſtik, welche auf die Gemüther der Menſchen einen ſo erſtaunlichen Einfluß von jeher gehabt haben, und noch haben.

Dieſes Einfluſſes wegen ſind ſie ſchon der Betrachtung werth — da insbeſondere die höhere Myſtik gar keine Reize für die Einbildungskraft hat, ſondern vielmehr alle Bilder ſelbſt erſt aus der Seele vertilgt wiſſen will, ehe das eigentliche Licht darin erſcheinen kann, welches denn auch wieder mehr eine verzehrende als wohlthätige Flamme iſt.

Dergleichen Dinge mit Machtſprüchen an die Seite zu werfen, führt uns nicht weiter; denn ſie kommen dadurch nicht an die Seite, ſondern bleiben immer auf ihrer Stelle liegen, und hemmen den Weg.

So viel leuchtet freilich ein, daß die Myſtik ſchon deswegen keinen feſten Grund haben könne, weil ſie die übrigen reellen menſchlichen Kenntniſſe und Wiſſenſchaften nicht voraus ſetzt, ſondern gleich das Reſultat vorwegnimmt.

Es iſt gleichſam eine Metaphiſik ohne Phyſik — ein Etwas, das über einem Abgrunde ſchwebt und gaukelt, aber doch immer ein Etwas bleibt, woran zu zarte Gemüther ſich gern feſthalten mögen, weil ſie durch das gröbere Irrdiſche ſich durchzuarbeiten ſcheuen; weil ſie von der Menſchenmaſſe gedrückt werden, und nun auf einmal ganz iſolirt, in einer ſchönen Einſamkeit ſich wiederfinden. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Moritz.

6.

Einige Beiſpiele von Geiſtes- oder Gedächtnißabweſenheit.

Ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde vom Herrn van Goens.

1.

In meiner Jugend übertrug man einem ziemlich einfältigen Menſchen einen Dienſt, bei welchem alle Verrichtungen darin beſtanden, ſeinen Namen zu unterzeichnen.

Um uns eine Idee davon zu machen, wie viel Arbeit er habe, erzählte er, daß er ſeinen Namen in einem Morgen ſo oft geſchrieben, daß er ihn am Ende vergeſſen hätte.

Man lachte ihm ins Geſicht, und jemehr er die Sache im Ernſt behauptete, deſtomehr wurde er belacht.

Ich glaube, daß man Unrecht hatte, und daß die Sache, obgleich außerordentlich, doch nicht unmöglich und ſonderbarer war, als es dieſem Manne ſelbſt vorgekommen.

hervorruft, oder durchs Gedächtniß herbei führt, indem ſie nehmlich ihre Denkkraft wieder in Bewegung ſezt, oder beſſer, indem dieſe Kraft als Seele ſelbſt betrachtet, ſich wieder zu äußern anfängt; ſo kann auch dies gerade der Fall im Traume ſeyn, ohne daß man nöthig hat, immer eine äußere dunckel empfundene Senſation zu ſeinem Entſtehen vorauszuſezen, oder eine ununterbrochene Reihe von würklichen Vorſtellungen anzunehmen, die gleichſam Wachen und Träumen mit einander verbinden müßten. Ich ſehe auch überhaupt nicht ein, warum man auf eine ſolche Succeſſion unſrer Vorſtellungen zur Erklärung des Traums dringen wollte, da ihr Daſeyn, wenn wir auch die innere Möglichkeit einer geiſtigen Subſtanz gern ins Denken ſezen würden, noch nicht erwieſen iſt, und die Erfahrung mehr als die bloß hypothetiſche Vorausſezung des Carteſius entſcheiden muß.

a) Unter allen, was mir bey Beobachtung des Traumes am merkwürdigſten geſchienen hat, und wozu in dieſem Magazin ſchon mehrmals beſondere Winke gegeben worden ſind, iſt mir vornehmlich dies aufgefallen, — daß die Seele, ob ihr gleich auch im Traume ihre Denkkraft beiwohnt, und ſich nach den Geſetzen derſelben ſo gut wie im Wachen richten muß, bey Bildern und Vorſtellungen während des Traums gleichgültig bleibt, die ſie während des Wachens

chens mit größtem Erſtaunen empfinden würde. Ich muß mich hierüber etwas deutlicher erklären.

Auch während des Wachens durchkreuzen unſere Seele ſonderbare Begriffe, Hirngeſpenſte, contraſtirende Empfindungen, heterogene, an ſich unmögliche Prämiſſen und Concluſionen in großer Menge, und wir bleiben auch gleichgültig dabei, weil wir ſie nehmlich nicht für Realitäten, nicht für Begriffe würklicher Objecte, ſondern für bloße Spielwerke der Einbildungskraft halten, und mithin bey geſundem Verſtande ſehr gut wiſſen, in welche Claſſe von Vorſtellungen wir ein ſolches Schattenſpiel hinzuſtellen haben. Ganz anders verhält ſich's im Traume. Hier denken wir uns gemeiniglich alle jene ganz ungewöhnlichen neuen Bilder als Realitäten, als Objecte würklicher Erfahrung, weil wir doch, indem wir träumen, würklich zu wachen glauben, und zweifeln nicht daran, daß ſie als würkliche Dinge ſo und nicht anders beſchaffen ſeyn können, ob wir gleich ſobald wir erwachen eine ganz andre Meinung und Ueberzeugung davon haben. Das unmöglichſt widerſinnigſte Phönomen kommt uns natürlich vor, paßt ſich genau in die Welt, die wir uns beim Traume vorſtellen; die Unmöglichkeit erſcheint uns in der Reihe des Möglichen; Dinge, die durchaus nicht weder ihrer innern Natur nach, noch in Rückſicht ihrer äußeren

Ich habe die Frau ſelbſt in dieſem Zuſtande nicht geſehen. Hr. H. aber hat die Geſchichte dieſer ſonderbaren Krankheit herausgeben wollen. Ich weiß nicht, ob ſie es etwa nicht gewollt hat. Aber ich vermuthe, daß er noch wohl Bemerkungen wird aufbewahrt haben, welche der Mühe werth wären, ſie für das Magazin von ihm zu erbitten.

7.

Grundlinien zu einer Gedankenperſpektive.

Wir ſehen gerade durch, und die Gegenſtände reihen und ordnen ſich von ſelber.

Wir ſehen das Entferntere nicht unmittelbar, ſondern durch das Nähere.

Das Entferntere ſcheint uns nur klein, in Vergleichung mit dem Nähern — oder, in ſo fern wir es uns, wie auf der Fläche eines Gemäldes, eben ſo nahe wie das Nähere denken; oder es mit dem Nähern gleichſam in eine Reihe ſtellen.

Daher kommt es, daß die Ferne zuſammendrängt.

Die Gegenſtände nähern ſich in der Entfernung immer mehr der bloßen Idee von den Gegenſtänden; das Geſicht nähert ſich immer mehr der Einbildungskraft, je weiter der Geſichtskreis wird.

Daher ſind wir im Stande, uns die Gegend wie ein Gemälde, und das Gemälde wie die Gegend zu denken.

Wir wandeln die Allee hinunter; das Zuſammengedrängte erweitert ſich, wie wir uns nach und nach ihm nähern; die Wirklichkeit tritt wieder in ihre Rechte.

Wo das Auge durch nichts gehindert wird, da ſehen wir Wölbung und Fläche. —

Das Höchſte, was uns erſcheinen kann, iſt die Wölbung — über dieſe kann uns nichts erſcheinen; denn die Wölbung iſt über allem. —

(Die Fortſetzung folgt.)

Moritz.

Konfeſſionen

der

Madame J. M. B. de la Mothe Guion.

aus

ihrem Leben, welches von ihr ſelbſt beſchrieben iſt.

*) Wie mein Leben jederzeit dem Creuze gewidmet geweſen iſt, ſo war ich kaum wieder aus dem Gefängniß loß, und der Geiſt fieng kaum an ſich wieder zu erholen nach ſo vielen Widerwärtigkeiten, da fand ſich der Leib von allerlei Schwachheiten und Unpäßlichkeiten überhäuft, und ich hatte faſt immerwährende Krankheiten, wobei ich oft dem Tode ſehr nahe kam.

In dieſen letzten Zeiten kann ich nur ſehr wenig oder nichts von meiner innerlichen Gemüthsbeſchaffenheit ſprechen, weil mein Stand einfältig und unveränderlich worden iſt.

Der Grund dieſes Standes iſt eine tiefe Vernichtigung, alſo daß ich nichts in mir finden kann, dem ich einigen Namen geben könnte.

---

*) Dies iſt das letzte Kapitel aus ihrer Lebensbeſchreibung, und ſchildert einen Zuſtand der Seele, welcher, in ſo fern er Täuſchung war, auch als Täuſchung gewiß näher betrachtet zu werden verdient.

Das iſt alles was ich weiß, daß Gott unendlich heilig, gerecht, gut, ſelig iſt; daß er alles Gute in ſich begreife, und ich alles Elend.

Ich ſehe nichts geringers als mich, und nichts unwürdigers als mich. Ich erkenne, daß Gott mir ſolche Gnaden erwieſen hat, wodurch eine ganze Welt könnte ſelig gemacht werden, und daß ich vielleicht alles mit Undank bezahlt habe. Ich ſage vielleicht: denn weder Böſes noch Gutes hat einen weſentlichen Beſtand in mir (als in mir.) Das Gute iſt in Gott: das Nichts allein iſt mein Antheil.

Was kann ich ſagen von einem ſolchen Stand, der immer einerlei iſt, ohne Abſicht und ohne Veränderung? Denn die Trockenheit (da man keine empfindliche Kraft noch Gefühl von nichts hat) wenn ſich anders ſolche bei mir findet, iſt mir eben ſo lieb, als der allervergnügteſte Stand von der Welt.

Alles iſt verlohren in dem unermeßlichen Weſen, und ich kann weder wollen noch denken. Es iſt als wie ein kleines Tröpflein Waſſer, das in dem Meer verlohren und verſenkt iſt: es iſt nicht allein mit dem Meer umgeben, ſondern ganz darin verſchlungen.

In dieſer göttlichen Unermeßlichkeit ſiehet es ſich nicht mehr, aber es erkennt die Dinge, die da vorkommen, in Gott, und beurtheilt ſie gleichwohl nicht anders, als durch das reine Gefühl und Urtheil des Herzens.

Alles iſt eitel Finſterniß und Dunkelheit ſeiner Seits; alles iſt Licht von Seiten Gottes, der es in keiner Sache unwiſſend läßt, und dennoch weiß es nicht, was es weiß, noch wie es daſſelbige weiß, und ohne daß ihm die geringſte Geſtalt davon übrig bleibt.

Da iſt weder Geſchrei noch Schmerz, noch Mühſeligkeit, noch Luſt, noch Ungewißheit; ſondern ein vollkommener Friede, nicht in ihm, ſondern in Gott; kein Eigennutz noch Eigengeſuch für ſich, kein Andenken noch Beſchäftigung auf oder mit ſich ſelbſt. Siehe, das iſt Gott in einer ſolchen Kreatur, und ſo weit kann er es mit ihr bringen! Für ſich iſt ſie nichts als Elend, Schwachheit, Armſeligkeit, ohne daß ſie weder auf ihr Elend noch auf ihre Würde denket.

Wenn man etwas Gutes von mir glaubt, ſo betrügt man ſich, und thut Gott dem Herrn Unrecht. Alles Gute iſt in ihm, und um ſeinet willen. Wenn ich irgend ein Vergnügen haben könnte, o ſo wäre es darüber, daß Er iſt, was Er iſt, und daß Er es auch immer ſeyn wird. Macht er mich ſelig, ſo geſchieht es aus lauter Gnade und ohne alles Verdienſt: denn ich habe weder Verdienſt noch Würdigkeit.

Ich muß mich höchlich wundern, daß man einiges Vertrauen in dieſes Nichts ſetzt: ich habe es geſagt: nichts deſtoweniger antworte ich auf das, was man mich fragt, ohne mich zu bekümmern, ob ich recht oder unrecht antworte.

Rede ich unrecht, ſo befremdet mich ſolches nicht: rede ich aber recht, ſo eigne ich mir beileibe ſolches nicht zu. Ich gehe ohne Gehen, ohne Abſichten, ohne daß ich weiß, wo ich hingehe. Ich will weder gehen noch zurückbleiben.

Der Wille und die Triebe ſind verſchwunden: Armuth und Blöße iſt mein Theil. Ich habe weder Vertrauen noch Mißtrauen, mit einem Wort: Nichts, Nichts, Nichts.

So wenig ich auch auf ein Nachdenken in mir ſelbſt gebracht werde, ſo glaube ich, ich betrüge alle Menſchen, und ich weiß doch nicht, wie ich ſie betrüge, noch was ich thue ſie zu betrügen. Es giebt Zeiten, da ich gerne wollte, daß Gott möchte erkannt und geliebet werden, ſollte es mich auch tauſend Leben koſten.

Ich liebe die Kirche: alles was ſie beleidiget, das beleidigt auch mich. Ich fürchte mich vor allem, was ihr entgegen iſt; aber ich kann dieſer Furcht keinen Namen geben. Es iſt damit eben als wie mit einem Kinde, das an ſeiner Mutter Bruſt liegt, welches ſich von einem fürchterlichen Ungeheuer gleich abwendet, und es nicht lang anſchaut, es zu erkennen, was es ſey. Ich ſuche nichts; aber es werden mir auf der Stelle und zur Stunde die allerkräftigſten Ausdrückungen und Worte gegeben: wenn ich ſie aber ſelbſt ſuchen oder behalten wollte, würden ſie mir entgehen; und wenn ich ſie auch nochmals fangen wollte, würde es mir eben ſo gehen. Wenn ich etwas zu reden habe, und man fällt mir in die Rede, ſo verliert ſich alles: da bin ich denn als ein Kind, dem man einen Apfel genommen hat, ohne daß es ſolchen inne wird: es ſucht ihn, und findet ihn nicht mehr: ich werde einen Augenblick unwillig darüber, daß man mir ihn genommen hat, aber ich vergeſſe es alſobald.

Gott hält mich in einer ungemeinen Einfältigkeit, Herzensredlichkeit und uneingeſchränktem Weſen, dergeſtalt, daß ich dieſe Dinge nicht merke als nur bei Gelegenheiten; denn ohne eine Gelegenheit, die ſolches erreget, ſehe ich überall nichts.

Wenn man etwas zu meinem Ruhm ſagen ſollte, ſo würde es mich befremden, indem ich nichts in mir finde. Redet man mir aber Uebels nach, ſo weiß ich nichts anders, als daß ich lauter Elend bin; aber ich ſehe doch das nicht an mir, was man mir Uebels nachredet: ich glaube es, ob ich es gleich nicht ſehe, und ſodann verſchwindet alles.

Macht man, daß ich auf mich zurück denke, ſo erkenne ich nichts Gutes an mir. Ich ſehe alles Gute in Gott; ich weiß, daß er der Grund und Urſprung alles Dinges iſt, und daß ich ohne ihn nur ein dummes Thier bin.

Er giebt mir ein freies ungezwungenes Weſen, und macht, daß ich mit den Leuten umgehen kann, nicht nach meinem Zuſtand, ſondern nach dem Zuſtand, worinnen ſie ſtehen, alſo daß er mir auch wohl natürlichen Verſtand giebt bei denen, die dergleichen haben, und das mit einem ſo freien ungezwungenen Weſen, daß ſie ganz vergnügt von mir gehen.

Es giebt eine Art frommer Leute, deren Sprache für mich ein lahmes Geſchwätz iſt: ich fürchte mich nicht vor den Fallſtricken, die ſie mir legen. Ich verwahre mich in keiner Sache zum Voraus, ſo gehet alles gut. Man ſagt bisweilen zu mir: nehmt euch in Acht, was ihr mit den und denen Leuten redet: aber ich vergeſſe es alſobald, und kann nicht darauf Achtung geben.

Zuweilen ſagt man zu mir: ihr habt das und das geſagt; dieſe Leute können es übel auslegen; ihr ſeyd gar zu einfältig: ich glaube es; aber ich kann nicht anders thun, als einfältig ſeyn.

O fleiſchliche Klugheit, wie befinde ich dich ſo ſehr der Einfältigkeit Jeſu Chriſti zuwider zu ſeyn! Ich laſſe dich deinen Anhängern. Was mich anlangt, ſo iſt der einfältige und niedrige Jeſus meine Klugheit und meine Weisheit.

Und wenn ich ſollte eine Königin werden, und es anders machen in meinem Leben und Wandel, ich könnte es nicht. Wenn meine Einfältigkeit mir alle Noth von der Welt verurſachen ſollte, ſo könnte ich ſie doch nicht fahren laſſen.

Nichts iſt größer denn Gott; nichts iſt kleiner und geringer denn ich. Er iſt reich; ich bin ſehr arm, und mangelt mir doch nichts. Ich fühle nicht, daß ich das geringſte bedarf. Der Tod, das Leben, alles iſt mir gleich: die Ewigkeit, die Zeit; alles iſt Ewigkeit, alles iſt Gott.

Gott iſt Liebe, und die Liebe iſt Gott, und alles in Gott und um Gottes willen. Man ſollte eher das Licht aus der Finſterniß ziehen können, als etwas aus dieſem Nichts: es iſt ein Chaos, jedoch ohne Verwirrung und Unordnung. Alle Geſtalten ſind außer dem Nichts, und das Nichts nimmt keine Geſtalt an.

Die Gedanken gehen uns vorbei, nichts hält ſie auf. Ich kann nichts mit vielem Vorbedacht verbringen. Was ich geſagt oder geſchrieben habe, das iſt vorbei, ich kann mich es nicht mehr erinnern: es iſt mir eben, als ob es für jemand anders wäre.

Ich kann weder Rechtfertigung noch Hochachtung wollen. Wenn aber Gott das eine oder das andere haben will, ſo wird er thun, was er will, es liegt mir nichts daran. Er mag ſich verherrlichen durch meinen Untergang, oder durch Herſtellung meiner Ehre und guten Namens, eines iſt wie das andere in gleichem Gewicht.

Meine lieben Kinder, ich will euch nicht betrügen, und will auch nicht, daß ihr von mir nicht ſollet betrogen werden: Gott muß es thun und euch erleuchten, und euch entweder eine Abkehr oder Neigung zu dieſem Nichts geben, welches nicht von ſeiner Stelle weichet.

Es

Es iſt eine ledige Leuchte: man kann eine Fackel dabei anzünden Vielleicht iſt es nur ein falſcher Glanz oder Schimmer, der in den Abgrund ſtürzen kann. Ich weiß es nicht, Gott weiß es; es iſt meine Sache nicht, ihr müſſet ein geſundes Unterſcheidungsurtheil darüber fällen.

Man muß nur den falſchen Glanz auslöſchen, die Fackel wird ſich nimmermehr von ſelbſt anſtecken, wenn ſie Gott nicht anſteckt. Ich bitte Gott, er wolle euch immerdar erleuchten, daß ihr nur ſeinen Willen thun möget; was mich anlangt, wenn ihr mich unter die Füße treten ſolltet, ſo würdet ihr mir nicht unrecht thun, und ich würde nichts dagegen ſagen können.

Das iſt es, was ich ſagen kann von meinem Nichts, daß ich wollte, wenn ich etwas wollen könnte, daß man ſeiner ewiglich vergeſſen möchte. Wenn mein Lebenslauf nicht geſchrieben wäre, würde er wohl ſchwerlich geſchrieben werden; und nichts deſtoweniger wollte ich ihn dennoch auf das geringſte gegebene Zeichen, auf das neue wieder ſchreiben, ohne zu wiſſen warum, oder was ich ſagen will.

Heiliger Vater, ich habe dir diejenigen wieder in deine Hände gegeben, die du mir gegeben haſt; erhalte ſie in deiner Wahrheit, damit die Lügen nicht möge zu ihnen nahen!

Das heißt in der Lügen ſtehen, wenn man ſich das allergeringſte zueignet; es heißt in der Lügen ſtehen, wenn man glaubt, man könne etwas, wenn man etwas von ſich oder für ſich und um ſein ſelbſt willen hoffet, wenn man glaubt, man beſitze etwas.

Gieb ihnen zu erkennen, o mein Gott, daß dies die Wahrheit ſey, worüber du eiferſt! Alle andere Sprache, die da abgehet von dieſem Grundſatz, iſt Lügen und Falſchheit, wer demſelben nahe kommt, der kommt der Wahrheit nahe; wer aber nichts anders ſpricht, als das **Alles Gottes** und das **Nichts der Kreatur**, der ſtehet in der Wahrheit, und die Wahrheit wohnet in ihm: denn weil die widerſprechliche Anmaßung und alles eigene von ihm ausgebauet iſt, ſo muß nothwendiger Weiſe die Wahrheit in ihm wohnen.

Meine lieben Kinder, nehmet dieſe Unterweiſung an von eurer Mutter, ſo wird ſie euch das Leben bringen.

Nehmet ſie an durch ſie, und nicht als von ihr, oder als ob ſie ihr zugehörte; ſondern als von Gott, und als die Gott allein zugehöret.

Zur
Seelenzeichenkunde.

I.

Beiträge zur Zeichnung jugendlicher Charaktere.

1.

K. A. E. ein Knabe zwiſchen 10 und 11 Jahren, hat vielverſprechende Anlagen, die, wenn ſie zur gehörigen Reife kommen, einen für die Welt ſehr brauchbaren Mann aus ihm machen können. Man ſieht in dem Knaben ſchon beinahe den ganzen Charakter ſeines Vaters, und wohl ihm, wenn er einſt ein Mann wird, wie der. Nur muß einigen ſeiner Leidenſchaften und Neigungen noch eine etwas andere Richtung gegeben werden, wenn er nicht in Gefahr kommen ſoll, daß ſie ausarten. Für einen zehnjährigen Knaben hat er ſchon ſehr viele Ernſthaftigkeit und Geſeztheit in ſeinem ganzen Betragen, die ihn oft verleitet, ſeine jüngere Geſchwiſter, die lebhafter ſind als er, zu hofmeiſtern, und doch kann er oft, wenn er ſich in ihre Spiele miſcht, eben ſo kindiſch thun als ſie, welches dann freilich die Folge hat, daß ſein Hofmeiſters ſeine jüngern Geſchwiſter nicht viel bekümmert. — Die Anlage ſeines Herzens iſt gut, nur hat er zu wenig Offenheit, und zu viel verſtecktes Weſen, welches öfters verurſacht, daß man ihn, wenn man nicht ſeinen Charakter ausdrücklich ſtudirt, leicht für falſch und heimtückiſch halten kann, beſonders, da er aus Ehrgeiz ſeine gemachten Fehler ſehr ſorgfältig zu verbergen ſucht. Doch habe ich ganz ſichere Erfahrungen, daß er bei Gelegenheiten, wo ich die Güte ſeines Herzens, ohne daß er es merken konnte, auf die Probe ſtellte, unwiderlegliche Beweiſe davon gegeben hat. — In ſeinen Handlungen herrſcht viele Bedächtlichkeit, und von der bei Kindern von dieſem Alter ſonſt anzutreffenden Haſtigkeit, zeigt ſich nicht viel bei ihm. Beſonders aber wird er beinahe in allen ſeinen Handlungen von dem Beſtreben beſtimmt, das Wohlgefallen ſeines Vaters zu verdienen; denn deſſen Befehle ſind ihm faſt die einzige Richtſchnur ſeiner Handlungen, und er rügt die Uebertretungen derſelben an ſeinen Geſchwiſtern plötzlich; dies läßt hoffen, daß, wenn er dieſe Anhänglichkeit an das, was ihm ſein Vater ſagt, behält, er auch den Grundſätzen, die ihm jetzt von ihm eingeflößt werden, getreu bleiben, und dadurch zu einem glücklichen Manne reifen werde. — Kühnheit und Entſchloſſenheit iſt ihm nicht eigen, ſondern er beſitzt vielmehr einen gewiſſen Grad von Furchtſamkeit, der ihn öfters, auch ſeinen Geſchwiſtern,

ſtern, beſonders ſeinem jüngern Bruder, lächerlich macht. — Schon aus dem bisher geſagten wird ſich ſchließen laſſen, daß er auch keine Flüchtigkeit in ſeinem Charakter hat. Was er angreift, dabei bleibt er, und läßt ſich nicht ſo leicht durch äußere Gegenſtände davon abbringen, ſelbſt bei Arbeiten, die ihm anfänglich unangenehm ſind, beharrt er doch, wenn er ſieht, daß ſie gethan ſeyn müſſen, und er ſie einmal angefangen hat. — Die Kenntniſſe, die er ſchon geſammelt hat, ſein natürlicher Verſtand und ſein Ehrgeiz verleiten ihn oft zu einer ſchon etwas übertriebenen Disputirſucht, die, wenn ſie nicht in Zeiten noch gedämpft wird, unleidlich werden kann. Denn wenn er etwas behauptet, und man ihm widerſpricht, oder wenn man ihn eines Fehlers beſchuldigt, den er entſchuldigen zu können glaubt, ſo ſtreitet er ſo lange dawider, bis er gewonnen zu haben meint, und wenn man ihm alsdann Recht giebt, ſo funkeln ſeine Augen vor Freude. Hingegen wird er ſehr dadurch gebeugt, wenn man ſich nicht in Streit mit ihm einläßt, und ihn gleich Anfangs Recht giebt, weil er dieſes für Verachtung anſieht. Denn alsdann hört er plötzlich auf zu disputiren, und dies ſcheint auch das beſte Mittel zu ſeyn, ſeine Disputirſucht zu dämpfen. — Sein Gang und ſeine Stellung iſt charakteriſtiſch. Der erſtere iſt gewöhnlich langſam, doch nicht auffallend, und im Gegentheil kann er, wann es darauf ankommt, doch beſſer ſpringen, als ſein weit lebhafterer Bruder. Seine Stellung iſt verſchieden, nachdem er entweder allein oder in Geſellſchaft iſt, und je nachdem die Perſonen ſind, mit denen er ſpricht, denn alsdann äußern ſich beinahe alle ſeine Leidenſchaften, bald Ehrgeiz, bald Befehlshaberei, bald bittendes Schmeicheln darin. Iſt er aber allein, ſo hat ſie gewöhnlich etwas phlegmatiſches. — Seine Mienen und Geſichtszüge verrathen ſchon viel Urtheilskraft, ſind aber auch die getreuen Ausleger ſeiner Leidenſchaften, denn er hat ſie nicht ſo in ſeiner Gewalt, daß er ſie ſonderlich verſtellen könnte. — In ſeinem äußerlichen Betragen iſt er zwar etwas ſchüchtern und leuteſcheu, hat aber doch viel Einnehmendes, weil ihn, beſonders bei alten Perſonen, ſeine Geſetztheit und Ernſthaftigkeit empfiehlt. Beſonders hält er viel von Ordnung, wozu er von Jugend auf gewöhnt worden iſt, daher er auch ein großes Geſchrei darüber erheben kann, wenn ihm jemand ſein Spielwerk oder Bücher ꝛc. außer Ordnung gebracht hat. — Sein Körperbau und Nervenſyſtem iſt ſeiner Seele angemeſſen, etwas empfindlich, dabei aber doch feſt und geſund. — Die Fähigkeiten und Anlagen ſeiner Seele ſind vorzüglich. Er hat ein außerordentlich gutes Gedächtniß, das zwar nicht allzuſchnell faßt, aber das gefaßte unauslöſchlich behält. Wann ich ihm kleine oder große Geſchichten erzähle, die für ihn unterhaltend ſind, ſo weiß er ſie noch einige Tage nachher ſeinem Vater nach Sach' und

Ordnung ſo vollſtändig wieder zu erzählen, daß ihm auch nicht der geringſte Umſtand entſchlüpft. Nicht minder vorzüglich iſt ſein Verſtand und ſeine Beurtheilungskraft. Ich hatte ihm und ſeinem Bruder einſt beim Religionsunterricht nach dem Schützischen Elementarwerk den Begriff des Individuums erklärt, und machte ihm nachher, indem ich ihn durch ein vieleckigt geſchliffenes Glas gegen ſeinen Bruder hinſehen ließ, die Einwendung: „durch dieſes Glas ſieht man ja viele C...., alſo giebt es mehr als dieſen einzigen;“ allein er antwortete mir ſchnell: „nein, das ſind nur Bilder von ihm.“ — Dabei hat er vielen Fleiß und eigene Luſt zur Arbeit, die ihm vieles von dem, was er zu thun hat, leicht macht. Er erzählte mir einſt, als wir in der lateiniſchen Lektion ein Penſum wiederholten, das er ſchon einmal überſetzt hatte, er habe eben dieſes Stück erſt kürzlich auch bei Nacht überſetzt. Ich fragte ihn, ob es ihm denn im Traum vorgekommen ſey? „Nein,“ ſagte er, „ich habe es wachend gemacht, weil ich noch nicht einſchlafen konnte, und das Ding weiß ich auswendig.“ Ein Beweis nicht nur von ſeinem guten Gedächtniß, ſondern auch von ſeiner Luſt an ernſthaften Beſchäftigungen. Und bei den Ueberſetzungen, die er zu verfertigen hat, wendet er ſo viel Genauigkeit an, daß er, wann ſeine Ueberſetzung fertig iſt, ſie von Wort zu Wort mit dem Original vergleicht, um etwa gemachte Fehler noch zu verbeſſern. — Anlagen zu mechaniſchen Geſchicklichkeiten ſcheint er auch zu haben, denn er giebt ſich z. B. oft damit ab, daß er aus Bohnen, die noch in den Hülſen ſind, oder andern länglichten Körpern mit vieler Mühe Holzſtöße und Fugen erbaut, die ihm eine deſto größere Freude machen, je höher er ſie, ohne daß ſie einfallen, bauen kann, oder er macht manchmal ſelbſt aus kleinen Stückchen Holz und Fäden ganz kleine Zuggeſchirre für ſeine hölzernen Pferde, womit er ſie an irgend etwas, das einem Fuhrwerk ähnlich iſt, anſpannt. Auch hatte er eine große Freude daran, und war ſehr dabei beſchäftigt, als ich ihm einſt eine Jägertaſche verfertigen half, wie Robinſon ſich eine machte. Anlage zur Dichtkunſt hingegen konnte ich nicht in ihm entdecken, vielmehr habe ich die ſonderbare Bemerkung an ihm gemacht, daß er Erzählungen und Fabeln in Verſen bei weitem nicht ſo gerne hört, als die in Proſe. — Unter ſeinen Leidenſchaften iſt wohl der Ehrtrieb die ſtärkſte; und eben dieſe iſt es, von der ich oben ſagte, daß ſie leicht ausarten könnte, wenn ſie nicht jetzo ſchon richtig gelenkt und gehörig eingeſchränkt würde. Das Lob ſeines Vaters zu verdienen, oder auf ſeiner Meriten Liſte optime ꝛc. von mir zu erhalten, dies ſind ihm ſo wichtige Dinge, daß er alles mögliche anwendet, um nicht ihrer beraubt zu werden. Giebt ihm ſein Vater eine thätige Probe ſeines Wohlgefallens, ſo wird er dadurch ſo ſehr zum Guten angeſpornt, daß er nun aus allen Kräften arbeitet, dieſes Wohlgefallen auch künftig zu verdienen, und eben ſo funkeln ihm die Augen vor Freude, wenn er auf ſeiner Meritenliſte ein- oder mehreremale optime bekommt. Hingegen, wenn er auch nur: mittelmäßig bekommt, ſo betrübt ihn dieſes ſo ſehr, daß er es gar nicht für möglich hält, daß es dabei bleiben ſollte. Ich habe ihn über einem ſolchen mittelmäßig ſchon Stunden lang weinen ſehen, ſelbſt bei einem bene kann er weinen, beſonders, wenn ſein jüngerer Bruder optime bekommen hatte, und doch ſchämt er ſich alsdann, wann das Weinen vorbei iſt, mit den thränenrothen Augen unter die Leute zu gehen. — Wenn man ihm aufgiebt, ſeinen jüngern Geſchwiſtern ihre Lektionen aufſagen zu laſſen, ſo ſchmeichelt ihm dies ſehr, und er weiß ſich dabei ein ſolches Anſehen zu geben, als nur immer ein Schulmonarch ſich unter ſeinen Kindern geben kann, wo dann freilich die angenommene Ernſthaftigkeit im Kontraſt mit dem Alter des Knaben lächerlich genug auffält. — Was Strafen bei ihm bewürken, ſieht man nun aus dem bisherigen ſchon, allein ſie ſind deswegen nicht fruchtlos, im Gegentheil wird er dadurch auf die Zukunft nur deſto eifriger, ſie zu vermeiden, weil ſie ihm eine ſo gar unangenehme Sache ſind. — Gegen Schmerz und Vergnügen iſt er ſehr empfindlich. Wenn er in den kleinen Spielen mit ſeinen Geſchwiſtern, wo um Bohnen ꝛc. geſpielt wird, verliert, ſo wird er ſo dadurch niedergeſchlagen, daß er alle Freude an dieſem Spiel verliert, da hingegen beim Gewinnſt ſeine Freude eben ſo übermäßig iſt. Dies giebt bedeutende Winke für den Erzieher, ihn ſo viel möglich vor der Neigung zum Spiele zu verwahren, denn ſollte er einmal das Unglück haben, ins Spiel zu gerathen, ſo würde er gewiß auch recht unglücklich dadurch werden. Im übrigen hat ſeine Empfindlichkeit und Empfindſamkeit den rechten Grad. Zwar wird er nicht durch jede rührende Erzählung bis zum Weinen gerührt, — allein iſt dies nöthig? — und doch habe ich auch ſchon bei der Geſchichte Joſephs, die ich ihm erzählte, eine Thräne ſeinem Auge entquellen ſehen.

2.

C. F. E. ein Bruder des vorigen, zwiſchen 8 und 9 Jahren, in gewiſſen Stücken ihm ganz ähnlich, in andern das völlige Gegentheil von ihm. Aehnlich in ſeinen Anlagen und Fähigkeiten, völlig verſchieden in den Aeußerungen derſelben. Er hat ein außerordentlich lebhaftes Temperament, das man ſchon in jedem ſeiner Geſichtszüge und in jeder Bewegung erkennt. Sein Geſicht hat ſo viel offenes und gutmüthiges, daß man ihn ſchon darum lieb gewinnen müßte, wenn man auch ſeine Herzensgüte nicht kennete. Dabei hat er es ſo in ſeiner Gewalt, und kann ſich damit oft ein ſo drollichtes Anſehen geben, das auch den Ernſthafteſten aus ſeinem Gleichgewicht bringen kann. Sein Gang iſt

ſei-

ſeinem Temperament angemeſſen, meiſtens ſchnell abwechſelnd auf einem Fuß hüpfend, ſeine Stellung iſt ganz unbekümmert, er mag vor ſich haben, wen er will, ganz Natur, und dabei der auffallendſte Ausdruck ſeiner Unverſtelltheit. Sein äußerliches Betragen entſpricht ſeinen Geſichtszügen, ſeinem Gang und ſeiner Stellung völlig. Ganz ungenirt, und ohne ſich an die Ceremoniengeſetze der feinern Welt zu kehren, ſagt er jedem, der ihn nicht durch finſtere Minen von ſich abſchreckt, ſeine Herzensmeinung offen, wo aber dieſes iſt, da entfernt er ſich gänzlich. Dabei iſt es ihm auch nicht darum zu thun, unbeleidigende Ausdrücke zu wählen, ſondern er bekümmert ſich wenig darum, ob das, was er ſagt, jemand beleidigen könnte oder nicht, doch meint er es nie bös dabei. Auf Ordnung hält er nicht ſo viel als ſein Bruder, doch iſt ſie ihm auch nicht ganz fremd. Sein ganzes Weſen iſt unverſtellte Munterkeit und Heiterkeit. Wer ihn in den Aeußerungen derſelben ſtören will, dem iſt er nicht gut, und er läßt ſich auch nicht leicht dabei einſchränken. Meiſtens äußert er ſie in ſolchen poſſirlichen Handlungen und Geberden, daß er oft einem wahren Harlekin ähnlich wird. — Dieſe Heiterkeit aber iſt mit einer unverſtellten Herzensgüte verbunden, die ihm die Liebe aller, die ihn kennen, erwerben muß. Entfernt von aller Tücke oder Bosheit liebt er alle Menſchen, aber er ſagt es niemand, daß er ihn liebt, und es kommt ihm ſogar ſauer an, es zu ſagen, wenn man es von ihm fodert. Dabei iſt er offenherzig, geſteht ſeine Fehler, oft auch ungefragt, aufrichtig, und erlaubt ſich nie eine Lüge, wo er ſich ſchuldig findet. Bekommt er von andern etwas geſchenkt, das ſeine Geſchwiſter nicht haben, ſo theilt er im ganzen Hauſe davon aus, iſt dabei außerordentlich geſchäftig, und die gutmüthige Freude leuchtet dabei aus allen ſeinen Minen hervor. Wen er lieb gewonnen hat, für den ließe er Leib und Leben, und nichts freut ihn mehr, als Erzählungen von wohlthätigen Handlungen. So ſagte er einſt bei der Geſchichte Herzog Ulrich von Würtemberg, wenn er damals ein deutſcher Fürſt geweſen wäre, ſo hätte er dem Herzog Ulrich alle ſeine Soldaten geſchickt, er wollte den Schwäbiſchen Bund ſchon aus dem Lande hinausgejagt haben; und bei der Erzählung der Stiftung des Halliſchen Waiſenhauſes wünſchte er ſich viel Geld, „um auch ein ſolches Haus für arme Kinder bauen zu laſſen, wie der Prof. Franke.“ Und er iſt auch wirklich, wenn es darauf ankommt, das freigebigſte unter allen ſeinen Geſchwiſtern. Es wurde einſt eine Kollekte für arme abgebrannte Kinder bei uns geſammelt, und als nun ſein Vater alle fragte, ob ſie auch etwas von ihrem Taſchengelde geben wollten, ſo war er nicht nur der erſte, der Ja ſagte, ſondern erbot ſich auch, als ſein Vater ſich von jedem Kind beſonders, ohne daß eines mit dem andern etwas verabreden durfte, in der Stille ſeinen

Entſchluß ſagen ließ, zum größten Beitrag unter allen.

Bei Krankheiten ſeiner Eltern oder Geſchwiſter bezeigt er ſo viel Beſorgniß, Mitleiden und Bereitwilligkeit, ſo viel er kann, zu helfen, daß er dadurch ungemein liebenswürdig wird; und eben ſo verzeiht er auch Beleidigungen ſehr ſchnell wieder, wenn ſie ihn auch noch ſo ſehr aufbrachten, und iſt ſeinem Beleidiger in einer Viertelſtunde wieder herzlich gut. — Haſtigkeit beſitzt er dabei ſehr viel, aber ſie iſt blos eine Folge ſeines lebhaften Temperaments, und ſelbſt auch mit Herzensgüte verbunden. Hat ihm jemand Vergnügen gemacht, oder hat er eines zu erwarten, ſo pauckt er für Freude auf jedermann herum, wer ihm begegnet, allein man kanns ihm nicht übel nehmen, denn man ſieht die Unſchuld dabei auf ſeinem Geſichte. Eben ſo verleitet ihn ſein lebhaftes Temperament öfters zu einem ſchnellen Zorn, worin er auch Schläge austheilt, allein es iſt nicht ſo bös gemeint, als es ſcheint, und wenn man ihn nicht dabei noch mehr reizt, oder wenn er ſieht, daß er dadurch jemand Schaden gethan hat, ſo iſt er plötzlich wieder gut und bereut es. — Kühnheit und Entſchloſſenheit hat er ſehr viel. Ein Beweis davon iſt ſchon die oben erzählte Aeußerung bei der Geſchichte Herzog Ulrichs. Wer ihn angreifen will, gegen den wehrt er ſich, ſo lang er kann, und giebt nicht leicht gewonnen. Ich ſtellte mich einſt, als ob ich über ihn ſeinen Bruder Waſſer hinunter gießen wollte, worauf er aber auffuhr, und ſich wehrte, da hingegen ſein älterer Bruder ſich unter den Tiſch bückte. Ein anderes mal fragte ihn ſein Bruder, was er unter den Thieren am liebſten ſeyn möchte, und ſchnell antwortete er: ein Elephant. Dieſe Kühnheit und Entſchloſſenheit äußert ſich auch in ſeinen Spielen, denn dieſe haben immer etwas kriegeriſches, und nicht ſelten denkt er ſich als einen General, der eine Armee zu Felde führen muß, und dann kommt er zu mir, und erzählt mir, was er für Schlachten geliefert habe, und wie viel auf ſeiner, und auf des Feindes Seite geblieben, wo dann gewöhnlich er den Sieg davon getragen hat.

Flüchtigkeit iſt nun freilich auch ein ſtarker Zug in ſeinem Charakter, und am liebſten iſts ihm, wenn er immer in Lüften ſeyn kann; beſonders über Geſchäfte, die ihm nicht angenehm ſind, eilt er mit einem flüchtigen Blick hinweg, der ihn ſchon um manches optime auf ſeiner Meritenliſte gebracht hat; und doch hat er bei alledem eine gewiſſe Beharrlichkeit, die man vielleicht von einem Charakter, wie der ſeinige iſt, nicht erwarten ſollte, denn wenn er z. B. ein Spiel ſpielt, das ihm gefällt, ſo währt ſeine Freude daran ſo lang, und er ſpielt es ſo oft, als nicht leicht ein anderer thun würde.

Die Diſputirſucht hat er mit ſeinem Bruder gemein, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie nicht ſo hartnäckig iſt, wie bei jenem, und ſeine Diſputen meiſtens auf einen Schwank hinauslaufen. — Sein Ehrtrieb iſt ebenfalls nicht gering, doch iſt es kein eigentlicher Ehrgeiz, wie bei ſeinem Bruder. Lob iſt ihm zwar ſehr angenehm, allein es drückt ſich dabei eine ſolche unſchuldige Freude in ſeinem Geſicht aus, und man kann eigentlich ſagen, daß durch Strafen wenig oder gar nichts bei ihm ausgerichtet wird, da man hingegen durch Güte, Nachſicht und Freundlichkeit alles bei ihm ausrichten kann.

Schmerz und Vergnügen, beſonders der erſtere, affiziren ihn auch nicht ſo ſehr, wie ſeinen Bruder. Wo dieſer bei Verluſt im Spiel ganz niedergeſchlagen wird, da behält er philoſophiſche Gelaſſenheit, und ſchon oft hat er dabei zu mir geſagt: „Was ſoll ich traurig ſeyn, es iſt ja kein rechtes Geld?“ Und eben ſo wenig iſt alsdann ſeine Freude beim Gewinnſt ſo übermäßig, wie die ſeines Bruders. Auch körperliche Schmerzen verſchmerzt er leicht, und kann manchen Unfall mit lachendem Munde ertragen. Empfindſam iſt er dabei, wie ſich leicht ſchließen läßt, auch nicht in hohem Grad, doch rührt ihn die Erzählung einer rechtſchaffenen, und beſonders einer wohlthätigen Handlung ſehr. Bei Erzählungen von dem Unglück anderer Perſonen wird er ganz ernſthaft und in ſich gekehrt, und hört ſie auch nicht gern, ſind es aber Fabeln, ſo tröſtet er ſich damit, daß es nicht wahr ſey, wenns allzu traurig iſt. Eben ſo auch bei Kupferſtichen oder Gemählden, wo ein Unglück vorgeſtellt iſt, wird er oft anfangs ganz in ſich verſenkt, endlich aber geht er davon weg, und ſagt: „ach, das ſind ja nur Bilder, denen thuts nicht weh. Nicht wahr?“ — Neben dem ſind die Anlagen und Fähigkeiten ſeiner Seele eben ſo vorzüglich, als die ſeines Bruders. Verſtand, Faſſungskraft, Gedächtniß, Einbildungskraft und Witz ſind in gleichem Grade und in der glücklichſten Miſchung bei ihm vereinigt. Was man ihm ſagt, faßt er ſchnell und leicht, iſt aber nicht zufrieden, bis er die Sache ganz begriffen hat, und wenn ihm daher anfänglich etwas nicht ganz deutlich iſt, ſo ruht er ſo lange nicht mit Fragen, bis es ihm völlig hell geworden iſt; nicht ganz ſo glücklich iſt er im Behalten deſſen, was er gefaßt hat. Was er liebt, darüber denkt er nach, und macht dann Einwendungen dagegen, die von vielem Verſtande zeugen. So las er einſt Abends in meinem Zimmer vor ſich in der Bibel. Plötzlich fuhr er auf, und ſagte: „Ei, man ſagt, die Bibel ſey wahr, und das iſt doch nichts!“ Ich fragte: Warum? Dann zeigte er mir die Stellen: Pred. Sal. 1, 4. und Kap. 3, 19. und ſagte: „Das iſt ja nicht wahr, was hier ſteht.“ Ich erklärte ihm dann die Stellen, und endlich gab er ſich zufrieden. Ein anderesmal fragte er mich ſchnell: „Iſt der Wind ewig?“ Warum? ſagte ich, Er: „weil er unſichtbar iſt; es heißt ja in einem Spruch: was unſichtbar iſt, das iſt ewig.“ M. J. D. Mauchart.

Zur
Seelenheilkunde.

Eine Geſchichte eines unglücklichen Hangs zum Theater.

Ein Pendant zu der 3. B. 1. St. S. 117. ff. und 4. B. 1. St. S. 85. ff. erzählten Geſchichte.

Der folgende Brief eines meiner Freunde, der ſeine eigene wahre Geſchichte darin beſchreibt, dünkt mir ein nicht ganz unwichtiger Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, und beſonders eine ächte Parallele zu derjenigen Geſchichte zu ſeyn, die im erſten Stück des 3. B. dieſes Magazins S. 117. ff. erzählt iſt. Ich trage daher kein Bedenken, ihn ganz hier mitzutheilen, weil ich glaube, daß die Geſchichte, die er enthält, für den Pſychologen und Erzieher gleich intereſſant ſeyn wird.

P.... den 17. Febr. 86.

„Lieber Freund!

Hier folgt das Stück vom H. Prof. Moritz Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde wieder zurück, das

Du mir neulich geliehen haſt. Mit recht vielem Dank ſchicke ich es Dir wieder, denn ich habe nicht nur viele Unterhaltung davon gehabt, ſondern auch vieles daraus gelernt. Ich bitte Dich daher, ſchicke mir auch die nachfolgenden Stücke, wann Du ſie geleſen haſt.

Warum ich nun aber Dir diesmal einen ſo langen Brief ſchreibe, der ſich, wie Du finden wirſt, lediglich auf dieſes Magazin bezieht, das will ich Dir nur lieber gleich zu Anfang ſagen. Ich habe darin einen Aufſaz gefunden, der den unglückſeligen Hang eines Jünglings zum Theater enthält, und dabei iſt mir meine eigene Geſchichte, die Dir der Hauptſache nach noch wohl erinnerlich ſeyn wird, ſo lebhaft wieder eingefallen, daß ich beſchloß, mich gleich hinzuſetzen, und ſie Dir ſchriftlich zu überſchicken, weil ich dachte, daß Du ſie an Hrn. Prof. Moriz in Berlin ſchicken könnteſt, ob ſie ihm nicht vielleicht für ſein Magazin taugt.

Ich habe ſie ganz aufgeſezt, weil ich dachte, Du würdeſt vielleicht an einige kleine Umſtände Dich nicht mehr ſo recht erinnern. Aber darum muß ich Dich noch bitten, daß Du einige Erläuterungen dazu ſezeſt, beſonders was die Veranlaſſung und Urſachen dieſer theatraliſchen Neigung betrift, weil Du ſie doch von unſerm langen Auffenthalt und Umgang zu S... her, noch wohl wiſſen wirſt, und ſie beſſer als ich, der ich nicht auf Univerſitäten ſtudirt habe, wirſt auseinander ſezen können. —

Aber ich will Dich nicht länger aufhalten, ſondern jetzt anfangen.“

„Du wirſt Dich noch erinnern, daß ich einſt — es ſind freilich jetzt ſchon viele Jahre — als wir noch mit einander auf dem Gymnaſio zu S... ſtudirten, eine ſolche unüberwindliche Neigung zum Theaterweſen bekam, daß ſie mich an allen ernſthaften Arbeiten hinderte. Weißt Du noch, daß in ſelbigem Sommer die Sch....ſche Komödiantenbande zu S... war? Die, glaube ich, war der Grund meines Unglücks.“

„Ich war einigemal in der Komödie, und dieſe Schauſpiele gefielen mir ſo wohl, daß ich nachher nichts anderes mehr denken konnte, als das Theater, das ich geſehen hatte, und die Stücke, die ich hatte aufführen ſehen, und all das Zeug, das zur Komödie gehört. Ich hatte freilich vorher nicht viel dergleichen geſehen, daher nimmt michs nun nicht Wunder, daß es mir ſo gar wohl gefiel. Aber, lieber Freund, wenns doch nur ſo eine vorüberrauſchende Betäubung geweſen wäre! allein Du weißt, wie tief es ſich in meiner Seele feſtſetzte, und wie viel ich darüber habe ausſtehen müſſen.“

„Du weißt nicht, was ich zu Haus oft ganze Tage über gethan habe, damit ich meinen heißen Durſt nach dieſen Vergnügungen ſtillen möchte. Nichts denken konnte ich mehr als Komödie, konnte mich auch mit nichts mehr beſchäftigen, als damit.“ —

„Doch, ich werde zu weitläuftig, ich will es kürzer machen. Man brachte in das Haus, worin ich logirte, alle Tage einen Komödienzettel, wie begierig war ich, ihn zu ſehen, und wenn ich einen eigenen, — wenns öfters auch nur ein alter war — bekommen konnte, wie hob ich ihn als ein Heiligthum auf. Du weißt, daß R..., bei dem ich im Haus und in der Koſt war, es nicht gelitten hätte, und mich gewiß übel behandelt hätte, wenn ich ihm meine Neigung entdeckt hätte, deswegen mußte ich oft die Komödienzettel nur verſtohlen bekommen, und dann ſchrieb ich ſie nicht ab, nein, zeichnete ſie, Buchſtabe nach Buchſtabe, am Fenſter ab, um ja das ganze Modell davon zu haben.“

„Wann ich allein auf meinem Zimmer war, ſo nahm ich oft ein Schnupftuch oder Waſchtuch, rollte es auf, und ließ es dann wieder herunter fallen, weil ich dadurch das Aufziehen und Niederlaſſen des Theatervorhangs nachmachen wollte, lief in meiner Stube auf und ab, und deklamirte die Rollen, die mir am meiſten gefallen hatten, ſo viel ich davon auswendig behalten hatte, kurz, was ich den ganzen Tag über dachte und redete, war Komödie. — Wie oft habe ich dich bei unſern geſellſchaftlichen Zuſammkünften mit ſolchen Diskurſen vielleicht inkommodirt, aber was iſt es mir auch für eine Erleichterung geweſen, wenn ich mein volles Herz in den Buſen eines Freundes ausſchütten durfte.“ —

„Was mir N. für Hinderniſſe entgegen geſtellt hat, als er meinen Hang endlich entdeckte, weißt Du, aber das war nur Oel für die Flamme. Nun durfte ich nie mehr in die Komödie gehen, o wie ſah ich da das mir ſo theure Haus oft mit betrübten Augen an, wann ich daran vorbei ſpazieren gegangen bin; und doch ſtahl ich mich oft von Haus weg, um nur der Probe beiwohnen zu können. Freilich mußte N. wohl merken, daß meine Neigung durch ſein Verbot nicht abgenommen hatte, daß ich nichts mehr ſtudirte, daß ich mit tauben Hinbrüten ganze Tage zubrachte, daß ich zu allen ernſthaften Geſchäften unfähig war; deswegen nahm er mich einmal vor ſich, weil er einen Haufen gedruckter und geſchriebener Komödien und Komödienzettel in meinem Zimmer angetroffen hatte, machte mir zwei Stunden lang alle nur mögliche Vorſtellungen, und wollte mich von der unſeligen Neigung abbringen, aber was halfs? ich wurde zwar aufmerkſam darauf, daß ich auf Abwegen war, aber die Neigung war ſo ſtark bei mir, daß ich keine Kräfte mehr zu haben glaubte, womit ich ſie hätte überwinden können.“ —

„Nun wuchs die Neigung immer mehr, weil ich ihr keinen Widerſtand entgegen ſetzte, und wuchs bis zur Luſt, ſelber aufs Theater zu gehen. Nur zwei Dinge hielten mich noch ab, ſonſt, wer weiß, wo ich jetzt wäre? nemlich, die Furcht, mein Vater würde nicht darein willigen, dem ich auch meinen Entſchluß nicht entdeckte, und dann das Vorurtheil, das damals zu S... noch herrſchte: ein Komödiant dürfe nicht zum heil. Abendmahl gehen, und könne auch nicht ſelig werden.“

„Endlich entſchloß ich mich, einen Ausweg zu treffen, und fiel auf den Gedanken, ſelber ein kleines Theater zu errichten. Ich hatte noch einige Schulkameraden in meiner Vaterſtadt, und weil ich von S... aus oft dahin kam, ſo wurde ich mit dieſen eins, in einem ihrer Häuſer ein Theater aufzurichten, wo wir alle Wochen einmal ſpielen wollten; wir gewannen auch einige Mädchens dazu, und nun glaubte ich alle meine Wünſche erreicht zu haben, als die Aeltern meines Kameraden unſer Vorhaben begünſtigten, und noch mehr, als wir wirklich darauf zur Probe ein kleines Schauſpiel aufführten.“ —

„Zu dem Ende habe ich, wie Du weißt, die vielen Komödien theils abgeſchrieben, theils aus Moliere überſezt, theils ſelbſt verfertigt, wozu ich nur die Sch...ſche Komödienzettel, worauf der Titel und die Perſonen eines Stücks ſtanden, gebrauchte. Ich habe ſie Dir, wenn ichs noch recht weiß, einmal gezeigt, und ich wünſche nur, daß ich ſie aufbehalten hätte, weil ich vielleicht noch jezt mir manches daraus abſtrahiren könnte.“ —

„Allein aus unſerm Theater wurde außer der erſten Probe nichts. Denn es kam ein Zufall dazwiſchen, der — ich danke Gott noch dafür, wenn ich mich ſeiner erinnere — mich vor dem Unglück, in welches ich ohne Rettung geſtürzt wäre, bewahrt hat. R. der meine immer zunehmende Abneigung vom Studiren ſehen mußte, und doch nicht helfen konnte, reiſte zu meinem Vater, und entdeckte ihm meine Umſtände. Mein Vater berief mich alsdann auch zu ſich, nahm mich ganz allein auf ſeine Stube, und ſtellte mir die Folgen meines unſeeligen Hangs ſo lebhaft vor, daß ich zitterte. Ich antwortete ihm, ich könne mich eben nicht zufrieden geben, wenn ich keine Komödie ſehen dürfe; dies erlaubte er mir dann, gab mir Geld dazu, und ſagte mir aber, daß ich den Tag darauf, nachdem ich in der Komödie geweſen wäre, wieder zu ihm kommen ſollte. Ich gieng darein, war wie im Himmel darin, aber als ich heraus kam, und noch mehr, als ich den Tag darauf zu meinem Vater reiſte, war die lodernde Flamme ſchon etwas gedämpft. Als nun vollends ſeine ſo liebreichen Vorſtellungen dazu kamen, ſo würkten dieſe und ſeine unvermuthete Erlaubniß, in die Komödie gehen zu dürfen, ſo viel bei mir, daß ich erwachte, und den Entſchluß faßte, mich ganz dieſem Taumel zu entreißen. Ich führte den Entſchluß auch gleich dadurch aus, daß ich die Komödien, die ich zu dem vorgehabten Theater geſammelt hatte, ins Feuer warf, wo ich ſie mit wahrer Herzensfreude hell auflodern ſah.“ —

„Und von dieſer Zeit an bin ich wieder ein vernünftiger Menſch geworden, nachdem ich länger als ein Jahr im unvernünftigen Taumel zugebracht hatte.“

„Dies iſt die Geſchichte meiner Verirrung. Ich überlaſſe Dir es nun: einen Gebrauch davon zu machen, welchen Du willſt, denn ich bin von Deiner Freundſchaft verſichert, daß Du keinen unrechten davon machen wirſt. — Aber meinen Namen laß weg, wo möglich. Lebe wohl. Auf die folgenden Stücke des Magazins warte ich gewiß. Ich bin ꝛc.

H. T.“

Ich will nun, nach dem Wunſch meines Freundes, einige wenige, aber allerdings nöthige Erläuterungen beifügen, welche die Geſchichte pſychologiſch erklärbarer machen. —

Zuerſt über die Veranlaſſung und Urſachen dieſer ſonderbaren Theaterwuth. Wenn mein Freund ſagt, daß ihn die Schauſpiele zu S... deswegen ſo hinriſſen, weil er noch nicht viel dergleichen Dinge geſehen hatte, ſo hat er in ſo fern recht, als ihm ſeit acht oder mehrern Jahren nichts mehr von der Art unter die Augen gekommen war. Er muß aber dabei doch vergeſſen haben, was er mir öfters ſelbſt erzählte, daß er ſchon in ſeiner frühen Jugend, im ſechſten Jahre ungefähr, zum erſtenmal mehrere Schauſpiele in ſeiner Vaterſtadt geſehen hatte, von welchen er immer noch mit ſchwärmeriſchem Vergnügen redete, und welche vermuthlich ſchon den erſten Grund zu dem nachmalichen ſtarken Hang zum Theater in ihm gelegt hatten, um ſo mehr, da natürlich Schauſpiele auf eine Kinderſeele ſtarken Eindruck machen müſſen, und bei ihm beſonders, da ſie ihm nicht alltäglich und zur Gewohnheit wurden, die den allzuſtarken Eindruck hätte vermindern können, ſondern er erſt nach Verlauf von ungefähr acht Jahren, alſo zu einer Zeit, wo die jugendliche Einbildungskraft am ſtärkſten und feurigſten iſt, die beſonders er noch jetzt in einem hohen Grade beſitzt, wieder zu dem Genuß eines Vergnügens gelangte, das ihn ſchon in der Kindheit ſo hingeriſſen hatte. —

Dazu kommt noch, daß er noch in ſehr jungen Jahren auf das Gymnaſium zu S… kam, und da man hier die Privatſtudien größtentheils eines jedem eigenem Fleiße überläßt, mein Freund hingegen noch von Schulen her daran gewöhnt war, alle Zeit, wo ihm nicht ausdrücklich etwas zu lernen oder zu thun aufgegeben war, zu ſeinem Vergnügen anzuwenden, ſo wußte er ſich hier außer den Lektionsſtunden nicht gehörig ſelbſt zu beſchäftigen, und, da die Seele natürlich doch Beſchäftigung haben wollte, ſo war es daher leicht möglich, daß er bei den ſo zuſammen treffenden Umſtänden, da gerade um dieſe Zeit eine Schauſpielergeſellſchaft nach S… kam, auf die erzählten Abwege gerieth, und ſich in dieſen Vergnügungen gleichſam erſäufte. —

Allein glücklich für ihn, wenn er ſich nur früher darin erſäuft und durch Uebermaaß im Genuß zuletzt Eckel daran gefaßt hätte. Ich habe ſchon oft den Kunſtgriff der Zuckerbäcker bewundert, die ihre Lehrjungen von allen Süßigkeiten ſo viel genießen laſſen, als ſie wollen, bis endlich durch Uebermaaß im Genuß Eckel davor entſteht, und ſie dann nichts mehr koſten mögen. Und ſo iſts wahrhaftig mit den halb ſinnlichen und halb geiſtigen Vergnügungen, dergleichen die Schauſpiele ſind, auch, und dieſes Mittel hier um ſo ſicherer anzuwenden, weil Schauſpiele an und vor ſich noch kein ſchädliches Vergnügen ſind. — Da nun aber meinem Freunde gleich Anfangs ſolche Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden, ſo iſt es für den Pſychologen ganz leicht begreiflich, wie nach und nach dieſe herrſchende Neigung in ſolche lichte Flamme ausbrechen konnte, deren Würkungen in der That erſtaunlich waren, und den guten Jüngling zuletzt bis an die Grenzen des Wahnſinns hätten führen können. —

Aus dem nemlichen Grunde läßt es ſich auch begreifen, warum bei der vernünftigen Behandlung ſeines Vaters mein Freund wirklich mehr gebeſſert wurde, als durch die ihm vorgelegten Hinderniſſe, ſeine Neigung zu befriedigen. — Denn auch die immer noch widernatürliche Heftigkeit, womit er den Entſchluß der Beſſerung auszuführen anfieng, indem er ſeine geſammelten Schauſpiele verbrannte, würkte wahrſcheinlich zur nachmaligen gänzlichen Beſſerung nicht ſo viel, als die fortgeſetzte Erlaubniß, die Schauſpiele zuweilen beſuchen zu dürfen. —

Schade iſts aber immer, daß er die geſchriebenen Schauſpiele nicht aufbewahrt hat, denn ſie würden,

da

da ſie meiſtens von ihm ſelbſt verfertigt waren, für den Pſychologen immer brauchbar geweſen ſeyn, und den damaligen Gang ſeiner Phantaſie verrathen haben, dem Verfaſſer ſelber aber wahrſcheinlich nun manches Lächeln abnöthigen. —

Er iſt übrigens, wie er ſelbſt verſichert, von dieſer tobenden Neigung jetzt ganz abgekommen, nur iſt eine groſſe Freude an Schauſpielen immer noch in ihm übrig, und er verſäumt daher gewiß keines, wenn er eben des Jahres ein- oder zweimal nach S... kommt, wo indeſſen ein Nationaltheater errichtet worden iſt. Auch hat er mich einſt verſichert, daß, wenn er etwa in ſeinem jetzigen Stand durch irgend einen Zufall unglücklich werden ſollte, und er ſich nicht mehr zu helfen wüßte, ſein erſtes Bemühen ſeyn würde, ſich bei einem ſtehenden Theater zu engagiren. — Allein dieſe übriggebliebene Neigung iſt ihm ſogar nicht mehr ſchädlich, daß er vielmehr jetzt an ſeinen Berufsgeſchäften viel Vergnügen findet, und ſich keinen Stand denken kann, in welchem er glücklicher ſeyn würde, als in dem, worin er ſich jetzt befindet.

Die mancherlei Winke, die für einen Erzieher in dieſer Geſchichte liegen, will ich hier nicht aus einander ſetzen, jeder Vernünftige wird ſie ſich ſelbſt abſtrahiren können.

M. J. D. Mauchart.

3.

Beiſpiel eines ungewöhnlichen Gedächtniſſes.

Zu J......n, einem Dorfe in hieſiger Gegend, lebt ein Mädchen, das wegen ſeines ungewöhnlich ſtarken Gedächtniſſes in der ganzen Gegend berühmt iſt. Man ſagt, ſie ſey in ihrer Kindheit ein ſehr ſchönes Kind geweſen, habe aber die Blattern bekommen, und ſey ſo hart daran krank gelegen, daß keine Hoffnung zu ihrer Geneſung mehr vorhanden geweſen ſei. Die Aeltern haben darüber eine große Wehklage erhoben, und Gott inſtändigſt gebeten, das Kind lieber aller äußerlichen Vorzüge zu berauben, und es nur beim Leben zu erhalten, worauf das Kind wieder geneſen, aber blind und von den Blattern entſetzlich entſtellt worden ſey.

So viel iſt richtig: das Mädchen iſt blind, und ſeine Geſichtzüge ſind von den Blattern ſehr verderbt. — Bald aber bemerkte man an dem blinden Kinde deſto ſtärkere Seelenkräfte, und beſonders ein vortrefliches Gedächtniß. Als es zur Schule gebracht wurde, ſo brauchte es das, was ihm zu lernen aufgegeben wurde, nur ein einzigesmal ſich vorleſen zu laſſen, um es ſchon vollkommen auswendig zu können, ſelbſt lange Geſänge, die es lernen mußte, ließ es ſich einmal vorleſen, und ſagte ſie gleich darauf mit unglaublicher Fertigkeit ohne Anſtoß her, lernte auch jedesmal, weil ihr das Aufgeben zu wenig war noch zwei oder drei Geſänge aus eigenem Antrieb dazu, und war doch mit allem in weniger als einer Stunde fertig. —

Wann ſie jetzt in die Kirche kommt, — und das thut ſie ſehr fleißig, — ſo richtet ſie alle ihre Aufmerkſamkeit auf den Prediger, und weiß alsdann nach der Kirche die ganze Predigt von Wort zu Wort herzuſagen, ſelbſt mit allen in der Predigt angeführten bibliſchen Stellen, wobei ſie noch genau das Buch, das Kapitel, und den Vers von jeder angeben kann. — Und ſo ſchnell ſie faßt, eben ſo treu iſt ihr Gedächtniß auch im Behalten des Gefaßten. Ihre Mutter nahm ſie einſt mit ſich nach Stuttgart, und führte ſie daſelbſt in die Kirche, um einen gewiſſen berühmten Prediger da zu hören. Als das Mädchen wieder nach Hauſe kam, ſo fragte man ſie, was dieſer Mann geprediget hätte, und ſie wußte noch eben ſo gut die ganze Predigt herzuſagen, wie ſonſt die kurz vorher gehörte.

Einſt geſchah es, daß ſie gefragt wurde, ob ſie nicht mehr wüßte, was ihr Herr Pfarrer vor einem

Jahre über eine gewiſſe Materie geprediget hätte, worauf ſie zur Antwort gab: „Ja, das weiß ich noch wohl, es war an dem Sonntag, über das Evangelium,“ und nun zum Erſtaunen aller Anweſenden, alles, was der Pfarrer über dieſe Materie geſagt hatte, wiederholte, ſo daß der Pfarrer es völlig mit ſeinen eigenen Worten übereinſtimmend fand.

M. J. D. Mauchart.

Von der Heilkunde der Seele.

(Aus Cicero's Tuſkulaniſchen Quäſtionen.)

Woher, o Brutus, kömmt es wohl, da wir doch aus Leib und Seele beſtehen, daß man ſich um die Kunſt, den Körper zu heilen, und vor Krankheiten zu ſchützen, und um die nützliche Anwendung dieſer Kunſt bemüht, und den unſterblichen Göttern ſogar die Ehre der Erfindung derſelben zugeeignet hat; daß man hingegen die Heilkunde der Seele, weder vor ihrer Erfindung ſo ſehr zu beſitzen, noch nach ihrer Erfindung, dieſelbe auszuüben gewünſcht hat; und daß dieſe auch lange nicht bei ſo vielen Beifall und Liebe erhalten hat, als die Heilkunde des Körpers; ja, daß ſie manchem ſogar verhaßt und verdächtig geworden iſt?

Kömmt dies vielleicht daher, weil wir vermittelſt der Seele über unſre körperlichen Krankheiten und Gebrechen urtheilen, der Körper aber nicht ſo die Krankheiten und Schwächen der Seele bemerken kann? und weil alſo, indem die Seele über ſich ſelbſt urtheilt, dasjenige, womit ſie urtheilt, ſelbſt krank iſt?

Hätte uns die Natur ſo geſchaffen, daß wir ſie ſelbſt anſchauen und durchſchauen, und unter ihrer beſten Führung unſer Leben vollenden könnten, ſo bedürfte es weiter keiner Grundſätze, keiner Lebensregeln. Nun aber hat ſie bloß einige kleine Fünkchen in uns gelegt, die wir bald, durch böſe Sitten und Meinungen verſchlimmert, dergeſtalt auslöſchen und dämpfen, daß nie das Licht, welches uns die Natur gab, wieder hervorbrechen kann.

Die Keime aller Tugenden ſchlummern in unſern Seelen, dürften ſie ungehindert emporſchieſſen, ſo würde ſelbſt die Natur uns zur Glückſeligkeit leiten. Itzt aber ſind wir kaum geboren, ſo ſind wir ſogleich von aller Verderbtheit, und von der äußerſten Verkehrtheit der Meinungen umgeben; ſo daß wir gleichſam ſchon mit der Ammenmilch den Irrthum einſaugen. Sind wir denn, von der Bruſt der Amme entwöhnt, unſern Aeltern wieder überliefert, ſo dauert es nicht lange, bis wir unter die Zucht unſerer Lehrmeiſter gegeben werden, wo wir denn wieder mit einer ſolchen Menge von Irrthümern überſchüttet werden, daß die Wahrheit dem Wahne, und dem eingewurzelten Vorurtheile die Natur ſelber weicht.

Laßt uns alſo unterſuchen, welcher wichtigen Heilmittel denn die Philoſophie gegen die Krankheiten der Seele ſich bedient — denn es giebt gewiß

wiß eine Arznei für die Seele; und die Natur kann unmöglich gegen das menſchliche Geſchlecht ſo hämiſch und feindſelig geſinnt geweſen ſeyn, daß ſie für den Körper ſo heilſame Dinge, und für die Seele nichts dergleichen beſorgt hätte.

Dem Körper kann nur von außenher zu Hülfe gekommen werden, was die Seele beglückt, iſt in ihr ſelbſt verſchloſſen. Je größer aber ihr Vorzug vor dem Körper, und je göttlicher ihr Urſprung iſt, mit deſtomehr Aufmerkſamkeit verdient ſie behandelt zu werden. Eine wohlgeordnete Vernunft entdeckt immer, was das beſte ſey: da ſie hingegen, ſobald ſie vernachläßigt wird, ſich in unzählige Irrthümer verwickelt.

Die Heilungsarten der verſchiedenen Krankheiten der Seele aber, ſind eben ſo verſchieden, als dieſe Krankheit ſelber. Jede Traurigkeit kann nicht durch einerlei Bewegungsgrund geſtillt werden. Der Traurende, der Bemitleidende, der Beneidende, bedürfen jeder einer andern Arznei.

Das aber iſt immer die gewiſſeſte und ſicherſte Kur, wenn man den Kranken belehrt, daß die Unordnung in ſeiner Seele, mag ſie auch entſtehen woher ſie wolle, an und für ſich ſelbſt ſchon ein Fehler, und weder nothwendig noch natürlich ſey.

Oft

Univ. Bibl

Oft ſcheint es, als ob wir die Traurigkeit ſelbſt dadurch lindern können, wenn wir den Traurenden ihre weibiſche Schwachheit vorwerfen, und hingegen die Standhaftigkeit und Seelengröße derer jenigen loben, die gegen die Schickſale, denen der Menſch ausgeſetzt iſt, nicht murren.

Wir wollen, daß derjenige, den wir einen weiſen und edeln Mann nennen ſollen, ſtandhaft, ruhig und geſetzt ſey.

Ein ſolcher aber darf weder traurig noch furchtſam ſeyn, er darf weder etwas zu heftig wünſchen, noch ſich zu heftig freuen, wenn er das Gewünſchte erlangt hat, denn das thun nur diejenigen, welche glauben, daß ihre Seelen nicht über die menſchlichen Schickſale erhaben ſind.

Die ſicherſte Heilart der Seele iſt die, daß man, ohne darauf zu ſehen, woher die Unordnung in ihr entſtehe, von dieſer Unordnung ſelbſt, als von etwas Verwerflichem rede, und ihr einen Abſcheu dagegen beizubringen ſuche.

Zuſatz.

Woher kann aber der Seele ein Abſcheu vor der Unordnung, welche in ihr herrſcht, beigebracht

gebracht werden, wenn das unangenehme Gefühl von dieſer Unordnung ſelbſt nicht fähig iſt, ihr einen Abſcheu dagegen beizubringen? Und, wenn dieſe Unordnung durch die länge der Zeit gleichſam mit ihrem Weſen einſtimmig geworden iſt, und daher von ihr ſelbſt gepflegt und genährt wird? —

M.

Inhalt des ſiebenten Bandes.

Erſtes Stück.

Fortſetzung der Reviſionen des 4ten 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. von Hrn. Pockels. Seite 1

Zur Seelenkrankheitkunde.

Johann Herrmann Simmen. von Herrn Pockels 25

Zur Seelennaturkunde.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. von Hrn. Pockels. Fortſetzung. 74

Zweites Stück.

Fortſetzung der Reviſion des 4ten 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. von Hrn. Pockels. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Auszug aus dem Mercure de France dieſes Jahrs No. 2. 20
2. Berichtigung eines pſychologiſchen Phänomens. von Hrn. Pfeffel. 23
3. Ueber Seelenkrankheit und einen Seelenkranken Menſchen. von Hrn. Prediger zur Hellen. 26
4. Bemerkungen über einen inkorrigiblen Dieb in pſychologiſcher Rückſicht. 38

Zur Seelennaturkunde.

1. Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. Fortſetzung. 58
2. Beobachtungen zur Seelenkunde. von L. A. Schlichting. 92

Zur Seelenzeichenkunde.

Aus den Papieren eines Selbſtbeobachters. 97
An die Leſer des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde. von K. P. Moritz. 125

Drit-

Drittes Stück.

Einleitung. Seite 1

Reviſion über die Reviſionen des Hrn. Pockels in dieſem Magazin. von K. P. Moriz. 3

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Beitrag zur Beſtätigung des Satzes, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß mehr dem Körper, als der Sele zugehören. von J. C. Gruner. 16

2. Rau, ein Vatermörder. von J. E. Gruner. 17

Zur Seelennaturkunde.

1. Aus dem Tagebuch eines Selbſtbeobachters. 25

2. Ueber Selbſttäuſchung. Eine Parentheſe zu dem Tagebuche eines Selbſtbeobachters. 45

3. Fortſetzung des Tagebuchs. 48

4. Myſtiſche Briefe des Hrn. von F.. 53

5. Ueber Myſtik. 75

6. Einige Beiſpiele von Geiſtes- oder Gedächtnißabweſenheit. von Hrn. van Goens. 77

7. Grundlinien zu einer Gedankenperſpektive. 81

9. Konfeſſionen der Madame de la Mothe Guion. 83

Zur Seelenzeichenkunde.

Beiträge zur Zeichnung jugendlicher Charaktere von J. D. Mauchart. 92

Zur Seelenheilkunde.

Eine Geſchichte eines unglücklichen Hangs zum Theater. 106

Von der Heilkunde der Seele, aus Cicero's tuskulaniſchen Quäſtionen. 120

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde

als ein

Leſebuch

für

Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von

Karl Philipp Moritz,
Profeſſor bei der Akademie der bildenden Künſte in Berlin.

Achter Band.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1791.

Universitäts-
Bibliothek
München

F 1989

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Achten Bandes erſtes Stück.

Ueber den Endzweck des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde. *)

Wenn man ſonſt in irgend einer Sache eine Zeitlang fortgeſchritten iſt, ſo iſt es nöthig, ſeine Gedanken einmal wieder auf den Hauptgegenſtand zurückzurufen, und zu unterſuchen, wohin der Weg uns eigentlich führen ſoll — dieß kann aber in dem Fall, wo man Wahrheit ſucht, nicht wohl ſtatt finden, weil man ſich hier das Ziel nicht ſelber ſetzen darf, ſondern abwarten muß, wohin der Weg führen wird.

Dieß heißt nichts anders, als die Wahrheit muß um ihrer ſelbſt willen geſucht werden; ſie muß

uns

---

*) Dieſer Aufſatz möge denn auch zu der im vorigen Stück angefangenen Reviſion über die Reviſionen des Herrn Pockels den Beſchluß machen.

uns das höchſte Gut ſeyn; und alles Erwünſchte und Angenehme, was nicht mit ihr beſtehen kann, in unſern Gedanken überwiegen.

Um nun aber das Ziel der Wahrheitsforſchung ſich nicht zu voreilig aufzuſtecken, iſt der Weg der Erfahrung der ſicherſte, welcher freilich die Entſtehung der Lehrgebäude hindert, aber dafür eine deſto feſtere Grundlage macht, worauf man ſicher fußen kann, ehe man weiter geht.

Die Erforſchung unſers eigenen innerſten Weſens iſt nun dasjenige, was freilich näher als alles andere liegt: denn zu allem übrigen noch ſo weit Umfaſſenden müſſen wir doch immer von dieſem Punkt ausgehen, und immer zu dieſem Punkte wieder zurückkehren.

Ob nun dieſe Erforſchung unſers Weſens, dieſer Rückblick auf uns ſelber, mit zu unſrer Beſtimmung gehören oder nicht? kann bei denkenden Weſen wohl ſchwerlich noch eine Frage ſeyn: Denn würden wir uns dieſen Rückblick verbieten können, wenn wir es auch ſelber wollten?

Und geſetzt auch, daß aus dieſen Betrachtungen ſich für das eigentliche Leben kein unmittelbarer Nutzen zeigte, ſo würde doch dieſer Geſichtspunkt immer dazu dienen, den Kreis des menſchlichen Denkens überhaupt zu veredeln, und zu verſchönern, und allen übrigen Dingen im Leben mehr Intereſſe, und Würde zu geben — allein der Nutzen davon, daß wir der Quelle aller Thätigkeit ſelber uns zu nähern ſuchen, muß auch unmittelbar ſich zeigen, jemehr das Mannichfaltige ſich ſelber auf die einfachſten und wahrſten Grundſätze zurückführt, welche über die Verkettungen der menſchlichen Dinge den reinſten Aufſchluß geben.

Die Geſchichte der Menſchheit von außen, und die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes von innen, müſſen ſich doch endlich auf einem Punkte begegnen, wo die wunderbaren Phänomene anfangen, ſich aufzuklären; wo das Denkende und Empfindende ſich ſelbſt weniger fremde, mit ſich ſelber vertrauter, und ſich ſelber geſicherter wird.

Da nun das Denkende durch eine dünnere Scheidewand voneinander abgeſondert, ſich ineinander wiederfindet; ſo iſt die Wahrheitsforſchung auch ein gemeinſchaftlicher Antheil der Sterblichen, welche aus allen Zeitaltern, ſich in dieſem Punkte wieder zuſammenfinden, der immer reiner und heller werden muß, je uneigennütziger ſich die Gedanken mittheilen, und je weniger ein einzelner Sterblicher das Gebiet der Wahrheiten ſich zu umfaſſen zutraut.

Zu einer ſolchen Mittheilung der Gedanken ſoll das Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde eine fortdaurende Veranlaſſung geben; es ſoll das Mannigfaltigſte von den äußern Erfahrungen unſers Weſens ſammlen, und es für den Denker und Forſcher aufbewahren; die Erfahrungen ſollen freilich durch Nachdenken geleitet, das Nachdenken aber auch wechſelſeitig durch die Erfahrungen berichtigt werden.

Dieß Magazin ſoll keine Strafpredigten gegen Aberglauben und Schwärmerei enthalten, ſondern beide als Gegenſtände der ruhigen Beobachtung aufſtellen, damit ihr Grund und Ungrund ſich von ſelbſt aufdecke.

Es ſoll die Geſchichte von den Krankheiten der Seele aufbewahren, und die Leiden der Unglücklichen ſollen den Arzt der Seele anſpornen, der Quelle der Heilmittel nachzuſpähen.

Es ſoll aber auch den Blick auf die Wunder heften, welche uns ſo alltäglich geworden ſind, daß wir nicht mehr darauf merken; auf die ganz gewöhnlichen Aeußerungen des denkenden und vernehmenden Weſens, worauf niemand ſo ſehr achtet, als auf die ſeltenen Vorfälle des Wahnwitzes, der Erſcheinungen, einer verübten ſchrecklichen That, u. ſ. w. und die doch weit merkwürdiger, als dieſe alle ſind.

Es ſoll daher mit dieſem achten Bande, unter der Hauptrubrik zur Seelennaturkunde eine neue Rubrik anheben: Die Wirkungen der äußern Sinne, in pſychologiſcher Rückſicht. — Gewiß wird hier durch wechſelſeitige Mittheilung ſich manches aufklären, was uns bis jetzt noch verborgen iſt, und wir werden auf die Weiſe den Weg der Erfahrung und Beobachtung am ſicherſten gehen.

Denn wenn das Denkende ſich ſelbſt unmittelbar erforſchen will, ſo iſt es immer in Gefahr ſich zu täuſchen, weil es ſich in keinem einzelnen Augenblicke von ſich ſelber abſondern, ſondern nur ein Hirngeſpinſt ſtatt ſeiner vor ſich hinſtellen kann, um es zu zergliedern. —

Die wirkliche Sache muß doch immer in dem jedesmaligen Aktus des Denkens eingehüllt bleiben, welcher ſich ſelbſt in dem Augenblick aufheben würde, wo er ſein eigner Gegenſtand werden wollte.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

I.
Aus einem Briefe.

Iſt Ihnen jedes Phänomen am Horizont der menſchlichen Natur wichtig genug, ſo wird Ihnen dieſes — gleichviel auf welcher Sternwarte entdeckt — gewiß auch willkommen ſeyn.

Zu — ſtudierte vor einiger Zeit ein gewiſſer — g, ein junger Mann von anerkannten großen Fähigkeiten. Der Hauptzug ſeines Charakters war ein gewiſſer kalter Spott, den ich wohl aus einer hellern Intuition der menſchlichen Dinge, als gewöhnlich iſt, herleiten möchte.

Denn ſein kerngeſunder Verſtand ließ ſich nicht leicht von ſeinem warmen Blute, oder wenn man lieber will, ſein Kopf ließ ſich von ſeinem Herzen nicht leicht beſtechen.

Sein Herz war ſonſt das beſte, und wenn er ſich auch zuweilen über Gefühle luſtig machte, die andern eine Quelle von Wonne ſind, ſo waren ihm doch die Gefühle der Freundſchaft deſto heiliger, von der er immer mit einer gewiſſen Ehrerbietung, und mit einem würdigen Ernſte ſprach. —

So lebte er dann auf der Univerſität ein Jahr in der beneidenswertheſten philoſophiſchen Ruhe.

Nach Verlauf dieſes Jahrs kam ein junger Herr von * * nach eben der Univerſität, und dies war der Zeitpunkt, wo — g's Natur völlig umgeſchaffen wurde. Der junge Herr von * * war Einer der ſchönſten jungen Leute die ich je geſehen. Eine Sittſamkeit und eine Würde deren natürlichſten Folgen Liebe und ſtille Hochachtung ſeyn mußten.

— g war, als träfe ihn ein electriſcher Schlag, als er ihn das Erſtemal ſah. Ueber ſein Geſicht, ſonſt nur der Ausdruck der unbefangenen Vernunft, und der geläuterteſten Phantaſie, jagten ſich jetzt wechſelſeitig Ausdrücke von Empfindungen, wie ſich Schatten von Wolken an einem Herbſttage über die Erde jagen.

Kam er ihm von ungefähr ſo nahe, daß er ihn berühren mußte, ſo bemerkte man eine ſichtbare Angſt und ein geheimes Zittern an ihm, und doch konnte ihn nichts aus den Zirkel entfernen, in welchem der Herr von * * war. — g war überall, wo er nur vermuthen konnte, daß von * * ſey, und als dieſer einmal verreiſt war, erkundigte er ſich genau nach dem Tage ſeiner Zurückkunft, und reiſte ihm, ob es gleich das unangenehmſte Winterwetter war, drei Meilen entgegen, um mit ihm in einem Wirthshauſe, wie von ungefähr zuſammenzutreffen, und einige Zeit um ihn ſeyn zu können.

Seine Ruhe des Geiſtes hatte ihn gänzlich verlaſſen, und er ward von einer Unruhe herumgetrieben, die das größte Mitleiden ſeiner Freunde erweckte, nur daß ſie bei einem ſo auſſerordentlichen Falle auf kein Mittel kommen konnten, ihn zu heilen.

— g ſelbſt war von einer ſehr angenehmen Bildung, er hatte etwas ſehr Hohes in Geſtalt und im Gange, und ſo zog er auch des Herrn von * * Aufmerkſamkeit auf ſich, und es war augenſcheinlich, daß er auch etwas Aehnliches für — g empfand.

Allein eine gewiſſe Aengſtlichkeit von beiden Seiten ließ es nie zu einer Erklärung kommen, welches vielleicht das Einzige geweſen wäre, dieſem für ihn ſowohl als für ſeinen Freund ſo unangenehmen Zuſtande abzuhelfen.

Merkwürdig dabei war's wohl, daß — g mit einer Art von Wuth über Shakeſpear's Sonnetten, die er an ſeinen jungen Freund gerichtet, herfiel, und ſie in kurzer Zeit alle auswendig konnte. Er recitirte, ſo oft er ſich allein dünkte, einige davon, und das mit einer Innigkeit, begleitet mit einer Geſtikulation, die ſeine Freunde auſſer ſich brachte.

Er verſicherte mich einmal, daß keiner ſo gut wie er die Sonnetten je verſtanden habe, und da-

dabei drückte er mir die Hand und Thränen ſtockten in ſeinen Augen. —

Nun kam die Zeit, wo er dieſe Akademie verlaſſen, und ſie mit einer vaterländiſchen vertauſchen ſollte.

Er ging vor ſeiner Abreiſe noch einmal in ein Collegium, wo er gewis war, den Herrn von * * zu treffen, ſah ihn faſt die ganze Stunde unterwandt an, und ſchien ganz ruhig abzureiſen.

Er blieb anderthalb Jahre auf dieſer Akademie, und ſeine Landsleute ſchrieben uns: — g ſey ein ganz andrer Menſch geworden, er ſey ſtill und äußerſt melancholiſch, und man befürchte, daß ihn dieſe Schwermuth nie verlaſſen würde.

— g ging nach vollendeten Studien nach ſeiner Vaterſtadt zurück, wo ich ihn eben bei einer Durchreiſe geſprochen habe.

Es waren grade drei Jahr, da er zum erſtenmale den Herrn von * * geſehen.

Er hatte unterdeß eine langwierige und ſchmerzhafte Krankheit ausgeſtanden, welche ſein Nervenſyſtem doch ziemlich durchſchüttert haben mußte, allein weder die Krankheit, noch die Länge der Zeit hatten vermocht, ſeine unglückliche Leidenſchaft ihm aus der Seele zu nehmen.

Sey's daß Krankheit, oder ſeine Leidenſchaft, oder Beide zu gleichen Theilen ihn ſo verändert, kurz — ich ſah in ihm einen ganz andern Menſchen.

Statt des herzlichen Willkommens womit er ſonſt ſeine Freunde begrüßte, lächelte er mir düſter entgegen, wie die Herbſtſonne — ein mattes unbedeutendes Lächeln, aus dem man nichts machen konnte.

Er unterhielt mich mit dem, was dem Herrn von * * unterdeß begegnet ſey — unbedeutende Kleinigkeiten.

Die Veränderung meines Schickſaals ſchien ihn wenig zu intereſſiren, ihn der ſonſt ſo warmen Antheil an Allem nahm, was ſeine Freunde anging. Ich verließ ihn bald, weil mich bei ihm graute.

Ich warf mich in dem ſchmerzlichſten Gefühle in meinen Wagen. Ich war ganz allein; ich dachte über die menſchliche Natur nach, und ich geſteh's, ich ward ſo kleinmüthig, daß ich mich vor mir ſelbſt fürchtete. Kaum war ich in dem nächſten Wirthshauſe angekommen, als ich mich auf mein Zimmer ſchloß, und um mich meines peinlichen Gefühls zu entledigen, meine Empfindung in dieſem Aufſatze auszuſchütten ſuchte, und meinem unglücklichen Freunde eine ſtille Thräne weinte.

τὰ παιδικὰ liegen gewis nicht zum Grunde, dafür ſtehe ich; aber Freundſchaftsgefühle äuſſern ſich doch auch nicht ſo.

Hat man ſchon Beiſpiele von einer ſo ſeltſamen Verirrung der menſchlichen Natur? und wie wäre meinem Freunde zu helfen?

2.

Methode im Wahnwitz.

Auszug aus einem Briefe.

W. den 25ſten März 1789.

Verſprochenermaßen überſende ich Ihnen noch einige Nachrichten von dem wahnwitziggewordenen B..., von dem ich Ihnen ſchon mündlich verſchiedenes Auffallende erzählt habe.

Dieſer Menſch iſt von einem Meierhofe in in einem nicht weit von hier gelegenen Dorfe gebürtig.

Seine Eltern waren wohlhabende Leute, und unterſchieden ſich durch ihre Lebensart von den übrigen Einwohnern des Dorfes ſo ſehr, daß der junge B... nebſt noch einem Bruder und einer Schweſter einer Erziehung genoß, die auf einem Dorfe gar nicht gewöhnlich iſt, und wodurch er zu einem wirklichen gebildeten Menſchen wurde.

In ſeinem Charakter war ein ſtilles ehrbares Weſen, mit einem gewiſſen Grade von Stolz verbunden, wobei ihn aber jedermann, da er überdem einen guten Wuchs und ſchönes Anſehen, obgleich eine ſchwere ſtotternde Ausſprache hatte, wohl leiden konnte.

Als er nun ſo weit erwachſen war, ließ ihn ſein Vater die Ingenieurkunſt lernen, er war fleißig und kehrte als ein geſchickter Menſch zu ſeinen Eltern wieder zurück.

Da er ſich nun aber, weil er wegen hinlänglichen Vermögens nicht nöthig hatte ſich um eine Verſorgung zu bekümmern, wieder beſtändig bei ſeinen Eltern aufhielt, verliebte er ſich in die Tochter eines damals hieſelbſt wohnenden Mannes, welcher im Kriege bei irgend einer Armee ein Lieferante geweſen, aber nun ganz verarmt war, und durch die Mittel und Wege, die er einſchlug, um ſich wieder empor zu helfen, und überhaupt durch ſeinen ganzen Charakter, ſich und ſeine Familie bei jedermann verhaßt machte, und herunterſetzte.

Dies war nun B . . . s Eltern ganz und gar zuwider und ſie ſuchten daher auf alle Art und Weiſe ihn wieder davon abzubringen.

Aber ſeine Geliebte und ihre Eltern wußten ihn ſo in ihr Netz ziehen, daß er ſich lieber mit ſeinen Eltern darüber in Feindſchaft ſetzte, und alles was er durch allerlei Vorgebungen von denſelben nur erhalten konnte, erſtern zubrachte und große Summen mit Unternehmungen verſchwendete, wozu ſeine Geliebte und deren Eltern die Plane entworfen hatten, und wovon der Erfolg immer für ihn unglücklich war.

Dies dauerte ſo fort bis ſeine Eltern endlich überrechneten, daß er den größten Theil ſeines dereinſt

einſt zu hoffenden Erbtheils bereits dahin habe, und ihn nun ferner zu enterben droheten, wenn er ſo fortfahren würde.

Dies gab der Sache einen Verſtoß und ſeine Geliebte und deren Eltern ſahen ſich nun genöthigt ihr Glück an einem andern Orte zu verſuchen, und zogen daher nach H....

Sie waren aber noch nicht gar lange da geweſen, als B... auch ſchon dahin reiſete, um, wie er vorgab, ſie nur einmal zu beſuchen.

Er war aber kaum einige Tage da geweſen, ſo bekamen ſeine Eltern die Nachricht, daß er auf einmal raſend toll geworden ſey und bereits in Ketten und Banden müſſe feſtgehalten werden. Und er wurde nun als ein ſolcher auf einem Wagen mit Ketten und Banden befeſtiget wieder zu ſeinen Eltern gebracht.

Was nun die eigentliche Urſache ſeiner ſo plötzlichen Raſerei mag geweſen ſeyn und ob, und in wie fern dieſer Beſuch kann dazu beigetragen haben, vermag ich nicht zu ſagen, nur muß ich bemerken, daß er in ſeiner Raſerei einmal über das andere immer gerufen: Der Teufel ....! und die Teufelin ....!

Seine hierüber beſtürzten Eltern hatten ihn nun erſtlich einige Wochen bei ſich, und erkundigten ſich dann nach irgend einem Arzte, welchen ſie auch fanden und ihn dahin bringen lieſſen.

Dieſer ſtellte ihn nach einiger Zeit nicht nur von der Raſerei völlig wieder her, ſondern hatte ihn auch ſo weit gebracht, daß er ſich, außer einzelnen kurzen Perioden, worin er ſich närriſch zeigte, wie ein völlig vernünftiger Menſch betrug.

Seine Eltern glaubten nun, es werde ſich nach grade von ſelbſt ſchon ganz mit ihm beſſern, und nahmen ihn wieder zu ſich.

Die gehofte völlige Beſſerung aber erfolgte nicht, ſein Vater ſtarb bald darauf, und ſeine Mutter verkaufte das Meierguth, und zog zu ihrer Tochter, welche nach N . . . . verheirathet war.

Sie verkaufte das Guth, aber auf die Art, daß der Käufer deſſelben dieſen unglücklichen Menſchen gleichſam als ein auf dieſem Guthe haftendes Onus mit übernehmen mußte, und mit dem Beding, daß er ihn entweder ſelbſt ernähren, und ſo viel wie er könnte, mit zu ſeiner Arbeit brauchen oder ihm jährlich ein Gewiſſes zu ſeiner Erhaltung auszahlen ſolle.

Ihm war dies nun äußerſt kränkend, und er beklagte ſich auf das Bitterſte und Rührendſte über dieſe Härte und Liebloſigkeit ſeiner Mutter. Welches auch ganz natürlich war, da er von Natur viel Stolz beſaß, und nun ſo tief geſunken war, daß er wie eine Sache mit verkauft wurde.

Anfänglich ließ er es ſich jedoch gefallen, daß er bei ſeinem Beſitzer mit an den Tiſch gieng und ihm getreulich arbeiten half. Bald aber trug er darauf an, daß ihm ſein Beſitzer nur Wohnung geben, und dann zu beſtimmten Zeiten ein Gewiſſes an Gelde auszahlen möchte, welches ihm dann auch bewilliget wurde.

Seitdem hält er ſich nun bald bei dieſem bald bei jenem auf, und hilft ihm arbeiten. Bisweilen geht er auch zu ſeiner Mutter. Wer ihm zu eſſen und zu trinken giebt, dem verſchmäht er ſolches nicht, ſondern nimmt es dankbar an; es ſey denn, daß man es ihm nicht auf eine höfliche Art anbiete. Seine Mutter ſorgt für ſeine Kleidung.

In Anſehung ſeines ſo ſehr gekränkten Stolzes aber hält ihn ſeine Phantaſie vollkommen ſchadloß. Denn, wenn er ſich eine Zeitlang bei irgend jemand ruhig und ordentlich aufgehalten hat, und ihm dann vermuthlich das Kränkende und Demüthigende ſeines Zuſtandes in die Gedanken kommen mag, ſo verſetzt ihn ſeine Phantaſie, ſtatt, daß er ſonſt wohl in Verzweiflung geriethe, in irgend eine auffallende Scene des Lebens.

Er macht periodenweiſe bald den Held, indem er ſich dann ordentlich bewafnet, als ein Krieger in der ganzen Gegend herumwandert, ſich ſelbſt alle Tage ein neu Quartier macht, welches ihm dann auch niemand leicht verſagt, und vor demſelben dann eine Fahne aufſteckt, welche er mit allerlei Farben und Bändern verziert hat, und womit er anzeigen will, daß hier das Hauptquartier ſey.

Dann macht er mahl wieder nach einer ruhigen Periode den Mönch, wo er ſich dann mit weiter nichts bekleidet, als das er ein großes weißes Laken umhängt und alſo den ganzen Tag baarfuß umhergeht.

Er iſt gut mit den bibliſchen Geſchichten bekannt, und ſeine Phantaſie läßt ihn daher auch öfters eine Perſon dieſer Geſchichte ſeyn, ſo daß er ſich bald für den Täufer Johannes bald für den Apoſtel Petrus ausgiebt.

In dieſen Perioden läßt er ſich den Bart wachſen, und im erſtern Falle trägt er einen großen Tornüſter mit Büchern und ermahnt das Volk auf öffentlicher Straße durch lange Reden zur Buße.

Im andern Falle aber behängt er ſich mit Schlüſſeln, wodurch er öfters die Leute in Verlegenheit ſetzt, indem ſie dann ihre Schlüſſel vermiſſen, und ſie doch nicht gerne bei ihm ſuchen mögen.

Solche Perioden dauern bisweilen einige Wochen, bisweilen auch einige Monate über, und ehe man es ſich verſieht, bleibt er wieder bei jemandem und beträgt ſich vernünftig.

Wenn man ihn während der phantaſirenden Perioden oder auch nachher darum befragt, ſo giebt er weiter keine Antwort, als: er wäre das, was er vorſtelle.

Man kann übrigens ſowohl in als außer ſeinen phantaſirenden Perioden über allerlei Gegenſtände mit ihm ſprechen, und bemerkt nichts Närriſches an ihm.

Was ſeinen Körper anlanget, ſo iſt er geſund und ſtark, und ſorgt auch für ſeine Geſundheit.

Denn wie ihm einſt jemand den Vorſchlag that, weil er ſehr ſchön ſchreiben kann, daß er ſich doch mit Abſchreiben beſchäftigen möchte, ſo führte er außer andern vernünftigen Gründen, als einen Hauptgrund dagegen an, daß das damit verbundene viele Sitzen ſeiner Geſundheit ſchaden würde, und er lieber die ſchwerſte Arbeit thun und geſund als ſchreiben und krank ſeyn wollte.

Er iſt ſehr ökonomiſch und bringt alles, was er erhält, in ſeine Kammer, welche ihm von ſeinem Beſitzer und Kontrahenten eingegeben worden.

Dieſe Kammer verſchließt er mit der größten Vorſicht und bezeichnet die Thür von außen mit Kreutzen, welches bei ihm Aberglauben anzeigt, und gegen übernatürliche Dinge als Zauberei und dergleichen dienen ſoll.

Dann macht er ferner Eintheilungen mit ſeiner kleinen Einnahme, welche monathlich nicht über zwei Thaler beträgt, daß man ſich auf das höchſte darüber wundern muß; indem er nicht nur das Wohlfeilere gegen das Theurere, das Gute gegen das Schlechtere, und das Unentbehrliche gegen das Entbehrliche ſo zu vergleichen, und das Vortheilhafteſte für ſich daraus zu wählen weiß, daß er mit ſeiner kleinen Einnahme, die in dem geringſten Verhältniſſe noch immer mannichfaltigen Bedürfniſſe beſtreiten zu können ſcheint, ohne daß er ſich unnöthiger Weiſe etwas Nothwendiges entzöge.

Und nun muß ich ſchließlich noch eines ſonderbaren Umſtandes erwähnen, daß er, ſeitdem er in dieſem unglücklichen Zuſtande lebt, ſehr leicht und ohne Anſtoß ſpricht, auch ſo gut deklamiren kann, daß ihn die Sterbenden zu ſich verlangen, damit er ihnen Sterbegebete vorleſe.

Zur Seelennaturkunde.

I.

Ueber den Zweck der Thränen.

Aus einer ungedruckten Schrift über den Troſt.

„Laß mich ausweinen,“ ſagt der Traurige, und wenn er lange und viel geweint hat, ſo wird er auch beruhigter; die Vorſtellung des verlornen und geliebten Gegenſtandes ſteht nicht mehr ſo lebhaft in ihm auf, wie vorher.

Wenn dies die Thränen wirklich vermögen, ſo beſchleichen wir hier wieder die Natur auf einem der wohlthätigſten Wege. — Sie lehrt ja aber auch das Thier im Walde die Pflanze finden, die ſeine Wunde heilt; und wie ſollte ſie da den Menſchen ganz ſich ſelbſt überlaſſen und nichts für ihn thun? Das thut ſie aber auch nicht, ſondern zu Waſſer und zu Land, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ſucht ſie den Traurigen von ſeinem Hinſehnen nach dem, was er mit Schmerzen verloren hat, abzuwenden.

Das ſtete Eindringen der neuen Eindrücke von innen und außen, wenn ſie auch oft von der ſtärker regen Vorſtellung des Verluſtes zurückgeſchlagen worden, tritt endlich doch, wie wir geſehen haben, alle Spuren der Vorſtellung des von dem verlornen Gegenſtande aus; die Gehirnfibern, die ihn erweckten, nehmen durch die erhaltenen neuen Eindrücke auch neue und andere Bewegfertigkeiten an.

Die Thräne hingegen verſchwemmt die Spuren, die den verlornen Gegenſtand beherbergten.

Denn die Thränen ſind Feuchtigkeiten, die ſich aus den Thränendrüſen ergießen; dieſe ſtehen aber in Verbindung mit dem Gehirn und Nerven, und beſonders mit dem Sehnerven. Jede Drüſe beſteht in einem Geflechte von Adern und Nerven, und ihre Verrichtungen beruhen nicht bloß auf phyſiſchen Geſetzen, ſondern auch mit auf dem Einfluße der Nervenkräfte, und zuweilen ſind ſie auch Seelenwirkungen *)

Da nun auch durch die Seele es bewirkt wird, daß die Thränendrüſen ſich öfnen und ergießen, ſo kann man nach der Verbindung und dem vorhandenen gegenſeitigen Einfluß dieſer Drüſen mit dem Ge-

---

*) Man ſehe hierüber Unzers erſte Gründe einer Phyſiologie. §. 156, 172, 209, 285, 471. Hallers Grundriß der Phyſiologie, nach Meckels Ausgabe von 1788. p. 205, 382. ꝛc. 401. Carteſius de paſſionibus. Art. 128, 129.

Gehirn und den Nerven, und nach der Gehirn- und Nervenmaße folgern; daß die Feuchtigkeiten, die ſich ergießen, derjenigen Gehirnfiber vorzüglich, die den verlornen Gegenſtand erweckte, und nun die Urſache des Thränenfluſſes iſt, die Maße von flüſſigen Theilen und Säften wegnehmen, die zur leichten Bewegung erforderlich iſt.

Es wird alſo jeßt ſchwerer, daß dieſe Gehirnfiber ſich bewegt, und einem neuen Eindruck wird es nun auch leichter, Beſiß zu nehmen. Und wie konnte die Natur weiſer und beſſer handeln, als daß ſie die dem Geiſte Traurigkeit verurſachende Fibern ganz abſpannte und ſie ihres Dienſtes entließ? Denn wenn die Gehirnfiber nicht anſchlägt, ſo hat die Seele keine Vorſtellung.

Nach Bonnets *) ſinnreicher Vorſtellung iſt das Seelenorgan einem Klavier, und die Seele ſelbſt dem Spieler deſſelben zu vergleichen; und hier hätte alſo alsdann die Natur eine Saite ſo abgeriſſen, daß wohl eine andere, aber niemals die alte Saite aufgezogen werden könnte; es war unmöglich gemacht worden, den alten Ton ganz wieder hervorzubringen.

Die Thränenbehälter befinden überdies ſich zu ihrem Zwecke in einer ſo glücklichen Lage, nehmlich in der Nähe des Sehnervens.

Nun

---

*) Eſſai de Pſychologie. p. 13.

Nun iſt aber kein Sinn bei dem Traurigen geſchäftiger, als der des Sehens, welcher zugleich mit der Einbildungskraft in ſo geheimer und enger Freundſchaft ſteht. Der Sinn des Hörens und das Gedächtniß iſt dem Traurigen vielweniger gefährlich.

Die Einbildungskraft giebt uns die Sache ausgemacht in allen ihren Theilen und hingeſtellt in wirklich geweſene Verhältniſſe und Umſtände wieder; das Gedächtnis hingegen, welches eine ſpäter ſich zeigende Fähigkeit iſt, behält blos die willkührlichen Zeichen, die Worte, auf.

Das Wort iſt gleichſam das Netz, welches über die ſämtlichen Theile der Vorſtellung geworfen wird und ſie zuſammenhält; das Wort ſchiebt uns die Vorſtellung in die Gattung und Art, ſelten oder niemals aber in das Individuelle.

An dem bloßen Wort gnügt ſich aber der Traurige niemals; er verindividualiſirt ſich alles; jeder Zug des abgeſchiedenen Freundes iſt lebhaft ausgemacht vor ihm.

Wenn aber der Traurige weint, ſo wähnt er ſo oft, dadurch den verlornen Gegenſtand noch zu ehren; und wenn er zu weinen aufgehört hat, ſo fühlt er ſich leichter; indem alſo der Leidende in der Meinung ſteht, er leiſte dem geliebten Gegenſtande noch die letzte Pflicht, ſo weiß er nicht, daß die Natur ihn dazu zwingt, daß durch ſeine Thränen, die Vorſtellung an den vermißten Gegenſtand in ihm nach und nach verloren geht, und daß er ſelbſt wieder in den Gemüthszuſtand geſetzet wird, welcher zur Erfüllung ſeiner Pflichen als Menſch und Weltbürger am zuträglichſten iſt.

Allein es kann mir eingewendet werden: Wie vertragen ſich mit dieſer Hypotheſe folgende Erfahrungen? Niemand weint leichter als Kinder nud Greiſe; auch weint ja der leidende nicht allein, ſondern auch der Freudige vergießt bisweilen Thränen.. —

Ich antworte: So oft die Natur, nicht aber die Kunſt, die ſo vieles erkünſtelt, Thränen ſich ergießen läßt, ſo ſind Eindrücke dem Gemüthe überbracht worden, die zu heftig und daher dem vortheilhafteſten Gemüthszuſtande nicht zuträglich ſind.

Allzugroße Freude kann tödten; und oft iſt es vielleicht allein das Werk der fließenden Thränen, daß dieſer Erfolg verhindert wird. Das Kind und der Greis müßen mehr und leichter weinen, als der geſetzte und der gebildete Mann, weil geringere Grade des Angenehmen und des Unangenehmen ſie ſchon viel tiefer rühren, und viel leichter und empfindlicher ihren Gemüthszuſtand verändern.

Uebrigens unterſuchten wir hier auch nur, was die Natur durch die Thränen bei dem Traurigen bewirken läßt; und in dieſer Rückſicht verdient noch die allgemeine Erfahrung bemerkt zu werden; daß der Menſch vielmehr leidet, deſſen Körperbau die leichtere Ergießung der Thränen verhindert.

Es iſt Trieb der Natur, des Schmerzes loß zu werden, und hier wird die Natur daran gehindert. Die Gehirnfibern, die die unangenehmen Vorſtellungen erwecken, ſind reger wie jede andere, und maßen ſich Alleinherrſchaft an.

Die ſtockende Thräne beängſtigt noch mehr. Darum ſoll der Traurige weinen, denn

expletur lacrymis egeriturque dolor.

Der Troſt aber kömmt allein aus der Vernunft; doch dies gehört hieher nicht.

J. E. Gruner,

S. coburgiſcher Canzleyſecretair.

2.

Einige Gedanken über die Muttermähler.

Die Sinnenwelt ſtellt uns die wundervollſten Erſcheinungen auf, von denen ſich weder Vernunft noch Philoſophie etwas träumen läßt.

Sie macht mit ihrem materiellen Stoffe die geheimſten Zuſammenſetzungen, in deren Zubereitung nur ein beobachtendes Auge die Natur bisweilen belauſchen kann. —

Jahrtauſende vorher würden wir verkündigen können, was einſt die Natur für Wundergeſtalten hervorbringen und ſchaffen würde, wenn Sinne die materielle, und Vernunft die geiſtige Welt und ihren beiderſeitigen Einfluß aufrichtiger zu durchſpähen und zu durchforſchen im Stande wären.

Alle ihre Zuſammenſetzungen, die jetzt zufällig und unglückliche Fehlgebuhrten der Natur für uns ſind, würden wir dann als nothwendig und den Geſetzen der Materie gemäß erblicken.

Vor allem aber hat keine Erſcheinung die Aufmerkſamkeit des Beobachters mehr erregt, als die Erſcheinung der Muttermähler, die bis auf dieſen Zeitpunkt noch ein unerklärbares Räthſel geblieben iſt. —

Unbekannt mit den Geheimniſſen der Erzeugung, und den productiven Kräften der Materie ſehen wir Keime ſich entwickeln, wachſen, zunehmen, und in tauſend Häuten in dem innerſten der Mutterſchooß eingeſchloſſen, Merkmahle der Auſſendinge und ihrer Einwürkungen an ſich tragen. —

Aberglaube und Unglaube haben ſich vereinigt, dieſes Räthſel zu löſen, und jede Modifikation des menſchlichen Denkens hat an der Erklärung deſſelben gearbeitet.

Mit geheimer Furcht zitterte der Aberglaube vor dieſer Erſcheinung als vor Würkung des überirrdiſchen Einfluſſes der unruhigen Geiſter, Dämonen und andern Ungeheuern ſeiner myſtiſchen Einbildungskraft.

Mit ſpottendem Stolze verachtete ſie der Unglaube als blinden Zufall der Materie, und als eine ohne Urſach erfolgte Würkung.

Nur neuere Zeiten konnten durch tiefere Nachforſchungen und durch ausgebreitetere phyſiſche Erfahrungen den Beobachter behutſamer und ſicherer machen. Einbildungskraft und unbekannte Würkung dieſes Vermögens auf den Embryo ſcheint nun eines Theils der einen Parthei; nothwendige Folge von dem unendlichen Zuſammenſetzungsvermögen der Materie der andern Parthei der wahre Grund dieſer ſeltſamen Erſcheinung zu ſeyn.

Der groſſe philoſophiſche Naturforſcher Büffon lacht laut über die abergläubiſche Verblendung ſeiner

Gegner, die eine nothwendige Folge der Natur auf Rechnung der Einbildungskraft und ihrer Würkung erklären.

In ſeiner Naturgeſchichte in dem Artikel über den Menſchen ſagt er folgende Gedanken über dieſe Materie:

„Ob ſchon der Foetus keinen unmittelbaren „Zuſammenhang mit der Gebährmutter hat; ſon„dern blos mittelſt kleiner faſerichter Theilchen „(mammelons), die ſich an der äuſſern Seite „ſeiner Einwicklungen befinden, mit ihr verbunden „iſt; auch kein Zuſammenfluß zwiſchen ſeinem und „der Mutter Blute ſtatt findet, und kurz, in ver„ſchiedener Rückſicht eben ſo unabhängig von der „Mutter iſt, als das Ey von der Henne, die es „ausbrütet: ſo hat man doch behauptet, daß alles „das, was auf die Mutter, auch auf den Foetus „würkte, die Eindrücke der einen ſich auf das Ge„hirn der andern fortpflanzten; kurz, man hat von „dieſem eingebildeten Einfluß die Aehnlichkeiten, „die Misgebuhrten, und überhaupt alle Mähler, „die ſich auf der Haut zeigen, herleiten wollen.“

„Ich habe viele von dieſen Mählern unter„ſucht, aber jederzeit gefunden, daß es Flecken „waren, die von einer Zerrüttung des Gewebes „der Haut herkamen. Freilich muß jedes Mahl „eine gewiſſe Geſtalt haben, welche, wenn man „will, mit etwas Aehnlichkeit haben kann, welche „aber doch, wie ich glaube, nicht ſo wohl von der

„Einbildungskraft der Mutter, als von der Einbildung derer, die es ſehen, abhängt. Man hat hierinnen das Wunderbare auf das weiteſte getrieben; ſo daß nicht allein der Foetus würkliche Abbildungen von den ſinnlichen Begierden der Mutter hat an ſich tragen ſollen, ſondern daß man ſogar behauptet hat, es veränderten die Mähler, welche Früchte, z. B. Erdbeeren, Kirſchen, Maulbeeren, die die Mutter zu eſſen verlanget, vorſtellten, in der Jahrszeit, wo die Früchte reif werden, ihre Farbe, und nähmen eine dunklere Miſchung an.“

„Man kann aber nur mit wenig mehr Aufmerkſamkeit und weniger Vorurtheil die Farbe dieſer Mähler ſich öfters verändern ſehen, denn dieſes ereignet ſich jederzeit, bei einem geſchwindern Umlaufe des Blutes, welches in der Zeit, wo die Früchte von der Sonnenhitze reifen, ſtatt findet. Die Farbe dieſer Mähler iſt entweder gelb, roth oder ſchwarz, weil das Blut, wenn es in allzugroßer Menge in die Gefäſſe dringt, mit denen die Haut gleichſam durchſäet iſt, eine ſolche Miſchung von Farbe hervorbringt.“

„Rühren aber dieſe Flecken von der ſinnlichen Begierde der Mutter her, warum haben ſie nicht eben ſo verſchiedene Geſtalten und Farben als die Gegenſtände ſelbſt, nach denen die Mutter verlangt hat? Welche ſonderbare Figuren würde man nicht ſehen, wenn die flüchtigen Begierden

„der Mutter ſich auf der Haut des Kindes abmahlten! —

„Da unſere Empfindungen gar nichts mit den „Gegenſtänden, die ſie hervorbringen, Aehnliches „haben; ſo iſt es unmöglich, daß Verlangen, „Furcht, Schrecken, und jede andere Leidenſchaft „und innre Erſchütterung, würkliche Bilder von „den Gegenſtänden hervorbringen können."

„Da in dieſer Rückſicht das Kind von der „Mutter eben ſo unabhängig iſt, als das Ey von „der Henne, die es ausbrütet: ſo kann ich ſo gerne, „oder vielmehr eben ſo wenig glauben, daß die „Einbildungskraft einer Henne, die einem Hahne „den Hals umdrehen ſieht, in den Eyern, die ſie blos „erwärmet, Hühnchen hervorbringen könne, deren „Hälſe auch umgedrehet wären: als ich die Geſchichte „von der Würkung der Einbildungskraft „einer Frau glauben kann, die nachdem ſie einen „Verbrecher rädern geſehen, ein Kind zur Welt „gebracht habe, deſſen Glieder zerbrochen geweſen."

„Geſetzt aber auch auf einen Augenblick, daß „dieſe Geſchichte wahr iſt; ſo behaupte ich dennoch, „daß die Einbildungskraft der Mutter eine ſolche „Würkung nicht hat hervorbringen können; denn „welches kann wohl der Erfolg von dieſer Gemüthsbewegung „und von dieſem Schrecken ſeyn? —

„Wenn man will, eine innre Erſchütterung, „gichtiſche Bewegung in dem Körper der Mutter, „welche die Gebährmutter auch in Bewegung ſetzen

„wird. Aus dieſer Bewegung aber was kann da „entſpringen? gewiß nichts Aehnliches mit der Ur„ſache, denn, iſt dieſe Erſchütterung ſehr heftig, „ſo kann man wohl begreifen, daß der Foetus einen „Stoß bekommen kann, welcher ihn tödten, ver„letzen oder einige ſeiner Theile, die mehr als die „andern ſind erſchüttert worden, ungeſtaltet machen „kann. Allein das ſehe ich nicht ein, wie eine „ſolche der Gebährmutter mitgetheilte Bewegung in „dem Foetus etwas Aehnliches mit der Empfindung „der Mutter hervorbringen könne, geſchweige denn, „mit Harrey zu ſagen, daß die Gebährmutter das „Vermögen hat, Ideen aufzunehmen, und ſie auf „den Foetus würken zu laſſen.“

„Aber wird man mich fragen, wie ſoll denn alſo „dieſe Erſcheinung erklärt werden? Wenn nicht „die Einbildungskraft der Mutter auf den Foetus „würkt, wie kommt es, daß es mit zerbrochenen „Gliedern auf die Welt gekommen iſt? —

„Hierauf antworte ich: nicht zu gedenken der „Verwegenheit, eine Erſcheinung die ſo wohl auſſer„ordentlich als ungewiß iſt, erklären zu wollen, „wie auch des wenigen Nutzens, von ihr als wahr „vorausgeſetzt, Grund und Urſache angeben zu „wollen, da man die Umſtände nicht weiß, die „darbei konkurrirt haben: ſo glaube ich doch, daß „man auf eine befriedigende Art auf eine Frage „antworten kann, von der man keine vollkommene „Auflöſung verlangen kann.“

„Die Erſcheinungen, die ganz wider den Lauf
„der Natur ſind und ſich ſelten zutragen, geſchehen
„doch eben ſo nothwendig, als die, welche ganz
„natürlich und ſich täglich ereignen. Unter den
„unendlichen Verbindungen, welche die Natur
„macht, müſſen ſich auch die auſſerordentlichſten
„Zuſammenſetzungen befinden, wie es auch würklich
„iſt: freilich aber viel ſeltner, als andere, die
„ganz denen Geſetzen der Natur gemäß zu ſeyn
„ſcheinen. Man kann daher dafür ſtehen, und
„vielleicht mit Gewisheit, daß von einer Million
„oder tauſend Millionen Kindern, welche gebohren
„werden, eins mit zwei Köpfen, oder vier Füſſen
„mit zerbrochenen Gliedern, oder mit der ſonderbarſten
„Ungeſtalt, welche man nur annehmen
„will, zur Welt kommen wird.“

„Es geht daher ganz natürlich zu, ohne daß
„die Einbildungskraft der Mutter daran Theil hat,
„daß ein Kind mit zerbrochenen Gliedern zur Welt
„kommt: ja es iſt ſogar möglich, daß dieſes mehr
„als einmal ſich zuträgt, nur daß auf eine ganz
„natürliche Weiſe die Frau, die mit einem ſolchen
„Kinde hat niederkommen ſollen, dem Rädern des
„Verbrechers zugeſehen hat, und daß man denn
„daher von dem, was ſie geſehen hatte, und von
„ihrer erhitzten Einbildungskraft die unvollkommene
„Bildung des Kindes hergeſchrieben hat.“

In wie fern dieſe Meinung des groſſen Beobachters
gegründet und die Beweiſe richtig und

beſtätigend ſind, werden wir nun nach einer nähern Unterſuchung deutlich erſehen.

Die ganze Auflöſung der Frage, Sind die Muttermähler zufällige Zuſammenſetzung der Materie oder Würkung der Empfindungen der Mutter? Beruhet beſonders auf der Erörterung dieſer Punkte:

1) in was für Verbindung ſteht der Foetus mit der Mutter, und was iſt ſein thieriſches und empfindendes leben?

2) was hat das Empfinden als Würkung mit der Urſache oder mit dem Auſſendinge Aehnliches?

Das Reſultat dieſer Unterſuchung wird die Entſcheidung und Beantwortung der obigen Hauptfrage ſeyn.

Wundern muß man ſich, wie Büffon ſagen kann: der Foetus ſey von der Mutter eben ſo unabhängig, als das Ey von der Henne, die es ausbrütet: da er nicht allein im Widerſpruch mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit der ganzen anatomiſchen Erfahrung befunden wird.

Er ſelbſt hat an vielen andern Orten den Zuſammenhang des Foetus mit der Gebährmutter gezeigt, und die Theile, die dieſe Vereinigung bewürken, mit Namen genennt. Geſetzt aber auch, daß wir ſeine eigenen Beweiſe nicht hätten, ſo iſt uns ja die ganze anatomiſche Erfahrung Bürge von der Wahrheit dieſer beiderſeitigen genauen Vereinigung. — Es wäre unnöthig, hier dieſe Theile, die dieſen Zuſammenhang bewürken, anatomiſch zu zergliedern, da nur die geringſte Kenntniß von der phyſiſchen körperlichen Beſchaffenheit des Menſchen einen jeden leicht davon überzeugen kann. — Schon der Wachsthum und die Entwickelung des Embryo beweiſen uns die Vereinigung dieſer Theile, da jenes ohne Zufluß von Nahrungsſäften unmöglich, und dieſe aus keiner andern Quelle, als von den Säften der Mutter auf natürliche Wege, die den Foetus mit der Mutter verbinden müſſen, ſich ableiten können. Doch dieſes iſt zu ausgemacht, als daß es noch mehrerer Beweiſe bedürfe. Wir wollen daher zu der Frage: was das thieriſche und empfindende Leben des Embryo iſt, fortgehen. —

Es iſt ganz gewiß, daß man ſinnliche Erfahrung zur Führerin in dieſen Unterſuchungen nehmen muß: doch aber glaube ich, daß das zu groſſe Vertrauen auf ihre Sicherheit eine Urſache der vielen Verirrungen, Hypotheſen und Meinungen iſt, die in der Lehre von der thieriſchen Erzeugung obwalten. Sinnliche Erfahrung iſt viel zu eingeſchränkt, und anatomiſche Zergliederung noch zu grob, als daraus das Werk der Erzeugung, die geheimen Geſchäfte und Zubereitungen derſelben deutlich ſehen zu können. Bloſſe Analogie, Schlußart vom Gröbern aufs Kleinere kann uns in ſolchen Unterſuchungen ſicher leiten und führen.

Die Natur bleibt ſich überall gleich, ſo wohl im Großen als im Kleinen, immer würkt ſie nach einerlei Geſetzen, nur für uns verſchiedenen, da unſere Sinne an das Gröbere gewöhnt, nicht Urſache und Würkung, Mittel und Endzweck in dem Kleinen der Natur wahrnehmen können. So weit als möglich müſſen wir uns alſo von den täuſchenden Sinnen entfernen, und Schlueart des Analogiſchen in dergleichen Unterſuchungen zu Hülfe nehmen.

Der Zeitpunkt der Entwicklung des Keims, ſagen unſere Sinne, iſt, ſo bald als er in das Innre der Gebährmutter eingedrungen iſt, da doch gewiß nach aller Wahrſcheinlichkeit ſeine Entwicklung ſchon von Ewigkeit her angefangen und der Keim nur dieſes Orts bedurfte, um einer vollendeteren Ausbildung entgegenzugehen. Die Natur ſteht niemals ſtill, überall Entwicklung und Wachsthum, ſo wohl im Großen als im Kleinen, ſo in dem alterndem Greiſe, ſo in dem Keime, der in dem neugebohrnen Kinde zu einer künftigen Generation verborgen liegt: immer Fortſchreiten auf höhere Stufen der Vollkommenheit und Ausbildung.

Wollt ihr alſo einen Anfang der Entwicklung feſtſetzen, ſo nehmet den Anfang des Weltgebäudes, hier iſt der Standpunkt, wo ſie beginnet, und das Ende — Ewigkeit. —

Ihr Weiſen macht die ganze Natur tod und ohne leben, da ſie doch überall lebt und arbeitet. Der erſte Athemzug, mit welchem das leben des Kindes anfähet, iſt, ſagt ihr, der Augenblick, wo das Kind ſein Wehklagen anſtimmet, ungewohnt der hieſigen Erde. Ihr habt recht, wenn ihr eure Sinne fragt, allein nur ein Blick auf die Natur, — und dann Schlus, alles athmet Leben, alſo auch der Keim, der jetzt in tauſend Häuten eingeſchloſſen zu der ſpäteſten Generation, die die Kette des Menſchengeſchlechts beſchlieſſen wird, beſtimmet iſt. — Doch laßt uns langſamer und behutſamer dem Wachsthum und der Entwicklung des Keimes nachgehen.

Zufluß von Nahrung und Verwandlung derſelben in eigene conforme materielle Subſtanz ſind die erſten Erforderniſſe des Wachsthums. Jenes iſt da, die Mutter läßt dem Keime die ausgearbeiteſten Säfte zufließen, und dieſes iſt gewiß auch vorhanden, indem ſonſt Wachsthum nicht möglich wäre. Würkung und Gegenwürkung immerwährende Thätigkeit ſind die Mittel des letztern, und hingegen Ruhe und Stillſtand Mittel der Fäulniß und der Verderbniß des Keims. Ganz gewiß würde der Keim, ſtatt ſich zu entwickeln, in Fäulniß übergehen, wenn nicht bei der großen Wärme, die in dem Leibe der Mutter enthalten iſt, immer Thätigkeit, Würkung und Gegenwürkung wäre, d. h. wenn nicht Luft da wäre, ohne welche Thätigkeit und Ausdehnung nicht gedenkbar iſt.

Phyſiſche Erfahrung zeigt uns aber auch die Würklichkeit deſſen, was unſere Vernunft blos vorher gewähnt hatte, nämlich, Wärme, die im höchſten Grade im Mutterleibe enthalten iſt, iſt eine Urſache der Luft und ihrer Verdünnung. Auſſerdem alſo, daß die dem Blute ähnlichen Säfte viele Lufttheilchen in ſich enthalten, finden wir auch noch einen neuen Beweis von dem Daſeyn der Luft in den Behältniſſen des Embryo, weil Wärme ein Erzeugniß der verdünnenden Luft iſt.

Mit Recht können wir annehmen, daß die Werkzeuge des Athemholens im Kleinen gebildet, und auch ihre Beſtimmung zu erreichen geſchickt ſind, da auch noch überdies die Luft, womit der Embryo umgeben iſt, flüſſiger, verdünnter, und alſo ſeinen Organen angemeſſener iſt. Der Foetus athmet alſo ſchon im Mutterleibe, und bringt dadurch die Säfte und Nahrung in Umlauf und Umkreis, Würkung und Gegenwürkung, als ein thätiges Hinderniß der Fäulniß.

Ich kann überhaupt nicht einſehen, warum man alle Luft von dem Embryo im Mutterleibe ausgeſchloſſen hat, da doch in dem Ey, das die Henne leget, und in dem das künftige Thier enthalten iſt, genug Luft enthalten iſt. Denn da das Ey nicht völlig inwendig von der flüſſigen Materie angefüllet iſt, wie wollte die Schaale dem Druck der äuſſern Luft widerſtehn, wenn nicht in dem leeren Raume des Eys, Gegenwürkung, d. h. Luft enthalten wäre?

Mit Recht nehmen wir alſo an, daß, da ſogar in dem Ey der Keim mit Luft als das Verwahrungsmittel vor Fäulniß umgeben iſt, daß auch

Foetus im Mutterleibe von dieſer flüſſigen Materie in Leben und Bewegung geſetzt wird.

Die thieriſchen Geſchäfte gehen alſo ſchon im Kleinen vor ſich, obſchon vor unſern Sinnen verborgen. Das Athemholen geht täglich fort, und ſetzt die ganze Maſchine des Körpers in Bewegung, wodurch es die zufließenden Nahrungstheilchen an ſich zieht, in ſeine Subſtanz verwandelt, und ſo zunimmt und ſich entwickelt.

Woher denn aber die Erſcheinung, möchte man fragen, daß die Lunge des Kindes oberhalb des Waſſers bleibt, oder unterſinkt, je nachdem es ſchon Athem oder nicht Athem geholt hat?

Hierauf antworte ich, iſt dieſe Erſcheinung ja ein wahrer Beweis, daß das Kind gelebet oder nicht gelebet hat; ſo ſcheint mir doch der Grund davon nicht der zu ſeyn, daß der Embryo im Mutterleibe gar keinen Athem geſchöpfet hat, als vielmehr, weil die Luft in dem Innern der Mutter flüſſiger und verdünnter iſt, und alſo auch weniger die Lunge ausdehnt, als die äuſſere, die dicker und elaſtiſcher iſt. — Doch genug hiervon. Laßt uns nun zu dem empfindenden Weſen des Foetus hinaufſteigen!

So unvollkommen und ſo ſchwach vielleicht ſeine thieriſchen Geſchäfte vor ſich gehen, eben ſo unvollkommen iſt gewiß auch ſein empfindender Zuſtand, und ſo an das Bewußtloſe gränzend, wie in dem Inſekte, das die unterſte Stufe der thieriſchen leiber beſchließt. Sein Körper, ſeine Muſkeln, und ſein ganzes Nervenſyſtem iſt noch zu weich und hat noch zu wenig Feſtigkeit, als daß es die Eindrücke lange behalten, und der Seele vorſtellen könne. Seine Empfindung iſt gewiß daher nur das Werk eines Augenblicks, und ihre Dauer ein Zeittheilchen einer Minute, nach welchem ſie wieder verſchwinden, obſchon Spuren zurücklaſſen, die nur unſere Sinne nicht entdecken können.

Wollt ihr euch ſeinen Zuſtand vorſtellen, ſo verſezt euch einen Augenblick auf die unterſte Stufe der thieriſchen Empfindung, und betrachtet da den Zuſtand der lebenden und empfindenden Geſchöpfe. —

Das Reſultat alſo von dieſer Unterſuchung kann kein anderes ſeyn, als: 1) Alle thieriſche Verrichtungen gehen im Kleinen in dem Embryo ſo vor ſich, wie nach ſeiner völligen Ausbildung. 2) Sein empfindender Zuſtand iſt ſchwach, doch niemals ſo ſchwach, daß er keine Spuren von ſich zurückließe.

Wir kommen nun zur andern Hauptfrage, welche darin beſtehet. Was hat jede Empfindung Aehnliches mit der Urſache dem Auſſendinge?

Eindruck des Gegenſtandes auf den Körper heißt nichts anders, als Beſtreben der ausflieſſenden Theilchen des Auſſendinges, den Körper oder die Nerven, die ſie berühren, in eine ähnliche Bewegung und Beſtimmung zu ſetzen.

Jeder Körper iſt in einem beſtändigen Aus- und Abfluß, immer ſondern ſich Theilchen von ihm ab, die eine eigene Modifikation, Geſtalt, Bewegungs- und Beſtimmungsart haben, je von welchen Elementen des Körpers zuſammengeſetzt ſie ausfließen. Jeden Gegenſtand, den dieſe Theilchen begegnen, ſuchen ſie in eine harmoniſche Beſtimmungsart mit ſich zu ſetzen, indem ſie ſich einander ihre beſondern Elemente mittheilen und mit einander vermiſchen. Je mehr die Elemente des einen Körpers mit den andern disharmoniren, mehr oder weniger feſt unter ſich zuſammenhängen, nachdem iſt auch der Widerſtand, ehe ſich die zwei Körper von verſchiedener Natur vereinbaren. Feuer z. B. erregt in unſerm Körper eine heftigere Empfindung, als Waſſer, weil die elementariſchen Theilchen des Feuers einen feſtern Zuſammenhang und eine thätigere Beſtimmungsart haben, als die Theilchen des Waſſers. —

Der gemachte Eindruck alſo des Gegenſtandes auf unſere Nerven iſt ähnlich mit dem Weſen des Gegenſtandes ſelbſt, deſſen Theilchen den Nerven affiziret haben; er iſt bloſſe Nachahmung des Körpers ſelbſt. Die Empfindung, die wir von einem Gegenſtande haben, wenn er auch ſchon abweſend iſt, iſt ein deutlicher Beweis, daß der Eindruck in nichts anderm beſtehet, als wie wir ihn beſchrieben haben. Denn wie wäre es möglich, daß wir durch Erinnerung eine ähnliche Empfindung mit dem gegenwärtigen Eindrucke des Gegenſtandes hervorbringen könnten, wenn nicht eine gleiche Urſache mit dem Gegenſtande, der uns gerührt hat, in unſerm Körper ſtatt fände.

Die Bewegfertigkeit, die durch den Eindruck eines Auſſendinges in unſern Nerven hervorgebracht wird, iſt nicht hinreichend, eben dieſelbe Empfindung während der Abweſenheit des Gegenſtandes in uns zu bewürken; denn Bewegfertigkeit iſt die Folge von jedem Eindrucke der heterogenſten Körper, die durch nichts als der Stärke und dem Grade nach unterſchieden ſeyn kann. Es muß alſo eine eigene Art von Bewegung ſeyn, die jeder Körper nach ſeinen elementariſchen Theilchen in unſern Nerven hervorbringt. Die Stärke der Bewegfertigkeit in dem Nerven kann wohl die Stärke der Empfindung, aber nicht ihre Art und ihr Weſen beſtimmen. Wir ſehen alſo deutlich, daß jeder hinterlaſſene Eindruck Aehnlichkeit haben muß mit dem Gegenſtande ſelbſt, der ihn hervorgebracht hat, weil jener die nämliche Empfindung, die das würkliche Einwürken erregt hat, wiederholen kann.

Ein zweiter Beweis von der Wahrheit dieſes Satzes iſt die Aehnlichkeit, die wir mit dem Gegenſtande annehmen, deſſen Eindrücke wir oft und lange erfahren haben. Ein jeder Handwerker trägt die Art ſeines Handwerks an ſich, wie wäre aber dieſes möglich, wenn ſeine Nerven nicht ähnliche Beſtimmungsart mit dem Gegenſtande anzunehmen im Stande wären? Ob ſchon alſo die Empfindung nichts Aehnliches mit dem Gegenſtande hat, ſo iſt der äuſſere Eindruck, der unſern Nerven inwohnet, mit dem Weſen des Auſſendinges gleich und ähnlich. —

Hier wollen wir nun in der Unterſuchung über die Empfindungen ſtehen bleiben, und blos zur Anwendung derſelben auf die Muttermähler anwenden. Das Reſultat wird folgendes ſeyn: Der Foetus kann die nämliche Empfindung haben, die die Mutter hat, ob er gleich nicht ſelbſt von dem Auſſendinge iſt gerührt worden. Der Eindruck nämlich, d. h. die mit dem Weſen des Gegenſtandes harmoniſche Erſchütterung der Nerven pflanzt ſich vermöge des beiderſeitigen Zuſammenhangs auf den Foetus fort, der dann die nämliche Empfindung haben wird, weil die Erſchütterung der Nerven mit dem Gegenſtande ſelbſt ähnliche Empfindungen hervorbringen kann.

Um ſich dieſes deutlich vorzuſtellen, ſo denke man es ſich unter dem Bilde eines elektriſchen Funkens, der aus einer Maſchine ſich einem Menſchen mittheilt. Steht dieſer wieder mit andern Körpern, die Empfindungen fähig ſind, in Verbindung, ſo wird z. B. jeder Menſch, der mit in der verbindenden Reihe ſtehet, eben denſelben Schlag und eben dieſelbe Empfindung bekommen, als der erſte unmittelbar an der Maſchine, ob jene gleich den Eindruck nicht unmittelbar von der Maſchine ſelbſt er-

erhalten haben. Eben ſo verhält es ſich mit dem Foetus und der Mutter, wenn man die Anwendung davon machen will auf die Geſchichte, die Büffon von der Frau erzählet, die nachdem ſie einen Verbrecher rädern geſehen, ein Kind mit zerbrochenen Gliedern zur Welt gebracht hat.

Ich glaube nicht nöthig zu haben, die Empfindungen des Schmerzes, der Sympathie und des Mitgefühls hier zu erklären, denn wer ſollte ihre Würkungen aus eigener Erfahrung nicht kennen, und wiſſen, wie ſtark ihre Gefühle und wie betäubend ſie ſind. Zu keiner Zeit iſt eben der weibliche Körper den ſtärkſten Empfindungen ausgeſetzt, als zu der Zeit der Schwangerſchaft, wo das Blut und alle Säfte in der geſchwindeſten, heftigſten Bewegung und Umlaufe ſind, und der ganze Körper Gefühl und Empfindung iſt.

Setzt euch nun in die Lage dieſer Frau, die während ihrer Schwangerſchaft einem Schauſpiel zuſieht, bei welchem auch der härteſte und kälteſte Menſch nicht gleichgültig und unempfindlich bleiben kann, und gewiß ihr werdet euch nicht verwundern über die Würkungen, die ſolche Empfindungen auf den Foetus hervorbringen müſſen.

Der Verbrecher ſteigt auf das Mordgerüſte — welche leidende und ſympathiſirende Empfindungen muß da nicht die Frau haben! — ſie ſelbſt ſteigt auf das Mordgerüſte — Mit einem Schlage werden die Glieder des Verbrechers zertrümmert —

Einbildungskraft, Sympathie, leidende Menſchheit, welche Gefühle erregt die nicht! Die Frau empfindet den Stoß ſelbſt in ihren Gliedern, der Zerrüttung und Schmerz in ihnen hervorbringen muß. Der Embryo bekommt nun auch dieſe Erſchütterung und folglich auch die verhältnißmäßigen heftigen Empfindungen, deren Zurückwürkung in dem Körper des Foetus Zerrüttung und Schmerz hervorbringen.

Daß dieſe Zerrüttung gerade in den Theilen des Foetus vorgegangen iſt, welche dem Verbrecher ſind zertrümmert worden, macht vielleicht ein uns unſichtbarer Zuſammenhang der Glieder des Foetus mit denen der Mutter, mittelſt Adern, Gefäſſe, Nerven, u. d. gl. andern Verbindungswerkzeugen. Ich glaube, daß dieſes eben keine Hypotheſe iſt, die in das Reich der Unmöglichkeit zu ſetzen iſt.

Büffon ſchreibt dieſe Erſcheinung einer nothwendigen Folge des unendlichen Zuſammenſetzungsvermögen der Materie zu. Es iſt nicht zu läugnen, daß die materielle Welt ein ſolches Vermögen hat; aber nur auch beſtimmende Urſachen müſſen da ſeyn, welche ſie jedesmahl zu dieſer oder jener Zuſammenſetzung vermögen. Ob aber dieſe beſtimmenden Urſachen in der Materie ſelbſt oder auſſerhalb in andern Umſtänden liegen, davon hat Büffon nichts ausgemacht, und nicht einmal daran gedacht. Doch genug hiervon. —

Ein jeder mag urtheilen, in wie fern die Gedanken, die dieſe Unterſuchung ausmachen, wahr oder falſch, mehr oder weniger mit der menſchlichen Natur übereinſtimmend, und in wie fern ſie einer weitern Bearbeitung würdig ſind. Ich habe nichts als eine Skize von meinen Gedanken über die Erſcheinung der Muttermähler entwerfen wollen.

Grohmann.

3.

Oral' über Taubſtumme.

Bruchſtück eines Geſprächs mit Becker.

An Becker.

Sie verlangen von mir ſchriftlich die Antwort der Frage:

> Warum wir *) es bei den Taubſtummen nicht mit der Schriftſprache bewenden laſſen, ſondern ihnen auch die Tonſprache beibringen?

Ach! Warum verlangen Sie das ſchriftlich? Ich erklärte Ihnen ja mündlich Alles noch deutlicher, als die Juden ihre mündliche Satzungen zu erklären pflegen **) — Und doch wollte ich Ihnen ungern die Erſte Bitte abſchlagen. Sie kennen mich erſt ſeit geſtern und ehegeſtern, und möchten wohl gar aus meiner Weigerung etwas Unangenehmes ſchließen. Und es wäre nichts anders daran Schuld, als das Bewußtſeyn meiner Schriftſtellerunfähigkeit.*) Dies iſt keine kindiſche Ziererei, keine weibliche Affektation.

---

*) Hr. Heinike, Churfürſtl. Sächſ. Direktor des Inſtituts für Stumme in Leipzig, und Eſchke in Berlin.

**) Daher — meine ziemlich ſeltſame Ueberſchrift: Oral.

Eſchke.

Ueberdies haben Sie ein gegründetes Recht auf meine Gewährung; Sie ſind der Freund meines **Ebert** und **Bürger**. — Alſo ſey es gewagt!

Die nämliche Frage that ohnlängſt der verdienſtvolle Herr Oberkonſiſtorialrath **Gedike** an mich. Aber lieber Himmel! ohne Tonſprache getraue ich mir nicht einen einzigen Begriff den Taubſtummen dauerhaft beizubringen. Die Tonſprache entwickeln wir dadurch, indem wir dem fehlenden Gehörſinn den Geſchmackſinn ſubſtituiren, und dieſen — Allein das führte mich hier von meinem jetzigen Ziel. Sie dürfen nur **Heinike's** Schriften**) leſen, um das zu erfahren.

Ehe

---

*) Hr. **Becker** ſchrieb an **Eſchke**: daß er ihm ſodann auch erlauben müſſe, ſeine Beantwortung einer periodiſchen Schrift inſeriren zu laſſen.

**) Beobachtungen über Stumme, und über die menſchliche Sprache, in Briefen von Samuel Heinike. Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung, 1778.

Ueber die Denkart der Taubſtummen, und die Mißhandlungen, welchen ſie durch unſinnige Kuren und Lehrarten ausgeſetzt ſind. Ein Fragment von **S. Heinike.** Leipzig, bei Hilſcher, 1780.

Wich-

Ehe der Taubſtumme die ſchriftliche Folge der Buchſtaben mechaniſch lernt, welche und wie viel Schwürigkeiten muß er vorher zu überwinden haben! Schwürigkeiten, die ſo unüberſehbar groß ſind, daß ich mir gar keine Idee davon machen kann! Die Buchſtaben kann er nicht nennen! Buchſtabiren und Silbiren kann er nicht lernen! Wörter kann er gar nicht leſen! Er muß daher von der Buchſtabenfolge in den Wörtern ungefähr ſo denken: „jetzt kommt eine ovalrunde Maſchine und ein Haken am Kopfe, hierauf ein Strich herunter mit einem Hub durch den Fuß, dann ein rundes, faſt ganz offnes Loch mit einem Punkt, alsdann eine größere Figur mit einer Zunge zum

Maule

Wichtige Entdeckungen und Beiträge zur Seelenlehre und zur menſchlichen Sprache von S. Heinike. Leipzig, bei Haug, 784.

Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinike an den Abbé l'Epee. (in Moritz's Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde, 2ten B. 2tes St. S. 66-72.)

Beſonders

Ueber graue Vorurtheile und ihre Schädlichkeit, von S. Heinike. Leipzig, bei Böhme, 788. und

Reflexionen über Thier- und Menſchenſprache, auch über die ſämmtlichen Lehrer der Taubſtummen. Fragment eines Briefes an Bürger, von Eichke. (in Müller's und Hofmann's mediciniſchen Annalen. Frankfurt am Mayn, bei Fleiſcher, 789.)

Mauſe heraus, endlich ein langes hagres Ding mit einer Naſe — oder mit einem Bein- und Halseiſen, wie die Baugefangenen in Dresden, und die Feſtungsgefangenen in Spandau," — oder wie er ſich den Firlefanz ſonſt denkt. — Und das ganze Wort heißt

Stork.

Der Himmel mag wiſſen, welche Gleichförmigkeit er den Buchſtaben und Wörtern nun beilegt, und was bei deren Malerei in ihm vorgeht.

Und wie wollten Sie ihm abſtrakte Begriffe durch die Schriftſprache inokuliren? Wie wollten Sie Gerüche, Töne, Empfindungen und andre Dinge für das Geſicht kopeilich darſtellen?

Auch vergißt der Taubſtumme, der die Schriftſprache ohne Tonſprache erlernt hat, jene bald wieder, indem er ſich lieber an ſeine kurzen pantomimiſchen Zeichen, als an die langen krüplichten vorn und hinten gebuckelten ſchieffüſſigen Figuren hält. Der Taubſtumme, der blos Schriftſprache erlernt hat, kann ſich nicht ſtets darin üben, und denken kann er in derſelben gar nicht; wie Heinike in ſeinen Schriften erwieſen hat. Dünkt es Sie nun natürlich, daß die mannichfaltigen, faſt unmerklichen Empfindungen, und die Fertigkeiten in der Hand zur Schrift, ohne untergelegte Tonſprache, bei ihm ſchnell wieder ſchwinden müſſen?

Denn die Artikulationen, aber nicht die Töne allein, die durch andre Mittel bei Taubſtummen erſetzt werden, ſind das Fundament der Tonſprache, und die Schriftſprache iſt bloſſe ſichtbare Kopie von jener. Doch davon kann man ſich nur eine Idee machen, in ſo fern man menſchliche Denkart ſtudirt, und die Würkung nicht für die Urſache nimmt. Denn Erkennen und Denken ſind kein Empfinden; dies gehört zur **ſenſiblen**, jenes aber zur **intelligiblen** Natur.

Berlin, am 10. Mai 1789.

Eſchke.

4.

Ueber das Band zwiſchen Geiſt und Körper.

Auszug aus einem Briefe.

Selchow bei Güſtrow in Meklenburg,
den 31. Juli 1789.

Schon oben habe ich bemerkt, daß ich von der harten Leibes- und Nervenkrankheit in meinem 14ten Jahr befallen ward; und ich will über die ſonderbaren Eräugniſſe derſelben mich verbreiten, da ſie Folgen der Krankheit waren; ſieben ſtarke Bauernkerls waren nicht vermögend, den heftigen convulſiviſchen Bewegungen, die unwillkührlich bei vollem Bewußtſeyn meine Glieder verdreheten, ein Hinderniß zu legen. Sie alle ſieben flogen von Arm und Füſſen wie Federn, wenn der unwillkührliche Schlag durch meine Glieder zuckte.

Doch ſchon viel wichtiger auf meine Seele würkten die Zufälle, wenn ich bei heftigem Kopfweh eiskalt ward, und nun in eines weg, gleich einem Narren mit durchdringendem Gelächter meine Wächter erſchreckte, ohne dieſes Lachen bei allem Beſtreben unterlaſſen zu können. Wenn ich Griechiſch und Hebräiſch und noch eine Sprache, die niemand kannte, mit aller Geläufigkeit redete, ſehr wohl mit derſelben einen Sinn verband, den man im Griechiſchen und Hebräiſchen verſtand, ohne daß ich je mit letzterer Sprache bekannt geweſen, und von erſterer noch nichts weiß.

Oft aber alle Thiere nachmachte, im Geſchrei und Gang, ſelbſt in ihren Eigenſchaften, vorzüglich das Stampfen und das Wiehern der Pferde, ſo unwillkührlich, daß ein Strick, den man mir an den Leib gebunden, weder die Bewegung meiner Füſſe hemmen, noch mein Geſchrei durch Drohung und Zwang verhindert werden konnte; ja ſo, daß, als ich ein Füllen auf dem Hof ſahe, ich in einem ſolchen Pferdeſinn zu ihm hinaus wollte, und mit der Hand ein Fenſter einſchlug, das eine Sehne mir an der rechten Hand abſchnitt.

Ein ſolcher Zufall endigte ſich allemal mit einem epileptiſchen convulſiviſchen Zufall, der die Sinnen wieder in Ordnung brachte, und die Imagination berichtigte. War ich kalt während dieſem Zufall geweſen, ſo glüheten nun alle Adern.

War ich warm und in Hitze geweſen bei Eintritt meines Zufalls, ſo war ich beim Ende eiskalt, zum gewiſſen Beweis, daß der Zufall bald wieder kommen würde.

Ich ſchlief und aß, trank und hatte alle natürliche Wirkungen eines Geſunden ſo vollkommen, wie mein gutes Anſehen, daß bei geſunden Augenblicken, man alles für Verſtellung gehalten haben würde. Oft war meine Seele unwillig über die unwillkührliche Bewegung meines Körpers, und oft folgte ſie dem Körper mit gänzlicher Ueberlaſſung ſeiner ſelbſt.

Es wird gewiß jedem Pſychologen ſchwer werden, ſchon dieſes nur einigermaßen zu erklären. Aber gewiß nachfolgende Umſtände weit mehr noch! Nach drei Jahren ward die Heftigkeit der Krankheit ſo gebrochen, daß bloß alle 6 Wochen convulſiviſche krämpfigte Zufälle, durch 3, 4, auch 8 Tage eintraten, keine andere Zufälle aber ſich äuſſerten.

Unter dieſem Zeitpunkt war der ſiebenjährige Krieg eingetreten. Mein Bruder bei der hannövriſchen Armee engagirt; und ich ein eifriger partheinehmender Verehrer Ihres großen Königs. Ich lebte zu Glückſtadt bei meinem Oheim, dem Grafen von D . . . ., Canzler in Glückſtadt, der ſehr Oeſtreichiſch geſinnt, deſſen älteſte Tochter aber, weil ſie an den Sohn des Generallieutenannt, Graf Kielmanſegg, unter deſſen Regiment mein Bruder angeſtellt, verſprochen war, mit mir eine Parthei hielt.

Da ich mit jenen leidigen Zufällen bis in mein zwei und dreißigſtes Jahr behaftet war, ſo war ich auch dort, wie gewöhnlich, von Zeit zu Zeit damit befallen. Nie war meine Seele munterer, zum Studieren mehr aufgelegt, als dann, ſo ſchwach der Körper und die Nerven auch dann und in ſolchem Grade waren, daß ich zuletzt krum und gebückt einherging, wenn ein ſolcher Zufall eintrat.

Nun traf es ſich, daß ich einmal krank ward, als ich den Abend vorher über die Operationen der hannövriſchen Armee mich weidlich die Charte zur Hand geſtritten hatte; und unſere letzten Nachrichten waren von Minden.

Ich lag des Morgens auf meinem Bette, halb ſchlummernd, doch nicht ſchlafend, ſahe die ganze alliirte Armee gegen die Franzoſen würken, wußte wer am rechten und linken Flügel commandirte. Sahe, wie die Franzoſen in die Flucht gingen, und die Leichen, und meinen Bruder betäubt von einer Kugel, die ſeinen Kammeraden niederſchoß, zur Erde fallen, und zugleich, daß der Erbprinz und Graf Kielmanſegg an einem andern Ort einen franzöſiſchen General ſchlugen.

Erwachte aus meinem Schlummer, und war meiner Sache ſo gewiß, daß ich es als Gewißheit mit allen Umſtänden erzählte; und erſt acht Tage nachher erhielten wir volle Beſtätigung.

Eben denſelben Vorfall hatte ich, da ihr König die große Bataille gegen die Ruſſen verlor. Ich ſahe ihn und ſein Heer fliehen, und ihn allein.

Ich ſagte es denſelben Tag mit allen Umſtänden, und endlich war mir auch die Uebergabe von Dresden mit 150 Kanonen ſo bekannt und gewiß am Tage der Uebergabe, daß ich meinen Kopf darauf verpfändet hätte.

Auf einen bloßen Zufall laſſen ſich dergleichen beſtimmte Wirkungen der Seele nicht rechnen.

Zufall und Ungefähr ſind mir immer äuſſerſt ſeltſame Aufklärung über unbegreifliche Wirkungen unſerer Seele oder Körpers. läßt Krankheit des Körpers ſolche Wirkungen der Seele entſtehen? kann ſie das, die an ſich der Natur der Seele zuwider und entgegen iſt.

Und wie läßt ſich ein Bewußtſein von Dingen und Begebenheiten, die auf zehn Meilen von uns vorgehen, auch nur einigermaaßen erklären, da unſere Seele ſehr oft und viel Dinge, die auſſer und neben uns geſchehen, nicht weiß, weil die Sinnen ſie nicht faſſen.

Die Belagerung von Dresden war indeſſen der letzte Vorgang dieſer Art. Meine academiſche Studien und Aemter mußten natürlich meiner Imagination nicht mehr die Zeit laſſen, ſich ſo ſehr Dinge einzuprägen, daß die Seele durch ihre Eindrücke ſich auf Meilen weit von mir entfernte; ob ich gleich noch vierzehn Jahr hindurch ſelbſt in Wien, von meiner Krankheit oft ergriffen, und bis zum Ausbruch oft die wichtigſten Arbeiten mit möglichſter Gegenwart des Geiſtes, Gedächtniß und Ordnung bearbeitet hatte, und die ſchwerſten Sachen faſt immer dahin ſparte, weil ich denn beſſer und leichter zu arbeiten gewohnt war.

Graf von Grävenitz.

5.

Beobachtungen über Taubſtumme.

Erſter Verſuch.

Niemand wird wohl bezweifeln, daß es der Mühe werth ſey, dieſe Klaſſe der Menſchen zu belauſchen, zu ſehen, in welchen Stücken ſie ſich uns Hörenden nähern, oder von uns abweichen und ſich entfernen. Dieß und nichts anders iſt der Zweck aller Beobachter, die berufen oder unberufen ihr Augenmerk auf Geiſtesentwicklung und Denkart der Taubſtummen richten; und ob deren Anzahl gleich groß iſt, ſo hoffe ich dennoch ein Plätzchen darunter zu finden, und werde zu dem Ende in jedem Stücke dieſes Magazins kleine Beobachtungen über Taubſtumme liefern, worin ich dem Leſer ohne Rückhalt ſage, wie weit die Erkenntniß der Taubſtummen in abſtrakten Begriffen geht; oder worin ich vielmehr Gründe beibringe, durch die ich beweiſe, daß Taubſtummgeborne eigentlich gar keine Erkenntniß abſtrakter Begriffe haben. Auſſer dem verſpreche ich zu zeigen, daß eine lange zuſammenhängende Gedankenreihe und Erinnerung an die Vergangenheit der Taubſtummen Sache nicht iſt, ohne durch gegenwärtige Eindrücke darauf gebracht zu werden.

Ich ſchreibe: kleine Beobachtungen. Denn ich will hier die kleine Münze einzelner Erfahrung ſo lange ſammeln, bis ich ſie in Goldſtücke allgemeiner Anmerkungen umſetzen, und dieſe zu dem wichtigen Kapitale gedachter Reſultate ſchlagen kann.

Von meinem Schwiegervater Heinike, und durch eignes Studium und unabläſſigen Selb[illegible] ärndtete ich viele Erfahrung in meinem Fache. Des darf ich mich wohl rühmen, ohne den Fehler der Aufgeblaſenheit mir auf die Schultern zu bürden.

Lebrecht F. ein Zögling im Inſtitute zu Leipzig, war 15½ Jahr alt, als er in das Inſtitut kam.

Er hat in der zarteſten Jugend, ehe er die Sprache noch faſſen konnte, das Gehör durch die Pocken verloren. Beim erſten Blick ſieht man es ihm an, daß ſein Körper von einer thätigen Seele bewohnt wird.

Sein Geſchäftigkeitstrieb iſt auſſerordentlich. Sich die Zeit zu kürzen, ſann er darauf, Fliegen und Flöhe zu verbannen, Vögel und Fiſche hingegen auf eine ſchlaue Art zu fangen.

Beſonders mußte ihm die Verbannung der Flöhe unglaubliches Kopfzerbrechen gekoſtet haben, denn ſie war künſtlich und ſinnreich. Ich will ſie im zweiten Verſuche beſchreiben.

Lebrecht ſtellt ſeine Gedanken durch ſehr paſſende Zeichen allemal dar, und ich vermuthe ſchier, daß Herrn Abbé de l'Epee und Herrn Abbé Storks geprieſene methodiſche Zeichen nicht paſſender ſeyn können. *)

Bei ſeiner Ankunft im Inſtitute zu Leipzig ſah ſich Lebrecht in eine neue Welt verſetzt, und man witterte es ihm ab, daß er ſich lieber wieder in die alte ſehnte. Herr Direktor Heinike und ich däuchten ſeiner Freiheit ein Kapzaum, und er ſchien darüber empfindlich. Indeſſen erwarb ich mir bald Zugang zu ſeinem Herzen, Liebe und Vertrauen. Ich gab ihm nach, wo ich konnte. Erlaubten Wünſchen eilte ich zuvor, und blieb ihre Erfüllung augenblicklich unmöglich, ſo ſuchte ich ſie wenigſtens zu beflügeln. Ich lauerte auf die Minuten, wo er meinen Unterricht anzunehmen geneigt war. Ich ſtrengte ihn Anfangs nicht im mindeſten an. Worauf ſeine Aufmerkſamkeit ſtieß, da folgte ich ihm treulich. Und ſo betrachteten wir in einer Stunde öfters mit ziemlich flüchtigen Blicken eine Menge Gegenſtände, die ſo pudelnärriſch durch einander liefen, wie ſie kaum ein Marionettendirektor zuſammenzumiſchen im Stande iſt.

---

*) Mit beiden Herren Abbees ſtehe ich jetzt über unſre heterogenen Lehrarten im Briefwechſel.

Eſchke

Ueberdies brauchte ich bei ihm noch diejenigen ſchuldloſen Kunſtgriffe, mit welchen ich ſo vielen der Taubſtummen Luſt zum Lernen inokulirte, und die ich, ohne Winkelzug und Zikzak, dem Publikum enthüllte in meinen

> Reflexionen über Thier- und Menſchenſprache; auch über die ſämmtlichen Lehrer der Taubſtummen. Fragment eines Briefes an Bürger. (in Müller's und Hofmann's mediziniſchen Annalen.)

Hierdurch gelang es mir: ſeinem nicht geringen, beinahe akademiſchen Freiheitsſtolze Zaum und Gebiß in's Maul zu legen, und den guten Lebrecht ganz an mich zu ketten. Ich wurde gewahr, daß die Krankheit des leidigen Geniefiebers, Sturm und Drang, heimlich in ihm wüthete. Wie ich dagegen eiferte, wie und welche Medikamente, aus Beweiſen, Thatſachen und Beiſpielen, ja ſogar aus meinem eignen Beiſpiele komponirt ich ihm eingab: dies behalte ich mir vor künftig zu erwähnen. Es iſt gewiß, daß jeder gute junge Kopf die ſublunariſche Welt in der Erſt als Dichter und Träumer angaft. Er ſchaut alles edler, höher, vollkommner, himmliſcher, geläutert und geſäubert vom Unreinen, Irdiſchen; natürlich auch übertriebner, wilder und verwirrter. Am beſten dünkt mich, wenn er das im Stillen auskocht; ſonſt wird er ein Kontreband in der menſchlichen Geſellſchaft.

Acht Wochen ſpielte ich, ſo zu ſagen, mit ihm. Aber nachdem griffen wir unſer Werk mit vereinten Kräften fröhlich und guter Dinge an. Binnen ſechs Wochen brachten es Herr Direktor Heinike, ich und ſein eigner Fleiß ſo weit, daß Lebrecht die ihm vorgelegten Fragen zu beantworten vermochte, wie man es verlangte. Es verſteht ſich, daß es Fragen über ſenſible Dinge ſeyn mußten. Vom Senſiblen geht man dann zum Intelligiblen.

Ich habe bei unſerm Lebrecht ſo Vieles bemerkt, was in pſychologiſcher Rückſicht merkwürdig mir ſcheint. — Aber ich fand mich genöthigt, hier erſt minder intereſſante Sachen zu erzählen, um im zweiten Verſuche dahin zu kommen, wohin ich will.

Berlin am 14ten Oktober 1789.

Ernſt Adolf Eſchke.

6.

Fortſetzung des Tagebuchs eines Selbſtbeobachters.

Den 20. Febr. 1783.

Ich will meine Stirne aufheitern und will fröhlich ſeyn — Der Gram iſt bitter und verkürzet das leben — Gieb mir Kraft, du Geiſt der Freuden, den Geiſt der Traurigkeit zu überwinden! der mich mit ſchwerer Hand danieder drückt, daß mein Herz ſich nicht erheben, und mein Gemüth nicht frohlocken kann. —

Doch, ich will mich ermannen, will friſchen Muth faſſen, und Herr über mich ſelbſt ſeyn — manchen Fehler hab' ich mir ſchon abgewöhnt, warum ſollt' es mir nicht auch bei dieſem gelingen! — Morgen will ich ſchon fröhlicher ſeyn, wie heute, und wird es mir auch im Anfang ſchwer, ſo wird es doch nach und nach immer leichter werden.

Was fehlt mir denn? worüber beklage ich mich? — Bin ich mit mir ſelbſt unzufrieden, ſo will ich mich beſtreben mit jedem Tage beſſer zu werden, und das wird mir an jedem Tage ein neues Vergnügen erwecken. —

Ich will mich alſo zuerſt beſtreben, jedes nothwendige Geſchäft, dem blos nützlichen und angenehmen

nehmen vorzuziehen, es mag mir auch noch ſo viel Ueberwindung koſten. —

Das will ich thun, was ich mir ſchon ſo lange vorgenommen habe, keinen Abend hingehen zu laſſen, an dem ich nicht einige Beobachtungen, die ich den Tag über geſammlet habe, aufſchreibe. —

Und daß dieſer Entſchluß nicht erkalten möge, will ich noch heute damit den Anfang machen. —

Auch will ich meine Zeit beſſer zu rathe halten, und auf jede Stunde geitzig ſeyn, will mich lieber der Geſellſchaft entziehen, wenn ich merke, daß ich ſie durch üble Laune ſtöhren werde, will mir aber auch vor allen Dingen dieſe üble Laune gänzlich abgewöhnen, und dieſe gefaßten Vorſätze will ich vors erſte täglich zweimal überleſen. —

Den 30. Febr.

Welch eine unverantwortliche Sünde iſt es, ſeinen Mitmenſchen die beſten Stunden, die ſie hier auf Erden genießen, durch üble Laune zu verderben! —

Unglücklicher! wenn du mißvergnügt ſeyn mußt, ſo ſey es allein, und ſey kein Freudenſtöhrer!

Das ſey inskünftige meine feſte Entſchließung, daß ich lieber alle Geſellſchaft der Menſchen fliehen, als durch meine Traurigkeit ihre Freude vermindern will. —

Aber, Gott, der du mein Herz zur Freude ſchufſt, o ſollte es nicht möglich ſeyn, durch deinen

Beiſtand dieß Mißvergnügen zu überwinden, daß ſo oft wider meinen Willen in meiner Seele emporſteigt! — Laß, o laß mich die trübe Quelle entdecken, aus welcher ſo viele finſtre Augenblicke dahinſtröhmen, die den Frühling meines Lebens verdunkeln! —

Iſt es Unzufriedenheit mit mir ſelbſt, weil ich andre im hellen Licht erblicke, wodurch ich immer mehr verdunkelt werde; weil ich an andern ein angenehmes Weſen, einen gefälligen unterhaltenden Ton bemerke, den ich an mir ſelbſt vermiſſe; weil ich merke, daß ich der Geſellſchaft mißfällig, läſtig — werde, und daß ich dieſen Mißfallen verdiene.

Weil ich mir nun nicht mehr ſoviel zutraue, etwas vorzubringen, daß mit Beifall könnte aufgenommen werden, da ich mich einmal durch mein Stillſchweigen in der Geſellſchaft unwichtig gemacht habe, und dasjenige, was ich nun ſagen will, entweder ſehr intereſſant ſeyn muß, oder gewiß wenig Beifall finden wird. —

Gott! ſollte es jene niedrige Geſinnung, ſollte es jener hämiſche Neid ſeyn, der Kains Stirne verfinſterte, wenn er die beſſern Eigenſchaften ſeines Bruders bemerkte — o wie verderbt iſt dann noch mein Herz. —

Aber ich kann es mich noch nicht überreden, daß dieſes die Quelle meines Kummers ſeyn ſollte — Vielleicht iſt es blos Mangel an Selbſtzutrauen — und ſollt' es das ſeyn — ſo will ich noch einmal wagen, einer Geſellſchaft beizuwohnen — will mich beſtreben heiter zu ſeyn, und will jeden Gedanken an meine Unvollkommenheit, und mein Verhältniß gegen andre, zu unterdrücken ſuchen. —

Wer weiß, liegt es nicht vielleicht blos an mir, mir eben das einnehmende Weſen, eben dieſe Freimüthigkeit im geſellſchaftlichen Umgange, die ich an ihnen bewundre, durch wiederholte Bemühung zu erwerben? — und ich glaube, das iſt immer vernünftiger, als wenn ich mich der Geſellſchaft ganz entziehen wollte, und doch werde ich dieß letztere thun müſſen, ſo bald ich merke, daß es mir unmöglich iſt, mein Mißvergnügen und meine Traurigkeit zu überwinden. —

Dann o Gott, vergieb es mir, der du mich zu einem Mitgliede der menſchliſchen Geſellſchaft ſchufſt, daß ich nichts zum Vergnügen meiner Freunde im geſellſchaftlichen Umgange beitragen kann. —

Ich will mich demohngeachtet beſtreben, nicht ganz unnütz zu ſeyn — ich will die Stunden der Einſamkeit nutzen, zum Vergnügen meiner Mitmenſchen zu arbeiten, da ich durch meinen perſönlichen Umgang nichts dazu beitragen kann. —

Und doch iſt der Umgang mit edlen Seelen, die uns lieben und ſchätzen die größte Glückſeligkeit des Lebens — aber dieſes Glücks bin ich vielleicht noch nicht werth, und ich will gern ſo lange Verzicht darauf thun, bis ich mich deſſelben einmal würdig gemacht habe. —

Den 18. März.

Einen ganzen ſchönen Nachmittag habe ich mit den Gedanken an Entwürfe verdorben, die vielleicht nie zur Reiffe kommen werden, und ob ich dieß gleich vorausſehen konnte, war es mir doch nicht möglich meine Gedanken davon abzulenken.

Ich will inskünftige ſuchen ſo viel Herr über mich ſelbſt zu ſeyn, daß ich alle dieſe Entwürfe, die ſo gern von meinen Herzen Platz nehmen wollen, kurz abfertige, und ſie entweder, bis auf eine gelegnere Zeit, der Schreibtafel anvertraue, oder ſie gänzlich zu vergeſſen ſuche.

Auch das iſt Sünde, und das merke ich daran, weil es mich mit Mißvergnügen erfüllt; auch das iſt Sünde, wenn man ſeine Gedanken unrecht anwendet

Wie viel Nützliches hätte ich geſtern Nachmittag zu Hauſe und beim Spatzierengehen denken können, anſtatt daß ſich meine ganze Seele mit leeren Projekten beſchäftigte, und darüber ſogar den Genuß einer angenehmen Gegenwart vergaß.

Ein Brief von einem Freunde aus H . . . — wie viel ſüſſes hat das Andenken an unſre vergangnen Tage, wenn wir ſo ins Leben zurückſchauen, uns in unſerm jetzigen Zuſtande denken, und uns dann alle der abwechſelnden Scenen, ſeit einer geraumen Zeit erinnern, das erweitert unſre ganze Seele, und lockt Thränen einer mit Wehmuth vermiſchten Freude aus unſern Augen. —

Den 20. März Abends.

Trauern will ich, aber ich will mich nicht an Gott verſündigen! Ich will mich nun einmal mit Muth und Entſchloſſenheit wafnen, und auch die Bitterkeiten des lebens ertragen lernen!

Wie leicht würde es mir jeßt ſeyn, von dem leben Abſchied zu nehmen! Aber ich will den Muth doch nicht ſinken laſſen.

Heute will ich weinen. Vielleicht heitert ſich Morgen mein Schickſal wieder auf.

Aber warum bin ich denn ſo niedergeſchlagen? Ach, meine Abſicht war nicht rein, bei meinem Unternehmen; wäre ſie das geweſen, ſo würde ich mich damit beruhigen, daß meine Arbeit gut gemeint war.

Aber ich that's aus Ehrſucht, und der Nutzen, den es ſtiften ſollte, war nur der Deckmantel meiner leidenſchaft, nun dieſe nicht befriediget wird, weine und klage ich. O vergieb mir dieſe ſündlichen Thränen, die ich weine, Barmherziger!

Ich ſchaudre vor mir ſelbſt! Gott, was bin ich! welch ein fürchterlicher Gedanke! indem ich zu dir bete, fühle ich es, daß ich noch im Innerſten meiner Seele an deinem Daſeyn zweifle.

Ach, wie dunkel, wie dunkel wird es um mich her! Iſt mein Geiſt unſterblich? o welche bange Zweifel erwachen in meiner Seele?

Und alle dieſe wurden doch nur durch meinen Unmuth aufgeweckt, und mein Weinen entſtand aus einer unbefriedigten Leidenſchaft, und meine Leidenſchaft entſtand aus mir ſelbſt, und wird mir noch manche Thräne auspreſſen, mein ganzes Leben hindurch.

Sie wird mich in eine einſame Hütte verbannen, und wird mich von der Geſellſchaft der Menſchen entfernen. Und ich werde die Tage meines Lebens in Trauern hinbringen.

Ohne von irgend einem Menſchen gekannt und geliebt zu ſeyn.

Mit Thränen werde ich mein Brod eſſen, und mit naſſem Blick werde ich der Sonne entgegen ſehen, wenn ſie aufgeht, und mit meinen Thränen werde ich ſie begleiten, wenn ſie untergeht, bis die Quelle verſiegt, und meine Augen trocken werden.

Dann iſt meine Lebenskraft verzehrt, meine Schmerzen ſind vorüber, ich empfinde weder Wehmuth noch Freude mehr, ich lächle froh, und weiß nicht worüber.

Meine Leiden hören auf, und es wird beſſer mit mir werden; dann währet es kurze Zeit, ſo deckt die Erde meinen Staub, und man gedenket meiner nicht! —

Und man gedenket meiner nicht! und warum ſollte man denn auch meiner gedenken? Ich bin ein elendes verworfnes Geſchöpf! Und muß es erkennen, daß ich es bin!

Andre ſind es auch, aber es hängt eine Decke vor ihrer Seele, und ſie können nicht hineinſchauen, darum ſind ſie glücklich und zufrieden mit ſich ſelbſt.

Aber ich fühle mein Elend! Ich irre im Dunkeln, und finde keinen Ausweg! Erbarme dich meiner, du unbegreifliche Urſach meines Daſeyns!

Meine Arbeit, worin ich hätte Freude finden können, muß mir mißlingen, und nun habe ich keine Freude mehr! Ach was hilft mir nun mein Leben?

Aber gern wollt' ichs tragen, wenn ich wüßte, daß ich noch einmal glücklich, glücklich, ſeyn ſollte. Jetzt glaubt' ich es zu werden, und wo iſt meine Hofnung hin? —

Aber ſollt' es denn unmöglich ſeyn, auch der Unmuth zu überwinden? Jetzt will ich, ohngeacht, daß meine Seele ſich dagegen empört, will arbeiten, will mit den Zähnen knirſchen, und meinen ausbrechenden Kummer unterdrücken! und wenn auch, von dieſem Abend an ſey das mein Entſchluß, und wenn auch Verachtung mein Looß iſt, und wenn auch mein liebſtes Werk mir mißlingt, ſo will ich arbeiten, und jeden aufkeimenden ſtolzen Gedanken unterdrücken.

Vergeſſen will ich es, daß ich meinen Haß und meine eigne Verachtung verdiene! Meine Thränen ſind ausgetrocknet, und ſie ſollen nicht wieder fließen, wenn es mir das Leben koſtete!

Nun wäre die Wunde zugeheilt, aber ſie ſchmerzt noch, daß es mir die Sinne betäubt.

O warum habt ihr mir dieſe Wunde verſetzt? aber ihr wußtet es nicht, daß ihr mir mein Leben verbittern würdet, ſonſt hättet ihr es gewiß nicht gethan. —

Nun Gottlob! Der Sturm in meiner Seele iſt vorüber. Ich bin doch diesmal nicht ſo tief wie ſonſt herabgeſunken, und habe mich ehr von meinem Falle wieder aufgerafft. Nun will ich aufs neue den feſten Verſuch faſſen, mich nicht durch ähnliche Fälle, wie der heutige, ſo ſehr niederſchlagen zu laſſen.

Den 21. März.

Die Wunde war nicht zugeheilt, wie ich glaubte. Jetzt wacht mein Unmuth wieder auf.

Kann mich das ſchon ſo betrüben, was andre vielleicht nicht achten würden, wie viele Thränen ſind mir dann noch aufgeſpart! Und wie kömmt es denn, daß ich ſelbſt im Trauren, dieſe Wonne, dieſen Troſt finde! —

Der Tag iſt noch ſo heiter, und ich kann mich doch nicht dieſes Tages freuen. Ach der Gedanke an ein mißlungnes Werk iſt fähig unſre ganze Thätigkeit zu hemmen.

Wir verlieren die Freude an uns ſelbſt, wenn uns unſre Arbeit nicht mehr gefällt, und haben wir dieſe verloren, ſo iſt es aus mit unſrer irrdiſchen Glückſeligkeit.

Wer gibt mir die Ruhe meiner Seele wieder, die ich ſeit geſtern verloren habe?

Den 27. März Abends.

Dieſe vier Tage muß ich für verloren ſchätzen. Ich habe keine Freude darin genoſſen, und habe auch auf keine künftige Freude vorgearbeitet.

Ich habe mich faſt bis zur äußerſten Verzweiflung hinreiſſen laſſen, ohne daß ich eine wirkliche Urſach dazu hatte.

Nun iſt die anſcheinende Urſach gehoben, und meine Ruhe iſt vors erſte wieder hergeſtellt, aber die vier verlornen Tage ſind doch einmal dahin.

Indes will ich das nun gut ſeyn laſſen, denn was hilfts mir nun, wenn ich mich auch noch ſo ſehr darüber kränken wollte?

Aber doch iſt es immer, als ob noch ein geheimer Kummer in meiner Seele verborgen liegt, der mir mein leben verbittern will.

Ich befürchte nehmlich, daß noch manche ſolche trübe Tage in der Zukunft meiner warten.

Um dieſen einigermaaßen vorzubeugen, will ich bei allem, was ich thue, mehr auf die redliche Abſicht, als auf den Erfolg ſehen. Dies will ich mir von heute an zum Geſetz machen.

Ich will mir auch vornehmen, mich durch kleine Hinderniſſe nicht gleich von einer ſonſt nützlichen Sache abſchrecken zu laſſen.

Ich will den Gedanken zu verbannen ſuchen, als ob mir Unrecht geſchiehet. Und doch iſt es mir, als ob dies der Fall wäre, und als ob meine ganze Seele ſich gegen das zugefügte Unrecht von Menſchen empören wollte.

Durch dieſe vier mißvergnügten Tage habe ich wieder meiner Geſundheit merklich geſchadet.

Aber nun will ich auch mein Leben nutzen, weil ich es habe, meine — — ſollen nun wieder meine Lieblingsbeſchäftigung ſeyn. Ich will dadurch ſelbſt fromme Empfindungen in mir zu erwecken ſuchen.

Und von meiner redlichen Abſicht überzeugt, will ich mich nicht mehr an die oft voreiligen Urtheile der Menſchen kehren.

Sondern will meinen Weg gerade vor mich hingehen, und mich weder durch Lob noch Tadel, von der rechten Bahn ableiten laſſen.

Mein Kummer iſt mir doch nun wieder durch einen vergnügten Abend erſetzt worden. Das betrübt mich aber immer noch, daß ich dieſe vier Tage über betrübt geweſen bin, ohne gegründete Urſach dazu gehabt zu haben, indeß freuet es mich doch, daß ich anfange, aufmerkſamer auf mich ſelbſt zu werden.

7.

Waffen der Myſtik gegen die Verſuchungen zur Wolluſt.

Auszug aus einem Briefe des Hr. v. F . . .

den 14. Juni 1759.

Ihre Verſuchungsgedanken betreffend, haben Sie ſehr wohl gethan, ſolche in Einfalt an mich zu ſchreiben.

Schämen Sie ſich nicht vor mir, wie könnte ich Ihnen meinen geringen Rath in einer Sache ertheilen, wann ich eben dieſe Sache nicht vorher auch erfahren hätte?

Die Verſuchung, worüber Sie klagen, haben die größten Knechte Gottes in ihrem Glaubensweg erfahren müſſen.

Wann Sie der M. G. Lebenslauf ganz geleſen haben, werden Sie ſich entſinnen können, daß ſie meldet, wie eine Nonne, die ſich eben dieſer Verſuchung wegen an einer andern ärgerte, und ferner ein alter treuer Diener Gottes damit befallen worden.

Bei dieſen Umſtänden, muß man trachten, nicht den Gedanken geradezu zu widerſtehen, welches ſelten gut von ſtatten gehet, ſondern ſie fallen zu

laſſen,

laſſen, alſo, daß man ſich ſachte davon abwendet, an etwas anders zu gedenken trachtet, und ſich in der Gegenwart Gottes hält, hiermit kann man oft dem Verſucher entrinnen.

Hält aber dieſes nicht die Verſuchung ab, noch alles nicht, was man dagegen vernimmt, ſo muß man es tragen ſo gut man kann, und ſich von Zeit zu Zeit immer wieder davon ab und zu Gott wenden.

Dieſe Verſuchungen wiederfahren den Seelen zu ihrer Prüfung auch oft, weil ſie ſich innerlich erhoben, oder der Gaben und Gnaden angemaßt haben; allein alsdann iſt dieſes der Koth den J. Chr. gleichſam den geiſtlichblindgebohrnen auf die Augen leget, damit ſie ihr Elend und Unvermögen ſehen und erkennen ſollen, und wiſſen, daß ſie nichts als Elend und Verdorbenheit ſind, Gott aber allein heilig iſt.

Alſo laſſen auch Sie ſich dieſe Prüfung dienen, und ſolche Sie ja nicht abhalten, ſich ſtets in der Gegenwart Gottes zu halten zu trachten, und zu allem und jedem dem Willen Gottes unterworfen zu bleiben.

Wie biſt du ſehend worden? fragten die Phariſäer den Blingebohrnen, welcher antwortete: Koth legte er mir auf die Augen. Ihre Uebergabe muß auch dahin ſich erſtrecken, daß, nachdem Sie alles angewandt haben, was vermittelſt der Gnade in Ihren Kräften ſtehet, und ſie deſſenohngegeachtet dieſe Gedanken nicht loß werden können, daß Sie ſich der Gerechtigkeit Gottes aufopfern, um dieſe ſchwere Probe bis in Ihr Grab zu tragen.

Sie müſſen ſich aber hüten und getreu ſeyn, nicht darein zu willigen, und was wider Ihren Willen Ihnen begegnet, rechnet Gott Ihnen nicht zur Sünde.

Aeuſſerlich aber müſſen Sie mit Weibspersonen allen vertraulichen Umgang vermeiden. Kenneſt du, ſpricht Thomas a Kempis, eine Gott ergebene Weibsperſon, ſo befiehl ſie Gott, und bleibe für Dich in der innern Stille und Einſamkeit ohne mit ihr vielen Umgang zu haben.

Hüten Sie ſich ſonderlich für jungen Weibsperſonen, durch welche der Feind leicht Stricke der Verſuchung uns zu legen pfleget.

Gott wird Sie ſchützen und erhalten, daß die Verſuchung ein ſolches Ende gewinnet, daß dieſelbe Ihnen an ihrem Seelenheil nicht ſchadet, und Sie ſolche ertragen können.

Es fallen mir zwei Begebenheiten dieſer Verſuchung wegen bei. Eine Perſon, die damit mit der gröſten Heftigkeit befallen wurde, belegte ihren bloſſen Rücken mit friſchen Brenneſſeln, welches aber die Verſuchung vermehrte und noch weit heftiger machte, anſtatt, daß ſie glaubte, ihr Fleiſch zu züchtigen und der Verſuchung Einhalt zu thun. Dieſe Perſon aber hatte noch keine Erfahrung in den innern Wegen.

Die andre Begebenheit iſt dieſe: Ein Frauenzimmer, die eine bejahrte Matrone war, und den Genuß der ſteten Gegenwart Gottes hatte, auch Erfahrung beſaß, und dabei oft mit dieſer Verſuchung befallen wurde, ſagte: ſie ſehe diſe Verſuchung an, wie eine Leibeskrankheit, deren man nicht loß werden könnte, wann ſie käme, und die man in Gedult und mit Ueberlaſſung in den Willen Gottes tragen müßte.

Wann Sie es auch alſo machen, und Ihren Willen davon abziehen, wird dieſes Ihnen nicht ſchaden, ſondern in Erkennung Ihrer Nichtigkeit, Elends und Unvermögens Sie allmählig in der Demuth gründen. **Hüte dich, daß du in keine Sünde willigeſt, noch thuſt wider Gottes Gebote**, ſagte der alte Tobias zu ſeinem Sohn.

In Anſehung Ihrer obengemeldeten Verſuchung habe ich noch zu melden, daß, wann Gott zu Ihrer Demüthigung zulaſſen ſollte, daß Sie in der Verſuchung unterliegen und fallen ſollten, (welches ich jedoch hoffe, daß es nicht geſchehen werde) ſo müſſen Sie nach Anweiſung der bewährteſten und erleuchteſten geiſtlichen Führer, in Ihrem Fall weder liegen bleiben, noch ſich lange damit aufhalten, Ihren Fehler zu betrachten, ſondern Sie müſſen ſich geſchwinde wieder aufraffen, und zu Jeſu Ihre Zuflucht nehmen, Ihren Fehler vor dem Angeſicht Gottes erkennen, bekennen und nicht bemänteln noch ſich entſchuldigen, auch müſſen

Sie den innern Schmerz tragen und dieſe innere Pein ſich ſo lange ſie währen mögte, zernagen laſſen, ohne was anders zu thun, als, daß Sie, wie vorher, ſich in der Gegenwart Gottes ſtets und von neuem wieder zu halten trachten, und Ihre innere Uebungen wie vorher fortſetzen.

So wird ein ſolcher Fehler durch die rächende eiferſüchtige Liebe Gottes vermittelſt dieſes innern Nagens und Schmerzens, ſelbſt gereiniget werden; Sie werden hierdurch wieder die Gnade Gottes erlangen, und dieſe Demüthigung ſammt den innern Nagen und Brennen wird verſchaffen, daß Sie ihre Nichtigkeit und Ohnmacht zu allem Guten, tiefer erkennen, und ſich künftig für den geiſtlichen Hochmuth und Erhebung des Herzens wegen der Ihnen verliehenen Gnaden, mehr hüten werden.

Gott allein kann Sie durch ſeine Gnade erhalten und bewahren, daher müſſen Sie das Anſicht des HERRN ſuchen vermittelſt des inneren Gebets und der Uebung der Gegenwart Gottes, wie ſie in den Schriften der M. G. gelehret werden.

8. Stat-

8.

Starker Glaube an die Kraft des Gebets.

Aus einem Briefe des Herrn von F.

den 21. Oktober 1768.

Die Frau G . . ., des ſeel. Hrn. M . . . Tochter, bedaure ich herzlich wegen ihrer Krankheit. Solche iſt zwar durch die Nerven, wie die Medici urtheilen, allein nach meiner Meinung iſt noch was anders, das die Nerven erreget, wovon ich aber weiter nichts ſchreiben werde.

Wann es eine Art von fallender Sucht iſt, wird keine Brunnencur ſie heilen können. Gott allein kann ſie heilen.

Sie muß in die Uebergabe an Gott völlig eingehen, ſich ſeinem heiligen Willen unterwerfen, um dieſe Krankheit ſo lange zu dulden, als es ſein heiliger Wille iſt, der ſie ſelig machen will, und zu dieſem Ende ihr dieſe Krankheit zuſendet.

Ich bete täglich, ſo wohl Tags als Nacht, für alle Freunde, und in meinem Gebet iſt dieſe Frau G . . . allezeit eingeſchloſſen, wie auch die Ihrige, will ſie ſich von ganzem Herzen zu Gott wenden, und ſich mit dieſem meinem Gebet vereinigen, ſo wird vielleicht Gott ihr Linderung verſchaffen.

Meine ordentliche Stunde iſt des Morgens von halb neun bis halb zehn Uhr, und des Nachts nach Mitternacht, welche letzte Stunde unbeſtimmt iſt, je nachdem ich noch viel zu ſchreiben habe, doch insgemein von halb ein bis halb zwei Uhr.

Wann Sie ſich ſchlaffen legt, kann Sie ſich in Gedanken und im Geiſt, ehe Sie einſchläft, mit meinem Gebet vereinigen, ſo wird es auch im Schlof nach ihrem Glauben ſeine Wirkung haben, dann alles iſt möglich dem, der da glaubet.

Morgens von halb neun bis halb zehn Uhr kann Sie ſich mit meinem Gebet vereinigen, und in der Bibel und in M. G. Schriften leſen, und dieſe Stunde als Gott gewidmet im Gebet und leſen, und ſich in Gottes Gegenwart zu halten, zubringen.

9.

Rath der Myſtik

wider die Schwärmereien der Einbildungskraft.

Dieſen Rath, welcher freilich ſonderbar genug iſt, enthält folgender Brief des Hrn. v. F . . . . an einen ſeiner geiſtlichen Zöglinge, der ihm berichtet hatte, daß er eine Aenderung in ſeinem Innern erfahre, indem ihn eine Menge zerſtreuender Gedanken beunruhigten. Er antwortet demſelben darauf, daß auf die Tröſtungen und Süßigkeiten jederzeit Trockenheiten und Zerſtreuungen der Gedanken folgten, indem man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meiſter werden könne.

Dieſes findet überhaupt im menſchlichen Leben ſtatt, und der Verfaſſer des folgenden Briefes ſcheint nicht Unrecht zu haben, wenn er den Grund davon darin ſucht, daß man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meiſter werden könne. Denn das Würkliche und deſſen Verhältniß gegen uns kann immer noch daſſelbe ſeyn und gleichwohl einen ganz verſchiedenen Eindruck auf uns machen, je nachdem unſre Einbildungskraft der Vorſtellung von dem gegenwärtigen Würklichen andere angenehmere oder unangenehmere Vorſtellungen an die Seite ſetzt, und ſie hiermit vergleicht.

Je eingeſchränkter nun aber die Einbildungskraft bei einem Menſchen iſt, je mehr hält er ſich bloß an die Vorſtellung von dem gegenwärtigen Würklichen, je reger ſie aber bei ihm iſt, je mehr und öfter geht er davon ab.

Da nun die Schwärmerei der Myſtik einen höhern als gewöhnlichen Grad von reger Einbildungskraft vorausſetzt, indem ſie doch, obgleich ſie alle Bilder verdrängt wiſſen will, ja ihr Weſen darin hat, ſo iſt ganz natürlich, daß ſie ſich hier auch am meiſten äußern muß.

In der Myſtik wird aber etwas als würklich angenommen, welches doch nichts weniger als würklich iſt, ſondern nur bloß in der Einbildung beſteht, und wovon die Einbildung nicht abgehen ſoll.

Da das in der Myſtik als würklich angenommene, welches wie ein Mittelpunkt feſtgeſetzt worden, nichts körperlich merkbares an ſich hat, ſondern nur in einer dunkeln Empfindung beſteht, und alſo das zarteſte iſt, was man ſich nur denken kann; ſo muß es einem Myſtiker erſtaunend ſchwer werden, gerade die ſchon gehabte dunkle Empfindung wieder bei ſich zu erwecken, wenn er durch ſeine flüchtige Einbildungskraft ſich einmal von dieſem Mittelpunkte verloren.

Es iſt nun kein andrer Weg und kein anderes Mittel für ihn, als daß er den Weg, durch den er von ſeinem Standpunkte abgegangen, wieder zurückgehe, und ſich daher wieder etwas einbilde, dadurch er denn endlich dahin gelanget, daß er ſich feſt einbildet, er habe die verlorne Empfindung nun wieder, und ſey alſo wieder auf dem rechten Wege.

Um aber recht ſicher zu gehen, vertrauet er ſich einem Führer an, der der Gegend und des Weges kundig; und auf dieſe Art giebt es eine eigene ordentliche Verfahrungsart in der Myſtik, welcher nachzuſpähen keine unnütze Beſchäftigung für die Pſychologie zu ſeyn ſcheint, in ſo fern die verſchiedenen Arten von Selbſttäuſchung dabei in Betracht kommen.

Herr von F . . . . aber lehret ſeinen Zögling alſo:

den 8. December 1769.

Sie ſchreiben, daß Sie ſeit zwei oder drei Wochen eine Aenderung in Ihrem Innern erführen, und eine Menge zerſtreuender Gedanken Sie beunruhigten.

Auf die Tröſtungen und Süßigkeiten folgen jederzeit Trockenheiten und Zerſtreuungen der Gedanken, indem man über die flüchtige Einbildungskraft nicht Meiſter werden kann. Dieſe Abwechſelungen werden Sie noch lange Zeit erfahren' Hierbei iſt abſolut nöthig, daß Sie nicht müde werden, noch ſich abhalten laſſen, die zum innern Gebet beſtimmte Zeiten dennoch in der Gegenwart Gottes auszuhalten und in der Stille zu bleiben, ſich ſo viel möglich immer wieder zu ſammlen, auch wohl ein paar Blätter vor dieſer Zeit in der M. S. Schriften zu leſen, der Friede wird ſchon wieder kommen. Dulden Sie dieſe Prüfung, wodurch Ihr innerer Grund ſtets mehr geläutert wird, und laſſen ſich ja nichts in der Welt abhalten, die zum innern Gebet beſtimmte Zeiten in der Stille vor Gott zu bleiben, auszuüben und zu erhalten. Werden Sie von Ihren Berufsgeſchäften, die Sie ja nicht verſäumen müſſen, davon abgehalten, ſo holen ſie dieſe Zeit nach, auf eine andre Zeit des Tags.

Sie werden erfahren, daß, wann ſie hierin getreu ſind, und in den Zerſtreuungen die beſtimmte Zeit des innern ſtillen Gebets doch aushalten, daß Ihnen für die übrige Zeit des Tags unter den Geſchäften doch eine verborgene Salbung und Sammlung bleiben wird, daß Sie werden ruhig ſeyn und Ihre Geſchäfte in dem Willen Gottes vollbringen können, und daß die göttliche Gnade in Ihnen erhalten wird. Wollten Sie aber ohne Noth, noch daß die Berufsgeſchäfte es erfordern, die zum innern Gebet beſtimmte Zeit vernachläſſigen, ſo würde alles verloren gehen, und Sie nach und nach wie eine Schnecke austrocknen, daß Sie zuletzt alles innere Gebet verlieren, und wieder zur Welt kehrten, wofür Sie die Erbarmung Gottes bewahren wird.

Ihre Fehler betreffend, ſo ſeyn Sie ja getreu, ſolche nicht bemänteln zu wollen, und ſind ſolche ſo, daß Sie damit andre beleidigen, ſo machen Sie es gut damit, daß Sie ſolche und das Aergerniß abbitten, dieſe Demüthigung wird Ihr Inneres fördern.

Kommt Ihnen in Gedanken, Sie hätten in dieſem oder jenem gefehlet, ſo ergreifen Sie dieſe Gedanken gleich, und hören die Entſchuldigungen anderer darauf folgender Gedanken, die nur von der Eigenliebe und Furcht für Beſchämung und Demüthigung kommen, nicht an, ſondern ſprechen: ja ich habe gefehlet. Bringen Sie dieſen Fehler vor Gott, und bitten Sie Ihn, Sie davon zu reinigen, worauf Sie ruhig werden werden, und dann halten Sie ſich nicht länger bei den Fehlern auf.

Seyn Sie aber höchſtens getreu, allen innern Anforderungen Gottes, dieſes und jenes zu thun oder zu laſſen, genau nachzukommen, ohne welches Ihr Inneres nicht zunehmen wird.

v. F.

10.

Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit.

I.

Daß gewiſſe Momente in der Kindheit gleichſam ein Erwachen aus einem Schlummer ſind, ſcheint aus Folgendem zu erhellen.

Als ich zwei Jahr alt war, wohnten meine Eltern den Sommer über in Pyrmont. In demſelben Hauſe wohnte auch ein Schuſter, welcher faſt alle Abend nach der Arbeit mich auf den Arm nahm, und mit mir ſpatzieren gieng.

Dies weiß ich nur aus der Erzählung meiner Eltern, und beſinne mich nichts davon.

Als aber eines Abends die Allee bei dem Geſundbrunnen erleuchtet war, ſo ging dieſer Schuſter mit mir auf die gewöhnliche Art nach einer Anhöhe, wo man dieſes Schauſpiel ganz überſehen konnte.

Dieſes einzigen Umſtandes erinnere ich mich mit Ausſchlieſſung alles Uebrigen, mit der größten Lebhaftigkeit und Deutlichkeit.

Es war das erſtemal in meinem Leben, das ich ſo etwas ſah, ich wurde damit überraſcht, und die Erinnerung iſt mir noch ſo, als wenn ich zwiſchen einem Schlummer einmal erwacht, und dann plötzlich wieder eingeſchlafen wäre. In dieſem Mo-

Momente aber war mir alles neu, und ich wußte doch alles zu unterſcheiden.

Es war angenehmes Wetter — das ganz umher verbreitete Dunkel machte mit den Lichtern in den grünen Bäumen einen ſchönen Kontraſt, ſo wie auch die von den Lichtern in der Stille der Nacht herſchallende Muſik. —

Es war, als ob mich einer durch die Luft dahin ziehen wollte, aber der Schuſter ging wieder mit mir zurück.

Der Schuſter mit ſeiner Geſtalt, ſeiner Kleidung, ſeinem ſchlotternden Schurzfell, iſt mir noch wie gegenwärtig. Auf den Rückweg aber kann ich mich nicht bis dahin beſinnen, daß wir wieder zu Haus gekommen, auch ſonſt nicht weiter auf den Schuſter und den Ort; obgleich meine Eltern nachher noch da geweſen ſind, und der Schuſter mich alle Abend auf ſeinem Arm herumgetragen hat.

Es ſcheint mir indeſſen merkwürdig, daß ich aus dieſem Zeitpunkt meiner erſten Lebensjahre gerade dies im Gedächtniß behalten habe, und zwar nicht die Hauptſache allein, ſondern mit ihr alle Nebenſachen.

Meine Eltern haben mir nachher auch nicht etwa davon vorgeredet, daß ich es daher ins Gedächtniß bekommen hätte. Sie haben ſich aber, ſeitdem ich es erzählen können, zum Höchſten darüber gewundert, indem ſie es in allen Punkten wahr befunden.

Es hat dieſe Sache aber einen ſolchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich nicht nur nachher zum öftern davon geträumt, ſondern mir auch, nachdem man mir vom Himmel und Paradieſe vorgeſagt, dieſe Oerter nicht anders als unter einer ſolchen Erleuchtung habe denken können.

2.

Folgende Erinnerung von meinem vierten bis ſechſten Jahre iſt mir noch recht lebhaft und ſcheint mir wegen der Ideenverbindung in der Kindheit merkwürdig.

Meine Eltern wohnten zu H.... in einem Brauhauſe, ganz oben unmittelbar unter dem Kornboden, auf welchem faſt alle Tage das Korn umgeſtochen und Säcke mit Korn niedergeworfen wurden.

Dieſes erſchütterte öfters unſre ganze Wohnung, und einmal ſo, daß ein großes Stück Mauer in unſrer Kammer einſtürzte.

Wir liefen gleich hinzu, und ich ſahe dieſe Zerſtörung, und meine Mutter mit aufgehobenen Händen dabei ſtehen, welche ganz erſchrocken war, und mit einer mir furchtbaren Mine und Stimme ſagte: Mein Gott! wer hier geſtanden hätte, den hätte dies Stück Mauer auf der Stelle todt geſchlagen!

Dieſe Worte, die Mine und Stimme, mit welcher ſie ſie ausſprach, und das dabei liegende große Stück Mauer machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ich nachher der Feſtigkeit des ganzen Hauſes nicht mehr trauete, und bei jedesmaligem Lärm auf dem Boden und Erſchütterung unſrer Wohnung, wegen der Unſicherheit und Gefahr meines Lebens oft ſtundenlang weinte.

Da ich nun aber einmal die Möglichkeit geſehen hatte, daß von dem Hauſe etwas loßgehen konnte, ſo ſetzte ſich neben der Idee, daß es nicht aus einem Stücke beſtehe, ſondern von mehrern zuſammengeſetzt ſey, auch die Idee bei mir feſt, daß es mit dem Hauſe wie mit einem Thiere oder einer Pflanze, und ein Theil dem andern nothwendig wäre, ſo daß die Verletzung des einen Theiles den Untergang des Ganzen nothwendig nach ſich ziehen müſſe.

Als meine Mutter nun einsmals mit mir ausgeweſen war, und wir wieder ins Haus kamen, ſo war unter der Zeit die unterſte Stufe von der Treppe, welche wir erſteigen mußten, weggenommen, um ausgebeſſert zu werden.

Dies ſahe ich nun erſtlich mit der größten Verwunderung und Beſtürzung an; denn ich konnte nicht begreifen, wie es möglich ſey, daß die übrigen Stufen der Treppe, die Theile des Hauſes, welche mit dieſer in Verbindung ſtanden, und überhaupt das ganze Haus nun ferner noch einen Augenblick

blick ſtehen konnten, da die unterſte Stufe der Treppe fehlte.

Mir wurde nun bange, ich fing an zu weinen, und wollte wieder zum Hauſe hinaus; denn der Einſturz des ganzen Hauſes ſchien mir doch nun einmal unvermeidlich. Aber meine Mutter nahm mich mit Gewalt auf den Arm und ſtieg mit mir auf die folgende Stufe der Treppe, und ſo weiter bis zu unſrer Wohnung hinauf, indes ich bei jedem Tritt den Einſturz der Treppe und des ganzen Hauſes mit Todesangſt befürchtete.

Wie wir nun doch einmal oben waren, ſo kam es mir zwar wunderbar vor, daß der Einſturz des Hauſes noch immer nicht erfolgte, aber ich wurde doch nicht eher ruhig bis ich ſahe, daß die unterſte Stufe wieder da war.

In dieſem Hauſe brachte ich nun, ſeitdem das Stück Mauer in unſrer Kammer eingeſtürzt war, keinen Tag ohne Furcht zu.

Dieß dauerte wohl zwei Jahr, da denn meine Eltern ſechs Meilen weit von dieſer Stadt wegzogen.

Bei dieſer Gelegenheit aber hatte ich noch erſt wegen meiner Furchſamkeit einen äußerſt harten Stand. Denn wir fuhren dieſe ſechs Meilen auf einem Frachtwagen, welcher hoch bepackt war, und auf welchem Gepäcke wir oben aufſaßen.

Hier ſaß ich nun zwar ſo, daß ich mich wegen des Herunterfallens ſicher glaubte, aber nun trat ein andrer gefährlicher Umſtand ein.

Wenn nehmlich der Wagen ein wenig ſchief gieng, ſo befürchtete ich deſſen Umſturz und fieng daher laut an zu ſchreien, rief dem Fuhrmann zu und bat ihn flehentlich, ſtille zu halten.

So oft ich nun aber ſchrie, machte mich meine Mutter mit dem Scheuwerden der Pferde bange, und machte mir eine ſo erſchreckliche Beſchreibung davon, daß ich dieſerwegen nicht weniger als wegen des Umwerfens, und alſo auf dieſem ganzen Wege in einer doppelten Furcht ſchwebte, weil ich, wenn der Wagen ſchief gieng, mich ſelbſt zu ſchreien fürchten mußte, um die Pferde nicht ſcheu zu machen.

Wie wir nun an Ort und Stelle waren, ſo fielen zwar die furchterregenden Dinge weg. Es war auf dem Lande, wir wohnten in einem Bauerhauſe an der Erde, über unſrer Wohnung war kein lärmiger Boden, die Idee von dem Einſtürzen des Hauſes kam mir aus dem Sinn; ich kam unter mehrere Kinder, ſah dieſe gefährliche Dinge vornehmen, und wurde ziemlich furchtloß.

Die Bilder aber von dem eingeſtürzten Stück Mauer, und dem Frachtwagen, haben ſich nachher meiner Vorſtellung beſtändig wieder aufgedrängt, ſo oft ich durch etwas in Furcht oder Schrecken geſetzt worden bin. —

3.

Beſonders auffallend iſt es mir, daß ich in meiner Kindheit immer eine Aehnlichkeit unter den Sachen und ihren Namen ſuchte.

Daher kam es, z. B. daß ich roth immer blau nannte. Denn weil roth die Farbe des Bluts iſt, und dies im Plattdeutſchen Blaut genannt wird, ſo hielt ich es wahrſcheinlicher Weiſe für natürlich, der Farbe des Bluts auch die Benennung zu geben, die dem Namen des Bluts am ähnlichſten war; dahingegen ich, da ich doch einen Unterſchied in Anſehung der Farben machte, blau roth nannte, mich aber übrigens durch nichts von meiner Benennung abbringen ließ.

Eben ſo hartnäckig nannte ich die Flöte Hobo und die Hobo Flöte; welches ganz wahrſcheinlich daher rührt, weil zwiſchen dem Laut des Worts Hobo und dem vollen ſanften Laut der Flöte in den untern Tönen, welche mir beſonders gefielen, und zwiſchen dem Worte Flöte wegen des zugeſpitzten ö, und dem ſchneidenden Tone der Hobo wirklich einige Aehnlichkeit ſtatt zu finden ſcheint.

K. St.

II.

Fragment aus dem vierten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte.

Hier nahm nun die Idee des ruhigen Bleibens auf einmal wieder ſo ſehr bei ihm die Oberhand, daß er jetzt, in ſeinem neunzehnten Jahre, an ſeinen Freund in H . . . . ſchrieb, er hoffe und wünſche nunmehr den Reſt ſeiner Tage in Erfurt zu beſchließen.

Seine lernende Laufbahn ſollte nehmlich hier unmittelbar in die lehrende übergehn, und ſo ſollte das Ziel aller ſeiner Wünſche und Hofnungen dann erreicht ſeyn. — Auf alles übrige Glänzende glaubte er nun Verzicht gethan zu haben, und alle die ſchimmernden Theaterphantaſien ſchienen auf eine Zeitlang aus ſeinem Kopfe verſchwunden zu ſeyn.

Er war nun doch auf einmal in eine neue Welt verſetzt, und hatte gegen ſeinen Aufenthalt in H.... immer erſtaunlich viel gewonnen.

Wenn er auf den Wällen von Erfurt um die Stadt ſpatzieren gieng, ſo fühlte er lebhaft, daß er durch eigne Anſtrengung ſich aus ſeinem unerträglichen Zuſtande geriſſen, und ſeinen Standpunkt in der Welt aus eigner Kraft verändert hatte.

Wenn er dann die Glocken von Erfurt läuten hörte, ſo wurden allmählig alle ſeine Erinnerungen an das Vergangene rege — der gegenwärtige Moment beſchränkte ſein Daſeyn nicht — ſondern er faßte alles das wieder mit, was ſchon entſchwunden war.

Und dies waren die glücklichſten Momente ſeines Lebens, wo ſein eigenes Daſeyn erſt anfing ihn zu intereſſiren, weil er es in einem gewiſſen Zuſammenhange, und nicht einzeln und zerſtückt, betrachtete.

Das Einzelne, Abgeriſſene und Zerſtückte in ſeinem Daſeyn, war es immer, das ihm Verdruß und Eckel erweckte.

Und dieß entſtand ſo oft, als unter dem Druck der Umſtände ſeine Gedanken ſich nicht über den gegenwärtigen Moment erheben konnten. — Dann war alles ſo unbedeutend, ſo leer und trocken, und nicht der Mühe des Denkens werth. —

Dieſer Zuſtand ließ ihn immer die Ankunft der Nacht, einen tiefen Schlummer, ein gänzliches Vergeſſen ſeiner Selbſt wünſchen — ihm kroch die Zeit mit Schneckenſchritten fort — und er konnte ſich nie erklären, warum er in dieſem Augenblicke lebte.

Im Anfange ſeines Aufenthalts in Erfurt waren dieſer Augenblicke nur wenige — er überſah das Leben immer mehr im Ganzen — die Ortsveränderung war noch neu — ſeine Einbildungskraft war durch das Immerwiederkehrende noch nicht gefeſſelt. —

Dieß Immerwiederkehrende in den ſinnlichen Eindrücken ſcheint es vorzüglich zu ſeyn, was die Menſchen im Zaum hält, und ſie auf einen kleinen Fleck beſchränkt. — Man fühlt ſich nach und nach ſelbſt von der Einförmigkeit des Kreiſes, in welchem man ſich umdrehet, unwiderſtehlich angezogen, gewinnt das Alte lieb, und flieht das Neue — es ſcheint eine Art von Frevel, aus dieſer Umgebung hinauszutreten, die gleichſam zu einem zweiten Körper von uns geworden iſt, in welchen der erſtere ſich gefügt hat.

Reiſers Wohnung auf der Kirſchlache hatte ſelbſt, ſo ſchlecht ſie war, etwas Anziehendes für ihn — es war eine Reihe kleiner Häuſer, längſt einem kleinen Kanale hingebaut — es war doch keine ganz eingeengte Straße, ſondern das vorüberfließende Waſſer, und ſelbſt die Kleinheit der Häuſer trugen dazu bei, dieſer Gegend der alten Stadt ein freieres, ländliches Anſehn zu geben.

Hinter dem Hauſe war gleich die alte Stadtmauer, von welcher man die Ausſicht nach dem Karthäuſerkloſter hatte.

Die Mauer war oben zum Theil mit Graß bewachſen, und an verſchiedenen Orten halb eingefallen, ſo daß man bequem hinaufſteigen konnte.

Nun hatte die Ausſicht über die Gärten nach dem Karthäuſerkloſter hin ſo etwas Romantiſches, das Reiſern unwiderſtehlich anzog, und ſeine Blicke auf jenen ſtillen Sitz der Einſamkeit heftete, nach welcher er eine heimliche Sehnſucht empfand. —

Da das Gebäude ſeiner Phantaſie geſcheitert war, und er die geräuſchvollen Weltſcenen weder im wirklichen Leben, noch auf dem Theater hatte durchſpielen können, ſo fiel er nun, wie es gemeiniglich zu geſchehen pflegt, mit ſeiner ganzen Empfindung auf das andere Extrem.

Ganz von der Welt vergeſſen, von Menſchen abgeſchieden, in der ſtillen Einſamkeit ſeine Tage zu verleben, hatte einen unausſprechlichen Reitz für ihn — und dieſe Abgeſchiedenheit erhielt in ſeinen Gedanken einen deſto höhern Werth, je größer das Opfer war, das er brachte. — Denn das, worauf er Verzicht hat, waren ſeine liebſten Wünſche, die in ſein Weſen eingewebt ſchienen. —

Die Lampen und Kuliſſen, das glänzende Amphytheater war verſchwunden, die einſame Zelle nahm ihn auf. —

Die hohe Mauer, welche das Karthäuſerkloſter umſchließt, das Thürmchen auf der Kirche, die einzelnen Häuschen, die innerhalb der Mauer in einer Reihe nach einander ſtehn, und wovon jedes durch eine Mauer vom andern abgeſondert, ein eigenes Fleckchen zum Garten hat; dies alles macht einen ſehr intereſſanten Anblick, und dieſe Höhe der Mauer, dieſe einzelnen Häuſer, und dieſe Gärtchen dazwiſchen, bezeichnen ſehr auffallend und bedeutend die Einſamkeit und Abgeſchiedenheit der Bewohner dieſes Orts.

So oft die Glocke auf dem Thürmchen angezogen wurde, tönte ſie in Reiſers Ohren, wie die Sterbeglocke aller irrdiſchen Wünſche und Ausſichten, in die Zukunft dieſes Lebens. —

Denn hier war nun das Ziel von allem — nie durfte der Fuß des Eingeweihten wieder aus den Bezirk dieſer Mauren treten — er fand hier ſeine immerwährende Wohnung, und ſein Grab. —

Das Geläute der Karthäuſer wird noch mehr durch die Art, mit der es geſchieht, und durch ſeine Langſamkeit traurig und melancholiſch. —

So wie nehmlich die Karthäuſer ſich auf dem Chor verſammlen, thut jeder nach der Reihe einen Zug an der Glocke, und nimmt darauf ſeinen Platz ein, bis alle vom Aelteſten bis zum Jüngſten hereingetreten ſind.

Nun horchte Reiſer auf den Schall dieſer Glocke zuweilen in der ſtillen Mittagsſtunde, zuweilen um Mitternacht, oder bei frühem Morgen, und jedesmal erneuerte ſich der Eindruck davon ſo lebhaft in ſeinem Gemüthe, daß immer das ganze Bild der Einſamkeit und Stille des Grabes mit erwachte. —

Es kam ihm vor, als ob dieſe abgeſchiedenen Menſchen ihren eigenen Tod überlebten, in ihren Gräbern umher wandelten, und ſich einander die Hände reichten —

Mit dieſer Idee wurde er nach und nach ſo vertraut, und ſie wurde ihm ſo lieb, daß er ſie manchmal um die angenehmſten Ausſichten in das Leben nicht hätte vertauſchen mögen.

Er hatte nun auch wieder einen Brief von Philipp Reiſer aus Hannover erhalten, der eben ſo wie ehemals die Geſpräche deſſelben, ſtatt einer beſondern Theilnehmung an ſeines Freundes Schickſale, eine etwas weitläuftige Schilderung ſeiner damaligen Liebe enthielt, und wie weit er nun ſchon in dieſer Liebe gekommen ſey, und was ihm noch für Hinderniſſe im Wege ſtänden.

Demohngeachtet trug Reiſer dieſen Brief beſtändig bei ſich, und laß ihn zum öftern durch, weil Philipp Reiſer doch ſein einziger Freund war.

Ohnweit der Kirſchlache war ein angenehmer Spatziergang, wo zwiſchen grünem Gebüſch im Thale ſich ein klarer Bach ergoß. — Die Ausſicht war rund umher gehemmt, und man befand ſich in einer reitzenden Einſamkeit. —

Hier brachte Reiſer manche Stunde auf den grünen Raſen am Ufer des Baches zu, und dachte über ſein Schickſal nach, und wenn er zu denken müde war, ſo laß er den Brief ſeines Freundes durch, den er, ſo wenig ihn auch der Inhalt intereſſirte, am Ende faſt auswendig lernte — denn er hatte doch einmal nichts zu leſen, was ihm näher geweſen wäre, als dieſer Brief.

Dazu kam noch der Umſtand, daß Philipp Reiſer aus Erfurt gebürtig war; ſie hatten alſo beide ihre Vaterſtädte vertauſcht — und Anton Reiſer befand ſich nun auf demſelbigen Fleck, wo ſein Freund die erſten Tage ſeiner Jugend verlebt, und die erſten Eindrücke von der ihn umgebenden Welt erhalten hatte.

Er durchlebte hier in Gedanken Philipp Reiſers Kinderjahre, und verdoppelte ſich in ihn, wenn er in dem Thal am Bache ſaß, und ſeinen Brief laß, der ihm denn ſein ganzes Weſen wieder in Erinnerung brachte.

Darum war ihm unter den Studenten auch D . . . ſo lieb, der Philipp Reiſern in Erfurt noch gekannt hatte, und mit dem er ſich am öfterſten von ihm unterredete.

Dieſer D . . . war damals ein junger liebenswürdiger Schwärmer, vor ſeiner Phantaſie ſchwebte noch der jugendliche Lebensreiz, und ihn beſeelten hohe Freundſchaftsgefühle — zuweilen lief ein klein wenig Affektation mit unter, im Grunde aber hatte er wirklich ein gefühlvolles Herz.

An ihm fand Reiſer ſeinen Mann, und ruhte nicht eher, bis er an einem Sonntage mit ihm in die Kartheuſerkirche gieng; denn allein hatte er ſich, weil es ihm zu auffallend ſchien, noch nicht getraut, hineinzugehen.

Sie hatten ſich unterwegens von der Nichtigkeit und Kürze des Lebens unterhalten, wobei zu be-

bemerken iſt, daß Reiſer damals neunzehn und D . . . zwanzig Jahr alt war, und wußten nicht, was ſie mit dem Reſt ihrer Tage anfangen ſollten, als ſie in dem Kloſter anlangten, und in die Kirche traten, welche ſchon durch ihre leeren weißen Wände, und den einſamen Chor die Stille des Grabes predigte.

Die Kirche wird nehmlich außer den Karthäuſern ſelber faſt von niemand beſucht, und weil keine Gemeinde dazu gehört, ſo iſt hier auch weder Kanzel noch Stühle oder Bänke, ſondern nichts als die leeren Wände und der flache Boden, welches dieſer Kirche, bei dem dämmernden Lichte, das von oben durch die Fenſter fällt, ein ſehr ernſtes und melancholiſches Anſehn giebt.

D . . . und Reiſer knieten ganz allein an einem Pult vor dem Chore, als die weißgekleideten Mönche einer nach dem andern hereintraten, und jeder ſich bückend ſeinen Zug an der Glocke that.

Sie ſetzten ſich an ihre Pulte auf dem Chor und ſtimmten ihren Bußgeſang in tiefen, traurigen Tönen an — bald ſtanden ſie auf und ſangen Hymnen, die traurig zurück erſchallten; dann fielen ſie auf ihr Angeſicht, und flehten in tiefen klagenden Tönen um Erbarmung. —

Ganz an dem einem Ende des halben Zirkels ſtand ein Jüngling mit blaſſen Wangen von ausnehmend ſchöner Bildung — Reiſer konnte ſeine

Augen nicht von den ſeinigen wenden, die er andachtsvoll gen Himmel ſchlug. —

O . . . kannte dieſen Unglücklichen, der in den Orden der Karthäuſer getreten war, weil der Bliz ſeinen Jugendfreund an ſeiner Seite erſchlagen hatte — und Reiſern ſchwebte das Bild dieſes Jünglings von nun an beſtändig vor der Seele. —

Halbe Tage brachte er auf der alten Mauer hinter ſeiner Wohnung zu, und ſehnte ſich in den Bezirk jener ſtillen Mauren hin, die ſeiner Meinung nach eine ganze Welt mit allen ihren Täuſchungen und Blendwerken ausſchloſſen. —

Mit jenem Jüngling wollte er dort verblühen, und dem Grabe zuwelken — dort wollte er ſelber ſein einſames Gärtchen bauen, — den ſanften Strahl der Abendſonne in ſeiner Zelle begrüßen — und allen irrdiſchen Wünſchen und Hofnungen entnommen mit Ruhe und Heiterkeit dem Tode entgegen ſehen.

Als er ſchon einige Tage in dieſen Gedanken vertieft geweſen war, kam O . . . zu ihm und ſagte, daß die Studenten in Erfurt willens wären eine Komödie zu ſpielen, und daß einige Rollen noch unbeſezt wären. — — —

12.

Die Würkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht.

Ueber das muſikaliſche Gehör.

Unter muſikaliſchem Gehör denkt man ſich gemeiniglich das Vermögen ein gewiſſes Verhältniß unter den Tönen wahrzunehmen, und zwar ſo deutlich, daß man es nachher immer richtig wieder außer ſich hervorbringen kann.

Es iſt in Anſehung des Gehörs dasjenige, was man in Anſehung des Sehens ein richtiges Augenmaaß und in Anſehung des Gefühls ein feines Gefühl nennt.

So wie das Auge ein gewiſſes Verhältniß unter den ſichtbaren Dingen in Anſehung der Größe und Farbe, und das Gefühl ein ſolches in Anſehung der Schwere und des Harten und Weichen findet, ſo findet es das Ohr unter den Tönen in Anſehung ihrer Dauer, Höhe und Tiefe.

Um ſich nun von der Richtigkeit eines Verhältniſſes zu überzeugen, hat man für die Größe Maaßen und für die Schwere Gewichte erfunden, und ſie dadurch mehr zu Gegenſtänden des Verſtandes gemacht.

Dies findet aber in Anſehung der Farbe, des Gefühls von Hart und Weich, und der Töne nicht ſtatt.

In Anſehung der leztern ſcheint es bloß auf die richtige Bemerkung des Eindrucks anzukommen, welchen ein Ton, der gehört wird, gegen einen der ſchon gehört worden, auf uns macht.

Hierbei müſſen wir bemerken, daß zuweilen ſelbſt Kinder dieſes Verhältniß richtig wahrnehmen, da hingegen manchmal erwachſene Perſonen ihres guten Verſtandes ohngeachtet es nicht im Stande ſind.

Daß es nun bei leztern daran liegen müſſe, daß ſie nicht eines ſo ſtarken Eindrucks fähig ſind, welcher vermögend wäre, durch die Empfindung in den Verſtand zu dringen, und ſich da dem Gedächtniß einzuprägen, ſcheint außer Zweifel zu ſeyn.

Da man dieſen Menſchen aber doch keinesweges Empfindung abſprechen kann, da ſie öfters wohl empfindſamer ſind, als andere, ſo ſcheint der Unterſchied darin zu liegen, daß ſie mittelbar durch den Verſtand empfinden, weil die Dinge, die ſie erkennen und einſehn, erſt einigen Eindruck auf ſie machen; und daß ſo, wie bei jenen der Eindruck durch die Empfindung auf den Verſtand, bei dieſen durch den Verſtand auf die Empfindung würkt.

Auffallend iſt die körperliche Bewegung bei der Muſik, welche man ſchon oft bei kleinen Kindern wahrnimmt, die ſich auf eine freudige Art heben, wenn ſie eine ihnen angenehme Muſik hören.

Der Schall ſcheint gleichſam in dem Gehöre einen Punkt zu finden, wo er zurückprallt, eine andere Richtung nimmt, wodurch er ſich im Körper verbreitet, und daſelbſt eine ihm gleichförmige Bewegung verurſacht, welche ſich außerhalb des Körpers dem Auge darſtellt.

Der Takt ſcheint auf den erſten Anblick eine Sache zu ſeyn, die bloß den Verſtand angeht, wenn man ihn aber näher betrachtet, ſo ſcheint er dem Verſtande nur mehr anzugehen, als die Bemerkung des Verhältniſſes der Töne in Anſehung ihrer Höhe und Tiefe.

Wenn bloß ein guter Verſtand dazu gehörte, einen richtigen Takt zu halten, ſo müßte ein jeder, der jenen hätte, auch dieſes können.

Nun findet man aber Leute, die jenen beſitzen, und dieſes doch nicht lernen können; und man kann es bald merken, wenn ſie es zu können ſcheinen, daß es doch nicht andem iſt, indem man an ihrem Ausdruck hört, daß ſie die Nothwendigkeit davon nicht wirklich in ſich fühlen, ſondern dieſes Gefühl nur affektiren.

Ein wahrer Muſikus aber braucht ſeinen Verſtand nicht anzuſtrengen, um ein richtiges Zeitmaaß zu beobachten, ſondern ſein Gefühl hält ihn ſchon dazu an, er kann nicht anders, es iſt ihm nothwendig; er findet ſich gleichſam wie ein Uhrwerk aufgezogen, wenn von einem Stücke in der Muſik nur der erſte Takt angegeben worden, daß es ihm faſt nicht möglich iſt, geſchwinder oder langſamer zu ſingen oder zu ſpielen, als es einmal angefangen.

Der Verſtand aber bemerkt die Ordnung, die dadurch in der Muſik liegt, und abſtrahirt ſie von dieſer.

Da er nun hierin daſſelbe Verhältniß der Theile zum Ganzen findet, welches er in dem Größenmaaß und Gewichte antrift, ſo ſetzt er es mit dieſem in eine Klaſſe, ohne den Unterſchied zu machen, daß das Maaß der Größe und Schwere in ſichtbaren bleibenden Dingen beſteht, und der Takt hingegen weder ſichtbar noch bleibend iſt, ſondern ſein Weſen in etwas andern haben muß, welches denn wohl nichts anders als die Empfindung ſeyn kann.

Das Verhältniß der Töne in Anſehung ihrer Höhe und Tiefe aber ſelbſt kann er nicht von der Muſik abſtrahiren, und macht nun einen Unterſchied in dieſem Verhältniß und dem in Anſehung ihrer Dauer, und eignet die Bemerkung des erſten der Empfindung und des letzten dem Verſtande zu, da doch das letztere nicht weniger die Empfindung angeht als das erſtere, ſondern ſich nur abſtrahiren und daher mit dem Verſtande begreifen läßt.

Dieſer Takt iſt ja auch in dem großen Ganzen der Natur gegründet, von dem Lauf der Weltkörper bis auf den Lauf des Bluts in unſern Adern. Nichts kann dagegen angehen, wie die Urſache ſo die Wirkung.

In der Bewegung aber die wirklich aus der Natur des Menſchen ihren Urſprung hat, worin er gleichſam ſein Weſen abdruckt, da muß auch dieſer Takt ſich zeigen. —

Wenn der Muſikus mit dem Gehöre ein gewiſſes Verhältniß der Töne bemerkt, ſo bemerkt er dieß eigentlich nicht außer, ſondern in ſich. Er iſt eigentlich das Inſtrument, welches geſpielt wird. Ohne Gehör iſt kein Ton zu denken.

Das Verhältniß der Töne aber untereinander iſt keinesweges willkührlich, ſondern in der Natur gegründet, welches der Monochord auch dem Auge zeigt.

Und die Verhältniſſe, welche in Anſehung der Größe in verſchiedenen Graden dem Auge angenehm oder unangenehm ſind, ſind es auch in Anſehung der Töne dem Ohr. — Dies ſcheint zu weitern Unterſuchungen Anlaß zu geben.

K. St.

13.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Die Idee des **Fallens** wird in unſerer Sprache durch alle die verwandten Begriffe, die ſich daran knüpfen, mit einer bewundernswürdigen Einfachheit durchgeführt. —

Der dem **Fallen** ſo nah verwandte Begriff des **Fehlens** wird auch beinahe mit eben dem Laute bezeichnet, nur daß der Ausdruck weniger ſchnell, und durch das dehnende h gehemmter iſt. —

Was im Gewande zuſammen fällt, heißt **Falte** — Dem Fall iſt gleichſam ſeine Grenze vorgeſchrieben — Ein Ganzes faltet ſich — es fällt zuſammen gleichſam mit dem Vorbehalt, ſich wiederum auszudehnen, ſobald es will. — Das hemmende t am Ende giebt erſt dem Worte ſein Gepräge — der negative Begriff des Fallens wird poſitiv.

So ſchießt der **Falk** auf ſeinen Raub. — Der Begriff des Fallens verbindet ſich mit der Idee von Kraft, die ihn beſeelet; das k am Ende hemmt den Fall, und ſetzt ihn in die Macht des aus der Luft herabſchießenden Räubers, der davon ſeinen Nahmen führt.

Man denkt ſich das, was liegt, als wie **gefallen**; die flache Ebne heißt das **Feld**. — Das d am Ende hemmt nur ſchwach den Fall. Doch iſt dieſe Hemmung ſehr bezeichnend, man nennt nehmlich das ein Feld, was in einer Einfaſſung, in einer gewiſſen Begrenzung vor dem Blick ſich ſenkt, und flach ſcheint, es mag nun auf einer Anhöhe oder in der Ebne liegen.

Was aber emporſtehend und dennoch ſchwer fallend ſich niederſenkt, heißt Fels — Das Feld liegt da — der Fels aber ſteht und ſteigt empor. — Das s am Ende hebt gleichſam den Fall, und dieſer einzige Laut erweckt eine Menge Nebengriffe, welche unvermerkt an die bezeichnete Sache erinnern.

Zur
Seelenzeichenkunde.

M . . . in R. — Man nannte ihn immer den Jupiter, wegen der auffallenden Aehnlichkeit ſeines Kopfes mit dem Kopfe des Jupiters, ſo wie die Alten ihn ſich dachten und bildeten. —

Nichts als eine gar zu ſehr hervorſtehende Unterlippe und hervorſtehendes Kinn machten die Bildung unvollkommen. —

In ſeinem Weſen ſchien kein einziger falſcher Zug ſeyn, alles ſchien an ihm zu ſagen, das er der Falſchheit nicht bedürfe. —

Der edlere Theil ſeines Weſens zeichnete ſich bis auf die Unterlippe, von da an ſenkte ſich alles zum thieriſchen Genuſs. —

Es kann wohl nicht leicht eine Bildung geben, wo der Ausdruck der ganz thieriſchen Natur, ſo ſtark und nahe, an den Ausdruck des Erhabenſten grenzt. —

Der Vater der Götter und Menſchen iſt zum Stier geworden.

Am Morgen hebt ſich M . . . bis zu der zarteſten Empfindung in der Kunſt empor — am Abend ſucht er wieder gefliſſentlich das ganz Platte, Grobe und Gemeine im Umgange, und fühlt ſich glücklich dabei.

In die menſchlichen Verhältniſſe kann er ſich nicht fügen, und glücklicherweiſe ſetzt ſeine Lage ihn in den Stand, daß er es nicht braucht. —

Wenn er etwas beweiſen und demonſtriren will, ſo hat er eine Bewegung mit der Hand und dem Arme an ſich, womit er allen Widerſpruch weit von ſich wegſchleudert.

Um den Mund bildet ſich zuweilen der ſanfteſte Zug, den man ſich nur denken kann, und zuweilen bezeichnet ſich darin Erſchlaffung, Unempfindlichkeit, und Gleichgültigkeit in hohem Grade — gleichſam als ob hier die Extreme zuſammentreten.

M ... war von Kindheit auf kühn in Gefahren, und hat doch überhaupt eine große Furcht vor dem Tode — es ſchmerzt ihn immer, wenn er denkt, daß er ſterben könne, ehe er ſein Werk vollendet hat. —

Er kann wie der ſubtilſte Metaphyſiker über die abſtrakteſten Dinge nachdenken; aber wenn er es thut, ſo ſchämt er ſich darüber.

Von feinen Dingen redet er gern mit groben Ausdrücken — er ſpricht einen mäßigen Baß; ſeine Stimme hebt ſich gar leicht, und wird aufrühriſch.

Er kann gar keinen Reverenz machen — Eine ſpöttiſche Miene iſt ihm nicht wohl möglich — ſie iſt zu klein für die Züge ſeines Geſichts.

Jede Art eines entbehrten Genuſſes bezeichnet er durch eine Pantomime, als ob ihm der Mund wäſſericht würde, welches ſich ſehr widrig ausnimmt.

Wenn er nichts hat, ſo borgt er von aller Welt, und wenn er hat, ſo leihet er aller Welt.

Seine Affektation iſt, daß er bei jeder Gelegenheit den Weintrinker ſpielen, und manchmal ein rechter lüderlicher Kerl ſcheinen will. — Es freuet ihn, von dem Mangel des Weins, als dem höchſten menſchlichen Unglück zu reden.

Er hat eben nichts lächerliches an ſich, weil er gemeiniglich eher über ſich lacht, als andere über ihn lachen.

Wenn er in der Liebe ſchwärmt, ſo iſt er ein liebenswürdiger Thor — er muß dann auch einen Vertrauten haben, dem er ſeinen Zuſtand klagt. —

Ueberhaupt iſt er vertraulich, geſellig und dienſtfertig — aber etwas Bequemlichkeit liebend — dieß leztere nimmt immer bei ihm zu, da er die menſchlichen Verhältniſſe flieht, und alſo in keinen Zuſtand kömmt, der ihn halb wider Willen hinaufzieht. —

Wird er demohngeachtet aus eignen Kräften ſteigen? — oder ſinken? — —

Z.

2.

Zeichnung jugendlicher Charaktere.

B. Zwölf Jahr alt, hat ein zärtliches Herz, zur Freundſchaft geſchaffen, dabei aber auch ſchon viel Fertigkeit und Entſchloſſenheit — dies ſieht man an jeder ſeiner Bewegungen, die alle ſchnell ſind, und immer die einmal vorgeſetzte Richtung behalten.

Er redet immer mit einem gewiſſen Hineilen auf den Hauptgedanken, und konzentrirt darauf die ganze Stärke der Stimme.

In dieſer letztern Rückſicht habe ich noch T. H. und F. beobachtet, die alle drei in Anſehung des Alters von dem erſten nicht ſehr verſchieden ſind.

T . . . redet ebenfalls immer zu dem Hauptgedanken hineilend, und zwar mit einem noch weit ſtärkern Zulauf wie B . ., ſo daß er ſich kaum Zeit nimmt, die weniger bedeutenden Worte zu ſagen, um deſto ſchneller zu der Hauptſache zu kommen.

Sobald dieß Hineilen bei ihm aber noch um einen Grad ſtärker wäre, ſo würde es, da es jetzt eine Kraft iſt, wieder zur Schwäche werden. Er würde den Gedanken vorwegnehmen, und darüber in ein unvermeidliches Stottern gerathen.

H... hingegen redet in einem ganz oberflächigen Tone — oder er berührt mit ſeinem Tone gleichſam nur die Oberfläche der Ideen, die er ausdrücken will. — Die heraushebende Kraft, das konzentrirte Licht auf dem Hauptgedanken fehlt ihm.

Dieſe Oberflächigkeit zeichnet ſich in ſeinem ganzen übrigen Weſen, und auch in ſeiner Bildung aus, wo die markirten Züge gleichſam wegfallen und ſchwinden, die Lippen beim Reden ſcheinen ſich maſchinenmäßig zu bewegen, und überhaupt kein rechter innerer Kern vorhanden zu ſeyn, der eine feſte Gewalt über den Körper ausübte. —

Er kann in eine fürchterliche Erbitterung gerathen, die ihn aber auch ganz außer Thätigkeit ſetzt, und ſeine Glieder konvulſiviſch bewegt. Sein Auge iſt klein und matt.

F... giebt auch zwar im Reden immer dem Hauptgedanken das meiſte Gewicht, aber er eilet nicht, ſondern ſchreitet bedächtig hinzu — dieß nimmt ihm zu viele Zeit im Denken weg, um über vieles in ſeinem Leben nachdenken zu können.

Es ſcheint, als wenn er einmal richtig und vernünftig handeln, aber aus dem eigentlichen Denken nie ein Hauptgeſchäft machen werde.

Die gemeinſten Köpfe ſcheinen, wenn es nicht eine beſondre Angewohnheit iſt, ſich vorzüglich dadurch mit auszuzeichnen, daß ſie im Reden auf den Hülfswörtern, faſt eben ſo lange, wie auf den Hauptwörtern verweilen; die Hülfswörter haben, ſollen, müſſen, u. ſ. w. auf eine unerträgliche Weiſe nachſchleppen laſſen — und am allerbedeutendſten iſt gewiß dieß Merkzeichen, wenn es ſich ſchon in der frühern Jugend oder Kindheit äußert.

Zum Denken gehört vorzüglich, in kurzer Zeit viel zu denken, weil dieß allein einen Ueberblick eines Ganzen giebt, das ſonſt ſogleich wieder entſchlüpft, wenn man zu lange zaudern muß, ehe man es faſſen kann.

Sprach- und Denkorgan ſtehen in dieſer Rückſicht gewiß in der genaueſten Verbindung miteinander. —

Welche unendlich feine Nüancen finden nun nicht im Ausdruck der Gedanken durch die Sprache ſtatt, und welch eine reine Quelle zu wichtigen und nützlichen Bemerkungen iſt dieß nicht für den Jugendbeobachter!

Einzeln fallen die Beſonderheiten nicht auf — man muß einen Haufen junger Leute beiſammen und oft beiſammen ſeyn — dann zeigen ſich nach und nach eine Menge bedeutender Verſchiedenheiten, die oft unerwartete Aufſchlüſſe geben.

Denn es giebt gewiß Geſichtspunkte für die einzelnen Charaktere, woraus ſich die Modifikationen derſelben erklären laſſen; nur muß man die Reſultate nicht zu früh ziehen, und über den Sammlungen von Beobachtungen nicht ermüden.

Z.

3.

Selbſtgeſtändniß des Herrn O. C. R. B. *)

Mein Charakter.

Ehrlich, redlich und offenherzig, dienſtfertig, gefällig und mitleidig, doch habe ich ſeit mehrern Jahren lernen müſſen, gegen viele Perſonen, und in vielen Fällen, hart zu ſeyn.

Gott und dem Heiland der Welt aus Dankbarkeit aufrichtig ergeben, und derſelben Bekenner, ohne Kunſt und Verſtellung, auch ohne Furcht, durch vieljährige Erfahrung von der wahren und großen Glückſeligkeit, die dadurch erlanget wird, aufs ſtärkſte überzeuget. Stark im Vertrauen zu Gott, und völlig mit ſeinen Führungen zufrieden.

Sehr lebhaft und feurig, zur kurzwährenden Heftigkeit in der Hitze geneigt, aber auch in manchem Fall für hitzig gehalten, wo nur natürliche und ordentliche Lebhaftigkeit war.

Geſchwind und ſchnell, den Langſamen allezeit, den Muntern oft, und in einigen Fällen wirklich zu geſchwind, ſo daß Uebereilung daraus entſtehet, doch

---

*) Dieß Selbſtgeſtändniß eines ſehr bekannten Mannes verdient wohl in einem pſychologiſchen Magazin beſonders aufgeſtellt zu werden.

doch nicht ſo oft, als es dieſem und jenem vorkommt, der nicht gewohnt iſt, geſchwind zu denken, ſich zu entſchlieſſen und zu handeln.

Standhaft, oft bis zum Schein des Eigenſinns und der Fühlloſigkeit bei gegenſeitigen Vorſtellungen, die doch vorher gedacht und überlegt waren. Muthig, herzhaft und dreiſt, oft in hohem Grade.

Mäßig in allen Dingen, zufrieden mit Wenigem, Herr und Meiſter des Appetits.

Im Umgang mir ſelbſt zu lebhaft und zu viel ſprechend, alſo nach demſelben gemeiniglich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt, und eben deswegen geneigt den Umgang ſehr einzuſchränken, und Geſellſchaften zu fliehen.

Von Stolz frei, aber nicht von Ruhmbegierde, doch im beſtändigen innern Kampf und Streite mit derſelben, und bei hinlänglicher Ueberlegung vermögend, ſie ganz zu unterdrücken und zu vermeiden.

Der Beifall eines rechtſchaffenen und zur Beurtheilung tüchtigen Mannes iſt mir wichtig, und gereicht mir zur Ermunterung.

So arbeitſam, daß die Arbeit mit zu meinem lebensbedürfniß gehört, und daß der Trieb zu derſelben größer, als zu irgend einem ſinnlichen Vergnügen iſt.

Zur
Seelenheilkunde.

Beiſpiel eines Mannes, welcher von ſeinem dreißigſten bis vier und funfzigſten Jahre ein recht eifriger Myſtiker geweſen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von ſeinem ſechszigſten bis vier und ſechszigſten Jahre ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat.

Dieſer Mann war ein ſo eifriger Myſtiker, daß er ſein Leben dafür würde gelaſſen haben

Er hielt es für Pflicht, ſich jede Verachtung und Demüthigung lieb ſeyn zu laſſen; durch nichts die äußern Sinne und die Einbildungskraft zu vergnügen und zu zerſtreuen; und daher in kein Schauſpiel zu gehen; keinen Roman zu leſen; auch nicht auf die entfernteſte Weiſe, ſelbſt nicht durch Tugend, nach Ehr und Ruhm zu ſtreben; keine Muſik zu machen; ja ſogar kein Puder in die Haare zu ſtreuen.

Sein geiſtlicher Führer bezeugte ihm hierüber ſeinen Beifall, und gab ihm zu erkennen, daß er es noch ſehr weit im Innern bringen werde; wobei er ihn denn auch in Anſehung ſeines Aeußerlichen auf allerhand Art zu unterſtützen ſuchte; indem er verſchiedenen wohlbemittelten frommen Leuten ſeine Fürbitte rekommandirte.

Da dieſer Mann nun aber um in den Wegen des Innern nicht aufgehalten und zerſtreuet zu werden, natürlicher Weiſe ſeine Gedanken auch von der Betreibung ſeines Berufs und ſeiner Haushaltung wandte, auch ſich nicht um die Erhaltung des Friedens in der Ehe bekümmerte, und ſeine Frau in ſeinen Innern nicht fand, was ſie wünſchte; indem hier auch die eheliche Liebe keinen Platz behalten durfte; daß ſie daher mißvergnügt mit ſeinen Innern werden mußte; da er über dieſes, ob es gleich ihm ſein geiſtlicher Führer widerrieth, ſeinen etwas unruhigen Beruf mit einem dem Anſchein nach geruhigern, aber dafür mit einem weit unbeträchtlichern Einkommen verknüpften, vertauſchte; ſo mußte auch natürlicher Weiſe ſein Aeuſſeres einer immer größern Unterſtützung bedürfen, und auch der Friede in der Ehe gar ſehr leiden, wodurch denn der Haushalt noch zerrütteter wurde.

Da er ſich in ſolchen Umſtänden nun öfters demüthigen mußte, und aus Menſchengefälligkeit auch wohl zuweilen einen kleinen Fehler begieng, ſo glaubte er nicht anders, als daß dieß alles geiſtliche Prüfungen wären, wodurch ſein geiſtlicher

Hochmuth darniedergeſchlagen werden ſollte; und ſuchte ſich alſo immer feſter in ſeinem Innern zu ſetzen.

In Anſehung ſeines Führers im Innern aber änderte ſich etwas.

Dieſer hatte nehmlich, wie er ihm die Veränderung ſeines Berufs widerrieth, gar deutlich eingeſehen, daß hierdurch das Aeußere ſo ſehr leiden würde, daß es ihm als ſeinen Führer zur Laſt fallen könnte.

Daher glaubte er nun die Eingebung zu haben, daß er ſich um ſeinen geiſtlichen Zögling nun ferner nicht mehr bekümmern, ihm auf ſeine Briefe nicht mehr antworten, und ihn allein Gott überlaſſen müſſe.

Das Ausbleiben der Antworten auf ſeine Briefe an ſeinen geiſtlichen Führer kam nun unſerm Manne ſonderbar vor, er hielt denn aber auch dieß für Prüfungen des Innern, ſuchte ſich ſelbſt immer aus den gar zu verlegnen Umſtänden zu helfen, und lebte übrigens ſo in ſeinem Elende fort, bis er bereits vier und funfzig Jahr darüber alt geworden war.

Nun aber that er eine Reiſe, auf welcher er alle Perſonen mit denen er wegen der Myſtik durch ſeinen geiſtlichen Führer bekannt war, außer ſeinen geiſtlichen Führer ſelbſt, welcher ſchon geſtorben war, beſuchte; um zu erfahren, ob und wie weit er im Innern Fortſchritte gemacht oder zurückgekommen ſey.

Auf dieſer Reiſe fand er alles anders, als er es ſich vorgeſtellt hatte.

Gleich beim erſten, den er beſuchte, fand er, daß derſelbe nicht mehr in den von ihrem gemeinſchaftlichen geiſtlichen Führer empfohlnen Schriften las, ſondern anſtatt deſſen ſelbſt ſchrieb, welches unſerm Reiſenden nicht im mindeſten anſtand, weil dieſe Schriften ganz von den empfohlnen Schriften abgiengen.

Bei einem andern fand er gar kein Zutrauen und konnte alſo mit ihm nicht reden.

Ein dritter machte zwar viele Worte, aber gab dadurch weiter nichts zu verſtehen, als daß er den eigentlichen Inhalt dieſer Schriften gar nicht wußte.

Er hörte dieſen mit einem Gegner diſputiren. Der Gegner bewieß die Unmöglichkeit, daß alle Welt ſo ſeyn könnte, und der Myſtiker verſtummte.

Er ſelbſt wollte ſich dadurch nicht irre machen laſſen, empfand aber doch etwas in ſich, welches einem ſich ſtark aufdringenden Zweifel nicht unähnlich war.

(Die Fortſetzung folgt.)

Inhalt.

Seite

Ueber den Endzweck des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, von K. P. Moriz. 1

Zur Seelenkrankheitskunde.

1. Aus einem Briefe. 6

2. Methode im Wahnwitz. Auszug aus einem Briefe, von K. St. 11

Zur Seelennaturkunde.

1. Ueber den Zweck der Thränen. Aus einer ungedruckten Schrift über den Troſt, von Hrn. Gruner. 19

2. Einige Gedanken über die Muttermähler, von Hrn. Grohmann. 25

3. Oral' über Taubſtumme. Bruchſtück eines Geſprächs mit Becker. An Becker. von Hrn. Eſchke. 45

4. Ueber das Band zwiſchen Geiſt und Körper. Auszug aus einem Briefe, von Hrn. Graf von Gräveniz. 50

5. Be-

Inhalt.

Seite
5. Beobachtungen über Taubſtumme. Erſter Verſuch, von Hrn. Eſchke. 55
6. Fortſetzung des Tagebuchs eines Selbſtbeobachters. 60
7. Waffen der Myſtik gegen die Verſuchungen zur Wolluſt. Auszug aus einem Briefe des Hrn. v. F ... 71
8. Starker Glaube an die Kraft des Gebets. Aus einem Briefe des Hrn. v. F ... 76
9. Rath der Myſtik wider die Schwärmereien der Einbildungskraft. 78
10. Erinnerungen aus den früheſten Jahren der Kindheit, von K. St. 83
11. Fragment aus dem vierten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte. 90
12. Die Würkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht. Ueber das muſikaliſche Gehör, von K. St. 99
13. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, von K. P. Moritz. 104

Zur Seelenzeichenkunde.

1. M ... in R .... von Z ... 106
2. Zeichnung jugendlicher Charaktere von Z. 109
3. Selbſtſchilderung des Hrn. O. C. R. B. 112

Zur

Inhalt.

Seite

Zur Seelenheilkunde.

Beiſpiel eines Mannes, welcher von ſeinem dreißigſten bis vier und funfzigſten Jahre ein recht eifriger Myſtiker geweſen, nachher aber nach und nach davon loßgekommen, und von ſeinem ſechszigſten bis vier und ſechszigſten Jahre ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat. 114

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Achten Bandes zweites Stück.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge.

Im Auguſt 1785 beſuchte ich einen Offizier von der Artillerie, einen Mann von vierzig Jahren, der, wie man mir erzählte, ſeit einem Jahre, nach vorhergegangener Erkältung und Aergerniß, an der Zunge, den Händen und Füßen völlig gelähmt war.

Er wurde von einem unſerer guten Aerzte allhier behandelt, der mich hinzu rief, um Einrichtung zu einer elektriſchen Cur zu treffen.

Dies geſchah, und ſo hatte ich den Kranken nicht wieder geſehen bis im folgenden Jahre. Da er mich meines Beiſtandes halber zu ſich kommen lies, weil ſein Arzt ihn verlaſſen hatte.

Ich fand ihn ſo weit hergeſtellt, daß er die Füße vollkommen brauchen konnte, auch die Hände einigermaßen; aber in Anſehung der Sprache fiel mir folgende merkwürdige Erſcheinung auf. Er war ſchlechterdings nicht im Stande irgend ein Wort deutlich und vernehmlich hervorzubringen, weder von ſelbſt aus eigenem Triebe, noch wenn man ihm die Worte laut und langſam vorſagte. Er ſtrengte ſich äußerſt heftig an, die Zunge und die übrigen Sprachwerkzeuge in Bewegung zu ſetzen, konnte aber nie etwas anders als ein unverſtändliches Gemurre von ſich geben, das ihm ſehr viel Mühe machte und ſich dann mit einem tiefen Seufzer endigte.

Hingegen konnte er ſehr fertig leſen. Hielt man ihm ein Buch oder etwas Geſchriebenes vor, ſo las er geſchwind und deutlich, ſo daß man kaum einen Fehler an ſeinen Sprachorganen bemerkte.

Nahm man ihm aber die vorgehaltene Schrift weg, ſo war er wiederum nicht im Stande die vorigen Worte auszuſprechen. Dieſen Verſuch wiederholte ich ſehr oft, in Gegenwart ſeiner Frau und verſchiedener andere Perſonen, der Erfolg war immer derſelbe.

Ich weiß mir von dieſer merkwürdigen pſychologiſchen Erſcheinung keine andere Erklärung zu geben als folgende: Um unſere Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung eines Wortes in Bewegung zu ſetzen, iſt es nothwendig, daß deſſen Vorſtellung, ſie mag nun von ſelbſt in uns oder durch äußere Veranlaſſung entſtehen, vorher in unſerer Seele gegenwärtig ſeyn, welche alsdann unſere Willkühr rege macht, und ſie beſtimmt, in die Nerven der Sprachmuſkeln den Nervenſaft gerade ſo hin zu bewegen, als es die Ausſprache des ihr entſprechenden Wortes erfordert.

Dieſe Vorſtellung muß einen gewiſſen Grad von Stärke haben, um die Willkühr in dieſe Thätigkeit zu verſetzen. Ueberſchreitet ſie denſelben, ſo wirkt ſie zu lebhaft, und es entſtehet ein geſchwindes undeutliches Plaudern oder auch ein Stottern; erreicht ſie ihn nicht, ſo iſt ſie unvermögend die Wirkung überhaupt hervorzubringen; die Willkühr wird alsdann zwar in einer Art von Beſtreben ſich befinden, den Nervenſaft in Bewegung zu ſetzen, aber da der Reiz der Vorſtellung zu ſchwach iſt; ſo wird es auch bloß beim unfruchtbaren Beſtreben bleiben, ohne daß ein wirkliches Sprechen darauf erfolgt.

Es ergiebt ſich aber daraus ſehr leicht, daß dieſer erforderliche Grad der Vorſtellung nicht unter allen Umſtänden derſelbe ſeyn kann, ſondern nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Sprachorgane verſchieden ſeyn muß. Nachdem dieſe reizbarer und beweglicher, oder ſtumpfer und unbeweglicher ſind, wird er kleiner oder größer ſeyn müſſen. Wenn alſo ihre Nerven in einem widernatürlichen Zuſtande ſich befinden, und dem gewöhnlichen Einſtrömen des Nervenſafts zu großen Widerſtand leiſten, oder

wenn

wenn deren Muſkeln eine ſo geringe Reizbarkeit haben, daß der gewöhnliche Einfluß des Saftes in ihre Nerven in ihnen keine Zuſammenziehung hervorzubringen vermag, ſo muß die Thätigkeit der Willkühr deſto größer, ihre Anſtrengung, und folglich die Vorſtellung, die ſie zu dieſer Anſtrengung ſpornt, deſto ſtärker ſeyn, und ſo umgekehrt.

Es hängt aber die Wirkſamkeit einer Vorſtellung von zwey Urſachen ab; von ihrer Lebhaftigkeit und von ihrer Dauer. Was die erſte betrift, ſo kömmt dieſe hier nicht in Betrachtung, da es in Anſehung ihrer keine weſentliche Verſchiedenheit unter den verſchiedenen ſinnlichen Vorſtellungen giebt, und bis auf einen gewiſſen Grad, der ins ſchmerzhafte Gefühl übergeht, kann eine jede bald lebhafter bald ſtumpfer als die übrigen ſeyn.

In Anſehung der letzten aber findet ſich ein merklicher Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen ſinnlichen Eindrücken, und alſo auch zwiſchen ihren Vorſtellungen. Vorzüglich iſt er zwiſchen den Vorſtellungen des Geſichts und des Gehörs auffallend. Offenbar ſind jene von weit längerer Dauer als dieſe. Die Vorſtellung gewiſſer Wörter z. B. welche den empfangenen Eindruck derſelben durch das Gehör begleitet, ſie mag noch ſo unmittelbar darauf folgen, iſt doch immer in der Dauer nur Erinnerung. Der Schall iſt vorüber, und den Augenblick darauf muß die erregte Vorſtellung ſich durch ſich ſelbſt, vermittelſt der Erinnerung des gehabten Eindruckes, erhalten: Da hingegen beim anhaltenden Sehen auf einen Gegenſtand die Urſache, welche die Vorſtellung unterhält, ununterbrochen gegenwärtig iſt.

Und geſetzt auch, daß derſelbe laut oft hinter einander wiederholt wird, ſo entſtehen daraus doch immer nur viele beſondere einzelne Eindrücke, die bei weitem keine ſolche anhaltende ſtetige Vorſtellung in dem Gemüth hervorbringen, als die ununterbrochene Strahlenwirkung eines ſichtbaren Gegenſtandes.

Im erſten Falle muß alſo die Macht der Vorſtellung geringer, und folglich ihre Wirkung auf die Willkühr ſchwächer ſeyn als im letzten.

Dies iſt wahrſcheinlich mit eine Urſache, warum die Vorſtellungen des Geſichts überhaupt feſter in der Seele haften, als die des Gehörs; und wir eines einmal geſehenen Bildes noch lange Zeit uns leichter zurück erinnern, als einer einmal gehörten Melodie.

Nun waren bey unſerm Kranken die Sprachwerkzeuge offenbar in einem geringen Grade gelähmt, wodurch ſie freylich nicht aller Beweglichkeit beraubt, aber doch in einem geſchwächten minder reißbaren Zuſtand verſetzt wurden, und ſie konnten nur von einer ſtärkern Vorſtellung und angeſtrengteren Kraft der Willkühr in Thätigkeit geſetzt werden, welche zwar von der anhaltenden Wirkung eines Geſichts, aber nicht von der verſchwindenden eines Gehörgegenſtandes verlangt werden konnten.

Vor kurzem iſt mir noch ein ähnlicher Fall bei einer jungen aus Gram melankoliſchen Dame vorgekommen. Weder das dringendſte Bitten, noch die heftigſten Drohungen, waren im Stande einen artikulirten Ton von ihr heraus zu bringen.

Hielt man ihr aber einen Brief oder ein gedrucktes Blatt vor, und erſuchte ſie, es zu leſen, ſo that ſie es mit der größten Fertigkeit eines geſunden Menſchen. Bey dieſer waren die Sprachwerkzeuge im natürlichen Zuſtande, aber durch die brütende Aufmerkſamkeit auf ihren Lieblingsgegenſtand wurde wahrſcheinlich die gewöhnliche Wirkung jeder andern Vorſtellung ſo ſehr geſchwächt, daß ſie nicht hinreichte den Willen in die Thätigkeit zu ſetzen, welche zum Bewegen des Nervenſafts in die Sprachorgane erfordert wird. Da nun, wie ich ſchon erwähnt, die Vorſtellungen des Sehens, wegen der anhaltenden Gegenwart ihrer Urſache, dauerhafter und ſtärker ſind, als die des Hörens, ſo ergiebt ſich von ſelbſt: warum jene und nicht dieſe ſie zum Sprechen bewegen konnten.

Marcus Herz.

2.

Fortſetzung

des Fragments aus dem 4ten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte.

Dieſe Anrede wirkte ſo mächtig auf Reiſers Phantaſie, daß auf einmal das Karthäuſerkloſter mit ſeinen hohen Mauern tief im Hintergrunde ſtand, und die Kuliſſen mit den Lichtern ſich plötzlich wieder verdrängten; da nun O... überdem noch hinzufügte, daß man damit umgehe, in dem Stücke, das man aufzuführen Willens ſey, Reiſern eine Rolle anzutragen; ſo war vollends jeder ernſte und melancholiſche Gedanke wie verſchwunden.

Das Stück nehmlich, was die Studenten in Erfurt aufführen wollten, hieß Medon oder die Rache des Weiſen, und man könnte davon ſagen, daß es die ganze Moral in ſich enthielte, ſo erſtaunlich viel Tugend wurde von allen Perſonen darin gepredigt.

In dieſem Stücke nun ſollte Reiſer die Rolle der Klelie, der Geliebten des Medon, übernehmen, weil ſich an ſeinem Kinne noch die wenigſte Spur von einem Barte zeigte, und weil auch ſeine Länge als Frauenzimmer eben nicht auffiel, da der, welcher den Medon ſpielte, von einer faſt rieſenmäßigen Größe war.

Ohngeachtet der auffallenden Sonderbarkeit dieſer Rolle konnte Reiſer dennoch ſeinem Hange, das Theater auf irgend eine Weiſe zu betreten, nicht widerſtehen, um ſo weniger, da ſich ihm die Gelegenheit dazu ſo ganz ungeſucht und von ſelbſt darbot.

Die Vorbereitungen zu der Komödie wurden nun gemacht; Reiſer lernte die Rolle der Klelie auswendig, und nun wurden häufige Proben gehalten, wodurch Reiſer mit dem größten Theile der Studenten in Erfurt bekannt wurde, die ſich alle gegen ihn ganz höflich betrugen, und alle eine vortheilhafte Meinung von ihm hegten, wodurch er ſich in eine Welt verſetzt fand, die von derjenigen ganz verſchieden war, worin er von Kindheit auf gelebt hatte.

Zwiſchen dieſen Komödienproben verſäumte nun Reiſer nicht, des Doktor Frorieps Predigerkollegium fleißig zu beſuchen. Dieſes beſtand aus einer Anzahl Studenten, die ſich in der Kaufmannskirche, in Gegenwart des Doktor Froriep und der übrigen Studenten, bei verſchloſſenen Thüren, im Predigen übten.

Hier wünſchte nun Reiſer ebenfalls auftreten zu können, um ſeine Deklamation hier hören zu laſſen, und es war ihm immer eine der reizendſten Ausſichten, wenn der Doktor Froriep ihm einmal verſtatten würde, hier die Kanzel zu beſteigen. Auch hatte er ſich ſchon ein Thema ausgedacht, worin er die Schönheiten der Natur, den Wechſel der Jahreszeiten mit poetiſchen Farben ſchildern, und mit den glänzenden und ſchimmernden Ausſichten in die Ewigkeit auf eine pathetiſche Weiſe ſeine Predigt beſchließen wollte. Allein es kamen immer Hinderniſſe dazwiſchen, daß ihm dieſer Wunſch in Erfurt nicht gewährt wurde.

So wie man nun an allem zweifelt, was man heftig wünſcht, ſo zweifelte er auch immer, ob die wirkliche Aufführung der Komödie zu Stande kommen, und er ſeine Rolle darin behalten würde. Dieſer Wunſch wurde ihm dann gewährt. Er wurde mit aller Sorgfalt als Klelie geſchmückt. Die Lichter wurden angezündet, der Vorhang rauſchte empor, und er ſtand nun da vor einem zahlreichen Auditorium, und ſpielte ganz unbefangen ſeine lange Rolle durch, ohne daß ihm ein einzigesmal das Unnatürliche davon eingefallen wäre, ſo ſehr war er in dem Gedanken vertieft, daß er in einer theatraliſchen Darſtellung nun wirklich mit begriffen, und daß ſeine Mitwirkung in jedem Augenblick dazu nothwendig war. —

Dies Vertiefen in ſeinen Gegenſtand machte, daß er ſich ſelbſt vergaß, und daß auch die Zuſchauer das Unnatürliche der Rolle weniger bemerkten, und er über ſein Spiel ſogar noch Beifall erhielt. Da er alſo nun den Schauplatz betreten hatte, und doch dabei Student blieb, ſo machte ihm dies doppeltes Vergnügen, und er fühlte ſich in der Wiedererinnerung an dieſen Abend ein Paar Tage über ſo glücklich, daß ihm alles das, was ihm in den wenigen Wochen, die er nun in Erfurt zugebracht hatte, ſchon begegnet war, halb wie im Traume vorkam.

Er rückte nun auch in die Wochenſchrift der Bürger und der Bauer von Zeit zu Zeit Gedichte ein, wodurch ſein Name als Schriftſteller unter den Erfurtiſchen Bürgern bekannt wurde. Dabey beſorgte er Korrekturen für den Buchdrucker G...., und wurde durch dieſen mit einem gewiſſen Doktor **Sauer** bekannt, den, bey den größten Vorzügen des Geiſtes und Herzens bis an ſeinen Tod, ein widriges Schickſal verfolgte, weil er durch den langwierigen ununterbrochenen Druck der Umſtände verlernt hatte, ſeinen Werth geltend zu machen, und gerade die Kraft, wodurch er in der Welt feſten Fuß faſſen, und ſeinen Platz behaupten mußte, bey ihm gelähmt war.

Dieſer Doktor **Sauer** hatte für den Buchdrucker G.... eine Wochenſchrift geſchrieben, unter dem Titel: Medon, oder die drey Freunde, wovon ein Jahrgang herausgekommen war. Man ſahe auch hieran, wie er mit dem Druck der Umſtände hatte kämpfen müſſen; wie ſchwer es ihm mußte geworden ſeyn, eine Anzahl trivialer Aufſätze niederzuſchreiben, wobey noch immer die Funken des unterdrückten Genies hervorſprühten.

So aber **mußte** er ſchreiben, und wöchentlich ſeinen Bogen liefern, um wiederum ein Jahrlang von ſeinem mühſeeligen Leben zu athmen. Da nun die

Wochenſchrift aufhörte, ſo war er genöthigt, wieder von Korrekturen ſein Daſeyn zu erhalten. Und da er ſelber dramatiſche Ausarbeitungen von vielem Werth in ſeinem Pulte liegen hatte, die er nicht wagte zum Vorſchein zu bringen, mußte er für einen vornehmen Herrn in Erfurt, mit aller Sorgfalt und Korrektheit eines Kopiſten, ein Trauerſpiel für Geld abſchreiben, um mit dem Abſchreiberlohne wiederum einige Tage lang ſein Leben zu friſten.

Als Arzt verdiente er nichts; denn er fühlte einen beſondern Hang in ſich, gerade den Leuten zu helfen, die der Hülfe am meiſten bedürfen, und denen ſie am wenigſten geleiſtet wird. Und weil dies nun gerade diejenigen ſind, welche die Hülfe nicht zu bezahlen vermögen, ſo gerieth der Arzt ſelber in große Gefahr zu verhungern, wenn er nicht Wochenſchriften herausgegeben, Korrekturen beſorgt, und Trauerſpiele abgeſchrieben hätte.

Kurz, er ließ ſich für ſeine Kuren nichts bezahlen, und brachte auch dazu den armen Leuten die Arzenei ins Haus, die er ſelbſt verfertigte, und das wenige was ihm übrig oder nicht übrig blieb noch darauf verwandte. Weil er ſich nun dadurch gleichſam weggeworfen hatte, ſo hatten die Leute aus der großen und vornehmen Welt kein Zutrauen zu ihm; niemand zog ihn zu Rathe, und unter den meiſten war ſogar ſein Name nicht einmal bekannt, ob er ſich gleich als Arzt ſchon keine geringe Erfahrung und Geſchicklichkeit erworben hatte.

Er hatte auch in dieſem Fache ſchon einige vortreffliche Ausarbeitungen geliefert, die aber das Unglück hatten ſich unter der Menge zu verlieren, und, eben ſo wie ihr Verfaſſer, von den Zeitgenoſſen nicht bemerkt zu werden. Und während, daß er nun ſeine übrigen medizinischen Ausarbeitungen in ſeinem Pulte verſchloſſen hielt, mußte er die Schrift eines Franzöſiſchen Arztes, der nach Erfurt kam, und beſſer als der Doktor Sauer ſich wußte bemerken zu machen, ins lateiniſche überſetzen, um von dem Ueberſetzerlohne zu leben, und für ſeine hülfloſen und armen Kranken neue Arzeneimittel zuzubereiten.

Der müßte ganz abgeſtumpft ſeyn, der dieſe Unwürdigkeiten und Demüthigungen vom Schickſal nicht fühlen ſollte. Der Doktor Sauer machte eine lächelnde Miene dazu; allein im Innerſten ſeiner Seele untergrub doch jede dieſer Demüthigungen und Herabwürdigungen ſeine Thatkraft, und lähmte ſeinen Muth. Wie konnte er ſeinem innern Werthe noch trauen, da die ganze Welt ihn verkannte.

Wegen der Konnexion mit dem Buchdrucker G...., für welchen er die Korrekturen beſorgte, gab er nun auch zuweilen Aufſätze in die berühmte Erfurtiſche Wochenſchrift der Bürger und der Bauer; und da laß Reiſer einmal ein Gedicht von ihm, ihn, auf die freigewordenen Amerikaner, welches wohl verdient hätte, in einer Sammlung von den vorzüglichſten Poeſien der Deutſchen zu ſtehen, und nun in einem Blatte ſich verlohr, das in den Bierhäuſern von Erfurt feil geboten wurde.

Es war als ob in dieſem Gedichte ſein unterdrückter Geiſt alle ſein Freiheitsgefühl noch einmal ausgehaucht hatte, ein ſolcher Schwung und feurige Theilnehmung herrſchten in den Gedanken.

Ganz entzückt durch dies Gedicht konnte Reiſer nicht ruhen, bis er die Bekanntſchaft eines ſo vorzüglichen Mitarbeiters an der Wochenſchrift der Bürger und der Bauer gemacht hatte. Es hielt aber ſchwer, bis er dieſen Wunſch erreichte, weil der Doktor Sauer eben keinen großen Hang in ſich fühlen konnte, ſich noch ferner an irgend einen aus der Klaſſe von Weſen anzuſchließen, die ihn gleichſam ausgeſtoßen hatte.

Indeß fand ſich doch ein Weg dazu, weil Reiſer ſein Studium der engliſchen Sprache auch in Erfurt fortgeſetzt hatte, daß er ſich erbot den Doktor Sauer Engliſch zu lehren, da dieſer ſchon einigemal den Wunſch geäußert hatte, mit dieſer Sprache bekannt zu ſeyn. Dies Anerbieten wurde denn angenommen, und ſo erhielt Reiſer Gelegenheit wöchentlich wenigſtens ein paarmal mit dieſem Manne zuſammen zu kommen, an den er ſich nun ſo nahe wie möglich anzuſchließen wünſchte.

Bei dieſer Gelegenheit wurde er nun immer offner gegen Reiſern, und erzählte ihm von den mannigfaltigen Unterdrückungen, denen er von ſeiner Kindheit, von ſeinen Anverwandten und von ſeinen Lehrern ausgeſetzt war, und nachher alle die Streiche des Schickſals nach einander, die ihn bis in den Staub darniedergebeugt hatten; ſo daß Reiſer im auffahrenden Unwillen ſich nicht enthalten konnte, die Verkettung hämiſch zu nennen, worin ein denkendes und empfindendes Weſen gleichſam abſichtlich ſo eingeengt und gequält wird.

Während daß nun Reiſer auf dieſe Art ſeinen Unwillen äußerte, verzog ſich Sauers Mund zu einem ſanften Lächeln, wodurch er freylich über dieſen Unwillen erhaben, aber auch zugleich von den irrdiſchen Banden ſchon gelöſt war, und ſeiner baldigen vollkommenen Befreiung ahndungsvoll entgegen ſahe. — Sein Kampf war beinahe durchgekämpft, er brauchte weiter keine widerſtehende Kraft, keinen Trotz gegen das Schickſal. —

Demohngeachtet loderte die Lebensflamme noch manchmal wieder in ihm auf. Er hoffte zuweilen noch glückliche Tage zu ſehen, und hatte einen großen Eifer zur Erlernung des Engliſchen, weil er ſich von dieſem ſeinem Studium viel verſprach, um vorzüglich die in der engliſchen Sprache geſchriebenen medizinischen Werke zu nutzen, und dann auch durch Ueberſetzungen aus dem Engliſchen Geld zu erwerben.

Dann bot ſich ihm auch ſogar eine kleine Ausſicht zu einer Art von Verſorgung in Erfurt dar — und dies war ihm nun ſchon eine ſehr glückliche Wendung, die er beſonders ſeinem Aushatren zuſchrieb. Wer in Erfurt zu etwas kommen wollte, pflegte er nun oft zu Reiſern zu ſagen, der müſſe nur lange Zeit aushatren, und die Geduld nicht verlieren! — ſo beſcheiden und mäßig war er in ſeinen Wünſchen, und ſo ſehr war jeder Schimmer eines beſſern Glücks ihm ſchon aufmunternd.

Er wußte nicht, daß alles äußere Glück ihm nichts mehr helfen konnte, weil der Quell des Glücks in ihm ſelber verſiegt, und die Blume ſeines Lebens zerknickt war, ſo daß ihre Blätter nothwendig welken mußten.

Reiſer fühlte ſich von einer ſolchen Theilnehmung angezogen, als ob das Schickſal dieſes Mannes ſein eigenes, oder mit dem ſeinigen doch unzertrennlich verknüpft geweſen wäre. Es war ihm als müßte dieſer Mann noch glücklich werden, wenn die Dinge in ihrem Gleiſe bleiben ſollten.

Reiſern trog aber diesmal, ſo wie nachher noch oft, ſeine Ahndung, und ſein Glaube an eine Entſchädigung für erlittenen Kummer, die nothwendig noch auf Erden ſtatt finden müſſe. — Sauer entſchlummerte nach wenigen Jahren, ohne beſſere Tage geſehen zu haben. — Da ihm von außen das Glück ein wenig anlächelte, waren ſeine innern Kräfte zerſtört; und er blieb unbemerkt und unbekannt bis an ſeinen Tod: ſo daß in der kleinen Gaſſe, wo er wohnte, ſeine nächſten Nachbarn, als man den Sarg hinaustrug, fragten: wer denn da begraben würde? Ein Grad des Nichtbemerktwerdens, der in einer ſo unbevölkerten Stadt, wie Erfurt, höchſt auffallend iſt.

Die wenigen Tage nun, welche Reiſer mit dem Doktor Sauer in Erfurt verlebte, waren für ihn höchſt wichtig, weil ſie ſeiner Seele einen gewiſſen neuen Anſtoß gaben: Er raffte ſich gegen alle die Unterdrückungen zuſammen, welche jenen Geiſt ſo ſehr hatten lähmen können. Und der Unwille, den er darüber empfand, flößte ihm einen gewiſſen Trotz ein, auch dem Schwerſten nicht zu unterliegen, und das gewiſſermaßen durch Widerſtand zu rächen, was jener gelitten hatte.

Sie waren eines Tages nach einem Dorfe vor Erfurt zuſammen ſpatzieren gegangen, und O.... war mit von der Geſellſchaft. — Als ſie gegen Abend zurückkehrten, kamen ſie an ein Gewäſſer, das mit dickem Gebüſch umgeben war, und ſchwarz zwiſchen ſeinen Ufern hinkroch. Hier blieb Sauer ſtehen, und ſuchte mit dem Stocke die Tiefe zu meſſen, die er aber nicht abreichen konnte. Er blieb ſtehen, und ſahe mit untergeſchlagenen Armen in das Waſſer, und bemerkte die ſchwarze Fläche, und wie langſam fließend es dahin kröche.

Das Bild, wie Sauer mit blaſſen Wangen, und untergeſchlagenen Armen, bedeutungsvoll in dieſen Stygiſchen Fluß hinunter blickte, kam Reiſern lebhaft wieder vor die Seele, als er einige Jahre nachher die Nachricht von ſeinem Tode vernahm. — Denn wenn irgend ein bedeutendes Bild ſich formte, wo Zeichen und Sache eins wurden, ſo war es hier.

Für Reiſern aber eröffneten ſich wieder fröliche Ausſichten: denn die Studenten kamen auf den Einfall noch eine Komödie aufzuführen, weil ſie an dieſem Vergnügen nun einmal Geſchmack bekommen hatten.

Die Stücke, welche man wählte, waren der **Argwöhniſche** und der **Schatz**, von Leſſing: in dem erſtern erhielt Reiſer wiederum zwei Frauenzimmerrollen, die er mit Umkleidung ſpielen mußte; und in dem Schatz die Rolle des Maskaril, und nun wurde ſein Schauſpielerkredit unter den Studenten ſchon ſo befeſtigt, daß man es als eine Gefälligkeit von ihm anſah, wenn er dieſe Rollen übernehmen wollte, und er ſich alſo auf keine Weiſe dazu drängen durfte.

Während daß nun die Veranſtaltungen zu dieſer zweiten theatraliſchen Vorſtellung gemacht wurden, fing Reiſer zu gleicher Zeit eine Ausarbeitung über die Empfindſamkeit an, womit er zuerſt als Schriftſteller auftreten wollte. In dieſer Schrift ſollte die affektirte Empfindſamkeit lächerlich gemacht, und die wahre Empfindſamkeit in ihr gehöriges Licht geſtellt werden.

Die ſeynſollende Satyre gegen die Empfindſamkeit gerieth nun freylich ziemlich grob, indem er ſie mit einer Seuche verglich, vor der man ſich zu hüten habe, und jedem, der aus einer Gegend käme, wo die Empfindſamkeit herrſchte, den Eingang in Städte und Dörfer verſperren müßte. — Dieſer Unwille war vorzüglich durch die empfindſamen Reiſen, die nach und nach in Deutſchland erſchienen, und durch die vielen affektirten Nachahmungen von **Werthers Leiden**, bei Reiſern erweckt worden, ob er ſich gleich ſelber auch heimlich dieſer Sünde anklagen mußte; um deſto heftiger ſuchte er nun auch zugleich zu ſeiner eigenen Beſſerung dagegen zu eifern.

Gerade, da er eines Abends an dieſer Abhandlung ſchrieb, trat der Buchdrucker P... aus H.... in die Stube, und brachte ihm einen Brief von **Philipp Reiſern**. Dies war eben der Buchdrucker für den er in H.... eine Anzahl kleiner Neujahrswünſche verfertigt, und ſich zum erſtenmal in denſelben gedruckt geſehen hatte.

Als Reiſer den Buchdrucker vor die Thür hinaus begleitete, drückte ihm dieſer ein kleines Goldſtück in die Hand, welches hinlänglich war, einen Menſchen, der nun ſeit einigen Wochen ſchon ganz von Gelde entblößt war, und ſich doch ſeinen Mangel nicht wollte merken laſſen, auf einmal aus dem Staube zu heben.

Dies unvermuthete Geſchenk erhielt noch einen größern Werth durch die Art, womit es gegeben wurde, indem der Buchdrucker P... die Worte hinzufügte: es ſey dieſe Kleinigkeit eine alte Schuld, die er abtrüge, weil nehmlich Reiſer Neujahrwünſche, Gedichte u. ſ. w. bloß der Ehre wegen in H . . . . für ihn verfertigt hatte.

In Reiſers Umſtänden hatte ein Goldgulden, woraus dies Geſchenk beſtand, für ihn einen unſchätzbaren Werth, und riß ihn auf einmal aus einer Menge kleiner Verlegenheiten, die er keinem Menſchen hatte ſagen dürfen. Dies machte daß er nun in Erfurt wirklich einige glückliche Tage verlebte, wo er eben durch nichts weder von innen noch außen gedrückt wurde; und auch in die Zukunft keine trübe Ausſichten hatte.

Der Brief von Philipp Reiſern war auch intereſſanter als der vorhergehende; denn er enthielt die Nachricht, daß verſchiedene von Reiſers Mitſchülern, welche mit ihm zugleich in H . . . . Komödie geſpielt hatten, ſeinem Beiſpiele gefolgt, und auch zum Theil heimlich fortgegangen waren, um ſich dem Theater zu widmen.

Darunter war vorzüglich J..., der im Klavigo den Beaumarchais geſpielt hatte; der Sohn des Kantor W...; der Präfektus aus dem Chore, Namens O..., und ein gewiſſer T..., eines Predigers

Sohn, mit dem Reiſer vor ſeinem Abſchiede noch einige romantiſche Spatziergänge bey H.... gemacht hatte. Nun fand Reiſer eine ſonderbare Art von Stolz darin, daß er doch von allen dieſen nachgeahmt war, daß er zuerſt den Muth gehabt hatte, einen ſolchen Schritt zu thun.

Dann ſchrieb ihm Reiſer ferner in ſeiner überſpannten Schreibart, daß der Dichter Hölty in H... geſtorben ſey, und ſchloß am Ende mit den Worten: freue dich Dichter! weine Menſch! — Von dem Fortgange ſeines Liebesromans enthielt dieſer Brief nur wenig.

Während daß nun die Veranſtaltung zu der zweiten Komödie gemacht wurde, welche die Studenten in Erfurt aufführen wollten, fand Reiſer einen neuen Freund in Erfurt, einen Studenten Namens N..., aus Hamburg gebürtig, der bei dem Doktor Froriep im Hauſe wohnte, welcher ihm eine Abſchrift von Reiſers Gedichte: das Karthäuſerkloſter gezeigt, und dadurch dem Verfaſſer auf einmal einen neuen Freund verſchaft hatte.

Dies wurde nun eine Freundſchaft gerade von der empfindſamen Art, wogegen Reiſer eine Abhandlung zu ſchreiben im Begriff war.

Der junge N... hatte wirklich ein gefühlvolles Herz, er ließ ſich aber auch durch den Strom hinreißen, und ſpielte bei jeder Gelegenheit den Empfindſamen, ohne es ſelbſt zu wiſſen; denn er eiferte ſehr oft mit Reiſern gegen das Lächerliche einer affektirten Empfindſamkeit — weil er aber nicht bloß vor andern empfindſam zu ſcheinen, ſondern es für ſich ſelber wirklich zu ſeyn ſuchte, ſo deuchte ihm das keine Affektation mehr, ſondern er trieb dies nun als eine ganz ernſthafte Sache, die keinen Spott auf ſich leidet, und zog Reiſern allmälig mit in dieſen Wirbel hinüber, der die Seele ſo lange hinauf ſchraubt, bis ſie in den abgeſchmackteſten Zuſtand geräth, den man ſich denken kann.

Reiſern war es ſchon aufmunternd, daß, ohngeachtet ſeiner dürftigen Umſtände, ſich jemand an ihn ſchloß, dem es nicht an äußern Glücksgütern fehlte. — Nach und nach aber bildete ſich bei ihm eine ordentliche Liebe und Anhänglichkeit an den jungen N..., welche durch deſſen wahre Freundſchaft für Reiſern immer vermehrt wurde, ſo daß ſie ſich immer mehr, auch in ihren Thorheiten, einander näherten, und von ihrer Melancholie und Empfindſamkeit ſich wechſelsweiſe einander mittheilten.

Dies geſchahe nun vorzüglich auf ihren einſamen Spatziergängen, wo ſie nur gar zu oft zwiſchen ſich und der Natur eine Scene veranſtalteten, indem ſie etwa bey Sonnenuntergang die Jünger von Emmaus aus dem Klopſtock laſen, oder an einem trüben Tage Zacharias Schöpfung der Hölle, u. ſ. w.

Vorzüglich lagerten ſie ſich oft am Abhange des Steigerwaldes, von welchem man die Stadt Erfurt mit ihren alten Thürmen, und ihrem ganzen Umfange von Gärten, kann liegen ſehen. Hier hinauf gehen die Einwohner von Erfurt häufig ſpazieren, machen ſich auch wohl oben ſelbſt ein kleines Feuer an, und kochen ſich den Kaffe, um die patriarchaliſchen Ideen wieder zu erneuern.

Hier ſaßen nun auch N . . . und Reiſer oft Stunden lang, und laſen ſich aus irgend einem Dichter wechſelsweiſe vor; welches die meiſte Zeit eine wahre Mühe und Arbeit, und ein peinlicher Zuſtand für ſie war, den ſie ſich aber einander nicht geſtanden, um nur am Ende die Idee mit ſich zu nehmen: „wir haben am Steigerwalde freund„ſchaftlich beieinander geſeſſen, haben von da in „das anmuthsvolle Thal hinuntergeblickt, und da„bei unſern Geiſt mit einem ſchönen Werke der „Dichtkunſt genährt.“

Wenn man erwägt, wie viele kleine Umſtände ſich vereinigen mußten, um das Stillſitzen und Leſen unter freiem Himmel angenehm zu machen, ſo kann man ſich denken mit wie vielen kleinen Unannehmlichkeiten N . . . und Reiſer bei dieſen empfindſamen Scenen kämpfen mußten: wie oft der Boden feucht war, die Ameiſen an die Beine krochen, der Wind das Blatt umſchlug, u. ſ. w.

N . . . fand nun einen vorzüglichen Gefallen daran, Klopſtocks Meſſiade Reiſern ganz vorzuleſen;

bei der entſeßlichſten Langenweile nun, die dieſe Lektüre beiden verurſachte, und die ſie ſich doch einander, und jeder ſich ſelber kaum zu geſtehen wagten, hatte N... doch noch den Vortheil des lauten Leſens, womit ihm die Zeit verging: Reiſer aber war verdammt zu hören, und über das Gehörte entzückt zu ſeyn, welches ihm mit die traurigſten Stunden in ſeinem Leben gemacht hat, deren er ſich zu erinnern weiß; und welche ihn am meiſten zurückſchrecken würden, ſeinen Lebenslauf noch einmal von vorn wieder durchzugehen. Denn keine gröſſere Quaal kann es wohl geben, als eine gänzliche Leerheit der Seele, welche vergebens ſtrebt ſich aus dieſem Zuſtande heraus zu arbeiten, und unſchuldigerweiſe ſich ſelber in jedem Augenblicke die Schuld beimißt, und ſich ſelber ihres Stumpfſinns anklagt, daß ſie von den erhabnen Tönen, die unaufhörlich in ihre Ohren klingen, nicht gerührt und erſchüttert wird.

Ob nun gleich N... und Reiſer faſt unzertrennlich beiſammen waren, ſo ſehnte ſich der leßtere doch wieder nach einſamen Spaziergängen, die ihm immer das meiſte Vergnügen gewährt hatten; allein dies hatte er ſich nun auch verleidet; denn gemeiniglich verſprach er ſich von einem ſolchen Spaziergange zu viel, und kehrte verdrüßlich wieder zu Hauſe, wenn er nicht gefunden hatte, was er ſuchte; ſobald das Dort nun Hier wurde, hatte es auch alle ſeine Reize verlohren, und der Quell der Freuden war verſiegt.

Der Verdruß, der denn in die Stelle der gereizten Hoffnung trat, war von einer ſo groben, gemeinen und widrigen Art, daß auch nicht der mindeſte Grad von einer ſanften Melancholie oder etwas dergleichen damit beſtehen konnte. Es war ohngefähr die Empfindung eines Menſchen, der ganz vom Regen durchneßt iſt, und indem er vor Froſt ſchaudernd zu Hauſe kehrt, auch noch eine kalte Stube findet.

Ein ſolches Leben führte Reiſer, und ſchrieb dabei immer an ſeiner Abhandlung gegen die falſche Empfindſamkeit fort, wobey er denn bei ſeinen einſamen Spatziergängen einmal eine ſonderbare Aeuſſerung von Empfindſamkeit bei einem gemeinen Menſchen bemerkte, bei dem er dieſelbe am wenigſten erwartet hätte.

Er ging nehmlich zwiſchen den Gärten von Erfurt ſpatzieren, und da es gerade in der Pflaumenzeit war, ſo konnte er ſich nicht enthalten, von einem überhangenden Aſte, eine ſchöne reife Pflaume abzupflücken, welches der Eigenthümer des Gartens bemerkte, der ihn ſehr unſanft mit den Worten anfuhr, ob er wohl wiſſe, daß dieſe Pflaume, die er da abgepflückt hätte, ihm einen Dukaten koſten würde.

Reiſer ſuchte abzudingen, mußte aber zugleich geſtehen, daß er keinen Heller Geld bei ſich habe. Um nun aber den Eigenthümer des Gartens wegen der geraubten Pflaume einigermaßen zu befriedigen, mußte er ihm ſein einziges gutes Schnupftuch aus der Taſche geben, deſſen Verluſt ihm ſehr leid that.

Als er traurig wegging, ſah er, nachdem er nur einige Schritte gethan hatte, ein ſchönes Einlegemeſſer vor ſich auf der Erde liegen; er hob es geſchwind auf, und rief den Gärtner wieder zurück, dem er einen Tauſch antrug, ob er nicht für das gefundene Meſſer ihm ſein Schnupftuch zurück geben wolle?

Wie erſtaunte Reiſer, als nun der Gärtner, welcher vorher ſo grob gegen ihn geweſen war, ihm auf einmal um den Hals fiel und küßte, und ſich ſeine Freundſchaft ausbat; weil Reiſer nothwendig ein Günſtling der Vorſehung ſeyn müßte, da ſie ihn grade das Meſſer habe finden laſſen, welches niemand anders als der Gärtner ſelbſt verlohren hatte; der nun Reiſern ſein Schnupftuch mit Freuden wiedergab, und ihm zugleich verſicherte, daß ſein Garten ihm zu jeder Zeit offen ſtünde, um ſo viel Pflaumen, wie er wollte, zu pflücken; und daß er ihm in jeder Sache dienen würde, wo er nur könnte; denn ein ſo außerordentlicher Fall ſey ihm noch nicht vorgekommen.

Als Reiſer im Weggehen über dieſen ſonderbaren Zufall nachdachte, fiel er ihm um ſo mehr auf, weil dies das erſtemal in ſeinem Leben war, daß ihm ein eigentlich glückliches Ereigniß begegnete, wobei mehrere Umſtände ſich vereinigen mußten, die ſich ſonſt ſelten zu vereinigen pflegen.

Sein Glück ſchien ſich in dieſer Kleinigkeit gleichſam erſchöpft zu haben, um ihn im Großen wieder deſtomehr büßen zu laſſen, was er auf keine andere Weiſe als durch ſein Daſeyn verſchuldet hatte.

Es war, wie bey dem Landprediger von Wakefield, der einen ganz ungewöhnlich glücklichen Wurf mit den Würfeln that, indem er mit ſeinem Freunde um wenige Pfennige ſpielte, kurz vorher ehe er die Nachricht von dem Banquerot des Kaufmanns erhielt, durch welchen er ſein ganzes Vermögen verlohr.

Noch eine kleine Weile hielt das Schickſal die Demüthigung zurück, welche es Reiſern zugedacht hatte, und ließ ihn noch ungeſtört in ſeinem Vergnügen, das ihm nun die zweite Komödienaufführung gewährte, und worin ihm drei Rollen zu Theil geworden waren.

Sein ſehnlichſter Wunſch war doch alſo nun einigermaßen erfüllt, ob er gleich in keiner tragiſchen Rolle hatte glänzen können. Und was noch mehr war, ſo hatte man eine Art von Zutrauen zu ſeinen theatraliſchen Einſichten, man fragte ihn um Rath, und er wurde nun durch ſeine Theilnehmung an der Komödie ſowohl, als durch ſeine geſchriebenen Gedichte unter den Studenten noch mehr bekannt, die ihn mit Höflichkeit begegneten, welches ihm für ſeine lage auf der Schule in H.... ein angenehmer Erſatz war.

Dabei beſuchte er nun fleißig die Univerſitätsbibliothek, wo er einen beſondern Gefallen daran fand, des Du Halde Beſchreibung von China zu ſtudiren, und ſehr viel Zeit damit verſchwendete.

Gerade damals erſchien auch: Siegwart, eine Kloſtergeſchichte, und er las mit ſeinem Freunde R... das Buch zu mehreremalen durch, und beide thaten ſich bei der entſetzlichſten langenweile einen gewiſſen Zwang an, in der einmal angefangenen Rührung alle drei Bände hindurch zu bleiben.

Am Ende hatte Reiſer nichts weniger im Sinn, als die ganze Geſchichte in ein hiſtoriſches Trauerſpiel zu bringen, wozu er wirklich allerlei Entwürfe machte, und die ſchöne Zeit damit verſchwendete.

Wenn es ihm denn nicht wie er wünſchte gerathen wollte, ſo hatte er nach jeder vergebenen Anſtrengung dieſer Art, die trübſeeligſten und widrigſten Stunden, die man ſich nur denken kann.

Die ganze Natur und alle ſeine eigenen Gedanken hatten dann ihren Reiz für ihn verlohren, jeder Moment war ihm drückend, und das leben war ihm im eigentlichen Verſtande eine Quaal.

Die Leiden der Poeſie

Können daher wohl in jedem Betracht eine eigene Rubrik in Reiſers lebensgeſchichte ausmachen, welche ſeinen innern und äußern Zuſtand in allen Verhältniſſen darſtellen ſoll, und wodurch dasjenige gerügt werden ſoll, was bei ſo vielen Menſchen ihr ganzes leben hindurch, ihnen ſelbſt unbewußt, und im Dunkeln verborgen bleibt, weil ſie Scheu tragen, bis auf den Grund und die Quelle ihrer unangenehmen Empfindungen zurückzugehen.

Dieſe geheimen leiden waren es, womit Reiſer beinahe von ſeiner Kindheit an zu kämpfen hatte.

Wenn ihn der Reiz der Dichtkunſt unwillkührlich anwandelte, ſo entſtand zuerſt eine wehmüthige Empfindung in ſeiner Seele; er dachte ſich ein Etwas, worin er ſich ſelbſt verlohr, wogegen alles, was er je gehört, geleſen oder gedacht hatte, ſich verlohr, und deſſen Daſeyn, wenn es nun wirklich von ihm dargeſtalt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verurſachen würde.

Nun war aber noch nicht ausgemacht, ob dies ein Trauerſpiel, oder eine Romanze, oder ein Elegiſches Gedicht werden ſollte; genug es mußte etwas ſeyn, das wirklich eine ſolche Empfindung erweckte, wovon der Dichter gewiſſermaßen ſchon ein Vorgefühl gehabt hatte.

In den Momenten dieſes ſeeligen Vorgefühls konnte die Zunge nur ſtammelnde einzelne laute hervorbringen, etwa wie die in einigen Klopſtockſchen Oden, zwiſchen denen die Lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt ſind.

Dieſe einzelnen laute aber bezeichneten dann immer etwas **Allgemeines** von **Groß, Erhaben, Wonnethränen**, und dergleichen. — Dies dauerte denn ſo lange, bis die übervolle Empfindung in ſich ſelbſt wieder zurückſank, ohne auch ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Beſtimmtem, ausgeboren zu haben.

Nun war alſo während dieſer Kriſis nichts Schönes entſtanden, woran ſich die Seele nachher hätte feſthalten können, und alles andre, was wirklich ſchon da war, wurde nun keines Blicks mehr gewürdigt. Es war als ob die Seele eine dunkle ahndende Vorſtellung von etwas gehabt hätte, was ſie ſelbſt nicht ſagen konnte, und wodurch ihr eigenes Daſeyn ihr verächtlich wurde.

Es iſt wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichten habe, den bloß eine

Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bei dem nicht die ſchon beſtimmte Sache, die er dichten will, noch eher als dieſe Empfindung, oder wenigſtens zugleich mit der Empfindung da iſt. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detail der Sache werfen kann, der hat nur Empfindung aber kein Dichtungsvermögen.

Und gewiß iſt nichts gefährlicher, als einem ſolchen täuſchenden Hange ſich zu überlaſſen, die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Zöglinge zurufen, ſein Innerſtes zu prüfen, ob nicht der Wunſch bei ihm an die Stelle der Kraft tritt, und weil er dieſe Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbotenen Genuſſes bleibt.

Dies war der Fall bei Reiſern, der die beſten Stunden ſeines lebens durch mißlungene Verſuche tödtete, durch unnützes Streben nach einem täuſchenden Blendwerk, das immer vor ſeiner Seele ſchwebte, und wenn er es nun zu umfaſſen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verſchwand.

3.

Vom menſchlichen Denken a priori.

Die Erfahrungsſeelenkunde hat uns ſchon zu vielen nützlichen Entdeckungen Anlaß gegeben, und wir können noch ſehr große Vortheile daraus ziehen, wenn wir uns dadurch unſer Denken a priori bekannt machen, und mehrere Helle zur Ausſicht in die Ferne, nach allgemeingeltenden Geſetzen im Denken dazu erlangen. Denn die Erfahrung allein kann uns in Wiſſenſchaften nichts Zuverläßiges liefern. Sie zeigt zwar an was da iſt, aber nicht das Warum? Folglich kann ſie auf apodiktiſche Gewißheit keinen Anſpruch machen.

Eigentlich iſt die Erfahrung ein Verſtandesfabrikat, daß er a priori formirt, mithin wird ſie a poſteriori producirt, und es gehören dazu mancherlei Ingredienzien, Funktionen und Mittel, ehe ſie nach und nach ſynthetiſch gemodelt, gedacht, und endlich brauchbar werden kann. Beiſpiele verſinnlichen die Begriffe, und ich will hier einen kurzen Verſuch dieſer Art machen.

Unſer Vorſtellungsvermögen iſt das allerwichtigſte — ja wie ſoll ichs nun nennen: Element oder Werkzeug? — Talent und Mittel zur Erfahrungsproduktion. Dies Vermögen geht vor allen äußern und innern Denkformen, ja ſogar vor dem Bewußtſeyn der Erkenntniß a priori voraus, und es iſt eben ſo wenig paſſiv und beſtimmbar, als die Vernunft. Ich könnte einen weitläuftigen Aufſatz über das Vorſtellungsvermögen allein liefern, und vielleicht geſchieht dies irgend hier noch einmal, wo ich nach allgemein gültigen Geſetzen zeigen werde: was dies Vermögen vorſtellen kann und nicht kann. Bisher herrſcht darüber noch eine barbariſche Begriffmengerei und Leerformelei.

Der Leib hat Sinnen und die Seele — die man auch Intelligenz nennen kann — hat eine Vorſtellungskraft, Verſtand, Vernunft, freien Willen ꝛc. die Sinne recipiren und die Intelligenz denkt. Beide haben alſo verſchiedene Funktionen: Allein, die Intelligenz kann ohne Sinne nichts ſchauen und empfinden, und die Sinne können ohne Intelligenz nichts erkennen und denken. Ein Beiſpiel wird dies deutlicher machen. —

A. Die Intelligenz mit ihrer Vorſtellungskraft ꝛc.
R. und Z. Raum und Zeit gehen vor ihr her.
B. Einbildungskraft producirt und reproducirt.
C. Die Sinnlichkeit recipirt.
D. Der Gegenſtand, z. B. ein Apfel.

Sobald nun der Intelligenz ein ſinnlicher Gegenſtand vorgeſtellt wird, und ſie dazu Zeit hat — denn das ſchnelle Vorbeifliegen einer Kanonenkugel erlaubt der Intelligenz keine Vorſtellung davon — ſo macht ſie ſich den Gegenſtand nicht erſt deutlich,

lich, nein," ſondern erſt zu denken **möglich**, und das geht ſo zu.

Die Vorſtellkraft, oder das Vorſtellvermögen, muß man ſich als ein ausſtrömendes, geiſtiges und lebendiges Weſen denken: kennen kann es a priori kein Menſch; allein, darum bekümmert ſich auch kein Logiker, ſondern bloß um Prädikate oder Prämiſſen. Die Intelligenz A. geht alſo hier gleich auf das Object D. den Apfel loß, und macht ihn zu denken **möglich**, indem ſie ſeine Form der Sinnlichkeit — des Apfels Geſtalt durch C. in die Einbildungskraft B. überträgt. Dieſe iſt das Mittelband zwiſchen Sinnen und Verſtande, und die Zeit iſt das homogene Medium dazu, wodurch ſich der Verſtand verſinnlichen kann. Die Einbildungskraft B. producirt nun den Gegenſtand D., und hält ihn dem Vorſtellvermögen zugleich vor, d. i. ſie producirt ihn eine Weile, oder ſo lange ſies ſoll, bis er nun erſt im Bewußtſeyn aufgenommen und erkannt, oder als ein Verſtandesfabrikat **deutlich** gedacht werden kann.

Hieraus erhellet nun evident, daß allgemeingeltende Denkgeſetze a priori in unſrer Intelligenz vorhanden ſeyn müſſen, die, wenn die Organiſation nicht widernatürlich gebildet, mangelhaft oder verdorben iſt, der Intelligenz zu Denkmitteln dienen, wie ſie ihre Vermögen und Gränzen, und was ihr geſetzmäßig vorgeſchrieben iſt, dadurch kennen und anwenden lernt.

Es iſt aber auch klar und unwiderlegbar, daß wir mit unſern Denkgeſetzen uns von Dingen an ſich, z. B. Geiſtern, Monaden, Göttern, Seelen, als körperloſen Weſen, keine reellen Vorſtellungen machen, ſondern ſie bloß durch Hörenſagen, vom Schulmeiſter, oder von der Großmutter, anfänglich ganz antroponiorphiſtiſch (ſiehe den Erfurter Katechismus, worin Gott im Schlafrocke und in Pantoffeln abgebildet iſt) denken lernten.

Es iſt demnach ein ungeheurer Vernunftſchnitzer, wenn manche ſonſt ſehr hoch gelahrte, galante und kultivirte Leute, die bei einer durch Red' und Schrift geoffenbarten Religion erzogen worden ſind, öffentlich vorgeben: daß ſie Gottes Daſeyn durch Spekulation aus der Natur entdeckt hätten. Die Formel von Gott, die Idee oder der Vernunftbegriff dazu, wurde ihnen durch Inſtruktion entwickelt. In dieſe leere Formel ſetzen ſie nun einen Gott, nach ihrem Bilde und ihrer Denkart, dazu gehört aber ein ſtarker Glaube! Es iſt ſchlechterdings nicht möglich, die Einheit Gottes durch Spekulation zu entdecken und zu beweiſen.

Die Abiponer, Huronen, Karaiben ꝛc. haben keine Idee von Gott, nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache das Gott bedeutete. Es iſt alſo bloßer leerer Formeltrug, Gottes einziges Weſen und Daſeyn durch Spekulation zu entdecken.

Wir können Gott nur nach Verhältnißähnlichkeiten aus Inſtruktion kennen lernen, unſre Intelligenz kann ſich bloß formale Gegenſtände vorſtellen, und Intelligenzen als Entia rationis denken. Aus obigem Gange aber des menſchlichen Denkens könnten wir auch noch einiges Nützliche ziehen. Es giebt z. B. kranke Menſchen, die eine verrückte, zerſtörte oder nur verderbte Einbildungskraft haben, die entweder zu ſchnell producirt, oder auch zu wenig reproducirt. Im erſten Falle reden dieſe unglücklichen Perſonen das Hundertſte ins Tauſende, alles durch einander; denn das Bild verlöſcht ſogleich wieder, und die Einbildungskraft iſt inreproducibel. Im andern Falle aber reproducirt ſie wieder zu lange anhaltend, ſie fixirt Bilder oder Sachen, und iſt nicht davon abzubringen, oder ſie treten auch gleich wieder in ſie ein. Sollten ſich nun keine Mittel für ſolche bemitleidenswürdige Perſonen, ihnen dadurch zu helfen, erfinden laſſen?

Ich habe zwar einen Mann im Hollſteiniſchen gekannt, der ſolche Perſonen kurirte. Allein ſeine Methode war grauſam. Er legte ſeinen Patienten, von der erſten Sorte, ein Bild vor, das ſie unverrückt anſchauen, ganze Stunden davor ſtehen bleiben, und das Bild beſchreiben oder nennen mußten.

Rührten ſie ſich nun etwa von der Stelle, oder ſprachen nicht vom Bilde, ſo karbatſchte er ſie, und ſchrie dazu unmenſchlich, und das trieb er ſo lange, bis endlich die Einbildungskraft des Patienten wieder zu reproduciren anfieng, und die Patienten auswendig eine Beſchreibung davon machen lernten. Närriſch darüber werden — ſagte er — können ſie nicht.

Mit dieſer erſten Sorte brachte er aber längere Zeit als mit der letzten zu. Hier nahm er verſchiedene Gemälde und Bilder, und die Patienten mußten von einem zum andern mit Geſchwindigkeit fortſchreiten, und ihre Namen oder Geſchichte davon auch auswendig beſchreiben lernen.

Selten verfehlte er ſeines Zwecks, dieſe Patienten wurden geſund. Allein, ſollten denn keine Arzeneien oder andre Mittel vorhanden ſeyn, ſolche Unglückliche oder auch boshafte Menſchen damit zu kuriren, z. B. manche vom moraliſchen Todtſchlage damit abzuhalten?

Leipzig, im December 1789.

Samuel Heinicke.

4.

Beobachtungen über Taubſtumme.

Zweiter Verſuch.

Wie ich im erſten Stücke des achten Bandes dieſes Magazins S. 58. ſchon erzählte: unſer Lebrecht war ſehr vom Genieweſen angeſteckt, und daher lauter Phantaſie, gleich einem mondſüchtigen Dichter.

Lebrecht fand an einem andern Zöglinge im Inſtitute, Chriſtlieb K., den Freund ſeines Herzens. Mir war dieſe Freundſchaft keinesweges lieb; denn Chriſtlieb war ein widriger konfiszirter Junge, bettelarm an Seele und Leib. Noch bleibt mir es ein unerklärtes Phänomen, wie Lebrecht an ihn ſich hängen konnte.

Es iſt ausgemacht, daß ſowohl kluges Betragen als dumme Aeuſſerung eben ſo anſteckend iſt als Krankheiten, und Chriſtlieb that unſerm Lebrecht unſäglichen Schaden. Das Gute, das ich in dieſem mühſam mit Ameiſenfleiße zu Haufen ſchlepte, jagte jener öfters in einem Hui wieder fort.

Lebrecht war nicht allzulange im Churfürſtlichen Sächſiſchen Inſtitute zu Leipzig, als er die erſten Landkarten bei uns ſah. Anfänglich hielt er ſich bloß bei den dabei befindlichen Bildern auf, bei den Schiffen, Fiſchen, Jägern, Schnittern und Thieren. Allein er merkte bald, daß dies nicht die

Abſicht eines ſo großen Blattes ſeyn könne, und fragte mich daher über die Abſicht dieſer mit ſo verſchiedenen Farben bemalten, und mit ſo vielen Worten bedruckten Blätter. Ich zeichnete die Stube, worin wir uns befanden, auf ein Blatt Papier; in die Mitte ſchrieb ich das Wort Tiſch, in jeder Ecke Stuhl, an die Seiten Büreau, Thüre u. ſ. w. Kannſt du dir wohl vorſtellen, ſagte ich zu ihm, daß die vierſeitige Figur hier die Stube vorſtelle?

Lebrecht. *)

O ja! die Figur iſt ſo länglicht, eben als die Stube; die Figur hat die ſchräge Ecke da auch ſo eben.

Ich.

Siehſt du da in der Ecke, wo der Stuhl ſteht, habe ich hier auch Stuhl geſchrieben; und ſiehe: hier der runde Fleck in der Mitte, wo ich das Wort Tiſch beigeſchrieben habe, bedeutet den Tiſch. Steht nicht hier in dieſer kleinen Figur, welche die Stube vorſtellt, der Tiſch und der Stuhl auch auf derſelben Stelle, als in der Stube ſelbſt?

Lebrecht.

O ja! Sie haben vergeſſen noch etwas.

Ich.

---

*) Ich laſſe ſeine Wortfügung unabgeändert.

Eſchke.

Ich.

Nun was denn Lebrecht?

Lebrecht.

Sie haben gezeichnet den Ofen hierin noch nicht.

Ich.

Wo müßte ich ihn denn wohl hinſetzen?

Lebrecht.

Da, an die Ecke.

Ich.

Du haſt ganz recht, Lebrecht. Du ſiehſt alſo hieraus, daß man einen großen Raum im Kleinen zeichnen, und alles nach Proportion in eben dem Orte darin machen kann, wo es im Großen ſteht. Nicht wahr?

Lebrecht.

O ja! ich ſehe das deutlich recht.

Ich.

Glaubſt du denn wohl, daß ich auch das ganze Haus ſo zeichnen, und in meiner Zeichnung alle Stuben und Kammern dahin ſetzen könne, wo ſie im Hauſe liegen?

Lebrecht.

Lebrecht.

O! Sie thun es doch! *) zeichnen Sie dies Haus einmal.

Ich.

Siehe hier, dies ſtellt die vier Hauptmauern des Hauſes vor: da iſt die Hausthüre; wenn man da hereintritt, ſo iſt linker Hand die Stube, wo wir drinnen ſind; hier neben an iſt meine Bücherkammer, und daneben die Schlafkammer, und dann meines Vaters, des Herrn Direktor Heinike, Studierſtube. Meinſt du, daß ich alles in der Ordnung gezeichnet habe, in der es ſich im Hauſe befindet?

Lebrecht.

Richtig; die Plätze vierecktigte liegen in der Ordnung eben hier an einander, als die Zimmer im Hauſe.

Ich.

Eben ſo wie ich hier die Stube und das Haus im Kleinen gezeichnet habe, kann man auch die ganze Stadt im Kleinen zeichnen. Man nennt eine ſolche Zeich-

---

*) Man merkte an Lebrecht's Stimme, daß dies keine Frage, ſondern daß ſein Syntax fehlerhaft; und er ſagen wollte: „Thun Sie es doch!“

Aſchke.

Zeichnung, die eine Stadt mit ihren Straßen, Plätzen und Hauptgebäuden vorſtellt, einen Grundriß.

Lebrecht.

Ach! wir hätten einen Grundriß von Leipzig doch ſo wenn!

Indem ich ihm erklärte, warum er ſagen müſſe: „Ach! wenn wir doch ſo einen Grundriß von Leipzig hätten!“ holte ich meinen Atlas, und zeigte ihm denſelben.

Lebrecht.

O! da iſt abgemalt die Stadt ganz!

Ich.

Dabei wollen wir uns nicht aufhalten! dies hier unten iſt nur die Stadt von außen abgezeichnet: das da oben aber iſt der Grundriß.

Lebrecht.

Ey, was iſt das?

Ich.

Das ſind die Straſſen.

Lebrecht.

O! die Straſſen ausſehn nicht ſo.

Ich.

Biſt du ſchon einmal auf meinem Thurm geweſen?

Lebrecht.

Nein. Ach! Sie mit nehmen mich einmal.

Ich.

Ja, künftigen Donnerſtag ſollſt du mit. Dann wirſt du ſehn, daß von oben herunter die Straßen eben ſo anzuſehn ſind, als hier; daß ſie ſich eben ſo durchſchlängeln, und ſo krumm und unordentlich durch einander laufen, als hier auf dem Papier die ſchmalen weißen Streifen da zwiſchen dem Rothen.

Lebrecht.

Ach! der große Platz iſt der Markt wohl?

Ich.

Ganz recht, Lebrecht: nun ſuche mir auch das Rathhaus.

Lebrecht.

Das Rathhaus iſt hier. Das Rathhaus iſt der große dunkelrothe Fleck. Ach! warten Sie, laſſen Sie aufſuchen mich den neuen Kirchhof. Auf dem neuen Kirchhof ich wohne. Herr Direktor Heinike wohnet auf dem neuen Kirchhof; und Herr Eſchke wohnet auf dem neuen Kirchhof auch.

Bei ihnen wohnen die Frau Direktorin Heinike, Madame Eſchke, Mademoiſelle Heinike, Minchen, Malchen, taubſtumme Brüder Gottlieb, Adam, Friedrich, Bachmann, Irmſcher, Chriſtlieb, Guſtav, Georg und Johann, taubſtumme Schweſtern: Lore und Erneſtine auf dem neuen Kirchhof auch. Sie ſehn: der grüne Fleck bedeutet den neuen Kirchhof gewiß?

Lebrecht.

Richtig, mein lieber Lebrecht! du glaubſt es alſo wohl, und kannſt dir es recht gut vorſtellen, daß man einen großen Raum, eine Stadt im Kleinen auf dem Papier mit allen ſeinen Theilen vorſtellen kann?

Lebrecht.

O ja! ich ſehe das hier ja!

Ich.

Ein Land iſt ein noch viel größerer Raum, als eine Stadt, ſeine Theile ſind Städte, wie Leipzig, Wittenberg u. ſ. w. Dörfer, wie Schönfeld, Raſchwiz, Gohlis u. ſ. w. Flüſſe, wie die Pleiſſe, Elbe u. ſ. w. Berge, wie der Borsberg, Bloſſin u. ſ. w. Wälder, wie der Harzwald u. ſ. w. Glaubſt du wohl, daß man es auch im Kleinen auf dem Papier abzeichnen könne?

Lebrecht.

Lebrecht.

O ja!

Ich.

So wirſt du auch begreifen können: was dieſe bemalten und mit Wörtern bedruckten Blätter bedeuten. Dies ſind Landkarten u. ſ. w.

Ich habe von Lebrecht noch Vieles auf dem Herzen: das Auffallende ſeiner Geſichtsbildung und körperlichen Bewegung; ſein Betragen, wenn er wegen Nachläſſigkeit oder Muthwillen ernſthafte Verweiſe erhält, oder wegen ſeines Fleißes und ſeiner Ordnung gelobt wird. Aber ich will hievon erſt im dritten Verſuche handeln.

Eſchke.

5.

Die Wirkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht.

Ueber das muſikaliſche Gehör.

Die Verhältniſſe, die in Anſehung der Größen dem Auge angenehm ſind, laſſen ſich in dem Grade, worin ſie es ſind, leicht mit dem Verſtande begreifen, man kann ſie ſich leicht in Gedanken vorſtellen.

Die Verhältniſſe, die in Anſehung der Töne dem Ohre angenehm ſind, laſſen ſich in dem Grade, worin ſie es ſind, auch leicht mit dem Verſtande begreifen, man kann ſie ſich auch leicht in Gedanken vorſtellen.

Die Vorſtellungsart beider in der Seele, muß doch aber wohl verſchieden ſeyn, indem man ſich bei der Vorſtellung der erſtern einbildet, man ſähe etwas; hingegen bei der Vorſtellung der leztern, man höre etwas, und man ſich doch eigentlich von einem Tone kein **Bild** machen kann, als welches etwas Sichtbares aber nichts Hörbares darſtellet.

Da es alſo ſcheint als ob **einbilden** das rechte Wort, für die Vorſtellung eines Tones in der Seele, nicht ſey, ſo ſcheint auch für dieſe Vorſtellungsart der Seele nach kein Wort vorhanden zu ſeyn. Ja man kann wohl eigentlich nicht einmal ſagen, daß die Seele ſich einen Ton vorſtelle, weil auch dies ſchon auf etwas Sichtbares Bezug zu haben ſcheint.

Es würde daher, um doch für beides ein, und wo nicht bedeutendes, doch wenigſtens nicht unrichtiges Wort zu haben, weiter nichts übrig zu bleiben, als: die Seele **denkt** ſich eine Größe, ſie **denkt** ſich einen Ton.

Wie denkt ſich nun aber die Seele eine Größe, und **wie** denkt ſie ſich einen Ton?

Ueberhaupt könnte man wohl ſagen: die Seele denkt ſich eine Größe als etwas Sichtbares, ſie denkt ſich einen Ton als etwas Hörbares. Man könnte wohl ſagen, da das Denken doch bloß **in** ihr vorgeht: Sie **ſieht in ſich** eine Größe, ſie **hört in ſich** einen Ton.

Wie geht es aber zu, daß ſie **in** ſich eine Größe ſieht und einen Ton hört?

Man könnte ſagen: ſie ſtellt ſich eine Größe vor, oder ſie ſtellt eine Größe vor ſich und ſieht ſie; ſie bringt einen Ton hervor und hört ihn.

Wie kann man aber zu gleicher Zeit ſagen, ſie ſtellt ſich eine Größe **vor**, und ſie ſtellt ſie **in** ſich: denn wenn man ſagt, ſie ſtellt ſich eine Größe **in** ſich **vor**, ſo will das doch wohl ſo viel ſagen, als, ſie ſtellt dieſelbe **vor** ſich, und ſtellt ſie auch zu gleicher Zeit **in** ſich.

Scheint es doch gleichſam, als ob man ſich die Seele unter dem Mittelpunkte eines Kreiſes denken könne, welcher mit dem Kreiſe eins ausmacht, und nun in dieſem Kreiſe, alſo in ſich ſelbſt, ſich etwas vorſtellt und ſieht, welches denn freilich der äußere Sinn nicht ſehen kann, weil ſolcher, wenn man ſich die Seele unter dieſem Bilde denken wollte, ſeinen Sitz alsdann etwa an der Peripherie dieſes Kreiſes nach außen zu haben würde, und daher nur die äußern Gegenſtände und Eindrücke wahrnehmen und empfinden könnte.

Auf die Art könnte dann auch der äußere Sinn nicht **hören**, was die Seele in ſich **hört**, nicht **fühlen**, was die Seele in ſich **fühlt**; da hingegen die Seele alles, was der äußere Sinn ſieht, hört und fühlt, auch ſehen, hören und fühlen könnte.

Was nun aber der äußere Sinn in **verſchiedenen** Punkten ſieht, hört und fühlt, das würde dann in der Seele in **einem** Punkte zuſammentreffen. In ihr würde alſo der Unterſchied von ſehen, hören und fühlen wegfallen, ſie würde ſich alles **Verſchiedene** des äußern Sinnes auf eine Art denken können. Und daher wäre es ja auch wohl nicht unrecht, wenn man von ihr ſagte: ſie **ſtellt** ſich einen **Ton vor**, ſie ſtellt ſich ein **Gefühl vor**, ſo wie man ſagt: ſie **ſtellt** ſich eine **Größe vor**.

So wie nun aber die Radien des Geſichts und Gehörs vom Mittelpunkte aus von einander abweichen, ſo würde die Seele auch anfangen dieſelben zu unterſcheiden. Und es ſcheinet auch faſt, als ob ſie ſich bei einer recht lebhaften Vorſtellung von etwas Sichtbarem oder Hörbarem jedesmal den eingebildeten Gegenſtand dem äußern Sinne, welcher denſelben von außen wahrzunehmen oder zu empfinden fähig iſt, von innen ſo nahe wie möglich denkt, weil doch da der Unterſchied am größten ſeyn müßte.

Ja ſie ſcheint ſich denſelben gleichſam durch den äußern Sinn wahrnehmend zu denken. Man kann ſich ja etwas dem äußern Sinne von innen ſo nahe vorſtellen, daß einen faſt unwillkührlich der Ausdruck entfährt: es iſt mir als ſähe ich u. ſ. w., als hörte ich u. ſ. w., als fühlte ich u. ſ. w., ja die Vorſtellung kann ſo lebhaft werden, daß einer wirklich durch den äußern Sinn wahrzunehmen glaubt, was er ſich doch bloß nur einbildet.

Es würde alſo nun heißen können: die Seele denkt ſich eine Größe, als etwas durch den äußern Sinn des Sehens wahrnehmend, ſie denkt ſich einen Ton, als etwas durch den äußern Sinn des Hörens wahrnehmend. Es ſcheint gleichſam, als ob ſie die äußern Organe zwingen könne, ihr diejenigen Bilder vorzuſtellen, die ſie ihr darſtellen würden, wenn ſie dieſelben von außen empfangen hätten.

Wenn die Seele ſich aber die Bilder, welche ſie verlangt, in ſich ſelber vorſtellt, ohne die äußern Sinne dazu zu gebrauchen, woraus formt ſie denn dieſelben anders als aus ſich ſelbſt? — Sie kann dann doch etwas aus ſich formen und in ſich darſtellen, wie das große Ganze der Natur aus ſich formt und in ſich darſtellt:

Sie ſcheint daher gleichſam ein Spiegel zu ſeyn, worin das Ganze der Natur ſich abbildet und ſiehet, welchen daſſelbe aber gleichwohl aus ſich geformt und in ſich dargeſtellt hat, und zwar nicht um ſeine Umriſſe, ſondern ſein Weſen ſelbſt darin zu ſehen.

So wie nun alſo das große Ganze der Natur aus ſich formt und in ſich darſtellt, ſo würde auch die Seele aus ſich formen und in ſich darſtellen. Sollte ſie nicht auch wiederum einen Spiegel aus ſich formen und in ſich darſtellen können, wie die Natur, um ſich auch darin abbilden und ſehen zu können?

Für einen ſolchen ſcheint man faſt dasjenige zu halten, welches man den Verſtand nennt. Wenn man von jemand ſagt: er hat einen guten Verſtand, ſo denkt man ſich darunter etwas in dem Menſchen. Man ſagt aber auch: er hat einen hellen, einen klaren, einen richtigen Verſtand, welches alles Benennungen ſind, die man auch den Eigenſchaften eines guten Spiegels giebt. Man ſagt auch wohl von jemand: er hat einen ſcharfen Verſtand, aber hat man auch ſchon unterſucht, ob man dieſe Eigenſchaft nicht auch einem guten Spiegel beilegen könne?

In dieſem Spiegel wird dann die Seele alles wahrnehmen, was ſie axs ſich formt und in ſich darſtellt, alle Bilder des Sehbaren, Hörbaren, Fühlbaren u. ſ. w.

Wie ſchaft ſich nun aber die Seele ihre Vorſtellungen und Bilder? — Wird es damit nicht eben ſo zugehen, als wenn das große Ganze der Natur etwas hervorbringt? — Dieſes ſetzet nun zuſammen, es formt, die Materie, der Grundſtoff iſt ſchon in ihm, es iſt ja der Grundſtoff ſelbſt. Sollte es nicht auch alſo mit der Seele ſeyn? — Die Natur bringt aber auch nichts unmittelbar und auf einmal hervor, ſondern läßt immer eins aus und nach dem andern entſtehen, ſelbſt ihr Wille ſcheint nicht unmittelbar da zu ſeyn. Sollte das nicht auch bei der Seele zutreffen? —

Dies auf die Vorſtellung des Verhältniſſes zweier Dinge, z. E. zweier Größen, in dem Verſtande angewandt, iſt es ganz natürlich, daß ſie ſich, verfahre ſie auch noch ſo ſchnell, doch erſt die beiden Dinge, die ſie mit einander vergleichen will, neben einander wird vorſtellen müſſen, ehe ſie das Verhältniß derſelben gegeneinander wahrnehmen kann.

Wie kann ſie ſich aber z. B. die Hälfte gegen das Ganze anders vorſtellen, als wenn ſie ſich erſt ein Ganzes vorſtellt, und dann ſelbiges in zwei gleiche Theile theilet?

Wollte ſie ſich das Verhältniß eines Drittheils zum Ganzen vorſtellen, ſo müßte ſie ſchon eine Theilung einer vorgeſtellten Einheit in drei gleiche Theile vornehmen, welches doch ſchon weitläuftiger als die Theilung in zwei ſeyn, und welche Weitläuftigkeit bei zunehmender Kleinheit des Verhältniſſes zunehmen, und ihr folglich mehr Mühe machen würde.

In wie fern und warum nun aber diejenigen Verhältniſſe, welche die Seele ſich leicht vorſtellen kann, ihr in dem Grade, worin ſie ſich dieſelben leicht vorſtellen kann, angenehm ſind, bedarf wohl einer beſondern Erörterung.

K. St.

6.

Ueber die Sprache.

Unmaßgeblicher Vorſchlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen.

Eine doppelte Art der Betrachtung herrſcht bei den Dingen, die einen Vorwurf menſchlicher Erkenntniß abgeben. Die eine betrift die natürliche Art der Beſchaffenheit einer Sache, die andre beſchäftigt ſich mit der Geſchichte ihres Gebrauchs. Iſt nun die Sprache eine ſo wichtige Angelegenheit, daß das ganze menſchliche Leben daraus ſeinen Vorzug erhält, ſo iſt es auch billig der Unterſuchung werth, theils welches der natürliche Bau der Sprache, theils wie die Sprache von Zeit zu Zeit in Uebung gebracht und erhalten worden ſey. Dieſes will ich die Geſchichte, jenes die Geburt der Sprache nennen.

Die Erkenntniß der natürlichen Beſchaffenheit eines Dinges erwächſt aus dem, was wir bei der Empfindung, die wir von ihm haben, und bei dem Gebrauch, den wir davon machen, gewahr werden. Bei der Sprache bemerken wir erſt die Gliedmaßen des menſchlichen Leibes, eigentlich nur des Mundes, der dieſelbe hervorbringt; darnächſt die Geberden des Geſichts und die Stellung des Leibes bei dem

Gebrauch der Sprache; drittens ihren innern Geiſt, ſo nenne ich die innre Verbindung der Gedanken mit den Worten. Dieſe gründet ſich darauf, daß der Menſch fähig iſt einerlei Empfindung durch einerlei Schall auszudrücken, und ihn als den erſten Anzeiger der nehmlichen Empfindung zu betrachten. Daraus entſteht endlich eine Gleichförmigkeit, nach welcher der Gebrauch der Schalle, und folglich das, was uns Sprache iſt, beſtändig und gewiß gemacht wird. Dies iſt der Verſtand der Sprache. Sobald man ein Wort, als einen Theil der Rede, hört oder lieſt, ſtellt man eben die Empfindung ſich vor, hat man eben den Gedanken, den der hatte, deſſen Mund oder Feder das Wort entſprang.

Der Bau des Mundes iſt ein Meiſterſtück des Schöpfers. Die Hölung zur Formirung des Schalles: die mannigfaltige Eröffnung und Schließung erzeugt die Verſchiedenheiten des Schalles, und die Zunge mit den Zähnen iſt Regierer und Begleiter vieler aus der Gukgel durch die Kehle hervorgehender Töne. Sie beſtimmt ſolche auf eine und eben dieſelbe Art. Nicht mehr und nicht minder veränderte Schalle ſind möglich, die eigentlich einzeln, durch den Verſtand aber in ihrer vielfachen Verſetzung und Zuſammenfügung geordnet worden. Daraus entſteht alſo eine ſo vielartige Anwendung, die eine Sprache formirt, und ſie unzählig verändert. Alle Menſchen haben zwar einen gleichförmigen Bau des Mundes, und einen ihnen allen gleichen Verſtand,

ſtand, ſie machen daher einen ähnlichen Gebrauch davon. Dies heißt im Allgemeinen die Sprachfähigkeit. Sie wird aber nach verſchiedenen Umſtänden ſo verſchieden angewandt, daß daraus mancherlei Sprachen quellen, wie aus einem Strome die Flüſſe. Darin harmoniren alle Sprachen der Erde: ſie werden aus dem menſchlichen Munde hervorgebracht auf ähnliche Art, in Rückſicht der Formirung der Schalle und Wörter. Darin disharmoniren alle Sprachen der Erde: ihre Bedeutung kann, inſofern ſie von Willkühr der Menſchen abhängt, auf mancherlei Weiſe beſtimmt und feſtgeſetzt werden. Hieraus folgt nothwendig: daß der natürliche Bau der Sprache an ſich einerlei iſt, die verſchiedne Anwendung aber verſchieden, und alſo viele Sprachen erzeugt.

Das deſto deutlicher zu verſtehn, nehme ich eine Erläuterung aus der Mathematik, in welcher Rechenkunſt und Feldmeßkunde die eigentlichen Grundwiſſenſchaften ſind. In jener haben wir die Zahlen und ihre Zeichen, die alle verſchieden können angenommen werden, und doch im Grunde eine und eben dieſe Art des Zählens ausmachen. In dieſer haben wir linien, die auf ſo vielfache Art können zuſammengeſetzt werden; es bleibt aber immer im Grunde nur Eine Art der Zuſammenſetzung möglich. Obgleich die Zeichen der Zahlen und die Benennung der linien nach jedes Menſchen Willkühr können angenommen und beſtimmt werden, ſo geſchieht doch das Meſſen und Zählen auf eine Art; an welchem Orte der Erde, in welchem Planeten oder Weltraume man auch zählt oder miſſet (aus dem Zuſammenhange kann geſchloſſen werden, welches Zeichen eine Einheit, und was für Eine es ſey. Sobald man das Verhältniß der gebrauchten Zahlzeichen weiß, und ſobald man eine Figur erblickt, deren Linien mit gewiſſen Namen belegt worden ſind, kann man wiſſen: welcher Name einer beſtimmten Linie gegeben worden iſt).

Eben ſo verhält es ſich mit der Tonkunſt, die im Allgemeinen nur auf Eine Art beſtimmt, aber im einzelnen auf unzählige Weiſe metamorphoſirt wird. Sie bleibt immer eine und eben dieſelbe Muſik, die aus ſieben ganzen und fünf halben Tönen beſteht, wenn ſie gleich noch in ſo verſchiedne Oktaven zerfällt.

Auf die nehmliche Weiſe bilde ich mir den natürlichen Bau der Sprachen ein. Gewiſſe Empfindungen des Körpers, gewiſſe Bewegungen der körperlichen Gliedmaßen verurſachen einen Schall des Mundes, oder begleiten deſſen Ausbruch. Die leztre Wiederholung giebt ihm die beſtändige Bedeutung. Bei dem Gebrauche merkt man immer mehr Veränderungen, man ſezt aus einfachen Schallen doppelte, aus einzelnen mehrere zuſammen. Dem Munde wird das Sprechen geläufiger. Mehrere Vorfallenheiten erregen mehrere Empfindungen. Mehrere Dinge fodern mehr Bezeichnungen; man merkt außer ſich mehrere Schalle, man ahmt ſie nach mit dem Munde, und belegt die Dinge und Gegenſtände mit dem Schalle zum Zeichen ihrer Benennung. Man giebt ähnlichen Dingen ähnliche Namen, und ſo wird allmälig eine beſtimmte Sprachgewohnheit, die man Sprache nennt. Mit der Zeit merkt man, wie bei ähnlichen Dingen und Zufällen ein und eben dieſelben Schalle gebraucht und verändert werden, und ſo entſtehn nach und nach Regeln. Dieſe machen eine Wiſſenſchaft der Sprache aus, und das iſt die erſte allgemeine natürliche Grammatik, die die Regeln anzeigt, nach welchen die Sprache zu beurtheilen und zu lernen iſt.

Aus dieſer Vorſtellung folgt, daß nur eine Grundſprache exiſtire, die allen Menſchen gemein iſt; ſo wie es nur eine Fähigkeit zu ſprechen, einen menſchlichen Verſtand, und eine Beſchaffenheit, einen Bau der Sprachorganen giebt. Vermöge dieſer allgemeinen Grundſprache ſchreien bei der Geburt alle Kinder na. Durch dieſe allgemeine Grundſprache ſagen alle Kinder tata und mama, ehe ſie deutlich ſich vorſtellen können, was für Objekte ſie einſt mit den Schallen oder Silben bezeichnen. Allenthalben recken die Kinder ihre Hände aus nach dieſen Vorwürfen, und es iſt willführlich, ob ſie den Vater ta und die Mutter ma nennen, oder umgekehrt.

Dies applicire man auf alle übrigen möglichen Schalle, ſowohl im Einfachen als Zuſammengeſetzten, und man wird unzählige Sprachen in einer Sprache finden. Alle beſondre Sprachen werden Dialekte ſeyn, in einer Grundſprache, als im Mittelpunkte der ganzen Sprachfähigkeit, zuſammen treffen.

Die Richtigkeit dieſer Gedanken führt mich auf eine andere Vorſtellung, die daraus folgt, und ſehr natürlich zu begreifen iſt. Sie lautet alſo: Alle Wörter ſcheinen unter einer und eben derſelben Hauptbedeutung in allen Sprachen, und bloß in ihren Nebenbedeutungen gänzlich von einander unterſchieden zu ſeyn. Eine genaue Betrachtung der allgemeinen und beſondern Begriffe erkennt endlich wohl: in welcher Verwandſchaft die Wörter in ihren verſchiedenen Bedeutungen mit einander ſtehn. Sobald als gewiſſe beſtimmte Begriffe mit gewiſſen beſtimmten Schallen verbunden werden, bekommt die Sprache eine philoſophiſche Geſtalt, die Deutungen der Wörter werden in Aehnlichkeit geſetzt, gewiſſe Wörter werden mit allgemeinen Begriffen verknüpft, und die Verſchiedenheit ihres Gebrauches und ihrer Zuſammenſetzung oder Verſetzung beſtimmt die darunter begriffenen einzelnen Vorſtellungen. Kurz, es wächſt aus der Sprache eine Philoſophie. Nun bin ich im Stande, die Wörter in ihre erſten Grundſchalle und in ihre erſte Bedeutung aufzulöſen, die zuſammengeſetzten Vorſtellungen in ihre einfachen, daraus ſie entſtanden ſind, zu reduciren. Nun wird mir der Saz als Wahrheit deutlich: jedes Wort hat nach ſeinen natürlichen Schallen, woraus es formirt iſt, ſeine möglichen Grundbegriffe. Was aber für eine beſtimmte Bedeutung durch den Gebrauch in einzelnen Fällen mit jedem Worte verknüpft wird, das muß die Geſchichte der Sprache zeigen, in der man es braucht. Folglich philoſophire ich bei der Sprache nicht anders, wenn ich die mögliche Grundbedeutung eines Worts beſtimme, und den hiſtoriſchen Gebrauch in ſeiner beſondern Bedeutung erkläre, als ich in der Naturlehre, mittelſt der Scheidekunſt, verfahre, und in der Grundlehre allgemeine Begriffe in einzelne zergliedre, oder wie ich das ganze Weltgebäude in die Theile mit meinen Gedanken trenne, aus denen es zuſammengefloſſen iſt.

Nunmehr, hoffe ich, wird Jedermann verſtehn, was ich mit dem natürlichen Bau der Sprache anzeigen will, und was man ſich von einer allgemeinen Grundſprache vorſtellen ſoll, in die alle beſondre Sprachen zuſammen ſtoßen. Wie nun die menſchliche Erkenntniß von den beſondern Begriffen zu allgemeinen ſchreitet, die einzelnen Theile der Welt zuerſt erkennt, und dann zu den zuſammengeſetzten Körpern fortgeht, Erfahrungen von den Wirkungen der Dinge abſtrahirt, und alsdann auf ihr innres Weſen ſchließt; ſo handelt auch der menſchliche Verſtand in Unterſuchung der diverſen einzelnen Sprachen, Redensarten, Ausdrücke und Worte. Wir lernen nunmehr a poſteriori aus der Erfahrung, wie a priori eine Sprache und ein Wort dem Weſen nach entſtanden ſind. Wir erforſchen und beſtimmen, aus was für Elementen, die wir Buchſtaben nennen, ein Wort beſtehe, aus was für Wörtern eine Sprache komponirt ſey, in welchem Sprachgebrauche dieſes oder jenes Wort willkührlich angewandt werde, was es für Aenderungen der Ausſprache und Bedeutung leide. Und dies alles heißt mit einem Namen: Etymologie oder Wortforſchung. Dieſe ſchließt eine doppelte Beſchäftigung in ſich: erſtens zeigt ſie die Elemente, aus denen ein Wort beſteht, und was für Grundbegriffe ſie an die Hand geben; zweitens den beſtimmten Begriff, den das Wort durch den Gebrauch hat. Daraus folgt: bei welchem Volke, zu welcher Zeit, unter welchen Umſtänden das Wort entſtanden, und wie es theils in der Ausſprache, theils in Nebenbedeutungen verwandelt worden ſey. Dieſes nennen wir die hiſtoriſche, jenes die grammatikaliſche Wortforſchung, die um der Genauigkeit willen beiſammen bleiben müſſen. So habe ich z. B. das Wort ſtumm in meinen

kleinen Rapſodien über Denk- und Lehrart der Taubſtummen, 1ſte Rapſ. 8.

hiſtoriſch und grammatikaliſch unterſucht. Auch dieſes Wort ſtumm dient vorzüglich ſehr zu meiner Behauptung.

Aus ſolchen allgemeinen Begriffen von dem natürlichen Bau, von dem Weſen und von der Einrichtung der Sprache, von der Beſchaffenheit der Bedeutung der Wörter bilde ich den Begriff: daß alle Sprachen eigentlich nur eine Sprache ſind. Alle Völkerſchaften des Erdballs reden alſo eigentlich nur eine Sprache, die aber in eben ſo viele Abänderungen ausgeartet iſt, als verſchiedne Völker ſich von einem menſchlichen Geſchlechte geſondert, und in einzelne Glieder des allgemeinen Menſchenſtaats vertheilt haben.

Ich lernte viele Sprachen, nach dem gewöhnlichen Schlendrian, buchſtäblich, und ich fand: viele Wörter machten unter eben den Begriffen in verſchiednen Sprachen ſich kenntlich, und wenn gleich einige Verſchiedenheit der Ausſprache und der Begriffe exiſtirte, ſo war ſie doch nicht eſſentiel, nicht beſtändig, ſondern bloß zufällig, veränderlich und äußerſt ſelten. Ich bildete daher, mir däucht, ziemlich richtig die Schlußfolgerung: daß ſolches im Grunde nur ein und eben daſſelbe Wort, unter einer und eben derſelben Grundbedeutung ſey. Ich begann, mir Regeln davon zu drechſeln, und ich merkte, daß die Anwendung derſelben ein unglaubliches Hülfsmittel für das Gedächtniß gebe, eine fremde Sprache bald zu lernen.

Ich glaube alſo, daß man eine wildfremde Sprache ſo am leichteſten faſſet, wenn man ſich vorſtellt: man lerne nicht nur Wörter, ſondern eben die, ſo *) man in ſeiner Mutterſprache ſchon weiß, nur etwa mit einer kleinen Aenderung des Schalles und der Bedeutung. letztere läßt ſich nach den bekannten Figuren der Metapher, Metonymie und Synekdoche leicht begreifen. Und erſtere kann nach den bekannten grammatikaliſchen Figuren des Wegwerfens oder Zuſetzens erklärt werden. Dabei würden ſich mehrere Regeln hervorſchwingen, die man gelegentlich anwenden und deutlicher beſtimmen könnte.

Mir geriethen ein ſpaniſches und ein polniſches Buch unter die Augen, und da ich eben damals Muſſe

---

*) Ich weiß wohl, daß dieſes relative ſo in unſerm Zeitalter Feinde in Rieſengröße gefunden hat, deren Zwergmagen es ſchlechterdings nicht verdauen kann, und die es aus der teutſchen Sprache völlig verbannen wollen. Das arme ſo! Ich ſehe keinen Grund: warum wir es in's Exil ſchicken wollen. Selbſt die beſten Schriftſteller brauchen es unzähligemal. Und ich habe noch dazu einen Grund, dieſes unſchuldige Relativum nicht zu verſtoßen. Dieſer Grund iſt deſſen Abſtammung. Denn es iſt mit dem Artikel oder vielmehr dem demonſtrativen Pronomen der, die, das, genau verwandt. Dieſes der, die, das, heißt bei dem Ulphilas = ſa, ſo, thata, im Isländ. ſa, ſu, that, Hebr. הזה, זו, הו u. ſ. f. Und überdies iſt es in dieſer relativen Bedeutung älter als in allen andern.

Eſchke.

Muſſe hatte, dachte ich: ſiehe du wähnſt, daß alle Sprachen aus einer erlernt werden können; mache nun die Probe! Spaniſch und Polniſch ſollen mit dem Teutſchen keine Verwandſchaft haben. Verſuche, ob du es verſtehſt, ohne es gelernt zu haben. Ich war muthig genug, meinen angenommenen Satz zu zernichten oder zu bauen. Ich fing meinen Weg an, wie mit Spornen getrieben; und ich entdeckte ein Wort nach dem andern, wie es im Grunde, und nach dem Hauptbegriffe teutſch, und nur nach der Ausſprache und in zufälliger Bedeutung ſich ſpaniſch oder polniſch darſtellte, das iſt anders, als ich bisher im Teutſchen gewohnt war. Ich konnte hiebei unmöglich gleichgültig ſeyn. Ich freute mich, wie ein Wandrer, der auf ungewiſſem dunkeln Pfade irrt, und dem plötzlich ein Lichtſtral ſchimmert. Ich ſchaffte mir ein ſpaniſches und polniſches Wörterbuch an, und ſah was dieſe Sprachen mit der teutſchen oder andern bekannten Sprachen gemein haben. Ich beobachtete, wie die Begriffe ſich bei den Worten aus allgemeinen in beſondre, und umgekehrt, verändern. Ich legte den Grund zu einer ſyſtematiſchen Erkenntniß der Sprache, welche die Sprache in Philoſophie verwandelt, und die Philoſophie in Sprachen darſtellt.

Ich bin bekanntlich Lehrer am Königl. Preuß. Inſtitute für Taub- und andere Stumme; die Stummen lernen gewöhnlich nur eine Sprache, (ein Taubſtummer hat gar keine Mutterſprache) alſo kann ich meine Theorie nicht praktiſch betreiben und ausüben. Doch zweifle ich nicht im mindeſten, daß ſie praktiſch anwendbar ſey. Aber auf allen Kloſter- und Fürſtenſchulen nach altem Schnitte, wird man ſie nicht adoptiren, und wenn ſie noch ſo gegründet, brauchbar und erſprießlich wäre.

So gut ich es wußte und verſtand, habe ich es hergeſchrieben, und daß die einzigſte Abſicht dabei war: meinen Mitmenſchen zu nutzen, weiß Niemand ſo gut als ich.

Berlin, am 11. Oktober, 1789.

Ernſt Adolf Eſchke.

7.

Sonderbare Zweifel und Troſtgründe eines hypochondriſchen Metaphyſikers.

Die Ewigkeit, welche wir uns bei Gott denken, iſt weſentlich von derjenigen unterſchieden, welche wir hoffen. Denn dieſes iſt immer nur Zeit. Immer nur eine Folge vom Denken, die Gott mit einemmale zuſammenfaßt, ſo daß ſeine Ewigkeit in einem Augenblick zuſammenfließt. Bei ihm iſt keine Folge. —

Dies iſt einer der erhabenſten Gedanken, den die menſchliche Seele denken kann. Wie kam ſie zu dieſem Gedanken? Und enthält er keinen Widerſpruch? Iſt es wohl möglich, daß man ſich das, was aufeinander folgt, als nebeneinander denken könne?

Daß uns die Dinge in der Welt aufeinander zu folgen ſcheinen, iſt das Reſultat unſrer Unvollkommenheit. Weil wir uns nicht mehrere Dinge auf einmal vorſtellen können, ſo müſſen wir warten, bis das eine erſt vorüber iſt, ehe wir das andre betrachten können. Die Folge der Dinge wäre alſo bloß ein Verhältniß gegen uns, und eigentlich nichts Wirkliches. Wenn ich eine Stadt beſehen will, und befinde mich unten an dem Ende, ſo muß ich eine Straße nach der andern durchgehn, und es abwarten, bis ich ſie nach und nach kennen lerne. Wenn ich aber auf einem Thurme ſtehe, ſo ſehe ich dasjenige nebeneinander, was ich vorher nacheinander ſehen mußte. Was wir die Folge der Dinge nennen, iſt alſo bloß die Folge unſerer Vorſtellungen von dieſen Dingen. Aber hierin giebt es doch wohl eine wirkliche Folge? Für einen eben ſo eingeſchränkten Verſtand, der ſie eines nach dem andern betrachten muß wohl, aber nicht für einen vollkommnen der ſie nebeneinander ſiehet.

Alles was künftig iſt, wäre alſo wirklich ſchon da, nur für uns noch nicht.

So müßte auch unſere Vorſtellung davon ſchon da ſeyn, das iſt ſie aber wirklich nicht, und jene Behauptung iſt folglich ein Widerſpruch. Unſere Vorſtellung davon iſt auch ſchon da. Wir müſſen nur erſt warten, bis ſie an uns kömmt.

Aber wie iſt es denn mit den Bewegungen? Wie kann der Mann, welcher ietzt noch hier ſteht, in dieſem Augenblicke ſchon eine Meile weit entfernt ſeyn?

Wie kann auch der allumfaſſendſte Verſtand mein Hierſtehen und Daſtehen nebeneinander ſtellen? Wo ich geſtanden habe, ſtehe ich doch jetzt nicht mehr — das wäre alſo aufs neue ein Widerſpruch.

Wenn ich ein Feuerrad mache, oder einen Funken ſchnell umher drehe, ſo ſcheint er da zu ſeyn, wo er doch nicht iſt, anſtatt eines Punktes bemerkt unſer Auge einen Cirkel, welcher ſtille zu ſtehen ſcheinet. Weil die Bewegung ſehr ſchnell iſt, ſo können wir uns auf einige Augenblicke, die Dinge welche aufeinander folgen, als nebeneinander vorſtellen. Wir erblicken den Funken an allen Orten, wo er hinkömmt, wo er jeßt iſt, und wo er war, zugleich, und umfaſſen gleichſam im Kleinen das Gegenwärtige, das Vergangene und das Zukünftige mit einem Blicke.

Wenn wir uns alſo die Erde wie einen ſich fortbewegenden Punkt gedächten, ſo müßte ſie ſich in dem göttlichen Verſtande wie ein Cirkel darſtellen.

Wenn wir ſehen, daß ſich etwas bewegt, ſo verändert ſich bloß unſere Vorſtellung von der Perſon oder Sache. Ein Mann ſteht unter einem Baume. Er geht weg. In meiner Seele bleibt noch das Bild von dem Manne der unterm Baume ſteht. Der Funke bewegt ſich fort, an dem Orte aber, wo er ſelbſt nicht mehr iſt, erſeßt ſein Bild in meiner Seele ſeine Stelle.

Wenn ich mir den Mann zugleich unterm Baume und in ſeinem Hauſe vorſtellen wollte, ſo müßte der Baum und ſein Haus eins ſeyn.

Das Bild des Untermbaumſtehens liegt aber noch immer in der Seele, wenn auch der Mann ſchon wieder in ſeinem Hauſe iſt.

Das Untermbaumſtehen war eben ſo wirklich als das Zuhauſeſeyn iſt.

Aber ich kann mir doch unmöglich beides auf einmal denken?

Gott aber muß ſich beides auf einmal denken können. Bei ihm iſt keine Veränderung.

Die Bewegungen des Menſchen kann man nicht anders als durch Veränderungen ſeiner Vorſtellungen erklären, denn daß ſie das ſind wiſſen wir alle gewiß. Nun liegen alle Vorſtellungen, die der Menſch haben ſoll, ſchon nebeneinander da, und der Menſch muß ſie eine nach der andern durchgehen. Und ſelbſt dieſes Durchgehen iſt bei Gott ſchon nebeneinander da.

Das Nebeneinandervorſtellen Gottes muß aber auch von dem unſrigen ſehr verſchieden ſeyn, denn wir haben doch immer die Begriffe von Nähe und Entfernung. Bei ihm muß ſich alles auf einen Punkt reducieren.

Wenn wir das Gegenwärtige ſehen, ſo behalten wir noch immer das Bild von dem Vergangnen. Es iſt aber bei uns nicht mehr wirklich. Bei Gott hingegen muß es noch eben ſo wirklich ſeyn, wie das Gegenwärtige. Dies iſt vielleicht bei uns ein Theil des göttlichen Ebenbildes.

In ihm ſteht das ganze Leben des Menſchen, ewig wie ein Gemälde nebeneinander da. Der Menſch muß es erſt durchleben.

Und giebt es denn einen ſolchen vollkommenſten Verſtand? —

In ihm freut ſich noch der erſte Menſch ſeines Daſeyns; genießt noch immer die frohen Augenblicke im Paradieſe, und freuet ſich ſeiner reitzenden Gehülfin. In ihm verſcherzt er noch ſein Glück, und bauet mit Mühe den Acker u. ſ. w., welch ein erſtaunlicher Gedanke, daß alles nebeneinander wie Licht und Schatten zu ſehen, welch ein unbegreifliches Gemälde.

Ach alſo iſt von dem Vergangenen nichts vergangen, ſo iſt noch alles ſo da, wie es war, aufbewahrt in dem allumfaſſenden Gedanken des Ewigen. Wie tröſtlich! Wie es mich manchmal kränkte: wenn ich dachte, mit dem iſts nun vorbei, das iſt nun auf ewig dahin!

Darum klage nicht, daß dein Freund im Staube modert! er blühet noch in ſeiner ſchönſten Jugend. Die Jahre ſeiner Kindheit ſind noch nicht verfloſſen, ob er gleich jetzt im Staube verweſet.

Du biſt nur gerade jetzt in ſolchem Verhältniß gegen ihn, daß du den gegenwärtigen Punkt ſeiner Veränderungen, Verweſung im Grabe, bemerken kannſt. Das Verhältniß des Ewgen gegen ihn iſt ſo, daß er ſein Verweſen im Grabe und das Aufblühen ſeiner Jugend jetzt zugleich bemerkt, und daß auch ſchon ſein verklärter Körper wirklich da ſteht. Wo dein Verhältniß aufhört, das ſcheint dir vergangen zu ſeyn. Du täuſcheſt dich aber. Vielleicht wird uns einmal die Wonne gewährt unſer Daſeyn ſo nebeneinander zu ſehen, vielleicht hört bei uns einmal im eingeſchränktern Maße die Folge auf, ſo daß auch wir alles was wir ſind auf einmal ſind, und unſre Ewigkeit zur immerwährenden Gegenwart wird.

Wenn ſich ein Rad ſchnell umdreht, ſo macht jeder hervorragende rauhe Punkt einen Cirkel, und das Ganze bekommt ein ſchönes, ebenes und wohlgeordnetes Anſehen.

Bei Gott kann nicht das kleinſte Bild von dem Vergangenen zurückbleiben, ſonſt müßte man ſich eine Zeitfolge bei ihm gedenken.

Gott hat einen unendlich vollkommnern Begriff von uns als wir ſelbſt von uns haben. Jemehr wir uns mit ihm vereinigen, deſto mehr werden wir uns ſelbſt kennen lernen.

Da wir uns dies vollkommenſte Weſen denken können, ſo iſt es nicht unwahrſcheinlich, daß wir dereinſt genauer mit ihm vereiniget werden.

Würden wir wohl etwas verlieren, wenn wir in dieſem Fall auch unſer Selbſt aufopfern müßten?

Abends.

Wenn bei Gott das Vergangene nicht gegenwärtig bliebe, ſo wäre zu wenig Wirklichkeit in der Welt. Denn alles was wir ſehen hat eigentlich nur ein anſcheinendes Daſeyn. Dieſer Tag iſt

nun

nun verfloſſen, und alſo nicht mehr wirklich, wann war er aber wirklich? eigentlich gar nicht. Tage und Jahre giebt es nicht, ſondern nur unmerkliche Augenblicke. Die Bilder aber, welche von den vorübergehenden Dingen in uns zurück bleiben, machen, daß ſie etwas der Wirklichkeit Aehnliches bekommen. Uns iſt dasjenige nur wirklich da, was von uns unmittelbar empfunden wird. Die unmittelbare Empfindung dauert aber nur eine unendlich kurze Zeit; ſo iſt ſchon die Sache ſelbſt nicht mehr, ſondern bloß das Bild von ihr in unſrer Seele noch da. So klein iſt alſo der Kreis unſrer wirklichen Dinge.

Bei Gott ſind alle diejenigen Dinge wirklich, die er weiß, und alſo iſt bei ihm alles wirklich. Können wir aber wohl, auch nur ohngefähr wiſſen, wie ſich der göttliche Verſtand die Dinge vorſtellt? — Wenn wir es wiſſen könnten, ſo müßten wir ſie uns im Kleinen eben ſo vorſtellen können, wie er im Großen. Wir thun dieſes vermittelſt der Worte. Den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Theil des Tages faſſen wir unter dem Worte **Heute** zuſammen. Was wir uns aber eigentlich als wirklich vorſtellen, iſt doch immer nur der gegenwärtige Augenblick. Daß ich heute Abend in B....s Garten ſpatzieren gieng, kann doch nie zu derſelben Zeit wieder geſchehen. — Bei Gott geſchiehet es noch, bei Gott denke ich noch eben den Gedanken, den ich damals dachte, und denke zugleich den gegenwärtigen Gedanken.

Bei ihm ſteht die Sonne noch eben da, wo ſie damals ſtand, und doch iſt ſie auch zugleich bei ihm ſchon untergegangen. Denn wirklich iſt alles das bei ihm, was er weiß, nicht was er empfindet. Wir denken uns die Ewigkeit Gottes als einen Augenblick, weil der Zeitpunkt unſrer Wirklichkeit nur ein Augenblick iſt. Und das iſt der Augenblick des Empfindens. Was iſt nun mehr, Denken oder Empfinden? Welches von beiden ſollen wir Gott zuſchreiben? Vielleicht keins von beiden?

Wer weiß denn, ob Gott denkt, ob ſelbſt unſer Denken nicht etwas Unvollkommnes iſt, das bei uns den Mangel einer höhern Fähigkeit nur einigermaßen erſetzt. Es kann ja wirklich außer dem Denken noch eine Eigenſchaft geben, die eben ſo verſchieden von dieſem iſt, wie das Sehen vom Hören.

Zur Seelenheilkunde.

I.

Beiſpiel eines Mannes, welcher von ſeinem dreißigſten bis vier und funfzigſten Jahre ein recht eifriger Myſtiker geweſen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von ſeinem ſechszigſten bis vier und ſechszigſten Jahre, ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat.

(Fortſetzung.)

Er (wir wollen ihn in der Folge N.... nennen) reiſete wieder nach Haus, aber in einer ganz andern Gemüthsverfaſſung als auf der Hinreiſe.

Es wurde ihm während der Rückreiſe ſchon auffallend, daß mit dem natürlichen Tode ſeines geiſtlichen Führers auch das innere geiſtliche Leben der geiſtlichen Zöglinge deſſelben einen Stoß bekommen zu haben ſchien.

Es wurde ihm ferner auffallend, daß die Prophezeihungen in den ihm von ſeinem geiſtlichen Führer empfohlnen Schriften, welche derſelbe auf die

Zeit des ſiebenjährigen Krieges gedeutet hatte, nicht eingetroffen waren; indem ſich die Zahl der Myſtiker dieſer Art, ſtatt daß die Myſtik ſich überall hätte ausbreiten ſollen, vermindert hatte.

Es fiel ihm endlich auf, daß ihn ſein geiſtlicher Führer, bei aller ſeiner Treue und Aufrichtigkeit, am Ende doch verkannt, und hingegen andere, die es gewiß nichts weniger als treu und aufrichtig gemeint hatten, dafür gehalten, und ihren Verläumdungen gegen ihn, ihren geiſtlichen Mitzögling, Gehör gegeben hatte.

Dies alles kam R.... ſehr wunderbar vor, und er konnte gar nicht begreifen und keinen Grund finden, warum es ſo wohl ſey.

Anfänglich hielt er dieſe Gedanken für Verſuchungen, und ſuchte ihnen zu widerſtehen, er vermochte dies aber immer weniger, und mußte ihnen nach gerade vielmehr gänzlich nachgeben und nachhängen.

In dieſem Zuſtande kam er wieder zu Hauſe, wo er nun den Druck ſeiner häuslichen Lage um ſo viel ſtärker fühlte, als er ihm, weil er ſein Gefühl durch die Abweſenheit während der Reiſe etwas davon entwöhnt hatte, wieder neu geworden war.

Wie gewöhnlich fieng er auch jetzt wieder an, in den ihm empfohlnen Schriften zu leſen, um daraus Troſt und Erquickung in ſeinem Leiden zu ſchöpfen; aber er fand den gewohnten Troſt nicht mehr darin, denn ernſtere Gedanken verſcheuchten die

Bilder der Einbildungskraft, weil ſeine Seele ſich nicht mehr damit beruhigen konnte.

Er war nun in einer üblen Lage, weil er nichts hatte woran er ſich halten, und wenn er fiel, wieder aufrichten konnte; denn was ſollte ihn nun vor Fehltritten behüten, und ihn wieder aufrichten und tröſten, wenn er gefehlt hatte?

Wollte er andere Schriften leſen, was ſollte er dann aus ſo vielen für welche wählen, da ohnedem die bisher geleſenen alle andern Arten ohne Unterſchied ausſchloſſen, und ſie ihn aus Geſichtspunkten betrachten gelehrt hatten, woraus ſie ihm nicht anders als ſchlecht und ſchädlich erſcheinen konnten?

Und daß er von allen bisherigen Vorurtheilen ſogleich auf einmal hätte frei ſeyn ſollen, war ganz natürlicher Weiſe nicht möglich, weil zwiſchen dieſen Vorurtheilen doch viel Wahres und Gutes enthalten, und damit nun einmal verwebet und in ein Syſtem gebracht war, daß es alſo erſt viel Zeit erforderte, das Gute von dem Schlechten zu ſondern und zu ordnen.

Unterdeſſen war ihm doch nun einmal alle Neigung, in den myſtiſchen Schriften zu leſen, vergangen, und da er nun nicht gleich etwas anders hatte, was er in deſſen Stelle hätte ſetzen können, ſo hätte er leicht von einem Extreme auf das andere, und in Anſehung ſeiner Lebensart auf allerlei Exceſſe verfallen können, wozu er vielfältig Gelegenheit hatte, und wodurch er ſich ſo hätte verſchlimmern können, daß es für ihn und ſeine Familie weit beſſer geweſen, wenn er ein Myſtiker geblieben wäre.

Aber dies geſchahe nicht, ſondern er hütete ſich um ſo viel mehr vor Fehltritten, da dasjenige, was ihn ſonſt wieder darüber beruhigen konnte, jetzt von ihm bezweifelt wurde.

Auf ſolche Art lebte er nun wohl ein paar Jahre fort, da er ſich denn endlich entſchloß, ein gutes moraliſches Buch zu leſen, nachdem er vorher noch einen Brief von einem ſeiner alten myſtiſchen Freunde erhielt, welcher ihm unter andern ſchrieb: „Ich lebe ſo in der Stille hin, und gebe mich in „Glaubensſachen faſt gar nicht bloß. Wenn ich „mich aber an die vorigen Zeiten erinnere, ſo ſcheinen mir die damaligen Meinungen mehrentheils „mit ſtarken Einbildungen verwebt geweſen zu ſeyn.“

Derſelbe hatte ihm ſchon einmal wegen eines ſeiner Söhne geſchrieben: „Ihr C.... wird wohl „ſchwerlich in der guten Geſinnung gegen der Madam Guion Schriften (dies waren die erwähnten myſtiſchen Schriften) bleiben, denn man findet jetzt faſt gar keine, ſo etwas davon halten, „auch die beſten nicht, wenn die Jahre zunehmen, „ſo verändert ſich dieſes alles.“ —

Was nun aber ſeinen Entſchluß, ein gutes moraliſches Buch zu leſen, betrift, ſo beſaß ein guter Bekannter von ihm einige Bände von einer geſammelten periodiſchen Schrift, der Menſch betitelt.

Dieſe ließ er ſich, und das war denn ſeine erſte ſogenannte moraliſche lektüre wieder. Zwar eine lektüre, die nach ſeinem ſonſtigen Syſtem verdammlich war, worin er aber jetzt in allem Betrachte weit mehr wieder fand, als er an der vorhergehenden verlohren hatte.

Er laß jetzt dieſe Schriften aber nicht ſowohl, um nur Troſt und Erquickung in ſeinem leiden daraus zu ſchöpfen, ſondern vielmehr um ſich daraus zu belehren, was er als ein rechtſchaffener Mann dabei zu thun habe. Und dieſes Ziels verfehlte er auch nicht.

Hierin wurde ihm der Menſch in ſeiner wahren Geſtalt und Würde gezeigt, hieraus lernte er einſehen, daß der Menſch keinesweges ein ſolches Weſen ſey, das Urſache habe ſich ſelber für nichts zu achten. —

Gleich das erſte Stück dieſer periodiſchen Schrift enthielt eine allgemeine Betrachtung über den Menſchen, und was derſelbe vermöge, und wie die Werke des Alterthums in Künſten und Wiſſenſchaften zeigten, daß der Menſch nicht allein ſelbſt ſeiner vorzüglichen Betrachtung werth, ſondern ſogar über ſich ſelbſt erhaben, ja unſterblich zu nennen ſey. Dies war nun auf eine ſolche einleuchtende und einnehmende Art geſchrieben, daß N.... ſehr bald einen großen Unterſchied zwiſchen dieſer und der vorhergehenden lektüre fühlen mußte.

Er ſetzte dieſe neue Lektüre nun fleißig fort, und befand ſich ſehr wohl dabei, denn er machte ſich nach derſelben die feſte Regel: in ſeinem leidenden Zuſtande weder die Geduld zu verlieren, noch ſeine Kräfte, ſich daraus zu reißen, ſinken zu laſſen.

Aber das Unterſcheidungsvermögen, welches ihn einen Unterſchied zwiſchen der vorherigen und nunmehrigen Lektüre hatte bemerken laſſen, ließ ihn nach gerade auch einen Unterſchied in Anſehung der verſchiedenen Materien dieſer neuen Lektüre verſpüren.

Er glaubte nehmlich eine gewiſſe Schwäche der Schreibart zu bemerken, wenn von theologiſchen Dingen die Rede darin war, und hingegen eine gewiſſe Kraft, wenn andere Dinge die Gegenſtände waren.

Er las nun mehrere dieſer Art Schriften, und bekam unter andern auch Gellerts Fabeln, und nach dieſen deſſelben geiſtliche Oden in die Hände. Auch in Anſehung dieſer glaubte er die nehmliche Bemerkung zu machen, indem ſeinem Gefühle nach, in Betracht der letztern, ein gewiſſer Mangel von einleuchtender Wahrheit herrſchte.

Aber nun kam es bei ihm darauf an, was das einzige Wahre denn eigentlich ſey; denn er glaubte doch nun einmal etwas haben zu müſſen, welches vor allen Dingen werth wäre, daß man alle Gedanken und ſein ganzes Beſtreben darauf richte.

Wenn das verlaſſene Syſtem das rechte geweſen wäre, ſo wäre ja nichts Höheres und zu erringen Wertheres geweſen, als das, worauf es ihn verwieß, und wohin es ihm den Weg zeigte; indem dies nichts weniger als eine geiſtige Wiedervereinigung mit dem Höchſten aller Weſen ſelbſt war.

„Wenn die Wahrheiten der chriſtlichen Reli„gion gegründet ſind, ſo pflegte er ſich bisweilen „auszudrücken, daß nehmlich Jeſus ſelbſt wahrer „Gott iſt, Menſch geworden, als ein ſolcher, und „Gott zugleich die Menſchen durch ſein Thun und „Leiden mit Gott verſöhnet hat, von ſeinem Tode „wieder erſtanden iſt, und dereinſt die Welt rich„ten wird; was kann denn ein Menſch beſſers „thun, als ſich demſelben von ganzem Herzen zu „ergeben, und ſich zu beſtreben nach deſſen Wil„len zu leben, um ſo mehr, da derſelbe ſolches aus„drücklich verlanget, und diejenigen, welche dieſes „Verlangen nicht erfüllen, von ſeinem Reiche der„maleinſt auszuſchließen gedrohet hat.“

Aber nun war einmal der Fall eingetreten, daß er, wenn er gleich nicht daran zweifelte, daß dieſer Geſetzgeber exiſtire, doch daran zweifelte, daß die Lehren und Gebote, die derſelbe gegeben, ſo zu verſtehen wären, wie ſie ihm in den Lehren der Myſtik waren ausgelegt worden.

Daß dieſer Zweifel ſeine Richtigkeit hatte, davon überzeugte ihn die gegenwärtige Lektüre zur Genüge.

Dagegen wollte er aber nun auch gern in derſelben finden, was es denn nun mit Gott, der menſchlichen Seele, und dem Zuſtande derſelben nach dem Tode, eigentlich für eine Bewandniß habe, und was von Seiten des Menſchen dabei zu thun ſey.

Dies fand er nun aber nicht darin; denn in dieſen Schriften ſchien gleichſam ſchon vorausgeſetzt zu ſeyn, daß der Leſer von dem gewiſſen Daſeyn und der Beſchaffenheit dieſer Dinge ſchon unterrichtet und überzeugt ſey. — Die chriſtliche Religion wurde darin erhoben, und doch nicht ausdrücklich geſagt, welche denn eigentlich bei der vielfachen Verſchiedenheit derſelben, die rechte ſey. Dahingegen wurde vielfältig zur Duldung eines jeden Menſchen in Anſehung der Religionsmeinungen darin ermahnt.

Letzteres fand er nun ſehr gerecht und lobenswerth, aber da er die Lehren der Myſtik als eine bloße Schwärmerei hatte einſehen gelernt, und jetzt eigentlich ohne alle Beſtimmtheit in Anſehung der Religionsmeinungen war, ſo machte dies ihm viel zu ſchaffen; weil er bei der vielfachen Verſchiedenheit der Religionsmeinungen in der Chriſtenheit doch nun nicht wußte, welcher er eigentlich zugethan ſeyn ſollte. Wie denn ſolches mit mehrern aus folgendem Briefe erhellet, welchen er damals an jemand über ſeine Religionsmeinungen ſchrieb, und darin ſelbſt einen kurzen Abriß ſeiner Geſchichte, in Betreff ſeiner Religionsmeinungen, giebt.

„Ohngefähr im 30ſten Jahre meines Alters „bekam ich eine beſondere Neigung in theologiſchen „Schriften zu leſen, ſo wie mir ſolche zu Händen „kamen, und fand dabei ſo vieles Vergnügen Pre„digten zu hören, daß ich auch alle Wochenpredigten „beſuchte. — Die Feſttage hielt ich allemal mit „ſolcher Andacht, daß ich deswegen jedesmal des „Tages vorher einen Faſttag hielt. Die Begierde „mit den Predigern mich privatim zu unterreden, „war ſo ſtark, daß ich die Befriedigung derſelben „mit vielem Gelde würde erkauft haben, wenn es „hätte ſeyn können. — Dieſes währte eine lange „Zeit, und ich befand mich ſehr vergnügt dabei. „Hierauf ward ich mit einigen Perſonen unter dem „Namen der Pietiſten bekannt, und bekam zu die„ſen Leuten eine ſolche unbeſchreibliche Zuneigung, „daß ich denſelben zu Gefallen wohl hundert Mei„len weit gereiſet ſeyn würde. — In dieſer Zeit „ſtarb meine erſte Frau, und wenn ich damals das „Leben der Altväter in der Wüſte zu leſen gehabt „hätte, ſo würde ich denenſelben alles nachgemacht „haben. Wenn Muſik zum Tanzen gefordert „wurde, ſo ſpielte ich nicht mit, ob mir gleich mit „der Verabſchiedung gedrohet wurde, und hätte „man nicht aus freiem Willen mit mir Nachſicht „gehabt, ſo hätte ich dieſelbe mit Freuden ange„nommen. In dieſer Zeit aber fügte es ſich, daß

„ich den Uhrmacher H. zum erſtenmale zu ſprechen
„bekam, und derſelbe machte mit wenigen Worten,
„daß ich meinen Beruf wiederum ordentlich verrichtete,
„und durch ihn ward ich in dem Hauſe des Hrn.
„v. F.... bekannt, alda erhielt ich die Schriften
„von Madam Guion. An dieſen Schriften fand
„ich ſo vielen Geſchmack, daß mir die Neigung andere
„Schriften zu leſen, und Prediger zu hören,
„gänzlich vergieng. In dem Hauſe des Herrn von
„F.... war ich ſehr wohl gelitten, und genoß daſelbſt
„alle mögliche Freundſchaft; und man bekümmerte
„ſich darin auch darum, daß ich auf meine
„ältern Tage eine feſtgeſetzte Bedienung haben ſollte.
„Dieſes zu erlangen ſuchte ich alle Mittel und Wege;
„denn weil ich nach Anleitung der Madam
„Guion die Gegenwart Gottes nicht in mir finden
„konnte, ſo glaubte ich, daß mir die Muſik
„im Wege ſtünde. Als ich es nun endlich dahin
„gebracht hatte, daß ich eine andere Bedienung
„bekommen, ſo war der Herr von F.... gar nicht
„damit zufrieden, und wollte haben, ich ſollte wieder
„umkehren. Da ich nun aber dazu gar keine
„Neigung bekommen konnte, ſo hörte unſere
„Freundſchaft auf; welches mir aber nichts zu ſchaffen
„machte, indem ich in der feſten Ueberzeugung
„war, daß alle Handlungen des Herrn von F....
„nur ganz allein von Gott ſelbſt dirigiret würden;
„und ich hörte daher auch nicht auf, in den Schriften
„der Madam Guion zu leſen, um endlich das-

„jenige in der That darin zu finden, was ich ſuchte.
„Aber meine äußern Umſtände verſchlimmerten ſich.
„Ich gerieth in Schulden, der Friede in der Ehe
„wurde dadurch unterbrochen, und das daher rührende
„beſtändige Misvergnügen machte, daß ich
„der vielfältigen Gelegenheit einen Exzeß im Genuß
„ſtarker Getränke zu begehen zuweilen unterlag.
„Dieſes alles durcheinander machte, daß ich
„nur periodenweiſe in den Schriften der Madam
„Guion las. Bei dem allen aber hatte ich dennoch
„immer die Hoffnung, endlich meinen Zweck zu erreichen.
„Bis dieſen Sommer, auf der gedachten
„Reiſe, mir in Anſehung der Myſtik alles zuwider
„wurde. Aber nun habe ich auch nichts, woran
„ich mich halten könnte; denn auf dieſe Art
„wäre ich ganz ohne Religion, und ob man ſo ſeyn
„kann, das weiß ich nicht. — Von dem Herrn
„von F.... weiß ich im Kurzen weiter nichts zu
„ſagen, als daß er alles, was ihm nur möglich
„war, anwendete, um die Schriften der Madam
„Guion allgemein bekannt zu machen; und bei dem
„merkwürdigen Kriege, welchen der König von
„Preußen führete, war er der ganz feſten Meinung,
„daß durch denſelben das Reich Jeſu empor
„kommen würde. Ueber den L.. aber habe ich
„mich gewundert, denn ich habe nichts mit ihm reden
„können, und mir deucht, er weiß wenig von dem
„Inhalt der Schriften der Madam Guion zu ſagen,
„und vernünftig läßt er ſich auch nicht ſprechen.“

Das Klügſte wäre nun wohl für ihn geweſen, für ſich zu bleiben, und ſich an niemand zu kehren. Seines zarten Gewiſſens wegen war ihm dies aber nicht möglich, denn das eine däuchte ihm ſowohl gefährlich als das andre.

Sein Gewiſſen überzeugte ihn jedoch, daß er es niemals übel gemeint habe, und auch noch nicht übel meine, und wenn er daher gefehlt hätte, ſolches aus Irrthum geſchehen wäre, und wenn er auch jetzt wieder fehlen ſollte, ſolches gleichfalls bloß aus Irrthum geſchehen würde, und alſo ſehr verzeihlich ſeyn müſſe. Daher wählte er lieber den Weg, noch ferner zu prüfen und zu forſchen, als etwas anzunehmen, wovon er noch nicht gewiß war, ob es das einzige Wahre ſey, das er ſuchte. —

Während dieſem Prüfen und Forſchen verſtrichen nun wiederum einige Jahre, während welcher Zeit es ihm noch nicht möglich war, in Anſehung ſeiner häuslichen Umſtände eine Verbeſſerung zu bewirken, hauptſächlich aus der Urſache, weil ſeine Frau faſt beſtändig krank war.

Nun aber ſtarb dieſelbe, und da er nach den Lehren der Myſtik ſich vorher immer über dergleichen Vorfälle gänzlich hinwegzuſetzen geſucht hatte, und es ihm auch wirklich möglich geweſen war, ſo, daß man ihn für einen unempfindlichen hartherzigen Menſchen hielt; ſo war es jetzt um deſto auffallender, daß er bei dem Tode, und auch dem Begräbniſſe derſelben, herzlich weinte, und überhaupt betrübt über ihren Tod war, ob ſie gleich im Leben ſo oft uneinig mit einander geweſen waren. Daß die vorher bei der Myſtik gezeigte Härte ihm nicht weſentlich, ſondern von ihm gegen ſein Gefühl aus religiöſem Eifer affektirt geweſen war, und er im Grunde ein gefühlvolles gutes Herz hatte, zeigte ſich in der Folge noch zu mehrernmalen, indem er, wenn er jemanden leiden ſah, nicht allein ein aufrichtiges Mitleiden äußerte, und wenn er jemand worin helfen konnte, ſich eine wahre Freude daraus machte, ſondern auch durch das Elend eines fremden Menſchen, oder eine gute und großmüthige Handlung bis zu Thränen gerührt werden konnte, ja daß eine rührende Stelle in einem Buche ihm Thränen auszupreſſen vermochte.

Er beklagte alſo den Tod ſeiner Ehegenoſſin, aber indem er dieſes that, dachte er auch mit Ernſt an ſeinen Tod. Denn ſein Hauptwunſch war nunmehr, dermaleinſt ſo ſterben zu können, daß er niemandem etwas ſchuldig bliebe und niemand hinterließe, der durch ſeinen Tod in eine traurige Lage verſetzt würde, damit er auf ſeinem Todbette darüber keine quälende und beunruhigende Gedanken haben möchte. — Sein erſtes Augenmerk war nun die Bezahlung ſeiner Schulden.

Hiezu war kein anderes Mittel für ihn, als vorzüglich Sparſamkeit und Einſchränkung, und dann hatte er noch ſeine beiden jüngſten Söhne bei ſich, welche er Muſik gelehrt hatte. Da er nun wegen einer ſchon lange beobachteten ſehr diäten Lebensart, ſeines Alters ungeachtet, einer ziemlich feſten Geſundheit genoß, ſo ſcheuete er nicht die Mühe, davon zu einigem Nebenerwerb Gebrauch zu machen.

Mittelſt dieſem und einer außerordentlichen Sparſamkeit und Einſchränkung gelang es ihm endlich, binnen einigen Jahren aus ſeinen Schulden zu kommen.

Seine Lektüre ſetzte er unter dieſer Zeit ununterbrochen fort, und bekam unter andern auch die neueſten pädagogiſchen Schriften zu leſen. Hievon wurde er ſo vorzüglich eingenommen, daß er dieſelben nicht allein verſchiedenemale gleich hintereinander durchlas, ſondern ſich ſo zu ſagen in Anſehung ſeiner ganzen Denkungsart darnach bildete; indem er dadurch wirklich auf das wahre Verhältniß vieler Dinge in der Welt aufmerkſam wurde, und nun gewiſſermaßen glaubte, er habe jetzt das Wahre und Vollkommne gefunden, was er ſo lange vergebens geſucht hatte. Es ſchien gleichſam ein neues Licht in ſeiner Seele aufzugehen, indem ihm die Menſchen und ihre Handlungen ganz anders als vorhin vorkamen. Denn er ſah jetzt ſowohl auf die Folgen als die Bewegungsgründe der menſchlichen Handlungen, und ließ ſich nicht mehr wie ſonſt durch den Schein betrügen.

Er war nun zwar zum Theil von Vorurtheilen befreiet, und lebte in ſo weit glücklich, daß er, weil er ſich nicht wie ſonſt durch Vorurtheile hatte abhalten laſſen, von der Muſik Gebrauch zu machen, nun außer drückenden Schulden war, einer feſten Geſundheit genoß, und ſich nicht ſo wie vorher mit ſchwermüthigen Gedanken plagte.

So wie aber nichts vollkommen iſt, ſo war er auch noch nicht **vollkommen** von Vorurtheilen frei, in ſofern nehmlich eine jede Vorliebe für etwas auch eine gewiſſe Art von Vorurtheil voraus zu ſetzen ſcheint.

N.... kam aber bei dem allen, daß er die Unvollkommenheit faſt aller Dinge einſahe, doch nicht darauf, daß auch ein Schriftſteller, der ſo was Wahres und Schönes lehre, auch wohl nach andern Grundſätzen handeln könne, als man aus ſeinen Schriften ſchließen müſſe, ſondern bei dieſem, glaubte er, würde es ſich gewiß ganz anders verhalten; denn da er ſeine beſſern Einſichten doch nun einmal nicht von ſich ſelbſt hatte, ſo war derjenige, von welchem er ſie erlanget hatte, gewiſſermaßen über ihn erhaben; und da er keine Gelegenheit hatte, mit irgend einem ſolchen Manne bekannt zu ſeyn, ſo konnte er ſich nicht einbilden, daß ein ſolcher Mann ſo etwas ſchreiben könne, ohne wirklich ſo zu denken wie er ſchriebe.

Sein höchſtes Glück auf Erden ſchien nun die Bekanntſchaft eines ſolchen Mannes zu ſeyn; denn mit einem ſolchen Manne einen ſchriftlichen oder perſönlichen Umgang pflegen zu können, ſchien ihm ein Vergnügen, welches man ſich wohl unter dem Umgange der Seeligen und mit Gott ſelbſt, im Himmel, zu gedenken pflegt. Und dies war es, was er, da er nun durch Mühe, Arbeit, und außerordentliche Einſchränkung und Entbehrung aus ſeinen Schulden gekommen war, noch vor ſeinem Tode zu erlangen wünſchte.

Hiezu hatte er aber fürs erſte noch keine Ausſicht, und das frohe Wohlbehagen nun außer Schulden zu ſeyn, welches ihm um deſto angenehmer ſeyn mußte, je fataler es ihm geweſen war in Schulden zu ſtecken, und je mehr er daher gewünſcht hatte, daraus befreit zu werden, wurde ihm durch dieſen Wunſch wirklich in etwas verleidet.

Seine Lektüre machte ihm unterdeſſen das größte Vergnügen, vermehrte aber auch zugleich ſeinen Wunſch, mit einem vorzüglichen Schriftſteller bekannt zu werden.

Unter den vielerlei pädagogiſchen Schriften die er las, bekam er auch die Schriften eines gewiſſen Gelehrten zu leſen, welcher damals durch ſeine Schriften, in Anſehung der Menſchen, eine ganz neue Welt formen zu wollen ſchien.

Dieſe Schriften ſtimmten völlig mit ſeiner gegenwärtigen Denkungsart überein. — Er hatte auch ſchon eher eine der Schriften dieſes Verfaſſers geleſen, und durch deren Uebereinſtimmung mit ſeinem Plane, vorzüglich ſich entſchloſſen, und die Kraft und den Muth bekommen, durch Mühe, Arbeit, heit und Entbehrung manches, welches von ſeinen Freunden und Bekannten für ihn als ganz unentbehrlich gehalten wurde, ſich ſelbſt aus ſeinen Schulden zu helfen.

Aber noch nie hatte etwas mehr Eindruck auf ihn gemacht, als die frohen Ausſichten in die Zukunft, welche ihm jetzt dieſe Schriften gaben. Denn noch nie hatte er glücklichern Tagen für die Menſchheit entgegen geſehen als jetzt.

War ſonſt ſeine Vorſtellung als Myſtiker von der bevorſtehenden Ausbreitung des Reiches Jeſu Chriſti, auch noch ſo herrlich für ihn geweſen, ſo war es jetzt die Vorſtellung von dem künftigen Glücke der Menſchheit doch noch weit mehr.

Der Schriftſteller, welcher ihm nun vor allen andern hiezu die beſten und hofnungsvollſten Ausſichten gab, war ſein Gedanke und der Inhalt ſeiner Geſpräche, des Morgens zuerſt und des Abends zuletzt. Noch nie hat wohl eine Schrift einen eifrigern Verehrer, und ſo viel an ihm war, Befolger gefunden, als dieſe Schriften an ihm fanden. Der Verfaſſer derſelben wurde nun auch der eigentliche Gegenſtand ſeines Wunſches, deſſen Bekanntſchaft er noch vor ſeinem Tode erlangen wollte.

Seine Freunde ſuchten ihm zwar einiges Mißtrauen gegen denſelben einzuflößen, aber er getrauete ſeinem Gefühle mehr als ihren Gründen, ließ eine ſich darbietende Gelegenheit, ſich ihm bekannt zu machen, nicht unbenutzt, und brachte es dahin, daß dieſer Schriftſteller ihm erlaubte, zu ihm zu kommen.

Dies wurde denn mit Freuden von ihm angenommen, und ſeine Reiſe mit den größten Erwartungen und Vorſtellungen von ihm angetreten.

Das eigentliche Gewerbe, welches er ſich dahin machte, war wegen eines ſeiner beiden Söhne, die er noch bei ſich hatte. Dieſer Sohn hatte nehmlich, ob er gleich ſchon 23 Jahr alt war, doch noch große Neigung zu ſtudiren, und N....s jetziger Denkungsart nach durfte dieſe Neigung nicht unterdrückt werden. Jedoch entſchloß er ſich, dieſerwegen erſt den weiſen und guten Rath ſeines faſt angebeteten Schriftſtellers zu hören.

Er langte alſo bei demſelben an, wurde freundlich von ihm aufgenommen, und brachte nun das Gewerbe wegen ſeines Sohnes vor. —

Von dieſem hatte er ein Schreiben bei ſich, worin derſelbe eine kurze Beſchreibung von ſich und ſeinen bereits erlangten geringen Geſchicklichkeiten machte, und ſeinen Wunſch zu ſtudiren äußerte.

Derſelbe hatte dieſem Schreiben, um zu zeigen, wie weit er bereits im Franzöſiſchen gekommen ſey, eine Ueberſetzung einer Stelle aus einer von des erwähnten Verfaſſers Schriften ins Franzöſiſche, beigefügt. Dieſe Stelle hieß: „Glücklich ſeyn und „glücklich machen, iſt der Zweck unſers Daſeyns

„auf Erden. Das, das iſt er, ſo wahr unſer Leben von einem weiſen und guten Gotte kömmt, und ſo wahr das Glück eines jeden einzelnen Menſchen mit dem Glücke ſeiner Brüder in unzertrennlicher Verbindung ſteht.“

Dieſe Worte waren es vorzüglich, welche ſowohl N.... als ſeinem Sohne das meiſte Zutrauen zu dieſem Schriftſteller eingeflößt hatten, und wovon ſie glaubten, daß ſie durch deren bloße Erinnerung ihr zuverſichtliches und zutrauliches Anwenden an denſelben auf alle Fälle entſchuldigen würden.

Dieſer nahm dieſe Papiere freundlich an und ſah ſie durch, da er aber wegen eines obwaltenden Umſtandes nichts Beſtimmtes dazu ſagen konnte, ſo verſprach er jedoch, ſobald dieſer Umſtand aus dem Wege geräumt ſeyn würde, ſich mehr um dieſe Sache zu bekümmern.

N....s Wunſch, den Gegenſtand ſeiner Verehrung kennen zu lernen, war nun erfüllt, und er langte glücklich wieder zu Hauſe an, wo ſeine Söhne und Freunde ſeiner Erzählung mit Begierde entgegen horchten.

Dieſe war gar nicht unter der vorgefaßten Erwartung, und N.... ſammt ſeinen Kindern freueten ſich ſchon auf die Zeit, da, wie ſie glauben durften, der hindernde Umſtand aus dem Wege geräumt ſeyn würde. Denn das Zutrauen zu dem Herrn

....., ſo wie auch die Verehrung gegen denſelben, wurde noch vermehrt, da N.... nun ſeinen Kindern erzählte, daß er das Benehmen in dem Hauſe des Herrn ....., in Anſehung deſſelben ſelbſt ſowohl, als auch ſeiner Hausgenoſſen eben ſo treuherzig, aufrichtig und wohlwollend, als bei ſeinem geweſenen geiſtlichen Führer gefunden habe: und da dies nun auf keine leere Einbildungen gegründet war, ſo war es das Höchſte, was ſich in dieſer Art nur denken ließ.

Während nun N.... ſeine Lektüre wieder fleißig fortſetzte, rückte dann auch der Zeitpunkt heran, da N.... und deſſen Söhne glaubten, daß der hindernde Umſtand aus dem Wege geräumt ſeyn würde.

N.... machte ſich daher mit aller Zuverſicht wieder auf den Weg nach ....., und nahm ſeinen Sohn, welcher noch gern ſtudiren wollte, mit.

Derſelbe hatte noch die ſtärkſte Neigung zu ſtudiren. Er glaubte nicht anders glücklich ſeyn zu können, als wenn ihm dieſer Wunſch gewährt würde, und um den Zweck des Daſeyns auf Erden, nach den vorangeführten Worten des Herrn ..... zu erreichen, mußte die Erreichung des obigen Wunſches jetzt ſein Hauptaugenmerk ſeyn. — N.... und ſein Sohn hatten auch die größte Urſache zu glauben, daß Herr ..... demſelben, ohne die geringſte Laſt davon zu haben, hierin faſt einzig und allein behülflich ſeyn könnte, an ſeinem Willen aber wurde gar nicht gezweifelt.

Auf der Reiſe wurde N.... und ſeinem Sohne noch der Zutritt bei einem angeſehenen Manne verſtattet, auf welches Wohlwollen und Einſichten ſie ſich ſehr wohl verlaſſen konnten; auch von dieſem wurde ihnen gerathen, nachdem ſie demſelben die Urſache ihrer Reiſe vorgeſtellt hatten, ihren Weg nur getroſt fortzuſetzen, weil Herr ..... doch auf alle Fälle ein guter Mann ſey, welcher einem jungen Menſchen, der einen ſolchen Vorſatz hätte, gewiß nicht darin abgeneigt, ſondern vielmehr zu Ausführung deſſelben, nach allem Vermögen behülflich ſeyn würde.

Sie langten alſo in der beſten Erwartung bei Herr ..... an, indem ſie ſich, wie auf dem ganzen Wege, recht lebhaft dachten, wie ſich derſelbe nun recht ins Detail mit ihnen einlaſſen würde.

Aber wie mußten ſie, und beſonders der Vater, erſtaunen, als Herr ....., wie ſie ſich hatten bei ihm melden laſſen, durch ſeinen Bedienten herausſagen ließ: wenn es in ein paar Minuten abgethan ſeyn könnte, ſo möchten ſie zu ihm herein kommen; wo nicht, ſo könne er ſie nicht ſprechen. —

Vor Erſtaunen wußten ſie erſtlich nicht, was ſie thun ſollten; ſie wählten jedoch das erſtere, und kamen zu Herr ..... ins Zimmer.

Sein Blick ſchien ihnen ſchon Kälte und Unwillen zu verkündigen. An der Urſache davon, welche ſie nun bald erfuhren, waren ſie auch nicht das Mindeſte Schuld; und ſelbige war, wie es ſich nachher zeigte, auch nur ein bloßer Irrthum.

N.... hatte ſich aber ſchon vorher gar zu ſehr in die Scene bei Herrn ..... hineingedacht, und konnte ſich, ſeiner Beſtürzung ohngeachtet, doch nicht enthalten, ihm ſeines Sohnes Lage und Wunſch vorzuſtellen, und ihn darüber um ſeinen Rath zu bitten.

Aber anſtatt, wie ſie ſich nach deſſen Schriften gedacht hatten, ſich nach allen Umſtänden des jungen Menſchen zu erkundigen, und dann erſt ſein Gutachten darüber zu erkennen zu geben, oder wenn er das nicht konnte, nichts dazu zu ſagen, gab er, ohne zu bedenken oder Rückſicht zu nehmen, ob und in wie fern ſolches möglich oder für den jungen Menſchen nützlich oder ſchädlich ſey, ganz kurz und kalt zur Antwort: ſein Rath ſey, noch ein **Handwerk**, oder höchſtens eine mechaniſche Kunſt zu lernen.

Unterdeſſen ſchienen einige Minuten verfloſſen zu ſeyn, und N.... nebſt ſeinem Sohne wagten es nicht, Herrn ..... noch länger mit ihrer Gegenwart läſtig zu ſeyn.

So bald ſie nun aber aus des Herrn ..... Zimmer und Hauſe waren, kam ihnen das Vorgefallne wie ein Traum vor. Denn ſie konnten ſich nicht erklären, wie es möglich ſeyn könne, ſich in ſeiner Meinung ſo getäuſcht zu haben.

Sie mußten unterdeſſen die Sache nun einmal nehmen wie ſie war, und es ereignete ſich ein andrer glücklicher Zufall, daß dem Wunſche des Sohnes gewiſſermaßen doch ein Gnüge geſchehen konnte.

Der Sohn mußte hier bleiben, und der Vater wieder zu Hauſe reiſen. Die Trennung war für beide höchſt ſchmerzhaft, und es zeigte ſich hiebei wieder ſehr auffallend, daß das harte unempfindliche Weſen, welches N.... während der myſtiſchen Schwärmereien bezeigt hatte, ihm nicht natürlich ſondern erzwungen geweſen war. Denn er weinte jetzt daß er ſchluchzte, da er doch bei der Trennung von ſeinen ältern Söhnen auch nicht die geringſte Empfindung geäußert hatte.

Da er nun allein ohne ſeinen Sohn wieder zu Hauſe kam, dachte jedermann Herr ..... würde ſich deſſelben angenommen haben, und die Frage war nur, auf welche Art? —

Hierauf konnte er nun nichts anders antworten, als daß er ſich jetzt in Anſehung des Enthuſiasmus für Herrn ..... eben ſo ſehr geirrt habe, als in Anſehung der Myſtik, und daß er nun wohl ſähe, daß ein Menſch ein Menſch bleibe, er mögte noch ſo gut moraliſiren können, wie er wolle. Zum Beweiſe hievon diene, daß Herr ..... ihn kaum ein paar Minuten habe ſprechen wollen, und ohne ſich näher um die Umſtände zu bekümmern, und wie es ſchiene aus Beſorgniß, ſelbſt einige Beſchwerde davon zu haben, ſeinem Sohne geradezu noch zu Erlernung eines Handwerks gerathen habe.

Dieſe Erfahrung aber machte die Wirkung bei M...., daß er nun auch keinen Gefallen mehr an der ſo zu nennenden eigentlichen moraliſchen Lektüre fand, ſondern einige kleine Schriften von Voltaire und Bolingbroke, welche er in einer Leſegeſellſchaft mit zu leſen bekam, mehreremale durchlas, und ſich nun erſt nicht genug wundern konnte, wie er an allen ſeinen vorherigen Lektüren ſo lange habe Gefallen finden, und etwas dadurch ſuchen können, wornach er ſtrebte, und welches doch nicht zu finden war: **Vollkommenheit.**

Er lernte nun alles nehmen wie es war, und fand darin erſt ſeine wahre Beruhigung.

Aus dieſer Beruhigung ſollte er aber auch nicht wieder geriſſen werden, denn noch beim Leſen dieſes Buches wurde er krank, und ſeine Krankheit war von der Beſchaffenheit, daß er bald ſahe, ſie werde in wenigen Tagen ſeinem Leben ein Ende machen.

In dieſer Krankheit aber betrug er ſich ſo, daß man nicht zu viel ſagen würde, wenn man ſein Betragen weiſe nennte. Er blieb bis an ſeinen Tod bei vollkommnem Verſtande, ſo daß er alle Veränderungen, welche dieſe Krankheit bei ihm machte, genau bemerkte und beſchrieb.

Nachdem dieſe Krankheit nehmlich einige Tage gedauert hatte, bekam er auf einmal konvulſiviſche Zuckungen, wovon er ſagte, daß dieſer Zuſtand gar nicht ſo ſchlimm wäre wie er zu ſeyn ſchiene, und wie er ſich denſelben ſelbſt ſonſt gedacht hätte. Er hätte noch nie in ſeinem Leben einen ſolchen Zufall gehabt, aber er könnte nun mit Wahrheit ſagen, daß er jetzt auch nicht die mindeſte Empfindung noch Bewußtſeyn dabei gehabt habe. Dieſer Zufall war ihm unterdeſſen ein ſicheres Merkmal ſeines herannahenden Todes, und ohne die geringſte Furcht vor denſelben zu bezeigen, ordnete er nun bis auf die kleinſten Umſtände ſein Begräbniß an.

Etwas nach dieſen Zuckungen ſagte er: es wäre ihm, als ob er beſtändig läuten, und dabei wie in einer Kirche, ſingen höre; einen Tag ſpäter, da es doch ein recht heller Tag war, daß es ihm vorkäme, als ob es recht trübe und dunkel Wetter wäre; einige Stunden vor ſeinem Tode aber, daß ihm alle Gegenſtände in die Ferne zurückzugehen ſchienen.

Während ſeiner Krankheit aber las er, ſo lange es ihm möglich war, noch immer in den gedachten

Schriften, und wußte dabei nicht genug zu rühmen, wie er ſich jetzt in einer ſolchen ruhigen Gemüthsfaſſung befinde, worin er noch faſt in ſeinem ganzen leben nicht geweſen. Denn ſein Wunſch war nun erfüllt; er hinterließ keine Schulden, und auch niemanden der durch ſeinen Tod in eine traurige lage verſetzt worden wäre.

In dieſer ruhigen Gemüthsfaſſung blieb er denn, wie man noch immer aus ſeinem Geſichte leſen konnte, bis auf den Punkt, da er aus derſelben in die ewige Ruhe übergieng.

Wenn man dieſes Beiſpiel als einen Beitrag zur Seelenheilkunde betrachten will, ſo muß man die Schwärmerei der Myſtik für eine Krankheit der Seele annehmen.

Und das ſcheint ſie auch in ſofern zu ſeyn, als man auch eine merkliche Schwäche eine Krankheit nennen kann.

Was kann wohl wahrſcheinlicher die Urſache ſeyn, warum eine Seele Geſchmack und Wohlgefallen darin findet, ſich von allem Aeußerlichen abzuziehen, und dagegen auf innere dunkle Empfindungen zu merken, ihren eigenen Willen zu unterdrücken, ſich gänzlich hinzugeben, u. ſ. w., als weil ſie nicht genug ſich ausbreitenwollende Kraft beſitzt, und es ihr alſo weit bequemer fällt, ſich dahinzugeben, als anzuſtrengen.

In dieſem Betrachte könnte man eine ſolche Seele wohl eine kranke Seele nennen.

Und ihre Krankheit muß in dem Maße zunehmen, in welchem ſie ſo zu ſagen verzärtelt wird.

Sie beſchränkt ſich dann immermehr bloß auf den gegenwärtigen Moment, ſie betrachtet das Leben nicht im Ganzen und Zuſammenhange, ſie trennt den gegenwärtigen Augenblick von dem vorhergehenden und folgenden.

So bald ſie aber nur von außen durch etwas gereitzt oder gedrückt, und dadurch veranlaßt wird, über den gegenwärtigen Augenblick hinauszudenken, ſo muß ſie, um ſo viel ſie dadurch aus ihrer gewohnten Ruhe und Trägheit geriſſen wird, abgehärtet und geſtärket, und wenn noch irgend ein Grad von Kraft in ihr liegt, ſolcher endlich dadurch gereitzt werden, ſich auszubreiten, und den Triebrädern der Seelenfähigkeiten einen neuen Schwung zu geben.

Aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſcheint ſich das vorbeſchriebene Beiſpiel zu erklären. —

So lange M.... einen geiſtlichen Führer hatte, der ihn auch im Falle der Noth von äußerm Drucke befreite, ſahe er bloß auf den gegenwärtigen Augenblick.

Sobald ſich dieſer aber von ihm abzog, und ihn dadurch den Druck von außen mehr fühlen machte, ſo wurde er genöthigt über den gegenwärtigen Augenblick hinauszudenken.

Je mehr dies aber nun geſchah, je weniger konnte er ſein Inneres wahrnehmen, und es war ganz natürlich, daß er endlich nicht mehr wußte, wie er im Innern ſtand, und daher mit ſeinen geweſenen geiſtlichen Mitzöglingen zu ſprechen wünſchte, um zu erfahren, ob er im Innern Fortſchritte gemacht oder zurückgekommen ſey.

Dies war denn wirklich ſchon ziemlich weit über den gegenwärtigen Augenblick hinausgedacht, und ſcheint auch gerade der Punkt zu ſeyn, von welchem angerechnet, die darauf folgenden Umſtände die Wirkung auf ihn machen konnten, welche ſie wirklich auf ihn machten. Seine in ihm nur eine Weile geſchlummerte Kraft der Seele war nun einmal wieder erweckt.

Es kam hauptſächlich darauf an, was für eine Idee er ſich von den Leuten, die er jetzt beſuchen wollte, im Voraus machte, um daß dieſe Beſuche dieſen oder jenen Eindruck bei ihm machten.

Gemeiniglich ſind dergleichen Perſonen, wie M.... war, ſogleich mit Leidenſchaft für denjenigen eingenommen, von dem ſie wiſſen, daß er mit ihnen nach einem Ziele ſtrebe, und da ſie nun überdem für Pflicht halten, ſich einfältig und ſtille zu verhalten, und nichts im Zuſammenhange mit andern Dingen betrachten, weil ſie über nichts, was ſie ſich nicht gleich erklären können, nachdenken, ſondern ſolches als ein göttliches Wunder annehmen zu müſſen glauben: ſo ſind ſie ſehr geneigt, manches Sonderbare, welches ihnen an demjenigen, der mit ihnen nach einem Ziele ſtrebt, auffällt, für einen höhern Grad von Vollkommenheit zu halten, und ſich ſolches zu eigen zu machen.

Wäre dies bei N.... auch der Fall geweſen, ſo würde er bei ſeinen Freunden nicht leicht etwas Anſtößiges gefunden haben; und da er an ihnen einen Anſtoß bekam, ſo war dies ein Zeichen, daß ſeine Denkkraft ihrer Bande entledigt ſich nicht mehr einſchränken ließ.

Und daher war es denn auch ganz natürlich, daß er weder eigenſinniger Weiſe bei dem Alten blieb, noch jedes ſich zuerſt darbietende Neue unüberlegter Weiſe gleich wieder an deſſen Stelle ſetzte.

Der neuen Freiheit ungewohnt, wagten es ſeine Gedanken nun freilich nicht, ſich derſelben gleich recht zu bedienen; und es war daher auch ganz natürlich, daß er manches ihm Auffallende anfänglich für Verſuchung hielt, weil er es nicht wagen mogte, ſich recht bekannt damit zu machen, und er daher nur die wenigen Jahre vor ſeinem Ende ſo weit von Vorurtheilen frei lebte, als es zu dem gewöhnlichen Glücke des Menſchenlebens nöthig war.

K. St.

2.

In des achten Bandes erſtem Stücke dieſes Magazins S. 6. finde ich die Geſchichte eines jungen Mannes, deſſen Zuneigung zu einer Mannsperſon, einem Edelmanne, bis zur größten Leidenſchaft aufwuchs. Der Verfaſſer jenes Aufſatzes fragt am Ende, ob es wohl mehrere Beiſpiele von dergleichen Verirrungen der Natur gäbe? Meine eigene Geſchichte bejaht dieſe Frage.

Ich hatte einige Zeit auf der Univerſität zu — ſtudirt, als ein junger Mann, den ich mit dem Buchſtaben N.. bezeichnen will, eben dahin kam. Ich bemerkte ihn nicht gleich nach ſeiner Ankunft; als ich ihn aber das erſtemal in einem Collegio ſahe, ſo zog er meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Er hatte von der Natur eine treffliche Geſichtsbildung erhalten, und ſeine Sitten waren ſehr einnehmend.

Ich bemühte mich Bekanntſchaft mit ihm zu machen, konnte aber meinen Endzweck nicht erreichen. Indeſſen fühlte ich mich immer ſtärker von ihm angezogen. Ich ſetzte mich in dem Collegium meiſtens ſo, daß ich ihn immer im Geſichte hatte, dadurch wurde aber meine Zuneigung zu ihm ſo groß, daß ſie endlich in die heftigſte Leidenſchaft ausartete.

Wo ich nun gieng und ſtand, war mir die Idee von N.. gegenwärtig. Mit dem Gedanken an ihn ſchlief ich ein, und mit ihm erwachte ich wieder. Er war ſo in mein Weſen eingewebt, daß ich nur dann aufhörte mir ſeiner bewußt zu ſeyn, wenn ich mein eigenes Bewußtſeyn verlohr, nehmlich im Schlafe. So lange ich wach war, 17 Stunden des Tages, ruhete ſein Bild in meiner Seele. Wachte ich des Nachts auf, ſo war er mein Gedanke.

Bisweilen ſtieg meine Leidenſchaft bis auf den höchſten Grad, ſo daß ſie mich faſt zu Boden drückte. Vorzüglich war dies des Abends der Fall, wenn ich lange auf einen Gegenſtand hinſahe. Dann ſchob mir meine Phantaſie oft ſtatt des vorigen Gegenſtandes das mir immer gegenwärtige Bild N..s unter. Die mich umgebenden Dinge, nur durch den bloßen Schimmer des Lichts erhellt, zerſtreuten meine Aufmerkſamkeit nicht, meine Sinne ſchwanden, alle meine Gedanken, Neigungen und Wünſche concentrirten ſich in die einzige Vorſtellung von N.., ich empfand nichts als den Schmerz der heftigſten Sehnſucht, und in der größten Beklemmung ſtand ich einigemale im Begrif, wie ein von der heftigſten Kolik Geplagter, mich in der Stube herumzuwälzen. Und wahrſcheinlich hätte ich es gethan, wenn meine Stube nicht mit Sand beſtreut, und ich in Gefahr geweſen wäre, mir Geſicht und Hände zu zerrißen.

Dieſe unglückliche Leidenſchaft hatte auf mein ganzes Gedankenſyſtem den größten Einfluß. Was mir ehedem wünſchenswerth geſchienen hatte, dies mißfiel mir nun, wenn es N.. mißfiel. Tugenden die ich beſaß, N.. aber nicht, fieng ich an für Fehler zu halten, und ſchämte mich ſie zu haben. Einige Flecken in N..s Charakter glaubte ich nachahmen zu müſſen.

N.. bekannte ſich zu einer andern Fakultät, als ich mich. Zuvor hatte ich die Wiſſenſchaften meiner Fakultät mit vielem Eifer und Vergnügen getrieben: jetzt wurden ſie mir minder angenehm, und ich gewann die Studien lieb auf welche N.. ſich legte, ob ſie mir gleich ſonſt läſtig geſchienen hatten.

Mit vielem Eifer ſuchte ich die Freundſchaft aller derjenigen, mit denen N.. bekannt war. Unter dieſen waren einige, auf die ich zuvor unwillig geweſen war; aber auch gegen dieſe wurde nun meine Abneigung in Zuneigung umgeſtimmt, und ich fieng an ſie hochzuſchätzen. Ich verglich ſie daher oft bei mir ſelbſt mit dem Monde, der auch nur erſt durch erborgten Schimmer uns glänzen kann. —

Durch dieſen Kampf und die immerwährende Anſpannung meiner Phantaſie geſchwächt, fing ich bisweilen an in eine Art von Schwärmerei zu verfallen. Ich hatte oft bei trüber Witterung mich ſelbſt befragt, ob ſich der Himmel nicht aufklären würde, wenn N.. ihn anblickte, und war unwillig, daß ich mir dieſe Frage verneinen mußte. Eines Abends aber, zu welcher Zeit, wie ſchon geſagt, meine Leidenſchaft allemal am ſtärkſten war, als ſich ein heftiger Sturm erhoben hatte, überredete ich mich wirklich eine zeitlang, daß der Sturm ſogleich nachlaſſen würde, wenn N.. ſich auf der Gaſſe befände.

Bei dieſem Zuſtande ſtudirte ich wie vorher fleißig, allein ohne ſonderlichen Nutzen, weil meine Aufmerkſamkeit allemal getheilt, und halb auf meine Arbeit, halb auf N.. gerichtet war. Allen meinen Freunden, auſſer einem, verbarg ich meinen nagenden Kummer. Ich war oft in ihrer Geſellſchaft froh und heiter, öfterer aber mürriſch, ſprachlos, in mich ſelbſt gekehrt, untheilnehmend, weil N.. mich allein intereſſirte, und mir nichts wichtig ſchien, als was auf ihn Bezug hatte. Vielleicht hätte Zerſtreuung meine Leidenſchaft gemindert, allein ich war größtentheils einſam, und kam auch ſogar mit meinen Freunden nicht oft zuſammen.

Bisweilen hatte ich ruhigere Augenblicke, wo die Vernunft in ihre Rechte wieder eintrat, und mich ganz das Thörigte meines Zuſtandes erkennen ließ: allein meine Leidenſchaft ſchien dann nur zu ſchlafen, um neue Kräfte zu ſammeln, damit ſie mit deſto größerer Heftigkeit wieder hervorbrechen könnte.

Ich wagte es nicht, mich in N..s Bekanntſchaft zu drängen, weil er, obſchon wie ich von bürgerlicher Herkunft, doch einen Vater hatte, der ſowohl reicher war als der meinige, als auch ein höheres Amt bekleidete, obgleich mein Vater auch vom Stande der Gelehrten war. Dieſer obwohl geringe Unterſchied unter uns verſtärkte meinen Schwindel um vieles. — Und eben die noch größere Ungleichheit des Standes, glaub ich, war die Urſache, warum der junge Mann — g, deſſen Geſchichte im erſten Stücke des achten Bandes erzählt worden iſt, zitterte, wenn er ſich dem Edelmann näherte, den er ſo leidenſchaftlich liebte.

Sehe ich die Geſchichte meines lebens durch, ſo liegen mir die Urſachen dieſer meiner Verirrung deutlich vor Augen. Von Jugend auf hatte man mir geſagt, daß ich eine einnehmende Bildung hätte. Als ein Kind von fünf bis ſechs Jahren wurde ich immer von erwachſenen Perſonen geliebkoſet, und als ein Knabe von 10 bis 12 Jahren, und ſo fort, von meinen Mitſchülern. Dieſes, und der ganz entbehrte Umgang mit Perſonen vom andern Geſchlechte, machte, daß ſich bei mir die natürliche Zuneigung zum weiblichen Geſchlechte von ihm ganz ablenkte, auf das männliche; und ich erinnere mich ſchon in meinem Knabenalter einige Mannsperſonen recht zärtlich geliebt zu haben, da ich gegen Frauenzimmer auch noch jetzt ziemlich gleichgültig bin. Dieſem Fehler, und dem zeitigen Erwachen der Empfindungen der liebe, ſind Knaben von einnehmender Bildung, wegen der liebkoſungen, die man ihnen erweiſt, leicht ausgeſetzt, und Erzieher müſſen deshalb auf ſie ihre vorzügliche Aufmerkſamkeit richten.

Bei dem unmäßigen Verlangen mit N.. in eine genaue Bekanntſchaft zu treten, habe ich gleichwohl weiter keine andere unerlaubte Abſicht gehabt. Ich wünſchte nur die genaueſte Vereinigung mit ihm; ja in meinen ſchwärmeriſchen Anfällen die Möglichkeit, mich ganz in ihn hineinziehen zu können, daß wir beide nur eine Perſon ausmachten. Vernunft und Religion aber hatten zuviel Einfluß auf mich, als daß ich unerlaubte Wünſche hätte ſollen emporkommen laſſen. Demohngeachtet aber gerieth ich in eine heftige Bewegung, daß ich im ganzen Geſichte glühete, als ein guter Freund, mit dem ich einmal Abends ſpatzieren gieng, zu mir ſagte, da geht N.., er iſt gewiß bei einem hübſchen Mädchen geweſen? Er ſagte dieſes nur im Scherz; es hatte aber eine ſolche Wirkung auf mich, daß ich den ganzen Abend in der größten Unruhe zubrachte, ohne jedoch einen unedlen Wunſch in meiner Seele aufkeimen zu laſſen. Dieſes bezeugt auch mein jetziges Verhältniß mit N.., da ich nunmehr mit ihm bekannt bin, und nie etwas Unanſtändiges ihm zugemuthet habe. Mein Wunſch mit ihm bekannt zu werden iſt nun erfüllt, meine tödtende Unruhe hat mich verlaſſen, ich freue mich und bin glücklich!

Zur Seelenzeichenkunde.

1.

Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit,

von K. St.

1) Als ſeine Eltern noch zu H.... wohnten, ſah er einsmals einen Laufer vor einer Kutſche vorauf laufen. Seine Mutter machte ihn noch beſonders darauf aufmerkſam, indem ſie ſagte: ſieh einmal, welch ein ſchöner Laufer iſt das! —

Dieſe Worte und der ſchöne Anzug des Laufers machten einen ſolchen Eindruck bei ihm, daß er ſich auf der Stelle entſchloß, auch ein Laufer zu werden, und da ihn ſeine Mutter aus Scherz fragte, ob er auch ein Laufer werden wollte gleich ja ſagte, und da ſie hierauf ſagte: ja — ſo mußt du viel laufen, damit du das Laufen lernſt, gleich anfing zu laufen, und jede Gelegenheit, die er finden konnte auf die Hausflur zu kommen, ſogleich dazu anwandte, daß er ſich im Laufen übte.

Bei ſolchen Uebungen wurde er auch nicht leicht müde, ob er gleich immer ſo ſtark lief wie er nur laufen konnte, und ſie konnten wohl eine Stunde anhalten. Er war damals ohngefähr vier Jahr alt, und blieb bei dem Vorſatze, ein Laufer zu werden, bis in ſein ſiebentes Jahr.

2) In ſeinem ſiebenten Jahre zogen ſeine Eltern auf das Land nach einem Orte Namens W.... — Hier wohnten ſie in einem Hauſe, wo jedesmal der Kuhhirte vorbei kam, wenn er ſeine Trift Kühe aus oder eintrieb. Dies ſah nun der kleine K.... ſehr oft, es war Sommer, meiſtens ſchönes Wetter, und ſeine Mutter redete immer viel vom ſchönen Hirtenleben, daß es draußen ſo ſchön wäre, daß ihm das Mittagseſſen heraus gebracht würde, daß das im Freien ſo gut ſchmeckte, daß er dann aus einer friſchen Quelle einmal dazu tränke, und ſich darauf unter einem grünen Buſche niederlegte und ſchliefe, während daß ſeine Kühe weideten. K.... horchte begierig zu, wenn ſeine Mutter dieſe Beſchreibung machte, und weg war der Laufer aus ſeiner Vorſtellung ſammt dem ſchönen Habit und dem Lauferſtabe; er wollte nun nicht mehr ein Laufer ſondern ein Kuhhirt werden.

Da er dies ſeinen Eltern ſagte, und dieſe ihm antworteten es gienge nicht, weil ja noch ein Kuhhirt da ſey, ſo frug er nun alle Tage ob der Kuhhirt noch nicht bald ſterben würde; denn nach deſſen Tode dachte er würde es ihm nicht fehl ſchlagen, wieder Kuhhirt zu werden.

Er hatte aber eine ſolche Idee vom Kuhhirtenleben, daß er, wenn man ihn fragte, ob er denn auch wohl wüßte wenn er die Kühe aus und nachher wieder eintreiben müſſe, zur Antwor gab, er würde ſich dann eine Uhr anſchaffen; und wenn man ihn frug, was er alsdann aber machen wolle, wenn es ſchlecht Wetter wäre, ſo gab er zur Antwort, er wolle ſich einen Knecht halten, und den dann heraus ſchicken. Dieſer Vorſatz dauerte aber nur den einen Sommer über; denn mit dem Anfange der Winterſchule mußte er nebſt ſeinem jüngern Bruder auch anfangen in die Schule zu gehen, und da änderte ſich dann ſein Vorſatz wieder.

3) Weil er leicht lernen konnte, ſo war dies gleich ein Grund für ihn, hieraus ſeine Hauptſache dermaleinſt zu machen, und daher ein Schulmeiſter zu werden. Es war aber noch ein andrer Bewegungsgrund, weswegen er Schulmeiſter werden wollte, nehmlich der: Weil er von ſeinen Mitſchülern unaufhörlich gezerrt und geärgert wurde, und ſich, weil er zu ſchwach war, nicht dagegen wehren konnte, ſo wünſchte er, dermaleinſt ſich auf eine andere Art an ihnen rächen zu können, und hierzu ſahe er nun kein beſſer Mittel, als wenn er dermaleinſt Schulmeiſter würde. Denn er dachte ſich den Schulmeiſter nicht anders als an dieſem Orte, in dieſer Schule, unter dieſen

ſen Kindern, und freuete ſich bei dieſer Vorſtellung ſchon im Voraus darauf, wie er ſeine Beleidiger alsdann, nach dem Beiſpiele ſeines Schulmeiſters, recht züchtigen wollte. Dieſe Idee, ein Schulmeiſter zu werden, verdrängte alſo die Idee, ein Kuhhirte zu werden, und daß um ſo eher und ſtärker, da ſie ſowohl bei ſeinen Eltern, als auch bei ſeinem Lehrer den größten Beifall erhielt. —

Hierzu wurde nun aber auch erfordert, Singen zu lernen. Sobald er nun in der Schule ſo weit gekommen war, daß er mit im Geſangbuche las, wurden zu Hauſe auch hierin Uebungen von ihm vorgenommen; da er ſich denn beſonders die Geſänge von der Beſchreibung des Himmels und der dortigen Herrlichkeiten aufſuchte, und ſie auf ſeine eigene Weiſe, nach ſeiner jedesmaligen Empfindung, jedoch immer mehr wegen des Beiſpiels ſeines Lehrers mit tiefen als hohen Tönen durchſang. Dies war eine angenehme Sache für ihn; denn in der Ideenverbindung, in welcher hier oftmals der Name Chriſtus vorkam, dachte er ſich Chriſtum immer als den ihm von ſeiner Mutter unter dem Namen Heiliger Chriſt ſo ſehr gerühmten Weihnachtsmann, mit den von denſelben herrührenden herrlichen Weihnachtsgaben; und bei dem Worte Himmel ſchwebte ihm immer wieder die Erleuchtung auf dem P. Brunnen vor, ſo daß dieſe beiden Dinge in ſeiner Idee eine unausſprechlich ſchöne Vorſtellung machten.

4) Während dieſer Singeübungen kam ihm nun auch die Luſt an Schreiben zu lernen, womit denn im folgenden Winter, da er ſchon in ſein neuntes Jahr getreten war, der Anfang gemacht wurde.

Er dachte aber hierbei gleich Ehre einzulegen, indem er gar nicht begreifen konnte, wie es möglich ſey, daß man nicht gleich ſo ſchreiben könne, wie es einem vorgeſchrieben, da er weiter nichts dazu erforderlich glaubte, als daß man das Vorgeſchriebene recht genau anſähe, und es dann eben ſo nachmachte.

Dieſe Idee hatte ſich bei ihm ſo feſtgeſetzt, daß er es für ein ganz leichtes hielt, die erſte Vorſchrift gleich ſo nachzumachen, daß man nicht unterſcheiden könne, welches ſein und welches des Schulmeiſters Geſchriebenes ſey. Um deſto mehr ſchmerzte es ihn aber, da er ſich in dieſer Meinung betrogen fand; denn da er nun die erſte Vorſchrift hatte, welche in den Grundſtrichen und erſten daraus herfließenden Buchſtaben beſtand, die der Schulmeiſter an der Seite niedergeſchrieben hatte, und er ſich nun, ſobald er zu Hauſe kam, ganz unbefangen dabei ſetzte, um dieſe Zeichen alle ſo nachzumachen, wie ſie vorgeſchrieben waren, wollte ihm zuerſt der fein vorgeſchriebene Aufſtrich nicht gelingen, ſondern dieſer wurde ganz grob und ungerade; dies ſchlug ſeinen Muth gleich etwas darnieder, er hofte aber das Folgende beſſer machen zu können; da er aber zu der Grobheit und Größe ſeiner Buchſtaben auch noch mit den Zeilen nicht gerade, ſondern immer ſchräger herunter kam, ſo daß er am Ende für die Zeilen der letzten Buchſtaben gar keinen Platz mehr behielt, und nun aufhören mußte, ſo fieng er, indem er ſein Schreiben in eines fort betrachtete, und ſich nun vorſtellte, wie er anſtatt Ehre einzulegen, nun mit dem größten Schimpfe beſtehen würde, an, bitterlich zu weinen; denn er ſtellte ſich nun als den ungeſchickteſten Menſchen vor, der niemals Schreiben lernen würde, und glaubte auch ganz gewiß, dies von ſeinem Schulmeiſter zu hören.

Das Weinen hatte aber wieder eine traurige Folge für ihn, denn in dieſer großen Betrübniß ſeines Herzens und Gedanken an die Dinge die hierauf folgen würden, bemerkte er nicht gleich, daß ſeine Thränen auf das noch naſſe Geſchriebene fielen, und ſolches in einander laufen machten, bis daß, da er ſich bei ſolchen tiefen Gedanken auf dem Kopfe kratzte, und ſich faſt die Haare ausreißen wollte, ihm die Mütze vom Kopfe auf das Geſchriebene fiel, und ſolches faſt ganz auslöſchte, da er denn auch gewahr wurde, daß das Papier ganz von ſeinen Thränen durchnäßt, und das Geſchriebene faſt ganz ineinander gelaufen war.

Da er nun aber auch Beſtrafung fürchtete, ſo wollte er faſt außer ſich kommen, und nun, gehe es auch wie es wolle gar nicht wieder zur Schule gehen; bis dann ſeine Eltern dazu kamen, und ihn um die Urſach ſeines Weinens befrugen, denen er nun alles Vorgegangene mit Schluchzen erzählte, welche ihm aber, anſtatt ihm Vorwürfe zu machen, ſagten, daß er nicht klug geweſen ſey, darüber zu weinen, denn kein Menſch könne das ſogleich. Wie er ſich denn doch aber noch immer vor Strafe in der Schule fürchtete, ſo verſprach ihm ſein Vater vorher zu dem Schulmeiſter hinzugehen, und ihn bei demſelben zu entſchuldigen; welches dann auch geſchah, und er dann noch überdem, ſowohl bei ſeinem Lehrer als bei ſeinen Eltern, wegen ſeiner großen mit Eifer verbundenen Lernbegierde Beifall erhielt, welcher ihn aber eben nicht ſehr rührte, weil noch immer die Vorſtellung bei ihm die Oberhand behielt, daß er das doch hätte können müſſen, wenn er kein ungeſchickter Menſch wäre, der niemals was Rechtes lernen würde.

Wie er aber nur erſt die kleinen Buchſtaben erlernt hatte, ſo machte er auch ſchon Gebrauch davon, indem er für ſich ſelbſt gleich Wörter daraus zuſammenſetzte, welches ihm dann auf folgende Art ſehr wohl zu ſtatten kam.

Sein Vater ſprach hochteutſch und ſeine Mutter plattdeutſch, und daher kam es denn auch wohl, daß er mit ſeinem Vater hochteutſch und mit ſeiner Mutter plattdeutſch ſprach. Seinen Vater redete er aber auch mit er, und ſeine Mutter mit du an. letzteres, nehmlich das du, ſollte er ſich nun ſchon ſeit einem Jahre abgewöhnen, und ſeine Mutter auch in der zweiten Perſon anreden, aus der Urſache, weil er ſchon zu groß dazu ſey, und es ſich nicht mehr für ihn ſchicke du zu ſeiner Mutter zu ſagen. Dies war ihm nun aber gar nicht möglich, und er mußte deshalb viel leiden, weil er doch immer daran erinnert und damit gequält wurde.

Gerade aber jetzt war dies am ſchlimmſten, denn nun wurde ihm vorgehalten, daß er ſchon ein Knabe ſey, der Schreiben lerne, und er deswegen höchſt unverſchämt geſcholten. Aber auch gerade jetzt war es, da er ein Mittel fand ſich das du zu ſeiner Mutter abzugewöhnen: denn nun ſprach er mit ſeiner Mutter eine Zeitlang gar nicht, ſondern ſchrieb alles was er ihr zu ſagen hatte auf, da er ſie dann in der zweiten Perſon anredete. Seinen Eltern gefiel dieſer Einfall, und er gewöhnte ſich das du in wenigen Wochen ab; denn da er nun ſo lange nicht mit ſeiner Mutter geſprochen, und ſie immer ſchriftlich in der zweiten Perſon angeredet hatte, ſo war es ihm ein leichtes, auf einmal ſtatt du zu ihr zu ſagen, ſie in der zweiten Perſon anzureden.

Seine Mutter hatte noch zwei Schweſtern an andern Orten wohnen, an welche ſie zuweilen ſchrieb. Da ſie doch aber nicht gut mit dem Schreiben fertig werden konnte, ſo wählte ſie ihn bald zu ihrem Sekretär, da ſie ihm dann diktirte und er ſchrieb. Dieſe Briefe enthielten nun beſonders die mehrſte Zeit bittere betrübte und traurige Klagen über ihre unglückliche Ehe, wobei K...s Vater oftmals eben nicht in dem beſten Lichte erſchien. Weswegen dieſe Briefe dann auch in Abweſenheit deſſelben geſchrieben, und K... wegen dieſes Punkts ein unverbrüchliches Stillſchweigen von ſeiner Mutter auferlegt wurde, welches er auch immer auf das Genaueſte beobachtete. Er war nun ſo zu ſagen der Vertraute ihres Herzens, gegen ſeinen Vater, demohngeachtet aber vermahnte ſie ihn immer, ſeine Eltern in Ehren zu halten, vorzüglich mit den Worten des vierten Gebots, und: des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer, aber der Mutter Fluch reißet ſie nieder; durch welche letztern Worte ſie denn doch immer der Mutter einen kleinen Vorzug vor dem Vater geben zu wollen ſchien.

K... behielt unterdeſſen bei aller Vertraulichkeit der Mutter gegen ihn, immer eine gleiche Ehrfurcht gegen ſeine Eltern, weil ſich ſein Vater doch immer auf eine geſittete Art betrug, und die von ihr vermeinte Verachtung ſeiner Ehegenoſſin doch immer gewiß nicht ſo grob war, daß ſie K... hätte auffallen können, und wenn er ja einmal bei Gelegenheit ein wenig zu viel hatte trinken müſſen, K... eben gar nicht böſe darüber ſeyn konnte, weil er eben dann am aufgeräumteſten, und alſo für K... am angenehmſten war. Dieſe beiden Dinge waren es aber eigentlich, welche ſie ihm in den Briefen an ihre Schweſtern Schuld gab, und worüber K... doch auf alle Fälle gar leicht hätte eine zweideutige Meinung von ſeinen Eltern bekommen können, wenn ihn ſeine Mutter nicht dabei ſtets mit den oberwehnten Worten mit wichtiger und bedeutender Mine vermahnt hätte.

6) Er fieng aber nun nach gerade auch an für ſich etwas zu ſchreiben. Das beſtand denn vorzüglich in Briefen an ſeine Muhmen und an einen Bruder, der zu H... auf die Schule gieng. Aber die Begierde, alles gleich nachzumachen was ihm gefiel, äußerte ſich auch jetzt wieder bei ihm; denn er bekam Hagedorns Gedichte zu leſen, welche ihm, ob er ſolche damals gleich noch, einige kleine ausgenommen, nicht verſtehen konnte, ein unbeſchreibliches Vergnügen machten; und nun wollte er nebſt Schulmeiſter auch ein Poet werden. Er machte daher allerlei poetiſche Verſuche, von welchen ein

gereimter Neujahrswunſch an ſeinen Bruder zum Ende gebracht wurde, welcher ſo lautete:

Liebſter Bruder!

Ich wünſche Dir zum neuen Jahr
Viel Glück und Seegen immerdar,
Daß Dich der lieben Engel Schaar
Behüten mag für aller Gefahr.
Daß ſie Dich mag auf's Frühjahr glücklich zu uns führen,
Daß wir denn können im Garten ſpatzieren.
Da ſieht der grüne Buxbaum beſſer aus,
Als der mit Goldſchaum im Haus.
Ich wünſche Dir viel Glück und Seegen
Auf allen Deinen Wegen,
Und daß der lieben Englein Schaar
Dich behüten möge immerdar.

Die Idee von den Engeln war ihm überhaupt immer das Angenehmſte und Liebſte, weil er ſich immer kleine ſchöne Knaben darunter dachte, die fliegen konnten, und keinem etwas zu Leide thäten. Die Stelle mit dem Buxbaum aber rührte daher, weil er kurz vorher ein Weihnachtsgeſchenk bekommen hatte, welches unter andern aus einem Strauß Buxbaum beſtand, welcher einen Baum vorſtellen ſollte, und mit Goldſchaum belegt war.

Sein Bruder antwortete ihm hierauf, und ermunterte ihn zu fernerer Fortſetzung ſolcher Uebungen, und er fieng auch unter andern ein Gedicht auf den herannahenden Sommer an, welches ſich ſo anheben ſollte:

Der Sommer nahet ſich ſchon jetzt
Da uns viel Luſt ergötzt,
Da uns viel Freud' erregt,
Da alles lebt und ſich bewegt.

Er kam aber wieder davon, und brachte überhaupt ferner nichts zu Ende; denn es wollte ihm ſeine Zuſammenſetzung ſelbſt nicht mehr gefallen, und es kam auch das Lateinlernen dazwiſchen.

2.

Ausdruck der Leidenſchaften durch die Veränderungen der Geſichtszüge.

Verwunderung.

Gleichwie die Verwunderung die erſte und am meiſten gemäßigte unter allen Leidenſchaften iſt, bei welcher auch das Herz am wenigſten bewegt wird; alſo ſpürt man ebenfalls in allen Theilen des Geſichts gar wenig Veränderung, oder wenn ſich ja einige ergiebt, ſo geſchiehet ſolche allein an den Augenbraunen, welche ſich in die Höhe ziehen, aber dabei doch beide Seiten gleich laſſen, und öfnet ſich auch das Auge ein wenig mehr, als gewöhnlich, ſo ſteht hingegen der Augapfel zwiſchen beiden Augenwimpern ganz gleich, und ſiehet ohne Bewegung ſtarr auf den Gegenſtand, welcher die Bewunderung verurſachet.

Im übrigen ſteht auch der Mund halb offen, und ſcheint, wie alle Theile des Geſichts, ohne einige Aenderung zu ſeyn; ſo daß aus dieſer Leidenſchaft ein Stillſtand der Bewegung entſpringt, welches der Seele Zeit und Raum giebt, ſich zu bedenken, was ſie thun ſoll, und den Gegenſtand, welchen ſie vor ſich hat, aufmerkſam zu betrachten;

denn wenn der Gegenſtand etwas Seltenes und Erhabenes iſt, ſo entſteht aus der erſten und einfachen Bewegung der Verwunderung die Hochachtung.

Hochachtung.

Die Hochachtung zeigt ſich nicht anders, als mittelſt der Aufmerkſamkeit und Bewegung der Theile des Geſichts, welche gleichſam auf den Gegenſtand, welcher die Aufmerkſamkeit verurſacht, feſt geheftet zu ſeyn ſcheinen; denn in dieſem Falle gehen die Augenbraunen über die Augen hervor, und gegen die Naſe zuſammen, da inzwiſchen der andre Theil ſich ein wenig in die Höhe zieht, das Auge weit offen, und der Augapfel über ſich ſteht.

Dieſemnach ſind die Adern und Muſkeln der Stirne, und die, welche ſich um die Augen herum befinden, imgleichen die Wangen bei den Stockzähnen etwas eingefallen, die Naſelöcher aber ziehen ſich herabwärts, und der Mund ſteht ein wenig offen, wendet jedoch die Ecken hinter ſich, und mithin auch abwärts.

Ehrfurcht oder Ehrerbietung.

Wann aber aus der Hochachtung die Ehrfurcht oder Ehrerbietung entſtehet, ſo ziehen ſich die Augenbraunen eben ſo wie vorerwähnt, herabwärts; es neigt ſich auch das Geſicht ein wenig unter ſich, aber die Augäpfel heben ſich mehr in die Höhe unter die Augbraunen hinauf.

Der Mund ſteht halb offen, und zieht die Ecken zurück, auch ein wenig mehr unter ſich, als bei der Hochachtung. Und durch dieſe Herabziehung der Augenbraunen und des Mundes ſcheint die Unterthänigkeit und Ehrfurcht angezeigt zu werden, welche die Seele gegen den Gegenſtand hegt, von welchem ſie glaubt übertroffen zu werden. Der über ſich ſehende Augapfel aber ſcheint die Erhebung des Gegenſtandes zu bedeuten, welchen die Seele betrachtet, und der Ehrerbietung würdig findet.

Wann ſich die Ehrfurcht auf einen Gegenſtand, den man glauben muß, bezeichnet, ſo ziehen ſich alle Theile des Geſichts viel tiefer herab; wie denn auch die Augen und der Mund geſchloſſen ſind, und dadurch gleichſam an den Tag legen, daß die äuſſeren Sinne hiebei im Geringſten nichts zu thun haben.

Entzückung.

Wann aber die Verwunderung von einem Gegenſtande herrührt, welcher über den Verſtand der Seele reicht, als zum Beiſpiel die göttliche Macht und Gewalt, ſo finden ſich die Bewegungen der Verwunderung und Ehrfurcht von dem vorhergehenden ganz verſchieden: denn das Haupt neigt ſich gegen das Herz zu, und die Augenbraunen, wie auch die Augäpfel, ziehen ſich in die Höhe.

Das hangende Haupt ſcheint die Unterwürfigkeit und Demuth der Seele anzuzeigen, daher auch weder die Augen noch die Augenbraunen nach der Seite der Drüſe, ſondern gegen den Himmel ſich wenden, wo ſie gleichſam angeheftet ſind, und dasjenige zu entdecken wünſchen, was die Seele nicht erkennen kann. Sonſt ſteht der Mund halb offen, und zieht ſeine Ecken ein wenig in die Höhe; wodurch eine Art der Entzückung bemerkt wird.

Verachtung.

Wann der Gegenſtand, von welchem anfänglich die Verwunderung entſtanden, nichts Hochachtungswürdiges an ſich hat, ſo entſpringt aus dieſem Mangel an Hochachtung die Verachtung, welche ſich durch gerunzelte, und gegen die Naſe herab, auf der andern Seite aber hinauf gezogene Augenbraunen ausdrückt, wobei ferner das Auge weit offen, und der Augapfel in der Mitte ſteht, die Naſenlöcher ſich über ſich ziehen, der Mund ſich ſchließt, mithin ſeine Ecken ein wenig abwärts wendet, und die untere Lippe über die obere hervorgeht.

Univ. Bibl.
München

Schrecken.

Wann aber ein Gegenſtand anſtatt der Verachtung Schrecken verurſacht, ſo runzeln ſich die Augenbraunen noch viel mehr als bei der Verachtung. Der Augapfel ſteht, anſtatt in der Mitte des Auges zu ſtehen, ganz unten; der Mund zeigt ſich halb offen, doch in der Mitte nicht ſo weit als in den Winkeln, die ſich gleichſam hinter ſich ziehen, wodurch die Backen Falten bekommen. Das Angeſicht ſieht bleich aus, die Augen aber und die Lippen ein wenig bläulicht. Der Ausdruck dieſer Leidenſchaft hat einige Gleichheit mit dem des Entſetzens.

Das Entſetzen.

Das Entſetzen verurſacht, wenn es allzugroß iſt, daß derjenige, den es befällt, die Augenbraunen in der Mitte hoch über ſich, und die Muſkeln, welche die Augenbraunen bewegen, und welche auch ſehr merklich aufgeblaſen, und aneinander gedrückt ſind, auf die Naſe herabzieht, die aber ſammt den Naſenlöchern ſich in die Höhe rümpfet.

Im Uebrigen ſtehen die Augen völlig offen, das obere Augenlied verſteckt ſich unter den Augenbraunen, das Weiße in dem Auge iſt mit einer gewiſſen Röthe umgeben. Der Augapfel ſieht wie verirrt aus, und ſteht mehr unten als oben in dem Auge. Das untere Augenlied iſt geſchwollen und bläulicht, die Muſkeln an der Naſe und den Händen ſind ganz aufgetrieben, die an den Backen überaus ſichtbar, und auf jeder Seite der Naſenlöcher zuſammengeſpitzt. Imgleichen ſteht der Mund weit offen, und deſſen Winkel laſſen ſich deutlich bemerken. Ueberhaupt iſt alles, ſowohl an der Stirne als um die Augen, recht ſichtbar, nicht minder die Muſkeln und Adern an dem Halſe ſtark aufgeſchwollen und ſichtlich, ſo wie die Farbe in dem Angeſichte, auch die Spitze der Naſe, die Lippen, die Ohren, und der Umfang der Augen bleich und bläulicht iſt, und die Haare, wie man ſich wohl ausdrückt, zu Berge ſtehen.

Wann ſich die Augen bei dieſer Leidenſchaft übermäßig weit öffnen, ſo ſcheint es daher zu kommen, daß die Seele gleichſam die Natur der wahren Beſchaffenheit des Gegenſtandes, welcher ihr ſolch ein fürchterliches Entſetzen verurſacht, einſehen und erkennen will. Hergegen die auf einer Seite unter ſich und auf der andern über ſich gehenden Augenbraunen, ſcheinen gleichſam in Anſehung des über ſich gehenden Theils ſich mit dem Gehirn vereinigen, und ſelbiges dadurch von dem Uebel, welches die Seele wahrnimmt, befreien, ſo wie in Anſehung des unter ſich gehenden Theils, welcher auch aufgeſchwollen zu ſeyn ſcheinet, durch den Haufenweiſe von dem Gehirn herzueilenden Nervenſaft die Seele gleichſam bedecken, und vor dem beſorgten Unglücke ſchützen zu wollen.

Der weit aufgeſperrte Mund aber ſcheint anzuzeigen, daß das Herz von dem Blute, ſo gegen daſſelbe zuläuft, umfangen ſey, und demnach um Luft zu ſchöpfen, eine gewiſſe Anſtrengung brauchen müſſe, welche verurſacht, daß der Mund ſich ungewöhnlich weit öffnet, und, wann ſolches die

Werkzeuge der Stimme trift, einen unordentlichen Ton von ſich giebt.

Liebe.

So wie nun, vermittelſt der Gegenſtände, die wir entweder hochachten oder bewundern, die vorhergehenden Leidenſchaften in uns erreget werden können, ſo kann auch die Liebe in uns erreget werden.

Der Ausdruck dieſer Leidenſchaft iſt ganz ſanft und einfach: die Stirn iſt gleich und eben, die Augenbraunen gehen an der Seite, wo der Augapfel ſteht, ein wenig in die Höhe, das Haupt neigt ſich gegen den Gegenſtand von welchem die Liebe verurſacht wird; die Augen ſind mittelmäßig geöfnet, das Weiße in denſelben iſt ſehr lebhaft und glänzend, der Augapfel lenkt ſich gemächlich nach dem Orte hin, wo der geliebte Gegenſtand befindlich iſt, und ſcheint ein wenig zu funkeln, wie auch ſich in die Höhe zu ziehen; weder an der Naſe noch an allen andern Theilen des Geſichts, an welchen, inſonderheit an den Wangen und Lippen eine ſehr lebhafte und röthliche Farbe durch dieſe Gemüthsbewegung verurſacht wird, iſt ſonſt nicht die geringſte Veränderung zu verſpüren. Es ſteht aber der Mund dabei ein wenig offen, ſeine Winkel gehen ein wenig über ſich, und die Lippen ſind feucht anzuſehen.

Das Verlangen.

Dieſe Leidenſchaft drückt ſich durch gedrückte und auf die Augen, welche weiter als gewöhnlich offen ſtehen, hervorgehende Augenbraunen aus. Hiebei ſteht der Augapfel in der Mitte des Auges, und ſcheint lauter Feuer in ſich zu enthalten, die Naſelöcher ziehen ſich gegen die Augen enger zuſammen; der Mund ſteht weiter offen, als bei der Liebe, und ſeine Winkel gehen hinter ſich zurück. Uebrigens liegt die Zunge vorn auf den Lippen und die Farbe iſt erhöheter als bei der Liebe. Alle dieſe Bewegungen zeigen eine gewiſſe Beunruhigung der Seele an.

Hoffnung.

Wann wir aber etwas verlangen, und es das Anſehen hat, daß wir es auch wohl erlangen möchten, ſo wird hierdurch die Hoffnung in uns erweckt.

Allein weil die Bewegungen dieſer Leidenſchaft nicht ſowohl äußerlich als vielmehr innerlich vorgehen, ſo läßt ſich nur wenig davon bemerken.

Es iſt indeſſen der Ausdruck dieſer Leidenſchaft in Anſehung aller Theile des Leibes, gleichſam ein Mittelding zwiſchen dem Ausdruck der Furcht und der Sicherheit; ſo daß, wenn der eine Theil der Augenbraunen die Furcht, alsdann der andere die Sicherheit ausdrückt; wie denn auch im Uebrigen die Bewegungen aller Theile des Leibes und Geſichts bei der Leidenſchaft der Hoffnung, vermiſchte Ausdrücke von Furcht und Sicherheit ſind.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

Inhalt.

Seite

Zur Seelennaturkunde.

1. Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge. Vom Herrn Hofrath und Profeſſor M. Herz. 1

2. Fortſetzung des Fragments aus dem 4ten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte. 7

3. Vom menſchlichen Denken a priori. Vom Herrn Direktor Heinike. 31

4. Beobachtungen über Taubſtumme. Zweiter Verſuch. Vom Herrn Doktor Eſchke. 37

5. Die Wirkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht. Ueber das muſikaliſche Gehör. Von K. St. 45

6. Ueber die Sprache. Unmaßgeblicher Vorſchlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen. Vom Herrn Doktor Eſchke. 52

7. Son⸗

Inhalt.

Seite

7. Sonderbare Zweifel und Troſtgründe eines hypochondriſchen Metaphyſikers. 64

Zur Seelenheilkunde.

1. Beiſpiel eines Mannes, welcher von ſeinem dreißigſten bis vier und funfzigſten Jahre ein recht eifriger Myſtiker geweſen, nachher aber nach und nach davon losgekommen, und von ſeinem ſechszigſten bis vier und ſechszigſten Jahre, ganz von Vorurtheilen frei, noch glücklich gelebt hat. 71

2. Auszug aus einem Briefe. 101

Zur Seelenzeichenkunde.

1. Erinnerungen aus den Jahren der Kindheit, von K. St. 107

2. Ausdruck der Leidenſchaften durch die Veränderungen der Geſichtszüge. 117

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Achten Bandes drittes Stück.

Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber, von Herrn Salomon Maimon.

Die Seelenkunde iſt die Wiſſenſchaft von der menſchlichen Seele, als Erkenntnis und Willensvermögen; ſie kann in die reine und angewandte Pſychologie eingetheilt werden.

Die reine Pſychologie iſt die Lehre von den mannigfaltigen Hauptkräften der Seele, d. h. ſolchen Wirkungsarten derſelben die ſich nicht aus einander, aus denen aber alle Erſcheinungen der Seele ſich erklären laſſen.

Die angewandte Pſychologie iſt die Lehre von der Art dieſe Prinzipien zur Erklärung beſonderer Seelenerſcheinungen zu gebrauchen.

Ich bemerke aber, daß man ſowohl in Anſehung der Seelenkunde, als der Naturkunde überhaupt, eher auf Extremitäten geräth, als daß man den rechten Weg einſchlagen ſollte. Einige wählen blos die **empiriſche**, andere hingegen blos die **dogmatiſche** Methode.

Jene glauben genug gethan zu haben, wenn ſie ſo viel Erſcheinungen als möglich iſt geſammlet haben, ohne dieſelben aus bekannten Prinzipien herzuleiten, und untereinander zu verbinden.

Dieſe hingegen ſuchen alle Erſcheinungen aus Prinzipien herzuleiten, ſie bekümmern ſich aber nicht genug um die Evidenz der Prinzipien ſelbſt, ſondern in Ermanglung der aus der Erfahrung bekannten Prinzipien, erdichten ſie welche, unter dem Titel von Hypotheſen.

Die einzige rechte Methode aber iſt dieſe: alle Erſcheinungen ſo viel als möglich iſt, durchs Reduziren auf gemeinſchaftliche Prinzipien, untereinander zu verknüpfen; keine unbekannte Prinzipien zu erdichten; und die zur Erklärung der Erſcheinungen, die ſich aus den bekannten Prinzipien nicht erklären laſſen, angenommenen Hypotheſen nur ſo lange gelten zu laſſen, bis entweder dieſes möglich wird, da man dann dieſe ganz ohne Grund angenommenen Hypothepotheſen verwerfen kann, oder bis dieſe Hypotheſen ſelbſt durch etwas anders beſtätigt werden.

Woraus erhellet, daß wahre Menſchenkenntniß kein Erbtheil der Weltleute ſeyn kann. Dieſe beweinen entweder die menſchlichen Thorheiten mit dem Heraklit, oder belachen dieſelben mit dem Demokrit, indem ſie darinn ſo viel Unerklärbares und Ungereimtes zu finden glauben.

Derjenige hingegen der ſich die wahre Menſchenkenntnis zu erlangen bemüht, wird die menſchlichen Thorheiten, ſo wenig beweinen als belachen, ſondern ſie vielmehr aus ihren Prinzipien zu erklären ſuchen.

Für ihn hat der Thor und ſchlechte Menſch eben daſſelbe Intereſſe, als der Weiſe und Gute, weil, indem ſein Zweck blos Menſchenkenntniß, nicht aber irgend ein anderes Intereſſe iſt, welches etwa der Zweck des Mediziners, Politikers und Moraliſten ſeyn möchte, ihm zu dieſem Behuf der Eine ſo gut als der Andere dienlich ſeyn kann.

Ja der Thor und ſchlechte Menſch hat hierin vor dem Weiſen und Guten ſogar einen Vorzug, indem die Hebung der Widerſprüche in dem Karakter des erſten, eine tiefere Unterſuchung über den Menſchen vorausſetzt.

Der Umfang der Seelenarzneikunde iſt nicht ſo groß als man ihn ſich gemeiniglich vorſtellt. Ich will mich hierüber näher erklären.

Die aus der Pſychologie bekannten Seelenkräfte ſind: 1) die ſogenannten höhern Kräfte, nehmlich Verſtand und Vernunft. 2) Die niedrigern Kräfte: Empfindung, Einbildungskraft, Erinnerung, Witz u. d. gl.

Man nennt nehmlich höhere Seelenkräfte diejenigen Wirkungsarten, die a) (in Beziehung auf beſtimmte Objekte) Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit enthalten; und deren b) Wirkungen wahre Einheiten der Natur ſind, und daher nicht in Zeit und Raum gedacht und folglich an ſich auch nicht verändert werden können. Diejenigen aber die dieſe Kriterien nicht haben, werden die niedern Kräfte genannt.

Der Verſtand denkt Begriffe von Objekten und urtheilt von den Verhältniſſen dieſer Objekte a priori. Dieſe beiden Wirkungen müſſen in Beziehung auf dieſelben Objekte, in Anſehung eines jeden Subjekts, nothwendig und allgemeingültig ſeyn, oder man muß dieſe Wirkungen ſelbſt in Zweifel ziehn, und allen Anſpruch auf Erkenntnis der Wahrheit aufgeben.

Ferner iſt der Begrif der Möglichkeit eines Objekts oder des Verhältniſſes verſchiedener Objekte eine untheilbare Einheit. Der Begriff eines Dreieckes iſt blos darum möglich, weil die drei Linien (als die Beſtimmungen), ohne Raum (als das dadurch Beſtimmte) nicht gedacht werden können. Dieſes Objekt entſteht alſo nicht in der Zeit, ſo daß man z. B. erſt den Raum und hernach die drei Linien an ſich dächte, ſondern **auf einmal**; und ſo iſt es auch z. B. mit dem Urtheil: Ein rechtwinklichtes Dreieck iſt ein Dreieck, beſchaffen, indem es blos darum ſeine Realität hat, weil man ein rechtwinklichtes Dreieck nicht ohne Dreieck überhaupt denken kann. Mit der Vernunft, als dem Vermögen **mittelbar zu urtheilen**, hat es eben dieſelbe Bewandtnis.

Hieraus folgt daß alle Menſchen, ja ſo gar **alle denkende Weſen** überhaupt einerlei Verſtand und Vernunft haben; ſie können in dieſem Betrachte, nur in Anſehung der **Objekte** und der **Grade** dieſer Wirkungen verſchieden ſein. Und ſelbſt dieſer Unterſchied liegt nicht in den beſondern Beſtimmungen dieſer Kräfte an ſich, ſondern in der Verſchiedenheit des Stofs den die Sinne, und der Verbindungsart des Mannigfaltigen darin, die die Einbildungskraft dazu darbietet.

Gebt einem **Duns** dieſelben ſinnlichen Vorſtellungen und Reihen der Aſſociation, die **Neuton** gehabt hat, und er wird mit dieſen das Weltſyſtem erfinden. Sobald als die Sinne und die Einbildungskraft die Mittelſätze zur Erfindung einer Wahrheit darbieten, ſo iſt die Wahrheit erfunden.

Dieſe höheren Seelenkräfte können alſo von einer Seelenarzneikunde gänzlich wegbleiben, weil ſie an ſich keiner Veränderung unterworfen ſind. Die Empfindung iſt zwar (als Seelenvermögen) an ſich der Veränderung unterwerfen, da aber ihre Veränderung von der beſondern Organiſation abhängt, ſo iſt hier wiederum für den bloßen Seelenarzt nichts zu thun.

Es bleibt alſo für die Seelenarzeneikunde nichts mehr übrig als die Einbildungskraft mit ihren Abtheilungen, die nicht blos von außen als ein leidendes Vermögen, ſondern auch eigenmächtig als ein thätiges Vermögen viele Veränderungen annehmen kann.

Erſtlich kann die Reproduktion nach dem Geſetze der Aſſociation bei Wahrnehmung eben deſſelben Objekts in verſchiedenen Reihen der Aſſociation, in verſchiedenen Graden von Stärke und Geſchwindigkeit, in verſchiedenen Verhältniſſen der Freiheit und Nothwendigkeit u. d. gl. gedacht werden.

Diejenige Proportion in der Wirkſamkeit der Einbildungskraft wodurch nicht nur dieſe Wirkſamkeit an ſich, ſondern auch die Wirkſamkeit aller übrigen davon abhangenden Seelenkräfte, das Maximum, oder das in einem gegebenen Subjekte Größtmögliche erreicht wird, iſt der Zuſtand der Geſundheit. Was aber davon abweicht, iſt Krankheit.

Die Seelenkrankheiten können alſo, nicht bloß a poſteriori, ſondern auch nach einem Prinzip a priori beſtimmt, und in ein Syſtem gebracht werden.

Man braucht nur die verſchiedenen Wirkungsarten der Einbildungskraft aufzuzählen, und ſie in verſchiedenen Verhältniſſen zu verknüpfen, um alle möglichen Seelenkrankheiten zu beſtimmen, welches die Pathologie ausmachen wird.

Was die Ordnung aber anbetrift, ſo glaube ich daß man am beſten thun wird, wenn man erſtlich die allgemeinſten, und folglich auch bekannteſten Krankheiten abhandelt, und hernach zu den weniger bekannten übergeht.

Jene ſind gleichſam uns angeerbte Krankheiten (ſo wie die Blattern), deren Schädlichkeit aber durch eine gute Diät verhütet werden kann; von dieſer Art ſind die transcendenten Erdichtungen. Dieſes erfordert eine nähere Erklärung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Zur Seelennaturkunde.

I.

Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge.

Mein Freund, der Herr Profeſſor Markus Herz, berichtet uns (Mag. zur Erfahrungs-Seelenkunde 8. Band. 2. Stück 1.) eine merkwürdige mediziniſch-pſychologiſche Erſcheinung, die er, als gleich competenter Richter in beiden Wiſſenſchaften, mit dem ihm eignen Scharfſinn zu erklären ſucht.

Ich werde hier ſowohl dieſe Erſcheinung, als ſeine Erklärung in Kurzem anführen, und meine eigne Erklärung hinzufügen; überlaſſe es aber dem Leſer, mit welcher Erklärungsart er am beſten zufrieden ſeyn will.

Ein Mann, der durch einen Zufall, an der Zunge und an den Händen und Füßen einige Zeit völlig gelähmet war, iſt nachher ſoweit wieder hergeſtellt worden, daß er die Füße hat vollkommen brauchen können, wie auch einigermaßen die Hände; in Anſehung der Sprache aber hat ſich folgende merkwürdige Erſcheinung bei ihm ereignet. Er war ſchlechterdings nicht im Stande irgend ein Wort deutlich und vernehmlich hervorzubringen, weder von ſelbſt aus eignem Triebe, noch wenn man ihm die Worte laut und langſam vorſagte; hingegen konnte er ſehr fertig leſen, ſo daß man, wenn er laut las, kaum einen Fehler an ſeinen Sprachorganen bemerkte.

Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt nach dem Herrn Profeſſor Herz in Kurzem dieſe:

„Zum Ausſprechen oder Hervorbringen eines Worts iſt nothwendig, daß die Vorſtellung deſſelben in der Seele vorgehe. Dieſe Vorſtellung muß unter gewiſſen Umſtänden einen gewiſſen Grad von Stärke haben. Ferner, die Wirkſamkeit einer Vorſtellung hängt von zwei Urſachen ab, von ihrer Lebhaftigkeit und von ihrer Dauer.“

„In Anſehung der Lebhaftigkeit giebt es keine weſentliche Verſchiedenheit unter den verſchiednen ſinnlichen Vorſtellungen; in Anſehung der Dauer aber, iſt vorzüglich eine Verſchiedenheit zwiſchen den Vorſtellungen des Geſichts und den des Gehörs zu bemerken, indem die Wahrnehmungen des erſtern viel dauerhafter, als die des leztern ſind; folglich muß auch die Wirkung jener viel ſtärker, als die Wirkung dieſer ſeyn.“

„Bei dieſem Manne alſo, deſſen Sprachorgane zum Theil gelähmet waren, konnte nur die ſtärkere Vorſtellung des Geſichts, nicht aber die ſchwächere des Gehörs die verlangte Wirkung (Hervorbringung eines Worts) verurſachen.“

Herr Profeſſor Herz führt noch eine Erſcheinung von dieſer Art an, die er auf eine ähnliche Weiſe erklärt.

Ich will mich hier in keine umſtändliche Beleuchtung dieſer Erklärungsart einlaſſen, und bemerke nur, daß ich den Unterſchied zwiſchen den verſchiednen Arten ſinnlicher Vorſtellungen in Anſehung ihrer Dauer nicht einſehen kann.

Die Dauer iſt die Exiſtenz eines Dinges zu verſchiednen Zeiten. Nun hat aber eine Vorſtellung ſowohl, als die ihr correſpondierende unmittelbare Wahrnehmung nur ſo viel Dauer, als zu ihrer Apprehenſion, d. h. zur Zuſammennehmung und Ordnung ihrer Theile zu einem Ganzen, nöthig iſt; ſobald dieſes Geſchäft zu Ende iſt, iſt auch die Vorſtellung zu Ende; wird dieſe Operation wiederholt, ſo entſtehet eine der vorigen ähnliche Vorſtellung, die aber dennoch ihre eigene Exiſtenz hat, indem die Verſchiedenheit der Zeit bei aller weſentlichen Identität die Verſchiedenheit der Exiſtenz ausmacht.

Das Object mag immer (als Subſtanz) eine Dauer haben; ſeine aufeinander folgenden Eindrücke auf uns mögen immer einartig ſeyn; ſo müſſen doch dieſe Eindrücke, und folglich auch die aus ihnen entſpringenden Vorſtellungen, ihrer Exiſtenz nach verſchieden ſeyn, und hierin ſind alle ſinnlichen Vorſtellungen einander ähnlich.

Man täuſcht ſich gemeiniglich, wenn man glaubt geſchwinder Leſen als Sprechen zu können, da doch das (nicht laute) leſen nichts anders als ein inneres Sprechen iſt. Der Grund dieſer Täuſchung aber liegt darin, daß man ſchon aus Gewohnheit ſich mit ganzen Phraſen bekannt gemacht hatte; man ließt daher bloß einige Theile derſelben, und erſetzt das übrige aus dem Gedächtniß, und glaubt demohnerachtet das Ganze geleſen zu haben.

Wir mögen alſo die Vorſtellung eines Worts durchs Hören oder durchs Sehen erlangen, ſo iſt ihre Dauer immer nur ſo viel, als zur Apprehenſion, d. h. zur Zuſammennehmung der einzelnen Buchſtaben, und ihrer Ordnung untereinander in einem Worte, nothwendig iſt.

Sobald dieſes zu Ende iſt, müſſen wir entweder durch unmittelbare Wahrnehmung oder Erinnerung dieſes Geſchäft aufs Neue vornehmen; aber dieſes iſt nicht mehr die Dauer eben derſelben Vorſtellung, ſondern blos ihre Wiederholung.

Ich komme nun zu meiner Erklärung dieſer Erſcheinung, zu deren Behuſe ich folgende Sätze vorausſchicken zu können glaube:

1) Das aus der Pſychologie bekannte Geſetz der Aſſociation überhaupt; nehmlich wenn zwei Vorſtellungen A und B dem Erkenntnißvermögen, in einer unmittelbaren Folge im Raume oder in der

Zeit gegeben werden, ſo werden ſie in Beziehung auf das Erkenntnißvermögen ſo verknüpft, daß, wenn nachher die eine derſelben A entweder durch das äußere Object gegeben, oder durch die Einbildungskraft reproducirt wird, alsdann auch die andere B reproducirt werden muß, und ſo auch umgekehrt.

2) Dieſe Aſſociation oder die Wahrſcheinlichkeit des Urtheils a priori von der Folge der Vorſtellungen aufeinander kann verſchiedene Grade haben, die durch die verſchiedenen Grade der Wiederholung (ihre Anzahl) der a poſteriori wahrgenommenen Folge dieſer Vorſtellungen aufeinander beſtimmt werden; das heißt, je öfter dieſe Vorſtellungen, in einer Folge aufeinander wahrgenommen worden ſind, deſto wahrſcheinlicher wird es, daß wenn hernach eine derſelben wahrgenommen werden ſollte, die andere auf ſie folgen werde.

3) Der höchſte Grad der Aſſociation iſt, wenn die Vorſtellungen beſtändig in einer Folge aufeinander und nie außer derſelben wahrgenommen worden ſind.

4) Der Grad der Aſſociation kann aber in den beiden aſſociirten Vorſtellungen verſchieden ſeyn; wenn nehmlich die eine Vorſtellung A beſtändig in einer Folge mit B, B hingegen auch außer dieſer Folge wahrgenommen worden iſt, alsdann iſt die Wahrſcheinlichkeit der Folge von B auf A

größer als die Wahrſcheinlichkeit der Folge von A auf B.

5) Es giebt auch eine **Ordnung** in der Aſſociation; wenn nehmlich beſtändig A als **vorhergehend**, und B als darauf **folgend** wahrgenommen worden iſt, ſo wird auf die Wahrnehmung von A, B gewiß folgen, nicht aber umgekehrt. Wer eine fremde Sprache durchs Ueberſetzen in ſeine Mutterſprache erlernt, wird bei einem vorkommenden Worte aus der fremden Sprache auf das demſelben correſpondirende Wort in ſeiner Mutterſprache leicht fallen, nicht aber umgekehrt. Dieſes habe ich ſowohl an mir ſelbſt als an andern beobachtet, hingegen hatte ich noch keine Gelegenheit, die Ordnung der Aſſociation auch im umgekehrten Falle zu beobachten. Sollte ſich dieſes auch beſtätigen, ſo hat der Satz der Ordnung in der Aſſociation ſeine völlige Richtigkeit: wo nicht, ſo müſſen wir ihn gänzlich verwerfen, indem die beobachtete Ordnung im erſten Falle ſich aus No. 4. erklären läßt. Das Wort aus der fremden Sprache iſt nie außer der Aſſociation mit dem ihm correſpondirenden Worte aus der Mutterſprache vorgekommen; hingegen iſt dieſes ſchon lange Zeit vor dieſer Aſſociation gebraucht worden; folglich iſt der Grad der Aſſociation des erſtern größer, als der des leztern, indem es bei dem erſten der höchſtmögliche Grad iſt. Man erinnert ſich daher leicht bei jenem an dieſes, nicht aber umgekehrt.

6) Die Vorſtellungen der Objecte gehen der Sprache, und dieſe der Schrift voraus. Dieſes iſt ein Erfahrungsſatz, den jeder zugeben wird. Ein Kind hat lange vorher Vorſtellungen, ehe es ſie durch Worte ausdrücken lernt. Und die Schrift beſtehet aus willkürlichen Zeichen der Töne, ſo wie die Sprache aus willkürlichen Zeichen der Vorſtellungen. Das Bezeichnetwerdende muß aber dem Zeichen vorhergehen.

7) Aus 4. und 6. läßt ſich erklären, warum ein Kind, das eine Sache benennt, zugleich eine Vorſtellung davon hat; wenn es z. B. ſagt: ich will Zucker, ſo wird es ſich gewiß mit nichts anderm abſpeiſen laſſen. Es kann aber umgekehrt eine Vorſtellung von einer Sache haben, ohne ſie benennen zu können; wobei es ſich eines allgemeinen Ausdrucks zu bedienen pflegt (weil dieſer ihm öfter als der beſondere Ausdruck vorgekommen iſt), z. B. **das Ding, etwas** u. dgl. weil, obgleich die Vorſtellungen mit ihren Nahmen in ſeiner Seele ſind aſſociirt worden, ſie doch nicht **in gleichem Grade** aſſociirt ſind; indem die Vorſtellung ſchon **vor** dieſer Aſſociation, ihr Nahme hingegen erſt **durch** dieſelbe entſtanden iſt.

8) Das was an ſich ſchwer zu bewerkſtelligen iſt, wird durch die Aſſociation erleichtert, man bekömmt die Fertigkeit in einer Kunſt durch **Uebung**, d. h. durch öftere Wiederholung eben derſelben Handlung. Wenn wir aber die Sache genauer betrachten

ten wollen, ſo werden wir finden, daß dieſe Fertigkeit nicht aus der Wiederholung eines jeden Theils der Handlung an ſich, ſondern aus der Wiederholung ihrer Verbindung untereinander entſpringet.

Wenn jemand z. B. einen Menſchen abzeichnen will, ſo kann er nicht gleich Anfangs alle Züge richtig ausdrücken, er zeichnet blos diejenigen wenigen Züge, auf die ſich ſeine Aufmerkſamkeit erſtreckt, richtig. Hernach wendet er ſeine Aufmerkſamkeit auf die noch nicht richtig getroffenen Züge, und ſucht ſie auszudrücken, und mit den ſchon richtig getroffenen zu verbinden, u. ſ. w.; bis er auf dieſe Art das Ganze richtig zeichnen gelernt hat; je öfter er dieſe Handlung wiederholt, deſto ſtärker werden dieſe Züge zu einem Ganzen in ſeiner Einbildungskraft verknüpft, ſo daß er zuletzt nur auf einige derſelben ſeine Aufmerkſamkeit zu richten braucht, und die andern von ſelbſt folgen.

Durch die Aſſociation alſo wird mit einem kleinern Grade von Aufmerkſamkeit (auf einige Züge) ſo viel verrichtet, als ſonſt mit einem größern Grade von Aufmerkſamkeit (aufs Ganze) hätte verrichtet werden müſſen.

Aus dieſem allen läßt ſich die gedachte Erſcheinung auf folgende Art erklären.

Der Mann war an ſeinen Sprachwerkzeugen zum Theil gelähmt, oder welches wahrſcheinlicher iſt, er war während der Zeit ſeiner Lähmung in der

Sprache auſſer Uebung gekommen; er konnte zwar ſprechen, aber nur mit Schwierigkeit. Dieſer Schwierigkeit mußte daher durch eine Aſſociation abgeholfen werden.

Nun iſt freilich die Vorſtellung eines Objects mit dem Schalle ſeines Nahmens in einer Aſſociation, indem man dieſen durch Verknüpfung mit jener erlernt hat. Da aber die Vorſtellung des Objects ſeinem Nahmen eine lange Zeit vorhergegangen iſt, ſo iſt dieſe Aſſociation nicht ſtark genug, um dasjenige zu bewerkſtelligen, was ohne dieſelbe unmöglich war. Und ſo iſt es auch mit den von andern gehörten Worten beſchaffen, indem man die Worte eher gehört, als ſie auszuſprechen gelernt hat. Hingegen iſt die Aſſociation der Schriftzeichen, mit den ausgeſprochenen Worten die größtmögliche, weil man jene beſtändig in einer Aſſociation mit dieſen, aber nie außer derſelben wahrgenommen hat; folglich kann ſie ſtark genug ſeyn, um die erforderliche Wirkung hervorzubringen.

Salomon Maimon.

2.

Schreiben über Täuſchung und beſonders vom Traume.

Aus einigen Aeuſſerungen welche in Ihrer Erfahrungsſeelenkunde vorkommen, aus dem eigentlichen Zwecke welchen Sie ſich vorgeſetzt zu haben ſcheinen, und aus der Natur der Sache muß ich vermuthen, daß Ihnen wenigſtens nunmehr, da Sie ſchon eine ziemliche Anzahl von Thatſachen geſammlet haben, auch Betrachtungen willkommen ſeyn werden, wenn ſie Aufſchlüſſe zur Erklärung dieſer Thatſachen enthalten, oder zur Feſtſtellung pſychologiſcher Geſetze beitragen.

In dieſer Hinſicht theile ich Ihnen die Reſultate mit, welche ich nach Durchleſung des erſten Stückes von dem erſten Bande ihrer pſychologiſchen Schrift gefaßt habe. Sollten ſie Ihrem Urtheile nach eine Stelle in Ihrer Seelenkunde verdienen, ſo habe ich meiner Seits nichts dagegen. Ich ſchreite zur Sache.

Die Verrücktheit, Faſelei und der Traum haben das miteinander gemein, daß 1) in dieſen Zuſtänden Gedankendinge für außer uns vorhandene Dinge gehalten werden. 2) haben wir in dem Augenblicke in dem dieſer Trug geſchiehet, oft ein Bewußtſeyn von dem Truge. Man träumt, und weiß im Traume, daß man träumt; auch geben

Wahnſinnige in dem Zuſtande ihrer größten Verrücktheit manchmal ſehr deutlich ein Bewußtſeyn ihres Wahnſinnes zu erkennen.

Um nun dieſe Erſcheinungen zu erklären, werde ich eine Frage aufwerfen, deren Beantwortung, wie man mit einem Blicke ſehen wird, einiges Licht über dieſen Gegenſtand verbreiten muß. Es frägt ſich nehmlich: da alle unſre Vorſtellungen Beſchaffenheiten unſers denkenden Weſens ſind, woher kommt es, daß wir irgend etwas als ein Ding betrachten, welches außer uns wirklich iſt, und ſo wenig von unſrer Vorſtellung abhängt, daß es noch fortdauern kann, wenn auch unſer denkendes Weſen, und mit ihm alle unſre Gedanken zernichtet werden ſollten?

Ehe ich weiter rücke, bemerke ich noch, daß zur gegenwärtigen Abſicht eine blos pſychologiſche Beantwortung dieſer Frage hinreichend iſt; eine metaphyſiſche Beantwortung aber zu nichts dienen würde. Man verlangt hier keine Beweiſe für die Wirklichkeit der außer uns befindlichen Dinge, ſondern man will blos die Wege welche uns zu dieſer Vorſtellungsart leiten, und die pſychologiſchen Geſetze kennen, nach denen wir etwas für außer uns wirklich halten; und dieſes darum, damit wir die Täuſchung welche im Traume und in der Verrücktheit vorgehet, deſto beſſer einſehen mögen.

Wir werden alſo einige Blicke in uns ſelbſt werfen müſſen, und mehr erfordert es in der That nicht, um folgendes wahrzunehmen: von vielen

Vorſtellungen ſind wir uns genau bewußt, wie wir von den vorhergegangenen zu ihnen geleitet worden ſind; von vielen andern wiſſen wir dieſes zwar nicht, aber wir wiſſen doch überhaupt, daß eine ſtetige Fortrückung von Vorſtellung zu Vorſtellung nach dem Geſetze der Ideenverkettung und Vergeſellſchaftung in uns ſtatt gehabt hat. Wenn wir uns zum Beiſpiel auf etwas zu erinnern bemühen, ſo ſind wir uns die große Menge von Vorſtellungen, welche wir durchwandert haben, nicht bewußt; aber wir wiſſen überhaupt, daß wir ſie durchwandert haben, und wenn die Erinnerung wirklich geſchiehet, ſie eine Folge aller vorhergegangenen Vorſtellungen geweſen iſt, welche nach dem oben angezeigten Geſetze in uns hervorgebracht worden ſind.

Aus dieſen Bemerkungen müſſen wir natürlich den Schluß ziehen: alle Ideen, welche blos in uns erzeugt werden, mithin alle Gedankendinge, ſind eine Folge von vorhergegangenen Vorſtellungen, und können nicht plötzlich, oder wie der Pſycholog dies zu nennen pflegt, mittelſt eines Sprunges entſtehen.

Allein wir bemerken auch, daß es noch eine Art von Vorſtellungen giebt, welche ſich uns mit einemmale aufdringen, bei denen wir keine Spur eines ſtetigen oder vergeſellſchafteten Ideenganges wahrnehmen, ſo daß in der ganzen vorhergegangenen Ideenreihe, wenigſtens unſrer Meinung nach, nichts enthalten war, welches darauf geleitet hätte.

Wenn z. B. indem ich dieſes ſchreibe, ein Vogel vor meinen Augen vorüber ſtreicht, ſo glaube ich überzeugt zu ſeyn, dieſe Vorſtellung ſey plötzlich in mir entſtanden, weil zufolge meines beſten Bewußtſeyns in dem Vorhergegangenen kein Faden anzutreffen iſt, den ich an den Begriff eines Vogels knüpfen könnte.

Demnach erzeugt der Satz: kein Gedankending entſtehet mittelſt eines Sprunges, nebſt dem zweiten: es giebt Vorſtellungen, welche, wenn ich meinen Wahrnehmungen trauen darf, mittelſt eines Sprunges entſtehen, den dritten: Die Vorſtellungen von der letzten Art, oder beſtimmter, die Vorſtellungen, welche die Sinne darbieten, werden nicht blos in mir entſponnen, ſind keine bloße Gedankendinge, ſondern es giebt eine Wirklichkeit außer mir, welche ſie in mir wirkt, oder veranlaßt. Nemlich: entweder die Vorſtellungen welche wir durch die Sinne empfangen, ſind nicht mit unſern übrigen Vorſtellungen verbunden, obgleich die Dinge, welche auf die Sinne wirken, eine ununterbrochene Verbindung untereinander haben; oder der Faden iſt in Abſicht derſelben nicht abgeſchnitten; ich habe Vorſtellungen von der ganzen Welt, und zwar diejenigen, welche blos in mir entſtehen, beziehn ſich unmittelbar auf mich, auf meine Eigenheiten, und auf Eindrücke, welche die ſinnlichen Vorſtellungen in mir zurückgelaſſen haben; die Vorſtellungen aber welche durch die Wirkung äußerer Gegenſtände in mir hervorgebracht werden, beziehn ſich mehr auf die Verbindung des unendlichen und zum Theil von mir auch in dem gegenwärtigen Zuſtande anſchaulichen Alls.

Von den Vorſtellungen des innern Sinnes weiß ich im wachenden und mit Beſonnenheit verbundenen Zuſtande wie ich zu ihnen gekommen bin, oder werde wenigſtens die Spur von einer ſtetigen Gedankenverkettung gewahr; von den Vorſtellungen aber, welche uns von auſſen zuſtrömen, findet auch dies letztere nicht ſtatt; nicht weil keine da iſt, ſondern weil ſie für uns verloren geht; hauptſächlich darum, weil es ſchwer iſt, in einem grenzenloſen und äuſſerſt verwickelten All eine Spur zu bemerken.

Es ſcheint, daß die zuletzt angeführte Meinung, welche doch wenigſtens möglich iſt, wiederum alles das niederreiſſe, was vorher aufgebauet worden. Denn da vermöge derſelben die Vorſtellungen, welche uns die Sinne darbieten, von den vorhergegangenen nicht abgebrochen ſind, ſo kann die anſcheinende Unterbrechung keine außer uns vorhandene Wirklichkeit darthun.

Allein es iſt bereits erinnert worden, daß blos der Weg und das Geſetz geſucht wird, nach denen wir uns bei dieſer Beurtheilung richten; ein Geſetz, welches, da alles auf die Erklärung der Täuſchung im Traume und in der Verrücktheit abzielt, den Grund angiebt, warum in den eben genannten Täuſchungszuſtänden das Blendwerk ſich erzeugen muß, deſſen Urſprung hier enträthſelt werden ſoll; mithin auch im wachenden und mit völliger Beſonnenheit verbundenen Zuſtande zu Irrſchlüſſen leiten kann. Denn blos durch die Verirrung welche auch in dem eben beſchriebenen Zuſtande möglich iſt, kann die Verirrung erklärt werden, welche in den täuſchenden Zuſtänden unſtreitig ſtatt hat.

Daß aber der wirkliche oder ſcheinbare Mangel einer Ideenverbindung zwiſchen einer Vorſtellung und den vorhergegangenen uns auf eine außer uns vorhandene Wirklichkeit führt, beweiſen viele Erfahrungen, von denen ich folgende heraushebe: Wenn ich in eben dem Augenblicke, in welchem ich das einſilbige Wort ja niederſchreibe, es auch ausſprechen höre, ſo werde ich zweifelhaft, ob man es wirklich ausgeſprochen habe, oder ob in mir eine Täuſchung vorgegangen ſey, und ich würde nicht einmal daran zweifeln, ſondern es für eine ausgemachte Täuſchung halten, wenn ſie im wachenden Zuſtande wahrſcheinlich wäre.

Alſo wo wir keine plötzliche Abbrechung von der vorhergegangenen Gedankenreihe wahrnehmen, da ſchließen wir auch auf keine äuſſere Wirklichkeit, und wir wären lauter erklärte Egoiſten, wenn die ſinnlichen Vorſtellungen, welche uns die äuſſern Gegenſtände darbieten, mit unſrer Gedankenreihe gleichen Schritt hielten.

Demnach iſt die Unterbrechung der Ideenſtetigkeit der Weg der uns auf eine auſſer uns vorhandene Wirklichkeit führt, und zum Theil auch ein Merkmaal, daran wir ſie erkennen.

Ich ſagte zum Theil, und dies vorſetzlich, denn nachdem man auf die Idee geführt worden, ſo bemerkt man noch andere Merkmaale derſelben, welche es eben ſind, die den Egoismus ſo lächerlich machen. Die wichtigſten derſelben ſind für uns hier von keinem Gebrauche, weil ſie beſonders auf unſern Zuſtand im Traume nicht angewandt werden können.

Ich werde daher nur eines einzigen Merkmaals gedenken, darnach wir uns richten, welches ſo ſchwankend iſt, daß es zu Täuſchungen verleitet und auch im Traume ſtatt hat; ich meine nehmlich die Stärke der Vorſtellung. Wir können mittelſt der Einbildungskraft das Bild der Sonne in uns hervorbringen, aber die Kraft der Vorſtellung einer mit Augen geſehenen Sonne, wirkt mit einer weit größern Stärke, als die Vorſtellung, welche die Einbildungskraft uns gewährt.

Wie ſehr aber dies Merkmaal irre führen kann, beweiſen viele Beiſpiele, wovon ich nur ein einziges rügen werde. Man weiß, daß Dichter und Mahler von ihren eignen Gedankengeſchöpfen getäuſcht werden, und es hat Fälle gegeben, daß ſie in Furcht und Schrecken geſetzt worden, mit einemmale in einen Winkel gekrochen oder zurükgefahren ſind.

Ich enthalte mich, ein mehreres hierüber hinzuzufügen, da die Hauptſache ſehr bekannt iſt, und zur Erklärung des Truges, welcher in den täuſchenden Zuſtänden in uns vorgehet, faſt allgemein angewandt wird.

Ich begnüge mich, blos zu bemerken, daß wir alle Vorſtellungen, welche uns die Einbildungskraft, und mithin auch die überſpannte Einbildungskraft liefert, für das was ſie ſind, für Gedankendinge halten müſſen, wenn wir nicht in dem Augenblicke in welchem uns das eingebildete Ding vor Augen ſchwebt, ſelbſt die Spur der vorhergegangenen Ideenreihe, daher es entſtanden iſt, verloren haben.

Die Gründe welche für die Nothwendigkeit einer Reihenabbrechung zur Vorſtellung einer Wirklichkeit vorgetragen worden, beweiſen dieſes noch um ſo mehr, wenn ſie auf unſtreitige Gedankendinge, auf die Bilder der Einbildungskraft angewandt werden.

Es ſtehet alſo feſt: die Abbrechung von der vorhergegangenen Gedankenreihe iſt eine Bedingung, ohne welche wir in keinem Falle etwas als auſſer uns wirklich annehmen; und, daß ich es im Vorbeigehn̄ bemerke, in Abſicht der Vorſtellung unſers eignen Daſeyns verhält es ſich gerade umgekehrt. Der Menſch vergißt, ſo zu ſagen, ſein eignes Ich, wenn er ſo ſehr von Gegenſtand zu Gegenſtand eilt, daß ihm die innere Gedankenreihe abgebrochen ſcheinen muß.

Ich rücke nunmehr näher zum Ziele, und zwar zuförderſt zur Erklärung der Haupterſcheinungen in den täuſchenden Zuſtänden, und um meine Meinung faßlicher zu machen, werde ich in der Folge einige Entſtehungsarten von dieſen Zuſtänden angeben.

Von allen täuſchenden Zuſtänden iſt der Traum der einzige, der faſt allen Menſchen aus eigner Erfahrung bekannt iſt; man hat daher auch beſtimmtere Begriffe von ihm, als von den übrigen; und man ſiehet ſich oft gezwungen, von ihm auf die andern zu ſchlieſſen. In dieſer Rückſicht verdient er die erſte Stelle; zu deſſen Erklärung aber etwas von unſern Vorſtellungen im Schlafe vorausgeſchickt werden muß.

In dem Zuſtande des tiefen Schlafes, worin auch kein Traum vorhanden iſt, ſind die dunklen Vorſtellungen der Seele im Gleichgewicht, ſo daß keine derſelben eine größere Stärke als die andre hat; keine iſt die hervorſtechende, die herrſchende. Die Aufmerkſamkeit, welche die Seele auf ſich ſelbſt und ihre Vorſtellungen hat, iſt in dieſem Zuſtande äußerſt ſchwach, aber nicht ganz unterdrückt, weil in ihm keine Vorſtellung unterdrückt werden kann.

Daher kommt es, daß ein vor dem Schlafe gefaßter Vorſatz ſelbſt in dieſem Zuſtande eine Wirkſamkeit hat, wie ſehr viele Erfahrungen auſſer allen Zweifel ſetzen; und daher kommt es ferner, daß die Schätzung des verſtrichenen Zeitraums im Schlafe beſſer als im wachenden Zuſtande von ſtatten gehet.

Denn da wir das Maß der vergangenen Zeit blos durch die Menge von Vorſtellungen ſchätzen können, welche in uns aufeinander gefolgt ſind: ſo wird dieſes nur alsdann mit der Wahrheit übereinſtimmen, 1) wenn die Vorſtellungen, deren Zuſammenzählung den Zeitraum beſtimmen ſoll, gleichen Zeitraum einnehmen. 2) wird auch die Aufmerkſamkeit auf ſich und auf andre Vorſtellungen ſehr geringe ſeyn müſſen, weil die Aufmerkſamkeit Irrung im Zählen verurſacht.

Man kann immer richtig hintereinander wegzählen, wenn man gar nichts dabei denkt, und ſelbſt das nicht, daß man zählet. Ja dies iſt es eben, was dieſe Operation ſo ſchwer macht, weil wir die Aufmerkſamkeit vollends ablenken müſſen. Ich werde mich in der Folge hierüber deutlicher beſtimmen.

Da indeſſen dieſe beiden Erforderniſſe im Schlafe vorhanden ſind, ſo iſt es kein Wunder, daß wir pünktlich in dem Augenblicke erwachen, wie wir es vor dem Schlafengehn gewünſcht haben.

Man ſetze demnach: es werden jemanden nach einer jedesmaligen Ziehung der Lotterie die Nummern bekannt, welche herausgekommen ſind, ſo wird er ſich zwar im wachenden Zuſtande die Reihe von Nummern, welche ſeit vielen Jahren gezogen worden, nicht erinnern, und wird daher noch weniger wiſſen, welche Nummern gar nicht oder weniger mal wie andere herausgekommen ſind, aber im Schlafe wird ihm die Vorſtellung aller ſeit vielen Jahren gezogenen Nummern und das Reſultat, welches hierin zu faſſen iſt, mit eben der Stärke beiwohnen können, als jede andre Vorſtellung, weil in dieſem Zuſtande keine Vorſtellung einen größern Grad von Stärke hat, als die andere; und wenn eben dieſer Jemand ein Lotterieſpieler iſt, für den alſo dieſes Reſultat Intereſſe hat, ſo wird ihn dieſe Vorſtellung wecken, er wird entweder völlig erwachen, oder in den mittleren Zuſtand gerathen, das iſt: er wird träumen.

Wem dieſe Behauptung zu kühn ſcheint, den frage ich: ob denn die Verhältniſſe, welche jedes Frauenzimmer ohne es zu wiſſen, mithin mittelſt dunkler Vorſtellungen berechnet, wenn es eine Melodie anhört, nicht eine weit verwickeltere Sache ſind? Und ich frage ferner: ob dies nicht daher rührt, weil wir uns bei Anhörung einer Muſik blos leidend verhalten, alſo keine Aufmerkſamkeit zu verwenden brauchen? Denn Aufmerkſamkeit nenne ich hier: die Bemühung etwas zu entdecken oder zu faſſen; und wenn ich ſage: es wird keine Aufmerkſamkeit erfordert, ſo will ich zu verſtehen geben, daß dieſe Bemühung unnöthig iſt. Und daher behaupte ich: die Anhörung der Muſik erfordert keine Aufmerkſamkeit,

ſamkeit, weil die Töne ſchon als leidenſchaftliche Ausdrücke eine Anziehung haben, welche fähig iſt, unſre Aufmerkſamkeit von allen Gegenſtänden weg zu wenden, und wir uns alſo blos leidend zu verhalten brauchen.

In eben dem erklärten Sinne hatte ich es auch genommen, als ich vorhin die Meinung äußerte, daß man bei dem Zählen — und wie ich jezt hinzuſetze, auch bei dem gemeinen Rechnen, in ſo fern man blos nach einer erlernten Methode verfährt — die Aufmerkſamkeit ablenken muß; denn das Zählen und das gemeine Rechnen iſt weder eine Operation des Verſtandes noch der Vernunft.

Der vortrefliche Doctor Bloch, dieſer Mann der mit dem Talent, welches in Ausübung ſeiner Kunſt eine conditio ſine qua non ausmacht, mit dem geſunden Menſchenverſtande ſo ſehr begabt iſt, erzählt uns in ſeinen Bemerkungen eine Antwort des verewigten Mendelsſohn auf die Frage: was denken Sie? —

„Nichts, ich zähle.“

Meiner Meinung nach war dieſe Antwort Mendelsſohns, wie die ſeinige immer zu ſeyn pflegte, vieles mit wenigen Worten, treffend, ſcharfſinnig und wahr.

Aus dem was ich vorhin angeführt hatte, wird auch die Schwierigkeit begreiflich, die viele Männer von Genie finden, wenn ſie den eigentlich mathematiſchen Kalkul bearbeiten ſollen, ob ſie ihn gleich wohl verſtehen, und gemeine Rechnungen mit Fertigkeit zu vollenden im Stande ſind.

Denn der mathematiſche Kalkul erfordert zum Theil die Wegwendung der Aufmerkſamkeit — in dem erklärten Sinne — und theils eine Anſtrengung; das erſtere in ſo ferne die Operationen des gemeinen Kalkuls darin vorkommen, und das letztere in Abſicht der darin befindlichen Vernunftſchlüſſe. Dieſer beſtändige Kontraſt iſt es, welcher auch einem Genie Verwirrung machen kann.

Wenn alſo der Wunſch des Herrn von Leibnitz in Erfüllung käme, die Zahlzeichen ſo einzurichten daß das Reſultat der Arithmetiſchen Operationen aus Geſetzen der Vernunft geſchloſſen werden könnte, ſo hätte dies wenigſtens den Nutzen, daß die gemeinen ſowohl als die mathematiſchen Rechnungen, mit weniger Mühe bearbeitet werden könnten; und der ſonſt gründliche und erfinderiſche **Plouquet** hat dennoch hierüber nicht ſo geurtheilt, wie er urtheilen ſollte und pflegte.

Noch ausführlicher darf ich über dieſe Materie nicht ſeyn, denn ich eile zu einem großen Rechenmeiſter, zum Schlafe.

Ueberhaupt jedes Reſultat das uns im wachenden Zuſtande darum verborgen bleibt, weil ſowohl die Ideen, welche es vorausſetzt, oder von denen es zuſammengeſetzt iſt, als auch das Verfahren der Vernunft, welches erforderlich iſt, um das Endurtheil zu fällen, von herrſchenden Ideen oder Vernunftnunftverfahrungen unterdrückt worden, kann im Schlafe dennoch in uns entſtehen, und wir würden, wenn in dem Augenblicke, in welchem uns das Reſultat beiwohnt, ein Erwachen erfolgte, ein vollkommenes Bewußtſeyn davon haben, wenn nicht die Operation des Erwachens davon ableitete, und die Vorſtellungen vom äuſſern Gegenſtande, welche uns von allen Seiten zuſtröhmen, das dunkle Reſultat wiederum unterdrücken könnten. Es ſind aber gleichwohl die glücklichen Einfälle daher erklärbar, welche man oft nach dem Erwachen hat.

Der hier angenommene Uebergang vom tiefen Schlafe zum Erwachen geſchiehet aber äuſſerſt ſelten, mehrentheils erfolgt nach ihm ein Traum. Wir werden daher den Einfluß betrachten müſſen, welchen die Ideenreihe die wir im Schlafe hatten, auf die Vorſtellungen im Traume hat; aber zuförderſt werden wir die Eigenheiten dieſes täuſchenden Zuſtandes feſtſetzen, und daraus werden ſich die Haupterſcheinungen in demſelben von ſelbſt erklären.

Der Traum iſt ein Mittelzuſtand, der zwiſchen unſern Zuſtand im Wachen und im tiefen Schlafe fällt, daher wird auch keine vollkommene Aufmerkſamkeit auf die innere Ideenreihe ſtatt haben, und da, wo wir im wachenden Zuſtande nur eine Spur wahrnehmen, werden wir im Traume gar nichts bemerken. Alſo werden wir kein ſehr lebhaftes Bewußtſeyn von unſerm Daſeyn haben;

denn dies hängt von der Wahrnehmung der innern Gedankenreihen ab; das Ich iſt demnach in dieſem Zuſtande nur ſchwebend.

Da nun ferner der Uebergang vom Schlafe zum Traume mittelſt einer äuſſern Empfindung oder durch das beſondere Intereſſe, welches eine gehabte Vorſtellung für uns hat, geſchiehet: ſo iſt hiedurch die Anlage zu einer Herrſchaft der Ideen gegeben, oder mit andern Worten, die Seele ſteht unter der Regierung der Einbildungskraft. Denn der Zuſtand darin herrſchende Ideen und ein ſchwebendes Ich ſtatt hat, enthält die Elemente zu einer Art von Einbildungskraft, welche man die täuſchende und unterdrückende nennen könnte.

Die Fortſetzung künftig.

3.

Ueber Selbſttäuſchung.

In der menſchlichen Natur giebt es gewiß kein unerklärbareres Phänomen, als die Möglichkeit, ſich ſelber zu täuſchen, gleichſam als ob man ein von ſich ſelbſt verſchiedenes Weſen wäre, daß zweierlei Intereſſe hätte.

Da nun kein Menſch leicht den andern täuſcht, ohne ſich irgend einen Vortheil davon zu verſprechen, ſo ſcheint es auch, als ob man ſich ſelber unmöglich täuſchen könne, ohne irgend einen Vortheil von dieſer Täuſchung zu erwarten, oder zu genieſſen.

Wer aber hiebei betrogen wird, iſt demohngeachtet niemand, als wir ſelbſt; und doch wäre es ungereimt zu ſagen, daß irgend ein Menſch die Abſicht haben könnte, ſich ſelbſt im Ernſt zu betrügen. —

Um dieſes Räthſel aufzulöſen ſind die ſonderbaren Beiſpiele von Selbſttäuſchung in dem Leben der Menſchen äuſſerſt wichtig; und verdienen in jeder Rückſicht näher erwogen zu werden.

Offenbar findet der meiſte Selbſtbetrug bei den religiöſen Empfindungen ſtatt, welche man ſich oft zu haben Mühe giebt, und am Ende wirklich zu haben glaubt, indem man bei leerem Herzen, in Ergieſſungen des Danks und der Ehrfurcht ausbricht, die man nicht mehr für erkünſtelt hält, und die es dennoch ſind.

Dergleichen Ergieſſungen finden ſich häufig in dieſem kleinen Buche, und dienen zum Beweiſe, bei welchem Grade von Frömmigkeit der Menſch dennoch gegen ſich ſelber ein Heuchler ſeyn, und bei welchem Grade von Aufrichtigkeit er dennoch ſich gegen ſich ſelber verſtellen könne.

Denn wer dergleichen Empfindungen in ſeinen Worten und Gebehrden lügt, um andre Menſchen damit zu täuſchen, bei dem läßt ſich dies Verfahren leicht erklären; wer aber dieſe Empfindungen in ſich ſelbſt erkünſtelt, um ſie für ſich zu haben, wenn auch niemand auſſer ihm ſie bemerkte, bei dem ſollte man kaum noch Verſtellung ahnden, wenn dieſelbe nicht noch einen Schlupfwinkel hätte, nehmlich den, daß der Menſch **auch vor ſich ſelber** eine Rolle zu ſpielen, im Stande iſt.

Ein jeder ſucht nehmlich, mehr oder weniger in irgend einer Stellung oder Mine, die ihm an andern wohlgefällt, auch ſich ſelber wohl zu gefallen, und trägt das Fremde mehr oder weniger in ſich über.

Und ſo wie nun die Neigungen verſchieden ſind, ſo findet der eine z. B. ein vorzügliches Wohlgefallen an dem äuſſern Ausdruck einer tiefen Andacht; der andre an dem äuſſern Ausdruck einer vorzüglichen innern Stärke und Seelengröße; und wieder ein andrer an dem Ausdruck eines ſanften und ruhigen Charakters, dem eine vorzügliche Liebenswürdigkeit eigen iſt.

Weil nun aber dies Wohlgefallen mehr an dem äuſſern Ausdruck, als an der innern Grundlage, mehr an dem Schein als an der Wirklichkeit haftet; ſo muß auch die Uebertragung des Fremden nothwendig ſteif und erkünſtelt werden, weil man dieſelbigen Erſcheinungen ohne dieſelbe Unterlage hervorbringen will.

Denn wenn man die Wirklichkeit dem Scheine vorzöge, ſo würde man kein Bedürfniß haben, das Fremde in ſich zu übertragen, ſondern man würde in ſich ſelbſt zurückſinken, um aus ſeiner eigenen Grundanlage, dasjenige herauszuarbeiten, was darin enthalten iſt, ſey es ſo viel oder ſo wenig es wolle.

Wen nun aber ſeine Neigung einmal zu dem Scheinbaren hinzieht, dem iſt der Vorzug der Realität freilich nicht ſo leicht begreiflich zu machen. — Denn wenn die Realität mehr inneres Gewicht hat, ſo hat das Scheinbare wieder eine größere Ausbreitung.

Und der Menſch iſt in dieſem Falle größtentheils ſo beſchaffen, daß wenn ſich ihm die Gelegenheit dazu darbietet, er lieber etwas Ausgebreitetes blos ſcheinen, als etwas in ſich Zurückgezogenes und Unbemerktes wirklich ſeyn will.

Was Wunder denn, daß auch ſelbſt religiöſe und tugendhafte Empfindungen, in einem übertriebenen und überſpannten Grade, lieber von den Menſchen erkünſtelt werden, als daß ſie ſich mit dem, wozu ihre Natur wirklich fähig und ihre Fiber geſtimmt iſt, begnügen ſollten, welches immer noch mehr ſeyn würde, als alles, was ſie durch erzwungene Nachahmung in ſich hervorzubringen ſtreben.

Es iſt unglaublich, wie viele Menſchen an dieſer Krankheit leiden, welche das vernachläſſigen was ſie ſind, ohne das je zu erreichen, wornach ſie ſtreben, weil das wornach ſie ſtreben nur eine fremde Oberfläche und nicht das Weſentliche iſt, daß in ihnen ſo gut, wie in jedem andern verborgen liegt, und nur Ruhe und Stille der Seele erfordert, um aufzukeimen, und in Aeſte und Zweige ſich auszubreiten.

Es gehört eine gewiſſe Art von Verläugnung und Ertödtung dazu, um gänzlich auf den Schein Verzicht zu thun. — Aus dieſer Ertödtung ſelber aber keimt bei demjenigen, welcher ſich ihr unterzieht, ſicher ein neues Leben hervor, daß allen Schimmer überwiegt.

Die Seele kann erſt dann mit ſich ſelber in ein dauerndes Gleichgewicht kommen, wenn Kraft und Wille harmoniſch übereinſtimmen. — Denn der Wille welcher die Kraft überſteigt, iſt grade dasjenige was zum Scheine zwingt.

Wünſche nach etwas Höhern ſind freilich deswegen unvermeidlich, weil ſo viele fremde Begriffe in eins überſtrömen, die uns etwas kennen lehren, das wir ſelbſt nie zu erreichen im Stande ſind. —

Wer ſich aber in der Republik der Geiſter und mit dieſer zuſammen denkt, der wird auch jedes höhere Talent als ein gemeinſchaftliches Gut betrachten, das allen verhältnißmäßig zugehört, und welches ſelbſt dem der es beſitzt, oft kein ſo reines und unvermiſchtes Vergnügen gewährt, als dem welcher ſich mit ſtillem Genuß daran ergötzt.

Eine jede Seelenkraft die ſich in ihrem Maaß ausbildet, iſt, ganz ohne Vergleichung, für ſich ſelbſt das Höchſte. — Niemand darf ſcheinen, um mit in Reihe und Glied zu ſtehen, ſondern ein jeder hat den innern Gehalt und Werth dazu in ſich ſelber.

Es iſt der düſtre umnebelte Blick, welcher den reichen Fond von Anläſſen zu allem Großen und Schönen, der in der Menſchheit ſchlummert nicht wahrnimmt, weil er nur auf ſein Individuum ſich beſchränkt, und über deſſen Grenzen nicht hinausgeht. —

Wer nun über das Weſentliche hinwegſieht, muß zu dem Unweſentlichen bei dem inwohnenden Triebe ſich auszubreiten, nothwendig ſeine Zuflucht nehmen. — Die eigentliche Wurzel bleibt vernachläſſigt und verdorret, indeß ein fremdartiges Gewebe ſich umher ſpinnt.

Daß man nach dem alten Sprichwort ſo viele Bilder und Erſcheinungen von Menſchen, und wirkliche Menſchen ſo wenig ſieht, hat blos in dieſer Sucht das Fremdartige in ſich überzutragen, ſeinen Grund, wodurch wahre innere Kraft und Würde unter den Menſchen ſo ſelten werden.

Die Philoſophie der Alten arbeitet daher immer auf den Satz hin, ſich durch nichts Aeuſſeres blenden zu laſſen, nichts anzuſtaunen und zu bewundern, ſondern in ſich ſelber den einzigen wahren Beruhigungspunkt zu finden, der uns alle äuſſern Dinge in ihrem gehörigen gemäßigten Lichte erſcheinen, und unſre Wünſche uns auf das, was wir uns ſelber geben können, beſchränken läßt.

Wenn irgend etwas fähig iſt, vor der Selbſttäuſchung zu bewahren, ſo iſt es eine ſolche ruhige Stimmung der Seele, welche wie ein heiterer Spiegel, jede Art von Affektation und falſchem Streben, das in uns ſich regen will, uns augenblicklich ſelbſt bemerken läßt, und uns wieder in den Zuſtand verſetzt, wo wir über unſre eigne Thorheit lächeln. —

Moritz.

4.

Ueber Selbſttäuſchung.

In Bezug auf den vorhergehenden Aufſatz.

Selbſttäuſchung iſt eine Neigung den äußern Schein einer Vollkommenheit durch Handlungen ſo auszudrücken daß man ſelbſt ſie zu beſitzen glaubt. Die Unauflößlichkeit der Frage: wie man ſich ſelbſt täuſchen wollen kann? *) beruhet, wie ich dafür halte, auf einer Verwechſlung des Begriffes von Täuſchen, mit dem von Betrügen. Ich werde mich daher bemühen den Unterſchied dieſer Begriffe anzugeben, wodurch dieſe Frage leicht aufgelößt werden wird.

Täuſchung überhaupt heißt: die Vorſtellung eines Gegenſtandes für den Gegenſtand ſelbſt zu halten. „Wenn wir, ſagt Sulzer, bei einem Gemälde vergeſſen daß es blos die todte Vorſtellung einer Scene der Natur iſt, und die Sache ſelbſt zu ſehen glauben; oder wenn wir eine Handlung auf der Schaubühne ſo natürlich vorgeſtellt ſehn, daß wir dabei vergeſſen, daß was wir ſehen blos Nachahmung iſt, und die Schauſpieler würklich für die Perſonen halten die ſie vorſtellen, ſo werden wir getäuſcht. Es erhellet alſo hieraus, daß die gute Würkung der ſchönen Künſte (in ſo fern ſie Nachahmung der Natur ſind) von der Täuſchung abhängt.“

Die

---

*) Siehe den vorhergehenden Aufſatz über Selbſttäuſchung.

Die Täuſchung eben ſo wie die (hiſtoriſche) Wahrheit beruhet entweder auf der Aſſociation der Einbildungskraft, und iſt uns mit den Thieren gemein, oder auf einem falſchen Urtheile. Ich will mich hierüber umſtändlicher erklären.

Wenn wir verſchiedne Erſcheinungen beſtändig miteinander in Zeit und Raum verknüpft wahrgenommen haben, ſo entſteht bei uns der Begrif eines Objekts das aus allen dieſen Erſcheinungen zuſammengeſetzt, und wovon jede insbeſondere ein Merkmaal oder eine Vorſtellung iſt. Wir haben zum Beiſpiel beſtändig wahrgenommen, daß gelbe Farbe, vorzügliche Dichtigkeit und Schwere, Auflösbarkeit in Aquaregis, Schmelzbarkeit u. d. gl. in Zeit und Raum verknüpft ſind, ſo daß **wo** und **wenn** die eine dieſer Erſcheinungen angetroffen wird, auch alle übrigen angetroffen werden. Es entſteht daher bei uns hieraus der Begriff eines beſondern Objekts nehmlich des **Goldes**, dem alle dieſe Erſcheinungen als **Eigenſchaften** zukommen.

Wir erwarten alſo bei der Wahrnehmung der einen dieſer Erſcheinungen, die Wahrnehmung aller übrigen, worinn wir aber zuweilen getäuſcht werden, weil dieſe Erſcheinungen keine nothwendige Verknüpfung miteinander haben, ſondern dieſe Verknüpfung in uns nach dem bekannten Erfahrungsgeſetze der Aſſociation entſprungen iſt; daher glaubt ein Kind bei Erblickung der Goldfarbe in der Feder

eines

eines Pfau das Gold ſelbſt zu erblicken; daher bellt ein Hund den Spiegel an, in dem er einen andern Hund zu erblicken glaubt, daher findet eine Henne keinen Anſtoß, wenn man ihr aus Kreide verfertigte Eier ſtat der ihrigen unterlegt u. d. gl. mehr. Bei einem vernünftigen Menſchen geſchieht dieſes entweder auf eben dieſelbe Art, oder es kommt noch ein falſches Urtheil hinzu, dieſes nehmlich, was (in Anſehung einer Erfahrung) beſtändig iſt, iſt an ſich nothwendig, welches wiederum auf einer falſchen Umkehrung eines wahren Satzes; nehmlich: was an ſich nothwendig iſt, muß auch in Anſehung unſerer Wahrnehmung beſtändig ſeyn, beruht.

Die Frage: ob die Sinne uns täuſchen können, hat, wie ich dafür halte gar keine Bedeutung; denn ſoll es z. B. heiſſen: iſt der Zucker, der mir ſüße ſchmekt, auch an ſich (das Subſtratum dieſer Empfindung) auſſer meinem Empfindungsvermögen ſüße, ſo enthält es einen Widerſpruch, daß nehmlich etwas auſſer dem Empfindungsvermögen dennoch Empfindung ſey; iſt aber die Bedeutung davon dieſe, ob der ſüße Geſchmack den ich mit der weiſſen Farbe u. ſ. w. verknüpft in dem Zucker wahrnehme, beſtändig damit verknüpft ſey oder nicht, ſo iſt im letztern Falle hier wiederum keine Täuſchung, denn ein Gegenſtand der die weiſſe Farbe, und die übrigen Eigenſchaften des Zuckers auſſer dem ſüßen Geſchmacke hat, iſt ſo wenig Zucker als das Platina Gold iſt.

Die Täuſchung liegt nicht in den ſinnlichen Empfindungen an ſich, ſondern in ihrer Verknüpfung: iſt dieſe Verknüpfung in unſerer Wahrnehmung beſtändig, ſo nennen wir ſie Wahrheit, wo nicht, ſo halten wir das, daß wir ſie bisher für beſtändig gehalten haben, für eine Täuſchung. Die Wahrheit beruht alſo auf der zufälligen Uebereinſtimmung der Wahrnehmung dieſer Verknüpfung mit dem Glauben an dieſelbe. Die Täuſchung hingegen auf der zufälligen Nichtübereinſtimmung derſelben. Der Glaube an ſich aber hat in beiden Fällen keinen nothwendigen objektiven Grund. Aber wozu auch dieſer? Der zufällige ſubjektive Grund iſt ſchon hinreichend genug, ſo wohl zum Gebrauche im gemeinen Leben, als zur Erweiterung unſrer Erkenntniß in Anſehung der Natur, und ihrer Erſcheinungen.

Täuſchung und (hiſtoriſcher) **Betrug** ſind einander ähnlich, in ſo fern in beiden die **Vorſtellung** für den **Gegenſtand** ſelbſt gehalten wird. Sie ſind aber voneinander verſchieden, in ſo fern ein Betrug durch ſeine **Entdeckung** vernichtet werden muß; Täuſchung hingegen auch durch Ueberzeugung, daß ſie Täuſchung ſey, nicht vernichtet wird. Ein Stock der zum Theil im Waſſer, zum Theil aber auſſer demſelben iſt, ſcheint an dem Orte wo er die Oberfläche des Waſſers berührt gebrochen zu ſeyn. Wer von der Optik nichts verſteht, und auch noch nicht durch Erfahrung dieſe Erſcheinung zu berichtigen gelernt hat, hält ihn für würklich gebrochen, er betrügt ſich alſo hierin. Nachdem aber ihm dieſer Betrug entdeckt wird (durch Vorzeigung deſſelben auſſer dem Waſſer, oder Erklärung dieſer Erſcheinung nach den Geſetzen der Optik) ſo wird derſelbe ſogleich vernichtet. Er wird nicht mehr glauben daß der Stock im Waſſer gebrochen ſey, ſondern daß er blos gebrochen zu ſeyn ſcheine.

Das durch einen Hohlſpiegel in der Luft hervorgebrachte Bild eines Gegenſtandes ſcheint der Gegenſtand ſelbſt zu ſeyn. Derjenige der entweder von dem Daſeyn des Hohlſpiegels oder von ſeinen Eigenſchaften aus der Optik nichts weiß, wird das Bild für den Gegenſtand ſelbſt halten. Man kann ihn aber ſeines Irrthums überführen wenn man ihn daſſelbe befühlen läßt u. d. gl. mehr. Dieß ſind Beiſpiele eines zu entdeckenden Betrugs, nicht aber der Täuſchung. Was iſt alſo Täuſchung? Um dieſe Frage auflöſen zu können ſehe ich mich alſo gezwungen etwas weit auszuhohlen.

Ich habe ſchon bemerckt daß der Begriff eines beſondern Objekts worauf ſich die Vorſtellung als Merkmaal beziehet, das ſich aber ſelbſt auf nichts auſſer ſich beziehet, eine Würkung der Aſſociation der Einbildungskraft iſt, die verſchiedene ſinnliche Vorſtellungen, wegen ihrer Verknüpfung in Zeit und Raum in ein einziges Objekt verknüpft; woraus nothwendig folgt, daß, indem Zeit und Raum das Band oder die Einheit dieſes Mannigfaltigen ſind, ſie nicht zugleich als Beſtandtheile dieſes Mannigfaltigen ſelbſt gedacht werden können, d. h.: obgleich jedes wirkliche Objekt nur zu einer gewiſſen Zeit und in einem gewiſſen Raume exiſtiren kann, es dennoch nicht durch dieſe Zeit und dieſen Ort ein beſtimmtes Objekt wird.

Man kann ſich daher eben daſſelbe Objekt zu verſchiedenen Zeiten und an verſchiedenen Orten denken, ohne daß es deswegen aufhört, das nehmliche Objekt zu ſeyn. Die Beſtimmungen von Zeit und Ort können alſo blos als zufällige Beſchaffenheit oder als Zeichen, nicht aber als weſentliche Beſtandtheile oder Eigenſchaften deſſelben gedacht werden. Dieſes muß noch mehr von den Nahmen die blos willkürliche Zeichen ſind, gelten.

Wenn alſo die Begebenheiten des Königs lear, Macbeth, Graf Eſſex und dergleichen auf dem Theater vorgeſtellt werden; ſo benimmt die Wahrheit, daß dieſe Begebenheiten nicht jezt, ſondern vor einigen hundert Jahren, und nicht in Deutſchland, ſondern in England vorgefallen, und daß die Hauptperſon nicht König lear, ſondern der Schauſpieler iſt, dieſer Vorſtellung nichts; indem dieſe zufällige Beſtimmung abgerechnet, übrigens die wirkliche Begebenheit nicht blos vorgeſtellt, ſondern vollſtändig dargeſtellt wird.

Hier geht alſo eine eigentlich ſogenannte Täuſchung vor, indem wir von der einen Seite gezwungen

gen ſind, dieſe Vorſtellung für den Gegenſtand ſelbſt zu halten, weil ihr nichts Weſentliches dazu mangelt, von der andern Seite aber uns anderwärts überzeugt finden, daß dieſe Vorſtellung unter dieſen zufälligen Beſtimmungen würklich habe ſeyn können. Das Gemüth wankt alſo beſtändig von der einen Vorſtellungsart zur andern, d. h. es wird getäuſcht.

Die Ueberzeugung von der Nichtwirklichkeit dieſer Vorſtellung hebt dieſe Täuſchung nicht, ſondern iſt vielmehr ein Beſtandtheil derſelben. Hingegen kann aus der Ueberzeugung von der Nichtwirklichkeit des Gegenſtandes, deſſen Bild wir in der Luft ſchweben ſehn, keine Täuſchung entſpringen. Wir müſſen es blos für einen Schein, nicht aber für ein wirkliches Ding halten, indem ihm ein Beſtandtheil der Wirklichkeit, nemlich das **Fühlbare** mangelt.

Ich bemerke aber: daß es in Anſehung der durch die ſchönen Künſte hervorgebrachten Täuſchung einen Unterſchied giebt, zwiſchen den Werken der ſchönen Künſte die blos als Nachahmung der Natur, und ſolchen, die ſchon in der Natur ſelbſt gefallen. Im erſten Falle hebt die Täuſchung vom Zero an, und ſteigt mit jedem Grade der Nachahmung, bis zu einer gewiſſen Stufe; von da ſie wieder abzunehmen anfängt; d. h. die Täuſchung hat in der Nachahmung ein Maximum. Im zweiten Falle aber, wo nehmlich die Wirkung im Gegenſtande ſelbſt gegründet iſt, hat die Täuſchung gar keine Grenzen, und kann alſo nicht zu weit getrieben werden. Eine gemahlte Eidexe gefällt uns blos als Nachahmung der Natur, indem ſie unſern Witz in Thätigkeit ſetzt, eine Vergleichung zwiſchen dem Gegenſtande ſelbſt und ſeiner Vorſtellung anzuſtellen, und ihre Aehnlichkeiten ausfindig zu machen. Der Gegenſtand ſelbſt aber mißfällt uns. Hier hat alſo die Täuſchung in Anſehung ihrer Wirkung Grenzen, ſie darf nicht zu weit getrieben werden, ſo daß wir die gemahlte Eidexe für eine wirkliche halten ſollten, weil ſie uns alsdann mißfallen mußte. Aber dafür iſt auch ſchon geſorgt; die Mahlerkunſt wird es ſchwerlich ſo weit bringen, daß man ihre Vorſtellungen für die Gegenſtände ſelbſt halten wird.

Der Künſtler kann daher getroſt die Täuſchung ſo weit treiben, ſo weit es nur immer in ſeinem Vermögen iſt, ohne zu beſorgen, daß er ihre Grenzen überſchreiten werde. Hingegen iſt es mit der Vorſtellung eines Ideals des Schönen, Großen, Erhabnen und Edlen ganz anders beſchaffen. Hier kann die Täuſchung in Anſehung ihrer Wirkung nicht zuweit getrieben werden. Sie iſt hier nicht durch den Gegenſtand ſelbſt begrenzt, indem ſie keine Nachahmung der **wirklichen**, ſondern blos der **möglichen** Natur iſt. Es laſſen ſich Grade des Schönen u. ſ. w. bis ins Unendliche denken. Sie iſt auch nicht durch den Grund des Gefallens begrenzt, weil dieſer hier auf der Vorzüglichkeit der Sache ſelbſt beruht.

Die äſthetiſche Täuſchung beruht alſo darauf, daß man eben daſſelbe Ding zugleich als Gegenſtand und Vorſtellung betrachtet, indem man im erſten Falle blos auf das Weſentliche, im zweiten aber auch auf das Zufällige Rückſicht nimmt.

Ich komme nun zu einer andern Art Täuſchung, welche die logiſche genannt werden kann. Sie iſt der äſthetiſchen hierin ähnlich: daß in beiden die Vorſtellung des Objekts für das Objekt ſelbſt gehalten wird. Sie unterſcheiden ſich blos dadurch, daß in dieſer die Vorſtellung ein Beſtandtheil des Gegenſtandes ſelbſt, in jener aber nicht Beſtandtheil, ſondern blos Form deſſelben iſt. Das erſte und auffallendſte Beiſpiel hiervon kann uns die vorerwehnte Frage: können uns die Sinne täuſchen? darbieten.

Ich habe ſchon bemerkt: daß dieſe Frage gar keine Bedeutung haben kann, und dahero unauflösbar bleiben muß, indem ſowohl die einzelnen ſinnlichen Eindrücke als die aus ihnen entſpringenden Gegenſtände der Anſchauung keine Copien von irgend etwas auſſer denſelben ſind, ſo daß man ſie durch ihre Vergleichung mit ihren Originalen für Wahrheit oder Täuſchung halten ſollte; und doch zeigt dieſe oft aufgeworfene Frage, daß man ſie immer als Copieen eines ſich auſſer ihnen befindlichen Originals denke. Ich werde mich daher bemühen die Entſtehungsart dieſer Illuſion zu erklären.

Gewiſſe ſinnliche Eindrücke werden uns als in Zeit und Raum verknüpft gegeben z. B. die weiße Farbe, Kälte und Flüſſigkeit des Schnees u. d. gl. Aus dieſer Aſſociation entſpringt in uns der Begriff eines beſondern für ſich beſtehenden Objekts (des Schnees) und der ſich als Merkmaal auf ihn beziehenden Vorſtellungen (weiße Farbe u. ſ. w.) Da aber die weiße Farbe z. B. nicht nur mit der Kälte im Schnee ſondern auch mit dem Süßen im Zucker u. d. gl. verknüpft iſt; ſo abſtrahiren wir das Objekt von allen beſondern Beſtimmungen und betrachten die weiße Farbe als die Vorſtellung eines beſtimmbaren aber unbeſtimmten Objekts überhaupt.

Und da unſer Abſtraktionsvermögen einmal in Gang gerathen iſt, ſo abſtrahiren wir dieſe Vorſtellung nicht nur von jedem beſtimmten reellen Gegenſtande der Anſchauung, ſondern von einem reellen Gegenſtande **überhaupt** und beziehen ſie bloß auf ein logiſches Objekt, das wir aber dennoch (indem wir uns der Entſtehungsart dieſer Vorſtellung bewuſt ſind) als einen reellen Gegenſtand betrachten. Wir werden alſo darin getäuſcht, indem wir von der einen Seite gezwungen ſind, dieſe Vorſtellung ihrem Urſprunge nach auf ein reelles Objekt zu beziehen, von der andern Seite aber, dieſes Objekt durch nichts beſtimmen dürfen, weil wir dieſe Vorſtellung bloß in Beziehung auf ein Objekt **überhaupt** betrachten; aber ich verſpahre mir die Ausführung dieſer Art Täuſchung auf eine andere Gelegenheit.

Täuſchen und Betrügen ſind alſo an ſich betrachtet voneinander verſchieden, indem im Betrügen das Falſche in der Materie oder innern Form, beim Täuſchen hingegen bloß in der äußern Form des Gegenſtandes angetroffen wird. In anſehung ihrer Würkung aber ſind ſie nicht nur von einander verſchieden, ſondern ſogar einander entgegen geſetzt. Beim Betrügen wird der äußere Schein eines Gegenſtandes mit Weglaſſung der innern Kraft wovon die Würkung oder der Nutzen abhängt, beobachtet, beim Täuſchen wird im Gegentheil bloß auf die Würkung geſehen, und von den Eigenſchaften des Gegenſtandes nur ſo viel beibehalten, als zu dieſer Abſicht nöthig iſt. Wenn man eine falſche Münze für eine ächte ausgiebt ſo betrügt man, indem jene nicht eben den Nutzen als dieſe gewähren kann. Eine dramatiſche Vorſtellung hat die Erregung gewiſſer Empfindungen und Leidenſchaften zum Zweck. Wäre alſo vor unſern Augen, die Begebenheit ſo wie ſie vorgeſtellt wird, würklich vorgefallen, ſo würde dadurch dieſer Zweck vollkommen erreicht werden. Da aber dieſes nicht geſchiehet, ſo iſt es für uns hinreichend, wenn die Vorſtellung der Begebenheit ſelbſt ſo nahe kommt, als zur Erreichung dieſes Zwecks nöthig iſt.

Hieraus läßt ſich auch die vorgelegte Frage: wie kann man ſich ſelbſt täuſchen wollen? leicht auflöſen. Man kann ſich keinesweges täuſchen wollen, in ſo fern täuſchen ſo viel als betrügen heißt, d. h. man kann nicht wollen, die Vorſtellung einer Vollkommenheit an ſich für die Vollkommenheit ſelbſt zu halten, wenn die Vollkommenheit ſelbſt der Zweck iſt. Man kann ſich zwar hierin täuſchen d. h. glauben, daß man dieſe Vollkommenheit würklich beſitze, keinesweges aber ſich täuſchen wollen, indem dieſes einen Widerſpruch enthält. Denn täuſchen wollen, heißt ſo viel als ſich täuſchen und dennoch wiſſen daß man ſich täuſche, d. h. ſich nicht täuſchen.

Iſt hingegen nicht die Vollkommenheit ſelbſt ſondern ihre Würkung Zweck, ſo kann man ſich allerdings täuſchen wollen. Ein Menſch kann ſich (aus Mangel an pſychologiſchen Kenntniſſen) zwar täuſchen, aber nicht täuſchen wollen, daß er nach Principien der Tugend handle, wenn er bei ſich weiß, daß er nach der Maxime des Intereſſes handele. Hingegen kann ein Menſch, der aus Temperament tugendhaft iſt, d. h. deſſen Neigungen zufälligerweiſe mit den Geſetzen der Moral übereinſtimmen, ſich täuſchen wollen, daß er nicht bloß pflichtmäßig ſondern aus Pflicht handle, weil er nicht nur vom Gegentheil ſich nicht überzeugen, ſondern auch dadurch ſich dieſer Idee immer nähern und den Endzweck alſo am beſten befördern kann, und daher auch auf das, aus der Vorſtellung dieſer Vollkommenheit entſpringende Vergnügen mit Recht Anſpruch machen darf. So wie ohngefähr diejenigen, die nach einem beſtimmten Ziele ſchießen lernen, blos die Erlangung dieſer Geſchicklichkeit zum Endzweck haben, keinesweges aber das Treffen des beſtimmten Ziels, dennoch aber dieſes als Idee betrachten, wornach ſie ſich richten müſſen, um dieſen Zweck zu erreichen.

(Die Fortſetzung folgt.)

5.

Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde.

(Aus dem Franzöſiſchen überſetzt.)

Da ich bei dieſen Anmerkungen, Wahrheit und Nützlichkeit zur einzigen Abſicht habe, und ſie nur zu dem Privatgebrauch der Herausgeber beſtimme, denen ſie allein gewidmet ſind, und welchen es frei ſtehet, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen, ſich ſogar von meinen Bemerkungen oder Berichtigungen zuzueignen, was ſie für wahr halten; ſo trage ich kein Bedenken, ſowohl über den Plan der Herren Herausgeber, als über deſſen Ausführung, eine ſtrenge und trockene Kritik niederzuſchreiben; und mag keine Zeit auf feine Wendungen und auf Höflichkeitsbezeugungen verwenden, welche die Schonung und die Hochachtung, die man den Talenten und den Werken ſolcher Männer ſchuldig iſt, nothwendig erfordern würden, wenn dieſe Anmerkungen zum Druck beſtimmt wären.

Da ich viel zu ſagen habe, ſo gelte die Mühe, eine Menge Bemerkungen niederzuſchreiben, welche ſich mir bei Durchleſung dieſes Werks aufgedrungen haben, für den ſicherſten Beweis von dem ungemeinen Intereſſe, welches ich für dieſe Unternehmung habe; für eine Unternehmung, die ich in Wahrheit als eine der nützlichſten dieſes Jahrhunderts betrachte, die ich, als Monarch, mit allem Nachdruck unterſtützen würde. Ich würde alsdann die Koſtenbeſtreitung auf mich nehmen; ich würde die Herausgeber in den Stand ſetzen, dieſer Arbeit allein alle ihre Seelenkräfte zu widmen; ich würde die Gelehrten und die Weltweiſen aller Länder aufmuntern, zu der Vervollkommnung dieſes Werks herbei zu eilen.

Erſten Bandes 1tes Stück. S. 2. ff. **(Fakta und kein moraliſches Geſchwätz, keinen Roman und keine Komödie — auch keine andere Bücher ausſchreibe.)** Der Verſicherung, keine **Bücher auszuſchreiben**, iſt man in der Folge nicht treu geblieben. Indeſſen bin ich ſo weit entfernt, den Verfaſſern einen Vorwurf darüber zu machen, daß ich vielmehr zwei Magazine, zwei Sammlungen gewünſcht hätte, davon das eine nur neue, — und das andere aus **Büchern ausgeſchriebene Fakta**, aus Biographieen, aus dem Gebiete der Arzneigelartheit, der Weltweisheit u. ſ. w. enthalten hätte. Hätte man dann dieſe Fakta mit Ueberlegung gewählt, ohne den Geiſt des Endzwecks dabei aus den Augen zu ſetzen, ſo würde man vielleicht am Ende das zweite Magazin für das nützlichere erkannt haben.

S. 7. **(Nachrichten von J. M. Klug.)** Vor einiger Zeit ſtarb zu London ein Sonderling, von dem alle öffentlichen Blätter ſprachen. Er hatte ſich gleichfalls eine lange Reihe von Jahren hindurch, in ein Zimmer eingeſchloſſen, und betrug ſich überhaupt vollkommen wie Hr. **Klug**, wiewohl aus ganz andern Bewegungsgründen.

Es wäre gewiß keine unnütze Arbeit, die authentiſchen Berichte, welche man von demſelben ertheilt hat, nachzuſuchen und bekannt zu machen. Sie werden dieſelben in den engliſchen Magazinen und Zeitungen von 1787-88 finden. Ich glaube wenigſtens, ſie um dieſe Zeit geleſen zu haben; doch weiß ich nicht genau, wo? vielleicht in dem **Univerſal-Magazin**.

S. 15. Ich werde in der Folge öfters Gelegenheit haben, von Träumen zu reden, und von Journalen über Träume, deren Bekanntmachung ich mit Hr. **Carl Bonnet** ſehr wünſche; wiewohl ich nicht überzeugt bin, daß ſie jemals von irgend einem Nutzen ſeyn dürften. Und ich wünſche dieſe Bekanntmachung aus keiner andern Urſache, als, weil ich es für ein Grundprincipium halte, daß man in der Pſychologie, ſo wie in der Chymie, nicht nur die Verfahrungsart kennen müſſe, durch welche man wirklich ein Produkt hervorgebracht hat, ſondern auch die, welche nichts hervorgebracht haben. Es iſt noch problematiſch, ob Erzählungen von Träumen die Seelenlehre bereichern? und die Auflöſung dieſes Problems iſt von Wichtigkeit.

Bei dieſer Gelegenheit will ich nur anmerken, daß ſich unter **Swedenborg's** nachgelaſſenen Werken,

ken, die zu Stockholm aufbewahret werden, drei Bände von ſeinen **Träumen** befinden, die er mit großer Sorgfalt aufgezeichnet hat, und deren Mittheilung, meiner Meinung nach, um ſo intereſſanter ſeyn müßte, da ſie ohne Zweifel auch die Merkmaale enthalten, wodurch er ſeine Somnia von dem unterſchied, was er viſa & audita nannte. *)

S. 19. Ich werde an einem andern Orte von Leuten reden, die, aus Ueberdruß am Leben, oder durch einen zufälligen Todtſchlag, Mörder geworden, und ein merkwürdiges Beiſpiel anführen, welchem ich ſelbſt beigewohnt habe. Der Menſch, von welchem hier die Rede iſt, hat durch ſein Betragen, z. B. gegen die Krankenwärterin, offenbare Beweiſe von ſeiner Bosheit gegeben, und ſcheint mir in ſo fern weniger merkwürdig, da er zu der Klaſſe der gemeinen Mörder gehöret.

S. 21. (Das Beſtändige, u. ſ. w.) Eine ſehr richtige und gegründete Bemerkung. Allein, man ſollte von ihr zu der Unterſuchung übergehen, in wie fern die Errichtung der Manufakturen und ſitzenden Gewerke, die bei uns ohne Vergleich zahlreicher ſind, als ſie bei den Alten waren, auf den Verfall des Menſchengeſchlechts Einfluß hat. Wieder ein Gegenſtand zu einer Preisaufgabe! und

---

*) Ich weiß keinen ſchicklicheren Ort ihnen anzuzeigen, daß ich **Schwedenborg** perſönlich gekannt habe.

und man müßte zu dieſem Behuf in denjenigen europäiſchen Städten Bemerkungen machen, deren Einwohner ſich hauptſächlich von Manufakturen ernähren; als: Mancheſter, Leiden, Lyon ꝛc.

S. 26. VI. Ein wirklich merkwürdiger Fall in ſeiner Art, und deſto merkwürdiger, da er nicht der Einzige iſt; und von der Geſchichte des Muſquetiers Meyer S. 16. völlig abweicht.

S. 35. (Mir iſt wenigſtens) Eine Erfahrung des Verfaſſers die mir ſehr merkwürdig ſcheinet, und ihn wohl veranlaſſen ſollte, ſich näher zu erklären, oder ſich ſelbſt in dieſer Rükſicht tiefer zu durchforſchen. Ich wenigſtens muß geſtehen, daß ich die Erſcheinung eben ſo wenig kenne, als ich ihre Urſache zu errathen weiß. Mag die Unordnung in den Ideen, eine viertel Stunde, höchſtens eine halbe Stunde nach dem Traume fortdauern; aber den ganzen Tag über! das iſt ſehr auffallend.

S. 38. Kleinjogg war ſchon todt, als ich nach der Schweiz kam; aber nach dem Urtheile aller unpartheiiſchen Beobachter, muß man den Enthuſiaſmus, mit welchem man von ſo vielen Seiten über ihn ſprechen hört, merklich herabſtimmen.

K. war ein redlicher, betriebſamer Bauer, der vor ſeines Gleichen das Talent ſich gut auszudrücken, beſaß. Hieraus läßt ſich die hier erwähnte Erſcheinung ſehr einfach erklären.

Der Anblick eines biedern Ackermannes, verbunden mit der Einfachheit ſeiner Manier, iſt ſehr geſchickt, Seelenruhe einzuflößen, auf einige Zeit den Eindruck der Leidenſchaften zu vernichten, u. ſ. w.

S. 39. I. Ein merkwürdiges Stück, von einer ſehr intereſſanten Materie, die es wohl verdiente, daß man in einem kurzen Auszuge alle Data lieferte, welche wir ſchon anderweitig darüber haben; daß man z. B. die verſchiedenen Methoden des **l'Epée** und des **H. Heinecke** mit einander vergliche. Man könnte noch dazu nehmen, was **Wallis** in ſeiner engliſchen Grammatik, **Diderot** in ſeinem Briefe **über die Taubſtummen**, und, wenn ich nicht irre, auch **Harris** in ſeinem **Hermes**, davon geſagt haben. Einige nicht unbeträchtliche Beiträge befinden ſich auch in den Streitſchriften über den Urſprung der Sprache, in den **Herderſchen** und **Monbordöſchen** Werken, in **Beauzée** allgemeiner Sprachlehre, in dem großen Werke *du Monde primitif*, u. ſ. w.

S. 44. II. Eine gemeine, wiewohl ziemlich bemerkenswerthe Erfahrung. Ich kann wohl ſagen, daß es mir wenigſtens hundertmal in jedem Jahre meines Lebens ſo gegangen iſt, und noch gehet. Hierbei iſt zu merken, daß einem gewöhnlich ein Vers, und am häufigſten eine Strophe aus einem Liede in den Sinn kommt. Schwerlich iſt einem

Menſchen jemals der nehmliche Fall mit einem proſaiſchen Stücke erſchienen.

S. 45 f. Eine noch alltäglichere Erfahrung, die nur alsdann intereſſant wird, wenn man ſie allgemein, und zu einem Kapitel in der Seelenheilkunde macht. Es iſt ein bewährtes Mittel gegen den Zorn, ſich niederzuſetzen. Man verſtärkt ihn durch das Aufſtehen, wenn man ſchon geſeſſen hat; und er ſteigt noch mehr, wenn man einige Schritte vorwärts thut u. ſ. w. Ueberhaupt beſänftiget das Sitzen jeden ſtarken Affekt, und die Bewegung bringet ihn wiederum in Aufruhr. Die Ruhe des Körpers theilet ſich der Seele mit.

S. 46. f. S. 47. Sehr wahr! Ich bin überzeugt, daß die Wahl des Zimmers, worinn man den größten Theil ſeiner Zeit zubringet — ob es heiter oder finſter, hoch oder niedrig, hell oder dunkel, ruhig oder geräuſchvoll, ſo oder anders meublirt iſt — einen ſo großen Einfluß auf die Laune und daher in der Folge auf den Charakter hat, daß es dieſen nicht nur modifiziret, ſondern ſogar als ein ſehr gutes Mittel dienen kann, ihm eine ganz andere Richtung zu geben.

Nach dieſem Prinzip ſchließt man die zügelloſe Jugend ein, und arretiret übermüthige Militairsperſonen; denn die Beraubung der Freiheit macht eben nicht den ſtärkſten Eindruck; der Anblick des Gefängniſſes thut weit mehr, ohne daß man es vermuthen ſollte.

S. 47. III. Die Aerzte müſſen entſcheiden ob die Senſation, wovon hier die Rede iſt, zu der Klaſſe des Alpdrückens gehöre? oder ob man durch eine gewiſſe Erſchütterung der Nerven, im Traume zu fallen, zu fliegen, oder zu ſchwimmen glaube? die beiden letztern Erſcheinungen gehören wenigſtens nicht zu dem Alpdrücken; welches ich durch einige Erfahrungen an mir ſelbſt, ſehr genau kenne, und welches der Maler Fueßli in einem Gemälde nach ſeiner gewöhnlichen, d. h. nach Michael Angelo's Manier vortreflich idealiſiret hat.

S. 50. f. (Es iſt nicht anders ꝛc.) Eine ſehr feine, und meiner Einſicht nach, ſehr richtige Beobachtung. Uebrigens konnte ich nicht die Hand, ſondern den rechten Arm zuerſt heben, an welchem die Hand, wie zerbrochen, hing.

S. 52. f. (Ich vermuthe u. ſ. w.) Das glaube ich nicht. Die Empfindung des eigentlichen Alpdrückens iſt immer die, welche Fueßli dargeſtellet hat. Man glaubt eine ungeheure Laſt zu fühlen, die auf die Füße ſchwer niederſinkt, und durch die Beine, über Bauch und Bruſt gegen den Kopf fortrückt. Ehe ſie in das Geſicht kommt, verſchwindet die Erſcheinung jedesmal.

S. 53. IV. Zerſtreute Perſonen, (die man fleißig beobachten ſollte) können leicht ſtehend träumen, und ihre Träume für Wirklichkeit außer ihnen, halten. Die bekannteſte zerſtreute Perſon war M. de Brancas, von der alle Memoires des

Jahrhunderts Ludwigs des vierzehnten ſprechen. Nach ihr folgt die zweite Hofdame der Königinn, von welcher dieſe in ihren eben erſchienenen Briefen erzählt.

Der Herzog von Selly war ebenfalls dergleichen Abweſenheiten unterworfen, die ſo weit gingen, daß er öfters ohne Beinkleider zur Meſſe ging. Der verſtorbene General Burmanix, Adjutant des verſtorbenen Prinzen von Oranien, ſtieg zu Pferde, völlig gekleidet, aber ohne Beinkleider.

Newton war nicht weniger zerſtreut. Er hatte eines Tages jemanden zum Mittagbrodt eingeladen, und blieb in ſeinem Zimmer beim Kalkuliren. Der Bediente entſchuldiget ſeinen Herrn bei dem Fremden, ſagt, daß er es nicht wage, ihn zu rufen; er wolle aber indeſſen die Suppe auftragen.

Der Eingeladene wartet noch ein wenig, ißt alsdann die Suppe, und ſchiebt die leere Schüſſel in die Mitte des Tiſches. Hierauf erſcheint Newton, bittet ſeinen Freund um Verzeihung, und, mit den Worten: „Kommen Sie, kommen Sie, wir wollen geſchwinde eſſen“ faltet er die Hände zum Beten *), öffnet dann die Schüſſel, und ruft voll Unwillen aus: „Welche Zerſtreuung! hatte ich doch gar vergeſſen, daß ich ſchon die Suppe zu mir genommen!“

S. 65.

---

*) Newton war noch bürgerlich genug, um vor Tiſche zu beten.

S. 65. (Wenn die Ideen) Eine ähnliche Empfindung, deren Gegenſtand aber ungleich merkwürdiger, iſt die, welche eine Dame von vielem Geiſt oft zu haben verſichert, und ich ſelbſt einige mal ſehr deutlich gefühlt habe. Es iſt als ob ein Vorhang hinter mir rauſchte, und mich, in die Vergangenheit zurück, in ein Zeitalter weit vor dem meinigen, verſetzte.

Wenn ich die Seelenwanderung glaubte, ſo würde ich überzeugt ſeyn, an dem Hofe Ludwigs des vierzehnten gelebt zu haben, vielleicht, Ludwig der vierzehnte ſelbſt geweſen zu ſeyn. Sollte es daher kommen, weil ich ſo viele Memoires von dieſem Hofe geleſen habe? allein, warum kann ich niemals dergleichen Memoires leſen, ohne daß es mir iſt, als wäre ich allen dieſen Handlungen zugegen geweſen?

Ich ſtelle mir ſogleich alle Perſonen, die Lage des Orts, das Coſtume u. ſ. w. auf das lebhafteſte vor. Die la Valcère macht einen ganz anderen Eindruck auf mich, wie Dido. Ich denke mir dieſe mit **Mitleiden**, an jene, mit einer Art von **Unruhe**.

S. 67. Die Erinnerung an **Farbe** vorzugsweiſe vor andern externis iſt nicht allgemein. Mir ſind Farben in meiner Kindheit niemals aufgefallen. Ich kann vierzehn Tage lang die nehmliche Perſon in der nehmlichen Kleidung ſehen, ohne darauf Acht zu haben, oder mich in der Folge an dieſe Farbe zu erinnern.

Ich billige alſo die Stuffenleiter S. 69. nicht. Die erſte Regel S. 68. iſt nicht zu bezweifeln, und in den Verhältnißbegriffen des Kindes gegründet.

S. 82. f. Lavaters Träume, die er in ſeinem Buch Pontius Pilatus V. III. p. 252 ſqq. erzählt, verdienen hier einen Platz. An einem andern Orte will ich von Viſionen reden, die mit dem hier erwähnten Traume Aehnlichkeit haben, z. B. die Swedenborgſche Viſion von der Feuersbrunſt ſeines Hauſes.

S. 82. f. (Sprechen wir nicht ſogar) Der Zufall thut hier viel; aber man muß dennoch unterſuchen, ob nichts weiter dahinter iſt? Das Sprüchwort: „Wenn man vom Teufel ſpricht, ſo iſt er nicht weit,“ d. h. „oft trift das ein, wovon man ſpricht,“ iſt allen Sprachen gemein.

Die Neger, und überhaupt die Wilden riechen das Wildpret auf der Jagd, zuweilen in einer Entfernung von einigen Meilen, indem ſie ſich zu Boden werfen, und den Kopf dicht an die Erde legen. Wir haben ohne Zweifel viele Inſtinkte und Fähigkeiten, die in uns ſchlafen, und nicht zur Reife kommen, weil wir ſie erſticken.

Indeſſen iſt eine einzige flüchtige Erſcheinung in dem ganzen Laufe unſers Lebens hinreichend uns ihr Daſeyn zu verſichern. Ich weiß nicht ob ich zu dieſer Klaſſe eine Fähigkeit rechnen kann, die ich mit vielen Leuten, vorzüglich mit Militair-Perſonen gemein habe, welche, vermöge ihres Standes, genöthiget werden, oft Gebrauch davon zu machen.

Ich kann nehmlich ſelbſt aus einem ſehr tiefen Schlafe, ſchnell, zu der beſtimmten Stunde, die ich mir des Abends feſt in die Einbildungskraft geprägt habe, und ſehr pünktlich, erwachen.

Bei einem entſchiedenen und intereſſanten Zwecke, als: eine Reiſe, ein Spazierritt, eine Jagdpartie ꝛc. war ich oft in dieſem Falle.

S. 85. VIII. Die hier angeführte Erfahrung ſcheint mir auf keine Weiſe auſſerordentlich. Es iſt eine Würkung der Einbildungskraft, die von einer Idee, welche ſie niemals gehabt, ſtark afficirt wird.

Ich habe einen Capitän von bewährtem Muthe gekannt, der bis zur Tollkühnheit gieng, und ſich bei jedem Anlaß zeigte; und dennoch, ſo oft er von den Pocken ſprechen hörte, wurde er bleich, bekam Uebligkeiten, und ſtarb auch wirklich, ohne dieſe Krankheit gehabt zu haben.

Ein anderer Menſch aus meiner Bekanntſchaft, der ohngefähr 30 Jahr alt war, las, wie er glaubte, in ſeinem Leben zum erſtenmal in einer engliſchen Bibel, in der erſten Epiſtel St. Johannis, die Worte: God is love (Gott iſt die Liebe.) Dieſe Stelle wirkte ſo ſehr auf ihn, daß er vom Stuhle aufſprang, die ganze Nacht in ſeiner Stube umhergieng, und unter einem Strom von Thränen, beſtändig mit leiſer Stimme wiederholte: God is love.

Es vergiengen mehr als zwei Jahre, ehe er dieſe drei Worte mit lauter Stimme, zumal in Gegenwart eines dritten, ausſprechen konnte, ohne dermaßen zu weinen, daß er nicht weiter ſprechen konnte.

Ich habe ihn ſagen hören: daß die Empfindung, die ihn überkäme, ſo oft er an dieſe Worte denke, die entzückendſte ſey, die er jemals gehabt.

S. 107. f. Der hier vorgezeichnete Plan iſt bewundernswürdig, und verdient von allen Pädagogen nachgeahmet zu werden, die Talent genug dazu beſitzen.

S. 110. Dieſe Idee iſt ſo nützlich als ſinnreich. Hier iſt ein Beiſpiel aus meiner eigenen Erfahrung: der Graf von S... bewarb ſich um ein Regiment in H... ſchen Dienſten, das vacant wurde.

Damals kannte ich ihn nicht von Perſon; aber die Grundſätze, zu welchen er ſich aus Intereſſe bekannte, machten mich für ihn partheiiſch. Die Kabale ſetzte ſich ihm entgegen; bis endlich der P... ihm das Regiment antrug; und er ſollte nun den Eid leiſten, um es zu übernehmen.

Denſelben Abend erfuhr ich, daß eine Kabale im Werke ſey, um die Sache zu hintertreiben, ohngeachtet er von dem P... bereits ernannt war. Mein innigſter Freund, der Herr Generaladjutant von B.. kam mit dem Herrn von S.. dann und wann zuſammen.

Ich ſetzte in großer Eil ein Billet auf, um dem letztern anzuzeigen, daß er ſogleich den Eid leiſte, und auf dieſe Art die gegen ihn gerichtete Kabale ſcheitern mache. Er thut es, und iſt im Beſitze des Regiments.

Ich erzähle alles dieſes vorläufig, um zu zeigen, wie weit ich damals von jeder Partheilichkeit gegen den Herrn von S.. entfernt war. Er war mir völlig unbekannt, und ich hatte ihm dennoch einen wichtigen Dienſt geleiſtet.

Einige Zeit hernach gieng ich eines Abends ins Schauſpielhaus. Beim Hereintreten erſchrecke ich über die Phyſiognomie eines neben mir ſtehenden Officiers. Sie war mir ſo verhaßt, ſo unausſtehlich, daß ich mich gerne entfernt hätte; ich konnte mich kaum enthalten, ihm auf den Fuß zu treten, oder ins Geſicht zu ſpeien. Kurz, ich habe niemals eine größere Abneigung gefühlt; ich konnte nicht länger ausdauern, und mußte mitten im Schauſpiel herausgehen.

Wenige Tage darauf gehe ich zu meinem Freunde, welchem ich damals das Billet, den Herrn von S.. betreffend, geſchrieben hatte. Ich finde ihn eben beim Nachtiſche mit ſeiner Frau und dieſem abſcheulichen Originalmenſchen, der mich im Schauſpiele ſo ſehr empört hatte.

Ich ſtand wie verſteinert. „Madame, ſagte ich,“ indem ich die Frau vom Hauſe bei Seite nahm, „um Gotteswillen! wer iſt das Fratzengeſicht das Sie hier bei ſich haben?“ wie? ſie kennen ihn nicht? das iſt ja der Herr v. S. Ich war wie aus den Wolken gefallen. Er überhäufte mich mit Höflichkeiten; aber er blieb mir immer ſo verhaßt, wie zuvor.

Bald darauf entwickelte ſich ſein Charakter immer mehr, bis er endlich während der Revolution die bekannte Rolle ſpielte.

Man begnadigte ihn, begnügte ſich, ihn für infam zu erklären, zu verbannen u. ſ. w. Herr v. S. iſt ziemlich hübſch, ein fader Blondin, ſehr fein, und drückt ſich gut aus. Die Frage iſt nun: was hat mich ſo ſehr im erſten Blicke gegen dieſen Mann eingenommen? Ich kann es nicht begreifen; indeſſen hat der Erfolg mein phyſiognomiſches Vorgefühl völlig beſtätiget. Jetzt iſt es bekannt, daß er ein äußerſt niedriger Böſewicht iſt. Man ſagt, er habe ſchon im zehnten Jahre ſeiner Mutter den Dolch auf die Bruſt geſetzt, um Geld von ihr zu erpreſſen u. ſ. w.

Band I. Theil II. S. 1. f. Ich liebe dieſen Herrn Renke. Er ſcheint einen tiefdenkenden Geiſt zu haben; jedoch iſt er ein wenig zu ſchnell, und es fehlt ihm an Präciſion. Gleich in der zweiten Phraſis hätten ihn die Herausgeber, meiner Meinung nach, berichtigen ſollen. Er ſagt; daß uns gewiſſe Tugenden — es ſollte heiſſen: daß uns die Anlage zu gewiſſen Tugenden gleich wie zu gewiſſen Laſtern ꝛc. denn, im Grunde läßt es ſich entweder gar nicht behaupten, oder doch nur von der Anlage.

S. 3. Dieſe Ideen ſind bewundernswürdig aber nur in ihrem Grundſatze, nicht im Detail.

Doch iſt die Hauptidee recht gut, nur eine Kleinigkeit liegt ihr im Wege, nehmlich die Gerichtshöfe mit Philoſophen zu bevölkern, und dieſe, wenn ſich ja einige finden ſollten, zu vermögen, daß ſie ſich darauf befleißigten, dem Verbrecher **während des Verhörs vor der Beſtrafung** über die unmittelbaren und mittelbaren Urſachen auszufragen, welche das Verbrechen veranlaßt haben. *) Nichts iſt ſchöner in der Theorie und ſchwieriger in der Ausübung, weil, ich wiederhole es, die Glieder welche den gröſten Theil dieſer Gerichtshöfe ausmachen, in den meiſten Ländern ſelten philoſophiſchen Geiſt haben.

Man eilt die Sachen zu expediren, es mögen Kriminalfälle ſeyn oder nicht, denn es iſt bald Mittag.

---

*) Meißner hat in ſeinen Skizzen eine Sammlung von Originalfaktis verſchiedener Verbrecher angefangen. Unglücklicherweiſe weiß ich nicht, ob er ſie fortgeſetzt hat, ich habe die letzten Bände nicht geſehen. Der Entwurf war ſehr intereſſant, und verdiente Aufmunterung, ſowohl zum Vortheil der Seelenlehre, als der Kriminalgeſetze.

tag. Dieß iſt der Lauf der Welt, und die Idee die ſich der Gelehrte in ſeinem Studierzimmer von dieſen Dingen macht, iſt himmelweit von dem unterſchieden was man ſiehet, wenn man nahe dabei iſt. Das ſchlimmſte bei der Sache iſt noch, daß die wenigen guten Köpfe, die vielleicht im Stande wären, ſolche idealiſirte Vorſchläge auszuführen, von ihren übrigen Mitarbeitern verlacht und muthlos gemacht werden.

§. 4. Ich kenne die Toskaniſchen Zuchthäuſer nur aus der Beſchreibung meines Freundes Howard, und dieſer hat ſich mehr um die Gefängniſſe als um die Zuchthäuſer bekümmert, allein künftiges Jahr bin ich geſonnen ſie ſelbſt zu beſuchen. Indeſſen habe ich in einem andern Lande 10 Jahre lang verſchiedene Zuchthäuſer unter meiner Aufſicht gehabt, und weiß nur ein einziges Beiſpiel von einem jungen Menſchen, der würklich darinn gebeſſert worden wäre, alle übrigen ſind vielleicht noch böſer darin geworden.

Ich geſtehe daß die Einrichtung dieſer Zuchthäuſer äuſſerſt elend war, aber ich war nicht im Stande ſie auf beſſern Fuß zu ſetzen. Ich hätte ſie ganz und gar umſchaffen müſſen, und da ſtehen einem Zeit und Umſtände immer im Wege. Der Mann im Amte hängt mehr von äuſſern Dingen ab, und alles Neuerungenmachen wird ihm ſchwieriger, als man es ſich in ſeiner Studierſtube wohl vorſtellt.

Indeſſen könnten die Stubengelehrten etwas ſehr Nützliches verrichten, woran noch niemand gedacht hat. Es giebt ſo viele Leſebücher für alle Stände, und für jedes Alter, aber noch gar keins für Züchtlinge, beſonders in ſolchen Zuchthäuſern, wo ſie nicht arbeiten müſſen. Die meiſten fühlen in dieſer Lage eine Begierde zu leſen, die ſo heftig werden kann, als der Hunger oder der Durſt. Sie leſen oft Zeitungsblätter die 10 Jahr alt ſind, ſo oft durch, daß ſie ſie endlich auswendig wiſſen. Noch hat man kein Buch, daß man dieſen Menſchen in die Hände geben könnte, um ihnen die Zeit zu kürzen, und ſie zu gleicher Zeit zu beſſern, und doch wäre nichts leichter als ein ſolches Buch zu ſchreiben, denn die Züchtlinge ſind nichts weniger als delikat im Leſen; und um es recht zweckmäßig auszuarbeiten zu können, müßte der Verfaſſer nur ſelbſt einige Jahre in einem Zuchthauſe zugebracht haben. Die Gefängniſſe haben ihre eigene Moral, ihre eigene Logik und ihre eigene Art zu empfinden, ſo wie die Klöſter und die Seeſchiffe.

S. 8. Z. 9. b. z. Ende. Dieſe Schilderung iſt vortreflich, und die Bemerkungen ſind ſehr fein. Man ſiehet daraus, wie wenig ein Gelehrter, der aus ſeiner Studierſtube tritt, zu Geſchäften fähig iſt, wie oft er ſich irren, und aus dieſem Grunde ſchlecht betragen kann. Ein Theil dieſer Bemerkungen wirft zugleich ein groſſes Licht auf den Streit, den Rouſſeau mit David Hume gehabt hat, indem ſie zeigen wie die Empfindlichkeit eines Gelehrten im Umgange mit einem Menſchen aus der gewöhnlichen Welt, oft aufs entſetzlichſte beleidigt wird; denn bei den gewöhnlichſten und unbedeutendſten Handlungen, wo der alltägliche Menſch gar nichts argwöhnt, wird der Gelehrte ſo lange grübeln und ſich den Kopf darüber zerbrechen, bis er irgend eine beſondre Abſicht hineingelegt hat; In demſelben Falle war der arme Werther!

No. 2. S. 10. ‚ 18. Dieſes Stück iſt gewiß äuſſerſt intereſſant. Das Herz blutet hier beim Leſen, zumal wenn man bedenkt, daß dieſes bei weitem nicht das einzige Beiſpiel dieſer Art iſt. Soll ich meine Meinung darüber ſagen, und mich der Verachtung und dem Hohngelächter eines ſogenannten philoſophiſchen Jahrhunderts ausſetzen? Ich ſtände keinen Augenblick an, wenn dieſe Verachtung mich allein träfe; aber ſie fällt auf alles zurück, was ich nur ſagen werde, es ſey ſo vernünftig und gegründet als es nur wolle. Denn der Menſch iſt nun einmal ſo: wer ihm in ſeiner Lieblingsmeinung widerſpricht, findet auch in allen übrigen Stücken keinen Glauben. Ich ſchweige daher, und halte meine Gedanken über dieſen Punkt zurück. Ich bitte nur auf folgende beide Umſtände Acht zu haben. Der eine S. 15. „in dem Augenblick da der Mörder die ſo lange vorher durchdachte That begangen hat, fühlt er Reue;“ und S. 17. „Niemals“ — — — „Alsdann rieb er ſich

„die Stirne ꝛc.“ Wenn man aufmerkſam und mit unpartheiiſchem Auge dieſe plötzlichen Uebergänge einer ſonſt ſo abgehärteten und feſten Seele betrachtet, ſo wird man mir von dieſen **Uebergängen** (nicht **Veränderungen**) keinen hinlänglichen Grund angeben können, ohne — den Einfluß einer **äuſſern wirkenden Macht** anzunehmen. Aber es iſt Mode den Einfluß dieſer Macht zu läugnen; und auch ich nehme ihn nur da an, wo ich ſehr triftige Bewegungsgründe dazu habe. Sonſt würde die Moral zu ſehr darunter leiden, und ich will lieber Gefahr laufen zu wenig als zu viel anzunehmen; jedoch ſuche ich auch das Gegentheil, **gar nichts anzunehmen**, zu vermeiden. Aber ſollte der Weltweiſe ein Sklave der Mode ſeyn! o faſt ſchäme ich mich meines Jahrhunderts! Noch war keines der wahren Philoſophie mehr zuwider. Man will ſich frei machen von dem, was man Vorurtheil nennt, und geräth nun eben den wahren Vorurtheilen in die Hände.

Dum vitant ſtulti vitia
in contraria currunt.

Aber wir kommen nur dann erſt auf den wahren Mittelweg, wenn wir lange genug in den Extremen herumgeſchwärmt haben. Der Wagebalken geräth nur nach manchen Schwingungen auf beiden Seiten, in Ruhe. Unſre ſpäten

Nachkommen im Jahre 2440 werden uns wacker auslachen. — Doch, nein! ſie werden zu weiſe ſeyn, um über die Verirrungen des menſchlichen Geiſtes, oder wohl gar des menſchlichen Herzens zu lachen — ſie werden vielmehr die Ausſchweifungen eines Jahrhunderts beweinen, das ſpottet, belacht und bezweifelt, ſtatt gründlich durchzudenken, ſo wie wir die Barbarei, die Leichtgläubigkeit, und die Dummheit des mittlern Zeitalters beweinen oder belachen, je nachdem wir mehr Demokrite oder Herakline ſind.

S. 18. No. 3. Alles woran mein unſterblicher Freund M. Mendelsſohn auch nur den entfernteſten Antheil hat, muß intereſſant ſeyn. Gewiß dieſes Stück iſt es. Der Held gehört zu der zahlreichen Klaſſe der **Wahnwitzigen aus Ehrgeiz;** und ich fühle mich gezwungen zu geſtehn (ſollte es auch gegen einen Prinzen ſeyn, für den ich die tiefſte Hochachtung hege, der aber in dieſem Falle, wie es mir ſcheint, entweder gar nichts oder mehr hätte thun ſollen), es war grauſam, dieſen Menſchen mit einer Hoffnung zu körnen, die man doch gar nicht zu erfüllen dachte, und von deren Erfüllung, wie es ſich von ſelbſt verſtehet, die Wiederherſtellung ſeiner Vernunft abhing. So wie er war, hätte er der Geſellſchaft nützlich ſeyn können. Die Worte S. 27. „Nennen Sie es Eitelkeit,“ die er zu Mendelsſohn ſagte, tragen den Stempel einer nicht gemeinen Seele. Welch ein Troſt für einen Weiſen, daß er, wenn er ein ſolches Beiſpiel des menſchlichen Elends ſiehet ſagen kann: dieſer Elende welcher mein Bruder war, gieng für ſeine Mitbrüder verlohren, indem ſie ihn ausſtießen; Jetzt aber ſtehet er vor einem vollkommnen gerechten Richter, deſſen Ausſprüche nicht ſind wie die unſern! Vielleicht war es bei einem ähnlichen Falle, als ein großer Mann aus dem Alterthum*) ausrief: **Ich ſterbe vor Verlangen, Luſt und Begierde, nach deinem Urtheil, o Gott!** fünf tauſend Jahre hindurch fühlt man nun ſchon die

---

*) Es iſt nicht mehr Mode dieſen großen Mann zu citiren, und zwar einer Schwachheit halber, die er doch ſelbſt bereut hat. Wohl aber citirt man Heinrich IV. der jenem unter allen Menſchen vielleicht am meiſten, ſowohl in den guten als böſen Eigenſchaften gleich war, jedoch mit dem Unterſchiede, daß Heinrich die nehmlichen Schwachheiten hatte, ſie aber nicht bereute, daß er bei weitem ſo aufgeklärt nicht war als jener, daß er kein ſo groſſes Genie, kein ſo vortreflicher Dichter war, und überdem nur einen Augenblick regierte. Aber man verſchluckt begierig, das was Baile gegen den erſtern geſammelt hat, ſtatt daß Niemand das lieſt, was ein unpartheyiſcher Zuſchauer über den letztern geſammelt hat, (ich meine Sir George Careu, Geſandten der Königin Eliſabeth an Heinrichs Hof.) der gewiß mehr im Stande war Heinrich den IV. richtig zu beurtheilen, als Baile den David.

Wahrheit: daß wenn auch alle Menſchen zuſammenträten, ſie dennoch in fünftauſend Fällen unrichtig urtheilen würden, und freut ſich daher der letzten Urquelle die uns immer noch übrig bleibt. Doch es iſt wahr! auch dieſes alles hätte ich unterdrücken ſollen; es iſt nicht die Philoſophie unſers Zeitalters.

S. 28. Ein ſehr intereſſantes Stück. Die unvermuthete Entwicklung hat mich überraſcht. Es wäre der Mühe werth, dieſem jungen Menſchen nachzuſpüren, der auf dem beſten Wege war, ein Heuchler und ein durchtriebner Betrüger zu werden. Wäre er es geworden, ſo würde die üble Erziehung ſeiner Eltern einzig und allein Schuld daran geweſen ſeyn.

S. 38. III. Was wäre nicht ein pſychologiſches Magazin werth, das aus lauter Beiträgen eines Spaldings, eines Sulzers, oder eines Mendelsſohns beſtände. Das einzige Mittel ſolche Männer zu bewegen, daß ſie gern und oft ihre Beiträge liefern, iſt wohl dieß, das Magazin ſelbſt ſo vollkommen als möglich zu machen, indem man nichts als wirklich wichtige Fakta aufnimmt, alle unnütze Umſtändlichkeit vermeidet, jedes zweideutige Faktum daraus verbannt, und was noch mehr iſt, ſich eines unreifen und ſchielenden Raiſonnements enthält.

Der Fall des Herrn Spalding war vorübergehend, und dauerte nur wenige Augenblicke, und ich finde ihn deshalb keinesweges ſo auſſerordentlich. Wenn man in einem Zimmer ſchreibt, wo mehrere

Menſchen zu gleicher Zeit ſprechen, trägt es ſich da nicht oft zu, daß man etwas hinſchreibt, welches jene geſagt haben, das übrigens gar keinen Sinn hat, und gar nicht mit dem zuſammenhängt, was man hat niederſchreiben wollen? Man pflegt alsdann wohl zu ſagen, ich bin verwirrt, oder zu den Sprechenden, ſtille! ſie machen mich irre. Sollte die nehmliche Wirkung, die nehmliche Zerſtreuung die hier von den äuſſern, mehr oder weniger verwirrten Eindrücken des Gehörs hervorgebracht wird, nicht auch von innern Urſachen, durch einen Zuſammenfluß von mehr oder weniger verwirrten Ideen hervorgebracht werden können?

Ein Kaufmann verſicherte mir in vollem Ernſte, daß er einſt ganz unvorſetzlich einen Wechſel folgenden Inhalts geſchrieben habe: Gegen dieſen meinen prima Wechſelbrief zahlen Sie an die Ordre des Herrn N... die Summa von zwei hundert und zwanzig Flintenſchüſſe in Banco u. ſ. w.

Was die Identität der Seele betrift, die verwirrt, und ſich zugleich dieſer Verwirrung bewuſt iſt, und ſie richtig unterſcheidet (S. 43.), ſo ſetze ich hinzu, daß die Seele in demſelben Falle iſt wenn ſie träumt und das Bewußtſeyn hat daß ſie träumt oder doch ſich beſtrebet zu unterſcheiden, ob ſie träumt oder nicht. Jenes iſt mir ſelbſt oft wiederfahren, und dieſes dem Lavater, ſo wie er in ſeinem Pilatus in der oben angeführten Stelle erzählt.

Die Anwendung die Hr. S. von dieſer ſeiner eigenen Erfahrung auf das macht, was er an einem wahnwitzigen Kandidaten bemerkt hat, und wovon ſich mehrere Beiſpiele finden, iſt ſo ſinnreich als wichtig. Es iſt möglich, daß ſie auch richtig iſt. Die Auseinanderſetzung der Erfahrung ſelbſt iſt mit der möglichſten Preciſion und Genauigkeit aufgeſetzt; jedoch möchte ich Hr. S. fragen: ob das was er S. 41. die fremden mir ſo überläſtigen Vorſtellungen nennet, Bilder, Wörter, oder Ideen waren?

Ich wünſchte übrigens, daß Hr. S. ſich die Mühe genommen hätte, Ihnen die ähnlichen Erfahrungen zu liefern, die ihm ſein Freund Sulzer mitgetheilet hat, und ich wundre mich, daß Sie nicht darum angehalten haben.

S. 44-73. Ich kann über dieſen weitläuftigen Aufſatz des Hr. Herz nichts ſagen, als daß er gut geſchrieben iſt, und ſich mit Vergnügen leſen läßt. Indeſſen kann nach dem erſtern Theile zu urtheilen, weder der Arzt noch der Pſycholog viel daraus ſchöpfen. Es ſcheint daß dieß die einzige ſchwere Krankheit iſt, die Hr. Herz überſtanden hat, denn ſeine Senſationen, ſo ſchön er ſie auch ſchildert, ſind doch ſehr alltäglich, z. B. das Vorgefühl der Krankheit S. 48 und 49. Die vielen lichter die in ſeinem Kopfe brannten, wenn das Delirium heranſam, S. 54. 63. das Delirium ſelbſt S. 54.

Dieſer Zuſtand iſt immer dem Traume gleich, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier wachend träumt, und die Phantaſieen größtentheils ihren Grund in phyſiſchen Begebenheiten haben, ſo wie Hr. Herz mehrere ſehr gut, und einige mit großem Scharfſinn erklärt hat, S. 56 - 58. Dann die Erhöhung oder Verſtärkung der Sinne, beſonders des Geruchs, S. 57. Die Neigung zum Komiſchen S. 59. 63. 64.

Dies ſind alles Symptome, die mehr oder weniger ſich in jeder ſchweren Krankheit beſonders in bösartigen Fiebern zeigen. Ich kenne ſie alle aus meinen eigenen Erfahrungen, nachdem ich ein Faulfieber mit einem beſtändigen Delirio, die bösartigſten Pocken mit einem dreitägigen methodiſchen Delirio, die Gelbſucht, und über alles eine andre äuſſerſt zuſammengeſetzte Krankheit überſtanden habe. Dieſe entſtand aus einem Gifte, daß ich zu mir genommen hatte, und 5 Jahre hindurch ſpottete ſie aller Kunſt der Aerzte. Zulezt lag ich völlige neun Monathe im Bette, und litte Schmerzen, die jede Tortur übertreffen, bis ich endlich ſo völlig entkräftet, und ausgeſaugt war, daß meine Geneſung ein wahres Wunder, und in der Medezin faſt einzig iſt.

Der einzige wirklich merkwürdige, obgleich gar nicht auſſerordentliche Punkt, und im Grunde dem Medeziner wichtiger als dem Pſychologen, iſt die unerwartete Kriſis der Krankheit aus der S. 69. 70. angegebenen anſcheinenden Urſache. Es fehlt jedoch ein höchſt wichtiger Umſtand, den Hr. Herz als Arzt doch hätte erwägen ſollen, indem in ihm wahrſcheinlicherweiſe die phyſiſche Urſache zur Kriſis gelegen hat. Die Frage iſt nehmlich: um wie viel war die Luft der Stube, in welcher Hr. Herz die ganze Zeit wider ſeinen Willen liegen mußte unreiner, als die der andern Stube, in welche ihn ſeine Schwiegermutter, zwar wider die Meinung der Aerzte, aber zu ihrer eigenen Zufriedenheit, und mit dem glücklichſten Erfolg für die Krankheit, legen ließ? Es iſt aus vielen Urſachen, die ich der Kürze halber hier nicht anführen kann, ſehr wahrſcheinlich, daß die Luft in ſeinem Zimmer äuſſerſt unrein und verderbt war, das heißt, daß man nach der alten Methode die Vorſicht welche man (beſonders in faulen Krankheiten) als hauptſächlich betrachten ſollte, nicht beobachtet hat, nehmlich den Kranken oft zu lüften, ihn eher zu kalt, als zu warm, und hauptſächlich äuſſerſt reinlich zu halten. Dieſe Methode haben die Engländer zuerſt aufgebracht, und die Erfahrung zeigt täglich, daß ſie äuſſerſt nützlich, oder vielmehr nothwendig iſt.

Eine andre eben ſo gewöhnliche aber nicht minder wichtige Erfahrung, ſowohl für den Pſychologen als für den Mediziner, iſt dieſe: eine heftige und anhaltende Begierde, die der Kranke zeigt, wenn ihre Befriedigung auch gegen alle Regeln der Kunſt wäre (wie es doch hier der Fall gar nicht war), iſt ſehr oft das wahre Mittel, welches die Natur uns anzeigt, die Kriſis der Krankheit hervorzubringen. Man hat hievon die auſſerordentlichſten Beiſpiele. Ich ſelbſt habe ein ſolches an einem meiner Bedienten geſehen; ein Burſche der ſonſt ſehr mäßig war, und ſich von einem äuſſerſt bösartigen Fieber in einer einzigen Nacht kurirte, indem er in dem Delirio eine Brandweinflaſche fand, und ſie in einem Zuge ausleerte. **Was übrigens den Fall des Herrn Herz** betrift, ſo glaube ich behaupten zu dürfen, daß man den Willen des Kranken allemal befolgen muß, wenn er in ein andres Zimmer, in einem andern Bette liegen oder mehr freie Luft haben will, und in manchen Fällen muß man ihn ſogar dazu zwingen.

S. 74. Obgleich Lord Monboddo troß ſeiner großen Gelehrſamkeit, in einem ganz originellen und faſt einzigen Grade leichtgläubig iſt, und ich ihn daher am wenigſten zur Beſtätigung eines auſſerordentlichen Faktums anführen würde; ſo hat dieſer Fall hier doch nichts, weshalb man ihn gänzlich leugnen könnte. Es ſcheint eine Zuſammenſetzung aus dem S. Veits Tanz, und dem Somnambulismo zu ſeyn. *Louping* iſt gar kein engliſches

ſches Wort, *a Loping fever* oder *a Leaping fever* iſt die richtige Benennung.

Die Magnetiſirer könnten dieſen Fall zu ihrem Syſteme benutzen.

S. 78. Es giebt in dieſer Art weit ſtärkere Beiſpiele als das hier angeführte, welches zu den Fällen gehört, wo die Einbildungskraft von einer einzigen Idee zu ſtark gerührt wird. Die allgemeinen Bemerkungen S. 81. 82. verdienen nähere Erwägung.

S. 85. 86. Hier iſt jemand, auf den die Farben in ſeiner Kindheit ſo wenig Eindruck gemacht haben, wie auf mich. Das Vorhergehende beweiſt vollkommen meine Idee, wenn ich in meinen obigen Bemerkungen behaupte, daß die Band 1. St. 1. S. 68. feſtgeſetzte Regel in den Verhältnißbegriffen der Kinder ihren Grund hat.

Die folgenden Beobachtungen ſind merkwürdig und ſinnreich; aber ich glaube, der Verfaſſer hat ſie S. 93. recht wohl beurtheilt.

S. 96. ff. Ich billige den Gedanken ſehr, die Schriften der Wahnſinnigen zu ſammeln und herauszugeben. Ich beſitze ſelbſt einige; und würde ſie mittheilen, wenn ſie franzöſiſch oder deutſch geſchrieben wären. Ueberſetzen laſſen ſich dergleichen Sachen nicht. Ich bemerke alſo nur 1) die frappante Aehnlichkeit in dem Character des Wahnſinns, der in dieſen Schriften herrſcht, mit der Erfahrung des Herrn Spalding S. 41. 42. und ich wundre mich, daß dieſe Bemerkung den Herrn Herausgebern entgangen iſt.

2) Wenn man den Verſuch macht Wahnſinnige leſen zu laſſen, ſo gehet es ihnen wie beim Schreiben. Sie leſen einige Worte, und den folgenden Zeilen ſchieben ſie andere unter, die an der unrechten Stelle ſtehen, und keinen Sinn geben. Ganz ſo wie die Quittung des Herrn Spalding, wie der Wechſel meines Banquier's, und endlich wie die Reden der M. Hennert und der Arbeiter zu Babel.

3) Eine Menge Erfahrungen, welche ich ſelbſt hierüber zu machen das Glück gehabt habe, berechtigen mich zu der Meinung, daß es uns immer ſo gehet, wenn wir im Traume leſen, oder leſen hören. Ich ſage: das Glück; denn nur ſelten und durch einen glücklichen Zufall erwacht man aus dergleichen Träumen ſo ſanft, daß man ſich der Worte, welche man im Traume geleſen, erinnern kann. Iſt der Zufall nicht günſtig, ſo wird man ſich ſein ganzes leben hindurch in Abſicht dieſer Träume trügen. Denn während dem Traume iſt man mit der Lektüre ſehr wohl zufrieden; man iſt von dem Zuſammenhange vollkommen überzeugt; man findet ſogar Schönheiten, z. B. wenn es Verſe ſind.

Fünf und dreißig Jahre lang habe ich viel ſolche Träume für wirklich gehalten, vorzüglich wenn ich im Traume Briefe empfing, die ich durch und durch mit dem größten Intereſſe las. Endlich wiederfuhr es mir zweimal nacheinander, vor etwa zwei Jahren, daß ich ſehr ſanft aus einem Traume dieſer Art, und ſogar mitten in der Lektüre erwachte. Ich erinnerte mich noch deutlich der letzten Phraſen, die ich geleſen hatte. Es waren jedesmal anſtatt Gedanken, nur Töne oder Wörter, kein Sinn, wieder eben ſo wie die Quittung des Herrn Spalding, u. ſ. w. Ich ziehe folgenden Schluß daraus: da Wörter nur willkürliche Zeichen (an und für ſich ohne Bedeutung), und nur Mittel ſind, durch welche wir Ideen von den äuſſern Gegenſtänden bekommen, es ſey nun durch das Gehör oder durch das Geſicht; und da die Seele ſowohl im Delirio als im Traume, und ſelbſt im Wahnſinn, die Ideen, welche ſie durch die äuſſern Gegenſtände entſtanden glaubt, doch nur von ſich ſelbſt empfängt; ſo müſſen ihr die Zeichen gleichgültig ſeyn, durch welche ſie dieſe Ideen zu erhalten glaubt, weil ſie im Grunde alle Zeichen entbehren kann.

Nur die irrige Meinung, daß dieſe Ideen von auſſen kommen, und die Gewohnheit, im geſunden und im wachenden Zuſtande nur durch artikulirte Töne, oder durch Schriftzeichen Ideen zu erwerben, überreden ſie, daß dieſe Zeichen nothwendig ſind. Sie erdichtet welche — ſo ſchlecht ſie auch ſeyn mögen — in ihrem jetzigen Zuſtande, und begnügt ſich damit, ſo wie man falſche Münze eben ſo gerne wie die ächte nehmen würde, wenn man für jene, wie für dieſe, Waaren erhielte.

Eben ſo gehet es mit der Sprache, bei Leuten die noch auf der erſten Stufe der Verrücktheit ſtehen, d. h. bei welchen der Wahnſinn von auſſen her, nicht von innen, kommt. **Spalding** glaubte ſeinen Candidaten in dieſem Falle, ſo wie auch er ſelbſt, und M. **Hennert** darin waren. In dieſem Zuſtande kann die Seele nicht mehr die **Zeichen**, aber wohl noch die Begriffe beurtheilen. Ihre eigenen Gedanken betrachtet ſie aus dem richtigen Geſichtspunkte; entſcheidet, ob ſie zuſammenhängend ſind u. ſ. w., aber dieſe Beurtheilungskraft mangelt ihr in Abſicht der Zeichen, deren ſie ſich zur Ausdrückung ihrer Gedanken bedienet, ſowohl im Sprechen als im Schreiben.

Hierin ſind wiederum Unterabtheilungen. Die Einen glauben gut zu reden und zu ſchreiben, indeß ſie nur Galimathias vorbringen; die Andern — wahnwitzig in geringerem Grade — vermuthen oder fühlen zuweilen, daß ſie Galimathias ſchreiben oder ſprechen; aber ſie haben zu wenig Gedächtniß, ſie beſinnen ſich nicht ſchnell genug auf paſſende Wörter, auf die richtigen willkürlichen Zeichen.

Im Kurzen: das **Delirium**, und der **Wahnſinn**, der nur ein verlängertes, zur Gewohnheit gewordenes und beſtimmtes Delirium iſt, ſind nichts als der Zuſtand eines verlängerten, zur Gewohnheit gewordenen und beſtimmten **Traums**; d. h. der

Wahnſinn iſt im Vergleich mit dem Delirium, (verſteht ſich, mit dem vorübergehenden, in Fiebern und Krankheiten) was das Delirium gegen den bloßen Traum iſt, und umgekehrt.

Wollte man verrückte Perſonen heilen, ſo müßte man ſich Mühe geben, ſie zu erwecken. Aber ehe man dazu gelanget, müßte man die Natur des Schlafs, und den phyſiſchen Zuſammenhang, den der Zuſtand des Schlafs, mit dem Zuſtande des Träumens hat, genauer kennen. Wir wiſſen weiter nichts, als daß der Körper ſchläft, und der Geiſt, die Seele träumet, und es ſcheint eben ſo erweislich, daß eines ohne das andere beſtehen kann: der Körper kann ſchlafen, ohne daß die Seele träumet. Ich glaube daher, daß vice verſa die Seele träumen könne, ohne daß der Körper ſchläft; wie im Delirium und im Wahnſinn.

Ich zeichne hier nur die Auſſenlinien (outlines) eines an Folgerungen ſehr fruchtbaren Syſtems, für welches man aber noch viele Data ſammlen, noch viele Unterſuchungen anſtellen muß, ehe man es zur Vollkommenheit bringen kann. Man müßte vorzüglich über den Schlaf, den Traum, die Somnambulen, über Perſonen im Delirium, über Verrückte, und — warum ſollte ich es nicht ſagen? — auch über Krampfhafte und Magnetiſirte, Beobachtungen machen.

S. 100. Ich will einmal eine ganz auſſerordentliche Frage, im Betreff der erſten hier erzählten Erfahrung machen: giebt es wohl einen einzigen Menſchen — wenn er auch nur in ſehr geringem Grade dem Schwindel unterworfen iſt — dem nicht dieſe Idee mehr oder weniger in den Sinn käme, wenn er ſehr aufmerkſam darauf iſt, und ſich in der gegebenen Lage befindet? Die Seele hat eine äuſſerſt ſeltſame Neigung ſich alle möglichen Dinge vorzuſtellen und ſie zu verſuchen; und je entfernter die Möglichkeit iſt, je vernünftiger die Gründe ſind, welche ſich der Ausführung entgegenſtellen, (wie in dem gegenwärtigen Beiſpiele, die Gefahr den Hals zu brechen), je mehr der Körper widerſtrebt, deſto ſtärker fühlt ſich die Seele angezogen.

Ohne vollwichtige und ſiegende Bewegungsgründe, zu welchen man die durch Gewohnheit entſtandene Ueberzeugung von der abſoluten Unmöglichkeit der Sache, rechnen muß, würden wir, vermöge dieſer allgemeinen Neigung, alles mögliche verſuchen. Ein Kind ſtreckt die Arme aus, um den Mond zu ergreifen, und eben dieſe Neigung hat die Erfindung der Schiffahrt, das Schwimmen, das Seiltanzen u. ſ. w. veranlaßt. Würde es ſonſt noch Menſchen geben, welche gerne ein Univerſalmittel, die Quadratur des Zirkels u. ſ. w. erfinden wollen?

S. 110. ff. Ein vortrefliches Stück in Plan und Ausführung. Man kann dieſen geſchickten und einſichtsvollen Pädagogen nicht genug zur Fortſetzung aufmuntern. Man muß in dieſer Art viel thun, wenn man etwas gethan haben will. Eine Menge ſolcher Fälle muß in verſchiedenen Rückſichten ſehr nützlich ſeyn.

Band 1. St. 3. S. 1. I. Ein merkwürdiges und ſchön geſchriebenes Stück, das aber eher in ein Magazin zur Erziehung als zur Erfahrungsſeelenkunde gehört. Einige Stellen aus den Originalbriefen des H. R. G. die man S. 8. 12. 14. hervorgeſucht hat, wären hier am beſten angebracht geweſen, denn ſie hätten beſſer als Facta, einen Blick in die Seele des R. G. werfen laſſen.

S. 28. III. Ich erwartete von der Selbſtmörderin, daß ſie Schriften nachgelaſſen haben würde, woraus die Bewegungsgründe erhelleten, die man in ihr vermuthet. Durch die Art, wie der Fall hier erzählt wird, und durch die blos auf Wahrſcheinlichkeit und Vermuthungen gegründeten Motive, verliert die ganze Geſchichte an Intereſſe. Man hat eine Anekdote von einem Engländer, der ſich zu Rom das Leben nahm, und ein Schreiben hinterließ, worin er als Urſache dieſer Handlung, nach ſeinen eigenen Ausdrücken angab: daß er unmöglich der Ungeduld habe widerſtehen können, zu erfahren, was das zukünftige Leben ſey, und was darin vorginge.

Das Büchelchen, welches S. 30. erwähnt wird, heißt im Herrenhuterſtyl das Loosbüchlein. Man verändert es alle Jahre.

Dieſer Umſtand erinnert mich an eine Geſchichte, welche hier zu Baſel vor 5 bis 6 Jahren vorgefallen. Eine junge, redliche, ſehr religiöſe Hausmutter war ſo unglücklich verheirathet worden, daß ſie nach vielen Kränkungen, welche ſie von ihrem Manne, einem groben, ungeſitteten Menſchen, hatte erleiden müſſen, an einem Nachmittage auf ein Luſthaus, das ſie auſſerhalb der Stadt beſaßen, ganz einſam ging, etwas Wein und Brodt mitnahm, davon ſie ohngefähr ein Drittheil verzehrte, dann wahrſcheinlicherweiſe ein zu ihrer Gemüthsſtimmung paſſendes Lied, aus einem Buche ſang, welches ſie offen auf dem Tiſche liegen ließ, mit einem Zeichen an der folgenden Stelle, und nach allen dieſen Verrichtungen ſich erſäufte.

Hier iſt die Strophe, welche ſie bezeichnet hatte:

Die Noth, o Herr, hat kein Geſetz,
Die mich jetzt hart umringet;
Drum das für keine Frechheit ſchätz,
Wozu die Angſt mich zwinget.
Wer blind, wer krank iſt, ſehnet ſich
Nach Licht und Heilung ängſtiglich;
Ich Todter ſuch das Leben!
u. ſ. w.

S. 32. IV. Wieder ein Stück von einer Art, die man in einem Magazine wie dieſes nicht genug wünſchen kann. Auſſer den Faktis — und vielleicht auch dieſe nicht einmal ausgenommen — giebt es keine merkwürdigere, keine wahrhaft nützlichere Stücke, als Schriften der Verrückten, der Wahnſinnigen, der tief melancholiſchen u. ſ. w., lauter Perſonen, die für die Pſychologie äuſſerſt wichtig ſind: auch von ſehr boshaften Leuten ſollte man zu dieſem Behufe Schriften ſammeln. Ich bemerke noch im Vorbeigehen, daß die Stärke des Arguments gegen den Selbſtmord, welches der Verfaſſer des Briefs über Werther in Engels Philoſoph für die Welt ſo ſchön ausführt, auf der Widerlegung des Sophismi beruhet, welcher den armen Clooß S. 37. verführt hat. Daß wir nehmlich, wenn wir uns einen Arm abnehmen laſſen, die daraus entſtehenden Folgen wohl kennen; aber nicht alſo der Selbſtmörder u. ſ. w.

Das Argument S. 39. iſt noch weit wichtiger, und muß unter den gegebenen Umſtänden, von allen Triebfedern am meiſten zum Selbſtmord verleiten. Es beweiſet, wie unendlich wichtig die einzige Idee iſt, welche man ihm entgegenſtellen kann; daß man nehmlich ein unbegränztes Vertrauen in eine unendlich weiſe und gütige Vorſicht ſetzen müſſe.

Ich kann mich nicht enthalten, eine allgemeine Bemerkung hieher zu ſetzen, welche die Seelenheilkunde betrift, den Theil ihres Plans, den Sie mit Recht für den wichtigſten halten. Ich meine die folgende:

Der Selbſtmord gehört zu den Materien, worüber man ſich ſehr frühzeitig, durchdachte Grundſätze feſtſetzen, das Für und Wider wohl erwägen, und alsdann mit ſich ſelbſt die feierliche und heilige Verbindlichkeit eingehen müßte (und ſollte es auch des größeren Eindrucks wegen ſchriftlich ſeyn,) „niemals von dem Reſultate ſeiner Betrachtungen „abzuweichen, ſich durch keine Umſtände, vorzüg„lich durch ſich ſelbſt nicht dazu bewegen zu laſſen, „daß man von dieſen Betrachtungen einen Augen„blick abweiche, ohne ſich zugleich an alle die Grund„ſätze mit Vorſatz zu erinnern, an alle die Be„weisgründe, durch welche man zu dem Reſultate „gelanget iſt.“

Ich erinnere mich noch an die Anwendung, welche Ihr vortreflicher Mitbürger und Gönner, der verewigte **Mendelsſohn**, von dem nehmlichen Grundſatze, auf die Religion gemacht hat. „Man „muß die Subtilitäten alle, wenigſtens einmal in „ſeinem Leben, klauben und ins Reine bringen, „wenn man den Schlingen der Sophiſtik entgehen „will; auch die Religionsſtreitigkeiten gehören hie„her.“ *) Ich behaupte: daß noch weit mehr der

---

*) In dem Original wird hier eine Stelle aus **Mendelsſohns Brief an Lavater**, über deſſen Zueignungs-

der Selbſtmord hieher gehöret; weil der Augenblick, in welchem man ſich in eine Unterſuchung über den Selbſtmord einlaſſen will, gewöhnlich zu gar keiner Unterſuchung geſchickt iſt. Man billiget in dieſem Augenblicke die Handlung, fühlt ſich dazu geneigt, und iſt ohnehin auſſer Stande zu denken, weil die Verſuchung zum Selbſtmorde ſchon einen gewiſſen Grad der Verwirrung, wenigſtens eine heftige Erſchütterung des Geiſtes vorausſetzt, einen Zuſtand, der mit der Kaltblütigkeit völlig im Widerſpruche ſtehet, und keiner unpartheiiſchen Ueberlegung des Für und Wider einer Handlung, Raum geſtattet.

Wenig Perſonen haben mehr Recht, über den Selbſtmord zu ſprechen, als ich; weil ich überzeugt bin, daß wenig Perſonen einen ſo hartnäckigen, ausdauernden Hang gehabt haben, ſich das Leben zu rauben, als ich. Ich entſinne mich noch ſehr deutlich meines erſten Vorſatzes in dieſer Art, da ich erſt ſechs Jahre alt war. Meine Eltern hatten mich, meiner Meinung nach, ungerecht geſtraft; und doch hatte man mich blos in

---

nungsſchrift zu dem Buche des C. Bonnet citirt. Weil ich dieſes nicht beſitze, ſo habe ich eine homogene Stelle aus den **Morgenſtunden** 1te. Ausg. Berl. 86. S. 23. dafür gewählt, wo jedoch die letzten Worte, „auch die Relig." u. ſ. w. gänzlich fehlen.

Ueberſetzer.

ein Zimmer eingeſchloſſen, das mir noch jetzt vollkommen gegenwärtig iſt; vorzüglich denke ich ſehr lebhaft an ein Klavier, woran ich mich lehnte, mit dem Kopfe in den Händen, und in der Trunkenheit meines Schmerzes, oder vielmehr meiner kindiſchen Empfindlichkeit. Selbſt den Gang meiner damaligen Ideen weiß ich noch ſehr wohl. Mein erſter Gedanke war ein lebhafter Wunſch, daß meine Eltern jetzt ſterben möchten. Inzwiſchen war ich ſo weit von jedem Gedanken an Vatermord entfernt, daß vielmehr eben der äuſſerſt geringe Grad von Wahrſcheinlichkeit, (meine Eltern waren damals noch jung und geſund) ſogleich dieſen Wunſch entfernte, um einem andern Platz zu machen: ich wünſchte meinen eigenen Tod. Ich kannte die Zärtlichkeit meiner Eltern für mich. Ich war überzeugt, daß mein Tod die heftigſte Strafe für die Ungerechtigkeit ſeyn müßte, welche ſie an mir verübt hatten; und der Gedanke, mir ſelbſt das Leben zu rauben, hatte eine ganz andre Würkung auf mich, als jener erſte Wunſch nach dem Tode meiner Eltern gehabt hatte. So unzugänglich ich jeder Idee geweſen war, den Tod meiner Eltern ſelbſt zu verüben, ſo heftig fühlte ich mich zum Selbſtmorde aus innerem Wohlgefallen angezogen. Nur die Mittel machten mich verlegen; und ich ſtand in Gedanken vertieft, um welche zu erſinnen, als man, nach Verlauf einer halben Stunde kommt, um mich aus meinem Gefängniſſe zu entlaſſen.

Seit dieſer Zeit habe ich mehr als dreißig Jahre hindurch Neigung zum Selbſtmord in der nehmlichen Ideenfolge gehabt. Nur der erſte, ſchnell aufſteigende Wunſch nach dem Tode der Perſonen, welche die Urſache meines Verdruſſes geweſen waren, hat ſich ſchon in meinem zwölften oder dreizehnten Jahre ſo vollkommen verlohren, daß es mir in den Zeiten, wo mir die Menſchen Ungerechtigkeiten erwieſen, die gewiß von größerer Wichtigkeit waren, als die, von welchen J. J. Rouſſeau, Linguet und andere, die ganze Welt ertönen ließen, dennoch nicht widerfahren iſt, einen Augenblick das geringſte Unglück (eine rechtmäßige und gerichtliche Strafe ausgenommen, worinn ich aber keinen Einfluß gehabt hätte) den Leuten zu wünſchen, über welche ich am meiſten zu klagen hatte; nicht einmal dem Bedienten, der mich vergiftet, noch den Leuten, welche mir Steine in die Straße geworfen, oder denen, die einen jungen Menſchen, der mir den Bart putzte, durch Geld dazu verleiten wollten, mir die Kehle abzuſchneiden u. ſ. w. Nur die Neigung zum Selbſtmorde iſt mir geblieben, bis auf die Zeiten meiner außerordentlichen Kränkungen, wo, durch die Gnade Gottes (denn von Vernunft war keine Spur in meinen damaligen Handlungen) jeder Gedanke zum Selbſtmorde aus meiner Seele vertilgt war, in der er ſeit mehr als dreißig Jahren geherrſcht hatte; oder, wie die Engländer ſagen: where ſhe had been uppermoſt all that time (wo er, dieſe ganze Zeit über herrſchend geweſen war).

So lange ich geſonnen war mir das Leben zu rauben, war es niemals aus Vernunft. Im Gegentheil; Vernunftgründe waren jedesmal dagegen. Ich hatte eine Neigung zum Selbſtmorde, wie zu einer Sünde; ich betrachtete ihn, wie das letzte Hülfsmittel; und da ich zum Glücke der Handlung ſelbſt nicht unterlag, ſo war mir der Gedanke in der Folge ſehr nützlich. Er flößte mir Muth ein; ich ertrug jedes Uebel mit mehr Gelaſſenheit, wenn ich bedachte daß ich doch dieſes Mittel mich zu befreien, immer in Händen habe.

Nichts deſto weniger war ich mehr als einmal der Vollſtreckung nahe. Ja, ich warf eines Tages ein Paar ſehr ſchöne Piſtolen in das Waſſer, mit welchen ich des Abends aus der Stadt gegangen war, mit dem feſten Vorſatze die That endlich einmal zu begehen. Für dieſesmal hat mir nur das Präſervatif, welches ich eben erwähnt, Einhalt thun können. Doch war die Stimme der Ueberlegung ſehr ſchwach; und nur einer plötzlichen Anſtrengung der Vernunft, und dem großen Mißtrauen gegen mich ſelbſt, habe ich es zu verdanken, daß ich dem lebhaften Antriebe nachgab, und die Werkzeuge der Zerſtörung, die ich ſchon in Händen hatte, in den Fluß warf.

Ein andermal, (und zwar zum letztenmale) nahm ich ein Paar Piſtolen mit auf das Land, wo ich einige Wochen zubringen wollte, zu dem nehmlichen Endzwecke, wiewohl mit dem lebhaften Wunſche, mich des Mordes enthalten zu können. Das Mittel, welches mich damals rettete, wird Ihnen gewiß durch ſeine Sonderbarkeit merkwürdig werden, und Ihnen beweiſen, daß ich mich auch der Seelenheilkunde befliſſen habe. Es war eine Karte, die ich in meine Taſche geſteckt hatte; und ich hatte mir es zum Geſetze gemacht, dieſe Karte zu leſen, ſo oft ich allein ſeyn würde, aber vorzüglich, regelmäßig in dem Augenblicke des Erwachens, und des Schlafengehens. Auf dieſer Karte ſtanden aus einem Buche, welches ich immer nur in meiner Mutterſprache geleſen habe, die Worte geſchrieben: the cup, which my father has given me, ſhall not I drink it! (den Becher, welchen mir mein Vater gab, ſoll ich ihn nicht ausleeren!) Seit dieſer Epoche bin ich überzeugt, daß ich die angeführten Worte niemals werde mit lauter Stimme ausſprechen können, ohne bis in das Innere meines Herzens davon durchdrungen zu werden, ohne daß ſie Stundenlang in meinen Ohren, oder vielmehr, im Grunde meiner Seele, wiederhallten.

Ich beſchließe dieſe pſychologiſchen Bekenntniſſe mit folgender Anmerkung: ich bin nehmlich in meiner Neigung zum Selbſtmorde niemals durch die Furcht vor dem Tode aufgehalten oder geſtöret worden. Selbſt in meinen ſtärkſten Krankheiten iſt mir dieſe Furcht nicht eingekommen. Im Gegentheil: je näher ich dem Tode war, je mehr verlohr er von ſeiner Schrecklichkeit für mich.

Zwar kenne ich die Empfindung, welche man **Furcht vor dem Tode** nennet, aus Erfahrung; aber ich habe dieſe Erfahrung immer nur im Zuſtande der vollkommenen Geſundheit gemacht. Ich mache ſie noch jetzt, ſo oft ich an **Schlagfluß, Waſſerſucht**, u. ſ. w. denke; und ich kann nach dem Beiſpiel des großen **Turenne** in Wahrheit ſagen: daß ich zwar nicht den Tod, aber wohl den Schmerz als ein wahres Uebel fürchte, da ich Schmerzen ausgeſtanden habe, die auf der Folterbank nicht quälender ſeyn können. Ich geſtehe, daß ich mit einer ſchrecklichen **Furcht** an den **Krebs**, an **Raſerei**, denke. Ja, ich könnte dieſe Furcht bis zur Ohnmacht treiben, wenn ich ihr nicht mit Gewalt Einhalt thäte.

Die Bemerkungen des Hr. **Glave**, ſind zwar ein wenig geſucht, aber vorzüglich die S. 40 über die Verſchiedenheit zwiſchen dem armen **Clooß** und **Werther, ſind mir aus der Seele geſchrieben**, (ich bediene mich gerne dieſer deutſchen Redensart, weil ſie vortreflich iſt, und in jeder andern Sprache fehlt.) Seine letzte Phraſis S. 45 iſt eine der ſchönſten, erhabenſten Stellen die ich kenne. Wie werden einſt alle Weiſe dieſer Erde ſich im Staube bücken, wenn ſie ein vollkommnes Weſen, einen Menſchen wie dieſen Clooß richten hören!

Heilige, mit frommem, kaltem Herzen,
Gehn vorüber, und verdammen dich!
Ich allein, ich fühle deine Schmerzen,
Theures Opfer, und beweine dich!
Werde weinen noch am letzten Tage,
Wenn der Richter unſre Thaten wiegt! u. ſ. w.

Ein großes Genie hat dieſe ungemein ſchöne Stelle der armen Lotte angedichtet, wie ſie einer Perſon gegen über ſitzt, die im Grunde nur aus Enthuſiasmus, d. h. aus Schwärmerei und einer großen Schwäche, zuſammengeſetzt war. Hr. Glave hat es bereits geſagt: Clooß war ein ganz anderer Menſch, hatte weit edlere Bewegungsgründe als Werther.

S. 46-76. Mein verewigter Freund Mendelsſohn war ein gelaſſener Denker, und handelte mit Wärme. Sobald die Reihe wieder an das Denken kam, nahm er auch ſeine alte Gelaſſenheit wieder an. Ich kann ihn nicht würdiger, und nicht mit mehr Wahrheit loben; und ich würde ihn entehren, wenn ich dieſem Muſter ſo unähnlich ſeyn, wenn ich ihn mit Enthuſiasmus loben wollte. Glücklich, wem der günſtige Zufall ward, daß er ihm mit Eifer, mit Wärme dienen konnte. Wer ihn loben will, darf nur richtig urtheilen; und man urtheilet gewiß deſto richtiger, je gelaſſener man denkt. Ich ſage darum von dieſem Stücke nichts mehr, als daß ich gerne für dieſes Einzige den Preis des ganzen Magazins bezahlt hätte.

Beinahe keine Abhandlung von **Moſes Mendelsſohn** trägt mehr den Stempel ſeines Geiſtes und ſeines vortreflichen Kopfs, als dieſe. Es iſt ein wahres Kleinod! Ich hatte ſie noch nicht geleſen, als ich die vorhergehenden Anmerkungen ſchrieb. Ich vernichte ſie dennoch nicht; denn ich bin nur Geſchichtſchreiber, nur ein armſeeliger Handlanger, aber mein Freund **Mendelsſohn** iſt Architekt; er ſezt die Materialien zuſammen, welche man ihm darreicht, und erſchaft ein prächtiges Gebäude. Ich wünſchte, daß er auch die meinigen beſeſſen hätte; ſie wären ihm nicht unnüz geweſen, wiewohl ſie noch ziemlich unvollkommen ſind.

Ach, meine Herren! wie vortreflich wäre ein Magazin für die **Erfahrungsſeelenkunde**, zu welchem ein Beobachter wie **Spalding** die Beiträge lieferte, und ein **Mendelsſohn** ſie kommentirte! Finden Sie ein ſolches aus, und ich verſpreche Ihnen, daß ich ſie mit meinen Packeten nicht mehr beläſtigen will. Ich bin überzeugt, ſie halten es für keinen Vorwurf, wenn ich behaupte, daß ſie es nicht finden werden.

Ich hatte mir vorgenommen zu der erwähnten Abhandlung flüchtige Anmerkungen hinzuwerfen: aber, nun ich die angezeichneten Stellen überleſe, werde ich gewahr, daß meine Bemerkungen eben ſo viel Lobſprüche für jede einzelne Stelle geweſen wären; und ich glaube feſt, daß ein Werk, wie das Ihrige, für keinen Leſer geſchrieben iſt, dem man bei jedem Stücke einen Fingerzeig geben müßte, damit er die Schönheit fühle.

1. 3. S. 76. ff. II. Ohne Zweifel hat der Taubſtumme die meiſten Ideen, von welchen hier geſprochen wird, durch die Erziehung, und von auſſen her erworben. Auch iſt das Merkwürdige in der Erſcheinung gar nicht, daß er die Ideen **empfangen** hat; nur der ſtarke Eindruck, welchen dieſe Ideen in ihm gemacht haben, die Begierde, mit welcher er ſie erlernet, und die tiefen Wurzeln, die ſie in ſeinem **Herzen** mehr als in ſeinem **Kopfe** gefaßt haben, verdienen Aufmerkſamkeit. Welche Aehnlichkeit, zwiſchen dieſem Taubſtummen mit dem Blindgebornen, von dem in der h. S. geſagt wird: **daß er mehr Glauben hatte, als einer in ganz Iſrael!** und welcher Contraſt mit den metaphyſiſchen Sophiſmen eines **Diderot**, über die religiöſen Begriffe der Unglücklichen dieſer Art! Ohne Zweifel hat ein Blindgeborner und ein Taubſtummer, der niemals von einem ewigen Weſen reden hörte, ganz andere Begriffe von dem Urſprung und von der Natur der Dinge, als wir.

Er hat eben darum eine ganz andere Religion, ſo wie jeder Menſch nach ſeiner individuellen Weiſe, ſeine eigene hat. Aber man bringe nur dieſer Art Leuten Begriffe von Gott, von einem Heilande, von dem zukünftigen Leben, bei; und man wird ſehen, daß ſie dergleichen Ideen weit begieriger auffaſſen, viel inniger davon durchdrungen werden, ungleich ſtärker ſich damit beſchäftigen. Ach! ſie bedürfen ja des Troſtes ſo ſehr; und ſie haben viel weniger Zerſtreuung, weniger Intereſſe ſich zu täuſchen, als wir.

S. 82. III. Ein neuer Beweis zu meiner eben angeſtellten Bemerkung. Dieſes ganze Stück macht der Menſchenliebe und der aufgeklärten Frömmigkeit des würdigen Paſtors P. und ſeines redlichen Schulmeiſters, ungemein viel Ehre.

Mit Vergnügen würde ich die Bekanntmachung der beiden S. 84 und 87 citirten Stücke ſehen. Man kann nicht genug Lehrmethoden für Blindgeborne und Taubſtumme, bekannt machen. Auch könnten Sie die beiden Brochuren des Diderot über dieſe Materie in einer Ueberſetzung, oder doch wenigſtens im Auszug liefern. Sie enthalten, unter vielen Sophiſmen, auch einige feine und pſychologiſche Beobachtungen.

Der einzige Vorwurf, den ich gegenwärtigem Stücke machen könnte, iſt, daß es gerade in dem Augenblicke ſchließt, wo es am intereſſanteſten zu werden anfängt.

S. 102 f. Richtig und gut! In den Zeiten, wo ich der Schwermuth am meiſten nachhing, hatte ich immer einen Band von Triſtram Shandy auf meinem Schreibepult, und J. Miller war mit mehr werth als Petrarka. Noch jetzt ſehe ich meine Freunde, den Dottor Boloneſe, den Signor Faſtidio di Faſtidii, und den Kapitain Spavento, und den lieben Policinello u. ſ. w. lieber auf dem Theater als alle Mahomete und Mithridate, im tragiſchen Cothurn. Die letztern intereſſiren und zerſtreuen mich nur in den Stücken des Shakeſpear, wenn ich mich einſchließe, um in der Einſamkeit darüber nachzudenken, oder wenn Garrik oder die Miſtr. Siddons ſie durch ihr einziges Spiel beleben.

Indeſſen thun in dem letzteren Falle Young's Nachtgedanken die nehmlichen Dienſte. Auch dieſe haben weder mich noch manchen andern jemals in Betrübniß verſetzt. Ich bin alsdann in der nehmlichen Stimmung, als wenn ich mich von den erdichteten Unglücksfällen des König Lear, des Othello, oder des Hamlet erſchüttern laſſe. (Ich ſage dies mit der unbegränzten Bewunderung, welche dem gröſten Genie aller Zeiten gebühret.)

Es iſt noch die Frage, ob J. Miller, und Till Eulenſpiegel — es verſtehet ſich, daß ich von dem alten rede; — das *non plus ultra* der Heilungsmittel in dem *non plus ultra* der Melancholie, ſind, wie Ihr Anonymus anzunehmen ſcheint. Ich kenne Grade der Melancholie oder der Hypochondrie, die bei weitem noch nicht die äußerſten ſind, wo ich noch ganz andere Heilmittel gebrauchen mußte. Und dieſe Heilmittel waren — Noten ſchreiben — eine mathematiſche oder algebraiſche Aufgabe auflöſen — mit Samuel Johnſon kalkuliren, von welcher Breite und Dicke ein ſilberner Gürtel um die Erdkugel und mit dem Meridian parallel, ſeyn müßte, wenn ſein Werth den Betrag der engliſchen Nationalſchulden nach geendigtem Kriege Anno 1785, ausmachen ſollte. — Oder endlich: ein Mittel, das mir allein eigen, und das würkſamſte von allen war, das ich aber ohne Nutzen nennen würde, weil wenig Perſonen in einer ſolchen Lage ſind, daß ſie den Nutzen davon ziehen könnten, welcher mir daraus erwuchs, und mich daher wenige verſtehen könnten.

Was ich hinwiederum in dem Aufſatze Ihres Anonymus nicht verſtehe, iſt die Stelle S. 104, „die Teutſchheit" u. ſ. w. Ich kenne nicht nur Winkel in Deutſchland, die unter dem Joche des Deſpotismus ſeufzen, ſondern Deutſche, ſehr republikaniſche, ſehr freie, oft als glücklich citirte Staaten, wo das Verhältniß der Selbſtmörder, gegen die londoner, wie 5: 3, iſt.

S. 105. II. Ein Theil dieſes Stücks iſt weit gründlicher in den Büchern des Tiſſot und Anderer, über die Geſundheit der Gelehrten, behandelt, und vorzüglich in dem letzten Bande des vortreflichen, mediziniſchen, und klaſſiſchen Werks des Kämpe. Ein anderer

Theil ſcheint meinen eben erwähnten Erfahrungen geradezu zu widerſprechen, — Erfahrungen, die nichts deſto weniger, mit Genauigkeit und Wahrheit über den Gebrauch der abſtrakten Meditationen als Heilmittel gegen die Melancholie, angeſtellet ſind.

Ich glaube, daß man hier wohl unterſcheiden müſſe. Wenn die Melancholie nur reine Hypochondrie iſt, und in bloß phyſiſchen Urſachen ihren Urſprung hat, ſo taugen die letzteren Mittel gewiß nicht; aber, ſind es **drückende Sorgen**, unerhörte Kränkungen, die jeder Bemühung ſie zu vergeſſen, trotzen, dann giebt es auch gewiß kein beſſeres Mittel **ſich zu zerſtreuen**, als **ſtarke, willkürlich gewählte, abſtrakte Materien.**

Ich begnüge mich, Ihnen dieſe Bemerkungen über den erſten Theil Ihres Magazins vorläufig mitzutheilen, und die Fortſetzung ſoll gänzlich von Ihrem Befehl abhängen.

Eine einzige Note will ich noch hinzuſetzen, über einen Brief, den ich Ihnen vor ungefähr vier Jahren ſchrieb, und den Sie gütigſt im 4. Heft des zweiten Theils dieſes Magazins aufnahmen. In dieſem Briefe hat ſich ein ſehr erheblicher Druckfehler eingeſchlichen, und ohne Zweifel war meine unleſerliche Hand Schuld daran. In dem eben angeführten Hefte S. 87 ſteht Arzt in Mietau, und ſoll heiſſen Arzt in Mayland.

Die Journale, und mich dünkt, nahmentlich das Journal etranger, ſprachen damals ſehr viel von dieſem Arzte und ſeinen Erfahrungen. Die Verſuche die er mit ſeinen Gemüthskranken machte, beſtanden, wie ich mich erinnere, hauptſächlich darin, daß er die Verſtopfungen im Gehirne zu heben ſuchte, indem er den Zufluß des Bluts und der Säfte, von dem Kopfe mehr nach den untern Theilen leitete.

Er bewerkſtelligte dies entweder nach der alten Methode durch Fußbäder, Aderläſſe u. ſ. w., oder nach einer andern ſehr würkſamen Methode dadurch, daß er diejenigen Theile des Körpers, die man ohne Gefahr reizen kann, als die Hinterbacken u. a., brennen oder bis aufs Blut peitſchen ließ.

Wenn ich dieſen Sommer, ſo wie ich hoffe, nach Mayland reiſe, ſo nehme ich mir vor, dieſen Arzt und ſeine Verſuche genauer kennen zu lernen. Ich habe immer geglaubt, daß wir aus allzugroßer Verzärtelung und Verfeinerung, aufgehört haben nach der Methode der Alten und der noch heutigen Wilden, eine große Menge von Krankheiten durch Schmerzen und durchs Brennen zu heilen. Indeſſen fängt es bei der Gicht ſchon an Grundſatz zu werden, daß man ſie feindſeelig behandeln müſſe. So verfahren die Bauern, und man findet die Gicht unter ihnen weit ſeltener, als unter den Städtern.

Nirgend iſt dieſe Behandlungsart aber anwendbarer als bei Wahnwitzigen; denn nichts heftet den Verſtand ſo ſehr auf einen Punkt als die körperlichen Schmerzen, und Peitſchen iſt die einzige Art, anhaltende Schmerzen hervorzubringen, ohne phyſiſche Gefahr befürchten zu dürfen. Indeſſen muß man nicht auf den Rücken peitſchen, weil man Gefahr läuft der Bruſt zu ſchaden, ſondern auf gut ruſſiſch, die Hinterbacken, der Kranke ſey übrigens männlichen oder weiblichen Geſchlechts.

Wir müßten alſo nur noch unterſuchen, welche Veränderungen der Zuſammenfluß des Bluts, der Säfte u. ſ. w., den wir durch dieſe Behandlungsart in einem vom Kopfe ganz entfernten, und blos körperlichen Theile hervorbringen, auf den Kopf ſelbſt würken wird. Dies war es, was unſer Arzt zu Mayland verſuchen wollte, und ich gebe ſeiner Theorie völligen Beifall. *) Ich hätte wohl gewünſcht, dieſe Verſuche ſelbſt anſtellen zu können, ich durfte es aber nicht wagen. Man würde mich geſteinigt haben, wenn ich einen Wahnwitzigen hätte peitſchen laſſen. Es giebt eine Art Menſchen, die nicht über ihre Naſe wegſehen können, und dieſe können eine ſolche Idee nicht ertragen.

Man

---

*) In der vortreflichen Abhandlung des Herrn **Mendelssohn** über die Erfahrung des Herrn **Spalding**, finden ſich Bemerkungen, die auf eben dieſen Weg führen.

Man iſt immer gewohnt, das Peitſchen als eine Züchtigung moraliſcher Uebel zu betrachten, und nun fällt es ſchwer, es als ein mediziniſches Mittel, oder als einen phyſiſchen Verſuch anzuſehen. Aus allzugroßer Empfindlichkeit ſind wir weichlich und verzärtelt worden.

In mehreren Staaten werden die Hausdiebe, die man anderwärts am Leben ſtraft, ſo vorſichtig gepeitſcht, daß es keinen größern Eindruck machen kann, als wenn man ihnen mit einem ſanften Zeuge über die Haut führe. Ich habe irgendwo ein Monument des Rouſſeau geſehen, welches ihn ſelbſt vorſtellt wie er ein Schild zerbricht, worauf nach der alten Methode, ein Schulmeiſter ſeinen Schüler brav durchpeitſcht. Hat der Knabe blos ſeine Vokabeln vergeſſen, ſo billige ich freilich dieſes Verfahren auch nicht; hat er aber ſeinen Mitſchüler betrogen oder verrathen, warum ſollte er nicht geprügelt werden? Pfui über eine ſolche Beſtrafung, die den Zögling herabwürdigt, ſchrei't mit Jean Jaques das ganze Chor unſrer neumodiſchen Philoſophen mit dem butterweichen Herzen, und dem ſteinharten Kopfe!

Trotz dem hat aber England ſo viele große Männer, ſo viele ſtarke Geiſter und edle Herzen beiderlei Geſchlechts hervorgebracht, die alle in ihren Schulen mehr als hundertmal mögen durchgeprügelt worden ſeyn: Eitelkeit der Eitelkeiten! Unſre neumodiſche Philoſophie, und beſonders die empfindelnde iſt gewiß die Krone aller Eitelkeiten.

Man will ſich der Natur nähern, und entfernt ſich immer mehr von ihr; man will uns mehr Kraft geben, und macht uns nur gedrückter und weichlicher. In der That, ich kenne nichts Verächtlicheres! Man ſpricht von nichts als von Vorurtheilen, wann werden wir aber einmal dieſe Modevorurtheile ablegen, die uns von den alten Vorurtheilen befreien ſollen, und nichts leiſten als Neue an die Stelle der Alten zu ſetzen, die am Ende nicht ſchlimmer, und vielleicht nicht einmal ſo ſchlimm ſeyn werden!

Ich will nur im Vorbeigehen noch eine Stelle meines Briefes IV. 2. S. 93 berühren, die wie mich dünkt einer der dortigen Journaliſten herausgehoben hat. Die Rede iſt von einem Frauenzimmer, welche von einer ſehr heftigen Gemüthskrankheit geheilt wurde, und die ich über die Senſationen und Empfindungen während ihrer Krankheit befragte. Ich ſage in Ihrer Ueberſetzung: „Ich hörte verſchiedene Dinge von ihr, welche von der Art ſind, daß ich ſie nie offenbaren werde.“ Ueber dieſe Erklärung ereifert ſich der Herr, und macht mir den Proceß. Er kann ſich mit ſeiner ärmlichen Einbildungskraft nicht denken, daß es Dinge geben kann, die eine Perſon nach überſtandener Gemüthskrankheit für Senſationen oder gemachte Erfahrungen ausgiebt, und die der Vernünftige, dem ſie ſich anvertrauet hat, nicht rathſam findet, öffentlich bekannt zu machen.

Ich werde dem Herrn mit ſeiner Erlaubniß folgendes Dilemma vorlegen. Die moraliſchen oder phyſiſchen Erſcheinungen, die ich durch die Erzählungen dieſer Perſon erfahren habe, mußten auf Reſultate führen, die entweder ausſchweifend, und würklich wahnſinnig waren, oder aber auf ſolche die zwar anſcheinend wahr, aber doch zweideutig, zweifelhaft, und wohl gar gefährlich waren. In dem einen Falle, würde es der Mühe nicht gelohnt haben ſie zu erzählen, und im andern Falle, erinnere ſich der Herr jenes Philoſophen der einſt ſagte: wenn ich alle Wahrheiten in meiner zugemachten Hand hätte, ſo würde ich mich wohl hüten, ſie zu öffnen. Nun ſo mache einen Finger nach dem andern auf, erwiderte ihm zwar jener; aber wenn einen Finger aufmachen ſo viel heißt als die Büchſe der Pandora öffnen, von der man im voraus weiß, daß ſie nun durch den Misbrauch dem alle Dinge bei dem Menſchen unterworfen ſind, eine unendliche Menge Uebel, ſo wie in unſrem Falle, eine unendliche Menge Irrthümer, und falſcher Syſteme verbreiten wird; iſt es dann nicht beſſer, die Hand feſt zu zu halten, und auch nicht einen Finger aufzumachen?

Ich wenigſtens denke ſo, und wenn Ihr Journaliſt andrer Meinung iſt; ſo ſcheint es wohl, er habe in ſeinem Leben wenig außerordentliche, würklich

lich außer dem gemeinen Weltlauf liegende Sachen geſehen.

Ich denke über dieſen Punkt völlig wie eine gewiſſe äußerſt ſchätzbare und geiſtreiche Perſon, die ich zwar nicht gradezu anbete, aber doch innigſt verehre; ein Weib nach meinem Herzen: kurz, die heilige Jungfrau. Dieſe hatte in ihrem Leben viel außerordentliche Dinge an ſich erfahren, und viele ſich an andern zutragen ſehen. Aber es iſt bekannt, daß ſie alles bemerkte, und alles in ihr Herz verſchloß.

Die Erfahrung hat gezeigt, wie wohl ſie daran gethan hat. Laßt uns dieſes Beiſpiel nachahmen, laßt uns ſchwatzen, ſtreiten, pſychologiſche Magazine herausgeben, ſo viel wir nur wollen, aber uns hüten, alles zu ſagen, was wir zu wiſſen, oder erfahren zu haben glauben.

Der erſte, der erſchrocken zu ſeinem Nachbar ſagte, ich habe einen Geiſt geſehen, hatte vielleicht würklich Einen geſehen, aber er hätte ſchweigen ſollen. Nun hat er allen Kindern und alten Weibern einen Floh ins Ohr geſetzt, ſie glauben jetzt alle zu ſehen, wo es nichts zu ſehen giebt.

Van Goens.

6.

Die Leiden der Poeſie.

Dieſe geheimen leiden waren es, womit R... beinahe von ſeiner Kindheit an, zu kämpfen hatte.

Wenn ihn der Reitz der Dichtkunſt unwillkürlich anwandelte, ſo entſtand zuerſt eine wehmüthige Empfindung in ſeiner Seele, er dachte ſich ein Etwas, worin er ſich ſelbſt verlohr, wogegen alles, was er je gehört, geleſen oder gedacht hatte, ſich verlohr, und deſſen Daſeyn, wenn es nun würklich von ihm vorgeſtellt wäre, ein bisher noch ungefühltes, unnennbares Vergnügen verurſachen würde.

Nun war aber noch nicht ausgemacht, ob dies ein Trauerſpiel, oder eine Romanze, oder ein Elegiſches Gedicht werden ſollte; genug, es mußte etwas ſeyn, das würklich eine ſolche Empfindung erweckte, wovon der Dichter ſchon gewiſſermaßen ein Vorgefühl gehabt hatte.

In den Momenten dieſes ſeeligen Vorgefühls konnte die Zunge nur ſtammelnde einzelne laute hervorbringen.

Etwa wie die in einigen Klopſtockſchen Oden, zwiſchen denen die lücken des Ausdrucks mit Punkten ausgefüllt ſind.

Dieſe einzelnen laute aber bezeichneten denn immer das Allgemeine von groß, erhaben, Wonnethränen, und dergleichen. —

Dies dauerte denn ſo lange, bis die Empfindung in ſich ſelbſt wieder zurückſank, ohne euch nur ein paar vernünftige Zeilen, zum Anfange von etwas Beſtimmten, ausgebohren zu haben.

Nun war alſo während dieſer Kriſes nichts Schönes entſtanden, woran ſich die Seele nachher hätte feſthalten können, und alles andre, was würklich ſchon da war, wurde man keines Blicks mehr gewürdiget.

Es war, als ob die Seele eine dunkle Vorſtellung von etwas gehabt hätte, was ſie ſelbſt nicht ſeyn konnte, und wodurch ihr eigenes Daſeyn ihr verächtlich wurde.

Es iſt wohl ein untrügliches Zeichen, daß einer keinen Beruf zum Dichter habe, den blos eine Empfindung im Allgemeinen zum Dichten veranlaßt, und bei dem nicht ſchon die beſtimmte Scene, die er dichten will, noch eher als dieſe Empfindung, oder wenigſtens zugleich mit der Empfindung da iſt. Kurz, wer nicht während der Empfindung zugleich einen Blick in das ganze Detaille der Scene werfen kann, der hat nur Empfindung, aber kein Dichtungsvermögen.

Und gewiß iſt nichts gefährlicher, als einem ſolchen täuſchenden Hange ſich zu überlaſſen; die warnende Stimme kann nicht früh genug dem Jüngling zurufen, ſein Innerſtes zu prüfen, ob nicht der Wunſch bei ihm an die Stelle der Kraft tritt, und weil er dieſe Stelle nie ausfüllen kann, ein ewiges Unbehagen die Strafe verbotenen Genuſſes bleibt.

Dies war der Fall bei R..., der die beſten Stunden ſeines Lebens, durch mislungene Verſuche trübte, durch unnützes Streben nach einem täuſchenden Blendwerke, das immer vor ſeiner Seele ſchwebte, und wenn er es nun zu umfaſſen glaubte, plötzlich in Rauch und Nebel verſchwand.

Wenn nun je der Reiz des Poetiſchen bei einem Menſchen mit ſeinem Leben und ſeinen Schickſalen kontraſtirt, ſo war es bei R..., der von ſeiner Kindheit an in einer Sphäre war, die ihn bis zum Staube niederdrückte, und wo er bis zum Poetiſchen zu gelangen, immer erſt eine Stufe der Menſchenbildung überſpringen mußte, ohne ſich auf der folgenden erhalten zu können.

So gieng es ihm nun jetzt wieder in ſeiner äußerlichen Lage; er hatte eigentlich keine Stube für ſich, ſondern mußte, da es nun anfing kälter zu werden, mit in der gemeinſchaftlichen Stube wohnen, deren Einwohner, wenn ausgefegt wurde, ſo lange herausgehen mußten.

In dieſer Stube wohnte die ganze Familie, nebſt R... und noch einem Studenten, und jeder nahm ſeine Beſuche von Fremden darin an; es wurde darin erzählt, von Kindern gelärmt, geſungen, gezankt und geſchrieen; und dies war nun die nächſte Umgebung, worin R... ſeine philoſophiſche Abhandlung über die Empfindſamkeit ſchreiben, und ſeine poetiſchen Ideale außer ſich darſtellen wollte.

Hier ſollte nun das Trauerſpiel Siegwart geſchrieben werden, das ſich mit ſeiner Einkehr bei dem **Einſiedler** anhub, welches immer R...s Lieblingsidee war, und die Lieblingsidee aller jungen Leute zu ſeyn pflegt, welche ſich einbilden, einen Beruf zur Dichtkunſt zu haben.

Dies iſt ſehr natürlich, weil der Zuſtand eines Einſiedlers gewiſſermaßen an ſich ſelber ſchon Poeſie iſt, und der Dichter ſeinen Stoff ſchon beinahe verarbeitet findet.

Wer aber zuerſt auf ſolche Gegenſtände fällt, bei dem iſt es auch faſt immer ein Zeichen, daß bei ihm keine ächte poetiſche Ader ſtatt finde, weil er die Poeſie in den Gegenſtänden ſucht, die in ihm ſelber ſchon liegen müßte, um jeden Gegenſtand, der ſich ſeiner Einbildungskraft darbietet, zu verſchönern.

So iſt die Wahl des Schrecklichen ebenfalls ein ſchlimmes Zeichen, wenn das vermeinte poetiſche Genie gleich zuerſt darauf verfällt; denn freilich macht ſich hier das Poetiſche auch ſchon von ſelber, und die innere Leerheit und Unfruchtbarkeit ſoll durch den äußern Stoff erſetzt werden.

Dies war der Fall bei R... ſchon in H... auf der Schule, wo er Meineid, Blutſchande und Vatermord, in einem Trauerſpiele zuſammen zu häufen ſuchte, das der **Meineid** heiſſen ſollte, und

wawobei er ſich dann immer die würkliche Aufführung dieſes Stücks, und zugleich den Effekt dachte, den es auf die Zuſchauer machen würde.

Dies zweite Zeichen ſollte ebenfalls für jeden, der ſich wegen ſeines poetiſchen Berufs ſorgfältig prüft, ſchon abſchreckend ſeyn.

Denn der wahre Dichter und Künſtler findet und hoft ſeine Belohnung nicht erſt in dem Effekt, den ſein Werk machen wird, ſondern er findet in der Arbeit ſelbſt Vergnügen, und würde dieſelbe nicht für verlohren halten, wenn ſie auch niemanden zu Geſicht kommen ſollte. Sein Werk zieht ihn unwillkürlich an ſich, in ihm ſelber liegt die Kraft zu ſeinen Fortſchritten, und die Ehre iſt nur der Sporn, der ihn antreibt.

Die bloße Ruhmbegier kann wohl die Begier einhauchen, ein großes Werk zu beginnen, allein die Kraft dazu kann ſie dem nie gewähren, der ſie nicht ſchon beſaß, ehe er ſelbſt die Ruhmbegier noch kannte.

Noch ein drittes ſchlimmes Zeichen iſt, wenn junge Dichter ihren Stoff ſehr gerne aus dem Entfernten und Unbekannten nehmen; wenn ſie gerne morgenländiſche Vorſtellungsarten, und dergleichen bearbeiten, wo alles von den Scenen des gewöhnlichen nächſten Lebens der Menſchen ganz verſchieden iſt; und wo alſo auch der Stoff ſchon von ſelber poetiſch wird.

Dies war denn auch der Fall bei R...; er gieng ſchon mit einem Gedichte über die Schöpfung ſchwanger, wo der Stoff nun freilich der allerentfernteſte war, den die Einbildungskraft ſich denken konnte, und wo er ſtatt des Detail, vor dem er ſich ſcheute, lauter große Maſſen vor ſich fand, deren Darſtellung man denn für die eigentlich erhabene Poeſie hält; und wozu die unberufenen jungen Dichter immer weit mehr Luſt haben, als zu dem, was dem Menſchen nahe liegt; denn in dies leztere muß freilich ihr Genie die Erhabenheit erſt herein tragen, welche ſie in jenem ſchon vor ſich zu finden glauben.

R...s äußere Lage wurde hiebei mit jedem Tage drückender, weil die gehofte Unterſtützung aus H... nicht erfolgte, und ſeine Hausleute ihn immer mehr mit ſchielen Blicken anſahen, je mehr ſie inne wurden, daß er weder Geld beſitze, noch welches zu hoffen habe.

Sein Frühſtück und Abendbrode, was er hier genoß, war er nicht im Stande zu bezahlen, und man ließ ihm deutlich merken, daß man nicht länger Willens ſey, ihm zu borgen; da man alſo keinen Nutzen von ihm ziehen konnte, und er überdem ein trauriger Geſellſchafter war, ſo war es natürlich, daß man ſeiner loß zu ſeyn wünſchte, und ihm die Wohnung aufkündigte.

So wenig auffallend dieß nun an ſich war, ſo tragiſch nahm es R...

Der Gedanke des Läſtigſeyns, und daß er von den Leuten, unter denen er lebte, gleichſam nur geduldet würde, machte ihm wiederum ſeine eigene Exiſtenz verhaßt.

Alle Erinnerungen aus ſeiner Jugend und Kindheit drängten ſich zuſammen.

Er häufte ſelber alle Schmach auf ſich, und wollte verzweiflungsvoll ſich einem blinden Schickſale aufs Neue überlaſſen.

Nun gieng er zu F. . . , um Abſchied von ihm zu nehmen, ohne ihm eine eigentliche Urſache ſagen zu können, weswegen er Erfurt wieder verlaſſen wolle.

Der Doktor F. . . ſchob dieſen Entſchluß auf ſeine Melancholie, redete ihm zu, daß er bleiben ſolle, und entließ ihn nicht eher, bis R. . . ihm verſprochen hatte, wenigſtens heute und morgen noch nicht abzureiſen.

Dieſe Theilnehmung an ſeinem Schickſale war nun zwar für R . . . ſehr ſchmeichelhaft: ſobald er ſich aber wieder allein befand, verfolgte der Gedanke des Läſtigſeyns in ſeiner nächſten Umgebung ihn wie ein quälender Geiſt, er hatte nirgends Ruhe noch Raſt; ſtreifte in den einſamſten Gegenden von Erfurt umher, in der Gegend des Karthäuſerkloſters, wohin er ſich nun im Ernſt, wie nach einem ſichern Zufluchtsorte ſehnte, und wehmüthig nach den ſtillen Mauren hinüberblickte.

Dann irrte er weiter umher, bis es Abend wurde, wo der Himmel ſich mit Wolken überzog, und ein ſtarker Regen fiel, der ihn bald bis auf die Haut durchneßte.

Der Fieberfroſt, welcher ſich nun zu den innern Unruhen ſeines Gemüths geſellte, trieb ihn in Sturm und Regen umher, bei altem Gemäuer und durch einſame öde Straßen, denn in ſeine bisherige Wohnung zurückzukehren, davon konnte er den Gedanken nicht ertragen.

Er ſtieg die hohe Treppe zu dem alten Dom hinauf, band ſich ein Tuch um den Kopf, und ſuchte ſich unter altem Gemäuer eine Weile vor dem Regen zu ſchützen.

Vor Müdigkeit fiel er hier in eine Art von betäubendem Schlummer, aus dem er durch einen neuen Regenguß, und durch das Getöſe des Windes wieder erweckt wurde.

Indem ihm nun der Regen ins Geſicht ſchlug, fiel ihm die Stelle aus dem Lear ein: to ſhut me out, in ſuch a night as this! (Die Thüren vor mir zu verſchließen, in einer Nacht wie dieſe!) Und nun ſpielte er die Rolle des Lear in ſeiner eigenen Verzweiflung durch, und vergaß ſich in dem Schickſale Lears, der von ſeinen eigenen Töchtern verbannt, in der ſtürmiſchen Nacht umherirrt, und die Elemente auffordert, die entſetzliche Beleidigung zu rächen.

Dieſe Scene hielt ihn hin, daß er ſich eine Zeitlang den Zuſtand, worin er war, mit einer Art von Wolluſt dachte, bis auch dies Gefühl abgeſtumpft wurde, und ihm nun am Ende nichts als die leere Würklichkeit übrig blieb, welche ihn in ein lautes Hohngelächter über ſich ſelbſt ausbrechen ließ.

In dieſer Stimmung kehrte er wieder zu dem alten Dom zurück, der nun ſchon eröfnet war, und wo die Chorherren ſich zur Frühmette bei licht verſammleten.

Das alte gothiſche Gebäude, die wenigen lichter, der Widerſchein von den hohen Fenſtern, machten auf R..., der die ganze Nacht umher geirrt war, und ſich hier auf eine Bank niederſetzte, einen wunderbaren Eindruck.

Er war, wie in einer Behauſung, vor dem Regen geſchützt, und doch war dies keine Wohnung für die lebenden.

Wer vor dem leben ſelber eine Freiſtatt ſuchte, den ſchien dies dunkle Gewölbe einzuladen, und wer eine Nacht, wie R... die vergangene, durchlebt hatte, konnte wohl geneigt ſeyn, dieſem Rufe zu folgen.

R... fühlte ſich auf der Bank im Dom in eine Art von Abgeſchiedenheit und Stille verſetzt, die etwas unbeſchreiblich Angenehmes für ihn hatte, die ihn auf einmal allen Sorgen und allem Gram entrückte, und ihm das Vergangene vergeſſen machte.

Er hatte aus dem Lethe getrunken, und fühlte ſich in das Land des Friedens ſanft hinüberſchlummern.

Dabei heftete ſich immer ſein Blick auf den blaſſen Widerſchein von den hohen Fenſtern, und dieſer war es vorzüglich, welcher ihn in eine neue Welt zu verſetzen ſchien: es war dies eine majeſtätiſche Schlafkammer, in welcher er ſeine Augen aufſchlug, nachdem er die Nacht wild durchträumt hatte.

Denn wie Träume eines Fieberkranken, waren freilich ſolche Zeitpunkte in R...s Leben, aber ſie waren doch einmal darin, und hatten ihren Grund in ſeinen Schickſalen von ſeiner Kindheit an.

Denn war es nicht immer Selbſtverachtung, zurückgedrängtes Selbſtgefühl, wodurch er in einen ſolchen Zuſtand verſetzt wurde? Und wurde nicht dieſe Selbſtverachtung durch den immerwährenden Druck von außen bei ihm bewirkt, woran freilich mehr der Zufall Schuld war, als die Menſchen?

Als der Tag angebrochen war, kehrte R... mit ruhigem Gemüthe aus dem Dom zurück, und begegnete auf der Straße ſeinem Freunde N..., der ſchon früh ein Kollegium beſuchte, und welcher erſchrak, da er R...n ins Geſicht ſahe, ſo ſehr hatte dieſe Nacht ihn abgemattet und entſtellt.

N... ruhete nicht eher, bis R... ihm ſeinen ganzen Zuſtand entdeckt hatte.

Nach freundſchaftlichen Vorwürfen, daß R… nicht mehr Zutrauen zu ihm gehabt, brachte er ihn wieder nach ſeiner alten Wohnung, ſuchte ihn dort den Leuten in einem andern Lichte darzuſtellen, und tilgte die geringe Schuld ſeines Freundes.

Dieſe aufrichtige Theilnehmung ſeines Freundes, ſtärkte bei R… wieder das erkrankte Selbſtgefühl, er war gewiſſermaßen ſtolz auf ſeinen Freund, und ehrte ſich in ihm.

Nun bedung er ſich aus, um allein ſeyn zu können, einen Verſchlag auf dem Boden des Hauſes zu beziehen, wohin man ihm auch ein Bette gab, und wo er nun wieder, ganz ſich ſelbſt gelaſſen, ein paar nicht unangenehme Wochen zubrachte.

Er laß und ſtudirte hier oben, und würde in dieſer Abgezogenheit völlig glücklich geweſen ſeyn, wenn ihn ſein Gedicht über die Schöpfung nicht gequält hätte, welches machte, daß er oft wieder in eine Art von Verzweiflung gerieth, wenn er Dinge ausdrücken wollte, die er zu fühlen glaubte, und die ihm doch über allen Ausdruck waren.

Was ihm die meiſte Qual machte, war die Beſchreibung des Chaos, welche beinahe den ganzen erſten Geſang ſeines Gedichts einnahm, und worauf er mit ſeiner kranken Einbildungskraft am liebſten verweilen mochte, aber immer für ſeine ungeheuren und grotesken Vorſtellungen keine Ausdrücke finden konnte.

Er dachte ſich eine Art von falſcher täuſchender Bildung in das Chaos hinein, welche im Nu wieder zum Traume und Blendwerke wurde; eine Bildung die weit ſchöner, als die wirkliche, aber eben deswegen von keinem Beſtande, und keiner Dauer war.

Eine falſche Sonne ſtieg am Horizonte herauf, und kündigte einen glänzenden Tag an. —

Der bodenloſe Moraſt überzog ſich unter ihrem trügeriſchen Einfluſſe mit einer Kruſte auf welcher Blumen ſproßten, Quellen rauſchten; plötzlich arbeiteten ſich die entgegenſtrebenden Kräfte empor, der Sturm heulte aus dem Abgrunde, die Finſterniß brach mit allen ihren Schrecknissen aus ihrem verborgenen Hinterhalte hervor, und verſchlang den neugebornen Tag wieder 'n ein furchtbares Grab.

Die immer in ſich ſelbſt zurückgedrängten Kräfte bearbeiteten ſich mit Grimm nach allen Seiten ſich auszudehnen, und ſeufzten unter dem laſtenden Widerſtande.

Die Waſſerwogen krümmten ſich und klagten unter dem heulenden Windſtoße.

In der Tiefe brüllten die eingeſchloſſenen Flammen, das Erdreich das ſich hob, der Felſen der ſich gründete, verſanken mit donnerndem Getöſe wieder in den alles verſchlingenden Abgrund. —

Mit dergleichen ungeheuren Bildern, zerarbeite ſich R. . . s Phanteſie in den Stunden, wo ſein Innres ſelbſt ein Chaos war, in welchem der

Strahl des ruhigen Denkens nicht leuchtete, wo die Kräfte der Seele ihr Gleichgewicht verlohren, und das Gemüth ſich verfinſtert hatte; wo der Reiz des Wirklichen vor ihm verſchwand, und Traum und Wahn ihm lieber war, als Ordnung, Licht und Wahrheit.

Und alle dieſe Erſcheinungen gründeten ſich gewiſſermaßen wieder in dem Idealismus, wozu er ſich ſchon natürlich neigte, und worin er durch die philoſophiſchen Syſteme, die er in H... ſtudierte ſich noch mehr beſtärkt fand.

Und auf dieſem bodenloſen Ufer fand er nun keinen Platz wo ſein Fuß ruhen konnte.

Angſtvolles Streben und Unruhe verfolgten ihn auf jedem Schritte.

Dieß war es, was ihn aus der Geſellſchaft der Menſchen auf Böden und Dachkammern trieb, wo er oft in phantaſtiſchen Träumen noch ſeine vergnügteſten Stunden zubrachte, und dieß war es was ihm zugleich für das Romantiſche, und Theatraliſche, den unwiderſtehlichen Trieb einflößte.

Durch ſeinen gegenwärtigen innern und äußern Zuſtand, war er nun wiederum in der idealiſchen Welt verlohren, was Wunder alſo, daß bei der erſten Veranlaſſung ſeine alte Leidenſchaft wieder Feuer fing, und er wiederum ſeine Gedanken auf das Theater heftete, welches bei ihm nicht ſowohl Kunſtbedürfniß, als Lebensbedürfniß war.

N...s Schreiben an ſeinen Freund.

Dies Schreiben war denn ganz im Tone der Wertherſchen Briefe abgefaßt.

Die patriarchaliſchen Ideen mußten auf alle Weiſe wieder erweckt werden; nur Schade, daß es hier nicht wohl ohne Affektation geſchehen konnte.

Denn um dieſen Brief ſchreiben zu können, ſchafte ſich N... erſt einen Theetopf an, und ließ ſich eine Taſſe, und weil er kein Holz im Hauſe hatte, kaufte er ſich Stroh, welches man in Erfurt zum Brennen braucht, um ſich ſelber in ſeinem Stübchen, in dem kleinen Oefchen ſeinen Thee zu kochen, womit er endlich, nachdem er vor Rauch beinahe erſtickt war, zu Stande kam.

Und als dies nun nur erſt einmal geſchehen war, ſo ſchrieb er gleichſam triumphirend an ſeinen Freund.

Jetzt, mein lieber! bin ich in einer Lage, welche ich mir nicht reizender wünſchen könnte. Ich blicke aus meinem kleinen Fenſter über die weite Flur hinaus, ſehe ganz in der Ferne eine Reihe Bäumchen auf einem kleinen Hügel hervorragen, und denke an Dich, mein lieber u. ſ. w. Ich habe die Schlüſſel dieſer einſamen Wohnung, und bin hier Herr im Hauſe und Garten, u. ſ. w. Wenn ich denn manchmal ſo da ſitze, an dem kleinen Oefchen, und mir ſelbſt meinen Thee koche, u. ſ. w.

In dem Tone gieng es fort, und ward ein ſtattlicher und langer Brief; und als nun N... es nicht über das Herz bringen konnte, dieſen ſchönen Brief nicht auch ſeinem kritiſchen Freunde, dem Doktor S... zu zeigen: ſo verdarb dieſer vollends die Sache, indem er ihm nach ſeiner gutmüthigen Höflichkeit das Kompliment machte: wenn ihm R...s Gegenwart nicht ſelbſt zu lieb wäre, ſo würde er wünſchen, entfernt zu ſeyn, um nur ſolche Briefe von R... zu erhalten.

Und nun war auf einmal, der beinahe zur Ruhe gebrachte Dichtungstrieb bei R... wieder angefacht. Er ſuchte nun zuerſt ſein Gedicht über die Schöpfung vollends durch das Chaos durchzuführen, und hub mit neuer Qual an, in der Darſtellung von gräßlichen Widerſprüchen und ungeheuren labyrinthiſchen Verwickelungen der Gedanken ſich zu verlieren, bis endlich folgende beide Hexameter, die er aus der Bibel nahm, ihn aus einer Hölle von Begriffen erlößten.

Auf dem ſtillen Gewäſſer rauſchte
Die Stimme des Ewigen
Sanft daher, und ſprach: es werde Licht!
Und es ward Licht.

Univ. Bibl.
München

Merkwürdig war es, daß ihm nun die Luſt vergieng, dies Gedicht weiter fortzuführen, ſobald der Stoff nicht fürchterlich mehr war.

Er ſuchte alſo nun einen Stoff aus, der immer fürchterlich bleiben mußte, und den er in mehreren Ge-

Geſängen bearbeiten wollte; was konnte dies wohl anders ſeyn, als der Tod ſelber!

Dabei war es ihm eine ſchmeichelhafte Idee, daß er, als ein Jüngling, ſich einen ſo ernſten Gegenſtand zu beſingen wählte; daher hub er denn auch ſein Gedicht an:

Ein Jüngling, der ſchon früh den Kelch
der Leiden trank, u. ſ. w.

Als er nun aber zum Werke ſchritt, und den erſten Geſang ſeines Gedichts, wovon er den Titel ſchon recht ſchön hingeſchrieben hatte, wirklich bearbeiten wollte, fand er ſich in ſeiner Hofnung, einen Reichthum von fürchterlichen Bildern vor ſich zu finden, auf das Bitterſte getäuſcht.

Die Flügel ſanken ihm, und er fühlte ſeine Seele wie gelähmt, da er nichts, als eine weite Leere, eine ſchwarze Oede vor ſich erblickte, wo ſich nun nicht einmal das vergeblich aufarbeitende Leben, wie bei der Schilderung des Chaos anbringen ließ, ſondern eine ewige Nacht alle Geſtalten verdeckte, und ein ewiger Schlaf alle Bewegungen feſſelte.

Er ſtrengte mit einer Art von Wuth ſeine Einbildungskraft an, in dieſe Dunkelheit Bilder hineinzutragen, allein ſie ſchwärzten ſich, wie auf Herkules Haupte die grünen Blätter ſeines Pappelkranzes, da er ſich, um den Cerberus zu fangen, dem Hauſe des Pluto nahte. Alles was er niederſchreiben wollte, löſte ſich in Rauch und Nebel auf, und das weiße Papier blieb unbeſchrieben.

Unter dieſen immer wiederholten vergeblichen Anſtrengungen eines falſchen Dichtungstriebes, erlag er endlich, und verfiel ſelbſt in eine Art von Lethargie und völligem Lebensüberdruß.

Er warf ſich eines Abends mit den Kleidern aufs Bette, und blieb die Nacht und den ganzen folgenden Tag in einer Art von Schlafſucht liegen, aus der ihn erſt am Abend des folgenden Tages, wo es grade Weihnachten war, ein Bote von ſeinem Gönner dem Regierungsrath Sp... weckte, deſſen Frau an R... ein ſehr großes Weihnachtsbrodt zum Geſchenk überſandte.

Dies war nun gerade, was ihn in ſeiner unwiderſtehlichen Schlafſucht noch beſtärkte. Er ſchloß ſich mit dieſem großen Brode ein, und lebte vierzehn Tage davon, weil er nur wenig genoß, indem er Tag und Nacht, wo nicht in einem immerwährenden Schlafe, doch, die letzten Tage ausgenommen, in einem beſtändigen Schlummer, im Bette zubrachte. Hiezu kam nun freilich der Umſtand, daß er kein Holz hatte, um einzuheizen; er hätte aber auch nur ein Wort ſagen dürfen, um dies Bedürfniß zu befriedigen, wenn es ihm nicht gewiſſermaßen lieb geweſen wäre, den Mangel des Holzes als einen Beweggrund zu dieſer ſonderbaren Lebensart vorſchützen zu können.

R... wurde in dieſem Zuſtande auch von ſeinen Freunden nicht geſtört, weil er gegen dieſe oft den

Wunſch geäußert hatte, daß er nur einmal ein paar Wochen lang ganz einſam zu ſeyn wünſchte.

Nun hatte aber dieſer Zuſtand eine ſonderbare Wirkung auf R..: die erſten acht Tage brachte er in einer Art von gänzlicher Abſpannung und Gleichgültigkeit zu, wodurch er den Zuſtand, den er vergeblich zu beſingen geſtrebt hatte, nun gewiſſermaßen in ſich ſelber darſtellte. Er ſchien aus dem Lethe getrunken zu haben, und kein Fünkchen von Lebensluſt mehr bei ihm übrig zu ſeyn.

Die letztern acht Tage aber, war er in einem Zuſtande, den er, wenn er ihn iſoliert betrachtet, unter die glücklichſten ſeines Lebens zählen muß.

Durch die lange fortdauernde Abſpannung hatten ſich allmälig die ſchlafenden Kräfte wieder erholt. Sein Schlummer wurde immer ſanfter; durch ſeine Adern ſchien ſich ein neues Leben zu verbreiten; ſeine jugendlichen Hofnungen erwachten wieder eine nach der andern; Ruhm und Beifall krönten ihn wieder; ſchöne Träume ließen ihn in eine goldne Zukunft blicken. Er war von dieſem langen Schlafe wie berauſcht, und fühlte ſich in einem angenehmen Taumel, ſo oft er von dem ſüßen Schlummer ein wenig aufdämmerte.

Sein Wachen ſelber war ein fortgeſetzter Traum, und er hätte alles darum gegeben in dieſem Zuſtande ewig bleiben zu dürfen.

Inhalt.

Seite

Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber, von Herrn Salomon Maimon. 1

Zur Seelennaturkunde.

1. Wirkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge, von Herrn Salomon Maimon. 8
2. Schreiben über Täuſchung und beſonders vom Traume, von Herrn Veit. 17
3. Ueber Selbſttäuſchung, von dem Herausgeber. 32
4. Ueber Selbſttäuſchung. In Bezug auf den vorhergehenden Aufſatz Von Herrn Salomon Maimon. 38
5. Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde. Vom Herrn von Goens. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 51
6. Die Leiden der Poeſie, von dem Herausgeber. 108

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde
als ein
Leſebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
Karl Philipp Moritz und Salomon Maimon.

Neunter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1792.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible]

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Neunten Bandes erſtes Stück.

Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Auszug aus einem Briefe von S. M. an K. P. M.
Fortſetzung.

Der Plan, die Seelenarzeneikunde, ihre Eintheilung und ſyſtematiſche Ordnung nach dem Modell der Körperarzeneikunde einzurichten, iſt im Allgemeinen genommen recht gut, erfordert aber eine genauere Auseinanderſetzung. Ehe ich dieſe unternehme, muß ich erſtlich von der Evidenz der Arzeneikunde überhaupt, und von ihren verſchiedenen Behandlungsmethoden ſprechen. Hernach werde ich erſt im Stande ſeyn, eine Vergleichung zwiſchen Körper- und Seelenarzeneikunde anzuſtellen.

1) Was die Evidenz der Arzeneikunde überhaupt anbetrifft, ſo iſt zu merken, daß, indem die Arzeneikunde ein beſonderer Theil der Naturwiſſenſchaft überhaupt iſt, ihr keine größere Evidenz, als

der Naturwiſſenſchaft überhaupt beigelegt werden kann. Eben ſo muß die Behandlungsmethode der Arzeneiwiſſenſchaft keine andere, als die der Naturwiſſenſchaft überhaupt ſeyn. Man iſt auch in jener auf eben dieſelben Abwege gerathen, als in dieſer, ehe man in beiden den rechten Weg ausfündig gemacht hat. Es giebt nehmlich viererlei Arten die Naturwiſſenſchaft zu behandeln.

A) Die **Pythagoräer** und **Platoniker** ſuchten die Naturerſcheinungen durch die **Eigenſchaften der Zahlen und geometriſchen Figuren** zu erklären. Die Veranlaſſung dazu war dieſe: die Lehrer dieſer Wiſſenſchaft wollten dieſelbe nicht durch das Profanum Vulgus, die davon keinen richtigen Gebrauch machen können, entweihen laſſen. Sie verſteckten ſie daher unter allerhand hieroglyphiſche Zeichen aus der Arithmetik und Geometrie, wodurch ſie die Naturerſcheinungen nicht nur zu erklären, ſondern auch zu beſtimmen und wiſſenſchaftlich zu behandeln ſuchten; deren Auslegung aber ſie nur ihren geprüften Schülern mitzutheilen pflegten. Der Erfolg davon war, das die Andern, die von dieſer Erklärung nichts wußten, die Zeichen für die Sache ſelbſt hielten, und daher auf allerhand abergläubiſche Meinungen von der Kraft der Zahlen und Figuren geriethen. Uns kann zwar die auf dieſe Art behandelte antike Naturlehre nicht mehr ſchaden. Sie kann uns aber auch, da wir die Bedeutung der Zeichen nicht wiſſen, zu nichts nutzen.

B) Die Peripathetiſche Schule ſucht die Naturerſcheinungen durch Materie und Form, verborgene Eigenſchaften (Qualitates occultae), Sympathien, und dergleichen zu erklären, d. h. ihre Urſachen anzugeben. In der That aber heißt dieſes nicht die Urſachen angeben, ſondern vielmehr für die Erſcheinungen ſelbſt ſchickliche Nahmen ausfindig machen.

C) Die Empiriker wollten gar von keiner Erklärung aus Prinzipien, von keiner allgemeinen Theorie in der Naturerkenntniß wiſſen. Sie ſuchten blos einzelne Erfahrungen und Beobachtungen zu ſammlen und zum zukünftigen Gebrauche aufzubewahren.

D) Die Mechaniker ſuchten alle Naturerſcheinungen aus Materie und Bewegung, Figur und Lage der kleinſten Theile eines Körpers und dergleichen zu erklären.

Man kann zwar nicht leugnen, daß jede dieſer Behandlungsarten der Naturwiſſenſchaft ihren Grund hat; nur müſſen die Gränzen derſelben genau beſtimmt werden.

Die Pythagoräer und Platoniker haben in ſo fern Recht, daß ſie die Eigenſchaften der Zahlen und Figuren, d. h. die Lehrſätze der Mathematik zur Erklärung der Verhältniſſe der Naturerſcheinungen und ihrer Beſtimmung a priori gebrauchen. Denn da alle körperlichen Naturerſcheinungen von der Bewegung abhängen, ſo iſt es nothwendig, daß dieſelben aus der Lage, Figur und Größe der bewegten Körper, aus den verſchiedenen Arten und Graden der Bewegung, nach allgemeinen Naturgeſetzen beſtimmt werden. Nur muß dieſe Erklärungsart nicht die Gränzen ihres Gebrauchs überſchreiten, und zur Erklärung der Entſtehungsart der **Erſcheinungen** ſelbſt, worauf ſich die Mathematik nicht anwenden läßt, gebraucht werden.

Die **Peripathetiker** haben auch guten Grund in ihrer Naturlehre, Kräfte, verborgene Eigenſchaften und dergleichen zu gebrauchen, wenn ſie nur dadurch nicht die **Urſachen**, ſondern die **Arten der Erſcheinungen ſelbſt** verſtehen; in ſo fern ſie verſchiedene Grade annehmen können. Wir können z. B. von einer **Anziehungskraft** ſprechen, wodurch wir blos die **Würkung** der Anziehung, nicht aber ihre **Urſache** verſtehen. Dieſe iſt in Anſehung unſerer eine Qualitas occulta. Jene hingegen hat ihre eigenen Geſetze, wodurch wir von derſelben als von etwas **für ſich Beſtehendem** ſprechen, und ihre Grade beſtimmen können. So ohngefähr, wie wir in der Algebra die unbekannten Größen x oder y nennen, und dadurch im Stande ſind, aus den Bedingungen einer jeden Aufgabe dieſelben zu beſtimmen; ſo können wir auch die Größe der Anziehung, die Kraft ſelbſt mag uns noch ſo unbekannt ſeyn, in jedem beſondern Falle beſtimmen.

Das Wort Anziehungskraft iſt hier das x, deſſen Größe aus den gegebenen Bedingungen beſtimmt werden ſoll.

Die Empiriker haben allerdings Recht, die Erfahrung zur Grundlage ihrer Naturerkenntniß zu machen. Nur muß dieſe nach den logiſchen Geſetzen der Erfahrung geſchehen, wodurch die Erfahrungserkenntniß zu einer Erkenntniß a priori erhoben, und durch die Mathematik beſtimmt werden kann.

Endlich haben auch die Mechaniker Recht, wenn ſie die Naturerſcheinungen aus den bekannten mechaniſchen Geſetzen auf beſondere Fälle angewandt zu erklären ſuchen. Nur müſſen ſie hierin die Gränzen nicht überſchreiten, und um den Mangel der Erfahrung zu erſetzen, ihrer Hypotheſe angemeſſene Figuren und Lagen der kleinſten körperlichen Theile erdichten.

Dieſe Bemerkungen treffen auch insbeſondere in Anſehung der Arzeneikunde ein.

Die alten Aerzte verbargen ihre Weisheit unter Hieroglyphen. Dieſe gaben hernach Anlaß zu manchen abergläubiſchen Kuren, zum Glauben an die Kraft der Zahlen und Buchſtaben, Amuletten und dergleichen.

Hippokrates war ein guter Empiriker, Galenus, ein Perepathetiker; Boerhave verband mit der Methode der Alten noch die Mathematik und Chimie. Hoffmann richtete ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf die feinern Theile des menſchlichen Körpers: nehmlich auf das Nervenſyſtem. Stahl trieb die Verfeinerung der Arzeneikunde noch weiter. Er behauptete, daß nicht nur alle Würkungen des geſunden Körpers von der Herrſchaft und Würkſamkeit der Seele, welche beurtheilt, was demſelben nützlich und gut iſt, abhängen, ſondern daß auch die mehrſten Zeichen und Anzeigen eines widernatürlichen Zuſtandes, d. h. einer Krankheit, von der nehmlichen Urſache herrühren, und nichts anders, als eine zuweilen mit gutem, zuweilen auch mit ſchlechtem Erfolg verknüpfte Bemühung der Seele ſeyn, die Urſache der Krankheit zu heben.

Die Seelenarzeneikunde kann ſo wenig von der Mathematik, als von der Chimie Gebrauch machen. Ihre Behandlungsmethode kann auf einem von dieſen dreien Pricipien beruhen.

1) Wird angenommen, daß die Seele ein vom Körper unabhängiges Daſeyn habe, und mit andern Weſen ihrer Art, mit Geiſtern, in Verbindung und Wechſelwürkung ſtehe. Dieſem zufolge beſteht alſo die Seelengeſundheit in der guten Korreſpondenz zwiſchen der Seele und den andern Weſen ihrer Art, mit denen ſie in Beziehung ſteht; ſo wie die Seelenkrankheit das Gegentheil davon iſt, nehmlich ein bloßes Leiden der Seele von den Würkungen der andern Weſen. Die Geiſterwelt wird eben ſo wie die Körperwelt nach gewiſſen Geſetzen regiert. Die Seelenarzenei-

kunde beruht alſo auf der aus der Magie geſchöpften Kenntniß dieſer Geſetze von der Würkung der Geiſter aufeinander. Hieraus entſprangen die Geiſterbeſchwörungen und Bannungen, Zauberkaraktere, Amuletten, und dergleichen, wodurch man die Seelenkrankheit, oder ihr Leiden von den andern Geiſtern zu heben ſuchte. Dieſes Syſtem beruhte alſo auf dem Mangel an Einſicht der Verbindung zwiſchen Seele und Körper, wie auch auf dem Mangel an einer guten Pſychologie überhaupt.

2) Die Materialiſten halten die Seele für kein für ſich beſtehendes, vom Körper unabhängiges Weſen, ſondern blos für eine Modifikation des Körpers ſelbſt. Sie ſuchen daher alle ihre Veränderungen aus den Veränderungen des Körpers zu erklären. Die Seelenarzeneikunde macht alſo in dieſem Syſteme keine von der Körperarzeneikunde verſchiedne Wiſſenſchaft aus.

3) Die Dualiſten nehmen an, daß Seele und Körper zwar miteinander verknüpft ſeyn, aber doch auch ohne einander beſtehen können, und daß außer den Veränderungen, die ſie wechſelsweiſe ineinander hervorbringen, ſie auch ihren eignen Würkungskreis in ſich ſelber haben.

Nur nach dieſem Syſteme iſt ſowohl Seelenkrankheits- als Seelenarzeneikunde möglich. Seele und Körper ſtehen in genauer Verbindung miteinander; die Veränderungen der Seele veranlaſſen ihnen korreſpondirende Veränderungen des Körpers, und ſo auch umgekehrt; und es kömmt alſo in der Seelenarzeneikunde blos auf dieſe Unterſuchung an: ob man unmittelbar in dem Körper oder in der Seele Veränderung der Krankheit hervorbringen ſolle?

Ich bemerke aber, daß ohngeachtet dieſer genauen Verbindung zwiſchen Seele und Körper, die Seele auch in ſich ſelbſt würkt, d. h. Modifikationen hervorbringt, denen keine körperliche Modifikationen entſprechen. Von dieſer Art ſind die Würkungen der ſogenannten höhern Seelenkräfte und des freien Willens. Jene, in ſo fern ſie von den Bedingungen der Sinnlichkeit, Zeit und Raum, unabhängig ſind, folglich ihnen nichts Sinnliches entſprechen kann. Denn einer ſinnlichen Vorſtellung entſpricht allerdings eine beſondere körperliche Modifikation; einem Verſtandesbegriffe und Urtheile hingegen kann keine körperliche Modifikation entſprechen, weil dieſe in Zeit und Raum entſteht, jene aber nicht. Dieſe, nehmlich die Würkungen des freien Willens ſind nicht nur von den Organenwürkungen unabhängig, ſondern ſogar denſelben entgegengeſetzt. Denn eine gewiſſe Veränderung in den Organen bringt eine angenehme Empfindung, und dieſe einen Trieb hervor. Der freie Wille aber widerſetzt ſich dieſem Triebe.

Dieſes vorausgeſchickt, werde ich auch im Stande ſeyn, zu erklären, worin die Seelengeſundſundheit und Seelenkrankheit überhaupt beſtehe. Seelengeſundheit iſt nehmlich derjenige Seelenzuſtand, worin die Würkungen des freien Willens ungehindert ausgeübt werden können; ſo wie Seelenkrankheit in dem entgegengeſetzten Zuſtande beſteht. Die Urſache der Seelenkrankheit überhaupt muß, wenn ſie nicht Körperkrankheit ſeyn ſoll, blos in einer aus Gewohnheit entſprungenen Fertigkeit zu einer beſondern Aſſociationsart beſtehen, die ſo ſtark geworden iſt, daß ſie eine jede andere Aſſociationsart unmöglich macht.

Die Kurmethode der Seelenkrankheit beſteht alſo blos darin, daß man dieſe herrſchende Aſſociationsart zu ſchwächen, und mit den andern ins Gleichgewicht zu bringen ſucht.

Der größte Seelenarzt, der uns aus der Geſchichte bekannt iſt, war ohne Zweifel Sokrates. Seine Heilmethode war, die Krankheit **von Grund aus** zu kuriren, d. h. die Irrthümer und Vorurtheile, als die Urſachen der Krankheit, dadurch zu heben, daß er die daran leidenden von ihrem Ungrunde überzeugte.

Die Stoiker waren auch vortreffliche Seelenärzte. Aber wie es ſcheint, haben ſie ſich vielmehr mit der Diätetik, und Verhütung der Krankheiten, als mit ihrer **Heilung**, nachdem ſie ſchon ausgebrochen, beſchäftigt.

Selbſt Epikur war ein guter Seelenarzt. Er unterſchied ſich von den Stoikern blos darin, daß nach dieſen eine Seelenkrankheit, gleich wie eine Körperkrankheit nach den Neuern, durch den Mangel oder die Unordnung der Seelenverrichtungen erkannt wird. Beim Epikur aber eine Seelenkrankheit durch den Schmerz oder die Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, ſich zu erkennen giebt. Sobald als dieſe gehoben wird, mag übrigens die Seele ihre Thätigkeit auf eine vollſtändige Art äußern oder nicht, ſo iſt ſie, ihm zufolge, für völlig geſund zu halten. Die Stoiſchen Grundſätze ſind bei ihm blos ein ſichres Mittel dieſe Seelenruhe und Zufriedenheit zu erhalten, indem man nicht immer den äußern Mitteln dazu trauen darf.

Geſetzt aber ein Wollüſtling beſitze alle Mittel zur Befriedigung ſeiner Begierden, und genieße ſie würklich während ſeines ganzen Lebens, ſo iſt ſeine Seele nach Epikur bei ihrer völligen Geſundheit, indem er der Zufriedenheit als des Merkmaals der Geſundheit beſtändig genießt. Nach den Stoikern hingegen iſt dieſer Wollüſtling bei aller ſeiner Zufriedenheit dennoch ſeelenkrank, indem ſeine Seele ihrer Selbſtthätigkeit beraubt, ein Spiel der äußern Urſachen iſt. Er gleicht denjenigen gefährlichen Kranken, die ſelbſt die Empfindung der Krankheit verlohren haben. Die Stoiker hielten nicht nur einen Tollen, einen Raſenden und dergleichen für ſeelenkrank, ſondern auch einen Geizigen, einen Ehrſüchtigen und dergleichen. Ja ſie beſchäftigten ſich blos mit Heilung dieſer Krankheiten, indem ſie an der Hebung jener verzweifelten. Und wie ich glaube, nicht ohne Grund. Denn was kann ein Pſycholog, ein Moraliſt mit dieſen machen? Hier hilft kein Ueberzeugen, kein Ueberreden. Man muß dergleichen Kranken der Fürſorge der gütigen Natur überlaſſen.

Die neuern Seelenärzte ſcheinen die älteſte Methode aufs neue hervorgeſucht zu haben. Nehmlich die Seelenkrankheiten durch Locos Communes, d. h. gleichſam durch Worte und Zauberformeln zu kuriren, wie z. B. die Tugend macht glückſeelig; ſie iſt ihre eigne Belohnung und dergleichen ſind; ohne ſich darüber zu erklären, was ſie doch unter dieſer Tugend verſtehn, und noch weniger die Wahrheit ihrer Lehre zu beweiſen, und ihre Ausübung möglich zu machen. Den Ehrgeizigen kuriren ſie mit dieſen Worten: die Ehre iſt eitel. Dem Geizhals ſagen ſie: der Geiz iſt ein ſchändliches Laſter, und dergleichen Sprüchelchen mehr, wodurch nie jemand beſſer geworden iſt.

Ich komme nun zu der Vergleichung zwiſchen der Seelen- und Körperarzeneikunde.

1) Der Phyſiologie in der Körperarzeneikunde kann die Pſychologie in der Seelenarzeneikunde entſprechen. Aber die Phyſiologie iſt die Lehre von den körperlichen Verrichtungen im geſunden Zuſtande. Der geſunde Zuſtand des Körpers iſt derjenige, worin die, aus ſeiner beſondern Organiſation,

niſation, nach den bekannten Naturgeſetzen ſich erklärenden Würkungen ungehindert erfolgen. Die beſondere Organiſation iſt uns aus der Anatomie bekannt. Die Würkungen derſelben aber wiſſen wir theils a priori aus den bekannten Geſetzen der Mechanik, theils aber auch durch Erfahrung und Beobachtung.

Was ſollen wir aber in der Pſychologie zum Grunde legen, um dadurch den Zuſtand der Seelengeſundheit zu beſtimmen? Oder mit andern Worten: wodurch erkennen wir, ob die Seele geſund ſey, und alle ihrem Weſen mögliche Verrichtungen ungehindert erfolgen?

Wird man ſagen, wir erkennen es daraus, daß alle uns bekannten Seelenvermögen ihre Würkungen in einer ſolchen Proportion äußern, daß dadurch die größte Summe aller Würkungen hervorgebracht wird; ſo frage ich abermals: wodurch erkennen wir dieſe heilſame Proportion, und nach welchem gemeinſchaftlichen Maasſtabe ſollen wir dieſe verſchiedenen Seelenvermögen abmeſſen, um dadurch dieſe Proportion herauszubringen?

Wird man ſagen, daß dieſe Proportion nicht an ſich, ſondern blos durch ihren guten Erfolg in Beziehung auf das beſondere Subjekt, durch die dadurch hervorgebrachte Zufriedenheit mit ſich ſelbſt oder Glückſeeligkeit erkannt werde; ſo müßte man manchen aus dem Tollhauſe, der ſich in ſeiner Tollheit glücklich dünkt, für keinen Seelenkranken halten.

Werther traf einſt einen Menſchen an, der, nachdem er aus dem Tollhauſe, worin er wegen ſeiner Raſerei einige Zeit eingeſperrt geweſen war, befreiet worden, blos noch in eine niemanden ſchädliche tiefe Melancholie verſenkt war. Dieſer erzählt ihm: „es war einmal eine Zeit, da mir's ſo wohl war, jetzt iſt es aus mit mir. Ich bin nun u. ſ. w.“ — und auf Befragen, ob er würklich einſt glücklich geweſen ſey? antwortet er: „ach ich wollte ich wäre wieder ſo, da war mir's ſo wohl, wie einem Fiſche im Waſſer (wodurch er den Zuſtand ſeiner Tollheit verſteht).“ *) Und ſollte dieſes auch keine wahre Anekdote, ſondern eine bloße Erdichtung vom Verfaſſer ſeyn, ſo iſt dieſe Bemerkung doch nicht minder wahr, und kann durch tauſend Beiſpiele beſtätigt werden.

2) **Pathologie.** Geſetzt wir hätten eine Erklärung der Seelengeſundheit, und folglich auch der Seelenkrankheit (der Abweichung vom vorigen Zuſtande) ausfindig gemacht, ſo iſt es doch unmöglich, die Seelenkrankheitslehre ſo vollſtändig ſyſtematiſch zu behandeln, als die Körperkrankheitslehre.

Denn nehmen wir die Krankheit des Körpers in ihrem höchſten Grade, in ihrem völligen Ausbruche, ſo kann die letztere Art (weil die Krankheiten des Körpers ſich unſrer Beobachtung häufiger und

---

*) Siehe die Leiden des jungen Werthers, den 2ten Theil

mannigfaltiger, als die der Seele darbieten; indem faſt jeder Menſch in ſeinem Leben in eine Krankheit des Körpers gerathen muß; da es hingegen ſehr ſelten geſchiehet, daß ein Menſch toll oder raſend wird) nicht blos a priori, ſondern auch durch Erfahrung und Beobachtung vollſtändig behandelt werden.

Mit den Krankheiten der Seele iſt es hingegen ganz anders beſchaffen. Ein Mediciner würde es ſehr übel nehmen, wenn man ſagen wollte, daß es noch viele Krankheiten gäbe, wovon er, aus ſeiner Theorie, nichts wiſſe. Ein Engländiſcher vortreflicher mathematiſcher Arzt drückt ſich hierüber folgendermaßen aus: „ich zweifele nun gar nicht, die ſo wichtige Aufgabe: gegen eine jede gegebne Krankheit, auch ein Mittel zu erfinden — aufgelöſt und beantwortet zu haben, und kann mir alſo mit Recht ſchmeicheln, dieſes ſo große Geſchäft glücklich zu Stande gebracht zu haben.“ *) Und ſollte eine Krankheit ihm vorkommen, die von allen ihm bis jetzt bekannten noch ſo ſehr verſchieden wäre, ſo wird er ſie doch zu klaſſifizieren wiſſen, und ihre Verſchiedenheit aus beſondern zufälligen Umſtänden zu erklären ſuchen. Der Seelenarzt aber kann hierin noch nicht ſo ſicher zu Werke gehn.

---

*) Siehe Gregory's Ueberſicht der theoretiſchen Arzneiwiſſenſchaft ꝛc. Vorrede.

Betrachten wir hingegen die Seelenkrankheit in ihrem Anfange, ſo wird jeder Menſch, außer den Stoiſchen Weiſen, für ziemlich ſeelenkrank gehalten werden müſſen, welches doch mit den Krankheiten des Körpers ganz anders beſchaffen iſt.

3) Die Therapie in der Seelenarzeneikunde iſt auch von der in der Körperarzeneikunde ſehr verſchieden. In dieſer kömmt man der Krankheit durch äußere Mittel zu Hülfe, deren Würkung nach allgemeinen Geſetzen der Erfahrung bekannt iſt. Iſt zum Beiſpiel eine Stockung der Säfte die Urſache der Krankheit, ſo bedienen wir uns der aus der Chimie bekannten Auflöſungsmittel, deren Würkung nicht nur im menſchlichen Körper ſondern allgemein iſt; und ſo verfahren wir auch in andern Fällen. In der Seelenarzeneikunde hingegen können wir uns keiner äußern Mittel bedienen, ſondern, ſo wie die Urſache der Krankheit in der Seele ſelbſt, ſo müſſen auch die Mittel dawider in ihr ſelbſt geſucht werden. Die Seelenarzeneikunde kann auch nicht wie die Körperarzeneikunde von der Mathematik, Mechanik oder Chimie einen Gebrauch machen.

Von einer andern Seite betrachtet aber ergiebt es ſich, daß ohngeachtet aller dieſer Verſchiedenheiten, die Seelenarzeneikunde nicht nur auf einen eben ſolchen Fuß, wie die Körperarzeneikunde eingerichtet werden, ſondern in gewiſſem Betracht dieſelbe ſogar an Evidenz übertreffen kann. Der Anatomie in dieſer entſpricht die Analyſis der verſchiedeſchiedenen Seelenvermögen in jener. Dieſe hat aber einen beträchtlichen Vorzug vor jener, indem die Anzahl der Seelenvermögen weit geringer, als die der Theile des menſchlichen Körpers iſt.

Was die Seelen-Phyſiologie und Pathologie oder die Beſtimmung der Seelengeſundheit und Krankheit anbetrifft, ſo verfährt man hierin am ſicherſten, wenn man verſchiedene Seelenkrankheiten untereinander vergleicht, und das Allgemeine davon abſtrahirt. Ich glaube daher, folgende Erklärung feſtſetzen zu können. **Eine Seelenkrankheit iſt derjenige Zuſtand der Seele, worin ſie ihre freiwilligen Handlungen nicht ausüben kann;** ſo wie der dieſem entgegengeſetzte Zuſtand Seelengeſundheit iſt; wenn nehmlich die Seele ihre freiwilligen Handlungen ungehindert ausüben, wenn ſie aus **eigner Macht** eine Aſſociationsreihe anfangen, fortſetzen, unterbrechen, und mit einer andern vertauſchen kann. Wovon das Gegentheil bei allen Arten der Tollheit, des Wahnwitzes und der Raſerei zu bemerken iſt, wo die Seele entweder an **eine beſondere Aſſociationsreihe** ſo gebunden iſt, daß ſie ſich auf keine Weiſe davon loszumachen im Stande iſt, oder wo ſie ſich an **gar keiner zweckmäßigen Aſſociationsreihe** feſthalten kann, ſondern beſtändig von der einen zur andern herumgetrieben, gleichſam ein Marionettenſpiel des Zufalls iſt.

Die Seelenheilkunde erfordert zwei Stücke. 1) Richtige Beurtheilung der Krankheit. 2) Kenntniß der Kräfte der Arzeneimittel. Das Erſtere beſteht in der Beurtheilung einer jeden Seelenkrankheit, ob ſie blos Schwäche eines Seelenvermögens, oder zu große Stärke und Ueberſpannung deſſelben zum Grunde hat? Eine angebohrne Schwäche, z. B. Dummheit, Indolenz, Unfähigkeit zu allen demjenigen, was eine mäßige Anſtrengung der Seelenkräfte erfordert, kann ohnmöglich durch die Seelenarzeneikunde gehoben werden, und iſt alſo kein Gegenſtand derſelben. Iſt aber dieſe Schwäche nicht angebohren, iſt ſie keine Negation eines Seelenvermögens ſelbſt, ſondern blos eine Privation ſeiner Würkung, ſo iſt ſie allerdings ein Gegenſtand der Seelenarzeneikunde, und kann durch dieſelbe gehoben werden.

Entſteht dieſe Privation dadurch, daß ein anderes dieſem entgegengeſetztes Seelenvermögen die Oberhand erhalten hat, ſo daß es die Würkung des gegebenen vernichtet, ſo kömmt es hier auf die Unterſuchung an, ob die Summe der Seelenwürkungen überhaupt dadurch vermehrt oder vermindert werde?

Im erſten Falle iſt es blos eine Scheinprivation und für keine Seelenkrankheit zu halten. Wenn ein Newton aus Zerſtreuung (oder ſollte dieſes Sammlung heißen) bei ſeinem Nachdenken über das Weltſyſtem zuweilen den äußern Wohlſtand verleßt; und M. auf den modigen Zuſchnitt und Farbe ſeines Kleides ſeine ganze Aufmerkſamkeit wendet, den ganzen Vormittag mit ſeinem Anzuge, Friſur, und ſich im Spiegel zu begucken zubringt, und ſo ausgeſchmückt, mit einer Ladung nouvelles des jours befrachtet, in großen Geſellſchaften erſcheint, ſo werden freilich dieſe jenen ungefähr wie die Abderitten den Demokrit, für ſeelenkrank und dieſen für geſund ausgeben.

Der wahre Seelenarzt aber wird, gleich einem Hippokrates, hierinnen ganz anders urtheilen. Er bemerkt an jenem einen höhern Grad der Seelenwürkſamkeit, als an dieſem, ſowohl in Anſehung der **Mannigfaltigkeit**, als der **Einheit** (worin die eigentliche Seelenwürkung beſteht), wodurch nicht nur dieſes Mannigfaltige in ſyſtematiſcher Ordnung zu einem Ganzen der Erkenntniß verknüpft und auf einmal überſehn wird, ſondern welches auch Grund zu neuer Erkenntniß iſt, welches aber bei dieſem nicht der Fall iſt. Bei jenem iſt die Aſſociationsart objektiv **nothwendig** (nach der innern Verknüpfung von Grund und Folge, Urſache und Würkung) und ſubjektiv **freiwillig**. Bei dieſem hingegen iſt ſie objektiv **zufällig**, und ſubjektiv **mechaniſch**.

Wird aber die Summe der Seelenwürkungen dadurch vermindert, iſt irgend eine Aſſociationsart ſo mächtig geworden, daß ſie keine andere mehr zuläßt, oder ſind verſchiedene Aſſociationsarten ſich einander ſo entgegengeſetzt, daß ſie einander wechſelsweiſe ihre Würkungen heben; liegt nicht blos Zerſtreuung und Unaufmerkſamkeit auf die Data eines Urtheils, ſondern ein durch eine Leidenſchaft mißgeleitetes Urtheil ſelbſt, der bemerkten Seelenverwirrung zum Grunde; alsdann iſt dieſes eine wahre Seelenkrankheit, und muß der Sorge des Seelenarzts überlaſſen werden. Hat dieſer ſowohl die Krankheit ſelbſt, als ihre Urſache entdeckt, ſo kann er zur Kur ſchreiten.

Die beſte Methode hierinnen, ſo wie in der gemeinen Arzeneikunde, iſt, die Natur genau zu beobachten, ihr keine Gewalt anzuthun, ſondern vielmehr ihr bloß zu Hülfe zu kommen. Eine Leidenſchaft muß nicht unterdrückt, ſondern gehörig geleitet, oder durch eine andere gemäßigt werden. Dieſe Kurart geht freilich langſam; aber auch deſto ſicherer von ſtatten.

Bei gefährlichen Krankheiten hingegen muß man die ſchleunigſten Mittel ergreifen, wenn ſie gleich nicht die Beſten ſeyn mögen. Man muß ohne Zeitverluſt die gefährlichen Symptome zu heben ſuchen, obgleich die Urſache der Krankheit ſelbſt dadurch noch nicht gehoben wird. Iſt die durch eine heftige Leidenſchaft verurſachte Seelenverwirrung noch nicht in Tollheit und Raſerei ausgeartet, ſo ſuche man die Krankheit von Grunde aus, durch Hebung ihrer Urſache, zu heben. Iſt es aber damit ſchon ſo weit gekommen, und zu beſorgen, daß ehe dieſe langwierige methodiſche Kurart ihre Wärkung äußern werde, der Kranke ſich ſelbſt oder andern unheilbaren Schaden zufügen könne, ſo muß man zur beſſeren Sicherheit denſelben ins Tollhaus ſchicken und an Ketten ſchmieden laſſen.

Eine **angehende Leidenſchaft** kann durch Vernunftgründe, und Vorſtellung ihrer Schädlichkeit, ohngefähr wie eine Krankheit des Körpers in den **primis viis** durch Abführungsmittel gehoben werden. Eine **eingewurzelte Krankheit** hingegen erfordert erſt eine weitläuftige Preparation dazu.

Es kömmt hier nicht ſo ſehr auf Theorie, als auf praktiſche Beurtheilung an. Es gehört dazu viele **Erfahrung** und **Menſchenkenntniß**, und ein hoher Grad von **Geduld**. Man muß mit dem Kranken verſchiedene Proben machen, und ſich durch einen mißlungnen Erfolg nicht abſchrecken laſſen. Freilich müſſen dergleichen Verſuche nicht gänzlich aufs **Gerathewohl** angeſtellt werden. Sie müſſen **durch eine Theorie**, dieſe mag noch ſo unvollkommen ſeyn, geleitet werden.

Bakon ſagt: „Derjenige, der etwas ſucht, pflegt, das was er ſucht, unter einer allgemeinen Idee zu begreifen, weil derſelbe ſonſt ſolches, wenn er es entdeckt hat, ja nicht erkennen könnte. Je vollkommner und richtiger aber unſere vorgefaßte Idee iſt, deſto zweckmäßiger und kürzer wird auch unſere Unterſuchung ſeyn. So wie aber einer einen Weg auf dreierlei Weiſe machen kann, indem er entweder im Finſtern tappt, oder, wenn er nur wenig ſieht, von der Hand eines andern geführt wird, oder derſelbe endlich ſeinen Schritt nach einem vollen Lichte richtet, ſo gleicht auch einer der alle Arten von Verſuchen ohne eine Ordnung oder Methode macht, blos einem im Finſtern Tappenden. Richtet er ſich bei ſeinen Verſuchen nach einiger Anweiſung und Ordnung, ſo iſt dieſes eben ſo viel, als wenn er an der Hand geleitet würde. Allein die wahre Ordnung der Erfahrung zündet erſt ein Licht an, und bezeichnet durch ſolches den Weg, indem ſie von den in Ordnung gebrachten gehörig durchgearbeiteten und nicht falſchen Erfahrungen anfängt, aus ſolchen gewiſſe allgemeine Grundſätze herleitet, und auf dieſe letztern wieder neue Verſuche gründet. Alles dieſes iſt um deſto nöthiger, weil nicht einmal Gott, da er die Welt erſchuf, auf die Maſſe der Dinge ohne eine gewiſſe Ordnung gewürkt hat.“

„Es dürfen ſich daher, fährt Bakon weiter fort, die Menſchen gar nicht verwundern, daß ſie die Wiſſenſchaft noch nicht zu der nothwendigſten Vollkommenheit gebracht haben, weil ſie dabei ſo oft von dem wahren Wege abgewichen ſind, und die Erfahrung entweder ganz verlaſſen, oder in ſolcher, da ſie keiner gewiſſen Ordnung folgten, ſich verwirrt und herumgeſchweift haben; da uns blos eine gehörig eingerichtete Ordnung beſtändig durch die Wildniß der Verſuche zu der freien offnen Gegend der allgemeinen Grundſätze führt.“

Ferner heißt es: „Man muß nicht nur mehrere und andere Verſuche als wie bisher anſtellen, ſondern ſolche auch nach einer ganz andern Methode und Ordnung einrichten und fortſetzen. Eine unbeſtimmte und ſich ſelbſt überlaßne Erfahrung iſt nur ſchwankend, und mehr betäubend als unterrichtend. Geht aber die Erfahrung nach beſtimmten Geſetzen, einer gewiſſen Folge und Zuſammenhang fort, ſo kann man hoffen, daß die Wiſſenſchaften in einen beſſern Zuſtand werden geſetzt werden.“

Ich werde in der Folge Gelegenheit nehmen, von beſondern Seelenkrankheiten zu ſprechen, jetzt aber blos etwas im Allgemeinen beifügen. Die Seelenkrankheiten können überhaupt in zwei Hauptarten eingetheilt werden. Denn da, wie ſchon bemerkt worden, Seelenkrankheit überhaupt in Beraubung der Seelenfreiheit beſteht, dieſe aber zweierlei Art ſeyn kann, daß nehmlich dadurch die Seele entweder in Unthätigkeit oder in eine beſtimmte Art der Thätigkeit geſetzt wird, wovon ſie ſich nicht befreien kann, ſo iſt die erſte Art der Seelenkrankheiten eine entweder allgemeine oder in Anſehung einer beſondern Art der Thätigkeit herrſchende Seelenſchwäche; oder die Unfähigkeit eine Reihe von Ideen zweckmäßig zu verfolgen; die zweite Art hingegen eine mechaniſche Thätigkeit, oder ein Zwang eine gewiſſe Reihe von Ideen beſtändig

ſtändig zu verfolgen, ohne im Vermögen zu ſeyn dieſelbe abzubrechen, und zu einer andern übergehn.

Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſe beiden Arten nur alsdann Krankheiten genannt werden, wenn ſie einen merklichen Grad erreicht haben. Zu der erſten Art gehört z. B. das Kindiſch werden im hohen Alter, wie auch der Zuſtand der Muthloſigkeit, Verzweifelung und Gleichgültigkeit gegen alles, worin man durch lang anhaltenden Kummer verſetzt wird. Zur zweiten gehören alle Arten der Raſerei, des Wahnwitzes und dergleichen.

Es geſchieht auch oft, daß der Patient von der zweiten Art zur erſten übergeht. Er tobt alsdann ſo lange, bis ſich ſeine Kräfte verzehrt haben, und er in eine Betäubung und Ohnmacht geräth. Selten aber geſchieht es umgekehrt, daß einer von der erſten Art zur zweiten übergehen ſollte.

Da ich aber in der Folge bei Behandlung der beſondern Seelenkrankheiten mich umſtändlicher darüber erklären werde, ſo will ich mich jetzt hierbei nicht länger aufhalten.

Salomon Maimon.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Fragmente aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte. *)

Herausgegeben von K. P. Moritz.

In ſeinem ſechſten Jahre fing ſein Vater mit ihm an die Bibel zu leſen. **Im Anfange ſchuf Gott Himmel und Erde.** Hier unterbrach B. J. ſeinen Vater, und fragte: Aber Papa, wer hat Gott erſchaffen? V. Gott iſt von niemand erſchaffen, er war von aller Ewigkeit da. B. J. War er auch vor zehn Jahren da? V. O ja, er war auch vor hundert Jahren da. B. J. Alſo iſt Gott vielleicht ſchon tauſend Jahr alt? V. Behüte! Gott war ewig. B. J. Aber er hat doch einmal gebohren werden müſſen? V. Närrchen, nein! er war ewig und ewig und ewig. —

---

*) Der Herausgeber dieſer Fragmente darf wohl nicht erſt verſichern, daß ſie eine buchſtäblich getreue Darſtellung wirklich erlebter Schickſale enthalte; die ganze Erzählung an ſich ſelber trägt zu ſehr das ächte Gepräge der Wahrheit, als daß irgend ein theilnehmendes Herz ſie darin verkennen ſollte. Auch hofft der Herausgeber bald mehr von dieſer Geſchichte, welche von Herzen zu Herzen redet, dem Publikum mittheilen zu können.

B. J. war zwar mit dieſer Antwort nicht befriedigt, aber er dachte doch, Papa müſſe es beſſer wiſſen als er, er müſſe es alſo dabei bewenden laſſen.

Ein andermal las er in der Bibel die Geſchichte von Jakob und Eſau; ſein Vater citirte ihm hiebei eine Stelle aus dem Talmud, wo es hieß: Jakob und Eſau theilten alle Güter der Welt untereinander; Eſau wählte ſich die Güter dieſes, Jakob hingegen die Güter des zukünftigen Lebens; und da wir von Jakob herſtammen, ſo müſſen wir allen Anſpruch auf die zeitlichen Güter aufgeben.

Hierauf ſagte B. J. mit Unwillen, Jakob ſollte kein Narr geweſen ſeyn, und lieber die Güter dieſer Welt gewählt haben.

Der arme B. J. bekam hierauf zur Antwort: du gottloſer Bube! und unmittelbar darauf eine Ohrfeige. Sein Zweifel war freilich damit nicht gehoben, aber es brachte ihn doch zum Stillſchweigen.

B. J. hatte von ſeiner Kindheit an viel Neigung und Genie zum Zeichnen. Er hatte zwar in ſeinem väterlichen Hauſe nie ein Werk dieſer Kunſt zu ſehen bekommen, aber er fand am Titelblatt einiger hebräiſcher Bücher Holzſchnitte von Laubwerk, Vögeln, und dergleichen; er fand an dieſen Holzſchnitten einen großen Gefallen, und beſtrebte ſich, dieſelben mit einem Stückchen Kreide oder einer Kohle nachzuzeichnen. Was aber dieſen Trieb bei ihm noch verſtärkte, war ein hebräiſches Fabelnbuch, worin die agirenden Perſonagen (die Thiere) durch ſolche Holzſchnitte vorgeſtellt waren. Er zeichnete alle Figuren mit der größten Genauigkeit ab. Sein Vater bewunderte zwar hierinnen ſeine Geſchicklichkeit, ſchalt aber zugleich auf ihn, mit dieſen Worten: Willſt du ein Mahler werden? Du ſollſt den Talmud ſtudiren und ein Rabiner werden. Wer den Talmud verſteht, der verſteht alles.

Sein Vater hatte in ſeiner Studierſtube einen Schrank mit Büchern ſtehn, er verbot zwar dem jungen B. J. alle andern Bücher außer dem Talmud zu leſen. Aber es half nichts. Da der Vater die mehrſte Zeit mit häuslichen Angelegenheiten beſchäftigt war, ſo machte ſich B. J. dieſe Zeit zu Nutze.

Aus Neugierde machte er ſich über den Schrank her, blätterte alle Bücher durch, und da er ſchon ziemlich hebräiſch verſtand, fand er an einigen derſelben mehr Behagen als an dem Talmud.

Die vorzüglichſten darunter waren: eine hebräiſche Chronik; ein Joſephus; eine Geſchichte der Verfolgung der Juden in Spanien und Portugal; und was ihn am ſtärkſten an ſich zog, ein aſtronomiſches Buch.

Hier eröffnete ſich ihm eine neue Welt, er machte ſich alſo mit dem größten Fleiße darüber. Man denke ſich ein Kind von ohngefähr ſieben Jahren, das noch nie von den erſten Elementen der Mathematik etwas geſehn oder gehört hat, dem ein aſtronomiſches Buch in den Wurf kömmt, und ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich zieht, worüber ihm aber niemand Anweiſung geben kann (ſeinem Vater durfte er ſeine Begierde darnach nicht wiſſen laſſen, und ohnedem war dieſer ſelbſt nicht im Stande ihm hierüber Auskunft zu geben); wie muß dieſes ſeinen nach Wiſſenſchaften ſchmachtenden Geiſt nicht entflammt haben! Dieſes zeigt auch der Erfolg.

Da er noch ein Kind war, und die Betten in ſeines Vaters Hauſe ſehr rar waren, ſo war es ihm erlaubt, mit ſeiner alten Großmutter (deren Bette in gedachter Studierſtube ſtand) in einem Bette zu ſchlafen. Und da er den Tag über blos mit dem Studium des Talmuds ſich abgeben mußte, und kein anderes Buch in die Hand nehmen durfte, ſo beſtimmte er die Abende zu ſeinen aſtronomiſchen Betrachtungen.

Nachdem alſo die Großmutter zu Bette gegangen war, ſteckte ſich B. J. friſches Kienholz an, machte ſich über den Schrank her und holte ſich ſein geliebtes aſtronomiſches Buch hervor. Die Großmutter ſchalt ihn zwar deswegen, weil es der alten Frau zu kalt war, um allein im Bette zu liegen, er aber kehrte ſich nicht daran, und ſetzte ſein Studium ſo lange fort, bis das Kienholz ausgebrannt war.

Nachdem er dieſes einige Abende getrieben hatte, kam er endlich zu der Vorſtellung von dem Himmelsglobus und ſeinen zur Erklärung der aſtronomiſchen Erſcheinungen erdichteten Zirkeln.

Dieſes war im Buche durch eine einzige Figur vorgeſtellt, wobei der Verfaſſer dem leſer den guten Rath gab, daß er zur beſſern Verſtändlichkeit, indem die mannigfaltigen Zirkel in einer Flächenfigur nicht anders als durch gerade linien vorgeſtellt werden könnten, ſich entweder einen ordentlichen Globus, oder einen Globus armillaris verfertigen ſolle.

B. J. faßte alſo den Vorſatz einen ſolchen Globus armillaris aus geflochtenen Ruthen zu verfertigen; nachdem er dieſe Arbeit zu Ende gebracht hatte, war er im Stande das ganze Buch zu faſſen. Da er ſich aber in Acht nehmen mußte, daß ſein Vater von dieſer ſeiner Beſchäftigung nichts erfahre, ſo verſteckte er immer ſeinen Globus armillaris, ehe er zu Bette gieng, in einen Winkel hinter den Schrank.

Seine Großmutter, die verſchiedenemal bemerkt hatte, daß er ganz im leſen vertieft ſey, und dann und wann auf aus Ruthen geflochtene, kreuzweiſe aufeinander gelegte Kreiſe ſeinen Blick richtete, gerieth hierüber in den größten Schreck; ſie glaubte nicht anders, als daß ihr Enkel närriſch geworden ſey.

Sie unterließ alſo nicht, ſeinen Vater hiervon zu benachrichtigen, und demſelben den Verwahrungsort des magiſchen Inſtruments anzuzeigen. Dieſer rieth bald, was dieſes bedeuten müßte. Er nahm alſo den Globus in die Hand und ließ B. J. zu ſich rufen. Nachdem dieſer gekommen war, fragte er ihn mit folgenden Worten:

V. Was haſt du dir da für ein Spielwerk gemacht?

B. J. Dieſes iſt ein Kader. *)

V. Was ſoll dieſes bedeuten?

B. J. erklärte ihm hierauf den Gebrauch aller Zirkel zur Begreiflichmachung der himmliſchen Erſcheinungen.

Der Vater der zwar ein guter Rabiner war, aber kein ſonderliches Talent zu Wiſſenſchaften hatte, konnte nicht alles begreifen, was B. J. ihm begreiflich machen wollte; beſonders befremdete ihn die Vergleichung ſeiner Sphaera armillaris mit der Figur im Buche, und wie aus geraden Linien Zirkel entſprungen wären, aber ſo viel konnte er doch einſehen, daß B. J. ſeiner Sache gewiß war.

Er ſchalt daher zwar auf ihn, daß er ſein Verbot ſich mit etwas anderm außer dem Talmud abzugeben, übertreten habe, freute ſich aber doch innerlich, daß ſein junger Sohn, ohne einen Anführer und

---

*) Die Benennung eines Globus im Hebräiſchen.

und Vorkenntniß zu haben, von ſich ſelbſt ein ganzes Werk von einer Wiſſenſchaft habe durcharbeiten können; und damit war dieſer Proceß zu Ende.

B. J. bekam alſo auf dieſe Art eine Privaterziehung und Unterricht, theils von ſeinem Vater, theils aber von ſich ſelbſt; ſo daß er, als er ungefähr eilf Jahr alt war, es ſchon im Studium des Talmuds ſo weit gebracht hatte, daß er einen vollkommenen Rabiner abgeben konnte. Außerdem hatte er von der Geſchichte, Aſtronomie, und einigen unzuſammenhangenden mathematiſchen Wahrheiten überhaupt einige Kenntniß erlangt.

Er brannte vor Begierde ſich noch mehr Kenntniſſe zu erwerben; aber wie ſollte es bei dem Mangel an Anführung, an wiſſenſchaftlichen Büchern, und an allen Mitteln dazu, angehen? Er mußte ſich alſo begnügen, ohne allen Plan und Ordnung, ſich das, was er zufälligerweiſe davon erhalten konnte, zu Nutze zu machen.

Ich übergehe hier ſeine Lebensepoche nach ſeiner Verheirathung, die wegen der übeln Umſtände ſeines Vaters, und nach dem Gebrauch dieſer Nation in dieſen Gegenden, überhaupt ſehr frühzeitig (in ſeinem eilften Jahre) vor ſich gieng, und bemerke hier blos diejenigen Umſtände, die hauptſächlich zur Bildung ſeines Geiſtes und Karakters etwas beigetragen haben.

B. J. war in ſeiner Jugend ſehr lebhaft, und hatte viel Annehmlichkeit in ſeinem Weſen. In ſeinen Begierden und Leidenſchaften war er heftig und ungeduldig. Bis ungefähr in ſein eilftes Jahr ſpürte er, da er einer ſehr ſtrengen Erziehung genoß, und von allem Umgange mit Frauenzimmern abgehalten wurde, keine ſonderliche Zuneigung zu dem ſchönen Geſchlechte in ſich. Eine Begebenheit aber brachte hierin eine große Veränderung bei ihm hervor.

Ein armes, aber ſehr hübſches Mädchen von ohngefähr dem Alter des B. J. wurde in dem Hauſe ſeiner Aeltern als Dienſtmädchen angenommen. Das Mädchen gefiel dem B. J. ungemein. Es wurden bei ihm Begierden rege, die er bis jetzt nicht gekannt hatte. Er mußte aber, nach der ſtrengen rabiniſchen Moral, ſich in Acht nehmen, dieſes Mädchen mit Aufmerkſamkeit anzuſehn, und noch mehr, ſie zu ſprechen, und konnte nur dann und wann verſtohlne Blicke auf ſie werfen.

Es ereignete ſich einmal, daß die Frauensleute aus dem Hauſe ins Bad giengen, welches nach dem Gebrauche dieſes Landes ein paarmal die Woche über zu geſchehen pflegt. B. J. den ſein Inſtinkt, ohne es ſelbſt zu wiſſen, von ohngefähr nach der Gegend wo das Bad war, hintrieb, erblickte auf einmal dieſes hübſche Mädchen, wie es aus dem Schwitzbade heraus in den nahe vorbeifließenden Fluß hineinſprang.

Er gerieth bei dieſem Anblicke ganz außer ſich: nachdem er ſich erholt hatte, wollte er, der ſtrengen talmudiſtiſchen Geſetze eingedenk, zurückfliehn, aber konnte nicht. Er blieb alſo auf ſeiner Stelle wie angewurzelt ſtehn.

Da er aber hier überraſcht zu werden fürchtete, mußte er ſich doch mit einem ſchweren Gemüthe zurückbegeben. Seit der Zeit war er beſtändig unruhig, gerieth zuweilen außer ſich, und dieſer Zuſtand dauerte bis zu ſeiner Verheirathung, welche bald darauf erfolgte.

Um ſeiner Begierde nach Kenntniſſen und Wiſſenſchaften ein Genüge zu leiſten, war kein anderes Mittel für ihn übrig, als fremde Sprachen zu lernen. Aber wie ſollte er es damit anfangen? Die polniſche oder lateiniſche Sprache bei einem Katholiken zu lernen, war ihm unmöglich, indem von der einen Seite die Vorurtheile ſeiner eignen Nation ihm alle andern Sprachen außer der Hebräiſchen, und alle andre Kenntniſſe und Wiſſenſchaften außer dem Talmud und der ungeheuern Anzahl ſeiner Kommentaren, verwehrten; von der andern Seite aber auch die Vorurtheile der Katholiken es nicht zuließen, einen Juden hierin zu unterweiſen.

Außerdem war er in ſehr ſchlechten zeitlichen Umſtänden. Er mußte durch Schulmeiſterſchaft, Korrektur der hebräiſchen Schrift, und dergl. eine ganze Familie ernähren. Er mußte alſo eine lange Zeit nach der Befriedigung ſeines natürlichen Triebes vergebens ſeufzen.

Endlich kam ihm hierin ein glücklicher Zufall zu Hülfe. Er bemerkte nehmlich an einigen hebräiſchen Büchern, die ſehr ſtarkleibig waren, daß ſie mehrere Alphabete enthielten, und man ihre Bogenanzahl daher nicht blos mit hebräiſchen Buchſtaben hatte bezeichnen können, ſondern im zweiten und dritten Alphabet ſich zu dieſem Behuf auch anderer Schriftzeichen hatte bedienen müſſen, welches gemeiniglich lateiniſche und deutſche Buchſtaben waren.

Nun hatte zwar B. J. nicht den mindeſten Begriff von einer Druckerei. Er ſtellte ſich gemeiniglich vor, daß Bücher ſo wie Leinwand gedruckt würden, und daß jede Seite durch eine beſondre Form abgedruckt würde.

Er vermuthete aber, daß die nebeneinanderſtehenden Schriftzeichen einen und eben denſelben Buchſtaben bedeuteten. Er ſupponirte alſo, daß z. B. a das neben א ſteht, gleichfalls ein Alpha ſeyn müſſe. Auf dieſe Art lernte er nach und nach die lateiniſche und deutſche Schrift kennen.

Durch eine Art des Dechiffrirens fing er an, verſchiedene deutſche Buchſtaben in Wörter zu kombiniren, blieb aber dabei noch immer zweifelhaft, ob nicht ſeine ganze Mühe vergebens ſeyn würde, indem die neben den hebräiſchen Buchſtaben befindlichen Schriftzeichen ganz etwas anders als eben dieſelben Buchſtaben ſeyn könnten, bis ihm zum Glück einige Blätter aus einem alten deutſchen Buche in die Hände fielen.

Er fing an zu leſen. Und wie groß war nicht ſeine Freude und Verwunderung, da er aus dem Zuſammenhange ſahe, daß die Worte mit denjenigen, die er ſchon gelernt hatte, völlig übereinſtimmten. Zwar blieben ihm nach ſeiner jüdiſchen Sprache eine Menge Worte unverſtändlich, aber aus dem Zuſammenhange konnte er doch auch mit Weglaſſung dieſer Worte das Ganze ziemlich faſſen.

B. J. fühlte noch immer eine Leere in ſich, die er nicht auszufüllen im Stande war. Er konnte ſeine Begierde nach Kenntniſſen und Wiſſenſchaften nicht befriedigen. Bis jetzt war noch immer das Studium des Talmuds ſein Hauptgeſchäfte, woran er aber blos in Anſehung der Form, indem ſie die höhern Seelenkräfte in Thätigkeit ſetzt, einen Gefallen hatte; keinesweges aber in Anſehung der Materie.

Man findet darin Gelegenheit zur Uebung in Herleitung der entfernteſten Folgen aus ihren Gründen, zur Entdeckung der verborgenſten Widerſprüche, zur Ausfindigmachung der feinſten Diſtinktionen u. ſ. w. Da aber die Prinzipien ſelbſt blos eine eingebildete Realität haben, ſo kann ſich eine wißbegierige Seele keinesweges damit befriedigen.

Er ſahe ſich alſo nach etwas um, wodurch er dieſen Mangel erſetzen könnte. Nun wußte er zwar, daß es eine ſogenannte Wiſſenſchaft giebt, die bei den jüdiſchen Gelehrten in dieſer Gegend ziemlich im Schwange iſt; nehmlich die Kabale, wo-

wodurch man nicht nur ſeine Wißbegierde befriedigen, ſondern auch ſich ungemein vervollkommnen und Gott nähern könne.

Er brannte alſo, wie natürlich, vor Begierde darnach; aber da dieſe Wiſſenſchaft wegen ihrer Heiligkeit nicht öffentlich gelehrt, ſondern ins Geheim traktirt werden muß, ſo wußte er nicht, wo er die darin Eingeweiheten, und ihre Schriften aufſuchen ſollte.

Er erfuhr darauf, daß der Unterrabiner oder Prediger dieſes Orts ein kabaliſtiſcher Adept ſey, und machte ſich alſo, zur Erreichung ſeines Endzwecks, mit ihm bekannt, nahm ſeinen Platz in der Synagoge neben ihm, und da er einſt merkte, daß der Prediger immer nach dem Gebete in einem kleinen Buche las, und alsdann daſſelbe auf der Stelle verwahrte; ſo wurde B. J. ſehr begierig, zu wiſſen, was dieſes für ein Buch ſeyn möge?

Nachdem alſo der Prediger nach Haus gegangen war, ging B. J. und hohlte dieſes Buch aus dem Orte, wo jener es verſteckt hatte, und nachdem er gefunden hatte, daß es ein kabaliſtiſches Buch ſey, ſo nahm er daſſelbe zu ſich, und verſteckte ſich damit in einem Winkel in der Synagoge, bis alle Leute aus derſelben gegangen, und die Synagoge zugeſchloſſen worden war.

Nachher kroch er aus ſeinem Schlupfwinkel hervor, und las in ſeinem geliebten Buche ſo lange bis der Schließer des Abends die Synagoge wieder

auf-

aufmachte; ohne den ganzen Tag über an Eſſen oder Trinken zu denken.

In ein Paar Tagen wurde er auf dieſe Art mit ſeinem Buche fertig. Dieſes aber, anſtatt ſeine Begierde zu befriedigen, reitzte dieſelbe noch vielmehr. Er wünſchte noch mehrere Bücher dieſer Art zu leſen.

Da er aber zu ſchüchtern war, um dieſes dem Prediger zu entdecken, ſo beſchloß er einen Brief an ihn zu ſchreiben, worin er ſeine unwiderſtehliche Begierde nach dieſer heiligen Wiſſenſchaft äußerte, und daher den Prediger inſtändig bat, daß er ihn mit Büchern unterſtützen möchte.

Darauf erhielt er von dem Prediger eine ſehr günſtige Antwort. Dieſer lobte ſeinen Eifer für dieſe heilige Wiſſenſchaft, und verſicherte ihn, daß dieſer Eifer, unter ſo wenig Begünſtigung, ein offenbares Merkmaal ſey, daß B. J. Seele von Olam Aziloth (der Welt des unmittelbaren göttlichen Ausfluſſes) herkomme, anſtatt daß die Seelen der bloßen Talmudiſten von Olam Jnzire (der Welt der Schöpfung) ihren Urſprung nehmen. Er verſprach ihm daher, ſo viel in ſeinem Vermögen wäre, ihn mit Büchern zu unterſtützen.

Da er aber ſich ſelbſt hauptſächlich mit dieſer Wiſſenſchaft beſchäftigte, und dergleichen Bücher beſtändig bei der Hand haben mußte, ſo konnte er ihm dieſelben nicht leihen, erlaubte ihm aber, ſie in ſeinem eignen Hauſe nach Belieben zu ſtudiren.

Wer war froher als B. J.? Er nahm dieſes Anerbieten des Predigers mit Dankbarkeit an, kam beinahe nicht aus des Predigers Hauſe, und ſaß Tag und Nacht über den kabaliſtiſchen Büchern.

Dieſes aber inkommodirte den Herrn Prediger ungemein; er hatte ſeit kurzer Zeit eine ſehr hübſche junge Frau geheirathet, ſein elendes Häuschen beſtand aus einem einzigen Zimmer, welches zugleich Wohn- Studier- und Schlafſtube war. Hier wachte alſo B. J. ganze Nächte durch. Seine Ueberſinnlichkeit kam daher mit des Predigers Sinnlichkeiten nicht ſelten in Kolliſion.

Dieſer dachte folglich auf Mittel den angehenden Kabaliſten auf eine gute Art loß zu werden. Er ſagte ihm daher einſt: hören Sie Herr B. J. Ich merke, daß es Sie zu ſehr inkommodiren muß, der Bücher wegen beſtändig außer ihrem Hauſe bei mir zuzubringen. Sie können in Gottes Nahmen dieſelben einzeln mit nach Hauſe nehmen, und alſo nach ihrer Kommodität ſtudiren.

Dem B. J. war nichts willkommener als dieſes. Er nahm daher von dem Prediger ein Buch nach dem andern nach Hauſe, und ſtudirte darin ſo lange, bis er die ganze Kabala inne zu haben glaubte. Er begnügte ſich nicht blos mit der Erkenntniß ihrer Prinzipien und mannigfaltigen Syſteme, ſondern ſuchte auch von dieſen den gehörigen

Gebrauch zu machen. Es war keine Stelle in der heiligen Schrift, oder im Talmud anzutreffen, deren geheimen Sinn er nicht aus kabaliſtiſchen Prinzipien, mit der größten Fertigkeit hätte herauswickeln können.

Selbſt der Prediger gerieth darüber in Erſtaunen und Verwunderung, als er ſahe, daß es B. J. in einer kurzen Zeit viel weiter als er ſelbſt darin gebracht hatte, und in die Tiefen dieſer Wiſſenſchaft eingedrungen war.

B. J. wollte ſich aber dennoch mit der litterariſchen Kenntniß dieſer Wiſſenſchaft nicht befriedigen, er ſuchte in ihren Geiſt einzudringen; und da er bemerkte, daß dieſe ganze Wiſſenſchaft, wenn ſie dieſen Nahmen verdienen ſollte, nichts anders als die Geheimniſſe der Natur in Fabeln und Allegorien eingehüllet, ſeyn könne; ſo bemühte er ſich dieſe Geheimniſſe ausfindig zu machen, und dadurch ſeine bloße litterariſche Erkenntniß zu einer Vernunfterkenntniß zu erheben.

Er konnte aber dieſes damals nur auf eine ſehr unvollſtändige Art bewerkſtelligen, weil er noch ſehr wenige Begriffe von Wiſſenſchaften überhaupt hatte. Doch gerieth er von ſelbſt durch eignes Nachdenken auf viele Applikationen dieſer Art. Er erklärte ſich z. B. gleich die erſte Inſtanz, womit die Kabaliſten gemeiniglich ihre Wiſſenſchaft anfangen. Nehmlich: ehe die Welt erſchaffen worden iſt, hatte das göttliche Weſen allein den ganzen unendlichen

lichen Raum ausgefüllt. Nun wollte aber Gott eine Welt erſchaffen, damit er ſeine Eigenſchaften die ſich auf andere Weſen außer ihn beziehen, offenbaren könnte; er ſchränkte, zu dieſem Endzwecke, ſich ſelbſt in den Mittelpunkt ſeiner Vollkommenheit ein. Ließ hernach in den dadurch leergebliebenen Raum zehn konzentriſche Lichtkreiſe fahren, daraus entſtanden hernach mannigfaltige Figuren (Parzoffim) und Gradationen bis zur gegenwärtigen ſinnlichen Welt u. ſ. w.

B. J. konnte ſich auf keinerlei Art vorſtellen, daß dieſes alles im gemeinen Sinne dieſer Worte wahr ſeyn ſolle, ſo wie beinahe alle Kabaliſten es ſich vorſtellen. Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß, ehe die Welt erſchaffen worden, eine Zeit verfloſſen ſey, indem er aus ſeinem Mora Newochim wußte, daß die Zeit blos eine Modifikation der Welt ſey, und folglich ohne dieſe nicht gedacht werden könne.

Er konnte ſich nicht vorſtellen, daß Gott einen, obgleich unendlichen Raum erfülle; ferner, daß er als ein unendlich vollkommnes Weſen, ſeine eigne Vollkommenheit auf eine zirkelförmige Art in ſeinem Mittelpunkte einſchränken ſollte.

Sondern er ſuchte ſich dieſes alles auf folgende Art zu erklären: Gott iſt nicht der Zeit nach, ſondern ſeinem nothwendigen Weſen nach, als Bedingung der Welt eher als dieſelbe. Alle Dinge außer Gott mußten, ſo wohl ihrem Weſen, als ihrer Exiſtenz nach, von ihm als ihrer Urſache ab-

hängen.

hängen. Die Erſchaffung der Welt konnte alſo nicht als eine Hervorbringung aus nichts, auch nicht eine Bildung von etwas, von ihm Unabhängigen, ſondern nur als eine Hervorbringung aus ſich ſelbſt gedacht werden. Und da die Weſen von verſchiedenen Graden der Vollkommenheit ſind, ſo müſſen wir zur Erklärung ihrer Entſtehungsart, verſchiedene Grade der Einſchränkung des göttlichen Weſens annehmen. Und da dieſe Einſchränkung grade vom unendlichen Weſen bis zu der Materie gedacht werden muß, ſo ſtellen wir uns den Anfang dieſer Einſchränkung figürlich als einen Mittelpunkt (den niedrigſten Punkt) des Unendlichen vor.

Unter den zehn Kreiſen dachte ſich B. J. die zehn Prädikamente des Ariſtoteles, die er aus gedachtem More Newochim kennen gelernt hatte, die allgemeinſten Prädikate der Dinge, ohne welche nichts gedacht werden kann u. ſ. w.

B. J. zog ſich aber durch dieſe Erklärungsart manche Ungelegenheit zu. Die Kabaliſten behaupten nehmlich, daß die Kabale keine menſchliche, ſondern eine göttliche Wiſſenſchaft ſey, und daß es folglich dieſelbe herabwürdigen hieße, wenn man ihre Geheimniſſe der Natur und Vernunft gemäß erklären wollte.

Je vernünftiger alſo B. J. Erklärungen herauskamen, deſto mehr wurden ſie gegen ihn aufgebracht, indem ſie dasjenige blos für göttlich hielten, was keinen vernünftigen Sinn hatte.

B. J. mußte alſo ſeine Explikationen für ſich behalten. Ein ganzes Werk das er darüber geſchrieben hat, brachte er noch mit nach B. welches er noch bis jetzt als ein Denkmaal von dem Streben des menſchlichen Geiſtes nach Vollkommenheit, ohnachtet aller Hinderniſſe, die ſich ihm in den Weg ſtellen, verwahrt.

Unterdeſſen konnte ihn doch dieſes nicht befriedigen. Er wünſchte, die Wiſſenſchaften nicht in Fabeln eingehüllet, ſondern in ihrem natürlichen Lichte zu erblicken. Er hatte zwar ſchon, obwohl ſehr mangelhaft, deutſch leſen gelernt; aber wo ſollte er in Litthauen deutſche Bücher hernehmen?

Zum Glück für ihn, erfuhr er, daß der Oberrabbiner von F. der ſich in ſeiner Jugend in H. aufgehalten, und da die deutſche Sprache erlernt, und ſich mit den Wiſſenſchaften einigermaßen bekannt gemacht hatte, ſich noch bis jetzt, obzwar in Geheim, mit den Wiſſenſchaften abgebe, und eine ziemliche Bibliothek von deutſchen Büchern hätte.

B. J. beſchloß daher, zu dieſem Oberrabbiner nach F. zu wallfahrten, und dieſen um einige wiſſenſchaftliche Bücher anzuflehen. Ohne ſich alſo um Reiſegeld und Fuhrwerk im mindeſten zu bekümmern (er war ſolche Reiſen ziemlich gewohnt, und er gieng einſt nach W. 30 Meilen zu Fuß, um ein hebräiſch-peripathetiſch-philoſophiſches Buch aus dem 12ten Jahrhundert zu ſehn), und ohne ſeiner

Familie ein Wort davon zu ſagen, machte er ſich auf die Reiſe nach F. in der Mitte des Winters.

So bald er da angelangt war, gieng er zu dem Oberrabbiner, ſagte ihm ſein Anliegen, und bat ihn flehentlich um Hülfe darin. Dieſer erſtaunte nicht wenig darüber, indem ſeit 31 Jahren, daß er von Deutſchland zurückgekommen war, noch kein Menſch ſich gefunden hatte, der eine Bitte dieſer Art an ihn gethan hätte, und verſprach, ihm einige alte deutſche Bücher zu leihen. Die vorzüglichſten darunter waren eine alte Optik und Sturms Phyſik.

B. J. wußte dieſem braven Oberrabbiner ſeine Dankbarkeit nicht genug auszudrücken, ſteckte dieſe paar Bücher ein, und kehrte damit voller Entzücken nach Hauſe zurück.

Nachdem er dieſe durchſtudirt hatte, wurden ihm auf einmal ſeine Augen aufgethan. Er glaubte nun den Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der Natur erlangt zu haben. Er wußte wie ein Gewitter, Thau, Regen, u. ſ. w. entſtehe.

Er ſahe über alle andern, die dieſes noch nicht wußten, ſtolz herab, lachte über ihre Vorurtheile und Aberglauben, und erbot ſich, ihre Begriffe hierin aufzuklären und ihren Verſtand zu erleuchten.

Dieſes wollte aber nicht überall anſchlagen. Er bemühte ſich einmal einem Talmudiſten beizubringen, daß die Erde rund ſey, und daß wir Gegenfüßler hätten. Dieſer aber machte ihm den Einwurf,

wurf; daß dieſe Gegenfüßler nothwendig fallen müßten?

B. J. hatte genug zu demonſtriren, daß das Fallen der Körper nicht nach einer beſtimmten Richtung im leeren Raume, ſondern nach dem Mittelpunkt der Erde geſchehe, und daß die Begriffe von Oben und Unten blos die Entfernung und Näherung von dieſem Mittelpunkte wären. Es half alles nichts, der Talmudiſt blieb dabei, daß dieſes Vorgeben ungereimt ſey.

So gieng er einmal mit einigen ſeiner Freunde ſpatzieren. Nun mußte ihnen gerade eine Ziege im Wege liegen. B. J. gab der Ziege einige Schläge mit ſeinem Stocke, ſeine Freunde warfen ihm ſeine Grauſamkeit vor. Er aber erwiderte: was Grauſamkeit? glaubt ihr denn, daß die Ziege einen Schmerz fühle, wenn ich ſie ſchlage? ihr irrt euch hierin ſehr. Die Ziege iſt (nach dem Sturm, der ein Karthesianer war) eine bloße Maſchine.

Dieſe lachten herzlich darüber, und ſagten, aber hörſt du nicht, daß die Ziege ſchreit, wenn du ſie ſchlägſt? Worauf jener antwortete: ja freilich ſchreiet ſie; wenn ihr aber auf eine Trommel ſchlagt, ſo ſchreiet ſie auch.

Dieſe erſtaunten über dieſe Antwort, in kurzer Zeit wurde in der ganzen Stadt bekannt, daß B. J. närriſch geworden wäre, indem er behaupte: Eine Ziege ſey eine Trommel.

B. J. deſſen äußere Umſtände ſehr ſchlecht waren, weil er ſich nicht mehr zu ſeinen gewöhnlichen Geſchäften ſchicken wollte, und ſich daher überall außer ſeiner Sphäre befand; und von der andern Seite auch ſeine Lieblingsneigung zum Studium der Wiſſenſchaften, in ſeinem Wohnorte, nicht genug befriedigen konnte, beſchloß endlich, ſich nach Deutſchland zu begeben, und da Medizin, und bei dieſer Gelegenheit auch andere Wiſſenſchaften zu ſtudiren.

Nun war nur die Frage, wie eine ſolche weite Reiſe zu machen ſey?

Er wußte zwar, daß einige Kaufleute aus ſeiner Stadt bald nach Königsberg in Preußen reiſen würden; aber da er mit dieſen wenig Bekanntſchaft hatte, ſo konnte er nicht hoffen, daß ſie ihn umſonſt mitnehmen würden. Nach vielen Ueberlegen gerieth er endlich auf ein gutes Expediens.

Er hatte einen ſehr gelehrten und frommen Mann zum Freunde, der in der Stadt bei der ganzen Judenſchaft in großer Achtung ſtand, dieſem entdeckte er ſein Vorhaben, und zog ihn hierüber zu Rath.

Er ſtellte ihm ſeine ſchlechten Umſtände vor: zeigte ihm, daß, indem er einmal ſeine Neigungen auf die Erkenntniß Gottes und ſeiner Werke gerichtet habe, er zu allen gewöhnlichen Geſchäften nicht mehr tauglich ſey; beſonders ſtellte er ihm vor, daß er ſich jetzt bloß von ſeiner Gelehrſamkeit, als Informator in der Bibel und dem Talmud, ernähren

nähren müſſe, welches nach dem Ausſpruche einiger Rabbiner nicht ganz erlaubt ſeyn ſollte. Er wolle daher die Medizin als eine profane Kunſt ſtudiren, wodurch er nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch der ganzen Judenſchaft in dieſer Gegend nutzen würde, weil es da keinen ordentlichen Mediziner gebe, und diejenigen, die ſich dafür ausgeben, die unwiſſendſten Bartſcherer wären, die die Menſchen mit ihren Kuren von der Welt ſchafften.

Dieſe Gründe thaten auf dieſen frommen Mann eine außerordentliche Würkung. Er gieng zu einem Kaufmann von ſeiner Bekanntſchaft, ſtellte ihm die Wichtigkeit von B. J. Unternehmen vor; und beredte ihn, daß er den B. J. auf ſeiner eignen Fuhre mit nach Königsberg nehmen möchte. Dieſer durfte dieſem göttlichen Manne nichts abſchlagen, und willigte alſo darein.

Er reiſte alſo mit dieſem jüdiſchen Kaufmanne nach Königsberg in Preußen. So bald er da ankam, gieng er zu dem daſigen jüdiſchen Doktor medizinä H . . . eröffnete ihm ſein Vorhaben, Medizin zu ſtudiren, und bat ihn um guten Rath und Unterſtützung. Dieſer, deſſen Berufsgeſchäfte ihn verhinderten, ſich mit B. J. darüber gehörig zu beſprechen, und der ohnedem ihn nicht gut verſtehn konnte, verwieß ihn an einige Studenten, die in ſeinem Hauſe logirten.

Dieſe jungen Herren brachen, ſo bald B. J. ſich ihnen zeigte, und ſein Vorhaben eröffnete, hierüber in ein lautes Gelächter aus; welches ihnen auch gar nicht zu verdenken war. Man ſtelle ſich einen polniſchlitthauiſchen Mann von ohngefähr 25 Jahren, mit einem ziemlich ſtarken Barte, in zeriſſener ſchmutziger Rabbiniſcher Kleidung vor, deſſen Sprache aus der hebräiſchen, jüdiſchdeutſchen, polniſchen und ruſſiſchen Sprache mit ihren reſpective-grammatikaliſchen Fehlern zuſammengeſetzt iſt, und der die deutſche Sprache zu verſtehen, und einige Kenntniſſe und Wiſſenſchaft erlangt zu haben vorgiebt. Was ſollten dieſe jungen Herren dazu denken?

Sie fingen alſo an ihren Spas mit ihm zu treiben, und gaben ihm Mendelsſohns Phädon, der ohngefähr auf dem Tiſche lag, zu leſen. B. J. las ſehr erbärmlich (ſo wohl wegen ſeiner eignen Art die deutſche Sprache leſen zu lernen, als wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache), und jene brachen abermals in ein ſtarkes Gelächter aus, ſagten aber, er ſolle ihnen das Geleſene expliciren. Er that es nach ſeiner Art. Da ſie ihn aber nicht verſtanden, ſo verlangten ſie, daß er das Geleſene ins Hebräiſche überſetzen möchte.

Dieſes vollzog B. J. auf der Stelle. Die Studenten, die das Hebräiſche wohl verſtanden, geriethen in ein nicht geringes Erſtaunen, indem ſie ſahen, daß B. J. nicht nur den Sinn dieſes berühmten Verfaſſers wohl gefaßt hatte, ſondern auch denſelben in der hebräiſchen Sprache glücklich ausdrückte:

drückte; ſie fingen alſo an, ſich für ihn zu intereſſiren; verſchaften ihm einige alte Kleidungsſtücke, und Unterhaltung, während ſeines Aufenthalts in K. und riethen ihm zugleich, daß er, um ſeinen Zweck zu erlangen, nach B. reiſen möchte.

Um aber dieſe Reiſe ſeinen Umſtänden gemäß einzurichten, riethen ſie ihm ferner, er möchte von K. bis Stettin zu Schiffe reiſen; von wo er nach Frankfurt an der Oder, und von dort nach B. leicht Gelegenheit finden würde.

B. J. gieng alſo zu Schiffe, und hatte zur Zehrung nichts mehr als geröſtetes Brod, einige Heringe, und ein Fläſchchen Branntwein. Man ſagte ihm in K. daß dieſe Reiſe ohngefähr zehn und höchſtens vierzehn Tage dauern könne. Dieſe Prophezeihung aber traf nicht ein. Die Reiſe dauerte, wegen kontrairer Winde, fünf Wochen.

In welchen Umſtänden B. J. ſich hier befunden habe, kann man ſich leicht vorſtellen. Es waren auf dem Schiffe außer ihm keine andere Paſſagirer, als eine alte Frau, die beſtändig geiſtliche Lieder zu ihrem Troſte ſang. Er kannte ſo wenig die pommeriſch-deutſche Sprache der Schiffsleute, als dieſe ſeine jüdiſch-polniſch-litthauiſche Sprache verſtanden; bekam die ganze Zeit durch nichts Warmes zu genießen, und mußte im Raum auf hart beladenen Säcken ſchlafen. Das Schiff gerieth auch einigemal in Gefahr. Er, wie natürlich, war den größten Theil der Zeit ſchiffkrank.

Endlich kam er nach Stettin. Man ſagte ihm, daß er von da bis nach F. eine Reiſe zu Fuße ganz ſpielend machen könnte. Aber wie ſollte ein polniſcher Jude in den elendeſten Umſtänden, ohne einen Pfennig zum Zehren bei ſich zu haben, und ſogar ohne die Landesſprache zu verſtehn, eine Reiſe, wenn auch nur von wenigen Meilen, machen?

Doch dieſes mußte einmal geſchehn. Er gieng alſo von Stettin aus, und indem er ſeine elende Lage überdachte, ſetzte er ſich unter eine Linde und fing an bitterlich zu weinen.

Endlich wurde ihm etwas leichter ums Herz; er faßte Muth und gieng weiter. Nachdem er ein paar Meilen gemacht hatte, kam er gegen Abend ganz ermüdet in ein Wirthshaus. Es war eben der Tag vor dem jüdiſchen Faſttage der im Auguſt fällt. Er ſchmachtete ſchon vor Hunger und Durſt, und ſollte noch dazu den ganzen morgenden Tag faſten. Was ſollte er nun machen, da er keinen Pfennig zu zehren hatte?

Nachdem er dieſes überdacht hatte, fiel ihm ein, daß er noch einen eiſernen Löffel, den er mit zu Schiffe genommen, in ſeinem Mantelſack haben müſſe; er hohlte ihn, und bat die Wirthin, daß ſie ihm dafür ein wenig Brod und Bier geben möchte. Dieſe weigerte ſich anfangs, den Löffel anzunehmen, durch vieles Flehen aber wurde ſie doch endlich bewogen, ein Glas ſauer Bier dafür zu accordiren. B. J. mußte ſich alſo damit befriedigen, trank ſein

Glas Bier, und gieng nach dem Stalle aufs Stroh, um zu ſchlafen.

Am Morgen ſetzte er ſeine Reiſe fort, indem er vorher nach einem Orte fragte, wo Juden wohnten, damit er in die Synagoge gehen, und die Klaglieder über die Zerſtörung Jeruſalems mit ſeinen Brüdern ſingen könnte.

Dieſes geſchahe. Nach Endigung des Betens und Singens (ungefähr gegen Mittagszeit) gieng er zu dem jüdiſchen Schulmeiſter dieſes Orts, und unterredete ſich mit ihm; und da dieſer merkte, daß B. J. ein vollkommener Rabbiner ſey, fing er an, ſich für ihn zu intereſſieren, und verſchafte ihm bei einem Juden ein Abendeſſen, und gab ihm auch ein Empfehlungsſchreiben an einen andern Schulmeiſter im nächſten Orte mit, worin er B. J. als einen großen Talmudiſten und ehrwürdigen Rabbiner rekommandirte.

B. J. fand hier auch ziemlich gute Aufnahme, wurde von dem angeſehenſten und reichſten Juden dieſes Orts zum Sabatheſſen eingeladen, und gieng in die Synagoge, wo man ihm die oberſte Stelle anwies, und alle einem Rabbiner gewöhnlich zukommende Ehrenbezeigungen erwies.

Nach Endigung des Gottesdienſtes nahm ihn der gedachte reiche Jude mit nach Hauſe, und wies ihm am Tiſche den oberſten Platz an, nehmlich zwiſchen ſich und ſeiner Tochter. Dieſe war ein junges

Mädchen von ohngefähr zwölf Jahren, und aufs Schönſte ausgepuzt.

B. J. fing an, als Rabbiner einen ſehr gelehrten und erbaulichen Diskurs zu führen, und je weniger Herr und Madam denſelben verſtanden, deſto göttlicher kam er ihnen vor.

Auf einmal merkte er aber zu ſeinem Leidweſen, daß Mamſell eine ſaure Miene zu machen, und das Geſicht zu verziehen anfing. Er wußte ſich anfangs dieſes nicht zu erklären; wie er aber darauf ſeinen Blick auf ſich ſelbſt und auf ſeine elende ſchmuzige Lumpenkleidung wandte, wurde ihm ſogleich dieſes ganze Geheimniß enträthſelt. Die Beunruhigung der Mamſell hatte ihren guten Grund. Und wie konnte es auch anders ſeyn? Da er, ſeitdem er von K. abgereiſt war, ohngefähr ſeit ſieben Wochen, kein friſches Hembe anzuziehn hatte, in den Wirthshäuſern auf dem bloßen Strohe, worauf, wer weis, wie viel arme Reiſende ſchon gelegen hatten, liegen mußte, u. ſ. w.

Nun wurden ihm mit einemmal die Augen aufgethan, er überſahe auf einmal ſein ganzes Elend. Aber was ſollte er machen? Wie ſollte er ſich aus dieſer mißlichen Lage heraushelfen?

Endlich gelangte er in B. an. Hier glaubte er ſeinem Elende ein Ende zu machen, und alle ſeine Wünſche zu erreichen, worin er ſich aber ſehr betrog. Es gieng damit folgender Weiſe zu.

Da, wie bekannt, in dieſer Reſidenzſtadt kein Betteljude gelitten wird; ſo hat die hieſige jüdiſche Gemeinde zur Verſorgung ihrer Armen ein Haus am Rt. Thore bauen laſſen, worin die Armen aufgenommen, von den jüdiſchen Aelteſten über ihr Geſuch in B. befragt, und nach Befinden entweder, wenn ſie krank ſind, oder einen Dienſt ſuchen, in der Stadt aufgenommen, oder weiter verſchickt werden.

B. J. wurde alſo in dieſes Haus gebracht, das theils mit Kranken, theils aber mit liederlichem Geſindel angefüllet war. Er ſahe ſich lange Zeit vergebens nach einem Menſchen um, mit dem er ſich über ſeine Angelegenheiten hätte beſprechen können.

Endlich bemerkte er einen Menſchen, der nach ſeinem Anzuge zu urtheilen ein Rabbiner ſeyn mußte; er wandte ſich alſo an dieſen, und wie groß war nicht ſeine Freude, als er von dieſem erfuhr, daß er wirklich ein Rabbiner, und in B. ziemlich bekannt ſey. Er unterhielt ſich mit ihm über allerhand Gegenſtände der rabbiniſchen Gelehrſamkeit, und da B. J. ſehr offenherzig iſt, ſo erzählte er jenem ſeinen Lebenslauf in P. eröffnete ihm ſein Vorhaben in B. Medizin zu ſtudieren, zeigte ihm ſeinen Kommentar über den More Newochim u. ſ. w. Dieſer merkte ſich alles, und ſchien ſich für B. J. zu intereſſiren. Aber auf einmal verſchwand er ihm aus dem Geſichte.

Endlich gegen Abend kamen die jüdiſchen Aelteſten. Es wurde ein jeder vorgerufen und über ſein Geſuch gefragt. Die Reihe kam an B. J. Dieſer ſagte ganz offenherzig, er wünſche in B. zu bleiben, daſelbſt Medizin zu ſtudieren u. ſ. w.

Die Aelteſten ſchlugen ſein Geſuch gerade zu ab, gaben ihm ſeinen Zehrpfennig und giengen fort. Die Urſache dieſes Betragens gegen ihn beſonders war keine andere als dieſe.

Der Rabbiner, von dem ich vorher geſprochen habe, war ein eifriger Orthodox. Nachdem er alſo des B. J. Geſinnungen und Vorhaben ausgeforſcht hatte, gieng er in die Stadt, benachrichtigte die Aelteſten der Gemeinde von der ketzeriſchen Denkungsart des B. J. indem er den More Newochim kommentirt neu herausgeben wolle, und ſein Vorhaben nicht ſowohl ſey Medizin zu ſtudieren und als Profeſſion zu treiben, ſondern hauptſächlich, ſich in Wiſſenſchaften überhaupt zu vertiefen und ſeine Erkenntniß zu erweitern.

Dies letztere ſehen die orthodoxen Juden als etwas, der Religion und den guten Sitten Gefährliches an, beſonders glauben ſie dieſes von den polniſchen Rabbinern, die durch einen glücklichen Zufall aus der Sklaverei des Aberglaubens befreiet, auf einmal das Licht der Vernunft erblicken, und ſich von jenen Feſſeln losmachen.

Dieſes iſt auch zum Theil wahr. Sie ſind mit einem Menſchen zu vergleichen, der nach lange ausgeſtandnem Hunger auf einmal an einen wohleingerichteten Tiſch verſetzt wird; der alſo mit heftiger Begierde zugreifen, und ſich bis zum Ueberladen ſättigen wird.

Die Verweigerung der Erlaubniß in B. zu bleiben, war für B. J. ein Donnerſchlag. Das letzte Ziel aller ſeiner Hoffnungen, ſeiner Wünſche, wurde ihm auf einmal, da er demſelben ſo nahe war, verrückt. Er befand ſich in der Lage des Tantalus, und wußte ſich nicht zu helfen.

Beſonders ſchmerzte ihn das Betragen des Aufſehers dieſes Armenhauſes, der auf Befehl ſeiner Obern, auf ſeine ſchleunige Abreiſe drang, und nicht eher nachließ, bis er ihn vor dem Thore ſahe.

B. J. warf ſich vor dem Thore auf die Erde nieder, und fing an bitterlich zu weinen.

Es war ein Sonntag, viele Menſchen giengen wie gewöhnlich vor dem Thore ſpatzieren. Die mehrſten kehrten ſich an den winſelnden Wurm nicht; einigen mitleidigen Seelen aber fiel dieſer Anblick ſehr auf; ſie fragten ihn nach der Urſache ſeines Wehklagens; er antwortete ihnen; aber ſie konnten ihn, nicht nur wegen Mangel ſeiner natürlichen Sprache, ſondern auch wegen häufiger Unterbrechung durch Weinen und Schluchzen nicht verſtehn.

Er war ſo alterirt, daß er in ein hitziges Fieber gerieth. Die Soldaten, die am Thore die Wache hielten, meldeten dieſes in dem Armenhauſe.

Der Aufſeher kam, und hohlte ihn herein. Er blieb den Tag über da, und freute ſich in der Hoffnung recht krank zu werden, und auf dieſe Art einen längern Aufenthalt zu erzwingen; während welcher Zeit er mehrere Bekanntſchaft zu machen glaubte, wodurch er Schutz und Erlaubniß in B. zu bleiben zu erhalten hoffte.

Aber er wurde in ſeiner Hoffnung getäuſcht. Den folgenden Tag ſtand er wieder munter auf, ohne etwas Fieberhaftes zu ſpüren. Er mußte alſo fort. Aber wohin? das wußte er ſelbſt nicht.

Er nahm alſo den erſten den beſten Weg, und gieng, ohne zu wiſſen, wohin.

Am Abend kam er in ein Wirthshaus, wo er einen armen Fußgänger, der ein Betteljude ex profeſſo war, antraf. Es freuete ihn ungemein, einen ſeiner Mitbrüder anzutreffen, mit dem er ſprechen konnte, und dem dieſe Gegenden ziemlich bekannt waren.

Er entſchloß ſich daher, mit dieſem Geſellſchafter im lande herumzuſtreichen, um auf dieſe Art ſein leben zu erhalten, obwohl keine ſolche heterogene Perſonen in der Welt anzutreffen ſind. B. J. war ein gelehrter Rabbiner, jener hingegen ein Idiot; B. J. hatte ſich bis jetzt auf eine ehrenvolle Art ernährt, jener aber war ein Bettler von Profeſſion. B. J. hatte Begriffe von Moralität, Schicklichkeit und Anſtändigkeit, jener wußte nichts von dieſem allen. Letztlich war B. J. zwar von geſunder, aber doch ſchwächlicher Leibeskonſtitution, jener hingegen war ein ſtarker wohlbeleibter Kerl, der den beſten Soldaten hätte abgeben können.

Aller dieſer Verſchiedenheiten ungeachtet, ſchloß ſich B. J., der ſich, um ſein Leben zu friſten, in einem fremden Lande herumzuirren, gezwungen ſahe, an jenen feſt an. Auf ihrer Wanderſchaft bemühte ſich B. J., ſeinem Reiſegefährten Begriffe der Religion und der wahren Moralität beizubringen. Dieſer unterrichtete wieder jenen **in der Kunſt zu Betteln**; lehrte ihn die darin üblichen Formeln, und empfahl ihm beſonders das Fluchen, wenn er abgewieſen werden ſollte.

Aber bei aller Mühe, die dieſer ſich hierin gab, wollten doch ſeine Lehren bei B. J. nicht anſchlagen. Die Bettelformeln hielt er für abgeſchmackt. Er dachte, daß, wenn man einmal gezwungen ſey, andre um Hülfe anzuflehn, man ſeine Empfindungen ganz ſimpel ausdrücken müſſe; und was das Fluchen anbetrifft, ſo konnte er nicht begreifen, warum ein Menſch, der einem andern eine Bitte abſchlägt, den Fluch über ſich ziehn ſollte? und dann glaubte er auch, daß man dadurch jenen deſto mehr erbittern, und ſeinen Zweck deſto weniger erreichen werde.

Wenn er alſo mit ſeinem Kameraden betteln gieng, ſo ſtellte er ſich immer, als bettelte und fluchte er mit jenem zugleich; in der That aber ſprach er alsdann nicht ein einziges verſtändliches Wort.

Gieng er aber allein, ſo wußte er gar nichts zu ſagen; aber an ſeiner Miene und Stellung konnte man doch ſehen, was ihm fehlte.

Jener ſchalt ihn zuweilen, wegen ſeiner Ungelehrigkeit hierin. Dieſer ertrug dieſes aber mit der größten Geduld.

Auf dieſe Art irrten ſie in einem Bezirke von einigen wenigen Meilen beinahe ein halbes Jahr herum. Endlich entſchloſſen ſie ſich nach Polen ihre Route zu nehmen.

Sie gelangten in Poſen an, wo ſie in dem jüdiſchen Armenhauſe, deſſen Inhaber ein armer Kleiderflicker war, einkehrten. Hier faßte B. J. den Entſchluß, ſeiner Wanderung, möge es auch koſten, was es wolle, ein Ende zu machen.

Es war Herbſtzeit, und fing ſchon an ziemlich kalt zu werden; er war beinahe nackend und baarfuß; ſeine Geſundheit war durch dieſe Art Wanderung, wo er nie etwas Ordentliches zu eſſen bekam, und mehrentheils mit verſchimmelten Brodbrocken und Waſſer vorlieb nehmen, und des Nachts auf altem Strohe, zuweilen gar auf bloßer Erde liegen mußte, ſehr ruinirt. Dazu kam noch, daß die jüdiſchen Heiligen- oder Bußtage heranrückten, wo er, der damals ziemlich religiös war, den Gedanken nicht ertragen konnte, daß er dieſe Zeit, die andere zu ihrem Seelenheil anwendeten, ganz im Müſſiggange zubringen ſollte.

Er beſchloß daher, von da, zum wenigſten für jetzt, nicht weiter zu gehn, und allenfalls, wenn es hoch kommen ſollte, ſich vor die Synagoge zu legen, und entweder da zu ſterben, oder das Mitleiden ſeiner Mitbrüder zu erregen, und dadurch ſeinem Leiden ein Ende zu machen.

Sobald daher ſein Kamerad am Morgen aufwachte, ſich zum Bettelngehn anſchickte, und den B. J. gleichfalls dazu aufforderte, antwortete ihm dieſer, daß er jetzt nicht mitgehen wolle, und da dieſer ihn fragte, wie er doch auf eine andere Art ſein Leben zu erhalten dächte, konnte er nichts mehr antworten, als: Gott wird ſchon helfen.

Darauf gieng er nach der Judenſchule. Hier fand er einige junge Schüler, die theils laſen, theils aber auch ſich die Abweſenheit ihres Lehrers zu Nutze machten, und die Zeit mit Spielen zubrachten.

B. J. nahm auch ein Buch zum Leſen. Jene, denen ſein ſeltſamer Anzug auffiel, näherten ſich ihm, fragten ihn, woher er komme? und was ſein Vorhaben ſey? B. J. beantwortete ihnen dieſe Fragen in ſeiner litthauiſchen Sprache, worüber jene zu lachen, und ſich über ihn luſtig zu machen anfiengen.

B. J. kehrte ſich wenig daran; und da er ſich erinnerte, daß vor einigen Jahren ein Oberrabbiner aus ſeiner Gegend zum Oberrabbiner in Poſen aufgenommen ſey, und dieſer einen Bekannten und guten Freund von ihm als Schreiber mitgenommen hatte, so fragte er die Knaben nach dieſem Freunde. Dieſe aber berichteten ihm, daß dieſer Freund nicht mehr in Poſen anzutreffen wäre, indem er mit dem Oberrabbiner, der nachher befördert, und zum Oberrabiner im Hamburg aufgenommen worden, nach dieſem Orte mitgereiſt ſey; daß er aber ſeinen Sohn, einen Knaben von ohngefähr zwölf Jahren in Poſen bei dem jetzigen Oberrabiner, der ein Schwiegerſohn des vorigen ſey, zurückgelaſſen habe.

Dieſe Nachricht betrübte den B. J. nicht wenig; doch machte ihm der letzte Umſtand noch einige Hoffnung.

Er fragte daher nach der Wohnung des neuen Oberrabbiners, gieng hin, ſcheute ſich aber, da er faſt nackend war, hereinzutreten, und wartete daher bis er jemanden in dieß Haus hereintreten ſahe. Dieſen bat er, er möchte doch ſo gut ſeyn, ihm ſeines Freundes Sohn herauszurufen.

So bald dieſer herauskam, erkannte er gleich den B. J. und bezeugte ſein Erſtaunen, ihn in einem ſolchen elenden Zuſtande hier zu ſehn. B. J. erwiederte hierauf, daß es jetzt nicht die Zeit ſey, alle Unglücksfälle zu erzählen, die ihn in dieſen Zuſtand verſetzt hätten, und daß er nur für jetzt darauf bedacht ſeyn ſolle, wie er dieſes Elend um etwas erleichtern könne.

Dieſer verſprach es, gieng zum Oberrabbiner, und meldete ihm den B. J. als einen großen Gelehrten und frommen Mann, der durch beſondre Zufälle in einen ſehr elenden Zuſtand gerathen ſey.

Der Oberrabbiner, der ein vortreflicher Mann, ein ſcharfſinniger Talmudiſt, und von einem ſehr ſanften Karakter war, wurde von dem Elende des B. J. gerührt, ließ ihn zu ſich kommen, unterhielt ſich mit ihm eine geraume Zeit, diſputirte mit ihm über die wichtigſten Gegenſtände aus dem Talmud, und fand ihn in allen Fächern der jüdiſchen Gelehrſamkeit ſehr bewandert.

Darauf fragte er ihn nach ſeinem Vorhaben. B. J. erwiderte, er wünſchte als Hofmeiſter in irgend einem Hauſe anzukommen, für jetzt aber wünſchte er nichts mehr, als die heiligen Tage hier feiern zu können, und zum wenigſten dieſe kurze Zeit über ſeine Reiſen zu unterbrechen.

Darauf erwiderte der Rabbiner, daß er, was dieſes anbeträfe, unbeſorgt ſeyn ſolle, indem ſein Verlangen eine Kleinigkeit, und nicht mehr als billig ſey. Er gab ihm darauf ſo viel Geld, als er bei ſich hatte, invitirte ihn, daß er ſo lange, als er ſich hier aufhalten würde, alle Sabbath bei ihm eſſen ſolle, und befahl ſeinem Knaben, daß er für B. J. ein anſtändiges Logis ſchaffen ſolle.

Dieſer kam bald wieder, und führte den B. J. in ſeine Wohnung.

Nun glaubte B. J. daß dieſe Wohnung keine andere, als ein Kämmerchen bei irgend einem armen Manne ſeyn würde. Er erſtaunte daher nicht wenig, als er ſich im Hauſe eines der älteſten Juden dieſer Stadt ſahe, wo man für ihn ein ſehr properes Stübchen zurecht gemacht hatte, welches die Studierſtube dieſes Mannes war, der ſowohl ſelbſt, wie auch ſein Sohn, ein großer Gelehrter war.

So bald ſich B. J. ein wenig umgeſehn hatte, gieng er zu der Hausfrau, ſteckte ihr einige Pfennige in die Hände, und bat ſie, daß ſie ihm dafür eine Grützſuppe zum Abendeſſen zubereiten möchte. Dieſe fing an über ſeine Simplizität zu lächeln, und ſagte: „nein mein Herr, wir haben ſo nicht accordirt, der Oberrabbiner hat Sie uns nicht ſo empfohlen, daß Sie ſich für ihr Geld eine Grützſuppe bei uns machen laſſen ſollen,“ und erklärte ihm, daß er nicht blos in ihrem Hauſe logiren, ſondern auch, ſo lange er ſich in dieſer Stadt aufhalten wolle, eſſen und trinken ſolle.

B. J. erſtaunte über dieſes unerwartete Glück, aber wie groß war ſein Entzücken, als man ihm nach dem Abendeſſen ein reinliches Bette anwies: er trauete ſeinen Augen nicht, und fragte zu verſchiedenenmalen: „iſt dieſes wirklich für mich?“

Er verſicherte mich oft, daß er nie, ſowohl vor dieſer Begebenheit als nachher, einen ſolchen Grad von Glückſeeligkeit gefühlt habe, als damals,

als er ſich zu Bette legte, und ſeine, ſeit einem halben Jahr ſtrapazierten, ja beinahe zerbrochnen Glieder, in einem weichen Bette ihre vorige Stärke wieder erlangen fühlte.

Er ſchlief bis ſpät auf den Tag. So bald er aufgeſtanden war, ſchickte der Oberrabbiner nach ihm, und ließ ihn zu ſich bitten. So bald er erſchien, fragte ihn jener, wie er mit ſeinem Logis zufrieden ſey. Dieſer konnte keine Worte finden, ſeine Empfindung hierüber auszudrücken, und rief in einer Extaſe: „Ich habe in einem Bette geſchlafen!“ Der Oberrabbiner freute ſich ungemein darüber, ſchickte darauf nach dem Schulkantor; ſo bald dieſer kam, ſagte er zu ihm: „H . . . gehn Sie zu dem Kaufmann . . . . und nehmen Sie für H. B. J. für meine Rechnung Zeug zu einem Kleide.“

Darauf wandte er ſich zu B. J. und fragte ihn: was beliebt Ihnen für ein Zeug? Dieſer, durchdrungen von der Empfindung der Dankbarkeit und Hochachtung für dieſen vortreflichen Mann, konnte hierauf gar nichts antworten. Ein Thränenſtrom der ihm die Wangen herabfloß, diente ſtatt aller Antwort.

Der Oberrabbiner ließ ihm auch neue Wäſche machen. In zweien Tagen war alles fertig. B. J. zog reine Wäſche und ſein neues Kleid an, und gieng ſo ausſtaffirt zum Oberrabbiner; er wollte ihm ſeine Dankbarkeit bezeugen, konnte aber kaum einige abgebrochne Worte herausbringen. Für den Oberrabbiner war dieſes ein entzückender Anblick. Er ſagte zu dem B. J. daß er ihm dieſes nicht ſo hoch anſchreiben ſolle, indem das, was er für ihn gethan habe, eine Kleinigkeit und der Rede nicht werth ſey.

Nun möchte der Leſer vielleicht glauben, daß dieſer Oberrabbiner ein reicher Mann geweſen ſey, bei dem die Koſten, die er auf den B. J. wandte, wirklich eine Kleinigkeit geweſen wären; aber B. J. verſicherte mich, daß es ſich damit ganz anders verhalten habe, der Oberrabbiner habe nur ein mäßiges Gehalt gehabt, und da er ſich bloß mit dem Studium abgegeben, ſo habe ſeine Frau die Verwaltung ſeiner Geſchäfte, und ſeine Haushaltung zu beſorgen gehabt. Er habe alſo dergleichen Handlungen ohne Wiſſen ſeiner Frau ausüben, und vorgeben müſſen, daß ihm andere Leute Geld dazu gegeben hätten. Uebrigens habe er für ſich ein ſehr mäßiges Leben geführt, tagtäglich, außer am Sabbath, gefaſtet, und die ganze Woche über kein Fleiſch gegeſſen.

Demohngeachtet aber habe er doch, um ſeine Neigung zum Wohlwollen zu befriedigen, Schulden machen müſſen. Dieſe ſtrenge Lebensart, das viele Studieren und Nachtwachen haben ſeine Kräfte ſo ſehr geſchwächt, daß er, nachdem er zum Oberrabbiner in Förde aufgenommen worden, wohin ihm eine große Anzahl Schüler gefolgt, ohngefähr in dem ſechs und dreißigſten Jahre ſeines Alters geſtorben ſey. Nie konnte B. J. ohne die tiefſte Rührung von dieſem göttlichen Manne ſprechen.

Ich komme zu B. J. Geſchichte zurück. Er hatte noch in ſeinem vorigen Logis (bei dem armen Kleiderflicker) einige Kleinigkeiten zurückgelaſſen. Er gieng alſo hin, um dieſe abzuhohlen. Der arme Kleiderflicker, ſeine Frau und der Kamerad des B. J. die ſchon von der glücklichen Veränderung, die mit dem B. J. vorgegangen war, gehört hatten, erwarteten ihn mit Ungeduld. Dieſer kam.

Eine rührende Szene! Der Mann, der vor drei Tagen in dieſer armen Hütte ganz entkräftet, halb nackend und baarfuß, anlangte, den die armen Bewohner dieſes Hauſes als einen Auswurf der Natur betrachteten, und deſſen Kamerad in dem leinwandnen Kittel mit Spott und Verachtung auf denſelben herabſahe, dieſer Mann kommt nun (ſein Ruf gieng vor ihm) mit einem heitern Geſichte, als ein Oberrabbiner gekleidet, in einer ehrwürdigen Geſtalt in eben dieſe Hütte.

Sie bezeugten alle ihre Freude und Verwunderung über dieſe Transformation. Die arme Frau nahm ihren Säugling auf die Arme, und bat für ihn, mit thränenden Augen, um den Seegen. Sein Kamerad bat ihn ſehr rührend um Verzeihung wegen ſeiner rohen Behandlung; er ſagte, er ſchätze ſich glücklich, einen ſolchen Reiſegefährten gehabt zu haben, würde aber ſich ſehr unglücklich ſchätzen, wenn B. J. ihm ſeine aus Unwiſſenheit begangenen Fehler nicht verzeihen wollte.

Dieſer redete alle ſehr liebreich an, gab dem Kleinen ſeinen Seegen, und ſeinem Reiſekameraden alles Baare das er in ſeiner Taſche hatte, und gieng ſehr gerührt zurück.

Unterdeſſen hatte das Bezeigen des Oberrabbiners gegen den B. J. wie auch das ſeines neuen Wirthes, der ſelbſt ein großer Gelehrter war, und durch häufige Unterredungen und Disputiren mit dem B. J. eine hohe Meinung von ſeinen Talenten und Gelehrſamkeit gefaßt hatte, ſeinen Ruf in der Stadt ſo ausgebreitet, daß alle Gelehrte dieſer Stadt ihn, als einen berühmten reiſenden Rabbiner, zu ſehn, und mit ihm zu disputiren kamen; je näher ſie ihn aber kennen lernten, in deſto größrer Achtung wurde er von ihnen gehalten.

Dieſe Zeit war nach des B. J. eigner Verſicherung, die glücklichſte und ehrenvollſte Periode in ſeinem Leben.

Die jungen Gelehrten dieſer Stadt beſchloſſen in ihrer Verſammlung, ihm ein Gehalt auszumachen, wofür er ihnen Vorleſungen über das berühmte tiefſinnige Werk des Maimonides, More Nevochim halten ſollte. Dieſer Vorſchlag blieb aber aus der Urſache unausgeführt, weil die Aeltern dieſer jungen Leute beſorgten, daß ihre Kinder dadurch

durch verführt, und durch Selbſtdenken über Religion in ihrem Glauben wankend gemacht werden möchten.

Sie geſtanden zwar, daß B. J. bei ſeiner Neigung zum Nachdenken über Religion dennoch ein frommer Mann und orthodoxer Rabbiner ſey; traueten aber ihren Kindern ſo viel Beurtheilung nicht zu, daß ſie dieſen Weg einſchlagen könnten, ohne von dem einen Extrem zum andern, vom Aberglauben zum Unglauben überzugehn, worin ſie auch vielleicht Recht hatten.

Nachdem B. J. ungefähr vier Wochen auf dieſe Art zugebracht hatte, kam der Mann bei dem er logirte zu ihm, und redete ihn auf folgende Weiſe an: Herr B. J.: erlauben Sie mir, daß ich Ihnen einen Vorſchlag thue! Sind Sie blos zum Selbſtſtudium geneigt, ſo können Sie hier bleiben, ſo lange Sie immer wollen. Wollen Sie ſich aber nicht blos in ſich konzentriren, und ſind Sie geneigt, mit Ihren Talenten der Welt zu nutzen, ſo iſt hier ein reicher Mann, einer der vornehmſten dieſer Stadt, der einen einzigen Sohn hat, und der nichts ſo ſehr wünſcht, als Sie zum Hofmeiſter zu haben. Dieſer Mann iſt mein Schwager; wenn Sie es alſo nicht ſeinetwegen thun wollen, ſo thun Sie es meinetwegen, und dem Oberrabbiner zu Gefallen, dem die Erziehung meines Schwagers Sohns, der in ſeiner Familie vermählt iſt, am Herzen liegt.

B. J. nahm dieſes Anerbieten mit Freuden an. Er kam alſo in dieſem Hauſe unter vortheilhaften Bedingungen als Hofmeiſter an, und blieb zwei Jahre in größter Ehre darin. Man that nichts in dieſem Hauſe ohne ſein Wiſſen. Man begegnete ihm mit der größten Ehrerbietung. Man hielt ihn beinahe für ein mehr als menſchliches Weſen.

So floſſen die paar Jahre unvermerkt und glücklich für ihn hin. Unter der Zeit giengen aber doch einige kleine Begebenheiten mit ihm vor, die wegen ihrer Merkwürdigkeit in dieſer Geſchichte nicht übergangen werden dürfen.

Erſtlich gieng die Hochachtung für ſeine Perſon in dieſem Hauſe ſo weit, daß man ihn malgré lui zum Propheten machen wollte. Es gieng damit folgendermaßen zu.

Der Schüler des B. J. war mit der Tochter eines Oberrabbiners, der ein Schwager des Oberrabbiners in Poſen war, verſprochen worden. Die Braut, ein Mädchen von ohngefähr zwölf Jahren, wurde, wie gewöhnlich, auf den Pfingſtfeiertag von ihren Schwiegereltern nach Poſen abgehohlt. B. J. bemerkte, daß dieſes Mädchen von ſehr phlegmatiſchem Temperament, und ziemlich kachektiſch ſey. Er entdeckte dieſes dem Bruder ſeines Hausherrn, der alſo ſeines Schülers Onkel war, und fügte noch mit einer bedeutenden Miene hinzu, daß er für das Mädchen ſehr beſorgt ſey, indem er nicht glaube, daß ihre Geſundheit von langer

Dauer ſeyn würde. Nach dem Feiertage wurde das Mädchen zu ihren Aeltern zurückgeſchickt. Vierzehn Tage nachher bekam man hier einen Brief, worin der Tod dieſes Mädchens gemeldet wurde.

Nun wurde B. J. nicht nur in dieſem Hauſe, ſondern in der ganzen Stadt für einen Propheten gehalten, der den Tod dieſes Mädchens vorausgeſagt hätte.

B. J., der zu nichts weniger als zum Betruge geneigt iſt, ſuchte dieſe abergläubiſchen Menſchen auf andre Gedanken zu bringen, und ſagte, daß ein jeder, der einige Beobachtungen in der Welt gemacht hätte, ebendaſſelbe hätte vorausſagen können; aber es half nichts; er war einmal Prophet und mußte es bleiben.

Zweitens wurden in einem jüdiſchen Hauſe des Freitags Fiſche auf den Sabbath zurecht gemacht. Es kam demjenigen, der einen Karpfen aufſchnitt, vor, als gäbe dieſer einen Laut von ſich. Dieſes ſetzte alle in ein paniſches Schrecken. Man ließ den Rabbiner fragen, was man mit dieſem ſtummen Fiſche, der zu reden gewagt hätte, machen ſolle? Dieſer befahl, in der abergläubiſchen Meinung, als wäre der Karpfen von einem Geiſte beſeſſen, man ſolle den Karpfen in einem Leichentuche aufs herrlichſte begraben.

Nun wurde in dem Hauſe, wo B. J. war, von dieſer ſchauervollen Begebenheit geſprochen. B. J. der durchs fleißige ſtudieren des More Ne-

wochim

wochim *) ſich ſchon ziemlich von dergleichen abergläubiſchen Meinungen losgemacht hatte, lachte herzlich darüber, und ſagte: wenn man den Karpfen anſtatt zu begraben, lieber ihm zugeſchickt hätte, ſo würde er den Verſuch gemacht haben, wie ein ſolcher begeiſterter Karpfen doch ſchmecken müſſe.

Dieſes Bon mot wurde bekannt. Die Gelehrten ereiferten ſich darüber, ſchrien ihn für einen Ketzer aus, und ſuchten ihn auf alle Art zu verfolgen.

Die Achtung, die man aber in dem Hauſe, worin er Hofmeiſter war, für ihn hatte, machte alle ihre Bemühungen fruchtlos.

B. J. der ſich auf dieſe Art ſicher ſahe, und durch den Geiſt des Fanatismus vielmehr zum fernern Nachdenken angeſpornt, als abgeſchreckt wurde, fing an, die Sachen ein wenig weiter zu treiben: verſchlief mehrentheils die Gebetszeit, kam ſelten in die Synagoge, und dergleichen. Endlich wurde das Maaß ſeiner Sünden ſo voll, daß ihn nichts mehr vor der Verfolgung ſichern konnte.

In dem Eingange des Gemeindehauſes befindet ſich, wer weiß, ſeit welcher Zeit, ein Hirſchhorn in die Wand eingeſchlagen. Von dieſem behaupten alle Juden in Poſen einſtimmig, daß derjenige, der dieſes

---

*) More Newochim heißt **Lehrer der Verirrten**, und iſt ein freimüthiges Werk über die jüdiſchen Religionsgebräuche von dem berühmten Rabbi Maimonides

dieſes Hirſchhorn berühre, auf der Stelle ſterben müſſe, und erzählen eine Menge Beiſpiele dieſe Art.

B. J. dem dieſes nicht in den Kopf wollte, lachte darüber; und, indem er einſt mit andern Juden aus dieſer Stadt vor dieſem Hirſchhorn vorbeigieng, ſagte er zu ihnen: Ihr poſer Narren, die ihr glaubt, daß derjenige, der dieſes Horn berühre, auf der Stelle ſterben müſſe: ſeht, ich wage es, daſſelbe zu berühren.

Dieſe erwarteten voller Entſetzen auf der Stelle B. J. Tod; da aber dieſer nicht erfolgte, ſo verwandelte ſich ihre Bangigkeit für ihn in Haß. Sie betrachten ihn als einen der das Heiligthum entweihet habe.

B. J. bei dem dieſer Fanatismus das Verlangen rege gemacht hatte, nach B. zu reiſen, und den Reſt des Aberglaubens durch Aufklärung in ſich zu vernichten, forderte von ſeinem Herrn den Abſchied. Dieſer hingegen äußerte den Wunſch, daß B. J. noch länger in ſeinem Hauſe bleiben möchte, und verſicherte ihn ſeines Schutzes wider alle Verfolgung.

B. J. aber der einmal ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, wollte denſelben nicht ändern; nahm alſo von ſeinem Herrn und ſeiner ganzen Familie Abſchied, ſetzte ſich auf die Frankfurter Poſt, und reiſete nach B. — —

2.

Ueber den Traum und über das Divinationsvermögen.

(Als eine Fortſetzung des vierten Aufſatzes 3ten Stücks 3ten Bands.)

Es giebt noch eine Art Täuſchung, die eine beſondere Erörterung erfordert, nehmlich: der Traum.

Die Merkmale, woran wir den Zuſtand des Träumens, von dem Zuſtande des Wachens unterſcheiden können ſind: 1) Die Unregelmäßigkeit in der Folge der Vorſtellungen auf einander. 2) Das Ausbleiben der Würkungen aus ihren im Traume vorgeſtellten Urſachen. 3) Der körperliche Zuſtand des Schlafens (ſeine Ausſpannung, Ruhe, und Verſchließung der ſinnlichen Organen).

Das Erſte kann, wenn die Unregelmäßigkeit, zur Ungereimtheit wird, im Traum ſelbſt wahrgenommen werden, woraus man im Traume ſelbſt weis, daß man träumt, ſo daß man nicht ſelten darüber erwacht. Die beiden andern können nicht im Traume ſelbſt, ſondern erſt nach dem Aufwachen wahrgenommen werden. Wenn, nach dem Jeſais, der Hungrige träumt, daß er ißt, ſo weis er während des Traums nicht, daß er träumt. Wenn er aber aufwacht und ſeinen

Magen leer findet, alsdann erkennt er erſt, daß er vorher blos geträumt hat. Er erkennt alſo, daß er blos im Traume gegeſſen hat, aus dem Ausbleiben der Würkung dieſes Eſſens nehmlich: der Sättigung und dergleichen. So erkennt man auch, daß man geträumt hat, wenn man bemerkt, daß man die ganze Zeit über im Bette gelegen, und und die Augen zugeſchloſſen hatte; folglich die im Traume vorgeſtellten ſichtbaren Gegenſtände nicht habe ſehen, und die Handlungen nicht habe verrichten können, und dergleichen.

Die Urſache des Traums, iſt eine, durch die Würkſamkeit der Sinne ununterbrochne Würkſamkeit der Einbildungskraft.

Traum iſt derjenige Zuſtand des Menſchen, worin das Aſſociationsvermögen ſich nicht ſelbſtthätig nach einer beſtimmten Art, ſondern leidend, und von der einen Aſſociationsart zur andern leicht überſpringend ſich äußert. Der Traum iſt ein Mittelzuſtand zwiſchen Schlafen und Wachen, worin der Körper die durch den Schlaf verlohrne Spannung wieder zu erlangen, und empfindungsfähig zu ſeyn anfängt. Da er aber noch nicht die völlige zur Empfindung nöthige Spannung erlangt hat, ſo iſt die durch den Traum veranlaſſete Empfindung an ſich ſehr ſchwach (obgleich die Urſache davon ſtärker als gewöhnlich gedacht wird), und von dem Aſſociationsgeſchäfte (das vom Körper un-

unabhängig im Traume wie im Wachen würkt) gänzlich verdunkelt.

Im wachenden Zuſtande würkt das Aſſociationsvermögen mehrentheils nach irgend einem Zwecke. Im Traume hingegen durchkreuzen ſich alle Aſſociationsarten. Die gemeinen geſellſchaftlichen Unterhaltungen, ja ſogar die ernſthafteſten Geſchäfte mancher Perſonen ſind hierin dem Traume ähnlich. Zum Beiſpiel eines ſolchen wachenden Traums, kann folgende Stelle aus Shakeſpeare dienen!

„Die Wirthin: Zum Henker, dich ſelbſt und dein Geld noch dazu! wenn du ein ehrlicher Mann wäreſt! Du ſchwurſt mir auf einen vergoldeten Becher, da du in meiner Kammer am runden Tiſch, neben dem Kohlfeuer ſaßeſt; es war am Mittwoche in der Pfingſtwoche, da dir der Prinz ein Loch in den Kopf ſchlug, weil du ihn mit einem Sänger vom Windſor verglichſt, du ſchwurſt mir da, indem ich deine Wunde wuſch, daß du mich heirathen, und zur Madam, zu deiner Frau machen wollteſt, kannſt du das leugnen? Kam nicht Mutter Keech, des Schlächters Frau, herein, und nannte mich Gevatterin Cherkly? Sie kam und borgte Eſſig, und ſagte, daß ſie eine gute Schüſſel mit kleinen Fiſchen hätte, und wollteſt gern einige davon eſſen, und ich ſagte, daß ſie für eine friſche Wunde nichts taugten. Und ſagteſt du mir nicht, da ſie die Treppe herunter war, daß ich mich nicht mehr mit ſolchem armen Volke ſo gemein machen ſollte, und daß ſie mich bald Madam würde nennen müſſen! und gabſt du mir nicht einen Kuß, und batſt, ich ſollte dir dreißig Schilling borgen? Thu itzt einen Eid auf deine Bibel, leugne das, wenn du kannſt.“

Heinrich IV. der zweite Theil, 2ten Akt, 1ſter Auft.

Man ſieht hieraus, daß die Menſchen in ihren ſogenannten geſellſchaftlichen Unterhaltungen, wo ſie ſich an keine beſtimmten zweckmäßige Aſſociationsart binden, ſondern der Einbildungskraft völlig freyen Lauf laſſen, nichts anders thun, als daß ſie wachend träumen.

Das Nachtwandeln iſt ein hoher Grad des Traums, d. h. einer unwillkührlichen, unabſichtlichen, obgleich zuweilen zweckmäßigen Aſſociation der Ideen, die mit den ihnen korreſpondirenden körperlichen Bewegungen und Handlungen verknüpft ſind.

Die Art der Aſſociation iſt beim Nachtwandeln, ſo wie beim Traume nicht durchgehends beſtimmt (wie bei der willkührlichen abſichtlichen Aſſociation), ſondern es durchkreutzen ſich nach Beſchaffenheit des Temperaments, der Gewohnheit und dergleichen, mehrere Arten der Aſſociationen.

Beim Nachtwandeln, wie beim Traume, geräth man einigermaaßen außer ſich. Denn da das Selbſtbewußtſeyn auf die Selbſtmacht im Fortſetzen oder Unterbrechen einer Ideenreihe nach eigner Willkühr beruht, wodurch man ſeine eigne Thätigkeit fühlet, wovon die Ideen ſelbſt die Objekte ſind, ſo wird, wenn daher dieſe Aſſociation unwillkührlich iſt, und man ſich dabei blos leidend verhält, dieſe Selbſtmacht nicht gefühlt; man iſt alſo ganz außer ſich in den Objekten. Ich betrachte hier blos die beiden Extreme, zwiſchen denen es aber viele Mittelgrade geben kann. Die plötzliche Unterbrechung der Aſſociationsreihen im wachenden Zuſtande (durch die Empfindung) bringt den Menſchen auf das Gefühl ſeiner ſelbſt zurück. Die Aſſociation iſt im Traume und vorzüglich im Nachtwandeln nicht nur ſtärker, ſondern auch vollſtändiger, als im wachenden Zuſtande. Iſt dieſe Aſſociation zweckmäßig (obgleich nicht aus Zweck), ſo iſt die Ruhe in dieſem Betrachte vollſtändig, d. h. ſie enthält alles, was zum Zwecke forderlich iſt. Im wachenden Zuſtande hingegen macht die beſtändige Unterbrechung, daß die Reihe, ob ſie gleich zweckmäßig iſt, und nach jeder Unterbrechung fortgeſetzt wird, dennoch dieſe nur en gros geſchehen kann, ſo daß noch manche Lücken unausgefüllt bleiben.

Daher kömmt es, daß man zuweilen im Traume, und vorzüglich im Nachtwandeln weit leichter und mit mehr Genauigkeit, als im wachenden Zuſtande, Handlungen ausüben kann. Man geräth auf neue Erfindungen, auf die man im wachenden Zuſtande nicht hat gerathen können. Der dümmſte

Menſch wird im Traume auf einmal ein witziger Kopf, und der feigſte ein Held. Man hält Reden, macht Verſe und dergleichen, mit bewunderungswürdiger Geſchicklichkeit u. ſ. w. weil die Einbildungskraft in der gegenwärtigen Aſſociationsreihe ſo geſchwind von der einen Vorſtellung zur andern übergeht, und gleichſam die ganze Reihe, ohne ſich umzuſehn, in einem Athem durchläuft, ſo daß gar keine Vergleichung zwiſchen verſchiedenen Reihen möglich iſt.

Daher kann ſich auch ein Nachtwandler von dem, was er während dieſer Zeit verrichtet hat, gar nichts erinnern, weil die gegenwärtigen Ideen in die während ſeines Nachtwandelns herrſchende Reihe gar nicht paſſen wollen, indem die Reihe der Erſten, durch beſtändige Unterbrechung der Empfindungen viel Lücken enthält, und daher nicht ſo vollſtändig ſeyn kann, als die während des Nachtwandelns.

Die Vollſtändigkeit der Reihe iſt auch der Grund, warum ein Nachtwandler ſein Geſchäft weit ſichrer, richtiger und geſchwinder, als im wachenden Zuſtande, verrichten kann, weil nehmlich im erſten Falle die zu dieſem Zwecke nöthige Reihe weit vollſtändiger, als im letzten Falle iſt.

Ich glaube hier zur Erklärung einiger Phänomene in der Pſychologie neue Ausſichten eröffnet zu haben. Z. B. zu der Möglichkeit der Ahndungen, Vorherſehungen, und dergleichen; worüber ich mich aber aus gewiſſen Urſachen nicht näher erklären will.

Die Unterbrechung einer in der Erfahrung gegründeten Aſſociationsreihe iſt ein Merkmahl der Nichtwirklichkeit der Vorſtellungen außer uns. Es träumte mir z. B. als: machte ich eine Reiſe von Berlin nach Paris, ich paſſire im Traume alle Oerter die zwiſchen dieſen beiden Hauptſtädten liegen ihrer Ordnung nach durch, gelange endlich in Paris an; aber ſiehe! ich erblicke unweit von der Pont neuf die Berliner Garniſonkirche; die Aſſociationsreihe der Kontiguität wird dadurch unterbrochen, und ich werde daher veranleßt zu glauben, das dieſes alles ein Traum ſey; und dergl.

Wäre in der Folge unſerer Vorſtellungen aufeinander gar kein Geſetz anzutreffen, ſo hätten wir ſie, da ſie in der That Modificationen unſerer ſelbſt ſind, nothwendig für ein Spiel der Einbildungskraft gehalten, und niemals auf etwas außer demſelben bezogen. Alſo nicht die Unterbrechung der nach einem Geſetze angefangenen Aſſociationsreihe, ſondern vielmehr umgekehrt ihre Folge nach einem Geſetze ein Merkmal der Würklichkeit außer uns iſt.

Um aber die Natur dieſer Täuſchung und den Unterſchied zwiſchen Wachen und Träumen genauer beſtimmen zu können, muß ich erſtlich die Natur der verſchiedenen Aſſociationsarten entwicklen.

Es giebt nehmlich dreierlej Aſſociationsarten: 1) die der Kontiguität (der unmittelbaren Folge aufeinander in Zeit und Raum); 2) der Aehnlichkeit; 3) der Dependenz (von Grund und Folge).

Wir wollen alſo dieſe verſchiedenen Aſſociationsarten untereinander vergleichen.

Die Aſſociation der Kontiguität hat einen empiriſchen ſowohl ſubjektiven als objektiven Grund (von dem tranſendentellen Grunde iſt hier die Rede nicht). Die beſtändige Wahrnehmung der Folge von B auf A iſt der Grund, warum bei der Vorſtellung von A die mit ihr aſſociirte Vorſtellung von B reproduziert wird.

Die beſtändige Wiederholung dieſer Folge iſt blos ſubjektiv. Der Grund aber, der bei mir dieſe Wiederholung ſelbſt veranlaßt hat, iſt nicht in mir (weil ich mir ſtatt dieſer eine andere Folge vorſtellen kann), ſondern in den Objekten ſelbſt zu ſuchen. Ich habe z. B. beſtändig in der Nähe der Fleiſchbänke Hunde wahrgenommen, und dieſes iſt der Grund, warum meine Einbildungskraft bei der Vorſtellung der Fleiſchbänke die Vorſtellung der Hunde reproduziert.

Der Grund aber, warum ich die Hunde beſtändig bei den Fleiſchbänken wahrgenommen habe, liegt nicht in mir, ſondern in dem innern Verhältniſſe dieſer Objektive zu einander und dergl.

Die beſtändige Wiederholung der Folge der Vorſtellungen aufeinander kann uns aber keineswegs auf die Würklichkeit ihrer Objekte führen, weil, wie geſagt, dieſe Wiederholung blos ſubjektiv iſt. Nur der objektive Grund dieſer Wiederholung, wir mögen ihn einſehn oder nicht, führt uns auf den Begrif der Würklichkeit.

Die Unterbrechung dieſer, aus der Erfahrung bekannten Kontiguität iſt alſo ein Merkmal der Nichtwürklichkeit.

Die Aſſociation der Aehnlichkeit kann uns auf keine Würklichkeit führen, ſie hat einem blos idealiſchen Grund, wodurch blos das Verhältniß der Objekte zu einander, nicht aber ihr Verhältniß zu unſerm Gemüthe, und noch weniger ihr Realverhältniß beſtimmt wird.

Die Objekte mögen wirklich oder blos möglich ſeyn, ſo bleibt immer ihre Aehnlichkeit eben dieſelbe.

Endlich die Aſſociation der Dependenz iſt entweder blos logiſch (als Grund und Folge) oder reel (als Urſach und Würkung), jene führt uns mehr auf die Exiſtenz unſerer ſelbſt, als auf die der äußern Objekte. Mit dieſer aber iſt es gerade umgekehrt.

Wenn ich eine Kette von Schlüſſen, die als Grund und Folge von einander abhängen, durchdenke, ſo fühle ich dadurch meine Selbſtthätigkeit, und folglich meine Exiſtenz am meiſten. Die Exiſtenz der Objekte aber, die durch dieſe Vernunftoperation verknüpft werden, fühle ich am wenigſten, weil ſie zu dieſem Behufe nicht gänzlich beſtimmt, ſondern allgemein bleiben müſſen. Wenn ich aber bei ſchwülen Wetter den Himmel überwolkt, und darauf einen Regenguß wahrnehme, ſo leitet dieſes nicht ſowohl auf die Würklichkeit dieſer Erſcheinungen, als meiner ſelbſt, weil dieſe Erſcheinung nach der Aſſociation der größten möglichen Kontiguität (der Dependenz von Urſache und Würkung) erfolgt iſt.

Meine Selbſtthätigkeit hingegen iſt hier ſehr geringe, ich werde gleichſam zu dieſer Aſſociation gezwungen. Bei einem mindern Grad der Kontiguität aber, die blos durch öftere, nicht aber beſtändige Wiederholung entſtanden iſt, iſt das Gefühl der Selbſtexiſtenz ohngefähr dem der Exiſtenz der äußern Objekte gleich.

Das Reſultat dieſer Unterſuchung iſt alſo dieſes: das **zufällige** Unterbrechen einer Ideenreihe, iſt weit entfernt ein Merkmahl des Wachens, d. h. der Würklichkeit der Vorſtellungen außer uns zu ſeyn, ſondern es iſt, wie ſchon gezeigt worden, vielmehr ein Merkmal des Träumens.

Das Nichtunterbrechen aber iſt deswegen noch kein Merkmal des Wachens, es läßt die Erſcheinung in Anſehung dieſer beiden Zuſtände unbeſtimmt. Hingegen iſt das **willkürliche** Fortſetzen oder Unterbrechen einer Ideenreihe ein poſitives Merkmahl des Wachens. Man kann allerdings auch im Schlafe eine Schlußkette verfolgen, aber man kann ſie nicht **willkürlich** verfolgen oder unterbrechen. Die Würkungen der Vernunft und des Verſtandes äußern ſich im Schlafe ſelten, und wenn ſie ſich äußern, ſo geſchehn ſie (gleich wie die Würkungen der niedern Seelenkräfte) mehr mechaniſch als willkürlich. Die Seele iſt ſich nicht dabei des Grunds von jedem Schritt, den ſie thut, bewußt, ſie würkt zweckmäßig, ohne Vorſtellung des Zwecks, ſo wie die Würkung des Genies überhaupt iſt. Sie wird zufälligerweiſe (in Anſehung unſrer) auf eine Aſſociationsart geleitet, darin unterhalten oder unterbrochen, ohne zu wiſſen wie? Nur durch die Selbſtmacht der Seele über ihre Ideen alſo können wir uns von dem Zuſtand des Wachens verſichern.

Das Prinzip der Moral iſt alſo zugleich das Kriterium des vollſtändigen Daſeyns des Menſchen, d. h. der Menſch kann nur inſofern aufs vollſtändige Daſeyn Anſpruch machen, in wie fern er ſich der höchſten Moralität nähert. Darauf zielten auch unſre Talmudiſten, indem ſie ſagen: die Untugendhaften ſind ſchon bei ihrem Leben todt.

Ich gehe nun zu einer Materie über, die weit ſeltner, als Träume und Nachtwandeln iſt; die aber dennoch zu eben der Klaſſe gehört, nehmlich zu den Viſionen, oder Erſcheinungen im wachenden Zuſtande. Der Grund warum man dieſe Materie aus der Pſychologie gänzlich weggelaſſen hatte, läßt ſich leicht angeben; nehmlich da alle geoffenbarte Religion ſich auf dergleichen Viſionen ſtützt, ſo wollten die Orthodoxen einer jeden Religion nicht zugeben, daß man dergleichen Viſionen auf eine natürliche Art, nach den bekannten Geſetzen der Pſychologie erklären ſollte, indem ſie die aus der heiligen Schrift bekannten Fakta dieſer Art für übernatürliche Würkungen hielten. Die Heterodoxen hingegen leugnen dieſe Fakta ſelbſt, indem ſie ſie blos für erdichtete Fabeln halten, und auf dieſe Art aller Erklärung überhoben zu ſeyn glauben. Beider Verfahren iſt aber unrechtmäßig. Die auffallende Aehnlichkeit dergleichen Viſionen mit den Träumen, und ihre Möglichkeit an ſich, die durch neuere Erfahrungen beſtätigt wird, zeigen, daß man von der einen Seite keinen Grund hat, dergleichen Fakta zu leugnen, ſo wie man auch von der andern Seite ſie als übernatürliche Erſcheinungen anzunehmen keinen Grund hat, ſondern ſie als Fakta nach den Regeln des hiſtoriſchen Glaubens unterſucht, und als Naturerſcheinungen nach den Geſetzen der Pſychologie erklärt werden müſſen, wodurch man ſowohl dem Vorwurfe der Schwärmerei als des leichtſinnigen Unglaubens ausweichen kann.

Die Viſionen ſind dreierlei Art. Sie ſind entweder 1) ſimple, oder 2) allegoriſche, oder 3) ſimboliſche Viſionen. In der erſtern werden die ſowohl der Zeit als dem Raume nach nicht gegenwärtigen Naturbegebenheiten als gegenwärtig, ohne die mindeſte Veränderung, vorgeſtellt. Viſionen dieſer Art ſind in der heiligen Schrift häufig anzutreffen, wo die Propheten den zukünftigen Tod einer Perſon, die Zerſtörung einer Stadt und dergleichen vorherſahen. In der zweiten werden dieſe Begebenheiten nicht ſo, wie ſie vorfallen, vorgeſtellt, ſondern durch allegoriſche Bilder. Dieſe Art der Viſionen findet man bei dem Propheten Eſekiel und andern Propheten ſehr häufig. Man findet auch, daß dergleichen allegoriſche Erſcheinungen zuweilen dem Propheten in der Erſcheinung ſelbſt erklärt werden; ſo wie ein Menſch z. B. träumt, und im Traume ſelbſt, wieder erwacht zu ſeyn glaubt, ſeinen Traum einem andern erzählt, der ihm denſelben auslegt, und dieſes alles blos im Traume geſchieht, ſo finden wir auch, daß Sacharias, nachdem er ſeinen allegoriſchen Traum erzählt hat, ſagt: Der Engel, der mit mir redete, kam wieder, und erweckte mich, wie man jemanden aus dem Schlafe erweckt, und ſagte mir: Was ſiehſt du Sacharias? Darauf erklärt ihm der Engel ſeine Erſcheinung.

So heißt es auch beim Daniel: Ich hatte einen Traum und eine nächtliche Erſcheinung. Darauf erzählt er von der Aeußerung ſeines Verlangens, die Bedeutung dieſes Traumes zu wiſſen. Er befrägt darüber einen Engel, und dieſer legt ihm den gehabten Traum im Traume ſelbſt aus, und dergleichen.

Hr. van Goens, ein tiefer Denker und Beobachter des menſchlichen Geiſtes, der durch einige Aeußerungen genugſam gezeigt hat, wie wichtig ihm Unterſuchungen von dieſer Art ſind, führt (4ten Bandes zweites Stück. Nr. 5.) von ſich ſelbſt ein ähnliches Beiſpiel an. Es träumte ihm nehmlich (in ſeinen Schuljahren), als befände er ſich in der lateiniſchen Klaſſe, wo der Lehrer ſeinen Schülern die Auslegung einer lateiniſchen Phraſe aufgab. Hr. Goens konnte den Sinn dieſer Phraſe nicht finden, der Lehrer wandte ſich zu den auf jenen in der Reihe folgenden Schüler, dieſer ſetzte ſogleich den Sinn der Phraſe deutlich auseinander, welche Auseinanderſetzung dem Hrn. Goens ſo einfach vorkam, daß er ſich darüber ungemein wunderte, wie er darauf nicht habe gerathen können. Er wirft alſo die Frage auf: wie es möglich ſey, **daß die Seele, welche mit der größten Anſtrengung vergebens etwas ſucht, in einer Minute, oder Secunde, die Seele werden kann, die eben dieſelbe Sache ſehr gut weiß, indem ſie ſich zugleich einbildet, es ſelbſt nicht zu wiſſen, ſondern es einen andern ſagen zu hören?**

Ich glaube aber, dieſes ließe ſich folgendermaßen erklären. Der gemeine oder auch prophetiſche Traum wird vom Wachen, wie ich ſchon gezeigt habe, hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß in jenem eine mindere Selbſtthätigkeit in Verknüpfung der Vorſtellungen als in dieſem anzutreffen iſt. Im Wachen iſt dieſe Verknüpfung größtentheils **zweckmäßig** und eine Würkung des **freien Willens**. Im Traume hingegen iſt ſie größtentheils **mecha-**

niſch. Dort herrſcht die Art der Aſſociation nach Grund und Folge, oder objektiver Coexiſtenz und Succeſſion. Hier herrſcht die nach Aehnlichkeit und ſubjektiver Coexiſtenz und Succeſſion.

Hr. Goens konnte gewiß durch Anſtrengung ſeines Nachdenkens nach der Verknüpfung von Grund und Folge den Sinn der ihm im Traume aufgegebnen Phraſe herausbringen. Da es ihm aber im Traume an dem Grade der dazu erforderlichen Selbſtthätigkeit mangelte, ſo kamen andere Aſſociationsarten, die nicht dieſen Grad der Selbſtthätigkeit erforderten an ihre Stelle. Er gerieth alſo von der Vorſtellung der Phraſe auf die Vorſtellung des Lehrers, der ihm dergleichen aufzugeben pflegte, und ſeiner Mitſchüler, d. h. auf eine aus Gewohnheit entſtandene ſubjektive Aſſociationsart.

Nachdem aber dieſe vollendet worden war, und der zweckmäßigen Aſſociationsart nach Grund und Folge keine Hinderniſſe von einer andern Aſſociationsart mehr im Wege waren, fing ſie an zu würken. Die Einbildungskraft war aber nicht im Stande dieſes alles deutlich zu denken; ſie ſtellte ſich alſo dieſes bildlich vor, als hätte Hr. Goens die Bedeutung der aufgegebnen Phraſe von ſelbſt nicht finden können, ſo daß ſie ein anderer ihm hätte ſagen müſſen.

Es giebt auch viele allegoriſche Erſcheinungen, die nicht während der Erſcheinung ſelbſt, ſondern erſt nach dem Aufwachen, ſich gleichſam von ſelbſt erklären.

Die merkwürdigſten Viſionen aber ſind die **ſymboliſchen**, wo die Vorſtellungen keine **natürliche Zeichen**, ſondern blos **willkürliche Zeichen** der Begebenheiten ſind. **Jeremias** z. B. ſah einen **Mandelſtock**, deſſen Bedeutung die **Beſchleunigung** der göttlichen Rache war, indem das Wort שקד (Schakad) in der hebräiſchen Sprache ſowohl Beſchleunigung, als einen Mandelbaum bedeutet. Und was noch ſonderbarer iſt, ſo haben zuweilen die Vorſtellung und die vorgeſtellte Sache nicht einmal einen gemeinſchaftlichen Namen, ſondern blos die Buchſtaben ſind beiden Namen gemeinſchaftlich. **Sacharias** z. B. nahm im prophetiſchen Traume zwei Stäbe, und nannte den einen Noam, den andern Chowlim; dadurch wurde ihm angedeutet, daß die Nation anfänglich Gott **gefällig** geweſen, hernach aber in Verderb gerathen, und dadurch Gott **widrig** geworden ſey. Nun aber kann das Wort Chowlim nicht widrig bedeuten, wenn man nicht die Buchſtaben verſetzt und Bochlim daraus macht, ſo wie dieſes aus dem Verfolge dieſer Prophezeihung ſelbſt zu erſehen iſt. *)

Da ich hier von der Würkung der Ideenaſſociation ſpreche, ſo will ich bei dieſer Gelegenheit etwas nachholen, das meinen Aufſatz im 3ten Stück des achten Bandes Nr. 1. anbetrifft.

---

*) Dieſe Bemerkungen über Viſionen habe ich meinem großen Lehrer, dem Maimonides zu verdanken; von deſſen Schriften ich bei einer andern Gelegenheit ſprechen werde.

Ich weiß, daß es manchem, der die Folgen aus ihren entfernteſten Gründen herzuleiten nicht gewohnt iſt, ſehr paradox vorkommen wird, daß ich das Unvermögen zum Sprechen bei einem Manne, der, nach einer Jahreszeit völliger Lähmung an den Sprachwerkzeugen, wiederhergeſtellt wurde, aus einer Verlernung der Artikulation herleite. Wer den Präſident du Broſſes und den Monbode geleſen, und daraus die große Kunſt der Artikulazion ſich bekannt gemacht hat, wird hier gar keine Schwierigkeit finden. Der letzte Verfaſſer beſonders, fährt, nachdem er gezeigt hat, wie viel Zeit und Uebung zur Erlangung der Fertigkeit in der Artikulation nöthig iſt, folgendermaßen fort.

„Und hier können wir bemerken, daß es ein ſehr falſcher Schluß iſt, wenn man aus der Leichtigkeit eine Sache zu thun, folgert, daß ſie eine natürliche Würkung ſey. Denn was thun wir wohl leichter und fertiger, als reden? und doch, ſehn wir, iſt es eine Kunſt, die nicht ohne die größte Arbeit und Schwierigkeit, beides auf Seiten des Lehrers und Schülers zu lehren; noch durch Nachahmung, ohne beſtändige Uebung von unſrer Kindheit an, zu lernen iſt. Denn ſie iſt nicht gleich andern Künſten als Tanzen und Singen, dadurch zu lernen, daß man ſie eine oder zwei Stunden des Tages, wenige Jahre, oder vielleicht nur einige Monate lang treibt

ſon

ſondern beſtändige und ununterbrochene Uebung wird, auf viele Jahre, und jede Stunde, ich mag ſagen jede Minute des Tages, dazu erfodert.“

„Und ſie kann, ſelbſt nachdem ſie mit ſo viel Mühe und Arbeit erlernt iſt, gleich andern erlangten Fertigkeiten, durch Nichtübung verlohren werden, wovon ich zuvor ein merkwürdiges Beiſpiel an einem Knaben erwähnte, der ſein Gehör nicht eher verlohr, bis er über acht Jahr alt war, und der nicht nur vollkommen reden, ſondern auch leſen gelernt hatte; und doch, als er des Unterrichts wegen, zu Herrn Braidwood kam, welches in dem Alter von 25 Jahren geſchahe, den Gebrauch der Sprache gänzlich verlohren hatte, und ſie ſowohl, als jeder andere Schüler lernen mußte; ſo daß wir daran nicht zweifeln dürfen, was Alexander Selkirk ſagt, der nur drei Jahre in der wüſten Inſel Juan Fernandez war: daß er während der kurzen Zeit den Gebrauch der Sprache ſo ſehr verlohren gehabt habe, daß er denen, die ihn daſelbſt gefunden, kaum verſtändlich geweſen ſey, u. ſ. w.“

Mein würdiger Freund, der Hr. Geheimerath von L. erzählte mir von ſich ſelbſt eine ähnliche Begebenheit; nehmlich, nachdem er die Pronunciation der franzöſiſchen Sprache aufs vollſtändigſte erlernt gehabt habe, habe er ſie hernach, aus Mangel an Uebung wieder ſo verlernt, daß, obſchon er noch immer im Stande geweſen, wenn er andere habe

ſprechen

ſprechen hören, die Richtigkeit der Pronunciation zu beurtheilen, er dennoch ſie ſelbſt zu bewerkſtelligen nicht vermögend geweſen ſey.

Aus dem allen erhellet, daß es ſehr möglich ſey, die Bedeutung der Worte im Gedächtniß zu behalten, und dennoch aus Mangel an Uebung das Sprechen zu verlernen.

Salomon Maimon.

3.

Von K. P. M. an S. M.

Hier ſchicke ich Ihnen:

Beobachtungen über den Geiſt des Menſchen und deſſen Verhältniß zur Welt. Ein philoſophiſcher Verſuch von Andrei Peredumin Koliwanow.

(Discite, mortales miſeri, discrimina rerum,
Et mox mutatas formas ſpectabitis omnes.)

Altona, bei Chriſtian Gottlieb Pinkvoß. 1790.

Ich erhielt dieß Büchelchen heute Mittag, und habe es in einem Zuge durchgeleſen. In langer Zeit hat mich nichts ſo intereſſirt, wie dieſe kleine Schrift, welche mir in ihrem rauhen Gewande mehr Reelles zu enthalten ſcheint, als die ganze Menge der ſogenannten gutſtiliſirten philoſophiſchen Modebücher. Dieſe kleine Schrift und ihr Verfaſſer verdienen gewiß in jeder Rückſicht Aufmerkſamkeit. Ich zweifle nicht, daß Sie an dieſer Lektüre, ſich ſo wie ich, erbauen werden.

M.

4.

Von S. M. an K. P. M.

Dieſer Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, den Sie mir geſchickt haben, verdient, wie ich dafür halte, hier vorzüglich eine Stelle. Der Verfaſſer iſt ſowohl in Anſehung der darin vorgetragenen Gedanken, als ihrer Einkleidung, ganz originel. Da er aber das Exterieur nicht für ſich hat, indem er noch aus keinem Meßkatalogus bekannt, und nicht etwa Herr Profeſſor N. . . . ſondern ſimpel weg Andrei Peredumin Koliwanow heißt; da ferner ſeine Sprache auch nicht die Sprache der feinen Welt und der Hochgelahrten iſt, indem er ſich zuweilen in der plattdeutſchen Sprache ausdrückt, wo er glaubt, daß dieſe ſeinen Gedanken am angemeſſenſten ſey; ſo iſt in unſern aufgeklärten Zeiten, wo hauptſächlich auf das Exterieur geſehen wird, zu beſorgen, daß eine ſolche Schrift gänzlich überſehen werden möchte. Ich hoffe alſo, der Leſer werde mir es Dank wiſſen, wenn ich ihn auf dieſe reichhaltige Schrift aufmerkſam mache. Allein aus einer originellen Schrift, die ganz Kern ohne Schaale iſt, läßt ſich kein Auszug machen; ich will hier daher blos einige pſychologiſche Bemerkungen, die mit meinen bisher feſtgeſetzten Grundſätzen in der genaueſten Verbindung ſtehen, daraus anführen, und verſichere den Leſer, daß ihn die Mühe nicht gereuen wird, dieſe Originalſchrift ſelbſt mit Aufmerkſamkeit durchzuleſen.

Des Verfaſſers Hauptgrundſatz iſt dieſer: Die menſchliche Vollkommenheit und folglich auch Glückſeeligkeit, beſteht in einer gleichmäßigen Ausübung aller Seelenkräfte zugleich. Der Verſtand (praktiſche) iſt ihm zufolge das den Willen beſtimmende Reſultat, welches aus Zuſammennehmung und Vergleichung aller möglichen Gefühle entſpringt. Eine Untugend, Sünde oder wie man es ſonſt nennen will, beſtehet in der Weglaſſung irgend eines Gefühls aus dieſer Vergleichung, das heißt, in der Unvollſtändigkeit derſelben. Der Verfaſſer ſagt: (S. 17.) „Alles was wir Angewohnheit nennen, kommt darauf zurück, daß man zuerſt eine Nullität in einer Genügsnehmung begieng (dieſes heißt, in meine Sprache überſetzt: daß man bei Vergleichung der den Willen beſtimmenden Gefühle etwas weggelaſſen hat), und ſich vor Wiederhohlung derſelben nicht in Acht zu nehmen wußte; da ward Belüſtung daraus, Fertigkeit, Gewohnheit, gleichſam andere Natur.“

Der Verfaſſer kann nicht leiden, daß die Philoſophen gemeiniglich Gefühle, Verſtand und Willen für ganz heterogene Seelenvermögen halten, da die letztern doch nichts anders, als Reſultate einer vollſtändigen Vergleichung der Gefühle ſind.

„Wo iſt hier (frägt der Verfaſſer) Einheit des Geiſtes, die doch jeder in ſich fühlt? voila les deux hommes en moi même que je connois bien, rief Ludewig der 14te ſehr erbauet, bei einer Arie von Racine, die dieſe Zweiſpaltigkeit des innern und äußern Menſchen beklagte. Dagegen der wackere Luther es ſehr lobte, wenns hübſch uneinig in uns hergienge: es ſey gut, wenn der Menſch einen obern und untern Willen fühle, ſonſt ſey der geiſtliche Tod ſchon da.“

Ich bemerke aber hier, das man den wackern Luther mit unſerm wackern Verfaſſer leicht vereinigen kann. Die phyſiſche Vollkommenheit des Geiſtes beruhet freilich, wie der Verfaſſer behauptet, auf der Einheit deſſelben, die jeder in ſich fühlt. Hingegen beruhet ſeine moraliſche Vollkommenheit auf dem formalen Vernunftgeſetz und dem freien Willen, im Gegenſatze der aus den Gefühlen entſprungenen Neigungen. Hierinnen hat alſo Luther vollkommen Recht, wenn er ſagt, daß, wenn der Menſch nicht einen obern (freien) und untern (aus Gefühlen entſprungenen) Willen in ſich fühle, ſo ſey der geiſtige Tod ſchon da, weil alsdann die moraliſche Vollkommenheit, die das eigentliche Daſeyn des Geiſtes ausmacht, zernichtet wird, wie ich dieſes im vorhergehenden Aufſatze gezeigt habe.

S. 20. 21. heißt es: „Es iſt alſo keinesweges der Verſtand, der aus ſeinem Vorrath angebohrner oder eingetrichterter Ideen etwas hervorlangt, und dem Willen zu vollziehen aufträgt, oder bei äußern reizenden Vorfällen ſeine Regeln und Vorſchriften mit dem Neuvorkommenden vergleicht und dieſes darnach regulirt und beurtheilt; ſondern umgekehrt, die Gefühle tragen den Mitgefühlen die Miterkenntniß auf. Sie unter ſich müſſen die Sachen abmachen und executiren, beides, die potestas legistativa et executiva, können nicht getrennt werden. Da wo man ſie zu trennen genöthigt iſt, erweckt man Verdacht, ſich mehr aufgeladen zu haben, als man beſchicken kann, welches, ſo gewöhnlich es iſt, ſo lächerlich iſt. Gefühle müſſen einander ſelbſt balanziren und kontrebalanziren, das iſt das wahre Reciprokum im jure publico animi humani. Die ganze Kraft des Geiſtes beſteht überhaupt im Anziehen der gefühlten Genüge, und iſt alſo pur Fühlen und Anziehen, d. i. Wollen das, was ihn konvenirt. Dies ſchließt von ſelbſt das Abweiſen des Gegentheils in ſich. Es genüget ihm aber nichts, als worauf er vom Urheber geſtellet, oder dagegen er in ein ſolches Verhältniß, gleichſam Gefuge, geſetzt iſt. Ueberdem aber kann er ſich auch ſelbſt noch ex poſt ſtellen, und hat er das auf die größere Genüge gethan, ſo verſchmähet er die kleinere, zieht ſie nicht an.“

Ferner S. 39.: „Es müſſen einige ganz von einander abgehende Empfindungen bei einem Anfänger ſich gleichſam aneinander zu reiben Gelegenheit haben, ehe Klarheit oder Entwickelung, ſo gering ſie denn auch iſt, aufkommen kann. Immer einerlei Lage, einerlei Manches erhält im Schlafe. Aber Kontraſte, Anſtöße, contraria, ja ſogar nur disperata wecken auf."

Sehr wichtig iſt die Bemerkung des Verfaſſers, (S. 73 und 74.) daß der hauptſächlichſte Vorzug des Menſchen vor den Thieren in der (thätigen) imagination (dem Dichtungsvermögen) beſtehe.

Hier ſind ſeine eignen Worte:

„Woher kommts, daß der Menſch alle ſeine „Gefühle, zwar ſo ungleich langſamer, aber endlich „in einem weit höhern Grade entwickelt, als irgend „ein Thier? Fehlts dem letztern an der regen Lebhaftigkeit derſelben? Bei einigen ganz und gar nicht, „in welchen ſie uns im Gegentheil oft übertreffen, „der Anſchein wenigſtens iſt zuweilen recht beſchämend wider uns. Es muß ihnen alſo an einem „Vermögen fehlen, das wir haben und allen unſern „übrigen dergeſtalt zum Wetzſtein dient, oder ſie „electriſirt, daß ſie erſt dadurch ſo großer Thaten „fähig, ſo rüſtig und ſo innig verbunden werden. „Was ſollte das für eines ſeyn? Vermuthlich die „Unterſcheidungskraft? Glaub's nicht. Der Witz? „Eben ſo wenig — obgleich beide in den Thieren „den unſrigen nicht beikommen, aber ſie haben davon auch ſchon ihr Theil recht gut. Nun ſo iſt „es die Vernunft; ja ja, die wirds ſeyn, die fehlt „ihnen ganz und gar! Nicht ſo ſehr; denn wenn

„man den Anfang der unſrigen betrachtet, die Erwartung ähnlicher Fälle, ſo haben ſie die gar ſchön. Daß ſie aber auf dieſen guten Anfang nicht weiter hinausbauen können, eben ſo wenig als der übrigen Gefühlarten, das kommt ganz anders wo her. Mit einem Worte, an der **Imagination** ſcheint es ihnen zu fehlen.“

„Das iſt nun der gewöhnlichen Meinung der Pneumatiker nicht gemäß, die aus den Träumen, welche man an Thieren bemerkt, ihre Imagination genugſam bewieſen glauben. Aber kann die nicht das Gedächtniß allein ſchon hinlänglich gewähren? Die Imagination nimmt aus allem, alſo auch aus dem Gedächtniß ihre Zuſammenſtellungen, aber ihr Geſchäft iſt ganz ein anders. Erinnerungen braucht ſie auch. Thut es doch die Vernunft, der Witz, der Scharfſinn — haben die deswegen keine andere Stütze oder Reſſource als das Gedächtniß? Das Weſentliche derjenigen Gefühlart, die wir Einbildungskraft nennen, beſteht in dem Vermögen, nicht nur Würklichkeiten aus dem jetzigen oder ehmahligen Bereich zuſammenzuſtellen und vorzuführen, ſondern auch bloße **Möglichkeiten**. Aber noch nicht genug, ſelbſt **Unmöglichkeiten** oder das Wunderbare zu haſchen, ſie mit jenen allen zu vergleichen, ihre Konvenienz oder Diskonvenienz, wie weit ſie geht oder nicht geht, zu fühlen, ſich daraus die Wahrſcheinlichkeit zu ziehn, und die Unwahrſcheinlichkeit

„zu entdecken — das iſt es, was wir erſt Imagi„nation nennen.“

Dieſes ſtimmt auch aufs genaueſte mit dem von mir feſtgeſetzten Princip überein, daß nehmlich die moraliſche Vollkommenheit oder Seelengeſundheit auf der Selbſtthätigkeit der Seele beruhet, das heißt: auf dem Vermögen eine Reihe Ideen zweckmäßig fortzuſetzen, abzubrechen oder mit einer andern zu vertauſchen. Die Thiere zeigen in ihren Handlungen, in Anſehung derjenigen Ideenreihe, wozu ſie vermöge eines beſondern Inſtinkts geſchickt ſind, Witz und Vernunft; ſie können aber dieſe Ideenreihe nicht nach Willkür unterbrechen, und eine andre an ihre Stelle ſetzen. Da aber, wie ich hoffe, der Leſer gewiß begierig ſeyn wird, dieſe wichtige Schrift ganz zu leſen; ſo mag dieſes von mir Angeführte zur Probe genug ſeyn.

Salomon Maimon.

5.

Fragment aus des Herrn Profeſſor Herz Schrift, über den Schwindel.

Die willkürlich ſowohl als unwillkürlich auf einen Gegenſtand geheftete Aufmerkſamkeit unterdrückt oft das Gefühl des heftigſten Schmerzes, und mit dieſem das Fieber und deſſen übrige widernatürliche Folgen. Man weiß, daß ein italiäniſcher Miſſethäter, der durch die grauſamſte Folter nicht zum Geſtändniß gebracht werden konnte, und ſie ohne die geringſte Verzuckung aushielt, während derſelben immer rief: io ti veddo. Er ward frei geſprochen. Als man ihn nach der Bedeutung ſeines Ausrufs fragte, antwortete er: **den Galgen.** Die lebhafte Anſchauung dieſer ſchrecklichen Folge ſeines Geſtändniſſes erſtumpfte in ihm allen Schmerz. — Die wüthendſten Martern der Migräne verlieren ſich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, oft unvermerkt während einer intereſſanten Unterhaltung mit einem Freunde, welche die Aufmerkſamkeit leicht und ſanft beſchäftigt, ohne ſie anzuſtrengen; da hingegen von der einen Seite eine zu ſtarke Anſtrengung derſelben, und von der andern der völlige Mangel eines ſie erregenden Gegenſtandes, die eigentliche Quelle der **langen Weile**, eben dieſe Krankheit in einem beträchtlichen Grade hervorbringt. — Auf Reiſen, wo zum Theil beſtändig abwechſelnde neue Gegenſtände die Aufmerkſamkeit des Menſchen von ſeinem eigenen Zuſtande abwenden, zum Theil das Erkranken mit ſo vieler Beſchwerlichkeit in der Vorſtellung erſcheint, wird man in der That ſelten krank. Geringe Widernatürlichkeit des Körpers, die den empfindlichen Menſchen, wenn er zu Hauſe wäre, über den Haufen würfen, werden unterweges kaum von ihm bemerkt und verſchwinden oft wirklich ohne alle nachtheilige Folgen, wiewohl ſie zuweilen auch mit deſto größerer Wuth hervorbrechen, ſobald er vom Wagen ſteigt. — Es iſt erſtaunlich, wie viel die Seele über den mit ihr ſo heterogen ſcheinenden Körper vermag. Sie kann es bis zur Herrſchaft über die unwillkürlichſten ſeiner Bewegungen und Bedürfniſſe bringen. Man weiß, daß während wichtiger Geiſtesbeſchäftigungen das ſtärkſte Purgirmittel ſeine Wirkung verſagt, und man kann durch feſten kraftvollen Vorſatz nicht nur Krankheitsgefühle unterdrücken, ſondern zuweilen auch Krankheiten aus dem Wege räumen. Ich ſehe täglich mit Verwunderung, wie gemeine minder verzärtelte Perſonen es ſich vornehmen, Anwandlungen von einem Fieber zu trotzen, ſich nach ihrem Ausdrucke, nicht gefangen zu geben, und wie oft es ihnen wirklich gelingt, das Fieber zurück zu weiſen und ſich aufrecht zu erhalten. Sie hätten ohnfehlbar deſſen regelmäßigen Fortgang erdulden müſſen, wenn ſie im Anfange nachgegeben hätten!

Und doch iſt die willkürlich gelenkte Aufmerkſamkeit bei weitem nicht von ſolchem Einfluß auf den körperlichen Zuſtand, wie die durch heftige Gemüthsbewegungen hin und her geriſſene. In der ungeſtümſten aller Leidenſchaften, in der auflodernden Begierde nach Rache, in welcher der Menſch ſich, ſo zu ſagen, ſeiner Ichheit entäußert und mit ſeinem ganzen Weſen in den Gegenſtand der Rache hineinwüthet, bleiben die ſchrecklichſten Schmerzen ungefühlt, die gefährlichſten Zerrüttungen des Körpers unbemerkt, und während des Taumels auch ohne nachtheilige Folgen. Am auffallendſten, aber nicht minder wahr iſt es, daß in dieſem Gemüthszuſtande ſelbſt der Tod zuweilen auf eine Zeitlang zurückgehalten wird. Man hat Beiſpiele, daß Helden mit zerſchmetterten Gliedern, gefährlichen Wunden und tödtlichen Verblutungen, ohne ihren Zuſtand zu merken, den Kampf fortgeſetzt und erſt zu Ende der Schlacht ſich haben verbinden laſſen, oder auch hingefallen und geſtorben ſind. Muley Moluck nahm, da er bereits in den letzten Zügen war, noch ſeine Kräfte zuſammen, beſiegte ſeinen Feind, rettete ſeinen Kindern den Thron, und ſtarb *). Ich habe einen Mann gekannt, der an

---

*) Man erlaube mir die Geſchichte dieſes überrömiſchen Heldenmuthes aus dem Engliſchen Zuſchauer B. 5. hier abzuſchreiben: Als der König von Portugal, Don Sebaſtian, in das Land des Kaiſers von Marokko,

einem bösartigen Gallenfieber ſtarb, und deſſen bereits auf den Lippen ſchwebender Geiſt noch vier und zwanzig Stunden länger bloß dadurch zurück gehalten ward, daß eine Freundin ihm alle Viertelſtunden

rokko, **Muley Moluck** eingefallen war, um ihn vom Throne zu ſtürzen und ſeinem Neffen die Krone aufzuſetzen, lag **Moluck** an einer tödtlichen Krankheit nieder, von welcher er wußte, daß ſie unheilbar ſey. Gleichwohl bereitete er ſich zum Empfang eines ſo furchtbaren Feindes. Er war wirklich ſo todtkrank, daß er nicht einmal den Tag, an welchem das letzte entſcheidende Treffen geliefert ward, zu Ende zu leben erwartete. Da er aber wußte, was für gefährliche Folgen es für ſeine Kinder und ſein Volk haben würde, wenn er eher ſtürbe, als er den Krieg geendigt hätte: ſo gab er ſeinen Generalen Befehl, wenn er während des Treffens ſterben ſollte, ſeinen Tod vor der Armee zu verbergen, und noch immer zu der Sänfte, worin er ſich tragen ließ, hinzureiten, als ob ſie, wie gewöhnlich ſeine Befehle erhielten. Ehe nun die Schlacht anfing, ließ er ſich in einer offenen Sänfte durch alle Glieder der Armee, wie ſie in Schlachtordnung aufmarſchiert ſtand, herumtragen, und ermunterte ſie, für Religion und Vaterland tapfer zu fechten. Da hernach die Seinigen zu weichen anfingen, ſprang er, ob er gleich faſt ſchon in den letzten Zügen lag, aus der Sänfte, brachte ſein Heer in Ordnung, und führte es zu einem neuen Angriff an, der ſich denn mit einem vollkommenen Siege über ſeine Feinde endigte. Kaum hatte er ſeine Leute zum Schlagen gebracht, als er ſich, ganz erſchöpft, wieder in ſeine Sänfte tragen ließ.

den ins Ohr rief: ſein Feind, mit dem er kurz vor der Krankheit einen heftigen Streit gehabt, ſey ſeines Amtes entſetzt worden.

Der zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwankende Zuſtand der Seele iſt von der widrigſten Wirkung auf den Körper; die zuweilen bloß dadurch gehoben und in eine heilſame verwandelt wird, daß man den Kranken jeder guten Ausſicht beraubt und ihm alle Hofnung benimmt. Das ſichere Unglück ſchlägt das Gemüth nieder, und bringt es mit der Zeit zur Ruhe; das zweifelhafte erhält es in einem raſtloſen Wanken, und einer dem Körper höchſt verderblichen Lebhaftigkeit. Davon ſah ich einſt in meiner Praxis ein merkwürdiges Beiſpiel, das ich hier anführen will, wiewohl ich mir deſſen ausführliche Beſchreibung auf eine andere Gelegenheit vorbehalte. Ich hatte einen jungen ſehr lebhaften Mann an einem Lungengeſchwür zu heilen, das bereits mit einem anhaltenden heftigen Fieber, ausſetzendem Pulſe und eitrichtem Auswurfe verbunden war. Mit aller angewandten Mühe konnte ich meinen Endzweck, die Fieberbewegungen um Etwas zu mildern, doch nicht erreichen. Ich merkte endlich, daß ſie vorzüglich von der Unruhe lebhaft unterhalten wurden, in welche

---

ließ. Hier legte er den Finger auf den Mund, um den umſtehenden Generalen anzudeuten, daß ſie ſchweigen ſollten, und verſchied einige Augenblicke darauf in dieſer Stellung.

che die Gemüthsſchwankungen zwiſchen der tröſtlichen Hofnung, die ich als Menſch und Arzt dem Kranken machte, von der einen Seite, und zwiſchen ſeinem eigenen Gefühle der nagenden Krankheit, von der andern, ihn verſetzten. Nun entſchloß ich mich zu einem harten Mittel, um ihn mit Gewalt aus einem Zuſtande zu reißen, der ihn ſicher binnen einigen Wochen aufgerieben haben würde. Eines Morgens kam ich zu ihm, da er eben einigen Freunden ſeine verzweiflungsvolle Verfaſſung vortobte, und kündigte ihm mit einer kalten ernſthaften Miene den Tod an. Ich habe bis vor einigen Tagen, ſagte ich, noch immer geglaubt, der Krankheit eine günſtigere Wendung geben zu können; aber leider, iſt ſie ſtärker als alle menſchliche Kunſt. Es iſt nun ſo weit mit Ihnen gekommen, ſetzte ich hinzu, daß Sie ohne allen Anſchein von Rettung verloren ſind. Die Säfte ſind ganz in Fäulniß übergegangen, die lungen zereitert, und in dem Herzen hat ſich ein fürchterlicher Polyp gebildet. Alle Hofnung iſt nun verſchwunden; binnen zehn Tagen unterliegen Sie. Hierauf ermahnte ich ihn, ſich als ein Weiſer gefaßt zu machen, und den Vorſchriften genau zu folgen, die ich ihm ertheilte und die blos die Abſicht hätten, ihm ſeinen Zuſtand erträglicher zu machen und den Uebergang zum Tode zu erleichtern. Dieſe ungewöhnliche Anrede eines Arztes und Freundes that ſogleich die auffallendſte Wirkung. Nach einigen ungeſtümen, aber natürlichen Aufregungen des

Gemüths ward mein Kranker ſtill, niedergeſchlagen, traurig. Des Abends ward der Puls regelmäßiger, die Nacht ruhiger als eine der vorigen, und den folgenden Tag das Fieber gelinder. So beſſerten ſich, indeß der Kranke meine Verordnungen auf das ſtrengſte befolgte, und anhaltend auf Wiederherſtellung reſignirte, alle Umſtände zuſehends. Von Tage zu Tage wurde der Athem freier, die fieberhaften Zufälle nahmen ab, die Kräfte zu, der Auswurf verminderte ſich. Nach drei Wochen war der Kranke hergeſtellt. Er hat ſeitdem verſchiedene große Reiſen gemacht, und lebt noch jetzt nach einer anſehnlichen Reihe von Jahren in dem Genuſſe einer ziemlichen Geſundheit.

6.

Myſtiſche Vorſtellungsart vom Fegefeuer.

Gott iſt eine höchſt vollkommne einfache Weſenheit ohne einige Vermengung: Und wir ſind um ſo viel vollkommner, je mehr wir Gott ähnlich ſind. Derohalben ſtehet geſchrieben (Matth. 5, 48.) **Seyd vollkommen, gleichwie euer himmliſcher Vater vollkommen iſt.** Dieſes Gleichwie, kann niemalen genommen werden für eben ſo viel nach der Größe oder Hoheit, ſondern für eine unvollkommne Aehnlichkeit in der Art und Eigenſchaft der Vollkommenheit. Die Vollkommenheit unſers Geiſtes beſtehet demnach in der Einfalt (oder in einem einfachen Weſen, das nicht vervielfältiget iſt). Dieſe Einfalt und *) die Einheit machen unſern Geiſt rein und vollkommen: Jemehr unſer Geiſt einfältig oder einfach und entblößt iſt, je vollkommner iſt derſelbe. Dieſe Einfalt macht unſern Geiſt eins mit Gott; weil eine ſolche Einfalt (oder einfaches Seyn) machet, daß unſer Geiſt Gott ähnlich wird, welcher iſt ein einiges und einfaches Weſen;

---

*) Eine Anmerkung der franzöſiſchen Edition ſagt: Oder die Blöße. Wann die Seele von allem Eigenthum und von allem eigenthümlichen Beſitz iſt entblößet und ausgeleeret worden, ſo iſt ſie auch von aller Vielfältigkeit befreiet, ſie iſt einfach und in der Einheit.

und ſetzet man voraus, was geſagt worden, daß es der allerhöchſten Weſenheit eine Nothwendigkeit iſt, alle ihr gleichförmige Weſen zu ſich zu ziehen; ſo iſt es unmöglich, daß dieſe allerhöchſte Weſenheit ſich nicht mit demſelben vereinige, welches wahrhaftig einfach und rein iſt; denn weil dieſe allerhöchſte Weſenheit ſich dieſen Geiſt ähnlich gemacht hat, ſo muß es auch dieſen Geiſt mit ſich vereinigen.

Die Reinigkeit des Geiſtes beſtehet demnach ohnwiderſprechlich in ſeiner Blöße und Einfältigkeit. Nun aber iſt zu wiſſen, daß gleichwie es ohnmöglich iſt, daß Gott eine reine und in der Einfältigkeit ſtehende Seele nicht mit ſich ſelbſt vereinigen ſollte, alſo iſt es auch auf eine gleiche Weiſe ohnmöglich, daß dieſe Seele könne gereiniget werden, bis zu einem ſolchen Grad, der erfordert wird, um mit Gott vereiniget zu werden, ohne nur durch Gott ſelbſt. Die Creatur, vermittelſt des Beiſtandes der Gnade, kann ſich zwar wohl durch ihre Würkſamkeit in die Gemüthsfaſſung ſetzen, um von Gott gereiniget werden zu können; allein dieſe Creatur kann doch niemals durch ſich ſelbſt ſich bis zu einem ſolchen Grade reinigen, als es erfordert wird, um mit Gott vereiniget zu werden. Die Urſach davon liegt in der Natur und Eigenſchaft eben dieſer Vereinigung.

Wir haben geſehen, daß die Reinigkeit, die uns mit Gott vereiniget, der Natur Gottes müſſe theilhaftig gemacht werden, und uns Gott gleichförmig mache. Gott iſt eine höchſt reine Weſenheit, und ohne Vermiſchung mit etwas anders. Wir müſſen daher rein gemacht werden, und ohne einige Vermiſchung einiger eignen Würkſamkeit. Dieſe Einfältigkeit Gottes macht ſeine Reinigkeit; daher iſt es nothwendig, daß unſre Einfältigkeit auch unſre Reinigkeit mache. Es kann aber dieſe Einfältigkeit nicht erworben werden, ohne nur durch die Entblößung. Wann Gott ein Weſen (oder Creatur), das in ſeiner Beſchaffenheit von ſeiner Weſenheit verſchieden und anders iſt, mit dieſer ſeiner Weſenheit vereinigen könnte, ohne ſolches ſich vorher gleichförmig zu machen; ſo würde Gott aufhören rein zu ſeyn, und würde durch dieſe Vermiſchung eine ſeiner Reinigkeit entgegen ſeyende Eigenſchaft an ſich nehmen, und folglicher Weiſe würde er ſich ſelbſt zerſtören durch eine Sache, die der Natur ſeiner Weſenheit entgegen und zuwider iſt. Demnach iſt es eine Nothwendigkeit, daß Gott ſich gleichförmig mache die Seele, welche er mit ſich vereinigen will. Gleichwie nun aber alle und jede eigne Würkſamkeit der Creatur macht, daß dieſe Creatur allezeit in der Vielfältigkeit ſtehet, daß ſie allezeit ſich ſelbſt gleich und ähnlich iſt, und daß ſie allezeit in ſich ſelbſt verſenkt bleibt: ſo iſt es nur die Bewürkung Gottes, welche das Vermögen hat, die Seele Gott gleichförmig zu machen, und folglicherweiſe ſie zu reinigen.

Aus dieſer Urſach ſind auch die Seelen im Fegefeuer blos paſſiv oder leidſam, und Gott ſelbſt iſt es, der ſie reiniget. Wenn ſie einige Würkſamkeit hätten, um ſich reinigen zu wollen, ſo würden ſie in einer würklichen Unvollkommenheit (des Willens) ſich befinden, deren ſie aber unfähig ſind. Es iſt daher eine Nothwendigkeit, daß Gott durch ſeine Gerechtigkeit, die wie ein verzehrendes Feuer iſt, die Seelen läutere, und in ihnen zerſtöhre, was in dieſem Leben nicht iſt verzehrt, zerſtöhrt und gereiniget worden, und daß Gott auf ſolche Weiſe dieſe Seelen zur Aehnlichkeit und Gleichförmigkeit mit ihm ſelbſt bringe.

Gott reiniget in der Seele das, was ſie von Grobheit in ſich hat, eben alſo gleichwie die Sonne die Luft reiniget; immaaßen die Luft allein die Fähigkeit hat, das Licht der Sonne auf eine lautere Weiſe zu empfangen, und gleichſam mit dem Licht der Sonne vermiſcht zu werden. Die Sonne durch ihre Lichtſtrahlen ziehet an ſich die groben Dünſte, welche die Luft verdicken, und verhindern, daß das Licht nicht gänzlich noch völlig in dieſe Luft eindringen kann. Gleichwie dieſe Unreinigkeiten allezeit eben dieſelben bleiben würden, wenn die Sonne ſolche nicht an ſich zöge, und weil auch die Sonne niemals dieſe Unreinigkeit mit ihrem Licht vereinigen könnte, wenn ſie dieſelben nicht reinigte, ſo geſchiehet es nothwendiger Weiſe, daß die Sonne, indem ſie dieſe Unreinigkeiten an ſich zieht, ſolche auch zugleich reiniget. Denn die weſentliche Eigenſchaft der Sonne beſtehet nicht weniger darinnen, daß ſie durch ihr Anſichziehen reinige, als daß ſie an ſich ziehe. Eben alſo macht es auch Gott. Er macht den Anfang damit, daß er die Seele in ihrem Innern an ſich zieht. Und dieſes hat man ſehr wohl mit dem Wort (Atract,) Zug oder Anſichziehen ausgedrückt.

Zur
Seelenkrankheitskunde.

Schreiben an Herrn K. P. Moritz, mit Anmerkungen von Herrn S. Maimon.

Hochedelgebohrner Herr!

Hochzuehrender Herr Profeſſor!

Als ich vor einem halben Jahre, bei meiner Durchreiſe durch Berlin, von meiner Vaterſtadt, nach der hieſigen Univerſität, das Glück hatte Ihre Bekanntſchaft zu machen, erhielt ich von Ihnen die ſchmeichelhafte Erlaubniß, Ihnen einen Aufſatz für das Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde überreichen zu dürfen. Ich ſchrieb Ihnen damals am Vorabend meiner Abreiſe, die häufigen Zerſtreuungen erlaubten mir nicht was Ordentliches zu denken, ich würde aber, ſobald ich an den ruhigen Sitz meiner Pimplea angekommen wäre, nicht unterlaſſen, von Ihrer gütigen Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Ich habe ſie erreicht meine Muſe; aber Pſyche war für dieſesmal das Mädchen nicht, das ſie ſich zu ihrer Geſpielin auserſehen; nur des deliſchen Jünglings bärtiger Sohn war es, deſſen Lehren ſie jetzt ihr Ohr lieh. Zu ſeinen Füßen wog ſie die Kräfte der menſchlichen Natur, ſpähte mit bewafneter Hand in ihrem Innern die Wunder ihres Baues, und maß in endloſen Zahlen die Weite des Erdkreiſes. — Doch jetzt kehrt ſie wieder zu der Verlaſſenen, um ſchweſterlich und feſter als je mit ihr vereint den kommenden Lenz zu durchleben, daß ſie ihr ganz ihr Herz aufſchließe.

So habe ich dann nicht geſäumt, vor einigen Tagen, da die Holde ſich zu mir herabließ, und bei wiedererlangter Muße, mich ihrer Eingebung würdigte, ſogleich mein Verſprechen zu erfüllen. Ich habe alſo hiemit die Ehre, Ihnen, hochzuehrender Herr Profeſſor, einen Aufſatz zu überreichen, der ſeinem Inhalte nach, zwar in jene vortrefliche Zeitſchrift gehört, die unter Ihrer bildenden Hand Leben und Wachsthum erhält, ob er aber auch würdig ſey einen Platz darin einzunehmen, ob er wagen dürfe ſich neben Werke von Männern zu ſtellen, welche darin leuchten, das überlaſſe ich ihrem Ausſpruche. — Es iſt dieſes die erſte Frucht meiner Bemühungen mit der ich mich in die Welt hinauswage. Ich hoffe auf Ihre gütige Schonung, und im Fall ich das Glück haben ſollte einiger Aufmerkſamkeit

ſamkeit von Ihnen gewürdigt zu werden, auf die Erlaubniß, noch mehreremale meine Aerndte in Ihrem Magazine niederlegen zu dürfen.

Jena, den 16. Aprill 1791.

Joseph Hyazinth Mathy
D. A. u. H. K. B.
aus Danzig

Tu ne quæſieris, (ſcire nefas) quem mihi quem tibi
Finem Di dederint, Leuconoe neu babylonios
Tentaris numeros — — —

Hor. ode XI. L. I.

So weit meine Erfahrungen und Beobachtungen reichen, habe ich immer zwei Hauptgattungen von Narren unterſchieden. Einige ſehen alle Dinge von einer verkehrten Seite an, andre äußern ihre Narrheit nur in einem gewiſſen Falle. Jene, zu mehrerer Beſtimmung, ſind eben diejenigen, die den Vorwurf des Arztes ausmachen. Zu ihrer Klaſſe gehören die Tollhäuſ'ler, und überhaupt diejenigen deren Krankheit man im Allgemeinen mit dem Namen: Verrückung, zu bezeichnen pflegt. Die nächſte, wenn gleich nicht immer erſte Urſache davon, liegt im Körper, und mehrentheils, wenn nehmlich dieſe Urſache zugleich die erſte iſt, können ſie durch phyſiſche Behandlung gebeſſert werden. — Bei weitem von dieſen unterſcheiden ſich die Narren der andern Art. Ihre Krankheit iſt, wenn wir nehmlich zwiſchen beiden eine ganz ſcharfe Grenzlinie ziehen (und das müſſen wir, wenn wir ſie vorläufig, genau unterſcheiden wollen), ihre Krankheit ſage ich iſt blos Seelenkrankheit. Es ſind diejenigen Menſchen, die in allem richtig denken und handeln, bis auf irgend einen gewiſſen Punkt, da ſtimmen ſie mit andern Menſchen nicht überein, da ſchwindet bei ihnen logiſche Wahrheit, da ſcheinen ſie der geſunden Vernunft entſagt zu haben. Zu dieſer Klaſſe gehören wir Menſchen alle, ſo auffallend, ſo widerſprechend das auch klingen mag; wer ſollte wohl nicht in irgend einer Sache ſeine ganz beſondern, ſelbſt mit ſeinen eignen, ſogar nach ausführlich deutlichen Begriffen abgeleiteten Grundſätzen, ſtreitende Meinungen haben? — Das Sprichwort: jeder hat ſein Gran Narrheit, iſt unleugbar ein wahrer Satz, und jeder wird ihn beſtätigt finden, der nur Luſt hat, ſeine Wahrnehmungen zu Beobachtungen zu erhöhen, und vom Auffallendern und Deutlichern aufs Verſtecktere und weniger Bemerkte zu ſchließen, und hier im Stillen ruhig zu forſchen. Wüßte man dieſem Satze den Gehalt eines Grundſatzes zu geben, das heißt entwickelte man diejenigen Folgerungen aus ihm, die nothwendig in ihm liegen; wahrhaftig wir lebten um einen Theil glücklicher, würden ſanfter gegen unſre Brüder ſeyn, und weniger uns ſelbſt beipflichten.

Wie nun aber das Geſetz der Stättigkeit in der Körperwelt ausgebreitet iſt, ſo findet es auch bei den Geiſtern ſtatt, und in unſerm Falle können wir von den unkenntlichſten Spuren, durch unzählige Verblaſungen bis zu den härteſten Zügen fortſteigen, und nicht allein der analogiſche Exempelſchluß, ſondern auch eine aufmerkſame Beobachtung, und auf Verſuche angewandte kalte Aufmerkſamkeit, wird uns bei dem offenbar Närriſchen völlig das, und nichts mehr zeigen, was wir bei jedem Menſchen wahrnehmen.

Ich habe zu genauerm Unterſchiede angenommen, daß die Krankheit dieſer Leute blos Seelenkrankheit ſey. Wir bleiben für jetzt noch dabei, um mit ihrer Bezeichnung deſto ungehinderter zu Stande kommen zu können.

Sollte man wohl leugnen können, daß die Reihe der Ideen, die ein Menſch ſein ganzes Leben hindurch fortſetzt, aus andern als aus geſelligen Ideen gebildet werde? Schon Leibnitz hat das behauptet, und man wird, ſo viel Mühe man ſich auch geben mag ihm zu widerſprechen, dieſen Grundſatz doch ſchwerlich aufheben können. Er hat mir wahr geſchienen, ſchon ehe ich wußte daß Leibnitz ihn angenommen. *) Ich habe mich bemüht ihn für

---

*) Ohne daß ich deswegen ſeiner Harmonie beifalle.

für falſch zu halten, habe doch aber trotz aller Bemühung mich am Ende genöthigt geſehen, auch in ihm den großen Weiſen zu bewundern, deſſen Geiſt noch in den ſpäteſten Zeiten immer fortwirken wird. — **Der Witz iſt eine Seelenkraft, die wohl bei weitem reger iſt, als man es bisher eingeſehen hat.** Ungezwungen wird man alle Seelenkräfte auf ihn zurückbringen können; die höhere Aufmerkſamkeit, und mithin Scharfſinn und Abſonderungsvermögen, was iſt ſie anders als Aeußerung des Witzes? Wäre man wohl im Stande unter mehrern Dingen gleicher Art eines herauszuſuchen, **herauszuſuchen** ſage ich, wenn man nicht wüßte, daß dieſes Ding in dieſer Art enthalten wäre? und wie könnte man das, wenn hier nicht der Witz ſich thätig erwieſe? alſo wie könnte man das, wenn hier nicht geſellige Ideen vorhanden wären?— Gedächtniß, Einbildungskraft, Phantaſie, was ſind ſie, oder was iſt dieſes anders als Geburt des Witzes? Könnten wir gehabte, nunmehr ſchlummernde Ideen wieder haben, wenn ſie nicht durch **ähnliche** aufgeregt würden? und könnten ſie das, wenn wir dieſe Aehnlichkeit nicht wahrnähmen? Wir ſind es ja die wir wirken, nicht etwa die Ideen, als ſelbſtſtändige Weſen impelliren ſich mechaniſch!

Ein großer Beweis — und vielleicht der größte — ſcheint mir der Scharfſinn zu ſeyn. **Können wir wohl Dinge unterſcheiden, ohne vorher ihre Aehnlichkeiten wahrgenommen zu haben?**

haben? müſſen wir nicht, um von Dingen dasjenige zu ſcheiden was ihre Verſchiedenheiten ausmacht, vorher bemerkt haben was ſie Aehnliches haben? Verſchiedenheiten ſetzen ja ſchon Gleichheit voraus, ſonſt würden Dinge ſich ja nicht auf einander beziehen laſſen, würden ja nicht die Möglichkeit einſchließen, Verſchiedenheiten zwiſchen ihnen wahrzunehmen! und alſo ſetzt Wahrnehmung der Verſchiedenheiten auch ſchon Wahrnehmung der Gleichheit voraus. — Iſt alſo der Witz ſogar da thätig, wo es auf Wahrnehmung der Verſchiedenheiten ankömmt; wird er es denn nicht da ſeyn, wo die Idee der Aehnlichkeit die deutlichſte iſt?

Und nun, iſt das, geht der Witz dem Scharfſinn vorher; was finden wir dann noch für Schwierigkeit bei der untern Aufmerkſamkeit? wird nicht eine neue fremde Idee die ſich in uns drängt — ſie dringe ſo plötzlich ein als ſie wolle — wird nicht dieſe Idee, ſich an die letzte, die wir unmittelbar vor ihrem Aufflammen hatten, durch die Mittelidee von ihrer Aehnlichkeit mit dieſer, anſchließen? — Der ſtärkſte Beweis den man wider die ununterbrochene Reihe ähnlicher ineinander gegründeter Ideen geführt hat, iſt von dieſer Unähnlichkeit fremder Ideen hergenommen. Man ſagt: wenn ich z. B. die maleriſchen Verſe leſe: Diffugere nives, redeunt iam gramina campis, arboribusque comæ, und ich nun ſo ganz darin vertieft bin, nichts weiter außer mir denke, und ſelbſt nicht ein Stäubchen mich in meiner Vertiefung ſtört, und plötzlich wird an meinem Zimmer geklopft, und nun mit einemmale ſind Schnee und Gefilde und Klee und Bäume und Hauptſchmuck aus meiner Seele weggeſchnellt, und eine Reihe anderer Bilder vorgeſtoßen, die mit den vorigen auch nicht die geringſte Aehnlichkeit haben! wie, ſagt man, iſt es möglich daß dieſe aus jenen ſollten entſtanden ſeyn? wie iſt da Zuſammenhang möglich, wo ſo ein greller Bruch geſchehen iſt? *)

Daß dieſer Beweis allerdings viel blendenden Schimmer habe, iſt nicht zu leugnen, allein wenn hier nur nicht die fallacia ignorationis elenchi zum Grunde liegt! Man hat hier mit Idee, Gedanke verwechſelt. Wenn man von Gedanken ſpricht, dann hat Leibnitz auf jeden Fall geirrt, allein hier iſt die Rede von Idee! — So nimmt mancher Wahrheiten mit in ſein Grab, und ſein Andenken wandelt unter der Zahl der Bühnenärzte, weil ihr Nachhall die Afterwelt betäubt! -- Wenn wir das obige Beiſpiel genau betrachten; werden wir finden daß es ſich damit ſo verhalte: Geſetzt die letzte Idee die ich in meinem Nachdenken habe, ſey:

---

*) Ich habe zu dieſem Beiſpiele mit Fleiß Dinge von ganz getrennter Gattung gewählt, um nicht, im Fall der mindeſten Aehnlichkeit zwiſchen beiden, den Leſer von meinem eigentlichen Beweiſe abzulenken, daß er verführt würde auf eine, wenn auch nur verſteckte Aehnlichkeit zu merken.

ſey: Haar, es wird geklopft, es entſteht in meiner Seele eine Empfindung; was wird nun das Erſte ſeyn, daß hier in mir vorgeht? das Allererſte wird ſeyn: ich fühle daß zu meiner Idee noch etwas hinzugekommen iſt: Nun iſt die Empfindung die das Klopfen in mir erregt hat, Idee geworden, aber dieſe Idee iſt noch dunkel. Was thue ich weiter? ich ſuche Merkmaale auf, ich finde einige die von denen der Idee vom Haar unterſchieden ſind; nun hat meine Idee vom Klopfen einen Grad der Deutlichkeit erlangt, ich merke darauf, und ſo komme ich allmälig von meiner vorigen Idee ab, und habe nun keine als die neue *). Ward ich alſo plötzlich von der letzten abgeriſſen? war zwiſchen beiden eine unerfüllte Spalte? oder ſpannen ſie ſich nicht vielmehr gleich wie zu einer ſtettigen Größe zuſammen? War es nicht die Empfindung des Mehr, die ſich zuerſt an die lezte Idee anſchmiegte? und konnte meine Seele da wohl anders, als das Etwas wahrnehmen, das beide zuſammenſchmolz? — Ideen alſo, erzeugen einander, nicht Gedanken, d. h. Zuſammenſetzungen von Ideen bei denen man zwiſchen zwei verſchiedenen nicht auf diejenigen Rückſicht nimmt, durch die ſie verbunden werden. Zuſam-

---

*) Sollte einigen der Ausdruck: allmälig, anſtößig ſeyn; weil hier vom plötzlichen Verändern von Ideen die Rede iſt, ſo verweiſe ich darauf, daß: plötzlich, und: allmälig, nur Beziehungen ſind.

ſammengeſetzte Ideen, ſagt man, aber das iſt ein ſchwankender Ausdruck; eine Idee iſt nur einzeln! — Was nun zwiſchen einer Idee und einer hinzukommenden Empfindung, und zwiſchen einer Empfindung bis ſie Idee wird, noch im Innern unſrer Seele vorgehe, das liegt in zu dichtem Dunkel, und iſt man auch ſo glücklich Begriffe davon zu haben; ſo empören ſich wiederum unſre Zeichen der Begriffe. Etwas iſt ganz ſicher noch da, aber womit dieſe feine elementariſche Stuffenfolge ausgefüllt ſey, oder ob ſie ausgefüllt ſey, das iſt eine andere Frage. —

Alſo der Menſch denkt immer geſellſchaftliche Ideen. Niemand wird leugnen, daß der Menſch gewiſſe lieblingsideen habe, und unter dieſen ſich eine befinde, die ihm die vorzüglich liebſte ſey. Nothwendig wird die Seele ſie alſo auch deutlicher und öfter als alle andern Ideen denken, und wird in der ganzen Reihe ihrer Gedanken diejenigen Ideen am deutlichſten denken, die ihr gleich ſind. So wird es auch mit den Gedanken gehen: diejenigen Gedanken in denen die Ideen vorkommen, die der lieblingsidee gleich ſind, wird ſie deutlicher als alle andern, und eben ſo deutlich denken als die Gedanken, in denen die lieblingsidee die Hauptidee iſt. Und die Phantaſie wird nicht unterlaſſen, zu dieſen neuen Gedanken Ideen hinzuzuthun, um ſie dem Gedanken ganz ähnlich zu machen, in welchem die lieblingsidee die Hauptidee iſt. Wenn nun dieſer

Gedanke von der Art iſt, daß er entweder den jetzigen oder den künftigen Zuſtand der Seele bezeichnet, ſey es einen glücklichen oder unglücklichen; ſo wird die Seele ihn ganz einzig, und hauptſächlich, und am häufigſten denken. Sie wird ſich nicht begnügen, Aehnlichkeiten in andern Gedanken blos wahrzunehmen; ſie wird auch, in jedem Gedanken Ideen **ſuchen** die der Hauptidee dieſes Lieblingsgedanken gleich ſind, die Phantaſie wird wieder das Ihrige dabei thun, und ſo wird ſich eine Menge ähnlicher Ideen aneinander ballen, und je größer dieſe Zahl wird, deſto größer wird, verhältnißmäßig nach Maaßgabe dieſer größern Zahl, die Menge neuer Gedanken ſeyn, die ſich an die vorigen anweben; denn in jedem Gedanken werden außer der gleichen Hauptidee, noch immer Ideen ſeyn, die der Hauptidee zwar ungleich, Ideen aber gleich ſind, die in andern neuen Gedanken vorhanden ſind.

So wird der Hauptgedanke immer genährt. Und das iſt der Zuſtand des Narren. Wer in dem Falle iſt, daß ein und derſelbe Gedanke immer vorſpringt, der iſt ein Narr.

Es frägt ſich nun, woher ein Menſch gewiſſe Lieblingsideen habe. Gemeinhin liegt die Urſache davon in der Denkart derjenigen, mit denen er am häufigſten umgeht, in der herrſchenden Denkart ſeiner Zeiten, in der Denkart der Schriftſteller, die er am häufigſten vielleicht geleſen, und hauptſächlich in der Erziehung, überhaupt alſo darin, daß gerade dieſe Ideen am häufigſten in ihm vorgekommen ſind, entweder paſſive, da ſie von andern wiederhohlt aufgeregt worden, oder aktive, da die Seele, weil ſie ſie gleich in der erſten Jugend gedacht, ſelbſt, ſie oft erneuert. Und, iſt dieſes nun die Urſache; ſo iſt ja deutlich, daß jeder eine ſolche Lieblingsidee habe; denn jeder Menſch lebt ja in einem gewiſſen beſtimmten Kreiſe, und hat auch ſeine beſondre Erziehung genoſſen; laßt uns alſo vom offenbar Närriſchen zu dem vernünftigſten Menſchen herabſteigen; werden wir einen andern Unterſchied zwiſchen beiden als den Grad finden? und können wir demnach nicht von dem Vernünftigen zum Narren in unmerklicher Stufenfolge fortſteigen? und iſt alſo der Satz, daß jeder ſein Gran Narrheit habe, nicht wahr und allgemein? *)

Wie

---

*) Der Verfaſſer unterſcheidet **zwei Hauptgattungen von Narren**. Die eine iſt die Gattung derjenigen Narren, die **alle Dinge** von einer verkehrten Seite anſehn, die andere beſteht aus denjenigen welche ihre Narrheit nur **in einem gewiſſen Falle** äußern.

Ich glaube aber, daß man ſchwerlich Narren von der erſten Gattung finden wird, d. h. ſolche, die, wie der Verfaſſer ſich ausdrückt, **alle Dinge von einer verkehrten Seite anſehn**, oder von allen Dingen falſche Vorſtellungen haben. Es kann allerdings Narren von der zweiten Gattung geben, d. h. ſolche, die nur eine einzige falſche Vorſtellung haben, die aber dennoch aus dieſem Grunde **alle Dinge** verkehrt

Bis ſo weit haben wir alſo die Narrheit blos als Seelenkrankheit betrachtet. — Sollte aber

kehrt anſehn; wenn nehmlich dieſe einzige falſche Vorſtellung etwas betrift, das mit allen Dingen im Verhältniß ſteht. Die Korrelata (alle andere Dinge) können alſo immer in der Vorſtellung unverändert bleiben, ſo wird doch dadurch ihr Verhältniß zu dem Dinge wovon man eine falſche Vorſtellung hat, nothwendig verändert. Wie wenn z. B. jemand ſich einbildet von Glas gemacht zu ſeyn; ſo hat er blos von einem einzigen Dinge eine falſche Vorſtellung, nehmlich von ſeinem Körper, und dennoch fürchtet er nicht nur, eine ſchwere Laſt zu tragen, als wodurch er nach ſeiner Einbildung zerbrochen werden könnte, ſondern auch, ſich auf den Tiſch zu lehnen, auf dem Stuhle zu ſitzen, auf dem Bette zu liegen, auf den Erdboden zu treten u. ſ. w. weil alle dieſe Dinge zum Glaſe eben daſſelbe Verhältniß haben. So wie ohngefähr bei dem Gelbſüchtigen die Veränderung der Beſchaffenheit der Augenſäfte, die Veränderung der Farbe aller Dinge nach ſich zieht.

So ſehe ich auch nicht ein, warum der V. die Urſache der erſten Gattung im Körper, der zweiten aber in der Seele zu liegen glaubt? dieſes wird von ihm ganz willkürlich angenommen, ohne bewieſen zu werden.

Ferner ſagt der V. „Der Witz iſt u. ſ. w. — ungezwungen wird man alle Seelenkräfte auf ihn zurückbringen können.' Hier kömmt es darauf an, zu wiſſen, was doch der V. unter Witz verſtehn mag. Verſteht er darum, der Körper nicht vermögend ſeyn ſie hervorzubringen, oder ſollte er wohl nicht gar, immer ſie hervor-

---

runter, nach der gewöhnlichen Erklärung, das Vermögen, die Aehnlichkeit der Dinge wahrzunehmen, ſo kann er nicht behaupten, daß der Witz das einzige Seelenvermögen ſey, worauf alle übrigen ſich reduziren laſſen. Aſſociation iſt freilich zu allen Seelenoperationen nothwendig. Aber die Aſſociation beruht nicht einzig und allein auf **Aehnlichkeit**, ſondern kann auch auf **Koexiſtenz**, und **Dependenz** (von Grund und Folge) beruhen. Wir können daher allerdings **gehabte, nunmehr ſchlummernde** Ideen auch ohne irgend eine Aehnlichkeit mit den gegenwärtigen blos wegen ihrer Koexiſtenz mit denſelben reproduziren. Folglich hängt das Gedächtniß nicht nothwendig vom Witze ab.

Univ. Bibl. München

Verſteht er aber unter Witz das Aſſociationsvermögen im Allgemeinen, ſo iſt dieſe Bedeutung offenbar wider den Sprachgebrauch. Was er ferner in Anſehung des Scharfſinns ſagt, ſo kömmt es hier auf den Begriff der **Verſchiedenheit** an; iſt nehmlich Verſchiedenheit nichts anders als **Theilentgegenſetzung**, ſo muß allerdings die Aehnlichkeit der Verſchiedenheit vorhergegangen ſeyn; weil die Entgegenſetzung in **eben demſelben Subjekte** gedacht werden muß; folglich müſſen die Dinge die als voneinander verſchieden gedacht werden ſollen, in Anſehung des Subjekts, das in beiden einerlei iſt, ähnlich ſeyn. Iſt aber bei ihm Verſchiedenheit eine **beſondere Form**, ſo kann man auch ohne Wahrnehmung der Aehnlichkeit die Dinge als verſchieden denken. Der vorbringen? Dieſe Frage zu beantworten, müſſen wir einen Unterſchied zwiſchen den körperlichen Krankheiten in dieſer Abſicht machen. Krankheiten nehmlich die die Seele erkennt, dahin alle diejenigen gehören die in die Sinne fallen, und dieſe werden in der Art vermögend ſeyn Narrheit hervorzubringen, wie jeder andre Gegenſtand durch Einwür-

Was er ferner in Anſehung des Unterſchiedes zwiſchen **Ideen** und **Gedanken** ſagt, daß nehmlich jene **einander erzeugen**, folglich immer in einer ununterbrochnen Reihe fortgehen, dieſe aber nicht, iſt mehr ſpitzfündig als reel. Wenn blos die Vorſtellung des **Mehr** zur Vergeſellſchaftung verſchiedener Ideen hinreichend iſt, ſo ſind alle Ideen ohne Unterſchied geſellſchaftliche Ideen. — Das Geſetz der Aſſociation iſt aber blos ein Geſetz der Einbildungskraft. Dieſe hängt aber allerdings von der Empfindung ab, nicht aber umgekehrt. Man muß daher dieſem Geſetze zu Folge von der, die gegenwärtige Empfindung begleitenden Idee auf eine mit derſelben aſſociirte vergangne gerathen; es iſt aber nicht nothwendig, daß man auch umgekehrt von einer vergangenen Idee in der Einbildungskraft auf eine mit ihr geſellſchaftliche Empfindung gerathe. Die Verbindung die Leibnitz hier annimmt hat ganz einen andern Sinn. —

Salomon Maimon.

Begriff von der Tugend z. B. iſt von dem Begriffe eines Dreiecks, ohne demſelben in irgend etwas ähnlich zu ſeyn, verſchieden.

würkung auf die Sinne es vermögend iſt. (Von dieſen iſt alſo hier die Rede nicht, außer in ſofern ſie Urſache von den folgenden Krankheiten, und mithin entferntere Urſache der Narrheit ſeyn können,) — und Krankheiten von denen die Seele nur dunkle Begriffe, oder wohl gar nur Empfindung hat. *) Dieſe ſind nicht allein geſchickt, Narrheit zu erzeugen; ſondern ich glaube daß ſie ſie wohl mehrentheils erzeugen. Doch hinreichende Urſache ſind ſie nie, ſondern nur gelegentliche. Wären ſie hinreichende Urſache, ſo müßten ſie in der Seele Idee von Krankheit hervorbringen, und ſo fielen ſie mit denen von der erſtern Klaſſe zuſammen, und würden alſo in Abſicht ihrer Würkung auf die Seele, nicht als Krankheit zu betrachten ſeyn. Das aber thun ſie nie, ſondern ſie veranlaſſen anderweitige Ideen, die die Seele entweder vordem gehabt hat, oder bei der Entſtehung der Krankheit bildet, und die mit ihr nichts gleich haben, als höchſtens die unangenehme Empfindung. Solche Krankheiten können Narrheit veranlaſſen, und veranlaſſen ſie auch in der That wohl immer wenn ſie da ſind, und ich getraue mir zu behaupten, daß jede Narrheit die in traurigen Gedanken beſteht, von der Art Krankheit veranlaßt worden ſey. Die Seele wird durch dieſe Empfindung nur gar zu leicht

---

*) Beiſpiel der erſten Art ſind, Fieber, Kopfweh, und äußere Verletzungen; der zweiten, Hyſterie, Hypochondrie.

leicht irre geführt. Sie geräth auf eine Idee, die in ihrer Würkung mit dieſer Empfindung die mehreſte Aehnlichkeit hat, und ſo wie die traurige Empfindung fortwährt, ſo währt auch dieſe Idee fort. Man ſieht alſo, daß das was den Zuſtand der Narrheit veranlaßt, nicht eben immer Krankheit zu nennen ſey; ſondern daß auch oft das Temperament dazu hinreiche; denn die Seele empfindet ſich nicht allein ſelbſt; wir müſſen ſagen: ſie empfindet das **Ich des Menſchen.** — Allein die Veranlaſſung mag nun Krankheit oder Temperament ſeyn oder nicht, ſo wird gewiß ſelten ein Fall ſeyn, da dieſer Zuſtand der Seele nicht der Art Krankheit hervorbringen ſollte. Deſto mehr Stoff alſo die Narrheit zu nähren; denn, iſt die Krankheit einmal erzeugt, ſo folgt was ich ſchon angeführt: ſie würkt zurück, und hier findet ſie nun einen fangenden Zunder, und um wie viel ſchneller wird dieſer Tauſch, dieſe gegenſeitige Unterſtützung nicht vor ſich gehen, wenn Krankheit die erſte Urſache geweſen? So greifen Seele und Körper immer feſter ineinander ein, beide zerrütten einander immer mehr, und es kann endlich aus dieſer Narrheit die der erſten Art entſtehen, von der ich ausgegangen bin, und ſo kann ſie von dieſer die erſte Urſache ſeyn. — Mich aber auf dieſe Art Seelenkrankheit einzulaſſen, fordert mein Zweck nicht.

Nachſtehende Geſchichte mag als Beiſpiel zur Erläuterung dieſer Grundſätze dienen, und auch ein Wink allen Polizeiämtern ſeyn, wie ſo manche Dinge im Staat als Kleinigkeiten überſehen werden, die auf das Schickſal des Bürgers den wichtigſten Einfluß haben.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

Inhalt.

Seite

Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Auszug aus einem Briefe von Hrn. S. Maimon an K. P. Moritz. Fortſetzung. 1.

Zur Seelennaturkunde.

1. Fragmente aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte. Herausgegeben von K. P. Moritz. 24.

2. Ueber den Traum und über das Divinationsvermögen. Als eine Fortſetzung des vierten Aufſatzes im dritten Stücke des achten Bandes. Von S. Maimon. 70.

3. Schreiben von K. P. Moritz an S. Maimon, bei Zuſchickung eines Buches, mit dem Titel: Beobachtungen über den Geiſt des Menſchen u. ſ. w. von Andrei Peredumin Koliwanow. 89.

Inhalt.

Seite

4. Antwortſchreiben von S. Maimon und Beurtheilung gedachten Buches. 90.

5. Fragment aus des Herrn Profeſſor Herz Schrift über den Schwindel. 97.

6. Myſtiſche Vorſtellungsart vom Fegefeuer, Fragment aus einer Schrift der Madame Jeanne Marie Bouviere de la Mothe Guion. 104.

Zur Seelenkrankheitskunde.

Schreiben von Herrn Joſeph Hyazinth Mathy an K. P. Moritz, mit Anmerkungen von S. Maimon. 109.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Neunten Bandes zweites Stück.

Zur
Seelennaturkunde.

I.

Selbſtmord aus Rechtſchaffenheit und Lebensüberdruß.

Der Fälle, wo ein Selbſtmord nicht aus Leidenſchaft und Uebereilung verübt wird, giebt es ſo wenige, daß derjenige Fall vorzüglich die Aufmerkſamkeit des Beobachters zu verdienen ſcheint, wo Vernichtung ſein ſelbſt in dem Plane eines Mannes lag; wo die Seele ſich mehrere Jahre an der Hinſicht nach jenem Zeitpunkte labte, in welchem ein raſcher Schritt ſie von der Quaal befreien würde, die ſie zernagte; wo der Gedanke: die Thüre ſteht offen, ich kann gehen, wenn ich will, das einzige war, was den Mann, der ihn hegte, in Thätigkeit erhielt;

und wo die That mit einer Seelenruhe ausgeführt wurde, die nur die Folge einer langen und reifen Ueberlegung ſeyn kann.

Den Mann, von dem ich ſpreche, lernte ich vor mehreren Jahren *) kennen. Seine Einſichten in Geſchichte und Geographie zogen mich an ihn, ſo ſehr mich auch ſein Aeußeres und die Verſchiedenheit unſers Alters von ihm abſchreckte. Er war damals zwiſchen ſeinem zwei und drei und vierzigſten Jahre, und ſein Aeußeres war, wie geſagt, nichts weniger als empfehlend. Sein langer hagerer Körper wurde von zwei dünnen Beinen getragen, deren Füße ſich in ein Paar Ballen endigten, die mehr als gewöhnlich, nach innen zu, hervorragten. Sein rundes, braungelbes Geſicht hatte durch den ſtarken ſchwarzen Bart, die kurze Stirne, die ſchwarzen kleinen aber äußerſt feuerigen Augen, und durch ein Paar, an der linken untern Kinnlade befindliche Warzen, ein ungemein finſteres Anſehn. Auch hatte ſein Geſpräch für einen jungen Menſchen gewöhnlich nichts Anziehendes. Es war kalt und abgemeſſen.

Je näher ich ihn aber kennen lernte, je mehr ſchätzte ich ihn, wegen ſeiner Rechtſchaffenheit, ſei-

ner

---

*) Zur Schonung der noch lebenden Familie erlaube man mir, Namen, Ort und Jahrzahl zu verſchweigen; ob ich mich gleich erbiete, jedem, dem darum zu thun iſt, die Geſchichte umſtändlicher zu erzählen.

ner Offenheit, und der gelaſſenen Duldung mancherlei leiden. Freilich ſchien das leztre ihm nicht ganz zum Verdienſt angerechnet werden zu können, indem Schmerz und Freude, vermöge ſeines melankoliſchen Temperaments, nur geringen Einfluß auf ihn hatten, und er, vermöge ſeines Standes, an den luſtbarkeiten der großen Welt und ihren Begriffen nicht den mindeſten Antheil nahm. Aber wenn er an dem Vermählungstage ſeiner älteſten Tochter die Nachricht davon mit einem Intereſſe las, das genugſam die geringe Theilnahme an der Feierlichkeit des Tages verrieth; wenn er am Sterbebette eben dieſer Tochter mit eigner Hand ein Paket zeichnet, das nach der Poſt ſollte und 6 Pf. gekoſtet haben würde, wenn es dort gezeichnet worden wäre, ſo thut man ihm Unrecht, dieſe Gleichgültigkeit für Kälte, und dieſe Kälte ganz für Temperamentsfehler auszugeben. Sie war größtentheils Prinzip, Vorſaß. Aus den lehren der Stoiker, die ihm bekannt waren, nahm er den Saß heraus: der Menſch müſſe alles anwenden, um vom Einfluſſe der äußern Dinge unabhängig zu ſeyn, und ſein ganzes leben war ein ſtetes Beſtreben der Natur, die ihm zu dieſer Unabhängigkeit die Hand bot. Er hatte es auch hierin wirklich auf einem hohen Grad gebracht. Er, für ſich, hatte nur wenige, nur leicht zu befriedigende Bedürfniſſe.

Aber da er verheirathet war, und ſechs Kinder hatte, die eben ſo wenig als ſeine Frau von ihm nach ſeinen Grundſätzen behandelt werden konnten, noch ſich behandeln laſſen wollten; ſo mußte er Dinge unternehmen, die mit ſeiner Rechtſchaffenheit ſtritten, ihn in ſeinem Augen verächtlich machten, und ihm das Ende ſeines Lebens als wünſchenswerth vorſtellten.

Er war nämlich Kaufmann; aber da ein reeller Handel, bey der Mittelmäßigkeit ſeiner Glücksumſtände, lange nicht hinreichend war, ſeine zahlreiche Familie zu ernähren, und die immer erneuerten Wünſche ſeiner Frau zu befriedigen; ſo ward er Schleichhändler. Mit der Zunahme ſeines Vermögens, mit der ſichtlichen Vergrößerung ſeines Wohlſtandes, nahm ſeine Gemüthsruhe merklich ab; und der Mann, der vormals nur gegen das Keifen einer Frau zu kämpfen hatte, hatte jetzt, durch die Befriedigung dieſer, einen weit härtern Kampf zu beſtehen — ſein Gewiſſen klagte ihn an und verdammte ihn.

„Ich bin ein ſchädliches Mitglied des Staats, ſagte er mir oft mit innigſter Erſchütterung. Die Geſetze deſſelben ſind mir heilig, und ich verletze ſie, bin gezwungen ſie zu verletzen. Ich weiß, daß es nicht gut gehn kann, und über kurz oder lang meine Schande an den Tag kommen muß.“

„Doch, ſetzte er einſt hinzu, nicht die Furcht vor Entdeckung beunruhigt mich, ſondern die That ſelbſt. Der Strafe, die der Entdeckung folgt, kann ich leicht entgehn, aber nicht dem Bewußtſein ſie zu verdienen: Und als ich fragte, wodurch er glaubte der Strafe entgehn zu können, ſagte er: es giebt einen Zuſtand, wo alle Verträge aufhören, und dieſer Zuſtand iſt — der Tod. Ich werde ihn ergreifen, ſobald ich vor Gericht erſcheinen muß, und wünſche ihn ſobald als möglich ergreifen zu müſſen."

„Wenn ich meine Familie ernähren ſoll, muß ich ſtets die jetzige Lebensart führen; aber ich kann ſie nicht führen, ohne unglücklich zu ſeyn. Es kämpfen Pflichten gegen Pflichten in mir. Meine Frau, meine Kinder fordern meinen Beiſtand, aber der Staat meine Treue. Ich kann nicht beiden zugleich Genüge leiſten, und werde dem unterliegen."

„Uebrigens weiß ich auch nicht wozu ich lebe. Ich kenne meine Beſtimmung hienieden nicht; und ſo viel ich aus der Analogie ſchließen kann, iſt die Beſtimmung des Menſchen die der Thiere und Pflanzen. Sie werden geboren, wachſen und ſterben. Sterben, ohne Bewußtſein von ihren Thaten hienieden zu behalten. Wozu die Quaal, wozu der Harm in dieſem Leben?"

„Hätt' ich nicht Frau, nicht Kinder, wäre das Schickſal dieſer nicht mir anvertraut, läge mir nicht ob, die Pflichten des Gatten und des Vaters zu erfüllen; ich für mich würde die beiden Enden meines Lebens ſchon längſt näher an einander gebracht

haben.

haben. Nur der Gedanke, daß ich meine arme, hülfloſe Familie durch meinen Tod unglücklich machen werde, hält mich noch im Leben zurück. Aber ſobald ich entdeckt werde, ſobald durch die Feſtungsſtrafe, die auf der Entdeckung ſteht, meiner Frau der Mann, meinen Kindern der Vater doch geraubt wird, warum ſollte ich einen Augenblick anſtehen, mich mir ſelber zu rauben?“

„Und wohl mir, daß ich das kann; daß die Thüre offen ſteht und ich gehen kann, wenn ich will. Dadurch bin ich im Stande, meine Pflichten einigermaßen gegen meine Familie und den Staat zu erfüllen. Ich arbeite für jene aus allen Kräften, und befreie dieſen am Ende von einem ungeſunden Gliede durch meinen Tod.“

Er hielt Wort. Im Jahre — wurden die Befehle wegen des Schleichhandels erneuert und geſchärft. H. hatte einen großen Transport Waaren von der — Meſſe zu erwarten, die alle für fremd erkannt werden mußten, ſobald eine genaue Nachſuchung angeſtellt würde. Werden ſie dafür erkannt werden, ſo iſt der Verluſt der Waaren und die Erlegung einer ſchweren Geldſumme oder Feſtungsſtrafe das Schickſal, das ihm bevorſteht.

Er erwartete es mit der Geduld eines Mannes, der nichts zu verlieren, und auf alle Fälle einen Ausweg hat, der nicht fehlen kann.

Die Zeit, die zwiſchen der Nachricht von der Abſendung der Waaren und ihrer Ankunft verfloß, ging er oft im T.. G.. ſpatzieren; immer nach einem Orte, wo ein Arm der S.. eine Art von Zunge bildet. Er ging dahin, gleichſam, um ſich mit dem Orte vertraut zu machen, an dem er ſein Leben beſchließen wollte.

Er ſprach dieſe Tage größtentheils von Unſterblichkeit der Seele, und von der Unzuläßigkeit aller Beweiſe für dieſelbe. Des Selbſtmordes, den er ſonſt mit vieler Wärme zu vertheidigen pflegte, erwähnte er dieſer Tage mit keinem Worte, ſo gern er auch ſonſt davon ſprach, und ſo ſehr auch Perſonen, die mit ihm umgingen, auf dieſes Geſpräch leiteten. Führten ſeine Betrachtungen über Unſterblichkeit auf Selbſtmord, ſo lenkte er ein.

Die Waaren kamen an, wurden angehalten und er vor Gericht gefordert. Er ſchickte ſeinen Schwiegerſohn voraus, und verſprach, ihm mit ſeinem älteſten Sohne bald zu folgen.

Um drei Uhr Nachmittags traf ich ihn mit dieſem Sohne auf der Straße. Er redete mich an, und unterhielt ſich mit mir ebenfalls wieder von dem Gegenſtande, der ihn, wie geſagt, die letzten Tage ſeines Lebens am meiſten beſchäftigte: von Unſterblichkeit der Seele.

Am Schloßplatze ſagte er ſeinem Sohne, er ſolle nur allein gehn; er habe noch ein Geſchäft abzumachen, das ſeine Gegenwart erfordere, und da er nicht wiſſe, wie bald er von dem bevorſtehenden Verhöre werde befreit werden, wolle er es noch vor demſelben abmachen. Ich wollte ihn ein Ende begleiten, aber er verbat es, indem er mir durch eine Gebärde zu verſtehen gab, wohin er gehen wollte.

Als er ſich ſchon von uns entfernt hatte, ſahe ich ihn zu ſeinem Sohne zurückkommen, und ich erfuhr nachher, daß er ihm ſeine Taſchenuhr gab, weil ſie ihm bei dem vorhabenden Geſchäft aus der Taſche fallen könnte.

Gegen zehn Uhr Abends brachte ein Unbekannter einen Zettel an ſeinen Schwager, des Inhalts: Er hätte ſich entfernt, um das Ende des Prozeſſes abzuwarten; man ſollte ſich keine Mühe geben ihn zu finden, weil dieſe Mühe vergeblich ſein würde. Sollte der Ausgang des Prozeſſes ſchlimm ausfallen, ſo empfehle er ihm (ſeinem Schwager) ſeine Frau als Schweſter und ſeine Kinder als Neffen.

Der Schwager, mit dem er nie über ſeine Abſicht, ſich zu entleiben, geſprochen hatte, legte den Sinn des Zettels buchſtäblich aus, vertröſtete ſeine Schweſter, ſchwieg, und bat ſie zu ſchweigen.

Er wäre bei ſchnellen Anſtalten vielleicht zu retten geweſen, denn Leute wollten ihn noch um neun Uhr Abends geſehn haben. Sein Schickſal wollte das nicht. Man fand ihn den andern Morgen tod in eben dem Arm der S.., bei dem er gewöhnlich ſpatzieren ging, völlig angekleidet liegen. Um den Leib hatte er einen neuen Strick geſchlungen, und das Ende deſſelben an einen Baum befeſtigt — wahrſcheinlich, um nicht vom Strome fortgetrieben zu werden.

Den Hut fand man in einiger Entfernung ſchwimmen. Der Bauch war vom Waſſer aufgetrieben und die Augen gebrochen; angewandte Hülfe war vergeblich.

In einem Zettel, den man in ſeiner Taſche fand, bat er, man ſolle ihn unentkleidet beerdigen. Man gab ſeiner Bitte Gehör. Frau und Kinder waren untröſtlich, und die Kaufmannſchaft beweinte in ihm den Verluſt eines Mannes, der nur in einem gefehlt hatte, aber übrigens ein rechtſchaffner ehrlicher Biedermann geweſen war.

Perſonen, die ſeinen Vater gekannt haben, verſichern, daß dieſer ebenfalls einen Verſuch gemacht habe, ſich den Hals abzuſchneiden, aber durch das Hinzukommen einer Frau verhindert worden ſei, den Schnitt ſo ſtark zu machen, um unheilbar zu ſein. Auch ſoll er die Frau hart mit den Worten angelaſſen haben: ich kann nicht begreiffen, wodurch das Weib das Recht, mir verbieten zu wollen, daß ich mir in meinen Hals ſchneide?

L. Bendavid.

2.

Fortſetzung des Aufſatzes über Täuſchung und beſonders vom Traume. *)

(S. 8ten Bandes 3tes St. S. 17.)

Aus den Gründen, welche bisher vorgetragen worden, kann nun folgendes hergeleitet werden. Wenn die Einbildungskraft regiert, Bilder ſehr lebhaft malt, Begebenheiten mit Nachdruck ſchildert, und die höheren Seelenkräfte unterdrückt, dann iſt ſie, wenn das Bewußtſein zugleich unvollkommen iſt, auch täuſchend, weil die Spur der vorhergegangnen Ideenreihe, mithin das Kennzeichen von der innern Erzeugung einer Vorſtellung oft verlohren geht, der auch die Ungereimtheiten, wegen der Schwäche Vernunft und des Verſtandes, nicht auffallen können. **)

---

*) Dieſer Aufſatz, der bei allem Mangel an Einheit des Prinzips ſehr ſcharfſinnige Bemerkungen enthält, verdient hier allerdings eine Stelle. Ich habe durch einige beygefügte Anmerkungen die Ideen des Verfaſſers zu berichtigen, und mit den Meinigen gegeneinander zu halten geſucht, wodurch der denkende Leſer ſie zu beurtheilen ehr im Stande ſeyn wird.

S. M.

**) Aber warum wird die Einbildungskraft wegen ihrer Lebhaftigkeit täuſchend? Sich täuſchen, heißt, das-

jenige.

Daß aber die bloße Anlage zur Ideenherrſchaft, und ein unvollkommnes Bewußtſein an und für ſich hinrei-

jenige, was nicht wirklich iſt, für würklich zu halten. Nun iſt aber, der Erklärung des Verfaſſers zu Folge, **die Unterbrechung einer Ideenreihe**, das Merkmal der Wirklichkeit, ſo wie umgekehrt das Bewußtſein **der Erzeugung der Ideen aus einander**, nach dem Geſetze der Aſſoziation, das Merkmal der Nichtwirklichkeit, Im Traume aber, da die Seele gänzlich **außer ſich** geräth, und ſich bloß mit den ihr vorſchwebenden Bildern beſchäftigt, urtheilt man ſo wenig von der Wirklichkeit als von der Nichtwirklichkeit dieſer Bilder, ihre Folgen in Anſehung des Subjekts ſind immer eben dieſelben. Nach dem Aufwachen urtheilt man zwar, dieſer Erklärung zufolge, durch Erinnerung der Ununterbrechung dieſer Reihe, daß ſie blos ſubjektiv (nicht wirklich war) war. Aber wo iſt hier die Täuſchung? Hat man ſie denn im Traume für Objektiv gehalten? das kann nicht ſein, da man in ihr keine Unterbrechung (das nach dem Verfaſſer Merkmal der Objektivität oder Wirklichkeit iſt) wahrgenommen hatte. Man hat alſo nicht im Traume **dasjenige für wirklich gehalten, was man im Wachen für Nichtwirklich erkennt**, d. h. man hat ſich nicht getäuſcht.

Meiner Erklärung (9ten Bandes 1tes St. S. 2.) zu Folge hingegen, beruht das Urtheil von der Objektivität der Ideen auf dem Bewußtſein der **Selbſtmacht** der Seele, die Aſſociation der Ideen **zweckmäßig** zu beſtimmen. Die Richtigkeit dieſes Bewußtſeins aber kann nicht an ſich, ſondern bloß durch äußere Merkmale erkannt werden, nehmlich durch die

Ueberhinreichend ſei, der Einbildungskraft die Stärke zu verleihen, welche ſie beſitzen muß, wenn ſie Bilder ſehr lebhaft malen, Begebenheiten mit Nachdruck ſchildern, und die höhern Seelenkräfte unterdrücken ſoll. Dieſes iſt es, welches noch eine deutliche Auseinanderſetzung erfodert, und zwar um ſo mehr, da uns auch bei vollkommner Beſonnenheit, und während dem Wachen zuweilen Bilder vor den Augen ſchweben, deren Erzeugung in uns, uns auf keine Art bekannt iſt, von denen wir gleichwohl wiſſen, daß ſie bloße Gedankendinge ſind; wie dieſes am häufigſten geſchieht, wenn wir im Finſtern ſitzen; denn da die Bilder die Lebhaftigkeit nicht haben, welche ihnen die wahre Natur verleiht, ſo erkennen wir aus dem Mangel an Lebhaftigkeit, und

aus

Uebereinſtimmung mit der Ordnung der Natur, ohne welche keine Zweckmäßigkeit gedacht werden kann. Folglich kann man allerdings im Traume, da die Urtheilskraft unthätig, und nur die Einbildungskraft allein thätig iſt, glauben, daß man dieſe Selbſtmacht beſitze (ſo wie der Stein, der vom Dache herunter fällt, der mit Bewüßtſein begabt, von den Geſetzen der Schwere aber nichts wiſſen würde, dem Spinoza zu Folge, dieſe Handlung für **freiwillig** halten müßte), nach dem Aufwachen aber, kann man durch Erinnerung der Unzweckmäßigkeit der Ideenfolge, oder ihre Unübereinſtimmung mit der Ordnung der Natur, dieſe Täuſchung leicht entdecken.

S. M.

aus Vernunftgründen den Mangel einer wahren Wirklichkeit. Es muß demnach die Urſache angegeben werden, warum bei einem unvollkommenen Bewußtſein, alſo auch im Traume, von dem wir hier vorzüglich handeln, die Einbildungskraft einen weit höhern Grad von Stärke hat, die höhern Seelenkräfte aber einen weit geringern haben, wenn unſre Behauptung erwieſen ſein, und die Entſtehung einer Täuſchung ſich erklären ſoll.

Mehrentheils ſezt man die Urſache, warum im Traume die Einbildungskraft ſo außerordentlich herrſchend iſt, in den beinahe gänzlichen Mangel der ſinnlichen Empfindung, der in dieſem Zuſtande vorhanden iſt. Allein es frägt ſich: warum erhalten nicht durch den Mangel an ſinnlichen Empfindungen auch die höhern Seelenkräfte einen höhern Schwung? *) warum ſinken ſie vielmehr ſo tief herab,

---

*) Dieſe Frage habe ich ſchon im gedachten Aufſaze auf folgende Art beantwortet. Im Schlafe verliert der Körper ſeine zur Wirkſamkeit der Seele (nach der bekannten Harmonie zwiſchen Seele und Körper) erforderliche Spannung. Im Traume bekommt er zum Theil dieſe Spannung wieder. Die Einbildungskraft zeigt ſich alsdann thätig in Anſehung derjenigen Aſſociatiosarten, die keine Selbſtmacht der Seele erfordern (der Aehnlichkeit, Konſiſtenz und Sukzeſſion), d. h. ſolcher, worin die aſſociirten Ideen ſchon durch die äußern Objekte beſtimmt werden, nicht aber in Anſehung der Aſſociationsart

der

herab, daß wir im Traume alle die Ungereimtheiten im Ernſte glauben, welche uns darin vorkommen. Warum verhält es ſich nicht vielmehr gerade ſo, als wenn wir im Finſtern ſäßen; denn nicht blos die Einbildungskraft, ſondern auch die höhern Seelenkräfte leiſten alsdann ihre Funktionen beſſer, ſo daß viele denkende Köpfe, und beſonders viele Engländer, ſich des Nachts ins Finſtere ſetzen, oder den Eingang des Lichts bei hellen Tagen verhindern, um eine Spekulation beſſer durchzudenken. Folgende Bemerkungen werden, wie ich glaube, auf den rechten Weg leiten, und die wahre Urſache anzeigen.

Jeder

---

der **nothwendigen Dependenz** (von Grund und Folge), die eine **Selbſtmacht der Urtheilskraft** erfordert, welche der Grund der Zweckmäßigkeit der Ideenreihe iſt. Trift es ſich aber zufälligerweiſe zu, daß dieſe beiderlei Aſſociationsarten in ihrer Würkung übereinſtimmen, alsdann wird nicht nur die Einbildungskraft, ſondern auch die höhern Seelenkräfte in Wirkſamkeit geſetzt. Man geräth alsdann wirklich auf neue Erfindungen in Wiſſenſchaften, auf Auflöſungen ſchwererer Probleme u. dergl. Da aber der Fall ſich ſehr ſelten ereignet, daß z. B. die Aſſociationsart der **Konſiſtenz** mit der der **Dependenz** in den Objekten übereinſtimmen ſollen, ſo darf freilich niemand **darauf Rechnung machen**, und jeder thut daher am beſten, wenn er ſeine Unterſuchungen hübſch **wachend** anſtellt. — Der Verfaſſer ſcheint (ob zwar mit Umſchweif) eben daſſelbe zu ſagen.

S. M.

Jeder ſinnliche Begrif wird jederzeit von der Vorſtellung eines Bildes oder einer Anſchauung begleitet. Man wird z. B. den Namen eines Menſchen nicht ausſprechen können, oder auch, man wird nicht an ihn denken, ohne daß uns in demſelben Augenblicke ſein Bild, und im Falle er uns unbekannt iſt, ein Jdeal, das wir uns von ihm entworfen haben, vorſchweben ſollte. Eben ſo verhält es ſich, wenn wir die Ausdrücke: Waſſer, Feuer, Regen, Bewegung, Auf- und Niedergang, Hölle oder Paradies u. ſ. w. nennen hören, oder auch an dieſe Begriffe denken. Wir haben immer ihre Bilder oder die Jdeale, welche wir uns von ihnen machen, eine auffallende Würkung oder eine ſinnliche Veränderung derſelben, im Sinne.

Die Fortſchritte der Vernunft, und die Aufhellungen, welche der Verſtand verſchaft, werden hierdurch theils befördert theils gehindert; **befördert**, weil die bloße Vorſtellung des Bildes und der Anſchauung, wenn ſie nicht Jdeale ſind, die Beweiſe von der Möglichkeit und Anwendbarkeit der Begriffe mit ſich führt, und man alſo, wie dieſes bei dem vollkommen unſinnlichen der Fall iſt, zu erforſchen nöthig hat, ob der Begrif auch vom Widerſpruche frei ſei, ob er auf irgend einen Stoff bezogen werden kann, und ob ſich eine praktiſche Anwendung von demſelben denken läßt.

Es werden hingegen die Operationen der Vernunft und des Verſtandes dadurch **gehindert**, weil die Bilder und Anſchauungen unſre Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich ziehn, und wir ſowohl wegen der Stärke des Eindrucks, als auch wegen des Vergnügens, welches ihre Betrachtung oft gewährt, ſo lange bei ihnen verweilen, bis uns die Verbindung der vorhergegangenen Ideen, der Zweck, weswegen wir jede Idee herbeigerufen haben, und die Abſicht der ganzen Unterſuchung nicht mehr deutlich beiwohnt. Auch bringen die Anſchauungen und Bilder alles das wieder in die natürliche Ordnung; ſie verbinden, was der Verſtand um Deutlichkeit zu bewürken getrennt, oder trennen, was er verbunden hat.

Bei Erlernung einer Wiſſenſchaft, oder wenn wir eine eigne Unterſuchung zu Ende bringen wollen, erregen die ſinnlichen Vorſtellungen die oben gerügten Schwierigkeiten, dahingegen die unſinnlichen und abſtrakten, Zweifel über ihre Möglichkeit und Anwendbarkeit erwecken, und noch überdies von ſinnlichen Vorſtellungen leicht verdrängt werden.

Die einzige Wiſſenſchaft, welche hierin eine Ausnahme macht, iſt die Geometrie, ihre allgemeinen ſowohl, als ihre beſondern Begriffe, ſind ſelbſt Anſchauungen; Begriffe und Anſchauungen fallen alſo in derſelben in einander, ſo daß die Vernunft und der Verſtand, durch die Betrachtung der letzteren gar nicht geſtört, wohl aber ſehr begünſtigt wird.

Es erklärt ſich hieraus eine Wahrnehmung, welche in den vortreflichen Briefen, die neueſte Litteratur

ratur betreffend, vorkommt; daß man nicht denjenigen, der die Metaphyſik oder auch irgend eine praktiſche Wiſſenſchaft nicht verſteht, ſondern denjenigen für dumm hält, der die Anfangsgründe der Geometrie nicht zu faſſen vermag. Um nun eine andre Wiſſenſchaft als die Geometrie zu erlernen, iſt es nicht genug, daß man den Grad von hohen Seelenkräften beſitzt, der dazu erfordert wird, ſondern man muß auch den Hinderniſſen entgegenarbeiten, welche die Einbildungskraft auf Veranlaſſung der ſinnlichen Begriffe verurſacht, und die Schwierigkeiten aus dem Wege räumen, welche durch die Zweifel der Vernunft bei Gelegenheit der unſinnlichen, als: Zweck, Urſache, Weſen u. ſ. w. entſtehn. Hingegen muß derjenige, welcher die Anfangsgründe der Geometrie nicht zu begreifen vermag, ſchlechterdings den Grad der höhern Seelenkräfte nicht beſitzen, der zur Erlernung derſelben gehört; weil er keine Schwierigkeiten, die von den Seelenkräften ſelbſt herrühren, zu überwinden hat, und iſt daher in Abſicht des Grades von Verſtand und Vernunft, der zu Erlernung der Geometrie erfordert wird, dumm.

Alſo beſtätigt die beſondre Bemerkung, welche aus den Litteraturbriefen angeführt worden, die Richtigkeit der vorhin angezeigten Bemerkung: daß den Fortſchritten der Vernunft ihre eignen Zweifel und die Operationen der Einbildungskraft im Wege liegen; dahingegen die Einbildungskraft unaufhaltſam ihren Lauf vollführt, ohne daß ſie die höhern Seelenkräfte ſtören konnten. Sie iſt demnach in Abſicht derſelben die herrſchende.

Es werden aber die vorher gerügten Schwierigkeiten dennoch überwunden, Betrachtungen durchgeſetzt, Wiſſenſchaften erlernt und erfunden; es muß alſo in dem Menſchen etwas vorhanden ſein, womit er den höhern Seelenkräften aufhelfen, und die Einbildungskraft im Zaume halten kann; und dieſes iſt: die Macht des Vorſatzes. Wir haben eine Macht, unſre Vorſtellungen nach eignem Belieben zu leiten, zu verſtärken, und den ſtärkern wiederum einen Theil ihrer Kraft zu benehmen. Ohne dieſe Kraft würden wir in der That nichts als Bilder und Anſchauungen und niemals Begriffe im Sinne haben, noch weniger würden wir zuſammenhängend denken; blos mittelſt dieſer Macht iſt es uns möglich dem Zwecke treu zu bleiben, und den Ausſchweifungen der Einbildungskraft Einhalt zu thun; demnach iſt die Einbildungskraft in Abſicht der höhern Seelenkräfte zwar die herrſchende, kann aber durch die Macht des Vorſatzes im Zaum gehalten werden.

Aber der Gebrauch, welchen wir von unſerem Vermögen machen, unſre Vorſtellungen nach einem Belieben zu leiten, zu ſtärken oder zu ſchwächen, hängt von der Kenntniß ab, die wir von dieſem Vermögen haben; je mehr wir unſer Ich fühlen, je mehr wir dieſes Ich als eine Quelle unſrer Vorſtellunſtellungen anſehn, je mehr wir überzeugt ſind, daß wir kein bloßes leidendes Weſen ſind, welches ſeine Vorſtellungen blos empfängt, ſondern zum Theil ſelbſt hervorbringt; und endlich, je mehr wir den Werth kennen, welchen unſre Vorſtellungen durch die Leitung, die wir ihnen geben, erhalten, deſto lebhafter werden wir angefeuert, unſre Vorſtellungen zu regieren, und ſo auch umgekehrt, je weniger das eine ſtatt hat, je weniger hat es auch das andre.

Nach ſinnlichen Empfindungen, unter die ſich nur wenige Geiſtesthätigkeit miſcht, entſteht eine Geiſtesſtockung, wir gerathen in eine Art von Fahrloſigkeit, wir verlieren den Muth auf unſre Vorſtellung zu wirken, weil wir uns als ein leidendes Ding betrachten; auch iſt in dieſem Zuſtande die Einbildungskraft außerordentlich herrſchend. Junge, guthmüthige und ſcharfſinnige Leute verlieren nicht nur durch wiederholte Demüthigungen, welche ihnen von vermeintlichen Freunden zugefügt worden, alle Geiſteskräfte, werden unſelbſtſtändig, ſo daß man ſie leiten kann, wie man will, ſondern man merkt auch an ihren Gebehrden und an ihrem Betragen, daß ſie der Einbildungskraft unterjocht worden; ſie ſteigen aber wiederum zu ihrer ehemaligen Geiſteshöhe hinauf, wenn ſie einſehn, daß die Demüthigungen nur argliſtige Kunſtgriffe waren, um ſie in ihren eigenen Augen zu verkleinern, und bekommen alsdann einen feſten unerſchütterlichen

Sinn.

Sinn. Wenn ich nicht irre, ſo hat der Hr. Prof. Garve dieſe Bemerkung irgendwo mit eingewebt, aber die Sache iſt gewiß, ich bin aus unſtreitigen Erfahrungen davon überzeugt.

Aus allen dem erhellet, daß in dem Zuſtande eines unvollkommnen Bewußtſein, worin wir unſer Ich nicht gehörig fühlen, die Gedankenreihe, welche ſich in uns erzeugt, die Gewalt, welche wir über unſre Ideen auszuüben vermögen, nur wenig kennen, worin ferner eine Stimmung zu herrſchenden Ideen gegeben iſt, und alſo Bilder und Anſchauungen ſtatt haben können; auch Bilder und Anſchauungen, welche die Begriffe begleiten, in der That herrſchend werden, und eine außerordentliche Kraft bekommen; ſo daß die Einbildungskraft allein walten, und die Funktionen der höhern Seelenkräfte unterdrücken muß, weil der Vorſatz, der allein die Gewalt hat, den Bildern und Ausſchweifungen ihre Kraft zu benehmen, und dem leichten Gewebe der Vernunft und des Verſtandes Dauer zu verſchaffen, nicht regiert.

Da nun ſchon vorhin bewieſen worden, daß in dem Zuſtande eines unvollkommenen Bewußtſeins, oder wie wir das genannt haben, in dem Zuſtande eines ſchwebenden Ichs, die Bilder und Anſchauungen einer herrſchenden Einbildungskraft täuſchend werden, ſo iſt auch nunmehr unſre Behauptung erwieſen, daß der Zuſtand, darin herrſchende Ideen und ein ſchwebendes Ich ſtatt haben, die Elemente zu einer täuſchenden und und unterdrückenden Einbildungskraft enthält.

Es ſind alſo hiermit die Bedingungen angegeben, unter denen jederzeit, mithin auch im wachenden Zuſtande, und zwar ohne alle Zerrüttungen des Nervenſyſtems, Täuſchungen entſtehen, ohne welche ſie aber nur alsdann möglich iſt, wenn in dem Nervenſyſtem eine Zerrüttung obwaltet. Denn ein unvollkommenes Bewußtſein muß vorhanden, die Spur von der Erzeugung eines Gedankendinges in uns muß für uns verlohren ſein, wenn wir dieſes Gedankending für ein außer uns beſtehendes halten ſollen; auch ſetzen Bilder und Anſchauungen einen Zuſtand voraus, darin Ideen herrſchen können. Dieſe Bedingungen ſind aber auch hinreichend, weil bei einem unvollkommenen Bewußtſein die Erhöhung der Einbildungskraft, Herunterſetzung der höhern Kräfte, und Verſchwindung der Gedankenſpur entſtehn muß. Da nun in dem Traume das Vorhandenſein eines unvollkommenen Bewußtſeins dadurch gezeigt worden, weil er ein Mittelzuſtand iſt, ſo iſt die Entſtehung einer Täuſchung in demſelben erklärt.

Es iſt jedoch die Erzeugung eines Mittelbewußtſeins in einem Zuſtande, der zwiſchen dem Wachen und dem Schlafe fällt, noch deutlich zu machen, ohngeachtet ſein Vorhandenſein außer Zweifel iſt. Um dieſes beſſer zu thun, werde ich zuförderſt etwas über das Bewußtſein überhaupt ſagen müſſen.

Obgleich alle Vorſtellungen, welche in uns erzeugt werden, oder welche wir von außen erhalten, das Weſen, welches ſie hervorbringt oder aufnimmt, ſchon vorausſetzt; ob wir gleich eine Art von Erkenntniß von unſerm Ich haben müſſen, ehe wir gar eine Vorſtellung haben können; *) ſo haben wir dennoch erſt alsdann ein **Bewußtſein** von unſerer Ichheit, wenn wir die Vorſtellungen, welche in uns entſtehn, wahrnehmen, und von ihnen einen Rückblick auf die Quelle derſelben, auf das Weſen, welches ſie erzeugt, werfen. Die äußern ſinnlichen Vorſtellungen ſind es gar nicht, welche uns unmittelbar auf das Weſen, welches ſie aufnimmt, leiten.

Die Erfahrung beſtätigt dieſe Behauptung. Der gemeine Mann iſt mehrentheils ein grober Realiſt; er kann ſich davon keinen Begrif machen, daß

---

*) Ich glaube ſchwerlich; die Wahrnehmung des **Ichs** kann nur durch eine Vorſtellung, d. h. eine **Beziehung eines Merkmals auf ſein Objekt** erhalten werden, indem man dadurch zum Bewußtſein der **Perſönlichkeit**, oder Einheit des Subjekts zu verſchiedenen Zeiten (zur Zeit der Bildung der zuſammengeſetzten Vorſtellung des Objekts, und der einfachen Vorſtellung als ihres Merkmals) gelangt.

S. M.

daß er bloße Vorſtellungen von äußern Dingen haben ſollte; die äußern Dinge ſind ihm Sachen, die ſich ihm aufdringen. Er kann ſich gar nicht darin finden, wenn er die Ausdrücke Erſcheinung oder Vorſtellung auf äußere Gegenſtände anwenden hört. Das ſind keine Erſcheinungen oder Vorſtellungen, ſagt er, das iſt, und indem er dieſes ſagt, pflegt er mit der Hand darnach zu greifen.

Man glaube nicht, daß der Grund hiervon in bloßen Mißverſtändniſſen liegen möchte; man mache ſich ſo verſtändlich als möglich, und man wird am Ende einſehn; der gemeine Mann ſowohl, als viele unphiloſophiſche Köpfe, finden in den Vorſtellungen der äußern Gegenſtände nichts, darin ſie den Vorſtellungen, welche ſich in uns erzeugen, ähnlich wären; und dieſes würde der Fall nicht ſein können, wenn die äußern Vorſtellungen auf das Weſen, welches ſie aufnimmt, unmittelbar führen ſollte; denn allerdings würde es ſich bald zeigen, daß das Aufnehmen ſelbſt eine Vorſtellung iſt, mithin auch der Ausdruck Vorſtellung auf äußere Gegenſtände bezogen werden kann.

So gewiß dieſes aber auch iſt, ſo gewiß wir durch den Anblick äußerer Gegenſtände nicht unmittelbar auf unſer Ich geführt werden, weil dieſes Ich gar nicht als etwas, das mit in Verbindung ſteht, betrachtet wird, ſo gewiß demnach äußere Vorſtellungen kein unmittelbares Bewußtſein hervorbringen, ſo zuverläßig iſt es dennoch, daß der

Rück-

Rückblick auf eine Urquelle, mithin in unſerm Falle der **Rückblick** auf die Quelle unſrer Vorſtellungen, auf unſer Ich vorzüglich durch die äußern Empfindungen gewirkt wird.

Vorſtellungen, welche ſich in uns erzeugen, Ideenverbindungen, davon die Verbindung jederzeit unſer Werk iſt, enthalten den Keim, der zum Bewußtſein gehört, *) weil wir von allen dieſen Dingen die Quelle ſind; aber entwickeln kann ſich dieſer Keim nicht, es entſteht kein vollkommnes Bewußtſein, wenn ſich nicht äußere ſinnliche Empfindungen damit verbinden. Die innern Empfindungen und Gedankenreihen ziehn unſre Aufmerkſamkeit auf ſich, und laſſen den Rückblick auf die Urquelle nur ſchwach zu; dahingegen die äußern Empfindungen, wenn ſie ſich mit den erſten vereinigen, einen Rückblick von dieſen erſtern auf die Urquelle derſelben verurſachen.

---

*) So wenig die Vorſtellungen, **die ſich in uns** erzeugen (welche bloße Formen der Erkenntniß ſind), als **die wir blos empfangen**, ſind zum Bewußtſein hinreichend. Jene, da ſie allgemeine **Formen** ſind, liefern zwar ein **Bewußtſein überhaupt**, keinesweges aber ein **Bewußtſein der Individualität** (ſiehe meines Wörterbuchs, Art. **Ich**), dieſe liefern an ſich gar **kein Bewußtſein**; ſondern die Beziehung beider aufeinander liefert uns, ſowohl ein **Bewußtſein der Objekte, als unſrer ſelbſt.** Denn ob ſchon die Formen allen **Menſchen gemein** angenommen werden, ſo können doch die Objekte, worauf ſie bezogen werden, in verſchiedenen Subjekten verſchieden ſein.

S. M.

Es iſt überhaupt ein Naturgeſetz, deſſen Erklärung zur Transcendentalphiloſophie gehört: daß die äußeren ſinnlichen Empfindungen den Rückblick auf irgend eine Urſache, auf eine ſo mächtige als wunderbare Art befördern. Der Anblick eines geſtirnten Himmels zaubert, ſo zu ſagen, die Idee eines Urhebers in uns hinein. Die Vernunftidee der Gränzloſigkeit nimmt durch dieſen Anblick eine ſinnliche Geſtalt an, ſpinnt daher ein unbegreifliches Ganze auf eine unbegreifliche Urquelle alles Seins.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stück.)

3.

Uebergang des Aberglaubens in Wahnwitz.

(Siehe 9ten Bandes 1ſtes Stück S. 109.)

Anna Maria Sirkin, kleiner Statur und magerer Komplexion, auf dem Lande geboren, in der katholiſchen Religion und allem Aberglauben des roheſten Landvolkes erzogen, war ſeit ihrem 14ten Jahre, immer im eheloſen Stande, in der Stadt geweſen, und hatte dreizehn Jahre lang in meiner Eltern Hauſe als Köchin gedient. Ihrem Charakter nach war ſie mißtrauiſch, eigenſinnig, zänkiſch, hatte ihre ganz eignen Launen, war wenig dienſtfertig und floh die Menſchen. Thätigkeit war ihre Sache nicht, ſie ſprach wenig, und konnte Stundenlang ſitzen ohne ein Glied zu rühren, pflegte doch aber zwiſchenein vor ſich etwas zu ſingen. Sie ſparte mit äußerſter Sorgfalt, und vielleicht war das die Urſache ihrer wenigen Geſelligkeit. Andächtig war ſie nicht übertrieben. Sie ging wöchentlich einmal in die Kirche, und betete zu Hauſe ihren Roſenkranz und ihren Morgen- und Abendſeegen richtig. Das war alles. Doch hatte ſie eine ſo große Anhänglichkeit an Pfaffen, beſonders an Franziskanermönche (die bekanntlich aller Orten die allerabergläubigſten und vernunftloſeſten ſind), daß ſie, trotz ihrem Geitze, alles hingab, ſobald es Pfaffen galt. Was ihres Amtes war, that ſie gehörig und gut, und war übrigens treu und ehrlich, und zeigte in Allem einen richtigen Verſtand. Ihr Blut war ſchwarz und dick, ſo wie ſie es jährlich zweimal aus der Ader ließ. Krank habe ich ſie die ganze dreizehn Jahre nur einmal, an einem rheumatiſchen Zufalle, geſehen.

Was vorzüglich ſie auszeichnete, war ein undenkbarer Aberglaube. Keine Geſchichte von Geſpenſtern und Hexen konnte ſo abgeſchmackt ſeyn, daß ſie ſie nicht glaubte. Poltergeiſter, Blutſauger, Beſeſſene, Erdgnomen (unter dem Namen der kleinen Leutchen bekannt, die unter den Heerden wohnen, Kinder austauſchen, und hundert andre ſchöne Sächelchen machen), Engel, die den Menſchen zur Seite ſtänden, und ſie vor Gefahren ſchützten, böſe Geiſter, die den Menſchen unſichtbare Netze umwerfen, Wunderkräfte geweihter Lichter und Palmzweige, gegen Donner, Hagel, Peſtilenz, und Gott weiß was, Lügen beim Glockenkaufen zur Vermehrung des Klanges, Räthſeldeuten beim Lichtgießen, Teufel, die ſich in Geſtalt von Jägern oder Aerzten mit einem Pferdefuße bei Hochzeiten einſchlichen, und während des Tanzes gottloſe Bräute ſtehlen, dieſe waren der Stoff ihrer Gedanken, ihrer Betrachtungen, und machten einen weſentlichen Theil ihres Glaubens aus. Vor allen Dingen aber beſchäftigte ſie der Glaube an Hexen, Wahrſagerinnen, Teufelsbanner, Schatzgräber, Konſtellationen,

tionen, Tallismanne, Wünſchelruthen, Chiromantia und Geomantia. Daher denn auch keine Walpurgis, keine Johannisnacht, da ſie nicht ſollte emſig gebetet, und vorher alle Kreuzwege ſorgfältig vermieden haben. Daher abenteuerliche Märchen von Sabbatſorthen, vom Feſte mit Bechern aus Eierſchaalen u. ſ. w. *) Segenſprechungen, Beſchwörungen und Wahrſagungen waren ihr Hauptgegenſtand. Wer mit dieſer Kunſt nicht anzukommen wußte, der durfte ſich nur an ſie wenden, und er fand Bezahlung. Dafür, und für abergläubige Pfaffen, die ſie in ihrem Wahne beſtärkten, und ihres Vortheils wegen ſich dazu der Religion, als eines Hülfsmittels bedienten, für die ſparte ſie und entzog ſich das Nothwendige. War Etwas im Hauſe verlohren; ſo war die Kunſt der Koffen oder Handbeſchauerin, unterſtützt auch wohl durch eine Meſſe zum heil. Antonius, der Neſſusmantel, in den ſie ſich barg. Nichts war ihr lieber, als wann ſie von ſolchen Leuten vor Nachſtellungen gewarnt wurde, wann ihr geſagt wurde, ihr ſei Etwas angethan, und Dieſe oder Jene ſei eine Hexe und ihre Feindin. So wurde ſie zuletzt mißtrauiſch gegen Jedermann, und glaubte Jeder ginge damit um, ſie zu bezaubern. Ich beſinne mich, daß ich als Kind ein Vergnügen darin ſetzte, ſie von ihren albernen

---

*) Vielleicht der Vallholl der Barden, wo aus Muſchelſchaalen getrunken ward.

dernen Irrthümern zu überzeugen (mehrentheils wohl um mir durch thätige Beweiſe den kützelnden Beifall geben zu können, daß ich über dieſe Thorheiten wäre), allein ich richtete nie Etwas aus. Wer ihr beiſtimmte, der war ihr angenehm, und nie wurde ſie geſprächiger, als wenn von dergleichen Dingen die Rede war, und man ſich glaubend ſtellte. — So lebte ſie bis in ihr vierzigſtes Jahr, da eine entſcheidende Kataſtrophe ſie ihrem 13jährigen Aufenthalte in meinem Hauſe, und meinen fernern Beobachtungen entzog. Ihr dank ich vorzüglich die Erfahrungen, die ich über die Denkart und die Begriffe des Pöbels geſammelt habe.

Im Sommer des Jahres 85 war es, da ich eines Sonnabends Nachmttage dieſe abgebrochene Worte vor der Hausthür ziſcheln hörte: behext . . . Keiner mehr was anthun . . dieſes Kraut in der rechten Fikke . . Pulver . gut wider böſe Menſchen. . . . . . auf ihrer Hut . über acht Tage . . großes Unglück in diſem Hauſe geſchehen . . . . . Länger konnte ich es nicht aushalten, ich merkte was vorginge, und wollte wiſſen, was da geſprochen würde, aber da wollte keines mit der Sprache heraus. Ich erblickte ein altes ſchmutziges Weib, das eben beſchäftigt war eine Handvoll Geld in die Taſche zu ſchieben, und die Wundergläubige, die ſich mit einem Bündel dürres Kraut und einem Pulver in der Hand, in ſichtbarer Verwirrung eiligſt entfernte.

Die Kanidia ward bald zum Hauſe hinausgewieſen, und ſo ſchien Alles ruhig zu ſein. —

Der erſte Abend vergieng, Alles war wie gewöhnlich. Den zweiten und dritten Tag aber war ſie ſtiller und mehr in ſich gekehrt als gewöhnlich. Die folgenden Tage war ihr Blick ſchon wild und ſchielend, und man konnte es ihr anſehen, daß etwas Außerordentliches in ihr vorgehen müßte, doch aber ſuchte ſie durch erkünſteltes lächeln allen Argwohn zu entfernen, und da man nicht etwas ſo Schreckliches vermuthete als die Folge zeigte, drang man auch nicht ſehr in ſie.

Donnerſtag zeigten ſich ſchon deutliche Spuren von Verwirrung; alle ihre Geſchäfte gingen langwierig und verkehrt von Statten. Mit einer Rechnung, die ſie ablegen ſollte, konnte ſie wider Gewohnheit nicht zu Stande kommen: ſie wußte nicht wie viel oder wofür ſie Auslagen gemacht, und kurz, je näher der prophetiſche Tag heranrückte, deſto kenntlichere Abdrücke von verwirrtem Verſtande zeigten ſich. Endlich erſchien der Sonnabend, und nun war kein Zweifel mehr übrig, daß es wirklich mit dem richtigen Gebrauch ihrer Vernunft zu Ende ſei. — In ſo weit hatte die Wahrſagerin ſich alſo als Wahrſagerin bewieſen, und wenn es ſich wirklich ſo mit allen Prophezeiungen verhält, daß Begebenheiten nicht voraus geſagt wurden, weil ſie geſchehen ſollten, ſondern daß ſie geſchehen, weil ſie voraus geſagt worden; ſo beuge ich mein Haupt vor dem Munde, der ſie erzählte, und bekenne mich nur zu gerne als Glaubensjünger.

Gleich am Morgen zeigte ſich ihre Narrheit, und erreichte gegen die Nacht den höchſten Grad. — Die erſte Handlung, wodurch ſie ihren Vernunftmangel verrieth, war, daß ſie einen Korb, der weggeholt werden ſollte, vor die Hausthür ſetzte. Als man ſie fragte, was das bedeute, und ſie erinnerte, der Korb könnte geſtolen werden, antwortete ſie: er möchte nur immer ſtehen bleiben; der ihn holen ſollte, würde ſicher kommen, und Niemand würde ihn ſtehlen; und bei dieſer Behauptung blieb ſie ſchlechterdings, ſagte doch aber nichts dazu, da man ihn hineinnahm. — Sie ging hierauf aus, und kam mit drei Paar Hünern nach Hauſe. Sie hätte, ſagte ſie, vier Paar gekauft, aber nur für drei bezahlt. Als man ſie fragte, wo denn das vierte Paar wäre? gab ſie trocken zur Antwort, ſie wären weggeflogen. — Man überhob ſie jetzt ihrer fernern Geſchäften und wartete den Abend ab. Es war alles bis dahin ruhig. Gegen 8 Uhr abend fing ſie von neuem, und zwar mit verdoppelter Heftigkeit, an, ihre Narrheit zu zeigen. Auf die Bereitung des Abendeſſens verwandte ſie, unter ängſtlicher verworrener Geſchäftigkeit, wenigſtes dreimal ſo viel Zeit als nöthig war, brachte es aber doch noch ſo ziemlich zu Stande, außer einer Speiſe, wo ſie zu acht malen Eier hineinthat. — So wurde es von den andern Dienſtboten erzählt. —

Als es nachher darauf ankam, daß einige Hüner ſollten geſchlachtet werden, konnte ſie ſich durchaus nicht zu dieſer Unternehmung entſchließen, ſie verſuchte es zwar aus Gehorſam, wetzte auch ſchon das Meſſer; allein der Abſcheu dagegen war doch ſo ſtark bei ihr, daß ſie ſich zuletzt genöthigt ſah, zu ihrer Gebieterin zu gehen, und gerade heraus zu erklären, ſie würde dieſes Geſchäft nicht verrichten. — Nun ſchwieg man nicht länger, und deutete ihr geradezu an, ſie wäre krank. Das wollte ſie nicht zugebe, ihr ſchade nichts, ſagte ſie, ſie ſei ganz geſund. Dabei ſah ſie erhitzt und aufgetrieben aus, die Augen funkelten, ſie war unruhig, ſeufzte, und fing an zu wimmern.

Man wollte ihr ein antiphlogiſtiſches Pulver geben, allein dazu war ſie nicht zu bewegen, und gab zu verſtehen, es möchte wohl Gift ſein. Man rieth ihr eine Aderläße, allein ſie erwiederte, es wäre ihr heute unmöglich Blut zu ſehen, — Da man nichts mit ihr ausrichten konnte, entließ man ſie endlich. Nun fing ſie an im Hauſe herumzuwandern, ächzte und wimmerte ohne Aufhören, und ließ zwiſchenein abgebrochene Worte hören: Ach Gott! welches Geſauſe? wie's dort pfeift! hört Ihr nicht? — Dabei wollte ſie keinen Menſchen zum Hauſe hinauslaſſen; dort geradeüber, ſagte ſie, ſtände er, und wer ſich hinauswagte, den würde er auf alle Fälle den Hals umdrehen, und zeigte dabei auf einen ehrlichen Krämerburſchen, der vor ſeiner

Bude ſtand. Da es doch aber eines Fenſterladens wegen nöthig war, daß jemand hinausgieng, entſchloß ſie ſich am Ende lieber ſelbſt dazu, als daß ſie einen andern der Gefahr ausſetzen wollte, wapnete ſich mit einigen Kreutzzeichen, ſprengte geweihtes Waſſer, ſeegnete den Fußboden, und gieng nun entſchloſſen hinaus. Als ſie wieder hereinkam, begann ſie von Neuem zu ächzen und zu wimmern. — So trieb ſie es die ganze Nacht hindurch, und kam da es tagte, zu fragen, ob die Hüner getödtet werden ſollten. Man antwortete nicht, und ſie war ſtill. — Als es Morgen war, hatte man ein ſonderbares Schauſpiel. Ueberall, wo man hinſah, fand man Kreutze. Alle Werkzeuge in der Küche, alle Beſen, alle Stöcke im ganzen Hauſe waren kreutzweiſe geſtellt, der ganze Weg, wo ſie die Nacht gegangen war, von der Hausthür an, bis hinten in die Küche, war mit Kreidekreutzen beſäet, der Schornſtein, der ganze Feuerheerd, die Wände, alle Stuffen der Treppen, alles, ja ſie ſelbſt ſogar, von Kopf bis Fuß, an Kleidungsſtücken und Geſicht und Armen war mit Kreutzen dicht beſchrieben. — Wahrhaftig ein auffallender Anblick!

Nachdem die Nacht vorbei war, ſchien ſie ruhiger. Man konnte mit ihr ſprechen und ihr Rath ertheilen, auch ſie glauben machen, daß ſie krank ſey. Sie äußerte „es wäre ihr unmöglich, länger in dieſem Hauſe zu bleiben,“ und folgte alſo dem

Rathe, noch denſelben Morgen zu einer alten Verwandtin zu ziehen. Hier, hofte man, ſollte ſie Ruhe erlangen, allein da führte der Teufel, wie er denn immer ſein Spiel hat, einen ſchwärmeriſchen Mönch her, der über die Beſeſſene den Exorciſmum zu halten anfieng, Reliquien auflegte, Weihwaſſer ſprützte und Amulete umhieng. War ſie ruhig geworden, was konnte anders kommen, als daß ſie von Neuem in Angſt geſetzt wurde? und auch gleich liefen alle Nachbarinnen zuſammen, und bethörten ſie mit ihrem Geſchrei: ja ſie wäre beſeſſen, ſie wäre beſeſſen! Doch mag dieſes eben keine große Wirkung gehabt haben; eine Aderläſſe that das Beſte. — Ehe drei Tage vorbei waren, kam ſie heiter und fröhlichen Muthes wieder in ihre alte Heimath, ſagte: ſie wäre nun ganz geſund, und wünſche nichts, als nur bei ihrer Herrſchaft wieder zu ſeyn. Allein, kaum waren ein Paar Tage hingegangen: ſo ſprach ſie doch ſchon wieder von Toben und Pfeiffen und Teufeln: Man hielt alſo für das Beſte ſie auf immerdar aus dem Hauſe zu entfernen, darin ſie den Grund zu ihrem Unglücke gelegt hatte. Sie gieng alſo wieder zu ihrer alten Baſe, wo ſie auch noch geſund, aber immer ſtill und in ſich gekehrt lebt. Zuweilen beklagt ſie ſich noch über ihr Schickſal, und giebt dann immer dem Hauſe Schuld, darin es ſie betroffen. Frägt man ſie aber, was ſie eigentlich unter dem Hauſe verſtehe; ſo kommt nie eine deutliche Antwort heraus. Menſchen, ſagt ſie, wären's nicht, die ihr dieſes Unglück zugezogen hätten, ſondern das Haus; und das iſt alles ſo weit ſie ſich erklärt.

Alles dieſes, ſo wie ich es erzählt habe, ſteht mir noch ſo neu vor den Augen, als ob es heute erſt geſchehen wäre. Mein Gedächtniß iſt mir treu, und ich kann mich alſo darauf verlaſſen. Noch hundert andre kleine Umſtände hätt' ich anführen können, wenn ich ihrem geringern Werthe Geduld des Leſers und Zeit hätte nachſetzen wollen. —

Wenn ich den ganzen Zuſammenhang dieſer Geſchichte betrachte, iſt mir nichts wahrſcheinlicher, als daß dieſe Unglückliche ſich unter dem prophezeiten Unglücke kein andres vorgeſtellt habe, als „das Haus würde von Teufeln beſeſſen werden;“ denn man bedenke, daß dieſe der vornehmſte Gegenſtand ihrer Gedanken waren, daß daher bei einem prophezeiten Unglücke, und zwar großen Unglücke — der ſchrecklichſte Gedanke, den ein Menſch haben kann — dieſe Idee ſicher die erſte geweſen ſeyn muß, die ſich ihr darbot, und am feſteſten ſich bei ihr muß eingewurzelt haben; man bedenke den Umſtand, da ſie den Krämerburſchen für den Teufel anſah — denn für den hat ſie ihn ſicher gehalten; wie hätte ſie ſonſt blos geſagt: dort ſteht er, ohne ihm einen Nahmen zu geben? wie hätte ſie von Halsumdrehen geſprochen? wie hätte ſie endlich gerade die Mittel gebraucht, die zur Bannung des Teufels, wie ich von meinem Katecheten weiß, die wirkſamſten ſind: geweihtes Waſſer und das Zeichen des Kreutzes? — Man bedenke ferner die unzähligen Kreutze, die ſie aller Orten und an ſich ſelbſt geſchrieben hatte. Man bedenke, daß ſie von Sauſen und Pfeiffen ſprach, man bedenke endlich, daß ſie nicht Menſchen, ſondern dem Hauſe die Schuld ihres Unglückes beimaß; ſo wird wohl kein Zweifel übrig bleiben, daß ſie ſich unter dem gefürchteten Unglücke eine Beſitzung von Teufeln vorgeſtellt habe. — Und nun, welche Angſt, welche unbeſchreibliche nagende Angſt muß bei ſolchen Gedanken in ihrem Innern gewühlt haben? Man ſtelle ſich's vor, wie ſie zuerſt über die Art des kommenden Unglücks Muthmaßungen angeſtellt, wie die Ideen von Teufeln, von ewiger Verdammung, von Hölle, in aller der Grobheit der reinſten Orthodoxie, mit allen Schrecken, die ihnen eine entflammte Phantaſie geben kann, ſich in immer ſtärkern und ſtärkern Zügen ihrer Seele dargeſtellt, welche ſcheußliche Bilder, welche gräßliche Phantome! — — ich mag ihnen nicht folgen. — Man wird ſich nicht länger über die Wirkung dieſer Prophezeiung wundern, und die Unglückliche bedauern, die den Wahn alter Schwärmerei ſo herbe büßen mußte, aber auch zugleich aufmerkſam gemacht werden, einem Unweſen Mauern zu ſetzen, das ſolche Verwüſtungen in den

Seelen der Mitbürger anzurichten vermag. Glücklich will ich mich ſchätzen, wenn ich durch dieſe Erzählung die Aufmerkſamkeit guter Männer erregen ſollte, in deren Händen die Verwaltung bürgerlicher Geſchäfte ruht. Und, o Gott! danken wollte ich's dir mit heißen Thränen, wenn ich das Bewußtſeyn haben könnte, ſchon durch die erſte Frucht meiner Bemühungen meinen Nebenmenſchen, wenn auch nur wenigen, nützlich geworden zu ſeyn! —

Man erlaube mir, nun noch ein Paar Bemerkungen über einige Scenen in der erzählten Begebenheit herzuſetzen. Man kann es deutlich ſehen, wie die Narrheit hier von Tage zu Tage gewachſen, und wie wenig Zeit dazu gehöre, einen Verſtand zu verwirren. Dieſe Kürze der Zeit, und die Schrecklichkeit der Ideen, die dieſen Zuſtand veranlaßten, geben zu vermuthen, daß die arme Unglückliche keinen Augenblick Ruhe gehabt habe.

Eigen war es, daß, da ich den Donnerſtag, um ſie näher zu beleuchten, mit der Frage das Geſpräch anſpinnen wollte: was doch letzthin die alte Frau mit ihr geſprochen? ſie mir mit einer Art von Wuth zur Antwort gab, ich möchte ihr von dem verfluchten Weibe ſchweigen; die wär' es nur eben, die an Allem Schuld wäre. Es ſcheint dieſes ein ordentliches fluidum intervallum geweſen zu ſeyn. Sie muß hier doch gefühlt haben, daß ſie thöricht dächte, und daß ſie ſich in einem ungewöhnlichen und unglücklichen Zuſtande befände. Allein wer weiß durch was für heftige äußere Veranlaſſungen dieſe Einſicht bei ihr hervorgebracht worden. Sie ſtand beim Feuer; vielleicht daß, durch die Reitze von licht und Hitze, ihre Organe thätig wurden, ſie auf andre Gegenſtände aufmerkſam, und ſo in ihrem Nachdenken zerſtreut ward, u. ſ. w.

Den Eigenſinn, den ſie bei dem Auftritte mit dem Korbe bewies, glaube ich blos davon herleiten zu können, daß ſie, um allen Argwohn von Verrückung zu verhindern, zeigen wollte, ſie habe es mit guter Ueberlegung gethan. Sie ſchwieg auch ſtill, da man weiter nichts darüber erwähnte.

Man wird finden, daß ſie beſonders ſehr die Hüner beſchäftigten. Sie glaubte Baſiliſke; ſollte das etwa die Urſache geweſen ſeyn? oder ſollte es ſich von dem Gedanken hergeſchrieben haben: ſieh, die ſollſt du heute tödten!

Betrachten wir dieſe Geſchichte als Beiſpiel für meine obigen Sätze; ſo werden wir darin, wie ich glaube, Beſtätigungen genug für dieſelben finden. — Wann fieng dieſe Perſon an, eine Närrin zu werden? den letzten Tag? nein! den Tag, da die Wahrſagerin zu ihr kam; aber welcher Menſch, der ſolche Ideen nicht ſchon vorher immer zu ſeinem Hauptgegenſtande gemacht hätte, wäre wohl dadurch zum Narren geworden? Mußte man ſie in Abſicht auf dieſen Punkt alſo nicht ſchon ihr ganzes Leben hindurch eine Närrin heißen? und doch, wer hätte es gewagt, ſie ſo lange von der Zahl vernünftiger Menſchen auszuſchließen? — alſo —

Weiter will ich der eignen Beurtheilung des Leſers nicht vorgreifen. Aber Folgerungen herzuleiten, giebt dieſe Erzählung Stoff genug. Die alten Zeiten ſind vorbei, da Sterndeutung und Zauberei noch galten, da an Schwarzkünſtler und Pfaffen noch der menſchliche Verſtand zu gleichen Rechten verpachtet war. Jetzt iſt ihre Macht gedämpft, ihre Schattenbilder hat die Zeit verlöſcht. Jene Meiſter ſind nicht mehr, die Menſchenſeelen gefeſſelt hielten, und über ihren Verſtand das Scepter ſchwungen. Ihre Gebeine drückt das Grab und die lange Vergeſſenheit. Wir ſind beſſer als unſre Väter, uns lohnt das Schickſal mit Licht und mit Freiheit. Wir, entfeſſelt von dem Joche unſrer Ahnen, ſchlürfen mit vollen Zügen Aufklärung ein, und, begeiſtert von ihrer Kraft, fühlen wir uns ſelbſt ſtark genug, eigne Syſteme zu weben, eigne Gänge uns zu hauen zu dem Verborgenen, zu dem das unſre ſchaffende Seele uns weiſſagt, das in ihr ruht, und das ſie noch nie außer ſich wahrnahm. — O kehrt nur wieder aus Euern Grädern, kehrt nur wieder Ihr Weiſen der Vorzeit und des romantiſchen Mittelalters! Ihr findet eine treffliche Werkſtätte, darin Ihr arbeiten könnt! Helfet Euern Enkeln mit Euerm Geiſte; ſo werden Zoroaſter und Fludd und Apollonius und Fauſt, und Parazelſus und Hermes und Böhm und Agrippa, den Lohn ihrer verkannten Verdienſte wiederfinden, Höllenzwang und Clavicula Salomonis, und Nathael und Tetragrammaton und Ach, werden wiederum leben, und den Menſchen den verfehlten Weg zur Glückſeligkeit zurückführen, und Neiromantie und Aſtrologie die Tyrannen ſeyn, vor denen ſich unſre Zeitgenoſſen in den Staub beugen. —

4.

Fortſetzung des Fragments aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte.

Herausgegeben von K. P. Moritz.

(Siehe 9ten B. 1tes St. S. 24.)

Ben Joſua war in ſeiner Jugend ziemlich religiös, und da er an den mehrſten Rabbinern viel Stolz, Zankſucht und andere ſchlimme Eigenſchaften bemerkt hatte, ſo wurden dieſe ihm dadurch verhaßt. Er ſuchte daher blos diejenigen darunter, die gemeiniglich unter dem Nahmen **Chaſidim**, d. h. die **Frommen**, bekannt ſind, ſich zum Muſter aus; das ſind ſolche, die ihr ganzes Leben der ſtrengſten Beobachtung der Geſetze und moraliſchen Tugenden widmen. Er hatte aber in der Folge Gelegenheit, zu bemerken, daß dieſe von ihrer Seite zwar weniger **Andern**, aber deſtomehr **ſich ſelbſt** ſchaden, indem ſie, nach dem bekannten Sprüchworte, **das Kind mit dem Bade ausſchütten**, und, indem ſie ihre Begierden und Leidenſchaften zu unterdrücken ſuchen, auch ihre Kräfte unterdrücken und ihre Thätigkeit hemmen, ja ſogar ſich mehrentheils durch dergleichen Uebungen einen frühzeitigen Tod zuziehn.

Ein Paar Beiſpiele hiervon, wovon B. J. ſelbſt Augenzeuge war, werden hinreichend ſeyn, die Sache genugſam zu beſtätigen. Ein wegen ſeiner Frömmigkeit damals bekannter jüdiſcher Gelehrter, Simon aus Lubtſch, der ſchon die Thſchubath hakana (die Buße des Kana) ausgeübt hatte, welche darin beſteht, daß er ſechs Jahre täglich faſtet, und alle Abend nichts von allem, was von einem lebendigen Weſen herkömmt (Fleiſch, Milchſpeiſen, Honig und dergl.), genießt, Golath, d. h. eine beſtändige Wanderung, wo man nicht zwei Tage an einem Orte bleiben darf, gehalten, und einen haarnen Sack aufm bloßen Leibe getragen hatte, glaubte, noch nicht genug zur Befriedigung ſeines Gewiſſens gethan zu haben, wenn er nicht noch die Tſchubath hmiſchkal (die Buße des Abwägens) d. h. eine partikuläre, jeder Sünde proportionirte Buße, ausüben werde. Da er aber nach Berechnung gefunden hatte, daß die Anzahl ſeiner Sünden zu groß ſey, als daß er ſie auf dieſe Art abbüßen könnte, ſo ließ er ſich einfallen, ſich zu Tode zu hungern. Nachdem er ſchon einige Zeit auf dieſe Art zugebracht hatte, kam er auf ſeiner Wanderung an den Ort, wo B. J. Vater wohnte, und gieng, ohne daß jemand im Hauſe etwas davon wußte, in die Scheune, wo er ganz ohnmächtig auf den Boden fiel. B. J. Vater kam zufälligerweiſe in die Scheune, und fand dieſen Mann, der ihm ſchon längſt bekannt war, mit einem Sahar in der Hand (das Hauptbuch der Kabaliſten), halb todt auf dem Boden liegen.

Jener, der ſchon ſeinen Mann kannte, ließ ihm gleich allerhand Erfriſchungen darreichen, aber dieſer wollte davon auf keinerlei Weiſe einen Gebrauch machen. Jener kam zu verſchiedenenmalen und wiederholte ſein Anliegen, daß S. was zu ſich nehmen ſolle, aber es half nichts, und da J. im Hauſe was zu verrichten hatte, und S. ſich von ſeiner Zudringlichkeit los machen wollte, ſtrengte er alle ſeine Kräfte an, machte ſich auf, gieng aus der Scheune, und endlich aus dem Dorfe. J., der abermals in die Scheune gekommen, und den Mann nicht mehr gefunden hatte, lief ihm nach, und fand ihn nicht weit hinter dem Dorfe todt liegen. Die Sache wurde überall unter der Judenſchaft bekannt, und S. ward ein **Heiliger**.

Joſſel aus Klezk nahm ſich nichts Geringeres vor, als **die Ankunft des Meſſias zu beſchleunigen**. Zu dieſem Ende that er ſtrenge Buße, faſtete, wälzte ſich im Schnee, unternahm Nachtwachen u. dergl. Mit jeder Art dieſer Operationen glaubte er die Niederlage einer Legion böſer Geiſter, die den Meſſias bewachten, und ſeine Ankunft verhinderten, bewerkſtelligen zu können. *) Dazu ka-

men

---

*) So hat ein gewiſſer Narr, mit Nahmen **Choſek**, die Stadt Lemberg (auf die er böſe war) aushungern wollen; zu welchem Behuf er ſich hinter die Mauer legte, um mit ſeinem Körper die Stadt zu blokiren. Der Ausgang dieſer Blokade aber war dieſer, daß er

beinahe

men noch zuletzt viele kabaliſtiſche Alfanzereien, Räucherungen, Beſchwörungen u. dergl., bis er zuletzt darüber wahnwitzig wurde, wirklich Geiſter mit offnen Augen zu ſehn glaubte, jeden mit Nahmen nannte, um ſich ſchlug, Fenſter und Oefen zerſchlug, in der Meinung, daß dies ſeine Feinde die böſen Geiſter wären (ohngefähr wie ſein Vorgänger Donquixot), bis er zuletzt ganz abgemattet liegen blieb, und nachher mit vieler Mühe durch des Fürſten Radziwils Leibarzt wieder hergeſtellt wurde.

B. J. ſelbſt konnte es in dergleichen Frömmigkeitsübungen nie weiter bringen, als daß er eine geraume Zeit nichts, was von einem lebendigen Weſen herkömmt, gegeſſen, und in den Zeiten der Bußtage zuweilen drei Tage in einem fort gefaſtet hat. Er entſchloß ſich zwar, die Tſchubath hakana *) zu unternehmen; dieſes Projekt iſt aber, ſo wie andere von der Art, unausgeführt geblieben, nachdem er ſich die Meinungen des Maimonides, der kein Freund von Schwärmerei und Frömmeln war, eigen gemacht hatte. Es iſt merkwürdig, daß er noch zu der Zeit, da er die rabbiniſchen Vorſchriften aufs ſtrengſte beobachtete, gewiſſe Zeremonien, die etwas Komiſches an ſich haben, nicht beobachten wollte. Von dieſer Art war z. B. das

---

beinahe Hungers geſtorben wäre, die Stadt aber vom Hunger nichts zu ſagen wußte.

*) Siehe oben.

Malketh-Schlagen vor dem großen Verſöhnungstage, wo jeder Jude ſich in der Synagoge auf den Bauch legt, und ein anderer ihm mit einem ſchmalen Streif jeder 39 Schläge giebt. So auch Haſorath andorim, oder das Loßſagen von den Gelübden am Tage vor dem Neujahrstage, wo ſich drei Männer niederſetzen, und ein anderer vor ſie hintritt, und eine gewiſſe Formel ſagt, deren Inhalt ungefähr dieſer iſt: Meine Herrn! ich weiß, welch eine ſchwere Sünde es ſey, Gelübde nicht zu vollziehn, und da ich ohne Zweifel in dieſem Jahre einige Gelübde gethan, die ich noch nicht vollzogen habe, und auf die ich mich nicht mehr beſinnen kann, ſo bitte ich von Euch, daß Ihr mich von denſelben losſagen wollet. Ich bereue nicht die guten Entſchließungen, wozu ich mich durch dergleichen Gelübde verpflichtet habe, ſondern bloß, daß ich nicht bei dergleichen Entſchließungen hinzugefügt habe, daß ſie nicht die Kraft eines Gelübdes haben ſollten u. ſ. w. Darauf entfernt er ſich von dem Sitze dieſer Richter, zieht die Schuhe aus und ſetzt ſich auf die bloße Erde (wodurch er ſich ſelbſt verbannt, bis ſeine Gelübde aufgelößt worden). Nachdem er einige Zeit geſeſſen, und für ſich ein Gebet verrichtet hat, fangen die Richter an laut zu rufen: Du biſt unſer Bruder! du biſt unſer Bruder! du biſt unſer Bruder! Es giebt keine Gelübde, keinen Schwur, keine Verbannung mehr, nachdem du dich dem Gerichte unterworfen haſt! Steh auf von der Erde und komm zu uns! Dieſes wiederholen ſie dreimal, und damit wird der Menſch auf einmal von allen ſeinen Gelübden loß. Bei dergleichen tragikomiſchen Scenen hat es immer ſchwer gehalten, daß ſich B. J. des lachens enthielt. Es überfiel ihn eine Schamröthe, wenn er dergleichen Operationen mit ſich vornehmen ſollte. Er ſuchte daher, wenn er darum angehalten wurde, ſich dadurch von denſelben loß zu machen, daß er vorgab, es in einer andern Synagoge ſchon verrichtet zu haben, oder noch verrichten zu wollen. Eine ſehr merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung! Man ſollte denken, daß es unmöglich ſey, daß ſich jemand ſolcher Handlungen ſchämen ſollte, die er alle andern ohne die mindeſte Schamröthe ausüben ſieht, und doch war es hier der Fall; welches Phänomen ſich nur dadurch erklären läßt, daß er bei allen ſeinen Handlungen erſt auf die **Natur der Handlung an ſich** (ob ſie an ſich recht oder unrecht, ſchicklich oder unſchicklich ſey), und dann auf **ihre Natur, in Beziehung auf irgend einen Zweck**, Rückſicht nahm, und ſie nur dann **als Mittel** billigte, wenn ſie **an ſich** nicht zu mißbilligen war; welches Prinzip ſich nachher in ſeinem ganzen Religions- und Moralſyſtem völlig entwickelt hat; dahingegen die mehrſten Menſchen zum Prinzip haben: **der Zweck entſchuldigt die Mittel.** Dieſes aber weiter zu unterſuchen iſt hier der Ort nicht. —

B. J. hatte in ſeinem Wohnorte einen Buſenfreund, mit Nahmen Moſes Lapidoth. Sie waren beide von gleichem Alter, gleichen Studien, und beinahe in gleichen äußern Umſtänden, außer daß B. J. ſchon frühzeitig eine Neigung zu Wiſſenſchaften äußerte, Lapidoth hingegen zwar Neigung zum Spekuliren, auch viel Scharfſinn und Beurtheilungskraft hatte, aber hierin nicht weiter gehn wollte, als er mit dem bloßen geſunden Verſtande reichen könne. Dieſe Freunde pflegten ſich oft über ihre Herzensangelegenheiten, beſonders über die Gegenſtände der Religion und Moral zu unterhalten. Sie waren die einzigen in dem Orte, die es wagten, **nichts blos nachzuahmen, ſondern über alles ſelbſt zu denken.** Es war alſo natürlich, daß, indem ſie ſich in ihren Meinungen und Handlungen von allen übrigen aus ihrer Gemeinde unterſchieden, ſie ſich nach und nach von ihnen trennten, wodurch ihr Zuſtand (da ſie doch von ihrer Gemeinde leben mußten) ſich immer verſchlimmerte. Sie merkten dieſes zwar, wollten aber dennoch ihre Lieblingsneigungen keinem Intereſſe in der Welt aufopfern. Sie tröſteten ſich daher über dieſen Verluſt ſo gut ſie konnten, ſprachen beſtändig von der **Eitelkeit aller Dinge**, von den **religiöſen und moraliſchen Irrthümern** des gemeinen Haufens, auf den ſie mit einer Art von edlem Stolze und Verachtung herabſahn. Beſonders pflegten ſie ſich oft über die Falſchheit der menſchlichen Tugend à la mandeville auszulaſſen. Z. B. Es hatten die Blattern in dieſem Orte graſſirt, wodurch viele Kinder hingeraft worden waren. Die Aelteſten der Gemeinde verſammelten ſich, um die geheimen Sünden ausfindig zu machen, um derentwillen ſie dieſe Strafe (wofür ſie es anſahn) litten. Nach angeſtellter Unterſuchung fand es ſich, daß eine junge Wittwe aus der jüdiſchen Nation mit einigen Hofbedienten einen zu freien Umgang pflege. Man ſchickte nach ihr, konnte aber durch alles Inquiriren von ihr nichts mehr herausbringen, als daß ſie zwar dieſe Leute, die bei ihr Meth tränken, wie billig, mit einem gefälligen zuvorkommenden Weſen aufnähme, übrigens aber ſich dabei keiner Sünde bewußt ſey. Man wollte, da man keine andere Indizien hatte, ſie ſchon loßlaſſen, als eine ältliche Matrone, Madam F., wie eine Furie geflogen kam und ſchrie: peitſcht ſie! peitſcht ſie ſo lange bis ſie ihr Verbrechen geſtanden haben wird! thut Ihr es nicht, ſo treffe Euch die Schuld des Todes von ſo viel unſchuldigen Seelen. L., der mit ſeinem Freunde B. J dieſer Scene beiwohnte, ſagte darauf zu dieſem: Freund! meinſt du, daß Madam F., blos von einem heiligen Eifer und Gefühle fürs allgemeine Beſte ergriffen, dieſe Frau ſo ſcharf anklagt? o nein! Sie iſt blos auf ſie böſe, daß ſie noch gefällt, indem ſie ſelbſt darauf keinen Anſpruch mehr machen darf Darauf antwortete B. J.: Freund! du ſprichſt nach meinem Sinn.

Lapidoth hatte arme Schwiegereltern. Sein Schwiegervater war jüdiſcher Küſter, und konnte mit ſeinem geringen Gehalte nur ſehr kümmerlich eine Familie ernähren. Alle Freitage mußte daher dieſer arme Mann von ſeiner Frau allerhand Schelt- und Schimpfwörter hören, weil er ihr nicht einmal das zum heiligen Schabath Unentbehrliche verſchaffen konnte. Lapidoth erzählte dieſes ſeinem Freunde B. J., mit dem Zuſatze: Meine Schwiegermutter will mich glauben machen, als eifere ſie blos für die Ehre des heiligen Schabath. Nein wahrhaftig, ſie eifert blos für die Ehre ihres heiligen Wanſtes, den ſie nicht nach Belieben füllen kann: der heilige Schabath dient ihr blos zum Vorwande dazu.

Da dieſe Freunde einſt auf dem Walle um die Stadt ſpazieren giengen, und ſich über die, aus dergleichen Aeußerungen offenbare, Neigung des Menſchen, ſich ſelbſt und andere zu täuſchen, unterhielten, ſagte B. J. zu L.: Freund! laß uns billig ſeyn, und uns ſelbſt, ſo wie die andern, unſre Cenſur paſſiren. Sollte nicht die, unſern Umſtänden nicht angemeſſene kontemplative Lebensart, die wir führen, eine Folge unſrer Trägheit und Neigung zum Müßiggange ſeyn, die wir durch Reflexionen über die Eitelkeit aller Dinge zu unterſtützen ſuchen? Wir ſind mit unſern jetzigen Umſtänden zufrieden, warum? weil wir ſie nicht ändern können, ohne vorher unſre Neigung zum Müßiggange zu bekämpfen; wir können, bei aller vorgegebenen Verachtung gegen alle Dinge außer uns, uns dennoch des heimlichen Wunſches nicht erwehren beſſer zu eſſen, und uns beſſer als jetzt kleiden zu können. Wir ſchelten unſre Freunde J. M. H. u. ſ. w. als eitle den ſinnlichen Begierden ergebene Menſchen, weil ſie unſre Lebensart verlaſſen, und ſich den, ihren Kräften angemeſſenen Geſchäften unterzogen haben, worin beſteht aber unſer Vorzug vor ihnen, da wir unſerer Neigung zum Müßiggange, ſo wie ſie der ihrigen folgen? laß uns dieſen Vorzug blos darin zu erlangen ſuchen, daß wir uns zum wenigſten dieſe Wahrheit geſtehn, indem jene nicht die Befriedigung ihrer beſondern Begierden, ſondern den Trieb zur Gemeinnützigkeit zum Grunde ihrer Handlungen angeben. L., bei dem die Rede ſeines Freundes einen ſtarken Eindruck machte, antwortete hierauf mit einiger Wärme: Freund, du haſt vollkommen Recht! Wenn wir ſchon jetzt unſre Fehler nicht verbeſſern können, ſo wollen wir doch hierin uns ſelbſt nicht täuſchen, und zum wenigſten den Weg zur Beſſerung offen halten.

In dergleichen Unterhaltungen brachten dieſe Zyniker ihre angenehmſten Stunden zu, indem ſie ſich zuweilen über die Welt, zuweilen über ſich ſelbſt luſtig machten. L. z. B., deſſen altes ſchmutziges Kleid ganz in Lumpen zerfallen, und wovon ein Aermel vom übrigen Kleide ganz abgetrennt war (indem er nicht einmal im Stande war es ausbeſſern zu laſſen), pflegte dieſen abgefallenen Aermel mit einer Stecknadel auf den Rücken zu heften, und darauf ſeinen Freund zu fragen: ſehe ich nicht aus wie ein Schlachziz (polniſcher Edelmann)? B. J. konnte ſeine zerriſſenen Schuhe, die vorne ganz aufgegangen waren, nicht genug rühmen, indem er ſagte: ſie drücken gar nicht.

Die Uebereinſtimmung dieſer Freunde in ihrer Neigung und Lebensart, mit einiger Verſchiedenheit in Anſehung ihrer Talente, machte ihre Unterhaltung deſto angenehmer. B. J. hatte mehr Talente zu Wiſſenſchaften, bewarb ſich mehr um Gründlichkeit und Richtigkeit ſeiner Kenntniſſe als L. Dieſer hingegen hatte den Vorzug einer lebhaften Einbildungskraft, und folglich mehr Talente zur Beredſamkeit und Dichtkunſt als jener. Wenn B. J. einen neuen Gedanken vorgebracht hatte, ſo wußte L. denſelben durch eine Menge Beiſpiele zu erläutern und gleichſam zu verſinnlichen.

Ihre Neigung zueinander gieng ſo weit, daß ſie, wenn es nur angieng, Tag und Nacht miteinander zubrachten; ja zuletzt fiengen ſie ſogar an, die gewöhnlichen Betſtunden darüber zu vernachläſſigen. Erſt übernahm es L. zu beweiſen, daß ſelbſt die Talmudiſten nicht immer ihre Gebete in der Synagoge, ſondern zuweilen in ihrer Studierſtube verrichteten. Hernach bewies er auch, daß nicht alle für nothwendig gehaltenen Gebete gleich nothwendig wären, ſondern daß man einiger derſelben ganz entbehren könne; ſelbſt die für nothwendig erkannten wurden nach und nach immer mehr beſchnitten, bis ſie zuletzt gänzlich vernachläſſigt wurden. Einſt, da ſie während der Gebetszeit auf dem Walle ſpazieren giengen, ſagte L.: Freund! was wird aus uns werden? wir beten ja nicht mehr. B. J. Nun was meinſt du dazu? L. Ich verlaſſe mich auf die **Barmherzigkeit Gottes**, der gewiß nicht ſeine Kinder einer kleinen Nachläſſigkeit wegen ſtrenge beſtrafen wird. B. J. Gott iſt nicht blos **barmherzig**, er iſt auch **gerecht**, folglich kann uns dieſer Grund nicht viel helfen. L. Was meinſt du denn dazu? B. J. (der ſchon aus dem **Maymonides** richtigere Begriffe von Gott, und den Pflichten gegen ihn, erlangt hatte) Unſre Beſtimmung iſt blos, **Erlangung der Vollkommenheit durch die Erkenntniß Gottes und Nachahmung ſeiner Handlungen.** Das Beten iſt blos der Ausdruck von der Erkenntniß der göttlichen Vollkommenheiten, und als Reſultat dieſer Erkenntniß blos für den gemeinen Mann, der zu dieſer Erkenntniß von ſelbſt nicht gelangen kann, beſtimmt, und daher auch nur ſeiner Faſſungsart angemeſſen. Da wir aber den Zweck des Betens einſehn, und zu demſelben unmittelbar gelangen können, ſo können wir das Beten als etwas Ueberflüſſiges gänzlich entbehren. Dieſes Argument ſchien beiden ſehr gegründet zu ſeyn. Sie beſchloſſen daher, um kein Aergerniß zu geben, alle Morgen mit ihren **Taleth** und **Tefilim** (jüdiſche Gebetsinſtrumente) aus dem Hauſe zu gehn; aber nicht nach der Synagoge, ſondern nach ihrem Lieblingsretrait (dem Walle); dadurch entgiengen ſie glücklich dem jüdiſchen Inquiſitionsgerichte.

Dieſer ſchwärmeriſche Umgang mußte aber doch, ſo wie Alles in der Welt, ſein Ende nehmen. Dieſe beiden Freunde wurden verheirathet, und ihre Ehen waren ziemlich fruchtbar. Sie wurden alſo gezwungen eine Familie zu ernähren. Das einzige Mittel für ſie aber war eine Hofmeiſterſtelle, dadurch wurden ſie nicht ſelten getrennt, und konnten nachher nur einige wenige Wochen im Jahre beiſammen ſeyn. B. J. erſte Hofmeiſterſtelle war eine Stunde weit von ſeinem Wohnorte bei einem armen Pächter J., eines elenden Dorfs P.; B. J. Gehalt war fünf Thaler polniſch. Die Armuth, Unwiſſenheit, und Rohheit der Lebensart, welche hier hauſeten, waren unbeſchreiblich. Der Pächter ſelbſt war ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, deſſen ganzes Geſicht mit Haaren bewachſen war, und ſich mit einem ſchmutzigen, dicken, pechſchwarzen Barte endigte, und deſſen Sprache eine Art Gemurmel, und nur den Bauern, mit denen er täglich umgieng, verſtändlich war. Er konnte nicht nur kein Hebräiſch, ſondern auch nicht einmal ein Wort Jüdiſch, blos Ruſſiſch (die gewöhnliche Bauernſprache) konnte er ſprechen. Man denke ſich dazu Frau und Kinder von eben dem Schlage. Ferner die Wohnſtube: eine Rauchhütte, kohlſchwarz von innen und von außen, ohne Kamin, wo blos im Dache eine kleine Oefnung zum Ausgange des Rauches angebracht iſt, die, ſo bald man das Feuer ausgehen läßt, ſorgfältig zugemacht wird, damit die Hitze nicht herausgehe.

Die Fenſter waren kreuzweiſe übereinander gelegte ſchmale Streifen von Kienholz, mit Papier überzogen. Dieſes Gemach war Wohn- Schenk- Speiſe- Studier- und Schlafſtube zugleich. Nun denke man ſich, daß dieſe Stube ſehr ſtark geheizt und der Rauch, von Wind und Näſſe (wie es im Winter mehrentheils der Fall iſt) in die Stube zurückgetrieben, und dieſelbe bis zum Erſticken damit angefülltwird. Hier hängt ſchwarze Wäſche und andere ſchmutzige Kleidungsſtücke, auf den in der Stube der länge nach angebrachten Stangen, damit das . . . . im Rauche erſticke. Da hängen Würſte zum trocknen, deren Fett den Menſchen beſtändig auf die Köpfe herunter tröpfelt. Dort ſtehen Zöber mit ſauren Kohl und rothen Rüben (die Hauptſpeiſe der Litthauer). In einem Winkel das Waſſer zum täglichen Gebrauche, und daneben das unreine Waſſer. Hier wird Brod geknetet, gekocht, gebacken, die Kuh gemolken u. ſ. w. In dieſer herrlichen Wohnung ſitzen die Bauern auf der bloßen Erde (höher darf man nicht ſitzen, wenn man nicht vom Rauche erſticken will), ſaufen Brantwein und lärmen; in einer Ecke ſitzen die Hausleute; hinter dem Ofen aber ſaß B. J.

mit ſeinen ſchmuzigen halbnackenden Schülern, und explizirte ihnen aus einer alten zerriſſenen Bibel aus dem Hebräiſchen ins Ruſſiſch-Jüdiſche. Dieſes alles machte im Ganzen die herrlichſte Gruppe von der Welt, die nur von einem Hogarth gezeichnet und von einem Buttler beſungen zu werden verdiente. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie jämmerlich B. J. Zuſtand hier ſeyn mußte. Brantwein mußte hier ſein einziges Labſal ſeyn, das ihm alle ſeinen Kummer vergeſſen machte. Hierzu kam noch, daß ein Regiment Ruſſen (die damals auf den Gütern des Fürſten Radziwill mit aller erdenklichen Grauſamkeit wütheten) in dieſes Dorf und ſeine Nachbarſchaft gelegt wurde. Das Haus war beſtändig voll beſoffener Ruſſen, die alle möglichen Exceſſe begiengen, auf die Tiſche und Bänke hauten, die Gläſer und Bouteillen den Hausleuten ins Geſicht ſchmiſſen u. dergl. Um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſo kam einſt der Ruſſe, der in dieſem Hauſe als Saloge (Schutzmann) lag, dem es aufgetragen war, das Haus vor aller Gewaltthätigkeit zu ſichern, ganz beſoffen nach Hauſe und forderte zu eſſen; man ſtellte ihm eine Schüſſel Hirſe mit Butter zubereitet vor. Er ſtieß die Schüſſel von ſich, und ſchrie: man ſolle mehr Butter hinzuthun. Man brachte ihm ein ganzes Fäßchen mit Butter. Er ſchrie: man ſolle ihm noch eine Schüſſel geben. Man brachte ſie gleich; er ſchmiß alle Butter hinein und forderte Branntwein. Man brachte ihm eine ganze Bouteille, welche er gleichfalls hineingoß; darauf mußte man ihm Milch, Pfeffer, Salz und Toback in großer Menge bringen, welches er hineinthat und fraß. Nachdem er davon einige Löffel voll gegeſſen hatte, fieng er an um ſich zu hauen, raufte dem Wirth den Bart, gab ihm Fauſtſchläge ins Geſicht, ſo daß ihm das Blut aus dem Munde heraus kam, goß ihm von ſeinem herrlichen Breie in die Kehle, und wüthete ſo lange, bis er aus Betrunkenheit ſich nicht mehr halten konnte und zu Boden fiel. Solche Scenen waren ſehr gewöhnlich. Wenn eine Ruſſiſche Armee einen Ort paßierte, ſo nahmen ſie von da bis zu dem nächſten Orte einen **Prowodnik** (Wegweiſer). Anſtatt aber denſelben vom Bürgermeiſter oder Dorfſchulzen ſich geben zu laſſen, pflegten ſie lieber den erſten den beſten, den ſie zufälliger Weiſe auf der Straße trafen, zu ergreifen, er mochte übrigens jung oder alt, männlich oder weiblich, geſund oder krank ſeyn, daran lag ihnen nichts, weil ſie den Weg (nach ſpeziellen Karten) wohl wußten, und nur eine Gelegenheit zu Grauſamkeit ſuchten. Ereignete es ſich, daß die aufgefangene Perſon den Weg nicht wußte, und ihnen nicht den rechten Weg zeigte, ſo pflegten ſie ſich doch dadurch nicht irre machen zu laſſen, und den rechten Weg zu wählen, aber ſie prügelten alsdann den armen **Prowodnik** halb todt, **weil er den rechten Weg nicht gewußt hatte!**

Hier wurde auch S. M. einſt als Prowodnik aufgefangen. Er wußte zwar den rechten Weg nicht, aber zum Glücke traf er denſelben zufälliger Weiſe. Er kam alſo mit der bloßen Drohung, daß wenn er ſie irre führen würde, er alsdann **lebendig geſchunden werden ſollte** (welches den Ruſſen gern zuzutrauen war), und mit häufigen Fauſtſchlägen und Rippenſtößen glücklich am gehörigen Orte an.

S. M. übrigen Hofmeiſterſtellen waren mehr oder weniger dieſer ähnlich.

In einer dieſer Stellen ereignete ſich eine merkwürdige pſychologiſche Begebenheit, worin er die Hauptperſon war, und die in der Folge beſchrieben werden ſoll. In einer andern ereignete ſich eine Begebenheit von eben derſelben Art, wovon er aber bloß Augenzeuge war.

Der Hofmeiſter des nächſten Dorfs nehmlich, der ein Nachtwandler war, ſtand einſt des Nachts von ſeinem Lager auf, und gieng nach dem Kirchhofe dieſes Dorfs, mit einem Kodex der jüdiſchen Ritualgeſetze in der Hand. Nachdem er da einige Zeit verweilt hatte, kam er wieder nach ſeinem Lager zurück. Des Morgens ſtand er auf, ohne ſich das Mindeſte von dem, was in der Nacht vorgefallen war, zu erinnern, und gieng bey ſeinen Koffer, wo dieſer Kodex eingeſchloſſen zu ſeyn pflegte, um ſich den erſten Theil davon, Orach chaiim [*]) genannt, worinnen er

---

*) Orach chaiim, der Weg zum Leben.

er alle Morgen zu leſen pflegte, heraus zu holen. Er ſtutzte aber, da er von vier Theilen, die der Kodex enthält, und wovon jeder apart gebunden war, nur drei derſelben liegen fand, da ſie doch alle im Koffer eingeſchloſſen geweſen waren, und daß beſonders der Theil Jore deah *) fehlte. Da er aber von ſeiner Krankheit wußte, ſo gieng er überall und ſuchte darnach, bis er endlich auf den Kirchhof kam und den Jore deah bei dem Kapitel Hilchoth Eweloth **) aufgeſchlagen fand. Er hielt dieſes für ein böſes Omen, und kam voller Unruhe nach Hauſe. Man fragte ihn nach der Urſache dieſer Unruhe, und er erzählte die vorgefallene Begebenheit, mit dem Zuſatze: Ach! Gott weiß, wie ſich meine arme Mutter befindet (ſein Vater war ſchon lange todt), bat ſich von ſeinem Herrn ein Pferd aus, und um Erlaubniß, nach der nächſten Stadt (dem Wohnorte ſeiner Mutter) reiten zu dürfen, und ſich nach ihrem Wohlſeyn zu erkundigen. Er mußte den Ort paſſieren, wo B. J. Hofmeiſter war. Dieſer, der ihn voller Beſtürzung reiten ſahe, ohne auf eine kurze Zeit abſteigen zu wollen, fragte ihn um die Urſache dieſer Beſtürzung; worauf ihm jener die vorerwähnte Begebenheit erzählte. B. J. wurde nicht ſo ſehr über die beſondern Umſtände derſelben, als wie über das Nachtwandeln überhaupt,

---

*) Jore deah, Lehrer der Weisheit.

**) Hilchoth Eweloth, Geſetze des Trauerns.

haupt, wovon er bis jetzt nichts gewußt hatte, in Verwunderung geſetzt. Jener hingegen verſicherte ihn, das Nachtwandeln ſey ſein gewöhnlicher Zufall, der übrigens nichts zu bedeuten hätte, nur der Umſtand mit dem Jore deah, Hilchoth Eweloth, machte ihm ein Unglück ahnden. Darauf ritt er fort, kam in ſeiner Mutter Haus, und fand ſie beim Nährahmen ſitzen. Sie fragte ihn nach der Urſache ſeines Kommens; er gab ihr zur Antwort, er käme blos ſie zu beſuchen, weil er ſie ſchon lange nicht geſehen habe. Nachdem er da wohl ausgeruht hatte ritt er wieder zurück, ſeine Unruhe wurde aber dennoch nicht gänzlich gehoben. Der Gedanke an den Jore deah, Hilchoth Eweloth, gieng ihm nicht aus dem Kopfe. Den dritten Tag darauf entſtand in der Stadt, wo ſeine Mutter wohnte, eine Feuersbrunſt, und ſeine Mutter, indem ſie ihre Habſeeligkeit retten wollte, mußte im Brande umkommen. Man ſahe hier in dieſem Dorfe das Feuer (weil das Dorf nur eine Stunde davon entfernt war). Der arme Hofmeiſter fieng an zu jammern und zu wehklagen, als wüßte er ganz gewiß, daß ſeine Mutter im Brande umgekommen ſey, ritt ſchleunig nach der Stadt, und fand was ihm geahndet hatte.

Ungefähr um dieſe Zeit wurde B. J. mit einer damals emporkommenden Sekte ſeiner Nation, die neue Chaſidim genannt, bekannt. Chaſidim überhaupt heißen bei den Hebräern die Frommen, d. h. diejenigen, die ſich durch Ausübung der ſtrengſten

Frömmigkeit vor andern hervorthun. Dieſe waren ſeit urundenklichen Zeiten Männer, die ſich von den weltlichen Geſchäften und Vergnügungen losgemacht, ihr Leben der ſtrengſten Ausübung der Religionsgeſetze und Buße wegen ihrer begangenen Sünden widmeten. Sie ſuchten dieſes durch Gebete und andere Andachtsübungen, Kaſteiung ihres Körpers u. dergl. zu bewerkſtelligen.

Aber um dieſe Zeit warfen ſich einige darunter zu Stiftern einer neuen Sekte auf. Dieſe behaupteten: die wahre Frömmigkeit beſtehe keinesweges in Kaſteiung des Körpers, wodurch zugleich die Seelenkräfte geſchwächt, und die zur Erkenntniß und Liebe Gottes nöthige Seelenruhe und Heiterkeit zerſtört werde; ſondern umgekehrt, man müſſe alle körperlichen Bedürfniſſe befriedigen, und von allen ſinnlichen Vergnügungen, ſo viel als zur Entwickelung unſrer Gefühle nöthig ſey, Gebrauch zu machen ſuchen, indem Gott alles zu ſeiner Verherrlichung geſchaffen habe. Der wahre Gottesdienſt beſtand, ihnen zu Folge, in Andachtsübungen mit Anſtrengung aller Kräfte und Selbſtzernichtung vor Gott, indem ſie behaupteten, daß der Menſch, ſeiner Beſtimmung nach, ſeine höchſte Vollkommenheit nicht anders erreichen könne, als wenn er ſich nicht als ein für ſich beſtehendes und würkendes Weſen, ſondern blos als ein Organ der Gottheit betrachte. Anſtatt alſo, daß jene ihr ganzes Leben in Abſonderung von der Welt, Unterdrückung ihrer natürlichen Gefühle, und Tödtung ihrer Kräfte zubrachten, glaubten dieſe weit zweckmäßiger zu handeln, wenn ſie ihre natürlichen Gefühle ſo viel als möglich zu entwickeln, ihre Kräfte in Ausübung zu bringen, und ihren Würkungskreis beſtändig zu erweitern ſuchten. —

Man muß geſtehen, daß dieſe Methoden beide etwas Reelles zum Grunde haben. Jener liegt offenbar der Stoizismus zum Grunde, nehmlich ein Streben die Handlungen nach einem höhern Prinzip, als die Neigungen ſind, dem freien Willen gemäß, zu beſtimmen; dieſe gründet ſich auf das Vollkommenheitsſyſtem. Nur daß beide, ſo wie alles in der Welt, gemißbraucht werden können, und wirklich gemißbraucht werden. Die von der erſten Sekte treiben ihre Bußfertigkeit bis zur Ausſchweifung; anſtatt ihre Begierden und Leidenſchaften blos regelmäßig einzurichten, ſuchen ſie dieſelben zu zernichten, und anſtatt daß ſie mit den Stoikern das Prinzip ihrer Handlungen in der reinen Vernunft ſuchen ſollten, ſuchen ſie es vielmehr in der Religion, einer, ihrer Meinung nach, zwar reinen Quelle, daraus ſie aber in der That, da ſie von der Religion ſelbſt falſche Begriffe haben, und ihre Tugend blos die zukünftigen Belohnungen und Beſtrafungen eines nach bloßer Willkür regierenden eigenmächtigen tyranniſchen Weſens zum Grunde hat, nicht anders als aus einer unreinen Quelle fließen, nehmlich aus dem Prinzip des Intereſſe; und da dieſes Intereſſe ſelbſt blos auf Einbildungen beruht, ſo ſind ſie hierin noch weit unter den gröbſten Epikuräern, die zwar ein niedriges, aber doch ein reelles Intereſſe zum Zwecke ihrer Handlungen haben. Nur alsdann kann die Religion ein Prinzip der Tugend abgeben, wenn ſie ſelbſt in der Idee der Tugend gegründet iſt. —

Die Anhänger der zweiten Sekte haben zwar richtigere Begriffe von der Religion und Moral, da ſie aber hierin mehrentheils nach dunklen Gefühlen, und nicht nach einer deutlichen Erkenntniß ſich richten, ſo müſſen ſie gleichfalls auf allerhand Ausſchweifungen gerathen. Die Selbſtzernichtung hemmet nothwendig ihre Thätigkeit, oder giebt ihr eine falſche Richtung, und da ſie keine Naturwiſſenſchaft und pſychologiſche Kenntniſſe beſitzen, und eitel genug ſind ſich als Organ der Gottheit zu betrachten (welches ſie auch mit Einſchränkung nach dem Grade der erlangten Vollkommenheit ſind), ſo begehn ſie auf Rechnung der Gottheit die größten Ausſchweifungen; jeder ſeltſame Einfall iſt ihnen eine göttliche Eingebung, und jeder rege Trieb ein göttlicher Beruf.

Dieſe Sekten waren zwar keine verſchiedene Religionsſekten, ihre Verſchiedenheit beſtand blos in der Art ihrer Ausübung der Religion, aber doch gieng die Animoſität beider Partheien ſo weit, daß ſie ſich einander für Ketzer verſchrieen, und wechſelſeitig verfolgten. Anfangs behielt die neue Sekte die Oberhand, und breitete ſich beinahe in ganz Polen und auch außerhalb aus. Ihre Häupter ſchickten ordentlich Emiſſarien überall herum, die die neue Lehre predigen und ihr Anhänger verſchaffen ſollten, und da der größte Theil der Polniſchen Juden aus ihren Gelehrten, d. h. aus Menſchen, die dem Müſſiggange und der kontemplativen Lebensart ergeben ſind, beſteht (jeder Polniſche Jude wird von Geburt an zum Rabbiner beſtimmt, und nur die größte Unfähigkeit dazu kann ihn von dieſem Stande ausſchließen), und dieſe neue Lehre außerdem den Weg zur Seeligkeit erleichtern ſollte, indem ſie das Faſten, das Nachtwachen, und beſtändiges Studium des Talmuds nicht nur für unnütz, ſondern ſogar für die zur ächten Frömmigkeit nöthige Heiterkeit des Gemüths als ſchädlich ausgab, ſo war es natürlich, daß ihre Anhänger ſich in einer kurzen Zeit weit ausbreiteten.

Man wallfahrtete nach K. M. und andern heiligen Oertern, wo ſich die **erleuchteten Obern** dieſer Sekte aufhielten. Junge Leute verließen ihre Aeltern, Frauen und Kinder, und giengen ſchaarenweiſe, dieſe hohen Obern aufzuſuchen, und die neue Lehre aus ihrem Munde zu hören.

Die Veranlaſſung zur Entſtehung dieſer Sekte war die folgende. *)

Es iſt bekannt, daß ſeit der Zeit, da die Juden ihren Staat verloren, und unter andere Nationen, wo ſie mehr oder weniger tolerirt werden, zerſtreuet wurden, ſie keine andere innere Verfaſſung haben, wodurch ſie zuſammengehalten werden, und bei ihrer politiſchen Zerſtreuung dennoch ein organiſirtes Ganzes ausmachen, als ihre Religionsverfaſſung. Ihre Vorſteher ließen ſich daher ſtets nichts ſo ſehr angelegen ſeyn, als, nach dem Verfalle ihres Staats, dieſes Band, als das einzige, wodurch ſie noch eine Nation ausmachen, deſto mehr zu befeſtigen. Weil aber ihre Glaubenslehren und Religionsgeſetze aus der heiligen Schrift ihren Urſprung nehmen, dieſe aber in Anſehung ihrer Auslegung und Anwendung auf beſondere Fälle viel Unbeſtimmtes enthält, ſo mußte die Tradition zu Hülfe genommen werden, wodurch die Art der Auslegung der heiligen Schrift ſowohl, als der Ableitung der, durch dieſe unbeſtimmt gelaſſenen Fälle, aus

---

*) Der Biograph des B. J. glaubt, daß in unſern Zeiten, da über geheime Geſellſchaften ſo viel pro und kontra geſprochen wird, die Geſchichte einer beſondern geheimen Geſellſchaft, worin B. J., obzwar nur eine kurze Zeit, verwickelt war, in ſeiner Lebensgeſchichte nicht übergangen werden dürfe; und in dieſem Magazine verdient dieſe Geſchichte in pſychologiſcher Rückſicht vorzüglich eine Stelle.

aus den beſtimmten Geſetzen angegeben werden ſollte. Dieſe Tradition konnte freilich nicht der ganzen Nation, ſondern blos einem Korps derſelben, gleichſam wie einer geſetzgebenden Kommiſſion anvertrauet werden.

Damit wurde aber dem Uebel nicht abgeholfen. Die Tradition ſelbſt ließ noch viel Unbeſtimmtes zurück. Die Ableitung der beſondern Fälle aus den allgemeinen, und die nach den Zeitumſtänden erforderlichen neuen Geſetze, gaben zu vielen Streitigkeiten Gelegenheit; aber ſelbſt durch dieſe Streitigkeiten, und die Art ihrer Entſcheidung, wurde dieſes Korps immer zahlreicher, und ſein Einfluß auf die Nation deſto ſtärker. Die jüdiſche Verfaſſung iſt alſo ihrer Form nach ariſtokratiſch, und daher allen Mißbräuchen einer ſolchen Verfaſſung ausgeſetzt. Der ungelehrte Theil der Nation konnte, wegen der ihm aufliegenden Sorge für ſeine ſowohl, als des ihm unentbehrlichen gelehrten Theils Unterhaltung, auf dergleichen Mißbräuche nicht aufmerkſam gemacht werden. Hingegen entſtanden von Zeit zu Zeit Männer aus dieſem geſetzgebenden Korps ſelbſt, die nicht nur dieſe Mißbräuche rügten, ſondern ſogar die Autorität deſſelben in Zweifel zogen. Von dieſer Art war der Stifter der chriſtlichen Religion, der ſich gleich anfangs der Tyrannei dieſer Ariſtokratie mit gutem Erfolge widerſetzte, und das ganze Zeremonialgeſetz auf ſeinen Urſprung, nehmlich auf ein reines Moralſyſtem (zu dem ſich dieſes Zeremonialſyſtem als Mittel zum Zwecke verhielt) zurückführte, wodurch zum wenigſten die Reformation Eines Theils der Nation bewerkſtelligt wurde.

Von dieſer Art war ferner der berüchtigte Schabati Zebi, am Ende des vorigen Jahrhunderts, der ſich zum Meſſias aufwarf, und das ganze Zeremonialgeſetz, beſonders die Rabbiniſchen Satzungen, abſchaffen wollte. Ein auf die Vernunft gegründetes Moralſyſtem wäre, nach den tief eingewurzelten Vorurtheilen der Nation zu damaliger Zeit, unvermögend geweſen, eine heilſame Reformation zu bewerkſtelligen. Man mußte daher Vorurtheile und Schwärmereien Vorurtheilen und Schwärmereien entgegen ſetzen. Dieſes geſchahe aber, nach der Entwickelung des V. J., auf folgende Weiſe. Eine geheime Geſellſchaft, deren Stifter aus den Mißvergnügten der Nation beſtanden, hatte ſchon längſt in derſelben Wurzel gefaßt. Ein gewiſſer Franzöſiſcher Rabbiner, mit Nahmen Rabbi Moſes de Lion, ſoll, nach dem Rabbi Joſeph Candia, den Sohar verfertigt, und als ein altes Buch, das den berühmten Talmudiſten Rabbi Simon Ben Jechoi zum Verfaſſer hätte, der Nation untergeſchoben haben. Dieſes Buch iſt in der Syriſchen Sprache, in einem ſehr erhabenen Stile, abgefaßt, und enthält die Auslegung der heiligen Schrift nach den Grundſätzen der Kabala, oder vielmehr dieſe Grundſätze ſelbſt, in Form einer Auslegung der heiligen Schrift vorgetragen, und gleichſam aus derſelben geſchöpft. Dieſes Buch hat gleich dem Janus ein doppeltes Geſicht, und erträgt daher zweierlei Art Explikation. Die eine iſt diejenige, die in den kabaliſtiſchen Schriften weitläuftig vorgetragen, und in ein Syſtem gebracht worden iſt. Hier iſt ein weites Feld für die Einbildungskraft, wo ſie nach Belieben herumſchwärmen kann, ohne doch am Ende über die Sache beſſer belehrt zu ſeyn als vorher. Es werden hier manche moraliſche und phyſiſche Wahrheiten bildlich vorgetragen, die ſich zuletzt in das labyrinth des hyperphyſiſchen verlieren. Dieſe Art die Kabala zu behandeln iſt den kabaliſtiſchen Litteratoren eigen.

Die zweite Art hingegen betrift den geheimen politiſchen Inhalt derſelben, und iſt nur den Obern dieſer geheimen Geſellſchaft bekannt. Dieſe Obern ſelbſt ſowohl, als ihre Operationen, bleiben immer unbekannt, die Andern aber können immerhin bekannt ſeyn. Dieſe können die politiſchen Geheimniſſe, die ihnen ſelbſt unbekannt ſind, nicht verrathen. Jene werden es nicht, weil es ihrem Intereſſe zuwider iſt. Nur die kleineren (blos litterariſchen) Geheimniſſe werden dem Volke debitirt, und als Sachen von groſser Wichtigkeit anempfohlen. Die gröſseren (politiſchen) Geheimniſſe werden nicht gelehrt, ſondern, wenn ſie von ſelbſt verſtanden worden ſind, in Ausübung gebracht.

Ein gewiſſer Kabaliſt, mit Nahmen Rabbi Joel Baalſchem, *) wurde durch einige glückliche Kuren, die er durch ſeine mediziniſchen Kenntniſſe und Taſchenſpielerkünſte bewerkſtelligte, zu dieſer Zeit ſehr berühmt, indem er vorgab, dieſes alles nicht durch natürliche Mittel, ſondern blos durch Hülfe der Kabala Maſchiith (die praktiſche Kabala) und den Gebrauch der heiligen Nahmen bewerkſtelligt zu haben. Auf dieſe Art ſpielte er in P. eine ſehr glückliche Rolle.

Er war auch auf Nachfolger in ſeiner Kunſt bedacht. Unter ſeinen Schülern waren einige, die ſeine Profeſſion ergriffen, und ſich durch glückliche Kuren und Entdeckung der Diebſtähle berühmt machten. Andre, von größerm Genie und edlerer Denkungsart, machten ſich weit wichtigere Plane: ſie ſahen ein, daß ſie durch das Zutrauen des Volks ſowohl ihr eigenes als das allgemeine Intereſſe würden aufs Beſte befördern können, und wollten es durch Aufklärung beherrſchen; ihr Plan war alſo moraliſch und politiſch zugleich. **) Anfangs ſchien

---

*) Baalſchem heißt derjenige, der ſich mit der praktiſchen Kabale, d. h. mit Geiſterbeſchwörung und Amuletenſchreiben abgiebt, wozu die Nahmen Gottes und mancherlei Geiſter gebraucht werden.

) Da B. J. nie zum Range eines Obern in dieſer Geſellſchaft gelangt iſt, ſo kann die Darſtellung ihres Plans nicht ſchien es als wollten ſie blos die in dem jüdiſchen Religions- und Moralſyſtem **eingeſchlichenen Mißbräuche abſchaffen. Dieſes mußte aber nothwendig eine **völlige Abſchaffung des ganzen Syſtems** nach ſich ziehn.

Die Hauptſachen, die ſie angriffen, waren 1) **der Mißbrauch der Rabbiniſchen Gelehrſamkeit**, die, anſtatt die Geſetze ſo viel als möglich zu **ſimplifiziren**, und jedem kenntlich zu machen, dieſelben immer noch mehr **verwirrt** und unbeſtimmt ſeyn läßt; die ferner ſich blos mit dem **Studium der Geſetze** beſchäftigt (daher ihr das Studium derjenigen Geſetze, die jetzt von keinem Gebrauche ſind (der Opfer, der Reinigung u. dergl.), eben ſo wichtig, als derjenigen iſt, wovon noch Gebrauch gemacht wird), ſtatt daß ſie hauptſächlich ſich mit der **Ausübung** derſelben beſchäftigen ſollte, indem das Studium ſelbſt nicht **Zweck**, ſondern blos **Mittel zur Ausübung** iſt; und die endlich bei der Ausübung ſelbſt blos auf das äußere **Zeremoniel**, und nicht auf den **moraliſchen Zweck** Rückſicht nimmt.

2) **Der Mißbrauch der Frömmigkeit der ſogenannten Bußfertigen.** Dieſe befleißigen ſich zwar der **Ausübung der Tugend**, da aber

nicht als ein **in Erfahrung gebrachtes Faktum**, ſondern blos als ein durch Reflexion herausgebrachtes Raiſonnement betrachtet werden. In wiefern dieſes Raiſonnement gegründet ſey, läßt ſich blos aus Analogie nach Regeln der Wahrſcheinlichkeit beſtimmen.

ihr Motiv zur Tugend nicht die in der Vernunft gegründete Erkenntniß Gottes und ſeiner Vollkommenheit iſt, ſondern vielmehr in falſchen Vorſtellungen von Gott und ſeinen Eigenſchaften beſteht, ſo konnte es nicht anders ſeyn, als daß ſie auch die wahre Tugend verfehlten, und auf eine eingebildete Art von Tugend geriethen, und daß, anſtatt daß ſie aus Liebe zu Gott, und Neigung ihm ähnlich zu werden, ſich der Sklaverei ihrer ſinnlichen Begierden und Leidenſchaften hätten entziehn, und nach Geſetzen des in der Vernunft gegründeten freien Willens zu handeln ſich beſtreben ſollen, ſie vielmehr durch Vernichtung ihrer wirkenden Kräfte ſelbſt, ihre Begierden und Leidenſchaften zu vernichten ſuchten, wie wir dieſes ſchon oben durch einige traurige Beiſpiele dargethan haben.

Die Aufklärer hingegen forderten als Bedingung der wahren Tugend ein heiteres, zu allen Arten von Thätigkeit aufgelegtes, Gemüth; ſie erlaubten nicht nur, ſondern empfahlen ſogar einen mäßigen, zu Erlangung der Heiterkeit des Gemüths erforderlichen Genuß aller Arten der Vergnügungen. Ihr Gottesdienſt beſtand in einer freiwilligen Entkörperung, d. h. Abſtrahirung ihrer Gedanken von allen Dingen außer Gott, ja ſogar von ihrem individuellen Ich, und Vereinigung mit Gott; woraus eine Art von Selbſtverläugnung bei ihnen entſtand, ſo daß ſie alle in dieſem Zuſtande unternommnen Handlungen nicht ſich ſelbſt, ſondern Gott zuſchrieben.

Ihr Gottesdienſt beſtand alſo in einer Art **ſpekulativer Andacht**, wozu ſie keine beſondere Zeit oder Formel für nothwendig hielten, ſondern einem jeden überließen, ihn **nach dem Grade ſeiner Erkenntniß** zu beſtimmen; doch wählten ſie dazu hauptſächlich die zum öffentlichen Gottesdienſte beſtimmten Stunden. In ihrem öffentlichen Gottesdienſte befliſſen ſie ſich hauptſächlich der vorerwähnten **Entkörperung**, d. h. ſie vertieften ſich ſo ſehr in die Vorſtellung der göttlichen Vollkommenheit, daß ſie dadurch die Vorſtellung aller andern Dinge, und ſogar ihres eignen Körpers verlohren, ſo daß der Körper ihrem Vorgeben nach zu dieſer Zeit ganz gefühllos ſeyn mußte.

Da es aber mit einer ſolchen Abſtraktion ſehr ſchwer hielt, ſo bemühten ſie ſich durch allerhand **mechaniſche Operationen** (Bewegungen und Schreien) ſich in dieſen Zuſtand, wenn ſie durch andre Vorſtellungen aus demſelben herausgekommen waren, wieder zu verſetzen, und ſich darin, während der ganzen Andachtszeit, ununterbrochen zu erhalten. Es war luſtig anzuſehn, wie ſie oft ihr Beten durch allerhand **ſeltſame Töne und poſſierliche Bewegungen** (die als Drohungen und Scheltworte gegen ihren Gegner, den Satan, der ihre Andacht zu ſtören ſich bemühe, anzuſehn waren) unterbrachen, und wie ſie ſich dadurch ſo abarbeiteten, daß ſie gemeiniglich bei Endigung des Betens ganz ohnmächtig niederfielen.

Es iſt auch nicht zu leugnen, daß, ſo gegründet auch ein ſolcher Gottesdienſt an ſich ſeyn mag, er auch eben ſo ſehr dem Mißbrauche unterworfen ſey. Die auf die Heiterkeit des Gemüths erfolgende innere Thätigkeit, kann nur nach dem Grade der erlangten Erkenntniß Statt finden. Die Selbſtzernichtung vor Gott iſt nur alsdann gegründet, wenn das Erkenntnißvermögen ſo ſehr mit ſeinem Gegenſtande (der Größe des Gegenſtandes wegen) beſchäftigt iſt, daß der Menſch dadurch gleichſam außer ſich blos im Gegenſtande exiſtirt. Iſt hingegen das Erkenntnißvermögen in Anſehung ſeines Gegenſtandes eingeſchränkt, ſo daß es keines beſtändigen Fortſchrittes fähig iſt, ſo muß die erwähnte Thätigkeit, durch Konzentrirung auf dieſen einzigen Gegenſtand, vielmehr gehemmt als befördert werden.

Einige einfältige Männer aus dieſer Sekte antworteten zwar, wenn man ſie, da ſie den ganzen Tag über mit der Pfeife im Munde müßig herumgiengen, frug, was ſie doch zur Zeit dächten? „wir denken Gott!“ Dieſe Antwort würde befriedigend geweſen ſeyn, wenn ſie beſtändig, durch eine hinlängliche Naturerkenntniß, ihre Erkenntniß von den göttlichen Vollkommenheiten zu erweitern geſucht hätten. Da dies aber mit ihnen der Fall nicht war, ſondern ihre Naturerkenntniß ſehr eingeſchränkt war; ſo mußte der Zuſtand, worin ſie ihre Thätigkeit auf einen (in Anſehung ihrer Fähigkeit) unfruchtbaren Gegenſtand konzentrirten, unnatürlich ſeyn. Ferner konnten ſie nur alsdann ihre Handlungen Gott zurechnen, wenn ſie Folgen einer richtigen Erkenntniß Gottes waren; waren ſie aber Folgen der Eingeſchränktheit dieſer Erkenntniß, ſo mußten ſie nothwendig auf Gottes Rechnung allerhand Exceſſe begehn, wie zum Unglück der Erfolg gelehret hat.

Daß aber dieſe Sekte ſich ſo geſchwind ausbreitete, und ihre neue Lehre bei dem größten Theile der Nation ſo vielen Beifall fand, läßt ſich ſehr leicht erklären. Die natürliche Neigung zum Müßiggang und zur ſpekulativen Lebensart, des größten Theils der Nation (der von der Geburt an zum Studiren beſtimmt wird), die Trockenheit und Unfruchtbarkeit des rabbiniſchen Studiums, und die große Laſt des Zeremonialgeſetzes, die dieſe Lehre zu erleichtern verſpricht, endlich die Neigung zur Schwärmerei und zum Wunderbaren, die durch dieſe Lehre genährt wird, ſind hinreichend, dieſes Phänomen begreiflich zu machen.

Anfangs widerſetzten ſich zwar die Rabbiner und die Frommen nach dem alten Stil, der Verbreitung dieſer Sekte, dieſe behielt aber dennoch, aus vorerwähnten Gründen, die Oberhand. Es wurden Feindſeeligkeiten von beiden Seiten ausgeübt. Jede Parthei ſuchte ſich Anhänger zu verſchaffen. Es entſtand eine Gährung in der Nation, und die Meinungen wurden getheilt.

B. J. konnte ſich damals von dieſer Sekte noch keinen richtigen Begriff machen, und wußte nicht, was er davon denken ſollte, bis es ſich einmal ereignete, daß ein junger Menſch, der ſchon in dieſe Geſellſchaft initiirt war, der ſchon das Glück gehabt hatte, die hohen Obern ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht zu ſprechen, B. J. Aufenthaltsort durchreiſte. B. J. ſuchte ſich dieſe Gelegenheit zu Nutze zu machen, und bat den Fremden um einige Aufklärung über die innere Einrichtung dieſer Geſellſchaft, über die Art darin aufgenommen zu werden u. ſ. w.

Dieſer, der ſelbſt noch im erſten Grade war, und folglich von der innern Einrichtung dieſer Geſellſchaft noch nichts wußte, konnte auch dem B. J. darüber keine Auskunft geben, was aber die Art, darin aufgenommen zu werden, anbetrift, ſo verſicherte er demſelben, daß ſie die ſimpelſte von der Welt ſey. Jeder Menſch, der einen Trieb nach Vollkommenheit in ſich ſpüre, und die Art nicht wiſſe, wie er denſelben befriedigen, oder die Hinderniſſe, die ſeiner Befriedigung entgegen ſtänden, aus dem Wege räumen ſolle, hätte nichts mehr nöthig, als ſich an die hohen Obern zu wenden, und eo ipſo gehöre er ſchon als Mitglied zu dieſer Geſellſchaft. Er habe nicht einmal nöthig (wie es ſonſt mit den Medicinern der Fall iſt) dieſen hohen

Obern von ſeinen moraliſchen Schwächen, ſeiner bisher geführten Lebensart u. dergl. etwas zu melden, indem dieſen hohen Obern nichts unbekannt ſey; ſie durchſchauten das menſchliche Herz, und entdeckten alles, was in ſeinen geheimen Falten verborgen ſey; ſie könnten das Zukünftige vorher ſagen, und das Entfernte gegenwärtig machen.

Ihre Predigten und moraliſchen Lehren würden nicht (wie es gemeiniglich zu geſchehen pflege) von ihnen erſt überdacht und zweckmäßig geordnet, indem dieſe Art nur demjenigen zukäme, der ſich als etwas für ſich Beſtehendes und Wirkendes, von Gott Getrenntes, betrachte. Dieſe hohen Obern aber hielten nur alsdann ihre Lehren für göttlich und folglich untrüglich, wenn ſie die Folge der Selbſtvernichtung vor Gott wären, d. h. wenn ſie ihnen ex tempore, nach Erfordern der Umſtände, ohne daß ſie etwas dazu beitrügen, einfielen.

B. J., den dieſe Beſchreibung ganz entzückte, bat darauf den Fremden, daß er ihm doch einige dieſer göttlichen Lehren mittheilen möchte. Dieſer ſchlug die Hand vor die Stirne (als wartete er auf Eingebung des heiligen Geiſtes), wandte ſich darauf mit einer feierlichen Miene und halbentblößten Armen, die er (ungefähr wie Korporal Trim bei Vorleſung der Predigt) in Bewegung brachte, zu B. J., und fieng folgendermaßen an:

„Singt Gott ein neues Lied, ſein Lob iſt in der Gemeinde der Frommen (Pſalm 149, 1.). Unſre hohen Obern erklären dieſen Vers auf folgende Art: die Eigenſchaften Gottes, als des allervollkommenſten Weſens, müſſen die Eigenſchaften eines jeden eingeſchränkten Weſens weit übertreffen, folglich auch ſein Lob (als Ausdruck ſeiner Eigenſchaften) das Lob dieſer. Bis jetzt beſtand Gottes Lob darin, daß man ihm übernatürliche Würkungen (das Verborgne zu entdecken, das Zukünftige vorher zu ſehn, mit ſeinem bloßen Willen unmittelbar zu wirken u. dergl.) beilegte. Nun aber ſind die Frommen (die hohen Obern) im Stande, ſolche übernatürliche Handlungen ſelbſt zu verrichten, und da Gott alſo hierin vor ihnen keinen Vorzug hat, muß man bedacht ſeyn, ein neues Lob ausfindig zu machen, das nur Gott allein zukommen kann.“

B. J., entzückt über die ſinnreiche Art, die heilige Schrift auszulegen, bat den Fremden um noch mehrere Explikationen dieſer Art. Dieſer fuhr alſo in ſeiner Begeiſterung fort: „Als der Spieler (Muſikus) ſpielte, kam auf ihn der Geiſt Gottes (II. Buch der Könige 3, 15.). Dies legen ſie ſo aus: So lange ſich der Menſch ſelbſtthätig zeigt, iſt er unfähig, die Würkung des heiligen Geiſtes zu empfangen; zu dieſem Behuf muß er ſich als ein Inſtrument, blos leidend verhalten. Die Bedeutung dieſer Stelle iſt alſo:

Wenn der Spieler (המנגן) (der Diener Gottes) dem Inſtrumente gleich wird (כנגן), alsdann kömmt auf ihn der Geiſt Gottes. *)

Nun hören Sie noch, ſagte der Fremde ferner, die Erklärung einer Stelle aus der Miſchea, wo es heißt: **die Ehre deines Nächſten muß dir ſo lieb ſeyn als die deinige.**

Unſre Lehrer erklären dieſes auf folgende Art: Es iſt gewiß, daß kein Menſch daran Vergnügen finden wird, **ſich ſelbſt Ehre anzuthun**, dieſes wäre ganz lächerlich. Aber eben ſo lächerlich iſt es, auf Ehrenbezeugungen eines andern zu viel zu halten, da wir doch durch dieſe Ehrenbezeugungen keinen größern innern Werth erhalten, als wir ſchon haben. Dieſe Stelle will daher ſo viel ſagen: Die Ehre deines Nächſten (die dein Nächſter dir erzeigt) muß dir ſo wenig lieb ſeyn, als die deinige (die du dir ſelbſt erzeigſt)." B. J. konnte nicht

anders

---

*) Das Sinnreiche dieſer Erklärungsart beſteht darin, daß im Hebräiſchen נגן ſowohl das Infinitivum von **Spielen**, als ein **muſikaliſches Inſtrument** bedeuten, und das כ, das demſelben vorgeſetzt wird, ſowohl mit als, als auch mit **gleich** ausgelegt werden kann. Die hohen Obern, die die Stellen der heiligen Schrift aus dem Zuſammenhange herausriſſen, indem ſie dieſelben blos als **Vehikel** zu ihren Lehren betrachteten, wählten daher diejenige Bedeutung, die ihrem Prinzip von der Selbſtvernichtung vor Gott am angemeſſenſten war

anders als, ſowohl über die Vortreflichkeit der Gedanken, wie auch über die ſinnreiche Exegetik, womit ſie geſtützt wurden, vor Bewunderung außer ſich gerathen. *)

B. J.,

---

*) In Anſehung des letzten Umſtandes glaubt er ſich noch jetzt nicht ſchämen zu dürfen, indem er, da er doch gewiß kein Anhänger des chriſtlichen Glaubens iſt, dennoch folgende Explikation eines katholiſchen Theologen von einer Stelle in dem Ezechiel (44, 1 u. 2.) nicht genug bewundern kann, wo es heißt: **Und er** (der Geiſt Gottes) **führte mich wiederum zu dem Thore des äußern Heiligthums, das nach vornezu gerichtet iſt; und dieſes war zugeſchloſſen. Und der Herr ſprach zu mir: dies Thor ſoll zugeſchloſſen bleiben, und nicht aufgethan werden: und niemand ſoll darein kommen. Denn der Herr, der Gott Iſraels, kommt hierdurch. Es ſoll zugeſchloſſen bleiben.**

Dieſem Exegeſen zufolge ſoll dieſes eine prophetiſche Allegorie von der M. M. ſeyn. Man muß geſtehn, daß keine ſinnreichere Auslegung erdacht werden kann. Man ſieht auch hieraus, welchen Einfluß Leidenſchaften auf die Erhöhung der Erkenntnißkräfte haben, und wie Schwärmerei witzig macht; jeder Ausdruck iſt hier der Sache angemeſſen; **das Thor des äußern Heiligthums, das nach vornezu gerichtet iſt,** und dieſes: **war zugeſchloſſen. Dies Thor ſoll zugeſchloſſen bleiben, und niemand ſoll darein kommen; denn der Herr, der Gott Iſraels, kömmt hierdurch** ꝛc. Vortreflich! Wer erkennt hier nicht die M. M. an ihren Attributen? —

B. J., deſſen Einbildung durch dieſe Beſchreibungen aufs Höchſte geſpannt wurde, und der folglich nichts ſo ſehnlich wünſchte, als das Glück zu haben, Mitglied dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft zu werden, beſchloß eine Reiſe nach M. zu unternehmen, wo ſich der hohe Obere B. befand. Er erwartete alſo die Endigung ſeiner Dienſtzeit (welche nur noch einige Wochen dauerte) mit der größten Ungeduld. So bald dieſe zu Ende war, und er ſeinen Lohn erhalten hatte, trat er, anſtatt nach Hauſe (das nur zwei Meilen von da entfernt war) zu reiſen, ſeine Pilgerſchaft an. Dieſe Reiſe dauerte einige Wochen.

Endlich kam er glücklich in M. an. Nachdem er von ſeiner Reiſe ausgeruht hatte, gieng er nach dem Hauſe des hohen Obern, in der Meinung, ihm gleich vorgeſtellt werden zu können. Aber man ſagte ihm, daß er denſelben noch nicht ſprechen könne, daß er aber auf den Schabath mit den andern Fremden, die ihn zu beſuchen hieher gekommen wären, bei ihm zu Tiſche invitirt ſey; bei welcher Gelegenheit er das Glück haben würde, dieſen heiligen Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehn, und die erhabenſten Lehren aus ſeinem Munde zu hören, ſo daß er (B. J.) dieſes öffentliche Entrevue, dennoch, wegen des Individuellen ſich blos auf ihn Beziehenden, das er darin bemerken würde, als eine partikuläre Audienz betrachten könnte.

B. J. kam alſo am Schabath zu dieſem feierlichen Mahle. Er fand da eine große Anzahl ehrwürdiger Männer, die hier von verſchiedenen Gegenden zuſammen gekommen waren. Endlich erſchien auch der große Mann in einer ehrfurchteinflößenden Geſtalt, in weißen Atlas gekleidet. Sogar ſeine Schuhe und Tobaksdoſe waren weiß (die weiße Farbe iſt bei den Kabaliſten die Farbe der Gnade). Er gab einem jeden der Neuangekommenen ſein Schalam, d. h. er begrüßte ihn. Man ſetzte ſich zu Tiſche. Am Tiſche herrſchte eine feierliche Stille. Nachdem man abgeſpeiſet hatte, ſtimmte der hohe Obere eine feierliche den Geiſt erhebende Melodie an, hielt einige Zeit die Hand vor die Stirne, und fieng darauf an zu rufen: Z. aus H! M. aus R.! B. J. aus N. u. ſ. w. alle die Neuangekommenen bei ihren Nahmen, und den Nahmen ihrer Wohnörter, worüber dieſe nicht wenig erſtaunten. Jeder von ihnen ſollte irgend einen Vers aus der heiligen Schrift herſagen. Es ſagte jeder ſeinen Vers. Darauf fieng der hohe Obere an eine Predigt zu halten, der die beſagten Verſe zum Text dienen mußten, ſo daß, obſchon es aus ganz verſchiedenen Büchern der heiligen Schrift hergenommene unzuſammenhängende Verſe waren, er ſie dennoch mit einer ſolchen Kunſt verband, als wenn ſie ein einziges Ganzes geweſen wären; und was noch ſonderbarer war, jeder dieſer Männer glaubte in dem Theile der Predigt, der auf ſeinem Verſe beruhte, etwas zu finden, das ſich beſonders auf ſeine individuellen Herzensangelegenheiten beziehe. Sie geriethen alſo darüber, wie natürlich, in die größte Verwunderung. Es dauerte aber nicht lange, ſo fieng B. J. ſchon an von der hohen Meinung gegen dieſen Obern und die ganze Geſellſchaft überhaupt nachzulaſſen. Er bemerkte, daß ihre ſinnreiche Exegetik im Grunde falſch, und noch dazu blos auf ihre ausſchweifenden Grundſätze (Selbſtvernichtung u. ſ. w.) eingeſchränkt war; hatte man dieſe einmal gehört, ſo bekam man nichts Neues mehr zu hören. Ihre ſogenannten Wunderwerke ließen ſich ziemlich natürlich erklären. Durch Korreſpondenzen, Spione, und einen gewiſſen Grad von Menſchenkenntniß, wodurch ſie, vermittelſt einer Phyſiognomik und geſchickt angebrachter Fragen, indirekte die Geheimniſſe des Herzens herauszulocken wußten, brachten ſie ſich bei dieſen einfältigen Menſchen den Ruf zuwege, daß ſie prophetiſche Eingebungen hätten.

So mißfiel ihm auch die ganze Geſellſchaft nicht wenig, wegen ihres Zyniſchen Weſens und ihrer Ausſchweifung in der Frölichkeit. Um nur ein einziges Beiſpiel dieſer Art anzuführen, ſo kamen ſie einſt zur Betſtunde im Hauſe des Obern zuſammen. Einer unter ihnen kam etwas ſpät; die andern fragten ihn nach der Urſache davon. Jener antwortete, das geſchähe darum, weil ſeine

Frau dieſe Nacht mit einer Tochter niedergekommen ſey. So bald ſie dieſes hörten, fiengen ſie an ihm auf eine tumultuariſche Art zu gratuliren. Der hohe Obere kam aus ſeinem Kabinet dazu, und fragte nach der Urſache ihres lärmens. Sie ſagten, wir gratuliren dem P., deſſen Frau ein Mädchen zur Welt gebracht hat; darauf antwortete jener mit großem Unwillen: Ein Mädchen! er ſoll ausgepeitſcht werden. *)

Der arme P. proteſtirte dagegen. Er konnte nicht begreifen, warum er dafür büßen ſolle, daß ſeine Frau ein Mädchen zur Welt gebracht habe. Aber es half nichts, man bemächtigte ſich ſeiner, legte ihn auf die Schwelle, und peitſchte ihn derb aus. Dieſe Herren (außer dem einzigen, der das Opfer dafür war) geriethen dadurch in eine luſtige laune, worauf der Obere ſie mit folgenden Worten zum Gebete ermahnte: Nun Brüder, dient Gott mit Freuden!

B. J. wollte in dem Orte nicht länger bleiben. Er ließ ſich alſo von dem hohen Obern den Segen geben, nahm Abſchied von der Geſellſchaft, mit dem Vorſatze, ſie auf ewig zu verlaſſen, und reiſte wieder nach Hauſe.

Nun noch etwas von der innern Einrichtung dieſer Geſellſchaft.

Die

---

*) Ein Zug dieſer, wie aller unkultivirten Menſchen Verachtung gegen das andere Geſchlecht.

Die hohen Obern dieſer Sekte können, nach der Darſtellung des V. J., in vier Klaſſen gebracht werden: 1) in die der **Klugen**; 2) der **Liſtigen**; 3) der **Starken**; *) 4) der **Guten**.

Die oberſte, alle anderen regierende Klaſſe, machen, wie natürlich, die **Klugen** aus. Dieſe ſind erleuchtete Männer, die eine tiefe Kenntniß der Schwächen der Menſchen, und der Triebfedern ihrer Handlungen erlangt, und früh-

---

*) V. J. hat einen von dieſer Art kennen gelernt. Dieſer war ein junger Menſch von etwa 22 Jahren, von ſehr ſchwacher Leibeskonſtitution, hager und blaß von Geſicht. Er reiſte in P. als Miſſionair herum. Dieſer Mann hatte in ſeinem Anſehn ſo etwas Fürchterliches, Gehorſamgebietendes, daß er dadurch die Menſchen ganz deſpotiſch beherrſchte. Wo er hinkam, fragte er gleich nach der Einrichtung der Gemeinde, verwarf das, was ihm mißfiel und machte neue Einrichtungen, die aufs pünktlichſte befolgt wurden. Die Aelteſten der Gemeinde, mehrentheils alte ehrwürdige Männer, die ihn an Gelehrſamkeit weit übertrafen, zitterten vor ſeinem Angeſicht. Ein großer Gelehrter, der an die **Unfehlbarkeit dieſer hohen Obern** nicht hatte glauben wollen, wurde durch einen drohenden Blick, den jener auf ihn warf, ſo ſehr von Schrecken ergriffen, daß er darauf in ein heftiges Fieber verfiel, woran er auch geſtorben iſt. Dieſen außerordentlichen Muth und Entſchloſſenheit hat dieſer Mann blos durch frühzeitige Uebung im Stoizismus erlangt.

frühzeitig genug dieſe Wahrheit eingeſehn haben: Klugheit iſt beſſer denn Stärke, indem Stärke zum Theil von Klugheit abhängig, Klugheit von Stärke aber unabhängig iſt. Ein Menſch mag ſo viele Kräfte, und ſie in einem ſolchen hohen Grade beſitzen, als er will, ſo iſt doch ſeine Wirkung immer begränzt. Durch Klugheit aber und eine Art pſychologiſcher Mechanik, oder die Einſicht in den beſtmöglichen Gebrauch dieſer Kräfte und ihre Dirigirung können ſie ins Unendliche verſtärkt werden. Sie haben ſich daher auf die Kunſt gelegt, freie Menſchen zu beherrſchen, d. h. den Willen und die Kräfte anderer Menſchen ſo zu gebrauchen, daß, indem dieſe blos ihren eignen Zweck zu befördern glauben, ſie in der That den Zweck ihrer Obern mit befördern. Dieſes kann durch eine zweckmäßige Verbindung und Ordnung dieſer Kräfte erhalten werden, ſo daß man durch den geringſten Stoß auf dieſes Organ, die größte Wirkung hervor zu bringen im Stande iſt. Es iſt hier kein Betrug, weil, wie vorausgeſetzt worden, dieſe andern ſelbſt dadurch ihren Zweck am beſten erreichen.

Die Liſtigen gebrauchen auch den Willen und die Kräfte anderer zur Erreichung eines Zwecks, da ſie aber in Anſehung ihres Zweckes kurzſichtiger oder ungeſtümer als die vorigen ſind, ſo geſchieht es oft, daß ſie ihre Zwecke auf dieſer Andern Unkoſten zu erreichen ſuchen; ihre Kunſt alſo beſteht nicht bloß darin, daß ſie die Erreichung ihrer Zwecke (wie die Erſtern), ſondern daß ſie die Nichterreichung der Zwecke der Andern vor denſelben ſorgfältig verbergen.

Die Starken ſind Männer, die durch ihre angeborne oder erworbene moraliſche Stärke über die Schwäche Anderer herrſchen, beſonders wenn es eine ſolche Stärke iſt, die man bei andern ſelten findet, z. B. die Beherrſchung der Leidenſchaften außer einer einzigen, die ſie zum Zweck ihrer Handlungen machen.

Die Guten ſind ſchwache Menſchen, deren Erkenntniſſe als Willenskräfte ſich blos leidend verhalten, und deren Zwecke nicht durchs Beherrſchen, ſondern durchs Beherrſchenlaſſen erreicht werden.

Die oberſte Klaſſe, nehmlich der Klugen, weil ſie alle die Andern überſieht, von ihnen aber nicht überſehn wird, regiert natürlicher Weiſe alle die Andern. Sie bedient ſich der guten Seite der Liſtigen, und ſucht ſie von der andern Seite unſchädlich zu machen, indem ſie dieſe überliſtet, ſo daß, indem dieſe zu betriegen glaubt, ſelbſt betrogen wird.

Sie bedient ſich ferner der Starken zur Erreichung wichtiger Zwecke, ſucht aber, wenn es nöthig iſt, durch Entgegenſetzung mehrerer, ob ſchon geringerer, Kräfte, ihnen Einhalt zu thun.

Endlich bedient ſie ſich der Guten, nicht blos zur unmittelbaren Erreichung ihres Zwecks bei dieſen, ſondern auch zur Erreichung ihres Zweckes bei andern, indem ſie dieſe Schwachen den andern, als ein nachahmungswürdiges Muſter der Submiſſion empfiehlt, und dadurch die aus der Selbſtthätigkeit dieſer andern entſpringenden Hinderniſſe aus dem Wege räumt.

Dieſe höchſte Klaſſe fängt gemeiniglich mit dem Stoizismus an, und endigt mit dem feinen Epikuräismus. Ihre Mitglieder beſtehen aus den Frommen von der erſten Art, d. h. aus ſolchen, die ſich eine geraume Zeit der ſtrengſten Ausübung der Religions- und Moralgeſetze, und Beherrſchung ihrer Begierden und Leidenſchaften gewidmet haben; da ſie aber nicht, wie jene, den Stoizismus ſelbſt als Zweck, ſondern blos als Mittel zum höchſten Zweck des Menſchen, nehmlich der Glückſeeligkeit, betrachten, ſo bleiben ſie nicht dabei ſtehn, ſondern, nachdem ſie davon ſo viel, als zu dieſem Zwecke nöthig iſt, in ihre Gewalt bekommen haben, eilen ſie zum Zwecke ſelbſt, d. h. zum Genuſſe der Glückſeeligkeit.

Durch ihre Uebung im ſtrengſten Stoizismus iſt ihr Gefühl für alle Arten des Vergnügens erhöhet und veredelt worden, anſtatt daß es bei den groben Epikuräern immer ſtumpfer wird. Durch dieſe Uebung ſind ſie auch in den Stand geſetzt worden, ein jedes vorkommende Vergnügen ſo lange zu verſchieben, bis ſie ſeinen wahren Werth beſtimmt haben, welches bei den groben Epikuräern der Fall nicht iſt.

Die Veranlaſſung zum Stolzismus kann aber Anfangs blos im Temperamente gelegen haben, und nur durch eine Art von Selbſttäuſchung auf Rechnung der Selbſtthätigkeit geſchoben worden ſeyn. Dieſe Eitelkeit hat dann Muth zu wirklichen Unternehmungen dieſer Art gemacht, welcher Muth durch den glücklichen Erfolg immer mehr angefeuert worden.

Noch viel weniger iſt es von dieſen Obern (die keine Männer von Wiſſenſchaften ſind) zu vermuthen, daß ſie nach bloßer Anleitung der Vernunft auf dies Syſtem gerathen wären, vielmehr war wohl bei ihnen die Veranlaſſung dazu erſtlich das Temperament, zweitens Religionsbegriffe, und erſt hinterher mochten ſie zu einer deutlichen Erkenntniß und Befolgung dieſes Syſtems in ſeiner Reinheit gelangen.

Dieſe Sekte war alſo (in Anſehung des Zwecks und der Mittel) eine Art geheime Geſellſchaft, die ſich beinahe der Herrſchaft der ganzen Nation bemächtigt hätte, wodurch eine der größten Revolutionen in derſelben zu erwarten war, hätten nicht die Ausſchweifungen einiger ihrer Mitglieder ſo viele Blößen gezeigt, und ihren Gegnern die Waffen gegen ſie in die Hand gegeben.

Einige darunter, die ſich als ächte Zyniker zeigen wollten, verletzten alle Geſetze des Wohlſtandes, liefen auf öffentlicher Straße nackend herum, verrichteten in Gegenwart anderer ihre natürlichen

Bedürfniſſe u. dergl. Durch ihr Extemporiren (dem Prinzip der Selbſtvernichtung zu Folge) brachten ſie in ihren Predigten allerhand närriſches, unverſtändliches und verworrenes Zeug hervor. Einige wurden dadurch wahnwitzig, ſo daß ſie glaubten in der That nicht mehr zu exiſtiren. Endlich kam noch ihr Stolz und Verachtung gegen andre, die nicht von ihrer Sekte waren, beſonders gegen die Rabbiner, dazu, die, obſchon ſie ihre Mängel hatten, dennoch weit thätiger und brauchbarer waren, als dieſe unwiſſenden Müßiggänger.

Man fieng an ihre Schwächen aufzudecken, ihre Zuſammenkünfte zu ſtören, und ſie überall zu verfolgen. Dieſes wurde vorzüglich durch die Autorität eines berühmten, bei der Judenſchaft in großen Anſehn ſtehenden Rabbiners, Elias aus Wilda, bewerkſtelligt; ſo daß man jetzt kaum einige hin und wieder zerſtreute Spuren von dieſer Geſellſchaft findet.

Nachricht.

In dieſem Fragmente aus B. J. Lebensgeſchichte iſt (9. B. 1. St. S. 33.) bei der Erzählung, wie B. J. die lateiniſche und deutſche Schrift gelernt hat, ein Umſtand, der zur Erläuterung dieſer Stelle unentbehrlich iſt, weggelaſſen worden, nehmlich dieſer, daß B. J. die Nahmen und Ordnung der Buchſtaben ſchon vorher zufälliger Weiſe erlernt hatte.

5.

Theanthis und ihr Schweizerphiloſoph.

Eine pſychologiſche Geſchichte.

Die größte Geſchichte gebiert ſich aus Nichts, ſagt ein alter Dichter. So fängt eben meine kommende Geſchichte von einem einfältigen Mädchen an, das der klugen Welt wie Nichts iſt, das den Nahmen einer Einfältigen doppelt verdient, denn mit Einfalt der phyſiſchen Natur in ihrer ſimpeln Schönheit trieb es auch die Einfalt der moraliſchen Natur aufs höchſte, nahm damit einen von Natur kaltſinnigen armen Philoſophen ein, der beiderlei Einfalt im Wahrnehmen, Denken, Handeln zu beobachten gerade geneigt und befliſſen, allmählich beide zuſammen im Gleichgewicht, das die ganze Welt erhält, nach ſeiner guten Meinung zur weſentlichen Einfaltsmetaphyſik zu befördern dachte, wie ihm dieſe endlich populariſirt, und allgemeinnützig ein durchgängig praktiſch gültiges Einfaltsgeſetz der allgemein nothwendigen Beziehung aller Philoſophie und Vernunftkritik gab: Jedem ſeine Behörde: Friedrichs des Großen Symbolum, den Inbegrif aller Weisheit in allgemeiner harmoniſcher Billigkeit, da dieſe Billigkeit die lautere Vernunft ſelbſt in aller Höhe, Tiefe, Breite und Länge der anſtändigen Menſchheit wohl ſeyn ſoll, die allbefriedigende Convenienz, was bringen ſonſt alle gute Beobachter, Denker, Vergleicher am Ende aller Menſchlichkeit und Toleranz heraus? —

Toleranz bedürfen wir alle, wie der Philoſoph meiner Geſchichte und ſeine einfältige Schäferin, die einander nach achtzehnjähriger Herzensbekanntſchaft endlich auf einem mit Wolken umgebenen Bergſchloſſe heiratheten, nach tauſend durchdrungnen und überſtiegnen Schwierigkeiten, Proben und Gefahren, nachdem er gut das 51ſte, ſie aber das 42ſte Jahr zurückgelegt hatte.

Jacob und Rahel waren nicht ſo alt, als ſie einander um den Preis von vierzehn Dienſtjahren zum ganzen frohen Beſitzrecht erhielten. Da ſieheſt du ſchon, liebe Leſegeſellſchaft von Oſt, Weſt, Süd oder Nord! wenn je dieſe Seltenheit das Glück hat, dir unter Augen zu kommen, daß die Geſchichte von Nichts zu einer der größten Merkwürdigkeiten ſteigt. Da giebts auf einmal einen ſchönen großen Standpunkt, weit hinter ſich und vor ſich miteinander zu ſehen. Wen ſieheſt du lieber zuerſt? das Frauenzimmer geht voran, ſagt das Sprüchwort der Mode, und die Schönheit der Natur ſieht man auch eher als den Verſtand darin, davon, dazu, nicht wahr?

Unſre einfältige Schäferin war, nach gewiſſen gemurmelten Nachrichten, ein Kind der Liebe, das erſte ihrer Eltern, die ziemlich geſchwind heirathen mußten, damit nicht etwan eine frühe Frucht voraus komme. Noch ziemlich glücklich und nicht gar zu frühe kam ein engelſchönes Töchterchen ans Licht der Welt, in einer Schäferhütte auf dem Lande, wohin ſich die Mutter im Herbſt geflüchtet hatte, um nicht zu viel Beobachter umher zu haben. Sie war aus einem vornehmen Hauſe in der akroniſchen Inſel und Seeſtadt Tiliane, und hatte eine aus dem dreißigjährigen Kriege gerettete Gräfin von Taxis zur Ahnfrau. Uebrigens war ſie, nach Art mancher Vornehmen, ſehr nachläſſig erzogen, eher verwahrloſet, allem Leichtſinn und Eigenſinn Preis gegeben, daher ſehr natürlich Fälle der Ausſchweifung bei frühen Reizungen kommen. Der Gemahl, den ſie heirathete, war ein ſtolz begüterter und wohlgereiſeter Poſamentirer, luſtig für die Langeweile, gar bequem aus Trägheit, ſtolzem Eigenſinn und Wolluſt zuſammengeſetzt; das Paar da, es mochte nun ſo viel zuſammen bringen, als es wollte, verſtand ſich, dem Naturel und ſeinem Coſtume nach, ein Bischen zu wenig aufs Haushalten, machte ſo ein paarmal Bankerott, konnte bald ſich kaum ſelbſt mehr erhalten, und ſo mußte dann das erſte Kind, die älteſte Tochter, die nun vorſichtig ſtrenger nach Ehre, als die Mutter, erzogen ward, nach ihrem zwölften Jahre ſchon in die Dienſte andrer Vornehmen gehen,

hen, inzwiſchen noch drei Kinder, zwei Töchter und ein Knabe, darzu gekommen, die nun kaum mit Noth zu erhalten waren.

Der kümmerliche Zuſtand währte eine Weile ſo fort, bis der Philoſoph, als Arzt, wegen des kranken Knaben, zu denen Eltern kam, und dieſe bald in ein neues helles Haus, zu beſſerer Bequemlichkeit der Arbeit, und ihres kleinen Handels damit, zur Miethe ziehen konnten; da machte er ihnen dann größern Muth zum Fleiß mit dem herzhaften Rath, einen verſtändigen Geſellen, den ſie lange vorher gehabt hatten, aus der nunmehrigen weiten Entfernung ausdrücklich wiederum zu ſich zu rufen, einen Menſchen, der Geſchicke und Munterkeit genug hatte, die vortheilhafteſte Aufſicht, Einrichtung und Betreibung der Arbeit und des Handels zu beſorgen; das geſchahe, und damit konnten auch mehr Arbeiten gefördert und mehr Geſellen dabei unterhalten werden, daß es wie eine kleine Fabrik wurde, da ſchon außer dem Hauſe geringern Meiſtern und andern Armen einige dienliche Arbeit gegeben werden konnte. Dadurch wuchs aber die Haushaltung und deren Verwaltung ſo ſehr an, daß die Frau Hausmutter, die, aus Schuld eitler Erziehung oder Verwahrloſung, in der Küche und einer großen Hausordnung nicht ſehr beſchlagen war, und zu dem Anwachs des Hausweſens eine eigne Magd noch zu koſtbar fand, in tauſend Aengſten und Verlegenheiten gerieth, zumal da ihre jüngeren Töchter, noch zu klein, ſchwach, wild und flatterhaft, mehr verderben als gut machen konnten.

Die älteſte Tochter aber, die Theanthis unſrer Geſchichte, war nun in Dienſten eines der vornehmſten Häuſer in Archabone, einem der kleinſten See- und Handelsſtädtchen, das doch in bequemer und ſchöner Lage auf der Schweizerſeite des akroniſchen Seees verſchiedne große Handelshäuſer von patriciſchem Adel aus Schwaben enthielt, die nach Italien, Frankreich und ſo weiter handelten, auch in Lyon eigne Häuſer und Gewerbe hatten.

Eins dieſer patriciſchen Handelshäuſer hatte nun Theanthis als Köchin und Kinderwärterin ſchon viele Jahre bedient, und darin dreien Damen von der edlen Familie aufzuwarten, die da ziemlich gut zuſammen lebten, und miteinander das Haus voll Leute regierten.

Es läßt ſich ſonſt kaum einer einzigen delikaten Dame was recht genug machen, geſchweige denn dreien zuſammen. Theantis vergnügte durch einfältige Treue, Ordnung, Fertigkeit und Munterkeit alle dreie ſo ſehr durch etliche Jahre, daß ſie ſolche gerne beſtändig behalten hätten, und ihr alles vertrauen mochten. Wie nun auf dieſer Erde nicht leicht ein Gut iſt, das nicht ein benachbartes Uebel zum Kreuz darüber hat, ſo fand ſichs auch hier.

Der junge Herr des Hauſes, in voller Blüthe und Vergnügung bei einer ſchönen, guten, klugen und herzhaften Frau, war doch etwas zu munter und galant, um nicht endlich an der ſchönen Jugend und Treuherzigkeit der Theantis, die er anfangs nicht zu achten ſchien, zu viel Reitze oder Gefallen zu finden, wiewohl ſie, was ſie ihm aufzuwarten hatte, immer ſo gerad, kurz und ſtill ehrerbietig fertig machte, als möglich; im letzten Jahre ihres Aufenthalts in dem Hauſe wurde er oft zudringlicher mit reizenden Reden und verſuchten kleinen Kareſſen; davor hatte ſie aber mehr fliehende Furcht und Abſcheu als vor Widrigkeiten und Strengigkeiten, die ſie in ihrer Eltern Hauſe ſchon gut ertragen, und zum Beſten ſtill nutzen gelernt hatte, denn ſie ließ ſich die Widrigkeiten und Nöthe gerade zu Gott treiben und zum Halten des Herzens an Ihm, dem ſie alles Gute dankte. Die ſchlechteſten irrdiſchen Umſtände ließen ſie auch faſt nichts auf Erden erwarten, und verderbliche Ausſchweifungen, wo ſie etwan ſolche ſehen mußte, erweckten ihr deſto mehr Eckel und Abſcheu zum Zurückbeben. Zu bittre klare Früchte davon erſchrecken ſchon.

In letzterm gedachten Jahre fiel es dem jungen Hausherrn ein, oft frühe vor allen andern im Hauſe aufzuſtehen und ſich Thee machen zu laſſen bei ſeiner Schreiberei. Fand er nun die Köchin noch nicht in der Küche, ſo war er ganz ſonderbar artig, nahm ſeine Violine, die er gut verſtand, und ſpielte ein

Stückchen damit auf, vor der Kammer der Köchin, daß ſie hören, aufſtehen und ihm aufwarten mußte, welches ſie denn auch that, mit aller Fertigkeit, aber ſich von ſeinen vermeinten Reizen ſobald zu andern Arbeiten entfernte als ſie konnte. Sie bat Gott immer mehr im Herzen, ſie doch aus dem Hauſe von der Gefahr zu erlöſen, oder davor zu bewahren und ſie in Stille zu ſtärken, daß ſie alle Pflichten ehrlich erfülle, ohne den Hausfrieden zu ſtören.

Frühe von Kindheit an hatte ſie gut Schweigen, Thun und leiden gelernt, ſich an der heiligen Schrift und ſo einfältig kernhaften Schriften, vom Leben mit Gott oder Chriſto in ſtillem Geiſt, ſehr frühe erbaut und zu halten am beſten gefunden, wie Thomas von Kempis und ſeines gleichen waren.

Drei Jahre vor ihrem Ausgang aus dieſem Hauſe befand ſie ſich einſt in einem erſtaunlichen Gewitter, das allen ſchrecklich ſchien, als käme der jüngſte Tag. Man ſchien ſich vor Erdbeben, Donner und Blitzſchlägen faſt nirgends ſicher. Da war Theanthis ſo entſchloſſen, nahm ihr Wartekind auf den Arm, lief damit in den Garten des Hauſes, dachte dabei: Wenn ichs gleich nicht werth bin, ſo mag mich doch Gott um des unſchuldigen Kindes Willen erhalten, verſchonen! Aber unter freiem Himmel, in ganzer Angeſicht ſchrecklichen Gewitters von allen Seiten, übergab ſie ſich dem Allmächtigen auf Gnade und Ungnade, opferte ſich ihm unumſchränkt zu allem Möglichen auf, allen ſeinem Willen ewig zu ganzer Aufopferung ergeben zu ſeyn, wenn ſie auch verzehrt würde wie ein Brandopfer, und nach der Aufopferung war und blieb ſie ganz ruhig mit dem Kinde unter allen Schrecken der Natur umher.

Von da an war ihr der höchſte Richter voll Größe, Heiligkeit und Güte im Geiſt klar gegenwärtig, wie ein Muſter der Vollkommenheit über alles, und jemehr er ihr majeſtätiſch rein über allen Begrif vorkam, deſto liebenswürdiger und lieber ward er ihr, nicht mehr erſchrecklich, im Gegentheil, wenn wieder ein Gewitter kam, ſo war ſie nun voller Freuden, die Größe, Allmacht, Herrlichkeit und Güte Gottes darin zu bewundern, anzubeten, zu lieben, ſogar, daß ſie ſich um der Freude Willen in die größte Einſamkeit von allen Menſchen dann entfernen mußte, um ſie nicht in Unſchuld zu ärgern.

Auf ihren zuweilen erlaubten einſamen Spaziergängen ſahe ſie die Größe und Güte Gottes an aller Schöpfung bis zum Entzücken, und im Gewiſſen erſahe ſie ſeine Heiligkeit als die verehrungs- und befolgungswürdigſte Vollkommenheit, und ſo ward ihr die dreifache Vorſtellung der Größe, Heiligkeit und Güte des einigen Höchſten die drei Jahre lang, und weiter, die kräftigſte und durchdringendſte zu allem Rechten, Ewigen, Wahren und Guten. Der junge Herr Hauspatron wußte und merkte nicht, daß ein Stärkerer über alles, auch in ewigen Reizen, ihr Herz ſchon mächtig eingenommen hatte, ſonſt hätte er ſich vergebliche Mühe und Scham erſpart.

Inzwiſchen ſie oft nach Erlöſung von Gefahr in dieſem Hauſe ſeufzte, ſo ſeufzte ihre Mutter zu Hauſe jenſeit des Sees nach ihr, und hatte doch gar nicht das Herz, ſie aus dem vornehmen, reichen und einträglichen Hauſe ſelbſt zurück zu verlangen. Denn Nöthe aus langen Unbeſonnenheiten machen ganz verlegen, wie ſinnlos. Da machte ihr der Philoſoph, der ſowohl als Arzt als aus Vetterſchaft Freund des Hauſes war, wiederum ganz friſchen Muth, ihr vorſtellend, daß ohne eine ſolche Perſon, wie die älteſte Tochter, die in den vornehmſten Häuſern große und weitläuftige Haushaltung fertig und gut gelernt, all ihr jetziges Hausweſen wiederum den Krebsgang und bald zu Grunde gehen würde, zumal da ſie, die Hausmutter, öfters unpäßlich und ohnedem ſchwächlich ſey von vielerlei Empfindlichkeiten, wodurch vieles in Unordnung komme und in Ruin gerathe, es ſey daher die Hülfe der erſten Tochter nicht nur jetzt abſolut nothwendig, ſondern auch durch vernünftige Vorſtellung und Bitte von der vornehmen Herrſchaft richtig und wohl zu erhalten. Er gab dann an, wie die nothwendige Vorſtellung an die Herrſchaft füglich in einem Schreiben zu verfaſſen ſey, und an die Tochter könne ſie ſchreiben, wie es ihr Herz verlange. Geſagt, gethan; es gieng.

Theanthis kam bald glücklich aus dem lang bedienten großen Hauſe in ihre Heimath zurücke, zu allſeitiger Zufriedenheit. Da war ſie nun ganz eifrig in ordentlicher Beobachtung der ganzen Haushaltung, und beſonders in braver Beſorgung der Küche, deren Mühe ſie der Mutter abnahm, und dieſe konnte nun mehr den Erforderniſſen der Poſamentfabrik, einigen ſimpeln Vorarbeiten dazu, und den Handel damit abwarten und helfen, wozu ſie geſchickter war als zum Haushalten, daher hatte ſie denn nun mehreres Vergnügen in ihrer füglich verbeſſerten Lage, auch mehr muntre Geſundheit zu genießen. Theanthis ſetzte nun friſch und frei ihren Lauf fort in hurtiger, fertiger und ordentlicher Arbeit, in Beſorgung des Hauſes und der jüngern Geſchwiſter zu ihrer beſſern Ordnung. Vom frühen Morgen an verſah ſie alles bis tief in die Nacht, da ſie oft bis um eilf und zwölf Uhr des Nachts zu ſchaffen hatte, doch richtete ſie alles immer fertiger unter dem Poſamentirgetümmel ſo gut ein, daß ſie endlich manchmal um zehn Uhr Nachts nach allen andern ruhig zu Bette gehen konnte.

Neben ihrer Arbeit, und all dem rauſchenden Getümmel der andern, fieng ſie nun einen neuen Lauf im Geiſt an, von dem vorigen weit verſchieden. Bisher hatte ſie in der kleinen und kargen Zeit, die ihr zu einſamer Andacht übrig war, wiewohl ihr einfache ſtille Arbeit auch zur Herzensandacht diente, ſich diſcurſiver Beobachtungen bedient, frommer

Betrachtungen und damit affectiver Gebetsarten, ſich zu allem Guten, zu ewigem Rechten und Wahren zu gewöhnen, zu ermuntern, zu ſtärken, auszubreiten, mit Denken an Gott und ihre Pflichten, ſich ſo gut, ſo genau und ſo eifrig zu unterhalten, als ſie konnte.

Allein die gleich anfänglich nach ihrer Heimkunft ſehr überhäuften Arbeiten und Beſorgniſſe in ihrer Eltern Hauſe machten ihr das diſcurſive Denken und Betrachten zur Zeit ihrer kleinen Andacht beſchwerlich. Das Denken häufig neuer Geſchäfte erforderte und brachte ſchon zu viel Anſtrengung. Des Nachts wurde die Ermüdung zu groß, ihr lebhafter Eifer im Denken und Betrachten, im diſcurſiven Anwenden und Affektioniren der Gründe, Mittel und Zwecke der Religion erſchöpfte ſich, obgleich ihr Herz immer mehr davon eingenommen, und Religion gleichſam ihr Leben wurde, mitten unter aller mühſeligen Erfüllung ihrer Pflichten und Zerſtreuung vom Getümmel des Hauſes, das Ohren und Augen ermüdete.

Ihr Eifer in Uebernahme aller Mühſeligkeiten war ſo groß, daß, wenn ſie ihr gleich viel Leiden und Geduld nöthig machten, ſie doch wünſchte noch mehr aufnehmen und leiden zu können. Ja ihr Herz brannte im Aufopferungseifer für ihr ganzes Haus, gleichſam von Hunger und Durſt nach Laſttragen und Leiden; daher ſie auch allen andern manche Ar-

beit

beit abnahm, wenn und wo ſie nur mit der ihrigen fertig war.

Dagegen nahm die denkende Geſchäftigkeit ihres Geiſtes in der ſtillen Andachtszeit ab, und erſank nach Erfüllung ihrer Pflichten und Angelegenheiten in Ruhe der Seele. Darin ward ihr nun Gott ſo unendlich erhaben, daß ihre ganze Seele im Stillſchweigen vor ihm verſank, und nur im Vertrauen auf den Unumſchränkten ruhte. In der Ruhe verwandelte ihre Denkgeſchäftigkeit ſich nach und nach in blos allgemeine Aufmerkſamkeit der Seele auf ihren allgenugſamen, allguten Gott und Herrn, mit allgemeiner Herzensneigung zu ihm und zum einfältigen Befolgen deſſelben, im eifrigen Dienſt des Nächſten ſein Opfer zu ſeyn. An dieſer innern Betragensart fand ſie allmählich, daß ſie Genüge hatte, und bekam zugleich damit eine allgemeine und gar einfache Aufmerkſamkeit auf ihre ganze Seele und ihren ganzen Wandel mit Gott von innen, als wenn nichts als der Einige, Allgenugſame und ihre einfache Seele in der Welt wäre, mit allgemeiner Beobachtung alles zu thun dienlichen und möglichen von außen um Gottes willen.

So gieng ihre einfältige Seele nach und nach geradezu in allgemeinſte reine Geſinnung, gleichſam in eine metaphyſiſch praktiſche Allgemeinheit und Einfachheit über, wie eine reale praktiſche Monade in bloßer reiner Grundlage zum allgemeinen Beſten, und wurde damit der allgemeinſten und ſimpelſten praktiſchen Religionsphiloſophie empfänglich. Die beſteht ganz einfältig in geradem Rechtthun, und damit alles an Gott überlaſſen, ihm folgen im guten Thun und leiden, und darin mit Ruhe der Seele, des Vertrauens auf Gott und ſein Ebenbild, ins Unendliche fortgehen. Alles geht ſtufenweiſe zur Einfalt der ewigen Natur, und ſprungweiſe kanns und ſolls nicht.

Bei dieſem ſtillen und ſanften Geiſtesübergang in allgemeine Einfachheit, wurde ſie eine Herzensvertraute unſers anfangs gedachten Schweizer-Philoſophen, den wir Arcas nennen, als ganzen Freund der Arkadiſchen Natureinfalt. Sie eröfnete ihm gelegentlich alle ihre Herzens- und Geiſtesbeſchaffenheit, ihrer Angelegenheit gemäß, ſo viel ſie davon wie ſtammelnd ausdrücken konnte, weil ſie keine metaphyſiſch abſtrakte Sprache gelernt hatte, und er verſtand ſie ganz und gab ihr ſimpeln Beifall, wo ſie den rechten Weg traf, nach ſeiner Einſicht, zu allgemeiner Billigkeit der Achtung für Gott und den Nächſten, und ſchnitt nur im Rathen allmählich ab, was überflüſſig von zu großem Eifer des Naturels ſchiene, um ihr Weſen in mehr Gleichgewicht und damit in guten Beſtand und ebenmäßigen Fortgang zu bringen, zumal aller Beſtand, der Beharrungsſtand aller Dinge, geiſtig und phyſiſch (nach des ſimpeln Naturäquators, des grundverſtändigen Schweizers **Lamberts** Philoſophie, wie nach aller Welt Erfahrung, deren Grund auch **Herders** Gott mit ſeiner herrlichen Nemeſis lehrt), vom Gleichgewicht und Ebenmaaß der Kräfte, Erforderniſſen und Füglichkeiten abhängt, vom richtig begränzten Gleichgewichte des Grundes, Mittels und Zwecks, darin alles Weſen der Dinge und ihr grades Vollkommenheitsmaaß ſelbſt beſteht, ſo weit es in Anlagen und ſtets ebenmäßigem Wirken der Natur zu ſehen, zu beobachten iſt, wie Newtons Himmelsſyſtem ſchon gezeigt hat.

Eine Anlage zu der Gleichgewichtsphiloſophie hatte unſer Schweizer-Philoſoph von ſeinem guten Vater, der außer der Ordnung ſeiner Pflichten, worin er pünktlich lebte, für alles übrige der Welt die größte Gleichgültigkeit hatte. Er war aber Rentamtsverwalter in Tiliane, und hatte in jüngern Jahren, der Patriciſchen Kaufmannſchaft in Lyon und Arrhabone zu getreuer Buchhalterei gedient; am letztern kleinen Orte zeugte er auch ſeinen erſtgebohrnen Sohn, unſern Schweizer-Philoſophen Arcas, in einer ausnehmend guten und glücklichen Ehe, mit einer in beſten Kreuzproben bewährten redlichen Landsmännin, die zwar koleriſches Feuer, aber zugleich ſcharfen Verſtand, große Bedenklichkeit und Religion in Geiſtesfreyheit mit äußerſter Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe ſowohl als Geſchicklichkeit hatte, zu allem Dienlichen; alſo für einen Mann von großer Gleichgültigkeit außer ſeiner Pflicht, die beſte Frau war.

Der erſte Sohn nun, unſer Arcas, hatte die Gleichgültigkeit ſeines Vaters für alles Aeußere der

Welt geerbt, die ihn zum ſehr neutralen Beobachter in freiem Geiſt machen konnte, und von der Mutter das Feuer zum Denken, das er ganz zum Studieren und Beobachten alles ihm möglichen anwandte; denn ſchon im neunten Jahre fieng er von ſelbſt an, das lernen und Studieren mit Auszugmachen aus Büchern, des Tages bis in die Nacht um zwölf oder ein Uhr fortzuſetzen, und im Sommer des Morgens um drei oder vier Uhr wieder anzufangen, ohne Schaden davon zu erfahren: denn im Herbſt, Winter und Frühling ließ er ſich mehr Zeit zur Ruhe, und nach der erſten Hitze eines Sommers ſtudierte er viele Jahre mit mehr Maaße und Beobachtung ſeiner ſelbſt, ohne andre Anführung als ein Gefühl ſeiner Stirne, das ihn bemerken ließ, wenn er ſich etwan zu ſehr anſtrengte, und die Stirne geſpannt fand: da ließ er denn augenblicklich eine Minute oder mehr nach, um dann friſch wieder fortzufahren. Mit ſolchen kleinen Unterbrechungen geſchah es, daß er gar wohl ganze Monate und Jahre ſeinen Studierfleiß fortſetzen mochte, munter gleichſam ganze Bibliotheken zu verſchlingen, und beſonders zuſammenhängende hiſtoriſche, poetiſche oder philoſophiſche Werke in einem fort bis zu Ende zu bringen, um ihren Geiſt ganz zu faſſen, allgemeine Ueberſichten zu erhalten zu Generalbegriffen, nachdem er die Bibliothek ſeines Vaters zuerſt durchſehen, die meiſt theologiſch, welthiſtoriſch und mediciniſch war; theologiſch und hiſtoriſch von der Liebhaberei ſeines Vaters, der von frühester Jugend her gern Theologie für ſich ſelber ſtudierte, und mediciniſch-phyſiſch von einem ſeligen Bruder ſeines Vaters her, der Medicin und Chirurgie ſtudiert hatte, und jung verſchieden war.

Der Vater hatte einen ſtillen und unpartheiiſch gründlichen Forſchgeiſt, und da er bei ſeinem Latein, Franzöſiſch und Italiäniſch, nur Kaufmänniſch gelehrt war, in Debet und Credit, nach Art der Buchhalterei, ſo richtete er auch ſein theologiſches Studieren für ſich ſelber ſo buchhalteriſch ein, ſetzte in Auszügen aller Theologie, die er ſich machte, Gründe und Gegengründe auf zwei Folioſeiten gegen einander über, wie Debet und Credit, und da er auch die ganze polemiſche Theologie ſich bekannt machte, ſo ſetzte er alle ſogenannte Ketzereien auf die eine Seite, und die Gegengründe auf die andre. Damit erwarb er ſich eine tabellariſche Ueberſicht, und oft auch nach ſeinem Grundforſchungs-Geſchmack für Abſtammungen, gleichſam Genealogie von allem Pro und Contra, und dadurch die reichſte ordentliche Bequemlichkeit zu unpartheiiſchen Grundbetrachtungen des Reichs von dem Ewigen, der da iſt, deſſen bibliſch patriarchaliſcher Grundbegrif ihm allgenugſames reines Liebesweſen, Licht und Leben war.

Dieſe Ideen führten ihn endlich einmal über und wider ſein Vermuthen in bibliſch theologiſche

Einſicht der Wiederbringung aller Dinge zum erſten kindlichen Ebenbild Gottes. An dieſer dem Vater neuen und alldurchdringenden Einſicht zur hellſten Erklärung der ganzen göttlich väterlichen Haushaltung des Ewigen, nahm nebſt der Mutter auch ihrer beider, damals zwölfjähriger Sohn Areas auf ſeine Art Theil. Dieſer, der bis dahin alles hiſtoriſch ſtudiert hatte, auch die ganze Kirchen- und Ketzerhiſtorie, und litterargeſchichte der Kirchenväter, nebſt den erſten apoliſchen ſelbſt, fieng bei dem neuen Licht an zu philoſophiren, vom Ende aller Dinge zu ihrem Anfangsgrunde zurück zu gehen, da nehmlich am Ende aller Dinge Gott alles in allem ſeyn ſoll, ſo ſchloß er rückwärts, ſo muß es im Anfang geweſen ſeyn, da natürlich klar aus Gott ſelbſt, dem reinen Allgrunde, zuerſt alles vollkommen rein kam, alles voll lautrer göttlicher und im Grunde verborgner Urſprungs- Muſters- und Zielsherrlichkeit. Und ſo gebahr die theologiſche Allzurechtbringungslehre des Vaters einen jungen philoſophiſchen Pantheiſten.

6.

Obereits Widerruf für Kant.

Ein pſychologiſcher Kreislauf. *)

Suum Cuique. Deo a priori.
Me regat Aequa Fides! Recto Vobisque Quirites,
Res fortunatem, feliciter ac bene vortat!
Quintus *Ennius.*

Et redit ad Dominum, quod fuit ante ſuum.
Eleg.

Doktor Obereit, Philoſoph beim Cabinet ſeiner Durchlaucht des Herzogs von Meiningen, erklärt hiemit allen und jeden, denen es zu wiſſen dienlich und erſprießlich ſeyn mag, aus bloß eigener Ueberzeugung

---

*) Dieſer Aufſatz, der uns vom Herrn Pr Schmidt in Jena zugeſchickt worden iſt, verdient hier in dieſem Magazin, nicht ſeines **Inhalts**, ſondern ſeiner beſondern **Form** wegen, einen Platz. Es iſt Herrn Obereits **philoſophiſches Glaubensbekenntniß** in Curialſtyl abgefaßt; was aber Herr Obereit damit haben wolle, da ihm niemand dieſes Glaubensbekenntniß abgefordert hat, können wir dem Leſer nicht ſagen, außer (was auch der Leſer ſo gut wiſſen kann, als wir), **daß es der Welt bekannt werden** möchte. **S. M.**

zeugung und Bewegung, niemanden ſonſt zu lieb noch zu leid, als ein freier Schweizer, nur zu unpartheiiſch gemeinnützigſter Beförderung und Beſtätigung des Beſten einer geſunden Philoſophie: Daß er bei der Hinfälligkeit des menſchlichen Lebens und Wichtigkeit des Alters, in Kürze der Zeit und des Raums, ſo viel füglich Gemeinnütziges als möglich auf den wichtigſten Denkpunkt zuſammen zu bringen gedacht, da er eine völlige und die größte Revolution ſeiner Denkart für das Reich der Philoſophie erfahren, die unzähligen merkwürdig und edlen Geiſtern frei redlicher Großmuth am nutzbarſten auf immer ſeyn könnte. Hievon meldet er nun gradaus, daß er, nach fünfjähriger Abweſenheit von Jena, ſich wiederum dahin verfügend, um die philoſophiſche Revolution da ſelber von Grund aus zu beobachten, zuerſt die neue Theorie des Vorſtellungsvermögens von Reinhold, dann ſeine Beiträge zur Berichtigung bisheriger Mißverſtändniſſe der Philoſophen, darin die Grundlegung der neuen Elementarphiloſophie, mit allem Fleiß eingeſehen, welche beide Werke ihm von dem edelmüthigen Herrn Adjunkt Schmid ſogleich mitgetheilt worden, deſſen Moralphiloſophie, wegen ihres Werths über alle, ſich Obereit ſchon in Meiningen angeſchaft hatte: ferner, daß er endlich Reinholds Schrift über das Fundament des philoſophiſchen Wiſſens, von ihm ſelbſt aus der Preſſe gütigſt mitgetheilt, mit ganz freiem Gemüthe geleſen, den Gang des Autors in allem Vortrag, Schritt vor Schritt, beobachtet, alle neuen Unterſcheidungen und Entwickelungen genau bemerkt, den natürlichen Zuſammenhang durchaus richtig gefunden, *) und wo er Bedenklichkeiten fand,

---

*) Den natürlichen Zuſammenhang im Reinholdiſchen **Fundament des philoſophiſchen Wiſſens**, wie auch in ſeiner **Theorie des Vorſtellungsvermögens und den gedachten Beiträgen**, muß jeder unpartheiiſche Selbſtdenker richtig finden; und, wie ich dafür halte, ſo hat dieſe Theorie, in Anſehung ihrer **ſyſtematiſchen Form**, die höchſte Vollkommenheit, die irgend eine Theorie erreichen kann, und das ihr zum Grunde liegende Syſtem kann als Muſter eines vollkommenen Syſtems aufgeſtellt werden. Von der andern Seite betrachtet aber, glaube ich erſtlich, daß **nur die Philoſophie** (nach H. Reinholds Erklärung) eines ſolchen Syſtems fähig ſey, und eine jede andre Wiſſenſchaft ſich demſelben nur immer nähern kann, ohne es völlig erreichen zu können. Zweitens fehlt es dieſer Theorie in der Philoſophie ſelbſt an der **materiellen Gewißheit**. Herr Kant legt ſeinem **kritiſchen Syſtem Erfahrung**, als unbezweifeltes Faktum, zum Grunde, woraus er hypothetiſch die Realität der Grundbegriffe und Sätze a priori beweiſt. Nun hat aber der kritiſche Skeptiker allerdings Recht, das Faktum ſelbſt (daß wir Erfahrungsſätze haben, die objektive Nothwendigkeit und Allgemeingültigkeit ausdrücken) in Zweifel zu ziehn, und folglich auch die darauf gegründete Realität gedachter Prinzipien ſelbſt. Herr **Reinhold** legt ſeinem Syſtem den **Satz des Bewußtſeyns** als Thatſache zum Grunde, nehmlich: **Im Bewußtſeyn**

fand, dieſelben dem Autor ſelbſt frei eröfnet, der ſie auf der Stelle mündlich klar und gut gehoben, und damit allen Nebel zerſtreuet hat.

Vornehmlich hat beſagten Obereit, in den Reinholdiſchen Beiträgen, das erklärte Verhältniß der Theorie des Vorſtellungsvermögens zur Kritik der reinen Vernunft vollkommen überzeugt, daß er, Obereit, die Kritik der reinen Vernunft von Kant

lange

ſeyn wird die Vorſtellung durch das Subjekt vom Subjekt und Objekt unterſchieden und auf beide bezogen. Dieſer Satz kann nicht vom Bewußtſeyn überhaupt (auch einer Wahrnehmung), ſondern blos vom Bewußtſeyn einer Vorſtellung (einer auf eine Syntheſis, als Merkmal aufs Objekt ſich beziehende Wahrnehmung) gelten. Eine bloße Wahrnehmung, ehe ſie in irgend eine Syntheſis gebracht wird, bezieht ſich auf nichts außer ſich ſelbſt, und nur dadurch, daß ſie als Beſtandtheil einer Syntheſis gedacht worden iſt, bezieht ſie ſich auf dieſelbe, als eine **Vorſtellung** auf das **dadurch Vorgeſtellte.** Sie kann ſich auch auf das **Ding an ſich**, d. h. nicht blos auf die **wirkliche** (das **Vorgeſtellte**), ſondern auf eine mögliche Syntheſis überhaupt (das Kantiſche x) beziehen, weil in dem Begriffe einer **beſtimmten Syntheſis** der Begrif einer Syntheſis überhaupt nothwendig enthalten ſeyn muß. Dieſes alles kann aber nicht vom Bewußtſeyn einer Wahrnehmung gelten, folglich iſt gedachter Satz nicht allgemein.

S. M.

lange vorher und bis dahin ſehr unrecht gefaßt, das Kritiſche nicht genetiſch genug angeſehen, hiemit im Grunde gar nicht nach des Autors Sinn verſtanden hat. Er iſt erſt durch die Reinholdiſche Vorſtellungsart, die er durchaus natürlich genetiſch entwickelnd gefunden, zu rechter Sinneseröfnung gekommen. Genetiſch auf ſeine eigene Art, wie ſich an Kants Platz, hatt' er ihn verſtanden.

Obereit hatte zwar ſchon im September vorigen Jahrs, nachdem er die neue **Kritik der Urtheilskraft** von Kant mit größter Aufmerkſamkeit durchgeleſen, am Ende ihm eine Kapitalſache über die Spekulation gewonnen gegeben. Beim höchſten Gegenſtande und Intereſſe nehmlich, begab er ſich der zuletzt vorkommenden grundſcharfen Entdeckung, der Unzulänglichkeit aller Beweisverſuche für das Daſeyn Gottes außer dem Moraliſchen, gab auch ſeine eignen vormaligen Beweiſe dafür aus Ueberzeugung auf, ſo äußerſt eingenommen er ſonſt für ſie war, denn er erkannte nun die beſtmöglichen Spekulativen ſelbſt, als aus moraliſcher Sinnesart **abſtammend**; *) da er die Gewohnheit hat, nicht halb, ſondern ganz auszudenken, und zuſammen zu nehmen, was zuſammen gehört, ſo ſchlug er ſich, der neuen Grundeinſicht zufolge, nun ganz auf die Seite der **praktiſchen Vernunftkritik**, die er immer vorher für das Beſte von Kant gehalten, grad zuerſt ſo; hiemit erſt das Jahr 1788, für das volle Neulicht, 101 Jahr nach der erſten bekannten Erſcheinung von **Newtons** Principien.

---

*) Alſo auch die beſtmögliche Spekulation der Mathematik wird von H. Obereit als aus moraliſcher Sinnesart abſtammend erkannt? Vermuthlich will H. Obereit hiemit ſo viel ſagen: der moraliſchen Sinnesart liegt, nach dem Kantiſchen Moralprinzip, der Satz des Widerſpruchs zum Beſtimmungsgrunde. Nun

Eben in dieſem Jahre erſchien auch eine rein populäre und Nazareniſch weiſe Grundlegung zur Metaphyſik der Sitten von **Mutſchelle**: Ueber das ſittlich Gute. Nun aber fand ſich noch mehr bei genauerer Betrachtung des höchſten praktiſchen Vernunftprinzips, daſſelbe fand ſich nun auch für alle Spekulation, für alle Selbſtthätigkeit im Denken als allgemein gerecht, geſetzgebend, hiemit gemeinnützig für ſich zum höchſten Grundgeſetz aller Philoſophie, eben zur abſoluten Convenienz aller, aller Vernunft durchaus zu erheben, worin er nun

---

Nun aber muß dieſer Satz einer jeden Spekulation als Conditio ſine qua non zum Grunde liegen, folglich ꝛc.. Aber damit hat uns H. Obereit nichts Neues geſagt; jeder Denker ſtimmt mit ihm hierinn von aller Ewigkeit her überein. Sollte er aber damit ſagen wollen, er erkenne bloß die Moral, worin der Satz des Widerſpruchs nicht blos Conditio ſine qua non, ſondern reeller Beſtimmungsgrund ſey, für die beſtmögliche Spekulation, ſo ſagt er freilich hiemit was Neues! **S. M.**

alles in allem begrif, wie in der höchſten Rechtsregel: **Suum cuique!** die ſchon im Kantiſchen Satz des Widerſpruchs: Keinem Ding kommt was Widerſprechendes zu, am **weiteſten** begriffen iſt, realer im Selliſchen: Das Daſeyn, und was zum Daſeyn gehört, kann unmöglich nicht da ſeyn. *)

So ſtimmte ihn Kants **Kritik der Urtheilskraft** zuerſt ganz und gar zum pragmatiſchen Beobachter, auch alles Spekulativen, überall um. Denn auf Selbſtdenken allein, oder blos Spekuliren, hält er außer dem Nothwendigen eben nicht viel, aber auf **Selbſtbeobachten**, bis auf den Grund, unendlich viel. **) Das war eine ganze Revolution.

---

*) Dieſer Satz, der einer Philoſophie zum Grunde liegt, von der man bei ihrer **höchſten Evidenz** mit niemanden ſprechen **darf** und **kann** — ſtammt keinesweges aus der **Kantiſchen** Philoſophie. Dieſer zu Folge iſt das (wirkliche) Daſeyn eine Modalität die das Verhältniß des reellen Objekts (der Anſchauung) zum Subjekt ausdrückt. Denkt man alſo alle Anſchauungen weg, ſo wird dadurch auch ihr Daſeyn weggedacht. Verſteht aber Herr Obereit das blos **logiſche** Daſeyn (das Setzen eines Prädikats), ſo gehört dieſer Satz nicht blos der Kantiſchen, ſondern einer jeden Philoſophie überhaupt. **S. M.**

**) Hierin hat auch H. Obereit vollkommen Recht. Aber kann er das Kantiſche Moralprinzip durchs Selbſtbeobachten beſtätigen? Ich glaube ſchwerlich. Je mehr er (oder irgend ein andrer) ſich ſelbſt beobachten, und ſich zu den Prinzipien ſeiner Handlungen

auf

tion. Da giengs recht nach des alten ſeeligen Johann Jacob **Moſers** Verschen:

Nachdem das Herz den Kopf gelehrt,
Hat dieſer ſich ganz umgekehrt,
Auch in den Grundideen. *)

Das iſt auch wohl die alleràlteſte Gelehrſamkeit der Menſchenkinder, bei ſchiefem Herzen die ſchlimmſten werdend, bei gradem reinem die beſten

---

auf dem Wege der Induktion nähern wird, deſto mehr wird er ſich von dem Kantiſchen Moralprinzip entfernen, indem er nach einer genauen pſychologiſchen Entwickelung finden wird, daß, ſo entfernt von allem (materiellen) Intereſſe dieſe anfangs zu ſeyn ſcheinen, ſie dennoch ſich darin auflöſen laſſen; folglich kann er nicht durch das **Selbſtbeobachten**, ſondern nur durchs **Selbſttäuſchen** und eine Art des **Machtſpruchs** dazu gelangen. **S. M.**

*) Ich kann mir nicht vorſtellen, daß das Herz den Kopf lehre, man nähme denn an, daß das Herz (Gefühlsvermögen) dem Kopfe (Erkenntnißvermögen) ihm bisher unbekannte Gefühle zum Vergleichen darbiete. Dieſe Gefühle müßten alſo an ſich evident ſeyn. Das **moraliſche Gefühl** aber hat ſeinen Grund nicht im Herzen, ſondern im Kopfe (in der Vernunft), und ſein Daſeyn als Gefühl kann noch immer in Zweifel gezogen werden. Hier iſt alſo der Fall umgekehrt, der Kopf oder die Vernunft muß dem Herzen ein Gefühl (Achtung fürs Geſetz), als Folge ihrer Idee, durch einen Machtſpruch aufdringen, d. h., es belehren. **S. M.**

und himmliſchen, welche Grundlage zum Bauen darauf das Licht der Welt von Nazareth auch am beſten verſtand, und zeigte bis auf dieſen Tag. Dabei gedachte er auch zu bleiben, zu leben und zu ſterben, und keine Spekulation noch ſpekulative Kritik mehr zu achten, *) außer dem praktiſchen höchſten Vernunftgeſetz, und ihm gemäß, je genauer je beſſer. So beurtheilte er nun alles rückwärts, alles Spekulative nach dem höchſten Praktiſchen. **)

Der Reinholdiſche Grundſatz des Bewußtſeyns nun, der ihm ganz unſchuldig vorkam, als Fundament einer neuen univerſalen Elementarphiloſophie, konnte ihn endlich durch den deutſchen Merkur am dringendſten erwecken, von neuem einmal ein philoſophiſches Elementarſtudium anzufangen. Sein Alter machte ihn nur etwa um ein Jahr jünger als den großen Kant, ließ ihn doch auf platoniſchem Popularitätsgeſchmack, den er am Hof erhalten, am Herzen und Kopf frei, munter, heiter und aufgeräumt, ſo ſchwer beladen auch nur ſein Styl ſeyn mag (nur nicht ſo kerngut als Hallers und Perſii Satyren, Pindar und Epiktet, ſeine frühen Lieblinge), nachdem er über ein halb Jahrhundert die

---

*) Alſo nicht einmal eine Spekulation noch ſpekulative Kritik zu achten! S. M.

**) Ich wünſchte von H. Obereit belehrt zu werden, wie er doch die mathematiſchen Wahrheiten nach dem Praktiſchen beurtheilen mag? S. M.

Philoſophie aller Zeiten und Nationen, ſoweit möglich, auch die ſonſt in der Welt ungeachtete, dunkelſte, tiefſinnigſte, paradoxeſte, allgemein gleichgeſinnt, neutral und frei durchgangen hatte, jede nur in Prinzipien und beſten Quellen ihrer Art, nach ihrer Geiſtesmanier wie ein Schauſpieler ſeine Rollen,

> Nullius addictus jurare in verba magiſtri,
> Multa tulit fecitque puer, ſudavit & alſit.

Auch als ſpäter Autor, ſchon in der Geburt veraltet, wollte er weder herrſchen noch kriechen, nur in Mitte Freiheit zum Unendlichen. Denn ehe ein Philoſoph de Sansſouçi ſeyn kann, muß erſt der Philoſoph *de Grandſouçi* in aller Länge, Tiefe, Breite, Höhe da ſeyn. Nunmehr findet er am beſten, Reinholds natürlich ſimpel genetiſche Theorie und Elementarphiloſophie mit Kants allgemein praktiſchem Vernunftgeſetz zu vereinigen, und in Abſicht der erſten ſpekulativen Vernunftkritik von Kant widerruft er hiemit förmlich laut überall alle Urtheile über ſie, die er, ſeit 1787 von der verzweifelten Metaphiſik an, bis in dieſes laufende Jahr ſeines Schattenfechtens, in öffentlichen kleinen Schriften, die zum Glücke keinen Anhang keinen Bruit zu machen taugten noch beſtimmt waren, ſich hat entfallen laſſen als voreilig, vorſchüſſig, ſagen die Schweizer, null und nichtig. — So lange und ſo weit einer in ſeiner eigenen

Sphäre ſeines eigenen guten Sinnes bleibt, den er am meiſten im Leben beobachtet und angebaut hat, ſo mag er wenigſtens ſich ſelber verſtehen und Grund für ſich haben, auch alles Fügliche dazu, aus allem ſchon gemeinnützig Vorhandenen, in der ganzen weiten Welt darzu nehmen, brauchen und ſich dienen laſſen, ſo baut er ſeine Sache an, ſo gut er immer kann, mit aller Welt in Frieden; aber auf fremdem Gebiet jagend, was und wo ſeine Sache nicht iſt, wird er vogelfrei. Was iſt abſolute Vernunft in allem Spekulativen und Praktiſchen, als abſolute Billigkeit? Gebt und laßt Gotte was Gottes iſt, und jedem Dinge gehörig das ſeine. Suum Cuique! Ad unum *Abſolute Aequum* omnia.

Obereit bekennt hiemit öffentlich, daß Kants Kritik der reinen Vernunft in rechtem Verſtande, nach Reinholdiſcher Entwickelung, genau richtig und ohne Irrthum ſey, und läßt ihr hiemit alle übrigen bekannten und ſchätzbarſten Vorzüge, vor allen die große Zweckbemerkung, daß die Natur das ganze ſpekulative Vermögen zum Behuf und zur Gründung des moraliſchen hauptſächlich eingerichtet habe, welche erhabene Bemerkung zugleich die Beſtimmung der Vernunftgrenzen in ſich faßt. Nur das einige kann er nicht geſtehen und finden, daß ſie ohne allen Mangel a priori ſey; hievon zeugt ſelbſt die Mangelerſetzung, der unerklärten Vorausſetzungen, durch die Reinholdiſche Theorie des

Vorſtellungsvermögens; *Non omnia* poſſumus omnes! *)

Obereit war ein ſchwacher, im Alter vor allem, der erſt durch eine akkommodirende Vorſtellungs- oder Entwickelungsart, wie die Reinholdiſche für ihn war, zu rechter Einſicht vom voraus kritiſchen Kant gelangen konnte. Daraus lernen wir alle, ſammt und ſonders, daß neuer Wein oder gar Weingeiſt eines ſtarken reinen, hohen tiefen Geiſtes, in alte Schläuche nicht taugt, daß alſo die Schläuche,

---

*) Daß die Kantiſche Kritik a priori iſt, kann H. Obereit nicht bezweifeln, aber verſteht ſich, **hypothetiſch**, indem, meiner innigſten Ueberzeugung nach, Kant nie im Sinne gehabt hat, durch ſeyn Syſtem **die Skeptiker zu überführen.** Kants Art zu philoſophiren iſt dieſe: da die Dogmatiker den Erfahrungsſätzen **objektive Wahrheit** und Allgemeingültigkeit beilegen, und als Faktum vorausſetzen, ſo müſſen ſie alles zugeben, was mit dieſem Fakto nothwendig verknüpft iſt, und ohne welches dieſes Faktum, das, nach ihrer Vorausſetzung, wirklich iſt, nicht möglich wäre. Da aber dieſes nur als Bedingung der Möglichkeit des Faktums ſeine Realität hat, ſo kann es außer demſelben keinen Gebrauch haben. Daß aber die Kantiſche Kritik mangelhaft ſeyn ſolle, kann ich nicht glauben. Herr **Reinhold** hat blos der ſyſtematiſchen Form mehr Vollſtändigkeit gegeben, keinesweges aber etwas der Theorie Unentbehrliches hinzugefügt, folglich trift hier nicht das: non omnia poſſumus omnes! ein. **S. M.**

wenn ſie ja neu zu füllen wären, erſt durch ſimpel Waſſer oder Feuer, Luft und Sonne gereinigt, wie Tabula raſa werden müſſen, daß nehmlich zu ganz reinem Faſſen, reinem Kritiſiren, reinem Theoriſiren eben ſo viel abſolut frei reſolute, lautre, ganze, ſtätige Selbſtverleugnung, ja Selbſtvergeſſung gehört, als zu reinem Praktiziren eines reinen Willens. Augen, Ohren, Herzen, Edle, wo es noch giebt, merkt auf! Nicht umſonſt zeigte Diotima, des Sokrates wahre Liebeslehrerin, daß diejenige Liebe, die zwiſchen Himmel und Erde Gemeinſchaft ſtiftet, eigentlich Philoſoph ſey, Dolmetſchergeiſt des Himmels für die Erde, der Erde für den Himmel, wie nach unſerer weitern Ausſicht, Vorſteller des Urquells aller Kräfte, Geſetze und Formen für die Natur, und ſo, der Grundharmonie aller urſprünglichen Spontanität und Receptivität zu ihrer Wechſelwirkung, Gemeinſchaft und Fruchtbarkeit, alles aus Einem Prinzip und zu dem Einen zurück durch harmoniſche Temperatur in allen Wirkungsſphären der ewigen reinen Liebe.

Was iſt nun Philoſophiren? In einzig würdigem Sinn iſts lauterlich lieben, die reine, die weſentliche Harmonie, die da Wahrheit heißt, in lautrer Liebe ihr ganz ſich ſelbſt aufopfern. Höchſte Wahrheit, ſey ſie theoretiſch oder praktiſch, iſt an ſich abſolute Convenienz, ewig ganzes, lautres Gegentheil des abſoluten Widerſpruchs an ſich. Die Ewige iſts werth. Unendlich iſt ihre Klarheit, ihre

Schönheit, ihre Fruchtbarkeit, unüberwindlich ihre Stärke. Sie ſelbſt die pur lautre All-Einheit des ewigen Rechts und unveränderlichen Guts aller Zeiten und Völker, aller Weſen, aller Himmel im Geiſte der Unſterblichkeit!

Obereit gab ſich, unter und nach tauſend Zerſtreuungen ſeiner Lage, ſein Schattenleben lang hienieden, mit Vergleichung aller Prinzipien aller Philoſophen ab, zu ſehen, wo Defekt, wo Exceß, wo Gleichgewicht zwiſchen beiden in Mitte zu treffen, wo eins dem andern aushelfen kann, was zuſammen füglich, was trennbar, wo das Band von allen, wo der Scheidepunkt, wie alles gehörig unterſchieden, doch in Einem zu begreifen, diakritiſch-ſyntetiſch zugleich iſt. Er hatte insgemein, da er faſt überall wechſelſeitige Gebrechen fand, den Sinn des großen Bacons von Verulam (dem der alte ſimple Schweizer mehr Maximen für Wahrheit zu danken findet, in ſeinem kleinſten Theile, als allen andern berühmten Weltgelehrten von jeher) vor Augen: Tum autem homines *Vires ſuas* noſcent, cum *non eadem* infiniti, ſed NB! *omiſſa alii* tractabunt. Wenn nicht alle einerlei, jeder was von andern Vorbeigelaſſenes beobachtet, dann wird wechſelſeitigen Bedürfniſſen begegnet. Er ſahe, daß durch bloſſes gehöriges oder füglicheres Suppliren, wo es möglich, all den größten nothwendigen Uebeln in der Welt, ohne andre Korrektur, ohne Streit, könnte abgeholfen werden, wenn die Menſchen einmal beliebten, die Mode anzunehmen, auf den Grund zu ſehen, wo es fehlt, wie von Grund aus zu begegnen. Und wenn dieſes gradezu zu ſchwer, dann nur auf den Zweck zu ſehen, den man eher findet, was der für einen Grund, für ein Hauptmittel, für ein Gewicht oder Maaß und Fügen von beiden erfordere, um dem Zwecke gleich zu kommen, ſo alles durch Gleichung zu finden, da in Grund, Mittel und Zweck, und ihrer Angemeſſenheit für einander alles beſteht. Und iſt nicht gründlich zweckmäßig Suppliren alles in allem, was der Welt fehlt und noth thut?

Was aber nun durch abſoluten Realismus a priori, auf genetiſche, ganz andre Manier als Spinoza, Obereits Beobachtungsgeiſt vor Zeiten für erhebliche Grundmängel a priori an der Kritik der reinen Vernunft zu finden und ſogleich a priori zu erſetzen Sinn hatte (nun freilich einem Klügern als Obereit, eher und anders am Ende als am Anfange denkbar), ſiehe das ſteht in dem Aufklärungsverſuch der Optik des ewigen Naturlichts, Berlin, bey Decker 1788. Es war ſchon drei Jahr vorher in einem Proſpekt des Friedenstempels aufgeſetzt. Da muß aber der Kontext ſo grobe Druckfehler verbeſſern, daß der umgekehrte Verſtand wieder aufrecht zu ſtehen kommt, wiewohl dieſes Jahrhundert den ganzen ſtufenartig freien Geiſtesproſpekt da bis ins Innerſte, eher für einen ganzen Druckfehler anſehen, etwa zu Methuſalems oder Melchiſedeks

Welt aufs wenigſte verbannen möchte, nach Belieben.

Obereit war doch weder Supernaturaliſt, ob er gleich Lavaters Freund war, noch materialer, blos phyſiſch-mechaniſcher oder cosmologiſcher Naturaliſt, noch dogmatiſcher Theiſt à la Mode, noch dogmatiſcher Skeptiker, für ſich ſelbſt war er ein verſuchend kritiſcher an allen Syſtemen, auch an ſeinem eigenen, wenn und ſo weit er eins hatte, da er immer von neuem bis nun mit Vergleichung aller alten und neuen Principien zu lernen anfieng, aber am liebſten in größter Einfalt fieng er an vom ſimpelſten aller Weſen, dem Ewigen von ſelbſt, dem weſentlich unendlich Freien, in ſich ſelbſt allein Allgenugſamen, damit fand er einen abſolut univerſalen Moral-Naturalismus über allen phyſiſch-cosmologiſchen, insgemein fataliſtiſchen, und über allen ſcholaſtiſch blinden Supernaturalismus, der außer dem buchſtäblichen Anhangen an Ton und Schein keinen Grund hat. als ſelbſt in der Blindheit am moraliſchen oder naturaliſchen Vollkommenheitsgeſetz, das ſelbſt natürlich, gradruales und höchſtes Bedingungsgeſetz der Theilnehmung an des lautern Vollkommenheitsweſens, an des ſelbſtſtändigen Allgutgeſetzes Gemeinſchaft iſt; wie man denn den durchgängig ſo klar grundfeſten Moral-Naturalismus über alles ganz fertig formirt ſehen kann in Gamaliels Spatziergängen, über Berliniſche Wunderbetrachtungen 1780, bei Perrenon. Wie auch ſchon im urſprünglichen Geiſter- und Körperzuſammenhang nach Newtoniſchem Geiſt, Augsburg bei Lotter 1776, ſo nur in einem Paar Bogen beſteht.

In höchſt moraliſchem Verſtande leuchtete ihm am höchſten über alles ſyſtematiſch ein: Des Apoſtels Pauli Dreiklang von Gott: von Ihm, durch Ihm, und zu Ihm ſind alle Dinge. Alſo von Ihm, als höchſtfreiwirkſamem Urgrunde, durch Ihn, als höchſtfreithätigem Urmittel, zu Ihm, als höchſtfreierfüllendem Urzweck. Freikraft iſt dem Urſprung gebender Urgrund, Freithätigkeit das beſtimmende Urmittel, Freierfüllung der vollendende Urzweck, das iſt natürlich in gutem Begrif. Von ſich abſolute Selbſtkraft, abſolute Selbſtthätigkeit, abſolute Selbſterfüllung iſt ſich ſelbſt abſolut genugſam, von, durch, für ſich ſelbſt ſchon Urgrund, Urmittel, Urzweck, und **ins Unendliche fort** für alles von ihm Mögliche, als unumſchränktes Allgut **mittheilbar**, nach jeden Dinges Fähigkeit und ewig billigen Mittheilungsbedingungen, da ewige Weſengeſetze immer gleich gut für alle ſind, Geſetze der Vollkommenheit ins Unendliche fort.

So iſt alles Abhängliche **Original-Receptiv** des Grundbeſtandes vom allkräftigen Urgrunde, der Beſtimmung oder Einrichtung vom Urmittel, der Erfüllung, Vollendung, Befriedigung vom Urzweck. So iſt alles fundamental dreiharmoniſch in Grund, Mittel und Zweck verfaßt, die einander gleich füglich ſind, und unzertrennlich in Grundkraft, Mittel-

Univ. Bibl.
München

kraft und Zielkraft, in Gleichgewicht und Ebenmaß, zum Beſtand und zur Schönheit, und hiemit zur anſtändig und ebenmäßig wirkſamen Fruchtbarkeit, alles von, durch, zu Einem Originaldreiklang der höchſten harmonievollen Freiheit, der allgleich beruhigenden Allgenugſamkeit, für alle Subjektivität, Objektivität und Finalität von beiden, für alle Spontanität, Receptivität und Reaktivität in beide zur Erfüllung aller dreien in einem Dreiklange. Sowohl in der ganzen moraliſchen als in der ganzen phyſiſchen Welt herrſcht die dreifache Beziehung, und da die phyſiſche mit der moraliſchen verbunden und dieſer untergeben iſt, zur moraliſchen Regierung, ſo iſt die phyſiſche Welt nicht blos abgeſonderte Maſchine, nicht für ſich allein da, ſondern für die moraliſche, hiemit der ganzen moraliſchen Welt Organon, alles Phyſiſche hat moraliſche Zeichenbeziehung, ſo iſt die ganze Welt, als moral-phyſiſch, ein moraliſch, aktives, paſſives und reaktiv moraliſch bezeichnendes Ganze. Denn auch ſtumme Bezeichnung redet zum Moralweſen, wie mit der ganzen Natur ein Jachim Boas durch dramatiſches Hierogliphenſyſtem.

Nach einer ſolchen univerſal-moraliſchen Geiſtesſtimmung nun, die vom Urweſen der Freiheit von, durch, für ſich ſelbſten a priori erſchien, war ihm der allgemeine Grundſatz des Bewußtſeyns von Reinhold, der ſich ſelbſt beweißt, natürlicher und willkommner, als die mit unendlichem Raum und

Zeitfluß ohne Geneſis wie mit einem plötzlich ſich in uns verſetzenden Feenhimmel anfangende Kritik der reinen Vernunft, wiewohl dieſe ihre gute Urſachen zu ſo einem erhabenen Anfang hatte. *)

Allein es iſt kein Wunder, daß der Satz des Bewußtſeyns bisher in der jetzigen faſt ganz populär und zerſtreuungevoll gewordenen Vernunftwelt noch keinen Eingang zu finden ſcheint, nicht ſo viel als des Carteſii mehr auffallendes Cogito, ergo ſum, weil eben der Reinholdiſche Elementarſatz bei aller ſeiner Natürlichkeit und lautern Einfalt doch auch ſogar dem ſonſt alle Spekulation trocken gewohnten Obereit anfänglich und bis ans Ende zu ſpekulativ, wie kernleer, ins Auge fiel, ob er gleich das Fundament alles praktiſchen ſowohl als theoretiſchen Elementarwiſſens ſeyn ſollte.

Man ſieht ihm ſeine Grundfruchtbarkeit gar nicht an, wie hingegen der Satz des zureichenden Grundes aller Welt gleich fruchtbar und allen Vernunftgegnern furchtbar in die Augen fiel, der Satz des Bewußtſeyns aber braucht und rührt blos einfältigen Verſtand, und dieſer iſt in unſrer ganzen Kunſtwelt gar zur Rarität worden, da die Welt nicht

---

*) Freilich hat die Kritik der reinen Vernunft ihre guten Urſachen dazu, und wenn Herr Obereit dieſe guten Urſachen ſo deutlich eingeſehn hätte, als er ſie nur dunkel ahndete, ſo wäre dieſe Vergleichung anders ausgefallen. **S. M.**

nicht begreifen kann, daß in der größten Einfalt alle Menſchen mögliche Weisheit verborgen liegt. *)

Eben das letzte war aber der alte Schweitzer Obereit ſehr frühe gewohnt zu merken, in Schweizereinfalt, bei ſimpelſten Prinzipien, deren Generalitäten gros dem Grunde nach, ja faſt den Proſpekt einer Allwiſſenheit giebt, und der ganze Inbegriff allgemeiner ewiger Wahrheiten, was kann er urſprünglich ſeyn als ein Generalausdruck des allfaſſenden Verſtandes, uns in der Grundform mitgetheilt?

---

*) Ein ſehr wahrer Satz, der aber leicht gemißbraucht werden kann, und wirklich gemißbraucht wird (wie das Beiſpiel des Herrn Obereits ſelbſt beweißt). Die Reinholdiſche Theorie des V. V. enthält freilich die einfachſten Prinzipien aller Wiſſenſchaften überhaupt, und iſt, in ſofern ſie in einer **Kritik des Erkenntnißvermögens** gegründet iſt, die Conditio ſine qua non zu allen Wiſſenſchaften. Wollte man aber mit Herrn **Obereit** ſagen, daß alle **Wiſſenſchaften ſchon darin verborgen lägen**, ſo wäre es ſo viel als ſagte man: **die ganze Geometrie liegt ſchon in dem Begriffe des Raumes verborgen;** weil alle Gegenſtände der Geometrie und ihre Verhältniſſe nur im Raume gedacht werden können. Herr **Obereit** probire einmal irgend ein Phänomen in der Natur durch die aus der Kritik der reinen Vernunft, oder der Theorie des V. V. geſchöpften Prinzipien zu erklären und wiſſenſchaftlich zu beſtimmen. Herr **Obereit** erinnere ſich an ſein: ſuum cuique, aber auch nicht mehr als das Suum! **S. M.**

theilt? Die Wahrheit kann ja nur durch den Verſtand ſeyn, ohne den keine, und iſt der endliche nicht Grund genug darzu, ſo muß es ja wohl der unendliche ſeyn? *) Der durch ſich ſelbſt allgenug iſt, da nichts ohne das ſeyn kann, wodurch es iſt.

Der Unendliche kann wohl ohne uns endliche Kleinigkeiten ſeyn, das Unendliche per ſe gegeben, bedarf ja nichts Endliches, wir aber können ſchon in der bloßen Möglichkeit nicht ohne den Unendlichen ſeyn, der objektiv ins Unendliche mittheilbar iſt, ohne deſſen Verſtand der unſrige durch ſich ſelbſt allein nichts iſt. Er gab uns alſo, daß wir von allen Schranken abſtrahiren können, wenn wir Ihn rein denken, das iſt das Größte und Fruchtbarſte, was wir im Denken vermögen, wodurch deſſen größte und reine Fruchtbarkeit im Allgemeinen gegründet wird, wie auf andre Art durch den bloßen Begrif des abſoluten Seyns für ſich allein, ohne welches per ſe Gegebenes gar kein Relatives, hiemit keine Welt nur möglich iſt. Und Seyn und Vermögen iſt Eins, denn was Nichts vermag, iſt Nichts. —

Er

---

*) Dieſes ſcheint gar nicht der **kritiſchen Philoſophie**, wozu ſich Herr **Obereit** bekehrt hat, angemeſſen zu ſeyn. Dieſe weiß von keinem **unendlichen Verſtande** was zu ſagen. Sie iſt in ihren Forderungen beſcheiden, und ſucht nur die Bedingungen der Möglichkeit eines **endlichen Verſtandes** anzugeben, welches für uns hinreichend iſt.

So hängt alles an einem Seyn, in Einfalt. Wie in der Empfänglichkeit zum Empfangen allgemeiner Anziehungs- und Ausbreitungsreitz allempfangenden klaren Raum darſtellt oder anſchaulich macht, und mit dem Gleichungsreitz von und für beide im kürzeſten Ebenmaaß, der ſtetig fliegenden Zeit, ſo viel nur möglich zuſammen zu nehmen, den ſinnlichen Grund aller Schönheit in uns giebt, da die Natur in und außer uns durch lauter Realentgegenſetzungen, wie Feuer und Waſſer, fruchtbar iſt, ſo macht hingegen die mechaniſche Kunſt durch Gewicht und Gegengewicht nur unfruchtbaren Stillſtand, hiemit Contraſt gegen die ſimpel antithetiſch fruchtbare Natur.

Conſequent demnach, daß in den ſimpelſten Prinzipien, wie in dem ſimpelſten Weſen, von dem ſie ſind, die größte Fruchtbarkeit liegt, wenn mans ihnen gleich noch nicht anſieht, ſahe ſich Obereit um, nachdem er die Vorſtellungstheorie, die Beiträge und die Fundamentſchrift Reinholds durchaus beobachtet hatte, da kehrte er endlich, um obiger Urſach willen, für ſich allein den Satz des Bewußtſeyns auf alle mögliche Seiten des angelegenen größten univerſalen Intereſſes, ohne welches, und zwar ſichtbares bis zum Augenſchein, endlich die größte und feinſte Spekulation, Kritik und Syſtematik dem Allbeobachter eine taube Nuß iſt. Und da das Geſetz des Gleichgewichts nach Newton, und dem ihm höchſt ſimpel kosmologiſch proſequirenden

Schweizer **Lambert** das ganze Univerſum regiert, nach letzterm auch in allen Kräften der Weſen und Sachen durchaus wie Ebenmaaß zum Beſtand nothwendig, hiemit real metaphyſiſche Einheit, Wahrheit und Güte ausmacht, da das Halten des Gleichgewichts der Seele, wie des Ebenmaaßes in der ſchönen Sinnlichkeit ſchon insgemein guten Ruf, zu allgemeinnütziger Anwendbarkeit im Geiſterreich hat, da auch **à la Newton** ſchon der herrliche jüngere **Hemſterhuy's** das Maaß der **allgemeinen geiſtigen Anziehung** der Seelenwelt eröfnet, ſo beobachtete der gerade alte Schweizer in allgemein geiſtigem Sinn, ob nicht das Geſetz des Gleichgewichts auch im Satz des Bewußtſeyns nach der Schnur angemeſſen ſey? und er fands genau, da das Subjekt, das Objekt, und die Vorſtellung im Bewußtſeyn einander gleich nothwendig, gleich wichtig, allſeitig gleich unzertrennlich in Beziehung auf einander ſind, durch ebenmäßige Aktivität, Receptivität und Reaktivität. Und ſo im Gleichgewicht muß das Bewußtſeyn ſtehen, wenn die größte Unpartheilichkeit unendlich wichtig ſtatt haben ſoll. Da iſt ein gleichſeitig **philoſophiſcher** Triangel zur Probe.

Wenn nun Obereit für ſich Kants praktiſches Prinzip und Reinholds Elementar-Fundament unendlich fruchtbarer findet, auch allem wie mathematiſch angemeſſener, mehr darin als Kant und Reinhold ſelber genau oder ausdrücklich zur Zeit ihrer

Verfaſſung dareln wollten gelegt haben, wie Obereit auch mehr in Lamberts Gleichungsgeſetze und Pauls Dreiklang zu finden denkt, als dieſe ſelbſt zu ihrer Zeit, nun wohl, ſo wiſſen die Gelehrten längſt: inventis facile eſt addere, die Erfinder gehen doch immer voraus, ſo geht jeder ihnen nach, ſo weit er kann und mag, jedesmal für jetzt in ſeiner Ordnung, jeder in ſeinem Kreis und jetzt geziemenden Geſichtspunkt, einſtimmig in Grund und Zweck und allgemeinen Weg, verſchieden in beſondern Mitteln und Wegen der Vorſtellung, wie jedem die Vorſehung giebt oder finden läßt, ſo wird Mannigfaltigkeit und Einheit im Ordnungsreich der Geiſter erhalten, am Ende kommen alle zu einem Ziel der ewigen Natur und unendlichen Wahrheit oder Harmonie, alſo Verſchiedenheit, auch von Oſt, Weſt, Nord, Süd zu Einem Mittelpunkt und All, kein Schade für alle Welt!

Möchte der Geiſt der freien Schweiß über alles nach ihrem größten Newtoniſch-philoſophiſchen Landsmann, dem nach Herders Gott noch zum Allebenmaaß nutzbaren verklärten Lambert, auch ſeinen noch auf Erden erhabenſten Freund Kant durch Kants edeln Freund Reinhold frei klar ſehen! Im beſten Lichte freier Natur!

Du, ſchwinge ſelbſt vielmehr des Geiſtes Kräfte los,
Nicht ewig für die Zeit, nicht für die Erde groß.
Und höherer Sorgen werth. Sieh jenem Himmel zu ꝛc.

von Haller.

Sicanimus ſylvas, ſylve ſint Conſule digne.
Virg.

Noch eine Capitalanmerkung eines Veteranen in der Philoſophie, das ganze philoſophiſche Reich betreffend, vergönne man allerſeits frei geneigt bei dieſer Gelegenheit, die ſonſt nicht wiederkommen dürfte. Kruſius hat ſchon die Gebrechlichkeit der ſogenannten mathematiſchen Methode des Spekulirens, ſo wie ſie Carteſius und Wolf zur Philoſophie anwandten und einführten, gezeigt, daß man auf dieſe Nachäffungsart ganz conſequent, ſyſtematiſch auf die falſcheſten Reſultate komme, wie Spinoza. Der größte ſyſtematiſche Skeptiker Hume kann auch zum Exempel dienen mit Vernichtung aller Vernunft durch gemeine Vernunft und Logik, weiter nichts. Und Kruſius gab eine weit ſtrengere und tiefere Logik, die kein Wolf hält noch verdaut, ſo wenig als die ſtreng vorhergegangene mathematiſch förmliche von dem ſcharfſinnigen Adolph Friedrich Hofmann, einem Vorgänger in Principien des großen Platners, der alle denkbare vereint.

Den erſten Grund dazu legte der erſte unter allen Deutſchen, der eine ſynthetiſch kritiſch erfindende Philoſophie nur verſuchte, und ſchon die ganze damalige philoſophiſche Welt gegen ſich hatte, wie Kant anfänglich die jetzige, Andreas Rüdiger. Lambert aber, als Newtoniſcher Phyſiker und Mathematiker von Profeſſion und Gleichungsakkurateſſe, hat den Schaden mit einem Blick des Durchmeſſers im Grund eingeſehen, und ganz ſimpel gezeigt, daß Wolf und auch die größten ſeiner Nachfolger die mathematiſche Methode nur halb, nicht vollſtändig gebraucht haben, und daher in alle Fehler der Halbdenker und Halbmeſſer, die überall in der That zu kurz kommen, gefallen ſind, daß man hingegen, vom Capitalfehler weg, aufs äußerſte bemerken und beſorgen müſſe, die mathematiſche Methode vollſtändig, ganz Euklidiſch im Geiſt, nicht Buchſtaben der äußern Form, zu beobachten, um durchgängig beſtimmte Generalbegriffe, wie den des Zirkels, Triangels ꝛc. zu bekommen, die denn auch durchgängig richtig anwendbar ſeyen, ja nach denen, wenn was darnach zu meſſen möglich, der Mathematiker ſogleich ſeine Dimenſion recht anbringen könne, ohne vorher weitere Veränderung und Berichtigung des Begriffes oder Satzes zu richtiger Meßbarkeit zu bedürfen, wie bisher der Fall insgemein war. —

Iſt dieſe abſolut nothwendige lambertiſche Forderung nicht von aller Philoſophenwelt, außer Kant, bisher vergeſſen worden? Vertrakt! Iſt je deren Erfüllung in Philoſophie zu vollem Bewußtſeyn gekommen? Iſt wohl das Bewußtſeyn an ſich ſelber, der Tag der Seele, ihr Gewißheitsmaaß nach Lambert, noch nie zu ganzem Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt bei der ganzen Welt gekommen? Wo je?

Unſelig Mittelding, von Engeln und von Vieh!
Du prahlſt mit der Vernunft, und du gebrauchſt ſie nie.
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu ſchwach, ſie zu verſtehn, zu ſtolz, ſie zu entbehren,
Du bleibeſt ſtets ein Kind, das täglich unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet:
Du urtheilſt überall, und ſuchſt nie recht, warum?
Einbildung iſt dein Rath, und du ſein Eigenthum.
Im Geiſterlabyrinth, in ſcheinbaren Begriffen,
Kann auch der Klügſte ſich in fremde Bahn vertiefen,
Wenn auch ſein ſichrer Schritt ſich nie vom Pfad vergißt,
Am Ende ſieht er doch, daß er im Anfang iſt.
Wohl angebrachte Müh! gelehrte Sterbliche! —
Euch ſelbſt mißkennet iſt, ſonſt alles wißt ihr eh.
Ach! eure Wiſſenſchaft iſt noch der Weisheit Kindheit,
Der klugen Zeitvertreib, ein Troſt der ſtolzen Blindheit.

v. Haller.

Wo iſt der Mann von Witz und Redlichkeit,
Der fauler Dummheit Macht und Heer nicht ſcheut,
Der Feſſeln müd', in kühnem Geiſt entbrannt,
Zuerſt für alle, ſich allein verbannt:
Den dichten Lanzenhang im Sterben niederdrückt,
Und über ſeinen Leib den Weg zur Freiheit brückt?

Bodmer.

lamberts Zeit und Gelegenheit, die der phyſiſchen Mathematik meiſt gehörte, verſtattete ihm nicht, jene durchgängige Beſtimmungsangabe für die Methaphiſik ſelbſt genau auszuführen, nur als Wegbahner durchaus kritiſcher Vernunft Anfangsverſuche darzu zu machen, die in ſeinem Organon und ſeiner Architektonik der Begriffe zu ſehen, welche letztern, ihm ſelbſt zu wenig genugthuend, er anfänglich nie Sinn hatte, ſelbſt heraus zu geben, ohne zu ſehr gedrungen zu ſeyn, weil die größte Theurung und doch Nichtachtung, freien und reinen Grundverſtandes herrſchte, da er ſelbſt behauptete, die Logik ſey noch lange nicht vollkommen genug, um zur Metaphyſik recht anwendbar zu ſeyn, die eigens erforderliche logiſche Cauſalmethode darzu ſey noch nicht erfunden, auch noch nicht der Schlüſſel, das fruchtbarſte richtige Eröfnungsprinzip darzu, das auch der univerſalgelehrte Sulzer mit der ganzen Berliniſchen Akademie der Wiſſenſchaften damals unter den Denkern deſiderirte und ſuchte, wie dergleichen die Preisaufgabe über die metaphyſiſche Evidenz vorausſetzend zu verſtehen gab.

Obereit geſteht, daß er das fruchtbarſte und durchgängig beſtimmende Prinzip auch in der ſpekulativen Spekulationskritik von Kant überall ſuchte, und nicht zu finden das Glück oder Geſchick hatte, daher an ihr Grundmangel a priori natürlich bei allen Hauptſachen zu ſehen dachte, und dieſelben *ad interim* für ſich und mögliche Grundesfreunde, ſo gut er konnte, in dem Aufklärungsverſuch zu erſetzen ſuchte.

Obereit hatte zwar die erſte Vernunftkritik jetzt beſſer verſtehen gelernt, aber mit der neuen Theorie des Vorſtellungsvermögens, die ihm hauptſächlich genetiſch einleuchtete, konnte ſein alter Kopf nun beſſer fortkommen, ließ alſo nun die erſte Kritik, als ein ihm ungenetiſches doch ehrwürdiges Gerüſte ſtehen, zumal ſie ihm vorher, wenn er auch keinen Fehler oder Irrthum drin fand, doch als für vollſtändig ausgegebener Maaßſtab in ihm mehr ſatyriſchen als kritiſchen Geiſt erweckt hatte. Nun beſſer: Manum de Tabula!

Aber in Reinholds Satz des Bewußtſeyns hat Obereit das durch ſich ſelbſt klar durchgängig beſtimmte und zugleich fruchtbarſte Prinzip aller Philoſophie, außer allem durch uns Unvorſtellbaren, gefunden, alſo das weiteſte und gewiſſeſte Mögliche, außer den Dingen an ſich.

Nun iſt, und zwar augenſcheinlich in vollem gründlichen Bewußtſeyn, durch Reinhold erfüllt, bis zu mathematiſchem Ebenmaaß durchgängig gleichet Beſtimmtheit, wie ein Generaltriangel, und fortgeführt in eine Elementarphiloſophie, als in eine original-philoſophiſch ſphäriſche Trigonometrie, was Lamberts und Sulzers und der Berliner Akademie ihrer Zeit größtes Deſideratum Queſitum, Problem, allen ſonſt unerfindlich war.

Komm und ſiehe! rufen aller geiſtfreien Welt nun Lamberts, Sulzers und Hallers Geiſt, drei Schweizer durch einen andern, der ſich gern nur als ein Opferkalb dagegen ſieht, das nur eine Stimme aus der Wüſte der an ſich ſelbſt bis zum allgemeinen Nichts von ſich verzweifelten Metaphyſik haben kann.

Sulzer verband mit allgemein philoſophiſchem Verſtande aller Wiſſenſchaften und Künſte, moraliſche und ſchöne Sinnlichkeit in einſichtreichem Geſchmack, Lambert mit allwerts logiſchem Gleichſinn eine phyſiſch mathematiſch anſchauende Sinnlichkeit, wie die anſchauende Seele des größten Realiſten Jacobi, und der durchgängig verſuchende ſanfte graduale Aequationsgeiſt Lamberts, Sulzers, Garve, und noch etwa ſeltner Unpartheiiſchen war und iſt gleichſam die Schiffbrücke für die Welt zum Kantiſch kritiſchen und Reinholdiſch elementariſchen Geiſt. So wahr iſt es, daß es auch in der Geiſterwelt ſowohl, als in der ganzen Material- oder Stofbilderwelt allmähliche Uebergangsſtuffen oder Mittel und Mittelhalter von einem Aeußerſten zum andern giebt, wie eben vom äußerſten auch oft nur original trägen Dogmatismus bis zum äußerſten abſoluten Skeptizismus, wo dieſer möglich, den der kritiſche temperirt.

Nunmehro aber ſind dem lauterſten Wißbegierigen keine Schiffbrücken nöthig, da Reinholds reinſte klare Elementarlehre mehr helle Grundeinſicht in einem Tage eröfnet, als Lambert, Leibniß, die größten Vorigen in ganzen Jahren und Lebensläufen, das macht der einzige Vortheil, daß bei Reinhold nun alles Wiſſens Quell, Mittelpunkt klar augenſcheinlich iſt.

Medium tenuere beati! *) Was dem edlen Reinhold Kants ganze Kritik der reinen Vernunft war, nach Vollendung der ungeheuer ſchwierigen, allſeitig kritiſchen Unterſuchung, nehmlich unumſchränkt befriedigende Auflöſung alles Erklärbaren, das iſt dem Obereit nun **Reinholds einziges Elementarprinzip**, mehr ihm als von zwei tauſend Jahren alle laufende Philoſophie der Welt, vielmehr Phil-Aſophie, ſeine eigene bisherige mit zugeſchoſſen für lumpen zu neuem Papier. Wiewohl die Kürze der Zeit, die man auf eigentliches Philoſophiren anwenden kann, wie Hume wohl anmerkt, aus zweitauſend Jahren einen ſehr kleinen Zeitraum macht, der gegen unzählige Schwierigkeiten des ſtrengen Philoſophirens beinahe wie Nichts iſt.

Man ſtelle ſich einen Durſt nach allbeſtimmender Grundwahrheit vor, der einen Menſchen wenigſtens vierzig Jahr und darüber, wie die Kinder Iſrael in der Wüſte Arabiens herumführte, ſich ſelbſt und alle Welt durchſuchen machte, nach jedem im Ganzen verfehlt erſehenen Verſuch größer wurde, ob er gleich in einigen Theilen befriedigt wurde, als in der bloßen Weſens Theologie, und im wichtigſten moraliſchen frühe am vornehmſten und beſten, vom Spiegel der Vollkommenheit, wer ihn kennen mag; da der Durſt aber, außer dem Moralinhalt, alle andre Spekulation voll Gebrechen fand, und nur mit ſteter oder öfter temperirender Revolution zuſammen konzentrirter Ideentropfen, ſo gut ſich thun ließ, ſich begnügen mußte, an wenigem und einfachem Moralfüglichen, endlich am Einigen zur Ewigkeit Nothwendigen und Allgenugſamen **dem Unbedingten Allbedingenden** ſich begnügen lernte, doch immer durſtig nach einem abſolut convenienten Prinzip **für alles Idealiſche.** Man ſtelle ſich einen ſolchen faſt lebenslänglichen Durſt vor, und dann endlich auf einmal deſſen Erfüllung, und man begreift Obereit, den Mikroſkopen, die ganze Ideenwelt in einem Prinzip allgemein klar zu finden. Der edle jüngere Hemſterhuy's fand nur zwei Philoſophien, die nicht durch Witz und Imagination verkünſtelt worden, die moraliſche des **Sokrates**, und die phyſiſche **Newtons**, nun fehlte noch immer rein ſimple **intellektuelle**, die giebt nach Kanten Reinhold am klärſten. Mit dem **realobſervatoriſch** propadeutiſchen Bacon von Verulam giebts ein Quadrat, **Bataillon quarré, Face à tout!** Und Kants erſte Kritik der reinen Vernunft nebſt Hume iſt ganz Einleitungsſyſtem zur Sokratiſchen Unwiſſenheit vor allen Dingen.

---

*) Ich glaube ſchwerlich, daß ſich dieſer Vers zu der vorigen Aeußerung ſchickt! Reinholds reinſte klare Elementarlehre hätte mehr helle Grundeinſicht in einem Tage eröffnet, als Lambert, Leibnitz, die größten Vorigen in ganzen Jahren und Lebensläufen! Medium tenuere beati!

Im negativen Bewußtſeyn, deſſen, was man ſich bewußt iſt oder wird, nicht zu ſeyn, nicht zu haben, nicht zu können, nicht zu wiſſen, wie der darin ſehr muſterhafte Sokrates, da giebts unendlich mehr Selbſterkenntniß als in dem wenigen Poſitiven, das man in ſich findet, und ſelbſt das zu beſitzen Erachtete, im Bewußtſeyn gemuſtert, findet ſich meiſt aus Fremdem her, das nähere Eigene wiederum in Probe genommen, findet ſich wenigſtens nicht ohne fremde Hülfe gepflanzet, gezogen, gewachſen, was endlich weſentlich eigenthümlich bleibt, bloßes Vermögen, das kann nicht einmal abſolut von und durch ſich ſelbſt ſeyn, ſonſt wäre es unabhängig ſich ſelbſt und allein genugſam, das widerlegt ſich von ſelbſt, in Ohnmacht von, durch, für ſich ſelbſt allein. Was iſt alſo das bloße Vermögen? Nichts von, durch, für ſich ſelbſt allein und abſolut, am Ende pure Empfänglichkeit von einem Allgenugſamen, und da wir, männliche Bilder, mehr Aktivitäten ſind, die weibliche, mehr Receptivitäten, ſo giebt es gegen den Allgenugſamen gehalten, im weſentlichen Grunde der Endlichen, nichts als Receptivitäten von Ihm, alſo die ganze Natur in ihrem abhängigen Vermögen, nichts als Receptivität vom höchſt Freyen, dem Einigen abſolut Gebenden, Receptivität, Dame, nicht Herr; hiemit die ganze originale Natur-Philoſophie weſentliche Damen-Philoſophie, und noch darzu die einzige grundwahre und am Ende unwiderſprechliche.

Was ſtolzieren dann die großen Bärte der Philoſophen, als wäre die tiefſte Grundphiloſophie ihr vorzügliches Eigenthum, da ihr tiefſter Grund in der Weiblichkeit liegt? Vanitas Vanitatum! — Vielleicht findet man noch unſcheinbare Heldinnen im Geiſt der Vorzeit von weiterm und tieferm Grundauge als Männerfackeln. Und durch den Weg des negativen Bewußtſeyns, hauptſächlich deſſen darin, was **nicht ohne** einander ſeyn kann, durch das **Prinzip der Unzertrennlichkeit**, in welchem erſt der Satz des Grundes ſeinen Grund hat, ſowohl als der des Zweckes, wie das Mittel zum Zwecke und Beſtimmungsgrunde, der aus ſich nur durch etwas, das ein Mittel iſt, zum Zweck beſtimmt, wie alles *in Termino à quo, per quem, ad quem* begriffen iſt, da findet Obereit die allergrößte und zugleich nothwendigſte, ſtrengſte, mögliche und proportionirteſte, ſchönſte Fruchtbarkeit des Verſtandes und der Vernunft über alles im Grundſatz des Bewußtſeyns. Und durch das unmögliche Beiſammenfinden im reinen Bewußtſeyn, des nicht Zuſammengehörigen, Unvereinbaren, durch das **Prinzip der Unverknüpfbarkeit**, fand er den Grund aller rechten Abſonderung, das philoſophiſche Scheidewaſſer und Fegfeuer.

Da dieſe negative Grundretirade gefunden war, nunmehro fand er ſich den Weg geöfnet zu einer in ihrer Sprachform zwar gewaltig negativen, aber in Wahrheit unzertrennlich klaren Elementareröfnung des **Unentbehrlichen**, die hiemit an ſich allgemein augenſcheinlich, und ſo für jedes fähige Weſen durchaus pragmatiſch nutzbar zum und im Nothwendigen ſeyn kann als weſentliches Teleſkop der Zeit für die Ewigkeit, das zugleich ein Blitzableiter, für die ſonſt leicht gefährlichen Zeitgewitter, Zeitreihe, Zeit- und Raumwechſel iſt. Ohne abſolutes Recht, Licht und Gut als Weſens Norm, und Geſetzform können wir nicht ſeyn, abſolutes Recht, Licht und Gut aber iſt per ſe gegeben vom abſoluten Seyn per ſe, à ſe, pro ſe, braucht alſo keines Beweiſes, iſt über allen Beweis hinaus. Es iſt, weil es iſt, von dem: Ich bin, der ich bin, Abſolut! Beſtehend allein durch ſich ſelbſt. —

Ein unbeweglich allreizend umtreibender, ſtets gleicher Augenpunkt der Ewigkeit, per ſe, unendlich ſtarker, heller, ſtill belebender als Feuer, Licht, Aether. Wenn dein Auge einfältig iſt, ſagt das ewige Licht von Nazareth, ſo wird dein Ganzes Licht. Das Abſolute per ſe allein bedarf bloße freie Obſervation, keinen Beweis. Altius hoc tibi non infiget Jupiter Ammon! Sum ne abſolute Aequitas, ipſa mera Realitas, abſolute objectiva, eſt certitudo ipſa per ſe, Fidei abſolutae, Aequitate à ſe per ſe abſolutae non niſi Fides abſoluta reſpondet, convenit.

Ja da endlich Nichts ohne das Einige von ſelbſt allgenugſame Weſen der unendlichen Freiheit nur möglich ſeyn kann, ſo findet Obereit damit den Weg zum Nichts aller Dinge an ſich, ihrem Nichts nehmlich außer dem ewigen Weſen von ſelbſt, das allein von ſelbſt nothwendig wirklich, keine nothwendige Folgen als nur bloße Möglichkeiten haben kann, hiemit abſolute Freiheit zu handeln darüber, abſolut ſelbſt genugſam, für ſich allein unbedürftig, in ſich zu beruhen und vergnügt zu ſeyn, auch mit ſeiner eignen freimöglichen, anſtändigen und unerſchöpflichen Fruchtbarkeit und Mittheilbarkeit, im ewigen Gleichgewicht aller Vollkommenheiten der nothwendigen Weſens-Beziehung von, durch und zu ſich ſelbſt als einiger abſoluter Allgrund und Herr aller bloßen Abhänglichkeit. Mit deſſen abſolutem Daſeyn von ſelbſt, wenn es weg fiele, wird alle nur denkbare Möglichkeit auf einmal und für immer aufgehoben, ſchlechterdings gar nichts Denkbares bliebe übrig, ſo iſt und bleibt allein das pure Daſeyn des ewigen Unabhängigen von ſelbſt, der erſte Grund, wie das letzte Ziel alles Denkens, das abſolute Poſitive an ſich, von, durch, für ſich ſelbſt, der einige Grund aller Denkbarkeit, der einige Endpunkt aller Vorſtellbarkeit, der einige Urgrund unumſchränkten Bejahens, in und an dem keine Negation möglich iſt, das einige Ziel abſoluten Zuſtimmens, Beruhens, Genügens ohne Schranken, hiemit das einige abſolute Grund- und Zielobjekt über alles, ſo daß Verſtändniß und Vernunft, theoretiſch und praktiſch, ohne das zuerſt und zuletzt nicht ſeyn können, und in ewiger Ordnung a priori vom Anfangsgrunde zum Ende, vom Endzweck wieder zum Anfangsgrunde eben ſowohl eine vollkommene

Zirkulation haben, als alle Welt um ihr Zentrum, alle Jahrszeit auf ihre Art, nach einem gleichförmigen Allgeſetz alles zu ſeinem Prinzipio und Fine, wie ſichs gehört und gebühret nach abſolutem Vernunftgeſetz ohne Ausnahme, zumal das Abſolute an ſich, das Unendliche ſelbſt mit dem Weſengeſetz und der Freiheit als a priori, per ſe gegeben, abſolute primitive Fakta ſind, wie das Bewußtſeyn, worauf alles beruht, da man am Ende alles Denkens bis ins Nichts aller Dinge an ſich, außer Einem, dem ewigen Ruhepunkt, dem unbedingten Allbedingenden, den ewigen Allanfang, den Urgrund wieder findet, und ſo den Erſten und letzten aller Dinge zugleich, und hiemit kann auch Immanuel Kant der Erſte, vor ſeiner erſten Vernunftkritik, in ſeinem einzig möglichen Beweisgrund des Daſeyns Gottes, 1763, 1770, im einzig und ewig abſolutiſſime zweiſchneidigen Dilemma: Aut Ens a ſe, aut Nihil abſolute, mit Kant dem andern und dritten, in ſeiner ſpekulativen und praktiſchen Vernunftkritik, wieder vereinigt werden, und ganz was und wie Kant durchaus a priori iſt, ganz a priori voraus vor allen andern lautern Denkern da ſtehen und bleiben.

Da nun Obereit, zur Strafe ſeiner Voreiligkeit, ein negativer Philoſoph wird, mit einem evidenten Salto mortale, bis ins Nichts ſeiner ſelbſt und aller Dinge an ſich außer Einem Ewigen von ſelbſt, ſo nimmt er mit ſeinem neuen und alten Wirbel des Nihiliſmus à ſe, der von Ewigkeit zu Ewigkeit richtig iſt (Sapienti ſat, inſipienti nunquam!), kurzab Schweizeriſch guten Abſchied, von aller ihm gnädigen toleranten deutſchen leſewelt, und wünſcht aller Welt allerſeits wohl zu leben im All. Amen in A und O!

Jena, Ende Juni und Anfang Juli, 1791, 13 Jahr nach des äquatoriſchen Lamberts Verſcheiden, 10 Jahr nach Kants erſter Kritik der reinen Vernunft; 103 & quod excurrit, nach Newtons Prinzipien dazu. Zum Grundeins von Generalphyſik und Metaphyſik! Sehen wirs bald?

1) Caſta fave Lucina: Suus jam regnat Apollo!
Aſpice convexo nutantem pondere mundum;
Aſpice venturo laetentur ut omnia ſeclo.
4) Occidet et ſerpens et fallax herba veneni
Occidet. Aſſyrium vulgo naſcetur amomum.
Talia ſecla ſuis, dixerunt, currite fuſis.
7) *Concordes ſtabili fatorum numine Parcæ.*

Virgil.

Signirt Dr. Obereit,

aus dem Thurgau von Arbon am Bodenſee.

Δος μοι που στῶ. *)

---

*) Der brave **Schweizer** Herr Obereit, der, wie man aus dieſem Aufſatze ſieht, das **tiefe Denken** mit einer ungemeinen **Erhabenheit des Ausdrucks** in ſich vereinigt, wird es einem braven **Polen** verzeihen, wenn er eingeſteht, daß ihn dieſer **hohe Schwung** ſchwindlich macht, und daß er vor dem **Nichts** zurück ſchaudert. Er bekennet ſelbſt in ſeiner erſten Schrift (Verſuch über die Transzendentalphiloſophie) dieſes Salto mortale gewagt, und die Vereinigung der **Kantiſchen Philoſophie** mit dem **Spinozismo** verſucht zu haben; iſt aber jetzt von der Unausführlichkeit dieſes (einem jeden Selbſtdenker natürlichen) Unternehmens vollkommen überzeugt, und glaubt vielmehr die Vereinigung der **Kantiſchen Philoſophie** mit dem **Humiſchen Skeptizismo** bewerkſtelligen zu können. **S. M.**

Inhalt.

Seite

Zur Seelennaturkunde.

1. Selbſtmord aus Rechtſchaffenheit und Lebensüberdruß. 1
2. Fortſetzung des Aufſatzes über Täuſchung, und beſonders vom Traume. 10
3. Uebergang des Aberglaubens in Wahnwitz. 26
4. Fortſetzung des Fragments aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte. Herausgegeben von K. P. Moritz. 41
5. Theanthis und ihr Schweizerphiloſoph. Eine pſychologiſche Geſchichte. 89
6. Obereits Widerruf für Kant. Ein pſychologiſcher Kreislauf. 106

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.
Neunten Bandes drittes Stück.

* * *

Einleitung
zur neuen Reviſion des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Die Erfahrungsſeelenkunde beſteht, gleich einer jeden andern Erfahrungswiſſenſchaft, aus zwei Theilen: aus einem Stof und einer **Form.** Der Stof einer jeden Erfahrungswiſſenſchaft iſt ihr eigen; die Form aber iſt allen **gemein**, indem ſie die Form der Vernunft in Beziehung auf alle Gegenſtände überhaupt iſt. Der Stof oder Gegenſtand der Erfahrungsſeelenkunde iſt, einzelne Wahrnehmungen, Beobachtungen und Verſuche des innern Sinnes. **Einzelne Wahrnehmungen** ſind aber noch keine **Erfahrungen**; zu dieſem Behuf müſſen die **einzelnen Wahrnehmungen** unter **allgemeine Geſetze** gebracht werden, wodurch ſie die **Form des Verſtandes** erhalten, und Erfahrungen werden. Dieſes iſt aber zu einer Wiſſenſchaft noch nicht hinlänglich; zu dieſem Behuf müſſen die Erfahrungen in ein **Syſtem**, d. h ein **nach Prinzipien geordnetes Ganze**, gebracht werden; wodurch ſie die **Form der Vernunft** erhalten, und wodurch die Erfahrungsſeelenkunde erſt den Namen einer **Wiſſenſchaft** verdient. Je geringer die Anzahl der Prinzipien ſind; je genauer die darinn gegründete Wahrheiten, ſowohl mit dieſen Prinzipien unter einander verbunden ſind, um deſto mehr nähert ſich die Erfahrungsſeelenkunde der vollſtändigen Form einer Wiſſenſchaft. Man ſieht hieraus, daß man ſich hier (wie auch in jeder andern Wiſſenſchaft) mit einem Syſteme nicht übereilen muß.

Das Intereſſe der Vernunft zwingt uns zwar, ſchon im Anfange der Bearbeitung einer Wiſſenſchaft, zu ein Syſtem, welches nicht bloß ein **Erleichterungsmittel zur Erlernung**, ſondern auch (wenn das Syſtem in der Natur des zu behandelnden Gegenſtandes gegründet iſt) ein **Erweiterungsmittel**, als ein Leitfaden zur Erfindung in einer Wiſſenſchaft iſt. Doch muß man auch bereit ſeyn, dieſes **vor der Hand angenommne** Syſtem, nach Erforderniſſen zu verbeſſern, oder gar zu verändern, wenn man anders den gegründeten Vorwurf der **Syſtemſucht** vermeiden will.

Da dieſes Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde ſchon ziemlich (bis zum 9ten Band) fortgerückt iſt, ſo dachte ich am Beſten zu thun, wenn ich hier in der Einleitung zur neuen Reviſion, vor der Hand, die beſte Theorie, die wir bisjetzt haben, ſowohl zur Erklärung der ſchon in dieſem Magazin ſich befindenden, als der noch darinn vorkommenden pſychologiſchen Thatſachen, fortſetze. Dieſes Magazin und dieſe **vor der Hand fortgeſetzte Theorie**, ſollen ſich einander wechſelsweiſe hülfreiche Hand leiſten. **Dieſe** ſoll **jenem** zum Leitfaden, ſowohl in **Erklärung der pſychologiſchen Erſcheinungen**, als in der **Wahl der Materialien** ſelbſt, dienen. Jenes hingegen ſoll wiederum dieſe, durch beſtändige Darſtellung neuer Thatſachen, verbeſſern, und zu ihrer höchſten Vollkommenheit bringen.

Eine Theorie von dieſer Art iſt, wie ich dafür halte, von dem tiefdenkenden und beſcheidenen Wahrheitsforſcher Herrn Profeſſor **Schmid** in ſeiner **empiriſchen Pſychologie** geliefert worden. Auf dieſe werde ich, ſowohl den Leſer dieſes Magazins verweiſen, als ſelbſt in der zukünftigen Bearbeitung deſſelben, hauptſächlich Rückſicht nehmen. Der Platz erlaubt mir hier nichts mehr, als eine kurze Anzeige davon zu machen, und einige Anmerkungen hinzuzufügen.

Dieſer vortrefliche Verfaſſer, bei dem das Intereſſe der Vernunft und die Vervollkommnung unſrer Erkenntniß das gröſte Gewicht hat, (man darf nur ſeine Schriften leſen, um ſich davon zu überzeugen) wird mir hoffentlich meine Freimüthigkeit zu gut halten, und mich, wenn ich gefehlt habe, gütigſt zurecht weiſen.

Die Einleitung zu dieſem Werke iſt ſo vortreflich, daß ich nicht gern ſehen möchte, daß auch ein einziges Wort davon verloren ginge, ſie muß ganz gelaſſen, und kann hier alſo in keinem Auszuge dargeſtellt werden. Ich ſchreite daher zur Anzeige des Werks ſelbſt.

Theil I. §. 1, 2. Die Erklärung von Seele und Gemüth. Seele iſt das Subjekt aller Vorſtellungen, oder inneren Wahrnehmungen, das wir aber zugleich, zum wenigſten problematiſch, auch als Subjekt anderer Akzidenze denken, die ſelbſt keine Vorſtellungen ſind, und auch mit keinen Vorſtellungen in einem erkennbaren Verhältniſſe ſtehn. Gemüth aber iſt die Seele bloß als Subjekt der Vorſtellungen, oder dasjenige, das mit den Vorſtellungen in einem erkennbaren Verhältniſſe ſteht, gedacht.

Ich bemerke hier aber, daß ich keinen Grund einſehen kann, warum wir das Gebiet der Seele über die Gränzen des Gemüths ausdehnen ſollen?

wir wiſſen nur von zweierlei Arten der Akzidenze; nämlich Akzidenze des **Bewußtſeyns**, die für den innern Sinn, und körperliche Akzidenze, die für den äußern Sinn gehören; wir ſind daher berechtigt, eine jede Art dieſer Akzidenze einer beſondern Subſtanz (in der Erſcheinung) beizulegen. Dasjenige, was dieſen verſchiedenen Arten von Akzidenzen als reelles Subjekt (außer der Erſcheinung) zum Grunde liegen mag, kann ſowohl beiden **gemeinſchaftlich** (nach den Materialiſten und Spiritualiſten) als jeder derſelben **eigen** (nach den Dualiſten) gedacht werde. In der Erſcheinung ſind Seele und Körper immer zwei ganz heterogene Subſtanzen; jene iſt das Dauernde in der Zeit an den Akzidenzen des **innern**, dieſes, das Dauernde an den Akzidenzen des **äußern** Sinnes. Das Gebiet der Seele kann ſich alſo nicht weiter als das des Gemüths erſtrecken.

Die **Subſtanzialität** der Seele findet nur unter Vorausſetzung der Wirklichkeit ihrer Akzidenze (Vorſtellungen) Statt, d. h. die innern **Wahrnehmungen** der Akzidenze können nur unter Vorausſetzung der Subſtanz, als **Erfahrungen** gedacht werden. Hört aber dieſe auf (wie im tiefen Schlafe, Ohnmacht und im Tode) ſo hört auch die Subſtanzialität der Seele auf, ein **reeller Begrif** zu ſeyn, und iſt alsdann eine bloße **Idee**, die als eine **Fikzion** zur **ſyſtematiſchen Einheit** der pſychologiſchen Wiſſenſchaft dienen kann. Denn nachdem die Verbindung zwiſchen Seele und Körper, als ein allgemeingültiger Satz, aus der Erfahrung bekannt iſt, daß nämlich auf jede Veränderung des Körpers eine ihr korreſpondirende Veränderung der Seele folgen muß, und ſo auch umgekehrt, ſo denken wir uns daß im Schlafe, z. B. die Veränderungen des Körpers nach dem Geſetze von Urſache und Wirkung aufeinander folgen. Die ſie ſonſt (wenn ſie die dazu gehörige Stärke haben) begleitende Veränderungen der Seele aber können ſie alsdann (wegen ihrer Schwäche) nicht begleiten; und doch werden die Vorſtellungen nach dem Aufwachen durch die Vorſtellungen vor dem Einſchlafen, nach dem Geſetze von Urſache und Wirkung beſtimmt. In dieſem Betrachte iſt es uns alſo gleich viel, ob die Veränderungen der Seele während des Schlafens aufgehört haben (wie es wirklich war) oder ob ſie ununterbrochen fortgeſetzt worden ſind (wie wir zum Behuf der pſychologiſchen Wiſſenſchaft fingiren). Auf dieſe Art muß auch die ganze Lehre der **dunkeln Vorſtellungen** erklärt werden, wenn ſie überhaupt erklärt werden ſoll. —

Sehr wichtig iſt, wie ich dafür halte, die Erklärung des Verfaſſers von **Grundkraft** und ihre Unterſcheidung von **Generalkraft**, die ſonſt mit einander verwechſelt zu werden pflegen. **Grundkraft** iſt ein innres Prinzip der Möglichkeit oder

Wirklichkeit gewiſſer Erſcheinungen, die im Grunde identiſch ſind, und nur durch zufällige, in etwas außer der Subſtanz gegründete Nebenbeſtimmungen ſich als verſchieden zeigen, und eben darum verſchiedenen Vermögen oder Kräften (nachdem ſich daraus die Möglichkeit oder Wirklichkeit der Erſcheinungen erklären läßt) zugeſchrieben werden.

Die Grundkräfte werden alſo gefunden, indem man das Mennigfaltige, was im Gemüthe vorkömmt, zergliedert, dasjenige, was von äußern Bedingungen oder Gegenſtänden abhängt, in Gedanken abſondert; was aber als eigne Wirkungsart (Art zu empfangen oder zu handlen) des Gemüthes übrig bleibt, auf ein inneres Prinzip einartiger Erſcheinungen bezieht; welches eine beſondere Grundkraft, wenigſtens nach unſrer Vorſtellungsart ſeyn muß. Generalkraft hingegen iſt der generiſche Begrif aller unter demſelben Geſchlecht ſtehenden Arten, das nur das allen dieſen Arten Gemeinſchaftliche, nicht aber das einer jeden Unterſcheidende in ſich begreift.

Hieraus erhellet, daß ſo wenig Wolf mit ſeiner Erklärung der Seele: vis repræſentativa univerſi, als in unſrern Zeiten Reinhold, der alle Wirkungsarten der Seele (Empfindungen, Anſchauungen, Begriffe und Ideen) Vorſtellungen nennt, und von deſſen Theorie ich in der Folge ſprechen werde, die **Grundkraft** der Seele angegeben haben, ſondern bloß die **Generalkraft**.

Der zweite Theil handelt von dem Vorſtellungsvermögen oder der Vorſtellungskraft überhaupt.

§. I. Vorſtellung nennen wir nicht eine Veränderung des Gemüthes überhaupt, ſondern nur dasjenige, wovon ein Bewußtſeyn möglich iſt, d. h. die Ich auf ein (vorſtellendes) Subjekt, und auf ein (vorgeſtelltes) Objekt beziehen kann.

§. VII. Das wirkliche Beziehen oder Bezogenwerden einer Vorſtellung auf ihr Objekt und Subjekt, macht das Bewußtſeyn aus. Das, was bezogen wird, iſt die Vorſtellung.

§. VIII. Es giebt alſo in dieſer Bedeutung keine Vorſtellung ohne Bewußtſeyn u. ſ. w.

Ich bemerke aber, daß die Erklärung des Bewußtſeyns offenbar zu **enge** iſt. Das wirkliche Beziehen oder Bezogenwerden einer Vorſtellung auf ihr Objekt und Subjekt, macht nicht **ein einziges**, ſondern **fünferlei** Bewußtſeyn aus; Bewußtſeyn vom **Subjekte**, Bewußtſeyn vom **Objekte**, Bewußtſeyn von der **Vorſtellung**, Bewußtſeyn von dem **Beziehen** dieſer dreien auf einander überhaupt, und Bewußtſeyn von der **beſondern Art des Beziehens**, oder Bezogenwerdens, einer jeden dieſer dreien. Dieſe ſind verſchiedene

Arten des Bewußtſeyns, denen allen das allgemeine Prädikat **Bewußtſeyn** zukömmt. Sie ſind zwar **unzertrennlich**, aber doch **verſchieden** von einander. Das **Bewußtſeyn** iſt die allgemeinſte Form, und iſt in Anſehung der Seele der **Ausdehnung** in Anſehung des Körpers ähnlich. Ausdehnung überhaupt (unbeſtimmt) kann zwar nicht **getrennt** von einer beſondern Art der Ausdehnung (einer beſondern Figur) aber doch **verſchieden** von derſelben im Gemüthe ſtatt finden. So kann auch Bewußtſeyn überhaupt abſtrahirt von der beſondern Art des Bewußtſeyns nicht durch innere Merkmale gedacht. Durch Hinzukommen der beſondern: ſpezifiſchen Beſtimmung hingegen, nicht nur als dieſe beſondre Art des Bewußtſeyns, ſondern als Bewußtſeyn überhaupt erkannt werden. Daher kann Bewußtſeyn überhaupt ohne Zirkel nicht definirt werden, weil es als das allgemeinſte Merkmal in allen Definitionen vorkommen muß. Das wirkliche Beziehen oder Bezogenwerden einer Vorſtellung auf ihr Objekt und Subjekt macht alſo nicht das **Bewußtſeyn überhaupt**, ſondern eine **beſondere Art** deſſelben aus. Die Erklärung des Verfaſſers (welche die Reinholdſche Erklärung iſt) iſt alſo zu Folge des Sprachgebrauchs zu enge.

Die Erklärung von Vorſtellung iſt die Reinholdſche Erklärung der **bloßen Vorſtellung** (Elementarphyloſophie §. V.).

Dieſe Erklärung weicht gleichfalls vom Sprachgebrauch ab; dieſem zu Folge iſt Vorſtellung dasjenige, das ſich, als **Theil eines Ganzen** oder einer Syntheſis (in der **apperception**) als **Merkmal** auf daſſelbe bezieht. Z. B. ein Gemälde, ein theatraliſches Stück iſt eine Vorſtellung, indem jenes einige Merkmale des abgemalten Gegenſtandes (ſichtbare Figur und Farbe); dieſe Merkmale einer Handlung oder Begebenheit, die ſich **als Merkmale** auf den Gegenſtand oder die Handlung beziehn, **darſtellt.** Hingegen iſt dasjenige, das ſich im Bewußtſeyn aufs Subjekt und Objekt (im Reinholdſchen Sinne) bezieht keine (partial) **Darſtellung** des Subjekts und des Objekts; es bezieht ſich nicht auf dieſelbe **als Merkmal,** ſondern als **Bedingungung der Koexiſtenz im Bewußtſeyn;** es kann alſo zu Folge des Sprachgebrauchs nicht **Vorſtellung** heißen.

Ferner, ſo ſind das Objekt und das Subjekt, transzendental **a priori** gedacht, **bloße Ideen,** die durch kein **inneres abſolutes Merkmal,** als bloß durchs **Bezogenwerden** der Vorſtellung auf beide gedacht werden; dahingegen die **Vorſtellung** ſchon **a priori** als etwas durch **innere abſolute Merkmale** Beſtimmbares gedacht werden muß.

Dieſem zufolge ſind alſo Subjekt und Objekt nicht einmal Bedingungen der Koexiſtenz zur Vorſtellung

ſtellung (daß wenn eine Vorſtellung im Bewußtſeyn exiſtiren ſoll, auch dieſe Ideen zugleich exiſtiren müſſen) ſondern umgekehrt. Die Erklärung der Vorſtellung iſt alſo nicht einmal in dieſer Ruckſicht (wo es nicht ein etwas dem vorgeſtellten Gegenſtande ähnliches, ſondern mit demſelben nothwendig Koexiſtirendes bedeutet) richtig. Die Beziehung der Vorſtellung aufs Subjekt und Objekt iſt nicht urſprünglich, ſondern ſie entſteht erſt durch eine pſychologiſche Täuſchung auf folgende Art.

Aus der Gewohnheit eine jede Wahrnehmung auf andre Wahrnehmungen durch den Begrif der Koexiſtenz zu beziehn, entſteht dieſe transzendente Neigung der Einbildungskraft, eine jede Wahrnehmung auf ein Etwas überhaupt zu beziehn. Ich habe z. B. immer wahrgenommen, daß die gelbe Farbe entweder mit der vorzüglichen Schwere, der Härte und Dichtigkeit im Golde; oder mit der Zähigkeit und Weiche des Wachſes, oder ſonſt einer Eigenſchaft koexiſtirt. Ich mache daher dieſen Erfahrungsſatz nicht nur allgemein, ſondern auch transzendent; die gelbe Farbe muß einem nicht nur unbeſtimmten, ſondern unbeſtimmbaren Etwas gehören. Auf dieſe Art entſteht die fingirte Idee von einem Objekte außer dem Denkungsvermögen (nicht Dinge überhaupt) das auch außer dieſen Begriffe einer möglichen Beziehung überhaupt (Form der Apperception) ſeine Realität haben ſoll. Sobald aber die Vernunft dieſe Täuſchung entdeckt hat, muß auch die darauf gebaute Theorie wegfallen. —

Ferner §. II. Zur Möglichkeit einer Vorſtellung gehört demnach zunächſt:

1) Etwas, was die Beziehung auf einen Gegenſtand möglich macht.

2) Etwas, wodurch die Beziehung auf das Vorſtellende, oder auf das Gemüth möglich wird.

§. III. Die Beziehung einer Vorſtellung auf einen Gegenſtand (§. II. No. 1.) iſt möglich, oder: eine Vorſtellung ſtellet **etwas**, d. h. einen Gegenſtand vor, in ſo fern etwas in ihr, durch etwas von ihr und dem Gemüthe, als dem Subjekte dieſer Vorſtellung, verſchiednes **beſtimmt** und **hervorgebracht** wird.

§. IV. Die Beziehung einer Vorſtellung auf das Gemüth (§. II. No. 2) iſt möglich, ich ſtelle **mir**, das Gemüth ſtellt **ſich** etwas vor — in ſo fern etwas in der Vorſtellung durch etwas anders von ihr ſelbſt und ihrem Gegenſtande verſchiednes, alſo von dem Gemüthe, als dem Subjekt derſelben, beſtimmt und hervorgebracht wir.

§. XIV. Dasjenige, was die Beziehung der Vorſtellung auf einen Gegenſtand im Bewußtſeyn möglich macht (§. III.) und alſo durch den Gegenſtand beſtimmt iſt, heißt der innere ſubjektive

Stoff einer Vorſtellung; dasjenige, wodurch ihre Beziehung auf das Gemüth (§. IV.) im Bewußtſeyn möglich wird, und was alſo durch eine Handlung des Gemüthes müßte beſtimmt worden ſeyn — ihre Form. Weder die Eine, noch die Andere iſt für ſich allein im Bewußtſeyn möglich und eine Vorſtellung.

Aber was heißt das: etwas in der Vorſtellung wird durch etwas von ihr und dem Gemüthe verſchiedenes, oder durch etwas von ihr und dem Gegenſtande verſchiedenes beſtimmt und hervorgebracht? Soll dieſes heißen: dieſes Etwas in der Vorſtellung iſt eine Realwirkung vom Gegenſtande oder Subjekte, als ihrer Urſache? Dies kann nicht ſeyn, weil das Verhältniß von Urſache und Wirkung nur zwiſchen reellen Objekten der Erfahrung (Wahrnehmungen) ſtatt finden kann; nicht aber zwiſchen dieſen und den Ideen von Subjekt und Objekt überhaupt.

Es kann alſo nichts anders heißen, als: zur innern Möglichkeit einer Vorſtellung gehören zwei heterogene Beſtandtheile: ein Stoff und eine Form; jenes iſt dasjenige in der Vorſtellung, wodurch ſie nicht bloß Vorſtellung überhaupt, ſondern eine beſtimmte Vorſtellung iſt.

Dieſe iſt dasjenige, wodurch ſie Vorſtellung überhaupt, und das ihr mit andern ihrer Art gemein

mein iſt. Aber alsdann werden die Ausdrücke: **beſtimmt** und **hervorgebracht** ganz unſchicklich ſeyn. Dieſes erhellet noch mehr aus dem Folgenden.

§. VI. Der innere Stoff einer Vorſtellung (§. XIV.) **entſpricht** zwar dem Etwas, was vorgeſtellt und im Bewußtſeyn von der Vorſtellung unterſchieden wird, d. i. dem **Gegenſtande an ſich**; iſt aber **nicht ſelbſt** dieſer Gegenſtand, und wird ihm durch dasjenige, was ihn im Bewußtſeyn möglich macht, nämlich durch die vom Gemüthe beſtimmte Form einer Vorſtellung, **unähnlich**.

Was heißet dieſes: der innere Stoff **entſpricht** dem Gegenſtande an ſich? Der Gegenſtand an ſich kann als **eine bloße Idee** weder als Bedingung der innern Möglichkeit (weſentliche Beſtimmung), noch als Bedingung der Wirklichkeit (Urſache) des Stoffes gedacht werden.

Nach mir hingegen bezieht ſich ſo wenig der **Stoff** als die **Form** auf irgend **etwas außer der Vorſtellung**, ſondern ſie beziehen ſich auf einander als weſentliche Beſtimmungen, oder innere Bedingungen einer Vorſtellung überhaupt. So bezieht ſich auch die aus Stoff und Form beſtehende **Vorſtellung** auf andere Vorſtellungen, mit denen ſie als zur **Verſtandseinheit** (Syntheſis) gehöriges Mannichfaltige gedacht und worauf er als **Merkmal** bezogen wird. Dieſer Vorſtellung entſprechende beſtimmte Mannichfaltige, heißet das **vorgeſtellte Ding.** Das unbeſtimmte Mannichfaltige überhaupt aber, das in einer Verſtandseinheit gedacht wird, und worauf ſich eine Vorſtellung als Merkmal beziehn kann, heißt bei mir **Ding an ſich.**

Das Subjekt einer Vorſtellung iſt nichts anders, als die zur Vorſtellung **als Vorſtellung** (Merkmal einer Syntheſis) nothwendige **Einheit der Apperzeption.** Aber für jetzt mag dieſes genung ſeyn. *)

Ich

---

*) „In Anſehung der Herausforderung, an die Kan„tianer, ſagt der Rezenſent meines philoſophiſchen „Wörterbuchs (A. L. Z. 7. Jan. 1792) um nichts bil„liger, ſind die Bedingungen des Kampfs, die Herr „M. den Kantianern zumuthet. Ob dieſes (das dieſe „nehmlich die von mir als ausgemacht aufgeſtellten „Sätze zugegeben werden) in Rückſicht auf die drei „erſten Bedingungen ſeine Richtigkeit hat, hängt von „dem Sinne ab, in welchem der Verfaſſer die Aus„drücke, **Ding, Dinge überhaupt, Objekte** u. ſ. w. „verſteht.“ —

Ich habe in dieſer Reviſion ſchon gezeigt, daß wenn man dieſen Ausdrücken nicht den Sinn beilegt, den ich ihnen beygelegt habe, ſie alsdann gar keinen Sinn haben können.

Das Geſetz der Aſſociation iſt ein bekanntes Prinzip, woraus ſich, wie ich ſchon in dieſem Artikel bemerkt habe, die Entſtehungsart

der

Ich komme jetzt auf eine Unterſuchung, die, wie ich glaube, ganz neu, und in der Pſychologie von großer Wichtigkeit iſt; nehmlich, wie fern es zuläßig

der (ſogenannten) transcendentalen Begriffe erklären läßt. „Hier hält es der Kantianer, wenn „wir uns anders an ſeine Stelle zu verſetzen wiſſen, „gewiß nicht länger aus. In dem angeführten Ar„tikel findet er keine Spur über die Entſtehung des„jenigen, was nach ſeinem (des Kantianers) Syſtem „ein transcendentaler Begriff heißt und heißen kann.“

Welche Ungerechtigkeit! Hat der Rezenſent an ſich in dieſer ganzen Rezenſion nicht dasjenige gezeigt, was er mir vorwirft, nehmlich, daß er aus ſeiner eignen Denkungsart nicht ausgehen, und ſich an die Stelle eines andern Denkers verſetzen kann? Ich habe freilich in gedachtem Artikel nicht die Entſtehung der mit **Recht** ſogenannten transcendentalen Begriffe, a poſteriori bewieſen, dieſes wäre ein offenbarer Widerſpruch, ſondern ich habe die Entſtehung derjenigen Begriffe, die **der Kantianer** für transcendental **ausgiebt**, a poſteriori gezeigt, und dieſes muß der Kantianer mit aller Geduld aushalten, wenn er nichts dagegen einzuwenden hat. Dieſe Recenſion ſieht ohngefähr ſo aus, als wie wenn Jemand behauptet hätte: es gebe keine Wunderwerke, indem er zeigte, daß alles, was dafür gehalten wird, nach den allgemeinen Naturgeſetzen geſchiehet, und jemand darüber folgende Rezenſion ſchriebe: der Verfaſſer hat nie die Entſtehungsart der Wunderwerke bewieſen, indem dasjenige, deſſen Entſtehungsart er bewieſen hat, kein Wunderwerk iſt.

Herr

zuläßig oder gar nothwendig ſey, zur Erklärung einiger pſychologiſchen Erſcheinungen, von der Phyſiologie, oder überhaupt von der Naturlehre einen Gebrauch

Herr M. drückt ſein Aſſociationsgeſetz folgendermaßen aus: **wenn die Wahrnehmung der Objecte in Zeit und Raum, nach einer Regel, als zugleich exiſtirend oder auf einander folgend, ſinnlich wiederholt wird, ſo wird bei der Wahrnehmung des einen die Wahrnehmung des andern nach einer Regel** *a priori* **beſtimmt.** „Der Kantianer wird ſich unter der Regel, durch „welches das Zugleichſeyn und die Folge beſtimmt „werden ſoll, entweder gar nichts, oder die drey „Kathegorien der Relation denken ꝛc.“

Hier hat mich Rezenſent ganz und gar nicht verſtanden. Regel überhaupt iſt ein Verhältniß zwiſchen mehreren Gegenſtänden. Sie kann in Anſehung ihres Gebrauchs von dreyerley Arten ſeyn: 1) **zufällig**, 2) **ſubjektiv nothwendig**, 3) **objektiv nothwendig.** In allen regelmäßigen Gegenſtänden der Natur iſt eine Regel von der erſten Art anzutreffen, ſie könnten, ohne ihr Weſen zu verändern, ſo gut nach einer andern oder nach gar keiner (wahrzunehmenden) Regel eingerichtet ſeyn. Die wirkliche Regel, wonach ſie eingerichtet ſind, iſt alſo ihnen bloß zufällig. Die Maxime, wonach ein Menſch ſeine freywilligen Handlungen einrichtet, iſt keine bloß zufällige (ich verſtehe hier nicht das Kantiſche Moralprinzip) Regel. Sie kann in Anſehung der ſubjectiven Bedingungen dieſes Menſchen nicht mit einer andern vertauſcht, oder gänzlich weg-

Gebrauch zu machen? Gemeinhin wird in den pſychologiſchen Lehrbüchern von der verſchiedenen Beſchaffenheit des Gehirns, der Nerven und der le-

bens-

gedacht werden. Sie iſt aber auch nicht objektiv nothwendig, indem das Weſen der freywilligen Handlungen, den Zweck und folglich auch die ſich darauf beziehende Regel unbeſtimmt läßt. Dahingegen iſt dieſe Regel, oder dieſer Satz, eine dreiſeitige Figur, iſt auch dreiwinklicht, nothwendig, indem ſie in keinen beſondern Bedingungen des Subjekts, ſondern im Weſen des Objekts ſelbſt (des Dreiecks) gegründet iſt. Nun finden wir in uns das bekannte Geſetz der Aſſociaten, das heißt: eine beſtimmte Regel, in Anſehung der Reproduktion der Einbildungskraft. Von welcher Art iſt alſo dieſe Regel? Sie iſt nicht bloß zufällig, weil die Folge der Vorſtellungen in der Reproduktion immer durch die Folge in der ſinnlichen Wahrnehmung ſelbſt beſtimmt wird. Sie iſt nicht objektiv nothwendig, weil die Objekte auch in einer andern Folge von ihrem Weſen nichts verlieren. Sie iſt alſo ſubjektiv nothwendig, nur mit dieſer beſondern Beſtimmung, daß das Subjektive darinn nicht wie ſonſt materiel (in der beſondern Beſchaffenheit des Subjekts gegründet) ſondern Formel (in der wirklichen Wiederholung dieſer Folge, die auch einem andern Subjekt möglich iſt.

Daß ich einen gewiſſen Menſchen, in einem gewiſſen Garten, geſehen habe, iſt bloß zufällig. Daß ich ihn öfter darinn geſehen habe, iſt eine wahrgenommene Regel, die auch zufällig iſt. Nun ſehe ich dieſen Menſchen außer dem Garten, bei [illegible]

[illegible]

bensgeiſter geſprochen, und davon bei gewiſſen Gelegenheiten Gebrauch gemacht: da aber ſowohl die **Gränze der heterogenen Wiſſenſchaften** (See-

Gelegenheit fällt mir immer (ohne Rückſicht auf die Unterbrechung durch andere Aſſociationsreihen, oder des Dichtungsvermögens) der Garten bey. Dieſe Regel iſt (da ſie nicht in einer beſondern Beſchaffenheit meines Subjekts gegründet iſt) für jedes Subjekt, bei dem ihre Bedingungen (die öftere Wiederholung der Wahrnehmung) wirklich geworden ſind, gültig. Dieſes iſt das bekannte Geſetz der Aſſociation, worinn ſich Rezenſent nicht habe finden können, und welches ich auf folgende Art ausgedrückt habe: wenn die Wahrnehmung der Objekte ꝛc.

Der Kantianer, ſagt der Rezenſent, wird ſich unter der Regel, durch welche das Zugleichſeyn oder die Folge beſtimmt werden ſoll, entweder gar nichts, oder die drei Karthegorien der Relation denken.

Freilich der Kantianer, der ſo wenig Kant als irgend einen andern Selbſtdenker zu verſtehen fähig iſt, und der wie ein Mühlpferd ſich beſtändig um die Kathegorien herumdrehet, ohne von der Stelle zu kommen, oder wie ein ſchlechter Advokat über die vielen Formalitäten den Prozeß nicht zu Ende bringen kann, kann ſich dabey nichts anders denken.

Aber was gehet mich dieſer Kantianer an. Derjenige müßte mit Blindheit geſchlagen ſeyn, der nicht einſieht, daß die Regel in der Wahrnehmung, wodurch die Regel in der Reproduktion beſtimmt len- und Körperlehre), als ihr Einfluß in einander nicht gehörig beſtimmt ſind, ſo kann dieſes nur mit einem unſichern Schritt und vieler Behutſamkeit geſchehn.

Ich

ſtimmt wird, nicht die ſogenannten Kathegorien, ſondern die Bedingung ihres Gebrauchs iſt.

Auch verſteht der Rezenſent nicht meine Theorie der Einbildungskraft, und dieſes mit Recht, weil ſie ſeine ganze Philoſophie über den Haufen wirft. Jeder Selbſtdenker, der mein Wörterbuch ſelbſt mit Aufmerkſamkeit leſen, und ſich hierinn nicht auf den Bericht des Rezenſenten verlaſſen will, wird dieſe ſo vollſtändig finden, als nur irgend eine Theorie ſeyn kann.

Ferner heißt es: „unter dieſen Umſtänden kann
„ſich Rezenſent freilich nicht wohl auf die nähere Prü-
„fung der Einwürfe, die der Verfaſſer den beiden Par-
„theien entgegenſtellt, einlaſſen, und es geſchieht bloß
„zur fernern Beſtätigung ſeines gefällten Urtheils, und
„nicht ohne Beſorgniß den Herrn M. mißverſtanden
„zu haben, wenn er hier diejenige Einwendung, die
„ihm noch unter allen am wenigſten unverſtändlich
„ſchien, anführet und aus dem Geſichtspunkt der
„kritiſchen Sceptiker beleuchtet.“

(Seite 24) **„Was die Naturwiſſenſchaft be-**
„trift, ſo kann man bloß die Formen der
„Identität und des Widerſpruchs *a priori*
„von den Gegenſtänden *a poſteriori*, **weil ſie**
„von allen Gegenſtänden überhaupt gelten, ge-
„brauchen, ſie haben alſo ſchon vor dem *wirk-*

„lichen

Ich will hier meine Gründe, ſowohl für, als wider dieſes Verfahren anführen; die fernere Unterſuchung über dieſe Materie aber will ich andern überlaſſen.

„lichen Denken der Objekte unter demſelben ihre Realität.“

„Wenn man unter Realität das verſtehet, was in der Kritik der reinen Vernunft objektive Realität, Beziehung auf Objekte außerhalb der Vorſtellung heißt, ſo haben die Begriffe der Identität und des Widerſpruchs, die urſprünglich bloß in der Form des Denkens gegründet ſind, ſo wenig als irgend eine andere logiſche Form eine andere Realität, als welche ſie vermittelſt der ſinnlichen Anſchauungen erhalten können.“

Mein Herr Rezenſent, ſie haben ſich geirret, ich verſtehe nicht die objektive Realität, das heißt, diejenige, die ihnen in Beziehung auf reelle (ſinnliche) Objekte, ſondern diejenige, die Ihnen an und für ſich zukommt, und wodurch ſie als Formen etwas und nicht nichts ſind. Sie wiſſen, daß ich die Berufung auf die allgemeine Logik in Aufzehlung der urſprünglichen Formen des Denkens, als ein wahrer kritiſcher Sceptiker, verdächtig mache. Die Form der hypothetiſchen Sätze, z. E. iſt bei mir keine Verſtandsform, ſondern Produkt der transcendenten Einbildungskraft, wodurch das, was beſtändig iſt, für nothwendig gehalten wird. Zur Darſtellung der Formen der Identität und des Widerſpruchs iſt jeder Gegenſtand ohne Unterſchied hinlänglich. Die ſoge-

Gründe dawider.

1) Eine Erſcheinung erklären, und die Bedingungen einer Erſcheinung anzugeben, ſind zwei ganz verſchiedene Unternehmungen. Wer eine

ſogenannten Kathegorien hingegen können gar nicht dargeſtellt werden. Ihr ſagt mir, die Darſtellung der Kathegorie von Urſach werde ich überall finden, wo Objekte nach einer Regel in der Zeit nothwendig auf einander folgen. Gut! aber ich finde dieſe nirgends. Daß auf der Gegenwart des Feuers, zum Beiſpiel, beſtändig das Schmelzen des Wachſes folgt, iſt nicht nothwendig, (in dem Sinne, in welchem ein Dreieck nothwendig drei Winkel hat) d. h. es iſt bloß ſubjektiv (unter Vorausſetzung der beſtändigen Wiederholung der Wahrnehmung dieſer Folge) nicht aber objektiv (von keinen ſubjektiven Bedingungen abhängend) nothwendig.

Fragt Ihr ferner: woher ich gar zu dem Begrif der objektiven Nothwendigkeit gelangt bin, da er, mir zufolge, in der Erfahrung nirgend anzutreffen iſt? ſo antworte ich: dieſe objektive Nothwendigkeit iſt mir aus den Sätzen der Mathematik bekannt, die Ihr fälſchlich auf die Gegenſtände der Erfahrung überträgt. Zur Darſtellung des Satzes der Identität und des Widerſpruchs hingegen, gehören gar keine ſubjektive Bedingungen. Dieſe Sätze ſind daher, ſo wie alle andere, die von keiner ſubjektiven Bedingung abhängen, objektiv nothwendig.

Damit fällt auch das ganze folgende Reſonnement des Rezenſenten auf einmal über den Haufen.

Am

eine Erſcheinung **erklären** kann, der kann auch die **Bedingungen**, in ſo fern ſie in dieſer Erklärung enthalten ſind, **angeben**. Hingegen kann jemand die Bedingungen einer Erſcheinung recht gut **wiſſen**, ohne ſie deswegen **erklären** zu können. Der Aſtronom, der die Urſache einer Sonnenfinſterniß, durch das Hintreten des Mondes zwiſchen die Sonne und die Erde erklären kann, kann auch die Bedingungen der Zeit angeben, worinn eine Sonnenfinſterniß vorfallen kann, nämlich am Neumond. Der gemeine Mann hingegen kann zwar aus vielfältiger Beobachtung die Bedingung angeben, ohne deswegen die Erſcheinung ſelbſt wiſſenſchaftlich erklären zu können.

Wenn man alſo das Individuelle in dem Grade und der Richtung der Seelenwirkung aus dem Individuellen in der körperlichen Organiſation, nach

---

Am Schluſſe dieſer Rezenſion ſchlägt er ſogar den Weg ein, ſich hierüber an mich ſelbſt zu adreſſiren. O! unglücklicher könnt' er ſich nicht adreſſirt haben. „In Rückſicht, heißt es, auf den Erweiß der Thatſache, daß die Kathegorien in der Erfahrung wirklich gebraucht werden, dürfte der Kantianer Herrn „M. auf deſſen eigene Erfahrung verweiſen.“

So! auf meine eigene Erfahrung ſoll mich der Kantianer verweiſen, aber auf welche? in dem Sinne, den der Kantianer dem Begrif von Erfahrung beilegt, habe ich keine Erfahrung.

dem aus der Erfahrung bekanntem Geſetz der Verbindung **zwiſchen Seele und Körper**, erklärt, ſo heißt es bloß: man macht die letztern zur Bedingung der erſtern, nicht aber, man erklärt dieſe durch jene. Um die Entſtehungsart einer individuellen Seele zu erklären, müßte man erſtlich den allgemeinen Begrif von Seele überhaupt (nicht willkührlich, ſondern aus der Erfahrung) feſtſetzen, alsdann zeigen, durch welche Veränderungen, die in der Natur der Seele ſelbſt gegründet ſind, ſie nach und nach immer näher beſtimmt, bis ſie dieſe individuelle Beſchaffenheit der Seele geworden iſt; nicht bloß zur Erklärung einer beſondern Beſchaffenheit oder Modifikation der Seele eine ihr korreſpondirende Beſchaffenheit oder Modifikation des Körpers anzugeben, wie es doch zu geſchehn pflegt.

2) So kann man in den mehreſten Fällen nicht einmal die beſondere Modifikation des Körpers, die einer beſondern Seelenmodifikation korreſpondirt, und folglich als Bedingung derſelben angeſehn werden kann, beſtimmt **angeben**, ſondern bloß im Allgemeinen eine ſolche **vorausſetzen**. Woraus erhellet, daß dergleichen Erklärungsarten allenfalls in der **Anthropologie**, keinesweges aber in einer reinen **Pſychologie** geduldet werden können.

Gründe dafür.

1) Die Seele kann nur als eine **Subſtanz** in der **Erſcheinung** gedacht werden, indem der Begrif von Subſtanz überhaupt nur als **Bedingung der Erfahrung** ſeine Realität hat; d. h. ſo lange die Folge der Seelenerſcheinungen **ununterbrochen** bleibt, muß darinn bei allen Veränderungen etwas **Dauerhaftes in der Zeit** gedacht werden, wenn die **Wahrnehmung** dieſer Erſcheinungen **Erfahrung** werden ſoll. Wird hingegen dieſe Folge **unterbrochen**, ſo hört auch die **Subſtanzialität der Seele** auf, indem ihr ganzes **Daſeyn** aufhört. Nun aber lehrt uns die beſtändige Beobachtung, daß die Folge der Seelenerſcheinungen zuweilen (im tiefen Schlafe, Ohnmacht u. d. gl.) in der That unterbrochen wird, und obſchon die Erſcheinungen **nach** dieſer Unterbrechung mit den Erſcheinungen **vor** derſelben noch immer verknüpft ſind, ſo muß man doch, wenn man die Art dieſer Verknüpfung einſehn will, erſt in Gedanken nach pſychologiſchen Geſetzen dieſe **Lücke ausfüllen** und die fehlende Erſcheinungen **interpoliren**. Die **Subſtanzialität der Seele** iſt alſo in dieſem Betracht nicht **konſtitutiv**, ſondern als Idee bloß **regulativ**.

2) So giebt es offenbar Seelenerſcheinungen, die nicht mit andern in eben derſelben Seelenſubſtanz gegründet ſeyn können. Von dieſer Art ſind z. B. **Vorherſehungen** oder **Ahndungen**, die

eine fremde Perſon oder Sache betreffen, wovon ſelbſt in dieſem Magazine häufige Beiſpiele vorkommen, die ſich nicht ſo leicht wegraiſoniren laſſen, wenn man nicht einem Syſteme zugefallen allen hiſtoriſchen Glauben vernichten will; und wozu iſt dieſes nothwendig? Ein und eben daſſelbe Ding kann, ſowohl für ſich, als mit Andern ein Syſtem (ein nach einem Prinzip geordnetes Ganzes) ausmachen; einige Modifikationen deſſelben können alſo nach der Erſten, andere hingegen nach der letztern Vorausſetzung erklärt werden. Die beſondren Modifikationen, die die Seele durch die äußern Eindrücke erhält, ſind offenbar von der zweiten Art. Daß ich jetzt eben die Empfindung der rothen Farbe z. B. habe, läßt ſich ſo wenig aus der bloßen Rezeptivität oder der Fähigkeit meiner Seele, Eindrücke überhaupt zu erhalten, als aus den ſchon erhaltnen Seelenmodifikationen erklären; d. h. in dieſer Rückſicht macht meine Seele nicht für ſich, ſondern mit andern Dingen ein Syſtem aus. Es können alſo verſchiedene den äußern Beziehungen nach ſo ſehr von einander getrennte Seelen dennoch in einer Wechſelwirkung mit einander ſtehn; und ſo wie wir, wenn wir die Seele als ein für ſich beſtehendes Ding betrachten, die Lücken der Zeit in Gedanken ausfüllen, ſo können wir auch hier die Lücken des Raumes ausfüllen. —

Nach **Leibnizens Monadenlehre** und der **Harmoniapräſtabilita** kann eine mit Bewußtſeyn begabte Monade (Seele) zweierlei Arten von Modifikationen erhalten; die eine iſt das Reſultat der Wirkung und des Leidens aller derjenigen Monaden, die mit ihr in einer beſondern Beziehung ſtehn; d. h. der **Organiſation**. Die andere iſt der unmittelbare Einfluß einer andern Monade, die ihrem **innern Weſen nach** mit jener in einem genauen Verhältniß ſteht.

Man kann der Pſychologie, ſo wie auch jeder andern Naturerkenntniß keinen größern Schaden zufügen, als wenn man ſich bemüht, alles, was in dieſer Wiſſenſchaft vorkömmt, **unter ein einziges Syſtem** zu bringen.

Derjenige, der ein ſolches Syſtem einmal geſchmiedet hat, **verengt dadurch ſelbſt ſeinen Geſichtskreiß**; er findet in der Wiſſenſchaft nichts mehr, als was dieſem Syſteme gemäß iſt. Alles übrige, was ſich ihm darinn aufdringt, verwirft er mit einem phyloſophiſchen Trotz.

Die auf die Vorausſetzung gegründete Pſychologie, daß die Seele kein für ſich beſtehendes Weſen, ſondern ein Theil eines größern Ganzen (des Weltalls) ausmacht, iſt zwar **weniger rein**, als die auf die **Subſtantialität** der Seele gegründete. Sie iſt aber um deſto **vollſtändiger** als dieſe.

So iſt auch die auf jene Vorausſetzung gegründete **Moral** weniger der **Eigenliebe** und dem **Intereſſe** ſchmeichelhaft, aber deſto mehr nähert ſie ſich der Idee dieſer Wiſſenſchaft *), als die auf dieſe Vorausſetzung gegründete. Die **Unſterblichkeit der Seele** iſt nach der Vorausſetzung der **Subſtantialität** derſelben **den menſchlichen Wünſchen angemeſſener**; nach der entgegengeſetzten Vorausſetzung iſt ſie hingegen um **deſto feſter** gegründet.

Man verfähret alſo hier, wie in allen dergleichen Fällen, am vernünftigſten, wenn man keines dieſer beiden Syſteme gänzlich verwirft, und von einem jeden mit gehöriger Einſchränkung einen Gebrauch macht. **)

Zur

---

*) Sie iſt das ſtoiſche ſecundum naturam vivere; d. h. ſich als ein Theil der allgemeinen Natur betrachten und dieſem gemäß handeln.

) **Trennen und **Verbinden** ſind zwei entgegeſetzte Mittel, wodurch man zur **Erkenntniß** überhaupt gelangt; durch einen proportionirten Gebrauch dieſer beiden Operationen gelangt man zur **richtigen Erkenntniß.** Anfangs liegt alles, wie in einem Chaos in Verwirrung; alle Seelenvermögen werden auf alle Gegenſtände ohne Unterſchied angewandt; die Erkenntniß der Dinge kann daher nicht anders, als verworren ſeyn. Nach und nach wird in dieſes Chaos Licht und Ordnung gebracht; man fängt an, ſowohl die verſchiedenen Seelenoperationen von einander

der

Zur

Seelennaturkunde.

I.

Zwei Briefe von Taubſtummen. *)

Crefeld den 11ten Juli 1791.

Lieber Freund!

Es freuet mich dir kennen zu gelernet haben, ich wünſche daß du noch wohl und geſund in Braunſchweig biſt. Ich denke oft an dich, weil

du

der zu trennen, als einer jeden den ihr angemeſſenen Wirkungskreiß anzuweiſen. Daraus entſtehen verſchiedene Wiſſenſchaften, wie auch verſchiedene Syſteme in einer und eben derſelben Wiſſenſchaft. Man pflegt aber auch hierinn zu übertreiben, wodurch man anſtatt der vorigen **Verwirrung**, **Steifigkeit** und **Einſeitigkeit** hervorbringt. Man will eine jede Wiſſenſchaft und ein jedes Syſtem, ihrer Natur zuwider, völlig rein erhalten. Bei weiterem Fortſchritte in den Wiſſenſchaften lernt man erſt dieſe wichtige Wahrheit kennen, daß ſo wenig das **Trennen** allein, als das **Verbinden** zu gebrauchen ſey, ſondern: medium tenuere beati!

Maimon.

---

*) Dieſe beiden Briefe ſind mir vom Herrn Edukationsrath **Campe** in Braunſchweig gütigſt mitgetheilt

wor.

du biſt ein kluger und braver Mann, ich habe dich recht lieb, und verehre dich. Wie befindet ſich deine liebe Frau Gemahlin und liebe Tochter. Ich bin vergangenen Donnerſtag Morgen früh um 5 Uhr mit meiner Mutter, Herr Heinicke, meine Schweſter und Herr Commiſionsrath Oppermann und ſeine Familie von hier nach Mors bei Mademoiſell Rappert gefahren, wir ſind daſelbſt abgeſtiegen und ihr beſuchet; wir haben Kaffe getrunken, und Hesbelges dazu gegeſſen, hernach ſind wir bei der liebenswürdige Madam Martin zu Tiſche gegangen, und haben daſelbſt geſpeiſet und getrunken. Es hat alles vortreflich geſchmeckt. Nachher haben wir Kaffe getrunken. Nach dem Trinken ſind wir ſpatzieren in Herr Wilhelms ſein Garten vor dem Thor gegangen, ſind in einem kleinen Schiffchen dem Waſſer übergefahren und nach eines ſchönes Gartenhaus gekommen. Ich habe daſelbſt in eine Schaukel geſeſſen und mich geſchaukelt. Ich habe geſehen, daß Bauernkerls Fiſche gefangen haben. Wir haben Butterbrod gegeſſen und Wein dazu getrunken, darauf habe ich von Madame Martin, Mademoiſell Sixt, 2 Mademoiſell Rappert und Herr Wilhelms und ſeine Familie Abſchied genom-

---

worden. Wegen des ganz eignen und zuweilen homeriſchen Ideengangs verdienen ſie gewiß in einem Magazin der Erfahrungsſeelenkunde einen Platz.

Moritz.

nommen, und ihnen dreimal geküßet und geſaget: Adje lebe Wohl, und wir ſind von Mors nach hier angekommen. Madam Martini ich recht lieb habe, wie ein lieber Herr Kampe, Sie auch iſt eine recht liebenswürdige, brave, artige und kluge Frau. Sie hat vorige Woche ein recht ſchönen Brief an mich geſchrieben, und ich habe ihn durchgeleſen, und mich darüber gefreuet. — Geſtern Abend um halb zehen Uhr ſind viele Menſchen in der Reformirten und Katholiſchen Kirche ſehr geſchwind gegangen, und ſie haben daſelbſt ſehr ſtark geläutet. Viele Menſchen haben es gehöret — ſie ſind ſehr geſchwind nach Vitingshof gelaufen, haben es geſehen, daß 2 Häuſer ſind abgebrannt, haben es ausgelöſchet und Herr Heinicke hat mir erzählet daß 2 Schweine und ein Hund ſind todt verbrannt, die Kuh und das Pferd ſind aus dem Stall auf dem Felde gelaufen. Ich auch hingehen wellte, aber meine Mutter hat mir geſaget, ich ſoll zu Hauſe bleiben. Ich bin außerordentlich darüber erſchrocken, und ich habe geſaget, Potztauſend, Ich bedaure die armen Leute recht und ich putze alle Abend das Licht aus vorſichtig. — Sei ſo gütig und ſchreibe dich und deine Frau Gemahlin und liebe Tochter in mein Stammbuch und ſage deine Tochter, ſie ſoll etwas hübſches darin zeichnen zum Andenken. Ich habe dich auch recht lieb. Ein Kompliment von mir an deine liebe Frau Gemahlin. Auch ein Kompliment von meine

Mutter und Herr Heinicke an dir und deine Frau Gemahlin, Herr Profeſſor Stufe und Mademoiſell Tochter. Ich bin

Dein

gehorſamſter Jüngling und Freund
Peter von der Herberg.

Creyfeld den 15ten Julius 1791.

Mein lieber Freund

Ich freue mich daß du geſund und wohl biſt. Herr Heinicke hat zu mir geſagt, ich ſoll einen Brief an Herrn Educationsrath Kampe ſchreiben.

Vor ohngefähr halb Jahr bin ich mit Madam Winkelmann und Peter nach Emmerich gefahren, und wir haben daſelbſt meine liebe Mutter beſuchet, und haben bei ihr gelogiret und wir haben daſelbſt auf der Kirmſe gegangen. Vor ohngefähr zwei Wochen vor 11 Tage Herr Johan Winkelmann iſt nach Emmerich gereiſet, und er hat bei Herr Geeven gelogiret, und er hat daſelbſt auf der Kirmſe gegangen. Ich bin mit Madam Winkelmann ihrer Schlafſtube zu Bette gegangen. *) Zukünftigen Donnerſtag Morgen oder Nachmittag oder Abend werden meine Mutter Bruder, und der Johan Winkelmann aus Emmerich hier ankommen, und ſie werden bei mich beſuchen und ſie werden bei Madam Winkelmann logiren und ich freue mich ſehr darüber. Ich werde zu meine liebe Mutter ſagen: guten Tag, es freuet mich dir wohl zu ſehen. Wie haſt du dich ſo lange befunden.

Sey ſo gütig und mache ein Kompliment von mir an mein lieber Herr Educationsrath Kampe ſeine Frau und deine Tochter, auch ein Kompliment von Herr Heinicke. Ich bin

Deine

liebe Freundin und Jungfer
Johanna Lammets.

---

*) Dieſe Kleine wohnt nicht bei mir, ſondern bei einem gewiſſen Herrn Winkelmann. Sie will damit ſagen: ſie hätte, ſobald Hr. W. verreiſet war, bei der Fr. W. geſchlafen.

Heinicke.

2.

Unterſuchung der Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Handſchrift.

Der mit einem geiſtigen Aether durchſtrömte Nerve empfindet ſehr vieles, was für dem gröber organiſirten Boeotier gleichſam Nichtexiſtenz iſt, und das durch Erziehung höher geſchrittene Menſchenalter entdeckt eben ſo viel neues, wofür der noch in ſeinem harten Knochengebäude ruhende Embryo des Menſchengeſchlechts weder Empfänglichkeit noch Gefühl hatte. So ſteht denn täglich eine neue Welt auf, nicht allein umgeänderte Modifikazion der alten, ſondern würklich neüe Schöpfung, für den empfindenden nicht minder, als für den phyſiſchen Menſchen neue Welttheile und Kolumbuſſe. —

Schwärmer nennt unſer Zeitalter unter andern auch diejenigen, welche, wie jener kühne Seefahrer auf der Spitze ſeines Schifs, ſolche unbekannte Welttheile ahnden — die der periodiſchen Erziehung ihrer Zeitgenoſſen vorangeſchritten, den leibnitziſchen Uebergang von dem rohern zu dem künftigen gebildeten Menſchengeſchlechte machen, und die ihre nur von fern ahndenden Empfindungen den ſchon alles entdeckt glaubenden Zeitgenoſſen verkündigen. Gewiß drängen ſolche feiner gebildete

Menſchen ihre Entdeckungen nicht in kalte Schlußformen und ſyſtemfähige Periodenreihen, durch welche ſie ſie auch nicht gefunden und erkannt haben — freilich gränzen ſie mit ihrer glühenden Einbildungskraft und ſchwebenden Empfindungen mehr an Dichter als an Philoſophen an: — iſt aber auch etwas natürlicher, als dieſes, mehr mit dem Geiſte jeder gefundenen Wahrheit übereinſtimmend, als daß ſie eher empfunden, als gedacht, eher gedichtet, in Gefühlen geahndet, als trocken dargeſtellt werden kann? —

Auf der ewigen Ausdehnung der Körperwelt ſchweben die ewigen Denkformen der Seele — der Geiſt Gottes — um durch ſinnliche Analogie von außen die angebornen Wahrheiten und Geſetze des geiſtigen Weſens zu entwickeln, und ſo Welt, Körper und Geiſt zu einer gegenſeitigen harmoniſchen Mitwürkung zu ſtimmen. Seele und Form der körperlichen Ausdehnung ſind gleich ewig — gleich angeborne Geſetze und Wahrheiten: mit einmal ſinkt alſo das Gebäude, das jede der philoſophiſchen Partheien — eine für ihre angebornen Denkgeſetze — die andere für ihre ſinnliche Erfahrung — einſeitig aufführt: Seele und Welt, Denkgeſetz und Ausdehnungsform iſt eins, nur dieſes verſinnlicht das Band einer harmoniſchen Entwickelung und einer gegenſeitigen Erziehung. —

Empfindung ward ſo gleichſam die Grundlage der Vernunft, der empfindende Menſch, der Vorgänger des Denkenden und der Schwärmer der Vorläufer des Philoſophen. Erſt ſinnlich äußeren Anreiz — denn auf Empfindung und Ahndung ſchwebender Geiſt der Einbildungskraft — und endlich vollendete klare Erkenntniß und abgezogene Wahrheit. leibnitziſches durch feinere Sinnorgane gewecktes Ahnden einer ewigen Stufenfolge der Schöpfung und endlich durch Erfahrung und Denken geprüfte und gefundene Wahrheit derſelben. Darfſt du noch vor dem Nahmen **Schwärmer** erröthen, **Lavater**; — noch ſtaunen, daß deine ſo innig empfundene Harmonie des Menſchengeſichts und Menſchenſeele von deinen Zeitgenoſſen — denen du zu früh vorangeſchritten, zu früh die Periode einer verfeinertern Menſchheit verkündiget haſt — daß von ihnen deine Empfindungen nicht verſtanden, nicht mitempfunden und gefühlt werden! laß ſie nur erſt zu der Stufe, wo der Geiſt des ſchwerern Nervens entlöſt der Welt offner ſteht, nur erſt dahin laß ſie, gewiß ſie werden deine Empfindungen noch nachempfinden — nur zu ſpät für dich erkennen, nur erkannt als einige Wahrheiten hinſtellen! Das Genie ſchwärmt immer ſo viele Augenblicke ſeiner Exiſtenz hin, ſo viele es mit neuen Ahndungen und Empfindungen ausfüllt. Das Genie iſt jederzeit Schwärmer — nicht aber jeder Schwärmer Genie.

Ich darf weder hoffen, den Nahmen des Schwärmers zu verdienen, noch ihn fürchten, von dem grob organiſirten boeotiſchen Allwiſſer zu hören, wenn ich für eine Erſcheinung, die mehr, wie ſo manches andere, iſt belacht, als geprüft worden, wo nicht Empfänglichkeit, doch wenigſtens Ernſt habe, um ſie einer gründlichern und denkendern Unterſuchung zu unterwerfen. Ich glaube, der Anthropologie einen kleinen Beitrag liefern und ihre Ausſichten erweitern zu können, wenn ich ſie ſelbſt zur Entſcheidung der Frage hervorrufe, und auf ſie das Reſultat der Unterſuchung zurückkommen laſſe: **ob und in wie fern eine Charakterzeichnung des Menſchen aus ſeiner Handſchrift wahrſcheinlich und möglich iſt?** — Vier Geſichtspunkte, die ich mehr oder weniger zur Entſcheidung nur angeben darf, bieten ſich mir zur völligen Betrachtung dieſer Frage dar:

1) Welchen beſtimmenden Einfluß hat der Nerve auf den intellektuellen, empfindenden und moraliſchen Menſchen? —

2) Welchen beſtimmenden Einfluß leidet der Nerve ſelbſt von den übrigen ihn umgebenden Beſtandtheilen des Körpers — dem Blute, Knochen und Fleiſche.

3) Haben die verſchiedenen Modifikazionen des Nervens auch verſchiedene äußere harmoniſche Nachbildungen, Bewegungen, Thätig-

keiten der Glieder? und hat daher der Zuſtand des innern Menſchen auch gemäßen Ausdruck in dem Aeußern ſeines Handelns — dem Bewegen ſeiner Hände, Finger u. ſ. w.? —

4) Iſt es daher möglich, charakteriſtiſche Handſchriften zu denken und durch Erfahrung in denſelben Charakterzeichnungen des Menſchen zu beſtätigen? —

Keine Hypotheſe über die Struktur der Nerven ſcheint mir zur Erklärung der ſo mannichfaltigen Erſcheinungen des Empfindens ſo zureichend und dem Hinſchweben der geiſtigen Schönheit ſo angemeſſen zu ſeyn, als der Nervengeiſt, der den Nerven durchſtrömt — das feinſte, unzerſtörbarſte der Materie, das ſich nach dem Hinſinken der äußern gröbern organiſchen Hülle wahrſcheinlich zu einem neuen feinern Medium zwiſchen Welt und Geiſt entwickelt. So lange Aufeinanderfolge und Nebeneinanderſeyn die Denkgeſetze jeder Geiſterart bleiben, ſo lange der menſchliche Geiſt ſich nicht ſelbſt zu der höchſten einzigen letzten Vollendung hinſchwingt, ſo lange muß ein Organ da ſeyn, welches die möglichen Tonbeſtimmungen, möglichen Anreiz und Anſchlag der geiſtigen Empfindung und Thätigkeit in ſich trägt, und alle die möglichen Zeitmodifikazionen und Ausdehnungsformen, die ſich in jene auflöſen, nachzubilden fähig iſt. Es kann für das geiſtige Weſen nicht gleichgültig ſeyn, wie das

Medium beſchaffen iſt, durch welches es Einwirkungen bekommt und austheilt, nicht für ſeine Thätigkeit, Art, Stärke, Geſchwindigkeit derſelben gleich beſtimmend, ob das Fluidum mehr oder weniger geiſtig, mehr oder weniger träge, mehr mit dieſen als jenen Beſtandtheilen getränkt iſt. Ohne daher ſelbſt Abſtufungen des menſchlichen Geiſtes anzunehmen, iſt dieſes allein vermögend, alle die tauſend individuellen Modifikazionen des empfindenden, moraliſchen und intellektuellen Menſchen hervorzubringen, deren letzte ſich an die Einheit anſchließt, und deren höchſte in dem kürzeſten Zeitraum die mannichfaltigſten Momente der idealiſchen Schönheit durchgehet. Je nachdem der geiſtige Aether des Nerven die ſinnlichen Darſtellungen der Schönheit in ſich zu faſſen, und nachzubilden im Stande iſt: je nachdem entſtehen die verſchiedenen Erſcheinungen des intellektuelempfindenden Menſchen. Aetheriſche Geiſtigkeit und ſtille leichte Ruhe derſelben werden daher die phyſiſchen Erforderniſſe zum höchſten Gefühl und Genuß des Schönen. Jene bewürkt die Empfänglichkeit für Zeitvorſtellungen und das Hinſchweben auf den Zeitformen der Ausdehnung: dieſe aber die treue Nachbildung der Aufeinanderfolge der Zeittheilchen, welche die Schönheit bildet. Mit glücklicher Bildung empfänglicher Sinnenwerkzeuge verdankt der Tonkünſtler, Mahler, Bildhauer — jeder ſeine eigene Darſtellungsart bloß dieſen verſchiedenen möglichen Graden der ätheriſchen Geiſtigkeit und der leichten gefälligen Ruhe. Feurigerer, geſchwinder, ſtärker würkender geiſtiger Aether bildet den Mahler, der alle ſeine Empfindungen in dem eben ſo geſchwindern und ſtärker würkenden Nebeneinanderſeyn darſtellt: hingegen leichtere, ruhigere Geiſtigkeit deſſelben den Tonkünſtler, der ſeine Empfindungen in der ſanftern, gefälligern Aufeinanderfolge hinſchweben läßt.

Der moraliſche Menſch leidet eben ſo viel Veränderungen ſeines Daſeyns durch die verſchiedene Beſchaffenheit des Nervengeiſtes. Der Freigeiſt und der Religiöſe — der moraliſche Sanguiniker und der furchtſame Gewiſſenhafte — jeder hat ſeinen eignen Boden, aus dem ſeine Empfindungsart hervorbricht.

Längſt bewieſen iſt von Anthropologen der Einfluß des Nerven auf das geiſtige denkende Weſen, daß ich alſo wohl die erſte Frage dieſer Unterſuchung weitläuftig genug beantwortet zu haben glauben darf.

Weiter könnte ich die zweite Frage ausdehnen, welchen Einfluß der Nerve von den übrigen Beſtandtheilen des Körpers leidet? weitläuftiger könnte ich hier ſeyn, wenn ich nicht ſchon dieſe Unterſuchung anderswo durch meine Temperamentslehre vollendet glaubte.

Nur fragmentariſch — wie überhaupt dieſe ganze Unterſuchung nichts als Fragment ſeyn ſoll — will ich die **dritte** Frage mit Beobachtungen des gemeinen Lebens beantworten, da ſie ſchon überdies durch **Engels** philoſophiſche Mimick und **Lichtenbergs** Bemerkungen aus ſeiner ſatyriſchen Menſchenkenntniß iſt bewieſen worden.

Jeder Menſch hat nach ſeinem innren Charakter auch etwas äußerlich charakteriſtiſches, äußerlich auffallendes, kontraſtirendes, unzuſammenſtimmendes. Goldmacher, Myſtiker, Apokalyptiker laſſet ſie ruhig bei ihrem Kruge Bier hinterm Tiſche ſitzen, und wer kennt ſie ſchon da nicht an der verdrehten Form ihres Hutes, den ſchielenden Blicken ihres Auges, dem ſchiefen Sitzen ihres Kopfes und Halſes? —

Wie viel charakteriſtiſches liegt nicht allein in der Form und dem Sitzen des Huts! — Jedes Temperament hat einen eigenen Schnitt, eine eigne Art ihn zu tragen: mit dem Sanguiniker iſt er ſanguiniſch, mit dem Renomiſten renomiſtiſch, mit dem Geiſtlichen geiſtlich, dem Denkenden denkend, und mit dem Phlegmatiſchen phlegmatiſch. Der Renomiſt läßt die Seitenſpitzen deſſelben auf ſeine breiten Schultern herabhangen, und die Vorderſpitze, die ſich kolbicht zu den zwei Seitenmauern hinbiegt, rund und ſchier nach dem Himmel ſteigen. Der ſanguiniſche Geniemacher kneipt die Spitzen des Hutes klein, läßt die Vorderſpitze wie ein Schif ſich über das Auge hinſtrecken, den Hut ſelbſt vorne auf der Naſenwurzel ruhen, und hinten in die Höhe ſteigen. Auf Univerſitäten, wo ſo manches Genie, mancher Dogmatiker, Renomiſt, mancher Schulfuchs unter einander läuft, möchte ich Chodowieckiſche Tafeln von Köpfen und Hüten zeichnen! H — und J — iſt der Sitz der renomiſtiſchen —, L — hingegen der kleinen Geniehütchen, und es wäre wohl keine poſſirlichere Grouppe von Hogarthſchen Karikaturen zu bilden, als eine Verwechſelung der Hüte! — Der H — mächtige Renomiſt auf das ausgedörrte Köpfchen ſo manchem L — Städtſöhnchens: und das kleine L — Geniehütchen auf den ſtieren Nacken und Kopf eines H — Studierenden. —

Der Handwerksburſche, der des Sonntags auf ſein Bierhaus gehet, läßt die Hinterkrempe auf dem Zopfe auf- und niederſchlagen, und wie eine Flagge hin- und herwehen. Manchen Reiſenden — Bettler, fragt nur dieſen, ſeine Charakteriſtik trügt ihn gewiß nicht, wenn er jemanden mit auf ein Auge geſetztem Hute und ſchleichenden Schritten herbeikommen ſieht. —

Der Sanguiniker, Choleriker, Boeotier, jeder trägt ſeinen Arm, ſeine Hände anders, ſchwenkt ſie, hebt ſie, giebt ſie anders. Der ſich ſelbſt gnügſame Pflegmatiſche, der eben ſo wenig Stärke in ſeinem Kopfe als in ſeinem Körper hat, läßt ſeine langen Hände an den Hüften herunterbaumeln. Der gichtiſche Hektiker ſchwenkt ſie in tauſend Zuckungen um ſeinen Kopf herum. Der handfeſte Renomiſt drängt ſeine Hand und Finger in einem Knoten zuſammen, um ſo ſeine Stärke in einem Punkte konzentriſch zu fühlen.

Wie der Kopf, ſo der Fuß: — und — bei denen dieſer mehr vermag, als jener — der Fuß wie der Kopf. Kein Menſch gehet mit dem andern gleich, ſo wie keiner dem andern ganz gleich iſt. Der Pflegmatiker nimmt ſich gerne, wie er ſagt, bei ſeinem Spatziergange Zeit: der Sanguiniker, um ſich Motion zu machen, läuft bei Spatzierengehen Bothſchaften: der Boeotiker aber geht ſeinen angefangenen Schritt fort; das heißt, einen derben taktmäßig langſam ſich erhebenden und niederfallenden Hufſchlag. Beobachter ſetze dich auf öffentliche Wege, Alleen, Gärten, wo deine Welt vorbeiſpatzieret, — ſo mancher gottesfürchtige Handwerker, und ſchwere Gelehrte, ſo mancher ſpringende Windbeutel, und ſchwerfällige Handelsmann; ſo manche naſeweiſe Ehefrau, ſo manche auf ihre Unſchuld, auf ihre noch unberührte Jungferſchaft haltende Jungfer mit ſteifem Rocke, und feſt verſiegelten Halstuch; — und ſo manches arme in dem Hinſehnen ihrer Empfindung und dem

Augenblicke der Liebe gefallene, vor dem ſchiefen Blicke ihrer keuſchen Schweſtern, erröthende Mädchen einander begegnen: dahin ſetze dich, wenn dich Unwillen und Verachtung des Lebens ergreift, bitterer Spott, daß du dich verkannt und Thoren gekannt ſiehſt; — ſetze dich dahin nur einen Augenblick, und gewiß, du wirſt ruhig in deine einſame Kammer zurückkehren, und ſtolz danken, daß du nicht reicher Kaufmann, nicht reicher Thor, nicht reicher Schwelger biſt, ſondern daß du das biſt, was du biſt und nicht ſcheinſt, daß du biſt, was andern nicht ſind, die nur ſcheinen. Kunſt, Zwang, ſelbſt können nicht den Charakter verdrängen, der ſich äußerlich dem innren nachbildet, in den Vergnügungen, den Spielen jugendlicher Unſchuld, dem Tanz, der jetzt Drathzieherei und maſchinenmäßige Bewegung iſt. Keinen einzigen findeſt du unter hundert, die alle bei einem Tanzmeiſter gelernt haben, der nicht einen eignen Charakter in ſeine Bewegungen, ein eignes Temperament in ſeine Tanzart einmiſchte. Gehe auf Hofbälle, willſt du ſtolze, fette in ſich eingewickelte Hofnarren und Hofleute ſehen, und eben ſo widerliches Auftalpen und Fortſchleppen des Tanzes: — in Schenken bei ländlichen Kirmsfeſten, willſt du dich an dem reinen rohen unverzärtelten Ausdruck der Freude vergnügen: — und in die Wohnungen weiblicher jugendlich blühender Unſchuld, wenn du dich an ihren Tänzen deiner warmen Empfindung, deiner Liebe freuen willſt. Wie der Charakter der Seele, ſo der Ausdruck des Körpers die Mimik.

Zugeſtehen wird man mir dies, denn Erfahrung redet zu deutlich dafür, und das Alter der Beobachtung, welches an dem Glauben des Menſchen ſo viel Theil zu haben ſcheint: ohne mir die hergeleiteten Schlüſſe und Folgerungen gelten zu laſſen, daß alſo auch die Handſchrift den Charakter ihres Schreibers an ſich tragen, und eine Charakterzeichnung aus derſelben, wie aus der Bewegung der Hände und Füſſe, möglich ſeyn müſſe. Iſt denn jenes nicht eben ſowohl, als dieſes, Bewegung des Nerven und des Muſkels? und ſollte ſich nur hier allein die verſchiedene Modifikation deſſelben abdrucken und abbilden? —

Lavater ſagt: „ich bemerke eine große Aehnlichkeit zwiſchen Handſchrift, Sprache und Gang des Menſchen.“ Iſt denn auch wohl etwas phyſiſch richtiger, als dieſes, da alle dieſe Erſcheinungen Würkungen des nämlichen Nerven und der nämlichen Nerven Modifikation ſind? Das Nervengewebe des Gaumens, der Zunge, — der Hand, des Fuſſes haben eine Tinktur, nothwendig müſſen alſo die ſinnlichen Ausdrücke mittelſt derſelben nur eine Tinktur und nur eine Charakteriſtik haben.

Thue ich etwas mehr, wenn ich die Charakterzeichnung aus der Handſchrift behaupte, als daß ich die Härte, Weichheit, Ruhe, Stätigkeit, Geiſtigkeit und Empfänglichkeit des Nerven in den Buchſtaben zu finden glaube? Thue ich etwas mehr, als jener Schriftſteller, den Winkelmann in ſeiner Geſchichte der Kunſt anführet, der aus dem härtern oder weichern Nervengewebe des Gaumens den verſchiedenen Sprachausdruck herleitet: „Die Bildung des Geſichts iſt ſo verſchieden, wie „die Sprachen, ja wie die Mundarten derſelben; „und dieſe ſind es vermöge der Werkzeuge der Rede „ſelbſt, ſo daß in kalten Ländern die Nerven der „Zunge ſtarrer und weniger ſchnell ſeyn müſſen, als „in wärmern Ländern; und wenn den Grönländern „und verſchiedenen Völkern in Amerika Buchſtaben „mangeln, muß dies aus eben dem Grunde herrühren. Daher kommt es, daß alle mitternächtige „Sprachen mehr einſylbige Worte haben, und mehr „mit Konſonanten überladen ſind, deren Verbindung und Ausſprache andern Nationen ſchwer, ja „zum Theil unmöglich fällt. In dem verſchiedenen Gewebe und Bildung der Werkzeuge der Rede „ſuchet ein berühmter Scribent ſogar den Unterſchied der Mundarten der Italiäniſchen Sprache. „Aus angeführtem Grunde, ſagt er, haben die „Lombarder, welche in kältern Ländern von Italien geboren ſind, eine rauhe und abgekürzte „Ausſprache; die Toskaner und Römer reden „mit einem abgemeſſenern Tone; die Neapolitaner, welche einen noch wärmern Himmel ge-

„nießen, laſſen die Vocale mehr als jene hören, „und ſprechen mit einem völligern Munde.“

Hand und Handſchrift iſt eins, ein Ausdruck. — Dieſe iſt wie jene; wie ſich jedes Temperament auf der Hand, dem Finger und Nagel unterſcheidet: ſo unterſcheidet es ſich auch ſo in den verſchiedenen Zügen des Buchſtabens. — Noch keinen Pflegmatiker habe ich geſehen mit der Hand, den Fingern, Nägeln eines Cholerikers, — runde, fette, weiche, glänzende Hand mit kleinen fetten zugeſpitzten Fingern und weißen kurzen kleinen Nägeln ſtatt der langen knöchernen mit Adern durchkreuzten Hand des Cholerikers: — kein Weib mit der Hand, den Fingern eines Mannes, wie keinen Mann mit der eines Weibes — ſo wie noch keinen Mann mit der ſtillen innig ruhig hinfließenden Empfindung des weiblichen Herzens, und kein Weib mit dem feſten kalten Biederſinn, der geſtählten Bruſt des Mannes. Die Hand arbeitet durch Einwürkung der Seele, mittelſt der vielen Muſkeln und Nerven, die ſich an ihr herunterſchlängeln und zu den Fingern hinlegen. Ein eigenes anatomiſches Studium verlangt dieſes Glied des menſchlichen Körpers mit ſeinen tauſend verborgenen Nerven- und Muſkelverbindungen, welches nach dem Geſichte am deutlichſten die innren Bewegungen und Empfindungen der Seele abſpiegelt, welches eben ſo, wie das geiſtigere Empfinden, den Menſchen über das Thier erhebt, und mit welchen der Menſch zunächſt die Werke ſeiner Unſterblichkeit aufſtellt, und die Exiſtenz ſeiner Empfindungen verewiget. — Das Spiel der Hände iſt das Spiel der thätigen, würkenden Seele, und die Bewegungen derſelben die Bewegungen des innren moraliſchen Herzens. Betet je wohl einer mit, ſtatt hingeſenkter ſanft in einander geſchlagener Hand, geballter in einander gedrängter Fingerkraft? — iſt wohl einer mit eingeknippenen Händen freigebig, mit ruhigen Fingerſpiel zornig? — Könnte ich die Jahre wieder erkaufen, wo deine zarte Hand ſich an dem Halſe deiner Mutter umklammerte, wo ſie noch von keinem Nervenweh geſchmerzt unſchuldig in den Lüften ſich hinbewegte! Erkaufteſt du weniger als deine Unſchuld, den ruhigen zufriedenen Kindheitsſinn deines Herzens? — Beſonders die Ruh der Empfindung zeigt ſich in der Ruhe der Hand und das quälende Gewiſſen des Mörders in den ſich windenden Krämpfen ſeiner Finger! Die Angſt der hinſcheidenden Empfindung des Sterbenden in den zuckenden ängſtlichen Zupfen an ſeinem Bette oder ſeinem Sterbekleide. Der Menſch, der jetzt einen Gedanken entwickelt, hin und wieder aber Schwürigkeiten findet, daß er nicht ſeelig werden, ſich nicht herausfinden kann, nimmt was ihm unter die Hand kommt, ein Stück Papier, Holz, und macht es nach und nach klein, zerbricht es in tauſend Stückchen, wie er den Gegenſtand ſelbſt in ſeiner Seele nach und nach zergliedert und gleichſam kleiner macht. Der Melancholiſche, der immer auf eine Idee hingerichtet iſt, lieſt Federn von ſeinem Rocke, auch wo er ſie nicht findet. Der Hypochondriſt umfaſt in den ängſtlichen Sorgen der Zukunft mit der rechten die linke Hand über dem Gelenkbein. — —

> Die Hand alſo ſo voll Ausdruck der Seele — ſollte in ihrer Bewegung des Schreibens, dem Zeichnen des Buchſtabens ſo ganz ohne Charakteriſtik ſeyn? — die Handſchrift nichts von der eigenthümlichen Modifikazion ihres Pinſels, der Hand und des Nervens enthalten? —

Wie iſt dieſes möglich, wirft man ein, da erſtlich das Schreiben eine nach Regeln beſtimmte mechaniſche Bewegung der Feder und mechaniſcher Zug des Buchſtabens iſt? — Wie iſt es möglich, da jeder ſich nach ſeinem Schreibemeiſter bildet? — Da endlich jeder Buchſtabe ſeine beſtimmten Gränzen hat, die unveränderlich ſind? Wie viel kommt nicht auf die Feder an, wie ſie geſchnitten iſt, wie ich ſelbſt habe ſchreiben wollen? u. ſ. w.

„Das Schreiben iſt eine nach Regeln beſtimmte Bewegung der Feder!“ Dieſer Einwurf ſchränkt ſich vors erſte gleich dahin ein, daß das Schreiben eine nach Regeln beſtimmte Bewegung der Hand iſt, mit der und durch deren Führen der Feder der Buchſtabe hingemahlt wird. Die Feder verhält ſich alſo ganz leidentlich dabei, und muß nur der Beſtimmung der Hand folgen. Uebrigens aber, ſo beſtimmt auch die Regeln der Bildung des Buchſtabens ſind, ſo viel Arten ſind auch wieder möglich, dieſe Regeln zu vollſtrecken. Giebt es nicht tauſend Linien in die Höhe, je nachdem ſie von der Perpendikularität abweichen, rückwärts oder vorwärts ſich neigen, — giebt es nicht tauſend mögliche Verbindungen der Buchſtaben untereinander, rund, geſchärft, ſpitzig, abgebrochen, oder wohl gar keine, jeder einzeln iſolirt von dem andern? Giebt es nicht Züge und Verzierungen der Buchſtaben, die mehr willkührlich, als beſtimmt ſind? — Das Mechaniſche, daß das Schreiben zu haben ſcheint, fällt alſo ganz weg, und wird mehr ein nach dem Nervenſyſtem der Hand ſich richtender Ausdruck im Buchſtaben. So wenig würklich der Tackt, das Pas eines jeden Tanzes das Charakteriſtiſche des Ausdrucks einer jeden Tänzerin verſteckt und zu einer mechaniſchen Bewegung des Fußes macht: ſo wenig macht auch die Vorſchrift des Buchſtabens die tauſend Möglichkeiten, ihn nach dem Charakter des Nervens zu bilden, unmöglich. —

„Jeder bildet ſich nach ſeinem Schreibemeiſter: —“ laſſet hundert Kinder bei Einem ſchreiben lernen, und ſehet nach vier, acht, zehn Jahren ihre Handſchriften an: glaubt ihr dann wohl noch viel Aehnlichkeit mit ihrem ehemaligen Schreibemeiſter zu finden, viel von der Bildung, die einſt von ihm ihren Buchſtaben iſt vorgezeichnet worden? — Der harte feſtſtehende perpendikuläre Buchſtabe des mechaniſchen Schreibemeiſters wird ohnmöglich der Buchſtabe des Nervenſchwachen, — des empfindſamen Dichters werden können, trotz alles Unterrichts nicht das harte mechaniſche der Vorſchrift die Handſchrift der weichern Mädchen, die ſich nach ihr bilden ſollen. Der Schreibemeiſter thut weiter nichts, als daß er die Art die Zeichen zu machen lehrt, wodurch Worte geſchrieben werden. Weiter thut er nichts, nicht im Stande iſt er bis zur einzigen Nachbildung ſeines Buchſtabens zu tyranniſiren. — Freilich fällt die Möglichkeit einer Charakterbeſtimmung ganz weg bei dem Kinde, das jetzt unter der Zucht des Schreibemeiſters ſtehet, oder nur ſeiner Hand entlaufen iſt; ſo wie der Charakterausdruck des Temperaments in dem ängſtlichen Tanze des Kindes nicht möglich iſt, ehe es das ſteife Pasmachen des Tanzmeiſters verlernt, und durch Uebung ſich von dem Blick auf die Füſſe gewöhnt hat. —

„Jeder Buchſtabe hat ſeine beſtimmten Gränzen: —“ Wer ſetzt ihm dieſe Gränzen, gewiß ihr blos, die ihr mir dieſes einwendet. Ich ſinde wenigſtens keine Gränzen beobachtet in den Buchſtaben des Sanguinikers, nicht dieſelben in denen des Cholerikers, noch weniger die nämlichen in denen des Pflegmatikers oder Boeotikers. Jeder ſetzet ſich ſeine eigenen Gränzen, macht ſich ſeine eigenen Formen, ſeine eigenen Zuſätze durch Züge, ſeine eigenen Abkürzungen, kurz ſeine eigene Bearbeitung des Buchſtabens. Eben dieſes iſt ein Beweiß, weil jeder Buchſtabe gewiſſe Gränzen haben ſollte, aber ſie nicht hat, daß Urſache, phyſiſche Urſache des Körpers, des Nerven, des Temperaments, das auf die Seele Einfluß hat, da ſeyn müſſe, welche dieſe Geſetzloſigkeit hervorbringe, — eben die Urſache, welche in der Mahlerey den verſchiedenen Styl und den verſchiedenen Umriß bildet.

„Wie viel kommt allein nicht auf die Feder an? —“ Nicht mehr als auf dem Pinſel, der die Empfindungen des Mahlers auf der Leinewand lebendig darſtellt, und noch weniger, da der Schnitt der Feder ſelbſt von der Hand des Schreibers abhängt, aber der Pinſel das Verdienſt des Handwerkers iſt, der ſie alle nach einer Regel, nach einer mechaniſchen Routine macht, ohne auf dem Mahler zu ſehen, der ihn brauchen wird. Freilich mit einer verdorbenen Feder kann die Handſchrift nur halb und wenig charakteriſtiſch werden; wie mit einem verdorbenen Pinſel das Gemälde eines Mahlers, oder mit einer abgeſtumpften Reißfeder das

Portrait eines Menſchen. Iſt dieſes aber gut, was ſoll es hindern, daß ſich das Charakteriſtiſche des Menſchen von dem Nerven der Hand mittelſt der Feder in dem Buchſtaben herabſenke? — Wie der Mahler, ſo das Gemählde: wie der Schreiber, ſo ſeine Handſchrift.

> „Ein Menſch unter Ludwig den XIV. konnte „aus der des Königs ſeiner ſehr ähnlichen „Schrift eines Grafen mit Zuverläßigkeit „ſchließen, daß der Schreiber ein verächtli„cher Kerl ſei.“ *)

Dieſes iſt ein Erfahrungsbeweiß, der freilich wenig gelten darf, und wenig gilt; denn es gab auch Wahrſager und Sterndeuter! —

Wie jeder Menſch nur eine Phyſiognomik hat, ſo hat er auch nur eine Handſchrift — wie nur einen Charakter: ſo auch nur einen Ausdruck deſſelben. Dieſe verändert ſich eben ſo oft, als jene, hat eben ſowohl, wie jene, ihre phyſiſchen Zeichen der Kindheit, Jugend, Mannheit und des Greiſenalters. Dieſe iſt eben ſo ſchwer, als jene, zu verſtellen; wie hier immer die Grundphyſiognomik bleibt, und nur die beweglichen Muſkeln und Nerven anders gefaltet werden können, als die innre Empfindung will; ſo bleibt auch gewiß hier bei aller

---

*) Sulzers Vorübung. S. 363, 364.

Verſtellung der Grundcharakter der Handſchrift, obſchon durch erzwungene und verſtellte Züge verdunkelt. — Ich habe immer gefunden, daß das Vermögen der Verſtellung der Handſchrift mit dem der Verſtellung des Charakters und des Geſichts gleichen Schritt gehet. Beides ſetzt bewegliche Nerven, geſchmeidige Muſkeln, die nicht an eine Bewegung gebunden ſind, voraus — beides alſo phyſiſch ſich nicht widerſprechend, ſondern mit einander übereinſtimmend. Hundert will ich daher nehmen, die ihre Handſchrift eben ſo wenig ganz ſollen verſtellen können: ſo wenig ſie ganz den täuſchenden Schmeichler und Verſteller ihrer Empfindung vor dem Kenner ſollen ſpielen können — und nur den hundert und erſten erſt nehmen, der beides chamöelaoniſch täuſchend vielleicht unter andern Farben wird verſtecken können. Je mehr der Menſch daher zu jedem Ausdruck ſich ſtimmen, je mehr er Schmeichler und Hofmann ſeyn kann: deſto beſſer kann er dieſes und jenes, Handſchrift und Geſicht verziehen und verſtellen. — Briefe, Handſchriften nachmahlen, war dieſes wohl je mehr in Gebrauch als bei Kabalen der Höfe? — Und auch hier wie ſchwer, Hände nachzubilden; eben ſo ſchwer, als ſich in die Empfindung des andern zu verſetzen.

Monath lange anhaltende Uebung gehört dazu, der größte Fleiß, das charakteriſtiſche einer andern

Handſchrift abzulernen und auch nachbilden zu können. — Ein neuer Beweiß iſt mir dies, wie wenig willkührlich die Zeichnung der Buchſtaben iſt, und wie genau mit der Nervenmodifikation und mit dem denkenden Charakter zuſammenhängend, da es bei aller Mühe ſeine Hand zu verſtellen ſo ſchwer iſt. Nur mit deinem Charakter legſt du die Handſchrift ab: ſo wie nur mit deiner Nervenmodifikation deinen Charakter.

Die Anthropologie hat noch keinen ſichern Maasſtab, wornach ſie die Reizbarkeit, Empfindlichkeit des Nervens beſtimmen, und hieraus die Empfindlichkeit des Charakters angeben könnte. — Ich glaube, daß die Handſchrift wohl der ſicherſte, beſtimmteſte und zugleich ſinnlichſte Maasſtab, dafür ſeyn könnte, — ſicherer weniger täuſchend, als, wie Lavater will, das Haar, wobei das Gefühl ſo täuſchend, und das Auge bei der Vergleichung ſo wenig beſtimmt entſcheidend ſeyn kann. Die vielen Nerven, die die Hand umgeben, und die faſt unmittelbare Würkung derſelben auf die Handſchrift bürgt uns dafür, daß wir aus derſelben ſichere Reſultate und Schlüſſe auf die Lebhaftigkeit, Ruhe, Feinheit der Empfindung, auf den Muth, die Kühnheit, Standhaftigkeit, Ausdaurung des Menſchen machen können, daß wir ſchon aus der Handſchrift ſchließen können, welchen Patriotismus dieſen beſeelt — ob er blos aufbrauſender Sanguinismus oder ausdauernd und kühn iſt — ob den Gefahren entgegengehend, oder furchtſam in ſich zurückziehend? —

So einfach der Buchſtabe iſt, ſo viel unendliche Richtungen ſind in ihm möglich, und eben ſo viel verſchiedene Charakterbeſtimmungen enthält er. Seine Höhe, Dicke, Schärfe, Verbindung, ſeine ganze Geſtalt iſt für die kleinſten Schilderungen des menſchlichen Herzens entſcheidend.

Wie ſich das individuelle Alter des Menſchen in der Handſchrift abmahlt und dieſe ſich mit jenem verändert: ſo mahlt ſich auch das Alter des Menſchengeſchlechts in derſelben ab. — Der phyſiſche Zuſtand des Menſchen, welche Perioden iſt dieſer nicht durchgegangen, und die Handſchrift, als Ausdruck des Nerven, ſollte immer noch die des ältern Deutſchen ſeyn, immer noch das harte, unbiegſame deſſelben an ſich tragen. — Nehmet die Handſchriften unſerer Vorfahren vor einigen Jahrhunderten, und vergleichet ſie mit denen der jetzigen Zeit! Jene ſprechen ganz von Alterthum, von fleißigen unermüdeten Sammlungsgeiſte und weitläufig voluminöſer Gelehrſamkeit — dieſe hingegen von Empfindung, von philoſophiſchen Geiſte und mehrern Weltumgang.

Nicht weniger giebt es Nationalhandſchriften, als Nationalcharakter und Nationalphyſiognomien.

Schreibt der Franzoſe wohl ſo wie der Engländer — der Deutſche wie der Franzoſe? — Die Anthropologie hat würklich noch manchen Wunſch zu thun, der freilich nicht für den feſtern aktenmäßigen Kopf iſt. Was wäre wohl ein bleibenders Denkmahl des Charakteriſtiſchen jeder Nation, als eine Aufſtellung ihrer Handſchrift, wie die ihrer Nationalphyſiognomie? — Die gute Vorwelt hat uns Beweiſe zur Beſtätigung der obigen Behauptung hinterlaſſen.

Der Römer, ſo feſt, muthig, männlich, ausharrend, gedrängt das Gefühl ſeiner Mannskraft war — ſo voll ſeine Sprache, ſo groß ſeine Phyſiognomik: — ſo voll, ſo rund ſeine Handſchrift.

Der Grieche, ſo ſehr intellektuelle Schönheit, platoniſche Liebe genießend, ſo weich, ſo geiſtig ſein Nerve: — ſo fortfließend, ſich fortſchlängelnd, wellenlinienmäßig auch ſeine Buchſtaben.

Der alte Bewohner Germaniens, wo die Natur noch ihre rohe angebohrne Feſtigkeit hatte, zog ſeine Buchſtaben eben ſo feſt, ſo perpendikulär, als Ausdruck des Feſten, eben ſo quadratförmig, als das Zeichen der Unerſchütterlichkeit hin. Hier blos Vormauer und ſich brechende Scheidewand.

So heiß die Einbildungskraft, das Blut des Morgenländers, ſo ausſchweifend ſeine Dichtungstungsart: ſo bilderreich, ausſchweifend, heiß auch gleichſam ſeine Handſchrift. —

Je feſter, trockner der Nerve, je unbeweglicher und mit dem Knochen gleichſam eins, je kälter die Empfindung: — deſto ſtehender perpendikulärer der Buchſtabe, deſto regulärer ihre Ordnung, gerade horizontal ihre Linien und deſto gleichbleibender die ganze Handſchrift. Keine hinſchweifenden untereinander liegenden Buchſtaben, keine ſpringenden Züge: ſondern alles abgemeſſen, abgezirkelt und in Proportion.

Feſtigkeit, Ruhe der Empfindung — Indolenz zeigt ſich in dem Buchſtaben eben ſo, wie in der Bewegung, Fortſchreiten des Fußes durch ruhiges, kaltes Hinlegen, gerades Auftreten, Fortſchreiten und taktmäßiges ſich nicht übereilendes Aufheben deſſelben zum neuen Niederlaß. Siehſt du eine Handſchrift, die Muſter akkurater Gleichförmigkeit, ſich immer gleichbleibender Stoicismus iſt: ſo kannſt du dich nicht täuſchen — der Schreiber gewiß kein Menſch, der für Kunſt, Schönheit, platoniſche Liebe Gefuhl hat, ſich zum Dichtungsgeiſt hinſchwingen kann: ſondern Aktenwühler, mechaniſcher Händler, der kalt ausſieht, kalt auch genießt, und kalt dein Freund iſt. —

Gott bewahre mich für eine ſchöne Handſchrift, wie für ein kaltes unempfindendes Auge für Schönheit

heit und ein unempfängliches Herz für Liebe und Freude Gottes! — Was heißt denn ſchön ſchreiben nach der gemeinen Sprache des Lebens? — einen Buchſtaben wie den andern hinſetzen, in eben der Proportion, Weite, Höhe, Dicke, eine Linie ſo horizontal wie die andere, und ſo abgemeſſen diſtant von einander und ſchöne Züge, d. h. die von dem feſten, harten Nerven ihres Schreibers zeigen. Könnte ich doch einen Aufwärter eines Naturalienkabinets hinters Ohr ſchlagen, wenn er mir neben einer Wallfiſchribbe auch, wie er ſagt, eine ſchöne Handſchrift zeigt, d. h. eine Reihe von perpendikulären, gleich ſtarken, gleich hohen, gleich zugeſpitzten, eingepfählten da ſtehenden Buchſtaben, die irgend ein Waiſenknabe, der mehr Talent zum Schneider, Schuſter, Baumeiſter, als zum Gelehrten hatte, dem Papiere aufgemahlt hat. Laßt einen ſolchen Knaben, der ſo ſchön ſchreibt, daß es wie gedruckt ausſieht, lieber ein Handwerk lernen; denn hier iſt das Loos, wo allenfalls mit einer mechaniſchen feſten Hand alles gethan iſt: — um Gottes Willen aber keinen Gelehrten, wenn nicht ein Pedant in der Welt mehr werden ſoll, ein Syſtemgelehrter, Vielwiſſer, der alles ſeinem Leiſten anpaſſen will, den er ſich in ſeinem Kopfe, der dieſem gedrehten Holze nicht viel ungleicher iſt, gemacht hat. Ein Gelehrter muß, wenn auch nicht Genie, doch genieartig und mehr als Handwerker ſeyn. — Schöne Handſchrift nenne ich, wo ich Ausdruck von dem Genie ihres Schreibers, ſeiner Empfänglichkeit für Schönheit und Empfindung finde: — freilich iſt juſt dieſe nach der Sprache des Lebens garſtig geſchrieben, unordentlich, die Buchſtaben untereinander liegend, und die Züge ſchief konturirt. Solche Handſchriften würde ich auf ein Naturalienkabinet thun, neben den ſeltnen Produkten des menſchlichen Geiſtes, wenn dieſe dort zu finden wären. Ich habe viel dergleichen Schönſchreiber geſehen und gekannt: der eine hatte ſchon in ſeiner Kindheit wegen der ſchön gemahlten Buchſtaben die Aufmerkſamkeit des Pfarrers auf ſich gezogen, der ihn eben deswegen hatte wollen ſtudieren laſſen. Jetzt iſt dieſer Schönſchreiber Schneider, ein genauer, fleißiger, akkurater und gottesfürchtiger Handwerker. — Wer Verſtand hat, dem giebt auch Gott Amt, der Menſch trägt es gleichſam vor ſich her, was er einſt werden ſoll, ſagt Lavater irgendwo. — Die Natur wußte beſſer den Mahler dieſer Buchſtaben Amt zu geben, als ſein Pfarrer. Ein anderer iſt Geiſtlicher, der dem Inſpektor ſeiner Diöceß Gedichte wie gedruckt geſchrieben überreicht: — ein Mann, der ſeine hebräiſche Bibel jährlich ein paarmahl durchlieſt, und ſie ſchon funfzigmahl durchgeleſen hat — nicht aber empfunden, philoſophiſch nach dem Geiſte des Morgenlandes ſtudiert, ſondern analyſirt, die Punkte gezählet, falſche Accente angemerket und grammatiſche Leſearten verglichen. Ein dritter war ein junger

ger Studierender, der ſeine Manuſcripte in der größten Ordnung der Buchſtaben abſchrieb: jetzt iſt er Aktenſchreiber. —

Lavater beantwortet einen Einwurf: „Aber „die ſchönſten regelmäßigſten Schreiber ſind oft die „unregelmäßigſten Menſchen — wie die beſten „Prediger — und dennoch würden die beſten Prediger noch unendliche beſſere Prediger ſeyn, wenn „ſie die beſten Menſchen wären. So die Schönſchreiber. Sie würden noch edler, noch ſchöner „ſchreiben, wenn ſie zu ihren Talenten noch gerade „ſo viel Herz hätten.“ Ich würde dieſen Einwurf nicht beantwortet, ſondern ihn ganz widerlegt haben. Nicht allein Erfahrung, ſondern auch phyſiſche Kenntniß des Körpers können Beweiſe hergeben, daß ein ſolcher Schönſchreiber, wie ich ihn oben beſchrieben habe, und wie ihn das Leben nennt, nicht ein unregelmäßiger, ausſchweifender, ſanguiniſcher Menſch ſeyn kann.

Je mehr Genie — deſto weniger Schönſchreiber: nicht aber daher der Schluß, je weniger Schönſchreiber — deſto mehr Genie. Wie viel Genies würden ſonſt bald nicht in der Welt ſeyn, wenigſtens genieartig ſchreiben! Es giebt noch tauſend Modifikationen und weſentliche Unterſchiede, unter ſchlechten Handſchriften. Der Nervenſchwache, der Gichtiſche ſchreibt eben ſo ſchlecht, als das Genie, ohne deswegen Genie zu ſeyn.

Der Sanguiniker ſchreibt eben ſo wenig ſchön, als das Genie. Nur der Kenner und Beobachter erkennt unter den ſchlechten Handſchriften die tauſend Abdrücke des menſchlichen Empfindens und des menſchlichen Geiſtes. —

Wie jedes Temperament ſeinen Körper hat, in dem es wohnt, jeder Körper ſeine eigene Hand, und jede Hand ihre eigene Handſchrift: ſo muß auch jedes Temperament ſeine Handſchrift haben, wo es ſeinen Charakter abmahlt, wenn überhaupt der ganze Menſch in allen ſeinen Handlungen, Aeußerungen ſeinem Körper mit ſich ſelbſt übereinſtimmend ſeyn ſoll. Nichts iſt wohl natürlicher, als dieſes, nichts wird aber zugleich auch wohl mehr das Kopfſchütteln erregen, als der Verſuch, Handſchriften mit Temperamenten in Uebereinſtimmung, und jene, wie dieſe in Klaſſen bringen zu wollen. Und doch iſt nichts leichter, als dieſes, nichts leichter durch Erfahrung und Anthropologie zu beweiſen, als dieſes. Die Handſchriften laſſen uns den Menſchen in eben ſo viel Temperamentsunterſchieden erſcheinen, als die Phyſiognomik und das tägliche Leben des handelnden Menſchen. Eben ſo viel Klaſſen von Temperamenten, eben ſo viel giebt es von Handſchriften: ſo viel Abſtufungen und Unterarten jedes Temperaments: ſo viel Abſtufungen der Aehnlich- und Unähnlichkeiten der Handſchriften.

Iſt es gewiß, daß jedes Temperament ſich eine eigene Phyſiognomik bildet, auf einem gewiſſen Kopfumriſſe, Wölbung der Stirne u. ſ. w. ruhe, ſo iſt es wohl eben ſo gewiß, daß nach dem äußern Anſehen der Phyſiognomik die Handſchrift des Menſchen zu beſtimmen iſt, und daß es nicht blos Marktſchreierei ſei, nach dem äußern eines Menſchen auch das Charakteriſtiſche ſeiner Handſchrift vorherzuſagen. Aehnliche Menſchen haben ähnliche Handſchriften, — unähnliche auch unähnliche. So wenig ſich Mann und Weib, Jüngling und Greiß, Kind und Mann einander ähnlich ſehen, ſo ſehr disharmonirt auch gleichſam das Alter, das Gepräge ihrer Handſchriften. Sanguiniſche Menſchen, je mehr ſie ſich in dem Sanguinismus einander gleich waren, habe ich immer in ihren Buchſtaben eine Regel, ein Gepräge und ein gleiches Kolorit beobachten geſehen. Choleriſche Menſchen eben ſo das brennende, das heiße ihrer Empfindung in ihren Handſchriften durch das eckigte, ſcharfe, ſpitzige, gebrochene, lange gezogene ihrer Buchſtaben, die wie Bajonette vorgeſtreckt liegen. Wie der Sanguiniker, wenn er irgend ein intereſſantes Faktum ſeines Lebens oder ſeiner Reiſen erzählt, es mit den Händen gleichſam nochmahls vor ſich hinmahlt: eben ſo mahlt ſich auch das unruhige, unſtäte in dem hingeſchliffenen, unordentlichen ſeiner Buchſtaben ab. Wie der Sanguinismus ruhiger wird, wird auch die Handſchrift ruhig, bis er ſich endlich in das Pflegma verliert, welches ſeine Buchſtaben gerundet, mit ziemlich dick aufgetragenen und groben Farben hinlegt. Sein Arm, ſeine Hand iſt mit zu vielem Fette umwunden, um in ſeinen Bewegungen ſpitzige Winkel zu machen. —

Nichts iſt lächerlicher, als den Brief eines gichtiſchen Hektikers zu ſehen: wie er ſeinen ganzen Körper in gichtiſchen Zuckungen bewegt: ſo iſt auch ſeine Handſchrift, wie eine Hogarthſche Tanzgeſellſchaft, die in tauſend Winkeln ihre Pas vor- rückwärts und zur Seite macht. —

In wie fern von Empfindung, Grundſätze, Verſtand, Geiſt, Genie abhängt; in ſo fern iſt auch aus der Handſchrift analogiſch gewiſſe Schlußart auf Anlage, Talent, den Geiſt und Kopf ihres Verfaſſers möglich. — Kritiker — Geſchichtswiſſer — Mathematiker will ich wohl unter tauſend Handſchriften mit Gewißheit herausfinden, und habe ſie auch jederzeit, ohne mich zu trügen, herausgefunden. Eben darum iſt es ſo leicht, dieſe zu erkennen, weil die Nerven und der Körperbau die erſte Veranlaſſung und Anreitz zu dieſen Wiſſenſchaften iſt. Der Kritiker ſcheint mir blos eine Geburt des unruhigen, gichtiſchen, empfindlichen, überall Anſtoß findenden ſcharfen Nervengeiſtes. Der Mathematiker eine Geburt des feſten, ſtarken, unempfindlichen Nervens: — und der Geſchichtswiſſer — des ſanguiniſchen Bluts, in wie fern dadurch das phyſiſche des Gedächtniſſes befördert wird. Je mehr von allen dieſem — deſto charakteriſtiſcher, wenig täuſchender die Handſchrift. Man mache ſich eine Sammlung von Handſchriften dieſer Gelehrten, und man ſehe, wie charakteriſtiſch jede derſelben und wie treu ihr allgemeiner Charakter iſt! —

Nichts läßt ſich leichter aus der Handſchrift erkennen, als der moraliſche Menſch, ſeine Geſinnungen, Empfindungen, häuslichen Freuden, ſeine Religion und ſein Handel, weil dies alles für den Anthropologen Erſcheinungen des phyſiſchen Menſchen ſind. Der Gutmüthige iſt auch in ſeinen Buchſtaben gleichſam gutmüthig, frei, verträglich. Der Satiriker auch in ſeinen Buchſtaben ſcharf, ſpitzig, ſtechend, wie der Stachel ſeines Witzes. Der Argwöhniſche auch ſeine Buchſtaben einen hinter den andern verſteckend, zurückhaltend. Der Reinliche auch in ſeiner Handſchrift reinlich. Der Geitzige auch in ſeinem Buchſtaben karg und ſchmutzig. Der Galante auch in ſeinen Buchſtaben galant und geputzt. —

Körperbau, Stimme, Farbe, Haar, alles iſt für dem Beobachter des Menſchen auch leicht in der Handſchrift zu finden — ich ſage für den Beobachter des Menſchen, der ihn zugleich als Anthropolog kennt. Blonde Haare, blaue Augen, weiße roſichte Wangen des Mädchens — niemahls habe ich ſie in der Haydſchrift verkannt, oder gefunden, wo ſie nicht waren.

Harmonie, das einzige Geſetz der Reihe der Dinge! — und doch nicht Harmonie zwiſchen den Menſchen und dem zeichnenden Bilde ſeiner Gedanken? — So ewig Harmonie zwiſchen Sprache und Vernunft, ſo ewig hier ſein eigener Schöpfer: ſo ewig auch ſein eigener Bildner und Zeichner. Ewiges Gerede, philoſophiſches Geſchwätz von Harmonie der Schöpfung Gottes, wenn ſie nicht auch in dem geſternten zerſtreuten Spitzen des Waſſertropfens ſeyn ſoll, in dem ſich die elaſtiſche Fliege gekühlt hat, — und in dem langen Waſſerſchweif, den der pflegmatiſche Regenwurm hinter ſich her gezogen! —

Grohmann.

3.

Sonderbare Art des Trübſinnes.

Im Jahre 1783 wurde mir ein junger Mann, Namens El — n, der ſeit einiger Zeit trübſinnig geworden, von meinem Freunde aus K. in P. empfohlen. Er war 1775 Komptoirſchreiber in einem Hauſe, in welchem ich Geſellſchafter der Kinder war; und durch die Art von Bekanntſchaft, die ich dadurch mit ihm gemacht hatte, glaubte mein Freund in K., daß ich mich des Unglücklichen nicht ungern annehmen würde. Als ein Kind von zwölf Jahren war ich, bei meiner erſten Bekanntſchaft mit ihm, nicht im Stande, etwas Sonderbares an ihm zu bemerken; vielleicht hatte er damals auch noch gar nichts Auszeichnendes an ſich. Doch erinnere ich mich noch ganz deutlich, daß er, nach geendigter Arbeit, mit meinem Lehrer Schach oder Piket zu ſpielen, und ſich gewöhnlich an den Spieltiſch mit den Worten zu ſetzen pflegte: nicht wahr, Freund! es iſt mir erlaubt ein Stündchen zu ſpielen. Ich erfülle, Gott ſei Dank, meine Pflichten treulich, und kann ſie erfüllen, wie es nur immer einer kann! wer will mir nun die Erholungsſtunde verſagen?

Mein Lehrer hielt ſich oft in ſeiner Abweſenheit über ihn auf; und als ich einſt fragte: ob E. denn nicht recht hätte, antwortete er mir; es ſei freilich nicht zu läugnen, daß E. ein geſchickter Menſch ſei; aber er bilde ſich zu viel darauf ein. Selbſt dieſe ſcherzhafte Aeußerung ſeiner Verdienſte käme zu oft, um nicht für etwas mehr, als Scherz, um nicht für übertriebnen Stolz aufgenommen werden zu müſſen.

Einige Zeit nachher hatte er einen Wortſtreit über Religionsſachen mit ſeinem Herrn, der ihn darüber für einen gefährlichen Menſchen, einen Ketzer anſah, und ihm auf eine kränkende Art ſeinen Abſchied gab. E. glaubte ſich dem Hauſe unentbehrlich gemacht zu haben, nnd ſah ſich betrogen. Sein Stolz war dadurch zu ſehr gebeugt, um länger an einem Orte zu verweilen, in welchem es, nach ſeinem erfolgten Abſchiede, Leute geben mußte, die aus Schadenfreude ſeiner geſpottet haben würden. Er verließ daher Berlin plötzlich, ohne ſeinen Freunden und Bekannten Lebewohl zu ſagen, und reiſete nach H., ſeinem Geburtsorte, zu ſeinen Brüdern.

Dieſe, die ihn in ihre Handlung nicht brauchen konnten, drangen in ihn, aufs neue in Kondition zu treten; und, da er wirklich die Wechſelgeſchäfte gründlich verſtand, glückte es ihm auch bald, eine einträgliche Stelle als Buchhalter in einem berühmten Handlungshauſe in K. zu bekommen.

E. war in den Jahren, wo der Gedanke, ſtets dienen, und von der Gunſt eines Herrn abhängen zu müſſen, anfängt läſtig zu werden. Er wünſchte einſt ſelbſt Herr werden und ſein Häuschen anbauen zu können. Dazu gewährte ihm aber ſeine Stelle als Buchhalter eben nicht die froheſten Ausſichten. Auch hatte er mittelerweile die Bekanntſchaft mit der Tochter aus einem der anſehnlichſten Handlungshäuſer daſelbſt gemacht, gegen die er nicht gleichgültig geblieben zu ſeyn ſchien. Die gefällige Aufnahme, die er bei den Eltern fand, das feine Betragen der Tochter gegen ihn, aber noch mehr ſein Stolz, gab ihm den Gedanken ein, das Mädchen zu heurathen. Der jetzigen Verſchiedenheit ihrer Glücksumſtände ungeachtet, zweifelte er nicht, die Einwilligung der Eltern und des Mädchens zu erhalten, ſobald er nur im Stande ſeyn würde, Frau und Kinder anſtändig zu ernähren. Scherzhafte Aeußerungen von Seiten der Eltern, zweideutige Ausdrücke von Seiten der Tochter, galten ihm für Einwilligung, für Liebeserklärung; und nun war er auf nichts bedacht, als auf Verbeſſerung ſeiner Lage.

Bei den Fähigkeiten, die E. ſich zutrauete, ſchien ihm das Studium der Medezin das Fach zu ſeyn, mit welchem er ſich bald bekannt machen, in welchem er ſich bald auszeichnen, und wodurch er ſich bald in den Stand ſetzen würde, ſeinen vorhabenden Plan auszuführen. Er verließ daher ſeine Stelle als Buchhalter, ließ ſich auf der daſigen Univerſität als Student einſchreiben, und legte ſich mit ungemeinen Fleiße auf die Wiſſenſchaften. Seinen Unterhalt hatte er der Freigebigkeit ſeines Herrn und der übrigen dortigen Judenſchaft zu verdanken.

Damals war es, als ein dortiger Weltweiſe Vorleſungen über ein Werk hielt, das, ein Paar Jahre nachher, durch den Druck allgemein bekannt wurde, und den Namen ſeines Verfaſſers der Sterblichkeit entzog. Alles ſtrömte nach den Vorleſungen des großen Mannes hin, und E. war keiner der letzten. Sein unſterblicher Lehrer flößte ihm Hochachtung ein, und er wollte ihm in allem gleich werden. Er war ſein Ideal, Er das letzte Ziel menſchlicher Vollkommenheit, menſchlicher Größe und Würde. Seinem großen Lehrer war abſtraktes Denken Zeitvertreib, die tiefſte methaphiſiſche Unterſuchung angenehme Unterhaltung geworden. Auf ſeinen einſamen Spatziergängen ſelbſt, ſoll er ſich damit beſchäftigen. E. ſuchte ihm auch hierinn nachzuahmen. Mit Vernachläßigung ſeines Hauptfaches, der Heilkunde, legte er ſich mit allem nur möglichen Eifer auf die Weltweisheit; las, dachte und ſprach nichts als von Weltweisheit,

heit, und dachte, ſelbſt auf den Spaziergängen, die er, ſeiner Geſundheit halber, machen mußte, über Gegenſtände der Weltweisheit nach.

Seine Freunde machten ihm ſchonende Vorwürfe über ſeine Handlungsweiſe, warfen ihm die Vernachläßigung ſeines Brodſtudiums vor, und zeigten ihm, wie verſchieden ſeine Lage von der Lage des Mannes wäre, den er ſich zum Muſter gewählt hätte. Alles vergeblich, ihn von ſeiner Lieblingswiſſenſchaft abzubringen, aber hinreichend auf ſeinen Geiſt widrig genug zu wirken. Wollte er über einen Gegenſtand der Methaphiſik nachdenken, ſo ſtellten ſich ihm die Vorwürfe ſeiner Freunde und die Möglichkeit, daß ſie ihre wohlthätige Hand von ihm abziehn konnten, mit allen ihren ſchrecklichen Folgen vor. Seine Aufmerkſamkeit wurde dadurch getheilt, ſeine Ruhe geſtört. Er zwang ſich, ſie wieder herzuſtellen; aber auch dieſer Zwang mußte ihn angreifen.

Dazu kam noch, daß die Fortſchritte, die er nun ſchon in den Wiſſenſchaften gemacht hatte, ihn einigermaßen berechtigten, ſich dem Ziele ſeiner Wünſche näher glauben, ſeiner Leidenſchaft für ſein geliebtes Mädchen ganz nachhängen, und den Eltern den Antrag förmlich machen zu dürfen. Man hielt es nicht der Mühe werth, ihn geradezu abzuweiſen. Man glaubte, durch ſein ſonderbares Benehmen, Auftritte zu erleben, an denen das Auge des ungebildeten Menſchen ſich ſelber ſo gern weidet, und machte ihm Hofnung. Dem unbefangenen Manne hätte die Art, wie ſie ihm gemacht wurde, freilich leicht gezeigt, daß man nie dachte ſie zu erfüllen. Ihn blendeten ſie.

Liebe, Gewiſſensbiſſe, über die Vernachläßigung ſeines Hauptfaches, und ſpekulative Weltweisheit, als ſeine Lieblingswiſſenſchaft, drängten ſich ſtets ſeinem Geiſte zu gleicher Zeit auf, konnten nur durch Kampf herausgehoben werden, und bekämpften endlich ihn ſelbſt. Er ward krank.

Von ſeiner Krankheit genaß er; aber ſein Verſtand war zerrüttet. Er ſprach irre; und an die Fortſetzung ſeiner Studien war nun nicht mehr zu denken. Seine Freunde in K. wollten ihn von einem Orte entfernen, wo die Gegenſtände alle zu lebhaft auf ihn wirken, alle ihn an vorige Zeiten erinnern mußten. Sie glaubten, daß ſeine völlige Geneſung vielleicht am beſten in dem Schooße ſeiner Familie gelingen möchte; er ſollte daher nach H. zu ſeinen Brüdern. Bei dieſer Reiſe mußte er über Berlin, wo ihm, von ſeinen Gönnern, der Aufenthalt von einigen Monathen, zu ſeiner Zerſtreuung verſtattet wurde, und wo ihm während dieſes Aufenthaltes 15 Rthl. monathlich durch mich ausgezahlt werden ſollten.

An einem Dienſtage trat E. mit dem Manne, den ſeine Freunde in K. zu ſeiner Begleitung ihm mitgegeben hatten, in meine Stube. Es war der Menſch nicht mehr, den ich vormals gekannt hatte. Sein feiner, aber feſter Körperbau war nun in eine dünne, weiche Geſtalt verwandelt. Das lebhafte, ſonſt wilde, große blaue Auge blickte nun wild, aber matt umher; die Stirne voller Falten; das Geſicht voller Gruben; kein Blutstropfen auf demſelben. Todtenbleiche überzog die Wange. Er ſah mir ſtarr ins Auge, drückte meine Hand, die ich ihm reichte, und drückte ſie mit einer Rührung, die mir anzeigen ſollte, daß er ſich meiner noch ganz wohl erinnerte. Er ſprach kein Wort. Endlich ließ er meine Hand fahren, ging die Stube mit ſtarken Schritten auf und ab, ſtand plötzlich ſtill und fragte, ohne ſich eigentlich an mich zu wenden: wo werde ich logiren? Doch nicht hier? Hier ſind keine Betten. Ich antwortete ihm, daß man für Wohnung und alles geſorgt hätte, was ihm noch nothwendig ſeyn könnte.

„Was mir noch nothwendig ſeyn könnte? erwiederte er haſtig. Ha! ich merke ſchon, man hat Ihnen auch geſchrieben, daß ich krank ſei; aber ich bin nicht krank. Sie dorten (ſeine Freunde in K. nehmlich) haben mich krank gemacht — wollen mich krank machen, ſetzte er nach einer Weile in einem wehmüthigen Tone hinzu.“

Der Gedanke, daß man ihn krank machen wollte, ſchien der herrſchendſte bei ihm zu ſeyn. Alle ſeine Geſpräche, alle ſeine Anſpielungen deuteten darauf hin. Er nahm auch daher nicht die mindeſte Arzenei zu ſich, aus Furcht, der Arzt und Apotheker könnten mit ſeinen Feinden in Bündniß getreten ſeyn. Seine Gemüthslage erlaubte uns nicht, ihn zum Gebrauche der Arzenei zu zwingen, erlaubte ihm von der andern Seite nicht, in den Geſellſchaften, in die man ihn einführte, diejenige Zerſtreuung zu finden, die ihn hätte aufheitern können, und die er gewiß gefunden haben würde, wenn er nicht ſtets in ſich gekehrt geweſen wäre. Er ließ ſich zwar auf Spaziergängen mitnehmen, aber genoß ſie nicht; ſah nichts, hörte nichts, als was ſeinem Kummer Nahrung verſchafte — und wo hätte er dieſen nicht gefunden?

An einem Frühlingsnachmittage, wo die Natur in ihrer ganzen jugendlichen Schönheit ſich zeigte, wo das friſche Laub ſchon groß genug war, um die ſchwarzen Aeſte zu bedecken, aber noch zuſammengezogen, jedem frohen Auge das Bild des emporſtrebenden Geiſtes darbot — an einem ſolchen Nachmittage nahmen wir E mit nach dem Thiergarten. Die Geſellſchaft war gemiſcht, und jeder beſtrebte ſich, ſo gut er konnte, ihn zu unterhalten. Vergebens! Einſylbige Wörter waren ſtets ſeine ganze Antwort. Nur Madam B., dieſer geiſtreichen

reichen Tochter des verewigten M. M., glückte es, eine etwas längere Antwort von ihm zu erhalten, die uns aber alle hinriß, und den ganzen traurigen Zuſtand ſeines Gemüths entfaltete.

„Sehn Sie, lieber E., ſagte ſie zu ihm, wie die Natur ſo ſchön um ſie her iſt. Blicken Sie nur um ſich; ſehn Sie nur das junge Grün, und es wird Ihnen wohl ſeyn.“ — „Mir wohl ſeyn! erwiederte er, und ſah ihr wild ins Auge — mir wohl ſeyn! wiederholte er beklommen, ich ſehe nicht das Grün, das Sie ſehn; ſehe nur das abgefallne Laub des vorigen Jahres, und mir iſt weh.“ Eine Thräne zitterte in ſeinem Auge, er war innigſt erſchüttert, und bat die Geſellſchaft verlaſſen und nach Hauſe gehn zu dürfen.

Sein Gemüthszuſtand wurde, da er kein einziges Mittel zu ſeiner Beſſerung anwandte, von Tage zu Tage ſchlimmer. Seine Freunde hatten nichts an ihn zu ſchreiben, und er ſehnte ſich nach ihren Briefen; fand in ihrem Stillſchweigen Beweiſe ihrer Treuloſigkeit, fluchte ihnen und verfluchte ſein Daſeyn. Die Tage brachte er faſt ohne alle Nahrung, die Nächte ſchlaflos zu. Zucker war ſeine einzige Speiſe, Kaffe ſein einziges Getränk. Von dem erſten aß er oft mehr als ein Pfund, und den letzten trank er an vier- bis fünfmal täglich. Einſt wendete er auch ſein ganzes Monathgeld zum Einkauf des Zuckers an, aß einen

Theil davon, löſete den übrigen in Waſſer auf, und goß, nachdem er etwas von dieſer Auflöſung getrunken, das übrige zum Fenſter hinaus. Auch ſtand er ſtundenlang nackt vor dem Spiegel, und beſah ſich in demſelben mit äußerſter Gefälligkeit.

Nur dann und wann waren lichte Blicke in ſeiner Seele, in denen er entweder nach K. ſchrieb, oder in Meiners philoſophiſcher Sprachlehre las. Seine Briefe waren zuſammenhängend, aber beim Schreiben las er, nach einigen hinzugeſetzten Wörtern, ſtets das Ganze von Vorne durch — gleichſam als ſetzte er ein Mißtrauen in ſich ſelbſt, und fürchtete er den Zuſammenhang verloren zu haben. Auch kam er in dem gedachten Buche nicht weiter, als bis auf die dritte Seite. Er fing, ſo oft er es zur Hand nahm, immer von Vorne an, und das erſte Blatt erſchöpfte ſchon ſeine ganze Beſinnungskraft. War er in dieſen lichten Augenblicken zum Sprechen zu bringen, ſo ſuchte er gewöhnlich etwas wiſſenſchaftliches an den Faden des Geſprächs zu knüpfen, wo er dann ſeine Meinung mit vieler Wärme, oft mit wahrem Scharfſinne vertheidigte, und ſeine Zuhörer den Verluſt ſeines Verſtandes doppelt bedauern ließ.

Leides fügte er niemanden zu; und ſelbſt, wenn er in der Zerſtreuung einigen Schaden anrichtete, entſchuldigte er ſich ſogleich deshalb. Seine Wirthinn, die Büchſenſchäfterinn Leib, feierte den Geburtsburtstag eines ihrer Kinder durch Muſik und Tanz. Nachher ſollte Puppenſpiel ſeyn. Sie glaubte, daß dieſe Art von Zerſtreuung ihrem unglücklichen Miethmanne, der ſie mit Mitleiden durchdrang, zuträglich ſeyn könnte, und lud ihn daher ſelbſt ein, um ihn ſogleich mit in die Geſellſchaft zu nehmen. Sie fand ihn nackt vor dem Spiegel ſtehen. Er, ohne ſich darum zu bekümmern, wes Geſchlechts ſeine Zuſchauerinn wäre, ging, auf ihre Einladung, die Stube auf und ab, um einen Entſchluß zu faſſen, ſagte endlich: er werde kommen, nur müſſe er ſich doch wohl erſt ein wenig beſſer ankleiden, als er es jetzo wäre.

Viel beſſer, als in der Naturkleidung, erſchien er nun wirklich nicht. lederne Beinkleider, Stiefeln und Sporn, und ein Ueberrock auf dem bloßen Leibe, war ſein ganzer Anzug. Er forderte ſeine Wirthinn zu einem Minuet auf, tanzte die erſte Hälfte deſſelben ganz richtig; aber verließ beim Handgeben Tanzplatz und Geſellſchaft, ging in das Zimmer, wo das Marionettentheater ſchon angeordnet war, und richtete unter den armen, wehrloſen Schauſpielern eine ſchreckliche Verwüſtung an. Er kam aber bald wieder zum Beſinnen, ſuchte ſeine Wirthinn auf, bat ſie mit thränenden Augen, ihm zu verzeihen, und Mitleiden mit ihm zu haben. Er wolle ſeine ſilbernen Schuhſchnallen verkaufen, um ihr den Schaden zu erſetzen. Für die Zerſtörung ihrer Freude, könnte er ihr keine Entſchädigung anbieten; ſie ſollte ſich aber darüber nur mit ihm tröſten: auch ſeine Freuden wären ihm zerſtört worden, und was das ſchlimmſte wäre, von ſogenannten Sinnigen zerſtört worden.

Der Grund zu ſeinem Trübſinn war mir damals noch nicht bekannt, und ich glaubte, das ſicherſte Mittel ihn von ihm ſelbſt zu erfahren, ſei ſein Zutrauen zu erwerben, und keine Luſt zu verrathen, tiefer in ſeine Geheimniſſe dringen zu wollen, als er ſie zu entdecken für rathſam halten würde. Bei ſeinem Mißtrauen gegen die Menſchen, hä'te Neugierde alles verderben müſſen. Ich irrte nicht. Denn als ich ihn einen Abend, wo er über ſeinen Zuſtand bitterlich klagte, tröſtete und ihm ſagte: es werde noch alles gut werden, fragte er ſpöttiſch: meinen Sie? Doch ſetzte er hinzu, es iſt mir nun kein Wunder mehr, daß Menſchen, die ſich für meine Freunde ausgeben, mich hintergehn wollen. Mein Vater, meine Brüder und meine beſten Freunde haben mich betrogen, und ich Thor traue noch immer den Menſchen, laſſe mich von Weichherzigkeit hintergehn, halte Schwäche für Mitleiden.

Seine Zunge war nun gelöſet und ſein volles Herz ſuchte ſich zu ergießen. „Hören Sie, ſagte er, indem er ſich vertraulich zu mir ſetzte, und ſeine Hand auf die meinige legte, hören Sie nur den

Streich, den mir meine beſten Freunde geſpielt haben, und urtheilen Sie, ob ich Menſchen noch trauen kann.“

„Zweimal habe ich das große Loos in der holländiſchen Lotterie gewonnen. Ich habe nun freilich nicht geſetzt, denn ich bin arm, ſehr arm. Aber ſie dorten hatten das Geld darzu hergegeben, ließen, weil es verboten iſt, in fremden Lottos zu ſpielen, die Zettel auf meinen Namen nehmen, und verſprachen mir, für die Gefahr, der ich mich dadurch ausſetzte, einen gleichen Antheil am Gewinnſte. Die Kerl dachten nun bei ihrer Verſprechung freilich nicht, daß die Looſe ſo viel ziehn würden. Aber die Looſe thaten es doch, und mir nichts, dir nichts, muß ich euch krank werden. Die Zettel ſind bei meiner Geneſung verſchwunden, meine Braut kennt mich nicht mehr, niemand will etwas von mir wiſſen.“

„Das haben ſie mir nun ſchon zweimal gethan! Wollte ich nicht jede Art von Zudringlichkeit vermeiden, ſo könnte mir freilich mein Vater zu meinen Rechten verhelfen; aber —“ So ungern ich ihm unterbrechen wollte, ſo wenig konnte ich es doch über mich gewinnen, mein Erſtaunen über das letzte zu unterdrücken. Ihr Vater! rief ich unwillkührlich aus?

„Ha! erwiederte er, Sie glauben wahrſcheinlich auch, daß der Jude in H. mein Vater ſei? ich bin nicht von jüdiſchen Eltern, wenigſtens nicht von einem jüdiſchen Vater gezeugt worden. Ich trage auch das Kennzeichen eines Juden an meinem Körper nicht; und das ſchützt mich, daß L., den Sie kennen, und der mir ähnlich ſieht, ſich nicht für mich ausgeben kann, ſo gern er auch wollte.“

Ich muß hier anmerken, daß ich ihn oft genug nackt geſehn, und mich von der Falſchheit dieſer ſeiner Behauptung zu überzeugen, mehr als eine Gelegenheit gehabt hatte. Aber erklärbar ward mir dadurch, weshalb er ſo gern nackt vor dem Spiegel ſtand, und ſich ſtets mit einer Art von Selbſtzufriedenheit in demſelben erblickte.

„Mein Vater, fuhr er fort, iſt der Prinz * *, das iſt in H., in K. und auch bei Hofe bekannt. Ich mußte dreimal verſchiedenen Malern ſitzen, und von den dreien Bildniſſen hängt das eine in * *, das andere, in welchem ich ein grünes Kleid trage, in * *, und das dritte weiß Gott wo? Mein Gedächtniß wird ſchwach. Vor meiner Krankheit wußte ich es auch; aber ſeitdem beſinn' ich mich vergebens darauf. Der Profeſſor M. in K., der mich immatrikulirte, muß es wohl auch gewußt haben. Denn, ſehen Sie, in meiner Matrikel ſteht der Ausdruck: Studioſus nobiliſſimus; der nun freilich nachher, weil ich öffentlich kein adlicher ſeyn darf, für ein Verſehn ausgegeben, aber demohngeachtet nicht abgeändert wurde.“

„Auch der König kennt mich und meine Abkunft. Er ſah mich auf dem Poſtwagen bei meiner Herreiſe, und fragte den General **, der ihm zur Seite ritt: was iſt er nun? Durch des Generals Antwort merkte ich erſt recht, daß die Frage des Königs mich anging. Philoſoph! antwortete der General.“

„Ehre genug erzeigt man mir. Die Schildwache am Poſthauſe trat, bei meinem Abſteigen vom Wagen, ins Gewehr vor mir. Aber was hilft das; das Geld, das ich gewonnen habe, wollen, ſagen ſie dorten, die Generalſtaaten nicht über die Grenze laſſen und .....“

Er hatte mir nun ſchon genug geſagt, um ihn unterbrechen und einſehn zu können, daß auch ſein vermeinter Gewinnſt in der holländiſchen Lotterie eine Geburt ſeines zerrütteten Gehirns geweſen ſei. Möglichkeiten hatten bei ihm die Stelle der Wirklichkeit vertreten; ließen ihn in ſeiner Einbildung von Stufe zu Stufe des verbeſſerten Zuſtandes ſteigen, und machten ihn endlich zum Baſtarten eines Prinzen.

Seine Freunde ſchrieben mir nun zu verſchiedenenmalen, ihn von Berlin nach H. zu ſchaffen, indem die erwünſchte Beſſerung in Berlin doch nicht erfolgte. Gewalt anzuwenden hatte ich keine Erlaubniß, und Ueberredung fruchtete bei ihm nichts. Ich verfiel daher auf ein Mittel, das mir jetzt nicht ganz recht ſcheint, aber das mir damals das bequemſte zu ſeyn ſchien, den Wunſch meiner Freunde zu erfüllen, weil es ganz in ſeinen Ideengang eingriff, zur Abreiſe geneigt zu machen.

Ich ſagte ihm nämlich einen Morgen, daß ich vom Miniſter * * Befehl erhalten hätte, ihm die Nachricht zu hinterbringen, daß der Prinz, ſein Vater, ihn ſprechen wollte. Für Extrapoſt, Bedienten und Zehrung auf der Reiſe wäre vom Prinzen geſorgt worden; und er hätte weiter nichts zu thun, als ſich auf den Wagen zu ſetzen, und ſich an Ort und Stelle bringen zu laſſen.

Dieſe Nachricht ſetzte ihn außer ſich vor Freude. Er fing ſogleich an einzupacken, und ſchickte ſich zur Reiſe an. In dem Wahne zum Prinzen zu fahren, würde er nach H. gebracht worden ſeyn; und wer weiß, ob dieſe neue Täuſchung nicht das Uebel ärger gemacht hätte. Der Zufall vereitelte meinen Plan, und ich danke ihm noch dafür. Ich mußte nämlich E. verlaſſen, um die Poſt zu beſtellen, und den Menſchen aufzuſuchen, der ihn begleiten ſollte. Mittlerweile kleidete er ſich an, lief zum Miniſter, um ſich von demſelben ein Schreiben an den Prinzen als Beweiß ausfertigen zu laſſen, daß er der nehmliche wäre, den der Prinz verlangt hatte. Der Miniſter war verreiſet, und der Sekretair verſicherte ihm, daß kein wahres Wort an der ganzen Sache wäre.

Er ſuchte mich nun auf, und als er mich in ſeiner Wohnung fand, erzählte er mir die Geſchichte mit vieler Kälte, und ſetzte verdrießlich hinzu: Sie haben mir einen Dienſt leiſten und mir zu meinen Rechten verhelfen wollen; das ſeh ich wohl ein. Aber Sie hätten mir den größten Schaden zufügen können. Hätte der Prinz nicht glauben müſſen, daß ich mich ihm aufdringen wollte? Das wäre die kleinſte Folge ihres unbeſonnenen Streiches geweſen. Er bat, daß ich ihn verlaſſen, und ihn nicht ferner beſuchen ſollte, weil er ſich vor mir ſchäme, von ſeinem Grundſatze: keinem Menſchen mehr zu trauen, abgewichen zu ſeyn. Sie, ſetzte er hinzu, haben es zu gut mit mir gemeint, und das taugt ebenfalls nichts.

Noch zweimal kam ich zu ihm, aber da ich nun ſein Zutrauen verloren hatte, und ſeine Abreiſe nicht bewirken konnte, entzog ich mich ganz ſeines Umgangs. Herr F. übernahm die monathliche Auszahlung; und da ſein Trübſinn anfing, gefährliche Folgen für ſeine Mitmenſchen befürchten zu laſſen, ließ er ihn nach dem jüdiſchen Armenhauſe am Roſenthalerthore bringen. E. tobte anfänglich, rief dem am Thore wachthabenden Offiziere durch das Fenſter zu: er ſollte einen Unglücklichen befreien, den man eingeſperrt hätte, weil er Bombardier werden wollte, und bat, da er ſah, daß er nirgends Gehör fand, von ſelbſt, nach H. zu reiſen.

Von H. aus empfahl er ſich verſchiedenen Kaufleuten, als hätte er ein großes Handlungshaus etablirt. Auch übergab er der Poſt zu H. ein Schreiben an den König. Der Poſtſekretair, der ihn kannte, und daher das Schreiben nicht abnehmen wollte, wurde von ihm bedroht, ſein Amt zu verlieren, wenn er es nicht abſchickte, weil die darinn enthaltene Entdeckung von der äußerſten Wichtigkeit für den Staat wäre.

Er verließ bald darauf H., trieb ſich ein Paar Jahre in Dänemark und Rußland herum, und kam 1787 wieder nach K., wo ihn ein dortiger verehrungswürdiger Geiſtlicher einen Abend auf dem ſogenannten Steindamm vor einem Hauſe ſitzend fand. E. erkannte den Geiſtlichen, der ihn angeredet und ſich nach ſeinem Befinden erkundigt hatte, klagte gegen ihn über erlittene Verfolgung, und zeugte ſeinem Gönner, durch ſein ganzes Geſpräch, wie traurig der Zuſtand ſeines Gemüths noch immer beſchaffen wäre. „Sie können mich, ſagte er ihm unter andern, meinen Verfolgern entziehn, wenn Sie mich zum Chriſten machen; Chriſt zu werden, war ſchon längſt mein Wunſch geweſen. Aber bis jetzt habe ich noch keinen gefunden, der mir dieſen Dienſt hätte leiſten, ohne mich zugleich zur Annahme der Taufe, zwingen zu wollen.“ u. ſ. w. Der biedere Geiſtliche nahm ſich ſeiner väterlich an; aber ſeine Theilnahme war vergeblich. Die Wunde in E.'s Gemüthe war tief und unheilbar. Jetzt ſitzt er im Irrhauſe zu K.

L. Bendavid.

4.

Schreiben des Herrn Obereit an Herrn S. Maimon *).

Mein Herr!

Gegrüßet ſeyn Sie im ewigen Frieden! Ein alter Schweitzer kommt von der Südſeite, der brave Pole von der Oſtſeite Europens, können ſie zuſammen

---

*) Man iſt zu ſehr geneigt, eine jede Denkungsart, die ſich nicht durch Klarheit, Beſtimmtheit und Richtigkeit des Ausdrucks zu erkennen giebt, für Schwärmerei auszugeben. Dieſes hat auch in den mehreſten Fällen ſeine Richtigkeit. Es kann aber auch Fälle geben, wo die **Erhabenheit des Gegenſtandes** eine ſolche **Fülle der Gedanken** verurſacht, die allen Ausdruck hinter ſich läßt. Hier entſteht eben dieſelbe Erſcheinung; der von der Größe ſeines Gegenſtandes durchdrungene Geiſt findet keinen dieſer Größe angemeſſenen Ausdruck, er verſucht dieſes auf verſchiedene Arten, iſt aber mit keiner derſelben völlig zufrieden. Dieſes wird gemeinhin (da man bloß auf die **Erſcheinung an ſich**, nicht aber auf ihre **Entſtehungsart** Rückſicht nimmt) auch Schwärmerei genannt. Aber welcher himmelweite Unterſchied iſt nicht zwiſchen dieſen beiden Arten?

Daß Herrn **Obereits** Aufſätze zu dieſer zweiten Art gehören, muß jeder Wahrheitsfreund eingeſtehn. Genaue men Südoſt machen, ſo kanns durch eine Nordweſtpaſſage in eine neue Welt des Verſtandes, der Vernunft, des Gemeinſinnes der Menſchheit gehen, die alte im Frieden hinter ſich, plus ultra In infinitum! So bewillkommt der alte ſeinen neuen kritiſchen Kommentator, der den alten beſſer ſowohl verſtanden, als getadelt, und mit neuen Problemen oder Speculationsräthſeln ſo beehrt hat, als vorher ſonſt kein Recenſente ſeine kleinen Schriftphönomene. Der Schweizer iſt ein alter

Genaue Bekanntſchaft mit allen philoſophiſchen Syſtemen, richtige Beurtheilung derſelben, und unpartheiiſche Bemerkung ihrer Mängel leuchtet überall hervor. Aber noch über dieſem eine tiefe, über allen Ausdruck erhabene Einſicht in die Möglichkeit ihrer Vereinigung, der herzlichſte Wunſch, dieſen Vereinigungspunkt (ſowohl zur Erweiterung unſrer Erkenntniß, als zu unſrer moraliſchen und phyſiſchen Vervollkommnung) ausfindig zu machen, und eine edle Einfalt im Vortrage, die ihres gleichen kaum hat.

Dergleichen Aufſätze verdienen daher als pſychologiſche Erſcheinungen allerdings einen Platz in dieſem Magazin. Sie ſind aber pſychologiſche Erſcheinungen von einer höheren Art, und unterſcheiden ſich von den andern Erſcheinungen von Schwärmerei u. ſ. w. dadurch, daß anſtatt daß dieſe uns die demüthigende Vorſtellung von der Ebbe der menſchlichen Natur, jene hingegen die zu unſrer beſtändigen Farth zur Vervollkommnung günſtige Fluth zu Geſicht bringen. —

Freund von zwei andern, deren der eine den zu ſimpeln Spinoza als einen ehrlichen großen Aprioriſten, ohne ſein Syſtem anzunehmen, zuerſt muthig vertheidigt hat, der andre die Kabbala Bereſchith von Enſoph und Adam Kadmon als das vollſtändigſte, deutlichſte, unzertrennte Ordnungsganze oder Lichtſyſtem von allen Emationslehren des Orients hervorzuziehen mit grundklarer Behauptung das Herz hatte, wie der Schweizer ſelbſt einen Gamaliel als philoſophiſchen Juden und Mendelſohns Freund zum Schiedrichter in Wunderbetrachtungen zwiſchen Lavater und ſeinen Gegnern, zwiſchen Extremen, machte Anno 1780 in Gamaliels Spaziergängen. So vielfach ſympathetiſche Geiſtesverwandſchaft ging ſchon vor unſerm unverſehenen Zuſammentreffen im Seelenmagazin voraus. Wenn das nun a priori Harmonia præſtabilita wäre! laßt uns verſuchen, wie weit? Ihr Wörterbuch, die einzige Schrift, ſo hier von Ihnen antreffen konnte, kam mir beim erſten Anblick auch unverſtändlich, zu fremd tranſcendental vor, und größern Männern, als meine Kleinigkeit iſt, all Ihr Schreiben längſt ſupertranſcendental, Ihr Wörterbuch aber endlich herzhaft zur Hand genommen, zeigte mir unverſehens eine Menge Berührungspunkte und Analogien in infinitum von meiner Denkart. Doch kann ich kein Hebräiſch, und bin kein Mathematiker, wie Spinoza.

Nun aber alles in Zahl, Maaß und Gewicht geordnet iſt, ſo iſt es hauptſächlich um praktiſchen Zwecks willen, damit der Menſch lerne, Gleichgewicht, Ebenmaaß und gebührende Zahl des Termini a quo, perquem, adquem in allem intuitiv, intellectual, und moralſinnlich zu beobachten, und ſo läßt ſich alles Mathematiſche nach praktiſchem Princip beurtheilen. Reſp. ad pag. 114. not. ult. IX. B. 2. St. Magazin. Abſolute Convenienz, Gegentheil alles Widerſpruchs, iſt ſenſual, das Wohl; intellectual, Wahrheit; moral praktiſch, Recht und gut ſchlechthin, alſo Eine Convenienz, ganz für die ganze Menſchheit, in der praktiſchen concentrirt, und was iſt Mathematik, als intuitiv-intellectuale Convenienz zur praktiſchen? Was iſt alle gehörige Spekulation ſelbſt als Ideal-Convenienz zur realen? Höchſt recht (nach Kant) iſt alſo das Primat der praktiſchen Vernunft über alle. Mit dem praktiſchen Formalprincip Kants ſtimmt das höchſte materiale Geſetz der Sittlichkeit, vervollkommne alle Dinge in infinitum, um der Vollkommenheit ſelbſt willen, rein und lauter überein, und unſer ganzer beobachtbarer Weſenstrieb, Herzenstrieb, iſt Trieb zu lauter Vollkommenheit, zu abſoluter Convenienz in allem und über alles. Der Grundtrieb iſt vor allem Denken und Handeln da, in Exiſtenz a priori. So kann das Herz den Kopf lehren von Kindheit an. Wer lehrt das Kind, ſchönes und gutes verlangen? Himmel und Erde in Schönheit bewundern? Bewußtwerden alles gegenwärtigen, harmoniſchen und unabſehlichen Daſeyns in Himmel und Erde? Welches Bewußtwerden das Originalprinzip des Gemeinſinns aller Menſchheit, des Senscommun und ſeines Bonſens univerſel iſt, lange vor dem wiſſenſchaftlichen Elementarprincip des vorſtellenden Bewußtſeyns. Präſentation in der That geht vor aller Repräſentation, Darſtellung ſelbſt vor aller Vorſtellung, ohne Daſeyn zuerſt iſt keine Vorſtellbarkeit, ohne Daſeyn voraus iſt keine Möglichkeit der Erfahrung, auf welche Möglichkeit, nicht auf Erfahrung ſelbſt, Kants ganze Kritik gebaut und berechnet iſt, wie Reinhold zeigt im Fundament des philoſophiſchen Wiſſens. Alſo giebts nothwendig noch ein Daſeyn a priori vor aller Möglichkeit der Erfahrnng, wie vor aller ſcientifiſchen Vorſtellbarkeit, und vor allem ſimpeln Bewußtwerden des Gemeinſinne.*) Denket alles Daſeyn voraus weg, ſo bleibt durchaus nichts übrig weder anzuſchauen

---

*) Daſeyn iſt hier im Fundament des Gemeinſinns weder bloß logiſch, noch eine Kategorie der Modalität, kein Prädikament, wie Kant ſelbſt lehrt in ſeinem Einzig möglichen Beweißgrund des Daſeyns Gottes, dem Daſeyn kommt Quantität, Qualität, Relation, Modalität zu, ſo iſts vor allen ein Darſtellen eines Subjekts mit allen Prädikaten.

ſchauen und zu fühlen, noch zu denken, noch zu bezielen, oder zu wollen und zu behandeln, und hiermit habt ihr den allergrößten Salto mortale ins abſolute Nichts gemacht, kein größerer iſt möglich. Und doch iſt er uns möglich in der Urtheilsform der abſoluten Negation durchaus.

Dieſe abſolut negative Urtheilsform findet ſich auch ganz natürlich in unſerm einſchlafenden Bewußtſeyn beim Verſchwinden alles Daſeyns, wie hingegen beim Erwachen das Originalprinzip des Gemeinſinns wieder kommt, und was giebts nun während dem Schlaf? Exiſtenz a priori vor aller möglichen Erfahrung und Vernunftkritik!

Durch die bei wachendem Sinn angeſtellte Form der abſoluten Negation, die mir das abſolute Nichts übrig läßt oder ſetzt, meine Nordweſtpaſſage zum Alt-Orient, finde ich grade gegenüber im Verſtande die Form der abſoluten Poſition per ſe, und durch dieſe finde ich das dem abſoluten Nichts an ſich ſelbſt grad entgegenſtehende All von, durch, für ſich ſelbſt abſolut, und hiemit allein allgenugſam, den abſoluten Grund per ſe alles poſitiven Denkens, Anſchauens, Bezielens, der alles Anſchaubare, Denkbare, Bezielbare poſitiv möglich macht, hiemit finde ich in abſolut poſitiver Grundfeſte, Weſensvollkommenheit an ſich, und allgenugſame Freiheit zu aller poſitiven Möglichkeit, demnach keinen abſoluten Fatalismus a priori wie Spinoza, vielmehr abſolut allbedingende Freiheit zur Geſetzgebung und Regulation alles poſitiv möglichen in Quantität, Qualität, Relation, Modalität dem ewigen höchſten Einheitsgeſetz der Allvollkommenheit zu entſprechen, in Grund, Muſter, Mittel und Zweck, in Gleichgewicht und Ebenmaaß aller dreien. *)

Abſolute Negation alles poſitiven Denkens giebt auch abſolute Negation alles poſitiven Anſchauens und Bezielens; abſolute Poſition im Gegentheil importirt die Form abſoluter Anſchaulichkeit und Bezielbarkeit. Was iſt nun zuerſt abſolut anſchaulich? Was gar keine Größe hat, iſt abſolut unanſchaulich. Alſo grad im Gegentheil abſolut anſchaulich vor allem iſt abſolute Größe, Unendlichkeit, Unermeßlichkeit, Ewigkeit. Abſolute Größe iſt Univerſalgrund per ſe, für die ganze Mathematik oder Größenlehre. Die Form der abſoluten Größe, und aller andern, iſt entweder intenſiv, oder extenſiv, oder protenſiv, oder alles dreies. Intenſive giebt Gewicht, extenſive Maaß, protenſive Dauer von beiden, und Aequation von allen dreien

---

*) Siehe den zuerſt rohen, formloſen Erſten Salto mortale: Die verzweifelte Metaphyſik, 1787. Berlin, bei Decker. Und Ejusd. NB. Aufklärungsverſuch der Optik des ewigen Naturlichtes zur tiefſten Grundkritik, Berlin bei Decker und Sohn, 1788. 164. J. u. J. B.

dreien Gleichgewicht, Ebenmaaß, und gleichen Beſtand in Grundfeſte, hiemit vollkommne gründliche Schönheit, ewig feſt anſchaulich.

Das ſind Sinnlichkeitsformen der abſoluten objektiven Größe in uns, denn ſie iſt uns ja nicht ſubjektiv eigen, vor allem Raum und Zeitlauf. Die abſolut objective Größe, Schönheit, denkbare Allvollkommenheit iſt auch abſolut bezielbar zu vollkommnem, feſtem Beruhen und Vergnügen darin durch reine Beobachtung, Befolgung derſelben, alſo ſelbſtändig höchſtes Recht, Licht und Gut, oder Leben, Licht und Geiſt in Grund, Mittel und Zweck.

Das iſt nun Original-Gemeinſinnsform, nicht mehr kantiſch-kritiſche, noch aus bloßer elementariſcher Vorſtellungsform der Spontaneität und Receptivität beſtehende, obwohl nach beyden erſt durch den äußerſten Salto mortale gefundne. Denn die Gemeinſinnsphiloſophie *) giebt natürlich dem Menſchen, wie allen Dingen, nach allgemeiner Beobachtung, Activität, Receptivität und Reactivität, und je mehr dieſe drei in Gleichgewicht, Ebenmaaß und Beſtand ſind, deſto beſſer, ſchöner, feſter, vollkommner, dem höchſten Urbild gemäßer, ähnlicher, gleichförmiger in infinitum.

Zur

---

*) Zum poſitiven Fundament des Gemeinſinns ſiehe des erſten Realiſten Fr. Heinr. Jakobi: D. H. oder Idealismus und Realismus, Breslau 1787.

Zur Beobachtung und Bezielung unendlicher Schönheit und Vollkommenheit giebt die allbedingende abſolute Freiheit uns auch die ſubjektiven Formen endloſen Raums und Zeitlaufs, denn Freiheit macht Raum und Zeit endlos zu ihrem abſoluten Zweck; die beiden Formen allein aber geben ein unabſehlich leeres Chaos ohne die Form des Ebenmaaßes von beiden, und ein finſtres Chaos an ſich, ohne die Form, die an und durch ſich ſelbſt anſchaulich iſt und macht, alles verklärt, das iſt die Form der Klarheit a priori, ohne welche gar kein Anſchauen möglich, wenn auch alles voll Gegenſtände und Augenfähigkeit wäre. Die Formen aber von Klarheit, Ebenmaaß, Raum und Zeit zuſammen geben zeitliche Sinnenſchönheit überall, wo ſie entſprechende Darſtellung finden.

Dieſe Schönheitsform der Sinnen iſt die Quelle des Ideals aller Schönheitskünſtler. Solcherweiſe und ſolchermaaßen ſupplirt a priori die originale Gemeinſinnsphiloſophie des allgemeinen Harmonieſinnes, was an dem Kantiſchen Maaßſtab und elementariſchen Vorſtellungsfundament deſſelben noch mangelt, oder Mangel verrathen mag, und ſo coincidirt der Gemeinſinn mit Kant und Reinhold und Leibnitz ꝛc., und läßt doch Kant und alle ganz im Frieden ſtehen, jeden für ſich, profitirt von allen, und geht nach allen weiter ins Unendliche im Friedens- und Allbenutzensweg durch Allbeobachten zum Ganzen.

Nach evidenter Ueberzeugung, daß es dreierlei natürlich nothwendige und weſentlich poſitivmögliche Philoſophie giebt, nehmlich kritiſche oder Richtwiſſenſchaft, Elementar-ſcientifiſche, oder Vorſtellungswiſſenſchaft, und originale des Sens-Commun oder Darſtellungskunde, Daſeynsbewußtſeyn, das in der Natur ſelbſt das Erſte iſt, nach Anerkennung dieſer Dreierlei in Reinholds Conferenz den 15ten Auguſt gabs dreierlei philoſ. Departements, das kritiſche blieb für Kant und Compagnie, das elementariſche für Reinhold und Compagnie, das original-commune der Menſchheit für den Schäfer Orients ꝛc.

Den Gemeinſinnsweg im allgemeinen Frieden gefunden zu haben, iſt mir unendlich lieb. Das iſt Gemeingutsphiloſophie, wo ich eben ſowohl von Herzen, als vom Kopf anfangen kann, für beide gut, ja für Zeit und Ewigkeit gleich gut, ſo recht für meine alten Tage, alles in Einem All, Eins in allem wiederum frei, nicht fatal, ſo die Einfalts-Weisheit der Patriarchen wieder in kurzem Formalinbegrif ein wenig zu finden, einen Formalſchlüſſel des ganzen alten Orients, ewigen Lichts.

Ihre älteſte edle Hirtennation, mein Freund von Orient! ſo edel zuerſt in ihrer patriarchaliſchen Simplicität, als weiland die alte ſchweizeriſche Hirten und Jägernation, hat ſie nicht mehr Intereſſe von edelſter Art, als alle andre, im Originalgrund des beſten menſchlichen Gemeinſinns von rein harmoniſchem Sinn, Verſtand und Willen die originale orientaliſche Simplicitätsphiloſophie wieder herzuſtellen, die der ganzen h. Schrift zum Grund liegt? Denn von lauter Hebräern iſt auch das N. T. her, ein mehr geiſtiger und allgemeiner Patriarchismus, der auf die ganze Erde ſich verbreiten konnte. Die edelſte und göttliche Humanität kommt alſo von lauter Hebräern urſprünglich, ihr Geiſtesſegen überfloß in alle Welt, und nun bei der Revolution des Geiſtes aller Völker zum äußerſten Ziel und Grund, den ſie nur erreichen können, auch zur erſten Einfalt der Menſchennatur, wo ſie ſolche finden können, ſoll der edle und geiſtige Hebräer allein zurückbleiben? oder doch nur von fremdem Geiſtesgut, von occidentaliſchen und nordiſchen Geiſtesfrüchten ſich nähren, bilden und groß werden? Immerhin, auch das iſt gut, und brauchbar in der Fremdlingſchaft, ſich in alles dienliche Fremde fügen zu können, unendliche Biegſamkeit, allen alles auf gute Art in rechtem Sinn werden zu mögen, iſt ſelbſt allgemeinnützige Nachahmung des Schöpfers oder Allvaters, aber Biegſamkeit, Füglichkeit, iſt bloß Mittel: ſo unendlich biegſam und füglich man zu unſchuldigen, brauchbaren, rechtmäßigen Mittelformen ſeyn kann, ſo feſt muß man in ewigem Grund und Zweck ſeyn, darzu muß alles recht und gut Mögliche dienen, aber Grund und Zweck muß herrſchen, Geſetz und Regel gebend regieren.

gleten. Nach neutraler, doch univerſal moraliſch natürlicher Durchwanderung aller Philoſophie und Weltbekanntſchaft von Jugend auf, von den niedrigſten bis zu den höchſten Ständen, kenne ich doch aber nun, obgleich von Natur nordiſch geſinnt und zu nordiſcher Form geſtimmt, demohngeachtet frei bei aller Heiterkeit und Ruhe des durchſehenden Alters keinen beſſern vollkommnern Grund und Zweck, als den erſten orientaliſchen von Henoch, Abraham und ihres Gleichen, und ſollens Gelehrte und Weiſe eigentlich ſeyn, keinen weiſern als Daniels, ſeiner chaldäiſch gelehrten erhabnen Geiſtesgenoſſen und ihres Gleichen in folgenden Zeiten, wovon eben die Kabbala Bereſchith ihren Urſprung hat, daher auch in Grund- und Hauptideen damit Zoroaſters erhabnes Lichtſyſtem in Zendaveſta einſtimmt.

Mag auch die Kabbala zuerſt nur durch imaginative und intellectuelle Abſtraction aus der Propheten Schriften abſtrahirt ſeyn, ſo ſind, wenn man nur auf das **Weſentliche** ſieht, die erſten zehn Sephiroth in den original objectiven Grundformen des menſchlichen Gemüths wieder zu finden, nur von erſtem abſolutem Grundaus genetiſch und mehr natürlich ſyſtematiſch auszudrücken, dann aber klar mehr allbegreifend, als Kants Formen, Kategorien, Schemate. Der Hebräer kann an einheimiſchen Geiſtesſchätzen, wenn er ſie kennt und penetrirt und in ewigen Naturformen ausdrückt, der reichſte, der erhabenſte, der fruchtbringendſte von allen zum allgemeinen Beſten der Menſchheit ſeyn.

Und zu dieſem Zweck den edlen Hebräern zu dienen, würde mir die größte Freude ſeyn, da ich damit dem größten und beſten Grund und Zweck und ſeinen edelgeſinnteſten Theilnehmern in aller Menſchheit diente. Kants Kritik alleſamt und Reinholds Elementarphiloſophie der Vorſtellungsformen kann bloß den Gelehrten und Selbſtdenkern dienen, deren immer wenige ſind und ſeyn können; Beobachter aber von Sachgrund, Mittel und Zweck müſſen alle Menſchen im Gewiſſen des rechten Gemeinſinns ſeyn, hiemit iſt Originalgemeinſinnsphiloſophie von allgemeinſter Nutzbarkeit, Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit, wenn gleich ihre erſte wieder aufgehende Grundentwickelung zuerſt nur wenigen Einſehenden allgemein brauchbar, doch zum höchſten Grund und Zweck ſogleich höchſt dienlich ins unendliche fort ſeyn kann. Allein, da man zur original natürlichen Illuſtrirung der metaphyſiſchen oder objektiv grundförmigen Kabbala mehr als eine, noch manche Cameram obſcuram des Gemüths und ihres ewigen Grundes durchdringen muß, obwohl durch meinen äußerſten Salto mortale die größte Finſterniß ſchon durchdrungen und paſſirt iſt, daß der Morgenſtern aufgehen kann, ſo iſt wohl zu erachten, daß die Illuſtrationsarbeit für Kabbala nicht gering ſeyn mag zum Allgrundlicht, das mit allen Originaltheoſophen und Sokraten einſtimmt.

Genug, daß Gott über alles in allem iſt! Der Gott Abrahams, Iſaacs und Jacobs, der Fremdlinge auf Erden, die zum Himmel pilgern, durch Tiefen, Höhen, Längen, Engen, Breiten, alle von aller Circumferenz zu Einem Centro und Tempel des ewigen Salems der höchſten Dreikraft und ſiebenfachen Geiſtesform des unermeßlichen Enſoph Jehovah-Jahevoh! Dem empfehle Sie mit allen Ihren edeln Freunden, und mich unter die Bilanz des ewigen Orients, verbleibend

Mein Herr, und Freund von Orient,

Jena, den — ult. Oct.
1791.

Ihr ergebenſter
Obereit.
Philoſ. Dr.

5.

Antwort auf das Schreiben des Herrn Obereit an Herrn S. Maimon.

Theuerſter Freund!

Gegrüßt ſeyn Sie im Nahmen desjenigen, deſſen Ebenbild Sie ſind, und dem Sie ſich im Hervorbringen alles aus Nichts, gleich zu ſtellen ſuchen. Wie angenehm und wichtig mir Ihr Schreiben war, können Sie aus dieſer prompten Beantwortung erſehen.

Aus Ihrem Aufſatze und meinen Anmerkungen darüber erhellet, daß wir in der Zeichnung übereinſtimmen, indem wir beide nach keiner Kopie, ſondern nach der Natur zeichnen. Nur in der Farbengebung ſind wir von einander verſchieden. Ich verfahre hierin etwas behutſamer; brauche die Farben als eine Nebenſache, bloß zur Kenntlichmachung der Zeichnung. Bei Ihnen hingegen ſcheinen ſie, gleich der Zeichnung ſelbſt, zur Hauptſache zu gehören. Die Zeichnung wird bei Ihnen zuweilen von Farbe ſo überladen, daß ſie für ein ungeübtes Auge unkenntlich wird. Meine Anmerkungen ſollen alſo bloß dazu dienen, um zu zeigen, daß ungeachtet Ihrer Uebertreibung in der Farbengebung, die Zeichnung dennoch richtig ſei.

Ihre Freunde ſind auch die Meinigen! doch gebe ich hierin dem Erſten den Vorzug; indem, wie ich dafür halte, der Zweite, wenn er ſich verſtändlich machen will, dieſes nur durch das Syſtem des Erſten bewerkſtelligen kann. —

Unſere Geiſtesverwandſchaft iſt freilich die Folge einer harmonia præſtabilita; aber in einem ganz eignen Sinn. Ich halte nehmlich dafür, daß die Menſchen nur in Anſehung der ſogenannten untern, nicht aber in Anſehung der obern Seelenkräfte, für ſich beſtehende Weſen ſind. Jemehr alſo die Erſten der letzten unterworfen, und durch dieſelben beſtimmt werden, deſto größer muß auch dieſe Geiſtesverwandſchaft werden. Dieſe Harmonie zwiſchen den Individuis iſt alſo durch das ihnen gemeinſchaftliche Spezifiſche ſchon vorher beſtimmt.

Die Kohäſion der Geiſter beruht auf eben denſelben Geſetzen, als die Kohäſion der Körper. Der Grad dieſer Kohäſion hängt von der Anzahl der Berührungspunkte, und dieſe, von der Figur der Körper, ab. Kugeln, deren jede ein eigenes Zentrum hat, wornach alle ihre Theile gerichtet ſind, können ſich nur in einem Punkte berühren; zwiſchen ihnen findet alſo der kleinſte Grad der Koheſion ſtatt. Je größer die Flächen ſind, deſtomehr ſind die Berührungspunkte, und deſto ſtärker iſt auch die Koheſion; d. h. jemehr ein Körper ein

Syſtem (nach einem Prinzip geordnetes Ganze) für ſich ausmacht, um deſto weniger kann er mit andern ein Syſtem ausmachen, und ſo auch umgekehrt; vorausgeſetzt, daß das dieſem Syſtem zum Grunde liegende Prinzip (hier das Zentrum) ihm eigen iſt. Iſt hingegen dieſes gemeinſchaftlich, ſo iſt er eben dadurch, daß er für ſich ein Syſtem ausmacht, geſchickt auch mit andern ein Syſtem auszumachen.

So iſt es auch mit den Geiſtern beſchaffen. Unkultivirte im Stande der Natur lebende Menſchen, leben im Frieden mit einander; Jeder für ſich macht noch kein beſonderes Syſtem aus. Gebildete aufgeklärte Menſchen (Weltleute) ſind ſchon ſyſtematiſch; jeder hat ſein eigenes Zentrum (Prinzip ſeiner Handlung) Eigenliebe nach individuellen Zwecken. Die praktiſche Vernunft (im Kantiſchen Sinne) hält den Menſchen ein allgemeines Prinzip (die Vernunftform) vor; wodurch nicht nur ein jeder für ſich, ſondern auch mit allen andern, in ein vollſtändiges Syſtem gebracht werden kann. Die Menſchen leben alsdann abermal im Stande der (vernünftigen) Natur.

Daß meine Schriften ſupertranszendental ſind, mag wohl wahr ſeyn. Denn da die gemeine Transzendentalphiloſophie ſich bloß damit begnügt, die Realität der Grundbegriffe und Sätze a priori hypothetiſch als Bedingungen der Erfahrung zu zeigen, ſo fordert die meinige den Beweiß von der Realität der Erfahrung (als Faktum) ſelbſt. Zweitens, ſo begnügt ſich meine Philoſophie nicht mit den ſynthetiſchen Sätzen überhaupt; ſie fordert, zu ihrer objektiven Realität einen analytiſchen Beweiß. So lange dieſes nicht bewerkſtelligt werden kann, hält ſie ſich an den humiſchen Skeptizismus.

Ihre Erklärungsart, wie Sie alles Spekulative, auch das Mathematiſche, nach praktiſchen Prinzipien beurtheilen, begreife ich aus Ihrem jetzigen Schreiben eben ſo wenig, als aus Ihrem Aufſatze. Die mathematiſchen Wahrheiten beruhen auf der konſtitutiven Möglichkeit einer Darſtellung (Konſtrukzion) a priori. Die Praktiſchen (Moraliſchen) hingegen, beruhen auf einer regulativen Nothwendigkeit, die freiwilligen Handlungen, der Vernunftform gemäß einzurichten. Dieſe beiden ſind alſo von ganz verſchiedener Natur, und laſſen ſich nicht durch einander beſtimmen. Die mathematiſchen Wahrheiten müſſen allerdings mit den Wahrheiten der Natur- und Sittenlehre in Konvenienz ſeyn. Ein runder Körper, er mag übrigens beſchaffen ſeyn, wie er will, muß die mathematiſchen Eigenſchaften einer Kugel haben. Dieſe aber ſind ſchon an ſich unabhängig vom Daſeyn des Körpers nothwendig; und ſo wie Bako ſagt: die Mathematik beſtimmt die Naturlehre, bringt ſie aber nicht **hervor**, ſo kann man auch ſagen: die Natur der wirklichen Körper macht die Mathematik **anwendbar**; iſt aber keine Bedingung ihrer **Möglichkeit an ſich**; und ſo iſt es auch in Anſehung der Moral.

Ueberhaupt muß man nicht vergeſſen (wie es doch zu geſchehen pflegt), daß die transzendentalen Prinzipien bloß die conditio ſine qua non zur **angewandten** Philoſophie ſind; enthalten aber nicht alles, wornach dieſe beurtheilt werden muß.

Daß Sie übrigens, theuerſter Freund! unſre Nation zur Behauptung ihrer **Originalität** und Aeußerung ihrer **Selbſtthätigkeit** auffordern, iſt ein Beweiß ihrer edlen Geſinnungen. Wenn Sie aber glauben, daß dieſes durch das Wühlen in ihren einheimiſchen orientaliſchen Geiſtesſchätzen bewerkſtelligt werden muß, kann ich hierin mit Ihnen nicht übereinſtimmen; wo dieſes nicht bloß als ein an ſich **närriſches Mittel zur Erlangung eines vernünftigen Zweckes** mit vieler Behutſamkeit gebraucht werden ſoll. Von der ſo hochgeprieſenen orientaliſchen Weißheit habe ich keinen Begriff. Aus der Kabbale, wie wir ſie jetzt haben, kann man ſo wenig etwas vernünftig Theoretiſches, als etwas nützlich Praktiſches lernen. Sie beſteht in einem bloßen Spiele mit Zahlen und Buchſtaben, worin die Kabbaliſten große Geheimniſſe ſuchen, und wodurch (gleich Gott, der ſich, ihrem Vorgeben nach, bei Erſchaffung der Welt eben dieſes Mittel bedient haben ſoll) ſie alles nach Belieben hervorzubringen im Stande ſind. Ich glaube aber ſchwerlich, daß Gott ſelbſt in der Qualität als bloßer Mathematiker oder Kabbaliſt das kleinſte Strohhälmchen hätte hervorbringen können. Es wäre alſo eher zum Wohl unſrer Nation zu wünſchen, daß ſie ſich in der ſimplen okzidentaliſchen Weißheit initiiren laſſen ſollte, ohne deswegen von ihrer Originalität etwas vergeben zu dürfen.

Gott das allervollkommenſte Weſen, in dem wir uns durch verſchiedene Formeln einer Approximation in Infinitum vereinigen, empfehle ich Sie mit Ihren edlen Freunden (den Vertheidiger des Spinoza und dem Verehrer der Kabbala) Ihr Freund aus allen vier Weltgegenden. Mein Herr und Freund vom Orient,

Ihr

Berlin, den 11ten Oct.
1791.

ergebenſter
Salomon Maimon.

6.

Eine das Gedächtniß betreffende Erfahrung *).

Im dritten Stücke des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, achten Bandes, heißt es S. 13: „Wer eine fremde Sprache durchs Ueberſetzen in „ſeine Mutterſprache erlernt — die Ordnung der „Aſſociation auch in umgekehrten Falle zu beob„achten."

Ich habe dieſe Gelegenheit gehabt. Bei meinem vormals guten Gedächtniſſe lernte ich die Chiffres, deren ich mich zum Briefwechſel mit dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten bediente, gröſtentheils auswendig. Da ich aber vielmehr chiffrirte, als dechiffrirte, ſo fiel mir manchmal ja oft das franzöſiſche Wort nicht für den Chiffre, welcher es bedeutete, ein, obgleich umgekehrt ich mich ohne Anſtoß des Chiffres erinnerte, der eben das Wort ausdrückte; indem ich die Chiffres oder die Worte der fremden Sprache durch Chiffriren, das

---

*) Dieſer Aufſatz, deſſen Verfaſſer ſich nicht nennt, iſt mir vom Herrn Profeſſor von Caſtillon gütigſt mitgetheilt.

Moriz.

das heißt, durch Ueberſetzen in die fremde Sprache, nicht aber durch Dechiffriren, oder durch Ueberſetzen aus der fremden Sprache gelernt hatte. Daß die Chiffres keine eigentliche Sprache ſind, und daß das Franzöſiſche nicht meine Mutterſprache iſt, kann, dünkt mich, kein Einwurf ſeyn. Denn die Chiffres, deren man ſich zum Briefwechſel zwiſchen den Höfen und den Geſandſchaften bedient, ſind ſo gut, wie Worte einer Sprache, da drei bis vier Zahlen, ja mehrere, zuſammen, Worte, ja Redensarten bedeuten. Und das Franzöſiſche war mir nicht allein überhaupt ſehr geläufig, ſondern es würde mir auch, da ich nie Berichte in meiner Mutterſprache abgefaßt hatte, weit ſchwerer geworden ſeyn, dazu mich dieſer, und nicht der franzöſiſchen, Sprache zu bedienen.

So oft ich, nach Verlauf einiger Jahre, neue Chiffren erhielte, machte ich immer von neuem dieſelbe Erfahrung.

7.

Erfahrungen über Träume.

(Auszug aus einem Briefe an Herrn Maimon.)

In Ihrem vortreflichen Aufſatz: Ueber den Traum und über das Divinationsvermögen, nachdem Sie die verſchiedenen Grade des Traums angegeben und erklärt haben, ſagten Sie: „Ich „glaube hier zur Erklärung einiger Phänomene „in der Pſychologie neue Ausſichten eröffnet zu haben. Z. B. zu der Möglichkeit der „Ahndungen, Vorherſehungen und dergleichen ꝛc.“ Da Sie nun hierdurch genugſam zu erkennen gegeben, daß Sie nicht nur die Möglichkeit der Ahndungen und Vorherſehungen nicht läugnen, ſondern ſogar glauben, den Grund zu dieſer Möglichkeit entdeckt zu haben; ſo hoffe ich, daß es Ihnen nicht ganz unangenehm ſeyn werde, wenn ich Sie mit einigen Phänomen von dieſer Art bekannt mache, von deren Wirklichkeit ich ganz überzeugt bin, die ich mir aber, ungeachtet daß ich mir ſchmeicheln kann, Ihre Gedanken und Meinung über die verſchiedenen Grade des Traums gehörig gefaßt zu haben, dennoch nicht ganz erklären kann, und die alſo Ihrer Aufmerkſamkeit wehrt ſind. Hören Sie alſo, mein wertheſter Freund! vor einigen Wochen träumte mir des Nachts: es wäre in meiner Stube Feuer ausgekommen, welches zwar mir große Gefahr gedroht, daß ich aber ſogleich mit wenig Waſſer gelöſchet hätte.

Nun kann ich Sie auf mein Gewiſſen verſichern, daß ich weder des Abends, noch des Tages vorher an Feuer gedacht, viel weniger davon geſprochen habe. Als ich nun des Morgens darauf aufſtand, war mir dieſer ganze Traum entfallen; ich ging wie gewöhnlich aus meinem Schlafzimmer in meine Wohnſtube, nahm ein Buch und las darin. Unterdeſſen kam meine Aufwärterin, brachte — ganz zufällig, denn dies geſchah von ihr denſelben Tag zum Erſtenmal, ungeachtet ſie mir ſchon ein völliges Jahr aufgewartet hatte — einen Topf mit Kohlen, um zu räuchern, und ſetzte dieſen Topf auf einen Tiſch. Ich war zu ſehr vertieft in meinem Leſen, auch ſaß ich mit dem Rücken der Thüre zugewandt, ſo, daß ich weder ſie noch den Topf bemerkte. Eine halbe Stunde nachher aber wurde meine Stube mit einem ſolchen Rauch angefüllt, daß ich kaum die Buchſtaben in meinem Buche mehr erkennen konnte; ich ſtand daher auf, und ſiehe! da hatte das Feuer ſchon ſich meines Tiſches bemächtiget und hätte ich nicht ſchleunige Hülfe geleiſtet, wäre er vom Feuer völlig verzehrt worden. —

So ſehr ich nun durch Ihre Erklärung der Träume und des Nachtwandeln mit verſchiedenen Erſcheinungen in der Pſychologie fertig werde; ſo unmöglich iſt es mir, meine obenerzählte Erſcheinung, mir dadurch gänzlich zu erklären, wenn ich ſie nicht als eine Geburt des Ungefährs oder Zufalls betrachten ſolle. Denn zugegeben, daß die Vollſtändigkeit der Aſſociationsreihe bei ſolchen Erſcheinungen weit mehr iſt, als im wachenden Zuſtande; daß auch die Einbildungskraft viel geſchwinder und ſchneller von einer Vorſtellung zu der Andern übergeht, ſo bleibt doch immer hier noch die Frage: Woher und wodurch entſtand in meiner Aſſociationsreihe die Idee des Feuers, da ich doch den ganzen Tag vorher nicht an Feuer dachte? Setzen Sie mir nicht den Nachtwandler entgegen, der, wie Sie in Ihrem Aufſatze erzählen, in ſeinem Paraxisme auf neue Erfindungen gerathen, ſo daß der Dümſte auf einmal ein witziger Kopf und der Feigſte ein Held werden kann. Denn diejenigen Erfindungen, auf welche er geräth, können, und wahrſcheinlich ſind ſie auch ſchon vorher in ſeiner Aſſociationsreihe geweſen, ſo daß die Einbildungskraft hier nichts weiter zu thun hat, als dieſe Idee hervorzuſuchen, aber wenn dieſe Idee noch gar nicht in meiner Aſſociationsreihe exiſtirt hätte, woher ſoll nun die Einbildungskraft grade auf dieſe Idee kommen? Und warum juſt auf eine ſolche Vorſtellung, die ſich wirklich nachher zuträgt? ja was noch mehr, ſelbſt die Viſionen — wenn ſie auch in der Pſychologie aufgenommen werden — haben mit meiner obigen Erſcheinung gar nichts gemeinſchaftliches; indem von jenen ſich eben das ſagen läßt, was ich von den Träumen und Nachtwandeln geſagt habe, nämlich, daß bei den Viſionen kann die Vorſtellung von dem Künftigen ſchon verſteckt vorher in einer Aſſociationsreihe geweſen ſeyn, z. B. wenn der Prophet den Umſturz des iſraelitiſchen Landes in einer Viſion vorausgeſehn hat, ſo kann dieſe Vorſtellung darum in ſeiner Aſſociationsreihe ſchon vorher geweſen ſeyn, weil ihm nämlich die Sünden der damaligen Iſraeliten gegen Gott bekannt waren, und daher leicht die Idee ihres Untergangs ſich damit verbinden läßt. — Doch ich will hier abbrechen, um Ihnen einen andern Traum zu erzählen, der noch merkwürdiger iſt, als der vorhergehende, und der gewiß eine wichtige Beſchäftigung für jeden Pſychologen ſeyn muß.

Ein ſehr rechtſchaffener und wahrheitsliebender Mann, der gewiß das Lügen ſo haßt, wie mancher Geiſtlicher die Aufklärung, erzählte mir folgende Geſchichte.

Es träumte ihm eines Nachts, er habe in ſein gewöhnliches Kaffeehaus gehn wollen, als er aber dahin käme, fände er die Thüre deſſelben ververſchloſſen. Da er nun ſehr ſtark angepocht hätte, wäre ihm die Thüre aufgemacht worden; er gienge alſo hinein, fände einige beim Spiele ſitzen, mit welchen er ſich in Geſpräch einließe, welches aber ſich endlich in einen Wortwechſel verwandelte, bei welcher Gelegenheit einer von den Spielenden ſich einiger anzüglicher Worte gegen ihn bedient hätte, worüber er in ſolche Wuth gerathen wäre, daß er ſogleich nach einem Stuhle gegriffen, und ſeinen Gegener damit auf den Kopf geſchlagen hätte, daß dieſer ſobald zur Erde gefallen und auf der Stelle todt geblieben wäre. Hierauf hätte man ihn als Mörder in Verhaft genommen, ihn ſehr genau bewacht, und ſtrenge mit ihm verfahren, und endlich ihn zum Tode verurtheilet. Hier wurde der Traum unterbrochen, denn mein Freund erwachte, und da es juſt ſeine gewöhnliche Zeit zum Aufſtehn war, verließ er auch zugleich das Bett.

Nun hatte dieſe furchtbare Vorſtellung ſo viel Eindruck auf ihn gemacht, daß er den ganzen Tag darauf mißmüthig war, und wie er mich verſichert, war dieſer Traum noch zwei Wochen nachher ihm beſtändig gegenwärtig, doch verlor er ſich allmälig aus ſeinem Gedächtniß ganz und völlig.

Eine geraume Zeit nachher traf es ſich nun, daß dieſer des Sonnabends in ein Kaffeehaus gehen wollte, als er hinkam, fand er die Thür der

Billardſtube verſchloſſen (es ſpielten nämlich einige Juden darin, die ſich darum einſchloſſen, um nicht von orthodoxen Juden überraſcht zu werden, weil, wie Ihnen doch bekannt iſt, das Billardſpielen am Sonnabend nicht erlaubt iſt) mein Freund pochte, es wurde ihm auch aufgemacht, aber gleich nach ſeinem Hineintreten die Thüre wieder verſchloſſen. Dieſer ſtellte nun den ſpielenden Juden vor, daß wenn ſie bei verſchloſſenen Thüren ſpielen, ſie bei den Hereinkommenden den Verdacht erregen würden, daß ſie ſich mit Hazardſpielen abgäben, und könnten dadurch nicht allein ſich, ſondern auch ihm als Zuſchauer Unannehmlichkeiten zuziehen; er verlangte daher ausdrücklich, daß man die Thüre wieder aufſchließen ſolle, jene aber beſtanden auf ihren Eigenſinn, wodurch zwiſchen ihnen ein Wortwechſel entſtand, bei welcher Gelegenheit einer von den Spielenden gegen meinen Freund ſich unerlaubter Ausdrücke bediente, die ihn zum Zorn reitzten, ſo daß er, ganz wider ſeine gewöhnliche gütige Natur, nach einem neben ſich ſtehenden Stuhle griff, um den Streitſüchtigen damit zum Stillſchweigen zu bringen.

Aber kaum war er im Begriff mit dem Stuhle um ſich zu ſchlagen, da fiel ihm ganz unvermuthet ſein gehabter Traum ein, und ſieh da! er faßte ſich ſogleich, ſetzte den Stuhl ganz gelaſſen nieder, und ging nach Hauſe. —

Was ſagen Sie nun, wertheſter Herr Maimon, zu dieſer Erſcheinung? ich kann ſie weder Ahndung noch Vorherſehung nennen, ſie iſt eine ganz neue Art, welche von Ihnen gar nicht iſt erwähnt worden, und ich erwarte daher mit Sehnſucht Ihre Antwort und Ihren Aufſchluß darüber, wodurch Sie unausſprechlich verbinden werden, Ihren aufrichtigen Freund

Aaron Wolfsſohn.

Berlin, den 1ſten Sept.
1791.

8.

Heilung eines Melancholiſchen.

C. l. B. wurde als wirklicher Melancholiſcher von dem Herrn Doctor und Domphyſikus Abel zu Halberſtadt nach Berlin in die Charite geſchickt. Da ich ihn das erſtemal auf der Station erblickte, wankte gleich mein Vorſatz und Hofnung, etwas thun zu können; denn ich ſah ihn zwar vom Bette auf allein die Stube und zwar auf einer Diele trippelnd auf- und niedergehen, die Arme und Hände ſteif am Leibe herabhängend, und jeder, der ihn anredete und fragte, zwar anſehen, aber keinem etwas antworten; ſtatt nach geſchehener Aufforderung, ſeine Hand darzureichen, ſie und ſeine Füße anſehn und allenfalls gezwungen lächeln.

Ich ſah ihn ſo, faßte noch Muth und ließ ihn zu mir führen. Aufrichtig zu geſtehen, wußte ich anfangs nicht, wie ich mein Unternehmen mit dieſem Menſchen beginnen ſollte, da ich weiter nichts, als das von Halberſtadt herübergebrachte Gerücht ſeiner Religionsveränderung hatte, woran ich mich als an der Urſach ſeiner Melancholie halten konnte (einen Brief aus Halberſtadt, daß er von einem hitzigen Fieber dort befallen, bekam ich nachher erſt von ſeinem Vetter). Ich fing an mit ihm zu reden, allein auf den Zehen ſtehend trippelnd, ſtatt nach mir ſehend, bekam ich keine Antwort. Ich empfing darauf den Brief von ſeinem Vetter, ſah, daß er nicht wie Herr Dokt. Abel in Halberſtadt unrecht benachrichtiget geglaubt, ſchon vorher Anfälle davon gehabt, ſondern daß ſeine Melancholie ſich mit einem hitzigen Fieber angefangen hatte. Ich dachte dem nach, und gerieth dabei auf den Gedanken, daß vielleicht eine Krankheitsmaterie ſich auf ſeine Nerven geworfen haben könnte, die, nachdem ſie gehoben und zertheilt, einen gewiſſen Blödſinn, Stumpfheit oder Unbrauchbarkeit ſeiner Geiſteskräfte zurückgelaſſen hätte, beſchloß alſo, ihn als ein Kind zu behandeln, in deſſen Seele ich neue Ideen nicht erſt erzeugen, ſondern die alten ſchon vorhandenen wiederum erneuern und beleben müßte.

Ich fing daher an mit ihm in meiner Stube auf- und niederzugehen, zeigte an meinen Füßen, auf welche ich ihn verwieß, wie er ſtehen müßte, er ahmte dieß, jedoch mit Mühe und nicht lange anhaltend nach. Dies und eine etwanige Entwickelung eines Ja und Neins, woraus ich dann doch ſchließen konnte, daß er mich verſtand, war in den erſten Tagen meine einzige Beſchäftigung, ohne anderweitige Unterredungen mit ihm halten zu können. Nach einigen Tagen gelang es mir, daß er, ohne ihn anzufaſſen, neben mir her ſchon ging, allein immer noch furchtſam und mit keinem feſten Tritt. Ich war ſtets aufmerkſam auf jede ſeiner Bewegungen und Blicke, und mehr als einmal entdeckte ich in den ſchon verfloſſenen Tagen, daß er, wenn er meinem Spiegel ſich näherte, mit ſeinem Blick darin verweilte. Dies und weil er ſich auf meine Aufforderung zum Niederſetzen ſich dazu nicht bequemen wollte, weil er nur meine Stube unrein machen würde, führte mich auf den Gedanken, daß in ihm ein gewiſſes Ehrgefühl verborgen liegen könnte, und daß, wenn ich es rege machte, dadurch viel gewinnen könnte. Ich ſtimmte darauf dieſe Seite bei ihm an, wiederholte öfters, wenn er meine an ihn gerichtete Forderungen nicht zu achten ſchien, und Fuß und Hände in der einmal angenommenen Richtung behielt, die Worte: Carl, ſchäme dich, wie du da ſtehſt, biſt ein ſo großer hübſcher Menſch, und beträgſt dich wie ein Kind. Dieſe Worte ſchienen auf ihn merklich zu wirken, und durch aushaltendes Bemühn und Reizung ſeines in ihm liegenden Ehrgefühls, erlangte ich es, daß er mit feſtem Tritte ging, und ſeine Hände weniger ſteif in natürlicher Richtung hielt. Ohne gegenwärtig auch nur entfernt von Sachen der Religion zu ſprechen, fuhr ich vielmehr fort, ihn als Kind zu behandeln, und mit ſinnlichen, vielleicht ihm angenehmen Dingen zur allmäligen Entwickelung ſeiner vorräthigen, allein gleichſam geſchwächten Ideen, und zur Unterredung zu locken. Ich gab ihm hierauf einen Apfel, und bei Gewahrnehmung, daß er bedenken trug, ihn anzunehmen, fragte ich ihn, ob er den dargereichten Apfel nicht nehmen wolle; er ſah ihn an, und antwortete nein Ich. Weißt Du denn nicht, daß man eine geſchenkte Sache annehmen könne. Er. Ja. Ich. Aber darfſt Du das, was Dir nicht gehört, nehmen, ohne daß Dir die Erlaubniß gegeben wird. Er. Nein. Ich. Dieſen Apfel, der mir gehört, will ich Dir ſchenken, weil ich Dir gut bin und Du recht artig ſeyn möchteſt, kannſt Du ihn alſo nehmen? Er. Ja. Ich. Nun ſo nimm hin. Er nahm ihn ängſtlich und behielt ihn in den Händen. Ich. Was wirſt Du mit dem Apfel machen. Er. Ich werde ihn eſſen. Ich. Gut, dazu habe ich ihn Dir auch gegeben; allein verwahre ihn Dir ſo lange bis nachher, und ſteck ihn jetzt ein. Gleichſam als wenn er nicht wüßte, wie es anzufangen wäre, ſteckte er ihn langſam ein. Weißt Du auch wohl, lieber Carl, fuhr ich fragend fort, wie wir die Aepfel und alles Obſt bekommen. Er. Ja (und gleichſam, als wenn es ſeine lieblingsidee wäre) antwortete er mit einer gewiſſen Erheiterung der Seele, der liebe Gott läßt ſie wachſen. Ich. Wo läßt er ſie denn wachſen. Er. Auf den Bäumen. Ich. Ißt Du ſie gern. Er. O ja. Ich. Alſo erzeigt uns auch der liebe Gott wohl einen Gefallen und Güte damit, daß er ſolches Obſt wachſen läßt. Er. O ja, er iſt allen Menſchen gut. Ich. Nun, wenn er auch Dir recht gut ſeyn ſoll, ſo muß Du auch hübſch artig ſeyn und thun, was ich Dir ſage. Das war ohngefähr die erſte anhaltende Unterredung, die ich freilich nur gedrängt gedacht, um nicht durch Wiederhohlungen der Fragen, auf welche die Antworten ausblieben, oder wo ich vermuthete, daß er mich nicht verſtanden haben möchte, den Leſer zu ermüden. Ich entließ ihn jetzt immer in kürzerer Zeit, um ihn durch die Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte, die ich an ihm zu bemerken glaubte, nicht zu ſehr zu ermüden, und eine Abneigung gegen meine Fragen zu erwecken. Ich fuhr mit jedem Tage in ähnlichen Fragen und Antworten fort, und ſuchte nun, da ich bemerkte, daß es ihm auf meiner Stube gefiel und auch auf ſeiner Krankenſtube ein Verlangen nach mir geäußert, ein gewiſſes Zutrauen zu mir einzuflößen. So oft ich daran dachte, fragte ich ihn daher: kömmſt Du gern zu mir, worauf er ſich anfänglich in meiner Stube umſah, und es bejahete, und nachmals dann mir ſelbſt verſicherte: Es gefällt mir außerordentlich bei ihnen, ich wollte wohl bei ihnen ſeyn. Eben ſo wiederholte ich an ihn die Fragen: ob er wohl einſehe, daß es gut für ihn ſey, und ich es gut mit ihm meine, daß ich ihn zu mir kommen ließ und mich mit ihm unterredete, welches er eingeſtand. Kurz, ich erreichte, was ich wünſchte. Das Zutrauen vergrößerte ſich, ſo daß er auf ſeiner Stube mich nach ſeiner Art zu loben anfing. Sobald ich das bei ihm bemerkte, fing ich nach mehrern Geſprächen und verſchiedenen Uebungen ſeines Gedächtniſſes dadurch, daß ich mir von ihm einige Winke aus ſeinem frühern Leben geben ließ, an einige größre Fortſchritte zu machen. Aus dem Halberſtädtſchen Briefe des Wirths und aus einem andern ſeines Freundes, des Cammerdieners aus Schleſien (den mir ſein Vetter gebracht) hatte ich die Vermuthung genommen, denn mit Gewißheit konnte ich nichts ſchließen, da die ſpecielle Erzählung ſeines vorhergegangnen lebens keiner mir ſo treu geben konnte, als er nach ſeiner völligen Wiederherſtellung es gethan; daß vielleicht ein gewiſſer Hang und Sehnen auch bei ihm ſtatt finden könnte. Ich führte ihn oft nach einiger Zeit, da ich ihn ſchon ſtärker glaubte in Gedanken nach Schleſien hin, fragte ihn, wie es ihm da gefallen, und ob er Bekanntſchaft gehabt, ob er gute Freunde da gefunden. Er beantwortete mir dies alles zwar gehörig, allein wie es mich dünkte, in der Art, als wenn er ſchon die folgenden Fragen ahndete. Ich fuhr nehmlich bald darauf fort, mich nach ſeinen Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht zu erkundigen, und er geſtand mir, nachdem ich durch die Vorſtellung, daß einen jungen Menſchen ein erlaubter Umgang mit dem weiblichen Geſchlecht nicht ſtrafbar mache, ihn vertraulicher gemacht, die Bekanntſchaft mit den Kammerjungfern, die mit ihm in Dienſten in dem Hauſe ſeines Herrn in Schleſien geſtanden, bei welcher Erzählung er jedoch die Nahmens öfters verwechſelte; ob aus dem zu lebhaften Andenken an ſie, oder weil ſein Gedächtniß noch zu ſchwach war, als daß er ſie ſich jede beſonders hätte denken und nennen können, muß ich unbeſtimmt laſſen. Eben ſo ſchreibe ich ſeine damals wiederholentliche Aeußerung, nach Schleſien wieder zu wollen, einer gewiſſen Schwäche zu, indem dieſes Verlangen und Heimweh nachmals aus ſeiner Seele gänzlich geſchwunden war. Je nachdem ich ihn ſtärker oder ſchwächer fand, denn dies Stark- und Schwachſeyn wechſelte an verſchiedenen Tagen ſehr oft ab, drang ich mehr oder weniger in ihn zu wiſſen, ob etwa Liebe Miturſach ſeiner Krankheit geweſen ſeyn könne; drang in ihn, ob er vielleicht dort wirklich ſich verſprochen oder verbunden. Indeß immer war das Reſultat, daß man ihn gern um ſich geſehn und ihn hatte leiden können, zumal, da er ſich gern zu kleinen Gefälligkeiten, ſowohl ſeiner erlernten Profeſſion, als auch in dem Dienſte bereit hätte finden laſſen; und was er mir damals geſtand, ſtimmte er auch ein, da ich ihm zu erkennen gab, daß ich manches beſſer wiſſe, als er vielleicht glaube. Sein Vetter hatte nämlich von dem Cammerdiener des Herrn, bei dem er in Schleſien geweſen, nachfolgenden Brief empfangen, den er mir mittheilte.

Schreiben des Cammerdieners an den jungen B.

Werthgeſchätzter Freund!

Schon längſt habe ich immer wollen an Sie ſchreiben, aber noch immer iſt es geblieben. Erſtens wiſſen Sie, daß ich ſchwer zum Briefſchreiben zu bringen bin, und zweitens viele Geſchäfte haben mich ebenfalls davon abgehalten. Der gnädige Herr iſt krank, und liegt in Breslau, wo alſo vor vierzehn Tagen die gnädige Frau dahin abgereiſet iſt, und ſoll bisjetzt noch wieder zurückkommen. Ihre Mademoiſelle Braut, die Lottchen, iſt ebenfalls mit der gnädigen Frau dahin gereiſet. Ich habe alſo die (von Ihnen gegen ſie) zwar noch im weiten Felde guten Geſinnungen ihr noch nicht bekannt machen können. Alle gute Bekannten und Bekanntinnen empfehlen ſich Ihnen beſtens, hauptſächlich die Chriſtel, welche um Vergebung bitten läßt, daß ſie Ihnen die Tabacksblaſe noch nicht hat verfertigen können. Das gute Mädel iſt ſehr krank geweſen, und ſo ſehr, daß wir geglaubt, – Klapperbein würde ſie abholen; nunmehr iſt ſie aber völlig geſund, und wird Ihnen auch die erwähnte Blaſe jetzt ſobald wie nur möglich, verfertigen. Daß Jakob ein Bräutigam iſt, wird Ihnen doch wohl bekannt ſeyn, da ſie eine Berlinerinn iſt. Sie iſt ſchon vierzehn Tage zu Schiffe auf der Reiſe hieher zu. Uebrigens leben Sie recht wohl; ich bin, wie Sie wiſſen, Ihr wahrer Freund.

D. den 22. Aug. 1790.

Dieſer Brief beſtätigte nach meinem Urtheil ſeine Ausſagen. Als ein gutmüthiger Menſch, der gern gefällig war, erwieß man ihm wieder Geneigtheit und Gefälligkeit, und weil er ſich an die Lottchen vielleicht etwas mehr, als an die andern attachirt hatte, ſo wurde dieſe für ſeine Braut gehalten.

So ſtimmte ich mehrere Saiten in meiner Behandlung mit ihm an; allein ich fand eben nicht, daß ich hätte mit Gewißheit beſtimmen können, un-

Univ. Bibl. München

terdrückter Ehrgeiß, Stolz, liebe wäre alleinige Urſach ſeiner Gemüthskrankheit geweſen. Doch das hinderte mich nicht, da ich einmal ſchon ſolche gute Fortſchritte gemacht, fortzuwirken. Vielleicht eine verborgene Neigung zur Thätigkeit, oder vielleicht auch Aufmunterung der Seinigen, die ihn beſuchten, erzeugten in ihm das Verlangen zu ſchneidern. Sein Vetter ſchickte ihm daher Binden zu verfertigen; er nähete eine davon, allein die übrigen blieben liegen. Was die Urſach davon war, habe ich nicht entdecken, nicht genau von ihm erforſchen können. Er wurde indeß fleißig zum Herumgehen angehalten, theils ſich zu zerſtreuen, theils ſeine Kräfte zu mehrerer Stärke zu gewöhnen.

Jede kleine Abwechſelung zu beſtimmen, die ich dieſerhalb einſchlug, ihn nun völlig zum brauchbaren Menſchen zu machen, iſt mir nicht möglich zu gedenken, indeß wurde er doch durch ſie von Zeit zu Zeit ſo ſtark, daß er, vermöge ſeiner immer ſtärker wirkenden Denkkraft, nicht nur beſtimmter, deutlicher und richtiger alles angab, ſondern auch ſchon ein Sehnen nach Hauſe zu ſeinem Vetter äußerte, in der gewiſſen Hofnung und Erwartung, daß es da beſſer für ihn ſeyn würde, als hier, wo er beſtändig von Kranken umgeben war und ſeyn mußte. Der Arzt und ich ſprachen darüber gemeinſchaftlich, und da der Arzt keine Gefahr in Rückſicht ſeiner Melancholie zu befürchten glaubte, ſo wurde ihm die Erlaubniß gegeben, einigemale in der Woche mit ſeinem Aufwärter auf Urlaub zu ſeinem Vetter zu gehen; wo er, wenn er ſich auch noch nicht als ein völlig Geſunder in ſeinem Betragen gezeigt, doch wegen ſeiner nun zu hoffenden völligen Wiederherſtellung viel Freude veranlaßt hatte. Zu dieſem eben gedachten Betragen gehörte ein zurückgebliebenes gezwungenes Lächeln, was ihm wahrſcheinlich beigeblieben war, als ich ihn gleich anfänglich dazu aufforderte, und was er nachmals wahrſcheinlich darum wiederholte, weil er zu gefallen glaubte. Zwiſchen Weihnachten und Neujahr wurde er auf ſein und des Vetters wiederholtes Bitten mit Genehmigung des Arztes auf einige Zeit gleichſam zur Probe aus der Charite zu ſeinem Vetter gelaſſen. Auch in der Stadt unterließ ich nicht, ihn zu beſuchen, fand ihn aber bei jedem Beſuch, was mir in ſeiner gegenwärtigen Lage durchaus nicht gefiel, bei Schneiderarbeit ſitzend. Ich bat daher ſeinen Vetter und ihn ſelbſt aufs dringendſte, für gegenwärtig die ſitzende Lebensart gänzlich zu laſſen, recht viel durch Gehen ſich noch immer mehr und mehr aufzuheitern und zu ſtärken, und ſich beſonders der Mäßigung im Eſſen und Trinken zu befleißigen, weil er ſonſt bei ſeinem gegenwärtig ſchwachen Magen leicht ſich übereſſen und ſich ſo von neuen eine Krankheit zuziehen könnte. Ohngeachtet der wiederholten dringenden Bitten, dies zu erfüllen, mußten wohl einige nothwendige Arbeiten, als auch eine übelangebrachte Liebe der Muhme zu dieſem Menſchen, nämlich ihren Vetter, nun nach der Krankheit recht zu pflegen, ihm alſo nicht nur jede Speiſe, ſondern auch vielleicht recht viel von derſelben zu eſſen gab, Urſach davon geworden ſeyn, daß ich ohngefähr bei dem dritten Beſuche Klagen über ihn hörte, er habe ſich ſchon wieder unartig aufgeführt. Ich ſchrieb es mit Recht der ſitzenden Lebensart und (wie auch der Vetter mir eingeſtand) des Vollpfropfens mit Speiſe zu. Ich rieth dies noch ernſtlicher ab, und kündigte ihnen bei Unterlaſſung deſſen, einen gewiſſen Rückfall ſeiner Geſundheit an (welcher um ſo natürlicher und gewiſſer erfolgen mußte, da ſein Körper von der Heilung und ſimpeln Lebensmitteln im Charitéhauſe noch ſehr ſchwach und eben ſo ſeine Geiſteskräfte noch einer großen Schwachheit unterworfen waren, die daher, ſo wie ſein Körper, mit der größeſten Behutſamkeit nur nach und nach zum ſtark werden angeleitet werden konnte und mußte). Am 18ten Januar 1791, da ich ihn wieder beſuchte, fand ich, was ich ſeinen Verwandten geſagt; er ſaß am Ofen, klagte über Mattigkeit in allen Gliedern, ſprach ſehr wenig, konnte kaum gehen, und hatte auch Naſenbluten gehabt. Ich rieth ſogleich den Verwandten, nicht, wie ſie gewollt, einen Chirurgus in der Stadt zur Heilung anzunehmen, ſondern ihn lieber gleich wieder nach der Charité zu ſchicken, wo man doch einmal ſeinen ganzen Zuſtand kannte. Er wurde auch wirklich den 19ten Januar 1791 mit einem hitzigen Blutfieber in der Charité aufgenommen, dort ſeiner Krankheit angemeſſen behandelt, und ſehr wahrſcheinlich iſts, daß dieſe Krankheit wirklich zur völligen Wiederherſtellung beigetragen hat. Den 13ten Februar verließ er darauf völlig geſund die Charité, hielt ſich nachher noch einige Zeit bei einem Bekannten auf und iſt darauf in Dienſten gegangen, wo man, wie ich durch Nachforſchungen gehört, keine Spur von ſeinem vormaligen Krankheitszuſtand wahrgenommen; ich zweifle auch nicht, daß er, wenn er die ſeinen Körper angemeſſene Lebensart beobachtet, geſund bleiben werde.

Reinhardt.

Inhalt.

Seite

Einleitung zur neuen Reviſion des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, von Salomon Maimon. 1.

Zur Seelennaturkunde.

1) Zwei Briefe von Taubſtumme; mitgetheilt vom Herrn Edukationsrath Campe. 29.
2) Unterſuchung der Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Handſchrift, von Herrn Grohmann. 34.
3) Sonderbare Art des Trübſinnes, von Herrn Bendavid. 67.
4) Schreiben des Herrn Obereit an S. Maimon. 86.
5) Antwort auf das Schreiben des Herrn Obereit an S. Maimon. 100.
6) Eine das Gedächtniß betreffende Erfahrung; mitgetheilt vom Herrn Profeſſor von Caſtillon. 106.
7) Erfahrungen über Träume, von Herrn Aaron Wolfsſohn. 108.
8) Heilung eines Melancholiſchen; von Herrn Prediger Reinhardt. 115.

ΓΝΩΘΙ ΣΑΥΤΟΝ

oder

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde
als ein
Leſebuch
für
Gelehrte und Ungelehrte.

Mit
Unterſtützung mehrerer Wahrheitsfreunde
herausgegeben
von
Karl Philipp Moritz und Salomon Maimon.

Zehnter und letzter Band.

Berlin,
bei August Mylius 1793.

Universitäts-
Bibliothek
München

[illegible]

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Zehnten Bandes erſtes Stück.

Reviſion der Erfahrungsſeelenkunde.

von Salamon Maimon.

Die Geſchichte des blödſinnigen Frieße iſt, wie ich dafür halte, kein Phänomen der Erfahrungsſeelenkunde. Sie iſt keine Beſchreibung einer Seelenkrankheit, deren Urſachen, Symptomen, und Kurart ſich pſychologiſch beſtimmen laſſen, ſondern die Beſchreibung einer angebohrnen Seelenſchwäche oder Mangels, die ſo wenig zur Seelenkrankheitslehre als angebohrner Mangel der Augen, Hände und Füße, oder ein Buckel zur Körperkrankheitslehre gehören. Es iſt ein Phänomen der menſchlichen Natur überhaupt, und gehört, ſo wie alle Arten der menſchlichen Misgebuhrten unter die Abweichungen der Natur in der Naturgeſchichte des Menſchen.

Die Erfahrung der Seelenkrankheit des Herrn Kluge iſt entweder daß man annimmt, daß die ganze

Vorſtellung deſſelben von einem Buche das er wider den König von Preuſſen geſchrieben haben ſollte, eine Täuſchung der Einbildungskraft war, die, wegen ihrer Lebhaftigkeit, ſeinen bloßen Vorſatz ein ſolches Buch zu ſchreiben ihm als eine ſchon vollbrachte Handlung vorſpiegelte (wozu der Herausgeber dieſes Aufſatzes geneigt zu ſeyn ſcheint). Oder (welches mir wahrſcheinlicher zu ſeyn ſcheint, er hat wirklich dieſes Buch geſchrieben, und bloß dieſen Umſtand, daß der König von Preuſſen davon Notiz genommen, und des Verfaſſers Beſtrafung beſchloſſen hatte, hinzu gedichtet. Daß man nach Herrn Klugs Tode weder Original noch Abſchrift einer ſolchen Piece gefunden hatte, iſt noch kein Beweis für die erſte Erklärungsart, indem es ſehr natürlich iſt, daß ſo bald die Vorſtellung von der ſich durch dieſes Buch zugezognen Ungnade des Königs von Preuſſen und der darüber anzuſtellenden Unterſuchung in ſeiner Einbildungskraft lebhaft wurde, er (damit man zum wenigſten keine Belege ſeines Verbrechens finden könnte) fürs Erſte dieſes Buch aus dem Wege geräumt, und hernach ſich gegen einen gewaltſamen Ueberfall in Vertheidigungsſtand geſetzt hatte.

In der Geſchichte des Musketirs **Friedrich Wilhelm Majer** (Seite 16.) ſowohl, als des Kindermörders **Seibel** (Seite 26.) glaube ich eine geheime pſychologiſche Triebfeder zu entdecken. Jener gerâth, aus Lebensüberdruß, auf den Entſchluß ſich durch einen begangnen Mord den Tod zuzuziehn, und geſtand, reflektirt zu haben, ob er an der Krankenwärterin, die ihn geſchimpft hatte, den Mord ausüben ſolle, **um ſich zugleich zu rächen;** oder an ſeinem noch ſchlafenden unſchuldigen Kameraden, den er alſo da er gerade keine Sünde that umbringen wollte; wo denn wirklich das letzte bei ihm die Oberhand behalten hatte. Dieſer ermordete aus lebensüberdruß ein Kind, das er ſo ſehr liebte und um es recht fromm zu machen, viele Gebete und Sprüche aus der Bibel gelehrt hatte. Daß der Erſte eine unſchuldige, und der Zweite ſo gar eine von ihm geliebte Perſon zu dieſem unglücklichen Vorhaben gewählt hatte, läßt ſich auf folgende Art erklären. Die dem Menſchen eingeprägte **Liebe zum Leben** iſt ſo ſtark, daß wenn auch nach dem Kalkul der Vernunft die Quantität des zu erwartenden Uebels das Gute überſteigt, das mindeſte Gute, welches hinzukömmt, den Entſchluß zum Tode wankend machen kann. Derjenige alſo der nach dem Kalkul der Vernunft einen freiwilligen Tod beſchloſſen hat, iſt geneigt, denſelben auf die Art auszuführen, wodurch der Entſchluß immer befeſtigt wird. Hätte er alſo **die Umbringung ſeines Feindes** als Mittel dazu gewählt, ſo wäre die Ausübung der Rache, als Befriedigung einer Begierde dieſem Entſchluß entgegen.

Er wählt daher lieber die Umbringung einer unſchuldigen, oder ſogar von ihm geliebten Perſon zum Opfer ſeiner Verzweiflung, damit die auf die Handlung erfolgte Reue die Reue in Anſehung des Entſchluſſes ſelbſt verhindern, und er ſelbſt darinn befeſtigt werden ſollte. Wilhelm Meier kann alſo immerhin geglaubt haben, daß er bloß aus Ungeduld über das Ausbleiben der Krankenwärterin lieber die Ermordung ſeines unſchuldigen Kameraden, ſo wie Seybel glauben konnte, daß er bloß aus Mangel an Gelegenheit (einen andern zu ermorden) die Ermordung des von ihm geliebten Kindes beſchloſſen hatte, und doch war das ihnen ſelbſt unbekannte Motiv, wie ſchon gezeigt worden, ein Trieb den bei kalter Ueberlegung gefaßten Entſchluß, durch Hinzukunft der Reue zu befeſtigen, und gegen alles, was deſſen Ausführung nicht verhindern, ſondern bloß ſeine Vorſtellung unangenehm machen konnte, zu ſichern. Welches, wie ich dafür halte, ſo wohl den pſychologiſchen Prinzipien, als der Erfahrung gemäß iſt.

Seite 24. 3) ſagt mein würdiger Freund (VIII) „die thätigen Kräfte müſſen mit den vorſtellenden Kräften in einem gewiſſen Verhältniß ſtehn; ſind ſie gegen dieſelben zu ſtark, und bekommen das Uebergewicht, ſo iſt dieſes Krankheit der Seele, und eben der Zuſtand, wo man oft klagt:“ meliora video proboque, deteriora ſequor.“ Was mich anbetrift, ſo glaube ich, daß dieſer Zuſtand nicht eine Folge des Uebergewichts der thätigen in Vergleich mit den vorſtellenden

den Kräften, ſondern des Uebergewichts der ſubjektiven aus Gewohnheit entſprungnen Begierden und Verabſcheuungen in Vergleich mit den objektiven in dem wahren Verhältniß der Gegenſtände, ſo wohl untereinander, als zu unſrem Subjekte iſt. Wenn jemand zufälligerweiſe ſich an den Genuß ſchädlicher Nahrungsmittel (aus Mangel an Beſſern) gewöhnt hat, oder öfter zum Zorn veranlaßt worden iſt; ſo wird er, er mag aus der Diätetik die Schädlichkeit jener, und die üblen Folgen dieſes noch ſo ſehr einſehn lernen, dennoch ſeine Gewohnheit ſchwerlich verlaſſen. Die Gewohnheit iſt die zweite Natur, und kann oft die Oberhand über die erſte Natur behalten.

4) „Von den Ideen welche täglich und augenblicklich in die Seele ſtrömen, müſſen nothwendig immer eine gewiſſe Anzahl bald wieder verdunkelt werden u. ſ. w.“

Die Urſache dieſer Krankheiten iſt im erſten Falle Mangel an Selbſtmacht zu einer zweckmäßigen Wirkſamkeit. Im zweiten aber, Mangel des Reproduktionsvermögens.

III. Die Urſache des Alpendrückens überhaupt iſt nicht ſchwer anzugeben. Es iſt eine Empfindung der (durch eine unbequeme Lage des Körpers u. dergl.) gehemmten Zirkulation des Bluts, die mit der Vorſtellung einer eingebildeten Urſache (indem die zur Zeit alleinherrſchende Einbildungkraft die wahre Urſache nicht einzuſehn im Stande iſt,) nach Verſchiedenheit der Temperamente und Lebensarten bei verſchiedenen Menſchen verſchieden vorgeſtellt werden muß. Ich will hier ein merkwürdiges Beiſpiel aus meiner eignen Erfahrung anführen. Ich wurde frühzeitig genug ſowohl mit den **kabbaliſtiſchen Schwärmereien**, als (wegen meines hitzigen Temperaments) mit den unwillkührlichen nächtlichen Polutionen bekannt. Aus jenen bekam ich die Vorſtellung von der **Lilith**, als einer boshaften, auf Verführung der Jugend ausgehenden teufliſchen Frauensperſon, und ſeither geſchahe es, daß wenn ich durch eine unbequeme Lage (auf dem Rücken) im Schlafe von Alpendrücken überfallen worden bin, ich mir immer vorſtellte, als näherte ſich mir dieſes verfluchte Weib, berührte die Theile meines Körpers nach und nach, bis ſie mich zuletzt mit ihren Umarmungen beinahe erdrückte, ſo daß ich darüber oft in ein lautes Geſchrei ausbrach, zuweilen auch ſtrengte ich mich bloß an zum Schreien, ohne doch einen Laut von mir geben zu können, ſträubte mich mit allen Kräften mich von dieſer beſchwerlichen Umarmung loß zu winden, welches mir nach vieler Mühe zu gelingen pflegte.

Hingegen erinnere ich mich, daß ich einſt in **Beth Hamidraſch** (Jüden-Akademie) nach einer Beſchäftigung mit den Ideen der Heiligkeit und Vereinigung mit der Gottheit, einſchlief und unwillkührführlich in eben dieſe Lage gerieth, worauf ich im Traume ſahe, die Schechina *) als eine ſanfte liebreiche Frauensperſon ſich mir nähern und mich auf eine Art die Liebe und Ehrfurcht einflößt, holdſeelig umarmen, ſo daß, nachdem ich den Unterſchied zwiſchen der Vorerwähnten und dieſer Umarmung eingeſehn, ich mir dieſelbe ohne alles Dawiderſträuben gefallen ließ.

Man ſieht hieraus, wie die Einbildung die Empfindungen zu modifiziren im Stande iſt.

Seite 23. Ein ähnliches Beiſpiel, wo der Eine Menſch traumt, von dem, was zur ſelben Zeit mit einem andern vorgeht, weiß ich aus meiner eigenen Erfahrung.

Im Jahre . . . . war ich Hofmeiſter bei einem Pächter in P. bei dem ich ſowohl wegen der damaligen Hungersnoth in P. als beſonders wegen des armſeeligen Zuſtandes dieſes Mannes und der Ungelehrigkeit meiner Schüler, viel auszuſtehn hatte. Dazu kam noch einſt, daß ich einige Tage nach einander auſſerordentliche Zahnſchmerzen leiden mußte. In dieſem Zuſtand der Betrübniß und

---

*) Schechina iſt nach dem kabbaliſtiſchen Antropomorfismo, die weibliche Gottheit, die die Seelen der Frommen gebiert, und nach ihrer Trennung von ihren Körpern weder aufnimmt, welches dieſer Meinung zufolge auch bei lebendigem Leibe im Schlafe zu geſchehn pflegt.

der Schmerzen ſchlief ich eines Abends auf meinem harten Lager, ein. Es träumte mir, daß ich, ohne zu wiſſen wie, im himmliſchen Jeruſalem angelangt ſey. Ein alter ehrwürdiger Mann empfing mich am Thor ſehr liebreich, führte mich nach dem Tempel des Herrn, um mir alle Merkwürdigkeiten darinn zu zeigen. Ich kam in einen großen Saal, worinn ich einen Bücherſchrank fand. Ich griff alſo meiner Gewohnheit nach, nach einem Buche, um es zu beſehn. Sobald ich es aufmachte, fand ich gleich auf dem Titelblatt den Titel eines mir dem Namen nach ſchon längſt bekannten kabbaliſtiſchen Buchs, und darunter den Namen Jehova mit großen Lettern. Ich blätterte darinn weiter und fand überall heilige Namen und Stellen aus der Bibel nach kabbaliſtiſcher Art erklärt.

Dieſes verſetzte mich in einen Gemüthszuſtand, der aus Erſtaunen, Ehrfurcht, und Freude zuſammengeſetzt war. Ich hatte darauf noch mehr Szenen dieſer Art, konnte mich aber beim Aufwachen derſelben nicht erinnern. Sobald als ich aus dieſem Schlafe erwacht war, kamen meine Schüler, (die in einem entfernten Zimmer geſchlafen hatten) zu mir, ſchaueten mich (wider ihre Gewohnheit) mit der gröſten Aufmerkſamkeit an, und ſchienen über meinen Anblick in Verwunderung zu gerathen. Ich fragte ſie nach der Urſache ihres ſeltſamen Benehmens, konnte aber anfangs von ihnen nichts herausbringen. Da ich aber weiter in ſie drang, ſo ſagten ſie mir: ihr Bruder, der Pächter des nächſten Dorfes, der geſtern hier (wie er öfters zu thun pflegte) zum Beſuche gekommen, und über Nacht geblieben war, wäre heute Morgens in ihre Wohnſtube gekommen (er ſchlief des Nachts in einer Heuſcheune, die ſowohl von der Wohnſtube als von meiner Studirſtube, wo ich geſchlafen hatte, entfernt war) und habe ihnen allen einen ſonderbaren Traum erzählt, den er dieſe Nacht gehabt hätte, und der hauptſächlich mich anginge. Es kam ihm nämlich vor, als ſähen ſie mich alle nach dem himmliſchen Jeruſalem zugehn. Ein alter ehrwürdiger Greiß kam mir am Thor entgegen, führte mich herein, und ſtieß ſie, indem ſie mir nachfolgen wollten, zurück. Sie blieben vor dem Thor ſtehn, um meine Rückkunft abzuwarten, endlich kam ich wieder heraus, meine Geſtalt war ſehr ehrwürdig, mein Angeſicht leuchtete wie das Angeſicht Moſis, da er die zwei Tafeln empfing. Sie fürchteten, ſich mir zu nähern, und waren in der gröſten Verlegenheit, wie ſie mit mir in der Zukunft umgehen ſollten. Dieſes, ſagten meine Schüler ferner, war die Urſache, warum wir Sie mit einer ſolchen Aufmerkſamkeit anſahen, und über Ihren Anblick unſre Verwunderung äuſſerten. Bald darauf kam auch der **träumende Bruder**, und bekräftigte dieſes alles aufs Neue. Seit der Zeit bin ich auch in dieſem Hauſe ganz anders als vorher behandelt worden, wodurch mein Zuſtand einigermaßen verbeſſert war. So weit meine Geſchichte.

Da ich ſchon damals zum Spekuliren geneigt war, ſo ſuchte ich mir dieſe Erſcheinung auf folgende Art zu erklären.

Alle menſchliche Seelen ſind gleichſam verſchiedene Ausflüſſe aus einerlei Quelle, ſie mögen daher in ihrem gegenwärtigen Zuſtande von einander noch ſo ſehr entfernt ſeyn, ſo kommunizieren ſie doch in ihrem Urſprunge mit einander; dieſe Kommunikazion iſt aber zwiſchen einigen Seelen mehr, zwiſchen andern weniger, nach dem Grade ihrer Aehnlichkeit untereinander. Die Wirkung dieſer Kommunikazion wird aber hauptſächlich im Schlafe, da die Seelen zu ihrem Urſprunge zurückkehren (in der philoſophiſchen Sprache würde es heiſſen: Da die innere Seelenwirkung durch die ſinnlichen Eindrücke nicht mehr unterbrochen wird) und folglich unmittelbar einander anſchauen. Daher konnte dieſer Mann im Traume ſehn, alles was mit mir zur Zeit vorging. Wenn ich jetzt dieſe Sache reiflich überlege, ſo muß ich geſtehn, daß, alle ſchwärmeriſchen Vorſtellungen abgerechnet, in der Sache weit mehr ſtecken muß, als wovon unſre bisherige Pſychologie Rechenſchaft geben kann. Wie dieſes in dieſem Magazine durch häufige Beiſpiele beſtätigt wird.

IX.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Der Unterſchied zwiſchen Sprache in pſychologiſcher und Logiſcher Rückſicht beſteht, wie ich dafür halte, darinn: In dieſer wird die Sprache als Ausdruck der transzendentalen Formen und Begriffe ohne ihre Anwendung auf beſondere Gegenſtände beſtimmt; in jener hingegen wird das erſtre ſchon vorausgeſetzt, und blos auf das leztere Rückſicht genommen. Ich nehme z. B. dieſe zwei Säze: **Ich denke**, und **mich dünkt**. Im logiſchen Betracht iſt es hinreichend, wenn ich ſage: In dem, Saze: **Ich denke**, bedeutet **Ich** die Subſtanz, und **denke** ihre Akzidenz (ihren Zuſtand, indem ich denke, ſo viel iſt, als ich bin gegenwärtig denkend) In **mich dünkt** aber iſt **mich** das leidende Objekt, **dünkt** die Wirkung, die ſich auf eine unbekannte Urſache, die aber nicht ausgedrückt wird, bezieht. Ich habe alſo hier dieſe Säze bloß im logiſchen Betracht unterſucht.

Wenn ich aber ferner nach dem Grunde frage: warum ich im erſten Falle die Form von Subſtanz und Akzidenz; im letzten aber die von Urſache und Wirkung gebrauche, oder wie müſſen die Gegenſtände beſchaffen ſeyn, wenn ich ſie dieſer oder jener

Form ſubſumiren ſoll? und finde, daß das **denken** die zur Hervorbringung des gedachten zureichende Wirkung des Denkens bedeutet, ſo daß das Gedachte ſelbſt als ein durch die Wirkung hervorgebrachter Zuſtand des Subjekts angeſehn wird; das Dünken aber, die zur Hervorbringung des Gedachten unzureichende Wirkung des Denkens bedeutet, und in ſo fern ein **Leiden** in ſich einſchließt, daher ich mich im erſten Falle der Erſten, und im lezten der leztern Form bediene, ſo habe ich dieſe Sätze in pſychologiſcher Rückſicht betrachtet, Eben ſo iſt es, wenn ich in: **ich denke** das Ich als Urſache und das Denken als Wirkung betrachte, ſo wird freilich die Form von Urſache und Wirkung in beiden Sätzen gebraucht, daß aber in dem einen Satze das **Wirken**, im andern aber das **Leiden** ausgedrückt wird, muß dennoch aus dem Vorerwähnten Grunde pſychologiſch erklärt werden u. dergl.

In Anſehung der unperſönlichen Zeitwörter ſagt mein Freund der Verfaſſer dieſes Aufſatzes (Seite 94) „Ihren Namen haben ſie natürlicherweiſe daher erhalten, weil man ſich unter denſelben eine bloße Veränderung ohne eine **handelnde Perſon** (nach dieſer Beſtimmung müßten auch die mehrſten Verba, die ſich zwar auf eine **wirkende Urſache**, aber nicht auf eine **handelnde Perſon** beziehen, (wie z. B. das Feuer ſchmilzt das Wachs u. dergl.) Imperſonale heißen. Es müßte alſo hier hinzugefügt werden: oder eine beſtimmte Urſache, die perſonifizirt, d. h. als handlende Perſon gedacht werden kann) denkt, wodurch dieſe Veränderung hervorgebracht wird: ja man ſcheint nicht einmahl dabei auf eine nächſte Urſache Rückſicht zu nehmen." „Denn wenn ich z. B. ſage: es donnert, ſo ſtelle ich mir unter dem es eigentlich nichts weiter als den Donner ſelbſt vor." Ich glaube, daß die Impersonale ſich zwar nicht auf eine beſtimmte, aber doch auf eine Urſache überhaupt beziehn, und es donnert heiſt ſo viel als eine mir unbekannte Urſache donnert, oder bringt den Donner hervor, wie ſich der Verfaſſer ſelbſt in der Folge darüber erklärt.

Ferner wirft der Verfaſſer die Frage auf (95.) woher mag es aber kommen u. ſ. w.?

Hier wird abermal handelnde Perſon ſtatt wirkende Urſache geſetzt. Freilich wiſſen wir von ſehr wenigen Veränderungen die handelnde Perſon, wir wiſſen aber von ſehr vielen die wirkende Urſache als handelnde Perſon betrachtet; und dies iſt der Grund, warum wir in der Sprache verhältnißmäßig ſo wenige Impersonale haben, weil dieſe nicht nur keine handelnde Perſon, ſondern auch keine beſtimmte Urſache, die als handelnde Perſon betrachtet wird, vorausſetzen.

(97.) „Wie fein z. B. iſt die Grenzlinie zwiſchen den Ausdrücken, es ſcheint mir, es däucht mir, es kömmt mir vor u. ſ. w., und dem Ausdruck: ich glaube, wo der Wille unſrer vorher ſchwankenden Meinung gleichſam noch den Ausſchlag giebt.“

Dieſe Erklärung ſetzt den Werth unſres Glaubens zu ſehr herunter als das man ſie gelten laſſen kann, wo man nicht unter Willen das Vermögen ſich nach einem Prinzip der Vernunft zum Handeln zu beſtimmen verſteht; der Glaube wird alsdann die Vorausſetzung ſolcher Objekte bedeuten, deren Erkenntniß bloß regulativ iſt, und bloß, zum Behuf dieſes Willens als konſtitutiv angeſehen wird. Dieſe Betrachtung iſt aber zu fein als daß der gemeine Sprachgebrauch darauf Rückſicht nehmen könnte.

Was mich anbetrift, ſo halte ich dafür, daß, es ſcheint mir, es däucht mir u. dergl. von der Ungewißheit unſrer Erkenntniß in Anſehung der Gegenſtände ſelbſt entſtehen, ich glaube aber dieſe Ungewißheit in Anſehung ihrer Verhältniſſe zu einander bedeutet; es iſt hier die Frage nicht, ob die Menſchen im Sprechen dieſen Unterſcheid beſtändig beobachten, ſondern meine Behauptung geht bloß dahin, daß ſie ihn, den urſprünglichen Gefühlen zufolge beobachten ſollten. Wenn jemand z. B. etwas Gelbes Goldähnliches ſieht, ſollte er nicht ſagen: ich glaube daß es Gold ſey, ſondern es ſcheint mir Gold zu ſeyn, weil hier die Ungewißheit

heit in Anſehung des Gegenſtandes ſelbſt iſt. Er kann aber nicht ſagen: es ſcheint mir, daß ein unendlich vollkommenes Weſen die Welt regiere, ſondern ich glaube u. ſ. w. Weil, weder der Begriff eines unendlich vollkommenen Weſens an ſich, noch der Weltregierung an ſich eine Ungewißheit zuläßt, ſondern bloß ihr Verhältniß zu einander.

„So ſagen wir auch nicht ohne Grund: es ſchläfert mich, aber nicht es ſchläft mich, ſondern ich ſchlafe.“

Ganz richtig! Schläfern bedeutet die Wirkung einer äuſſern (von unſrer Willkühr unabhängigen) Urſache, die, wenn man ſich ihr nicht widerſetzt, das Schlafen hervorbringen wird; man kann ſich aber bloß in Anſehung ihres Erfolgs (des Schlafens) durch eine Entgegenwirkung, nicht in Anſehung ihrer ſelbſt widerſetzen.

Das Schlafen alſo, nicht aber das Schläfern hängt von unſrem Willen ab.

Genauer zu reden, ſo iſt das Schläfern die Wirkung (operatio) einer äußern Urſache, wovon das Gewirkte (opus) nicht das Schlafen, ſondern das Einſchlafen iſt. Das Schlafen iſt bloß ein auf dieſe Wirkung erfolgter Zuſtand, man ſagt daher mit Grund es ſchläfert mich, d. h., etwas wirkt auf mich das Einſchlafen und ich ſchlafe, welches ſo viel iſt als ich bin ſchlafend, d. h., die hervorgebrachte Modifikazion des Schla-

fens

ſens wird nicht mehr als Wirkung von etwas außer mir, ſondern als Attribut von mir (indem es mein Zuſtand iſt) betrachtet.

(98.) Meiner Meinung nach iſt in mich hungert das Es per elip. ausgelaſſen, und mich hungert bezieht ſich ſowohl als es hungert mich, auf eine unbekannte Urſache. Daß man aber ſagen kann, mich hungert, aber nicht mich freuet, ſondern es freuet mich; rührt daher, weil ſich das Es im letzten Falle, nicht auf das unbekannte Objekt, ſondern auf den von mir vorgeſtellten Satz als Urſache der Freude bezieht; z. B. es freuet mich, daß mein Freund angekommen iſt. Hier wird auf die entfernte Urſache meiner Freude (die Urſache des Ankommens meines Freundes) gar keine Rückſicht genommen, ſondern bloß die nächſte Urſache (das Ankommen meines Freundes) in Erwägung gezogen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Der

III.

Der freye Einſiedler mitten in der Welt, nach der Seelenerfahrungskunde.

Die allgemeine deutſche Bibliothek hat im 2ten Stück des 50ſten Bandes über eine ſonderbare Schrift, die Einſamkeit der Weltüberwinder, betrachtenswürdige Gedanken geäußert. Sie machen einen Text aus, worüber einem welterfahrnen Einſamen weitre Gedanken aufgeſtiegen ſind, die vielleicht zur Berichtigung des Autors ſowohl als des Recenſenten dienen können. Wohlan! „man muß allerdings zugeben, ſagt dort der Recenſent, daß die Einſamkeit, eine Entfernung von allen Zerſtreuungen ſehr geſchickt ſey, die Seele zur Sammlung ihrer ſelbſt zu veranlaſſen, die ſchon beſeſſenen Kenntniſſe von Gott und Tugend neu zu beleben, zu erhöhen und zu erweitern, und eine Feſtigkeit im Guten zu verſchaffen: denn die guten Entſchließungen, die ein in der Welt unter Geſchäften lebender, nicht ganz ſtandhafter Mann, heute faßt, ſind morgen durch eben jene wie verwiſcht.“ — Ja, wenn es nur auf gute Entſchließungen ankäme, guter Vorſätze iſt jeder Gutmeinende voll, ſo wäre die Welt längſt voll Helden. Ein ſtandhafter Mann von Natur oder Gewohnheit kan freilich mit guten Entſchließungen weit kommen, aber warum? weil er den Zweck der Entſchließungen beſtändig vor Augen hat, mehr Beobachter ſeiner ſelbſt und der Dinge um ihn zu ſeinem Zweck iſt. Was iſt dies anders als mehr Wachſamkeit über ſein Herz? Dieſe kann auch der ſchwächſte Redliche ſich nach und nach angewöhnen, und die Wachſamkeit wird ihm mehr helfen als die ſtärkſten Entſchließungen. Ohne Wachſamkeit nützen alle die beſten Vorſätze und Entſchließungen nichts. Man braucht keine Vorſätze zu machen, **nur wirkliche Anſtalten**, das zu erhalten, was man nöthig findet. Die Welt iſt ein Feld der Zerſtreuung, die Einſamkeit ein Feld der Sammlung, doch kan die Einſamkeit ein tartariſches Gefilde der Quaal ſeyn für die, die ſich nicht darin zu finden wiſſen. Allein laßt ſie nun ein Feld der Sammlung ſeyn, was hilfts, wenn ich in die Welt, in die Zerſtreuung hinaus muß? Jedermann hat zwar ſeine einſamen Orte und Stündgen, ehe er in die Welt, in Geſellſchaft der Arbeit oder Vergnügung geht. Was helfen aber die ſtillen Orte und Stündgen, wenn man ſie nicht gehörig zu benutzen weiß? Es kömmt alſo bloß darauf an, ob, wenn man nun einen Sammlungsplatz der Kräfte von außen hat, man auch einen Sammelplatz oder Sammlungspunkt der Seele von innen habe? Denn wenn man ſich gleich ſammeln wolte, und man wüſte nicht recht worzu, man wüſte nicht den feſten Punkt, wohin alles zu richten wäre, ſo würde man in der ſchönſten Einſamkeit ſelber nur ſchwärmen, wiewohl dieſes, um ſeinen aufgebrachten Bewegungen einſam freyen Lauf zu laſſen, und ſich derſelben und ihrer Unruhe nur zu entladen, zuweilen nöthig und dienlich ſeyn mag, damit man ſich endlich ruhig in einen feſten Punkt ſetzen möge. Allein nun, welch ein Sammlungspunkt ſoll dann in der Seele ſeyn, wohin alle Kräfte zu richten ſind, alle Richtung zuſammen gezogen werden muß, um gute Stärkung von Grund aus zu ſammeln, die in der Arbeit und Zerſtreuung aushalten möge, um ein rechtſchaffen erwünſchtes Ziel zu erhalten, und wenigſtens davon nicht zu weit abzukommen unter tauſend Reizen und Anſtößen? Erſtlich muß nun ein jeder ſelbſt, weil die Natur- und Gewohnheitsanlagen unendlich verſchieden ſind, in ſeiner eignen Seele beobachten, was eigentlich am meiſten, am beſten, am ſtärkſten ihn zum höchſten Gut reizen, und ſeine Kräfte insgeſamt am meiſten darzu ziehen, ſammeln, und halten könne; und dieſem eigentlichen Mittel, das ihm beſonders nun am beſten zu dem Zwecke dienen kann, muß er aus allen Kräften nachgehen, ſo lange ihm ſolches ſo zweckmäßig kräftig dienet, und wenn dies Mittel auch an ſich eine Kleinigkeit wäre, als z. B. ein Bild oder ein Muſikſpiel, wobei er ſeine Gedanken und Neigungen am rührendſten zum Guten ſammeln, ſeinen Geiſt am eheſten zum Himmel und zum Höchſten über alles erheben, oder ſein Herz in tiefſte Demuth vor Gott verſenken könnte.

So auch ein Buch, welches er für ſich beſonders darzu ſchicklich finden mag, und dergleichen mehr. Ferner gehört auch hieher alle Stellung und die ganze Lage im Aeuſſern, die er darzu für ſich am füglichſten nun und dann erfahren mag. Alle ſolche Hülfsmittel, die jeder für ſich ſelbſt finden mag, ſollen blos dienen, den Weg zum Zwecke zu erleichtern und zu fördern, ſo weit und ſo lang ſie für jedem dieſes zu leiſten vermögen; an dieſe Mittel aber muß man ſich nicht wie an den Zweck ſelber binden, ſondern man mag ſie nach verſchiedner Diſpoſition und Gutfinden zur Förderung abändern; denn manche Mittel können auch an der Seele nach und nach abgenutzt werden. Allein wenn nun über alle die Mittel von außen nicht noch etwas in der Seele iſt, das ſich nicht abnutzt und nicht abnutzen kann, ſo iſt bald unſre ganze Haltungskunſt gegen alle Zerſtreuungen am Ende. Und wenn das nicht alte erfahrne Beobachter ausfindig gemacht hätten, was ſich unter allem Getümmel der Welt halten kann, ſo würde mans wohl im Taumel der Welt wenig inne. Dennoch weiß die Welt aus Erfahrung, daß es Gemüthsbewegungen und Seelenzuſtände giebt, die allen Zerſtreuungen widerſtehen, und zwar nicht nur traurige Gemüthslagen, ſondern auch angenehme. Ein einziger Liebesgegenſtand z. B. nimmt die ganze Seele ein, ſo daß aller Umgang, alle Zerſtreuung, alle Arbeit dagegen nichts vermag, vielmehr wird alles in Beziehung auf den einigen Gegenſtand verwandt, und verwandelt und bekömmt eine andere Geſtalt. Ein gelehrter Eigenſinn, ein Baumeiſter von Hypotheſenthürmen, ſo geiſtig er immer ſeyn mag, will eben ſo völlig den Platz allein behaupten, und alles in einem Kopf nach ſich richten. Warum ſoll dann nicht vielmehr die ewige Wahrheit der ewigen Güte von unendlichem Gewicht und unumſchränkter Ausbreitung über alles der Gegenſtand unſrer einzigen Liebe ſeyn, wenn ſie gleich keine Puppe noch Krone dieſer Welt iſt? Wir müſſen nur einen Standpunkt in uns ausfinden können, woraus wir ſie beſtändig im Geſichte zu halten, einen Sammelpunkt alles darzu zu richten, vermögen, oder eine Schnellkraft, um alles damit zu beleben! Die Wirklichkeit iſt der gröſte Beweis der Möglichkeit. Daß ſo etwas in uns zu finden ſeyn müſſe, zeigen uns aus alten Zeiten ſogar Könige in aller ihrer Herrlichkeit, Hofmänner unter allen den größten Reizen der Welt, Kriegsleute und andre Perſonen von göttlicher Tugend unter allem Getümmel und Gewimmel der Erde; Ihrer viele tauſende von allen Ständen und Lebensarten in verſchiednen Zeiten der gedrückten Religion verſiegelten ihren feſten himmliſchen Sinn als ſtandhafte Märtyrer ſogar mit ihrem Blute, und bei ruhigen Zeiten lebten ſie patriarchaliſch in der Welt. Sie waren zwar in der Welt, aber nicht von der Welt, nicht von der Art der Welt, wie ſie insgemein iſt. Wie Einſiedler alſo, erſchienen ſie mitten in der Welt, wie die ganze Tugend und reale Wahrheit auf Erden gemeiniglich was Sonderbares iſt. Toleranz iſt daher faſt alles, was ſie in der Welt erhalten kann. Zwar wurde von Zeit zu Zeit durch große Exempel ſehr allgemeine Ermunterung und viele Nacheiferung erweckt; allein wie ſehr herrſcht noch allgemeine Unerkenntniß, Unverſtändigkeit, Unbehülflichkeit in Abſicht des Beſten der Menſchheit? Deswegen iſt eben von Zeit zu Zeit Wiedererinnerung und Anführung des Beſten in neuer Klarheit nöthig; und gewiß! wenn die Menſchen achtſam auf ihren Adel wären, wie würden ſie nicht über ihren eignen Unverſtand und den unbeſchreiblichen Verluſt ihrer ewigen Würde erſtaunen! Denn was iſt größer als daß der Menſch, ſo ſehr er auch zur irrdiſchen Geſellſchaft beſtimmt ſeyn mag, doch zuförderſt zur allerhöchſten Gemeinſchaft des Monarchen der Welt beſtimmt iſt, um mit ihm natürlich verwandte Kräfte des Geiſtes und damit ewige Güter, die Gegenſtände dieſer Kräfte gemein zu haben, und in ſeiner Geſellſchaft, in gemeinſchaftlicher Verbindung der Kräfte und Geſinnungen alles zu regieren? Iſt Gott ein Geiſt, und wir ſind auch Geiſter, von Ihm, vom Vater aller Geiſter, ſind denn nicht natürlich ähnliche Geiſteskräfte mit Ihm am nächſten verwandt, in Gemeinſchaft der Natur, folglich auch in Gemeinſchaft der allumfaſſenden, allerfüllenden Kraft und

Liebe? Iſt unſere Seele nicht eine allgemeine Lebenskraft und Regierungskraft für den Leib? Kömmt noch gleiche Geſinnung von uns mit Ihm durchaus darzu, welch eine edelmüthige allgemeine Liebesausbreitung kann dann nicht unſer Geiſt mit ſeinem allgegenwärtigen Geiſte haben? Denn ſein allgegenwärtiger Geiſt iſt ſelbſt nur darum allgegenwärtig, weil er höchſt allgemein kräftig, unendlich allgemeine Liebeskraft in unendlich alldurchſchauendem Grundlicht iſt. Iſt ſeine Kraft-Gegenwart in allen Dingen außer Zweifel, ſo iſts noch vielmehr ſeine wahrheitsvolle Geiſtesgegenwart in allen Geiſtern als ihre Lebensquelle, ihr Muſter, ihr höchſtes Gut oder Ziel, ihr ewiges Licht und Recht in allen ewigen Wahrheiten des Verſtandes und Gewiſſens, in allen Wahrheitsgefühlen von ewiger Billigkeit, von lautrer Verbindlichkeit gegen Ihn und ſein Allreich. Wie groß iſt des Menſchen Herz, daß Gott darinn wohnen, ſeinen Thron darin haben will? Dahin, dahin alſo iſt das gröſte Augenmerk zu richten. Denn wo ſonſt als im Herzen, im Weſen der Willenskraft, ſind die unentbehrlichen, die unerſättlichen, die ewigen Triebe zum höchſten Gute? Die unauslöſchlichen Triebe zur Vollkommenheit und zur Vereinigung mit dem Vollkommenſten, wo das nur zu finden ſeyn mag. Der Verſtand, das Gedächtniß, kann ſich oft ſatt und müde denken, die Einbildungskraft ſich müde ſchwärmen, die Sinnlichkeit ſich abnutzen, aber das Herz, die Willenskraft hat immer was zu lieben, zu verlangen, iſt in unaufhörlichem Triebe, in unerſättlichem Zuge zum Guten, Beſſern, Beſten. Da iſt alſo die beſtändigſte Wirkſamkeit in uns, die unaufhörlich fortgehen kann und muß, die gröſte und innerſte ſtete Triebfeder, auf deren beſte Richtung alles ankommt. Wo ſonſt als im Herzen ſind die innerſten Sinnen des edeln allgemeinen Harmonieſinnes für alles Schöne, Edle, Rechte, Gute, lebendig Wahre? Die ewigen Wahrheitsſinne des Geiſtes, die ſich alle vereinigen in eine einfältige Empfindung der Vollkommenheit, in ein allharmoniſches Gefühl des lautern höchſten Guts; des erhabenſten Wahren und Rechten, der vollkommenſten Reizungskraft, die über alles erheben und entzücken kann? Wo iſt natürlicher der Thron Gottes, des Quellgeiſtes von allem Guten, der Triebkraft zu aller Vollkommenheit, der Stimme Gottes im Menſchen, des jedem Gewiſſen unwiderſprechlich richterlichen Lebenslichtes, des lebendigen Worts, das die Sinnen und Gedanken des Herzens entſcheidet, und alle Menſchen in ihrem Gewiſſen treffend erleuchtet? Brauchen wir alſo Gott und ſein ſittliches Wort, ſein Ebenbild, ſeinen Geiſt und Sinn des Lebens, erſt in und über allen Sternen, erſt in allen Abgründen der Natur außer uns zu ſuchen, da wir Ihn ſo nahe in uns, zunächſt im Grunde des Herzens, im Mittelpunkt unſers Weſens haben? Und wenn wir gleich in der ganzen übrigen Natur Ihn als die unumſchränkteſte Macht, Güte und Weisheit erkennen und verehren, wo finden wir ihn aber als Geſetzſtiftungs- und Regierungskraft, als Lebenslicht der Geiſter, als lebendige Vollkommenheitsquelle und Triebkraft derſelben, wo ſo lebendig geiſtig und ewig reizend als im Grunde unſers Herzens? Sein ewiges Rechts- und Liebesgeſetz mit dem Gefühl der Nothwendigkeit aller ewigen Wahrheiten, woher iſt es ſo unauslöſchlich, ſo unwiderſprechlich ins Innerſte unſers Weſens geprägt als von Ihm ſelbſt? Haben die alten Weiſen unter den Heiden, ſchon von den älteſten Zeiten her, Gott in uns erkannt, ſeine ewige abſolute Wahrheits- und Gewiſſensſtimme im Herzen, warum wir nicht? die ewigen nothwendigen Wahrheitsgefühle und Begriffe von allem unpartheiiſchen Rechten, Guten und Edeln ſind ja die ewigen Prüfungsſteine, die jeden redlichen Verſtand und Muth des rechten Weges zu rechtem Zwecke verſichern, und ſie führen alſo nicht in irrige Einbildung oder Schwärmerey. Ewige Wahrheitsgefühle, die einen augenſcheinlich göttlichen Zweck zu ganzer lautrer Rechtſchaffenheit haben, die Beſtimmung unſers ganzen Weſens darzu, können unmöglich anders als rein und lauter von Gott kommen, von der ſelbſtſtändigen ewigen Lebenswahrheit, Lichtskraft und reinſten klaren Güte. Und wo bezeuget, wo zeiget ſich dieſe ſo lebendig, ſo unwiderſprechlich lauter zum puren ewigen Beſten als im Innerſten unſers Weſens, unſers ganzen Triebes zum unendlichen Gut zu lautrer, immer wachſender ewiger Vollkommenheit? Ein allgemeines Vollkommenheitsgefühl iſt der Grundreiz dieſes Triebes. Alle unſre Vorſtellungs- und Handlungskräfte ſind nur dieſem Triebe dienſtbar, alle Begierden, Leidenſchaften, Neigungen verlangen, ſämmtlich immer, wiewohl nur blinder Weiſe, höchſtmögliches Gutes; und das iſt nur in lautrer ewiger Vollkommenheit unfehlbar ganz und beſtändig zu finden mit ganzer Weſensharmonie. Der Trieb zu lautrer ewiger Vollkommenheit zieht alſo alles in unſerm ganzen Weſen nach ſich, und was iſt dieſer Weſenstrieb als Trieb zum ſelbſtſtändigen ewigen Weſensgeſetz und höchſten Gute, das außer Gott nirgends zu finden, in Gott aber höchſt allgemein und ewig unfehlbar iſt, ſo unumſchränkt richtig als immer gleich gegenwärtig für unſer innerſtes Weſen; wo das innerſte Wahrheitsgefühl von ſeiner höchſten Geiſtesrealität uns überzeugt? Iſt unſre ganze Vollkommenheit, wenn ſie wahrhaftig iſt, was anders als Befolgung der ſeinigen, Belebung von der ſeinigen nach ſeinem ewigen Wahrheitslicht? Wer iſt alſo unſre ewig regelmäßige moraliſche Lebensquelle als Er ſelbſt im Grund unſers Herzens, im ewigen höchſten Wahrheitsgefühl und Triebe zu lautrer ewiger Vollkommenheit, die ſelbſtſtändig der lebendige wahre Gott in uns iſt? Woher käme uns ſonſt auch nur ein Traum, eine Idee von Vollkomkommenheit, von höchſtem lauterm Reiz und Gut und Licht und Recht? Denn die ganze übrige Natur kann uns keine Idee davon ſelbſt geben, ſondern nur veranlaſſen, nur erwecken, wenn ſchon eine von höchſtem Eindruck in uns liegt und ſchläft. Die Thiere haben gleiche äußere Sinnen und gleiche Welt, wie wir um uns, hätten ſie nur auch in ſich einen göttlich moraliſchen Sinn, ſie wären ihm vielleicht treuer als wir. Die ewigen Geſetze unſrer Natur, die ewigen Beſtimmungen unſers Weſens zur unſterblich herrlichen Vollkommenheit oder Theilnehmung an der göttlichen Kraft, Weisheit und Güte, die unſterblichen Triebe darzu mit allen ewigen Wahrheitseindrücken, die unſerm Weſen innigſt darzu eingeprägt ſind zu unſrer höchſten Veredlung, die bleiben in unſern innerſten Kräften immer gleich richtig, immer gut, gerade und feſte und ewig wie Gott; ſie ſind und bleiben alſo unzweifelhaft göttlich, die weſentlichen Fähigkeiten dieſes innerſten göttlichen Inhalts, ſind alſo auch unleugbar natürlich zu Gott gerichtet, und für Ihn beſtimmt, zu ſeiner Theilnehmung und Genießung; ſie ſind alſo die Wohnung Gottes in uns. Denn nichts, als was ewig gleich bleibt und zur höchſten Vollkommenheit natürlich zielet, kann Ihm zunächſt anſtändig zur Wohnung, zum Tempel, zum innerſten Heiligthum ſeyn und dienen. Das iſt ewig grundfeſte Weſenswahrheit. In Morgenlands Bilderſprache iſt daher die Wohnung Gottes ein ewiger Berg, ein hoher

her Fels; und bey den Geheimſchreibern alter Erfahrungsweisheit iſt ſie die edelſte göttliche Weſenskraft in uns, das oberſte Theil der Seele, ihr Gipfel, die Spitze des Gemüths. In alter mathematiſcher Vorſtellungsſprache aber iſt kein feſterer Standpunkt in einer Sphäre, kein tieferer Grund, kein allgemeinerer Beſtimmungspunkt, nach dem ſich alles darinn richtet, als der Mittelpunkt; daher kann unſer edelſtes Inneres auch der Mittelpunkt der Seele heißen. Die tiefſte Lebenswahrheit iſt in der gröſten Einfalt der Natur verborgen. Die Natur ſelbſt hat die Bruſt des Menſchen zur Wohnung der gröſten Kraft gemacht, zur Quelle der gröſten Bewegungen, zum Hauptſitz des Lebens, der Empfindlichkeit und Springkraft aller Lebensregungen, zum Mittelpunkt des Zuſammenfluſſes, des Austheilens und Umlaufs vom Anfang zum Ende, vom Ende zum Anfang aller ſtrömenden Lebenskräfte. So iſt das Herz das lebendigſte Bild des Urſprungs, von dem alles entſpringt, zu dem alles wiederkehret, wie die Sonne in der Mitte unſers Weltgebäudes, die alle Kräfte des Himmels an ſich ziehet und wieder von ſich ſtrahlet, um alle Sphären ihres lichten Feuerreiches um ſich her beherrſchend zu beleben und in ewigem Umlauf zu erhalten. Die Sammlungskraft aller Kräfte und die Ausbreitungskraft von allen finden ſich in einer Grundrealität beiſammen, denn alles ſammelt ſich auf einen Mittelpunkt, und alles ſtrahlt und breitet ſich davon aus, und im Gemüthe iſt das Herz der Seele, wenn ich ſo ſagen darf, eine Kraft, welche die beyden Grundkräfte, die Sammlungs- und die Ausbreitungskraft, in ſich vereinigt; denn was ſammelt und vereinigt alſo mehr alles in ſich als die Liebe? und was breitet ſich mehr in alles aus, was theilt ſich mehr allen mit, was fließet mehr in alles über als die Liebe? um alles in ſich wieder zurück zu bringen, zu vereinigen ergießt ſie ſich in alles, und ſammlet nur eben ihre Kraft in Eins, um ſich wieder in alles auszubreiten, und ſo erwecken dieſe beiden Grundkräfte in ihr ſich immer einander, und haben je eine die andere zum Ziel und Grund der Erweckung, der Bewegung, ſie rühren eine die andre zur Quellharmonie aller Lebenskräfte und machen ihren Grund zuſammen aus, und aus beyder einmüthig harmoniſchen Grundempfindung zugleich entſteht die froheſte wechſelsweiſe Mittheilung, die überſtrömende Fülle des Einklangs, die Freude der vollkommnen Einheit und Ausbreitung zugleich, die dieſe beiden Kräfte aufs rührendſte fortpflanzet, immer weiter froh fruchtbar ergießet, immer weiter in reizendem Anziehen ſammelnd vereinigt. Was iſt nun die Sammlungskraft der Liebe anders als die Verlangens- oder Begehrungskraft nach ihrem erſten Ziele, der Einheit, um alle Kräfte an ſich und in ſich zuſammen zu ziehen, alle ihre Stärke in Eins zu ſammeln? Die Kraft des erſten Abſehens, alles unter Einen Geſichtspunkt zu bringen, die erſte Grundabſicht, in dem Sammlungspunkt alles zu begreifen, und dieſen mit aller vereinten Stärke höchſt gewichtig in ſich zu machen, daß er alles nach ſich ziehe, daß ſich alles darnach richte, darein füge und ſenke als in ſeinen tiefſten Grund und Ruhepunkt. Dieſe Sammlungskraft, die durch die Vereinigung aller Kräfte in ſich erfüllt iſt, findet ſich nun zufrieden in ihrem Ruhepunkt, und aus Zufriedenheit breitet dieſer alle geſammelten Kräfte aus, ſtrahlet ſie aus, ergieſt ſeine ruhige Sammlungsfülle und Vergnügungskraft in alle, eröffnet und offenbart damit ſeine Liebe, und wird hiemit das Liebeslicht, der ausſtrahlende Glanz ſeines Mittelpunkts; und mit der Wärme der ausbreitenden Liebeskraft löſet dieſes Licht alles lieblich in ſich auf, reizet und ziehet alles in den Kreis und Mittelpunkt der Liebe. Und dieſer zieht alle mit Reizung erfüllte und ausgeſtrahlte Kraft der erſten in Licht verklärten Liebe in ſich, ſie mit neuer vereinigender Freude auszuhauchen, und ſo alles damit in Umlauf von und zum Mittelpunkt der lautern klaren Liebe immer zu bringen, welches wohl die ein- und ausathmende Kreiskraft des Liebes-Lebens heißen könnte, die alles in einen Umkreis, Wirbel oder Revolutionsgang vom Anfang zum Ende, von dem wieder zum Anfang umtreibt, damit die allgemeine Weſensliebe in allem Aus- und Einfluß verherrlicht werde. Denn die höchſte allgemeine Weſensliebe iſt die lautre Vollkommenheit, und unſer

Weſenstrieb darzu iſt der Grundtrieb zur höchſten lautern Liebeseinheit und Seligkeit. Da heutiges Tages die allgemeine Menſchenliebe über alles geprieſen iſt, ſo ſollte man denken, die allgemeine Weſensliebe ſollte es noch wohl mehr werden, und das mit höchſtem Rechte. Freylich! Aber man ſehe dieſer allgemeinen Weſensliebe nur erſt recht unter die Augen. Iſt ſie etwan auch die allgemeine Liebe aller vergänglichen Dinge ohne Unterſchied? aller irrdiſchen Herrlichkeiten, Wollüſte und Eigenthüme zugleich? O! dann fiele die ganze eitle Welt wie ein Vogelheer auf einmal ſolcher allgemeinen Weſensliebe zu, das ergäbe ſich von ſich ſelbſt und brauchte keiner Weisheit, keiner Homilie, keiner Erinnerung, nicht einmal einfältigen Vernunft darzu. Das wäre aller Narren Paradies, der Taumelkreis der Gegenfüßler, des ewigen Lichts aller Weſen. Aber Zufall iſt nicht Weſen, die zufälligen Dinge ſind nicht weſentlich; ewige Flucht vor allem Weſen und Weſentlichen, mit unerſättlich taumelnder Wechſelliebe alles Zufälligen iſt nicht Weſensliebe. Welch eine Rechnung ohne den Wirth, wenn ſich alle umlaufende thörichte Welt die allgemeine Weſensliebe zueignen wollte! Nur in der allgemeinen Erbarmung der Weſensliebhaber kann ſie eingeſchloſſen ſeyn. Wie einſam, wie einſiedleriſch werden alſo nicht wiederum die Weſensliebhaber mitten in der blinden Welt der Zerſtreuung unter allen Zufälligkeiten ſeyn! Nichts als Weſen in allem

lem hat der Weſensliebhaber zum Augenmerk; alles Zufällige muß dem Weſen dienen, nicht aber das Weſen dem Zufälligen und Vergänglichen, das iſt die ewige Weſensordnung; und die bringt immer beſtändige Weſensharmonie und damit grundfeſte Seligkeit mit ſich, in Zeit und Ewigkeit gleich richtig, in Welt und Einſamkeit gleich gut, weſentlich feſt. In allen Zerſtreuungen unter zufälligen Dingen kann der Weſensbeobachter Gott in ſeinen Werken ſehen, und beſonders Gott als die Allkraft der Liebe in allen kennen lernen. immer mehr als die höchſte liebvolle Anziehungs- Ausbreitungs- und Wallungskraft zur Gleichung und Fügung der Harmonien von und zu aller Güte, Wahrheit und Schönheit in allen Lebendigen, die Ihn abbilden, als Liebe, Licht und Lebensfreude, in Feuer, Licht und Luft als allbewegende, erleuchtende und belebende Liebe, in der ganzen Natur findet er überall Anziehungs- oder Sammlungs- und Ausbreitungskraft, und die von beiden zuſammen entſpringende Reſpirations- und Revolutionskraft zum Umlauf aller Dinge der ganzen Welt, den Zug aller Gewichtskräfte in tiefen Grund, das Gegengewicht aller Ausdehnungskräfte, von beiden Stoß aller Schnell-Kräfte, davon Umtrieb in allen Kreiſen und Wirbeln, und ſo alles von einer dreieinigen Triebkraft belebt, durchdrungen, erfüllt, überſtrömt. Findet er eine lautre dreikräftige Liebeskraft in ſich, die ihn im Grunde des Herzens zu allem wahren ewigen

Rechten, Guten und Schönen um des weſentlichen Guten, Wahren und Edeln ſelbſt willen leitet und antreibt, ſo findet er, dieſer Lauterkeit nach, wahrhaftig Gott in ſich, den Geiſt des Herrn in ſeinem Herzen, der allein die reine Liebe ſelbſt iſt, die unſchätzbare lautre ewige Sonne der Gerechtigkeit, Wahrheit und Güte, deren Gegenwart durch treue Beobachtung ihrer Lauterkeit unendlich Heil bringt. Die Richtung des Herzens darzu bewahren, und ſo vor Gott wandeln, iſt über alles wichtig. In dieſer lautern Ruhe von ewig tiefer Grundfeſte eröffnet ſich die Liebe der ewigen Wahrheit um der unendlichen Wahrheit ſelbſt willen, des ewigen vollkommnen Guten und Schönen um des lautern Guten und Schönen ſelbſt willen, das iſt die einige vollkommne Liebe, die Vollkommenheit der Liebe ſelbſt, und die erſte und ewige weſentliche Regel der Vollkommenheit iſt nichts anders als dieſe reine Liebe ſelbſt, Gott kann keine andre Liebe in ſich haben, Gott kann keine andre ſelbſt ſeyn noch mittheilen von Ewigkeit zu Ewigkeit, und keine Creatur kann ſie von ſich ſelber haben noch in ſich durch ſich ſelber machen, ſondern den lautern Weſenstrieb darzu mit ewigem Wahrheitsgrund nur in ſich finden, dem ſie nur beizuſtimmen und zu folgen hat; wo dann alſo ſolche reine Liebe iſt, da iſt unzweifelhaft Gott ſelbſt, ſein ewiges Licht, ſein ewiger Geiſt, dem die Seele nur zu folgen hat, Ihm unumſchränkt ergeben zu ſeyn, damit Er von Grund aus, ſo zu ſagen, die Seele der Seele, die reine Lebensquelle derſelben mehr und mehr werde. Und ſo kann nun der wahre Weſensliebhaber nach einigem Wahrheitsgrunde unzweifelhaft richtig Gott ſelbſt in ſich finden, richtig befolgen und mit treuer Beobachtung edler Herzensrichtung von Grund aus zu Ihm, Seiner lautern Gegenwart in ſich ordentlich wahrnehmen; denn das ewige Wort der Wahrheit ſelbſt verſichert, daß reine Herzen Gott ſchauen, Gott verſtehen, ſeine Stimme kennen, Ihm vertraut werden, in Ihm allein alle lautre Vollkommenheit und Seligkeit gewiß finden; und darin beſteht das Herzensgeheimniß der Vertrauten Gottes von Anfang der Welt. Gott in ſeinen Werken außer uns zu finden iſt noch am gemeinſten, und entzückt ſchon alle redlich zweckmäßige Naturbeobachter. Wie ſeelig iſts dann, Gott ſelbſt in uns zu finden! Der allgemeine Weſensfreund kann aber noch mehrerley Arten als die ſchon eröffneten Gott zu betrachten oder zu bemerken, auch mitten in der Welt, finden. Davon wollen wir hier nur noch eine oder die andere hauptſächliche Art kurz eröffnen. Wenn der Weſensliebhaber die Welt als ein kleines Schauſpiel von Bildern einer einigen Allkraft anſieht, und dieſe Bilder, ſo lebendig ſie ſeyn mögen, werden meiſt ohne ihr Wiſſen oder Bemerken von der ihnen verborgnen Allkraft durchdrungen, vielfältig mit unerkannten moraliſchen Wirkungen ihrer dreifachen Grundkraft, die man aus dem beſten und höchſten Zweck abnimmt, überſtrömt, umgeben, unabſehlich belebt, ſo daß alles voll der Allkraft iſt, (und dieſe Bilder ſelbſt ſind nur wie Kleinigkeiten verſchiedner Vorſtellungsausdrücke von ihr anzuſehen, die in und von der einigen Allkraft beſtehen, und ohne ſie gar Nichts von ſich ſelber ſind noch ſeyn könnten,) ſo ſieht der Weſensliebhaber alle Dinge mit ſich in dem einigen Grundweſen aller Weſen, in der Kraft aller Kräfte, in dem unermeßlich fruchtbaren Grund und Inbegriff aller Maaße, Gewichte, Bildungskräfte, Stoffe und Formen, als unzähliger Vorſtellungsſpiegel der Allanziehungs- Ausbreitungs- und Gleichungskraft des einigen All über alles in allem. Alles ein einiges Schauſpiel der dreyeinigen Allkraft! könnt ihr was Größeres ſehen? Alles Endliche im Unendlichen! Wie durchſcheinend bis auf die Grundkräfte! Ja auf einem einſamen Standpunkte, von allem, was nicht das unendliche Weſen ſelbſt iſt, abgezogen, den Unendlichen ſelbſt, den einigen Weſensgrund von ſich ſelbſt in Allgenügſamkeit der abſoluten Allkraft, wo nichts Endliches iſt, alles abſolut unendlich, abſolut vollkommen, alles Gott ſelbſt im abſoluten Urweſen über alles, nur unendliche Gottheit im ewigen All von ſich ſelbſt, wovor alles andre verſchwindet, die unvergleichliche unendliche Ewigkeit des einigen Weſens von, durch, und für und in ſich ſelbſt allein, im Nichts alles übrigen! Die unbegreifliche Unendlichkeit in ſich ſelbſt! lauter Unendlichkeit der Unendlichkeiten! wo ſich alle Begriffe und Geſchöpfe verlieren. Und ſo hätten wir wohl ſchon wenigſtens viererlei Arten von Gottesbeſchauungen und Hauptſeeligkeiten des Himmels auf Erden dem Weſensliebhaber in Gründen der ewigen Wahrheit natürlich einheimiſch eröffnet, womit man ins Unendliche fortgehen kann, wenn einmal ein rechter Grundanfang da iſt. Ein bibliſcher Geiſt Orients und Theoſophie der Originalquelle aller Natur könnte noch mehr Hauptſcenen des göttlichen Schauplatzes über die ganze Welt eröffnen, die wir aber einem evangeliſch verſtändigen Grundbeobachter der ganzen göttlichen Haushaltung überlaſſen. Je mehrerlei gute Vorſtellungsarten von Gott und ſeinem Reich man übrigens findet und ſich geläufig macht, deſto füglicher iſts für verſchiedne Gemüthsverhältniſſe in der Welt, damit wir für faſt alle mögliche Gemüthslagen, auch mitten in Zerſtreuungen, eine dienliche Denkform oder Erinnerungsart an das All-Gottes und ſeines Reichs finden mögen. Genug, wir gehören dem Geiſte nach, zur unſichtbaren Welt, und die hat ihre eigne ewige Sonne, ihr eigen Feuer, Licht und Luft zum Leben der allen Raum und Zeitfluß durchdringenden ewigen Freiheit, ihren Himmelsreiz von Luſt und Liebe in einer allgemeinen, allbelebenden und allregierenden Kraft, die der guten Geiſter allgemeines Gut, Licht und Recht, ihr allbeſeligendes Liebesband iſt, worinn alle edle Herzen in ewiger Harmonie zuſammenfließend, Eins ſind: alſo können wir, ohne von dieſer unſichtbaren Liebeswelt auszugehen, mit ihrer allgemeinen Kraft auch in dieſe ſichtbare Welt zu allem möglichen Guten wirken, mit ihr alles beobachten und zum allgemeinen und beſondern Beſten ſtill wenden und befördern, ſo weit es immer möglich iſt, mitten in allem Gewimmel der taumelnden Erde, ob wir gleich im Geiſt als unſichtbare Wirker durch die ſichtbare Welt leben und hier in Dunkelheit bleiben.

„Ein Geiſt, ſagt der Schreiber der zween Tage eines Schwindſüchtigen, Hamburg 1772 kann „eigentlich von keinem Orte zum andern kommen, „ſondern er iſt immer in Seinem eignen Mittelpunkte, und kann, indem er auf der Erde wirkt, „im Augenblik auch in einer andern Welt wirken, „ohne daß man doch ſagen kann, er ſey an einem „von beyden Orten (auf eingeſchränkte Art) gegenwärtig.“

Ja ein Geiſt, beſonders wenn er zu ſeinem einigen ewigen Ruhepunkt gekommen, lebt darinn wie ein Fiſch im Meer, denn der Ruhepunkt der Ewigkeit iſt das Weſen, deſſen Mittelpunkt überall, deſſen Cirkumferenz nirgends iſt, wie es der alte göttliche Hermes unvergleichlich beſchreibt. Denn dies ewige Weſen iſt die höchſt allgemeine Kraft aller Kräfte und die höchſt allgemeine Kraft kann von nichts weder eingeſchloſſen noch ausgeſchloſſen werden, als höchſt allgemeine Kraft iſt ſie weſentlich überall gleich, überall ganz, überall vollkommen in ihrer höchſtkräſtigen Allgemeinheit, die ihr Gleichgewicht aller Rechts-lichts-und lebenskräfte in einer menſchlichen Welt ſo ſehr ins Unendliche fort mit ihrer Kraftausbreitung zeigen kann, als jemals in der ganzen theilnehmenden phyſiſchen Welt, alſo iſt ſie an ſich überall gleich allgemein ein abſolut vollkommner Mittelpunkt, demnach allen Geiſtern und Weſenskräften gleich allgemeines höchſtes Gut, das ihnen gleich allgemein innigſt gegenwärtig iſt, wenn gleich jeder nur nach dem Maaß ſeiner Fähigkeit und Ergebenheit oder Folgſamkeit und Gleichförmigkeit, Theil daran hat.

Aber nun wollen wir auch wieder einmal ſehen, was der gute Berliner Recenſent macht, zu deſſen Text wir unſere Noten zu ſetzen im Sinne hatten. Er fährt fort:

„Oeftere Wiederhohlung eben derſelben Eindrücke macht bekanntlich ſie unauslöſchlich.“ Freilich ja, und dies iſt das Geheimniß des Feſtmachens der Seele, auch mitten in der Getümmelwelt, wenn man nur hauptſächlich darzu nimmt, daß man das Herz immer an das feſteſte Weſen aller Weſen ſelbſt hänge, und im Geiſt alles Vorkommende als Bilder und Werkzeuge dieſes Weſens anſehe, und ſo immer mehr als in Seinem Element, licht und Geſichtspunkt über alles lebe.

„Der Einſiedler, (ſpricht unſer Recenſent,)
„der aus religiöſen Abſichten jede Zerſtreuung durch
„völlige Entfernung aus der Welt unmöglich macht,

(Das kann er auch in der gröſten Einöde nicht, wenn er nicht ſich innerlich einſam, abgezogen im Herzen von allem, was nicht Gott und Gottes iſt, verhält.)

„wird alſo ſeine Kenntniſſe mehr ausbilden, voll-
„kommner und lebendiger machen können, und
„durch die guten Entſchließungen, die er täglich
„jahrlang lebhaft wiederhohlt, muß er eine faſt
„unüberwindliche, pſychologiſche Feſtigkeit im Gu-
„ten bekommen.“

(Beſonders wenn er das Geheimniß eines unaufhörlichen Herzensgebets, der Verſetzung aller Dinge in Beziehung auf Gott und Ewigkeit, einer Verwandlung von allem in göttliche Vorſtellungen, in der That und Wahrheit gründlich zu verſtehen und ſich anzugewöhnen weiß bis zur andern Natur.)

„Das haben aber auch andre Gottſeelige in der
„Welt erlangt. Der Vortheil des Einſamen be-
„ſteht überdies darinn, daß er nicht nur das Herz,
„den Willen, nicht nur von Zeit zu Zeit den Ver-
„ſtand, ſondern gewöhnlich Geiſt und Seele, das
„ganze Gemüth mit allen Kräften zu Gott und
„Himmel richten, erheben, halten kann. Der
„Zuſtand eines ſolchen Mannes muß für ihn ſehr
„behaglich ſeyn; denn keine andre Freude übertrift
„doch die lebhaften Empfindungen einer ungeheu-

„chelten Liebe zu Gott und Tugend, und gewiſſe Ausſichten auf eine glückliche Ewigkeit: allein dies erweiſt noch nicht, daß eine ſolche Einſamkeit löblich oder Pflicht ſey."

(Wenn nun aber die Vorſehung des Ewigen durch verſchiedne Fälle in eine ſolche Einſamkeit führt, darzu Gelegenheit, Kraft und Luſt oder Trieb giebt, von der Welt äußerlich und innerlich losmacht, ſoll man denn nicht folgen? Iſt es denn nicht Beruf, Pflicht, Tugend? da die einzige Angelegenheit der Ewigkeit von unendlichem Gewicht wird! zumal man andern Gleichgeſinnten oder Gutwilligen und geiſtlich Bedürftigen damit auch in Nähe und Ferne zum ewigen Beſten dienen kann.)

„Der Gedanke, Gott alles aufzuopfern iſt groß, und bey einem feurigen guten Herzen ſehr natürlich; aber kann dieſe Art des Opfers Ihm angenehm ſeyn?"

(Zu der Zeit Chriſti und der erſten Chriſten war das gar keine Frage. Die Apoſtel, die 70 Jünger, und Tauſend andre verließen alles in der Welt, opferten alles Gott auf, nach dem Herzensruf Chriſti, Chriſto durchaus für das ganze Gottesreich nachzufolgen, der eiteln Welt abgeſtorben zu ſeyn, in arbeitſamer Enthaltſamkeit zu bleiben, und hernach ſich zu evangeliſchen Boten in alle Welt frey brauchen zu laſſen, worzu ſo ganz freie Geiſter erfordert wurden. Die Zeit kann vor dem Ende der Welt wohl wieder kommen, wenn je vorher noch das Evangelium aller Kreatur verkündiget werden ſoll. Die Wahrheit, und die höchſte vor allen, ſollte, und will ihrer Natur nach, die allerfreyeſten Herzen von der Welt haben. Wer es faſſen kann, auch mitten in der Welt, der faſſe es. Wer das im ganzen Grunde einſiehet, der merke drauf! Ein ganzes Brandopfer von freyem und reinem Herzen kann freylich Gott am angenehmſten ſeyn, wenn Gott darzu fähig, fertig und feſt macht! auch im Gedränge der Welt. Denn ohne göttliche Feſtigkeit iſts gar nicht einmal möglich, als blos in Bereitwilligkeit, die immer friſch bis zur Fertigkeit zu bringen iſt, und dieſe muß ſchon in tauſend Anfechtungen mehr und mehr bewährt werden. Uebrigens iſts ein ſinnliches Vorurtheil der Weltgeſchäftigen, daß man in der Einſamkeit, in ganzer Abgeſchiedenheit von der Welt, der Welt nicht zum wahren Beſten dienen, nicht zum Nutzen und Heil, ja zum gröſten Heil, ſeyn könne. Der einzige einſame Elias war zu ſeiner Zeit einer ganzen Welt mehr nutz in Geiſt und Kraft, als das ganze Volk Iſrael und die weiſe Heidenklaſſe darzu. Moſes wurde 40 Jahr in der Wüſte zum gröſten heroiſchen Propheten und Geſetzgeber bereitet. Der gröſte vom Weibe gebohrne, der einſiedleriſche Johannes der Täufer wurde zum Vorläufer Chriſti ſelbſt. Die Seltenheit der Exempel ſchadet der tiefſten Wahrheit nichts. Kann ein einſamer feſter Seher Gottes uns nicht unendlich beſſer und mehr

im

im Geiſt und Wahrheit der ewigen Liebe mit Himmel und Erde durchdringendem Gebet dienen, als mit allen tauſendfachen Sinnen? Die ganze Armee der Engel, die dem einſamen Propheten Eliſa beiſtand, zeigte wohl, wo die gröſte und beſte Geſellſchaft und der kräftigſte unſichtbare Dienſt zum Heil guter Menſchen, eines ganzen bedrängten Volks wäre. Die concentrirteſte Kraft der reinen Liebe im Unendlichen iſt ja die wichtigſte, ſtärkſte, beſte des Himmels für die ganze Erde.) „Eine „auf Ueberzeugung gegründete Liebe zu Gott, und „einige wenige, aus dem Innerſten eines redlichen „Herzens unter dem Drange von Geſchäften zu „Ihm gerichtete Gedanken ſind gewiß wohl Gott „ſo angenehm, als ſtundenlange Unterhaltungen „mit Ihm. (Ceteris paribus utique!) „Denn Er ſieht nicht auf die Art unſre Geſinnungen auszudrücken, ſondern auf ihre Beſchaffenheit ſelbſt. (Allerdings!) Bei Gott macht ſich „alſo der Einſiedler dadurch nicht werther.“ Das kann und ſoll er auch nicht denken in Erkenntniß aller ſeiner Unwürdigkeiten und Nichtigkeiten vor dem Unendlichen. Er iſt der Einſamkeit nicht werth, wenn er nicht Gotte, im Verhältniß gegen den guten gedrängten Weltmann, noch demüthigere, noch reinere, noch ſchwerere Opfer ſeiner ſelbſt, mitten unter den Anfechtungen der Einſamkeit ſelber bringt: denn jeder Stand hat ſeine eigene Schwierigkeiten, Gefahren, Verſuchungen, Beſchwerden, leiden, der einſame ſo gut als jeder andere; wenn es ſo leicht wäre, ein ſtandhafter ſelbſtgenügſamer Einſamer zu ſeyn, wie die Welt ſich etwan in ihrer Muße vorſtellt, o! wie viele, die gern unabhängig von allem ſeyn wollten, würden nicht immerfort Einſame? können oft kaum ein Stündgen für ſich und Gott allein haben! O Himmel! wie ſelten im Treiben aller Welt!

„Aber er, der Einſiedler, genieſt viel größeren geiſtigen Vergnügens, als der Geſchäftsmann fähig iſt.“

(Wohl wahr! Aber dagegen fühlt der Einſiedler auch oft mehr und tiefere geiſtige Beſchwerden als der Geſchäftsmann ſinnliche erfährt; denn der Einſame, wenns ihm recht Ernſt iſt, vor Gott lauterlich zu ſtehen, Chriſti Nachfolge im Geiſt auf ſich zu nehmen, im tiefſten allumfaſſenden Geiſtesgebet vor Gott, ſieht und fühlt mehr, tiefer, ſchmerzlicher, was ihm am Geiſt hinderlich iſt, oder, wenn dies nicht, was aller armen Bedrängten Seelenlaſt und Gefahr iſt, um nicht genug zum Licht, Leben, Liebesweſen Gottes und aller Kräfte von Ihm zu kommen. Wahrlich; rechte, vor Gott rechte Einſamkeit iſt kein heiliger vergnügter Müßiggang; es iſt die gröſte mögliche Beſchäftigung von allen im Angeſicht des Himmels. Der auch in tiefſter Ruhe unter alles vor Gott ſinkende Einſame trägt vielmehr die Laſt der ganzen Welt im Gemüth vor Gott, mehr als die Welt ſelber fühlt, vielweniger ſieht. Jedes Gewicht, auch der einſamſten gröſten Geiſtesfreuden in dieſer Zeit hat ſein Gegengewicht der leiden in dieſer Welt, wie Chriſtus auch bis an den Tod des Kreuzes erfahren hat, und Johannes der Täufer bis zur Enthauptung.)

„Handelt dieſer, der Geſchäftsmann, indeſſen „nicht viel edler, daß er jenes größere geiſtige Ver„gnügen aufopfert, um die unleugbare Pflicht, „durch geſellſchaftliche Thätigkeit zur gemeinſchaft„lichen Glückſeeligkeit das Seinige beizutragen, „vollkommner zu erfüllen?“

(Vollkommner? das Thun mag im äußern ſinnlichen Dienſte vollſtändiger, mehr ſeyn; ob es aber im Geiſtigen vor Gott vollkommner zugleich erfülle, was göttliche Pflicht für den unſterblichen Nächſten will, iſt eine andre Frage. Kann man beides zuſammen verbinden und erfüllen, wie man ſoll, herrlich wohl und gut! wo aber das nicht, ſo iſt doch wohl das rechtſchaffne Geiſtige vor Gott zum Heil des Nächſten unendlich mehr und wichtiger, als alles Sinnliche der Weltdienſte, als alle Verzehrung darinn. Was hülfe es mir, wenn ich die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an meiner Seele? oder ließe alles Geiſtige in Verderben gehen über meinem Abarbeiten an blos irrdiſchen Dienſten? Jedoch iſt jederzeit der geringſte Dienſt, ganz mit herzlicher liebe und Ordnung Gottes gethan, wäre es auch nur einen Stein aus dem Weg zu heben, iſt beſſer und größer vor Gott als der gröſte Miniſterdienſt eines eiteln Großen oder Erzbiſchofs, der ſich ſelbſt mit Ehren und Schätzen dieſer Welt bezahlt. Gebet Gotte, was Gottes iſt, vor allen Dingen, ſo dann in Seiner Liebe und Ordnung durchaus auch jedem das Seine, ſoviel ihr an Geiſt oder Leib oder beiden zuſammen vermöget, in Einſamkeit oder Geſellſchaft, wie es die Vorſehung zur Pflicht fügt, das wird immer wohl das Beſte ſeyn. Jeder ſey ſeines Grundes, ſeines Haushaltens, Gotte und dem Reich Gottes in ſeiner Art und Fähigkeit zu dienen gewiß. Denn alles übrige vergeht. Und von jedem Haushalter der Gaben Gottes wird nicht mehr erfodert, als daß er treu erfunden werde.)

„Zur Geſellſchaft war der Menſch unſtreitig „geſchaffen.“

(Ja, freilich zuvoderſt zur göttlichen über alles, zu aller himmliſchen, und dann zu aller unſchuldigen menſchlichen, und nach dem Falle zwar zur gefallnen, aber um ſie wieder aufzurichten, ſie himmliſch und gottgefällig zu machen, in Liebesgemeinſchaft und Gott anſtändigem Liebesopfer. Allein man hat ja in unſrer Welt den erſten und wichtigſten Zweck der Beſtimmung zur Geſellſchaft, der kein blos irrdiſcher, thieriſcher war, ganz und gar vergeſſen. Was heiſt das jetzt: zur Geſellſchaft, wie alle Welt gröſtentheils iſt, beſtimmt ſeyn? Zu Thiermenſchen, Narren, Schälken, Zeitverder-

bern

dern, liſtigen und frechen Verführern der Jugend und des Alters, zu halben und ganzen eingefleiſchten Tollhäuſern beiderlei Geſchlechts. Oder iſt es nicht ſowohl zur Vergnügung als zur Arbeit für die Geſellſchaft: was iſt doch der gröſte Theil der arbeitenden Klaſſe der Menſchen, als irrdiſche Laſtthiere von Morgen bis in die ſpäte Nacht in aller Vergeſſenheit und Entfremdung ihres wichtigſten Theils, der Seele, des Himmels, der Ewigkeit? Iſt das des Menſchen göttliche Naturbeſtimmung zur Geſellſchaft?)

„Wer ihrer, der Geſellſchaft, Pflichten ſich „entſchlägt, um ſelbſt dem reinſten geiſtigen Vergnügen beſtändig ſich zu überlaſſen, iſt eigennützig, „und würde Gott, ohne ſein irrendes Gewiſſen, „durch ſeinen Gottesdienſt ſelbſt misfallen.“

(Unumgängliche, rechtſchaffne Pflichten der Geſellſchaft oder für die Geſellſchaft, ſind Arbeit und eigentliche Liebesdienſte. Der Arbeit, nicht nur zum ordentlichen Unterhalt, ſondern auch für Fremde, für Arme, hat ſich gelegentlich kein einziger von allen Myriaden der erſten chriſtlichen Einſamen in Afrika und Aſia entzogen, und nirgends fand man freudigere, fertigere Liebesdienſte als bei ihnen. Gehet hin und thut desgleichen! Der eitle Menſch aber, wie er insgemein iſt, indem er den göttlichen Zweck der Arbeit vorbeigehet, macht ſich damit ſelbſt ganz entweder zum Laſtthier der Welt, oder zum Sklaven ſeiner eignen Begierden und Leidenſchaften. Nun iſts freilich allenfalls minder ſchädlich ein Laſtthier der Welt zu ſeyn, als ein Sklave der Lüſte zum Verderben an Seel und Leib; allein blos Laſtthier zu ſeyn zwingt mehr theils Noth, theils Habſucht, als die Pflicht, und wie viel Unnöthiges macht nicht die Welt zur Pflicht? Wer in Noth iſt, leide ſie bis zur Erlöſung! wer aber kann, erinnere ſich des Worts Pauli: Ihr ſeyd theuer erkauft, werdet nicht der Menſchen Knechte! der verderbensvollen Luſtthiere nemlich. Denn gegen die rechtſchaffnen Gutwilligen, ermahnt er, werdet immer überflüſſiger in der Liebe. Biſt du ein Knecht berufen, ſorge deswegen nicht; doch kannſt du frey werden, ſo brauche das viel lieber mit ſtillem Weſen zu arbeiten, um eigen Brod zu eſſen und zu haben, um was zu geben den Dürftigen. Wer als ein freyer Menſch berufen iſt, der iſt ein Knecht Chriſti; wer ledig iſt, ſorget was dem Herrn angehört, ſiehet dahin, daß es fein anſtändig ſey, ſtets und unverhindert dem Herrn zu Seinem Reich dienen zu können. Paulus; der allen alles worden, und die Geſellſchaftspflichten für das ganze menſchliche Geſchlecht unendlich mehr beobachtet hat als je ein Geſchäftsmann oder Philoſoph der Welt, hat doch wohl auch Verſtand und Geiſt oder göttlichen Wahrheitsſinn über alles das gehabt, mehr als die ganze Welt.)

„Aber einer frommen Einſamkeit viele Stunden zu widmen, die andre auf leere Zerſtreuungen

„verwenden, das iſt edel und Pflicht. So viel „von der Einſiedeley!“

(Nun da ſind wir ja vollkommen einſtimmig mit allen Freuden. Gott gebe Tauſenden den herrlichen himmliſchen Sinn des wachſenden Lichtes zum wahren edeln, ja höchſten Beſten der Welt und ihrer paradieſiſchen Verjüngerung!)

„Der Verfaſſer redet überdem noch einem gewiſſen Enthuſiasmus, den viele Schwärmerey „nennen, das Wort, und tadelt diejenigen, die „ihre Religion auf die Vernunft allein bauen „wollen.“

(Nemlich auf die idealiſche, dialektiſche, die in der Welt noch nie mit ſich ſelbſt einig, noch immer offenbar ſtreitig iſt. Was das für ein gewiſſer Enthuſiasmus iſt, erhellt im ewigen Triebe der Vernunft, zu höchſtem Recht, Licht und Gut. Eine Hauptſtelle über Schwärmerey in dem Buch, die Einſamkeit der Weltüberwinder, iſt folgende p. 129. „Die Rechtſchaffenen wiſſen und merken „alle, daß die Entzückung nur etwas Vorübergehendes iſt, und kein Beſtandweſen der Vereinigung mit Gott ausmacht; ſie wiſſen, daß „dieſe Vereinigung nur in der lauterſten, tugendhafteſten Gottähnlichkeit zu ſuchen iſt, „worzu nicht unſtete Sinnlichkeit, ſondern der „freie Wille, (praktiſch lautre unparteiiſche Vernunft) unbeweglich gerichtet ſeyn muß.“ — Wer außer aller unſteten Sinnlichkeit, nur in der lautreuſten tugendhaften Gottähnlichkeit die Vereinigung mit Gott ſucht, der hält ſich doch wohl an die ſtrengſte gründliche praktiſche Vernunft, Realvernunft, der redet doch wohl keiner unlautern leeren Schwärmerey das Wort. Eine andere Stelle p. 133. „Das Geheimniß iſt nur, daß dieſer Verſtand, **der gröſte lautre Verſtand** in der gröſten jungen Einfalt, dem Herzen gleich, **vollkommen ewig grundgemäß und ganz füglich angemeſſen**, recht aufgeweckt werde.“ — Dergleichen Stellen giebts in Menge, die des Autors gründlichen Sinn, der ſonſt auch ziemlich genau vorſichtig beſtimmend zu gehen ſcheint, ſtark genug darlegen. Aber er iſt ein Enthuſiaſt der praktiſchen abſolut rechten Vernunft, gleich grad gegen und neben alle andre, und das iſt toll. Soll etwan das ein Kopfſturz gegen diejenigen, die ihre Religion auf die ideale Vernunft allein bauen wollen, ſeyn, was er p. 152. ſchreibt? „Chriſtus hat freilich die ganze Religion zur Hauptſache des Herzens und der redlichen Einfalt vor Gott gemacht: die Weltweiſen machen ſie aber mit aller Gewalt zur Hauptſache des Kopfs, des Wiſſens und ihrer gekünſtelten und Vielfältigkeit liebenden Vernunft, die nichts weniger als die göttliche gerade Einfalt liebet.“ (Und Vernunft ſoll doch Grundgeſetzkraft der Einheit ſeyn. Das iſt ja die Klage der beſten rechtſchaffnen Vernünftigen ſelbſt, die, von leerer und krummer Kunſtvernünfteley weg, alles wieder gern zur erſten, reinen, guten und geraden Einfalt des Verſtandes und Herzens oder des ganzen Menſchen gebracht ſehen möchten. Des geraden klaren Oswalds Appellation an den gemeinen Menſchenverſtand für die Religion möchte wohl ſo ein kleiner purgatoriſcher Ventilator für die Vernünftler ſeyn. Was iſt Schade, daß, wo der Vernunft etwa mit Tadel erwähnt wird, es nur einer angemaßten und ſelbſt nicht gar zu vernünftigen Kunſt gelten muß, nicht aber der wahren in der Welt unerkannten ewigen abſolut lautern und billigen Vernunft? Zumal der Autor ewig unterſcheidet zwiſchen Verſtand und Vernunft, wie ein Kant Verſtand der Vernunft vorgehen läſt, den lautern allgemeinen Wahrheitsverſtand, den wahren, ewigen Grundverſtand augenſcheinlicher Gemeinwahrheiten, den lautern Verſtand des zur Erfahrungsregel unumſchränkten Formeninbegriffs als weſentlichen Grund und ewigen Richtpunkt durchaus für uns angiebt, ja eben dieſen Verſtand in dieſer unleugbaren ewigen Allgemeinheit aufs ſtärkſte als nothwendige Richtſchnur der Vernunft empfiehlt.)

„Vom Werth der innern Empfindungen: die „kalten Vernünftler wären nicht im Stande die „Myſtiker zu beurtheilen, weil dies Erfahrungen „wären, von denen ſie ſich keinen Begriff machen „könnten.“

(Nemlich die Unerfahrnen; denn die mit Grunde Erfahrnen können das wohl. Nur wirds wenige geben die in der Erfahrungsreiſe des lautern praktiſchen Geiſtes bis zum ewigen Grund der Seele zur Grundform des Weſens gelangt ſind. Wer nicht die Linie des Aequators paſſirt iſt, hat auch nicht die Sonne in ihrer gröſten Macht geſehen und erfahren, wie die Oſtindienfahrer bezeugen. Zum ewigen Gleichgewicht muß der ewige Aequator vertraut ſeyn. So ſtimmen auch alle überein, die die Reiſe des Geiſtes bis zum ewigen Ziel deſſelben gemacht haben, von Anfang der Welt bis jetzt.)

„Allerdings iſt die Religion nicht blos für kaltblütige Ueberlegung beſtimmt; auch unſere Leidenſchaften, ſagt Young, ſind getauft, und ſie können nicht zu lebhaft in geiſtlichen Empfindungen ſeyn, ſobald die Grundlage derſelben Vernunft (ewige lautre Lebensvernunft von der Sonne der ewigen Gerechtigkeit) iſt; aber blos auf Gefühle und vorübergehende Regungen, (die nicht regelmäßige, immer in gleichen ewigen Grund fortgehende Erfahrungen ſind.) alles zu bauen iſt gefährlich, theils für die Sitten, indem ſich in die inneren guten Gefühle oft etwas Fleiſchliches einmiſcht, wie viele Beyſpiele unter Pietiſten, Quäkern, Herrnhutern ꝛc. beweiſen, gefährlich ſelbſt für den Glauben, denn ein von jenen geglaubter, hernach klärlich widerlegter Satz, macht ſie das ganze Syſtem verwerfen. Der Uebergang von Schwärmerey zum Unglauben iſt mehr als zu gewöhnlich;“.

(Deswegen eben iſt es am beſten, den ganzen innern Erfahrungsweg zum höchſten Ziel auf lauter ewige Wahrheitsgründe bauen, die wie Felſen Gottes unbeweglich ſind, wie die alten beſten grunderfahrnen Gottesweiſen gethan haben in ewiger Grundwahrheit der Gleichförmigkeit mit Gott.)

„Glücklich iſt der, welcher bey einem gefühl„vollen Herzen einen aufgeklärten Glauben beſitzt!“

Ew.

(Und die ewige Wahrheit ſelber zum Leitſtern! Amen, Hallelujah!)

Oriades.

IV.

Intendirter Selbſtmord aus Hypochondrie.

(Aus gerichtlichen Akten gezogen.)

Die Paſtorinn W . . . zu E . . . . im Hannöverſchen zeigte am 8ten Novbr. 1789. dem daſigen Amte an, daß ſich der ehemals daſelbſt geſtandene Organiſt H . . . . ., ganz mit Blut beſpritzt, in ihrem Hauſe eingefunden habe und ſelbſt angebe, wie er ſich vor einigen Stunden durch mehrere in den Leib gegebne Meſſerſtiche zu tödten geſucht, ſolches aber nicht habe ausführen können.

Nach gehörig getroffnen Maasregeln wurde der Inquiſit in den folgenden Tagen über ſeine That verhört, und ſein Geſtändniß iſt — mit Beibehaltung ſeiner eignen Worte folgendes:

„Er heiße Salomon Elias H...., ſey 33 Jahr alt, und aus Dürrenfeld in Thüringen gebürtig, wo ſein Vater Schulmeiſter geweſen. In ſeinem 6ten Jahre ſey ihm dieſer geſtorben, und er ſey von ſeiner Mutter in der lutheriſchen Religion erzogen, auch in ſeinem 14ten Jahre confirmirt worden. Bald darauf ſey auch ſeine Mutter geſtorben, er habe ſich nun bey ſeinen Anverwandten aufgehalten, und bis in ſein zwanzigſtes Jahr in der benachbarten Stadt Königsſee die Muſik gelernt. Hierauf ſey er nach Hannover in das daſige Chor gegangen, habe auch zugleich während der ſieben Jahre ſeines Aufenthalts das Seminarium frequentiret. Um Oſtern 1783 ſey er endlich nach E... als Kantor gekommen.

In Hannover habe er einer gewiſſen Wittwe B.... die Ehe verſprochen, und dieſes ſey der Grund ſeines ganzen Unglücks. Da dieſe Perſon in der Folge einen ſchlechten Lebenswandel geführt, auch einen Diebſtahl begangen, ſo habe er ſein Verſprechen nicht halten wollen, und ſich durch 50 Rthl. und die Verſicherung ihr ſobald er könne noch 300 Rthl. zu geben, mit ihr abgefunden. In der Folge ſey er auf die Gedanken gerathen, daß ihm dieſe B.... bey einer andern guten Parthie, die er in E . . . thun können hinderlich geweſen ſey, und ihm verſchiedne Feindſchaften zugezogen habe. Man ſey ſeiner überdrüßig geworden, und wahrſcheinlicherweiſe habe ſelbſt die Königliche Regierung zu Hannover ihm in den Speiſen elektriſche Materie oder Gewitterluft beybringen laſſen, um ſein Leben abzukürzen. Dieſer Zweck wäre zwar nicht erreicht worden, allein er habe ſeit der Zeit doch eine große Nervenſchwäche verſpürt. Unfähig zu allen Geſchäften habe er um Weihnachten 1786 ſeinen Dienſt freiwillig quittiret, E . . . . mit 150 Rthl. verlaſſen, und ſey nach Stralſund gewandert. Nach drey viertel Jahren wäre ſein Geld bis auf 20 Rthl. geſchmolzen geweſen, er habe ſich nach E . . . zurück geſehnt, und um ſeinen ehemaligen Dienſt ſchriftlich angehalten, aber zur Antwort bekommen, daß der Cantordienſt ſchon wieder beſetzt, die Organiſtenſtelle aber erledigt ſey. Ob er ſich gleich dadurch erniedrigen müſſen, ſo habe er doch dieſelbe angenommen. Kaum aber ſey er wieder in E . . . . geweſen, ſo hätte er ſchon wieder geglaubt von ſeinen Feinden verfolgt und durch beigebrachte Gewitterluft krank gemacht zu ſeyn. Auch habe er den Gedanken nicht los werden können, daß der vorige Organiſt nicht würklich todt ſey und er alſo auch nicht im Dienſt ſtehe. Seines Lebens überdrüßig, habe er ſelbſt angefangen, es für Gottes Willen zu halten, ſich zu tödten. Nach einigen mißlungnen Verſuchen habe er, ohngefähr 14 Tage vor Michaelis ſeinen Dienſt zum zweitenmahle verlaſſen, in der Abſicht, ſo lange herum zu ſchwärmen, als das Geld reichen würde, nachher aber ſich das Leben zu nehmen. Ohne Plan ſey er durch das Eiſenachſche, Hildburghauſenſche, Saalfeldſche und Heſſenſche, und ſo wieder zurück gezogen. Bey Naumburg habe er ſich in die Saale ſtürzen wollen, da er aber gehört, daß eben in Leipzig Meſſe ſey, ſo habe er Luſt bekommen, dieſe noch erſt zu ſehen. Hier habe er ſeine Uhr und einen Rock verkauft, und mit dieſem Gelde noch eine Tour über Merſeburg, Halle, Eisleben und Nordhauſen gemacht, nachher aber ſich wieder in die Gegend um E.... begeben, wo er ſich in einem Walde, ohngefähr eine Meile von E... eine Hütte gebauet, ſich daſelbſt 14 Tage aufgehalten, und nur zuweilen Lebensmittel aus Wernigerode gehohlt. Seine Abſicht ſey im Grunde geweſen, ſich nach und nach der Nahrungsmittel wirklich zu entziehn, und ſo zu verhungern Es habe ihm aber zu lange gedauert, von der rauhen Witterung ſey er endlich aus der Hütte vertrieben worden, und habe ſich nur zuweilen darinn, die meiſte Zeit aber auf dem Zechenhauſe zu den drey Annen aufgehalten. Endlich ſey ſein Geld völlig zu Ende gegangen und er habe nun den feſten Vorſatz gefaßt, ſich das Leben zu nehmen, auch zu dem Ende giftigen Fliegenſchwamm gegeſſen, den er aber wieder von ſich gegeben. In Wernigerode habe er in einer Apotheke Gift verlangt, aber keinen bekommen, da er daſelbſt unbekannt geweſen. In voller Verzweiflung habe er nun ſeine Zuflucht zu ſeinen Meſſern, einem Federmeſſer, einem Barbiermeſſer und einem Taſchenmeſſer genommen. Geſtern Morgen um 10 Uhr ſey er nach einem einſamen Ort im Walde gegangen, habe ſich den Rock ausgezogen und einige Adern öffnen wollen. Am linken Arm habe er mit dem Federmeſſer den Verſuch gemacht die Adern zu durchſchneiden — aber vergebens. Er habe alſo die Weſte aufgeknöpft, das Hemd aufgeſchnitten, und mit dem Taſchenmeſſer zwiſchen den Rippen hindurch zu kommen verſucht, es habe aber nicht gehn wollen, daher er ſich in der größten Wuth mit dem Taſchenmeſſer zwey Stiche in den Leib gegeben, wobey er ſo ſtark ausgeholt, daß das Meſſer bis an das Heft in den Leib gegangen. Die Kräfte hätten ihn gleich ſo verlaſſen, daß er noch einige Stiche nur ſehr ſchwach führen können, zumal er ſtark gezittert und ihn die Wunden ſehr geſchmerzt hätten. Einige Minuten ſey er auf dem Platze herum gegangen, bald aber ſey ihm ein Schwindel und eine ſolche Ermattung angekommen; daß er ſich auf den Bauch niederlegen müſſen. In der gewiſſen Hoffnung bald zu ſterben, habe er einige Zeit ganz ſtill gelegen; da er aber kalt geworden und die Wunden aufgehört zu bluten, habe er wohl gemerkt, daß es mit dem Tod noch Zeit haben werde. Er habe nun geſucht, ſich mit dem Barbiermeſſer den Hals abzuſchneiden und es zu dem Ende feſtgebunden. Vor ſtarkem Zittern habe er aber nicht dazu kommen können, und es ſey ihm nunmehr der Gedanke eingefallen: daß er mit dem Meſſer ſich das Leben vielleicht nicht nehmen ſolle. In dem Wirthshauſe zu den drey Annen, wohin er gegangen, habe man ihn, des ſcheußlichen Anblicks wegen, nicht dulden wollen. Er ſey daher nach E . . . gekommen, um ſich von dem Paſtor W . . . eine alte Piſtole zum Erſchießen zu holen, die dieſer von ihm in Verwahrung gehabt. Als man ihn hier von Amtswegen in Empfang genommen, habe er geglaubt, es geſchähe ſolches blos in der Abſicht, um ſeinen Tod zu befördern, und man würde ihn den nächſten Morgen umbringen. Da er aber geſehen, daß man ſeine Wunden verbunden habe, und auf ſeine Heilung bedacht wäre, ſo ſey er von dieſen Gedanken zurückgekommen. Er glaube auch nunmehr überzeugt zu ſeyn: es ſey Gottes Wille nicht, daß er ſich das Leben nehmen ſolle; weil er ſonſt ſeine Abſicht wohl würde haben ausführen können. Uebrigens aber würde er gewiß noch immer von ſeinen Feinden verfolgt, und halte ſich nur ſo lange ſicher, als er hier auf dem Amte ſey.

Aus dem von dem daſigen Prediger ertheilten teſtimonio vitae ante actae ergiebt ſich:

„Daß der H . . . ., während den erſten zwey oder drey Dienſtjahren ſich die allgemeine Achtung und Liebe ſeiner Vorgeſetzten, der Bürgerſchaft und Schuljugend erworben; daß er aber nach dieſer Zeit mehreren Hang zur Einſamkeit, öftere Anwandlungen von Tiefſinn, verſchloſſenen Charakter und ſonderbare Eigenheiten beim Eſſen und Trinken gezeigt, man auch mehrere Unbiegſamkeit in ſeinen Meinungen und Handlungen bemerkt habe; unter verſchiedenem Vorwande habe er ſich öfters von E . . . zu entfernen geſucht; da man aber dieſes hintertrieben, habe er zuletzt um Urlaub auf eine kurze Zeit angeſucht, weil er einige Erbſchaftsangelegenheiten perſönlich beſorgen müſſe. — — — —

Im Anfange ſeines zweiten Aufenthalts in E . . . habe er als Organiſt mehrere Thätigkeit gezeigt Doch bald ſey verdoppelte Schüchternheit an ihm zu merken geweſen. Sonderbare Reden und Handlungen hätten mit dilucidis intervallis abgewechſelt, bis er zuletzt ꝛc. ꝛc.

Durch die gütige und menſchenfreundliche Vorſorge der Königl. Regierung zu Hannover wurde der Inquiſit, nachdem ſeine übrigens nicht gefährlichen Wunden geheilt waren, unter die Aufſicht eines geſchickten Arztes gegeben, und durch dieſen von ſeinen hypochondriſchen Grillen völlig befreit.

Er befindet ſich jetzt als Organiſt zu J . . ., unweit Hannover, und hat die Tochter des Schulzen geheurathet, bey welchem er, während ſeiner Kur in Aufſicht geweſen.

Ich füge hier noch einen von ihm während ſeines Arreſts geſchriebenen Aufſatz und einige Stellen aus einem weitläuftigen Gedicht bey, das er, ſeiner Angabe nach, während ſeines Herumſchwärmens verfertigt hat. Man wird darinn die düſtre mitternächtliche Seelenſtimmung bemerken, die dieſen Unglücklichen, der nicht ganz ohne Kopf zu ſeyn ſcheint, peinigte:

Dem proſaiſchen Aufſatze, betitelt:

Die letzten Tage meines Erdenlebens

Nicht ein einem Lebenslaufe ähnlicher Aufſatz,
ſondern beſchriebenes Ende meines Schickſals

---

hat er das Motto vorgeſetzt: für die Wahrheit iſt vieler Edlen Blut gefloſſen.

„Den 17. Oktober 1789. reißte ich ziemlich bewegt von Nordhauſen nach Jlefeld, dem Harz, als beſtimmtem Orte meiner lezten Tage entgegen. Hoffnung nach Elbingerode gerufen zu werden, äußerte ſich in meinem Herzen ſo wenig, als ichs ſelbſt wünſchte. Mit einem verderbten Körper war mir mein Leben auch in Leipzig, wo (ich geſteh es) die Liebe zum Leben ſehr geweckt wird, läſtig. Vielmehr war mir der Ort, wo ich ſo viel gelitten, wenn nicht verhaßt doch gleichgültig. Bei Jlefeld dacht ich an jene reitzvollen ſeelig verlebten Tage meiner unſchuldigen Jugend zurück, und pflückte unbekümmert Haſelnüſſe. Könnt ich ſie zurückrufen, dacht' ich, wie glücklich! Wie ſehr nützlich, Gott und Menſchen wohlgefällig, ſollten ſie angewandt werden! Ich ſeufzete tief, und von Wehmuth, die ich nie ſo empfand, durchdrungen, irrte ich vom Wege ab, auf einen Klippenberg, worauf ich keine Spur eines Menſchen bemerkte als Vögeln tödtliche Schlingen. Ach! ſprach ich zu mir ſelbſt, wärſt du jezt Vogel, du würdeſt um leben zu wollen ſterben (Gierigkeit und unerſättliche leckerey, war oft das Grab vieler Menſchen).

Die Nacht übereilte und brennender Durſt nagte mich. Der Stimme eines Knaben, und einem ſchnellen Waſſerfalle, des Sprudeln mir jezt ſüſſer tönte, als der vom Wein gefüllte Pokal, folgte ich, als einer der ſich glücklich fühlt, der vom Schrecken befreit angenehm überraſcht wird. O Menſchenherz! wars nicht Schwachheit — feiger Muth! Mein Schickſal — iſts nicht brennender als heißer Durſt! Nicht ſchwärzer als die fürchterlichſte Mitternacht! — Nicht öder und einſamer im Herzen, als es auf ſteilen Klippen iſt! — So oft ſezt ich dir eine ſtählerne Bruſt entgegen. Ging mit männiglichem Muthe nicht ſelten unter drohenden Schwerdtern! Ertrug ſo mannichmal verachtungblickende Augen, derer die von mir nie beleidigt, nie geſehen, — deck ſie auf Schickſal! Manche vielleicht erſcheinen haſſenswürdiger mit holdem und heroiſchem Sinne. Iſt nicht meinen gleichen

Muth zu ſchwächen, Arzenei gebraucht worden?
Es ſind vorübergleitende Minuten, worinnen das
Herz unſern Muth in Feigheit wandelt, und uns
ſelbſt beſchämt. (Ein zärtlich Gefühl iſt der Phi-
loſophie das, was das Mutterherz der guten Kin-
derzucht iſt.) Ich kam an eine Sägemühle, wor-
aus der Bewohner durch donnernde und anzügliche
Worte meiner Andringlichkeit auszuweichen meinte.
Er irrte ſich, denn meine Abſicht war, von nun an in
Wäldern zu übernachten, um meinen Körper tödtli-
her zu machen, und keinen Menſchen Sorge zu ver-
rſachen, und nicht viel gute Worte zu verſchwen-
en. — Süße Schwermuth in mir, und Dunkel
m mich, ging ich unwiſſend, anſtatt vor rück-
ärts und wählte in deinem Birkenthal mein Nacht-
ger, unter einer Eiche. Kaum hatte ich mich
elegt, ſo ſchienen (wenigſtens mir) ein paar Eu-
n zu wetteifern, mein Elend recht jämmerlich zu
weinen. Ich fand darinn eine gewiſſe Beruhi-
ung. — Das Ungewöhnliche Zerſtreuete aus den
agenden Stimmen — Ach und Weh! fürchter-
h bange Ahndung — Verzweifelung, konnte
rgends beſſer angetroffen, und ausgedrückt
glich auch gefühlt, und lebhafter empfunden wer-
n, als von mir in dieſem Thale; wo alles zuſam-
entraf — wähnte ich fremdes Mitleid. Hie-
i erkannte ich, daß auch im Wahn, oder in ſchie-
n Gefühl einiges Glück liege. In neblichter
hantaſie und ungleichmäßiger Vorſtellung ſuchen

und finden zwar unzählige wohlthätig großes Glück — und ſchlummern in behaglicher Selbſtgenügſamkeit. Allein mich oft getäuſcht wiſſen und glücklich fühlen, möcht ich nicht feine Seele nennen, ſondern verdorbenes Gefühl, das ſich an jedes rauſchende Blatt anhaft, zu viel Reiz hat, oft läſtig iſt, und mißmüthig macht; andern leicht unerträglich und lächerlich wird, und uns gefährlich werden kann. Z. B. zu zärtliche Romane, Schooshündchen, Püpchen, und dergl. feine Sächelchen, die nach einer höhern Sphäre riechen, welche einem Traumgeſpinſt vom übermäßigen Genuß des Weins erzeugt, gleicht, das mit ſeinem Entſtehen zerflattert. Ich war auch angeſteckt mit Schaden für dieſe, zum Glück für eine beſſere Welt aber glücklich geheilet. Bald hätte ich den holen Todtenſang vergeſſen. Sie ſchwiegen — vermuthlich aus hungriger Bedürfniß, und mit dieſem Gedanken zerrann mein ſüßer Wahn. Um aber der ungewohnten Herbſtkühle, ein ſchwach linderndes Mittel entgegen zu ſetzen, ließ ich meine Phantaſie ſpielen, und reimte folgende Worte zu jenem würklich einſchneidenden melancholiſchen Geſange.

Heulet Klagen! Todesſänger!
Prophezeyt mir Tod und Grab.
Heulet ſchaudernd daß es bänger
Schallt ins ſtille Thal herab.
Heulets: daß nun Tod nicht fern
Heulet nur, ich hör euch gern.

Vielen deutet eure Klage,
Schrecklich nahes Sterben an,
Denen, wo nach alter Sage,
Ein'ge euch auf Dächern ſahn.
Aber mir, dem Tod nicht fern,
Heulet nur, ich hör' euch gern.

Die zunehmende Kühle ſiegte über Phantaſie und Schlaf, bis ich mich ſetzte und ganz verhüllte. Unterbrochen einſchlafen und wieder erwachen, war meine nächtliche Beſchäftigung. Eher als ichs vermuthete, wurde ich von angenehmer Morgendämmerung begrüßt, betete andächtiger, inniger und zufriedener zu Gott, als ich in manchem Wirthshauſe gebetet hatte.

Unfehlbar iſt das Beten aus Büchern, zwiſchen Poltern, Reden und Geſchäften, nur das erſte weltliche Tageswerk, das aus ſcheinheiliger Frömmelei, oder angewohnter Gemüthsrichtung, oder aus mißverſtandener Verdienſtlichkeit, verrichtet wird. Schon ein kleines Kind iſt vermögend die Andacht und gehörige Gedankenfeſtigkeit zu ſtören. Lermende Arbeiten und fordernde Befehle vom Geſinde; ein Topf, kaum einen Dreier werth, von einem Kinde zerbrochen, unterbricht nicht nur die Andacht, ſondern verwandelt ſich gemeiniglich in Schelten, Fluchen und Schlagen. Auch iſt das Gemüth der mehreſten Menſchen, die ich beim Gebet beobachtet, ſchon zu ſehr getheilt, und auf irrdiſche Bedürfniſſe geleitet oder in der Schüſſel, auf den fortgehenden Nahrungsſtand geheftet: Der Befehl Jeſu: Wenn du beteſt, ſo gehe in dein Kämmerlein ꝛc. wie göttlich und angemeſſen den Menſchen! Vor dem Aufſtehen, oder in Büchern allein und ungeſtört zu beten, müßte jedem Menſchen ehrwürdig und nothwendig ſeyn und werden. Vergnügt blickte ich der aufgehenden Sonne in ihre wohlthätigen Strahlen, und ging geſtärckter den Berg mit Fichten bekränzt empor. Ohne in einem Hauſe einzukehren, ließ ich Beneckenſtein rechts liegen, kam unvermuthet zur Sorge, nach Braunlage, neben Otterbrück vorbei, und gieng daſelbſt den Weg zurück nach Schirke zu. Ob ich gleich von ſtarker Tagesreiſe, und Entziehen der nöthigen Speiſen, müde und ſchwach war, ſucht' ich doch nicht Schirke zu erreichen, ſondern blieb wieder im Walde. Ein enges Bette in kühler Erde — wie ein Grab, mit bloßen Händen gegraben, mit Fichtenreiſern umpflanzt, eine lange kalte Nacht hingeſtreckt, ohne Freund und Geſellſchaft, ohne Hoffnung eines irrdiſch Beſſern, von Hunger, Durſt und Froſt zu leiden, und Schlaf, wodurch alles Leiden eine Zeitlang gemildert und vergeſſen wird, zu entbehren — Ach! (ſeufzt' ich) mein Schickſal iſt doch hart — Iſt nun mit Recht ein Elend zu nennen. Gott! (betete ich) Nimm meine Seele dieſe Nacht zu dir! Genug gelitten, gekämpft und gerungen habe ich, werth zu ſeyn, von dir aufgenommen zu werden! Meine Sünden habe ich unzählige mal bereuet, verwünſcht und verabſcheut, Beſſerung angelobt und gehalten; und wofür ich nicht gebüßet und zeitlich büßen kann, dafür hat dein Sohn Jeſus Chriſtus Genugthuung geleiſtet. Erbarm dich meiner, und laß mich jetzt ſterben. So betete ich und verſuchte einzuſchlummern. Umſonſt! Ich fror ſo ſehr, und wurde, durch mein eigen Schickſal angewieſen und zugleich gerechtfertiget, auf den Gedanken geführt, mir das bischen kurze elende und unnütze Leben abzukürzen. — Nur der ſchüttelnde Froſt, und Beſorgniß, ſelbiges nicht vollkommen tödtlich ausführen zu können, hinderten mich diesmal.

Wer gewohnt dem Glück im Schooſe,
Sich zu wiegen, ſtets zu freun;
Wem der Dorn nicht ſticht, die Roſe
Immer blüht im Sonnenſchein;
Jammert kindiſch, und entfliehet,
Wenn ein Wölkchen droht!
Glaubt unglücklich ſich, und ſiehet
Nichts als lauter Noth.

Wer nur Leiden-Nahmen nennet,
Nie von Leiden ſelbſt gedrückt,
Leiden nicht durch Urtheil kennet,
Fühllos Leidende erblickt;
Leidet zehnfach, wenn er ſiehet,
Daß ſein Glück verdirbt,
Und die Roſe ihm verblühet;
Fühlt nur Dorn — und ſtirbt.

Wenige die ſelbſt ſich tödten,
Stärkt und rüſtet wahrer Muth.
Gab nicht Heldenherzen Blöden
Oft der Leidenſchaften Gluth? —
Selten iſt ein Loos der Erden
Ohne Hoffnungsſtrahl.
Selbſt der Tod — erlößt zu werden
Lindert alle Qual. ꝛc. ꝛc.

Aus dem Gedicht, wo hin und wieder manche würklich poetiſche Schilderung vorkömmt, und worin beſonders ein wehmüthiger Rückblick auf die frohen in Tugend und Gottgefälligkeit durchlebten Tage ſeiner Jugend merkwürdig iſt, ziehe ich folgende aus ſeinem damaligen Gemüthszuſtand fließende, Stellen aus:

Menſchen, Arbeits müde,
Ruhen ſanft im Friede
Weit und breit umher.
Aber mich drückt Kummer,
Mich, dem ſüßer Schlummer
Oefters nöthig wär?
Manches Ach! bey Nacht und Tag
Heiß geſeufzt in trüben Stunden
Iſt dort überwanden.

— — Ach wenn kömmt der Tag!
Er iſt nah, das Grab iſt da.
Stärke mich durch Jeſu Wunden
Gott in Todesſtunden.

Feſt in Hoffnung ſterben,
Ew'ges Reich zu erben,
Größtes Menſchenglück!
Leben wir, ſo leben
Wir dem Herrn, wir geben
Sterbend uns zurück.
Wie im Heer, ſo auf dem Meer,
Durch Gebrechen, Krankheit, Morden,
Gott an allen Orten.

Iſt eine Vermuthung erlaubt, ſo glaube ich, daß eine Schwächung ſeines Körpers durch Ausſchweifungen in der Liebe während ſeines Umgangs mit der Wittwe B .... in Hannover, den erſten und vorzüglichſten Grund zur Hypochondrie des bedauernswürdigen Mannes gelegt habe, die in der Folge — wie das Gutachten des Landphyſikus zeigt — durch ſchlechte Diät zu einem ſo hohen Grade getrieben worden. —

R. —

V.

Fragment aus dem Tagebuche Weilers.

Herausgegeben von — — — — — l.

De hoc, priusquam ſcribamus, haec praecipienda videntur lectoribus, ne alienos mores ad ſuos referant; neve ea, quae ipſis leviora ſunt, pari modo apud caeteros fuiſſe arbitrentur,

Nep. in Epam

Julien gewidmet.

Als ich von Ihnen Abſchied nahm — es ſind nun ſechs Jahre — da ſagt' ich — wie man denn meiſtentheils beim Abſchied etwas ſagt was man nicht nöthig hat, wenigſtens nicht nöthig haben ſollte, indeſſen läßt man's gelten, und ſo eine Wiederholung iſt oft ſo rührend, und wirkt ſo mächtig aufs Herz wie das einfache Thema, am Ende eines Rondos wiederholt. Im Grunde hat man je doch nur das Thema durchgeführt, ſich auf alle möglichen Arten — geſeufzt, geblickt, gehändedruckt geſtammelt, geſagt, geküßt: Ich liebe dich. — Vor ſechs Jahren, als ich von Ihnen Abſchied nahm, da ſagt' ich — Sie wiſſen, ich ſagte ſehr wenig; mein Herz konnte damals von der Sprache meines Mundes keinen Gebrauch machen, es ſandte Thränen, ſeine zitternde Boten, die Sie anflehen mußten — ihm ſeinen bittern bittern Schmerz zu glauben. — Damals, bei unſerm Abſchied — Gott weiß es, Julie, es war eine bange Stunde! Wie ichs immer nicht glauben wollte, immer für unmöglich hielt, mich wie von einem Quälgeiſte, der die Menſchen in einſamen nächtlichen Stunden mit ſchrecklichen Geſtalten ängſtigt, · loszumachen ſuchte — ach! vergebens. Es war kein Traum, ach! es war die kalte unbeugſame Wirklichkeit. Und doch, Julie hab' ich ſeitdem noch manchen herben Abſchied nehmen müſſen. Ein Wunſch, eine ſüße Fantaſie nach der andern trennte ſich ſeitdem von mir, wie der ſchönen Tage immer weniger werden, wenn nun der Lenz hin iſt, ihm, ihm alles nacheilt, Blüthen und Blumen und Waldgeſang und gaukelnde Lüftgen, und die Sonne traurend ſich in Nebel verhüllt, und der Nord laut heult, daß er alles ſo leer und öde findet, — und iſt mir nichts geblieben als mein altes treues Herz, ein Gefährte all meiner Trübſalen, der mit mir gekämpft und geblutet hat, und nun ſtill geworden iſt, und ſich in keine Sache mehr miſcht, und nur, wenn wir ganz allein ſind, von unſern Schickſalen, Leiden und Wunden erzählt, und wie all das hingeſchwunden und keine Spur mehr übrig ſey, und wie wir, herausgedrängt aus unſerm Vaterlande, wo all unſre Wünſche begraben liegen unter ſchweigenden Hügeln, fern in fremden kalten Lande — nun noch ſo weit abwarten muſſen, bis der Nord den Baum ſchüttelt, und uns hinabweht in des Baches Welle, die uns hinabfluthet in die Vergeſſenheit. — Damals, Julie, wenn Sie ſich unſers Abſchiedes noch erinnern, und, bei Gott! Julie, — Nein! Nein! Sie werden ihn nicht vergeſſen haben! — damals ſagt' ich — ein wenig unverſtändlich vielleicht, denn ich verbarg mein Geſicht ſchluchzend in Ihren Schoos, und meine empor gehobene Arme hielten Sie umſchlungen, — ſagt' ich

„Julie! Ich kann nie aufhören Dich zu lieben,
„einſt nach Jahren ſollſt du das noch
„von mir wiſſen.“

Hier iſts Julie: Leiden konnten mich quälen, aber wehmüthig konnten ſie mich nicht machen. Ich habe Sie verloren, kann ich noch über etwas anders trauern? ſagt' ich. Freuden giengen mir vorüber, und ich ſtreckte meine Hand nicht aus: wenn ich ſie nicht mit Ihr theilen kann, ſo ſind ſie mir fades Poſſenſpiel.

Julie! Ich habe nicht aufhören können Dich zu lieben! —

Nimm dies — und dies Fragment — es enthält die Klagen eines Elenden — wohl uns, Julie! Wir waren unglücklich, aber elend ſind wir nicht. Auch dieſe Thräne, die da heimlich über meine Wange rinnt, und gern mit zu dir ſich ſtehlen will — und — leb wohl! — Julie! werd' ich nie mehr etwas von dir hören? — leb wohl, theure, theure Julie!

— — — l.

---

am 19ten März.

Rückkehr zur Tugend! — Beſſerung! — leere Worte, die einmal einer erſann, der dem äußern Elende des Laſters entronnen war, um zu ſeinem neuen behäglichen Zuſtande auch noch eine gewiſſe erkünſtelte Ruhe des Geiſtes hinzuzufügen! Rückkehr zur Tugend! — Unſinn! Als wäre ſie außer uns, als beſtänd nicht eben das Weſen des Laſters in der Unfähigkeit glücklich und gut zu ſeyn. Lähmt dem Adler ſeine Schwingen, und nehmt dem Menſchen ſeine Tugend, beide erheben ſich nie wieder! Sie ſind gefallene Engel der ewigen Pein, Gottes Glanz zu wiſſen und zu meiden, hingegeben.

Unbegreifliches Loos, das der Menſchheit fiel! — Leicht und ſorglos, den Buſen voll Wonne des jungen Lebens, hüpft der Knabe ſeinen erſten einzigen Unſchuldsweg daher; hier theilt er ſich, er muß wählen; — dort winken ihm die Götter der Freude jung, und lächeln wie er — ſeine Brüder. Er fliegt ihnen zu und — verſchwunden iſt der Zauber, und kalter Nebel umgiebt ihn dicht. — Vergebens blickſt du ſo bebend zurück, du wirſt keinen Rückweg finden! — Aber ſtill armes Kind, bald erſcheint dir eine andere wohlthätige Gottheit. Du wirſt ängſtlich vor ihr zurückzuſchauern, aber zage nicht, in dieſem Lande der Träume iſt alles anders wie es ſcheint. Troß des Entſetzens, das ſie umgiebt, iſt ſie doch die einzige, die dich fortan nicht verläßt, die dir Stärke und Muth giebt, die mit dir weint und mit dir lacht, die deine Klagen anhört und deine Fragen beantwortet: denn das iſt ihr Amt auf Erden. Als Gott bei der Schöpfung das Elend werden ließ, da fragte ſie vorwitzig: warum? und ſie wurde mit dem ſchrecklichen Geheimniſſe in die düſtern Thäler des Laſters verbannt, mit dem Berufe jedem Sterblichen, der ſich dahin verirrt, ſeine Fragen aufzulöſen.

Ja, Verzweiflung, ich fühls', ich fühls, alles hat mich verlaſſen, nur du biſt noch um mich! Du biſt meine Lehrerin, deine Stimme allein iſt es, die ich noch höre.

---

am 11ten Aprill.

Geziemts mir wohl zu trauern? — Aber wahrlich ich traure auch nicht. Traure! und worüber? daß mich mit ihm nun die letzte menſchliche Hülfe verlaſſen hat? — So ſchwach kann ich nicht ſeyn. Ich darf verworfen ſeyn, aber nicht ſchwach, an meinen Grimm nagen, aber nicht trauern. —

Ihm,

Hm, als er Abſchied nahm, und ein langes und Breites von Verhältniſſen ſprach, die ihn zurückruften — nicht ferner geſtatteten — — O du jämmerlicher Hanswurſt, lauf, lauf zur lieben Mama, und laß dich im Integrum reſtituiren! das wird nicht mehr Zeit koſten, als einen Eſel aus ſeiner Löwenhaut heraus zu peitſchen. Für dein Geld, das du an mich verſchwendeteſt, wardſt du — was du werden konnteſt: aus einem faden nichtigen Purſchen ein vollſtändiger Narr. An dir hab' ich mich nicht verſündiget: Dein ſchlechtes Metall galt vorher gar nichts, ich gab ihm das einzige Gepräge, deſſen es fähig war.

Was ſprach er doch von Freundſchaft? — Gutes Herz! — aber gräm dich darüber nicht, ich wollte ich hätte mich allein über deine verlorne Freundſchaft zu tröſten. Aber, wahrhaftig, ich bin bettelarm; er wird ſogar meinen Kredit mit weggenommen haben. Soll ich mich nun auch noch von den erbärmlichen Brodſorgen foppen laſſen? — Nun, ich will leben ſo lange es geht, das **wie** ſollte eigentlich nie die Sorge eines Menſchen ausmachen. Im Grunde iſt mirs doch lieb, daß ich ihn los bin. Der Pinſel glaubte in meiner Verbindlichkeit zu ſtehen, weil ich einmal, um ſein krankes Leben zu retten, zwei geſunde Menſchen ermordete; mir wars indeſſen doch immer, als hätt' ich ihm meinen Unterhalt zu danken. Fahre wohl theuerſter Freund! —

Aber wie kam mir vorhin das Wort Trauern? Ich glaubte, das ſtünde längſt nicht mehr in meinem Wörterbuche. Und doch was war das, wie ich ſo allein wieder zurückgieng, an dem Fluß her? Die Nacht war in der That ſchön, das hab' ich — empfunden? Nein! Schönheit empfinden ſoll ja eben Wonne ſeyn, und wie käm Wonne in meine Bruſt? Aber ich weiß es doch, daß ſie ſchön war. Wie der Mond über dem ſtillen Wald ſchwebte, und in die Ebene und auf den Fluß Silber goß und alles ſo ſtill war, und ich denn in die dunkele Allee kam — ich allein nur mich hörte in meinem dunkeln Leben dahin tappen! — Ja einſt hätt' ich hier getrauert, als ich noch ſo hängen konnte an Bildern des Lebens, ſie geiſtig umarmen und meine Brüder nennen, und mir ſo Lieben und Freunde machen unter den Geiſtern meiner Fantaſie, und mit ihnen, ſanften Stolzes, aus feuchtem Auge lächeln der Menſchen Mühe und des Menſchen Standes. Aber jetzt — hab' ich meine gute Engel alle von mir geſcheucht, bin nun ganz allein — verlaſſen! — Ja! das iſt das Wort! So iſt mirs wie verlaſſen.

Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen? — Wort des bitterſten Schmerzes, nicht der Trauer! Wort der Pein! Wenn gräßliche Kälte, Leere, ewiges endloſes Nichts dies arme Ich quälen, das wahrlich etwas bedarf, um ſich ertragen zu können. Ja! ich bin verlaſſen! Kein Engel geſellt ſich mehr zu mir und gießt aus ſeinem himmliſchen Füllhorn, das Einzige was dem Menſchen heilſam iſt, von aller ſüßer Empfindung — Trauer — in mein Herz. Ich bin verlaſſen, in meinen öden kalten Erdenverhältniſſen allein! Kein Engel wird mich einſt aufwärts leiten zu der ewigen Schönheit; allein werd' ich dahin kommen, und ſie anſchauen — wie die heutige Nacht.

---

am 15ſten Aprill.

O laßt euch recht viel vorſchwatzen von der menſchlichen Glückſeeligkeit, merkt auf wenn von der Wahrheit die Rede iſt, und geht dann geſchwind zu Bette, ihr werdet recht gut ſchlafen! Könnt' ich allen meinen Empfindungen, ſo wie ſie in meinem Innern raſen, einen Ton geben, und ruft' ich dann in dieſem Tone euch zu: es giebt keine Glückſeeligkeit, und die Wahrheit führt zur Verzweifelung: ihr würdet allen euren Glauben an dieſe Worte verlieren.

Nein! Nein! Nein! Ich bin auch ein Menſch, und ich bin nur elend. — Aber glaubt mir, ihr andern, ich möchte eure Glückſeeligkeit nicht einmal theilen. Ich bin ein Rebell; und ihr ſeyd Sklaven, ich habe Muth und Verzweiflung wie ein Rebell, und danke meinem Vaterlande nichts; ihr wißt nur zu winſeln. Ich thue, was ich will, weil ich mein Leben an alles ſetzen kann, ihr müßt thun, was man will, weil ihr ängſtlich zu erhalten ſucht, was ich verachte.

Nein, ich danke dir nichts Natur! Du gabſt mir nichts, was mir dies Leben erträglich machen könnte, und verdarbſt mir alles was ich um meine Hütte angepflanzt hatte. —

O ein unbegreiflicher Muthwille ſcheint mich zu ſeinem Spiel geſchaffen zu haben! Ein Herz, das unaufhörlich nach Genuß dürſtet, und kein Mittel es zu befriedigen. Ich möchte lieber am Pranger ſtehen, als Jemanden merken laſſen, daß mir meine Häßlichkeit ſo unerträglich iſt, und doch, iſt es wahr, beneid' ich jeden lächelnden Buben um ſein menſchliches Geſicht. Himmel, nur das, wenn ich nur ſchön wäre! Ha! wenn ſie mir ſo erzählen, wie ihnen da ein wollüſtiges Mädchen in die Arme geſunken, wie ſie dort eine Götternacht gefeiert, und nicht ahnden, daß auch in meinen Adern Feuer rollt, daß ich um Liebe gern alles alles hingäbe; und ich denn ein kaltes ſatyriſches Air annehme, über Mädchen und Liebe ſpotte, während ich in dieſem Drang von Empfindungen vergehen möchte! — O es iſt raſend! — Die Einzige, die ich errungen hatte, iſt hingeopfert. Marie, wie iſt dir jetzt? — O ſagt nicht ich habe ſie geopfert! Ich liebte ſie bei Gott mehr als mich, und nur ſie allein, und der Ausdruck meiner Liebe war ſtärker, als meine Häßlichkeit, — ſie gab ſich mir hier das Wonnemädchen. Wir waren beide wahre Menſchen, hatten

Kraft zu genießen, und ſchmeckten die höchſte Wonne des Lebens. Ha! meine Fantaſie verglüht an dieſer Rückerinnerung! — Wart ihr denn nicht Raſende, als ihr mich umſonſt auf den Knien flehen ließet, mir das Mädgen einſt zum Weibe zu geben, wenn ich ſie errungen, mich aufwärts zum Mann und Bürger würde gebildet haben? Wäre dann nicht alles wieder gut geweſen, das Verbrechen getilgt, das eure ſchiefen Begriffe und jämmerlichen Geſetze dazu machten? Aber — Nein! Ich war arm und häßlich, und hatte gleichwohl die Vermeſſenheit gehabt des Lebens Freude zu koſten. Dies durftet ihr mir nicht verzeihen. Ihr entzogt mir euern Beiſtand, verſtießt mich, und quältet ſie langſam todt mit euern Vorwürfen und Haß und Verfolgung. O wohl mir, daß ich alles abgeſchüttelt habe was fromm und ſanft heißt, daß ich euch doch nun bitterlich fluchen kann — Zerſtörer ihr! Kalte entſetzliche Teufel! Die ihr den Pfiff verſteht, die Geſetze um ihren Schutz zu betrügen, und außerdem die giftigſte Brut ſeid, die man todſchlagen ſollte, wo man ſie findet.

Gott! Gott! Wo kommen mir jetzt die Thränen her? Milder Thau des Himmels! Ach! aber auch ſie ſpotten meiner! Ich ſoll nicht raſend werden, ich ſoll meine Quaal recht zergliedern, recht mit Vernunft mich martern: Darum mildern ſie dieſes wüthige Toben in mir.

am 25ſten Aprill.

Zuweilen iſt mirs, als gäbs doch noch eine Art von Glückſeeligkeit — wenigſtens von Gefühl gegenwärtigen Lebens für mich. Hab' ich nicht Muth und Kraft und eine Verzweiflung in mir, die allen Gefahren Hohn ſpricht, weil keiner mir etwas zu rauben vermag, das mir werth wäre. Wie! wenn mich das Schickſal gefliſſentlich auf dieſen Punkt hätte bringen wollen? Ich ſollte erſt Thaten thun, erſt dem Leben ſeinen Preis abverdienen, oder — es ekelhaft finden, und um die Luſt zum Leben anzufriſchen, etwas Gefahrvolles unternehmen? O gewiß! Unmöglich kann ja meine Quaal der einzige Zweck meines Daſeyns ſeyn. In dem Menſchen liegt ja alles, er kann ja, was er will. Der Fiſch, den eine unruhige Welle an das Ufer wirft, windet ſich auf dem trockenen Sande, und verſchmachtet, aber der Menſch verträgt jedes Element. Und war dies nicht vielleicht der Gang, den jeder Held nahm? Er muß ſich erſt ſein Leben verderben, muß nichts mehr darinnen finden, das ſeines Wunſches werth ſey, um es verachten zu können. Die Rückkehr in ſeine Knabengefilde zu jener ruhigen Glückſeeligkeit muß ihm abgeſchnitten ſeyn. Er hat keine Wahl mehr; entweder muß er ſich der Verachtung, dem niedrigen ſchmutzigen Inſektenleben hingeben, oder mit ſeinem Elende wuchern. Er fürchtet nichts, weil er nichts zu verlieren hat, er iſt allein frei und ausgenommen von allem Geſetz. Denn er iſt ſchon gerichtet; er darf Flüche für ſie alle auf ſich laden, denn er hat kein Mitleiden mehr zu hoffen und will keins. Er iſt die Hand des Rächers und darf alle Thaten thun. Ja! — Giebt es nicht auch zwei Kräfte in der Natur, eine, die erzeugt und hegt und pflegt, und die andere, die zerſtört und aufreibt? Und ſo, Menſch, entweder pflanz Bäume und zieh Kohl in deinem Garten, und iß ihn ruhigen Sinnes mit deinem Weibe und deinen Kindern: oder, wenn du dieſen deinen ruhigen Sinn verloren haſt, wenn dir ekelt vor dem Kreis deiner ſtillen Glückſeeligkeit, ſo ſchlag nieder, verdirb mit der nämlichen Natur, mit der du vorhin aufbauteſt!

Nur ein leeres Leben iſt ein klägliches Leben. Wo kein Genuß iſt, und keine Thaten, was iſt da das Leben? Beſteht es nicht aus einem Stücke Zeit? und die Zeit iſt ja nur eine Folge von Begebenheiten. — Auf! Auf! mich durchfleußt ein neuer Odem, ich trinke die Luft höherer Sphären! Offenbarung hat ſich in meine Seele geſenkt — ich frage nicht wohin? nicht warum? In dieſem Wollen liegt die Antwort auf alles. Glücklich mag die Turteltaube ſeyn: mir geziemts alle Glückſeeligkeit zu verachten, und zu zertreten. Ich bin nur heiße Gier und Raub und Aufſchwung ſonnenwärts! —

---

am 16ſten Aprill.

Wie lächerlich, daß ich noch in irgend etwas Befriedigung ſuche! Thaten? — was thun? die Zeiten der Thaten ſind vorüber wie die des Genuſſes. Man kann nicht mehr die Welt durchziehen um ſie von Ungeheuern und Räubern zu befreien. Man kann kein einzelner Menſch ſeyn, und als ſelbſtſtändiges Weſen aus eigner Kraft und eigenem Triebe handeln. Die Welt iſt in Ordnung; alles ſteht an ſeinem Platze, und leiert da vom Morgen bis zum Abend an ſeinem Rade, und bekümmert ſich den Henker darum wozu das gut ſey? Genug daß ſie ihr täglich Brod haben und keine Schläge bekommen. Seid Ihr Menſchen? — womit wollt ihr mir das beweiſen? An eure Stelle abgerichtete Eſel, und alles gienge den nämlichen Gang. Fällt euch dann nicht wenigſtens zuweilen die Frage ein: Für wen, wenn nicht für uns? — Doch ſtill! im Gebrauſe des Rheins bebt ſchon mancher Ton herüber wilden frohen Freiheitsgeſangs. Mein Volk horcht auf; — wie wenn ich ſein Barde würde, und dann ſein Maſſaniello? — Sein Barde? Ach Gott! — Trüg ich nicht die Verdammniß in meinem Buſen! hätt' ich jene Geiſtesſtille, jenes Gerechtfertigte, — Gefühl des Wohlgefallens des Oberſten der Geiſter, jenes kindliche lallen, das alles ſagen darf in ſeiner Unſchuld und einfältigen Herzenshoheit, dem kein Gefühl widerſteht! — In meinem Buſen iſt ein ewiger hölliſcher Krieg. lauter

Ankläger, lauter Verdammungsurtheile; kein Vertheidiger, kein Entſchuldiger! Mir bleibt nichts übrig als zuweilen, wenns zu viel wird, wenn das Maas meiner Quaalen überläuft, in meiner Verzweiflung, wie Herkules in die Flammen mich zu werfen, und mein Martern hinweg zu martern. Herkules! — Ja ich bin gewiß ſo überzeugt wie er, daß dies Leben für mich nicht taugt; aber hätt' ich auch ſeine Entſchließung! — Doch iſt es warlich nicht Furcht vor dem Tode die mich abhält. Wahrlich nicht! Aber — ſoll ich denn wie ein Polyp aus dieſem Leben hinausgehen? Soll ich gar kein Andenken mitnehmen und zurücklaſſen? Hu! Vergeſſen! wer den Tod wünſcht, der wünſcht darum keine Vernichtung. Im Grunde iſt es doch nur die Hoffnung ſeine gegenwärtige drückende Verhältniſſe — wenigſtens zu verwechſeln. Aber vergeſſen, weggetilgt ſeyn, das iſt dem menſchlichen Geiſte ſo unerträglich wie die die Leere: er kann und mag ſie nicht denken.

Wohl, ich will jede That begierig aufhaſchen, wie ich als ſelbſtſtändiges Ich handeln kann, mich in alle Begebenheiten einmiſchen, jeder Gefahr meine Bruſt bieten. Vielleicht begrab' ich mich denn einmal unter den Ruinen einer meiner Unternehmungen; und, wird das Auge der Liebe mein Grab gleich nie benetzen, ſo ſollen ſie doch ſagen müſſen: Hier liegt er!

am 5ten May.

Begegnet mir geſtern der Hofrath Engel vor dem Pilgersthore — Ein ſeltſamer Mann, der ſich durch die Mühſeeligkeiten des Lebens hindurchgeſchlagen, und ein reines Herz, guten Willen und Heiterkeit gerettet hat. Ich hätt' ihn hier noch nicht beſucht. Was ſoll ich auch bei ihm? Ich ehre ſeine Güte, und darum mag ich ihn nicht betrügen, und großen Geiſt hat er nicht genug, um mich unter ſeinen Stolz zu beugen, dem er auf allerlei Weiſe ein Mäntelchen umzuhängen weiß; und außerdem iſt er immer mit einer Menge von jenen wohlgerathenen Söhnen umgeben, die ohne Zuchtmeiſter nicht leben können, und immer eine Ruthe fein von zu Haus mitbringen, und nebſt gehorſamer Empfehlung von Papa und Mama an einen, der ſo gut ſeyn will, ſie mannichmal durchzupeitſchen, überliefern. Es geht denn alles ſo ſittſam und verſtändig in dieſen Geſellſchaften her, daß man meint, man höre den Nathanael und Polykarpus in Joachim Langens Kollegien konverſiren.

Er. Ei, Herr Weiler, muß mans denn dem Ungefähr danken, wenn man Sie einmal hier zu ſehen bekömmt!

Ich ſagte ihm ſo eine gewöhnliche Entſchuldigung.

Er. Wie leben Sie? wie gehts Ihnen? —

Ich. (Bekam über die Frage wirklich einen Anfall von Lautlachen? Hm! wie gehts Ihnen, Herr Prometheus an ihrem Felſen?) Ich antwortete: Ich würde beſſer leben, wenn ich mehr in der Vergangenheit leben könnte. Dies ſchien mir in dem Augenblick eine Klage zu enthalten, und klagen wollt' ich nicht. Ich ſetzte alſo hinzu: Wer iſt überhaupt wohl mit ſeiner Gegenwart zufrieden? Der Glückliche klagt mit Recht, daß ſie immer fliehe, nie wirklich da ſey, und dem Unglücklichen iſt ſie eine Feſſel, die er allenthalben unmuthig mit ſich herumſchleppt.

Er. ſah mich eine Weile an, als woll' er Etwas in mir leſen. — Kann ich ihnen dienen?

Ich. Sie nicht und kein Menſch.

Er. Junger Mann, Sie täuſchen ſich. Ihre Leiden ſcheinen Ihnen unbezwingliche Ungeheuer. Muth und ein tapferer Angriff, und die Truggeſtalten ſchwinden!

Ich. Herr Hofrath! — Ich bin verkannt, verlaſſen, dahingegeben, geſchändet — ich und meine Henker ſind allein! — O! Sie wiſſen ja alles, wiſſen, daß auch in der That die Gerechtigkeit Recht hatte, mich dieſer Einöde und meinen Martern zu übergeben. — Was iſt noch an mir zu retten? Höchſtens könnte man meine äußern Verhältniſſe ein wenig ausbeſſern, und dieſe ſind es gerade, die mich in all dieſem Gedränge am wenigſten preſſen.

Er. Hätten wir nur erſt Ein Glied wieder geſund, die andern werdens dann oft von ſelbſt: Erinnern Sie ſich noch des erſten Jahres in H...? Damals waren Sie doch wohl glücklicher? —

Ich. Ich weiß was Sie ſagen wollen. Damals lebt' ich ſtill und ſchien tugendhaft, und that meine Pflichten. Man glaubte, ich bereue meinen Fehler, und ſei auf dem Wege der Beſſerung, und nun meinen Sie, ſolle ich ſo fortgefahren ſeyn. Lieber Herr Hofrath! Ich übte eine menſchliche Tugend, ihr Preis wurde mir entrückt, ich mochte mich nicht mehr um ein leeres Ziel entathmen.

Er. Preis der Tugend! — Sie iſt ſelbſt Preis.

Ich. Gewiß! das muß ſie nach meiner Ueberzeugung allerdings ſeyn, und eben darum glaub' ich daß ich nie tugendhaft war. Preis! Ohne Zweifel! Preis der Vollkommenheit. Erſt laſſen Sie uns dieſe erlangen, dann kann erſt von der Tugend die Rede ſeyn, in ſo fern ſie Preis genannt zu werden verdient. Was man jetzt von einem tugendhaften Mann fordert, iſt, die Wahrheit zu geſtehen, nichts als eine blinde Grauſamkeit gegen ſich ſelbſt. Ewiger Krieg mit Begierden und Leidenſchaften, ach! die ihm doch alle ſo lieb ſind. Man ehrt die Thräne des Helden, die er nach gewonnener Schlacht, auf dem Wahlplatz, über ſeine Erſchlagenen vergießt; und ſoll der Menſch nicht trauern um eine Leidenſchaft, die er, wie ein liebliches Mädgen, den Verhältniſſen, der Barbarei unſerer Einſichten, unſerer Geſetze und Verfaſſungen opfern mußte?

Dieſer moraliſche Krieg iſt ſo gut eine Geburt unſerer Barbarei wie jener, wo es Menſchenleben gilt.

Werden wir alle einſt ſo weit kommen, daß wir die Stimme der reinen Wahrheit zu hören vermögen, werden wir einmal die Kinderſchuhe vertreten, jenes zänkiſche eigenſinnige grillenhafte Weſen fahren laſſen, dann rotten wir uns nicht mehr zuſammen, von der Betrügerei entflammt, um ein Land zu erobern, wo vor einigen Jahrhunderten ein außerordentlicher Menſch gelebt hatte, oder um Leute zu zwingen, daß ſie künftig nicht mehr dieſem, ſondern gerade dem Menſchen gehorchen, deſſen Sklaven wir ſind; und eben ſo wenig werden wir dann nöthig haben uns gegen unſere Neigungen zu erklären. Wir werden dann keine Helden mehr haben, verdammt in ewigem Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu leben, aber wir werden alle Menſchen ſeyn, und uns daran genügen.

Er. Aber wenn der Krieg, wie ſie ſagen Barbarei iſt, wenn wir erſt dann reine Menſchen ſind, wenn dieſe Barbarei aufhört, ſo iſt es doch wohl indeſſen jedes biedern Mannes Pflicht dieſer Vollkommenheit von ſeiner Seite entgegen zu kommen, von ſeiner Seite wenigſtens keinen Krieg, das iſt, keine gewaltſame Auflöſung ſich widerſprechender Prinzipien, zu veranlaſſen. Der Mann der folglich ſo handelt, daß der Grundſatz, worauf ſeine Handlungen gebauet ſind, wenn er der Grundſatz der ganzen Welt wäre, alle Disharmonie aufhübe, trägt das ſeinige zur Vervollkommnung der Menſchheit bei, übt, was wir nennen, Tugend.

Ich. (roch Kompendien-Geſchwätz, und wäre bald ärgerlich geworden.) Da ſteckts ihm eben: wenn er der Grundſatz der ganzen Welt wäre! Müſſen wir uns die Menſchen nicht immer in einer gewiſſen geſellſchaftlichen Verbindung denken? dieſe beruht auf Geſetzen, wodurch man ſich ihrer Dauer hat verſichern wollen, man iſt aber übrigens unbekümmert geweſen, wie ſich der einzelne Menſch dabei ſtehe, ob die individuelle Natur des Menſchen nicht gerade dieſen Geſetzen widerſpreche? Heißt das nicht von außen gegen den Feind ſich verſchanzen, und innen verhungern, oder ſich unter einander aufreiben? So beſteht denn unſere Tugend in Aufopferung unſerer menſchlichen Rechte, um der Dauer einer Geſellſchaft willen, die uns für all das kaum Sicherheit gewähret. Daher kommts, daß wir in jedem Zeitalter faſt eine andere Tugend antreffen. — Ich ſpreche von der Tugend, wie ſie unter dem Volke lebt, wie ſie uns ihre Redner und Dichter geben, nicht von dem Gerippe, daß die Schulen von je her aufſtellten, das todt iſt an ihm ſelber, und höchſtens der Vollſtändigkeit wegen, und um des Kunſtkenners willen da ſteht, wie das meiſte in den Schulen. Die Tugend eines Homer eines Euripides heißt: Handele, und verdiene damit dem leben ſeinen Reiz und ſein frohes Gefühl ab; die Tugend eines Klopſtocks, eines Hermes, eines

Abbiſſen, heiſſt: entbehre, und ſchmachte nach einer beſſern Zukunft!

Setzen Sie einen Menſchen in die beſtmöglichſte Geſellſchaft, das iſt in die, wo die Dauer des Ganzen die wenigſte Aufopferung des Einzelnen verlangt, und er wird tugendhaft ſeyn — oder es giebt einen Teufel, der die Menſchen zum Böſen Luſt macht, und eine Erbſünde, und wer weiß was alle noch für unerklärbare wunderliche Dinge.

Er. Ihre Philoſophie kann nie die meinige werden, ſo wie ihre Unzufriedenheit nicht die meinige iſt. Ich hatte nie ſtarke Leidenſchaften, nur Hang; und da ich früh an Leiden und Entbehren gewöhnt ward, ſo bekam ich dadurch eine Biegſamkeit, die mich alle die Formen annehmen ließ, die mein Hang nothwendig machte, und ſo erreicht' ich, unter beſtändiger Reſignazion, meine Wünſche. Was ich Ihnen daher etwa rathen möchte, würde aus meiner Eigenthümlichkeit fließen, und kann in ihren Grundſätzen freilich nichts ändern. Nur daran laſſen Sie ſich noch erinnern, daß dieſe Leidenſchaften, deren Befriedigung Ihnen jetzt ſo unentbehrlich zu ihrer Glückſeeligkeit ſcheint, befriediget oder nicht, dereinſt erkalten, daß Ihre Wünſche dann eine ganz andere Richtung nehmen, daß ſie dann vielleicht, wenn ſtille bürgerliche Häuslichkeit und Familien-Glück, Wiederaufleben in ſeinen Kindern, in guten Menſchen, die man glücklich gemacht hat, Ihr einziger wahrer Genuß des Lebens ſeyn würde, daß

Sie dann doch vielleicht die Jahre wieder zurückwünſchen, wo ſie ſich all das bereiten konnten, und die eben Ihre gegenwärtigen ſind. — Bedenken Sie dies, und wiſſen Sie, daß man Sie beobachtet, um Ihnen, im Fall Sie gewiſſe Forderungen erfüllen, wieder beizuſpringen, und daß man aus Ihrem hieſigen Leben ſchon anfängt zu hoffen.

Ich wollte reden, er verließ mich aber, und ſagte nur noch: Sie verſtehn mich, ich erwarte Sie bald wieder bei mir.

Ja, ich verſtehe dich ehrliche Haut: aber — mein Leben ſei nun künftig, welches es wolle — ſo ſollt Ihr, die ihr meine Marie tödten konntet, wahrlich nie den Triumph haben mich meiner Beſſerung wegen zu belohnen. Elende Menſchen! warum ließt ihr mir Sie nicht, um die ich alles alles gethan hätte? und ich ſollte mich Euch zu gefallen beſtreben, um euren Beifall, wie ein Schulknabe, ängſtlich ſeyn? Ich habe nur Eine Empfindung für euch alle — Rache! denn ihr habt mir alles gemordet, Sie und meine Empfindung für das Gute, und mein ganzes irrdiſches Gedeihen.

O Marie! Mädchen des Himmels! warum trennten uns dieſe Raſende wohl? —

---

am 11ten May.

Nein! kein ſchlechter Menſch bin ich, ſonſt würden die ſchlechten Menſchen nicht ſo erbärmlich vor mir daſtehen.

War das deine Abſicht, guter Burſche? Nein beim Himmel! mit dir und deines gleichen werd' ich nie gemeine Sache machen. So ein jämmerlicher furchtſamer Böſewicht! Aber, wollt' er nicht ſchon einmal ein Paſquill von mir gemacht haben? Ich begreife nicht, warum ich ihm das ſo hingehen ließ? — Ueberhaupt muß das der Wiegand verrathen haben, daß ich Verſe mache; die Leute, die mich hier kennen, machen ordentlich Prätenſionen an meinen Witz. — Als ich ihm das abſchlug, kam er ſeltner zu mir, und vermied mich endlich ganz, und ich glaube nicht, daß ihn die Art, wie ich unſere Bekanntſchaft erneuert habe, eben erbaut hat.

Aber warum trägt mir auch dieſe Handlung nicht die Frucht des Wohlgefallens? — Freilich iſt die Zeit nun vorüber, auf welche Wiegand vorausbezahlt hatte, und ich brauche eine andere Wohnung. Freilich kann es ſeyn, ich ſage, kann ſeyn, daß ich mich um die ganze Niederträchtigkeit nicht bekümmert hätte, wenn ich mich nicht gerade um eine andere Wohnung zu bekümmern gehabt hätte. Aber auch dieſes kann ſeyn mich um den Genuß einer Handlung zu bringen, die ich doch auch eben ſo wahrſcheinlich vielleicht auch ohne Rückſicht auf Vortheile gethan hätte! — Freilich müßt' ich nun den Vortheil ausſchlagen. Aber was dann anfangen? Iſts nicht beſſer, ich nehme dies Zimmer an, als daß ichs vielleicht einem andern ſchuldig bleibe? Dieſer hat mirs doch ſchon umſonſt angeboten, und ich betrüg' ihn daher auf alle Fälle nicht. Genug ich werde einziehen, und juſt ihn ſuchen zu bezahlen. Vielleicht bringt mir mein alter treuer B .. in W .. ein Bändgen Gedichte an den Mann — betrogen wird freilich immer, indeſſen kanns das müßige Publikum immer eher verſchmerzen, das es ja nicht beſſer haben will, als er, der bei aller phlegmatiſchen Muthloſigkeit, doch eine ganz gute Art Menſch zu ſeyn ſcheint.

Was er nun wohl beginnen wird? In der That, ich wollte er wagte ſich an mich, auf welche Art es wäre, heimlich oder öffentlich, ich möchte einmal, um mir die Langeweile zu vertreiben, ſo eine kleine Hetze haben. Sah er nicht aus als wollt' er das Fieber kriegen, als ich mit meiner übermüthigſten Mine zu ihm in das Zimmer trat?

Ich. Herr Müller, es iſt billig, daß ich ihnen einen Vorgang melde, worauf Sie und ihre Freunde, mit welchem Rechte und Nachdruck? — werden ſie unter ſich berichtiget haben, eine fürchterliche Drohung geſetzt haben. Ich werde ein Zimmer in dem Erfaiſchen Hauſe beziehen.

Er. Das freut mich um der Nachbarſchaft willen. Uebrigens muß ich bekennen, daß ich Sie nicht ganz verſtehe.

Ich. So muß ich mich wohl erklären. Herr Müller, ich fordere Sie und ihre Freunde auf, ihre Drohungen, womit Sie den erſten Miethmann des Herrn Steuerrath Erſa heimzuſuchen ſich verbunden haben, an mir wahr zu machen, denn in dreien Tagen wohn' ich in ſeinem Hauſe.

Er. Wunderlicher Freund, ich verzeihe Ihnen zum voraus, ihre Hitze —

Ich. O Herr, wir kennen uns, denk' ich, was brauchts da der Ausflüchte? Ehe ich zu Ihnen gieng, wußt' ich, daß ihre Feigheit Seitenſprünge genug machen würde. Die Wahrheit zu geſtehn will ich blos meinen Spaß mit Ihnen haben: Denn; warlich, daran dacht' ich keinen Augenblick, daß Sie Ernſt machen würden. Dieſe Art zu handeln wäre, Ihre Feigheit abgerechnet, zu offen, zu deutſch für Sie, nicht in Ihrem Lieblingsgeſchmack, dem Italieniſchen.

Er. (Indem er etwas hinunter zu ſchlucken ſcheint.) Wenn Sie deutlicher ſprechen wollten, ſo würd' ich wenigſtens erfahren, was Sie zu allen dieſen Beleidigungen veranlaßt?

Ich. Nun denn ſo hören Sie Ihre eigene Geſchichte. Sie hatten den ehrlichen Rath Erſa in Verdacht, als habe er ihrem zukünftigen Schwiegervater die Augen über das Unglück, das ſeiner Tochter und ſeinem ganzem Hauſe durch ihre Verwandtſchaft droht, öffnen wollen. So brav dies immer geweſen wäre, ſo hätte das ganze phlegmatiſche Weſen dieſes Mannes Sie an dieſem Beweiſe eines freundſchaftlichen Eifers ſollen zweifeln laſſen. Allein eine bloße nichtswürdige Vermuthung war Ihnen genug, und herzlich willkommen, weil Sie Ihnen doch immer Gelegenheit gab boshaf' zu ſeyn. Nun — geben Sie Acht: Zuerſt griffen Sie ihren Feind mittelbar, aber um deſto empfindlicher an. Sie ſuchten ſeine Tochter um das Koſtbarſte, was ein Mädgen in unſern Tagen hat, um ihren guten Ruf zu bringen. Herr von B . . der einen unwiderſtehlichen Hang zu läppiſchen, und nach Befinden, ſchlechten Streichen hat, ließ ſich mit leichter Mühe zu ihrem Werkzeug machen. Er beſtach des Erſa Magd, und dieſe ſpielte ihm einige Briefe ihrer Mamſell in die Hände, die am Ende doch weiter nichts ausſagten, als — daß ſie mit einem jungen Manne in Briefwechſel ſtehe. Dieſe wurden nun in allen öffentlichen Häuſern abgeleſen. Eine Zeitlang amüſirte man ſich damit, badinirte ſich darüber, und endlich gähnte man, und das Mädchen blieb wer ſie war. Jetzt giengen Sie weiter. Herr von B . . . . der, wo möglich, gern den Liebesritter ſpielt, mußte an die Erſa ſchreiben, um eine geheime Zuſammenkunft bitten, wo er gewiſſe Dinge von Wichtigkeit entdecken wolle. Um ſie von der einen Seite ſicher und von der andern unruhig zu machen; führte ſein Brief, für jenes, eine Menge moraliſch-empfindſamer Sittenſprüche im Munde, für dieſes die Nachricht, daß boshafte Leute ihre Briefe in . . . wollten in Druck geben. Die Erſa that, was jedes ehrliche Mädgen in dem Fall thun muß, ſie zeigte den Brief ihrer Mutter, und Herr v. B.. erhielt ein Abſchlagsdekret. Nahm das Mädgen den heimlichen, und, wie weislich hinzugefügt war, nächtlichen Beſuch an, ſo war ſie verlohren. Herr v. B.. ſteht in dem beſten Rufe der nöthigen Frechheit, um Glück bei den Damen zu machen; den Tag darauf würde man in der ganzen Stadt gewußt haben, daß er eine Nacht bei der Erfa zugebracht habe, und — mochte nur geſchehen ſeyn was wollte, ſo glaubte die Welt das Aergſte. Schade um den vortreflichen Plan, daß er an der Einfalt eines Mädgens ſcheiterte.

Er. Sind ſie fertig?

Ich. Noch eine kurze Geduld. Zum Glück fanden Sie ſelbſt unter des Erfa Hausbewohnern einige junge leute, die ſich gegen ihn aufbringen ließen. Sie emanzipirten ſich, es ſchlugen ſich noch andere Wildfange zu ihnen, und kurz — es kam zu jener fömlichen Revolte, woran auf die letzt bald die Bürgerſchaft, die den ehrlichen Erfa liebt, Theil genommen hätte. Das Haus ſtand nun leer, und Ihr Haß und ihre Verfolgung bedrohte den erſten, der es wieder bezieht, und, mit dieſem Fluche behaftet, ſteht es wirklich noch leer.

Er. Und Sie wollen ſich nur der bedrängten Unſchuld annehmen?

Ich. Keinen Spott, wenn Sie gern in heiler Haut ſchlafen! Jetzt ſagen Sie ih[illegible] Komplott: Ihren Anführer hätt' ich vor einem nichtswürdigen

Buben erklärt. Dies iſt ja wohl das Mittel, Sie gegen mich aufzubringen: oder — haben ſie dieſe Erfahrung ſchon ſelbſt gemacht? Auf alle Fälle finden ſie ſämmtlich mich bereit ihnen über alles Red' und Antwort zu geben, ich ſei in dem Erfaiſchen Hauſe zu erfragen, wo ich künftig wohnen würde.

Er. (faſt weinend) Recht gut Herr Weiler, die Gerechtigkeit wird mir gegen ihre Inſulten Hülfe ſchaffen.

Ich. Elender Burſche! Haſt du denn ſo gar nichts von einem Manne, daß du nicht einmal bös zu machen biſt? Die Gerechtigkeit! Was müßte das für eine Gerechtigkeit ſeyn, die Dir nicht wenigſtens den Pranger zuerkennte? Pasquillant!

Er. O das iſt abgethan. Ich habs ihm ſelbſt geſtanden, und er hat mir verziehen.

Ich. Haben Sie ihm auch ſonſt alles geſtanden? Auch den Plan, den Sie mit der . . auf ſein Vermögen Ehre und guten Nahmen gemacht haben? haben Sie ihm geſtanden, daß Sie im Begriffe ſind, ſeine Tochter zum beklagenswertheſten Geſchöpf unter der Sonne zu machen? — Ich bins müde Ihnen Ihre Ränke alle vorzuerzählen, aber Sie wiſſen, was ich dokumentiren kann. Wollen Sie ſich noch mehr auf die Gerechtigkeit berufen?

Er. Mich dünkt Sie wurden, Ihrer guten Aufführung wegen, doch auch nicht von G . . weggeſchickt. Ueberhaupt befremdet mich dieſer Ton an Ihnen ungemein. Wir waren ſonſt ſo gute

Freunde, und könntens noch ſeyn, wenn Sie nur wollten. — Wer weiß ob ich Ihnen nicht einmal nützlich ſeyn könnte?

Ich. Warum nicht gar mein Gönner! Ha! ha! ha! leben Sie wohl theuerſter Gönner!

Und ſo gieng ich zur Thür hinaus, und hört' ihn auf der Treppe noch lachen, aber das Inſtrument klang doch ein wenig verſtimmt.

Nun in dreien Tagen werd' ich alſo eine neue Wirthſchaft anfangen. Mein Zimmerchen iſt klein aber bequem und lüftig. — Ich weiß nicht wie mir geſchieht, aber ich freue mich recht darauf. Wenn mir Gott Ruhe ſchenkte, ſo wollt' ich einmal wieder leſen und ſchreiben — Unſer Vater! o Ruhe, Ruhe und Geiſtesſtille! — Ach! jetzt iſt mirs einmal ſo, als könnte mirs wohl ſeyn! Wie lange wird das dauern.

---

am 15ten May.

Evan! Evoe! Jo! Bocche Triumphe! credite Poſteri! vidi Bacchum! —

O ich kann kaum noch lallen! aber ſüß ſüß! — ſüßer Wahn! — Weg mit aller Wirklichkeit, und aller elenden gegenwärtigen Beſchränktheit! — Wein und Mädgen und Muſik und Geſang — und der Menſch iſt ein ſeeliger Gott! — Geſang! O ihr himmliſchen Mächte! was hat ſie in meinen Buſen geſungen? Wonne? Schmerz? — Nein!

Nein! Nein! — Sie in den Arm nehmen möcht' ich, und mich aufſchwingen — ewig hoch! und dann — o meine Wünſche können nicht ſagen, was all ich möchte. Evan! Evoe! — Ha ich hör' ihn daher ſchallen durch den Forſt den mächtigen Jubel! Kraft und Wolluſt und Rauſch! — Sie taumeln daher, ſie ſtürmen daher! Allüberſchwenglich reißts mich hin! Ich muß, ich muß unter ſie! Ich muß hier ſterben, von ihren Thyrſusſtäben hingemartert — Ha ſüß, ſüß! —

—

am 16ten May.

Nein, es iſt nicht wahr! Nichts iſt wahrhaftig geſchehen. Mich hatte der Wein umnebelt, und meine Fantaſie ſchwamm in ſeeligem Roſenlichte. Sie — mein? — Das hat ſie nicht geſagt, aber fühl' ich ihre Küſſe nicht noch? durft' ich ſie nicht feſt an meine Bruſt drücken? Nannte ſie mich nicht Du, und reichte mir den Becher auf Du und Du? — Hätte mir denn Ein Tag alles alles wiedergegeben? Sie! — O ihr himmliſchen Mächte! wenn es nicht wahr wäre, wenn ich ſie wieder verlöre, dann, ihr, die ihr ſo unbegreifliches Spiel mit mir treibt, mich bald hinab ſtoßt in die Hölle der Verzweiflung, bald wieder mit himmliſchem Aether meine Schläfe kühlt, dann iſt es Wink von euch nicht zum Drittenmale das leben anzufangen, dann muß ich fort! Sie! o wäre es möglich? wollt ihr

Sie mir geben? O ſo habt Dank für alle eure Quaalen! Lenker meines Schickſals! Hier lieg' ich im Staube, und weine dir meines Herzens Anbetung und Dank. Schütt' alle Erdennoth auf mich herab, laß jeden Schmerz mich durchfühlen! Immer werd' ich dich mit froher inniger Kinderliebe: Mein Vater, nennen. — Lenker meines Schickſals! — O laß mir Sie, Sie! Und wenn ich thöricht bitte, — o ſo kommen alle Folgen dieſer Thorheit über mich! Ich habe ja die Verzweiflung in meinem Herzen herumgetragen, und kann nun alles alles tragen! Ach Sie! Sie! Hier ſtrahlen alle meine Wünſche in einen Glühpunkt zuſammen. Was ein Menſch thun kann, will ich thun um Sie. Hinweggeſchwunden iſt der Nebel, der ſchwer und giftig auf meinem Leben lag; meine Kräfte treiben wieder aufwärts; heiter und ſonnig liegt alles um mich her; Meine Prüfung iſt aus, ich bin wieder ein glücklicher, wonnefühlender Menſch.

Und doch iſt mirs immer, als müßt' ich zweifeln. Mein verwöhntes Auge vermag den Strahl des Tages noch nicht zu ertragen, und doch iſt es gewiß gewiß wahr! Wars nicht, als wenn die Natur und alle Menſchen meine Wiederaufnahme mitfeierten? — O ich muß mir alle Augenblicke, alle Räumchen dieſes einzigen Wonnetages aufzeichnen. Nichts darf verlohren gehen, und wenn ich mich ſelbſt verliere, ſo will ich mich hier einſt wiederfinden.

(Die Fortſetzung folgt.)

VI.

Ueber die Anmerkungen des Herrn Maimon zu der Fortſetzung des Aufſatzes über Täuſchung und beſonders vom Traume im 9ten Bande 2ten Stück S. 2.

Mein Freund Herr Salomon Maimon hat zur Fortſetzung meines Aufſatzes über Täuſchung und beſonders vom Traume Anmerkungen hinzufügt, darinn er einige meiner Behauptungen zu widerlegen ſucht.

Ich habe urſache mit ſeiner Beurtheilung nicht zufrieden zu ſeyn, und werde hier weiter nichts thun, als daß ich mich bemühen werde, meine von ihm beſtrittene Behauptungen, ſeine Gegengründe, und den Punkt, worauf es eigentlich ankommt, dem Leſer vor Augen zu legen.

Zur Aufſchrift meines Aufſatzes macht H. M. folgende Anmerkung. „Dieſer Aufſatz, der bei allem Mangel an Einheit des Prinzips ſehr ſcharfſinniſinnige Bemerkungen enthält, verdient hier allerdings eine Stelle.

Ich habe durch einige beigefügte Anmerkungen die Idee des Verfaſſers zu berichtigen, und mit den meinigen gegen einander zu halten geſucht, wodurch der denkende Leſer ſie zu beurtheilen eher im Stande ſeyn wird.“ *Einheit des Prinzips* — was will H. M. hiemit ſagen? will er zu verſtehen geben, daß es dem Leſer ſchwer fallen wird, den Ideengang meines ganzen Aufſatzes *mit Einem Blicke* zu überſehn?*) dieſes kann ich unmöglich glauben.

Meint H. M. aber, daß Widerſprüche in meinen Behauptungen liegen, ſo hätte er ſie in ſeinen Anmerkungen darſtellen müſſen. Allein der wahre Punkt ſcheint dieſer zu ſeyn. H. M. klagt: „Der Verfaſſer hat nicht, wie ich es zu thun geneigt bin, die pſychologiſche Erſcheinung aus einem *einzigen* Prinzipium hergeleitet,**)“ und ich bekenne mich zu dieſer Sünde. Sie iſt indeß ſchon von mehrern be-

---

*) Dieſes iſt zwar wahr, wie das Gewiſſen des V. ihm ſelbſt zu ſagen ſcheint; da aber ein jeder Leſer es ſo gut einſehen kann als ich, ſo wäre es von mir überflüſſig, ausdrücklich davon zu ſprechen.

S. M.

**) Unter Einheit des Prinzips verſtehe ich nicht eben, daß die Erſcheinungen auf ein einziges Prinzip zurückgangen worden, und mir iſt kein Philoſoph bekannt, der die Erfahrungsphiloſophie in der That auf einen einzigen Grundſatz gegründet hätte; ja ſelbſt der Philoſoph Salomon Maimon macht hierin keine Ausnahme. Bey aller Mühe, welche er ſich giebt, alle pſychologiſche Erſcheinungen blos aus der Ideenaſſociation herzuleiten, ſo nimmt er dennoch ganz ſtillſchweigend auch andere Grundſätze an, und was noch ſchlimmer iſt, er beruft ſich ſogar, wie man in der Folge ſehn wird, auf die Harmonie der Seele mit dem Körper; *) da man doch, wenn man erklären will, ſich hierauf gar nicht berufen ſollte; denn

---

rückgebracht werden ſollen, ſondern bloß die zu einer jeden Wiſſenſchaft erforderliche Sparſamkeit der Prinzipien, ſo daß man kein unbekanntes Prinzip annehmen darf, ſo lange die Erſcheinungen aus den ſchon bekannten Prinzipien ſich erklären laſſen. So lange daher die pſychologiſchen Erſcheinungen ſich aus dem Geſetz der Ideenaſſociation (dem einzigen bekannten pſychologiſchen Prinzip) erklären laſſen, haben wir kein Recht zur Erklärung gewiſſer Erſcheinungen andere Prinzipien außer demſelben anzunehmen.

S. M.

Dieſes iſt dem ſonſtigen Scharfſinne des V. zuwider, indem er gegen mich dasjenige anführt, was in der That für mich beweißt, wie ſehr ich nehmlich die Regel der Sparſamkeit der Prinzipien überall zu beobachten mich bemühe. Die wolfiſch-leibnitziſche Philoſophie nimmt (um gewiſſe pſychologiſche Erſcheinungen, die ſich nach dem bekannten Geſetz der Aſſociation denn man ſagt mit einer ſolchen Erklärung weiter nichts als: Dieſes iſt ſo, weil es die Harmonie zwiſchen Seele und Körper ſo mit ſich bringt, und da ihr von dieſer nichts wiſſet, ſo könnt ihr auch weiter keine Erklärung verlangen. Es iſt auch nicht einzuſehn, warum gerade der Erfahrungspſychologie der Vorzug zukommen ſollte, nur auf einen einzigen Grundſatz zu ſehn, da alle andere Wiſſenſchaften mehrerer bedürfen. Euklides hat ſich nicht geſcheuet, ſeiner Wiſſenſchaft 12 Grundſätze voranzuſchicken, und in der angewandten Mathematik werden die Lehren des Euklides und noch andere vorausgeſetzt, und noch Erfahrungsſätze hin-

---

ſociation klarer Vorſtellungen nicht erklären laſſen, dennoch erklären zu können) das Daſeyn der dunklen Vorſtellungen an. Ich hingegen leugne das Daſeyn der dunklen Vorſtellungen, indem Vorſtellungen, wenn ſie von bloſſen körperlichen Eindrücken unterſchieden werden ſollen, nichts anders als Modifikazionen des Bewußtſeyns, folglich Vorſtellungen ohne Bewußtſeyn undenkbar ſind. Da man alſo darauf nicht durch unmittelbare Wahrnehmung, ſondern bloß durch einen Schluß gerathen iſt, ſo ſuche ich dieſe Erſcheinungen, die ſonſt darauf führen, aus dem bekannten Erfahrungsſatze von der Verbindung der Seele und des Körpers (einer jeden Vorſtellung mit einer ihr korreſpondirenden körperlichen Veränderung) ſo zu erklären, daß man ihrer entbehren kann. (Siehe 9ten Bandes 3tes Stück Seite 5—6.)

S. M.

zugefügt. Um z. B. eine Linie zu finden, welche entſtehen muß, wenn ein Apfel von einem Baume geworfen wird, muß man 4 Grundſätze annehmen: der Trägheit, vermöge welcher die Kraft des Seitenwurfs fortwirkt, der Schwere, des Widerſtandes der Luft, und der Zuſammenſetzung der Kräfte, wovon wenigſtens 3 Prinzipien aus der Erfahrung genommen ſind. Eine Wiſſenſchaft ſcheint eine Ausnahme zu machen; allein iſt denn die Affinität ein Prinzip? läßt ſich denn aus dem gegebenen Grade der Affinität zweier Körper auf den Grad der Affinät ſchließen, den einer derſelben mit allen übrigen Körpern hat? Ein Prinzip muß eine Regel enthalten, darnach man ſubſumiren kann; enthält es keine, ſo verdient es dieſen Nahmen nicht. Wenn mir der Theiſt oder Fataliſt eine Naturbegebenheit blos dadurch erklären will, daß der Wille Gottes oder die Ordnung der Natur es erfoderte, ſo ſehe ich wohl, daß eine dieſer Behauptungen gegründet ſeyn muß, aber ich ſehe auch ein, daß mir keiner von beiden die vorgekommene Erſcheinung aus einem Prinzip erklärt hat, weil weder der Wille Gottes noch die Ordnung der Natur eine Regel enthalten, darnach ich irgend eine beſondere Naturveränderung ſubſumiren kann. 2) Giebt es noch ſo manche Lücke, welche offenbar mit der Affinität nicht auszufüllen iſt.

Es iſt allerdings vernunftmäßig keine entbehrliche Prinzipien anzunehmen; allein man muß auch keine Erklärung erkünſtlen, ſie mit Hypotheſen beladen, und hineinweben was wider die Wahrſcheinlichkeit iſt. Eine Erklärung welche nur ein einziges Prinzipium zur Grundlage hat, iſt wahrſcheinlicher als eine andere darinn mehrere angenommen werden; allein die Erklärung muß nicht wiederum in einer andern Rückſicht wider die Wahrſcheinlichkeit ſündigen.

Und daß ich es im Vorbeygehn bemerke: mir ſcheint H. M. zu der Ideenaſſociation zu viel Vorliebe zu haben. Wie würde er ſonſt die Entſtehung der Erfahrungsprinzipien aus der Aſſociation erklären wollen? iſt denn die Ideenaſſociation kein Erfahrungsprinzip? muß nicht auch dieſes Geſetz geläugnet werden, wenn die Erfahrung überhaupt geleugnet wird? *) Mit einem Worte: iſt es möglich, irgend etwas, was in der Erfahrung vorkommt zu erklären, wenn gar nichts vorhanden iſt, das auch ohne alle Erfahrung angenommen werden muß? doch ich ſchreite zur Hauptſache.

In dem 8ten Bande 3ten Stück S. 2. habe ich zwei Arten von Vorſtellungen unterſchieden 1) eine

---

*) Ich weiß nicht was der V. vom Erklären einer Erſcheinung für einen Begriff haben mag. Eine Erſcheinung erklären, heiſt dieſelbe einem bekannten Geſetze ſubſumiren. Dieſes Geſetz mag a priori oder a poſteriori ſeyn. So wird das Aufſteigen des Waſſers in den Haarröhrchen; die Bildung der Tro-

ſolche, von der uns bekannt iſt, daß ſie in uns nach dem Geſetze der Ideenaſſociation entſtanden iſt, wir mögen die Mittelideen und die ganze Verbindung genau kennen, oder auch nur überhaupt wiſſen, daß die Vorſtellung die Folge der ihr vorhergegangenen in uns geweſen iſt, als wenn wir z. B. uns auf etwas zu erinnern bemühen, ſo ſind wir uns nicht aller Vorſtellungen bewußt, welche wir durchwandert haben; aber wir wiſſen überhaupt, daß wir ſie durchwandert haben, und daß die Erinnerung, wenn ſie wirklich geſchiehet, eine Folge aller vorhergegangenen geweſen, und nach dem Geſetze der Ideenaſſociation in uns entſtanden iſt. Von einer Vorſtellung dieſer Art **können wir erſt glauben**, daß ſie außer uns eine Wirklichkeit habe, ſobald wir von einer Einbildung wiſſen, daß ſie ſich in uns entſponnen hat, ſo wiſſen wir auch, daß ſie nur in und nicht außer uns eine Wirklichkeit hat. Hingegen giebt es 2tens Vorſtellungen, welche ſich mit einemmahle uns aufdringen, ohne daß wir eine Spur eines vorhergegangenen Ideengangs bemerken, welcher uns darauf

gelei-

Trophen; Ebbe und Fluth und dergl. nach dem durch Indukzion allgemein gemachten Erfahrungsgeſetz der Attrakzion erklärt. Ja die ganze Naturlehre enthält lauter Erklärungen nach Geſetzen a posteriori, indem die Geſetze a priori allgemeine Bedingungen aller Erſcheinungen überhaupt, aber keine Erklärungsgründe beſonderer Erſcheinungen abgeben können. Der Vorwurf des V. iſt alſo ungegründet.

S. M.

geleitet haben könnte: als wenn z. B., indem ich dieſes ſchreibe, ein Vogel vor meinen Augen vorbeiſtreicht, ſo glaube ich überzeugt zu ſeyn, daß in allen meinen vorhergehabten Ideen kein Faden anzutreffen ſey, daran ſich die Vorſtellung des Vogels geknüpft hätte, und daß alſo durch ſie der Gang meiner Ideen unterbrochen worden iſt. Von einer Vorſtellung dieſer Art muß ich glauben, daß ſie nicht blos in mir, ſondern auch außer mir eine Wirklichkeit habe; denn, da alle Vorſtellungen, welche ſich blos in mir entſpinnen, an das Geſetz der Ideenaſſociation gebunden ſind, ſo kann eine ohne Aſſociation in mir erfolgte Vorſtellung ihr Daſeyn nicht blos in mir, ſondern muß auch außer mir eine Baſis haben. *) Alſo iſt die Unterbrechung der Ideenreihen ein Kennzeichen einer äußern Wirklichkeit, und die Nichtunterbrechung derſelben ein Kennzeichen, daß die Vorſtellung ihr Daſeyn blos in mir hat. **)

---

*) Auch die Vorſtellungen, die nach dem Geſetz der Ideenaſſociation der Koexiſtenz und Succeſſion auf einander folgen, haben nothwendig einen Grund außer mir. Denn dieſes Geſetz beſtimmt nicht, welche Ideen mit einander in Verbindung gebracht werden ſollen, ſondern diejenigen werden mit einander aſſociirt, die in der Erfahrung wirklich mit einander verbunden ſind.
S. M.

*) Es iſt dieſes falſch, wie ich ſchon in meinen Anmerkungen zu dieſem Aufſatze gezeigt habe.
S. M.

Hieraus folgt, daß wir auch **getäuſcht** werden können: wenn wir auf unſre Ideen ganz nicht Acht haben, oder wenn wir uns gar in einem Zuſtande befinden, darinn das Bewußtſeyn unſrer Ideenfolge nicht vollkommen iſt, wie z. B. im Traum und in widernatürlichen Zuſtänden; ſo können wir glauben, daß eine Vorſtellung nicht nach der Aſſociation entſtanden ſey, ohnerachtet ſie ſich in der That aus den Vorhergegangenen entwikkelt hat; wir würden ihr alſo eine äußere Wirklichkeit zuſchreiben, welche ſie nicht hat; das iſt, wir würden getäuſcht werden. *)

Ob wir aber gleich ſelbſt im Wachen und bey vollkommener Geſundheit nicht immer auf unſren Ideengang genau Acht haben, ſo ſind wir dennoch in dieſem Zuſtande nicht leicht einer Täuſchung ausgeſetzt, weil wir darinn Merkmale haben, daran wir ſie erkennen können, und zwar 1) an dem Mangel an Lebhaftigkeit, welchen die Vorſtellung hat: Die Einbildungskraft vermag z. B. in dem vorausgeſetzten Zuſtande, dem Bilde der Sonne nicht die Lebhaftigkeit zu verleihen, welche es in der Natur hat; es verſteht ſich aber, daß in den Zuſtänden, darinn die Einbildungskraft außerordentlich wirkſam iſt, als in vielen widernatürlichen und im Traume dieſes Merkmal der Täuſchung auch wegfallen muß. 2) erkennen wir die Täuſchung an der Nichtübereinſtimmung mit dem Geſetze und der Ordnung der Natur;*) geſetzt auch, es fiele mir plötzlich, ohne daß ich eine Ideenaſſociation mit meinen vorigen Ideen wahrnähme, der Marienthurm ein, und meine Einbildungskraft mahlte ſein Bild in mir ſo lebhaft als es der wirkliche Thurm in mir gewirkt hat; ſo würde ich ſelbſt in dieſem angenommenen Falle — denn in der That findet er im Wachen und bei völliger Geſundheit nicht ſtatt — wohl wiſſen, daß in mir eine Täuſchung vorgehe, weil der Thurm in der Straße darinn ich wohne, gar nicht geſehn werden kann. In eben der Art erkennen wir bey dem Erwachen, daß alles, was uns im Traume vorgekommen iſt, eine Täuſchung war, weil die Erſcheinungen, welche wir darinn gehabt haben, mit der Ordnung der Natur nicht beſtehen.

---

*) Ich habe ſchon grade das Gegentheil davon gezeigt; daß wir nehmlich eben durch die Unterbrechung der Aſſociationsreihe die Täuſchung und den Traum als ſolche erkennen.

S. M.

---

*) Aber was iſt dieſe Nichtübereinſtimmung mit den Geſetzen der Natur anders als die Unterbrechung der in der beſondern Erfahrung gegründeten Aſſociationsreihe? Daß der Marienthurm, der dem V. einfällt, nicht in der Straße iſt, wo er wohnt, iſt wahrhaftig kein eigentlich ſo genanntes Naturgeſetz. Der V. widerſpricht ſich hier ſelbſt, und ſieht ſich gezwungen meiner Anmerkung beizuflichten, daß nehmlich Unterbrechung der in der Erfahrung gegründeten Ideenreihe weit entfernt ein Merkmal des Wachens abzugeben, vielmehr ein Merkmal des Träumens iſt. S. M.

Ich habe in einer Parentheſis bemerkt, daß der vorhin angenommene Fall in der That im Wachen und bei völliger Geſundheit nicht ſtatt hat, und dieſes aus keinem geringern Grunde als weil Widerſpruch darin liegt; denn wenn die Einbildungskraft ſo herrſchend iſt, als ich ſie vorhin beſchrieben habe, dann unterdrückt ſie die höheren Seelenkräfte, und wir ſind entweder nicht bei vollkommener Geiſtesgeſundheit, oder wir träumen; auch würden wir die Nichtübereinſtimmung nicht bemerken, weil zu einer ſolchen Bemerkung die höhern Seelenkräfte ihre Funktionen ungeſtört verrichten müſſen.

Aus allen dieſem ziehe ich folgendes Reſultat: in einem Zuſtande darinn unſer Bewuſtſeyn unvollkommen, und unſre Einbildungskraft ſo außerordentlich herrſchend iſt, daß die Bilder, welche ſie mahlt, und die Begebenheiten, welche ſie ſchildert, von den Naturbildern und Naturbegebenheiten an dem Grade von Lebhaftigkeit und an Nachdruck nicht merklich unterſchieden werden können, müſſen auch nothwendig Täuſchungen ſtatt haben; denn da unſer Bewußtſeyn unvollkommen iſt, ſo müſſen uns unſre Ideenreihen oft unterbrochen ſcheinen, mithin müſſen wir auch äußere Wirklichkeiten zu erblicken glauben; wovon wir, wegen der herrſchenden Einbildungskraft, die Täuſchung nicht erkennen können.

Die Wolfianer ſetzen blos in die Uebereinſtimmung mit Naturgeſetz und Ordnung das Kennzeichen der Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit; allein meiner Meinung nach, kann dieſes Kennzeichen weder das einzige noch das primitive ſeyn. Wenn wir im Traume Mond und Sterne ganz in der Ordnung wahrzunehmen glauben, wie ſie in der Natur geordnet ſind, und wir bemerken dann, daß ſich alle dieſe Darſtellungen in uns entſponnen haben, ſo wiſſen wir auch im Traume, daß wir träumen, ob wir gleich gar keine Unübereinſtimmungen wahrgenommen haben; und dieſer Fall muß ſich ſogar in der Natur ereignen; denn es kommen in dieſer Seelenkunde oft Fälle vor, daß man im Traume die Gewißheit daß man träumt: durch die Erinnerung herauszubringen geſucht hat. Man hat nehmlich ſich auf die Ideen erinnern wollen, welche auf die Vorſtellungen, die man für eine äußere Wirklichkeit hält, geleitet haben.

Es kann aber auch die Uebereinſtimmung mit der Naturordnung nicht das primitive Kennzeichen der Wirklichkeit ſeyn, denn woher ſollten wir Einheit und Beſtändigkeit der Natur abſtrahiren? da die Einbildungskraft mit der Wirklichkeit im Streite iſt, vereint was ſie trennt, und trennt was dieſe vereint: Allein in der That geht es ſo zu: alle unſre Vorſtellungen ſtellen ſich zuförderſt in zwei Klaſſen in uns dar, in ſtetig fortlaufende und unterbrochene Ideenreihe, und dann bemerken wir in der Klaſſe der unterbrochnen Einheit, Ordnung und Geſetz. Wir haben alſo ſchon, ehe wir Naturgeſetze erkannten, die wahre Natur von der eingebildeten unterſchieden, mithin kann die Uebereinſtimmung mit derſelben das primitive Kennzeichen nicht ſeyn, daran wir die Wirklichkeit erkennen. Folgende Bemerkung ſcheint dieſe Behauptung zu beſtätigen: Kinder, welche ſeit ihrer Geburt oft herumgetragen worden, geben ſehr frühe zu erkennen, daß ſie ſchon Begriffe erlangt haben, da man doch gerade das Gegentheil hiervon vermuthen ſollte: die große Menge von Gegenſtänden, welche ſie ſehn, ſollte ſie hindern von irgend einem einen Begriff feſtzuſetzen; wenn aber die erſte Bildung, welche ein Kind erlangt, darinn beſteht, daß es die Klaſſe der unterbrochenen Ideenreihe von der Klaſſe der ſtetig fortlaufenden unterſcheidet, ſo wird durch die beſtändige Abänderung der empfangnen Eindrücke die Kenntniß der unterbrochenen Ideenreihe, mithin die erſte Bildung, befördert.

Wie dem auch ſey, ſo hat das Reſultat ſeine Richtigkeit, welches ich vorhin angezeigt, und in dem 9ten Bande 2ten Stück Seite 10 folgendermaßen ausgedrückt habe: „Aus den Gründen, welche bisher vorgetragen worden, kann nun folgendes hergeleitet werden: wenn die Einbildungskraft regiert, Bilder ſehr lebhaft mahlt, Begebenheiten mit Nachdruck ſchildert, und alſo die höheren Seelenkräfte unterdrückt, dann iſt ſie, wenn das Bewuſtſeyn zugleich unvollkommen iſt, auch täuſchend, weil die Spur der vorhergegangenen Ideenreihen, mithin das Kennzeichen der innern Erzeugung einer Vorſtellung oft verloren geht, und die Ungereimtheiten wegen der Schwäche der Vernunft und des Verſtandes nicht auffallen können.“

Ich ſpreche hier im Allgemeinen und gar nicht vom Traume; meine eigentliche Erklärung vom Traume geſchiehet erſt Seite 21. Nimmt man indeſſen aus der Erfahrung, daß im Traume die Einbildungskraft herrſchend, und das Bewußtſeyn unvollkommen iſt, ſo erklärt ſich aus meinem genommenen Reſultat die Täuſchung in dieſem Zuſtande, daß wir darin die Ideen der Einbildungskraft für äußere Wirklichkeiten halten; Herr M. macht daher von dieſem Reſultat eine Anwendung auf den Traum, und antizipirt eine Anmerkung. Ich werde ſie theilweiſe herſetzen, und über jeden Theil meine Meinung ſagen: „Aber warum iſt die Einbildungskraft wegen ihrer Lebhaftigkeit täuſchend?“ Ich habe nicht geſagt, daß die Einbildungskraft allein, ſondern in Verbindung mit einem unvollkommenen Bewußtſeyn täuſchend iſt, und hiezu waren die Gründe ſchon angegeben, wo ſich täuſchen heißt, dasjenige was nicht wirklich iſt, für wirklich halten. Nun aber iſt der Erklärung des Verfaſſers zufolge die Unterbrechung der Ideenreihe ein Kennzeichen der Wirklichkeit, ſo wie umgekehrt das Bewußtſeyn der Erzeugung der Ideen aus einander nach dem Geſetze der Aſſociation ein Kennzeichen der Nichtwirklichkeit; im Traume aber da die Seele gänzlich außer ſich geräth, und ſich blos mit den ihr vorſchwebenden Bildern beſchäftigt, urtheilt man ſo wenig von der Wirklichkeit als von der Nichtwirklichkeit dieſer Bilder, ihre Folge in Anſehung des Subjekts iſt immer eben dieſelbe.“

Herr Maimon ſowohl als ich haben die Thatſache zu erklären geſucht: warum man im Traume einen Gegenſtand mit Augen zu ſehn glaubt, der nicht vorhanden iſt? Ich kann alſo nicht einſehn, wie Herr M. dieſe Thatſache hier bezweiflen kann; wenn wir im Traume glauben einen Gegenſtand zu ſehn, ſo urtheilen wir über deſſen Wirklichkeit. *) Es iſt wahr, daß das Selbſtbewußtſeyn im Traume nur geringe iſt; wir betrachten uns ſelbſt nur ſelten als einen Gegenſtand, und daher habe ich im 8ten Bande 3ten Stück Seite 31 geſagt: „Das Ich iſt in dieſem Zuſtande nur ſchwebend; allein das hindert nicht, daß wir im Traume über die Wirklichkeit eines äußern Gegenſtandes urtheilen könnten; wenn wir im Wachen ein ſolches Urtheil fällen, ſo betrachten wir uns in dieſem Augenblicke nicht ſelbſt in der Art als einen Gegenſtand, daß wir ein Selbſtbewußtſeyn haben ſollten, ſondern der Rückblick auf das Ich unterbleibt in dieſem Augenblick ganz. Ueberhaupt ſetzt H. M. in ſeinem Aufſatze über Täuſchung jederzeit die Einbildungskraft

---

*) Man urtheilt nur alsdann über die Wirklichkeit wenn man ſich eines Merkmals der Wirklichkeit bewußt iſt, welches im Traume nicht ſtatt finden kann, weil das Träumen ſonſt unmöglich wäre.

S. M.

kraft im Traume als blos überſpringend voraus, und es iſt wahr, daß ſie es manchmahl darinn iſt, und daß wir alsdann über die Wirklichkeit der Gegenſtände gar nicht urtheilen; die Seele geräth, wie H. M. unter dieſer Bedingung richtig ſagt, gänzlich außer ſich, und erkennt, wie ich noch hinzuſetze nicht einmal einen Gegenſtand; allein die Einbildungskraft iſt zuweilen auch überſpringend und weilend, wie im Zorne, und zuweilen blos weilend, wie in der Traurigkeit. Im Traume finden auch dieſe Zuſtände der Einbildungskraft oft ſtatt; und nur alsdann erkennen wir im Traume einen Gegenſtand; ja nur alsdann iſt darin eine Täuſchung möglich.

„Nach dem Aufwachen urtheilt man dieſer Erklärung zufolge, durch Erinnerung der Ununterbrechung der Ideenreihe, daß ſie blos ſubjektiv, nicht wirklich iſt." Wo habe ich dieſes geſagt?

„Aber wo iſt hier Täuſchung? Hat man ſie denn im Traume für objektiv gehalten? Das kann nicht ſeyn, da man in ihr (ſoll vermuthlich heißen in ihm) keine Unterbrechung, die nach dem Verfaſſer Merkmal der Objektivität iſt, wahrgenommen hatte."

Warum? Da das Bewußtſeyn im Traum von unſrem Ideengange ſehr unvollkommen iſt, ſo hat man dieſen Ideengang für unterbrochen gehalten, und daher geglaubt eine äußre Wirklichkeit wahrzunehmen.

„Meiner Erklärung zufolge (im 9ten Bandes 1ten Stück S. 2.) beruht das Urtheil von der Objektivität der Ideen auf dem Bewußtſeyn der Selbſtmacht, die Aſſociation der Ideen zweckmäßig zu beſtimmen.“ Die Frage, welche ich (8n Bds. 3s Stück S. 18.) aufgeworfen habe, iſt dieſe: „da alle unſre Vorſtellungen Beſchaffenheiten unſres denkenden Weſen ſind, ſo frägt es ſich: woher kommt es, daß wir irgend etwas als ein Ding anſehn, welches außer uns wirklich, und ſo wenig von unſrer Vorſtellung abhängt, daß es noch fortdauern kann, wenn auch wir und unſer denkendes Weſen und mit ihm alle unſre Vorſtellungen zernichtet werden ſollten?“ und ich ſetze jetzt noch hinzu: mit einem Worte, warum ſind wir nicht alle erklärte Egoiſten? es muß alſo irgend ein Prinzip vorhanden ſeyn, welches wenigſtens Zweifel gegen den Egoismus erregt. Hat nun H. M. dieſe Frage beantwortet? Kann die Selbſtmacht eine Wirklichkeit beweiſen, die außer uns und von unſrer Selbſtmacht ganz unabhängig iſt?

Den übrigen Theil ſeiner Anmerkung übergehe ich; denn es iſt meine Abſicht nicht das zu widerlegen, was gar keinen Einfluß auf meine Behauptungen hat; ich werde daher zur Widerlegung der Einwürfe ſchreiten, welche in den übrigen Anmerkungen des Herrn M. vorkommen.

Es iſt vorhin ſchon ausgeführt worden, daß ein unvollkommenes Bewußtſeyn und eine herrſchende Einbildungskraft Täuſchungen hervorbringen. Die Erfahrung lehrt, daß beide im Traume vorhanden ſind; aber ich frage zuförderſt nach der Urſache der herrſchenden Einbildungskraft in dieſem Zuſtande. Mehrentheils ſetzt man ſie in den beinahe gänzlichen Mangel der ſinnlichen Empfindung. Die Einbildungskraft wirkt, dieſer Erklärung zufolge ſtärker, weil wir von den Vorſtellungen, welche uns zuſtröhmen, nicht geſtört werden. Herr M. tritt dieſer Meinung auch bei; denn er ſagt: (im 9n Bandes 1n Stück S. 71.) „Die Urſache des Traumes iſt eine durch die Wirkſamkeit der Sinne ununterbrochene Einbildungskraft,“ ich mache aber in meiner Fortſetzung (im 9ten Bande 2ten Stück S 13.) folgenden Einwurf: „Allein es frägt ſich: warum erhalten nicht durch den Mangel an ſinnlicher Empfindung auch die höhern Seelenkräfte einen höhern Schwung? warum ſinken ſie vielmehr ſo tief herab, daß wir im Traume alle die Ungereimtheiten im Ernſte glauben, welche uns darin vorkommen? Warum verhält es ſich nicht grade ſo, als wenn wir im Finſtern ſäßen; denn nicht blos die Einbildungskraft, ſondern auch die höhern Seelenkräfte, leiſten alsdann ihre Funktionen weit beſſer, ſo daß viele denkende Köpfe, und beſonders viele Engländer, ſich ins Finſtere ſetzen, oder den Eingang des lichts bei hellem Tage verhindern, um eine Spekulation durchzudenken.“

Und nun werde ich Anfang und Ende von der Anmerkung anzeigen, welche Herr M. zu dieſer Stelle gemacht hat: „Dieſe Frage habe ich ſchon im gedachten Aufſatze (das iſt im 9ten Bande 1ten Stück S. 2. darinn ſeine vorangeführte Erklärung vorkommt) auf folgende Art beantwortet,“ und zu Ende dieſer Anmerkung ſagt H. M. dem leſer im voraus: „Der Verfaſſer ſcheint, ob zwar mit Umſchweif eben daſſelbe zu ſagen,“ und ich antworte vorläufig: dieſe Frage ſteht ganz zuverläſſig in dem bemerkten Aufſatze des H. M. ganz und gar nicht; ja er kann, aus dem von mir angeführten Grunde, nicht einmahl an ſie gedacht haben; und nun werde ich den ganzen übrigen Theil ſeiner Anmerkung nach und nach anführen, und wo es nöthig ſeyn wird, meine Meinung darüber ſagen. H. M. glaubt alſo geantwortet zu haben: „Im Schlafe verliert der Körper ſeine zur Wirkſamkeit der Seele, nach der bekannten Harmonie zwiſchen Seele und Körper erforderliche Spannung. Im Traume bekommt er zum Theil dieſe Spannung wieder. Die Einbildungskraft zeigt ſich alsdann thätig in Anſehung derjenigen Aſſociationsart, die keine **Selbſtmacht der Seele** erfordert, als der Aehnlichkeit, Konſiſtenz, (ſoll wohl Koexiſtenz heißen) und Sukzeſſion, d. h. ſolcher, worinn die aſſociirten Ideen ſchon durch die äußern Objekte beſtimmt werden, nicht aber in Anſehung der Aſſociationsart der **nothwendigen Dependenz**, von Grund und Folge, die eine **Selbſtmacht der Urtheilskraft** erfordert.“ Hiergegen finde ich Folgendes zu erinnern: 1) Iſt es nicht wahr, daß beim Träumen keine Art von Einbildungskraft vorkommt, welche eine **Selbſtmacht der Seele erfordert**; es werden im Traume ganze zuſammenhängende Begebenheiten geſchildert, und dies ſollte keiner Selbſtmacht nöthig haben? Mir iſt das unbegreiflich. Die Fantaſie — denn die

Schilderung und Erdichtung der Begebenheiten gehört eigentlich zur Fantaſie — kann ohne Selbſtmacht, ja ſogar ohne Selbſtmacht der Urtheilskraft nicht beſtehn. Wenn man nicht von einer beſondern Art des Traumes ſpricht, darin die Einbildungskraft blos überſpringend iſt, ſo kann man vom Traume nicht ſagen, daß gar keine höhere Seelenkräfte darin wallten, und mithin keine Selbſtmacht der Urtheilskraft darin vorhanden ſey. Es fehlt in einem Traume, darin die Fantaſie herrſcht, nur an einer ſolchen Selbſtmacht der Seele, welche von ihr nicht ausgeübt wird, wenn ſie nicht der Vorſatz — in dem eigentlichen Sinne des Wortes — veranlaßt; und daß ich es hier vorläufig bemerke, wenn ein Traum lange fortgeſetzt wird, ſo daß keine Rückfälle aus demſelben in den tiefen Schlaf geſchehen, dann findet ſich auch der Vorſatz ein, und dann ſind ſogar Erfindungen möglich. Das war alſo meine erſte Erinnerung, und nun zur zweyten: Die Frage war: warum ſind im Traume die höhern Seelenkräfte unterdrückt? oder mit andren Worten: warum werden die Kräfte unterdrückt, welche eine Willkühr der Seele erfordern, und dem Zuſammenhange der Dinge nach Grund und Folge nachſpüren? Ich finde in der angeführten Anmerkung keine andre Antwort als: „Weil es die Harmonie zwiſchen Seele und Körper ſo mit ſich bringt;“ und das hätte ich geſagt? ich hätte mich ſtatt einer Erklärung auf dieſe Harmonie berufen? H. M. fährt fort: „Trift es ſich aber zufälligerweiſe, daß dieſe beiderley Aſſociationsarten in ihren Wirkungen übereinſtimmen, alsdann wird nicht nur die Einbildungskraft ſondern auch die höhern Seelenkräfte in Wirkſamkeit geſetzt,“ aber warum? wenn die Einbildungskraft die Wirkung hervorbringt, welche ſonſt die höhern Seelenkräfte hervorzubringen pflegen, ſo werden ſie dadurch noch nicht in Wirkſamkeit geſetzt; und iſt nicht dieſe eben angenommene Harmonie eine Hypotheſe und noch dazu eine höchſt unwahrſcheinliche Hypotheſe, die ſich durch weiter nichts erklären läßt, als daß ſie ein Werk des Zufalles iſt. „Man geräth alsdann wirklich auf neue Erfindungen in Wiſſenſchaften, auf Auflöſung ſchwerer Probleme und dergleichen.“ Dieſer Fall iſt, wie H. M. bald darauf ſelbſt erinnert, ſehr ſelten; allein warum nimmt Herr Maimon einen Fall an, der ſich auch im Wachen nur bei wenigen Menſchen, und auch bei dieſen äußerſt ſelten ereignet? hingegen kommen die Fälle ſehr häufig vor, daß man im Traume über gewiſſe Gegenſtände raiſonnirt; das Raiſonnement mag unrichtig ſeyn oder nicht, ſo beweiſt es entweder, daß die höheren Seelenkräfte im Traume nur unterdrückt, aber nicht ganz außer Wirkſamkeit geſetzt werden; oder man muß auch für dieſe äußerſt häufig vorkommenden Fälle die höchſt unwahrſcheinliche Hypotheſe des H. M. annehmen. „Da aber der Fall ſich ſehr ſelten ereignet, daß z. B. die Aſſociationsart der Konſiſtenz (Koexiſtenz) mit der Dependenz in den Objekten übereinſtimmt, ſo darf freilich niemand darauf Rechnung machen, und jeder thut am beſten, wenn er ſeine Unterſuchung hübſch **wachend** anſtellt.“ Wenn der Scherz hievon abgeſondert wird, ſo bleibt im Ernſte noch Folgendes übrig: Die Uebereinſtimmung der Einbildungskraft mit den höhern Seelenkräften iſt ſo unwahrſcheinlich, daß ſie ſich im voraus nicht erwarten läßt; und hierin hat H. M. allerdings Recht; denn wie ſollte es wahrſcheinlich ſeyn, daß zwey ſo entgegengeſetzte Kräfte harmoniſche Wirkungen hervorbringen würden?

Ich werde nunmehr zu meiner Erklärung ſchreiten; es iſt nehmlich darzuthun, warum im Traume das Bewußtſeyn unvollkommen, und die Einbildungskraft herrſchend iſt. Zuförderſt werde ich die Unvollkommenheit des Bewußtſeyns hypothetiſch annehmen, um daraus die Herrſchaft der Einbildungskraft herzuleiten.

Es liegen der dogmatiſchen Vernunft zwey Hinderniſſe im Wege, welche von der Selbſtmacht der Seele herkommen, 1) erregen die unſinnlichen Begriffe, als Zweck, Weſen u. ſ. w. Zweifel über ihre Möglichkeit und Anwendbarkeit; die nehmlichen Bewegungsgründe, welche die Vernunft beſtimmen, ihre Selbſtmacht zu der Verbindung der Begriffe zu beſtimmen, beſtimmen ſie auch das Gehalt der Begriffe ſelbſt zu prüfen, und ſie wird alle Augenblicke in ihren Fortſchritten gehindert. 2) Entſpricht jedem ſinnlichen Begriff eine Anſchauung; die **weilende Einbildungskraft** verwandelt die Anſchauung in ein Bild, da die Ausmahlung der Naturbilder ſehr viele Anziehung für uns hat, und die Vernunft wird hierdurch evenfalls in ihren Fortſchritten geſtört. Durch dieſe Hinderniſſe wird die Seele von ihren angeſtellten Unterſuchungen ganz abgebracht; die weilende Einbildungskraft und die Selbſtmacht, welche durch die vorigen Operationen rege wurden, verbinden ſich mit einander und erzeugen die Fantaſie; denn dieſe iſt nichts anders als eine Einbildungskraft, welche weilend genug iſt, um Bilder vollkommen auszumahlen, mit Selbſtmacht vereint, um Fortſchritte zu machen, und von einer Vernunft begleitet, welche keine Zweifel erregt, als ſolche, die dem Entwurfe der Einbildungskraft zu ſtatten kommen. Dieſe vorerwähnten Schwierigkeiten ſtehn der Erlernung einer neuen Wiſſenſchaft, und der Fortſetzung einer Unterſuchung entgegen, auch enthalten ſie die Urſache, daß Schulknaben, nachdem ſie lange ſtudirt, eine Anwandlung von Fantaſie — in dem eben erklärten Sinn — bekommen, welche eine Zerſtreuung nöthig macht.

Bey Erlernung der reinen Mathematik ſind jedoch dieſe Schwierigkeiten nicht vorhanden; denn in der Geometrie fallen Anſchauungen und Begriffe ineinander; die Anſchauungen unterſtützen alſo noch die Vernunft, und die weilende Einbildungskraft hat gar keine Gelegenheit ſie in Naturbilder zu verwandeln; auch hat die Geometrie Begriffe, welche Zweifel erregen. In der Arithmetik und gemeinen Algebra haben die Begriffe gar keine Anſchauungen; die weilende Einbildungskraft kommt alſo auch in dieſen Wiſſenſchaften mit der Vernunft in gar keine Kolliſion, und die Begriffe derſelben ſind ebenfalls nicht dem mindeſten Zweifel unterworfen. Man ſagt daher mit Recht, daß nicht derjenige dumm ſey, der die Metaphiſik oder auch eine praktiſche Wiſſenſchaft nicht zu faſſen vermag, ſondern derjenige, welcher die Fähigkeit nicht hat, die reine Mathematik zu erlernen; denn um dieſe zu erlernen braucht man keinen Hinderniſſen entgegen zu arbeiten, welche von den Seelenkräften ſelbſt herkommen, und man muß alſo den Grad der Vernunft nicht haben, der zu ihrer Erlernung erfordert wird; das iſt, man iſt in Abſicht dieſer Wiſſenſchaft dumm.

Ich habe geſagt in Abſicht dieſer Wiſſenſchaft; denn ich will gar nicht behaupten, daß derjenige, dem es zu ſchwer wird, die lehren der reinen Mathematik zu faſſen, in keiner andern Wiſſenſchaft fortkommen kann; denn die Mathematik erfordert einen Grade der Vernunft, welchen wenige andere Wiſſenſchaften erfordern; ich ſage nur, daß der Fehler in dem Grad der Vernunft ſelbſt liegen muß, wenn jemand die reine Mathematik nicht zu begreifen vermag.

Man ſiehet, daß der Beendigung einer Unterſuchung, der Erlernung aller Wiſſenſchaften große Schwierigkeiten entgegen ſtehen, und daß davon nur eine einzige ausgenommen iſt, zu deren Erlernung aber ein großer Grad der Vernunft erfordert wird, und hiemit hat ſich die vorhin angezeigte Frage: warum im Traume die Einbildungskraft waltet, und die höhern unterdrückt ſind, in eine ganz andere verwandelt, nehmlich: warum iſt nicht auch im Wachen die Einbildungskraft herrſchend und die höheren Seelenkräfte unterdrückt, da ſelbſt die Wirkſamkeit der Vernunft die Einbildungskraft in Wirkſamkeit ſetzt, und die angezeigten Operationen der höhern Seelenkräfte hindert? Woher kommt es alſo, daß Unterſuchungen durchgeführet, Wiſſenſchaften erlernt, ja ſogar erfunden werden können?

Ich antworte: der Vorſatz vermag alles dieſes; die Anſpornung, das einmal Vorgenommene auszuführen, und die Schwierigkeiten zu beſiegen, welche ſich der Ausführung entgegenſtellen, belebt die Macht welche wir haben, Ideen zu ſchwächen, zu ſtärken und zu leiten; der Vorſatz iſt es alſo, welcher im Wachen der Vernunft aufhilft, die Einbildungskraft zu Gunſten der letztern unterdrückt, und die Zweifel, welche ihren Fortgang hindern, zurückweiſt.

Ich kann mich nicht enthalten, hier wiederum im Vorbeygehn eine Anmerkung zu machen: man wundert ſich über die Entſtehung der Selbſttäuſchung, und ſcheint zu vergeſſen, daß ſie von der Kraft herrühret, welche wir haben, Zweifel zurück zu weiſen. Wenn wir alſo etwas erwägen, dabei wir ſehr intereſſirt ſind, ſo ſind wir in Gefahr die Gründe abzuweiſen, von denen wir merken, daß ſie nicht zum Vortheil unſerer Selbſtbefriedigung ausfallen werden, und die Gründe zu erheben, welche ſich mit ihr vertragen. Wer ſich zu täuſchen ſucht, wiederhohlt die Gründe, welche für ſeine Lieblingsmeinung ſind unzähligemahl, und hört nicht gerne die Gegengründe vortragen. Daß man aber wirklich die Kraft hat, Zweifel zurück zu weiſen, beweiſen unſre Erfahrungskenntniſſe. Würden wir deren haben, wenn wir bei Anſtellung der Erfahrung die Zweifel erwogen hätten, welche gegen die Erfahrungsſchlüſſe ſtatt finden? und müſſen ſie nicht einem jeden eingefallen, und bey Anſtellung der Erfahrung und Gründung aller Erfahrungslehren zurückgewieſen worden ſeyn? Alſo das im Vorbeigehn und nun wiederum zur Sache.

Die Selbſtmacht muß jederzeit einen Beſtimmungsgrund in dem Begehrungsvermögen haben, die Beſtimmungsgründe der Selbſtmacht zur Fantaſie ſind aus dem bereits Vorgetragenen leicht abzunehmen, aber zur Selbſtmacht welche zur Vernunft gehört? dazu kann nun kein andrer Beſtimmungsgrund vorhanden ſeyn, als der Reitz, den es für uns hat, das Vorgenommene auszuführen, und die Schwierigkeiten zu überwinden; allein wir trotzen den Schwierigkeiten nicht, wenn wir nicht wenigſtens vermuthen, daß wir ſie überwinden können; hiezu wird aber wiederum erfordert, daß wir eine Kenntniß von unſrer Fähigkeit beſitzen; dann machen wir uns ſelbſt zum Gegenſtand unſrer Betrachtungen und fragen: vermag ich das? Alſo ſetzt die Ausübung des Vorſatzes auch ein Selbſtbewußtſeyn voraus; da nun ohne Ausübung des Vorſatzes die Einbildungskraft herrſchen muß, auch alsdann die reinere Vernunft — im Gegenſatz einer ſolchen, welche ſich mit der Fantaſie verbindet — nicht walten kann, ſo muß auch im Traume die Einbildungsdungskraft herrſchend und die reine Vernunft unterdrückt ſeyn, weil unſer Bewußtſeyn darin unvollkommen iſt.

Es wird nun noch zu zeigen ſeyn, warum das Bewußtſeyn im Traume unvollkommen iſt. Das iſt, warum wir im Traume nur ſelten uns als einen Gegenſtand betrachten, und uns auch die Spuren unſres Ideenganges oft verloren gehn; denn beyde Beſtimmungen ſind vom Traume angenommen worden.

Wenn wir uns als einen beſondern Gegenſtand betrachten, das iſt, wenn wir ein Selbſtbewußtſeyn haben ſollen, dann müſſen wir Rückblicke von unſren Vorſtellungen auf die Quelle derſelben werfen. Nun wird, wie **Homer** bemerkt hat, der Rückblik von Folge auf Grund der Seele ſehr ſchwer, es müſſen daher dem Selbſtbewußtſeyn im Traume zwei Schwierigkeiten entgegen ſtehen, 1) die eben angegebene, 2) werden die mehreſten Traumideen in einem Traume, darinn Täuſchungen vorgehn — in einem Traume, darinn die Einbildungskraft blos überſpringend iſt, geht, wie mehreremale erinnert worden, gar keine Täuſchung vor, weil darin kein Urtheil vorhanden iſt — es werden alſo die mehreſten Traumideen durch eine Selbſtmacht der Seele hervorgebracht, und die Seele iſt demnach mit **Hervorbringung** derſelben zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie einen Rückblick auf ſich ſelbſt werfen könnte, daher muß auch unſer Selbſtbewußtſeyn im Traume nur geringe ſeyn. Hieraus folgt aber, daß uns auch die Spur unſrer Gedankenreihen oft verloren gehn müſſe; denn um ſie zu kennen müſſen wir von Zeit zu Zeit eine Reviſion über unſre Gedankenreihe anſtellen, wie das im Wachen wirklich geſchiehet; dazu iſt aber die Erinnerung erforderlich, welche wiederum ohne Selbſtbewußtſeyn nicht möglich iſt. In dem Augenblick, in welchem wir uns auf etwas zu erinnern bemüht ſind, müſſen wir einen hohen Grad von Selbſtbewußtſeyn haben, wir betrachten uns als einen Gegenſtand, und rechnen die Begriffe her, welche dieſem Gegenſtande zugekommen ſind. Da nun das Selbſtbewußtſeyn im Traume nur ſelten da iſt, ſo kann auch die Reviſion nur ſelten geſchehen, und es müſſen daher die Spuren des Ideenganges oft verloren gehn.

Wenn aber ein Traum lange fortgeſetzt wird, ohne daß Rückfälle in den tiefern Schlaf geſchehen, ſo verbeſſert ſich das Selbſtbewußtſeyn, und mit ihm alle Funktionen der Seele; denn die Seele beſchäftigt ſich alsdann mit den Bildern, welche ſie ſchon vorher hervorgebracht hat, bringt weniger neue Bilder hervor, und verhält ſich alſo in Abſicht der ihr vorſchwebenden Bilder mehr **leidend** als **wirkend**, und kann demnach weit eher ihre Thätigkeit anwenden, um Rückblicke auf ſich ſelbſt zu werfen, und ihr Selbſtbewußtſeyn zu verbeſſern.

Wenn uns aber Vorſtellungen von auſſen zuſtröhmen, dann verhalten wir uns nicht nur mehr leidend als wirkend, ſondern auch der Rückblick auf eine Urſache wird dadurch ſehr erleichtert, welches ich in meinem Aufſatze aus der Erfahrung darzuthun ſuche.

Die Streitpunkte zwiſchen Herrn Maimon und mir ſind alſo folgende.

Nach mir iſt die Unterbrechung und Nichtunterbrechung der Ideenreihen ein Kennzeichen der äuſſern Wirklichkeit, oder Nichtwirklichkeit, welches H. M. leugnet. Nach Herrn M. iſt die Selbſtmacht, welche wir anwenden, eine Ideenreihe fortzuſetzen oder zu unterbrechen ein Kennzeichen der äuſſern Wirklichkeit, welches ich leugne. Nach Herrn M. giebt es keine Selbſtmacht im Traume; nach mir hingegen iſt dieſes nur von Träumen wahr, darinn die Einbildungskraft blos überſpringend iſt, nicht aber in ſolchen, darinn die Einbildungskraft weilend iſt, und darinn allein eine Täuſchung vorgeht, denn in ſolchen Träumen iſt auch Selbſtmacht nach meiner Behauptung vorhanden.

Nach H. M. urtheilen wir im Traume nicht über die Wirklichkeit und Nichtwirklichkeit der uns vorſchwebenden Bilder, welches ich leugne, weil im Traume, darinn die Einbildungskraft weilend iſt, allerdings ein ſolches Urtheil gefällt wird.

Nach H. M. kann man in der Pſychologie alles aus einem einzigen Prinzip erklären, welches ich leugne.

Die beiden letzten Anmerkungen des H. M. betreffen die Transcendentalphiloſophie und haben keinen Einfluß in dieſe Materie, daher ich ſie nur berühren werde.

S. 22. habe ich geſagt: „ob wir gleich eine Art von Erkenntniß unſres Ichs haben müſſen, ehe wir gar eine Vorſtellung haben können,“ es war meine Abſicht gar nicht mich in die ernſten Spekulationen der Transcendentalphiloſophie einzulaſſen, und ich ſagte dieſes nur im Vorbeygehn. Herr M. fängt ſeine Anmerkung folgendermaßen an: „Ich glaube ſchwerlich: Die Wahrnehmung des Ichs u. ſ. w.“ Ich bemerke blos, daß ich von keiner Wahrnehmung, ſondern von einer gewiſſen Art der Erkenntniß geſprochen. Es iſt aber hier der Ort nicht ausführlich hierüber zu ſeyn.

S. 24. fängt ſich die Anmerkung des H. M. folgendermaßen an: „So wenig die Vorſtellungen, welche ſich in uns erzeugen (welche bloße Formen der Erkenntniß ſind u. ſ. w.)„ Ich kann mich zu dem Kommentar, den H. M. in Klammern eingeſchloſſen hat, nicht verſtehn. Ich habe an Kantiſche Formen gar nicht gedacht, ſondern unter dem Ausdrucke Vorſtellungen, welche ſich in uns erzeugen, vorzüglich die Bilder der Einbildungskraft verſtanden; da ich in dem ganzen Aufſatze dieſen Ausdruck in dieſem Sinne genommen habe, kann ich nicht einſehn, worin H. M. mit mir ſtreitet. *)

Joſeph Veit.

---

*) Ich habe hier nur diejenigen Stellen dieſes Aufſatzes berührt, die hauptſächlich mich betreffen. Was noch über dieſen Aufſatz anzumerken iſt, ſoll in der Fortſetzung der Reviſion vorkommen.

S. M.

* * *

Inhalt.

Seite.

1. Reviſion der Erfahrungsſeelenkunde. Von Salomon **Maimon.** . . . 1.

2. Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. (Von eben demſelben.) . . . . 11.

3. Der freie Einſiedler mitten in der Welt, nach der Seelenerfahrungskunde. . . 17.

4. Intendirter Selbſtmord aus Hypochondrie. (Aus gerichtlichen Akten gezogen. . 52.

5. Fragment aus dem Tagebuche Weilers. 68.

6. Ueber die Anmerkungen des Herrn Maimon zu der Fortſetzung des Aufſatzes über Täuſchung und beſonders vom Traume im 9n Bande 2n Stück S. 2. Von Hrn. **Joſeph Veit.** . . . 98.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Zehnten Bandes zweites Stück.

Fortſetzung der Reviſion der Erfahrungsſeelenkunde.

von Salomon Maimon.

Der Verfaſſer bemüht ſich zwar (99) zu zeigen, daß ſich hier dieſes es nicht auf den folgenden Satz, ſondern auf eine unbekannte Urſache bezieht, indem er ſagt: „dieſer Gedanke (daß mein Freund wieder hergeſtellt wird) bringt die Empfindung der Freude nicht hervor, und iſt nicht ſowohl die Urſache, als vielmehr nur der Stoff zu derſelben. Denn, fährt er fort, der Gedanke an irgend eine Sache, die mit unſern Wünſchen übereinſtimmt, und unſre Empfindung der Freude ſind eins u. ſ. w.“

Freilich müßte es ſo ſeyn, wenn der Gedanke an irgend eine Sache, die mit unſern Wünſchen übereinſtimmt (das Urtheil vom Verhältniſſe der

Dinge zu einander) auch den Gedanken, daß dieſe Sache mit unſern Wünſchen übereinſtimmt (das Urtheil vom Verhältniſſe dieſes Gedankens zu unſrer Empfindung) einſchlöſſe, alsdann wäre freilich der Gedanke, und die Freude darüber eins. Es verhält ſich aber in der That nicht ſo; in dem Gedanken iſt **mein Freund** das Subjekt, und ſeine **Wiederherſtellung** das Prädikat. Zum Urtheile daß **dieſes mit meinen Wünſchen übereinſtimmt** hingegen iſt der vorige Gedanke Subjekt, und ſeine **Uebereinſtimmung** mit meinen Wünſchen das Prädikat, das in dem Gedanken nicht enthalten war. Die Harmonie, wovon der Verfaſſer ſpricht, iſt ſelbſt ein Gedanke, und kann blos als die Urſache der Empfindung der Freude, nicht aber als die Empfindung ſelbſt angeſehn werden.

Der Unterſchied zwiſchen **ich denke**, und **mich dünkt** glaube ich beſteht darin: im erſten Falle bin ich mir die Reihe der Vorſtellungen die in mir den Gedanken hervorgebracht haben, bewußt, im letzten aber nicht, in jenem bin ich alſo **völlig thätig**, in dieſem aber **zum Theil leidend**.

H. Spaldings ſonderbaren Zufall erklärt H. Mendelſohn (Band 3. Stück 46.) ſehr ſcharfſinnig. Was mich anbetrift, ſo glaube ich dieſes ließe ſich auf eine weit einfachre Art folgendermaßen erklären.

Der Menſch als ein vernünftiges Thier wird in ſeinen Handlungen durch zweierlei Arten der Naturgeſetze beſtimmt. Als bloßes Thier würkt er nach den Geſetzen der Ideenaſſociation der Einbildungskraft; als vernünftiges Thier aber, nach den Geſetzen der **Zweckmäßigkeit.**

Anfangs ſcheint es als wenn viererlei Aſſociationsarten zu unterſcheiden wären.. 1) Die Aſſociationsart der **Identität.** 2) Der Koexiſtenz und Succeſſion in Zeit und Raum. 3) Der Dependenz von Urſache und Würkung. Man geräth gemeiniglich von einer Idee auf die ihr ähnliche, oder auf die auf ihr unmittelbar folgende (in Zeit und Raum) oder endlich auf die mit ihr in einer Kauſalverbindung ſtehende, (von der Urſache auf die Würkung, oder umgekehrt) bei genauerer Ueberlegung aber ergiebt es ſich, daß es in der That nur einerlei Aſſociationsart giebt, nehmlich die der **unmittelbaren Koexiſtenz und Succeſſion in Zeit und Raum.** Daß man von einer Idee auf eine ihr ähnliche geräth, iſt nicht die Folge einer durch Wiederholung hervorgebrachten zufälligen Verknüpfung derſelben die nur in Beziehung auf das Subjekt, bei dem dieſe Wiederholung vorgegangen iſt, ſtatt finden kann, ſondern die Folge einer objektiven folglich allgemeingültigen Verknüpfung derſelben. Die Würkung dieſer objektiven Verknüpfung der Ideen aufs Subjekt wird an ſich durch Wiederholung nicht verſtärkt. Nur alsdann iſt die Wiederholung in der Folge ähnlicher Ideen auf einander nöthig, wenn die Folge **weniger ähnlicher** in Anſehung der **mehr ähnlichen** das Obergewicht behalten ſoll, d. h. die Wiederholung einer Folge von Ideen auf einander, iſt nicht, inſofern dieſe Ideen **ähnlich** ſind nöthig, ſondern inſofern ſie **es nicht ſind**. Ferner, die Kauſalverknüpfung der Ideen mag noch ſo ſehr in der innern Verknüpfung der Dinge an ſich gegründet ſeyn, ſo iſt doch dieſe Verknüpfung in Anſehung unſrer Erkenntniß blos **zufällig**, und kann daher nur durch Wiederholung der Folge der Ideen auf einander ihre Würkung äuſſern. Mag z. B. die Folge der Idee des Rauches auf der des Feuers noch ſehr in dem innern Verhältniß dieſer Objekte zu einander gegründet ſeyn, ſo iſt doch in Anſehung unſrer (da wir das innere Weſen des Feuers und des Rauches nicht kennen) dieſe Folge blos zufällig, und kann nur durch ihre Wiederholung auf uns eine Würkung haben (daß wir bei Wahrnehmung des Feuers die Wahrnehmung des Rauchs vorherſehn.) Alſo die Kauſalverbindung worinn die Objekte an ſich untereinander ſtehn, hat keinen Einfluß in der Beſtimmung ihrer Ideenfolge, ſondern dieſe bleibt, wie die der unmittelbaren Koexiſtenz und Succeſſion zufällig, und kann nur durch Wiederholung in ihrer Würkung auf uns beſtimmt werden.

Hieraus erhellet, daß wir in der That nur einerlei Aſſociationsart haben, nehmlich die der unmittelbaren Koexiſtenz und Succeſſion.

Der Menſch als ein vernünftiges Thier wird in ſeinen freiwilligen Handlungen durch die Vorſtellung des Zweckes beſtimmt.

Die Folge einer zweckmäßigen Reihe Vorſtellungen wird mehrentheils nicht durch die objektive Verknüpfung (die Identität) auch nicht durch die ſubjektive Verknüpfung der Ideen (durch Wiederholung) beſtimmt; ja ſie iſt ſogar mehrentheils dieſen entgegengeſetzt.

Die Beſtimmung einer zweckmäßigen Folge der Ideen erfordert daher in den mehreſten Fällen, wo iene zwei Arten ihr entgegengeſetzt ſind, die größte Geiſtsanſtrengung. Man muß alle mögliche Reihen von Vorſtellungen durchgehn, aus denjenigen Reihen, die entweder wegen der objektiven, oder der aus Wiederholung entſtandenen ſubjektiven Verknüpfung der Ideen, gleichſam ſich von ſelbſt darbieten, muß man die zum Zwecke untauglichen Glieder weglaſſen, wiederum andere die vorher nicht da waren, hinein ſchieben, und die Glieder in eine andre Ordnung als diejenige, worinn ſie uns vorkommen, verſetzen.

Zwar hat es mit der Verknüpfung der aus der Erfahrung ſchon bekannten Mittel und Zwecke keine Schwierigkeit, weil in dieſem Falle die Aſſociationsart der Succeſſion, der zweckmäßigen Verknüpfung zu Hülfe kömmt. Iſt hingegen dieſe Verknüpfung erſt neu herausgebracht, und noch in keiner Erfahrung vorgekommen, ſo erfordert es erſtlich eine große Anſtrengung um ſie **zu erſinden,** und dann eine noch größere um ſie **in Ausübung zu bringen.** Alle menſchliche Handlungen ſind mehr oder weniger vernunftmäßig, nachdem ſie eine größere oder geringere Freiheit in den Ideenverknüpfungen vorausſetzen, ſogar fehlerhafte, dem vorgeſetzten Zweck nicht angemeſſene freiwillige Handlungen ſind vernunftmäßiger als dem Zweck angemeſſene mechaniſche (aus Gewohnheit entſprungene Handlungen. Geſetzt jemand ſtellt ſich etwas als ein Gut vor, welches in der That nicht gut iſt. Nun bringt er durch eine Reihe von Schlüſſen diejenigen Mittel heraus, die zur Erwegung dieſes vorgeſtellten Guten erforderlich ſind. Ein andrer iſt frei von dieſem Irrthum, und erlangt ſeinen aus der Erfahrung bekannten Zweck durch die mechaniſchen ihm aus Gewohnheit zur zweiten Natur gewordenen dazu als Mittel gehörigen Handlungen. Da jener ſeinen Zweck nicht erreicht; und doch wird jeder eingeſtehn, daß die Handlungen des erſtern in der Vernunft gegründet ſind, des letztern aber nicht.

Eine noch größere Anſtrengung des Geiſtes erfordert die Hervorbringung mehrerer Ideenreihen, deren jede zwar durch die Vorſtellung eines Zweckes beſtimmt, dieſer Zweck aber in jeder verſchieden iſt, ohne eine Zeit zwiſchen dieſen Ideenreihen verfließen zu laſſen. Jeder vernünftige Menſch iſt im Stande eine durch einen Zweck beſtimmte Ideenreihe zu verfolgen, und die während der Zeit ſich ihn aufringende mechaniſche Reihen (der Identität Koexiſtenz und Succeſſion) von ſich abzuwehren. Hingegen ſind ſehr wenige im Stande verſchiedene Geſchäfte zugleich zu verrichten.

Dem Leſer dieſer Aphoriſmen.

Iſt Hypotheſe das Grab der Philoſophie — oder iſt ſie Läuterung, die dem anbrechenden Schimmer der Wahrheit vorhergehet? Was iſt in dem ganzen weiten Reiche des Naturforſchens mehr, als hypotheſenmäßiges Aufſtellen und Schlieſſen, was anders, als auf trügliche Sinne gebaute, von vorübergehenden Sinnenerſcheinungen abgezogene Reſultatenreihe! — Dogmatiſmus iſt das Ende des Weiterſtrebens und Fortſchreitens in dem Naturforſchen, der gefährliche Markſtein, wo die Vernunft unglücklich Halt machet, die Natur ſorglos in ihren Geheimniſſen ihr Weſen forttreiben und fortarbeiten zu laſſen. Die Alten waren, glaub' ich immer, der Entdeckung der Naturgeheimniſſe näher, näher der Aufhellung des geheimen Geſchäfts der Zeugung, als wir; je mehr durch Hypotheſen ſie das wahrſcheinlichſte abwogen, und je mehr wir an dogmatiſchen Glauben der Zergliederungskunde gewöhnt nichts anders zu glauben und zu finden als was die Sinne ſehen, für unphiloſophiſch und ungründlich halten. Die Erfahrung muß nur beſtätigen, und die Vernunft finden: die Erfahrung aber nicht finden, und die Vernunft blos beſtätigen.

Wittenberg. **Grohmann.**

Aphoriſmen über Zeugung.

Ce n'eſt qu'un moule, dans le quel Dieu a jetté l'Univers.

Wir blicken nach den äuſſerſten Enden unſers Daſeins hin, und ſie verſchwinden — Jahrhunderte durchſuchen wir, forſchen Anatomen, Denker, Beobachter, und nichts finden wir auf dem langen

Wege des Suchens, als immer blendenden und bald untergehenden leeren Hypotheſenſchein. — Räthſel — Leben aus todten in die innerſte Lebensorgane hingeſtellten Maſſen hervorgehen: Menſchen Menſchen zeugen, Menſchen als Schöpfer in bewußtloſe Maſſen zurückſinken zu ſehen —! — Iſt es Schickſal, daß wir aus dem finſtern ins finſtere gehen — oder iſt es Standpunkt, der vor unſer Auge den Flor ziehet? —

Die Sinnenwelt lieget da — und wir ſchreiben aus der irrdiſchen Hülle das unwandelbare auf die Ausdehnung hin: die Ausdehnung wird Abdruck –– in Formen geiſtiger Empfindens kleidet ſich die Materie in harmoniſche Darſtellung der hingebildeten Seele. Die Sinnenwelt iſt in der Seele, ehe dieſe noch mit einem Blick über die ausdehnende Oberfläche hinſehe: denn die Sinnenwelt iſt ſinnliche Anſchauung der ewigen Denkformen, die alle unendlichen Geiſterarten auſſer Gott hin befaſſen. Was wollen wir, daß uns Erfahrung von den Geſetzen der Natur lehre — Anatomie von den ewigen ſtellenden Formen der Zeugung? — Finden Sinne etwas mehr als Werkzeuge, durch welche die Natur arbeitet? — Mag Anatomie, mögen Mikroſcope die höchſte mögliche Vollendung erreichen — nichts haben wir zu hoffen, als hundert Hypotheſen noch zu den hunderten, die da ſind — nichts als noch ſtaunendern Anblick der ins unendlich fortgehenden feinern Verarbeitung durch Werkzeuge. Neuton ſahe den Fall des Apfels — und das Geſetz der Schwere war da, — oder vielmehr er dachte das Geſetz der Schwere — und die Natur beſtätigte. Von allgemeinen Geſetzen müſſen wir anfangen, wenn wir die Geſetze lernen wollen, nach denen die Natur in ihrer zeugenden Werkſtäte arbeitet. —

Zwei Wege — und die unendlichen Hypotheſen kamen zum Vorſchein: — die Natur giebt unthätig her, was Jahrhunderte durch in ihrem Schooße geſchlummert — oder ſie arbeitet mit Schöpferkraft ſelbſt an der vorhergehenden Schöpfungsreihe — wie ein ſchlafender Embrio läſſet ſie die träumenden Phantaſien, von dem ſpielenden nächtlichen Glockenſchlage, dem Stoß eines kreiſenden Atomen geweckt, aus ſich herausſpinnen — oder mit fliegender Phantaſie ſchaffet und wiederſchaffet ſie ſelbſt die ſtolzen Geburten der ſchönen vergeiſtigten Formen der organiſchen Leiber. — Iſt Evolution — oder epigenetiſche Schöpfung? — **Alles iſt Hervorgehen alter Zeugung in verjüngenden Formen,** — Formen die ewig in der Natur da ſind, ewig in der Natur dieſelben bleiben — beſtimmt von der Quantität der Bewegung und der Quantität der Formung, die beide ſelbſt auſſer den gegenſeitigen und zurückwürkenden Urſachen noch in den alles herausbildenden Formen der Elemente ſich beſtimmt halten. Die Natur beweget ſich fort, wie ſie angefangen — formet fort, wie ſie angefangen, denn der Grund — die Elemente und das Würken — gehen fort, die Formung folget den Elementen, wie Würkung der Urſache — nichts rohes ungebildetes hat daher die Natur in dem ganzen Umfange ihrer Zeugung — *). Alles lieget ſchon in dem Zeugungsſtoff, ſobald er da iſt, beſchloſſen — beſtimmt, gebildet: — Das Geſchöpf erwartet nur den letzten Punkt der Zeit, daß es in die

Reihe

---

*) Was iſt der Bildungstrieb? — „Es iſt ein be-
„ſonderer lebenslang thätiger Trieb in allen
„organiſirten Körpern rege erſt Anfangs in
„dem rohen ungebildeten Zeugungſtoff, nach-
„dem er zu ſeiner Reiſe und an den Ort ſeiner
„Beſtimmung gelangt iſt, ihre beſtimmte Ge-
„ſtalt anzunehmen, dann lebenslang zu erhal-
„ten, und wenn ſie ja etwa verſtümmelt wer-
„den, wo möglich wieder herzuſtellen“ ſ. Hofr.
Blumenbach über den Bildungstrieb. — „Er-
„kläret dieſer Trieb das Geheime, Verborgene, Räth-
„ſelhafte in dem Geſchäfte der Zeugung? — wenn
„ſoll er entſtehen? — warum erſt dann entſtehen,
„wenn der Zeugungsſtoff zu ſeiner Reiſe zu dem Ort
„ſeiner Beſtimmung gelangt iſt? — welche Kraft
„ſoll ihn erwecken? — was ſoll er endlich bilden? —
„die Bildung folget gleich ſelbſt der Materie, ſobald
„dieſe da iſt, denn in der Würkung ihrer Elemente
„lieget die Formung: keines Anreizes bedarf ſie zu
„dieſem Geſchäfte — keinen Zeitpunkt bedarf ſie
„zu erwarten, da die Bildung zugleich mit der Ab-

ſonde-

Reihe der Dinge von den gröbern Sinnen mit größerer organiſchen Vollendung in ſinnlicherer Wahrnehmung auftrete.

Misgeſtalter tritt der Menſch in die Sinnenwelt ein, — keine Ordnung reget noch ſeine Glieder, kein Hauch eines göttlichen Ordens ſtrömet auf ſeinen Körper: ſinnliche Thierheit führet das Zepter, und nur der edlere Theil iſt da, um bald hinreiſend das Joch des Deſpoten von ſich zu ſchütteln. Wie hingeworfene Thonmaſſe, welche die ſchaffende Hand des Künſtlers zu einer Form umbildet, iſt der ganze Umriß des Schädels — ohne Wölbung in plattgedruckter geradlinichter Fläche erſtreckt ſich die Stirn bis zum Scheitel, und der Nacken wieder in der unthätigen Geſtalt eines liegenden Eins — weit hinausſtehend zugeſpitzt — bis zur Stirne: der Vordertheil des Geſichts iſt unbeſtimmter Zuſammenfluß von Säften und weicher Maſſe, noch kein Theil auf demſelben durch beſtimmte Grenzen gemeſſen: die Sinne, ruhendes Auge ungeöfnet, — das Werkzeug des Geruchs vor den eindringenden lufttheilchen verſchloſſen — das

---

„ſonderung der Materie anhebet. — Sinne wenden
„hier nichts ein, daß erſt nach einigen Tagen oder
„Wochen der Empfängnißbildung ſichtbar werde: —
„ſie ſind zu unempfängliche unſichere Zeugen, als daß
„ſie bei Geſetzen, wo Deduktion von a priori gegebenen
gemacht wird — etwas beſtätigen oder ungewiß
laſſen könnten. ——"

das Stirn und Naſenbein ohne alle Erhebung kraftlos: der untere Theil des Geſichtes von dem obern hervorragend zur einzigen bis jeʒt beſtimmten Erfüllung des thieriſchen Daſeins — des in ſich nehmenden Verdauens und Wachſens. *) Für die Sinnenwelt geboren, gehöret es der Sinnenwelt ihn zu entwickeln: die erſte Periode iſt vollendet, die zweite angefangen, die das glückliche Band zwiſchen Seele und Welt anknüpfet. Schon erhebet ſich die Tafel des Geſichts zum Wiederſtralen der Ausdehnung, — das Haupt, das der Menſchheit die Krone aufſeʒt, zum Throne zum Himmel — ſtrömend gehet Mannigfaltigkeit aus über den ganzen Körper — das jugendliche Gewächs ſtehet da — das Gleichgewicht iſt erreicht, das Wachsthum vollendet. — Die dritte Periode beginnet. Leben ſoll er geben, wie er lebet, empfangen — Schöpfer werden, um als Schöpfer zu ſterben. Glückliches — unglückliches Loos des menſchlichen Lebens! — — er ſuchet und findet nicht, tönet in melancholiſchen Klagen — der Unglückliche! — er ſuchet — gefunden! — ach der Selige! — Götterfreuden genießet er im pflanzen der Unſterblichkeit.

Mann und Weib Eine Form — Eins. — Modifikation nur, wie glühendere Empfindung dort

---

*) ſ. m. Ideen zu einer phyſiognomiſchen Anthropologie. Leipz. 1791. — Abſch. 1. Kap. 2.

dort — kühleres hier ſtilleres Wehen: — ſtärker dort am ſcharfen Felſen brechender Tonhall — leiſere hier im niedern Thale fortgehende Tonſtimme. Brennendes Blut im männlichen Körper, mit feurigen Aether gekränkter Nervenſtern gehaltvolle Knochenſubſtanz: weichere Aether im weiblichen, leichteres Blut hinflieſſen, nachgebenderer Knochengehalt: — Urſache und Würkung — härtere dort auch umriſſene — weichere hier abflieſſendere Körperform. Müſſen wir vorgebildete ineinander tauſendfältig verſchlungene Keime denken — daß die räthſelhafte Erſcheinung des Geſchlechts hervorgehe? — Es iſt ja Alles in der Natur Ein Gang! — Der Waldſtrom bahnt ſich das Bette von ſtrauchichten Erdzungen, der wilden ſchroffe hin und zurück Windende kleine friedliche Bach den gleichen geraden blumichten Erdſchooß: — härterer Stoff und es wird Mann — weicherer Grundſtoff und es wird Weib: der erſte Partikel bildet den ganzen ſich erhebenden Erdhügel. —

Wie von einem Centro gehet die ganze Form aus — wo ſich Mann und Weib ſcheidet. Eine Harmonie iſt zwiſchen dem Körper — Eine gegenſeitige Harmonie zwiſchen dem gegenſeitigen Körper der Mannheit und Weibheit. Wäre es nicht Disharmonie, größern Unterſchied zwiſchen dieſen zeugenden Theilen zu denken als zwiſchen der ſenkrechten mit Protuberanzen ſich wölbenden männlichen Kopfform, und dem weichern allmählichen Zurückſinken des weiblichen? — nicht Disharmonie — gröſſern Unterſchied hier finden, als zwiſchen der wallenden Wellenform des weiblichen Halſes und dem kurzen ſtarken widerſtehenden Nakken des Mannes? — Auffallender für die Sinne iſt er nur — nicht größer: — auffallender, weil die ganze Modifikation des härtern und weichern hier endet, die ganze Modifikation des kühnern und allmählichern Umriſſes hier anhebet. Der Mann hat feſtere Bruſt, breitere Schultern — von Muſkeln und Sehnen erhobene Schenkel, und um ſeinen ganzen Körper die von ſich ſelbſt ausgehende in ſich gegründete Form eines Dreiecks: Das Weib hingegen abflieſſendere Schultern, weichern ſanftern zur Liebe empfänglichern Buſen — vollere Fülle des Fleiſches: — und beide daher auch mit dieſem modifizirenden Charakter harmoniſch modifizirte zeugende Organe des Lebens. Von dem Grundſtoff des zeugenden Lebens — dem weichern oder härtern, mildern oder feurigern Princip der Schöpfung gehet der Unterſchied dieſer männlichen und weiblichen Bildung aus — mit dem erſten Hinſtrömen der Säfte beginnet er ſichtbarer — vor ihm in weiter und immer weiterer Entformung verſchwindet er gänzlich in zweideutiger Unkenntlichkeit dieſer Organe. *) Mit dem grauſamen Raube der zeugenden

Ge-

---

*) ſ. Blumenbach Elementa Phyſiol. §. 492. „Et „in genere quidem cuivis ſexui proprius uus „eſt

Gefäße im Manne — als Quelle aller bildenden Formung — fliehet daher auch die mit dieſen Theilen charakteriſtiſche Stimmung des Körpers — fliehet und wendet ſich beider Abweſenheit des feurigen Stoffes zu einer nach dem Raube der mittäglichen Sonne gedeihenden feuchtern Gewächsart. *)

Alle

„eſt et ab altero diſcrepans habitus: in ho-
„mine nato lucculenter abſervabilis; in foe-
„tibus vero tenerioribus primo ſaltem intuitu
„vix dignoſcendus, utu'opte quibus ipſa
„genitalia externa, ſi obiter ſaltem inſpecta
„fuerint, differre videntur, cum femino em-
„breoni clitoris proportione vaegrandis, maſ-
„culo autem prominens ſcrotum ad huc vix
„vllum ſit. (§. 520.) Quibusdam tamen in
„partibus vtriusque generis organa perquam
„ſimiclem monſtrant fabricationem. Ita ſub
„pube in commiſſura labiorum ſuperiore la-
„tens clitoris non una in re cum virili mem-
„bro conuenit, niſi quod ab urethra ſeiuncta,
„ideoque imperforata et in rite formatis per-
„exigua ſit. — — Similiter ceterum ea
„particula cauernoſis conſtat corporibus et
„erectioni apta eſt et praeputio tegitus et
„ſmegma praebet Littriano haud abſimile.“ —

„Buffon hiſtoire natur. Paris MDCCXLIX.
„Tom. III. wo Kupfer von Embrionen die Aehn-
„lichkeit der gegenſeitigen Zeugungstheile zeigen.“

*) Ich glaube, wenn das Werk der Kaſtration noch früher an dem männlichen Körper könnte vorgenom-

men

Alle Formen waren in dem unendlichen Reiche der Schöpfung befaſſet — alles ſollte ſich an einander anſchlieſſen — alles ſich von einander entfernen — Polypen- und Elephantenmaſſen, die weiteſten Enden, in einer Kontunuität ſich einander vereinigen: — alle Formen der Zeugung waren alſo zugleich da — wollte die Natur nicht mit ihren Werken Spiel treiben, Elephantengebürge wie Polypen, und Polypen wie Elephanten ſich fortpflanzen laſſen. Einfache Organiſationen umfaßten einfache Mittel, vielfache auch vielfache — Polypen polypenartige Ergießungen — Elephantengebürge auch gebürgsmäßige Zeugungen. Auf der niedrigſten Stufe ergoſſen ſich Ströme von Leben, in jedem momentmäßigen Anreiz — Leben ſchien hier wie in einer Werkſtatt in tauſendfältigen Funken unerſchöpflich tauſendfältig umherzuſprühen: in der höhern Stufe wanden Geſchöpfe ſich, jedes in ſich gegenſeitig mehreren zum Leben zu helfen: auf noch höhern Stufen ſtanden endlich einzelne — groß an Maſſe — größer noch in dem kunſtreichen der Or-

---

men werden, wo die Säfte — der ganze Bau des Körpers noch weniger beſtimmt, noch flüſſiger weicher iſt, — wenn das Meſſer ſelbſt in den Leib der Mutter und des Kindes könnte bringen, daß die Natur dann den künftigen Menſchen noch zweideutiger bilden, und ihn ſelbſt in ſeinem Geſchlechte dem weiblichen Zeugungstheilen ähnlicher umformen würde. —

Organe — und ſie ſtanden und nur zwei konnten einem in dem einem das geben, was in den niedern das einzige leichteſte Geſchäft ſchien. So entſtanden Geſchlechter — es mußte eine Ordnung in der Natur ſeyn, eine harmoniſche Weisheit: der Menſch ſollte nicht weniger leben als der hundertarmige Polype — der Menſch nicht weniger empfindungsreiche Momente in der Summe der Jahre zählen als das ſchwammartige Geſchöpf in dem Momente ſeines Regitirens — ein Verhältniß ſollte ſeyn in allen Lebensarten zwiſchen der embrioniſchen Brütedauer und den deutlichen in der Sinnenwelt empfundenen Lebensmomenten. Der Menſch — weniger groß in ſeiner Organiſation als derſelben Gewebe bedurfte mehrere daher bis zu dem Ziel der völligen Vollendung zur Ausdauer auſſer den organiſchen Lebensbehältniſſen der Zeugung — das Elephantengebürge größer noch in ſeiner Organenſtruktur bedurfte noch mehrere Jahre bis zu dem Zeitpunkte des erreichten Wachsthums: — wäre kein Geſchöpf da geweſen, das gleichſam das innerſte in ſeinem Schooße von ſeinem Leben zu dem einem mit hinſchütteln — kein Geſchlecht da, das durch gegenſeitige Vereinigung der embrioniſchen Keime in kürzerer Zeit in geſchwindern Monaten durch ſeinen Beitrag dem kommenden Geſchöpfe Wachsthum und Vollendung gab. War es Ohnmacht — wer wollte es behaupten! — die der Natur die Feſſeln anlegte, höhere Organiſa-

tionen

ſionen nicht auch einſeitig wie die einfachern in einem Geſchöpfe ſich fortorganiſiren zu laſſen? — Weisheit war es daß ſie nicht wollte, was ſie konnte — nicht that: höhere Organiſationen und edlere hätten ſonſt in ganzen Bezug ihrer Entwicklungszeit in Verhältniß der Exiſtenz auſſer der Mutter mit der Exiſtenz innerhalb derſelben weniger gelebet, als die einfachern, die weniger Brütezeit in ihrem embrioniſchen Zuſtande verſchlafen. laſſet den Menſchen zwei Jahre innerhalb den Zeugungsbehältniſſen verweilen, — zwei Jahre, welche analogiſch zu ſchlieſſen nöthig geweſen wären, um ihm die Vollendung erreichen zu laſſen, die er jezt durch den doppelten Beitrag der Geſchlechter in halb ſo langer Zeitdauer erreichet: — ein Jahr wäre an ſeinem Leben abgegangen — ein Jahrhundert an hundert Menſchenaltern — welche Summe von Empfindungen — welche Summe von Jahren weiter gezahlet auf Welt auf Menſchengeſchlechtsalter! — oder er hätte nach dem allgemeinen Geſetze des Verhältniſſes der Zeitdauer innerhalb und auſſerhalb der zeugenden Werkſtatt, — der embrioniſchen Entwicklung und dem vollen bewußten Menſchenleben, welches die Natur durch alle Geſchöpfarten beobachtet, — noch einmal ſo langes Leben zählen müſſen als er jetzt zählet — — und welche Störung dann wieder in dem allgemeinen Plan der Welt, deren kein anderer beſſerer — denn ſonſt wäre er da — denkbar und möglich war als dieſer. So Einſtimmung in eine Ordnung — und Geſchöpfe traten hervor auf der Stufe der umfaſſendern Organe — Geſchöpfe, die einartig — doch verſchieden, einartige in Rückſicht der zeugenden Organe aber Modifikationen waren. Myſtiſches Räthſel — glücklicher Zauber der noch immer ſtäten Genuß hindrängenden Leben! — labyrinthe brachteſt du hervor — Tiefen — undurchdringliche Dunkel in dem Tempel deines Naturforſchens — und errichtet wareſt du, daß kein Geſchöpf mit der Natur rechte.

So vereinigen ſich alſo auf der Stufe höherer organiſchen Weſen zwei Geſchöpfe, um ein drittes aus der Mitte ihrer organiſchen Lebenswärme hervorgehen zu laſſen — mit gleichem Beitrag beider an dem Leben, gleichem Beitrag beider an der keimenden bald hervorſproſſenden Knoſpe der Schöpfung. Warum ſoll der männliche Saame blos befruchten? *) warum bald im weiblichen bald im männlichen Zeugungsſtoff der Keim des künftigen Menſchen enthalten ſeyn? — Der Zweck der Trennung der Geſchlechter war, — in kürzerer Zeit möchte das Geſchöpf organiſche

Vol-

---

*) **Befruchten** iſt ein Wort, das unter ſo vielen andern myſtiſchen Worten in dieſer Materie uns etwas hat erkläret geben wollen: das aber nur leider durch die Dargabe eines ſinnlichen Begriffs uns für weitere Zergliederung beruhiget hat.

Vollendung erhalten, in kürzerer Zeit die Summe ſeiner Empfindungen zu zählen anfangen. Das Weib mußte alſo gleichen Beitrag wie der Mann und dieſer wie jene — beide gleiche Anlagen entgegenbringen — gleiche Grundformen des künftigen Menſchen. Warum ſollte auch in dem Weibe nicht das nehmliche vorgehen, wie in dem Manne? — beide begründen ja gleiche Urſachen: hier ſondern ſich Zeugungeſäfte ab — dort müſſen ſich alſo auch abſondern; denn gleiche Körper — gleiche abſondernde Elemente: — in dieſen lieget nach den Geſetzen des formens das Geſchöpf gebildet — warum alſo nicht auch in jenen? — gleiche würkende Urſachen — gleiche Effekte. — Die Natur ſpielet nicht mit leerer Mannigfaltigkeit, daß ſie ihren Geſchöpfen, wie das Kind ſeinen einherführenden Puppen nur immer andere und andere Gewänder, andere farbichte Flecke mit andern Schnitten umhänge: ihre Mannigfaltigkeit iſt Abſicht zur endlichen Erreichung höherer vielfacherer Zwecke der Schöpfung. Mann und Weib bringen alſo zwei Embrione, zwei Anlagen zu Einem entgegen — und es iſt kein mordender Gedanke: — der eine gehet unter indem er ſich mit dem andern verbindet: es iſt nur höhere Spannnung beider phyſiſchen Leben beider Empfindungsvermögen zu und in einem konzentriſchen Punkte. *)

---

*) Sömmering v. Baue des menſchl. Körpers. Th. 5. §. 117. „Ein ſpäterer Urſprung der Seele als im Augenblicke

War die Organiſation beider Geſchlechter auch nicht verſchiedenartig — nur Modifikation — hervorgegangen aus den innern lebenskräften nach dem Zwecke der zeugenden Beſtimmung: ſo konnte doch nicht jedes, ob ſchon im Beſitz der lebendigen Grundform des künftigen Geſchöpfs, allein zeugen — Die Beſtimmung der Vereinigung verlangte auch Organiſation, Unordnung der zeugenden lebenstheile, welche der einzelnen Ausbildung ohne Ausnahme widerſpräche. In dem männlichen Körper ordneten ſich die Behältniſſe des zeugenden Prinzips auſſer den Körper, und kein Uterus iſt da, der das embrioniſche des lebensprinzips aufnehme und zum Wachsthum vollendete: in dem weiblichen Körper iſt dieſer Uterus da, aber der lebensſtoff iſt auſſer demſelben hingeſtellt, und nur männlicher Anreiz kann ihn in der Regel durch Mechanism der Fallopiſchen Röhren in die größer entwickelnde Werkſtäte hinführen. *)

Wir

„genblicke der Empfängniß oder der Erzeugung des „belebten Hirnkeimes iſt undenkbar; ob ſie aber „früher in der Mutter oder in dem Vater, oder zum „Theile in beiden virtualiter ſich befinde, kann man „wohl nicht entſcheiden.“

*) Die ovala Graafiana im weiblichen Körper ſind gewiß nichts anders als die teſtes und veſiculae ſeminales im männlichen — Behältniſſe nehmlich des vor unſern Augen verſchwindenden embrioniſchen Geſchöpfes — anders nur nach dem Endzweck der gegen-

Wir ſehen täglich Erſcheinungen vor unſerm Auge aufziehen — aufglühen und wieder verſchwinden: und die Urſachen, die dieſe Phänomene in der Menſchheit ſo aufführen, liegen vor unſern Augen verborgen. Ewig kommen ſie unter den nehmlichen Bedingungen hervor — wir bilden Regiſter, ziehen Summen Differenzen auf Jahrhunderte Jahrtauſende ganze Menſchenalter hinaus — und doch wachet nur ein Deus ex machina über dieſe Proportionen die ſich nach den Auffnikken der Natur — wie die Menſchenhandlungen auf dem kindiſchen Affengehirn — ohne ver-

---

gegenſeitigen Geſchlechtsvereinigung, geordnet und organiſch gebildet. Daß corpora latea auch ohne vorhergehende wirkliche Vereinigung in den ovario entſtehen, beweiſen Verſuche Beobachtungen, (ſ. **Blumenbach** medizin. Bibl. 3. B. 3. St.) Daß alſo auch der Mechanism, der die Fallopiſchen Röhren dem ovario zur Aufnahme des weiblichen Zeugungsſtoffes näher bringet, auſſer der Geſchlechtsvereinigung durch andere widernatürliche Urſachen erfolge, erhellet eben auch aus dieſen Beobachtungen. Ob nun ſchon bei ſolchem widernatürlich erregten Mechanism in den Zeugungstheilen des Weibes auch der Zeugungsſtoff als das ovulum aus dem ovario in den Uterum hinübergehen muß: ſo kann doch — keine Rückſicht genommen auf die Beiſpiele, die durch glaubwürdige Zeugen von bald im weiblichen bald im männlichen Körper von aller Vereinigung — entwickelten Embrione erzählet werden, (ſ. **Blumenbach** über den Bildungstrieb) — glaube ich, nicht bindende Reihe von Urſache und Folge in unſerm Gehirn nachdrucken. Das Verhältniß der einen zeugenden Mithälfte in den Geſchlechtsgeſchöpfen wird nie größer als das andere — nie verhältnißmäßig geringer als das andere — immer das nehmliche — und doch iſt nur dieſes Verhältniß in unſern zeichnenden Chroniken, — nicht in unſerm Verſtande. Worinnen wüßten wir uns aber nicht zu helfen! — „Die Gottheit ſtellte präformirte Keime hin und bildete in denſelben das gleiche männliche und weibliche Hervorgehen.“ — Du biſt's — ruft das Kind aus — es kann die Erſcheinung nicht in dem Dinge begreifen: — große Kinder wie wir ſind! — kindiſcher Kindesgedanke noch als der iſt, der das äffende Vogelsgeſchrei nicht in der kleinen leichten Federmaſchine der luftpreſſung glaubet! — — Können wir

---

einmal im weiblichen Körper, in welchem alle zur vollendenden Entwicklung beſtimmten Behältniſſe da ſind, dieſer hinübergegangene Zeugungsſtoff des Weibes zur wirklichen Vollendung der Ausbildung kommen, weil nehmlich der männliche Zeugungsſtoff fehlet, der durch ſeinen Beitrag die Ausbildung des Geſchöpfes befördert. Denn in Ermangelung deſſen müßte nach analogiſchen Schluſſe das weibliche Zeugungsprinzip längerer Zeit — doppelt ſo lange — zum völligen Wachsthum in den Zeugungsbehältniſſen verbleiben, in welcher längerer Zeit aber — wider die Anordnung der Natur — wahrſcheinlich es untergehet und als Abart ſtirbet. —

wir ſtolz ſeyn auf unſere Erzogenheit, wenn wir ſolche Kinder ſind? — Die Natur — Alles von allen was ſie iſt, hat alles in ſich, wodurch ſie hervorbringet — Die Geſetze liegen in ihr, die ſie ewig zur Behaltung gleicher Ordnung der Geſchlechter beſtimmen. —

Die Geſchlechtsfortpflanzung beruhet in dem elementariſchen Stoffe der Zeugung, deſſen Modifikation — feuriger oder kühler, härterer oder weicher — wieder in dem Temperamente des Mannes und Weibes beſtimmt lieget. Der Mann ſowohl als das Weib — beide können Prinzip bald zum männlichen bald weiblichen Foetus abſondern, je nachdem ihr Temperament zu dieſer oder jener Form ſich mehr hinwieget. Die Erklärung lieget in folgenden Sätzen. —

Ob ſchon die Temperamente wie die Name des Menſchengeſchlechts ins unendliche unmerkbar hinſpielen: ſo ziehen ſich doch gewiſſe Linien feſt, die gewiſſe Hauptpunkte zwiſchen ihnen — Haupttemperamente wie Hauptramen — abzeichnen laſſen. Die Natur gründete auf den dreifachen Unterſchied — auf dem ſie ihre organiſche Maſchine des Menſchen baute — auf dem alles unterſtützenden Knochengebäude — dem Lebensſtrom des Blutes — und dem geiſtigen empfindenden Aether des Nerven ſelbſt die Haupttemperamente und auf den einzelnen Bedingungen jener auch die

Bedingungen und abmodifizirenden Erſcheinungen dieſer. *)

Das knochenreiche Temperament.

a) Gedrängter Knochen — mit ſcharfen eckigten Umriſſen: — das Römiſchfeurige. —

b) Gedrängt — ſtark — mit runden gewölbten Umriſſe: — das Römiſchmännliche. —

c) Aufgedunſen — locker — mit ſcharfen hervorſpringenden Umriſſe: — das grobe Pralende.

d) Aufgedunſen — locker — mit runden abgeſchliffenen Umriſſe: das Bäotiſche.

Das blutreiche Temperament.

a) Blut mit feurigen elementariſchen Theilchen angefüllt — in heftigen ſtarken Umlauf: — das Koleriſche.

b) — — — mit weniger feurigen, abgekühltern Theilchen angefüllt, in leichten geſchwindem Umlauf — das Sanguiniſche.

c) — — — mit wäſſerichten Theilchen angefüllt im langſamen ſtillen Umlauf — das leichte Phlegmatiſche.

d) mit

---

*) Es iſt hier der Ort nicht, die beſtimmenden Urſachen dieſer Temperamente auseinanderzuſetzen, und für ihre Entwicklung Gründe zu führen: ſ. m. Ideen zu einer phyſiolog. Anthropologie.

d) – – – mit groben dicken Erdtheilen angefüllt — im ſchwerfälligen Umlauf — das grobe Phlegmatiſche.

Das ätheriſche Temperament.

a) Der Nervenſaft leicht, ätheriſch mit ungehinderter freier Thätigkeit: das Melancholiſche.
b) – – – – – – leicht, ätheriſch, mit periodiſch lebhafter unruhiger Thätigkeit: — das Aetheriſche.
c) – – – – – – leicht, weniger ätheriſch — mit ſtarker gichtiſcher zuckender Bewegung in das Hecktiſche.
d) – – – – – – leicht, wenig ätheriſch, mit ſchwacher unmerklich verſchwindender Thätigkeit: das Schwindſüchtige. —

In dem weiblichen Geſchlechte bedingen ſich dieſe Temperamente zu andern Erſcheinungen: — ſanfteres Klima bringet hier ſanftere Ineinanderſchmelzungen — der Erdboden leichtere freiere Gewächsarten hervor. Der Aether des männlichen Körpers modifizirt ſich hier gefälliger, leidend, mehr empfänglich — der Knochen mehr ineinander verſchmolzen — nachgiebig — Das Blut weniger ſtürmend — leichte hinflieſſend: — die härtern Temperamente des männlichen Körpers verlöſchen alſo hier, oder verſchwinden in andere leichtere. *)

Das knochenreiche Temperament.

a) Das Römiſchmännliche.
b) Das Böotiſche.

Das blutreiche Temperament.

a) Das Koleriſche. (ſelten)
b) Das Sanguiniſche.
c) Das leichte Pflegmatiſche.
d) Das leichte Weibliche.

Das ätheriſche Temperament

a) Das trockne unruhige.
b) Das leichte trockne ruhige.
c) Das trockne ſchwindſüchtige.

Was iſt nun bei dem gegenſeitigen Verhältniß des männlichen und weiblichen Körpers die Urſache der jedesmaligen männlichen oder weiblichen Geſchlechtsfortpflanzung? — Der Mann ſowohl als das

---

*) Ich habe dieſe Temperamente, die ich im weiblichen Körper modifizirt und unter andern Erſcheinungen beobachtet habe, auch anders benennet. Das grobe Pflegmatiſche findet hier wegen der leichtern und flüſſigern Säfte des weiblichen Körpers nicht ſtatt: deſto häufiger aber und faſt allgemein das leichte weibliche.

das Weib enthält den Embrio des künftigen Menſchen — Das Geſchlecht dieſer Embrione liegt beſtimmt in den Temperamenten des Mannes und des Weibes, in ſo fern nehmlich durch die Elemente des verſchieden temperirten Zeugungsſtoffes die weibliche oder männliche Körperform produzirt wird — bei der Vereinigung dieſer Embrione in den Zeugungsbehältniſſen des Weibes bleibet diejenige Körperform, die mittelſt ihrer Elemente die meiſte Konſiſtenz — das gröſſte Aus- und Einwirken, den meiſten Lebensgehalt hat — Das gleiche Verhältniß des männlichen und weiblichen Geſchlechts beruhet auf dieſen gleich abgemeſſenen Verhältniß der gegenſeitigen Temperamente: — die Erſcheinung, daß mehr männliche als weibliche Kinder geboren werden, auf der ſtärker beſtimmenden Bildungsform der Elemente des Mannes. —

Beſtimmungen der Geſchlechtsfortpflanzung.

1) Beſtehet der Zeugungsſtoff des Mannes aus harten knochenreichen, feſt zuſammenverbundenen Elementen: der des Weibes aus weichen flüſſigen Bluttheilchen von weniger Thätigkeit: ſo werden, obſchon der weibliche Zeugungsſtoff zu der Form und dem Temperamente des weiblichen Kör-

pers ſich hinneiget, männliche Kinder — Er muß bei der Vereinigung mit dem männlichen Zeugungsprinzip mittelſt deſſen größerer Einwürkung und ſtärkerer Konſiſtenz auch in deſſen gleich harmoniſche härtere Bildungsform des männlichen Körpers hingehen. a)

2) Beſtehen die Zeugungsſäfte des Mannes und Weibes aus harten knochenreichen Elementen: ſo iſt nicht anders möglich, als daß männliche Kinder gezeuget werden. b)

3) Auch dann werden männliche Kinder gezeuget, wenn der Zeugungsſtoff der Mutter aus knochenreichen Elementen zuſammengeſetzt iſt: obſchon das männliche Zeugungsprinzip aus weichen flüſſigen Säften des Blutes beſtehet. c)

4) Beſtehet der männliche Saamen aus dem Prinzip der Knochen: — der weibliche hingegen aus weichen Theilchen des Bluts von großer Thätigkeit: — ſo entſtehen bei der gegenſeitigen Vereinigung dieſer thätigen Temperamente bald Mädchen bald Knaben — nach Bedingungen vielleicht einer größern periodiſchen Thätigkeit eines dieſer Temperamente. d)

5) Beſtehet der männliche Zeugungsſtoff aus weichen fetten Theilchen des Bluts — der weibliche aus trocknen unruhigen Nervenäther: ſo werden faſt jederzeit männliche Kinder. e)

6) Iſt der männliche Saamen aus rohen ſchweren fetten Bluttheilen — der weibliche aus

unruhigen Nervenäther zuſammengeſetzt: ſo entſtehen Kinder männlichen Geſchlechts, wenigſtens deſſen mehr als des weiblichen. f)

7) Beſtehet der männliche Saame aus feurigen Elementen des Blutes — der weibliche aus weichen wäſſerichten: ſo werden männliche Kinder. g)

8) Beſtehet der männliche Zeugungsſtoff aus weichen Bluttheilen und ruhigen leichten Nervenäther — der weibliche aus unruhigen lebhaften thätigen Nervenäther: ſo entſtehen Kinder weiblichen Geſchlechts. h)

a) Der Mann von Römiſchfeurigen — männlichen oder Bäotiſchen Temperamente — das Weib von leichten Pflegmatiſchen: — — männliche Kinder.

b) Mann und Weib von den Temperamenten, die aus den Knochen entſpringen: — männliche Kinder.

c) Das Weib von einem der knochenreichen Temperamente — der Mann den leicht Pflegmatiſchen: — männliche Kinder.

d) Der Vater vom Römiſchfeurigen oder männlichen Temperamente — das Weib dem leichten weiblichen: — bald männliche bald weibliche Kinder.

e) Der Vater von dem leicht Pflegmatiſchen oder Sanguiniſchen — die Mutter dem trocknen unruhigen: — weibliche Kinder.

f) Der Vater von dem Bäotiſchen oder groben Pflegmatiſchen — die Mutter von dem trocknen unruhigen: — männliche Kinder, wenigſtens deren mehr als weibliche.

g) Der Vater von dem koleuriſchen Temperamente — die Mutter dem leicht Pflegmatiſchen: — mehr männliche Kinder.

h) Der Vater von dem Melancholiſchen — die Mutter dem leichten trocknen ruhigen Temperamente: — mehr weibliche Kinder.

Anerkannt als höchſtes Geſetz der Natur nach dem Endzweck der Anordnung des Geſchlechts — die Vereinigung — Entwicklung zweier Embrione zu Einem: — drängen ſich doch Geburten zum Vorſchein, die — als Ausnahmen dieſes Einheitsgeſetzes der Zeugung, in der hervorkommenden Reihe der Einheiten ſelbſt Regeln ihrer Ausnahmen zu beobachten ſcheinen, in weiteren oder engeren Verhältniß unter dieſem oder jenen Völkerſtamme beſtimmt vermuthlich nach Urſachen des verſchiedenen phyſiſchnationalcharakteriſtiſchen. *) laſſen ſich von Würkungen Rückſchlüſſe auf Urſachen machen:

---

*) **Blumenbach** Elementa Phyſiol. §. 576. Proportio inter gemellos et ſolitarios partus ſub noſtro quidem coelo vt 1 ad 70 obſervatur: apud Hibernos a contrario illi ad ſingulorum partus fere vt 1 ad 53 ſe habent: a pud Grön-

machen: ſo glaube ich wohl mich auf meine Beobachtungen nicht ganz hypothetiſch zu gründen, und von dergleichen Erſcheinungen der Aehnlichkeit der Zwillinge — dem gleichen Geſchlechte derſelben *) — auch gleiche Temperamente und gleiche klimatiſche Konſtitution der Zeugungsſäfte des Mannes und Weibes — als Urſachen derſelben — der Zwillingsgeburten ſchlieſſen zu können. Die gleichen Temperamente deſtruiren ſich weder, noch zwingen einander zur Vereinigung in Einheitsgeburt: — — jede Anlag bildet ſich — obſchon vereiniget in einem zeugenden Behältniß — abgeſondert durch ſelbſteigne Tendenz zum einzeln Wachsthum und einzelner organiſchen Vollendung.

Nur ſelten überſchreitet die Natur in der Summe ihr Einheitsgeſetz durch noch vielfachere Zeugung — in drei Geburten. Entſtehen ſie, wenn mehr als eins der weiblichen Anlagen aus dem ovario in die entwickelnde Werkſtäte hinübergehen? — In den niedern Geſchöpfarten iſt es Regel — die Kontinuität der Natur wollte es, daß hier das Geſchlecht anfieng — wenig zuſammen-

geſetzt

Grönlandos deneque gemellonem expreſſe notat raritatem. (Eſſede in deſcr: du Grönland.)

*) Ich wünſchte allgemeinere Beſtätigung, ob die Zwillinge öfters oder ohne Ausnahme von einerlei Geſchlecht ſind — beide männlich entweder oder weiblich.

geſetzt aber noch wenig verſchlungen gleichſam in dem Gewebe der Organiſation verband ſie zugleich in ihnen das Geſetz — als Kontinuitant der Zeugung, daß mehrere Organiſationen als eine auf einmal aus ihrem Schooße hervorgiengen. So ſteiget die Zeugung mit der Organiſation — von Einem zu mehreren — von mehreren zu Tauſenden zu Millionen hinab! —

Bringet gleiche in dem männlichen und weiblichen Zeugungsſtoff herrſchende Temperatur Doppeltgeburten zum Vorſchein: — iſt es widerſprechend, daß Diſcrepanz unvollendete Organiſation oder gänzliches Verſagen der Entwicklung des embrioniſchen Geſchöpfes verurſache? — Deſtruiret werden die Anlagen, die jetzt in den Augenblick der Vereinigung zuſammentreffen: Ungleichheit iſt zwiſchen ihnen — weder Tendenz zur eigenen einzelnen Vollendung nach harmoniſche Vereinigung zu einen einzigen empfindenden Lebenspunkte iſt in ihnen verſtattet. Was ſind die Fälle der Beobachtung, die ich für dieſe — wenn man will, hypothetiſche Urſache zähle? — Ich habe immer unter den Ehen, die unfruchtbar waren, oder unvollkommene Organiſationen hervorbrachten, den Mann und das Weib von ganz entgegengeſetzten kontraſſierenden Temperamenten gefunden — Der Mann z. B. von dem leichten oder groben Pflegmatiſchen Temperamente und das Weib von dem trocknen ruhigem. — Die Natur ſcheinet nicht gewollt zu haben, daß der unbehülfliche dicke Pflegmatismus unter den verſchiedenen Erſcheinungen und Darſtellungen des Menſchen mit auftrete. Der Mann war immer vom groben pflegmatiſchen Temperamente, wenn Kinder unvollkommene Organiſationen — unvollkommene Sprachwerkzeuge hatten.

So das Geſchlecht in der Liebe in dem ſympathetiſchen Hindrange gegen einander gemeſſen — iſt beſtändiges Hinwogen von Mutter und Vater zum Sohne — vom Sohne zum Vater: — Ebbe und Fluth in Formen und Geſtalten — Geiſtererſcheinung, daß Todte aus Gräbern wandeln — über Generationen wie Luftbilder hinſchweben — Todte mit den erſten Erſterben verſchwinden und keine Spur eines Gebildes zurücklaſſen. *) Zuſammenſchmelzen in Eins — Hinbilden des Vaters in die Geſtalt der Mutter in dem höchſten empfun-

---

*) Lavater in ſ. phyſiog. Werke: (über die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern) „Es iſt eben ſo gewiß und eben ſo erklärlich, daß „gewiſſe frappante Phyſiognomien von den fruchtbarſten Perſonen durchaus ohne ähnliche Nachkommenſchaft untergehen; ſo gewiß und unerklärlich es iſt, daß gewiſſe andere niemals ausſterben: „nicht weniger merkwürdig iſt, daß eine väterlich „oder mütterlich ſtark gezeichnete Phyſiognomie ſich „bisweilen in den unmittelbaren Kindern verlieret, „in den Kindeskindern gänzlich wieder zum Vorſchein „kommt.“

denen lebensmomente oder der Mutter in die Geſtalt des Vaters: — und die Geſtalt — will Lavater, ſchwimmt über ins leben, das ſich in ihrer Mitte jetzt bildet. Was iſt die Phantaſie, daß ſie ihre luftigen Gebilde hineindrucke in die ſchwerere gröbere Materie — dieſe nachforme das ſchwebende Stalten des Einbildens? — Die Natur iſt nicht erkläret, wenn übernatürliche Kräfte herzueilen, ihre Produktionen zu bilden — Phantaſie Einbildungskraft in der zeugenden Werkſtäte mit arbeitet. Die Phyſiognomik — die für manchem mehr — für viele weniger geſaget hat, als ſie wollte, — gründet ſich auf die innern herausbildenden Elemente der Säfte — die Phyſiognomie des Kindes auf die Temperatur des abgeſonderten elementariſchen Zeugungsſtoffes — die Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit der Kinder alſo mit ihren Eltern auf die Konſtitution und dem Verhältniß des gegenſeitig hergegebenen Stoffes zur Zeugung.

Es wäre ein einziges unverletzliches Geſetz der Materie, immer in der nehmlichen ſtaltenden Formung zu bleiben: — wäre durch alle Geſchöpfarten einem einzigen Individuo das Werk der Fortpflanzung überlaſſen worden. In allen Fällen wäre dafür zu ſehen geweſen — „dieſe nehmliche Form, dieſe nehmliche Geſtalt tritt wieder auf —“ da es nun — bei der Theilnahme zweier Individuen an einem Zwecke — in Millionen Fällen — in allen Fällen — kein einzigesmal möglich iſt, daß irgend ein Produkt in dem hervorgehenden Naturreiche mit den nehmlichen Zügen, der nehmlichen Stattung wieder hervorgehe. Die gröſſere mindere — oder endlich getheilte Aehnlichkeit der Kinder mit einem Theile ihrer Eltern beruhet auf den drei möglichen Fällen: — auf die gröſſerere innre Kraft und dem Zuſammenhang des männlichen Saamens die gröſſere Aehnlichkeit der Kinder mit dem Vater: — auf der ſtärkern Thätigkeit des weiblichen Prinzips die gröſſere Aehnlichkeit derſelben mit der Mutter: — und auf dergleichen verhältnißmäßigen Einwürkung und Thätigkeit des männlichen und weiblichen Zeugungsſtoffes der vermiſchte gleiche Antheil der Eltern an der Aehnlichkeit der Kinder. *)

---

*) Es iſt leicht, nach dieſen drei Beſtimmungen der Aehnlichkeitsfortpflanzung gleichſam auf künftige Geſchlechter die Aehnlichkeit vorauszuſagen. Die Temperamente, die aus den Knochen entſpringen, pflanzen ſich am ähnlichſten fort: ich habe immer, wenn der Vater das Römiſchfeurige, männliche oder bretiſche Temperament hatte, die Kinder mehr ihm als der Mutter ähnlich geſehen. Die knochenreiche Form des Vaters gehet aber doch in den Kindern — durch den weiblichen Zeugungsſtoff entweihet, zu einer gleichſam verjüngten, gedehntern Form über. Das Temperament, das aus dem Blute entſpringet,

Keine Ausnahme machet die Natur von dieſen ſtätigen Regeln der bildenden Fortpflanzung: — ſelbſt in Misgeburten und Baſtarden *) träget ſie

dieſe

---

gehet in den Kindern bald zu dieſer bald zu jener Unterabtheilung dieſes Temperaments über. Alle Unterabtheilungen aber deſſelben bilden ſich in der Form einander ähnlich — daher werden die Kinder, wenn der Vater das kouleuriſche Temperament hat, immer mehr ihm als der Mutter ähnlich ſehen. Dieſes iſt auch der Grund der Selbſtſtändigkeit der jüdiſchen Geſichtsform: — das blutreiche Temperament iſt überhaupt der jüdiſchen Nation eigen, dieſes gehet ſchwer zu einem andern Temperamente über, und iſt auch in ſeiner Formung unter allen Bedingungen ähnlich.

*) Hieher rechne ich z. B. den Mauleſel: vergleichende Zergliederung deſſelben würde gewiß nach den drei Beſtimmungen den drei möglichen Fällen der Aehnlichkeitsfortpflanzung, die Nothwendigkeit ſeiner abweichenden von beiden Theilen des Pferdes und des Eſels zuſammengeſetzten Organiſation zeigen. Hieher gehöret auch das Beiſpiel, das **Blumenbach** (Elementa Phyſiol. §. 596 de niſu formativo) aus Kölreuters vorläufigen Nachrichten. (3. Fortſ. pag. 51) anführet: „Refero huc v. c. ex hybridorum hiſtoria memorabile experimentum, „quo in hybridis prolificis per plures generationes ſaepius iterata eorum foecundatione ope viriter ejusdem ſpeciei ſeminis adeo ſenſim a primaeva materna forma deflexit nova ea pronepotum hybridorum facies

„cies

dieſe organiſirende Aehnlichkeit, ſelbſt die phyſiſchen Fehler des Vaters oder der Mutter auf die jenem oder dieſem Theile mehr ähnlichen Kinder hinüber, ſo daß das Kind, das dem Vater ähnlich ſiehet, auch ſeine phyſiſchen Gebrechen an ſich habe, — das Kind, das der geſunden Mutter ähnlich ſiehet, von ihnen frei ſey. Wohl können alſo Kinder derſelben Eltern — einige geſund und gerade, andere ausgewachſen und unvollkommen ſeyn — wohl wie das Beiſpiel der kallogiſchen Familie zeiget, welches den Phyſiologen ſo viel Erklärungsarten abgezwungen hat, *) einige mit der ordentlichen Anzahl der Finger, andere mit einer Ueberzahl geboren werden, je nachdem dieſe dem Theile der Eltern ähnlich ſind, welcher dieſen Fehler an ſeinem Körper träget — jene dem, der davon frei iſt, ähnlich ſehen. So können auch Nationalformen Nationalzüge entſtehen — die nicht in der Formart der Na-

---

„cies, ut potuis magis magisque in paternam „alterices ſpecici formam abiret, et ſic deneque iſta in hanc (arbitraria queſi meta morphoſi) tota quenta transmutata plane videretur."

*) Haller Elem. Phyſicl. l. 29. S. II. §. 8. auch Maupretuis Venus Phyſique — wo dergleichen Beiſpiele von Fortpflanzungen erzählet werden.

tur lagen, die nur durch Eigenſinn Unwiſſenheit oder andere Zufälle in ihr erpreßt wurden. *)

Beſtimmungen der Fortpflanzung der Temperamente.

1) Hat der Vater das kouleuriſche Temperament — die Mutter das leichte weibliche (weiche Umkleidung des Fleiſches, lebhafte Empfindung und Reizbarkeit: ſo neigen ſich die Kinder zu dem Sanguiniſchen Temperamente hin.

2) Der Vater vom kouleuriſchen Temperamente — die Mutter vom trocknen unruhigen (langen ſchwachen Körperbau, groſſer Reizbarkeit der Nerven:) ſo ſind die Kinder gemeiniglich mehr von dem ätheriſchen als dem

---

*) Hippokrates erzählet in dem Buche de aëre aquis et locis, daß man geglaubt habe, die ehemalige Gewohnheit der Kalchier, den Kopf der neugebornen Kinder zu preſſen, ſey die Urſache geweſen, daß ihre Nachkommen mit dieſer Form des Schädels wären geboren worden. Man vergleiche ferner **Blumenbach** (Elem. Phyſicl. §. 598) „Tum et quod „non ſolum connatae monſtroſitater, ſed et „aduentitiae mutitationer eliaeue deſormatio „hes, aut caſu aut ſtudio corpori illatae, hae „redilariae ſubirele fiunt, ita vt, quod primo„artis opur erat, ſenſim in alteram queſi na„turam deſlectere dicenatum ſit.“

dem ſanguiniſchen Temperamente (groſſer Empfindlichkeit des Nervenäthers und feiner geiſtigen Empfindung.

3) Der Vater vom ſanguiniſchen Temperament — die Mutter vom trocknen unruhigen: — Die Kinder von dem Temperament der Mutter.

4) Der Vater von einer gewiſſen Miſchung des kouleuriſchen und ſanguiniſchen Temperaments — die Mutter von den trocknen ſchwindſüchtigen (kleinen ſchwachen Körperbau, ſchüchterner furchtſamer Empfindung:) — ſo bekommen die Kinder gemeiniglich das ſanguiniſche, theils das melancholiſche Temperament.

5) Der Vater von dem Sanguiſchen — die Mutter dem trocknen Schwindſüchtigen; — in den andern eine gewiſſe Modifikation eines leichten ſanguiniſchen Temperaments.

6) Der Vater von dem böotiſchen — die Mutter dem trocknen unruhigen Temperamente: — ſo haben die Kinder entweder das Temperament des Vaters das böotiſche, oder das ätheriſche nach dem Temperament der Mutter.

7) Der Vater vom groben Pflegmatiſchen — die Mutter dem Römiſchmännlichen (ſtarken Körperbau's, unerſchrockenen Gemüths:) — ſo ſind die Kinder gewiß auch von dem Pfleg-

matiſchen oder einer Modifikation deſſelben.

8) Der Vater von leicht Pflegmatiſchen — (nicht ſtarken Körperumfang, weicher Umkleidung des Fleiſches) — die Mutter dem trocknen unruhigen: — ſo ſind die Kinder von dem Temperament der Mutter.

9) Vater und Mutter von dem pflegmatiſchen Temperamente: — die Kinder von dem Bäotiſchen.

10) Die Mutter von dem pflegmatiſchen Temperamente: ſo werden die Kinder nach dem mehr oder weniger hitzigen Blute des Vaters mehr oder weniger von dem Temperament der Mutter.

11) Der Vater von einer Miſchung des ſanguiniſchen und bäotiſchen Temperaments — die Mutter von dem Römiſchmännlichen: — ſo folgen die Kinder gemeiniglich dem Temperament der Mutter.

12) Der Vater von dem römiſchfeurigen: die Kinder von dem römiſchmännlichen Temperamente.

13) Der Vater von dem Melancholiſchen — die Mutter dem trocknen Ruhigen: ſo haben die Kinder (gemeiniglich weiblichen Geſchlechts) das Temperament der Mutter.

Zur
höhern Erfahrungsſeelenkunde.

I.
Ueber die Schwärmerei.

Die Eintheilung einer Wiſſenſchaft in einem gemeinen und höheren Theil z. B. die gemeine und höhere Geometrie, Chemie u. d. g. iſt entweder in der Art den Gegenſtand dieſer Wiſſenſchaft zu betrachten gegründet. In dem gemeinen Theil wird er ſo betrachtet, wie er am leichteſten in die Augen fällt. Der auf dieſer Art beſtimmter Begriff deſſelben wird in dieſem Theil den daraus zuziehenden Folgen zum Grunde gelegt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob nicht dieſer Begriff allgemeiner gefaßt, und alſo die daraus zuziehenden Folgen nicht blos für ihn, ſondern für alles was unter ihm begriffen iſt, gelten können?

In dem höheren Theil hingegen wird der Begriff des Gegenſtandes in ſeiner höchſten Allgemeinheit genommen. Der Gegenſtand wird nicht blos ſo betrachtet, wie er in die Augen fällt, ſondern ſeiner Entſtehungsart nach, und ſo wie ihn der Verſtand denken muß, wenn die größte ſyſtematiſche

ſche Einheit dieſer Wiſſenſchaft erhalten werden ſollte.

So wird z. B. ein Zirkel in der gemeinen Geometrie als eine Linie erklärt, die in allen ihren Theilen von einem gewiſſen Punkt (dem Mittelpunkt) gleich weit iſt. Die aus dieſem Begriff zuziehenden Folgen gelten blos für den Zirkel, nicht aber für eine andere krumme Linie. In der höheren Geometrie aber wird der Zirkel als eine krumme Linie der zweiten Ordnung durch eine allgemeine Gleichung beſtimmt. Die aus dieſer Gleichung zuziehenden Folgen gelten daher nicht blos für den Zirkel, ſondern für alle Linien dieſer Ordnung; u. d. g. mehr.

Oder dieſe Eintheilung hat in der Verſchiedenheit der Gegenſtände ſelbſt (die aber doch in einem Gattungsbegriff übereinſtimmen, wodurch ſie zu einer einzigen Wiſſenſchaft gehören) ihren Grund ſo wie z. B. die Rechnung des Endlichen und des Unendlichen in der Mathematik.

In dieſen beiden Rückſichten denke ich, kann auch die Erfahrungsſeelenkunde in der gemeinen und höheren Erfahrungsſeelenkunde eingetheilt werden. Der Gegenſtand jener ſind die aus der Erfahrung bekannten ſo genannten niedern Seelenkräfte (Seine Einbildungskraft u. ſ. w.) der Gegenſtand. Dieſer aber, die höheren Seelenkräfte (Verſtand, Vernunft), ihre Krankheiten und Widerſtellungsmethoden. Zwar bin ich überzeugt, daß die **höheren** Seelenkräfte an ſich, unmittelbar keinen Krankheiten unterworfen ſeyn können. Doch kann dieſes durch die Krankheiten der **niedern** Seelenkräfte allerdings ſtatt finden.

So äuſſern ſich auch die Krankheiten der **niedern** Seelenkräfte in derjenigen Würkungsart unſers Erkenntnißvermögens die ſich auf **beſtimmte Objekte** beziehet (Vorſtellungen, Begriffe und Urtheile.) Die Krankheiten der **höheren** Seelenkräfte aber äuſſern ſich, wie ich nachher zeigen werde, hauptſächlich in dem Trieb unſers Erkenntnißvermögens das, ſeiner Natur nach **Unbeſtimmtbare** zu beſtimmen (Ideen als reelle Objekte darzuſtellen) Von dieſer Art iſt z. B. die **Schwärmerei.**

Die **Schwärmerei** iſt ein Trieb der **produktiven Einbildungskraft** (das Dichtungsvermögen,) Gegenſtände die der Verſtand, nach Erfahrungsgeſetzen, für **unbeſtimmt** erklärt, zu beſtimmen. *)

So

---

*) Ich ſtimme mit Hr. Kant in der Lehre der **Ideen** und den daraus zuziehenden Folgen vollkommen überein. Nur behaupte ich wider dieſen großen Philoſophen, daß die **Ideen** nicht in der **Vernunft**, ſondern in der **Einbildungskraft** ihren Grund haben. Ich erkläre die **Vernunft** nicht als das Vermögen der **Prinzipien**, ſondern als das Vermögen das Mannigfaltige der Erkenntniß nach **Prinzipien**

zu

So lang als man die Ideen dieſer Art für nichts anders ausgiebt, als was ſie ſind, für Ideen, die blos zum **regulativen** Gebrauch unſerer Erkenntniß beſtimmt ſind, iſt man kein **Schwärmer.** Man wird es nur alsdann wenn man die Natur dieſer Ideen verkennt, und **reelle Objekte** da-

durch

---

zu verbinden. Welche Erklärung mit dem übereinſtimmt, was alle Philoſophen bis auf **Kant** von der Vernunft behauptet haben, daß ſie das Vermögen mittelbar zu **urtheilen**, oder zu **ſchließen** iſt. Die **Vernunft** dringt keinesweges auf **Totalität** unſerer **Verſtandserkenntniß.** Sie verbindet nur ſo viel als ihr gegeben wird. Daß wir immer die **Vorderſätze** eines **Schluſſes** wiederum durch **Proſyllogismen** zu beweiſen ſuchen, iſt allerdings wahr. Dieſes iſt in der **Natur** unſeres **Erkenntnißvermögens überhaupt** und in dem allgemeinen Trieb nach der **höchſten Vollkommenheit** gegründet, nicht aber eben in der Natur der **Vernunft**, ſondern, wie ich ſchon bemerkt habe, der **transzendenten Einbildungskraft.**

Die Lehren von Gott, Unſterblichkeit, und Moral werden auch durch dieſe Behauptung keinen Abbruch leiden. Nur daß dieſen allen nicht (wie nach der Kantiſchen Philoſophie) die **Form der Vernunft**, ſondern (wie nach der Wolfiſch-Leibnitziſchen) der **Trieb nach der höchſten Vollkommenheit**, zum Grunde liegen wird.

Doch erwarte ich hier über das Urtheil unpartheiiſcher Denker.

durch zu beſtimmten ſucht. Hier iſt die Grenzſcheidung zwiſchen **Philoſophie** und **Schwärmerei** und der Uebergang von jener zu dieſe. Die Methophyſik überſchreitet dieſe Grenze. Da ſie aber ihre Objekte nur durch dieſe **Ideen** beſtimmt, und keine dieſen widerſprechen Beſtimmungen hinzudichtet, ſo iſt ſie gleichſam blos der **Anfangspunkt** der **Schwärmerei**, aber noch keine **Schwärmerei**. Aus der ſubjektiven **Einheit** des **Bewußtſeyns** eine objektive **Einfachheit** der Seele, aus der **Perſönlichkeit** in der Erkenntniß, **Unſterblichkeit** zu demonſtriren, iſt freilich ein **Fehler** im Denken. Aber ſo lange man der Seele (um ſie näher zu beſtimmen) keine dieſen widerſprechenden Beſtimmungen hinzudichtet (das **Flügen** zum **Himmel**, das **Eſſen** und **Trinken** im Paradies u. d. g.) iſt man noch kein **Schwärmer**, und ſo auch in andern Fällen.

Ich werde hier ſo wenig von dieſem **hohen Urſprung** der **Schwärmerei**, als von der groben Schwärmerei, die nicht in dieſen **abſoluten hohen Trieb** des Erkenntnißvermögens, ſondern in einem **komperatio überſpannten** Trieb deſſelben gegründet iſt (wenn der Trieb zur Erkenntniß die vorgelegten Data und ihre völlige Entwicklung übertrifft) ſprechen. Sondern blos von der **höheren** Schwärmerei, die aus der Natur der **Ideen** ihren Urſprung nimmt, und die nicht blos bei der **reinen Methaphyſik** ſtehen bleibt, ſondern ſich die Gegenſtände derſelben durch allerhand Bilder faßlicher zu machen ſucht, und dadurch eine unvermeidliche Verwirrung nach ſich ziehet. Dieſes alles läßt ſich aber beſſer durch Beiſpiele als durch allgemeine Beſchreibungen begreiflich machen.

Ich werde daher zu dieſem Behuf ein paar Abſchnitte aus einem Buche von einem Italiener **Jordan Bruno von Nola** (nach Hr. Jakobi Ueberſetzung) analyſiren, das **Gründliche** vom **Schwärmeriſchen** darin gleichſam durch eine **chemiſche Operation** abſondern, und überlaſſe es meinem Freunde und Mitherausgeber dieſes Magazins, das zurückgebliebene caput mortuum nach ſeiner vortreflichen Manier in pſychologiſchen Darſtellugen zu beugen.

2.

Auszug aus Jordan Bruno von Nola. Von der Urſache, dem Prinzip und dem Einem.

I. Von der Urſache, in wie fern ſie von dem Prinzip verſchieden und mit demſelben einerley iſt. Identität der würkenden, formellen und idealen Urſache.

„Alles was nicht erſtes Prinzip und erſte Urſache iſt, hat ein Prinzip und eine Urſache.“

Ein Philoſoph in Forma, wird hier gleich den Schwärmer zu finden glauben, indem der Verfaſſer dieſen Satz als Grundſatz aufſtellt, daß nehmlich alles was nicht erſtes Prinzip und erſte Urſache iſt, ein Prinzip und eine Urſache hat, ohne vorher die darin vorkommenden Begriffe von Prinzip, Urſache, erſtes Prinzip, erſte Urſache, zu erklären. Aber nach genauer Ueberlegung findet es ſich daß der Verfaſſer hierin ganz recht hat, daß er dieſe Begriffe und den ſich darauf beziehenden Grundſatz ſo wie ſie der gemeine Menſchenverſtand unentwickelt denkt, voranſchickt, und hinterher ſie zu entwickeln ſucht. Die mathematiſche Methode ſchickt ſich für die Philoſophie nicht. Die Mathematik konſtruirt ihre Begriffe a priori, wodurch ſie von der einen Seite Realität (Beziehung auf ein reelles Objekt) von der andern Seite aber durchgängige Beſtimmtheit (in Anſehung der daraus zu ziehenden Folgen) erhalten. Die Philoſophie hingegen legt Begriffe des gemeinen Menſchenverſtands zum Grund; nachher erſt unterſucht ſie, ob dieſe Begriffe Realität (Beziehung auf ein reelles Objekt) haben, oder nicht? Weil der gemeine Menſchenverſtand nicht ſelten das blos **Subjektive** mit dem **Objektiven**, das **Relative** mit dem **Abſoluten**, ſeine eigene Würkungsart im Denken eines Objekts mit den Merkmalen dieſes Objekts ſelbſt zu verwechſeln pflegt. Wird die Realität dieſer Begriffe dargethan, muß ſie wiederum unterſuchen, ob ſie auch in Anſehung der daraus herzuleitenden Folgen, durchgängig beſtimmt ſind, ſo daß ſie nicht mehr oder weniger Merkmale enthalten, als zur Herleitung dieſer Folgen erforderlich iſt, welches von dem gemeinen Menſchenverſtand nicht zu erwarten ſeyn möchte. Findet ſie dieſe durchgängige Beſtimmtheit nicht, ſo muß ſie ſelbſt dieſelbe vornehmen. Das Definiren iſt alſo das letzte Geſchäft der Philoſophie.

„So unläugbar dieſer Satz, und ſo groß die Ausſicht auf Erkenntniß von Urſachen und Prinzipien iſt, welche wir durch ihn erhalten: ſo gewiß iſt es dennoch, daß wir kaum die nächſte Urſache und das nächſte Prinzip der Würkungen, welche wir wahrnehmen, zu ergründen fähig ſind, und in ihnen von der Erſten Urſache, und dem Erſten Prinzip nur mit äuſſerſter Mühe Etwas, das man eine zurückgelaſſene Spur nennen könnte, entdecken.“

Eine zurückgelaſſene Spur. Dieſer Ausdruck iſt zwar **bildlich**, aber dennoch zur Begreiflichmachung der Sache ſehr **paſſend**. **Eine zurückgelaſſene Spur** in eigentlicher Bedeutung iſt das zurückgelaſſene Merkmal von den Fußſtapfen eines ſich bewegenden lebendigen Weſens, woran wir erkennen daß es da war, und den von ihm genommenen Weg verfolgen können. Erſte Urſache und erſtes Prinzip bedeutet kein beſtimmtes Objekt das wir **an ſich** durch Merkmale erkennen, ſondern blos die Forderung der Vernunft bei keiner nächſten Urſache ſtehen zu bleiben, und nach eben dem Geſetz wie wir zur nächſten Urſache gelangt ſind, von Urſache zu Urſache bis ins Unendliche fortzuſchreiten. Ob ſchon wir auf dieſe Art zur erſten Urſache niemals gelangen, ſo verfolgen wir gleichſam den Weg den ſie genommen hat, durch dieſes Geſetz, als den von ihr zurückgelaſſenen Spur, mit der größten Sicherheit. —

„Wiſſen wir nur, was wir unter einer erſten Urſache, einem erſten Prinzip verſtehen? — Was wollen wir überhaupt mit dieſen zwey Benennungen? Haben ſie im Grunde nur einerley, oder verſchiedene Bedeutung? Und iſt das letzte; wo liegt der Unterſchied?

„Daß wirklich ein Unterſchied vorhanden ſey, entdeckt ſich bald, obgleich die Verwechſelung beyder Ausdrücke häufig geſchieht. Prinzip iſt der innerliche Grund eines Dinges, die Quelle ſeines möglichen Daſeyns; Urſache, der äuſſerliche Grund deſſelben, die Quelle ſeines wirklichen gegenwärtigen Daſeyns. Das Prinzip bleibt in der Würkung, und erhält die Sache in ihrem Weſen. In dieſem Verſtande ſagt man, daß Materie und Form ſich mit einander vereinigen, und ſich gegenſeitig unterſtützen. Die Urſache hingegen iſt auſſer der Würkung, und beſtimmt das äuſſerliche Daſeyn der Dinge, zu welchem ſie ſich verhält, wie das Werkzeug zu dem Werke, das Mittel zu dem Zweck.“

Die Erklärung von Prinzip und Urſache und ihre Unterſcheidung von einander, wie ſie hier vom Verfaſſer aufgeſtellt wird, hat mehr das Gepräge der Schwärmerei und einer Ahndung als einer gründlichen Einſicht der Wahrheit. So viel iſt gewiß, daß Prinzip und Urſache keine leere Worte ohne alle Bedeutung ſind, und daß ſie in etwas beiden gemeinſchaftliches übereinſtimmen, aber auch durch beſondere Beſtimmungen dieſes Gemeinſchaftlichen unterſchieden ſeyn müßten.

Ich will daher dieſe Begriffe die in der That, in Anſehung ihres Gebrauchs von großer Wichtigkeit ſind, zu erörtern ſuchen.

Ein Objekt überhaupt iſt ein jeder Gegenſtand des Bewußtſeyns, überhaupt (Anſchauung, Begriff,

griff, Idee u. ſ. w. ja ſelbſt das **nichts** in ſo fern es Subjekt eines Urtheils ſeyn kann, z. E. das nichts iſt mit ſich ſelbſt einerlei u. d. g.) Dieſes iſt entweder ein Objekt der **Wahrnehmung** oder ein Objekt des **Denkens**, und dieſes wiederum entweder ein Objekt des blos **logiſchen** oder des reellen Denkens. Jenes wiederum entweder ein ſolches das einem Urtheil zum Grund gelegt wird, oder ein ſolches das durch ein Urtheil entſtehet. Dieſes entweder ein Objekt des reellen Denkens a priori oder a poſteoriori. Ich erkläre mich hierüber.

Die Wahrnehmung der rothen Farbe an ſich, ohne ſie als Prädikat irgend eines ſinnlichen Subjekts zu betrachten, iſt ein Objekt der Wahrnehmung. **Ding überhaupt** iſt ein logiſches Objekt von der erſten Art. Dieſer Begriff wird nicht durch ein Urtheil gedacht, ſondern als etwas denkbares an ſich, einem Urtheil zum Grunde gelegt (daß es nehmlich nicht zugleich ſeyn und nichtſeyn kann.) Eine **ſüße Linie** iſt ein logiſches Objekt der zweiten Art. **Linie** und **ſüß** an ſich ſind zwar reelle Objekte. Das aus ihrer Verknüpfung entſtehende Objekt (ſüße linie) aber iſt blos ein logiſches Objekt, das durch das Urtheil: Eine linie kann ſüß ſeyn (das als Prädikat gedachte Merkmal der Süße widerſpricht dem Subjekte, **Linie**, nicht) entſtehet. Ein Dreieck oder der Begriff von Raum in drei linien eingeſchloſſen iſt ein Objekt des reellen Denkens a priori. Das Prädikat (drei linien) wird mit dem Subjekte nicht blos deswegen zuſammengedacht, weil es demſelben nicht widerſpricht, ſondern weil es ohne daſſelbe nicht gedacht werden kann, indem linien ohne Raum undenkbar ſind Die Vorſtellung des unbeſtimmten Raumes überhaupt ſowohl, als des beſtimmten (linie) wie auch ihre Verknüpfung zu einem Objekt hat nicht blos einen **logiſchen** ſondern einen **transzendentalen** Grund a priori. Ein Objekt der Natur (ein Menſch, ein Thier, eine Pflanze u. d. g.) iſt ein reelles Objekt a poſteriori. Seine Merkmale werden uns auf eine beſtimmte Art a poſteriori gegeben. Sie werden nicht darum zu einem einzigen Objekt verknüpft, weil ſie ohne einander nicht vorſtellbar ſind, ſondern weil ſie ohne einander nicht **wirklich** ſind; da nun dieſes einen Grund haben muß, ſo müſſen ſie ohne einander in einem unendlichen Vorſtellungsvermögen nicht **vorſtellbar**, und daher nicht **wirklich** ſeyn können. Ein unendliches Vorſtellungsvermögen denkt z. B. einen Menſchen nicht wie ein Endliches, noch, von der einen Seite unvollſtändigen, von der andern Seite aber unweſentlichen Merkmalen, ſondern ſo wie wir z. B. ein Dreieck denken.

Diejenige Merkmale eines Objekts der Natur, die, weil ſie von keinem Vorſtellungsvermögen überhaupt ohne einander vorſtellbar ſind, von einem unendlichen Vorſtellungsvermögen zu einem einzigen Ob-

Objekt verknüpft werden, machen das Prinzip dieſes Objekts aus.

Eben ſo wie das wirkliche Koexiſtiren mehrerer Merkmale eines Objekts in ihrem idealiſchen Koexiſtiren im unendlichen Vorſtellungsvermögen ſeinen Grund hat, ſo muß auch die regelmäßige Sukzeſſion verſchiedener Objekte auf einander darin ſeinen Grund haben, daß dieſe Objekte von dem unendlichen Vorſtellungsvermögen im Verhältniß von Grund und Folge gedacht werden, welches der Grund von der zwiſchen ihnen bemerkte Kauſalität, d. h. der Folge in der Zeit nach einer Regel iſt.

Das Beiſpiel wodurch der V. den Begriff von Prinzip zu erläutern ſucht, iſt vielleicht das Einzige in ſeiner Art. Denn da wir von den Merkmalen eines Objekts der Natur ſelbſt, eine ſehr unvollſtändige Erkenntniß haben, ſo können wir auch die Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung durch kein einziges Beiſpiel von irgend einem beſtimmten Objekt darthun (z. B. die nothwendige Verknüpfung zwiſchen Vernunft und dem auf einer gewiſſen Art organiſirten menſchlichen Körper.) Dahingegen wir die nothwendige Verknüpfung zwiſchen Materie und Form in einem Objekt der Natur überhaupt wohl einſehen können.

„Nachdem wir den Unterſchied zwiſchen Urſache und Prinzip feſtgeſetzt haben, müſſen wir in Abſicht dieſer Begriffe ſelbſt das Nähere zu beſtimmen ſuchen.“

Nachdem der V. die Erklårung von Urſache und Prinzip und ihre Unterſcheidung von einander vorausgeſchickt hat, will er nun die Eintheilung derſelben in verſchiedenen Arten, nach verſchiedenen Rückſichten, vornehmen.

„Was verſtehen wir unter einer erſten würkenden Urſache; was unter der mit ihr unzertrennlich verknüpften Formalen; was endlich unter der Endurſache, welche die würkende in Bewegung ſetzt?“

Dieſe viererlei Urſachen ſind in einem jeden künſtlichen durch Handlung eines mit Erkenntnißvermögen begabten Weſens offenbar. Ein Haus z. B. ſetzt erſtlich eine materielle Urſache, nehmlich das Daſeyn der Materie, woraus das Haus gebaut iſt (Holz, Steine u. d. g.) Zweitens eine würkende Urſache, die phyſiſche Kraft, wodurch es hervorgebracht wird. Drittens eine formelle Urſache, ein Erkenntnißvermögen, das ſich unter andern die Form des Hauſes vorſtellt, und letztlich die Endurſache, eben daſſelbe Erkenntnißvermögen das ſich den Zweck der durch das Haus erlangt werden ſoll (darin zu wohnen) vorſtellt, voraus. In den Produkten der Natur treffen wir gleichfals Materie, Form und Zweckmäßigkeit an. Was ſich daraus in Anſehung dieſer vier Urſachen ſchließen läßt, ſoll im Folgenden erörtert werden.

„Was die würkende Urſache betrifft, ſo weiß ich von keinem andern allgemein und wirklich thätigen, das iſt phyſiſch würkſamen Weſen, als jenem allgemeinen Verſtand, der erſten und vornehmſten Kraft, der Weltſeele, welche ſich als die allgemeine Form des Weltalls zu erkennen giebt. Alles iſt von dieſer Kraft erfüllt; ſie erleuchtet das Univerſum: weiſet die Natur an, wie ſie ihre Werke verrichten ſoll; und verhält ſich zu der Hervorbringung der natürlichen Dinge, wie die denkende Kraft des Menſchen ſich zu der Hervorbringung der Begriffe verhält. Die Pythagoräer nannten dieſen allgemeinen Verſtand den Reger und Beweger des Alls; die Platoniker, in einem ganz ähnlichen Sinne, den Werkmeiſter der Welt; die Magier, den Saamen aller Saamen, weil er die Materie mit der Unendlichkeit ihrer Formen beſchwängert. Orpheus nannte ihn das Auge der Welt, weil er alles durchſchaut, um den Dingen von innen und von außen Ebenmaaß und Haltung zu ertheilen; Empedokles, den Unterſcheider, weil er nie ermüdet die verworrenen Geſtalten im Schooße der Materie zu ſondern, und aus dem Tode neues Leben zu erwecken. Vater und Erzeuger war er dem Plotin, weil er die Saamen auf den Acker der Natur ausſtreut, und aus ſeiner Hand alle Formen zuletzt unmittelbar hervorgehen. Mir erſcheint er als ein innerlicher Künſtler, weil er von innen die Materie bildet und geſtaltet. Aus dem Innern der Wurzel oder des Saamkorns ſendet er die Sproſſe hervor; aus der Sproſſe treibt er die Aeſte, aus den Aeſten die Zweige, aus dem Innern der

Zweige die Knoſpen. Das zarte Gewebe der Blätter, der Blumen, der Früchte, alles wird innerlich angelegt, zubereitet und vollendet. Und von innen ruft er auch wieder zurück ſeine Säfte aus den Früchten und Blättern zu den Zweigen; aus den Zweigen zu den Aeſten; aus den Aeſten zu dem Stamm; aus dem Stamme zur Wurzel. — Wie hier in der Pflanze, ſo im Thiere, ſo in Allem.“

Die Vorſtellung von einer Weltſeele als ein intelligibiles Weſen das die höchſte würkende Formelle und Endurſache aller Objekte der Natur iſt, kann in verſchiedener Rückſicht als wahr und als falſch erklärt werden. Die Objekte der Natur haben auſſer der ihnen gemeinſchaftlichen abſoluten Materie (materia prima) noch beſondere Formen die beſondern Zwecken gemäß ſind, und ſich einander wechſelſeitig beſtimmen. Die Form muß ſchon vor ihrer Verknüpfung mit der Materie an ſich möglich ſeyn (nach dem bekannten ontologiſchen Satze: was an ſich unmöglich iſt, iſt auch in Verbindung unmöglich) d. h. ihre Merkmale müſſen ſich einander nicht widerſprechen. Sie ſetzt alſo ein denkendes Weſen, das den Grund oder die Vorſtellung dieſer Möglichkeit enthält, als Urſache, voraus. Sie muß auch in Verbindung mit der Materie möglich ſeyn, ſonſt iſt ihre Möglichkeit an ſich blos logiſch aber nicht reel, d. h. in einem Objekte darſtellbar. Sie ſetzt alſo nicht blos ein denkendes ſondern auch ein erkennendes Weſen als Urſache voraus.

aus. Da aber mehrere Formen zugleich von dieſen Weſen als möglich erkannt werden, ſo ſetzt die wirkliche Verknüpfung einer beſtimmten Form mit der Materie, (die an ſich auch eine andere Form hätte annehmen können) dieſes Weſen auch als würkende Urſache voraus. Nun aber iſt dieſe Verknüpfung nicht nach bloßer Willkühr (die vom Zufalle nicht unterſchieden iſt) ſondern gewiſſen Zwecken gemäß. Dieſes ſetzt dieſes Weſen als ein vernünftiges nach Zwecken handelndes Weſen d. h. als Endurſache voraus. Wir werden alſo nach dem bekannten Grundſatz: alles hat ſeine Urſache, auf die Vorſtellung einer abſoluten erſten Urſache geleitet.

Da aber die erſte Urſache von uns blos durch ihr Verhältniß zu den Objekten der Natur vorgeſtellt, nicht aber durch innere Merkmale an ſich als Objekt dargeſtellt werden kann, ſo iſt dieſe Vorſtellung nur in ſo fern wahr, und zur grenzloſen Erweiterung unſerer Naturerkenntniß brauchbar, als man ſie blos durch ihr Verhältniß zu den Objekten der Natur beſtimmt. Beſtimmt man ſie hingegen mit andern Objekten, worin dieſes Verhältniß ſtatt findet, analogiſch, durch die, dieſen Objekten zukommenden Merkmalen, ſo wird ſie antropomorphiſtiſch und folglich falſch.

Hier iſt die gröſte Klippe, woran die Schwärmer, die den Unterſchied dieſer Vorſtellungsarten nicht einſehen, ſcheitern müſſen, und wofür ſich

Philoſophen nicht genug in Acht nehmen können. — Jene begnügen ſich nicht blos damit die Welt d. h. alle Objekte der Natur als ein verbundenes Ganzes auf eine Urſache überhaupt zu beziehen, ſondern ſie ſuchen dieſe Urſache nach Analogie der menſchlichen Seele, als Objekt zu beſtimmen. Die verſchiedene Arten die menſchliche Seele vorzuſtellen, darbieten ihnen eben ſo viele Arten dieſe Weltſeele vorzuſtellen.

Die Materialiſten welche die Exiſtenz der Seele, als Objekt an ſich leugnen, und ſie blos für eine Harmonie in der körperlichen Organiſation ausgeben, leugnen auch die Exiſtenz dieſer Weltſeele als Objekt an ſich, ſie laſſen alles auf eine zufällige Art, aus Materie und Bewegung entſtehen. Die Form iſt nach ihnen nichts anders als eine beſondere zufällige körperliche Zuſammenſetzung. Die beobachtete Zweckmäßigkeit gleichfals blos ſcheinbar, und eine Würkung des Zufalls. Der Zufall iſt alſo nach ihnen die würkende, formelle, und Endurſache.

Die Idealiſten welche die Exiſtenz ihres Körpers leugnen, und ihn blos für eine Modifikation ihres Vorſtellungsvermögens ausgeben, ſind in Abſicht des Weltalls Monadiſten. Sie leugnen die Exiſtenz der Materie als Objekt an ſich, und halten die ſcheinbare Exiſtenz deſſelben für eine Folge von der Einſchränkung unſerer Erkenntniß. Die würkende, formelle, und Endurſache iſt nach ihnen eine unendliche Monade.

Die Dualiſten welche ſowohl die Exiſtenz des Körpers als der Seele an ſich annehmen, nehmen auch in Abſicht des Weltalls ein unendliches intelligibiles Weſen als würkende, formelle, und Endurſache an. Wie aber dieſes intelligibiles Weſen zugleich materielle Urſache (Urſache der Materie) ſeyn kann? iſt freilich ſchwer durch Analogie begreiflich zu machen. Doch kann uns ſelbſt unſer Erkenntnißvermögen in Abſicht auf die Objekte der Mathematik einigermaßen die Möglichkeit davon begreiflich machen. Raum als die Materie dieſer Objekte, wird ſo gut als alle Verhältniſſe im Raume in den Objekten der Mathematik, vom Erkenntnißvermögen ſelbſt hervorgebracht. — Wir können alſo problematiſch ein intelligibiles Weſen annehmen, das ſich zu allen Objekten der Natur überhaupt, wie unſer Erkenntnißvermögen zu den Objekten der Mathematik verhält. —

„Dieſe lebendigen Werke: ſollten ſie hervorgebracht ſeyn ohne Verſtand und Geiſt, da unſere lebloſen Nachahmungen auf der Oberfläche der Materie beides ſchon erfordern? — Wie unendlich muß nicht dieſer Künſtler der inwendige Allgegenwärtige, über uns erhaben ſeyn; Er der nie ausſchließend Stoff oder Gegenſtände wählt, ſondern unaufhörlich, und in Allem alles würket.“

Dieſes kann nach Leibnizens Monadenlehre und der Harmonie præſtabilita auf folgender Art erklärt werden.

Das unendliche Vorſtellungsvermögen ſtellt ſich alle mögliche Dinge aufs deutlichſte vor. Da wir nun dieſem Syſtem zufolge, von keiner andern Subſtanz eine Vorſtellung haben, als von unſerm Ich oder Vorſtellungsvermögen ſelbſt (denn die körperliche Subſtanzen ſind dieſem Syſteme zufolge nur Scheinſubſtanzen) ſo ſind alle mögliche Dinge als Subſtanzen nichts anders als alle mögliche Vorſtellungsvermögen. Dieſe ſind wiederum nichts anders als das unendliche Vorſtellungsvermögen auf unendliche Arten eingeſchränkt. Dieſes unendliche Vorſtellungsvermögen ſtellt alſo ſich ſelbſt auf alle mögliche Arten eingeſchränkt vor. Die Vorſtellungen eines unendlichen Vorſtellungsvermögens ſind zugleich **Darſtellungen**, d. h. ſie erhalten dadurch daß ſie Vorſtellungen ſind Objektive Realität auſſer demſelben. Ein jedes Objekt der Natur, d. h. ein jedes als Subſtanz exiſtirendes Vorſtellungsvermögen iſt alſo wie **Leibniz** ſich ausdrückt ein Spiegel des Univerſums, weil es, ob zwar in Anſehung der Intenſion, auf eine eingeſchränkte Art, das ganze Univerſum vorſtellt. Der Künſtler des Univerſums würkt alſo alles in Allem. —

„Wir haben aber dreierlei Verſtand zu unterſcheiden. Den Göttlichen, welcher alles iſt; — den Verſtand des Weltalls, welcher alles hervorbringt: — den Verſtand der einzelnen Dinge, in welchem alles hervorgebracht wird. Zwey Extreme; und in der Mitte die wahre würkende, ſowohl

wohl äuſſerliche als innerliche Urſache. Aeuſſerliche, weil ſie als efficiente Urſache nicht zu den zuſammengeſetzten und hervorgebrachten Dingen als ein Theil derſelben gerechnet werden kann, folglich als auſſer ihnen betrachtet werden muß. Innerliche, weil ſie weder an noch auſſer der Materie geſchäftig, ſondern durchaus nur von innen thätig iſt.“

Dieſe Unterſcheidung der dreierlei Arten vom Verſtand oder Vorſtellungsvermögen überhaupt, iſt ungeachtet der Dunkelheit worin der V. ſie einhüllet, von groſſer Wichtigkeit. Es verlohnt alſo die Mühe wenn ich mich hiebei ein wenig aufhalte.

Die menſchliche Seele wird mit Recht, in höhern und niedrigern Seelenvermögen eingetheilt. Jene ſind die intelligibilen Seelenvermögen, Verſtand und Vernunft, die blos die Formen der Erkenntniß, oder die verſchiedene Arten das gegebene Mannigfaltige in eine Einheit des Bewußtſeyns zu bringen, liefern; Dieſe ſind die Vermögen der Sinnlichkeit; Empfindung, Einbildungskraft. Dieſe liefern den Stoff, das gegebene Mannigfaltige. Jene verbinden und trennen dieſes Mannigfaltige nach Geſetzen der Sinnlichkeit. Die höhern Seelenvermögen ſind im höchſten Grade thätig, indem die Verbindung und Trennung der Vorſtellungen durch dieſelbe ohne Zeit, d. h. in einem beliebigen Zeitpunkt geſchieht. Die Vorſtellungen ſelbſt folgen auf einander in der Zeit, das Urtheil über ihr Verhältniß zu einander hingegen muß in einem untheilbaren Moment geſchehen. Aber ſie ſind blos in ſich thätig, und man kann nicht von ihnen ſagen: ſie ſind auf die Vorſtellungen **würkend**. Denn würken heißt, Veränderungen in der Zeit hervorbringen. Die höhere Seelenkräfte aber würken nicht in der Zeit; ſie bringen die Formen der Erkenntniß nicht hervor, ſondern dieſe inhäriren in ihrem Weſen auf eine nothwendige Art. Die Sinne und die Einbildungskraft müſſen die Vorſtellungen worauf dieſe Formen angewendet werden ſollen, in einer Zeitfolge herſchaffen. Die Anwendung der Formen auf dieſelbe aber geſchieht auf eine nothwendige Art, ohne Zeit.

Die Empfindung verhält ſich blos leidend, indem ſie das gegebene Mannigfaltige blos aufnimmt.

Alſo nur die **Einbildungskraft** iſt in gewiſſer Rückſicht **würkend**, indem ſie das gegebene Mannigfaltige (die Vorſtellungen) nach ihren eigenen Geſetzen verbindet und trennet.

Auf eben der Art kann von dem unendlichen Vorſtellungsvermögen nicht geſagt werden, es **würkt** (bringt hervor) alles d. h. ſeine Vorſtellungen, weil dieſe ſeinem Weſen nothwendig ſind; ſondern es iſt alles. — Das menſchliche eingeſchränkte Vorſtellungsvermögen iſt nicht alles was es ſeyn kann auf einmal, ſondern dieſes wird in ihm nach und nach **hervorgebracht**. Die Weltſeele als ein Vorſtellungsvermögen das zwar alle mögliche Vorſtellungen wirklich macht. Aber nicht auf einmal, ſondern in einer Zeitfolge iſt alſo die wahre würkende Urſache. —

„Ich gehe zu der mit der würkenden oder efficienten Urſache verknüpften formalen über, welche von dem idealen Grund, oder der Endurſache nicht wohl getrennet werden kann. Denn eine jede Handlung, welche mit und durch Verſtand geſchehen ſoll, ſetzt ein Vorhaben zum voraus, dem eine Hinſicht auf Etwas zum Grunde liegt. Dieſes Etwas iſt aber nichts anders, als die Form derjenigen Sache welche zu Stande kommen ſoll. In jenem Verſtande alſo, welcher die Kraft hat, alle Arten der Dinge hervorzubringen, und mit der herrlichſten Kunſt das Vermögen der Materie im Wirklichen darzuſtellen, müſſen nothwendig alle jene Dinge, nach einem gewiſſen formalen Grunde, früher ſchon vorhanden ſeyn. Eine zwiefache Form muß daher durchaus angenommen werden; einmal diejenige, welche Urſache, aber noch nicht zu Wirklichkeit beſtimmende Urſache iſt; alsdenn die andere, welche den Gegenſtand aus der Materie wirklich jetzt entſtehen läßt. Der Zweck der würkenden Urſache, oder die Endurſache überhaupt, iſt die Vollkommenheit des Univerſums, welche darin beſteht, daß in den verſchiedenen Theilen der Materie alle Formen zum wirklichen Daſeyn gelangen: und in dieſem Zwecke gefällt und ergötzt ſich der Verſtand ſo ſehr, daß er nie müde wird, neue

Gattungen der Form aus der Materie zu erwecken; welches auch die Meinung des Empedokles geweſen zu ſeyn ſcheint. Ich füge noch hinzu, daß wie die würkende Urſache im Univerſum allgemein; in jedem Einzelnen aber und ſeinen Theilen auch beſonders gegenwärtig iſt: daſſelbige in Abſicht ihrer Form und ihres Zweckes ſtatt finde.“

Wer mit dem Unterſchied zwiſchen beiderlei Arten, nehmlich der transzendentalen und empyriſchen Konſtruktion der Objekte der Mathematik nicht unbekannt iſt, der wird auch den Unterſchied zwiſchen den beiderlei Arten von Formen, wovon der V. ſpricht, leicht begreifen.

„Da ich von dem Verſtande, als einer Eigenſchaft der Weltſeele, gezeigt habe, er ſey der nächſte und letzte Hervorbringer aller natürlichen Dinge; ſo iſt damit zugleich bewieſen, daß Form und würkende Urſache nicht zwei von einander eigentlich verſchiedene Dinge, ſondern gewiſſermaßen dieſelbige ſind: eine Einſicht, welche uns der Erkenntniß der Prinzipien, als des innerſten Grundes der Dinge, ſchon um vieles näher führt.

Hier müſſen wir nun gleich eine Frage, welche aus der behaupteten Identität der würkenden und formellen Urſache entſteht, zu beantworten ſuchen; dieſe nehmlich: wie iſt es möglich, daß ein und daſſelbe Weſen, nehmlich die Weltſeele, zugleich innerlicher und äuſſerlicher Grund, Prinzip und Urſache ſeyn könne?

Eine Vergleichung wird uns zu der Auflöſung verhelfen. Wie ein Bootsmann in ſeinem Schiffe, ſo befindet die Seele ſich in ihrem Körper. Der Bootsmann, in ſo fern er mit ſeinem Schiffe einerlei Bewegung hat, macht einen Theil der ganzen bewegten Maſſe aus. Betrachten wir ihn aber in ſo fern er dieſe Bewegung verändert, ſo erſcheint er als ein Unterſchiedenes, für ſich würkendes Weſen. Desgleichen die Weltſeele. In ſo fern ſie das Univerſum durchſtrömt, nur Ein Leben, nur Eine allgemeine Form iſt, kann man ſie als einen innerlichen, nehmlich, den formellen Theil des Weltalls betrachten. In ſo fern ſie aber alle andere Formen beſtimmt, einrichtet, und ihre wechſelnden Verhältniſſe gebiert, kann ſie nicht als ein Theil, nicht als Prinzip betrachtet werden, ſondern ſie iſt Urſache.“

Siehe Anmerkung a).

„Wenn alles belebt, und die Seele eines jeden Dinges ſeine Form iſt, ſo braucht man das Ganze nur nach der Analogie der Theile zu denken, um bei der Identität der würkenden, formellen und idealen Urſache keine Schwierigkeit zu finden. Aber wir haben, ich weiß nicht was für eine Abneigung, die Welt als ein durch und durch lebendiges Weſen anzuſehen; da wir uns doch eine Form, die nicht Würkung, nicht unmittelbarer oder mittelbarer Ausdruck einer Seele wäre, eben ſo wenig, als etwas überhaupt ohne Form gedenken können.

Bilden kann allein der Geiſt. Dinge der Kunſt die nur mittelbare Wärkungen des Geiſtes ſind, für lebendige Formen auszugeben, wäre freilich abgeſchmackt und lächerlich. Mein Tiſch iſt als Tiſch, meine Kleidung als Kleidung nicht belebt; Da ſie aber ihren Stoff aus der Natur haben, ſo beſtehen ſie aus lebendigen Theilen. Kein Ding iſt ſo gering und klein, daß nicht Geiſt in ihm wohnte; und dieſe geiſtige Subſtanz bedarf nur eines ſchicklichen Verhältniſſes, um ſich als Pflanze auszubreiten, oder als Thier zu den Gliedern irgend eines regen Leibes zu gelangen. Daraus aber daß in der Natur alles bis zum kleinſten Theile aus Materie und Form beſteht, und nichts unbelebt iſt, folget noch keinesweges, daß alles was iſt, eine thieriſche Natur oder ein lebendiges Weſen ſey. Nicht alle Dinge, welche Seele haben, ſind darum, was wir beſeelte Weſen nennen. Aber alle beſitzen der Subſtanz nach Seele und Leben; nur ſind nicht alle im wirklichen Genuß des Lebens und der Anwendung der Seele.„

Dieſes ſtimmt mit Leibnizens Monadologie aufs genaueſte überein.

„Ich werde auf dieſe Materie zurückkommen, und dann ausführlicher von dem Verſtande, dem Geiſte, der Seele, dem Leben reden; dem Leben, welches alles durchdringt, in allem iſt, alle Materie bewegt, ihren Schooß erfüllt, und ſich dieſelbe unterwirft. Denn die geiſtige Subſtanz kann nicht von der materiellen überwunden werden; ſondern dieſe wird vielmehr von jener beherrſcht.

Principio caelum ac terras camposque liquentes
Lucentemque globum lunae, Titaniaque aſtra
Spiritus intus alit, totamque infuſa per artus
Mens agitat molem, totaque ſe corpore miſcet.“

Auch dieſes ſtimmt mit Leibnitzens Meinung aufs genaueſte überein. Ich will mich daher dabei nicht aufhalten.

„Wenn alſo Geiſt, Seele, Leben ſich in allen Dingen wieder findet, und, nach Graden, was Weſen hat, davon erfüllt iſt: ſo muß dieſer Geiſt auch die wahrhafte Form aller Dinge und ihre Kraft ſeyn. Dem Wandel und dem Untergange ſind allein die äuſſerlichen Formen unterworfen, welche nicht Dinge, ſondern von dem Dinge ſind; nicht Subſtanzen ſondern Beſchaffenheiten und Umſtände derſelben.

Morte carent animae, domibus habitantque receptae
Omnia mutantur nihil interit.“

Auch nach Leibnitz ſind nur die peripathetiſchen Formen oder Kräfte wahre Subſtanzen. Die äuſſern Formen hingegen ſind blos ihre Phänomen.

II. Von dem materiellen Prinzip überhaupt; hernach insbeſondere. Von dem materiellen Prinzip als Potenz betrachtet.

„Demokritus und die Epikuräer, welche behaupten, was nicht Körper ſey, ſey nichts, nehmen die Materie als den einzigen Grund der Dinge an und ſagen: ſie ſelbſt ſey die göttliche Natur. Auch die Cyrenaiker, Cyniker und Stoiker, halten die Formen für nichts anders als gewiſſe zufällige Beſchaffenheiten der Materie. Ich ſelbſt habe dieſer Meinung lange angehangen, weil ihre Gründe ſich weit beſſer aus der Natur, als die Ariſtoteliſchen herleiten und beweiſen laſſen. Nachdem aber mein Geſichtskreis ſich erweitert hatte, und ich nun anfieng, der Sache reiflicher nachzudenken; ſchien es mir dennoch nothwendig, zwey Arten der Subſtanz anzunehmen, wovon die eine Form, die andre Materie wäre. Denn eben ſo wie eine höchſte Kraft angenommen werden muß, woraus das würkſame Vermögen aller andern Kräfte fließt; ſo muß auch ein entſprechendes Subjekt, welches eben ſo viel leiden, wie jenes würken kann, ſchlechterdings angenommen werden. Das Vermögen des Einen iſt, zu beſtimmen; das Vermögen des Andern, ſich beſtimmen zu laſſen.“

Hier gerathen die Methophyſiker die (aus Gallanterie) der Theologie den Hof machen wollen, ziemlich ins Gedränge. Die Frage iſt: wie iſt die Materie entſtanden? Das allervollkommenſte Weſen das ſie als die höchſte Intelligenz beſtimmen, kann blos als würkende, formelle und Endurſache, keineswegs aber als materielle Urſache betrachtet werden. Die Allmacht ſagen ſie, hat die Materie aus nichts hervorgebracht. Aber der Begriff dieſer Allmacht ſelbſt, iſt blos **problematiſch** und kann von uns auf keinerlei Weiſe dargeſtellt werden. Er hat alſo keine objektive Realität. Es iſt uns hier nicht blos um die **Gröſſe der Würkung**, ſondern um die **Würkungsart** gelegen. Ich kann mir allerdings eine Kraft von beſtimmter Würkung vorſtellen, die größer als jede gegebene Kraft iſt, aber nicht eine Kraft als Objekt beſtimmen, von deren Würkung ich nicht (auſſer den transzendentalen Begriff von Urſache und Subſtanz) den mindeſten Begriff habe. Leibniz erklärt ſich nicht darüber geradezu, aber aus ſeinem Syſtem läßt ſich ſeine Meinung hierüber leicht errathen. —

Plato behauptet die Materie iſt von dem ſie regierenden Geiſte unzertrennlich, und folglich gleich ihm ewig. Sie iſt der Stoff woraus er alles nach Belieben hervorbringt. Dieſer Meinung iſt auch der V. zugethan.

Wir können uns die Würkungsart dieſer höchſten Intelligenz nicht anders als eine **Konſtruktion** *a priori* denken, d. h. ſo daß nicht blos, wie in einer Konſtruktion a **poſteriori**, die Form a **priori** in einer empyriſchen Materie **dargeſtellt**,

ſon-

ſondern ſelbſt ſchon in einer Materie a priori vorgeſtellt wird. Doch ſind die Wege Gottes von den unſrigen verſchieden. —

„Wenn man die Materie von der Form abſondern will, um ſie beſonders zu betrachten; ſo pflegt man von einer Vergleichung mit den Werken der Kunſt auszugehen. Auf dieſe Weiſe ſehen wir die Pythagoräer, die Platoniker, und die Peripatetiker verfahren. Das erſte beſte Handwerk kann hier zum Beiſpiel dienen. So liegt den Arbeiten des Tiſchlers, das Holz; den Arbeiten des Schmiedes das Eiſen zum Grunde. Jeder bringt aus einem und immer nur demſelben, aber ſeiner Kunſt beſonders geneigten Stoffe, eine Mannigfaltigkeit verſchiedener Dinge hervor, deren Geſtalt, Art, Beſchaffenheit und Gebrauch zwar nicht aus der Natur und dem Eigenthümlichen des Stoffes hergeleitet werden kann; aber welches doch auch ſchlechterdings nicht durch die Kunſt allein und blos für ſich beſtehen könnten. Eben ſo verhält es ſich in Abſicht der Natur; doch mit dem wichtigen Unterſchiede, daß die Kunſt eine ſchon gebildete und mannigfaltige Materie, deren bloße Oberfläche ſie verändert, aus den Händen der Natur empfängt. Die Natur würket aus dem Mittelpunkte gleichſam ihres Gegenſtandes, einer durchaus formloſen Materie; und dieſer ſubjektive Gegenſtand iſt nur ein einziger und einfacher, dem ſie alle ſeine Verſchiedenheidenheiten und Beſtimmungen durch die Form erſt geben muß.

Aber dürfen wir eine ſolche formloſe Materie annehmen, wenn wir ſie nirgend finden, und kein Mittel haben, uns von ihrer Realität zu überzeugen? — Wir dürfen es keineswegs. Fehlt es uns aber darum an einem Mittel die Farben wahrzunehmen, weil wir nicht das Ohr dazu gebrauchen können? Freilich, um das von dem Subjekt der Kunſt ſo ganz verſchiedene Subjekt der Natur wahrzunehmen, bedarf es eines andern, als des äuſſerlichen Sinnes: es wird nur durch das Auge der Vernunft erblickt, dem es aber nicht entgehen kann.

Wie ſich die Form der Kunſt zu der Materie der Kunſt verhält; ſo verhält ſich, unter der gehörigen Einſchränkung, auch die Form der Natur zu der Materie der Natur. Welche unzählige Menge von Verwandlungen ſehen wir nicht die Kunſt mit einer einzigen Materie vornehmen! Hier liegt der gefällte rohe Stamm; dort ſtehet ein ausgeſchmückter, mit dem koſtbarſten Geräthe angefüllter Pallaſt. Aehnliche Verwandlungen zeigt uns die Natur. Was erſt Saamen war, wird Gras, hierauf Aehre, alsdann Brodt — Nahrungsſaft — Blut — thieriſcher Saamen — ein Embrio — ein Menſch — ein Leichnam; dann wieder Erde, Stein, oder andere Maſſe, und ſo fort. Hier erkennen wir alſo Etwas, welches ſich in alle dieſe

Dinge verwandelt, und an ſich immer eins und daſſelbe bleibt. Es kann alſo weder Körper ſeyn, noch zu dem gehören, was wir Eigenſchaften, Beſchaffenheiten oder Qualitäten nennen; denn dieſe ſind veränderlich und gehen von einer natürlichen Form in die andere über: es kann folglich auch nicht körperlich und ſinnlich dargethan werden.

Da nun aber, dieſem zufolge, alle natürliche Formen aus der Materie hervorgehen, und in dieſelbe zurückkehren; ſo ſcheint wirklich nichts beſtändig, ewig, und des Namens eines Prinzips würdig zu ſeyn, als allein die Materie. Die Formen können ohne die Materie, die ſie aus ihrem Schooße hervorgehen läßt, und wieder darin aufnimmt, nicht beſtehen; dahingegen die Materie immer dieſelbige, und immer eben fruchtbar bleibt. Darum ſind nicht wenige, nachdem ſie dem Grunde der natürlichen Formen lange nachgedacht hatten, zuletzt auf den Gedanken gerathen, es wären dieſe Formen bloße Zufälligkeiten, Beſchaffenheiten und Umſtände der Materie. Der Materie allein müſſe folglich Realität, Vollkommenheit und wirkliches Vermögen zugeſchrieben werden; keinesweges aber ſolchen Dingen, welche deutlich zu erkennen geben, daß ſie weder Subſtanz, noch Natur; ſondern nur Dinge der Subſtanz und der Natur ſind. Dieſer Lehre, welche die Materie zu einem nothwendigen, ewigen und göttlichen Prinzip macht, war auch der Peripatetiſche Maure Avikab zugethan, der ſie den Gott nennt, in welchem alle Dinge ſind.“

Die Materie muß nothwendig als Subjekt und die Form als Prädikat betrachtet werden, weil die Form blos in der Materie, dieſe hingegen auch ohne die Form vorſtellbar iſt. So wie z. B. in einem Dreieck Raum als Subjekt, und die drei Linien worin es eingeſchloſſen iſt, als Prädikat, aber nicht umgekehrt betrachtet werden muß, weil Raum auch an ſich ohne Beſtimmung der drei Linien, dieſe aber nicht ohne Raum vorſtellbar ſind.

„Wirklich muß man in dieſen Irrthum gerathen, wenn man nur eine zufällige Form, eine Form der zweiten Gattung, und nicht jene nothwendige, ewige und erſte, welche aller Formen Form und Quelle iſt, erkennt, die wir mit den Pythagoräern das Leben und die Seele der Welt genannt haben.

Aber dieſe erſte allgemeine Form, und jene erſte allgemeine Materie: wie ſind ſie vereinigt, unzertrennlich; verſchieden — und dennoch nur Ein Weſen? Dieſes Räthſel müſſen wir nun aufzulöſen ſuchen.

Das Prinzip, welches Materie heißt, kann auf zweierlei Weiſe betrachtet werden. Einmal, als Potenz; hernach, als Subjekt. Wenn wir ſie als Potenz betrachten, fallen alle mögliche Weſen auf eine gewiſſe Weiſe unter ihren Begriff; und die Pythagoräer, Platoniker, Stoiker und andere haben ſie aus dieſer Urſache nicht weniger zu den überſinnlichen, als zu den ſinnlichen Dingen gerechnet. Wir ſehen die Materie nicht ganz ſo an, wie dieſe Weltweiſen, ſondern machen uns von ihr, als Potenz, einen höheren und mehr entwickelten Begriff.“

Hier iſt der Ort wo ich mich über die ſonſt ſchwankende Begriffe von Materie und Form und ihr Verhältniß ſowohl zu einander, als zum Erkenntnißvermögen umſtändlich erklären muß.

Dem Sprachgebrauche zufolge iſt **Materie** das mehreren Objekten Gemeinſchaftliche, welches in einem jeden auf eine beſondere Art beſtimmt wird. **Form** aber die beſondere Beſtimmung eines jeden, wodurch es ein beſonderes von dem Uebrigen verſchiedenes Objekt iſt. Dieſes Gemeinſchaftliche wird aber entweder analytiſch oder ſynthetiſch gefunden. Im erſten Fall werden die Objekte in ihren weſentlichen Merkmalen zerlegt, aus dieſen werden diejenigen Merkmale, worin ſie von einander verſchieden ſind, abgeſondert, und blos das allen Gemeinſchaftliche (das ſich alsdann von ſelbſt ergiebt) beibehalten. So verfährt man wenn man z. B. den allen Körpern gemeinſchaftlichen Begriff von Körper überhaupt herausbringen will, indem man von den Merkmalen beſonderer Körper abſtrahirt, und blos des allen Gemeinſchaftliche, Ausdehnung und Solidität beibehält.

Im zweiten Falle hingegen nimmt man den umgekehrten Weg. Man fängt von dem an ſich denkbaren

baren an, und macht es durch verſchiedene, ihm gleich mögliche Beſtimmungen, zu ein mehreren Objekten Gemeinſchaftliches. Man nimmt z. B. den Begriff von Raum, der ſchon an ſich objektive Realität hat, und beſtimmt ihn auf verſchiedene Arten zu verſchiedene Objekte (z. B. als Dreieck Zirkel u. d. g.) Das dieſen Objekten Gemeinſchaftliche, nehmlich der Raum iſt hier nicht von denſelben abſtrahirt, ſondern es wird vielmehr denſelben vorausgeſetzt, ohne welches ſie nicht gedacht werden können. Im erſten Falle iſt Materie und Form (in Anſehung unſerer Erkenntniß) blos zufälligerweiſe verknüpft. Aus den Begriff der Ausdehnung und Solidität werden wir nie die ſynthetiſche Möglichkeit des Goldes z. B. oder der beſondern Beſtimmung dieſes allen Körpern Gemeinſchaftliches durch gelbe Farbe u. d. g. herausbringen können. Wir erkennen dieſelbe blos empyriſch. Im zweiten Falle hingegen hat die Verknüpfung von Materie und Form einen Grund a priori, nehmlich die unmögliche Denkbarkeit der Form an ſich auſſer ihrer Verknüpfung mit der Materie, ſo daß ſie nicht als Subjekt ſondern blos als Prädikat der Materie gedacht werden kann.

Das was auf den ſynthetiſchen Weg gefunden wird, kann auch auf den analytiſchen Weg gefunden werden; aber nicht immer auch umgekehrt. Man kann z. B. die Vorſtellung des Raumes auch dadurch erhalten, daß man von allen möglichen mathematiſchen Figuren, das wodurch ſie ſich von einander unterſchieden abſtrahirt, und das ihnen Gemeinſchaftliche beibehält. Dahingegen können wir nicht das allen Körpern Gemeinſchaftliche ſo beſtimmen, daß wir auf den ſynthetiſchen Weg daraus alle Körper darſtellen könnten. —

Doch obſchon wir dieſes nicht können, ſo müſſen wir es doch in Beziehung auf ein höheres Erkenntnißvermögen als das unſrige iſt, vorausſetzen, weil ſonſt die von uns erkannte regelmäßige Verknüpfung der allgemeinen Merkmale von Körper überhaupt (Ausdehnung und Solidität) mit dem ſpezifizen (gelbe Farbe) im Golde unerklärbar wäre.

Dieſes ſynthetiſche Gemeinſchaftliche iſt alſo von dem von uns gefundenen analytiſchen Gemeinſchaftlichen (das blos eine Folge von Jenem ſeyn kann) ganz verſchieden. Jenes iſt Prinzip (Entſtehungsgrund) des Eigenthümlichen. Dieſes hingegen blos Subjekt; oder Jenes iſt das reelle, dieſes aber das blos logiſche Subjekt des Eigenthümlichen. Daß der Tiſch viereckigt iſt, iſt blos zufällig. Tiſch und Viereck ſtehen nicht in einem reellen, ſondern in einem blos logiſchen Verhältniß von Subjekt und Prädikat. Daß aber Raum in vier Linien eingeſchloſſen werden kann, iſt weſentlich, weil Raum auch an ſich, vier Linien hingegen ohne Raum nicht denkbar ſind. Raum und vier Linien ſtehen nicht in einem blos logiſchen, ſondern auch in einem reellen Verhältniß von Subjekt und

Prädikat. Da aber der Raum, obſchon er das Viereck möglich macht, dennoch daſſelbe nicht hervorbringt, ſo iſt Raum blos das materielle Prinzip des Vierecks, das Erkenntnißvermögen ſelbſt aber das würkende Prinzip deſſelben. Dieſe beide ſind aber nothwendig verknüpft und können nicht ohne einander ſtatt finden. Das Erkenntnißvermögen kann ſeine Formen nur in eine von im unzertrennliche Materie a priori darſtellen. So weit glaube ich iſt es zur Erläuterung der tiefſinnigen aber äuſſerſt dunklen Gedanken des V. hinreichend.

„Gewöhnlich theilt man die Potenz, oder das Vermögen, in ein aktives und ein paſſives ein. Ich laſſe den aktiven Modum bei Seite, um bei dem paſſiven zu bemerken, daß man, um ihn nach der Wahrheit zu betrachten, ihn rein und abſolut betrachten müſſe.

Nun iſt es unmöglich, irgend einer Sache Daſeyn beizumeſſen, welcher das Vermögen da zu ſeyn gebräche. letzteres bezieht ſich aber ſo ausdrücklich auf den aktiven Modum; daß hieraus ſogleich erhellet, wie der eine ohne den andern nicht ſeyn kann, ſondern beide ſich einander gegenſeitig vorausſetzen. Wenn alſo von jeher ein Vermögen zu würken, hervorzubringen, zu erſchaffen da war, ſo mußte auch von jeher ein Vermögen bewürkt, hervorgebracht, und erſchaffen zu werden da ſeyn. Der Begriff der Materie, als eines paſſiven Weſens, auf dieſe Weiſe gefaßt, läßt ſich mit dem Begriffe

griffe des höchſten übernatürlichen Prinzips, ohne Bedenken vereinigen, und nicht allein alle Philoſophen, ſondern auch alle Gottesgelehrte müſſen ihre Stimme dazu geben. **Die vollkommene Möglichkeit** des Daſeyns der Dinge, kann vor ihrem wirklichen Daſeyn nicht vorhergehen, und eben ſo wenig nach demſelben überbleiben.„

Die vollkommene Möglichkeit iſt nicht blos der Mangel eines Widerſpruchs die logiſche conditio ſine qua non, ſondern der ſynthetiſche Grund eines Objekts, das immer ein Daſeyn vorausſetzt.

„Wenn es eine vollkommene Möglichkeit wirklich zu ſeyn, ohne wirkliches Daſeyn gäbe, ſo er**ſchaften die Dinge ſich ſelbſt**, und wären da, ehe ſie da wären. Das erſte und vollkommenſte Prinzip faſſet alles Daſeyn in ſich; kann alles ſeyn, und iſt alles. Wenn es nicht Alles ſeyn könnte, ſo wär' es auch nicht alles. Thätige Kraft und Potenz, Möglichkeit und Würklichkeit, ſind in ihm alſo ein unzertrennliches und unzertrennbares Eins. Nicht ſo die andern Dinge, welche ſeyn und nicht ſeyn, ſo oder anders beſtimmt werden können. Jeder Menſch iſt in jedem Augenblicke, was er in dieſem Augenblicke ſeyn kann; aber nicht alles, was er überhaupt und der Subſtanz nach ſeyn kann. Was alles iſt, was es ſeyn kann, iſt nur ein Einziges, welches in ſeinem Daſeyn alles andere Daſeyn begreift. Die übrigen Dinge ſind nur was ſie ſind, und jedesmal ſeyn können, einzeln, beſonders, in einer gewiſſen Ordnung und Folge. Alſo iſt ein jedes Vermögen eine Handlung, welche im Prinzip eingewickelt, ungetrennt, die einfache Handlung des Prinzips ſelbſt iſt, welche in den Dingen entwickelt, zerſtreut und vervielfältiget erſcheint.

Wenn der Begriff eines Dinges ſo gefaßt wird, daß man den Grund ſeiner Syntheſis einſieht, ſo hat man die vollkommene Möglichkeit oder die objektive Realität deſſelben. Dieſe Möglichkeit läßt der Wirklichkeit nichts mehr übrig, weil alles andere Hinzugedachte zu dieſer Syntheſis nicht gehört. Siehet man hingegen den Grund der Syntheſis nicht ein, und verbindet man blos deswegen mehrere Merkmale zu einem Objekt, weil ſie ſich analytiſch nicht widerſprechen, ſo iſt die dadurch vorgeſtellte Möglichkeit des Objekts nicht vollkommen, weil man auf dieſe Art noch immer mehrere Merkmale, die die Erfahrung als mit den Vorigen wirklich verknüpft darbittet, hinzufügen muß. Alſo blos der Mangel einer ſolchen ſynthetiſchen Erkenntniß trennt die Wirklichkeit von der Möglichkeit eines Dinges, welche Trennung in Anſehung eines unendlichen Erkenntnißvermögens nicht ſtatt finden kann. —

Ein Zirkel z. B. iſt durch eine **Konſtruktion a** priori vollkommen möglich, d. h. dieſer Begriff hat ſchon vor aller Erfahrung objektive Realität. Was fehlt alſo noch zu ſeiner Wirklichkeit? Etwa daß er nicht mit Dinte aufs Papier gezeichnet iſt.

Aber die ſchwarze Farbe der Dinte gehört nicht mit zum Begriff des Zirkels, und kann mit demſelben in keiner reellen Syntheſis gebraucht werden. Sie ſtehen blos in einem logiſchen nicht aber in einem reellen Verhältniß von Subjekt und Prädikat, weil ſie beide ohne einander vorſtellbar ſind. Der Zirkel iſt alſo durch ſeine Möglichkeit ſchon wirklich. Denke ich mir hingegen das Gold. Z. B. ſo, u. ſ. w.

„Das Univerſum, die unerzeugte Natur, iſt ebenfalls alles was ſie ſeyn kann in der That und auf Einmal; weil ſie alle Materie nebſt der ewigen unveränderlichen Form ihrer wechſelnden Geſtalten in ſich faßt: aber in ihren Entwicklungen von Moment zu Moment, ihren beſondern Theilen, Beſchaffenheiten, einzelnen Weſen, überhaupt ihrer Aeuſſerlichkeit, iſt ſie ſchon nicht mehr was ſie iſt und ſeyn kann; ſondern nur ein Schatten von dem Bilde des erſten Prinzips, in welchem thätige Kraft und Potenz, Möglichkeit und Wirklichkeit Eins und daſſelbe ſind. Da kein Theil des expliciten Weltalls alles iſt, was er ſeyn kann; wie ſollte das aus lauter ſolchen Theilen beſtehende Ganze die Vollkommenheit einer Natur ausdrücken, welche alles iſt, was ſie ſeyn kann, und nichts ſeyn kann, was ſie nicht iſt?

Unſerm Verſtande iſt es unmöglich, jenes durchaus und ſchlechterdings thätige Vermögen, welches zugleich das ſchlechterdings und durchaus leidende Vermögen iſt, zu faſſen; wir begreifen weder wie

Etwas alles ſeyn kann, noch wie es alles iſt; denn unſere ganze Erkenntniß iſt nur eine Erkenntniß der Aehnlichkeit und des Verhältniſſes, welche bei dem Unermeßlichen, Unvergleichbaren, ſchlechterdings Einzigen auf keine Weiſe kann angewandt werden. Wir haben kein Auge weder für die Höhe dieſes Lichts, noch für die Tiefe dieſes Abgrunds; worüber die heiligen Bücher, indem ſie beide äuſſerſte Enden zuſammenfaſſen mit Erhabenheit ſagen: Tenebrae non obſcurabantur a te. Nox ſicut Dies illuminabitur. Sicut tenebrae ejus, ita et lumen ejus.“

Dieſes mag als ein Beiſpiel zur Erläuterung meiner Gedanken von der höheren Schwärmerei hinreichend ſeyn. Hier ſiehet man, wie die produktive (dichteriſche) Einbildungskraft, alle andere Erkenntnißkräfte zur Würkſamkeit über die Grenzen ihres Vermögens anſpornt. Die Natureinheit die der Verſtand erkennt, ſchaft ſie zur höchſten Natureinheit, die ſie nachher in der höchſten Einheit der Prinzipien idealiſirt. Das Erkenntnißvermögen erhebt ſich beſtändig über ſich ſelbſt, und fällt wiederum in ſeinen vorigen Zuſtand zurück. Daher die Verworrenheit im Vortrage der Gedanken, und das Bildliche im Ausdrucke. Daher das Beſtreben die Gedanken auf verſchiedene Arten darzuſtellen, und die Vermängung des Dichteriſchen mit dem Philoſophiſchen.

Der grobe Schwärmer verräth einen Mangel des Erkenntnißvermögens, nicht die Idee von der höchſten Vollkommenheit des Gegenſtandes an ſich, ſondern die dunkel wahrgenommene Beziehung deſſelben auf den Zuſtand ſeiner Empfindung ſpornet ihn zu Unterſuchungen über denſelben an. Der kalte, ſchulgerechte Philoſoph verräth zwar keinen Mangel des ſich auf beſtimmte Objekte beziehenden Erkenntnißvermögens, aber doch ein Mangel an Genie. Der Schwärmer von der höheren Art iſt ein Genie. Er findet in der ſchulgerechten Erkenntniß des Philoſophen Spuren einer höheren Erkenntniß. Dieſe beſtrebt er ſich, ob zwar auf eine unvollkommene Art, darzuſtellen. Da nun dieſe Spuren viel tiefer im Erkenntnißvermögen liegen als jede beſtimmte Erkenntniß, ſo iſt es kein Wunder, wenn er zuweilen dieſe jenen aufopfert, und nach leitung des Genies auf unbekannte Wege herumwandelt.

S. Maimon.

3.

Fragmente aus dem Tagebuche Weilers.

am 16. Mai.

Sie liebt mich gewiß, gewiß! Warum ſollte auch mir ein Geſchöpf in der Welt liebe lügen? — Aber was iſt das, daß ich doch nicht ſo recht in dieſer Ueberzeugung ruhig bin? Was will ich von ihr? Freilich hat ſie einen Geiſt zur Intrigue der mir — ſonſt ſehr willkommen geweſen wäre — und jetzt! — Warum kann man nicht immer derſelbe ſeyn? Und wie könnte ſie, auf der andern Seite mir das ſeyn, was ſie iſt, ohne dieſen Geiſt? Würde ſie es denn wagen mich Nächte durch in ihrem Schlafzimmer zu haben, wo ihre beiden kleinen Geſchwiſter ſchlafen, indeſſen wir am Tiſch ſitzen und leſen und küſſen? — Aber das ſollte ſie nur mir ſeyn? — Ha Teufel! da ſitzts. Ich liebe ſie unausſprechlich, und wenn es möglich iſt, daß ich noch einſt zu einer ruhigen bürgerlichen Glückſeligkeit gelange, ſo muß Sie mein Weib ſeyn. Ja! und mein Weib eben muß auch fähig ſeyn, ſo wie ich, der Konvenienz und aller Zucht und Sitte einen Seitenſtoß zu geben um der liebe willen. Aber gleichwohl — bin ich nicht toll? — nur mir, nur mir!

Jetzt überfällt mich der Gedanke, daß Sie mir vielleicht nicht beſchieden wäre, mit einer Angſt, wo-

wovor ich mich nicht zu retten weiß. Neulich trieb mirs Thränen in die Augen, ich mußte niederfallen. Gieb mir Sie, du Unbegreiflicher, ſagt' ich, vor den allein mein Geiſt ſich beugt! Gieb mir Sie endlich endlich nur, nach allen ausgeprüften Quaalen, Sie! — Ich gelobte bis dahin nie nach dem lezten Genuß der Liebe zu ſtreben. Du kennſt mich, ſagt' ich, mehr Tugend hab' ich nicht, wenn vor dir Entbehrung Tugend iſt, mehr hab' ich nicht, als um Sie allen Freuden des Lebens abzuſagen, um ſie mich auf dies Endlich meines Lebens aufzuſparen, zu ſchmachten und zu kämpfen.

Kann ich mit Gott anders reden als ich denke und empfinde, wenn ich nicht raſen, wenn ich die Würkung des Gebets — Vertrauen und neuen Muth an mir erfahren will? Soll ich dem Allwiſſenden mehr verſprechen als ich zu halten weiß? — Und doch kömmt dies Weſen: reine Tugend, immer wieder hervor. Ich will ſchwören, daß ich nicht weiß, was das iſt: reine Tugend, und doch iſt mirs immer als müßt' ich ein ewiger harmvoller Zweifler bleiben, ohne ſie, als wolle man mir nicht eher, auch nur Gehör, geben, bis ich mit ihr bekannt in ihrem Namen bitten könnte. Wunderbares Chaos in mir! Welches Schöpfer — Wort wird all das ordnen? — Ich müßte auch Luderinen wegdenken können, und denn doch noch glücklich zu ſeyn begehren können! — Ach Menſch! das, worauf du ſo ſtolz biſt, was dich ſo zum Tyrannen der Dinge macht, — Deine Menſchheit, giebt dir hienieden nur das Recht, auf eine ganz eigene Art unglücklich zu ſeyn. Du biſt keine für ſich beſtehende Gattung, nur ein zweideutiger, in ewigen räthſelhaften Streit befangener Uebergang, der bald auf dieſe bald auf jene Seite von unbekannten Kräften, wie von einem böſen Zauberer, getrieben, ſteter Unruhe, ſteter Zweifel, flüchtiger, eilender Raub iſt. Ahndung, ähnlich göttlicher Vernunft, hebt dich bald hinan zu deiner Vollendung, bald ſtürzeſt du dich wieder hinab in deine thieriſche Maſſe, die wie ein giftiger Zuſatz, ſprudelt und gährt, und alles, was gut und edel iſt in Dir, verzehrt.

Ja meine Forderungen an Sie ſind ſeltſam! Sie ſoll frei denken, verbuhlt ſeyn, kokett, und doch — treu, mir treu, all das nur mir! Ach ich fürchte Sie erfüllt meine erſte Forderung ganz, und — ſagt meine kalte richtige Vernunft, — und folglich die letzte gar nicht, und daß Sie das ſo kalt und richtig ſagen darf, macht mich raſend.

Geſtern als wir, uns wechſelſeitig umſchlungen, da ſaßen, und ich ihr im Yorick vorlas, und einmal im Affekt ein wenig lauter ward als gewöhnlich, erwachte Ihr jüngerer Bruder, und richtete ſich in die Höhe. Ohne ſich zu bedenken warf Sie ganz gelaſſen einen Mantel um mich, und blieb ruhig wie zuvor. Er wird mich doch nicht erkannt haben? ſagt' ich, als er wieder eingeſchlafen war. O nein, antwortete Sie, er hält Dich für die Anne, die zuweilen noch ſpät daſitzt und neht. Neulich erzählt' er zwar bei Tiſch, es wäre ein Dieb in der Stube geweſen, und hätte die Luderine wollen todt machen, und da meint' er Dich, Du Küßdieb, man lachte aber über ſeine Träume, und nun mag er erzählen, was er will, ſag' ich: er hat geträumt.

Aber wenn Deine Mutter denn doch einmal aufmerkſam würde?

Meinſt Du Dir hören die Kinder an? Mit Ihr darf keins ohne beſondere Erlaubniß ſprechen.

Aber, geſetzt nun, Sie belauſchte uns einmal, Himmel! überraſchte uns?

Hm! Vorm Ueberraſchen ſind wir ſicher, die Thür iſt verriegelt, und kömmt Sie herein — nun ſo wirſt Du Dir ja wohl ein Viertelſtündchen einen unbequemen Aufenthalt gefallen laſſen? für das übrige ſorg' ich denn. —

Ich ſaß da, und ſah lange gerade vor mich hinaus, bis Sie mich erinnerte, weiter zu leſen. Himmel! wenn Sie all das um meinetwillen wäre, mit alle dem Mein, nur mein! Ich zittere die Worte auszuſprechen: wer darf das erwarten? Und doch — Ach Himmel hilf mir!

am 3. Junius.

Ich lebe und denke und bin nur in ihr, aber glücklich iſt darum meine Exiſtenz immer nicht. O dieſe Naivete, dies Gefühl, dieſe Schwärmerei, und dann dieſe entzückende Koketterie, die Sie mir ſo begehrenswerth macht, iſt mir eine Quelle ewiger Unruhe.

Geſtern ſchlugs 12 Uhr als ich bei Ihr war. Nun laß uns einmal, ſagte Sie, von heute bis morgen küſſen! Und ſo hieng ich, bis alle Schläge geſchehen waren, in einem Kuß an ihr. Ach! die Begierde wollte mir die Kehle zuſchnüren, und noch treibt die Idee, von heute bis morgen Sie küſſen, Sie genießen, das Blut wie Feuer durch meine Adern. O Mädchen! Mädchen!

am 4. Junius.

Ich konnte dieſe Nacht nicht ſchlafen, es ward mir ſo heiß, ſo ungeduldig im Bett, ich ſtand alſo, es mochte etwa 2 Uhr ſeyn, auf und gieng in das Bad, und kühlte mich ab, und ſchwamm mich müde in den Fluß, darauf erſtieg ich den Eisberg, und legte mich da unter einen duftenden Nußbaum, der länge lang ins Gras, wo ich bald ſüß einſchlief. Es dämmerte kaum ein wenig, als ich mich hinlegte, und als ich erwachte, mit dem herrlichen Wohlſeyn das einem das Flußbad und die Bergluft giebt — Gott! — wer das ſagen könnte! Eben gieng die Sonne auf. Jeder Ausdruck iſt da Stümper Pinſelei. Aus mir riefs laut: lobt den Herrn! und ſo ſang ich das ganze hohe Lied nach der herrlichen Aolliſchen Melodie. Ich hätte nur nach Löwen und aller Thiere frolockend Gebrüll da um mich haben mögen, und ſo im vollen Chor hinauf jubeln: lobt den Herrn! — So war Adams erſtes Erwachen! — O Vater! warum dürfen wir nicht immer ſo an dem Buſen der Natur liegen, und deine Herrlichkeit einſchlürfen, und im Genuß unſrer Menſchheit glücklich ſeyn? — — Es war eine ſelige, ſelige Stunde meines Lebens. Ich fühlte, daß mein Herz noch des Glücks der Unſchuld fähig ſey. Thoren, die wir ſind, ſagt' ich, keiner iſt, der nicht in ſeinem Herzen die Tugend ehren müſſe, auch in ſeiner ſchmerzeſten Stunde, keiner der nicht fühlt: Das iſt Tugend und dies Laſter, ſo gut wie das Schöne und das Häßliche, und doch thun wir als ſey Sie uns wildfremd, weil unſere Vernunft ihr Weſen nicht begreift, ſo wenig, wie das Geſetz der Schönheit, verhärten uns gegen Sie, als ſey Sie unſere Feindin, und ſetzen Ihr elende Chikanen des Verſtandes entgegen, indeſſen Sie ganz allein auf unſer Herz Anſprüche macht. Nein! Nein dieſes Gefühl, das ſich jetzt ſo ſelig über mich ergießt, will ich heilig bewahren, und wenn meine berauſchte Sinne mir es rauben wollen, dann will ich dieſe Stunde meiner Seele zurückrufen, und hier die Wahrheit wieder finden. — Gott! und wenn Sie mich liebt, dann ſoll Sie auf dieſem Wege zur ſtillen kindlichen Glückſeligkeit meine Gefährtin ſeyn. Ich will zu Ihr ſprechen mit dem Ausdruck all meiner Liebe, jener Liebe, die jetzt, wo all das geſchwunden iſt, was mich ſo oft in einem Wirbel von Sinnengelüſte umtrieb, noch jenen Stempel der Gottheit, jene allrührende Schönheit, die Schweſter der Tugend, in ihr erkannt, und nach inniger Vereinigung, dem ewigen Trieb der Geiſter gegen einander, ſtrebt. Ich will dem Adel ihrer Seele wecken, jene Einfalt und Hoheit, die Ihr ſo eigen iſt, zum moraliſchen Gefühl in ihr erhöhen. Ich will Ihre Knie umfaſſen und Sie bitten, der Engel meines Lebens zu ſeyn, mit mir, Hand in Hand, den heitern Unſchuldsweg zu wandeln, mit Ihr vereint mich beſtreben, gut zu ſeyn. Mit Ihr? Welch' eine Seligkeit! Und welch ſüßer Lohn wartet unſer, wenn wir ausgedauert haben in feſter Treue. Gott! laß mir dieſe Seligkeit, laß mich Sie erringen! —

Heute werd' ich wieder bei Ihr ſeyn, o wie klopft mein Herz, Ihr all das mitzutheilen! Ludwine! — O ſieh! Es iſt kein Falſch in mir! Um meiner Liebe willen, Ludwine, die für Dich alles leiden alles dulden, alles unternehmen will, die gern für Dich ſtarb, wenn Du Ihr nur noch in der letzten Zuckung des Todes lächelteſt, Ludwine, o ſey mir gut! Sey mir treu! —

an * * *

Heute kann Sie mich nicht ſehen, ſchreibt Sie — o das iſt entſetzlich hart! Warum nun gerade heute nicht? Es iſt doch raſend! Und morgen auch nicht; denn Ihre Mutter wird morgen eben ſo wenig in ihrem friſch angeſtrichenen Zimmer ſchlafen. — Ich möchte zerſpringen und kann mich nicht mittheilen. Schreiben? Ach was ſind todte Buchſtaben! und überhaupt haſſ' ich die Briefe, ſie verriethen mich ſchon einmal ſchändlich.

Nein es iſt unbegreiflich! Juſt heute kann Sie mich nicht ſehen! Was tritt da für ein Damm zwiſchen uns? — Aber ich will ausharren, wahrlich ich will!

am 13. Junius.

Ich bin unterdeſſen wieder beim Hofrath Engel geweſen, er war allein, und freute ſich, daß ich kam. Ich ſagte ihm, daß ich entſchloſſen ſey, meine mathematiſchen und kameraliſtiſchen Wiſſenſchaften fortzuſetzen, und überhaupt einen Plan meines Lebens gemacht habe, der vielleicht ſeinen Beifall erhalten würde. Nur, ſagt' ich, wiſſen Sie, wo mir es fehlt. Ich habe wenig oder gar kein Geld von Haus zu erwarten, wüßten Sie für dieſen Umſtand ein Auskunftsmittel, ſo wär' es möglich, daß ich noch einſt ein glücklicher Bürger werden könnte. Er ſprang voller Freude auf und küßte mich, und ſeine Augen waren feucht, ſagte, daß er oft an mich gedacht, daß es ihn oft bekümmert habe, daß meine Talente ſo in Unmuth hinſterben ſollten, und heute beſonders ſey ich ihm nicht aus dem Sinn gekommen.

Er that darauf Vorſchläge, wie er mich wieder mit meinen Verwandten ausſöhnen wolle, die ich aber alle verwarf. Nein, es iſt mir nicht möglich von dieſen Menſchen Wohlthaten anzunehmen! Er ſchien das zu begreifen — Wiſſen Sie was? ſagt er, wollen Sie überſetzen, ſo will ich Ihnen einen Verleger ſchaffen, und ich ſteh' Ihnen für eine ziemliche Einnahme. Er erzählte mir dann, daß er von einem Leipziger Buchhändler Auftrag erhalten habe, einige Italieniſche Werke zu überſetzen, der ihn für den Bogen zwei Thaler geboten habe. Er könne dieſe Arbeit wegen ſeiner andern Geſchäfte nicht wohl übernehmen, und da ich ohne dies der Italieniſchen Sprache noch mächtiger ſey, als er ſelbſt, ſo wiſſe er mir gar keinen beſſern Vorſchlag zu thun.

Ich ſagte mit Freuden Ja! und er freute ſich faſt kindiſch, daß er mir helfen konnte.

Guter Gott! Nun bin ich ja wieder ganz ganz glücklich! Welch ein ſüßer Friede in meiner Bruſt! — Nun will ich arbeiten und nichts mehr hören und ſehen und wiſſen als meine Arbeit und meine Wiſſenſchaften, und — meine Erholung, meine Freude iſt Sie dann, und nur Sie. Was bedarf ich jeßt noch! Ich bin überſchwenglich glücklich. Oft wenn ich ſo vor mir hinſehe, ſo treten mir Thränen in die Augen, ohne daß ich ſagen kann warum? und meine Hände falten ſich unwillkührlich. — In meinem kleinen netten Stübchen mit meinen Büchern allein, von niemand getrennt noch geſtört, verdien' ich mir mit Seelenruhe ehrlich mein Brod, und ſammle mir Kenntniſſe, die mich einſt, — guter Gott! — die mich einſt würdig machen, um ihre Hand zu werben; und Abends, wenn ich mich müde geſchrieben und geleſen habe, wenn nun mein Herz auch Nahrung heiſcht, dann ſchleich' ich zu Ihr, zu meiner meiner Ludwine, die mir einen Himmel in die Bruſt küßt, und ſchlafe dann ruhig in ſanfter ſeliger Fantaſie ein, bis mich ein neuer glücklicher Tag weckt. — Ach Gott! laß mir das alles! laß mich nicht wieder ſinken mein Vater!

O ich muß hinaus ins Freie! Hier erſtickt mich das Gefühl meiner Seligkeit.

am 11. Junius.

Ja! es iſt mir ganz wohl. Ich fühle daß ich lebe, alle meine Kräfte ſind in Thätigkeit, und gewähren mir Freude an mir ſelbſt und inniges Wohlſeyn. Auch — ſonderbar! — ſeit geſtern fängt mir meine Vergangenheit wieder an lieb zu werden. W*** und G*** — Orte wo ich freilich ruhig nie war, aber doch manchen Freudenrauſch, ſo wie manche herbe Stunde verlebte, ſtellten ſich bisher meiner Fantaſie immer nur im Nebel dar, ich konnte ſie mir nicht anders als im Winter denken. Jetzt erſcheinen Sie mir wieder im lieblichen ſanften Lichte. Ich denke gern an alle die einzelnen Plätze zurück wo ich war, und, einerlei, ob ich damals eben glücklich war oder nicht, in meiner Rückerinnerung iſt nun alles lieb und ſchön, alles wehmüthig — wohlthuendes Denkmal. Wie wahr! was irgendwo *) ſteht: Den Liebenden iſt alles beſſer wie zuvor, Sie ſehen alles in den beſten Jahreszeiten, alles im Junius.

am 18. Julius.

Ha! Nun war ich ja bei Ihr! Warum ſagt' ich dann nichts von all den ſchönen Sachen, die ich mir ausgedacht hatte? — O geſtehe dies nur, armſeliger Tropf, weil ſie ein dünnes weißes Neglige anhatte, Du alle Ihre Reize warm und lebendig mit deinen Armen umfangen fühlteſt, Du nichts mehr ſahſt als dieſe regen quellenden Schenkel, um die ein dünnes Röckchen ſchmeicheld floß, als dieſen Buſen der ſich öfnete, um zwiſchen den wel-

---

*) Lebensl. in aufſt. Linie 1. Th. 256. 6. Anm. d. Herausg.

weißen Hügeln, die eine Schwindeltiefe von Wolluſt errathen zu laſſen, weil Ihr Kuß, Ihr himmelwärts hinſterbendes Auge Dich an das letzte Entſeelen der Wonne erinnerte, weil Du ſchon Plane machteſt die jenes Geſpräch würden zerſtört haben, weil Du befürchteteſt Dich bei dem muthwilligen ſchäkernden lieaerfordernden Mädchen lächerlich zu machen. — Ja das wars, Elender! Freilich ſchickte Sie Dich diesmal bald fort, aber waren Deine Vorſätze nicht ſchon rein geſchwunden? Würdeſt Du das Wort — Tugend haben vor Ihr ausſprechen können? O warlich nicht! Ein Antrag ganz anderer Art brannte aus Deinen Augen, dehnte Deinen Arm ſo begehrlich um ihre runden Hüften herum. Schien Sie nicht eben deswegen Dich wegzuſchicken, weil Sie etwas Entehrendes in Deinen langen ſchwebenden Seufzern ahndete! O Himmel! — Aber was iſt Sie auch für ein Mädchen? Ihren Reiz und ihre Kokketterie beſchreibt kein Ausdruck. Das iſt mehr als ich tragen kann.

Und doch wollt' ich immer noch anfangen, doch glaub' ich immer noch, daß ich Sie blos zu früh verlaſſen mußte. Ich hätte doch einen Eingang machen müſſen, und der wollte ſich immer gar nicht finden.

Ach ich bin ſchon wieder viel ſchlechter, viel unruhiger und wilder geworden! —

Das Nächſtemal? — Ja! und wenn Sie nun das Nächſtemal wieder ſo wäre? würd' ichs dann wagen können Ihr ſo Etwas zu ſagen, was nothwendig einen Tadel eben Ihres augenblicklichen Betragens enthalten muß, das doch ſo lieb iſt? — was Sie beleidigen würde, mich von ihr entfernen — verſtecken! Himmel wie könnt' ich das ertragen!

Und doch — ja, noch einmal will ichs verſuchen, will ein feſter unerſchütterlicher Mann ſeyn. Aber vorher muß ich mich erſt beſſer auf alle denkbare Fälle vorbereiten, und, vor allen Dingen Sie ſchlechterdings nicht vorher umarmen und küſſen. Dazu iſt meine Tugend noch zu neu und weich. An wen Sie wohl ſchreiben wollte? ſo in der Nacht! Ich hätte fragen ſollen, und, in der That ſchien Sie blos meine Frage zu erwarten, aber, der Teufel weiß, ich war ſo von mir, ſo verblüft! Sie ſagte, dies ſey allemal Ihr Brieftag; alſo eine ordentliche Korreſpondenz? — Neue Unruhen! Wenn Sie nun noch immer an dem ſchrieb, deſſen Briefe der Herr von B** in Händen gehabt hat! — Ach daß ich mir nicht treu blieb, ihr nicht ſagte was ich wollte! Jetzt wär' ich — — wenigſtens in Reinen. Nun ſitz' ich da und ſchlage mich mit tauſend Grillen herum. Ach Mädchen, warum biſt Du nun gerade ſo, um zu entzücken und zu quälen? —

am 30. Julius.

Verlobt! Nein! Nein! Nein! Das iſt eine infame Lüge. Sie kann nicht verlobt ſeyn,. das iſt ſo ein gewöhnliches Altweibergewäſch. Sie kann ihn ja wohl gekannt, auch wohl geliebt haben, aber ſeine Verlobte? — Nein, das wird ſie nicht ſeyn, das kann ſie nicht ſeyn! Nein, Teufel, Nein: — Wie könnte ſie mich ſo heiß küſſen, ſich mir ſo hingeben? Was hätte ſie mit mir vor? Und doch — ſagt' er nicht auch, ihre Mutter wiſſe darum, und ſie wechſelten noch immer Briefe? Wenn es nicht wahr iſt, ſo helfe Dir Gott, Schwätzer!

Es iſt um raſend zu werden, blos um mich zu unterhalten, weil er ſieht, daß mich ſein Beſuch und ſeine tauſend und eine Stadtneuigkeiten immer mehr erſchlaffen, daß ich vor Gähnen mich nicht mehr zu laſſen weiß, fängt er vom Rath und der Räthin und von Ihr ein troſtloſes Geſchwätz an, und würde mich toll geplaudert haben, wenn ich nicht mit Gewalt abgebrochen hätte.

Iſt man nicht ein Sklav, daß man ſich ſolche unerträgliche Beſuche muß gefallen laſſen? Einen Dieb der mir mein Geld ſtiele, darf ich, nach Befinden auf der That umbringen, und wenns ſolch' einen Diſtelkopfe einfällt, mir alles, was mir für den Augenblick ſchätzbar iſt, meine Zeit und meine gute Laune zu rauben, ſo muß ich dabey ſitzen und ſtill halten! Die Leute müſſen ſehr verlegen ſeyn wie ſie ihre Zeit unterbringen wollen. Ich wüßte nicht, wie mirs einfallen könnte, einen Menſchen, den ich einmal am dritten Orte geſehn hätte, nun gleich zu beſuchen. Aber kömmſt Du mir nur wieder in den Wurf, ich will Dir das Beſuchen wohl abgewöhnen, verdammter Schwätzer, der mich um all meinen Frieden geſchwätzt hat! — Wiſſen muß ich was an der Sache iſt, es gehe dann wie es will! Und — Nein! ſo entſetzlich lügen wird ſie nicht, wenn ich ſie frage. Was könnte ſie davon haben? Nein ſie wird nicht ſo entſetzlich lügen.

am 5. Auguſt.

Alles iſt aus — und ich bin verloren! Gute Nacht auf ewig aller Friede meiner Seele! O eine Legion Teufel wohnen wieder in meiner Bruſt! Nein, es iſt unmöglich, ich kann dies Leben nicht ertragen! Nur in dem Gedanken liegt mir noch Beruhigung, daß ich es abſchütteln kann und will. Was ſoll ich hier? Ich bin ein Fremdling den alles anfeindet — hämiſch — teufliſch! — Nicht die Menſchen — o! da handelt am Ende ein jeder nach ſeiner Konvenienz, was können Sie dazu daß ich juſt überzählig bin, nirgends hin paſſe? —

Hm! Man erzählt von einem Kaiſer, der ein majeſtätiſches Vergnügen daran fand, arme Leute auszuhungern, die er dann mit einemmale an eine, mit köſtlichen Gerichten beſetzte Tafel führen ließ. Reizende Gerüche von allerley Speiſen dufteten in ihre Naſen, ihre Eßluſt ſtieg aufs höchſte, ſie fielen heißhungrig über die Speiſen her, und fanden ſie — künſtlich von Gyps gebildet. Der kaiſerliche Teufel lachte, und fand den Spas allerliebſt, und die Bettler fielen ohnmächtig zu Boden, und das Luſtſpiel war aus. — O ihr Leute! hattet ihr denn nicht mehr Tugend, als das Leben aus lauter Appetit zu verlieren? Arme Schufte! Es war ja nur zum Spas.

Wer nur mitlachen könnte! Ich denke mir ſo eine Laune als möglich. Wenn ich noch einen wüßte mit dem das Schickſal auch ſo, wie die Katze mit der Maus geſpielt hätte, ich wollte mich und ihn todt lachen!

O Ihr mach' ich ja keine Vorwürfe: was weiß ſie davon, was in mir vorgeht? ſie lebt ihren Grundſätzen treu, — Grundſätze die ich ja ſchon ſo lange bei einem weiblichen Weſen geſucht habe, und jetzt — machen ſie mich ſinnlos. —

Ich ſtand wie einer, neben dem der Blitz eingeſchlagen hat — lange war ich keiner Silbe fähig — endlich kam das Bange: Du haſt einen Verlobten, und mich liebteſt Du nicht? zitternd hervor. — O ja, ſagte ſie, ich liebe dich, und jeden braven Burſchen der hier — Sie zeugte aufs Herz, wohl beſchaffen iſt, der mit mir ſchwärmen, und lachen und empfinden kann.

Und Dein Verlobter? — Ich muß ausgeſehen haben wie ein Eſel, als ich dies ſagte, denn ſie konnte ein Lächeln, das mir ungefähr das ſagte, nicht unterdrüken.

Mein Verlobter, verſichr' ich dich, hat kein Aederchen von Eiferſucht. Zum Beiſpiel, ich hab' ihm dich ſehr empfohlen, und ich wünſche, daß ihr euch kennet und gute Freunde werden möget. Er iſt lauter leichtes gutes Blut, das keine böſe Laune zuläßt. Denn, lieber, es iſt eine pure Laune, ein verderblicher Eigenſinn, die Eiferſucht.

Alſo von Treue weißt du gar gar nichts? frag' ich faſt boshaft wie ein Kind.

Pfui, du mußt mich nicht ſo ausfragen! Mit einem Worte: Ich verſprach ihm, nie mich einem andern zu verloben, und das will ich ihm treu halten. Dagegen macht' ich Verbannung aller Eiferſucht zur Bedingung unſers Bundes. Sollt' es ihm einfallen böſe Launen zu bekommen, ſo ſind wir geſchieden — Was ſtarrſt du ſo? —

O Mädchen! Du haſt vielleicht recht, aber ich bin ſchrecklich elend!

Ihr ſeyd wunderliche Geſchöpfe, ihr Männer, daß es euch ſo um unſere Freiheit zu thun iſt. Sey kein Thor! Wenn es dich beruhigen kann, ſo wiſſe, daß — ich dich vielleicht noch mehr liebe als ihn, daß ich vielleicht nie heyrathen würde, wenn — Er laß mir doch eine Beichte, und komm her und küß mich!

Sie ſtrich mir die Haare von der Stirn, und lächelte mir ins Geſicht. — Ich küßte Sie, aber ich zitterte, wie einer, den das Fieber ſchüttelt. Leb wohl, ſagt' ich, Deine Lebensweisheit hat ihre ſchwere Sätze, laß mir Zeit dich erſt zu begreifen. Leb wohl! —

Komm bald wieder, ſagte ſie, und ſey froh und heiter, und laß die Grillen fahren, und du biſt mein lieber Adolf.

Ach, wie ſie doch ſo gar nichts ahndet, was in mir vorgeht! Es wär ja ſonſt nicht möglich, daß ſie ſo ſeyn könnte. Ja! und wenn ich ſie anbetete, ſie wie eine Gottheit um Erbarmen anflehte, und ſie wär' auch des Erbarmens fähig, — was half mir all das? treu könnte ſie doch nicht ſeyn. Treue iſt eine Eigenſchaft des Herzens, des Karakters, wie kann ich von ihr verlangen, was ſie nun einmal nicht hat? Und dann, würd' ich Ausdruck für meinen Schmerz haben? Würd' ich ſie überzeugen, daß ich ohne ſie nicht leben könne? — Ach! ich fühls, meine Beſtimmung iſt — Opfer. Ich bin eng umſchränkt, nur noch ein Weg, ein finſtrer, unbekannter Weg! — Ich gehe! —

am 17. Auguſt.

Nein, für den wahrhaft Unglücklichen giebts keinen Troſt! Oder wollt ihr mich mit eurem: Es iſt nun einmal nicht anders! tröſten? Das iſt dem müden Waller hienieden, was dem Ohnmächtigen ein Glas Waſſer ins Geſicht gegoſſen. Er ſchreckt auf, und — lebt nun freilich fort, weil er muß. Muß! — Das iſt ein unerträgliches empörendes Wort. Muß! Wenn ich nun auch müßte, müßte dieſes mein quaalvolles Ich mit hinüberſchleppen, durch alle Ewigkeit immer nur Ich ſeyn unzerſtörbar — dieſer meiner Exiſtenz ſchlechterdings nicht entfliehen konnte? — Hölliſche Angſt! Wer ſchloß mich in dieſen fürchterlichen Zirkel? —

Sey es wie es will, ich will verſuchen durchzubrechen. Und — wenn es nur dies wäre, nur dieſe eine tapfere Entſchließung, und ich trat dann mit einemmale heraus aus meinem Kerker, in blumige Fluren einer beſſern Welt! — Fänd meine Marie und meine Mutter meiner harrend, lächelnd, daß ich nun die kleine Angſt dieſes Lebens überſtanden hätte? — Ja ich komme, ich komme!

am 19. Auguſt.

O ich raſender Thor! wie mir bey ihr auch nur die tolle Idee von Liebe und Treue, und Gott weiß, was noch vor ſchäfermäßige Dinge? in den Kopf kommen konnte! Ich begreife mich nicht. War ſie nicht von allem Anfang ein verbuhltes begehrendes Mädchen? und ich ſeufze mich bald zum Heimchen. — Komm' ich heut Nacht ſpät nach Hauſe, und wie ich ſo ungefähr zehen Schritte vom Hauſe bin, hör' ich von innen an der Hausthüre arbeiten. Ich krehte ins Dunkle; die Thür geht leiſe auf, und heraus tritt Einer in einen weißen Mantel, den ich ſogleich vor jenen Schwätzer, den verdammten Siebold erkenne, und ſchlüpft geſchwind hinüber in eine andere Gaſſe, indem ſie ihm nachruft: Gute Nacht, lieber Junge! — Lieber Junge! wie unerträglich vertraulich!

Im erſten Gewirre meiner Empfindungen wollt' ich ihm nach, und ihm das Mahl geſegnen, die Betrachtung aber, daß ich denn doch immer die Rolle eines unglücklichen Nebenbuhlers ſpielen würde. Mein Geſicht! — Sein Spott würde mich zermalmt haben — kurz ich blieb, und hielt mich ſtill, bis alles wieder ruhig war. Als ich in mein Zimmer kam, fand ich den Horaz auf meinem Tiſche aufgeſchlagen, worinnen ich heute geblättert hatte, und mein Blick fiel gerade auf die Ode: Quis multa gracilis te puer in roſa u. ſ. w. Ich las Sie durch und hub laut an zu lachen. — Ich ein Mondesritter! Ha! ha! ha! und gerade bey ihr. Wie lächerlich muß ich ihr oft geweſen ſeyn mit meinem Getändel! welche närriſche Metamorphoſe iſt mit mir vorgegangen! Sitze da Nächte lang bey einem glühenden nach Genuß ſchmachtenden Mädchen, die mich zum ſchönſten Siege einladet, — ein Seladon

— der ſeiner Phillis zu Füßen
die Schäferſtunde verſeufzt —

und härme mich um ſie wenn ich allein bin, indeſſen der gracilis puer im weißen Mantel ſeine Zeit ſehr gut bey ihr zubringt. Ich bin jetzt wieder ganz ruhig, — wenigſtens hab' ich wieder einen gewiſſen erreichbaren Zweck, drüber hinaus mags dann gehen — wie es kann und will. Ja, meine aurea Pyrrha,

verzeih', ich liebte Dich
ich war ein wenig toll!

Künftig ſollſt du ſicher keine Langeweile mehr bey mir haben. Ha! ich kann nicht genug über mich lachen. Ein Mädchen, ein friſches, ſüßes herrliches Wonnemädchen, daß mir all ſeine Schätze beut, und ich wäre vorübergegangen! — — Nein! das könnt' ich mir nie vergeben.

am 1. Septbr.

Der Teufel hat ſein Spiel mit mir! O — ich möchte mir ins Geſicht ſchlagen! Verläßt mich denn alle meine Frechheit gerade bei ihr? Ein einziges halblautes Pfui! von ihr entmannt mich. Aber wie zum Henker kam ſie auch diesmal gerade auf dieſe melancholiſche Schwärmerei, wo nun gar kein Uebergang zu machen war? Glaubt ſie mit mir ſey weiter nichts anzufangen? — Oder täuſchte mich die Nacht, und ſie war es nicht die dem Siebold das: „lieber Junge“ nachrief? Oder — oder — oder ſoll ich denn ſchlechterdings raſend werden? — Ha! und heute kann ſie mich nicht ſprechen, und morgen verreiſt ſie mit ihrer Mutter. — Teufel! das geht wunderlich her! Aber — jetzt will ich, es koſte was es wolle! Ha! ich bin nun ganz wieder was ich war!

Dieſe Reiſe kömmt freilich verdammt quer in den Weg, — gerade jetzt! Man kann nicht mehr zum Narren gehabt werden. Welche jämmerliche Rolle werd' ich unterdeſſen ſpielen! — Ha! genießen muß ich ſie, es koſte was es wolle. Mein Vorſatz iſt unerſchütterlich! Wenn nur die verfluchte Reiſe nicht wäre!

am 2. Septbr.

Da wollte der Wagen hin, und — fort iſt ſie, und mir — iſts ganz weich ums Herz. Es iſt eine eigene Sache um die Trennung. Sie macht uns weicher und empfindlicher, und das, was von uns ſich trennt, heiliger, werther, und ſo iſt die Trennung freilich der gröſte Schmerz, — vielleicht der einzige in der Natur.

Als ich ſie und ihre Mutter an den Wagen begleitete, da drehte ſie ſich noch einmal um und ſagte: Adieu, lieber Herr Weller, leben Sie unterdeſſen recht wohl! Auf das recht legt ſie denn allemal ſo einen ganz beſondern Akzent, auch wenn ſie ſagt: ſchlaf recht wohl, — es liegt in ihren Ausdruck ſo eine gewiſſe biedere Herzlichkeit, die ihr Lebewohl! und ihre Gute Nacht! über die konventionelle Abſchiedsformel erhebt, — daß es iſt, als hätte ſie einem etwas aus ihren Herzen gegeben, einen Segen worauf man haften könne.

Nun hab' ich weder Ruh noch Raſt, und möcht' ihr nach. Mir iſt als wenn da nur Leben und Freude ſeyn könne, wo ſie weilt.

Ach es iſt doch ein herrliches trefliches Mädchen! Warum? warum? — Ach das iſt mir das ſicherſte Pfand, daß ich keine Glückſeligkeit hienieden ſchmecken ſoll. Ich wollte ja der Ihrige ſeyn, unter welcher Bedingung es wäre. Alles wäre mir ja recht, wenn ſie nur mein Weib werden wollte, ſie möchte ja ſo frei leben, wie es ihr beliebte. Sie hat Glückſeligkeit für viele, und ich wäre ja doch in ihrem Arm immer der ſeligſte Schwelger. Dem Perikles war Aſpaſia immer das liebenswürdigſte Weib unter der Sonne, ungeachtet jeder wackere Grieche ein Recht auf ſeine Schwägerſchaft hatte. *) Auch Sie würde nur Männer lieben, deren Herz und Kopf ihnen Anſpruch auf den ächten Genuß der Schönheit erlaubt. Sie ſollten warlich meine Freunde ſeyn! Wir wollten eine Schule der feinen Wolluſt bilden. Liebe ſollte unſer Geſchäft auf Erden ſeyn. Muſik und Dichtkunſt und alle Künſte ſollten uns ihre Freuden zollen, ſchöne zufällige Mädchen wollten wir unſre Geheimniſſe lehren. Sie ſollten unſre Nächte mit feiern, und guter Wein und frohe Laune erhüben unſre Mahle zu Götterfeſten. Ihr, unſerer Prieſterin, brächten wir alle Opfer, und keine Eiferſucht wäre da möglich, und wenn ich unſere kleine Georgierinnen genug geküßt hätte, dann eilt' ich mit zwiefachen Verlangen in Ihre Arme, und ſie wäre mir immer aufs neue reizend. Ach! —

am 5. Septbr.

Es iſt mir alles ſo leer, da trieb' ich mich denn auf Spaziergängen, Kaffeehäuſern, und, der Himmel weiß, wo all herum, und finde nirgends was ich ſuche, — Troſt — Nahrung für mein ödes Herz. Auch die Bücher ekeln mir an.

Von

---

*) Das iſt nicht erwieſen. A. d. H.

Von Ihr wird indeſſen doch mehr geſprochen als ich glaubte. Ich weiß nun nicht, ob man mirs gerade will anzuhören geben, aber die mediſance weiß allerlei Geſchichtgen von ihr. Schon als ſie noch Kind war, ſpielte ſie Romanzen, hielt Rendezvous mit kleinen Buben, und hatte mit einigen von ihnen und ihren Geſpielinnen einen Orden geſtiftet, den aber nachher die Eltern zerſtörten. Daß ſie mit dem Helmuth verſprochen iſt, weiß jedermann, und auch daß ſie jetzt noch andern Liebſchaften unterhält. Der Siebold wird vorzüglich genannt, von mir ſcheint man nichts zu muthmaßen, aber den Siebold hat man ſogar einmal Nachts wollen zum Fenſter einſteigen ſehen. —

Helmuth ſoll ein angenehmer junger reicher Mann ſeyn, der eine glänzende Laufbahn vor ſich hat, und zum Sterben in ſie verliebt iſt: Die andern Mädchen in der Stadt ſind ihr feind, und überhaupt haben die tugendſamen ſteifen Matronen in ihrem heiligen Eifer das Verdammungsurtel über ſie geſprochen, ſo daß ſie von der Seite ziemlich iſolirt lebt.

All das facht nun meine Begierden immer mehr an. Ich wollte ſie würde von allen verlaſſen, angefeindet, verfolgt, bei Gott! in meinen Armen ſollt' ihr kein Leids geſchehen.

Geſtern gegen Abend war ich im Rathskeller, und ſaß in einer Ecke allein, und dampfte Taback in die Luft hin, da trat ihr Bruder herein und ſtellte ſich ans Billard und ſah dem Spiele zu. Ich ſaß ſo, daß ich ohne aufzufallen ihm lange in das Geſicht ſehen konnte. Er hat in der That etwas Aehnliches mit ihr, beſonders in ſeinem Lächeln. Wenn ſie ſo lächelt, ſo heißt das: „lieben Leute, „moraliſirt und predigt und ſagt ſo viele vernünf„tige Sachen, als ihr wollt, ich habe gar nichts „dagegen, und glaube von Herzen, daß ihr Recht „habt, und wenn ihr mich auf den Scheiterhaufen „vernünfteln wollt. Ich kann nun einmal nur „fühlen, und mein Gefühl iſt Wonne, und das „iſt alles was ich weiß. Verzeiht darum meiner „Verlegenheit, denn in der That ich gehöre gar „nicht hieher unter Euch.“

O mit dieſem Lächeln hat ſie mich zum Ewigverſchwornen ihrer Partie gelächelt, und wenns gegen die ganze Welt gält. Er ſieht, mit ſeiner Erlaubniß, nebenbei freilich ein wenig dumm aus, wenn er ſo lächelt, wie er denn überhaupt ein geiſtloſer Klumpen Fleiſch iſt.

am *6.* Septbr.

Bald kann ichs länger nicht aufhalten. Wie? wenn ich Ihr nachreiſte! Feldheim ſoll nur acht Stunden von hier liegen. Aber wenn mich Ihre Mutter ſähe, oder man erführ' es, — Sie würd' es auf alle Fälle nicht gerne ſehen.

Ach liebe ſüße Ludwine! Komm doch bald zurück! Ich bin nichts als heißes Sehnen nach Dir, alle Eiferſucht iſt dahin. Komm, o komm und zaubere mich in deinem Schooße zum ſeligen Gotte! Eil' in meine Arme, Lida, daß ich feſt an deine Lippe mich ſauge, Bruſt an Bruſt zum Freudentaumel erwärme. Eile, meine Lida, heute liebe, denn morgen ſcheidet von heute dunkle Nacht, harre nicht des ſchönen Tages, nicht der blumigern Gefilde; denn ach der armen Sterblichen Wünſche liegen zu weit für des müden Wallers zitternden Fuß! Heute, heute laß an deinen Buſen all des Lebens Kummer, all des Todes Schrecken mich verträumen.

am 7. Septbr.

Der arme wahnſinnige Chriſtel, der ſo gern Fiſche ißt, — ach Fiſche! Fiſche eſſ' ich erſtaunlich gern, pflegt er zu ſagen, und wenn er es ſagt ſo iſts als ſäh ihm die Eßluſt zum Munde heraus. — Wenn man den ſtillen Wahnſinn mahlen wollte, ſo müßte man ihn mahlen. Mit ſeinen großen ſchönen ſchwarzen Augen, zwiſchen denen ſchräg bis auf die Naſe, die ein wenig gebogen, forn ganz ſpitz zu läuft, ſich eine ſonderbare tiefe Falte gebildet hat, — ſeinen gelbbraunen dürren Backen, ſeinem hellbraunen Haar, das ihm ähnlichte wie Flachs gerade den Nacken herunter hängt, und das er immer, als machts ihm zu heiß am Kopf glatt hinter die Ohren ſtreicht. Sein Blick, ſeine zerſtörte lächelnde Miene, die immer nur ſeinen innern Zuſtand mahlt, eigentlich nie etwas außer ihm betrift, oder zu irgend einer Sache ſpricht, ſeine dürre halbreife Geſtalt, die wie ein C zu forn etwas übergebogen iſt, ſeine Kleidung — er trägt auf dem Kopf eine Kappe, die von forn kaum die Haare bedeckt, die Ohren nicht berührt, und hinten bis in den Nacken herunter geht, ſein Hals iſt blos, weil er nur ein Hemde anhat, ſtatt deſſen, und aller übrigen Kleidung trägt er eine graue Jacke, die oben bis an die Gurgel feſt zugeknöpft iſt, und Ihr bis zur Hälfte der Schenkel rund herum bedeckt, und Beinkleider von eben der Farbe, die bis auf die Knöchel herabreichen, ohne Schuh und Strümpfe; ſein Stock, ein dicker Prügel, der faſt ſo lang iſt, wie er ſelbſt, und auch ſo gekrümmt, wie zwei Freunde, wo einer des andern Eigenthümlichkeiten nach und nach annimmt; eine kleine Taſche von Baumbaſt, die ihm an einem Strick über der Achſel auf dem Rücken hängt, und worinnen er ein wenig Brod und andere Dinge, die er ſich in der Stadt erbettelt, verwahrt: — alles dies macht ihn zu einer ſeltſamen intereſſanten Figur. Mich hatt' er ſchon oft intereſſirt, wenn ich ihn ſo in ſeinem ſtillen Weſen über die Straße hingehen ſah. Er heiſcht denn nie Etwas, ſondern die Leute, die ihn alle kennen, und alle Mitleiden mit ihm haben, rufen ihn meiſtens zu ſich, und geben ihm oft ſo reichlich, daß er zuweilen wieder an andere Bettler austheilt, wie man ſagt. Seine fixe Idee iſt: Fiſche, wovon er am liebſten ſpricht, und die er roh und geſotten, wie er dazu kömmt, mit der größten Gier verſchlingt. — Geſtern, als ich an dem Fluſſe hingieng, ſtand er bis an den Hals im Waſſer. „Chriſtel, ruft' ich, was treibſt Du?“ — Ach, rief er, ganz beklommen aus enger Bruſt: Fiſche! Fiſche! — Komm heraus, armer Junge, ſagt' ich, Deine Fiſche ſind ſchon gefangen, Du ſollſt ſie eſſen. Er kam ſogleich heraus mit ſeiner triefenden Jacke, denn er hatte ſich nicht erſt entkleidet, doch lag ſein krummer Stock und ſeine Taſche am Ufer, — und gieng mit mir fort nach einer Mühle zu, die zugleich ein Wirthshaus iſt, indem er noch einigemal ſein: Fiſche! Fiſche eſſ' ich erſtaunlich gern, wiederholte. Unterwegens trafen wir einen Mann an, der am Ufer ſaß und eine Angel im Waſſer hielt. Der arme Chriſtel blieb ſtehen, und ſah mich an, dann den Mann mit der Angel, dann ließ er ſeinen Blick von der Hand, womit dieſer die Ruthe hielt, bis zu ihrer Spitze hinauf, und von da am Faden herunter, bis auf den kleinen Wirbel wo der Faden in das Waſſer tauchte, und ſo wieder zurück auf des Mannes Hand laufen. — Indem zog dieſer ſchnell heraus, und ein ſchöner Karpfen zappelte am Faden. Der arme Chriſtel ſah mich an, und dann den Fiſch, und dann den Mann, und ſchien etwas beginnen zu wollen, indem ihm auf einmal die Thränen in die Augen ſchoſſen, die er ſich mit der flachen Hand wegwiſchte, und immer dazu lächelte.

Mich hat nie etwas ſo gerührt als dieſe Thränen.

Armer Junge! — Freilich ſind Fiſche zunächſt im Waſſer, ein fröliches Gewimmel! Aber ihnen am nächſten, mitten unter ihnen, wo Deine heiße Gier Dich hintreibt, wirſt Du eher ertrinken als einen fangen. Tröſte Dich darüber, guter Chriſtel, mit tauſenden, denen es auch nicht beſſer geht. Es iſt der Lauf der Dinge ſo. Die Leidenſchaft, die brennende Begierde, die ſchlechterdings nichts lindern kann, die nichts hören und wiſſen mag als Befriedigung — wird nie befriedigt. Warum? — Zur Strafe, weil die Leidenſchaft leidenſchaftlich iſt, weil ſie von keinen Künſten weiß, weil ſie nur ihr Verlangen fühlt, und nicht Muſe hat die Eigenſchaften der Dinge die ſie begehrt, auszumeſſen, und die Art, wie ihnen beizukommen iſt, zu finden. Werde erſt kälter! das heißt, habe erſt keine Begierde mehr, und mache Dir wohlbedächtig eine Angel, und lerne Stunden lang ruhig am Ufer ſitzen und abwarten. Erſt dann wirſt Du Fiſche bekommen, wenn Du ſie entbehren kannſt! Lerne die reizende Dinge, die Dich umgeben, verſchmähen, verlange erſt nach Gütern, die fern liegen, die Du nicht ſiehſt, oft nicht kennſt, dann fallen Dir dieſe wie von ungefähr zu. Gelüſtet Dir nach einem Dorfe Deines Nachbars, ſo nimm ihm ſein ganzes Land weg, das Dorf allein wirſt Du nie erhalten. Willſt Du ein ſchönes Weib haben, ſo ſtrebe nach Reichthum und Rang, und das ſchöne Weib würde ſich Dir anbieten. Willſt Du zeitlich glücklich ſeyn, ſo trachte nach den Gütern der Ewigkeit, ſo wird Dir das andere alles zufallen. Man erfand Porzellan als man Gold machen wollte — Genug, geh niemals den geraden Weg auf das einzelne begehrte Gut los, er iſt immer der Falſche.

Warlich der Zug aus Chriſtels Wahnſinn, iſt eine ganze Geſchichte meines Lebens. — Ach! was ſoll ich thun, um Sie zu erhalten? Kann ich, kann ich Sie minder begehren? Kann ich noch etwas anders wünſchenswerth finden, als Liebe? — Ha! grauſame, grauſame Ordnung der Dinge!

am 8. Septbr.

Allein ſeyn! Das iſt was der Menſch nicht ertragen kann. Erſte einfältige Paradieſes Weisheit: Es iſt nicht gut daß der Menſch allein ſey! — Woher wißt ihr es beſſer, elende kranke Spleen Männerchen, und wollt alles vereinzeln! Dürft ihr der Natur ins Angeſicht widerſprechen mit eurem: Der Menſch muß ſich ſelbſt genug ſeyn? O man darf nur einen von Euch geſehen haben, ihr neidiſchen grämlichen Geſchöpfe! die ihr freilich nichts habt, was ihr geben könnt, das einem andern die Freude ſeines Daſeyns rege machte, und darum weiſt man Euch wie prahlhafte Bettler vor allen Thüren ab, wo ihr mit eurem armſeligen Stolze anklopft. Und nun habt ihr, um euch zu rächen, ein Syſtem des Menſchenhaſſes, der Verſchwörung wider Gottes Natur aufgeführt, und habt die ganze Welt vergiftet.

Ich weiß es, und fühl' es tief, daß Sie lügen. Allein ſeyn, heißt ewig nur ſein Geſicht bis zum Ekel im Spiegel ſehen. Ich weiß nicht, welch ein wunderbarer Schauder mich ergreift, wenn ich mir zwei ſich ganz gleiche Dinge vorſtelle, ſo wie einen Menſchen und ſein Bild im Spiegel. Ich habe darüber nur verworrene Gedanken. Vielleicht ſo: Die Tugend, ſagten die Alten, oder wie ſie wohl eigentlich wollten verſtanden ſeyn, das Vollkommene liegt in der Mitte, oder: Wo Du etwas Schönes Gutes oder Wahres entdeckſt, da iſt nothwendig jede Abweichung hinüber und herüber, das Gegentheil davon. Nun wird alles, was ſchön und erfreulich iſt, durch das Aehnliche hervorgebracht, wo wir auf eine Aehnlichkeit ſtoßen, da öfnet ſich unſer Herz, und unſer ganzes Weſen durchbebt ein angenehmes Gefühl. Selbſt die Erinnerung an überſtandene Leiden, an Schmerz iſt ſüß, weil ſie uns eine, jenen Leiden ähnliche Empfindung zu führt. Mahler und Dichter lernten der Natur dies Kunſtſtück ab, und gaben ihren Werken dadurch Anmuth und Zauber.

Alſo das Aehnliche iſt eine Vollkommenheit die in der Mitte ſteht. Auf jener Seite liegt das Unähnliche, die Heterogene Zuſammenſetzung, das Horazianiſche Ungeheuer mit dem Menſchenkopf an einem Pferdehalſe u. ſ. w. und auf dieſer, das ſich Gleiche und das Einzelne. Oder wenn man ſo will: Einheit in Mannigfaltigkeit iſt das Mittel, und ſeine Abweichung iſt, auf der einen Seite nackte Einheit, und auf der andern Seite, Mannigfaltigkeit, ohne Einheit. Denn es iſt hier einerlei, ob ich ſage: das Aehnliche oder das Mannigfaltige in Einem, weil dies blos durch den Bezug der Aehnlichkeit, ſie liege nun worinnen ſie will, die alle Theile auf das Eine, und folglich auch unter einander bekommen, hervorgebracht wird.

Beide Abweichungen gebiert die Natur nimmer, beide vermögen keine Freude, keine angenehme Empfindung zu gewähren. Horaz ſagt, nachdem er ſein Unding aufgeſtellt hat: „Spectatum admiſſi niſum tenertis amici?" — und er hat vielleicht in allen Fällen der Heterogenen Zuſammenſetzung Recht: ihr Anblick erregt Spott, eine Empfindung die endlich eine unangenehme leere hinterläßt; aber das ſich Gleiche, das Einzelne, das iſt ein gräßliches Geſpenſt, wovon unſer Gefühl, möcht' ich ſagen, ängſtlich die Augen wegwendet.

Ich kann freilich nur von meiner Empfindung reden, allein mich deucht, die Marter die ein einzelner (abſtrakter) Begriff jedem Ungeübten macht, die Leere, die er in jeglicher Empfindung zurückläßt, unterſtützte meine Meinung, vom Einzelnen, das wir freilich außerdem nirgends ſo ganz antreffen, ſo wenig wie das ganz Gleiche: wer indeſſen jemals einige Stunden weit, in einer ſchnurgeraden Allee reiſte, der wird einen kleinen Vorſchmack auch hiervon haben. Ich kann mich nicht erinnern, jemals mehr Geiſtesmarter ausgeſtanden zu haben, als, da ich einsmals von Karlsruhe nach Raſtadt gieng, zwiſchen zwei Linien von Bäumen eine ſo ſchnur gerade als die andere dahin, und nun den vergoldeten Jupiter ewig und ewig vor den Augen! — Vater der Götter und König der Menſchen, ruft' ich in meiner damaligen jovialiſchen Laune, nie haſt Du einen Sterblichen ſo gequält als mich! Aber Dein Volk hätte Dich auch nicht an das Ende einer Meilen langen ſchnur geraden Allee hingeſetzt, wo Du, aus Langeweile, den Menſchen das Leben ſauer machſt.

Die Natur, die allein durch dies Aehnliche ſo ſchön wird, macht uns nicht allein für dieſe Schönheit empfänglich, ſie gab auch jedem Weſen den Trieb zu ſeinem Aehnlichen, und dadurch gewinnt ſie ihren Reiz — Leben und Bewegung. Feuer flammt in die Höhe, und was irrdiſch, iſt fühlt einen Zug, ſich mit allem ſeinem Aehnlichen in dem Mittelpunkte ſeiner Allmutter der Erde zu ſammeln. Ströme zerreißen Welttheile, um ſich mit dem Meere zu vereinigen — Allein ſeyn iſt eine Diſſonanz in der Natur, die ſie nicht lange erträgt, ſie läßt ſie bald mit einem ſtarken volltönenden Griffe. Und der Menſch — dieſe Welt im Kleinen, auf den alles Bezug hat, der allem Bezug giebt, der Fähigkeit und Bedürfniß zu jeglichen Genuß, Berührungspunkte für jedes Weſen hat, dem ſeine Ahndungen Anſprüche zur Seligkeit geben, iſt nur ein unmuthiges trübes Geſchöpf, giebt, überdrüßig, alles hin was er iſt, wenn dieſer quälende Trieb zu ſeinem Aehnlichen nicht befriediget wird. — Ach ſeine Quaal muß ja wohl größer ſeyn als irgend eines andern Geſchöpfs, da er ſo vieler Wonne fähig iſt. Herz und Sinne und Vernunft — Leib und Seele, alles hat ſeinen ſüßen Genuß, wo einer den andern zum höchſten Entzücken erhöht.

Dieſer Trieb, dieſe Wonne des Menſchen iſt die Liebe. Sie iſt Vereinigung mit ſeinen Aehnlichen, Mittheilen und Empfangen, Entzücken im Genuß doppelter Treflichkeit.

Ha! welch ein Himmel iſt die Liebe! Der iſt ein Seliger, der darinnen wohnt, der ein Verdammter, der keinen Platz darin bekommt! Guter Hölty! Wohl! wohl!

Mich haben ſie heraus geſtoßen, und nun ſchleich ich im Nebellande allein, trüb und freudenleer. Ach Ludwine! Ich zittere vor Deiner Zurückkunft, und ſchmachte ihn entgegen. — Noch hoff' ich Thor, was ſchlechterdings nicht mehr zu hoffen iſt. Sie Mein? —— und iſt Sie nicht ſchon wirklich für mich verloren? — Noch krümmt ſich mein Herz wie ein gequälter Wurm zu glauben, was Du ſelbſt —— ach ſelbſt! — mir ſagteſt, heft noch immer einen Ausweg, ach! wird noch ſehend Dir zu klopfen, wenn Du es nun vernichten wirſt.

am 10. Septbr.

Ich gieng zum Thor hinaus und ſo weiter und immer weiter Berg auf Berg ab, und als ich mich einmal umſehe bin ich in dem Birkenwald, durch den der Weg nach Salbach geht. Wie mich das ergriff!

Seitdem: daß ich hier mich ſo überſchwenglich glücklich fühlte in ihren Arm — guter Gott! welche Stürme in meiner Seele! Wie ſo ganz anders iſt es mit mir geworden!

Warum muß ich nun ſo ohne Rettung an meinen Wunden verbluten? Warum darf ſie nicht mein ſeyn?

Ich weilte lange hier, und ſchwelgte in der Wehmuth der Rückerinnerung. Mir dünkte ich hätte alle Plätzgen noch gewußt, wo ſie dies und das geſagt, gethan hätte.

Wie gewiß glaubt' ich, damals am Ziele aller meiner Leiden zu ſeyn, ach! und nun, wie hofnungslos und elend!

Nein, ich erkenn' es, meine Beſtimmung in dieſer Welt iſt, nicht, Glückſeligkeit, mein Loos iſt — Schmerz und Kampf und Tod. Ich ſoll fort: darum werd' ich ſo gereitzt, ſo mit Hofnungen getäuſcht, und dann mit einemmale zurückgeſtoßen in mein Elend, und gehähnt. O Mädchen! — Nein es iſt nicht möglich, ich kann ohne dich nicht leben! —

Ich gieng vollends nach Salbach. Je näher ich dem Orte kam, je länger ſchlug mir mein Herz. Es iſt eine eigene Sache um die Rückerinnerung! Wär' ich mit dem ſüßen Bewußtſeyn ihrer Liebe hieher gekommen, ſo wär' ich eingegangen, wie ein Sohn in ſeines Vaters Haus, wo er lange weg war, und nun weiß, daß er mit Freude und Jubel empfangen wird. Jetzt war mirs, als wär ich von einem lieben Orte abgereiſt, wo ich ſchon mit tiefen Schmerz auf ewig Abſchied genommen hätte, und müßte nun wieder auf wenige Minuten zurück, um noch etwas zu beſtellen, oder mitzunehmen, was ich vergeſſen hatte. All die Lieben, die ich verließ, find ich noch brauernd über mein Scheiden. Sie ſehen mich zurückkommen, aber ihr Blick erheitert ſich nicht, ſie wiſſen, daß ich hier nicht reden darf, daß ich nur komme um ihren und meinen Schmerz zu erneuern. Sie ſchweigen, und reichen mir ſtumm noch einmal die Hände, und ich zerflieſſe nun in lang verhaltenen Thränen, und ſtürze jammernd hinweg von ihnen.

So war meine Empfindung, als ich nun alle die Plätzgen wieder betrat, die mich einſt ſo glücklich geſehen hatten, die, ihr geheiliget, ein ewiges Recht auf mein Andenken haben. Ach! du gehörſt ja nun nicht mehr hieher, hier hat man dir nichts mehr zu ſagen. Ihre Freuden und ihren Kummer darfſt du fortan nicht mehr theilen, die Trennung iſt geſchehen, du biſt nun ein Fremdling geworden, dem von alle dem nichts übrig bleibt, als Sehnſucht und Trauer. Du biſt abgeriſſen von ihnen, und, wenn ſie dir auch noch eine Thräne nachweinen, ſo wirſt du verwelken, und ſie werden fortblühn, und ihr wohlgefällig duften.

Ach Gott! faſt hätt' ich geweint, als ich mich nun ſo allein hier wieder fand. All das nun zertreten, vernichtet — Ludwine, wird dir das nie auch nur einen Seufzer koſten?

Die Leute, frohe heitere Geſchöpfe, die ſich wenig um meine trübe Laune bekümmerten, ſchienen meiner zu ſpotten. Ich wähnte ſie rüſten alles, jeder ihrer Blicke ſchien mir zu ſagen: Thor! Wie konnteſt du nach einer ſolchen Glückſeligkeit ſtreben, du, den die Natur und das Schickſal zum Elend auszeichneten. — Ich eilte hinweg von ihnen zu den

Univ. Bibl.

den Ruinen. Hier ward mirs wieder einheimiſch.

Dieſe Maſſen, die täglich zerſtört werden, und doch der Vernichtung trotzen, die ihr wahres Leben, ihre Harmonie verloren haben, und nun, ohne ihre eigenthümliche Seele, nur noch in dem allverbindenden Geiſte der unſterblichen Natur leben, waren meiner Empfindung näher verwandt. Ja! auch ich will in ein anderes Leben hinüber, in eine weitere Sphäre, will die Bänder dieſer unglücklichen Zuſammenſetzung löſen.

Ich wünſche keinen meine Erkenntniß, und möge keiner begehren die Wahrheit nackend zu ſehen! Jeder taumle in ſeinem frölichen Wahne dahin; nur Täuſchung iſt Glück! Gleich einem Schwächling, der einem reizenden Mädchen die Hülle zu entreißen ſtrebt, die ihre Schönheit ſeinem üppigen Auge verbirgt, und wenn es ihm nun gelungen iſt — bebt, und ein beſchämendes Zeugniß ſeiner Schwäche ablegt, ſo hat der Menſch keine Ruhe ſo treibts ihn immer, einen glücklichen Wahn nach den andern zu verlaſſen, der Wahrheit immer näher zu kommen, bis er endlich, von allem was tröſtlich iſt hienieden, verlaſſen, ein Raub der Verzweiflung wird. — Mein innrer Sinn erkennt es anſchaulich: Nichts iſt ewig und ſelbſtſtändig, alles, alles muß ſich endlich dem ewigen Geſetz der Zerſtörung unterwerfen. Noch haben alle Jahrtauſende der Welt keinen Zweck hervorgebracht, auf keinen hingeleitet. So wie der einzelne Menſch, und hinterließ er noch ſo viele Spuren ſeines Daſeyns, vergeht und ſeine Thaten nach und nach mißverſtanden werden, jeder ſein Werk immer wieder von fern anfängt, ſo ſinken Nationen hin, und ihre Tempel werden zerſtört, ihre Heiligthümer geraubt, geſchändet, ihre Schönheiten getrennt, ihre Weisheit nicht verſtanden, und ihr Geiſt verfliegt und theilt ſich keiner andern mit, keine vermag den Bau der vorigen fortzuführen.

Es giebt einen Grad von Kultur, dieſen mag der einzelne Menſch, ſo wie ein ganzes Volk erreichen, aber drüber hinaus liegt beider unvermeidliches Elend. Wie oft ſoll auch dies die Geſchichte der Menſchheit noch lehren? —

Und doch! in welche liebliche Träume wiegt euch nicht die Rückerinnerung! Welche ſüßere Hofnung habt ihr als die Hofnung künftigen Andenkens? Was ſoll euch dieſer unſterbliche Funke, dieſe Anlage zur Ewigkeit, wenn doch alles ſo eitel iſt, ihr doch immer nur bis auf daſſelbe Fludgen kommt? —

O Natur! Ich eil' aus dieſem Leben hinweg, daß mir nicht einmal den Wahn der Täuſchung gewährt. Nimm mich auf in deinen ewigen Kreislauf, gieb mich den Elementen zurück, und muß ich ja wieder eine Zuſammenſetzung erhalten, ſo möge es nur dieſe unglückliche Menſchenform nichts ſeyn, der dein Spott nur Wünſche und bange Zweifel zum Vorzug gab.

Ha Wünſche! — Noch ſchwebt meine Fantaſie um das reizende Bild ihrer Liebe, noch flüſtert mir eine Stimme zu: Wie ſchön wär dein Leben, wenn Ludwine dein würde! Ach! wenn ſie meinen Kampf ſähe, würde ſie wohl ihren frohen Leichtſinn behalten? Wird ihr mein Andenken nicht einſt eine Thräne in das Auge locken? — Ha! iſt meine ganze Hofnung noch eine Thräne? Die auch verrinnen wird im öden Sand, wie mein ganzes nichtiges Leben?

Wenn ich nun von ihr werde Abſchied nehmen: Leb wohl Ludwine, ich verreiſe Morgen! und ſie dann in ihrer frölichen gutmüthigen Art: Adieu Lieber, komm bald wieder, und ſei indeſſen recht froh und wohl, und mir auf die lange Reiſe wohl ſchäkernd ein Band von ihrem Buſen mitgiebt, um ihrer dabei zu gedenken, — wenn ſie mir dann den letzten Kuß küßt — Himmel! Wie will ich das ertragen! O Ludwine, wie will ich's ertragen? Warum mußt du mir erſt meinen vorigen mürriſchen Sinn genommen haben, in dem ich ſo hingegangen wäre wie ein Schlaftrunkener? Warum mußt du erſt all mein Gefühl ſo aufgereizt, alle meine Sinne ſo empfindlich gemacht haben, daß ich nun ſo zwiſchen Leben und Tod mich quälen muß.

Während ich ſo da lag im hohen Ridgras das flüſternd um die Steine wehte, hatt' ich ſo gar nichts außer mir bemerkt, daß ich erſt, als ich auf einmal einen Stern über mir erblickte, die Nacht um mich gewahr ward. Ich ſtieg dann hinauf in die Fenſter, und überſah die Gegend noch einmal, die in ſanften Mondsſchimmer abwechſelnd mit ſchwarzen Waldſchatten, vor mir lag. Wie ſchön, wie rührend iſt die Natur, und doch ohne die Fantaſie der Liebe, ohne ein zweites Herz, das es mit empfände, wie fremd iſt. Dies alles dem Menſchen! O warlich, Liebe, du biſt ihm nothwendig, nur du legſt ihm ein jedes Ding Sinn und Bedeutung, ohne ſie iſt ihm die Natur nur ein allverſchlingendes Grab.

Ich nahm ſtummen Abſchied von den Ruinen, die ich jede einzeln noch einmal eingieng, und kehrte dann zurück in das Haus.

Die Leute, die jezt in der Erde bis in die ſpäte Nacht arbeiten, ſaßen eben um eine große dampfende Schüſſel herum, und ließen ſichs wacker ſchmecken. Mich ſchienen ſie für ein ſeltſames Stück von Menſchen zu halten, daß ich da bis in die Nacht allein im Walde geweſen wäre. Um dies zu zerſtreuen, zwang' ich mich zu einem geſelligen Tone, und da ich ohne dies hungerte, weil ich den Mittagstiſch verſäumt hatte, ſo bat ich mich zu Gaſte. Kaum hatten ſie den lezten Biſſen im Munde, ſo ſank eins da, das andere dort im Schlaf.

Sie eſſen und trinken und ſchlafen ein! das iſt ungefähr der Hauptinhalt von jedem menſchlichen Leben, die zwiſchen Szenen füllen Angſt und Mühe und Thorheit aus.

Ich ließ mir in das Zimmer wo ich Ludwinen zum erſtenmale an mein Herz drückte, eine Streu machen, ließ mir Schreibzeug geben, und ſchrieb dies:

Gute Nacht, Ludwine, denkſt du meiner wohl jetzt in dieſer ſtillen Stunde? Sehnſt du dich wohl, ach! nur ein wenig nach mir? Ach Ludwine, wenn es möglich wäre! — Gute Nacht! Noch ſey es nicht die lange Nacht.

(Die Fortſetzung im nächſten Stücke.)

Inhalt.

Seite.

Zur höhern Erfahrungsſeelenkunde.

1. Fortſetzung der Reviſion der Erfahrungsſeelenkunde. Von **S. Maimon.** 1
2. Aphorismen über Zeugung. Von **H. Grohmann.** 8
3. Ueber die Schwärmerei. Von **S. Maimon.** 43
4. Fragmente aus dem Tagebuche **Weilers.** 55

Druckfehler.

Seite 44. Zeile 16. Seine Einbildungskraft u. ſ. w. muß heißen: Sinne u. ſ. w. ibid der Gegenſtand. Dieſer aber, muß heißen: Der Gegenſtand dieſes aber.
Seite 45. Zeile 16. produktiren l. produktiven.
Seite 47. Zeile 23. komperatio l. komperativ.

Magazin
zur
Erfahrungsſeelenkunde.

Zehnten Bandes drittes Stück.

Einleitung zur Realüberſicht des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

von Salomon Maimon.

Der Plan zu einem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde iſt glücklich entworfen; das Werk ſelbſt, im Ganzen genommen, mit gutem Erfolg fortgeſetzt, und mit Beifall aufgenommen worden.

Es enthält ſchon eine ſolche Menge und Mannigfaltigkeit von pſychologiſchen Faktis und deren Erklärungen, daß ſchwerlich ein pſychologiſches Phänomen dem Beobachter aufſtoßen kann, das nicht, kleine Unterſchiede abgerechnet, irgend einem, in dieſem Magazin vorkommenden ähnlich, und mit demſelben aus einerlei Gründen erklärbar ſeyn ſollte.

Materialien ſind ſchon genug geſammlet. Es iſt nun Zeit davon einen Gebrauch zu machen, und aus dieſen Materialien das Gebäude einer Erfahrungsſeelenkunde, als Wiſſenſchaft, aufzuführen.

Herausgeber und Verleger ſind daher einig geworden, dieſes Magazin nicht weiter (in dieſer Form) fortzuſetzen, und dieſes Werk mit dem zehnten Bande zu beſchließen.

Ich hoffe ſowohl denjenigen die dieſes ganze Werk im Beſitz haben, als andern die deſſen Inhalt im Kurzen zuſammengefaßt zu überſehen wünſchen, keinen unwichtigen Dienſt zu leiſten, und dem Werke ſelbſt keine unbeträchtliche Vollſtändigkeit zu geben, wenn ich in dieſem letzten Stücke eine Realüberſicht des ganzen Werkes ſeinem weſentlichen Inhalte nach liefre.

Unbedeutende Aufſätze oder auch ſolche die zwar an ſich nicht übel gerathen ſind, und ſich recht gut leſen laßen, aber dennoch nicht eigentlich zur Pſychologie gehören, werde ich gänzlich in dieſer Realüberſicht mit Stillſchweigen übergehen. Andere die zu weitläuftig gerathen ſind, werde ich abkürzen, und auf ihren weſentlichen Inhalt und wahren Werth reduziren.

Wichtige Aufſätze hingegen können wenig abgekürzt werden. Ich werde ſogar einige derſelben mit Erläuterungen und Anmerkungen begleiten.

Zuletzt will ich noch eine allgemeine Inhaltsanzeige, die viel zweckmäßiger, als bisher geſchehen, eingerichtet ſeyn ſoll, hinzufügen.

S. Maimon.

Erſten Bandes erſtes Stück
zur
Seelenkrankheitskunde.

I. 4—6.

Wird von einem Menſchen erzählt, der ſo blödſinnig war, daß er bei völliger menſchlicher Bildung, nicht die geringſte Spur von Menſchenverſtand und Sprache von ſich gab. Er forderte nicht einmal die ihm unentbehrlichen Nahrungsmittel. Dieſe mußten ihm die Eltern, ſo wie einem Kinde, von Zeit zu Zeit, darreichen. Er blieb in dieſem Zuſtand bis zu ſeinem Tod, der in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre erfolgt iſt. In ſeiner Krankheit ließ er, ſo wie in geſunden Tagen, von ſeinem Händ-klatſchen und dem gewöhnlichen Ausrufen: **Gack, Gack!** nicht ab.

Man gab zur vermuthlichen Urſache dieſes Blödſinns an, daß die Mutter dieſes Menſchen, als ſie mit ihm ſchwanger gieng, einem, in einer Klauſe geſeſſenenen Unſinnigen das Eſſen habe zutragen müſſen.

II. 7 — 15.

Ein Mann von vieler Gelehrſamkeit, und, wie man aus ſeiner zwar nicht zahlreichen aber auserleſenen Bücherſammlung und den über einige Bücher von ihm geſchriebenen Anmerkungen erſieht, von großer, mit guter Beurtheilung verbundener Beleſenheit, der verſchiedene Sprachen verſtand, ſich auf die Juriſprudenz, Weltweisheit und Geſchichte legte, und in der Arzneikunde nicht ganz unwiſſend war, auſſer dieſem eine Geſchicklichkeit in Verfertigung mancher zur Bequemlichkeit des Lebens erforderlichen Dinge beſaß, hegte eine lange Zeit den Gedanken, als habe er ein Buch gegen die Religionsgrundſätze des Königs von Preußen ge-

geſchrieben, worüber er ſeine Strafe zu befürchten Grund zu haben glaubte.

Er gieng darin ſo weit, daß er alles für Nachſtellung anſah, was nur auf irgend eine entfernte Art dafür angeſehen werden kann. Zuletzt verſchloß er ſich in ſeinem Zimmer, welches er, um allen Ueberfall zu verhüten, von auſſen befeſtigt und mit Schießgewehr verſehen hatte.

Er ſchrieb ſeine Träume ſorgfältig auf, indem er ſie für göttliche Eingebung hielt, und brachte ſeinen mit ihm eingeſperrten Vetter durch Schläge dahin, daß dieſer eidlich verſichern mußte, daß er ſeines Onkels Träume für göttliche Eingebung halte.

In dieſem Zuſtande blieb der vorerwähnte Mann bis zu ſeinem Tod, der im ſechzigſten Jahre ſeines Alters erfolgte.

Die Angaben zur Erklärung dieſer ſonderbaren Seelenkrankheit ſind: 1) War es einigermaſſen eine Familienkrankheit. 2) Dazu kommt noch, daß dieſer Mann, zur Zeit da er in königlichen Dienſten ſtand, viel mit dem Kopfe hatte arbeiten müſſen.

III. 16 — 20.

Ein Mann, der eine Profeſſion gelernt hatte, und auf ſeinen Reiſen, wider Willen, in Soldatenſtand gerathen war, wurde, aus Widerwillen gegen den Dienſt liederlich. Als er nun einſt als Deſerteur beſtraft zu werden, mit Recht zu fürchten glaubte, entſchloß er ſich aus Lebensüberdruß, Hungers zu ſterben. Zu dieſem Ende verſteckte er ſich auf den oberſten Boden von eines Tabackſpinners Haus, wo er vierzehn Tage nachher ganz vom Hunger entkräftet gefunden wurde. Darauf wurde er in das Lazareth geſchickt. Hier hörte er, daß er allem Vermuthen nach Zeitlebens auf die Feſtung kommen möchte. Um alſo dieſer lebenslangen Strafe zu entgehen, da er ohnedem ſchon des Lebens überdrüſſig war, faßte er den Entſchluß, durch einen Mord, ſeine Strafe zum Tode zu graviren; welchen Entſchluß er auch an ſeinem Kameraden (da ihm die Zeit zu lang war, auf die Wiederkunft ſeiner ihm gehäſſigen Wärterin, an der er dieſe Rache hatte ausüben wollen, zu warten) ausführte. Im Verhöre geſtand er alles, und bereuete ſehr, daß er das Leben einer unſchuldigen Perſon zum Opfer ſeines Lebensüberdruſſes gemacht hatte.

IV. 20 — 24.

Ein ſpaniſcher Weber, den vermuthlich das beſtändige krumme Sitzen, oft ſcharfes Nachdenken, und weitläuftiges Ueberrechnen bei ſchweren und künſtlichen Muſtern, die mit ſeiner Profeſſion verknüpft ſind, zu hypochondriſchen Zufällen geneigt gemacht hatten, und wahrſcheinlich auch eine Neigung zum Müßiggang, ein bequemeres Leben zu ſuchen veranlaßte, gerieth auf den Gedanken, Schätze zu graben.

Dieſe Idee wurde in ſeiner lebhaften Einbildungskraft ſo fixirt, daß er zuletzt an ihre Wirklichkeit zu glauben anfieng. Dieſes verwirrte ſchon ſeinen Verſtand. Krankheit, Nothdürftigkeit und Kummer zerrütteten denſelben vollends.

Er glaubte im Jahre 1764 wirklich mit Hülfe ſeines ſchon verſtorbenen Bruders einen Schatz (den er ſehr umſtändlich beſchrieb) gefunden zu haben. Die heiligen Engel und Geiſter, wie auch zwei ſchon verſtorbene Menſchen hatten ihnen denſelben offenbart, und mit Hülfe eines ſolchen Geiſtes und der Wünſchelruthe hatte er die Stelle wo der Schatz ſich befand, entdeckt. Böſe Geiſter aber hatten ihm und ſeinem Bruder Hinderniſſe in den Weg gelegt. Er entdeckte alſo dieſes Geheimniß andern Leuten, die er nannte, und wollte mit ihrer Hülfe die zweite Nacht ſein Heil probiren.

Dieſe aber waren zu klug als daß ſie auf ihn warten ſollten. Sie gruben alſo den Schatz für ſich aus, gaben auch einen Theil davon einem gewiſſen Prediger, der den ihn bewachenden Geiſt bannen mußte. Vieles davon kam auch nach P. wie dieſer arme Weber verſicherte.

Seine Schweſter, die der Arzt über die Umſtände ihres Bruders befragte, bekräftigte alle ſeine Einbildung, und war völlig ſo närriſch wie er. Ein Beleg zu der Erfahrung, daß **Wahnwitz anſteckend iſt.**

V. 24 — 26.

Ein an ſich einfältiger und abergläubiſcher Menſch gerieth durch allerhand mißliche Umſtände in einen ganz ungewöhnlichen Zuſtand von Furcht und Aengſtlichkeit, welche ihn vorzüglich des Nachts quälte, und gar nicht ſchlafen ließ, und die er, ſeiner Ausſage nach, blos durch leſen in geiſtlichen Büchern und Singen geiſtlicher Lieder vertreiben konnte.

Da er nun fleißig die heilige Schrift las, gerieth er unter andern auf das Buch Daniel. Die darin erzählten wunderbaren Erſcheinungen und Verrichtungen wurden ihm durch dieſe Lektüre ſo familiär, daß er nun ſelbſt Wunder zu verrichten im Stande zu ſeyn glaubte.

VI. 26 — 29.

Ein Menſch, der von ſeiner Jugend an den hypochondriſchen Zufällen ſehr unterworfen, übrigens einfältigfromm war, gerieth durch hinzukommende äußere mißliche Umſtänden verſchiedenemal auf den Gedanken, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.

Da ihm dieſes aber mißlang, ſo verfiel er darauf, ein Kind, das er ſehr liebte und zur Frömmigkeit anführte, zu ermorden, und ſich dadurch die Todesſtrafe zuzuziehen.

VII. 30 — 31.

Ein Mann, der ein unmittelbarer Abgeſandter der heiligen Dreieinigkeit zu ſeyn glaubte, die jetzt die Regierung auf Erden ſelbſt übernommen, und alle andere Gewalt aufgehoben habe, verpanzerte ſeinen Leib, aus Furcht vor den ihn plagenden (vermuthlich aus Neid über die Wichtigkeit ſeines Amts) böſen Geiſter, auf eine ſehr ſonderbare Art. Parallel zwiſchen dieſem und No. II.

VIII. 31 — 38.

Grundlinien zu einem ohngefähren Entwurf in Rückſicht auf die Seelenkrankheitskunde.

1) Mangel der verhältnißmäßigen Uebereinſtimmung aller Seelenfähigkeiten iſt Seelenkrankheit.

2) Die Zerſtörung dieſes Verhältniſſes iſt nur alsdann Seelenkrankheit, wenn ſie anhaltend iſt.

3) Die thätigen Kräfte müſſen mit den vorſtellenden Kräften in einem gewiſſen Verhältniß ſtehen.

4) Die zum Denken erforderliche Klarheit der Vorſtellungen, ſetzt eine verhältnißmäßige Verdunklung andrer voraus.

5) Alle durch Zufall oder durch die freie Wirkung der Einbildungskraft veranlaßten Ideenverbindungen dürfen die durch die Natur der Dinge ſelbſt beſtimmte Ideenverbindung nicht aufheben.

6) Einige Seelenkrankheiten können ſo wie einigen Krankheiten des Körpers angeerbt, einem

Volke oder Lande eigen, anſteckend, heilbar oder unheilbar ſeyn.

7) Es giebt gegen die Seelenkrankheiten keine Univerſalmittel.

8) Es giebt allerdings Seelenärzte, die es im größern oder kleinern Grade ſind.

Zur Seelennaturkunde.

I. 39 — 44.

Einige Beobachtungen über einen funfzehnjährigen Taub- und Stummgebornen.

Er ſchien es zu wiſſen, daß ihm der Sinn des Gehörs mangelte. Auch ſchien er den Mangel der Sprache zu empfinden, welches er durch Zeichen andeutete.

Er bildete gleich Anfangs die zur Hervorbringung der leichten Buchſtaben b, d, f, u. ſ. w. erforderliche Bewegung des Mundes nach, aber er ſetzte keinen vernehmlichen Laut hinzu, bis ihn derjenige der ihn ſprechen lehren wollte, durch Lachen und Huſten, das er gleichfalls nachmachte, darauf aufmerkſam gemacht hatte.

Der Lehrer bediente ſich mit ihm erſtlich ſtatt der Buchſtaben der natürlichen Zeichen. Er zeichnete ihm eine Wellenlinie vor, welche dieſer mit der Volubilität der Zunge verfolgte, und auf dieſe Weiſe ein L ausſprechen lernte. Eben ſo verfolgte er den vorgezeichneten geraden Strich mit einem Stoß der Zunge, und lernte das D ausſprechen u. ſ. w.

Nun fieng der Lehrer an, ihn verſchiedene Gegenſtände mit einzelnen Lauten benennen zu laſſen. Auf dieſe Art lernte er die Arten dieſer Gegenſtände bezeichnen.

Nach und nach lernte er auch aus Buchſtaben Sylben, und aus Sylben ganze Wörter zuſammenſetzen.

Er hatte eine ſtarke und richtige Einbildungskraft, ein gutes Gedächtniß, und eine geſunde Beurtheilungskraft.

II. 44 — 47.

Aus einem Tagebuche.

Ein höchſt unintereſſanter Ausdruck aus einer Arie in einer Operette, den der V. zufälligerweiſe hatte ſingen hören, drängte ſich demſelben unwillkührlich in den ernſthafteſten Geſchäften auf.

Die Abenddämmerung veranlaßte beim W. den Wunſch nach den ſtillen häuslichen Freuden.

Die Veränderung von langſamen zum ſchnellen Gehen beſtärkte den niedergeſchlagenen Muth des W und belebte ſeine Hofnungen. Der Glanz der Abendröthe aber erregte in ihm den Wunſch, ein thätiges ruhmvolles Leben zu ſuchen, und erweiterte ſeine Ausſichten.

III. 47 — 53.

Beobachtungen über das Alpdrücken, die aber nichts ungewöhnliches zur Betrachtung darbieten.

IV. 53 — 55.

Wird erzählt von Perſonen, die einige Zeit gewiſſe Handlungen verrichtet zu haben glaubten, wovon ſie nachher überzeugt worden, daß ſie dieſelbe nie verrichtet hatten.

VII. 70 — 84.

Ein in der gelehrten Welt bekannter Mann erzählt von ſich folgendes:

Er habe in der . . . . Ziehung der Königl. Preuß. Zahlenlotterie auf die Zahlen . . . . . und . . . . . geſetzt.

In der Nacht vor dem Tage der Ziehung träumte ihm, er würde des Mittags gegen zwölf Uhr, zu welcher Zeit die lotterie gezogen zu werden pflegt, von dem Herrn, bei dem er damals in Dienſten ſtand, wegen Beſorgung eines Geſchäfte, nach einem Hauſe in der Nachbarſchaft des Generallotterieamts geſchickt. Gut dachte er! ich werde ſobald als möglich iſt, mich meines Auftrags entledigen, und gleich nach dem Generallotterieamte laufen, und ſehen, ob meine Nummern herauskommen? Er kam dahin, nach beſtelltem Auftrage, und fand die gewöhnliche Zurüſtung und eine anſehnliche Menge Zuſchauer, und in dem Augenblick, da er ankam, wurde beim Hineinzählen der Nummern eine der Nummern, worauf er geſetzt hat, vorgezeigt und ausgerufen. Beim Hinauszahlen wurde erſtlich die zweite, und darauf auch die erſte Nummer, worauf er geſetzt hat, gezogen, vorgezeigt und ausgerufen. Darauf gieng er frohen Muths nach Hauſe. Hier erwachte er.

Dieſer Traum wurde aufs Pünktlichſte erfüllt. Der V. führt noch mehrere Beiſpiele dieſer Art an.

Ein anderer erzählt, es habe ihm in . . . . Nacht geträumt, wie Diebe das Haus ſeines Oheims (der auſſer dem Orte wo ſich der V. befand, wohnte) be-

beſtohlen, er ſehe ſie einbrechen, ſehe ſie dieſes oder jenes ſich bemächtigen; welches alles zu eben der Zeit aufs Pünktlichſte eintraf.

IX. 92 — 106.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht.

Durch die Imperſonale wird eine **Veränderung** gedacht, ohne ſie auf eine **handelnde Perſon**, ja ſelbſt auf eine ſie hervorbringende **wirkende Urſache** überhaupt zu beziehen. **Es donnert**, z. B. heißt ſo viel als: das Donnern geſchieht, u. d. g. Wir gebrauchen dieſelben von ſolchen Veränderungen, deren wirkende Urſache uns unbekannt iſt.

Daß wir aber verhältnißmäßig ſo wenig Imperſonale in der Sprache haben, da die Urſachen der mehreſten Veränderungen uns unbekannt iſt, rührt daher, weil bei uns jede Vorſtellung äußerer Gegenſtände erſt durch die Vorſtellung von uns ſelber, oder von unſerm Ich gleichſam durchgehen muß, und wir der ganzen Natur unſer Bild eindrücken. Wir betrachten alſo bloß **Veränderungen** als **Handlungen** und beziehen dieſelbe auf die nächſte, in die Augen fallende Urſache, die wir zu dieſem Behuf perſonifiziren. Z. B. die **Bäume bringen Früchte hervor** u. d. g.

Iſt aber ſelbſt dieſe unbekannt, wie z. B. bei den Erſcheinungen, die den Geiſtern zugeſchrieben werden, ſo werden die Imperſonale gebraucht. Es wandelt, es ſpukt u. ſ. w.

Eben ſo iſt es auch mit den innern Veränderungen. Es ſcheint mir; es deucht mir u. d. g. zeigt eine Veränderung des Gemüths, deren mir unbekannte Urſache ich auſſer mir denke. Dahingegen: ich glaube, eine ſolche anzeigt, deren Urſache meine Selbſtthätigkeit iſt.

Hier werden noch mehrere Imperſonale angeführt, die auf eben die Art erklärt werden.

Zweites Stück

II.

Zur Seelenkrankheitskunde.

10 — 18.

Ein Schuhmacher, dem auf ſeinen Reiſen, ſein Felleiſen und mit dieſem ſein Handwerkszeug und ſeine Kundſchaften geſtohlen worden waren, ließ ſich als Soldat anwerben. Lebensüberdruß und fromme Schwärmerei ſpannten ſein Verlangen aufs höchſte nach der Glückſeligkeit eines künftigen Lebens. Er dachte daher darauf, wie er ſeine körperliche Hülle von ſich abwerfen könne, um ſo bald als möglich dieſer Glückſeligkeit theilhaftig zu werden; doch ſo, daß er demohngeachtet ſelig ſterben könnte. Er wählte dazu den Weg, ſein Leben durch einen Mord zu verwirken, nach deſſen Vollbringung er ſich zu Gott zu bekehren, und ſelig zu werden glaubte.

Dieſen Mord übte er nachher wirklich an einem Kinde aus.

Die Bücher die man bei ihm gefunden, und worin er fleißig geleſen hat, waren Arnds wahres

Chriſtenthum, das Paradiesgärtlein, Freilingshauſens Geſangbuch, und das hälliſche goldne Schatzkäſtlein.

---

18 — 28.

Ein Schullehrer dem es an philoſophiſchen Kenntniſſen nicht mangelte, erhielt wegen Aeuſſerung einiger ſogenannten atheiſtiſchen Grundſätze ſeinen Abſchied.

Darauf gerieth er in die äußerſte Dürftigkeit. Nun war er feſt entſchloſſen, ſeinem Leben, das ihm verhaßt geworden war, ein Ende zu machen; brachte ſich auch in dieſer Abſicht zwei Stiche mit einem kleinen Federmeſſer bei, aber ohne Erfolg.

Da ihm nun dieſer Verſuch mislungen war, faßte er den feſten Entſchluß, ſich todt zu hungern, den er mit der ſchrecklichſten Hartnäckigkeit viele Tage lang durchſetzte; und ob er zwar durch vieles Zureden, dann und wann etwas zu ſich zu nehmen bewogen wurde, ſo behielt doch immer der vorige Entſchluß die Oberhand.

Da er nun auf dieſe Art von ſeinem Entſchluß nicht abzubringen war, ſo gab das Polizeidirektorium einen Befehl, alles anzuwenden, um den Kranken zu bewegen, Nahrungsmittel zu ſich zu nehmen, und ihm beſonders, die Verſicherung eines Prinzen, ihn zu einer hohen Ehrenſtelle zu befördern, zu Gemüthe zu führen.

Dieſes wirkte. Er wurde durch die dazu dienlichen Mittel wieder hergeſtellt.

Da aber dieſes Verſprechen unerfüllt blieb, und er ſich alſo in ſeiner Hofnung getäuſcht ſahe, ſo verfiel er darüber aufs neue in Raſerei, ward ins Tollhaus gebracht, rennte mit dem Kopf gegen die Mauer, und ſtarb.

28 — 34.

Ein junger Menſch von funfzehn Jahren wurde eine geraume Zeit wegen ſeines ſeltſamen Betragens in der Schule für wahnwitzig gehalten.

Der Vater wußte aber bald Mittel ein Geſtändniß von ihm herauszubringen, er geſtand nehmlich, daß das Mißvergnügen über den Unterricht in der franzöſiſchen Sprache, ſein Widerwille gegen den Umgang mit kleinern als er iſt, und der Ekel das ſchon gehörte immer wieder anhören zu müſſen, ihn auf den Gedanken gebracht habe, ſich wahnwitzig zu ſtellen.

III.

Zur Seelennaturkunde.

38 — 43.

Ein berühmter gelehrter Mann von ſehr ehrwürdigem Charakter erzählt von ſich einen ſonderbaren pſychologiſchen Caſus von ohngefähr folgender Art:

Er hatte an . . . . Vormittag in geſchwinde abwechſelnder Folge viele Leute zu ſprechen, vielerlei Kleinigkeiten ſchreiben müſſen, wobei die Gegenſtände faſt durchgehends von ſehr unähnlicher Art waren, und alſo die Aufmerkſamkeit ohne Unterlaß auf etwas ganz anderes geſtoßen ward. Zuletzt war eine Quittung zu ſchreiben. Er ſchrieb einige dazu erforderliche Worte. Aber auf einmal war er unvermögend, weder die übrigen Wörter in ſeiner Vorſtellungskraft zu finden, noch die dazu gehörige Züge zu treffen.

Er ſtrengte ſeine Aufmerkſamkeit aufs äußerſte an, ſuchte langſam einen Buchſtab nach dem andern hinzumahlen, mit beſtändiger Rückſicht auf den Vorhergehenden, um ſich zu verſichern, daß er zu demſelben paſſe, merkte aber doch, daß es nicht diejenigen Züge wurden, die er haben wollte, ohne ſich deſſen was ihnen fehlte im geringſten bewußt zu ſeyn. Er mußte abbrechen, und blieb ohngefähr eine halbe Stunde hindurch in dem Zuſtande einer tumultuariſchen Unordnung gewiſſer Vorſtellungen, worin er nichts zu unterſcheiden vermochte, die ſich ihm ganz unwillkührlich aufdrängten, und auf deren Wegſchaffung und Vertauſchung mit andern Zweckmäßigern er bemüht war.

Er verſuchte zu reden. Aber bei aller Anſtrengung der Aufmerkſamkeit und mit der größten Langſamkeit, womit er hierin verfuhr, folgten nicht anders als unförmliche und ganz unzweckmäßige Worte.

Nach der vollen halben Stunde fieng ſein Kopf an heller und ruhiger zu werden. Die ſich ihm unwillkührlich aufdringenden Vorſtellungen wurden nach und nach weniger lebhaft und brauſend; und er konnte mit mehrerer Selbſtthätigkeit, ſeine zweckmäßigen Vorſtellungen mit mehrerer Klarheit und Ordnung durchſetzen, und alſo ſeine Gedanken durch die Sprache auf eine verſtändliche Art ausdrücken.

Gleich dachte er auf ſeine angefangene, aber für irrig erkannte Quittung, und fand anſtatt: „funfzig Thaler halbjährige Zinſen“ wie es heißen ſollte: „Funfzig Thaler durch Heiligung des Bra-“ mit einem Abbrechungszeichen, weil die Zeile zu Ende war. Er konnte ſich auf nichts in ſeinen zurückgerufenen Vorſtellungen beſinnen, welches zu dieſen unverſtändlichen Worten hätte Anlaß geben können.

44 — 73.

Ein berühmter Arzt beſchreibt ſeine eigene Krankheitsgeſchichte.

Von der ganzen auf dreißig Seiten ſehr ſchön beſchriebenen Krankheitsgeſchichte iſt das in pſychologiſcher Rückſicht merkwürdige ungefähr folgendes:

Nach der erſten, ſieben Tage dauernden Epoche ſeiner Krankeit, wovon er ſich nichts mehr zu erinnern im Stande iſt, gerieth er in den Zuſtand der Raſerei, deren Partikularitäten er ſich wohl erinnern kann. Es war, wie er ſelbſt ſagt, Methode in ſeiner Tollheit.

Das Hauptſächlichſte davon beſtand darin, er konnte ſich nicht bereden, daß er ſich in ſeiner eigenen Wohnung befände. Es kam ihm vor, als würde er von einem öffentlichen Platz zum andern geführt, und von ſeinen Wächtern im Bette feſtgehalten. Er flehte beſtändig, man ſollte ihn nach ſeinem logis in der .... Straße bringen. Man verſprach es von Zeit zu Zeit. Man ſuchte ihn durch Vorzeigung ſeiner Bibliothek, Kupferſtiche u. d. g. ſeines Irrthums zu überführen. Es half nichts, er hielt alles für Täuſchung und Betrug.

Den Urſprung dieſer Einbildung leitet der V. von einer wirklichen **örtlichen Veränderung** ſeiner gewöhnlichen Schlafſtätte, während ſeiner Krankheit her, in Verbindung mit einer Schwäche des Geſichts, die ihn gleich zu Anfange ſeiner Krankheit überfallen, und ihn verhinderte, ſich durch die Gegenwart der in ſeinem Zimmer befindlichen Gegenſtände von ſeiner Einbildung los zu reiſſen.

Die zweite während ſeiner Raſerei herrſchende Phantaſie war, daß er alle Menſchen, ſelbſt ſeine beſten Freunde, die am meiſten ſeine Wiederherſtellung wünſchten, und ſich um ſeine Wartung beeiferten, für ſeine ärgſten Feinde hielt, deren Handlungen er von der ſchlechteſten Seite beurtheilte.

74 — 78.

Ein junges Mädchen war mit einer Krankheit behaftet, welche die Engländer Louping nennen. Es iſt eine Art von Raſerei, welche die Kranken im Schlafe ergreift, und macht daß ſie ſpringen und rennen, als ob ſie beſeſſen wären.

Der Paroxysmus ergriff ſie allemal bei Tageszeit zu Morgens, nachdem ſie ſchon einige Stunden außer Bette war. Sie verfiel alsdann in eine Art des Schlafs mit verſchloſſenen Augen.

In dieſem Zuſtande ſprang ſie mit erſtaunenswürdiger Behendigkeit, lief mit gröſſerer Schnelligkeit, als ſie beim Wohlbefinden thun konnte.

Das laufen geſchahe allemal nach irgend einem beſtimmten Orte in der Nachbarſchaft, mit unveränderter Richtung.

Oft ſagte ſie, wenn ſie den Paroxysmus herannahen fühlte, ſie wolle nach dieſem Orte gehen, war ſie nun an dem Orte ihrer Beſtimmung angelangt, ſo kam ſie in derſelben ſichern Richtung zurück, ob ſie ſich gleich nicht immer auf der groſſen landſtraße hielt, ſondern häufig einen nähern Weg querfeld ein lief; und ungeachtet dieſer Fußſteig oft ſehr rauh war, ſo fiel ſie doch niemals.

Wenn ſie bei Annäherung des Paroxysmus ſagte, ſie wolle nach dieſem oder jenem Orte laufen, ſo pflegte ſie dabei zu erzählen, es habe ihr die Nacht vorher geträumt, ſie ſolle dahin laufen, und ohnerachtet man ihr zuweilen von irgend einem beſtimmten Orte, wegen einiger Gefahr abrieth, ſo wollte ſie doch dieſen und keinen andern Weg laufen.

Nach dem Erwachen pflegte ſie ſich ſehr ſchwach zu fühlen, kam aber bald wieder zu Kräften. Wurde ſie aber im laufen gehindert, ſo befand ſie ſich viel kränker.

War ſie nun zu ſich ſelbſt gekommen, ſo hatte ſie nicht die geringſte Erinnerung von dem, was während ihres Schlafs vorgefallen war.

Einige Zeit ehe die Krankheit ſie verließ, träumte ihr, wie ſie erzählte, das Waſſer eines benachbarten Brunnens Tropfbrunnen genannt, werde ſie heilen. Dieſem zufolge, trank ſie in reichem Maße davon, ſowohl in als außer dem Paroxysmus.

Reichte man ihr während des Paroxysmus anderes Waſſer, ſo ſtieß ſie es mit Widerwillen von ſich. Brachte man ihr hingegen das Waſſer aus dieſem Brunnen, ſo trank ſie es ſehr gierig mit immer verſchloſſenen Augen.

Vor ihrem letzten Paroxysmus ſagte ſie: nun habe ſie gerade noch drei Sprünge zu machen, und dann wolle ſie weiter weder ſpringen noch laufen.

Dieſem zufolge, nachdem ſie in ihren gewöhnlichen Schlaf gefallen war, ſprang ſie auf das Geſimſe des Kamins, und wieder herunter. Dies that ſie dreimal, hielt drauf Wort, und ſprang niemals wieder.

78 — 82.

Einer Frauensperſon von ſehr lebhaftem Temperament und feuriger Einbildungskraft, von ſehr feinem Nervenbau und folglich ſehr empfindſam, iſt im Jahre . . . . Monat . . . . ein Kind, das ſie ungemein zärtlich liebte, durch den Tod entriſſen worden.

Schon damals ſagte ſie, daß ſie dies Kind nicht lang überleben würde; auf folgendes Jahr würde ſie in eben dieſem Monat wieder entbunden werden, und in dieſen Sechswochen würde ſie ſterben.

Ihr Mann ſuchte ihr dieſes aus dem Gemüthe zu bringen. Es gelang ihm aber nicht.

Hierauf ward ſie wirklich im folgenden Jahre in dieſem Monat, ja an dieſem Tage, an welchem ihr Kind voriges Jahr geſtorben war, entbunden.

Sie verſicherte noch immer daß ſie gewiß ſterben würde, und auf Befragen, woher ſie dieſes wiſſe? antwortete ſie, ſie könne es zwar nicht ſagen, doch aber ſey ihr das gar wohl erinnerlich, daß ſchon am Sterbetage ihres vorigen Kindes, welches nun ein Jahr ſey, dieſer Gedanke ihr ſehr lebhaft geworden wäre. Aller ihr gemachten Hofnung zur Geneſung ungeachtet, blieb ſie bei dieſem Gedanken feſt. Sie ſtarb wirklich in dem darauf folgenden Monat.

Drittes Stück.

Seelenkrankheitskunde.

III. 28 — 32.

Eine Frauensperſon von der Herrnhutiſchen Brüdergemeine, entleibte ſich ſelbſt aus einem aufs höchſte geſtiegenen Religionsenthuſiasmus.

Ein Tagebuch der Brüdergemeine, welches Denkſprüche aus der heiligen Schrift auf jeden Tag im Jahre enthält, fand ſich aufgeſchlagen, nahe bei dem Bette der Verſtorbenen. Der Tag den ſie zur Ausführung ihres Vorhabens gewählt hat, war ein großer Feſttag dieſer Brüdergemeine.

Vor ihrem Tode rief ſie auf eine ſehr feierliche Art mit immerfort gefalteten Händen, aus: **In deine Wunden mein Heiland — Ja? — ja!**

Die Seitenwunde die ſie ſich beibrachte, war wahrſcheinlicherweiſe eine Nachahmung der Seitenwunde des Heilands.

IV. 32 — 40.

Aufſätze eines Selbſtmörders, die unmittelbar vor der That geſchrieben worden ſind, und worin er die Bewegungsgründe ſeines Selbſtmordes zu rechtfertigen ſucht.

Zur Seelennaturkunde.

I. 46 — 75.

Erklärung der No. III. erzählten pſychologiſchen Erſcheinungen.

Bei jeder äußerlichen willkührlichen Handlung geſchieht eine Art von Uebergang aus der Seelenwelt in die körperliche. Die körperliche Veränderung erfolgt aus dem vorgeſtellten Bewegungsgrund der Seele. Die Vorſtellung des Zwecks iſt die Urſache, und die, zur Erreichung deſſelben erforderliche Bewegung die Wirkung.

Was während dieſem Uebergange aus dem Geiſtigen in das Materielle noch geiſtig iſt, kann die wirkſame Idee (im Gegenſatze der blos ſpekulativen Ideen, die ſich nicht über das Gehirn und die Empfindungsnerven erſtrecken, ohne auf die Bewegungsnerven Einfluß zu haben), und was davon in die Materie zuerſt übergeht, organiſcher Anſtoß genannt werden. Die wirkſame Idee erzeugt den organiſchen Anſtoß, den Anfang der Bewegung, die ſich nach den Geſetzen der Bewegung alsdann in der Materie weiter fortſetzt, und zum Ziele führt.

Iſt eine freiwillige oder willkührliche Bewegung aus mehreren einfachen zuſammengeſetzt; ſo wird eine Folge von organiſchen Stößen a b c d mit einer, ihr entſprechenden Reihe von wirkſamen Ideen A B C D gleichförmig fortrücken, dergeſtalt daß in dem erſten Augenblicke der Veränderung die Idee A, das aus der Vorſtellung des begehrlichen Guten entſpringende Beſtreben, nach demſelben das größte Moment der Wirkſamkeit haben, und den organiſchen Stoß a hervorbringen wird. In dem zweiten Augenblick wird die Vorſtellung B an Wirkſamkeit das größte ſeyn, und den Stoß b vorausſetzen u. ſ. w., bis die Abſicht erreicht wird.

Dieſes geſchieht anfangs bei ungeübten Handlungen kraft des Vorſatzes, mit vollem Bewuſtſeyn, gleichſam unmittelbar auf Befehl der Seele; wie wenn man ſchreiben oder auf einem Inſtrument ſpielen lernt. Nach öfterer Wiederhohlung dieſer Handlung aber entſteht eine ſolche Verbindung zwiſchen den Ideen ſowohl, als zwiſchen den organiſchen Stößen, daß ſie ſich einander, wie die Glieder einer Kette, nachziehen, ſobald das erſte Glied fortgezogen wird. Alsdann iſt das deutliche Bewuſtſeyn bei jeder einzelnen Handlung nicht mehr nöthig. Das Bewuſtſeyn des Vorſatzes im ganzen erzeugt die erſte wirkſame Idee; dieſe die ihr entſprechende organiſche Regung. Alles Uebrige erfolgt von ſelbſt, nach dem Geſetze der Ideenaſſociation, als Wirkung der Seele, aber ohne Bewuſtſeyn. Das anfängliche Bewuſtſeyn nimmt bis zum völligen Verſchwinden, nach dem Geſetze der Thätigkeit, nach und nach ab; ohne daß deswegen die Handlung ſelbſt der Seele entzogen wird.

Dieſes kann im Allgemeinen ſo ausgedrückt werden:

> Wenn x und y veränderliche Grade vorſtellen, und wir bemerken, daß Ax und By unter mancherlei Ab- und Zunahme von x und y, in Kauſalverbindung ſtehen, ſo muß dieſe Kauſalverbindung nicht aufhören, wenn auch x oder y oder beide $= 0$ werden.

Es iſt eine Anwendung der, in der Algebra ſo nützlichen Fluxionsmethode auf die unausgedehnte

Größe, die in der Philoſophie mit gutem Nutzen gebraucht werden kann.

So läßt ſich z. B. durch dieſe Methode beweiſen, daß die Seele im tiefſten Schlafe nicht aufhöre, Vorſtellungen zu haben u. ſ. w.

Gewohnte und geübte Handlungen, worin wir einige Fertigkeit erlangt haben, können wir verrichten, und zugleich etwas anderes deutlich denken; d. h. wir können eine Reihe von wirkſamen Ideen fortſetzen, und die ihnen gemäßen organiſchen Veränderungen hervorbringen, indem wir eine heterogene Reihe von unwirkſamen Ideen mit den Gedanken verfolgen, deren wir uns bewußt ſind; ja wir können neben einer Reihe von unwirkſamen Vorſtellungen mehr als eine Reihe von wirkſamen Ideen verfolgen, auf mehr als ein Organ des Körpers zugleich wirken, ohne daß ſich dieſe verſchiedenen Reihen einander hemmen oder verwirren.

So kann ein Muſikus z. B. auf einem Inſtrument mit beiden Händen und Füßen ſpielen, und zugleich etwas anders denken und ſprechen. Auf ſolche Art kann die Seele viele Reihen von wirkſamen Ideen zugleich durchſehen, und neben denſelben eine heterogene Reihe von deutlichen Gedanken verfolgen, ohne ſie zu verwirren.

Es iſt aber unglaublich, daß ſie mehr als eine Reihe von unwirkſamen Begriffen zugleich haben, d. h. mehr als eine Kette von deutlichen Gedanken auf einmal führen kann, ohne ſie zu verwirren.

So oft wir verſchiedene Reihen von wirkſamen Ideen mit einer von deutlichen Begriffen verbinden ſollen, muß keine einzige Vorſtellung eintreten, die durch ihre Stärke oder ihr Intereſſe, die ganze Aufmerkſamkeit auf ſich zieht. Sobald dieſes geſchieht, wird die Wirkung der Ideenverbindung gehemmt, die Handlung unterbrochen, bis ſich die Seele ſammelt, und kraft des deutlich bewuſten Vorſatzes wiederum den erſten Stoß giebt. Einen ſolchen Zuſtand nennt man Zerſtreuung, wenn man nehmlich durch fremde angelegentliche Vorſtellungen, verhindert wird, eine ſonſt gewohnte Handlung in gehöriger Ordnung zu verrichten, wenn man nicht Gegenwart des Geiſtes beſitzt.

Hieraus läßt ſich erklären, warum gewiſſe Handlungen niemals beſſer von ſtatten gehen, als wenn ſie mit einiger Geſchwindigkeit verrichtet werden; hauptſächlich in den Fällen, wo die zuſammengeſetzte Handlung ein ſtetiges Ganze ausmachen ſoll, wie z. B. in den ſchönen Künſten. Durch die Schnelligkeit wird alsdann verhütet, daß keine fremde Idee ſich einſchleiche, und den Zuſammenhang der wirkſamen Begriffe, ſo wie den organiſchen Regungen unterbreche, indem das öftere Ablaſſen und Anſetzen der willkührlichen Handlung ihr das Anſehen der **Aengſtlichkeit** giebt, welches Misfallen erregt.

Ferner müſſen auch nie zwei wirkſame Ideen zuſammenſtoßen, die auf eben daſſelbe Organ wirken, und Verrichtungen verſchiedener Art hervorzubringen bemüht ſind; woraus eine Unbeſtimmtheit der Wirkung, die wir in Rückſicht auf die Sprachorgane **Stottern** nennen, entſpringt.

Dieſer Fehler iſt mehr pſychologiſch als **mechaniſch** oder **organiſch**, aus folgenden Gründen.

1) In Affekt ſind wir mehr oder weniger dieſem Fehler unterworfen.

2) Man iſt demſelben in einer fremden Sprache mehr ausgeſetzt, als in der Mutterſprache.

3) Mehr wenn jemand zugegen iſt, vor dem wir uns ſcheuen, dieſe Schwachheit merken zu laſſen.

4) Am wenigſten aber, wenn man allein iſt, laut und langſam ſpricht oder ſingt.

5) Wenn der Stotternde zu ſprechen fortfahren will, ſo wiederholt er einige bereits ausgeſprochene Sylben, um gleichſam auszuholen, und fährt mit der äußerſten Geſchwindigkeit über die ſchwierige Sylbe, ſehr oft ohne Anſtoß hinweg. Zuweilen muß die Operation zu dieſem Behuf wie-

derholt werden. Dieſes alles läßt ſich aus dem Vorhergehenden pſychologiſch erklären.

Geſetzt es trete in der Reihe der wirkſamen Ideen A B C D u. ſ. w. an die Stelle von D eine fremde auf eben daſſelbe Organ wirkſame Idee K ein, die mit D gleiches Moment hat, ſo wird ein Hin- und Herſchwanken zwiſchen D und K entſtehen, und anſtatt des organiſchen Stoßes D kann K erfolgen, oder gar ein Stocken im Sprechen entſtehen.

Die fremde Idee iſt zuweilen aus einer ganz andern Reihe. Mehrentheils aber ſcheint ſie eine ſpätere Idee zu ſeyn, die der Stotternde antizipirt. Das Stottern iſt, dieſem zufolge, nichts anders als eine Art von Kolliſion einer zweckmäßigen mit einer unzweckmäßigen Idee, welche beide auf die Sprachwerkzeuge zugleich wirken wollen, und faſt gleiche Momente der Kraft haben. Dieſes geſchieht beſonders in einer Gemüthsbewegung.

Eben ſo verhält es ſich auch mit Erlernung einer fremden Sprache.

Beim langſamen ſprechen oder ſingen wirkt die Seele weniger nach dunklen Ideenreihen und Fertigkeiten, als durch Aufmerkſamkeit und Vorſatz; ſie kann daher weniger von einer fremden unzweckmäßigen Vorſtellung in Verwirrung gebracht werden. Im lauten leſen hilft noch das Gehör mit zur Fixirung der Seele auf die zweckmäßigen Vorſtellungen.

Das Schwanken und Taumeln der Berauſchten und Fieberhaften, das Zittern der Alten und Schwächlichen, ſo wie auch Schwindel hat mit dem Stottern viel Aehnliches, und läßt ſich auf eben die Art erklären. Nun zur Erklärung des vorgelegten pſychologiſchen Phänomens.

Dieſer berühmte Gelehrte erzählt von ſich: er habe zu eben der Zeit in geſchwinder abwechſelnder Folge, viele Leute ſprechen, vielerlei Kleinigkeiten ſchreiben müſſen, „wobei die Gegenſtände faſt durchgehends von ſehr unähnlicher Art waren.“ Es entſtunden in ihm alſo verſchiedene Ideenreihen, die zugleich auf die Organe des Sprechens und Schreibens wirkſam waren. Dieſe mußten ſich einander durchkreuzen und in Verwirrung bringen, je mehr die Aufmerkſamkeit immer auf etwas anders geſtoßen ward. Beſonders bei einem Manne, der zu anhaltenden bündigen Betrachtungen gewohnt iſt, und dergleichen geringfügige Geſchäfte mit Unluſt zu verrichten pflegt. Seine Aufmerkſamkeit wurde durch die große und ungewohnte Vertheilung geſchwächt, und zuletzt ſo betäubt, daß ſie ſich nicht mehr vom Bewuſtſeyn des Vorſatzes lenken ließ.

Die Seele dieſes Selbſtbeobachters konnte, wie aus ſeiner Erzählung erhellt, in Anſehung der ſpekulativen Ideen, ihre Funktion ohne Fehler und Verwirrung verrichten. Nicht aber die Funktion der wirkſamen Ideen die in die Gliedmaße des

Schreibens und Sprechens wirken, und die ihnen gemäßen körperlichen Veränderungen hervorbringen ſollten.

Hier hatten ſich mancherlei unzweckmäßige Ideen dermaßen gehäuft, und die gedachte Verwirrung verurſacht.

Die Aufmerkſamkeit, ſo weit als es angieng, zu ſammeln, und auf die geläufigen ſpekulativen Ideen zu richten, war eben nicht das beſte Mittel wider dieſe Verwirrung, die nicht die ſpekulativen, ſondern die wirkſamen Ideen betraf. Alles übrige läßt ſich aus dem vorhergehenden leicht erklären.

Anmerkung.

Dieſer Aufſatz, der mit ſehr vielem Scharfſinn und einer dieſem Verfaſſer eigenthümlichen Eleganz des Stils abgefaßt worden iſt, verdiente gewiß ganz geleſen zu werden. Ich ſtimme in der Erklärung des vorgelegten pſychologiſchen Phänomens vollkommen überein, und bemerke nur ſo viel:

Der V. legt ſeiner Erklärung die aus der Erfahrung bekannte **Verbindung** von Seele und Körper, als Faktum, zum Grunde, ohne ſich in die neuern Hypotheſen über die Art dieſer **Verbindung** einzulaſſen, (S. 48.) und hierin hat er vollkommen Recht. Aber dieſem zufolge, ſollte er auch die Subſtantialität der Seele als Individuum und ihr fortdauerndes Wirken, wenn auch ohne Bewuſtſeyn, (50 — 51) die in der That auch nichts anders als eine Hypotheſe der neuern iſt, ganz unberührt laſſen.

Nach der Hypotheſe der Alten von der **Weltſeele** iſt die Seele als Individuum keine Subſtanz. Die allgemeine **Weltſeele** äußert ſich in jeder individuellen Organiſation auf eine individuelle Art. Hört dieſe Organiſation völlig auf, (wie im Tode) oder fehlt es ihr an der zur Aeuſſerung der Seelenwirkung erforderlichen Spannung (wie im Schlafe, Ohnmacht u. d. g.) ſo hört auch das Daſeyn der Seele als Individuum auf.

Zur Erklärung pſychologiſcher Erſcheinungen iſt es hinlänglich, wenn man beſondere pſychologiſche Erſcheinungen den allgemeinen Geſetzen ſubſumirt. Dieſe Geſetze aber betreffen blos die Wirkungsart der Seele **während** ſie **wirkt**, und laſſen die Dauer dieſer Wirkung ganz unbeſtimmt.

Ich habe ſchon (Streifereien im Gebiete der Philoſophie über die Progreſſen der Philoſophie) das Ungegründete, ja das Widerſinnige in der Lehre der **dunklen Vorſtellungen**, die die Neuern als **Lückenbüßer** der **Seelenſubſtantialität** gebrauchen, genugſam gezeigt.

Man kann allerdings die Methoden der **Fluxion**, der **Interpolation** u. d. g. in der Philoſophie mit Nutzen gebrauchen, wie ich (ibid.) gezeigt habe. Nur muß man nicht vergeſſen, daß es bloße **Methoden**, d. h. nützliche **Fiktionen** ſind. Das unendlich Kleine iſt ſo wenig in der

Philoſophie als in der Mathematik ein reelles Objekt, ſondern blos eine Grenzidee. Aber hier iſt der Ort nicht, mich hierüber weitläuftiger einzulaſſen. (Siehe am gedachten Orte.) S. M.

II. 76 — 82.

Der Taubſtumme, wovon No.   geſprochen worden iſt, hatte ſogar Religionsbegriffe von Gott und Chriſto, und ſelbſt religiöſe und andächtige Empfindungen.

Er bezeigte einen großen Haß gegen die Juden, weil ſie, wie er durch Zeichen zu erkennen gab, Chriſtum gekreuzigt haben, und daher vom Teufel in die Hölle werden geworfen werden.

Der Lehrer wollte unterſuchen, ob er wohl einen Begriff von Sünde habe. Zu dieſer Abſicht zeichnete er ihm ein Kruzifix aufs Papier vor, mit Attributen, womit der Taubſtumme den Teufel vorſtellte. Sein Abſcheu darüber war ganz unbeſchreiblich. Er ſah ſeinen Lehrer ſtarr und mit Entſetzen an, und indem er auf denſelben wies und einen Bart bezeichnete, äußerte er, daß dieſer ſelbſt ein Jude oder noch ſchlimmer ſeyn möchte; und zweifelte ſehr an deſſen Seligkeit.

Er hielt zugleich den Selbſtmord für eine große Sünde, und mehreres dergleichen.

Er hatte zugleich viele abergläubiſche Begriffe von Hexen u. d. g.

Auch hatte er einen ſehr richtigen Kalender im Kopfe, und konnte die vornehmſten Feſttage bei ihrem Eintritt bezeichnen.

Er konnte auch an dem Standpunkte der Sonne die Tagszeit mit Genauigkeit angeben.

III. 82 — 102.

Nachrichten von der mit Erfolg gebrauchten Lehrart bei einer Taubſtummen.

Zweiten Bandes erſtes Stück.

III. 16 — 18.

Ein Soldat, der ſich ſonſt gut aufgeführt hat, bekam auf einmal ein Ahndungsgefühl, das ihn veranlaßte um Urlaub anzuhalten, um ſeine Mutter (die ſich außer dem Orte, wo er zu Garniſon lag, befand) aufs Schleunigſte zu beſuchen.

Da es nun kurz vor der Revüe war, und alſo dieſes Geſuch ihm abgeſchlagen werden mußte, ſo drohte er, daß wenn man ihm dieſes nicht gutwillig zugeſtehe, er es mit Gewalt durchſetzen wolle. Man achtete auf ſeine Drohung nichts.

Gegen Mitternacht unterdeß unternahm dieſer Menſch ſeine Deſertion wirklich. Weder Wälle noch Graben, noch die vielen Schildwachen, die damals, wegen der häufigen Deſertionen ſcharfe Patronen gehabt haben ſollen, konnten ihn abſchrecken.

Er wurde gleich von der erſten Schildwache entdeckt. Dies ſtörte ihn unterdeß nicht, und unter dem Feuer von beinahe dreißig Poſten, kam er dennoch glücklich aus den Feſtungswerken heraus.

Er lief, ſo zu ſagen, in einem Athem nach Hauſe, wo er erſt gegen Tage ankam.

Hier fand er ganz wider Vermuthen die Hausthür offen, und als er oben in die Stube trat, waren zwei Spitzbuben beſchäftigt, ſeine Mutter zu knebeln.

Bei ſeinem Anblick ergriffen ſie die Flucht, und ließen die bereits zuſammengepackten Sachen zurück.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeine Mutter von der ihr drohenden Gefahr gerettet hatte, fand er ſich wieder von ſelbſt beim Regimente ein, wo er, wegen des ſonderbaren Zufalls mit einer gelinden Strafe davon kam.

IV. 18 — 19.

Ein Rekrut beim . . . . Bataillon der eines von ihm begangenen Diebſtahls wegen beſtraft werden ſollte, geſtand beim Verhör, daß ohne durch Noth oder Liederlichkeit dazu angetrieben zu werden, er einen unwiderſtehlichen Hang zum Stehlen habe.

Der Paroxysmus überfällt ihn gewöhnlich mit Zittern und entſetzlicher Angſt, und er wird nicht eher ruhig, bis er etwas, es mag ihm nutzen oder nicht, genommen habe. Oft ergreift er in dieſer

Angſt Töpfe und andere zerbrechliche Dinge, die er denn in Stücken zerſchmeißt und ſodann ruhig wird. Noch ein Beiſpiel dieſer Art. ebend.

VII. 54 — 59.

Ein Sattlerburſche, der nach einem Schnitt in die Finger, zur Erlernung dieſer Profeſſion untüchtig, und alſo das für ihn von ſeinem Vater vorausgezahlte Lehrgeld, von ſeinem Meiſter auf eine unrechtmäßige Weiſe erhalten worden zu ſeyn, geräth auf den Einfall, ſeinen Meiſter um ſo viel zu beſtehlen, als ſein Vater für ihn ausgezahlt hat, um es demſelben wieder zuzuſtellen. Da er aber fürchtete, es dieſem geradezu zu wiſſen zu thun, ſo ſchmiß er das Geld auf den Weg, wo er wuſte, daß ſein Vater gehen, und daſſelbe gewiß finden würde. Der Vater faßte Verdacht, entdeckte dieſen Vorfall dem Meiſter, und ſo wurde nach unterſuchten Umſtänden alles entdeckt.

VIII. 60 — 64.

Ein Soldat, der ſeine Frau und ſeine Kinder, die er bei ſeiner Anwerbung hatte verlaſſen müſſen, ſehr zärtlich liebte, gerieth auf den ſonderbaren Einfall, ſich ſelbſt zu kaſtriren, damit er als zum Dienſte untüchtig, wieder nach Hauſe kommen, und mit ſeiner Frau und Kinder leben dürfte. —

IX. 64 — 69.

Eine Frau von melancholiſchem Temperament und ſchwärmeriſcher Gemüthsart, bekam, durch einige misverſtandene Stellen aus dem Geſangbuch und der heiligen Schrift, verleitet, eine unüberwindliche Sehnſucht nach dem Tode. Sie verfiel darüber von Zeit zu Zeit in eine Art von Raſerei, wider welche alle Bemühungen ihrer Freunde und des ihr zuredenden Predigers fruchtlos waren, bis endlich ein tüchtiger Arzt durch ganz andere Mittel, ſie von dieſer Krankheit befreiet hat.

X. 69 — 70.

Ein Knabe von etwa neun Jahren verfiel, nachdem er von einer überſtandenen Nervenkrankheit geneſen war, in eine Art von Schlafſucht, daß er auch bei Tage, er mochte ſtehen oder ſitzen, unverſehens einſchlief, und überhaupt weit mehr Zeit ſchlafend als wachend zubrachte.

Man konnte mit ihm im Schlafe ſprechen, und ob er gleich die Augen zu hatte, ſo nannte er doch auf Befragen, die Sachen die man ihm vorhielt.

Bei ſeinem Erwachen wuſte er von dem allem nichts, was man mit ihm im Schlafe geſprochen hatte. Man konnte aber mit ihm von andern Sachen ſprechen, bald ſchlief er wieder ein, und dann konnte man den Faden der Unterredung, die man vorher im Schlafe mit ihm geführt, fortſetzen.

Erwachte er wieder, ſo wuſte er abermal nichts vom Geſpräche im Schlafe, ſondern nur von dem was man vorher im Wachen mit ihm geſprochen hatte; und wechſelte es mit ihm darin ab, ſo daß es ſchiene als habe er zwei von einander unabhängige Seelen; eine für den Schlaf und eine für den Zuſtand des Wachens.

Dieſer Zuſtand dauerte ein Vierteljahr. Nach Verlauf eines Jahres ließ ſich wiederum die Nervenkrankheit ſpüren, wovon er aber durch einen gewaltigen Schreck völlig hergeſtellt wurde.

Zur

Seelennaturkunde.

I. 71 — 72.

Ein Mann, der in ſeinem dreizehnten Jahre durch einen Zufall ins Waſſer gefallen, und wäre nicht ſchleunige Hülfe gekommen, dem Ertrinken ſehr nahe geweſen, glaubte von dieſer Zeit an, ſo oft er zu Selbſtbetrachtung kam, durch vorerwehnten Zufall wirklich ertrunken zu ſeyn, keinen Körper mehr zu haben, und hielt denſelben und die ihn betreffenden Empfindungen für bloße Erinnerungen aus dem vorigen Leben.

Dieſes alles zu einer Zeit, wo er noch von den ſkeptiſchen und idealiſtiſchen Vorſtellungsarten gar nichts wuſte.

Dieſe Täuſchung währte drei Jahre lang, bis er, nachdem er den Ort ſeines Aufenthalts verändert, und in ganz neue Situationen gerieth, davon los geworden iſt.

II. 72 — 75.

Ein Zwillingſohn eines .... deſſen Bruder zur Zeit dieſer Begebenheit ſchon längſt geſtorben war, klagte über ein halbes Jahr lang über öftere Kopfſchmerzen. Dieſes hinderte aber nicht, daß er nicht ſein erlerntes Handwerk und andere häusliche Geſchäfte abwarten ſollte.

Den letzten Sonntag vor ſeinem Ende geht er ſpazieren, kommt auf den Kirchhof, geht bei ſeines Bruders Grab, welcher vor ſieben Jahre geſtorben iſt, und ſagt zu ſeinen ihn begleitenden Freunden: „auf künftigen Sonntag könnt ihr mich auch hieher tragen.“

In dieſer Woche nahmen die Kopfſchmerzen zu, er arbeitete aber doch noch die Woche auf dem Geſtelle bis auf den Freitag.

Nachdem er an dieſem Tage des Morgens aufgeſtanden, läßt er ſich das Bette in die Stube bringen deklarirt gegen jedermann, daß er morgen Abend um zehn Uhr ſterben werde; verlangt das heilige Abendmahl, und verhielt ſich dabei ganz ordentlich und vernünftig.

Die folgende Nacht hindurch bringt er mit ununterbrochenem Schlummer zu. Beim Erwachen ſagte er, er wäre bei den Engeln im Himmel geweſen, und als er das Blaſen der Muſikanten in der Nachbarſchaft hörte, verſicherte er, die Engel im Himmel machten viel ſchönere Muſik.

Den Sonnabend gerieth er in ein offenbares Delirium.

Den Nachmittag nimmt er von ſeinen Freunden und Bekannten Abſchied, und läßt Träger, die er namhaft macht, beſtellen, die ihn zu Grabe tragen ſollen.

Endlich des Abends um zehn Uhr geräth er in eine völlige Wuth. Dieſes dauerte mit einiger Remiſſion, bis über drei Stunden fort, worauf er unbemerkt verſchied.

Er iſt an eben dem Tage geſtorben, an welchem ſein Bruder ſieben Jahr vorher ſein leben geendigt hat.

Nach ſeinem Tode hat man in einem Kleiderſchrank von ihm eingeſchrieben gefunden, er werde nach drei Jahren an eben dem Tage, und um die Zeit ſterben, da ſein Bruder geſtorben wäre.

Zweites Stück

zur

Seelenkrankheitskunde.

II. 14 — 16.

Eine Magd aus einem Dorfe wurde nach einem, eine kleine Stunde davon entlegenem Orte geſchickt, um Fleiſch einzukaufen.

Sie verrichtete ihren Auftrag, und trat den Rückweg geſund an.

Auf einmal kam es ihr vor, als ob es gewaltig hinter ihr rauſche, wie das Rauſchen vieler Wagen, und mitten in demſelben Geräuſch tritt ein kleines graues Männchen in Kindesgröße neben ſie, und fordert von ihr, daß ſie mit ihm gehen ſolle.

Sie antwortet nichts, und geht ihren Weg fort. Die kleine Figur verfolgte ſie mit ſeiner Aufforderung beſtändig, bis ſie in den Hof ihrer Herrſchaft anlangte, und als der Kutſcher ſie fragte, wo ſie geweſen ſey, erhielt er von ihr die gehörige Antwort. Er ſieht ihren kleinen Begleiter nicht, ſie aber ſieht ihn, und hört noch an der Schloßbrücke zum letztenmale ſeine Aufforderung mitzugehen; und da ſie ſich noch immer weigerte, die Drohung, daß ſie vier Tage blind und ſtumm ſeyn ſollte, und damit geht das Männchen ſeiner Wege.

Die Magd eilt aufs Schloß in ihr Schlafgemach, wirft ſich aufs Bette, und kann Mund und Augen nicht mehr öffnen.

Sie wird da aufgeſucht. Man weiß nicht was ihr begegnet. Sie verſtand alles, was mit ihr geredet wurde, und ſuchte beſonders ihre lamentirende Mutter durch Zeichen zu beruhigen, konnte aber nicht ſprechen.

Man wandte alle nur erdenkliche Mittel zu ihrer Wiederherſtellung an. Aber ohne Erfolg. Nach Verlauf von vier Tagen aber ſteht ſie wieder auf, iſt geſund, ſieht und ſpricht wie zuvor, und erzählt ihre Begebenheit ſelbſt.

III. 16 — 17.

Wird von einem Manne erzählt, der ein ſolches Ahndungsvermögen beſaß, daß er einem Menſchen aus dem Geſichte leſen konnte, ob er bald und plötzlich ſterben werde.

VII. 66 — 72.

Schreiben des Herrn Direktor Heinicke an den Abbe l'Epee. Ueber die Lehrart der Taubſtummen.

Der V. habe die lehrart des Abbe's (durch Schriftzeichen) ſchon längſt vorher ehe dieſer ſeine Inſtitution bekannt machte, aber ohne Erfolg bei den Taubſtummen angewandt.

Die Taubſtummen lernen zwar auf eine mühſame Art, mit ſchriftlichen Wörtern Begriffe zu verbinden, dieſe Wörter aber ſamt manchen Begriffen, die ſie bezeichnen, verſchwinden bei ihnen leicht, und gehen in Vergeſſenheit über.

Der Grund davon liegt in der Irregularität der mannigfaltigen Abwechſelung in der Zuſammenfügung der Wörter.

Es iſt falſch, wenn man glaubt, der Sinn des Geſichts vertrete durch Schriftſprache, bei den Taubſtummen, den Sinn des Gehörs. Durchs Geſicht erlangen wir zwar Vorſtellungen von Farben und Geſtalten, die wir nachher auch abweſend, in unſerer Einbildungskraft darſtellen können. Worte hingegen, obſchon ſie ſich aufs Papier darſtellen laſſen, können doch nicht deswegen in Abweſenheit von uns vorgeſtellt werden, und kaum können wir einzelne Buchſtaben in uns mit Stetigkeit vorſtellen.

Es kann ein jeder leicht den Verſuch machen, ob er irgend ein ſchriftliches Wort, z. B. Paris, wenn er von deſſen Ton abſtrahirt, in ſeiner Einbildung vorſtellen kann? Er wird es gewiß nicht können. Er wird zwar bei dieſem Verſuche, einen Buchſtab nach dem andern gaukelnd und neblicht zu dieſem oder jenem Worte, nicht aber ein ganzes Wort lesbar darſtellen können. Weil ſchriftliche Worte, wegen ihrer Irregularität, unmittelbar empfunden, nicht aber in Abweſenheit vorgeſtellt werden können. Der Taubſtumme, ehe er eine Schriftſprache lernt, denkt durch allerlei ſinnliche von ihm anerkannte Zeichen von ſinnlichen Gegenſtänden und in die Augen fallenden Handlungen. Nachher lernte er auch durch Analogie aus der ſinnlichen in die intellektuelle Welt übergehen. Erlernt er nun eine Schriftſprache, ſo iſt ſie, nicht wie bei uns die Kopie der Tonſprache und des dadurch bezeichneten Gegenſtandes zugleich, ſondern bloß eine charakteriſtiſche Bedeutung von dieſem. Er kann dieſen Gegenſtand, auch in ſeiner Abweſenheit durch das gegenwärtige ihn bezeichnende ſchriftliche Wort, nicht aber das Wort ſelbſt, wenn es nicht gegenwärtig iſt, denken.

Nimmt man dem Taubſtummen die geſchriebenen Zeichen weg, ſo behält er nichts mehr als die von ihm ſelbſt gewählten bildlichen Zeichen.

Eben die große Fertigkeit pantomimiſch zu denken, macht, daß er die Schriftſprache vernachläßigt.

Wir andern denken durch die Tonſprache, die Gegenſtände ſelbſt ſchweben uns dunkel vor.

Um alſo dieſen Mängeln in der Lehrart der Taubſtummen abzuhelfen, gerieth der V. auf eine neue Methode, nehmlich die Taubſtummen ſprechen, und laut leſen (durch Nachahmung der Mundsbewegungen) zu lehren.

VIII. 73 — 82. und drittes Stück 73 — 81.

Antwort des Herrn Abbe l'Epee auf das vorige Schreiben.

Der V. tadelt die Lehrart des Herrn Direktor Heinicke (welche, wie er behauptet, mit der Methode des Perriere übereinſtimmt) weil dieſer Lehrart zufolge, die ganze lange Zeit die die Taubſtummen auf die mechaniſchen Erlernung der Sprache verwenden müſſen, für ihren Verſtand verloren geht.

Die Methode des V. iſt weit natürlicher, indem die frühſten Lehrer der Jugend, Ammenwärter u. ſ. w. ſich, ohne den Nutzen davon einzuſehen, derſelben bedienen. Sie begnügen ſich nicht mit der Benennung der Dinge, ſondern ſie bedienen ſich zugleich noch anderer ſichtbarer Zeichen.

Die Taubſtummen lernen mit dem geſchriebenen Alphabet zugleich ihr Handalphabet. Sie bringen ihre Finger in verſchiedene Lagen, die mit den geſchriebenen Buchſtaben einige Aehnlichkeit haben.

Das Buchſtabiren geſchieht nicht durch einen Laut der Stimme, ſondern durch eine Folge dieſer abwechſelnden Lagen. Man ſchreibe z. B. das Wort Fenſter und laſſe den Taubſtummen ſeine Augen darauf richten. Dieſer bedient ſich ſogleich der Handzeichen, womit er jeden einzelnen Buchſtab

ſtab andeutet, dieſes wiederholte er einigemal, ſo daß er ſeine Augen auf das Wort richtet, und alle die Buchſtaben in ihrer Ordnung bezeichnet. Alsdann kehrt er die Augen von dem Worte weg, und bezeichnet dieſelben Buchſtaben in derſelben Ordnung durch ſeine Daktylologie. Darauf muß er wieder dieſes Wort, ohne es vor ſich geſchrieben zu haben, von ſeinem Handalphabet in das gewöhnliche Alphabet abſchreiben.

Gegen die Behauptung, daß die Geſtalt der Buchſtaben nicht ausgezeichnet genug iſt, um unwandelbare Vorſtellungen in der Einbildungskraft zurück zu laſſen, beruft ſich der V. auf die Erfahrung, indem die Taubſtummen in einer ſehr kurzen Zeit, die einzelnen Buchſtaben, auf Befragen, auch in Abweſenheit des Geſchriebenen, durch ihr Handalphabet darzuſtellen lernen.

Die geſchriebenen Buchſtaben ſind freilich ſchwer im Gedächtniß zu behalten, wenn man ſie an ſich abſtrahirt von dem Grunde, worauf ſie geſchrieben ſind, betrachtet. Nimmt man hingegen dieſen zu Hülfe, ſo befördert die beſtändige Abwechſelung der Farben (das Schwarze der Buchſtaben mit dem Weißen des Grundes) ihren Eindruck in der Einbildungskraft.

Es iſt nicht an dem, daß wir immer in der uns geläufigen **Tonſprache** denken. Wir denken ſehr oft ohne alle Sprache, die Einbildungskraft reicht uns eine Menge Vorſtellungen dar, wozu wir gar keine Namen haben, auch fallen uns oft Gegenſtände bei, ohne daß wir uns auf ihre Namen beſinnen können.

Die Taubſtummen ſollen auch nicht durch die Methode des V. alle Wörter einer Sprache erlernen, ſondern nur die nothwendigſten derſelben.

Durch Hülfe der Daktylologie allein können die Taubſtummen zwar leſen und ſchreiben, nicht aber die Bedeutung der Wörter verſtehen lernen. Zu dieſem Behuf ſind die methodiſchen Zeichen (Bewegungen und Mienen) unentbehrlich. Dieſe ſind keiner beſondern Sprache eigen. Sie bezeichnen keine Wörter oder Buchſtaben, ſondern Ideen. Dahingegen die Daktylologie zur Bezeichnung der nomina propria, welche durch methodiſche Zeichen nicht ausgedrückt werden können, brauchbar ſind.

Eben dieſe methodiſchen Zeichen müſſen einer zu erfindenden allgemeinen Sprache zum Grunde gelegt werden; die jede Nation in ihre Mutterſprache leicht übertragen kann. Die Verſchiedenheit der Wortfolge in verſchiedenen Sprachen thut hier nichts zur Sache, indem hier nicht aus einer beſondern Sprache in eine andere, ſondern aus der allgemeinen (Ideenbezeichnenden) in eine jede beſondere überſetzt wird, und ſo auch umgekehrt.

Zweites Stück. 81 — 93.

Der V. macht ſeine Beobachtungen und Bemerkungen über das Taubſtummeninſtitut in . . . H. St. lehrte die Taubſtummen nach der Methode des l'Epee durch methodiſche Zeichen ſprechen.

Er hat dreierlei Zeichen. 1) Für einzelne Buchſtaben. 2) Für Worte und die dadurch angezeigten Begriffe. 3) Für grammatiſche Beſtimmungen der Worte.

Die Zeichen der ſinnlichen Begriffe von Sachen und Handlungen ſind die dargeſtellten Sachen und Handlungen ſelbſt. Die Lehrlinge haben auch eine beſondere Fertigkeit im **Leſen**, d. h. die, den Schriftzeichen entſprechende, pantomimiſche Zeichen mit allen grammatiſchen Beſtimmungen zu machen. Auch im **Schreiben**, d. h. die pantomimiſchen Zeichen in Schriftzeichen überzutragen.

Der V. zweifelt aber, ob ſie auch die, durch dieſe Zeichen zu bezeichnenden **Begriffe** hatten? Beſonders wenn es gar zu abſtrakte Begriffe ſind. Die Zeichen der nichtſinnlichen mit den ſinnlichen analogiſchen Begriffen, führen eine unvermeidliche Zweideutigkeit mit ſich; indem es in beſondern Fällen zweifelhaft bleibt, ob dadurch die ſinnlichen ſelbſt, oder die ihnen analogiſchen nichtſinnlichen Begriffe angedeutet werden? Auch muß die Art ſich durch methodiſche Zeichen auszudrücken wegen

Veränderung der Wortfolge, Mangel der Artikel, Hülfswörter u. ſ. w. ſehr unvollkommen ſeyn.

Der V. muthmaßt, daß die Fertigkeit im Schreiben mit aller grammatiſchen Sprachrichtigkeit, keinesweges eine Folge der damit verknüpften Gedanken, ſondern bloß die Folge eines guten Gedächtniſſes iſt, welches das Geſchriebene, ſo wie es daſſelbe erhalten hat, treulich wieder darſtellt, weil es ſonſt nicht ſo grammatiſchrichtig hätte ausfallen können.

Anmerkung.

Die Zweifel, die der V. hier äußert, betreffen nicht mehr die Lehrart der Taubſtummen als die Lehrart aller Kinder überhaupt.

Laßt uns ſehen, wie lernt ein Kind ſprechen? Das bloße Ausſprechen einzelner Töne und ganzer Wörter lernt es durch das Nachahmen. Die Bedeutung der Wörter lernt es durch Darſtellung der Gegenſtände ſelbſt bei ihrer Benennung. So lernt es z. B. die Bedeutung des Worts Brod dadurch, daß man zu wiederholten malen dieſes Wort ausſpricht, indem man zugleich auf das gegenwärtige Brod hinweiſt.

Wie lernt es aber die Bedeutung ſolcher Worte, deren Gegenſtände nicht ſinnlich darſtellbar ſind? Wie lernt es z. B. die Bedeutung des Wortes Verſtand. Es hat zwar hierin einen Vorzug vor dem Taubſtummen, daß es das Wort nachſprechen, in Anſehung der Bedeutung hingegen befindet es ſich mit dieſem in eben denſelben Umſtänden. Man ſpreche das Wort Verſtand aus, und zeige dabei z. B. auf den Kopf (als den fühlbaren Siz des Verſtandes) das Wort Kopf muß in dieſem Falle, als die Benennung des dadurch bezeichneten Theil unſers Körpers, dem Kinde ſchon bekannt ſeyn, weil es ſonſt glauben könnte, daß das Wort **Verſtand**, indem man dabei auf den Kopf zeigt, dieſen körperlichen Theil bedeutet. Nun aber denkt es, **Verſtand** kann nicht dieſen körperlichen Theil bedeuten, weil dieſer ſchon einmal **Kopf** heißt, ſondern etwas was mit demſelben in irgend einer Beziehung ſteht. Da es aber mehrere Dinge ſeyn können, die mit dem Kopfe in irgend einer Beziehung ſtehen, und mehrere Arten dieſer Beziehung, ſo muß das Kind ſie alle in ſeiner Einbildungskraft die Muſterung paſſiren laſſen, und alle die Dinge und Beziehungsarten, deren Namen ihm ſchon bekannt ſind, als ſolche, die das Wort **Verſtand** nicht bedeuten kann, verwerfen, und nur auf diejenige, deren Namen ihm noch unbekannt ſind, ſeine Aufmerkſamkeit richten. Dieſes läßt noch immer eine Vieldeutigkeit zurück, bis es endlich ſo viel von der Sprache erlernt hat, daß es gewiß ſeyn kann, daß dieſes Wort nichts anders als dieſes Vermögen bedeutet. (Freilich kann das Kind nicht alles dieſes deutlich denken, aber es muß doch dunkel in ſeiner Vorſtellungskraft vorgehen.)

Warum ſoll nun der Taubſtumme nicht auf eben die Art die richtige Bedeutung der Wörter lernen? Bei ihm vertritt das geſchriebene Wort die Stelle des ausgeſprochenen. Das eine iſt ſo gut ein willkührliches Zeichen als das andere. Man ſchreibt ihm das Wort **Verſtand** auf, und nachdem er **Leſen**, d. h. die pantomimiſchen Zeichen die der Lehrer anfangs mit dieſem geſchriebenen Worte verknüpft (z. B. das Zeigen auf die Stirn) in ſeine Einbildungskraft zurückzurufen, gelernt hat, ſo wird er auch wiſſen, daß dieſes geſchriebene Wort nichts anders als das Denkensvermögen bedeuten kann, weil er für alle andere Sachen, die mit eben dieſen pantomimiſchen Zeichen angedeutet werden können, ſchon andere geſchriebene Wörter erlernt hat.

Das Ungrammatiſche in der Wortfolge u. ſ. w. kann bei dem Taubſtummen ſo wenig als bei irgend einem andern der eine Sprache lernt, ein Beweis von dem Mangel der Gedanken abgeben. Das giebt ſich ſchon, und wird durch Nachahmung anderer die der Sprache mächtig ſind, nach und nach verbeſſert. Sonſt müßte man behaupten, daß wenn z. B. ein Anfänger der franzöſiſchen Sprache viel Germanismen begeht, er ganz und gar nicht weiß, was er ſpricht! Der Taubſtumme kann auch mit der Zeit, die grammatiſche Wortfolge in ſeiner pantomimiſchen Sprache, nach der grammatiſchen Wortfolge der Schriftſprache einzurichten lernen.

Anfangs aber muß ihm freilich die natürliche Wortfolge leichter ſeyn, als die willkührliche. Durch vieles Beobachten auf die Wortfolge im Schreiben lernt er auch ſie im Leſen beobachten. Nicht bloß Kinder und Taubſtumme, ſondern auch Erwachſene, die ihre Mutterſprache in völligem Beſitz haben, gerathen dennoch in Anſehung der zu ſehr abſtrakten und komponirten Worte nicht ſelten in Mißverſtändniſſe und Vieldeutigkeit, die nur durch Bemühung der Philoſophen, nach und nach gehoben werden können, wenn nicht dieſe ſelbſt nicht ſelten, eben durch ihre an ſich ſehr löblichen Bemühungen die Worte richtig zu beſtimmen, neue Misverſtändniſſe veranlaßt hätten. Doch davon bei einer andern Gelegenheit!

S. Maimon.

Nachtrag
zur
Seelenkrankheitskunde.

I. 83.

Eine beſondere Art Krankheit, worin die mit dem Nachtwandeln ähnlichen Erſcheinungen vorkommen.

II. 99 — 101.

Verſchiedene Beiſpiele von einem Ahndungsgefühl.

Drittes Stück.

118 — 121.

Abermal Beiſpiele eines Ahndungsgefühls.

Dritten Bandes erſtes Stück.

IV. 47 — 56.

Ein Mann von ſehr geſunden Leibeskräften und heiterm Gemüth, ahndete ſeinen bevorſtehenden Tod vier Wochen vorher, und ſprach davon ſehr oft.

Seinem Freunde, der ohngefähr eine Viertelmeile von ihm wohnte, träumte einſt: er würde von den Kindern ſeines Freundes gerufen, um ſie bei ihrem harten Schickſal aufzurichten, da ſie in Geſellſchaft ihres Vaters nach . . . . . gereiſt, und an . . . . durch die ſcheugewordene Pferde umgeworfen, ihr Vater mit dem Kopfe an einem am Wege ſtehenden Fichtenbaum geſchlagen, ihn zerſchmettert, und ohne einen Laut von ſich zu geben, todt liegen geblieben ſey.

Dieſer Traum wurde aufs genaueſte erfüllt.

V. 56 — 74.

Wird die Richtigkeit des Ahndungsvermögens mit nichtigen Gründen bewieſen. Der V. leitet die dieſem Vermögen zugeſchriebenen Wirkungen aus dem Temperament und dem Zufalle ab. Von der Wirkung ſelbſt aber führt er zwei unbezweifelte Fakta an.

Anmerkung.

Daß z. B. ein Menſch von melancholiſchen Temperament leicht auf traurige Ahndungen verfällt, iſt ſehr natürlich. Es iſt aber hier die Frage nicht, wie der Menſch auf ſolche Gedanken verfällt? ſondern, wie es kommt, daß die Naturbegebenheiten, die nach nothwendigen Geſetzen folgen, und keinesweges von dem Temperament dieſes Menſchen abhängen können, mit ſeinen melancholiſchen Gedanken zutreffen?

Treffen alſo dieſe beſtändig zu, wie man in dieſem Magazin Beiſpiele genug davon antrift, ſo iſt dieſes nicht mehr eine Wirkung des Zufalls.

Es wäre freilich übereilt, deswegen ein Ahndungsvermögen anzunehmen. Nur alsdann wird ein neues Vermögen angenommen, wenn eine beſondere Wirkungsart, nach beſondern Geſetzen, entdeckt wird. Die Ahndungsgeſetze ſind noch unbekannt. Wir wiſſen noch nicht von welcher Beſchaffenheit die Perſonen die Ahndungen haben, und in welchem Verhältniß ſie mit den andern, von denen ſie Ahndungen haben, ſeyn müſſen? Die Behauptung eines Ahndungsvermögens will für jezt nichts mehr ſagen, als: Es giebt unbezweifelte ſelte Fakta von Perſonen, deren Ahndungen genau eintreffen.

Auf der andern Seite iſt es auch eitel, Fakta, die ſich, allen Umſtänden genau unterſucht, aus den bekannten Geſetzen nicht erklären laſſen, dennoch in dieſelbe hineinzwingen zu wollen. **S. M.**

II. 88 — 89.

Ein junger Studirender ſollte einen Gedanken in zwei griechiſchen Verſen ausdrücken. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Er ſchläft an einem Abend unter der Bemühung, dieſe Verſe herauszubringen, ein. Steht in der Nacht auf, ſchreibt die zwei Verſe nieder, und läßt ſie auf ſeinem Schreibetiſch liegen.

Nach dem Erwachen wuſte er von nichts was in der Nacht geſchehen iſt, ſetzte ſich aufs neue, an den herauszubringenden Verſe zu arbeiten, aber mit nicht beſſerm Erfolg als bisher.

Endlich findet er dieſe von ihm ſelbſt aufgeſchriebenen Verſe, wuſte aber nicht, woher ſie gekommen waren, bis ihm ſeine Aufwärterin (die ihm des Nachts hatte licht bringen müſſen) den Vorfall erzählt hatte.

Zweites Stück.

I. 1 — 14.

J. Varmeier, ein gelehrter Mann, der aber ſchon von ſeiner früheſten Jugend an zur Melanlancholie geneigt, worin er durch verdrüßliche Zufälle noch immer tiefer gerathen war, erwachte einſt um zwölf Uhr in der Nacht mit dem Gedanken, an das betrübte Kriegesweſen, und daß Gott den Obriſten von . . . . durch einen ſchleunigen Tod von dieſer Welt abfodern wolle, mit einem grauſamen Antrieb, den er für eine beſondere göttliche Eingebung hielt, daß jene That durch ihn geſchehen ſollte.

Die leſung der heiligen Schrift, beſonders des Buchs Judith, vermehrte noch ſeinen Enthuſiasmus und beſtimmte ihn den Obriſten (den er mit Holofernes verglich) zu ermorden, welche grauſame That er an ihm wirklich vollzog.

III. 58 — 62.

Einen jungen Menſchen, der mit ſeinem jüngern Bruder in einem Bette ſchlief, überfiel einſt der Gedanke, er ſolle dieſen mit dem auf dem Tiſche liegenden Federmeſſer erſtechen.

Die brüderliche liebe kämpfte eine lange Zeit mit dieſem Vorſatz. Er umarmte den ſo unbekümmert Schlafenden, küßte ihn, ſtand auf, ergriff das Meſſer, legte es zuſammen, und verbarg es ſorgfältig zwiſchen Bücher und Papier, lezte ſich wieder zu ihm nieder, umarmte ihn nochmals und — betete.

Nach und nach verſchwand dieſer grauſame Gedanke, und die Ausführung unterblieb.

Drittes Stück.

I. 1 — 14.

Wird 1) von einem Manne erzählt, der die Erinnerung ſeines Zuſtandes während einer fünfwöchentlichen Krankheit aus dem Bewuſtſeyn gänzlich verloren hatte, ſo daß die letzte Vorſtellung, die dieſem Zuſtande vorhergieng, die erſte war, die auf denſelben folgte.

2) Ein Schullehrer in .... hatte mehrere Wochen an einem hitzigen Fieber darnieder gelegen, ſein Tod ſchien unvermeidlich. Er ſtarb endlich nach der Meinung der Umſtehenden wirklich. Man legte ihn in einer Kammer aufs Stroh. Man beſtellte einen Sarg. Nachdem dieſer herbeigeſchaft worden war, gieng man in gedachter Kammer, um den Todten in den Sarg zu bringen. Aber wie wurde man nicht erſtaunt, als man ihn völlig angezogen ſein gewöhnliches Geſchäfte verrichtend fand: und als man alles was mit ihm während ſeiner Krankheit vorgefallen war, erzählte, konnte er ſich an nichts erinnern, ja nicht einmal daß er krank war. Nach einem halben Jahre erſt war er im Stande, ſich alles deſſen zu erinnern.

3) Ein Mann hielt auf dem Gerüſte eines zu erbauenden Hauſes eine Rede. Das Gerüſte ſtürzte

nieder, und er mit demſelben. Er lag einige Tage ſinn- und ſprachlos. Als er wieder zu ſich ſelbſt kam, ſetzte er ſeine Rede fort, die durch den Einſturz des Gerüſtes unterbrochen war.

4) Ein Profeſſor hatte nach einer gewiſſen Krankheit, ſo wenig Beſinnungskraft behalten, daß ihm ſelbſt das Alphabet ganz fremd vorkam, und er genöthigt war, mit den Elementen der Schriftſprache wieder den Anfang zu machen, bis nach einiger Zeit alles Licht in ſeine Seele zurückkehrte.

II. 14 — 19.

Ein Mann, deſſen Gedächtniß mit dem Alter ſehr geſchwächt wurde, hatte ſich den unglücklichen Gedanken in den Kopf geſetzt, daß er geſchlachtet und aus ſeinem Fleiſche Würſte gemacht werden ſollten, den ihm bis zu ſeinem Tode niemand hatte ausreden können, obſchon er zuweilen die Thorheit davon ſelbſt einſah.

III. 46 — 47.

Wird von einer Perſon erzählt, die bei dem Worte Aderlaſſen allemal in eine Art von Ohnmacht verfällt.

Vierten Bandes erſtes Stück.

110 — 113.

Eine Frauensperſon wurde für eine Prophetin gehalten. Sie pflegte darüber ſelbſt zu ſpaßen.

Aus bloßer Gefälligkeit, nachdem ſie ſich genug geweigert hatte, ſagte ſie jemanden allerlei vor, wovon ſie behauptete, es werde nie eintreffen.

Im Scherz gefodert, im Scherz geſagt, und es traf dennoch völlig ein.

Ein Landkavalier hatte ſich zur Luſt, jemanden zu überraſchen, im Predigerrock verſteckt.

Der Scherz glückte, der Mann dem es galt, verkannte ihn wirklich. Die vorerwähnte Frauensperſon aber ſagte: Spotten ſie nicht mit dem ſchwarzen Rock, vielleicht kommt noch unter vier und zwanzig Stunden ein Bote, und meldet ihnen etwas, wo ſie wirklich nachher einen tragen müſſen. Wenn es aber geſchieht, ſo bedeutet es eine reiche Erbſchaft; auch liegt der Kranke ihrem Herzen nicht nahe, wohl aber der Frau Gemahlin, gehen ſie zu ihr, um ſie zu tröſten.

Sie ſagte es bloß um ſeine Luſt zu dämpfen, er nimmt es auch ſo, nachdem er aber ins Haus tritt, findet er wirklich den Boten. Dieſer meldete ihm, ſein Schwager, dem noch wenige Stunden ſeines Lebens übrig wären, verlangte ihn zu ſprechen. Der Kavalier reiſt, der Schwager ſtirbt; die Frau als die Schweſter des Verſtorbenen, erbt anſehnlich.

Noch eine Begebenheit von eben der Art.

Zweites Stück.

80 — 86.

Eine Frau von ohngefähr ſechzig Jahren hat ſeit ihrem funfzehnten Jahre von jedem Todesfall, der ſich unter ihren Bekannten und Verwandten ereignete, nicht bloß Ahndung, ſondern wirkliche Erſcheinung.

In ihrem funfzehnten Jahre erſchien ihr ihre Großmutter an einem Nachmittag in einem Zimmer, wo ſie zu gehen pflegte; ſie glaubte auch es ſey die Großmutter, redete ſie an. Das Bild verſchwand vor ihren Augen.

Einige Wochen darauf aber war die Großmutter todt, die bei der Erſcheinung noch friſch und geſund war.

Von dieſem Zeitpunkte an hat ſie öftere Erſcheinungen dieſer Art gehabt, und die Erfahrung hat ſie gelehrt, daß ſolche zuverläſſig den nahen Tod der erſcheinenden Perſonen bedeutet. Die Erſcheinungen ſind aber nicht immer gleich; bald erſcheint die Perſon ganz, wie ſie im Leben iſt, bald erſcheint ein weißes Bild von ihr.

Ein einzigesmal erſchien ihr die Leiche völlig angekleidet im Sarge, von einer lebenden Bekanntin.

Es iſt mit dieſer Frau ſo weit, daß wenn jemand krank iſt, man ſie frägt, ob er wieder wird hergeſtellt werden, oder nicht? Und ihre Wahrſagung iſt Gewißheit.

Eine ihrer Freundinnen war gefährlich krank, die Aerzte hatten ihr ſchon das Leben abgeſprochen. Die Geiſterſeherin aber behauptete, ihre Freundin würde nicht ſterben, weil ſie noch davon keine Erſcheinung gehabt hatte.

Die Freundin wurde wirklich wieder geſund. Alle Erſcheinungen die ſie in der ganzen angekleideten Geſtalt der Perſonen gehabt hat, ſind ihr immer rückwärts erſchienen, und die weißen Bilder, welche ihr erſchienen, haben niemalen ein ordentliches Geſicht, ſondern das Geſicht iſt wie ein dunkler Schatten, die einzige vorhererwähnte Erſcheinung von der Leiche im Sarge ausgenommen, wo ſie ein deutliches kennbares Geſicht ſahe.

Wenn ein Todesfall unter ihren Blutsverwandten entſteht, ſo hat ſie öftere Erſcheinungen von dem nehmlichen Bilde; bedeutet es aber einen ihrer Bekannten, ſo hat ſie die Erſcheinung nur einmal.

Doch ereignete ſich einmal, daß ſie den Tod eines Verwandten, der ſich in P. aufhielt, nicht vorhergeſehen hat.

88 — 91.

Ein Knabe von eilf Jahren wurde in eine lateiniſche Schule gegeben, wo in der Klaſſe, in welcher er ſaß, eine gewiſſe Rangordnung unter den Schülern ſtatt fand, die ſich nach dem jedesmaligen Rufe des Fleißes und der Aufmerkſamkeit richtete. Die zur Uebung aufgeworfenen Fragen wurden zuerſt an den oberſten, und wenn dieſer ſie nicht beantworten konnte, an den folgenden u. ſ. w. gethan. Welcher denn die Antwort wuſte, wurde über denjenigen geſetzt, der ſie nicht gewuſt hatte.

Nun träumte dieſem Knaben einsmals, er befände ſich in der lateiniſchen Klaſſe. Der Lehrer warf eine Frage über den Sinn einer lateiniſchen Phraſis auf. Die Frage wurde dieſem Knaben, der gerade der erſte in der Reihe war, zuerſt vorgelegt. Er konnte bei aller Mühe die er ſich deswegen gab, ſie nicht beantworten. Die Frage wurde alſo dem Folgenden vorgelegt, der ſogleich den Sinn der Phraſis deutlich auseinander ſetzte.

Anmerkung.

Dieſer Traum hat viel Aehnlichkeit mit dem prophetiſchen Traume in Daniel, wo es heißt: „Daniel hatte einen Traum ꝛc.“ Mein Gemüth wurde unruhig, und meine nächtliche Erſcheinung ſetzte mich in Schrecken. Ich näherte mich einem der Umſtehenden, bat ihn um eine Erklärung und Auslegung darüber, die er mir auch gab. Dieſe vier großen Thiere u. ſ. w. (Daniel VII. 15.) S. M.

75 — 78.

Ein Rendant hatte das Unglück, daß ihm durch einen Bedienten eine beträchtliche Summe Kaſſengelder entwendet wurden. Der Thäter war plötzlich mit ſeinem Raube entwichen, ſo daß man ſeinen Aufenthalt nicht hatte entdecken können.

Die Zeit, da er Rechnung ablegen ſollte, rückte an, das Fehlende ſollte erſetzt werden, ohne daß er Hülfe zu finden wußte.

Nun träumte ihm in der einen Nacht, er möchte in die * * Straße in das * * Haus gehen. In dem Hauſe nun ſoll er zwei Treppen hinaufgehen, ſich aber auf der zweiten in Acht nehmen, daß er nicht herunterfalle, und ſo würde er das nöthige Geld erhalten.

Am Morgen des folgenden Tages kommt einer ſeiner Freunde zu ihm, dem er ſeinen Traum erzählt, und von dem er zugleich erfährt, wer in dem bezeichneten Hauſe in der zweiten Etage wohne, und der ihm übrigens ſo unbekannt war, daß er ſich nur erinnerte, ihn ein einzigmal in einer großen Geſellſchaft geſehen zu haben, und da er ohnedem von Träumen nichts hielt, ſo vernachläßigte er es, und ſuchte anderwärts Hülfe; aber vergebens.

Am zweiten Tage nach ſeinem gehabten Traum glaubte er ſeiner eigenen Ruhe doch das ſchuldig zu ſeyn, zu dem Unbekannten zu gehen, beſonders da er nichts zu verlieren hatte.

Er geht alſo in das geträumte Haus, kommt die erſte Treppe glücklich hinauf, und erinnert ſich der ihm gegebenen Warnung bei der zweiten Treppe.

Er gerieth wirklich, durch einen Zufall in die Gefahr, herunter zu fallen. Der Bewohner dieſer Etage kam ihm entgegen, entſchuldigte ſich wegen der Eilfertigkeit, womit er auf ihn zulief, durch die Eilfertigkeit ſeiner Geſchäfte.

Dieſer trug ihm ſeine Anliegen ohne Umwege vor. Worauf jener: „warum ſind ſie nicht geſtern gekommen? ich habe eine noch größere Summe verliehen, die ich ihnen gern gegeben hätte. Doch da ſie jetzt Hülfe brauchen, ſo will ich denjenigen, dem ich das Geld geliehen habe, und der es jetzt nicht ſo nöthig hat, zu bewegen ſuchen, noch einige Zeit zu warten, weil ich ihm bald das noch Fehlende an der verlangten Summe geben kann.“

Dies geſchahe, und der Mann ward durch ſeinen Traum, aus ſeiner Verlegenheit geriſſen.

Vierten Bandes erſtes Stück.

1 — 8.

Gründe wider das Ahndungsgefühl.

1) Streitet ein ſolches Gefühl mit der natürlichen Entſtehungsart unſrer Empfindungen und Vorſtellungen, und hebt die Identität unſeres Erkenntnißvermögens durch eingeſchobene Ideen, auf.

Anmerkung.

Daß ein ſolches Ahndungsgefühl nach unſern bisherigen Einſichten in der Natur der Seele aus den bekannten Geſetzen unſers Erkenntnißvermögens, **unerklärbar** iſt, hat allerdings ſeine Richtigkeit. Woher können wir aber mit Gewißheit behaupten, daß es damit ſtreitet? Es können mehrere Wirkungsarten der Seele geben, die ſich nur **unter gewiſſen Umſtänden** äußern, und die mit den uns bekannten Wirkungsarten in einem natürlichen Verhältniſſe ſtehen. Die verſchiedenen Aſſociationsarten (der Koexiſtenz, der Folge u. d. g.) heben ſich in ihren Wirkungen wechſelſeitig auf, eine jede Reihe von Ideen, die durch eine dieſer Aſſociationsarten beſtimmt wird, wird durch eingeſchobene Ideen aus einer andern Aſſociationsreihe unterbrochen, ohne daß deswegen die Identität des Vorſtellungsvermögens im Ganzen unterbrochen wird.

S. M.

2) Wird dieſes Vermögen bei unzähligen Menſchen gar nicht bemerkt; am wenigſten aber NB. bei aufgeklärten und vorurtheilsfreien Menſchen.

3) Würde ein ſolches Vermögen mehr zu unſrer Qual als zu unſrer Glückſeligkeit beitragen.

Anmerkung.

Da dieſes Vermögen ſich bei ſehr wenigen äußert, ſo ſtört es bloß die Glückſeligkeit dieſer wenigen. Ueberhaupt beweiſt ein teleologiſcher Grund nichts gegen die Möglichkeit der Sache an ſich.

S. M.

4) Die meiſten Ahndungen laſſen ſich ſehr natürlich aus pſychologiſchen Gründen erklären. Hierauf folgen einige dazu brauchbare Erklärungsarten, die aber nichts unbekanntes enthalten, daß ſie hier beſonders angeführt werden ſollten.

---

55 — 62.

Herr von . . . . hatte ein halbes Jahr vor ſeiner Krankheit und ſeinem Tode folgenden Traum, den er oft erzählte und ſchriftlich aufgeſetzt hat.

Es erſchien ihm im Traume ein Mann von gewöhnlicher Geſtalt und Kleidung, welcher ihm ſagte, er ſollte ſich eins von den beiden nach Gefallen von ihm ausbitten, welches er ihm auch gewähren wolle; nehmlich entweder ſeine vergangenen oder künftigen Schickſale ſich der Reihe nach, vorgeſtellt zu ſehen. H . . von . . . . wählte das Erſtere. Der Mann hielt ihm einen Spiegel vor, worin er die Szenen ſeines vergangenen Lebens, deren er ſich im Wachen kaum bewuſt war, aufs Lebhafteſte und Deutlichſte erblickte, bis er zuletzt durch eine ſehr intereſſante Liebesſzene aus ſeinem Traume erwachte.

Darauf ſchlief er wieder ein. Der nehmliche Mann erſchien ihm noch einmal, fragte ihn, ob er mit dem, was er ihm gezeigt habe, zufrieden ſey; und ob er noch einmal die Menſchen, welche er in ſeinem Leben gekannt, zu ſehen wünſchte? Nachdem dieſer dieſe Frage mit ja beantwortet, hielt ihm jener abermal einen Spiegel vor, worin er wirklich alle ſeine Bekannten, Lebende und Verſtorbene der Reihe nach vorübergehen ſahe. Mit dem Unterſchiede, daß die noch lebenden Glücklichen ſeiner Bekannten ihn freundlich anſahen und ſtehen blieben, die Unglücklichen hingegen alle mit der Hand vor den Augen ſchnell ohne ſich umzuſehen, vorübergiengen. An den Verſtorbenen bemerkte er gleichfalls dieſen Unterſchied.

Jetzt wachte er zum zweitenmal auf. Er gieng aus dem Bette, um ſich zu zerſtreuen. Gegen drei Uhr Morgens legte er ſich etwas beruhigt abermal nieder.

Er fieng an im Traume über ſeinen vorigen Traum nachzudenken, und verfertigte im Schlafe ein recht hübſches Gedicht darüber, welches er auch zugleich in Muſik ſetzte. Nach dem Erwachen ſchrieb er den ganzen Traum, das Gedicht und die Kompoſition auf.

103‧105.

103 — 105.

Ein Student in H. wurde krank. Er verſicherte ſeinen Lehrer Pr. M. der ihn beſuchte, daß er gewiß ſterben würde; weil er darüber einen ſonderbaren Traum gehabt hatte. Dieſer wurde von ihm aufgeſchrieben, und nach ſeinem Tode unter ſeinen Papieren gefunden.

Es träumte ihm nehmlich als gieng er auf dem H . . . ſchen ſchönen Kirchhofe ſpazieren, wo er die vielen Leichenſteine und Epitaphien, die ihm außerordentlich gefielen, eines nach dem andern beſahe, und ihre Aufſchriften las; als er ſich endlich entfernen wollte, ſtieß er auf einen Leichenſtein, welcher ihm beſonders auffiel. Er las nehmlich darauf ſeinen eigenen Vor- und Zunahmen, und ſogar den Tag ſeines Todes angezeigt (an dem er wirklich geſtorben iſt) nur das Jahr ſeines Todes war nicht deutlich genug. Das dem Leichenſtein bedeckende Moos ſaß gerade auf der vierten Ziffer der Jahrszahl, und indem er das Moos davon wegkratzen wollte, wachte er auf.

Zweites Stück zur Seelenkrankheitskunde.

15 — 18.

Ein junges Frauenzimmer hatte an einer heftigen Nervenſchwäche lange krank gelegen, und war endlich allem Anſehen nach geſtorben, und als man ſich aller Merkmalen des Todes verſichert hatte, brachte man ſie aus dem Zimmer, legte ſie in einen Sarg, und beſtimmte ihren Begräbnißtag.

Der Tag erſchien, es wurden nach der Gewohnheit des Landes, Sterbelieder vor der Thüre geſungen, und als man endlich den Sarg zunageln und wegtragen wollte, gab ſie von ſich Zeichen des Lebens, ſchlug mit einem erbärmlichen kreiſchenden Geſchrei die Augen auf, und bekam die heftigſten Konvulſionen, wovon ſie durch Hülfe der Aerzte nach einigen Tagen wieder hergeſtellt wurde. Sie erzählte nachher von ſich, es ſey ihr wie im Traume vorgekommen, als ob ſie wirklich geſtorben wäre, und doch hat ſie alles deutlich vernommen, was außer ihr während dieſes Todesſchlafs vorgegangen, alle Reden, die man in Anſehung ihrer geäußert, alle Handlungen, die man mit ihr vorgenommen u. ſ. w. Sie wurde darüber in eine unausſprechliche Seelenangſt verſetzt, ohne daß ſie Kraft hatte, dieſes zu äußern. Dieſe Seelenangſt iſt zuletzt aufs höchſte geſtiegen, als man die Sterbelieder zu ſingen und den Sarg zuzunageln angefangen hatte, und äußerte ſich endlich in einer heftigen Muskelbewegung und einem kreiſchenden Geſchrei.

18 — 22.

Eine Ehefrau, die ſehr glücklich mit ihrem Manne lebte, wurde durch eine Reiſe, die dieſer vornehmen mußte, auf einige Zeit von demſelben getrennt. Sie tröſtete ſich während dieſer Zeit mit den von ihrem Manne erhaltenen Briefen, und als ſie einmal über der Leſung eines ſolchen Briefs einſchlief, worin ihr Mann ſie ſeines Wohlbefindens verſicherte, wachte ſie auf einmal mit einem kreiſchenden Geſchrei auf. **Mein Mann iſt dahin,** ſagte ſie zu den Umſtehenden, **ich habe ihn eben ſterben geſehen.** Er war an einer Waſſerquelle, um welche einige Bäume herum ſtanden, ſein Geſicht war todtenblaß; ein Offizier in einem blauen Kleide bemühte ſich das Blut zu ſtillen, das aus einer großen Wunde an ſeiner Seite floß. „Er gab ihm darauf aus ſeinem Huthe zu trinken u. ſ. w.“ Man gab ſich alle mögliche Mühe ſie zu beruhigen. Aber vergebens.

Als ſie darauf wieder einſchlief, wurde ſie bald durch den nehmlichen Traum abermal erwacht, an der Wahrheit deſſen Inhalts ſie nun nicht mehr zweifelte. Sie verfiel darauf in ein heftiges Fieber mit Verrückung.

Während der Zeit ihrer Krankheit kam wirklich die Nachricht ein, daß ihr Gemahl unterwegs getödtet worden ſey.

Einige Monate nachher gieng ſie zur Meſſe. Nachdem dieſe geendigt war, fiel ihr plötzlich ein fremder Kavallier in die Augen, worauf ſie ein großes Geſchrei erhub und in Ohnmacht ſank. Nachdem ſie wieder zu ſich gebracht worden war, ſagte ſie, ſie habe dieſen Kavallier für eben denjenigen erkannt, der die letzten Seufzer ihres Mannes angehört hat.

Darauf wurde dieſer befragt, und es fand ſich alles mit ihrem Traume übereinſtimmend.

48 — 52.

Ein Mann, der, nachdem er mit ſeinem Freunde über die Unſterblichkeit der Seele lange genug diſputirt, ſehr unruhig zu Bette gieng, hatte folgenden Traum: Es kam ihm im Traume vor, als wäre er bettlägerig krank, und fühlte daß er ſterben müſſe. Endlich ſahe er ſich wirklich ſterben. Er beweinte ſeinen eigenen Tod, und betrachtete mit wehmüthigem Blick ſeinen entſeelten Leichnam.

Auf einmal bekam er einen Strahl der Hoffnung, daß ſeines Todes unerachtet, ſeine Seele dennoch unſterblich ſei. Nicht lange darauf wurde es in ſeiner Seele wieder trübe, er fieng an zu zweifeln über die Unſterblichkeit. Darauf ſahe er eine lichte Wolke von dem Scheitel ſeiner Leiche emporſteigen. Er ſahe ſie in die Luft zerflattern, und gerieth in eine ſolche Seelenangſt, daß er darüber aufwachte.

Pſychologiſche Betrachtungen über die Leidenſchaften.

56 — 66.

Neid — Mißgunſt —

Wir beneiden einen andern, wenn wir ihm gewiſſe Vorzüge, die er beſitzt, nicht wünſchen, ſondern ſie gern ſelbſt beſitzen möchten. Welches leztere ſonderlich der Charakter des Mißgünſtigen iſt.

Anmerkung.

Ich glaube dem Sprachgebrauch gemäß, gerade das Gegentheil behaupten zu können. Mißgunſt bedeutet blos, daß man dem andern die Vorzüge, in deren Beſitz er iſt, nicht gönnt, ohne irgend einen anſcheinenden Grund des Selbſtintereſſes (ob zwar der Pſycholog dieſen Grund allerdings entdecken kann.) Neid hingegen bedeutet einen Wunſch, daß der andere die Vorzüge, die uns mangeln, und in deren glücklichen Beſitz er iſt, nicht beſitzen ſollte.

Hier kommt es gar darauf nicht an, wie der Neidiſche und Mißgünſtige ſelbſt, ſondern wie andere die Vergleichung anſtellen, und die Sache beurtheilen. Können ſie das beſondere Intereſſe entdecken, ſo nennen ſie es **Neid**, wo nicht, ſo heißt es Mißgunſt, welches letztere das Entgegengeſetzte vom **Wohlwollen** iſt, das gleichfalls als **unintereſſirt** vorgeſtellt wird. Für den Pſychologen giebt es ſo wenig das eine als das andere. —

S. M.

An ſich iſt der Wunſch des Selbſtbeſitzens nicht allemal mit dem Neide verbunden.

Anmerkung.

Der Wunſch des Selbſtbeſitzens der Vorzüge, um derentwillen man einen andern beneidet, iſt freilich nicht immer im Bewußtſeyn mit dem Neide verbunden. Aber ohne alles Intereſſe überhaupt, iſt ſo wenig Neid als Mißgunſt möglich. Wie der V. nachher ſelbſt bemerkt.

S. M.

Der Neid, ſetzt eine gewiſſe Gleichheit oder Aehnlichkeit des Standes, der Geburt der lebensart u. ſ. w. voraus. — Die übrigen Bemerkungen des V. ſind von der Art, daß ſie einem jeden, der darüber nachdenkt, leicht in die Augen fallen. Verdienen alſo keine beſondere Erörterung.

75 — 77.

Der Herzog von .... hatte im Jahre ... in der .... Nacht die Ahndung im Traume: Es würde ihm am folgenden Tage ein fürchterliches Unglück begegnen. Dieſer Traum wurde genau ein Jahr nachher durch den plötzlichen Tod ſeiner Gemahlin erfüllt.

77 — 82.

Wird das ſolamen miſeris ſocios habere malorum, als ein merkwürdiges pſychologiſches Phänomen aufgeſtellt, und aus der Zerſtreuung, die das Gefühl des Mitleidens mit andern in uns verurſacht, erklärt.

Ich halte dieſes für kein ſonderliches pſychologiſches Phänomen, und glaube, die Erklärung davon liege uns weit näher in der Erhöhung der Vorſtellung unſers Unglücks durch den Kontraſt in Vergleichung mit dem Glücke anderer. Sind alſo mehrere mit uns gleich unglücklich, ſo fällt dieſer Kontraſt weg, und dadurch wird das Gefühl unſers Unglücks erleichtert. S. M.

93 — 94.

H . . . hatte einen Knaben, den er ſehr liebte. Dieſer ward krank. H . . . legte ſich zu Bette. Um Mitternacht geſchahen drei Schläge an die verſchloſſene Thüre ſeines Schlafzimmers. Ueber eine Weile abermal ſo viel, und da H . . . dieſem ungeachtet, noch immer ruhig liegen blieb, geſchahen wieder drei ſtärkere Schläge. Er ſtand auf, öffnete die Thüre, ſuchte und fand niemand. Darauf legte er ſich wieder zu Bette. Zu Morgens wurde ihm der Tod ſeines Geliebten, der um Mitternacht erfolgt iſt, gemeldet.

94 — 95.

Ein Mann, der in ſehr ſchlechten Umſtänden lebte, befand ſich einſt in ſeinem Garten, und dachte ſeinem traurigen Schickſale nach. Auf einmal glaubte er eine Stimme zu hören, die ſprach: „Sorge nicht, es wird dir und deiner Familie noch recht gut gehen.“ Gleich nach der Zeit wurden ſeine Umſtände wirklich verbeſſert, und er wurde ein recht wohlhabender Mann.

Sechſter Band.

27 — 31.

Wird von einem Manne, der viele Kenntniſſe und einen vortreflichen Charakter beſaß, erzählt,

zählt, der, nachdem ſein Bruder, mit dem er in Uneinigkeit lebte, ihn auf freiem Felde begegnet, und auf ihn ein Piſtol losgedrückt hatte, welches aber glücklicherweiſe verſagte, ſich endlich entſchloß von der Welt ſich zu entfernen, und in der großen Stadt L. in Einſamkeit zu leben, und in dieſem Entſchluſſe beharrte er auch bis ans Ende ſeines Lebens. Seine nach den Grundſätzen der Weisheit und Tugend gewählte Einrichtung und Lebensart iſt ſehr merkwürdig.

---

72 folg.

Ein Mann gieng mit noch etlichen guten Freunden eine Pulvermühle zu beſehen. Als ſie auf dem Weg waren, und ſich mit mancherlei Geſprächen unterhielten, fieng dieſer Mann auf einmal an in ſeiner Rede zu ſtocken, und verfiel in die tiefſte Schwermuth. Seine innere Herzensangſt nahm mit jedem Schritt zu. Man unterſuchte, ob nicht einer unter ihnen etwas Feuerfangendes bei ſich habe. Aber es fand ſich nichts. Als er endlich über die Thürſchwelle geſchritten war, ſtieg ſeine Angſt am höchſten, und er ſchwitzte am ganzen Leibe. Er bat die ganze Geſellſchaft um Gotteswillen, ſich mit ihm in möglichſter Geſchwindigkeit zu retiriren. Dieſes geſchahe.

Sie waren kaum tauſend Schritte von der Mühle weg, als — ſie in die Luft ſprang.

Eben dieſer Mann fuhr einſt mit mehrern Paſſagieren auf der Poſt. Gegen Abend waren alle eingeſchlafen. Die ſich ſelbſt überlaſſenen Pferde kamen aus dem Wege. Der Wagen war ſchon auf dem Punkt in einen See hinabzuſtürzen. Dieſer Mann ſchlief ziemlich feſt, und es kam ihm im Traume vor, als ob ihn jemand mit Gewalt rüttelte, daß er geſchwind aufwachen möchte.

Er erwachte auch wirklich, und ſahe die Gefahr, worin ſie alle ſchwebten, hielt die Pferde an, und rettete ſich und die ganze Geſellſchaft.

Ein Student wollte nach H . . . reiten. Die Nacht vorher träumte ihm, daß er die Gegend bei der S . . . Fähre erblickte, und von einem Jäger durch den Kopf geſchoſſen würde.

Als er nachher wirklich an die Fähre kam, erzählte er ſeinen Begleitern den Traum, die aber darauf nicht achteten.

Sie kamen glücklich hinüber, gelangten in H . . wo ſie ſich einige Tage aufhielten.

Sie kehrten zurück, und mußten wieder über die Fähre. Der Student blieb zu Pferde ſitzen, und hinter ihm ſtieg ein Jäger mit einer Flinte hinein. Dieſer ſahe eine Elſter übers Waſſer fliegen, und wollte ſie im Fluge ſchießen. Der Student, deſſen Pferd etwas ſchüchtern war, wollte erſt abſteigen. Jener aber ſchoß zu, und ſogleich ſprang des Studenten Pferd in den Fluß hinein, ſo daß er kaum mit vieler Mühe gerettet wurde.

Ein junger Gelehrter war im Begriff nach . . . auf der Poſt zu reiſen. Zwei Offiziere, die eben den Weg zu machen geſonnen waren, boten ihm ihren bequemen Wagen an, welches Anerbieten er auch mit Freuden annahm.

Sie wollten eben in den Wagen ſteigen, als die Offiziere eine ſichtbare Veränderung an dem mitreiſenden Gelehrten wahrnahmen. Sie fragten ihn, was ihm fehlte? Er erwiederte: ich weiß nicht, wie mir iſt, ich empfinde am ganzen Leibe ein Schaudern, ich kann nicht mitreiſen. Er trennte ſich von ihnen, und kam mit der Poſt glücklich über die Elbe. Die Offiziere hingegen ertranken.

78 — 87.

Ein ſehr glaubwürdiger Mann erzählt von ſich, daß als ſeine nunmehro ſelige Mutter in . . . . an einer Auszehrung darnieder lag, zu welcher Zeit er ſieben Meilen von ihr in . . . . ſich aufhielt, er in der Nacht . . . . nach ein Uhr ein Klopfen, das abwechſelnd mit einem Geräuſche war, in ſeinem Schlafzimmer hörte, und dieſes Klopfen gieng im ganzen Zimmer herum.

Anfangs glaubte er, es wären Ratten oder Mäuſe die dieſes Geräuſch verurſachten, und wunderte ſich über ihre vermuthliche große Menge, die er doch niemals vorher bemerkt hatte. Als es aber dicht vor ſeinem Geſicht, das nach der Wand gekehrt war, zu klopfen anfieng, ſo kehrte er ſich im Bette nach der andern Seite hin, und ward darauf in einer Entfernung von einem Schritte vor ſeinem Bette eine weiße Dunſtfigur, die in einer gebückten Stellung (wie auch damals die Stellung ſeiner kranken Mutter war) ihm den Rücken zugekehrt hatte, und ihn mit bei Seite gedrehtem Kopfe anſahe. Er erkannte ſie ſogleich für die Geſtalt ſeiner Mutter, und rief in Beſtürzung: Herr Jeſus, Mutter! Sie ſchien dies zu hören, und drehte den Kopf in dem Augenblick weiter mit einem wehmüthigen Blick zu ihm herum, und er erkannte deutlich ein violettes Band, das ſie auf der Nachthaube hatte. Er fuhr aus dem Bette heraus, ſtand auf den Füßen, und ſie war noch da. In eben dem Augenblick floh ſie einige Schritte von ihm weg, er ſahe auf der Stelle, wo ſie verſchwand, einen Feuerſtrahl, der vorn ſpitz, hinten breit und etwa anderthalb Ellen lang war, entſtehen, welcher ſich in einem Dunſt wie eine Wolke auflöſte, immer dünner ward, bis er gänzlich verſchwand.

Es war Mondſchein, ſo daß er alles im Zimmer unterſcheiden konnte.

Er hielt es für gewiß, daß ſeine damals kranke Mutter in dem Augenblick der Erſcheinung geſtorben ſey. In der That lag ſie, den nachher eingelaufenen Nachrichten zufolge, zu eben der Zeit ohne allen Athemzug; hatte auch damals ein violet Band um ihre Nachthaube gehabt; ſtarb aber dennoch erſt ſieben Wochen nach dieſer Erſcheinung. Der V. betheuert die Wahrheit alles deſſen was er erzählt hat hoch und heilig.

Eine dieſer ähnlichen Erſcheinung wird 87 — 91 erzählt.

---

99 — 126. Zweites Stück.

72 — 110.

Auszug aus Kardans Leben.

Seine Geburt. Er findet in der Konſtellation der Geſtirne, die auf ſeine Geburt Einfluß hatten, daß er gar leicht als ein Monſtrum hatte geboren werden können, welches nur dadurch verhütet wurde, daß glücklicherweiſe dieſe Konſtellation im menſchlichen Zeichen zutraf.

Aus welcher Konſtellation er ſeine Verwahrloſung (auf einige Zeit) in Abſicht des männlichen Gliedes, ſeine lispelnde Sprache, ſeine ſchnelle und überraſchende Divinationskraft herleitet. Daraus leitet er auch eine ihm eigene Verſchlagenheit und Sklaverei des Gemüths, ſeine Handlungsart nach abgebrochenen und unerlaubten Schlüſſen, ſein geringes Vermögen, und daß er wenig Freunde und viele Feinde, deren größten Theil er nicht einmal dem Namen nach kennt, ſein ſchwaches Gedächtniß, Mangel an Lebensklugheit u. ſ. w.

„Ich hatte, erzählte er von ſich ſelbſt, die Gewohnheit, worüber ſich die meiſten verwundert haben, daß, wenn ich keine Urſachen des Schmerzes hatte, ich dergleichen ſelbſt aufſuchte. Dadurch gieng ich der Krankheit erregenden Urſache entgegen, indem ich glaubte, daß das Vergnügen in dem vorhergeſtillten Schmerz beſtehe, und daß, wenn derſelbe willkührlich ſey, er auch leicht geſtillt werden könne; und da ich an mir wahrnehme, daß ich niemals ohne Schmerz ganz frei ſeyn kann, ſo entſteht, wenn dies einmal geſchieht, ein ſo beſchwerlicher Gemüthsdrang in mir, der nicht heftiger ſeyn kann, ſo daß der Schmerz, oder eine Urſache des Schmerzens, vorausgeſetzt, daß ſie nicht ſchändlich und gefahrvoll iſt, lange nicht ſo ſchlimm iſt, als jener Drang, den ich im ſchmerzloſen Zuſtande empfinde. Daher habe ich nun Mittel mich ſelbſt zu quälen erfunden u. ſ. w.

Er ſtrebte nach einem unſterblichen Ruhm. Er hatte keine feſtgeſetzte Lebensart gewählt, ſondern beſtimmte ſich hierin, der Veränderlichkeit der Dinge in dieſer Welt gemäß, nach den Zeitumſtänden. Feſten Planen zu folgen fehlten ihm alle Hülfsmittel. Er hielt dies auch der Mühe nicht werth, da er ſowohl aus aſtrologiſchen als andern Gründen nicht lange zu leben glaubte. Er überließ ſich daher den Vergnügungen und der Nothwendigkeit, und handelte öfters ſehr unweiſe.

Er war von der Diſputirſucht beherrſcht: grauſam, ſtarrſinnig, roh und hart, unvorſichtig und hitzig, hatte ein über ſeine Kräfte ſteigendes Verlangen zur Rache, und war geneigt ein Gefallen zu äußern, an dem was andere mißbilligen.

Er behauptete den Satz als allgemein wahr, daß unſere Natur zu allem Böſen geneigt ſey. Dabei war er doch Freund der Wahrheit und Gerechtigkeit, dankbar, Verächter des Geldes und alles Kleinen oder Mittelmäßigen.

Er hatte eine überwiegende Neigung zum Nachdenken über viele äußerſt wichtige und ſelbſt unmögliche Dinge, konnte ſeine Aufmerkſamkeit auf zwei Sachen zugleich wenden.

Er hatte die Seelenſtimmung nichts zu hoffen ſich zu erlangen bemüht; er kehrte ſich daher nicht an das Urtheil der Welt, war launiſch und veränderlich in ſeinem ganzen Betragen, wenig gottesfürchtig, und konnte ſeine Zunge nicht im Zaume halten. Welches ihn oft ſehr gereuet hatte.

„Ich weiß, ſagte er, daß dies einer meiner größten und ſonderbarſten Fehler iſt, daß ich von nichts lieber rede, als was den Zuhörern misfällt. Mit Wiſſen und Willen fahre ich hierin fort.

Er liebte die Einſamkeit. Beſaß die Schwäche, Sachen, an die er ſich einmal gewöhnt hatte, ſelbſt zu ſeinem Schaden beizubehalten.

Er war in ſeinem Urtheil zu ſchnell, faßte übereilte Rathſchläge, und konnte in ſeinen Geſchäften keinen Aufſchub leiden. Dieſes ſuchten ſich ſeine Feinde zu Nutze zu machen; und hätte er ſich nicht angewöhnt, über keine Sache, die er freiwillig unternahm, wenn ſie auch ſchlecht ablief, keine Reue zu empfinden, ſo wäre er ſehr unglücklich geweſen.

Er war ſtandhaft im Glück und Unglück, und ſuchte die größten Leiden des Gemüths durch ſelbſtgewählte körperliche Leiden zu überwinden. Auch war er in Freundſchaft beſtändig.

Er heirathete ein Mädchen, in welches er ſich im Traume verliebt hatte.

Schon in ſeiner Jugend hatte er die ſonderbarſten Erſcheinungen im Traume. Allerhand Luftbilder ſchwebten ihm vor. Sehr oft ſahe er auch im Traume einen Hahn, vor dem er ſich fürchtete, daß er nicht einmal mit menſchlicher Stimme zu reden anfangen möchte, welches auch kurz darauf zu geſchehen pflegte. Es waren gemeiniglich Drohworte, deren er ſich nicht mehr zu erinnern vermochte. Der Hahn hatte rothe Federn, einen rothen Kamm und Backenbart, den er wohl hundertmal geſehen hatte.

Als er zum Knaben heranwuchs, verloren ſich die obigen Erſcheinungen, und es traten andere an ihre Stelle, die hernach beſtändig blieben, obgleich, nachdem er ſeine Probleme geſchrieben und bekannt gemacht hatte, eine jener Erſcheinungen bisweilen auſſen blieb. Die eine beſteht darin, daß er, ſo oft er die Augen gen Himmel richte, den Mond ſehe. Die andere (die er zufälligerweiſe bemerkt habe) iſt, daß wenn ſich Leute ſtreiten, und er dazwiſchen komme, kein Blut vergoſſen, auch keiner verwundet werde, welches er, nachdem er es an ſich bemerkt hatte, als ein probates Mittel ſolche Uebel zu verhindern, vorſetzlich brauchte. Selbſt das Wild, wenn er mit auf der Jagd iſt, kann ſo wenig durch Schießgewehr als durch Hunde verwundet werden.

Dieſer, wie Leibniz ſich ausdrückt, mit allen ſeinen Fehlern wirklich große Mann erzählte noch mehrere dergleichen ſchwärmeriſche Grillen, die wegen ihrer zu großen Eccentricität, hier übergegangen werden müſſen.

Folgende ſind in pſychologiſchem Betracht merkwürdig.

Er erzählt von ſich, daß er ungefähr ſeit 46 Jahren von der Seite, wo von ihm geſprochen wird, ein Geräuſch in ſeinem Ohr ſchallen wahrnimmt. Iſt es etwas gutes, ſo gelangt es, es mag von der rechten oder linken Seite herkommen, in ſein rechtes Ohr. Iſt es etwas Böſes, ſo iſt das Geräuſch tumultuariſch, und kommt von der Stelle her, wo die Stimme entſteht. Er behauptet ferner, daß er durch Träume bevorſtehende Dinge (33 Jahr lang) habe vorherſehen können.

„Wer, ſagt **Kardan**, mag wohl der Mann geweſen ſeyn, welcher mir in meinem zwanzigſten Jahre den lateiniſchen Apulejus verkaufte, und ſogleich wieder weggieng? Ich war damals nur ein einziges mal in der (lateiniſchen) Schule geweſen, hatte noch gar keine Kenntniſſe in dieſer Sprache erlangt; hatte den Apulejus bloß deswegen gekauft, weil er vergoldet war, — und den andern Tag darauf war ich ſo weit in der lateiniſchen Sprache, als ich jetzt bin, hatte auch zugleich das Griechiſche, Spaniſche und Franzöſiſche mit gelernt, daß ich Bücher darin leſen konnte.

Als er über den Tod ſeines Sohnes (der eines Verbrechens wegen hingerichtet wurde) ſich ſehr betrübte, kam ihm einmal im Schlafe vor, als hörte er eine Stimme, welche ihm zurief! Was klagſt du, worüber beunruhigſt du dich? über den Tod deines Sohnes? Nachdem Kardan dieſes bejahet hatte, antwortete die Stimme: lege den Stein, welchen du an deinen Hals gehängt, in den Mund, und ſo lange du ihn darin hältſt, wirſt du an deinen Sohn nicht denken. Er that es, und vergaß ſeinen Sohn wirklich ganze anderthalb Jahr, nur wenn er zum eſſen oder ſprechen den Mund aufthun und folglich den wohlthätigen Smaragd nicht gebrauchen konnte, wurde er bis zum Todesſchweiß gequält.

Er ſpricht auch von einem Schutzgeiſt, den er gleich mehrern großen Männer gehabt haben wollte; und dem er alle die im vorhergehenden erzählten ſonderbaren Zufalle zuſchrieb.

Doch leugnet Kardan nicht, daß ſich auch der Schutzgeiſt wirklich ſo wie die menſchliche Vernunft, irren könne. Nicht zwar an ſich als ein reiner Geiſt, ſondern in ſo fern er auf materielle Organe wirken muß. Er führt 73 gelehrte Männer an, die in ihren Schriften ſeiner mit Ehren erwähnen, und ſelbſt Skaliger ſein Erzfeind nennt ihn das tiefſinnigſte, glücklichſte und unvergleichlichſte Genie.

Drittes Stück.

34 — 35.

Ein 72jähriger blinder Prediger ermordete ſeine Frau des Nachts durch viele tödtliche Wunden, die er ihr beibrachte.

Beim Unterſuchen geſtand er dieſe von ihm prämeditirte That, die durch die Reflexion über ſeine elenden Umſtände veranlaßt worden war, ein. Denn da er durch Alter und Blindheit zur Vorſtehung ſeines Amts untüchtig, und alſo einen Adjunkt anzunehmen genöthigt war, dieſer aber mit der ihm zugeſtandenen Hälfte des Einkommens unzufrieden, den armen Pfarrer auch in dem zu ſeinem Unterhalte Uebergebliebenen zu ſchmählern ſuchte, worüber dieſer von ſeiner Frau täglich Vorwürfe hören mußte, ſo beſchloß er durch dieſen Mord ſowohl ſeine Frau von ihrem Elend zu befreien, als durch die Hände des Gerichts ſein eigenes mühvolles leben zu beſchließen.

42 — 44.

Eine alte Frau von beinahe ſiebenzig Jahren, wurde, durch einen Zufall auf einmal vom Schlage gerührt, ſo daß ſie die Tage hindurch faſt ganz einer todten Perſon glich. Vier Tage darauf bekam ſie ihre Sprache wieder, und ernannte diejenige Perſonen, welche ihr das Sterbekleid anziehen, und ſie, da ſie bereits wirklich todt ſei, in den Sarg legen ſollten.

Alle Mühe, die man ſich gab, ſie von ihrem lächerlichen Wahn zu befreien, war vergeblich. Man mußte, um ſie zu beruhigen, ſie wie eine Leiche ankleiden, und auf ein Paradebette legen. Sie ſelbſt beſchäftigte ſich hier ſo geputzt als möglich zu erſcheinen. Endlich fiel ſie in einen Schlaf, wo man ſie alsdann wieder auskleidete, und in ihr Bette legte. Nachdem ſie wieder aufgewacht war, bekam ſie wieder die vorige Grille. Durch Hülfe des Arztes aber wurde ſie endlich dahin gebracht, daß ſie im Lande der Lebendigen zu ſeyn glaubte. Aber nun äußerte ſie oft, daß ſie in N . . . bei ihrer Tochter wäre, und machte zuweilen Anſtalt zur Rückreiſe nach K . . . Man ließ ſie die Stadt herumfahren und zurück nach Hauſe bringen, ſo daß ſie wirklich glaubte von N . . . zurückgekehrt zu ſeyn. Nachher bekam ſie ihren Paroxysmus alle Vierteljahr, und wunderte ſich hernach allemal, wie ſie wieder ins Leben zurückgekehrt ſey. Während der Zeit, daß ſie ſich todt glaubte, unterredete ſie ſich mit längſt verſtorbenen Perſonen, und bewirthete ſie mit vieler Sorgfalt.

76 — 89.

Wird angemerkt, daß es zur Erklärung der Entſtehungsart des Traums nicht nöthig ſey, immer eine äußere dunkel empfundene Senſation vorausſetzen; da wir aus eigener Erfahrung wiſſen, daß wir bisweilen im Wachen zu denken aufhören, und daß ſehr oft die Seele neue Ideen gleichſam aus nichts, nach jenen Intervallen wieder hervorruft, oder durchs Gedächtniß herbeiführt, indem ſie nehmlich ihre Denkkraft wieder in Bewegung ſetzt, oder beſſer, indem dieſe Kraft, als Seele ſelbſt betrachtet, ſich wieder zu äußern anfängt, ſo kann auch dies gerade der Fall im Traume ſeyn, u. ſ. w.

Anmerkung.

Daß die Seele im Wachen nach den Intervallen der Unterbrechung ohne irgend eine äußere Senſation, aus ſich ſelbſt, ihre Denkkraft aufs neue äußern ſoll, kann ſchwerlich bewieſen werden. Das Gedächtniß ſetzt die Wirkung der Aſſociation, und dieſe Ideen, womit die ſchon gehabten aſſociirt werden, voraus. Sonſt iſt die Art, wie die Seele nach einer Unterbrechung aufs neue zu wirken anfängt, unerklärbar. Die der Seelenwirkſamkeit korreſpondirende körperliche Intenſion und Remiſſion kann ſelbſt nicht anders als durch äußere Urſachen beſtimmt werden.

S. M.

a) Sagt der V. „unter allem was mir bei Beobachtung des Traums am merkwürdigſten geſchienen hat, iſt mir vornehmlich dies aufgefallen — daß die Seele, ob ihr gleich auch im Traume ihre Denkkraft beiwohnt, und ſich nach Geſetzen derſelben ſo gut, wie im Wachen richten muß, bei Bildern und Vorſtellungen während des Traums gleichgültig bleibt, die ſie während des Wachens mit größtem Erſtaunen empfinden würde u. ſ. w.“

Anmerkung.

Aber von welcher Art ſollte dieſes Erſtaunen der Seele über ihre Bilder und Vorſtellungen im Traume ſeyn? Sollte es bloß ein ſolches Erſtaunen ſeyn, das man über die Unbegreiflichkeit eines Faktums äußert, ohne deswegen ſeine Wirklichkeit zu bezweifeln? wie z. B. der gemeine Mann die neuern Luftſegler mit Erſtaunen betrachtet, ſo behaupte ich, daß ein ſolches Erſtaunen allerdings auch im Traume ſtatt findet. Ich weiß, aus eigener Beobachtung, daß wenn ich zuweilen träume, als flöge ich in die Luft, ich im Traume ſelber eben ſo darüber erſtaune, als wie ich darüber erſtaunen würde, wenn es im Wachen geſchehen ſollte. In enandern Fällen liegt bloß ein Mangel des Gedächtniſſes zum Grunde, wenn man über ihre Sonderbarkeit nicht in Erſtaunen geräth; wie wenn man träumt, in einem Orte zu ſeyn, und gleich darauf einen Gegenſtand zu ſehen, der ſich in einem vieler Meilen davon entfernten Orte befindet; wo bei der Vorſtellung des Gegenſtandes die Vorſtellung des vorigen Ortes ſich aus dem Gedächtniß verliert, und alſo keine Vergleichung ſtatt findet.

Verſteht aber der V. darunter ein ſolches Erſtaunen, das uns die Wirklichkeit der Vorſtellungen zu bezweifeln zwingt, ſo iſt dies eben der Fall, wo wir im Traume wiſſen, daß wir träumen. Der V. ſagt: „Iſt dies bisweilen der Fall, daß wir im Traume wiſſen, daß wir träumen, ſo geſchieht es doch eigentlich nicht, weil wir durch die Ungereimtheit unſrer Hirngeſpinſte darauf gebracht wurden, ſondern weil wir uns wahrſcheinlich aus dem Wachen erinnern, daß wir eine Idee vom Traume überhaupt haben.“

Ein ſonderbarer Grund! weil wir uns erinnern, daß wir eine Idee vom Traume überhaupt haben, erklären wir die gegenwärtige Vorſtellung für einen Traum, warum fällt uns die Idee vom Traume überhaupt, vielmehr bei dieſen ungereimten als bei irgend einem andern Traum ein? Die Idee vom Traume überhaupt iſt blos die conditio ſine qua non, von der Möglichkeit des Prädikats in dem Satze: die gegenwärtige Vorſtellung

ſtellung iſt ein Traum, ſie kann aber nicht den Grund zur Verbindung von Subjekt und Prädikat abgeben.

S. M.

Zweites Stück.

23 — 26.

Ein junger Geiſtlicher, der einen Herrn in ſeinen Garten begleitete, wo er niemals geweſen war, fühlte auf einem gewiſſen Platz einen Schauer, der am beſten mit einer elektriſchen Erſchütterung verglichen werden kann. Nach vielen Zudringen bekannte Jener, daß ihn dieſer Schauer faſt immer an Orten anwandle, wo jemand begraben liegt. Bei Unterſuchung fand es ſich wirklich ſo.

Siebenter Band erſtes Stück.

85 — 92.

Ein Seiler von dreiundzwanzig Jahren, von einem melancholiſchen Temperament, hatte ſeit drittehalb Jahren folgende Beſchwerung.

Es überfiel ihn vielmals am hellen Tage ein Schlaf — mitten unter ſeiner Handthierung, es ſey im Sitzen, Stehen oder Gehen. Sobald der Paroxysmus ankam, wurden ihm die Augen geſchloſſen, und der Gebrauch aller äußerlichen Sinne hörte auf. Dahingegen fieng er ſchlafend an, dasjenige der Reihe nach zu verrichten, was er den Tag über bis auf dem Augenblick des Paroxysmus verrichtet hat.

98 — 101.

Ein Mädchen von ſiebzehn Jahren war, nach einer ausgeſtandenen Kälte, in einen Schlaf gefallen, darin ſie mit Händen allerlei Bewegungen gemacht, nachher gelächelt, und endlich laut zu lachen angefangen. Worauf bald weinende Mienen und thränende Augen wahrgenommen worden, bis ſie endlich nach einer Viertelſtunde wieder zu ſich ſelbſt gekommen, und von allen dieſen Dingen nichts gewuſt.

Drei Tage nachher hat ſich dieſer Paroxysmus wieder eingefunden. Einige Tage darauf hat ſie wegen zuſtoßender Mattigkeit bettlägrig werden müſſen, da denn alle Tage, ja des Tages etliche mal ſich obige Zufälle eingefunden. Sie machte im Schlafe allerlei Mienen, wodurch man Affekten auszudrücken pflegt; endlich hat ſie zu reden angefangen, und alle ihr gethane Fragen ganz vernünftig beantwortet; wovon ſie aber beim Erwachen niemals etwas gewuſt. Sang auch im Schlafe chriſtliche Lieder, und wenn man mit einer Violin oder Klavier darein ſpielte, ſo hat ſie die Muſik und den Takt wohl beobachtet; auch wenn man ihr das Inſtrument gegeben, ſelbſt geſpielt.

Sie verrichtete auch im Schlafe feine weibliche Arbeiten, und dergleichen mehr.

117 — 120.

Wird von einem Nachtwandler erzählt, der Arbeiten, die er im Wachen nicht hätte verrichten können, im Schlafe aufs glücklichſte bewerkſtelligte. Nachdem, daß er im fünfundvierzigſten Jahre ſeines Alters im Schlafe zu wandern aufgehört hatte, fieng er von der Zeit an viel zu träumen. Die Träume die er hatte, waren gemeiniglich **prophetiſch**.

123.

Wird von einem Nachtwandler erzählt, der das, was er im Schlafe verrichtet, bloß geträumt zu haben glaubte.

Zweites Stück.

26 — 57.

Der V. unterſcheidet mit Recht **Laſter** von bloßer Schwäche oder **Temperamentsfehler**. Dieſe haben ihren Grund in der körperlichen Diſpoſition; jene aber in der Seele ſelbſt. Er ſpricht auch von incorrigibeln Laſtern, die er durch Beiſpiele erläutert.

Anmerkung.

In **Abſtrakto** kann freilich **Laſter** von **Schwäche** auf dieſe Art unterſchieden werden. In **Konkreto** aber laſſen ſie ſich in den mehreſten Fällen ſehr ſchwer von einander unterſcheiden. **Laſter** im Allgemeinen kann als **eine freiwillige Aufhebung des freien Willens** erklärt werden. Je öfter eine laſterhafte Handlung begangen wird, um deſto weniger wird auch der Willen frei, ſie in der Zukunft zu vermeiden. Die Freiheit des Willens nimmt, in Beziehung auf dieſe Handlung, mit ihrer Wiederholung beſtändig ab. Die **Handlung** wird mit der Wiederholung weniger, die handelnde **Perſon** aber mehr, laſterhaft, weil die Handlung mit jeder Wiederholung weniger frei iſt, die handelnde Perſon aber eben wegen der freiwilligen Verminderung der Freiheit deſto laſterhafter. —

S. M.

58 — 62.

Ein junger Geiſtlicher war ein Nachtwandler, ſtand des Nachts vom Bette auf, nahm Papier, und arbeitete geiſtliche Reden aus, die er zugleich aufſchrieb. Wenn er eine Seite geendigt hat, las er ſie von oben bis unten noch einmal laut her (mit zugeſchloſſenen Augen.) Wenn ihm eine Stelle in ſeiner Ausarbeitung nicht gefiel, ſo ſtrich er ſie aus, und ſchrieb die Verbeſſerung darüber.

Nahm man ihm das Papier, worauf er ſchrieb, weg, nnd legte ihm ein anderes von verſchiedener Größe unter, ſo merkte er es. Wenn es aber dem ſeinigen gleich war, ſo hielt ers für das ſeinige und ſchrieb darauf. Er ſchrieb auch muſikaliſche Noten mit vieler Genauigkeit.

Er bildete ſich einsmals des Nachts mitten im Winter ein, daß er am Ufer eines Fluſſes ſpazieren gienge, und ein badendes Kind in dem Fluß hinabſtürzen ſähe. Er eilte dem Kinde zu Hülfe, warf ſich über ſein Bette in der lage eines Schwimmenden, machte die Bewegungen des Schwimmens nach, hielt eine zuſammengewickelte Decke für das zu rettende Kind, ergriff es mit der einen Hand, und bediente ſich der andern zum Schwimmen ans Ufer. Hier ſetzte er nun das vermeintliche Kind ab, und gieng vor Kälte ſchaudernd und mit den Zähnen klappernd weiter, als wenn er wirklich aus einem gefrornen Fluſſe geſtiegen wäre. Er ſagte zu den Umſtehenden, daß er vor Kälte beinahe erſtarrt ſey, und foderte ein Glas Aquavit. Da nun keines gegenwärtig war, ſo gab man ihm gemeines Waſſer. Aber er merkte den Betrug ſogleich, als er es gekoſtet hatte, und foderte nun mit mehrerer Lebhaftigkeit Lebenswaſſer, indem er ſagte, er würde ſonſt vor Kälte ſterben. Man mußte ihm ein Glas Aquavit geben. Er ſagte, indem er daran roch: er befinde ſich nun viel beſſer. Das ſonderbarſte aber iſt, daß wenn man ſeine Gedanken von gewiſſen

Bildern der Phantaſie abziehen wollte, man nur ſeine Lippen mit einer Feder beſtreichen durfte, worauf er denn augenblicklich auf ganz andere Sachen verfiel.

70 — 77.

Ein anderer Nachtwandler; der (außer andren Merkwürdigkeiten) ein Kohlgerüchte ſtatt des Salats aß, und Waſſer in der Meinung, es ſey Wein, trank.

80 — 87.

Eine zwanzigjährige Magd von ſehr empfindlicher Natur, pflegte, ſobald ihr ein Verdruß gemacht wurde, in kataleptiſche Zufälle zu gerathen, und fiel in eine fühlloſe Erſtarrung. Sie blieb immer in der Stellung des Leibes, darin ſie von ihrem Paroxysmus befallen wurde. Hatte ſie im Treppenſteigen einen Fuß gehoben nach der folgenden Stufe, ſo erſtarrte ſie auch auf einem Fuß ſtehend. Wenn jemand während der Zeit ihr einen Arm aufhob oder den Kopf drehte u. d. g., ſo blieb ſie in der Stellung, ſo lange der Körper nicht aus ſeinem Gleichgewicht kam. Stand ſie, und man ſtieß ſie fort, ſo gieng ſie nicht, ſondern rückte ſo fort, als wenn man eine ſtehende Säule fortſchiebt.

Sie gab kein Zeichen von Empfindung von ſich. Endlich verließ ſie der Zufall wieder ohne gebrauchte Hülfsmittel.

Nach einiger Zeit geſellte ſich noch ein anderer Zufall dazu, der ihr mehr als funfzigmal begegnete.

Im Anfange und Ende deſſelben hatte ſie die vorige Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit, aber die Zwiſchenzeit, welche zuweilen vom Morgen bis an den Abend währte, konnte, im Gegenſatz der vorigen Erſtarrung, eine Belebung heißen. Sie erſtarrte nehmlich wie ſonſt, fünf oder ſechs Minuten, nachher fieng ſie an zu gähnen, richtete ſich im Bette auf zum Sitzen, nachher redete ſie mit einer Lebhaftigkeit und Munterkeit des Geiſtes, die ſie außer dieſem Zufalle nicht hatte, und was ſie redete, hing mit dem zuſammen, was ſie im vorigen Zufalle geredet hatte, oder ſie wiederholte von Wort zu Wort eine Catechismuslehre, die ſie des Abends vorher gehört hatte, und deutete unter verdeckten Namen mit offenen Augen, die Sittenlehren zuweilen ſchalkhaft, ſo wie ſie den vorigen Abend gethan hatte.

Doch wachte ſie dabei nicht; wie man ſich durch viele Verſuche davon verſichern konnte, und empfand nichts: fieng noch munterer und lebhafter zu reden an, lachte überlaut, bemühte ſich aus dem Bette zu kommen, ſprang endlich heraus, und machte ein Freudengeſchrei, und wich dabei allen Gegenſtänden, die ihr im Wege ſtanden, glücklich aus. Nachher kehrte ſie wieder zu ihrem Bette, deckte ſich zu, und erſtarrte dann wieder, wie zu Anfange.

Als dieſer Zufall einige Zeit gedauert hatte, kam ſie wieder zu ſich, und erkannte, daß ſie ihre Zufälle gehabt hatte, wuſte aber von dem allen nichts, was indeſſen mit ihr geſchehen war. Eine geraume Zeit nachher verloren ſich dieſe Zufälle, ohne daß man ſolches den gebrauchten Mitteln zuſchreiben konnte. Doch war ſie nachher alle Winter wieder ſolchen Schlafwanderungen unterworfen geweſen, ohne mit den damit verknüpften Erſtarrungen befallen zu ſeyn.

Sie war einmal auf einer Brücke von ihrem Zufall befallen worden, und man hörte ſie reden mit ihrem Bilde, das ſie im Waſſer erblickt hatte, u. d. g.

---

87 — 90.

Ein Frauenzimmer wurde von den Blattern kurirt, und bekam darauf konvulſiviſche Zufälle. Dieſe zu heben, brauchte ſie kalte Bäder. Sie verlor darauf das Geſicht, dann auch das Gehör und die Sprache.

Bei ihrer Blindheit und Taubheit wurde ihr Gefühl und Geruch ſo zärtlich, daß ſie Farben dadurch unterſcheiden konnte, und es empfand, wenn ein Fremder ins Zimmer kam. Man konnte mit ihr nur durch das Gefühl ſprechen. Man mußte ihre Finger berühren, wenn man mit ihr ſprechen wollte. Sie erkannte die Gegenwart der Fremden, ihrer nachherigen Ausſage nach, aus dem Geruche. Sie hatte während dieſer Zeit viele weibliche Arbeiten mit der größten Genauigkeit verfertigt. Auch geſchrieben, und, wenn ſie einen Buchſtaben ausgelaſſen, ihn über das Wort, wo er hingehört, mit gehöriger Anzeigung geſetzt.

Drittes Stück.

12 — 14.

Ein gelehrter Mann hatte, nach einem ausgeſtandenen hitzigen Fieber, die Ausſprache des Buchſtabens F vergeſſen, ſo daß er an deſſen Stelle den Buchſtaben Z ſubſtituirte. Nachdem er aber darauf aufmerkſam gemacht wurde, kam er nach und nach wieder zur gehörigen Ausſprache zurück.

Ein Student hatte nach einem hitzigen Fieber, nicht nur alles vergeſſen, was er während ſeines halbjährigen akademiſchen Lebens gelernt hatte, ſondern es war ihm ſogar unbewuſt geworden, daß er in . . . ein halbes Jahr gelebt, und Umgang mit den Perſonen, mit denen er täglich in Geſellſchaft geweſen war, gehabt hatte. Er äußerte auch eine anhaltende Verſtandſchwäche.

Von ſeinen Jünglingsjahren wußte er ſich noch manches zu erinnern. Nichts aber von ſeinem akademiſchen Leben.

Ein Geiſtlicher hatte, nachdem er von einem Anfall des Schlags kurirt worden, alles dasjenige vergeſſen, was in den letzten vier Jahren vorgegangen war. Was aber vor dieſer Zeit vorgegangen, wuſte er recht wohl. Nach und nach erhielt er das Verlorengegangene wieder.

---

77 — 78.

Ein ziemlich einfältiger Menſch, dem man einen Dienſt angetragen hat, wobei er nichts zu thun hatte, als bloß ſeinen Namen zu unterſchreiben, erzählte einſt, indem er zeigen wollte, wie viel Arbeit er habe, daß er ſeinen Namen in einem Morgen ſo oft geſchrieben, daß er ihn am Ende vergeſſen hätte.

Anmerkung.

Dieſe Erzählung iſt in doppelter Rückſicht pſychologiſch merkwürdig. Iſt ſie wahr, ſo iſt es ein merkwürdiges Phänomen, daß eine Vorſtellung, durch viele Wiederholung dem Gedächtniß eingeprägt, durch gar zu viele Wiederholung gänzlich vergeſſen werden kann! woraus man ſieht, daß das Wiederholen als Bedingung des Gedächtniſſes nicht ins Unendliche gehen, ſondern ein Maximum haben muß. Iſt ſie aber von dieſem Manne, bloß um mit ſeiner vielen Arbeit zu prahlen, erdichtet, ſo muß er doch (da er es im ganzen Ernſte behauptete, und es bei ihm kein witziger Vademekumeinfall war) zum wenigſten geglaubt haben, daß ein ſolcher Fall natürlich iſt. Wie mag er alſo darauf gerathen ſeyn?

S. M.

---

78 folg.

H . . . von . . . ein ſehr ernſthafter jedoch nicht hypochondriſcher Mann, gieng des Morgens aus, um einen Beſuch abzuſtatten. Da er nun ſeinen Namen melden ſollte, ſo hatte er dieſen gänzlich vergeſſen. Er glaubte närriſch geworden zu ſeyn. Er wandte ſich zu einem hinter ihm herkommenden Freund: Sagen ſie mir um gotteswillen, wie nenne ich mich?

Die Frau . . . gerieth nach einer ausgeſtandenen Krankheit, in eine babyloniſche Sprachverwirrung. Nehmlich, wenn ſie einen **Stuhl** begehrte, forderte ſie einen **Tiſch**, und wenn ſie ein **Buch** haben wollte, forderte ſie einen **Spiegel** u. d. g., und wenn man ihr das Wort, welches ſie geſucht, und an deſſen Statt ſie ein anderes geſetzt hatte, vorſagte, konnte ſie niemals dazu kommen, es zu wiederholen.

Bisweilen merkte ſie ſelbſt, daß ſie die Sache unrecht nennte, ein andermal ärgerte ſie ſich, da ſie ihren **Fächer** forderte, und man ihr denſelben anſtatt der **Haube**, welche ſie genannt zu haben glaubte, brachte. Dieſe Verwirrung dauerte einige Monate lang. Sie hatte übrigens ein ſo getreues

Gedächtniß, daß ſie fortfuhr, ihre Haushaltung zu beſorgen, ihre Vergeſſenheit erſtreckte ſich nur auf einige Worte der Sprache.

Achter Band erſtes Stück.

25 — 44.

Nach einem feierlichen Eingang ſucht der V. die Meinung der mehreſten neuern Naturforſcher, und beſonders des H. **Büffon** von der Entſtehungsart der ſogenannten **Muttermähler** zu widerlegen. H. **Büffon** behauptete nehmlich, daß der Fötus keinen unmittelbaren Zuſammenhang mit der Gebärmutter habe. Dieſem zufolge kann alſo nicht behauptet werden, daß alles, was auf die Mutter, auch auf den Fötus wirke, um daraus die Entſtehungsart der Mäler herzuleiten.

H. **Büffon** hat viele von dieſen Mälern unterſucht, und jederzeit gefunden, daß es Flecke waren, die von einer Zerrüttung des Gewebes der Haut herkommen. Freilich muß es jedesmal eine gewiſſe Geſtalt haben, die, wenn man will, mit irgend etwas Aehnlichkeit haben kann, welche aber doch nicht ſowohl von der Einbildungskraft der Mutter, als von der Einbildung derer, die es ſehen, abhängt.

Die Veränderung der Farbe dieſer Mäler zu verſchiedenen Jahrszeiten, rührt keinesweges von der Veränderung der Farbe ſolcher Früchte, denen ſie ähnlich ſind, ſondern beide rühren von einer und eben derſelben Urſache her.

Unſere Empfindungen haben nichts Aehnliches mit den Gegenſtänden, durch welche ſie hervorgebracht werden. Die Empfindung der Mutter konnte allenfalls eine ähnliche Empfindung, nicht aber das Bild des Gegenſtandes dem Fötus eindrücken.

Warum ſollte ſich dieſes bloß beim Menſchen und nicht auch bei andern Thieren ereignen. Das Kind iſt von der Mutter eben ſo wenig abhängig, als das Ey von der Henne.

H. Büffon ſchließt alſo, daß die heftigen Empfindungen der Mutter allerdings Veränderungen im Fötus verurſachen können, daß aber die bemerkte Aehnlichkeit zwiſchen den Mälern und den die Empfindungen verurſachenden Gegenſtänden bloße Einbildung ſey.

Der V. hingegen behauptet, daß der Foetus allerdings mit der Gebärmutter zuſammenhange, und ſollte man auch dieſen Zuſammenhang nicht unmittelbar ſinnlich entdecken können, ſo leitet uns doch eine analogiſche Schlußart darauf. „Der Zeitpunkt der Entwickelung des Keims, ſagen unſre Sinne, iſt, ſobald als er in das Innere der Gebärmutter eingedrungen iſt, da doch gewiß, nach aller Wahrſcheinlichkeit, ſeine Entwickelung ſchon von Ewigkeit her angefangen, und der Keim nur dieſes

Ortes bedurfte, um einer vollendetern Ausbildung entgegen zu gehen u. ſ. w.“

Anmerkung.

Der V. ſcheint hier, ganz unvermerkt, einen **Mißgriff** gethan zu haben. Die **Evolutionstheorie** iſt ſeiner Hypotheſe von den Muttermälern bei weitem nicht ſo günſtig, als die Theorie der **Epigeneſis**. Denn iſt der Keim von Ewigkeit her völlig gebildet, ſo können die Einbildungen der Mutter auf ſeine Bildung nicht mehr Einfluß haben. Gehet hingegen die Bildung erſt nach der Zeugung vor, ſo iſt es allerdings möglich (ob gleich unwahrſcheinlich) daß die Einbildung der Mutter darauf Einfluß haben ſoll. Ueberhaupt halte ich die Gründe des V. für unzulänglich, die Meinung des H. **Büffon** zu widerlegen. Die vielen Deklamationen über die geheimnißvolle Wirkungsart der Natur können unſere Naturerkenntniß nicht erweitern, und führen bloß zur Schwärmerei. Man kann ſich leicht begreiflich machen, wie die Einbildungskraft in den gedachten Mälern einige Aehnlichkeit mit Früchten u. ſ. w. finden könne. Es iſt aber ganz unbegreiflich und wider alle Analogie der Natur, wie die Einbildungskraft nicht bloß Vorſtellungen, ſondern ſelbſt die ihnen entſprechenden Gegenſtände hervorbringen ſollte? Die bloße Möglichkeit dieſer Erklärungsart berechtigt uns nicht, jene Er-

Erklärungsart, die nicht bloß möglich, ſondern auch begreiflich iſt, zu verwerfen.

S. M.

50 — 54.

Ein Knabe von vierzehn Jahren war von einer Nervenkrankheit befallen. Die heftigen konvulſiviſchen Bewegungen, worin er dadurch verſetzt wurde, ſind unbeſchreiblich. Außerdem pflegte er bei heftigen Kopfſchmerzen eiskalt zu werden, und mit einem unwillkührlichen in einsweg dauernden durchdringenden Gelächter, die Umſtehenden zu erſchrecken. Er ſprach griechiſch, hebräiſch und noch eine Sprache, die niemand kannte, mit aller Geläufigkeit, und verband mit derſelben einen Sinn, den man in jenen zwei Sprachen wohl verſtand, ohne daß er mit der letztern Sprache je bekannt geweſen, und von der erſtern etwas wuſte.

Er ahmte oft den Thieren im Geſchrei, Bewegung und andern Eigenſchaften, auf eine unwiderſtehliche Weiſe nach.

Dieſer Zufall endigte ſich immer mit einem epileptiſchen konvulſiviſchen Zufall.

Uebrigens hatte er alle Funktionen eines Geſunden vollkommen.

Nach drei Jahren war die Heftigkeit der Krankheit ſo gebrochen, daß bloß alle ſechs Wochen konvulſiviſche Zufälle einige Tage hindurch eintrafen.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lag er einſt des Morgens auf ſeinem Bette halb ſchlummernd, und ſahe alle die Umſtände einer Schlacht mit der größten Genauigkeit, welche ſich nachher auch beſtätigten. Eben dieſes ereignete ſich mit ihm mehrere male.

Die wichtigſten Arbeiten pflegte er mit möglichſter Gegenwart des Geiſtes, Gedächtniß und Ordnung während ſeiner Krankheit zu verrichten. Er verſchob daher vorſätzlich die ſchwerſten Sachen bis dahin, weil er wuſte, daß ſie ihm alsdann am beſten von ſtatten gehen würden.

99 — 103.

Muſikaliſches Gehör iſt ein Vermögen, ein gewiſſes Verhältniß zwiſchen den Tönen wahrzunehmen, und zwar ſo deutlich, daß man es nachher immer richtig wieder auſſer ſich hervorbringen kann. Es iſt in Anſehung des Gehörs dasjenige, was man in Anſehung des Sehens ein richtiges Augenmaß, und in Anſehung des Gefühls, ein feines Gefühl nennt.

Anmerkung.

Dieſe Erklärung iſt zu weit. Ein feines Gehör iſt dasjenige, was man in Anſehung des Sehens, ein richtiges Augenmaaß, und in Anſehung des Gefühls, ein feines Gefühl nennt; und bezieht ſich bloß aufs Objekt, indem es die Wahrnehmung eines (nicht leicht wahrzunehmenden) Verhältniſſes zwiſchen den Objekten an ſich bedeutet. Ein muſikaliſches Gehör ſetzt nicht nur Wahrnehmung eines (feinen) Verhältniſſes zwiſchen den Objekten, (den Tönen) ſondern auch Wahrnehmung der Beziehung dieſes Verhältniſſes aufs Subjekt, als Urſache eines angenehmen oder unangenehmen Gefühls, voraus.

Wer ohne Hülfe eines Winkelmaaßes die Größe eines Winkels immer richtig zu beſtimmen im Stande iſt, hat ein richtiges Augenmaaß. Die Größe dieſes Winkels kann zu irgend einem Zweck gut ſeyn, iſt aber nicht unmittelbar angenehm oder unangenehm. Das muſikaliſche Gehör hingegen, oder vielmehr die damit begabte Perſon nimmt nicht bloß das richtige Verhältniß zwiſchen den Tönen an ſich, ſondern auch das damit verknüpfte angenehme Gefühl wahr, wodurch jenes Verhältniß als richtig beſtimmt wird. Das feine Gehör iſt bloß Ausleger, das muſikaliſche Gehör aber Geſetzgeber dieſes richtigen Verhältniſſes. S. M.

Um ſich nun von der Richtigkeit eines Verhältniſſes zu überzeugen, hat man für die Größe Maaße, und für die Schwere Gewichte gefunden, und ſie dadurch mehr zu Gegenſtänden des Verſtandes gemacht. Dieſes findet aber in Anſehung der Farbe, des Gefühls von hart und weich, und der Töne, nicht ſtatt.

Anmerkung.

Auch dieſes iſt ſehr unbeſtimmt. Eine **extenſive** Größe kann unmittelbar durch einen angenommenen Maaßſtab beſtimmt werden. Eine **intenſive** Größe kann zwar nicht unmittelbar, aber dennoch durch Vergleichung mit einer extenſiven Größe, deren Urſache oder Wirkung ſie iſt, beſtimmt werden.

Wie z. B. die Grade der Wärme und Kälte, Schwere und Leichtigkeit (der Luft) durch das Steigen und Fallen der Flüſſigkeiten im Thermometer und Barometer, d. h. durch ihre Wirkung.

Eben ſo kann die Höhe und Tiefe der Töne nicht unmittelbar, aber dennoch vermittelſt der Länge und Dicke der Saiten, d. h. durch ihre Urſachen, beſtimmt werden. Das **feine Gehör** braucht ſich freilich nicht dieſes Maaßes zu bedienen. Aber eben ſo wenig braucht ſich ein geübter Menſch des Maaßes bei extenſiven Größen zu bedienen.

Das **muſikaliſche Gehör** hat mit gar keiner Größe was zu thun, ſondern bloß mit der Beziehung einer gegebenen Größe (eines Verhältniſſes) aufs Subjekt (als angenehmes oder unangenehmes Gefühl). Die Töne können alſo in dieſem Betracht mit keiner andern extenſiven oder intenſiven Größe verglichen werden.

S. M.

Zweites Stück.

1 — 6.

Ein Mann von vierzig Jahren war einige Zeit an der Zunge, den Händen und Füßen völlig gelähmt. Nachher wurde er ſo weit wieder hergeſtellt, daß er die Füße vollkommen brauchen konnte, auch die Hände einigermaßen; aber in Anſehung der Sprache ereignete ſich folgende merkwürdige Erſcheinung.

Er war ſchlechterdings nicht im Stande irgend ein Wort deutlich und vernehmlich hervorzubringen, weder von ſelbſt aus eigenem Triebe, noch wenn man ihm die Worte laut und langſam vorſagte, hingegen konnte er ſehr fertig leſen; ſo daß man kaum einen Fehler an ſeinen Sprachorganen bemerkte.

Der Verfaſſer erklärt dieſe merkwürdige pſychologiſche Erſcheinung auf folgende Weiſe. Um unſere Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung eines Wortes in Bewegung zu ſetzen, iſt es nothwendig, daß deſſen Vorſtellung vorher in unſrer Seele gegenwärtig ſeyn. Dieſe Vorſtellung muß einen gewiſſen Grad von Stärke haben, überſchreitet ſie denſelben, ſo wirkt ſie zu lebhaft, und es entſteht ein Geſchwindes undeutliches Plaudern, oder auch ein Stottern. Erreicht ſie ihn nicht, ſo iſt ſie unvermögend die Würkung überhaupt hervorzubringen.

Anmerkung.

Das **Plaudern** betrift nicht die Ausſprache der **Worte an ſich**, ſondern ihre, durch die Vorſtellungen beſtimmte **Verbindung** untereinander. Das **Stottern** iſt nicht Würkung einer zu großen Stärke oder lebhaftigkeit der Vorſtellung von den Worten (wovon doch hier die Rede iſt), ſondern einer Durchkreuzung mehrer Reihen von Vorſtellungen der durch die Worte auszudrückenden Sachen, ſo daß die Seele keine Macht über ſich hat, aus allen dieſen Reihen eine zweckmäßig zu wählen, und darin ſtandhaft, mit Entfernung alles Fremdartigen, zu beharren.

S. M.

Dieſer erforderliche Grad der Vorſtellung kann nicht unter allen Umſtänden derſelbe ſeyn, ſondern muß nach der verſchiedenen Beſchaffenheit der Sprachorgane verſchieden ſeyn. Nachdem dieſe reizbarer und beweglicher, oder ſtumpfer und unbeweglicher ſind, wird er kleiner oder größer ſeyn müſſen.

Anmerkung.

Aber wie kann der erhöhte Grad der Vorſtellung den Mangel an Reizbarkeit der Sprachwerkzeuge erſetzen? Iſt das Inſtrument verdorben, ſo mag der Muſikus noch ſo eine lebhafte Vorſtellung von den dadurch herauszubringenden Tönen haben, er wird doch keinen richtigen Ton herauszubringen im Stande ſeyn. Die Vorſtellung mag beſchaffen ſeyn, wie ſie will, ſo bleiben doch immer die Sprachorgane den Geſetzen der Bewegung unterworfen.

S. M.

Die Wirkſamkeit der Vorſtellungen hängt von ihrer Lebhaftigkeit und von ihrer Dauer ab. Die erſte kommt hier nicht in Betrachtung, da er in Anſehung ihrer keine weſentliche Verſchiedenheit unter den verſchiedenen ſinnlichen Vorſtellungen giebt. In Anſehung der letztern aber findet ſich ein merklicher Unterſchied beſonders zwiſchen den Vorſtellungen des Geſichts und des Gehörs, indem jene von weit längerer Dauer als dieſe ſind, woraus ſich die Erklärung des gedachten Phänomens von ſelbſt ergiebt.

97 — 98.

Die Schwärmerei iſt eine Krankheit der Seele. Was kann wohl wahrſcheinlich die Urſache ſeyn, warum eine Seele Wohlgefallen daran findet, ſich von allem äußerlichen abzuziehen, und dagegen auf innere dunkle Empfindungen zu merken, ihren eigenen Willen zu unterdrücken, ſich gänzlich hinzugeben u. ſ. w., als weil ſie nicht genug ſich ausbreiten wollende Kraft beſitzt, und es ihr alſo weit bequemer fällt, ſich hinzugeben, als anzuſtrengen.

Anmerkung.

Dieſes kann allenfalls als der Grund einer falſchen Religioſität, nicht aber als Grund der Schwärmerei betrachtet werden. Ich bin weit entfernt zu behaupten, daß die Seele des Schwärmers nicht genug, ſondern behaupte vielmehr daß ſie mehr als genug ſich ausbreiten wollende Kraft beſitzt.

Schwärmerei hat mit der Philoſophie einerlei Urſprung, nämlich den Trieb nach Erweiterung der Erkenntniß, nur in der Art, wie beide dieſen Trieb zu befriedigen ſuchen, ſind ſie von einander unterſchieden. Die Philoſophie ſucht die erſten Gründe der menſchlichen Erkenntniß in der Seele ſelbſt auf, die Data zu dieſer Erkenntniß aber ſucht ſie anderwärts zu erlangen. Die Schwärmerei hingegen ſucht ſelbſt dieſe Data in der Seele auf. Nicht aus Mangel an einer ſich ausbreiten wollenden Kraft, ſondern weil ſie völlig (ſowohl der Form als der Materie nach) beſtimmte Erkenntniß in der Seele ſelbſt zu finden glaubt. Da aber vor aller Erfahrung in der Seele ſelbſt keine beſtimmte Erkenntniß anzutreffen iſt, ſo ſucht die Seele des Schwärmers dieſen Mangel durch allerhand Fikzionen zu erſetzen; und da ſie immer Grund findet, mit dieſen Fikzionen nicht völlig zufrieden zu ſeyn, ſo ſucht ſie immer dieſelben zu verbeſſern und anders zu modeln; dieſes kann freilich nicht anders (da es ihr an objektiver

Erkenntniß fehlt) als nach dunklen Empfindungen geſchehen. Daher die Unterdrückung des eigenen Willens und die gänzliche **Hingebung**; weil die Aufmerkſamkeit auf äußere Objekte des Willens die Aufmerkſamkeit auf die inneren dunklen Empfindungen ſchwächt. Man thut dem Schwärmer unrecht, wenn man bei ihm ſtets Trägheit oder böſen Willen vorausſetzt. Wie kann man ihm **Trägheit** beilegen, da ſeine **Selbſtthätigkeit** ihn Erkenntniß **jenſeits der Gränzen der Erfahrung, aus ſich ſelbſt** hervorzubringen antreibt? Und an böſen Willen iſt bei einem Schwärmer als ſolchem gar nicht zu denken. Er iſt zu ernſthaft, um andere hintergehen zu wollen (daß es auch betrogene Betrüger giebt, weiß ich recht gut, dieſer ſind aber ſehr wenig). Er iſt bloß ein **mißgeleiteter Wahrheitsforſcher.**

S. M.

Drittes Stück.

1 — 7.

Eintheilung der Seelenkunde in **reine** und **angewandte** Pſychologie. Sowohl die **empiriſche** als die **dogmatiſche** Methode ſind jede allein in der Seelenkunde nicht zu gebrauchen, ſondern die Verbindung beider durch die **Methode der Induktion.** In Anſehung der **Menſchenkenntniß** ſind uns alle

Charaktere gleich. – Unterſchied zwiſchen den höheren und niedern Seelenvermögen. Die Wirkung dieſer erfolgt in der Zeit, und iſt alſo theilbar. Die Würkung jener hingegen iſt immer eine untheilbare Einheit. Die höhern Seelenvermögen ſind an ſich keinen Krankheiten unterworfen, ſondern bloß die niedern Seelenvermögen. – Erklärung der Seelengeſundheit und Seelenkrankheit.

---

8 — 16.

Die merkwürdige Erſcheinung von einem Manne, der nach einer Lähmung das geleſene nicht aber das gehörte hatte ausſprechen können, wird von mir aufs neue unterſucht und pſychologiſch erklärt. Ich zeige gegen den Verfaſſer dieſes Aufſatzes, daß in Anſehung der Dauer einer Vorſtellung kein Unterſchied zwiſchen verſchiedenen Sinnesvorſtellungen, ſondern bloß zwiſchen den verſchiedenen Graden des in einer Vorſtellung aprehendirten Mannigfaltigen ſtatt finden kann, folglich dieſes kein Erklärungsgrund zu dieſer Erſcheinung abgeben kann.

Ich ſchicke meiner Erklärung folgende Sätze voraus. 1) Das der ganzen Pſychologie zum Grund liegende Geſetz der Aſſoziation überhaupt. 2) Die verſchiedene Grade dieſer Aſſoziation. 3) Der höchſte Grad derſelben. 4) Der Grad der Aſſoziation kann in den zu aſſozirenden Vorſtellungen ſelbſt verſchieden ſeyn, ſo daß z. B. der Grad, womit a gegen b größer ſeyn kann, als der Grad, womit b mit a aſſozirt wird. 5) Es giebt auch eine **Ordnung** in der Aſſoziation. 6) Die Vorſtellung der Objekte geht der Sprache, und dieſe der Schrift voraus. 7) Aus 4 und 6 läßt ſich erklären, warum ein Kind mit der Benennung eines Dinges immer die Vorſtellung, nicht aber mit der Vorſtellung immer die Benennung verknüpft. 8) Was ſonſt ſchwer zu bewerkſtelligen iſt, wird durch die Aſſoziation erleichtert.

Die Erklärung dieſer Erſcheinung iſt alſo kürzlich dieſe: Dieſer Mann, deſſen Sprachwerkzeuge zum Theil gelähmt, folglich zum leichten Sprechen ungeſchickt gemacht worden, mußte durch Hülfe der Aſſoziation dazu gebracht werden.

Nun iſt aber die Vorſtellung des gehörten Wortes mit gar nichts aſſoziirt, und ſollte auch die dadurch bezeichnete Sache gegenwärtig ſeyn, ſo iſt doch die Vorſtellung der Sache der Vorſtellung des Wortes lange vorhergegangen, folglich der Grad der Aſſoziation der Vorſtellung des Wortes mit der Vorſtellung der Sache viel geringer, als zur Hervorbringung dieſer Wirkung erforderlich iſt. Dahingegen die Vorſtellung des geſchriebenen Wortes mit der Vorſtellung des geſprochenen Wortes im höchſten Grade aſſoziirt iſt, weil dieſe nie ohne jene (ihr lange vorher gegangene) im Gemüthe anzutreffen war. Daher konnte bloß das geleſene, nicht aber das gehörte Wort die Vorſtellung von dem ausgeſprochenen Worte (welche nichts anders, als die des gehörten Wortes ſelbſt iſt) in der Seele reproduziren, und alſo der Mangelnden Sprache aufhelfen.

---

17 — 31.

Verrückung und Traum haben mit einander folgendes gemein. 1) In dieſen Zuſtänden werden Gedankendinge für außer uns vorhandene Dinge gehalten. 2) Haben wir oft in dem Augenblick, in dem dieſer Trug geſchieht, ein Bewuſtſeyn von dem Truge. Um dieſe Erſcheinungen zu erklären, wirft der Verfaſſer erſtlich die Frage auf: Da alle unſere Vorſtellungen Beſchaffenheiten unſers denkenden Weſens ſind, woher kommt es, daß wir irgend etwas als ein Ding betrachten, welches außer uns wirklich iſt u. ſ. w.?

Anmerkung.

Aber wie ſollen wir es denn betrachten? als etwas in uns? Setzt dieſes nicht voraus, daß wir ſchon den Unterſchied wiſſen, zwiſchen dem was in uns und was außer uns iſt, d. h. daß wir gewiſſe Dinge als außer uns betrachten? Wir betrachten ein Ding als etwas, welches außer uns wirklich iſt, heißt nichts anders als: wir betrachten die Vorſtellung eines Dinges als etwas von unſerm vorſtellenden Subjekte verſchiedenes. Ob dieſe Vorſtellung bloße Modifikation unſeres Subjekts, oder auch einen Grund außer demſelben hat, bleibt in dieſer gemeinen Beobachtung unbeſtimmt, und iſt ein Gegenſtand philoſophiſcher Unterſuchung, die hierher gar nicht gehört.

S. M.

Das Bewußtſeyn von der Folge der Vorſtellungen aufeinander, nach den Geſetzen der Aſſoziation, macht ſie zu bloßen Gedankendingen. Die Unterbrechung dieſer aber iſt ein Kriterium der Wirklichkeit.

Anmerkung.

Daß die Unterbrechung der nach den Geſetzen der Aſſoziation beſtimmten Ideenfolge ein Kriterium der Wirklichkeit abgeben ſollte, dem widerſpricht die Beobachtung, daß wir eben durch dieſe Unterbrechung einen Traum für einen Traum erkennen. Die Unterbrechung iſt nicht ein Kriterium der Wirklichkeit überhaupt, ſondern bloß der **gegenwärtigen Wirklichkeit**. So lange die Vorſtellungen nach den Geſetzen der Aſſoziation aufeinander folgen, ſo weiß ich, daß ſie nicht **gegenwärtig wirklich** ſind, ich halte ſie aber dennoch keinesweges für bloße **Gedankendinge**, ſondern für Vorſtellungen irgend wo und irgend wann **wirklicher** Dinge. Wird hingegen dieſe Folge unterbrochen, ſo erkenne ich diejenige Vorſtellungen, wodurch ſie unterbrochen ſind, für Vorſtellungen gegenwärtig wirklicher Dinge.

S. M.

Die Stärke der Vorſtellungen kann nicht immer ein ſicheres Merkmal der (gegenwärtigen) Wirklichkeit abgeben.

Im Schlafe ohne Traum ſind die dunklen Vorſtellungen der Seele im Gleichgewichte. Im Traume wird, durch einen vor dem Schlafengehen gefaßten Vorſatz oder ſonſt ein vorgeſtelltes Intereſſe, dieſes Gleichgewicht aufgehoben u. ſ. w.

---

32 — 37.

Der V. wirft die Frage auf, wie ein Menſch ein Wohlgefallen daran finden kann, ſich ſelbſt zu täuſchen? wie doch die tägliche Erfahrung uns häufige Beiſpiele davon darbietet.

Ein die Kraft überſteigender Wille zwingt den Menſchen den Schein ſtatt der Sache ſelbſt anzunehmen. Der Stoicismus wird als dieſer Neigung zum Schein entgegengeſetzt angeführt.

---

38 — 50.

Erklärung von Selbſttäuſchung. Täuſchung überhaupt heißt die Vorſtellung eines Gegenſtandes für den dadurch vorgeſtellten Gegenſtand ſelbſt zu halten. Die Verwechſelung einer ſubjektiven Verknüpfung der Vorſtellungen nach den Geſetzen der Aſſoziation mit einer objektiven Verbindung derſelben iſt die Quelle aller Täuſchung.

Die Frage: ob die Sinne uns täuſchen können? hat gar keine Bedeutung. Denn ſoll es heißen, ob die durch die Objekte in uns hervorgebrachten Empfindungen auch als ſolche auſſer uns in den Objekten ſelbſt anzutreffen ſind? ſo hat die Frage gar keine Bedeutung, weil Empfindungen als ſolche keine Merkmale des Objekts, ſondern bloß ſein Verhältniß zu dem empfindenden Subjekt ſind. Iſt aber die Bedeutung dieſer Frage dieſe: ob die ſinnliche Merkmale der Vorſtellung eines Objekts derſelben weſentlich ſind oder nicht? ſo findet hier wieder keine Täuſchung der Sinne ſtatt, weil dieſe uns nie berechtigen, ſie für das eine oder für das andere zu halten. — Die Täuſchung liegt nicht in den ſinnlichen Vorſtellungen an ſich, ſondern in dem Urtheile über ihre objektive Verknüpfung.

Täuſchung und **Betrug** ſind einander in ſo fern ähnlich, in wiefern in beiden die Vorſtellung für den Gegenſtand ſelbſt gehalten wird. Sie ſind aber von einander verſchieden, in ſo fern ein Betrug durch ſeine Entdeckung vernichtet wird; Täuſchung hingegen auch durch Ueberzeugung, daß ſie Täuſchung iſt, nicht vernichtet werden kann, ſondern ſelbſt dieſe Ueberzeugung iſt ein Beſtandtheil derſelben.

Die Täuſchung in der Nachahmung iſt durch die Natur begränzt, ſie kann ſich ihr immer nähern, darf ſie aber nie völlig erreichen. In manchen Fällen hat ſie ſogar ihr Maximum, das ſie nicht überſchreiten darf, wenn ſie gefallen ſoll. Dahingegen die idealiſche Täuſchung keine Gränzen hat.

Die logiſche Täuſchung beruht auf der Verwechſelung der **formellen Vorſtellung** eines Gegenſtandes mit den **reellen Merkmalen** deſſelben.

Beim Betrug beruht das Falſche auf der unrichtigen Vorſtellung ſowohl von der Sache an ſich, als auch in Anſehung ihrer Wirkung, bei der Täuſchung aber auf der richtigen Vorſtellung von der Sache an ſich, aber unrichtigen Vorſtellung derſelben in Anſehung ihrer Wirkung.

Man kann ſich keinesweges **betrügen** wollen, wohl aber kann man ſich ſelbſt **täuſchen** wollen.

Neunter Band erſtes Stück.

1 — 23.

Arzneikunde überhaupt iſt ein Theil der **Naturwiſſenſchaft**, kann alſo keine größere Evidenz als dieſe haben, und muß nach eben derſelben **Methode** behandelt werden.

Kurze Darſtellung einer Geſchichte der **Naturwiſſenſchaft** überhaupt, **Pythagoreer** und **Platoniker**, **Peripatetiker**, **Empiriker**, **Mechaniker**,

ker, ihre Vorzüge und Mängel. Geſchichte der Arzneikunde. Methoden der Seelenarzneikunde. 1) Die Seele als ein Selbſtſtändiges, vom Körper unabhängiges Weſen mit andern Geiſtern, nach den Geſetzen der Geiſterwelt, in **Wechſelwirkung** gedacht. 2) Die Seele, als kein für ſich beſtehendes Weſen, ſondern Modifikation des Körpers gedacht. 3) Das dualiſtiſche Syſtem. Die Würkung der höhern Seelenkräfte und des freien Willens iſt von den Bedingungen der Sinnlichkeit unabhängig. Die **Seelengeſundheit** beſtehet in der ungehinderten Würkſamkeit der höheren Seelenkräfte und des freien Willens. Die **Seelenkrankheit**, in der durch unrichtigen Gebrauch der niedern Seelenkräfte, gehinderten Würkſamkeit derſelben. Die **Kurmethode** der Seelenkrankheit beſtehet in der Wiederherſtellung dieſes richtigen Gebrauchs. Vergleichung der verſchiedenen Theilen der Seelenarzneikunde, mit den verſchiedenen Theilen der Körperarzneikunde.

Anmerkung.

Durch dieſe Erklärung der **Seelengeſundheit** und **Seelenkrankheit** glaube ich den **Umfang** der Seelenarzneikunde genau beſtimmt zu haben. Dieſer Erklärung zufolge müſſen alle ſogenannte Seelenkrankheiten, die in dem Zuſtande des Körpers ihren Grund haben, obſchon ſie mit den eigentlichen Seelenkrankheiten noch ſo viel Aehnlichkeit haben, von der Seelenarzneikunde ausgeſchloſſen werden, indem ſie in der That Körperkrankheiten ſind, und als ſolche behandelt werden müſſen. Eben ſo können angebohrne Schwächen der Seelenkräfte ſo wenig, als angebohrne Blindheit oder ein Buckel, Gegenſtände der Arzneikunde überhaupt ſeyn. Alſo nur diejenigen Unvollkommenheiten der Seelenkräfte, welche ſo wenig angebohren, als durch den Zuſtand des Körpers verurſacht, ſondern in einem zur Gewohnheit gewordenen unrichtigen Gebrauch der niedern Seelenkräfte gegründet ſind, können Seelenkrankheiten genannt werden.

Diejenigen Moraliſten und Pſychologen, die auf dieſen Unterſchied keine Rückſicht nehmen, und ſelbſt ſolche Seelenkrankheiten, die in dem veränderten Zuſtand des Körpers ihren Grund haben durch ihre geiſtigen Mittel zu kuriren glauben, machen es hierin ungefähr wie die alten Hebräer, bei denen es heißt: „Wer mit Krätze geplagt iſt, ſoll zum Prieſter gebracht werden.“ Ach nein! Er ſoll lieber zum Arzt gebracht werden.

S. M.

---

70 — 88.

Merkmale des Traums. 1) Unregelmäßigkeit in der Folge der Vorſtellungen aufeinander, die wenn ſie an Ungereimtheit gränzt, ſelbſt im Traume zum Bewußtſeyn gelangen kann. 2) Das

Ausbleiben der Wirkungen aus ihren im Traume vorgeſtellten Urſachen. 3) Der körperliche Zuſtand des Schlafens.

Die pſychologiſche Urſache des Traumes iſt eine, durch die Würkſamkeit der Sinne nicht unterbrochene Würkſamkeit der Einbildungskraft.

Im Traume iſt die Aſſoziationsart nicht nach einer Regel beſtimmt; es kreuzen ſich darin mehrere Aſſoziationsarten durch.

Das **Nachtwandeln** iſt ein höherer Grad des Traumes. In beiden geräth der Menſch einigermaßen **außer ſich**; weil das **Selbſtbewußtſeyn** auf der **Selbſtmacht** Ideenreihen nach Willkühr fortzuſetzen oder abzubrechen, und mit andern zu vertauſchen beruhet, welche im Traume gänzlich mangelt. Die Aſſoziation im Traume und ſonderlich im Nachtwandeln iſt in Anſehung der herrſchenden Ideenreihe weit ſtärker und vollſtändiger als im Wachen; woraus verſchiedene Erſcheinungen dieſer Zuſtände erklärt werden können. Die Unterbrechung einer objektiven, in der Erfahrung gegründeten Aſſoziationsreihe, iſt ein Merkmal der Nichtwirklichkeit der Vorſtellung außer uns. Es giebt dreierlei Aſſoziationsarten: 1) der **Kontiguität**, 2) der **Aehnlichkeit**, 3) der **Dependenz**.

Die Aſſoziationsart der Kontiguität, wenn ſie ihren höchſten Grad erlangt hat (wenn die zu aſſoziirenden Vorſtellungen **beſtändig** in dieſer Kontiguität ſind) giebt ein Merkmal der **Wirklichkeit**;

ſo wie die Unterbrechung dieſer Aſſoziationsreihe ein Merkmal der Nichtwirklichkeit ab. Die Aſſoziationsart der Aehnlichkeit hingegen kann uns auf keine Wirklichkeit führen. Sie iſt bloß **idealiſch (obgleich objektiv).**

Die Aſſoziationsart der **Dependenz** iſt entweder bloß **logiſch** (als **Grund** und **Folge**) oder **real** (als **Urſache** und **Würkung**). Jene führt uns mehr auf die Exiſtenz **unſrer ſelbſt**, als auf die der **äußern Objekte**. Mit dieſer aber iſt es gerade umgekehrt. So wie das **unwillkürliche** Unterbrechen einer in der Erfahrung gegründeten Aſſoziationsreihe ein Merkmal des Traumes iſt, ſo iſt die **willkürliche** (zweckmäßige) Unterbrechung oder Fortſetzung einer Aſſoziationsreihe ein Merkmal des Wachens. Das Nichtunterbrechen aber an ſich läßt dieſes unbeſtimmt. Das Prinzip der Moral (die Freiheit des Willens) iſt alſo zugleich das Kriterium des vollſtändigen Selbſtdaſeyns. Die Viſionen ſind von dreierlei Art: 1) **ſimple**, 2) **allegoriſche**, 3) **ſymboliſche** u. ſ. w.

89 — 96.

Die menſchliche **Vollkommenheit**, und folglich auch **Glückſeligkeit**, beſtehet in einer **gleichmäßigen Ausübung aller Seelenkräfte zugleich.** Der (praktiſche) Verſtand iſt das, den Willen beſtimmende Reſultat, welches aus Zuſammennehmung und Vergleichung aller möglichen Gefühle entſpringt. Eine **Untugend** oder **Sünde** beſtehet in der Weglaſſung irgend eines Gefühls aus dieſer Vergleichung. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen Menſchen und Thieren beruht auf die **Selbſtthätige** (produktive) Einbildungskraft.

97 — 103.

Die willkürlich ſowohl als unwillkürlich auf einen Gegenſtand geheftete Aufmerkſamkeit unterdrückt oft das Gefühl des heftigſten Schmerzens; hält Krankheiten zurück; hindert die Würkung der ſtärkſten Purgirmittel u. ſ. w. Noch mehr aber geſchieht dieſes durch heftige Gemüthsbewegungen hin und her geriſſene Aufmerkſamkeit. Selbſt der Tod kann dadurch auf eine Zeitlang zurückgehalten werden. Dieſes wird durch viele Beiſpiele beſtätigt. Der zwiſchen Furcht und Hofnung ſchwankende Zuſtand der Seele iſt von der widrigſten Würkung auf den Körper, die zuweilen bloß dadurch gehoben wird, daß man dem Kranken alle Hofnung benimmt. Beiſpiel davon.

111 — 126.

Es giebt zwei Hauptgattungen von Narren. Einige ſind **Univerſalnarren** (die alles verkehrt ſehen), andere aber **Partikularnarren** (die bloß in Rückſicht auf gewiſſe Vorſtellungen Narren ſind). Jene ſind bloß **körperkrank**, dieſe aber eigentlich ſeelenlenkrank. Auf den Witz können ungezwungen alle Seelenkräfte zurückgeführt werden u. ſ. w.

In der Anmerkung zu dieſem Aufſatze wird 1) geleugnet, daß es Narren geben ſollte, die unmittelbar alle Dinge verkehrt ſehen, wohl aber kann es welche geben, die bloß eine einzige falſche Vorſtellung haben, und vermittelſt dieſer alle Dinge verkehrt ſehen. Auch wird nicht zugegeben, daß der Grund der erſten Art im Körper, der zweiten aber bloß in der Seele zu ſuchen ſey. Ferner wird nicht zugegeben, daß der Witz das einzige Seelenvermögen ſey, worauf alle Uebrige ſich reduziren laſſen, ſondern bloß, daß Aſſoziation (die nicht immer, wie der Wiz, Aehnlichkeit zum Gegenſtand hat) zu allen Seelenoperationen nothwendig ſey. Daß der Einſicht der Verſchiedenheit die Einſicht der Aehnlichkeit immer vorausgeſetzt werden müſſe, iſt auch nicht allgemein wahr; und findet nur da ſtatt, wo die Verſchiedenheit Theilentgegenſetzung iſt (wie die Verſchiedenheit zwiſchen der Art und ihrem Geſchlechte, weil der Artbegrif den gemeinſchaftlichen Geſchlechtsbegrif ſchon vorausſetzt) nicht aber wo die Verſchiedenheit an ſich erkannt wird (wie die Verſchiedenheit der Arten unter einander).

Zweites Stück.

1 — 9.

Wird von einem Selbſtmord aus Rechtſchaffenheit und lebensüberdruß erzählt.

Anmerkung.

Die Rechtſchaffenheit ſpielt hier bloß eine Nebenrolle, die Hauptrolle ſpielt der, allen Selbſtmördern, die nicht durch eine heftige Leidenſchaft dazu angetrieben werden, gemeinſchaftliche Lebensüberdruß. Auch kann dieſes nicht heißen Lebensüberdruß, wenn jemand ſich allen Ausſichten zu ſeinem und der Seinigen Fortkommen beraubt ſieht, ſondern vielmehr Verzweiflung. S. M.

10 — 25.

Wenn die Einbildungskraft herrſchend iſt, ſo iſt ſie täuſchend; weil die Spur der vorhergegangenen Ideen, mithin die Kennzeichen von der innern Erzeugung einer Vorſtellung oft verlohren geht.

Anmerkung.

Die Täuſchung im Traume beruht keineswegs auf den Mangel der Einſicht in der Verbindung der Vorſtellungen, ſondern auf die Lebhaftigkeit der Vorſtellungen an ſich. Wir urtheilen von der Wirklichkeit einer Vorſtellung hauptſächlich durch ihre Wirkung. Da nun im Traume die Vorſtellung ſo lebhaft wird, daß ſie eben dieſelbe Würkung hervorbringen kann, die der wirkliche Gegenſtand hervorzubringen pflegt, ſo können wir ſie nicht anders als für den wirklichen Gegenſtand ſelbſt halten.

Eben ſo täuſcht uns ein theatraliſches Stück bloß dadurch, daß es in uns alle die Empfindungen hervorbringt, die die vor unſern Augen vorgefallne Begebenheit ſelbſt in uns hervorbringen würde; man mag zwiſchen den Szenen (oder auch während derſelben) noch ſo ſehr die ganze Vorſtellung für ein bloßes Spiel der dichteriſchen Einbildungskraft, d. h. für eine bloße Vorſtellung halten, ſo kann man doch nicht umhin, ſie während der Vorſtellung für etwas Wirkliches zu halten. Wenn jemanden träumt, er ſchlafe bei einer hübſchen Frau, ſo hat er wahrlich guten Grund dieſes für wirklich zu halten, nicht weil er über dieſe Wirklichkeit urtheilt, ſondern weil er ſie, durch ihre Wirkung, empfindet. Und ich bin überzeugt, ſelbſt der Philoſoph, der die Erzeugung der Vorſtellungen auseinander, nach den Geſetzen der Aſſoziation, recht gut kennt, würde, wenn eine ſolche Vorſtellung mit der erforderlichen Lebhaftigkeit ſich an ſeine Reihe anſchließen ſollte, dieſelbe nicht anders als für wirklich halten können. —

S. M.

Die Fortſchritte des Verſtandes und der Vernunft werden durch die Bilder oder Anſchauungen, die dem Denken begleiten, zum Theil befördert, zum Theil aber auch gehindert. Befördert, weil die Anſchauungen die Beweiſe von der Möglichkeit und Anwendbarkeit der Begriffe mit ſich führen. Gehindert, weil die Bilder und Anſchauungen unſere Aufmerkſamkeit zu ſehr auf ſich ziehen, und wir ſo lange bei ihnen verweilen, bis uns die Verbindung der vorhergegangenen Ideen, der Zweck weswegen wir jede Idee herbeigerufen haben, und die Abſicht der ganzen Unterſuchung nicht mehr deutlich beiwohnt. Die Geometrie hat hierin vor andern Wiſſenſchaften den Vorzug, daß nämlich ihre Begriffe ſelbſt Anſchauungen ſind; folglich ſich einander nicht ſtören, ſondern vielmehr befördern. Es läßt ſich hieraus eine Wahrnehmung erklären, welche in den Briefen die neuſte Litteratur betreffend vorkommt; daß man nicht denjenigen, der die Metaphyſik oder auch irgend eine praktiſche Wiſſenſchaft nicht verſtehet, ſondern denjenigen für dumm hält, der die Anfangsgründe der Geometrie nicht zu faſſen vermag.

Anmerkung.

Mit aller innigſten Hochachtung für die Mathematik und für die Briefe die neuſte Litteratur betreffend ſey es geſagt, daß dieſe Wahrnehmung nicht wahr iſt, und wenn ſie wahr wäre, ſo würde dieſes Urtheil ſehr ungerecht ſeyn. Ich kenne vortrefliche Köpfe aller Art, die nicht aus Dummheit, ſondern vielmehr aus zu großer Lebhaftigkeit, die erſten Anfangsgründe der Geometrie nicht faſſen können. Zur Erlernung der Anfangsgründe der Geometrie gehört außerordentlich viel Geduld, und eine Aengſtlichkeit, die der Lebhaftigkeit zuwider iſt. Dieſe Männer können bloß die Anfangsgründe der Geometrie nicht faſſen. Könnnten ſie nur ſo lange ſich gedulden, bis ſie darüber weg ſeyn würden, ſo würden ſie gewiß, nachdem ſie mehrere Ideen und Verbindungen würden erhalten haben, und ihrer Lebhaftigkeit in den ſchnellen Uebergang von einer Idee zur andern keine Hinderniſſe mehr im Wege ſeyn würden, ſowohl Neigung als Talent zu dieſer Wiſſenſchaft zeigen. Es iſt eben ſo peinlich für einen geſchwinden Geiſt langſam, als für einen langſamen Geiſt ſchnell zu wirken.

S. M.

106 — 143.

Ein, in pſychologiſcher Rückſicht ſehr wichtiger Aufſatz. Nicht des Inhalts, ſondern der Form wegen. Es iſt die Bekehrungsgeſchichte des V. von dem Unglauben zu dem Glauben an die Kantiſche Philoſophie. Der V. erzählt darin, daß er vorher in ſeinen Schriften, worauf die ſorgloſe Welt keine Rückſicht genommen habe, ſich als ein Gegner dieſer Philoſophie gezeigt hatte, nachher aber ſey ihm der Geiſt des Herrn Kants erſchienen, der gleichſam zu ihm ſprach: Saul, Saul, was verfolgſt du mich? Und damit die böſe Welt nicht die vorwitzige Frage aufwerfen ſollte: Iſt auch Saul unter den Propheten? ſo erzählt der V., wie er ſich allerdings des Studiums der Philoſophie befliſſen, und darin eine groſe Revolution erfahren hätte. Beſonders wurde dieſe heilſame Revolution durch Herrn Reinholds Schriften bewirkt. Das praktiſche Vernunftgeſetz iſt ihm nun die Grundlage aller Philoſophie. Uebrigens läßt ſich von einem Aufſatz dieſer Art kein Auszug liefern. —

Drittes Stück.

1 — 28.

Die empiriſche Pſychologie des H. Pr. Schmids wird, wie ſie es wirklich verdient, gerühmt, und eine Anzeige von ihren erſten Gründen geliefert.

Die Erklärung von **Seele** und **Gemüth**. **Seele** iſt das Subjekt aller Vorſtellungen, das wir aber zugleich auch als Subjekt anderer Akzidenzen denken, die keine Vorſtellungen ſind, und mit keinen Vorſtellnngen in einem erkennbarem Verhältniſſe ſtehen. **Gemüth** aber iſt die Seele, bloß als Subjekt der Vorſtellungen, oder deſſen, was mit den Vorſtellungen in einem erkennbaren Verhältniß ſtehet, gedacht.

Ich bemerke hier, daß ich keinen Grund einſehen kann, warum wir das Gebiet der Seele über die Gränzen des Gemüths ausdehnen ſollen? Die Akzidenzen des Bewußtſeyns ſind Prädikate der Seele; alle andere Akzidenzen aber ſind Prädikate des Körpers. Die **Subſtanzialität** der Seele iſt nur **während des Bewußtſeyns** ein **realer Begrif**, außerdem aber eine bloße **Fiktion**.

Der V. unterſcheidet **Grundkraft** von **Generalkraft**. **Grundkraft** iſt das innere Prinzip der

Möglichkeit oder Wirklichkeit gewiſſer Erſcheinungen, die in der That identiſch ſind, und nur durch zufällige Beſtimmungen ſich als verſchieden zeigen, und verſchiedenen Kräften zugeſchrieben werden. **Generalkraft** hingegen iſt der generiſche Begrif aller unter demſelben Geſchlecht ſtehenden Arten, das nur das, allen dieſen Gemeinſchaftliche, begreift.

Anmerkung.

Da dieſe Unterſcheidung etwas dunkel ſcheinen möchte, ſo werde ich ſie hier, nachdem ich ſie gefaßt habe, zu erläutern ſuchen.

Die **Anziehungskraft** oder Wirkungsart, wornach die Körper nach gerader Verhältniß ihrer Maſſen, und umgekehrter Verhältniß ihrer Entfernungen ſich einander anziehen, iſt eine **Grundkraft**, indem ſie dem Weltſyſtem ſowohl als dem Aufſteigen der Flüſſigkeiten in den Haarröhrchen auf gleiche Art, zum Grunde liegt. Dahingegen, das **Leben** z. B. iſt zwar dem Menſchen und dem unvernünftigen Thiere gemein, da aber die Vernunft eine zu demſelben hinzukommende, aber in demſelben nicht enthaltene Beſtimmung des Menſchen iſt, ſo iſt das Leben keine **Grundkraft**, woraus ſich die Entſtehung des Menſchen als eines vernünftigen Weſens erklären laſſen ſollte, ſondern eine **Generalkraft**, indem es in dem Menſchen ſo wie in dem Thiere anzutreffen iſt.

S. M.

Vorſtellung iſt diejenige Veränderung des Gemüths, wovon ein Bewuſtſeyn möglich iſt, d. h. die ich auf ein (vorſtellendes) Subjekt, und auf ein (vorgeſtelltes) Objekt beziehen kann.

Das wirkliche Beziehen einer Vorſtellung auf ihr Objekt und Subjekt macht das **Bewuſtſeyn** aus. Das was bezogen wird, iſt **Vorſtellung**. Es giebt alſo keine **Vorſtellung** ohne **Bewuſtſeyn**.

Ich bemerkte hierüber, daß die Erklärung des **Bewuſtſeyns** zu enge iſt. Das wirkliche Beziehen einer Vorſtellung auf ihr Objekt und Subjekt macht nicht ein einziges, ſondern fünferlei **Bewuſtſeyn** aus. Das **Bewuſtſeyn** überhaupt iſt die allgemeinſte Form oder Bedingung alles beſondern Bewuſtſeyns, das zwar nicht durch innere Merkmale **gedacht**, aber dennoch in einem jeden beſtimmten Bewuſtſeyn **vorausgeſetzt** werden muß.

Die Erklärung von **Vorſtellung** weicht gleichfalls vom Sprachgebrauche ab. Dieſem Zufolge iſt Vorſtellung dasjenige, das ſich als Theil eines Ganzen, oder als Merkmal auf daſſelbe bezieht. Es kann alſo nicht alles, was im Bewuſtſeyn anzutreffen iſt, Vorſtellung heißen. Pſychologiſche Erklärung der Erſcheinung, daß wir alles, was im Bewuſtſeyn anzutreffen iſt (auch ohne daß es je als Merkmal eines reellen Objekts gedacht worden) aufs Objekt beziehen. Eine jede Vorſtellung beſteht auf einem **Stof** und einer **Form**. Jenes macht die Beziehung der Vorſtellung aufs Objekt; dieſe die

Beziehung derſelben aufs Subjekt möglich. Meine Anmerkung hierüber.

Wider die Verbindung phyſiologiſcher (oder ſonſt anderer) und pſychologiſcher Gründe in der Erklärung gewiſſer Erſcheinungen.

1) Eine Erſcheinung **erklären**, heißt nicht bloß die **Bedingungen unter welchen**, ſondern die **Art, wie** ſie möglich iſt, nach allgemeinen Naturgeſetzen, angeben. Nach dem allgemeinen Geſetze von der Verbindung zwiſchen Seele und Körper aber, können wir allenfalls die körperlichen Bedingungen (die beſondere Organiſation, und den jedesmaligen Zuſtand des Körpers) einer pſychologiſchen Erſcheinung, nicht aber die Art, wie ſie unter dieſen Bedingungen nach allgemeinen Naturgeſetzen möglich iſt, beſtimmen. Phyſiologiſche Beſchaffenheiten können alſo kein Erklärungsgrund von pſychologiſchen Erſcheinungen abgeben.

2) Selbſt dieſe **Bedingungen** ſind uns in beſondern Fällen unbekannt, wir können ſie allenfalls im Allgemeinen **vorausſetzen**, nicht aber beſtimmt **angeben**.

Für dieſe Verbindung.

1) Die Seele iſt nur eine **Subſtanz in der Erſcheinung**, d. h. zum Behuf des Erfahrungsgebrauchs, müſſen wir ſie als **Subſtanz denken**, wir können ſie aber nicht durch innere Merkmale an ſich, als ſolche **erkennen**. So lange alſo die

Seele **wirkt**, d. h. Vorſtellungen hervorbringt, müſſen wir dieſe Vorſtellungen in einer Kauſalverbindung denken. Sobald ſie aber zu wirken aufhört (wie im tiefen Schlafe, Ohnmacht u. ſ. w.) hört auch dieſe Verbindung an ſich auf (die Erſcheinungen, die ſich alsdann ereignen, ſind nicht mehr Seelenerſcheinungen, ſondern Körpererſcheinungen, und müſſen nach phyſiologiſchen Gründen erklärt werden), und wenn wir ſie doch in dieſer Verbindung denken, ſo geſchieht dieſes bloß nach der **Methode der Interpolation**, d. h. dieſe gedachte Verbindung iſt eine bloße **Fiktion**.

2) Es giebt wiederum Seelenerſcheinungen, die nicht als Akzidenzen eben derſelben Subſtanz, ſich aus ihr allein, ſondern aus ihrer Verbindung mit andern Seelen oder Geiſtern in einem einzigen Geiſterſyſtem nach den Geſetzen der Kauſalverbindung erklären laſſen. Man kann alſo überhaupt nicht alle Seelenerſcheinungen auf eine genugthuende Art **aus ihr ſelbſt** herleiten.

---

86 — 99.

Ein Brief, der nicht ſeines **Inhalts** (denn, die Wahrheit zu ſagen, läßt ſich ſchwer ein Inhalt dieſes Briefs angeben), ſondern ſeiner **Form** nach, ein Gegenſtand der Erfahrungsſeelenkunde iſt. Der V. **beſchreibt nicht**, ſondern iſt ſelbſt ein pſychologiſches Phänomen. Der ganze Brief iſt eine ſeltſame Miſchung der **kritiſchen Philoſophie**, mit den Lehren der Kabbala, aus welcher Vermiſchung keine Rieſen, ſondern Ungeheuer entſprießen müſſen.

106 — 107.

Eine Beſtätigung, der von mir (8. Band. 3. Stück. S. 13.) feſtgeſetzten Ordnung in der Aſſoziation, und ſelbſt der dort problematiſch gelaſſene Fall, wird durch die Beobachtung des B. an ſich ſelbſt entſchieden.

108 — 114.

Es träumte einſt dem B. es wäre in ſeiner Stube Feuer ausgekommen, welches zwar ihm große Gefahr drohte, das er aber ſogleich mit wenig Waſſer gelöſcht hatte. Als er nun des Morgens darauf aufſtand, war ihm dieſer ganze Traum entfallen. Nun kam ſeine Aufwärterin, brachte (welches ſie nie, ſeit ſie ihm aufwartete, zu thun pflegte) einen Topf mit Kohlen, um zu räuchern, und ſetzte dieſen Topf auf den Tiſch. Der B. war vertieft im Leſen, und ſaß mit dem Rücken der Thüre zugewandt, ſo daß er dieſes nicht bemerkte. Eine halbe Stunde nachher aber wurde die Stube voll Rauch. Er ſtand daher auf, und ſiehe! das Feuer hatte ſchon den Tiſch ergriffen, und wäre nicht ſchleunige Hülfe geſchaft worden, ſo würde derſelbe vom Feuer völlig verzehrt worden ſeyn.

Einem andern träumte einſt, er habe in ſein gewöhnliches Koffehaus gehen wollen, als er aber dahin kam, fand er die Thüre deſſelben ververſchloſſen. Er pochte ſtark daran, ſie wurde ihm aufgemacht, er gieng hinein, fand einige beim Spiele ſitzen, mit welchen er ſich ins Geſpräch einließ; woraus endlich ein Wortwechſel entſtand. Einer der Spielenden gerieth darüber in Wuth, ergrif einen Stuhl, und ſchlug ſeinen Gegner damit auf den Kopf, ſo daß er leblos zu Boden fiel, worauf er in Verhaft genommen, und darauf als Mörder zum Tode verurtheilt worden iſt. So weit der Traum! Eine geraume Zeit nachher gieng dieſer Mann wirklich in ein Koffehaus, fand die Thüre zugeſchloſſen, pochte, wurde hereingelaſſen, gerieth in Wortwechſel, wurde zum Zorn gereizt, grif nach einem Stuhle, um ſeinen Gegner damit zum Stillſchweigen zu bringen. Auf einmal aber fiel ihm ſein gehabter Traum ein, er faßte ſich ſogleich, ſetzte den Stuhl ganz gelaſſen nieder und gieng nach Hauſe.

115 — 125.

Wird von einem Melancholikus erzählt, der in eine ſolche Art des Blödſinns gerathen iſt, daß man ihm, wie einem Kinde, die Ideen nach und nach entwickeln, und ſeine Seelenkräfte in Ausübung ſetzen muſte, wodurch er auch wieder hergeſtellt worden iſt.

Zehnter Band zweites Stück.

Zur höheren Erfahrungsſeelenkunde.

43 — 84.

Eintheilung einer jeden Wiſſenſchaft in einen gemeinen nnd höhern Theil. Das fundamentum diviſionis beruht entweder auf der **Verſchiedenheit der Art**, den Gegenſtand der Wiſſenſchaft zu betrachten, oder auf der **Verſchiedenheit der Gegenſtände** ſelbſt (die aber doch in einem Gattungsbegrif übereinſtimmen, wodurch ſie bei ihrer Verſchiedenheit dennoch zu einer einzigen Wiſſenſchaft gehören). Eben ſo kann die Erfahrungsſeelenkunde in die **gemeine** und **höhere** Erfahrungsſeelenkunde eingetheilt werden. Der Gegenſtand jener ſind die **niedern**; der Gegenſtand dieſer aber die **höheren** Seelenkräfte; die an ſich keinen Krankheiten unterworfen ſeyn können, wohl aber vermittelſt der Krankheiten der niedern Seelenkräfte.

So äußern ſich auch die Krankheiten der niedern Seelenkräfte in derjenigen Würkungsart unſeres Erkenntnißvermögens, die ſich auf beſtimmte Objekte bezieht. Die Krankheiten der höheren Seelenkräfte aber äußern ſich hauptſächlich in dem Trieb unſeres Erkenntnißvermögens, das ſeine ner Natur nach unbeſtimmbare zu beſtimmen. Von dieſer Art iſt die Schwärmerei. Dieſe iſt ein Trieb der produktiven Einbildungskraft, Gegenſtände, die der Verſtand nach Erfahrungsgeſetzen für unbeſtimmbar erklärt, zu beſtimmen.

Die **Vernunftideen** ſind nicht von **konſtitutivem**, ſondern bloß von **regulativem** Gebrauch, und obſchon die **dogmatiſche** Metaphyſik dieſe Gränze überſchreitet, ſo kann ihr doch der Name Schwärmerei nicht beigelegt werden, weil ſie die Objekte bloß durch dieſe **Vernunftideen** (z. B. die Seele als letzte Subſtanz, abſolute Einheit u. ſ. w.), und nicht zugleich durch ihnen widerſprechende Erfahrungsmerkmale zu beſtimmen ſucht.

In einer Anmerkung wird gegen die kritiſche Philoſophie behauptet, daß die **Ideen** nicht in der Natur der **Vernunft**, ſondern in der **tranſzendenten Einbildungskraft** gegründet ſind. Die Vernunft iſt bloß das Vermögen mittelbar zu urtheilen, d. h. zu ſchließen. Sie dringt keinesweges auf die Totalität der zu verbindenden Glieder, ſondern verbindet immer ſo viele Glieder als ihr gegeben werden. Nur die produktive Einbildungskraft kennt keine Grenzen, und dringt auf die gedachte **Totalität**.

Uebrigens wird dadurch ſo wenig die Lehre von Gott, Unſterblichkeit u. ſ. w. als die Moral einen Abbruch leiden. Nur daß dieſe nicht, wie nach der kritiſchen Philoſophie, in der Vernunftform, ſondern in dem Trieb nach der höchſten Vollkommenheit gegründet ſeyn werden.

Aus dem Aufſatze von Jordan Bruno, und meinen Erläuterungen darüber, läßt ſich kein Auszug liefern.

Zum Beſchluſſe dieſes Werks will ich hier eine Beobachtung herſetzen, die ich vielfältig an mir ſelbſt zu machen Gelegenheit gehabt, und deren Entdeckung andern eben dieſelben Dienſte leiſten kann, die ſie mir geleiſtet hat.

Da ich mich nämlich ſehr frühzeitig zum Nachdenken gewöhnt hatte, ſo bemerkte ich, wenn ich mich im Nachdenken recht vertieft hatte, an meinen Augen ein heftiges Spannen und Ziehen nach einwärts zu, welches mir unerträglich war. Ich war daher auf Mittel bedacht, dieſem Uebel abzuhelfen. Ich wollte mich vom Nachdenken losreißen, aber dieſes wollte nicht immer gehen (wenn nicht zufällige Zerſtreuungen dieſem zu Hülfe kamen).

Ich bemerkte aber, daß wenn mir während meines Nachdenkens etwas aus meinem Gedächtniß einfiel, und ich mich bemühte, mich deſſen recht zu erinnern, das vorerwähnte Spannen und Ziehen nach und nach abnahm, ſo daß, wenn dieſe Bemühung die gehörige Zeit anhielt, ich endlich meines auf einen Gegenſtand fixirten Nachdenkens, und mit demſelben dieſes peinlichen Spannens und Ziehens los ward. Ich freute mich über dieſe Entdeckung, und brauchte ſie nachher immer mit gutem Erfolg. Ich ſuchte nämlich mich bei dieſer Gelegenheit auf etwas, das längſt vorgefallen iſt, recht zu beſinnen, wodurch ich von meiner Quaal befreit wurde.

Ich glaube irgendwo gefunden zu haben, daß die Alten den Sitz des Gedächtniſſes ins Vorderhaupt (oder ins cerebrum), den Sitz des Denkvermögens aber ins Hinterhaupt (oder ins cerrebellum) verwieſen haben. Dieſes kann durch die gemachte Beobachtung beſtätigt werden. —

S. Maimon.

* * *

Univerſalregiſter

oder

allgemeines Repertorium des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde.

Zur Seelenkrankheitskunde.

Erſter Band. Erſtes Stück.

Seite.
Ein Schreiben aus Schleſien über einen Blödſinnigen. 4.
Einige Nachrichten von dem Leben des ſeeligen Herrn J. M. Klug. 7.
Geſchichte eines Inquiſiten F. W. Meyer aus den Kriminalakten gezogen. 16.
Gemüthsgeſchichte G. P. Schönfelds eines ſpaniſchen Webers in Berlin. 20.
Gemüthsgeſchichte G. Gragerts eines Gensd'armen in Berlin. 24.
Geſchichte des Kindermörders J. F. D. Schaybell. 26.
Parallel zu der Geſchichte des H. Klug. 30.
Grundlinien zu einem ungefähren Entwurf in Rückſicht auf die Seelenkrankheitskunde. 31.

Erſter Band. Zweites Stück.

Geſchichte des H. D. eines noch lebenden Kavaliers als ein Pendant zur Geſchichte des H. Klug. 7.
Geſchichte des Inquiſiten D. Wölkners aus den Kriminalakten gezogen von H. Referendarius Fröhlich. 10.
Geſchichte des ehmaligen Inſpektors am Joachimthalſchen Gymnaſium J. P. Drieß nach einer mündlichen Erzählung des H. M. Mendelſohn und einem ſchriftlichen Bericht des H. Aſſeſſor Hagen. 18.

Seite
Sonderbarer Gemüthszuſtand eines jungen Menſchen von funfzehn Jahren, von H. R. H. Schmidt, öffentlichen Lehrer und Aufſeher der kölniſchen Schule in Berlin. 28
Selbſtgeſtändniſſe des H. Baſedow von ſeinem Charakter. 34

Erſter Band. Drittes Stück.

Etwas aus Robert G . . . s Lebensgeſchichte, oder die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung von H. Jakob, Lehrer am Gymnaſium in Halle. 1
Auszug aus einem Briefe vom Herrn Hofgerichtsſekretair Wördt in Inſterburg. 27
Geſchichte eines Selbſtmörders aus Verlangen ſelig zu werden, vom Herrn Hofrath und Stadtphyſikus D. J. D. Mezger in Königsberg. 40

Zweiter Band. Erſtes Stück.

Fortſetzung von Robert G . . . s Lebensgeſchichte, oder die Folgen einer unzweckmäßigen öffentlichen Schulerziehung von Herrn J. L. H. Jakob, Lehrer am Gymnaſium in Halle. 1
Ein Kindermörder aus Lebensüberdruß, aus den Kriminalakten. 13
Deſertion aus einem unbekannten Bewegungsgrunde. 16
Ein ſonderbarer Hang zum Stehlen, nebſt den beiden vorhergehenden Aufſätzen von Herrn Auditeur Nencke. 18
Geſchichte eines Hofmeiſters, oder die traurigen Folgen einer melancholiſchen Gemüthsart bei einem Erzieher, vom Herrn J. F. Seidel. 20
Auszug aus P. Simmens Lebensgeſchichte, v. d. H. 38
Ein Diebſtahl aus Großmuth von einem ſiebzehnjährigen Knaben, von Herrn Auditeur Nencke. 54
Grauſamkeit eines gefangenen Soldaten gegen ſeinen eigenen Körper, vom Herrn D. Schröder. 60
Beiſpiel und Folgen einer ſchwärmeriſchen Sehnſucht nach dem Tode, vom Herrn Zur Hellen, Paſtor zu Dornberg in der Grafſchaft Ravensberg. 64
Sonderbarer Zuſtand eines nervenkranken Knaben, aus einem Briefe vom Herrn Hof- und Kriminalrath Ritter zu Großglogau. 69

Seite

Zweiter Band. Zweites Stück.

Sonderbare Aeußerungen des Wahnwitzes in einem Briefe aus Rußland an Herrn Buchhändler W** in Berlin. 1
Sonderbare Würkung einer überſpannten Einbildungskraft, aus einem Briefe des Herrn C. F. S., Prediger zu Kunzendorf bei Polkwitz. 14
Eine fürchterliche Art von Ahndungsvermögen, aus einem Briefe vom Herrn Liphardt aus Stettin. 16

Zweiter Band, Drittes Stück.

Merkwürdiger Gang der Phantaſie in einem Delirium. Aus einem Briefe vom Herrn D. Dunker aus Klitſchdorf bei Bunzlau in Schleſien. 1
Geſchichte einer merkwürdigen Krankheit, in Rückſicht auf den damaligen Seelenzuſtand des Kranken. Aus einem Briefe von Herrn J. D. Mauchart, der Weltweisheit Magiſter im theologiſchen Stift in Tübingen. 12
Zwei Selbſterfahrungen und eine Krankheitsbeobachtung von Herrn K. in T. 23
Auszug aus einem Briefe des fürſtlich R — iſchen Wundarztes J. an den Herrn Paſtor R. 31
Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***. 36

Dritter Band. Erſtes Stück.

Eine wahnwitzige Paſſionspredigt (Gehalten vom Herrn Präpoſitus Picht zu Ginſt in Schwediſch-Pommern, Freitag den 5. März 1784). 1
Beſchluß des Aufſatzes: Geſchichte meiner Verirrungen an Herrn Paſtor W*** in H***. 9
Ein Korbmacher der oftmals, gleichſam in einer Betäubung, ausnehmend erwecklich geprediget. Vom Herrn J. A. T. L. Varnhagen, Paſtor zu Wetterburg bei der fürſtlich Waldeckſchen Reſidenz Arolſen. 41
Eine Unglücksweiſſagung vom Herrn Ulrici. 47
Die Wichtigkeit des Ahndungsvermögens, oder ſonderbare Würkung eines melancholiſchen Temperaments, vom Herrn F. G. 56

Seite

Dritter Band. Zweites Stück.

Jakob Barmeier (ein Mörder nach einem apocryphiſchen Buche in der Bibel), vom Herrn geheimen Archivarius und Hofrath Evers zu Schwerin. 1
Geneſungsgeſchichte eines Jünglings von einem dreimonatlichen Wahnwitz. 15
Geſchichte eines im frühſten Jünglingsalter intendirten Brudermordes. 58

Dritter Band. Drittes Stück.

Beiſpiel einer außerordentlichen Vergeſſenheit. 1
Sonderbare Gemüthsbeſchaffenheit eines alten Mannes, der ſich einbildet, daß er geſchlachtet werden ſolle. 14
Ahnendes Vorgefühl der Krankheit. 20

Vierter Band. Erſtes Stück.

Beilage zu dem Aufſatz: ein unglücklicher Hang zum Theater. 15

Vierter Band. Zweites Stück.

Gutachten über den Gemüthszuſtand des verabſchiedeten Soldaten M. Matthieſen und des Züchnermeiſters T**, eine Schatzgräbergeſchichte, von Herrn Mezger. 25
Geſchichte eines ſonderbaren Wahnſinns und dadurch am Ende verurſachten Mordes. 32
Auszug aus einem Briefe über Todeserſcheinungen. 38

Vierter Band. Drittes Stück.

Ein Aufſatz vom Herrn C. D. Voß. 17
Sonderbare hypochondriſche Grille, vom Herrn C. D. Voß. 21
Auszug aus einem Briefe von Herrn K. Gemeinheitskommiſſarius Gädike zu Cammin. 22
Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R** 33
Verrückung aus Liebe. 43
Ein phyſiologiſch-pſychologiſches Problem, vom Herrn Tiemann, Kammerrath bei der Mindenſchen Kriegs- und Domainenkammer. 45

Seite

Fünfter Band. Erſtes Stück.

Unwillkührlicher Hang zum Stehlen und Geldleihen. 21
Ein Brief an Gaßnern von Lavater. 32

Fünfter Band. Zweites Stück.

Auszug aus M. Adam Berends eigener Lebensbeſchreibung, Fortſetzung. 17
Noch ein Beitrag zu dem Leben eines reichen jungen Mannes, welcher das Stehlen und Geldleihen nicht laſſen konnte. 40
Gewalt der Liebe, von C. S. H. 47
Raſerei aus Liebe und Todesfurcht. 53

Fünfter Band. Drittes Stück.

Beiſpiel einer ſonderbaren Ohnmacht. 15
Ein ſchwer zu erklärender Traum. 18

Sechſter Band. Erſtes Stück.

Volksaberglauben. 17
Der Einſiedler im Stadtgetümmel. 17
Einwirkung eines äußeren Gegenſtandes auf die Verwirrung unſrer Ideen. 31
Fortgeſetzte Nachricht von einer Geiſterſeherinn; nebſt Auszügen aus zwei Briefen des Herrn Pfarrers Müller in Augspurg, und Bemerkungen über die Erſcheinungen der Madam Beuter, von einem augspurgiſchen Geiſtlichen. 34
Beitrag zur Geſchichte der Viſionen und der Ausſchweifungen menſchlicher Einbildungskraft. 44

Sechſter Band. Zweites Stück.

Aehnlicher Fall zu der im zweiten Stück fünften Bandes erzählten ſonderbaren Ohnmacht. 19
Aus den Papieren eines Hypochondriſten. 20

Sechſter Band. Drittes Stück.

Merkwürdige Beiſpiele von Lebensüberdruß:
a) Eines hypochondriſchen Geiſtlichen. 88

Seite
b) Eines 71jährigen blinden Predigers. 24
c) Einer gefangenen 23jährigen Weibsperſon. 35
Krankheit der Einbildungskraft. 42
Mütterliche Grauſamkeit aus Melancholie und Verzweifelung. 47

Siebenter Band. Erſtes Stück.

J. Herrmann Simmen 18

Siebenter Band. Zweites Stück.

Auszug aus dem Mercure de France dieſes Jahrs Nro. 1. 10
Ueber Seelenkrankheit und einen ſeelenkranken Menſchen. 26
Bemerkungen über einen inkorrigiblen Dieb, in pſychologiſcher Rückſicht. 58

Siebenter Band. Drittes Stück.

Beitrag zur Beſtätigung des Satzes, daß die Einbildungskraft und das Gedächtniß mehr dem Körper als der Seele zugehöre, von J. E. Gruner. 16
Bau, ein Vatermörder, von J. E. Gruner. 17

Neunter Band. Erſtes Stück.

Schreiben von Herrn Joſeph Hyazinth Mathy an K. P. Moriz, mit Anmerkungen von Samuel Maimon. 109

Zur Seelennaturkunde.

Erſter Band. Erſter Stück.

Einige Beobachtungen über einen Taub- und Stummgebornen. 39
Aus einem Tagebuche. 44
Stärke des Selbſtbewußtſeyns. 47
Wachender Traum. 53
Die letzten Stunden des ſeeligen Herrn Profeſſor J. G. Zierlein. 56
Erinnerungen aus den frühſten Jahren der Kindheit. 65

Seite
Hat die Seele ein Vermögen, künftige Dinge vorherzuſehen? 70
Verſchiedenheit unſrer Empfindung bei der Vorſtellung vom Tode. 85
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 92

Erſter Band. Zweites Stück.

Ein Brief an Sulzern, über eine an ſich ſelbſt gemachte Erfahrung, von Hrn. Oberkonſiſtorialrath Spalding. 38
Pſychologiſche Beſchreibung ſeiner eigenen Krankheit, vom Herrn D. Markus Herz an Herrn D. J. in Königsberg. 44
Sonderbare Handlungsart ohne Bewußtſeyn. Aus dem Engl. des Monboddo, überſetzt von G. L. Spalding. 74
Geſchichte einer Frau, die ihren Tod vorherſahe, vom Hrn. G. F. S. Hennig, Kirchenrath und Pfarrer in Löbenicht zu Königsberg. 78
Erinnerung aus den erſten Jahren der Kindheit, vom Hrn. Fiſcher, öffentlichem Lehrer am grauen Kloſter in Berlin. 82
Die Hähniſche Litteralmethode. 94
Verſchiedener Grund des Wahnwitzes in zwei Originalbriefen. 96
Eigne Erfahrung über Willensfreiheit v. d. H. 100
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, vorzüglich die Präpoſitionen, von d. H. 101

Erſter Band. Drittes Stück.

Pſychologiſche Betrachtungen auf Veranlaſſung einer von dem Hrn. Oberkonſiſtorialrath Spalding an ſich ſelbſt gemachten Erfahrung, vom Hrn. Moſes Mendelſohn. 46
Fortgeſetzte Beobachtung über einen Taub und Stummgebornen, von d. H. 76
Geſchichte eines taub- und ſtummgebornen Frauenzimmers, von Herrn Paſtor Paulmann in Braunſchweig, nebſt einer Nachricht von der Lehrart dieſer Perſon, von dem Herrn Schullehrer Schweinhagen. 82

Seite

Zweiter Band. Erſtes Stück.

Selbſterfahrung des Herrn Kirchenrath Stroth in Gotha. 71
Todesahndung aus den Akten des Oberkollegii Medici. 72
Fragment aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte, v. d. H. 76
Selbſtgeſtändniß des Herrn Doktors Semler von ſeinem Charakter und Erziehung. 96
Selbſtgeſtändniſſe des Herrn Pr. Jung von ſeinem Charakter. 115
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 118

Zweiter Band. Zweites Stück.

Ueber den Mangel unſerer Jugenderinnerungen, von Hrn. C. F. Pockels, Prinzenlehrer in Braunſchweig. 18
Fortſetzung aus Anton Reiſers Lebensgeſchichte, v. d. H. 12
Zum 1ſten Band 1tes Stück, No. 8. Seite 100 des Magazins. Willensfreiheit. 36
Einwirkung ſinnlicher Gegenſtände auf die Gedanken, vom Herrn J. G. Bötticher, Lehrer beim Grafen von Lehndorf zu Steinort bei Raſtenburg in Preußen. 38
Merkwürdiges Bekenntniß eines Tauben und Stummen von ſeiner verübten Mordthat. 40
Gutachten über das vorhergehende Bekenntniß, von Hrn. Oberkonſiſtorialrath Silberſchlag. 50
Auszug aus einem Briefe des Herrn Direktor Heinicke an den Abbe L'Epee. 66
Auszug aus der Antwort des Herrn Abbe L'Epee auf den vorigen Brief. 78

Zweiter Band. Drittes Stück.

Fortſetzung des Schreibens von Herrn Abbe L'Epee an Herrn Direktor Heinicke. 73
Ueber das Taubſtummeninſtitut in Wien, vom Herrn F. Nikolai. 81
Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht, vom Herrn Pockels, Prinzenlehrer in Braunſchweig.
Erinnerungen aus den frühſten Jahren der Kindheit. Ein Pendant zum 1ſten Bande 1ſtes Stück Seite 65. 103

Seite

Dritter Band. Erſtes Stück.

Ueber den Anfang der Wortſprache in pſychologiſcher Rückſicht, vom Herrn C. F. Pockels, Fortſetzung. 75
Ein Dichter im Schlaf. 88
Pſychologiſche Bemerkungen über das Lachen, und insbeſondere über eine Art des unwillkürlichen Lachens, von Herrn C. F. Pockels. 89

Dritter Band. Zweites Stück.

Eine Selbſtbeobachtung auf dem Todbette. 63
Handlung ohne Bewußtſeyn der Triebfedern, oder die Macht der dunkeln Ideen, von D. G. Wedekind, Königl. und Churf. Phyſikus der Grafſchaft Diepholz. 80
Die natürliche Religion eines Taubſtummen, von M. 89

Dritter Band. Drittes Stück.

Moralität eines Taubſtummen. 39
Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit. 42
Beiſpiel eines ſehr empfindſamen Nervenſyſtems. 46
Von der Beſchaffenheit einiger unſrer Geſichtsbegriffe. 48
Ueber meinen unwillkürlichen Mordentſchluß. 61
Ueber die Neigung der Menſchen zum Wunderbaren. 81

Vierter Band. Erſtes Stück.

Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, von Herrn Rektor Bauer in Hirſchberg. 56

Vierter Band. Zweites Stück.

Einige an einen Taubſtummen gemachte Beobachtungen, von F. A. Wallroth. 42
Sonderbarer Eindruck einer Liebeserklärung auf das Herz eines jungen Frauenzimmers, von C. F. Pockels. 57
Erinnerungen aus den erſten Jahren der Kindheit, von J. L. A. Sch **. 62
Die Menſchenmaſſe in der Vorſtellung eines Menſchen. 73
Noch etwas für Ahndungsvermögen von L **. 80

Auszug

Seite
Auszug aus einem Briefe aus dem Haag, nebſt einer Beobachtung und zwei Selbſterfahrungen, von Herrn van Goens. 87
Schack Fluurs Jugendgeſchichte. Ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde, von C. F. Pockels. 96

Vierter Band. Drittes Stück.

Schack Fluurs Jugendgeſchichte (Zweites Stück). 49
Ein Traum von Herrn Seidel. 75
Einzelne Bemerkungen über Träume, von Herrn C. D. Voß. 79

Fünfter Band. Erſtes Stück.

Ueber die unwillkürliche Abneigung gegen gewiſſe Menſchen. — Moraliſche Antipathie. 36
Beiſpiel einer ſchnellen Liebe. 53
Ein ſonderbarer Traum. 55
Stärke der Einbildungskraft. 62
Fortſetzung der Fragmente aus dem Tagebuche des verſtorbenen R. 65
Einzelne pſychologiſche Beobachtungen und Bemerkungen zu weiterem Nachdenken aufgeſetzt. 69

Fünfter Band. Zweites Stück.

Vermiſchte Gedanken über Denkkraft und Sprache. Fortſetzung. 58
Ueber den Einfluß der Finſterniß in unſern Vorſtellungen und Empfindungen, nebſt einigen Gedanken über die Träume. 88
Ein Traum von Herrn M. 103
Außerordentliches Gedächtniß des Indeding Buxton. 105
Fortſetzung der Folge meines Lebens, von G. L. A. Schlichting in Wien. 109
Liebe, die gegen den geliebten Gegenſtand ſehr bitter ſeyn kann. 119

Fünfter Band. Drittes Stück.

Ueber die Schwärmerei und ihre Quellen in unſern Zeiten, von D. Jeniſch. 33

Seite
Nebſt einem Anhang über den nehmlichen Gegenſtand von P. 44
Ein Traum. 48
Materialien zu einem analytiſchen Verſuch über die Leidenſchaften. 52
Der philoſophiſche Landchartenhändler von Jon. Dillenius. 66
Eine Traumahndung. 75
Solamen miſeris ſocios habere malorum. 77
Allgemeine Betrachtungen über Sprache, von A. Schlichting. 82
Noch etwas von Ahndungen, von Ebendenſelben. 92

Sechſter Band. Erſtes Stück.

Schreiben an den Herausgeber des 5ten Bandes des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde. 69
Ein Schreiben an Herrn Pr. Moriz, von Herrn Legationsrath von F... in M...
Beurtheilung einiger Fälle von vermeinten Ahndungen. 92

Sechſter Band. Zweites Stück.

Ueber den Zuſtand der Seele nach dem Tode. Ein Geſpräch. 15

Sechſter Band. Drittes Stück.

Materialien zu einem analytiſchen Verſuche über die Leidenſchaften. Fortſetzung. Eiferſucht. 52
Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. 76
Fragment aus dem Tagebuche eines Reiſenden 1787 im Nov. 90

Siebenter Band. Erſtes Stück.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. Fortſetzung. 74

Siebenter Band. Zweites Stück.

Pſychologiſche Bemerkungen über Träume und Nachtwandler. Fortſetzung. 58

Beobach-

Seite
Beobachtungen zur Seelenkunde, von A. Schlichting. 92

Siebenter Band. Drittes Stück.

Aus dem Tagebuche eines Selbſtbeobachters. 28
Ueber Selbſttäuſchung. 45
Fortſetzung des Tagebuchs. 48
Myſtiſche Briefe des Herrn von F**. 53
Ueber die Myſtik. 75
Einige Beiſpiele von Geiſtes- oder Gedächtnißabweſenheit. Ein Beitrag zur Erfahrungsſeelenkunde vom Herrn van Goens. 77
Grundlinien zu einem Gedankenperſpektiv. 81
Konfeſſion der Madame J. M. B. de la Motte Guian, aus ihrem Leben, welches von ihr ſelbſt beſchrieben iſt. 83

Achter Band. Erſtes Stück.

Ueber den Zweck der Thränen. Aus einer ungedruckten Schrift über den Troſt von Hrn. Gruner. 19
Einige Gedanken über die Muttermähler, von Herrn Grohmann. 25
Oral, über Taubſtumme. Bruchſtück eines Geſprächs mit Becker. An Becker von Herrn Eſchke. 45
Ueber den Bund zwiſchen Geiſt und Körper. Auszug aus einem Briefe vom Herrn Grafen von Gräveniz. 50
Beobachtungen über Taubſtummen. Erſter Verſuch, von Herrn Eſchke. 53
Fortſetzung des Tagebuchs eines Selbſtbeobachters. 60
Waffen der Myſtik gegen die Verſuchungen der Wolluſt. Auszug aus einem Briefe des Herrn von F. 71
Starker Glaube an die Kraft des Gebets. Aus einem Briefe des Herrn von F. 76
Rath der Myſtik wider die Schwärmereien der Einbildungskraft. 78
Erinnerungen aus den frühſten Jahren der Kindheit, von K. St. 83
Fragment aus dem vierten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte. 90
Die Würkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht. Ueber das muſikaliſche Gehör, von K. St. 99

Seite
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht, von K. P. Moriz. 105

Achter Band. Zweites Stück.

Würkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge, von Herrn Hofr. und Pr. M. Herz. 1
Fortſetzung des Fragments aus dem 4ten Theil von Anton Reiſers Lebensgeſchichte. 7
Vom menſchlichen Denken a priori, von Herrn Direktor Heinicke. 31
Beobachtungen über Taubſtumme. Zweiter Verſuch, von Hrn. Dr. Eſchke. 37
Die Würkungen der äußern Sinne in pſychologiſcher Rückſicht. Ueber das muſikaliſche Gehör, von K. St. 45
Ueber die Sprache. Unmaßgeblicher Vorſchlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen, von Herrn Doktor Eſchke. 52
Sonderbare Zweifel und Troſtgründe eines hypochondriſchen Metaphyſikers. 64

Achter Band. Drittes Stück.

Würkung des Denkvermögens auf die Sprachwerkzeuge, von Herrn Salomon Maimon. 1
Schreiben über Täuſchung und beſonders vom Traume, von Hrn. Veit. 17
Ueber Selbſttäuſchung, vom Herausgeber. 33
Ueber Selbſttäuſchung, in Bezug auf den vorhergehenden Aufſatz, von Herrn S. Maimon. 38
Anmerkungen und Berichtigungen zu dem Magazin zur Erfahrungsſeelenkunde, von Herrn van Goens. Aus dem Franz. überſetzt. 51
Die Leiden der Poeſie, von dem Herausg. 108

Neunter Band. Erſtes Stück.

Fragmente aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte. Herausgegeben von K. P. Moriz. 14
Ueber den Traum und über das Divinationsvermögen, als eine Fortſetzung des vierten Aufſatzes im dritten Stücke des achten Bandes, von S. Maimon. 70

Seite

Schreiben von K. P. Moriz an S. Maimon, bei Zuſchickung eines Buchs mit dem Titel: Beobachtungen über den Geiſt des Menſchen u. ſ. w., von Andrei Peredumin Koliwanow. 89

Antwortſchreiben von S. Maimon und Beurtheilung gedachten Buches. 90

Fragment aus des Herrn Prof. Herz Schrift über den Schwindel. 97

Myſtiſche Vorſtellungsart vom Fegefeuer. Fragment aus einer Schrift der Madame J. M. B. la Mothe Guion. 104

Neunter Band. Zweites Stück.

Selbſtmord aus Rechtſchaffenheit und Lebensüberdruß. 1

Fortſetzung des Aufſatzes über Täuſchung und beſonders vom Traume. 10

Uebergang des Aberglaubens in Wahnwitz. 26

Fortſetzung des Fragments aus Ben Joſua's Lebensgeſchichte. Herausgeg. von K. P. Moriz. 41

Theanthis und ihr Schweizerphiloſoph. Eine pſychologiſche Geſchichte. 81

Obereits Widerruf für Kant. Ein pſychologiſcher Kreislauf. 106

Neunter Band. Erſtes Stück.

Zwei Briefe von Taubſtummen; mitgetheilt von Herrn Edukationsrath Campe. 29

Unterſuchung der Möglichkeit einer Charakterzeichnung aus der Handſchrift, von Hrn. Grohmann. 34

Sonderbare Art des Trübſinns, von Hrn. Bendavid. 67

Schreiben des Hrn. Obereit an Hrn. S. Maimon. 86

Antwort auf das vorige Schreiben. 100

Eine das Gedächtniß betreffende Erfahrung. Mitgetheilt von Herrn Pr. Caſtillon. 106

Erfahrungen über Träume, von Herrn Aaron Wolfsſohn. 108

Heilung eines Melancholiſchen, von Herrn Prediger Reinhard. 115

Zehnter Band. Erſtes Stück.

Sprache in philoſophiſcher Rückſicht, von S. Maimon. 11

Seite
Der freie Einſiedler mitten in der Welt, nach der Erfahrungsſeelenkunde. 17
Fragment aus dem Tagebuche Weilers. 68
Ueber die Anmerkungen des Herrn Maimon, zu der Fortſetzung des Aufſatzes: über Täuſchung und beſonders vom Traume im 9ten Band 2tes Stück, S. 2. Von Herrn Joſeph Veit. 89

Zehnter Band. Zweites Stück.

Aphorismen über Zeugung, von Herrn Grohmann. 8
Ueber die Schwärmerei, von S. Maimon. 43
Fragmente aus dem Tagebuche Weilers. 85

Zur Seelenzeichenkunde.

Erſter Band. Erſtes Stück.

Verſuch einer Nebeneinanderſtellung einzelner jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel, öffentlichen Lehrer am grauen Kloſter in Berlin. 110

Erſter Band. Zweites Stück.

Beitrag zur Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Müller, Hofmeiſter in Halle. 108

Zweiter Band. Zweites Stück.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel, Lehrer am grauen Kloſter in Berlin. 124

Zweiter Band. Drittes Stück.

Beitrag zur Schilderung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 105

Dritter Band. Erſtes Stück.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 107

Dritter Band. Zweites Stück.

Beobachtung jugendlicher Charaktere. 93
Eine Szene aus meiner Kindheit, von K. Spazier, Lehrer am Deſſauiſchen Erziehungsinſtitut. 105

Vierter Band. Erſtes Stück.

Ueber die Zeichnung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 78

Seite
Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 80

Vierter Band. Drittes Stück.

Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 116

Fünfter Band. Erſtes Stück.

A — J — K — Bekenntniſſe. 76
Aus einem Briefe. 100

Sechſter Band. Zweites Stück.

Fragmente aus dem Tagebuche eines Beobachters ſeiner ſelbſt. 55

Siebenter Band. Zweites Stück.

Aus den Papieren eines Selbſtbeobachters. 97
An die Leſer des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, von K. P. Moriz. 125

Siebenter Band. Drittes Stück.

Beiträge zur Zeichnung jugendlicher Charaktere, von J. D. Mauchart. 92

Achter Band. Erſtes Stück.

M . . . in R . . ., von Z . . . 106
Zeichnung jugendlicher Charaktere, von Z . . 109
Selbſtſchilderung des Herrn O. C. R. B. 112

Achter Band. Zweites Stück.

Erinnerung aus den Jahren der Kindheit, von K. St. 107
Ausdruck der Leidenſchaften durch die Veränderung der Geſichtszüge. 119

Zur Seelenheilkunde und Diätetik.

Erſter Band. Erſtes Stück.

— — — — — — — 111
— — — — — — — 114

Erſter Band. Drittes Stück.

Etwas aus der Geſchichte eines Hypochondriſten. 2

Seite

Zweiter Band. Zweites Stück.

Ueber Anſtrengung des Geiſtes. Bemerkungen von eben dieſem ehemaligen Hypochondriſten. 105

Zweiter Band. Drittes Stück.

Aus einem Aufſatz des Herrn Pr. Büſch in Hamburg, das Armeninſtitut in Hannover betreffend. 110

Dritter Band. Erſtes Stück.

Ein Brief die Seelenkrankheitskunde betreffend. 115
Ein unglücklicher Hang zum Theater. 117
Einfluß der Dogmatik auf die Ruhe und Heiterkeit der Seele. Reflexionen eines ehmaligen Hypochondriſten. 125

Siebenter Band. Drittes Stück.

Eine Geſchichte eines unglücklichen Hanges zum Theater. 106
Von der Heilkunde der Seele, aus Cicero's tuſkulaniſchen Quäſtionen. 120

Achter Band. Erſtes Stück.

Beiſpiel eines Mannes, welcher von ſeinem dreißigſten bis vier und funfzigſten Jahre ein recht eifriger Myſtiker geweſen, nachher aber u. ſ. w. 114

Achter Band. Drittes Stück.

Beiſpiel eines Mannes u. ſ. w. 72
Auszug aus einem Briefe. 101

Zehnter Band. Drittes Stück.

Ueber das Verhältniß des Gedächtniſſes zum Denkvermögen, und deſſen Gebrauch in der Seelenkrankheitskunde, von S. Maimon. Beſchluß. 145

Vermiſchten Inhalts. Nachtrag.

Erſter Band. Erſtes Stück.

Auszug aus einem Briefe von Herrn Auditeur Nencke. 1

Seite

Zweiter Band. Zweites Stück.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Beobachtungen über Herrn Ch. Während einer ſonderbaren Krankheit, von Herrn Hofrath und Prof. Feder zu Göttingen. 83
Beobachtungen über Ahndungsvermögen, von Hrn. Zimmermann, Königl. Cammercalculator zu Breslau. 99
Beſchluß von Simmens Geſchichte. 101

Zweiter Band. Drittes Stück.

Noch etwas über Ahndungsvermögen, von Herrn Canzleidirektor Goekingk. 118
Laune, von M . . . s. 122

Dritter Band. Zweites Stück.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Ein neuer Werther. 115
Verrückung aus Liebe. 120

Dritter Band. Drittes Stück.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Umriß der Krankheitsgeſchichte eines zwölfjährigen Knaben. 100
— — — — — — — 104
— — — — — — — 106
— — — — — — — 108
Sprache in pſychologiſcher Rückſicht. 110
Auszug aus einem Sendſchreiben des Herrn Präpoſitus Picht in Geingſt an den Herausgeber. 116
Auszug aus einem Briefe von dem Verſ. der Geſchichte meiner Verirrungen. 122

Vierter Band. Erſtes Stück.

Reviſion der drei erſten Bände dieſes Magazins. 1
Auszug aus einem Briefe über Ahndungen und Feuerbeſprechen. 70
Nebeneinanderſtellung jugendlicher Charaktere, von Herrn Seidel. 78

Seite
Belege zu dem Aufſatze: ein unglücklicher Hang zum Theater. 15
Geſtändniſſe über das Vermögen künftige Dinge vorherzuſehen, von Madame * * *. 210
Auszug aus einem Briefe über religiöſe Schwärmerei, nebſt einen Beitrag zur Seelenheilkunde. 113
Noch ein Brief nebſt einer Einlage von Geſichten und Erſcheinungen. 120

Vierter Band. Drittes Stück.

Einige Bemerkungen über etliche im erſten Stücke des zweiten Bandes des Magazins befindliche Aufſätze, von Herrn C. L. A. Schl. 112

Fünfter Band. Erſtes Stück.

Nachtrag zur Seelenkrankheitskunde.

Auszug aus Madam Berends eigener Lebensbeſchreibung. 103

Fünfter Band. Erſtes, Zweites und Drittes Stück.

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände des Magazins. 1
Beiträge zur Geſchichte der Schwärmerei in unſern Zeiten. 96
Nachtrag zur Fortſetzung der Reviſion. 111

Sechſter Band. Erſtes Stück.

Fortſetzung der Reviſion der drei erſten Bände des Magazins. 1
Auszug aus dem Leben H. Cardans in pſychologiſcher Rückſicht. 99

Sechſter Band. Zweites Stück.

Fortſetzung der Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. 1
Beleg zur Geſchichte der Ahndungen. 62
Fortſetzung des Lebens des H. Cardans. 72

Seite

Sechſter Band. Drittes Stück.

Fortſetzung der Reviſion des 4ten, 5ten und 6ten Bandes dieſes Magazins. 1

Siebenter Band. Erſtes Stück, zweites Stück 1

Siebenter Band. Drittes Stück.

Reviſion über die Reviſionen des Herrn Pockels in dieſem Magazin, von K. P. Moriz. 1

Achter Band. Erſtes Stück.

Ueber den Endzweck des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, v. K. P. Moriz. 1

Neuter Band. Erſtes Stück. Zweites Stück.

Ueber den Plan des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde an den Herausgeber. Von Herrn S. Maimon. 1

Neunter Band. Drittes Stück.

Einleitung zur neuen Reviſion des Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, von S. Maimon. 1

Zehnter Band. Erſtes und zweites Stück.

Reviſion zur Erfahrungsſeelenkunde, von S. Maimon. 1

Intendirter Selbſtmord aus Hypochondrie (aus gerichtlichen Akten gezogen). 52

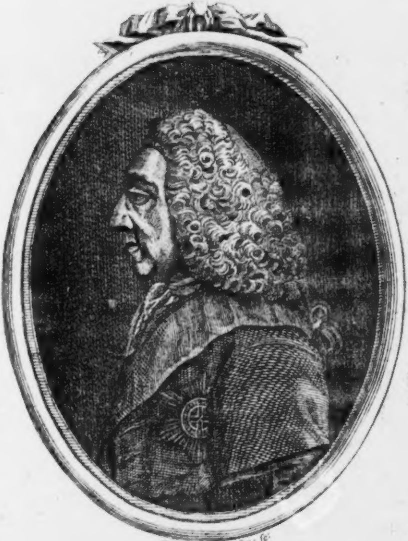
Zehnter Band. Zweites Stück.

Fortſetzung der Reviſion der Erfahrungsſeelenkunde, von S. Maimon. 1

Ueber die Schwärmerei, von S. Maimon. 43

Zehnter Band. Drittes Stück.

Realüberſicht des ganzen Magazins zur Erfahrungsſeelenkunde, mit Anmerkungen von S. Maimon.



C. C. Glaßbach sen: sc.

PHILIP DORMER STANHOPE

EARL OF CHESTERFIELD.

Regeln
einer
# feinen Lebensart
und
Weltkenntniß

zum
Unterricht für die Jugend
und zur
Beherzigung für Erwachſene
von
D. John Trusler.

Aus
dem Engliſchen überſetzt
mit
einer Zugabe
von
Carl Philip Moritz.

AS

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1784.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Regeln
einer feinen Lebensart,
allen
jungen Leuten
gewidmet.

Da es den meiſten jungen Leuten, bei ihrem erſten Eintritt ins Leben, an einer freundſchaftlichen Hand, ſie nach Klugheit und Erfahrung zu leiten, und mit der Welt gehörig bekannt zu machen, fehlt; ſo glaube ich der werdenden Menſchheit keinen größern Dienſt leiſten zu können, als wenn ich den Schritten des jungen Mannes eine zweckmäßige Richtung zu geben, und ihn zu lehren ſuche, wie er ſich ſeinen Weg durch das Gedränge bahnen ſoll. Ich ſetze voraus, daß derſelbe ſchon in den erſten Grundſätzen der Religion unterrichtet, und von der Nothwendigkeit moraliſch gut zu handeln überzeugt ſey, weil ſonſt die Haupt-Grundlage ſeiner Glückſeeligkeit fehlt. Dieß vorausgeſetzt alſo, werde ich in einer Reihe beſonderer Abſchnitte mich bemühen, ihm die nothwendigen Eigenſchaften vorzuzeichnen, welche ihm allein eine gute Aufnahme in der Welt verſchaffen können, ohne die er doch ſchlechterdings nicht erwarten kann, weder ſeinen eigenen Wünſchen, noch ſeiner Pflicht gemäß, das Leben, welches ihm zu Theil geworden iſt, auf eine angenehme Art zuzubringen; und weil nun die Beſcheidenheit die Grundlage aller guten Aufnahme iſt, ſo fange ich damit an.

Beſcheidenheit.

Die Beſcheidenheit iſt ein Reſultat der Verfeinerung der Seele, und gemeiniglich eine Begleiterin des Verdienſtes. Sie iſt im höchſten Grade einnehmend, und gewinnt uns die Herzen aller derer, die uns kennen. Im Gegentheil iſt niemand verhaßter in Geſellſchaft, als der Unverſchämte und der Prahler.

Gegen dem Menſchen, welcher bei jeder Gelegenheit ſich ſelber zu empfelen ſucht, und nur von ſich ſpricht, empfinden wir einen natürlichen Widerwillen. Wer ſich im Gegentheile zu bemühen ſcheint, ſeine eignen Vorzüge zu verbergen, wer den Verdienſten anderer gern Gerechtigkeit wiederfahren läßt, nur wenig von ſich redet, und das immer mit Beſcheidenheit, macht einen günſtigen Eindruck auf die Perſonen, die mit ihm umgehen, feſſelt ihre Herzen, und gewinnt ihre Hochachtung.

Demohngeachtet aber iſt Beſcheidenheit ſehr verſchieden, von jener tölpiſchen Blödigkeit, welche eben ſo ſehr zu tadeln, als dieſe zu loben iſt. Einfältig zu ſcheinen, zeigt eben ſo wenig gute Lebensart, als unverſchämt zu ſeyn. Ein junger Menſch muß im Stande ſeyn, bei ſeinem erſten Eintritt in das Zimmer, ohne die geringſte Verlegenheit die Geſellſchaft anzureden. Außer Faſſung zu ſeyn, wenn man angeredet wird, und keine Antwort in Bereitſchaft zu haben, iſt im höchſten Grade lächerlich.

Wenn ein tölpiſcher Kerl vom Lande in vornehme Geſellſchaft kömmt, iſt er ganz außerordentlich verlegen und unentſchloſſen. Er weiß nicht, was er mit ſeinen Händen noch mit ſeinem Hut anfangen ſoll, ſondern ſteckt entweder die eine in die Taſche, und läßt die andre an der Seite ſchlenkern, vielleicht drehet er gar ſeinen Hut auf den Fingern, oder tapt damit auf dem Knopf herum. Wird er angeredet, ſo iſt ſein Zuſtand noch bemitleidenswerther, er antwortet mit der größten Mühe, und ſtottert beinahe. Ein feiner Menſch hingegen, der gut zu leben weiß, tritt mit einem angenehmen Weſen, und einem beſcheidnen Selbſtzutrauen ins Zimmer, redet ſelbſt Leute, die er nicht kennt, auf eine ungezwungne und natürliche Weiſe, an, und das ohne die mindeſte Verlegenheit. Das iſt es, wodurch ſich eine feine Erziehung auszeichnet, und deſſen Kenntniß, bei unſerm Umgange mit der Welt ſo nothwendig iſt: denn wer auch wenige Talente beſizt, und ſich nur wie ein Menſch von feiner Lebensart zu betragen weiß, darf gemeiniglich eine beßre Aufnahme erwarten, als ein Mann von Kopf mit einem bäuriſchen Anſtande und Betragen.

Unwiſſenheit und Laſter ſind die einzigen Dinge, deren wir uns zu ſchämen haben; ſey von dieſen rein, und du darfſt dich in jede Geſellſchaft wagen, wohin du willſt. Ich will damit aber nicht ſagen, daß ein junger Menſch alle Furcht an fremden Orten zu erſcheinen ablegen ſoll: eine Art von Beſorgniß zu mißfallen, oder keine Achtung zu gewinnen, wird ihn beſtändig einen ſchicklichen Anſtand beobachten lehren. Es giebt einige Leute, welche die übeln Folgen einer falſchen Beſcheidenheit erfahren haben, und nun auf der andern Seite ausſchweifen, indem ſie ſich den Charakter der Unverſchämtheit zu eigen machen. Ein Fehler iſt ſo groß wie der andre. Ein wohlerzogner Menſch hält ſich zwiſchen beiden, und ſteuret beſtändig auf die Mitte zu. Er iſt ungezwungen und doch geſetzt in jeder Geſellſchaft, iſt beſcheiden, aber nicht blöde, feſt und männlich, aber nicht unverſchämt.

Ehe wir uns nicht in allen Geſellſchaften mit Gelaſſenheit und Unbefangenheit zeigen können, ehr können wir uns auch auf keine vortheilhafte Art zeigen: auch wird man nie von jemanden glauben, daß er viel in guter Geſellſchaft geweſen ſey, noch wird er in eine ſolche Geſellſchaft jemals aufgenommen werden können, wenn er nicht mit Vergnügen und ohne Verlegenheit darinn erſcheinen kann. Ein beſcheidenes Selbſtzutrauen, bei allen Veranlaſſungen des Lebens, iſt eine der vortheilhafteſten Eigenſchaften, die wir uns durch Uebung erwerben können.

Ein Mann von Kopf, der ſich ſeines Verdienſtes bewußt iſt, wird anſtatt drauf ſtolz zu thun, nur deſto beſcheidener ſeyn. Er beträgt ſich freilich mit einem edlen und geſetzten Weſen, aber ohne den geringſten Schein von demüthigender Erhebung über andre. Wer hingegen ſein eignes Verdienſt ganz verkennt, iſt eben ſo ſehr ein Thor, als wer beſtändig damit ſchimmern will. Ein verſtändiger Menſch, weiß, wozu er die meiſte Geſchicklichkeit beſitzt, aber niemals prahlet er damit; der furchtſame und blöde hingegen, kann ſich nie emporſchwingen, ſein Verdienſt ſey ſo groß es wolle; beſtändig wird er hinter denen bleiben, welche Geräuſch machen, und ſchneller vorwärts dringen. Ein Mann von Fähigkeiten, der die Welt kennt, wird eben ſo feſt auf ſein Recht beſtehen, und ſeine Plane ſo ſtandhaft und hartnäckig durchzuſetzen ſuchen, als der unverſchämteſte Menſch von der Welt; aber er thut es dennoch mit einer anſcheinenden Beſcheidenheit. So kömmt es bei allen Dingen auf die Art an, mit der ſie geſchehen; was bei dem einem Unverſchämtheit ſeyn würde, iſt bei dem andern weiter nichts, als ein edles Selbſtzutrauen: denn eine gewiſſe Feſtigkeit, womit man gleichſam ſeinen Platz zu behaupten ſucht, empfielt; nur ſich zu viel herauszunehmen, macht verhaßt. »

Da der Vorwitz oder die Voreiligkeit der Beſcheidenheit gerade entgegen ſteht, ſo folge lieber der Unterredung, als daß du ſie leiten willſt. Das iſt, ſprich über die Gegenſtände, wovon die Rede iſt, lieber mit, als daß du einen neuen Gegenſtand von deiner Erfindung zur Materie des Geſprächs zu machen ſuchſt. Wenn du wirkliches Talent beſitzeſt, ſo wirſt du Veranlaſſung genung finden, es bei jedem Fach der Unterhaltung zu zeigen, beſitzeſt du dieſes nicht, ſo wirſt du beſſer thun, dich über einen Gegenſtand, den andre Leute aufs Tapet bringen, auszulaſſen, als ſelber einen neuen hervorzuſuchen.

Vor allem aber hüte dich ſorgfältig, nicht von dir ſelbſt zu ſprechen, wenn du es vermeiden kannſt. Den halt ich für einen unverſchämten Kerl, der bei jeder Veranlaſſung mit Gewalt ſein eigenes Selbſt herbeizerret, und beſtändig der Held ſeiner eigenen Geſchichte iſt. Einige werden freilich ihre Vermeſſenheit damit beſchönigen wollen, daß ſie ſagen: „Es mag freilich auffallend ſcheinen, daß ich ſo viel „von mir ſelbſt ſpreche; ich thue es mit dem größten „Widerwillen, und würde es nicht thun, wenn ich „nicht auf eine ſo grauſame und ungerechte Weiſe „verläumdet wäre; allein, wenn man meinem moraliſchen Charakter angreift, ſo iſt es eine Gerechtigkeit, die ich mir ſelber ſchuldig bin, daß ich denſelben vertheidige.“ Aber der Schleier iſt zu dünn gewebt, als daß man nicht beim erſten Anblick hindurchſchauen ſollte.

Andre werden ſich mit mehr Verſchlagenheit auf die beſcheidenſte Art aller vorzüglichen Tugenden rühmen, indem ſie dieſe Tugenden Schwachheiten nennen, und ſagen, daß ſie ſo unglücklich ſind, dieſe Schwachheiten an ſich zu haben. „Ich „kann niemand leiden ſehen,“ ſagt einer von dieſem Schlage, „ohne ihm zu helfen," obgleich meine „Vermögensumſtände ſehr wenig hinreichen, mich „hiezu in Stand zu ſetzen. — „Ich kann mich „nicht enthalten, die Wahrheit zu ſagen, ob es gleich „zuweilen ſehr unverſchämt klingt," und ſo weiter. Kurz, derjenige, welcher geradezu ſagt, er ſey ein Mann von Treu und Glauben, oder wünſcht, daß alles Böſe, was er andern zugefügt hat, ihn ſelbſt betreffen möge, und dazu ſchwört, damit man ihm glauben ſolle, weiß ſelber nicht einmal, wie er die Rolle des ehrlichen Mannes ſpielen ſoll.

Auf die Weiſe nach Lob den Angel auszuwerfen, iſt ein ſo herrſchender Grundſatz, daß er ſich oft bis zu dem Niedrigſten und Verächtlichſten herabwürdiget. Oft rühmen ſich Leute, etwas gethan zu haben, das, wenn es wahr wäre, ihnen mehr zur Schande als zum Lobe gereichen würde. Einer berühmt ſich, er könne in einer Stunde vier Meilen reiten; wahrſcheinlich iſts eine Lüge; aber angenommen, daß er's that, was iſt es denn mehr? Er hatte ein gutes Pferd unter ſich, und iſt ein guter Roßkamm. Ein andrer ſchwört, er habe ohne vom Stuhl aufzuſtehen, fünf oder ſechs Bouteillen allein zu ſich genommen. Aus Achtung für ihn will ich glauben, daß er lügt; denn es ſollte mir nicht lieb ſeyn, wenn ich ihn für ein Vieh halten müßte.

Dieß und dergleichen mehr, ſind die Thorheiten unbeſonnener Leute, die ſich in der That verächtlich machen, indem ſie ſich eine Art von Achtung zu erwerben ſuchen.

Um alſo dieß zu vermeiden, rede überhaupt niemals von dir ſelber, außer wenn du mußt; und ſelbſt dann ſuche es auf eine ſolche Art zu thun, daß es nicht das Anſehen habe, als wenn du Beifall erjagen willſt. Was du auch für Vollkommenheiten haſt, ſey verſichert, man wird ſie ausfinden; aber dieß mag nun auch der Fall ſeyn oder nicht, ſo wird man ſie dir gewiß nicht auf dein Wort zutrauen. Je weniger du von dir ſprichſt, deſto mehr wird dir die Welt glauben; und je mehr du ſagſt, deſto weniger wird ſie dir trauen.

Lügen.

Von allen Laſtern iſt keines gottloſer, niederträchtiger, und lächerlicher, als das Lügen. Die Abſicht, welche man dadurch zu erreichen ſucht, wird ſelten erfüllt, denn die Lügen werden allemal früher oder ſpäter gewiß entdeckt; und doch giebt es Leute, die dieſem Laſter Raum geben, da ſie doch ſonſt gute Grundſätze haben, und nicht ſchlecht erzogen ſind.

Die Lügen pflegen ſich gemeiniglich aus Eitelkeit, Feigherzigkeit, oder einer rachſüchtigen Gemüthsart, zuweilen auch aus einem mißverſtandnen Begriff von Selbſtvertheidigung herzuſchreiben.

Wer eine boshafte Lüge, in der Abſicht ſagt, um die Perſon, von welcher er ſpricht, zu beleidigen, mag vielleicht eine Zeitlang ſeinem Wunſch ein Gnüge thun, am Ende wird er finden, daß die Schmach auf ihn ſelbſt zurückfällt. Denn ſobald er entdeckt iſt, (und entdeckt wird er doch gewiß werden) wird man ihn wegen des ſchändlichen Verſuchs, den er gemacht hat, verabſcheuen, und alles was er nun noch von der Perſon ſagt, wird man für unwahr halten, es mag nun wahr ſeyn, oder nicht.

Wenn einer lügt, Ausflüchte ſucht, oder ſich zweideutig ausdrückt, denn im Grunde iſt alles eins, ſo wird er dadurch, daß er irgend etwas, das er geſagt oder gethan, auf die Art zu entſchuldigen ſucht, das Verſehen eher vergrößern als vermindern: denn die Perſon, zu welcher die Lüge geſagt wird, hat ja ein Recht die Wahrheit zu erfahren, ſonſt wäre keine Veranlaſſung dazu geweſen, eine Unwahrheit zu erdichten. Dieſe Perſon muß ſich alſo nothwendig ſehr ſchlecht behandelt glauben, weil ſie zum zweitenmal beleidigt wird: denn was kann es für eine größere Beleidigung geben, als wenn man verſucht, den Verſtand eines Menſchen zu betrügen? Ueberdem verräth die Lüge zur Entſchuldigung eines Fehlers allemal eine Art von Furcht, die das allerniederträchtigſte iſt, und ſich ſehr ſchlecht für einen geſitteten Menſchen ziemt.

Nichts iſt männlicher und edler, als wenn man Unrecht gethan hat, und es frei geſteht. Es iſt der einzige Weg Vergebung zu erhalten. Seinen Fehler zu geſtehn, und bitten, daß man ihn verzeihe, wird von großen Seelen als ein hinlänglicher Erſatz für die Beleidigung betrachtet. „Ich bin zu „einem Fehler verleitet worden,“ oder: „Ich habe „Sie beleidigt, es ſchmerzt mich, und ich ſchäme „mich darüber,“ hat oft die beleidigte Perſon entwafnet, und uns den zum Freunde gemacht, der ſonſt würde unſer Feind geweſen ſeyn.

Noch giebt es Leute, welche die Eitelkeit verführt, daß ſie in einem Athem tauſend Lügen ſagen. Sie überreden ſich, wenn nur die Lügen keinem andern ſchaden, ſo ſeyn ſie etwas ſehr Unſchuldiges und Erlaubtes, auch verdecken ſie dieſelben unter dem mildern Nahmen von Unwahrheiten. Dieſe Leute ſind thöricht genug, ſich einzubilden, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf ſich ziehen werden, wenn ſie nur etwas Wunderbares erzählen können, und daß man ſie als ganz außerordentliche Menſchen betrachten wird, wenn ſie ſelbſt die Gegenſtände des Wunderbaren ſind. Dieß hat gemacht, daß ſo mancher etwas ſiehet, was niemals da geweſen, etwas hört, was niemals geſagt worden iſt, große Thaten ausführt, die niemals unternommen worden ſind, und ſich beſtändig nur mit dem Erſtaunlichen abgiebt. Allein Perſonen von dieſer Art können verſichert ſeyn, ſo ſehr ſich diejenigen, mit welchen ſie umgehen, auch enthalten mögen, ihnen ins Geſicht zu lachen, daß ſie dennoch insgeheim die tiefſte Verachtung gegen ſie hegen: denn wer ſo unbeſonnen eine Lüge ſagen kann, wird ſich auch kein Bedenken daraus machen, eine größere zu ſagen, wenn es auf ſeinen Vortheil ankömmt. Ehe eine Perſon nur eine Minute lang an meiner Wahrheitsliebe zweifeln ſollte, wollte ich mich lieber des Vergnügens berauben, ſelbſt auswärts zu erzählen, was ich wirklich geſehn oder gehört hätte, wenn die Sache an ſich nicht das Gepräge der Wahrſcheinlichkeit trüge.

Andre werden wieder mit der groſen Achtung prahlen, womit man ihnen in Geſellſchaft begegnet; mit den Ehrenbezeigungen, womit man ſie daſelbſt gemeiniglich überhäuft; von den groſen Preiſen, die ſie für alles bezahlen, was ſie kaufen; aber wenn ſolche Leute nicht ein ſehr getreues Gedächtniß haben, ſo werden ſie vielleicht bald nachher ihren vorigen Behauptungen wiederſprechen, und ſich der Verachtung und dem Gelächter ausſetzen.

Bedenke alſo, daß, ſo lange du lebeſt, dich nichts als eine genaue Beobachtung der Wahrheit, auf eine ehrenvolle Weiſe durch das Leben führt. Lügner ſind nicht nur unangenehme, ſondern auch gefährliche Geſellſchafter; und ſobald man ſie kennt, werden ſie von Vernünftigen vermieden werden. Da überdem die größten Lügner auch gemeiniglich die größten Thoren ſind, ſo wird ein Menſch, der ſich dieſem verabſcheuungswürdigen Laſter ergiebt, nicht nur für pöbelhaft, ſondern auch nie für einen Mann von Kopf gehalten werden.

Wohlgezogenheit.

Von Wohlgezogenheit entblößt, wird jede andre gute Eigenſchaft, unvollkommen, ſchmucklos, und gewiſſermaßen unzweckmäßig ſcheinen.

Da nun aber die Wohlgezogenheit das Reſultat eines guten Kopfes und guten Herzens iſt, ſo muß man ſich billig wundern, daß es Leuten, die das eine beſitzen, ſo oft am andern fehlt. Die Form derſelben, welche nach der Perſon, dem Ort, und den Umſtänden abwechſelt, kann freilich nicht anders, als durch Zeit und Beobachtung erworben werden; aber die Sache ſelbſt bleibt ſich beſtändig und allenthalben gleich.

Was gute Sitten im Allgemeinen für die Geſellſchaft ſind, das iſt das höfliche Betragen für die beſondern Geſellſchaften; es iſt ihr Band und ihre Sicherheit. Von allen Handlungen iſt, nächſt dem Gefühl von der Vollbringung einer guten That, das Bewußtſeyn, eine Höflichkeit vergolten zu haben, das angenehmſte.

Selten ſiehet man einen Menſchen, er ſey ſo ſchlecht erzogen, als er wolle, dem es an äußerer Achtung gegen diejenigen fehlen ſollte, die er für vornehmer als ſich hält; nur die Art, dieſe Achtung äußerlich zu bezeigen, iſt es, was ich mir jetzt zum Augenmerk nehme. Der wohlgezogene Menſch weiß dieſelbe auf eine natürliche und leichte Art auszudrücken, indeß ein anderer, der an gute Geſellſchaft nicht gewöhnt iſt, ſich dabei ſehr ungeſchickt und tölpiſch nimmt. Bemühe dich alſo, die Achtung, welche ein jeder gern bezeigen will, auf eine leichte und angenehme Art zu zeigen; dieß aber mußt du durch Beobachtung erlernen.

In Geſellſchaft mit deines Gleichen, oder in vermiſchten Geſellſchaften, darfſt du deinem Betragen ſchon weniger Schranken ſetzen: doch aber ſoll es nie die Grenzen der Wohlanſtändigkeit überſchreiten; denn obgleich niemand in dieſem Falle ausgezeichnete Merkmahle der Achtung fordern kann, ſo iſt doch jeder berechtigt, Höflichkeit und anſtändiges Betragen von den Mitgliedern zu erwarten. Man darf ſich zum Beiſpiel eben nicht ſcheuen, ſeine Hände in die Taſche zu ſtecken, zu ſitzen, zu ſtehen, oder wie's kömmt, im Zimmer umher zu gehen; aber es würde doch ſehr ungeziemend ſeyn, zu pfeifen, den Hut aufzuſetzen, ſeine Strumpfbänder aufzulöſen, oder ſich queer über die Stühle zu legen. Solche Freiheiten ſind für unſers Gleichen beleidigend, und gegen Niedrigere verrathen ſie Stolz und Verachtung. Das Natürliche im Betragen ſchließt auf keine Weiſe Nachläßigkeit und Sorgloſigkeit in ſich. Niemand hat die Freiheit, in jeder Rückſicht, zu handeln, wie es ihm gefällt; ſondern iſt durch die Geſetze der Höflichkeit gebunden, ſich mit Anſtande zu betragen.

Geſetzt, daß jemand auch noch ſo einfältig und nichtsbedeutend ſpricht, ſo iſt es doch der höchſte Grad von Grobheit, nicht einige Aufmerkſamkeit auf das, was er ſagt, zu wenden. Ja wenn er dir ſelber ſeine Unterhaltung aufdringt, ſo iſt es mehr als Grobheit, ihm nicht zuzuhören; denn dein Mangel an Aufmerkſamkeit ſagt ihm in dieſem Falle ſehr nachdrücklich, daß du ihn für einen Dummkopf, und was er ſagt nicht des Anhörens werth hältſt. Wenn nun ein ſolches Betragen gegen Mannsperſonen ſchon unhöflich iſt, ſo iſt es dieß noch mehr gegen Frauenzimmer, die, ihr Rang ſey, welcher er wolle, ſchon wegen ihres Geſchlechts, auf eine gefällige Aufmerkſamkeit der Männer, Anſpruch haben. Ihre kleinen Bedürfniſſe und Einfälle, ihr Beifall und Tadel, und ſelbſt ihre kleinen Unhöflichkeiten, werden von jedem wohlerzogenen Manne mit einiger Schmeichelei bemerkt, ſelbſt ihre Gedanken und Wünſche werden von ihm errathen, und augenblicklich erfüllt.

In vermiſchten Geſellſchaften iſt es nöthig, daß man nach der Verſchiedenheit des Alters der Perſonen, mit welchen man ſpricht, auch die Art ſeiner Anrede abändere. Es würde unhöflich und ungereimt ſeyn, wenn man mit Leuten von einer gewiſſen Würde und Gravität, mit Geiſtlichen, oder mit bejahrten Leuten von ſeinen Liebeshändeln oder Vergnügungen reden wollte; demohngeachtet muß der Umgang mit ihnen eben ſo ungezwungen wie mit andern ſeyn, nur die Form deſſelben oder das Aeußere muß abgeändert werden; du mußt, wo möglich, deine Achtung und Aufmerkſamkeit gegen ſie verdoppeln; und wenn du gelegentlich den Wunſch kannſt einflieſſen laſſen, daß du von ihrer längern Beobachtung und Erfahrung Vortheil ziehen möchteſt, ſo wirſt du dadurch unmerklich ihre Hochachtung gewinnen; denn Schmeichelei, ſobald ſie nicht niedrig und übertrieben iſt, gefällt allen.

Wenn du zum Mittag oder Abendeſſen gebeten wirſt, ſo ſtelle dich nie zu ſpät ein; auch eigne dir nie den beſten Plaz, die beſten Schüſſeln, u. ſ. w. zu; ſondern lehne ſie beſtändig ab, und biete ſie andern an, ausgenommen, wenn dir ein Höherer etwas anbietet, wo es unhöflich ſeyn würde, es nicht ſogleich, wenn es dir gefiele, ohne Wiederrede anzunehmen. Wenn auf die Weiſe zum Beiſpiele ein Vornehmerer der Wirth wäre, und dir eine Sache reichte, die nur einmal da wäre, und du wollteſt es deinem Nachbar wieder überreichen, das hieße dem, der es dir anbietet, geradezu den Vorwurf machen, daß es ihm an guter Lebensart und gehöriger Achtung gegen ſeine Geſellſchaft fehle; oder wenn du der einzige Fremde in der Geſellſchaft wäreſt, ſo würde es unhöflich ſeyn, wenn du dich mit der gewöhnlichen Entſchuldigung weigern wollteſt, es anzunehmen, „ich bitte recht ſehr — ich darfs nicht „annehmen“, oder „ich möchte Sie nicht gern berauben,“ denn du mußt vorausſetzen, daß er ſeinen Rang ſehr wohl kennt, und dir nichts würde angeboten haben, wenn er dir es nicht auch wirklich geben wollte; durch deine Weigerung in dem Falle machſt du ihn alſo zu deines Gleichen. Eben ſo unhöflich iſts, ſich zurück zu ziehen, wenn ein Oberer verlangt, daß man zuerſt in eine Thüre gehen, oder vor ihm in den Wagen ſteigen ſoll. Kurz, man würde kein Ende finden, wenn man alle die beſondern Fälle anführen wollte, in welchen ein wohlgezogener Menſch ſeine feine Lebensart in guter Geſellſchaft zeigen kann, daß er zum Beiſpiel nicht jähnt, nicht ſingt, nicht pfeift, ſeine Beinkleider nicht am Feuer wärmt, ſich nicht reckt, die Beine nicht auf die Stühle legt, und dergleichen Vertraulichkeiten mehr, die der gute Geſchmack verdammen, und die Wohlgezogenheit verabſcheuen muß.

Aber ſich wohlgezogen zu betragen heißt noch etwas mehr, als bloß nicht ungezogen ſeyn. Eine Verbeugung zu erwiedern, zu reden, wenn man angeredet wird, und nichts unhöfliches zu ſagen, iſt ſo etwas bloß Verneinendes bei der Wohlgezogenheit, daß es wenig mehr ſagen will, als ſich nicht ganz ungeſittet betragen. Würde es nicht ein ſehr armſeliger Lobſpruch für die Reinlichkeit eines Menſchen ſeyn, wenn man bloß ſagen wollte, daß er keinen Eckel erweckte? Wenn wir uns die Zuneigung und Achtung unſerer Bekannten wünſchen, ſo müſſen wir in unſerer Wohlgezogenheit thätig, angenehm, dienſtfertig, und einnehmend ſeyn.

Wenn du zum Beiſpiel jemanden zum Mittag oder Abendeſſen einladeſt, ſo beſinne dich, ob du jemals

mals bemerkt haſt, daß er irgend ein Gericht dem andern vorziehe, und bemühe dich es anzuſchaffen; dann ſage bei der Tafel, „damals, glaube ich, ſchienen Sie dieſe Schüſſel vorzuziehen, darum habe „ich ſie auftragen laſſen.“ „Dieſer Wein, habe ich „bemerkt, ſchmeckt Ihnen am beſten, ich habe mir „daher einige Mühe gegeben, ihn anzuſchaffen.“ So unbedeutend dieſe Dinge auch ſcheinen mögen, ſo dienen ſie doch zum Beweiſe unſrer Aufmerkſamkeit gegen die Perſon, welcher man ſo etwas ſagt; und weil Aufmerkſamkeit in Kleinigkeiten ein Pfand der Achtung iſt, ſo geht das Kompliment gewiß nicht verlohren.

Du darfſt nur deine eigne Empfindung zu Rathe ziehen. Wie haben dieſe kleinen Aufmerkſamkeiten, die dir durch andre erwieſen worden, deiner Eigenliebe geſchmeichelt, wovon niemand frei iſt? Sie geben uns eine Zuneigung gegen die Perſon, und feſſeln uns ſo an ſie, daß wir gegen alles, was ſie nachher thut oder ſagt, ſchon ein gutes Vorurtheil hegen. Der Ausſpruch der Frauenzimmer dient dem Ruf eines Menſchen, ob er wohlgezogen oder das Gegentheil ſey, zur höchſten Beſtätigung. Man muß ſie alſo auf gewiſſe Weiſe mit ſolchen kleinen Aufmerkſamkeiten überhäufen; ſie ſind einmal daran gewöhnt, und erwarten ſie alſo natürlicher Weiſe, und um ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, ſind ſie ſelten bei ihnen vergeblich angewandt. Man muß eifrig befliſſen ſeyn, ihnen aufzuwarten, mit Geſchwindigkeit aufzuheben, was ihnen aus der Hand fällt, und ſehr dienſtfertig ſeyn ſich um ihren Wagen oder Kutſche an öffentlichen Plätzen zu bekümmern; man muß blind ſeyn, gegen alles, was man nicht ſehen, und taub gegen alles, was man nicht hören ſoll. Veranlaſſung zur Bezeigung ſolcher Aufmerkſamkeiten bietet ſich beſtändig von ſelber dar; iſt dieß nicht der Fall, ſo muß man dieſe Veranlaſſungen ſelbſt zu bewirken ſuchen.

Wer ſich jemals bei dem Frauenzimmer Achtung erwerben will, der muß in ſeiner Unterhaltung mit ihnen beſtändig Lebhaftigkeit mit Ehrfurcht verbinden, und ſich bei ſeinen Reden ihre Eitelkeit zum Augenmerke nehmen. Alles, was du ſagſt, muß dahin abzwecken deine Ehrfurcht für ihre Schönheit und für ihren Verſtand zu zeigen: ſelbſt Männer ſind nicht ohne ihre Eitelkeiten von einer oder der andern Art, und dieſer Eitelkeit durch Worte oder Beifall gebende Blicke zu ſchmeicheln, iſt eins der vorzüglichſten Kennzeichen eines wohlgezogenen Menſchen. Im weiblichen Umgange ſey ſo unterhaltend wie möglich, ſchon der Nahme eines Arguments erſchreckt ein Frauenzimmer, das gemeiniglich leichter durch eine glückliche Wendung oder einen witzigen Ausdruck, als durch die ſchärfſte Demonſtration nach allen Regeln der Logik, überzeugt wird. Du mußt mit ihr umgehen, wie einer mit derjenigen umgeht, auf welche er wirklich Abſichten hat, ohne daß du ſelbſt Anſprüche machſt. Das große Geheimniß bei ihnen iſt, uneigennützig liebenswürdig zu ſeyn; und bei ſeinen Lobſprüchen immer die Gründe hinzuzufügen, welche dazu berechtigen. Dadurch unterſcheidet ſich eben der Beifall eines Mannes von Kopf, von der Bewunderung der Thoren, und der kriechenden Schmeichelei.

Es iſt ſeit langer Zeit eine Gewohnheit geweſen, die Damen, zu welchen man zum erſtenmal eingeführt wird, zu küſſen *); weil aber dieſe Freiheit manchmal viel Unheil angerichtet hat, ſo hat man in

---

*) Es iſt hier von England die Rede.

in feiner Geſellſchaft die Gewohnheit fahren laſſen, und ein wohlgezogener Menſch wird ſich dieſer Freiheit nie bedienen. Er führt ſich bloß mit einer entfernten Verbeugung ein.

Artigkeit und wohlanſtändiges Betragen, machen bei ſchwachen Menſchen, deren doch in der That wohl drei Viertheile in der Menſchheit ſeyn mögen, faſt alles aus; und ſelbſt Leute vom beſten Verſtande werden dadurch eingenommen. Wo das Herz nicht gewonnen, und das Auge nicht ergötzt wird, da wird die Meinung ſelten zu unſerm Vortheil ausfallen.

Kurz Wiſſenſchaft und Gelehrſamkeit ohne Wohlgezogenheit iſt langweilig und pedantiſch. Ein ungezogener Menſch iſt eben ſo wenig geſchickt zu guter Geſellſchaft, als er darin willkommen iſt. Ja, er ſchickt ſich eben ſo wenig zu Geſchäften als zur Geſellſchaft. Mache daher dieſe Wohlgezogenheit zu einem wichtigen Gegenſtande deiner Gedanken und Handlungen. Insbeſondre ſey aufmerkſam auf das Betragen und den Anſtand derer, welche ſich durch ihre feine Lebensart auszeichnen, und bemühe dich, ihnen nachzuahmen; zuletzt ſey verſichert, daß die

Wohlgezogenheit bei jeder irdiſchen Geſchicklichkeit, eben das iſt, was die Menſchenliebe bei den chriſtlichen Tugenden: ſie ſchmückt das Verdienſt, und oft bedeckt ſie den Mangel deſſelben *).

Anſtändiges Betragen.

Nächſt der Wohlgezogenheit iſt ein anſtändiges Betragen am nöthigſten, welches frei von allen den übeln Angewohnheiten und unſchicklichen Handlungen iſt, denen oft ſonſt ſehr würdige Leute ergeben ſind.

Eine anſtändige Art ſich zu betragen, ſo unbedeutend die Sache auch immer ſcheinen mag, iſt im Privatleben von der äußerſten Wichtigkeit. Leute von weit geringern Talenten hat man bloß wegen ihres anſtändigen Betragens und ihrer Wohlgezogenheit ſeine Achtung geſchenkt, da Leute von Kopf, bloß wegen Mangel derſelben Widerwillen erregt haben. Es iſt etwas, das uns beim erſten Anblick zum Vortheil eines wohlgezogenen Menſchen einnimmt,

---

*) Das ſollte ſie eigentlich nicht, damit man das Verdienſt darüber nicht verkenne.

A. d. H.

nimmt, und uns wünſchen läßt, ihm ähnlich zu ſeyn.

Wenn ein tölpiſcher ungezogner Menſch zuerſt ins Zimmer tritt, ſo will er eine Verbeugung machen, und ſein Degen, wenn er einen trägt, kömmt ihm zwiſchen die Beine, und macht ihn beinahe ſtolpern. Verwirrt und beſchämt, taumelt er bis zum öberſten Ende des Zimmers und ſetzt ſich gerade auf den Stuhl, worauf er ſich nicht ſetzen ſollte. Da fängt er an, mit ſeinem Hute zu ſpielen, den er ſogleich fallen läßt; und indem er den Hut wieder aufnimmt, läßt er den Stock fallen; wenn er den aufnimmt, fällt der Hut, und das währt ſo eine Weile, bis er in Ordnung iſt. Wenn ihm Thee oder Koffee überreicht wird, ſo breitet er ſein Schnupftuch über die Knie, verbrennt ſich den Mund, läßt entweder die Taſſe oder das Schälchen fallen, und ſchüttet ſich den Thee oder Koffee auf den Schooß. Beim Mittageſſen beträgt er ſich noch viel ungeſchickter; da ſteckt er ſein Tiſchtuch durch ein Knopfloch, wo es ihm das Kinn ſcheuert, und ihn viele krauſe Geſichter ſchneiden läßt; er ſetzt ſich auf die Ecke eines Stuhls in ſolcher Entfernung vom Tiſche, daß er oft das Eſſen zwiſchen dem Teller und dem Munde herunter fallen läßt. Er hält ſein Meſſer, Gabel, und Löffel nicht wie andre Leute; ißt mit ſeinem Meſſer ſo, daß ſein Mund beſtändig in Gefahr iſt, durchſchnitten zu werden; ſtochert ſich die Zähne mit der Gabel, fährt mit dem Finger im Maule herum, und mit ſeinem Löffel, den er ſchon zehnmal im Halſe gehabt hat, wieder in die Schüſſel. Wenn er vorſchneiden ſoll, ſo kann er das Glied nicht treffen, ſondern indem er ſchwitzt den Knochen durchzuſchneiden, ſprützt er allen Leuten die Brühe auf die Kleider. Gemeiniglich beſchmiert er ſich überall, ſeinen Ellenbogen taucht er in die Schüſſel ſeines Nachbars, und bis an die Knöchel ſind ſeine Hände voll Brühe und Fett. Wenn er trinkt, ſo ſchöpft er den ganzen Mund voll, und unterbricht die ganze Geſellſchaft mit ſeinen „auf Dero werthe Geſundheit", ia er wird vielleicht gar in ſein Glas huſten, und den ganzen Tiſch benetzen. Ueberdem hat er noch eine Anzahl widriger Angewohnheiten, er ſchnuffelt mit der Naſe, klaubt mit den Fingern drinn, ſchneutzt ſich, und gukt in ſein Schnupftuch, ſteckt ſeine Hand erſt in den Buſen, und dann in die Hoſen. Kurz er kleidet ſich weder noch beträgt er ſich, wie andere

Leute, ſondern iſt ungeſchickt und unbeſonnen, in allem, was er thut. Alles dieß iſt nun freilich zwar kein Verbrechen, aber es iſt eine ſolche Beleidigung gegen alle Wohlgezogenheit und Artigkeit, daß es allgemein verächtlich macht; es macht einen Menſchen in jeder Geſellſchaft lächerlich, und muß daher von jedermann ſorgfältig vermieden werden, der zu gefallen wünſcht.

Aus dieſem Gemählde eines ungezogenen Menſchen wird man ſich leicht ein Bild von einem wohlgezogenen Menſchen entwerfen können. Denn man kann ſchon leicht ſchließen, was man thun ſoll, wenn einem geſagt wird, was man nicht thun ſoll. Eine geringe Aufmerkſamkeit auf die Manieren derer, die die Welt geſehen haben, wird ein ſchickliches Betragen dir bald zur Gewohnheit und zur andern Natur machen.

Handlungen, welche an ſich gefallen würden, können oft lächerlich werden, durch die Art, womit man ſie verrichtet. Wenn eine Dame in der Geſellſchaft ihren Fächer fallen läßt, ſo würde ihn auch der ungezogenſte Menſch ſogleich aufnehmen, und ihn ihr wiedergeben;

der wohlgezogenſte Menſch kann nichts weiter thun, aber er thut es mit ſo einem angenehmen Weſen, welches gewiß gefällt, da der andre es ſo ungeſchickt macht, daß man ihn darüber auslacht.

Auch erkennt man ſchon einen wohlgezogenen Menſchen an ſeiner Art zu ſitzen. Beſchämt und verwirrt ſitzt ein tölpiſcher Kerl ſteif und aufrecht wie ein Pfahl auf ſeinem Stuhle. Dem Mann von Lebensart hingegen iſt jede Stellung natürlich; anſtatt daß er ſich hin und her ſchaukelt, wenn er ſitzt, lehnet er ſich mit Geſchmack an, und ſeine abwechſelnden Stellungen beweiſen, daß er zu guter Geſellſchaft gewöhnet iſt.

Laß es daher immer auch einen Theil deiner Bemühung ſeyn, in verſchiedenen Geſellſchaften auf eine anſtändige Art ſitzen zu lernen, ſelbſt mit Annehmlichkeit dich überzulehnen und zu ſchaukeln, wo du befugt biſt, dich dieſer Freiheit zu bedienen, und in einer ehrfurchtsvollen Stellung gerade zu ſitzen, wo dieſe Freiheit ſich nicht geziemen würde. *)

Kurz,

---

*) Sich abſichtlich darauf zu üben, ſcheint wohl etwas zu viel verlangt zu ſeyn.

A. d. U.

Kurz, man glaubt nicht, wie vortheilhaft ein angenehmes Betragen, und ein gefälliges Weſen, bei jeder Gelegenheit ſeyn kann: ſie gewinnen uns die Zuneigung der Menſchen, ſtehlen *) die Meinung anderer zu unſerm Vortheil, und ſpielen ſo lange um ein Herz, bis ſie es gewonnen haben.

Um ſich nun ein ſolches angenehmes Weſen zu erwerben, muß man vorzüglich beim Tanzen aufmerkſam ſeyn; niemand kann weder gut ſitzen, ſtehen, oder gehen, wer nicht gut tanzt. Beim Tanzenlernen aber ſey man vorzüglich auf die Bewegung der Arme aufmerkſam, denn eine Steifheit im Gelenke giebt jedem ein ungeſchicktes Anſehen. Wenn einer nur einen guten Gang hat, ſich in Geſellſchaft gehörig zu tragen weiß, ſeinen Hut gehörig faßt, ſeinen Kopf auf eine ſchickliche, und die Arme auf eine angenehme Art bewegt, ſo iſt dieß faſt alles, was nöthig iſt.

Es giebt auch eine Ungeſchicklichkeit im Reden, die unter dieß Kapittel zu fallen ſcheint, und vor wel-

---

*) Schlimm genung, wenn ſie ſie ſtehlen!

A. d. U.

welcher man ſich hüten kann und ſoll; als nehmlich das Vergeſſen der Nahmen oder das Verwechſeln des einem mit dem andern; wenn man redet von dem Herrn, wie heißt er doch, oder, Sie wiſſen ja wohl wer, von dem Orte Dinges da, u. ſ. w. Dieß iſt außerordentlich ungeſchickt und pöbelhaft. Es iſt eben daſſelbe, als wenn man Leute mit unſchicklichen Titeln anredet, als z. B. einem Generallieutnant Herr General, ſtatt Ew. Exzellenz, u. ſ. w. oder wenn man eine Geſchichte anfängt zu erzählen, ohne ſie zu endigen, und in der Mitte damit abbricht, „ich „habe das Uebrige vergeſſen.“

Auch auf die Stimme und Ausdruck im Reden ſollte man aufmerkſam ſeyn. Denn einige murmeln ihre Worte in einem unverſtändlichen Tone her, andre reden zu ſchnell, als daß man ſie verſtehen könnte, und indem ſie das thun, ſpucken ſie den Leuten, mit denen ſie reden, ins Geſicht; einige ſcheinen, als ob ſie zu tauben Leuten redeten, andre ſprechen ſo leiſe, daß man ſie kaum hören kann; und einige halten ihr Geſicht ſo dicht an das unſrige, daß ſie uns mit ihrem Athem beleidigen. Alle dieſe Angewohnheiten ſind abſcheulich und höchſt beleidigend, je aufmerkſamer man aber darauf iſt, deſto leichter kann man ſie ſich abgewöhnen. Sie ſind das gewöhnliche Kennzeichen eines Menſchen von niedriger Herkunft, oder auch ein Beweiß, daß man bei ſeiner Erziehung nicht ſehr ſorgfältig geweſen ſey. Kurz eine gehörige Aufmerkſamkeit auf dieſe kleinen Gegenſtände iſt von größerer Wichtigkeit, als man ſich wohl einbilden ſollte: wie mancher Mann von Kopf hat, weil er dieſe kleinen Annehmlichkeiten nicht beſaß, nie feſten Fuß faſſen können, und wie viele, die dieſe Vollkommenheit beſaßen, ſind auf eine anſtändige Art durchs Leben gekommen, da man ſie ſonſt gar nicht einmal würde bemerkt haben.

Reinlichkeit des Körpers.

Da nun aber niemand in der Geſellſchaft gefallen kann, er mag ſich noch ſo angenehm betragen, wenn er nicht nett und rein in ſeinem Anzuge und an ſeinem Körper iſt, ſo muß dieſe Eigenſchaft zunächſt in Erwägung gezogen werden. Denn ſind die Kleider gleich einfach, ſo ſchadet es nicht, wenn ſie nur rein ſind, und wenn deine Wäſche nur weiß iſt, ſo braucht ſie nicht eben koſtbar zu ſeyn: man wird dich deswegen nicht verachten.

Nachläſſigkeit in Anſehung deiner Perſon verräth ſowohl eine unerträgliche Unempfindlichkeit, als auch Gleichgültigkeit, ob man gefällt oder nicht. Bei andern verräth es Aufgeblaſenheit, die aus der ſtolzen Vorausſetzung entſteht, daß ſie doch gewiß genung ſind, zu gefallen, ohne ſich der Mittel dazu bedienen zu dürfen, deren ſich ſo viele andre zu bedienen genöthigt ſind.

Wer nicht an ſeinem ganzen Körper reinlich iſt, wird allen, die mit ihm umgehen, dadurch anſtößig. Eine beſondere Sorgfalt auf die Reinlichkeit des Mund's, der Zähne, der Hände, und der Nägel gewandt, iſt weiter nichts als die nothwendigſte Wohlanſtändigkeit. Ein unreiner Mund, und ſchmuzige Hände ſind ſichere Merkzeichen, woran man den Pöbel erkennt: der erſte verurſacht einen beleidigenden Athem, den niemand aushalten kann, und das letzte iſt ein Merkmahl von ſchmuziger Arbeit; man kann einem Menſchen vom Stande ſehr bald an dem Zuſtande ſeiner Hände und Nägel erkennen. Das Fleiſch an den Nägeln muß zurückgeſchoben werden, damit man die halben Cirkel unten an den Nägeln bemerkt; auch muß man die Spitzen der Nägel niemals tiefer abſchneiden, als wo der Finger zu Ende geht, noch ſie länger, als die Finger, wachſen laſſen. Wenn die Nägel zu tief abgeſchnitten ſind, ſo iſts ein Zeichen, daß der Mann ein Gewerk treibt, wo ihm lange Nägel hinderlich ſeyn würden, oder daß er ſein Brodt mit der Geige erwirbt; ſind aber die Nägel länger, als die Enden der Finger, und oben mit einem ſchwarzen Rande eingefaßt, ſo ſchließt man daraus, daß der Menſch bei irgend einer niedrigen und ſchweren Arbeit ſo ſehr beſchäftiget geweſen iſt, daß er nach Verrichtung derſelben, zu müde iſt, als nun noch an ſeine Reinlichkeit zu denken: freilich, eine gute Entſchuldigung wegen des Mangels der Reinlichkeit beim Handwerksmann, aber dies iſt die niedrigſte Eigenſchaft, welche bei einem geſitteten Menſchen nur immer ſtatt finden kann.

Es kann leicht ſcheinen, als wenn alle dieſe Dinge nicht der Rede werth wären; aber wenn man erwägt, daß viele kleine nahmenloſe Dinge, die jedermann fühlt, aber niemand beſchreiben kann, zuſammen ſtrömen müſſen, um das Ganze hervorzubringen, was wir Vergnügen nennen, ſo glaube ich, wird man ſie nicht für ſo unbedeutend halten. Ueberdem ſind ein reines Hemde und Reinlichkeit des Körpers eben ſo nothwendig zur Geſundheit, als den Eckel zu vermeiden. Es iſt ein Grundſatz bei mir, deſſen Wahrheit ich durch die Erfahrung meines Lebens beſtätiget geſehen habe, daß derjenige, welcher im zwanzigſten Jahre ſeines Lebens etwas nachläſſig iſt, im vierzigſten ein Grobian, und im funfzigſten unerträglich ſeyn wird.

Kleidung.

Nettigkeit in Anſehung des Anzuges iſt eben ſo nothwendig, als Reinlichkeit des Körpers; wir müſſen daher auch einige Aufmerkſamkeit auf die Kleidung wenden.

Denn ſo weit geht einmal die Thorheit unſrer Zeiten, daß wir, um mit der Welt wohl zu fahren, einige ihrer Moden annehmen müſſen, ſie mögen nun lächerlich ſeyn, oder nicht.

Seine Kleidung zu vernachläſſigen iſt zuerſt eine offenbare Beleidigung des weiblichen Theils unſerer Bekanntſchaft. Die Frauenzimmer wenden insbeſondre viel Aufmerkſamkeit auf ihre eigne Kleidung; wenn du alſo die deinige vernachläſſigeſt, ſo wird es ihnen mißfallen; weil du ihnen gleichſam ſtillſchweigend ihre Eitelkeit vorwirfſt, und erklåreſt, daß du ſie der Ehrfurcht nicht werth hältſt, welche ihnen ſonſt jedermann erzeigt. Und weil es nun einmal das Frauenzimmer iſt, wie ich ſchon bemerkt habe, welches das Anſehen eines jungen Menſchen in der feinen Welt beſtimmt, ſo wirſt du ganz gewiß auch bei den Männern keinen feſten Fuß faſſen, wenn du dich den Weibern nicht gefällig machſt.

So etwas unbedeutendes auch die Kleidung für einen Mann von Verſtande ſeyn mag, ſo nimmt ſie doch beim erſten Anblick ein, welcher oft entſcheidend iſt. Und wirklich kann man auch ſchon einigermaßen auf den Charakter eines Mannes aus ſeiner Kleidung ſchließen. Jeder, der die Mode übertreibt, oder jede Ziererei in der Kleidung verräth eine Schwäche des Verſtandes, und neun mal unter zehn wird dieſe Vermuthung eintreffen.

Auch muß unſre Kleidung dem Körper anpaſſend ſeyn; wenn ſie das Anſehn der Nettigkeit haben ſoll. Will die Mode alles weit haben, ſo muß ein kleiner Menſch eine Art von Mittel darinn halten, wenn er nicht ausgelacht werden will. Geſetzt, es wäre die Mode große Kragen zu tragen, trüge nun ein kleiner Menſch noch einen großen Kragen, ſo würde er ja nichts als Kragen ſeyn; wenn andre ihre Hüte mit einem großen Rande tragen, und er thäte es noch, ſo würde man den Mann ganz aus dem Geſicht verlieren, und man würde glauben, der Hut und nicht er ginge über die Straße; und dieß würde für das Auge eben ſo lächerlich ſeyn, als wenn ein Mahler (gegen alle Regeln des Ebenmaßes) an einem kleinen Mann einen großen Arm, oder an einem großen ein kleines Bein zeichnen wollte.

Es giebt wenige junge Leute, welche nicht irgend etwas charakteriſtiſches in ihrer Kleidung ſuchen.

chen. Einige wollen gern brav ſcheinen *): dieſe tragen ein ſchwarzes Halstuch, kurzen Rock und Weſte, und einen ungewöhnlich langen Degen, der ihnen bis auf die Knie herabhängt, einen großen Hut auf eine trotzige Art geſtutzt, und ſind lauter Feuer und Flamme. Andre wollen Landjunker ſeyn: dieſe tragen bocklederne Hoſen, einen braunen Frack, und großen Dornſtock in der Hand, mit niedergeklaptem Hut, und unfriſirtem Haar, und einen ungeheuren Zopf: dieſe ahmen dem Fuchsjäger äußerlich ſo richtig nach, daß gar kein Zweifel an ihrer innern Aehnlichkeit mit demſelben übrig bleibt. Andre hingegen pudern ſich mit ſolcher Sorgfalt, und kleiden ſich ſo ſtutzermäßig, daß man in Verſuchung iſt, ſie für Weiber in Knabenkleidung zu halten. Ein vernünftiger Menſch wird nun dieß ſowohl, als alle übrige Ziererei vermeiden. Er kleidet ſich in ſo fern gut und nach der Mode, als ſich gute Familien und Leute von Verſtande kleiden: wenn er weiter geht, ſo iſt er ein Geck; kleidet er ſich ſchlechter, ſo wird man es ihm nicht verzeihen.

---

*) Der Renommiſt auf den deutſchen Univerſitäten, das häßlichſte, was man ſich denken kann.

A. d. U.

Kleide dich alſo, wenn du kannſt, prächtiger oder einfacher, nachdem die Geſellſchaft iſt, die du beſuchſt; das heißt, übereinſtimmend mit der Kleidung anderer, und vermeide den Anſchein, als hätteſt du dich mit deinem Kleide herumgewälzt. Ahme den vernünftigen Leuten deines Alters nach, deren Kleidung man weder als zu nachläſſig, noch als zu geziert betrachtet. Sorge dafür, daß die Kleider gut und nach der Mode gemacht ſind, und dir paſſen, ſonſt wird es dir bei dem allen noch ungeſchickt laſſen. Wenn du einmal angekleidet biſt, ſo denke nicht mehr daran; laß keine Furcht blicken wenn die Kleider in Unordnung kommen, ſondern laß allen die Bewegungen ohne die mindeſte Verlegenheit ſo leicht und natürlich ſeyn, als wenn du zu Hauſe in dem Schlafrock oder in der nachläſſigſten Kleidung wäreſt.

Feinheit im Ausdruck.

Da ich nun von dem feinen Betragen der Perſon geſprochen habe, ſo will ich zu den Regeln der Feinheit im Ausdruck fortſchreiten.

Ein oder zwei empfelungswürdige Eigenſchaften, können noch nicht den feinen Mann oder den Mann nach der Welt ausmachen: es muß ſich eine Mannigfaltigkeit ſolcher Eigenſchaften in ihm vereinigen, und die Annehmlichkeit im Sprechen wird hiezu eben ſo weſentlich erfordert, als die Aehnlichkeit der Perſon an ſich ſelber. Zwar kann nicht jedermann melodiſch reden; Rauhigkeit und Heiſerkeit der Stimme verbieten das zuweilen; aber wenn bei jemanden keine natürliche Unvollkommenheiten ſtatt finden, wenn einer nicht ſtottert oder liſpelt, oder ſeine Zähne nicht verlohren hat, ſo kann er immer noch mit Annehmlichkeit ſprechen. Auch werden alle jene Mängel ihn nicht hindern, ſich wenigſtens genau und grammatikaliſch richtig auszudrücken, ſobald er nur will.

Niemand kann einem ſchlechten Redner mit Vergnügen zuhören. Sey die Erzählung auch noch ſo wichtig, in dem Munde eines ſchlechten Erzählers wird ſie den geduldigſten ermüden. Wer ein gutes Trauerſpiel hat aufführen ſehen, wird gewiß die vortrefliche Wirkung einer wohlgeſprochenen Rede, empfunden haben, wie ſehr ſie ihn gerührt und angezogen,

gen, und wie ſtark hingegen eine ſchlechtgeſprochne ihm mißfallen hat. Es iſt eben der Fall bei der gewöhnlichen geſellſchaftlichen Unterredung; derjenige, welcher mit Ueberlegung, deutlich, und richtig ſpricht; und derjenige, welcher ſich der beſten und zweckmäſſigſten Worte bedient, um ſich auszudrücken, und ſeine Stimme nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes abändert, wird immer gefallen; indeß der polternde oder haſtige Sprecher, der einen Schwall übelgewählter Worte herausjagt, ſie grammatiſch unrichtig, oder mit einer ermüdenden Eintönigkeit vorbringt, Eckel und Mißfallen erwecken wird. Gewiß alſo ſind Minen, Bewegung, Blicke des Redenden, ein richtiger Accent, gehöriger Nachdruck und tonvoller Stimmenfall, eben ſo nöthig, um zu gefallen und Aufmerkſamkeit zu erregen, als der Gegenſtand der Rede ſelbſt.

Man rede, was man wolle von gründlichen Vernunftſchlüſſen und geſunder Beurtheilungskraft; ohne die Annehmlichkeiten und Zierden der Sprache, wird man niemals dadurch weder überreden noch gefallen. Im gewöhnlichen Geſpräch werden ſelbſt Kleinigkeiten, zierlich ausgedrückt, beſſer aufgenommen

men werden, als die weiſeſten Argumente, in der Einſamkeit ausgebrütet und ohne den Schmuck des Ausdrucks der feinern Welt.

Eine gute Art, ſich eine angenehme Sprache anzugewöhnen, iſt, wenn man einem guten Freunde täglich etwas vorlieſet, und ihn um ſeine Berichtigung bittet, ſo oft man zu ſchnell lieſt, nicht gehörig inne hält, einen falſchen Nachdruck auf die Worte legt, oder ſie undeutlich hören läßt. Ja, man kann auch vor ſich ſelber laut leſen, wenn man keinen ſolchen Freund bei der Hand hat, und man wird finden, daß man nur ſein eignes Ohr um Rath fragen darf, um zu beurtheilen, ob man richtig geleſen habe. Man ſuche immer die Zähne gehörig voneinander zu thun, wenn man lieſet, oder ſpricht, um jedes Wort deutlich zu artikulieren; welches nicht geſchehen kann, ohne den letzten Buchſtaben tönen zu laſſen. Vor allen andern aber ſuche man ſeine Stimme, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, abzuändern, und Eintönigkeit auf alle Weiſe zu vermeiden. Durch eine tägliche Aufmerkſamkeit hierauf, wird einem dieſes ſehr leicht und natürlich werden.

Man ſey daher aufmerkſam auf ſeine Mienen und Bewegungen, wenn man auch über die unbedeutendſten Gegenſtände ſpricht: denn die Sachen erſcheinen in einem ganz andern Lichte, nachdem ſie ausgedrückt, mit Mienen begleitet, und vorgetragen werden.

Da es nun ſchon ſo nöthig iſt, auf die Art wie wir ſprechen aufmerkſam zu ſeyn, ſo iſt dieſe Aufmerkſamkeit noch weit nöthiger in Anſehung deſſen, was wir ſprechen. Feine Wendungen im Ausdruck, ein edler und korrekter Stil, ſind Zierden, die dem geſunden Menſchenverſtande eben ſo nöthig ſind, als ein höfliches Betragen und Wohlanſtändigkeit, den guten Sitten; ſie leiſten gar wichtigen Beiſtand, wenn es auf den Punkt des Gefallens ankömmt. Freilich wird man den Mann vom Stande noch im ſchlechteſten Kleid' erkennen; aber iſt es auch ohne Zweifel, daß er in jeder Geſellſchaft allemal beſſer wird aufgenommen werden, wenn er anſtändig und nach der Mode gekleidet iſt, als wenn er mit ſchmutzigen Lumpen bedeckt, hereintritt.

Sey alſo bei jeder Gelegenheit aufmerkſam auf deinen Stil; und du magſt nun reden oder ſchreiben, ſo ſuche dich der beſten Worte und Ausdrücke, ſelbſt in der gewöhnlichen Unterredung, oder in vertraulichen Briefen zu bedienen. Dieß wird dich abhalten mit Haſt zu reden, welches höchſt pöbelhaft iſt; ſezt dich dieſes gleich anfänglich etwas in Verlegenheit, ſo werden Zeit und Gewohnheit dir es bald ſehr leicht machen. Es iſt gar nicht ſo ſchwer, uns über Gegenſtände mit denen wir durchaus bekannt ſind, gut auszudrücken, wenn wir nur immer denken, ehe wir reden; und niemand ſollte es wagen, anders zu verfahren. Wenn du etwas geſagt haſt, und nicht vorher darüber nachdachteſt, ſo vergiß ja nicht, es nachher zu thun. Ueberlege bei dir ſelber, ob du dich nicht hätteſt beſſer ausdrücken können: und wenn du wegen der Schicklichkeit oder Zierlichkeit eines Worts ſelbſt in Zweifel biſt, ſo ſchlage lieber ein gutes Wörterbuch oder einen guten Schriftſteller deswegen nach, ehe du es geradezu gebrauchſt. Laß dich keine Mühe verdrießen, ſo lange du wünſcheſt vollkommen zu werden; und ich darf dir mein Wort darauf geben, daß du binnen kurzer Zeit eine Fertigkeit hierinn erlangen wirſt.

Um grammatiſch richtig zu ſprechen, und dich angenehm auszudrücken, möchte ich dir zur Uebung empfelen, oft aus irgend einer dir bekannten fremden Sprache etwas ins Deutſche zu überſetzen, und eine ſolche Ueberſetzung ſo lange zu verbeſſern, bis die Worte, ihre Ordnung, und die Perioden deinem Ohre angenehm klingen.

Das Pöbelhafte in der Sprache iſt ebenfalls ein auszeichnendes Merkmal ſchlechten Umgangs und einer niedrigen Erziehung. Die Ausdrücke können an ſich ſelber ganz richtig und doch pöbelhaft ſeyn, weil ſie nicht nach der Mode ſind; denn die Sprache ſowohl als das äußere Betragen werden einmal nach dem Gebrauch der feinen Welt beſtimmt.

Die Umgangsſprache eines ſchlechterzognen Menſchen iſt gemeiniglich mit Sprüchwörtern, und abgedroſchnen Ausdrücken angefüllt. Anſtatt zu bemerken, daß der Geſchmack verſchieden ſey, und jeder ſeinen eignen habe, wird er ſagen: „jedem Narren gefällt ſeine Kappe“, oder, wenn er ſagen will, „es iſt Raum genug für uns“ — „der geduldigen Schaafe gehen viel in einen Stall!“ und dergleichen mehr. Er hat immer ein Lieblingswort, welches er bei jeder Gelegenheit anbringt, es mag ſich nun paſſen oder nicht, als: ſchrecklich zornig, und ſchrecklich gütig; verzweifelt häßlich, und verzweifelt ſchön; ungeheuer groß, und, ungeheuer klein. Beim Diſputiren wird er ſagen: „mein „Treu, das iſt wahr!“ und wenn man ihn ein wenig in Hitze bringt, wird er ſchreien: „potz Stern! „Sie haben Unrecht!“ Selbſt ſeine Ausſprache trägt das Merkzeichen des Pöbelhaften an ſich: er kömmt nicht wieder ſondern widder, geht nicht auf ſondern uf's Schloß, und nicht das Bein ſondern dies Behn zerſtößt er ſich. Aus Ziererei bedient er ſich ſchwerer Worte, um ſich das Anſehn eines Gelehrten zu geben, aber er verſteht ihren Sinn nicht, und ſelten oder niemals ſpricht er ſie richtig aus. Die Ephemeriden der Menſchheit ſind ihm die Eremephiden, und die Species fakti, eine Species fakta.

Alles dieß muß vermieden werden, wenn man nicht glauben ſoll, du ſeyſt mit Knecht und Hausmagd umgegangen. Nimm niemals deine Zuflucht zu Sprüchwörtern oder pöbelhaften Ausdrücken, bediene dich weder Lieblingsausdrücke noch ſchwerer Wörter, ſondern ſuche die zierlichſten auszuwählen;

ſey ſorgfältig in dem Gebrauch derſelben, und verlaß dich darauf, daß deine Mühe nicht verlohren ſeyn wird; denn nichts iſt einnehmender als eine wohlanſtändige und höfliche Anrede.

Wenn man immer dächte ehe man ſpräche, ſo würde man ſelten unſchicklich ſprechen; aber das Unglück iſt, daß ſo viele ſprechen, ehe ſie denken. So ſehr aber dieß ein Fehler iſt, iſts doch noch unausſtehlicher, auf alles, was man ſagen will, zu ſtudieren. Es giebt eine Art Leute, die etwas darinn ſuchen, im Sprechen äußerſt akkurat zu ſeyn, und die Worte ſo langſam aufeinander folgen laſſen, daß man oft den Zuſammenhang verliert, ehe man ſie noch ausgehöret hat. Dieſe Leute ſind beſtändig in einer Art von Geburtsſchmerzen begriffen; und wir ſind genöthigt, zu warten, bis ſie von ihren Gedanken entbunden ſind; ſie ſtrotzen ganz von Phraſen und verkehrten Wendungen, die eben ſo ſonderbar ſind, als ihre Bewegungen, und ihr ganzes Betragen; und indem ſie gern für Leute von Kopf gehalten ſeyn wollen, werden ſie im höchſten Grade lächerlich.

Anrede, Wahl des Ausdrucks, kurzer Wortwechſel.

In jeder guten Geſellſchaft bemerkt man ein gewiſſes Betragen, Wahl der Ausdrücke, und allgemeine Umgangsſprache, die den Mann von feiner Lebensart auszeichnet. Dieß kann man ſich nur dadurch zu eigen machen, daß man gute Geſellſchaften fleißig beſucht, und insbeſondre aufmerkſam iſt, auf alles, was da vorgeht.

Wenn du von irgend einem wohlerzognen Mann zum Mittag oder Abendeſſen eingeladen wirſt, ſo gieb Acht, wie er ſeinen Gäſten Ehre zu bezeigen, und ſeine Geſellſchaft zu bewirthen ſucht.

Gieb Acht auf ſeine Glückwünſchungen und Beileidsbezeigungen, und ſey aufmerkſam auf ſeine Anreden an Höhere, Niedrigere, und an ſeines Gleichen. Ja ſogar ſeine Mienen, und ſein Ton der Stimme ſind deiner Beobachtung werth, denn ohne den Zuſammenhang von allem dieſen, wird man nie gefallen.

Es giebt eine gewiſſe ausgezeichnete Sprache, die den Mann vom Stande bezeichnet; eine gewiſſe Umgangsſprache, die jeder wohlerzogne Menſch in ſeiner Gewalt haben muß. Jemanden, der eben jetzt verheirathet iſt, zu ſagen, „ich wünſche Ihnen „Glück“, oder einem der ſeine Frau verlohren hat, „ich bedaure Ihren Verluſt“, und beides vielleicht mit einer nichtsſagenden Mine, mag wohl höflich ſeyn, demohngeachtet aber iſt es pöbelhaft. Ein Mann nach der Welt wird eben dieſelbe Sache zierlicher, und mit einem Blick der Aufrichtigkeit ſagen, welcher ihm die Achtung der Perſon verſchafft, mit der er ſpricht. Er wird ſich dem einen mit Wärme und einem angenehmen Weſen nähern, und indem er ihm vielleicht die Hand drückt, wird er ſagen, „Glauben Sie mir, mein Theuerſter, ich kann kaum „Worte finden, Ihnen meine Freude auszudrücken, „die ich über Ihre glückliche Verbindung mit dieſer „oder jener Familie empfinde“ u. ſ. w. Zu einem andern, welcher betrübt iſt, wird er langſamer, und mit einem beſondern Ernſt in Stimme und Miene,

gehen,

geben, und ſeine Beileidskomplimente ohngefähr damit anfangen, „Ich hoffe, mein Wertheſter, Sie „laſſen mir die Gerechtigkeit wiederfahren, überzeugt „zu ſeyn, daß ich bei ihrem Unglücksfalle nicht fühllos „bin, ich nehme Theil an Ihrem Kummer, und „werde beſtändig dadurch bewegt ſeyn, wenn Sie es „ſind.“ Einige werden dir ſagen, dieß wären doch nichts als bloße Komplimente, und als ſolche wären ſie nichts wie Verſtellung *). Aber wenn Verſtellung in dieſem Sinne ein Fehler iſt, ſo iſt es ein Fehler, wo er ſeyn ſoll: denn die Komplimente werden hier bloß betrachtet, als Worte, die einmal gäng und gäbe ſind, und können daher zu keinem Irrthum mehr verleiten. Wir können von einem jeden, den wir treffen, keine Freundſchaft, aber wohl Höflichkeit und ein feines Betragen erwarten. Eine gewiſſe Art alſo, ſeine Komplimente einzukleiden, unterſcheidet den Mann vom Stande von dem Pöbel, und aus den Worten und Ausdrücken des Mannes ſchließen wir, zu was für Geſellſchaft er ſich gehalten habe. Geringe aber feine Komplimente ſind an-

---

*) Der Meinung dieſer bin ich ohngeachtet der folgenden Wiederlegung auch.

A. d. U.

genehm, aber weitläuftige und ſtrotzende ſind eckelhaft und widrig. Es erweckt mehr Verachtung als Mitleiden, zu hören, was für feierliche Ausdrücke der Hochachtung und Freundſchaft unter gewiſſen Leuten, faſt ohne alle Veranlaſſung, vorfallen; was für eine unbegrenzte Achtung ſie für iemanden haben, den ſie zum erſtenmale ſehen; wie ſie gänzlich ſeinem Dienſt geweihet ſind, und das ſo plötzlich, und ohne allen Grund; wie unendlich ſie ihm verpflichtet ſind, für gar keine Gefälligkeit; und wie außerordentlich ſie ſeinetwegen bekümmert und traurig ſind, ohne irgend eine Urſach. Ein ſolches Kinderſpiel mit dem geſunden Menſchenverſtande ſollte vermieden und verabſcheuet werden; niemals ſollten wir unſre Aufrichtigkeit hinweg komplimentiren, oder ſo reden, um iemanden zu täuſchen; die feine Sprache aber, und die Komplimente, welche ich empfele, ſind bloße Höflichkeit, wodurch iede Unterhaltung angenehm gemacht wird, und die ſich als eine beſtändige Bemühung, denen, welche wir anreden, zu gefallen, in ſofern es mit der Aufrichtigkeit beſtehen kann, beſchreiben läßt. Dieß macht uns den Obern liebenswürdig, unſers Gleichen angenehm, einem Niedrigern wohlgefällig, und jedermann in der Geſellſchaft mit ſich ſelbſt vergnügt.

Die erſte Anrede und ganzer Umgang mit deinen Obern ſey offen, angenehm, und ehrfurchtsvoll; mit deines Gleichen warm und lebhaft; mit Niedrigern höflich, frei, und unzurückhaltend.

Es giebt eine Art von einem anſtändigen kurzem Wortwechſel, welcher in vermiſchter Geſellſchaft ſeinen guten Nutzen hat, ſo unbedeutend er auch ſcheinen mag: daher bemühe dich, auch darinn eine Fertigkeit zu erhalten. Unter kleinem Wortwechſel verſtehe ich aber, daß man über unwichtige Gegenſtände doch zuweilen viel zu ſagen wiſſe; z. B. von Speiſen, der Farbe und dem Wachsthum des Weines, Stadtgeſprächen, u. ſ. w. Solche Unterhaltungen können oft dazu dienen ernſthafte Gegenſtände des Geſprächs zu entfernen, wenn zu befürchten ſteht, daß dieſelben Streitigkeiten erregen könnten. Dieſe kleinen unbedeutenden Geſchwätze lernt man vorzüglich, wenn man Damensgeſellſchaften häufig beſucht.

Beobachtung.

Weil man die Kunſt zu gefallen bloß dadurch lernen kann, daß man die beſten Geſellſchaften beſucht, ſo muß man ſich bemühen, dieſelbe in ſolchen Geſellſchaften, durch Beobachtung, ſich zu erwerben; denn es ſind nicht Talente und Wiſſenſchaft allein, die uns Hochachtung erwerben; freilich iſt dies gleichſam die erſte und nothwendige Grundlage des Gefallens, aber es wird auf keine Weiſe hinlänglich ſeyn, wenn es nicht mit Höflichkeit und Aufmerkſamkeiten begleitet iſt.

Es hat Leute gegeben, welche ihr ganzes Leben hindurch die erſten Geſellſchaften beſucht haben, und ſich doch niemals von ihrer natürlichen Steifheit und Ungeſchicklichkeit haben loß machen können; ſondern ſo pöbelhaft geblieben ſind, als ob ſie nie aus der Domeſtiken Stube gekommen wären: dieß haben ſie bloß ihrer Sorgloſigkeit und einem Mangel an Aufmerkſamkeit auf das Betragen und die Sitten anderer zu danken.

So giebt es eine große Menge Leute, welche den ganzen Tag über ſehr beſchäftiget ſind, und doch in der That nichts thun. Vielleicht nehmen ſie ein Buch eine oder ein paar Stunden lang in die Hände, und aus einer Art von Unaufmerkſamkeit, die immer zunimmt, je mehr ſie ſich dieſelbe verzeihen, wiſſen ſie nichts mehr von dem Inhalte, als ob ſie gar nicht hineingeſehen hätten; es iſt ja auch unmöglich, daß irgend einer, das was er lieſet, im Gedächtniß behalte, wenn er nicht darüber nachdenkt, ſo wie er zu leſen fortfährt. Wenn ſie auf die Weiſe eine Stunde oder zwei verſchleudert haben, ſo werden ſie in Geſellſchaft ſchlendern, ohne auf irgend etwas, was darinn vorgeht, aufmerkſam zu ſeyn; oder wenn ſie an etwas denken, ſo iſt es ein unbedeutender Gegenſtand, der gar nicht verdiente, ihre Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen; von da gehen ſie dann etwa ins Schauſpiel, wo ſie die Menſchen und die Lichter anſtaunen, ohne auf das Stück ſelbſt aufmerkſam zu ſeyn, das zu ſehen ſie doch eigentlich hingegangen ſind. Auf die Weiſe bringen ſie ihre Stunden hin, welche ſonſt zu ihrer Vervollkommung und ihrem wahren Vortheil hätten angewandt werden können. Dieſe einfältige Aufhebung der Gedanken möchten ſie gern für Abweſenheit oder Zerſtreuung gelten laſſen — aber wie lächerlich! — Wo du auch ſeyſt, laß dir empfolen ſeyn, auf alles, was vorgeht, deine Aufmerkſamkeit zu richten; beobachte die Charaktere der Perſonen, mit denen du umgeheſt, und die Gegenſtände ihrer Unterredung; höre alles, was geſagt wird, ſiehe alles, was gethan wird, und (nach dem gemeinen Sprichwort) trage beſtändig deine Augen und deine Ohren bei dir.

Beſtändiger Mangel an Aufmerkſamkeit bei aufſtoßenden Dingen iſt das Kennzeichen eines ſchwachen Geiſtes; derjenige, welcher ſich dieſelbe verſtattet, iſt ſo unbedeutend wie eine Null in der Geſellſchaft, die von iedem vernünftigen Menſchen überſehen wird; was einmal zu thun der Mühe werth iſt, iſt auch werth, daß man es ganz thue, und nichts kann ganz gethan werden, ohne daß man die gehörige Aufmerkſamkeit darauf wendet. Wenn ich jemanden, der um etwas gefragt wird, das in ſeiner Gegenwart geſagt oder gethan iſt, antworten höre: „in der That ich gab nicht Acht darauf!“ So wäre ich im Stande dem Narren ein paar Ohrfeigen zu geben. Warum gab er nicht Acht darauf? Was hatte er denn ſonſt zu thun? — Ein Mann von Kopf und Welt macht nie Gebrauch von dieſer abgedroſchenen Entſchuldigung; er beklagt ſich nie, wie ſehr ihn ſein Gedächtniß trügt; ſondern iſt aufmerkſam und erinnert ſich an alles, was geſagt oder gethan wird.

So oft du alſo in gute Geſellſchaft, das iſt, in die Geſellſchaft von Leuten vom Stande gehſt, ſo beobachte ſorgfältig ihr Betragen, ihre Reden, und ihre Sitten; und ahme ſie nach, in ſo fern es in deiner Gewalt ſteht. Deine Aufmerkſamkeit ſoll, wo möglich, beſtändig auf der Hut ſeyn, jede Perſon im Zimmer, ihre Bewegungen, ihre Mienen, ihre Wendungen im Ausdruck, zu gleicher Zeit zu beobachten, dieß aber ohne unthätiges Staunen, und ohne dir die Miene des Beobachters zu geben. Dieſe Art des Beobachtungsgeiſtes kann man ſich durch Sorgfalt und Uebung erwerben, und du wirſt ſie in der ganzen Folge deines Lebens ſehr vortheilhaft für dich finden.

Abweſenheit der Gedanken, Zerſtreuung.

Da ich einmal ſchon einer Art von Abweſenheit der Gedanken erwehnet habe, ſo will ich jezt dieſen Gegenſtand etwas genauer unterſuchen.

Was die Welt einen zerſtreuten Menſchen nennt, iſt gemeiniglich entweder ein ſehr affektirter oder ein ſehr ſchwacher Menſch; aber es ſey nun bei ihm Schwachheit oder Affektation, ſo iſt er immer ein höchſt unangenehmer Geſellſchafter. In Gedanken verlohren, oder vielleicht überall ohne Gedanken, iſt er jedermann, und alles ihm fremde; er kennt ſeine beſten Freunde nicht, verſtößt alle Augenblick wieder die Geſetze der Höflichkeit, achtet weder auf das, was die Geſellſchaft vornimmt, noch weiß er, was er ſelber thut. Seine Antworten ſind gerade das Gegentheil von dem, was ſie ſeyn ſollten; man rede von einer Sache mit ihm, und er wird von ganz etwas anderm ſprechen. Er vergißt, was er zuletzt geſagt hat, läßt ſeinen Hut in dem einen, ſeinen Stock in dem andern, und ſeinen Degen in einem dritten Zimmer; ja wenn nicht die Schnallen wären, er würde auch ſeine Schuh vergeſſen. Weder ſeine Arme noch ſeine Beine ſcheinen zu ſeinem Körper zu gehören, und ſein Kopf iſt niemals in der Stellung, worinn er ſeyn ſoll. Er nimmt nicht Theil an dem allgemeinen Geſpräch, ausgenommen, wenn es ihm plötzlich einmal einfällt, als wenn er aus einem Traume erwachte. — Ich ſchreibe dieß allemal entweder der Schwäche oder Affektation zu. Sein ſeichter Kopf iſt vielleicht nicht fähig auf mehr als eine Sache zu gleicher Zeit aufmerkſam zu ſeyn; oder er will von ſich glauben machen, daß er ſo eben in der Erforſchung eines äußerſt wichtigen Gegenſtandes begriffen ſey. Solche Leute als Newton oder Locke können vielleicht wegen ihrer Zerſtreuung einigermaßen entſchuldiget werden. Sie konnte bei ihnen von der Anſpannung der Gedanken herrühren, welche zu den metaphiſiſchen Gegenſtänden, womit ſie ſich beſchäftigten, beſtändig nöthig war; aber für einen jungen Mann, und einen Mann von Welt, der keine ſolche Entſchuldigungen für ſich anführen kann, iſt Abweſenheit der Seele eine Unhöflichkeit gegen die Geſellſchaft, und verdienet den ſchärfſten Tadel.

So unbedeutend auch eine Geſellſchaft, und ſo geringfügig auch ihre Unterhaltung ſeyn mag; ſo mußt du doch, ſo lange du darin biſt, durch deinen Mangel an Aufmerkſamkeit dich nicht merken laſſen, daß du ſie für unbedeutend hältſt. Dieß iſt niemals der Weg zu gefallen; ſondern lieber bequeme dich nach ihrer Schwachheit; denn diejenigen, mit welchen wir in Geſellſchaft ſind, zu demüthigen, oder die mindeſte Verachtung gegen ſie zu zeigen, iſt die größte Unhöflichkeit und Liebloſigkeit deren man ſich ſchuldig machen kann, und was ſchwerlich verziehen wird.

Noch niemals ſahe ich jemanden, der es an Aufmerkſamkeit fehlen ließ gegen eine Perſon, die er fürchtete, oder ein Frauenzimmer, das er liebte; welches mich überzeugt, daß man ſich die Zerſtreuung leicht abgewöhnen kann, wenn man es nur erſt für gut hält, einen Verſuch zu machen, und man kann ſicher glauben, daß es der Mühe werth iſt, dieſen Verſuch zu machen.

Abweſenheit des Gemüthes iſt eine ſtillſchweigende Erklärung, daß wir diejenigen, mit welchen wir in Geſellſchaft ſind, unſerer Aufmerkſamkeit nicht werth halten, und was giebt es für eine größre Beleidigung? Wie kann überdem ein ſolcher, der mit ſeinem Geiſte abweſend iſt, von demjenigen, was in ſeiner Gegenwart geſagt oder gethan wird, Nutzen ziehen? Er mag Jahre lang die beſten Geſellſchaften beſuchen, und es wird ihm nichts helfen. Kurz ein ſolcher iſt weder zu Geſchäften, noch zum Umgange fähig, der nicht ſeine Aufmerkſamkeit auf den Gegenſtand, welcher vor ihm liegt, heften kann, ſey auch dieſer Gegenſtand, welcher er wolle.

Weltkenntniß.

Eine gewiſſe Kenntniß der Welt, vermittelſt eigener Erfahrungen und Beobachtungen, iſt ſo nöthig, daß wir ohne dieſelbe ſehr ungereimt handeln, und oft Anſtoß geben werden, wo wir es am wenigſten vermuthen. Alle Gelehrſamkeit und Geſchicklichkeit wird uns hiergegen nicht ſichern können. Ohne Bekanntſchaft mit dem menſchlichen Leben kann jemand ſehr gute Sachen ſagen, dieſelben aber ſo zur unrechten Zeit anbringen, daß er weit beſſer thäte, wenn er ſtill ſchwiege. Voll von ſich ſelber und ſeinen eignen Geſchäften, und ohne Achtſamkeit auf die Umſtände und Lage derer, mit denen er umgeht, fließt ſein Mund über von dem, wovon ſeine Seele voll iſt, ohne die mindeſte Klugheit und Mäßigung, er ſagt Dinge, die er nicht ſagen ſollte, ſetzt einige in Verwirrung, andre in Beſtürzung, und die ganze Geſellſchaft in die Beſorgniß, daß das, was er nun vorbringen wird, noch ſchlechter als das vorhergehende ſeyn wird. Der beſte Rath, den ich hierinn ertheilen kann, iſt, daß man lieber in die Unterredung andrer eingreifet, als ſelber einen Gegenſtand zur Unterredung ausſuche; daß man ſich lieber bemühe, die Geſellſchaft mit ſich ſelber zu beſchäftigen, als ihre Aufmerkſamkeit allein auf ſich zu ziehen.

Ein Neuling in der Kunſt zu leben, der wenig mehr von den Menſchen weiß, als was er aus Büchern ſammlet, legt die Maxime zum Grunde, daß die meiſten Menſchen Schmeicheleien lieben; um alſo zu gefallen wird er ſchmeicheln, aber wie? Ohne Umſtände noch Veranlaſſung in Erwägung zu ziehen Statt der feinen Pinſelſtriche, und ſanften Teints, die die Schönheit des Gemähldes erhöhen, wird er ſeine Farben mit ſchwerer Hand auftragen, und das ganz verderben, was er recht zierlich machen will; mit andern Worten: er wird ſeine Schmeicheleien ſo ſehr zur unrechten Zeit, und zugleich ſo wenig fein anbringen, daß er in Verlegenheit ſetzt und beleidigt, indem er zu gefallen denkt. Im Gegentheil kennt ein Mann von Welt, der das Leben ſelbſt zu ſeinem Studium gemacht hat, die Macht der Schmeichelei, ſo gut, wie dieſer, aber er weiß auch, wann und wie er ſie anbringen ſoll; er nimmt die Gelegenheit dazu in Acht und thut es wie von Ohngefähr und ohne Abſicht, durch Vergleichungen, durch Winke.

Die Natur des Menſchen iſt ſo mannichfaltig, daß um ihn durchaus kennen zu lernen, viel Zeit und Aufmerkſamkeit erfordert wird; denn ob ſie gleich alle aus einem Stoff geſchaffen, auch einerlei Leidenſchaften beſitzen, ſo entſtehen doch aus der Verſchiedenheit ihrer Verhältniſſe gegeneinander, auch abwechſelnde Gemüthsbeſchaffenheiten; was dem einen angenehm iſt, wird dem andern unangenehm ſeyn; und was der eine lobt, wird der andre tadeln. Die

Vernunft iſt uns zwar gegeben, um dieſe Leidenſchaften im Zaum zu halten, aber ſie thut dieß nur ſelten. Sich alſo an die Vernunft irgend eines Menſchen zu wenden, wird oft ohne Wirkung bleiben, wenn wir uns nicht bemühen zu gleicher Zeit ſein Herz zu gewinnen.

Wo du alſo auch biſt, ſuche die Charaktere der Menſchen zu erforſchen, und wo möglich ihre ſchwache Seite, oder ihre herrſchende Leidenſchaft, oder ihr beſondres Verdienſt, ausfündig zu machen; ſuche ſie nur bei dieſer ſchwachen Seite anzugreifen, und es wird dir gemeiniglich bei ihnen glücken. Ihre herrſchende Eitelkeit kannſt du leicht entdecken, wenn du auf ihren Lieblingsgegenſtand in der Unterredung Acht giebſt; denn jedermann redet am meiſten von dem, worinn man glauben ſoll, daß er am meiſten gethan habe.

Auch muß man mit Behutſamkeit ſeine Zeit auswählen. Jeder hat ſeine beſondern Zeiten, wo man ſich mit gutem Erfolg an ihn wenden kann, die mollia tempora fandi; aber dieſe Zeiten dauren nicht den ganzen Tag über, man muß ſie ausfündig zu machen, ſie zu beobachten, und ſich zu Nutze zu machen ſuchen. Du kannſt niemals einen glücklichen Erfolg hoffen, wenn du dich wegen einer Sache an jemanden wendeſt, indeß er gerade mit einem andern Geſchäft zu thun hat, oder wenn ſein Gemüth gerade von Betrübniß, Zorn, oder andern Leidenſchaften beunruhigt iſt.

Du kannſt nicht beſſer über die Gemüthsbeſchaffenheit anderer urtheilen, als wenn du deine eigene immer mehr zu erforſchen ſuchſt; denn obgleich jener dieſe, und ein anderer jene ſchwache Seite hat, ſo ſind ſich doch die Menſchen überhaupt genommen ſehr ähnlich. Was dir gefällt oder mißfällt, wird unter ähnlichen Umſtänden auch andern gefallen oder mißfallen: wenn du dich beleidigt findeſt, ſobald ein andrer ſeinen höhern Rang dich zu ſehr fühlen läßt, ſo wirſt du gewiß nach der gemeinen Regel des Rechts, Das thun, was Du willſt, das Dir Die Leute thun ſollen, und Sorge tragen, daß du einem andern ebenfalls deinen höhern Rang nicht fühlen läſſeſt, welcher dich über ihn ſetzt, beſonders wenn du ſeine Freundſchaft oder Achtung dir zu erwerben ſuchſt. Wenn unangenehme Schmeichelei, offenbare

Widerſprüche, oder hämiſche Spöttereien, dich ärgern und betrüben, wirſt du dich ihrer denn gegen andre bedienen können, wenn du zu gefallen wünſcheſt? Beobachte alſo mit Sorgfalt die Verändrungen deiner eignen Seele, und du wirſt immer beſſer in andern Menſchen leſen können.

Ich will zugeben, daß einer, der in einem Kloſter oder einem Kollegium erzogen iſt, vielleicht ſehr gut über die Beſchaffenheit des menſchlichen Gemüths wird räſonniren können; er kann die Natur des Menſchen zu erforſchen ſuchen, und eine erträgliche Beſchreibung von ſeinem Kopf und Herzen, ſeinen Leidenſchaften, und Geſinnungen geben: zu gleicher Zeit aber weiß er eigentlich nichts von dem Menſchen; er hat nicht mit ihm gelebt, und kann folglich nicht wiſſen, wie dieſe Geſinnungen und Leidenſchaften wirken, wenn ſie in Thätigkeit geſetzt ſind. — Er weiß nichts von alle den mannichfaltigen Vorurtheilen, Zuneigungen und Abneigungen, die beſtändig ſeinen Handlungen ihre Richtung geben, und ſie ſehr oft beſtimmen. Seine Kenntniß des Menſchen iſt nur eine theoretiſche, die ſehr weit von der praktiſchen verſchieden iſt; und wenn er ſeine Urtheile bloß auf jene gründet, ſo wird er oft irre geführt werden; dahingegen ein Mann von Welt, der ſeine Menſchenkenntniß durch eigne Erfahrungen und Beobachtungen ſich erworben hat, ſelten irret; er iſt mit den Veränderungen des menſchlichen Gemüths ſehr wohl bekannt, weiß das Herz des Menſchen auszuſpähen, lieſt ſeine Worte in ſeinen Mienen, noch ehe er ſie geſagt, ſieht ſeine Handlungen, noch ehe ſie vollbracht ſind; weiß, was gefallen, und was mißfallen wird; und ſieht gewiß mehrentheils den Ausgang der Sache vorher.

Beſtrebe dich alſo, dir dieſe anſchauende Erkenntniß zu erwerben; ſey ſo aufmerkſam wie möglich auf die Sprache, Kunſtgriffe, und das Betragen derer, die mit der Welt bekannt ſind, und bemühe dich, ihnen nachzuahmen. Beobachte die Mittel, deren ſie ſich bedienen, um ſich die Gunſt und Zuneigung derer zu verſchaffen, mit welchen ſie ſich verbinden; bediene dich eben dieſer Mittel, und du wirſt bald die Achtung aller derer gewinnen, die dich kennen. Wie oft hat man ſchon geſehen, daß Leute von Perſonen ſind beherrſcht worden, ſelbſt ohne daß ſie es wußten, die in Anſehung des Verſtandes weit geringere Fähigkeiten beſaßen! Ein Beweiß, daß einige Leute mehr Geſchicklichkeit in Weltangelegenheiten haben, als andre; ſie wiſſen die ſchwache und unbewafnete Seite ausfündig zu machen, thun da ihren Angriff, und die Uebergabe erfolgt ſehr bald.

Nun lernen wir aber durch die Menſchenkenntniß noch den Vortheil zweier Dinge, die Herrſchaft über unſer Temperament, und über ſeine Aeuſſerungen: ein unbedeutender unangenehmer Zufall wird einen der mit dem menſchlichen Leben unbekannt iſt, vielleicht in Zorn bringen, oder ihn beſchämen und verwirren; daß er entweder raſet wie ein toller Menſch, oder ausſieht, wie ein Thor: aber ein Mann von Welt wird das niemals bemerken oder verſtehen, was er nicht rächen kann noch darf. Wenn er einmal ſelbſt einen Verſtoß machen ſollte, ſo wird er ſeine Verwirrung unterdrücken, und einen Spaß daraus machen, wodurch er ſeine Faſſung ſogleich wieder erhält.

Manche Leute haben Verſtand genug, ihre Geheimniſſe bei ſich zu behalten; aber weil ſie nicht an abwechſelnde Geſellſchaften gewöhnt ſind, haben ſie unglücklicher Weiſe eine ſolche Hiſtörchen erzählende Miene, welche das wider ihren Willen entdeckt, was ſie zu verſchweigen wünſchen. Dieß iſt ein Unglück, und man ſollte ſich ſo bald wie möglich von einer ſolchen Miene zu befreien ſuchen.

Die Kälte der Seele, und Gleichgültigkeit der Miene, welche einer Entdeckung unſerer Geſinnungen, durch Worte, Handlungen, oder Blicke vorbeugt, iſt zu nothwendig, als daß wir dieſelbe hier unberührt laſſen ſollten. Jemand, der unangenehme Dinge nicht ohne ſichtbare Merkzeichen des Zorns oder der Unruhe, oder angenehme, nicht ohne einen plötzlichen Ausbruch der Freude, ein heiteres Auge, und ſich erweiternde Stirn anhören kann, hängt von der Liſt und Verſtellung eines jeden Böſewichts ab; denn ein ſolcher wird ihn abſichtlich zu erfreuen oder zum Zorn zu reitzen ſuchen, um ſeine unbewachten Blicke aufzufangen; oder er wird die Gelegenheit ergreifen, auf die Weiſe ſelbſt im innerſten des Herzens zu leſen. Vielleicht kann man mir einwerfen, daß dieſe Kälte natürlich ſeyn müſſe, und wenn ſie alſo bei einem nicht iſt, er ſich auch dieſelbe nie erwerben könne. Ich will gern die Kraft des Naturells zugeben; aber die gehörige Sorgfalt mit einigem Nachdenken, wird dir bald dieſe Herrſchaft über dein Temperament und ſeine Aeußerungen erwerben. Wenn du findeſt, daß du zum plötzlichen Ausbruche der Leidenſchaft geneigt biſt, ſo nimm dir feſt vor, nicht eher ein Wort zu ſagen, bis die Vernunft ſich wieder empor gearbeitet hat; und entſchließe dich, in deinen Aeußerungen ſo feſt und unbeweglich wie möglich zu bleiben. So wie einer, der beim Chartenſpiel eine beſtändige Heiterkeit in ſeinen Blicken, er mag glücklich oder unglücklich ſpielen, behalten kann, ſehr merklich den Vorzug vor einem andern hat, den jedes kleine Glück ausgelaſſen, und jedes Unglück niedergeſchlagen macht, weil man ſeine Charten ſchon in ſeinem Geſichte leſen kann; ſo wird auch der Mann von Welt, der mit einem ſolchen kindiſchen Menſchen, deſſen Miene alles verräth, etwas zu thun hat, auch gewiß die Umſtände zu nutzen ſuchen, die Folgen mögen nun für denjenigen, mit welchem er zu thun hat, ſo ſchädlich ſeyn wie ſie wollen. *)

In

---

*) Der Mann von Welt iſt denn aber freilich hierinn nicht nachzuahmen!

A. d. U.

In dem Gange des Lebens werden wir es oft nöthig finden, mit Leuten von ſehr böſem Temperament uns zu vertragen, ſo wie wirs mit der Kupfermünze machen, um den Handel zu befördern, und ſo müſſen wir oft eine zufriedne Miene annehmen, wenn wir außerordentlich unzufrieden ſind; und oft freundlich ausſehen, wenn wir gerade das Gegentheil ſind. Ich weiß und fühle ſehr wohl, wie ſchwer es iſt, jemanden mit Lächeln anzureden von dem wir wiſſen, daß er unſer Feind ſey; aber was ſoll man thun? Wenn dir eine Beleidigung zugefügt wird, und du kannſt dir nicht dadurch Recht verſchaffen, daß du deinen Beleidiger zu Boden ſchlägſt, ſo mußt du das Unrecht gar nicht einmal zu merken ſcheinen; denn eine Beleidigung ruhig zu erdulden iſt in den Augen der Welt Feigherzigkeit.

Wenn Narren einmal einen Verſuch machen wollten, ihren Witz an dir auszulaſſen, ſo iſt der beſte Weg, zu thun, als wiſſeſt du nicht, daß ihre Witzeleien dich betreffen ſollen, und die Unruhe gänzlich zu unterdrücken, welche dir dadurch erweckt wird: ſollten ſie aber ſo auffallend und deutlich ſeyn, daß man gar nicht glauben kann, du verſtändeſt ihre

Meinung nicht, ſo wollte ich dir immer lieber rathen, ſelbſt mit über dich zu lachen, als mit der Geſellſchaft zu zanken; ſage, der Spaß ſey gut angebracht, und nimm ihn mit anſcheinender guter Laune auf. Niemals mache ſogleich vom Wiedervergeltungsrecht Gebrauch, weil man daraus nur ſehen wird, daß du dich für beleidigt hältſt. Sollte dasjenige, was über dich geſagt wird, deine Ehre oder deinen moraliſchen Charakter verwunden, ſo iſt nur eine ſchickliche Antwort, zu welcher, wie ich hoffe, du niemals deine Zuflucht wirſt nehmen dürfen.

Erinnere dich, es giebt nur zwei Wege für einen Mann von Stande, entweder außerordentliche Höflichkeit, oder den Degen. Wenn dich jemand offenbar und abſichtlich beleidigt, fordere ihn heraus; ſteigt aber die Beleidigung nicht bis zur offenbaren Beſchimpfung, ſo ſtelle dich äußerlich höflich; macht dieß nicht, daß ſich der Beleidiger wegen ſeines Betragens ſchämet, ſo wird es doch alle Gegenwärtigen zu deinem Vortheil einnehmen; und anſtatt beſchimpft zu werden, wirſt du mit Ehren davon kommen. Höflichkeit gegen diejenigen, welche wir nicht achten, iſt eben ſo wenig ein Bruch der Treue, als

gehor=

gehorſamſter Diener zur Unterſchrift eines Ausforderungsſchreibens; man hält dieß allgemein für etwas, das der Gebrauch einmal ſo eingeführt hat.

Zankſüchtig zu ſeyn, und Händel zu ſuchen ſind Kennzeichen einer ſchwachen Seele; überlaß das den Weibern, und ſetze dich über dergleichen weg. Laß dich niemals in einen ſcharfen Wortwechſel ein, und ſuche, wo möglich, immer deinen Stolz darinn, mehr Höflichkeit gegen deinen Gegner, als irgend einen in der Geſellſchaft zu bezeigen, dieß wird ſicher die Lacher auf deine Seite bringen; und ſelbſt die Perſon, mit welcher du ſtreiteſt, wird am Ende geſtehen, daß du dich bei der ganzen Sache ſehr gut benommen habeſt.

Die Erfahrung lehret uns, obgleich alle Menſchen aus einerlei Stoff gemacht ſind, wie ich ſchon vorher bemerkt habe, ſo ſind doch wegen der Verſchiedenheit ihrer innern Verhältniſſe nicht zwei Leute ſich völlig gleich: wir ſind einer von dem andern, und ſelbſt zuweilen von uns ſelber unterſchieden, das iſt, wir thun zuweilen Dinge, die mit dem Hauptton in unſerm Charakter gar nicht übereinſtimmend ſind. Der Weiſeſte wird zufälliger Weiſe einmal ſchwach, der Ehrlichſte einmal unrecht, der Stolzeſte einmal klein, und ſelbſt der Schlimmſte einmal gut handeln. Aus dem Grunde muß unſer Studium des Menſchen nicht zu allgemein ſeyn; wir müſſen häufig Individua beobachten; und ob wir gleich, im Ganzen genommen, aus der herrſchenden Leidenſchaft, oder dem eigentlichen Charakter eines Menſchen, ihn beurtheilen können, ſo wird es doch der Klugheit gemäß ſeyn, nicht eher etwas ſicher zu beſtimmen, bis wir erſt auf eine Gelegenheit gewartet haben, die Wirkungen ſeiner untergeordneten Begierden und Launen zu bemerken.

So kann z. B. der Hauptcharakter eines Menſchen ſeyn, daß er die ſtrengſte Ehrlichkeit beobachtet. Ich werde nicht dagegen ſtreiten, um nicht für boshaft und menſchenfeindlich gehalten zu werden, aber ich werde mich doch noch nicht ſo ſehr auf dieſen Hauptcharakter verlaſſen, daß ich ihm mein Vermögen oder mein Leben anvertraue. Sollte dieſer ehrliche Mann, wie nicht ſelten geſchiehet, in Anſehung der Macht, des Nutzens, oder der Liebe einmal mein Mitwerber werden, ſo möchte er vielleicht

Handlungen unternehmen, die er unter andern Umſtänden verabſcheuen würde. Auch werden Macht, Ehre, und Nutzen die Ehrlichkeit ſicherlich auf eine ſehr harte Probe ſetzen, und ſie ſehr oft überwältigen. Ich werde alſo dieſen ehrlichen Mann erſt bis auf den Grund zu erforſchen ſuchen, ehe ich mich ihm ganz anvertraue, und finde ich ihn dann meinem Wunſch gemäß, ſo werde ich dem zufolge ihm auch mein Vertrauen ſchenken.

Eins der wichtigſten Ingredienzien unſrer Natur iſt die Eitelkeit, welcher jedermann mehr oder weniger Raum giebt. Die Weiber haben gemeiniglich eine unerträglich ſtarke Doſis davon erhalten. Keine Schmeichelei, keine Lobeserhebungen ſind zu groß oder zu übertrieben für ſie; die, welche ihnen am meiſten ſchmeicheln, ſind ſicher, am beſten bei ihnen zu gefallen; ſie lieben den am meiſten, der ſich ſtellt, am meiſten in ſie verliebt zu ſeyn; und die geringſte Vernachläſſigung oder Verachtung werden ſie nie vergeſſen. Es iſt beinahe eben dieß der Fall bei den Mannsperſonen, ſie werden eher eine Beleidigung, als eine Beſchimpfung vergeben, und werden mehr durch Verachtung, als durch Mißhandlung beleidiget. Obgleich nicht alle Menſchen mit vorzüglichen Talenten prahlen, und ob ſie gleich keine Anſprüche auf die Fähigkeiten eines Pope, Newton, oder Bolingbrocke machen, ſo will doch jeder gerne geſunde Vernunft beſitzen, und ſeine Pflicht im Leben mit der gewöhnlichen Anſtändigkeit verrichten; unter irgend einer Geſtalt alſo ſeine Fähigkeiten oder ſeine Aufrichtigkeit in dem Fach, womit er ſich gerade beſchäftigt, in Zweifel zu ziehen, iſt eine Beſchimpfung, die er nicht ſo leicht vergeben wird.

So wie ich nun nicht wünſche, daß man einem Menſchen zu unbedingt vertraue, weil ihm die Welt einen guten moraliſchen Charakter beilegt, ſo muß ich doch vorzüglich vor denjenigen warnen, welche gar zu gut von ſich ſelber ſprechen. Kurz; man halte diejenigen in Verdacht, die ſich vorzüglich einer Tugend vor allen andern rühmen, denn ſie ſind gemeiniglich Betrüger. Es kann demohngeachtet Ausnahmen von dieſer Regel geben; denn man hört von Spröden, die wirklich keuſch, von Grosſprechern, die wirklich tapfer, und Heiligen, die wirklich fromm geweſen ſind. Erwäge nur, wohin deine eigene Beobachtung dich leiten wird; gieb nicht allein Acht darauf, was man ſagt, ſondern auch, wie man es ſagt; und wenn du nur einigen durchdringenden Verſtand beſitzeſt, wirſt du die Wahrheit leichter durch das Auge, als durch das Ohr, herausfinden; kurz, nimm niemals die Wahrheit eines Charakters nach bloßer mündlicher Erzählung auf Treu und Glauben an, ſondern ſuche ihn ſelber zu erforſchen; denn das Gerücht, ob es gleich überhaupt Recht haben mag, irrt ſich doch in den beſondern Umſtänden.

Vorzüglich aber hüte dich vor denen, die bei einer geringen Bekanntſchaft, dich ſogleich zum Gegenſtande ihrer Freundſchaft machen, und ein Vertrauen auf dich zu ſetzen ſcheinen; unter zehn ſolchen Leuten, wirds kaum einen geben, der dich nicht zu betrügen oder zu verrathen denkt; demohngeachtet aber weiſe ſie bei einem ſolchen Verdacht nicht geradezu von dir ab; denn du kannſt noch immer höflich gegen ſie ſeyn, ohne dich ihnen anzuvertrauen. Es können auch einfältige Menſchen deine Freundſchaft ſuchen, und dir bei der erſten Bekanntſchaft ihr ganzes Herz entdecken; allein der Beſitz ſolcher Freunde iſt nicht viel werth; weil ihre Freundſchaft eben ſo eingeſchränkt, wie ihr Verſtand iſt; und wenn ſie gar ihre Freundſchaft in der Abſicht antragen, um dich brauchen zu können, oder ein Eigenthum von dir zu machen, ſo ſind ſie in der That gefährliche Bekanntſchaften. Nicht daß die geringen Freundſchaften ſchwacher Menſchen nicht von einigem Nutzen für dich ſeyn könnten, wenn du das Kompliment nicht erwiederſt; auch mag es nicht ſchaden, wenn man die abſichtlichen Freundſchaftsbezeigungen gewiſſer Leute wohl aufzunehmen ſcheint, um ſie gleichſam beſtändig nur in dieſem Spiele hinzuhalten, damit ſie nicht unſre offenbaren Feinde werden; denn nächſt ihrer Freundſchaft iſt ihre Feindſchaft am gefährlichſten. Die allgemeine Regel iſt, faſt gegen jedermann eine wirkliche Zurückhaltung zu beobachten; doch iſt es ſehr unangenehm zurückhaltend zu ſcheinen, und ſehr gefährlich, es nicht zu ſeyn. Wenige beobachten die rechte Mittelſtraße. Einige ſind lächerlich geheimnißvoll bei Kleinigkeiten, und andre ſind wieder ohne alle Klugheit offenherzig gegen jeden mit allem, was ſie wiſſen.

Es giebt eine Art Zechfreundſchaften, die unter jungen Leuten bloß vermittelſt einer gemeinſchaftlichen Theilnehmung an ihren Vergnügungen ſtatt findet;

bet; eine Freundſchaft die nur zu oft von ſchlimmen Folgen begleitet iſt. Dieſer Geſellſchafter deines Vergnügens, jung und unerfahren, wird dir vielleicht in der Hitze der Fröhlichkeit eines Gaſtmahls, eine ewige Freundſchaft geloben, und ſich dir ohne die mindeſte Zurückhaltung entdecken; aber neue Verbindungen, Glückswechſel, oder Veränderung des Orts, können ſehr bald dieß unzeitige Freundſchaftsband zerreißen, und es kann alsdann ein ſehr unangenehmer Gebrauch davon gemacht werden. Sey immer mit von der Parthie junger Geſellſchaften, und trage wie andre deinen Theil zu den jugendlichen Freuden der Geſellſchaft bei; ja vertraue ihnen ſogar deine unſchuldigen Vergnügungen an, aber behalte die ernſthaften Angelegenheiten für dich ſelber; und wenn du dieſe ja einmal bekannt machen mußt, ſo thue es gegen einen verſuchten Freund von großer Erfahrung; und damit derſelbe gar nicht in Verſuchung gerathen könne, dein Nebenbuhler zu werden, ſo wähle dir dieſen Freund aus einer ganz andern Laufbahn des Lebens, als welche du ſelbſt betrittſt.

Wenn ich hörte, daß jemand ſehr ſtark behauptete und beſchwüre, daß eine Sache wahr ſey, welche

che ſchon an ſich ſelbſt ſehr wahrſcheinlich iſt, ſo würde ich eben daher ſehr an ſeiner Wahrheitsliebe zweifeln; denn wenn er ſich ſolche Mühe gibt, mich die Sache glauben zu machen, ſo kann er wohl keine gute Abſicht dabei haben.

Es gibt bei den meiſten jungen Leuten einen gewiſſen Leichtſinn oder falſche Beſcheidenheit, welche macht, daß ſie ſich ſchämen irgend etwas abzuſchlagen, warum man ſie bittet. So pflegen ſie auch gemeiniglich von ſo unbehutſamer Offenherzigkeit zu ſeyn, welche ſie oft zur Beute argliſtiger Betrüger macht. Sie laſſen ſich leicht durch die erdichtete Freundſchaft eines Schurken oder eines Theren hintergehen, und ſetzen ein zu raſches Vertrauen auf eine ſolche Freundſchaft, welche ſich mit ihrem Schaden, und oft mit ihrem Verderben endigt. Hüte dich alſo, wie ich ſchon geſagt habe, vor ſolchen von freien Stücken angebotnen Freundſchaften, vergilt ſie mit Höflichkeit, aber nicht mit Zutrauen. Laß dich nie deine Eitelkeit verführen, zu glauben, eine kurze Bekanntſchaft könne dir ſchon Leute zu Freunden machen: denn um eine Freundſchaft zu errichten, müſſen erſt Gefälligkeiten und Dienſtleiſtungen von beiden Seiten erzeigt werden; ſie wird nie gedeihen, wenn ſie nicht wechſelſeitig gepflegt wird; und ſie erfordert Zeit, um reif zu werden.

Es giebt noch eine andere Freundſchaft unter jungen Leuten, die bloß dieſen Nahmen trägt, für eine Zeitlang warm genug, aber glücklicherweiſe nicht von langer Dauer iſt. Dieſe Freundſchaft nimmt ihren Urſprung daher, daß ſie einerlei Bahn der Ueppigkeit und Schwelgerei betreten; die Börſe eines jeden ſteht dem andern offen, ſie erzählen ſich einander alles, was ſie wiſſen, laſſen ſich einer in des andern Streitigkeiten ein, und ſtehen bei jeder Gelegenheit einander bei. Ich möchte dieß lieber eine Verſchwörung gegen alle Moralität und gute Sitten nennen, und glaube, daß es die ſchärfſte Ahndung der Geſetze verdiene; aber dieſe Leute haben die Unverſchämtheit, es Freundſchaft zu nennen. Demohngeachtet wird dieß Freundſchaftsband oft eben ſo ſchnell wieder zerriſſen, als ſchleunig es geknüpft wurde; ein Zufall zerſtreut ſie, und ſogleich vergeſſen ſie einander, ausgenommen, wenn ſie ihre eigene köſtliche Thorheit verrathen und belachen wollen.

Kurz, man mache einen ſehr großen Unterſchied zwiſchen Geſellſchaftern und Freunden; denn ein ſehr angenehmer Geſellſchafter iſt oft ein ſehr gefährlicher Freund geworden.

Wahl der Geſellſchaft.

Nächſt der Wahl der Freunde kömmt es auf die Wahl unſrer Geſellſchaft an.

Suche dich, ſo viel du kannſt, zu guter Geſellſchaft, und vorzüglich zu die, die höher als du ſind, zu halten: denn man wird dich nach den Geſellſchaften ſchätzen, welche du beſuchſt. Was aber die Vornehmen anbetrift, ſo meine ich nicht ſowohl ſolche, die durch Geburt, als die durch Verdienſt über dich erhaben ſind, und in welchem Lichte ſie von der Welt betrachtet werden.

Es giebt zwei Arten von guter Geſellſchaft: die eine beſteht aus Perſonen von Geburt, Rang, und Stande; die andre aus ſolchen, welche ſich durch irgend ein beſondres Verdienſt, in irgend einer Wiſſenſchaft oder freien Kunſt auszeichnen; als Gelehrte, u. ſ. w. und eine Miſchung von dieſen iſt dasjenige, was ich eigentlich gute Geſellſchaft nennen möchte: denn es kömmt hier nicht darauf an, was gewiſſe Zuſammenkünfte von Leuten ſich nennen, ſondern was man allgemein zugeſteht, daß ſie ſind, und was einmal als die gute Geſellſchaft eines Ortes anerkannt wird.

Dann und wann ſchleicht ſich auch wohl einmal eine Perſon ohne Geburt, Rang, oder ſonſt etwas Auszeichnendes, unter dem Schutz einer ſehr bedeutenden Perſon, in gute Geſellſchaft; aber im Ganzen genommen wird doch niemand von niedrigem Range, oder ſchlechtberüchtigtem moraliſchen Charakter zugelaſſen.

Nur in dieſer ſtandesmäßigen guten Geſellſchaft kann man die beſten Sitten, und die beſte Sprache lernen; denn weil es keine beſtimmten Regeln giebt, nach welchen ſie gebildet werden können, ſo werden ſie hier eben feſtgeſetzt.

Vielleicht wird man fragen, ob es jemand auch immer in ſeiner Gewalt habe, in gute Geſellſchaft zu kommen; ohne Zweifel hat er dieß, ſobald er es verdient; vorausgeſetzt, daß er in den Umſtänden iſt, wie ein Mann von Stande zu leben, und ſich zeigen zu können. Kenntniſſe, Beſcheidenheit, und Wohlgezogenheit, werden ihn allen denen werth machen, die ihn ſehn; denn ohne geſittete Lebensart, iſt der Gelehrte nichts weiter, als ein Pedant, der Philoſoph ein Cyniker, der Soldat ein Vieh, und jeder, er ſey, wer er wolle, ein bäueriſcher Menſch.

Obgleich die Geſellſchaft von Gelehrten und Leuten von großen Talenten ſehr ſchätzbar iſt, und verdient, daß man auf alle Weiſe darnach ſtrebe, ſo möchte ich dich doch auf keine Weiſe gern beſtändig in ſolcher Geſellſchaft finden. Weil ſie von der Welt zu abgeſondert leben, ſo können ſie auch nicht die Leichtigkeit im Betragen und die Artigkeit beſitzen, von der ich wünſchte, daß du ſie erwerben möchteſt. Wenn du an ſolcher Geſellſchaft Theil nehmen kannſt, ſo iſt es ſehr gut, dieß zuweilen zu thun, und man wird dich in anderer Geſellſchaft deſto mehr ſchätzen, wenn du es thuſt; aber vergrabe dich nicht darin, damit man dich nicht anfange, als einen eigentlichen Litteratus zu betrachten, welches freilich ein ſehr ehrenwerther Nahme, aber nicht der Weg iſt, in der ſtandesmäßigen Welt zu glänzen oder emporzuſteigen.

Aber die Geſellſchaft, welche du vor allen andern ſorgfältig vermeiden mußt, iſt diejenige, welche man in jedem Sinne des Worts niedrig nennen kann: niedrig an Geburt, niedrig am Range, niedrig an Talenten, und niedrig im Betragen; ſolche Geſellſchaft, welche, unbedeutend und verächtlich an ſich ſelber, es ſich für eine Ehre ſchätzt, mit dir zugleich geſehen zu werden, und deinen Thorheiten, ja ſelbſt deinen Laſtern ſchmeicheln wird, um dich nur bei ſich zu behalten.

Sollteſt du gleich eine ſolche Warnung für unnöthig halten, ſo halte ich ſie doch für ſehr nöthig; denn ſo mancher junger Mann von Geburt und Talenten, iſt durch ſeine Eitelkeit verführt worden, ſich zu ſolcher Geſellſchaft zu halten, bis er von ſeiner Würde herabgeſunken, gering geſchätzt, und gänzlich ins Verderben geſtürzt worden iſt.

Ich meine die Eitelkeit, daß man gern der erſte in der Geſellſchaft ſeyn will. Dieſer Stolz, obgleich noch ſo gewöhnlich, iſt im höchſten Grade thöricht. Nichts in der Welt läßt einen Menſchen ſo tief herabſinken. Denn indeß er ſeiner niedrigen Geſellſchaft befehlen kann, und von ihr geſchmeichelt und bewundert wird, muß er nothwendig für jede beßre Geſellſchaft ungeſchickt gemacht, und ihr verächtlich werden. Verlaß dich darauf, daß du in der Achtung der Menſchen immer ſinken oder ſteigen wirſt, nachdem die Geſellſchaft iſt, zu welcher du dich hältſt.

Laß es alſo deinen Ehrgeiz ſeyn, in die beſte Geſellſchaft zu kommen; und wenn du darin biſt, ſo ahme ihre Tugenden, aber nicht ihre Laſter nach. Du wirſt ohne Zweifel oft von vornehmen und Modelaſtern gehört haben. Als Huren, Saufen, und Spielen. Es hat ſich ereignet, daß einige Leute ſelbſt bei dieſen Laſtern ſind bewundert und geſchätzt worden. Verſtehe ja die Sache nicht unrichtig: man bewundert dieſe Leute nicht wegen ihrer Laſter, ſondern wegen gewiſſer Vollkommenheiten, die ſie zu gleicher Zeit beſitzen; wegen ihrer Talente, Gelehrſamſamkeit, oder feinen Betragen. Sey verſichert, wären ſie von ihren Laſtern frei, man würde ſie noch weit mehr ſchätzen. In ſolchen vermiſchten Charakteren überſieht man bloß den ſchlechtern Theil, wegen des beſſern, der ihn erſetzt.

Sollteſt du unglücklich genug ſeyn, ſelbſt einige Laſter an dich zu haben, vermehre doch ihre Anzahl nicht dadurch, daß du auch fremde Laſter dir zu eigen machſt. Solche von andern nachgeahmte Laſter ſind von allen die unverzeihlichſten, denn ſie können nicht die Unachtſamkeit vorſchützen. Wenn alle bloß ihre eigne und keine nachgeahmte Laſter an ſich hätten, wenige würden ſo viele haben, als ſie haben.

Suche alſo bloß die Vollkommenheiten, welche du findeſt, nachzuahmen; ſuche dir die feine Lebensart, Artigkeit, und das angenehme Betragen wohlgezogener Leute zu eigen zu machen; und bedenke ſtets, ſie mögen noch ſo ſehr glänzen, wenn ſie Laſter an ſich haben, ſo ſind dieſe Laſter ſo viele Flecken, welche nachzuahmen eben ſo lächerlich ſeyn würde, als wenn man eine künſtliche Warze auf ſeinem Geſichte hervorbringen wollte, weil einige ſehr ſchöne Leute das Unglück gehabt haben, eine natürliche Warze auf dem ihrigen zu tragen.

Lachen.

Jetzt wollen wir zu kleinern Dingen herabſteigen, welche, ob gleich nicht ſo wichtig, als die vorhererwähnten, doch ebenfalls in Erwägung zu ziehen ſind. Von dieſen iſt eins das Lachen.

Häufiges und lautes Lachen iſt ein ſichres Zeichen eines ſchwachen Geiſtes, und nicht weniger ein Merkmahl einer niedrigen Erziehung. Es iſt die Art, wie ſchlechterzogne Leute ihre einfältige Freude, über einfältige Dinge ausdrücken, und ſie nennen das luſtig ſeyn.

Ich empfehle gar nicht bei allen Gelegenheiten eine feierliche Miene. Ein Mann kann lächeln, aber wenn er für einen Mann von Erziehung und von Kopf gehalten ſeyn will, muß er ſchlechterdings nicht lachen. Denn da das Lachen weiter nichts iſt, als ein plötzlicher Ausbruch, der aus einer ſchnellen Vorſtellung irgend eines Vorzuges, den wir bei uns ſelbſt bemerken, verglichen mit unſern vorigen Schwachheiten, oder den Schwachheiten anderer, entſteht; ſo zeigt man ſich durch das eigentliche Lachen, als ſtolz und aufgeblaſen; daher kömmt es, daß das Lachen der Leute von Kopf gemeiniglich ſchwach und zurückgehalten iſt, wenig mehr als ein Lächeln, das aus einem Mißtrauen gegen ſich ſelbſt entſteht; dahingegen das Lachen der Thoren das allerehrlichſte, natürlichſte, unzurückhaltendſte, und offenherzigſte Lachen in der Welt iſt.

Wahrer Witz alſo kann niemals einen Mann von Erziehung zum eigentlichen Gelächter bewegen; er iſt darüber hinaus. Er kann ein Lächeln erregen; aber weil ein lautes Gelächter zeigt, daß man keine Herrſchaft über ſich ſelber habe, ſo muß ein jeder, der, als ein vernünftiger Menſch erſcheinen will, es verabſcheuen. In der That, wenn jemand eine angenehme Geſchichte zu erzählen, oder etwas beluſtigendes zu ſagen hat, ſo ſollte er ſich hüten, ſelbſt einmal darüber zu lachen, weil dadurch die Wirkung auf die Zuhörer verlohren geht. Ein geſchickter komiſcher Schauſpieler wird nie über ſeine eignen Späße lachen, ſondern das überläßt er dem Parterr. Dieß iſt es eben, was die wahre Laune von der falſchen unterſcheidet. Die wahre Laune ſieht gemeiniglich ernſthaft aus, indeß rund umher alles lacht; dahingegen der falſche Witz beſtändig lacht, indeß jedermann ernſthaft ausſieht.

Wenn jemand ſich niederſetzt, in dem Gedanken, daß ein Stuhl hinter ihm ſteht, und fällt, weil keiner da iſt, zu Boden, das verurſacht ein allgemeines Gelächter, welches der witzigſte Einfall nicht bewirken könnte; ein hinlänglicher Beweiß, wie niedrig und ungeziemend ein lautes Gelächter iſt.

Könnte überdem der unmäßige Lacher ſein eignes Geräuſch hören, oder das Geſicht ſehen, das er macht, er würde ſich wegen ſeiner eignen Thorheit verachten müſſen. Weil man das Gelächter gemeiniglich für eine Wirkung der Frölichkeit hält, ſo bemerkt man ſeine Ungereimtheit nicht eigentlich; aber nur das mindeſte Nachdenken wird daſſelbe leicht zurückhalten können; und wenn man dir ſagt, daß es ein Kennzeichen einer pöbelhaften Erziehung ſey, ſo wirſt du dir gewiß alle Mühe geben, es zu vermeiden.

Einige Leute haben eine ſehr einfältige Angewohnheit, zu lachen, ſo oft ſie reden; ſo daß ſie beſtändig grinſen, und ihr Geſicht immer verzerrt iſt. Dieſe und tauſend andre niedrige Angewohnheiten, als im Kopfe zu kratzen, den Hut zu drehen, mit dem Knopf zu tändeln, mit den Fingern zu ſpielen, u. ſ. w. entſtehen aus einer falſchen Beſcheidenheit beim erſten Eintritt in die große Welt. Da ſie in der Geſellſchaft beſchämt ſtehen, ſo verſuchen ſie auf mannichfaltige Weiſe ſich bei Faſſung zu erhalten; und dadurch fallen ſie eben in die ungereimten Fehler, die ich erwähnt habe, welche beſtändig zunehmen, und ihnen zuletzt zur andern Natur werden.

Nichts ſtimmt mit einer guten Erziehung weniger überein, als ſich zu balgen, ſich einander Sachen an den Kopf zu werfen, und dergleichen. Bei dem Pöbel mag dergleichen hingehen, aber den Mann von Stande ſetzt es herab, und erniedrigt ihn.

Beſondere Feinheiten des Umgangs die ſich in Kleinigkeiten zeigen.

Ich habe nicht ohne Urſach ſchon vorher bemerkt, daß mannichfaltige Kleinigkeiten, die dem Anſcheine nach an ſich ſelbſt unbedeutend ſind, zuſammenſtimmen müſſen, um das Ganze des Wohlgefallens hervorzubringen, ſo wie in einem vollkommnen Gemählde, alle Mannigfaltigkeiten von Farben ſich vereinigen, um das Ganze zu vollenden. Da ich es nicht für nöthig erachte, mich lange bei dieſen Kleinigkeiten aufzuhalten, ſo werde ich mich begnügen, ihrer nur in etwas, wie ſie ſich meinem Nachdenken darbieten, zu erwähnen.

1) Die Ehrenbezeigungen der Tafel auf eine angenehme Art erweiſen, oder, wie man ſagt, die Honneurs der Tafel zu machen, iſt eine von den Ausſenlinien eines wohlgezogenen Mannes; und gut vorzulegen, ſo klein es auch ſcheinen mag, iſt zweimal des Tages eine ſehr nützliche Sache; es aber ſchlecht zu verrichten, iſt nicht nur für den, der es thut, mühſamer, ſondern macht ihn auch der Ge-

ſellſchaft unangenehm und lächerlich. Wir ſind beſtändig mit in Beſorgniß für jemanden, der anſtatt einen Kapaun zierlich zu zerlegen, eine halbe Stunde auf dem Knochen herumhackt, indem er ſich ſelbſt mit dem Fett beſudelt, und die Geſellſchaft mit der Brühe beſprützt. Uebung mit ein klein wenig Aufmerkſamkeit iſt alles was erfordert wird, um dir hierin die gehörige Geſchicklichkeit zu erwerben.

2) Um wohl aufgenommen zu werden, mußt du auch einige Aufmerkſamkeit auf dein Betragen bei Tiſche richten, wo es außerordentlich ungeſittet iſt, irgend einen Theil des Körpers zu kratzen, auszuſpucken, oder die Naſe zu ſchneutzen, wenn man es nur irgend vermeiden kann; heißhungrig zu eſſen, oder die Ellenbogen auf den Tiſch zu legen, die Zähne zu ſtochern, ehe noch abgetragen iſt, oder aufzuſtehen, ehe gebetet iſt.

3) Geſundheiten zu trinken kömmt jetzt aus der Mode, und iſt daher eine Unhöflichkeit in guter Geſellſchaft. Die Gewohnheit hatte es einmal allgemein gemacht, aber durch die verbeſſerten Sitten unſers Zeitalters iſt es pöbelhaft geworden. Was

kann wohl ungeſitteter und lächerlicher ſeyn, als die Leute beim Eſſen durch ganz unnöthige Komplimente alle Augenblicke zu unterbrechen? Enthalte dich alſo dieſes thörichten Gebrauchs, wo du findeſt, daß man ihn abgeſchaft hat; und bediene dich ſeiner bloß bei ſolchen Tafeln, wo du ſieheſt, daß er noch allgemein geblieben iſt.

4) Eine höfliche Art, Aufforderung in der Geſellſchaft abzulehnen, iſt ebenfalls zu lernen ſehr nothwendig; denn ein junger Menſch, der ſelbſt keinen Willen zu haben ſcheint, ſondern alles thut, was man von ihm verlangt, kann ein ſehr gutherziger Kerl ſeyn, aber er bleibt immer ein ſehr einfältiger Menſch. Wenn du irgendwo in einem Hauſe mehr zu trinken genöthigt wirſt, als dir dienet, ſo kannſt du ja antworten: „du wünſchteſt, daß du länger Beſcheid thun könnteſt, aber ſo machte es dich „ſo krank und betrunken, daß du der Geſellſchaft „nur läſtig ſeyn würdeſt, wenn du es thäteſt; folglich möchte man dich entſchuldigen.“ Wenn man dich zum Chartenſpiel nöthigen will, wo dir zu hoch geſpielt wird, ſo lehne es ſcherzend ab: ſage ihnen: „wenn du gewiß wäreſt, zu verlieren, ſo wollteſt

„du dich gern mit niederſetzen; da dir aber das Glück „zu günſtig ſeyn möchte, ſo fürchteſt du dich vor den „Gedanken, zu viel Geld zu haben, ſeitdem du gefunden habeſt, was für eine große Laſt es dem armen Harlequin geweſen ſey, und daher ſeyſt du entſchloſſen niemals mehr, als ſo oder ſo viel an einem „Tage zu gewinnen.“ Dieſe leichte Art, Aufforderungen zu Laſter und Thorheit abzulehnen, ziemt ſich beſſer für einen jungen Menſchen, als philoſophiſche oder ſinnreiche Entſchuldigungen, womit man ihn nur auslachen wird.

5) Es kann kein größeres Beiſpiel einer ſchwachen und feigen Gemüthsart geben, als wenn jemand ſein ganzes Leben ſeiner eignen Einſicht zuwider zubringt, und es nicht wagt, das zu ſeyn, was er glaubt, daß er, der Ordnung der Natur gemäß, ſeyn müſſe. Nichts verleitet zu ſo vielen Irrungen, und Unſchicklichkeiten, als das zu große Verlangen, kein Sonderling zu ſcheinen. Aus dem Grunde iſt es nöthig, ſich eine richtige Vorſtellung von dem Weſen eines Sonderlings zu machen, damit man wiſſe, wenn es lobenswürdig, und wenn es tadelnswürdig iſt, ein ſolcher zu ſeyn. Ein Sonderling zu ſeyn iſt

Bayerische Staatsbibliothek

immer lobenswürdig, wenn man dem großen Haufen zuwider, den Geſetzen der Ehre, des Gewiſſens, und der Tugend gehorcht; aber nur denn iſt es tadelnswürdig, wenn man um ſonderbar zu ſcheinen, der Vernunft entgegen handelt, oder ſich durch Kleinigkeiten und Thorheiten von andern auszeichnen will. So iſt es z. B. tadelhaft bei einem jungen Menſchen, der nicht die Dreiſtigkeit hat bei einem Trinkgelage ein Glas auszuſchlagen, bis er ganz von Wein erhitzt und begeiſtert wird, daß er ſich des ganzen Geſprächs am Tiſche allein bemächtigt, und jeden, der gegenwärtig iſt, mishandelt; es iſt tadelhaft bei einem jungen Menſchen, er ſey wer er wolle, der ſich fürchtet eine Einladung in ein Speiſehaus zum Mittageſſen, wo übermäßig getrunken wird, auszuſchlagen, oder ſich zu weigern, in ein lüderliches Haus mitzugehen, oder ſonſt irgend eine Ausſchweifung, die man ihm vorſchlägt, mitzumachen; und das bloß aus Furcht, daß man ihn für geizig halten möchte, oder daß er kein Geld habe, oder unter der Herrſchaft ſeiner Eltern oder ſeiner Freunde ſtehe; da es doch ſein Stolz ſeyn ſollte, ſich ſeiner eignen Einſicht frei zu bedienen, und es wagen zu dürfen, ſeine wahre Geſinnung bei ſolchen Gelegenheiten zu äußern.

6) Was das Chartenſpiel anbetrift, ſo darf ich nicht mit Stillſchweigen übergehen, daß wenn man einmal ſpielt, man gut und mit Feinheit ſpielen müſſe, wenn man dafür gehalten ſeyn will, daß man guter Geſellſchaften gewohnt ſey. Auf keine Weiſe möchte ich dir das Chartenſpiel zu einem Studium empfehlen, damit du es nicht zu lieb gewinneſt, welches traurige Folgen haben könnte. Beſſer wäre es allemal Pique von Coeur nicht unterſcheiden zu können, als ein Spieler zu werden; weil aber die Mode einmal das unſchuldige Chartenſpiel bei den meiſten freundſchaftlichen Zuſammenkünften eingeführt hat, ſo erkennt man einen Menſchen von Erziehung daran, wenn er gehörig damit umzugehen, und gut zu ſpielen weiß; und weil du, wie ich hoffe, beſtändig nur um kleine Summen ſpielen wirſt, ſo verliere dein Geld, wenn du es verlierſt, ohne unruhig darüber zu werden; und lerne, wenn du gewinnſt, ohne Uebermuth und Heishunger, deinen Gewinnſt einſtreichen; auch triumphire auf keine Weiſe über den, welcher verliert.

7) Gut und korrekt, und in einem angenehmen Stil zu ſchreiben gehört ebenfalls zu einer feinen Er-

ziehung. Jedermann, der den Gebrauch ſeiner Augen und ſeiner rechten Hand hat, kann eine ſo gute Hand ſchreiben, als er will. Nichts iſt ſo pöbelhaft als ein Schulknabengeſchmiere. Ich will nicht, daß du eine ſteife, formelle Handſchrift, wie ein Schulmeiſter lernen ſollſt; ſondern nur eine leſbar eund leichte Hand, ſo, daß du auch im Stande biſt, ſchnell zu ſchreiben. Was die Korrektheit und Zierlichkeit im Schreiben anbetrift, ſo wird einige Aufmerkſamkeit auf die Grammatik das eine, und fleiſſiges Leſen der beſten Schriftſteller das andre, bewirken. Einen Briefwechſel muß man nie in einem zu ſtudirten oder gezwungenen Stile führen, ſondern die Sprache muß eben ſo natürlich und leicht aus der Feder fließen, wie ſie über die Lippen geht. Kurz ein Brief muß in eben dem Stil entworfen ſeyn, als wie du mit deinem Freunde ſprechen würdeſt, wenn er gegenwärtig wäre.

8) Wenn das Schreiben den Mann von Erziehung auszeichnet, ſo thut dieß noch mehr die Ausſprache. Sie iſt für einen Mann von Stande oder Gelehrſamkeit ſo nothwendig, daß wegen der unrichtigen Ausſprache eines einzigen Worts ihm für ſein ganzes

künſkünftiges Leben etwas Lächerliches ankleben kann. In Büchern ſind die Wörter nach der Orthographie des Zeitalters gemeiniglich recht buchſtabirt, durch aufmerkſames Leſen kann daher auch ein jeder lernen, ſie richtig auszuſprechen. Zuweilen fügt es ſich, daß Worte von verſchiedenen Schriftſtellern auch verſchieden geſchrieben werden; wenn du ſie alsdenn nur nach der Autorität des einen ausſprichſt, ſo wirſt du wegen der Schätzung deſſelben beim Publikum, der Lächerlichkeit entgehen. Wo aber ein Wort nur auf eine Art geſchrieben und ausgeſprochen wird, wirſt du gewiß ausgelacht werden, ſobald du es unrichtig ſprichſt oder ſchreibſt. Denn ein Frauenzimmer nur von einiger Erziehung würde gewiß über ihren Liebhaber lachen und ihn verachten, wenn er an ſie ſchriebe, und die Worte wären unrichtig buchſtabirt. Sey alſo vorzüglich aufmerkſam auf die Ausſprache und Schreibart einzelner Worte.

9) Nichts hat ein junger Menſch bei ſeiner erſten Erſcheinung in der großen Welt mehr zu befürchten, als daß ihm irgend etwas Lächerliches anklebe. Selbſt in der Achtung der vernünftigſten Leute wird es ihn herabſetzen, bei allen übrigen aber wird es ihn gänz-

lich ſtürzen. Mancher hat ſchon durch einen lächerlichen Beinahmen ſein Glück verſcherzt. Die Urſachen der Beinahmen aber unter wohlgezogenen Leuten ſind gemeiniglich die kleinen Fehler in Sprache, Bewegung, und Betragen. Den Nahmen eines ungezogenen, ungeſchickten, in den Bart murmelnden, linkärmigten, oder irgend einen andern Eckelnahmen zu führen, wird mehr Schaden thun, als du glaubſt; vermeide alſo dieſe kleinen Fehler, (und ſie ſind ſehr leicht zu vermeiden) ſo wirſt du dich nie fürchten dürfen, mit einem Eckelnahmen belegt zu werden.

10) Einige junge Leute ſind im Stande zu denken, daß ſie keine vollkommne Leute nach der Welt ſeyn können, ohne Leute zu werden, die nichts thun, als ſich ergötzen. Der Charakter eines Wollüſtlings iſt aus den niedrigſten und häßlichſten Laſtern zuſammengeſetzt, die ſich alle vereinigen, ſeinen Charakter herabzuwürdigen, und ſeine Geſundheit und ſein Glück zu untergraben. Der Mann von Vergnügen wird die Vergnügungen ſeines Zeitalters verfeinern, ſie mit Anſtändigkeit genießen, und nicht mehr als ſich ziemet daran Theil nehmen. In der That aber iſt er doch oft weniger behutſam

und bedächtig, als er ſeyn ſollte, und hat oft Urſach, es zu bereuen. Ein Mann von Vergnügen iſt höchſtens ein unbedeutendes zerſtreutes Weſen, und wird von dem vernünftigen Theil des menſchlichen Geſchlechts verabſcheuet; demohngeachtet erwähne ich ſeiner, damit man nicht, ſtatt des Mannes vom Vergnügen, den Lüderlichen zu ſeinem Muſter wähle, denn von zwei Uebeln iſt doch wenigſtens das kleinſte auszuſuchen. Ein ausgelaßner, boshafter Laquai kann eben ſowohl den Bruder Lüderlich ſpielen, als ein Mann vom erſten Range. Nur wenige verſtehen das Vergnügen recht zu genießen; lüderlich ſeyn kann ein jeder. Es giebt eine gewiſſe Würde, die wir bei allen unſern Vergnügungen beibehalten ſollten: in Liebesangelegenheiten kann ein Mann wohl ſein Herz, ohne ſeine Naſe, verlieren; bei der Tafel kann jemand wohl einen delikaten Gaumen haben, ohne ein Leckermaul zu ſeyn; er kann den Wein lieben, ohne ein Trunkenbold zu ſeyn; er kann ſpielen, ohne ein Spieler von Profeſſion zu ſeyn, u. ſ. w. Jede Tugend hat ihr verwandtes Laſter, und jedes Vergnügen ſein angränzendes Mißvergnügen. Mäßigung und Enthaltſamkeit bezeichnen den Mann von Stande; Ausſchweifungen jeder Art den Mann aus der Corps de Guarde. Sey alſo ſorgfältig aufmerkſam auf die Grenzlinie, welche ſie beide voneinander abſondert; und bedenke, daß es immer beſſer iſt, einen Fuß dieſſeits zu bleiben, als nur einen Zoll jenſeits hinüberzuſchreiten. Wäge den gegenwärtigen Genuß dies Vergnügens gegen die nothwendigen Folgen deſſelben nur gehörig ab, und dann will ich dich deiner eigenen Entſchließung gern überlaſſen.

11) Ein Mann vom Erziehung nimmt beſtändig auch einige Rückſicht auf die Wahl ſeiner Vergnügungen. Wenn er Charte ſpielt, ſo wirds nicht beſten Bauern, Mariage, oder Hahnrei ſeyn; macht er ſich Leibesbewegungen, ſo wirds nicht Ballſpiel, Kegelſpiel, ſeyn; ſondern er wird beſtändig in ſeinem Betragen einen ſchicklichen Anſtand beobachten, es ſey bei welcher Gelegenheit es wolle; da er einmal weiß, daß jede Nachahmung der Sitten des Pöbels, ihm unvermeidlich das Gepräge der Pöbelhaftigkeit geben wird. Außerdem giebt es noch eine Art von Vergnügung, die ich mich unter die unanſtändigen zu zählen, nicht enthalten kann *), nehmlich irgend

ein

---

*) Ich kann ſie unmöglich drunter zählen.

A. d. U.

ein muſikaliſches Inſtrument zu ſpielen. Die Muſik wird freilich unter die freien und edlen Künſte gezählet, und ohne Zweifel gehört ſie auch darunter; aber bei einem Concert zu blaſen oder zu geigen, ſetzt einen Mann von Stande herab. Wenn du ein Liebhaber von Muſik biſt, ſo höre ſie: bezahle Geiger, um dir aufzuſpielen, aber geige du ſelber nicht. Dieß giebt einem Mann von Stande ein verächtliches und fades Anſehen, verleitet ihn oft zu ſchlechter Geſellſchaft, und nimmt ihm die Zeit weg, die er ſonſt weit beſſer anwenden könnte.

12) Verſchwiegenheit iſt ebenfalls ein Kennzeichen einer guten Erziehung. Hüte dich daher, jemals in einer Geſellſchaft etwas zu erzählen, was du in einer andern höreſt oder ſieheſt; und noch vielweniger, die gegenwärtige Geſellſchaft auf Koſten derjenigen, worinn du zuletzt geweſen biſt, zu unterhalten. Sachen, die dem Anſchein nach ſehr unbedeutend ſind, können, wenn ſie oft wiederhohlt und auswärts erzählt werden, von ernſthaftern Folgen ſeyn, als man glaubt. In der Unterhaltung herrſcht gewiſſermaßen ein ſtillſchweigender Kontrakt, daß von demjenigen, was man ſagt, nichts wieder

erzählt wird; und ſobald man findet, daß jemand ein Schwätzer iſt, wird man ihn von Geſellſchaften ausſchließen, ob man ihm gleich anfänglich kein Stillſchweigen aufgelegt hat; überdem wird er ſich in tauſend Verlegenheiten verwickeln, und jedermann wird ſich hüten in ſeiner Gegenwart, etwas von Bedeutung zu ſprechen.

13) Unaufgefordert in der Geſellſchaft die Uhr herauszuziehen, man ſey nun zu Hauſe oder anderwärts, iſt ein Merkmahl einer ſchlechten Erziehung. Zu Hauſe ſcheinet es, als ob du deiner Geſellſchaft müde wäreſt, und wünſchteſt, daß ſie fortginge; außer Hauſe, daß die Stunden dir zu lange währten, und du ſelbſt von der Geſellſchaft befreit zu ſeyn wünſchteſt. Wenn du aber wiſſen willſt, was die Uhr iſt, ſo gehe mit deiner Uhr beiſeite. Da überdem die Art auf franzöſiſche Weiſe Abſchied zu nehmen eingeführt iſt, ſo daß jemand, ohne die Geſellſchaft zu ſtören, weggehen kann, ſo iſt nach der Uhr zu ſehn, gerade das, wodurch dieſe Höflichkeit wieder aufgehoben wird; es iſt eine Art von Befehl für alle, die gegenwärtig ſind, indem man ihnen dadurch zu verſtehen giebt, daß es Zeit, oder doch beinahe Zeit ſey, aufzubrechen.

14) Unter andern laß dich auch warnen, nicht beſtändig in Haſt zu ſeyn; ein vernünftiger Menſch kann wohl in Eile, aber nie in Haſt ſeyn; weil er überzeugt iſt, daß dieſe Haſt gerade der ſicherſte Weg iſt, das, was er unternimmt, ſchlecht zu thun. In Haſt zu ſeyn, iſt ein Beweiß, daß das Geſchäft, welches wir unternehmen, für uns zu groß iſt; daher iſt es ein Zeichen kleiner Seelen, welche in Verwirrung und Beſtürzung ſind, wenn ſie kalt und überlegt handeln ſollten; ſie wünſchen, alles zugleich zu thun, und ſind daher zu nichts im Stande. Sey alſo feſt, in allem was du unternimmſt; ſiehe dich um, ehe du anfängſt; und bedenke immer, daß es beſſer ſey, nur die Hälfte gut zu machen, und das übrige ungethan zu laſſen, als daß das Ganze ſchlecht wird.

15) Aus einer Art falſcher Beſcheidenheit, pflegen die meiſten jungen Leute die Vertraulichkeit für etwas ungeziemendes zu halten. Die übertriebne iſt es freilich. Aber es giebt eine anſtändige Vertraulichkeit, welche im Leben nöthig iſt. Bloße ceremonienmäßige Viſiten, auf eben ſolche Einladungen, bedeuten nichts; ſie machen keine vortheilhafte Verbin-

dungen, und werden für dich von keinem Nutzen ſeyn. Nur das ſorgenloſe und uneingeſchränkte Kommen und Weggehen zu jeder Stunde iſt es, was uns eine Bekanntſchaft zu unſerm Vortheil ſichert; und dieſe erlangt man durch eine hochachtungsvolle Vertraulichkeit, ohne ſich einander etwas zu vergeben.

16) Wenn du dir neue Bekanntſchaften erwirbſt, ſo hüte dich, die alten zu vernachläſſigen: denn eine Hindanſetzung von der Art wird ſelten vergeben. Wenn du deine alten Bekannten nicht mehr ſo oft beſuchen kannſt, als du zu thun pflegteſt, ſo lange du keine andern hatteſt, ſo nimm dich ſehr in Acht, daß du ihnen keine Veranlaſſung giebſt, von dir zu denken, als vernachläßigteſt du ſie; beſuche ſie oft, ob du dich gleich nicht lange bei ihnen aufhalten kannſt; ſage ihnen, es thue dir leid, daß du ſie ſobald verlaſſen müſſeſt, und nichts würde dich von ihnen wegreißen können, als gewiſſe Verbindungen, die dich die Höflichkeit zu unterhalten nöthigte; denn es wird immer dein Nutzen ſeyn, dir ſo viele Freunde, und ſo wenig Feinde, wie möglich, zu machen. Unter Freunden verſtehe ich hier keine vertrauten Freunde, ſondern Leute, die mit Achtung

von dir reden, und die, ſoviel es mit ihrem eignen Vortheil geſchehen kann, wünſchen, dir zu dienen, und dir lieber Gutes als Böſes gönnen.

17) Noch eine Sache muß ich dir als ein Kennzeichen einer feinen Erziehung empfehlen, und welche zugleich beweiſt, daß du dich zu guter Geſellſchaft gehalten haſt, dieß iſt eine einnehmende Art, jemanden Gunſtbezeigungen zu erweiſen. Die allerverbindlichſten Freundſchaftsbezeigungen können ſo ungeſchickt angebracht werden, daß ſie beleidigen, indeß die unangenehmſten Dinge auf eine ſo angenehme Art können angebracht werden, daß ſie gefallen. Der eine wird eine Bitte auf eine angenehmere Art abſchlagen, als ein andrer ſie gewährt; und es giebt einige Leute, die uns ſo oft bitten laſſen, die auf eine ſo kalte Art geben, und das, was ſie gewähren, mit ſo unangenehmen Bedingungen begleiten, daß es eine größere Gunſt ſeyn würde, wenn wir keine von ihnen annehmen dürften.

18) Nur noch einige wenige allgemeine gute Rathſchläge, und ich bin fertig; das erſte betrift einen wichtigen Gegenſtand, die Eitelkeit. Es iſt

dieß der gewöhnliche Fehler der Jugend, und als ein ſolcher iſt es nöthig, ſich ſorgfältig dagegen zu waffnen. Ich meine die Eitelkeit, welche demjenigen, der ihr Platz giebt, den Nahmen eines Gecks erwirbt, den er vielleicht, ſo lange er lebt, ſchwerlich wird wieder loß werden können. Nun zeigt ſich aber dieſe Eitelkeit in mannichfaltigen Geſtalten; der eine wird ſeinen Stolz darinn ſuchen, in allen Geſellſchaften das Geſpräch zu leiten, und entſcheidend über jeden Gegenſtand zu ſprechen; ein andrer, welcher wünſcht, beim Frauenzimmer ſehr beliebt zu ſcheinen, wird mit den Aufmunterungen, die er erhalten, mit den Eroberungen, die er gemacht, und vielleicht mit Gunſtbezeigungen, die er nie erhalten hat, prahlen; wenn er die Wahrheit ſagt, ſo iſt er ein unedler, lügt er, ſo iſt er ein niederträchtiger Menſch: er mag nun aber wahr oder falſch reden, ſo arbeitet er ſeinem eignen Zweck entgegen, vernichtet ſeinen guten Ruf, den er zu haben wünſcht, und zieht ſich Verachtung ſtatt der Bewundrung zu. Einige Leute pflegen mit der großen Achtung zu prahlen, die man ihnen bei allen Gelegenheiten erweißt, und mit der großen Anzahl von Einladungen, die ſie von allen Seiten her erhalten. Solche Leute werden bei ihrem Eintritt die ganze Geſellſchaft ſtören, und bitten, daß man ihrenthalben keinen Aufſtand mache; ſie werden ſich ſelber die bitterſten Vorwürfe machen, daß ſie ſo manchen müſſen vergeblich warten laſſen, zu welchem ſie eingeladen ſind; und werden dir ſagen, daß ſie von zehn Einladungscharten zum Mittageſſen (ob ſie ſchon vielleicht keine einzige erhalten haben) der deinigen den Vorzug gegeben hätten. Wieder andre ſind eitel genug, zu glauben, daß ſie dadurch ſelbſt mehr Wichtigkeit erhalten werden, wenn ſie mit Leuten von ausgezeichnetem Charakter oder Fähigkeiten verwandt ſind, oder Bekanntſchaft haben; daher ſprechen ſie denn immer und ewig von ihrem Großvater, Graf ſo und ſo, oder ihrem Vetter Baron von der ſo und ſo, oder ihrem vertrauten Freund Dokter ſo und ſo, mit welchen ſie kaum einige Bekanntſchaft haben. Wenn man ſie ertapt, (und früher oder ſpäter geſchicht das gewiß,) ſo werden ſie höchſt lächerlich und verächtlich. Aber ſelbſt auch zugegeben, daß das, was ſie ſagen, wahr wäre, was iſts denn mehr? Eines Mannes innerer Werth beruhet weder auf vornehmer Verwandtſchaft, noch ehrenvollen Bekanntſchaften. Ein reicher Mann borgt nicht. Wenn einer nach

Lob angelt, ſo iſt Beſcheidenheit der ſicherſte Köder. Wenn wir in irgend einem Originalcharakter glänzen wollen, ſo müſſen wir nie dieſen Charakter zu affektiren ſuchen. Affektation von Herzhaftigkeit wird machen, daß man jemanden für eine feige Memme, und Affektation von Witz, daß man ihn für einen Geck, und von Verſtand, daß man ihn für einen Narren hält. Nicht daß ich die Blödigkeit oder Furchtſamkeit anrathen wollte; nein! ich will, daß ein jeder ſeinen eigenen Werth fühle, aber ſich nicht merken laſſe, daß er es wiſſe, ſondern es andern überläßt, ſein Verdienſt ausfündig zu machen.

19) Noch eins, das deiner Aufmerkſamkeit nicht unwerth iſt: wenn du mit einem Niedrigern in in Geſellſchaft biſt, daß du ihn nicht fühlen läſſeſt, er ſey weniger, als du; wenn er es ſelbſt, ohne dein Zuthun, entdeckt, ſo iſt es nicht dein Verſehen, und er wird auch dich deswegen nicht tadeln; bemüheſt du dich aber ordentlich, ihn zu demüthigen, oder ihn fühlen zu machen, daß er an Range, Fähigkeit, oder Vermögen unter dir ſtehe, ſo iſt das eine Beleidigung, die nicht leicht vergeben wird. Was die Fähigkeiten anbetrift, ſo wäre es ungerecht, weil dieſe

nicht in ſeiner Gewalt ſind; was aber den Rang oder das Vermögen anbetrift, ſo iſt es allemal höchſt grob und ungezogen. Dieſe Regel iſt nirgends nöthiger zu beobachten, als bei Tafel, wo es keine gröſſere Beleidigung geben kann, als einem Niedrigern etwas zu geben, das er nicht gern nimmt, oder was ſchlechter, wie das andre iſt, und das beſte für ſich ſelbſt zu nehmen: Sobald du einen Niedrigern bei dir zur Tafel bitteſt, ſetzeſt du ihn, während der Zeit, in eine gewiſſe Gleichheit mit dir, und es iſt die größte Grobheit und Unhöflichkeit, ihn auf irgend eine Weiſe geringſchätzig zu behandeln. Ich würde lieber meine Aufmerkſamkeit gegen eine ſolche Perſon verdoppeln, und ihm mit überflüßiger Achtung begegnen, damit er nicht einmal glauben könne, als ſey er vernachläßiget. Es kann keine größre Rauhigkeit, oder Grauſamkeit, oder irgend etwas geben, das einen Mann vom Stande mehr herunterſetzt, als ſich mit demjenigen ungeziemende Freiheiten herauszunehmen, deſſen Beſcheidenheit, Demuth, oder Hochachtung, ihm kein Wiedervergeltungsrecht erlaubt. Die wahre Höflichkeit beſteht darinn, jedermann um dich her glücklich zu machen; und weil nun Demüthigungen Unglückliche machen, ſo können ſie nichts, als die ſchlechteſte Erziehung, verrathen. Mache es dir zur Regel, lieber der Eitelkeit einer Perſon als ihr ſelbſt zu ſchmeicheln; mache, wo möglich, daß er ſich ſelber lieben wird, und du wirſt gewiß ſeyn, ſeine Achtung zu gewinnen; niemals ſage ihm etwas, das er nicht gerne hört, noch Dinge, die ihn in Verlegenheit ſetzen könnten *); ſondern laß es deine beſtändige Bemühung ſeyn, bei allen Gelegenheiten zu gefallen: das wird dir Freunde aus Feinden machen, und verurſachen, daß ſie dir am Ende ſelbſt nützlich werden.

20) Sage niemals etwas Boshaftes, noch ſey witzig auf Koſten irgend eines, der gegenwärtig iſt; noch willfahre der thörichten Begierde, welche bei den meiſten jungen Leuten nur zu ſtark iſt, ich meine, über die Schwachheiten anderer zu lachen, oder ſie lächerlich zu machen, um etwa die Geſellſchaft angenehm zu unterhalten, oder deine eignen Vorzüge geltend zu machen. Die meiſten Leute haben ihre Schwachheiten, ihre beſondern Liebhabereien und Abneigungen. Einige z. B. können den Anblick einer Katze nicht ertra-

---

*) Verſteht ſich wohl mit Ausnahmen! A. d. U.

ertragen: wollteſt du nun über dieſe Leute lachen wegen ihrer Antipathien, oder mit Abſicht oder unachtſamer Weiſe ihnen ſolche Dinge in den Weg legen, ſo könnteſt du ſie nicht gröblicher beleidigen. Du kannſt vielleicht für jetzt die Lacher auf deiner Seite haben, aber die Perſon auf deren Unkoſten du dich luſtig machſt, wird vielleicht auf immer dein Feind ſeyn, und ſelbſt diejenigen, welche mit dir lachen, werden bei einem kleinen Nachdenken dich fürchten, und vielleicht verachten; dem einen hingegen zu verſchaffen, was er liebt, und dem andern aus dem Wege zu räumen, was er haßt, wird beweiſen, daß ſie der Gegenſtand deiner Aufmerkſamkeit ſind, und ſie dir vielleicht mehr zu Freunden machen, als weit größere Dienſte, die du ihnen ſonſt hätteſt leiſten können. Wenn du Witz haſt, bediene dich ſeiner, zu gefallen, nicht zu beleidigen. Du magſt damit glänzen, aber werde nicht eine Geißel der Geſellſchaft. Kurz ſcheine nie die Fehler andrer zu bemerken. Ob es gleich unter dem großen Haufen von Menſchen ohne Zweifel eine groſe Anzahl Narren und Böſewichter giebt, ſo müßten wir doch in einem ewigen Kriege leben, wenn wir einem jeden, auf den wir ſtoßen, ſagen wollten, daß wir wüßten, er ſey ein Narr oder ein Böſewicht. Ich würde den Böſewicht verwünſchen und den Narren bedauren, wo ich ihn nur ſähe, aber ich würde es keinem von beiden unnöthiger Weiſe merken laſſen, daß ich dieß thäte, weil ich mich ja nicht mit Eifer beſtreben möchte, mir Feinde zu machen. Weil man andern gefallen muß, wenn man will, daß andre uns gefallen, ſo erwäge man, daß andern eben das angenehm ſeyn wird, was uns angenehm iſt, und betrage ſich darnach.

21) Das Scherzen und Aufziehen in der Geſellſchaft hält man häufig für etwas angenehmes; aber um es angenehm zu machen, muß einer nicht glauben, er werde aufgezogen, oder deswegen nicht ſchlechter von ſich denken, wenn er es glaubt; auch muß dieß Aufziehen nie zu lange dauren: und weil nicht jedermann genug Herr über dieß Talent iſt, ſo wäre es beſſer, nie dergleichen zu verſuchen. Denn da es das erſte iſt, wornach man in der Geſellſchaft ſtreben muß, ſich die Zuneigung derer zu erwerben, mit denen man ſich unterhält, indem man zeigt, daß man ihnen nicht abgeneigt ſey; ſo iſt es eine unverzeihliche Beleidigung, jemanden merken zu laſſen,

daß wir uns nicht darum bekümmern, ob dasjenige, was wir ſagen, ihm gefalle oder mißfalle. Nicht daß ich einen unſchuldigen Scherz verdammen ſollte, vorausgeſetzt, daß er keine Bitterkeit erweckt. Jemanden zu erbittern kann aber nie die Abſicht des wahren Scherzens ſeyn. Auch giebt die vertraulichſte Freundſchaft kein Recht, etwas zu ſagen, in der Abſicht zu beleidigen. Es iſt ein Grundſatz beim Scherzen, es nie, als gegen ſolche zu wagen, die ſelber fein und witzig genug ſind, einen Scherz zu beantworten, denn Leute vom Lande und einfältige, werden es leicht übel nehmen, und glauben, man verachte ſie und lache über ſie.

22) Wenn irgend etwas ſonderbares oder merkwürdiges in der Geſellſchaft vorgezeigt wird, ſo iſt es ſehr unhöflich, zuerſt die Hand darnach auszuſtrecken; mäßige deine Ungeduld, und warte bis die Reihe an dich kömmt, und wenn du es dann in Händen haſt, ſo nimm dich in Acht, es zu ſehr zu bewundern, oder in ausſchweifende Lobſprüche auszubrechen, damit du nicht eine Schwäche der Urtheilskraft verräthſt, oder es ausſieht, als ob du nie Gelegenheit gehabt hätteſt, merkwürdige Dinge zu ſehn. Wenn

aber auf der andern Seite die Sache wirklich Beifall verdienet, ſo ſey auch wiederum nicht zu kalt oder gleichgültig in dem Lobe derſelben, damit es nicht ſcheine, als ob du auf den Beſitzer neidiſch wäreſt, welches einem Mann von Stande auf keine Weiſe geziemet.

23) In Geſellſchaft zu flüſtern iſt ebenfalls etwas ungezogenes; es ſcheinet entweder ſo viel zu ſagen, daß wir die Perſonen, welche es nicht hören ſollen, unſers Zutrauens nicht würdig halten, oder es kann ſie auch verleiten zu glauben, daß wir unſchicklich von ihnen ſprechen; aus beiden Gründen ſuche dich alſo dieſes Leiſeredens zu enthalten.

24) So iſt es auch unhöflich und ungezogen, einen Brief nach dem andern herauszuziehen, und in der Geſellſchaft zu leſen, oder ſich die Nägel abzuſchaben, und dergleichen. Dieß ſcheint ſo viel zu ſagen, als ob man der Geſellſchaft müde wäre, und nicht wiſſe, wie man die Zeit hinbringen ſolle.

25) Einer Perſon, die lieſt oder ſchreibt, über die Schulter zu ſehen, oder Papiere zu öfnen, die

man bei jemanden, den man beſucht, auf dem Tiſche liegen ſieht, iſt ebenfalls unhöflich; es iſt, als wolle man in die Geheimniſſe andrer eindringen. „Ich würde Ihnen mehr ſagen," ſchrieb jemand, dem ein grober Kerl über die Schulter in den Brief ſahe, an den er ſchrieb, „wenn nicht ein neugieriger „Flegel mir über die Schulter in den Brief ſähe." So wird ſich ein Menſch von Erziehung hüten, irgendwo zu nahe hinzuzugehen, wo Geld gezählet wird, oder ein Kabinet oder Schrank zu öfnen, das Juwelen oder Dinge vom Werth enthält, damit ſich nicht der Beſitzer einiges Mißtrauen merken laſſe, welches eine Beſchimpfung ſeyn würde. Jemandes Bücher umzuſtören, iſt eine Freiheit, die ebenfalls wenigen Leuten gefällt; darum wird jeder Menſch von Erziehung auf dergleichen aufmerkſam ſeyn.

26) Vor ſich ſelber eine Melodie zu brummen, mit den Fingern auf dem Tiſch zu trommeln, mit den Füßen ein Geräuſch zu machen, u. d. gl., ſind lauter Vergehungen gegen die guten Sitten, und zeigen unſere Verachtung gegen die gegenwärtige Geſellſchaft; man ſoll ſich daher dergleichen nie verzeihen

27) Auf der Straße ſehr ſchnell zu gehen, iſt ein Merkmal ſolcher Beſchäftigungen, die eine Schnelligkeit der Ausführung erfordern. Es kann einem Handwerksmann und Kaufmann ſehr wohl anſtehen, aber ſtimmt nicht mit dem Charakter eines Mannes von Stande oder einer feinen Lebensart überein.

28) Einer Perſon, der man entgegen kömmt, zu gerade ins Geſicht zu ſehen, iſt unhöflich, weil es ausſieht, als verwundere man ſich über etwas bei ſeinem Anblick, und alſo wie ein ſtillſchweigender Tadel zu betrachten iſt.

29) Bei der Mahlzeit, ſehr ſchnell oder ſehr langſam zu eſſen, iſt ebenfalls ein Zeichen niedriger Erziehung; das erſte ſcheint Armuth anzuzeigen, als habe man eine lange Zeit keine ſo gute Mahlzeit gehabt; das leztere aber, wenn es bei Fremden geſchiehet, als ſey man mit der Bewirthung nicht zufrieden; geſchiehet es zu Hauſe, ſo ſieht es gar ſo aus, als ſey man unhöflich genug, ſeinen Gäſten etwas vorzuſetzen, was man ſelber nicht einmal eſſen kann. Wenn man bei der Suppe den Teller beinahe mit der Naſe berührt, ſo hat es den Anſchein, als

ſey man zu harter Arbeit gewöhnt, und habe daher eine wankende Hand. Iſt dieß nun nothwendig zu vermeiden, ſo hat man ſich noch mehr zu hüten,

30) an das Fleiſch, welches an der Gabel ſteckt, zu riechen, ehe man es in den Mund ſteckt. Ich habe dieß bei manchem übelerzogenen Menſchen bemerkt, und mich ſo dabei geärgert, daß ich ihn vom Tiſche hätte jagen mögen. Wenn dir das, was du auf dem Teller haſt, nicht gefällt, ſo laß es liegen, aber auf keine Weiſe rieche daran, als ob du es erſt prüfen, und deinen Freund beſchuldigen wollteſt, als habe er dir ungeſunde Speiſen vorgeſetzt.

31) Auf den Fußteppich ſpucken iſt eine häßliche Gewohnheit, und bei einem Mann von guter Erziehung ſehr auffallend. Denn wenn dieſe Gewohnheit allgemein werden ſollte, ſo würde es eben ſo nöthig ſeyn, die Teppiche als die Tiſchtücher umzutauſchen; außerdem wird es unſern Bekannten die Meinung von uns beibringen, als ſeyn wir nicht zu koſtbarem Hausrath gewöhnt; aus dieſem Grunde allein, wenn es auch keinen andern gäbe, iſt dieſe Gewohnheit auf alle Weiſe zu vermeiden. Wenn du ausſpucken

ſpucken mußt, ſo ſpucke in dein Schnupftuch; und weil ich gerade vom Schnupftuch ſpreche, ſo muß ich noch bemerken, daß es nicht ſchicklich iſt, es jemanden anzubieten, wenn es auch noch ſo rein iſt, ausgenommen, wenn es ausdrücklich verlangt wird.

32) Ich wollte auch einem jeden jungen Menſchen von Stande nachdrücklich empfehlen, weder Toback zu ſchnupfen, noch zu rauchen; das letztere iſt etwas Pöbelhaftes, und das erſte, ob es gleich eine Modethorheit geworden iſt, iſt dennoch eine garſtige Gewohnheit. Beide machen, daß man um das Maul herum ſchmutzig ausſieht, welches das häßlichſte iſt, was man ſich denken kann. Ueberdem ſind diejenigen, welche alle Augenblick eine Priſe Schnupftoback nehmen, gemeiniglich ſchale Köpfe, die ſich dieſes Hülfsmittels bedienen, um ihrem Gehirn gleichſam einen Naſenſtüber zu geben: vermeide alſo dieſe garſtige Angewohnheit auf alle Weiſe.

33) Wenn ein Bedürfniß der Natur dich irgend einmal nöthigt, dich von der Geſellſchaft zu entfernen, ſo ſuche dich unbemerkt wegzuſtehlen, oder mache einige andre Entſchuldigung, wegen dieſes

Weggehens, worunter du deinen eigentlichen Bewegungsgrund verbergen kannſt; und bei deiner Zurückkunft, hüte dich, dieſelbe anzukündigen, oder dadurch, daß du irgend etwas an deinen Kleidern wieder in Ordnung bringſt, oder deine Uhr wieder an ihren Ort ſteckſt, zu verrathen, wo du geweſen biſt. Anders zu verfahren iſt unhöflich und gegen alle feine Lebensart.

34) Es ſey mir erlaubt hier noch ein paar Worte von unanſtändiger Unterhaltung zu ſagen. Obgleich unanſtändige Reden nur zu ſehr im Ton der Leute nach der Mode ſind, wenn ſie zuſammen kommen, ſo iſt doch zu hoffen, daß ſie ſo wie das Rauchen und Fluchen, auch bald von der guten Geſellſchaft werden ausgeſchloſſen ſeyn; in der That verliert es ſich ſchon jetzt allmälig; denn beim Sprechen eine verdorbne Einbildungskraft zu verrathen, iſt eine größere Beleidigung gegen eine Geſellſchaft, die aus Leuten von Stande beſteht, als Nachläſſigkeit in der Kleidung. Es iſt eins der erſten Merkmahle eines wohlerzogenen Menſchen, alles was nur den entfernteſten Anſchein von Obſcönität hat, durch bloß anſpielende Redensarten, und in beſcheidenen

Ausdrücken, zu ſagen; nicht daß es übertrieben wird, wodurch die Unterhaltung wiederum zu förmlich und abgezirkelt werden würde; ſondern auf alle Weiſe wünſche ich nur, daß grobe und obſcöne Ausdrücke vermieden werden, und daß jeder daran denke, wie die Einkleidung ſeiner Geſinnungen eben ſo viel Aufmerkſamkeit verdiene, als die ſeines Körpers: und daß er ſich umſonſt reinlich gekleidet habe, wenn er ſich einer groben und ſchmutzigen Sprache bedient.

3c) Suche dich überhaupt von ſeltſamen Angewohnheiten frei zu erhalten, als z. B. die Zunge auszuſtrecken, mit den Fingern zu ſchnipſen, mit den Händen zu reiben, laut zu ſeufzen, ein Zittern mit dem Körper zu affektiren, mit einem Geräuſch zu gähnen, wie ein Bauerkerl, der auf dem Heuboden geſchlafen hat, oder überhaupt nur mit Geräuſch, und viele andre Dinge, die ich ſchon vorher erwähnt habe; dieß ſind lauter Nachahmungen der Sitten des Pöbels, und ſetzen einen Mann von Stande herab.

Einige wenige Aufmerkſamkeit wird dich von allen dieſen Ungezogenheiten gar leicht befreien, und ſey verſichert, du wirſt deine Rechnung dabei finden.

Anwendung der Zeit.

Die gehörige Anwendung der Zeit iſt ein Gegenſtand von der äußerſten Wichtigkeit, und verdient die größte Aufmerkſamkeit. Die meiſten jungen Leute von Stande haben einen großen Theil der Zeit zu ihrem beliebigen Gebrauch, und eine Stunde im frühern Theil des Lebens wohl angewandt, iſt ſchätzbarer und wird vielleicht von größerm Nutzen ſeyn, als vier und zwanzig, einige Jahre weiter hinaus.

So viel Zeit du nur immer von der Geſellſchaft, und dem Studium der Weltkenntniß abmüßigen kannſt, (ich ſage von der Geſellſchaft, denn Weltkenntniß lernt man am beſten in abwechſelnden Geſellſchaften) ſuche zum ernſthaften Leſen anzuwenden. Nimm irgend ein Buch von reellem Werth, und fahre fort eben dieß Buch zu leſen, bis du es ganz durchgeleſen haſt. Ueberlade niemals dein Gemüth mit mehr als einer Sache zu einer Zeit: und wenn du ein ſolches Buch lieſeſt, ſo blättre es nicht bloß durch, indem du über ſeine Oberfläche wegeileſt, ſondern

ließ

lieſ jede Stelle zweimal über; wenigſtens ſchreite nie zu einer andern fort, bis du die erſte vollkommen verſteheſt, noch lege das Buch aus der Hand, bis du des Gegenſtandes völlig Meiſter geworden biſt; denn wenn du es nicht ſo machſt, ſo kannſt du es immer durchleſen, und wirſt vielleicht in einer Woche kein Wort mehr von dem Inhalte wiſſen. Die Bücher, welche ich vor andern zu leſen empfehlen möchte, ſind des Kardinal Retz Maximen, Rochefaucaults moraliſche Reflexionen, Bruyeres Charaktere, Fontenellens Mehrheit der Welten, Bolingbrockes Werk, Puffendorfs jus gentium, und Grotius de jure belli et pacis. Wenn du ſonſt etwa eine Stunde übrig haſt, ſo ließ die beſten Werke des Witzes und der Laune; aber niemals verderbe deine Zeit mit der Lektüre unbedeutender Schriftſteller von den Alten oder den Neuern.

Jedes Geſchäft, das einmal gethan werden muß, ſollte man bei der erſten Gelegenheit anfangen, und wo möglich ohne Unterbrechung endigen; denn indem man es aufſchiebt pflegt man es gemeiniglich zu ſpät oder ſchlecht zu verrichten. Nun ſollte aber jedes Geſchäft, es ſey, welches es wolle, nie zur

Hälfte, ſondern in jedem Betracht ganz gethan werden; denn wer ein Geſchäft ſchlecht verrichtet, ſollte es lieber gar nicht verrichten. Und in irgend einer Sache, welche dir die Klugheit durchzuſetzen befiehlet, und die ſich durch ihren offenbaren Nutzen empfiehlet, laß dich keine Schwierigkeit abſchrecken; ſondern dieſe vielmehr deinen Eifer vermehren. Wenn ein Verſuch mißlingt, ſo mache noch einen zweiten und einen dritten; ſey thätig, harre aus, und du wirſt gewiß am Ende den Sieg davon tragen.

Niemals habe mit deiner eignen Trägheit Nachſicht, es giebt wenige Dinge, die nicht mit einigen Schwierigkeiten verknüpft wären, und wenn du dich durch dieſe abſchrecken läßt, ſo wirſt du kein Geſchäft vollenden. Unthätige Seelen ziehen die Unwiſſenheit der Arbeit vor, ſich Wiſſenſchaft zu erwerben; ſie ſehen die meiſten Dinge als unmöglich an, weil ſie etwas ſchwer ſeyn mögen. Eine ſtundenlange Aufmerkſamkeit auf eine Sache iſt für ſie ſchon zu mühſam, und ſie werden ſich lieber mit den erſten Anſchein der Dinge begnügen, als daß ſie ſich die Mühe nehmen ſollten, weiter in dieſelben einzudringen. Wenn ſie daher über ſolche Gegenſtände mit Leuten ſtreſprechen, die dieſelben ſtudiert haben, ſo verrathen ſie eine unverzeihliche Unwiſſenheit, und ſetzen ſich Fragen aus, die ſie in Verlegenheit bringen. Hüte dich daher, daß du dir nicht den Namen eines trägen, unthätigen Menſchen zuzieheſt; und auf alle mögliche Weiſe vermeide auch den Charakter eines faden Menſchen.

Denn ein ſolcher iſt beſtändig mit nichts beſchäftiget. Er hält die unbedeutendſten Gegenſtände für ſehr wichtig, und wendet die Zeit zu ſehr kleinen Dingen an, die er zu großen ausſparen ſollte. Tändeleien, Buttervögel, Muſcheln, und ſolche Dinge beſchäftigen die Aufmerkſamkeit des faden oder frivolen Menſchen, und füllen ſeine ganze Zeit aus. Er ſtudiert die Kleidung und nicht die Charaktere der Leute, und ſeine Gegenſtände der Unterredung ſind nichts als das Wetter, ſeine eignen häuslichen Angelegenheiten, ſeine Bedienten, ſeine Art wie er ſein Hausweſen einrichtet, die kleinen Anekdoten der Nachbarſchaft, und das Weibergeklätſche von dem Tage; alles fade, ohne Salz und Würze. Dieſe Dinge erzählt er mit einer Miene und mit einem Weſen, als ob ſie die wichtigſten Dinge von der Welt wären;

kurz er iſt eine Frau Gevatterinn bei den Männern. Ich berufe mich nun auf eines jeden eignes Gefühl, ob ſolche Dinge jemanden in dem Urtheil derer, die ihn kennen, nicht herunter ſetzen müſſen, und anſtatt ihm ihre Achtung zuwege zu bringen, ein Mißfallen an ihm erwecken.

Würde im Betragen.

Es giebt eine gewiſſe Würde im Betragen, ohne welche auch Leute vom beſten Charakter nicht geſchätzt werden.

Sich herumbalgen, laut und oft lachen, Wortſpiele machen, immer ſpaßen, Mienen verzerren, Poſſenreiſſen, und überhaupt eine zu groſe Vertraulichkeit im Umgange, werden jedermann, trotz aller ſeiner Verdienſte und Wiſſenſchaft, verächtlich machen. Ein ſolcher kann wohl ein luſtiger Kerl ſeyn, aber einem luſtigen Kerl hat man noch nie mit Achtung begegnet. Eine unſchickliche Vertraulichkeit wird entweder die Obern beleidigen, oder machen, daß man dich für ihren Schmarotzer hält, diejenigen aber, die unter dir ſind, wird es in einen Grad der Gleichheit mit dir verſetzen, die dir in der Folge einmal ſehr unangenehm ſeyn kann. Ueberdem ſollte ein Mann von Stande wiſſen, daß das ſchönſte Kleid nur eine Livree iſt, wenn derjenige, welcher es trägt, nicht mehr Bildung und Verſtand, als der niedrigſte Bediente, in ſeinem Betragen verräth.

Ein Scherz, ſobald derſelbe auf eine Stichelei hinausläuft, iſt nicht länger ein Scherz, ſondern eine Beſchimpfung; und wenn dieß auch nicht der Fall iſt, wird doch der Spaß, ſobald der Witz in demſelben nicht fein und artig iſt, Mißfallen erwecken, anſtatt zur Ergötzung zu dienen; oder wenn ja die Geſellſchaft lachen ſollte, ſo wird ſie vielleicht eher über den Spaßmacher als über ſeinen Spaß lachen.

Bloß mit Worten zu ſpielen, iſt bei weitem kein Kennzeichen eines Mannes von Kopf. Oder jemanden Antworten zu geben, die er nicht erwartet, ohne den mindeſten Witz oder Schönheit der Gedanken, als: wo iſt Herr N..? — Im Hemde! — Was iſt die Glocke? — Metall! — Wie iſt man das? — mit dem Munde! u. ſ. w., welches alles, wie man leicht einſieht, niedrig und pöbelhaft iſt. Wenn deine witzigen Einfälle nicht augenblicklich bei der Geſellſchaft Beifall erhalten, ſo verſuche doch ja ums Himmels willen nicht, noch fernerhin witzig zu ſeyn, denn du kannſt es nun für ausgemacht annehmen, daß der Fehler an dir, und nicht an den Zuhörern liegt.

Nachahmung durch Mienen und Gebehrden, die Lieblingsunterhaltung kleiner Seelen, iſt immer von großen Gemüthern verachtet worden. Niemals verſtatte dir es ſelbſt, noch ſuche andere dazu aufzumuntern; es iſt die niedrigſte von allen Poſſenreiſſereien; denn es iſt eine Beſchimpfung der Perſon, deren Mienen und Gebehrden nachgeahmt werden; und dergleichen Beſchimpfungen, wie ich ſchon geſagt habe, werden ſelten vergeben.

Ein fader Narr iſt derjenige, welcher lacht, er mag hören was er wolle, nicht weil die Sache lächerlich iſt, ſondern weil er ſich unter einer beſtändigen Nothwendigkeit zu lachen befindet, um ſich in ſeiner gehörigen Faſſung zu erhalten; und ſeine Munterkeit beſteht in einer gewiſſen zugeſtandnen Ungezogenheit, als wenn es eine hinlängliche Entſchuldigung für einen Fehler wäre, daß einer weiß, er habe ihn begangen. Da er zu ſeicht iſt, um irgend eine Veranlaſſung zum Vergnügen aus ſeinem eignen Nachdenken zu ziehen, ſo iſt ſeine Seele immer vorbereitet, einige Veranlaſſung dazu von andern zu erhalten; und ehe er ſein Grinſen einſtellen ſollte, wird er die Veranlaſſung dazu lieber bei den Haaren herbeiziehen. Beſtändig will er rathen, wie wohl dieſe Dame die Nacht geruhet, was ſie geträumt habe, und wie ſehr dieſer junge Menſch mit ſich ſelbſt vergnügt ſey, wegen eines lächelnden Blickes von ſeiner Geliebten, oder dem neumodiſchen Schnitt ſeines Kleides. Kurz er iſt ein lächerlicher Thor, den jeder Mann von Kopf insgeheim verachten muß.

Da alſo ein ſolcher Gebehrdennachahmer und Immerlacher, wenig mehr, als ein offenbarer Harlequin oder Hanswurſt iſt, der das Maul und die Augen verdrehet, um die Leute zu lachen zu machen, ſo ſuche ſorgfältig dieſen Nahmen zu vermeiden. Und ſey verſichert, daß ſich noch niemand ſo weit herabgewürdigt hat, um den übrigen zu gefallen, wenn er nicht wünſchte für den luſtigen Rath der Geſellſchaft gehalten zu werden, und ob das ein achtungswürdiger Charakter iſt, überlaſſe ich einem jeden ſelber zu beurtheilen.

Wenn man jemandes Geſellſchaft aus irgend einem andern Grunde als wegen ſeiner Kenntniſſe, ſeines Kopfs, oder ſeines Betragens, ſucht, ſo wird er ſelten, von denen, die ihn einladen, ſehr geachtet, ſondern man bedient ſich ſeiner bloß, um die Geſellſchaft zu unterhalten. „Wir wollen doch den „auch mit kommen laſſen, er ſingt oder ſpielt gut,“ oder, „er weiß immer einen guten Schwank zu machen,“ oder, „laßt uns nach den ſchicken, er iſt ein „guter Zechbruder.“ Dieß ſind ſehr herabwürdigende Merkmale, die jede Art von wirklicher Achtung und Hochſchätzung ausſchließen. Einen, den man, wegen irgend einer einzelnen Eigenſchaft, (wie es gewöhnlich heißt) gerne hat, den betrachtet man nie in einem andern Geſichtspunkte, und ſteht ihm daher nie die gehörige Achtung zu, mögen auch ſeine innern Verdienſte ſeyn, welche ſie wollen.

Vielleicht wirſt jemand ein, daß dieſe Würde im Betragen an Stolz gränze; aber ſie iſt von dieſem

ſem eben ſo ſehr verſchieden, als wahre Tapferkeit von Bramarbaſiren. Mit gutem Anſtande zu tändeln iſt gewiß etwas Angenehmes, und bezeichnet den Mann nach der Welt; aber es erfordert ſowohl Erfindungskraft als Feinheit; und auf eine artige Weiſe mit Kleinigkeiten zu ſpielen, kann nicht ohne eine reiche Phantaſie geſchehen; es iſt eine Art von Schöpfung, die aus Nichts Etwas macht. Wer alſo hier ſeine Rolle nicht gut ſpielen kann, der laſſe lieber den ganzen Charakter fahren.

Einer Perſon, ſie habe recht oder unrecht, zu ſchmeicheln, iſt Niederträchtigkeit; und in alles bereitwillig einſtimmen, was die Geſellſchaft vorſchlägt, es ſey thöricht oder laſterhaft, iſt eben ſo herabwürdigend, als bei jedem Gegenſtande in Hitze zu gerathen, und bei jeder Gelegenheit zu widerſprechen. Um ſeine Würde zu behaupten, iſt es nöthig mit Beſcheidenheit ſeine eignen Gedanken zu ſagen, ob man gleich aus Höflichkeit der Meinung andrer nachgiebt.

Um dieſe Würde des Charakters zu behaupten, iſt es ferner nöthig, mit keiner zu faden Neugierde ſich um Kleinigkeiten zu bekümmern, und nicht zu geſchäftig bei kleinen Gegenſtänden zu ſeyn, die kaum die Aufmerkſamkeit eines Augenblicks verdienen; denn dieß verräth Unfähigkeit, Dinge von größerer Wichtigkeit gehörig zu behandeln.

Sehr viel kömmt auch auf unſre Mienen, Anreden, und Ausdrücke an; eine ungeſchickte Anrede, und pöbelhafte Ausdrücke, bezeichnen entweder eine pöbelhafte Geſinnung, oder eine niedrige Erziehung.

Dieß findet auch bei Begrüßungen ſtatt, welche ſo ſehr, wie irgend etwas, die Aufmerkſamkeit eines wohlerzogenen Menſchen verdienen. Einige Leute werden ſich einander auf eine ſo kalte Art grüßen oder anreden, daß ſie ſich eben da beleidigen, wo ſie höflich gegeneinander ſeyn wollen; andre hingegen ſind ſo außerordentlich voller Komplimente, daß ſie dadurch höchſt beſchwerlich werden; ſo gewiſſenhaft höflich, daß ſie es wagen, ſich aus einer Kutſche, in vollem Gallop, zu bücken; wieder andre werden ſich aus einer unerträglichen Eitelkeit ſtellen, als ob ſie jedermann kennen, und aus Mangel an Beurtheilungskraft was ſich ſchickt oder nicht ſchickt, werden ſie einem Prediger, der auf die Kanzel tritt, mit

Lächeln ihren Reverenz machen, wenn ſie ihm gerade gegenüberſitzen, und tauſend dergleichen beleidigende und ungezogene Dinge mehr.

Uebermüthige Verachtung, oder niedriger Neid verträgt ſich eben ſo wenig mit der Würde im Betragen. Perſonen von niedriger Herkunft, die durch einen Glücksfall in der Welt emporgekommen ſind, und nun in prächtigen Kleidern und Equipage einherſtolziren, pflegen mit Uebermuth auf alle diejenigen herabzuſehen, die nicht ſo viel im Vermögen haben, eben ſo prächtig, wie ſie, zu erſcheinen; und offenbar beneiden ſie diejenigen, die noch mehr Aufwand machen. So fürchten ſie auch auf alle Weiſe verachtet zu werden, und ſind folglich argwöhniſch und empfindlich; kurz, ſie machen ſich ſelber, und allen, die mit ihnen umgehn, das Leben bitter.

Ein gewiſſer Grad von Ernſthaftigkeit in Blicken und Handlungen, giebt ebenfalls eine gewiſſe Würde, indes ein beſtändiger Frühling im Geſichte (jenes abgeſchmackte einfältige Lächeln oder Lachen, welches die Thoren annehmen, wenn ſie höflich ſeyn wollen) und dieſe immertändelnden Bewegungen, ſtarke Merkzeichen einer kindiſchen Seele ſind.

Vor allen andern aber kann man ſich dieſe Würde im Charakter am beſten durch eine gewiſſe Feſtigkeit in allen ſeinen Handlungen erwerben. Eine niedrige, furchtſame, und ſich allzuleidend verhaltende Gefälligkeit, läßt einen tiefer herabſinken, als man denkt: dieſe Feſtigkeit und Entſchloſſenheit aber muß ſich freilich nicht bis zu einer unanſtändigen Rauhigkeit erſtrecken, ſondern mit einem beſondern einnehmenden ſanften Weſen und Milde verknüpft ſeyn. Kurz, ein wohlerzogener Menſch ſey beſcheiden, ohne Blödigkeit; frei und offen, ohne Grobheit; höflich und verbindlich, ohne zu kriechen; fröhlich und bei guter Laune, ohne wildes Geräuſch und Lerm.

Wenn du in deiner Gemüthsart zu viel Hitze bemerkſt, und findeſt, daß dieſelbe dich zu harten und unbeſonnenen Ausdrücken verleitet, ſo ſey ja auf deiner Hut, ſie zu bewachen, und bemühe dich, ſie in Zaum zu halten; denn weil ein Mann von Stande keine Beſchimpfung ertragen darf, ſo muß er auch ſehr vorſichtig ſeyn, andern keine zuzufügen. Laß aber keine Gefälligkeit, kein Verlangen zu gefallen, keine Ueberredung dich bewegen, etwas zu thun, was die Klugheit verbietet; ſondern harre ſtandhaft aus, in dem, was recht iſt. Bei den Verbindungen und Freundſchaften wirſt du dieſe Regel für dich von großem Nutzen finden. Durch deine Feſtigkeit ſichre dir die Anhänglichkeit anderer, welche du dir durch eben dieſelbe erwerben mußt; aber bemühe dich auch durch ein ſanftes Weſen in deinem Betragen Feindſchaften zu vermeiden. Entwafne die Feinde, die du unglücklicherweiſe haben könnteſt (denn wenige ſind ganz ohne dieſe) durch ein mildes und gütiges Betragen, aber laß ſie auch zugleich fühlen, daß du offenbare Beleidigungen gehörig zu ahnden wiſſeſt; denn es iſt ein ſehr groſſer Unterſchied zwiſchen Beleidigung und entſchloßner Selbſtvertheidigung: die leztere iſt vernünftig und auf alle Weiſe zu rechtfertigen.

Wenn du deinen Bedienten, oder irgend jemanden, über welchen du dieſes Recht haſt, etwas befiehleſt, und die Befehle auf eine ſanfte Art, und mit dem einnehmenden Weſen ertheileſt, deſſen ſich jeder Mann von Erziehung befleißigen ſollte, ſo wirſt du dich dadurch angenehm machen, und die Folge davon wird ſeyn, daß man dir noch einmal ſo gern gehorcht; befiehlſt du hingegen auf eine tyranniſche Art, ſo wirſt du mit Unwillen bedienet werden, wenn du überall noch bedienet wirſt. Kalte, feſte Entſchloſſenheit würde ſagen, daß du wolleſt, man ſolle dir gehorchen; aber ein angenehmes Weſen auf die Art angebracht, daß der Gehorſam dadurch bewirkt wird, macht dieſen ſelber angenehm. Auf die Weiſe wirſt du geliebt, ohne verachtet, und gefürchtet, ohne gehaßt zu werden.

Ich glaube nicht, daß ich nöthig haben werde, nun noch der Laſter zu erwähnen. Einer, der ſich einmal geduldig hat aus einer Geſellſchaft weiſen, und die Treppe hinunterwerfen laſſen, kann eben ſo viel Anſprüche auf Herzhaftigkeit machen, als einer, der einmal durch ſeine Laſter berüchtigt iſt, auf irgend einige Würde in ſeinem Charakter denken kann; demohngeachtet aber iſt der äußere Anſchein von ſolcher Wichtigkeit, daß ein äußeres anſtändiges Betragen, und eine angenommene Würde, einen ſolchen immer noch etwas länger emporhalten, indem er ſinken will. Wenn du daher unglücklicher Weiſe gar kein inneres Verdienſt haben ſollteſt, ſo ſuche, wo möglich, wenigſtens den Anſchein davon noch zu erhalten, und die Welt wird dir vielleicht wegen des übrigen noch Kredit geben. Uebrigens iſt eine Verſchiedenheit und Gewandtheit im Betragen, eben ſo nöthig im geſellſchaftlichen, als dieſe Gewandtheit in Anſehung der Partheien, im politiſchen Leben. Dieß iſt auf keine Weiſe zu tadeln, wenn man keine böſe Abſicht dadurch zu erreichen ſucht. Wir müſſen alſo, wie das Chamäleon, die Farbe der Perſonen annehmen, mit denen wir gut zu ſtehen wünſchen; und es kann auf keine Weiſe tadelnswerth ſeyn, wenn man ſich bemüht, die Zuneigung irgend eines Menſchen zu gewinnen, die man, wenn man ſie erlangt, nicht zu mißbrauchen denkt.

Regeln für die geſellſchaftliche Unterhaltung.

Da ich nun eine hinlängliche und vollſtändige Unterweiſung gegeben habe, wie man es machen müſſe, um in den beſten Geſellſchaften gut aufgenommen zu werden; ſo iſt nichts weiter übrig, als daß ich nun noch einige Regeln, das Betragen in ſolchen Geſellſchafſchaften betreffend, gebe. Vieles Hiehergehöriges habe ich ſchon vorher erwähnt, aber einige wenige Sachen ſind jetzt noch zu erwähnen übrig.

1) Rede alſo oft, aber niemals lange hintereinander, damit du demjenigen, mit welchem du ſprichſt, nicht Langeweile machſt; denn wenige wiſſen ſo gut über einen Gegenſtand zu ſprechen, daß ſie die Aufmerkſamkeit der Zuhörer, ſo bald es nur etwas lange dauert, auch hinlänglich beſchäftigen könnten. Das Geſpräch ſey immer beſcheiden und anſtändig; es ſey ſo reich an Materie und Inhalt als es wolle; aber es werde nie anders als mit Achtung und Rückſicht auf die Geſellſchaft geführt.

2) Vermeide, in Geſellſchaft Geſchichten zu erzählen, wenn ſie nicht ſehr kurz, und auf den Gegenſtand, worüber geſprochen wird, anwendbar ſind; in dieſem Falle erzähle ſie mit ſo wenigen Worten, als möglich, ohne die mindeſte Ausſchweifung, und mit einiger Entſchuldigung; als, du wärſt zwar eben kein Freund von Anekdotenerzählen, aber die Kürze der gegenwärtigen bewege dich dazu. Und wenn deine Geſchichte eine witzige Wendung nimmt, ſo nimm

dich vorzüglich in Acht, daß du nicht ſelber zuerſt darüber lachſt, denn ſie wird alsdann nicht die halbe Wirkung thun. Nichts iſt verdrießlicher und unangenehmer, als eine lange eckelhafte Erzählung; es verräth eine alte Weiberſeele, und einen großen Mangel an Einbildungskraft; auch iſt nichts lächerlicher, als deiner eignen Geſchichte durch ein lautes Auflachen den erſten Beifall zu geben.

3) Wenn du irgend etwas erzähleſt, hüte dich vor Wiederhohlungen, oder ſehr abgedroſchenen Redensarten, als: „nun das war gut!“ und „ſagte ſie“ und „ſagte er“ u. ſ. w. Einige Leute bedienen ſich dieſer Ausdrücke ſo oft, daß ſie die ganze Aufmerkſamkeit des Zuhörers von der Geſchichte abziehen; ſo wie in einer Orgel, die nicht geſtimmt iſt, eine Pfeife vielleicht die ganze Zeit hindurch, daß darauf geſpielt wird, forttönt, und die Melodie ſo ſehr verwirrt, daß man am Ende nichts mehr davon verſtehen kann.

4) Auch vor allen Ausſchweifungen im Erzählen ſollte man ſich in Acht nehmen. Eine Geſchichte iſt allemal angenehmer ohne dieſelben. Von der Art ſind aber:

„Der Mann, von dem ich Ihnen jetzt erzählen will,
„iſt ein Sohn des Kaufmann Händeler — er wohnt
„in der breiten Straße. — Ja, Sie müſſen ihn
„ja kennen! — ſein Bruder hat neulich die Terne
„gewonnen. — Zum Henker, wenn Sie ihn nicht
„kennen, ſo wiſſen Sie doch auch gar nichts!“ oder
„er war ein gerader, langer, alter Mann, und trug
„ſeine eignen Haare — können Sie ſich denn gar
„nicht auf ihn beſinnen?“ — Es giebt auch noch
eine Art von Geſchichterzählern, die gern mit der
größten Gewiſſenhaftigkeit in den kleinſten Stücken
ihrer Erzählung die Wahrheit zu beobachten ſuchen,
dieſelbe ſey nun oft ſo unwichtig, wie ſie wolle, als:
„ich erinnere mich noch, es war gerade damals, als
„ein leiblicher Vetter von mir, und ich im goldnen
„Adler in der Leipziger Straße waren: nein ich irre
„mich doch — es war im weiſſen Schwan — aber
„Anton Kayſer war ja da, der wirds noch wiſſen. —
„Doch ſo viel weiß ich gewiß, in der Gegend war's,
„denn wir pflegten da alle Abend einer Bouteille den
„Hals zu brechen; doch, ſey's geweſen, wenn's wolle!
„die Sache iſt richtig — aber —“ alles dieß iſt
unnöthig, und höchſt verdrüßlich und beleidigend,
und würde eine Entſchuldigung für jeden ſeyn, der

einen ſolchen Erzähler mitten in ſeiner Geſchichte verließe. Andre ſind wieder eben ſo läſtig, die den Erzähler alle Augenblicke unterbrechen, und ſich bemühen beſtändig irgend einen unbedeutenten Einwurf anzubringen; als wenn einer ſagt: „ich traf den „Herrn N. heute morgen um neun Uhr, nicht weit „vom Schloſſe, und er ſagte“ — und der Unterbrecher nun an zu ſchreien fängt: „ich muß Sie um „Vergebung bitten, mein Herr, das kann nicht ſeyn: „denn ſo ungern ich Ihnen widerſpreche, ſo muß ich „mir doch die Freiheit nehmen Ihnen zu ſagen, daß „es nach neun Uhr muß geweſen ſeyn, denn ich ſahe „ihn gerade um dieſe Zeit noch vor dem halliſchen „Thore.“ — Zwei ſolche Streiter von dieſer ungezognen argumentirenden Art waren es gewiß, von denen der Cyniker ſagte: „Der eine von dieſen Kerls „melkt den Bock, und der andre hält den Eimer.“

5) Einige Leute haben die Angewohnheit die Leute, mit welchen ſie ſprechen, beim Knopf oder bei der Hand zu halten, um ausgehört zu werden; indem ſie ſich vielleicht bewußt ſeyn mögen, daß ihre Erzählung langweilig iſt. Ums Himmels willen thue dieß niemals! wenn die Perſon, mit der du ſprichſt,

nicht eben ſo geneigt iſt, die Geſchichte zu hören, als du biſt, ſie zu erzählen, ſo brich lieber in der Mitte ab; denn wenn du ihnen einmal Langeweile machſt, ſo werden ſie ſich fürchten, dir ein andermal wieder zuzuhören.

6) Andre haben gar die Art, den Leuten, mit welchen ſie ſprechen, bei Endigung eines jeden Periods den in die Ribben zu ſtoßen, und ſolche Fragen, wie die folgenden, zu thun: „Habe ich darinn nicht „recht? — Sie wiſſen, was ich Ihnen geſagt habe! — Was iſt nun Ihre Meinung?“ und dergleichen; oder ſie pflegen einem wohl gar mit den Ellbogen zu ſtoßen. Um Gottes willen hüte dich davor, wenn man ſich vor deiner Geſellſchaft nicht fürchten ſoll.

7) Anhaltende Schwätzer pflegen ſich häufig jemanden in der Geſellſchaft auszuſuchen, der unglücklich genung iſt ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen; gemeiniglich iſt es der ſtillſte von der Geſellſchaft, oder derjenige, welcher ihnen am nächſten ſitzt. Gegen dieſen pflegen ſie denn in einer Art von halbem Geflüſter eine Stunde lang nach einander un-

unterbrochen fortzureden. Nichts kann ungezogner ſeyn. Wenn aber einer von dieſen unbarmherzigen Schwätzern dich einmal anpacken ſollte, und du wünſcheſt dir ihn verbindlich zu machen, ſo empfehle ich dir, ihn nur mit Geduld anzuhören: wenigſtens ſcheine ſo zu thun, denn du würdeſt ihn nicht mehr beleidigen können, als wenn du ihn mitten in ſeiner Geſchichte verlaſſen, oder beim Verfolg derſelben einige Ungeduld blicken laſſen wollteſt.

8) Unaufhörliche Schwätzer ſind ſehr unangenehme Geſellſchafter. Nichts kann unhöflicher ſeyn, als ſich ſelber die Unterredung allein zuzueignen, und, wie man ſagt, den andern die Worte aus dem Munde zu nehmen. Ein jeder in der Geſellſchaft hat einen gleichen Anſpruch, ſeinen Theil zur gemeinſchaftlichen Unterhaltung beizutragen, und ihn deſſen zu berauben, iſt nicht nur ungerecht, ſondern auch eine ſtillſchweigende Erklärung, daß er über den Gegenſtand nicht ſo gut, als du ſelber, ſprechen könne, und du daher ſeinen Theil mit übernehmeſt. Und was kann unhöflicher ſeyn? Ich würde eben ſo leicht einem Menſchen vergeben, der mir den Mund zuhielte, wenn ich jähnen, als der mir die Worte aus

dem Munde nähme, wenn ich ſprechen wollte. Wenn jenes aber unverzeihlich iſt, ſo iſt dieſes nicht weniger der Fall,

9) wenn man einem langſamen Redner voreilen, oder ihm aushelfen will, gleichſam, als wenn man nur allein reich an Ausdrücken, und er arm an ſolchen wäre. Man kann immer ſicher vorausſetzen, daß ein jeder eitel genung iſt, zu glauben, er rede wohl, ob er es gleich mit Beſcheidenheit läugnen könnte. Jemanden in ſeinen Ausdrücken auszuhelfen, iſt daher eine Verbeſſerung, welche den Verbeſſerer ſelbſt mit Ungezogenheit und Unverſchämtheit brandmarkt.

10) Diejenigen, welche andern bei allen Gelegenheiten wiederſprechen, und jede Behauptung zum Gegenſtande eines Diſpüts machen, verrathen durch dieß Betragen, daß ſie eine ſchlechte Erziehung haben. Wer alſo bei denen, mit welchen er umgeht, liebenswürdig zu ſcheinen wünſcht, wird ſich hüten, ſolcher Ausdrücke, wie die folgenden, ſich zu bedienen: „Das kann unmöglich wahr ſeyn, mein Herr!“ „Die Sache iſt, wie ich ſage!“ „Das iſt grund-

„falſch, mein Herr!“ „Wenn das, was Sie da „ſagen, wahr iſt ꝛc.“ Eben ſo gut kann man einem lieber gleich ins Geſicht ſagen, er lüge, als auf die Weiſe durch einen Umweg ſeine Wahrheitsliebe in Zweifel zu ziehen. Eben ſo unhöflich und beleidigend iſt es jede nichtswürdige Behauptung mit einem Schwur oder einer Wette zu begleiten, und gleichſam einen Trumpf darauf zu ſetzen, als: „ich wette „tauſend gegen eins!“ u. ſ. w. Mache es alſo zu einer unverbrüchlichen Regel in Sachen von keiner großen Wichtigkeit, der Meinung anderer höflich nachzugeben, wenn du gleich überzeugt biſt Recht zu haben; denn ein Sieg von der Art koſtet oft den Verluſt eines Freundes.

11) Ungefragt ſeinen Rath zu geben, iſt ebenfalls eine Art der Unhöflichkeit; es iſt in der That eine Erklärung, daß wir uns ſelbſt für weiſer halten, als diejenigen, denen wir rathen; und ihnen den Vorwurf der Unwiſſenheit und Unerfahrenheit machen. Es iſt eine Freiheit, die man ſich bei keinem ſeiner gewöhnlichen Bekannten erlauben ſollte, und doch giebt es Leute, die ſich beleidigt finden, wenn man ihren Rath nicht annimmt. „Wer nicht hören

„will," ſagen ſie, „muß fühlen!" „Wem nicht zu „rathen ſteht, dem ſteht auch nicht zu helfen!" Als ob es nicht ein Merkzeichen einer weit größern Anmaßung wäre zu erwarten, daß jedermann ſich unſerer Meinung unterwerfen ſoll, als daß einer zuweilen einmal ſeinem eigenen Kopfe folgt.

12) Es iſt nichts ſo unverzeihlich unhöflich, als ein anſcheinender Mangel der Aufmerkſamkeit auf die Perſon, mit der man ſpricht; wenn gleich andre gegen dich ſo verfahren, ſo ſuche du ſelbſt es auf alle Weiſe zu vermeiden. Es giebt ungezogne Leute, die, während daß andre mit ihnen reden, anſtatt dieſelben anzuſehen oder aufmerkſam auf ſie zu ſeyn, ihre Augen auf die Decke oder auf irgend ein Gemählde im Zimmer heften, aus dem Fenſter ſehen, mit ihrem Hunde, mit der Uhrkette, oder mit ihrem Rohre, ſpielen, oder wohl gar die Nägel oder die Naſe putzen. Nichts verräth ſo ſehr ein ungeſittetes Weſen; noch kann irgend etwas für die Perſon, welche ſpricht, eine größere Beleidigung ſeyn, weil dieß eine ſtillſchweigende Erklärung iſt, daß man das, was ſie ſagt, nicht ſeiner Aufmerkſamkeit werth hält. Man erwäge bei ſich ſelber, wie einem eine ſolche Behand-

lung gefallen würde, und ich bin überzeugt, man wird es nie gegen andre thun.

13) Ferner iſt nichts einfältiger, als das Vergnügen, welches einige Leute darinn finden, wenn ſie reden, wie es ihnen ums Herz iſt. Ein ſolcher ſagt die gröſte Unhöflichkeit, bloß aus Vergnügen ſie zu ſagen, indeß ein entgegengeſetztes Betragen eben ſo unſchuldig geweſen wäre, und ihm ſeine Freunde würde erhalten, und vielleicht ſein Glück auf immer würde gemacht haben. In dieſen Fehler verfällt mancher bloß durch eine Affektation von Ehrlichkeit; weil es aber hiemit ſelten ohne Beleidigung abgeht, ſo ſollte man ihn ſehr ſorgfältig vermeiden.

14) Ein finſteres und mürriſches Weſen verträgt ſich eben ſo wenig mit der feinen Lebensart. Als, wenn iemand dir ſagte, „er müſſe dir des Herrn „N. . Reſpekt vermelden,“ ihm alsdenn zu antworten: „was zum Henker geht mir ſein Reſpekt an?“ — oder, „ſeine Exzellenz erkundigten ſich neulich nach „Ihnen, und fragten, wie Sie ſich befänden,“ zu antworten: „Wenn er's wiſſen will, ſo mag er kom-

men, und meinen Puls fühlen," und dergleichen mehr. Größtentheils wird dergleichen bloß aus einer gewiſſen Ziererei geſagt; aber es mag nun erkünſtelt oder natürlich ſeyn, ſo iſt es allemal höchſt beleidigend. Ueber einen Mann von dieſem Gepräge wird man vielleicht einmal zufälliger Weiſe, als über einen ſeltſamen Menſchen lachen; am Ende aber wird man ihn doch verachten.

15) Ich ſollte faſt glauben, es ſey unnöthig jetzt noch hinzuzufügen, daß man ſein Geſpräch nach der Geſellſchaft, worinn man ſich befindet, einrichten müſſe. Daß man nicht denſelben Gegenſtand auf die Bahn bringe, und ihn auf gleiche Weiſe behandeln müſſe, man rede mit Alten oder mit Jungen, mit einem Officier oder einem Geiſtlichen, Philoſophen oder Frauenzimmer. Nein: eine geſunde Vernunft wird einem jeden lehren, ernſthaft zu ſeyn mit den Ernſthaften, frölich mit den Frölichen, und mit Leuten, die ſelbſt klein ſind, auch über Kleinigkeiten zu ſprechen.

16) Bei der Unterhaltung mit dem weiblichen Geſchlecht, ſuche ſo angenehm wie möglich zu ſeyn:

ſelbſt der Nahme einer philoſophiſchen Demonſtration ſetzt ein Frauenzimmer ſchon in Schrecken, welches gemeiniglich leichter durch eine glückliche Wendung, oder einen witzigen Ausdruck, als durch irgend ein Argument, oder alle Regeln der Logik, überzeugt wird. Man muß mit ihnen umgehen, wie einer mit derjenigen gewiß umgehen wird, auf welche er Abſichten hat, ohne irgend einige Anſprüche zu machen. Die große Kunſt beim Frauenzimmer iſt, liebenswürdig ohne Eigennutz zu ſeyn; und ſo oft man ihnen Lobſprüche ſagt, zugleich die Gründe, weswegen man es thut, hinzuzufügen. Denn das iſt es eben, wodurch ſich der Beifall eines Mannes von Kopf, von der Bewunderung der Thoren, und den Schmeicheleien des Heuchlers unterſcheidet.

17) Unter andern ſucht man auch in einer ſchicklichen Unterhaltung ſorgfältig zu vermeiden, daß man nicht einen Umſtand oder Ausdruck erwähnt, der die Betrübniß irgend eines Anweſenden erneuren, oder unangenehme Sachen in Erinnerung bringen könnte. Wie kränkend würde es z. B. für einen betrübten Vater oder Mutter ſeyn, zu ſagen: „es trug „ſich gerade den Tag nachher zu, da Ihr Sohn be-

„graben wurde;“ wie niederſchlagend, beim erſten Anblick von jemanden auszurufen: „Mein Gott, wie „blaß ſehen Sie aus!“ wie unhöflich gegen eine Dame, die gern für jünger gehalten werden will, zu bemerken: „Welch eine geraume Zeit iſts nun ſchon, „ſeitdem ich Sie zuerſt die Ehre hatte, kennen zu „lernen!“ Die wahre Höflichkeit beſteht darin, jeden mit ſich ſelbſt vergnügt zu machen; folglich iſt es ein Merkmal der größten Ungezogenheit, etwas zu ſagen, wodurch irgend einer gekränkt, oder niedergeſchlagen gemacht wird. Kurz, gegen dürftige Leute von koſtbaren Vergnügungen; gegen Schwache von Geſundheit und Stärke; gegen ſolche, die kaum ein Obdach haben von Häuſern und Ländereien; gegen Unglückliche von ſeiner eignen Glückſeeligkeit zu ſprechen, iſt nicht nur unhöflich, ſondern grauſam; und die Vergleichung, welche es zwiſchen dem Zuſtande und der Perſon, mit welcher man ſpricht, veranlaßt, iſt peinigend. Auch derjenige verſtößt wider die feine Lebensart, der eines andern Geſchicklichkeit im Singen oder Spielen gegen diejenigen lobt, welche er genöthigt hat, zu ſeinem Vergnügen zu ſingen, oder zu ſpielen; oder der einen andern Dichter in der Gegenwart deſſen lobt, der ihm ſeine Verſe vorlieſt.

18) Es giebt einige Ausdrücke, die außerordentlich grob ſind, und deren ſich doch Leute von anſtändiger Erziehung zuweilen bedienen, als: „Mein „Herr, Sie verſtehen mich nicht!“ — „es iſt nicht „ſo!“ — „Sie irren ſich!“ — „Sie wiſſen nichts „von der Sache!“ — wäre es nicht beſſer, zu ſagen? — „Ich glaube, ich drücke mich nicht verſtändlich genung aus?“ — „Laſſen Sie es uns „noch einmal erwägen, ob wir die Sache recht einſehen, oder nicht!“ — denn es iſt ja weit höflicher und gefälliger, einige Entſchuldigung für einen andern, ſelbſt wo er unrecht hat, zu machen, und den Irrthum als beiden gemeinſchaftlich darzuſtellen, als ihm des Unverſtandes oder einer Unfähigkeit im Begreifen, zu beſchuldigen.

19) Wenn dir jemand ſollte etwas verſprechen, und ſein Verſprechen nicht erfüllt haben, ſo würde es ſehr unhöflich ſeyn, ihm zu ſagen, er ſey kein Mann von Wort; oder wenn dieſelbe Perſon ſchon einmal bei irgend einer Gelegenheit die Erwartung getäuſcht haben ſollte, würde es nicht beſſer ſeyn zu ſagen: „Sie waren vielleicht ſo beſchäftiget, daß „Sie an meine Sache nicht haben denken können;“

oder, „vielleicht iſt es Ihnen aus dem Gedächtniß entfallen;" — lieber als: „Sie haben wohl nicht daran gedacht;" oder Ihr Wort iſt Ihnen wohl eben „nicht ſehr theuer;" denn Ausdrücke von der Art laſſen gemeiniglich einen Stachel hinter ſich. Sie ſind eine Art von Schimpf und Beleidigung, und ſehr oft Veranlaſſung zu fortdaurenden Feindſchaften.

20) Hüte dich nicht finſter und geheimnißvoll zu ſcheinen, damit man dich nicht für argwöhniſch halte; welches der allerungefälligſte Charakter iſt. Wenn du beſtändig geheimnißvoll und zurückhaltend ſcheineſt, ſo werden es andre gegen dich wirklich ſeyn; und in dieſem Fall hat dein Lernen ein Ende; weil man dich nicht mehr belehren wird. Sey zurückhaltend, aber ſcheine es nie zu ſeyn.

21) Noch einen Fehler giebt es, der bei einigen Leuten ſehr gewöhnlich iſt, den ich ſorgfältig von dir vermieden wünſchte. Wenn man nehmlich über irgend eine Sache ihre Meinung hören will, ſo ſagen ſie dieſelbe mit einem ſolchen anſcheinenden Mißtrauen und Furchtſamkeit, daß man ſie nicht ohne die äuſerſte Mühe vernehmen kann, vorzüglich

wenn ſie als Leute von vielumfaſſenden Kenntniſſen bekannt ſind: „Ew. Excellenz werden verzeihen,“ ſagt einer von dieſem Schlage, „wenn ich nicht ſo „wie ich wohl wünſchte, über dieſen Gegenſtand zu „ſprechen, im Stande ſeyn werde,“ oder „ich will „es wagen, über dieſen Gegenſtand, ſo viel meine „geringe Fähigkeit, und meine Schwäche zu begreifen, erlauben wird, zu ſprechen“ — ich fürchte, „daß ich mich zu ſehr bloß geben werde, aber um „Ew. . . . Befehlen zu gehorchen“ — und indem ſie dieſe Entſchuldigungen machen, kommen ſie nicht zur Sache, und machen der Geſellſchaft Langeweile.

22) Siehe beſtändig den Leuten ins Geſicht, mit denen du ſprichſt, man wird ſonſt glauben, du habeſt kein gutes Gewiſſen; überdem verlierſt du auch den Vortheil, in ihren Mienen zu leſen, woraus du weit beſſer den Eindruck, den die Rede auf ſie macht, ſchließen kannſt, als aus ihren Antworten; die Worte ſtehen einem jeden zu Gebote, aber die Mienen ſind oft unwillkührlich.

23) Wenn du mit jemanden ſprichſt, und man nicht recht gehört hat, und dich bittet, das Geſagte

zu wiederhohlen, ſo hüte dich, bei der Wiederhohlung die Stimme zu ſehr zu erheben, damit man nicht glaube, du ſeyſt ärgerlich darüber, dasjenige noch einmal wiederhohlen zu müſſen, was du ſchon geſagt haſt, indem du vielleicht den Zuhörer des Mangels an Aufmerkſamkeit beſchuldigteſt. Ueberhaupt iſt lautes Sprechen, es ſey, wenn es wolle, pöbelhaft und grob; weil es nicht viel weniger iſt, als die Leute zu behandeln, als wenn ſie alle taub wären.

24) Nur ein Wort, was das Fluchen anbetrift: Diejenigen, welche dieſer Gewohnheit ergeben ſind, und ihr Geſpräch mit Fluchen durchflechten, kann man nie als Leute von Erziehung betrachten; es ſind gemeiniglich Leute von niedrigem Stande, und ſehr unwillkommen bei allen, die auf gute Geſellſchaft Anſpruch machen. Es iſt ein Laſter, welches gar keine Verſuchung vorſchützen kann, ſondern in jeder Rückſicht eben ſo ruchlos als pöbelhaft iſt.

25) Gewöhne dich nie zur Verläumdung, noch höre drauf; denn ob dieß gleich der Bosheit einiger Leute ſchmeicheln kann; ſo wird es doch neunmal un-

ter zehn mit ſchlimmen Folgen verknüpft ſeyn. Selbſt die Leute, gegen die du ſchlecht von andern ſprichſt, werden, nach einigem Nachdenken, eine ſchlechte Meinung von dir hegen, nnd du wirſt oft dadurch in große Verlegenheit gerathen. Und weil es keine boshaften Redner geben würde, wenn nicht boshafte Hörer wären, ſo iſts bei der Verläumdung, wie beim Diebſtahl: der Hehler iſt ſo gut wie der Stehler. Ueberdem wird es die Leute bewegen, deine Geſellſchaft zu fliehen, indem ſie glauben müſſen, daß du bei dem nächſten Bekannten, den du triffſt, wieder eben ſo ſchlecht von ihnen ſprechen werdeſt.

26) Hüte dich ſorgfältig, weder von deinen eignen noch andrer Leute häuslichen Angelegenheiten zu ſprechen. Thuſt du das erſtere, ſo wird man dich für eitel halten; und bekümmerſt du dich um das andre, ſo wird man dich als einen zudringlichen Menſchen betrachten. Von dir ſelbſt zu reden, iſt eine Unhöflichkeit gegen die Geſellſchaft; deine Angelegenheiten intereſſiren ſie nicht; überdem kannſt du ſie auch nicht zu geheim halten. Und was die Angelegenheiten andrer betrift, ſo gehen ſie dich wieder nichts an. Indem du von Dingen ſprichſt, die dich keines-

wegs intereſſiren, kannſt du gar leicht einen groben Fehler begehen, und ſollteſt du gerade jemanden auf einer wunden Stelle treffen, ſo kannſt du leicht ſeine ganze Achtung verlieren. Laß daher dein Geſpräch in vermiſchten Geſellſchaften beſtändig allgemein ſeyn; und wenn du gern gefallen willſt, ſo rede niemals um irgend einer deiner beſondern Eitelkeiten oder Leidenſchaften zu ſchmeicheln, ſondern beſtändig mit der Abſicht, diejenigen, mit denen du ſprichſt, zu ergötzen, oder zu belehren.

27) Die Späße, Bon Mots, und kleinen Artigkeiten in der einen Geſellſchaft, werden ſich nicht oft in einer andern gut wieder anbringen laſſen; ſie ſind gemeiniglich lokal, und ſchreiben ſich von gewiſſen Umſtänden her, womit eine andre Geſellſchaft nicht bekannt ſeyn kann; dieſe Umſtände, und folglich auch die ganze Geſchichte kann alſo mißverſtanden werden, oder noch einer beſondern Erklärung bedürfen; und wenn du einmal die Vorrede dazu gemacht haſt: „es war doch ein Hauptſpaß!“ oder ſo etwas, und die Pointe ſollte alsdann nicht ſogleich bemerkt werden, ſo wirſt du eine ſehr lächerliche Figur machen, und lieber wünſchen, du habeſt geſchwie-

ſchwiegen. Wiederhohle alſo nie an einem Orte, was du an einem andern gehört haſt.

28) Bei den meiſten Diſpüten nimm die Frage von der vortheilhafteſten Seite; demohngeachtet aber laß mich dir die Warnung geben, nicht zu viel Geſchrei zu machen, und nie einen Satz mit Hitze zu behaupten, wenn du gleich völlig überzeugt biſt, daß du Recht haſt; ſondern ſage mit Kälte und Beſcheidenheit deine Meinung, und wenn du nicht damit durchdringeſt, ſo gieb ſie auf, und ſuche das Geſpräche auf einen andern Gegenſtand zu leiten, indem du zu dieſer Abſicht etwa ſageſt: „ich finde, wir werden einander ſchwerlich überzeugen; auch iſt es keine ſo große Nothwendigkeit; laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen!“

29) Nicht daß ich wollte, als ſollteſt du deine Meinung beſtändig aufgeben; nein, behaupte deine eignen Ueberzeugungen, und ſetze dich der Meinung andrer entgegen, wenn du ſie für unrecht hältſt, aber laß dein Betragen und deine Stimme dabei ſanft und einnehmend, und doch auf keine Weiſe gekünſtelt ſeyn; wenn du aber widerſprichſt, ſo thue es

mit: ich kann mich vielleicht irren! aber — ich will nichts entſcheiden, aber ich denke doch wirklich — ich ſollte doch beinahe glauben — mit Ihrer Erlaubniß, wollte ich nur noch ſagen — und ſo ſuche beſtändig den Diſput mit guter Laune zu ſchließen, um zu zeigen, daß du ſelbſt weder mißvergnügt biſt, noch denjenigen, mit welchem du ſtritteſt, mißvergnügt machen wollteſt.

30) Mache dich mit dem Charakter und der Lage der Perſonen in der Geſellſchaft bekannt, ehe du deiner Zunge den Zügel ſchießen läſſeſt; denn ſollteſt du dich weitläuftig über eine Tugend auslaſſen, welche eine der gegenwärtigen Perſonen, auf eine notoriſche Art, nicht beſitzt; oder ſollteſt du gegen ein Laſter loßziehen, welchem irgend einer von der Geſellſchaft vorzüglich ergeben iſt, ſo wird man die allgemeinen Bemerkungen für Stichelreden und perſönliche Angriffe halten, und du wirſt zuverläßig damit anſtoßen. Dieſe Bemerkung aber kann dir auch zur Regel dienen, daß du etwas, das im allgemeinen geſagt wird, nicht auf dich deuteſt.

31) Leute von niedriger Erziehung, die zufälliger Weiſe einmal in gute Geſellſchaft kommen, bil-

den ſich ein, daß ſie der Gegenſtand jeder abgeſonderten Unterredung ſind. Wenn irgend ein Theil der Geſellſchaft flüſtert, ſo iſts über ſie; wenn man lacht, ſo iſts über ſie; und wenn etwas geſagt wird, das ſie nicht verſtehen, ſo denken ſie ſogleich, es ſey auf ſie gezielt. Dieſes Mißverſtändniß iſt auf eine vortreffliche Art in einer engliſchen Komödie lächerlich gemacht, wo ein gewiſſer Scrub ſagt: „ich „weiß ganz gewiß, daß ſie von mir ſprachen, denn „ſie wollten ſich bald todtlachen.“ Ein wohlerzogner Menſch aber glaubt nie, daß er von der Geſellſchaft verachtet, oder ausgelacht werde, bis ihre Anſpielungen ſo deutlich werden, daß man nicht mehr glauben kann, er verſtehe ſie nicht, und ſeine Ehre ihm alsdann verpflichtet, die Beleidigung auf eine ſchickliche Art zu ahnden: demohngeachtet aber kann man verſichert ſeyn, daß Leute von Stande niemals einander auslachen, oder lächerlich machen werden, wenn ſie nicht ſcherzen, oder auf den allervertraulichſten Fuß miteinander leben. Wenn etwa einmal im Leben einem dergleichen von einem dummdreiſten Geck, oder einem geſchwätzigen Weibe, begegnen ſollte, ſo iſts am beſten, man ſtelle ſich, als merke man es nicht, ohne nur die mindeſte Antwort darauf zu geben.

32)

32) Es gehört ebenfalls mit zur Höflichkeit einem, der etwas erzählt, nicht in ſeiner Geſchichte zu unterbrechen, man habe dieſelbe nun vorher ſchon gehört oder nicht. Ja, wenn ein wohlerzogener Menſch gefragt wird, ob er ſie ſchon gehört habe, ſo wird er lieber nein antworten und den Erzähler ſo fahren laſſen, ob er ſie gleich ſchon weiß. Einige mögen gern eine Geſchichte erzählen, weil ſie glauben, daß ſie ſie gut erzählen; andre thun gerne groß damit, daß ſie die erſten Erzähler davon ſind, und andere freuen ſich darüber, daß man von ihnen glaubt, ſie ſey ihnen anvertrauet. Allen dieſen Leuten aber würde man ihre Freude verderben, wenn man antworten wollte, ja ich weiß die Geſchichte ſchon. Und, wie ich ſchon vorher geſagt habe, daß der größte Beweiß der feinen Lebensart der ſey, ieden Menſchen um uns her glücklich und vergnügt zu machen, ſo möchte ich nie jemanden eines geheimen Vergnügens von dieſer Art berauben, wenn ich ihm durch eine minutenlange Aufmerkſamkeit einen Gefallen erzeigen kann.

33) Es iſt ein alter Satz, „daß Vergleichungen verhaßt ſind.“ Vergleiche daher niemals eine

dritte Perſon mit derjenigen, mit welcher du ſprichſt. Wie grauſam wäre es jemanden zu ſagen, daß die Perſon, auf welche man anſpielte, „grauköpfigt und „krumm wäre, wie er," oder zu einer Dame zu ſagen: „ich kenne ſie wohl, ſie iſt eben ſo dick und „ſchwarz, wie Sie, Madam!" Eben ſo unhöflich würde es ſeyn, einen Fehler oder Mangel an jemanden zu bezeichnen, in Gegenwart eines andern, der unter demſelben Unglück ſeufzt. Wenn man z. B. ſagen wollte: „es ziemt ſich ſchlecht für eine Dame, „ſchön ſeyn zu wollen, mit einer ſo krummen Naſe, „wie Fräulein N . ." — oder auszurufen: „es iſt „in der That beluſtigend, wenn man ſieht, wie eine „lahme Perſon an der Madam N. . . Tanzen etwas „ausſetzt!" und das vor Leuten, die eben dieſe Unvollkommenheit an ſich haben. Dieß ungezogen zu nennen, iſt noch zu wenig geſagt, es iſt grauſam und viehiſch.

34) Schäme dich nicht, Fragen zu thun, wenn ſie zur Belehrung führen; begleite ſie immer mit einiger Entſchuldigung, und man wird dich nie für unhöflich halten. Aber plötzliche Fragen, ohne einige Entſchuldigung, ſuche auf alle Weiſe zu vermei-

den, weil ſie irgend eine Abſicht vermuthen laſſen. Es giebt eine Art nach Thatſachen zu angeln, welche, gehörig angewandt, nicht leicht fehlſchlagen wird; man nimmt nehmlich dasjenige, worüber man gerne belehrt ſeyn will, als ſchön ausgemacht an; dieß bewegt alsdann vielleicht irgend eine dienſtfertige Seele unſern Irrthum zu berichtigen. So kann man ebenfalls, indem man ſagt, man habe die Sache ſo und ſo gehört, und ſich zuweilen ſtellt, als ob man mehr von der Sache wiſſe, wie man wirklich weiß, eine Belehrung erhalte, der man verluſtig gegangen wäre, wenn man geradezu gefragt hätte, weil die Leute dadurch bewogen wären, auf ihrer Hut zu ſeyn, und man ſeine Abſicht ſchwerlich erreicht hätte.

35) Mache es dir zur Regel niemals über irgend eine Geſellſchaft von Leuten Gloſſen zu machen, wenn du dir nicht eine ganze Anzahl Feinde erwecken willſt. Es giebt unter allen Ständen gute und böſe Menſchen, es mögen nun Rechtsgelehrte, Geiſtliche, Soldaten, oder Bürger ſeyn. Es ſind alle Menſchen einerlei Leidenſchaften unterworfen, bloß in ihrem äußern ſind ſie nach dem Stande, in welchem

ſie erzogen werden, unterſchieden. Aus dem Grunde iſt es eben ſowohl ungerecht als unbeſonnen, ſie zuſammengenommen und gleichſam in Korpore anzugreifen. Mancher junge Menſch hält ſich für äuſſerſt witzig, wenn er die Geiſtlichkeit mißhandeln kann; was ſind aber die Geiſtlichen denn anders, als andre Menſchen? Und kann denn ein ſchwarzer Rock die Natur eines Menſchen umändern? Pfui! man denke doch nur ernſthaft hierüber nach, und ich bin überzeugt, daß man ſich nie ſo etwas wird einfallen laſſen.

36) Aber vor allem andern, laß kein Beiſpiel, keine Mode, keinen witzigen Einfall, keine thörichte Begierde, dich über das, was Böſewichter Vorurtheile nennen, hinwegzuſetzen, dich bewegen, irgend eine Verletzung der Moralität zu entſchuldigen, als unbedeutend, oder in einem lächerlichen Geſichtspunkt darzuſtellen; ſondern bei jeder Gelegenheit ſuche den größten Abſcheu gegen ein ſolches Verfahren zu bezeugen, und laß Religion und Tugend dir beſtändig nothwendig und heilig ſeyn.

37) Es iſt eine große Ungezogenheit irgend jemanden, indem er ſpricht, zu unterbrechen, indem

man entweder ſelber ſpricht, oder die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf eine ganz fremde Sache lenkt. Es iſt ein Geheimniß, das nur wenige kennen, das aber von keinem geringen Nutzen im geſellſchaftlichen Leben iſt; wenn wir mit irgend jemanden ins Geſpräch kommen, zu allererſt aufmerkſam zu ſeyn, ob die Perſon, mit der wir ſprechen, mehr Neigung hat, uns zu hören, oder von uns gehört zu werden. Wenn man alſo den Vorſatz hat, zu gefallen, und ſeine Lebensart iſt weiter nichts, als die Kunſt zu gefallen, ſo ſpreche man niemals, wie ich ſchon vorher bemerkt habe, irgend einer ſeiner eignen Leidenſchaften oder kleinen Eitelkeiten, zu Gefallen, ſondern beſtändig mit der Abſicht, diejenigen, womit wir ſprechen, entweder zu ergötzen oder zu belehren: aber man erinnere ſich dabei, daß diejenigen, mit welchen man ſpricht, die beſten Beurtheiler ſind, ob dasjenige, was man ſagt, ſie ergötzen oder belehren könne. Wie unangenehm und beleidigend iſt ebenfalls ein ſolcher, der von der Börſe in Geſellſchaft kömmt, und die Unterredung mit Gewalt unterbricht, bloß um zu ſagen, man mag es nun hören wollen, oder nicht, wie hoch die Aktien ſtehen; oder wenn ein junger Laffe vom andern Ende der Stadt kommt, und ausruft, wie bewundernswürdig ſchön die Fräulein . . . iſt, weil er ſie eben hat über den Schloßplatz fahren, oder beim Opernhauſe ausſteigen ſehen.

38) Das lezte, was ich nun noch erwähnen muß, iſt, daß du deine Gelehrſamkeit, ausgenommen bei gewiſſen Gelegenheiten, dich nicht merken läſſeſt. Spare dieſe für Gelehrte auf, und laß ſie dieſelbe lieber von dir herauslocken, als daß du dich zu willig bezeigſt, ſie ſehen zu laſſen. Auf die Weiſe wird man dich für beſcheiden halten, und dir noch weit mehr Kenntniſſe zutrauen, als du wirklich haſt. Scheine niemals weiſer oder gelehrter zu ſeyn, als die Geſellſchaft, in welcher du dich befindeſt. Derjenige, welcher ſeine Gelehrſamkeit gerne zeigt, wird häufig gefragt werden; und wenn man findet, daß er nur die Oberfläche kennt, ſo wird man über ihn ſpotten, im Gegentheil aber einen Pedanten ſchelten. Das wahre Verdienſt zeigt ſich immer ſchon von ſelber, und nichts kann daſſelbe in der Meinung der Welt herabſetzen, als wenn einer es ſelber will geltend machen. Da man ſich von dem Worte Pedanterei ſelten richtige Begriffe macht, ſo will ich es

hier noch erklären. Pedanterei entſteht nehmlich, wenn viel Lektüre und wenig Verſtand zuſammen kommen; und ein Pedant, iſt unter Leuten von Kopf und Gelehrſamkeit zu betrachten, wie ein unwiſſender Bedienter, der von einer Unterhaltung aus der feinern Welt erzählt. Wenn jemand nur über einen Gegenſtand reden kann, ſo iſt er ebenfalls in Anſehung dieſes Gegenſtandes ein Pedant, es ſey nun was es wolle, Geſetze, Waffen, Bücher, oder ſonſt irgend etwas; man ſchiebe ihm einen Riegel vor ſeine Lieblingsmaterie, und er hat kein Wort mehr zu ſagen; kurz, etwas bloß und allein zu ſeyn, es ſey nun ein bloßer Hofmann, ein bloßer Soldat, ein bloßer Gelehrter, oder irgend etwas bloß und allein, macht immer einen abgeſchmackten, pedantiſchen Charakter, der eben ſo lächerlich unter Leuten von geſunder Gelehrſamkeit, als von feiner Erziehung iſt, und den wir daher in unſerm Betragen ſehr ſorgfältig vermeiden müſſen.

Vom Betragen gegen Vornehmere.

Da wir nunmehro die Grundſätze einer feinen Lebensart, die für jede Klaſſe junger Leute beſtimmt ſind, feſtgeſetzt haben, ſo kann es nicht ſchaden, wenn wir ihnen noch zeigen, wie ſie ſich in Geſellſchaft derer betragen ſollen, welche vornehmer, als ſie, ſind. Rowe ſagt einmal: in die Geſellſchaft großer Männer zu gehen, iſt beinahe ſo viel, als in die andere Welt gehen, man muß warten, bis man gerufen wird.

Wenn man einem Vornehmern einen Beſuch macht, wo man Zutritt hat, ſo iſt es, wenn man es ändern kann, wider die Achtung, in ſchmutzigen Schuhen, oder im Ueberrock, in ſein Zimmer zu gehen; man ziehe ſeinen Ueberrock ab, ehe man hineingeht, und laſſe ihn mit Hut, Stock, und Handſchuhe, wenn der Beſuch nur ein wenig lange dauren ſoll, in dem Vorzimmer liegen; wäre es aber ein dringendes Geſchäft, das keinen langen Aufenthalt leidet, ſo behalte man die Handſchuh an, wenn man welche trägt, und ſeinen Hut und Stock in der Hand.

Wenn ein Bedienter da iſt, ſo laſſe man ſich melden, wo nicht, ſo klopfe man ſacht an; und wenn man hereingelaſſen iſt, und ſich ſetzen ſoll, ſo nehme man einen Platz am untern Ende des Zimmers, und keinesweges in einem großen Lehnſtuhle, ausgenommen, wenn keine andern da ſind. Wenn man der Perſon, welche man beſuchen will, auf der Straße begegnet, ſo ſetze man ſeinen Hut nicht eher auf, als ſie den ihrigen, oder bis man gebeten wird, ſich zu bedecken.

Wenn die Perſon, welche man beſucht, aufſteht, um mit einem zu reden, oder ihren Hut abnimmt, und bittet, ſich zu bedecken, oder ſich niederzulaſſen, ſo iſt das ein Zeichen einer niedrigen Erziehung, wenn man es nicht gleich thut; denn weil ein Oberer gegen einen Untern ſich größerer Freiheiten, als ein Unterer gegen ſeinen Obern bedienen kann, ſo wäre es gerade ſo viel, wenn man ihm ſagte, er mögte ſich bedecken oder niederlaſſen, als ob wir uns in ſeine, und ihn in unſre Stelle ſetzten.

Wenn alſo eine höhere Perſon verlangt, daß du dich ſetzen ſollſt, ſo ſetze dich; bietet er dir den obern Platz an, ſo nimm ihn; befiehlt er dir näher zu kommen, ſo thue es: aber thue dieß alles mit einer beſcheidenen bloß anſcheinenden Weigerung; denn weil ein wohlerzogner Menſch ſeinem Obern ſo wenig wie möglich läſtig ſeyn ſoll, ſo wäre es unhöflich, wenn er zu viel Ceremonien machen wollte; ſteht der Vornehmere in der Folge des Geſprächs auf, um mit dir zu reden, ſo mußt du ebenfalls aufſtehen.

Dein Betragen, Ton der Stimme, Sprache, Unterhaltung, alles, ſey beſcheiden und hochachtungsvoll. Dich einzudrängen, oder das Geſpräch zu unterbrechen, wenn der Vornehmere mit einem andern ſpricht, ausgenommen wenn du aufgefordert wirſt, iſt Mangel an Hochachtung; dieß iſt eben der Fall, wenn du ſeinem Gedächtniß zu Hülfe kommen, oder was er ſagt, verbeſſern willſt; denn das iſt nicht viel weniger, als ihn Lügen ſtrafen.

Ob ich gleich in dieſem Buche feſtgeſetzt habe, daß eine anſtändige, hochachtungsvolle Vertraulichkeit im geſellſchaftlichen Leben nöthig iſt, ſo muß ich doch hier bemerken, daß dieſelbe im Umgange mit unſern Obern, wenn ſie uns nicht anbefohlen wird, vermieden werden muß. Vertraulichkeit eines Obern gegen ſeine Untergebnen, iſt nicht nur wohl zu leiden, ſondern macht ſogar verbindlich; aber Vertraulichkeit eines Untergebnen gegen ſeinen Obern, vorzüglich wo gar keine genaue Freundſchaft ſtatt findet, iſt nicht nur ungeziemend, ſondern Frechheit.

Wenn du einer vornehmen Perſon aufwarteſt, ſo hüte dich, deinen Beſuch zu lang zu machen. Nur der Thor iſt überläſtig; ein Mann von Kopf merkt bald, wenn er angenehm oder beſchwerlich iſt: er verſchwindet in der Minute, wo man nur den Gedanken faſſen könnte, daß er zu lange bleibe. Wenn die höhere Perſon, welche du beſuchſt, ſich herabläßt, dich an die Thüre zu begleiten, ſo halte ihn nicht auf, ſondern nimm es mit Beſcheidenheit als ein Merkmal ſeiner Hochachtung an.

Wenn es ſich zuträgt, daß du mit einem Vornehmern auf der Straße zuſammengehſt, ſo laß ihm die rechte Hand; und wenn dir da ein Bekannter begegnet, ſo ſteh nicht ſtill, um mit ihm zu reden, ſondern grüße ihn bloß im Vorbeigehen.

Wenn ein Mann von Range dir ſeinen Beſuch macht, und du weißt, daß er kommen wird, ſo iſt es ein Merkmal der Hochachtung, wenn du ihn an der Kutſche empfängſt, und nachdem du ihn ins beſte Zimmer des Hauſes geführt haſt, ihm einen Stuhl reichſt, und wenn er dich erſucht, dich niederzulaſſen, dich neben ihn ſetzeſt, aber auf einen Stuhl ohne Aerme.

Wenn er dich in deinem Zimmer beſchäftiget überraſcht, ſo laß alles ſtehn und liegen, ſo lange er da iſt, wenn er dich nicht ſelbſt zum Gegentheil nöthigt; denn es iſt ein Beweiß von dem Anſehen, das du ihm in deinem Hauſe geſtatteſt, wenn du dich ſeinen Befehlen unterwirfſt. Es iſt eine Art von Achtung, die man jeden Gaſt ſchuldig iſt, er mag vornehmer oder unſres Gleichen ſeyn, hinauszugehen, um ihn zu empfangen, ihn in das beſte Zimmer zu führen, und ihm allenthalben den Vorrang zu laſſen.

Wenn man ſich aus einem Zimmer ins andre begiebt, ſo geht die Geſellſchaft nach dem Range eines jeden, der Vornehmſte zuerſt, ausgenommen, wenn er der Herr vom Hauſe iſt, wo er immer der letzte bleibt.

Wenn eine Perſon von Range dir einen Beſuch macht, ſo iſt es wider die Achtung, ſie lange warten zu laſſen, ausgenommen wenn du mit Perſonen von noch höherm Stande beſchäftigt biſt; in dieſem Falle iſt es gut, wenn du eine Perſon von Stande an ihn abſchicken kannſt, um ihn, während der Zeit, bis du ſelber kömmſt, zu unterhalten.

Wenn der vornehme Beſuch dich verläßt, ſo begleite ihn bis an ſeine Kutſche; und wenn es eine Dame iſt, ſo biete ihr die Hand, aber mit einem Handſchuh drüber, und wenn du ihr in den Wagen geholfen haſt, ſo bleibe unbedeckt an der Kutſchenthüre ſtehen, bis der Wagen abgefahren iſt.

Wenn mehrere Perſonen bei dir ſind, und einer von ihnen weggeht, indes die andern zurückbleiben, ſo mußt du, wenn derjenige, welcher weggeht, vornehmer iſt, als die übrigen, ſie verlaſſen, und ihn begleiten, iſt er aber weniger, ihn allein gehen laſſen, und nur eine Entſchuldigung machen. Wenn ſie aber von gleichem Stande ſind, ſo richte dein Betragen ein, nachdem du mit einem oder dem andern auf einen vertraulichern Fuß umgehſt.

Wenn du mit einem vornehmen Manne ſprichſt, ein anderer aber von niedrigerm Range ins Zimmer tritt, ſo mußt du den Faden der Unterredung mit dem erſten nicht fallen laſſen; ſondern dich bloß gegen den zweiten, welcher kömmt, bücken, und eben ſo, wie vorher, in der Unterredung fortfahren. Sollte aber die Perſon, mit welcher du ſprichſt, ſelbſt abbrechen, und den Neuankommenden anreden, ſo kannſt du daſſelbe thun.

Kurz, alles mit Genauigkeit vorzuſchreiben, was du in deinem Betragen beobachten mußt, um Achtung gegen andre zu bezeigen, würde im höchſten Grade eckelhaft ſeyn: man lernt es am beſten durch Nachahmung. Ein junger Menſch muß Achtung geben, wie wohlerzogne Leute ſich in Geſellſchaft gegen Vornehmere betragen, und ſich, ſo viel wie möglich, bemühen, ihrem Beiſpiele zu folgen.

Ueber das Schuldenmachen.

Obgleich das Schuldenmachen ein Gegenſtand iſt, der nicht eigentlich zu meinem Zweck gehört, ſo glaube ich dennoch, da ich jungen Leuten einmal bei ihrem erſten Eintritt ins Leben Rath ertheilen will, daß ich ihnen keinen größern Dienſt leiſten kann, als wenn ich ihnen einige Warnungen über dieſen Punkt mittheile; und in der That iſt dieß auch ein Zweig von der Wiſſenſchaft zu leben.

Ein Mann von Stande wird allemal dem Range nach höher gehalten, als die übrige Klaſſe von Menſchen; und weil uns nun im Leben nichts über andere erheben kann, als Unabhängigkeit, ſo ſind wir, wenn wir von den Befehlen eines andern abhängen, auch in einem Zuſtande der Unterwürfigkeit, und können auf den Nahmen eines Mannes von Stande keinen Anſpruch machen. Herr von ſich ſelber zu ſeyn, macht allein einen Menſchen frei, und Unabhängigkeit macht ihn groß.

Nun ſey unſer Vermögen, ſo groß es wolle, wir ſind nie unabhängig, ſo lange wir noch Schulden haben; und kann einer wohl ſagen, daß er frei ſey, wenn es in der Gewalt ſeines Schuſters oder ſeines Schneiders ſteht, ihn ins Gefängniß zu werfen! Der größte von allen Unterſchieden im bürgerlichen Leben iſt der zwiſchen einem Schuldner und Gläubiger; ſo daß derjenige, welcher zu einem andern ſagen kann: „Ich bitte Ew. Gnaden,“ oder „ich bitte

„Sie, mein Herr, bezahlen Sie mir, was Sie ſchuldig ſind!“ mit eben ſo viel Schicklichkeit auch zu ihm ſagen könnte: „Der große Unterſchied zwiſchen uns, mein Herr, welchen ſie ſich einbilden, beſteht bloß in der Phantaſie; denn ich trage Ew. Gnaden Livree, und bin zu Ew. Gnaden Befehl; Sie ſind mir meinen Lohn ſchuldig, und ich kann Sie an einen Ort ſchicken, wohin Sie ſehr ungern gehen würden;“ oder: „Ob ich gleich an Ihrer Thüre warte, bis es Ihnen gefällig iſt, mich zu ſprechen, ſo iſt dennoch, bis Sie mir meine Rechnung für die Kutſche, worinn Sie fahren, oder das Kleid, was Sie tragen, bezahlt haben, Ihre Perſon zu meinem Befehl, und ich kann Sie einſperren, ſo oft ich will!“ Man ſollte es beinahe für unmöglich halten, daß einer jemals einer ruhigen Stunde genießen könnte, der dem Schuldenmachen ergeben iſt, und weiß, daß ſein Gläubiger, von dem Augenblick an, da er ihm die Bezahlung abſchlägt oder verzögert, ein Recht auf ſeine Ehre, ſein Glück, und ſeine Freiheit hat! Giebt er nicht ſeinen Gläubigern Gelegenheit, das Schlimmſte, was man ſich nur denken kann, von ihnen zu ſagen, und ohne daß er es läugnen könnte? Z. B. daß er ungerecht und kein Mann von Ehre ſey. Aber ſo weit geht die Gedankenloſigkeit und verabſcheuungswürdige Gemüthsart einiger Leute, daß ſie unter dieſen beſtändigen Beſorgniſſen leben, und fortfahren können, die Urſache von dieſem Zuſtande noch immer zu vermehren, und ſich doch dabei einbilden, daß ſie eine außerordentliche Würde ihres Standes beſitzen. Gewiß kann es keinen niedrigern und ſklaviſchern Zuſtand geben, als voller Schaam und Furcht beim Anblick irgend eines Menſchen zu ſeyn; und doch iſt derjenige, welcher viel Schulden hat, in Betracht aller ſeiner Gläubiger, in dieſer Lage. Die Ungerechtigkeit, deren ſie ſich ſchuldig machen, bei Seite geſetzt, wende ich mich an ſie, als Leute von Stande, als Leute, die einen gewiſſen Grad des Ranges unter ihren Mitgeſchöpfen behaupten, und frage ſie, ob es nicht ein weit verachtungswürdiger Zuſtand als der Knechtſchaft iſt (denn Knechte verdienen ihren Lebensunterhalt) den größten Theil desjenigen, wornach ſie ſich ſelber ſchätzen, der Gnade ihrer Handwerksleute ſchuldig zu ſeyn; Perſonen, die nach ihrem Begriff, ſo weit unter ihnen ſtehen.

Um Achtung zu verdienen, iſt es nicht nöthig, in einem gewiſſen Stande zu leben. Ein Mann muß ſeine Stelle, und nicht die Stelle den Mann ehren. Ein jeder kann als der Mittelpunkt eines Cirkels betrachtet werden; der eine beſchreibt einen größern, der andre einen kleinern Umkreiß um ſich her; und in dieſem Lichte iſt er von größerer oder geringerer Wichtigkeit, nach dem Charakter, welchen er bekleidet. Derjenige, welcher die wenigſten Bedürfniſſe hat, und am beſten im Stande iſt, in ſich ſelbſt zu leben, iſt nicht nur der glücklichſte, ſondern auch der reichſte; und wenn er an demjenigen keinen Ueberfluß hat, was die Welt Güter nennt, ſo hat er es an Unabhängigkeit; und da es dieſe Unabhängigkeit allein iſt, die uns groß machen kann, ſo ſuche auf alle Weiſe deine Ausgaben nach deinem Einkommen einzuſchränken, und entſchließe dich, frei von Schulden zu leben.

Um deines eignen Beſten willen, erwäge alle dieſe Dinge ernſthaft in deinem Gemüth, ehe du dich in die große Welt wagſt. Erinnere dich der Beobachtungen, die du ſelbſt, zufälliger Weiſe, über Menſchen und Gegenſtände gemacht haſt, vergleiche ſie mit meinen Unterweiſungen, und handle weißlich und folgſam nach dem, was ſie dich lehren.

Grundſätze einer feinen Lebensart.

Zweiter Theil
den
jungen Damen
gewidmet.

Grundſätze einer feinen Lebensart, allen jungen Damen gewidmet.

Obgleich im erſten Theile dieſes Buchs manche Sachen ſtehn, die auf beide Geſchlechter anwendbar ſind; ſo fehlet es ihm doch, um es ganz gemeinnützig zu machen, noch an einigen Regeln, die vorzüglich die Leſer vom ſchönen Geſchlecht betreffen. Die folgenden Blätter ſind daher insbeſondre den jungen Damen gewidmet.

Ehe ich aber dieſen zweiten Theil anfange, hoffe ich, daß man den erſten mit Aufmerkſamkeit durchgeleſen habe, denn was bei dem männlichen Geſchlecht unanſtändig und unſchicklich iſt, das fällt beim weiblichen Geſchlecht ins Abſcheuliche. Ich muß daher nicht bloß eine ſorgfältige Aufmerkſamkeit auf die Lehren, die ich ſchon gegeben habe, ſondern auch auf das, was nun folgt, empfehlen.

Sittſamkeit.

Die vorzüglichſte Schönheit und Grundlage des weiblichen Charakters iſt die Sittſamkeit: ich meine jene beſcheidne Zurückhaltung, jene Delikateſſe, die ſich dem Auge des Volks entzieht, und ſelbſt, wenn ſie bewundert wird, in Verlegenheit geräth. Dieß iſt an ſich ſelbſt ſo ſchön, daß es die Herzen derer bezaubert, die ſonſt keine Reize kennen, und oft den Sieg davon getragen hat, wenn ein ſchönes Geſicht unbemerkt geblieben iſt. Wenn gleich Kunſt und Natur zuſammenſtimmen, ein Frauenzimmer liebenswürdig zu machen, und ſie dabei nur den mindeſten Anſchein von Frechheit hat, ſo wird dadurch jede Spur der Schönheit ausgelöſcht, und wie durch eine Wolke, die die Sonne bedeckt, alle Liebenswürdigkeit gehemmt.

Erröthen mag bei unſerm Geſchlecht eine Schwachheit ſeyn, bei dem weiblichen iſt es das allereinnehmendſte, was man ſich denken kann. Ich habe wohl ſagen hören, es ſey lächerlich an einem Mädchen, roth zu werden, wenn ſie ſich keines Laſters bewußt iſt, aber ich leugne das. Das Erröthen iſt ſo weit entfernt, das Laſter zu begleiten, daß es vielmehr gewöhnlich eine Gefährtin der Unſchuld iſt. Die Natur hat das weibliche Geſchlecht zum Erröthen gebildet, ohne ſich einer Schuld bewußt zu ſeyn, bloß um die Herzen der Männer zu feſſeln.

Demohngeachtet iſt die Sittſamkeit nicht bloß auf das Geſicht beſchränkt, hier iſt ſie nur ihr Schatten; wenn wir ihr Weſen ſuchen, ſo beſteht es in Handlungen und in Worten, in Ergötzungen und in Kleidung. Ich will nicht glauben, daß eine junge Dame, die eine anſtändige Erziehung gehabt hat, in ihren Handlungen frech ſeyn könnte; aber es giebt hier ſo feine Nüancen in Anſehung ihrer Geſpräche, ihrer Vergnügungen und ihrer Kleidung, daß es wenige giebt, welche bei ihrem erſten Eintritt in die große Welt, nicht hierin beſonders noch eines Raths bedürften.

Die Sittſamkeit verfeinert nicht nur die Sprache, ſondern giebt oft auch dem Tone und der Stimme eine ſanfte Modulation. Ein Frauenzimmer ſollte nie laut reden; ihre Zunge ſoll wie die Muſik der Sphären ſüß und bezaubernd ſeyn, aber nicht in einiger Entfernung gehört werden. Wenn ſie laut ſpricht, erregt ſie die Idee von einer Keiffenden, und Keiffen iſt das ſtärkſte Merkmal einer niedrigen Erziehung.

Ein Frauenzimmer thut beſſer, wenn ſie in Geſellſchaft zu wenig, als zu viel ſpricht; kaum iſt etwas auffallender unangenehm, als wenn man eine junge Dame ſieht, die in ihrem Sprechen zu voreilig oder zuverſichtlich iſt. Sie ſollte niemals von Sachen reden, die über ihr Alter oder Geſchlecht ſind: kein Fluß der Rede, keine glänzende oder ſchnelle Einbildungskraft, kein glückliches Gedächtniß, ſollte ſie dazu verleiten. Dieſe Regel iſt noch weit nöthiger zu beobachten, ſobald ſich Frauenzimmer in Geſellſchaft von Männern befinden; denn ein ſolcher Vorwitz, ſich in das Geſpräch zu miſchen, wenn daſſelbe auf politiſche, gelehrte, oder irgend einen wiſſenſchaftlichen Gegenſtand fällt, wird man immer für keck und geziert halten. Wenn ein Frauenzimmer wirklich Talente beſitzt, und unvermerkt darauf gebracht wird, ihre Gedanken über ſolche Gegenſtände zu ſagen, ſo ſoll es nur gelegentlich, und ſelbſt dann mit Mißtrauen und einiger Weigerung geſchehen. Das wird ihr die Herzen aller derer, die gegenwärtig ſind, gewinnen; da hingegen die gänzliche Zurückhaltung ihnen mißfallen würde. Es giebt ſchickliche Gelegenheiten genung für ein junges Frauenzimmer, ſo zu ſprechen, daß ſie in einem vortheilhaften Lichte erſcheint; und wenn ſie dieß ohne Einbildung und Ziererei thut, ſo wird ſie dadurch weit angenehmer ſeyn, als wenn ſie wie eine Statue unbeweglich und unempfindlich da zu ſitzen ſcheint. Selbſt wenn ſie ſtill ſchweigt, ſollen ihre Blicke wenigſtens Aufmerkſamkeit auf das, was geſagt wird, verrathen; denn eine achtungsvolle und ſchickliche Aufmerkſamkeit wird immer angenehm und gefällig machen.

Wenn ein Frauenzimmer Verſtand beſitzt, ſo hüte ſie ſich ſorgfältig, daß ſie ihn in Geſellſchaft nicht zu ſehr zeige, damit man nicht glaube, ſie wolle ſich ein Anſehen über die andern geben; wenn ſie einige Gelehrſamkeit beſitzt, ſo ſuche ſie dieſelbe, vorzüglich vor den Männern, auf alle Weiſe zu verbergen, (ausgenommen wenn die Männer wirklichen Verſtand beſitzen, und ſolche werden ſelten vorkommen) dieſe betrachten ſonſt ein gelehrtes Frauenzimmer ſtets mit hämiſchen und neidiſchen Augen.

Dieſe zurückhaltende Beſcheidenheit wird ein Frauenzimmer am Ende dahin bringen, daß ſie in großen Geſellſchaften lieber ſchweigt; vernünftige Leute aber werden ein ſolches Stillſchweigen nie für Einfalt halten. Es iſt ſehr wohl möglich an der Unterhaltung Theil zu nehmen, ohne ein einziges Wort zu ſprechen; eine ausdrucksvolle Mine zeigt dieß hinlänglich, und dieſe entwiſcht einem ſcharfen Blicke nie.

Jeder Mangel an Delikateſſe im weiblichen Umgange iſt abſcheulich. Die ſogenannten Double entendres ſind von dieſer Art. Denn obgleich Männer ausgelaſſen genung ſind, an dieſer Art des Witzes untereinander Vergnügen zu finden, ſo beſitzen ſie doch feines Gefühl genung, es anſtößig zu finden, ſobald es von einem Frauenzimmer kömmt, oder wenn ſie es auch nur ohne Verlegenheit anhören kann. Ein Frauenzimmer, die auf ein üppiges Geſpräch horcht, verletzt ihre Ohren; diejenige, welche üppige Unterredungen führt, ihre Zunge; jeder freche Blick ihr Auge, und jede, auch die kleinſte üppige Handlung, läßt einen Flecken hinter ſich: es iſt daher die allerſorgfältigſte Behutſamkeit nöthig. Die Reinigkeit einer jungfräulichen Seele iſt ihrer Beſchaffenheit nach ſo etwas zartes, daß ſie ſelbſt nichts unreines hören kann, ohne dieſelbe zu beflecken. Man ſage nicht, es ſey unmöglich, dieß beſtändig zu vermeiden! Man kann es vermeiden. Keiner, der nur den gemeinen Wohlſtand und Vernunft beſitzt, wird ein Frauenzimmer mit ſolchen Ausdrücken beleidigen, wovon er weiß, daß ſie ihr Unruhe machen; nach wird er es zum zweitenmale wagen, wenn ſie das erſtemal die Beleidigung mit Muth genung zu ahnden weiß; denn es giebt eine Würde in der ſich ſelbſt bewußten Tugend, welche, gehörig angewandt, den verworfenſten Wollüſtling in Ehrfurcht erhalten kann.

Unterredungen, wodurch die Delikateſſe beleidigt wird, wollüſtige Blicke, und Leichtſinn im Betragen, ſind Dinge, welche anzeigen, ein Frauenzimmer ſey ihrer Ehre ſo müde, daß der erſte der beſte mit Grunde eine Uebergabe erwarten könne, und folglich wie zum Angriff eingeladen werde. Dieſer Leichtſinn iſt etwas, das oft Frauenzimmer bei weitem für kein Laſter halten; ſie erlauben ſich dieſen Leichtſinn, ohne irgend eine böſe Abſicht, bloß um ſich, wie ſie ſagen, nicht das Anſehen zu geben, als ob ſie zu förmlich wären; aber dieſes erzwungne Anſehen, iſt beſtändig ein Anſtoß gegen die Sittſamkeit.

Viele Frauenzimmer haben bloß durch Unbeſonnenheit ihren guten Nahmen verlohren. In Rückſicht auf die Welt iſt es eben ſo ſchlimm, laſterhaft zu ſcheinen, als zu ſeyn. Diejenige, welche entweder in Worten oder Handlungen die Beſcheidenheit beiſeite ſetzt, von der wird man nie glauben, daß ſie auf dieſelbe vielen Werth in ihren Handlungen ſetze.

Einige Frauenzimmer wiſſen unglücklicher Weiſe zu ſehr, daß ſie ſchön ſind; und damit ſie ja ihre Schönheit in ihrer ganzen Stärke anwenden, ſo lernen ſie die Kunſt zu ſchmachten; und ſchmeicheln ſich, daß man die Zärtlichkeit, welche ſie zu erregen ſtreben, für Unſchuld, und die ſchmachtenden Blicke für Beſcheidenheit halten werde. Es giebt eine Unverſchämtheit ſelbſt in dem verſchämteſten Betragen ſolcher Frauenzimmer; das Rauſchen mit dem Fächer, ihr einfältiger Blick, und ihre unordentlichen Bewegungen, indem ſie etwas hören, wovon ſie nichts wiſſen ſollten, erhitzen die Einbildungskraft derer, welche ſie ſehn, und ſetzen ſie den Angriffen derſelben aus.

Fürchte dich nicht, daß man dir Sprödigkeit vorwerfe. Sprödigkeit iſt nur Affektation von Delikateſſe. Und meine Meinung iſt nicht, daß man Delikateſſe affektiren, ſondern ſie in der That beſitzen ſoll. Und in jedem Fall iſts immer noch beſſer lächerlich zu ſeyn, als für frech gehalten zu werden.

Vielleicht kann man dir ſagen, du ſeyſt zu ſehr zurückhaltend, und insbeſondere können dir die Männer vorſchwatzen, daß ein offeneres Betragen dich noch liebenswürdiger machen werde. Glaube mir, diejenigen, welche dir dergleichen ſagen, irren ſich ſehr. Als Geſellſchafterinn iſt es wahr kann ein ſolches Betragen Frauenzimmer angenehmer machen, aber als Frauenzimmer macht es ſie gewiß weniger liebenswürdig. Demohngeachtet iſt meine Meinung nicht einem Frauenzimmer zu verbieten, in der Unterredung artig und offen zu ſeyn, ſondern ſie ſoll nur gegen eine zu große Freiheit, oder den mindeſten Mangel an Delikateſſe, auf ihrer Hut ſeyn.

Es giebt eine angebohrne Würde in einer vernünftigen Beſcheidenheit, die dem weiblichen Geſchlecht eigen iſt, und daſſelbe gegen die Freiheiten des männlichen ſchützt. Dieß Gefühl für die Tugend ſollte jedes Frauenzimmer ſchon beſitzen, ehe ſie noch darüber nachgedacht hat, daß es ihr eigener Vortheil ſey, ſich vor den Vertraulichkeiten der Mannsperſonen unverletzt zu bewahren. Daß ein Frauenzimmer unſchuldige Freiheiten geſtatten könne, vorausgeſetzt, daß ſie ihre Tugend unverletzt erhält, iſt ein Gedanke, der nicht nur im höchſten Grade alles feinere Gefühl beleidigt, ſondern auch zugleich äußerſt gefährlich iſt, und wodurch ſchon manche vom ſchönen Geſchlecht zu ihrem Verderben iſt verleitet worden.

Auch in Ergötzlichkeiten muß ein Frauenzimmer die gehörige Sittſamkeit beobachten. Obgleich das Tanzen an ſich ein unſchuldiges Vergnügen iſt, ſo kann es doch durch die Art, wie es geſchieht, zum Laſter werden. Die Hauptſache, um gut zu tanzen, iſt Leichtigkeit und Annehmlichkeit. Auch möchte ich, daß ein Frauenzimmer mit Lebhaftigkeit tanzte; nie aber muß die Fröhlichkeit ſie ſo ſehr außer ſich ſelbſt verſetzen, daß ſie die ihrem Geſchlecht eigne Delikateſſe vergißt. Schon manches Mädchen, das in der Unſchuld und Fröhlichkeit ſeines Herzens tanzte, iſt in Verdacht gerathen, eine Art von Lebhaftigkeit blicken zu laſſen, woran ſie nie gedacht hat.

So unſchuldig auch das Tanzen iſt, ſo muß ich doch einem ſittſamen Frauenzimmer empfehlen, ſich nicht zu oft dabei finden zu laſſen. Es wäre weit beſſer, nie zu tanzen, weil man keine Geſchicklichkeit, als oft zu tanzen, weil man viele Geſchicklichkeit darinn beſitzt. Will ein Frauenzimmer ihren guten Nahmen erhalten (und was iſt ſie, ohne dieſen?) ſo tanze ſie nur in Privatgeſellſchaften. Sieht man ſie oft bei öffentlichen Aſſembleen tanzen, oder ſieht man ſie überhaupt oft an öffentlichen Oerlern, es ſey nun im Park, beim Schauſpiel, oder andern öffentlichen Plätzen des Vergnügens für Perſonen von Stande, ſo wird es ihr gewiß zum Nachtheil gereichen. Weſſen Auge wird leicht auf ein Geſicht fallen, das er gewiß iſt, morgen wieder zu ſehen, wenn ihm heute ein neues Geſicht vorgekommen iſt? Ueberdem bleiben uns die Damen nicht mehr ſo theuer, wenn ſie zu bekannt mit uns werden, und das Gegentheil von nicht theuer ſeyn, iſt die unfreundlichſte Benennung, welche das andre Geſchlecht treffen kann.

Es liegt gewiß kein wahres Vergnügen darinn, beſtändig außer dem Hauſe zu ſeyn. Eine geringe Beobachtung lehret uns, daß es keine unglücklichern Geſchöpfe unter den Menſchen giebt, als die Sklaven der Ergötzlichkeiten; diejenigen, welche ohne eine ununterbrochne Folge von Vergnügungen nicht leben können. Sie haben gar keine Begriffe von dem innigen Vergnügen, das die Einſamkeit und Zurückziehung vom Geräuſch der großen Welt gewährt. Zu denken iſt ihnen unerträglich, und folglich auch die Einſamkeit, wodurch ſie ihren Gedanken überlaſſen werden. Sie ſind ſich ſelbſt zur Laſt, und ihren

ren Bekannten zur Quaal. Das Höchſte, was durch ein ſogenanntes fröliches Leben zu erreichen ſucht, iſt ein vorübergehendes Vergeſſen des Elendes, um daſſelbe, in jeder Zwiſchenzeit des Nachdenkens, mit angehäuftem Schmerz wieder zu empfinden.

Ich will nicht ſagen, indem ich einem Frauenzimmer rathe, ſelten an öffentlichen Plätzen zu erſcheinen, daß ihr jede Gelegenheit, mit jungen Herren bekannt zu werden, abgeſchnitten ſeyn ſoll. Ich ſchreibe den Frauenzimmern keine Geſeze vor, noch rathe ich denſelben irgend eine Art von Zurückhaltung, als wodurch ſie ſich immer mehr in Achtung ſetzen. An öffentlichen Plätzen macht man nur ſelten Bekanntſchaften von einiger Dauer; dieſe geräuſchvollen Scenen ſchicken ſich nicht dazu. Dort lernt man die Leute bloß aus ihren Mienen und äußerm Betragen kennen; nur in Privatgeſellſchaften kann man in das Herz und die Seele blicken, und nur da kann man ſich eine natürliche und angenehme Unterhaltung verſprechen. Privatparthien zum Vergnügen, mit guter Geſellſchaft, rathe ich niemals abzulehnen. Denn wenn ein Frauenzimmer keiner Mannsperſon erlaubt, mit ihr bekannt zu werden, ſo kann ſie auch nie hoffen, ſen, glücklich zu heirathen. Liebſchaften werden ſelten beim erſten Anblick geſchloſſen; ſie gründen ſich auf Hochachtung; ſtehlen das Herz unvermerkter Weiſe; und wachſen durch eine Uebereinſtimmung des Geſchmacks und der Geſinnungen.

Viele unſerer Komödien ſind nicht ſo beſchaffen, daß junge Damen mit Anſtande Zuſchauerinnen davon ſeyn könnten. Fügt es ſich nun, daß ein Frauenzimmer eine unanſtändige Sache verſteht, ſo wird ihre Sittſamkeit gekränkt, ſie iſt über die maßen in Verlegenheit, und ſchämt ſich zu gleicher Zeit, daß man von ihr denken werde, ſie ſchäme ſich. Wenn ſie eine ſehr unanſtändige Stelle ohne die geringſte Verlegenheit anhört, weil ſie ſie wirklich nicht verſteht, ſo werden die jungen Herren, (es thut mir leid, daß ich dieß ſagen muß) die größtentheils mit den unwürdigſten Perſonen des andern Geſchlechts am beſten bekannt ſind, von dieſen gar leicht auf alle übrigen ſchließen, und es auf eine ſehr unedelmüthige Art, jener Herrſchaft über die Mienen, die das weibliche Geſchlecht in weit höherm Grade, als wir, beſitzen ſoll, oder gar einer ſchon abgehärteten Frechheit zuſchreiben. Kurz, wenn ſie mit aller Einfalt der nichtsargwöhnenden Unſchuld lacht, und aus keinem andern Grunde, als weil andre lachen, ſo wird man ſchon glauben, ſie wiſſe mehr von der Sache, als ſie ſollte. Um nun ſolche unangenehme Lagen zu vermeiden, ſuche man ſich niemals ſelbſt darein zu begeben, und beſuche niemals eine Komödie, wodurch nur im mindeſten die Delikateſſe eines Frauenzimmers beleidigt werden kann. Trauerſpiele pflegen nicht ſo ſehr in ſolche Verlegenheiten zu ſetzen. Will man alſo ja das Schauſpiel beſuchen, ſo ſey es um ein Trauerſpiel zu ſehn, worinn erhabne Geſinnungen das Herz veredeln, und rührende Scenen es erweichen.

Gelegentlich zu ſeinem eignen oder der Geſellſchaft Vergnügen einmal Charten zu ſpielen, wenn man weder zu hoch, noch zu oft ſpielt, iſt eine unſchuldige Sache. Wenn aber das gewinnſüchtige Spielen ſchon ein Laſter bei Mannsperſonen iſt, ſo iſt es dieß noch weit mehr beim weiblichen Geſchlecht; da es den Verluſt des guten Nahmens nach ſich zieht. Es giebt der Welt Gelegenheit zu allerlei ſpöttiſchen Fragen: wie ſie es wagen dürfe zu verlieren? und was für Mittel zur Bezahlung ſie ſich bediene?

Sie mag nun gewinnen oder verlieren, ſo iſt die Gefahr gleich groß: wenn ſie gewinnt, ſo ſetzt ſie dieß in ſo gute Laune, daß ein Nichts ſie wieder in üble Laune verſetzen kann; wenn ſie verliert, ſo geräth ſie in Schulden, und es giebt mehr Wege, als einen, ſie zu bezahlen. Bezahlt ſie mit Geld, ſo wird man fragen, wo ſie es hernimmt? wenn ſie ſchuldig iſt, und insbeſondre einer Mannsperſon, ſo wird man ihn für keinen ſo ſchlimmen Gläubiger halten, daß, wenn das Vermögen fehlt, er ſich nicht an die Perſon halten ſollte. Hiezu kömmt noch, daß wenn ein ſonſt liebenswürdiges Frauenzimmer, bei einer unglücklichen Karte, oft ihr eignes Geſicht ſehen könnte, ihre finſtern verzweiflungsvollen Blicke, und die Verzerrung ihrer Geſichtszüge; ſie würde alles verſchwören, was ihrer Schönheit zu ſolchem Nachtheile gereicht. Man mag nun noch ſo ſehr zum Spiel gezwungen werden, wenn es nicht um eine Kleinigkeit geht, ſo lehne man es ab. Und hierin zeige man Feſtigkeit und Entſchloſſenheit. Man wird ſich dadurch gar nicht von dem ſanften und angenehmen Weſen entfernen, das bei dem weiblichen Geſchlecht ſo einnehmend iſt; es iſt nichts anders als ein ſolcher geziemender Muth, ohne welchen

chen auch die ſanfteſte Gemüthsbeſchaffenheit abgeſchmackt ſeyn würde, und wodurch man ſich, wenn man ihn beweißt, wahre Achtung verſchaffen kann.

So giebt es noch eine Sittſamkeit in der Kleidung, worauf ein Frauenzimmer ebenfalls ſehr aufmerkſam ſeyn ſollte. Die Kleidung iſt ein wichtiger Punkt in dem Leben eines Frauenzimmers. Und hier wünſchte ich, daß man immer mehr nach Schicklichkeit, Reinlichkeit, und Geſchmack, ſtrebte, als das Uebertriebene und Gekünſtelte ſuchte: das erſtere findet immer Beifall, indeß das leztere ein Gegenſtand der Verachtung wird. Die Tugend ſelbſt wird durch den äußern Schmutz entſtellt, und das Frauenzimmer, welche ſich nicht um ſich ſelbſt bekümmert, wird ſchwerlich jemanden finden, der ſich um ſie bekümmert. Der Hauptfehler in der Kleidung iſt das Uebertriebne; man denke an ſeine Perſon, aber auch an ſeinen Verſtand, um nicht für Thörinnen, ſtatt für Schönheiten, zu gelten. Vor allen Dingen ſehe man auf Wohlſtand und Leichtigkeit, und ſtelle niemals weder die Natur zu ſehr bloß, noch verdränge man ſie ganz. Ein ſchönes Frauenzimmer ſtellt ihre Reize um deſtomehr dar, jemehr ſie dieſelben zu verbergen ſcheint. Der ſchöne Buſen, den die Natur hervorbringt, iſt noch nichts gegen den, welchen die Einbildungskraft ſchaft. Die Kleidung iſt immer die geſchmackvollſte, welche am bequemſten ausſieht, und am wenigſten ausſtudiert zu ſeyn ſcheint. So ausſchweifend und lächerlich die Moden auch gemeiniglich ſeyn mögen, ſo kann man ſich doch ohne einige Aufmerkſamkeit auf dieſelben nicht mit Geſchmack kleiden: man halte ſich immer lieber unter der Mode, als daß man ſie übertreffen will: das erſtere wird einem Frauenzimmer Bewunderung, das andre aber Verachtung zuziehen. Auch muß man eine beßre Meinung von ſich hegen, als zu glauben, daß ein paar Stücken Kleidung zu unſerm wahren Werth etwas hinzuthun könnten. Ein vernünftiges Frauenzimmer wird das Studium der Toilette denjenigen überlaſſen, die dazu geſchaffen ſind: ich meine die ganze Anzahl unbedeutender Frauenzimmer, deren Leben von der Wiege bis zum Sarge, bloß eine abwechſelnde Scene von Kinderſpielen iſt, und deren Verſtand ſie zu nichts weitern, als zu dieſen, fähig macht. Man erwäge, daß es nicht die Kleidung iſt, ſie ſey ſo prächtig, wie ſie wolle, die der Perſon, die ſie trägt, Ehre und Anſehn

ſehn giebt, ſondern der Rang und die Verdienſte der Perſon müſſen dem Kleide Gewicht geben.

Das männliche Geſchlecht urtheilt nur gar zu leicht von dem weiblichen nach der Kleidung. Und in der That zeigen ſich auch Eitelkeit, Leichtſinn, Unreinlichkeit, und Thorheit, nirgends mehr, als hierinn. Eine geſchmackvolle Reinlichkeit iſt der ſtärkſte Beweiß des guten Geſchmacks und feinen Gefühls.

Wenn ein Frauenzimmer zu gefallen wünſcht, ſo ſollte auch ihre Aufmerkſamkeit ſich nicht bloß dann auf ihre Kleidung erſtrecken, wenn ſie ausgeht; ſondern ſie bemühe ſich zu allen Zeiten nett und reinlich zu ſeyn, und ſich ſo dazu gewöhnen, daß ſie in ihren einſamſten Stunden, und in ihrem nachläſſigſten Negligee ſich nicht fürchten dürfte, geſehen zu werden. Auf die Weiſe wird ein Frauenzimmer nicht nur in ſeinen Augen achtungswerth, ſondern auch in den unſrigen geehrt ſeyn.

Von dem artigen Betragen eines Frauenzimmers im Allgemeinen.

Jetzt empfehle ich noch dem Frauenzimmer jene Würde im Betragen, welche nächſt der Sittſamkeit die höchſte Zierde des weiblichen Charakters iſt. Sie giebt jedem Blick, jeder Bewegung, jedem Gedanken, den man äußert, einen eignen Glanz. Kurz, ſie giebt der Schönheit jenen Reitz, ohne welchen ſie gemeiniglich des Ziels zu gefallen verfehlt. Ich möchte aber nicht ſo mißverſtanden ſeyn, als ob ich unter dieſer Würde nur die mindeſte Art von Stolz oder Hochmuth anpreiſen wollte; ſondern bloß die Sorgfalt, daß man ſich in der Meinung des vernünftigſten Theils ſeiner Bekannten nicht gerne herabzuſetzen wünſcht. Ganz gewiß kann man Würde im Betragen ohne Stolz, Leutſeligkeit ohne Herabwürdigung, und Artigkeit und Geſchmack, ohne Affektation, beſitzen.

Wie ich es bei meinen Rathſchlägen an junge Mannsperſonen gemacht habe; daß ich ihnen nehmlich den Charakter beſchrieb, den ſie vermeiden müßten, ſo mache ich es auch jetzt. Man ſehe alſo das Gemählde eines eitlen Frauenzimmers!

1) Wenn ein Frauenzimmer erſt einmal eitel wird, ſo iſt ſie beſtändig ſo ganz von ſich ſelbſt erfüllt, daß das Maaß gleichſam auf die Geſellſchaft überläuft. Ihre Gedanken ſind ſo ſehr mit ihrer eignen theuren Perſon beſchäftigt, daß ſie, von dem, was andre betrift, weder etwas ſieht noch hört. Sie giebt ſich bei ihren Unterredungen ſolche Mühe, bei jeder Gelegenheit ſich ſelber mit ins Spiel zu bringen, daß man den Kunſtgriff ſehr bald merkt, und höhniſch darüber lacht. Es iſt höchſt lächerlich, wenn man ſie bei jeder Gelegenheit nach Lob angeln, und ſie ſo unzufrieden mit ſolcher pöbelhaften Geſellſchaft, aufſtehen ſieht, wo niemand hat anbeiſſen wollen; und wie ſie ihre Augen umherwirft, um ſich Bewundrer zu verſchaffen. Sie kreuzt umher, wie ein Kaper, und iſt eben ſo ſehr auſſer Faſſung, wenn ſie ohne eine Priſe zurückkehrt. Sie iſt ſo eifrig drauf erpicht, Hochachtung anzunehmen, daß ſie dieſelbe allenthalben vermißt: demohngeachtet glaubt ſie, man ſey ihr dieſelbe ſo ſehr ſchuldig, daß ſie launiſch

wird, ſobald man es daran fehlen läßt; ohne zu erwägen, daß die Meinung andrer von uns nie durch Sturm erzwungen werden kann. Wenn die Welt, ſtatt ihre eingebildeten Vorzüge zu bewundern, ſich die Freiheit nimmt, dieſelben lächerlich zu machen, ſo appellirt ſie an ſich ſelber, thut den Ausſpruch natürlicher Weiſe ſich zu Gunſten, und ruft ihn aus, wo ſie geht und ſteht. Wenn ſie im Gegentheil nur durch ein einziges Wort aufgemuntert wird, ſo iſt ſie ſo äußerſt höflich und dankbar, daß ſie einem einmal über das andre danken wird, wenn man in der That nur über ſie lacht. Sie deutet ein Kompliment als einen demonſtrativen Beweiß aus; hält ſich würklich für göttlich, weil man ſie aus Galanterie ſo nennt, und glaubt dieß eher, als ihrem Spiegel. Aber die gute Dame vergißt die ganze Zeit über, daß die Mannsperſonen, gegen welche ſie ihre Waffen richtet, ſich ihrer eitlen Herrſchaft nicht unterwerfen würden, als mit Abſichten, woran ſie wenig denkt. Jede Höflichkeit, die einem andern Frauenzimmer in der Geſellſchaft geſagt wird, iſt ein Dolch für ſie, und macht ſie ſo unruhig, daß ſie ſich nicht auf ihrem Sitz erhalten kann, ſondern plötzlich aufbricht, und nach Hauſe geht, indem ſie vor Zorn und Aerger berſten will. Alles was Regel heißt, betrachtet ſie, als etwas, das nur für das gemeine Volk, nicht aber für Perſonen von ihrem Range, erfunden ſey. Wenn ſie bei einem großen Vermögen, trotz ihrer Eitelkeit, einmal ehrbar iſt, ſo wird ſie ſelbſt dadurch unerträglich. Ihr Prahlen mit ihrer Tugend, läßt vermuthen, daß es ihr viele Mühe gekoſtet haben müſſe, ihrer natürlichen Neigung Herr zu werden, ſo daß die Schlußfolge ſehr ins Lächerliche fällt. Ihre gute Laune wendet ſie vorzüglich an, über die geſunde Vernunft zu lachen; und es iſt eine Luſt anzuſehen, wie herzlich ſie alles das verachtet, was ſich eigentlich für ſie ſchickte. Ihre ganze Einbildungskraft iſt mit der Wahl eines Kleides oder ſonſt etwas dergleichen beſchäftiget; und ſo getreu und folgſam iſt ſie der Mode, daß ſie ſich mit der Tugend und allen Fehlern derſelben ausſöhnen würde, wenn ſie glaubte, daß man ſie am Hofe ausübte.

Wenn bei einem Frauenzimmer von ſolcher Beſchaffenheit noch die Affektation dazu kömmt, um dieſen Charakter zu erhöhen, ſo iſt ſie der höchſte Gipfel alles Ungereimten. Zuerſt will ſie immer etwas Außerordentliches, und ſich daher auszeichnen, es ſey nun auf eine ſchlechte oder gute Art, und ſo fängt ſie denn an, in allem, was ſie thut, etwas beſonders zu affektiren, Man ſoll von ihr glauben, ſie ſey aus einem feinern Stoff, als andre Leute, und aus keiner gewöhnlichen Erde gebildet. Daher ſpricht ſie weder, noch geht ſie wie andre Leute, weil ſie es für gemein hält; und weil die gewöhnliche deutſche Sprache ihr zu grob klingt, ſo muß ſie eine eigne Sprache reden, worinn ſie die Worte kleiner und zierlicher macht. Ihr Spiegel ordnet des Morgens alle ihre Bewegungen, die ſie den Tag über zu machen gedenkt. Sie tritt ins Zimmer, als ob ihre Glieder mit ſchlechten Schrauben aneinander geſetzt wären, welches die Geſellſchaft in Furcht ſetzt, daß das artige Ding etwas von ſeiner gekünſtelten Perſon verlieren möchte, ſo wie es ſich bewegt. Sie gefällt ſich nicht ſo, wie ſie vom Schöpfer gebildet iſt; darum färbt ſie ihr Geſicht, und mahlt ihre Augenbraunen. Sie entzweiet ſich mit der Natur, mit welcher ſie immer im Kriege begriffen iſt, ausgenommen in dem Augenblicke, wenn ihr Liebhaber bei ihr iſt. Wenn ſie ſanft und ſchmachtend ſeyn will, ſo iſt in ihrer erkünſtelten Ruhe und ſanften Weſen ſo etwas unnatürliches, daß ihr Sauerſehen weit einnehmender iſt. Wenn ſie herablaſſend ſcheinen will, ſo treibt ſie es bis zu einer ungewöhnlichen Länge, und iſt zu gleicher Zeit ſo außerordentlich ſtolz, daß es nicht zu ertragen ſteht. Sie bedienet ſich eines ſo hochfahrenden Lächelns, und ſelbſtgnügſamen Miene, wenn ſie mit ſchwacher Stimme irgend ein übertriebenes Kompliment ablehnt, welches ihr auf Koſten der Wahrheit gemacht wird, daß ihr Dank dafür unter dieſer Verſtellung ſich mehr offenbart, als wenn ſie ihn öffentlich erklärte. Wenn ein ſchönes Frauenzimmer ſich der Freiheit bedienet, daß ſie ſich außer der Mode kleidet, ſo thut ſie es ihr ſogleich nach, und macht ſich dadurch häßlicher als ſie je war. Ihr Geſpräch iſt ein ſinnloſes Geplapper voll leerer Worte; ein Haufen Komplimente, die ſo auf gleiche Art bei ganz verſchiednen Perſonen angebracht werden, daß ſie weder Werth noch Glauben finden. Ihre Augen halten gleichen Schritt mit ihrer Zunge, und ſind daher beſtändig in Bewegung. Sie glaubt, daß Sünde und Schminke verdeckt werden können, wenn man darüber ſcherzt. Kurz, zwiſchen ihrer Schönheit und Tugend getheilet, iſt ſie oft in Verſuchung, ſtarke Winke zu geben, daß eben jetzt jemand im Begriff ſey, für ſie zu ſterben; und wenn ſie zwiſchen zwei Dingen wählen ſoll, ſo iſt ihre Lage nicht ſo unangenehm, wenn die Welt auch denkt, daß Tugend und Schönheit bei ihr entweihet wären, als wenn ſie dächten, daß ſie gar keine Anbeter hätte.

Dieß Gemählde, ſo ſonderbar es auch iſt, hat dennoch eine auffallende Aehnlichkeit mit einigen unſerer Damen aus der neuen Welt. Ihre Häßlichkeit, wohl erwogen, iſt Warnung genung; aus eben dem Grunde, warum der Anblick eines Betrunkenen eine beßre Predigt gegen dieß Laſter iſt, als jemals auf der Kanzel dagegen gehalten werden kann.

2) An öffentlichen Plätzen muß ich dem Frauenzimmer eine ſanfte und ruhige Würde empfehlen: obgleich nicht dieſe ſelbſtgnügſame zuverſichtliche Ruhe, die von keinem Erröthen weiß, und wodurch man auf die Geſellſchaft mit einer Art von Verachtung herabzuſehen ſcheint; ſondern jene gutmüthige Geſinnung des Herzens, die auf alle lächelt, ohne daß man ſich zu irgend einem zu tief herabläßt. Wenn ein Mann von Stande mit einem Frauenzimmer ſpricht, und ſie zugleich ein andrer von höherm Range anredet, ſo ſuche ſie nicht durch eine außer-

ordentliche Aufmerkſamkeit, oder durch irgend eine freudige Aufwallung, dem leztern vor dem erſtern einen ſichtbaren Vorzug zu geben. Selbſt wenn ſie eitel genug iſt, dem höhern Range den Vorzug zu geben, ſo ſey ſie doch klug und behutſam genug, ſich es nicht merken zu laſſen; ihr Stolz ſelbſt diene dazu ſie vor der Erniedrigung zu ſchützen, wozu ihre Eitelkeit ſie verleiten würde; ſie erwäge, daß in ſolchem Augenblick die Augen mehr als eines auf ſie gerichtet ſind, und daß ſie ſich bei der ganzen Geſellſchaft lächerlich macht, indem ſie einen Mann von Stande zurückſezt, um einem andern zu gefallen, der ſie vielleicht ſchon dadurch ſehr zu ehren glaubt, wenn er ein paar Worte mit ihr ſpricht.

Selbſt ein Mann von erſtem Range wird ſich über ein Frauenzimmer nicht erhaben fühlen, noch ſich ihr mit irgend einigen ungeziemenden Freiheiten nähern, wenn ſie im Geſpräch mit ihm, die Achtung erweckende Würde zu erhalten weiß, welche die beſte und vorzüglichſte Eigenſchaft eines Frauenzimmers iſt.

3) Die Mannsperſonen ſind nur zu geneigt, ſich eine Art verfeinerter Schwelgerei zu erlauben,

welche die Frauenzimmer noch nicht kennen, und wi ich hoffe, auch nicht werden kennen lernen, ich meine, die Schwelgerei im Eſſen. Es iſt ſchon verächtlich bei den Mannsperſonen; bei dem weiblichen Geſchlecht aber würde es über allen Ausdruck häßlic ſeyn. Ein ſo ſchätzbares Glück auch die Geſundhei ſeyn mag, ſo beleidigt es doch bei einer Dame alle feine Gefühl, ſich ihrer Geſundheit zu rühmen, vo ihrem großen Appetit, oder ihrer Stärke zu ſprechen zu ſagen, es ſchmecke ihr herzlich gut, ſie könne verſchiedne Meilen gehen, oder ziemlich Strapatzen ausſtehen. Das Sanfte und Weiche iſt ein Reiz de weiblichen Geſchlechts, mit welchem wir uns imme eine gewiſſe Zärtlichkeit der körperlichen Konſtitutio verknüpft denken; und jeder Ausdruck, welcher dieſ Idee aufzuheben ſcheint, beleidigt unſer Gefühl. S iſt's ebenfalls außerordentlich ungezogen, und wider alle Delikateſſe, wenn ein junges Frauenzimmer davon ſpricht, daß ſie heiß ſey, oder ſagt, ſie ſchwitze, u. ſ. w. Solche Kleinigkeiten werden ſie in de Meinung der Mannsperſonen herabſetzen, welch wünſchen, daß das weibliche Geſchlecht in jedem Betracht ſüß und reitzend ſeyn ſoll.

4) Niemals muß ein Frauenzimmer von einer Mannsperſon, die ihr gleichgültig iſt, Geſchenke von einigem Werth annehmen; denn man pflegt über die Annahme ſolcher Geſchenke ungünſtige Ausdeutungen zu machen: wenige Mannsperſonen pflegen Geſchenke zu machen, ohne eine beſondre Abſicht dabei zu haben; und der Geber macht gemeiniglich den Schluß, daß das Mädchen, welches ſeine Geſchenke annimmt, eben ſo bereitwillig ſeyn würde, ſeine Hand anzunehmen, wenn er ſie ihr anböte.

Wenn ein Frauenzimmer von einer Mannsperſon in ein Kaufmannsgewölbe eingeladen wird, um ein Geſchenk anzunehmen, und ſie kann es, ohne ihn zu beleidigen, nicht ausſchlagen; ſo wird ſie wohl thun, wenn ſie auf etwas von geringem Werth beſteht, und ſich durch keine Ueberredung bewegen läßt, ihre Wahl zu ändern: nicht nur wegen der oben angeführten Gründe, ſondern damit man ſie nicht für ungezogen, geizig, oder für beſtechlich halte.

5) Sollte eine Mannsperſon, bei ſchicklichen Veranlaſſungen, ein Frauenzimmer auf eine höfliche Art küſſen wollen, ſo nehme ſie ſeinen Kuß mit Be‑

ſcheidenheit an; weil ſich zurück zu ziehen, oder den Kuß auszuſchlagen, die größte Beſchimpfung ſeyn würde, die ihm erwieſen werden könnte; nie aber werde der Kuß vergolten, ausgenommen bei ſehr nahen Anverwandten, damit man nicht unſchickliche Auslegungen darüber machen könne.

6) Wenn eine Mannsperſon einer Dame die Hand anbietet, um ſie aus dem Wagen zu bringen, u. ſ. w. ſo iſt es ſchicklich, daß ſie ihre Hand mit Höflichkeit darreicht, indem ſie dieſelbe ſanft in die ſeinige fallen läßt, und wenn ſie weggeht ihm einen kleinen Knix oder Verbeugung macht, nachdem es ihr Stand zuläßt.

7) Ein Frauenzimmer hat ſich ſehr zu hüten, daß ſie mit niemanden zu vertraulich, vorzüglich nicht mit den Mannsperſonen werde, welche ſich deſſen gar leicht zu ihrem Vortheil bedienen. Sie ſey ſo freundlich und geſprächig wie ſie wolle, nur falle ſie nicht in den vertraulichen Ton. Ja, es iſt immer beſſer für ein Frauenzimmer, wenn man ſie für ſtolz, als für zu herablaſſend und geſprächig hält. Der Vortheile, welche ein etwas zurückhaltendes Weſen

gewähren, ſind zu viele, als daß ich ſie hier aufzählen könnte; ich darf nur bloß ſagen, daß die Zurückhaltung eine Schutzwehr für ein gutes, und eine Maſke für ein ſchlechtes Frauenzimmer iſt. Sie iſt für beide von ſo großem Nutzen, daß diejenigen, welche ſie nicht wie eine Tugend ausüben wollen, doch wohl thun werden, wenn ſie ſich ihrer als eines guten Kunſtgriffes bedienen.

8) Die Höflichkeit einer Dame, welche ſie beſtändig beobachten muß, werde nie bis zur Gefälligkeit getrieben, wodurch ſie in unglaubliche Verlegenheiten verwickelt werden kann. Das Wort Gefälligkeit hat das weibliche Geſchlecht zu größern Fehlern verleitet, als alle andre Verſuchungen zuſammengenommen. Sie werden dadurch allmälig zu Geſchöpfen, die man gutwillige Seelen nennt: ein ruhiges, müſſiges Weſen, das weder Gutes noch Böſes thut, als zufälliger Weiſe, und keine Wahl kennet, als was die Geſellſchaft, worinn ſie gerade iſt, für gut findet. Sie halten es für unhöflich, irgend etwas abzuſchlagen, wenn man ſie entweder mit Höflichkeit um ihre perſönliche Dienſtleiſtung bittet, oder diejenigen, welche eine

Luſtparthie machen, oder gerne eine Vertraute haben wollen, ſie um ihren freundſchaftlichen Beiſtand erſuchen. Sie ſteht beſtändig zu Befehl, iſt eine artige Geſellſchafterinn, und hat großes Mitleiden mit bekümmerten Liebhabern. Sie tadelt nichts, als zu ſtrenge Maßregeln, und iſt nie ohne ein Pflaſter für einen verwundeten guten Nahmen. Man findet ſie ſelten mit einem Liebhaber, der ihr gehört, zuſammen, ſondern ſie wartet auf den, welchen ihr zu laſſen, ihren Freundinnen gefallen wird. Es iſt freilich nichts ſtrafbares in einem ſolchen Charakter, aber er iſt weit entfernt, hochachtungswerth zu ſeyn.

9) Es giebt aber noch einen Charakter, der nicht weniger lächerlich iſt, nehmlich den Charakter eines Frauenzimmers, von beſtändig guter Laune, welche glaubt, weil die gute Laune eine liebenswürdige Eigenſchaft iſt, ſie müſſe beſtändig lachen. Daher trägt ſie auf ihrem Geſichte eine beſtändige Larve eines abgeſchmackten unbedeutenden Grinſens, womit ſie einem wie dem andern zulächelt. Ehe ſie in der Geſellſchaft ſchweigen will, welches ſie für Dummheit hält, wird ſie lieber unaufhörlich plaudern; und wenn ſie einmal über etwas, das ſie

geſagt hat, Beifall erhält, ſo wird ſie aufgemuntert, wie ein Balladenſänger, den man lobt, ſtrengt ihre Stimme an, ſpricht lauter und ſchneller, bis man am Ende niemanden mehr außer ihr hören kann.

So ſetzt ſie ſich dem Spott ihrer Bekannten aus, welche ſich denſelben öffentlich würden merken laſſen, wenn ſie ihn nicht aus Mitleiden gegen ſie unterließen. Es iſt höchſt ungereimt, wenn ein Frauenzimmer glaubt, ſie könne keine gute Geſellſchafterin ſeyn, wenn ſie nicht zeigt, daß ſie ſelber beſtändig über die Maßen vergnügt iſt. Bei einem ſchönen Frauenzimmer iſt dieſe Art, ſich Liebe zu erwerben, unnöthig, und bei einer, die nicht ſchön iſt, iſt ſie lächerlich. Nicht als ob ich jedes Fünkchen Natur aus dem Weſen eines Frauenzimmers verbannen, und ſie ganz gekünſtelt haben wollte; nein, ich wünſche vielmehr, daß ein jedes Frauenzimmer munter und angenehm, aber auch zu gleicher Zeit artig und ohne Affektation ſey. Narren mahlt man beſtändig lachend; genug, ſollte ich denken, um einen weiſen Menſchen davon abzuſchrecken; ſo wie noch weit mehr vom lauten Lachen, welches ſchon unangenehm beim männlichen, aber abſcheulich beim weiblichen Geſchlecht iſt. Dieſe geräuſchvolle Art ſeine Frölichkeit auszudrücken, iſt eben ſowohl der ächten guten Laune und den guten Sitten, als der Sittſamkeit und Tugend entgegen.

10) Wenn jemals eine unanſtändige Unterredung in Gegenwart eines Frauenzimmers entſtehen ſollte, ſo wird ſie am beſten thun, wenn ſie es nicht zu hören ſcheinet, oder ſich wegbegiebt. Wenn man ſich aber zu guter Geſellſchaft hält, ſo wird man ſich ſelten in einer ſo unangenehmen Lage finden; es könnte ſich aber doch zutragen, weil Narren ſich zuweilen auch da aufdringen, wo ihre Geſellſchaft verachtet wird.

11) Mit allem Fleiß aber ſuche ein Frauenzimmer alles Männliche, es ſey nun in der Kleidung oder in ihrem Betragen, zu vermeiden. Viele Dinge, die bei den Mannsperſonen nicht einmal bemerkt werden, fallen beim Frauenzimmer auf. Dergleichen iſt z. B. mit übergeſchlagnen Beinen ſitzen, die Beine voneinander thun, auszuſpucken, die Naſe zu ſchneutzen, welches letztere man ſich durch Gewohnheit und Aufmerkſamkeit in Geſellſchaft ganz abge-

wöhnen kann; wenn aber die Nothwendigkeit dazu treibt, ſo iſt es gut, wenn man ſich, wo möglich, wegbegiebt. Die Gewalt eines ſchönen Frauenzimmers über die Herzen der Männer, wenn ſie vollkommne Delikateſſe beſitzt, iſt über alle Verſtellung; aber es iſt auch gar leicht in ihrer Macht, den Zauber aufzulöſen; und wenn ſie nicht ſorgfältig auf ihrer Hut iſt, ſo kann der Engel gar leicht in ein ganz gewöhnliches Mädchen verſchwinden.

12) Man beſchuldigt das weibliche Geſchlecht, daß es vorzüglich dem Laſter der Verläumdung ergeben ſey; warum ſie es vorzüglich ſind, getraue ich mich nicht zu entſcheiden: nach meiner Meinung machen ſich die Männer dieſes Laſters eben ſo ſehr ſchuldig, wo es ihr Nutzen mit ſich bringt. Demohngeachtet rathe ich dringend an, ſich beſtändig dagegen zu wafnen, insbeſondre, wo es das weibliche Geſchlecht ſelbſt betrift; und wo ein Frauenzimmer vielleicht eine Nebenbuhlerin hat, für deren Ehre ſey ſie vorzüglich beſorgt, wenn ſie von ihr ſpricht: das wird ihr einen größern Werth bei dem männlichen Geſchlecht geben, als ſie vielleicht denkt. Denn ſobald ſie von ihrer Nebenbuhlerin mit Verachtung

ſpriſpräche, ſo würde man dieß einer niedrigen Geſinnung und unedlen Eiferſucht zuſchreiben; ſpricht ſie aber mit Achtung von ihr, ſo wird das die höchſte Meinung von ihrer Größe der Seele erwecken.

13) Mit dem Kummer unglücklicher Frauenzimmer, insbeſondre derer, die durch die liſtigen Betrügereien der Männer gefallen ſind, Mitleiden zu haben, iſt edel und wohlanſtändig. Drückt ſie nicht durch harten Tadel oder unzeitige Vorwürfe noch mehr nieder; ſondern ſeyd ſtolz darauf, Freundinnen der Unglücklichen zu ſeyn, und habt Mitleiden, wo ihr könnt!

14) Nun wünſchte ich noch jungen Frauenzimmern meine Meinung vom Leſen zu ſagen, und ihnen eine ſchickliche Lektüre auszuzeichnen; aber hier bin ich ſehr zweifelhaft. Demohngeachtet habe ich doch ſo viel im Leben erfahren, daß ich jedes Frauenzimmer vor der Lektüre von Romanen und Liebesgeſchichten warnen kann. Dieſe Bücher ſind ſchon das Verderben manches jungen Mädchens geweſen. Höchſtens dienen ſie zu nichts als zum Zeitvertreib; und die Leidenſchaften der Liebe, welche ſie ſo lebhaft

ſchildern, können ſich ſehr leicht in die Herzen unvorſichtiger Leſerinnen einſchleichen, daß aus der Nachahmung ſelbſt ein Original entſteht. Es iſt aber gar keine Unſchicklichkeit darin, Geſchichten zu leſen, und keine Lektüre macht eine Perſon zur Unterhaltung geſchickter. Man ſtudiere alſo zuerſt die Geſchichte ſeines Vaterlandes, und dann der übrigen Europäiſchen Nationen: man leſe ſie aber nicht bloß in der Abſicht, ſich zu ergötzen, ſondern ſeinen Verſtand dadurch zu vervollkommnen, zu dem Ende ſtelle man über das Geleſene Betrachtungen an. Man lerne ſo viel von der Erdbeſchreibung, als nöthig iſt, um ſich einen richtigen Begriff von der Lage der Oerter zu machen, die in irgend einem Schriftſteller erwähnet werden; dieß wird das Studium der Geſchichte noch weit angenehmer machen. Auch philoſophiſche Schriften können Damen mit Nutzen leſen. Das ganze Buch der Natur liegt vor ihnen aufgeſchlagen, und gewährt ihnen die mannichfaltigſte Unterhaltung. Auch ſind Sprachen eine Vollkommenheit, ohne welche eine Dame ſchwerlich wohlgezogen heißen kann. Daß aber ein Frauenzimmer auch alle Sprachen lernen ſollte, davon ſehe ich die Nothwendigkeit nicht ein; es giebt aber ſo viele vortreſliche Schriftſteller unter den Franzoſen und Italiänern, daß es Schade wäre, wenn die Damen gar keinen Gebrauch davon machen, und kein Vergnügen daraus ſchöpfen ſollten. Nur ſo viel von einer Sprache zu lernen, als gerade nöthig iſt, um ein unbedeutendes Geſpräch zu führen, wird eher zur Keckheit verleiten, als daß es zur Feinheit im Umgange beitrüge; aber im Stande zu ſeyn, den Voitüre, Racine und Boileau, oder vielmehr den Paſkal von den Franzoſen, und den Taſſo und Guarini von den Italiänern zu leſen, wird den Geſchmack verfeinern, und zugleich zur vortrefflichſten Unterhaltung dienen. Vor allen Dingen aber iſt es nothwendig, ſeine eigne Sprache aus dem Grunde zu ſtudieren, um völlig korrekt und grammatikaliſch richtig zu ſprechen; daß man ſich nicht mit der gemeinen Bedeutung der Worte begnüge, wie man ſie von der Wiege an gelernet hat, ſondern zugleich ihre Abſtammung und ihre eigentlichen Bedeutungen kennen lerne. Auf dieſe Weiſe wird man im Stande ſeyn, jeden klaſſiſchen Schriftſteller in ſeiner Mutterſprache mit Vergnügen und Nutzen zu leſen.

15) Ob ich gleich im erſten Theile dieſes Buchs ſchon vieles von der Wahl der Freunde geſagt habe,

was auf beide Geſchlechter gleich anwendbar iſt, ſo gibt es doch noch ein oder zwei Fälle unter dieſem Kapitel, die vorzüglich das Frauenzimmer angehen: und weil dieſe Blätter denenjenigen unter ihnen gewidmet ſind, die gerade ihren erſten Eintritt in die große Welt machen, ſo wird man, glaube ich, dieſe Warnung nicht für überflüſſig halten. Es iſt alſo nicht ſchicklich, ſeine Bedienten zu Vertrauten in Liebesangelegenheiten zu machen. Sie können keinesweges an den Angelegenheiten ihrer Gebieterinnen Theil nehmen, als ſo fern es ihren eignen Nutzen betrift; ihre Treue iſt folglich für Geld feil; und wenn ſie dadurch mehr gewinnen können, daß ſie die ihnen anvertrauten Geheimniſſe ausplaudern, als ſie verſchweigen, ſo iſt man ſicher durch ſie verrathen zu werden. Man zeige alſo die größte Leutſeeligkeit gegen ſie, und mache ihnen ihren Zuſtand ſo erträglich, wie möglich; macht man ſie aber zu ſeinen Vertrauten, ſo ſchadet man ihnen ſelber, und ſich würdiget man dadurch herab.

16) In der That iſt es bei Liebesangelegenheiten immer am beſten, wenn ſie ſo geheim, wie möglich, gehalten werden. Obgleich ein junges Frauen-

zimmer gar nicht Urſach hat, ſich zu ſchämen, wenn ſie eine ehrbare Verbindung mit einem verdienten Manne eingegangen iſt, ſo ſcheint doch die Natur ſelbſt auf eine oder die andere Weiſe, ſie verſchämt zu machen. Ein Frauenzimmer von wirklich feinem Gefühl, wird lange zaudern, bis ſie ſogar ſich ſelbſt erſt geſteht, daß ſie liebt; und wenn ſie es thut, ſo findet ſie ſich ſelbſt dadurch gewiſſermaßen gekränkt, ſowohl in Anſehung ihres Stolzes, als ihrer Sittſamkeit, insbeſondre wenn wechſelſeitige Zuneigung noch nicht gewiß iſt. Aus Bewegungsgründen ihrer eignen Delikateſſe alſo wird ſie ſich hüten ihr Herz zu entdecken; und aus Gründen der Klugheit wird ſie doppelt auf ihrer Hut ſeyn; denn Geheimniſſe von dieſer Art, ſo wichtig ſie auch dem, der ſie hat, ſcheinen mögen, können einem Freunde, dem man ſie entdeckt, ſehr unbedeutend ſeyn, und vielleicht von eben dem Freunde zum Lächerlichen gekehrt werden. Ueberdem ſind Liebesgeheimniſſe am allerſchwerſten zu bewahren; und ſollte dasjenige, was ein Frauenzimmer heilig zu halten wünſcht, auf irgend eine Weiſe wieder bis an den Gegenſtand ihrer Zuneigung kommen, ſo wird es ſie in eine höchſt unangenehme Verlegenheit ſetzen, und ihr vielleicht ſelbſt in der Meinung der geliebten Mannsperſon Schaden thun.

17) Aus eben dem Grunde vertraue man ein ſolches Geheimniß keinem verheiratheten Frauenzimmer an; am wenigſten einer ſolchen, die mit ihrem Manne ſehr glücklich lebt, damit ſie es ihm nicht unverſehens entdeckt, und er es wieder erzählt; denn der Mann kann ſich nicht durch ſeine Ehre verpflichtet halten, das Geheimniß zu bewahren, weil es ihm nicht urſprünglich anvertraut wurde, und er es vielleicht auch nicht einmal für ſo ſehr wichtig halten mag.

18) Muß man ſich aber bei einer ſolchen Gelegenheit ja entdecken, ſo ſey es gegen die Eltern oder einen Bruder, wenn man einen hat, vorausgeſetzt, daß dieſer Bruder ein Mann von Ehre, Verſtand, und Feinheit iſt. In dieſem Falle kann man erwarten, ſicher zu ſeyn, und von der aufrichtigſten und unverletzlichſten Freundſchaft, jeden Vortheil, den man wünſcht, zu erhalten.

19) Beiläufig wünſchte ich nicht, daß man in ſolchem Falle irgend einer weiblichen Bekanntſchaft,

ſelbſt nicht einer Schweſter ſich völlig anvertraute, weil Eigennutz, Eiferſucht, oder Argwohn einer Nebenbuhlerſchaft, einen ſehr unglücklich machen kann.

20) Zu vertraute Freundſchaften habe ich beſtändig für thöricht und unweiſe gehalten; denn wenn ſie einmal gebrochen werden, welches ſelten fehlet, ſo iſt auf einmal der ganze Geheimnißbehälter aufgelöſet; ſie fliegen umher, wie Vögel, die aus einem Bauer entlaſſen ſind, und werden das Geſpräch der Stadt. Ueberdem ſind ſolche vertraute Freundſchaften nicht nur unweiſe, ſondern verleiten auch zu ſchlechten Sitten; denn wenn eine vertraute Freundinn die andre in einer Geſellſchaft antrift, ſo bezeigt ſie ihr ſo viel ausgezeichnete Freundſchaft, welche für alle übrigen beleidigend und zurückſetzend iſt.

21) Niemals muß ein Frauenzimmer jemanden, unter dem Vorwande der Freundſchaft verſtatten, ſich ungeziemende Freiheiten mit ihr herauszunehmen; niemals muß ſie ſich von irgend jemanden zuſetzen laſſen, ſobald ihr etwas unangenehm iſt, ſondern einen gehörigen Muth zeigen, und die Würde behaupten, die ſie beſtändig zur Hochachtung aller berechtigen

wird. Keine Freundſchaft kann ungeziemende Freiheiten rechtfertigen, und ich würde an der wahren Zuneigung eines ſolchen Freundes zweifeln, der ein Vergnügen daran fände, mich mißvergnügt zu machen.

22) Demohngeachtet möchte ich nicht, daß ein Frauenzimmer allzupünktlich wäre. Es giebt auch hier eine Mittelſtraße zu beobachten. Ein Frauenzimmer ſey zurückhaltend, aber ſie ſcheine es nicht. Wenn Formalität in irgend einem Falle zu billigen iſt, ſo wäre es, um dem Ueberlaufe ſolcher vorwitzigen Frauenzimmer zu entgehen, die es wagen, ſich zu Freundinnen aufzudringen, und wenn ſie zugelaſſen würden, einem entweder zur Laſt fallen, oder Fallſtricke legen.

23) Ferner muß ich noch warnen, keine Freundſchaften mit Mannsperſonen zu ſtiften. Manches vortreffliche junge Frauenzimmer iſt durch die Männer zu Grunde gerichtet worden, welche ſich ihr zuerſt unter dem heiligen Nahmen der Freundſchaft näherten. Selbſt zugegeben, daß die Mannsperſon nach den ſtrengſten Geſetzen der Ehre handle, ſo iſt ſeine Freundſchaft gegen Frauenzimmer doch ſo nahe

mit

mit der Liebe verwandt, daß dieſelbe oft einen Liebhaber findet, wo ſie bloß einen Freund ſuchte.

Ich werde hier natürlicher Weiſe noch weiter in dieſe Materie geführt, und werde davon angelegentlicher handeln in dem Kapitel von

Liebe und Heirath.

Einfältige und eitle Frauenzimmer beſitzen eine herrſchende Schwachheit, welche ſie verleitet, zu glauben, jede Mannsperſon, die ſich nur etwas mehr als gewöhnlich mit ihnen abgiebt, ſey in ſie verliebt. Ich warne hiegegen auf das dringendſte. Nichts kann ein Frauenzimmer mehr bloß ſetzen, als eine Thorheit von dieſer Art: es für ausgemacht anzunehmen, daß eine Mannsperſon ihr Liebhaber ſey, bloß weil derſelbe ein wenig aufmerkſamer auf ſie iſt, und ihr einige Achtung bezeigt, und ſich alsdenn darauf etwas einzubilden, wenn ſeine Gedanken von ſo etwas vielleicht ſehr weit entfernet ſind.

Unſchuldige, unbedeutende Galanterien, gehören zu den Eigenſchaften eines wohlerzognen Mannes; und einige gewöhnen ſich ſo ſehr daran, daß ſie dieſelben bei jedem Frauenzimmer von Stande anbringen, mit welcher ſie zuſammenkommen. Männer von dieſem Schlage werden ein Frauenzimmer an öffentliche Plätze führen, und die größte Aufmerkſamkeit für ſie beobachten. Die Komplimente ſolcher Männer aber ſind weiter nichts als einmal gangbare Worte, die ſie jedem ſchönen Frauenzimmer von ihrer Bekanntſchaft wiederholen. Wenn ſolche Männer einige Aufmunterung erhalten, ſo werden ſie bald einen vertraulichern Ton annehmen, und ihre Aufmerkſamkeiten, die vorher nur Höflichkeitsbezeigungen waren, werden bald abſichtlich werden. Allein eine gehörige Würde in dem Betragen eines Frauenzimmers wird ihre Fortſchritte bald hemmen; mißdeutet ſie aber ihre Höflichkeiten, und nimmt ſolche als Beweiſe der Hochachtung an, ſo iſt ſie verloren. Es thut mir leid, daß ich es ſagen muß, aber es iſt die Wahrheit, daß Leute von Stande in dieſem Punkte zu wenig Ehrliebe beſitzen. Sie werden Schmeicheleien ſagen, wo ſie dürfen, um zu verführen, wo ſie können. Und diejenige, welche zu den Lobeserhebungen ihres Witzes und ihrer Schönheit ein gefälliges Ohr leihet, mag es vielleicht zuerſt bloß thun, um ihrer Eitelkeit ein Gnüge zu leiſten; am Ende wird ſie durch dieſe Schmeicheleien ſo bezaubert werden, daß ſie unvermerkt eine Art von zärtlicher Zuneigung gegen die Perſon bekömmt, welche ſie ſo ſehr ſchätzt. Sie wird damit anfangen, daß ſie glaubt, er ſey ihr außerordentlich gut, und wird alſo aus Eitelkeit die Bewerbungen unterhalten, die ſie nachher aus Liebe belohnen wird. Sie wird im Stande ſeyn, allem was er ſagt und thut, immer die beſte Auslegung zu geben; ſelbſt ſeine Zudringlichkeit wird ſie für Heftigkeit ſeiner Liebe nehmen, und ſie daher ihm willig verzeihen. Allmälig wird ſie das von ihm ſchon leiden, was ſie von andern für Beleidigung halten würde; und indem ſie ſich thörichter Weiſe einbildet, daß einer, der ſie ſo ſehr liebe, niemals einen Gedanken hegen könne, ſie zu beleidigen, vergißt ſie, daß ſeine Komplimente feile Waare, ſeine ganze Liebe nichts als Begier iſt; daß ihn zu hören, wider die Sittſamkeit, und an dem, was er ſagt, Gefallen zu finden, gottlos iſt; und daß, wenn ſie nicht bei Zeiten fliehet, die Flamme, welche in ihr entzündet iſt, ſie ergreifen, und auf ewig unglücklich machen wird.

Daher muß ein Frauenzimmer vor allem Sorge tragen, daß ſie nicht zu viel auf die Unſchuld ihrer erſten Abſichten baue. Eben ſowohl könnte man voll Zutrauen auf ſeine geſunde Leibeskonſtitution in ein Peſthaus gehen, und mit den angeſteckten Perſonen umgehen, deren Krankheit ſich nicht ſchneller in die Adern ſchleichen wird, als dieſe Art der Verſuchung. Und ſo wie man in jenem Falle ſich nicht lange aufhalten wird, um den kritiſchen Zwiſchenraum kennen zu lernen, worinn man ſich mit Sicherheit nähern kann, ſondern ſich vielmehr ſo weit und ſo ſchnell, wie möglich, entfernen wird; ſo iſt es auch in dieſem Falle für ein Frauenzimmer nicht weniger nöthig, auch die geringſte Möglichkeit der Gefahr von ſich zu entfernen, und, ſo wenig nach der Mode dieß auch ſeyn mag, eine ſolche ſtrenge Sittſamkeit anzunehmen, daß ſelbſt ihre Blicke ſie beſchützen, und den unverſchämteſten Angriff zurückſchlagen können.

Dieſe Behutſamkeit aber muß demohngeachtet nicht zu einer zu großen Zurückhaltung verleiten.

Ich

Ich wünſche gar nicht, daß ein Frauenzimmer eine angenehme Bekanntſchaft bloß deswegen ganz aufgeben ſoll, weil ſie befürchtet, der Freund möchte zum Liebhaber werden, oder weil vielleicht thörichte Leute ſagen, er ſey es. Es iſt ja wohl möglich, daß eine Mannsperſon die Geſellſchaft eines Frauenzimmers lieben kann, ohne die mindeſte Abſicht auf ihre Perſon zu haben. Alles, was ich fordre, iſt nur, daß ſie in Rückſicht auf denſelben beſtändig auf ihrer Hut ſey, und ihr eigenes Herz ſorgfältig bewache, damit ſie nicht unverſehens ſo weit mit ihm verwickelt werde, daß es nachher unmöglich iſt, ſich aus der Schlinge wieder zurück zu ziehen.

Die Liebe ſollte auch eigentlich niemals bei dem Frauenzimmer anfangen; ſondern ſie ſollte von der ärtlichen Zuneigung der Mannsperſon ihren Urſprung nehmen. Einige einnehmende Eigenſchaften empfehlen eine Mannsperſon der Aufmerkſamkeit eines Frauenzimmers, und erwerben ihm ihre Hochachtung. Mit der Zeit bekömmt er eine Zuneigung zu ihr; ſie bemerkt dieß, und es erweckt ihre Dankbarkeit; daraus entſteht ein Vorzug, den ſie ihm giebt, der vielleicht bis zur Liebe reift. So iſt die wechſelſeitige Zuneigung beinahe zur Hälfte ſchon entſtanden; und wenn ſie auf die Weiſe entſteht, ſo iſt wenig zu fürchten; wenn aber ein junges Frauenzimmer einer Liebe Gehör giebt, ehe ſie noch der Gegenliebe verſichert iſt, oder wo die Eigenſchaften fehlen, welche nothwendig ſind, um die Ehe glücklich zu machen, ſo iſt ihr Unglück beinahe gewiß.

Obgleich ein höherer Grad von Glückſeeligkeit in der Ehe ſtatt finden kann, wenn ein junges Frauenzimmer dieſem Gedanken Raum giebt, und die Ehe zu ihrer Glückſeeligkeit für weſentlich nothwendig hält, ſo iſt ſie doch in einer fürchterlichen Lage. Und auſerdem daß eine ſolche Geſinnung wider die Delikateſſe ſtreitet, ſo hat auch das Schickſal von Tauſenden ſchon bewieſen, daß der Gedanke falſch iſt; aber zugegeben, daß es wahr ſey, ſo iſt doch eine groſe Ungeduld zu heirathen, gemeiniglich der ſicherſte Weg in dieſem Stande unglücklich zu ſeyn.

Ich weiß, es iſt ſchwer, in dieſen beſondern Fällen, die wirklichen Geſinnungen des Herzens zu entdecken. Die Wirkungen der Liebe bei den Mannsperſonen ſind ſo verſchieden, als ihre Temperamente;

und ein liſtiger Betrüger wird dieſelben zuweilen ſo geſchickt nachzuahmen wiſſen, daß ein offenherziges, edelmüthiges Mädchen leicht betrogen werden kann, wenn ſie nicht ſehr auf ihrer Hut iſt. Demohngeachtet aber will ich die Wirkungen einer tugendhaften Liebe unter den Mannsperſonen zu ſchildern ſuchen, welche ich am ſchwerſten nachzuahmen halte.

Die wahre Liebe macht, daß eine Mannsperſon nicht nur in ihrem Betragen gegen die Geliebte äuſerſt beobachtungsvoll, ſondern zugleich außerordentlich furchtſam iſt. Aus Furcht unglücklich in ſeinen Bewerbungen zu ſeyn, bemüht er ſich, ſeine Leidenſchaft zu verbergen; und doch wird er eben aus einer zu groſen Aengſtlichkeit ſie zu verbergen, ſie ſehr oft verrathen. Sich bewußt, als ob er unrecht thäte, bildet er ſich ein, jedes Auge ſehe auf ihn, und bemerke ihn; folglich vermeidet er ſelbſt die kleinen Galanterien, die ihm ſchon die Regeln der Höflichkeit ſeines Geſchlechts gebieten, und welche würden gut aufgenommen werden; und ob er gleich die Ehrfurcht und Bewunderung, welche ihn einnimmt, verbergen, und dann und wann vergnügt und munter ſcheinen will, ſo kömmt doch ſeine Munterkeit gezwungen heraus, und er fällt ſogleich wieder in ſeine Niedergeſchlagenheit. Sein Betragen aber vervollkommnet ſich durch ſeine Zuneigung, es wird immer ſanfter und einnehmender; doch aber wird ihn ſein Mißtrauen und ſeine Verlegenheit, in Gegenwart des geliebten Gegenſtandes, nicht ſehr zu ſeinem Vortheil erſcheinen laſſen; und wenn dieſer Zuſtand der Bezauberung irgend eine lange Zeit fortdauert, ſo wird er am Ende dadurch unthätig, muthloß und feige werden.

Wenn ein Frauenzimmer alſo dieß bei einer Mannsperſon bemerkt, ſo erwäge ſie ernſthaft, wie ſie nun zu verfahren habe. Wenn ſie die Zuneigung billiget, ſo laſſe ſie ſich von ihrer eigenen Natur, einer geſunden Vernunft, und ihrer Feinheit des Gefühls, leiten. Wenn ſeine Zuneigung auch die ihrige gegenſeitig erweckt hat, ſo laſſe ſie ihn nie ganz wiſſen, wie ſehr ſie ihn liebe, ſelbſt, wenn ſie ihn heirathet. Wenn ſie ihm ihre Hand giebt, ſo iſt dieß für einen Mann von feinerm Gefühl ein hinlänglicher Beweiß ihrer Zuneigung, und er wird keines andern weiter bedürfen. Heftige Liebe kann nicht lange beſtehen; die Natur hat daher ſelbſt dem Frauenzimmer dieſe Zurückhaltung aufgelegt.

Sollte aber ſeine Zuneigung dem Frauenzimmer unangenehm ſeyn, und iſt ſie entſchloſſen ihr keine Aufmunterung zu geben, ſo ſage ſie es ihm auf einmal, behandle ihn aber dabei freundlich und mit Achtung. Es giebt verſchiedne Arten, wie ein Frauenzimmer ihren Liebhaber aus ſeiner Täuſchung reißen kann. Es giebt eine gewiſſe Artigkeit und ſcherzhaftes Weſen, welches die Damen gelegentlich annehmen können, und welches einer Mannsperſon augenblicklich ſagen wird, daß er nichts zu hoffen habe. Wenn ſie nicht ſeine Bekanntſchaft gerne beibehalten will, ſo giebt es ja auch viele Wege, wie ein Frauenzimmer ihr Verlangen bezeigen kann, das ſie hat, ſeine Geſellſchaft zu vermeiden; die beſte Art aber iſt, wenn ſie irgend einem gemeinſchaftlichen Freunde ihre wahre Geſinnung ſagt, damit dieſer ſie ihm bekannt mache.

Welchem Frauenzimmer aber dieſe Mittel nicht gefallen, die gebe dem Liebhaber eine Gelegenheit, ſich zu erklären, und gebe ihm alsdann eine höfliche entſcheidende Antwort. Sie ſage ihm: „daß ſie ſich „durch die gute Meinung, welche er von ihr hege, „und durch den Vorzug, welchen er ihr gebe, ſehr „geehrt fühle; aber daß entweder ihr Herz ſchon vergeben, oder ſie noch zu jung ſey, und zu wenig Feſtigkeit „in ihrem Charakter beſitze, als daß ſie ſchon daran „denken könne, ihren Zuſtand zu verändern; daß „ſie ihn beſtändig als Freund hochachten würde, aber „als Ehemann nicht an ihn denken dürfe." Wenn er ein Mann von Kopf und feiner Empfindung iſt, ſo wird er ein Frauenzimmer nach einer ſolchen Erklärung nicht weiter beunruhigen. Fähret er aber fort, ihr noch ferner zuzuſetzen, ſo iſt jede Maaßregel, deren ſie ſich bedient, um ihn loß zu werden, zu rechtfertigen.

Die Koketterie iſt das ſchändlichſte, was man ſich in dem weiblichen Betragen denken kann. Ich meine nehmlich jene liſtige Koketterie, die ſich bemühet die Herzen der Männer zu feſſeln, um mit ihrer Zuneigung zu prahlen. So wie ein Bruder Lüderlich unter den Mannsperſonen, ein Menſch iſt, der ſein ganzes Leben hindurch ſeine Vernunft mißbraucht: ſo iſt eine Kokette unter den Frauenzimmern eine ſolche,

che, die ihr ganzes Leben hindurch die Gaben und Neigungen, welche ſie von der Natur erhalten hat, unaufhörlich mißbraucht. Sie übt ſich beſtändig darauf, ſich ſelbſt zu entſtellen, welches ihr alle ihre Reizungen nimmt, obgleich alles was ſie thut, darauf abzielt, die Männer an ſich zu locken. Wenn ſie von Natur eine angenehme Stimme und Sprache erhalten hat, ſo wird ſie dieſelbe gewiß für ein unangenehmes Liſpeln vertauſchen; wenn ſie Luſt hat zu ſehen, ſo kann ſie eine halbe Meile weit ſehen; aber ſie hält es für weit anſtändiger und geziemender, mit halbgeſchloſſenen Augen ihren Blick auf jeden zu ſchießen, der vorbeigeht; ſie und der Kupido auf ihrem Fächer, haben ihre Augen beſtändig aufeinander gerichtet, ſo lange ſie ſich beide nicht bewegen. Sobald ſich aber ihre Augen von dieſem geliebten Gegenſtande wenden, kann eine Mannsperſon auch auf einen Blick Rechnung machen, und ſein Reverenz wird, wenn ſie bei guter Laune iſt, eben ſo höflich erwiedert, wie er gemacht iſt, vorausgeſezt, daß niemand von vornehmern Stande gegenwärtig iſt; denn ſie iſt ſo vollkommen wohl erzogen, daß die vornehmſte Perſon, die gegenwärtig iſt, alle ihre Höflichkeitsbezeigungen in dem Maße genießt, daß ſie, die doch beim Abendmahl ſichert, und ihre eigene Mutter auslacht, bei der Annäherung eines Mannes von Stande und Vermögen eine ernſthafte Miene annehmen kann. Woher denn auch gemeiniglich der Schluß gezogen wird, daß eine Kokette eine keuſche . . . iſt, und bloß von einer gewöhnlichen ſich unterſcheidet, wie ein Soldat, der vollkommen wohl exerciren kann, von einem andern, der wirklich in Dienſten iſt. Sie triumphirt in den Qualen des Mannes, der ſie liebt, und eines Mannes, von dem man aus vielen Gründen glauben kann, daß er ihre Liebe verdiene. Dieß iſt eine Handlung der Grauſamkeit und des Stolzes, die die härteſte Strafe verdiente. Ein Frauenzimmer, welche das Vergnügen eines Mannes ihrer Eitelkeit aufopfern kann, würde ſich eben ſo wenig ein Gewiſſen daraus machen, wenn ſie ihn um ſein Vermögen und guten Nahmen bringen könnte. (Die Koketterie der Männer iſt noch weit weniger zu entſchuldigen, aber ich rede jetzt nicht mit den Männern!)

Wenn aber eine Mannsperſon ſich weigert, dem Frauenzimmer, um das er ſich lange beworben hat, einen ernſthaften Vorſchlag zu thun, in der Hofnung ſich ihrer Zuneigung deſto feſter zu verſichern, oder es aus ihrer Macht zu ſetzen, ihm eine abſchlägliche Antwort zu geben, oder gar in der Abſicht ſie zu einer Liebeserklärung von ihrer Seite zu bewegen, wodurch er ſie auf die Weiſe nöthigen will, gegen ihre eigene Natur, und Sittſamkeit und Zärtlichkeit ihres Geſchlechtes zu handeln: in ſolchen Fällen, ſage ich, iſt auch der höchſte Grad der Koketterie zu rechtfertigen: denn wenn ein Mann, um ſeiner thörichten und niedrigen Eitelkeit ein Gnüge zu thun, dasſelbe Frauenzimmer, welches er zu der ſeinigen zu machen wünſcht, auf die Weiſe herabſetzen wollte, ſo kann ſie ihm kaum ſchlecht genug begegnen; aber auch auf der andern Seite wieder mit ihn zu ſpielen, ihn in beſtändigen Zweifeln zu erhalten, und am Ende zu hintergehen, iſt ebenfalls unverzeihlich. Es iſt ihre Pflicht, ihn mit der größten Zärtlichkeit zu behandeln; und die größte Zärtlichkeit, welche ſie gegen ihn beweiſen kann, wenn ſie entſchloſſen iſt, ſeinem Beſuch kein Gehör zu geben iſt, es ihn ſobald wie möglich wiſſen zu laſſen.

Hier gilt kein Vorwand der Unwiſſenheit, oder der Ungewißheit der Abſichten der Mannsperſon, oder der Wohlſtand des weiblichen Geſchlechtes, der ein

Frauenzimmer verbinden ſoll, niemals eine Mannsperſon als ihren Liebhaber zu betrachten, der es nicht ſelbſt erklärt hat — ich ſage kein Vorwand dieſer Art wird ein ſolches Betragen rechtfertigen, im Gegenſatz gegen die Verbindlichkeiten zur Dankbarkeit, Gerechtigkeit, und Leutſeeligkeit, zu Gunſten des Mannes, deſſen größte Schwachheit vielleicht der Vorzug iſt, den er dem geliebten Frauenzimmer giebt.

Wenn eine Mannsperſon einem Frauenzimmer einmal Heirathsvorſchläge gethan hat, die verworfen ſind, ſo wird ſie nur zu leicht nachher ſeine Geſellſchaft fliehen, als ob er ſie, wer weiß wie ſehr beleidigt hätte; da er ihr doch in der That das größte Kompliment gemacht hat, was in ſeinen Kräften ſtand, und gewiß ihre künftige Achtung verdient, wenn ſie ihn gleich nicht mit ihrer Liebe beglücken kann. Ein kluges und vernünftiges Frauenzimmer kann einen Mann, dem ſie ihr Herz nicht geben kann, vorausgeſetzt, daß er ein Mann von gutem Kopf und Herzen iſt, lebenslang zu ihrem beſtändigſten Freunde machen. Wenn ſie ſich mit Edelmuth und Offenherzigkeit gegen ihn erklärt, ſo wird er den Streich wie ein Mann empfinden, aber ihn auch wie ein Mann zu tragen wiſſen. Er wird im Stillen leiden. Obgleich ſeine Leidenſchaft unterdrückt wird, ſo wird doch ſeine Hochachtung noch bleiben. Er wird ſie wie ein verheirathetes Frauenzimmer betrachten; denn er muß immer noch mehr Zärtlichkeit für ein Frauenzimmer behalten, die er einmal geliebt, und die ihn edelmüthig behandelt hat, als vielleicht für irgend eine andre ihres Geſchlechts.

Sollte dieß einmal der Fall bei einem jungen Frauenzimmer ſeyn, ſo bitte ich ſie um alles in der Welt, daß ſie ihn in ihrem Herzen verſchloſſen halte. Wenn die Mannsperſon es niemanden, als dieſem Frauenzimmer allein anvertrauet hat, ſo hat er ein Recht auf ihre Verſchwiegenheit. Denn ob ſie es gleich für gut finden könnte, ihren Freunden den ſchlechten Erfolg ihrer eignen Liebesangelegenheiten mitzutheilen, wobei niemand, als ſie ſelber intereſſirt iſt; ſo wird ſie doch, wenn ſie noch Ehre, Großmuth, und Dankbarkeit beſitzt, ein Geheimniß nicht verrathen, das nicht ihr eigen iſt, und das ſie nicht ſagen kann, ohne eine Perſon zu verwunden, welcher ſie die höchſte Verbindlichkeit ſchuldig iſt.

Die auf dem Titel von dem Herrn Ueberſetzer verſprochene Zugabe bleibt weg, weil ſie ihm unter der Hand zu ſehr angewachſen iſt, und ſoll als ein beſonderes Buch erſcheinen. Der Herr Ueberſetzer will darinn ausführlich ſeine Meinung über die Cheſterfieldſchen Grundſätze, worauf der Herr D. Trusler gebauet hat, und womit er nicht ganz zufrieden iſt, ſagen, und daraus ſind auch die hie und da dem Buche beygefügte Anmerkungen zu erklären.

Der Verleger.

Inhalt des erſten Theils,
elcher Anweiſungen für junge Mannsperſonen enthält.

- Zeige in allen deinen Handlungen eine gewiſſe Beſcheidenheit.
  - Rede nicht immer von dir ſelber.
  - Sey nicht ungeſchickt in deinem Betragen.
  - Sey nicht blöde.
  - Sey nicht vorwitzig.
  - Rede gar nicht von dir ſelber.
  - Prahle nicht.
  - Angle nicht nach Lob.
- ermeide das Lügen.
  - Drücke dich nicht zweideutig aus.
  - Bekenne deine Fehler.
  - Bediene dich auch keiner ſogenannten unſchuldigen Lügen.
  - Hüte dich vor eitler und lügenhafter Prahlerei.
- ei allen Gelegenheiten betrage dich mit Wohlgezogenheit.
  - Sey artig in deinem Betragen.
  - Höre aufmerkſam zu, wenn man mit dir ſpricht.
  - Richte dein Geſpräch nach den Perſonen ein.
  - Betrage dich artig bei Tiſche.
  - Bezeige dem Frauenzimmer Aufmerkſamkeiten.
  - Küſſe die Damen nicht.
- Bemühe dich, ein anſtändiges Betragen zu zeigen.
  - Fürchte den Charakter eines ungezognen Menſchen.
  - Suche dir ein angenehmes Weſen eigen zu machen.
  - Sey nicht ungeſchickt in deinem Sprechen.
- Zeichne dich durch Reinlichkeit des Körpers aus.
- Sey aufmerkſam auf die Kleidung.
- Bemühe dich um einen zierlichen Ausdruck.
  - Suche die Stimme gut zu modulieren, und
  - Eine gute Ausſprache zu haben.

  - Sey aufmerkſam auf die Mienen u. Bewegungen.
  - Sey ſorgfältig in der Wahl deiner Ausdrücke und Ausgeſucht in deinem Stile.
  - Vermeide pöbelhafte Redensarten.
- Sey aufmerkſam auf deine Anreden, Art dich auszudrücken, und kurzen Wortwechſel.
  - Bediene dich einer Sprache nach der Welt.
  - Sey behutſam in deinen Komplimenten.
  - Erwirb dir eine gewiſſe Leichtigkeit im kurzen Wortwechſel.
- Mache beſtändige Beobachtungen.
  - Sey nie ohne Aufmerkſamkeit.
- Affektire keine Zerſtreuung.
- Bemühe dich um Weltkenntniß.
  - Schmeichle auf keine grobe Art,
  - Studiere die ſchwache Seite der Menſchen.
  - Bemerke dir gewiſſe Zeiten, wo du dieſe ſchwachen Seiten am beſten angreifen kannſt.
  - Beurtheile andre Leute nach dir ſelber.
  - Beherrſche dein Temperament u. ſeine Aeußerungen.
  - Scheine freundlich ſelbſt gegen Feinde.
  - Stelle dich, als ob du eine Beleidigung nicht merkſt, wenn du kannſt.
  - Vermeide die Verläumdung.
  - Urtheile nicht zu raſch von den Menſchen.
  - Suche in die Laune der Menſchen einzuſtimmen.
  - Traue keinem ganz uneingeſchränkt.
  - Hüte dich vor zu freigebig angebotnen Freundſchaften.
  - Laß dich [illegible] keine unſchicklichen Verbindungen ein.
  - Glaub dem nicht, der die Wahrheit einer Sache beſchwört.
  - Begieb dich in keine Saufgeſellſchaft.
- Sey ſorgfältig in der Wahl deiner Geſellſchaft.
  - Mache dir keine fremden Laſter eigen.
- Vermeide häufiges und lautes Lachen.
  - Vermeide Tändeleyen.
- Um den feinen Mann zu bilden giebt es folgende beſondere kleine Vollkommenheiten.
  1) Mache die Honneurs der Tafel auf eine anſtändige Weiſe.

2) Laß dein Betragen bei Tiſche anſtändig ſeyn.
3) Trinke keine Geſundheiten.
4) Schlage Einladungen höflich ab.
5) Wage es dreiſt am rechten Orte ein Sonderling zu ſeyn, und
6) ſchäme dich nicht, eine abſchlägliche Antwort zu geben.
7) Wenn du Charte ſpielſt, ſo ſpiele mit Anſtand.
8) Bemühe dich, grammatikaliſch richtig zu ſchreiben.
9) Sprich die Worte richtig aus.
10) Affektire nicht den Lüderlichen.
11) Wende einige Aufmerkſamkeit auf die Wahl deiner Vergnügungen.
12) Sey verſchwiegen.
13) Sieh in Geſellſchaft nicht nach der Uhr.
14) Scheine nie in Eile zu ſeyn.
15) Unterhalte eine anſtändige Vertraulichkeit.
16 Vernachläſſige die alten Bekanntſchaften nicht.
17) Suche auf eine angenehme Art Gefälligkeiten zu erweiſen.
18) Vermeide jede Art von Eitelkeit.
19) Laß niemanden fühlen, daß er geringer ſey, als du.
20) Sey nicht witzig auf Koſten eines andern.
21) Sey behutſam im Scherzen.
22) Bewundere Merkwürdigkeiten aber nicht zu ſehr.
23) Flüſtre nicht in Geſellſchaften.
24) Ließ keine Briefe in Geſellſchaften.
25) Siehe einem der ließt oder ſchreibt nicht über die Schulter.
26) Brumme keine Melodie in der Geſellſchaft, und hüte dich auf alle Weiſe Geräuſch zu machen.
27) Gehe langſam.
28) Siehe niemanden ſtarr ins Geſicht.
29) Iß weder zu geſchwinde noch zu langſam.
30) Rieche beim Eſſen nicht ans Fleiſch.
31) Speie nicht auf den Teppich.
32) Biete einem andern dein Schnupftuch nicht an.
33) Bediene dich weder des Schnupf noch Rauchtobaks.
34) Suche dich bei gewiſſem Bedürfniß unbemerkt wegzuſchleichen.
35) Führe keine Geſpräche, die die Feinheit der Sitten beleidigen.
36) Hüte dich vor allen ſeltſamen und närriſchen Angewohnheiten.

Sey weiſe in der Anwendung [illegible] Zeit.

Ließ keine als ernſthafte und ſchätzbare Bücher.
Verliere keine Zeit in Vollendung deiner Geſchäfte.

Gieb niemals der Trägheit nach.
Sey nicht fade.

Suche eine Würde in deinem Betragen zu beobachten.

Hüte dich vor Sticheleien.
Hüte dich vor Wortſpielen.
Nimm dich in Acht vor Mienenſpiel.
Thue dir nie was drauf zu gute,
Daß du ein Poſſenreiſſer biſt.
Sey behutſam im Grüßen.
Sey nicht neidiſch.
Verhalte dich aus Gefälligkeit nicht zu leidend.
Zeige keine Hitze des Temperaments.
Sey liebreich gegen deine Bedienten.
Halte auf das äußere Anſehen.

Um wohl aufgenommen zu werden, giebt es folgende Regeln der Unterhaltung.

1) Rede nicht lange nacheinander.
2) Erzähle keine lange Geſchichte.
3) Bediene dich keiner geborgten Ausdrücke.
4) Mache keine Ausſchweifungen.
5) Halte einen nicht am Knopf, wenn du mit ihm ſprichſt
6) Wortſpiele vermeide in der Unterredung.
7) Ermüde niemanden mit deinem Geſpräch.
8) Mache nicht den Erklärer in der Unterredung.
9) Hilf dem der langſam ſpricht nicht aus, und nimm nicht vorher weg, was er ſagen will.
10) Widerſprich niemals.
11) Gieb keinen Rath, ohne dazu aufgefordert zu ſeyn.
12) Sey aufmerkſam auf die Perſonen, welche ſprechen.
13) Sage nicht bei jeder Gelegenheit, was du denkſt.
14) Sey nicht finſter oder mürriſch.
15) Richte deine Unterhaltung nach der Geſellſchaft ein
16) Beobachte beſondere Feinheit in deiner Unterredung mit dem Frauenzimmer.
17) Lobe nicht die Vollkommenheiten eines Abweſenden, wenn dies Lob einen aus der Geſellſchaft beleidigt.
18 Hüte dich vor ungeſitteten Ausdrücken.
19) Beſchuldige niemanden geradezu, daß er ſein Verſprechen nicht gehalten.
20) Sey nicht geheimnißvoll.
21) Mache keine lange Entſchuldigung.
22) Siehe den Leuten ins Geſicht, wenn du mit ihnen ſprichſt.
23) Sprich nicht lauter, wenn du etwas wiederhohleſt.

4) Fluche nicht.
5) Rede nichts ärgerliches.
6) Rede nicht von deinen eignen oder Privatangelegenheiten.
7) Wenige Späße u. ſ. w. wiederhohle nicht.
8) Schlage dich zur beſten Seite beim Diſputiren, und werde nicht zu laut.
9) Diſputire mit guter Laune.
o) Lerne die Charaktere der Geſellſchaft kennen, ehe du zu viel ſagſt.
1) Glaube nicht, daß man dich auslache.
2 Unterbrich die Erzählung eines andern nicht.
3 Mache keine Vergleichungen.
4) Frage nicht a propos.
5) Mache über keinen ganzen Stand Bemerkungen.
6) Sprich nicht leichtſinnig von der Religion.
7 Unterbrich niemanden im Sprechen.
8) Zeige nicht bei jeder Veranlaſſung deine Gelehrſamkeit.
ey behutſam in deinem Betragen gegen Vornehmere.
ate dich, in Schulden zu gerathen.

Inhalt des zweiten Theils,
lcher Anweiſungen für junge Frauenzimmer enthält.

uche deinen Stolz in der Sittſamkeit.
Schäme dich nicht zu erröthen.
Rede nicht zu laut.
Enthalte dich, zu viel zu reden.
Höre ſelbſt nicht einmal eine Zweideutigkeit.
Vermeide Leichtſinn im Betragen.
Sey vorſichtig.
Affektire keine ſchmachtende Mienen.
Wage es immer ſpröde zu ſeyn.
Sey nicht zu fein.
Sey behutſam im Tanzen.
Fürchte dich für feil gehalten zu werden.
Laß dich nicht zu oft an öffentlichen Plätzen ſehen.
Wenn du ein Schauſpiel ſiehſt, ſo laß es eine Tragödie ſeyn.
Hüte dich, zu ſpielen.
Sey ſittſam in deiner Kleidung.
ey aufmerkſam auf dein Betragen überhaupt.

1) Hüte dich, für ein eitles Frauenzimmer gehalten zu werden.
2) Suche eine Würde in deinem Betragen zu beobachten.
3) Prahle nicht mit der Eßluſt, Stärke u. ſ. w. noch ſage irgend etwas, welches die Delikateſſe beleidigt.
4) Nimm keine Geſchenke von Werth an.
5) Empfange einen Kuß mit Beſcheidenheit.
6) Reiche die Hand, wenns nöthig iſt, mit Beſcheidenheit.
7) Sey geſprächig aber nicht vertraut gegen die Männer.
8) Sey höflich aber nicht zu gefällig.
9) Rede und lache nicht beſtändig.
10) Scheine unanſtändige Reden nicht zu hören.
11) Vermeide alles männliche.
12) Nimm niemals an ärgerlichen Unterredungen Theil.
13) Habe Mitleiden mit den Unglücklichen.
14) Ließ keinen Roman, ſondern ſtudiere Geſchichte.
15) Bemühe dich, grammatikaliſch richtig zu ſprechen, und zu ſchreiben.
16) Vertraue dich keinem Bedienten an.
17) Sey behutſam, dein Herz nicht auszuſchütten,
18) vorzüglich gegen ein verheirathetes Frauenzimmer.
19) Frage bloß die nächſten Anverwandten um Rath.
20) Vertraue dich keiner weiblichen Bekanntſchaft an.
21) Mache keine große Vertraulichkeiten.
22) Leide keine ungeziemende Freiheiten, aber
23) hüte dich zu formell zu ſeyn.
24) Schließe keine Freundſchaft mit Männern.

In Liebes und Heirathsangelegenheiten kannſt du nicht zu vorſichtig ſeyn.

Glaube nicht, daß alle Mannsperſonen in dich verliebt ſind, die dir Höflichkeiten erzeigen.

Hüte dich, dir auf deine Unſchuld etwas zu gute zu thun.

Verliere deinen Freund nicht, aus Furcht er könne dein Liebhaber werden.

Sey klug aber nicht zurückhaltend.

Laß die Liebe nicht bei dir anfangen.

Sey nicht ungeduldig, verheirathet zu werden.

Verrathe deine Leidenſchaft nicht gegen irgend eine Mannsperſon.

Wenn du entſchloſſen biſt, die Bewerbung eines Mannes zu hintertreiben, ſo reiße ihn ſo bald wie möglich, aus ſeiner Täuſchung.

Hüte dich, für eine Kokette gehalten zu werden, und mache nie übeln Gebrauch von dem Zutrauen, das eine Mannsperſon in dich geſetzt hat.

Bayerische

L. Germ. ~~pag. 1042.~~
181

Moritz

Ling: Germ.

Mor.

Von

der deutſchen Rechtſchreibung.

Nebſt

vier Tabellen

die deutſche Rechtſchreibung, Interpunktion,
Deklination, und insbeſondere den Unterſchied des
Akkuſativs und Dativs betreffend.

Zum Gebrauch der Schulen
und für ſolche die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen.

Von

M. Carl Philipp Moritz,
Profeſſor am vereinigten Berliniſchen und Köllniſchen Gymnaſium.

Berlin, 1784.
bei Arnold Weve r.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Ich ſchmeichle mir, daß dieſe kurze Anweiſung zur deutſchen Rechtſchreibung, nebſt den beigefügten vier Tabellen, zum Gebrauch der Schulen, und für ſolche, die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen, nicht ohne Nutzen ſeyn werden. Indem die tabellariſche Ueberſicht die Anwendung der Regeln ungemein erleichtert, weil durch dieſelbe der Seele gleichſam vorgearbeitet wird, die ſich auf eine mühſamere Art doch ſonſt die Regeln ebenfalls erſt im Gedächtniß ordnen und nebeneinanderſtellen muß, um das Ganze derſelben mit einem Blicke zu umfaſſen, ehe ſie auf jeden einzelnen Fall die Anwendung davon machen kann.

Wer ſich dieſer Tabellen zum Unterricht der Jugend bedienen will, darf ſeine Schüler nur die Fehler in den diktirten Aufſätzen, ſelbſt nach einer dieſer Tabellen verbeſſern laſſen, um ihre Beurtheilungskraft in Thätigkeit zu ſetzen. Es verſteht ſich, daß er ſie vorher mit der Tabelle kürzlich ſo weit bekannt gemacht hat, daß ihnen die Ueberſicht der Regeln auf derſelben einigermaßen geläufig geworden iſt.

Ja er darf fürs erſte nur ſo lange die Beiſpiele aus den Tabellen ſelbſt diktiren, bis ſie bei denſelben die Regeln ziemlich richtig haben beobachten lernen, indem er ſie die Tabellen während des Diktirens weglegen, und hernach wieder zur Hand nehmen, und das Geſchriebene darnach berichtigen läßt; wobei natürlicher Weiſe dahin zu ſehen iſt, daß nicht bloß das Gedächtniß, ſondern durch beſtändige Vergleichung der Regeln mit den Beiſpielen, vorzüglich der Verſtand beſchäftiget werde.

Der zweckmäßige Gebrauch, welchen ein geſchickter Lehrer, oder einer der ſich ſelbſt daraus unterrichten will, von dieſen Tabellen machen wird, kann ihnen einigen Werth geben, und die Mühe des Verfaſſers belohnen.

Die Mängel unſrer Rechtſchreibung laſſen ſich auf keine Weiſe läugnen: die einfachen Laute ch und ſch, z. B. werden durch zuſammengeſetzte Zeichen, und hingegen die zuſammengeſetzten Laute x und z, die eigentlich aus ks und ts beſtehen, durch einfache Zeichen ausgedrückt.

Einerlei Laut wird oft durch mehrere Zeichen, und dann wieder verſchiedne Laute durch einerlei Zeichen angedeutet. So wird z. B. ein und eben derſelbe harte Gaumenlaut erſtlich durch k, dann durch c, wenn daſſelbe vor a, o, u, oder einem Konſonant ſteht, und endlich auch durch q bezeichnet: als Carl, Kelle, Quelle.

Eben ſo wird ein und eben derſelbe Lippenlaut, ſowohl durch f, als durch v, und ein und eben derſelbe Zungenlaut, ſowohl durch ein langes ſ, als durch ein kurzes s, und der durch t und ſ zuſammengeſetzte Laut nicht nur durch das z, ſondern auch durch das c, wenn es vor e, i, oder y ſteht, bezeichnet, als ich ſiel, und das iſt viel; das Glas und des Glaſes; Cyrus und Zoll.

So werden auch noch die verſchiednen Laute ä und e, in mehrern Fällen beide durch e bezeichnet, als Leben und gehen.

Vielleicht haben alle die verſchiednen Zeichen, die jetzt einerlei Laut anzeigen, ehemals verſchiedne Laute ausgedrückt, die aber nach und nach in einander gefloſſen ſind. Und die verſchiednen Laute, welche jetzt durch einerlei Zeichen ausgedrückt werden, ſind vielleicht ehemals nicht verſchieden geweſen.

Hierin zweckmäßige Neuerungen zu machen, iſt nicht ſowohl die Sache des Sprachlehrers als der klaſſiſchen Schriftſteller, und wenn es dieſen gelingt, dieſelben allgemein zu machen, ſo iſt auch der Sprachlehrer verpflichtet, ſie aufzunehmen.

Könnten wir uns eine Bücherſprache aus allen Dialekten Deutſchlands bilden, wo die kraftvolleſten, edelſten, und bedeutendſten Wörter noch verborgen liegen, ſo wäre vielleicht kein Buchſtabe, kein einzelner Laut in unſrer Sprache unzweckmäßig und gedankenleer, und man würde mit wenigen Worten einen Strom von Gedanken erſchöpfen können, da man jetzt den Gedanken oft erſt in einem Strome von Worten erſäufen muß, ehe er einigermaßen anſchaulich werden kann.

Da wir uns nun aber eine ſolche in ihren kleinſten Beſtandtheilen zweckmäßige Sprache nicht mehr zu bilden, oder wenigſtens ſie nicht allgemein zu machen, vermögen, in welcher ſich die Ausſprache gänzlich nach der Schreibart, und die Schreibart wiederum nach der Ausſprache mit Bedeutung, Zweck und Abſicht richten könnte; ſo müſſen wir den übereinſtimmigen Gebrauch als einen Herrn anerkennen, der unſrer Schreibart und Ausſprache Geſetze vorſchreibt.

Wir müſſen daher unterſuchen, wie ſich die einzelnen Laute nicht ſowohl nach ihrer innern Natur und

Bedeutung, als vielmehr nach dem herrſchenden Gebrauche, ſowohl geſchrieben als geſprochen, zu ganzen Wörtern bilden.

Was nun zuerſt die Ausſprache und Schreibart der Vokale anbetrift, ſo verſteht es ſich beinahe von ſelbſt, daß jeder Vokal gedehnt oder lang ausgeſprochen wird, ſobald in der Mitte des Worts ein einfacher Koſonant ſteht, und er die eine Silbe endiget, ſo daß er hinlänglich austönen kann, ohne von dem Konſonant verdrängt zu werden, als in dem Worte ſchlafen; kurz oder geſchärft aber muß er ausgeſprochen werden, ſobald in der Mitte des Worts ein doppelter Konſonant ſteht, der den Vokal nicht austönen läßt, als in dem Worte erſchlaffen.

Was nun auf die Weiſe in der Mitte der Wörter gilt, das laſſen wir auch am Ende derſelben gelten, und bezeichnen da ebenfalls die Verkürzung des Vokals gemeiniglich durch die Verdoppelung des Konſonants.

Wenn man alſo ſchaff Speiſe mit einem f ſchreiben wollte, ſo würde es in der Ausſprache wie Schafſpeiſe klingen.

Die Bezeichnung der langen Ausſprache oder der Dehnung des Vokals macht nun im Schreiben beinahe die gröſte Schwierigkeit, weil dieſelbe in einigen Wörtern angezeigt wird, als in Pfahl und Zahl, und in andern wieder nicht, als in haben und laben.

Ferner, weil ſie in den Wörtern, wo ſie angezeigt iſt, zuweilen durch ein hinangefügtes h, als in mahlen, zuweilen aber auch durch eine Verdoppelung des Vokals, als in Waare, Paar, Staar, u. ſ. w. ausgedrückt iſt.

Woran ſollen wir uns nun halten, um beſtändig die richtige Schreibart zu treffen, da dieſelbe ſich an gar keine Regeln zu binden, ſondern bloß vom eingeführten Gebrauche herzuſchreiben ſcheinet? —

Wenn wir die Wörter laben, laden, ſtrafen, ſagen, Laken, raſen, braten, und die Wörter prahlen, Nahme, bahnen, fahren, nebeneinander ſtellen, ſo finden wir, daß in den erſten ſieben Wörtern die Dehnung des Vokals vor den Buchſtaben b, d, f, g, k, ſ, und t nicht beſonders angezeigt, in den letztern vier Wörtern aber gerade vor den flüſſigen Buchſtaben l, m, n, r, durch h bezeichnet wird.

Und was war wohl natürlicher, als der Verdoppelung des l, m, n, r, wozu die Zunge im Sprechen ſo ſehr gereizt wird, auch im Schreiben vorzubeugen, indem man die Dehnung des Vokals, welche dieſe Verdoppelung unmöglich macht, noch beſonders durch das h bezeichnete: und das um ſo viel mehr, weil es in dieſer Rückſicht ſo viele ähnlichklingende Wörter giebt, die nothwendig unterſchieden werden müſſen, als prahlen und prallen, bahnen und bannen u. ſ. w.

Hieraus können wir ſchon gewiſſermaßen ſchließen, daß das Dehnungszeichen des Vokals eigentlich nur vor l, m, n, r, ſtatt findet.

Allein wir haben ſchon bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch oft durch eine Verdoppelung deſſelben bezeichnet wird; nun frägt es ſich alſo wieder, in welchen Fällen dies geſchieht?

Wir finden das doppelte a in folgenden einſilbigen Wörtern, die ſich auf ein r endigen, Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, und zweien die ſich auf ein l endigen, Aal und Saal.

Allein in den Wörtern Altan, Altar, Barbar, Faſan, Marſchall, Roman, Spital, wird die Dehnung des a gar nicht bezeichnet, ob es gleich vor den Buchſtaben l, n, und r ſteht; alle dieſe Wörter haben noch etwas Fremdartiges weswegen ſie ſich in Anſehung des Dehnungszeichens nicht nach der Schreibart der ähnlichen deutſchen Wörter bequemen.

Daß in den kleinen Wörtern dar, gar, zwar und in den Endſilben ſal, ſam und bar die Dehnung des Vokals vor l, m, r nicht bezeichnet wird, ſcheint daher zu kommen, weil man dieſe kleinen Wörter und Silben gleichſam nicht für ſo wichtig wie die übrigen Wörter hielt, daß man die Dehnung des Vokals in denſelben ſo genau hätten bezeichnen ſollen.

Nun giebt es aber freilich noch einige Wörter, worinn die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r ebenfalls nicht bezeichnet wird, ohne daß ſie etwas Fremdartiges hätten, oder zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürften; dieß ſind erſtlich folgende, wo der Vokal vor l ſteht, Schale, ſchal, Qual und mal, in einmal, zweimal, u. ſ. w., ſonſt aber die Mahlzeit; alsdann noch einige, wo der Vokal vor m ſteht, Gram, Kram, kam, Scham, Samen; und wo er vor n ſteht, Gran, Plan, Span, Schwan, Kranich; endlich noch einige, wo er vor r oder rr und rd ſteht, ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ich ward.

Ob wir gleich keinen Grund davon angeben können, warum gerade in dieſen Wörtern die Dehnung des a vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, ſo werden wir doch in der Folge ſehen, daß wir beinahe zu allen dieſen Wörtern ähnliche Wörter auffinden werden, worin ebenfalls die Dehnung des e, o u. ſ. w. vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird.

Noch eins iſt zu merken, daß die Dehnung des Vokals, aber nur in äußerſt wenigen Fällen, auch vor dem s und t bezeichnet wird, als Staat, Saat, Aas, Maas. —

Wir haben jetzt die Beiſpiele zu unſern Regeln bloß vom a hergenommen, nun wollen wir alſo Acht geben, ob unſre Bemerkungen auch bei dem e, o, und u zutreffen werden; denn auf das i ſcheinen ſie nicht ſo gut zu paſſen, weil wir die Dehnung des i auf eine ganz beſondre Art, durch ein hinzugefügtes e bezeichnen.

Wir wollen alſo unter einander ſtellen:

laben, laden, Hafen, fragen, ſahen, raſen, waten
leben, reden, Hefen, regen, ſehen, leſen, beten,
loben, Boden, Ofen, Bogen, drohen, loſen, Boten,
Bube, Bude, Hufen, genug, ruhen, Buſen, Bluten.

So ſehen wir, daß hier die Dehnung des a, e, o, und u, weder vor b, d, f, g, h, ſ, noch t bezeichnet wird. Nun wollen wir aber untereinander ſtellen:

prahlen, Nahmen, Bahnen, fahren
fehlen, nehmen, lehnen, lehren
hohlen, Ohm, bohnen, bohren
Spuhle, Ruhm, Huhn, Uhr

Und hier ſehen wir, daß vor l, m, n, und r, ſowohl die Dehnung des a als des e, o und u durch h bezeichnet wird. Allein ſo wie bei dem a die Dehnung des Vokals oft durch die Verdoppelung deſſelben bezeichnet ward, ſo müſſen wir jetzt zuſehen, ob dieſes auch bei dem e und o vielleicht in ähnlichen Wörtern zutrift, und in dieſer Rückſicht wollen wir wiederum zuerſt folgende einſilbigen Wörter, die ſich auf r und l endigen, untereinander ſtellen:

Aar, Haar, Staar, Paar, Schaar, Waare, Saal, Aal,
leer, Heer, Speer, Meer, Theer, Beere, Seele.

Die Dehnung des o wird nur äuſſerſt ſelten, und die Dehnung des u gar nicht, durch die Verdoppelung, bezeichnet.

Wir haben bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, in Wörtern, welche etwas Fremdartiges haben, gar nicht bezeichnet wird; daß dieſes nicht nur bei dem e, o, und u, ſondern auch ſogar bei dem i zutrift, werden wir ſehen, wenn wir folgende Wörter untereinander ſtellen, die alle von der Art ſind:

Altan, Altar, Marſchall, Barbar, Faſan, Roman, Spital,
Herold, Juwele, Galeere, Scene,
Bibel, Biſam, Biber, Kamin, Rubin, Tiger, Titel, Stil (im Schreiben)
Dom, Krone, Kanone, Piſtole, Perſon, Pol,
Muſe, Schule, Cour, Natur.

Wir haben ferner bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals in ſolchen kleinen Wörtern, als: dar, gar, zwar, u. ſ. w. nicht bezeichnet wird; daß auch dieſes nicht nur auf a, e, o und u, ſondern zugleich auf i paßt, werden wir aus folgenden untereinander geſtellten kleinen Wörtern und Silben ſehen, bei denen man es nicht ſo, wie bei andern Wörtern, der Mühe werth gehalten zu haben ſcheint, die Dehnung des Vokals noch beſonders zu bezeichnen:

bar, gar, zwar, da, ja, und die Silben bar, ſal, ſam,
den, wen, wer, her, je, denen, derer
mir, dir, wir
ſchon, ſo, vor
nur, zur, zu, du und die Silbe ur.

Allein in verſchiedenen Wörtern, welche weder etwas Fremdartiges haben, noch zu den kleinen Wörtern gezählet werden dürfen, wird demohngeachtet die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet, wie wir bei dem a geſehen haben. Wir wollen alſo zu jenen Wörtern, die wir uns ſchon bemerkt haben, ähnliche aufſuchen, in welchen die Dehnung des e, o, oder u, vor l, m, n, r, ebenfalls nicht bezeichnet wird, und alſo zuerſt untereinander ſtellen:

Schale, ſchal, Qual, mal,
Elend, ſchel,

ferner:

Gram, Kram, kam, Scham, Hamen,
bequem, Demuth, Schemel,
Strom, Blume, Krume,

ferner:

Gran, Kranich, Span, Plan, Schwan,
Ton, Honig, Mond, Monath, ſchonen,

endlich noch:

ſparen, klar, rar, war, Pflugſchar, Art, Bart, zart, ward,
ſcheren, quer, ſchwer, Schere, Herd, Schwerd, Pferd,
geſchoren, ihr, Flor, empor, verloren, erkoren, Bord,
Geburt, Schwur, Flur, Spur, Schwur.

Die Aehnlichkeit, welche hier zwiſchen den untereinander geſtellten Wörtern, worinn die Dehnung des Vokals nicht bezeichnet wird, zuweilen ſtatt findet, kann darzu dienen, dieſe wenigen Wörter dem Gedächtniß deſto leichter einzuprägen, indem man doch wenigſtens einigen wahrſcheinlichen Grund ſieht, wie ſich vielleicht, eben wegen dieſer Aehnlichkeit, die Schreibart des einen Worts nach der Schreibart des andern gerichtet haben könne. —

Endlich haben wir noch bei dem a bemerkt, daß die Dehnung des Vokals auch in einigen Wörtern vor s und t ſtatt findet, wo ſie durch die Verdoppelung bezeichnet wird; auch dieſes trift beim e und o in einigen Wörtern zu, die wir noch untereinander ſetzen wollen:

Saat, Staat, Maas, Aas,
Beet, Boot, Moos, Loos, Schoos.

Bei dem i bemerken wir nun ein ganz andres Dehnungszeichen, als bei den übrigen Vokalen, bei denen das hauchende h die Verlängerung des Athems beim Ausſprechen derſelben anzeigt.

Weil nehmlich dieſer Hauch, welchen das h bezeichnet, das i beinahe in ein j verwandeln würde, ſo hat man, vielleicht um dieſer falſchen Ausſprache vorzubauen, das Dehnungszeichen h mit dem zarten Vokale e vertauſcht, welcher dem i am nächſten liegt, und wodurch es ganz unmerklich zu dem folgenden Konſonante übergeht.

Denn indem ſich die Zunge nur ein klein wenig niederſenkt, um den Konſonant, welcher auf das gedehnte i folgt, auszuſprechen, muß ſie nothwendig in die Lage kommen, wodurch das e ſich bildet, wie man dieß z. B. in dem Worte Bier ſehr deutlich hört, wo das e zwiſchen i und r vornehmlich tönt. Weil nun der Uebergang vom i zu dem folgenden Konſonant nicht nur vor l, m, n, r, ſondern vor allen übrigen Konſonanten, durch ein dunkles e gemacht werden muß, ſo ſcheint dies der Grund zu ſein, weswegen das gedehnte i, einige Fälle ausgenommen, beſtändig von einem e begleitet wird, es mag auch ſtehen, wo es wolle.

Auch wenn das i am Ende eines Worts ſteht, muß ſich bei der Dehnung deſſelben die Zunge ſanft herunter ſenken, ſo daß es ſich beinahe in e auflöſt, deswegen wird auch in dieſem Falle ſeine Dehnung beſtändig durch ein hinzugefügtes e bezeichnet; hier ſind ſelbſt nicht einmal die kleinen Wörter, die, ſie, nie, u. ſ. w. ausgenommen, und wir können nicht ſi, und di, ſchreiben, ſo wie wir da und ja, du und zu u. ſ. w. ohne Dehnungezeichen, ſchreiben:

Auch das Wort hier wird deswegen, ob es gleich unter die kleinen Wörter gehört, noch mit einem e geſchrieben, weil es ehemals faſt immer hie geſchrieben und ausgeſprochen wurde, und das r nur des Wohlklangs wegen hinzugeſezt iſt, ſo daß das i betrachtet wird, als ob es am Ende ſtünde.

Auch wird in einigen deutſchen Dialekten das lange oder gedehnte i ſogar immer mit einem a begleitet, als ich liabe, anſtatt ich liebe.

Hiebei iſt noch zu bemerken, daß das e dies mit dem i gemein hat, daß es am Ende einſilbigter Wörter noch ein e als Dehnungszeichen zu ſich nimmt. als:

See, Spree, Klee, Schnee,
ſie, die, nie, hie,

und:

Armee, Kaffee, Rappee,
Philoſophie, Harmonie, Melodie.

An den Wörtern ihm, ihnen, ihr und ihren, wird demohngeachtet die Dehnung des i durch h bezeichnet, vermuthlich, um dadurch einer falſchen Ausſprache vorzubeugen, weil man z. B. ihnen, wenn es ienen geſchrieben wäre, gar leicht wie jenen leſen könnte. Sonſt wird das gedehnte i in den wenigen Wörtern, wo es zu Anfange ſteht, gar nicht bezeichnet, als Ibis, Igel, Ino, Ida, Iman u. ſ. w. Ob nun gleich das i ſein Dehnungszeichen ſo ſelten wegwirft, ſo thut es dieſes doch bei den Wörtern, welche etwas Fremdartiges, wie wir dieß ſchon bei den vorhergehenden Vokalen mit bemerkt haben. Sobald aber ein urſprünglich fremdes Wort ſchon mehr das Bürgerrecht bei uns erhalten hat, bekömmt auch das i das Dehnungszeichen wieder; daher ſchreiben wir, Fiebel, Fieber, Fiedel, Niere, Anies und Paradies. Da nun die Dehnung des i ſchon durch das hinzugeſetzte e hinlänglich bezeichnet wird, ſo iſt es fehlerhaft, wenn man z. B. anſtatt verlieren, verliehren ſchreiben wollte. Ein anders iſt es, wenn wir ſchreiben, du ſieheſt, weil hier das h kein Dehnungszeichen iſt, ſondern eigentlich zur folgenden Silbe gehört, und wegen der Abſtammung ſtehen bleiben muß. Ja es iſt auch nicht unrichtig, das Dehnungs h z. B. vor dem Worte befehlen, auch in der Anrede beizubehalten und zu ſchreiben, du befehlſt, damit vor dem Eigenthümlichen des Worts bei ſeinen Abänderungen ſo wenig wie möglich verloren gehe. In den Wörtern dieß, Dienſtag, Viertel, vierzehn, vierzig, bleibt das ie, ihrer Abſtammung wegen, mit ſehr gutem Grunde ſtehen, ob man es gleich nach einer faſt allgemeinen Gewohnheit kurz ausſpricht. — Die Dehnung der noch übrigen drei Vokale ä, ö und ü, wird nur vor l, m, n, r, und nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung bezeichnet, wie in folgenden Wörtern:

Pfäle, lähmen, Kähne, nähren,
Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre,
Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Wir wollen von dieſen Wörtern folgende drei herausnehmen, worinn durch die Verwandlung des a, o und u, in ä, ö und ü, die mehrfache Zahl mit ausgedrückt wird:

Pfäle, Söhne, Stühle,
von Pfal, Sohn, Stuhl.

Hieraus ſehen wir, daß die verwandelten Vokale das Dehnungszeichen beibehalten, welches der urſprüngliche Vokal in der einfachen Zahl hatte. Haben aber nun dieſe urſprünglichen Vokale in der einfachen Zahl kein Dehnungszeichen, ſo können ſie auch keins bei ihrer Verwandlung in der mehrfachen Zahl annehmen, wie wir aus folgenden Wörtern ſehen:

Altar, Strom, Schwur,
Altäre, Ströme, Schwüre.

Jetzt kommen uns alſo alle die Bemerkungen wieder zu ſtatten, die wir über die Wörter angeſtellt haben, worinn der Vokal kein Dehnungszeichen hat, ob er gleich vor l, m, n oder r ſteht, und wir wiſſen nun, warum in den Wörtern

ſchälen, quälen, ſchämen, krönen, tönen, ſpüren,

die Dehnung des ä, ö und ü nicht bezeichnet wird, weil nehmlich dieſelbe in den urſprünglichen Wörtern

Schal, Qual, Scham, Krone, Ton, Spur,

nicht bezeichnet ward. Man kann dieſes leicht auf alle übrigen Fälle anwenden. — Wird aber in dem urſprünglichen oder Stammworte die Dehnung des Vokals durch eine Verdoppelung deſſelben angezeigt, und dieſer Vokal wird bei der Ableitung verwandelt, welches aber nur beim a ſtatt findet, ſo drängt ſich in dem abgeleiteten Worte der doppelte Vokal in ein einfaches ä zuſammen, als:

Haar, Paar, Saal, Aas,
Härchen, Pärchen, Säle, Aeſer.

Moos und Loos aber heißen in der mehrfachen Zahl Mooſe und Looſe. — Ob nun gleich ä, ö und ü nur vorzüglich als Verwandlungen des a, o und u bei der Ableitung oder Abänderung der Wörter betrachtet werden, ſo kommen ſie doch auch in verſchiedenen Wörtern vor, ohne daß dieſelben von andern abgeleitet wären, oder irgend eine Veränderung gelitten hätten; von dieſen wollen wir uns nur diejenigen bemerken, bei denen die Dehnung des Vokals vor l, m, n, r, nicht bezeichnet wird, weil wir ſie als Ausnahmen von der ordentlichen Regel betrachten müſſen; wir wollen ſie auf folgende Weiſe untereinander ſtellen:

Bär, gebären, gären, ſchwären,
Stör, ſtören, hören, ſchwören, König, ſchön,
Thür, küren, Willkür, Ungeſtüm, Dünen, grün.

Die Präpoſition für gehört mit zu den kleinen Wörtern, worinn die Dehnung des Vokals niemals angezeigt wird. — Nun ſcheinet aber dieſes noch eine große Schwierigkeit zu verurſachen, daß ä und e in der Ausſprache oft gar nicht verſchieden ſind, indem wir z. B. das e in ſchweben eben ſo wie das ä in ſchwäbiſch leſen. Allein dieſe Schwierigkeit iſt wirklich ſo groß nicht, wenn man nur erſt einige Uebung darinn hat, die Ableitung des einen Worts von dem andern zu bemerken. Wem wird es wohl z. B. nicht ſogleich auffallen, daß die Verba, zählen, wählen und ſchämen, von den Nennwörtern Zahl, Wahl und Scham abgeleitet ſind, und eben daher auch mit einem ä müſſen geſchrieben werden. Wer ſiehet nicht den Augenblick, daß äußere und räuchern von außer und Rauch abſtammen, und alſo mit einem äu und au geſchrieben werden müſſen? Aber freilich iſt die Abſtammung nicht immer ſo auffallend, und der herrſchende Gebrauch beobachtet ſie nicht immer, denn man ſchreibt z. B. edel, Heft, Hecke, Mehl, meſſen, netzen, obgleich dieſe Wörter von Adel, haften, hacken, mahlen, Maaß, naß, abſtammen, und alſo eigentlich ſtatt des e mit ä geſchrieben werden ſollten; allein dieſer Ausnahmen, welche man ſehr bald aus dem Gebrauche lernet, giebt es doch immer verhältnißmäßig nur wenige. — Was aber nun noch die eigentliche Ausſprache des e anbetrift, wo man es wie ä oder wie e leſen ſoll, ſo iſt freilich der herrſchende Gebrauch hierinn ſehr ſchwankend und unbeſtimmt. Doch ſcheinet es immer, als wenn das zarte e dem Ohre weit beſſer klingt, als das blökende ä: die Ausſprache der Niederſachſen iſt dem ä ſo gram, daß ſie es oft ſelbſt da nicht einmal hören läßt, wo es wirklich ſteht, indem nach dieſer Mundart ich wäre, wie ich were, geleſen wird. Die Wörter Meer, ſehen, reden, werden in Niederſachſen nicht wie Mähr, ſähen, räden, ausgeſprochen, wie es ſonſt im Hochdeutſchen ſehr häufig geſchiehet. Allein vor b, g, l, m, ſ und t wird demohngeachtet auch in Niederſachſen das e größtentheils wie ä geleſen, als in den Wörtern beben, legen, fehlen, nehmen, leſen, beten: vor d, h, n und r hingegen, wird es wie eh geleſen, als in den Wörtern reden, ſehen, lehren, ehren. — Wegen des Wohlklangs alſo würde ich dieſer niederſächſiſchen Ausſprache des e den Vorzug geben. — Ehe wir nun zu den Konſonanten übergehen, um die richtige Ausſprache und Schreibart derſelben zu beſtimmen, müſſen wir erſtlich noch unſer th näher kennen lernen, welches mit den Vokalen in ſehr genauer Verbindung ſteht, weil das angehängte h nichts weiter, als das verſetzte Dehnungszeichen des Vokals iſt; wie wir bald daraus ſehen werden, daß es größtentheils nur vor langen Vokalen ſteht, auf welche l, m, n oder r folgt, wie in folgenden Wörtern und eignen Nahmen:

vor l: in Thal, Thaler, theilen, Theil, Thiele,
vor m: in thum, Reichthum, Fürſtenthum, u. ſ. w.
vor n: in thun, Thon (des Töpfers), Thron, Thräne,
Thran, Karthaune,
vor r: in Theer, Thier, Thor, Thür, Thurm, Thurnier.

Dieſe Wörter lauten im Engliſchen größtentheils ſo wie im Deutſchen, werden aber nicht mit einem th, ſondern mit einem bloßen d geſchrieben. Da nun die Engländer das alte th immer beibehalten haben, und es ſogar auf eine ihnen eigne liſpelnde Art ausſprechen, es aber gerade in dieſen Wörtern nicht ſchreiben, die im Deutſchen mit einem th geſchrieben werden, ſo iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß unſer th in dieſen Wörtern kein eigener urſprünglicher Buchſtabe iſt, ſondern ſeinen Urſprung vielleicht bloß den Schreibmeiſtern zu verdanken hat, die wegen der Kürze und Bequemlichkeit im Schreiben, das Dehnungs h ſogleich dem t hinanfügten. Nun haben wir ſchon bemerkt, daß die Dehnung eines Vokals auch in einigen Wörtern vor d und t bezeichnet wird; zu denen, wo ſie vor t bezeichnet wird, müſſen wir noch folgende Wörter rechnen, wo ebenfalls das Dehnungs h dem t hinangefügt, und eben deswegen ans Ende geſchoben wird:

Monath, Rath, gerathen, Zierrath, Heirath, Pathe,
Koth, Loth, Noth, roth,
Muth, Wuth, Ruthe, Gemüth, Blüthe, wüthen.

In dem Worte Athem ſteht das th wegen der Silbe ath, die nicht nur am Ende, ſondern auch im Anfange der Wörter auf die Weiſe geſchrieben wird. In dem Worte Werth ſcheint das h am Ende ſogar das Dehnungszeichen des e vor dem r zu ſein. In dem Worte **That** ſteht es wegen der Abſtammung von thun. In ſolchen Wörtern, als **Theater**, **Theorie** u. ſ. w. läßt man es ſtehen, damit ſie das Gepräge ihres fremden Urſprungs nicht verlieren ſollen.

Obgleich die verwandten einfachen Laute, als: b, p, f, und w, u. ſ. w. in den verſchiedenen Mundarten Deutſchlands ſehr oft in einander übergehn, ſo darf doch dieſes in der eigentlichen verfeinerten hochdeutſchen Bücherſprache nicht mehr geſchehen, ſondern ein jeder einfacher Laut muß ſeinen ihm eigenthümlichen, beſtimmten Ton haben, um ſich mit mehreren zu einem ganzen Worte zu vereinigen.

Die erſtaunliche Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit der Bedeutungen beinahe ähnlich klingender Wörter ſcheint dieſes auch ſchon zu erfordern. Deswegen müſſen alſo die verwandten Konſonante b und p, d und t, g und k, auf das genaueſte unterſchieden werden, weil durch ihre Verwechſelung mancherlei Mißverſtand entſtehen könnte. Demohngeachtet aber läßt ſich dieſer Unterſchied nicht gut beobachten, ſo bald b, d und g, und zwar das letztere nach einem n, ans Ende eines Worts oder einer Silbe zu ſtehen kommen, wie in den Wörtern, **Lob**, **Lied** und **Klang**, welche völlig, wie **Lop**, **Liet** und **Klank** ausgeſprochen werden. Eben ſo wird **Labſal**, **leidlich** und **Drangſal**, völlig wie **Lapſal**, **leitlich** und **Drankſal** geleſen. Um nun aber gewiß zu wiſſen, ob man am Ende ſolcher Wörter und Silben ein b oder p, d oder t, g oder k ſetzen ſoll, darf man dieſelben nur durch irgend einen kleinen Zuſatz verlängern, als von **Lob**, **Lied**, und

Klang, des Lobes, Liedes und Klanges, von den Silben Lab, leid und Drang, in Labſal, leidlich, und Drangſal, laben, leiden, und drängen; denn weil auf die Weiſe das b, d, und g, vom Ende der Silben und Wörter, in die Mitte derſelben geſchoben wird, ſo kann man ſie auch in der Ausſprache ſehr gut von p, t und k unterſcheiden. Eben ſo macht man es auch, um den Unterſchied zwiſchen ch und g im Schreiben zu beobachten, der ebenfalls am Ende der Wörter in der Ausſprache nicht bemerkt wird: das ch und g in Dach und Tag klingt völlig einerlei; ſobald man aber dieſe Worte verlängert, indem man ſagt, des Daches, und des Tages, bemerkt man in der Ausſprache ſogleich den Unterſchied, und weiß, wo man ein ch oder ein g ſetzen ſoll. Auch den Unterſchied des kleinen s und des ß am Ende der Wörter kann man auf die Weiſe im Schreiben ſehr gut beobachten, ob er gleich auch im Reden nicht bemerkt wird. Das kleine s muß ſich nehmlich bei der Verlängerung des Worts in ein einfaches, das ß aber in ein doppeltes ſ auflöſen. Ich ſchreibe daher das Gras, weil ich nicht des Graſſes, ſondern des Graſes, und das Faß, weil ich nicht des Faſes, ſondern des Faſſes, ſage. — Das c ſcheint im Alphabet ein überflüſſiger Buchſtabe zu ſein, weil es allemal entweder wie z, oder wie k, lautet; allein man findet es in den älteſten Denkmälern unſerer Schrift weit häufiger, als das k, und die Engländer haben es noch bis jetzt, aus Ehrfurcht für das Alterthum ihrer Schrift, in den meiſten Wörtern beibehalten, die wir jetzt mit einem k ſchreiben; daher iſt es nicht ganz zu verwerfen, ob wir gleich jetzt die meiſten Wörter, in welchen es ſonſt geſchrieben wurde, und wie k lautet, auch mit einem k zu ſchreiben angefangen haben. Wenigſtens verräth es Neuerungsſucht, wenn man das c in allen den Wörtern, wo es wie ein z lautet, auch im Schreiben mit dem z vertauſchen, und alſo z. B. Zicero und Zäſar, anſtatt Cicero und Cäſar, ſchreiben wollte. Freilich würde es auch wieder lächerlich ſein, wenn man ſolche Wörter als Zins, umzingeln, Sedez, u. ſ. w. wegen ihrer Abſtammung, noch mit einem c ſchreiben wollte, weil die Schreibart derſelben mit einem z ſchon einmal allgemein angenommen iſt. Uebrigens ſcheinet es, als ob man es immer ſchon eher wagen darf, das c im Schreiben mit dem k als mit dem z zu vertauſchen. — Vor dem k vertritt das c die Stelle eines andern k, wodurch daſſelbe verdoppelt wird, welches ſich vielleicht von einer Gewohnheit der Alten herſchreibt, das k am Ende eines Worts durch c auszudrücken. Dieß ck kann man, ſowohl wie alle andre doppelte Konſonanten, niemals nach einem gedehnten Vokale ſtehn, weil derſelbe eben dadurch ſeine lange oder gedehnte Ausſprache verlieren würde: es würde daher ſehr unrichtig ſein, wenn man Hacken, ſchlaſſen, und wir ſaſſen, anſtatt Haken, ſchlafen, wir ſaßen, ſchreiben wollte; in den Worten hacken, erſchlaſſen, und Landſaſſen hingegen muß der Konſonant verdoppelt werden, weil allemal ein kurz ausgeſprochener Vokal vorhergeht, das ß iſt nicht, wie man vielleicht glaubt, ein doppelter, ſondern ein einfacher Buchſtabe. — An das h hinangefügt, bezeichnet das c den einfachen Gaumenlaut, welchen wir durch ch ausdrücken, und dieſes nicht ohne Grund; denn da das c am Ende einer Silbe ohnedem ſchon wie k geleſen werden muß, ſo wird durch das hinzugefügte h ſehr zweckmäßig bezeichnet, daß der Hauch nicht wie bei dem k völlig zurückgeſchlagen, ſondern zwiſchen der Zunge und dem Gaumen herausgelaſſen werden ſoll. Dieſe Durchlaſſung des Athems wird auch bei dem ph durch das hinzugefügte h bezeichnet. — Beim ch müſſen wir uns die Aehnlichkeit deſſelben in der Ausſprache mit den verwandten Lauten g, j, und k bemerken, und zugleich den Unterſchied zu beſtimmen ſuchen, welcher zwiſchen dieſen Lauten herrſcht. Beim j, ch und g höret man die Luft durchpfeifen; beim k aber wird ſie gänzlich zurückgeſchlagen. Beim j nähert ſich die Zunge dem vordern Theile des Gaumens. Die nahe Verwandſchaft dieſer Laute macht, daß ſie ſehr oft, vorzüglich im Reden, verwechſelt werden. Beſonders iſt das g ein ſchwebender Laut, welcher ſich bei den Oberſachſen zum k, bei den Märkern zum j, und bei den Niederſachſen, insbeſondre um Göttingen, zum ch geneigt. In und um Hannover aber, hört man dieſen ſanftern, gemilderten Gaumen- und Gurgellaut am allerreinſten, und man ſagt weder Kott, Jod, Chott, ſondern Gott. Das g, beſonders wenn es in einen weichen Konſonant übergeht, als in Glocke, Gnade, bringt einen auſſerordentlichen Wohlklang in unſre Sprache, ſo daß wir daſſelbe auf alle Weiſe nach ſeiner ächten Ausſprache müſſen beizubehalten ſuchen. — Aber das g ſowohl, als das ch, verlieren nach e, i, ä, ö, und ü, ihren eigenthümlichen Laut, und werden wie j geleſen. Dieß iſt ſehr natürlich, weil die vorhergehenden Vokale ſchon an ſich durch Annäherung der Zunge an den Gaumen gebildet werden, und alſo der Uebergang von ihnen zu dem j ſich ſchon von ſelber darbietet; da man hingegen, um das g und ch unmittelbar nach dieſen Vokalen auszuſprechen, gleichſam mit der Zunge einen Sprung thun müßte, um dieſen Laut hervorzubringen. Daß ſich aber das ch und g nach a, o, und u, mit Bequemlichkeit richtig ausſpricht, hat darinn ſeinen Grund, daß ſich die Zunge bei der Ausſprache dieſer drei Vokale lange nicht ſo ſehr als bei den übrigen, dem Gaumen nähert, und ſich alſo auch leichter zu der Ausſprache des g und ch wieder herabſenken kann. Bach, Tag, Woche, Buch, Zug, ſprechen wir daher ſo aus, wie wir es ſchreiben; aber Blech, Weg, Strich, mich, leſen wir eigentlich wie Blej, Weij, Strij, mij, nur daß das j geſchärfter ausgeſprochen wird, als wenn es am Anfange eines Worts ſteht. Wollten wir aber in dem Worte mich z. B. dem ch ſeinen eigentlichen Laut geben, ſo müßten wir es nach der rauhen Ausſprache der Schweizer miach leſen, indem wir erſt durch das a den Uebergang vom i zum ch machten: allein wir opfern hier, ſo wie in mehrern Fällen, die ſtrengſte Richtigkeit in der Ausſprache dem Wohlklange auf. — Im Anfange einiger fremden Wörter, Charakter, Chor, Chriſtus, ſpricht man gemeiniglich das ch wie k aus, allein es würde der Abſtammung dieſer Wörter und dem Wohllaute weit mehr gemäß ſeyn, wenn man in denſelben dem ch ſeinen eigentlichen Laut ließe, ſo wie man es in dem Worte Chaos thut, welches auch nicht Kaos geleſen wird. Wollte man aber in den Wörtern Wachs, Flachs, und ähnlichen, dem ch ſeinen eigenthümlichen Laut geben, ſo würde dies lächerlich klingen, weil jedermann Waks, Flaks, u. ſ. w. lieſet, und alſo das ch in dieſen Wörtern, wegen des unmittelbar darauf folgenden ſ, allgemein wie k ausgeſprochen wird. In den Wörtern flugs, und Weg pflegt man auch das g wie k auszuſprechen; allein es ſcheinet doch immer wohlklingender zu ſein, Wej, als Wek, zu leſen; eben ſo ſcheinet es auch dem Wohllaut und der Abſtammung des Worts gemäßer zu ſeyn, wenn man flugs ſo lieſet, daß man die Zuſammenziehung dieſes Worts aus Fluges bemerken kann, als wenn man es fluks ausſpricht. — Noch eine beſondere Ausſprache hat das g, wenn unmittelbar vor demſelben ein n vorhergeht. Weil nehmlich n und g zugleich vermittelſt der Naſe gebildet werden, ſo ſchmelzen ſie beinahe in einen eignen einfachen Laut zuſammen, der ein Lieblingslaut der Franzoſen iſt, und der auch wirklich nicht unangenehm klingt, indem er ſich uns gleichſam von ſelber aufzudringen ſcheint. Daher iſt es ſehr falſch, wenn einige, um das g in dieſem Falle vor dem n ja recht zu unterſcheiden, daſſelbe wie ein j ausſprechen, und Dinje anſtatt Dinge, ſinjen anſtatt ſingen, leſen. Daß nun dieſes g nach n, am Ende der Wörter, wie k ausgeſprochen wird, haben wir ſchon bemerkt. Wollte man das b, d, und ng am Ende der Wörter weich ausſprechen, ſo müßte man dieſes durch Hinzufügung eines faſt unmerklichen dunklen e bewerkſtelligen, welches im Schreiben mit einem Apoſtroph bezeichnet werden könnte, als:

Der Stab' iſt gebrochen.
Der Tod' iſt beſiegt.
Der Klang' iſt entflohen.

Sprechen wir nun aber Stab, Tod, Klang ſo aus, daß anſtatt p, t, und nk das weiche b, d, und ng, am Ende dieſer Wörter deutlich gehört wird, ſo werden wir das Unangenehme, Träge und Widrige dieſer Ausſprache ſehr auffallend bemerken können. — Im Anfange der Wörter aber muß das g ſeine eigentliche Ausſprache, als ein Mittellaut zwiſchen ch, und j, und k, nothwendig behalten, ſo häufig es auch mit dem j verwechſelt wird, wie in folgenden Beiſpielen, wo dieſe Verwechſelung das g mit dem j ſehr ſonderbare Mißverſtändniſſe verurſachen kann:

Ich weiß das gar nicht,
Ich weiß das Jahr nicht.
Er ſieht wie ein Gott aus,
Er ſieht wie ein Jod aus.
Der erſte Gönner,
Der erſte Jänner.

Vom h dürfen wir uns nur noch bemerken, daß es zwiſchen zwei Vokalen weit gelinder haucht, als im Anfange eines Worts, weil es in dieſem Falle bloß eine faſt unmerkliche Verſtärkung des Athems ausdrückt, welcher bei dem erſten Vokal ſchon in Bewegung geſetzt war, als in den Wörtern Ehe, ſahe, frühe, u. ſ. w. Zum Dehnungszeichen iſt es ſehr zweckmäßig gewählt, weil der Vokal nicht anders gedehnt werden kann, als wenn ein hinlänglicher Athemhauch dazu vorhanden iſt; ſo wie nun das h, wenn es vor dem Vokale ſteht, denſelben herausſtößt, ſo hilft es, wenn es nach ihm ſteht, ſeinen Laut, der ſich ſonſt ſogleich wieder verlieren würde, fortſetzen und verlängern. — Eine der größten Schwierigkeiten ſcheinet es zu ſeyn, den Unterſchied zwiſchen f und v im Schreiben gehörig beobachten zu lernen, weil derſelbe im Sprechen gar nicht beobachtet wird, und auch nicht einmal nach der Abſtammung der Wörter zu beſtimmen iſt, indem z. B. für und vor, voll und füllen, als Wörter von einerlei Abſtammung, das eine mit einem f, und das andre mit einem v geſchrieben werden. Allein wir werden ſogleich ſehen, wie ſich dieſer dem Anſchein nach ſo ſchwer zu beobachtende Unterſchied auf wenige gewiſſe Regeln zurückführen läßt. — Fürs erſte machen wir von dem f ehr zwanzigmal, als von dem v ein einzigesmal, Gebrauch; daß es aber noch ſo oft im Schreiben vorkommt, rührt bloß daher, weil es in einigen kleinen Wörtern und Silben, als vor, voll, ver, u. ſ. w. ſtatt findet, mit denen eine große Menge anderer Wörter, als vorſehen, vollziehen, verzeihen, u. ſ. w., zuſammengeſetzt ſind, die wir nun freilich alle mit einem v ſchreiben müſſen. Ferner kann das v weder vor einem Konſonant, noch vor u und ü jemals ſtatt finden. Denn nach der alten Schreibart betrachtete man das v, ſobald es vor einem Konſonant ſtand, wie ein u, und ſprach es auch ſo aus; man wagte es daher nicht, z. B. vlach und vragen, anſtatt flach und fragen, zu ſchreiben; eben ſo wenig, wie man Vuge und Vügen, anſtatt Fuge und fügen, ſchrieb, weil man das v, welches ſelber oft wie u geleſen ward, ſich nicht vor ein anderes u oder ü zu ſetzen getrauete: vor den übrigen Vokalen aber findet das v nur in äuſſerſt wenigen urſprünglich deutſchen Wörtern ſtatt, die man ſich gar leicht bemerken kann; vor a in dem Worte Vater, und was davon abgeleitet iſt, vor e in Vetter, Veſtung, Veſte, und in der Silbe ver; vor i, in Vieh, viel und vier; vor o, in Vogel, Vogt, Volk, voll, und vor, Außer dieſen findet das v nur noch in einer geringen Anzahl Wörter fremden Urſprungs ſtatt, welche aus der Lateiniſchen oder Franzöſiſchen Sprache in die unſrige aufgenommen ſind, und worinn es zum Theil auch etwas weicher, wie das f, ausgeſprochen wird, als vor a in Vakanz, Valet, Vaſall. Vor e in Venedig, Ventil, Veilchen, Veſper, Vettel, vexiren, Vezier. Vor i in vice, und was damit zuſammengeſetzt iſt, ferner in Viktualien, Violine, Vieſier, Viſite, Vitriol; vor o in Vokal, Volontair; in der Mitte und am Ende in brav *maſſiv, naiv, Nerve, Sclave, Frevel.* Freilich bedienen wir uns alſo des v nur noch aus Ehrfurcht für das Alterthum, und für das Gepräge fremder Wörter; aus eben dem Grunde aber möchte es auch ſchwer zu verbannen ſeyn, welches auch um ſo weniger nothwendig iſt, da der Gebrauch deſſelben im Ernſt keine ſo große Verwirrung in unſrer Rechtſchreibung hervorbringen kann, indem die Fälle, wo man ſich deſſelben noch bedienet, bloß als Ausnahmen von der Regel zu betrachten ſind. — Wenn wir nun noch die richtige Ausſprache und Schreibart des ſ in allen Fällen beſtimmt haben, ſo iſt wiederum eine Schwierigkeit gehoben. — Was wir von b, d, und ng bemerkt haben, daß ſie am Ende der Wörter und Silben hart ausgeſprochen werden, das gilt auch vom ſ, welches in dieſem Falle aber auch ein andres Zeichen erhält, und mit s oder ß vertauſcht wird. Wir ſchreiben daher nicht *das Eiſ iſt geſchmolzen*, ſondern *das Eis iſt geſchmolzen*; weil die weiche und gelinde Ausſprache des ſ am Ende der Wörter ebenfalls widrig und unangenehm klingen würde. Aber man ſiehet auch hieraus, wie wenig wir Urſach haben, das kurze s zu verwerfen, da durch daſſelbe wirklich ein von der Ausſprache des langen ſ verſchiedner Laut bezeichnet wird. Freilich bekömmt das lange ſ zuweilen die geſchärfte Ausſprache des kurzern s; aber dies ereignet ſich doch nur mehr zufälligerweiſe vor p und t, und nach g und k, weil dieſe harten Laute, vor oder nach welchen das ſ unmittelbar ausgeſprochen werden ſoll, die ſanftre und gelindre Ausſprache deſſelben unmöglich machen, wie in den Wörtern *liſpeln, geſtern*, u. ſ. w.; und weil b, g und ch, am Ende einer Silbe, und insbeſondre vor dem ſ, wie p und k geleſen werden, ſo machen ſie ebenfalls die gelinde Ausſprache des langen ſ unmöglich, wie in den Wörtern wachſen, Labſal, Drangſal, u. ſ. w. — Sonderbar iſt es, daß in Oberſachſen das lange ſ vor p und t zu Anfange der Wörter, immer wie ſch ausgeſprochen wird, gleichſam als ob es ohne dieſes Ziſchen nicht zu dem p oder t übergehen könnte. Unſre Vorfahren müſſen doch irgend einen Grund gehabt haben, warum ſie z. B. ſchlagen, ſchweigen, ſchreiben, ſchmerzen, mit einem ſch, und hingegen gerade die Wörter, wo das ſ im Anfange vor p oder t zu ſtehen kömmt, ohne das ch ſchrieben. Und ſind denn nicht p und t gerade die beiden härteſten Laute ihrer Art, vor welchen man vielleicht nicht ohne Grund das Geziſch des ſch zu vermeiden ſuchte, um ſie nicht noch härter und rauher zu machen? Warum ſollen wir nun dieſe Ausnahme nicht auch in der Ausſprache beobachten, welche nicht ohne Grund im Schreiben gemacht iſt? Der Niederſachſe thut dieſes beſtändig, aber freilich fällt er wieder in den gegenſeitigen Fehler, macht die Ausnahme zur Regel, und ſpricht ſlagen, ſweigen, ſwarz, u. ſ. w. anſtatt ſchlagen, ſchweigen, und ſchwarz, welches aber doch niemand thun wird, der ſeine Ausſprache gebildet hat. Da es nun im Deutſchen ein Grundgeſetz der Ausſprache zu ſeyn ſcheinet, dieſelbe der einmal angenommenen Schreibart ſo nahe wie möglich zu bringen, ſo ſollte man auch in dieſem Falle nach eben dem Grundgeſetze verfahren. Allein es iſt freilich niemanden zuzumuthen, ſeinen Sprachwerkzeugen Gewalt anzuthun, wegen eines einzigen Lautes, worauf weder Glück noch Wohlfahrt beruhet, ob derſelbe mehr geziſcht oder geliſpelt wird. Aber wenn eine allgemein richtige Ausſprache feſtgeſetzt werden ſoll, ſo darf in dieſem Falle der Niederſachſe dem Oberſachſen gewiß nichts nachgeben, und der letztere darf es bey dem erſtern für kein fehlerhaftes

Geliſpel halten, wenn derſelbe ſtehen, und ſprechen, anſtatt ſchtehen und ſchprechen, ſagt. Am Ende der Wörter aber iſt die Ausſprache des ſt wie ſcht völlig unerträglich. Wie rauh klingen die Konſonante r, ſch und t unmittelbar nacheinander, in Fürſt, Bürſte, Berſten, wenn es Fürſcht, Bürſchte, Berſchten, geleſen wird. — Wir haben ſchon bemerkt, daß am Ende der Wörter und Silben anſtatt des langen ſ immer ein s oder ß geſetzt wird, es wird zwar das eine völlig ſo wie das andre ausgeſprochen, aber in Rückſicht auf die Verlängerung des Worts ſind ſie demohngeachtet eben ſo wie b und p, d und t, oder ch und t verſchieden. Eben ſo wie wir daher Tag mit einem g ſchreiben, weil es nicht des Taches, ſondern des Tages, und Bach mit einem ch, weil es nicht des Bages, ſondern des Baches heißt; eben ſo ſchreiben wir auch Beweis mit einem kurzen s, weil es nicht des Beweißes, ſondern des Beweiſes, und Fleiß mit einem ß, weil es nicht des Fleiſes, ſondern des Fleißes heißt. Bußfertig ſchreiben wir mit einem ß, weil wir nicht die Buſe, ſondern die Buße ſagen; Boshaft aber mit einem kurzen s, weil es nicht Böße, ſondern Böſe heißt. Allein wo muß denn nun eigentlich in der Mitte der Wörter ein ſſ oder ß geſetzt werden? Man hat häufig angefangen, anſtatt des ß und ſſ, entweder nur ein ß oder ein ſſ, zu ſchreiben, weil man das ß für weiter nichts, als ein doppeltes ſ gehalten hat. Allein das ß iſt ein einfacher Laut, der wirklich aus einem ſ und einem angehängten z beſteht, wodurch das ſ aber nicht verdoppelt, ſondern nur geſchärft wird. So wenig alſo ein einfacher Laut die Stelle eines doppelten, oder ein doppelter die Stelle eines einfachen vertreten kann, eben ſo wenig kann das ß anſtatt des ſſ, oder das ſſ anſtatt des ß, im Schreiben geſetzt werden. Der doppelte Konſonant verkürzt immer den Vokal, ſo wie ihn der einfache verlängert; wollte ich daher die Maße, wenn es von Meſſen herkömmt, mit einem ſſ ſchreiben, ſo müßte ich nothwendig das a kurz ausſprechen, und dann würde man ſich nicht mehr eine Abmeſſung, ſondern die Materie oder den Stoff zu einer Sache darunter denken, welcher die Maſſe heißt; wollte man aber die Maſſe mit einem ß ſchreiben, ſo müßte man das a nothwendig lang ausſprechen, und dann würde man ſich wieder eine Abmeſſung darunter denken müſſen. Wir ſehen alſo hieraus, daß das ß nichts weniger, als ein überflüſſiger Buchſtabe iſt; auch wiſſen wir nun ganz gewiß, wo wir ein ſſ oder ß ſetzen ſollen, indem das ß, in der Mitte der Wörter, nur nach einem langen, das ſſ aber nur nach einem kurzen Vokal, ſtehen kann. Am Ende der Wörter aber, und vor einem t, kann das ß auch nach einem kurzen Vokal ſtehen, und dieß iſt der einzige Fall, wo es die Stelle eines doppelten ſ vertritt, als: Haß, Faß, ißt, wißt, u. ſ. w. So wie man das lange einfache ſ am Ende der Wörter nicht ſtehen läßt, eben ſo ſucht man auch das doppelte lange ſ daſelbſt zu verbannen, und vertauſcht es mit dem gerundeten ß; aus eben dem Grunde ſcheinet man es vor dem t mit dem ß vertauſcht zu haben, damit nicht zuviele lange Figuren neben einander ſtehen ſollen, indem man alſo das e in wiſſet und iſſet ausließ, ſchrieb man, anſtatt wiſſ't und iſſ't, wißt und ißt: wollte man iſt, anſtatt ißt ſchreiben, ſo wurde dieß auch im Schreiben einen Mißverſtand veranlaßen, der ohnedem ſchon im Reden nicht zu vermeiden iſt. — Noch eins müſſen wir nachholen, warum das Wort daß, wenn es ſich auf ein Verbum bezieht, oder die Konjunktion iſt, mit einem ß, und wenn es ſich auf ein Nennwort bezieht, oder der Artikel iſt, mit einem s geſchrieben wird. Man kann ſich dieſes auf folgende Weiſe erklären: ſagen wir, ich wünſche, daß er komme, ſo heißt das ſo viel, ich wünſche, das: er komme! Dieſes das ſoll alſo die genaueſte Bezeichnung desjenigen ſein, was man wünſcht, welches aber hier nicht in einem einzigen Nennworte: ſondern in einer ganzen Rede enthalten iſt. Das Wort das muß alſo hier weit mehr bezeichnen, als wenn es vor einem bloßen

Nennworte ſtände; was war daher wohl natürlicher, als daß man auch auf dieſes ſo bezeichnende das, durch die Verdoppelung des ſ, welches hier durch ß bezeichnet wird, einen größern Nachdruck ſetzte, den man wenigſtens im Schreiben beibehielt, ob man ihn gleich im Sprechen nicht mehr beobachtete. Uebrigens werden die Wörter was, als, u. ſ. w., welche nicht verlängert werden können, allemal mit einem kurzen s geſchrieben. — Das ſch vertritt die Stelle des Franzöſiſchen ch in den Wörtern Maſchine, Marſchall, Marſch, und ähnlichen. In ſolchen Wörtern aber, als Chaiſe, Genie, welche noch zu ſehr das Gepräge ihres fremden Urſprungs an ſich tragen, behält man lieber die Franzöſiſche Schreibart bei. — Von den übrigen Konſonanten iſt nun wenig mehr zu bemerken übrig, weil bei der Ausſprache und Schreibart derſelben keine große Schwierigkeiten ſtatt finden. Nur werden wir uns noch erinnern, daß kein doppelter Konſonant nach einem langen Vokale ſtehen kann, und daß es alſo fehlerhaft wäre, wenn wir z. B. Laken, Haken, u. ſ. w., mit einem ck ſchreiben wollten. Eben ſo wenig kann das ck und tz nach einem andern Konſonanten geſetzt werden, daher würde es auch fehlerhaft ſeyn, wenn man Danck und Hertz anſtatt Dank und Herz ſchreiben wollte. — Da man das pf am Ende der Wörter, als in Kopf, Zopf, u. ſ. w deutlich hören läßt, ſo ſollte man es auch im Anfange der Wörter Pferd, und Pfand, nicht wie ein bloßes f, und alſo nicht Ferd und Fand leſen. — Bei dem r wird die ſchwächere, lallende, zwiſchen r und l ſchwankende Ausſprache deſſelben, welche man Schnarren nennt, von einigen für ſchön und wohlklingend gehalten. Daß aber demohngeachtet das Schnarren ein Naturfehler ſey, ſieht man daraus, weil diejenigen, die es thun, es größtentheils thun müſſen, und das r gar nicht ohne Schnarren ausſprechen können, da hingegen diejenigen, die es nicht thun, es doch thun können, ſobald ſie wollen. — Freilich klingt die allzurauhe und nachdrückliche Ausſprache des r dem Ohre auch nicht angenehm, und man muß daher das Zittern der Zunge beym r nicht zu lange fortdauren laſſen, damit es nicht gleichſam noch nachklinge, wenn das r ſchon ausgeſprochen iſt.

[illegible]

[illegible] Ausgenommen [illegible]

III. Vom Unterſchiede des b und p, d und t, g und k, und des s und ß, am Ende der Wörter.

[illegible]

IV. Vom Unterſchiede des ſſ und ß.

[illegible] Ausgenommen [illegible]

[illegible]

V. Vom Unterſchiede des f und v.

[illegible]

[illegible]

VI. Vom th.

[illegible] u. ſ. w.

[illegible]

[illegible] u. ſ. w.

Tabelle von der deutschen Rechtſchreibung.

I. Von der Dehnung der Vokale.

1) [illegible] wird, in Rückſicht auf a, e, o, und u, [illegible] den Konſonanten b, d, f, g, h, ſ und t, [illegible] in folgenden Wörtern

laben, laden, Hafen, fragen, [illegible], [illegible], waren,
[illegible], reden, [illegible], [illegible], [illegible], leſen, [illegible].
leben, Beben, Ofen, Boden, drehen, [illegible], [illegible].
[illegible], [illegible], [illegible], Tugend, [illegible], [illegible], [illegible].

2) Sie wird bei dem a, e, o, und u, durch h bezeichnet vor den Konſonanten l, m, n, r, als

ſtahlen, Rahmen, bahnen, fahren.
fehlen, nehmen, lehnen, lehren.
[illegible], Ohm, bohnen, bohren.
[illegible], Ruhm, Huhn, Uhr.

Ausnahmen hiervon ſind:

1. Die Wörter fremden Urſprungs, als:
[illegible]
2. Kleine Wörter und Partikeln wie folgende
[illegible]
3. Folgende Wörter.
[illegible]

3) Wird die Dehnung in einigen Wörtern vor l, m, n, r und t, und durch e [illegible] auch am Ende einiger Wörter, durch die Verdoppelung des Vokals bezeichnet.

Aar, Haar, Saal, [illegible], Schaam, Waare, [illegible], [illegible]
[illegible], Heer, [illegible], [illegible], [illegible], [illegible], [illegible]
Saat, Staat, [illegible], Aas.
Beet, Boot, Moos, leer, [illegible].
[illegible], [illegible], Aal, [illegible].
Armee, Kaffee, Rappee.

4) Wenn i mit der Dehnung beſtändig, auch am Ende eines Worts, durch ein hinzugefügtes e bezeichnet, als:

biegen, ziehen, gießen,
[illegible], [illegible], zieren,
ſchießen, [illegible], die, ſie.
Philoſophie, Melodie u. ſ. w.
Auch in den Wörtern:
Vieh, Dienſtag, Dienſt, [illegible], vierzig.

Hiervon ſind ausgenommen:

[illegible]
Doch aber
[illegible]
2. Die Wörter, wo es im Anfange ſteht, als:
Ihr, Ihn, Ihm, [illegible], und in ſeinen Wörtern.
[illegible]
3. Durch h wird die Dehnung bezeichnet in folgenden Wörtern.
[illegible]

5) Die Dehnung des ä, ö, und ü, wird vor l, m, n, r, nur durch h, niemals aber durch die Verdoppelung angezeigt, als:

Pfähle, lähmen, Kähne, zähren.
Höhle, gewöhnen, Söhne, Röhre.
Stühle, rühmen, Bühne, rühren.

Hiervon ſind ausgenommen:

1) [illegible]
2) [illegible]
3) [illegible]

II. Von der Verdoppelung der Konſonanten.

[illegible]

c) Veränderungen am Körper.

a) mehr in uns gedacht. Acc. (mich friert — mich hungert — den Kranken — es ſchmerzt mich (in den Kopf) — es [illegible] ſie (die Frau) — den Mann [illegible] — [illegible]

b) mehr außer uns gedacht. Dat. (mir iſt kalt — mir iſt warm — dem Kranken — es thut mir (in den [illegible]) weh [illegible] — [illegible] (den Frauen) — dem Manne [illegible] — Ihnen iſt wohl

d) Veränderungen in der Seele.

a) mehr in uns gedacht. Acc. (es wundert mich — es [illegible] — es verlangt mich — es [illegible] — es ergötzt den Mann — es freut die Frau — es ſchmerzt ſie (die Frau)

b) mehr außer uns gedacht. Dat. (es [illegible] mir — es ahnet [illegible] — es träumt mir — es [illegible] — es behagt dem Manne — es gefällt der Frau — es [illegible] ihr (der Frau)

Acc. (es gereuet ſie (die Frau) — es kränkt mich — es bekümmert mich — es kümmert ihn

Dat. (ihnen (den Frauen) iſt bange — es [illegible] mir — es fällt mir ein — es [illegible] ihm an

3) Gewiſſe allgemeine Verhältniſſe der Dinge in Anſehung anderer.

a) [illegible] Verhältniſſe, die man als [illegible] eine Bewegung auf uns hin anſehen, etc.) Acc. (es kommt mich an — es geht mich an — es [illegible] — es [illegible] — es [illegible] ſie (die Frau) an — es betrifft die Perſon.

b) [illegible] eine Ruhe [illegible] anſehen, etc.) Dat. (es fehlt ihm nur — es liegt an ihr — es [illegible] — es gehört ihm — es [illegible] ihr (der Frau) [illegible] — es [illegible] der Perſon.

III. In Anſehung der Präpoſitionen.

Erfordert [illegible] einer Präpoſition eine Bewegung auf etwas hin, ſo hat ſie den Accuſativ, im Fall des Aufenthalts an einem Orte aber den Dativ nach ſich, z. B.

Bewegung.	(auf den Berg lauf ich.	[illegible] das Land [illegible] der [illegible].	neben mich ſetzte ſich [illegible]	an die Wand [illegible] das Bild.	unter die Füße warf ich den Mann.	vor mich hin [illegible]
Aufenthalt.	(auf dem Berge bin ich.	über dem Lande [illegible] der Vogel.	neben mir [illegible]	an der Wand [illegible] das Bild.	unter den Füßen [illegible] er ſich.	vor mir [illegible]
Bewegung.	([illegible]	[illegible] zu dem [illegible]	der [illegible] in den Tod	hinter den Tod [illegible] ſich.	in den Himmel lauf ich.	in das Unglück [illegible] er ſich.
Aufenthalt.	([illegible]	[illegible] zu dem [illegible]	[illegible] nach dem Tode.	im Thal [illegible] über dem Grabe.	in der Erde bin ich.	[illegible] in dem Glück [illegible] er ſich.

Die Präpoſitionen aus, durch, für, gegen, wider [illegible] den Accuſativ [illegible] z. B.

([illegible] [illegible]	durch das [illegible] ging der Feind. durch die [illegible]	[illegible] [illegible]	[illegible] (bei dem Boden) [illegible] [illegible] (bei dem Boden) [illegible]	[illegible] [illegible]
([illegible] [illegible]	[illegible] (angenommen) [illegible] zu [illegible]	er [illegible] ſeinen Bruder (angenommen) er [illegible] einen Freund (zu haben)	[illegible] in ſeiner Rede [illegible] ſeiner Freunde	

Die Präpoſitionen aus, außer, bei, mit, nach, von, zu, bezeichnen niemals eine eigentliche Bewegung auf etwas hin, und haben daher beſtändig den Dativ nach ſich, z. B.

([illegible] dem Berge [illegible] aus der Kirche [illegible] der Kirche [illegible] Freundſchaft	[illegible] der Stadt [illegible] [illegible] dem Anfang der [illegible]	nach deiner Bewilligung [illegible] [illegible]	[illegible] der Erde [illegible] Schmerz	

Die Präpoſitionen nach, zu, gegenüber, [illegible] bezeichnen eine [illegible] Bewegung auf etwas hin, und haben daher beſtändig den Dativ nach ſich, z. B.

(aus der Kirche geh ich aus dem Lande [illegible] ich	zu dem Richter kam er zu der Hochzeit ging er	[illegible] [illegible]	[illegible] [illegible] der Gerade [illegible]	zu dem [illegible] zu Hauſe [illegible]

Tabelle vom Unterschiede des Akkusativs und Dativs.

Nom.	Der Mann,	die Frau,	das Haus,	ich,	du,	er,	sie,	(die Frau) sie (die Frauen)
Akkus.	Den Mann,	die Frau,	das Haus,	mich,	dich,	ihn,	sie,	(die Frau) sie (die Frauen)
Dat.	Dem Manne,	der Frau,	dem Hause,	mir,	dir,	ihm,	ihr,	(der Frau) ihnen (den Frauen)

I. In Ansehung des persönlichen Verbums.

Der nächste unmittelbare Gegenstand oder das nächste Ziel einer Handlung steht im Akkusativ.
Der mittelbare Gegenstand oder der entferntere Zweck derselben aber im Dativ, wobei ich also fragen kann,
wer, oder was wird — das steht allemal im Akkusativ, und wenn ich das nicht fragen kann, das steht im Dativ, als:

Akk.	Den Mann beschreibe ich dir	Die Frau gebe ich dir zum Weibe	Das Haus empfehle ich dir	mich verbinde ich dir	Ihn (Ihren Herrn) habe ich Ihr (dem Knechte) beschrieben	Sie (die Frau) beschreibe ich Ihm (dem Manne)
(Fr.	Wer wird beschrieben? der Mann.)	(Wer wird gegeben? die Frau.)	(Wer wird empfohlen? das Haus.)	(Wer wird verbunden? ich.)	(Wer wird beschrieben? Er, der Herr.)	(Wer wird beschrieben? Sie, die Frau.)
Dat.	Dem Manne beschreibe ich dich	Der Frau gebe ich mich zum Manne	Dem Hause empfehle ich dich	mir verbinde ich dich	Ihm (Ihrem Herrn) habe ich Ihn (den Knecht) beschrieben	Ihr (der Frau) beschreibe ich Ihn (den Mann)
(Fr.	Wer wird beschrieben? du.)	(Wer wird gegeben? du.)	(Wer wird empfohlen? du.)	(Wer wird verbunden? du.)	(Wer wird beschrieben? Er, der Knecht.)	(Wer wird beschrieben? Er, der Mann.)

Akk.	Die [illegible] Knechte stellt [illegible] den Herrn vor.	Sie empfehle ich dem [illegible]	Sie, [illegible] entrichte ich nun.	Nennen Sie mich vor Ihrem Sohne.
Fr.	Wer wird [illegible] die [illegible]	(Wer wird empfohlen? die Person, die ich [illegible])	(Wer wird entrichtet? die Person, die ich [illegible])	(Wer wird genannt? ich.)
	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Die Verba lehren, fragen und nennen haben einen doppelten Akkusativ nach sich, weil ich bei beiden sowohl fragen kann, was wird? als wer wird?

Akk.	Du lehrst mich die englische Sprache.	Er fragte den Herrn verschiedene Sachen.	Das Volk nennt ihn den Weisen.	Er nennt mich seinen Sohn.
Fr.	Wer wird gelehrt? ich.	(Wer wird gefragt? der Herr.)	(Wer wird genannt? er, von dem ich rede.)	(Wer wird genannt? ich.)
	Was wird gelehrt? die englische Sprache.	(Was wird gefragt? die Sachen.)	Was wird er genannt? der Weise.	(Was werde ich genannt? ein Sohn.)

Die Verba folgen, trachten, danken, trauen, drohen, helfen, dienen, gehorchen, huldigen, abwechseln, widersprechen, fluchen, u. s. w. erfordern den Dativ nach sich, als:

Dat.	Ich folge dem Manne	Ich danke dem Himmel	ich traue dir	er dienet ihm	er huldiget ihr	Ich widerspreche [illegible]
	Ich traue der Frau	Ich drohe der [illegible]	du hilfst mir	sie gehorchet mir	sie widerspricht dir	Sie fluchen mir.

NB. Bei den Verbis [illegible] [illegible]

II. In Ansehung des unpersönlichen Verbums.

[illegible] den unpersönlichen Verbis [illegible] im [illegible] die Person mehr als [illegible] gedacht,
[illegible] im Akkusativ, mehr aber [illegible] gedacht, aber im Dativ gesetzt, als:

[illegible]	a) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	β) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	γ) [illegible]	[illegible]	[illegible]	
[illegible]	c) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	d) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	c) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
	d) [illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	
[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]	[illegible]

Tabelle von der deutſchen Interpunktion.

Du wirſt, in der That, mit reifern Jahren, zu deinen Vermögensumſtänden, zurückkommen.

Tabelle von den deut

I.

Wo der Genitiv im Singular [illegible], und der Plural [illegible]

Wo der Plural [illegible]

	der Jüngling.		der Mann.		der Apfel.		der [illegible]	
	S.	P.	S.	P.	S.	P.	S.	P.
N.	—	e	—	er	—	—	—	en, n
G.	es, s	e	es, s	er	s	—	en, n	en, n
D.	e	en	e	ern	—	n	en, n	en, n
A.	—	e	—	er	—	—	en, n	en, n

[illegible]

a) [illegible] **Hering.**

b) [illegible]

c) [illegible] **Gerücht, Gebüsch** [illegible]

[illegible]

d) [illegible] **Principal.**

Geschlechte.

a) Masculina.

[illegible]

b) Neutra.

[illegible]

a) [illegible] **Mann** [illegible]

b) [illegible]

[illegible]	—	[illegible]

NB. [illegible]

[illegible]

a) [illegible]

a) Masculina

aa) [illegible] **Mangel – Mängel**

bb) [illegible]

cc) [illegible] **Kerl.**

b) [illegible]

c) [illegible]

a) Masculina

aa) [illegible]

bb) [illegible]

cc) [illegible]

b) [illegible]

d) [illegible]

a) Masculina

aa) [illegible]

bb) [illegible]

cc) [illegible]

b) [illegible] **Wagen** [illegible]

[illegible]

NB. [illegible]

[illegible]

a) [illegible]

b) [illegible]

a) [illegible]

b) [illegible]

c) [illegible]

d) [illegible]

NB. [illegible]

…ſchen Deklinationen.

II		III	
… und der Genitiv im Singular verſchieden iſt.		Wo das Wort im Singular ganz unverändert bleibt.	
der Funke.	das Herz.	die Feder.	die Freude.

S.	P.	S.	P.	S.	P.	S.	P.
—	en	—	en, s	—	en, e	—	e
ens	en	en, s	en, s	—	en, e	—	e
en	en	e	en, s	—	en, e	—	en
en	en	—	en, s	—	en, e	—	e

Hiernach gehen [illegible]

1) die Wörter auf e, [illegible]

Friede, Funke, Fußſtapfe, Gedanke, Glaube, [illegible], Haufe, Name, Same, Schade, Wille.

[illegible]

b) folgende ohne e:

Buchſtab, Schmerz, [illegible] der Schrecken, [illegible]

[illegible]

Das Neutrum [illegible]

a) deutſche Stammwörter, als Bett, [illegible], Ohr, [illegible]

[illegible]

Nach dieſer Deklination gehen alle Feminina, [illegible] keinen Umlaut haben.

a) alle Feminina, die ſich auf e endigen, als [illegible]

b) [illegible]

c) Feminina auf el, als Fabel, Gabel.

d) Feminina auf er, als [illegible] Feder.

Anm. Hievon ſind ausgenommen: Mutter und Tochter, die im Plur. Mütter und Töchter haben.

[illegible]

Hieher gehören alle Maſculina, [illegible]

1) folgende einſylbige Maſculina:

[illegible]

Das Gewand hat im Plur. [illegible]

[illegible]

Das Land und Mann [illegible] die Länder, die Männer [illegible] Lande, Mannen.

[illegible]

Verſuch
einer
kleinen praktiſchen
Kinderlogik
welche
auch zum Theil
für
Lehrer und Denker
geſchrieben iſt.

Herausgegeben
von
Carl Philipp Moritz
Profeſſor am Berliniſchen Gymnaſium.

Mit ſieben Kupfertafeln von Dan. Chodowiecky.

Berlin,
bei Auguſt Mylius 1786.

Vorrede.

Ich habe mich der ſieben Kupfertafeln zu dieſem Buche, welche nicht eigentlich zu dieſem Endzwecke verfertiget ſind, nur bedient, weil ſie zufälliger Weiſe auch zu meiner Idee paßten. Uebrigens iſt dieſe kleine praktiſche Kinderlogik mir unter den Händen das geworden, was ſie eigentlich nicht werden ſollte, aber doch bei dem natürlichen Gange des Denkens werden mußte — indem ich bei der Ausarbeitung nothwendig auf Ideen ſtieß, die ich in dieſem Zuſammenhange zu verfolgen mich nicht erwehren konnte. Der letzte Theil dieſer praktiſchen

Kinderlogik iſt daher keine Kinderlogik mehr — Dieſer letzte Theil mag aber nun als ein Leitfaden für den Lehrer, der etwa von dieſem Buche für Kinder Gebrauch machen will, betrachtet werden, oder auch für ſich ſelbſt ſeines Inhalts wegen, die **Prüfung der Denker** verdienen, ſo wird die Ausarbeitung deſſelben, hoff ich, auch in dieſem Zuſammenhange nicht ohne Nutzen ſeyn.

Verſuch

einer kleinen

praktiſchen

Kinderlogik.

Fritz war ein unordentlicher Knabe. Wenn er ſich des Abends auszog, ſo warf er den einen Schuh unter'm Ofen, den andern ſetzte er unter's Bette.

Das eine Strumpfband ſteckte in der Rocktaſche, und das andere hing unter'm Spiegel. Rock und Weſte lagen oben und der Hut lag unten.

Nun hatte Fritz überdem noch die böſe Gewohnheit, nicht früh aufzuſtehen. Wenn alſo die Sonne ins Fenſter ſchien, und um acht Uhr zur Schule geläutet wurde, ſo mußte es Hals über Kopf mit dem Anzuge gehen; und nun war es ein trauriger Anblick, wie der arme Fritz mit dem einen Schuh und Strumpf am Fuße in der Stube herumhüpfte, und den andern ſuchte; wie er ſich den einen Strumpf mit einem Bindfaden aufbinden mußte, weil er das Strumpfband, das in der Rocktaſche ſteckte, nicht finden konnte; wie der Hut, von alle dem Zeuge, was die Nacht darauf gelegen hatte, zerdrückt war, und ſich gar nicht wieder ins Geſchicke bringen ließ.

Und da es nun vollends an das Bücherſuchen ging, ſo ſteckte die lateiniſche Grammatik in einem Stiefel, das Schreibebuch lag zu den Füßen im Bette, die Schreibfedern lagen auf dem Feuerheerde, und das Dintefaß ſtand zwiſchen dem weißgewaſchnen leinenen Zeuge —

Die Federn waren halb verbrannt, das Dintefaß war umgefallen, und die weiße Wäſche beſchmutzt; das Schreibebuch war in einen Klumpen mit den Füßen zuſammengetreten, und die lateiniſche Grammatik wurde gar nicht gefunden, ſondern blieb ſo lange im Stiefel ſtecken, bis Fritz einmal einen anziehen wollte, und mit dem Fuß nicht hinein kommen konnte.

Verwildert und mißvergnügt ging dann Fritz zur Schule, wo er gemeiniglich zu ſpät kam. Die Mutter ſchalt, der Vater drohte, aber alles half nichts. Es ging ſo einen Tag und alle Tage.

Da nun Fritzens Eltern faſt alle Hoffnung aufgaben, daß ſie ſelbſt je im Stande ſeyn würden, ihn wieder zur Ordnung zu gewöhnen, und auch leider! wegen vieler andern Geſchäfte nicht Zeit genug hatten, ſich ſo viel als nöthig war, mit der Erziehung ihres Sohnes zu beſchäftigen, ſo ſahen ſie ſich nach einem Mann um, dem ſie das wichtige Geſchäft der Erziehung ihres einzigen Sohnes auftragen könnten, und ſie waren ſo glücklich einen ſolchen zu finden, der alle ihre Wünſche und Erwartung übertraf.

Die vorzüglichſte Bitte der Eltern an ihn war gleich im Anfange: er möchte doch ihren Sohn, wo möglich, zur Ordnung zu gewöhnen ſuchen — weil nun Fritz auch erſt vierzehn Jahr alt war, ſo ſagte Stahlmann, (dis war der Nahme des jungen Mannes) habe er noch alle Hoffnung, einen ordentlichen Knaben aus ihm zu ziehen.

Und nun fing Stahlmann auch von Stund an ſeine Lektionen mit Fritzen damit an, daß er ihn bey jeder Gelegenheit zuſammenlegen und zuſammenſtellen ließ, was zuſammen gehörte, und von einander abſondern ließ, was nicht zuſammen gehörte.

Die Früchte davon zeigten ſich bald. Fritz ſtand mit mehr Vergnügen auf, kam zur rechter Zeit zur Schule, und betrug ſich den ganzen Tag über vernünftiger und beſſer, ſo daß ſich auch ſeine Eltern ſelbſt über die ſchnelle Verwandlung wunderten, und ſeinen Lehrer Stahlmann fragten, wie das doch zuginge.

Stahlmann gab zur Antwort, daß ganze Geheimniß beſtehe darinn, daß er Fritzen bey jeder Gelegenheit lehre, zuſammenzulegen und zuſammenzuſtellen was zuſammen gehöre, und von einander abzuſondern was nicht zuſammen gehöre.

Durch die beſtändige Uebung gewöhnte ſich Fritz dermaßen zu dieſem Gedanken, daß es ihm am Ende ſo geläufig wurde, das zuſammengehörige zuſammenzuſtellen und zu legen, daß er gar nicht einmal mehr daran dachte, es thun zu wollen, wenn er's that.

Wenn er ſich des Abends ausgezogen hatte, lagen Knieſchnallen, Strümpfe und Strumpfbänder zuſammen, die Schuh mit den Schuhſchnallen ſtanden unter'm Stuhle; kurz die Kleidungsſtücke hatten ſich gleichſam von ſelbſt, indem er ſie mit Bedacht hinlegte, ſo geordnet, wie ſie auf und neben einander liegen mußten, um mit der leichteſten Mühe ſtückweiſe ſo wieder angezogen werden zu können.

Und wenn nun Fritz am Morgen aufſtand, ſo war er fertig, ehe man ſichs verſahe; der Vater drohte, die Mutter ſchalt, nicht mehr. Fritz ſtand von ſelber früher auf, wie ſonſt, weil er ſich nicht mehr vor der Beſchwerde des Anziehens fürchtete.

Er kam zur rechten Zeit zur Schule. Denn die lateiniſche Grammatik ſteckte nicht mehr im Stiefel, das Schreibebuch lag nicht mehr im Bette, und die Federn nicht mehr auf dem Heerde; ſondern Grammatik, Federn und Schreibebuch, hatten, als zuſammengehörige Sachen, ihren Platz in Fritzens kleinem Schreibepulte, wo ſie auch hingehörten.

Stahlmann mochte nun mit Fritzen gehen und ſtehen, wo er wollte: ſo hatte er immer Gelegenheit genug, ihn bemerken zu laſſen, was von den verſchiedenen Gegenſtänden die er vor ſich ſahe, zuſammengehörte, und was nicht zuſammengehörte.

Wenn ſie im Felde ſpazieren gingen, ſo ſuchten ſie allerlei Kräuter und Pflanzen, die ſie mit ſich zu Hauſe nahmen, und diejenigen, die ſich ähnlich waren, aus dem verwirrten Haufen herausſuchten, und zuſammenlegten, bis endlich alles ſeinen angewieſenen Platz erhalten hatte.

Fritzens Eltern wollten ihn zur Belohnung ſeines nunmehrigen guten Betragens ein Naturalienkabinet kaufen, Stahlmann aber verbat es, und ſuchte es vielmehr ſo zu veranſtalten, daß Fritz ſich ſelbſt allmälig ein Naturalienkabinett anlegen mußte, um auch auf die Art zu lernen, das zuſammengehörige zuſammenzulegen, und das Verwirrte zu ordnen.

Um nun aber ſeine Aufmerkſamkeit auf alle Weiſe zu reizen, und ihm die große Wiſſenſchaft des Eintheilens und Ordnens, die er ihn lehrte, noch angenehmer zu machen, ſchafte Stahlmann ſieben Kupfertafeln an, wovon jede wieder eine Anzahl kleiner Kupfertafeln enthielt, die faſt nichts mit einander gemein hatten, als daß ſie auf einer Platte abgedruckt waren. Dieſe kleine Kupfertafeln ſtellten allerlei ganz von einander verſchiedene Gegenſtände dar, die man nun ohngeachtet ihrer großen Verſchiedenheit hier dicht neben einander erblickte.

Ob nun gleich dieſe Kupfertafeln zu einem andern Behuf verfertigt waren, ſo glaubte Stahlmann doch, ſie könnten auch dazu dienen, ſeinen Zögling die große Kunſt des Eintheilens und Ordnens, des Vergleichens und Unterſcheidens, worauf die ganze Glückſeligkeit des vernünftigen Menſchen beruhet, dadurch auf eine angenehme und ſpielende Art zu lehren. Dieß that er nun folgendermaßen:

Er nahm die erſte Kupferplatte vor, auf welcher zufälliger Weiſe der Eſel zu dem bunten Schauſpiele den Anfang macht, dann folgen: ein leſender Knabe; ein ſchreibender Mann; ein pflügender Bauer; ein Hund und ein Fiſcher. Der Eſel ſteht auf dem Erdboden; der Knabe ließt in einem Buche an einen Baumſtamm gelehnt, der Mann ſchreibt an einem Tiſch, die Feder in der Hand; der Bauer treibt den Pflug mit der einen Hand und in der andern hält er die Peitſche, der Hund ſteht an einem Strauch; der Fiſcher ſenkt das Netz in den Teich. Hier iſt alſo untereinander gemiſcht:

Lebendes und Lebloſes

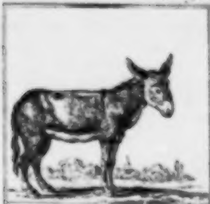
Eſel	Erdboden
Knabe	Buch, Baumſtamm
Mann	Feder, Tiſch, Stuhl.
Bauer	Pflug, Peitſche.
Hund	Strauch
Fiſcher	Netz.

Das Lebende ſezt das Lebloſe in Bewegung, oder:

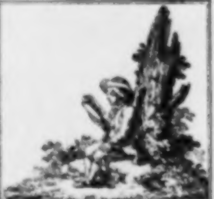
Das Lebende — wirkt — auf das Lebloſe.
Der Eſel — tritt — auf den Erdboden.
Der Knabe — lehnt ſich — an den Baumſtamm.
und — hält in der Hand — das Buch.
Der Mann — ſizt — auf dem Stuhle am Tiſche.
und — ſchreibt — auf das Papier mit der Feder.
Der Bauer — treibt — mit der Hand den Pflug.
und — hält mit der andern — die Peitſche.
Der Hund — ſteht — am Strauch.
Der Fiſcher — ſenkt — das Netz in den Teich.

Das Lebende tritt auf das Lebloſe, es lehnt ſich daran, es ſteht daran, es hält es, es treibt

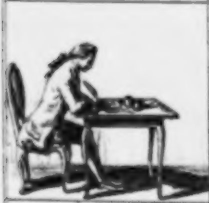
Maſculina.



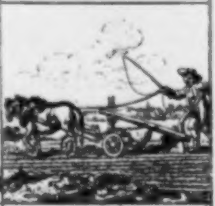
aſinus. 1



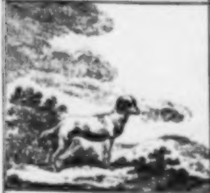
puer. 2



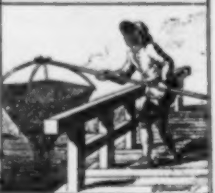
ſcriba. 3



agricola. 4



canis. 5



piſcator. 6

treibt es, es ſenkt es nieder, und hebt es wieder empor.

Der Bauer wirkt auf die Pferde und treibt ſie, die Pferde wirken auf den Pflug, und ziehen ihn, der Pflug wirkt auf die Erde, und zerſchneidet ſie.

Die Hand des Mannes wirkt auf die Feder und führet ſie, die Feder wirkt auf das Papier und bemahlt es mit Buchſtaben.

Die Hand des Fiſchers ſenkt das Netz ein, und das Netz faßt die Fiſche auf —

So pflanzt ſich die Wirkung von dem Lebenden auf das Lebloſe und von dieſem wieder auf das Lebende fort.

Fritz wird alſo zuerſt einen großen Strich machen müſſen zwiſchen

Lebend und Lebloß

Alles was er noch bis jetzt in der Welt geſehen hat, und künftig ſehen wird, muß er unter eine von dieſen Benennungen bringen — Er kann alſo die Welt füglich eintheilen, in die lebende und lebloſe Welt —

Nun wirkt zwar der Pflug auch in die Erde, und die Feder auf das Papier, ob ſie gleich lebloſe

Dinge ſind — Allein der erſte Anſtoß mußte doch erſt durch ein lebendes Weſen geſchehen.

Und wiederum welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen: Das Pferd ſetzt den Pflug in Bewegung, und der Bauer ſetzt das Pferd in Bewegung?

Das Pferd geht vorwärts und zieht den Pflug, weil es von der Peitſche getrieben wird.

Den Bauer aber treibt nichts vorwärts, was noch hinter ihm wäre; ihn treiben bloß ſeine Gedanken, die in ihm ſind —

Die Erde muß durch den Pflug erſt aufgeſchnitten werden, wenn ſie den Saamen, der in ſie geſtreuet wird, aufnehmen und Früchte tragen ſoll.

„Schnitte ich jetzt die Erde nicht auf, ſo würde
„ſie mir keine Früchte tragen, und ich würde dereinſt
„meinen Hunger nicht ſtillen können.„

Das iſt der innre Gedanke, der den Bauer treibt, daß er mühſam mit der einen Hand den Pflug in die Erde drückt, indem er mit der Peitſche in der andern die Pferde vorwärts treibt — ſo weit denkt er in die Zukunft, indes die Pferde bloß den gegenwärtigen Zwang fühlen, und den gegenwärtigen Schmerz fürchten, den ſie von der Peitſche erdulden müßten, wenn ſie nicht vorwärts gingen.

Es giebt alſo in der lebenden Welt wider einen großen Unterſchied zwiſchen

vernünftig und unvernünftig
zwiſchen
Menſch und Thier

Der Bauer wirkt auf die Pferde als ein lebendes und vernünftiges Weſen die Pferde auf den Pflug, als lebende, aber unvernünftige Weſen; der Pflug in die Erde, als ein unvernünftiges und zugleich lebloſes Weſen.

Der Bauer wird durch den Gedanken an das Zukünftige das Pferd durch die Furcht vor Schlägen, der Pflug aber durch keines von beiden, ſondern bloß von außen her angetrieben.

Und nun alſo, welch ein neuer großer Unterſchied in der

lebenden Welt
zwiſchen
Menſchenwelt und Thierwelt
leſender Knabe — Eſel
ſchreibender Mann — Pferd
pflügender Bauer — Hund
Fiſcher — Fiſch.

In der Thierwelt bleibt alles immer ſo, wie es einmal von der Natur eingerichtet iſt; die Bienen haben ſeit Jahrtauſenden ihre Cellen, die Schwalben ihre Neſter gebaut, und bauen ſie noch immer fort, ohne in ihrer Kunſt zurück oder vorwärts gekommen zu ſeyn.

Wie aber verändert ſich alles in der Menſchenwelt?

Der Menſch läßt die Natur nicht, wie ſie iſt, ſondern ſchaft ſie ſich nach ſeinem Belieben um — Die Thiere laſſen den Wald wie er iſt, und legen ſich dankbar in ſeinen Schatten; die Menſchen zwingen den Wald mit der Axt ihnen zugleich Wohnung und Wärme zu geben, indem ſie von den abgehauenen Baumſtämmen Häuſer bauen, die ſie mit andern Baumſtämmen wieder erwärmen.

Das Thier begnügt ſich mit ſeinem Körper, und mit den Gliedmaßen, die ihm zu ſeinen nothwendigen Gebrauch gegeben ſind — der Menſch ſucht durch mancherlei von ihn ſelbſt erfundene Werkzeuge ſeine Gliedmaßen zu verlängern oder zu vervielfältigen, und auf die Weiſe ſeinem Körper gleichſam etwas zuzuſetzen, indem er die Natur an ſeinem eignen Körper nachahmt.

Sein Arm mit der hohlen Hand gnügt ihm nicht zum Schöpfen, er ahmt ihn alſo durch den Löffel nach, womit er nun bequemer die Speiſen zum Munde führt —

Durch den eiſernen Hammer ahmt er die Stärke ſeines Arms mit der geballten Fauſt nach; durch das ſpitzige Eiſen die Schärfe ſeiner Nägel, und durch die Säge die Schärfe ſeiner Zähne.

Durch den Stuhl bildet er ſeine im Sitzen gebogenen Knie, durch den Tiſch die Erhöhung ſeines Schoßes, wovon er zuerſt Speiſe genoß, und durch die Bekleidung die Haut ſeines Körpers nach, die ihn nicht hinlänglich vor der Witterung ſchützte.

Die Vollkommenheit der Natur gnügte alſo dem Menſchen nicht; er wollte ſie noch vollkommener machen, und gleichſam eine neue Schöpfung in der Schöpfung wieder hervorbringen.

Das iſt ihm denn auch gelungen, und daraus iſt nun eine Menge von Dingen in der Welt entſtanden, welche die Natur für ſich nie würde hervorgebracht haben, als Häuſer, Uhren, Mühlen, Statüen, Gemählde, u. ſ. w.

Alle dieſe Dinge, ſagt man, hat nicht die Natur, ſondern der Fleiß des Menſchen oder die Kunſt hervorgebracht.

Fritz mußte alſo aufs neue einen großen Strich machen: zwiſchen

Natur und Kunſt

denn alles, was er vor ſich ſieht, wird er immer unter eines von dieſen beiden Benennungen bringen können — Alles dasjenige was die Kunſt als ein Werk hervorbringt, iſt eigentlich lebloß — denn das Lebende hervorzubringen hat ſich die Natur ſelbſt vorbehalten — Es wäre alſo aufs neue zu unterſcheiden in der

lebloſen Welt

zwiſchen

Naturwelt und	Kunſtwelt
Erdboden	Buch
Baumſtamm	Pflug
Strauch	Peitſche
	Pflug
	Tiſch
	Stuhl
	Feder.

Die Kunſt hat hier ſo eingegriffen, daß der Natur faſt nichts übrig geblieben iſt — denn ſelbſt der

Acker iſt auch ein Werk der Kunſt, oder des menſchlichen Fleißes, weil die Natur von ſelbſt keinen Acker hervorbringt, und ſo auch der Teich, welcher von Menſchenhänden gegraben wird.

Die ganze Bekleidung des Knaben, des ſchreibenden Mannes, des Bauers und des Fiſchers muß zur Kunſtwelt gerechnet werden, ſo auch die Riemen und das Sattelzeug der Pferde.

Nur auf der kleinen Kupferplatte, wo der Eſel, und auf der, wo der Hund ſteht, ſieht man die bloße Natur; auf den vier übrigen erblickt man allenthalben Natur mit Kunſt vermiſcht.

Will man nun die Naturwelt für ſich allein betrachten, ſo muß man die lebende Welt, und den Menſchen ſelbſt, als ein bloßes Thier betrachtet, wieder dazu rechnen; und denn zerfällt ſie, in die

lebende Naturwelt und lebloſe Naturwelt

Der Menſch und alle Thiere — Pflanzen, Metalle und Steine.

Und will man die Kunſtwelt wieder für ſich allein betrachten, ſo muß man den Menſchen, als Künſtler, wieder mit dazu rechnen, alsdenn zerfällt ſie ebenfalls in die lebende Kunſtwelt und lebloſe Kunſtwelt

dazu gehören	dazu gehört
Alle Künſtler und Handwerker oder Menſchen die irgend eine Wiſſenſchaft durch Uebung erlernet haben.	Alles dasjenige, was dieſe Menſchen durch die Kunſt hervorgebracht haben.

Freilich werden ſogar auch Thiere in die Kunſtwelt herüber gezogen, indem der Menſch ſie zu ſeinem beſonderen Gebrauch abrichtet; und in ſo fern gehören denn auch dieſe mit zur lebenden Kunſtwelt.

Wir haben alſo erſtlich eine große Grenzlinie gezogen:

zwiſchen
Dem Lebenden und Lebloſen
zweitens zwiſchen
Dem Vernünftigen und Unvernünftigen
Menſch und Thier.
drittens zwiſchen
Natur und Kunſt
viertens zwiſchen
lebender Natur und lebloſer Natur
lebender Kunſt und lebloſer Kunſt

Bey dem leſenden Knaben, ſchreibenden Mann, pflügenden Bauer, und das Netz einſenkenden Fiſcher ſehe ich die Kunſt in der Ausübung oder im Leben — Das Buch, die Feder, der Pflug, und das Netz ſind bloße todte Werkzeuge, deren ſich die lebende Kunſt bedient; ſie gehören alſo zu der lebloſen, jene hingegen zu der lebenden oder thätigen Kunſtwelt —

Der Eſel, der Hund und das Pferd gehören zu der lebenden, der Baumſtamm und der Strauch aber zu der lebloſen Naturwelt —

Allein die vor dem Pflug geſpannten Pferde ſind ſchon gewiſſermaßen in die Kunſtwelt mit hinübergezogen worden, ſo wie der gepflügte Erdboden.

Man ſchlage aber den Pflug, und den Tiſch und Stuhl in Stücken, ſo bleibt nichts, als Stein und Eiſen übrig, und was vorher zur Kunſtwelt gehörte, gehört nun wieder zur lebloſen Naturwelt.

Man ſieht alſo daß die ganze Kunſt nur in der Zuſammenſetzung beſteht; denn ſobald man das Zuſammengeſetzte wieder auseinander nimmt, ſo iſt die bloße Natur wieder da.

Man ſieht ferner, daß die Kunſtwelt gegen die Naturwelt, im Grunde nur ſehr klein und unbedeutend ſeyn muß, weil ſie doch bloß Menſchenwerk, und der Menſch eigentlich ſelbſt nur ein Werk der Natur iſt.

Was iſt ein kleines Schiff gegen das große Weltmeer, was ein kleines Haus oder gar eine Stadt gegen viele Meilen lange Wälder und Wüſten.

Aber eben weil die Kunſtwelt nun einmal des Menſchen Werk iſt, ſo lebt und webt er darinn vom Morgen bis an den Abend, und ſie liegt ihm oft mehr am Herzen, als die große ſchöne Natur, die er nicht gemacht hat.

Und welch ein Unterſchied und eine Stufenfolge findet wieder unter den Künſten ſelber ſtatt?

Fiſchen — leſen
Pflügen — ſchreiben.

Das Netz ins Waſſer ſenken um Fiſche zu fangen — Die Augen aufs Buch heften, um Gedanken zu faſſen.

Den Pflug in die Erde drücken, um Furchen zu ziehen; die Feder in die Dinte einzutunken, und ſie denn ſtärker oder ſchwächer aufs Papier zu drücken, um durch Töne Gedanken zu mahlen.

Welche auffallende Verſchiedenheit von Beſchäftigungen denkender und handelnder Weſen!

Der Körper bedarf Speiſe, um fortzudauren; darum ſind Pflug und Netz.

Die Seele bedarf Gedanken — darum ſind Buch und Feder —

Sie will ihre Gedanken mittheilen durch ſchreiben, und durch das Leſen neue Gedanken ſammlen.

Das giebt eine neue Grenzlinie in der Kunſtwelt zwiſchen ſolchen Künſten die mehr für den Geiſt, und ſolche, die mehr für den Körper erfunden ſind.

Für den Geiſt	Für den Körper
leſen	pflügen
ſchreiben	fiſchen
mahlen	backen
zeichnen	brauen
rechnen	ſchmieden
dichten	kochen, u. ſ. w.

Jetzt wird es ſchon leichter fallen, die Gegenſtände auf der folgenden Kupfertafel unter ihre Klaſſen zu ordnen.

Die zweite Kupfertafel

enthält folgende Gegenſtände:

Ein Mädchen, die ſtrickt: eine Roſe; eine Katze, die auf einem Küſſen ſchläft; eine Frau in einem Lehnſeſſel, die in einem Buche lieſt; und unten ſind verſchiedene krumme Linien angebracht, welche ein-

Abbildung der verſchiedenen Bewegungen ſeyn ſollen, die man beim Tanze macht.

Nur die Roſe iſt hier allein der Natur ganz getreu geblieben, in das Uebrige hat ſich alles ſchon die Kunſt mit eingemiſcht.

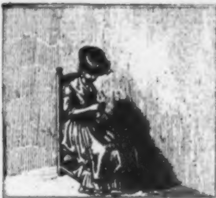
Das Mädchen ſitzt auf einem Stuhl und ſtrickt — Eine ſehr lobenswerthe Erfindung des menſchlichen Fleißes, den Händen eine leichte Beſchäftigung zu geben, die auch für Kinder nicht zu ſchwer iſt, und wodurch ſie doch gleichſam ſpielend etwas Nützliches hervorbringen.

Der zarte Faden, der vorher noch auf einen Knäuel gewunden war, wird nun auf mannichfaltige Weiſe ineinandergeſchlagen, und bildet in ſeinem Gewebe die Geſtalt des Fußes nach, den er bekleiden ſoll.

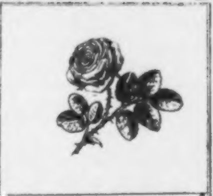
So weiß der Fleiß und die Kunſt des Menſchen ſich alles anzupaſſen; die Wolle, die noch vor kurzem das Lamm bedeckte; muß jetzt gefärbt und dicht ineinandergewebt, dem Menſchen zu einer noch weit bequemeren Hülle dienen, als dem Lamm, dem ſie entſproſſen war.

Die feſtgewebte Haut der Thiere, die er getödtet hat, muß ſich ſeinem Fuße anſchmiegen, und ſeine Sohlen,

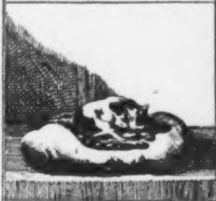
ins



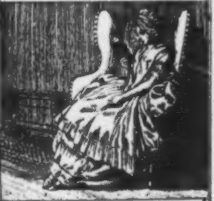
puella. 1.



roſa. 2.

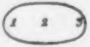


felis. 3.

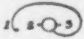


mulier. 4.

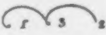
1 Tour.



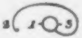
2 Tour.



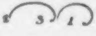
3 Tour.



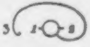
4 Tour.



5 Tour.



6 Tour.



[illegible] f.

indem er einhertritt, vor dem verletzenden Dorn, und dem brennenden Sande ſchützen.

Und eben die Wolle, die ihn kleidet, bedeckt auch in den feſten Filz zuſammengezwängt, ſein Haupt vor Regen und Sonnenhitze, und iſt zugleich die Zierde des Mannes.

Die zartgeſponnene Hülle des Seidenwurms muß aufs neue gewebt und geſponnen auch die Hülle des Menſchen werden, der ſich die ganze Natur unterthan zu machen ſtrebt, und in Gold und Seide gehüllt, als der König der Schöpfung einhertritt.

Die Roſe, wie ſie hier einſam ſteht, iſt ein Bild der ſich ſelbſt gelaſſenen unverfälſchten Natur, die der Menſch noch nicht nach ſeinen kleinlichen Bedürfniſſen umgeſchaffen hat. —

Der Anblick der reinen und unverfälſchten Natur iſt wohlthätig und erquickend — darum iſt ein Spaziergang ins freie, aus dem Gewühl der Stadt ſo angenehm — Man ſieht da ſo viele Dinge, die alle ohne des Menſchen Zuthun da ſind. Man ergötzt ſich an der ſchönen Geſtalt der Aeſte und Zweige auf den Bäumen; man findet an dem Anblick eines Blättchens Vergnügen, das vom Winde hin und her bewegt wird.

Es iſt Pflicht für den Menſchen ſich oft von der Betrachtung der Dinge, die mit Menſchenhänden gemacht ſind, zur Betrachtung derer, die nicht mit Menſchenhänden gemacht ſind, loßzureißen. — Denn das erhebt die Seele wieder zu großen Empfindungen, die ſonſt durch die unzähligen kleinen Gegenſtände der menſchlichen Kunſt erſtickt werden.

Der volle Anblick des Himmels und der Erde, eines Baumes der über uns rauſcht, und einer Blume die zu unſern Füßen emporblüht, iſt mehr werth, als der Anblick aller Kunſtwerke, Gemählde und Statüen, die je die ſchöpfriſche Kunſt des Menſchen hervorgebracht hat.

Es ſcheint aber, als ob ſelbſt die Natur einen gewiſſen Unterſchied in der Hervorbringung ihrer Werke beobachtet habe, indem ſie einige mehr zum Nutzen, und andre mehr zum Vergnügen gebildet zu haben ſcheint. — An dem was weniger nutzt, hat ſie deſto mehr Schönheit verſchwendet, um uns gleichſam ſchadloß zu halten.

Der ſtärkende Halm, deſſen körnichte Frucht uns nährt, prangt nicht mit ſolchen reizenden Farben, als die Roſe, die uns bloß durch ihren Geruch ergötzt, und die Tulpe, welche ſogar auch das Duftes entbehrt,

behrt, hält uns durch ihre noch glänzenderen Farben ſchadloß — Der Regenbogen, welcher das Auge ergötzt, ohne zu nutzen, iſt das Schönſte, was die Natur im Einzelnen hervorbringt — er iſt der Abglanz des Schönen, das durch den rund umher ſich verbreitenden Lichtſtrahl allenthalben auf dem Erdkreis zerſtreut iſt.

Die Natur macht alſo ſelbſt einen Unterſchied zwiſchen dem Schönen und Nützlichen; das Schöne iſt gemeiniglich weniger nützlich, und daß ſehr Nützliche iſt gemeiniglich weniger ſchön.

Dieſen Unterſchied hat auch der Menſch in den Künſten nachgeahmt, die deswegen in die ſchönen und nützlichen Künſte zerfallen.

Zu den ſchönen Künſten rechnet man z. B. die Mahlerei, die Muſik, die Bildhauerkunſt, u. ſ. w.

Zu den nützlichen z. B. die Maurerei, das Tuchweben; den Ackerbau, die Viehzucht u. ſ. w.

Nun kann man aber weit leichter ohne Gemählde und Statüen, als ohne Obdach, Brodt und Kleider ſich behelfen.

Hat man aber Brodt und Kleider und ein feſtes Obdach, ſo macht es einem auch Vergnügen, Gemählde und Statüen zu betrachten.

Daß

Dies mag noch zur Erklärung dienen vom Unterſchiede zwiſchen dem Nützlichen und Schönen.

So gehört auch die Tanzkunſt zu den ſchönen Künſten.

Das eigentlich nützliche oder nothwendige Gehen, beſchreibt immer die kürzeſte Linie von dem Orte wo man weg geht, bis zu dem, wo man hin will, und alſo gemeiniglich gerade Linien; aber das nicht ſowohl nützliche oder nothwendige als vielmehr angenehme und ergötzende Spatzierengehen und Tanzen beſchreibt lauter krumme Linien — — denn es iſt einem nicht drum zu thun, daß man an einen gewiſſen Ort bald hinkommen will; ſondern man bewegt ſich vielmehr um ſich zu bewegen.

Unten in der Kupferplatte ſind einige der verſchiedenen Wendungen vorgezeichnet, welche beim Tanzen gewöhnlich ſind. Indem man ſich fortbewegt, beſchreibt man nehmlich dieſe Linien, welche hier bezeichnet ſind, auf dem Fußboden.

Die Katze, welche auf dem Küſſen ruhet, iſt ſchon mit in die häusliche Welt des Menſchen hineingezogen — ſie iſt ein zahmes Thier —

Dies ſoll uns auf den großen Unterſchied aufmerkſam machen, welcher zwiſchen den Thieren ſtatt findet, in ſo fern ſie den Menſchen ſcheuen, und in ſo fern ſie ſich zu ihm halten, ſich von ihm füttern, zu ſeiner Arbeit, und zu ſeinem Vergnügen gebrauchen laſſen, und gerne bei ihm wohnen.

Manche Perſonen finden an Katzen einen großen Wohlgefallen; ſo daß ſie dieſelben auf alle Weiſe pflegen, und ihnen gütlich thun.

Diejenige, welche hier ſo ſanft auf einem Küſſen ruhet, ſcheinet eine glückliche Katze zu ſeyn, und mag vielleicht der Dame angehören, die gleich daneben auf einem Lehnſeſſel ſitzt, und in einem Buche lieſt.

Die Katze iſt demohngeachtet eines der grauſamſten Raubthiere, welche die armen Mäuschen oft zu ihrer Luſt noch lange quälen, ehe ſie ihnen den Tod geben. — Allein der Menſch darf freilich des Umgangs mit den Raubthieren ſich ſo ſehr nicht ſchämen, da er ſelbſt vom Fleiſche der Thiere lebt, die er getödtet hat, und eines der ärgſten Raubthiere iſt, die es nur auf Erden giebt: denn er begnügt ſich nicht damit, nur auf eine Art Jagd zu machen; ſondern vor ihm iſt der Vogel in der Luft, und der Fiſch im Waſſer nicht ſicher.

Aber das ſcheint nun freilich einmal die Ordnung der Dinge ſo mit ſich zu bringen — daß eines das andere zerſtört, und in ſich verwandelt. So müſſen ſelbſt diejenigen, welche ſich des Fleiſches ganz enthalten, doch den Bau der Pflanzen zerſtören, die ihnen Nahrung geben.

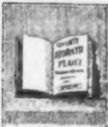
Aber aus der anſcheinenden Zerſtörung wächſt wieder neues und beßres Leben hervor — doch davon ein andermal mehr!

Wir ſchreiten nun zur dritten Kupfertafel fort, wo wir eine weit größre Anzahl ganz verſchiedner Gegenſtände, als auf den beiden vorhergehenden antreffen:

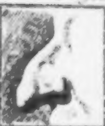
Ein Buch, eine Naſe, ein Lamm, ein Pferd,
Ein Schwein, ein Auge, ein Schwerdt, eine Kugel,
Die Sonne, eine Schlange, eine Maus, eine Blume,
Eine Brücke, Feuer, eine Gans, eine Spitze,
Eine Floh, eine Wand, ein Brunnen, und noch
eine Schlange.

Hier ſtellen wir untereinander:

Naſe	Lamm	Sonne	Buch
Auge	Pferd	Feuer	Schwerdt
	Schwein	Blume	Kugel
	Schlange		Brücke
	Maus		Spitze
	Gans		Wand
	Floh		Brunnen

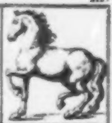


liber. 1

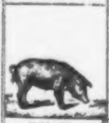


naſus. 2

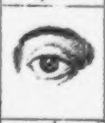
agnus. 3



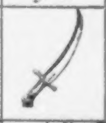
equus. 4



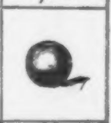
porcus. 5



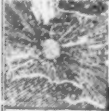
oculus. 6



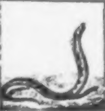
gladius. 7



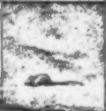
globus. 8



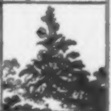
ſol. 9



ſerpens. 10

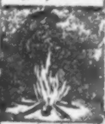


mus. 11

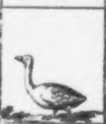


flos. 12

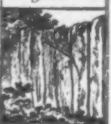
pons. 13



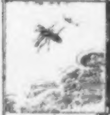
ignis. 14



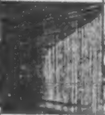
anſer. 15



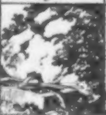
mucro. 16



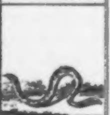
culex. 17



paries. 18



fons. 19



anguis 20

Welch eine Mannigfaltigkeit von Gegenſtänden iſt hier durcheinander geworfen, die nichts mit einander gemein zu haben ſcheinen, und doch wie leicht iſt eine Verbindung zwiſchen dieſen allen —

Ich darf mir nur Auge und Naſe an dem Antlitz eines Menſchen denken, der ein entblößtes Schwerdt in der Hand tragend, ein Pferd regieret, mit dem er über eine Brücke reitet, wo ein Schwein ihm unterläuft, u. ſ. w.

Die Sonne glänzt am Himmel, und bringt die Pflanzen zur Reife, die mit dem Waſſer, das aus dem Brunnen geſchöpft iſt, nachdem man ein Stück Fleiſch von einem Lamm oder einem Schwein hinzugethan hat, über dem Feuer gekocht werden.

Die Sonne erleuchtet den ganzen Erdkreis und wärmt ihn, und lockt aus der Erde die Blumen hervor, u. ſ. w.

Naſe und Auge ſind hier als Theile des menſchlichen Körpers abgeſondert dargeſtellt — — und ſind nunmehro etwas Unförmliches, und Unzweckmäßiges — ſie gehören als Theile mit zur lebloſen Natur — Leben und Bewegung kömmt erſt durch den Zuſammenhang der Theile — Die Naſe zieht nicht für ſich den Duft der Blumen ein, ſondern alle Nerven des

Körpers ſollen auf eine angenehme Weiſe dadurch erſchüttert werden; das Ohr faßt nicht für ſich allein den Klang, noch das Auge für ſich allein das Bild der ſchönen Natur auf — ſondern durch jeden Sinn, auf den von außen her gewürkt wird, theilet ſich die Empfindung unvermerkt allen übrigen Sinnen mit —

Aus der Thierwelt iſt hier eine kleine Anzahl von Geſchöpfen zuſammengeſtellt, unter denen dennoch die bewundernswürdigſte Mannigfaltigkeit herrſcht —

Zu den Thieren, deren ſich der Menſch zu ſeinen Nutzen bedient, gehören:

Das Lamm, das Pferd, das Schwein und die Gans —

Wie viel geht von dieſen Thieren nach ihrem Tode in die Kunſtwelt über? — Haut, Wolle, Haar, Federn —

Leder, Tuch, Bürſten, Schreibfedern — Und nun was entſteht aus allen dieſen wieder, und welche neue Verbindung kömmt hinein?

Schuhe, Stiefeln, Kleider, die mit Bürſten gebürſtet werden —

Buchſtaben, die mit Federn, die von der Gans genommen ſind, geſchrieben werden.

Geſchriebene Bücher, die aus ſolchen Buchſtaben beſtehen. —

Betten, die mit den dünnern Federn der Gans geſtopft werden

Bücher in Schweinsleder eingebunden. So iſt die Kunſt genöthigt, alle ihren Stoff aus der Natur zu nehmen —

Wer nun zum erſtenmale Stiefeln, ein Kleid, eine Bürſte, ein ausgeſtopftes Bette, und einen mit der Feder geſchriebenen Brief, und zu gleicher Zeit ein Pferd, ein Lamm, ein Schwein und eine Gans vor ſich erblickte, der würde ſich ſchwerlich einbilden können, daß dieſe letztern lebenden Gegenſtände einſt der Stoff zu den erſtern werden, die ſo erſtaunlich davon verſchieden ſind.

Eine ſolche Gegeneinanderſtellung aber lehrt, wie die Kunſt in die Natur eingreift, indem ſie dieſelbe umarbeitet, und faſt ihr ganzes Weſen verändert.

Das Schaf, das Schwein und die Gans werden dem Menſchen in ihrem Leben nicht durch eigentliche Arbeiten nützlich — aber was für einen Gebrauch macht der Menſch nicht von dem Pferde! — wie vermehrt er durch daſſelbe ſeine Macht und ſeine Stärke, indem er ſich gleichſam mit ihm in ein Weſen verwandelt, ſich auf die Weiſe die Schnelligkeit und ſtärkere Anzahl ſeiner Füße zu eigen macht, und ſich der Gliedmaßen des Pferdes bedienet, als ob es die ſeinigen wären. —

Welche Dinge kann der Menſch nun vermittelſt dieſer Vermehrung ſeiner eigenen Stärke durch fremden Zuſatz nicht ausrichten?

Er kann ein bewegliches Obdach um ſich her bauen, daß ihn faſt ſo gut, wie ſeine Wohnung, vor jeder Witterung ſchützt, und kann ſich in dieſer künſtlichen Wohnung fortziehen laſſen, ſo weit und wohin er will.

Was würden ihm aber dieſe beweglichen künſtlichen Wohnungen ohne die Stärke des Roſſes helfen?

Welche Bequemlichkeit verſchaft es nun dem Menſchen, daß er viele hundert Meilen reiſen kann, ohne nur einen Fuß aufzuheben — daß er den Zweck erreichen kann, ohne die Mittel anzuwenden!

Das Schaf arbeitet zwar nicht für den Menſchen, aber es thut noch mehr; es kleidet ihn mit ſeiner Wolle, und nähret ihn mit ſeiner Milch —

Der Menſch läßt ſogar durch die Verdauungswerkzeuge andrer Thiere den gröbern Stoff der Pflanzen erſt verfeinert, und in die geſundeſte Nahrung für ſich verwandelt werden. — Und ſtatt, daß er den Stoff zur Leinwand unmittelbar aus dem Pflanzenreiche nimmt, ſo läßt er den Stoff zu ſeiner wärmern Bekleidung, erſt aus dem Pflanzenreiche ins Thierreich übergehen, und auf der Haut der Lämmer zu Wolle wachſen, denen er ſie nun mit Bequemlichkeit abnimmt, und zu ſeinem Gebrauche verarbeitet.

Damit nun aber der Menſch ſich ſeiner Uebermacht nicht überhebe, ſo giebt es wieder einige Thiere, die ihm Schaden zufügen, und über die er nicht eigentlich Herr werden kann, als die Schlange, der Floh, und die Maus.

Aus der Kunſtwelt ſind nun auf dieſer Kupferplatte folgende Gegenſtände dargeſtellt:

Buch	Spitze
Schwerdt	Wand
Kugel	Brunnen.
Brücke.	

Durch die Wand ſchützt ſich der Menſch gegen Regen und Wind, durch das Schwerdt mit Spitze und Schneide vertheidigt er ſich gegen feindliche Angriffe —

Durch die Brücke bahnet er ſich einen bequemen Weg, worauf er trocknes Fußes über breite und ſchmale Flüſſe geht, und nun ſtatt eines Kahnes mit dem rollenden Wagen hinüber fährt.

Der hölzernen Kugel bedient er ſich zum Spiel, um Kegel damit umzuwerfen, der eiſernen im Kriege, um Menſchen damit zu tödten.

Kugel und Schwerdt, Wölbung und Spitze, werden von dem Menſchen zur Zerſtörung gebildet —

Er gräbt das Eiſen mit unſäglicher Mühe aus dem Bauch der Erde, um Waffen davon zu ſchmieden, womit er ſeines gleichen tödtet. — Doch er bedient ſich des Eiſens auch auf eine edlere Art, um den Pflug, die Säge, die Axt und die Schaufel zu bilden. — Den Pflug, um Furchen in den Acker zu ziehen; die Schaufel um das Erdreich im Garten zu umgraben; die Axt, um die Bäume im Walde zu fällen; die Säge, um ſie zu ſeinen Gebrauch zu zerſchneiden.

Aus Holz, und Kalk, und Stein fügt er künſtlich dichte Wände zuſammen, die kein rauhes Lüftchen durchlaſſen.

Wenn es ihm an Waſſer fehlt, ſo gräbt er in die Tiefe der Erde, bis es ihm entgegenquillt; Baumſtämme höhlt er zu Röhren aus, und leitet das Waſſer unter ſeinen Füßen, bis an den Ort hin, wo es ihm am bequemſten zu ſchöpfen iſt.

So entſtand eine der nützlichſten und wohlthätigſten Erfindungen des Menſchen, der Brunnen.

Wenn wir nun gegeneinanderſtellen
Wand, Brücke, Brunnen
und
Schwerdt, Spitze, Kugel
ſo entſteht in unſrer Vorſtellung der Gegenſatz von
Krieg und Frieden
von
Vertheidigung und Ruhe.

Die Menſchen ſichern ſich in Häuſern zuſammen; wenn ein Fluß ihre Wohnung trennt, ſo bahnen ſie ſich durch Brücken einen Weg zu einander; ſie graben Brunnen, aus denen ſie gemeinſchaftlich Waſſer ſchöpfen —

Wand, Brücke, Brunnen
ſetzen die Menſchen zuſammen.
Schwerdt, Spitze, Kugel
trennen ſie. —

Aus den Gegenſtänden, die hier aus der Kunſtwelt dargeſtellt ſind, iſt nun noch übrig

das Buch.

Dieß iſt das vielumfaſſendſte von allen.

Ein Buch iſt ein großer und erhabner Gegenſtand.

Es iſt eine Erfindung des Menſchen, die alles andere übertrifft —

Alles was der Kopf des Menſchen in ſich faßt, das kann auch das Buch in ſich faſſen —

Das Buch iſt ein Abdruck des menſchlichen Geiſtes — denn es iſt eine Darſtellung ſeiner Gedanken durch Worte. —

Das Buch kann mit keinem andern Gegenſtande aus der Kunſtwelt in Vergleichung gebracht werden — es ſteht einzig und für ſich allein da — denn es kann alle Gegenſtände aus der Natur- und Kunſtwelt in ſich faſſen.

Um ein Buch zu ſchreiben, mußte der Menſch erſt die große Kunſt erfinden, Töne zu mahlen —

Er mußte alſo unſichtbare Gegenſtände, wie die Töne ſind, durch ſichtbare Zeichen, wie die Buchſtaben ſind, vor das Auge zu bringen ſuchen.

Welche erſtaunliche Dinge hat der Menſch durch dieſe große Erfindung ausgerichtet! — Welch eine neue Verbindung iſt dadurch unter den Menſchen, die auf dem ganzen Erdkreis zerſtreut ſind, entſtanden!

Der Menſch kann ſeine Worte, die ſonſt nur den Ohren vernehmlich waren, vermittelſt der Buchſtaben, die er aufs Papier mahlt, dem, der mehr als tauſend Meilen weit von ihm entfernt iſt, vors Auge bringen.

Seine Stimme ſchallt auf die Weiſe über Meer, und Berg und Thal — Der Europäer ſchließt ſeine Geſchäfte mit den Einwohnern von Amerika, als ob er zwiſchen ſeinen eignen Wänden mit ihm ſpräche —

Weit voneinander entfernte Länder und Königreiche ſchließen Bündniſſe miteinander, wie einzelne Menſchen, die in einer Stadt wohnen — Handel und Gewerbe erſtreckt ſich über den ganzen Erdboden; Verſchiedenheit des Himmelſtriches, der Geſichtsfarbe, Religion, Sitten, und Gebräuche, trennt die Menſchen nicht mehr voneinander —

Daß nun Menſchen über Meere und Länder ſich miteinander beſprechen und Unterhandlungen pflegen, Verträge ſchließen, Tauſche treffen, und ihre geſellſchaftlichen Angelegenheiten beſorgen können.

Daß die Geſchichte der Vorwelt mit allen ihren nützlichen Erfindungen, Künſten, und Wiſſenſchaften auf uns gekommen iſt.

Daß der Mund der Geſtorbnen noch immer zu uns redet, und wir die hinterlaſſenen Schätze ihres Geiſtes beſitzen;

Daß wir wiſſen, was die Menſchen, die tauſend Jahre und länger vor uns lebten, Edles und Schönes gedacht und gethan haben;

Das verdanken wir alles den vierundzwanzig kleinen Figuren, die wir Buchſtaben nennen, und aus denen alle Bücher der Welt zuſammengeſetzt ſind.

Dergleichen Dinge, die an ſich ſo groß, ſo erhaben, und ſo wundervoll ſind, werden uns durch den öftern Gebrauch ſo alltäglich und gewöhnlich, daß wir faſt nichts mehr dabey denken, und die großen Vortheile, die uns daraus erwachſen, nicht mehr ſo lebhaft empfinden, wie wir es ſollten.

Was für ein Verdienſt um das menſchliche Geſchlecht hat der nicht, der zuerſt dieſe vierundzwanzig kleinen Figuren erfand, wodurch alle Wiſſenſchaften, alle menſchlichen Begebenheiten, alle Dinge die am Himmel und auf Erden ſind, in dem kleinen Umfange eines Buches dergeſtalt reden können!

Und welch ein Verdienſt hat nicht wiederum derjenige, der die Kunſt erfand, dieſe Buchſtaben, die von den buchenen Stäben, worin ſie zuerſt geſchnitten wurden, ihren Nahmen führen, in Metall zu gießen, wo man ſie nun, wenn von jedem Buchſtaben eine hinlängliche Anzahl gegoſſen iſt, die in beſondern Käſtchen liegen, nach Gefallen nebeneinanderſetzen und Wörter daraus bilden kann, die nun, wenn die Fläche der zuſammengeſetzten Buchſtaben mit ſchwarzer Farbe beſtrichen iſt, zu unzähligenmalen auf weißes Papier abgedruckt, und vervielfältigt werden können.

Eine ganze Seite alſo, die ſonſt jedesmal Wort für Wort mußte abgeſchrieben werden, ſteht nun, wenn die kleinen metallnen Figuren einmal zu Worten zuſammengeſetzt ſind, in weniger als einer Minute, auf dem Papier da — und zwar mit weit mehr Schönheit und Ordnung, als wenn die Worte geſchrieben wären — denn wenn man etwas, daß ſehr ſchön geſchrieben iſt, bezeichnen will, ſo ſagt man: es iſt geſchrieben, als ob es gedruckt wäre.

Hierdurch wird es nun möglich gemacht, daß die Gedanken eines einzigen Menſchen in kurzer Zeit und mit leichter Mühe, unter vielen tauſend Menſchen verbreitet werden können —

Die Erlernung aller Wiſſenſchaften wird dadurch erleichtert und allgemeiner gemacht —

Und die Seelen der Menſchen können ſich nun, in jeder Entfernung durch die Bücher miteinander unterreden, und ſich untereinander belehren; ja durch die Bücher können ſogar die Todten um ihre Meinung befragt werden —

Wie denn der Verfaſſer des Buchs, das in einer der Kupferplatten ſteht, mit Namen Horatius Flaccus, ſchon vor mehr als tauſend Jahren geſtorben iſt, und dennoch jetzt den Menſchen, die ihn leſen, die Weisheit des Lebens lehrt; ſo daß einer unſrer Dichter, der erſt vor Kurzem geſtorben iſt, ihn

ſeinen Freund, ſeinen Lehrer und
ſeinen Begleiter

nannte, weil er die Schriften deſſelben, die in lateiniſcher Sprache verfaßt ſind, zu ſeiner Lieblingslektüre gemacht hatte.

Zu der Zeit, da Horaz in Rom lebte, war die Buchdruckerei noch nicht erfunden, ſondern die

Bücher mußten mühſam auf Pergament geſchrieben werden; waren alſo viel koſtbarer und ſeltener, als zu unſern Zeiten.

Daſſelbe Buch alſo, welches lange vorhergeſchrieben wurde, ehe man noch an Buchdruckereien dachte, iſt jetzt durch die Buchdruckerei, die erſt ſeit ein paar hundert Jahren erfunden iſt, weit mehr vervielfältigt und verbreitet, als es bei ſeiner Entſtehung war.

Faſt in allen Schulen von ganz Europa werden die Schriften des Horaz geleſen und erklärt, und aus der lateiniſchen in jede Landesſprache überſetzt. Jeder Menſch, der es zu ſeinen Geſchäft macht, ſeinen Geiſt zu bilden, ſucht auch den Horaz verſtehen zu lernen.

So wirkt alſo durch dieſe vierundzwanzig kleinen Figuren, die entweder geſchrieben oder gedruckt ſind, der Geiſt des Menſchen noch nach ſeinem Tode auf die kommenden Geſchlechter fort —

Wenn wir in dieſer Rückſicht ein Buch, als eine Erfindung des menſchlichen Geiſtes, betrachten, ſo muß es uns ein erhabner, ein ehrwürdiger Anblick ſeyn.

Der Weg, der jetzt einem Buche bei ſeiner Entſtehung vorgeſchrieben wird, iſt folgender:

Aus den Händen des Schriftſtellers, der es ſchreibt, wandert es in die Werkſtätte des Buchdruckers, der es druckt; von da in den Laden des Buchhändlers, der es verkauft; alsdenn wieder in die Werkſtätte des Buchbinders, der für ſeinen äußern Schmuck ſorgt, und von da in die Studierſtube des Gelehrten, der ſich daraus neue Kenntniſſe ſammlet, oder in die Bibliothek des Mannes von Geſchäften, bei dem das Leſen nur Nebenſache iſt.

Durch die Hervorbringung, den Vertrieb und die äußere Verzierung des Buches werden alſo ſchon eine große Anzahl von Menſchen in Bewegung geſetzt.

Wie weit mehr aber durch das Leſen der Bücher — der ganze gelehrte Stand lebt und webt zum Theil in der Bücherwelt — Der Arzt, der Rechtsgelehrte, der Religionslehrer, der Philoſoph, ziehen alle ihre erſten Kenntniſſe aus Büchern; hernach nehmen ſie die Erfahrung zu Hülfe.

Die Bücher machen einen ſo großen Theil der menſchlichen Dinge aus, daß man ſie beinahe nicht, als eine untergeordnete Klaſſe von Dingen in der Kunſtwelt betrachten kann, ſondern ſich außer der großen Natur- und Kunſtwelt, noch eine

Bücherwelt

denken muß.

Denn die Bücher ſind gleichſam eine Welt außer den Menſchen geworden, die nicht in ihm, ſondern worin er lebt — weil kein menſchlicher Kopf, das mehr zuſammenfaſſen kann, was die Bücher, die in der Welt ſind, enthalten.

Daher kömmt es, daß ein jeder ſich nur ein gewiſſes Fach der Gelehrſamkeit wählt, worauf er vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit richtet —

Die Gelehrten ſind alſo entweder **Geſchichtſchreiber**, **Naturforſcher**, **Mathematiker**, **Sprachkundige** u. ſ. w.

Alles dieß und weit mehr iſt noch immer unter dem Begriffe **Buch** enthalten. —

Wir ſchreiten nun zu der vierten Kupfertafel fort, die folgende Gegenſtände enthält:

Tiſch
Adler
Storch
Affe
Froſch
Schwanz
Stern
Mond
Helm
Schild
Bogen
Köcher
Hund
Baum
Ohr
Fuchs
Vogel
Kreuz
Thurm
Schlüſſel
Schaaf
Schiff
Tod.

Auf dieſer Kupfertafel befinden ſich dißmal mehr Gegenſtände aus der Natur, als aus der Kunſtwelt.

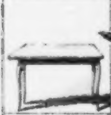
Aus der Kunſtwelt ſind nur

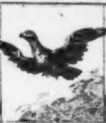
Tiſch
Helm
Schild
Bogen
Köcher
Haus
Kreuz
Thurm
Schlüſſel
Schiff.

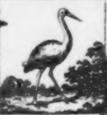
Aus der Naturwelt ſind:

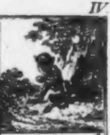
Adler
Storch
Affe
Mond
Baum
Ohr

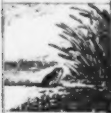
Feminina.

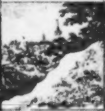

menſa. 1

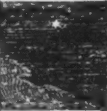

aquila. 2

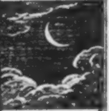

ciconia. 3

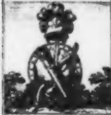

ſimia. 4

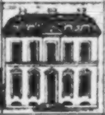

rana. 5

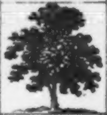

cauda. 6

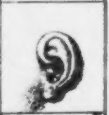

ſtella. 7

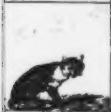

luna. 8

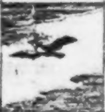

+ 9

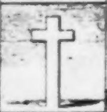

domus. 10

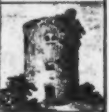

arbor. 11

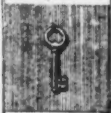

auris. 12

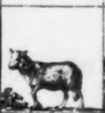

vulpis. 13

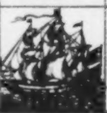

avis. 14

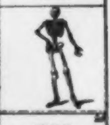

crux. 15


turris. 16


clavis. 17


ovis. 18


navis. 19


mors. 20

D. Chodowiecki f.

+ *haſta, galea, ſagitta, parma, pharetra.*

Froſch
Schwanz
Stern
Fuchs
Vogel
Schaaf.

Zuletzt zeigt ſich ein menſchliches Todtengerippe, welches wider zu der zerſtörten Naturwelt gehört —

Aus der zerſtörten Naturwelt entſteht ſonſt eigentlich durch die Umarbeitung des Menſchen die Kunſtwelt, als

Tiſch, Haus, Kreuz, Schiff. —

Die Natur bringt von ſelbſt weder Tiſch, noch Haus, noch Kreuz, noch Schiff hervor — ſondern ſie bildet den Baum mit ſeinen Stamm, ſeinen Aeſten, Zweigen und Blättern —

Welch ein Unterſchied iſt zwiſchen dieſem ſchöngebildeten Baum, und dem Hauſe, das mit Fenſtern, Thüren, Treppen und Schornſteinen verſehen, auf der Kupfertafel gleich darneben ſteht!

So auch zwiſchen dem Tiſche, der oberwärts ſteht, und dem Schiffe, das unterwärts die Fluth durchſchneidet!

Ein Baum, ein Tiſch, ein Haus, ein Schiff —

welche ganz von einander verſchiedene Dinge, in ihrer

Geſtalt und Form, und doch ſo ähnlich in der Materie, woraus ſie gemacht ſind.

Die Kunſt muß die Natur zerſtören, ehe ſie ihre neue Bildung anfangen kann. — Dem Baume müſſen ſeine Aeſte mit allen ihren Zweigen und Blättern abgeſtreift, die Rinde, die ſeinen Stamm beſchützt, genommen, und er muß von der Wurzel, die ihm Nahrung und Wachsthum gab, abgehauen, ſein inneres wachſendes Leben muß in ihm getödtet werden — damit er ſich als künſtliches Gebälk zur Wohnung des Menſchen füge, oder ſich zur Wölbung des bauchigten Schiffes krümme, oder mit ſeiner glatten, gehobelten Fläche, dem Menſchen zu einer bequemen Erhöhung diene, die ihm ſeine Arbeit, und den Genuß der Speiſe erleichtert.

Haus und Schiff
Erde und Meer.

Ein Schiff, ein ſchwimmendes Haus — worinn der Menſch von einem Welttheile zum andern reiſen, und alle Bequemlichkeiten des Lebens mit ſich führen kann, als ob er auf dem feſten Lande wohnte —

Ein Gebäude, daß mit ſeinen ſtarken und feſt ineinandergefügten Gebälk der Gewalt des Sturmwindes und der Wellen wiederſteht; daß mit Flügeln von Leinwand verſehen, die denn ein günſtiger Wind aufſchwellt, mit ſeinem zugeſpitzten Schnabel, durch das Steierruder gelenkt, die Fluth durchſchneidet, und mit Behendigkeit ſich wenden läßt, um vermittelſt der Seegel den Wind, von der Seite, wo er am günſtigſten iſt, aufzufangen.

Ein bewegliches, durch die Kunſt des Menſchen gleichſam beſeeltes Haus — eine bequeme Herberge, die der Menſch auf jahrelangen Reiſen beſtändig mit ſich führt —

Eine Anzahl mehrerer ſolcher Schiffe heißt eine Flotte, und iſt gleichſam eine ſchwimmende Stadt —

Das bodenloſe Meer wird zum Schauplatz des Krieges, der Zerſtörung und des Verderbens gemacht — zwei feindliche Heere rücken in ſchwimmenden Bollwerken, mit Geſchütz bepflanzt, gegeneinander — Am hohen Maſtbaum weht die Flagge — Der Donner des Geſchützes beginnt — Die Gegenſtände hüllen ſich in Dampf und Nebel — Das Meer wird mit Blut gefärbt —

Aber das Schiff des betriebſamen Kaufmanns, führt auch aus den entfernteſten Welttheilen tauſend Bequemlichkeiten des Lebens herzu, die wir

jetzt

jezt täglich genießen, und die uns ſonſt kaum den Namen nach bekannt ſeyn würden.

Die ſtehenden Häuſer in den Städten haben einen großen Theil ihres innern Schmucks, den ſchwimmenden Häuſern auf dem Meer zu danken.

Das ſtehende Haus iſt ein großes Werk des Menſchen, worinn er ſich gleichſam ſelbſt übertroffen hat, indem eine ſolche Maſſe, die ſich gleich einem Berge emporhebt, das Verhältniß ſeiner körperlichen Größe ſo weit überſteigt —

Aber das ſchwimmende Haus auf dem Meere iſt ein noch weit größeres und erhabneres Werk des Menſchen — weil er ſich dadurch gewiſſermaßen die Natur unterthänig macht, und das unergründliche Meer in feſtes Land verwandelt, daß er nach Gefallen bereiſen kann —

Indes kömmt es bei dem ſtehendem Hauſe mehr auf Pracht und Schönheit an, als bei dem ſchwimmenden Hauſe, daß doch immer nur eine Herberge, und keine bleibende Wohnung iſt, wobei es mehr auf den Gebrauch als auf das in die Augen fallende ankömmt.

Auch ſind die ſtehenden Gebäude nicht ſo ſehr dem Zufall unterworfen, der ſie zerſtören kann, als die ſchwimmenden — ſie ſind mehr auf die Dauer — und der menſchliche Geiſt ſucht ſich durch die Darſtellung des Edlen und Schönen in ihm, zu verewigen, und ſich ein bleibendes Denkmahl zu ſiſten.

Das Haus, welches hier auf der Kupfertafel dargeſtellt iſt, gewährt einen weit ſchönern Anblick, als das Schiff —

Bei dem Schiffe bemerkt man die Verhältniſſe der Theile gegeneinander nicht mit ſo leichter Mühe, als bei dem Hauſe.

Das Haus iſt, durch die Thüre, in zwei gleiche Hälften getheilt; und jede Hälfte hat wieder ihre Nebenabtheilungen —

In dem Hauſe ſind zwei Reihen Wohnungen übereinander, welche durch die übereinanderſtehenden Fenſter bezeichnet werden.

Die Fenſter in den Wohnungen an der Erde haben kleine zugeſpitzte Gibel; die obern nicht. —

Man bemerkt übrigens an dem Hauſe drei Abtheilungen; die üntere, die öbere, und das Dach, wodurch das Ganze oben einen ſchönen Schluß erhält —

Wenn die Wand des Hauſes ohne Unterbrechung durch Fenſter und Thüren, und ohne die Abtheilung, welche zwiſchen dem untern und obern Stock gemacht iſt, in einem fort ginge; oder wenn die Fenſter in derſelben ſtatt ihrer zierlichen Einfaſſung, und wohlproportionirten Größe, unförmliche Löcher wären, ſo würde das Vergnügen, welches der Anblick dieſes Gebäudes gewährt, wegfallen: man würde eine große Stein- oder Felſenwand, aber kein durch die menſchliche Kunſt hervorgebrachtes, wohlgeordnetes Ganze zu ſehen glauben.

Eine Mauer oder Wand, die gerade in die Höhe ſteht, ohne oben eine Einfaſſung, oder einen Schluß zu haben, macht einen unangenehmen Anblick; denn ſie könnte unaufhörlich ſo fortgehen — man denkt ſich kein *Ganzes*, nichts *Vollendetes* darunter.

Sobald ſie aber oben eine Art von Kranz oder Einfaſſung hat, giebt ſie gleich einen weit *ſchönern* Anblick — eben ſo wie eines von dieſen Fenſtern, welches ohne die Einfaſſung umher ebenfalls keine ordentlichen Grenzen hätte, wodurch es aus der umgebenden Maſſe herausgehoben, und für ſich als ein Ganzes dargeſtellt würde.

Darinn beſteht eigentlich das Weſen des Schönen, daß etwas aus der Maſſe der übrigen Dinge herausgehoben, gleichſam um ſein ſelbſt willen, mit Fleiß und Sorgfalt bearbeitet, Bildung und Form erhält.

Daher liebt der Menſch auch bei dem Schönen die Einfaſſung ſo ſehr, wodurch er es gleichſam von den übrigen Dingen, unter denen es ſich ſonſt verlieren könnte, abſondert, um den eignen innern Werth deſſelben zu bemerken. —

So bekommen Gemählde und Spiegel einen Rahmen —

Zuweilen wird ſchon die bloße Einfaſſung ein Zeichen der Verſchönerung und Veredlung, wie bei den Ringen und der Krone, wo die leztere ein Haupt, das über andere herrſcht, durch die koſtbare Einfaſſung gleichſam aus der Menge der übrigen heraushebt, und es gewiſſermaßen als geheiligt und mit einer hohen Würde der Menſchheit begabt, darſtellt.

Es iſt daher in der Natur der menſchlichen Seele gegründet, daß die Könige Kronen tragen.

Um nun wieder auf das Haus zurückzukommen, ſo iſt der obere etwas hervorragende Theil unter dem

Dache gleichſam auch der Kranz oder die Krone deſſelben, wodurch es ſeinen letzten Schluß erhält — Das Dach iſt gleichſam auch eine Zugabe oder Aufſatz zu dieſem Kranze, der nicht zu ſehr ins Auge fallen muß, wenn er nicht das ſchöne Verhältniß des Ganzen ſtören ſoll —

Bei ſchöngebauten Häuſern iſt daher das Dach auch immer ſo viel wie möglich verſteckt —

Die Häuſer mit hohen ſpitzen Dächern, machen einen ſehr wiedrigen Anblick — ſie ſehen großen Bergmaſſen ähnlicher als Häuſern —

Unter dem Brunnen ſteht ein Kreuz — eine der allereinfachſten Zuſammenſetzungen — ein Stück Holz in die Länge, und das andre queer darüber gelegt, macht den ganzen Bau aus —

Die Figur des Kreuzes iſt den Chriſten ehrwürdig — ſie pflanzen es auf ihre Grabhügel, ſtellen es auf ihre Altäre, und tragen es als einen Schmuck oder ein Ehrenzeichen von Gold oder andrer koſtbarer Materie an ihrer Bruſt.

Weil der Stifter der chriſtlichen Religion am Kreuze ſtarb — ſo haben die Bekenner ſeiner Lehre ſich dieſer Figur zum Zeichen ihres Bekenntniſſes bedient —

Wie aber der Menſch ſehr leicht das Zeichen für die Sache ſelber nimmt — ſo hat der Aberglaube das Kreuz angebetet, und alſo offenbare Abgötterei damit getrieben. — Der Begriff

Kreuz

erweckt eine große Menge von Begriffen, die durch den wunderbaren Zuſammenhang der Dinge mit ihnen verwandt geworden ſind —

Man denkt ſich dabei:

Mönch, Kloſter, Pabſt,
Altar, Kirche, Abendmahl,
Taufe, Beichte, Prieſter,
Bibel, Evangelium, Kanzel,
Meßgewand, Paternoſter, Weihnachten,
Oſtern, Pfingſten, u. ſ. w.

Hier iſt eine neue Welt von Begriffen, die ſich vor unſern Blicken enthüllt — Dieß ſind die religiöſen Begriffe —

Dieſe können weder unter den Begriff der Naturwelt noch der Kunſtwelt gebracht werden —

Sie machen eine ganz eigene Klaſſe von Ideen aus — die mit den übrigen in wenig oder gar keiner Verbindung ſtehen —

Taufe, Beichte, Evangelium —
Brunnen, Lamm, Haus —

Was für erſtaunlich voneinander verſchiedene Begriffe, wovon die erſtern drei aus der religiöſen und die letztern drei aus der Natur- und Kunſtwelt ſind.

Und doch werden die Gegenſtände aus der Natur und Kunſt in die Welt der religiöſen Begriffe zum Theil hinübergezogen, und mit den letztern gleichſam überkleidet —

Als der Baum des Erkenntniſſes des Guten und Böſen, der im Paradieſe ſtand, und wovon den erſten Menſchen zu eſſen verboten ward —

Das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt —

In meines Vaters Hauſe ſind viel Wohnungen, indem Jeſus von dem Himmel und den Wohnplätzen der Seligen redet —

Oft verändern auch die Begriffe aus der Kunſtwelt, wenn ſie mit den Begriffen aus der religiöſen Welt überkleidet werden, ihre Namen — ſo heißt ein Haus, worinn Menſchen einſam leben, um durch bloßes Beten Gott zu ehren, den ſie weit mehr durch gute Handlungen ehren würden, ein **Kloſter**; und ein Haus, wo viele Menſchen gemeinſchaftlich zuſammenkommen, um Gott durch Gebet und fromme Gedanken zu verehren, eine **Kirche**.

Ein Tiſch, von welchem das Abendmahl genoſſen wird, heißt ein **Altar**, u. ſ. w.

Selbſt in die Eintheilung der Zeit, die ſonſt die Natur ſelber durch Sonnenaufgang und Untergang, durch die Mondswechſel, und die Veränderung der Jahreszeiten macht, greifen die religiöſen Begriffe ein.

Unſre Jahrzahl fängt von der Geburt des Stifters unſrer Religion an. — Die wichtigſten Begebenheiten, welche ſich mit ihm ereignet haben, werden durch Feſte, wo man einige Tage von der Arbeit ruhet, von uns gefeiert — und durch eben dieſe Feſte werden in den Köpfen der meiſten Menſchen die wichtigſten Einſchnitte in den großen Zeitraum gemacht, welche wir ein Jahr nennen.

Man ſagt:

Oſtermeſſe, Michaelismeſſe,
Weihnachtsmarkt, Pfingſtochſen.

Und ſetzt alſo Begriffe aus der religiöſen und Begriffe aus der Kunſt- und Naturwelt, auf die ſonderbarſte Art zuſammen.

Ein Markt und die Auferſtehung Chriſti.
Ein Markt und die Ueberwindung des Drachen durch den Erzengel Michael.
Ein Markt und die Geburt Chriſti.
Ein gemäſteter Ochſe und die Sendung des heiligen Geiſtes.

Es iſt ein Wunder, daß die menſchlichen Begriffe in den Köpfen nicht ein Chaos werden, und ſich noch immer ſo wieder auseinander herausfinden — da ſie auf eine ſo höchſt ſeltſame Art untereinander gemiſcht ſind —

Tiſch, Haus, Kreuz, Schiff —

ſind Gegenſtände, wozu der Stoff größtentheils aus dem Pflanzenreiche genommen iſt, in welchem der Menſch erſt die Natur zerſtören muß, um aus dieſer Zerſtörung eine neue Welt von Gegenſtänden hervorgehen zu laſſen.

Die übrigen Gegenſtände aus der Kunſtwelt auf dieſer Kupfertafel ſind

Helm, Schild, Bogen, Köcher, Spieß, Thurm, Schlüſſel —

Der Stoff zu dieſen Gegenſtänden iſt größtentheils aus einem andern Reiche der Natur genommen, das man das Mineralreich nennet, und wo der Menſch eigentlich nicht zerſtören darf, indem er hervorbringt, weil dasjenige, dem er durch die Kunſt Bildung und Form giebt, vorher noch eigentlich gar keine Bildung und Form gehabt hat.

Die Steine, aus denen der ſtumpfe Thurm aufgebauet iſt, waren im Steinbruche ganz unförmlich, da ſie jetzt durch die Zuſammenſetzung einige Form erhalten haben.

Der Schlüſſel iſt eine neue Bildung des Menſchen, aus einem Stoffe, dem die Natur vorher gar keine beſtimmte Geſtalt und Bildung gegeben hatte.

Das Pflanzenreich giebt dem Menſchen Nahrung und Kleidung —

Das Thierreich giebt dem Menſchen Nahrung und Kleidung —

Das Mineralreich gibt ihm trennende und zuſammenfügende Werkzeuge, Sicherheit, Vertheidigungsmittel —

Der Menſch zerſtört das Thierreich und Pflanzenreich —

Das Mineralreich, welchem die Natur keine Bildung und Form gegeben hat, wird nicht von dem Menſchen geſtört, ſondern es zerſtört den Menſchen, indem es zu ſeinem eignen Verderben von ihm gebildet wird —

Wir wollen aus der vorigen Kupfertafel
Schwerdt, Kugel, und Spitze eines
Pfeils
hieher ziehen, um dieſe Begriffe gegen Bogen, Köcher, Helm und Schild zu halten.

Stahl ſchützt gegen Stahl — Helm und Schild ſchützen Kopf und Bruſt gegen Schwerdt und Pfeil —

Aber weder gegen die Gewalt der zerſchmetternden Bombe, noch der kleinſten Kugel von Blei, welche durch die Macht des angezündeten Pulvers aus dem tödtenden Rohre gejagt wird —

Darum halten Helm und Schild in unſern Tagen den Tod und die Zerſtörung nicht mehr zurück; ſondern ſind als eine unnütze Laſt hinweggeworfen —

Die zerſtörenden Werkzeuge haben über die ſchützenden die Obermacht gewonnen —

Mit der erhöhten Kraft der Zerſtörung hat die Beſchützung nicht gleichen Schritt gehalten — Der Bogen und Pfeil iſt hinweggeworfen, und das tödtenden Feuergewehr an ſeine Stelle getreten —

Helm und Schild iſt auch hinweggeworfen, aber an ſeine Stelle iſt nichts getreten.

Das Eiſen rächt an dem Menſchen die zerſtörte Thier- und Pflanzenwelt —

Die weiche Wolle des Schafs kleidet ihn —

Die Stämme des Baumes geben ihm Wohnung und beſchützen ihn vor Wind und Regen —

Aber das Eiſen, daß er ſelbſt zu ſeinem Verderben geſchmiedet hat, zerſchmettert und tödtet ihn. —

Es iſt das nützlichſte und gefährlichſte Werkzeug in der Hand des Menſchen — Zerſtörung bleibt immer ſein vorzüglichſter Zweck —

Durch die Axt fällt der Baum, durch das Beil der Stier —

Durch die Säge wird die ganze Zuſammenſetzung des Brunnens zerſtört —

Durch das Meſſer wird die ganze innere Zuſammenſetzung des Thieres aufgelöſt, und aus ihren feſteſten Fugen gebracht —

Durch die Senſe fallen Aehren —

Der Menſch zerſtört durch das Eiſen die Thier- und Pflanzenwelt — um eine neue Schöpfung von ſeiner eignen Arbeit daraus hervorgehen zu laſſen —

Bald beneidet er ſich untereinander dieſe neue von ihm ſelbſt hervorgebrachte Schöpfung —

Daraus entſteht Krieg und Streit — Eben das, wodurch dieſe Schöpfung hervorgebracht wurde, zerſtört ſie wieder —

Die glühende Kugel verwandelt Palläſte in Schutthaufen —

Die Spitze des Eiſens kehrt ſich gegen den Menſchen ſelbſt — und weil er damit die Ordnung der Natur zerſtörte — ſo zerſtört es ihn wieder.

Der Schlüſſel

iſt ein Bild des Eigenthums, das der Menſch unter ſich eingeführt hat —

Er bauet ein Haus um ſich her, wodurch er gleichſam einen Kreis um ſich zieht, der ihn von alle dem abſondert, was ihn in nähern oder entferntern Kreiſen umgiebt —

Das Haus hat eine Thüre, die Thüre hat einen Schlüſſel —

Der Schlüſſel endigt das Haus in ſeiner Zuſammenſetzung — er iſt die letzte feſteſte Fuge deſſelben, wodurch man den Eingang in daſſelbe nach Gefallen möglich und unmöglich machen kann —

Der Menſch kann auf die Weiſe mitten unter einer unzähligen Menge von Menſchen die koſtbarſten Dinge, zur Bequemlichkeit und Pracht, unangetaſtet um ſich her liegen haben —

Der Reiche und Begüterte kann mitten unter einer unzähligen Menge armer, hungriger und nothleidender Menſchen wohnen, ohne daß er ſich im Genuß ſeiner Herrlichkeiten darf ſtören laſſen, wenn etwa ſein Herz eben ſo verſchloſſen iſt, als ſeine Thüre.

Er iſt durch das mächtige Schloß ſowohl als die Geſetze gegen Gewalt und Raub geſichert — und wenn er von ſeinem Ueberfluß giebt, ſo genießt er der Wonne des freiwilligen Gebens, und übt ſich in den Empfindungen des ſanften Wohlwollens und der Menſchenliebe.

Der Schlüſſel iſt ein Bild des Habens des Beſitzens — er macht, daß das Edlere von dem minder Edlen feſt umſchloſſen, und vor jedem Angriffe geſichert wird —

Das Stärkere wird zur Umgebung und Umſchließung des Schönern und Edlern gebraucht —

Beym Schlüſſel denkt man ſich nothwendig Eigenthum —

Denn ein gemeinſchaftliches Gut bedarf keiner Abſonderung —

Was verſchloſſen iſt, iſt eigentlich nur für denjenigen da, in deſſen Macht es, durch den Beſitz des Schlüſſels, ſteht, die feſte Umgebung hinwegzuräumen; für alle übrige Menſchen iſt es ſo gut, als ob es gar nicht da wäre. —

Das heißt Eigenthum, Beſitz —

Durch den Beſitz entſteht nun in der Welt Geiz, Verſchwendung, Neid, Proceſſe, Diebſtahl, Raub —

Und durch den Beſitz ganzer Länder entſteht Krieg, Mord und Blutvergießen —

Der Schlüſſel trennt die Herzen der Menſchen, wie ihre Häuſer voneinander —

Aber durch kleine runde Gold- und Silberſtückchen werden ſie wieder untereinander in Verbindung gebracht —

Der Menſch kann ſich nicht leicht entſchließen, ſich von dem zu trennen, was er durch ſeinen eignen Fleiß hervorgebracht hat, wenn er nicht einen hinlänglichen Erſatz dafür erhielte, den er nun wieder ſein Eigenthum nennen kann, und wofür er wieder andere Bedürfniſſe eintauſchen kann —

Dieſer Tauſch der menſchlichen Bedürfniſſe würde unendlichen Schwierigkeiten unterworfen ſeyn, wenn ihn nicht die kleinen runden Gold- und Silberſtückchen, erleichterten, die ohne Mühe aus einer Hand in die andre gehen, und nach deren geringern oder größern Anzahl der Werth aller menſchlichen Bedürfniſſe einmal abgemeſſen iſt. —

Weil aber nun eine groſse Anzahl dieſer kleinen Gold- und Silberſtückchen, einen unvergleichbar kleinern Raum einnehmen können, als die Dinge, deren Beſitz dadurch möglich gemacht wird; ſo wird auch dadurch das Haben ſehr erleichtert, indem einer den Werth aller der Dinge, die für das Geld können angeſchaft werden, gleichſam unter ſeinem Schloſſe hält — dieſs befördert den Geiz —

Und weil er auch bey der Ausgabe dieſer Gold- und Silberſtückchen nicht wirkliche Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe gegen andere Bequemlichkeiten und Bedürfniſſe umtauſcht, ſo fühlt er den Verluſt ſeines Eigenthums nicht ſo ſehr — daſs befördert die Verſchwendung.

Der Geizige vergiſst den Gebrauch der Sache über den Werth derſelben, wornach ſie abgemeſſen wird; der Verſchwender vergiſst den Werth der Sache über ihren Genuſs —

Der Geizige denkt ſich das Geld ganz als die Sache ſelbſt; der Verſchwender bloſs als Zeichen;

Weil nun der Geizige das Geld ſich ganz als die Sache ſelbſt denkt, ſo muſs er freilich Bedenken tragen, es auszugeben, weil es ihm alsdann in ein bloßes Zeichen verwandelt ſcheinen würde, wonach der Werth eines Dinges abgemeſſen wird —

Und weil der Verſchwender ſich das Geld bloß als Zeichen denkt, ſo iſt es ſehr natürlich, daß er es ſobald wie möglich, in die Sache ſelbſt zu verwandeln ſucht, da der Beſitz leerer Zeichen von Dingen für ihn keinen Werth hat —

Der Sparſame wird die Mittelſtraße zwiſchen beiden halten — er wird dem Verſchwender darinn folgen, daß er das Geld bloß für Zeichen beim Beſitz hält — aber er wird dem Geizigen darinn nachahmen, daß er das Geld bei der Ausgabe für eben ſo wichtig, als die Sache hält, die er dafür eintauſcht —

Die Grundſätze des Verſchwenders beim Beſitz werden ihn zur Ausgabe des Geldes zwingen — aber die Grundſätze des Geizigen bei der Ausgabe werden ſeinem Gebrauch des Geldes die gehörigen Grenzen ſetzen.

Das Geld iſt alſo eine Sache, deſſen wahrer Werth erſt durch den vernünftigen Gebrauch des Menſchen beſtimmt wird, und wobei derſelbe ſeine Vernunft zu üben Gelegenheit hat —

Nirgends fließen die Begriffe von Zeichen und Sache mehr ineinander, als hier — nirgends iſt die Grenzlinie zwiſchen beiden unmerklicher gezogen —

Daher erfordert es die größte Anſtrengung der Seelenkräfte, das verwickelte Verhältniß von Sachen und Zeichen im Ganzen zu überſehen —

Die Wiſſenſchaft, welche ſich mit dieſer Ueberſicht beſchäftigt, heißt Finanzwiſſenſchaft —

Und weil nun der Schlüſſel erfunden, und das Recht des Eigenthums herrſcht —

Da die Gold- und Silberſtückchen einmal das Triebrad aller menſchlichen Gewerbe und Künſte geworden ſind — ſo iſt auch jene Wiſſenſchaft eine der nöthigſten und nützlichſten, ohne welche eine Verbindung von Menſchen, die ein Staat genannt wird, nicht regiert und in Ordnung erhalten werden können.

Die Gegenſtände aus der Naturwelt auf dieſer Kupfertafel ſind:

Adler,	Storch,	Affe,
Froſch,	Schwanz,	Stern,
Mond,	Baum,	Ohr
Fuchs,	Vogel,	Schaf.

Der Adler fliegt der Sonne zu —
Der Storch verwechſelt ſeinen Aufenthalt mit der Jahreszeit.
Der Affe ahmt die Stellung und Bewegung des Menſchen nach —
Der Froſch ſitzt im Sumpfe, und ſtimmt ſeinen heiſern Geſang an —
Der Fuchs ſchnappt mit Liſt ſeine Beute hinweg —
Das Lamm läßt ſich geduldig zur Schlachtbank führen —

Welche mannigfaltig verſchiedene Eigenſchaften der Thiere, die hier nebeneinander aufgeſtellt ſind!

Ein jedes dieſer Thiere hat etwas, daß gleichſam ſeinen Charakter in der Thierwelt beſtimmt —

Weil nun der Charakter bei den Thieren etwas Bleibendes iſt; weil der Fuchs ſeit undenklichen Zeiten immer liſtig, der Wolf immer grauſam, das Schaf immer geduldig geweſen iſt: ſo eröffnete ſich die Einbildungskraft des Menſchen hier ein neues Feld, wo ſie ungehindert wirken konnte —

Weil man die auffallendſte Charaktere der Thiere einmal kennt, ſo legte man dieſen Thieren Vernunft und Sprache bei, und ſetzte ſie in eben ſolche Beziehung und Verhältniſſe unter- und miteinander,

wie

wie in der Menſchenwelt ſtatt finden, daraus entſtand

Die Fabelwelt —

Der Storch ſollte z. B. mit dem Fuchs in Verbindung gebracht, und die Liſt des leztern auffallend gemacht werden, um zu zeigen, wie auch der Liſtigſte zuweilen durch einen, wovon er es nicht gedacht hätte, überliſtet werden kann.

Der hochbeinigte Storch mit ſeinem langen Schnabel hat ſchon etwas Unbehülfliches in ſeinem Weſen, welches macht, daß die Begriffe von Liſt und Behendigkeit bei ihm gar nicht haften wollen —

Selbſt ſeine Gravität, mit der er einhertritt, fällt ins Komiſche — und ſein ganzes Aeußere iſt ſo beſchaffen, daß man ihn ſchon von ſelbſt als einen Gegenſtand betrachtet, an dem der Witz ſich üben, und ihn lächerlich machen kann.

Der Fuchs hingegen hat in ſeinem ganzen Aeußern ſchon etwas Behendes und Gewandtes, das gleich ins Auge fällt.

Die Fabel erhält alſo hierdurch ſchon eine gewiſſe Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie von dem Fuchs erzählt, daß er den Storch zum Beſten gehabt habe —

Der Fuchs ladet alſo den Storch ein, daß er bei ihm ſpeiſen ſoll — und ſetzt ihm eine Brühe in einer flachen Schale vor —

Der Storch mit ſeinem langen Schnabel macht hierbei ein lächerliche Figur — die Brühe iſt für ihn ſo gut, als ob ſie gar nicht da wäre, indes der Fuchs ſie mit ſeiner Zunge behende ausleckt, und ſeinen Gaſt unaufhörlich zum Eſſen nöthigt.

Nach einiger Zeit bittet der Storch den Fuchs wieder zum Eſſen, und ſetzt ihm kleingebrockte Speiſen in einer Bouteille mit einem ſehr langen Halſe vor —

Hier macht der Fuchs eine noch weit lächerlichere Figur, als vorher der Storch, indem er die Bouteille von außen beleckt, während daß der Storch mit ſeinem langen Schnabel einen Brocken nach dem andern heraushohlt —

Man freut ſich über die wohlgewählte Rache —
Und daß die Liſt überliſtet iſt.

Man hat ſich einmal ſchon gewöhnt, bei dem Fuchſe die Liſt zu denken — dieß hat zu den vielen kleinen Erdichtungen Veranlaſſung gegeben, die ſchon ſeit Aeſops Zeiten, von ihm unter den Menſchen verbreitet ſind —

Indem man dem Fuchs Vernunft und Sprache beilegt, ſo kömmt ſein ganzes Aeußres zu ſtatten, um ſich in ihm gleichſam die Liſt und Verſchlagenheit ſelber zu denken. —

Indem man alſo diejenigen lächerlich machen wollte, die ſich durch Schmeicheleien berücken laſſen — ſo mußte im ganzen Thierreich, was den liſtigen Schmeichler anbetraf, die Wahl zuerſt auf den Fuchs fallen —

Derjenige, der ſich ſchmeicheln ließ, mußte eine Eigenſchaft an ſich haben, die von jedermann als das Gegentheil von ſchön und bewundernswürdig anerkannt war —

Niemand wird die Stimme des Raben, wenn er ſeinen krächzenden Geſang anſtimmt, für ſchön und bewundernswürdig halten —

Dieſe iſt alſo ein würdiger Gegenſtand der hinterliſtigen Schmeichelei des Fuchſes —

Allein der Fuchs muß bei ſeiner Schmeichelei auch irgend einen Endzweck haben, ſonſt trägt ſie nicht den Charakter der Liſt —

Da der Rabe nun ein Raubthier iſt, ſo denkt man ſich ihn mit einer Beute, oder mit einem geraubten Käſe, den er im Schnabel trägt —

Der Fuchs hat alſo nun einen beſondern Endzweck, auf welchen er ſeine Schmeichelei hinrichten kann —

Er muß auf ein Mittel denken, dem Raben ſeinen Schnabel zu öffnen, damit er den Käſe herausfallen laſſe — Um alſo den Ehrgeiz des Raben rege zu machen, lobt er erſt ſein glänzendes Gefieder, wodurch er ſich von allen Vögeln des Waldes auszeichnet, und fügt denn hinzu, wenn ſeine Stimme eben ſo vorzüglich wäre, ſo würde er der König unter den Vögeln ſeyn —

Die natürliche Folge davon war, daß der Rabe nun auch ſeine Stimme wollte hören laſſen, um zu zeigen, daß ſie ſeiner nicht unwürdig wäre —

Um dieß zu thun, eröfnete er den Schnabel, und ließ den Käſe fallen — der Fuchs hatte nun ſeinen Zweck erreicht, und ging mit dem Käſe davon —

Der Rabe iſt überhaupt nicht übel gewählt, um ein eingebildetes, ſtolzes Weſen vorzuſtellen, weil er ebenfalls in ſeinem Gange und Stellung etwas komiſchgravitätiſches hat —

Ein ſehr natürliches Bild der Aufgeblaſenheit und des Stolzes aber iſt der Froſch —

Durch die Verwandtſchaft der Begriffe, fällt einem bei dem Aufblaſen ſeiner Haut, die Gemüthsart gewiſſer Leute ein, welche in allem größer ſcheinen wollen, als ſie wirklich ſind —

Er bläßt ſich auf, wie ein Froſch —

Dieſe Verwandſchaft der Begriffe iſt vermuthlich die erſte Veranlaſſung zur Entſtehung einer kleinen ſehr lehrreichen Fabel geweſen wodurch der Stolz, es andern, die mehr vermögen, gleich zu thun, in ein ſehr lächerliches Licht geſtellt wird —

Um dieß zu bewirken, mußte ein Thier gewählt werden, daß den Froſch ſo auffallend wie möglich, an Größe übertrifft — Die Wahl des Fabeldichters fiel auf den Ochſen — ſie hätte auch auf den Elephanten fallen können — aber es war weit wahrſcheinlicher, daß der Froſch einen Ochſen, der auf der Wieſe an einem Sumpfe weidete, als daß er einen Elephanten zu ſehen bekam —

Es hätte auch ſtatt des Ochſen ein Pferd gewählt werden können, aber es ſollte hier nur bloß auf Größe und Dicke ankommen, die der Froſch einem andern Thiere beneidete; bei dem Pferde fällt die eigentliche Größe und Dicke, wegen der Schönheit, und dem wohlgeordneten Ebenmaß ſeiner Glieder, nicht ſo ſehr in die Augen, als bei dem Ochſen —

Der Froſch verglich ſich alſo mit dem Ochſen, und weil er in dieſer Vergleichung etwas zu verlieren glaubte, ſo ſuchte er durch das Aufblaſen ſeiner Haut den Mangel zu erſetzen —

Um die Scene noch komiſcher zu machen, trauet er ſich ſelber bei dieſer Vergleichung nicht ganz, ſondern frägt bei jeder wiederholten Anſtrengung, womit er ſich aufbläſt, ſeine Jungen, die um ihn herſtehen, ob er nun größer ſey, als der Ochſe?

Dieſe können ihm nie eine andre, als eine verneinende Antwort geben; und weil er ſich immer noch ſtärker aufbläßt, ſo muß er endlich vor Aufgeblaſenheit berſten —

Dieſe erdichtete Scene aus der Thierwelt, thut weit mehr Wirkung auf die Seele, als daß wirkliche Beiſpiel eines einzelnen Menſchen, der ſich durch Stolz, und dadurch daß er es Mächtigeren gleich thun wollte, ins Verderben ſtürzte —

Jener bleibt immer der eine einzelne Menſch — es folgt aus einem Beiſpiele noch keine allgemeine Wahrheit; und dann wird auch die Aufmerkſamkeit mehr auf die Geſchichte, als auf die Lehre oder den allgemeinen Satz gelenkt, der daraus gezogen werden ſoll —

Bei der Fabel hingegen weiß ich, daß die Erzählung, nur, um der Wahrheit oder des Hauptgedankens willen, der darunter verborgen liegt, erdichtet iſt —

Ich nehme an dem Schickſal eines Froſches und eines Ochſen nicht Antheil, wie an dem Schickſale eines Menſchen, was ihm begegnet, intereſſirt mich nur in ſo fern es mir Stoff zum Nachdenken giebt. —

Daß ein Froſch vor Aufgeblaſenheit berſtet, erregt mein Mitleid nicht ſo ſehr, als wenn in in einem wirklichen Beiſpiele, ein Menſch durch ſeinen lächerlichen Stolz ſich am Ende ins Verderben ſtürzt — dann wird das Komiſche tragiſch, hier bleibt es komiſch —

Der Adler iſt in der Fabelwelt der König unter den Vögeln — ſo wie der Löwe der König der Thiere —

Der Adler und der Löwe werden auch oft gewählt, wenn durch erdichtete Erzählungen aus der Thierwelt, Misbrauch der Macht, Tyrannei und Unterdrückung ſoll dargeſtellt werden —

Man trägt ſich vom Löwen und vom Adler mit manchen kleinen Geſchichten von der Art —

Beſonders iſt eine kleine Fabel ihrem Erfinder vorzüglich gut gerathen, wodurch der Satz ins Licht geſtellet werden ſoll, daß der Mächtige, der einen böſen Willen hat, und zugleich auch einen liſtigen Rathgeber erhält, auch dem Stärkſten widerſtehen kann —

Hier ſoll alſo gegeneinandergeſtellt werden Macht und von ihr angegriffene Stärke —

Mächtig iſt der Adler, wenn er auf Raub ausgeht — aber das felſenfeſte Haus der Schildkröte widerſteht ſeinem Angriff —

Er trägt ſie in ſeinen Klauen in die Luft empor, und ſie beſchweret ihn nur durch ihre Laſt, ohne ihm zu nutzen — ſeine Macht reicht nicht hin, ihre Schaale zu zerdrücken, ob er gleich den Willen dazu hat —

Die Schildkröte iſt durch die Natur ſelbſt gegen ſeinen Angriff geſichert —

Aber was geſchieht? eine Krähe fliegt vorbei — und wird die Rathgeberinn des Adlers —

Die Liſt vereinigt ſich mit der Macht, und der Untergang der armen Schildkröte iſt gewiß —

Die liſtige Rathgeberinn bedingt ſich einen Theil von der Beute aus, und ſagt dem Adler, er ſolle die Schildkröte aus der Höhe herab auf einen harten Felſen fallen laſſen, damit ihre Schaale zerſchmettert werde, und er dann ſeinen Raub mit Bequemlichkeit und Muße genießen könne.

Der Adler thut, was ihm die Krähe gerathen hatte — und es war nun um die Schildkröte geſchehen —

Welch ein anſchauliches Bild von Macht, Liſt, und Zerſtörung giebt dieſe kleine Erdichtung! —

Adler — Krähe — Schildkröte —

ſind drei Begriffe, welche hier in eine ſo natürliche und paſſende Beziehung auf einander gebracht werden, daß ſogleich ein Bild das andre, eine Idee die andre erweckt, und man auf einmal einen Aufſchluß über eine unzählige Menge einzelner Fälle im menſchlichen Leben erhalten zu haben glaubt, die man nun alle unter dieſem allgemeinen Sinnbild oder Gleichniß, das in der Fabel liegt, erkennt — Es ſammlet ſich unter dem Begriffe den die Fabel entwickelt, ohne daß wir es uns deutlich bewußt ſind, eine Anzahl von Erinnerungen, Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Leben, die dadurch unter einen Hauptgeſichtspunkt gebracht werden, aus dem wir ſie nun betrachten — das iſt, was wir **Aufſchluß** über eine Sache nennen —

Weil das Schaaf eines der ſanfteſten Geſchöpfe, und bei ſeiner Hinrichtung am geduldigſten iſt, ſo denkt man ſich unter demſelben gern die **leidende Unſchuld**, die von der tyranniſchen **Macht** unterdrückt wird —

In dieſer Rückſicht, hat man in einer kleinen Fabel, die auch ſchon ſehr alt iſt, den **Wolf** und das **Lamm** nebeneinandergeſtellt —

Man wollte zeigen, wie die Unſchuld von der Macht unterdrückt wird; und da man nun gerade den Wolf und das Lamm wählte, ſo machte ſich die Fabel beinahe von ſelbſt — wenn von Wolf und Lamm erzählt wird, daß ſie zuſammengekommen ſind, ſo erwartet ſchon jedermann nichts anders, als daß das letztere von dem erſtern wird **leiden** müſſen.

Allein wenn die Gewalt gleich kein Bedenken trägt, ungerecht zu ſeyn, ſo will ſie es doch wenigſtens nicht ſcheinen, ſondern ſucht lieber irgend einen

Vorwand aus der Luft zu greifen, wodurch ſie ſich zu ihrer That berechtigt glaubt —

Die Erdichtungskraft, welche ganz voneinander verſchiedene Dinge zuſammenſetzt, und ſie wie eins betrachtet, nimmt die Verſtellungskunſt von dem Menſchen und ſetzt ſie noch zu der natürlichen Grauſamkeit des Wolfes hinzu — ſo nimmt ſie auch Vernunft und Sprache von dem Menſchen und giebt ſie dem Wolfe —

Daraus entſteht ein Weſen, daß in der wirklichen Welt nicht ſtatt findet — ein Geſchöpf der Einbildungskraft — ein **redender und denkender Wolf** —

Der Wolf muß ſich, um einen Vorwand zu haben, von dem Lamm beleidigt glauben —

Der Fabeldichter muß hier ſinnen, wie er dieß möglich und gewiſſermaßen wahrſcheinlich macht —

In der Nähe kann das Lamm den Wolf nicht beleidigen; denn es wird ihm gewiß nicht von freien Stücken nahe kommen —

Es mußte ihn alſo in der Ferne beleidigt haben — dieß iſt aber nur möglich, wenn etwas zwiſchen dem Wolf und dem Lamm iſt, wodurch ſie auch in einiger Entfernung voneinander miteinander in Verbindung kommen, oder in irgend einige Beziehung aufeinander gebracht werden können —

Feſtes Land kann nicht wohl irgend eine Kommunikation in der Entfernung unter ihnen hervorbringen; aber ein Fluß, ein Bach — aus welchem etwa beide trinken —

Wenn dieſer Bach nun etwa von einer Anhöhe herabflöſſe, ſo konnte das Lamm etwa oben ſtehen, und das Waſſer trüben, ehe es zu dem Wolf hinunterkömmt; dann hätte der Wolf einigen gerechten Vorwand, zornig auf das Lamm zu ſeyn —

Aber das Lamm ſtand ganz unten am Bache und trank, und der Wolf ſtand oben — und doch beſchuldigte der Wolf das Lamm, es habe ihm das Waſſer trübe gemacht.

Wie natürlich war nun die Vertheidigung des Lammes gegen dieſe Beſchuldigung, daß das Waſſer ja von ihm zu dem Wolf in die Höhe flieſſen müſſe, wenn das wahr ſeyn ſollte, was der Wolf behauptete.

Da nun der Wolf hierauf nichts ſagen konnte, ſo ergriff er ſchnell einen andern Vorwand, und behauptete, das Lamm habe vor ſechs Monathen übel von ihm geſprochen —

In der Geſchwindigkeit hatte er das Alter des Lammes nicht recht in Erwägung gezogen, und das Lamm machte ihm den wichtigen Einwurf, daß es ja vor ſechs Monathen noch nicht gebohren geweſen ſey.

„Nun ſo hat dein Vater doch übel von mir ge„ſprochen," ſagte der Wolf, und zerriß das Lamm —

Der Vorwand, unter welchem der Wolf das Lamm zerreißen will, wird immer ſchwächer und unbedeutender; daß es übel von ihm geſprochen haben ſollte, war lange nicht eine ſolche Beleidigung, als wenn es das Waſſer wirklich getrübt hätte; und daß ſein Vater übel von dem Wolf geſprochen haben ſollte, war wiederum noch viel unbedeutender, als wenn es ſelbſt von den Wolf übel geſprochen hätte —

Dieß war aber auch die Abſicht des Fabeldichters: es ſollte zuletzt nur gleichſam ein Schatten eines Vorwandes übrig bleiben, welcher der Macht immer noch hinlänglich genug war, um die Unſchuld zu unterdrücken. —

Erſt ſollte das Lamm den Wolf durch That, hernach durch Worte, und endlich gar durch die Worte, die ein andrer geſprochen hatte, beleidigt haben —

Daß war ohngefähr der Plan des Fabeldichters, nach welchem er dieſe *Fabel* ausarbeitete.

Und da die erſte *Wahl* aus der Thierwelt gehörig getroffen, und die erſte *Hauptbeziehung*, vermittelſt des *Baches* erfunden war, ſo machte ſich nun die Fabel gleichſam von ſelbſt*— die Bilder fügten ſich ineinander, und aus ihrer Zuſammenſetzung entſtand ein kleines Ganze, daß die Seele nun auf einmal umfaſſen, und eine große Menge Begriffe aus dem menſchlichen Leben darunter ſammlen kann —

So ohngefähr, wie wir uns die Entſtehung dieſer Fabel denken, ging der menſchliche Geiſt zu Werke, da er, nicht zufrieden mit der Natur- und Kunſtwelt, ſich auch eine eigene

erdichtete Ideenwelt

ſchuf.

Man kann alſo nun eine neue große Grenzlinie ziehen zwiſchen der

wirklichen Welt

und

Ideenwelt

Die wirkliche Welt exiſtirt zwar auch in der Idee des Menſchen, aber die Ideenwelt unterſcheidet ſich dadurch, daß ſie außer der Idee des Menſchen gar nicht da iſt —

In dieſe Ideenwelt gehören nun alle Erzählungen von Hexen und Geſpenſtern; alle Feenmährchen; auch gehört die ganze Mythologie oder Götterlehre dahin, durch welche die Welt ſchon ſeit den älteſten Zeiten mit unzähligen neuen Weſen bevölkert worden iſt, die außer der Einbildungskraft des Menſchen nirgends waren.

Dahin gehörte, Apollo, Mars, Minerva, Jupiter, und alle Götter und Göttinnen im Olymp —

Dieſe Weſen entſtanden, indem man das Unperſönliche in der Welt perſönlich, und es ſich dadurch gewiſſermaßen gleich machen wollte —

So dachte man ſich unter Jupiter die Luft und den Himmel — unter Neptun das Meer — und unter Pluto die Erde —

Dieſe ungeheure Maſſen, Luft, Erde, Meer, waren für die ſpielende Einbildungskraft zu unbehülflich — man ſuchte ſich ihre Darſtellung zu erleichtern, indem man ihnen die Perſönlichkeit mittheilte —

Nun konnte man mit ihnen reden, Gebete an ſie richten, ihnen Opfer bringen, und ſie ſich als höhere Weſen denken, weil man dem, was durch ſeinen Umfang und ſeine Größe den Menſchen ſo klein macht, nun auch noch menſchliche Vernunft und Gedanken dazu verlieh —

So ſchuf ſich die Einbildungskraft Götter — —

Die Weisheit iſt ſo etwas Vortreffliches an dem Menſchen, daß man eine Begierde in ſich empfindet, ſie aus ſich herauszudenken, um ſie auch außer ſich, als ein Weſen höherer Art verehren zu können — man umkleidete dieſe allgemeinen Begriffe mit Perſönlichkeit, gab ihnen einen Körper und einen Nahmen — ſo entſtand Minerva die Göttin der Weisheit; Apollo der Gott der Künſte; Mars, der Gott des Krieges, u. ſ. w.

So wie der Menſch in der Kunſtwelt eine neue Schöpfung durch Zuſammenſetzung voneinander verſchiedener wirklicher Dinge hervorbringt; ſo bringt er, da ihm dieß noch nicht gnügt, in ſeinem eignen Gehirn wieder eine andere Schöpfung hervor, die noch weit ſonderbarer iſt, als ſeine Umformungen der Steine zu menſchlichen Geſtalten, der Aſche zu Glas, u. ſ. w.

Er läßt Thiere reden; Luft, Erde und Meer, denken und handeln; einen Fluß ſich ſelbſt aus ſeiner Urne ausgießen, indem er ihm Perſönlichkeit, das iſt, einen Nahmen und einen Körper giebt —

Dieß leitet uns auf einen neuen großen Unterſchied zwiſchen

dem Menſchen ſelbſt
und
allem, was außer ihm iſt —

Woher kömmt es, daß der Menſch alles, was außer ihm iſt, gleichſam in ſich zu verwandeln, und ihm ſeine Natur, ſein Weſen mitzutheilen ſucht —

Weil er Perſönlichkeit und Bewußtſeyn hat, ſo iſt er ſo geneigt, dieſe Eigenſchaften auch den lebloſen Dingen, die um ihn her ſind, in ſeinen Gedanken mitzutheilen.

Und was iſt wohl natürlicher, als dieſe Neigung, da der Menſch, bei allem, was er außer ſich denkt, wenn er ſich deſſen bewußt ſeyn ſoll, nothwendig erſt ſich ſelbſt denken muß —

Alle andern Vorſtellungen, die er hat, müſſen alſo durch die immerwährende Vorſtellung von ihm ſelber nothwendig erſt durchgehen, und nehmen davon ihre Farbe und ihr Gepräge an. —

Darum drückt der Menſch der ganzen Natur, indem ſie durch ſeine Vorſtellung geht, gleichſam den Stempel ſeines Daſeyns auf —

Er bildet die unförmlichſten Gegenſtände ſeinem Körper nach —

Der untere Theil eines Berges heißt ihm der Fuß, der obere Theil der Rücken deſſelben —

Und wenn die Einbildungskraft einmal erhitzt iſt — ſo wird die ganze lebloſe Natur um ihn her belebt; ſie verwebt ſich inniger, ſtärker mit ſeinem Weſen — Berge hüpfen — Das Meer und die Erde freuet ſich —

Auf die Weiſe hat nun auch der Menſch der lebloſen Welt die Verſchiedenheit ſeines Geſchlechtes aufgedrückt, und ſie ſich als

Mann und Weib

gedacht, indem er das Lebloſe, ſo wie das Lebende gepaart hat, als:

Der Apfel — Die Birne
Der Hut — Die Mütze
Der Mund — Die Naſe
Der Fuß — Die Hand
Der Stock — Die Ruthe
Der Stuhl — Die Bank

Der Haß — Die Liebe
Der Zorn — Die Sanftmuth
Der Wald — Die Wieſe.

Was man ſich alſo von den lebloſen Dingen dem weiblichen Geſchlecht ähnlicher denkt, das enthält in der deutſchen Sprache den Artikel Die, und was man ſich dem männlichen Geſchlecht näher denkt, den Artikel Der — ein Wort von der erſtern Art nennt man ein Femininum, und von der andern Art ein Maſculinum —

Hierinn ſtimmen nun aber die Sprachen nicht überein —

In der lateiniſchen Sprache denkt man ſich oft irgend etwas Lebloſes dem weiblichen Geſchlecht ähnlicher, was man ſich in der deutſchen Sprache dem männlichen Geſchlecht ähnlicher denkt —

Der Tiſch z. B. iſt im Deutſchen ein Maskulinum, menſa im Lateiniſchen hingegen iſt ein Femininum, und würde wörtlich überſetzt die Tiſch heißen — wie ſehr nun die Vorſtellungsart der Menſchen hierinn voneinander abweicht, ſieht man aus den Kupfertafeln, wo die Gegenſtände alle mit den lateiniſchen Nahmen benannt ſind, und von denen allemal das rothe Blatt lauter Feminina, und das ſchwarze lauter Maskulina enthält —

Durch dieſe Eintheilung, welche durch roth und ſchwarz bezeichnet iſt, zerfallen alſo alle die Gegenſtände in zwei Theile, nicht in Anſehung der Sachen, die ſie darſtellen, ſondern in Anſehung der Nahmen, wodurch dieſe Sachen in lateiniſcher Sprache bezeichnet werden —

Der lateiniſche Nahme eines Dinges iſt deswegen vorzüglich merkwürdig, weil eine und eben dieſelbe Sache von mehrern Nationen, die ſonſt in den Sprachen ganz verſchieden ſind, mit dieſem Nahmen zugleich benannt wird —

Die lateiniſche Sprache wird in Spanien, Frankreich, Italien, England, Holland, u. ſ. w. ſowohl als in Deutſchland in den Schulen gelehrt, wodurch ſie zu einer Art von Univerſalſprache geworden iſt, in welcher ſich die Gelehrten der ganzen Welt einander verſtehen —

Weil nun dieß einmal ſo iſt, ſo wird auf die Erlernung der lateiniſchen Sprache in der Jugend der vorzüglichſte Fleiß gewandt — und weil es nun im Lateiniſchen eben ſo ſeltſam klingt, wenn man z. B. ſagen wollte, bonus menſa, als wenn im Deutſchen einer ſagte: die gute Tiſch, ſo ſucht man beim Unterricht in der lateiniſchen Sprache vorzüglich mit den Unterſchied zwiſchen Maskulinum und Femininum recht einzuſchärfen —

Dieß iſt nun auch eine Abſicht bei dieſen Kupfertafeln geweſen, indem der Unterſchied zwiſchen ſchwarz und roth dem Gedächtniß hat zu Hülfe kommen ſollen —

Weil uns aber die zu unſerm Endzweck gehörigen Sachen ſelbſt wichtiger geweſen ſind, als die Nahmen, wodurch ſie bezeichnet werden, ſo ſind wir bis jetzt auf dieſen Unterſchied zwiſchen ſchwarz und roth noch nicht aufmerkſam geweſen — indes ſoll uns dieß auf einen andern wichtigen Unterſchied führen, zwiſchen

den Dingen
und
ihren Benennungen

Die Benennungen der Dinge machen wieder unter ſich eine Welt von Verhältniſſen und Beziehungen aus, die alle in dem Bau der Sprache gegründet ſind, welche gleichſam ein Abdruck der ganzen Schöpfung iſt —

Sache — Welt
Wort — Sprache.

So wie nun nicht das Stillſtehende, ſondern das Lebende und ſich Bewegende, dieſe unaufhörliche Umwälzung und Kreislauf in den Dingen das eigentliche Weſen der Welt ausmacht —

So machen auch die Wörter, welche Leben und Bewegung anzeigen, als ſetzen, heben, ſteigen, fallen, tragen, haben, das eigentliche Weſen der Sprache aus — die andern Worte, als Schlüſſel, Haus, Thür ſind bloße Benennungen oder Nahmen von Dingen, welche erſt durch die Leben und Bewegung anzeigenden Wörter in Verbindung gebracht werden müſſen —

als: der Schlüſſel öffnet die Thüre und durch die Thüre geht man in das Haus —

Durch die Worte

öffnen, gehen, durch und in

kömmt erſt Zuſammenſetzung, Verbindung und Beziehung in die Rede, die vorher aus bloßen Nahmen beſtand, welche, wenn ihnen auch noch ſo viel hinzugeſetzt wäre, doch kein Ganzes würden ausgemacht haben —

Schlüſſel — Thurm — Haus —

Die ganze Sprache zerfällt alſo in

Wort und Nahmen

verbindende Beſtandtheile, und Beſtandtheile, die verbunden werden.

Im gewiſſen Verſtande iſt in den Sprachen alles Nahme, und nur ein einziges wirkliches **Wort**: das iſt das Wort

iſt

welches die Welt unſrer Begriffe ſchließt — und mit ſeiner belebenden und ideenverbindenden Kraft, durch die ganze Sprache herrſcht, wie der Geiſt des Menſchen durch den Körper —

Die Wiſſenſchaft, welche ſich vorzüglich mit der Entwicklung dieſer und ähnlicher Begriffe beſchäftigt, heißt:

die Sprachlehre.

Von den Gegenſtänden aus der Thier- und Kunſtwelt, die auf der vierten Kupfertafel enthalten ſind, wenden wir uns nun zu den großen Gegenſtänden, welche nicht zu einer beſondern Abtheilung der Dinge in der Welt gezogen werden können, ſondern die große **Welt** im Ganzen mit ausmachen, weil ſie ſelbſt ganze **Weltkörper**, wie unſere Erde, ſind —

Mond — Sterne —

aus der vorigen Kupfertafel wollen wir die Sonne dazu nehmen — und in unſern Gedanken nebeneinanderſtellen:

Sonne — Mond — Sterne —

Welch eine neue Art von Gegenſtänden! wie verſchieden von Bäumen, Pflanzen und Thieren!

Der Anblick der Sonne und des Mondes iſt einzig in ſeiner Art —

So wie wir das bekannte Antlitz eines Freundes begrüßen, ſo begrüßen wir mit jedem Tage das Antlitz der Sonne, die immer jung und neu, und doch unverändert wieder emporſteigt —

Die Sonne und der Mond ſind das einzigſte, in der Natur, alles andre iſt mehrmal da —

Dieſe beiden großen Gegenſtände der Betrachtung des Menſchen bringen daher auch Einheit in das Mannichfaltige —

Sie ſchlagen durch ihr immerwährendes Auf- und Niedergehen gleichſam den Takt zu den großen Revolutionen, die ſich auf dieſem Erdenrund ereignen —

Sie geben den Menſchen Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre —

Sie ordnen ſeine Vorſtellungen von dem Lauf der Dinge —

Sie ſind das ſtets ſich Gleichbleibende mitten unter dem was unaufhörlich abwechſelt —

Alles was der Menſch erlebt, daß knüpft er an dieſe großen immer wiederkehrenden Veränderungen in der Natur:

Sonnen Auf- und Niedergang
Mondswechſel
Sommer — Winter — Frühling —
Herbſt —

Damit entſteht zugleich das Bedürfniß der Zahl —

Was ſich ganz gleich iſt, und nicht verbunden da iſt, wie alles dasjenige, was aufeinander folgt, kann nur durch die Zahlen unterſchieden werden —

Der Menſch zählet alſo von einem Vollmond bis zum andern zwölfmal — während der Zeit hat die Sonne zweimal Tag und Nacht gleich gemacht, und alſo den Herbſt und den Frühling hervorgebracht — einmal hat ſie durch ihre ſtärkſte Annäherung den Sommer, und einmal durch ihre weiteſte Entfernung den Winter verurſacht —

Dieſe vier großen ſichtbaren Einſchnitte in den Lauf der menſchlichen Dinge,

Frühling — Sommer — Herbſt —
und Winter —
ordnen das Jahr, und die Geſchäfte des Menſchen — —

Während das Kriege geführet und wieder Frieden geſchloſſen, Staaten und Provinzen zerſtört, und andre wieder errichtet, Geſchlechter untergehen, und andre wieder geboren werden —

folgen Frühling, Sommer, Herbſt und Winter immer in gleicher unverrückter Ordnung aufeinander, und nach jedem vollendeten Kreislauf, macht der Menſch einen neuen großen Einſchnitt, in die Reihe ſeiner Vorſtellungen von dem Lauf der Dinge, aus deren Anhäufung die Zahl der Jahre entſteht —

Dieſe immer wiederkehrenden größern und kleinern Einſchnitte in den Lauf der Dinge, ſind die Grundlage der Geſchichte, und die feſteſte Stütze unſers Gedächtniſſes, daß ohne dieſes Hülfsmittel die Begriffe von dem aufeinanderfolgenden auf mannigfaltige Art verwirren, und ſie ſtatt einer wohlgeordneten Reihe, welche wir ſchnell durchlaufen, und was wir wollen, herausfinden können, in ein verwirrtes Chaos zuſammenwerfen, und uns die Vergangenheit unſers Daſeyns in undurchdringliches Dunkel hüllen würde.

Zeit und Zahl
ſind zwei groſe und erhabene miteinander auf das genaueſte verwandte und verknüpfte Begriffe —

Daß der Menſch ſagen und denken kann: eins, zwei —

Daß er ſagen und denken kann: heute — morgen

das dehnet ſein Daſeyn über den gegenwärtigen Moment aus, worinn er ſonſt, mit alle dem, was ihm umgiebt, verſchlungen würde — Die Begriffe

eins — zwei
heute — morgen

gehören zur Grundlage ſeines vernünftigen Denkens —

Wie kam er denn auf dieſen Unterſchied, wie kam der Menſch auf die Begriffe von Zeit und Zahl?

Dieſer Unterſchied, und dieſe Begriffe ſind von Anbeginn der Welt — in die ganze Natur, die ſich dem Menſchen darſtellet, mit eingewebt —

Die Natur ſelbſt lehrte den Menſchen die groſe Kunſt zu unterſcheiden, und zu zählen: ſie war es, die ihn ſchon in der grauen Vorzeit

die erhabenſte Logik

lehrte —

Die ganze Natur ſcheint ein Abdruck des menſchlichen Verſtandes, ſo wie der menſchliche Verſtand ein Abdruck der ganzen Natur zu ſeyn — eine ſo bewundernswürdige Uebereinſtimmung findet zwiſchen der Natur der menſchlichen Begriffe und ihrem groſſen Gegenſtande ſtatt —

Der größte und auffallendſte Unterſchied, der von Anbeginn in die Natur gelegt war, iſt der zwiſchen

Licht und Finſterniß

Ein Unterſchied, der dem Menſchen auch in der Kindheit ſeines Verſtandes nicht entgeben konnte —

Das Licht, wodurch erſt aller Unterſchied der Dinge, ihre Farben und Geſtalten, dem Auge ſichtbar werden, und ſelbſt im Gegenſaz gegen die Finſterniß —

Das unterſcheidende und ordnende gegen das
nicht unterſcheidende
und verwirrende Principium.

Nothwendig mußte in der vorſtellenden Kraft des Menſchen, durch dieſen Unterſchied, die erſte tiefſte Furche gezogen werden, deren Spur durch die mannichfaltig zuſtrömenden Bilder, am Tage nicht wieder vertilgt werden konnte. —

Hier wurde der erſte Grundſtein des menſchlichen Denkens gelegt — Vorſtellungen von dem Allerentgegengeſetzteſten

von Wahrheit und Irrthum
gut und böſe
recht und unrecht

worauf die ganze Macht unſers Denkens beruhet, wurde hier die erſte Bahn gebrochen —

Auch mußte ſich durch dieſen Unterſchied zuerſt die Zunge des Menſchen zu dem Jubel löſen, womit er das kommende Licht begrüßte, und zu der Klage, womit zuerſt die furchtbare Dunkelheit der Nacht hereinbrechen ſahe —

Er fühlte ſich gedrungen, die erſten Laute der Sprache zu ſtammeln:

Nachdem er das Licht von der Finſterniß unterſcheiden gelernt hatte,

ſo nannte er das Licht Tag, und die Finſterniß Nacht.

Nachdem nun die erſte ſchärfſte Grenzlinie gezogen war, ſo kam der zweite groſe Unterſchied an die Reihe, zwiſchen

oben und unten
Himmel — Erde

In der Dunkelheit der Nacht war Himmel und Erde eins — der Himmel ſchien auf der Erde zu ruhen, und die Erde an den Himmel zu ſtoßen —

Die Geſtalten der Dinge waren erloſchen — die Erde war wüſte und leer —

Aber mit der Geburt des Lichtes am Morgen zog ſich das blaue Gewölbe des Himmels allmälig in die Höhe — und die Berge ſenkten ſich vor dem Blick des Menſchen nieder, indem ſie ſich von dem auf ihren Häuptern ruhenden Nebel trennten.

Die groſe Lichtmaſſe, die nun einmal in der Vorſtellung des Menſchen von der Finſterniß abgeſondert war, zerfiel in

Himmel und Erde —

In den lichten blauen Aether, der emporſteigt, und die undurchſichtige ſchwere Erde, die ſich niederſenkt —

Dieſer zweite große Unterſchied drang ſich der Beobachtung des Menſchen auf, ſo oft er ſein Auge emporhub und es wieder niederſchlug —

Himmel und Erde war alſo die Erſte Geburt des Lichts, das aus der Finſterniß emporſtieg —

Himmel und Erde iſt der große Gedanke des Menſchen, womit er alles umfaßt, was ihn umgiebt — Von der Sonne, die am Himmel glänzt, bis auf das Würmchen, daß am Blatte flimmert —

Indem nun der Menſch ſein Auge von der feſten undurchdringlichen Erde, worauf ſein Fuß ſich ſtützt, auf die wallende Waſſerfläche warf, die in ihrem Schooße das Bild des Himmels ſpiegelt, welch eine neue Furche mußte plötzlich durch dieſen Unterſchied in ſeiner vorſtellenden Kraft gezogen werden!

Erde — Meer —
feſt — flüſſig

Nun war die große Maſſe geordnet —

Licht — Finſterniß
Himmel — Erde
Erde — Meer —

Die kleinern Unterſchiede konnten nun allmälig an die Reihe kommen —

Auf der Erde lernte der Menſch Bäume, Pflanzen, und Kräuter: und am Himmel Sond, Mond und Sterne unterſcheiden —

Nachdem jene großen Unterſchiede ſich ihm tief eingeprägt hatten, ſo war er nicht mehr in Gefahr, ſeine Begriffe zu verwirren, und die Dinge auf Erden, mit den Dingen am Himmel zu vermiſchen —

Daß Licht war ihm nun erſt helle geworden, ſeit er es mit der Dunkelheit verglich —

Der Anblick des Himmels, wurde ihm erſt reizend, wenn er ſein Auge von der undurchſichtigen Erde zu ihm emporhob —

Die Erde wurde ihm erſt feſt und ſicher, ſobald er ſie gegen das wankende, wallende Meer verglich —

Und nun nachdem er ſich dieſe großen Unterſchiede tief eingeprägt hatte, erhielt er erſt Muße, ſich das Ganze der Schöpfung auch im Kleinen zu ordnen. —

Seine vorſtellende Kraft faßte die lebloſen Gegenſtände eher, als die lebenden, weil dieſe ihm gleichſam feſten Stand hielten, und ſeiner Aufmerkſamkeit nicht ſo bald entwiſchten —

Die

Die Geſtalt des Baumes, der ihm ſeine Frucht darbot, ſpiegelte ſich am längſten in ſeinen Augen, und ſeine Blicke konnten mit Muße darauf verweilen — er lernte alſo das Einzelne im Ganzen

Den Baum im Walde
den Aſt am Baume
den Zweig am Aſte und
das Blatt am Zweige

unterſcheiden —

Noch ehe ſeine Aufmerkſamkeit ſich auf die Himmelskörper heftete, die ihm durch ihren immerwährenden Kreislauf zu ſchnell entwiſchten, und ſeine Beobachtung täuſchten, bis es ihm gelang, nachdem er ſich von dem Stillſtehenden ein klares Bild in ſeiner Seele entworfen, auch das Aufeinanderfolgende bei dem immerwährenden Kreislauf der Sonne, des Mondes und der Geſtirne, mit ſeiner vorſtellenden Kraft zu faſſen, und nach dieſer feſten und beſtimmten Folge nun alles übrige, was in dem Lauf der Dinge aufeinander folgt, zu ordnen —

Endlich gelang es ihm auch, ſich durch den wiederholten Anblick der lebenden Geſchöpfe, die ſich vor ſeinem Blick hin und her bewegten, ein feſtes Bild von ihnen einzuprägen —

Es fügte ſich, daß ſie ſich ſo oft, gleichſam freiwillig, ſeinem Blick darſtellten, bis er eine Gattung, eine Klaſſe von der andern allmälig unterſcheiden lernte, und ihnen Nahmen gab —

Die großen Unterſchiede zwiſchen
Himmel, Erde, und Meer
welche ſich ihm ſchon einmal eingeprägt hatten, waren Urſache, daß er nun
die Vögel unter dem Himmel,
Die Fiſche im Meer, und
Die Thiere auf Erden,
in ſeiner Vorſtellung gehörig zu ordnen wußte,

Daß in ſeiner Einbildungskraft die Vögel nicht ſchwammen; der Fiſch nicht ging; und das Thier nicht flog —

Die ganze lebloſe und belebte Schöpfung ordnete ſich in ihm in mannichfaltige Arten und Unterarten der Dinge — Dieſe Schöpfung ſtand zum zweitenmal in der Seele des Menſchen da — deſſen Blick nun zum Gefühl ſeines eigenen Daſeyns in ihm ſelbſt zurückgedrängt wurde, nachdem er an den Dingen, die ihn umgaben, ſeine Neugier geſättigt hatte —

Er fand nun in ſich eine Welt, die ihm noch ein weit größeres Feld ſeiner Betrachtung darbot, als die Welt außer ihm —

Das letzte Werk, die Krone der Schöpfung war

der denkende Menſch.

Dieß iſt die Schöpfungsgeſchichte des menſchlichen Verſtandes.

Die erhabne Logik der Natur — Ihr Grundriß liegt in der Schöpfungsgeſchichte Moſis.

An dieſe Schöpfung ſchließt ſich

der Tod,

welcher durch das von Fleiſch entblößte Knochengebäude des Menſchen im Bilde dargeſtellt wird.

Die ganze Natur ſcheint alle ihre Kräfte aufgeboten zu haben, eine Zeitlang in dem Umfange dieſes Schädels und dieſes Knochenbaues, ein wunderbares Spiel von Gedanken und Empfindungen zu unterhalten, wodurch ſie ſich gleichſam ſelbſt übertrifft, indem ſie erſt den höchſten Gipfel ihrer Schönheit und Vollkommenheit in der Vorſtellung eines denkenden Weſens erreicht, das ſich ihrer mit reinem Herzen freuen kann —

Und nun hat ſie ſelbſt dieſen koſtbaren Spiegel zerſchmettert, worin ſie ſich ihre Geſtalt ſo herrlich abbildete —

Statt jener Augen, worinn ſich ſo oft das Antlitz der Sonne mahlte, ſind hier ein paar leere grauenvolle Oeffnungen —

Die Lippen auf welchen die Freuden und das Lächeln wohnte, ſind verſchwunden —

Alle die weichen Fibern, welche jeden ſanften Eindruck annahmen, und ihn dem Sitz des Denkens zuführten, ſind von der harten Knochenmaſſe abgelößt, die noch eine Zeitlang der gänzlichen Zerſtörung trozt; und ſelbſt in ihrer Zerſtörung noch Ueberreſte der Würde in Gang und Stellung zeigt, und wie die Ruinen eines zerfallnen Göttertempels, Staunen und Ehrfurcht einflößt —

Hier ſollte alſo das Ende dieſer Schöpfung ſeyn, die ſich in dem Geiſte des Menſchen bildete? —

Mit dieſer traurigen Verwandlung ſollte nun alles aufhören?

Die ſonſt ſo ſparſame Natur ſollte hier allein mit ſolchem Aufwande ſich nur eine deſto prächtigere Zerſtörung haben ſchaffen wollen —

Sie ſollte nur deswegen in jedem einzelnen Menſchen eine eigne neue Schöpfung, eine neue Welt hervorgebracht haben, um ihr Werk deſto öfter wieder zerſtören zu können?

Menſchen- und Thiergerippe wären alſo der letzte bleibende Endzweck ihrer immerwährenden Schöpfung, und damit die Zahl ſich immer mehr anhäufe, ließ ſie Millionen geboren werden, die alle wieder ein Grab verſchlingt, das nie geſättigt wird? —

Dieß Knochengebäude ſoll länger dauren, als der denkende Menſch, daß Meiſterſtück der Natur? —

Zwar macht die Knochengeſtalt die größte Scheidewand zwiſchen alle dieſen Gedanken und Vorſtellungen —
Leben und Tod
ſteht im fürchterlichen Gegenſatz nebeneinander —

Dieſe Knochengeſtalt iſt die furchtbare Trümmer einer zerſtörten Welt —
Anfang und Ende
des Daſeyns
iſt beides für uns in gleiches Dunkel gehüllt —

Hier iſt der Schlußpunkt alles unſers Denkens von zwei Seiten —

Hier ſenkt ſich der Horizont bis auf den Boden nieder — und die Ausſicht iſt gehemmet —

Indem man dieſe Knochengeſtalt betrachtet, ſo verſchwindet alles; Thürme, Palläſte, Städte, Wünſche, Hoffnungen, Wiſſenſchaften, Künſte — alles iſt in Nacht verſchwunden, alles iſt in das erſte Chaos der Dinge zurückgeſunken —

Die Gedanken ſchwinden uns — wenn wir uns an die Stelle dieſes Knochengebäudes verſetzen ſollen —

Wir ſtaunen und ſtaunen — und ſehen nicht, wie es möglich iſt, daß unſer Weſen ſo verwandelt werden kann —

Ein ſolche Verwandlung unſers Weſens ſcheint uns ein Widerſpruch —

Wir ſind geneigt zu glauben, daß nur die Hülle unſers eigentlichen Weſens, aber nicht unſer Weſen ſelbſt auf die Weiſe verwandelt iſt —

Denkender Menſch — Knochengerippe —
Es läßt ſich kein Uebergang von dem einen zu dem andern denken —

Das, was dachte, kann nicht ſo verwandelt werden —

So wie aus der Zerſtörung neues Leben hervorgeht, ſo ergänzt die anhaltende Betrachtung dieſes Todtengerippes einen erhabnen Gedanken, einen neuen Begriff in der Seele, der plötzlich die Schrecken des Todes verſchwinden macht —

Das, was ich hier vor mir ſehe, iſt von meinem denkenden Ich zu verſchieden, als daß dieſes je darinn ſollte verwandelt werden können —

Hier ſehe ich harte, ſteife Körpermaſſe, die ſich anfaßt, wie Holz und Stein — Dieſes iſt aus dem Innerſten meines Körpers herausgehoben — und ſteht nun vor mir da — als ein Gegenſtand meiner Betrachtung —

Dieſe betrachtenden und beobachtenden Gedanken in meinen Innern, wie unendlich verſchieden ſind ſie von dem Gegenſtande, den ich vor mir ſehe!

Ich muß dem, was in mir betrachtet und beobachtet, nothwendig einen andern Nahmen, als dieſer harten und ſteifen Körpermaſſe geben —

Einen Nahmen, der Leben und Bewegung, Denkkraft und Thätigkeit bezeichnet —

Ich fühle mich gedrungen, eine neue Grenzlinie in meiner Vorſtellung zu ziehen, zwiſchen

Körper und Geiſt

Aus der dunklen Mitternacht dämmert das Morgenroth — aus der zerſtörten Körperwelt ſteigt

die Geiſterwelt

empor —

Das unverwandte Anſchauen des Todes läßt uns einen Blick hinter den geheimnißvollen Vorhang thun, der das, was jenſeit des Grabes iſt, vor unſern Augen verhüllt —

Unſer Geſichtskreis erweitert ſich wieder, und ſchließt uns eine heitere Ferne auf —

Bauet die Natur, um zu zerſtören?

Nein, ſie zerſtört nur, um zu bauen — Das Bauen und Bilden iſt ihr Zweck, die Zerſtörung iſt nur Mittel —

In jedem Herbſt fallen die Blätter vom jungen Stamme, und andere brechen im Frühling wieder hervor, indes der Stamm mit jedem Jahre wächſt, und feſter und ſtärker wird —

Menſchen werden geboren und ſterben; der Staub von Millionen miſcht ſich zu dem Staube, aber mitten durch die Zerſtörung wächſt die Geiſterwelt empor; ſie arbeitet ſich durch Tod und Verwüſtung durch — und nimmt mit jedem Menſchenalter zu —

Die immerwährende Vervollkommnung der Geiſterwelt iſt das Fortſchreitende in der Natur — ohne dieß Fortſchreitende würde der Kreislauf der Dinge ſelbſt ohne Zweck und ein bloßes abſichtloſes Spiel ſeyn —

Was hilft es, wenn das Rad am Wagen ſich ewig um ſeine Axe dreht, ohne daß der Wagen vorwärts rollt —

Hat nicht ſelbſt der Erdball die doppelte Bewegung, daß er unaufhörlich fortſchreitet, während er ſich um ſeine Axe drehet —

Der immerwährende Kreislauf der Natur iſt:
Leben und Tod
Jugend und Alter
Bildung und Zerſtörung.

Dieß iſt ihr **Drehen** um ihre Axe, dieß iſt immer abwechſelnd **Tag** und **Nacht** —

Wie die junge Morgenröthe, ſo ſteigt mit jedem Menſchenalter die jugendliche Welt empor — um nach ihrem vollendeten Lauf in das Dunkel des Grabes wieder hinabzuſinken. —

Wo iſt nun das Fortſchreitende bei dem ewigen Kreislauf, bei dem Drehen um die Axe, welches doch nothwendig iſt, wenn alles nicht ein zweckloſes Spiel ſeyn ſoll? —

Was anders kann dieß ſeyn, als die immerwährende Vermehrung und Vervollkommnung der Geiſterwelt, die mit jedem vollendeten Kreislauf wächſt und zunimmt —

Hier iſt ein unüberſehbares Feld —

Eine troſtvolle Ausſicht in ein unendliches Gewebe voll Mannichfaltigkeit und Einheit, bei deſſen Betrachtung der Geiſt Ewigkeiten hindurch nicht ermüden kann.

Dieſe neue Grenzlinie, die wir gezogen haben, ſchneidet ſchärfer und tiefer ein, als alle vorhergehende —

In der ganzen Körperwelt findet kein ähnlicher Unterſchied ſtatt, wie der zwiſchen Körper und Geiſt —

Der Körper muß bei dieſer Gegeneinanderſtellung erſt ganz verſchwinden, ehe man den Begriff Geiſt zu denken im Stande iſt —

Geiſt hat keine Größe, keine Ausdehnung — ein Milliontheilchen eines Sandkorns übertrift ihn daran — bei ihm iſt alles in ihm ſelbſt, in das Bewußtſeyn ſeines Ichs hineingedrängt —

Alles iſt bei ihm ineinander
Nichts außereinander

Bei dem kleinſten Körpertheilchen hingegen ſind die noch kleinern Beſtandtheile immer wieder außereinander — es können alſo einige Theile davon abfallen, während das andere bleiben — das Ganze iſt zerſtörbar, es kann zertheilt werden —

Körpertheilchen können nie ganz ineinander, ſondern müſſen immer zum Theil außereinander ſeyn. — Das macht ſie zerſtörbar —

Bei den Begriffen und Vorſtellungen läßt ſich nichts außereinander denken — alle Vorſtellungen, die wir von Jugend auf geſammlet haben, können immer ineinander beſtehen —

Darum heißen ſie auch Begriffe — eine Vorſtellung, die außer dem Zuſammenhange aller übrigen beſtehen ſollte, würde keine Vorſtellung ſeyn; ſie würde gleichſam in der Luft zerflattern —

Dieſe Kraft des in ſich Zuſammendrängens alles deſſen, was ſonſt zerſtreut und einzeln iſt, iſt es eben, was der Lateiner cogitare nennt, und was das Weſen unſers Geiſtes ausmacht —

Dieß iſt eine vom Körper ganz verſchiedne, und wenn ſie einmal da iſt, unzerſtörbar Kraft —

Was dieſe zuſammenhaltende Kraft von dem, was vorher einzeln und zerſtückt war, einmal in ſich zuſammengezwängt, und zu einem Ganzen gebildet hat, daß kann ſie nie wieder fahren laſſen —

Denn hier iſt alles in — das Umfaſſende wird ſtets wieder umfaßt —

Alles iſt eins.

Das Eine trozt der Zerſtörung — Zerſtörung iſt Entzweiung, Trennung —

Nichts iſt in der Welt wirklich eins, als worinn nichts außereinander, ſondern alles ineinander iſt —

Die wahre Einheit iſt alſo unſichtbar — Alles was wir ſonſt eins nennen, iſt bloße Täuſchung, weil wir uns dasjenige, was eigentlich außereinander iſt, als ineinander denken —

Nicht die Sache, ſondern unſere Vorſtellung von der Sache iſt eins geworden — ſo iſt das ganze Univerſum in unſrer Vorſtellung eins geworden —

Jedes denkende Weſen iſt alſo ein Vereinigungspunkt des rundumher zerſtreuten — dieſe denkenden Weſen, müſſen, als voneinander zerſtreut und einzeln, wiederum einen großen Vereinigungspunkt haben — weil ſie ſich ſonſt untereinander verlieren — und weil nicht alle in einen, und einer in allem dargeſtellt werden kann, ihr Daſeyn nicht feſt und geſichert genug, ſondern gewiſſermaßen nur zufällig wäre — kurz, die Natur unſer Denkkraft ſelber zwingt uns — irgend einen großen Vereinigungspunkt anzunehmen, der wiederum alle denkende Weſen zuſammenfaßt —

Dieſen großen Vereinigungspunkt nennen wir:
das höchſte denkende Weſen
oder
Gott

Unſre Denkkraft ſchließt ſich gleichſam von ſelber an dieſen großen Vereinigungspunkt an, ohne dem ſie ſich verlaſſen, einſam, abgeriſſen fühlt —

Alle einzelnen denkenden Weſen finden ſich hier zuſammen, wie die einzelnen Gedanken in der Seele des Menſchen — die einzelnen denkenden Weſen ſind Begriffe des höchſten denkenden Weſens —

Bei dem höchſten denkenden Weſen iſt alles ineinander — Zeit, und Raum, und Zahl, aber iſt außereinander — es kann alſo bei ihm weder Zeit, noch Raum, noch Zahl ſtatt finden.

Eingeſchränkte denkende Weſen nehmen zwar auch keinen Raum ein, aber ſie bedürfen doch Zeit, weil ſie das, was außereinander iſt, nicht auf einmal in den Vereinigungspunkt zuſammendrängen können — worinn es gebracht werden muß, um gedacht zu werden —

Dadurch entſteht der Begriff von Zeit und Zahl — die das Zerſtückte in eins verwandelnde Kunſt verliert hier ihre Stärke —

Sie iſt gleichſam genöthigt, daß einmal Zuſammengefaßte, eine Zeitlang wieder auseinander zu laſſen, um alles andere dazu zu faſſen —

Eins löſt ſich wieder in zwei auf —

Was in Anſehung des Raumes eins war, fällt in Anſehung der Zeit wieder auseinander —

eins —

einmal —

ſind voneinander ſehr verſchiedne Begriffe —

Die Welt wird in der Vorſtellung eines denkenden Weſens eins — aber ſie wird nicht auf einmal eins —

Zu dem Zuſammendrängen in eins gehört eine wiederholte Anſtrengung der Denkkraft.

Durch das Gefühl dieſer wiederholten Anſtrengung bildeten ſich die Begriffe von Zeit und Zahl —

Indem wir nun den höchſten Vereinigungspunkt aller denkenden Weſen ſuchen, ſo müſſen wir uns das Gefühl dieſer wiederholten Anſtrengung nothwendig bei derſelben hinwegdenken —

Die höchſte und letzte Verwandlung des Abgeſonderten in eins, muß nothwendig ganz und vollſtändig ſeyn — Sie leidet nicht die mindeſte Vereinzelung mehr —

Die höchſte Denkkraft muß nicht nur Alles, ſondern auch alles auf einmal umfaſſen —

Das ganze Daſeyn der höchſten Denkkraft drängt ſich daher in weniger als einen Augenblick zuſammen —

Der Begriff von Zeit verſchwindet ganz, und macht dem Begriff von Ewigkeit Platz, der hier an ſeine Stelle tritt —

Unendliche Zeit iſt nicht Ewigkeit, eben ſo wenig, wie unendlicher Körper Geiſt iſt —

Der Begriff von Körper muß vorher ganz verſchwinden, wenn der von Geiſt in ſeiner höchſten Reinigkeit emporſteigen ſoll —

So muß auch vorher der Begriff von Zeit verſchwinden, wenn der Begriff Ewigkeit rein und lauter gedacht werden ſoll —

Der Geiſt hat keine Ausdehnung —

Die Ewigkeit hat keine Dauer —

Ein Sonnenſtäubchen übertrifft den Geiſt an Ausdehnung —

Ein Augenblick übertrifft die Ewigkeit an Dauer —

Auf dieſer Waze muß alſo Geiſt nicht gegen Körper und Ewigkeit nicht gegen Zeit gewogen werden —

Der ganze Unterſchied zwiſchen Geiſt und Körper beruhet auf den beiden ſimpeln Begriffen

in und aus

Intenſion — Extenſion

Geiſt — Körper

in macht das Weſen des Geiſtes, aus das Weſen des Körpers aus —

Das allerkleinſte, wo noch alles außereinander iſt, muß nothwendig dasjenige, wo alles ineinander iſt, an Größe und Ausdehnung übertreffen — Eigenſchaften, worinn jenes mit dieſen gar nicht wetteifert, weil ſie Dinge von ganz verſchiednen Weſen ſind — die nichts als das Daſeyn miteinander gemein haben —

Bei allen endlichen denkenden Weſen verſchwindet nur der Begriff der Ausdehnung, den ſie zu ihrem Daſeyn nicht bedürfen —

Bei dem einzigen unendlichen denkenden Weſen aber verſchwindet auch zugleich der Begriff von Zeit, deren es zu ſeinem Daſeyn nicht bedarf —

Der endliche Geiſt iſt nicht im Orte, aber er iſt noch in der Zeit —

Der unendliche Geiſt iſt weder im Ort noch in der Zeit — Ort und Zeit ſind in ihm —

Die endlichen Geiſter ſind in der Zeit — weil ſie von der großen Weltmaſſe, wo alles ſchon, wie der Baum in ſeinem erſten Keim, da iſt, immer erſt eins nach dem andern herausnehmen und betrachten, und alſo die Urſach von der Wirkung getrennt denken müſſen, welche der unendliche Verſtand mit einemmale umfaßt, ſo daß keine Folge der Dinge, die er ſich ſchon einmal als feſt ineinander gegründet, und als wirklich vorhanden denkt, bei ihm ſtatt findet —

endlich und Zeit
unendlich und ewig

ſind unzertrennlich miteinander verknüpfte Begriffe —

Endliche, eingeſchränkte vorſtellende Kräfte — können das nur vermittelſt der Zeit, oder nacheinander bemerken, was die uneingeſchränkte, unendliche Kraft, auf einmal, ohne des kleinſten Zeitraums zu bedürfen, leiſten kann —

Zeit iſt alſo bloß Reſultat der Einſchränkung unſrer vorſtellenden Kraft —

Das Leben wird den Sterblichen hienieden gleichſam tropfenweiſe in Stunden und Augenblicken zugezählt — Der völlige Genuß deſſelben iſt ihm vielleicht erſt in einem andern Zuſtande aufgeſpart —

Der Menſch lebt nicht Tage, nicht Jahre, ſondern nur Stunden, und Augenblicke — nur durch die Erinnerungskraft wird die Geſchichte des einen auf den andern fortgepflanzt, und auf die Weiſe die Einſchränkung der vorſtellenden Kraft der Seele einigermaßen erſetzt —

Erinnerung

iſt alſo das feſte Band, welches alle die verſchiedenen Zuſtände unſers Daſeyns zuſammenknüpft, und ein Ganzes daraus macht —

Die höchſte vorſtellende Kraft, welche ſich alles auf einmal denkt, bedarf alſo der Erinnerung nicht, die nur ein Erſatz der Unvollkommenheit der Einſchränkung iſt —

Dieſe Kraft der Seele heißt Erinnerung, weil ſie das Aufeinanderfolgende, das ſonſt in der Idee ſtets außereinander bleiben würde, wieder ineinanderzwingt, und es dem Selbſtbewußtſeyn einverleibt —

Alles unſer Denken iſt daher gewiſſermaßen ein Erinnern — ein Umfaſſen gewiſſer Begriffe mit andern —

Es iſt die Verwandlung des
aus in in

Darum heißt es erinnern — machen, daß alles in den Umfang aller unſrer von Kindheit auf geſammleten Vorſtellungen kömmt, was vorher gleichſam außer dem Bezirk derſelben, in irgend einem Eindruck des Gehirns ſchlummerte —

Erinnerung und Zeit ſind wiederum nothwendig miteinander verknüpfte Begriffe; es läßt ſich keine Erinnerung ohne Zeit, und wiederum keine Zeit ohne Erinnerung denken — wo keine Zeit ſtatt findet; da kann auch keine Erinnerung ſtatt finden.

Es giebt noch eine Kraft der endlichen denkenden Weſen — dieſe iſt:

die Kraft zu urtheilen

oder das Vermögen, zwei Begriffe miteinander zu verbinden oder voneinander zu trennen —

Dieß geſchieht vermöge des Wörtchens iſt — und die Anſtrengung der Denkkraft dabei hat vorzüglich zum Endzweck, eine Idee in den Zuſammenhang aller übrigen von Kindheit auf geſammleten zu bringen, oder ſie daranzuknüpfen.

Dieß Anknüpfen aber kann nicht anders, als vermittelſt des allgemeinſten und abgezogenſten Begriffes geſchehen, der in der menſchlichen Seele ſtatt findet — dieſes iſt der Begriff des Daſeyns, welcher gleichſam durch alle übrigen Begriffe durchläuft, und auf den ſie gewiſſermaßen gereihet ſind —

Das Urtheil iſt ebenfalls eine Art von Erinnerung der Einverleibung einer Idee in den Zuſammenhang aller übrigen —

Daß nun unſre Denkkraft ſelbſt da Einſchnitte machen kann, wo in der Natur keine ſind, daß ſie die Eigenſchaften der Dinge von den Dingen ſelbſt, in unſrer Vorſtellung trennen kann — das macht nun die mannichfaltigen Verbindungen und Beziehungen zwiſchen unſern Ideen möglich, wodurch das Denken befördert wird.

Baum zum Beiſpiel iſt nur noch eine bloſe Vorſtellung, noch kein Gedanke, unſre Denkkraft hat ſich noch mehr leidend als thätig dabei verhalten — ſie hat ſich noch nicht bemühet, das Bild vom Baum in den Zuſammenhang aller übrigen von Kindheit auf geſammelten Bilder zu knüpfen —

Allein die vorſtellende Kraft, welche ſich bis jetzt leidend verhalten hatte, fängt an, ſich für den Baum zu intereſſiren, ſie fängt an, über ihn nachzudenken, und wird nun auf einmal thätig —

Ihr erſtes Geſchäft iſt hier z. B. die grüne Farbe von dem Baum zu trennen, und ſie ſich zugleich an dem Baum und an andern Dingen zu denken — dadurch wird das Bild von Baum ſogleich in eine Reihe von Bildern verwebt, die zu gleicher Zeit mit in der Seele erwachen — es läuft nun gleichſam ein gemeinſchaftlicher Faden durch

Baum, Wieſe, Gras, Laubfroſch, u. ſ. w.

weil bei allen dieſen Gegenſtänden die als von dem Baum abgeſondert gedachte Eigenſchaft grün ſtattfindet —

Jemehr Eigenſchaften ſich nun die vorſtellende Kraft als abgeſondert von dem Baum denkt, in einen deſto ſtärkern Zuſammenhang, mit allen übrigen Vorſtellungen die in der Seele ſchlummern, bringt ſie ihn, um deſto deutlicher und feſter wird dadurch das Bild vom Baume —

Allein wenn auch alle mögliche Eigenſchaften des Baumes erſchöpft würden, ſo wäre es doch unmöglich, das Bild von demſelben dadurch an alle Begriffe, die nun in der Seele ſind, zu knüpfen, und ihn dadurch gleichſam ihrem Zuſammenhange einzuverleiben —

Um den Baum auf einmal in den Zuſammenhang aller unſrer Gedanken zu bringen, muß das an ihm gedacht werden, was allen Dingen in der Welt, und alſo auch allen unſern Begriffen von denſelben nothwendig zukömmt, dieſes iſt das Daſeyn, welches durch das mächtige ideenverbindende Iſt bezeichnet wird, das uns von dem Thier unterſcheidet, und die Grundlage unſers Denkens iſt.

Um zu urtheilen müſſen wir alſo erſt trennen, um wieder verbinden zu können.

Dieß ſetzt die Denkkraft unſrer Seele erſt in Thätigkeit — und verwandelt die vorſtellende in die urtheilende Kraft —

Das was in der Natur an ſich ſchon zuſammengehört, ſoll in unſrer Vorſtellung erſt zuſammengeſetzt werden —

Indem wir urtheilen legen wir die Natur gleichſam auseinander, oder zergliedern ſie, um ſie wieder zuſammenſetzen zu können —

Dies ſcheint man dunkel bei dem Wort urtheilen empfunden zu haben, wodurch dieſer Begriff bezeichnet wird — urtheilen, die Natur bis in ihre Beſtandtheile auflöſen, und der Zuſammenſetzung derſelben nachſpähen —

Hier iſt alſo der Unterſchied zwiſchen Vorſtellung und Urtheil

Vorſtellung	**Urtheil**
der grüne Baum	der Baum iſt grün

Sage ich der grüne Baum, ſo empfinde ich, daß ſich meine Denkkraft mehr leidend verhält; ſage ich hingegen der Baum iſt grün, ſo deucht es mir, daß dieſelbe ſich mehr thätig verhalte —

Der grüne Baum
ſchwebt bloß meiner Seele vor — die Bilder, welche in ihr ſchlummern, bleiben in Ruhe —

ſage ich hingegen der Baum iſt grün; ſo durchlaufe ich ſchnell eine Reihe von Bildern, die dadurch erweckt werden — ich denke:

Der Baum iſt ſo wie mein Kleid
Der Baum iſt ſo wie das Gras
Der Baum iſt ſo wie der Laubfroſch

Dieß kommt daher, weil ich mir vermöge der trennenden Kraft der Seele, grün als abgeſondert von dem Baume, und als eine Eigenſchaft gedacht habe, die nicht nur dem Baume, ſondern mehrern Dingen zukömmt —

Dadurch kömmt nun auf einmal Leben und Thätigkeit in meine ſchlummernden Ideen —

Es entſtehen neue Verhältniſſe und Beziehungen —

Durch grün iſt dem Baume in der Reihe einer großen Anzahl von Dingen ein Platz angewieſen, die ich mir nun wegen dieſer Eigenſchaft mit ihm zugleich denke —

Durch iſt hat er ſeinen angewieſenen Platz in dem Zuſammenhange aller der Dinge erhalten, die ich mir in meinem ganzen Leben gedacht habe — und worinn er ſich in Anſehung meines Denkens nur dadurch unterſcheidet, daß ich ihn gerade jezt, in dieſem Augenblick denke.

Um alſo zu urtheilen, muß ein weniger allgemeiner Begriff erſt an einen allgemeinern und zu gleicher Zeit an den allervollkommenſten Begriff des Daſeyns geknüpft werden —

Urtheilen heißt alſo nach dieſer Vorausſetzung, etwas in irgend einem Augenblick als zum Mittelpunkt des Bezirkes aller ſeiner Ideen machen — und um dieſen Mittelpunkt einen kleinen, und zu gleicher Zeit den größten Kreis zu beſchreiben —

Dasjenige, was ich nun zum Mittelpunkte von etwas machen will, muß nothwendig von kleinerm Umfange, als der Kreis ſeyn, den ich darum herziehe —

Dasjenige, worüber ich urtheile, oder wovon ich etwas behaupte, muß immer ein individuellerer oder weniger allgemeiner Begriff ſeyn, als dasjenige, was ich davon urtheile oder behaupte —

Darum läßt ſich auch ein Urtheil nicht umkehren: — ein Baum iſt zwar grün — aber alles grün iſt nicht Baum —

Alles grün — Baum

Hier kann das erſte unmöglich als der Mittelpunkt des letztern gedacht werden: — denn der Mittelpunkt würde ſich über den Umfang ausdehnen —

Zuweilen fällt der kleine Umkreis mit dem Mittelpunkt zuſammen, welches denn eigentlich ein bloßes Spiel der Denkkraft iſt, weil ſie dadurch nicht fortſchreitet, ſondern immer auf demſelben Fleck ſtehen bleibt. Ich ſage z. B.

Ein Baum iſt — ein Baum

Und habe im Grunde nichts als den Nahmen von dem Baum gedacht — Ich habe die Vorſtellung vom Baum zwar in dieſem Augenblick zum Mittelpunkt des ganzen Bezirks meiner Ideen gemacht — aber der Mittelpunkt iſt in ſich ſelbſt zurückgefallen — ich habe außer jenem größten keine kleinern Kreiſe um ihn her beſchrieben —

Will ich aber nun ferner über den Baum nachdenken, und nicht bloß bei ſeinem Nahmen ſtehen bleiben — ſo beſchreibe ich etwa nächſt jenem größten Zirkel dasjenige, wodurch er in Verbindung mit allen mir übrigen Ideen, ſelbſt mit denen von Gott, Geiſt und Seele kömmt, denjenigen, welcher nächſt dieſem am größten iſt, um ihn her; dieß iſt der Begriff

Körper.

Ich ſage alſo:

Ein Baum — iſt — ein Körper —

Durch Körper habe ich alſo den Mittelpunkt ſchon mehr eingeſchloſſen oder einen engern Zirkel — als durch iſt um ihn beſchrieben —

Fahre ich nun fort: ein Körper, welcher wächſt — ſo iſt der Zirkel noch enger geworden —

Und ſo geht es fort, bis der engſte Zirkel ſich in dem Mittelpunkt ſelbſt wieder verliert; und dann kann ich auch das Urtheil umkehren —

Durch das Urtheil habe ich alſo auf keine Weiſe in den Baum hineingedacht, ſondern ich habe ihn von außen her mit ſo viel Fäden, als mir möglich war, an meine übrigen Ideen angeknüpft, und ihn alſo in den Zuſammenhang meiner Ideen hineingedacht —

Die Zirkel fallen immer in dem Mittelpunkte wieder zuſammen — mein ganzes Urtheil iſt doch im Grunde ein bloßes Ideenſpiel.

Es iſt ein bloßes Erinnern oder Hineindenken des einen ins andere, des weniger Allgemeinen in das Allgemeinere —

Erinnerungkraft und Urtheilskraft fließen alſo hier wieder in eins zuſammen —

Noch eine Kraft der Seele nennt man
die ſchließende Kraft
derſelben —

Dieſe fällt aber wiederum mit der urtheilenden in eins zuſammen — denn jedes Urtheil iſt zugleich das, was man einen Schluß nennt —

ich ſage nehmlich:
Alles was Ausdehnung hat, iſt Körper
Nun hat ein Baum Ausdehnung, alſo iſt
ein Baum ein Körper —
oder:
Der Baum hat Ausdehnung —
Alſo iſt er ein Körper
oder:
Weil der Baum Ausdehnung hat;
ſo iſt er ein Körper —

Was heißt das anders, als:

Der Baum iſt ein Körper

oder

ein Weſen das Ausdehnung hat —

Ich habe hier nichts Unbekanntes aus dem Bekannte herausgefunden — [illegible] ganze läuft wiederum auf ein bloßes Ideenſpiel heraus —

Beweiſen iſt im Grunde weiter nichts als erklären —

Mich fragt jemand: warum iſt der Baum ein Körper?

Ich antworte: weil er Ausdehnung hat —

Der erſtere hätte mich nur fragen dürfen:

was iſt ein Körper?

Ich hätte ihm geantwortet:

ein Weſen, das Ausdehnung hat —

Und dann würde er, vermittelſt dieſer Erklärung, die Richtigkeit meines Urtheils eingeſehen haben — es hätte keines Beweiſes bedurft —

Die Frage warum will auch wieder nichts, als einen größern Zirkel beſchrieben haben, worinn ſie den Begriff feſt halten kann —

Und die Antwort weil bezeichnet wiederum weiter nichts, als das nothwendige gleichzeitige Zuſammendenken des allgemeinern mit dem weniger allgemeinen Begriffe, oder des Begriffes mit ſeiner Erklärung —

Ausdehnung iſt Körper
und
Körper iſt Ausdehnung.

Dieſe beiden Begriffe können verwechſelt werden, und treffen alſo in einem Mittelpunkte zuſammen, und doch ſcheint es uns, als hätten wir wirklich etwas gedacht; wenn wir ſagen:

Weil dieſer Baum Ausdehnung hat,
ſo iſt er ein Körper —

gleichſam, als ob wir dadurch etwas mehr geſagt hätten, als

weil ein Baum ein Körper iſt,
ſo iſt er ein Körper —

Durch die Umſchreibung durch andere Worte verſtecken wir die Einſchränkung unſrer Denkkraft, und überreden uns, daß wir durch Schlüſſe etwas herausgebracht haben, was wir doch vorher ſchon wußten, und was wir gleichſam eine Zeitlang nicht wiſſen wollten, um unſrer Denkkraft einen Zeitvertreib zu machen.

Durch alle Schlüſſe kommen wir am Ende wieder dahin, daß ein Körper ein Körper und ein Baum ein Baum iſt — und alſo wieder zu dem Punkte von dem wir ausgegangen ſind —

Das eigentliche innere Weſen der Dinge kann nicht durch Schlüſſe, ſondern nur durch Erfahrungen herausgebracht werden —

Geſetzt aber ich hätte noch nie einen Baum geſehen, und man ſagte mir, daß ein Baum ein Körper wäre, ſo wüßte ich, daß er Ausdehnung hätte, und alſo auch fühlbar wäre —

Denn, dächte ich, er iſt ein Körper — was heißt dieß denn, als daß ich nothwendig die Begriffe von Körper, Ausdehnung, Fühlbarkeit, u. ſ. w. zuſammendenken muß —

und alſo wenn der Baum ein Körper iſt, zu gleicher Zeit denken muß, daß er denn auch Ausdehnung hat —

Daß ich alſo zu gleicher Zeit den Begriff mit ſeiner Erklärung denken kann, iſt eigentlich was ich ſchließen nenne —

welches auch durch die zeitbedeutenden Worte denn, wenn, weil bezeichnet wird —

Dieſer Baum iſt grün — weil er grün iſt — heißt eigentlich weiter nichts — als ſo lange er grün iſt —

Der Schluß unterſcheidet ſich nur in Anſehung der Zeit vom Urtheile;

man denkt ſich mehr auf einmal und glaubt daher ſtärker zu denken —

Wir haben ſchon bemerkt, daß der Begriff von Zeit bloß durch unſre wiederholte Anſtrengung beim denken entſtanden ſey, die ein Reſultat unſrer Einſchränkung iſt — und wenn wir nun den Begriff mit ſeiner Erklärung zu gleicher Zeit zuſammendenken, ſetzen wir uns gewiſſermaßen über dieſe Einſchränkung weg, und glauben mehr zu thun, als bloß Begriffe zu verbinden — wir glauben ſie ineinanderzuſchließen — Das heißt, den allgemeinen Begriff mit ſeiner eignen Erklärung gleichſam zu umfaſſen, und den weniger allgemeinen Begriff in dieſe doppelte Umfaſſung auf einmal hineinzudrängen —

Die ſchließende Kraft der Seele iſt die verſtärkte urtheilende Kraft —

Ein Schluß iſt ein aus mehrern Urtheilen zuſammengedrängtes Urtheil —

Das Urtheil beſchreibt zu gleicher Zeit nur zwei Kreiſe um den Mittelpunkt; den Kreis des Daſeyns, und den Kreis der Art des Daſeyns —

Der Schluß beſchreibt zu gleicher Zeit drei Kreiſe: — den Kreis des Daſeyns, die Art des Daſeyns, und die Art von der Art des Daſeyns —

Ein Baum iſt ein Körper, ein Körper hat Ausdehnung —

Dieſe zwei ganzen Urtheile, werden wieder durch die ſchließende Kraft miteinander verbunden, ſo wie vorher die beiden einzelnen Vorſtellungen durch die urtheilende Kraft verbunden wurden —

Ich denke mir die Ausdehnung im Körper und zugleich im Baum. Dieß

zugleich

macht das Weſen des Schließens aus, und ſo wie das Verbinden durch iſt bewerkſtelliget ward — ſo wird das Schließen durch die Zeitpartikeln denn, weil und wenn bewirkt —

Wir urtheilen vermittelſt des Begriffes vom Daſeyn im Allgemeinen, welches durch iſt bezeichnet wird —

Wir ſchließen vermittelſt des Begriffes vom zugleich Daſeyn, welches durch weil, wenn und denn bezeichnet wird —

Wir denken uns die Ausdehnung am Baum nicht unmittelbar, ſondern erſt mittelbar durch den allgemeinen Begriff von Körper —

Wir denken das eine durch das andere — Dieſe Vorſtellungsart iſt in der franzöſiſchen Sprache üblich — darum bezeichnet ſie unſer weil oder den eigentlichen Aktus des Schließens mit dadurch.

Ich frage warum, wenn ich ein Urtheil prüfen will —

warum iſt der Baum ein Körper?

Ich will einen allgemeinen Begriff, der ſowohl den vom Körper als vom Baum umſchließt — und von dem alles, was auf den Körper paßt, zu gleicher Zeit auf den Baum paßt — damit nun durch dieß doppelte Anknüpfen an einen noch allgemeinern Begriff, die Begriffe von Körper und Baum, ſelbſt noch feſter miteinander verknüpft, oder an einandergeſchloſſen werden.

Nun folgen zwei Kupfertafeln auf denen

Einheit und Mehrheit

auf eine auffallende Weiſe nebeneinandergeſtellt iſt, ſo daß man zugleich ſieht, wie durch

Die Vereinigung mehrerer menſchlichen Kräfte etwas bewirkt wird, daß einem unmöglich wäre — alſo die Begriffe

Einheit — Mehrheit
menſchliche Kraft,

ſind es, die hier unſrer Denkkraft einen neuen Spielraum geben.

Der Menſch trägt Menſchen
Der Menſch zieht Menſchen
Der Menſch bewacht Menſchen —

Drei Knaben ziehen ſtärker als einer

Drei Schaafſcheerer werden mit einer Anzahl Schaafe ſchneller fertig, als einer —

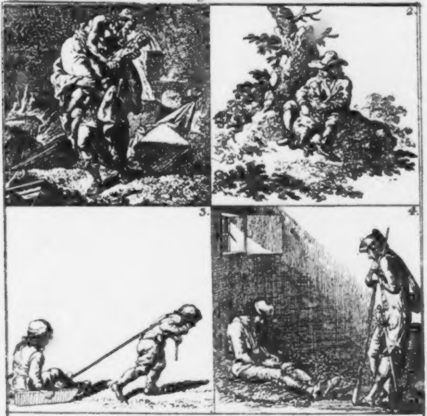
Drei Menſchen können mehr Menſchen auf ihren Rücken forttragen als einer —

Drei Soldaten können mehr Gefangne in Verwahrung halten, und ihnen den Ausgang verwehren, als einer —

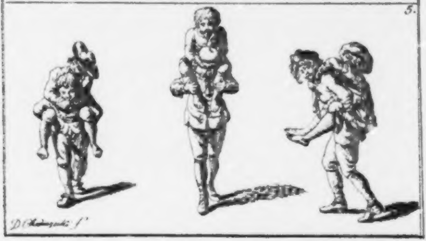
Der fromme Aeneas trägt ſeinen alten Vater auf dem Rücken aus den Flammen von Troja —

V.

Singularis.



Pluralis.


5.
D. Chodowiecki f.

Die Weiber in Weinsberg, welches von Kaiſer Konrad belagert, und eingenommen wurde, trugen ihre Männer auf den Rücken hinaus, da der Kaiſer ihnen verſtattete, das Koſtbarſte mitzunehmen, was jede hätte —

Je größer hier die Anzahl von Trägern war, je mehrere konnten dadurch gerettet werden —

Durch dieſe Vereinigung mehrerer menſchlicher Kräfte zu einem Zweck, ſind nun in der Welt erſtaunliche Dinge entſtanden —

Städte — Kriegsheere — Staatsverfaſſungen — Dämme gegen das Meer — egyptiſche Pyramiden — unterirrdiſche Kanäle — Kriegsſchiffe — Schachten — Bergwerke — Manufakturen und Fabriken —

Welch ein Unterſchied, wenn wir nebeneinanderſtellen

der einzelne Menſch und der Menſch in Geſellſchaft

Der einzelne Menſch — mit Hülle und Lagerſtätte für ſich, und für ſeine Bedürfniſſe Waſſer zum Trunk, und Wurzeln und Kräuter, zur Nahrung —

Der Menſch in Geſellſchaft mit Städten, Kriegsheeren, Veſtungen, Manufakturen und Fabriken —

Eine Anzahl Menſchen treten zuſammen in Verbindung, um wieder einen Körper auszumachen, worinn ſich einige entſchließen Arm und Fuß zu ſeyn; indes andere der Kopf ſind, wodurch Arm und Fuß in Bewegung geſetzt werden —

Der Staatskörper hat einen Kopf zur Regierung — den Regenten mit ſeinen Räthen —

Es hat Arme zur Vertheidigung — das Kriegsheer —

Nichts giebt einen auffallendern Beweiß, wieviel vereinigte menſchliche Kräfte vermögen, als ein Kriegsheer —

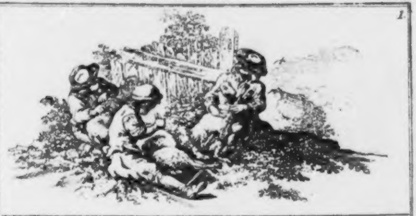
Das viele tauſend Menſchen auf den Wink eines einzigen Hand und Fuß mit eben der Leichtigkeit bewegen, wie ein einzelner Menſch —

Das dieſe ungeheure Maſchine gleichſam wie an einen Drath aufgezogen, alle die Bewegungen machen muß, die ein einzelner Menſch, der dieſe Maſchine regiert, für gut befindet —

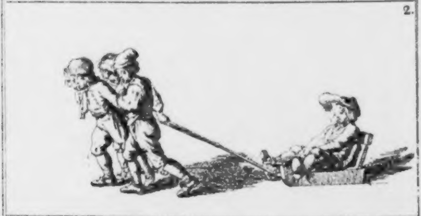
Daß auf einen ungeheuern Wurf dieſer in Bewegung geſetzten Maſchine auf einmal tauſende fallen

Pluralis. VI.

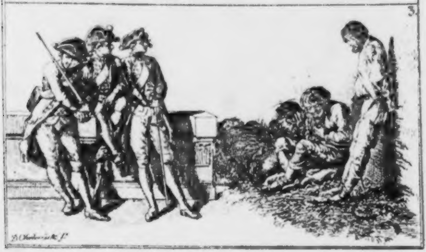
1.



2.



3.


D. Chodowiecki f.

und Tod und Verderben rund umher, wohin man ſieht, verbreitet wird. —

Das alles wird durch die vereinigten menſchlichen Kräfte bewirkt, die ſich hier nur vereinigt zu haben ſcheinen, um ſich wechſelſeitig wieder zu zerſtören —

Vereinigte Kräfte müſſen wieder vereinigten Kräften entgegenſetzt werden —

Ein Soldat bewacht hier einen Gefangnen — aber drei Soldaten bewachen drei Gefangne, deren gefährliche Unternehmungen man vielleicht ſchon kennt und fürchtet —

Wenn ein Staat ſeine Kräfte zur Vertheidigung und Sicherheit in ein Kriegesheer zuſammenzieht, ſo thut dieß auch der benachbarte Staat —

Und ſo treiben ſich die gegeneinandergeſtellten vereinigten Kräfte zuweilen bis aufs höchſte.

Der Staatskörper wird ausgeſogen und ausgemergelt, weil alle ſeine Kraft und Stärke, ſtatt gleichmäßig vertheilt zu werden, ſich in die Arme, die er zu ſeiner Vertheidigung braucht, zuſammenziehen muß.

Die vereinigten Kräfte mehrerer Menſchen bringen viel Gutes und viel Böſes hervor —

Das Böſe beſteht vorzüglich darinn, daß der einzelne Menſch zu ſehr darüber vernachläſſiget und vergeſſen wird, indem man ihn nicht mehr ſelbſt als ein Ganzes, ſondern als einen untergeordneten Theil eines größern Ganzen betrachtet, und der einzelne Menſch zu häufig bloß Hand und Fuß ſeyn muß, da er doch auch der Beſtimmung der Natur gemäß, zugleich Kopf ſeyn, und über ſich und die Verhältniſſe in der Welt zu denken Freiheit und Gelegenheit haben ſollte. —

Bei der Vereinigung mehrerer menſchlicher Kräfte zu einem Zweck geht es nun ſo zu, daß die körperlichen Bewegungen mehrerer Menſchen, durch die lenkenden Gedanken eines einzigen eine gewiſſe Richtung erhalten, wovon ſie nicht abweichen dürfen, wenn das Werk, was man hervorbringen will, zu Stande kommen ſoll —

Diejenigen, welche z. B. einmal zum Herzureichen der Materialien bei Errichtung eines Gebäudes beſtimmt ſind, müſſen immer Materialien zureichen, und dürfen ſich nicht einfallen laſſen, ihrer thätigen Kraft eine Richtung auf etwas anders zu geben, weil ſonſt die ganze Sache in Unordnung gerathen würde —

Die jedesmaligen Zuträger der Materialien müſſen alſo, ſo lange, bis das Gebäude fertig iſt, auf jeden andern freywilligen Gebrauch ihrer thätigen Kräfte Verzicht thun —

Dieß Verzichtthun iſt vorzuglich bei jener Vereinigung mehrerer menſchlicher Kräfte nothwendig — und es würde ohne daſſelbe nichts von den großen menſchlichen Werke zu Stande gekommen ſeyn —

Der einzelne Menſch hebt ſeinen Fuß nicht in die Höhe und ſtreckt ſeine Hand nicht aus, wenn nicht ſein eigner Gedanke ihn dazu treibt —

Er hebt ſeinen Fuß in die Höhe, weil er denkt, er will ſich fortbewegen; und ſtreckt ſeine Hand aus, weil er denkt, er will Speiſe zu ſich nehmen —

Nun iſt es ſehr ſonderbar, daß es einem Theile der Menſchen gelungen iſt, den andern zu etwas in Bewegung zu ſetzen, wozu dieſer ſelber die Gedanken nicht hat —

Wie z. B. zu der Errichtung eines Gebäudes, wozu der Baumeiſter, nicht aber der Zuträger der Materialien den Gedanken hat —

Der Zuträger der Baumaterialien arbeitet alſo zu einem Zweck, der nicht in ſeinem, ſondern in dem Kopfe eines andern Menſchen exiſtirt —

Der Zuträger entäußert ſich eine Weile ſeiner Denkkraft, und wird bloß Hand und Fuß —

Er bewegt ſich nun einmal ſo, ohne ſich weiter darum zu bekümmern, warum er ſich ſo bewegt —

Wie iſt das möglich, daß der einzelne Menſch ſeine freie Selbſtthätigkeit ſo aufgiebt;

Daß ſich alle ſeine Bewegungen den ganzen Tag über, um kein Warum in ſeinem eignen Kopfe, ſondern um das Warum in dem Kopfe eines andern drehen —

Es würde nicht möglich ſeyn, wenn den einzelnen Menſchen nicht ein Zweck untergeſchoben würde, weswegen er eine Zeitlang das Band zwiſchen Geiſt und Körper gleichſam zerreißt — indem er jeder ſeiner Bewegungen nicht durch ſeinen eignen, ſondern durch die Gedanken eines andern ihre Richtung vorſchreiben läßt —

Der Zweck, der ſeiner Denkkraft liſtiger Weiſe untergeſchoben wird, iſt, als müſſe er dieß thun, weil er ſonſt ſeine körperlichen Bedürfniſſe nicht würde befriedigen, ſeinen Hunger nicht ſtillen, ſeinen Körper nicht bedecken können —

Der liſtigere und verſchlagnere Theil der Menſchen hat nehmlich Mittel gefunden, dem ehrlichern und gutmüthigern, ſeine nothwendigen Bedürfniſſe auf gewiſſe Weiſe zu entreiſſen und abzuſchneiden, um ſie ihm nur unter der Bedingung wieder zufließen zu laſſen, daß er eine Zeitlang auf die natürliche Verbindung ſeiner Geiſtes- und Körperkräfte Verzicht thut — und wie eine bloße Maſchine durch die Gedanken eines andern ſeinen Arm ausſtrecken, und ſeinen Fuß emporheben läßt, wie der Soldat auf das Kommandowort thun muß —

Ein anders iſt, wenn z. B. eine Geſellſchaft von Menſchen in Verbindung tritt, von denen jeder einzelne mit den übrigen ein großes Haus zu bewohnen wünſcht, daß aber durch die Kräfte eines einzigen nie würde hervorgebracht werden können —

Dieſe Anzahl von Menſchen wählen einen unter ſich, durch deſſen Gedanken ſie ihren Arm nach einer gewiſſen Richtung ausſtrecken, und ihre Füße nach einer gewiſſen Richtung wollen emporheben laſſen —

Hier iſt allen der Zweck gemeinſchaftlich — allen iſt daran gelegen, daß das Haus fertig werde — Einer denkt zwar für alle, aber er denkt für ſie nur die Art der Erreichung des Zwecks, nicht den Zweck ſelber —

Wenn er den Zweck etwa erſt für ſich allein hatte, ſo war er genöthigt, etwa vorher eine Rede an die übrigen zu halten, wodurch er ſeinen Zweck erſt in die Köpfe verpflanzen mußte, ehe er nur daran denken durfte, von den Armen und Füßen eines einzigen zur Erreichung ſeines Endzwecks Gebrauch zu machen —

Hier findet alſo nichts Gewaltſames, keine Beraubung der natürlichen Freiheit, kein Zerreiſſen der Verbindung zwiſchen Gedanken und Bewegung ſtatt — niemand iſt hier ganz Maſchine —

Jeder bewegt Hand und Fuß, weil er will — das Warum ſteht in ſeiner eignen Seele, und nicht in der Denkkraft eines andern —

Nur die Art und Weiſe wie, und die Richtung, nach welcher er Hand und Fuß, zur Erreichung des gemeinſchaftlichen Endzwecks, bewegt, läßt er ſich freiwillig durch die Gedanken eines andern vorſchreiben —

Denn er hat dieſen Gedanken eines andern gleichſam zu ſeinen eignen Gedanken gewählt —

Denken wir uns nun unter dem Hauſe die Einrichtung eines Staats, in ſofern dieſelbe von einem einzigen oder von allen Mitgliedern deſſelben abhängt — ſo haben wir den Unterſchied zwiſchen

Monarchie und Republik

In der Republick müſſen von dem denkenden Theile, der ſich die Erreichung großer Endzwecke vorſetzt, erſt Reden an das Volk, oder deſſen Repräſentanten gehalten werden, um dieſen Endzweck in die Köpfe der einzelnen Mitglieder des Staats zu verpflanzen, ehe dieſe ſich willig finden laſſen, durch Vereinigung und Unterordnung ihrer Körper und Geiſteskräfte dieſelben befördern zu helfen —

Die einzelnen Mitglieder eines wirklich republikaniſchen Staates wählen ſich ſelbſt die Gedanken, durch welche ſie gelenkt werden wollen, in ihren Obrigkeiten und Regenten —

In einem monarchiſchen Staate iſt es nicht nöthig, daß Reden an das Volk oder deſſen Repreſentanten gehalten werden, um die Endzwecke desjenigen, der ſich für alle übrigen zu denken unterfängt, erſt in die Köpfe derſelben zu verpflanzen, ehe ihre Arme und Füße und ſelbſt ihre untergeordneten Geiſteskräfte, zur Beförderung dieſer Endzwecke in dem Kopfe eines einzigen gebracht werden — denn alle einzelne Mitglieder eines ſolchen Staats haben gleichſam einen Bund zuſammen gemacht, daß warum aller ihrer Handlungen, Bewegungen in politiſcher Rückſicht, nicht in ihren eignen Köpfen, ſondern in dem Kopf eines einzigen exiſtiren zu laſſen; deſſen Gedanken ſie nicht einmal aus ihren eignen Mittel zur Lenkung ihrer Kräfte zu gewiſſen Endzwecken, gewählt, ſondern ihn ſchon in Mutterleibe, da er noch keinen Gedanken gedacht, als den künftigen gewiſſen Lenker aller ihrer politiſchen Bewegungen anerkannten — und dieß alles bloß wegen des höchſtzufälligen Umſtandes, daß derjenige, der ihn zeugte, gerade ein Fürſt war, welcher das Glück gehabt hatte, auch wieder von einem Fürſten gezeugt zu werden —

Da nun bei den Menſchen nichts zufälliger iſt, als die Geburt deſſelben — ſo ſcheint eine ungeheure Menge von Menſchen ſeit undenklichen Zeiten ein Bündniß miteinander gemacht zu haben —

daß ſie Sklaven des Zufalls ſeyn wollen —

zu einer gewiſſen Richtſchnur aller ihrer politiſchen Handlungen und Bewegungen laſſen ſie ſich durch einen längſtverjährten Vertrag, die Gedanken eines Menſchen aufdringen, der noch nicht geboren iſt —

Die letzte Kupfertafel enthält noch ſechs Darſtellungen aus dem menſchlichen Leben:

Der Menſch in Bewegung — der Menſch in Ruhe
Der Menſch in Beſchäftigung mit dem Schönen — mit dem Ernſthaften
Der Menſch im Genuß des häuslichen Glücks — der offnen und ſchönen Natur —

Lauter neue auffallende Unterſchiede!
Bewegung — Ruhe
Spielendes Ergötzen — Ernſt und Nachdenken —
Ein Wohnzimmer — die große Natur —

Wir wollen alſo zuerſt gegeneinanderſtellen Bewegung und Ruhe —

Der Zuſtand der ſchnellſten Fortbewegung iſt das Laufen — der Zuſtand der höchſten Ruhe iſt das Liegen und Schlafen.

Dort welch eine Anſtrengung, hier welch eine Abſpannung aller Muſkeln und Sehnen —

Der Menſch verſetzt ſich, indem er liegt, auf eine Weile in einen todtenähnlichen Zuſtand —

Laufen — Gehen — Stillſtehen — Sitzen — Liegen — ſind die Uebergänge, wodurch ſich der ſtärkſte Grund der Fortbewegung allmälig in den Zuſtand der höchſten Trägheit verliert —

Nun kann ſich aber der Menſch in dieſen todtenähnlichen Zuſtand der Ruhe und Trägheit verſetzen, ſo oft er will, um zur Bewegung und Anſtrengung wieder neue Kräfte zu ſchöpfen —

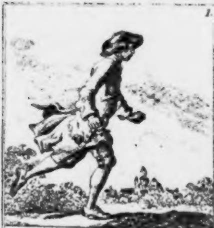
Er iſt weder zur Thätigkeit noch zur Ruhe gezwungen — er iſt mit allen ſeinen Fibern und Muſkeln ein **Werkzeug** von ſich ſelber, es hängt von ihm ab, den Bogen zu ſpannen, und ihn wieder abzuſpannen, ſo oft er will —

Derſelbe Menſch, der in dem vorhergehenden Augenblick noch lauter Leben und Thätigkeit, bei dem noch jede Muſkel zur Fortbewegung ſeines Körpers angeſtrengt war; liegt nun auf einmal freiwillig in völliger Abſpannung da —

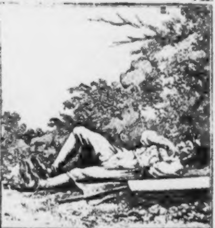
und ruhet ſich aus.

Das Uhrwerk dieſer Maſchine, die wir Körper nennen, hängt alſo doch mehr von uns, als wir von ihr ab, wir können ihr doch Stillſtand gebieten, ſo oft wir wollen —

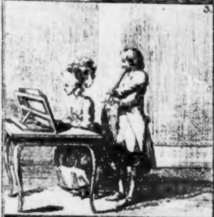
VII



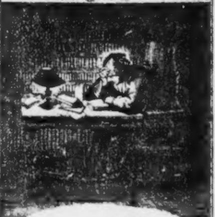
1.

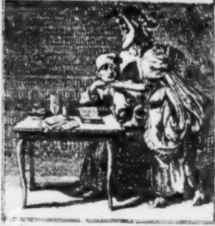


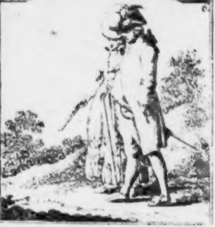
2.



3.







6.

Bewegung und Ruhe
Wachen und Schlaf
Sind die auffallendſten Erſcheinungen gegeneinander, die man ſich denken kann — die uns nur deswegen ſo wenig rühren, weil wir durch den täglichen Anblick ihrer ſo gewohnt geworden ſind —

Der Zuſtand der Bewegung iſt das eigentliche Leben, welches durch den abwechſelnden Zuſtand der Ruhe nur einige ſanftere Schattirungen erhält, damit es mit deſto angenehmern Farben ſpiele —

Der Tag iſt zu Leben und Bewegung —
Die Nacht iſt zur Ruhe geſchaffen —

Licht und Leben, Bewegung und Freude ſind verwandt, ſo wie Finſterniß und Trägheit oder Stille und Traurigkeit —

Das Licht des Tages bringt Fülle und Leben
Die Finſterniß der Nacht bringt Leerheit und Tod —

Der Schlummer täuſcht uns die Nacht hinweg, indem er uns freien Willen, deutliches Bewußtſeyn und Gefühl unſers Daſeyns raubt, damit wir nur die Lieblichkeit des Tages empfinden —

Aber oft kehrt der Menſch die Ordnung der Natur um, indem er

im Genuß oder in der Arbeit

die Grenzen überſchreitet, und ſich die Nacht zum Tage macht —

Wie dieſer im tiefen Nachdenken verloren, unter Büchern vergraben, der mit der nächtlichen Lampe vor ſich, am Tiſche ſitzt, und ein Bild der *angeſtrengten und ernſthaften Beſchäftigung des Geiſtes* iſt — indes das Bild darneben,

den ergötzenden und ſpielenden Genuß

desjenigen darſtellet, was ebenfalls erſt durch die Anſtrengung der menſchlichen Geiſteskräfte hervorgebracht werden mußte.

Denn das Tonſtück, das von dem jungen Frauenzimmer auf dem Klavier geſpielt wird, indes der junge Menſch, der neben ihr ſteht, die Flöte dazu bläßt, gewährte dem Verfaſſer deſſelben erſt Vergnügen nach der Arbeit —

Hier gewährt es Vergnügen ohne Mühe —

So wie das Buch, das durch Nachtwachen und mühſamen Fleiß des Schriftſtellers erſt mußte hervorgebracht werden — nachher, wenn es beim Leſen

Vergnügen und Nutzen gewährt, das Vergnügen und den Nutzen ohne Mühe gewährt —

Der Leſer darf es nur leſen — und dieß Leſen ſelbſt iſt bei einem Werke, daß den Geiſt unterhält, eben ſo wenig eine Mühe zu nennen, als die angenehme Zermalmung der Speiſen im Munde, die an ſich ſelbſt ſchon Genuß iſt.

Das Spielen auf dem Klavier, das Blaſen der Flöte iſt

ein Spiel,

das Studiren des Mannes bei der Nachtlampe iſt

eine Beſchäftigung —

Dieß ſoll uns noch aufmerkſamer machen auf den merkwürdigen Unterſchied zwiſchen

Spiel und Beſchäftigung

Ich nenne die regelmäßige Berührung des Klaviers mit den Fingern, das Einathmen der Luft in die Flöte, ein Spiel, *weil es weiter keinen Zweck hat, als ſich ſelbſt* —

Das Nachdenken des Mannes mit der Lampe ſcheint meinen Gedanken kein Spiel zu ſeyn, weil es mit Anſtrengung verknüpft iſt, die ſich in dem Halten des Kopfes, der gleichſam von der zu großen Anſtrengung ſchwer wird, und in der ganzen Stellung zeigt —

Ich denke alſo, daß der Mann ſich auf keine ſo mühſame Art bei der Nachtlampe noch beſchäftigen würde, wenn dieſe ſeine Beſchäftigung keinen Zweck als ſich ſelber hätte — wenn er nicht etwas dadurch herausbringen oder hervorbringen wollte, was ihm in der Folge die gegenwärtige Mühe belohnt —

Dieß iſt der vorzüglichſte Unterſchied zwiſchen Spiel und Beſchäftigung,

Darum ſagt man auch:

ich mache das ſpielend, oder

die Arbeit wird mir zum Spiel,

wenn einem etwas ſo leicht wird, daß man in der Arbeit ſelbſt ſchon Vergnügen findet, wenn man auch keinen Zweck weiter dadurch zu erreichen hoffte —

Der Begriff von Spiel verträgt ſich nicht mit dem Begriff von mühſamer Anſtrengung — ausgenommen wenn der Menſch die mühſame Anſtrengung ſelbſt zum Spiel macht, indem er ſich ihr, ohne weiter einen Zweck dadurch zu erreichen, um ihrer ſelbſt willen, freiwillig unterzieht —

Nun frägt es ſich, ob der Menſch im Ganzen genommen mehr arbeitet, oder mehr ſpielt —

Was ſind die größten menſchlichen Unternehmungen, da ſie doch von der Zeit wieder verſchwemmt werden, und oft keine Spur zurücklaſſen, anders, als ein großes Spiel, wo die Anwendung der menſchlichen Kräfte, die dazu erfordert wurden, keinen Zweck, als ſich ſelbſt gehabt zu haben ſcheinen —

Man ſagt daher auch eine Kraft will freien Spielraum haben —

Allein indem der Menſch auf die Weiſe ſpielt, indem er Kartenhäuſer baut, die ein Hauch umweht, und Königreiche und Republiken ſtiftet, die die Zeit zerſtört —

ſo läßt ihn die gütige Natur gleichſam ſpielend ihre großen Endzwecke zur Veredlung und Bildung ſeines Geiſtes erreichen, der in dieſen großen und kleinen Spielen ſeine Denkkraft übt, um dereinſt einen höhern Flug zu nehmen —

Durch dieß ganze Buch ſind die Ideen auf mannichfaltige Weiſe in Bewegung geſetzt worden, bloß um in Bewegung geſetzt zu werden — dasienige, was alſo dadurch in der Seele veranlaßt wird, iſt:

ein Ideenſpiel —

Dieß Ideenſpiel wollen wir mit den letzten bei den Darſtellungen des Menſchen

im Genuß des häuslichen Glücks und im Genuß der ſchönen Natur beſchließen.

Welch ein Unterſchied zwiſchen einem Wohnzimmer und der großen Natur!

Und doch iſt das Wohnzimmer mitten in der großen und ofnen Natur ſo angenehm — denn es hat Fenſter, wodurch der Anblick der ganzen ſchönen Natur bloß ans Auge gebracht werden kann, ohne daß unſer Gefühl der Unbequemlichkeit eines rauhen Lüftchens ausgeſetzt wird —

Durch das Wohnzimmer macht ſich der Menſch von Sturm und Regen, von Froſt und Schnee, und allen Unbequemlichkeiten der Witterung unabhängig —

Im Winter verſucht er Wärme, im Sommer Kühlung hineinzubringen — er macht ſich in ſeinen vier Wänden zum Herrn der ihn umgebenden Natur —

In dieſe vier Wände eines Wohnzimmers drängen ſich daher auch die meiſten Scenen menſchlicher Glückſeeligkeit zuſammen, die in der weiten Welt, über Meere und unter entfernten Himmelsſtrichen vergeblich geſucht wird —

Das wahre Glück iſt in der Einſchränkung, nicht in der Ausbreitung zu ſuchen —

Daher iſt nun die reizende Idee von
häuslicher Glückſeeligkeit
entſtanden —

Der Begriff von Wohnung, Haus oder Obdach führt ſchon ſo viele dunkle Nebenbegriffe von Sicherheit, Ruhe, Geſelligkeit, Beſchützung u. ſ. w. mit ſich, daß die Seele dadurch beſtändig mit einer Reihe angenehmer Bilder erfüllet wird, ſo oft man ſich dieſen Begriff lebhaft denkt.

Das Haus, die Wohnung knüpft ſchon an ſich das Band zwiſchen den Menſchen feſter, und iſt gleichſam der erſte Keim zu der größten menſchlichen Verbindung —

Aus einzelnen Häuſern entſtehen Dörfer und Städte, die mit ihrem Zubehör Länder und Königreiche ausmachen —

Aber die ganze Wohlfahrt von Ländern und Königreichen muß doch immer wieder auf das einzelne

Haus, und auf die Glückſeeligkeit, die darin herrſcht, zurückgeführt werden —

Denn in dem ganzen Umfange eines mächtigen Königreiches kann doch einer z. B. nur in einer Stadt, und in der ganzen Stadt nur in einem Hauſe, und in dem ganzen Hauſe nur in einem Zimmer ſeinen jedesmaligen wirklichen Aufenthalt finden —

In ſein eigentliches Wohnzimmer, in dem Schooſe ſeiner Familie, drängt ſich ſein wirkliches Daſeyn, daß durch die bürgerlichen Geſchäfte gleichſam zerſtreut wurde, am meiſten wieder zuſammen —

Aber der Ort täuſcht den Menſchen wie die Zeit —

Er glaubt Jahre zu leben, und lebt nur Augenblicke —

Er glaubt ein Land, eine Stadt zu bewohnen, und bewohnt nur den jedesmäligen Fleck, wo er ſteht oder liegt, das Zimmer, worinn er arbeitet, das Gemach, worinn er ſchläft —

Dieſe Täuſchung macht, daß der Menſch ſein Glück ſo ſelten in dem gegenwärtigen Augenblick und auf dem jedesmaligen Fleck ſeines wirklichen Daſeyns ſucht —

Er lernt die Koſtbarkeit des gegenwärtigen Augenblicks, und dieſes Flecks, wo er ſein wirkliches Daſeyn hat, nicht einſehen — darum ſucht er das Glück in der Zukunft, und jagt ihm allenthalben, außer dem Bezirk ſeiner Wohnung nach —

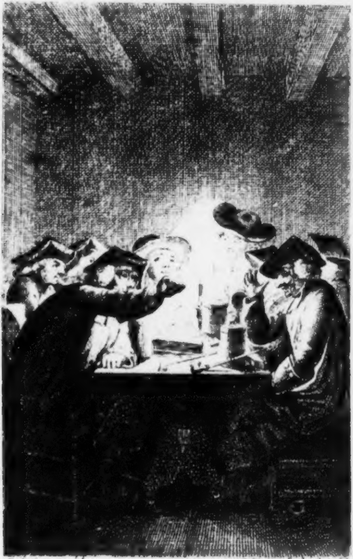
Sich von dieſer Täuſchung loß zu machen, führt zur wahren Glückſeeligkeit —

Die geſelligen Freuden des Lebens aus den großen Zirkeln wieder in die kleinern zuſammenzudrängen, dahin ſollte das Beſtreben aller gehen, die das kurze menſchliche Leben von Langerweile und Ueberdruß befreien wollten —

Wenn um das einzelne Haus, auch alles übrige wegfiele, ſo bleibt rund umher die ſchöne offne Natur, die eigentlich das wahre Element iſt, worinn der Menſch, ſobald er aus ſeiner Wohnung tritt, athmen und ſich bewegen ſollte —

Sich dieſer einfachen Glückſeligkeit, ohngeachtet der unauflößlichen Verflechtung in den menſchlichen Verbindungen, die einmal da ſind, ſo viel wie möglich zu nähern, iſt das Beſtreben des Weiſen.

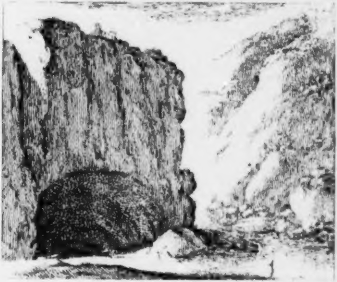
Das höchſte Ziel ſeiner Wünſche iſt häusliche Zufriedenheit, verbunden mit dem ungeſtörten Genuß der ſchönen Natur.



D. Chodowiecki del. D. Berger Sculpsit 1784

Freilich ist es das! p. 102.

Reiſen
eines
Deutſchen in England.
im Jahr 1782.



In Briefen
an Herrn Oberkonſiſtorialrath Gedike
von
Carl Philip Moriz.

Zweite verbeſſerte Auflage.

Berlin, 1785.
bey Friedrich Maurer.

Moriz
England

GROSHERZOGLICHE [illegible]
NEUSTRELITZ

Vorrede.

Da ein jeder ſeinen eignen Maasſtab hat, wornach er die Dinge auſſer ſich abmißt, und ſeinen eignen Geſichtspunkt, woraus er die Gegenſtände betrachtet, ſo folgt ſehr natürlich, daß dies bei mir denn auch der Fall iſt. Daß alſo manchem die Dinge anders vorgekommen ſeyn müſſen, wie ſie mir vorgekommen ſind, folgt eben ſo natürlich. Wem es daher einfallen ſollte, ſich, in Ermanglung beſſrer Unterhaltung, etwa mit dieſem Buche eine Stunde zu verkürzen, den bitte ich um Beherzigung dieſer kurzen Vorrede, und um Nachſicht für den Erzähler.

Auf der Themſe den 31ſten May.

Endlich, liebſter Gedike, befinde ich mich zwiſchen den glücklichen Ufern des Landes, das zu ſehen, ſchon Jahre lang mein ſehnlichſter Wunſch war, und wohin ich mich ſo oft in Gedanken geträumt habe. Vor einigen Stunden dämmerten noch die grünen Hügel von England vor uns in blauer Ferne, jetzt entfalten ſie ſich von beiden Seiten, wie ein doppeltes Amphytheater.

Die Sonne bricht durch das Gewölk, und vergüldet wechſelsweiſe mit ihrem Schein Gebüſche und Wieſen am entfernten Ufer. Zwei Maſten ragen mit ihren Spitzen aus der Tiefe empor: fürchterliche Warnungszeichen! Wir ſegeln hart an der Sandbank vorbei, wo ſo viel Unglückliche ihr Grab fanden.

Immer enger ziehen ſich die Ufer zuſammen: die Gefahr der Reiſe iſt vorbei, und der ſorgenfreie Genuß hebt an. Wie iſt doch dem Menſchen nach der Ausbreitung die Einſchränkung ſo lieb! Wie wohl und ſicher iſts dem Wandrer in der kleinen Herberge, dem Seefahrer in dem gewünſchten Hafen! Und doch bleibt der Menſch immer im Engen, er mag noch ſo ſehr im Weiten ſeyn; ſelbſt das ungeheure Meer zieht ſich um ihn zuſammen, als ob es ihn in ſeinen Buſen einſchließen wollte; um ihn iſt beſtändig nur ein Stück aus dem Ganzen herausgeſchnitten.

Aber das iſt ein herrlichen Ausſchnitt aus dem Ganzen der ſchönen Natur, den ich jezt um mich her erblicke. Die Themſe voll hin und her zerſtreuter großer und kleiner Schiffe und Böte, die entweder mit uns fortſeegeln oder vor Anker liegen; die Hügel an beiden Seiten mit einem ſo milden ſanften Grün bekleidet, wie ich noch nirgends ſahe. Die reizenden Ufer der Elbe, die ich verließ, werden von dieſen Ufern übertroffen, wie der Herbſt vom Frühlinge! Allenthalben ſeh ich nichts, als fruchtbares und bebautes Land, und die lebendigen Hecken, womit die grünen Weizenfelder eingezäunt ſind, geben der ganzen weiten Flur das Anſehen eines großen majeſtätiſchen Gartens. Die netten Dörfer und Städtchen und prächtigen Landſitze dazwiſchen, gewähren einen Anblick von Wohlſtand und Ueberfluß, der über alle Beſchreibung iſt.

Insbeſondre ſchön iſt die Ausſicht nach Graveſand, einem artigen Städtchen, das einen der Hügel hinangebaut iſt, und um welches Berg und Thal, Wieſen und Aecker mit untermiſchten Luſtwäldchen und Landſitzen ſich auf die angenehmſte Art durchkreuzen. Auf einem der höchſten Hügel bei Graveſand ſteht eine Windmühle, die einen guten Geſichtspunkt giebt, weil man ſie nebſt einem Theile der Gegend, noch weit hin auf den Krümmungen der Themſe ſieht. Aber wie denn kein Vergnügen leicht vollkommen iſt, ſo ſind wir bei Betrachtung aller dieſer Schönheiten auf dem Verdeck noch einem ſehr kalten und ſtürmiſchen Wetter ausgeſetzt. Ein anhaltender Regenguß hat mich genöthiget, in die Kajüte zu gehen, wo ich mir eine trübe Stunde dadurch aufheitre, daß ich Ihnen die Geſchichte einer angenehmen beſchreibe.

London, den 2ten Juni.

Heute Morgen ließen wir uns, unſer ſechs, die in des Kapitans Kajute mitgereiſt waren, nicht weit hinter Dartford, das noch ſechzehn Meilen von London liegt, in einem Bote ans Land ſetzen. Dieß thut man gemeiniglich, wenn man die Themſe hinauf nach London fährt, weil wegen der erſtaunlichen Menge von Schiffen, die immer gedrängter an einander ſtehen, je näher man der Stadt kömmt, oft verſchiedne Tage erfordert werden, ehe ein Schiff ſich durcharbeiten kann. Wer alſo keine Zeit unnütz verlieren, und andre Unannehmlichkeiten, als das öftere Stillſtehen und Anſtoßen des Schiffes vermeiden will, der macht die wenigen Meilen nach London lieber zu Lande, etwa in einer Poſtchaiſe, die nicht ſehr theuer zu ſtehen kömmt, wenn überdem jedesmal ihrer drei zuſammentreten, welches durch eine Parlamentsakte verſtattet iſt. Ein allgemeines Hurrah ſchallte uns von den deutſchen Matroſen unſers Schiffes nach, die dieſes von den Engländern angenommen haben. Das Ufer, wo wir ausſtiegen, war weiß und kreidigt. Bis Dartford mußten wir zu Fuße gehen. Erſtlich ſtiegen wir gerade vom Ufer einen ziemlich ſteilen Hügel hinan, dann kamen wir ſogleich an das erſte Engliſche Dorf, wo mich die auſſerordentliche Nettigkeit in der Bauart der Häuſer, die aus rothen Backſteinen errichtet ſind und flache Dächer haben, insbeſondre da ich ſie mit unſern Bauerhütten verglich, in ein angenehmes Erſtaunen ſetzte.

Und nun zogen wir wie eine Karavane mit unſern Stäben von einem Dorfe zum andern: einige Leute, die uns begegneten, ſchienen uns wegen unſers ſonderbaren Aufzuges mit einiger Verwunderung anzuſehen. Wir kamen vor einem Gehölz vorbei, wo ſich ein Trupp Zigeuner bei einem Feuer um einen Baum gelagert hatte. Allein ſo wie wir fortwanderten, ward die Gegend immer ſchöner und ſchöner. Die Erde iſt nicht überall einerlei! Wie verſchieden fand ich dieſe fetten und fruchtbaren Aecker, dieſes Grün der Bäume und Hecken, dieſe ganze paradieſiſche Gegend, von den unſrigen, und allen andern die ich geſehen habe! Wie herrlich dieſe Wege, wie feſt dieß Erdreich unter mir; mit jedem Schritte fühlte ich es, daß ich auf Engliſchen Boden trat.

In Dartford fruhſtuckten wir. Hier ſah ich zuerſt einen Engliſchen Soldaten, in ſeiner rothen Montur mit abgeſchnittnen und vorn heruntergekammten Haar, auch auf der Straße ein Paar Jungen die ſich baxten. Wir vertheilten uns nun in zwey einſitzige Poſtchaiſen, wo in jeder drei Perſonen, freilich nicht allzubequem ſitzen konnten. Eine ſolche Poſtchaiſe koſtet jede Engliſche Meile einen Schilling. Sie iſt mit unſern Extrapoſten zu vergleichen, weil man ſie zu jeder Zeit bekommen kann. Aber ein ſolcher Wagen iſt ſehr nett und leicht gebaut, ſo daß man es kaum empfindet, wie er auf dem feſten Erdreich fortrollt. Er hat vorn und an beiden Seiten Fenſter. Die Pferde ſind gut, und der Kutſcher jagt immer in vollem Trabe fort. Der unſrige trug abgeſchnittenes Haar, einen runden Hut, und ein braunes Kleid von ziemlich feinem Tuch, vor der Bruſt einen Blumenſtrauß. Zuweilen, wenn er es recht raſch angehen ließ, ſchien er ſich lachelnd nach unſerm Beifall umzuſehen.

Und nun flogen die herrlichſten Landſchaften, worauf mein Auge ſo gern verweilt hätte, mit Pfeilſchnelle vor uns vorbei; gemeiniglich ging es abwechſelnd Berg auf, Berg ab, Wald ein, Wald aus, in wenigen Minuten. Dann kam einmal zur rechten Seite die Themſe wieder zum Vorſchein mit allen ihren Maſten; dann ging es wieder durch reizende Städte und Dörfer. Beſonders fielen mir die erſtaunlich großen Schilder auf, welche beim Eingange in die Flecken und Dörfer, queer über die Straße an einem Balken hängen, der von einem Hauſe zum andern übergelegt iſt. Dieß giebt einige Aehnlichkeit mit einem Thore, wofür ich es auch anfänglich hielt, allein ſo iſt es weiter nichts, als ein Zeichen, daß hier ſogleich beim Eintritt in den Ort ein Gaſthof ſey. So kamen wir bei dieſer ſchnellen Abwechſelung höchſt mannichfaltiger Gegenſtände beinahe in einer Art von Betäubung bis nahe vor Greenwich, und nun

Die Ausſicht von London.

Es zeigte ſich im dicken Nebel. Die Paulskirche hob ſich aus der ungeheuren Maſſe kleinerer Gebäude, wie ein Berg empor. Das Monument, eine thurmhohe runde Säule, die zum Gedächtniß der großen Feuersbrunſt errichtet ward, machte wegen ihrer Höhe und anſcheinenden Dünnigkeit einen ganz ungewohnten und ſonderbaren Anblick.

Wir näherten uns mit großer Schnelligkeit, und die Gegenſtände verdeutlichten ſich alle Augenblicke. Die Weſtminſterabtey, der Tower, ein Thurm, eine Kirche nach der andern, ragten hervor; Schon konnte man die hohen runden Schornſteine auf den Häuſern unterſcheiden, die eine unzählige Menge kleiner Thürmchen auszumachen ſchienen.

Von Greenwich bis London war die Landſtraße ſchon weit lebhafter, als die volkreichſte Straße in Berlin, ſo viel reitende und fahrende Perſonen, und Fußgänger begegneten uns. Auch erblickte man ſchon allenthalben Häuſer, und an den Seiten waren in verhältnißmäßiger Entfernung Laternenpfähle angebracht. Was mir ſehr auffiel, waren die vielen Leute, die ich mit Brillen reiten ſahe, unter denen ſich einige von ſehr jugendlichem Anſehen befanden. Wohl dreimal wurden wir bei ſogenannten Turnpikes oder Schlagbäumen angehalten, um einen Zoll abzutragen, der ſich doch am Ende auf einige Schillinge belief, ob wir ihn gleich nur in Kupfermünze bezahlten.

Endlich kamen wir an die prächtige Weſtminſter-Brücke. Es iſt, als ob man über dieſe Brücke eine kleine Reiſe thut, ſo mancherlei Gegenſtände erblickt man von derſelben. Im Kontraſt gegen die runde, moderne, majeſtätiſche Paulskirche zur Rechten, erhebt ſich zur Linken, die altfränkiſche, länglichte Weſtminſterabtey mit ihrem ungeheuren ſpitzen Dache. Zur rechten Seite die Themſe hinunter, ſieht man die Blackfriarsbrücke, die dieſer an Schönheit nicht viel nachgiebt. Am linken Ufer der Themſe ſchön mit Bäumen beſetzte Terraſſen und die neuen Gebäude, welche den Namen Adelphi-Buildings führen. Auf der Themſe ſelbſt eine große Anzahl kleiner hin und her fahrender Böte mit einem Maſt und Seegel, in welchen ſich Perſonen von allerlei Stande überſetzen laſſen, wodurch dieſer Fluß beinahe ſo lebhaft wird, wie eine Londner Straße. Große Schiffe ſieht man hier nicht mehr, denn die gehn am andern Ende der Stadt nicht weiter als bis an die Londner Brücke.

Wir fuhren nun in die Stadt über Charingkroß und den Strand, nach eben den Adelphi-Buildings, die von der Weſtminſterbrücke einen ſo vortreflichen Proſpekt gaben: weil meine beiden Reiſegefährten auf dem Schiffe und in der Poſtchaiſe, ein Paar junge Engländer, in dieſer Gegend wohnten, und ſich erboten hatten, mir noch heute in ihrer Nachbarſchaft ein Logis zu verſchaffen.

In den Straßen wodurch wir fuhren, behielt alles ein dunkles und ſchwärzliches, aber doch dabei großes und majeſtätiſches Anſehen. Ich konnte London ſeinem äußern Anblick nach, in meinen Gedanken mit keiner Stadt vergleichen, die ich ſonſt geſehen hatte. Sonderbar iſt es, daß mir ohngefähr vor fünf Jahren, beim erſten Eintritt in Leipzig, gerade ſo wie hier zu Muthe war: vielleicht, daß die hohen Häuſer, wodurch die Straßen zum Theil verdunkelt werden, die große Anzahl der Kaufmannsgewölber, und die Menge von Menſchen, welche ich damals in Leipzig ſahe, mit dem einige entfernte Aehnlichkeit haben mochten, was ich nun in London um mich her erblickte.

Allenthalben gehen vom Strande nach der Themſe zu ſehr ſchön gebaute Nebenſtraßen, worunter die Adelphi Buildings bei weitem die ſchönſten ſind. Unter dieſen führt wieder eine Nebenabtheilung, oder angrenzende Gegend den Namen York-Buildings, in welchen Georg Street befindlich iſt, wo meine beiden Reiſegefährten wohnten. Es herrſcht in dieſen kleinen Straßen nach der Themſe zu, gegen das Gewühl von Menſchen, Wagen und Pferden, welches den Strand beſtändig auf und nieder geht, auf einmal eine ſo angenehme Stille, daß man ganz aus dem Geräuſch der Stadt entfernt zu ſeyn glaubt, welches man doch wieder ſo nahe hat.

Es mochte ohngefähr zehn oder eilf Uhr ſeyn, da wir hier ankamen. Nachdem mich die beiden Engländer noch in ihrem Logis mit einem Frühſtück, das aus Thee und Butterbrod beſtand, bewirthet hatten, gingen ſie ſelbſt mit mir in ihrer Nachbarſchaft herum, um ein Logis für mich zu ſuchen, das ſie mir endlich bei einer Schneiderwittwe, die ihrem Hauſe gegenüber wohnte, für ſechzehn Schilling wöchentlich, verſchaften. Es war auch ſehr gut, daß ſie mit mir gingen, denn in meinem Aufzuge, da ich weder weiße Wäſche noch Kleider aus meinem Koffer mitgenommen hatte, würde ich ſchwerlich irgendwo untergekommen ſeyn.

Es war mir ein ſonderbares aber ſehr angenehmes Gefühl, daß ich mich nun zum erſtenmale unter lauter Engländern befand; unter Leuten, die eine fremde Sprache, fremde Sitten, und ein fremdes Klima haben, und mit denen ich doch nun umgehen und reden konnte, als ob ich von Jugend auf mit ihnen erzogen wäre. Es iſt gewiß ein unſchätzbarer Vortheil, die Sprache des Landes zu wiſſen, worin man reiſt. Ich ließ es mir nicht ſogleich im Hauſe merken, daß ich der Engliſchen Sprache mächtig ſey; je mehr ich aber redete, deſtomehr fand ich Liebe und Zutrauen.

Ich bewohne nun ein großes Zimmer unten an der Erde vorn heraus, das mit Tapeten und Fußteppichen verſehen, und ſehr gut möblirt iſt. Die Stühle ſind mit Leder überzogen, und die Tiſche von Mahagoniholz; darneben habe ich noch eine große Kammer. Nun kann ich mich hier einrichten wie ich will, und mir meinen eignen Thee, Kaffee, Butter und Brod halten, wozu mir meine Wirthin einen verſchloßnen gläſernen Schrank in der Stube eingeräumt hat.

Die Familie beſteht aus der Frau im Hauſe, ihrer Magd und ihren beiden kleinen Söhnen Jacky und Jerry, ſonderbare Namensverkürzungen von Johannes und Jeremias. Der älteſte, Jacky, von zwölf Jahren, iſt ein ſehr lebhafter Kopf, und unterhält mich auf die angenehmſte Art, indem er mir von ſeinen Beſchäftigungen in der Schule erzählt, und ſich von mir wieder allerley von Deutſchland erzählen läßt. Er weiß ſein amo, amam, amas, ames, in eben ſolchen ſingenden Tone wie unſre gewöhnlichen Schulknaben herzuſagen. Als ich in ſeiner Gegenwart anfing irgend eine fröliche Melodie für mich zu trillern, ſahe er mich ſehr bedenklich und verwundernd an, und erinnerte mich, daß es Sonntag ſey. Um ihm kein Aergerniß zu geben, antwortete ich ihm; daß ich bei der Verwirrung der Reiſe nicht auf den Tag gemerkt hätte. Er hat mich heute Mittag ſchon in den St. James Park geführt, der geführt der nicht weit von hier iſt; und nun hören Sie denn etwas von dem berühmten

St. James-Park.

Dieſer Park iſt weiter nichts als ein halber Cirkel von einer Allee von Bäumen, der einen großen grünen Raſenplatz einſchließt, in deſſen Mitte ein ſumpfigter Teich befindlich iſt.

Auf dem grünen Raſen weiden Kühe, deren Milch man hier, ſo friſch, wie ſie gemolken wird, verkauft. In den Alleen ſind Bänke zum Ausruhen. Wenn man durch die Horſe-Guards oder Königliche Wache zu Pferde, welche mit verſchiednen Durchgängen verſehen iſt, in den Park kömmt, ſo iſt zur rechten Seite, St. James Palace, oder die Königliche Reſidenz, wie bekannt, eines der unanſehnlichſten Gebäude in London. Ganz unten am Ende iſt der Pallaſt der Königinn, zwar ſchön und modern, aber doch ſehr einem Privatgebäude ähnlich. Uebrigens giebt es allenthalben um St. James-Park ſehr prächtige Gebäude, die dieſen Platz um ein Großes verſchönern. Auch iſt vor dem halben Cirkel, der durch die Alleen gebildet wird, noch ein groſser Platz, wo die Parade geſtellt wird.

Wie wenig aber dieſer ſo berühmte Park mit unſerm Berliner Thiergarten zu vergleichen ſey, darf ich nicht erſt ſagen. Und doch macht man ſich eine ſo hohe Idee von dem St. James-Park und andern öffentlichen Plätzen in London: das macht, weil ſie mehr als die unſern in Romanen und Büchern figurirt haben. Beinahe ſind die Londner Plätze und Straßen weltbekannter, als die meiſten unſrer Städte.

Was aber freilich den St. James-Park einigermaßen wieder erhebt, iſt eine erſtaunliche Menge von Menſchen, die gegen Abend bei ſchönem Wetter darinn ſpazieren geht. So voll von Menſchen ſind bei uns die beſten Spaziergänge niemals, auch in den ſchönſten Sommertagen nicht, als hier beſtändig im dickſten Gedränge auf und nieder gehen. Das Vergnügen, mich in ein ſolches Gedränge faſt lauter wohlgekleideter und ſchöngebildeter Perſonen zu miſchen, habe ich heute Abend zum erſtenmal genoſſen.

Ehe ich in den Park ging, machte ich mit meinem Jacky noch einen andern Spaziergang, der mich nur ſehr wenige Schritte koſtete, und doch auſſerordentlich reitzend war. Ich ging nehmlich die kleine Straße, wo ich wohne, nach der Themſe zu hinunter, und ſtieg, beinahe am Ende derſelben, zur linken Seite noch einige Stuffen hinab, die mich auf eine angenehme mit Bäumen beſetzte Teraſſe am Ufer der Themſe führten.

Von hieraus hatte ich den ſchönſten Anblick, den man ſich nur denken kann. Vor mir lag die Themſe in ihrer Krümmung mit den prächtigen Schwibbögen ihrer Brücken; Weſtminſter mit ſeiner ehrwürdigen Abtey zur rechten, und London mit der Paulskirche zur linken Seite, bog ſich mit den Ufern der Themſe vorwärts, und am jenſeitigen Ufer lag Southwark, das jetzt auch mit zu London gerechnet wird. Hier konnte ich alſo beinahe die ganze Stadt, von der Seite wo ſie der Themſe zugewandt iſt, mit einem Blick überſehen. Nicht weit von hier in dieſer reizenden Gegend der Stadt hatte auch der berühmte Garrick ſeine Wohnung. Dieſen Spaziergang werde ich aus meiner Wohnung gewiß ſehr oft beſuchen.

Heute Mittag hohlten mich meine beiden Engländer in ein nahegelegnes Speiſehaus ab, wo wir für ein wenig Sallat und Braten einen Schilling, und beinahe halb ſo viel an den Aufwärter, nach unſerm Gelde an neun bis zehn Groſchen, bezahlen mußten, und doch ſoll es hier noch ſehr wohlfeil ſeyn. Ich werde künftig zu Hauſe eſſen, wie ich ſchon heute Abend gethan habe. Ich ſitze nun hier in London in meiner Stube beim Kaminfeuer, und ſo wäre nun dieſer Tag zu Ende, der erſte, den ich in England zugebracht habe, und ich weiß kaum, ob ich es einen Tag nennen ſoll, wenn ich bedenke, was für mannichfaltige neue und auffallende Gegenſtände in einer ſo kurzen Zeit vor meiner Seele vorübergegangen ſind.

London, den 5ten Juni.

Endlich, liebſter Gedike, bin ich einmal wieder in Ruhe, da ich meinen Koffer und meine Sachen vom Schiffe habe, das erſt geſtern Morgen angekommen iſt. Weil ich meinen Koffer nicht erſt wollte nach dem Kuſtom- oder Zollhauſe bringen laſſen, welches ſehr viele Umſtände macht, ſo mußte ich an die Gerichtsdiener und Viſitatoren, welche auf das Schiff kamen, bezahlen. Als ich aber den einen mit zwei Schillingen befriedigет hatte, ſo proteſtirte der andre wieder gegen die Verabfolgung des Koffers, bis ich ihm eben ſo viel gegeben hatte, und ſo auch der dritte, daß es mir ſechs Schillinge koſtete, die ich auch gern gab, weil es mir auf dem Kuſtomhauſe noch mehr würde gekoſtet haben.

Gleich am Ufer der Themſe befanden ſich verſchiedne Träger, wovon einer den großen und ſchweren Koffer mit erſtaunlicher Leichtigkeit auf die Schulter nahm, und ihn für zwei Schillinge ſo weit trug, bis wir eine Miethkutſche trafen, in welche wir ihn abſetzten, und ich zugleich ſelbſt mitfuhr, ohne weiter für den Koffer beſonders zu bezahlen. Dieß iſt ein großer Vortheil bei den Engliſchen Miethkutſchen, daß es einem nicht verwehrt iſt, mit ſich zu nehmen, was man will: man erſpart dabei doppelt ſo viel, als man einem Träger bezahlen müßte, und fährt ſelber mit. Die Antworten und Ausdrücke der gemeinen Leute ſind mir hier wegen ihrer Kürze und Präciſion oft ſchon ſehr aufgefallen. Als ich mit dem Kutſcher zu Hauſe kam, warnte ihn meine Wirthin, mir nicht zu viel abzufordern, weil ich ein Fremder ſey: und wenn er auch kein Fremder wäre, antwortete er, ſo würde ich ihm nicht zu viel abfordern!

Meine Empfehlungsſchreiben an einen hieſigen Kaufmann, die ich wegen der eiligen Abreiſe von Hamburg nicht mitnehmen konnte, ſind nun auch angekommen, und haben mir viele Beſorgniſſe wegen der Umwechſelung meines Geldes erſpart, ich kann dieß nun wieder mit nach Deutſchland nehmen, und dort an den Korreſpondenten des hieſigen Kaufmanns die Summe wieder geben, die mir derſelbe hier im Engliſchen Gelde auszahlt. Sonſt hätte ich meine Preußiſchen Friedrichsd'or nach dem Gewicht verkaufen müſſen. Für einige holländiſche Dukaten, die ich während der Zeit ausgeben mußte, bekam ich nicht mehr wie acht Schillinge.

Von dem Matroſenpreſſen hat hier ein Ausländer nicht das mindeſte zu befürchten, vollends wenn er ſich an keinen verdächtigen Orten finden läßt. Eine ſonderbare Erfindung zu dieſem Endzweck iſt ein Schiff, das nicht weit vom Tower auf Towerhill auf dem Lande ſteht, und mit Maſten und Zubehör verſehen iſt. Einfältigen Leuten, die etwa vom Lande kommen und hier ſtehen bleiben, um es anzugaffen, verſpricht man, es für eine Kleinigkeit zu zeigen, und ſobald ſie darinn ſind, werden ſie wie in einer Falle feſt gehalten, und entweder nach Befinden der Umſtände wieder losgelaſſen oder zu Matroſen weggenommen.

Gar bequem däucht einem Fremden der mit breiten Steinen gepflaſterte Weg an beiden Seiten der Straßen, wo man vor der entſetzlichen Menge von Wagen und Kutſchen auf den Straßen ſo ſicher iſt, wie in ſeiner Stube; denn kein Rad darf nur um einen Fingerbreit hinüber kommen. Indeß erfordert es die Höflichkeit, eine Dame, oder jemand, den man ehren will, nicht etwa wie bei uns, immer zur Rechten, ſondern an der Seite der Häuſer (Wall-ſide), es ſey nun übrigens die rechte oder die linke, gehen zu laſſen, weil dieſe die bequemſte und ſicherſte iſt. Mitten auf der Straße wird man in London nicht leicht einen vernünftigen Menſchen gehen ſehen, ausgenommen, wenn man queer über muß, welches bey Charingkroß, und andern Plätzen, wo ſich verſchiedne Straßen durchkreuzen, wirklich gefährlich iſt.

Sehr auffallend iſt es, wenn man, beſonders auf dem Strande, wo ein Kaufmannsgewölbe an das andere ſtößt, und oft Leute von ſehr verſchiednem Gewerbe in einem Hauſe wohnen, die Häuſer oft von unten bis oben, mit großen, an aufgehängte Tafeln gemahlten Buchſtaben, beſchrieben ſieht. Alles was in dem Hauſe lebt und webt prangt auch mit einem Schilde vor der Thüre, und da iſt in der That kein Schuhflicker, deſſen Namen und Gewerbe nicht mit großer goldner Schrift von jedermann zu leſen iſt. Es iſt hier gar nichts Ungewöhnliches, hinter einander an den Thüren zu leſen: hier werden Kinder erzogen, hier Schuh geflickt, hier fremde Liqueurs verkauft, und hier Begräbniſſe veranſtaltet. Dealer in Foreign Spirituous Liquors, oder hier ſind fremde Liqueure zu verkaufen iſt unter allen die häufigſte Inſchrift, die ich gefunden habe. Auch ſoll die Begierde zum Branteweintrinken, beſonders bei den gemeinen Engländern außerordentlich weit gehen, und es iſt eine Engliſche Phraſes, daß man von jemanden ſagt, he is in liquor (er iſt in Brantewein) wenn man bezeichnen will, daß er betrunken iſt. Auch ſind bei dem letzten großen Aufruhre, der noch jetzt immer der zweite oder dritte Gegenſtand iſt, worauf ſich die gewöhnlichen Konverſationen zu lenken pflegen, mehr Menſchen bei den ausgeleerten Brantweinsfaſſern auf den Straßen, als durch die Musketenkugeln der eingerückten Regimenter, todtgefunden worden.

So weit ich dieſe Paar Tage über London durchſtrichen bin, habe ich, im Ganzen genommen, nicht ſo ſchöne Häuſer und Straßen, aber allenthalben mehr und ſchönere Menſchen, als in Berlin, geſehen. Es macht mir ein wahres Vergnügen, ſo oft ich von Charingkroß, den Strand hinauf, und ſo weiter, vor der Paulskirche vorbei, nach der Königlichen Börſe gehe, wenn mir vom höchſten bis zum niedrigſten Stande faſt lauter wohlgeſtaltete, reinlich gekleidete Leute im dickſten Gedränge begegnen, wo ich keinen Karrenſchieber ohne weiße Wäſche ſehe, und kaum einen Bettler erblicke, der unter ſeinen zerlumpten Kleidern nicht wenigſtens ein reines Hemde trüge.

Ein ſonderbarer Anblick iſt es, unter dieſem Gewühl von Menſchen, wo jeder mit ſchnellen Schritten ſeinem Gewerbe oder Vergnügen nachgeht, und ſich allenthalben durchdrängen und ſtoßen muß, einen Leichenzug zu ſehen.

Die Engliſchen Särge ſind ſehr ökonomiſch gerade nach dem Zuſchnitt des Körpers eingerichtet; ſie ſind platt, oben breit, in der Mitte eingebogen, und unten nach den Füßen zu laufen ſie ſpitz zuſammen, ohngefähr wie ein Violinkaſten.

Einige ſchmuzige Träger ſuchen ſich mit dem Sarge, ſo gut ſie können, durchzudrängen, und einige Trauerleute folgen. Uebrigens bekummert man ſich ſo wenig darum, als ob ein Heuwagen vorbeifuhre. Bei den Begräbniſſen der Vornehmen mag dieß vielleicht anders ſeyn.

Uebrigens kömmt mir ein ſolcher Leichenzug in einer großen volkreichen Stadt immer deſto ſchrecklicher vor, je größer die Gleichgültigkeit der Zuſchauer, und je geringer ihre Theilnehmung dabei iſt. Der Menſch wird fortgetragen, als ob er gar nicht zu den übrigen gehört hätte. In einer kleinen Stadt oder Dorfe kennt ihn ein jeder, und ſein Name wird wenigſtens genannt.

Die Influenza, welche ich in Berlin verließ, habe ich hier wieder angetroffen, und es ſterben viele Menſchen daran. Noch immer iſt es für die

Jahrszeit ungewöhnlich kalt, ſo daß ich mir noch täglich muß Kaminfeuer machen laſſen. Ich muß geſtehen, daß mir die Wärme von den Steinkohlen im Kamine weit ſanfter und milder vorkömmt, als die von unſern Oefen. Auch thut der Anblick des Feuers ſelbſt eine ſehr angenehme Wirkung. Nur muß man ſich hüten, gerade und anhaltend hineinzuſehen; denn daher kommen wohl mit die vielen jungen Greiſe in England, welche mit Brillen auf der Naſe auf öffentlicher Straße gehen und reiten; und ſich alſo ſchon in ihrer bluhenden Jugend der Wohlthat für das Greiſenalter bedienen, denn unter dieſem Namen (the Bleſſings of old Age) werden die Brillen in den Läden verkauft.

Ich eſſe jetzt beſtändig zu Hauſe, und muß geſtehen, daß meine Mahlzeiten ziemlich frugal eingerichtet ſind. Mein gewöhnliches Gericht des Abends iſt eingemachter Lachs, (Pickle Salmon) den man mit Oel und Eſſig aus der Bruhe ißt, eine ſehr erfriſchende und wohlſchmeckende Speiſe.

Wer in England Kaffee trinken will, dem rathe ich allemal vorher zu ſagen, wie viel Taſſen man ihm von einem Loth machen ſoll, ſonſt wird er eine ungeheure Menge braunes Waſſer erhalten, welches ich mit aller Erinnerung noch nicht habe vermeiden können. Das ſchöne Weizenbrod, nebſt Butter und Cheſterkäſe halten mich für die ſpärlichen Mittagsmahlzeiten ſchadlos. Denn dieſe beſtehen gemeiniglich aus einem Stück halbgekochten oder gebratnen Fleiſche, und einigen aus dem bloßen Waſſer gekochten grünen Kohlblättern, worauf eine Brühe von Mehl und Butter gegoſſen wird; das iſt wirklich die gewöhnliche Art, in England die Gemüſe zuzurichten.

Die Butterſcheiben, welche zum Thee gegeben werden, ſind ſo dünne wie Mohnblätter. Aber es giebt eine Art, Butterſcheiben am Kaminfeuer zu röſten, welche unvergleichlich iſt. Es wird nehmlich eine Scheibe nach der andern ſo lange mit einer Gabel ans Feuer geſteckt, bis die Butter eingezogen iſt, alsdann wird immer die folgende drauf gelegt, ſo daß die Butter eine ganze Lage ſolcher Scheiben allmälig durchzieht: man nennt dieß einen Toaſt.

Vorzüglich gefällt mir die Art, ohne Deckbette zu ſchlafen. Man liegt zwiſchen zwei Bettlaken, wovon das untere die Unterlage einer leichten wollenen Decke iſt, die, ohne zu drücken, hinlänglich erwärmt. Das Schuhputzen geſchiehet nicht im Hauſe, ſondern durch eine benachbarte Perſon, deren Gewerbe dieß iſt, und die alle Morgen die Schuh aus dem Hauſe abholet, und gereinigt wiederbringt, wofür ſie wöchentlich ein Gewiſſes erhält. Wenn die Magd unzufrieden mit mir iſt, ſo höre ich zuweilen, daß ſie mich draußen the German, den Deutſchen nennt, ſonſt heiße ich im Hauſe the Gentleman, oder der Herr.

Das Fahren habe ich ziemlich eingeſtellt, ob es gleich lange nicht ſo viel koſtet, wie in Berlin, indem ich hier für einen Schilling über eine Engliſche Meile hin und her fahren kann, wofür ich dort wenigſtens einen Gulden bezahlen müßte. Demohngeachtet aber erſpart man ſehr viel, wenn man zu Fuße geht, und ſich mit Fragen zu behelfen weiß. Von meiner Wohnung in Adelphi bis an die Königliche Börſe, iſt wohl ſo weit, wie von einem Ende Berlins zum andern, und bis an den Tower und St. Catharins, wo die Schiffe auf der Themſe ankommen, iſt wohl noch einmal ſo weit, und dieſen Weg habe ich wegen meines Koffers, der noch auf dem Schiffe war, ſchon zweimal zu Fuße gemacht.

Als ich den erſten Abend, wie es dunkel ward, zurückkam, erſtaunte ich über die herrliche Erleuchtung der Straßen, wogegen die unſrige in Berlin äußerſt armſelig iſt. Die Lampen werden ſchon angeſteckt, wenn es noch beinahe Tag iſt, und die Laternen ſind ſo dicht neben einander, daß dieſe gewöhnliche Erleuchtung einer feierlichen Illumination ähnlich ſieht, wofür ſie auch ein deutſcher Prinz hielt, der zum erſtenmal nach London kam, und im Ernſt glaubte, daß ſie ſeinetwegen veranſtaltet ſey.

Den 9ten Juni 1782.

Heute habe ich in der deutſchen Kirche in Ludgatehill für Herrn Paſtor Wendeborn gepredigt. Er iſt der Verfaſſer der ſtatiſtiſchen Beiträge zur nähern Kenntniß Großbrittanniens. Dieſes ſchätzbare Buch hat mir ſchon auſſerordentliche Dienſte geleiſtet, und ich möchte einem jeden rathen, der nach England reiſt, ſich dieſes Buch anzuſchaffen, das um deſto brauchbarer wird, weil man es bequem in der Taſche tragen, und ſich allenthalben daraus Raths erholen kann. Natürlicher Weiſe hat Herr Wendeborn, der nun ſchon eine geraume Zeit in England lebt, mehr und beſſer beobachten können, als alle diejenigen, welche durchreiſen oder ſich nur eine kurze Zeit dort aufhalten können. Wer dieſes Buch beſtändig bei der Hand hat, dem wird ſchwerlich etwas Bemerkenswerthes in und um London und überhaupt in der Verfaſſung des Landes, entwiſchen.

Herr Wendeborn lebt in New Inn bei Templebar, in einer philoſophiſchen aber nicht unthätigen Ruhe. Er iſt beinahe nationaliſirt, und ſeine Bibliothek beſteht größtentheils aus Engliſchen Büchern. Beiläufig muß ich erwähnen, daß er in dem großen Gebäude, welches New-Inn heißt, ſeine Wohnung nicht gemiethet, ſondern gekauft hat: ſo iſt es auch mit allen übrigen Wohnungen dieſes Hauſes, und ein ſolcher Käufer von einigen Stuben und Kammern, wird wie ein Eigenthümer betrachtet, der Haus und Hof hat, und beſitzt das Recht, bei Parlamentswahlen ſeine Stimme zu geben, wenn er kein Ausländer iſt, welches bei Herrn Wendeborn der Fall war, der demohngeachtet auch vom Herrn Fox beſucht wurde, als dieſer zum Parlamentsgliede für Weſtminſter gewählt werden ſollte.

Eine ſehr nützliche Maſchine, welche in Deutſchland noch nicht ſehr bekannt iſt, wenigſtens nicht viel gebraucht wird, habe ich zuerſt bei Herrn Wendeborn geſehen. Es iſt dieſes eine Preſſe, wodurch, vermöge ſehr ſtarker Stahlſedern, ein beſchriebnes Blatt Papier auf ein andres unbeſchriebnes abgedruckt werden kann, und man ſich alſo die Mühe des Abſchreibens erſparet, und zugleich ſeine eigenthümliche Hand vervielfältigen kann. Herr Wendeborn bedient ſich derſelben, ſo oft er Manuſcript verſchickt, wovon er eine Abſchrift zurückbehalten will. Die Maſchine war von Mahagoniholz, und kam ziemlich theuer zu ſtehen.

Vermuthlich wegen des ſpäten Aufſtehens der Einwohner von London, nimmt der Gottesdienſt erſt um halb eilf ſeinen Anfang. Ich hatte heute Morgen Herrn Wendeborn verfehlt, und mußte mich bei dem Thürſteher vor der Paulskirche nach der deutſchen Kirche erkundigen, worinn ich predigen ſollte; dieſer wußte es nicht, ich erkundigte mich alſo in einer andern Kirche nicht weit davon, wo ich endlich zurechtgewieſen wurde, und nachdem ich durch eine Thür mit eiſernen Stangen und einen langen Gang hinten hinaus gegangen war, endlich nach gerade zu rechter Zeit in die Kirche kam, wo ich nach der Predigt eine Dankſagung für die glückliche Ankunft unſers Schiffes in London ableſen mußte. Die deutſchen Prediger gehen hier völlig wie die Engliſchen gekleidet, in großen Prieſterröcken mit weiten Ermeln, worein ich mich ebenfalls einhüllen mußte. Herr Wendeborn trägt ſein eignes von Natur krauſes Haar, nach engliſchen Weiſe das Toupe vorn heruntergekämmt. Die andern deutſchen Prediger, die ich geſehen habe, tragen Perucken, ſo wie auch viele Engliſche Geiſtliche.

Geſtern habe ich unſerm Geſandten dem Grafen Lucy meine Aufwartung gemacht, und die Simplicität in ſeiner Lebensart ſetzte mich in eine angenehme Verwunderung. Er wohnt in einem ganz gewöhnlichen ſchmalen Hauſe. Sein Sekretär wohnt oben, bei welchem ich auch den Preußiſchen

Konſul ſprach, der ihn gerade beſuchte. Unten an der Erde rechter Hand ward ich unmittelbar in das Zimmer ſeiner Excellenz geführt, ohne daß ich durch eine Antichambre gehen durfte. Er trug ein blaues Kleid mit rothem Aufſchlag und Kragen. Bei einer Taſſe Kaffee unterredete er ſich mit mir über allerlei wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und da ich ihm von dem großen Streit über den Etacismus und Itacismus erzählte, erklärte er ſich, als ein geborner Grieche für den Itacismus. Verlangte darauf von mir, ihn ohne Umſtände, wenn ich wollte, zu beſuchen, ich würde ihm willkommen ſeyn.

Herr Leonhardi, der einige bekannte Stücke, als die Läſterſchule und andre aus dem Engliſchen ins Deutſche überſetzt hat, lebt hier, als Privatmann, und giebt Deutſchen im Engliſchen und Engländern im Deutſchen mit vieler Geſchicklichkeit Unterricht, auch verfertigt er gegen ein jährliches Gehalt, den Artikel von England, in der Hamburgiſchen neuen Zeitung, und iſt Logenmeiſter einer deutſchen Loge in London, und Repräſentant aller deutſchen Logen in England, welches Geſchäft ihm mehr Mühe verurſacht, als es ihm einträglich iſt: denn alles wendet ſich an ihn. Auch ich ward von Hamburg aus an ihn empfohlen. Er iſt ein ſehr dienſtfertiger Mann, und hat mir ſchon manche Gefälligkeit erzeigt. Er weiß ſehr gut Engliſche Verſe zu deklamiren, und redet die Sprache beinahe wie ſeine Mutterſprache, auch iſt er mit einer liebenswürdigen Engländerinn verheirathet. Ich wünſchte ihm das beſte Schickſal von der Welt!

Nun hören Sie denn auch etwas von dem berühmten und an ſo vielen Orten nachgeahmten

Vauxhall.

Geſtern habe ich Vauxhall zum erſtenmale beſucht. Aus meinem Logis in Adelphi-Buildings hatte ich nicht weit zur Weſtminſterbrücke, wo immer eine große Anzahl von Böten auf der Themſe befindlich iſt, die jedem auf einen Wink zu Gebote ſtehen, der ſich für einen Schilling oder Sixpence fahren laſſen will.

Von hier fuhr ich alſo die Themſe hinauf nach Vauxhall, wo man im Vorbeifahren zur linken

Seite Lambeth und den alten Pallaſt des Biſchofs von Canterbury liegen ſieht.

* Vauxhall iſt eigentlich der Name eines kleinen Dorfs, worinn der Garten eben dieſes Namens befindlich iſt. Man zahlt beim Eingange einen Schilling.

Ich fand beim Eintritt wirklich einige Aehnlichkeit mit unſerm Berliner Vauxhall, in ſofern man kleines mit größerm vergleichen kann, wenigſtens waren die Gänge, nebſt den Mahlereyen am Ende, und den hohen Bäumen, die zuweilen an der Seite derſelben einen Wald ausmachen, denen zu Berlin ſo ähnlich, daß ich mich oft im Spazierengehen auf eine angenehme Art täuſchte, und vergaß, daß ich ſo weit von dieſer Stadt entfernt war; insbeſondere, da ich einige gebohrne Berliner, als den Herrn Kaufmann Splittgerber, nebſt mehrern hier antraf, mit denen ich den Abend ſehr angenehm zubrachte.

Hin und wieder, beſonders in einem der künſtlichen Wälder in dieſem Garten, wird man durch den plötzlichen Anblick der Bildſäulen von berühmten Engliſchen Dichtern und Philoſophen, als z. B. Miltons, Thomſons und anderer angenehm überraſcht. Was mich am meiſten freute, war die Statue des deutſchen Tonkünſtlers **Hendel**, welche vorn beym Eingange in den Garten nicht weit vom Orcheſter befindlich iſt.

Dieß Orcheſter iſt unter einer Menge Bäume, wie in einem Wäldchen, ſehr ſchön errichtet, und gleich beym Eintritt in den Garten ſchallt einem die Vokal- und Inſtrumentalmuſik entgegen. Es laſſen ſich hier beſtändig weibliche Sänger hören.

In der Nähe des Orcheſters ſind an den Seiten des Gartens kleine Niſchen, mit Tiſchen und Bänken, worinnen geſpeiſt wird. Die Gänge vor denſelben, ſo wie überhaupt im Garten, ſind beſtändig gedrängt voll von Menſchen aus den allerverſchiedenſten Ständen. Ich ſpeiſte hier mit dem Preußiſchen Legationsſekretär und Herrn Splittgerber, nebſt noch einigen gebornen Berlinern, und was mich am meiſten wunderte, war die Frechheit der hieſigen unzüchtigen Weibsperſonen, die zu halben Duzenden mit ihren Kupplerinnen anſamen, welche ſich für ſich ſelber und für ihr Gefolge, auf die unverſchämteſte Weiſe ein Glas Wein nach dem andern ausbaten, das man ihnen nicht gut abſchlagen durfte.

Ein Engländer eilte ſehr ſchnell vor unſrer Niſche vorbei, und als ihn einer ſeiner Bekannten fragte, wo er hin wolle, ſagte er auf eine ſo komiſchwichtige Art, die uns alle zu lachen machte: I have loſt my Girl! Mein Mädchen iſt mir aus dem Geſicht gekommen! Es ſchien, als ob er es ſuchte, wie man einen Handſchuh oder Stock ſucht, den man irgendwo hat ſtehen laſſen.

Etwas ſpät in die Nacht ſahen wir noch ein prächtiges Schauſpiel in einem Theile des Gartens, wo nach aufgezognem Vorhange durch eine künſtliche Maſchine Auge und Ohr ſo getäuſcht wurde, daß man einen wirklichen Waſſerfall von einem hohen Felſen herab, zu ſehen und zu hören glaubte. Als alles im Gedränge hier hinraunte, entſtand ein groß Geſchrey, take care of your Pockets, nehmt eure Taſchen in Acht! welches ein Zeichen war, daß einige Beutelſchneider unter dem Haufen glückliche Handgriffe gemacht hatten.

Vorzüglich gefiel es mir in der ſogenannten Rotunde, einem prächtigen runden Gebäude im Garten, welches vermittelſt ſchöner Kronleuchter und großer Spiegel auf das ſchönſte erleuchtet war, und rund umher mit vortrefflichen Gemählden und Bildſäulen prangte, mit deren Betrachtung man ſich Stundenlang auf die angenehmſte Art beſchäftigen kann, wenn man des Gewuhls und Gedränges von Menſchen in den Luſtgängen des Gartens müde iſt.

Unter den Gemählden ſtellt eins die Uebergabe einer belagerten Stadt vor. Wenn man dieß Gemählde lange anſieht, ſo wird man bis zu Thränen dadurch gerührt; denn der Ausdruck des höchſten Elends, der an Verzweifelung gränzt, bei den Belagerten, nebſt der ängſtlichen Erwartung des ungewiſſen Ausgangs, und was der Sieger über die Unglücklichen beſchließen wird, iſt in dem Geſicht der um Gnade flehenden Einwohner vom Greiſe bis auf den Säugling, den ſeine Mutter emporhält, ſo wahr und natürlich zu leſen, daß man ſich ganz vergißt, und am Ende beinahe kein Gemählde mehr zu ſehen glaubt.

Auch hier findet man die Büſten vorzüglicher engliſcher Schriftſteller rund umher an den Seiten aufgeſtellt. So findet der Britte ſeinen Shakeſpear, Lokke, Milton, Dryden auch an den Plätzen des öffentlichen Vergnügens wieder, und ehret da ihr Andenken. Selbſt das Volk lernt dieſe Namen kennen, und nennt ſie mit Ehrfurcht. In dieſer Rotunde iſt auch ein Orcheſter, worinn bei regnigten Abenden die Muſik aufgeführt wird. Doch genug von Vauxhall!

Ausgemacht iſt es, daß die Engliſchen klaſſiſchen Schriftſteller, ohne alle Vergleichung, häufiger geleſen werden, als die Deutſchen, die höchſtens, außer den Gelehrten, der Mittelſtand, und kaum dieſer lieſt. Die Engliſchen Nationalſchriftſteller lieſt das Volk, wie unter andern die unzähligen Auflagen beweiſen.

Meine Wirthinn, die nur eine Schneiderwittwe iſt, lieſt ihren Milton, und erzählt mir, daß ihr verſtorbner Mann, ſie eben wegen der guten Deklamation, womit ſie den Milton las, zuerſt liebgewonnen habe. Dieſer einzelne Fall würde nichts beweiſen, allein ich habe ſchon mehrere Leute von geringerm Stande geſprochen, die alle ihre Nationalſchriftſteller kannten und theils geleſen hatten. Dies veredelt die niedern Stände und bringt ſie den Höhern näher. Es giebt dort beinahe keinen Gegenſtand der gewöhnlichen Unterredung im höhern Stande, worüber der niedre nicht auch mitſprechen könnte. In Deutſchland iſt ſeit Gellerten noch kein Dichtername eigentlich wieder im Munde des Volks geweſen.

Aber es wird auch mehr für den Vertrieb der klaſſiſchen Schriftſteller, für wohlfeile und bequeme Ausgaben geſorgt. Man hat ſie alle gebunden, in einer Folge in Taſchenformat, und in welchem Format ſie einer haben will. Ich habe mir für zwei Schillinge einen Milton in Duodez in niedlichem Franzband gekauft, der ſich äuſſerſt bequem in der Taſche tragen läßt. Auch ſcheint es mir eine gute Einrichtung zu ſeyn, daß die Bücher, welche am häufigſten geleſen werden, größtentheils ſchon ſehr ſauber gebunden ſind, wenn man ſie kauft.

Allenthalben auf den Straßen trifft man Antiquarien, die einzelne Stücke von Shakeſpear, und andre Kleinigkeiten für einen Penny, ja zuweilen für einen Halfpenny, (einen Dreyer nach unſerm Gelde) verkaufen. Von einem ſolchen Antiquarius habe ich beide Theile vom Vikar von Wakefield für einen Sixpence oder halben Schilling (vier Groſchen ohngefähr) gekauft.

Wie aber unſre deutſche Litteratur noch in England geſchätzt wird, habe ich unter andern aus dem vorgedruckten Avertiſſement von einem Buche geſehen, das unter dem Titel the Entertaining Muſeum oder Complete Circulating Library ſowohl eine Reihe aller klaſſiſchen engliſchen Schriftſteller, als auch Ueberſetzungen von den berühmteſten franzöſiſchen, ſpaniſchen, italieniſchen und ſelbſt deutſchen (even german) Romanen enthalten ſoll.

Bei dieſem Buche iſt auch der wohlfeile Preiß merkwürdig, wodurch die Bücher in England mehr unters Volk kommen. Damit (heißt es in dem Avertiſſement) jedermann im Stande ſeyn möge, dieß Werk zu kaufen, und ſich allmälig eine ſehr ſchätzbare Bibliothek anzuſchaffen, ohne die Koſten gewahr zu werden, ſo wird wöchentlich ein Bändchen herauskommen, welches geheftet einen Sixpence (vier Groſchen), und gebunden, mit dem Titel auf dem Rücken, neun Pence (ſechs Groſchen) koſtet. Der 25ſte und 26ſte Band von dieſem Werke enthalten den erſten und zweiten Theil vom Landprediger von Wakefield, den ich eben von einem Antiquarius gekauft habe.

Die einzige Ueberſetzung aus dem Deutſchen, welche in England vorzüglich Glück gemacht hat, iſt wohl Geßners Tod Abels. Die Ueberſetzung iſt dort weit öfter aufgelegt, wie in Deutſchland das Original. Man hat ſchon die achtzehnte Edition davon, und ſie ſchreibt ſich der Vorrede nach, von einem Frauenzimmer her. Klopſtocks Meſſias iſt, wie bekannt, äußerſt ſchlecht aufgenommen worden; freilich ſoll auch die Ueberſetzung darnach ſeyn, ich kann ſie hier nicht zu Geſicht bekommen. Herr Paſtor Wendeborn hat eine deutſche Sprachlehre für die Engländer, in engliſcher Sprache geſchrieben, die gut aufgenommen iſt. Nicht zu vergeſſen iſt, daß die Schriften unſers Jakob Böhme ſämmtlich ins Engliſche überſetzt ſind. —

London, den 13ten Juni.

So oft ich von Ranelagh gehört hatte, machte ich mir doch keine deutliche Vorſtellung davon. Ich dachte mir darunter einen Garten, etwa von anderer Einrichtung wie Vauxhall, und wer weiß was. Geſtern Abend ging ich zu Fuße hin aus, um dieſen Ort des Vergnügens zu beſuchen, verirrte mich aber nach Chelſea, wo ich einen Karrenſchieber traf, der mich nicht nur ſehr höflich zurechtwieß, ſondern mich auch die Strecke, die wir mit einander gingen, unterhielt, und ſich von mir ſehr viel von unſerm King of Pruſſia erzählen ließ, nach welchem er ſich ſehr eifrig erkundigte, ſobald er auf Befragen, was für ein Landsmann ich wäre, von mir hörte, daß ich ein Königlich Preußiſcher Unterthan ſey.

Ich langte alſo in Ranelagh an, und nachdem ich beim Eingange meine halbe Krone erlegt hatte, fragte ich nach der Thür zum Garten, man zeigte mir dieſe, und zu meiner großen Verwunderung trat ich in einen ziemlich unanſehnlichen, ſchwach erleuchteten Garten, wo ich nur wenig Perſonen antraf. Es währte auch nicht lange, ſo wurde ich von einer jungen Lady, die da ſpazieren ging, und mir ohne Umſtände ihren Arm bot, gefragt: warum ich hier ſo einſam ginge? Ich ſchloß nun, dieß könne unmöglich das prächtige, geprieſne Ranelagh ſeyn, als ich nicht weit von mir verſchiedne Leute in eine Thüre gehen ſahe, denen ich folgte, um etwa dadurch wieder ins Freie zu kommen, oder die Scene zu verändern.

Aber welch ein Anblick, als ich auf einmal aus der Dunkelheit des Gartens in ein von vielen hundert Lampen erleuchtetes rundes Gebäude trat, das an Pracht und Schönheit alles übertraf, was ich noch dergleichen geſehen hatte! Alles war hier Cirkelförmig: oben eine Gallerie mit abgetheilten Logen, und auf einem Theil derſelben eine Orgel mit einem ſchöngebauten Chore, von welchem Inſtrumental- und Vokalmuſik herunterſchallte; unter dieſer Gallerie rund umher ſchön ausgemalte Niſchen für diejenigen, welche Erfriſchungen zu ſich nehmen wollen; der Fußboden mit Teppichen belegt, in der Mitte deſſelben vier hohe ſchwarze Pfeiler, innerhalb welcher zierliche Kamine zur Zubereitung von Kaffee, Thee und Punſch angebracht ſind, und um welche in der Ründung mit allerley Erfriſchungen beſetzte Tiſche ſtehen. Um dieſe vier Pfeiler drehet ſich nun die ganze ſchöne Welt von London, im dickſten Gedränge ſpazieren gehend, wie eine bunte Spindel herum.

In dieß Gedränge miſchte ich mich zuerſt. Und ich muß geſtehen, daß die mannigfaltig abwechſelnden Geſichter, wovon wirklich bei weitem die gröſte Anzahl von blendender Schönheit iſt, nebſt der Erleuchtung, und der Gröſe, Majeſtät und Pracht des Orts, und der beſtändig dabei forttönenden Muſik, einen unbeſchreiblich angenehmen Eindruck auf die Phantaſie macht, und daß einem, der dieß zum erſtenmal ſieht, ungefähr ſo dabei zu Muthe iſt, wie bei den Feenmährchen, die er in ſeiner Kindheit geleſen hat.

Als ich des Gedränges und Herumgehens im Cirkel müde war, ſetzte ich mich in eine der Niſchen, um einige Erfriſchungen zu nehmen, und ſahe aus dieſer nun mit Muße dieſem Spiele und Gedränge der fröhlichen ſorgenfreien Welt zu, als ein Aufwärter mich ſehr höflich fragte, was ich für Erfriſchungen verlangte, und mir das Verlangte in wenig Minuten brachte. Zu meiner Verwunderung wollte dieſer für die Erfriſchungen kein Geld von mir annehmen, welches ich mir nicht erklären konnte, bis er mir ſagte, daß alles ſchon mit der halben Krone beym Eingange bezahlt ſey, und daß ich nur befehlen dürfte, wenn ich noch etwas genießen wollte, ihm aber, wenn es mir gefiele, ein kleines Trinkgeld geben möchte. Dieß gab ich ihm ſehr gerne, weil ich für meine halbe Krone nicht ſo viel Höflichkeit und gute Bewirthung erwartet hatte.

Ich ging nun auf die Gallerie, und ſetzte mich in eine der Logen, wo ich, wie ein ernſter Weltbeſchauer, auf das beſtändig im Cirkel ſich umher drehende Gewühl hinunterblickte, und Sterne und Ordensbänder, franzöſiſche Friſuren und ehrwürdige Perücken, das Alter und die Jugend, die Hoheit und den ſimpeln Mittelſtand im bunten Gewimmel ſich einander durchkreuzen ſahe. Ein Engländer, welcher ſich zu mir geſellte, zeigte mir da auf mein Befragen, Prinzen und Lords mit ungeheuren Sternen, womit ſie die übrige unanſehnlichere Menge verdunkelten.

Hier drehten ſich andre im ewigen Cirkel herum, um zu ſehen und geſehen zu werden; dort verſammlete ſich ein Trupp eifriger Dilettanten in der Tonkunſt vor dem Orcheſter und ſchmaußte mit den Ohren, indeß andre bei den wohlbedienten Tiſchen auf eine reellere Art ihren lechzenden Gaumen erfriſchten, und noch andre, ſo wie ich, einſam auf der Gallerie in dem Winkel einer Loge ſaßen, um über dieß alles ihre Betrachtungen anzuſtellen.

Nun machte ich mir noch einigemal das Vergnügen, allen dieſen Glanz und Pracht auf wenige Augenblicke mit der Dunkelheit des Gartens zu vertauſchen, und mir die angenehme Ueberraſchung zu erneuern, die mir mein erſter Eintritt in das Gebäude verurſachte. So brachte ich hier unter beſtändiger Abwechſelung von Vergnügen einige Stunden in die Nacht zu, wo das Gedränge allmälig ſich verminderte, und ich dann auch eine Kutſche nahm und nach Hauſe fuhr.

In Ranelagh ſchien mir die Geſellſchaft ausgeſuchter und feiner als in Vauxhall zu ſeyn; denn von geringem Stande geht niemand hin, der nicht ſeinen beſten Schmuck anlegt, und es dadurch der feinen Welt gleich zu thun ſucht, wenigſtens ſah ich unter der ganzen Menge keinen, der nicht ſeidene Strümpfe getragen hätte. Die ärmſten Familien machen wenigſtens jährlich einmal den Aufwand, ſich nach Ranelagh fahren zu laſſen, wie meine Wirthinn verſicherte, daß ſie ſelbſt einen Tag im Jahre feſtzuſetzen pflegte, an dem ſie ohnfehlbar nach Ranelagh führe. Uebrigens iſt der Aufwand in Ranelagh nicht ſo groß, wie in Vauxhall, wenn man auf die Erfriſchungen ſieht; denn wer im Vauxhall zu Abend eſſen will, wie es die meiſten thun, dem kann leicht eine ſehr ſpärliche Mahlzeit eine halbe Guinee koſten.

Das Parlament.

Bald hätte ich vergeſſen, Ihnen zu ſagen, daß ich ſchon im Parlament geweſen bin, und doch iſt dieß das Wichtigſte. Und wenn ich in England auch ſonſt nichts als dieß geſehen hätte, ſo würde ich mich für meine Reiſe ſchon hinlänglich belohnt halten.

So wenig ich mich auch ſonſt um die politiſche Welt bekümmert habe, weil es bei uns wirklich nicht der Mühe werth iſt, war ich doch ſehr begierig, einer Parlamentsſitzung mit beizuwohnen, und dieſer Wunſch wurde mir ſehr bald gewährt.

An einem Nachmittage um drei Uhr, wo gemeiniglich die Sitzung anhebt, erkundigte ich mich nach Weſtminſterhall, und wurde von einem Engländer ſehr höflich zurechtgewieſen, wie denn dieß überhaupt geſchiehet, man mag fragen, wen man wolle, ſo daß man ſich, wenn man nur einigermaßen der Sprache mächtig iſt, mit leichter Mühe durch ganz London finden kann.

Weſtminſterhall iſt ein ungeheures gothiſches Gebäude, deſſen Gewölbe nicht von Pfeilern unterſtützt wird; ſtatt deren ſind aber an beiden Seiten des Gewölbes große und unförmliche aus Holz geſchnittene Engelsköpfe angebracht, die daſſelbe zu tragen ſcheinen.

Wenn man durch dieſe lange Halle geht, ſo ſteigt man am Ende ein Paar Stufen hinauf, und kömmt zur linken Seite durch einen dunkeln Gang ins Haus der Gemeinen, das unten eine große doppelte Thüre hat, und auf einer kleinen Treppe kömmt man zu der Gallerie für die Zuſchauer.

Als ich das erſtemal dieſe Treppe hinaufging, und an das Geländer kam, ſah ich hier einen ſehr feinen Mann in einem ſchwarzen Kleide ſtehen, den ich fragte, ob ich auf die Gallerie kommen dürfe? Er antwortete mir, ich müſſe von einem Parlamentsgliede heraufgebracht werden, ſonſt könne es nicht geſchehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, ein Parlamentsglied zu kennen, und alſo mißvergnügt wieder die Treppe hinunter ging, hörte ich mir etwas von bottle of wine nachſchallen, das ich mir ſchlechterdings nicht erklären konnte, bis ich zu Hauſe kam, und von meiner Wirthinn hörte, ich hätte dem feingekleideten Manne eine halbe Krone oder zwei Schillinge zu einer Bouteille Wein in die Hand drücken ſollen. Dieß that ich den folgenden Tag, wo mir derſelbe Mann, der mich vorher abgewieſen hatte, nachdem ich ihm nur zwei Schillinge in die Hand gedrückt, ſehr höflich die Thür öfnete, und mir ſelber einen Platz auf der Gallerie anwieß.

Und nun ſah ich alſo zum erſtenmale in einem ziemlich unanſehnlichen Gebäude, das einer Kapelle ſehr ähnlich ſieht, die ganze Engliſche Nation in ihren Repräſentanten verſammelt: der Sprecher, ein ältlicher Mann, mit einer ungeheuren Allongenperücke, in einem ſchwarzen Mantel, den Hut auf dem Kopfe, mir gerade gegenüber auf einem erhabenen Stuhle, der mit einer kleinen Kanzel viel Aehnlichkeit hat, nur daß vorn das Pulpet daran fehlt; vor dieſem Stuhle ein Tiſch, der wie ein Altar ausſieht, vor welchem wiederum zwei Männer, welche Clerks heißen, ſchwarz gekleidet und in ſchwarzen Mänteln ſitzen, und auf welchem neben den pergamentnen Akten, ein großer vergoldeter Scepter liegt, der allemal weggenommen, und in ein Behältniß unter den Tiſch gelegt wird, ſobald der Sprecher von ſeinem Stuhle herabſteigt, welches geſchieht, ſo oft ſich das Haus in eine ſogenannte Kommittee oder bloße Unterſuchung verwandelt, während welcher er ſeine Würde als geſetzgebende Macht gewiſſermaßen ablegt. Sobald dieß vorbei iſt, ſagt jemand zu dem Sprecher: nun könnt ihr euch wieder hinſetzen! und ſobald der Sprecher ſeinen Stuhl beſteigt, wird auch der Scepter wieder vor ihm auf den Tiſch gelegt.

An den Seiten des Hauſes rund umher unter der Gallerie ſind die Bänke für die Parlamentsglieder, mit grünem Tuch ausgeſchlagen, immer eine höher, als die andre, wie unſre Chöre in den Kirchen, damit derjenige, welcher redet, immer über die vor ihm ſitzenden wegſehen kann. Eben ſo ſind auch die Bänke auf der Gallerie. Die Parlamentsglieder behalten ihre Hüte auf, aber die Zuſchauer auf der Gallerie ſind unbedeckt.

Die Parlamentsglieder im Unterhauſe haben nichts Unterſcheidendes in ihrer Kleidung; ſie kommen im Ueberrock und mit Stiefeln und Sporen herein. Es iſt nichts ungewöhnliches, ein Parlamentsglied auf einer von den Bänken ausgeſtreckt liegen zu ſehen, indeß die andern debattiren. Einige knacken Nüſſe, andre eſſen Aepfelſinen, oder was ſonſt die Jahrszeit mit ſich bringt. Das Ein- und Ausgehen dauert faſt beſtändig, und ſo oft jemand hinausgehen will, ſtellt er ſich erſt vor den Sprecher, und macht ihm ſeinen Reverenz, gleichſam als ob er ihn, wie ein Schulknabe ſeinen Präceptor, um Erlaubniß bittet.

Das Reden geſchiehet ohne alle Feierlichkeit: einer ſteht bloß von ſeinem Sitze auf, nimmt ſeinen Hut ab, wendet ſich gegen den Sprecher, an den alle Reden gerichtet ſind, behält Hut und Stock in einer Hand, und mit der andern macht er ſeine Geſten.

Redet einer ſchlecht, oder hat das, was er ſagt, für die meiſten nicht Intereſſe genug, ſo iſt oft ein ſolches Lärmen und Gelächter, daß der Redende kaum ſein eignes Wort hören kann, welches für dieſen eine ſehr ängſtliche Lage ſeyn muß; und dann hat es ſehr viel Komiſches, wenn der Sprecher auf ſeinem Stuhle, wie ein Präceptor, zu wiederholten malen Ordnung gebietet, indem er ausruft, to Order, to Order! ohne daß eben viel darauf geachtet wird.

Sobald hingegen einer gut und zweckmäßig redet, ſo herrſcht die äuſerſte Stille, und einer nach dem andern giebt ſeinen Beyfall dadurch zu erkennen, daß er hear him! hört ihn! ruft, welches denn freilich oft vom ganzen Hauſe auf einmal geſchiehet, und auf die Weiſe ein ſolches Geräuſch verurſacht, daß der Redende wiederum durch eben dieſes hear him! oft unterbrochen wird. Demohngeachtet iſt dieſer Zuruf immer eine große Aufmunterung, und ich habe oft bemerkt, daß einer, der mit einiger Furchtſamkeit oder Kälte zu reden anfängt, am Ende dadurch in ein ſolches Feuer geſetzt wird, daß er mit einem Strome von Beredſamkeit ſpricht.

Weil alle Reden an den Sprecher gerichtet ſind, ſo fangen ſie ſich immer mit Sir an, auf welche Anrede der Sprecher ſeinen Hut ein klein wenig abnimmt, ihn aber ſogleich wieder aufſetzt. Dieſes Sir dient denn auch oftmals, die Uebergänge in den Reden zu machen, und iſt ein gutes Hülfsmittel, ſobald jemanden ſein Gedächtniß verläßt. Denn während, daß er Sir ſagt, und dabei eine kleine Pauſe macht, beſinnt er ſich auf das Folgende. Doch habe ich auch geſehen, daß einer am Ende eine Art von Koncept aus der Taſche ziehen mußte, wie ein Kandidat, der in der Predigt ſtecken bleibt: ſonſt werden die Reden nicht abgeleſen. Dieſe Reden haben ebenfalls ihre Gemeinörter, als z. B. worauf in dieſem Hauſe immer vorzüglich Rückſicht genommen werden müſſe, und dergleichen.

Gleich am erſten Tage zeigte mir ein Engländer, der neben mir auf der Gallerie ſaß, die vornehmſten Mitglieder des Parlaments, als Fox, Burke, Rigby u. ſ. w., die ich alle reden hörte. Es wurde debattirt, ob dem Admiral Rodney außer dem Lordstitel noch eine reelle Belohnung ſollte gegeben werden: zugleich wurde Fox von dem jungen Lord Fielding vorgeworfen, daß er ſich als Miniſter der Wahl des Admiral Hood zum Parlamentsgliede für Weſtminſter entgegengeſetzt habe.

Fox hatte ſeinen Platz zur rechten Seite des Sprechers, nicht weit von dem Tiſche, worauf der vergoldete Scepter liegt; nun nahm er ſeine Stellung ſo nahe an dieſem Tiſche, daß er ihn mit der Hand erreichen, und manchen herzhaften Schlag darauf thun konnte, nachdem es der Affekt ſeiner Rede erforderte: Und wie er ſich nun gegen den Lord Fielding vertheidigte, indem er behauptete, daß er ſich nicht als Miniſter, ſondern bloß als Privatmann dieſer Wahl entgegengeſetzt, und ſeine Stimme einem andern, nehmlich dem Herrn Cecil Wray, gegeben habe; und daß der König, da er ihn zum Staatsſekretär gemacht, keinen Tauſch mit ihm eingegangen ſey, wodurch er ſeine Stimme als Privatmann verlöre, welchen Tauſch er nicht würde angenommen haben; und mit welchem Feuer und hinreißender Beredſamkeit er ſprach, und wie der Sprecher auf dem Stuhle aus ſeiner Wolkenperücke ihm unaufhörlich Beifall zunickte, und alles hear him! hear him!

rief, und Speak yet! wenn es ſchien, als wollte er aufhören zu reden; und er auf die Weiſe beinahe zwei Stunden nacheinander ſprach, das kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Rigby hielt darauf noch eine kurze aber ſehr launigte Rede, worinn er ſagte, wie wenig der bloße Lords- oder Lady'stitel ohne Geld zu bedeuten habe, und ſchloß mit der lateiniſchen Sentenz: infelix paupertas, quia ridiculos miſeros facit, nachdem er vorher ſehr fein bemerkt hatte, man müſſe erſt zu erfahren ſuchen, ob der Admiral Rodney nicht wiederum einige wichtige Priſen gemacht hätte, weil er alsdann eben keiner Belohnung an Gelde mehr bedürftig ſeyn würde. Ich bin nachher faſt alle Tage im Parlament geweſen, und ziehe die Unterhaltung, die ich dort finde, den meiſten andern Vergnügungen vor.

Fox iſt immer noch bei dem Volke ſehr beliebt, ob man gleich unzufrieden darüber iſt, daß auf ſeine Veranſtaltung der Admiral Rodney zurückgerufen wird, auf den ich ihn doch ſelbſt die ſtärkſte Lobrede habe halten hören. Charles Fox iſt ſchwärzlich, klein, unterſetzt, gemeinhin ſchlecht friſiret, hat ein etwas jüdiſches Anſehen, iſt übrigens wohlgebildet, und die Politik ſieht ihm aus den Augen: Mr. Fox is cunning like a Fox, habe ich hier oft ſagen hören. Burke iſt ein wohlgewachſener langer gerader Mann, der ſchon etwas ältlich ausſieht. Rigby iſt ſehr korpulent, und hat ein rothes ſtarkes Geſicht.

Sehr auffallend waren mir die offenbaren Beleidigungen und Grobheiten, welche ſich oft die Parlamentsglieder einander ſagten, indem der eine z. B. aufhörte zu reden, und der andre unmittelbar darauf anfing: it is quite abſurd u. ſ. w. Es iſt höchſt ungereimt, was der right honourable Gentleman (mit dieſem Titel beehren ſich die Parlamentsglieder vom Unterhauſe) eben jetzt vorgetragen hat. — Niemals aber ſagt, der Einrichtung gemäß, jemand dem andern ins Geſicht, daß er z. B. einfältig geſprochen habe, ſondern er wendet ſich, wie gewöhnlich, zu dem Sprecher, und ſagt, indem er dieſen anredet, der right honourable Gentleman habe ſehr einfältig geſprochen.

Sehr komiſch ſieht es aus, wenn zuweilen einer ſpricht, und der andre die Geſtus dazu macht: wie ich dieß einmal bei einem alten ehrlichen Bürger bemerkte, der ſich ſelbſt nicht zu reden getraute, aber, indeß ſein Nachbar ſprach, jede nachdrückliche Sentenz deſſelben mit einer eben ſo nachdrücklichen Geſtikulation, wobei ſein ganzer Körper in Bewegung gerieth, bezeichnete.

Oft verirret ſich der Gang der Debatten in einen Privatwortwechſel und Mißverſtändniſſe untereinander: wenn dieß zu lange dauert, und man zu ſehr von der Hauptſache abkömmt, ſo wird man endlich des Dings überdrüſſig, und es entſtehet ein allgemeines Rufen: the queſtion! the queſtion! Dieß muß zuweilen öfters wiederholt werden, weil immer einer gegen den andern noch gern das letzte Wort haben will. Endlich aber kömmt es denn doch zum Stimmen, und der Sprecher ſagt: wer für die Sache iſt, der ſage ay,—und wer darwider iſt, ſage no! Dann hört man ein verwirrtes Geſchrei von ay und no unter einander. Und der Sprecher ſagt entweder: mir däucht, es ſind mehr ay's als no's, oder, es ſind mehr no's als ay's. Dann müſſen aber alle Zuſchauer von der Gallerie gehen, und das eigentliche Stimmen nimmt erſt ſeinen Anfang. Die Parlamentsglieder ſchreien alsdann zu der Gallerie hinauf withdraw! withdraw! bis alle Zuſchauer entfernt ſind. Dieſe werden ſo lange in ein Zimmer unten an der Treppe eingeſperrt, und wenn das Stimmen vorbei iſt, wieder hinaufgelaſſen. Hier habe ich mich über den Muthwillen, ſelbſt bei geſitteten Engländern wundern müſſen, mit welcher Gewalt ſie ſich wieder aus der Stube hinausdrängten, ſobald nur die Thüre geöfnet wurde, um die erſten zu ſeyn, die wieder auf der Gallerie ankamen. Auf die Weiſe ſind wir zuweilen zwei bis dreimal von der Gallerie fortgeſchickt, und wieder hinaufgelaſſen worden.

Unter den Zuſchauern giebt es Leute von allerlei Stande, auch ſind beſtändig Damen darunter. Ein Paar Geſchwindſchreiber haben zuweilen nicht weit von mir geſeſſen, die auf eine etwas verſtohlne Weiſe, die Worte des Redenden nachzuſchreiben ſuchten, welche denn gemeiniglich noch denſelben Abend gedruckt zu leſen ſind. Vermuthlich werden dieſe Leute von den Verlegern der Zeitungen beſoldet. Einige Perſonen giebt es, die beſtändige Zuſchauer im Parlament ſind, und für eine ganze Sitzung eine Guinee an den Thürſteher pränumeriren. Von den Parlamentsgliedern habe ich geſehen, daß einige ihre Söhne, als junge

Knaben ſchon mit in dies Haus und auf ihre Sitze nahmen.

Es iſt im Vorſchlage geweſen, daß im Oberhauſe auch eine Gallerie für Zuſchauer errichtet werden ſolle. Dieß iſt aber nicht zu Stande gekommen. Auch geht es im Oberhauſe ſchon ſittſamer und hofmäßiger zu. Wer aber Menſchen beobachten, und die abſtechendſten Charaktere in ihren ſtärkſten Aeußerungen betrachten will, der gehe ins Unterhaus!

Vergangenen Dienſtag war Hängetag; es war aber auch zugleich eine Parlamentswahl: eins von beiden konnte ich nur mit anſehen, ich zog denn, wie natürlich, das letztre vor, indem ich nur in der Ferne die Todtenglocke jener Opfer der Gerechtigkeit läuten hörte. Jetzt beſchreibe ich Ihnen alſo

Eine Parlamentswahl.

Die Städte London und Weſtminſter ſchicken jede zwey Mitglieder ins Parlament. Fox iſt eins von den beiden Mitgliedern für Weſtminſter; die erledigte Stelle des zweiten ſollte beſetzt werden.

Und eben der Cäcil Wray, welchen Fox, ſtatt des Admiral Hood, dem er entgegen war, vorgeſchlagen hatte, wurde nun öffentlich gewählt. Zuweilen ſoll es bei ſolchen Wahlen, wenn eine Oppoſitionsparthei da iſt, blutige Köpfe ſetzen; hier war aber die Wahl ſchon ſo gut wie geſchehen, weil diejenigen, die ſich für den Admiral Hood beworben hatten, ſchon von freien Stücken zurückgetreten waren, da ſie ſahen, daß ihr Vorhaben nicht durchging.

Die Wahl geſchahe in Koventgarden, einem großen Marktplatze, unter freiem Himmel. Es war nehmlich vor dem Eingange einer Kirche, die auch die Paulskirche heißt, aber nicht mit der Kathedrale zu verwechſeln iſt, ein Gerüſt für die Wählenden gebauet, die in rothen Mänteln und mit weißen Stäben auf übereinander errichteten Bänken ſaßen: ganz oben war ein Stuhl für den Präſes: alles aber war nur von Holz und Brettern zuſammengeſchlagen. Vorn auf dem Gerüſte, wo die Bänke aufhörten, waren Matten gelegt, und hier ſtanden diejenigen, welche zu dem Volke redeten. Auf dem Platze vor dem Gerüſte hatte ſich eine Menge Volks und größtentheils der niedrigſte

Pöbel verſammlet. Die Redner bückten ſich tief vor dieſem Haufen, und redeten ihn allezeit mit dem Titel Gentlemen (edle Bürger!) an. Herr Cäcil Wray mußte vortreten und dieſen Gentlemen mit Hand und Mund verſprechen, ſeine Pflichten, als ihr Repräſentant im Parlament, auf das getreuſte zu erfüllen. Auch entſchuldigte er ſich mit ſeiner Reiſe und Kränklichkeit, daß er nicht einem jeden unter ihnen, wie es ſich gebühre, ſeine Aufwartung gemacht habe. Sobald er anfing zu reden, war die ganze Menge ſo ſtill wie das tobende Meer, wenn der Sturm ſich gelegt hat, und alles rief, wie im Parlamente, hear him! hear him! und ſobald er aufgehört hatte zu reden, erſchallte ein allgemeines Hurrah aus jedem Munde, und jeder ſchwenkte ſeinen Hut, und der ſchmuzigſte Kohlenträger ſeine Mütze um den Kopf.

Er ward nun von den Deputirten auf der Bühne förmlich gewählt, und dem Volke in ſeiner neuen Würde von einem Manne vorgeſtellt, der in einer wohlgeſetzten Rede ihm und dem Volke Glück wünſchte. Dieſer Mann hatte eine gute Ausrede: he ſpeaks very well! ſagte ein Karrenſchieber, der neben mir ſtand.

Kleine Knaben hingen ſich an Geländer und Laternenpfähle, und als ob ſie überzeugt wären, daß auch ſie ſchon mit angeredet würden, hörten ſie aufmerkſam dem Redner zu, und bezeugten am Ende auf gleiche Weiſe durch ein freudiges Hurrah ihren Beifall, indem ſie, wie die Erwachſenen, ihre Hüte um den Kopf ſchwenkten.

Hier wachten alle Bilder von Rom, Korialan, Julius Cäſar und Antonius in meiner Seele auf. Und mag dieß immer nur ein Gaukelſpiel ſeyn, ſo kann doch ſelbſt eine ſolche Chimäre das Herz und den Geiſt erheben.

O lieber Freund, wenn man hier ſiehet, wie der geringſte Karrenſchieber an dem, was vorgeht, ſeine Theilnehmung bezeigt, wie die kleinſten Kinder ſchon in den Geiſt des Volks mit einſtimmen, kurz, wie ein jeder ſein Gefühl zu erkennen giebt, daß er auch ein Menſch und ein Engländer ſey, ſo gut wie ſein König und ſein Miniſter, dabei wird einem doch ganz anders zu Muthe, als wenn wir bei uns in Berlin die Soldaten exerciren ſehen.

Als Fox, der mit unter den Wählenden war, gleich anfänglich in ſeinem Wagen angefahren kam, ward er mit einem allgemeinen Freudengeſchrei empfangen; zuletzt nachdem der Aktus beinahe vorbei war, fiel es dem Volke ein, ihn reden zu hören, und alles ſchrie: Fox! Fox! ich rief ſelber mit, und er mußte auftreten und reden, weil wir ihn hören wollten. Er trat denn auf und bekräftigte nochmals vor dem Volke, daß er ſchlechterdings nicht als Staatsminiſter, ſondern nur als Privatmann bei dieſer Wahl Einfluß gehabt habe.

Nachdem nun alles vorbei war, ſo zeigte ſich der Muthwille des Engliſchen Pöbels im höchſten Grade. Binnen wenigen Minuten war das ganze bretterne Gerüſte mit Bänken und Stühlen abgebrochen, und die Matten, womit es bedeckt war, in tauſend lange Streifen zerriſſen, womit der Pöbel einen Cirkel ſchloß, in welchem Vornehme und Geringe gefangen wurden, was nur in den Weg kam, und ſo zog das Volk im Triumph durch die Straßen.

Hier führt doch ein jeder, bis auf den Geringſten, den Namen Vaterland im Munde, den man bei uns nur von Dichtern nennen hört. For my country I'll ſhed every drop of my blood! ſagt der kleine Jacky in unſerm Hauſe, ein Knabe, der kaum zwölf Jahr alt iſt. Vaterlandsliebe und kriegeriſche Tapferkeit iſt gemeiniglich der Inhalt der Balladen und Volkslieder, welche auf den Straßen von Weibern abgeſungen und für wenige Pfennige verkauft werden. Noch kürzlich brachte unſer Jacky eins mit zu Hauſe, worinn die Geſchichte eines Admirals erzählt wurde, der noch tapfer kommandirte, als ihm ſchon beide Beine abgeſchoſſen waren, und er ſich mußte emporhalten laſſen. Die Verachtung des Volks gegen den König geht erſtaunlich weit. Our King is a Blockhead! hab' ich wer weiß wie oft ſagen hören; indem man zu gleicher Zeit den König von Preußen mit Lobſprüchen bis an den Himmel erhob. Dieſer habe einen kleinen Kopf, hieß es, aber hundertmal ſo viel Verſtand darinn, als der König von England in ſeinem ziemlich dicken Kopfe. Ja bei einigen ging die Verehrung gegen unſern Monarchen ſo weit, daß ſie ſich ihn im Ernſt zum Könige wünſchten. Nur wunderten ſie ſich über die große Menge Soldaten, die er hält, und daß allein in Berlin eine ſo große Anzahl davon einquartirt ſind, da ſich in London, oder der eigentlichen City, nicht einmal ein Trupp Soldaten von des Königs Garde darf blicken laſſen.

Vor einigen Tagen habe ich auch den Zug des Lordmayors in London, in einem ungeheuer groſsen, vergoldeten Wagen geſehen, welchem eine erſtaunliche Menge von Kutſchen folgten, in denen die übrigen Magiſtratsperſonen oder ſogenannten Aldermänner von London ſitzen. Doch genug für dieſesmal!

London, den 17ten Juni.

Ich habe nun London alle Tage nach verſchiednen Richtungen durchſtrichen, und bin jetzt, nach meinem Grundriß zu urtheilen, mit dieſen Wanderungen beinahe fertig. Dann ſolls weiter ins Land gehn, und das, wills Gott! in ein Paar Tagen, denn ſchon lange bin ich des immerwährenden Kohlendampfes müde, und ſehr begierig, einmal eine reinere Luft wieder einzuathmen.

Es iſt wohl wahr, daß London, im Ganzen genommen, nicht ſo ſchön wie Berlin gebaut iſt, aber es hat mehrere und ſchönere große Plätze, die ſogenannten Squares, deren eine ziemliche Anzahl ſind, und die denn doch unſern Gens d'armes-Markt, Denhofſchen, und Wilhelmsplatz an

Pracht und Regelmäßigkeit zu übertreffen ſcheinen. Dieſe Squares oder viereckigten Plätze enthalten die prächtigſten Gebäude von London, und innerhalb derſelben iſt ein runder grüner Raſenplatz mit einem Geländer eingefaßt, in deſſen Mittelpunkt gemeiniglich eine Statüe errichtet iſt, wovon die, welche ich geſehen habe, zu Pferde und vergoldet waren. In Großvenorſquare iſt ſtatt dieſes Raſenplatzes ſogar ein kleines Wäldchen in der Ründung angelegt. Einer der längſten aber auch angenehmſten Wege, die ich gemacht habe, iſt von Paddington nach Islington, wo man zur linken Seite eine ſchöne Ausſicht auf die nahegelegnen Hügel, und vorzüglich nach dem Dorfe Hampſtead, das an einem dieſer Hügel erbauet iſt, und zur rechten Seite die Straßen der Stadt London in einem abwechſelnd ſchönen Proſpekte hat. Freilich iſt es gefährlich, hier, beſonders in den Mittags- und Abendſtunden allein zu gehen: denn noch vergangene Woche iſt auf eben dieſem Wege ein Menſch beraubt, und erſchlagen worden. Doch nun von etwas andern!

Das brittiſche Muſeum.

Ich habe auch Herrn Paſtor Woide kennen lernen, der mit dem brittiſchen Muſeum in Verbindung ſteht, und mir Gelegenheit verſchafft hat, daſſelbe, noch am Tage vorher, ehe es geſchloſſen wurde, zu ſehen; da man ſich ſonſt vierzehn Tage vorher melden muß, ehe man zugelaſſen wird. Eigentlich habe ich aber freilich nur die Zimmer und Glasſchränke, und Bücherrepoſitoria im brittiſchen Muſeum, und nicht das brittiſche Muſeum ſelbſt geſehn, ſo ſchnell wurden wir durch die Zimmer geführt. Die Geſellſchaft beſtand aus allerlei, auch ganz niedrigen Perſonen, beiderlei Geſchlechts: denn weil es ein Eigenthum der Nation iſt, ſo muß einem jedweden der Zutritt dazu verſtattet werden. Ich hatte Herrn Wendeborns Beiträge bei mir, wodurch ich wenigſtens auf einiges Specielle, als die ägyptiſchen Mumien, einen Homerskopf, und einige andre Dinge aufmerkſam gemacht wurde. Sobald das die übrige Geſellſchaft von Engländern bemerkte, verſammelten ſie ſich um mich, und ich unterrichtete ſie aus Herrn Wendeborns deutſchem Buche, was hier zu ſehen ſey. Der Truſtee oder Aufſeher, welcher uns herumführte, bezeigte eine ſpöttiſche Verwunderung, da er erfuhr, daß ich eine deutſche Beſchreibung vom brittiſchen Muſeum bei mir habe. Man iſt in einer Art von Betäubung, wenn man binnen einer Stunde durch alle dieſe Zimmer geht, und die ungeheuren Schätze von Naturmerkwürdigkeiten, Alterthümern und Gelehrſamkeit anſtaunt, woran man wenigſtens ein Jahr aufmerkſam zu betrachten, und eine Lebenszeit zu ſtudiren haben würde. Theilweiſe ſoll die Sammlung von andern weit übertroffen werden, aber im Ganzen genommen, und an Vollſtändigkeit dieſer keine gleich kommen. Durchreiſende Theologen pflegen ſich gern den Alexandriniſchen Kodex zeigen zu laſſen, um ſich mit ihren Augen zu überzeugen, ob die Stelle: Drei ſind, die da zeugen, u. ſ. w. darinn ſteht, oder nicht.

Der Herr Paſtor Woide wohnt nicht weit von Paddington, ganz am Ende der Stadt, in einer ſehr angenehmen Gegend, wo man ſchon eine weit freiere und reinere Luft einathmet, als mitten in in der Stadt. Seine Verdienſte um die orientaliſche Litteratur ſind bekannt. Er iſt aber auch ein ſehr umgänglicher und dienſtfertiger Mann.

Das Theater zu Haymarket.

Vergangene Woche bin ich denn auch zweimal in der Engliſchen Komödie geweſen. Das erſtemal wurde der Nabob aufgeführt, wovon der verſtorbene Foot Verfaſſer iſt, und zum Nachſpiel wurde ein komiſches Singſpiel The Agreable Surpriſe, die angenehme Ueberraſchung gegeben; das andremal aber der Engliſche Kaufmann, welches Stück ins Deutſche überſetzt, und unter dem Titel: die Schottländerinn oder das Kaffeehaus, bekannt iſt.

Das Theater zu Koventgarden und Drurylane habe ich nicht geſehen, weil auf denſelben in Sommer nicht geſpielt wurde. Auch reiſen die beſten Schauſpieler vom May bis zum Oktober aufs Land, und ſpielen nur im Winter. Die Schauſpieler, welche ich geſehen habe, waren, einige wenige ausgenommen, eben nicht ſonderlich.

In den Logen bezahlt man fünf, im Parterre drei, in der erſten Gallerie zwei, und in der letzten oder Obergallerie einen Schilling. Und gerade dieſe Obergallerie macht für ihren einen Schilling das meiſte Lärm. Ich war im Parterre, welches bis an das Orcheſter ſchräg hinuntergeht, und von oben bis unten mit Bänken verſehen iſt. Und alle Augenblicke kam eine faule Apfelſine bei mir oder meinem Nachbar vorbei, mir auch wohl auf den Hut geflogen, ohne daß ich es wagen durfte, mich umzuſehen, wenn mir nicht auch eine ins Geſicht geflogen kommen ſollte.

Beiläufig werden dieſe Aepfelſinen ſehr häufig in London gegeſſen, und man verkauft ſie um einen ziemlich wohlfeilen Preiß, zuweilen eine oder gar zwey für einen Halfpenny, oder einen Dreier nach unſerm Gelde. In der Komödie hingegen foderte man mir für eine einen Sixpence ab.

Außer dieſem Werfen von der Gallerie hat das Schreien und Stampfen mit den Stöcken kein Ende, bis der Vorhang aufgezogen iſt. Ich ſahe einen großen Müller- oder Beckerjungen mit ſeinem Stocke über das Geländer reichen, und immer auswendig mit aller Gewalt daran ſchlagen, ſo daß ihn jedermann ſehen konnte, ohne daß er ſich geſcheuet oder geſchämt hätte. Zuweilen hörte ich auch, daß Leute aus der untern Gallerie mit der obern zankten.

Hinter mir im Parterre ſaß ein junger Geck, der, um ſeine prächtigen Steinſchnallen brilliren zu laſſen, immer ſeinen Fuß auf meine Bank, und auch wohl auf meinen Rockſchoos ſetzte, wenn ich ſeinen Schnallen nicht Platz machte.

In den Logen ſaßen die Bedienten der Herrſchaften, die nicht da waren, ganz in einem Winkel; denn wenn es einer wagt, ſich darinn blicken zu laſſen oder hinaus zu ſehen, ſoll er gleich mit einer ganzen Ladung Apfelſinenſchalen von der Gallerie begrüßt werden.

In dem Nabob von Foot ſind lokal und perſönliche Anzüglichkeiten, die für einen Fremden verloren gehen. Der Nabob, welchen ein Mr. Palmer mit alle dem vornehmſeynwollenden affektirten Air eines plötzlich zu ungeheuren Reichthümern gelangten Geckes, ſpielte, wurde von einer Geſellſchaft naturforſchender Freunde, von Quäkern, und wer weiß von wem ſonſt, zum Mitgliede geſucht und aufgenommen, und eine höchſt einfältige Rede, die er ſpottweiſe in dem naturforſchenden Klubb hielt, mit Bewunderung angehört. Die beiden Scenen mit den Quäkern, und mit der Geſellſchaft Naturforſcher, die mit den wichtigſten Minen, ihren Präſes in der Mitten, an einem grünen Tiſche ſaßen, indeß der Sekretär die lächerlichen Geſchenke des Nabobs ſehr ſorgfältig aufzeichnete, waren höchſt komiſch. Eine der letzten Scenen nahm ſich noch am beſten aus, wo des Nabobs Freund und Schulkamerad ihn beſucht, der ihn ohne alle Umſtände bei ſeinem Taufnamen anredet, aber auf alle ſeine Fragen: ob er ihn denn nicht mehr kenne, ſich nicht noch jenes Spiels, jener Schlägerei, die ſie als Kinder gehabt, u. ſ. w. zu erinnern wiſſe, mit einem kalten und ſpöttiſchen: no Sir! und vornehmen Achſelzucken zurückgewieſen wird, das äuſſerſt karakteriſtiſch war.

Das Nachſpiel the agreeable Surpriſe, war wirklich eine ſehr komiſche Farce. Und auch hier habe ich denn geſehen, daß die Schulmeiſter, ſo wie allenthalben, auf dem Theater lächerlich gemacht werden, welches auch ſehr natürlich iſt, denn die Pedanterie der Schulmeiſter in England geht ſo weit, wie irgendwo. Eben der, welcher in dem vorigen Stücke, mit ſehr viel Natur und eigenthümlicher Laune den ehemaligen Schulkameraden des Nabob ſpielte, machte hier den Schulmeiſter.

Er heißt Edwin, und iſt gewiß einer der beſten unter den Schauſpielern, die ich hier geſehen habe.

Dieſer Schulmeiſter iſt denn in ein gewiſſes Bauermädchen, Namens Cowſlip, verliebt, der er auf eine wunderliche mythologiſchgrammatikaliſche Art ſeine Liebeserklärungen thut, und von der er unter andern einmal in voller Begeiſterung folgende Arie ſingt, wobei er faſt vor Zärtlichkeit zerſchmilzt, indem er von der Konjugation anfängt und mit der Deklination und dem Genere aufhört:

Amo, amas
I love a Laſſ,
She is ſo ſweet and tender!
It is ſweet Cowslips grace
In the nominative Caſe
And in the foeminine Gender.

Amo, amas,
Ich liebe was —
Vergeſſen werd' ich ſie nie,
Zu der mein Herz mich rief,
Sie ſteht im Nominativ —
Iſt generis foeminini.

Das in the nominative Caſe, und in the foeminine Gender ſingt er insbeſondere mit einer unnachahmlichen Zärtlichkeit. Dabei behält dieſer Edwin bei ſeinen komiſchen Rollen immer etwas gutmüthiges im Geſicht, das ich noch bei keinem komiſchen Schauſpieler ſo bemerkt habe, und welches macht, daß man ihm ohngeachtet aller ſeiner Lächerlichkeiten gut bleibt, und ſich für den Charakter, den er vorſtellt, doppelt intereſſiret. Nichts gleicht dem Ton und der Mine voll Selbſtgefälligkeit, womit er einem, der ihn fragte, ob er ein Scholar, (ein Studierter) wäre, zur Antwort gab: Why, I was a Maſter of Scholars! Eine Mrs. Webb ſtellte eine Käſehändlerinn vor, und ſpielte das gemeine Weib ſo natürlich, wie ich es noch nirgends geſehen habe. Ihr ſtarker Körper und ihr ganzes Aeußere ſchien aber auch dazu gemacht zu ſeyn.

Der arme Edwin mußte als Schulmeiſter ſich bald heiſer ſingen, indem er ſeine Deklinations und Konjugations-Arien oft zwei bis dreimal wiederholen mußte, wenn es der Obergallerie beliebte encore! zu rufen, und dann mußte er ſich noch dazu mit einem tiefen Reverenz für den hohen Beifall bedanken.

Das ſtärkſte Komiſche des Stücks liegt übrigens in einer Lüge, die in dem Munde der Wiedererzählenden immer ungeheuer anwächſt, ſo lange das Stück dauert, und die Zuſchauer beinahe in einem ununterbrochenen Gelächter erhält. Die Piece iſt noch nicht gedruckt, ſonſt hätte ich Luſt, mich an eine Ueberſetzung oder Nachahmung zu wagen.

Den Engliſchen Kaufmann, oder die Schottländerinn, habe ich bei uns weit beſſer, als hier aufführen ſehen. Insbeſondre ſpielte Herr Fleck in Hamburg den Engliſchen Kaufmann mit weit mehr Intereſſe, Wahrheit und Biederheit, als hier ein gewiſſer Aickin, der wenig oder nichts von dem eigenthümlichen originellen Weſen des Freeports ausdruckte, ſondern ihn beinahe mit ſeiner abgemeßnen Sprache und Gange in einen galanten Herrn verwandelt hätte.

Der alte treue Bediente, welcher für ſeinen Herrn das Leben laſſen will, hatte einen gravitätiſchen Gang, wie ein Miniſter. Den Zeitungsſchreiber Spatter machte eben der Herr Palmer, welcher den Nabob geſpielt hatte; jedermann ſagte aber, er mache ihn zu Gentlemanlike, das iſt, zu ſehr mit dem Air und Weſen eines Gentleman oder feinen Mannes: auch war ſeine Perſon zu anſehnlich dazu.

Die Amalia wurde von einer Schauſpielerinn gemacht, die zum erſtenmal hier auftrat, und daher aus Furchtſamkeit noch etwas leiſe ſprach, ſo daß man ſie nicht allenthalben hören konnte: ſpeak louder, o ſpeak louder! fing ein Kerl auf der Obergallerie an, und ſie bequemte ſich den Augenblick, lauter zu ſprechen.

Neben mir im Parterre war man oft mit ſeinem Beifall ſehr verſchwenderiſch; bei der kleinſten oft unbedeutendſten Rede, die mit einigen Affekt geſagt ward, riefen immer einige Stimmen, very well! als wenn ſie, wer weiß was für einen Meiſterzug der Schauſpielkunſt bemerkt hätten. Daher iſt denn dieß very well auch von wenigem Nachdruck.

The agreeable Surpriſe wurde wiederhohlt, und ich ſahe es zum zweitenmale mit Vergnügen. Es iſt auch ein Lieblingsſtück geworden, und wird immer mit dem Zuſatz: the favourite muſical Farce angekündigt. Das Theater ſchien mir etwas größer wie das Hamburger zu ſeyn, und das

Haus war beidemal ſehr voll. So viel von der Engliſchen Komödie!

Engliſche Sitten und Erziehung.

Nun noch etwas die Pädagogik betreffend. Ich habe die Einrichtung einer hieſigen ſogenannten Akademie geſehen, deren es in London eine ungeheure Menge giebt, die aber im Grunde weiter nichts, als kleine von Privatleuten errichtete Penſionsanſtalten für Kinder und junge Leute ſind.

Der eine von den beiden Engländern, die meine Reiſegefährten waren, machte mich dem Herrn Green bekannt, der in der Gegend von Paddington wohnet, und ein Erziehungsinſtitut für zwölf junge Leute hat, deren Anzahl er, ſo wie bei uns Herr Kampe, nicht überſchreitet, welches dort auch mehrere thun.

Beim Eintritt erblickte ich über der Thür des Hauſes ein großes Schild mit der Inſchrift: Mr. Greens Academy. Herr Green nahm mich als einen Fremden ſehr freundlich auf, und zeigte mir ſeine Lehrſtube, welche völlig ſo wie die Klaſſen in unſern öffentlichen Schulen, mit Bänken und einem Katheder verſehen war.

Der Unterlehrer des Herrn Green war ein junger Geiſtlicher, der die Knaben vom Katheder in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unterrichtete. Ein ſolcher Unterlehrer heißt ein Uſher, und iſt gemeiniglich ein geplagtes Geſchöpf, gerade ſo, wie er einmal im Landprediger von Wakefield beſchrieben wird. Indem wir in die Klaſſe traten, ließ er gerade die Knaben ganz nach dem alten Schlendrian lateiniſch dekliniren, und es klingt einem ſehr ſonderbar, wenn man z. B. anſtatt viri, nach der Engliſchen Ausſprache, weirei, des Mannes, weiro, dem Manne, u. ſ. w. dekliniren hört. Eben ſo ging es nachher auch mit dem Griechiſchen.

Den Mittag lud uns Herr Green zu Tiſche, wo ich ſeine Frau, ein ſehr artiges junges Weib, kennen lernte, die mit den Kindern auf eine ſolche Art umging, daß ſie unter den Erziehern an dieſem kleinen Inſtitut vielleicht das meiſte leiſtete. Die Kinder bekamen blos Waſſer zu trinken. Für jeden Penſionär erhält Herr Green nicht mehr, als jährlich dreißig Pfund Sterling, beklagte ſich aber auch darüber, daß dieſes zu wenig ſey: vierzig bis funfzig Pfund ſoll beinahe das Höchſte ſeyn, was bezahlt wird.

Ich erzählte ihm von unſern Fortſchritten in der Erziehungskunſt, und ſprach mit ihm von der Würde des Erziehers, und dergleichen: er hörte ſehr aufmerkſam zu, ſchien aber ſelbſt wenig an dergleichen gedacht zu haben. Vor und nach Tiſche ward das Vaterunſer franzöſiſch gebetet, welches an mehrern Orten geſchiehet, damit man, wie es ſcheint, auch dieſe Gelegenheit zu einer Uebung in der franzöſiſchen Sprache nutzen, und alſo einen doppelten Endzweck erreichen möge. Ich ſagte ihm nachher meine Meynung über dieſe Art zu beten, welche er mir doch nicht übel zu nehmen ſchien.

Als gegeſſen war, hatten die Knaben auf einem ſehr engen Hofe, Freiheit zu ſpielen, welches denn in den meiſten Akademien in der Stadt London das non plus ultra ihres Spielraums in den Erholungsſtunden iſt. Herr Green aber hat auch einen Garten am Ende der Stadt, wohin er ſie zuweilen ſpazieren führet.

Des Nachmittags gab der Maſter Herr Green ſelber, im Schreiben, Rechnen und Franzöſiſchen Unterricht, welches die Kinder bei ihm recht gut lernten; beſonders Schreiben, worinn die Engliſche Jugend die unſrige gewiß weit übertrift, vielleicht, weil ſie nur einerlei Buchſtaben zu lernen brauchen. Weil die Hundstagsferien bald angehen ſollten, wo die Kinder aus den Akademien allemal vier Wochen zu Hauſe gehen, ſo mußte jeder mit der äuſſerſten Sorgfalt eine Vorſchrift nachſchreiben, um dieſe ſeinen Aeltern zu zeigen, weil darauf am meiſten geſehen wird. Alle Regeln des Syntax wußten die Knaben auswendig.

Sonſt heißen alle dieſe Akademien eigentlich nur Baordingsschools, (Schulen, worinn man zugleich ſpeiſet) einige haben auch dieſen Namen noch beibehalten, welche oft mehr als die ſogenannten Akademien zu bedeuten haben. Größtentheils ſind Geiſtliche mit einem geringen Gehalt die Unternehmer ſolcher Erziehungsinſtitute, ſowohl in der Stadt als auf dem Lande, und es können ſich auch fremde erwachſene Perſonen darinn aufnehmen laſſen, um die Sprache zu lernen. Herr Green nahm für Wohnung, Tiſch und Unterricht im Engliſchen, wöchentlich zwei Guineen. Wer ſich aber in der Engliſchen Sprache ganz vollkommen machen will, der thut am beſten, wenn er weit ins Land geht und ſich dort bei einem Geiſtlichen, der Penſionärs hält, in die Koſt verdingt, wo er weiter nichts als Engliſch reden hört, und es von jung und alt bei jeder Gelegenheit lernen kann.

Es giebt in England, auſſer den beiden Univerſitäten, nur wenige große Schulen und Gymnaſien. So ſind in London bloß die St. Pauls- und Weſtminſterſchule. Die übrigen ſind faſt lauter Privatanſtalten, worinn eine Art von Familienerziehung herrſcht, die freilich wohl die natürlichſte iſt, wenn ſie nur ſo wäre wie ſie ſeyn ſollte. Einige ſogenannte Grammarſchools oder lateiniſche Schulen giebt es demohngeachtet hin und wieder, wo der Lehrer auſſer dem Schulgelde noch eine fixe Beſoldung erhält.

Man ſieht immer auf den Straßen in London kleine und große Knaben mit langen blauen Röcken, die wie ein Talar bis auf die Füße heruntergehen, und mit einem weißen Krägelchen, wie die Prediger tragen, herumlaufen. Dieſe ſind aus einer Armenanſtalt, die von den blauen Röcken den Namen führt. Das Singen der Chorſchüler auf den Straßen, wie es gewöhnlich bei uns geſchieht, iſt hier gar nicht gebräuchlich. Es iſt auch wegen des beſtändigen Gehens, Reitens und Fahrens auf den Straßen nicht wohl thunlich. Die Eltern, auch von geringem Stande, ſcheinen hier gegen ihre Kinder ſehr gütig und nachſichtsvoll zu ſeyn, und nicht ſo ſehr, wie bei uns der Pöbel, mit Schlägen und Scheltworten ihren Geiſt zu unterdrücken. Die Kinder müſſen ſchon früh ſich ſelber ſchätzen lernen, ſtatt daß bei uns die Eltern vom Pöbelſtande ihre Kinder wieder zu eben der Sklaverei erziehen, worunter ſie ſelber ſeufzen.

Ohngeachtet aller zunehmenden Modeſucht bleibt man hier denn doch der Natur noch treu bis in gewiſſe Jahre. Welch ein Kontraſt, wenn ich mir unſre ſechsjährigen, blaſſen, verzärtelten Berlinerknaben mit einem großen Haarbeutel und dem ganzen Staate eines Erwachſenen, wohl gar in einem verbrämten Kleide denke, und dagegen hier lauter blühende, ſchlanke, rüſtige Knaben, mit offner Bruſt und abgeſchnittnem Haar erblicke, das ſich von ſelber in natürliche Locken rollt. Hier iſt es etwas ſehr ſeltnes bei einem Knaben oder jungen Menſchen eine blaſſe Geſichtsfarbe, entſtellte Züge, und ſchlechtproportionirte Gliedmaßen anzutreffen. Bei uns iſt wirklich das Gegentheil etwas ſeltnes, ſonſt würden die ſchönen Menſchen nicht ſo auffallen.

Dieſe freie natürliche Tracht dauert doch bis ins achtzehnte, auch wohl ins zwanzigſte Jahr. Dann hört ſie freilich bei den feinern Ständen auf, und dauert nur noch bei dem Pöbel fort. Dann fängt man an ſich friſiren zu laſſen, die Haare mit Brenneiſen zu kräuſeln, einen dicken Zopf zu tragen, und den halben Rucken mit Puder zu beſtreuen. Unter den Händen meines Engliſchen Friſeurs habe ich länger als unter den Händen eines Deutſchen aushalten, und unter ſeinem heißen Eiſen ſchwitzen müſſen, womit er mir die Haare von unten bis oben kräuſelte, damit ich mich unter Engländern (o Zeiten!) produciren könnte. Hierbei bemerke ich, daß die Engliſchen Friſeur zugleich Barbier ſind, welches ſie denn herzlich ſchlecht verrichten, ob ich gleich dieſe Beſchäftigung ihnen für anſtändiger, als den Wundärzten halte, die ſich bei uns damit abgeben. Es iſt unglaublich, wie die Engländer in den jetzigen Zeiten franzöſiren; was noch fehlt, ſind die Haarbeutel und die Degen, womit ich wenigſtens niemanden auf öffentlicher Straße habe gehen ſehen, aber demohngeachtet fährt man damit zur Cour

Des Morgens pflegt man in einer Art Negligee (Morningdreſs) mit unfriſirtem bloß aufgewickelten Haar, und in Frack und Stiefeln auszugehen. In Weſtminſter dauert der Morgen bis Nachmittags um vier bis fünf Uhr, wo man erſt zu Mittage ſpeiſet, nach welchem Verhältniß ſich denn auch die Zeit des Abendeſſens und zu Bettegehens richtet. Um zehn Uhr wird gemeiniglich erſt gefrühſtückt. Je weiter man von der Gegend des Hofes wiederum in die Stadt kömmt, deſto bürgerlicher wird es auch, und man ſpeiſt wohl zu Mittage um drei Uhr, ſobald nehmlich die Geſchäfte auf der Börſe geendigt ſind.

Beſetzte Kleider werden denn doch nicht getragen, und die gewöhnlichſte Art, ſich im Sommer zu kleiden, iſt eine kurze weiße Weſte, ſchwarze Beinkleider, weiße ſeidne Strümpfe, und ein Frack, gemeiniglich von ſehr dunkelblauem Tuche, das beinahe wie ſchwarz ausſieht, wenigſtens bedient man ſich immer der dunklern Farben. Will man Galla machen, ſo trägt man ſchwarz. Officiere gehen nicht in Uniform, ſondern kleiden ſich bürgerlich, und zeichnen ſich blos durch eine Kokarde am Hute aus.

Sobald die Engländer friſirt ſind und Halsbinden tragen, ſcheinen ſie auch weichlicher zu werden, und warnen einen bei jeder Gelegenheit, daß man ſich nicht erkälten ſolle. You'll catch cold! heißt es, wenn man ſich nur ein wenig dem Zuge oder der Luft ausſetzt, oder nicht warm genug angezogen iſt.

Die gewöhnliche Konverſation dreht ſich im Sommer faſt immer um den wichtigen Gegenſtand, ob dieſer oder jener Bekannte in the Country, (auf dem Lande) oder in Town (in der Stadt) ſey. Freilich iſt dieß ſehr natürlich, da beinahe die Hälfte von den Einwohnern der Stadt im Sommer aufs Land hinauszieht, wohin ich auch bald wandern werde, ob ich gleich kein Einwohner von London bin.

Die Elektricität iſt das Puppenſpiel der Engländer. Wer damit Wind machen kann, iſt eines glücklichen Erfolgs gewiß. Dieß kann denn ein gewiſſer Herr Katterfello, der ſich für einen Preußiſchen Huſarenobriſten ausgiebt, ſchlecht Engliſch ſpricht, und außer den gewöhnlichen elektriſchen und andern phyſikaliſchen Verſuchen noch einige Taſchenſpielerkünſte verſteht, womit er, wenigſtens den Zeitungen nach, das ganze Publikum in Bewunderung und Erſtaunen ſetzt. Denn faſt in jedem Zeitungsbogen, der erſcheint, ſtehen Gedichte auf den großen Katterfello gedruckt, die irgend einer von ſeinen Zuhörern ex tempore gemacht hat.

Jeder Vernünftige hält dieſen Katterfello für einen Windbeutel, demohngeachtet hat er Zulauf die Menge. Er hat den Leuten demonſtrirt, daß die Influenza von einer Art kleiner Inſekten herrühre, welche die Luft vergiften, und ein Arkanum, das er dagegen zu haben vorgiebt, wird ihm reißend abgekauft. Seit einigen Tagen hat er in die Zeitung ſetzen laſſen: Herr Katterfello habe zwar immer ſehr gewünſcht, daß kaltes und regnigtes Wetter einfallen möge, um die kleinen ſchädlichen Inſekten in der Luft zu tödten, jetzt wünſche er aber nichts eifriger als heitres Wetter, weil ſeine Majeſtät und die ganze Königliche Familie beſchloſſen hätten, ſobald einmal ein ſchöner Tag ſeyn würde, die großen Wunder in Augenſchein zu nehmen, welche ihnen dieſer erhabne Philoſoph darſtellen würde, und die Königliche Familie ſoll noch nicht daran gedacht haben, die Wunder des Herrn Katterfello zu ſehen. Dergleichen Aufſchneidereien werden im Engliſchen ſehr ſchön durch das Wort Puff ausgedrückt, welches in ſeiner erſten Bedeutung das Schnauben oder Blaſen eines ſtarken Windes, und in der zweiten oder metaphoriſchen eine Prahlerei oder Aufſchneiderei bedeutet.

Von ſolchen Puffs ſind nun die Engliſchen Zeitungen tagtäglich voll. Beſonders von Quackſalbereien und Arkanis, womit ſich hier ſchon mancher, und unter andern auch ein Deutſcher, der unter dem Namen the German Doctor bekannt iſt, bereichert hat. Eine Ankündigung von einer Lotterie in den Zeitungen fängt ſich mit großgedruckten Buchſtaben alſo an: „Zehntauſend „Pfund für einen Sixpence! — Ja, es „mag ſo erſtaunlich ſcheinen wie es wolle, ſo iſt es „doch ungezweifelt wahr, daß für den kleinen Einſatz von einem Sixpence zehntauſend Pfund, und „andre Hauptgewinnſte, die ſich bis auf 50000 „Pfund belaufen, gewonnen werden können u. ſ. „w." Genug für dießmal von den Windbeuteleien der Engländer!

Geſtern habe ich bei dem Herrn Paſtor Schrader, einem Schwiegerſohne des Herrn Profeſſor Forſter in Halle, geſpeiſt. Er ſteht als Prediger an der St. James Kapelle, nebſt einem Kollegen und einem Lektor, der auch ordinirt iſt, aber jährlich nur 50 Pfund Einkünfte hat. Herr Paſtor Schrader giebt zugleich den jungen Prinzen und Prinzeſſinnen von der Königlichen Familie Religionsunterricht. Bei ihm ſprach ich auch die beiden Beſatzungsprediger, Herrn Lindemann und Herrn Kritter, welche mit den Hannövriſchen Truppen nach Minorka gegangen, und jezt mit der Beſatzung wieder zurückgekehrt waren. Sie ſind aller Gefahr mit ausgeſetzt geweſen. Auch die deutſchen Prediger, ſo wie alle in öffentlichen Bedienungen ſtehende Perſonen in England, müſſen von ihren Beſoldungen eine gewiſſe ſehr beträchtliche Taxe bezahlen.

Die Engliſchen Geiſtlichen, beſonders in London zeichnen ſich durch eine ſehr freie und zügelloſe Lebensart aus. Seit meiner Anweſenheit hat ſich einer in Hidepark duellirt, und ſeinen Gegner erſchoſſen. Er ward von der Jury oder den zwölf Geſchwornen gerichtet, und ſie erklärten ihn für guilty of Manſlaughter, oder des unvorſetzlichen Todſchlages ſchuldig, worauf er mit einem kalten Eiſen in die Hand gebrandmarkt wurde, welches

Recht der Adel und die Geiſtlichkeit vor andern Mördern voraus hat.

Geſtern vor acht Tagen, da ich für Herrn Wendeborn geprediget hatte, kamen wir vor einer Engliſchen Kirche vorbei, worinn noch geprediget wurde; wir gingen hinein, und es ſprach ein junger Menſch, ob er gleich ablas, mit ziemlich guter Deklamation, die freilich bei den Engländern immer eintönig bleibt. Wir gingen darauf der Kirche gegenüber in ein Kaffeehaus, wo wir zu Mittag aßen. Es währte nicht lange, ſo kam auch der Geiſtliche, den wir hatten predigen hören. Er forderte ſich Feder und Dinte, ſchrieb in großer Eile einige Blätter voll, die er wie ein Koncept in die Taſche ſteckte, darauf ließ er ſich zu eſſen geben, und ging unmittelbar darauf wieder in dieſelbe Kirche. Wir folgten ihm, und er trat auf die Kanzel, nahm ſein Geſchriebenes aus der Taſche, und hielt wahrſcheinlich die Predigt, die er in unſrer Gegenwart im Kaffeehauſe verfertigt hatte.

In dieſen Kaffeehäuſern herrſcht aber auch eine große Stille, ein jeder redet leiſe mit ſeinem Nachbar, die meiſten leſen Zeitungen, keiner ſtört den andern. Das Zimmer iſt gleich draußen auf dem Flur, und man tritt in daſſelbe, ſo wie man in die Hausthüre tritt: die Sitze ſind durch bretterne Verſchläge abgetheilt. Viele Briefe und Aufſätze werden hier geſchrieben, auch ſolche, die man in den Zeitungen gedruckt lieſt, ſind gemeiniglich aus irgend einem Kaffeehauſe datirt. Es läßt ſich alſo ſchon denken, daß jemand hier eine Predigt verfertigen könne, die er im Begriff iſt, ſogleich in einer naheliegenden Kirche zu halten.

Noch eine weite Tour habe ich ziemlich oft gemacht, über Hannoverſquare, und Kavendiſchſquare, nach Bullſtroatſtreet, bei Paddington, wo der Däniſche Geſandte wohnt, und wo ich den Däniſchen Legationsſekretär Herrn Schönborn zu verſchiedenmalen beſucht habe. Er iſt aus einer Probe einer Ueberſetzung vom Pindar und auch ſonſt als Philoſoph und ſchöner Geiſt in Deutſchland bekannt. Mit ihm habe ich ſehr angenehme Stunden zugebracht. Empyriſche Pſychologie und die tiefſte Philoſophie der Sprache iſt ſein Lieblingsſtudium, und er hat darüber vortreffliche Sachen in ſeinem Pulte ausgearbeitet liegen, von denen zu wünſchen wäre, daß er ſie der Welt mittheilen möchte. Auch iſt die erhabne Poeſie, beſonders die Ode, ſein Fach: Ueberdem beſitzt er eine ausgebreitete Gelehrſamkeit und Beleſenheit in den Schriften der Griechen und Römer. Und alles, was er treibt, treibt er gewiß aus Liebe zur Sache und nicht aus Ruhmſucht. Man möchte ſagen, es ſey Schade, daß ein ſo vortrefflicher Mann ſich ſo in ſich zurückzieht, wenn ſich nicht die vortrefflichſten Menſchen gemeiniglich in ſich zurückzuziehen pflegten. Was ihn aber über dieß alles ſchätzbar macht, iſt ſeine reine offne Seele, und ſein vortrefflicher Charakter, der ihm die Liebe und das Zutrauen aller ſeiner Freunde erworben hat. Er iſt ſchon als Geſandſchaftsſekretär in Algier geweſen, und lebt jetzt hier, wenn ſeine Amtsgeſchäfte ihn nicht binden, ganz ſich ſelber und den Wiſſenſchaften. So angenehm mir dieſe Bekanntſchaft iſt, ſo ſchwer wird es mir werden, den freundſchaftlichen und lehrreichen Umgang dieſes Mannes ſobald wieder zu verlieren.

Ich habe denn auch den hieſigen großen Freimäurerſaal in Free Maſons Tavern geſehen. Dieſer Saal iſt von einer ganz erſtaunlichen Höhe, und Breite, beinahe wie eine Kirche. Das Orcheſter für die Muſikanten iſt in der Höhe angebracht, und man hat von demſelben eine Ueberſicht des ganzen Saals, der ſich ſehr majeſtätiſch ausnimmt. Seine Erbauung hat große Summen gekoſtet, wozu auch die Logen in Deutſchland mit beigetragen haben. Die Freimäurerei wird hier übrigens nicht viel mehr geachtet, weil die meiſten Zuſammenkünfte einmal zu Trinkgeſellſchaften herabgewürdigt ſind, ob es gleichwohl noch Logen geben mag, die ſich zu einem edlern und weſentlichern Zweck vereinigen. Der Herzog von Kumberland iſt jetzt Landesgroßmeiſter.

London, den 20ſten Juni 1782.

Endlich hat mein Entſchluß, aufs Land zu gehen, geſiegt; noch heute Nachmittag ſoll's mit der Stage coach fortgehen, und dieſen Morgen ſchreibe ich Ihnen den letzten Brief aus London, verſteht ſich, bis ich von meinen Wanderungen wieder zurückkomme; denn ſobald ich nur aus den unſichern Gegenden um London bin, werde ich mich gewiß nicht länger in eine Poſtkutſche einpacken laſſen, ſondern meinen Stab ergreifen, und meinen Weg zu Fuße fortſetzen. Jetzt aber will ich erſt nachholen, was ich Ihnen noch zu ſchreiben vergeſſen, oder ſeit ein Paar Tagen noch Merkwürdiges in London geſehen habe; und das iſt denn vor allen andern

Die St. Paulskirche.

Ich muß geſtehen, daß beim erſten Eintritt in dieß Gebäude die außerordentliche Leere, welche darinn herrſcht, die Majeſtät des Eindrucks bei mir etwas hemmte, ſtatt ſie zu vermehren. Um mich nichts als ungeheure leere Wände und Pfeiler, in erſtaunlicher Höhe über mir das gemauerte Gewölbe, unter mir der mit Marmor gepflaſterte ebne flache Boden, kein Altar, oder ſonſt irgend ein Zeichen, daß man ſich hier verſammle, um das höchſte Weſen zu verehren; denn das eigentliche Chor oder Kirche, wo der Gottesdienſt gehalten wird, iſt nur wie angebaut, und durch ein Gitter von dem großen runden Hauptgebäude abgeſondert. Will man ſagen, daß ein ſolcher Tempel der Verehrung des höchſten Weſens am angemeſſenſten ſey, ſo lobe ich mir doch den großen Tempel der Natur, das blaue Gewölbe des Himmels, und den grünen

Teppich, der den Fußboden bekleidet; hier iſt ein größrer Tempel, hier iſt nichts Leeres, und alles iſt hier voll von Spuren der göttlichen Gegenwart; wollen aber Menſchenhände dieſen Tempel nachahmen, ſo muß nothwendig etwas darin angebracht ſeyn, das mich für das Volle und Lebendige in der Natur ſchadlos hält, und mich den Endzweck eines ſolchen Gebäudes einigermaßen ſehen und empfinden läßt. Betrachte ich hingegen die Paulskirche blos als ein Werk der Kunſt, das gleichſam da iſt, um zu zeigen, was menſchliche Kräfte hervorbringen können, ſo flößt ſie mir freilich Ehrfurcht und Bewunderung ein. Es läßt ſich über dergleichen freilich nicht diſputiren, doch kann es zuweilen gut ſeyn, wenn einer ſagt, wie es ihm vorgekommen iſt.

Ich ward denn für eine Kleinigkeit an Gelde von einem Manne in der Kirche herumgeführt, der ſeine Lektion, wie viel Fuß die Kirche hoch, lang und breit, und in wie viel Jahren ſie erbaut ſey, u. ſ. w. ganz mechaniſch auswendig herſagte, das ich ihm gerne geſchenkt hätte. In dem durch ein Gitter von dem Hauptgebäude abgeſonderten Chore war denn die eigentliche Kirche mit Bänken und Stühlen, Kanzel und Altar verſehen; an beiden Seiten waren die Sitze für die Chorherren, wie in unſern Domkirchen. Dieſe Kapelle ſchien recht dazu gebaut zu ſeyn, daß ein Biſchof oder Dechant ja beim Predigen ſeine Stimme nicht zu ſehr anſtrengen dürfe.

Ich wurde nun auch auf die ſogenannte Whiſpering-Gallerie geführt, welche unten am Ende der Kuppel in einem erſtaunlichen Umkreiſe herumläuft. Ich mußte mich meinem Führer ganz auf der andern Seite der Gallerie gerade gegenüberſtellen, ſo daß die ganze Breite der Kirche, oder der ganze Durchmeſſer dieſes ungeheuren Cirkels zwiſchen uns war, und indem ich hier ſtand, ſchlug er die Thüre zu, welches vor meinen Ohren einen Knall, wie ein Donnerſchlag, verurſachte. Darauf mußte ich mein Ohr an die Wand legen, und ich hörte die Worte meines Führers: can you hear me? die er, in einer ſo weiten Entfernung von mir, leiſe gegen die Wand ſprach, mit einem ſtarken Getöſe in meine Ohren ſchallen. Dieſe Verſtärkung des Schalles in einer ſolchen Entfernung iſt wirklich bewundernswürdig. Ich habe einmal etwas Aehnliches von Vergrößerung des Schalles in dem Rathskeller in Bremen bemerkt, welches aber hiergegen gar nicht in Betrachtung kömmt.

Nun ſtieg ich noch verſchiedne Treppen hinauf auf die große Gallerie, welche auswendig um den großen Dom läuft, und hier hielt ich mich beinahe an zwei Stunden auf, weil man ſich an dem Anblick der mannichfaltigen Gegenſtände faſt nicht ſatt ſehen kann.

Ich wandte mich von einer Seite, von einer Weltgegend zur andern, und ſtudierte recht die Ausſicht, um meiner Einbildungskraft ein immerwährendes Bild davon einzuprägen. Unter mir lagen in der Tiefe, Thürme, Häuſer und Palläſte, im dickſten Gedränge, und die Squares, mit ihren grünen Plätzen in der Mitte, machten dazwiſchen ein angenehmes Kolorit.

An dem einen Ende der Themſe ragte der Tower, wie eine Stadt, mit einem Wald von Maſten hinter ihm, und an dem andern die Weſtminſterabtei, mit ihren Thürmen, empor. Dort lächelten die grünen Hügel längſt der Gegend von Paddington und Iſlington; hier lag Southwark am jenſeitigen Ufer der Themſe. Die Stadt war beinahe unüberſehbar, denn wenn ſie ſchon an ſich aufhört, erſtreckt ſie ſich doch faſt immer noch in einzelnen Häuſern an den Seiten der Heerſtraße bis zu den benachbarten Plätzen fort.

Wie groß kam mir Berlin vor, als ich es zum erſtenmal vom Marienthurm, und vom Tempelhoffſchen Berge überſah: wie verſchwindet es jetzt in meiner Vorſtellung gegen London!

Doch, es iſt vergeblich, eine ſolche Ausſicht mit Worten auch nur im mindeſten zu beſchreiben, und nur einen Schatten dieſes Eindrucks dadurch zu geben; wer eine Welt im Kleinen mit einem Blick überſchauen will, der komme hieher und ſehe!

Das Dach der Paulskirche ſelbſt, mit ihren beiden kleinern Thürmen, liegt unter mir, wie der Rücken eines niedrigen Gebirgs, wenn man den Gipfel eines höhern erſtiegen hat. Gern hätte ich noch länger hier verweilt, aber ein Sturmwind, der hier oben ſo ſtark wurde, daß man ſich kaum dagegen erhalten konnte, trieb mich hinunter.

Obgleich die Paulskirche an ſich ſehr hoch iſt, ſo trägt doch die Höhe des Platzes, worauf ſie erbaut iſt, zu ihrem Hervorragen auch ſehr viel bei.

Die Petrikirche in Berlin ſcheint, ungeachtet der gänzlichen Verſchiedenheit in der Bauart, mir der Paulskirche in London einige Aehnlichkeit zu haben. Wenigſtens ragt ſie auch ſo mit ihrem großen ſchwarzen Dache unter den übrigen Gebäuden hervor.

Was ich ſonſt noch in der Paulskirche geſehen habe, iſt ein hölzernes Modell von der Paulskirche, das vor ihrer Erbauung verfertigt ſeyn ſoll, und ſich mit Vergnügen eine Weile betrachten läßt, wenn man das ungeheure Gebäude damit vergleicht.

Um den Hof der St. Paulskirche geht ein eiſernes Geländer, und es däucht einem eine ziemliche Strecke zu ſeyn, wenn man es umgehen will. Der Platz umher iſt aber nicht geräumig, und dieſe prächtige Kirche iſt faſt dicht umher mit Häuſern umbaut.

Eine marmorne Bildſäule der Königinn Anna dient dem eingeſchloßnen Platze vor der Kirche zur Zierde.

Auch iſt die große Glocke in der St. Paulskirche eine Merkwürdigkeit, weil man ſie unter die größeſten in Europa mitzählt, und ſie ihren Rang, wie ich glaube, nach der Wiener haben ſoll.

Alles, was ich in der Paulskirche geſehen habe, hat mir nicht mehr, als etwas über einen Schillung gekoſtet, den ich nach und nach in Pennys und Halfpennys, nach einer beſtimmten Taxe, für die Sehenswürdigkeiten bezahlen mußte.

Die Weſtminſterabtei.

An einem trüben melancholiſchen Tage, recht wie es eigentlich ſeyn muß, habe ich die Weſtminſterabtei beſehen.

Ich gieng durch eine ziemlich kleine Thür hinein, welche mich ſogleich in the Poets Corner (den Poetenwinkel) führte, wo die Denkmäler und Büſten vorzüglicher Dichter, Künſtler und Schriftſteller aufgeſtellt ſind.

Nicht weit von der Thür erblickte ich gleich beim Eintritt, Shakeſpears-Statue in Lebensgröße mit einem Kragen um den Hals u. ſ. w. nach der Gewohnheit ſeiner Zeit gekleidet, und in der Nähe deſſelben Garricks Denkmal.

Eine Stelle aus einem Shakeſpearſchen Stück, der Sturm, worinn er auf eine feierliche und rührende Art, den Untergang aller Dinge ſchildert, iſt hier ſehr zweckmäßig angebracht.

Nicht weit von Shakeſpear iſt auch Rowens Denkmal, das er ſich, wie einige Zeilen ſagen, irdieſer geliebten Nachbarſchaft ſeines Shakeſpears gewünſcht hatte.

In dieſer Nachbarſchaft ſah ich auch des guten Goldſmiths Büſte, dem man, ſo wie Buttlern, deſſen Denkmal in einiger Entfernung iſt, bei ſeinem Leben kaum das nothdürftige Brod, nach ſeinem Tode aber einen Stein gewährte.

Ferner ſieht man hier faſt in einer Reihe die Denkmäler von Milton, Dryden, Gay und Thomſon. Sehr rührend iſt Gay's Grabſchrift, die er ſich ſelbſt verfertigt haben ſoll,

Life is a Jeſt and all Things ſhew it,
I thought ſo once, but now I know it.

Unſer Händel hat auch hier ein Monument, wo er in Lebensgröße vorgeſtellt iſt.

Auch einer Schauſpielerinn, Miß Pritchard, und einem Schauſpieler Booth ſind hier ſehr ehrenvolle Monumente errichtet.

Newton hat ein ſehr prächtiges Denkmal erhalten; es iſt oben beim Eingange in das Chor, und dieſem gerade gegenüber ganz unten in der Kirche iſt wieder ein anderes errichtet, welches auf dieſes erſte hinweiſt.

Als ich längſt den Seitenwänden der Weſtminſterkirche hinunter ging, ſah ich faſt lauter in Marmor gehauene Denkmäler großer Admirale, die aber mit Pracht und Zierrathen viel zu ſehr überhäuft waren, als daß ſie hätten einen zweckmäßigen Eindruck machen ſollen.

Am liebſten verfügte ich mich immer wieder in den Poets Corner, wo ich die vortreflichſten Köpfe aus verſchiednen Zeitaltern, in vertraulicher Geſelligkeit zuſammen erblickte, und vorzüglich die edle und geſchmackvolle Simplicität der Denkmäler auf das Gemüth einen erhabnen und rührenden Eindruck machte, indeß oft eine lebhafte Erinnerung an irgend eine Lieblingsſtelle, aus den Werken eines Shakeſpear, oder Milton, in der Seele erwachte, welche mir die Geiſter dieſer großen Todten herzuzaubern ſchien.

Von Addiſon und Pope habe ich keine Denkmäler hier gefunden. Die Gräber der Könige, und einige andre Merkwürdigkeiten in der Weſtminſterabtei habe ich noch nicht geſehen. Vielleicht geſchiehet dieſes, wenn ich von meiner Reiſe ins Land nach London wieder zurückkehre.

Zu dieſer Reiſe habe ich jetzt ſchon alle Anſtalt gemacht. Eine Specialcharte von England habe ich in der Taſche, nebſt einem vortreflichen Wegweiſer, den mir Herr Pointer, der Engliſche Kaufmann, an den ich empfohlen bin, geliehen hat, unter dem Titel: A new and accurate Deſcription of all the direct and principal Croſs roads in Great Britain. Dieß Buch, hoffe ich, ſoll mir bei meinen Wanderungen gute Dienſte leiſten.

Ich war lange unſchlüſſig, wo ich meinen Weg hinnehmen ſollte, ob nach der Inſel Wight, oder dem Hafen Portsmouth, oder nach Darbyſhire, welches wegen ſeiner vielen Naturmerkwürdigkeiten, und wegen ſeiner romantiſchen Gegenden berühmt iſt: ich zog denn dieß letztere vor.

Bei Herrn Pointer laſſe ich während meiner Abweſenheit meinen Koffer ſtehen, um kein Logis bezahlen zu dürfen, ohne darinn zu wohnen. Dieſer Herr Pointer iſt lange in Deutſchland geweſen, und ſpricht ſehr gut und gern Deutſch. Er iſt ein ſehr höflicher und gefälliger Mann, der auch Kenntniſſe und Geſchmack beſitzt. Daher iſt mir die Empfehlung an ihn, von den Herren Perſent und Dörner in Hamburg, welchen ich von dem Herrn Geheimenrath von Taubenheim in Berlin empfohlen war, ſehr zu ſtatten gekommen.

Heute werde ich bis Richmond fahren, wohin die Poſtkutſche um zwei Uhr nicht weit von Newchurch, am Strande, abgeht. Vier Guineen, etwas Wäſche, mein engliſcher Wegweiſer, und eine Landcharte und Schreibtafel, nebſt Miltons verlornen Paradieſe, das ich bei mir geſteckt habe, ſind meine ganze Equipage, und ich hoffe ſehr leicht damit zu gehen. Doch, es ſchlägt ſchon halb zwei, und es iſt Zeit, mich bei der Poſtkutſche einzufinden. Leben Sie wohl! Aus Richmond ſchreibe ich Ihnen wieder.

Richmond, den 21ſten Juni.

Geſtern Nachmittag bin ich denn zum erſtenmale in einer ſogenannten Stage oder Poſtkutſche gefahren. Dieſe Kutſchen ſind ſehr elegant, inwendig ausgeſchlagen, und zweiſitzig, für ſechs Perſonen eingerichtet, die ſich denn freilich, wenn die Zahl voll iſt, etwas einſchränken müſſen.

Bei dem weißen Hirſch, wo die Kutſche abfuhr, ſtieg zuerſt nur eine etwas ältliche Dame mit hinein; ſo wie wir aber weiter fuhren, ward ſie ganz und gar, größtentheils mit Frauenzimmern, und nur noch einer Mannsperſon, beſetzt. Die Geſpräche der Frauenzimmer unter einander, die ſich theils kannten, waren ziemlich fade und langweilig. Ich zog meinen Wegweiſer heraus, und ſahe nach, welchen Weg wir fuhren.

Ehe man weiß, wie man aus London gekommen iſt, iſt man ſchon in Hammerſmith, Kenſington, u. ſ. w., weil die einzelnen Häuſer von London an beiden Seiten noch immer fortdauren, wenn die Stadt ſchon aufgehört hat; es iſt beinahe ſo, als wenn man von Berlin nach Schöneberg fährt, obgleich in Anſehung der Ausſicht, Häuſer und Straßen, ein himmelweiter Unterſchied iſt.

Es war ein ſchöner Tag, und die herrlichſten Ausſichten von beiden Seiten, auf denen das Auge gern länger verweilt, wenn unſer Wagen nicht ſo neidiſch vorbeigerollt wäre. Etwas ſonderbar ſah es mir aus, als ich einige Meilen von London ein prächtiges weißes Haus in der Ferne, und an der Heerſtraße, wo wir fuhren, einen Handweiſer erblickte, worauf die Worte ſtanden: jenes große weiße Haus in der Ferne iſt eine Boardingſchool!

Der Mann, welcher mit im Wagen ſaß, zeigte uns die Landhäuſer der Lords und Großen, vor welchen wir vorbeifuhren, und unterhielt uns mit allerlei Geſchichten von Räubereien, die in dieſer Gegend an Reiſenden verübt worden waren, ſo daß dem Frauenzimmer anfing etwas bange zu werden. Drauf fing er an, die Ehre der Engliſchen Straßenräuber gegen die franzöſiſchen zu retten: dieſe raubten doch nur, ſagte er, aber jene mordeten zugleich.

Demohngeachtet giebt es in England eine Art Spitzbuben, welche ebenfalls morden, und das zwar oft um eine Kleinigkeit, die ſie dem Ermordeten abnehmen. Dieſe heißen Footpads, und ſind freilich die allerniedrigſte Klaſſe von den Engliſchen Spitzbuben, unter denen eine gewiſſe Rangordnung herrſcht.

Die vornehmſte Klaſſe ſind die Pickpockets oder Beutelſchneider, die man allenthalben oft in den beſten Geſellſchaften findet, welche gemeiniglich ſehr fein und ſauber gekleidet ſind, ſo daß man ſie für Leute von Stande hält, welches ſie denn auch zuweilen wirklich ſeyn mögen, indem ſie durch unzählige Ausſchweifungen in Dürftigkeit gerathen, und endlich ſich genöthigt finden, zu dieſem Mittel ihre Zuflucht zu nehmen.

Nach ihnen kommen die Highwaymen oder Straßenräuber, die zu Pferde ſitzen, und oft mit einer Piſtole, die nicht geladen iſt, die Reiſenden in Schrecken ſetzen, um ihrer Börſen habhaft zu werden, welche aber auch zuweilen großmüthig einen Theil ihres Raubes wieder zurückgeben, und nicht leicht eine Mordthat begehen.

Dann kommt die dritte, und niedrigſte aber auch ſchändlichſte Klaſſe der Footpads, welche zu Fuße ſind, und oft um ein Paar Schillinge willen arme Leute, die ihnen in den Weg kommen, jämmerlich ermorden, wovon in den Engliſchen Zeitungen faſt täglich traurige Beiſpiele zu leſen ſind. Wahrſcheinlich morden ſie deswegen, weil ſie nicht, ſo wie die Highwaymen mit ihren Pferden, die Flucht nehmen können, und man ihnen alſo leichter nachſetzen, und ihrer habhaft werden kann, wenn der Beraubte ſie angeben ſollte.

Doch wieder auf unſre Poſtkutſche zu kommen, muß ich erinnern, daß es noch eine ſonderbare Art nicht in, ſondern auf derſelben zu fahren giebt. Es ſitzen nehmlich Perſonen von niedrigem Stande, oder die nicht viel bezahlen können, anſtatt inwendig, oben auf der Kutſche, ohne daß ein Geländer oder Sitze oben angebracht wären, ſondern ſie ſitzen ganz frei, und laſſen die Beine herunterhängen.

Dieß nennt man on the Outſide (auf der Außenſeite) fahren, wofür nur halb ſo viel bezahlt wird, als wenn man on the Inſide (inwendig in der Kutſche) fährt. Wir hatten alſo ſechs Paſſagier über unſern Köpfen, welche oft beim Auf- und Abſteigen ein erſchütterndes Geräuſch über uns verurſachten. Wer ſich auf dieſer Außenſeite der Kutſche gehörig im Gleichgewicht erhalten kann, der ſitzt da recht gut, und fährt im Sommer bei heitern Tagen, wegen der Ausſicht, faſt angenehmer als inwendig, nur taugt die Geſellſchaft gemeiniglich nicht viel, und der Staub iſt ebenfalls beſchwerlicher, als inwendig, wo man doch die Fenſter nach Belieben zumachen kann.

Zu Kenſington, wo wir anhielten, wollte ein Jude gern mitfahren, da aber inwendig kein Platz mehr war, ſo wollte er nicht an der Outſide fahren, welches ihm mein Reiſegefährte in der Kutſche ſehr übel nahm, und ſich gar nicht darüber zufrieden geben konnte, daß ein Jude ſich ſchäme an der Outſide zu ſitzen, da er doch nichts weiter als ein Jude wäre. Dieſes Vorurtheil und Verachtung gegen die Juden habe ich überhaupt hier in England weit häufiger, als bei uns bemerkt.

Von den prächtigen Landhäuſern und Luſtſchlöſſern, vor welchen wir nun vorbeifuhren, konnte ich aus den Fenſtern unſrer Kutſche immer nur ſtückweiſe und abgebrochen einen Proſpekt haben, welches mich wünſchen ließ, bald aus dieſem rollenden Kerker befreit zu ſeyn.

Gegen Abend kamen wir denn auch in Richmond an. In London hatte ich vor meiner Abfahrt einen Schilling bezahlt, hier auch einen, und alſo von London bis Richmond nicht mehr als zwei Schillinge.

Sobald ich in einem Gaſthofe abgetreten war, und ein Abendeſſen beſtellt hatte, ging ich ſogleich aus, um die Stadt und die Gegend umher zu beſehen.

Die Stadt ſieht ſchon weit ländlicher, angenehmer und heitrer aus, wie London, und die Häuſer ſcheinen auch nicht ſo ſehr von Kohlendampf geſchwärzt zu ſeyn. Auch kam mir es hier ſchon weit geſelliger und wirthbarer vor. Die Leute ſaßen auf Bänken vor den Thüren ihrer Häuſer, um der kuhlen Abendluft zu genießen. Auf einem ſchönen grünen Raſenplatze mitten in der Stadt ergötzte ſich eine große Anzahl Knaben und auch erwachſene junge Leute mit Ballſpielen. Auf den Straßen herrſchte gegen das Geräuſch von London eine angenehme ländliche Stille; und man athmete hier eine reinere und freiere Luft ein.

Nun ging ich aus der Stadt, über eine Brücke, die über die Themſe geht, und wo man allemal einen Penny bezahlen muß, ſo oft man hinüber und herüber geht. Die Brücke war ſehr hoch und bogenförmig gebaut, und von ihr ſtieg ich ſogleich in ein reizendes Thal, am Ufer der Themſe, hinunter.

Es war Abend, die Sonne ſchoß ihre letzten Stralen das Thal hinunter. Aber dieſen Abend und dieſes Thal werde ich nie vergeſſen! Dieß war in ſeiner Art der reinſte Anblick der ſchönen Natur, den ich in meinem Leben geſehen habe.

Was ich dabei empfand, wird kein Federſtrich ſchildern können.

Tage und Stunden fingen mich an zu gereuen, die ich in London zugebracht hatte, und ich machte mir tauſend Vorwürfe wegen meiner Unentſchloſſenheit, daß ich nicht ſchon längſt jenen großen Kerker verlaſſen hatte, um mich in einem Paradieſe zu verweilen.

Ja, wie die Einbildungskraft ſich nur ein Paradieß erſchaffen will, dazu findet ſie Stoff in dieſen herrlichen Gegenden. Hier war es, wo Thomſon und Pope die reizenden Bilder ſammleten, woraus ihre unnachahmlichen Gemälde der ſchönen Natur zuſammengeſetzt ſind.

Statt des wilden Geräuſches in und um London, ſahe ich in der Ferne wenige einzelne Familien am Ufer der Themſe Hand in Hand ſpazieren gehen. Alles athmete hier eine ſanfte Stille, die mein Herz dem reinſten Genuß eröffnete.

Unter meinen Füßen das weiche Grün, das nur auf dieſem Boden wächſt, an der einen Seite ein Wald, den die Natur nicht ſchöner hervorbringen kann, und an der andern die Themſe, mit ihrem jenſeitigen Ufer, das ſich wie ein Amphitheater empor hob, und ſeine hohen weißen Schlöſſer durch das dunkle Grün der Bäume in das Thal hinunter ſchimmern ließ.

O Richmond! Richmond! nie werde ich den Abend vergeſſen, wo du von deinen Hügeln ſo ſanft auf mich herablächelteſt, und mich allen Kummer vergeſſen ließeſt, da ich an dem blumigten Ufer der Themſe voll Entzückung auf und nieder ging.

Wohl mir, daß ich jenem melancholiſchen Gemäuer noch zu rechter Zeit entflohen bin!

O ihr bluhenden jugendlichen Wangen, ihr grünen Wieſen, und ihr Ströme in dieſem glückſeligen Lande, wie habt ihr mich bezaubert! Allein dieß ſoll mich nicht abhalten, auf jene dürren, mit Sand beſtäubten Fluren wieder zurückzukehren, wo mein Schickſal mir den Fleck meiner Thätigkeit angewieſen hat. Aber die Erinnerung an dieſe Scene ſoll mir noch manche heitre Stunde gewähren!

So dachte ich, liebſter Freund, bei meinem einſamen Spaziergange, und wirklich iſt der geſtrige Abend einer der angenehmſten meines Lebens geweſen.

Ich nahm mir feſt vor, am Morgen früh aufzuſtehen, und dieſen Spaziergang wieder zu beſuchen. Jetzt, dachte ich, habe ich dieſe Ebnen nur im Mondſchein dämmern ſehen, wie werden ſie blitzen im Morgenthau! Allein dieſe Hoffnung ſchlug mir fehl.

Und wie man ſich denn gemeiniglich bei einem großen Vergnügen immer auf einen kleinen verdrießlichen Umſtand gefaßt machen ſollte, ſo ging es mir auch hier, da ich mich etwas verſpätet, und indem ich nach Richmond zurückkehrte, den Namen und das Schild des Gaſthofs vergeſſen hatte, in welchem ich eingekehrt war, ſo daß ich ihn erſt mit vieler Mühe wiederfand, nachdem ich beinahe die ganze Stadt durchlaufen war.

Da ich zu Hauſe kam, erzählte ich von meinem Spaziergange, und man machte mir ſehr viel Rühmens von der Ausſicht von einem Hügel bei Richmond, der unter dem Namen Richmondhill bekannt iſt, und eben der war, von welchem ich die weißen Häuſer hatte in das Thal hinunter ſchimmern ſehen. Von dieſem Hügel nahm ich mir alſo vor, den künftigen Morgen die Sonne aufgehen zu ſehen.

Die Frau im Hauſe zankte darauf noch mit dem Geſinde, worüber ich erſt ziemlich ſpät einſchlief, aber doch den Morgen um drei Uhr ſchon wieder aufgeſtanden war. Und nun fühlte ich ſehr lebhaft den üblen Mißbrauch des ſpäten Aufſtehens in England; denn weil kein Menſch wach war, ſo konnte ich nicht aus dem Hauſe kommen, und hatte drei Stunden lang bis um ſechs Uhr die entſetzlichſte Langweile, weil ich meinen Zweck nicht erreichen konnte.

Um ſechs Uhr eröffnete denn endlich ein Hausknecht die Thüre, und ich ſtieg nun Richmondhill hinauf. Zu meinem größten Mißvergnügen aber hatte ſich ſeit einer Stunde der Himmel umzogen, und es war ſo trübe geworden, daß ich nicht die Hälfte von der herrlichſten Ausſicht, die ich hier hatte, genießen konnte.

Oben auf dem Hügel iſt eine Allee von Kaſtanienbäumen, unter welchen hin und wieder Kanapees zum Sitzen ſtehen. Hinter den Alleen iſt eine Reihe ſehr ſchöngebauter Landhäuſer, die gewiß, wegen der reinern Luft, die man hier einathmet, einen geſunden Wohnſitz gewähren müſſen.

Der Abhang des Hügels bis an die Themſe hinunter iſt grün bewachſen. Die Themſe macht unten beinahe einen halben Cirkel, in welchem ſie waldigte Ebnen, mit Wieſen und Luſtſchlöſſern, wie in ihren Buſen einſchließt. An der einen Seite ſieht man die Stadt mit ihrer hohen Brücke, und an der andern liegt ein dunkler Wald.

In der Ferne ſchimmerten aus dem Grunde der Wieſen und Wälder allenthalben kleine Dörfer hervor, ſo daß dieſe Ausſicht, ohngeachtet des trüben Wetters, noch immer eine der ſchönſten war, die ich in meinem Leben gehabt habe.

Aber wie kömmt es? geſtern Abend waren meine Empfindungen weit lebhafter, und der Eindruck weit ſtärker und romantiſcher, da ich aus dem Thale dieſen Hügel hinauf blickte, und mir da allerlei herrliches dachte, als heute Morgen, da ich von dem Hügel ſelbſt das Thal überſchaute, und nun wußte, was da war.

Jetzt habe ich mein Frühſtück verzehrt, ergreife meinen Stab, und werde nun zu Fuße meine Reiſe antreten. Aus Windſor ſollen ſie mehr von mir hören!

Windſor, den 13ten Juni.

Jetzt, lieber Freund, da ich von hier an Sie ſchreibe, habe ich ſchon ſo manches Ungemach als Fußgänger erfahren, daß ich beinahe unſchlüſſig bin, ob ich meine Reiſe ſo fortſetzen ſoll oder nicht.

Ein Fußgänger ſcheint hier ein Wunderthier zu ſeyn, das von jedermann, der ihm begegnet, angeſtaunt, bedauert, in Verdacht gehalten und geflohen wird, wenigſtens iſt es mir auf meinem Wege von Richmond bis Windſor ſo gegangen.

Mein Wirth in Richmond konnte ſich geſtern Morgen ſchon nicht genug verwundern, daß ich es wagen wollte, bis Oxford und noch weiter zu Fuß zu gehen. Doch gab er mir ſeinen Sohn, einen kleinen Knaben mit, der mich auf den Weg nach Windſor bringen mußte.

Zuerſt ging ich einen ſehr angenehmen Fußſteig längſt dem Ufer der Themſe hinauf, wo dicht neben mir zur rechten Seite des Königs Garten lag. Am jenſeitigen Ufer der Themſe lag Isleworth, ein Flecken, der ſich aber durch einige Landhäuſer und Gärten vortreflich ausnahm. Hier mußte ich mich in einem Kahn überſetzen laſſen, um auf Oxfordroad, oder die Straße nach Oxford zu kommen, welche zugleich nach Windſor führt.

Als ich über die Themſe war, kam ich an ein Haus, wo ich einen Mann, der vor der Thür ſtand, fragte, ob ich auf dem rechten Wege nach Oxford ſey? Yes, but you want e Carriage, to bring you there, (ja, aber ihr braucht ein Fuhrwerk, um euch hinzubringen) ſagte er: als ich ihm antwortete, ich würde zu Fuße hingehen, ſahe er mich bedeutend an, ſchüttelte den Kopf, und ging ins Haus hinein.

Ich war nun auf Oxfordroad, einem ſehr breiten und ſchönen Wege, wo mir viele Fuhrwerke und Poſtkutſchen begegneten, die denn doch zuweilen, wegen der Hitze, einen etwas beſchwerlichen Staub verurſachten. Die ſchönen grünen Hecken, welche die Landſtraßen in England einzäumen, tragen ſehr viel zur Annehmlichkeit derſelben bei, welches auch hier der Fall war, und wenn ich müde war, ſetzte ich mich zuweilen in den Schatten einer ſolchen Hecke und las im Milton. Allein es ward mir bald beſchwerlich, daß mich die Vorbeireitenden und Fahrenden immer mit einer ſolchen Verwunderung angafften, und ſolche bedeutende

Minen machten, als ob ſie mich für einen Verrückten hielten, ſo ſonderbar mußte es ihnen vorkommen, einen Menſchen an der öffentlichen Landſtraße ſitzen, und in einem Buche leſen zu ſehen. Ich ſah mich daher genöthigt, wenn ich mich ausruhen und leſen wollte, mir irgendwo ein einſames Plätzchen auf einem Seitenwege von der Heerſtraße aufzuſuchen.

Ging ich wieder, ſo rief mir jeder vorbeifahrende Kutſcher zu, ob ich nicht auf der Outſide der Poſtkutſche mitfahren wolle; wenn mir nur ein Bauer zu Pferde begegnete, ſo ſagte er mitleidsvoll, warm walking Sir! (Es iſt ſehr warm zu gehen, mein Herr!) und wenn ich durch ein Dorf kam, bezeigte jedes alte Weib ihr Bedauren durch ein God almighty!

Bis Hounſlow war der Weg ſehr angenehm. Nachher ward er etwas ſchlechter, und ging über eine Heide, die ſich ziemlich weit erſtreckte, auf welcher ich aber doch hin und wieder Schafe weiden ſahe.

Als ich etwas müde geworden war, fand ich auf einmal zu meiner Verwunderung mitten in der Heide einen Baum, der ganz einſam da ſtand, und einen Schatten, wie eine Laube, um ſich her verbreitete: unten war rund um den Stamm eine Bank zum Sitzen angebracht. Ich ruhte in dem Schatten dieſes Baumes aus, las eine Weile im Milton, und ſchrieb in meine Schreibtafel, daß ich dieſes Baums, der den müden Wanderer ſo wohlthätig in ſeinen wirthbaren Schatten aufgenommen habe, gedenken wolle, welches ich nun gethan habe.

Die engliſchen kleinen Meilen ſind vortreflich zu gehen; man freut ſich doch, ſo oft man eine Meile in ſo kurzer Zeit zurückgelegt hat, ob es gleich nur eine Täuſchung iſt. Wenn ich einen ordentlichen Schritt gehe, lege ich in zwei Stunden ſechs Engliſche Meilen zurück; und man kann auch beinahe ſo viel auf eine deutſche Meile rechnen, wenn man insbeſondre die Gute der Wege mit in Anſchlag bringt. Nun verurſacht es einem aber eine angenehme Täuſchung, wenn man ſieht, daß man in ein Paar Stunden zwölf Meilen gegangen iſt.

Ich mochte ohngefähr ſiebzehn Meilen von London ſeyn, als ich an einen Gaſthof kam, wo ich für ein wenig Waſſer und Wein einen halben Schilling bezahlen mußte. Ein Engländer, der neben dem Wirth ſaß, erkannte mich für einen Deutſchen, der folglich aus dem Vaterlande ſeiner Königinn ſey, die er mit vielen Lobſprüchen rühmte, und hinzuſetzte, eine ſolche Königinn habe England noch nicht gehabt, und werde auch nicht leicht eine ſolche wieder bekommen.

Es fing nun an heiß zu werden. Ich fand zur linken Seite nicht weit von der Heerſtraße einen klaren Bach, und nachdem ich mich darinn gebadet hatte, ſetzte ich meinen Weg weiter fort.

Die Heide hatte ſich verloren, und es eröffnete ſich wieder eine paradieſiſche Gegend vor mir bis nach Slough, das zwanzig und eine halbe Meile von London, auf dem Wege nach Oxford, liegt, und wovon zur linken Seite eine Straße nach Windſor geht, deſſen hohes weißes Caſtell man ſchon in der Ferne ſieht.

Ich hielt mich hier nicht auf, ſondern ging gleich rechter Hand, in einer ſehr angenehmen Heerſtraße, zwiſchen Wieſen und grünen Hecken, nach Windſor zu, wo ich denn um Mittag ankam.

Es iſt einem Fremden ſehr auffallend, wenn man durch die Engliſchen Städte kömmt, und nichts von dem bemerkt, wodurch ſich die Städte in Deutſchland von den Dörfern unterſcheiden, weder Mauren noch Thore, noch ſonſt etwas dergleichen. Keinen laurenden Viſitator, keine drohende Schildwache wird man gewahr; ſondern frei und ungehindert geht man durch Flecken und Städte, wie durch die große offne Natur.

Dicht vor Windſor liegt Eaton College, eine berühmte öffentliche Erziehungsanſtalt oder Gymnaſium, deren es, wie ich ſchon bemerkt habe, in England nur wenige giebt. Es lag mir zur linken Seite, und zur Rechten gerade gegenüber war ein Gaſthof, in welchen ich einkehrte.

Jetzt mußte gerade eine Erholungsſtunde für die jungen Leute ſeyn, welche auf dem Hofe vor dem Kollegio, der mit einer niedrigen Mauer umgeben war, in großer Menge auf und nieder gingen.

Sehr auffallend war mir ihre Tracht, denn ſie trugen alle, vom Größten bis zum Kleinſten, ſchwarze Mäntel oder Chorröcke, wodurch ſie die Aerme ſtecken konnten, über ihre farbigten Kleider, nebſt einem viereckigten mit Sammt überzognen Hut, wie bei uns an manchen Orten die Prediger tragen.

Sie beſchäftigten ſich auf allerlei Art mit Unterreden, Spazierengehen, und einige hatten auch ihre Bücher in der Hand und laſen. Doch ich mußte mich bald ihren Augen entziehen, ſo ſtaunten ſie mich an, da ich ganz beſtäubt mit meinem Stabe gewandert kam.

Als ich nun in den Gaſthof trat, und zu eſſen forderte, prophezeihte mir das Angeſicht des Aufwärters ſogleich eine ſehr unfreundliche Aufnahme. Man gab mir alles mit Murren und Verachtung, wie einem Bettler, und ließ mich es doch wie einen Gentleman bezahlen. Ich glaube, es war dem Kerl nicht gelegen, daß er mir, als einem ſo erbärmlichen Menſchen, der zu Fuße ginge, aufwarten ſollte. Ich war müde und forderte ein Zimmer zum ſchlafen, und man wieß mich in eines, das einem Gefängniß für Miſſethäter ziemlich ähnlich ſahe. Ich forderte auf die Nacht ein beſſeres Zimmer, und bekam zur Antwort, daß man gar nicht geſonnen ſey, mich die Nacht zu beherbergen, weil keine Gelegenheit dazu wäre; ich möchte nur nach Slough wieder zurückgehen, da würde ich wohl ein Nachtlager bekommen.

Daß ich mich mit meinem Gelde in der Taſche ſo mußte behandeln laſſen, bloß weil ich zu Fuße ging, brachte mich denn doch etwas auf. Ich mußte für mein Mittagseſſen und Kaffee zwei Schillinge bezahlen, die ich hinwarf, und ſchon den Staub von meinen Füßen ſchütteln wollte, um dieſen unwirthbaren Ort zu verlaſſen, als die grünen Hügel von Windſor mir ſo freundlich zulächelten, und mich einzuladen ſchienen, ſie erſt zu beſuchen, und der Unfreundlichkeit der Menſchen zu vergeſſen.

Ich ſtieg nun durch die Straßen von Windſor einen Hügel hinauf, und ein ſteiler Weg führte mich endlich ganz auf den Gipfel deſſelben, bis dicht an die Mauer des Kaſtells, wo ich auf einmal eine ſo weite, ſchöne, herzerhebende Ausſicht vor mir hatte, daß ich in dem Augenblick jeden Gedanken an Beleidigung und Unrecht von Menſchen vergaß. Denn hier lag nun die ganze reiche, üppige Natur, eine der ſchönſten Landſchaften in der Welt, der herrlichſte Stoff, den Popens Muſe wählte, zu meinen Füßen, und vor meinen Blicken majeſtätiſch ausgebreitet. Was hätt' ich in dem Augenblick mehr wünſchen können!

Und das ehrwürdige Kaſtell, dieß Königliche Gebäude, woran alles das Gepräge des grauen Alterthums trägt, lächelte durch ſeine grünen Bäume, wie die frohe Stirn des Greiſes, den die Freude verjüngt hat.

Nichts hat mir mehr Ehrfurcht eingeflößt, als die uralte St. Georgenkirche, die im Heruntergehen vom Kaſtell zur rechten Seite liegt, und bei deren Anblick mir die verfloßnen Jahrhunderte wieder emporzuſteigen ſcheinen.

Aber keine Merkwürdigkeiten will ich mehr ſehen, die mir ein fühlloſer Miethling zeigt, der ſeine Lektion auswendig gelernt hat, und ſie hundertmal des Tages mit Widerwillen herſagt. Der widrige Kerl, welcher mich für einen Schilling in der Kirche herumführte, hätte mir durch ſein Geplapper beinahe den ſchönſten Eindruck verdorben. Heinrich der Achte, Karl der Erſte, und Eduard der Vierte liegen hier begraben. Die Kirche hat inwendig ſowohl als auswendig ein äuſſerſt melancholiſches Anſehen.

An dem Königlichen Pallaſte wurde gebauet, und eine Menge Steine dazu herbeigeſchafft, womit eine große Anzahl Arbeiter beſchäftigt waren.

Ich ging nun in dem herrlichen Windſor Park einen ſanften Abhang hinunter, wo er ſich mit ſeinem immer zunehmenden Dunkel von allen Seiten wie ein Tempel eröffnete. Dieſer Wald übertrift gewiß an Schönheit alles, was man ſich nur von der Art vorſtellen kann. Dazu kam die Einſamkeit, die Kühle der Abendluft, und eine ſanfte Muſik, die in der Ferne vom Schloſſe herunterſchallte. Ich war wie in einer Art von angenehmer Bezauberung, und hielt mich für alle Beſchwerden des Tages tauſendfach belohnt.

Ich kehrte nun aus dem Walde zurück, die Glocke ſchlug ſechs, und die Arbeiter gingen zu Hauſe.

Noch habe ich den großen runden Thurm, ebenfalls ein uraltes Gebäude bei dem Königlichen Schloſſe, vergeſſen. Die auswendigen Aufgänge auf denſelben ſind mit grünem Gebüſch bepflanzt, welches gegen das Alterthum des Gemäuers einen ſehr angenehmen Kontraſt macht. Ganz oben auf dem Gipfel deſſelben war die Fahne von Großbrittannien ausgeſteckt, die aber ſpäte gegen Abend wieder eingezogen wurde.

Als ich vom Schloß hinunter ging, ſahe ich den König in einem ſimpeln Wagen hinauffahren: Man war hier höflicher, wie man in London zu ſeyn pflegt, denn jedermann zog doch, als er vorbeifuhr, den Hut vor ihm ab.

Ich kam nun wieder in die Stadt, und befand mich nicht weit vom Schloſſe, vor einem ſehr anſehnlichen Gaſthofe, wo ich Officiere und viele andre Leute vom Stande hineingehen ſahe, und hier ward ich, wider alles Vermuthen, von dem Wirth, der ebenfalls eine vornehme Figur ſpielte, ohne Schwierigkeit aufgenommen, da man mich aus jenem weit ſchlechtern Gaſthofe, bei Eaton Kollege, ſo unfreundlich weggewieſen hatte.

Allein es ſchien einmal mein Schickſal zu ſeyn, daß ich den Aufwärtern ein Anſtoß und ein Dorn im Auge war. Mit Murren wieß mir die Magd ein Zimmer an, wo ich meinen Anzug ein wenig in Ordnung bringen konnte, und nun ging ich wieder hinunter, in den großen Saal (Coffee Room) der gleich beim Eingange im Hauſe iſt, wo ich dem Wirth ſagte, daß ich noch einen kleinen Spaziergang vornehmen wollte; er beſchrieb mir darauf, wie ich gleich hinter ſeinem Hauſe auf ein ſehr angenehmes Feld, und über daſſelbe ans Ufer der Themſe kommen könne, daſelbſt würde ich einen ſehr ſchönen Badeplatz antreffen.

Ich folgte ſeinem Rathe, und dieſer Abend war beinahe noch ſchöner, als der vorhergehende in Richmond. Die Themſe fand ich hier in ihren ſanften Krümmungen wieder; Windſor ſchimmerte faſt noch ſchöner ins grüne Thal hinunter, wie die Häuſer von Richmondhill, und das Grün der Wieſe war eben ſo zart und weich. Das Feld nach der Themſe zu war etwas ſchräg und abſchüſſig. Ich ſetzte mich an ein Geſträuch und erwartete den Untergang der Sonne. In der Ferne ſah ich eine große Anzahl Leute, die ſich in der Themſe badeten. Als ſie ſich nach Sonnenuntergang etwas zerſtreuet hatten, näherte ich mich dem Ufer der Themſe, und tauchte mich hier zum erſtenmale in ihre kühlen Fluthen. Das Ufer war ziemlich abſchüſſig, aber es war eine Treppe in den Fluß hinunter, gebaut, welche für die Badenden, die nicht ſchwimmen können, äußerſt bequem iſt. Es kamen noch ein Paar blühende muntre Handwerksjungen von der Stadt hergelaufen, die in der größten Geſchwindigkeit ihre Kleider und

Schurzfelle abgeworfen hatten, und ſich ſogleich über Kopf ins Waſſer ſtürzten, wo ſie mit ihren nervigten Armen die Fluht durchſchnitten, bis ſie müde waren. Sie riethen mir ſehr zutraulich, mein Haar erſt loszubinden, und mich dann, wie ſie, mit dem Kopfe hineinzutauchen.

Erfriſcht und geſtarkt durch das kühle Bad, machte ich noch einen Spaziergang im Mondſchein längſt dem Ufer der Themſe hin; zu meiner Linken die Thürme von Windſor, vor mir ein kleines Dorf, mit einem Thurm, deſſen Spitze aus den grünen Bäumen hervorragte; in der Ferne ein Paar reizende Hügel, die ich mir am künftigen Morgen zu beſteigen vornahm, um mich das grüne Waizenfeld; o wie unbeſchreiblich ſchön war dieſer Abend und dieſer Spaziergang! Und in der Ferne konnte ich zwiſchen den Häuſern den Gaſthof ſehen, wo ich wohnte. Ich hatte alſo gleichſam eine Heimath, wohin ich zurückkehren konnte, und es war mir, als ob ich hier zu Hauſe wäre, und immer hier bleiben müßte.

Wie bald verflogen die ſüßen und angenehmen Träume, als ich zu Hauſe kam, und von den Aufwärtern, die ſich vielleicht ein ſchlechtes Trinkgeld von mir verſprachen, wieder mit ſcheelem Blick empfangen wurde. Und wie groß war mein Erſtaunen, da eben die mürriſche Magd, welche mir ein Zimmer anwieß, unten in die Stube trat, und mir mit einem Knix und ſpöttiſchem Weſen ſagte: ich möchte mich nur nach einem andern Logis umſehen, denn hier könne ich die Nacht nicht bleiben, weil das Zimmer, das ſie mir aus Verſehen angewieſen habe, ſchon beſetzt geweſen ſey. Ich proteſtirte natürlicher Weiſe dagegen, bis endlich der Wirth dazu kam, auf den ich mich berief, und der mir ſogleich ein Zimmer anweiſen ließ, worauf ich aber ſelbander ſchlafen mußte. So wäre ich alſo hier in Windſor beinahe zum zweitenmal ausgeſtoßen worden.

Nun war gerade unter meinem Schlafzimmer ein Trinkgelag, daß der Boden zitterte. Es wurden Trinklieder geſungen, worinn ähnliche Stellen mit den unſrigen vorkamen, ſo viel ich verſtehen konnte. Die Geſellſchaft beſtand, wie ich vorhergeſehen hatte, aus lauter Officieren. Kaum war ich bei dieſem Lärm und Geräuſch ein wenig eingeſchlafen, ſo kam mein Schlafkamerad, vermuthlich einer aus der ſaubern Trinkgeſellſchaft, in die

Stube und an mein Bette getaumelt, bis er endlich mit vieler Mühe das ſeinige fand, und ſich, ſo wie er war, mit Stiefeln und Kleidern hineinwarf.

Heute Morgen ſtand ich denn ſehr früh auf, um, wie ich mir vorgenommen hatte, die beiden Hügel zu beſteigen, welche mir geſtern einen ſo reizenden Proſpekt gaben, beſonders der eine, auf deſſen Gipfel ein hohes weißes Haus zwiſchen den dunkelgrünen Bäumen hervorragte. Der andre lag gleich darneben.

Ich fand keinen ordentlichen Weg, der zu dieſem Hügel führte, ging alſo grade zu, ohne mich an eine Straße zu kehren, immer meiner einmal genommenen Richtung nach. Freilich war dieß etwas mühſam, ich hatte oft einen Zaun oder Sumpf zu umgehen, endlich aber langte ich doch am Fuße des ſehnlich gewünſchten Hügels mit dem hohen weißen Hauſe an, und als ich im Begriff war, hinauf zu ſteigen, und mich ſchon auf die Ausſicht von dem weißen Hauſe freute, las ich an einer aufgeſtellten Tafel die Worte: Take Care! Steeltraps and Springguns are laid here. (Nehmt euch in Acht, hier liegen Fußangeln!).

Meine Mühe war alſo vergebens, und ich ging nun nach dem andern Hügel, aber auch hier waren Steeltraps und Springguns für den Wandrer gelegt, der auf dieſer Anhöhe den ſchönen Morgen genießen wollte.

So kehrte ich, in meiner Hoffnung getäuſcht, in die Stadt zurück, beinahe eben ſo, wie geſtern Morgen von Richmondhill, da mir ebenfalls mein Wunſch vereitelt war.

Da ich zu Hauſe kam, erhielt ich von der mürriſchen Magd die ſchöne Bewillkommung, daß ich nun ſchlechterdings keine Nacht mehr hier logiren könne, welches aber auch mein Wille nicht war. Jetzt ſchreibe ich Ihnen unten im Coffee room, wo ein Paar Deutſche neben mir ſprechen, die gewiß glauben, daß ich ſie nicht verſtehe; da ich mich alſo zu erkennen gebe, daß ich ein Deutſcher ſey, würdigen mich die Kerls nicht mit mir zu reden, weil ich ein Fußgänger bin. — Ich glaube es ſind Hannoveraner! — Das Wetter iſt ſo ſchön, daß ich ohngeachtet der kleinen Unbequemlichkeiten, denen ich ausgeſetzt geweſen bin, dennoch meine Reiſe zu Fuße fortſetzen werde.

Oxford, den 25ſten Juni.

Was für ſonderbaren Schickſalen und Abentheuern iſt doch ein Fußgänger in dieſem Lande der Pferde und Karoſſen ausgeſetzt! Doch ich will nur gleich meine Erzählung von vorn anfangen.

In Windſor mußte ich für ein altes Huhn, das ich den Abend verzehrte, für ein Schlafzimmer, das man mir mit Murren gab, und wo ich noch dazu von einem beſoffenen Kerl beunruhigt wurde, und für ein Paar Taſſen Thee zum Frühſtück, neun Schillinge bezahlen, worunter denn das Huhn allein ſechs Schillinge gerechnet ward.

Als ich nun weggehen wollte, ſtand der Aufwärter, welcher mich mit Unwillen und Murren bedient hatte, an der Treppe, und ſagte: remember de Waiter! (bedenkt den Aufwärter!) Ich gab ihm drei Halfpenny's, wogegen er mir ein herzhaftes: God damn you Sir! nachſchickte. An der Thür ſtand die mürriſche Magd, und ſagte: remember the Chambermaid! — J'ill remember your Civility (ich werde mich an eure Höflichkeit erinnern!) ſagt' ich, und gab ihr nichts, worüber ſie ihren Aerger in einem lauten Hohngelächter erſtickte. Es folgten mir alſo im eigentlichen

Verſtande Flüche und Hohngelächter nach, da ich aus Windſor ging.

Wie froh war ich nun, da ich die Thürme von Windſor wieder im Rücken hatte! Es iſt nicht gut ſeyn für den Wandrer nahe bei den Palläſten der Könige. dacht' ich, und lagerte mich im Schatten einer grünen Hecke, wo ich in meinem Milton las; und die Herrlichkeit der ſchönen Natur um mich her empfand.

Ich nahm meinen Weg wieder durch Slough über Salthill nach Maidenhead. In Salthill, welches doch nur ein Dorf iſt, hatte ganz am Ende ein Perukenmacher eine Bude, worinn er zugleich balbirte und friſirte. Dafür daß er mein Haar ein wenig in Ordnung brachte, und mich raſirte, mußte ich ihm einen Schilling bezahlen. Dieſer Bude gegenüber war ein ſehr elegantes Haus und Garten.

Zwiſchen Salthill und Maidenhead begegnete mir das erſte Abentheuer auf meiner Wanderung.

Mir war bis jetzt noch faſt kein einziger Fußgänger begegnet, hingegen rollten beſtändig eine große Menge Kutſchen vor mir vorüber, weil auf der Straße von Orford eine ſtarke Paſſage iſt, auch begegneten mir häufig Perſonen zu Pferde, welches hier auch eine ſehr gewöhnliche Art zu reiſen iſt.

Mein Weg führte mich in einem ziemlich tiefen Grunde zwiſchen hohen Bäumen hin, ſo daß ich nicht weit vorwärts ſehen konnte, als mir ein Kerl in einem braunen Frack und runden Hute, mit einem Stabe in der Hand entgegen kam, der um ein gut Theil ſtärker als der meinige war. Seine Phyſiognomie kam mir gleich etwas verdächtig vor. Er ging aber vor mir vorbei. Allein ehe ichs mir verſah, kehrte er wieder um, und verlangte von mir weiter nichts, als einen Halfpenny, wofür er ſich wolle etwas Bier geben laſſen, weil er noch nüchtern ſey. Ich griff in die Taſche, und fand, daß ich gar keine Kupfermünze und nicht einmal Sixpences, ſondern lauter Schillinge hatte. Als ich mich damit entſchuldigte, ſagte er mit einer ſo hämiſchen Mine, God bleſs my ſoul! und machte mich auf den fauſtdicken Griff an ſeinem Wanderſtabe ſo aufmerkſam, daß ich ſogleich in die Taſche griff, und ihm mit der fröhlichſten Mine einen Schilling gab. Indem kam eine Kutſche gefahren. Er bedankte ſich ſehr höflich bei mir, und ging fort. Wäre die

Kutſche einen Augenblick eher gekommen, ſo würde ich ihm den Schilling, den ich gar nicht überflüſſig hatte, ſchwerlich gegeben haben. Ob dieß nun ein Footpad war, will ich nicht entſcheiden, alles mögliche Anſehn hatte er dazu.

Ich kam nun auf Maidenheadbridge oder die Brücke von Maidenhead, welches 25 Engliſche Meilen von London iſt.

Die Engliſchen Meilenzeiger ſind für den Reiſenden eine große Annehmlichkeit und Bequemlichkeit. Mir haben ſie oft die Hälfte des Weges erleichtert, weil ich immer gewiß wußte, wie weit ich gekommen war, und daß ich auf dem rechten Wege ſey. Denn auf dieſen Meilenzeigern ſind allemal ſowohl die Entfernungen von London, als bis zum nächſtliegenden Orte bezeichnet, und wo Scheidewege ſind, iſt immer noch beſonders ein Handweiſer angebracht, ſo daß es hier faſt unmöglich iſt, ſich im Gehen zu verirren. Ich muß geſtehen, daß meine Reiſe faſt ein beſtändiger Spaziergang war.

Von der Brücke vor Maidenhead iſt eine vortrefliche Ausſicht auf einen Hügel, der ſich rechts längſt dem Ufer der Themſe hin erſtreckt, und auf welchem zwei prächtige Landſitze mit Wieſen und Parks befindlich ſind. Der erſte heißt Taplow und gehört dem Grafen von Inchiquin, und ein wenig weiter in der Ferne liegt Cliefden, welches ihm ebenfalls zugehört. Die Schlöſſer ſchimmern mit grünen Wieſen umgeben, aus dem dicken Gehölz hervor, und geben einen reizenden Anblick.

Von dieſer Brücke hat man nicht weit bis Maidenhead, und beim Eingange in daſſelbe zur linken Seite, wiederum die Ausſicht auf einen ſchönen Landſitz, wovon ein gewiſſer Pennyſton Powney Eſq. Beſitzer iſt.

Dieſe Nachrichten ſchöpfe ich größtentheils aus meinem Engliſchen Wegweiſer, den ich faſt beſtändig in der Hand habe, und worinn faſt alles Merkwürdige von Meile zu Meile angezeigt iſt. Ich laſſe mir von den Leuten, bei denen ich einkehre, die Wahrheit der Nachrichten beſtätigen, und dieſe wundern ſich denn, wie ich als ein Fremder, mit ihrer Gegend ſo genau bekannt bin.

Maidenhead ſelber iſt ein unanſehnlicher Ort: für eine Bierkalteſchale, die ich mir hier machen ließ, mußte ich doch neun Pence bezahlen. Man ſchien mich auch hier nicht für voll anzuſehen. A luſty Comrade! hört' ich im Vorbeigehn von mir ſagen, und das klang denn freilich nicht ſehr ehrenvoll, wenn es eben ſo viel heißen ſollte, als wie man bei uns zu ſagen pflegt: das mag mir wohl ein luſtiger Kamrad, oder ein luſtiger Paſſagier ſeyn!

Am Ende des Dorfs hatte ein Schumacher ſeinen Laden, ſo wie am Ende von Salthill ein Friſeur wohnte.

Von hier gings nun auf Henley zu, das noch eilf Meilen von Maidenhead, und 36 Meilen von London entfernt iſt.

Als ich ziemlich ſcharf ſechs engliſche Meilen nach einander gegangen, und alſo nur noch fünf Meilen von Henley war, kam ich auf eine Anhöhe, wo grade ein Meilenzeiger ſtand, bei dem ich mich niederſetzte, um eine der herrlichſten Ausſichten zu genießen, zu deren Betrachtung ich einem jeden rathen will, der etwa einmal auf dieſen Fleck kommen ſollte.

Vor mir in der Nähe ein ſanfter Hügel voll grüner Waizenfelder mit lebendigen Hecken eingezäunt, und oben von einem Walde umkränzt.

Und nun in der Ferne in einem großen halben Cirkel um mich her ein grüner Hügel an den andern, die ſich vom Ufer der Themſe ſanft in die Höhe erhoben, und auf denen ſich Wälder, Wieſen, Aecker und Dörfer mannichfaltig durchkreuzten, indeß zu ihren Füßen die Themſe ſich zwiſchen Dörfern und einzelnen Häuſern, und grünen Thälern, in reizenden Krümmungen hinſchlängelte.

Die Ufer der Themſe ſind beſtändig ſchön und reizend; wie ſüß iſt mir Anblick, wenn ich ſie oft, nach einer kleinen Entfernung, wo ich ſie aus den Augen verloren habe, plötzlich mit allen ihren Ufern wieder ſehe!

Unten im Thale weideten Heerden, und die Glocken ſchallten den Hügel herauf.

Und was eine ſolche Engliſche Gegend ſo bezaubernd ſchön macht, iſt, daß alles übereinſtimmt einen rührenden Anblick zu gewähren, daß man keinen Fleck ſieht, auf dem das Auge nicht gern ruhen möchte. Die mittelmäßigſte Gegend von denen, die ich nun in England geſehen habe, würde in der unſrigen ſchon ein Paradieß ausmachen.

Durch dieſe belohnende Ausſicht gleichſam zum neuen Gange geſtärkt, gings nun im ſcharfen Schritt Berg auf Berg ab, die übrigen fünf Mei len bis Henley, wo ich den Nachmittag ohngefähr um vier Uhr ankam.

Zur linken Seite dicht vor Henley, an dem dieſſeitigen Ufer der Themſe liegt auf einem Hügel ein Park und Landſitz, den jetzt der General Conway bewohnet.

Ehe ich in Henley hinein ging, ſpazierte ich noch ein wenig am Ufer der Themſe hinunter, und ſetzte mich im hohen Graſe nieder, indeß am andern Ufer der Park auf dem Hügel vor mir lag; weil ich etwas müde war, ſchlief ich hier ein, und als ich wieder aufwachte, ſchienen mir gerade noch die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ins Geſicht.

Geſtärkt von dieſem ſüßen Schlummer ging ich weiter fort, und in die Stadt hinein, wo es mir aber viel zu vornehm ausſahe, als daß ich meiner gemachten Erfahrung zu folge hätte da bleiben ſollen, vielmehr entſchloß ich mich, in einem Gaſthofe by the Roadſide (an der Heerſtraße,) welche der Vikar von Wakefield the uſual Retreat of Indigence and frugality (die gewöhnliche Zuflucht der Armuth oder Sparſamkeit) nennt, einzukehren.

Allein das ſchlimmſte war, daß mich niemand ſelbſt einmal in einen ſolchen Zufluchtsort aufnehmen wollte. Es begegneten mir auf dieſem Wege doch ein Paar Bauren. Ich fragte den erſten, ob ich in einem Hauſe an der Heerſtraße, das ich von ferne ſahe, wohl die Nacht Herberge finden würde? I dare ſay you may! war ſeine Antwort. Allein, als ich hinkam, hieß es: we have got no Beds, and you can't ſtay here to night! (Wir haben keine Betten, und ihr könnt die Nacht nicht hier bleiben); eben ſo hieß es auch in dem folgenden Hauſe, das ich an der Heerſtraße traf. Ich mußte mich alſo entſchließen, noch fünf Meilen bis Nettlebed zu gehen, wo ich denn etwas ſpät am Abend, da es ſchon völlig dunkel war, ankam.

Es ging in dieſem Dörfchen noch recht munter zu, indem einige beurlaubte Soldaten auf ihre eigene Hand muſicierten. Gleich beim Eingange in das Dorf war das erſte Haus zur linken Seite ein Gaſthof, wovon ein Queerbalken bis zu dem gegenüberſtehenden Hauſe gelegt war, an welchem ein erſtaunlich großes Schild mit dem Namen des Eigenthümers hing.

May I ſtay here to night? war meine erſte Frage, da ich in das Haus trat, und ein kaltes: yes you may! war die Antwort darauf, worüber ich doch ſehr froh war.

Man wieß mich in die Küche, und gab mir an einem Tiſche mit den Soldaten und Hausknechten zu eſſen. Ich befand mich alſo nun zum erſtenmal in einer ſolchen Küche, die in den Engliſchen Romanen des Fielding ſo oft vorkommen, und worinn ſich gemeiniglich die meiſten Abentheuer zutragen.

Das Kamin in dieſer Küche, wo gekocht und gebraten wurde, war mit einem hölzernen Verſchlage eingefaßt, und das übrige wurde wie ein Wohn- und Speiſezimmer gebraucht. Rund herum an den Seiten waren Börte mit zinnernen Schüſſeln und Tellern beſetzt, und die Decke hing voller Viktualien, als Zuckerhüte, Würſte, Speckſeiten und dergleichen.

Während daß ich aß, kam eine Poſtchaiſe angefahren, und ſogleich wurden beide Thürflügel eröffnet, und das ganze Haus in Bewegung geſetzt, um nur dieſe vornehmen Gäſte gehörig zu empfangen. Die Herren ſtiegen aber nur einen Augenblick aus, und verzehrten nichts als ein Paar Krüge Bier, worauf ſie wieder fortfuhren. Man begegnete ihnen mit allem möglichen Reſpekt, denn ſie kamen in einer Poſtchaiſe gefahren.

Ohngeachtet dieß nur ein kleines Dorf war, und man mich gewiß für keinen vornehmen Gaſt hielt, wieß man mir hier doch ein tapeziertes Schlafzimmer mit ſehr guten Betten an.

Am folgenden Morgen zog ich reine Wäſche an, die ich bei mir trug, und putzte mich, ſo gut ich konnte, heraus, und als ich nun herunter kam, wieß man mich nicht, wie den Abend vorher, in die Küche, ſondern in das Parlour oder Fremdenzimmer, unten an der Erde; auch hieß ich wieder Sir, da ich den Abend vorher nur Maſter titulirt wurde, mit welcher letztern Benennung man eigentlich nur Bauern und ganz gemeine Leute anredet.

Es war Sonntag, und alles im Hauſe hatte ſich ſchon feſtlich angeputzt. Es fing mir an in dieſem Dorfe auſſerordentlich zu gefallen, und ich nahm mir vor, dieſen Morgen dem Gottesdienſte mit beizuwohnen. Zu dem Ende lieh ich mir von meinem Wirth dem Herrn Illing, dieß war ſein

Nahme, der mir auffiel, weil er auch in Deutſchland ſehr gebräuchlich iſt, ein Prayerboock (Gebetbuch), worinn ich beim Frühſtück für mich blätterte, und verſchiednes von der Engliſchen Liturgie darinn las. Auffallend war es mir, daß den Prieſtern alle Worte vorgeſchrieben ſind, deren ſie ſich bedienen müſſen, wenn ſie einen Kranken beſuchen, wo ſie z. B. anheben müſſen: Peace dwell in this Houſe! (Friede ſey mit dieſem Hauſe) u. ſ. w.

Daß ein ſolches Buch aber Gebetbuch und nicht Geſangbuch heißt, rührt daher, weil bei dem Engliſchen Gottesdienſt von der Gemeinde eigentlich nicht geſungen, ſondern nur gebetet wird. Demohngeachtet aber ſind auch in dieſem Gebetbuche die Pſalmen in Engliſche Verſe überſetzt mit befindlich.

Das Gebetbuch, was mir mein Wirth liehe, war ein rechtes Familienſtück, denn aller ſeiner Kinder Geburts- und Namenstage, und auch der Tag ſeiner Hochzeit waren ſorgfältig darinn verzeichnet. Um deſto mehr Werth hatte auch dieß Buch in meinen Augen.

Um halb zehn Uhr fing erſt der Gottesdienſt an. Grade unſerm Hauſe gegenüber ſtanden die Knaben des Dorfs, alle blühend und ſchön, und ſehr nett und ſauber angezogen, ihr rundabgeſchnittnes Haar nach Engliſcher Art gekämmt, mit offner freier Bruſt, und die weißen Kragen an ihren Hemden von beiden Seiten übergeſchlagen. Sie ſchienen ſich hier beim Eingange des Dorfs verſammlet zu haben, um den Pfarrer zu erwarten.

Ich ging ein wenig vor das Dorf hinaus ſpazieren, wo ich von fern einige Männer aus einem andern Dorfe kommen ſah, die dem hieſigen Gottesdienſte beiwohnen wollten.

Endlich kam der Pfarrer geritten. Die Knaben zogen ihre Hüte vor ihm ab, und bückten ſich tief vor ihm. Er war ein Mann von etwas ältlichem Anſehn, und trug ſein eignes Haar rund friſirt, oder vielmehr wie es ſich von ſelbſt in Locken teilte.

Es ward geläutet, und ich ging, mein Gebetbuch unterm Arm, mit der Gemeine zur Kirche; wo mir der Clerk oder Küſter ſehr höflich dicht vor der Kanzel einen Platz anwieß.

Die Auszierung der Kirche war ſehr ſimpel. Gerade über dem Altar waren auf zwei Tafeln mit großen Buchſtaben die zehn Gebote verzeichnet, welche doch immer ein ſehr kurzer und nachdrückli cher Inbegriff einer Sittenlehre für das Volk ſind.

Unter der Kanzel dicht am Aufgange derſelben war ein Pult, worinn der Prediger vor der Predigt ſtand, und eine ſehr lange Liturgie ablas, worauf der Küſter jedesmal antwortete, indeß die ganze Gemeine leiſe mit einſtimmte. Wenn z. B. der Prieſter ſagte: God have Mercy upon us! ſo antwortete der Küſter und die Gemeine: and forgive us all our Sins! oder der Prieſter las ein Gebet, und die ganze Gemeine ſagte Amen dazu.

Dieß iſt für den Prediger ſehr beſchwerlich, der nicht nur, ſo lange er predigt, ſondern während des ganzen Gottesdienſtes beſtändig reden muß. Aber das Mitbeten der ganzen Gemeine hat etwas ſehr Feierliches und Rührendes.

Ein Paar Soldaten, die neben mir ſaßen, und vermuthlich in London geweſen waren, ſchienen ſchon ſtarke Geiſter ſeyn zu wollen, denn ſie beteten nicht laut mit.

Nachdem nun eine Weile gebetet war, merkte ich auf dem Chore einige Bewegungen, der Clerk war ſehr geſchäftig, und man ſchien ſich zu irgend etwas Feierlichem zu rüſten, auch erblickte ich verſchiedne muſikaliſche Inſtrumente, als der Prediger mit Leſen inne hielt, und der Clerk vom Chore herunter ſagte: Laßt uns zur Ehre Gottes ſingen, den ſieben und vierzigſten Pſalm, der ſich anhebt, awake, our Hearts, awake with Joy!

Und wie rührend und herzerhebend war es, als nun auf einmal in dieſer kleinen ländlichen Kirche eine Inſtrumental- und Vokalmuſik erſchallte, welche von keinen gedungenen Tonkünſtlern, ſondern von den glücklichen Bewohnern dieſes Dorfes ſelbſt, als ein fröhliches Opfer zur Ehre ihres Gottes dargebracht wurde.

Dieſer Geſang wechſelte nun noch einigemal mit dem Gebet ab, und die Melodie der Pſalmen hatte einen ſo raſchen und freudigen, und doch dabei erhabnen Gang, der das Herz unaufhaltſam zur Andacht mit ſich fortriß, und mich oft bis zu Thränen rührte.

Der Prediger trat nun auf und hielt eine kurze Rede über den Text: Es werden nicht alle, die zu mir Herr! Herr! ſagen ins Himmelreich kommen, u. ſ. w. Er handelte in ziemlich allgemeinen Ausdrücken und Predigerterminologien von der Nothwendigkeit, des Herrn Willen zu thun, ſagte aber weiter eben nichts beſonders Zweckmäßiges. Die Predigt dauerte keine halbe Stunde.

Dieſer Prediger hatte eben kein freundliches einnehmendes Weſen, und ſchien auch den Bauern etwas ſtolz mit einem vornehmen Kopfnicken zu danken, wenn ſie ihn grüßten.

Ich blieb, bis der Gottesdienſt ganz geendigt war, und dann ging ich wieder mit der Gemeine aus der Kirche, und beſahe noch die Leichenſteine und Grabſchriften auf dem Kirchhofe, welche doch größtentheils ſimpler und geſchmackvoller als die unſrigen waren.

Einige waren freilich auch komiſch genug, worunter denn vorzüglich eine Grabſchrift auf einen Schmidt gehört, die ich wegen ihrer Seltſamkeit abgeſchrieben habe, und ſie hierher ſetzen will:

My Sledge and Anvil lie declined,
My Bellows too have loſt their Wind;
My Fire's extinct, my Forge decay'd.
My Coals are ſpent, my Iron's gone,
My Nails are drove, my Work is done.

„Mein Schmiedehammer und Ambos liegen „darnieder; meine Blaſebälge haben ihren Wind

„verloren; mein Feuer iſt verloſchen, und meine „Schmiede verfallen; meine Kohlen ſind ver„braucht, mein Eiſen iſt alle, meine Nägel ſind „eingeſchlagen, meine Arbeit iſt aus.“

Viele Grabſchriften fand ich, die ſich mit folgenden Reimen endigten: Phyſicians were in vain; God knew the beſt, and laid his Duſt to Reſt. Aerzte waren vergeblich; Gott wußte am beſten, was ihm gut ſey, und legte ſeinen Staub zur Ruhe.

In der Kirche ſelbſt ſahe ich das marmorne Epitaphium eines Sohnes des berühmten D. Wallis, mit folgender ſimpeln und rührenden Inſchrift: Eben der Verſtand, welcher ihn zu jedem öffentlichen Amte fähig machte, lehrte ihn, ſein Leben hier in der Stille zubringen.

Alle die Bauern, welche ich hier ſahe, waren nicht, wie die unſrigen, in grobe Kittel, ſondern gutes feines Tuch, auf eine geſchmackvolle Art gekleidet, und unterſchieden ſich nur dadurch von den Stadtleuten, daß mir ihr Anzug und ihr ganzes Betragen weit natürlicher und edler zu ſeyn ſchien.

Einige von den Soldaten, die ſtarke Geiſter ſeyn wollten, geſellten ſich zu mir, da ich die Kirche, beſahe, und ſchienen ſich ordentlich ihrer zu ſchämen, indem ſie ſagten: es ſey nur eine ſehr erbärmliche Kirche; worüber ich mir die Freiheit nahm, ſie zu belehren, daß keine Kirche erbärmlich ſey, die ordentliche und vernünftige Menſchen in ſich faßte.

Ich blieb noch den Mittag hier. Den Nachmittag war kein Gottesdienſt, aber die jungen Leute muſicierten wieder für ſich, und ſangen einige Pſalmen, wobei ein Theil der Gemeine zuhörte. Es geſchahe dieß mit ſolcher Anſtändigkeit, daß es auch wie eine Art von Gottesdienſt zu betrachten war. Dieſer Kirchenmuſik wohnte ich wieder bei. Ich war wie an dieß Dorf gebannt. Dreimal ging ich fort, um weiter zu reiſen, und eben ſo oft kehrte ich wieder um, weil ich mir beinahe vorgenommen hatte, eine Woche oder länger in dieſem Dorfe zuzubringen.

Doch der Gedanke, daß ich nur noch einige Wochen bis zu meiner Rückreiſe übrig hatte, und doch noch Derbyſhire beſehen wollte, trieb mich endlich fort. Mit Wehmuth blickte ich oft nach dem kleinen Kirchthurme und den friedlichen Hütten zurück, wo ich einen Morgen, wie zu Hauſe geweſen war.

Nun war es beinahe drei Uhr Nachmittages, als ich von hier wegging, und ich hatte noch achtzehn Meilen bis Oxford. Allein ich nahm mir vor, nicht bis Oxford zu gehen, ſondern die Nacht über etwa fünf bis ſechs Meilen davon zu bleiben, um es alsdann den folgenden Morgen noch bei guter Zeit zu erreichen.

Mein Weg von Nettlebed aus war ein ununterbrochener Spaziergang in einem großen Garten. Ich wechſelte oft mit Gehen und Leſen im Milton ab. Als ich ohngefähr acht Meilen von Nettlebed und nicht weit mehr von Dorcheſter war, hatte ich die Themſe in einiger Entfernung zur Linken, und an ihrem jenſeitigen Ufer ſah ich einen langen Hügel, hinter welchem ein Maſtbaum hervorzuragen ſchien, der mich vermuthen ließ, daß an der andern Seite des Hügels auch ein Fluß ſey.

Die Ausſicht, welche ich mir von dieſem Hügel verſprach, konnte ich unmöglich ſo vorbeigehen; ich ging links vom Wege ab, über eine Brücke über die Themſe, und immer den Hügel hinauf, auf den Maſtbaum zu. Als ich den Gipfel erſtiegen hatte, fand ich, daß alles ein Blendwerk war. Ich hatte nichts, als eine große Ebne vor mir, und der Maſtbaum war in die Erde gegraben, um vorwitzige Leute vom Wege abzulocken.

Ich ſtieg alſo meinen Hügel wieder herunter; am Fuß deſſelben war ein Haus, wo viele Leute aus dem Fenſter ſahen, die mich auszulachen ſchienen, daran ich mich aber wenig kehrte, und meine Straße fortging, ohne daß mich meine Reiſe zu dem Maſtbaum ſehr gereuet hätte. Nur war ich doch von dem Steigen etwas ermüdet.

Nicht weit von hier nahe vor Dorcheſter hatte ich noch eine herrliche Scene. Die Gegend wurde hier ſo ſchön, daß ich nicht weiter gehen konnte, ſondern mich auf den grünen Raſen legte, und ſie mit Entzücken betrachtete. Der Mond ſtand ſchon in ſeiner ganzen Fülle am Himmel, die Sonne flimmerte noch mit ihren letzten Strahlen durch die grünen Hecken. Hierzu kam der Wieſe betäubender Wohlgeruch, der Vögel mannichfaltiger Geſang, die Hügel an der Themſe, bald hellgrün, blaßgrün, oder dunkelgrün, mit ihren hin und her zerſtreuten Baumgeſchwadern. Ich erlag faſt unter der Betrachtung aller dieſer reizenden Gegenſtände.

Ich kam ziemlich ſpät in Dorcheſter an. Dieß iſt nur ein kleiner Ort, hat aber eine große und anſehnliche Kirche. Indeſſen ſtanden die Damen mit friſirtem Haare vor den Häuſern, wo ich vorbei ging, und es ſchien mir hier wieder alles ein viel zu vornehmes Anſehen zu haben, als daß ich hier hätte bleiben ſollen, wie ich anfänglich willens war.

Ich entſchloß mich alſo, noch viertehalb Meile bis Nuncham zu gehen, wovon es nur noch fünf Meilen bis Oxford war. Hier in Nuncham kam ich denn ziemlich ermüdet und bei finſtrer Nacht an.

Der Ort beſtand aus zwei Reihen dicht aneinandergebauter Häuſer, und war ſo regelmäßig angelegt, wie eine Straße in London. Alle Thüren waren ſchon verſchloſſen, und ich ſahe nur noch in einigen Häuſern Licht.

Endlich ſah ich, ganz am Ende des Orts, ein großes Schild quer über die Straße aushängen, und das letzte Haus an der linken Seite war der Gaſthof, wo noch alles in Bewegung war.

Ich kehrte ohne Umſtände ein, und ſagte, ich wolle die Nacht da bleiben. By no means! (keinesweges) hieß es, es ſey ſchlechterdings unmöglich; das ganze Haus ſey voll, und alle ihre Betten beſetzt; da ich ſo weit wäre, ſolle ich nur noch vollends die fünf Meilen bis Oxford gehen.

Weil mich ſehr hungerte, ſo verlangte ich wenigſtens, daß man mir etwas zu eſſen geben ſollte. Allein ich bekam zur Antwort, weil ich die Nacht nicht da bleiben könne, ſo ginge es auch nicht gut an, daß ſie mir zu eſſen geben könnten, ich möchte nur weiter gehn.

Endlich verlangte ich einen Krug Bier, den man mir für baare Bezahlung gab, aber einen Biſſen Brod dazu, den ich auch gern bezahlen wollte, ſchlug man mir ab.

Eine ſolche erſtaunliche Inhoſpitalität hatte ich denn doch in einem Engliſchen Gaſthoſe nicht erwartet. Ich wollte aber alles mögliche verſuchen, um zu ſehen, wie weit die Liebloſigkeit dieſer Leute gehen würde.

Ich bat alſo, ſie möchten mich nur auf einer Bank ſchlafen laſſen, und mir Obdach geben, ich wolle dafür ſo viel als für ein Bette bezahlen, denn ich wäre ſo müde, daß ich ohnmöglich weiter gehen könnte; allein indem ich noch dieſen Antrag machte, ſchlug man mir die Thür vor der Naſe zu.

Da man mich nun hier in einem kleinen Dorfe nicht hatte aufnehmen wollen, ſo konnte ich noch weit weniger erwarten, daß man es in Oxford thun würde. Ich war alſo beinahe entſchloſſen, dieſe Nacht, weil es überdem ziemlich warm war, unter freiem Himmel zuzubringen, und ſuchte mir zu dem Ende einen bequemen Platz auf dem Felde unter einem Baume aus. Als ich nun gerade im Begriff war, meinen Ueberrock auszuziehen, um ihn mir untern Kopf zu legen, hörte ich jemanden mit ſchnellen Schritten hinter mir herkommen, der mir zurief, ich ſolle warten, wir könnten miteinander gehen.

So wenig nun auch jemanden, der auf die Weiſe hinter einem herkömmt, in finſtrer Nacht zu trauen iſt, ſo war es mir doch eine Freude, daß ſich wieder ein Menſch um mich bekümmerte und mit mir gehen wollte, da ich vorher ſo äuſſerſt unfreundlich von den Menſchen ausgeſtoßen war.

Ich erwartete ihn alſo ruhig, und als er zu mir heran kam, ſagte er, wenn ich gut zu Fuße wäre, ſo könnten wir miteinander gehen, denn er wolle auch noch nach Oxford. Als ich ihm das erſte verſicherte, ſetzten wir unſern Weg zuſammen fort.

Da ich nun nicht wiſſen konnte, ob meinem Reiſegefährten zu trauen ſey, ſo ſuchte ich mich ihm auf alle Fälle von einer bemitleidenswerthen Seite bekannt zu machen. Und beklagte mich zu dem Ende über das Unrecht, daß man mir, als einem armen Wandrer, in dem letzten Gaſthofe nicht einmal ein Obdach verſtattet, und mir für mein Geld ſogar einen Biſſen Brod verſagt habe.

Mein Reiſegefährte entſchuldigte die Leute in etwas, indem er ſagte, daß wirklich das Haus voller Leute ſey, die hier in der Nähe gearbeitet hätten, und nun da logierten. Daß man mir aber einen Biſſen Brod verſagt habe, könne er freilich ſelbſt nicht billigen; und hierauf fragte er mich, wo ich denn heute hergewandert käme.

Ich antwortete aus Nettlebed, und erzählte ihm, daß ich da heute Morgen dem Gottesdienſte mit beigewohnt hätte.

Da Ihr alſo vermuthlich heute Nachmittag durch Dorcheſter gekommen ſeyd, ſagte er, ſo hättet Ihr mich auch können predigen hören, wenn

Ihr dort in die Kirche gekommen wäret: denn dieß iſt mein Vikariat, wo ich eben her komme, um wieder nach Orferd zu gehen.

Alſo ſeyd Ihr ein Prediger? ſagte ich, ganz voller Freuden, daß ich in dieſer finſtern Nacht, auf meinem Wege einen Gefährten angetroffen hatte, mit dem ich einerlei Beſchäftigung trieb. Ich bin auch ein Mann der prediat, ſagte ich zu ihm, indem ich ihm zugleich zu verſtehen gab, daß ich nicht, wie ich vorher geſagt, aus Armuth, ſondern um Sitten und Menſchen kennen zu lernen, zu Fuße reiſte.

Er war über dieſe angenehme Zuſammenkunft eben ſo erfreut wie ich, und wir ſchüttelten brüderlich die Hände zuſammen, ehe wir weiter gingen.

Nun fing er an, einige Worte Latein zu reden, und da ich ihm nach der Engliſchen Ausſprache wieder Lateiniſch antwortete, gab er mir ſeinen Beifall über meine richtige Pronunciation des Lateiniſchen zu erkennen. Denn, ſagte er, vor einigen Jahren ſey ihm einmal, auch in der Nacht, faſt auf eben dem Fleck, ein Deutſcher begegnet, der ihn auch in Latein angeredet, aber es ſo abſcheulich ausgeſprochen habe, daß er nur wenige Worte davon verſtanden hätte.

Das Geſpräch lenkte ſich nun auf theologiſche Materien, und unter andern auf die neuen Lehren des D. Prieſtley, den er bis in den unterſten Abgrund der Hölle verdammte. Ich hütete mich alſo wohl, mich über dieſen Text zu tief mit ihm einzulaſſen, und billigte ſeine Behauptungen ohne alle Einſchränkung, wodurch ich mir ſehr ſeine Gunſt erwarb.

Während dieſem Geſpräche waren wir faſt, ohne des Weges gewahr zu werden, bis nahe vor Oxford gekommen.

Nun, ſagte er, würde ich bald eine von den ſchönſten und prächtigſten Städten, nicht nur in England, ſondern in ganz Europa, ſehen, nur ſey es Schade, daß ich wegen der Dunkelheit der Nacht, den herrlichſten Proſpekt davon verlieren würde.

Dieſen verlor ich denn auch wirklich, und ſahe nicht eher etwas von Oxford, bis wir dicht daran waren. Und nun ſagte er, als wir hineingingen, würde ich eine der längſten, prächtigſten und ſchönſten Straßen nicht nur in dieſer Stadt, ſondern in England, und überhaupt in ganz Europa ſehen.

Sehen konnte ich die Pracht und Schönheit dieſer Straße nicht, aber ihre Länge fühlte ich an meiner Müdigkeit, denn ich merkte, daß wir immer fortgingen, ohne daß die längſte Straße in Europa ein Ende nahm, oder daß ich gewußt hätte, wo ich nun auf dieſer berühmten Straße die Nacht bleiben würde; bis endlich mein Reiſegefährte ſtille ſtand, um von mir Abſchied zu nehmen, und ſagte, er wolle nun in ſein Kollegium gehen, wo er wohnte.

Und ich will mich die Nacht hier auf einen Stein ſetzen, gab ich ihm zur Antwort, und den Morgen abwarten, weil ich hier wohl ſchwerlich eine Herberge finden werde.

Ihr wollt Euch auf einen Stein ſetzen, ſagte er, und ſchüttelte mit dem Kopfe: Kommt lieber mit mir in ein Bierhaus hier in der Nähe, vielleicht treffen wir da noch mehr Geſellſchaft an!

Wir gingen alſo noch ein Paar Häuſer weiter, und klopften an die Thüre. Es ging ſchon auf zwölf Uhr. Man machte uns auf, und wie groß war meine Verwunderung, da wir gleich zur linken Seite in einen Verſchlag traten, wo eine ganze Anzahl Prieſter mit ihren Mänteln und Kragen, um einen großen Tiſch, jeder ſeinen Bierkrug vor ſich, ſaßen, denen mich mein Reiſegefährte als einen german Clergyman vorſtellte, und mich nicht genug wegen meiner richtigen Ausſprache des Lateiniſchen, meiner Orthodoxie, und meines guten Schrittes wegen, rühmen konnte.

Ich ſahe mich alſo plötzlich in eine Geſellſchaft verſetzt, wovon ich mir nie etwas hatte träumen laſſen; und es kam mir äuſſerſt ſonderbar vor, daß ich nun ſo auf einmal, ohne zu wiſſen wie, nach Oxford, und mitten in der Nacht in eine Geſellſchaft oxfordiſcher Geiſtlichen gekommen war.

Indeß ſuchte ich mich in dieſer Situation ſo gut wie möglich zu nehmen. Ich erzählte von unſern deutſchen Univerſitäten, und daß es auf denſelben oft ſehr unruhig und geräuſchvoll zuginge, und dergleichen: O hier gehts auch manchmal ſehr geräuſchvoll zu, verſicherte mir einer von den Geiſtlichen, der einen kräftigen Zug aus ſeinem Bierkruge that, und dabei mit der Hand auf den Tiſch ſchlug.

Die Unterhaltung ward immer lebhafter: man fragte mich auch nach Herrn Bruns, jetzigen

Profeſſor in Helmſtädt, den die meiſten unter der Geſellſchaft gekannt hatten.

Nun war unter allen dieſen Clergymen auch ein Weltlicher, Nahmens Clerk, der ein ſtarker Geiſt ſeyn wollte, und ihnen allerlei Einwürfe gegen die Bibel machte. Er machte ein Wortſpiel mit ſeinem Nahmen, weil Clerk auch ein Küſter heißt, indem er ſagte, er bleibe immer Clerk, und avancire nie zum Clergyman; überhaupt war er, nach ſeiner Art, wirklich ein launigter Kerl.

Dieſer machte denn unter andern meinem Reiſegefährten, der, wie ich hörte, Mr. Modd hieß, den Einwurf gegen die Bibel, daß mit klaren Worten darinn ſtünde, Gott ſey ein Weintrinker.

Darüber ereiferte ſich nun Mr Modd gewaltig, indem er behauptete, es ſey ſchlechterdings unmöglich, daß eine ſolche Stelle in der Bibel gefunden werde. Ein andrer Geiſtlicher, der Mr. Caern hieß, berief ſich auf ſeinen abweſenden Bruder, der ſchon vierzig Jahr im Amte ſey, und gewiß etwas von dieſer Stelle wiſſen müſſe, wenn ſie in der Bibel ſtände; er wolle aber darauf ſchwören, daß ſein Bruder nichts davon wiſſe.

Waiter! fetch a Bible! (Aufwärter, holet eine Bibel!) rief Mr. Clerk, und es wurde eine große Hausbibel gebracht, und mitten auf dem Tiſche unter allen den Alekrügen aufgeſchlagen.

Mr. Clerk blätterte ein wenig, und las im Buch der Richter 9, 13. Soll ich meinen Wein verlaſſen, der Götter und Menſchen fröhlich macht? in der Engliſchen Ueberſetzung: which rejoices the Heart of God and Man.

Mr. Modd und Mr. Caern, die vorher am muthigſten geweſen waren, ſaßen auf einmal wie betäubt; es herrſchte eine Stille von einigen Minuten, als auf einmal der Geiſt der Exegeſe über mich kam, und ich ſagte: Gentlemen! that is an allegorical Expreſſion! (Meine Herren, das iſt ein allegoriſcher Ausdruck,) denn, fuhr ich fort, wie oft werden die Könige der Erden in der Bibel Götter genannt?

Freilich iſts ein allegoriſcher Ausdruck! fielen ſogleich Mr. Modd und Mr. Caern ein, und das iſt ja ſo leicht einzuſehen, wie möglich! — So triumphirten ſie nun über den armen Clerk, und tranken mir mit vollen Zügen eine Geſundheit nach der andern zu.

Mr. Clerk aber hatte ſeine Pfeile noch nicht alle verſchoſſen, ſondern verlangte, ſie ſollten ihm eine Stelle im Propheten Ezechiel erklären, wo mit ausdrücklichen Worten ſtehe, Gott ſey ein Bartſcherer.

Hierdurch wurde Mr. Modd ſo ſehr aufgebracht, daß er den Clerk an impudent Fellow (einen unverſchämten Kerl) nannte, und Mr. Caern berief ſich auf ſeinen Bruder, der ſchon vierzig Jahr im Amte ſey, daß dieſer den Mr. Clerk ebenfalls für einen unverſchämten Kerl halten würde, weil er ſo was Abſcheuliches behaupten könnte.

Mr. Clerk aber blieb ganz ruhig, und ſchlug im Propheten Ezechiel eine Stelle auf, die ein jeder leſen konnte, wo es von den verſtockten Juden hieß: God will ſhave the Beard of them (Gott wird ihnen den Bart abſcheren). Waren nun Mr. Modd und Mr. Caern vorher wie vor den Kopf geſchlagen, ſo waren ſie es jetzt noch vielmehr, und hier ließ ſelbſt den Mr. Caern ſein Bruder, der ſchon vierzig Jahr im Amt war, ganz im Stiche.

Ich brach das Stillſchweigen aufs neue, und ſagte: Gentlemen! dieß iſt ja ebenfalls ein allegoriſcher Ausdruck! — Freilich iſt es das! fielen mir Mr. Modd und Mr. Caern ins Wort, und ſchlugen dazu auf den Tiſch. — Denn den Gefangenen, fuhr ich fort, wurde der Bart abgeſchoren, und es heißt alſo weiter nichts, als Gott wird ſie in die Gefangenſchaft fremder Völker geben, die ihnen den Bart abſcheren! — Das verſteht ſich, ein jeder ſieht es ein, und es iſt ſo klar wie der Tag! und Mr. Caern ſetzte hinzu, ſein Bruder, der vierzig Jahr im Amte wäre, erklärte es eben ſo.

Dies war der zweite Triumph über Mr. Clerk, und dieſer war nun ruhig und machte keine Einwürfe weiter gegen die Bibel. Von den übrigen aber wurde mir noch manche Geſundheit in dem ſtarken Ale zugetrunken, welches mir höchſt zuwider war, weil dieſes Ale beinahe ſtärker wie Wein berauſcht.

Das Geſpräch lenkte ſich nun auf andre Gegenſtande. Endlich als es beinahe gegen Morgen ging, fing Mr. Modd an: damm me! I muſt read Prayers in all Souls College! (ich muß in aller Seelen Collegio Betſtunde halten; und damm me! iſt eine Verkürzung aus God damm me! Gott verdamme mich, welches aber in England nicht viel mehr ſagen will, als bei uns, Ei zum Henker! oder Potztauſend!)

Ehe aber Mr. Modd wegging, lud er mich auf den folgenden Morgen zu ſich ein, und erbot ſich ſehr höflich, mir die Merkwürdigkeiten von Oxford zu zeigen. Die übrigen von der Geſellſchaft verlohren ſich nun auch. Und da ich einmal, freilich auf eine ſonderbare Art, in eine ſo anſehnliche Geſellſchaft eingeführt war, trug man auch im Hauſe weiter kein Bedenken, mich aufzunehmen, und wieß mir ein gutes Schlafzimmer an.

Allein am folgenden Morgen, da ich aufwachte, hatte ich von dem geſtrigen ſtarken Zutrinken der Ehrwürdigen Herren ein ſolches Kopfweh bekommen, daß es mir nicht möglich war aufzuſtehen, und noch weniger, den Herrn Modd in ſeinem Kollegio zu beſuchen.

Der Gaſthof, worin ich war, hieß the Miter, (die Biſchofsmütze). Und ich fand hier gegen Windſor gerechnet, die vortrefflichſte Bedienung. Allein weil ich den Abend, ehe ich zu Bette ging, etwas aufgeräumt war, ſo ſagte ich dem Aufwärter geradezu, er möchte nicht glauben, weil ich zu Fuße ginge, daß ich ihm deswegen ein ſchlechter

Trinkgeld geben würde, ſondern verſicherte ihm das Gegentheil, wodurch ich denn die beſte Aufwartung von der Welt erhielt.

Ich nahm mir nun vor, ein Paar Tage in Oxford zu bleiben, um zugleich während der Zeit wieder reine Wäſche zu erhalten, die hier äuſſerſt nöthig thut; denn als ich den Nachmittag ein wenig ſpazieren ging, und meine Wäſche etwas ſchmutzig war, hört ich mir in einer kleinen Straße ein Paar Weiber vor der Thüre nachrufen: Seht doch den feinen Herrn, der nicht einmal ein weißes Hemde am Leibe trägt!

Den Mittag aß ich unten mit der Familie und noch einigen Perſonen, die da ſpeiſten, und unterhielt mich ſehr angenehm. – Ich mußte viel von Deutſchland und vorzüglich vom König von Preuſſen erzählen. Ueber meinen Entſchluß und Kühnheit zu Fuß zu gehen, konnte man ſich nicht genug wundern, ob man gleich meine Abſicht billigte; und endlich geſtand man mir offenherzig, daß ich auch hier nicht wäre aufgenommen worden, wenn es nicht auf eine ſo ſonderbare Weiſe gekommen wäre. Denn ein jeder, der eine ſo weite Reiſe zu Fuße thäte, würde für einen Bettler oder Spitzbuben gehalten, woraus ich mir denn meine Aufnahme in Windſor und Nuneham leicht erklären konnte. Ob ich gleich dieſen ſchrecklich übertriebnen Luxus nichts weniger als billigen kann, vermöge deſſen die Fußgänger in England nicht einmal ehrlich ſeyn ſollen.

Da ich nun nach Darbyſhire gehen wollte, rieth man mir, wenigſtens, bis ich tiefer ins Land kommen würde, einen Platz in einer Poſtkutſche zu nehmen. Denn je weiter man von London ab ins Land käme, deſto weniger herrſchte der Luxus, und deſto wohlfeiler und wirthbarer ſey es auch. Ich nahm mir alſo auch vor, von Oxford bis Birmingham, wo ich von Herrn Pointer aus London an Herrn Fothergill, einen Kaufmann empfohlen war, in einer Poſtkutſche zu fahren, und von da erſt weiter zu Fuße zu gehen.

Den Montag brachte ich in Oxford wegen meines Kopfwehes etwas mißvergnügt zu. Herr Modd kam, um mich ſelber abzuholen, weil er ſein Verſprechen erfüllen wollte, allein ich fand mich nicht im Stande, mitzugehen.

Demohngeachtet machte ich gegen Abend noch einen kleinen Spaziergang auf einen Hügel, der gegen Norden vor Oxford liegt, und von welchem man die ganze Stadt überſehen kann, die mir denn bei weitem nicht ſo ſchön und prächtig vorkam, wie ſie mir Herr Modd bei unſrer Nachtwanderung beſchrieben hatte.

Die Kollegiengebäude ſind größtentheils in gothiſchem Geſchmack mit Verzierungen überhäuft, aus einem grauen Stein erbauet, der vielleicht, wenn er neu iſt, beſſer ausſieht, aber jetzt die ekelhafteſte widrigſte Farbe hat, die man ſich nur denken kann.

Nur einige dieſer Kollegien ſind modern gebaut, und die übrigen Häuſer ſind größtentheils höchſt erbärmlich, und in verſchiednen Straßen nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt. Mir ſchien Oxford einen ſehr traurigen und melancholiſchen Anblick zu haben, und ich begreife gar nicht, wie man es nächſt London für eine der ſchönſten Städte in England halten kann.

Ich wartete auf dem Hügel, in welchen eine Treppe zu einem unterirdiſchen Gange hinuntergemauert war, bis die Sonne unterging, und ſahe verſchiedne Studenten hier ſpazieren gehen, die eben ſo wie die Schüler in Eaton-College, über ihre bunten Kleider große ſchwarze Chorröcke und platte viereckigte Hüte tragen; welches die Tracht iſt, wodurch ſich alle, die zur Univerſität gehören, mit verſchiednen kleinen Abänderungen nach ihren Würden und Graden, auszeichnen.

Wegen dieſer Chorröcke werden ſie auch wahrſcheinlich Gownſmen im Gegenſatz gegen die Bürger genannt, welche Townſmen heißen. Und wenn man alle Einwohner von Orford zuſammenfaſſen will, ſo ſagt man: die ganze Stadt, Gownſmen and Townſmen.

Freilich ſticht dieſe Kleidung gegen die großen Stiefeln, Kokarden an den Hüten, Kollets und Hetzpeitſchen mancher Studenten auf unſern Univerſitäten, ganz erſtaunlich ab, ſo wie überhaupt die Stille und das ſittſame Betragen, welches denn doch hier unter den Studenten herrſcht.

Am andern Morgen zeigte mir Herr Modd verſprochenermaßen einige von den Merkwürdigkeiten in Orford. Er ging erſt mit mir auf ſeine Stube in ſein Kollegium, welche unten an der Erde ziemlich niedrig und dunkel war, und mit einer Zelle viel Aehnlichkeit hatte. Das Kollegium, worinn Herr Modd wohnte, hieß Chriſt Corps College, Alsdann führte er mich nach All Souls College, ein elegantes Gebäude, worinn auch die Kirche vorzüglich ſchön iſt. Herr Modd zeigte mir hier über dem Altar ein Gemählde von Mengs, bei deſſen Anblick er mehr Empfindung verrieth, als ich ihm zugetrauet hätte. Er ſagte, ſo oft er dieß Gemählde ſähe, würde er aufs neue dadurch gerührt.

Dieß Gemählde ſtellte die Maria Magdalena vor, wie ſie plötzlich Jeſum vor ſich ſtehen ſieht, und vor ihm niederfällt. Und in ihrem Geſicht ſind Schmerz, Freude, Wehmuth, kurz ganz verſchiedne Leidenſchaften, ſo meiſterhaft ausgedrückt, daß man gar nicht müde wird, dieß Gemählde zu betrachten, und immer mehr dadurch gerührt wird, je länger man es anſieht.

Er zeigte mir nun auch die Bibliothek in dieſem Kollegio, welche oben mit einer Gallerie verſehen iſt, und überhaupt eine ſchöne äuſſere Einrichtung hat. Unter andern ſahe ich hier eine Beſchreibung von Orford mit Kupfern, in Folio, wo ſich denn die Thürme und Kollegiengebäude freilich weit ſchöner auf dem Papier, als in der Natur ausnahmen.

Hierauf führte mich Herr Modd weiter unten auf die Butlejaniſche Bibliothek, welche mit der Vatikaniſchen in Rom verglichen wird; und auf das Gebaude, welches the Theater heißt, und wo die öffentlichen Diſputationen gehalten werden. Dieß iſt ein rundes Gebäude, worinn ein Chor umhergeht, das mit Bänken, eine über der andern, verſehen iſt, worauf die Doktoren, Magiſter und Studenten ſitzen; und gerade gegeneinander über ſind zwei Kanzeln erbauet, von welchen die Diſputirenden zu einander hinüber ſprechen.

Chriſtchurch College und Queens College ſind wohl die moderniſten und ſchönſten unter den öffentlichen Gebäuden. Beliols College ſcheint ſich vorzüglich wegen ſeines Alterthums und ſeiner ganz gothiſchen Bauart auszuzeichnen.

Herr Modd erzählte mir, daß man ſich in Oxford mit Predigen viel verdienen könne, denn die Studenten müßten alle nach der Reihe, in der Univerſitätskirche des Sonntags einmal predigen; die meiſten aber, an die es käme, ſuchten es abzukaufen, und bezahlten für eine Predigt wohl fünf bis ſechs Guineen.

Auch erzählte mir Herr Modd, daß er nun achtzehn Jahr auf dieſer Univerſität ſey, und umſonſt Doktor werden könne, ſo bald er wolle. Er war Maſter of Arts, und hielt, wie er ſagte, Vorleſungen über klaſſiſche Autoren. Auch war er wirklich ordinirter Prediger, um in einigen Dörfern um Oxford den Gottesdienſt zu verſehen.

Unterweges begegnete uns der Engliſche Dichter Warton, ein ſchon etwas ältlicher Mann, der demohngeachtet noch Fellow oder Mitglied eines Kollegii iſt, und wie Herr Modd erzählte, auſſer der Poeſie, ſein gröſstes Vergnügen darinn finden ſoll, wilde Enten zu ſchieſsen.

Herr Modd ſchien übrigens auch ein guter menſchenfreundlicher Mann zu ſeyn. In Dorcheſter, erzählte er mir, ſey der Klerk oder Küſter geſtorben, und habe eine zahlreiche Familie in gröſster Dürftigkeit hinterlaſſen, nun wolle er Morgen hinreiten, und zu bewerkſtelligen ſuchen, daß der älteſte Sohn des Verſtorbenen, ein junger Menſch von ſechzehn Jahren, den Clerkdienſt wieder erhalte, um ſeine arme Familie ernähren zu können.

In der Miter, dem Gaſthofe, wo ich logierte, ſprachen die Geiſtlichen und Studenten alle Augenblick einmal ein, um einen Krug Ale zu trinken, oder eine kurze Konverſation mit der Tochter im Hauſe zu führen, die ein artiges Frauenzimmer war.

Man machte mir erſtaunlich viel Rühmens von einem Deutſchen, Nahmens Mitſchel, wenigſtens ſprachen ſie ſeinen Nahmen ſo aus, der ſich ſchon ſeit vielen Jahren als Muſikus hier berühmt gemacht habe. Ich freute mich, von Engländern einen Landsmann ſo rühmen zu hören, wollte ihn auch beſuchen, aber traf ihn nicht zu Hauſe.

Caſtleton, den 30ſten Juni.

Ehe ich Ihnen von meinem hieſigen Aufenthalt etwas ſage, will ich in der Erzählung meiner Abenteuer fortfahren, und nur da wieder anfangen, wo ich es in meinem letzten Briefe gelaſſen habe.

Am Dienſtage Nachmittage führte mich Herr Modd auf die Spaziergänge bei Oxford, und bemerkte denn ziemlich oft, daß ſie nicht nur in England, ſondern überhaupt in Europa nicht ſchöner ſeyn könnten. Es waren wirklich auch recht hübſche Gänge und Alleen, insbeſondre gefiel mir ein kleiner Spaziergang längſt einem Fluſſe, hinter Chriſtcorpscollege.

Wir ſetzten uns hier auf eine Bank nieder, und Herr Modd zog ein Journal aus der Taſche, worinn unter andern auch ein deutſches Buch vom Profeſſor Beckmann in Göttingen recenſirt, und gelobt war. Herr Modd ſchien bei dieſer Gelegenheit einigen Reſpekt für die deutſche Litteratur zu bezeigen. Endlich ſchieden wir von einander, er zur Beſetzung der Küſterſtelle in Dorcheſter, und ich in die Miter, um mich ebenfalls zu meiner Abreiſe aus Oxford anzuſchicken, die denn auch den Mittwoch früh um drei Uhr mit der Poſtkutſche vor ſich ging, nachdem ich vorher eine verhältnißmäßig ziemlich billige Rechnung bezahlt hatte.

Inwendig in der Poſtkutſche ſaß nur noch ein junger Menſch, der zwar ſchwarz gekleidet, aber nach ſeiner Kokarde am Hute zu ſchließen, ein Officier war. Hingegen war die Auſſenſeite der Kutſche mit Weibern und Soldaten ganz beſetzt. Die Weiber vom geringen Stande tragen hier eine Art kurzer Mäntel von rothem Tuch, übrigens Hüte, wie die Vornehmen.

Die Tracht mit den Hüten, welche bei dem Engliſchen Frauenzimmer ſo gemein iſt, daß ſich die geringſte Dienſtmagd ihrer bedient, nimmt ſich, wie mir däucht, weit beſſer aus, als die Hauben und Mützen unſers deutſchen Frauenzimmers von bürgerlichem Stande. Es iſt überhaupt kein ſo großer Unterſchied in der Kleidung zwiſchen den Vornehmen und Geringen, als in Deutſchland.

Ich hatte etwas Kopfweh, und machte daher bei meinem Reiſegefährten in der Poſtkutſche ziemlich den Miſanthropen, welches vielleicht ihm, als dem Engländer, eher zugekommen wäre. Allein hier war es umgekehrt; er redete mich einigemal ſehr freundlich an, indeß ich nicht die mindeſte Luſt bezeigte, mich in ein Geſpräch mit ihm einzulaſſen. Indeß geſtand er mir nachher, daß eben dieſe anſcheinende Zurückhaltung mir zuerſt ſeine Gunſt verſchafft habe.

Er erzählte mir, daß er zwar Medicin ſtudirt habe, nun aber nach Oſtindien reiſen, und da ſein Glück als Officier verſuchen wolle. Jetzt reiſe er nach Birmingham, um von ſeinen drei Schweſtern, die dort in Penſion wären, Abſchied zu nehmen.

Ich erwiederte ſein Zutrauen dadurch, daß ich ihm von meiner Fußreiſe in England, und von meinen Abentheuern erzählte. Er glaubte, dieß ſey erſtaunlich viel gewagt, ob er gleich meine Abſicht, bei dieſer Art zu reiſen, billigte. Auf meine Frage, warum die Engländer denn nicht auch um derſelben Vortheile willen manchmal zu Fuße reiſten? war ſeine Antwort: they are too rich and to lazy! (ſie ſind zu reich und zu träge dazu).

Und wahr iſt es, ſelbſt der ärmſte Menſch ſetzt ſich lieber in Gefahr, auf der Outſide einer Poſtkutſche den Hals zu brechen, als eine Strecke zu Fuße zu gehen. Es ſahe fürchterlich aus, wenn die Weiber, wo wir ſtille hielten, oben von der Kutſche herunterſtiegen, und die eine war einmal wirklich in Gefahr herab zu ſtürzen, da ſie eben im Herabſteigen begriffen war, und die Pferde unverſehens fortgingen.

Von Oxford bis Birmingham ſind zwei und ſechzig Meilen: allein dieſe weite Strecke ging faſt ganz für mich verlohren, weil ich wieder in einer Poſtkutſche fuhr, wodurch ich zwar in großer Geſchwindigkeit von einem Ort zum andern kam, aber nichts weniger that, als reiſen.

Mein Reiſegefährte entſchädigte mich indeß einigermaßen für dieſen Verluſt. Er ſchien ein äuſſerſt gutmüthiger Menſch zu ſeyn, und ich faßte in der kurzen Zeit eine Art von Zuneigung zu ihm, die man nicht leicht ſobald gegen jemanden empfindet. Es ſchien dieſes bey ihm eben der Fall zu ſeyn, und es war beinahe, als wenn wir eine Art von Freundſchaft ſtifteten.

Indem wir gerade zufälliger Weiſe uns eine Zeitlang von Shakeſpear unterhalten hatten, waren wir auf einmal, ohne daß einer von uns vorher daran dachte, in Stratford an der Avon, Shakeſpears Geburtsorte, wo unſer Wagen ſtill hielt, weil hier eine Poſtſtation war. Dieß war noch zwei und zwanzig Meilen von Birmingham, und vier und neunzig Meilen von London.

Unſre Empfindungen theilten ſich hier einander ſehr lebhaft mit.

Hier war es, wo das größte Genie, welches vielleicht die Natur je hervorbrachte, geboren ward. Hier bildete ſich ſeine junge Seele, auf dieſen Fluren ſpielte er als Knabe. Und hier in dieſen niedrigen Hütten brachte er vergnügt mit einigen Freunden ſeine letzten Tage zu, nachdem er von dem großen Schauplatze der Welt abgetreten war, deſſen Elend, Laſter und Thorheiten er ſelbſt ſo meiſterhaft geſchildert hatte.

Der Fluß Avon iſt ziemlich breit, und eine Reihe niedriger Hütten, nur ein Stockwerk hoch, und mit Schindeln gedeckt, erſtreckt ſich längſt dem Ufer deſſelben. Dieſe Reihe von Häuſern trägt recht das Gepräge patriarchaliſcher Simplicität und Genügſamkeit

Wir beſahen Shakeſpears Haus, das unter allen Häuſern in Stratford eines der ſchlechteſten, niedrigſten und unanſehnlichſten iſt, und unter deſſen niedrigem Dache er demohngeachtet die vergnügteſten Tage zubrachte. In dieſem Hauſe wohnen jetzt ein Paar alte Leute, die es gegen eine Kleinigkeit Fremden zeigen, und von dieſem Einkommen leben.

Shakeſpears Stuhl, worauf er vor der Thür geſeſſen, war ſchon ſo zerſchnitten, daß er faſt keinem Stuhle mehr ähnlich ſah; denn jeder Durchreiſende ſchneidet ſich zum Andenken einen Span davon ab, welchen er als ein Heiligthum aufbewahrt. Ich ſchnitt mir auch einen ab, weil er aber zu klein war, habe ich ihn verloren, und Sie werden ihn alſo bei meiner Wiederkunft nicht zu ſehen bekommen.

Als wir weiter fuhren, betrachtete ich jeden Fleck mit Aufmerkſamkeit, wo wir vorbeikamen, wenn ich dachte: das iſt nun die Gegend, wo ein ſolcher Geiſt, wie Shakeſpears, ſeine erſte Bildung durch die ihn umgebende Natur erhielt! Denn die erſten Eindrücke der Kindheit bleiben doch immer äuſſerſt wichtig, und ſind gewiſſermaßen die Grundlage aller folgenden. Obgleich die Gegend hier zwar nicht vorzüglich ſchön iſt, ſo hat ſie doch ganz etwas Eignes, Romantiſches.

Den Nachmittag um drei Uhr kamen wir ſchon in Birmingham an. Sechzehn Schillinge für meinen Platz in der Kutſche von Oxford bis Birmingham, hatte ich ſchon in Stratford bezahlt. In Oxford hatte man mir nichts abgefordert; man braucht alſo in England, nicht wie bei uns, die Poſt vorauszubezahlen.

Mein Reiſegefährte und ich ſtiegen im Gaſthofe ab, wo die Poſtkutſche hielt. Wir trennten uns ungern, und ich mußte ihm verſprechen, daß ich ihn nach meiner Rückkunft in London beſuchen wollte, zu welchem Ende er mir ſeinen Nahmen und ſeine Wohnung aufſchrieb. Sein Vater war der D. Wilſon in London, der in ſeinem Fache ein berühmter Schriftſteller iſt.

Ich erkundigte mich hierauf nach der Wohnung des Herrn Fothergill, an welchen ich empfohlen war; man bezeichnete mir dieſelbe, mit dem Zuſatze, daß eben dieſer Herr Fothergill vor acht Tagen geſtorben ſey. Da mir alſo, unter dieſen Umſtänden die Empfehlung an ihn nicht viel nützen konnte, ſo ſah' ich wohl, daß meines Bleibens in Birmingham nicht war.

Ohne mich alſo hier eine Minute länger aufzuhalten, erkundigte ich mich ſogleich nach dem Wege nach Darby, und verließ Birmingham, da ich kaum darinn angelangt war. Von dieſer berühmten Stadt, und ihrem Fabrik- und Manufakturweſen, kann ich Ihnen alſo keine Zeile ſchreiben.

Der Weg von Birmingham aus iſt nicht zum beſten, ſondern ziemlich ſandigt. Ich langte denſelben Abend noch in einem kleinen Orte, Nahmens Sutton, an, worinnes mir aber auch zum Bleiben zu vornehm ausſahe, bis ich ganz am Ende einen kleinen Gaſthof antraf, der einen

Schwan im Schilde führte, worunter ſtand, Aulton Brickmakor.

Dieſer Gaſthof ſchien etwas Einladendes für mich zu haben, ich ging alſo hinein, und fragte nicht gleich zuerſt, ob ich die Nacht da bleiben könne, ſondern forderte mir vorher einen Krug Bier (a Point of Ale). Hier hieß ich nun gar nicht anders als Maſter, und man wieß mich in die Küche, wo die Wirthinn an einem Tiſche ſaß, und ſehr über Zahnſchmerzen klagte. Mein Mitleid, das ich ihr als ein fremder Menſch darüber bezeigte, verſchaffte mir bald ihre Gunſt, und ſie fragte mich ſelbſt, ob ich nicht die Nacht hier bleiben wolle? welches ich bejahte, und ſo hatte ich denn auf dieſe Nacht wieder eine Herberge.

Die Geſellſchaft, welche ich hier traf, war eine Schorſteinfegerinn mit ihren Kindern, welche mir ſogleich ſehr freundſchaftlich zutrank, und ſich mit mir und der Wirthin unterhielt.

Sie erzählte mir ihre Geſchichte, die intereſſant genug war. Sie hatte nehmlich frühzeitig ihren Mann im Kriege verlohren, und für todt gehalten, worauf ſie ſieben Jahr in Irland diente, ohne daß jemand drum wußte, daß ſie verheuraſſet ſey. Während der Zeit kömmt ihr Mann, der ein Schorſteinfeger war, wieder nach England, und beſetzt ſich in Lichfield. Sobald er hier in wohlhabende Umſtände kömmt, erkundigt er ſich allenthalben nach ſeiner Frau, erfährt endlich ihren Aufenthalt, und hohlt ſie aus Irrland ab. Mit Thränen in den Augen erzählte ſie, wie feierlich er ſie in Lichfield eingehohlt, und ihr zu Ehren ein ordentliches Feſt veranſtaltet habe. Hier in Lichfield, das nur noch ein Paar Meilen von Sutton liegt, und wo ich Morgen durchreiſen würde, lebe ſie nun mit ihrem Manne, und helfe ihm fleißig arbeiten, ſey auch bey allen vornehmen Herrſchaften beliebt und angeſehen.

Die Wirthinn erzählte mir, während ihrer Abweſenheit, als im Vertrauen, daß der Mann dieſer Schorſteinfegerinn, ſo ſchlecht ſie ausſähe, ſeine tauſend Pfund im Vermögen hätte, Silberzeug, Zinn und Kupfer ungerechnet; daß er ſeine ſilberne Uhr trüge, und wenn er durch Sutton käme, und hier logierte, wie ein Nobleman bezahle.

Ein Nobleman will aber erſtaunlich viel ſagen, denn in Rückſicht gegen Gentleman, das bloß einen feinen Mann bezeichnet, heißt es ſo viel, als ein Lord oder Graf.

Ferner bemerkte ſie, die Frau ſey etwas low-lived (von niedrigen Sitten), er aber ſey der feinſte und artigſte Mann von der Welt. Nun bemerkte ich freilich bei der Schornſteinfegerinn etwas ſehr grobes in der Ausſprache, ſie ſprach z. B. das Wort old, alt, welches o h l d geleſen werden muß, wie a u l d aus. Sonſt bemerkte ich in dieſer Entfernung von London noch keine merkliche Abweichung in Anſehung der Ausſprache.

Morgen, ſagte die Schornſteinfegerin, ſey ſie und ihr Mann nicht zu Hauſe, aber wenn ich durch Lichfield wieder zurückkäme, wollte ſie ſich die Ehre meines Beſuchs ausbitten, zu welchem Ende ſie mir denn ihren Nahmen und Wohnung ſagte.

Am Abend kam die übrige Familie, ein Sohn und Tochter der Wirthinn zu Hauſe, welche für ihre kranke Mutter alle mögliche Sorgfalt bezeigten. Ich aß mit der Familie, und man ging hier mit mir um, als ob wir ſchon Jahre lang zuſammen gelebt hätten.

Als ich ſagte, daß ich ein Scholar oder Student wäre, erzählte mir der Sohn, hier ſey auch eine Grammar School (lateiniſche Schule) wo ſich der Schoolmaſter auf zweihundert Pfund (zwölfhundert Thaler) auſſer dem Schulgelde ſtünde. Und dieß war nur in einem Flecken; ich dachte dabei an unſre Grammarſchools in Berlin, und an die Beſoldungen der daſigen Schoolmaſters.

Als ich am folgenden Morgen meine Rechnung bezahlte, merkte ich den auſſerordentlichen Abfall gegen Windſor, Nettlebed und Oxford. In Oxford mußte ich für Abendeſſen, Bette und Frühſtück wenigſtens drei Schillinge bezahlen, und dem Aufwärter einen Schilling geben. Hier bezahlte ich für Abendeſſen, Bette und Frühſtück nur einen Schilling, und als ich der Tochter im Hauſe, welche ich hier als Chambermaid betrachten mußte, Four pence (ohngefähr zwei Groſchen) gab, bedankte ſie ſich gar höflich, und gab mir noch überdem eine ſchriftliche Empfehlung an einen Wirth in Lichfield mit, bei dem ich gut würde logieren können, weil ſonſt die Leute in Lichfield ſehr ſtolz wären. Dieſe ſchriftliche Empfehlung war denn ein Meiſterſtück von orthographiſcher Schreibart im neueſten Geſchmack, wo man nichts ſchreibt, als was man hört und ausſpricht, welches ſich denn vorzüglich im Engliſchen gar ſonderbar ausnimmt.

Ich nahm aus dieſem Hauſe Abſchied, wie man von guten Freunden Abſchied nimmt, und mit dem gewiſſen Verſprechen, bei meiner Rückreiſe wieder da einzukehren.

Den Mittag kam ich nach Lichfield, einer ziemlich altfränkiſchen Stadt, mit engen und unſaubern Gaſſen, wo ich zuerſt wieder runde Fenſterſcheiben bemerkte, die ſonſt in England nicht gewöhnlich ſind. Der Ort ſchien mir etwas unfreundliches zu haben, ich machte alſo von meiner Empfehlung keinen Gebrauch, ſondern ging gerade durch, und kaufte mir nur in einem Beckerhauſe Brod, welches ich mit mir nahm.

Den Abend kam ich nach Burton, wo das berühmte Burton Ale gebraut wird. Schon ehe ich an dieſe Stadt kam, war ich ziemlich müde, und nahm mir alſo vor, die Nacht hier zu bleiben. Allein wie bald ließ ich dieſen Entſchluß fahren, da ich nun in die Stadt kam, und alles wieder ein ſo vornehmes Anſehn hatte, als wenn ich nahe bei London wäre. Und doch war es hier ſo kleinſtädtiſch, daß man auf mich, als einen Fremden, der zu Fuße ging, faſt mit Fingern wies. Und nun kam ich dazu durch eine lange Straße, wo es an beiden Seiten vor allen Thüren voller Menſchen ſtand, die mich ordentlich durch ihre neugierigen Blicke Spiesruthen gehen ließen, und immer hinter mir her ziſchelten.

Alle meine Beruhigungsgründe, daß ich doch ja dieſe Leute nie wieder ſehen würde, eben ſo wenig, wie ſie mich, und dergleichen, halfen nichts; dieſer Zuſtand ward mir beinahe unerträglich, und die Straße ward mir ſo lang, als ob ich eine Meile gegangen wäre, und ermüdete mich auch eben ſo ſehr. Ich habe auch eine ſolche verhaßte Aufmerkſamkeit auf einen Durchreiſenden noch nirgends als hier in Burton gefunden.

Wie froh war ich, als ich mich wieder auſſer der Stadt im Freien befand, ob ich gleich nun noch nicht wußte, wo ich die Nacht eine Herberge finden würde, und dazu äußerſt ermüdet war.

Ich ging indeß immer auf der Straße nach Darby fort, wohin mich ein Fußweg von Burton aus, über eine ſehr angenehme Wieſe führte, die durch Verſchläge abgetheilt war, wo man ſehr oft überſteigen mußte.

Als ich nun eine ganze Strecke gegangen war, ohne an der Heerſtraße einen Gaſthof anzutreffen, und es auch ſchon dunkel zu werden anfing, ſetzte ich mich endlich bei einem kleinen Zollhauſe, wo ein Schlagbaum, und für Fußgänger eine kleine Treppe zum Ueberſteigen war, auf dieſe Treppe nieder, um mich auszuruhen, und allenfalls zu verſuchen, ob mich der Zöllner beherbergen würde.

Nachdem ich eine ziemliche Weile hier geſeſſen hatte, kam ein Bauer geritten, und fragte mich, wo ich hinwolle? Ich ſagte ihm, ich ſey ſo müde, daß ich nicht weiter gehen könne, und den Augenblick erbot ſich dieſer gutmüthige edle Bauer, von freien Stücken, ohne das geringſte Mißtrauen, mich hinter ſich auf ſein Pferd zu nehmen, und mich bis an den nächſten Gaſthof zu bringen, wo ich die Nacht bleiben könne.

Das Pferd war ein ziemlich hoher Gaul, und als ich nicht ſogleich hinaufſteigen konnte, kam der Zöllner, ein ſteinalter Mann heraus, dem ich kaum noch Kräfte genug zutraute, ſich ſelbſt emporzuhalten, und eben dieſer Mann faßte mich mit einem Arm, und hob mich mit einem einzigen Schwung aufs Pferd, daß ich nicht wußte, wie mir geſchahe.

Und ſo trabte ich denn mit meinem vortrefflichen Bauer fort, der auch keine einzige neugierige Frage an mich that, ſondern mich vor dem Gaſthofe abſetzte, und darauf links nach ſeinem Dorfe zuritte.

Dieſer Gaſthof hieß der Bär, und der Wirth ging umher, und brummte wie ein Bär mit ſeinen Leuten, ſo daß ich mir anfangs keine gute Aufnahme verſprach, allein ich ſuchte ihn milde zu machen, indem ich mir einen Krug Ale geben ließ, und ihm ein paarmal zutrank. Dieß Mittel half, und er wurde bald ſo höflich und geſprächig, daß ich mich recht angenehm mit ihm unterhalten konnte. Ich hatte mir dieß vom Vikar von Wakefield abgemerkt, der auch ſeine Wirthe immer dadurch geſprächig macht, daß er ſie mit ſich trinken läßt. Und überdem gewann ich dabei, weil ich ſelber das ſtarke Ale nicht gut vertragen kann.

Dieſer Wirth nannte mich nun wieder Sir, und man mußte mir mit ihm allein einen Tiſch decken, denn, ſagte er, er ſähe wohl, daß ich ein Gentleman wäre.

Wir ſprachen darauf ſehr viel von Georg dem Zweiten, der ſein Favoritkönig war, ſo wenig Georg der Dritte ſeine Gunſt hatte: unter andern kamen wir auf die Schlacht bey Dettingen, wovon er viel Specialia wußte. Auch mußte ich ihm vom Könige von Preußen und ſeinen vielen Soldaten, und was bei uns die Schafe koſteten, erzählen. Und als wir darauf noch eine Weile von politiſchen Sachen geſprochen hatten, fragte er mich auf einmal: ob ich das Waldhorn blaſen könne? — dieß vermuthetete er deswegen, weil ich aus Deutſchland ſey, denn er erinnere ſich, als er noch ein Knabe geweſen wäre, hätte auch einmal bei ſeinen Eltern in eben dieſem Gaſthofe ein Deutſcher logiert, und dieſer habe das Waldhorn ſehr vortrefflich blaſen können. Er glaubte alſo, daß dieß eine vorzügliche Eigenſchaft der Deutſchen ſey.

Ich benahm ihm denn dieſen Irrthum, und wir kamen wieder auf die politiſchen Angelegenheiten, indeß ſeine Kinder und Geſinde in einiger Entfernung mit vieler Ehrfurcht unſerm Geſpräche zuhörten.

So brachte ich hier wieder einen ſehr angenehmen Abend zu, und am Morgen, da ich gefrühſtückt hatte, betrug meine Rechnung nicht mehr, als in Sutton.

Nun kam ich endlich am Freitage Morgen in die Heide vor Darby. Es wehte eine milde Luft, und ich war ganz auſſerordentlich heiter und vergnügt.

Gegen Mittag begann die herrliche romantiſche Gegend. Ich kam auf eine große Anhöhe, und ſahe auf einmal eine ganze Perſpektive von Bergen vor mir, wo immer ein Paar nähere noch ein Paar entferntere, und dieſe wieder noch entferntere, zwiſchen dem Raume, der ſie trennte, durchſchimmern ließen.

Und nun hob ſich das Land immer wie eine Welle auf und nieder, auf deren Rücken ich bald emporſtieg, und weit um mich her ſchaute, bald wieder in den tiefen Abgrund mit ihr hinunterſank.

Den Nachmittag ſah ich Darby vor mir im Thale: Und nun war ich hundert ſechs und zwanzig Meilen von London entfernt. Darby iſt eine kleine unanſehnliche Stadt. Es war hier gerade Markt, und ich mußte auch durch viele Menſchen gehen, aber hier herrſchte keine ſolche verhaßte Neugierde, und beleidigendes Anſtaunen, wie in Burton. Auch wurde ich von nun an, wenn ich durch ein Dorf kam, von den Bauerkindern immer ſehr höflich gegrüßt.

Von Darby bis nach den Bädern zu Matlock, wo eine der romantiſchſten Gegenden iſt, waren noch funfzehn Meilen. Auf dieſem Wege kam ich durch ein langes breites Dorf, welches glaub' ich, Duffield hieß. Man wieß mich hier doch nicht in die Küche, ſondern in ein Zimmer, und ich aß hier eine kalte Schale zu Mittage.

Die Kupferſtiche und Bilder, welche man gewöhnlich in den Engliſchen Gaſthöfen findet, ſind eine Abbildung der ganzen Königlichen Familie, in einer Gruppe, wo der König ſie als ein Vater um ſich her verſammelt, oder ein Grundriß von London, und auch das Bildniß des Königs von Preußen, welches ich hier verſchiednemal geſehen habe. Auch findet man zuweilen eine Hogartſche Scene. Weil es eine große Hitze war, mußte ich in dieſem Dorfe einigemal wieder das bemitleidende God Almighthy! hören, wodurch man mich als einen armen Fußgänger bedauerte.

Am Abend kehrte ich wieder in einem Gaſthofe an der Heerſtraße ein, von welchem es nur noch vier Meilen bis Matlock war. Ich hätte es leicht noch erreichen können, aber ich wollte den erſten Anblick dieſer Gegend lieber auf den folgenden Tag verſparen, als in der Dämmerung hinkommen.

Allein in dieſem Gaſthofe war ich nicht ſo glücklich, als in den beiden vorigen. Die Küche ſaß voller Bauern, unter welchen ich den Wirth nicht unterſcheiden konnte, dem ich ſonſt gleich zugetrunken hätte. Nun hörte ich wohl, daß ein Bauermädchen, die auch mit in der Küche war, ſo oft ſie trank, ſagte: your Health, gentlemen all! (Eure Geſundheit, ihr Herrn insgeſammt!) allein ich weiß nicht, wie es kam, daß ich vergaß, dieſe Geſundheit zu trinken, welches mir denn ſehr übel aufgenommen ward. Der Wirth trank ein paarmal auf eine ſpöttiſche Art meine Geſundheit, gleichſam, um mir meine Unhöflichkeit zu verweiſen, und dann fing er an, mich mit den übrigen auszulachen, die faſt mit Fingern auf mich zeigten. So mußte ich nun eine Zeitlang den Bauern zum Geſpötte dienen, bis endlich doch einer unter ihnen mitleidig ſagte: we muſt do him no Harm, for he is a Stranger! (Wir ſollten ihn nicht beleidigen, denn er iſt doch ein Fremder!) It is no Harm! ſagte der Wirth, um ſich zu entſchuldigen, ſchien aber doch in ſich zu gehen, und hörte mit ſeinen Spöttereien auf: als ich ihm aber nun zutrinken wollte, ſchlug er es ab, und ſagte wieder auf eine ſpöttiſche Art zu mir: ich ſolle mich nur ans Kamin ſetzen, und mich wärmen, und mich um die Welt nicht bekümmern. Die Wirthinn ſchien Mitleiden mit mir zu haben, und führte mich aus der Küche in ein andres Zimmer wo ich allein ſeyn konnte, indem ſie ſagte: das iſt gottloſes Volk!

Ich verließ dieß unfreundliche Haus den folgenden Morgen früh, und nun ging es auf Matlock zu.

Das Ziel meiner Reiſe, was ich mir nun geſetzt hatte, war die große Höhle bei Kaſtleton, in dem hohen Peak, von Darbyſhire. Bis dahin hatte ich von Matlock noch ohngefähr zwanzig Meilen.

Die Erde bekam hier eine ganz andre Geſtalt, als wie bei Windſor und Richmond. Statt jener grünen Wieſen und ſanften Hügel, thürmten ſich hier nackte Berge, und himmelhohe Felſen; ſtatt jener angenehmen grünen Hecken, waren hier die hin und her zerſtreuten Aecker und Viehweiden mit einem Wall von grauen Steinen eingeſchloſſen: und von eben dieſem grauen Stein, der hier allenthalben gebrochen wird, ſind auch die Häuſer auf eine ſehr einfache patriarchaliſche Art errichtet, indem die rohen Steine faſt ohne alle Zubereitung aufeinander gepackt ſind, und vier Wände ausmachen, ſo daß man ſich allenfalls ſelber mit leichter Mühe ein ſolches Haus erbauen könnte. In Darby ſchienen die Häuſer von eben dieſem Stein erbauet zu ſeyn.

Die Gegend bey Matlock ſelbſt übertraf alles, was ich mir davon vorgeſtellt hatte. Zur rechten Seite waren einige elegante Häuſer für die Badegäſte, und kleinere Hütten hingen wie Neſter an dem hohen Felſen. Zur Linken ergoß ſich tief im Grunde ein Fluß, der durch ein majeſtätiſches Gewölbe hoch hinüberragender Bäume beinahe dem Auge verdeckt war. Längſt dieſem Fluß erſtreckte ſich über eine Meile weit eine ungeheure Felſenwand, an welcher ſich oft verſteckte Gänge in dunklem Gebüſch hinaufſchlängelten.

Oben war der jähe Felſen mit grünem Geſträuch umkränzt, zuweilen kam ein Schaf oder eine Kuh von der weidenden Heerde an den ſteilen Abhang, und blickte durch das Geſträuch hinunter.

Ich war in Miltons verlornem Paradies, das ich nach der Reihe durchleſe, gerade bis an die Beſchreibung des Paradieſes gekommen, als ich in dieſe Gegend kam, und folgende Stelle, die ich nun im Grunde am Ufer des Fluſſes las, that eine ſonderbare Wirkung auf mich, da ſie auf die Naturſcene, die ich hier vor mir ſahe, ſo ſehr paßte, als ob ſie der Dichter ſelbſt davon genommen hätte:

— — delicious Paradiſe,
Now nearer crowns with her Encloſure green,
As with a rural Mound, the Champain Head
Of a ſteep Wilderneſs, Whoſe hairy ſides
With Thicket overgron, grotteſque and wild,
Acceſs denied. — —

Von Matlockbade kömmt man über die Matlockbrücke, erſt nach dem Städtchen Matlock ſelbſt, das eigentlich kaum ein Dorf heißen könnte, weil es aus äuſſerſt wenigen ſchlechten Häuſern beſteht. In dieſer Gegend iſt wegen der Bäder beſtändig viel Reitens und Fahrens, und eine ſtarke Paſſage.

Von hier kam ich durch einige Dörfer wieder nach einem kleinen Städtchen, Namens Bakewell. Die ganze Gegend iſt hier gebirgigt und romantiſch. Oft führte mich mein Weg auf ſchmalen Steigen, über erſtaunliche Anhöhen, wo ich tief im Abgrunde einige kleine Hütten unter mir liegen ſahe. Die Einzäunungen der Felder von den aufgeworfenen grauen Steinen, gaben überdem der ganzen Gegend ein wildes Anſehen. Die Berge waren gröſtentheils nicht mit Bäumen bewachſen, ſondern nackt, und man ſah in der Ferne die Heerden auf ihren Gipfeln weiden.

Als ich durch eines der Dörfer kam, hörte ich einen großen Bauerjungen mit vieler Neugierde einen andern fragen: ob ich denn nun ein Frenchman ſey? gleichſam, als ob er ſchon lange darauf gewartet habe, einmal ein ſolches Wunderthier zu ſehen, und dieſer Wunſch ihm nun gewährt ſey.

Als ich durch Bakewell, einen noch unanſehnlichern Ort, wie Darby, gekommen war, führte mich mein Weg vor einem ziemlich breiten Fluſſe vorbei, eine kleine Anhöhe hinauf, wo ein bebautes Feld vor mir lag, das einen unbeſchreiblich angenehmen Eindruck auf mich machte, ohne daß ich mir erſt die Urſach davon angeben konnte, bis ich mich erinnerte, in meinen Kinderjahren, bei dem Dorfe, wo ich erzogen war, eine faſt ganz ähnliche Gegend geſehen zu haben, die ich nun hier mitten in England wieder fand.

Das Feld war nehmlich auf deutſche Art nicht mit Hecken eingezäunt, ſondern die Saatfelder wechſelten mit allerlei grünlichten und gelblichten Farben ununterbrochen ab, welches ein angenehmes Kolorit gab. Uebrigens aber brachte mir dieſe ganze Gegend, und tauſend Kleinigkeiten, deren ich mich nicht deutlich bewußt war, die Jahre meiner erſten Kindheit ins Gedächtniß zurück.

Ich ruhete mich hier eine Weile aus, und da ich nun wieder fortging, dachte ich an den Ort meines Aufenthalts, an alle meine Bekannte, und auch an Sie, liebſter Freund, und dachte, wenn die mich hier ſo wandern ſahen! — und in dem Augenblick fühlte ich erſt eigentlich den Gedanken der Entfernung, und daß ich nun in England war, welches eine ganz ſonderbare Empfindung bei mir hervorbrachte, die ich nur einigemale in meinem Leben gehabt habe.

War es Ihnen vielleicht auch ſo, liebſter Freund, als wir, auf unſrer Reiſe nach Hamburg, von Perlberg aus nach Ihrem Geburtsorte, dem Dorfe Boberow fuhren, wo Sie unter den Bauern Ihre alten Spielkameraden wieder ſahen, und der eine, der ſchon Schulze im Dorfe geworden war, auf Befragen, ob er Sie kenne, ſo treuherzig zur Antwort gab: I ja, Sie wären ja Paſtors Fritze! — der pedantiſche Schulmeiſter hingegen ſchon mit ſteifem ſtädtiſchen Ceremoniel ſich ausdrückte: er habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, denn er ſey bei Dero Anweſenheit als Kind im Dorfe, noch nicht hier in loco geweſen.

Ich kam nun durch noch einen kleinen Ort, Nahmens Aſhford, und wollte den Abend noch ein kleines Dorf, Nahmens Wardlow, das nur drei Meilen davon lag, erreichen, als in der Ferne zwei Männer hinter mir herkamen, die ich ſchon in Matlock geſehen hatte, und welche mich anrieſen, daß ich auf ſie warten ſollte. Dies waren alſo ſeit dem Herrn Modd, die erſten Fußgänger, die ſich mit mir zu gehen erboten.

Der eine war ein Sattler, und trug eine kurze braune Jacke, eine Handwerksſchürze und einen runden Hut, der andre war ordentlich bürgerlich gekleidet, und ein ſehr ſtiller Mann, da hingegen der Sattler äuſſerſt geſprächig war.

Ich horchte hoch auf, da derſelbe von Homer, Horaz und Virgil zu ſprechen anfing, und Stellen aus dem Gedächtniß daraus anführte, und überhaupt ſeine Worte ſo vortreflich zu ſetzen wußte, als ich es vielleicht nur irgend von einem Doktor oder Magiſter in Oxford hätte erwarten können. Er rieth mir, nicht nach Wardlow, wo ich ſchlechte Herberge finden würde, ſondern lieber mit ihm noch ein Paar Meilen weiter nach Tideſwell, zu gehen, wo er wohne. Dieſer Nahme Tideſwell wird durch eine ſonderbare Verkürzung wie Tidſel ausgeſprochen, eben ſo, wie man anſtatt Birmingham im gemeinen Leben beſtändig Brumidſchäm ausſpricht.

Wir kehrten in einem kleinen Alehauſe an der Heerſtraße ein, wo der Sattler nicht abließ, bis ich ihm verſtattete, meine Zeche zu bezahlen, weil er mich dieſen Weg mit hergenommen habe.

Nicht weit von dieſem Hauſe kamen wir auf eine Anhöhe, wo mich mein philoſophiſcher Sattler auf eine Ausſicht aufmerkſam machte, die freilich wohl die einzige in ihrer Art ſeyn mochte. Wir ſahen nehmlich unter uns einen tiefen Abgrund, der wie ein Keſſel aus der umgebenden Erdmaſſe herausgeſchnitten war, und auf dem Boden deſſelben ein kleines Thal, wo der grüne Teppich der Wieſe von einem kleinen Flüßchen in ſchlängelnden Krümmungen durchſchnitten wurde, und die reizendſten Spaziergänge waren. Hinter einer kleinen Krümmung blickte ein Haus hervor, wo der Bewohner dieſes glücklichen Thales, ein großer Naturforſcher, ganz ſich und ſeiner Lieblingswiſſenſchaft leben ſoll. Er hat ſchon eine große Anzahl fremder Gewächſe auf dieſen Boden verpflanzt. Mein Begleiter gerieth beinahe in poetiſche Begeiſterung, da er mich auf die Schönheit dieſes Thals aufmerkſam machte, indeß unſer dritter Mann, dem dieß zu lange dauerte, über den Verzug beinahe etwas unwillig wurde.

Uns führte ein ziemlich ſteiler Weg in das Thal hinunter, durch welches wir gingen, und auf der andern Seite zwiſchen den Bergen wieder herauskamen.

Nicht weit von Tideswell verließ uns unſer dritter Reiſegefährte, der in einem benachbarten Orte wohnte. Als wir nun endlich Tideswell vor uns im Thale liegen ſahen, erzählte mir der Sattler von ſeiner Familie, und daß er ſich nie mit ſeiner Frau gezankt, noch ihr mit der geballten Fauſt gedrohet, und geſagt habe: thou lieſt! (du lügſt.)

Hierbei muß ich bemerken, daß es in England für die größte Beleidigung gehalten wird, wenn man zu jemanden ſagt: du lügſt! thou art a Liar, (du biſt ein Lügner) iſt noch ſtärker, und thou art a dammned Liar (du biſt ein verdammter Lügner) iſt das allerſtärkſte, was man jemanden ſagen kann.

So wie man alſo in Deutſchland ſagt, einer läßt keinen Hundsfott oder Schurken auf ſich ſitzen, oder ſo wie dieß bei den Zänkereien die Loſung zum Schlagen iſt, eben ſo verhaßt iſt auch in England das Wort Lügner, und gleichſam ein Herausforderungszeichen, wodurch der beleidigte Theil zur thätigen Rache gereizt wird.

Unſer Jacky in London ſahe mich einmal mit großen Augen an, da ich im Scherz zu ihm ſagte: thou art a Liar, und ich hatte viel zu thun, ehe ich es wieder bei ihm gut machte.

Wenn man aus dergleichen Kleinigkeiten auf den Charakter einer Nation ſchließen kann, ſo ſcheint mir dieſer allgemein eingewurzelte Haß gegen das Wort Lügner keinen ſchlechten Zug bei der Engliſchen zu verrathen.

Doch, ich komme wieder auf meinen Reiſegefährten, der mir ferner erzählte, wie er ſich ſein Brod auswärts verdienen müſſe, und jetzt nach zwei Monathen zum erſtenmal zu ſeiner Familie wieder zurückkäme.

Er zeigte mir nahe an der Stadt eine Reihe Bäume, die ſein Vater gepflanzt habe, und die er nie ohne Rührung anſehe, ſo oft er von ſeinen kleinen Reiſen wieder in ſeinen Ort zurück käme. Sein Vater ſey ein reicher Mann geweſen, habe aber faſt alle ſein Vermögen angewandt, um einen Sohn in Amerika zu unterſtützen, und ſeine übrigen Kinder arm hinterlaſſen, demohngeachtet ſey ihm ſein Andenken werth, und ſein Herz gerührt, ſo oft er dieſe Bäume erblicke.

Tideswell beſtand aus ein Paar Reihen niedriger Häuſer, von unbearbeiteten grauen Steinen erbauet. Mein Begleiter machte mich gleich beim Eingange auf die Kirche des Orts aufmerkſam, welche ziemlich anſehnlich, und ohngeachtet ihres Alterthums ſehr im modernen Geſchmack erbaut war.

Er fragte mich darauf, ob er mich in einen anſehnlichen oder wohlfeilen Gaſthof führen ſolle? Weil ich das letztre verlangte, ging er ſelbſt mit mir in einen kleinen Gaſthof, und empfahl mich dem Wirth, als ſeinen Reiſegefährten, zu einer guten Aufnahme.

Man ſuchte mich denn hier auch recht prächtig zu bewirthen, und machte mir zu dem Ende einen Käſe toaſt; dieß war am Feuer gebratner und halbgeſchmolzner Cheſterkäſe, der wohl ein recht delikates Gericht ſeyn mag, wovon ich aber zum Unglück keinen Biſſen eſſen konnte, und den Wirth darauf zu Gaſte bat, der ihn ſich köſtlich ſchmecken ließ. Als ich nun weder Brantwein noch Ale trank, ſagte er mir, ich lebte viel zu ſchlecht für einen Fußgänger, als daß ich Kräfte genug zum Gehen behalten könnte.

Bei dieſer Gelegenheit bemerke ich, daß es die Engliſchen Gaſtwirthe am Aletrinken wohl nicht fehlen laſſen, und daher alle von ſehr ſtarker Leibeskonſtitution, und insbeſondre erſtaunlich dick und fett im Geſicht ſind, das ihnen von dem vielen Ale- und Brantweintrinken ganz aufgedunſen iſt.

Am folgenden Morgen gab mir meine Wirthinn die Ehre, mit mir Kaffee zu trinken, theilte mir aber bei dieſer Gelegenheit Milch und Zucker ſehr kärglich mit. Es war Sonntag, und ich ging mit meinem Wirth zu einem Barbier, an deſſen Bude ſtand, Shaving for a Penny (allhier balbiert man für einen Penny). Es waren hier viele Einwohner aus dem Ort verſammlet, dieſe hielten mich für einen Gentleman wegen meines feinen Huts, den ich mir in London für eine Guinee gekauft hatte; und den ſie alle nach der Reihe bewunderten. Ein Zeichen, daß der Luxus noch nicht bis hieher gedrungen iſt.

Man findet in England ebenfalls bei gemeinen Leuten ſolche gedruckte Bogen mit allerlei Sittenlehren in den Stuben an den Thüren angeſchlagen, wie bei uns. Nur findet man hier zuweilen auf ſolchen ſchlechten Bogen die vortreflichſten und feinſten Sentiments, die dem beſten moraliſchen Schriftſteller Ehre machen würden.

So las ich z. B. hier auf einem ſolchen gedruckten Blatt an der Stubenthür unter andern die goldne Regel: Make no Compariſons! (macht keine Vergleichungen!) Und wenn man bedenkt, wie viel Zänkereien und Unheil in der Welt eben durch ſolche verhaßte Vergleichungen der Verdienſte oder der Perſon des einen, mit den Verdienſten oder der Perſon des andern, u. ſ. w., entſtehen; ſo iſt in den kurzen Worten der obigen Regel die herrlichſte Sittenlehre zuſammengedrängt.

Ein Mann, dem ich einen Sixpence gab, brachte mich nun aus der Stadt auf den rechten Weg nach Caſtleton, der neben einer ſolchen Mauer von unordentlich aufgeworfenen Steinen, wie ich ſchon beſchrieben habe, hinging. Die ganze Gegend war hier bergigt und rauh, und das Erdreich mit braunen Heidekraut bewachſen. Hin und wieder weideten Schafe.

Ich machte eine kleine Digreſſion auf einen Hügel zur Linken, wo ich eine fürchterlich ſchöne Ausſicht auf lauter nackte Gebirge in der Nähe und in der Ferne hatte, wovon insbeſondre diejenigen, welche ganz mit ſchwarzen Heidekraut bewachſen waren, einen ſchaudervollen Anblick gaben.

Hundert und ſiebenzig Meilen von London hatte ich nun zurückgelegt, als ich eine der höchſten Anhöhen, die vor mir lagen, erſtiegen hatte, und nun auf einmal unter mir ein reizendes Thal erblickte, das mit Flüſſen und Bächen durchſchnitten, und rund umher von Bergen eingeſchloſſen war. In dieſem Thale nun lag Caſtleton, ein kleines Städtchen mit niedrigen Häuſern, welches von einem alten Schloſſe, deſſen Ruinen hier noch zu ſehen ſind, ſeinen Nahmen hat, der eigentlich aus Castle Town zuſammen gezogen iſt.

Ein ſchmaler Weg, der ſich von der Seite des Berges hinunterſchlängelte, führte mich in das Thal hinab, bis in eine Straße von Caſtleton, wo ich eine Herberge fand, in welcher ich geſchwind mein Mittagsmahl hielt, und unmittelbar darauf meinen Weg nach der Höhle fortſetzte.

Ein kleiner Bach, der mitten durch die Stadt fließt, führte mich an ihren Eingang.

Hier ſtand ich eine Weile voller Bewunderung und Erſtaunen über die entſetzliche Höhe des ſteilen Felſen, den ich vor mir erblickte, an beiden Seiten mit grünem Gebüſch umwachſen, oben die zerfallenen Mauern und Thürme eines alten Schloſſes, das ehemals auf dieſem Felſenſtand, und unten an ſeinem Fuße die ungeheure Oefnung zum Eingange in die Höhle, wo alles ſtockfinſter iſt, wenn man auf einmal von der hellen Mittagsſonne hinunter blickt.

Indem ich ſo voll Verwunderung da ſtand, bemerkte ich im dunkeln Eingange der Höhle einen Mann von wildem und rauhen Anſehen, der mich fragte, ob ich die Höhle ſehen wollte, wobei ſeine harte Stimme in der Höhle einen ſtarken Wiederſchall gab.

Als ich dieß bejahete, fragte er mich weiter, ob ich auch über die Flüſſe geſetzt ſeyn wollte? und beſtimmte zugleich eine Kleinigkeit an Gelde, die ich dafür bezahlen müßte.

Dieſer Mann hatte mit ſeinem ſchwarzen ſtruppigten Haar, und ſchmuzigem zerrißnen Anzuge, ein ſo wildes Charonsmäßiges Anſehen, welches ſeine Stimme und ſeine Fragen noch vermehrten, daß die ſonderbare Täuſchung, worein man beim Anblick dieſer Höhle verſetzt wird, ſchon hier ihren Anfang nahm.

Da ich mich zu ſeiner Forderung verſtanden hatte, ſagte er, ich ſollte ihm nur dreiſt folgen, und wir traten zuſammen in die Höhle.

Zur linken Seite im Eingange der Höhle, lag ein abgehauener Stamm eines Baumes, bei welchem die Knaben des Orts ſpielten. —

Der Weg ging etwas abſchüſſig hinunter, ſo daß ſich der Tag, welcher durch die Oefnung beim Eingange hineinfiel, allmälig in Dämmerung verlor.

Und als wir nun einige Schritte vorwärts gegangen waren, welch ein Anblick war es für mich, als ich auf einmal zu meiner rechten Seite unter dem ungeheuren Gewölbe der Höhle ein ganzes unterirdiſches Dorf erblickte, wo die Einwohner, weil es Sonntag war, von ihrer Arbeit feierten, und vergnügt und frölich mit ihren Kindern vor den Thüren ihrer niedrigen Hütten ſaßen.

Kaum hatten wir dieſe kleinen Häuſer hinter uns zurückgelaſſen, ſo erblickte ich hin und her zerſtreut eine Menge großer Räder, worauf dieſe unterirdiſchen Bewohner der Höhle am Werkeltage Seile verfertigen.

Ich glaubte hier das Rad des Irion und die unaufhörliche Arbeit der Danaiden zu ſehen.

So wie wir tiefer hinabgingen, ſchien die Oefnung, wodurch das Tageslicht hineinfiel, immer kleiner zu werden, und die Dunkelheit nahm faſt mit jedem Schritte zu, bis endlich nur noch einige Strahlen, wie durch eine kleine Spalte hineinfielen, welche die dünnen Rauchwolken färbten, die ſich durch die Dämmerung an das Gewölbe der Höhle emporwälzten.

Dies allmälige Zunehmen der Dunkelheit erweckt eine ſüße Melancholie, indem man den ſanften Abhang der Höhle hinunter geht, als wäre ohne Schmerz und ohne Gram der Lebensfaden abgeſchnitten, und wandelte man nun ſo ruhig dem ſtillen Lande zu, wo keine Quaal mehr iſt. —

Endlich ſchloß ſich das hohe Gewölbe des Felſen, wie ſich der Himmel an die Erde zu ſchließen ſcheint, als wir an eine kleine Pforte kamen, wo uns eine alte Frau aus einer der Hütten zwei Lichter brachte, wovon jeder von uns beiden eins in die Hand nahm.

Mein Führer eröfnete nun die Pforte, welche die ſchwache Dämmerung vollends ausſchloß, die vorher noch übrig war, und uns in das Innerſte dieſes nächtlichen Tempels führte, deſſen Vorhof wir bis jetzt nur betreten hatten.

Hier war der Felſen ſo niedrig, daß wir uns einige Schritte tief bücken mußten, um hindurch zu kommen; aber wie groß war mein Erſtaunen, da wir uns nach dieſem beklemmenden Durchgange wieder in die Höhe richteten, und ich nun auf einmal, ſo weit es bei dem dunkeln Schein unſrer Lichter möglich war, die entſetzliche Länge, Höhe und Breite des Gewölbes überſehen konnte, wogegen die erſte ungeheure Oefnung, durch welche wir nun ſchon gekommen waren, gar nicht mehr in Betrachtung kam.

Nachdem wir hier eine ganze Stunde, wie unter einem ſchwarzen mitternächtlichen Himmel, auf einem ebnen ſandigten Erdreich gewandert hatten, ſenkte ſich endlich der Felſen allmälig wieder nieder, und wir befanden uns auf einmal an einem ziemlich breiten Fluſſe, welcher, bei dem Flimmern unſrer Lichter, mitten in der Dunkelheit einen wunderbaren Wiederſchein gab.

Am Ufer war ein kleiner Kahn befeſtigt, in welchem Stroh lag.

Mein Führer ſagte mir, daß ich hineinſteigen, und mich ganz ausgeſtreckt darin niederlegen ſollte, weil in der Mitte des Fluſſes der Felſen beinahe das Waſſer berühren würde.

— Als ich mich niedergelegt hatte, ſtieg er ſelbſt bis über den halben Leib ins Waſſer, und zog das Boot nach ſich.

Rund umher herrſchte eine feierliche Todtenſtille, und ſo wie das Boot vorrückte, ſenkte ſich der Felſen, wie eine dunkelgraue Wolke immer tiefer nieder, bis er endlich beinahe mein Geſicht berührte, und ich im Liegen kaum noch das Licht vor meiner Bruſt in die Höhe halten konnte, ſo daß ich in meinem Boote, wie in einem beklommenen Sarge lag, bis wir durch dieſe fürchterliche Enge kamen, und ſich der Felſen auf der andern Seite in die Höhe zog, wo mich mein Führer am gegenſeitigen Ufer wieder ausſetzte.

Unſer Weg wurde nun bald auf einmal weit und hoch, und dann wieder plötzlich niedrig und enge.

An beiden Seiten ſahen wir im Vorbeigehen eine Menge groſſer und kleiner verſteinerter Pflanzen und Thiere, bei denen wir uns aber nicht aufhalten durften, wenn wir nicht mehrere Tage in der Höhle zubringen wollten.

Und ſo kamen wir an den zweiten Fluß, der aber nicht ſo breit war, wie der erſte, und wo man gleich das gegenſeitige Ufer ſehen konnte: über dieſen trug mich mein Führer auf ſeinen Schultern hinüber, weil kein Boot zum Ueberfahren da war.

Von da aus gingen wir wenige Schritte, als wir wieder an ein ſchmales Wäſſerchen kamen, das ſich in der Länge vor uns hin erſtreckte, und uns zuletzt bis ganz ans Ende der Höhle führte.

Der Weg, den wir längſt dem Ufer dieſes kleinen Gewäſſers hingingen, war naß und ſchlüpferig, und wurde zuweilen ſo ſchmal, daß man kaum einen Fuß vor dem andern fortſetzen konnte.

Demohngeachtet aber wanderte ich mit Vergnügen an dieſem unterirdiſchen Ufer hin, und ergötzte mich an der wunderbaren Geſtalt aller Gegenſtände um mich her in dieſem Reiche der Dunkelheit und der Schatten, als es auf einmal wie eine Muſik von fern in meine Ohren tönte.

Ich blieb voller Verwunderung ſtehen, und fragte meinen Führer, was dieß bedeute? worauf er mir antwortete: daß ich es bald ſehen würde.

Allein ſo wie wir fortgingen, verloren ſich die harmoniſchen Töne, das Geräuſch wurde ſchwächer, und löſte ſich in ein ſanftes Rieſeln, wie von herabfallenden Regentropfen, auf.

Und wie groß war meine Verwunderung, da ich auf einmal wirklich einen Regen, oben aus einem Felſen, wie aus einer dicken Wolke herabſtrömen ſahe, deſſen Tropfen, die jetzt im Schein unſrer Lichter flimmerten, eben jenes melodiſche Geräuſch in der Ferne verurſacht hatten.

Dieß war nehmlich ein Staubbach, der ſich von oben durch die Adern des Felſen in dieß Gewölbe hinunter ergoß.

Wir durften mit unſern Lichtern nicht zu nahe herangehen, weil ſie leicht von den herabfallenden Tropfen konnten ausgelöſcht werden, und wir alsdann den Rückweg vielleicht vergeblich würden geſucht haben.

Wir ſetzten alſo unſern Weg längſt dem Ufer des ſchmalen Gewäſſers fort, und ſahen oft an den Seiten ſolche weite Oefnungen in die Felſenwand, welche wiederum neuen Höhlen ähnlich waren, die wir aber alle vorbeigingen, bis mich mein Führer zu einer der prächtigſten Erſcheinungen vorbereitete, die wir jetzt haben würden.

Und kaum waren wir auch einige Schritte gegangen, ſo traten wir in einen majeſtätiſchen Tempel mit prächtigen Bogen, die auf ſchönen Pfeiſern ruhten, welche die Hand des künſtlichſten Baumeiſters gebildet zu haben ſchien.

Dieſer unterirdiſche Tempel, woran keine Menſchenhand gelegt war, ſchien mir in dem Augenblick an Regelmäßigkeit, Pracht und Schönheit die herrlichſten Gebäude zu übertreffen.

Voll Ehrfurcht und Erſtaunen ſah ich hier in den innern Tiefen der Natur die Majeſtät des Schöpfers enthüllt, die ich in dieſer feierlichen Stille, und in dieſem heiligen Dunkel anbetete, ehe ich die Halle dieſes Tempels verließ.

Wir näherten uns nun dem Ziele unſrer Reiſe. Unſer getreues Gewäſſer leitete uns durch den übrigen Theil der Höhle hin, wo ſich der Felſen noch zum letztenmale wölbt, und dann wieder niederſteigt, bis er mit der Fluth zuſammenſtößt, die hier einen kleinen halben Cirkel macht, und ſo die Höhle ſchließt, daß kein Sterblicher einen Fuß weiter ſetzen kann.

Mein Führer ſprang hier hinein, ſchwamm einige Schritte unter dem Waſſer und dem Felſen hin, und kam ganz benetzt zurück, um mir zu zeigen, daß es unmöglich ſey, weiter zu kommen, wenn dieſer Felſen nicht etwa einmal mit Pulver geſprengt, und vielleicht eine zweite Höhle hier eröffnet wird.

Jetzt glaubte ich, würden wir den nächſten Weg wieder zurücknehmen, allein ich ſollte noch mehr Beſchwerlichkeiten erdulden; und noch ſchönere Auftritte ſehen, als die bisherigen.

Mein Führer wandte ſich auf dem Rückwege zur linken Hand, wo ich ihm durch die Oefnung einer hohen Felſenwand folgte.

Hier fragte er mich erſt, ob ich mich entſchlieſſen wollte, eine ziemliche Strecke unter einem Felſen durchzukriechen, der beinahe die Erde berührte, und als ich dieß bejahete, ſagte er mir, ich ſolle ihm nur folgen, mit der Warnung, mein Licht wohl in Acht zu nehmen.

Und ſo krochen wir nun auf Händen und Füßen im naſſen Sande durch die Oefnung zwiſchen dem Felſen fort, die oft kaum groß genug war, ſich mit dem Körper hindurchzuwinden.

Als wir dieſen beſchwerlichen Durchmarſch vollendet hatten, ſahe ich in der Höhle einen ſteilen Hügel, der ſo hoch war, daß er ſich oben in den höchſten Felſen wie in einer Wolke zu verlieren ſchien.

Dieſer Hügel war ſo naß und ſchlüpfrig, daß ich ſogleich hinſtürzte, als ich nur den erſten Schritt hinauf thun wollte. Mein Führer aber faßte mich bei der Hand, und ſagte, ich ſollte ihm nur getroſt folgen, weil er ſchon wüßte feſten Fuß zu faſſen.

Wir ſtiegen nun eine ſolche Höhe hinauf, und an beiden Seiten waren ſolche Abgründe, daß mir noch ſchwindelt, wenn ich daran denke.

Als wir endlich auf dem Gipfel waren, wo ſich der Hügel in dem Felſen verlieret, ſtellte mich mein Führer auf einen Platz, wo ich feſten Fuß faſſen konnte, und ſagte mir: ich ſollte da nur ganz ruhig ſtehen bleiben. Indeß ging er ſelbſt mit ſeinem Lichte den Hügel hinunter, und ließ mich ganz allein.

Ich verlor ihn eine Zeitlang aus dem Geſichte, bis ich endlich nicht ihn, ſondern ſein Licht tief im Abgrunde wieder erblickte, woraus es wie ein ſchöner Stern emporzuſteigen ſchien.

Nachdem ich mich eine Weile an dieſem unbeſchreiblich ſchönen Anblick ergötzt hatte, kam mein Führer, und brachte mich den ſteilen ſchlüpfrigen Hügel auf ſeinen Schultern glücklich wieder hinunter. Und als ich nun im Abgrunde ſtand, ſtieg er hinauf, und ließ ſein Licht oben durch eine kleine Oefnung in dem Felſen hinunterſchimmern, indeß ich das meinige mit der Hand verdeckte, und nun war es, als ob in dunkler Mitternacht, durch dicke Wolken ein Stern hinunter glänzte: ein Anblick, der alles an Schönheit übertraf, was ich geſehen hatte.

Nun war unſre Reiſe ganz vollendet, und wir kehrten mit vieler Mühe und Beſchwerlichkeit durch unſern engen Weg wieder zurück.

Wir betraten aufs neue den Tempel, den wir vor kurzem verlaſſen hatten; hörten aufs neue den Regenguß, ſanft rieſelnd in der Nähe, und melodiſch tönend in der Ferne, und kehrten über die ſtillen Flüſſe, und durch den weiten Raum der Höhle, wieder zu dem engen Pförtchen zurück, wo wir vorher vom Tageslichte Abſchied nahmen, das wir nun nach einer langen Dunkelheit wieder begrüßten.

Und ehe noch mein Führer das Pförtchen eröffnete, ſagte er, jetzt würde ich einen Anblick haben, der alle die vorigen an Schönheit weit übertreffen würde. Ich fand, daß er Recht hatte;

denn indem er die Pforte erſt halb eröffnete, war es mir wirklich, als thäte ich einen Blick in Elyſium, in einem ſolchen wunderbaren erquickenden Dämmerlichte zeigten ſich alle Gegenſtände.

Der Tag ſchien allmälig anzubrechen, und Nacht und Dunkel ſchwanden. In der Ferne ſahe man zuerſt wieder den Rauch der Hütten, und dann die Hütten ſelber; und wie wir höher hinaufſtiegen, ſahen wir noch die Knaben bei dem abgehauenen Stamme ſpielen, bis endlich die röthlichen Purpurſtreifen des Himmels durch die Oefnung der Höhle ſchimmerten, und gerade indem wir hinausſtiegen, die Sonne im Weſten unterſank.

Ich hatte alſo beinahe den ganzen Nachmittag bis an den Abend in der Höhle zugebracht, und als ich mich nun betrachtete, ſahe ich in meinem ganzen Aufzuge meinem Führer ziemlich ähnlich, und meine Schuh hingen kaum noch an den Füßen, ſo ſehr waren ſie durch das lange Gehen im feuchten Sande und auf den harten ſpitzigen Steinen erweicht und zerriſſen.

Ich bezahlte für das Herumführen nicht mehr als eine halbe Krone, und meinem Führer ein Trinkgeld: denn die halbe Krone bekömmt er nicht, ſondern muß ſie ſeinem Herrn geben, der von den Revenüen dieſer Höhle ſehr ſtattlich lebt, und ſich einen Kerl hält, der die Leute darinn herumführt.

Als ich zu Hauſe kam, ſchickte ich ſogleich nach einem Schuſter. Dieſer wohnte gerade gegenüber, und kam, um meine Schuh in Augenſchein zu nehmen, wobei er ſich nicht gnug über die ſchlechte Arbeit daran verwundern konnte; denn ich hatte dieſe Schuh noch aus Deutſchland mitgebracht. Demungeachtet aber, weil er gerade keine neuen fertig hatte, unternahm er es, ſie ſo gut wie möglich auszubeſſern.

Ich machte darauf mit dieſem Schuſter eine gar angenehme Bekanntſchaft: denn als ich ihm meine Verwunderung über die Höhle bezeigte, freute er ſich darüber, daß doch in dieſem kleinen Orte etwas ſey, welches Leuten, die aus ſo weit entfernten Ländern herkämen, Bewunderung einflößte. Und darauf erbot er ſich ſelbſt, noch einen kleinen Spaziergang mit mir zu machen, um mir in der Nähe den berühmten Berg zu zeigen, welcher Mam Tor genannt, und unter die Naturmerkwürdigkeiten in Darbyſchire gezählt wird.

Dieſer Berg iſt auf ſeinem Rücken und Seiten grün bewachſen, allein an dem einen Ende hat er auf einmal einen jähen Abſturz. Nun beſteht aber das Innere dieſes Berges, nicht ſo wie der übrigen, aus Felſen, ſondern aus einer lockern Erde, die ſich immer von ſelber ablößt, und beſtändig von der Spitze dieſes jähen Abſturzes bald in kleinen Stücken herunterrieſelt, bald ſich in großen Maſſen mit einem donnernden Getöſe losreißt, und auf die Weiſe neben dieſem Berge einen Hügel bildet, der immer höher anwächſt.

Daher kömmt auch wahrſcheinlich der Name Mamtor, welcher ohngefähr ſo viel ſagen will, als Mutterberg. Denn tor iſt eine Abkürzung von tower, und bedeutet jede Anhöhe. Mam aber iſt eine gewöhnliche Abkürzung von Mother, Mutter; nun aber gebiert dieſer Berg gleichſam wie eine Mutter wieder kleine Berge.

Ein Aberglaube iſt es wohl, wenn die Einwohner ſagen, daß dieſer Berg ohngeachtet ſeines täglichen Verluſtes nie abnehme, noch ſich zurückziehe, ſondern immer ſo bleibe, wie vorher.

Eine fürchterliche Geſchichte erzählte mir mein Begleiter, von einem Einwohner von Caſtleton, der eine Wette einging, dieſen jähen Abſturz hinaufzuſteigen.

Weil der Abſturz unten nicht ſo ganz ſteil iſt, ſondern etwas ſchräg in die Höhe geht, ſo konnte er in dem weichen loſen Erdreiche gut feſten Fuß faſſen, und kletterte immer hinan, ohne ſich umzuſehen. Endlich war er weit über die Hälfte hinaufgeſtiegen, und kam dahin, wo ſich der Abſturz hinüberneigt, und ſeine eigne Baſis überſieht. Von dieſer entſetzlichen Höhe warf der Unglückliche ſeine Augen hinunter, indeß die drohende Spitze des Abſturzes mit wankenden Erdmaſſen über ſeinem Haupte hing.

Er fing am ganzen Körper an zu zittern, Hände und Füße waren ſchon im Begriffe loszulaſſen, und er wagte es weder vorwärts noch rückwärts zu ſteigen: ſo ſchwebte er eine Weile mit Verzweiflung umgeben, zwiſchen Himmel und Erde. Indeß da ſeine Sehnen nicht mehr halten wollten, raffte er noch einmal alle ſeine Kräfte zuſammen; und ergriff einen loſen Stein nach dem andern, wovon jeder ihn fallen zu laſſen drohte, wenn er nicht ſchnell einen andern ergriff, auf welche Weiſe er denn zu ſeiner und aller Zuſchauer Verwunderutig, dem beinahe gewiſſen Tode entging, glücklich die Spitze des Berges erreichte, und ſeine Wette gewann.

Mich ſchauderte, da ich dieſe Erzählung hörte, und den Berg und den ungeheuren Abſturz, wovon die Rede war, ſelbſt ſo nahe vor mir, und den Kerl in Gedanken hinanklettern ſahe.

Nicht weit von hier iſt Eldenhole, ein fürchterliches Loch in der Erde, von ſo ungeheurer Tiefe, daß wenn man einen Kieſelſtein hineinwirft, und das Ohr an den Rand legt, man denſelben lange Zeit fallen hört.

Sobald der Stein hinunterkömmt, iſts, als ob man einen ſeufzenden Laut hörte, bis der erſte Schlag das Ohr wie ein unterirdiſcher Donner rührt. Dieſes donnernde Getöſe nimmt ab und zu, nachdem der Stein an die harten Felſenwände ſchlägt, und endlich nachdem er lange gefallen iſt, hört plötzlich das Getöſe mit einem Geziſch auf.

Das Volk trägt ſich auch hiervon mit allerlei abergläubiſchen Erzählungen, daß nehmlich einer eine Gans hineingeworfen habe, die zwei Meilen davon, in der großen Höhle, die ich beſchrieben habe, ganz nackt und von Federn entblößt wieder hervorgekommen ſey, und mehr dergleichen Mährchen.

Eigentlich zählt man in Darbyſchire ſieben Wunder der Natur, wozu denn dieß Eldenhole, der Berg Mamtor, und die große Höhle, worinn ich geweſen bin, gehören. Dieſe Höhle wird hier mit einem ziemlich ſchmuzigen Nahmen, the Devils Arſe, benannt.

Die übrigen vier Wunder der Natur ſind die Poolshöhle, welche mit der meinigen einige Aehnlichkeit hat, die ich aber nicht geſehen habe: ferner St. Anna'swell, oder der St. Annenbrunnen, wo dicht neben einander zwei Quellen, die eine ſiedendheiß und die andre eiskalt, entſpringen; alsdann noch Tideswell, nicht weit von der Stadt, durch welche ich gekommen bin, eine Quelle, die ſich die mehreſte Zeit faſt ganz unmerklich ergießt, und dann auf einmal mit einem ſtarken unterirdiſchen Getöſe, das auch etwas Muſikaliſches haben ſoll, hervorbricht, und ihre Ufer überſchwemmt; endlich Chatsworth, ein Pallaſt am Fuß eines Berges, der oben mit Schnee bedeckt iſt, und den traurigſten Winter darſtellt, indeß zu ſeinen Füßen der angenehmſte Frühling blühet. Von dieſen letztern Wundern kann ich Ihnen nichts mehr ſagen, weil ich ſie alle nur aus Erzählungen kenne, womit mich theils auch mein Begleiter der Schuſter, während unſers Spazierganges unterhielt.

Indem mich dieſer Mann hier herumführte, und erwägte, wie weit ich nun ſchon in der Welt gekommen ſey, und was für wunderbare Dinge ich weit und breit zu ſehen bekomme, erregte dieß bei ihm eine ſo lebhafte Begierde zum Reiſen, daß ich genug zu thun hatte, ſie ihm wieder auszureden: denn er konnte den ganzen Abend nicht davon aufhören, und betheuerte, wenn er nicht Weib und Kind hätte, er reiſte Morgen am Tage fort; denn hier in Caſtleton ſey ſo nicht viel zu verdienen, und ſehr ſchlechte Nahrung, und er ſey noch nicht dreißig Jahr alt.

Auf dem Rückwege wollte er mir noch die Bleiminen zeigen, allein es war ſchon zu ſpät. Er ſtellte mir den Abend noch meine Schuh auf eine meiſterhafte Art wieder her.

Ich aber habe aus der Höhle einen Huſten mitgebracht, der mir gar nicht gefällt, und mir viel Beſchwerlichkeit verurſacht, welche mich vermuthen läßt, daß man doch in dieſer Höhle wohl ungeſunde Dämpfe einathmen müſſe; aber dann begreife ich nur nicht, wie der Charon es ſo lange aushalten kann.

Heute Morgen bin ich ſchon früh aufgeſtanden, um die Ruinen zu beſehen, und einen daneben liegenden ſehr hohen Berg zu beſteigen.

Die Ruinen ſtehen gerade über dem Eingange der Höhle auf dem Hügel, der ſich noch weit hinter den Ruinen über die Höhle hin erſtreckt, und immer breiter wird, hier vorn aber ſo ſchmal iſt, daß das Gemäuer den ganzen vordern Theil deſſelben einnimmt.

Von den Ruinen herab iſt rund umher nichts als ſteiler Felſen, ſo daß kein Zugang zu demſelben iſt, als nach der Stadt zu, wo ein krummer Weg, vom Fuße des Berges an, in den Felſen gehauen iſt, der auch ſehr ſteil hinaufgeht.

Der Platz, wo die Rudera ſtehen, iſt mit ſehr hohen Neſſeln und Diſteln bewachſen. Ehemals ſoll eine Brücke von einem Felſen zu den gegenüberſtehenden gegangen ſeyn, wovon man noch Spuren entdeckt, indem man in dem Thale, das die beiden Felſenſpitzen trennt, die Ueberbleibſel von Bogen findet, auf welchen die Brücke geruht haben ſoll.

Dieſes Thal welches hinter den Ruinen befindlich iſt, und wahrſcheinlich oben über der Höhle weggeht, heißt the Caves Way (der Höhlenweg), und iſt eine der ſtärkſten Paſſagen zu der Stadt; und wo es in der Ferne anfängt, ſich erſt zwiſchen dieſen beiden Bergen, die es von einander trennt, zu ſenken, läßt es ſich ſo ſanft herunterſteigen, daß der Weg nicht im mindeſten ermüdet. Verfehlt man aber dieſen Weg zwiſchen den beiden Bergen, und geht oben in der Höhe fort, ſo iſt man in großer Gefahr, von dem immer ſteiler werdenden Felſen hinunter zu ſtürzen.

Der Berg, worauf die Ruinen ſtehen, iſt allenthalben felſigt, der andre aber linker Hand daneben, welcher durch das Thal abgeſondert wird, iſt überall grün, und oben auf dem Gipfel deſſelben ſind die Viehweiden, durch nach Art einer Mauer aufgeworfne Steine, abgetheilt. Der grüne Berg aber iſt wenigſtens dreimal ſo hoch, wie der, auf dem die Ruinen ſtehen.

Ich fing an, den grünen Berg hinauf zu klettern, der doch auch ziemlich ſteil iſt, und als ich nun weit über die Hälſte gekommen war, ohne mich umzuſehen, ging es mir beinahe wie dem Wagehalſe, der den Mamtorberg hinaufkletterte: denn als ich mich umſahe, war mein Auge nicht an die entſetzliche Höhe gewöhnt; Caſtleton lag mit der ganzen umliegenden Gegend, wie eine Landcharte unter mir, die Dächer der Häuſer ſchienen beinahe dicht auf der Erde, und der Ruinenberg ſelber zu meinen Füßen zu liegen.

Mir ſchwindelte vor dieſem Anblick, und ich hatte alle mögliche Vernunftgründe nöthig, um mich zu überzeugen, daß ich ohne Gefahr ſey, denn ich konnte ja auf alle Fälle, den grünen Raſen, welchen ich hinaufgeklettert war, nur wieder hinunterrutſchen. Endlich gewöhnte ich mich an dieſen Anblick, bis er mir wirklich Vergnügen machte. Ich kletterte nun ganz bis auf den Gipfel des Berges, wo ich über die Wieſen hinging, und endlich an den Weg kam, der ſich zwiſchen den beiden Bergen allmälig hinunterſenkt.

Oben auf dem Gipfel des grünen Berges melkten die Hirtinnen ihre Kühe, und kamen dann mit den Milcheimern auf den Köpfen eben dieſen Weg herunter.

Eine ſchöne Gruppe war es, da ſich einige dieſer Mädchen, indem es an zu regnen fing, mit ihren Milcheimern unter ein überhangendes Felſenſtück am Wege geflüchtet hatten, worunter ſie auf natürlichen ſteinernen Bänken ſaßen, und vertraulich mit einander ſchwatzten.

Mein Weg führte mich wieder in die Stadt, woraus ich Ihnen ſchreibe, und die ich nun im Begriff bin zu verlaſſen, um meine Rückreiſe nach London anzutreten, wozu ich aber wohl nicht ganz denſelben Weg wieder nehmen werde.

Northhampton, den 5ten Juli.

Da ich von meinem Schuſter in Caſtleton, der gar zu gerne mit mir gereißt wäre, Abſchied genommen hatte, ſo ging ich nun nicht auf Tideswell, ſondern Wardlow, welches näher iſt, wieder zurück.

In dieſer Gegend traf ich einen einzelnen Gaſthof, wo nur die Frau zu Hauſe war, die mir erzählte, daß ihr Mann in den Bleiminen (Lead Mines) arbeite, und daß die Höhle von Caſtleton, und alles was ich geſehen habe, gegen dieſe Leadmines gar nicht in Betrachtung komme. Ihr Mann könne mich darinn herumführen.

Da ich ihr mein Mittagseſſen bezahlen wollte, machte ſie mir den Einwurf, daß ich keinen Ale und keinen Branntwein getrunken habe, wovon ſie eigentlich ihren Verdienſt haben müſſe, und mir alſo nicht gut die Rechnung machen könne, worauf ich mir denn einen Krug Ale geben ließ, ohne ihn zu trinken, um ihre Rechnung zu berichtigen.

In eben dieſem Gaſthofe bekam ich meinen Smith aus Tideswell wieder zu ſehen, der aber nicht, wie ich zu Fuß gegangen, ſondern ſehr ſtolz geritten kam.

Da ich nun von da weiter ging, und die Berge wieder vor mir aufſtiegen, welche mir von meiner Hinreiſe noch bekannt waren, las ich gerade im Milton die Schöpfungsſcene, welche der Engel dem Adam ſchildert, wie ſich das Waſſer ſenkt, und die nackten Berge ihren breiten Rücken emporheben.

Immediately the Mountains huge appear
Emergent, and their broad bare Backs upheave
Into the Clouds, their Tops aſcend the Sky.

Mir war es, indem ich dieſe Stelle las, als ob alles, was um mich her war, erſt wurde, und die Berge ſchienen wirklich vor meinen Augen emporzuſteigen, ſo lebhaft wurde mir dieſe Scene.

Etwas ähnliches empfand ich bei meiner Herreiſe, da ich gerade einem Berge gegenüber ſaß, deſſen Spitze bloß mit Bäumen bewachſen war, und im Milton die koloſſaliſche Beſchreibung von dem Streit der Engel las, wo die abgefallenen Engel ihre Gegner mit einem ſtarken Bombardement angreifen, dieſe ſich aber dagegen vertheidigen, indem ein jeder einen Berg gleichſam oben beim Schopf ergreift, ihn mit der Wurzel ausreißt, und ſo in ſeinen Händen aufgehaben trägt, um ihn auf die Feinde zu ſchleudern.

— — they ran, they flew
From their Foundations looſ'ning to and fro
They pluck't the ſeated Hills with all their Load,
Rocks, Waters, Woods, and by the ſhaggy Tops
Uplifting bore them in their Hands. — —

Mir däuchte, als ſähe ich den Engel ſtehen, wie er den Berg, der vor mir lag, in den Lüften ſchüttelte.

Als ich den Abend, da es ſchon dunkel war, in das letzte Dorf vor Matlock kam, entſchloß ich mich die Nacht da zu bleiben, und erkundigte mich nach dem Gaſthofe, von dem man mir ſagte, daß er am Ende des Dorfs ſey. Allein ich ging beinahe bis um Mitternacht, ehe ich an das Ende des Dorfs kam, das faſt gar kein Ende zu haben ſchien. Bei meiner Herreiſe mußte ich entweder nicht auf dieß Dorf zugekommen, oder auf ſeine Länge gar nicht aufmerkſam geweſen ſeyn.

Ermüdet und halb krank kam ich endlich in dem Gaſthofe an, wo ich mich in der Küche ans Feuer ſetzte, und zu eſſen verlangte. Als man mir ſagte, ich könne kein Bette bekommen, ließ ich mich ſchlechterdings nicht wieder wegtreiben, ſondern ſagte, ich wolle die Nacht beim Kaminfeuer ſitzen bleiben, welches ich denn auch that, und mich mit dem Kopfe auf den Tiſch legte, um zu ſchlafen.

Da man nun, glaubte ich ſchliefe, hörte ich in der Küche über mich deliberiren, was ich wohl für ein Menſch ſeyn möge. Eine Frau nahm meine Parthei, und ſagte: I dare ſay, he is a well bred Gentleman, (ich glaube er iſt ein Menſch von gutem Stande); eine andre widerlegte ſie damir, daß ich zu Fuße ginge, und ſagte: he is a poor travelling Creature! (er iſt ein armes herumwanderndes Geſchöpf). Von dieſem poor travelling Creature gellen mir noch die Ohren, wenn ich daran denke, denn es ſcheint mir alles Elend eines Menſchen, der nirgends eine Heimath hat, und die Verachtung der er ausgeſetzt iſt, in kurzen Worten auszudrücken.

Endlich, als man ſahe, daß ich doch einmal da blieb, gab man mir ein Bette, als ich es gar nicht mehr vermuthete. Und da man am Morgen einen Schilling von mir forderte, gab ich ihnen eine halbe Krone, worauf ich mir nichts wieder herausgeben ließ, um das poor travelling Creature von mir abzuwälzen. Man entließ mich darauf mit vieler Höflichkeit und Entſchuldigungen, und ich ſetzte nun vergnügt meinen Weg weiter fort.

Als ich durch Matlock gekommen war, ging ich nicht wieder auf Darby, ſondern links auf Nottingham zu. Hier verloren ſich allmälig die Berge, und mein Weg führte mich wieder über Wieſen und Felder.

Hier muß ich noch erinnern, daß Peak eigentlich eine Spitze oder Gipfel heißt; der Peak oder hohe Peak von Darbyſhire will alſo ſoviel ſagen, als der Theil dieſer Provinz, wo ſie am gebirgigſten iſt, oder ihre Berge am höchſten ſind.

Gegen Mittag kam ich doch wieder auf eine Anhöhe, wo ich einen einzelnen Gaſthof traf, der eine ſonderbare Inſchrift auf dem Schilde führte, die in Reimen war, und ſich mit den Worten endigte, refreſh, and then go on! (erfriſche dich, und dann reiſe weiter).

Oben über dem Schilde ſtand, Entertainment for Horſe and Man (Bewirthung für Roß und Mann), welches ich an mehrern Schilden geleſen habe. Sonſt iſt Dealer in foreign Liquors die gewöhnlichſte Inſchrift an den kleinen Gaſthöfen.

Ich aß hier zu Mittage, und bekam ein Stück kaltes Fleiſch und Sallat. Dieſes oder Eier und Sallat, war mein gewöhnliches Abend- und Mittageſſen, in den Gaſthöfen, wo ich einkehrte, ſelten erhielt ich einmal etwas warmes. Den Sallat, wozu ich alle Ingredienzien bekam, mußte ich mir immer ſelber machen, welches hier ſo gebräuchlich iſt.

Mein Weg war ziemlich angenehm, aber die Gegend hier eben nicht ſehr abwechſelnd. Indeß war ein gar ſchöner Abend, und da ich kurz vor Sonnenuntergang durch ein Dorf kam, grüßten mich verſchiedne Leute, die mir begegneten, damit, daß ſie ſagten: fine night oder fine Evening! (Ein ſchöner Abend!) — So pflege ich auch zuweilen von Leuten, die mir begegnen, gegrüßt zu werden, indem ſie ſagen: how do yo do? (Was macht Ihr?), worauf man antwortet: I thank you! — Dieſe Art zu grüßen muß einem Fremden ſehr ſonderbar vorkommen, der von einem Menſchen, den er in ſeinem Leben nicht geſehen hat, auf einmal gefragt wird, was er mache, oder wie er ſich befinde?

Als ich durch das Dorf war, kam ich über ein grünes Feld, wo ich an der Seite wieder einen einzelnen Gaſthof antraf. Die Wirthinn ſaß am Fenſter, ich fragte ſie, ob ich die Nacht da bleiben könne, ſie ſagte, nein! und ſchob mir das Fenſter vor der Naſe zu.

Hierbei fielen mir alle die Begegnungen von der Art wieder ein, denen ich hier ſchon ausgeſetzt geweſen war, und ich konnte mich hier nicht enthalten, meinen Unwillen über die Inhoſpitalität der Engländer laut zu äußern, der ſich aber doch bald wieder legte, da ich weiter ging, und die Fälle, wo ich gut aufgenommen war, dagegen rechnete.

Endlich kam ich noch früh genug an einen andern Gaſthof, auf deſſen Schilde ſtand: Navigation Inn (Schifferherberge), weil hier die Kohlenſchiffer von der Trent hier ihre Niederlage haben.

Eine wildere, rauhere Art von Menſchen habe ich denn noch nie geſehen, als dieſe Kohlenſchiffer, welche ich hier in der Küche verſammlet antraf, und in deren Geſellſchaft ich jetzt den Abend zubringen mußte.

Ihre Stimme, ihre Kleidung, ihr Anſehen, alles war rauh und fürchterlich, und ihre Ausdrücke noch mehr; denn faſt kein Wort ging ihnen aus dem Munde, wo ſie nicht ein God damm me! hinzuſetzten, und ſo dauerte das Fluchen, Zanken und Schwören in einem fort, mir aber that keiner von ihnen etwas zu leide, ſondern jeder trank meine Geſundheit, und ich nahm mich denn auch wohl in Acht, nicht zu vergeſſen, wieder ihre Geſundheit zu trinken, denn meine Begegnung von dem Wirth in dem Gaſthofe bey Matlock war mir noch im friſchen Andenken; ſo oft ich alſo trank unterließ ich nicht zu ſagen: Your Health Gentleman all!

Wenn ſich ein Paar Engländer zanken, ſo ſcheint doch alles mehr in Thaten, als in Worten zu beſtehen, ſie ſprechen wenig, und wiederholen oft das Geſagte, mit einem hinzugefügten God damm you! Ihr Zorn kocht inwendig, und bricht bald in Thätlichkeiten aus.

Die Wirthinn, welche mit in dieſer Geſellſchaft in der Küche ſaß, war demohngeachtet koefſirt, und that ziemlich vornehm.

Nachdem ich gegeſſen hatte, eilte ich, zu Bette zu kommen, ſchlief aber ziemlich unruhig, weil die Schiffer faſt die ganze Nacht hindurch lermten und tobten. — Am Morgen, da ich aufſtand, war keiner mehr von ihnen zu hören und zu ſehen.

Ich hatte nun nur noch einige Meilen bis Nottingham, das ich gegen Mittag erreichte.

Dieß ſchien mir unter allen Städten, die ich außer London geſehen habe, die ſchönſte und netteſte zu ſeyn. Alles hatte hier ein modernes Anſehen, und ein groſser Platz in der Mitte gab kaum einem Londner Square an Schönheit etwas nach.

Aus der Stadt fuhrt ein ſchöner Fuſsweg über die Wieſe nach der Heerſtraſse zu, wo über die Trent eine Brücke geht. Nicht weit von dieſer Brücke war ein Gaſthof, wo ich zu Mittag aſs, aber nichts wie Brod und Butter bekommen konnte, wovon ich mir denn einen Toaſt machen lieſs.

Nottingham liegt in der Höhe, und nahm ſich in der Ferne mit ſeinen netten hohen Häuſern, rothen Dächern und Thürmen ganz vortreflich aus. Noch von keiner Stadt in England habe ich einen ſo ſchönen Proſpekt geſehen.

Ich kam nun durch viele Dörfer, als Ruddington, Bradmore, Bunny, nach Coſtal, wo ich die Nacht blieb.

Dieſen ganzen Nachmittag hörte ich von den Dörfern ein Geläute, welches vielleicht irgend ein Feſt anzeigte, das hier gefeiert wurde. Es war ein trüber Himmel, und ich fühlte mich etwas krank, und dieſs Geläute machte mich noch dazu ſchwermüthig und melancholiſch.

In Caſtol waren drei Gaſthöfe dicht neben einander, in welchen, ſchon nach dem äuſsern der

Häuſer zu urtheilen, die äußerſte Armuth herrſchte. In dem, worinn ich einkehrte, war nur die Frau allein zu Hauſe. Noch ein kranker Fleiſcher, und ein kranker Fuhrmann kehrten hier den Abend ein, alſo kamen hier lauter Kranke zuſammen, wodurch ich noch ſchwermüthiger wurde. Ich fühlte den Abend eine Art von Fieber, ſchlief die Nacht unruhig, und blieb den andern Morgen ſehr lange im Bette liegen, bis mich die Wirthinn weckte, indem ſie ſagte, ſie ſey meinetwegen beſorgt geweſen. Nun nahm ich mir auch vor, von Leiceſter aus, mit der Poſtkutſche zu fahren.

Ich hatte nur noch vier Meilen bis **Loughborough**, einer kleinen nicht ſehr anſehnlichen Stadt, wo ich erſt ſpät um Mittag ankam, und mir in dem letzten Gaſthofe auf dem Wege nach Leiceſter zu, zu eſſen geben ließ. Hier begegnete man mir wider Vermuthen zum erſtenmale wieder wie einem Gentleman, und ließ mich in dem Parlour oder Fremdenzimmer eſſen.

Von **Loughborough** (**Lofborro**) bis **Leiceſter** (**Leſter**) waren nur noch zehn Meilen, aber der Weg ſehr ſandigt und unbequem zu gehen

Ich kam durch einen Flecken, Nahmens Mountſorrel, der vielleicht von einem kleinen Hügel am Ende deſſelben ſeinen Nahmen hat. Uebrigens war bis Leiceſter eine große Ebne.

Gegen Abend kam ich auf einer angenehmen Wieſe vor Leiceſter an, über welche mich ein Fußweg in die Stadt führte, die ſich, da ſie in der Länge vor mir lag, recht gut ausnahm, und gröſſer ſchien, wie ſie wirklich iſt.

Ich ging eine lange Straße hinauf, ehe ich an das Haus kam, wo die Poſtkutſchen abgehen, und welches zugleich ein Gaſthof iſt. Ich erfuhr hier, daß denſelben Abend noch eine Stage nach London abginge, die aber inwendig ſchon beſetzt ſey, allein auswendig ſey noch Platz.

Da ich jetzt eilen mußte, um wieder zurück nach London zu kommen, weil die Zeit heranrückte, wo der Hamburger Schiffer, mit dem ich zurückfahren will, ſeine Abreiſe beſtimmt hat, ſo entſchloß ich mich bis Northhampton einen Platz auswendig auf der Kutſche zu nehmen.

Aber an dieſe Fahrt von Leiceſter bis Northhampton will ich denken, ſo lang ich lebe.

Die Kutſche fuhr vom Hofe durch das Haus. Die andern Paſſagier ſtiegen ſchon auf dem Hofe ein, wir an der Auſſenſeite aber mußten auf der öffentlichen Straße erſt hinaufklettern, weil wir ſonſt mit unſern Köpfen nicht unter dem Thorwege durchgekommen wären.

Meine Gefährten oben auf der Kutſche waren ein Bauer, ein junger Menſch der noch ganz ordentlich gekleidet war, und ein Mohrenjunge.

Das Hinaufklettern allein war ſchon mit Lebensgefahr verknüpft, und als ich nun oben war, kam ich gerade an eine Ecke auf der Kutſche zu ſitzen, wo ich mich bloß mit einer Hand an einen kleinen Griff halten konnte, der an der Seite der Kutſche angebracht war. Ich ſaß dem Rade am nächſten, und ſobald ich herunterſtürzte, ſah ich einen gewiſſen Tod vor Augen. Um deſto feſter hielt ich mich an den Griff, und um deſto behutſamer ſuchte ich mich im Gleichgewicht zu erhalten.

Nun rollte es mit der entſetzlichſten Geſchwindigkeit in der Stadt auf den Steinen fort, und wir flogen alle Augenblicke in die Höhe, ſo daß es beinahe ein Wunder war, daß wir immer wieder auf die Kutſche zurück, und nicht einmal neben herfielen. So ging es nun auch, ſo oft wir durch ein Dorf oder eine Anhöhe hinunter kamen.

Endlich ward mir dieſer Zuſtand, in beſtändiger Lebensgefahr zu ſchweben, unerträglich, und als es einmal bergan, und alſo etwas langſam ging, kroch ich oben von der Kutſche hinten in die Schoßkelle, welche hier the Baſket heißt.

In the Baſket you will be ſhaken to Death! (in der Schoßkelle werdet ihr zu Tode geſchüttelt werden!) ſagte der Mohrenjunge, und ich nahm dieß für eine Hyperbel an.

Bergan ging es auch recht ſanft und gut, und ich war zwiſchen den Koffern und Gepäcke beinahe eingeſchlafen; aber wie erſchrack ich, da es auf einmal wieder bergunter ging, und die Koffer und alles ſchwere Gepäck um mich an zu tanzen und an zu leben fing, wobei ich alle Augenblicke ſolche entſetzliche Stöße erhielt, daß ich glaubte, mein Lebensende ſey gekommen, und nun fand ich, daß der Mohrenjunge keine Hyperbel geſagt hatte; alles mein Schreien half nichts, ich mußte beinahe eine Stunde aushalten, bis es wieder bergan ging, wo ich denn ganz mürbe und zerſchlagen wieder oben auf die Kutſche kroch, und meinen vorigen

Sitz einnahm. Sagte ich es euch nicht, daß ihr würdet zu Tode geſchüttelt werden? redete mich der Mohrenjunge an, als ich wieder heraufgekrochen kam, und ich ſchwieg ganz ſtill. — Dieß ſchreibe ich einem jeden zur Warnung, dem es etwa einmal einfallen ſollte, ohne es gewohnt zu ſeyn, auf der Outſide einer Engliſchen Poſtkutſche, oder gar in dem Baſket zu fahren!

Gegen Mitternacht kamen wir in Harborough an, wo ich mich nur ein wenig ausruhen konnte, und dann gings wieder in vollem Jagen durch eine Menge Dörfer fort, ſo daß wir in einigen Stunden noch vor Tagesanbruch in Northhampton ankamen, das doch drei und dreißig Meilen von Leiceſter entfernt iſt.

Von Harborough bis Northhampton hatte ich noch eine fürchterliche Reiſe, es regnete beinahe in einem fort, und ſo wie wir auswendig auf der Kutſche vorher vom Staub bedeckt worden waren, ſo wurden wir nun vom Regen durchnetzt. Mein Nachbar, der junge Menſch, welcher neben mir in der Mitte ſaß, ſchlief noch dazu beſtändig ein, und indem er alle Augenblicke mit der ganzen Laſt ſeines Körpers auf mich fiel, fehlte wenig, daß er mich ganz von meinem Sitz hinunterdrängte.

Endlich kamen wir denn in Northhampton an, wo ich mich ſogleich zu Bette legte, und beinahe bis an den Mittag geſchlafen habe. Morgen früh denke ich nun von hier mit der Poſtkutſche meine Reiſe nach London fortzuſetzen.

London, den 14ten Juli.

Die Reiſe von Northhampton bis London kann ich wiederum keine Reiſe, ſondern nur eine Bewegung von einem Orte zum andern in einem zugemachten Kaſten, nennen, wobei man etwa mit ein Paar Leuten, die ſich auf eben die Art fortbewegen laſſen, wenn das Glück gut iſt, konverſiren kann.

Bei mir war das Glück ſo gut nicht, denn meine drei Reiſegefährten waren Pächter, die ſo feſt ſchliefen, daß ſie durch die herzhafteſten Kopfſtöße, womit ſie ſich einander begrüßten, nicht aufgerüttelt wurden.

Ihre von Bier und Brantwein aufgedunſnen Geſichter lagen wie dicke, todte Fleiſchmaſſen vor mir. — Und wenn ſie einmal erwachten, ſo waren Schafe, womit ſie handelten, ihr erſtes und letztes Wort.

Der eine unter ihnen aber war von den übrigen beiden ſehr verſchieden: ſein Geſicht war gelb, und hager, ſeine Augen tief eingefallen, ſeine langen gelben Finger ſchlotterten an ſeinen Händen, er ſahe aus wie Geiz und Menſchenhaß.

Das erſtre war er, denn er weigerte ſich auf jeder Station, dem Kutſcher das gewöhnliche Trinkgeld zu geben, was doch alle gaben, und jeder Heller, den er bezahlen mußte, preßte ihm ein God damm! aus dem Herzen.

Wenn er im Wagen ſaß, ſcheute er das Licht, und machte, was er nur konnte, alle Fenſter zu, wenn ich nicht zuweilen eins wieder aufriß, um gleichſam nur einen Anblick von den reizenden Gegenden zu haſchen, vor denen wir im Fluge vorbeifuhren.

Unſer Weg ging über Newport Pagnel, Dunſtable, St. Albans, Barnet, bis Islington oder vielmehr London ſelbſt. Aber die Namen ſind auch nun alles, was ich von dieſen Oertern zu ſagen weiß.

In Dunſtable, wo mir recht iſt, frühſtückten wir, und es ward hier alles, wie es auch bei uns auf den Poſtwagen gebräuchlich iſt, von den Paſſagiers gemeinſchaftlich bezahlt. Ich hatte mir, weil ich dieß nicht wußte, beſonders Kaffee beſtellt; allein weil er einmal da war, tranken die drei Pächter mit, und ließen mich wieder von ihrem Thee mittrinken.

Sie fragten mich, aus welchem Theile der Welt ich ſey, anſtatt daß man bei uns frägt, was für ein Landsmann einer iſt.

Da wir nun gefrühſtückt hatten, und wieder in dem Wagen ſaßen, ſchienen die Pächter, den hagern ausgenommen, ordentlich aufzuleben, und fingen Religions= und politiſche Diſcourſe an.

Der eine brachte die Geſchichte von Simſon aufs Tapet, welche ſein Pfarrer neulich erklärt hatte, und machte ſich doch ſelbſt allerlei Zweifel gegen das große Thor, was Simſen getragen, und die Füchſe mit den Feuerbränden zwiſchen den Schwänzen, ob er gleich ſonſt in ſeinem Glauben feſt war.

Sie erzählten ſich darauf allerlei Geſchichtchen aus der Bibel, nicht als ob ſie dieſelben ſchon als bekannt vorausſetzten, ſondern ſie irgendwo als angenehme Hiſtorien hätten erzählen hören. Das meiſte hatten ſie auch von ihrem Pfarrer gehört, und nicht ſelbſt geleſen.

Der eine fing darauf von den Juden im alten Teſtament an, und daß die jetzigen davon abſtammten. —

Sie ſind in Ewigkeit verdammt! — ſagte der andre ſo kaltblütig und zuverſichtlich, als ob er ſie ſchon lichterloh brennen ſähe.

Wir bekamen nun ſehr oft neue Paſſagier, die zuweilen nur eine Strecke mitfuhren, und dann wieder abſtiegen. Unter andern eine Brantweinbrennerinn aus London, die uns mit einer Erzählung aller der ſchrecklichen Auftritte bei dem letzten Aufruhr in London unterhielt. Beſonders auffallend war mir, wie ein Kerl ihrem Hauſe gegegenüber ſo wüthend war, daß er auf der Mauer eines ſchon halbabgebrannten Hauſes ſtand, und noch mit eigenen Händen die Steine loszureißen ſuchte, welche das Feuer hatte ſtehen laſſen, bis er erſchoſſen ward, und rücklings in die Flamme fiel.

Endlich kamen wir denn im vollen Regen ohngefähr um ein Uhr in London an. Ich hatte im

Northhampton für die ſechs und ſechzig Meilen bis London, ſechzehn Schillinge vorausbezahlen muſſen. Dieß ſchien der Kutſcher nicht gewiß zu wiſſen, und fragte mich daher, ob ich ſchon bezahlt habe, welches er mir doch nun auf mein Wort glauben mußte.

Ich ſahe aus wie ein halber Wilder, da ich in London wieder ankam; demohngeachtet nahm mich Herr Pointer, bei dem mein Koffer ſtand, ſehr freundſchaftlich auf, und ließ ſich über Tiſche meine Abentheuer von mir erzählen.

Ich beſuchte den Abend noch Herrn Leonhardi, welcher mich, weil ich wegen der Paar Tage, die ich etwa noch auf guten Wind warten mußte, kein Logie miethen wollte, bis dahin in Freemaſons Tavern unterbrachte.

Allein hier in Freemaſons Tavern warte ich nun ſchon acht Tage, und der Wind weht noch beſtändig von Hamburg her, ſtatt daß er hinwehen ſollte, welches ich nun herzlich wünſche, weil ich doch den hieſigen Aufenthalt faſt gar nicht mehr nützen kann, indem ich mich beſtändig bereit halten muß, zu Schiffe zu gehen, ſobald der Wind umſchlägt, und mich alſo nicht weit verſteigen darf.

Alles iſt jetzt voll von Rockinghams Tode, und der darauf erfolgten Veränderung des Miniſteriums. Daß Fox ſeine Stelle niedergelegt hat, darüber iſt jedermann aufgebracht, und doch iſt es ſonderbar, alles nimmt Theil an ihm, und intereſſirt ſich für ihn, wie für jemanden, von dem es einem leid thut, wenn man ſchlecht von ihm denken ſoll.

Am Dienſtage war eine der wichtigſten Debatten im Parlamente. Fox war aufgefordert, ſeine Gründe der Nation darzulegen, warum er reſignirt habe. Um eilf Uhr war das Haus von Zuſchauern ſchon ſo voll, daß niemand mehr darinn Platz finden konnte; und um drei Uhr gehen doch erſt die Debatten an, die dießmal bis den Abend um zehn Uhr dauerten.

Gegen vier Uhr kam Fox. Alles war voll Erwartung. Er ſprach mit großer Heftigkeit, ließ es aber dennoch merken, wie ſehr er dieſe Heftigkeit mäßige, und als er nun den Schritt, den er gethan, mit allen Gründen vertheidigt hatte, und nun ſagte: now I ſtand here again, poor as I was. &c. nun ſtehe ich hier wieder, arm wie ich war! u. ſ. w. ſo war dieß wirklich für den Zuhörer rührend und erſchütternd.

Der General **Conway** ſagte darauf ſeine Gründe, warum er nicht abdankte, ob er gleich mit Herrn Fox und Burke einerlei politiſche Grundſätze habe: er ſey nehmlich in Anſehung der Independenz von Amerika, der beſſern Repräſentation des Volkes im Parlamente, und der Irrländiſchen Angelegenheiten, mit ihnen einerlei Meinung, glaube aber nicht, daß der jetzige Miniſter, Graf Schelburn, gegen dieſe Grundſätze handeln werde; ſobald er dieß thun würde, reſignirte er ebenfalls, aber nicht eher.

Nun ſtand **Burke** auf, und redete in ſehr blumenreichen Ausdrücken zum Lobe des verſtorbenen Marquis von Rockingham. Als er kein hinlängliches Gehör fand, und viel um ſich plaudern und murmeln hörte, ſagte er mit großer Heftigkeit, und Gefühl beleidigter innerer Würde: Das iſt keine Behandlung für ein ſo altes Parlamentsglied, als ich bin, und ich will gehört ſeyn! — worauf ſogleich eine allgemeine Stille herrſchte.

Nachdem er nun noch ſehr vieles zu Rockinghams Lobe geſagt hatte, fing er an: was den General Conway anbeträfe, daß dieſer im Miniſterium bleiben wolle, ſo erinnere er ſich dabei einer Fabel aus ſeiner Kindheit, wo der Wolf vorgeſtellt wird, wie er die Geſtalt eines Schafes annimmt, und von einem Lamme in den Stall gelaſſen wird, welches zwar zu ihm ſagt: Mama, wo habt ihr die großen Nägel und die ſcharfen Zähne her? demungeachtet aber ihn hineinläßt, worauf er die ganze Heerde erwürgt. Was nun den General Conway anbeträfe, ſo käme es ihm gerade ſo vor, als ob das Schaf zwar die Nägel und Zähne des Wolfes bemerkte, demungeachtet aber ſo gutmüthig wäre, zu glauben, der Wolf werde wohl ſeine Natur ändern, und ein Lamm werden. Er wolle damit gar nicht auf den Grafen von Schelburn zielen, nur ſo viel ſey gewiß, daß die jetzige Adminiſtration noch tauſendmal ſchlechter ſey, als ſie unter dem Lord North (der hier gegenwärtig ſaß) geweſen wäre.

Als ich Herrn Pitt zum erſtenmal reden hörte, erſtaunte ich, daß ein Mann von ſo jugendlichem Anſehen auftrat, und indem er ſprach, ſo viel Aufmerkſamkeit auf ſich erregte. Er ſcheint nicht über ein und zwanzig Jahr zu ſeyn. Eben dieſer Pitt iſt nun Miniſter, und zwar Chancellor of the Exchequer geworden.

Es iſt erſchrecklich, was in den Zeitungen, wovon hier täglich zwölf und mehrere herauskommen, die es theils mit der Miniſterial, theils mit der Antiminiſterialparthei halten, bei dieſer Gelegenheit, für Anzüglichkeiten geſagt werden.

Noch in der geſtrigen ſtand, daß Fox, nachdem er gefallen, und Pitt, ein ſo junger Mann, Miniſter ſey, er mit Satan, welcher in Miltons verlornem Paradieſe, den von Gott begünſtigten Menſchen erblickt, ausrufe: O hatefull Sight!

Am Donnerſtage hat der König das Parlament mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten auf eine beſtimmte Zeit entlaſſen. Ich übergehe dieß, weil es ſchon genug beſchrieben iſt.

Ich habe auch noch in dieſen Tagen den Herrn Baron Grothaus, dieſen berühmten Fußgänger kennen gelernt, an den ich von dem Herrn Baron Groote von Hamburg aus ein Empfehlungsſchreiben hatte. Er wohnt in Cheſterfield Hauſe, nicht weit vom General Paoli, mit dem er mich bekannt zu machen verſprochen hat, wenn ich Zeit habe, ihn noch einmal zu beſuchen.

Uebrigens habe ich dieſe Woche ſehr von dem böſen Huſten gelitten, den ich mit aus der Höhle gebracht habe, ſo daß ich einige Tage nicht habe ausgehen dürfen, wo mich die Herren Schönborn und Leonhardi fleißig beſucht, und zu meiner Aufmunterung ſehr viel beigetragen haben.

Ich habe hier von meiner Reiſe außerhalb London ſo viel zu erzählen gehabt, als ich wahrſcheinlich in Deutſchland von England überhaupt werde erzählen müſſen. — Den meiſten Leuten, denen ich hier in London von meiner Reiſe erzähle, iſt das, was ich geſehen habe, ganz etwas neues.

Einiges muß ich doch nun noch nachholen, was ich in Anſehung der hieſigen Deklamation, Ausſprache, und Dialekt, bemerkt, und Ihnen zu ſchreiben vergeſſen habe.

Die Engliſche Deklamation ſcheint mir lange nicht ſo vieler Abwechſelungen fähig zu ſeyn, als die unſrige. In den Parlamentsreden, Predigten, Theaterreden, ja ſelbſt im gemeinen Leben, werden die Perioden am Ende immer mit einem gewiſſen ſonderbaren, eintönigen Fall der Stimme begleitet, der bei aller ſeiner Monotonie, doch etwas ſolides und nachdrückliches hat, und den ein Ausländer ſchwerlich nachahmen lernt. Herr Leonhardi ſchien mir in einigen Stellen, die er aus dem Hamlet deklamirte, dieſen Fall der Stimme ſehr gut zu treffen. Ferner wird der Accent faſt mehr auf die Epitheta als auf die eigentlichen Subſtantive geſetzt, die man oft weit dunkler, als ihre Beiwörter nachklingen läßt. — Auf dem Theater drückt man die Sylben und Wörter außerordentlich deutlich aus, ſo daß man hier immer, in Anſehung der Engliſchen Ausſprache und Deklamation, wohl am meiſten lernen kann.

Es giebt in London auch eine Art von beſonderm Dialekt: ſo ſagt man z. B. it a'nt, anſtatt it is not, es iſt nicht; I do know, anſtatt I do not know, oder I do'nt know, ich weiß nicht; I do know him, ich kenne ihn nicht; welches letztere mich oft getäuſcht hat, indem ich eine Verneinung für eine Bejahung nahm.

Das Wort Sir, (Herr) hat im Engliſchen einen gar mannichfaltigen Gebrauch. Mit Sir redet der Engländer ſeinen König, ſeinen Freund, ſeinen Feind, ſeinen Bedienten, und ſeinen Hund an; er bedient ſich deſſelben, auf eine höfliche Weiſe zu fragen; und der Redner im Parlament, den Uebergang damit zu machen, wenn er nicht weiter kann.

So heißt alſo Sir? in einem fragenden Tone; was befehlen Sie? — Sir! in einem demüthigen Tone: gnädigſter König! — Sir! in einem trotzigen Tone: es ſtehen ein Paar Ohrfeigen zu Dienſte! — zu einem Hunde geſagt, bedeutet es eine Tracht Prügel — und in den Parlamentsreden mit einer Pauſe begleitet, heißt es: ich kann mich nicht ſogleich beſinnen.

Nichts habe ich häufiger hier gehört, als den Ausdruck: never mind it! Laßt das gut ſeyn! — Ein Träger ſtürzte, und fiel ſich auf dem Pflaſter den Kopf entzwei: never mind it! ſagte ein Engländer, der vorbei ging. Als ich vom Schiffe meinen Koffer auf einem Boote abholen ließ, ruderte der Schiffer zwiſchen die Kähne, und ſein Junge der vorn ſtand, bekam die entſetzlichſten Prügel, weil die andern ihn nicht durchlaſſen wollten; Never mind it! ſagte der Alte, und ruderte immer zu.

Die Deutſchen, welche lange hier geweſen ſind, reden faſt in lauter Angliciſmen, als: es will nicht thun, anſtatt, es iſt nicht hinlänglich, und dergleichen. Ja einige ſagen ſogar: ich habe es nicht geminded, ich habe mich nicht daran erinnert, oder daran gedacht.

Engländer, die Deutſch ſprechen, kennt man bald an der Ausſprache des w nach Engliſcher Art; anſtatt: ich befinde mich wohl, ſagen ſie, ich befinde mich u ohl, indem das w faſt ſo weich, wie ein ſchnell ausgeſprochnes u klingt.

Beim Zurechtweiſen auf den Straßen habe ich hier ſehr oft eine Art von Formel gehört: go down the Street, as far as ever you can go, and aſk any Body, geht die Straße hinunter, ſo weit ihr kommen könnt, und fragt, wen ihr wollt! — ſo wie wir bei uns zu ſagen pflegen: jedes Kind kann Euch da zurechtweiſen.

Ich habe ſchon bemerkt, daß man in England weit ſchöner ſchreiben lernt, als bei uns, wahrſcheinlich rührt dieſes auch mit daher, weil in ganz England nur einerlei Hand gebräuchlich iſt, worinn ſich die Buchſtaben ſo ähnlich ſehen, daß man ſie für gedruckt halten ſollte.

Ueberhaupt ſcheint Rede, Schrift, Ausdruck und Schreibart, in England weit mehr fixirt zu ſeyn, als bei uns. Der gemeinſte Menſch drückt ſich in richtigen Phraſen aus, und wer ein Buch ſchreibt, ſchreibt doch wenigſtens korrekt, wenn die Sachen auch noch ſo ſchlecht ſind. Denn über den guten Stil ſcheint man doch in England einig geworden zu ſeyn.

Das erbärmlichſte Gewäſch habe ich auf den Kanzeln gehört. Ich bin heute in einigen Kirchen geweſen, wo die Predigten aus dogmatiſchen Heften genommen zu ſeyn ſchienen. Es ſoll hier ein Jude wohnen, von dem ſich hieſige Geiſtliche ihre Predigten für Geld verfertigen laſſen.

London, den 18ten Juli.

Zum letztenmale ſchreibe ich Ihnen heute aus London; und zwar aus St. Catharins, dem abſcheulichſten Loche in der ganzen Stadt, wo ich mich aber deswegen aufhalten muß, weil die großen Schiffe auf der Themſe hier anlanden, und abgehen, und wir ſobald der Wind ſich dreht, fortſeegeln werden: der hat ſich nun eben jetzt gedreht, aber wir ſeegeln erſt Morgen fort. Heute kann ich Ihnen alſo noch, ſo viel ich weiß, erzählen.

Am Montag Morgen zog ich aus Freemaſons Tavern hieher in einen Gaſthof, worinn ein deutſcher Wirth iſt, und in welchem alle Hamburger Schiffer einkehren. In Freemaſons Tavern betrug meine Rechnung fur acht Tage Logis, Frühſtück, und Mittagseſſen, eine Guinee, neun Schilling und neun Pence, alſo beinahe zwei Guineen. Frühſtück, Mittagseſſen, und Kaffe, war immer ohne Unterſchied jedes einen Schilling gerechnet. Für das Logis bezahlte ich nicht mehr als zwölf Schillinge für die Woche, welches nach Verhältniß ſehr wohlfeil war.

Bei dem deutſchen Wirth in St. Catharins hingegen iſt alles viel wohlfeiler, und man ißt, trinkt, und wohnt hier wöchentlich für eine halbe Guinee. Ich möchte aber demohngeachtet keinem rathen, hier lange zu logiren, wer ſich in London umſehen will; denn St. Catharins iſt einer der abgelegenſten und unbequemſten Plätze in der ganzen Stadt.

Wer hier vom Schiffe ausſteigt, bekömmt dieſe jämmerliche enge ſchmuzige Straße, und dieſe den

Einſturz drohenden Häuſer von London zuerſt zu ſehen: und alſo gewiß beim erſten Anblick keinen ſehr vortheilhaften Eindruck von dieſer prächtigen und berühmten Stadt.

Von Bullſtroatſtreet oder Cavendiſchſquare bis St. Catharins iſt beinahe eine halbe Tagereiſe. Demohngeachtet hat mich Herr Schönborn, ſeitdem ich hier wohne, täglich beſucht, und ich ihn immer die Hälfte Weges zurückbegleitet. Heute Nachmittag haben wir bei der Paulskirche von einander Abſchied genommen. Mir iſt dieſer Abſchied ſehr ſchwer geworden.

Einen ſehr angenehmen Beſuch erhielt ich eben dieſen Nachmittag von Herrn Hanſen, einem Mitarbeiter an dem Zöllnerſchen Leſebuche für alle Stände, welcher mir einen Brief von Herrn Prediger Zöllner aus Berlin mitbrachte, und gerade in London ankam, da ich abreiſen wollte. Er geht in Handlungsgeſchäften nach Liverpool.

Dieſe Tage über habe ich denn noch aus Langerweile einige Gegenden von London durchſtrichen. Ich ſuchte geſtern das weſtliche Ende der Stadt zu erreichen; allein ſie dauerte einige Meilen weit immer noch in einzelnen Häuſern fort, die aber doch eine Straße ausmachten, bis ich endlich, da es ſchon dunkel war, ganz ermüdet zurückkehrte, ohne meinen Zweck erreicht zu haben.

Nichts macht in London einen heßlichern Anblick, als die Fleiſchſcharren, beſonders in der Gegend vom Tower. Gedärme und Unrath wird alles auf die Straße geworfen, und verurſacht einen unerträglichen Geſtank.

Ich habe vergeſſen, Ihnen etwas von der Börſe zu ſagen: dieß prächtige Gebäude iſt ein länglichtes Viereck, deſſen Mitte ein offner freier Platz iſt, wo ſich die Kaufleute verſammeln. Rund herum ſind bedeckte Säulengänge, und an den verſchiednen Pfeilern ſteht immer der Nahme der handelnden Nation verzeichnet, welche man hier treffen will, damit man ſich unter der Menge von Menſchen einander finden könne. Auch ſind unter den bedeckten Gängen ſteinerne Bänke angebracht, die nach einer Wanderung etwa von St. Catharins bis hieher zum Ausruhen ſehr bequem ſind.

Rund umher an den Wänden ſind allerlei Avertiſſements auf großen, gedruckten Bogen angeſchlagen, worunter ich eins von ganz ſonderbarem Inhalt las. Es ermahnte nehmlich ein Engliſcher Geiſtlicher, daß man der ſchändlichen Parlamentsakte zur Duldung der Catholicken nicht dadurch beiſtimmen ſollte, daß man etwa ſeine Kinder, zu ihrem ewigen Verderben, von ihnen unterrichten und erziehen ließe; ſondern man ſollte doch ihm, als einem rechtgläubigen Prieſter der Engliſchen Kirche lieber dieſen Verdienſt zuwenden.

In der Mitte des freien Platzes ſteht Karl des Andern ſteinerne Bildſäule. — Wenn ich hier ſo auf einer Bank ſaß, und dem Gewühle zuſah, ſo kam mir doch dieſe Londner Welt, in Anſehung der Kleidung und des Aeußern, von der Berliniſchen nicht ſo ſehr verſchieden vor.

Dicht bei der Börſe iſt ein Laden, wo man für einen Penny oder Halfpenny im Vorbeigehen Zeitungen leſen kann, ſo viel man will. Es ſteht um dieſen Laden beſtändig voller Leute, die hier in der Geſchwindigkeit im Stehen eine Weile leſen, ihren Halfpenny bezahlen, und dann weiter gehen.

Auf der Börſe iſt ein kleiner Thurm mit einem Glockenſpiel, das ſehr angenehm klingt, aber nicht mehr als eine ziemlich luſtige Melodie ſpielt, die einem in dieſer Gegend beſtändig in den Ohren ſchallt.

Noch iſt mir eingefallen, daß man hier in London keines Elementarwerks und keiner Kupfertafeln zum Unterricht für Kinder bedurfte: man brauchte ſie nur in die Straßen der Stadt zu führen, und ihnen alle die Dinge ſelbſt, wie ſie wirklich ſind, zu zeigen. Denn hier iſt dafür geſorgt, daß alle Produkte der Künſte und des Fleißes, ſo viel wie möglich, zur öffentlichen Schau geſtellt ſind. Gemählde, Kunſtwerke, Koſtbarkeiten, alles zeigt ſich hinter den großen Glaßſcheiben und hellen Fenſtern der Gewölbe im vortheilhafteſten Proſpekt. Es fehlt auch nie an Zuſchauern, welche hier oder da mitten auf den Straßen, vor irgend einem Kunſtwerke ſtill ſtehen, und es betrachten. Oft ſcheint eine ſolche Straße einem wohlgeordneten Kunſtkabinet zu gleichen.

Die Squares aber, wo die prächtigſten Häuſer ſind, verſchmähen dergleichen Zierrath, der nur den Kaufmannshäuſern anſteht. Auch iſts hier lange nicht ſo volkreich, wie in den übrigen Theilen der Stadt. Zwiſchen dem Strande und den Squares in London iſt ohngefähr, in Anſehung der Lebhaftigkeit, ein ſolches Verhältniß, als zwiſchen dem Mühlendamm und der Friedrichsſtadt, in Berlin.

Nun, lieber Freund, fällt mir nichts merkwürdiges mehr bei, das ich Ihnen ſchreiben könnte, als daß alles zu unſrer morgenden Abreiſe fertig iſt. — Dem Herrn Capitain Hilkes, mit dem ich von Hamburg herfuhr, mußte ich vier Guineen für Koſt und Wohnung in der Kajüte bezahlen. Herr Capitain Braunſchweig aber, mit dem ich wieder zurückfahre, nimmt fünf Guineen, weil in London der Einkauf der Lebensmittel theuer iſt.

Und nun hätte ich Ihnen denn alle meine Fata und Abentheuer, von dem Augenblick an, da ich in Hamburg auf der Straße von Ihnen Abſchied nahm, erzählt; ausgenommen meine Herreiſe mit Herrn Hilkes. Von dieſer berichte denn noch, daß ſie zu meinem höchſten Mißvergnügen vierzehn Tage dauerte, und ich drei Tage ſeekrank war. Von der Hinreiſe bring' ich Ihnen die Nachricht mit. Und nun grüßen Sie Bieſtern, und leben Sie wohl, bis wir uns wiederſehen!

Andreas Hartknopf.

Eine Allegorie.

Non fumum ex fulgore
Sed ex fumo dare lucem.

Berlin, 1786.
bei Johann Friedrich Unger.

Univ [illegible]
Mo [illegible]

Vorbericht.

Der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig.

Universitäts-
Bibliothek
München

Hier will ich ſtill ſtehen — — ſagte mein lieber Andreas Hartknopf, da er ſich plötzlich, auf ſeiner Wanderſchaft an einem breiten Graben befand, und weder Weg noch Steg ſahe, der ihn hinüberführen konnte; und doch war es ſchon beinahe dunkle Nacht, und der Wind wehte ſcharf aus Norden ihm einen feinen Staubregen ins Geſicht, der ſchon ſeine Kleider bis auf die Haut durchnetzt hatte — — er hat nun ausgewandert, der gute Hartknopf — — aber mir däucht, ich ſehe ihn noch da ſtehen mit ſeinem langen Knotenſtocke, den meſſingnen Kamm in ſein dickes ſchwarzbraunes Haar geſchlagen, und ſeinen Rock mit den ſteifen Schößen von oben bis unten zugeknöpft —

Er war eine gute Seele — ob er gleich in der Gottheit vier Perſonen annahm, und glaubte, daß die ganze Welt aus alkaliſchem Salz geſchaffen ſey — Dieß öffentliche Zeugniß von ſeinem Charakter und ſeinem Herzen, das gewiß ein Unpartheiiſcher fällt, möge ihn gegen die Beſchuldigungen retten, womit Bosheit und Verläumdung ſeinen Nahmen oft gebrandmarkt haben.

Du guter **Andreas Hartknopf** magſt wohl nicht gedacht haben, daß deine beſten Freunde, die auch wie du an die Viereinigkeit, und an die Schöpfung der Welt aus alkaliſchem Salze glaubten, und mit dir, wie du meinteſt, ein Herz und eine Seele waren, daß dieſe dein Gedächtniß nach deinem Tode ſo ſchändlich verunglimpfen würden.

Ach, es war dir auch nicht bei der Wiege geſungen, wie es dir einmal in der Welt ergehen ſollte — daß du verſtoßen, verjagt, von aller Welt verlaſſen, umherirren, irgendwo ein freundliches Obdach ſuchen und es nicht finden ſollteſt — daß du an die Thüren deiner Brüder, deiner Freunde klopfen, und ſie dir nicht aufgethan werden ſollten — daß du — o nichts weiter! meine Seele ergrimmt gegen die Menſchen, wenn ich bedenke, daß ſie den Edelſten unter ſich ausſtießen, den Diamant, der auf dieſe harten Kieſelſteine ſeinen unnachahmlichen Glanz hätte werfen können, wodurch ſie auch bemerkt worden wären, wenn man ihn unter ihnen geſucht hätte!

Oft unterhält ſich meine Seele in einſamen Stunden mit dir in Geſprächen; ich ſehe dich in meine kleine Kammer treten; wir ſehen uns und ſehen den Himmel aus dem eröfneten Fenſter an — und ob wir gleich nur gegen ein altes Gemäuer blicken, ſo erhebt ſich doch unſer Herz, wenn die Sonne darauf ſcheint, und unſre Seelen ergießen ſich gegeneinander in Liebe und Wärme, in ſüßen Geſprächen von Zukunft und Vergangenheit — —

Ich ſoll von dir reden, mein Guter! und rede mit dir — Sieh' ich muß wieder Abſchied von deinem Geiſte nehmen, wenn ich von dir reden ſoll — das wird mir ſchwer — o habt Geduld mit mir meine Leſer! es iſt mir ſchwer geworden, mich von meinem Freunde zu trennen — ich ſprach mit ihm, da ich mit euch ſprechen ſollte — denn ich wollte euch doch ſeine Geſchichte erzählen.

Hier will ich ſtill ſtehen! ſagte er alſo, da er plötzlich an dem breiten Graben ſtand, über den kein ſchmaler Steg ihn führte — er ging eine weite Strecke auf und ab, und fand keinen Weg hinüber — die Nacht brach immer tiefer herein —

der Wind ging immer ſchärfer, und jagte ſchon den Regen in großen Tropfen meinem Wandrer ins Geſicht — hinter ihm war ein meilenlanger Wald — Hier will ich ſtill ſtehen, ſagte er noch einmal — weil ich nicht weiter kann — und das will ſagte er mit einem gewiſſen Trotz, aber auch zugleich mit einer Erhabenheit der Seele, womit er dem Regen und dem Sturmwinde zu befehlen und über die Elemente zu herrſchen ſchien.

Ich will, was ich muß, war ſein Wahlſpruch bis an den letzten Hauch ſeines Lebens — Es war ſeine höchſte Weißheit, der er bis zum Tode getreu blieb — die ihn über die Dornenpfade ſeines Lebens ſicher hinleitete, die ihm am Rande des Grabes noch einmal ihre freundſchaftliche Rechte bot.

Weil ich das nun alles weiß, und ich mich faſt eben ſo in ſeine Seele hineindenken kann, als in meine eigne Seele — ſo genau waren wir miteinander verwebt — ſo kann ich nun auch das alles von ihm erzählen, was gewiß ſonſt niemand leicht von ihm würde erzählen können: wie ſeine ganze Seele dabe arbeitete, als er die Worte ſagte — **hier will ich ſtill ſtehen bleiben!**

Er fühlte dabei einen unwiderſtehlichen Muth, womit er der Kälte, dem Regen, dem Winde, der Dunkelheit der Nacht, und der Ohnmacht der menſchlichen Natur ſelbſt Troz bot — er zog ſich in ſich ſelbſt zurück, wie der Igel in ſeine Stacheln, wie die Schildkröte in ihr felſenfeſtes Haus; ſeine Bruſt war mit ehernem Muthe geſtählt, ſein Körper zum Leiden abgehärtet — die rauhen Elemente noch immer ſeine Freunde, denn ſie behandelten ihn gütiger, wie die Menſchen.

Legen konnte er ſich nicht, denn der Boden war vom Regen durchnäßt — Er ſtand und ging am Graben auf und nieder, dann ſtand er wieder eine Weile, und pfiff die halbe Nacht hindurch im Winde ſein Leibſtückchen, daß es weit in die Ferne ſchallte, wo es der Wind hintrug — Ein paar Eulen auf den nahen Bäumen fingen an, ſtatt der Nachtigall, ihn zu akkompagnieren, und ein paar Fledermäuſe ſchwirreten ſtatt der Lerchen ihm um den Kopf — und er ward nicht böſe darüber, ſondern ließ ſich, da er es nicht beſſer haben konnte, den Wettgeſang gern gefallen, und freute ſich, daß ſelbſt in der ſtillen Todten Nacht, die Natur noch Funken von Leben ſprüht — ſie machte ihm itzt, ſeine ſonſt ſo getreue, liebevolle, zwar eine etwas ſaure Miene — und er hätte ihr in der Dunkelheit der Nacht, durch eine ſehr unfreundliche Verzerrung ſeiner Geſichtszüge den Gruß ſehr gut erwiedern können — aber das that er nicht — ſeine Stirne zog ſich nicht in düſtre Falten, ſein Auge blieb ſo heiter, daß er ſich vor der hellen Sonne nicht hätte ſchämen dürfen, wenn ſie in dieſem Augenblicke ſein Antlitz beleuchtet hätte.

Indem er noch ſo da ſtand und pfiff, hörte er in der Ferne Menſchenſtimmen, und ſeine gute Laune, in die er ſich hineingepfiffen hatte, erhielt beinahe einen kleinen Stoß — bald aber ermannte er ſich wieder, und die Menſchenſtimmen klangen ſeinen Ohren beinahe wieder ſo lieblich, als der Geſang der Eulen, mit denen er vorher in Geſellſchaft des rauſchenden Windes ein angenehmes Konzert aufgeführt hatte.

Die Menſchenſtimmen tönten wild in die Nacht — der Laut war wie von ſtammelnden Zungen, und ihr Ausruf war, wie der Ausruf derer, die voll ſüßen Weins ſind. — Schon waren ſie dicht heran, und es war doch ſchändlich!

die Eulen und Fledermäuſe hatten meinem Hartknopf zur Geſellſchaft mitgewacht — und dieſe Unmenſchen — — es waren ihrer zwei — He da! Landsmann, ſtammelte der eine, was wankt er hier noch ſo ſpät umher? — Ich kann nicht über den Graben — — I Narr, ſo ſchwimm er durch, lachte jener laut auf, und ſtieß ihn in den Graben hinein — Hartknopf rafte ſich im Fallen ſo gut er konnte zuſammen, und ſiehe da, es war eine Grube, wie die, worin weiland Joſeph von ſeinen mitleidigen Brüdern hinabgelaſſen wurde, es war ein Graben, worin kein Waſſer war, und durch welchen er gleich anfangs trocknes Fußes hätte durchgehen können, wenn er ſtatt ſeiner philoſophiſchen Reſignation, ſeine beiden Sinne Geſicht und Gefühl zuſammengenommen hätte, um ſich vermittelſt ſeines Dornſtockes und ſeiner geſunden Füße, erſt einen Durchgang durch den Graben zu erproben, ehe er ſich entſchloß, die Nacht über diſſeits zu bleiben, und mit ſeinem Pfeiffen ein paar Eulen zu akkompagniren.

Hartknopf kam nun auf der andern Seite des Grabens wieder in die Höhe, und machte auch nicht einmal in Gedanken ſeinem Beleidiger Vorwürfe, der ihm freilich wider Willen einen Dienſt geleiſtet hatte, indem er ihn durch einen zwar etwas unſanften Stoß durch einen Graben half, wodurch ihn vorher alle ſeine Philoſophie nicht hatte helfen können. Was aber noch mehr war, ſo machte **Hartknopf** ſich ſelber nicht einmal Vorwürfe, daß er wie mit Blindheit geſchlagen geweſen war — das war nun einmal ſeine Art ſo — er hielt es für noch einen kindiſchen und läppiſchen Streich mehr, wenn man ſich über irgend einen kindiſchen und läppiſchen Streich, den man einmal gemacht hatte, die Haare ausraufen wollte. — Ueberhaupt hatte er ſich, ſeitdem er anfing, weiſe zu werden, die Reue abzugewöhnen geſucht, die er nur für ein Arzneimittel der Thoren hielt. **Ich will, was ich muß!** war ſein Wahlſpruch, wenn er von auſſen her getrieben wurde, und **ich muß, was ich will**, wenn ihn etwas von innen trieb. Gefühl ſeiner Kraft, insbeſondre der widerſtrebenden, war ſeine höchſte Glückſeligkeit. — Darum mochte er zuweilen gern wider den Strom ſchwimmen, ob es ihm gleich ſauer wurde, und wider die Wand rennen, ob er ſich gleich den Kopf zerſtieß. — Darum war er auch die Nacht diſſeits des Grabens geblieben, als er nur einige Wahrſcheinlichkeit hatte, daß er nicht würde durchkommen können. Und er gefiel ſich nun einmal ſo; und weil ihm die Zeit nicht ſehr übel verſtrichen war, ſo würde er ſich über jeden Aerger geärgert haben, den er über ſich ſelbſt hätte in ſich aufſteigen laſſen, darum ärgerte er ſich dann am Ende lieber gar nicht.

Er verdoppelte ſeine Schritte, um ſich warm zu gehen, und befand ſich ungleich beſſer, da er wieder auf der Landſtraße war, und mit Zweck und Abſicht ſich nach einer feſtern Richtung fortbewegen konnte, als vorher, da er gehen mußte um zu gehen, und immer wieder an denſelben Fleck zurückkam — Dieß führte ihn zu tiefſinnigen Betrachtungen über die gerade und über die krumme Linie, und in wie fern die gerade Linie gleichſam das Bild des Zweckmäßigen in unſern Handlungen ſey, indem die Thätigkeit der Seele den kürzeſten Weg zu ihrem Ziele nimmt — die krumme Linie hingegen das Schöne, Tändelnde und Spielende, den Tanz, das Spazierengehen bezeichnet — — indem waren die beiden beſoffnen Kerl ſchon wieder hinter ihm, und faßten ihn brüderlich, der eine unter dem rechten, der andre unter dem linken Arm — der unter dem linken Arm hatte ihn in den Graben geſtoßen, und war wie der böſe Schächer zur Linken am Kreutze, die Tugend und Weißheit ging in der Mitten.

Die beiden beſoffnen Kerl aber waren ein paar Weltreformatoren und Koſmopoliten — und der zur Linken war der Anführer einer kleinen Koſmopolitenbande, die im Lande umherzog, nnd ſich jetzt in einem kleinen Städtchen aufhielt, um ihr Gaukelſpiel da zu treiben, und aus allen vier Enden der Erde Menſchen hinzulocken, die ſich vor ihrer großen Bude verſammlen, und ihre Marktſchreier- und Taſchenſpielerkünſte anſtaunen ſollten — —

Der Anführer zur Linken hatte große ſchwarze ſtruppigte Augenbraunen, und borſtiges Haar, und trug ein ſammtnes Kleid vom Schweiß und Blut der betrognen Menſchheit — Er kniff meinem guten **Hartknopf** in den Arm, daß es ihm blau wurde, da er ihn untergefaßt hatte, und ſagte: Du alter Kauz, wie iſt dir denn das Schwimmen bekommen? — daraus war denn zu ſchließen, daß er ihn nicht in einen trocknen ſondern mit Waſſer angefüllten Graben hatte ſtoßen wollen, dieſer Borſtige.

Der Koſmopolit zur Rechten war der reuige Schächer, und ſagte: Lieber Bruder, wir hätten dieſes Menſchen ſchonen ſollen — — und hätten ihn nicht ſollen in die Grube ſtoßen, worin kein Waſſer war — der arme Menſch! — indem drückte er Hartknopfen ſanft die Hand — und dieſer ſagte halb im Schlummer: Heute wirſt du mit mir im Paradieſe ſeyn! Er meinte aber den Gaſthof in dem Städtchen, das vor ihnen lag, wo er immer einzukehren pflegte, wo die Zöllner und Sünder herbergten, und wohin jetzt ſein ſehnlichſtes Wünſchen ging. — Die Idee vom Paradieſe ſchlug in den beiden Koſmopolitenköpfen, wie ein Feuerfunken an — — ſie hatte ſo etwas Erhabenes und Feierliches in der dunkeln, ſchauervollen Nacht, ſo wenig Erhabenes ſich auch mein guter ehrlicher Hartknopf dabei gedacht hatte — — Der Schächer zur Rechten und der Schächer zur Linken fühlten die ganze

Macht der Worte, die ſie nun wirklich auf ſich abgezielt glaubten. — — Ihre Seelen wurden zerknirſcht, Thränen entſtrömten ihren Augen; ſie fingen an, ſich wirklich für ein paar arme Schächer zu halten, welche in ihrem verkehrten Sinn die hohe Würde der Menſchheit beleidigt hätten: — —

Fühlſt du das, lieber Bruder? ſagte der zur Rechten — — Ich fühl' es! antwortete der Linke mit bebender Stimme — laß uns hier niederfallen im Staube, und den großen Allvater bitten, daß er uns vergebe die Sünden unſrer Jugend und die Sünden unſrer grauen Jahre; daß er nicht anſehe unſre Miſſethat, und uns nicht ſtrafe, wie wir es verdient haben — denn wo will man einen Reinen finden, unter denen da keiner rein iſt — Bewahre meinen Fuß — — und ſo lang wie er war lag der borſtige Betende ausgeſtreckt da — denn ſein Gebet war ſchwarze Heuchelei und verflog in den Lüften — er maß die Erde mit ſeiner Länge, denn er hatte ſich an einem alten Stubben am Wege ſein Schienbein zerſtoßen, daß es ihn bis in den Wirbel hinauf ſchmerzte. — Das ſanfte Erbarmen meines

Hartknopfs mit ſeinem Beleidiger hob den Gefallnen wieder auf — und der Gefallne dankte ihm nicht, denn ſein böſer Geiſt hatte dem Stubben Hartknopfs Geſtalt gegeben — und der Gefallne ſagte zu dem Schächer zur Rechten: mein Bruder, was meinſt du, der Schurke da hat mir ein Bein untergeſchlagen, um ſich an mir zu rächen! Ei ſo ſoll ihn ja auch — — rief der reuige Schächer, und fing an tüchtig auf meinen Hartknopf loßzuſchlagen, und der zur Linken war dabei ſein getreuer Rath und Aſſiſtent —— aber das Blättchen fing ſich bald an zu wenden. — — Die Weißheit in der Mitte nahm ihren Dornenſtock in die Hand, und ſchlug damit rechts und links um ſich, und die Thorheit taumelte an beiden Seiten von ihren wiederhohlten Schlägen zu Boden, und als mein Hartknopf die beiden Beſoffnen nach Herzensluſt durchgeprügelt hatte, ſo ſagte er: Vater vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun! — —

Und nun hob er ſie beide wieder auf, und ſie wanderten wieder einträchtig und brüderlich miteinander fort — darüber brach der Tag an, und der Rauſch in den Köpfen der beiden Koſmopoliten

ten fing allmälig an zu verfliegen — ihr nächtlicher Zwiſt mit Hartknopfen verlohr ſich in ein dunkles Schattenbild — und ſie ſahen jetzt ſeine offne Stirn und ſein edles freies Auge, womit er ſie im Glanz der aufgehenden Sonne anblickte, und ſchlugen beſchämt ihre Augen nieder.

Alle drei ſchienen ſtillſchweigend in einen Vertrag eingewilligt zu haben, alles in der Nacht vorgefallne in gänzliche Vergeſſenheit zu begraben. Sie unterhielten ſich miteinander über die Schönheit des Morgens, über die Pracht der aufgehenden Sonne, und über den herrlichen Anblick der wiedererwachenden Natur — und ließen ihren ſtrafenden Unwillen gegen diejenigen aus, die den ſchönſten Morgen in ihren Pflaumfedern verſchlafen könnten. — Dann fragten erſt die beiden Koſmopoliten ihren nächtlichen Gefährten, wo er denn eigentlich herkomme, und wo er eigentlich hinwolle?

Beides wußte er nicht eigentlich zu beantworten. — Er kam aus dem Abend, und wanderte gerade gegen den Morgen zu; denn der Weg von Weſten nach Oſten hatte für ihn ſo etwas Reitzendes und Anziehendes, das ſich zum

Theil mit auf ſeine beſondern Meinungen gründete. — Da er nun in Süden und Norden eben ſo wenig Schätze zu hohlen hatte, als in Oſten und Weſten, ſo nahm er ſeine Richtung immer nach Oſten zu, und richtete es gemeiniglich ſo ein, daß er den erſten frühen Strahl der Sonne mit ſeinem Morgengebet begrüßen konnte. Welche Städte und Dörfer nun hier auf ſeinem Wege lagen, durch dieſe ging er oft hindurch, ohne nur nach ihrem Nahmen zu fragen, und wenn man ihn denn auch nicht nach ſeinem Nahmen fragte, ſondern wie irgend ein unbedeutendes Weſen, einen Hund oder eine Katze, ihn durchwandern ließ, ohne nur einen Blick auf ihn zu werfen, wie froh war er dann!

Als er aber durch das Land kam, wo man am Thore die Geheimniſſe ſeines Herzens und ſeiner Taſchen ausforſchen wollte, ehe man ihn durchließ; ſo nahm er einen weiten, weiten Umweg, wenn er an eine Stadt kam, und mußte von ſeiner geliebten Direktionslinie nach Oſten manche Abweichung machen, ehe er wieder in ſein Gleis kam — dann ſchüttelte er den Staub von ſeinen Füßen über einer ſolchen Stadt, und freute ſich, wenn er in irgend eine dürre ſandigte Heide kam, wo keine Spur von Taſchendurchſuchenden und Geheimniſſeerforſchenden Menſchen zu ſehen war, und er nun wieder freier athmen konnte.

Damit der Leſer auch keinen Augenblick länger etwa den Gedanken hege, als habe ſich **Hartknopf** von Weſten gegen Oſten hingebettelt — ſo muß ich verſichern — denn ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß man dieß auch nur von ihm denken könne — ſo muß ich den Leſer verſichern, daß **Hartknopf** ſich lieber auf irgend einer Veſtung oder in irgend einem Zuchthauſe würde von ſelbſt angegeben haben, um zu karren oder zu raſpeln, ehe er das gethan hätte. — Auch brauchte er es nicht: denn er war ſeines Handwerks ein Grobſchmidt und ein Prieſter, und konnte ſich alſo mit ſeiner Hände Arbeit ſowohl, als vom Evangelium nähren, das er den Leuten gern verkündigte, die es hören wollten — aber von der Predigt des Evangeliums nährte er ſich nicht, ſondern vom Schmiedehammer; denn er dachte, umſonſt habt ihrs empfangen, umſonſt ſollt ihr es auch wiedergeben. — Ein Arkanum für die Schwindſucht, welches er beſaß, will ich nicht einmal erwähnen; er beſaß ein noch weit größres Arkanum, den Leib des Menſchen durch die Seele zu heilen — wie oft hat er hiervon Gebrauch gemacht! er nährte ſich aber eben ſo wenig davon als vom Evangelium, das er verkündigte — ſondern der Schmiedehammer, den er mit ſeinem nervigten Arm wohl auf dem Ambos zu führen wußte, verſchafte ihm Nahrung und Kleider; und wenn er dann mit dem Allernothwendigſten verſehen war, ſo ließ er eine Weile ſeinen Arm wieder ruhen, um ſeinen Lauf gegen Oſten fortzuſetzen, und ſeinen Weg, den er nahm, durch wohlthätige Handlungen zu bezeichnen. Am heißen Mittage begegnete ihm dann die Sonne in ihrem Laufe, und ſchien, ihm, als ihrem großen Nachahmer, Beifall zuzulächeln.

Das Geheimniß des Erdenlebens meines Hartknopfs iſt mir heilig. Mit Ehrfurcht wage ich es, allmälig den Schleier wegzuziehen, der große, der Ewigkeit werthe Thaten vor dem Auge der Welt verhüllte, die dermaleinſt im höchſten Glanze ſchimmern, und die Thaten der Könige verdunkeln werden. —

Du höreſt ſein Säuſeln wohl, aber du weiſſeſt nicht, von wannen er kömmt, noch wohin er fähret. — — Der Fromme geht ſeinen Gang vor ſich hin, ſo lange er hienieden wallet, iſt in ſich gekehrt, und merkt auf jeden ſeiner Schritte, die er thut — ſeine Blicke ſchweifen nicht umher auf den Töchtern des Landes — denn eine iſt ſeine auserwählte Braut, die verläßt er und ſie ihn in Ewigkeit nicht, ſie reicht ihm noch ihre ſanfte Hand im finſtern Thal des Todes, und geleitet ihn in beßre Welten hinüber, wo kein Koſmopolit den müden Wandrer mehr in einen Graben ſtößt, und kein böſer Geiſt mehr einen Stubben in **Hartknopfs** Geſtalt verwandelt, um ihm von zwei Weltreformatoren eine Tracht Schläge zuzuziehen.

Wohin er eigentlich ginge? — fragten ihn alſo die beiden Weltreformatoren — eigentlich habe er ſich kein feſtes Ziel geſetzt, gab er zur Antwort, aber er wolle mit ihnen in das nächſte Städtchen gehen — und dort im Paradieſe einkehren,

kehren, wo der Gaſtwirth noch ſein Herr Vetter ſey —

Das Städtchen aber, auf welches ſie nun zu gingen, hieß Gellenhauſen, und war Andreas Hartknopfs Geburtsort — den er itzt beſuchte, weil er auf ſeiner Direktionslinie nach Oſten lag — denn er kam aus dem äußerſten Ende von Weſtphalen, und ging durch ganz Niederſachſen und Oberſachſen immer auf das jetzige preußiſche Pohlen zu, und nun war er bis an Gellenhauſen gekommen, ohne bis itzt daran zu denken, daß er da gebohren war — bis er, noch den Abend vorher, ehe er an den breiten Graben kam, die hohe Thurmſpitze in der Ferne ſchimmern ſahe, welche die einzige in dem Städtchen war, und mit ihrer Pracht alle übrigen Häuſer, die in einem Klümpchen zuſammen gedrängt da lagen, verdunkelte und beſchämte. —

Das Städtchen hatte ſich auch in dem Thurme ganz verbauet, und der Magiſtrat von Gellenhauſen wäre beinahe darüber bei den höchſten Landesgerichten in Inquiſition gekommen. — Das war aber nun einmal die Art dieſes Städtchens, daß es ſchimmern wollte, von jeher —

davon zeugten noch die Ueberreſte eines alten Walles, worauf ein paar ungeheure Kanonen gepflanzt waren — und ein Prediger, der ein Buch geſchrieben hatte unter dem Titel: die ſich entknoſpende Frühlingsroſe oder die Hoffnungen des Chriſten jenſeit des Grabes, wo ſie nicht eher ruhten, bis ſie ihn in ihr Städtchen zogen, wo er auf dem Kirchhofe bei Mondſchein Predigten hielt, und die Jünglinge und Mädchen des Ortes auf den Grabhügeln ihrer Väter um ſich her verſammelte, um ihnen die ſich entknoſpende Frühlingsroſe vorzupredigen.

Nun wird man ſich auch leicht erklären können, wie ſich in dem Städtchen eine Koſmopolitenbande einniſteln konnte — nachdem eine herumwandernde Truppe Komödianten ſchon die Hälfte von dem Haab' und Gut der armen Einwohner mit ſich hinweggenommen hatte.

Das Philantropin in Deſſau exiſtirte damals ſchon ſeit einigen Jahren, und hatte in den Köpfen der Deutſchen einen Schwindel hervorgebracht, der ſie damals noch in vollem Wirbel umherdrehte — und ſo wie bei der Theaterepoche, die ſich nun auch allmälig ihrem Ende nähert, mancher

cher ehrliche Handwerksmann ſich mit in den Wirbel hineinziehen ließ, und den Leiſten mit dem tragiſchen Kothurn vertauſchte — ſo wären auch **Hartknopfs** beide Begleiter, der eine zur Rechten Nahmens **Küſter**, wirklich ein **Küſter**, und der borſtige zur Linken Nahmens **Hagebuck**, ein ehrſamer Schuſter geweſen, der eine höhere Flamme in ſich lodern fühlte, und glaubte, daß er gar wohl fähig ſey, in den Köpfen der Menſchen ein Licht anzuzünden, deren Füſſen er jetzt Schuhe anmeſſen mußte.

Denn er hatte ſeines großen Handwerksgenoſſen **Jakob Böhmens** Schriften geleſen, dadurch war zuerſt der Funke in ihm angefacht worden — denn es war ihm einmal, da er gerade den Pechdrath zog, als ob ihm eine Stimme vom Himmel zuriefe: **Hagebuck!** und er ſagte: Herr, was iſts? — Da rief ihm die Stimme weiter zu: Laß deinen Pechdrath liegen, und wirf deinen Pfriemen von dir, und gehe hin in ein Land, daß ich dir zeigen will!

Er nahm drauf plötzlich von ſeinem Meiſter Abſchied, welcher ſeinen verſtörten Minen nach zu urtheilen, glaubte, er ſey toll im Kopfe ge-

wor

worden, ihm ſeinen Lohn auszahlte, und froh war, daß er ihm loß wurde — denn er war manchmal des Nachts bei Mondſchein auf dem Dache herumgeklettert, und hätte das Haus beinahe wegen eines Spuckes in üblen Ruf gebracht; dieß war aber ein Fehler, der ihm noch aus ſeiner Kindheit anklebte; denn er war einer der unheilbarſten Nachtwandler, die es je gegeben hat, und auch einer der geſchickteſten: ſo daß er, wenn man ihn nicht bei ſeinem Taufnahmen rief, auf einer Dachſpitze tanzen konnte. —

Hans Hagebuck ſchnürte alſo ſein Bündel, ſteckte ſeinen **Jakob Böhme** in die Taſche, und wanderte auf Deſſau zu. — Hier verkannte man ſeine Talente nicht, und er fand Gelegenheit, den Unterricht des Philantropins zu genießen, und ſtudirte Baſedows Elementarwerk in der deutſchen Ueberſetzung, daß ihm der Kopf rauchte; der Erfolg davon war, daß er binnen einem Jahre, ſich ſchon ſtark genug fühlte wieder ein Lehrer der Menſchen zu werden, und in dem Städtchen Gellenhauſen, wohin er berufen wurde, ein Philantropin nach dem Muſter des Deſſauiſchen zu errichten.

Sein Mitgehülfe war, wie ſchon geſagt, ein Küſter, welcher zugleich **Rüſter** hieß — Er war aber wegen ſeines tumultuariſchen Charakters ſeines Dienſtes entſetzt worden — denn er wollte ſich nicht in die gewöhnliche Ordnung der Dinge fügen, ſeinem Paſtor nachzutreten, ſondern er wollte ihm an der Seite gehen, und den Paſtor, wie ſeinen Freund und Kollegen betrachten — er meinte, ſie wollten zuſammen in brüderlicher Eintracht auf ihr Zeitalter wirken, und dem alten Vorurtheil entgegen kämpfen. — Der Herr Paſtor verſtund aber keinen Spaß, und verbat ſich dergleichen Familiaritäten von ſeinem Untergebnen; und da der Küſter einmal andre Lieder in der Kirche anſchlug, als der Paſtor ihm geſagt hatte, ſo machte dieſer einen Bericht ans Konſiſtorium, worin er dieſe nebſt mehrern gröblichen Vergehungen gegen die Subordination anzeigte — und wovon die Folge war, daß dieſer Küſter, welcher zugleich **Rüſter** hieß, ſeines Dienſtes entſetzt wurde — er hatte die Baſedowſchen Schriften geleſen, und die Weltreformirſucht ſpückte ihm auch im Kopfe — er reiſte alſo geradesweges nach Deſſau, und machte Bekanntſchaft mit dem Schulknecht Hagebuck, der ſo eben nach Gellenhauſen abreiſen wollte — ihre Seelen begegneten ſich ſchon in ihren Blikken; ſie umarmten ſich ſchon, da ſie kaum einander nennen konnten — und ihr Freundſchaftsbündniß war auf ewig geſchloſſen; um es aber noch feſter und feierlicher zu machen, ließen ſie ſich im Gaſthofe zum goldnen Scepter, eine Bouteille Pontak geben, und tranken Brüderſchaft — nachdem ſie vorher aus dem Baſedowiſchen Liederbuche das Lied über die Freundſchaft geſungen hatten.

Und nun ging es denn geradesweges auf Gellenhauſen zu — Da war nun viel aufzuräumen — da herrſchte noch recht der alte Schlendrian im Schulweſen — da regierte noch der Stock und die Ruthe — da wurden noch Vokabeln auswendig gelernt — — Aber wie bald war das alles ganz anders! und Stock und Ruthe wie weggeblaſen!

Bald wurde eine Meritentafel in der Kirche mit dem hohen Thurme aufgehängt, und jeder Junge in Gellenhauſen, mochte er auch ſeyn, wer er wollte, bekam für jede edle That, die er ge-

gethan hatte, einen goldnen Punkt darauf — und es kamen plötzlich ſo viel edle Thaten zum Vorſchein, daß ganz Gellenhauſen darüber erſtaunte. —

Wer erſt eine gewiſſe Anzahl ſolcher goldnen Punkte hatte, der bekam ein Ordensband, und da galt, wie billig, kein Anſehen der Perſon; mochte der Junge auch barfuß gehen, und die Schweine hüten, ſo bekam er ein Ordensband. —

Der Rektor des Städtchens nannte zwar die Hagebuck- und Küſterſche Anſtalt eine Klippſchule, weil kein Latein darin gelehrt wurde, und ſchlug ein Schnippchen dazu, allein ſein Beutel und ſeine Küche empfanden es — daß dieſe neue Klippſchule in Gellenhauſen etwas mehr ſagen wolle — da flogen Braten und Weinflaſchen, und Zuckerhüte den beiden Weltreformatoren ins Haus, als ob ſie mit dem leidigen Drachen ein Bündniß gehabt hätten. —

Aber machten denn dieſe beiden allein die ganze Koſmopolitenbande aus? — nein, es gehörte noch ein Schneider und ein Friſeur dazu, die ſie unterweges aufgerafft hatten — der Friſeur mußte ihnen alle Morgen auf philantropiniſche Art ihr abgeſchnittenes Haar im Nacken in runde Locken kräuſeln, um der Natur getreu zu bleiben, und dann erklärte er zugleich den kleinſten Kindern die Kupfer des Baſedowiſchen Elementarwerks — der Schneider flickte ihnen ihre Kleider mit ſeiner Nadel, und ihre Reden mit ſeinem Witz aus — er war zugleich ein großer Kinderfreund, und lehrte Kinder von vier Jahren leſen, ohne, daß ſie erſt buchſtabiren lernten.

Es wurden nun Spatziergänge, Wettrennen, gymnaſtiſche Uebungen angeſtellt — Wie ſtaunteſt du Gellenhauſen, da du zuerſt deine hoffnungsvolle Jugend, unter den Augen ihrer vier Lehrer ſich öffentlich balgen ſaheſt! — da du ſie zum erſtenmal mit Knüppeln vor den Thoren exerzieren, und mit klingendem Spiel in deine Thore einziehen ſaheſt! — Da du zuerſt den Knaben mit dem Ordensbande auf der Bruſt hinter den Schweinen hergehen, und ſie nun menſchenfreundlich und liebevoll von ihm behandelt ſaheſt! —

Aber wie ſtaunteſt du, mein **Hartknopf**, da du mit deinen beiden Gefährten in die Thore deiner Geburtsſtadt eingingeſt, und die ganze nunmehro philantropiniſch gewordne Jugend deiner Vaterſtadt, angeführt von ihren andern beiden Lehrern, dem Schneider und Friſeur, in beſter Ordnung dir entgegen kam, und deine beiden beſoffnen Gefährten, mit einem lautgellenden Freudengeſchrei bewillkommte; und wie deine beiden Gefährten umhalſet und geliebkoſet, und im Triumph durch die Straßen der Stadt, bis nach ihrer Wohnung in dem neuen Erziehungshauſe geführt wurden; das eines der anſehnlichſten Gebäude in der Stadt war.

Der Triumph, womit Hagebuck und Küſter eingehohlt wurden, bezog ſich auf eine Wette, die ſie angeſtellt hatten, daß ſie in Zeit von vier und zwanzig Stunden ſieben Meilen zu Fuße hin und her gehen wollten. — Dieſe Wette hatten ſie nun gewonnen, indem ſie von dem Orte, der ſieben Meilen weit von Gellenhauſen lag, Brief und Siegel mitbrachten, daß ſie da geweſen waren. — Solche Wetten wurden öfter angeſtellt, um dadurch einen edlen Wetteifer zu befördern — Und Hagebuck und Küſter glaubten auch, ſchon des Beiſpiels wegen, ſolche Touren machen zu müſſen, damit es nicht ſchiene, als ob ſie ſelbſt ihren Körper nicht abzuhärten, und das nicht auszuüben ſuchten, was ſie doch andern predigten. — Nun ſchien aber vorzüglich das zu Fuß reiſen, ſo etwas philantropiniſches Weltbürgermäßiges zu ſeyn, daß ſie nicht mit Unrecht glaubten, es verdiene wohl durch ihr eignes Beiſpiel den Menſchen angeprieſen zu werden. — **Hagebuck** hatte von ſeiner Wanderſchaft als Schuhknecht her noch eine große Geläufigkeit in ſeinen Füßen, ob er gleich mit den Knieen etwas einwärts ging, daß er noch ziemlich munter auf den Beinen war, da **Rüſter** ſchon anfing ziemlich ſchachmatt zu werden — endlich aber da es gegen Abend ging, konnten ſie beide nicht mehr fort — und hatten doch noch beinahe fünf Meilen vor ſich; war es nun dieſen Leuten, die es ſich um das Beſte der Menſchheit ſo ſauer werden ließen, wohl zu verdenken, wenn ſie, da ſie ſich mit ein wenig Wein erquicken wollten, des Guten zuviel thaten, und nun die übrigen fünf Meilen in einem weg auf die luſtigſte Art hintaumelten, die ſie ſonſt auf die langweiligſte Art hätten gehen müſſen.

Und hatten ſie gleich im betrunknen Muthe den armen Hartknopf in einen Graben geworfen, ſo hatten ſie ihm doch nachher brüderlich wieder unter die Arme gegriffen — und hatten ſie ihm gleich für ſein Mitleid gegen den Gefallnen mit Schlägen gelohnt; ſo hatten ſie ihm doch auch wieder verziehen, da er ihnen doppelt und dreifach vergalt, was ihre blinde Rachſucht an ihm ausübte. —

Und Hagebuck — denn man muß doch auch dem Teufel Gerechtigkeit wiederfahren laſſen — war, ſeine Heuchelei und Verſtellung, und ſeine menſchenfeindliche Gemüthsart abgerechnet, die aus ſeinen ſchwarzen Augenbraunen hervorleuchtete, ein Menſch, der niemanden leicht etwas zu leide that; ausgenommen wenn es ihm Nutzen brachte, oder er ſich etwa einmal einen kleinen Spaß machen wollte, wie mit Hartknopfen, den er in den Graben ſtieß! —

Der einzelne Menſch war ihm, wie nichts — den unverſehens in einen Graben zu ſtoßen, und in den Arm zu kneifen, indem er ſich ſtellte, als ob er ihn brüderlich unterfaßte, daraus machte er ſich nichts — aber die ganze Menſchheit konnte er liebevoll umfaſſen — gegen die ſchlug ſein Herz, wie er ſagte, mit mächtigen Schlägen; für die opferte er, indem er in vier und zwanzig Stunden ſieben Meilen hin und zurück ging, ſeine Kräfte auf.

Demohngeachtet aber fehlte es ihm nicht an einem wirklich unternehmenden Geiſte; und er pflegte ſich deswegen auch oft mit Luthern, und ſeinen Kollegen **Küſter** mit Melanchton zu vergleichen; und als er auf der Reiſe nach Gellenhauſen begriffen war, ſo dachte er ſich alle die Schwierigkeiten, die dort ſeinem großen Reformationsgeſchäfte von der Geiſtlichkeit des Orts würden entgegengeſetzt werden, und konnte ſich nicht enthalten, ſeinem großen Vorgänger **Luther** die merkwürdigen Worte nachzuſprechen: wenn auch in Gellenhauſen ſo viel Teufel als Ziegel auf den Dächern wären, ſo wolle er doch den Sieg behalten; er verſtand aber unter den kleinen Teufeln, die Menge der Vorurtheile, die er nun in Gellenhauſen beſiegen, und was er ſonſt noch alles ausrichten würde, ſo daß ſein Angedenken noch nach Jahrhunderten nicht verloſchen ſeyn ſollte.

Küſter war eine gute ſchwache Seele, der allem Beifall gab, und alles für Orakelſprüche hielt, was ſein Herr und Meiſter, Hagebuck nur über ſeine weiſen Lippen ſtrömen ließ. — Wenn Hagebuck diktirte, ſo faßte Küſters Feder ſeine Worte, wie die Worte eines Heiligen auf, und brachte ſie mit zitternder Hand zu Papier, daß ja nicht eine Silbe davon verloren ging — denn brach er oft in laute, freudige Ausrufungen über die hohe Weisheit aus, die in Hagebucks Worten lag, welche er das Glück hatte niederzuſchreiben —

Er war Hagebucks getreues Echo — wenn dieſer diktirte, ſo ſchrieb er, und las ihm ſeine Worte wieder vor; wann dieſer auf den Stock und die Ruthe ſchimpfte, ſo ſchalt er auf das Auswendiglernen und die Vokabeln; wenn dieſer ſeinen undankbaren Zeitgenoſſen fluchte, daß ſie ihn nicht zum allgemeinen Weltreformator mit einem Gehalt ernennen wollten, ſo ſeufzte er über das undankbare Gellenhauſen, welches doch, wie ich vorher bemerkt habe, was Viktualien anbetraf, ſich nichts weniger, als undankbar bewieß; wenn Hagebuck mit dem höchſten Pathos eine Rede über Menſchenglück und Menſchenwohlfahrt hielt, und ſeine Hände fochten, und alle ſeine Muſkeln angeſtrengt waren; ſo ſahe **Küſter** wie das Amen zu der Predigt dazu aus — und er war auch wirklich das Ja und Amen von allen Reden, die **Hagebuck** je in ſeiner Gegenwart gehalten hat.

Man wundre ſich nicht, daß dieſer **Küſter**, da er noch wirklicher Küſter war, ſich gegen ſeinen Paſtor ſo übermüthig betrug — das Herz des Paſtors war ein noch ſtolzeres und verzagteres Ding, als das Herz ſeines Küſters — aber **Hagebucks** Genius war ſtärker als **Küſters** Genius — und ſein Uebermuth verwandelte ſich gegen dieſen in Ehrfurcht und Anhänglichkeit, welche immer bei dem Schwächern gegen den Stärkern ſtatt findet, wenn der Stärkere einmal ſein Herr geworden iſt.

Dieſe beiden Leute wurden nun, wie geſagt, im Triumph in **Hartknopfs** Vaterſtadt eingeholt, und um **Hartknopfen** bekümmerte ſich keine Seele, als ein alter Pudel, der ſeinem Herrn Vetter dem Gaſtwirth **Knapp** im Paradieſe gehörte, und auch vor Alter ſchon auf einem

Auge blind, und auf zwei Füßen lahm war. — Dieſer ſprang auf, und liebkoſete **Hartknopfen**, da er vor der Thüre des Gaſthofes ſtand, und das uralte Schild beſahe, wo noch der Cherubim mit dem flammenden Schwerdte ſtand, und unſre beiden erſten Eltern nakt und bloß dem ſchönen Paradieſe den Rücken zukehrten. Hier ſtand **Hartknopf** — denn die beiden Weltbürger mit denen er gewandert war, hatten nicht zu ihm geſagt: bleibe bei uns, denn es will Mittag werden, und dich wird wohl hungern; ſondern ſie ſagten: behüt' ihn Gott, mein Freund! da ſie von ihm Abſchied nahmen, und gaben ihm nicht die Hand vor den Leuten, ſondern nickten ihm nur ein wenig mit dem Kopfe, und **Hagebuck** nickte ihm bloß mit ſeinen ſchwarzen Augenbraunen zu.

Und **Hartknopf** kehrte nun nach einer langen mühſeligen Wanderſchaft in ſeinem Geburtsorte im Paradieſe ein. Hier fand er doch Freunde und Bekannte wieder — erſtlich den alten lahmen Pudel, und dann ſeinen Herrn Vetter **Knapp**, die ihn beide herzlich bewillkommten.

Der Herr Vetter **Knapp** war ein Mann von kurzen Antworten, und ſeine Rede war im eigentlichen Verſtande Ja! Ja! Nein! Nein! — wenn man ihn aber auf den rechten Punkt brachte, wo er zu Hauſe war, und wo ihm eine Sache am Herzen lag, ſo ſprach er mit einem Fluß der Rede, wo er kein Aufhören finden konnte. Alſo:

H. Lieber Herr Vetter **Knapp** kennt er mich noch?

K. Ja! Ja! (indem er ihm die Hand ſchüttelte.)

H. Lebt ſeine Frau noch?

K. Nein! Nein! (indem er ſich die Augen wiſchte.)

H. Kann ich die Nacht hier herbergen?

K. Ja! Ja! (indem er ihn in ſeine beſte Stube führte.)

Knapp beſorgte zu eſſen und zu trinken für ſeinen Vetter, und beide ſetzten ſich nun zu Tiſch, und ſprachen in zwei Stunden kein Wort miteinander, denn **Hartknopf** kannte ſeinen Vetter noch von Alters her. — Endlich fing **Hartknopf** an:

Lieber Vetter, wer ſind denn eigentlich die beiden, die mich da unterweges begleitet haben, der Hagebuck und der Küſter, und was machen dieſe Leute hier?

K. Ja! Ja! mein Freund, da ließe ſich viel von reden — aber er weiß, das iſt nun einmal meine Sache nicht — es thut einem in der Seele weh, wenn man der Narrethei und dem Unweſen ſo zuſieht! — Erſt hat ſich der Magiſtrat in dem großen ſpitzen Thurm verbauet — was die Feldſchlangen auf dem Walle ſollen, das weiß der liebe Gott — und nun läßt er da ein paar Landläufer herüber kommen, die uns allen den Kopf toll machen — ſeh er einmal meine beiden Nachbarsjungen: — die Jungen ſehen aus, wie die Narren, mit ihrem rothen Ordensbande, das ſie um ihre ſchäbichten Kamiſöhler hängen haben — der eine hat einmal einen gefangnen Vogel wieder fliegen laſſen, und der andre hat für einen Hund gebeten, der Prügel haben ſollte, dafür haben ſie nun beide den Orden gekriegt — alles wohl gut — aber die Jungen wiſſen nun einmal, was für ein Aufhebens davon gemacht wird, wenn ſie ſo etwas thun; da werden ihnen nichts als kleine Geſchichten erzählt, wo dergleichen edle Handlungen zu Dutzenden darinn vorkommen; anſtatt daß ſie nun denken ſollten, das müßte ſchon ſo ſeyn, das verſtünde ſich ſchon von ſelbſt, lernen ſie etwas ganz beſonderes daraus machen, und thun vor ihren Eltern und erwachſenen Leuten groß damit — Lieber Vetter, was ſoll das? — Die alten Tafeln, worauf die zehn Gebote ſtanden, haben ſie in unſrer Kirche abgenommen, und dafür eine Tafel mit Punkten hingehängt — ſehe er nur, das heißt eine Meritentafel, da ſtehen die Nahmen der Jungen oben angeſchrieben, und wer die meiſten Meriten hat, der hat auch die meiſten goldnen Punkte, nun ſag' er mir, was kann ſo ein Junge wohl für Meriten haben? Wenn wir von Moral reden wollen, ſo ſind doch die zehn Gebote auch eine recht kurze und nachdrückliche Moral — warum ſollen wir denn die nun wegen der goldnen Punkte abſchaffen? Der Menſch behält alles ſo leicht an den Zahlen, er zählt ſich ſo gern etwas an den Fingern ab — Mit den zehn Geboten war man nun einmal ſo ſchön eingerichtet — man durfte nur ſagen, du mußt nicht wider das ſiebente, wider das ſechſte, wider das achte Gebot, ſündigen, und jedermann verſtand einen gleich — die neue Moral iſt zu weitläuftig, Herr! für uns gemeines Volk! Wir müſſen etwas Kurzes und Bündiges haben, das wir auf den Fingern abzählen können, und das uns immer zu rechter Zeit wieder einfällt, wenn wirs brauchen. — Wer die fünf Species rechnen kann, der hat ſo viel rechnen gelernt, als er fürs Haus braucht, und wer die fünf Hauptſtücke von Luthers Katechismus im Kopfe und im Herzen hat, der hat auch ſo viel Chriſtenthum und Moral gelernt, als er fürs Haus braucht — Was die drei Glaubensartikel anbetrift, ſo iſt mir der von Gott den Vater immer der erbaulichſte geweſen, der mich erſchaffen hat, und noch erhält, der mir Vernunft, Augen, Ohren, und alle Sinne gegeben hat, und der ein Schöpfer Himmels und der Erden iſt — die andern beiden Glaubensartikel laſſe ich aber auch in ihren Würden, ob ich ſie gleich nicht ſo ganz verſtehe, wie den erſten.

Hier hatte nun Herr Knapp eine Saite auf Hartknopfs Seele berührt, die ſogleich einen hellen und ſanften Ton von ſich gab, welcher den, der ihn hörte, auf eine Weile in angenehme Schwärmereien einwiegte; bis auf einmal ſeine trockne Laune wieder da war, die den horchenden Träumer aus ſeinem Schlummer weckte, und ihn wieder auf den gegenwärtigen **Lebensfleck** zurückbrachte.

Was die Glaubensartikel anbetriſt, mein lieber Vetter — ſagte **Hattknopf** — was die anbetriſt, ſo ſcheint er mir darinn auf einem recht guten Wege zu ſeyn, daß er den von Gott dem Vater für den erbaulichſten hält, und die andern beiden doch auch in ihren Würden läßt.— Lieber Vetter! der Vater wäre nicht Vater, wenn der Sohn nicht wäre — der Vater muß durch den Sohn erkannt werden, wie der Gedanke durch das Wort — Das Wort iſt das Kleid, das den Gedanken umhüllet — aber ohne das Wort wäre der Gedanke nichts — das Wort iſt allmächtig — es war im Anfange, und war bei Gott, und Gott war das Wort, und durch das Wort iſt alles gemacht, was gemacht iſt — Lieber Vetter, unſer ganzes Leben und Seyn drängt ſich in ein großes Wort zuſammen, aber ich kann es nicht buchſtabieren — dieß Wort hat den Himmel gewölbet, es hat aus der dunkeln Mitternacht die Morgenſterne hervorgerufen — Es gehet aus vom Vater, Sohn, und Geiſt, ſo wie der Geiſt vom Vater und Sohn, und der Sohn vom Vater allein ausgehet — Viere ſind, die da zeugen im Himmel: der Vater, der Sohn, der Geiſt, und das Wort, und dieſe viere ſind eins — Das Wort aber iſt Fleiſch geworden, und hat unter uns gewohnet, und wir haben ſeine Herrlichkeit geſehen, als eine Herrlichkeit des eingebohrnen Sohnes Gottes, und — Vetter, wir können ſie noch alle Tage ſehen, und dürfen ſie nicht weit ſuchen. — Die Weisheit ſtehet auf den Gaſſen und ſpricht: kommet her zu mir, und lernet von mir; ich will euch Worte des Lebens ſagen! Die Worte des Lebens aber tönen ſanft und voll, und wer ſie einmal gehört und ſein Ohr daran gewöhnet hat, dem tönen ſie ſein ganzes Leben hindurch in einem fort, und ſind der harmoniſche Takt zu allem, was er denkt, und ſpricht, und thut. —— Wer auf dieſen Takt horcht, deſſen Blut fließt leicht in ſeinen Adern, ſeine Seel' iſt immer heiter, ſein Auge beſtändig

offen

offen für den Lichtſtrom, der ſich aus Gottes Schöpfung hinein ergießt; ſein Schlummer iſt ſanft, ſein Erwachen froh — ſein Tod wie erwünſchter Schlaf in der ſchwülen Mittagshitze — Vetter, **wir ſind** iſt das höchſte, was wir ſagen können — die Welt um uns her iſt unendlich groß, und uns iſt doch hier ſo wohl zwiſchen ſeinen vier Pfählen — nun laß' er uns auch eine Pfeiffe Toback ſtopfen, und hört er nicht, ſein Junge ſchreit!

Hartknopf hatte gleichſam den erſten Buchſtaben von dem großen Worte geſagt, und glaubte, ſein Vetter würde vielleicht mit dem zweiten Buchſtaben einfallen — weil er aber dieß nicht that, ſo lenkte er bald wieder ein, und ſagte: laß er uns doch eine Pfeiffe Toback ſtopfen, und: hört er nicht wie ſein Junge ſchreit?

Der Junge ſchrie aber erbärmlich, weil ihn einer von den barfüßigen philantropiniſchen Buben, der aber ſchon ein Ordensband trug, bei den Haaren herumzaußte. Er hatte dieſen Burſchen mit ſeinem Ordensbande ausgehöhnet, und der verſtand keinen Spaß, ſondern fing an von ſeinem gymnaſtiſchen Unterricht itzt die praktiſche

Anwendung zu machen, und baxte den kleinen zehnjährigen **Knapp** zur Erde nieder, welches ihm nicht ſchwer fiel, da er ſelbſt ſchon ein großer Tölpel von ſechzehn Jahren war.

Vater **Knapp** lief hinaus, und rettete ſeinen Sohn aus den Fäuſten des großen Hagebuckſchen Zöglinges, den er mit einigen fühlbaren Verweiſen entließ, und mit ſeinem zerzausten und zerſchlagnen Jungen zu ſeinem Vetter Hartknopf wieder in die Stube trat. — Da haben wir nun die Früchte, ſagte er; ſo muß mein armer Junge es oft entgelten, wenn ich mich über die Albernheiten aufhalte, und ihn nach meiner eignen Weiſe ziehe. — Und wenn das Weſen noch lange ſo fortdauret, ſo werden wir doch am Ende noch alle zu Narren werden —

Auf einmal fuhr ein Geiſt des Eifers in **Hartknopfen**, als ſolle er die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treiben, und er ſtieß mit ſeinem Dornſtock heftig auf die Erde, und ſagte: Vetter, das ſoll hier gewiß nicht ſo bleiben.

Nun pflegte aber **Hartknopf** nichts zu ſagen, was er nicht halten konnte. — Als ſie ſich den Abend zu Tiſche ſetzten, wurden Rettiche aufgetragen,

tragen, wovon Hartknopf ein Liebhaber war, und da man nun das Salzfaß brachte, rückte es Hartknopf vor ſich hin, und fing darüber leiſe an zu beten, ſo daß ſich ſein Vetter darüber wunderte, und ihn um die Urſach dieſes Beginnens fragte, worauf Hartknopf aber weiter nichts antwortete, als daß das Salz eine vorzügliche Gabe Gottes ſey, wofür man ihn alſo auch vorzüglich mit einer aufmerkſamen Hinſicht auf die Sache danken müſſe — dabei ſchien es nun dem Vetter Knapp, als ob Hartknopf immer noch ſtarr auf das Salzfaß hinſähe, und mit ſeinen Augen gleichſam in das Allerinnerſte dieſer ihm heiligen und geweihten Körner einzudringen ſuchten — Mit dieſem Blicke noch immer auf das Salzfaß geheftet, fing er an von den gegeneinander wirkenden Kräften in der Natur, von Neuheit und Jugend, von ewiger Auffriſchung des Alten und Vergangnen zu reden — und Knapp ſahe auch aus einem ſympathetiſchen Zuge bald auf das Salzfaß und bald wieder auf ſeinen Vetter, der mit einer Art von heiliger Ehrfurcht, das Salz auf die Rettigſcheiben zu ſtreuen ſchien, indem er ſprach — und der in jedem Salzkorn auf ſeiner Zunge einen hohen Sinn, eine wunderſame Bedeutung gleichſam zu ſchmecken ſchien.

Da ſie nun gegeſſen hatten, ſo gingen ſie in der Stadt umher, und beſahen die bekannten Plätze, wo **Hartknopf** als Kind geſpielt hatte. — Die Hütte, wo zuletzt **Hartknopfs** Eltern wohnten, war eingefallen — ſie gingen auf den Kirchhof, um ihre Grabhügel zu ſehen — es war Mondſchein — da ſtand der Verfaſſer der **ſich entknoſpenden Frühlingsroſe** und ſtellte auf den Gräbern der Todten eine dramatiſche Uebung an. Es hatten nehmlich eine Anzahl Jünglinge und Mädchen, jeder eine von den Perſonen, die in Klopſtocks Meſſiade vorkommen, als eine Rolle übernommen, und die Reden, welche ſie ſagt, auswendig gelernt; der Frühlingsroſenentknoſper hatte dem Ganzen eine Art von dramatiſcher Form gegeben, und er ſelbſt ſpielte denn natürlich die Hauptperſon, den Auferſtandnen, um den die Weiber weinen und klagen, und der ihnen dann plötzlich erſcheinet. Dieſen Abend wurden die Jünger von Emaus aufgeführt, wovon **Hagebuck** den einen und **Küſter** den andern, der Stifter des Spiels ſelbſt aber Chriſtum vorſtellete. — Das Parterre war eine Reihe von Grabhügeln, worauf die Zuſchauer ſaßen, und eine Reihe Lindenbäume, hinter welchen die ſpielenden Perſonen hervorkamen, waren die Kuliſſen. Die Erleuchtung machte, wie geſagt, der Mond. — Sie hatten nun die Reden aus der Meſſiade auswendig gelernt; **Hagebuck** machte den etwas lebhaftern und **Küſter** den ſanftern Jünger; und gerade da der eine ſagt: bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat ſich geneiget, kamen **Knapp** und **Hartknopf** auf den Kirchhof gewandert, und die beiden Jünger von Emaus erkannten **Hartknopfen**, mit dem ſie die Nacht gewandert hatten, und ob ſie ihn nun gleich in ſo unangenehmer Geſellſchaft kommen ſahen — denn der Gaſtwirth **Knapp** war ihnen immer ein Dorn im Auge geweſen — ſo nöthigten ſie ihn doch, im Ernſt bei ihnen zu bleiben, und mit ihnen vorlieb zu nehmen — denn es wurde wirklich, da es ſo weit kam, daß die beiden Jünger von Emaus ihren unbekannten Gefährten zum Eſſen einluden, ein artig beſetzter Tiſch unter einen der Lindenbäume gebracht, und Parterre und Theater floß nun in eins zuſammen; denn die bisherigen Zuſchauer ſetzten ſich alle mit an den Tiſch, und waren alſo nun Perſonen mit im Spiele — Jeſus brach das Brodt und dankte, aber er verſchwand nicht, nachdem er ſich zu erkennen gegeben hatte, ſondern ließ es ſich mit den übrigen recht gut ſchmecken, und **Hartknopf** mit ſeinem Vetter mußten ſich auch mit an den Tiſch ſetzen, ehe ließ man ihnen keine Ruhe. — Es war dieß eine Art von Pickenik, wozu ein jeder das ſeinige mit beitrug; die beiden Jünger von Emaus gingen frei aus; um deſto herzhafter aber fingen ſie an zu zechen; denn für gute Leute, ſang **Hagebuck**, iſt der gute Wein, und dabei machte er **Hartknopfen** ein ſchiefes Maul zu — denn ſo oft ihn **Hartknopf** anſahe, ſo war es immer, als wenn der Hahn zum zweitenmal gekrähet hätte — Der Blick durchſchaute **Hagebucks** Geiſt und Seele, aber er war ſchon zu hart zum Schmelzen, er ging nicht hinaus, und weinte bitterlich, ſondern, da er ſich nicht anders mehr zu helfen wußte, machte er **Hartknopfen** ein ſchiefes Maul zu. — Die Verzerrung ſeiner Muſkeln dabei war krampfhaft und fürchterlich

lich — Du wirſt der Schlange den Kopf zertreten, aber ſie wird dich in die Ferſen ſtechen. — — **Hartknopf** ſaß erſt da, ſtill und unbemerkt und ſchwieg — Die Sonne war untergeſunken, das Geſpräch lenkte ſich auf Tod und Unſterblichkeit **Hartknopf** ſagte ein paar Worte darüber, die der einfältigſte Bauer auch hätte ſagen können, ſo kunſtloß und ungelehrt waren ſie — und doch ward eine allgemeine Stille, da er geſprochen hatte, und es getraute ſich eine Weile niemand weiter zu reden. — So groß war die Herrſchaft über die Gemüther, die **Hartknopfen** angebohren zu ſeyn ſchien.

Man ſtand nun vom Tiſche auf, die Geſellſchaft zerſtreute ſich nach und nach — und ganz zuletzt taumelten denn die beiden Jünger von Emaus auch wohlbezecht von dannen.

Hartknopf und ſein Vetter blieben auf dem Kirchhof allein — der Mond ging auf und beleuchtete die hohe Spitze des Kirchthurms und die alten langen Fenſter der Kirche. — Die beiden Vettern ſuchten den Grabhügel, wo **Hartknopfs** Eltern lagen. Sie fanden ihn endlich unter vielen heraus — er war ſchon beinahe durch die Zeit geebnet; der Staub darunter war eingeſunken, und der Hügel mit —

Nahe dabei lag ein alter, abgehauener Baumſtamm, ſie wälzten ihn heran, und ſetzten ſich darauf —

Nicht weit von hier ſagte **Knapp**, und zeigte über zwei fremde Gräber weg, nicht weit von hier liegt meine Frau — funſzehn Jahre lang habe ich mit ihr glücklich gelebt, und von den funſzehn Jahren gereuet mich auch kein einziger Tag — ich habe ſie doch gehabt, ſagte er, ſollte ich denn nun murren, daß ich ſie nicht mehr habe?

Eben ſo wenig wie er murren kann, daß es heute nicht mehr geſtern iſt, antwortete **Hartknopf**. — Was heißt haben? — Wir haben den Tag nicht eher bis er vorbei iſt. Niemand ſchätze ſich glücklich, bis ſeine letzte Stunde da iſt — Wohl dem, der denn ſagen kann: ich habe gelebt — Seine Frau hat gelebt, laß er ſie in Frieden ruhn!

Mir iſt ſo wohl ums Herz, da ich mit ihm rede, erzähl' er mir doch nun auch ſeine Lebensgeſchichte, wie es ihm zeithero gegangen iſt, ſagte

Knapp — er geht doch nun wohl ſchon ſtark in die Vierziger, — und in Zeit von zwanzig Jahren kann einem ſchon vielerlei begegnen — denn er mochte doch wohl ohngefähr ein Burſche von neunzehn Jahren ſeyn, da er als Geſelle hier auswanderte — aber das muß ich ſagen, viel Sorge und Kummer muß er die Zeit her nicht gehabt haben, ſein Geſicht hat ſich faſt gar nicht verändert — ja! ja! ein Handwerk hat einen güldnen Boden, es läßt niemanden ſinken, das habe ich immer geſagt, wenn ſein Vater ſich die Grille in den Kopf ſetzte ihn ſtudieren zu laſſen — hätte ſein Vater weniger über Büchern geſeſſen, und das verwünſchte Laboriren unterwegs gelaſſen, ſo wäre ihm Haus und Hof nicht mit in Rauch aufgegangen, ſo hätte er nicht zuletzt in der alten Hütte wohnen, und in Kummer und Elend ſterben müſſen. — Er hätte denn auch nicht auswandern dürfen, lieber Andreas, und hätte bei fremden Leuten nicht ſein Brodt ſuchen dürfen. — Doch das iſt im Grunde einerlei, — er hat ſich doch nun was verſucht, und wird ſich ſchon durchgeſchlagen haben. — Aber Jammer und Schade iſt es, um die ſchöne Schmiede, die ſein Vater hier hatte — Gut war es, daß meine Schweſter es nicht erlebte, wie ſie verkauft wurde, es war ein ſchmuckes Mädchen, da ſie ſeinen Vater heirathete.

Indem ſie noch ſo miteinander ſprachen, kam ein alter Greis gebückt auf einem Stabe im Mondſchein daher geſchlichen, bot ihnen einen guten Abend, geſellte ſich zu ihnen, und ſetzte ſich auf den Grabhügel bei ihnen nieder.

Es war der Rektor Emeritus von der lateiniſchen Schule in Gellenhauſen, **Hartknopfs** ehemaliger Lehrer, der itzt von einem Gnadengelde von jährlich funfzig Thalern kümmerlich lebte. — Die Belohnung ſeiner treuen Dienſte erwartete ihn dort oben, und nicht hienieden auf Erden. —

Er erkannte ſogleich ſeinen ehemaligen Schüler, und eilte mit offnen Armen auf ihn zu: — ſo ſehe ich dich denn wieder, mein Getreuer, und ſehe dich weiſe und glücklich, das ſagt mir dein Blick und deine Farbe! — "und dieſer Händedruck!" ſagte **Hartknopf**, und der alte Rektor Emeritus erkannte das Zeichen ihres ehemaligen Bundes der Weißheit und Tugend, den ſie ohngeachtet der Verſchiedenheit des Alters, zu einer ewigen Freundſchaft geſchloſſen hatten — in dem Augenblick fühlte er ſich hoch begeiſtert — die Vergangenheit ſtand mit dieſem Zeichen plötzlich in ihrer ganzen Klarheit vor ſeiner Seele wieder da —

— Es iſt voll Mittag! ſagte **Hartknopf** und

— Es iſt hoch Mitternacht! antwortete der Greis.

Und **Knapp** ſagte: es iſt Zeit, daß wir zu Hauſe gehen; denn die Luft fängt an, kühl zu werden.

Seine Geſchichte, Vetter, ein andermal! Morgen Abend wollen wir uns hier wieder finden, ſagte der Emeritus, und zu **Knapp**:

Gute Nacht Herr Gevatter! denn **Knapps** zehnjähriger Sohn war ſein Pathe.

Darauf ſchieden ſie voneinander.

Und **Knapp** und **Hartknopf** gingen zu Hauſe und legten ſich nieder.

So ward aus Morgen und Abend **Hartknopfs** erſter Tag in ſeinem Geburtsorte.

Hartknopfs erſtes Erwachen in ſeinem Geburtsorte.

Als Hartknopf am andern Morgen die Augen aufſchlug, ſtand ein kleines Kammerfenſter offen, und er konnte durch daſſelbe in der Ferne einen Hügel ſehen, worauf das Gellenhauſiſche Hochgericht ſtand. —

Von dieſem Hügel hatte man in der ganzen Gegend umher die reizendſte Ausſicht — gleichſam als wenn man dem Verbrecher, der hier das Ende ſeiner Tage finden ſollte, noch zur doppelten Strafe, vorher alle Herrlichkeit der Erde zeigen wollte, die er nun auf einmal mit geſundem Leibe verlaſſen mußte.

Auf dieſem Hügel unter dem Galgen hatte **Hartknopf** oft geſpielt, und mit den andern Knaben des Orts Ball geſchlagen. — Von dieſem Galgenhügel hatte er zuerſt in Gottes ſchöne Welt geblickt, und ſeinen Vater oft gefragt, was dieſer offne Thorweg unter freiem Himmel bedeuten ſollte, und wozu man die Lumpen und ſchwarzen Knochen darinn aufgehangen hätte? — Uebrigens diente ihm das Bild dieſes Galgens in der Folge zum Kommentar über die Geſchichte Simſons, und kam ihm vor die Seele, ſo oft er las, daß Simſon ein Stadtthor ausgehoben, und auf einen Berg getragen habe.

Dieſe Eindrücke waren ſo feſt bei ihm geworden, daß ſich ihm, ſo oft er einen Galgen ſahe, das Bild einer reizenden Gegend, und ſo oft er eine reizende Gegend ſahe, das Bild eines Galgens unwillkührlich aufdrängte.

Itzt, da er nun denſelben Galgen wiederſahe, an deſſen Vorſtellung ſich alle die ſüßen Erinnerungen aus ſeiner Kindheit anknüpften, wurde er plötzlich mit einer unausſprechlichen Wehmuth erfüllt — was damals blühte, fing nun ſchon an zu welken — was damals welkte, war nicht mehr —

Er ſtand auf, ſchlug ſeinen meſſingnen Kamm in ſein Haar, knöpfte ſeinen Rock von oben bis unten zu, ſahe, ob ſein Vetter noch ſchlief — und dann ließ er ihn ruhig ſchlafen, und wanderte

derte an ſeinem Stabe in der kühlen Morgenluft dem geliebten Hügel zu — und der alte einäugige Pudel begleitete ihn.

Es war noch früh am Tage — die Thüren waren alle verſchloſſen und Gellenhauſen lag noch im tiefen Schlummer begraben — Da war ein Ziehbrunnen nicht weit von der ehemaligen Wohnung ſeiner Eltern. — Beim Anblick deſſelben war ihm ſonderbar zu Muthe — Es war ihm plötzlich, als ob er einen Blick hinter den undurchdringlichen Vorhang gethan hätte, der irgend ein vergangnes Daſeyn von ſeinem gegenwärtigen Daſeyn trennte. — Er erinnerte ſich an einen Zuſtand, der dieſem ganz gleich war, und wußte doch dieſe Erinnerung nicht an Zeit und Ort zu knüpfen. —

Endlich fiel ihm ein, daß ſeine Mutter in ſeiner früheſten Kindheit, ihn, wenn er die Frage that, woher er gekommen ſey, immer den Brunnen nicht weit vom Hauſe, als den Urquell ſeines Daſeyns genannt habe. —

So oft er nun die Wörter Brunn oder Brunnquell hörte, entſtand jene ſonderbare Empfindung in ſeiner Seele, die man immer zu haben pflegt, wenn man ſich an etwas aus den Jahren ſeiner allerfrüheſten Kindheit erinnert.

Nach Hartknopfs Meinung hatte es auch mit dieſen Erinnerungen eine ganz eigne Bewandniß, und er hegte hierüber ſeine ganz beſondern Gedanken —

"Die allerfrüheſte Kindheit war ihm gleichſam
"der Lethefluß, aus welchem wir Vergeſſenheit
"aller unſrer vorigen Zuſtände trinken —
"Der Faden, der unſer gegenwärtiges Daſeyn
"an irgend ein vergangnes knüpfte, meinte er,
"ſey hier ſo dünne geſponnen, daß ihn das Auge
"faſt nicht mehr bemerken könnte; durch eine
"ſtarke Hinſicht aber entdeckte man zuletzt doch
"etwas davon, ſo wie man oft am geſtirnten
"Himmel, indem man ſeine Blicke feſt drauf heften,
"immer da einen Stern nach dem andern
"entdeckt, wo man vorher nur das Blaue ſahe."— Aber nun hat man einen Stern geſehen, und iſt feſt überzeugt, daß man ihn geſehen hat, und ſucht allenthalben mit den Augen, ohne ihn wieder finden zu können. — So zählte Hartknopf viele Augenblicke in ſeinem Leben, wo ihm über gewiſſe Dinge ein plötzliches Licht in ſeiner Seele

aufging, aber es war auch eben ſo ſchnell wieder verſchwunden — allein er wußte denn doch, daß er dieſes Licht gehabt hatte — und wenn es gleich verſchwand, ſo ließ es doch immer einen ſanften Schimmer, ein in der Ferne dämmerndes Abendroth zurück, welches über jede Stunde ſeines Lebens einen ſtillen Reiz verbreitete, der ihn in ſüße Ahndungen und Träume einwiegte, das er ſich denn gern gefallen ließ, weil er, wie er ſagte, doch nichts damit zu verſäumen hätte.

Aber das Wiederſehen dieſes Ziehbrunnen ging ihm über alles — er betrachtete ihn lange und feſt, ob es noch derſelbe ſey, und es war derſelbe, wo er als ein Kind von zwei Jahren auf den niedrigen Rand geklettert war, und ſeine Mutter mit Geſchrei und Schelten herzueilte, um ihn aus der Gefahr zu retten — dieſer heilige Brunnen, den ſich ſeine erſten Gedanken, als den Urſprung ſeines Daſeyns gedacht hatten, in deſſen Bilde gleichſam, alle die folgenden unzähligen Bilder ſeiner Seele zuſammenſtrömten — Verkleinert ſchien ſich zwar das Bild zu haben: der große Ziehbaum, der in der Luft ſchwebende Eimer, hatten ihm Gegenſtände geſchienen, die beinahe bis an die Wolken reichten. — —

Mögen nun **Hartknopfs** Grillen hierüber geweſen ſeyn, welche ſie wollen — ein Ziehbrunnen in einer Landſchaft angebracht macht immer einen ſonderbaren ſchwer zu erklärenden Effekt. Sey es nun das Einfache in dem Baue, oder ſonſt etwas, wodurch das Auge auf eine vorzügliche Art gerührt wird, ſo giebt es immer dem Ganzen das Anſehen des Ländlichen, des Alterthums, und der ſimplen Natur.

Eine Zugbrücke hat in der Wirkung für mich etwas ähnliches mit jenem Bilde. Ich denke mir dabei weite Reiſen — — ferne Stadt — — Anfang, Ende — — Kurz es giebt einige körperliche Gegenſtände, bei deren Anblick wir eine dunkle Ueberſicht unſers ganzen Lebens, und vielleicht unſers ganzen Daſeyns erhalten. — Dieſe Gegenſtände mögen freilich immer bei einem jeden wieder andre ſeyn. — Was mir **Hartknopf** oft von Ziehbrunnen erzählt hat, das habe ich ihm wieder von der Zugbrücke geſagt, und unſre beiderſeitigen Bemerkungen treffen in Anſehung der Wirkung, die dieſe Gegenſtände auf uns thaten, richtig zuſammen.

Wenn wir oft ſo miteinander aus dem Innerſten unſrer Seelen heraus ſprachen, ſo war es eine Zeitlang, als ob wir unſre Ichheit miteinander vertauſcht hätten, wir fühlten uns ineinander — die innerſte Folge der Gedanken des einen war für den andern nicht mehr verſchloſſen. —

Auf dieſe Weiſe unterhielten wir uns ohne Sprache — Es herrſchte zwiſchen uns ein bedeutendes geiſtvolles Stillſchweigen, das der Engländer a Silent Converſation nennt — und welches man aus unſern faden Geſellſchaftszirkeln immer mit Gewalt zu verſcheuchen ſucht — indem man dieſes heilige Stillſchweigen für eine Beleidigung des Wohlſtandes hält. —

O mein Hartknopf, wenn ich einſt aus dieſem fieberhaften Traume des Lebens zu deiner Umarmung wieder erwache, durch was für unbekannte geheimnißvolle Wege werden dann unſre Gedanken zueinander gelangen, und ſich miteinander unterreden? wenn das Gewölbe des Ohrs in Staub zerfallen, dieſer feuchte Cryſtall des Auges vertrocknet, und dieſe Lippe verweſt iſt? —

Wenn dieſe Bruſt nicht mehr athmet um mit dem ſanften Hauche der Luft den Gedanken zu bekleiden, daß er ſich mittheilt von außen, und in dem Geiſte des Hörenden ſich vervielfältigt? — Sollte dann eine ewige Kluft zwiſchen unſern Gedanken befeſtigt ſeyn? — ſollte es unmöglich ſeyn, daß ſie unmittelbar zu einander gelangen könnten — o mein **Hartknopf**, dann wäreſt du für mich verlohren, und für mich wäre eine ewige melancholiſche Einſamkeit — — aber wir haben uns einſt ohne Sprache verſtanden, da ſelbſt unſere Augen verſchloſſen waren — — dieſe Minuten ſollen mir heilig ſeyn, an der Stütze will ich mich feſthalten, wenn manchmal in trüben Stunden meine Zuverſicht und mein Glaube wankt! —

Hartknopf eilte nun weiter dem Thore zu, welches auf den Galgenberg führte — er ſahe die breite Heerſtraße vor ſich, auf welcher er ſeine erſte Wanderſchaft, als Schmiedeknecht, angetreten hatte. — Hier fühlte er ſich in ſeiner ganzen jugendlichen Stärke wieder — die weite Welt lag wieder vor ihm, wie damals — auch führte der Weg zum Galgen gerade nach Oſten zu —

er war auch auf ſeiner erſten Wanderſchaft ſchon einige Meilen nach Oſten fortgerückt, hatte ſich aber nachher wieder weit gegen Weſten geſchlagen — da ging ihm denn die Sonne ſeines Glücks unter, aber ſie ging in ſeiner Seele deſto herrlicher wieder auf. —

Das Erdreich fing ſich an zu heben, der Horizont wurde immer weiter — Thürme von Dorfkirchen und einzelne Häuſer, die **Hartknopfen** alle bekannt waren, ſtellten ſich nacheinander ſeinem Auge wieder dar; die ganze Gegend ſchien ihn, wie ihren alten Freund und Bekannten wieder zu begrüßen — Gellenhauſen lag tief im Thale, und er konnte bis in die Straßen hinabſehen —

Endlich wälzte ſich die Sonne mit einem Feuerberge umgeben, am Himmel herauf, und röthete zuerſt die Spitze des Galgens auf dem Hügel, und dann die Spitze des hohen Thurms in Gellenhauſen — Endlich kam ſie nun gerade hinter den Galgen zu ſtehen, der **Hartknopfen** wieder, ſo wie ehemals in ſeiner Kindheit, wie Simſons großes Thor vorkam, und eine Ehrenpforte zu ſeyn ſchien, wodurch die majeſtätiſche Sonne ihren feierlichen Durchzug halten wollte.

Gerade unter dem Galgen war der weiteſte Proſpekt, und mit welchen Entzücken nun **Hartknopf** da ſtand, und die Wonne des Wiederſehens und der Wiedererinnerung genoß, vermag ich nicht zu beſchreiben. — Er faltete ſeine Hände zu Gott empor, der ihn bis hieher geführt habe. —

So ſtand **Hartknopf** und betete, ſein Geſicht gegen Oſten gekehrt, zu dem Erhalter des Weltalls — in der ſtillen Einſamkeit, unter dem Hochgerichte bei Gellenhauſen — Dieſer Hügel war ſein Altar, und die ganze Natur ſein Tempel.

Auf den Altären in den Kirchen, die mit Menſchenhänden gebauet ſind, ſteht zum Schmuck ein Creutz; dieſen groſſen Altar ſchmückte ein Galgen, an welchem vielleicht ſchon mancher, als ein Opfer der unerbittlichen ſtrafenden Gerechtigkeit, unſchuldig gelitten hatte. Und hätte auch nur ein einziger unſchuldig daran gelitten, ſo war dieß Holz dadurch ſchon eingeweiht.

Ach, und die Schuldigen — die hier einen ſchmählichen und ſchändlichen Tod fanden — wer hat das Labyrinth ihrer von Kindheit auf verflochtnen Schickſale durchſchaut? welcher Richter in die innerſten Falten ihres Herzens geblickt? wer den Uebergang von dem Gedanken zur That bemerkt? bemerkt, von welchen Gegenſtänden, während dieſes Uebergangs, Lichtſtrahlen ins Auge, Töne ins Ohr ſich ſtahlen? ob der Himmel heiter oder trübe war, die Sonne ſich hinter einer Wolke verbarg oder ſanft dem noch nicht gewordnen Verbrecher ins Auge glänzte? — Wie manchen hat der Anblick der vollen Natur, der Anbruch des Morgens von einer That zurückgehalten, worüber ſeine Seele in nächtlicher Stille gebrütet hatte? — — Ja, wer hat ſein eignes Herz durchſchaut, um ein Richter ſeiner eignen Handlungen ſeyn zu können? — Verzeihe mir, Herr, die verborgnen Fehler! ſagte Hartknopf, indem ſahe er ſich um, und hinter ihm ſtand ſein alter Rektor Emeritus, der ſich eben von einem Huſten erhohlte, den ihm das Aufſteigen auf den Berg, und die kühle Morgenluft verurſacht hatte. — Sie ſetzten ſich nieder, und fingen, ihr Antlitz gegen Oſten gekehrt, folgendes Geſpräch an:

Hartknopfs Unterredung mit ſeinem alten Lehrer unter dem Galgen von Gellenhauſen.

Der Emeritus. Ich glaubte dich hier zu finden, mein lieber Andreas, und ich ſehe, daß ich mich nicht geirrt habe — mit Entzücken leſe ich heute noch wie geſtern, in deinem Auge, in deinen blühenden Wangen, auf deiner heitern Stirn, daß unſer Bund der Weisheit und der Tugend noch feſt ſteht, und daß er feſt ſtehen wird, wenn dieſe meine morſche Hütte längſt zerfallen iſt — Sonnen ſind aufgegangen und Sonnen ſind untergegangen, ſeit ich dich nicht geſehen habe, Menſchen ſind in Staub geſunken, und Menſchen ſind geworden, der Schnee hat oft dieſe Hügel und dieſe Thäler bedeckt, und iſt wieder von den Strahlen der Sonne hinweggeſchmolzen, ſeit ich dich nicht geſehen habe — dennoch iſt der Faden, womit ſich meine Gedanken an die deinigen knüpften, nicht abgeriſſen — wir ſprachen, da wir vor ein und zwanzig Jahren zuletzt auf dieſem Hügel voneinander

Abſchied nahmen — von meiner alten meſſingnen Studierlampe mit dem grünen Schirm — da wollen wir alſo wieder anfangen: — wie doch ſo ein Ding ausdauren kann — die Lampe ſteht dir noch unverſehrt auf dem Schrank hinter der Thüre, und meine alte Haushälterinn ſcheuert ſie alle acht Tage ſo blank, daß ſie wie ein Spiegel glänzt, und doch iſt ſie noch wenig oder gar nichts abgenutzt — wie manchen Abend hat ſie uns beiden, Weißheit und Wahrheit durch das Auge in die Seele geleuchtet, und der grüne wohlthätige Schirm milderte ihren Schein, daß unſer Auge nicht ermüdete — Du haſt nachher wohl bei mancherlei Lampen geſeſſen — aber ich bin dieſer einen getreu geblieben — Du ſollſt ſie auch wieder ſehen! — Lieber Andreas, was iſt dieſe Hülle von Staub? Dieſer hinfällige Körper, den eine alte Studierlampe überlebt — Es iſt doch Schade, daß dieſer kunſtreiche Bau des Auges, durch welches Licht und Wahrheit in die Seele ſtrömt, eher wieder in Staub verſinken ſoll, als die Lampe, die ihm leuchtete — Dieſe Hand ließ es ihr nie an Oehl und Tacht gebrechen, und in kurzem wird ſie verweßt ſeyn — was wären wir, lieber **Andreas**, wenn das, was wir unſre Hülle nennen, unſer ganzes **Ich** wäre? — Aber es kann nicht ſo ſeyn, und es iſt nicht ſo — du ſollſt mich auf meinem Todtbette beobachten, wenn meine Augen brechen, und meine Lebensgeiſter hinſinken, und indem meine Bruſt zu athmen aufhört, werd ich dir noch einen Druck mit der Hand geben — der ſoll dir ſagen, daß ich noch bin, in dem Augenblick, da ich aufhöre zu leben. (Er gab drauf **Hartknopfen** die Hand auf die Art, wie er ſie ihm auf dem Todbette geben wollte — und **Hartknopf** vergoß keine Thräne, da er den Emeritus ſo reden hörte, ſondern es leuchtete vielmehr eine himmliſche Heiterkeit und Zuverſicht aus ſeinem Auge hervor — Der Händedruck hatte etwas Erhabenes, Nerven- und Seelenerſchütterndes, und eine überzeugende Kraft, die mehr als der bündigſte Syllogismus wirkte.)

Hartknopf. O mein Elias! — dieß war ſein Taufnahme, und da ſie den Bund ſchloſſen, hatte der Rektor **Hartknopfen** ihn immer ſo zu nennen befohlen — laß deinen Geiſt zwiefach auf mir deinem Jünger ruhn, wenn du auffahreſt! — Ich will dir nachblicken, ſo weit ich kann, aber laß auch deine Gedanken mit meinen ſich zuſammen finden! — wenn du noch biſt, ſo muß das geſchehen, — wenn ich dich nicht mehr höre und nicht mehr ſehe, ſo muß doch mein Geiſt mit deinem Geiſte noch Umgang pflegen — wenn ich rede, mußt du mir antworten, wenn ich dich rufe, mußt du nicht ferne ſeyn — —

Der Emeritus. Ja, um wieder auf die Lampe zu kommen, weißt du auch, wie wir einmal beim Shakeſpear ſaßen — der ſchönen Shakeſpearabende haſt du dich gewiß oft erinnert — wir laſen den Othello. — Wir ſahen eine Welt von Leidenſchaften vor unſrer Seele aufſteigen — und unſre Erwartung der ſchrecklichen Kataſtrophe war aufs höchſte geſpannt, als plötzlich die Lampe verloſch — und wir konnten ſie nicht wieder anzünden — das ganze erhabne Zauberwerk war verſchwunden, bloß weil eine armſeelige Lampe verloſch — wir legten uns mißvergnügt zu Bette. — Und wenn nun das Oehl in dieſer Lebenslampe verſiegt, und der Tocht vertrocknet iſt, und die leuchtenden Sterne dieſer Augen auf immer verloſchen ſind — dann iſt auf einmal der ſonſt feſte Zuſammenhang ſo vieler Dinge für uns abgeſchnitten — wir legten uns damals mißvergnügt zu Bette, als die Lampe verloſchen war — weil wir den Zuſammenhang einer bloßen Phantaſie, einer Schöpfung der Einbildungskraft nicht weiter verfolgen konnten. — O mein Freund, wie gut iſt es, ſich nicht zu tief in den Lebenstext hereinzuleſen — immer auf der Warte zu ſtehn — um bereit zu ſeyn, ſobald die Ordre zum Aufbruch gegeben, und das große Feldſignal aufgeſteckt wird, daß wir kennen. —

Iſt es dir nicht oft im Traume geweſen, mein lieber **Andreas**, als ob du das Erwachen fürchteteſt; und wenn du erwachteſt, wünſchteſt du denn nicht manchmal wieder einzuſchlafen, um nur den Faden von dem abgeriſſnen Traume wieder anzuknüpfen — aber wenn du recht erwacht, und deiner ſelbſt dich völlig wieder bewußt wareſt, mußteſt du da nicht über dein Beginnen lächeln?

Sieh, ſo lange, bis wir erſt recht und vollkommen von dieſem Lebensſchlaf erwacht ſind, werden wir auch noch immer wünſchen den ſchönen Traum wieder anzuknüpfen, der durch den

Tod unterbrochen wird — aber wenn uns erſt die Schlummerkörner aus den Augen gewiſcht ſind — dann werden wir ins Freie ſchauen — dann werden wir uns in der Wahrheitswelt erſt wieder zu orientieren ſuchen, ſo wie wir beim Erwachen aus dem Schlafe nach irgend einem Fenſter oder einer Thüre feſt hinblicken, und uns die Gegenſtände rund um uns her merken, um uns zu überzeugen, daß wir nicht mehr träumen ſondern wachen — dann wird der Zuſammenhang der Dinge, den wir durchſchauen, den gegenwärtigen eben ſo ſehr übertreffen, als wie der Tag die Nacht an Klarheit übertrift. —

Warum ſollte dieſe Stufenfolge nicht ſtatt finden, mein Lieber? — mir hat oft geträumet, daß ich aus einem Traume erwacht ſey, und ich habe im Traume über meinen gehabten Traum nachgedacht — und beim Erwachen konnt' ich über beides nachdenken. — Der Traum war wegen ſeiner größern Deutlichkeit eine Art von Erwachen gegen den erſten — dieß anſcheinende Erwachen aber war doch wieder nur ein Traum gegen das ordentliche Erwachen — und dieß ordentliche Erwachen, wer ſagt uns, daß es gegen

eine

eine noch deutlichere Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge, uns nicht wieder wie ein Traum dereinſt vorkommen wird. —

Jemehr Zuſammenhang, jemehr Wahrheit — jemehr Ordnung, jemehr Licht. — Wie vieles iſt uns hier noch dunkel und verwirrt — es kann unmöglich das rechte Wachen ſeyn.“ — —

Indem der Emeritus noch ſo ſprach, wurde auf einmal ſein Auge ſtarr, und ſeine Lippen bewegten ſich nicht mehr — Hartknopf erſchrak — allein der entzückte Greis kam bald wieder zu ſich, drückte Hartknopfen die Hand, und ſagte:

Das war eine ſonderbare Empfindung — indem ich eben itzt ſo lebhaſt dachte, daß dieß unmöglich das rechte Wachen ſeyn könnte — ſo war es mir gerade als wenn einem im Traume einfällt, daß man träumt; man pflegt denn zu erwachen — mir däucht, ich war itzt auf dem Wege zu erwachen, aber weil ich dich vor mir ſahe, ſo war mir der Traum zu ſüß; ich mochte ihn noch nicht fahren laſſen, und der Faden, welcher zu zerreiſſen drohte, iſt noch einmal wieder angeknüpft — — Ich gab dir aber doch die

Hand, wenn er etwa reiſſen ſollte — bald wird er reiſſen, das fühl' ich wohl, mein Lieber!

Hartknopf vergoß wiederum keine Thräne, da er dieß hörte, ſondern ſein Antlitz ſchien ſich bei dieſen Geſprächen zu verklären, ſo wie das Antlitz ſeines Lehrers und Meiſters —

Hier war wohl ein rechtes Tabor — obgleich ein Galgen die höchſte Spitze des Berges ſchmückte; ſo hätte man doch wohl ſagen können, hier iſt gut ſeyn, hier laſſet uns Hütten bauen — denn das Verweßliche war hier im Begriff anzuziehen das Unverweßliche — und der unſterbliche Geiſt durchbrach hier ſeine Hülle, und ſtrahlte aus Auge und Stirn hervor — Der Emeritus ſchwieg, und Hartknopf hub mit halb gedämpfter Stimme an zu ſingen:

Wenn ich einſt aus jenem Schlummer,
Welcher Tod heißt auferſteh,
Und von dieſes Lebens Kummer
Frei, den ſchönern Morgen ſeh —
O, dann wach' ich anders auf,
Schon am Ziel iſt dann mein Lauf,
Träume ſind des Pilgers Sorgen,
Großer Tag, an deinem Morgen!

Dieß war ſchon ſeit einiger Zeit **Hartknopfs** Morgenlied geweſen — und dieß Lied war nun gleichſam die Muſik zu dem großen Text, den der Emeritus ſo eben abgehandelt hatte. Darum ſchlug es in deſſen Seele Feuer — er ließ es ſich zu dreienmalen von **Hartknopfen** wieder vorſingen — da war es ſeinem Gedächtniß eingeprägt, das lange ſchon Neues zu faſſen aufgehört hatte, um nur das Alte noch mühſam zuſammen zu halten. —

Die erhabne Melodie zu dieſem Geſange ſcheint wie das Feuer des Prometheus einer andern höhern Sphäre entwandt zu ſeyn, mit ſolchen unbekannten Empfindungen füllt ſie die Seele, und macht das Herz zerſchmelzen. —

Erſt hebt ſie ſich ſanft und ſtuffenweiſe, bis ſie ſich bald in höhern Regionen zu verlieren ſcheint, aus denen ſie nun beruhigt, geſtärkt, und getröſtet mit feſtem Tritt wieder herabſteigt, um ſich aufs neue im höhern Fluge mit Jauchzen emporzuſchwingen — ſanft hinwegzugleiten über dieſe niedre Welt — mit Lächeln herabzuſchauen auf die Sorgen und mühevollen Arbeiten der Bewohner dieſer Erde — und dann in einem einzigen großen Gefühl der erweiterten Ichheit allen Kummer des Lebens mit einemmal zu verſenken.

O es liegt ein großes Geheimniß in dem Fall dieſer melodiſchen Töne, die, ſo wie ſie auf und abſteigen, die Sprache der Empfindungen reden, welche Worte nicht auszudrücken vermögen — Welch ein weitläuftiges Gebiet von Ideen liegt hier außer den Grenzen der Sprache: wo iſt der neue Kolumbus, der dieſen bisher noch leeren und unbeſchriebnen Raum auf der großen Charte der menſchlichen Kenntniſſe, durch neue Entdekkungen ausfüllt? — —

Wo ein Aas iſt, verſammeln ſich die Adler.

Indem **Hartknopf** und der Emeritus noch im tiefen Geſpräch begriffen waren, hörten ſie Fußtritte den Berg herauf, und wunderten ſich, daß ſie ſchon ſo früh Geſellſchaft bekamen — als ſie von der weſtlichen Seite die beiden Weltreformatoren **Küſter** und **Hagebuck** hinaufklimmen ſahen, welche mit einem Trupp der Gellenhauſiſchen Jugend die Sonne wollten aufgehen ſehen — ſie waren aber ein wenig zu ſpät gekommen.

Sie kamen mit viel Geräuſch und Lerm, und **Hartknopf** und der Emeritus zogen ſich in eine kleine Bucht am Abhange des Hügels zurück — und überließen ihren Platz den Weltreformatoren — dieſe nahmen ihn denn auch feierlich in Beſitz; **Hagebuck** ließ ſeine Zöglinge ſich im Kreiſe umherſtellen, und zeigte ihnen von dieſer Höhe alle Herrlichkeit der Welt — darauf ſtellte er ſich hin, und hielt eine Rede an den ganzen

Erdkreis, den er aufforderte, das Licht, welches ihm nun ſo wohlthätig aufgeſteckt würde, willig anzunehmen, und die Nacht der Vorurtheile fahren zu laſſen — hierauf redete er von dem Berge die Stadt Gellenhauſen an, daß ſie doch ihr wahres Wohl nicht verkennen, und ſich dem wohlthätigen Einfluß der allgemein ſich verbreitenden Aufklärung nicht widerſetzen möchte — dann redete er die Gellenhauſiſche Jugend an, daß ſie dieß erhabne Schauſpiel des Aufgangs der Sonne doch recht empfinden ſollten — Und nun fing er an, ein Gedicht in Hexametern auf den Sonnenaufgang vorzuleſen, welches ſich anhub:

O ſeht, wie die blitzende Sonn' im Strahlengewande emporſteigt,
In majeſtätiſcher Pracht, ihr Völker grüßt ihr entgegen,
Jud', und Türke, und Chriſt, und ſelbſt der ſchwärzeſte Neger,
Sey von Danke belebt, daß ihm der Sonn' Antlitz zulächelt —

Indem nun Hagebuck noch weiter fortleſen wollte, zog ſich auf einmal ein trüber Nebel ſchleier vor die Sonne, der ſchon lange im Aufſteigen begriffen war, und ſie nun ereilte; dadurch war Hagebucken ſein ganzes Koncept verdorben — denn das Gedicht war ganz lokal, und es ſollte nun eins nach dem andern daran kommen; Hügel, Bäche und Thäler, wie ſie allmälich vom Strahl der Sonne vergoldet wurden, und wie nun der Thau auf den Blumen blitzte — Das war nun alles vergeblich — der Thau blitzte nicht mehr auf den Blumen — die Spitzen der Hügel wurden nicht mehr vergoldet — Hagebuck machte eine lange Pauſe, und wartete, daß der Nebel ſich wieder wegziehen ſollte — aber der Nebel zog ſich nicht wieder weg — Darüber wurde Hagebuck verdrießlich, und als ihm der alte lahme Pudel des Gaſtwirths Knapp, der Hartknopfen begleitet hatte, zu nahe kam, ſo gab er ihm mit dem Fuß einen Stoß, daß das arme ſchwache Thier nach einem lauten Schrei verſchied — Das war alſo an dieſem Morgen des Pudels letzter Gang geweſen —

Daß er von Hagebuck den unſanften Stoß erhielt, kam bloß daher, weil er dem Gaſtwirth Knapp angehörte, der Hagebucken beſtändig ein Dorn im Auge geweſen war — denn er warnte das Volk — und ſo oft Hagebuck mit ihm reden wollte, war ſeine Rede beſtändig ja! ja! nein! nein! geweſen.

Hartknopf hatte in ſeiner Bucht den Schrei des Hundes vernommen, und der Emeritus hatte den Stoß geſehen — Da ergrimmte Hartknopf im Geiſte, und ſprang auf, pakte den erſchrocknen Hagebuck bei der Bruſt und ſagte: "Unmenſch, was hat dir der Hund gethan, daß du ihn todtgetreten haſt?" — Er iſt mir zu nahe gekommen — — er hat mich gebiſſen — ſtammelte Hagebuck zitternd und zagend — "Er iſt dir nahe gekommen, aber er iſt dir nicht zu nahe gekommen und hat dich auch nicht gebiſſen" — erwiederte Hartknopf und ſchüttelte ihn noch ſtärker — Um Gottes willen laß mich, flehte Hagebuck, und mach mich nicht zu Schanden vor dem Volk! Ich will dir für den Hund ein Stück Geld bezahlen — mußte er denn nicht ſo bald verrecken — "Daß du verdammt ſeyſt mit deinem Gelde!" ſagte Hartknopf, und ſtieß ihn von ſich, daß er einige Schritte rückwärts taumelte, dann ſeinen

Haufen um ſich her verſammelte, und ſchnell mit ihnen den Berg herunter eilte. —

Und als er unten am Fuß des Berges war, mußten ſich alle niederſetzen, und er hielt ihnen eine Vorleſung, von der boshaften Rachſucht, und ſtellte Hartknopfen zum Beiſpiel auf — und von der Großmuth und der ſüßen Pflicht zu verzeihen, wozu er die Beiſpiele größtentheils aus ſeinem eignen Leben hernahm. —

Oben auf dem Berge war nun das Feld wieder rein — Hartknopf und der Emeritus nahmen noch eine Weile ihren Platz wieder ein — und der Nebel verzog ſich, ſobald Hagebuck verſchwunden war, und die Sonne glänzte wieder in aller ihrer Klarheit.

Dieß wäre nun freilich ſo etwas zufälliges, das kaum bemerkt zu werden verdiente — wenn nicht in den Seelen der Menſchen eine gewiſſe Harmonie und Diſharmonie mit der ſie umgebenden Natur ſtatt fände — ſo daß bei dem einen alle äußere Veränderungen in der Natur, in die natürlich auseinander folgenden Veränderungen ſeines Ichs harmoniſch eingreiffen — und hingegen bei dem andern eine ewige Diſſonanz aller äußern Umſtände mit ſeinen innern Wünſchen und Beſtrebungen ſtatt findet. —

Hartknopfs Seele traf immer wie eine richtig geſtellte Uhr mit dem Lauf der Sonne, mit Abend und Morgen, mit der Abwechſelung der Jahrszeiten, mit Sturm und Regen ſowohl, als mit dem Säuſeln des Weſtwindes, auf einen Punkt zuſammen — und eben ſo war es auch bei dem Emeritus Elias — ſie gaben wie nicht zu ſchlaff und nicht zu ſtark geſpannte Saiten in dem großen Konzert der Schöpfung immer den rechten Ton an — ihnen konnte nichts mehr unerwartet kommen, nichts den Frieden ihrer Seelen ſtören — ſie waren in dem großen Zuſammenhange der Dinge, und in ſich ſelbſt geſichert. —

Als hingegen Hagebuck ſeine Hexameter deklamiren wollte, ſo zog ſich auf einmal ein Nebelſtreif vor die Sonne — und es war auf einmal zwiſchen ihm und der Natur eine gänzliche Diſſonanz, die der arme lahme Pudel noch vermehrte, den er auch dafür in den Staub darnieder trat— Was hätte er wohl mit der ganzen Natur gethan, wäre er in dieſem Augenblick ihr Herr geweſen?

weſen? — aber er fühlte ſeine Ohnmacht, da Hartknopf ihn ſchüttelte — und knirſchte in der Tiefe ſeiner Seele, daß er die Obermacht des Gerechten anerkennen, und vor ihm wieder in Staub verſinken mußte. —

Wohl dem, wer ſich mit der großen Natur ſo ſteht wie Hartknopf und der Emeritus! — der darf nicht Peſt, nicht Theurung, nicht Ueberſchwemmung fürchten — nicht Krankheit, nicht Verweſung — er ſchlummert ſo ſicher auf dem Schooß und in dem Schooß der Erde, wie das Kind im Schooß der Mutter — —

Der alte lahme einäugige Pudel lag nun da in ſüßer Ruhe — er mußte in ſeinem Leben oft Hunger und Kälte ausſtehen, mußte manchen Fußtritt erdulden — — aber keiner war ihm doch ſo hart gefallen, als der von Hagebuck, welcher ſeinem ſinkenden Alter den Reſt gab. —

Eine Leichenpredigt auf einen alten lahmen und einäugigen Pudel.

Wohl dir! ſagte **Hartknopf**, da er mit untergeſchlagenen Armen, den Kopf geſenkt, auf die Leiche herunter ſahe — und: wohl dir! ſtimmte der Emeritus ein —

Sie ſcharrten darauf mit ihren Stäben, ſo gut ſie konnten, ein Loch in die Erde, legten den Pudel ſanft hinein, und ſcharrten mit den Füßen einen kleinen Hügel von Erde über ihn zuſammen — darauf gingen ſie Hand in Hand den Berg herunter, und wanderten wieder dem Thore zu, und als ſie nun bald am Thore waren, kam ihnen der Gaſtwirth **Knapp** entgegen, und fragte, ob ſein Pudel nicht bei ihnen wäre; denn er pflegte ſonſt immer des Morgens vor ſein Bette zu kommen, und ihn durch ein ſanftes Bellen zu wecken — und heute habe er die Zeit verſchlafen —

Sey er unbekümmert, ſein Pudel verſchläft auch die Zeit, ſagte **Hartknopf**, er liegt in guter Ruhe — der Scharfrichter **Hagebuck** hat ihn auf dem Galgenberge durch einen ſanften Stoß vom Leben zum Tode gebracht — und wir haben ihn ehrlich begraben, daß kann er verſichert ſeyn — will er ihm auch ein Epitaphium ſetzen, ſo will ich ihm den Fleck zeigen, wo er liegt.

Ja, ja! ſagte der Gaſtwirth **Knapp**, er hat gut Reden — der Pudel iſt ihm wohl freilich nicht ſo ans Herz gewachſen — aber er wird doch auch zurückdenken können, daß ich und der Pudel ihm noch das Geleite gaben, da er auf die Wanderſchaft ging, und das iſt doch keine kleine Zeit her — wodurch wächſt einem denn eine Sache ans Herz, als durch die Zeit? — Zwar er hat während der Zeit mit dem Pudel weiter keinen Umgang gehabt, und hat auch durch Briefe nichts von ihm erfahren — — mich aber hat er alle Morgen frühzeitig geweckt, indem er vor mein Bette kam, und ſanft bellte. — Lieber Vetter, der Hund iſt meine Uhr geweſen — ich konnte mich nach ihm richten, wenn es Eſſenszeit war; dann ſcharrte er an der Thüre, und ich fand immer, daß es gerade die rechte Zeit zum Eſſen war — daß er mir zweimal das Leben gerettet hat, wird er wiſſen, oder weiß er es nicht, ſo will ich es ihm erzählen. —

Ich weiß es, er hat es mir geſtern erzählt, ſagte Hartknopf — Nun ſo wird er doch auch wiſſen, daß er dabei das erſtemal lahm wurde, und das zweitemal ein Auge verlohr — darum laß' er meinen Pudel in Frieden ruhen, und ſpotte er nicht mit dem Epitaphium! —

Ich ſpotte nicht, ſagte Hartknopf — ſondern wenn er will, ſo will ich ihm ſelbſt eine Grabſchrift machen helfen, die wollen wir aufſchreiben und wie eine Fahne an einen Stock heften, daß ſie Hagebuck morgen früh mit ſeinen Zöglingen leſen kann:

Der einäugig und lahm
Hier ſein Ende nahm,
War einäugig und lahm,
Weil er zweimal ſeinem Herrn
In Todesnoth zu Hülfe kam.
Ein Schuft erſchlug ihn,
Sein Herr beweint ihn,
Die Erde deckt ihn,
Sie deck' ihn leicht!

Schreib' er mir doch das auf Vetter, ſagte **Knapp** — und **Hartknopf** ſchrieb es ihm auf —

Drauf tröſtete der Emeritus ſeinen Gevatter **Knapp**, über den Verluſt ſeines Pudels, und ſagte, der Pudel ſey gleichſam ein Emeritus, oder ein ausgedienter geweſen, der denn doch auch einmal in Ruhe zu ſeyn wünſchte. —

Aber er war auch gewiß ein ſehr meritirter Emeritus, erwiederte **Knapp** — war er es nicht?

Allerdings, ſagte der Emeritus — das verlohrne Auge war ſein Stern, und das lahme Bein ſein Ordensband —

Das Gleichniß hinkt! — ſagte **Hartknopf** — Laß er es hinken! erwiederte der Emeritus.

Der hohe Beruf eines Gaſtwirthes.

Während dieſen Geſprächen waren ſie wieder bis an den Gaſthof zum Paradieſe gekommen — der Emeritus nahm Abſchied — und ging zu Hauſe — er wohnte aber nicht weit um die Ecke nach der Kirche zu, in einem alten Schulhauſe, wo ein kleines Fenſter in ſeiner Kammer auf den Kirchhof zu ging; aus dieſem Fenſter hatte er den Abend vorher, die dramatiſche Uebung mit angeſehen, und drauf hatte er Hartknopfen mit ſeinem Vetter Knapp kommen ſehen, und war zu ihnen heruntergeeilt.

Man wird ſich wundern, daß Hartknopf nicht gleich bei ſeiner Ankunft nach dem Emeritus fragte — aber er war nicht von vielen Fragen — und der Emeritus war ihm in ſeinem Herzen ſicher genug, er mochte nun leben oder todt ſeyn.

Seinen Vetter Knapp aber fragte er jetzt, wie er denn gelebt hätte, und ob er auch den hohen Beruf eines Gaſtwirths nach allen ſeinen Kräften zu erfüllen geſucht hätte — **Knapp** meinte, er hätte noch weit mehr thun können, er wollte aber das Verſäumte noch ſo viel wie möglich wieder nachzuhohlen ſuchen. — Weiter ſagte er nichts. —

Da nun des guten **Knapps** Beſcheidenheit ihn ſo ſtumm machte, ſo muß ich wohl das Wort für ihn nehmen, und etwas weniges von ſeiner Lebensweiſe beibringen, das ihn dem Leſer bemerkenswerther macht, als er ihm bisher vielleicht geſchienen hat.

Ich habe ſchon bemerkt, daß im Gaſthoſe zum Paradieſe die Zöllner und Sünder, die Niedrigſten aus dem Volke herbergten — wer zu Roß oder zu Wagen kam, der kehrte ſchwerlich im Paradieſe ein, wenn nicht die drei Kronen oder der goldne Hirſch ſchon beſetzt waren — aber der ermüdete Wandrer, fand hier eine ſichre und wohlfeile Herberge — Der Handwerksburſch der mit ſeinem Felleiſen belaſtet, oft mit leerem Beutel und leerem Magen, bloß wandert um zu wandern, und den ſtrengen Zunftgeſetzen ein Gnüge zu leiſten, die ihn aus ſeiner ſüßen Heimath, von ſeiner verlobten Braut, und von den Geſpielen ſeiner Jugend auf eine Anzahl Jahre verbannen — damit er einſt bei ſeiner Zurückkunſt von der großen Glocke in Erfurt, von dem Münſter in Strasburg, und dem großen Faſſe zu Heidelberg zu erzählen wiſſe. —

Dieſe, und höchſtens etwa einmal ein Fuhrmann, oder irgend ein in Fortunens Ungnade gefallner Erdenſohn, den vielleicht in beſſern Tagen ſelbſt der goldne Hirſch und die drei Kronen eine zu ſchlechte Herberge geweſen wären, kehrten itzt hier im Paradieſe ein, und nahmen willig mit einer Streue vorlieb, die ihnen der Gaſtwirth Knapp, ſo gut und bequem, wie irgend einer, machen ließ, und ihnen, wenn der Schläfer nicht zu viele waren, gern noch ein Kopfküſſen dazu gab.

In welchem Lichte aber wird der Gaſtwirth Knapp erſcheinen, wenn ich ſage, daß von allen denen, die je bei ihm herbergten, keiner war, der nicht beſſer wieder aus dem Paradieſe ging, als er hereingekommen war — Da war kein Bettler, kein Zigeuner, den Knapp nicht mit liebevollen Augen ſahe; keiner, den er als einen wildfremden Menſchen nicht ſeiner Aufmerkſamkeit werth geachtet hätte. —

Knapp hätte nicht dürfen ein Gaſtwirth werden, wenn er nicht gewollt hätte; es ſtanden ihm in ſeiner Jugend tauſend Wege offen — auch fehlte es ihm nicht an Kopf — er hatte die lateiniſche Schule beſucht — der Emeritus, der jetzt Gevatter zu ſeinem Sohne war, war auch ſein Lehrer geweſen — und mit dem hatte er überlegt, was er für eine Lebensart wählen wollte —

Und ſein Hang floß über von Mitleid gegen den armen verachteten Wandrer, gegen den herumziehenden Erdenſohn, um den ſich niemand bekümmert — dem niemand mit Rath und Troſt zu Hülfe eilet; gegen den Bettler am Wege, dem der mitleidige Vorübergehende eine Gabe in den Hut wirft, aber ihn ſeines Zuſpruchs nicht würdigt, oder nicht Zeit hat, ſich aufzuhalten, weil ſeine Geſchäfte ihn zu etwas andern rufen, als der im Elend verſunknen Menſchheit wieder aufzuhelfen. —

Mögen andre für die Glücklichen ſorgen, ſagte **Knapp** zu ſich ſelber, daß ſie noch glücklicher werden, durch ſchöne Gemählde, ſchöne Statüen, und ſchöne Gedichte — wenn ich nur etwas dazu beitragen kann, daß die Unglücklichen nach ihrer Art ein wenig glücklicher werden, durch Geſundheit, Zufriedenheit, und Arbeit — Das große Gebäude der menſchlichen Glückſeligkeit müſſen doch auch einige von unten angreifen, wenn es nicht einmal plötzlich zertrümmern ſoll. —

Geſundheit, Arbeit, und Zufriedenheit ſind doch die große feſte Baſis, worauf alle die leichtern Zierrathen von ſchönen Gemählden, Statüen, und Gedichten ruhen müſſen, wenn wir uns ihrer mit gutem Gewiſſen freuen ſollen —

So dachte **Knapp** oft in einſamen Stunden, und ſo hatte ihn der Emeritus denken lehren. — Nun faßte er bald ſeinen Entſchluß, kaufte ſich den Gaſthof zum Paradieſe, deſſen voriger Eigenthümer geſtorben war, und mit dem ſich keiner gern wieder befaſſen wollte, weil er gemeiniglich die Bettelherberge genannt wurde — und hier ſtellte er ſich nun freudig an ſeinen Poſten, fing das große Geſchäft ſeines irrdiſchen Lebens an, und wartete den täglichen Zufluß der verworfenſten und verachteteſten Menſchenklaſſe, mit der Treue und Gewiſſenhaftigkeit eines vom Himmel beſtellten Wächters der menſchlichen Glückſeligkeit ab —

Wo er noch einen Funken nicht ganz erſtorbenen Menſchengefühls entdeckte, den ſuchte er wieder aufzublaſen — und durch Uebung brachte er es in dieſer Kunſt gewiß ſehr weit; ob er *gleich noch kein Adept war, wie Hartknopf und* der Emeritus, und die andere Hälfte zu dem großen Worte nicht deutlich hatte buchſtabieren können — und obgleich ſeine Rede ja! ja! nein! nein! war, ſo bald er nicht mehr Worte nöthig fand — — das Wort war ihm ſo heilig, wie es *Hartknopfen* nur immer ſeyn konnte, ob er es gleich nicht, als die vierte Perſon in der Gottheit verehrte — darum war er ſo ſparſam mit ſeinen Worten, um ſich gleichſam alle Kraft und allen Nachdruck der Rede zu dem Augenblicke aufzuſparen, wo er in der Seele eines Menſchen gleichſam eine neue Schöpfung bewirken, und das Licht von der Finſterniß ſcheiden wollte. —

Wie es bei einem Meiſterwerke, wenn es vollkommen ſeyn ſoll, faſt mehr darauf ankömmt, daß der Künſtler die wenigen Flecken, die etwa noch darinn ſind, auszutilgen wiſſe, als daß er noch immer mehr neue Schönheiten hinzufügt, wodurch vielleicht das Ganze mehr verliert, als gewinnt, ſo ſcheint derjenige auch den ſicherſten Weg gewählt zu haben, deſſen Bemühung in ſeinem Leben dahin geht, in dem großen Meiſterſtücke des größten Künſtlers, mehr dem entgegen zu arbeiten. wodurch das Ganze entſtellt zu werden ſcheinet, als neue künſtliche Verzierungen zu demſelben hinzuzufügen. — Denn was iſt Pracht und Zierrath gegen Reinlichkeit? — heißt doch Mundus nicht umſonſt die Welt. —

Wer auf die Weiſe bloß negativ zu Werke gehet, wird freilich nicht den Ruhm eines Weltreformators davon tragen — aber ihn wird das ſelige Gefühl beglücken, daß er mit ſeinen Beſtrebungen in den Plan der ewigwürkenden Liebe harmoniſch einſtimmt — Er fühlt es, daß jeder Stein des Anſtoßes, den er weggeräumt hat, Gewinn für das Ganze iſt — und weiß es, daß ein einziger ausgetilgter Fleck aus dieſem großen Gemählde es der Vollkommenheit näher bringt, als der zierlichſte Rahmen, worinnen es eingefaßt wird.

O ihr Menſchenfreunde, die ihr den Willen und die Kraft habt, auſſer euch zu wirken, ſtellt euch doch wie **Knapp**, und **Hartknopf**, und der Emeritus, und wie der gute **Peſtalozze** in der Schweitz, unten an, wenn ihr wirken wollt — das ſinkende Gebäude braucht Stützen, und nicht Statüen. — Wollt ihr anders wirken, ſo iſt es um den wahren Frieden eurer Seele, und den ſchönen Takt eures Lebens, wodurch ihr allein in das große Ganze eingreift — es iſt um euren ächten innern Werth geſchehen! —

Knapp hatte ſich in dieſer Welt unten an geſtellt, und es wird ihm in jener Welt gewiß nicht gereuen.

Er hat hier unten im Paradieſe manchen Hungrigen umſonſt geſpeiſet, manchen Durſtigen umſonſt getränket, und manchen Bekümmerten getröſtet und aufgerichtet; dafür wird er einſt in jenem Paradieſe dort oben wieder getröſtet werden. —

Durch die tägliche Uebung hatte ſich **Knapp** eine ſolche Fertigkeit in der Beurtheilung der

Menſchen erworben, daß er immer nach wenigen Minuten mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit ſchließen konnte, ob an einem Menſchen noch was zu thun ſey oder nicht — aber wie ungern, gab er dennoch gänzlich alle Hoffnung zur Beßrung auf — mußte er ſie aufgeben, ſo machte ihn das auf viele Tage traurig und niedergeſchlagen; er ſchob die Schuld immer mehr auf den Arzt, als auf die Krankheit. — Er verzweifelte nicht daran, ſelbſt für den Seelenſchaden, der am unheilbarſten ſcheint, noch ein bewährtes Heilungsmittel zu finden. —

Darauf ging ſein Tichten und Trachten ſein ganzes Leben lang — denn er fühlte es nur allzuwohl, daß nicht Hunger und Durſt, nicht Lahmheit oder Blindheit, die wahren Uebel des Lebens ausmachen; ſondern daß eingewurzelter Neid, eingewurzelter Eigennutz, die eigentlichen Flecken ſind, welche dieſe ſchöne Schöpfung Gottes entſtellten. —

Dieſe Flecken, wo er nur konnte, auszutilgen, daß war ihm mehr werth, als große Schätze zu gewinnen. — Und unter tauſenden iſt es ihm bei zwei Menſchen gelungen, wovon der eine taub und ſtumm, und der andre ein verarmter holländiſcher Seelenverkäufer war, der in ſeinem Alter in Deutſchland ſein Brodt betteln mußte, und nun auch nach Gellenhauſen kam, wo er im Paradieſe einkehrte, und der Gaſtwirth **Knapp** ſeine Seele vom Verderben rettete.

An dieſen beiden Menſchen machte aber auch **Knapp** ein wahres Meiſterſtück — denn er hielt ſelbſt ihre Krankheit für unheilbar — den Tauben und Stummen, weil er nicht durch die Sprache auf ihn wirken konnte, und den ehemaligen Seelenverkäufer, weil er ſchon ein Greiß war, und in ſeinem Alter die ſchwere Hand des Schickſals, die ihn darnieder drückte, ſein hartes Herz nicht hatte erweichen können.

Knapps unaufhörlichen Bemühungen gelang es, den Seelenverkäufer ſo weit zu bringen, daß er ſich nicht freute, da dem Nachbar ein Haus abbrannte; über einen Dachdecker, der den Tag vor ſeiner Hochzeit vom Dache herunter ſtürzte, und ſich den Kopf zerſchmetterte, ſogar eine mitleidige Thräne weinte; und anfing, ein Vergnügen daran zu finden, mit **Knapps** einäugigen und lahmen Pudel zuweilen ſein Brodt zu theilen.

Der Taube und Stumme war ſehr verhärtet; ohngeachtet nie in ſein Ohr die Sprache des Verführers eindringen konnte, ſo hatte doch Neid und Eigennutz ſo tiefe Wurzel bei ihm geſchlagen, daß er der Blume den Sonnenſchein, und der Heerde die ſich unter einen Baum gelagert hatte, den Schatten mißgönnete — Alle ſeine Mienen und Bewegungen waren widerwärtig und liefen auf Zerſtörung und Verderben hinaus. —

Es war rührend anzuſehen, wie **Knapp** ſich oft Stunden lang mit einer eiſerner Geduld damit beſchäftigen konnte, dieſem Taubſtummen durch die Zeichenſprache nur erſt einigen ſchwachen Begriff von Sanftmuth und Menſchenliebe beizubringen, die ſein Herz bis itzt noch gar nicht gekannt hatte.

Dieß waren denn die beiden unheilbarſcheinenden, an deren Herzen **Knapp** gleichſam eine Art von Wunderkur verrichtet hatte — — Die Art nun, wie er mit ihnen zu Werke gegangen iſt, verdiente freilich wohl allgemein bekannt zu werden — allein die Beſchreibung davon würde ein eignes Buch erfordern, und doch vielleicht unvollkommen und unverſtändlich bleiben — denn wer kann Knapps Mienen, Knapps Auge, und jede ſeiner Bewegungen beſchreiben, und den ſanften liebevollen Händedruck, womit er ſeine Reden begleitete? —

Wenn in einer beſſern Welt dereinſt des Taubſtummen Zunge gelößt ſeyn wird, mit welchem lauten Jubel wird er da noch ſeinem Erretter danken; und der Seelenverkäufer, deſſen Seele durch Knapp vom Verderben gerettet wurde, wo wird er Worte hernehmen, um ſeinen Dank zu ſtammeln!

Und alle die getröſteten Betrübten, die traurig und niedergeſchlagen in dem Gaſthofe zum Paradieſe einkehrten, und vergnügt und fröhlich wieder von dannen gingen; wenn ſie einſt auftreten und ſagen werden: dieſer hat unſre Thränen auf Erden abgetrocknet; — mit welchem gekrönten Haupte würde dann der Gaſtwirth Knapp wohl tauſchen?

Wenn die gekrönten Häupter nun da ſtehen werden, beſchämt und niedergeſchlagen, und Millionen um ſie her, die auf Erden von ihnen mit eiſernem Scepter beherrſcht, und um alle die unſchuldigen natürlichen Freuden des Lebens, um die Rechte der Menſchheit gebracht; und wie eine in ihren einzelnen Theilen unbedeutende Maſſe, in ein Ganzes umgeformt wurden, wie etwa Holz und Steine, behauen und beſchnitten werden, um zuſammen ein Gebäude auszumachen, wodurch jedes einzelne erſt brauchbar wird.

Weh euch dann, die ihr den Menſchen ihren einzelnen ächten Werth raubtet, um Lücken mit ihnen auszuſtopfen; wenn ihr es nöthig fandet, Moräſte mit ihnen auszudämmen, damit dem ſtampfenden Roß ein Weg zum Feinde gebahnet ſey — die ihr um einer Chimäre, um eines allgemeinen abſtrakten Begriffs willen, den ihr Staatskörper nennt, den Menſchen nicht mehr um ſein ſelbſt, ſondern bloß um dieſer Chimäre, um dieſes abſtrakten Begriffs willen, wollt exiſtiren laſſen!

Alſo damit es einen Staat gebe, müſſen ſo viele tauſende auf alle Anſprüche Verzicht thun, wozu ſie ihre angeſtammte Menſchenwürde berechtiget?

Sie müſſen ſich für bloß **nutzbare** Weſen halten, wie das Korn, das gemählet, und der Baum, der gefällt wird, damit der eine dem Menſchen Wärme und Obdach, und das andre ihm Nahrung gebe.

Tauſende müſſen ſich von Jugend auf gewöhnen, zu denken, daß ſie nur um andrer willen, keiner aber um ihrentwillen da iſt, und daß ſie keinen eignen für ſich beſtehenden Werth haben. O wenn einſt alle dieſer willkürlich angenommener Unterſchied verſchwunden iſt, und nun wieder jene allgemeine natürliche Gleichheit herrſcht, wodurch ein jeder in ſeinem wahren Lichte erſcheint, nachdem aller Flitterſtaat von Titeln und Ordensbändern hinweggenommen iſt; wie wird alsdann der Gaſtwirth **Knapp**, unter vielen tauſenden hervorleuchten!

Wer wird dann wohl zweifeln, daß dieſer getreue Knecht über vieles wird geſetzt werden, nachdem er hier über weniges getreu geweſen iſt. —

Dazu war **Knapp** ein Pädagoge, wie es wohl wenige auf Erden giebt — ohne den Emil und Baſedows Elementarwerk geleſen zu haben, war er auf gewiſſe Geheimniſſe in der Erziehungskunſt gefallen, welche dicke Bände von Erziehungstheorien unnöthig machen würden, wenn ſie bekannt wären — aber ſie laſſen ſich eben ſo wenig vollkommen beſchreiben, als ſeine Methode, einen eingewurzelten Schaden der Seele zu heilen — **Knapps** zehnjähriger Sohn aber wird einmal aufſtehen, und wirken, und alle Philantropine beſchämen, wenn er anfangen wird, das im Großen auszuüben, was ſein Vater im Kleinen that — **Knapps** Sohn wird einſt ſeines Vaters Andenken durch ſeine Thaten auf die Nachwelt fortpflanzen, wenn es ſchon längſt in Gellenhauſen verloſchen iſt.

Des Gaſtwirth Knapps Pädagogik.

Knapp erzog ſeinen Sohn auf ſeine eigne Weiſe, und nicht nach der Weiſe Hagebucks des Weltreformators.

Sobald er gehen konnte, ſetzte er ihm ein Ziel, und ſetzte ihm allerlei Hinderniſſe, als Blöcke, Stühle, und dergleichen, in den Weg, wodurch er ſich den **kürzeſten Weg** zum Ziele durcharbeiten mußte.

Wenn er ein Kartenhäuschen bauete, ſo hielt er ihn an, es immer wieder zu bauen, wenn es auch zehnmal umfiel, und am Ende belohnte er ihm ſeine Geduld mit einem wurmſtichigen Apfel.

Als er etwas mehr heranwuchs lehrte er ihn die große Kunſt, nicht zwei Wege nach etwas zu thun, das man auf einem Wege hohlen kann; oder, was man mit einem grauſamen Sprüchworte nennt, mit einer Klappe zwei Fliegen ſchlagen.

Er lehrte ihn fünf Weingläſer in der Hand zwiſchen den Fingern tragen, und beim An- und Ausziehen lehrte er ihn zu gleicher Zeit beide Hände brauchen, ſo daß er ſich mit einemmal beide Schuh aufſchnallen konnte.

Sein Haar mußte er zuweilen lange unausgekämmt laſſen, und es ſich denn am Ende ſelbſt auskämmen, wenn es ganz ineinander gerathen war — ſobald er dann ungeduldig wurde, riß er ſich und verurſachte ſich ſelber Schmerzen; wenn er aber geduldig einen Schopf Haar nach dem andern vornahm, und das Verwirrte auseinander zu bringen ſuchte, ſo konnte er den Schmerz vermeiden — auf die Weiſe mußte er ſich in der Geduld üben.

Er lehrte ihn bei jeder Gelegenheit die Kürze des Lebens empfinden, und machte ihn aufmerkſam auf den Seigerſchlag — Er machte ihn allmälig mit dem Tode in der ganzen Natur bekannt, von dem kleinſten verwelkten Grashalm, bis zum verdorrten Eichbaum, und von dem zertretnen Wurme, bis zu den ehrwürdigen Ueberreſten des zerſtörten Bau's menſchlicher Körper.

Und wie oft hat dieſer Sohn ſeinem Vater dieſe Lehre nicht verdankt! Dieſem von Kindheit auf ſeiner Seele feſt eingeprägten Bilde des Todes, verdankt er den ſichern und ruhigen Genuß, aller der Freuden ſeines Lebens — dieß iſt es allein, was ihn ſtandhaft in Gefahren, muthig und unerſchrocken bei allen Vorfallenheiten ſeines Lebens gemacht hat. — Dieß iſt die Urſach, warum er auch nie eine Viertelſtunde lang den quälenden Ueberdruß der Langenweile ſchmeckte — Wie kann ein Menſch Langeweile haben, dem der Tod zur Seite ſteht?

Dieſer feſte Gedanke heiterte ihm die trübſten Stunden ſeines Lebens auf — denn wenn kein Wechſel ihm mehr bevorzuſtehen ſchien, ſo blieb ihm doch dieſe einzige große Veränderung gewiß.

Der feſte Gedanke an den Tod war es, der ihm den Genuß jeder Freude verdoppelte, und jeden Kummer ihm verſüßte. — Der wolluſtreiche Gedanke des Aufhörens drängte ſeine ganze Lebenskraft immer in den gegenwärtigen Augenblick zuſammen, und machte, daß er in einzelnen Tagen mehr, als andre Menſchen in Jahren, lebte. — —

Niemand hat wohl mehr in ihrer Fülle, und ungetrübter alle einzelne Vergnügungen des Lebens, die jedem Alter zukommen, genoſſen, als der Sohn des Gaſtwirths Knapp — weil er wußte, daß er keinen Augenblick zu verſäumen hatte, weil ihm jeder Tag, jede Stunde, ein Ganzes war. —

Beſonders war ihm immer die gegenwärtige Stunde lieb, und der Seigerſchlag das angenehmſte Getön in ſeinen Ohren — denn es wurde ihm dadurch merklich, wie er immer den Lebensſtrom hinunterſchifte, und alles in unaufhörlicher Bewegung blieb — durch jeden Seigerſchlag wurde der Reiz des Lebens wieder aufgefriſcht — und wenn ein Tag, eine Woche, ein Jahr verfloſſen war, ſo empfand er die Wonne des Lebens in immer größern Maße — Er kannte keinen Verluſt der Zeit, denn für jede Minute ſeines Lebens hatte er Weisheit und Selbſtzufriedenheit eingekauft. —

So wie ohne Tod kein Leben iſt, ſo iſt ohne wahres Gefühl des Todes auch kein wahres Gefühl des Lebens — aus der dunkeln Mitternacht bricht das Morgenroth hervor — und aus dem

Schatten der Nacht bildet ſich der ſchöne Tag —

O pflanzt den Gedanken an den Tod feſt in die jungen Seelen, ihr Pädagogen unſrer Zeiten, und ihr werdet wieder Männer ſtatt Knaben ziehen — Euer ganzes Gebäude wird ſich feſter auf dieſe Baſis ſtützen; wenn die Menſchen erſt wiſſen werden, daß ſie leben, dann erſt werden ſie jeden Augenblick ihres Lebens nutzen — und wenn ſie jeden Augenblick ihres Lebens nutzen, dann erſt iſt Euer Werk gekrönt.

Denn hin und wieder eine wohlangewandte Stunde oder ein wohlangewandter Tag iſt mehr ein Werk des Zufalls, als ein Werk der Kunſt. — Die Lebenskunſt muß durch alle Stunden und Minuten durchgehen, wie die Regel durch das Werk. —

Dazu iſt nöthig, daß der Menſch in jedem Augenblick wiſſe und empfinde, daß er lebe, welches ohne den feſten Gedanken an den Tod unmöglich iſt. — Wer ſich aber den einmal zu eigen gemacht hat, der kann ſein

memento mori

mit eben ſo unumwölkter und heitrer Stirne ſagen, womit er im Kreiſe ſeiner Freunde ein fröliches Trinklied ſingt.

Hierin beſtand alſo vorzüglich **Knappo** Pädagogik, und denn auch noch darin, daß er ſeinen Sohn empfinden lehrte, wie thöricht es ſey, einen Stein, an den man ſich geſtoßen hat, mit dem Stocke zu ſchlagen, oder ſich gegen den Regen, die Kälte, und den Sturmwind aufzulehnen — er lehrte ihn früh die Nothwendigkeit, ſich der unvernünftigen Stärke zu unterwerfen. — —

Am meiſten aber ſuchte er ſeine Lebensgeiſter beſtändig in Bewegung zu erhalten, und war in den Augenblicken am aufmerkſamſten auf ihn, wo er mit dem Finger Figuren in den Sand zeichnete, oder mit Kreide auf den Tiſch mahlte, oder die Geſtalt der Wolken am Himmel zu aufmerkſam betrachtete.

Das A B C ließ er ihn lernen, da er zehn Jahre alt war, und vor dem vierzehnten Jahre durfte er den Nahmen Gottes nicht ausſprechen.

Etwas von Nägeln und Schlöſſern.

Was Wunder nun, daß **Hartknopf** ſeine Wanderung gegen Oſten eine Zeitlang unterbrach, da er hier ſolch einen Vetter und ſolch einen Freund an dem Emeritus wiedergefunden hatte — obgleich **Hagebuck** und **Küſter**, und der empfindſame und aufgeklärte Prediger ihm nicht ſo ſehr behagen konnten, daß er um ihrentwillen länger in Gellenhauſen geblieben wäre.

Mit der Erzählung ſeiner Schickſale aber, die er ſeinem Vetter **Knapp** verſprochen hatte, hielt es etwas hart — hie und da einmal ein Stück aus ſeinem Leben, wo er es nützlich und ſchicklich fand, das war alles, was man aus ihm herausbringen konnte.

Ich werde alſo wohl auch für ihn nur das Wort nehmen müſſen, wenn der Leſer etwas erfahren ſoll.

Woher ich nun aber mehr von ihm weiß, und erfahren habe, als **Knapp** und der Emeritus, und in was für Verhältniſſen ich mit ihm geſtanden habe, und wie es mir gelungen iſt, mir ſeine Freundſchaft in dem Grade zu erwerben, daß er mich in das Innerſte ſeiner Seele hat blicken laſſen; davon ſollte ich wohl ein Wörtchen beibringen — es wird aber zu ſeiner Zeit geſchehen.

So viel habe ich ſchon verrathen, daß **Hartknopf** ſeines Handwerks ein Prieſter und ein Grobſchmidt war — ſeiner leiblichen Geburt nach war er nehmlich ein Grobſchmidt — ſeiner geiſtlichen Geburt nach aber ein Prieſter, von Kindheit auf geweiht, kein Unheiliges anzurühren, um einſt in Unſchuld und Reinigkeit des Herzens in dem großen Tempel des Heiligen und Wahren als ein Prieſter Gottes zu dienen.

Thubalkain war ſein großer Ahnherr — man fand dieſen Nahmen in ſein Petſchaft eingegraben, und auf dem Taſchenmeſſer ſtand er auch, das er ſich ſelbſt geſchmiedet hatte — denn Meſſer konnte er auch ſchmieden.

Da er noch ein Kind war, lernten ſeine zarten Hände zuerſt mit dem großen ſchweren Hammer ſpielen, der er kaum zu heben vermochte — aber ſein Arm wurde früh nervigt, und ſtark; bald mußte unter ſeinen wiederhohlten Schlägen der Ambos ſeufzen, und das glühende Eiſen geſchmeidig werden. — Der Nagel war das erſte, was durch ſeine Hände aus der unförmlichen Maſſe Bildung und Form erhielt, die Fugen des loſen zu befeſtigen, das zertrennliche unzertrennbar zu machen, und auf die Weiſe eine Schöpfung neuer Weſen zuſammenzuzwängen, worüber die alte Natur erſtaunt, wenn ſie aus der Tiefe der grauen Vorzeit auf die neuen Geburten emporſchaut, die in ihrem Schooß entſtanden ſind —

Daß der Menſch, von ihr gezeugt, in ihre Eingeweide herabſtieg, und das Eiſen hervorgrub, womit er ſie zu einer neuen Geburt beſchwängerte; daß aus den Wäldern und Steinbrüchen Städte mit Palläſten und Thürmen ſich erhuben, Schiffe auf dem Rücken des Meeres emporſtiegen; der aufgerißnen Erde der Saamen eingeſtreut, und volle Erndten aus ihrem Schooß hervorgezwängt wurden; daß der zerſägte Eichenſtamm ſich zum Stuhle krümmte, und zum Tiſche erhub, auf deſſen glatter Fläche Auge und Hand ſanft hingleitet.

Das mächtige Schloß verwahrt und ſchützt das Eigenthum, und hat Gemeinſchaft und Abſonderung in des Menſchen Willkühr geſetzt. —

Iſt es nicht **Thubalkain**, der verſchloßne Thüren eröfnet? — —

Ihm klingt auch das frohe Spiel der Senſen an ſchwülen Erndtetagen — ihm tönet das Gehämmer vor den dampfenden Feueröfen — ihm das Leben und Wirkſamkeit athmende Geräuſch, aus den Werkſtätten der Künſtler und Arbeiter in allerlei Stein und Erzt —

Ihn preiſen die Chöre der arbeitſamen Sänger mehr als den Flötenſpieler. — —

Aber ach, die Schärfe des Eiſens wendet ſich — die Geiſter der gefällten Eichſtämme ſeufzen durch die Lüfte, und verkündigen Unheil über das Menſchengeſchlecht —

Das Spiel der Senſen ertönt nicht mehr — Feuerſchlünde eröfnen ſich — die Bombe kracht — Schwerdter wühlen in menſchlichen Eingeweiden — Ketten klirren laut — Deſpoten lachen, Sklaven heulen. —

Die Chöre der arbeitſamen Sänger ſtehen einſam und weinen, in das Gewand der Trauer gehüllt, und ſingen Klagelieder — und ſeufzen: Thubalkain! —

Was ſoll ich aus dem Jungen machen? fragte Hartknopfs Vater den Emeritus: — nichts anders als einen Grobſchmidt, war des Emeritus Antwort, und Hartknopfs Vater ſchüttelte den Kopf: er hat doch ſo ein vortreffliches Ingenium! — deſto beſſer! ſagte der Emeritus.

Der Emeritus kam alle Tage in des alten Hartknopfs Schmiede — ſie wurde von ihm zum Heiligthum der Weißheit und hoher Geheimniſſe eingeweiht — der junge Hartknopf ſaß da zu ſeinen Füßen und ſog die ſüßen Lehren von ſeinen Lippen ein — unter ihm bildete ſich ſein Geiſt, und wuchs mit ſeinem Körper, den die Arbeit abhärtete und geſund erhielt. —

Aber leider, wich der alte Hartknopf von der rechten Straße ab — nur noch einen Schritt, ſo wäre er vor dem gefährlichen Abgrunde vorbei geweſen — aber er that ihn nicht, und nun konnte nichts ihn retten. — Er eilte unaufhaltſam ſeinem Verderben zu — Gold, Gold, Gold! war ſein einziger Gedanke, vom frühen Morgen an bis in die ſpäte Mitternacht, und das edle Eiſen war verdrängt —

Mitleidig ſtreckte der Emeritus noch ſeine Hände nach ihm aus, und wollte ihn retten, aber vergeblich, er verſank in dem Abgrunde, vor dem ihn ſein Freund ſo oft gewarnt hatte.

Der Unglückliche mußte im Elend ſterben — ſein Vermögen war im Rauch aufgegangen, die Schmiede verkauft — und in einer armſeeligen Hütte mußte er ſeinen Erlöſer, den Tod, erwarten. — Dieſer kam, und er empfing ihn mit freudigem Entzücken, nachdem der Emeritus vorher noch ſeine Beichte gehört, und ihm im Nahmen Gottes die Abſolution ertheilet hatte.

Da der Emeritus den Vater nicht hatte retten können, ſo hatte er doch den Sohn zu retten geſucht, und ſobald der Vater anfing zu laboriren, trieb er, daß der Sohn auf die Wanderſchaft gehen mußte, da er erſt neunzehn Jahr alt war — und dieß war auch hohe Zeit, wenn er nicht an eben der Klippe ſcheitern ſollte, woran ſein Vater geſcheitert war. — —

Auri Sacra Fames.

Schrieb der Emeritus mit ein wenig Bleiſtift auf des alten Hartknopfs Leichenſtein.

O du verfluchter Durſt nach Gold! von welchem Satan ſtammſt du her? War es nicht jener gefallne Geiſt, der ſtatt ſein Auge zu Gott ſeinem Urheber emporzuheben, nur immer auf das goldne Eſtrich des Himmels ſeine Blicke heftete, ehe die Hand des Ewigen ihn in den Abgrund hinunter ſchleuderte?

Ein jeder, der die ächte Weißheit ſuchte, kam an dieſen Scheideweg — wenige vermieden den zur Linken —

Denn viele ſind berufen, aber wenige ſind auserwählet.

Hier liegt der Grenzſtein, der die Weißheit von der Thorheit ſcheidet — ein ungeheurer Klumpen Gold — wer ihn mit Gleichmuth betrachtet und vorübergeht — den hat die Weißheit ſchon in der Wiege angelächelt, und ihn zu ihrem Schüler eingeweiht — den leitet ſein guter Genius zum Ziele hin, und läßt ihn den ächten Stein der Weiſen finden, den Hartknopfs

Vater vergeblich geſucht hatte, weil ſein Sohn ihn einſt finden ſollte.

Der den Vater verworfen hatte, der hatte den Sohn erwählet — es mußte ein ſolcher Vater ſeyn, um einen ſolchen Sohn zu zeugen! — aber auch eine ſolche Mutter, wie Hartknopfs Mutter war — ſanft und mild, wie das Abendroth — ſie welkte dahin, nachdem ſie dieſen einzigen Sohn gebohren hatte — ſie hatte mit ihm ihr Ziel erreicht:

Denn nach Unſterblichkeit ſehnet ſich nur der Himmelgebohrne,
Aber Vernichtung iſt ſüß dem müden Waller im Staube

Wäre Hartknopfs Vater den Goldklumpen vorbeigegangen — — Doch er iſt es nun einmal nicht — ſeine Aſche ruhe im Frieden!

Tauſende ſind wie er von der rechten Bahn abgewichen, und weichen noch täglich davon ab — denn blendend und lockend iſt die Frucht des Baumes, von dem du nicht eſſen ſollſt, wenn du nicht willſt eines doppelten Todes ſterben.

Gold ſiegt über die Kraft des Eiſens — ſprengt Schlöſſer auf; hält Schwerdter in den

Scheiden — löſet das Verbundne auf, und bindet das Gelöſte wieder — bildet Armeen — bauet Städte; läßt Palläſte himmelan ſteigen — befeſtiget Könige auf ihren Thronen und ſtürzt ſie herab — welch ein allmächtiges Spielwerk iſt das Gold in der Hand des Sterblichen!

Was Wunder, daß Thoren bis zu ihrem letzten Athemzuge darnach die Hände ausſtrecken, und Weiſen Mühe haben, hier nicht Thoren zu ſeyn! Was Wunder daß oft ſelbſt der mißverſtandne Bund der Weißheit und der Tugend im Chor der arbeitſamen Sänger, nach dieſem höchſten Gute zu ſtreben heiſcht, wie ein Irrlicht durch ſeinen falſchen Schimmer auch zuweilen das Auge des vorſichtigen Wandrers blendet, und ihn in Sümpfe und Moräſte führt, wo ſein Fuß keinen Grund mehr findet, und er ohne Rettung verſinken muß.

Verſtopfet eure Ohren, ihr Schüler der Weißheit, vor dem heiſern Geſchrei der falſchen Wegweiſer, die euch zu dem Quell führen wollen, woraus Gold unter dem dreifach geſtalteten röthlichen Quaderſtein in hellen Strömen hervorquillt —

Horcht nicht auf ihre Stimme — der Goldſtrom iſt nicht rein — die Quelle iſt getrübt — und der röthliche Quaderſtein iſt mit falſchen Farben angeſtrichen — ein Betrüger hat ihn hingewälzt — den rechten hat eine unſichtbare Hand hinweggenommen.

Hartknopfs Geſellenjahre.

Als Schmiedeknecht wanderte Hartknopf in **Erfurt** ein, als Kandidat der Theologie wanderte er wieder aus, ohne daß er deswegen aufgehört hätte, ein Schmidt zu ſeyn.

In einem halben Jahre hatte er ſich ſo viel geſpart, daß er füglich ein halb Jahr ohne Arbeit leben konnte — und dieſe Zeit über befriedigte er den brennenden Durſt nach Wiſſenſchaft, der ihn ſchon ſo manche Thräne gekoſtet hatte

Freilich hatte er vom Emeritus in Gellenhauſen mehr gelernt, als ihn alle Doktoren in Erfurt lehren konnten — aber es war ihm doch auch nun um Ausbreitung des Geiſtes, es war ihm um das **Extenſive** zu thun, da er es in dem **Intenſiven** ſchon ziemlich weit gebracht hatte.

Er hörte Mathematik, Geſchichte, Naturlehre, u. ſ. w. — Aber er las mehr, als er hörte — Die Erfurter Univerſitätsbibliothek mag wohl lange ihren geringen Schatz nicht ſo ſorgfältig gebraucht geſehen haben, als es von Hartknopfen geſchahe.

Hartknopf machte erſtaunliche Fortſchritte; denn zu allem was er begann, brachte er ein Licht mit, das ihm der Emeritus angezündet hatte, und wodurch es ihm da ſchnell Tag wurde, wo es andern oft lange Nacht bleibt, ehe ſie ſich durch die Finſterniſſe durchgearbeitet haben.

Er lebte übrigens in Erfurt ſehr verborgen — und ich habe ihn dort im Jahr 177*, bei einem gewiſſen Doktor Sauer, der nun todt iſt, kennen lernen.

Möge die Aſche des Doktor Sauers in Frieden ruhen; er verdiente wohl von Hartknopfen gekannt zu werden; ob ihn gleich die Welt nicht gekannt hat. — Welche herrliche Talente, welch ein Umfang von Kenntniſſen ſind mit dieſem Manne begraben worden, der die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen hätte ſeyn können, wenn der edle Sprößling nicht in der Jugend zerknickt worden wäre.

Solch ein Kopf mit ſolch einem Herzen vereinigt, mußte ohne eine Spur hinter ſich zu laſſen, unrühmlich in die Verweſung übergehen. —

Er wohnte in einer kleinen Gaſſe, in eines Schuſters Hauſe, und da man ſeinen Sarg heraustrug, fragte nicht einmal ein Nachbar: wen begräbt man da? Und keine Thräne wurde ihm nachgeweint.

Hier lernte ich Hartknopfen dem Leibe nach und zum Theil auch dem Geiſte nach kennen — die eigentliche Bekanntſchaft unſrer Seelen aber fällt in das Jahr 178*, zwei Jahr vor ſeinem Märtyrerstode.

Als ich ihn nun beim Doktor Sauer zuerſt erblickte, war es mir, als ſähe ich einen Unſterblichen hereintreten — Er kam aber in der Dämmerung, da es Feierabend war, und hatte ſein Schurzfell vor — denn es war damals gerade ſein Arbeitshalbesjahr. — Da er dem Doktor Sauer die Hand gab, ſo war es, als wolle er mit ſeinem ſtarken nervichten Arm, das zerknickte Rohr wieder aufrichten; jedes ſeiner Worte goß neuen Muth in die Seele des darniedergebeugten — dem die Führer ſeiner Jugend, da ſie ihm Beſcheidenheit lehren wollten, unglücklicher Weiſe das Selbſtzutrauen, dieſe unentbehrliche Stütze des ſchwachen Sterblichen aus den Händen entwunden hatten — Hartknopf wollte ſie ihm wiedergeben, aber auch die Hände waren ſchon gelähmt, die ſie ergreifen und feſthalten ſollten.

Unaufhaltſam ſank der Hülfloſe hinab; die Kräfte ſeines Geiſtes und ſeines Körpers verzehrten ſich in ſich ſelber. — Um nicht vor Hunger umzukommen, mußte er das elende Geſchmiere eines marktſchreieriſchen Arztes für ein Spottgeld ins Lateiniſche überſetzen; und dieſer erwarb ſich dennoch, bei der Welt, die einmal betrogen ſeyn will, Ruhm und Ehre damit, und wurde mit einem anſehnlichen Gehalt irgendwo, als Brunnenarzt befördert, während daß der ehrliche Sauer die Zöllner und Sünder heilte, und für das Geld, was er mit dem Ueberſetzen verdient hatte, noch die Arzeneien anſchafte, die er ſtatt Bezahlung von den Kranken zu nehmen, ihnen noch unentgeldlich dazu gab.

Der Schwung ſeines Geiſtes in einigen vortrefflichen Gedichten wurde einem elenden Geſchmiere von Wochenſchrift zu Theil, das ein Buchdrucker in Erfurt herausgab, für welchen Sauer zuweilen als Korrektor Tagelöhnerarbeit verrichtete.

Endlich ſchien ihm die Glücksſonne ein wenig zu lächeln; der Stadthalter **von Dahlberg** lernte ihn kennen, und dachte auf ſeine Beförderung, als der Tod ihn weit ſchneller und beſſer beförderte, wie alle Fürſten und ihre Stadthalter hätten thun können.

Ok..rd, wo du auch ſeyſt, der du von ohngefähr dieſes lieſeſt, erinnere dich mit mir des guten **Sauers**, mit dem wir manche frohe Stunde verbrachten, der dich auch Weißheit lehrte, und laß uns ſeinem Andenken noch eine freundſchaftliche Thräne weihen!

Haſt du je den Schmiedegeſellen bei ihm geſehen, ſo erinnere dich, wenn du kannſt, ſeiner Geſtalt und ſeiner Rede, und wiſſe, daß dieſer mein **Hartknopf** war.

Nachdem ich ihn das erſtemal beim Doktor **Sauer** geſehen hatte, ſprach ich ihn nur noch einigemale; denn er verließ bald darauf Erfurt, wo er ſich eine geraume Zeit aufgehalten hatte, ohne daß man ſich um ihn bekümmerte — da es ſonſt in Erfurt, weil die Univerſität ſehr klein iſt, für einen der ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt, ſchon ziemlich ſchwer hält, ganz unbemerkt zu bleiben; nun war aber **Hartknopf** ordentlich als Student inſkribirt — weil er jedoch nach dem erſten halben Jahre nur noch ſelten die öffentlichen Vorleſungen beſuchte, in keine Studentengeſellſchaft ging, und überhaupt ſich nicht viel öffentlich ſehen ließ, ſo betrachtete man ihn, als ob er gar nicht da geweſen wäre.

Der Doktor **Froriep** ſtellte damals mit einigen Studenten Predigtübungen in der Univerſitätskirche an, die in der Woche bei verſchloßnen Thüren gehalten wurden. — Hier hat auch **Hartknopf**, wie ich weiß, einmal gepredigt, ich glaube aber ſchwerlich, daß ſich der Doktor **Froriep** ſeiner erinnern wird; denn wenn er in ſich zurückgezogen da ſtand, ſo hielt man ihn für einen äußerſt unbedeutenden Menſchen.

Nachdem ich ihn nur erſt einmal beim Doktor **Sauer** geſehen hatte, ſaß ich an einem Sontagabend einmal oben am Steigerwalde, und las in Klopſtocks Meſſiade — Der Steiger iſt ein Wald nahe bei Erfurt, auf einer Anhöhe, von welcher man die ganze Stadt überſehen kann, die mit ihrer unbeſchreiblichen Menge Gärten rund umher einen ſehr ſchönen Proſpekt macht —

Hier lag ich alſo im Graſe hingeſtreckt, und erwartete, indem ich in Klopſtocks Meſſiade, die Erzählung von den beiden Jüngern von Emaus las, den Untergang der Sonne.

Indem kam Hartknopf den ſchrägen Abhang heraufgegangen, ſeinen blauen Sontagsrock mit gelben Knöpfen und ſteifen Schößen von oben bis unten zugeknöpft, und ſeinen Dornſtock in der Hand — grüßte mich, und ſetzte ſich neben mich —

Und ich machte ſchnell mein Buch zu, und wollte es einſtecken, denn es war mir, als ob ich mich, ich weiß ſelbſt nicht aus was vor Urſachen, vor ihm ſchämte. — Ich fühlte mich auf einmal ſo klein, ſo ſchwach in ſeiner Gegenwart — da ich mir noch kurz vorher gar nicht ſo vorgekommen war — ſein Blick durchdrang mein Innerſtes, und ſchlug mich nieder.

Aber heilig ſoll mir dieſer Abend ſeyn, ſo lang ich lebe —

Das Geſpräch lenkte ſich von der Schönheit des Abends, bald auf die Schönheit und Aufrichtigkeit der Seele, die einen ſolchen Abend nur allein empfinden kann, wenn ſie von allen Schlakken der Eitelkeit und Selbſttäuſchung geſäubert, die ſchöne Natur wie ein reiner und heller Spiegel in ſich darſtellt.

Es war ja wohl recht ſchön am Steiger die Sonne untergehen zu ſehen, und dabei in Klopſtocks Meſſiade zu leſen — aber die Scene mußte nicht gleichſam herbeigezwungen werden, bloß um denn nachher, auch nur zu ſich ſelber, ſagen zu können: ich habe am Steiger die Sonne untergehen ſehen, und Klopſtocks Meſſiade dabei geleſen — ich bin doch gewiß kein gemeiner Menſch — ſo etwas läßt doch ſchön im Leben, wenn man ſo zurückſchaut. —

O unbegreifliche Eitelkeit! nicht genug daß du andre durch falſchen Schimmer zu täuſchen ſuchſt, willſt du vor dir ſelbſt mit Zwang eine dir nicht angemeſſene Rolle ſpielen — Die Sonne mit dem Buche in der Hand untergehen zu ſehen, iſt dir Arbeit nicht Genuß — Du machſt die Scene, ſie fügt ſich nicht von ſelbſt; deine Seele iſt nicht aufrichtig, deine Empfindungen ſind erkünſtelt, der Abdruck der ſchönen Natur in dir iſt verfälſcht!

Dieß iſt ohngefähr der Inhalt von dem, was ich an dem Abend von Hartknopfen gelernt habe. — Es iſt ein ſehr angenehmer Spaziergang bei Erfurt nach den ſogenannten drei Brunnen, wo ſich der Weg zwiſchen Gärten und Gebüſchen in mancherlei Krümmungen hinſchlängelt, indeß ſich von allen Seiten her kleine Bäche ergießen, an deren ſchmalen Ufern man hinwandelt — Hinter ſich ſieht man denn die alten hohen Klöſter und Thürme der Stadt, die mit der erſtaunlichen Menge blühender Gärten umher einen ſo angenehmen Kontraſt machen —

Hier trafen wir uns einmal um Mitternacht, da der Vollmond am Himmel ſtand — und Hartknopf war doch gewiß keiner der empfindſamen Nachtwandler, die über dem Anſchauen des Mondes ihr Tagewerk verſäumen. — Er hatte ſeit einiger Zeit angefangen, die Kunſt des groſſen Baumeiſters in dem geſtirnten Himmel bewundern zu lernen.

Er hatte ſich wirklich aſtronomiſche Kenntniſſe erworben, und kam itzt, mit einem kleinen Tubus in der Hand, eine Anhöhe herunter, auf welcher er einige Stunden zugebracht hatte. —

Er hatte eine beſondre Gabe, dergleichen Kenntniſſe mitzutheilen — Seine Aſtronomie war keine leere Nahmenkenntniß von Sternbildern — Es war ein mächtiges Eingreifen der Gedanken in den großen Weltplan, wovon nur ſo ein kleiner Theil von unſern Sinnen gefaßt wird.

Ich ſitze im Zimmer — ein Strahl der Sonne fällt hinein, und macht einen Strich der Staubwolke ſichtbar, die ſich auf und nieder wälzt — in dem erleuchteten Striche ſchwimmen unzählige Sonnenſtäubchen, und drehen ſich theils umeinander, theils ein jedes um ſeine eigne Axe — der Bewohner eines ſolchen Sonnenſtäubchens ſchaut über ſich, und ſieht eine unzählbare Menge ähnlicher kleiner Körper, die ſich alle in einem und ebendemſelben Lichtſtrahl drehen, und ruft mit Verwunderung und Erſtaunen aus: o du unendliches Weltgebäude, wer miſſet dich?

Ich eröfne das Fenſter, und ſehe den Himmel an, der nächtlich mit Millionen Sternen beſäet iſt, die ſich alle, wie unſer Erdball in einem großen Lichtmeer wälzen; und rufe mit Verwunderung und Erſtaunen aus: o du unendliches Weltgebäude, wer miſſet dich — Und ein höhe res Weſen lächelt vielleicht, indem es alle dieſe Welten mit einer Hand zuſammenfaßt, über meinen Ausruf; ſo wie ich über den Ausruf des Weltbürgers auf einem Sonnenſtäubchen. —

Man denke nicht daß Hartknopf lehrte, wenn er ſo ſprach — nein, Lehren, das war gewiß ſeine Sache nicht — er warf nur Vermuthungen hin, gab Winke — hüllte die herrlichen Wahrheiten in demüthige Zweifel ein — ließ aus der Dunkelheit der Zweifel allmälich das Licht hervorbrechen — und wußte Empfindung und Gedanken auf eine ſo wunderbare Art zu verflechten, daß man kaum mehr zu unterſcheiden wußte, ob man die Wahrheit aus Liebe zu ihr, oder aus feſter Ueberzeugung annahm.

War ich je in einem Augenblick meines Lebens feſt und unerſchütterlich von der Fortdauer meines Geiſtes überzeugt, ſo war ich es in jener Nacht, wo ich mit Hartknopfen ſpazieren ging — Und oft habe ich mich noch nachher an der Erinnerung von jener Ueberzeugung, die ich doch damals wirklich hatte, feſtgehalten, wenn meine Zuverſicht wieder wanken wollte.

Ich habe oft Youngs Nachtgedanken geleſen, aber keinen Schatten von der Empfindung haben ſie in meiner Seele hervorgebracht, welche damals **Hartknopfs** kurzes Geſpräch in mir erweckte.

Young iſt in vielen Stellen erhaben auch zuweilen rührend und ſeelenſchmelzend; aber er war nur in den Zeiten der Lieblingsdichter meines Herzens, wo meine Seele ſelbſt verſtimmt war — Er hat die Nacht aus der Natur herausgeſchnitten, und ſie einzeln aufgeſtellt — er hat die Finſterniß vom Lichte geſondert — er hat uns in einem vollen gerüttelten Maße die Schrecken des Todes aufgetiſcht, daß wir auf einmal den Gaumen unſers Geiſtes daran laben ſollen.

Hartknopf lehrte mich die Nacht lieben ohne den Tag zu ſcheuen, und den Tag ohne die Nacht zu ſcheuen. — Finſterniß und Licht — Tod und Leben — Ruhe und Bewegung — mußten in ſanfter Miſchung ſich ineinander verſchwimmen. —

Der Blick zum Himmel gekehrt, mußte ſich von neuem Lichte geſtärkt, wieder zur Erde ſenken — um Dort und Hier Gegenwart und Zukunft kunſt in ſchöne Harmonie miteinander zu vereinen. —

O wie ich damals an ſeinen Lippen hing — es war eine warme Sommernacht — wir ſaßen auf einem Raſenhügel — zu unſern Füßen rauſcht' ein Bach, über uns hing ein grünes Geſträuch — in der Ferne ſahe man das Kartheuſerkloſter — Der Himmel umſchloß uns von oben —

So war alles zuſammen bis auf den innerſten Gedanken in unſrer Seele ein vollendetes Ganze.

Ich fühlte mein Daſeyn zum erſtenmale; fühlte mich in dieſer großen Kette eingezwängt; ſicher, feſt, und unerſchütterlich —

Ich ward zum erſtenmal auf den rechten Lebensfleck geführt —

Ich lernte die große Weißheit:

Des Alles im Moment.

Ich ward zum neuen geiſtigen Leben gebohren.

Von dem Augenblick an war es ruhig in meiner Seele — Die tobenden Stürme des Ehrgeizes legten ſich — die Furcht verſchwand, die Hoffnung ward Zuverſicht.

Die Stille der Seele hatte einen wohlthätigen Einfluß auf meinen Körper; mein Pulsſchlag war wieder ſanft und regelmäßig — leicht und ungehindert ſtrömte das Blut in frohen Kreiſen fort —

Mein kränklicher Körper ward durch die Seele geheilt; ich fühlte mich an Leib und Geiſte neugebohren.

Dieſe Nacht war es, wo ich **Hartknopfen** dem Geiſte nach kennen lernte. — Das heißt, ſein Geiſt war mir nun geſichert, er mochte abweſend oder gegenwärtig, todt oder lebend ſeyn — Ich blickte durch den Geiſt in ſeine Augen, ſo wie ich vorher durch das Auge in ſeinen Geiſt geblickt hatte.

Unſere Zuſammenkunft in dieſer Nacht ſchien ein Werk des Zufalls — aber ſie war es nicht — denn ich möchte doch nicht gern die **nothwendige Glückſeligkeit** meines Lebens an etwas ſchuldig ſeyn, das ſich eben ſo leicht nicht hätte fügen können, als es ſich gefügt hat.

Nein, in eben dem ewigen Zuſammenhange, worin mein ganzes Daſeyn gegründet iſt, worin ich mich ſo geſichert fühle — war auch jener Augenblick meines Lebens feſt gegründet, wo ſich Hartknopfs Seele gegen die meinige aufſchloß; und ich weiß es gewiß, daß er mir nicht entgehen konnte.

Hartknopf fand mich der Mittheilung ſeines Geiſtes werth; welches er gewiß nicht gethan haben würde, wenn ſeine erſte Lektion am Steigerwald bei mir nicht angeſchlagen hätte — aber er ſahe, daß meine Seele aufrichtig war; daß ich mich der thörichten Verſtellung, und des thörichten Zwanges ſchämte; daß ich die Nacht nicht herausgegangen war, um zwiſchen der Natur und mir gleichſam eine feierliche Scene zu veranſtalten; ſondern daß ich dießmal einem lockenden Rufe gefolgt war, und daß mein Herz ſich willig eröfnete, um den reinen Lichtſtrohm aus ihr aufzunehmen.

Ich war ſo geſtimmt, daß ich mich an der Figur eines Blattes auf den Wipfeln der Bäume ergötzen konnte, und alles aus meinen Gedanken verbannt war, was dieſe ſchöne Ordnung der Natur, die ſich jetzt unverfälſcht in mir abdrückte, hätte ſtören können.

Dieſe wohlthätige Stimmung bemerkte Hartknopf ſogleich, und nutzte ſie mit ſolcher Macht, daß er, ehe ich es noch ſelbſt wußte, eine neue Schöpfung in mir hervorgebracht hatte.

Das Licht hatte ſich von der Finſterniß geſondert, der Morgen war angebrochen.

Das verwirrte Chaos der Ideen, die von Jugend auf in meine Seele geſtrömt waren, ordnete ſich plötzlich zu einem ſchönen Ganzen.

Selbſt das, was ich glaubte unnütz und umſonſt gelernt, und in Büchern geleſen zu haben, fand hier ſeinen angewieſenen Platz — und da war nichts mehr, das nicht in den ſchönen Plan gehört hätte.

Die Fluthen, die vorher ſich mit dem Erdreich vermiſcht, und es ſchlammicht und bodenloß gemacht hatten, ſonderten ſich jetzt in Meere und Flüſſe, und ſtellten das Antlitz des Himmels dar, der ſich darin ſpiegelte, und die Erde ward feſt und hart, daß Menſchen und Thiere drauf wandeln, und Bäume und Pflanzen drauf emporſchießen konnten.

Wahrlich ich ſage dir, es ſey denn, daß jemand gebohren werde, aus dem Waſſer und Geiſt, ſo kann er das Reich Gottes nicht ſehen.

Wer nicht den ganzen Nutzen von dem, was er gelernt, gethan, gedacht, gelebt hat, in einen **Moment** zuſammen ziehen kann, bei dem iſt die neue Schöpfung noch nicht vorgegangen, und noch nicht alles ſo geordnet, wie es ſoll. —

Der **Moment** iſt und bleibt der letzte Punkt, wohin alle Weißheit der Sterblichen ſtreben kann und muß — alles andre iſt Chimäre und Einbildung.

O wer leihet mir **Hartknopfs** Sprache, womit er in meine Seele rief: es werde Licht!

Wer lenkt meine Feder, daß ſie nur ein ſchwaches Bild jener unnachahmlichen Sprache durch gemahlte Töne auf dem Papier entwerfe.

Göttliche Kunſt, die du die Gedanken des ſchwachen Sterblichen auf kommende Geſchlechter hinüber trägſt — wenn ſein Mund ſchon lange im Grabe verſchloſſen iſt — o, wie engſt du den Geiſt ein, der ſich dir hingiebt; der den zuſammengedrängten Lichtſtrahl ſchwächt, damit er ſich weit umher verbreite!

Der Buchſtabe tödtet, aber der Geiſt macht lebendig.

Hartknopf nahm ſeine Flöte aus der Taſche, und begleitete das herrliche Recitativ ſeiner Lehren, mit angemeßnen Akkorden — er überſetzte, indem er phantaſierte, die Sprache des Verſtandes in die Sprache der Empfindungen: denn dazu diente ihm

die Muſik.

Oft, wenn er den Vorderſatz geſprochen hatte, ſo ſchließ er den Nachſatz mit ſeiner Flöte dazu.

Er athmete die Gedanken, ſo wie er ſie in die Töne der Flöte hauchte, aus dem Verſtande ins Herz hinein.

Bewafnetes Auge, bewafneter Mund, bewafnete Hand, pflegte er wohl zu ſagen:

Der Tubus, die Flöte, und der Hammer.

Auf dem Klavier hat er ſich manche verworrne Idee herausgeſpielt, und ins klare gebracht—

Sein Studium aber ging darauf, die Muſik zur eigentlichen Sprache der Empfindungen zu machen, wozu ſich die artikulirten Töne nicht ſo wohl ſchicken, als die unartikulirten, die das Ganze nicht erſt zerſtücken, um es dann wieder zuſammenzufaſſen, ſondern die es gleich, ſo wie es iſt, ganz und in ſeiner Fülle laſſen.

Er verſtand die Kunſt, durch die Muſik auf die Leidenſchaften zu wirken — darum trug er immer ſeine Flöte bei ſich in der Taſche — und durch unabläſſige Uebung hatte er es ſo weit darin gebracht, daß er oft durch ein paar Griffe, die er, wie von ohngefähr that, aufgebrachte Gemüther beſänftigen, Bekümmerte aufrichten, und den Verzagten neue Hoffnung einflößen konnte.

Es war weiter nichts künſtliches bei der Sache, als daß der gewählte Ton grade eingreifen mußte, wo er ſollte. — Und denn war es oft eine ſehr ſimple Kadanz, oder Tonfall, welche die wunderbare Wirkung hervorbrachten.

Ein jeder wird einigemale wenigſtens in ſeinem Leben die Bemerkung an ſich gemacht haben, daß irgend ein ſonſt ganz unbedeutender Ton, den einer etwa in der Ferne hört, bei einer gewiſſen Stimmung der Seele, einen ganz wunderbaren Effekt auf die Seele thut; es iſt, als ob auf einmal tauſend Erinnerungen, tauſend dunkle Vorſtellungen mit dieſem Tone erwachten, die das

Herz in eine unbeſchreibliche Wehmuth verſezzen. —

Da hatte nun Hartknopf der Natur auf die Spur zu kommen, und das in Kunſt zu verwandeln geſucht, was ſich ſonſt nur zuweilen wie durch Zufall ereignet.

Freilich mußte er den ſchon etwas kennen, auf welchen ſeine Töne dergleichen Wirkung hervorbringen ſollten — aber er lernte auch wieder durch die Wirkung, welche dieſe Töne machten, allmälig das Herz deſſen immer beſſer kennen, mit dem er umging.

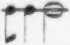
Das höchſte in der Muſik liegt in der Kenntniß ihrer einfachſten Elemente.

Hartknopf wäre ein groſer Muſikus geweſen, wenn er gleich nie hätte die Flöte blaſen, und das Klavier ſpielen lernen.

Er verband aber mit Fleiß ein Blaſeninſtrument, mit einem Seiteninſtrumente. — Das Blaſeninſtrument iſt ganz Ausdruck der Empfindung, das Seiteninſtrument ſchon zum Theil den Ideen geweiht — durch das Seiteninſtrument entwickelte ſich Hartknopf, was er durch Blaſeninſtrumente im Ganzen empfunden hatte.

Die Blaſeninſtrumente ſind dem Herzen näher. —

Die Violine ahmet durch die geſchleiften Töne die Blaſeninſtrumente nach, und macht gleichſam den Uebergang zwiſchen ihnen, und den mit immer wiederhohlten Unterbrechungen vibrirenden Seiteninſtrumenten.

Daß durch gleiche Takttheile Ernſt und Würde — durch ungleiche lebhafte Empfindungen — durch drei oder vier kurze Töne zwiſchen zwei längern, Fröhlichkeit — durch einen oder zwei kurze Töne vor einem langen Wildheit, Ungeſtüm — durch  das Schwerfällige ausgedruckt wird — wie geht das zu? Worin liegt hier die Aehnlichkeit zwiſchen den Zeichen und der bezeichneten Sache?

Wer das herausbringt, der iſt im Stande ein Alphabet der Empfindungsſprache zu verfertigen, woraus ſich tauſend herrliche Werke zuſammen ſetzen laſſen. — Iſt nicht die Muſik der Sterblichen eine Kinderklapper, ſobald ſie ſich nicht an die große Natur hält, ſobald ſie die nicht nachahmt?

Muſik und Aſtronomie war **Hartknopfen** nahe miteinander verknüpft — Er lehrte mich in jener Nacht einen Theil der Aſtronomie bloß durch die unnachahmlichen Töne ſeiner Flöte — die eines Kenners Ohren gewiß würden beleidigt haben, weil ſie ſogar einfach waren.

Eigentlich geſchahe dieß aber nur, weil er das Klavier nicht zur Hand hatte, durch das lehrte er ſonſt die meiſten Wiſſenſchaften und vorzüglich auch Lebensweißheit und Moral.

Noch ein ſehr merkwürdiger Gegenſtand ſeiner Beobachtung, in Anſehung der Muſik, waren die verſchiedenen Veränderungen des Pulsſchlages bei den verſchiedenen Veränderungen der Leidenſchaften.

Mit der Muſik verband er aber auch
die **Dichtkunſt**
im hohen Grade — und nahm ſeine Zuflucht oft zu ihr, wenn er kranke Seelen heilte. O dann floſſen die Worte im metriſchen Silbenfall, wie Balſam von ſeinen Lippen —

Nicht, daß er ſo ein Wunderdichter geweſen wäre, der gleich aus dem Stegreif auf jeden Vorfall in Verſen etwas Vortreffliches hätte ſagen können — ſondern alles, was er von andern vortrefflich geſagtes auswendig wußte, hatte er ſich in ſeiner Seele ſo gemerkt, daß er es immer zur rechten Zeit in Bereitſchaft hatte. —

Und ſo wie fleißigen Bibelleſern manchmal ein auswendig gelernter Spruch, gerade zur rechten Zeit einfällt, wo er ihnen, mitten in der Verzweiflung Troſt und neuen Muth einflößt — ſo brauchte **Hartknopf** auch die Dichtkunſt, wozu ſie eigentlich da iſt, zur Veredlung und Erhebung des Geiſtes, zur Beruhigung der Leidenſchaften — ſie diente ihm oft nach vielen mißlungenen Verſuchen zu einer heilſamen Seelenarzenei, wo alles andre fehlſchlug. —

Darum war auch unter den Alten Horaz ſein Lieblingsdichter, weil er mit wohl abgemeſſnen, reizenden Silbenfall den rechten Takt des Lebens lehrt — und ſein Lieblinsgedicht unter den Neuern war — **Wielands Muſarion.**

Hartknopf machte zwar ſelbſt auch Verſe — allein er that es nur, um irgend eine Pflicht zu er-

erfüllen, wie Sokrates einſt kurz vor ſeinem Tode ſich noch durch den Genius, der ihm immer zur Seite war, gedrungen fühlte, einige Aeſopiſche Fabeln in Verſe zu bringen.

Seine größte Stärke aber beſtand in der Deklamation; dieſe hatte er ſo in ſeiner Gewalt, daß er ſich des Fremden, was er vorlaß, gleichſam bemächtigte, und es ſich zu eigen machte.

Es war ihm auch im Grunde nichts fremd, was irgend ein unverfälſchtes Produkt des Geiſtes war — ſondern ſo wie die Strahlen der Sonne ein gemeinſchaftliches Gut ſind, deſſen ſich alle Sterblichen freuen, ſo ſchienen ihm auch die Strahlen des Geiſtes, ſie mögen ſich nun ausbreiten, wie und wo ſie wollen, ein gemeinſchaftliches Gut denkender und vernünftiger Weſen zu ſeyn, deſſen ſie alle ohne Rückhalt froh werden ſollen — Dieſer Gedanke machte, daß Hartknopf auch nie einen Funken von Neid empfand, ſo oft er etwas las, was ihm Bewunderung und Erſtaunen einflößte, indem er ſich nicht zutrauete, daß er es ſelbſt würde haben hervorbringen können.

Er nahm demohngeachtet an der Ehre des menſchlichen Geiſtes Theil, und vergaß, wie ein ächter Republikaner, ſein eignes Individuum, in der Vorſtellung von der großen Geiſterrepublik, mit welcher verbunden er nur ſich ſelber ſchätzte, und ſeiner eignen Exiſtenz einen Werth beilegte.

Denn unter allen ſogenannten philoſophiſchen Syſtemen, war ihm das der Egoiſten das abgeſchmackteſte von der Welt — ob er gleich als Knabe einigemal Anfälle von dieſer ſubtilen Raſerei gehabt hatte — da es ihm einfiel, alle die Weſen auſſer ihm, wären eigentlich nur Traumbilder, die in ihm da wären, und er wäre das einzige einſame Weſen in dieſer weiten öden Welt; die denn, wie eine Schaumblaſe mit ihm aufgeſtiegen ſey, und auch mit ihm wieder in ihr Nichts verſinken würde.

Wie geſagt, er hatte nur als Knabe dieſe Anfälle, und da er ein Mann geworden war, dachte er wie ein Mann, und drückte ſeinem Nachbar freundſchaftlich die Hand, und blickte ſeinem Freunde getroſt ins Auge, ohne ſie nur eine Minute lang für Traumbilder oder Weſen ſeiner Einbildungskraft zu halten.

Ich begreife auch kaum, wie man den Gedanken des eigentlichen Egoismus nur einen Augenblick lang, ohne ſich der Raſerei zu nähern, ertragen kann. — Es iſt das allerfürchterlichſte und ſchrecklichſte; ohne Hülfe, ohne Rettung bin ich mir ſelbſt, als einem ſich verzehrenden, ſich ſelbſt mit tauſend Gefahren und dem Untergang drohenden Ungeheuer, überlaſſen. — Ich kann mir ſelbſt nicht mehr in den Arm eines Freundes entfliehen — denn der Arm des Freundes iſt eine Täuſchung meiner Sinne, ein mir verhaßtes Selbſt — und doch — wer rettet mich von den fürchterlichen Gedanken? — Doch kann ich in alle Ewigkeit von dem wirklichen Daſeyn irgend eines Weſens überzeugt werden, ſo wie ich es von meinem eignen bin — keinen Augenblick lang kann ich das Ich eines Weſens auſſer mir ſeyn — wie kann ich da wiſſen, ob dieß Weſen auch ein Ich iſt, ob es je den Gedanken Ich gehabt hat —

Das waren die Anfälle von Egoismus im Hartknopfs Knabenalter — Seit jenem feierlichen Tage aber, da er ſich in die groſe Republik der Geiſter aufgenommen fühlte, verſchwanden alle dieſe Zweifel, wie Nebel vor der Sonne — Es war ein Geiſt, der durch ihn, und den Emeritus, und **Knapp** auf die Menſchen wirkte, eine reine Flamme, die den Erdkreis erleuchtet, aber verſchieden in tauſend Farben und Geſtalten der Dinge, die unter ihrem wohlthätigen ununterbrochnen Einfluß erſt Bildung und Form erhalten —

Dieſen ſeinen eignen Geiſt fand **Hartknopf** im Emeritus, und dem Gaſtwirth **Knapp**, nicht aber in **Hagebuck** und **Küſter** wieder — dieſe reine Flamme, die ihn ſelbſt durchglühte, grüßte er in Wielands Muſarion, in Homers Geſängen, in Horazens Briefen, in Rouſſeau's Emil, in Mendelſſohns Phädon, und würde ſie in Leſſings Nathan den Weiſen gegrüßt haben, hätte er ihn je geleſen. — In Youngs Nachtgedanken hatte er ſie nicht gefunden; auch würde er ſie nicht in dem Buche über **Irrthümer und Wahrheit** gefunden haben, wenn es ihm je zu Geſichte gekommen wäre.

Dieß Wiederfinden deſſelben Geiſtes, der ihn durchwehte, in andern, war der erhabne Egoismus zu welchem er ſich emporſchwang, der die Seele ſeiner Freundſchaft war, und ihm zugleich ſeine Unſterblichkeit ſichern half: denn er fühlte, daß er ſich nie ſelbſt verlieren konnte — Er fand ſich wieder, wohin er blickte.

Meine Zuſammenkunft mit Hartknopfen in einem Karthäuſerkloſter.

Das war das leztemal, daß ich ihn in Erfurt ſahe, und hier war es, wo er mir das lezte memento mori in die Seele rief, das ſeitdem nie wieder durch irgend einen Freudenſchall daraus verdrängt iſt.

Ob es denn etwa Karthäuſer in der Welt geben mag, damit wir, weil doch alles vollſtändig ſeyn ſoll, auch ein lebendiges Bild des Todes vor uns haben, woran wir uns ſpiegeln ſollen? — denn ein ſolches Bild iſt ein Karthäuſermönch, ſo wie ſein Kloſter das klare Bild des Grabes.

Es war am Feſttage des heiligen Bruno, da wir uns von ohngefähr und doch auch nicht von ohngefähr, ſo wie die Nacht in den grünen Gängen nach den drei Brunnen, hier zuſammentrafen. — Es war des Nachmittags — die Sonne ſchien hell ins Kirchfenſter, und beleuchtete den

Kranz des Altarblattes, und die grünen Blätter der duftenden Citronenbäume, womit die kleine Kirche an dieſem hohen Feſte geſchmückt war — Die Mönche ſaßen in zwei Reihen auf ihren erhabnen Sitzen, und vor jedem Sitze ſtand ein grüner Orangebaum in einem mit Erde gefüllten Behältniſſe — Die Mönche ſaßen noch, ihre weiße Kappen über das Geſicht gezogen, in feierlicher Stille da, und die Bäume warfen einen ſanften Schatten auf ihr langes weiſſes Gewand, deſſen weite Ermel herunter hingen. —

Dumpf und traurig, in tiefen Tönen hub darauf ihr Geſang an — dann warfen ſie ſich auf ihr Antlitz nieder, und zogen indem ſie anbeteten ihre Kappen über das Geſicht herunter. —

Da ſtanden Greiſe mit kahler Scheitel, und Jünglinge mit blaſſen Wangen, die einſt geblühet hatten. —

Vor dem Altar hängt von oben ein Seil herunter, woran die Glocke gezogen wird, und ſo wie der erſte Mönch hereintritt, thut er den erſten Zug an dem Seile, und überreicht es denn ſeinem Nachfolger, der den zweiten thut, ſo daß alle an dem Läuten Theil nehmen, und alle in dieſem Tempel dienen, ohne ſich dienen zu laſſen. — Eben ſo iſt es auch wieder beim Weggehen. —

Hartknopf war nicht umſonſt hier, er beſuchte einen neunzehnjährigen Jüngling, dem der Freund ſeiner Jugend an ſeiner Seite vom Bliz erſchlagen war — und der dadurch einen Ekel an allen Freuden des Lebens bekommen hatte, welcher ihn hieher trieb, wo er dem Grabe entgegen welkte.

Bei ihm gelang es Hartknopfen das zerknickte Rohr wieder aufzurichten — er erhielt auf ſein dringendes Anhalten, vom Prior die Erlaubniß, den Jüngling in ſeiner Zelle zu beſuchen: und dieſer ließ ſich durch den erhabnen Ton ſeiner Stimme, durch ſeinen mitleidsvollen Blick, bewegen, ihn anzuhören — und da er ihn erſt anhörte, ſo feſſelte ihn Hartknopf ſchnell mit ſtarken Banden der erbarmenden Liebe und Freundſchaft. — Solch ein Ton war noch nie in des armen Jünglings Ohr gedrungen, ſeit er ſeinen Freund verlohren hatte. — Hartknopf brachte ihm dieſen wieder, und ſicherte ihm ſein Daſeyn, und nun wurde der Jüngling allmälig ruhig —

aber Hartknopf hütete ſich wohl, bei den lebend Begrabnen den Reiz des Lebens zu ſehr wieder anzufriſchen — Er lehrte ihn, in ſich ſelber, in tauſend kleinen Beſchäftigungen ſeine Glückſeligkeit finden, die er vorher nicht gekannt hatte. —

Hartknopf folgte in der Behandlung dieſes Jünglings der Natur, welche den Mangel des einen Sinnes dadurch einigermaßen zu erſetzen ſucht, daß ſie die ganze Kraft deſſelben in einen andern Sinn zuſammendrängt, der dadurch bis zu einem auſſerordentlichen Grade erhöhet wird — ſo ſuchte Hartknopf bei dieſem Jüngling den Mangel des Entzückens, welches nur die Mittheilung gewährt, in dem Umgang mit ſeinem edlern Ich, in die großen Beſchäftigungen mit ſeinem eignen Geiſte zurückzudrängen — er lehrte ihn in ſich eine Welt finden, da die Welt auſſer ihm, auf immer vor ihm verſchloſſen war.

Trauben von den Dornen und Feigen von den Diſteln leſen, war Hartknopfs Wahlſpruch, ſo oft er etwas bemerkte, was aus dem großen Plane der Natur hinweggerückt zu ſeyn ſchien — Hier iſt das Künſteln nöthig, ſagte er, um das Verdorbne wieder gut zu machen. — Was ein

Unvernünftiger zu einem ſchlechten Endzwecke hervorgebracht hat, kann der Vernünftige immer noch zu einem beſſern Endzwecke nützen — Die Unvernunft kann nichts ſo ſehr verderben, daß die Vernunft es nicht ſollte wieder gut machen können — Die Unvernunft reißt nieder, damit die Vernunft wieder etwas zu bauen habe, ſo bleibt alles in Thätigkeit.

Wer ſich einmal lebendig begraben will, der thut doch immer noch am beſten, wenn er ſich in ein Karthäuſerkloſter begräbt, wo er ſich doch ſein Grab ſelbſt nach Gefallen ausſchmücken, und ſich, wenn es ihm beliebt, darin umwenden kann, ob er gleich auch nicht wieder heraus darf.

Oft wenn ich aus meinem Stubenfenſter über die alte Stadtmauer nach dem Karthäuſerkloſter hinüberblickte, fühlte ich eine geheime Sehnſucht nach dieſen ſtillen Hütten — die ihren ſehr guten Grund in meinem damaligen Verhältniſſe gegen die Welt, und gegen die Menſchen hatte.

Die Karthäuſer wohnen nicht, wie andre Mönche in einem Hauſe, wo ein jeder ſeine beſondre Zelle hat, ſondern ein jeder Mönch hat hier ſein eignes kleines Haus, das nur ein Stockwerk hat, und mit einer hohen Mauer umgeben iſt, innerhalb welcher ein kleiner Garten bei jedem dieſer Häuſer befindlich iſt. Die einzelnen Häuſer ſind durch die hohen umgebenden Mauern ſo voneinander abgeſondert, daß man durch keine Thüre aus einem ins andre, wohl aber aus allen gemeinſchaftlich in die Kirche und den Speiſeſaal kommen kann. Auf dieſen Gängen iſt es alſo allein wo ſich die Mönche begegnen, und ſich durch ihr unverbrüchliches memento mori miteinander unterhalten.

Ein jeder hat in ſeinem Hauſe ſeine eigne kleine Einrichtung, bauet ſelbſt ſeinen kleinen Garten, ſpaltet ſich ſelber ſein Holz zum brennen, hat auch wohl eine Drechſel- oder Hobelbank, womit er ſich die Zeit verkürzt, und ſeinem Körper eine heilſame Bewegung giebt. Sein Lager iſt auf der bloßen Erde, zu ſeinen Füßen ſteht ein Todtenſkelet, und ein harter Block dient ihm zum Kopfküſſen. Dreimal die Nacht über muß er ſich des ſüßen Schlafs erwehren, wenn ihn bei vollem Einbruch der Finſterniß, um Mitternacht, und gegen Morgen die Stunde zum Gebete weckt —

Einmal im Jahr am Feſt des Ordensſtifters bekömmt er Fleiſch zu eſſen, und Wein zu trinken, der ſonſt nie ſeine Lippen berühren darf Ueber Tiſche herrſcht ein unverbrüchliches Stillſchweigen.

Keiner, der ſich aus der Welt innerhalb dieſer geweihten Mauern geflüchtet hat, darf eine Erlöſung daraus hoffen, wenn ihn je ſein Entſchluß wieder gereuen ſollte. Und wer es wagen wollte, dieſe Mauern zu überſpringen, den würde, wenn man ihn ergriffe, ein ſchreckliches Schickſal erwarten, und wäre er vorher noch nicht lebend begraben geweſen, ſo würde er es dann ſeyn.

Hartknopf hatte ſich dieſen Karthäuſermönch ausgeſucht, um an ihm ſeine Weißheit zu verſuchen — denn hier war es, wo ſie die Probe halten mußte. — Wenn es eine wahre Weißheit giebt, ſo muß ſie lehren, wie man auch als Karthäuſermönch, ſobald man es einmal iſt, auf ſeine Weiſe glücklich ſeyn kann.

Freilich iſt es beſſer, wenn ſie einen vorher ſchon gelehrt hat, daß man nie ein Karthäuſermönch werden müſſe — aber was hilft das beſſer, wenn das ſchlechter nun einmal da iſt. —

Das Schlechtere was da iſt, muß doch wohl mehr die Aufmerkſamkeit des Weiſen an ſich ziehen, als das Beßre, was nicht da iſt. — Aber die Afterweiſen, die Weltreformatoren, die Hagebucks, ſchwärmen in den Zaubergefilden des Beſſern was nicht da iſt, mit ihrer müſſigen Phantaſie umher, und laſſen indes auf dem verwilderten Acker des wirklichen feſten Erdbodens, auf den ſie treten, Dornen und Diſteln wachſen.

Das that nun Hartknopf nicht — der ſuchte die Dornen und Diſteln auszujähten, wo er ſie nur fand; und aus der Seele des Jünglings hatte er einen ſehr ſchmerzenden Dorn gezogen, indem er ihm ſeinen vom Bliz erſchlagenen Freund wiedergab, und ihm in ſich eine Welt zeigte, die ihn für die Ausſchließung der äußern Welt ſchadlos hielt.

Dieſer junge Menſch konnte nun mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit berechnen, daß er ſein ganzes Leben hindurch keinen einzigen Tag Langeweile haben würde, wenn er den Weg verfolgte, den ihm Hartknopf vorgezeichnet hatte.

Ja er mußte ſich ſogar ein ziemlich langes Leben wünſchen, wenn er in dieſem Leben einige beträchtliche Fortſchritte thun wollte, die ihm dort zu ſtatten kommen könnten.

Und das war es, was ihm faſt immer Angſt und Furcht gemacht hatte, nicht der Gedanke des Todes, der war ihm ſüß und erquickend, ſondern der Gedanke an die unerträgliche Laſt des Lebens — an alle die leeren Stunden, die er mit nichts auszufüllen wußte, oder wo doch die Quellen mit denen er ſie auszufüllen ſtrebte, immer ſobald verſiegten.

Ach, in das einſamſte von der Welt abgeſchiedenſte Leben, das der Nacht des Grabes am nächſten kömmt, läßt ſich noch, wie mich Hartknopf gelehrt hat, eine unnennbare Seligkeit des Genuſſes legen. —

Eben ſo wie dem die Ewigkeit nie zu lang werden könnte, der von den Millionen Welten, die aus dem Firmamente leuchten, eine nach der andern im ungehemmten Fluge bereiſte, und die unendliche Verſchiedenheit des Weſens der Bewohner aller dieſer Welten nach und nach kennen lernte — eben ſo wenig kann dem die Dauer ſeiner irrdiſchen Tage zu lang ſcheinen, der nur einen Blick in ſich ſelbſt, in ſeine innere Welt gethan, und die unermeßlichen Gefilde des Denkens überſchaut, die ſich da vor ſeinem Blicke eröfnen.

Und dieſe Wonne des Denkens, des in ſich Blickens kann doch auch der dunkelſte Kerker dem unſterblichen Geiſte nicht rauben —

Selbſt der Verluſt des ſüßen Augenlichts kann den Tag nicht verfinſtern, der noch immer in der Seele des Weiſen und des Denkers ſtrahlt —

Nicht den Tag, der in Homers, und Miltons, und Oſſians Seele glänzte, da ſie die Geſchichte der Vorwelt ſangen.

Hartknopf ſprach: es werde Licht! und es ward Licht in der trüben Seele des Jünglings. Die Morgendämmerung des reinen Denkens brach hervor: die Nebel der Vorurtheile wälzten ſich allmälig von dem hellen Horizont hinweg — und bei dem allen blieb feſte Reſignation in Anſehung deſſen, was einmal nicht zu ändern war. **Hartknopf** lehrte den Jüngling die Reue überwinden — er ließ ihn einen Blick in die nothwendige Verbindung der Kette der menſchlichen Schickſale thun, welcher Troſt in ſeine Seele goß. — Er ſprach ſich ſelber frei, ohne das Schickſal anzuklagen. — Er unterwarf ſich der Nothwendigkeit, und lernte ſie lieben. — —

Und **Hartknopf** ſahe an, alles, was er hervorgebracht hatte, und ſiehe da es war ſehr gut—

Darum glänzte ſein Auge ſo heiter, da ich ihn am Feſte des heiligen Bruno in der Kirche des Karthäuſerkloſters traf. — Er ſahe in der Miene des Jünglings, edle Lebensluſt, Entſchloſſenheit und Standhaftigkeit nicht nur auf den kommenden Tag, ſondern auf kommende Jahre — und nun ſahe er mich da ſtehen, in dem er ſeine neue Schöpfung angefangen, aber noch nicht vollendet hatte.

Er fand dieſen Ort zu einem wichtigen Fortſchritt ſchicklich — er ſagte mir mit einer ſo kalten, feſten, und trocknen Miene, daß ich ſterben — ſterben müſſe — wie es mir noch nie in meinem Leben geſagt war, wie ich es mir ſelbſt noch nie geſagt hatte — es war, als hätte er mich mit dieſem Blick von Haut und Fleiſch entblößt —

Und indem er meine Hand dabei anfaßte, und ſchnell wieder fahren ließ — — —

Fuhr mir der Gedanke an die Verweſung durch die Seele, und erſchütterte mein Innerſtes —

Alſo — Staub, wie der, auf den ich trete — ohne Geſtalt, ohne Form, ohne Umriß — in der ganzen weiten Welt gleich — und eins die Todtenaſche aller Sterblichen, wenn ſie ſich zuſammen miſcht —

Die Schaumblaſe iſt zerplatzt — dem Bilde iſt ſein Umriß genommen —

Abgeſchieden von der Welt, ſtehen ſie hier die geweihten Opfer des Todes, in das weiße Sterbegewand gehüllt, und ſingen ſich ſelbſt ihren Grabegeſang —

Hinweg mit dem täuſchenden Schleier! Hier iſt nicht der Jüngling mit der umgekehrten Fakkel — hier iſt ſchreckliche, ſchändliche Verweſung — das Meiſterſtück der Schöpfung liegt zertrümmert da, und der Wurm nagt an ſeinen Ueberreſten — ſind denn Augen, wodurch der Geiſt geblickt hat, weniger werth, als Augen von Glaß geſchliffen? daß dieſe modern, wenn jene dauern?

Iſt es möglich, daß dieſer Körper, den ich an mir trage, der ſo nahe in mein Ich verwebt iſt, einſt ein Auswurf der Schöpfung werde? — Nicht nur möglich, ſondern gewiß; ſo gewiß, daß es itzt ſchon wirklich iſt — und ich ſollte nicht vor mir ſelber zurückbeben? vor mir ſelber?

Wer bin ich? Wo bin ich ſelber? Wo nimmt mein eigentliches Ich ſeinen Anfang? Wo hört es auf? Wo verſchwimmt es ſich in die umgebende Welt? Kann ich nicht alles mit in den Kreis meines Daſeyns ziehen, und kann ich nicht alles wieder heraus denken? Wo nimmt mein Ich ſeinen Anfang?

Hartknopf faßte meine Hand, und ließ ſie ſchnell wieder fahren, wie die Hand eines Todten. — —

Eins muß mir heraus helfen, oder ich bin auf ewig in dieſem Labyrinthe verloren.

Das höchſte Studium des Pſychologen ſind:
die Verba Auxiliaria.

Hab' ich denn eine Hand? Hab' ich einen Körper, ſo wie ich ein Kleid, und eine Wohnung habe? — Hab' ich eine Denkkraft?

Wo hört denn das Haben auf? wo nimmt das ſeyn ſeinen Anfang?

Ich habe — ich bin.

Was hab' ich? was bin ich?

Das iſt der Aufſchluß:

Ich habe alles, was ich bin; aber ich bin nicht alles, was ich habe. — —

Haben iſt der mehrumfaſſende Begriff — Haben bezeichnet: zuſammenhängen; ſeyn bezeichnet den ſtärkſten Grad des Zuſammenhanges — den letzten Knoten, worin ſich alles zuſammenſchlingt.

Das Haben nähert ſich dem Seyn, je ſtärker der Zuſammenhang wird —

Alles was ich mein nenne, oder was ich beſitze, nenne ich deswegen mein, weil es in nähern Zuſammenhange mit mir, als mit ſonſt irgend etwas in der Welt ſteht.

Das Kleid, das ich trage iſt mehr mein, ſchmiegt ſich näher an mein Ich, als das Haus, worin ich wohne, und der Körper wieder mehr, als das Kleid, das ich trage, und die Gedanken, womit ich mir meinen Körper vorſtelle, wieder mehr als der Körper ſelbſt.

Der Zuſammenhang wird immer feſter, immer in ſich gedrängter. —

— Das Haben verliert ſich unmerklich ins Seyn.

Das Seyn iſt der Stift in dem Wirbel. Ohne Mittelpunkt iſt kein Cirkel, ohne Seyn iſt kein Haben.

Ich kann nicht ſo gut mehr ſagen: ich habe eine Denkkraft oder ein denkendes Weſen, als ich ſagen kann: ich habe einen Körper — Ich bin ein denkendes Weſen.

Könnte je der innere feſte Zuſammenhang meiner Gedanken aufgelößt werden, ſo wie der Bau meines Körpers zerſtört wird, dann würde ich aufhören zu ſeyn —

Hartknopf faßte meine Hand, und ließ ſie wieder fallen, wie die Hand eines Todten — — und ich ſchauderte nicht mehr zurück vor der Verweſung, denn ich fühlte mich in mich ſelbſt zurückgedrängt, feſt und unerſchütterlich, mein Körper war auſſer mir; war ein gleichgültiger Gegenſtand meiner Betrachtung.

Je enger der Cirkel von auſſen her um mich wird, je mehr dieſe Denkkraft in ſich ſelber zurückgedrängt wird, deſto feſter wird der innere Zuſammenhang meiner Gedanken in ſich ſelber; deſto feſter und unerſchütterlicher das Gefühl meines Daſeyns.

Der Karthäuſermönch, den Hartknopf die Weißheit des Lebens lehrte, war faſt bis aufs Grab umſchränkt, ſo wenig Zuſammenhang mit der äuſſern Welt blieb ihm übrig, und er fand dennoch Fülle des Daſeyns in ſich ſelber.

Zu guter lezt lehrte mich Hartknopf noch ein Lied an die Weißheit, bei welchem Worte und Melodie ſo wahr, ſo paſſend, ſo aus der Seele gehoben; der ſanfte Gang der Töne ein ſo lebhaftes Bild des ruhig abgemeßnen Lebensſchrittes; und die Harmonie des Ganzen ſo Herzeindringend iſt; daß einige Verſe aus dieſem Liede geſungen, gleich einem wohlthätigen Zauber, manchmal eine plötzliche Veränderung in meinem Gemüth hervorgebracht; und meine empörten Leidenſchaften wieder beſänftigt haben. Denn an jedes Wort, an jeden Ton in dieſem herrlichen Liede, war mir irgend eine von Hartknopfs großen Lehren geknüpft, die nun alle mit einemmale in meiner Seele erwachten, und durch die einfache und doch gedankenvolle Melodie, in ein ſimples Syſtem gebracht, ſo leicht und ohne Mühe von mir umfaßt werden konnten, wie die Wölbung meines Ohrs jeden ſanften Ton auffing, den die berührte Saite meines Herzens, wie ein getreues Echo wieder gab —

Das Lied an die Weißheit, was mich Hartknopf lehrte, und das jetzt auch in einer wohlbekannten Sammlung ſteht, hieß:

O du, durch die wir auf der Bahn des Lebens
Zum großen Ziele freudig gehn,
Und einſt am Grab, in Ausſicht, nicht vergebens,
Den ſteilen Pfad erſtiegen ſehn.

Durch die ein beifallgebendes Gewiſſen
Uns Glück und ſtillen Frieden beut,
Und Blümchen lockt hervor zu unſern Füßen,
Und auf die Dornenpfade ſtreut;

Geleite mich die Dornenbahn des Lebens
Getroſt und muthig fernerhin,
Und lehre mich, daß ich zu Licht vergebens
Durch Licht nicht auserkohren bin!

Mein Leben ſey ein ſteter ſanfter Friede
Und Wohlklang, wie das Saitenſpiel!
Nie meine Hand zum Bau des Tempels müde
Vollendung meiner Arbeit Ziel!

Geordnet ſey mein Leben nach dem Maße
Des ſimplen Ganzen der Natur,
So wird die Müh auf dieſer Wanderſtraße,
Zur Freude einer Blumenflur.

Hell vor uns her blickt ſchon im Morgenſterne
Elyſium aus Mitternacht,
Auf meine Brüder, ſchaut froh in die Ferne,
Dir lohnend uns entgegen lacht!

Senkt nie den Blick auf die Beſchwerden nieder
Dort iſt der Quell, und dort iſt Heil!
Der Geiſt ſtreb' auf, kehr lichterhellter wieder
Und nehm' verklärt am Lichte Theil!

Die Weißheit, welche Hartknopf ſeine Schüler lehrte, iſt einzig, feſt, und unerſchütterlich;

ſie heißt:

Reſignation.

Der diese Weißheit lehrte, erprüfte sie, da er den Emeritus und den Gastwirth Knapp zu ihrer Hinrichtung auf den Rabenſtein von Gellenhauſen begleitete, den ſie auf Satan Hagebucks Anſtiften beſteigen mußten.

Er verſiegelte ſie fünf Jahre nachher mit ſeinem Märtirertode. — —

Mors ultima linea rerum eſt.

Fragmente
aus dem
Tagebuche eines Geiſterſehers.

Von dem Verfaſſer Anton Reiſers.

Berlin 1787.
Bei Chriſtian Friedrich Himburg.

Universitäts-
München
Bibliothek

Vorrede des Verlegers.

Der Verfaſſer dieſer wenigen Bogen, hat ſich in ſeinen gelehrten Arbeiten, deren er ſeit zehn Jahren im Verlage der mehreſten Berliner Buchhändler die Hülle und Fülle produciret, einen ſolchen Plan gemacht, daß wenn ihm die Luſt anwandeln ſollte, Wanderungen zu machen, er nach Belieben abbrechen könne, ohne dem Ganzen zu ſchaden.

Dies iſt der Fall bey dieſer Schrift, die anfänglich 16 Bogen ſtark werden ſollte und ſich nun auf die Hälfte gebracht findet.

Wenn der Verfaſſer einſtens ſeinen vaterländiſchen Boden wieder betreten ſollte und die Sirocco's keinen widrigen Einfluß auf ihn gemacht haben, ſo wird er ſich für Geld und gute Worte wohl zureden laſſen, dieſe Materie fortzuſetzen.

An . . .

den 1ſten Juni 1782.

Wie lieblich ſcheint die Sonne am Abend in mein kleines Fenſter. — Dort auf der Wieſe weiden noch die Heerden — die einzelnen Eichen werfen ihren langen Schatten jenen Berg hinunter. —

Was ſchimmert dort ſo weit in der Ferne am Horizonte? — es ſind die ſchmalen Purpurſtreiſen des Abendrothes — wer wohnt unter jenem fernen Himmelsſtriche? Was für Gedanken, was für Wünſche ſteigen dort empor? —

Menſchen ſind hin und her zerſtreut auf dem ganzen Erdenkreis — wer faßt alle ihre Wünſche, alle ihre Hoffnungen in eins zuſammen? wer birgt ſie in ſeinem Buſen, um ſie alle alle dereinſt zur Vollendung zu bringen, daß keiner vergeſſen wird? —

O dann werd' auch nicht vergeſſen werden, ſey ich auch ſo einzeln unter den Menſchen, und ſo verlohren als ich wolle. —

Die Heerden kehren heim, und eilen zu ihrer Lagerſtatt — ſie ſchweiſten den ganzen Tag umher, und keines hat ſich verlohren, jedes findet am Abend ſeine gewohnte Herberge wieder.

Der arme Hirt aus unſerm Dorfe, der hinter dieſer Heerde hergeht, legt ſich am Abend nieder, um Morgen ſein Tagewerk von vorne wieder anzufangen. — Er glaubt, er weide nur ſeine Heerde — aber er weiß nicht, daß ſich unvermerkt der Keim zur Vervollkommnung und Veredlung ſeines Weſens in ihm bildet — daß jedes Grashälmchen, welches er, ohne Abſicht ſein Auge an den Boden heftend, betrachtet, ſeine Kraft zu vergleichen und zu unterſcheiden erhöht, daß er mit jedem Blick, womit er Wieſe und Berg und Thal umfaßt, und dann wieder ſein Auge auf ein kleines goldnes Würmchen fallen läßt, daß unter Kräutern und Blumen lebt, das Ganze mit Rückſicht auf das Einzelne und das Einzelne mit Rückſicht auf das Ganze betrachten lernt.

Du armer Hirt wirſt alſo in der Reihe denkender Weſen nicht vernachläſſiget, nicht vergeſſen — Dein Rang iſt dennoch in der Geiſterwelt, ob du gleich den ganzen Tag über nur deine Kühe weideſt.

Iſt denn alſo keiner ausgeſchloſſen? — welch eine unendliche Reihe denkender Weſen ſteigt vor meinem Blick empor!

Wo ſeid ihr alle, ihre Millionen, deren Staub ſich ſchon wieder mit anderm Staube gemiſcht hat?

Habt ihr euch nicht verlohren in einander? — ſeyd ihr noch in derſelben Zahl da, wie ihr waret, da eure Körper abgeſondert von einander, und jeder in ſich gedrängt, ſo viele verſchiedene Weſen ausmachten, als verſchiedne Geſichtszüge, verſchiedne Nahmen waren.

Die Geſichtszüge, die Nahmen ſind verſchwunden — was unterſcheidet euch vom Körper ganz entblößte Weſen noch von einander?

Iſt es die unendliche Mannichfaltigkeit der Erinnerungen aus eurem Erdenleben? — Aber was bleibt euch denn nun, um dieſen Unterſchied durch die Dauer eures Weſens fortzupflanzen?

Sind die Eindrücke, die ihr nun erhaltet, denn noch ſo unendlich mannichfaltig verſchieden? — oder treffen die Erinnerungen mehrerer aus dieſem Erdenleben zuſammen und machen vielleicht mehrere zuſammen ein Ganzes aus. —

Wie oft wünſchen nicht Seelen hienieden ſchon in einander zuſchmelzen, mit allen ihren Gedanken, allen ihre Erinnerungen, die ſie von Kindheit auf hatten, eins zu werden.

Und ich ſollte das Ueberſtrömen meines Weſens in ein andres ſcheuen? — und doch ſcheu ich es? — Doch iſt alles auf einmal ſo todt, ſo abgeſchnitten, ſo zerriſſen — wenn ich mein Weſen auch mit einem Weſen höherer Art vertauſchen ſollte. —

Dem ſchaudervollen Uebergange zu einem andern Seyn muß erſt das Werden ſeinen Weg bahnen; durch den Mittelbegriff des allmäligen Entſtehens kann unſer Geiſt nur in die Zukunft blicken, und die Sprache ſelbſt muß zu dieſem Begriff ihre Zuflucht nehmen, wenn ſie die Zukunft bezeichnen will. — Die Sonne iſt untergeſunken die Abendglocke tönt im Dorfe — das Tagewerk der Arbeiter iſt vorbei — die Natur hat wiederum einen groſen Akt vollendet, und läßt man den Vorhang fallen. —

An . . .

Am 24ſten Juli 1782.

Noch find' ich alſo, ſelbſt bei einem ſiechen Körper, hier das Glück, daß ich in der weiten Welt vergeblich ſuchte. — Die Erndte beginnt nun, und ich kann ein Zuſchauer von den frölichen Feſten der Landleute ſeyn. — Ich kann mich ſo nahe an die liebevolle Natur halten; ſie iſt meine Mutter, meine Freundinn.

Ihr wohlthätiger Hauch gieſt Balſam in meine verwundete Seele. — Meine kranke Phantaſie wird immer reiner und heller wieder, indem ſie allenthalben reizende wohlthätige Bilder ſammlet, und ſie harmoniſch ordnet; jedes Blättchen am Baum, das ich mit Wohlgefallen betrachte, flößt mir ſanfte Empfindungen ein.

Ich kann mich wieder der hangenden Birke und der hohen Fichte freuen, die ohngeachtet der Verſchiedenheit ihrer Natur, ihre Zweige von oben geſellig zuſammen flechten.

Der Anblick der wolichten Heerde unter dem Schatten eines Baumes, in das grüne Graß gelagert, hat etwas Aug' und Herz erquickendes für mich, das zugleich die Seele unvermerkt erhebt, und ſie für jeden Eindruck aus der Natur empfänglicher macht — die weiſſe weiche wolle — das ſanfte Grün — die ovalgeründeten Blätter — der zierlich gekräuſelte Schatten — vereinigen ſich zuſammen, um in der Seele ein Bild auszumahlen, wodurch jede Nerve harmoniſch vibriret, und indem auf die Weiſe unſer Blick das Weltall, auch nur in einem einzigen ſeiner Punkte, gleichſam von der rechten Seite faßt, von welcher es der höchſte Verſtand ſelbſt mit Wohlgefallen durchſchaut, wo ſich alle anſcheinende Disharmonie in Harmonie auflöſet — ſo erhebt auch dieſer Anblick die Seele, und macht ſie fähig, nach einem verjüngten Maßſtabe die Größe und Schönheit dieſes unbegreiflichen Weltalls zu meſſen — ihr wird ein Blick in das innerſte Heiligthum der Natur eröfnet — ſie ſtaunet nicht über das eigentlich ſanfte Grün, die weiſſe Wolke, die ovalgerundeten Blätter, und den zierlich ſich kräuſelnden Schatten, ſondern über die groſſen, bewundernswürdigen Verhältniſſe, die ſie in dem Augenblick, ohne es ſelbſt zu wiſſen, überrechnet.

Als ich geſtern dieſes Anblicks eine halbe Stunde lang genoſſen hatte, da erheiterte ſich meine trübe Seele wieder — mein Blick wurde freier — meine Bruſt athmete leichter — ſo will ich denn öfter zu dieſem Anblick meine Zuflucht nehmen, ich darf ja aus meiner Wohnung nur wenige Schritte darnach thun. —

Kehrte ich nicht getröſtet, und mit herzerhebenden Gedanken wieder heim — o, wen haſt du liebevolle Natur, wohl je ungetröſtet von dir gelaſſen, der Troſt bey dir ſuchte?

Und was war mein Kummer? — war er nicht eben in dieſer Verſtimmung meiner Phantaſie gegründet, die der feſte Anblick der mich umgebenden Natur wieder heilte. — Was war es anders, als daß mein Auge den unrechten Geſichtspunkt gefaßt hatte, aus der ich dieſe ſchöne Welt betrachtete, in der ich nun anfing, Verwirrung und Unordnung, Unglück und Jammer zu ſehen, wohin ich blickte, und zu ahnden, wohin ich nicht blickte?

Iſt nun nicht meine Seele wieder geſtärkt? meine Denkkraft nicht wieder in Thätigkeit geſetzt? Und das Heiligungsmittel liegt mir ſo nahe — ich darf das Kraut nur pflücken, das zu meinen Füßen wächſt, um meinen Schmerz zu lindern.

Ich ſtehe da, und betrachte die arbeitſamen Landleute — wohin ich blicke, ſehe ich Leben und Bewegung — Erreichung der mannichfaltigen Endzwecke der Natur — im gleichen Takt heben die Arme der Erndter ſich mit den Senſen auf, und die vollen Aehren ſinken nieder — der Schweiß tröpfelt von der Stirn des Arbeiters, aber er freuet ſich ſeiner Geſundheit und ſeiner Stärke — und auf den Erſatz ſeiner aufgewandten Kräfte durch die zubereiteten Nahrungsmittel und den ſüßen Schlaf. —

Mit jedem wiederhohlten Senſenſchlage kömmt Takt und Ordnung in ſein Leben, und in alle ſeine Gedanken — Er erfüllt in jedem Augenblick den Zweck ſeines Daſeyns, indem er durch die Thätigkeit ſeines Körpers unvermerkt ſeinen Geiſt zur Ordnung zum Ausdauren im Denken gewöhnt, das ihm, wenn er dereinſt ohne Körper ſeyn wird, noch zu ſtatten kommen ſoll, und indem er zugleich die großen Endzwecke der Natur zur Erhaltung und Ernährung der Körper befördern hilft, in denen und durch die noch mehrere Geiſter zu einem Daſeyn höherer Art gebildet werden ſollen.

Eine wohlthätige Unwiſſenheit umhüllet euren Blick, ihr Arbeiter im Schweiſſe eures Angeſichts — Um euch her iſt die große unendliche Welt, ihr aber ſeyd auf den Fleck der Erde geheftet, wo ihr euer Leben empfingt — hier wohnet ihr eine Zeitlang in euren engen niedrigen Hütten — dem Boden, den ihr bewohnt zwingt ihr auch eure Nahrung ab — und dann legt ihr euch auf einen kleinen Fleck eures väterlichen Bodens ſchlafen, und verſammlet euren Staub zu dem Staube eurer Vorältern. —

Es hat euch nie eingeleuchtet, was ihr einſt ſeyn werdet, die ihr dort ſchlummert — Eure Kinder, die jetzt auf eurem Staube gehen, werden entſchlummern wie ihr — aber einſt muß die große Erndte erſcheinen — es kann nicht Blendwerk, kann nicht Täuſchung ſeyn. —

Sollte die große Natur, die kein Röhrchen, keine Faſer ohne Zweck und Abſicht ſchuf — hier ſo plötzlich aufhören nach Zweck und Abſicht zu handeln — ſollte ſie ewig ſäen, und ſäen, und ſäen — ohne je zu ärndten? — ſollte dieß Erdenleben deſſen ſo mancher nur wenige Stunden froh wird, ihr letzter Zweck ſeyn?

Sind nicht die Gedanken des Menſchen, womit er die Ordnung und Harmonie in der ganzen Natur bemerkt, das edelſte in der ganzen Natur. —

Und dieſer reinſte abgezogenſte Stoff, auf deſſen Bildung alle Eindrücke aus der Körperwelt unaufhörlich hinarbeiteten, der ſollte ſich wieder, ohne nun weiter genutzt zu werden, mit der übrigen Körpermaſſe miſchen? So verſchwenderiſch ſollte die ſonſt ſo ſparſame Natur zu Werke gehen, daß ſie alle ihre Kräfte aufböte, um durch den umgebenden Körper den Geiſt eines Menſchen zu bilden, den ſie zugleich mit dieſem Körper wieder zerſtörte?

Zwar bildet ſie im Frühling ein Blatt am Baume, ründet es ſorgfältig, und verſieht es höchſtkünſtlich mit unzähligen Röhrchen, wodurch es ſeinen Nahrungsſaft in ſich ſaugt, und ſeine Beſtandtheile ſich vermehren — und eben dieß Blatt läßt ſie im Herbſt wieder welken, abfallen, und in den Staub zertreten werden — denn ſie liebt die Verjüngung; ſie zerſtört, um immer aufs neue wieder hervorzubringen — ſie ſcheint das Altgewordne das Verwelkte zu vernachläßigen — aber ſie thut es nicht; ſie läßt kein Stäubchen von dem Verwelkten verlohren gehen — und dann läßt ſie auch dasjenige, auf deſſen Wachsthum und Bildung ſie mehr Mühe gewandt zu haben ſcheint, immer länger dauren, als das worauf ſie weniger Sorgfalt wendet, — der Baum, der Jahre zu ſeinem Wachsthum bedurfte, dauert länger, als ſeine Blätter, die ein Frühling zur Vollkommenheit brachte. —

Zwar finden ſich die Beſtandtheile eines verwelkten, in Staub verwandelten Blattes vielleicht in Ewigkeit nie wieder ſo zuſammen, wie ſie einmal am Baum ſaßen, da das Blatt ſeinen vollkommnen Wachsthum erreicht hatte — Aber die Natur wirkt den Stoff der verwelkten Dinge in einander, und formt ihn nach und nach zu neuen Weſen um. —

Nur ein Weſen, dem ſie Bewuſtſeyn und Selbſtgefühl verlieh, kann ohne ſeine gänzliche Vernichtung nie der Stoff zu einem andern Weſen werden — Hier wäre alſo allein der Faden der die Zerſtörung ſonſt immer an neues Daſeyn knüpft, gänzlich abgeſchnitten — Hier wäre Mangel an Zuſammenhang, Verwirrung und Unordnung. —

Oder ſollte ich lieber glauben, daß die Natur nur auf die Erhaltung und Fortpflanzung der Körperwelt, als ihren eigentlichen Zweck, hinarbeite, und daß die Erhöhung der Denkkraft und die Veredlung des Geiſtes, nur eine zufällige Folge bei dieſer ihrer immerwährenden Beſtrebung ſey, woran ſie ſelbſt nie dachte, wodurch ſie etwas edleres hervorbrachte, als ſie eigentlich hervorbringen wollte? —

Was ſollte mich denn bewegen, ſo herabwürdigend von ihr zu denken, daß ich ſie unter mich ſelbſt herabſetzte, da ich ſie in allen übrigen ſo viel weiſer und verſtändiger, als mein eignes denkendes Weſen finde, daß ich kaum mit aller meiner Denkkraft ihrem großen großen Plane von ferne nachſpähen kann, geſchweige denn, daß ich an ihrer Stelle ihn hätte entwerfen können.

Es ſcheint mir alſo, als ob das, was ich die Natur nenne, weiſer und verſtändiger iſt, als ich — In ſo fern ich mir aber nun unter der Natur die Einrichtung der Dinge außer mir denke, ſo wie ſie ohne mien Zuthun ſind, ſehe ich wieder nicht, wie eine bloſſe Einrichtung an und für ſich ſelber, ſchon als ein verſtändiges und weiſes Weſen betrachtet werden kann, noch wie ſie ſich ſelbſt habe machen können. —

Hier bleib ich für jetzt mit meinem Nachdenken ſtehen — und ruhe ſanft in dem Gedanken, daß ich in der Ordnung der Dinge mit getragen und erhalten werde, worin nur die Formen aber nicht die Beſtandtheile der Dinge vernichtet werden — Bei meinen denkenden Ich fällt ſelber Form und Beſtandtheile in eins zuſammen — wenn es alſo vernichtet wird, ſo muß es ganz vernichtet werden, ohne daß es irgend zu einem neuen Weſen je wieder umgearbeitet werden könnte; und weil nun alles in der Natur gegen eine ſolche Verſchwendung ſtreitet, ſo ſichert mir das die

Fortdauer meines Daſeyns, bis neue Zweifel meine Ueberzeugung wankend machen.

---

den 25ſten Juli.

Aber iſt es denn Verſchwendung in der Natur, wenn ſie einen menſchlichen Geiſt bloß deswegen bis zu einer der höchſten Stufen der Vollkommenheit bildete, damit der hinterbleibende Abdruck deſſelben noch nach Jahrtauſenden ſich wieder in andern Geiſtern abdrückte, die ihre Vervollkommnung wiederum auf kommende Geſchlechter fortpflanzen? —

Geht wohl die Spur irgend eines für die Welt verloſchnen menſchlichen Geiſtes ganz verlohren? dauert ſie nicht in den unaufhaltſamen Folgen ſeiner geringſten Handlungen fort?

Die Erfindungen und Gedanken der einen Generation pflanzen ſich auf die andre fort. — Die Summe der menſchlichen Kenntniſſe wächſt beſtändig an — Die Natur ſcheint ihr Abſehn vorzüglich auf die Erhaltung und Vervollkommung der ganzen Art gerichtet zu haben.

Sie will nur immer Leben, neues verjüngtes Leben — Es ſoll nur immer ein Menſchengeſchlecht da ſeyn, in dem ſie ſich auf tauſendfache Weiſe ſpiegelte, gleich viel, aus was für einzelnen Menſchen dieß ganze Geſchlecht beſteht.

Wenn nur grüne Blätter wieder da ſind, ſo kümmert es uns ja nichts, ob es dieſelben, die ſchon einmal da waren, oder andre ſind. —

Die junge Welt ſteigt empor, und freuet ſich ihres Daſeyn, ohne darüber zu trauren, daß die Vorwelt nicht mehr da iſt, und ohne über den Gedanken zu erſchrecken, daß ſie auch einſt nicht mehr da ſeyn wird.

In der ganzen Körperwelt iſt ohngeachtet des ewigen Kreislaufs von Veränderungen aller Weſen kein Stäubchen mehr noch weniger, als von Anfang darin war. —

Wie iſt es denn mit der Geiſterwelt? nimmt dieſe denn ewig an der Anzahl ihrer einzelnen Weſen zu? — Wird ſie mit dem Tode jedes Sterblichen neu bevölkert? oder war ſie ſchon von Ewigkeit wie jetzt? — Iſt in ihr ein Kreislauf, wie in der Körperwelt oder ein immerwährendes Fortſchreiten? —

Entſteht mit jedem Geiſte, der in dem Körper durch die von allen Seiten zuſtrömenden Ideen, genährt und aufgezogen wird, ein Weſen, daß vorher nicht da war? — oder war es vorher da? — und wenn es da war, warum iſt es ſich ſich ſeines vorigen Zuſtandes nicht bewußt? — wo iſt ſeine vorige Selbſtheit, ſein voriges Ich geblieben? —

Wer rettet mich von dieſer Frageſucht, die mich ſo unwillkürlich anwandelt — warum führen meine Gedanken mich in unüberſehbare Labyrinthe? — Nie werde ich auf dieſe Art einen Ausweg finden. —

So will ich denn den Lauf meiner Gedanken hemmen, und meine Sinne dem Genuß der ſchönen Natur eröfnen — ich will meine große Lehrerin fragen, und auf ihre ſanfte Stimme horchen. —

Ich will ſie am Waſſerfall, in der Dunkelheit des Waldes und in ihren Höhlen und Felſengrotten belauſchen — ich will ſie beſchwören, mir das undurchdringliche Geheimniß meines Daſeyns aufzuſchließen — So lange will ich aus ihrem reinen Lichtſtrom ſchöpfen, bis meine Gedanken klar genug ſind, um den milden Strahl der Wahrheit aufzufaſſen.

Morgen in der Frühe will ich jenen Berg beſteigen, und der kommenden Sonne entgegen ſehen — bis dahin ſoll es ſtille ſeyn in meiner Seele, damit ich durch den erquickenden Schlummer der Nacht zum neuen Denken geſtärkt erwachen möge!

An . . .

den 26ſten Juli.

Sie ging auf — noch eben ſo jung und ſchön, wie vor Jahrtauſenden — Sie iſt das Bleibende unter dem Vergänglichen; das Maaß wornach wir das Fortrückende abmeſſen — ſie bildet Tage und Jahre, und Jahreszeiten, die immer in gleicher Ordnung wiederkehren.

Ihr milder Strahl kann dem Verzweifelnden wieder Muth, dem Betrübten Troſt einflößen — ſollte er nicht auch dem Zweifler ein Licht in ſeiner Seele anzünden, und den undurchdringlichen Nebel, der auf ſeinem Geſichtskreis ruhet verſcheuchen können? — dacht' ich, da ich den Gipfel des Berges erſtiegen hatte. —

Ein Hirtenknabe, hatte ſich ins Gras hingelagert, und blickte ſtarr in die aufgehende Sonne — ſein Antlitz war von ihrem Schein geröthet — ich ſetzte mich neben ihn, und fragte ihn, woran er dächte? — an meinen Vater, antwortete er mit Seufzen. Ich ſeh' ihn in dem hellen Ringe ſtehn, den die Sonne um ſich her hat.

Der Vater des Knaben war vor wenigen Wochen geſtorben — einer der rechtſchaffenſten Männer, im Dorfe, bei deſſen Grabe alles weinte, denn er hinterließ keinen einzigen Feind..

Siehſt du deinen Vater in dem hellen Ringe, der um die Sonne her iſt? Wie ſieht er denn aus, dein Vater?

Er iſt ſo hell wie die Sonne, er iſt nun verklärt.

Er hat mir immer geſagt, ich ſollte des Morgens früh in die Sonne blicken, da würde ich ihn wiederſehn, wenn er geſtorben wäre.

Ich hatte dieſen Mann wohl gekant, und wußte, daß er immer ſtill und nachdenkend geweſen war, und dabei äußerſt arbeitſam, fromm, und gewiſſenhaft — Uebrigens war er, ſo weit ich ihn kannte, nichts weniger, als ein Schwärmer — weil er beſſer, wie die übrigen Einwohner des Dorfs leſen und ſchreiben konnte, ſo machte er von dieſer Geſchicklichkeit zuweilen Gebrauch, wenn er jemanden einen Dienſt leiſten konnte.

Der Knabe zog ein Papier aus der Taſche und ſagte, das habe ihm ſein Vater auf dem Todbette gegeben, daß er die Worte auswendig lernen ſolle, damit, wenn er etwa das Papier verlöre, doch die Worte noch in ſeinem Gedächtniß wären. —

Wie erſtaunte ich, da ich in ſchön geſchriebner Schrift laß:

„Blicke alle Morgen früh in die Sonne, ſo
„wirſt du meinen Geiſt ſehen."
„Staub kehrt zu Staub — Licht zu Licht.
„In den Strahlen der Sonne, werd' ich wohnen.
„Die kühle Morgenluft wird vor mir her wehen." —

Mir fielen, da ich dieſe Worte laß, alle die erhabnen oſſianſchen Bilder ein — wie die Geiſter der Helden nun als glänzende Meteore auf den Wolken reiten — wie ſie in ihren luſtigen Hallen ſitzen, und den Geſängen des Barden lauſchen, der in dumpfen Tönen die halbſichtbare Harfe ſchlägt. —

Ich wandte das Blättchen um, und laß weiter:

„Betrachte die Blumen auf dem Felde, wenn
„du deine Heerde weideſt, und dann ſchlage dein
„Auge wieder in die Höhe, und denke: Himmel
„und Erde!

„Und wenn du Himmel und Erde gedacht
„haſt, ſo betrachte wieder die Blumen auf dem
„Felde, und die Grashalmen um dich her!“

Dieß ſchrieb ein Bauer? — wie kam er dazu? — In den letzten Worten ſchien mir ein großer Sinn zu liegen — Ich fand hier das Reſultat meines eignen langen Nachdenkens wieder. —

Wenn du dir Himmel und Erde gedacht hat, ſo betrachte wieder die Grashalme um dich her! — Was heißt das anders, als gewöhne deinen Geiſt beim Einzelnen das Ganze und in dem Ganzen ſtets das Einzelne zu denken! —

Iſt das nicht die einzige wahre Vervollkommung unſrer Denkkraft — ſcheint nicht alles darauf abzuzwecken, uns in dieſer beſtändigen Uebung zu erhalten? — Und waraum ſollte denn ein Bauer am Ende ſeines Lebens nicht eben ſo gut auf dieß große Reſultat, auf dieſen letzten Zweck ſeines ganzen irrdiſchen Daſeyns gekommen ſeyn, als irgend ein andrer Sterblicher, wenn dieſer Zweck vielleicht im höhern Grade bei ihm erreicht war? —

Warum ſollte auch ſeine Sprache und ſein Ausdruck, zugleich mit der Erhabenheit ſeiner Gedanken und ſeines Gegenſtandes ſich nicht veredelt haben? —

Indem ich mir ſo die Entſtehung dieſer Zeilen wahrſcheinlich zu machen ſuchte, ſchien mir in dem Antlitz des Hiertenknaben etwas einzuleuchten, das ich erſt für bloße Täuſchung hielt, welche bei einer ſolchen Scene ſehr natürlich war — allein eine Thräne, die in ſeinem Auge ſtand, erhöhte ſo ſehr ſeine Bildung, welche einen gewiſſen Adel der Seele verrieth, daß ich mich nicht enthalten konnte, genauer nachzuforſchen, und wegen ſeines verſtorbnen Vaters verſchiedne Fragen an ihn zu thun. —

Jede Antwort, die er mir gab, machte mich aufmerkſamer — aus ſeiner allerfrüheſten Kindheit ſey es ihm erinnerlich, daß er mit ſeinem Vater in einer Stadt gelebt habe — und dann wäre es ihm noch ganz wie im Traume, als ob er einmal eine weite, weite Reiſe über viele hohe Berge gemacht hätte. —

Sobald ich zu Hauſe kam, erkundigte ich mich im Dorfe nach dem verſtorbenen Vater des Hirtenknaben, und erfuhr daß er ſich vor zwölf Jahren ein kleines Gut angekauft, und ſeit der Zeit ganz wie ein gemeiner Bauer gelebt habe — Er ſey gegen jedermann liebreich und freundlich geweſen — habe aber nie viel geſprochen — ſeinen Sohn habe er damals, als einen Knaben von zwei bis drei Jahren mitgebracht, und ihn ganz allein für ſich erzogen — er habe ihn bis jetzt die Schafe hüten laſſen — mit dem Schäfer habe er faſt noch den meiſten Umgang gehabt, bei dem ſey auch jetzt der Knabe. — Sein Gut ſey verkauft, und das Geld für den Knaben zurückgelegt — Er habe ſich Sonnenberg genannt, niemand aber wiſſe, woher er gekommen ſey.

Dieß alles nebſt dem, was mir der Hirtenknabe geſagt hatte, flößte mir eine brennende Begierde ein, von dem Schickſal dieſes ſonderbaren Mannes mehr zu erfahren — ich eilte zu dem Schäfer, mit dem er noch dem meiſten Umgang ſollte gehabt haben, und bei dem ſich jetzt ſein Sohn aufhielt — ich fand aber an dieſem Schäfer gar nichts beſonders — Er ſchien mir ein ehrlicher Bauer zu ſeyn, deſſen Kenntniſſe ſich nicht viel weiter, als auf ſeine Schäferei erſtreckten.

Er wollte erſt nichts mehr als andre von dem Verſtorbnen wiſſen, da ich ihn aber etwas zutraulicher gemacht hatte, ſo führte er mich in ein Kämmerchen, wo die kleine Büchersammlung des alten Sonnenbergs in einem verſchloßnen Schränkchen ſtand — es waren Homer, Oſſian, und Milton ſauber gebunden; eine kleine ſchöngedruckte Taſchenausgabe vom Horatz; Geßners Idyllen, und Rouſſeaus Emil. —

Hinter den Büchern lag eine Anzahl Blätter in demſelben Format, wie das, welches der Hirtenknabe aus der Taſche gezogen hatte. —

Und in einer Ecke ſtand ein verſchloßnes eiſernes Käſtchen, zu welchem ſein Sohn den Schlüſſel aus den Händen des Schäfers nicht ehr erhalten ſollte, als bis er mündig wäre, ſtürbe er, ſo ſollte das Käſtchen mit ihm begraben werden.

Der Schäfer ſchien mir ein Mann von unerſchütterlicher Rechtſchaffenheit und Treue zu ſeyn, dem ſo etwas mit großer Sicherheit anvertrauet werden konnte. —

Die zuſammengebundnen Blätter waren dazu beſtimmt, daß ſein Sohn eins nach dem andern eine gewiſſe Zeit in der Taſche tragen, und es ſo oft für ſich leſen ſollte, bis er den Sinn davon gefaßt hätte.

Dieſe Blätter zu bekommen, dahin ging jetzt alle mein Trachten — der Schäfer aber ſchien ſie nicht aus den Händen geben zu wollen — Ich konnte mir keine Hoffnung machen, ſie anders, als nach und nach aus der Taſche des Hirtenknaben zu erhalten.

Ein beſchriebnes Buch, ſagte der Schäfer, ſey ihm nicht verboten, aus der Hand zu geben, er habe es auch nicht einmal verſchloſſen, dieß verſprach er mir mitzugeben — begierig eilte ich damit zu Hauſe, und als ich nur ein wenig darin geblättert hatte, fand ich einen neuen Buſenfreund, ich begrüßte in ihm einen Geiſterſeher von der edlern Art mit dem ich nun Hand in Hand den Weg meiner Unterſuchungen fortwandeln konnte. — Was ich beſaß, war ein Theil von den Aufſätzen des Verſtorbnen über ſich ſelbſt, das ich nun meinem Tagebuch über mich ſelbſt, welches ich dreien Freunden hinterlaſſe, mit einverleiben will — Er iſt den Weg zum Ziele vor mir vorangegangen — und hat mir den Pfad gebahnt, den ich bald betreten werde. — Ich will mich nun mit ſeinem Geiſte unterreden, ſo lange ich noch hienieden walle — bis die Scheidewand in Staub zerfällt, die jetzt mein Weſen noch von dem ſeinigen trennt und eine undurchdringliche Kluft zwiſchen uns befeſtiget.

Mit dem Hirtenknaben will ich nun oft den Gipfel des Berges beſteigen, und unverwandt mit ihm in die aufgehende Sonne ſchauen, um den Lichtgeiſt des Verweßten in ihrem Strahlenkreiſe zu erblicken, und aus ihrem Anblick Nahrung für das Auge meines Geiſtes zu ſchöpfen.

Und du Berg, den ich mit jedem Morgen künftig beſteigen werde, ſollſt der Nahmensgenoſſe meines Verklärten ſeyn — Dein Nahme auf der Karte meiner Wandrungen durch dieß Leben ſey der **Sonnenberg**!

An . . .

den 27ſten Juli.
Abends.

Lieber * * * ich gedenke dein bei meiner einſamen Lampe — wenn du dieß einſt lieſeſt, ſo denk' an unſer Loſungswort — **vergangen iſt nicht vergangen.** Liegt dein Hund vor deiner Hütte und wacht? Haſt du den Riegel inwendig vergeſchoben — pfeift der Wind noch durch die Ritzen deiner Fenſterladen — ſitzeſt du fein einſam und ſicher bei deiner Lampe mit dem hellen Tocht wie ich? — Iſt das Gewebe der großen Spinne in der Ecke am Fenſter noch immer nicht zerſtört — Haſt du dein altes Klavier mit dem geborſtnen

Roſenanzboden wieder geſtimmt? und baueſt du noch immer an deiner Orgel? —

Heute früh' habe ich zum erſtenmale meine Morgenandacht auf dem Sonnenberge verrichtet, den du aus meinem geſtrigen Briefe kennſt. —

Der Hirtenknabe hatte ſich wieder an denſelben Platz hingelagert, wo ich ihn geſtern traf. —

Aber welch ein Hirtenknabe!

Ich ſtand hinter einem Gebüſch und lauſchte, und hörte ihn ſagen:

alme ſol — aliuſque et idem naſceris.

Nach einer Pauſe hub er an: Hail holy Light —

ich wußte kaum, ob ich meinen Ohren trauen ſollte — Von Bewunderung und Erſtaunen hingeriſſen, konnte ich mich kaum hinter dem Gebüſche halten, bis der Knabe ſeine Morgenandacht, wofür ich dieſe Ausbrüche hielt, vollendet hatte. —

Als er nun ſtille war und noch mit gefalteten Händen da ſaß, eilte ich hervor, und ſetzte mich neben ihn — er ſchien ſich nicht in ſeiner

Betrachtung ſtören zu laſſen, richtete ſeine Augen unverwandt nach Sonnenaufgang hin, indeß ſeine Heerde in dem bethauten Graſe weidete —

Ich folgte ſeinem Beiſpiele; denn ich wußte keinen edlern und ſchönern Gegenſtand meiner Betrachtung, als den, welchen er ſich gewählt hatte, den Anbruch des jungen Tages —

Das Hinwegeilen der Nacht; die eine Hälfte des Himmels noch im nächtlichen Dunkel, indes die andre ſchon lange mit der Klarheit des Tages ſtrahlte; die vergoldeten Spitzen der Hügel in der Nähe und in der Ferne; die kleinen Winzerhäußchen auf den Weinbergen, die mit ihren hellrothen Dächern und weißen Wänden aus dem dichten Grün hervor ſchimmerten, tief unten der ſich ſchlängelnde Fluß, und dicht neben mir ein frohes jugendliches menſchliches Antlitz, in deſſen Zügen ſtille Heiterkeit wohnte, wodurch ſich eine reine Seele offenbarte, die in dieſem Augenblick die ganze Fülle ihres gegenwärtigen Daſeyns genoß — und ich hätte dieſer lebendigen Fülle nicht auch genießen, ich hätte dieſe herrlichen Augenblicke nicht für Lebenszweck halten ſollen? Keine neugierige Frage kam über meine Lippen, bis dieſe Fülle des Daſeyns allmälig abnahm, und kältere, bedürftigere Lebensmomente an ihre Stelle traten, die den Stachel des Erweiterungstriebes der Gedanken wieder ſchärften. —

„Lehrte dich dein Vater die Bücher leſen, die „er dir hinterlaſſen hat? —“

Einige davon —

„Haſt du die Bibel geleſen?

Ja — Die Schöpfungsgeſchichte.

Ich ließ mich darauf mit dem Knaben in ein Stundenlanges Geſpräch über einige der erhabenſten Gegenſtände des Denkens ein — und wußte am Ende nicht mehr, ob ich träumte, oder wachte — mir wandelten plötzlich alle meine ehemaligen egoiſtiſchen Zweifel an, und ich fing im Ernſt an zu fürchten, daß dieſer Hirtenknabe kein wirklicher Hirtenknabe, ſondern ein bloßes Geſchöpf, meine Einbildungskraft, und ſeine Reden vielleicht das bloße Echo meiner eigenen Gedanken ſeyn möchten. —

Ich fühlte daher eine unwiderſtehliche Neigung in mir, die Möglichkeit dieſer Erſcheinung zu entwickeln, um an ihrer Wirklichkeit ferner nicht zweifeln zu dürfen — und forſchte ſo tief ich konnte, wie der Hirtenknabe wohl das geworden ſeyn möchte, was er war, und wie er bei dem was er geworden war, noch bleiben konnte, was er war? — wie ſich bei aller dieſer Verfeinerung des Denkens und Empfindens, ſeiner Seele die tiefe Reſignation eingeprägt hatte, und gleichſam bei ihm eingewurzelt war, wodurch er ſich in ſeinem Stande, ohne gekannt und bemerkt zu werden, als Hirtenknabe, ſo glücklich fand? — Aber es war mir unmöglich auf den Grund zu kommen — Vielleicht, weil ich die Kunſt zu fragen nicht verſtand, und er nur dann eine Frage beantwortete, wenn ſie ihm wichtig gnug ſchien, ſein Nachdenken, das ſich vielleicht mit ganz andern Gegenſtänden beſchäftigte, zu einer Antwort zu ſammlen — Seine Antwort konnte daher gemeiniglich der Probierſtein meiner Frage ſeyn, ob es mir gelungen war, ſie zweckmäßig, einzurichten oder nicht. —

Die Sparſamkeit mit Worten ſchien eine von den vollkommenſten Früchten der herrlichen Pädagogik ſeines Vaters zu ſeyn — Die organiſchen Werkzeuge nie ehe zur Hervorbringung eines artikulirten Schalls in Bewegung zu ſetzen, bis ſich erſt die gehörige Fülle des Gedankens geſammlet hatte, der dem artikulirten Schall die Seele gab, welcher nun wie die gereifte Frucht vom Baume abfiel — und nie vor der Zeit mit Zwang oder Gewalt gepflückt wurde —

Auf die Weiſe blieb dieß herrliche Organ, immer heilig, rein, und unentweiht, und ſtark genug, die Fülle der zuſtrömenden Gedanken in die ausgewählteſten und nachdrücklichſten Laute zuſammenzufaſſen — ſo war auch bei ihm Miene und Bewegung, keinen Augenblick, bloß um ſein ſelbſt willen, und Gedankenleer — ſondern das Reſultat von der innern Fülle; ſie waren das bis an den höchſten Rand vollgegoßne Maaß, welches bei dem mindeſten Zuguß überläuft — Es war mir, da ich von dem Berge zurückkehrte, als hätte ich mit einem der Unſterblichen Unterredung gepflogen — denn ich hatte das Meiſterſtück der erhabenſten Pädagogik, den Ernſt und Tiefſinn eines Mannes umgeben mit der Blüthe der Jugend geſehn. —

Wir andern kommen gemeiniglich erſt dann zu dem völligen Genuß unſrer Seelenkräfte, wenn die erſte Blüthe des Lebens ſchon verwelkt iſt.

Wir können uns keine Idee davon machen, was die umgebende ſchöne Natur auf die jugendlichen Sinne, wenn ſie mit einer gewiſſen Stärke der Denkkraft vereinigt ſind, für einen paradiſiſchen Eindruck machen muß. —

Die Jugend beſchaut ſich ſelbſt in ihrer Wirklichkeit — der aufkeimende Gedanke bemerkt ſein eignes Entſtehen — die Morgenröthe des Verſtandes freuet ſich ihres Werdens. —

Dieſen Himmel in einer Knabenſeele hervorzubringen — verdient vielleicht die Aufopferung einer Manneswirkſamkeit. —

Scheint doch die Natur ſo manches eigentlich um ſein ſelbſt willen gebildet zu haben, das ſie mit verſchwenderiſcher Sorgfalt ausſchmückt, nicht ſowohl um irgend noch einen fremden Zweck dadurch zu erreichen, als vielmehr, um gleichſam zu zeigen, was ſie vermag. —

Hatte vielleicht des alten Sonnenbergs Pädagogik auch hier der Natur nachahmen, und etwas liefern wollen, was nicht allgemein ſeyn, ſondern in ſeiner Art einzeln bleiben muß, wenn nicht das Mannesalter der Menſchen, und ihre nützliche Beſtimmung untergraben werden ſoll? —

Aber warum drängte er denn gerade bei ſeinem Sohne, alle künftige Lebenswirkſamkeit, wie es ſchien, in den gegenwärtigen Lebensgenuß zuſammen? —

Was bewog ihn, ein ſeiner Natur nach wirkendes Weſen, aus dem Zuſammenhange ähnlicher wirkender Weſen, ſo herauszuſondern, und, ſtatt es in dieſes große Drehwerk eingreifen zu laſſen, alle Kräfte und alle Wirkſamkeit deſſelben in ſich ſelbſt zurückzulenken?

Fand er den Zuſammenhang der wirkenden Kräfte zu ſchlecht, um die Wirkſamkeit ſeines Sohnes darin eingreifen zu laſſen, oder fand er dieſe Wirkſamkeit zu ſchwach, um gehörig, darin eingreifen zu können? —

Um dieſe Zweifel einigermaßen zu löſen, will ich folgende Aufſätze aus **Sonnenbergs** Papieren mittheilen:

Ueber Zuſammenhang, Zeugung und Organiſation.

Sey mir geſegnet du kleine Hütte — ich weihe dich durch die Gegenwart eines menſchlichen Geiſtes, der in dir wohnet, und noch einen Geiſt außer ſich bildet, zu einem Heiligthume, ſo wie dieſer Körper, den ich trage, durch den inwohnenden Geiſt geheiligt wird.

Eine Hütte wohnet in der andern; beide werden in Staub zerfallen. Mein Leib noch früher, als du von Leimen zuſammengeſetztes Haus. Aber ich murre deswegen nicht.

Das Zuſammengeſetzte kann nicht immer dauren, und bleibt deſto zerſtörbarer, je zarter ſein Bau iſt.

Es iſt nur Zwang, der die Theile der Körper zuſammenhält; ihre eigentliche immerwährende Natur iſt, aufgelößt, außereinander, nicht mehr zu einem Ganzen untergeordnet, ſondern ſich gleich zu ſeyn, wie die Theile des Staubes ſich einander gleich ſind.

Darum iſt des Zuſammengeſetzten, Organiſirten ſo wenig, und des Außereinanderbeſtehenden, aufgelöſsten, unorganiſirten Stoffes, in der Vergleichung, ſo erſtaunlich viel.

Die Zuſammenſetzung iſt gleichſam ein Zwang eine Unterjochung der Theile, die wieder in ihrer natürlichen Freiheit zu ſeyn ſtreben, ſo wie die in einen Staat zuſammengezwängten Menſchen, diß natürliche Freiheitsgefühl nie ganz unterdrücken können.

Das Zuſammengeſetzte läßt ſich nie ohne Streit, Krieg, Gegeneinanderſtreben denken, die Ruhe iſt in der Auflöſung, in der Gleichwerdung, in der Abſonderung der Theile.

Allein, wenn Leben, Organiſation, und Bewegung ſeyn ſoll, ſo kann ſie nicht anders, als durch dieſen Zwang der wiederſtrebenden Theile zu einem Ganzen erhalten werden. Und der ſtärkſte Grad des Zuſammenhanges zweier belebter Weſen iſt es, welcher immer erſt wieder einen neuen Zuſammenhang von Theilen hervorbringt, die ſonſt ewig von einander abgeſondert geblieben wären, nun aber durch die Fortpflanzung des Zuſammenhanges eine ihnen bis dahin ungewöhnliche Tendenz bekommen, ſich zu einem Körper zu bilden.

Zur Hervorbringung eines neuen Zuſammenhangs von Theilen gehört nothwendig der ſtärkſte Grad des Zuſammenhangs zwiſchen zwei Körpern, die außereinander ſind.

Hier ſind zwei Weſen, deren jedes durch den Zuſammenhang ſeiner Beſtandtheile für ſich ein Ganzes ausmacht, und die nun, als zwei ineinander überſtrömende Ganze, einen neuen Zuſammenhang erhalten, der nun den Zuſammenhang aller innern Beſtandtheile eines jeden zuſammengenommen, in ſich faßt.

Man könnte ſagen: diß ſey der mit ſich ſelbſt vervielfältigte Zuſammenhang aller Theile eines organiſirten Körpers. Dieſer höchſte Grad des Zuſammenhangs iſt nun auch das höchſte Leben, wodurch neues Leben da entſteht, wo es vorher noch nicht war. Und wenn nun jeder Zuſammenhang an ſich ſchon Vergnügen macht, ſo muß dieſer höchſte Grad deſſelben auch der höchſte Grad des Vergnügens, welcher Wolluſt heißt, werden.

Die wundervolle Entſtehung des Lebens, wo vorher nicht Leben war, und dieſer Uebergang vom Nichtſeyn zum Daſeyn, iſt der geheimnißvolle, dunkle Vorhang der Natur, welchen kein ſterblicher Blick durchdringt.

Wie iſt das mit ſich ſelbſt Vervielfältigte von der mit ſich ſelbſt Vervielfältigung verſchieden, — und wie kann es, von dieſer abgeſondert, ein neues für ſich beſtehendes Weſen ſeyn?

Iſt die Zahl vier eine neue Zahl, oder haben wir dem zweimal zwei nur einen andern Nahmen gegeben? Die Zahl vier iſt der Abdruck, das Reſultat der Selbſtvervielfältigung von zwei.

Eine Zahl mit allen ihren Einheiten zuſammengenommen, tritt mit einer ihr ähnlichen Zahl in eine ſo genaue Verbindung, daß ein Zuſammenfluß zwiſchen ihren beiderſeitigen Einheiten entſteht, und was daraus zurückbleibt iſt eine neue Zahl.

Wenn ein Ganzes mit einem andern Ganzen außer ſich in Verbindung tritt, ſo wird der innere Zuſammenhang ſeiner Theile erſt recht feſt und merkbar; denn alle bekommen nunmehro eine gemeinſchaftliche doppelte Beziehung nicht nur gegeneinander unter ſich, ſondern zuſammen.

genommen gegen ein andres ihnen ähnliches Ganze außer ſich, mit dem ſie ſich in allen möglichen Punkten wechſelſeitig zu berühren ſtreben.

Ein ſolcher im höchſten Grade gereitzter Trieb der Körpertheile, ſich zuſammenzuhängen, iſt nun etwas von den beiden ſich in allen Punkten berührenden wirklichen Weſen verſchiedenes, und kann an ſich nicht aufhören, wenn gleich ſich dieſe beiden Weſen wieder trennen; ſondern er ergreift, was ihm am nächſten liegt, und giebt ihm Zuſammenhang, Bildung, und Form, wodurch der aufgehobene höchſte Zuſammenhang der Körpertheile zweier ähnlicher und doch von einander verſchiedener Weſen wieder erſetzt wird.

Der Zuſammenhang der Theile eines einzelnen körperlichen Ganzen muß alſo durch den höchſten Grad der Vereinigung mit einem andern, ihm ähnlichen Ganzen, in ſich ſelbſt zurückgedrängt, und dadurch verſtärkt werden, um die zuſammenhängende Kraft gleichartiger Körpertheile, oder das Leben in der Natur, welches ſonſt verlöſchen würde, fortzupflanzen.

Dieſe zuſammenhängende Kraft der Theile, der die auflöſende, auseinander ſtrebende immer entgegen arbeitet, muß immer aufs neue wieder aufgefriſcht werden, um fortzudauren; diß kann aber nur auf dem Flecke geſchehen, wo ſie ſich am ſtärkſten äußert. Da entſteht dann wieder neue Bildung und Form zum Erſatz der aufgehobenen höchſten Vereinigung zweier ſich ähnlicher außereinanderbeſtehenden körperlichen Weſen.

Der auf die Weiſe neu erweckte Zuſammenhangstrieb der Theile ergreift hier den nächſten Stoff, den er bildet, und auch die nächſte Form, nach welcher er ihn bildet.

Das Wort Zuſammenhang iſt ein großes Wort, welches einen vollen herrlichen Sinn in ſich faßt. —

Der Hang eines Dinges irgendwohin iſt ſeine ganze zuſammengedrängte Schwerkraft nach irgend einer Richtung, die ſich auch ohne Bewegung äußert.

Das zu bezeichnet den Zweck, auf welchen ſich das Mannichfaltige hin vereinigt — zuſammen nenne ich das, was auf einen gewiſſen Zweck hin vereinigt iſt, und Zuſammenhang, nenne ich die innere Natur und Beſchaffenheit der Dinge, wodurch ſie auf einen Zweck hin vereinigt ſind. — Das voneinander abgeſonderte hat einen Hang, eine Tendenz, ein Streben, zuſammen zu ſeyn.

Dieſe Tendenz oder diß Streben aber bleibt demohngeachtet immer etwas zwangvolles, welches durch die Fortpflanzung immer aufs neue wieder erweckt und aufgefriſcht werden muß, wenn es fortdauren ſoll.

Es iſt leichter
voneinander als aneinander
loſe als feſt — —
zu ſeyn. — Man konnte ſagen, daß es leichter ſey, Staub, als eine Blume oder Pflanze zu ſeyn, wo jedes Staubtheilchen ſeinen beſtimmten angewieſenen Platz einnehmen und behalten muß, wenn die Ordnung und Schönheit des Ganzen nicht zerſtört und zerrüttet werden ſoll.

Das Zuſammenhalten iſt immer mit Anſtrengung, das Loslaſſen mit Erleichterung verbunden.

Durch das mit Anſtrengung verbundene Zuſammenhalten ſoll immer nur ein gewiſſer Zweck erreicht werden, und wenn dieſer Zweck erreicht iſt, ſo kommen alle einzelnen Theile wieder in ihre natürliche, ruhige Lage.

Wenn das Haus gebauet iſt, ſo gehen die Arbeiter wieder auseinander. —

Warum ſoll ich die Erleichterung nicht nutzen, wenn ſie ſich mir von ſelber darbietet? Warum ſoll ich noch immer Materialien zu einem Gebäude hinzutragen, das ſchon längſt mehr als vollendet iſt, und durch ſeine eigene Größe den Einſturz drohet.

Es iſt endlich einmal Zeit, diß Gebäude zu bewohnen, woran ſeit Jahrtauſenden bloß gebaut, und gebeſſert iſt.

Oder, um mich eines andern Gleichniſſes zu bedienen, warum ſoll ich nicht lieber aus den Trümmern des Schiffbruches noch retten, was ich kann, da es doch nicht möglich iſt, den zerſtörten Bau je wieder herzuſtellen.

Warum nicht dieſe Kenntniſſe, dieſe Bildung eines Geiſtes, die ich freilich der Geſellſchaft verdanke, warum dieſe nicht für mich nutzen, ob ich gleich durch dieſelbe nicht mehr außer mich wirken kann und mag?

Ach, diß zerrüttete, den Einſturz drohende Gebäude der menſchlichen Einrichtungen, wie manchen wird es noch unter ſeinen Ruinen begraben!

Aus dieſen Aufſätzen ſcheint zu erhellen, daß Sonnenberg den Zuſammenhang der menſchlichen Dinge für zu ſchlecht und verſchoben hielt, als daß ein Menſch von vollkommener Ausbildung des Geiſtes ſich ferner darin verflechten ſollte.

Er ſcheint diß Ganze wie einen Schiffbruch zu betrachten, und ſich bei dieſer Gelegenheit das Strandrecht zuzueignen.

Indem ich in Sonnenbergs Papieren weiter blättere, welche nach keiner Seitenzahl geordnet ſind, ſondern aus lauter untereinandergeworfenen Quart- und Oktavblättchen beſtehen, ſo finde ich folgendes noch hierher gehörige, das vielleicht zu einem ſpätern Gebrauch an ſeinen Sohn gerichtet zu ſeyn ſcheint, und in Anſehung ſeiner Grundſätze noch mehr Aufſchluß gibt. Der Aufſatz, welcher hin und wieder abgebrochen iſt, hat die Ueberſchrift:

Leben und Wirkſamkeit.

Soll das Leben erträglich werden, ſo muß erſt Intereſſe hineinkommen, eben ſo wie in ein Schauſpiel, wenn es uns nicht unausſtehliche Langeweile machen ſoll.

Intereſſe erhält es aber allein dadurch, wenn alles Einzelne darin zu einem Ganzen übereinſtimmt, und wenn ſelbſt das Kleine und Unbedeutende Mittel zu irgend einem großen Zweck wird.

Der Taglöhner kömmt über das Bedürfniß eines ſolchen erhabenen Intereſſe des Lebens hinweg, indem er genöthigt iſt, zur Erhaltung ſeines thieriſchen Lebens ununterbrochen zu arbeiten, ohne daß er die Zeit oder die Luſt hätte über ſeinen Zuſtand nachzudenken.

Wem diß thieriſche Leben nicht gnügt, der kann kein Taglöhner bleiben, ſondern arbeitet ſich aus dem Staube empor, um über die Tagelöhner zu herrſchen.

Gelingt ihm diß nicht, ſo iſt er unglücklich, und das Leben iſt ihm eine Laſt.

Aber was zugleich mit Klugheit und Eifer unternommen wird, gelingt faſt immer. Der Eifer muß die Klugheit beſeelen, wenn ſie ſicher leiten ſoll. Ja, der wahre Eifer zwingt zur Klugheit; je ſtärker jemand etwas wünſcht, deſto weniger wird er der dazu gehörigen Mittel zu verfehlen ſuchen.

Ein fortdauernder wehmüthiger Zuſtand ziemt einem Mann nicht; nur die Anſtrengung, womit er ſelbſt ſeine Wehmuth zu unterdrücken ſucht, erregt unſer Mitleid.

Eben das iſt auch der Fall mit der Freude: man fühlt ſich nie ruhig, bis man ſich durch einen Gedanken an die Ungewißheit und Vergänlichkeit aller menſchlichen Dinge, erſt in das ordentliche gewöhnliche Gleis des Lebens wieder zurückgebracht hat. Alsdann iſt man auch erſt wieder fähig, außer ſich zu wirken, und mit Klugheit dabei zu Werke zu gehen.

Wer mit der meiſten Reſignation auf den Erfolg arbeitet, der arbeitet ſicher am beſten. Unruhe und Sorgen plagen den, der ſich über ſeine angewandte Mühe ärgern wollte, wenn ſie unglücklicher Weiſe vergeblich ſeyn ſollte. Nur der arbeitet ſicher und ruhig bei dem größten Plane, der das magna voluiſſe juvabit mit völliger Reſignation von ſich ſagen kann.

Dafür, daß du dich durch mühſame und ungewöhnliche Anſtrengung deiner Kräfte über das thieriſche Leben erhebſt, wirſt du auf eine oder die andere Weiſe, die belebende Seele von einem Haufen von Menſchen ſeyn, die an ſich ſelbſt faſt nur Körper ſind, und alſo einer belebenden Seele bedürfen, um den Bewegungen ihres Körpers eine gewiſſe Richtung zu irgend einem großen Zweck zu geben.

Auf dein Geheiß wird ſich ihr Fuß emporheben, und ihre Hand ausſtrecken; dein Wille wird ihr Wille, dein Verſtand ihr Verſtand ſeyn.

Sie ſind nicht unglücklicher wie du, aber du fühlſt dich glücklicher wie ſie; ſie genießen bloß, weil ſie nicht ſtreben wollen; du ſtrebſt und genießeſt.

Dein Herrſchen ſoll aber darinn beſtehen, daß du die immer beſſer und weiſer machſt, die du beherrſcheſt, und ſie dir immer mehr gleich zu machen ſuchſt.

Darum erhielteſt du ein Uebermaß von Kräften, damit Leben und Wirkſamkeit befördert werden, indem das Stärkere auf das Schwächere drückt, bis beide wieder im Gleichgewicht ſind.

Wie das Waſſer ſtrebt, in ſeine Fläche, und die Luft, in ihr Gleichgewicht zu kommen, ſo wirken die moraliſchen Kräfte auf einander, und alles geräth in Bewegung und Thätigkeit.

Stürme brauſen, Ströme ſtürzen ſich von Felſen, durchbrechen Dämme, überſchwemmen Städte, und wälzen ſich dann ruhig wieder in ihren angewieſenen Ufern hin.

Nur der iſt unglücklich, der noch nicht in ſeinem Gleiſe iſt; es ſey nun das gewöhnliche oder eccentriſche. Der noch hin und her wankt, ob er ſich zu der gehorchenden oder befehlenden Parthei ſchlagen ſoll, weil niederziehende Trägheit und angebohrne Kraft ſich einander das Gleichgewicht halten. Wehe dem, der ſein ganzes Leben hindurch zwiſchen dieſen Klippen kreuzt.

Immerwährender Sturm iſt in der Seele deſſen, dem die erſtickte Flamme im Buſen lodert.

Fühlſt du ein unüberwindliches Streben nach etwas Großem in dir, ſo darf ich dir nicht erſt ſagen, daß du dieſem Streben freien Lauf laſſen ſollſt, eben ſo wenig, wie ich es dem Strome erſt verſtatten darf, daß er Dämme durchbricht.

Es iſt eine traurige Sache um ein verſtimmtes Leben. Wem ein großer Plan mißlungen iſt, der verſucht es wohl auf alle Weiſe, dennoch glücklich zu ſeyn; er will gern an den Schönheiten der Natur wieder Geſchmack finden, ſich an der Morgenröthe, dem Geſange der Nachtigal, und dem Hauch des Frühlings wieder ergötzen, aber die Saite will immer nicht anſchlagen. — Das Intereſſe iſt aus dem Leben, und man weiß nicht mehr, wo man das alles hinbringen ſoll, was man täglich ſieht, hört, thut und denkt.

Dein großer Plan ſey, täglich auf deine innere Vervollkommnung hinzuarbeiten; nicht Glückſeligkeit von außen in dich hinein zu zwingen, ſondern aus dir ſelbſt um dich her zu verbreiten; ſo kann es dir nie fehlen; ſo muß ein immerwährendes Intereſſe alle deine kleinſten Begebenheiten durchflechten.

Und ſollteſt du denn auch dein ganzes Leben hindurch allein ſtehen, und nie in den Zuſammenhang der menſchlichen Dinge eingreiffen können, dürfen, oder wollen: ſo denke das: einen vollkommnen Menſchen hervorzubringen, iſt an und für ſich ſchon der hochſte Endzweck der Natur; mag dieſer vollkommene Menſch nun ich ſelbſt, oder ein anderer ſeyn, genug, wenn er nur da iſt, daß die vollkommene Natur ſich in ihm ſpiegeln kann.

An . . .

Der weiſe Hirtenknabe iſt jetzt faſt mein beſtändiger Geſellſchafter, oder vielmehr ich der ſeinige; denn ich ſuche ihn mehr, als er mich ſucht.

Geſtern Abend in der Dämmerung, da wir vom Felde zurückkehrten, wallfahrteten wir noch vorher zu ſeines Vaters Grabe auf dem kleinen Dorfkirchhofe.

Er ſchien erſt ganz ungerührt zu ſeyn. Aber indes ich meine Blicke auf dem Boden heftete, und mir Thränen in die Augen ſtiegen, blickte er dahin, wo die Sonne untergegangen war, und eine himmliſche Heiterkeit ſtrahlte aus ſeinem Geſichte.

Er ſagte, ſein Vater habe ihm verboten, auf ſeinem Grabe zu weinen. — —

Wir gingen zu Hauſe; er zu dem alten Schäfer, bei dem er wohnt, durch die niedrige Thüre, in ſeine Schlafkammer; und ich auf meine Stube im zweiten Stock, mit dem einen Fenſter nach dem Abend zu.

Hier ſtand ich noch eine Weile am Fenſter, und ſahe die Reihe von Hütten an, die hier nebeneinander ſtehen, mit den Thorwegen vor den einzelnen Bauerhöſen, und dann die kleinen niedrigen Fenſter in den Leimwänden, und hie und da noch ein Licht, das einſam in der Dunkelheit ſchimmerte; und wo nun ſo ein Licht ſchimmerte, da dachte ich mir die Menſchen, die da wohnten, etwa noch um den Tiſch ſitzend, und redend von den Geſchäften des Tages, und was ſie nun Morgen vornehmen wollen; und dachte mir, wie nun die Menſchen, die da in irgend einem ſolchen Stübchen zuſammen wohnen, alles übrige um ſich her vergeſſen, und gar keinen Sinn weiter haben, als für diß Stübchen, das ſie bewohnen, und das Feld, das ſie bebauen, und für die nächſte Stadt, in welcher ſie ihre Produkte zu Markte bringen.

Wie ſie die Laſt eines jeden Tages tragen, ohne jemals über das Ganze des Lebens nachzudenken, deſſen drückende Bürde, ſie eben deswegen weniger fühlen, weil ſie ihnen nicht auf einmal ſondern nur Tageweiſe aufgelegt wird. — Wie ſich alle ihre Begriffe ſtets in der Sphäre ihrer nothwendigſten Bedürfniſſe herumdrehen; wie kein Gedanke an die Zukunft ſie beunruhigt, und kein nagender Zweifel ihre Seele quält. — —

Bin ich mir denn noch immer lieber mit alle der Unruhe, allen den Sorgen, und nagenden Zweifeln, die mir mein Nachdenken macht, und gemacht hat, als ich mir mit jener Einſchränkung der Begriffe ſeyn würde, wobei man ſo unvermerkt von einem Tage zum andern, wie von einer Mühe zur andern, durchs Leben hingeſchoben wird, und ehe man ſichs verſieht, auch von der täglichen Sorg' und Unruhe befreit iſt.

Denn auf tägliche Sorg' und Unruhe läuft denn doch auch das ganze Leben des Landmannes hinaus.

O die Einſchränkung des Denkens iſt ſo ſüß, das weiß ich noch aus den allerfrühſten Jahren meiner Kindheit, da ich noch auf meiner Mutter Arm, in ihren Mantel gehüllt, getragen ward — wie ich mich damals aus **Furcht vor der weiten Welt** um mich her, immer dichter an ſie ſchmiegte, und in dieſer ſeeligen Nähe das fürchterliche Weite vergaß.

Weite, die man nicht ausfüllen kann, erweckt Furcht und Grauſen. — Der Gedanke eines unendlichen Raums iſt ein ſchrecklicher Gedanke für den eingeſchränkten menſchlichen Geiſt, eben ſo wie, der Gedanke einer unendlichen Zeit und Zahl. —

Das große Ganze iſt nicht für uns, wir müſſen nur ein Stück aus dem Ganzen herausnehmen, und es für uns zum Ganzen machen, wenn wir uns glücklich fühlen wollen. —

Aber warum arbeiten ſich denn dieſe Gedanken immer wieder in mir empor, die mich jener ſeligen Einſchränkung, jenem glücklichen, rund umher mit Bergen umgebenen Eilande entreißen, und mich immer wieder auf das weite ungeſtüme Meer führen, wo ich ohne Steuer und Kompas auf einem leichten Brette umhertreibe.

Bin ich denn aus einem natürlichen zu einem unnatürlichen Zuſtande übergegangen?

Bin ich das? — wo war denn der eigentliche Punkt dieſes Ueberganges, wo wich ich zum erſtenmale von der Natur ab? und welches war der Moment, wo ich von der verbotenen Frucht der mir verderblichen Erkenntniß zuerſt koſtete?

Sind die Menſchen von der Natur abgewichen; wann ſind ſie denn davon abgewichen? als ſie Häuſer oder als ſie Schiffe erbauten; als ſie die Schrift oder als ſie die Mahlerei und Muſik erfanden? Wo waren die Grenzen ihrer Beſtrebungen von der Natur geſetzt?

Recht und gut, kann ich doch unmöglich das alles heißen, was unter den Menſchen vorgeht. — Da nun allen übrigen Dingen die Natur eine Norm, ein Gleis vorgeſchrieben hat, woraus ſie nicht weichen dürfen, warum hat ſie denn dem Menſchen nicht auch eine ſolche Norm, ein ſolches Gleis vorgeſchrieben, aus welchen er zwar weichen kann, aber doch lebhaft empfindet, daß er eigentlich nicht daraus weichen ſollte?

Warum empfand der, welcher das erſte Eiſen ſchmiedete, das einſt Menſchen tödten ſollte, nicht einen geheimen Schauder, der ihn warnte, diß gefährliche Werkzeug zu vollenden?

Können wohl die Erfindungen des menſchlichen Geſchlechts, die zu ſeinem eignen Verderben gereichen, ihm zur Laſt gelegt werden, gleichſam als wenn es ſich zuſammengenommen beredet hätte, dieſe Erfindungen zu machen? Die Erfindungen ſind unſchuldig, denn ſie ſind von einzelnen, welche keinen Ueberblick des Ganzen hatten, und ihrem Thätigkeitstriebe folgten. —

Allein hier iſt wieder die Frage: wie weit ſollten ſie ihrem Thätigkeitstriebe folgen? Gab es bei dieſen einzelnen Menſchen, die Erfinder waren, nie Grenzen ihrer Beſtrebungen, die ſie nach einem gewiſſen natürlichen Gefühl nicht hätten überſchreiten ſollen?

Sobald das Eiſen geſchmiedet war, konnte es zum Pflugſchar oder zum Schwerdt gebraucht werden.

Das was zugleich nützlich und ſchädlich ſeyn konnte, war nun da.

Vorher fand keine Wahl ſtatt; jetzt mußte der Menſch zwiſchen dem Guten und Böſen, zwiſchen dem rechten und unrechten Gebrauch des einmal erfundnen wählen, und er beſtand nicht in der Probe.

Nachts um ein Uhr.

Schlummre ſanft, guter Knabe, der du ſo glücklich, von der Hand deines Vaters, noch nach ſeinem Tode, geleitet, vor jener Klippe vorbeiſchiffeſt, an der dein Freund geſcheitert iſt — —

Iſt denn das nun das wirkliche Leben, daß ich hier bei dieſer Lampe zwiſchen den vier Wänden ſitze, da mein Bette ſteht, und hier am Fenſter ein kleines Tiſchgen, an dem ich ſchreibe? Und daß bei Tage in dieſem Dörfchen um mich her, alles ſo gewöhnlich und alltäglich iſt, ausgenommen der Hirtenknabe und ſein verſtorbener Vater. — — Dieſe beide verſetzen mich aus der wirklichen Welt, ſo oft ich an ſie denke. — Dieſe ſcheinen mir in ſterbliche Körper gehüllte, auf Erden wandelnde höhere Weſen zu ſeyn, die auf alles um ſie her einen wunderbaren Schimmer werfen, und dieſe alltägliche Welt in eine romantiſche bezauberte Gegend verwandeln, auf dem Flecke, wo ſie weilen.

Es ſind Vereinzelungen des allgemeinen Weltgeiſtes in Menſchenkörpern, welche vielleicht in großer Anzahl, ohne dergleichen erhabne Einwohner umherwandeln.

Vielleicht iſt der Menſchenkörper unter allen übrigen Körpern nur der fähigſte, um einen für ſich beſtehenden immerdaurenden Geiſt zu gebären, der in ihm die Kräfte zu ſeiner Fortdauer ſammlete, ohne daß deswegen gerade jeder Menſchenkörper einen ſolchen Geiſt gebiert.

Wie manchen Kopf ſcheint es zu geben, durch welchen die zuſtrömenden Gedanken bloß durchgehen, ohne ſich im Innern deſſelben zu einem zuſammenhängenden Ganzen zu bilden.

Zu der Geburt eines bleibenden, unzerſtörbaren Geiſtes, gehört nothwendig eine innere Konſiſtenz und Feſtigkeit der Gedanken, ein unerſchütterliches auf innere feſte Perſönlichkeit ſich gründendes Selbſtbewußtſeyn; wo dieſes fehlt, da findet nicht einmal der Wunſch der perſönlichen Fortdauer ſtatt.

Sollte ſie, die mich gebohren,
In der Weſen Zahl verlohren,
Nirgends mehr vorhanden ſeyn?
Ganz verſchwunden? ach verſanken
Auch im Grabe die Gedanken
Die der Ewigkeit ſich freun?

Daß ich feſten Fuß gewinne,
Sinn ich immerfort und ſinne,
So wie du im Leben ſannſt —
Traurig ſitz' ich hier und weine,
Meine Mutter, ach erſcheine
Deinem Sohne, wenn du kannſt!

Ach wenn du den Vater bäteſt — —
Doch was will ich? — wenn du thäteſt
Was mein trunkner Wahnſinn heiſcht;
Thäteſt du's — ich wüßte nimmer
Ob nicht dennoch leerer Schimmer
Meine Phantaſie getäuſcht.

Das Edle kann nicht gemein, und das Gemeine kann nicht edel ſeyn?

Ach und doch iſt des Gemeinen ſo viel, ſo viel, und des Edlen ſo wenig, daß der Zufall mich weit leichter unter die Zahl des Gemeinen, als des Edlen verſetzen konnte.

Hier iſt und bleibt ewig der ſchreckliche Stein des Anſtoßes. —

Was hat das Gemeine, das Unedle verſchuldet, daß es gemein und unedel ſeyn muß? —

Wie kann ich mich der Vorzüge freuen, die unzähligen meiner Mitmenſchen geraubt ſind. —

Eher kann ich mich des Gewinſtes im Lotto freuen. Denn jeder begab ſich hier doch freiwillig ſeiner gleichen Rechte auf den Beſitz eines Vermögens, das einem andern der Zufall zuwirft.

Aber wer hat vor ſeiner Geburt mit dem Schickſal einen Vertrag gemacht? —

Iſt etwas ungezweifelt Zufall, ſo iſt es die Geburt, und der Zuſammenhang der Dinge, in welchen der Menſch dadurch verſetzt wird.

Das Schickſal der meiſten Menſchen iſt ſchon gemacht, ehe ſie gebohren ſind.

Und was hat uns anders zu Sklaven des Zufalls erniedrigt, als die menſchlichen Einrichtungen ſelbſt, wodurch eine Generation der andern Feſſeln anlegt, die immer härter werden, je näher ſich die Menſchen aneinander ſchließen.

Iſt nicht die, unbeſchadet ihrer Fortdauer und Fortpflanzung, höchſtmögliche Vereinzelung der Menſchen, vielleicht der einzige Zuſtand, worin ſie noch glücklich ſeyn könnten?

Und doch, würde ich, wenn die Menſchen in dem Zuſtande geblieben wären, in dieſem Augenblick über Glückſeligkeit denken und ſchreiben können?

Ich dürfte dann, weder darüber denken, noch ſchreiben; denn, was ich ſuchte, wäre ſchon da; es böte ſich mir von ſelber in jedem Augenblick meines Lebens dar; es wäre mit meiner Natur verwebt.

Was iſt denn nun wahre Glückſeligkeit: über die Glückſeligkeit denken zu können, weil man ſie einmal verloren, und mit der Unglückſeligkeit verglichen hat? oder die Glückſeligkeit bloß zu genießen, ohne darüber denken zu können?

Iſt der ungetrübte Genuß ſo viel werth, daß ich darüber auf das Denken gern Verzicht thue, oder iſt das Denken ſo viel werth, daß ich darüber auf den ungetrübten Genuß Verzicht thue?

Wenn ich einmal gedacht habe, ſo kann ich mich nie wieder in den Zuſtand des Nichtdenkens verſetzen. — —

Ich muß mir alſo nun ſchon aus der Noth eine Tugend machen, und diß Denken ſelbſt zum Erſatz für die mir nun erſt fühlbar gewordene Entbehrung des Gedachten annehmen.

Aus Miltons verlohrnem Paradieſe.

In einer böſen Stunde, o Eva, gabſt du jenem falſchen Wurme Gehör, der abgerichtet war, es ſey von wem es wolle, des Menſchen Stimme nachzubilden, nur wahr, was unſern Fall, und falſch, was die verſprochne Erhöhung unſers Weſens anbetrift. Da wir nun unſere Augen in der That eröfnet finden, und finden, daß wir Gutes und Böſes unterſcheiden können, das Gute nehmlich, welches wir verloren, und das Böſe, welches uns ſtatt deſſen zu Theil geworden iſt. — Schlimme Frucht des Wiſſens, wenn unſere Naktheit uns dadurch nur ſichtbar wird, wenn es von Ehr' und Treue, Reinigkeit und Unſchuld uns entblößt, die unſre ſonſt gewohnte Zierde war, und nun befleckt und voller Schmutz iſt, indem in unſerm Angeſicht die Zeichen der ſtrafbaren Begierde ſichtbar werden, aus welcher alles Böſ' entſpringt; ja ſelbſt die Schaam, der volle Schluß des Böſen, iſt ſchon an uns ſichtbar; zweifle alſo länger nicht an dem, was vor der Scham vorhergeht. Wie ſoll ich nun hinfort das Antlitz Gottes oder irgend eines Engels ſchauen, das ich ſo oft mit Freude ſonſt und mit Entzücken ſahe. Dieſe himmliſchen Geſtalten werden dieſe irrdiſche nun ganz mit ihrem unerträglich hellen Glanz verdunkeln. O könnt' ich hier in wilder Einſamkeit, in irgend einer dunklen Grotte leben, wo die höchſten Wälder, dem Stern und Sonnenlichte undurchdringlich, ihre Schatten, wie der braune Abend, weit umher verbreiten: Bedecket mich, ihr Fichten; ihr Zedern mit unzähligen Zweigen hüllt mich ein, wo ich die Sonne und die Sterne nie wieder ſehe! — Aber laß uns jezt, o Eva, einen Rath erſinnen, da wir nun einmal ſo verwickelt ſind, wie wir für jetzt am beſten dieſe Theile voreinander bergen, die der Scham am meiſten ausgeſetzt, ſich uns am unſcheinbarſten zeigen. Irgend ein Baum, deſſen breite glatte Blätter wir um unſre Lenden gürten, mag denn dieſe mittlern Theile rund umher bedecken, damit der neue Gaſt, die Scham, dort nicht mehr ſitze, und uns als unrein ſchelte!

Welches iſt denn nun die verbotene Frucht, von welcher wir gekoſtet, und die Erkenntniß des Guten und Böſen dadurch erlangt haben?

Sind es die Künſte und Wiſſenſchaften? Iſt es der Handel, iſt es der Ackerbau?

Sind diß Abweichungen von der Natur, die ſich durch ſich ſelbſt beſtrafen? Oder ſind dieſe Abweichungen eben ſo natürlich, wie die Natur ſelbſt.

Wenn ſie es ſind, warum iſt denn in allen menſchlichen Einrichtungen ſo viel Schiefes und Verkehrtes?

Warum iſt in die menſchlichen Einrichtungen wirkliches Elend verwebt?

Iſt es denn dem freien Willen des Menſchen möglich, in dieſer ſchönen Schöpfung Gottes etwas zu verderben, ſo iſt er ja wirklich Gott gleich, ſo läßt ſich ja wirkliche Empörung der Geſchöpfe gegen den Schöpfer, der endlichen Wirkung gegen die unendliche Urſach denken? oder vielmehr die Urſach iſt denn ſelbſt nicht mehr unendlich, weil ſie durch ihre eignen Wirkungen wiederum eingeſchränkt wird.

Oder iſt die Freiheit der endlichen Weſen nur anſcheinend? So wäre denn diß wunderbare Ganze eine aufgezogne Uhr, die von ſelber abläuft, und Krieg, Unterdrückung, und alle die mißtönenden Zuſammenſtimmungen der menſchlichen Verhältniſſe, woraus das wirkliche

Elend erwächſt, wären alſo dem Schöpfer ein wohlgefälliges Spiel.

Und was wäre das für ein Schöpfer? Wer bebt nicht mit Schaudern vor dieſem Abgrunde zurück!

Morgens den * *

O Nacht, was brüteſt du für Gedanken aus!

In welche ängſtliche Zweifel haſt du mich wieder verſinken laſſen, weil ich nicht dem Ruf der Natur folgte, und nicht der erquickenden Ruhe genoß, da ich ihrer hätte genießen ſollen.

Dadurch bin ich eben abgewichen, und das iſt die Abweichung, welche ſich ſelbſt beſtraft hat.

Mein Denken ſoll mit der Natur harmoniſch ſeyn, wie mein ganzes Leben.

Wenn die Natur um mich her wieder in Thätigkeit iſt, ſo ſoll auch das innere Spiel meiner Ideen aufs neue wieder erwachen, um einen reinen hellen Ton von ſich zu geben, und in das große Konzert der thätigen Schöpfung mit einzuſtimmen.

Den Aufgang der Sonne hab' ich wiederum verſchlafen: ſo folgt eine Abweichung nach der andern. —

Mein Hirtenknabe hat ſchon längſt den Sonnenberg beſtiegen, und dort nach ſeines Vaters Geiſt geblickt.

Soll dieſer Hirtenknabe denn nun in dieſem Dorfe vollends aufwachſen, alt werden, und endlich hier begraben werden? — —

Soll er ſtets den Himmel, und die Flur betrachten, und — Schafe weiden?

Noch kann ich das Geheimnis ſeines Erdenlebens nicht verſtehen.

Daß ein ſolcher Vater, einen ſolchen Sohn, erzog — um Schafe zu weiden.

Aber freilich iſt das Weiden der Schafe das Allerunſchuldigſte Geſchäft eines Sterblichen: So daß auch die Dichtkunſt hier ihren Stoff hernehmen mußte, da ſie vollkommen glückliche, zufriedene und unſchuldige Menſchen ſchildern wollte.

Aber freilich, wenn alle Menſchen Schafe gehütet hätten, ſo wären ſie zwar an ſich wohl ganz glücklich geweſen. Aber was wäre denn aus unſrer Geſchichte geworden? Wo hätten wir von Schlachten zu Land' und zur See, von eroberten Städten, von Feldherrntugenden, von Heldenmuth und Tapferkeit, von Bündniſſen und Staatsverfaſſungen zu hören und zu leſen bekommen?

Dieſer Welt von Ereigniſſen, die nun auf dem Schauplatz und in der Geſchichte eine ſo angenehme Wirkung auf unſre Einbildungskraft thut, wären wir dann verluſtig gegangen.

Wo hätte dann der Stoff zu einer Iliade, zu einer Aeneide herkommen ſollen?

Armſelige Welt, die dann geblieben wäre,

Ohne Schwerdt und Helm,
Ohne Schlachten,
Ohne Kriegsrüſtungen,
Ohne Blutvergießen,
Ohne Trauerſpiele,
Ohne Geſchütz und Bomben,
Ohne Schanz' und Bollwerk,
Ohne ſtehende Kriegsmacht,
Ohne Könige, ohne Fürſten!

Wahrlich um ſo viele große und majeſtätiſche Dinge, ſich zuſammenzudenken, verlohnt es ſich doch wohl noch der Mühe, unglücklich zu ſeyn.

Alle dieſe großen Dinge müſſen ja doch einen Zweck haben. — Was wären denn die Bomben, wenn keine Glieder dadurch zerſchmettert, und die Schwerdter, wenn nicht Menſchen dadurch getödtet würden?

Das veredelt ja eben die Werkzeuge der Zerſtörung, daß ſie das Edelſte auf Erden in ſolcher Menge zernichten und zerſtören.

Wenn Tauſende an einem Tage vor dem Schwerdtſtreich fallen, das iſt doch etwas Großes.

Und das Große wollen wir ja; unſre Seele will ja erweitert ſeyn, unſre Einbildungskraft will viel umſpannen.

Wenn alſo dieſer Zweck nur erreicht wird, ſo mag darüber zu Grunde gehn, was da wolle; das Zugrundegehen iſt eben ſo etwas tragiſches, die Seele erſchütterndes, deſſen Anblick wir uns ſehr gerne gefallen laſſen, ſobald es nur uns ſelber nicht mit betrift.

Wir alle ſind im Grunde unſers Herzens kleine **Neronen**, denen der Anblick eines brennenden Roms, das Geſchrei der Fliehenden, das Gewimmer der Säuglinge gar nicht übel behagen würde, wenn es ſo, als ein Schauſpiel, vor unſern Blicken ſich darſtellte.

Den Zweck haben wir alſo erreicht: unſre Gedanken ſind erweitert; wir ſind den Göttern gleich geworden; aber unſre neuen Ideen haben wir uns nicht ſowohl durch Bauen, als durch Zerſtören geſchaffen. Da wir nicht Schöpfer werden konnten, um Gott gleich zu ſeyn, wurden wir Zernichter; wir ſchufen rückwärts, da wir nicht vorwärts ſchaffen konnten. Wir ſchufen uns eine Welt der Zerſtörung, und betrachteten nun in der Geſchichte, im Trauerſpiel, und in Gedichten unſer Werk mit Wohlgefallen.

Denn da allein kann es noch überblickt, und mit Wohlgefallen betrachtet werden. In der Wirklichkeit, oder in dem wirklichen Entſtehen, beſchäftigt es ſo viele Hände, und ſo viele Gedanken im Kleinen, daß das eigentliche Große gar nicht mehr in Betracht kommen kann . . Das Große ſchaft ſich erſt nachher die zuſammenfaſſende Phantaſie.

Das iſt nun die phantaſtiſche Größe, des Gott gleichſeyn wollen. wornach wir ſtreben. —

Um uns ein eingebildetes Gut zu ſchaffen, unterziehen wir uns wirklichen Uebeln. —

So eine gebaute Stadt mit ihren Thürmen und Palläſten iſt doch ſchön, wenn ſie nun da ſteht; ſo etwas fällt doch gut ins Auge — —

Ach das übertünchte Grab, mit ſeinen vergoldeten Leichenſteinen!

Inwendig nagen der Neid, die Habſucht, die quälende Unzufriedenheit, die um ſich freßende **Vergleichungsſucht**, an den verweſenden Leichnam des entſeelten Menſchenglücks.

Verpeſtete Kerker, Zuchthäuſer, Behauſungen des Elends, mit Todtengerippen und Unſinn erfüllte Tempel, mühevolle Werkſtätte, wo täglich das Rad des Ixion auf und nieder gewälzt wird! Sammelplätze unſinniger Vergnügungen, um von unſinnigen Arbeiten auszuruhen! Freiſtätte viehiſcher Wolluſt! fürchterliche

Glücksräder, die den Lohn der Mühe verſchlingen, und ihn wieder aus ihren Rachen ſpeien, um die Faulheit zu krönen, und des Fleißes zu ſpotten. Und vor allen jenes fürchterliche Glücksrad, das ſich unaufhörlich dreht; aus welchem ein jeder ſchon bei der Geburt ſein Looß zieht, das ihn entweder zur **Eins** bei der **Null**, oder zur **Null** bei der **Eins** beſtimmt. Wenige giebt es hier der Gewinnſte, und der Verluſte unzählige; damit — o des Wahnſinns! — der Gewinn, der auf einen einzigen fällt, deſto größer ſey. Tauſende wollen Sklaven ſeyn, damit nur einer herrſche.

Und was iſt denn nun das am Ende für ein herrliches Werk, was uns durch alle dieſe Aufopferungen entſtanden iſt?

Wo duftet denn nun die Blume, die aus dieſem unreinen Schutt emporſprießt?

Iſt es der Gedanke, den ich denke?

O dieſer Gedanke iſt mit Bitterkeit erfüllt: er iſt eine wurmſtichige Frucht von dem einladenden Baume im Garten.

Und doch iſt der gegenwärtige Gedanke mein Alles in dieſem Augenblicke. Er iſt in dieſem Augenblick der Schlußſtein des Ganzen, das mich umgibt; das Reſultat meiner ganzen vorhergehenden Exiſtenz; der Zweck, die Vollendung meines Daſeyns, wenn ich in dieſem Augenblick aufhörte zu ſeyn.

Und dieſer Gedanke iſt ſelbſt unvollendet; ein ſchwebender Zweifel; eine ewige Frage, die keinen Ruhepunkt findet, zu dem ſie ſich heruntersenken kann.

Und mit dem ſchwebenden unvollendeten Gedanken ſollt' ich aufhören zu ſeyn? Und das wäre alſo der letzte Zweck, die höchſte Vollendung der mich umgebenden Welt in mir?

Wenn in grauem Nebel
Bey des Tages Anbruch
Noch die Hügel dämmern

Klimm' ich ſchon die Felſen-
Wand hinauf und blicke
Seufzend in die Ferne —

Ob nicht in der Ferne
Ob nicht in der Nähe
Mir die Roſe lächelt?

Aber ach, vergebens
Irren meine Blicke
Ueber Thal und Hügel:

Denn ſie iſt verſchwunden
Ach, ſie iſt verſchwunden
Die geliebte Roſe —

In den Purpurſtreifen,
Die den Oſten färben
Scheint ſie noch zu ſchweben;

An dem Wolkenſaume,
Welcher golden flimmert,
Scheint ſie noch zu beben. —

Aber ach zu ferne
Iſt ſie meinen Händen
Um ſie abzupflücken

Und wollt' ich ſie pflücken,
Würd' ihr Dorn mich tödtlich,
Tödtlich mich verwunden.

Ich finde mehrere dergleichen Verschen in Sonnenbergs Tagebuche, worin er auf eine geheimnißvolle Art nach einer verlohren gegangenen Roſe ſchmachtet. — Was er ſich darunter gedacht haben mag, kann ich bis jetzt aus dem Zuſammenhange ſeiner Gedanken noch nicht begreifen. Ich denke es aber doch noch herauszubringen, weil es mir nicht wahrſcheinlich iſt, daß er irgend etwas ſollte niedergeſchrieben haben, ohne etwas dabei gedacht zu haben. So ſonderbar ſeine Gedanken von der Vergangenheit in dem folgenden Aufſatze ſind, ſo etwas Herzerhebendes und Tröſtendes ſchienen ſie mir doch zu haben.

Gegenwart und Vergangenheit.

Wenn ich eine Stadt beſehen will, und befinde mich unten an der Erde, ſo muß ich eine Straße nach der andern durchgehen, und es abwarten, bis ſich mir nach und nach, durch Hülfe meines Gedächtniſſes, die Vorſtellung von der ganzen Stadt darbietet.

Stehe ich aber auf einem Thurme, von dem ich die Ueberſicht der ganzen Stadt habe, ſo ſehe ich nur dasjenige auf einmal und neben einander, was ich vorher nach einander ſehen mußte.

Wir ſagen, eine Straße folget auf die andere; und dieſer Ausdruck iſt ſelbſt ein Beweiß von unſrer Täuſchung, indem wir die Folge unſrer Vorſtellungen von den Straßen, mit den Straßen ſelbſt verwechſeln.

Was wir die Folge der Dinge nennen, iſt alſo vielleicht bloß die Folge unſerer Vorſtellungen von dieſen Dingen. Aber die Folge in dieſen Vorſtellungen ſelber muß denn doch wohl wirklich ſeyn? — —

Vielleicht auch nur für einen eingeſchränkten Geiſt, der ſie eine nach der andern hat, aber wohl nicht für ein höheres Weſen, das auch alle dieſe Vorſtellungen ſchon neben einander ſieht.

Unſer künftiger Zuſtand in jedem Augenblick unſers Lebens wäre alſo wirklich ſchon da, und unſre Vorſtellung, welche denſelben umfaßt, und zu demſelben ganz unentbehrlich iſt, müßte alſo auch ſchon da ſeyn, das iſt ſie aber nicht, folglich ſcheinet jene Behauptung ein Wiederſpruch zu ſeyn.

Wollten wir ſagen, die Vorſtellung von unſerm jedesmaligen künftigen Zuſtande iſt ſchon in dem göttlichen Verſtande da; ſo iſt dieſes doch nicht unſre Vorſtellung, weil wir ſie noch nicht gehabt haben.

In ſofern alſo die die Vorſtellungen von unſerm künftigen Zuſtande unſre Vorſtellungen ſind, findet doch immer eine Folge in denſelben ſtatt, oder unſer eigenes bleibendes Daſeyn müßte auch nur anſcheinend ſeyn.

Und wie kann die Bewegung ohne Wiederſpruch, als etwas neben einander beſtehendes und nicht auf einander folgendes gedacht werden?

Wie kann der Mann, welcher jetzt noch hier ſteht, auch in dieſem Augenblick ſchon eine Meile weit entfernt ſeyn? Wie kann auch der allumfaſſendſte Verſtand mein Hierſtehen und Daſtehen neben einander ſtellen?

Wo ich geſtanden habe, da ſtehe ich doch jetzt nicht mehr, und wo ich künftig ſtehen werde, da ſtehe ich jetzt noch nicht. Ein neuer, oder wenn man will, derſelbe Widerſpruch.

Was ließe ſich hierauf antworten? — Wenn ich ein Feuerrad mache, oder einen Funken ſchnell umherdrehe, ſo ſcheinet er mir da zu ſeyn, wo er doch noch nicht iſt, und ſcheinet noch da zu ſeyn, wo er doch nicht mehr iſt, anſtatt eines Punktes bemerkt mein Auge einen Zirkel, welcher ſtille zu ſtehen ſcheinet, da doch die Bewegung ſehr ſchnell iſt.

Dieſes ſcheint offenbar eine Täuſchung unſeres Geſichts, eine unvollkammene Vorſtellung zu ſeyn.

Wie, wenn es umgekehrt wäre, wenn unſer Gedächtniß, oder das zurückbleibende Bild von dem Funken, vielleicht der eingeſchränkten Sehkraft unſerer Augen zu Hülſe gekommen wäre, ſo daß wir ſagen müßten: ich erblicke den Funken nun wirklich da, wo er ſonſt noch nicht zu ſeyn ſcheint?

Wie, wenn wir uns hier, auf einige Augenblicke, dasjenige, was nur auf einander zu folgen ſchien, wirklich als neben einander vorgeſtellt, und gleichſam im Kleinen einmal das Gegenwärtige, Vergangene, und Zukünftige mit einem Blick umfaßt hätten? —

Nach dieſer Bemerkung müßte ſich alles, was wir uns als einen ſich fortbewegenden Punkt gedenken, in dem göttlichern Verſtande, wie ein Zirkel darſtellen.

Wenn ſich ein Rad ſchnell herumdrehet, ſo macht jeder hervorragende rauhe Punkt einen Zirkel, und das Ganze bekommt dadurch ein ſchönes, ebenes, und wohlgeordnetes Anſehen.

Ein Mann ſteht unter einem Baum, er geht weg; in meiner Seele aber bleibt noch das Bild von dem Manne, der unter dem Baume ſtand, zurück.

Der Funke im Feuerrade bewegt ſich fort, an dem Orte aber, wo er ſelbſt nicht mehr iſt, erſetzt ſein Bild in meiner Seele ſeine Stelle.

Wenn ich mir den Mann zugleich unterm Baum, und in ſeinem Hauſe wirklich vorſtellen wollte, ſo müßte der Baum und ſein Haus eins ſeyn.

Das Bild des Untermbaumſtehens aber liegt noch immer in der Seele, wenn auch der Mann ſchon wieder in ſeinem Hauſe iſt.

Das Untermbaumſtehen war vorher eben ſo wirklich, als jetzt das Zuhauſeſeyn iſt; aber ich kann mir doch unmöglich beides zugleich und auf einmal als wirklich denken.

In dem vollkommenſten Verſtande aber muß beides wirklich neben einander beſtehen, und nicht eines auf das andere folgen, weil ſich dieſer vollkommenſte Verſtand alles auf einmal und neben einander beſtehend vorſtellen muß, wenn es anders einen vollkommenſten Verſtand giebt.

Von den Bewegungen des Menſchen wiſſen wir weiter nichts gewiß, als daß es Veränderungen ſeiner Vorſtellungen ſind.

Nun liegen aber alle Vorſtellungen, die der Menſch haben ſoll, in dem göttlichen Verſtande ſchon neben einander da, und der Menſch muß ſie nur eine nach der andern durchgehen, und ſelbſt dieſe jedesmaligen Durchgänge ſind in dem göttlichen Verſtande ſchon alle neben einander da.

Bei Gott iſt das Vergangene noch eben ſo wirklich, als das Gegenwärtige. Bei uns bleibt, beim Anſchauen des Gegenwärtigen, doch das Bild vom Vergangenen noch zurück. Das macht uns ihm ähnlich.

In ihm ſteht das ganze Leben des Menſchen ewig, wie ein Gemählde neben einander da, worinn Licht und Schatten auf das herrlichſte vermiſcht ſind, der Menſch aber muß es erſt durchleben, ehe er dies einſehen kann.

Und giebt es denn wirklich einen ſolchen vollkommenſten Verſtand?

O dann freuet ſich der erſte Menſch in ihm noch ſeines Daſeyns, athmet noch immer paradiſiſche Luft ein, und freut ſich ſeiner reizenden Gehülfin; in ihm verſcherzt er noch jetzt ſein Glück, und baut mit Mühe den Acker; aber in ihm iſt auch ſein verklärter Körper ſchon wieder aus der Verweſung hervorgegangen, und glänzt in ewiger Glorie! —

Welch ein unbegreifliches Gemählde, Kindheit, Jugend, Alter, Tod, Verweſung, Wiederhervorgehen aus dem Grabe, das alles, wie Licht und Schatten neben einander geſtellt, mit einem Blick zu umfaſſen, welch ein wunderbartröſtender Gedanke!

Ach, alſo iſt das Vergangene nicht vergangen; ſo iſt alles noch ſo da, wie es war von Anbeginn, aufbewahret in den allumfaſſenden Gedanken des Ewigen? —

Wie es mich mannchmal kränkte, wenn ich, beim Vergehen eines Dinges dachte: mit dem iſt's nun ganz vorbei, das iſt nun auf ewig dahin!

Drum will ich nicht klagen, daß jener Tag mir entflohen iſt, an dem ich die ganze Fülle meines Daſeyns genoß, wie ich ſie auf Erden vielleicht nicht wieder genießen werde.

Dieſer Tag dämmert auch jetzt am Horizonte, und ich weiß, daß ich ihn wieder finden werde, wenn mein Gedanke ſich dereinſt in dem einzigen großen Gedanken Gottes verliehren wird.

Ich will nicht klagen, daß mein Freund im Staube vermodert. —

Er blühet noch in ſeiner ſchönſten Jugend. Die unſchuldsvollen Jahre ſeiner Kindheit ſind noch nicht verfloßen. Ob er gleich jetzt im Staube zu verweſen ſcheinet.

Ich bin nur grade in ſolchen Verhälteniß gegen ihn, daß ich den gegenwärtigen Punct ſeiner Veränderung, Verweſung im Grabe, nur bemerken kann; das Verhältniß aber des Ewigen gegen ihn iſt ſo, daß ſein Verweſen im Grabe, und das Aufblühen ſeiner erſten Jugend, in dieſem Augenblicke, zugleich vor ihm daſteht, und daß vielleicht in eben dieſen Augenblick ſein verklärter Körper aus der Verweſung hervorgeht.

Wo unſer Verhältniß aufhört, das ſcheinet uns vergangen zu ſeyn. Wir täuſchen uns.

Vielleicht wird auch uns einmal die Wonne gewährt, unſer ganzes auf einander folgendes Daſeyn neben einander zu ſehen.

Vielleicht hört auch bei uns einmal, obgleich im eingeſchränkten Maaße, die Folge auf, ſo daß auch wir alles, was wir ſind, auf einmal ſind, und unſre Ewigkeit zur immerwährenden Gegenwart wird.

Gott hat einen unendlich vollkommenern Begriff von uns, als wir ſelber haben.

Je mehr wir uns mit ihm vereinigen, deſto tiefere Blicke werden wir in uns ſelber thun. —

Und da wir uns dieſes vollkommenſte jetzt wenigſtens ſchon denken können, ſollte es denn wohl unwahrſcheinlich ſeyn, daß wir dereinſt genauer mit ihm vereiniget werden? —

Und würden wir wohl etwas verliehren, wenn wir in dieſem Fall auch unſer Selbſt aufopfern müßten?

Indem ich unter Sonnenbergs Papieren umherblättere, finde ich Freimaurerreden und Predigten; eine Freimaurerrede, die er bei einer Geſellenaufnahme gehalten hat, und wovon das Manuſcript ſchon ſehr alt zu ſeyn ſcheint, theile ich hier mit:

Eine Geſellenaufnahme in unſern Orden, meine Brüder, hat für mich allemal, ſo wie gewiß für einen jeden unter uns, ſehr etwas Rührendes und Herzerhebendes.

Welch ein ſchönes Symbol des immerthätigen aber zugleich mit Gefahren umringten Lebens, ſind dieſe Reiſen mit dem auf die Bruſt gekehrten tödtlichen Stahl, der aber vor dem, der muthig fortſchreitet, wie Nebel zurückweicht, indes dem Wanderer jene Muſic aus der Ferne entgegentönt, die ſeinen ſinkendem Muth belebt, und ihn aufs neue anſpornt, nicht eher zu ruhen, bis er das Ziel erreicht hat.

Dem reifer gewordenen ſind nun die Augen eröfnet, er ſieht nun die Gefahren, die ihm drohen, keine wohlthätige Binde umhüllt nunmehr, wie vormals, ſeinen Blick.

Darum bedarf er jetzt eines tröſtenden Zuſpruchs mehr, wie ſonſt, und ſein Ohr iſt zugleich eröfnet, den aufmunternden Geſang zu hören, der ehemals für ihn ſchwieg, und es wächſt mit der Gefahr ſein Muth. —

Doch, m. Br., wir wollen nicht Bilder durch Bilder aufzuklären ſuchen! Laßt uns eilen, aus der Region der Phantaſie in das Gebiet der ruhigen kalten Vernunft herabzuſteigen, damit auch wir deſto ſicherere Schritte thun. — Laßt uns die einfache Frage beantworten:

Was heißt ein Freymaurerlehrling, ein Freimaurergeſelle? Was heißt ein Freimaurer überhaupt? —

Ein freier Maurer heißt eigentlich ein freier Menſch. — Maurer aber ſagt mehr; es bedeutet einen thätigen unternehmenden Menſchen, der etwas bauet, das heißt, etwas mit Zweck und Abſicht unternimmt. —

Wer nicht auf eine vernünftige weiſe thätig iſt, der braucht auch nicht frei zu ſeyn. — Der unthätige Menſch ſey ſein ganzes Leben hindurch in einem Kerker eingeſperrt — die Welt wird nichts dabei verlieren. — Der Maurer ſoll noch mehr, als bloß mit Zweck und Abſicht, thätig ſeyn — denn wer iſt das nicht. —

So lange wir bei Vernunft ſind, haben wir immer einen gewiſſen Zweck und Abſicht bei allem, was wir unternehmen. — Nur Schade, daß wir ſo oft dieſer Zweck ſelber ſind. — Ein Maurer bauet ja nicht für ſich allein, indes ſein Nachbar ohne Obdach Froſt und Regen ausgeſetzt iſt — auch bauet er nicht bloß für die Zeit, worin er lebe; ſondern ſeine feſten Mauern ſollen noch lange nach ſeinem Tode, dem Einwohner ein ſüßer Schutz, den Gaſt und den Fremdling eine willkommne Herberge ſeyn. —

Die Maurerei auf die Weltverbrüder oder Gebrüder nicht einmal als Bild, ſondern an und für ſich ſelbſt betrachtet, iſt auf die Weiſe ſchon eine der größten, gemeinnützigſten und edelſten Unternehmungen des menſchlichen Geiſtes. —

Als Bild betrachtet aber iſt ſie das ſchicklichſte Symbol, um eine große edle uneigennützige Thätigkeit zu begehen, wobei wir nicht uns ſelber zum Mittelpunkte machen, ſondern außer uns ins Ganze wirken — und nur eine ſolche Thätigkeit iſt es, die freie Spielrade haben muß. —

Alſo ein mit Zweck und Abſicht uneigennützig thätiger Menſch, der bei ſeinen Unternehmungen ſo wenig wie möglich eingeſchränkt iſt — iſt ein Freimaurer, —

Dieſe Thätigkeit iſt eine edle Thätigkeit, edel war nur dasjenige, was nicht gemein iſt, wie z. E. ein Edelgeſtein — nun ſind aber eigennützige Unternehmungen einmal gemeiner, als uneigennützige, weil ſie ſo viele Anſtrengung erfordern, ja man hält ſie ſogar der menſchlichen Klugheit gemäßer. —

Zum uneigennützigen Handeln gehört alſo Uebung, welche bei dem Freimaurerlehrling vorzüglich ſtatt finden muß, ſo daß er, wenn er in den Geſellengrad tritt, ſchon einige Fertigkeit darin erhalten hat. —

Und wer ſich ſolcher Handlungen nicht bewußt wäre, und vielleicht nicht einmal den Gedanken gehabt hätte, etwas zu thun, wovon der Nutzen nicht auf ihn zurückfiele, und wobei er gewiſſermaßen ſeinen eigenen Vortheil aufopfern mußte, der verdiente auch ſicher den Nahmen eines Freimaurers nicht. —

Wodurch werden aber nun dieſe edlen und uneigennützigen Beſtrebungen anders eingeſchränkt, als durch die Furcht?

Daher ſchienen auch alle Symbole vorzüglich mit darauf abzuzwecken, wie ein Freimaurer die Furcht verlernen ſoll. —

Eins der größten Hinderniſſe einer uneigennützigen Thätigkeit iſt dann aber die Menſchenfurcht oder eine falſche Gefälligkeit, wodurch gewiß mehr Gutes in der Welt verhindert iſt, als man glauben ſollte. —

Denn es iſt ja natürlich, daß einer der uneigennützig handelt, dem Eigennützigen, welcher alles auf ſich bezogen haben will, ſehr oft in den Weg kommen, und alsdenn die Geſetze der

Höflichkeit mit denen der Gerechtigkeit und Billigkeit zuſammenſtoßen. —

Hier iſt es eben, wo der Freimaurer frei, und nicht nach Menſchenfurcht und Menſchengefälligkeit handeln muß. — Darum übt er ſich bei unſern Zuſammenkünften, die Menſchen als ſich alle gleich und als Brüder zu betrachten, damit er ſich nicht durch das Verhältniß der Stände abhalten läßt, das zu thun, was er für recht hält. —

Er wird deswegen kein Aufwiegler — denn er lernt ſich der Nothwendigkeit unterwerfen — wo er keine Möglichkeit ſieht, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung abzuhelfen, da verſchwendet er ſeine Kräfte nicht vergeblich, um ſie auf Fälle zu ſparen, wo ſich ihm beſſere Ausſichten eröfnen. —

Er weiß, daß er ſich dem Sturm, dem Ungewitter, der Krankheit, dem Tode, unterwerfen muß, die alle ſtärker ſind, als er, weil es vergeblich, weil es lächerlich ſeyn würde, dagegen anzukämpfen. —

Eben ſo wie dem unwiderſtehlichen Druck der Luft unterwirft er ſich jeder ſtärkern Macht, der er nicht widerſtehen kann, und in dieſer Unterwerfung, in dieſer Reſignation findet er eben ſeine höchſte Freiheit. —

Er findet ſie darin, daß er nichts will, was er nicht könne, aber daß er auch alles will, was er kann. —

Und der Menſch kann erſtaunlich viel, wenn er alle ſeine Beſtrebungen auf ein einziges Ziel hinrichtet. —

Er hat ſich auf die Weiſe die thieriſche Schöpfung, er hat ſich die Elemente unterwürfig gemacht. —

Wie vielmehr können alſo nicht die vereinigten Kräfte vieler Menſchen ausrichten, wenn ſie alle auf ein Ziel hinarbeiten — ſich untereinander zu vervollkommnen, untereinander wechſelſeitig ihren Muth zu beleben, und ſich gemeinſchaftlich in der Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Uneigennützigkeit zu üben. —

Eine geringe Anzahl mäßiger, ſtandhafter, und uneigennütziger Menſchen, die ſich alle zu einem Zwecke vereinigten, würden, wenn ſie mit der gehörigen Klugheit zu Werke gingen, in der Welt Wunderdinge ausrichten. —

Allererſt muß freilich auf die innere Vervollkommnung hingearbeitet werden. —

Der Menſch, der andern Glückſeligkeit und Zufriedenheit mittheilen will, muß erſt ſelbſt völlig glücklich und zufrieden ſeyn. —

Das wird er aber bloß durch Mäßigung ſeiner Begierden, und einer völligen Reſignation.

Wer ſich von der gewöhnlichen Klaſſe der Menſchen durch ein höheres Freiheitsgefühl unterſcheiden will, muß nothwendig gelernt haben, jedes Gute des Lebens zu beſitzen, ohne ſich zu fürchten, es zu verlieren. — Denn nur alsdann iſt ihm der Genuß geſichert. —

Der genießt gewiß ſicher ſein Leben am meiſten, der es am wenigſten zu verlieren fürchtet — und der handelt auch am freiſten. —

Daher beziehen ſich unſere Symbole ſo häufig auf eine gewiſſe Gleichgültigkeit und Unerſchrockenheit vor dem Tode —

Die Furcht verengt das Herz, und macht es großer Empfindungen unfähig. — Wer für ſich nichts mehr fürchtet, iſt erſt im Stande, für andere großmüthige Wünſche zu thun. —

Wer ſich nun nicht täglich in dieſer Mäßigung ſeiner eigennützigen Begierden übt, um für die großmüthigen Geſinnungen in ſeiner Seele gleichſam Platz zu machen, der verdient den Nahmen eines Freimaurers nicht, und wenn unſere Verſammlung dieſe Mäßigung der eigennützigen Begierden nicht befördern hülfe, ſo erreichte ſie ihren Zweck nicht. —

Die höchſtmögliche moraliſche Vervollkommnung iſt alſo das Ziel, wornach der Maurer ſtrebt, und dieſe beſteht in der zweckmäßigſten und uneigennützigſten Thätigkeit. —

Denn die bloßen Geſinnungen machen die Moralität nicht aus. —

Wer edel denkt muß auch edel handeln — ſonſt iſt ſeine Denkungsart ein Schwerdt, das in der Scheide verroſtet, und edel handeln, lernt man nicht anders, als durch Uebung und durch Beiſpiel — und beide, wo das Beiſpiel giebt ſowohl als wo es nimmt, gewinnen wechſelſeitig dadurch. —

Weil nun in der Welt die guten Beiſpiele ſo zerſtreut ſind, ſo ſollten ſie in unſern Logen zu ſammengedrängt ſeyn, damit dieſelben die eigentliche Schule der Weisheit des Lebens würden. —

Dazu müſſen denn die einzelnen Subjekte freilich ſo viel Umgang wie möglich miteinander haben — denn die Maurerei ſoll uns ja aus unſerm kleinen Umgangszirkel in einem größern ziehen, wo wir mehr mannigfaltiges Gute ſehen, als wir ſonſt Gelegenheit haben. —

Wo wir uns in alle Rechte der Menſchheit wieder eingeſetzt fühlen. —

Wo alle an der Wohlfahrt eines jeden einzelnen Theil nehmen, und bei ſeinen Schickſalen nicht gleichgültig ſind, —

Wo das, was unſere wahre Glückſeligkeit ausmacht, zur Sprache kömmt. —

Wo ein jeder die Vortheile, die er durch eigne Erfahrung zu einer wahren Glückſeligkeit ausfindig gemacht hat, und ſeine mißlungenen Verſuche, den andern mittheilt. —

Wo alles uns anmahnen ſoll, das Leben zu genießen, und den Tod nicht zu fürchten — uns zu unterwerfen, wo wir müſſen, und die Rechte der Menſchheit zu vertheidigen, wo wir können. —

Wo wir lernen, daß wir nicht thätig ſeyn müſſen, um zu genießen, ſondern nur genießen, um wieder thätig ſeyn zu können. —

Daß zwar in ſeinem bürgerlichen Beruf getreu zu ſeyn, ſchon viel ſey, aber daß der edle Menſch ſich dennoch eine Mine zu eröfnen ſucht, wo er mit ſelbſtgewählter Thätigkeit und auf eine uneigennützige Art wirkſam ſeyn kann. —

Wo wir beſtändig aufmerkſam auf die Kürze unſers menſchlichen Lebens erhalten werden, damit wir den gegenwärtigen Augenblick nutzen lernen. —

Da nun alles darauf ankommt, immer mehr Kräfte, immer mehr Thätigkeit zu edlen Endzwecken in Umlauf zu bringen, da ſelbſt das Leben bloß durch dieſe Thätigkeit ſich vom Tode unterſcheidet — o ſo laßt uns auch dahin ſehen, daß in unſern Verſammlungen immer Leben und Thätigkeit herrſche, daß das Band zwiſchen uns immer genauer geknüpft werde, daß dieß der Ort ſey, wo wir uns unſre edelſten Entſchließungen mittheilen, und von dem, was uns Gutes gelungen iſt, einander Rechenſchaft ablegen. —

Laßt uns die feierliche Pauſe in unſerer Arbeit dazu nutzen, daß wir, von einem Geiſte belebt, unſere Gedanken zu irgend eine ſchöne Entſchließung ſammlen, die wir ſchon lange mit uns herumtrugen und nun ausführen wollen. —

Laßt uns gemeinſchaftlich darauf denken, wie wir unſre Verſammlungen, ſo nützlich und zweckmäßig, wie möglich, machen. —

Ich wende mich noch mit wenigen Worten an euch, meine geliebten neuaufgenommenen Brüder. —

Seyd uns willkommen zu den neuen Arbeiten, welche ihr euch jetzt mit uns gemeinſchaftlich unterziehet. —

Erhaltet uns eure Liebe und euer Zutrauen, und laßt uns nun Hand in Hand, dem großen Ziele der Maurerei entgegen gehen, das wir, wenn wir nur einmal den rechten Weg eingeſchlagen haben, hier oder dort gewiß erreichen werden!

An dem Stiftungstage einer Loge.

Heilig iſt jeder Tag dem Maurer,
Wo ihm eine edle That gelang.
Er feiert ihn nicht mit Geräuſch und Prunk
Sondern auf ſeiner ſtillen Kammer
Wenn er vor Gott ſeine Handlungen prüft.
Heilig iſt ihm auch der Tag,
Wo Menſchen in Bündniß treten,
Wodurch ſie beſſer und glücklicher
Und edler und weiſer werden.
Denn iſt nicht der Anfang jedes Guten
Des innigſten Dankes der innigſten Freuden werth,
Weil nur durch ihn
Das erwünſchte Mögliche ihm wirklich ward —
Sind wir nun auch durch dies Bündniß
Das uns alle zuſammenknüpft
Wirklich beſſer und glücklicher
Und edler und weiſer geworden;
Iſt es, ſeitdem wir dieſem Bunde knüpften,
In unſern Köpfen heller,
In unſerer Seele ſtiller,

Und ruhiger in dem ſich ſonſt empörenden Herzen —
O ſo ſey uns dieſer Tag nicht minder wichtig
Als der, welcher uns das Leben gab.
Zählten wir ſtatt edler Fortſchritte im Guten
Jedes Jahr
Nach Mahlzeiten, die wir genoſſen,
Bis zu dieſem feſtlichen Tage,
So muß er von nun an
Unter den gleichgültigen Tagen
Des Jahrs vergeſſen ſeyn!
Denn was kümmert mich der Anfang deſſen
Wodurch weder Böſes verhindert
Noch Gutes gefruchtet ward!
Bei jeder menſchlichen Unternehmung
Frägt die Vernunft, wo iſt das Ziel davon?
Und findet ſie keinen,
So iſt die Unternehmung Kinderſpiel und Tand.
Und was giebt es wohl für ein edlers Ziel des Maurers,
Als den höchſten Grad
Der Mäßigkeit und Standhaftigkeit,
Eine weiſe Unerſchrockenheit
Eine unerſchütterliche Rechtſchaffenheit

Und eine unüberſehliche Wahrheitsliebe zu erlangen?
Die Furcht muß der Maurer verlernen
Um groß und edel zu handeln
Predigen das nicht alle Symbole der Maurerei?
Uns der Nothwendigkeit zu unterwerfen
Standhaft zu ſeyn in Gefahren
Unerſchrocken vor dem Tode
Der für die Edeln
Wer bei jedem Schritte, den er thut,
Sein Leben, ſein Anſehen, ſeinen Gönner,
Seine Bequemlichkeit zu verlieren fürchtet
Kriecht im Staube —
Und iſt zu nichts Großem fähig. —
So wollen denn künftig wir, meine Brüder,
Die uns ein weiſeres Band verknüpft
Uns einander vor dem Müßiggange
Der Weichlichkeit und der Unmäßigkeit warnen
Das uns allen winkt,
Und unſre Loſung ſey:
Die Beſtändigkeit!

Die folgenden Aufſätze ſind zum Theil pädagogiſch, und ſcheinen auf dem Unterricht ſeines Sohnes abzuzwecken, oder für einem ſeiner Freunde aufgeſetzt zu ſeyn, dem er dadurch eine Anleitung zur Entwickelung der Begriffe bei Kindern geben wollte. Dieſer Freund iſt, wie ich von dem Hirtenknaben erfahren habe, ein Prediger, der zwei Meilen von hier wohnt: von ihm hoff' ich mehr Au[illegible]nft über Sonnenbergs Schickſal zu erhalten.

„Was iſt denn Tugend?“ fragte der kleine Amint ſeinen Vater —

Der Vater ſchwieg eine Weile, als dächte er an etwas anders — dann ſagte er: komm, laß uns ein wenig im Garten ſpatzieren gehn!

Als ſie nun im Garten hinter dem Hauſe ſpatzieren gingen, ſo zeigte der Vater dem kleinen Amint die fruchttragenden Aepfel- und Birnbäume, und machte ihn aufmerkſam, wie die Zweige unter ihrer Bürde ſich niederſenkten. —

Insbeſondre ſtand ein ſchöner Apfelbaum im Garten, der alle übrigen an Fruchtbarkeit übertraf — man war zweifelhaft, ob man mehr Blätter oder Früchte auf dieſen Baume zählen ſollte, ſo hatte ſich manchmal an einem einzigen Zweige eines kleinen Aſtes eine ganze Traube rothwangigter Aepfel zuſammengedrängt, welche die Stütze, die ſie emporhielt, zu zerbrechen drohte.

Der kleine Amint konnte dieſen Baum nicht genug betrachten, ſo ſehr ergötzte ihn der Anblick deſſelben.

Dieſer Baum iſt mir auch ſehr werth, ſagte der Vater, die Aepfel die er trägt, ſind ſehr geſund und wohlſchmeckend, und er trägt ihrer gewöhnlich ſo viele, daß wir faſt den ganzen Winter über nach der Mahlzeit unſern Gaumen damit erfriſchen können. —

Der Nachbar von dieſen Baume, ſiehſt du, trägt eben die Art von Frucht, aber er hat lange die **Tugend** nicht, wie dieſer?

Tugend, Vater? — ſagte der kleine Amint — kann denn ein Baum auch Tugend haben? — was iſt denn Tugend?

Ich meine nur, ſagte der Vater, daß der Nachbar von dieſem Baume noch nie ſo viele und ſo ſchöne Früchte, als dieſer, getragen hat, ob ſie beide gleich von einem Alter, und von einer Art ſind. —

Dieſer Apfelbaum, der mir ſo werth iſt, hat in zwölf Jahren nur einmal ſchlecht, und ſein Nachbar hingegen hat in eben dieſem Zeitraum nur einmal gut getragen — darum habe ich geſagt, daß dieſer lange nicht die Tugend, wie jener, habe. —

Der kleine Amint war ſehr aufmerkſam, auf das, was ſein Vater ſagte, und ob ers gleich noch nicht völlig verſtand, ſo dachte er ſich doch etwas dabei. —

Sie gingen darauf wieder ins Haus — und ſtellten ſich eine Weile vor die Thüre, die nach der Straße zu ging. —

Da waren ein paar Knaben auf der Straße, die hatten ſich an einer Mauer ein Ziel gemacht, nach welchem ſie mit einem Schleuder warfen. —

Sie warfen immer wechſelsweiſe. — Und während daß der eine von den beiden Knaben, das Ziel neunmal nacheinander traf, hatte der eine es nur ein einzigesmal getroffen. —

Der eine Knabe iſt doch weit geſchickter im Werfen, als der andre, ſagte der kleine Amint zu ſeinem Vater. —

Man kann doch nicht wiſſen, ſagte der Vater, dem andern kann ſein Wurf nur vielleicht ſo oft mißlungen ſeyn. —

O lieber Vater, ſagte Amint, das iſt nicht wohl möglich, wenn du bedenkſt, daß der eine neun mal nacheinander das Ziel getroffen hat, während der andere es nur einmal traf. —

Wir wollen ſehn! ſagte der Vater! Sie ſtanden noch wohl eine halbe Stunde an der Thüre, und derjenige von den beiden Knaben, welcher zuerſt neunmal nacheinander das Ziel getroffen hatte, traf es nun noch zwanzigmal, ohne ein einzigesmal zu fehlen, während daß der andere, welcher immer wechſelsweiſe mit ihm warf, es nur zwei bis dreimal treffen konnte. —

Siehſt du nun wohl, Vater, daß der eine Knabe geſchickter im Werfen iſt, als der andere? ſagte der kleine Amint. —

Ich ſehe es! antwortete der Vater.

Als der kleine Amint nach Tiſche mit ſeinem Vater über die Straße ging, ſo kamen ſie vor dem Hauſe eines Nachbars vorbei, der ein reicher Brauer war, und in einem alten zerrißnen Schlafrocke eingehüllt, und dem Kopf in eine große Mütze eingeſteckt, aus dem Fenſter ſahe. Dieſer winkte einen Bettler heran, und gab ihm einen Dreier. —

Das wundert mich, ſagte Amint, daß unſer Nachbar einen Bettler heranwinkt, und ihm einen Dreier in den Hut wirft. —

Warum wundert dich das? fragte der Vater. —

Weil das ſonſt gar ſeine Gewohnheit nicht iſt, ſagte Amint — ich habe ſonſt wohl geſehen, daß er herausgekommen iſt, und die armen Leute mit einem großen Prügel vor ſeiner Thüre weggejagt hat. —

Aber wenn nun unſer Nachbar, der Schmidt, einen armen Mann an ſeinen Fenſter gewinkt, und ihm einen Dreier in den Hut geworfen hätte, würdeſt du dich auch darüber gewundert haben? —

O nein, darüber würde ich mich gar nicht gewundert haben — antwortete Amint —

Und warum nicht? fragte der Vater weiter —

Das iſt ja ſehr natürlich, verſetzte Amint, daß ich mich darüber nicht wundern werde, weil unſer Nachbar der Schmidt immer den Armen giebt — man iſt das ſchon einmal von ihm gewohnt. —

Wem hälſt du alſo für freigebig, fragte der Vater, unſern Nachbar den Brauer, der alle Jahr etwa einmal giebt, oder unſer Nachbar den Schmidt, der immer giebt?

Verſteht ſich, unſern Nachbar, den Schmidt, erwiderte Amint. —

Welcher von den beiden Knaben, denen wir heute morgen zuſahen, hälſt du denn nun für eigentlich geſchickt im Werfen, den, der unter zwanzigmalen kaum dreimal, oder den, der zwanzigmal nacheinander das Ziel traf? —

Verſteht ſich, den letztern; erwiederte Amint. —

V. Aber welchen von den beiden Apfelbäumen in unſern Garten hälſt du für eigentlich fruchtbar, den der in zwölf Jahren nur einmal gut, oder den, der in eben ſo vielen Jahren nur einmal ſchlecht getragen hat?

A. Natürlicherweiſe den, der in ſo langer Zeit nur einmal ſchlecht und ſonſt immer gut getragen hat.

V. Du nannteſt alſo den Schmidt dieſerwegen freigebig, weil er gewöhnlich giebt; und den Knaben deswegen geſchickt im Werfen, weil er gewöhnlich das Ziel trift; und den Baum fruchtbar, weil er gewöhnlich viel Früchte trägt; nicht wahr?

A. Freilich, deswegen.

V. Natürlicherweiſe gefällt dir auch wohl der freigebige Nachbar beſſer, als der Unfreigebige?

A. Nicht anders.

V. Und der im Werfen geſchickte Knabe beſſer, als der ungeſchickte?

A. Freilich.

V. Und der fruchtbare Baum beſſer, als der unfruchtbare?

A. Natürlich.

V. Aber von dieſen dreien, was verdient nun wohl am meiſten die Achtung und Liebe, der fruchtbare Baum, der im Werfen geſchickte Knabe, oder der freigebige Schmidt?

A. Ohne Zweifel der freigebige Schmidt. —

V. Warum gerade der? — Der fruchtbare Apfelbaum bietet dir ja ſeine Früchte dar, und läßt ſie willig von dir abpflücken — er iſt ja weit freigebiger, als der Schmidt. Der Schmidt giebt nur den Armen, die es bedürfen, aber dir giebt er nichts, weil du alles haſt, was du bedarfſt — auch wird er nie ſein ganzes Vermögen wegſchenken. — Der Baum hingegen bietet dir und einem jeden alle ſeine Früchte dar, der nur die Hand darnach ausſtrecken will, um ſie abzupflücken. —

A. Aber deswegen kann ich ja doch den Baum nicht eigentlich lieben und achten.

V. Warum kannſt du ihm nicht lieben und achten?

A. Weil er es ſelbſt nicht weiß, daß er die Früchte darbeut, noch daß ſie von ihm abgepflückt werden. —

V. Iſt denn der Baum nicht freigebiger, als unſer Nachbar der Schmidt?

A. Nein, denn der Schmidt weiß es, daß er giebt, aber der Baum weiß es nicht, daß er giebt. —

V. Aber er giebt doch.

A. Nein, er giebt auch nicht eigentlich.

V. Warum giebt er denn nicht eigentlich?

A. Wenn ich nicht weiß, daß ich jemanden etwas gebe, ſo gebe ich ihm auch nichts. —

V. Wenn du z. B. im Schlafe einen Apfel in der Hand hielteſt, und zufälliger Weiſe den Arm ausſtreckteſt, als ob du ihn jemanden darreichteſt, und einer nähme ihn dir aus der Hand, ſo hätte der ihn zwar genommen, aber du hätteſt ihn nicht gegeben.

A. Nein, denn ich hätte nicht daran gedacht, daß ich ihn hätte geben wollen. —

V. Kann aber der Baum je daran denken, daß er irgend jemanden ſeine Frucht darreicht?

A. Niemals.

V. Alſo giebt der Baum auch niemals?

A. Nein!

V. Und kann auch nicht als freigebig betrachtet werden?

A. Auf keine Weiſe.

V. Aber fruchtbar kann ich ihn nennen?

A. Freilich.

V. Der Baum in unſern Garten iſt alſo nur fruchtbar — aber der Schmidt in unſerer Nachbarſchaft iſt wohlthätig und freigebig — das iſt ein erſtaunlicher Unterſchied — alle fruchtbaren Bäume in der Welt zuſammengenommen, können das nicht, was ein Menſch kann; ſie können das kleinſte von ihrer Frucht nicht geben, weil ſie es geben wollen, ſondern müſſen, gleich einem Menſchen, der in tiefen Schlummer liegt, ſich bloß leidend verhalten, wenn ihre Frucht ihnen abgepflückt wird — — es iſt alſo ſehr natürlich, daß du mehr Liebe und Achtung für einen wohlthätigen Menſchen, als für den allerfruchtbarſten Baume in der Welt haben mußt, obgleich der fruchtbare Baum auch ſeinen Werth hat, wie der in unſerm Garten, der mir auch weit lieber iſt, als ſein Nachbar, welcher faſt gar keine Früchte trägt — wenn er ſich das künftige Jahr nicht beſſert, ſo werde ich ihn abhauen laſſen, weil er zu nichts weiter taugt.

A. Kann er ſich denn beſſern, Vater?

V. Beſſern nun wohl eigentlich nicht, aber er kann doch mehr Früchte tragen, wenn er das nicht thut, ſo laß' ich ihn umhauen. —

A. Der arme Baum! — Er hat ja doch nichts Böſes gethan!

V. Dafür ſoll er auch nichts Böſes leiden.

A. Und du willſt ihm doch umhauen laſſen.

V. Freilich, das wird ihm nicht weh thun — es ſoll auch keine Strafe für ihn ſeyn, ſondern er ſoll nur nicht unnütz bleiben — wenn er abgehauen iſt, taugt er noch immer zu etwas, wenn es auch nur wäre, daß er im Winter ein paar Tage lang unſer Zimmer heitzte — aber ſo wie er unfruchtbar da ſteht, taugt er zu gar nichts, und an ſeiner Stelle kann ein beſſerer und fruchtbarerer Baum ſtehen. —

A. Das iſt wohl wahr — aber wenn uns nun gleich der Baum die Stube heitzt, ſo iſt er denn doch kein Baum mehr — darum dächt' ich doch, du lieſſeſt den Baum lieber ſtehen, und gönnteſt ihm den Platz — wenn er denn gleich nur wenig Früchte trägt, ſo bleibt er doch immer noch ein Baum. —

V. Du bedenkſt nicht, daß der Baum gar nicht daſteht, bloß um dazuſtehen, und ein Baum zu ſeyn — ſondern er ſoll zu etwas taugen, er ſoll nützlich ſeyn. — Denn an Baumen fehlt es nicht in der Welt, eben ſo wenig, wie an Menſchen — aber ein jeder Menſch ſoll auch zu etwas taugen, zu etwas nützlich und brauchbar ſeyn. — Wie z. B. unſer Nachbar der Schmidt, der in unſerm ganzen Hauſe die Schlößer an die Thüren angelegt hat, und ein ſehr geſchickter Arbeiter iſt — wenn der den ganzen Tag die Hände in den Schooß legen, und auf ſeinem Lehnſtuhl ſitzen wollte, ſo würde er nicht das Vergnügen haben, den Armen ſo viel geben zu können, als er jetzt thut. — Jetzt iſt er ein ſehr nothwendiger Mann in ſeinem Hauſe — ſeine Kinder, die er ſo unterrichtet, und zum Guten anhält, wie ich dich unterrichte, und zum Guten anhalten, würden ſehr viel an ihm verlieren, wenn er ſtürbe; die Armen und Nothleidenden, denen er geholfen hat, würden ſeinen Verluſt ebenfalls ſehr ſtark empfinden; und denn würde auch ſeine Stelle nicht leicht wieder durch einen eben ſo geſchickten und guten Arbeiter erſetzt werden. — Das alles giebt nun dem Manne einen großen Werth — beſonders, da ihm alles Gute, was er an ſich hat, ſchon ſo zur Gewohnheit geworden iſt, daß man ſich in allen Stücken feſt auf ihn verlaſſen kann — wenn er eine Arbeit nicht fertig machen kann, ſo verſpricht er es auch nicht; hat er ſie aber einmal verſprochen, fertig zu machen, ſo hält er ſein Wort unverbrüchlich. — Er giebt den Armen nicht nur Geld, ſondern ſteht ihnen auch mit ſeinem Rathe und Vorwort bei, wo er kann. — Ganz fremde Leute wenden ſich zuweilen an ihm, bloß ihn in wichtigen Sachen um Rath zu fragen, ſo groß iſt das Zutrauen, das er ſich durch ſeinen rechtſchaffenen Wandel nun bei allen Menſchen erworben hat. — Wenn nun dieſer Mann ſein ſchweres Tagewerk vollendet hat, ſo ſitzt er des Abends unter ſeinen Kindern, und unterrichtet ſie, wie ſie es machen ſollen, um auch einſt ſo gut und rechtſchaffen, wie er zu werden. — —

A. O, das muß ein vortreflicher Mann ſeyn, unſer Nachbar, der Schmidt. —

V. Das iſt er. — Du wollteſt doch von mir wiſſen, was die Tugend ſey. — Das kann ich dir für jetzt noch nicht ſagen — aber ſo viel kann ich dir ſagen: unſer Nachbar, der Schmidt, iſt ein tugendhafter Mann.

Die Behutſamkeit.

Eines Abends kamen drei Wanderer in einer Herberge zuſammen, und weil es ſich gerade fügte, daß ſie alle drei einerlei Ziel ihrer Reiſe hatten, ſo beſchloſſen ſie, ſich unterwegs zuſammenzuhalten, um ſich theils durch angenehme Geſpräche den Weg zu verkürzen, und theils auch in Gefahr einander beizuſtehn.

Jeder ergriff alſo am folgenden Morgen früh ſeinen Wanderſtab, und ſie traten zuſammen ihre Reiſe an. —

Die Sonne ging ſchön auf, und mahlte ihnen mit ihren erſten Strahlen die ſchönſten Ausſichten auf ihren Weg hin, woran ſich ihr Auge ergötzen konnte. —

Sie freuten ſich alle drei des ſchönen Morgens, und keiner unter ihnen war traurig oder niedergeſchlagen. —

Als aber das Geſpräch unter andern auf den Weg fiel, den ſie an dieſem Tage noch zurücklegen wollten — ſo fing der eine an zu zittern und zu zagen, weil ſie durch einen Wald mußten, den man, wegen Rubereien und Mordthaten, die darin verübt wurden, für unſicher hielt. —

Der andre ſchalt dieſen eine feige Memme, und ſagte, daß er ſeinen Mann ſchon ſtehen wolle, wenn er es auch allein mit ſechſen aufnehmen ſollte.

Der dritte ſagte nichts, als daß er ſeine beiden Gefährten ermahnte, ihre Schritte zu verdoppeln, damit ſie noch vor Sonnenuntergang durch den Wald kämen.

Sie waren noch nicht viele Schritte gegangen, ſo kamen ſie an einen ſchmalen Steg, der über einen ziemlich breiten und tiefen Fluß führte. —

Hier zeigte ſich nun die große Verſchiedenheit dieſer drei Wanderer, die ſich am Morgen früh noch ſo ähnlich ſchienen, ſehr auffallend. —

Der eine blieb furchtſam und zitternd am Ufer ſtehen, ihnen ſchauerte ſchon vor dem Gedanken, dieſen ſchmalen Steg zu betreten. —

Der andre, der geſagt hatte, daß er ſeinen Mann ſchon ſtehen wolle, dachte dem Furchtſamen recht zu beſchämen, und indem er ohne vor ſich hinzuſehen, über den Steg hinſpringen wollte, als ob er zu beiden Seiten feſten Boden hätte, ſtürzte er Hals über Kopf ins Waſſer. —

Während daß der dritte behutſam, vor ſich nieder ſehend, und mit feſtem Schritt über den Steg ging, und den Tollkühnen rettete, indem er ihm vom gegenſeitigen Ufer einen Aſt zuwarf. —

Er ging darauf zurück, und bot auch dem Furchtſamen die Hand, um ihn über den Steg zu leiten, und jener während der Zeit keinen Blick auf eine von beiden Seiten warf, um die ihm drohende Gefahr nicht zu ſehen. —

Ohne den behutſamen Wandrer würden alſo weder der Tollkühne noch der Furchtſame jemals das andre Ufer des Fluſſes erreicht haben.

Die nun folgenden Aufſätze ſcheinen nicht lange vor ſeinen Tode niedergeſchrieben zu ſeyn.

> Die Nacht iſt lang, aber meine Augen ſind ſchwer.
>
> Oſſian.

Den Kopf auf die Hand geſtützt ſaß ein Lebenswandrer auf den Stamm einer abgehauenen Eiche, und blickte in den vorbeifließenden Strom.

Der Strom war tief und ſchnell, das Waſſer gelb und leimicht, und hie und da bildeten ſich kleine Wirbel auf der fortſchießenden glatten Oberfläche.

Seit dem frühen Morgen hatte der einſamtrauernde mit unverwendtem Blick in die Fluth hinabgeſehn, und ſchon neigte die Sonne ſich wieder zum Untergang.

Da hob er ſein Klagelied an, und ſprach:

„Ich weinte, da meine Mutter mich mit „Schmerzen gebahr.“

Zum erſtenmale habe ich heute die unausſprechliche Seeligkeit empfunden, mich außer mich ſelbſt zu ſehen. — —

Ich ſah mich in einem Winkel der Stube ſitzen, und ſchreiben, das Licht mir näher rücken, und den Schirm vorſchieben. — —

Ich war ein Gott in dem Augenblick, — ich hätte mich können ſterben ſehen — — hätte meinen Leib zu Aſche verbrennen ſehen — und gelächelt. — Ich unterſuchte meine Geſichtszüge; und fand erſt mürriſchen Ernſt mit Bitterkeit vermiſcht darinn.

Dann ſahe ich mein Auge ſich allmählig erheitern, — und wo war ich, da ich dieß ſahe? —

Wo? — — ich hatte keinen Gedanken mehr für das wo — ich war nirgend und doch allenthalben. — Ich fühlte mich aus der Reihe der Dinge herausgedrängt, und bedurfte des Raums nicht mehr.

Nun fühl' ich mich wieder eingekerkert in dieſes Beinhaus, in dieſe zerbrechliche Hütte von Leimen.

Süße Freiheitsſtunde, wann erſcheinſt du wieder?

Biblioth. Acad. Ingolst.

ITALIEN
UND
DEUTSCHLAND

IN RÜCKSICHT

AUF

SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR
UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ,
Profeſſor der Theorie der ſchönen Künſte in Berlin

UND

A. HIRT, Gelehrten in Rom.

Erſtes Stück mit Kupfern.

BERLIN, 1789.
m Verlag der Kön. Pr. akademiſchen Kunſt- und Buchhandlung.

[illegible]

Universitäts-Bibliothek München

Ad Bibl. Acad. Land.

LEBEN
EINES JUNGEN MAHLERS
GERMAIN-JEAN DROUAIS.

Die Nachrichten, welche ich über die Lebensumstände, und die Art zu studiren dieses hoffnungsvollen Jünglings sammelte, habe ich theils von ihm selber, theils von seinen vertrautesten Freunden, die von seiner ersten Jugend an um ihn waren. Von den Studien, und fertigen Gemälden, die er seit seinem Aufenthalt in Rom machte, können wir als Augenzeugen reden; und halten eine genauere Beschreibung und Zergliederung derselben desto nothwendiger, da es hiedurch allein möglich wird, die Karakterzüge seines Geistes anschaulich zu machen, und das Mitgefühl über den frühzeitigen Tod eines Jünglings zu erregen, den seine angebornen Fähigkeiten, eine frühe und richtige Entwicklung derselben, ein rastloser Fleiſs, und die vortheilhaftesten Glücksumstände zum ersten Künstler unseres Jahrhunderts bestimmt zu haben schienen.

Germain-Jean Drouais war in Paris den 25. November 1763 geboren, und als Sohn eines Mahlers ward er von der frühesten Jugend an unter der Anleitung seines Vaters zur Kunst angehalten *). Sein zweyter Meister war Herr Brenet, dessen Schule er aber nachher aus eignem Antrieb verlieſs, um sich in die Schule des Herrn David's zu begeben, der eben damals von seinen Akademischen Jahren aus Rom zurückgekommen war.

Da so wesentlich viel von der Richtung abhängt, die das junge Genie bekömmt, war es allerdings ein groſses Glück für den jungen Drouais unter die Aufſicht eines Meisters zu kom-

---

*) Das Journal de Paris No. 119. 1788 sagt: daſs sein Vater und Groſsvater Mitglieder der Mahler-Akademie gewesen waren, und der erstere sich einen Namen im Porträtmahlen erworben hatte.

men, der seit Poussin der erste Franzose ist, der mit eigenem philosophischem Geist die Werke der Alten, und der gröſsten Meister des 16. Jahrhunderts studiert hatte. Die Werke des Herrn David's unterscheiden sich besonders durch eine groſse Simplicität in der Composition, durch einen sehr männlichen und starken Ausdruck, durch eine genaue Kenntniſs des menschlichen Körpers, und strenge Genauheit in den Umrissen. Alles geht bey seiner Kunst aufs karakteristische, und Lebende. Keine Schminke, keine Blendung von artigen Nebensächelchen in Kleidung und Möbeln, keine gesuchten Effekte.

Unter der Aufsicht eines solchen Mannes konnte ein junger fähiger Kopf nicht anders als schnelle Fortschritte machen. Die gründliche Anführung zur Kenntniſs des physischen Menschen, und zur genauen Bestimmung bey der Naturzeichnung lieſs keinem wilden Feuer Platz, in welchem, seit mehr als einem Jahrhunderte her, so viele Genies, die zu Raphaelen geboren schienen, durch eine falsche Anleitung sich verzehrten. Die Studien, welche zur Kenntniſs des moralischen Menschen führen, die Mythologie, die Geschichte der Alten, und die Kenntniſs des Kostums waren eben so wenig vernachlässigt. Welche trefliche Anleitung er über das Kolorit, über die Traktation und Harmonie der Farben empfing, und wie Drouais diese Kenntniſs durch neue Beobachtungen täglich vermehrte, zeigen seine wenigen Werke, worin aber schon eine solche Wissenschaft der Lokaltinten und der Reflexen mit einer Leichtigkeit des Pinsels herschet, die man sonst nur in den erfahrensten Meistern zu bewundern pflegt.

Mit dieser Weise zu studiren kam er so weit, daſs er im Jahr 1783. mit andern Zöglingen der Akademie um den groſsen Preis, mit dem die Pension in Rom verbunden ist, konkurieren wollte. Allein er war am Ende mit seiner Arbeit so unzufrieden, daſs er, ohne das Urtheil der Akademie abzuwarten, die Leinwand zerschnitt, und nur einen fertigen Theil davon zu David brachte, der so vortheilhaft darüber urtheilte, daſs er ihm vorwarf, daſs er den Preis einem andern überlasse. „Wenn sie damit zufrieden „sind, anwortete er seinem Meister, so habe ich „den Preis, den einzigen den ich verlange: die „Akademie wird den ihrigen einem andern geben, der ihn vielleicht mehr bedarf als ich. „Künftighin werde ich denselben durch eine bessere Arbeit zu verdienen mich bemühen."

Das folgende Jahr konkurierte er wieder, und das Gemälde fand einen solchen Beyfall, daſs die Akademie einstimmig ihm den Preis zugestand. Der Vorwurf war das Weib von Kana zu den Füſsen des Erlösers. Das Gemälde zog ein allgemeines Staunen auf sich; seine Kammeraden, die doch hier als Nebenbuhler auftraten, krönten ihn mit Lorbeern, und brachten ihn im Triumpf von der Akademie zu David, und zu seiner Mutter. Es ward selbst bey der Akademie vorgeschlagen, ob man nicht eine Ausnahme machen sollte, um ihn sogleich als Mitglied derselben aufzunehmen. Viele Künstler haben mich versichert, daſs dieser Preis in jedem Betracht neben den bessern Gemälden des Poussin stehen durfte.

Ein solcher Ruf ging diesem hoffnungsvollen Jüngling voran, als er den nehmlichen Herbst als Pensionair des Königs in Begleitung seines Meisters nach Rom kam. David wollte in dieser Stadt *seine Horazier* mahlen; Rom hat sie seither mit Bewunderung gesehen, und unerachtet der vielen Kritiken muſste jeder die Superiorität dieses Mannes anerkennen. Die Liebe für seinen Schüler zog ihn nicht minder dahin, damit er bey jedem Schritte Zeuge seyn könnte, wie Drouais sich in der Mitte so vieler Meisterstücke alter und neuer Kunst auf einmal benehmen würde. Geister, die in wesentlichen Punkten der Vorstellungsart zusammentreffen, fühlen eine Verschwisterung, die sie durch ein inneres Bedürfniſs verknüpft, eine solche waltete zwischen David und Drouais ob, und blieb immer herrschend, auch nachdem David schon wieder in Paris zurück war.

Letzterer hatte allerdings vor seiner Ankunft in Rom zu weite Fortschritte gemacht, als daſs er nicht bald einzig sich an das Studium der Antiken und Raphaels gehalten hatte. In diesen ist alles, und einzig das wahre Hohe der Kunst. Jeder andere Meister nähert sich denselben nur durch Grade. Wenn man also andere Meister jungen Leuten zum Studium vorschlägt, so kann es nur in Nebentheilen; und für solche junge Leute seyn, die das Hohe der Antiken und des Raphaels noch nicht zu benützen wissen. Indessen ist nichts gefährlicher, als die sogenannte stufenweise Führung in der Kunst, vom weniger Vollkommnen zum mehr Vollkommnen, besonders wenn der nachzuahmende Meister schon eine Manier hat, wie ein Guercino, ein Rubens, ein Pietro da Cortona. Der junge Mensch verliebt sich zu leicht in eine durch Kopiren erlangte Praktik, und wird zu strengem Studium untauglich.

Das erste Jahr brachte Drouais vorzüglich mit Sehen, Bemerken, und dem Studium, wie wir sagten, fast einzig über Raphael und die Antiken hin. Bey der Austellung, wozu die Pensionär des Königs alle Jahre den 25. August auf der Akademie verbunden sind, trat er zuerst mit einer akademischen Figur in Lebensgröſse vor dem Publikum auf. Die Arbeit entsprach der Erwartung, die man von ihm hatte. Der Künstler um nicht blos einen bedeutungslosen Akt vorzustellen, gab der Figur die Stellung eines in den Schenkel verwundeten Fechters, der aus Schmerz auf die Arena hingesunken, sitzend sich auf die Rechte stützt, und mit der Linken das vorquillende Blut hemmt. Er hält sein Haupt noch gegen seinen Gegner emporgerichtet, und die Rachbegierde glänzt im Blick seines Auges. Die Figur war mit aller Treue nach der Natur eines starken wohlgebauten Körpers gemacht, und in keinem Theile veredelt, so wie das Sujet es auch nicht erforderte. Man nahm Verständniſs des Nakten und der Zeichnung, und eben so Verständniſs der Wiederscheine und des Effekts darin wahr. Die Aehnlichkeit des Kolorits mit der Farbengebung seines Meisters machte viele glauben, daſs David ihm geholfen, und ihm selbst die Figur übermalt hätte. Aber folgendes Jahr gab er bey der zweyten Ausstellung genug an Tag, daſs er keiner fremden Hülfe bedürfe, um auch die Bewunderung der erfahrensten Meister auf sich zu ziehen.

David, der mit dem Gemälde der Horazier fertig war, hatte seine Rückreise nach Paris genommen; und alle Hülfe, die allenfalls Drouais noch von seinem Meister haben konnte, war etwa ein Rath über den Gedanken einer Komposition. Drouais machte seinen flüchtigen Marius ganz allein mit einem solchen Verständniſs, daſs er nicht mehr als Schüler, sondern als der kühnste Nebenbuhler David's auftrat. Dominichino kam seinem Meister Hannibal Caracci nie näher als Drouais in diesem ersten Bilde seinem Meister *)

---

*) Da dieser Marius das einzige in Rom verfertigte historische Gemälde ist, welches dieser Jüngling zu seiner Verewigung und zu unserer Trauer auf die Nachwelt brachte, so legen wir hier unsern Lesern eine Skizze hievon bey, welche von einer andern genommen ist, die Drouais selbst nach dem groſsen Gemälde für einen seiner vertrautesten und würdigsten Freunde, Herrn Hubert einen jungen Architekten machte, der eben das in seinem Fache, was Drouais in der Mahlerey, ankündiget. Man hat sich in diesem restringirten Format alle Mühe gegeben, um die Idee des Gemäldes einigermassen auch in der Ausführung beyzubehalten.

Marius, der auf seiner Flucht nach vielen Schicksalen nach Minoturnum kam, ward allda von den Abgeschickten der Parthey des Sulla erreicht, und in der Behausung einer Frau, die ihm ihre Kammer zur Ruhestädte gegeben hatte, auskundschaftet. Ein Soldat, ungewiſs obs ein Gallier oder Cimber von Geburt, wagte es mit gezogenem Schwerdt in das Gemach zu treten, um den Flüchtigen zu tödten. Aber der Schrecken, der ihn bey der Stimme, und dem Flammenblick, die ihm entgegen kamen, überfiel, rettete dem Marius das Leben.

In dem Gemälde sieht man den Marius in einem Armstuhl sitzen, mit dem linken Ellenbogen auf ein Tischchen gestützt, in welchem Akt er den Moment zuvor mit dem Haupte auf der Hand ruhete. Bey dem Geräusch und Eintreten des Soldaten, macht Marius eine plötzliche Wendung mit dem Kopfe gegen ihn, mit Ausstreckung des rechten Armes und Vorrücken des Beines; den Lippen scheinen eben die Worte: „Wie! du getraust dir den Marius zu tödten?“ entflohen zu seyn, und aus dem Auge blitzt die Flamme. Der Soldat zieht sich mit dem Oberleib rückwärts, läst das entblöſste Schwerdt abwärts sinken, und hält seine Chlamys vor's Gesicht.

Im starren Auge, im offenen Munde, im Sträuben des Haares, beym strammen Anhalten des vorwärts gesetzten Beines gegen den Boden, mahlen sich seine zitternden Schrecken den Augen unzweifelbar. Man bemerkt, daſs Marius vor der Ruhe sein violetblaues Unterkleid ausgezogen, und über den Stuhl gelegt hat. Dieſs gab dem Künstler Gelegenheit, ihn einzig mit dem Mantel zu decken, der im Augenblicke der Aktion von der rechten Schulter abfällt, und die Brust mit dem rechten Arm frey sehen läſst. Der Fall und die Falten sind von antiker Wahrheit und Schönheit. Die Scharlachfarbe desselben bedeutet die Würde des unglücklichen Flüchtlings; der Helm auf dem Tische hat gleiche Beziehung. Der Soldat hat ein eisenfarbiges Unterkleid, zweymal gebunden, erstlich mit dem gewöhnlichen Gurt, und zweytens mit dem Gurt des Schwerdtes; über dasselbe ist der kurze Mantel oder Chlamys geworfen.

Hinter dem Armstuhl, worin Marius ruhete, steht ein Bett mit einem von vorne aufgeknöpften Vorhang. Der Künstler scheint mit Vorbedacht den Helden nicht auf dem Bette ruhen zu lassen, um den flüchtigen Zustand desselben deutlicher zu schildern. Uebrigens sind im Zimmer keine

Möbeln, und die Mauern ganz ohne Verzierung. Diese Einfachheit läſst die Figuren aufs künstlichste abstechen, und das Hauptlicht, welches auf den Marius fällt, und das degradirte Dunkel über die ihn umgebende Gegenstände machen die treffendste Wirkung. Der Kopf des Marius ist sehr karakteristisch für einen langen, hagern, rauhen, unbändigen, und nie ruhigen Soldaten, der sich vom Gemeinen über alle Patrizier weg an die Spitze der siegenden Armee gestellt hatte. Das zusammenziehen und vorragen der Augenbraunen unter welchen der Stral des Auges flammend hervorbricht, und das Bestimmte der etwas vortretenden Oberlippe geben ihm die Miene des Wiederherstellers der ganz verlorenen Kriegszucht bey dem römischen Heere. — Der ausgestreckte Arm ist vielleicht etwas zu schwer, und zu viel bezeichnet wenn man einer Natur, die von Jugend auf in Uebung und Waffen war, nicht etwas zugeben will. Das Kolorit, im Nakten besonders, hat eine Wahrheit, und das Ganze zusammen einen Effekt, der bis zur Täuschung geht.

Der Wurf der Gewänder verdient noch eine besondere Bemerkung, weil er von einer ausserordentlichen Wahl und Richtigkeit in jeder

Falte ist, und weil man seit Raphael her so wenig erträgliche Gewänder auch bey sonst grossen Meistern findet, und sie doch im Grunde einen so wesentlichen Theil der Kunst ausmachen. Gewandwerfung und Kostum sind seit langer Zeit auf gleiche Weise vernachlässiget worden. Drouais hatte die Strenge hierin ohne Zweifel seinem Lehrer zu danken, der ein raphaelischer Meister darin ist. Man sieht, daſs er nicht blos ein Stück Leinwand oder Tuch über einen Stuhl, oder ein Figürchen von Thon oder Holz hieng, oder diese Lappen gar aus der Phantasie hinmalte; sondern daſs er zuerst den Stof und Schnitt des Gewandes nach dem Kostum besorgte, dann die Natur mit demselben bekleidete, und endlich nach der Natur die Gliedermänner ajustirte. Auf diese Weise hatte er alle Gewänderstudien mit schwarzer Kreide auf graues Papier mit den genauesten Umrissen und Brüchelchen, mit Licht und Schatten und allen möglichen Wiederscheinen ausgezeichnet, so daſs diese Studien, die sein Freund Hubert von ihm ererbte, der schönste Schatz für eine Akademie wären. Anfänger könnten hiedurch aufs deutlichste belehret werden, mit welcher Genauigkeit man zu Werke gehen müsse, um etwas Wahres hervorzubringen. Würden wir die Antiken in diesem Fall so sehr bewundern, wenn sie nicht hierin eben diese und noch eine grössere Strenge beobachtet hätten? —

Frühe, o Jüngling, entriſs dich ein neidisches Schicksal den Musen, denen du mit dem innigsten Gefühl, und der höchsten Anstrengung huldigtest: — Ein einzig Produkt deines Geistes — den Marius — läſst du der Nachwelt zurücke: Keines Aug wird auf ihm wandeln, ohne deinen frühen Tod zu bedauern, und manchen Jüngling wirst du noch ein Sporn des Fleisses, und ein richtiger Führer werden. —

Wir dürfen nicht weiter beysetzen, daſs dieses Bild bey der Ausstellung allgemein bewundert ward. Man sah in Rom den Drouais nicht mehr als den Schüler Davids, sondern als seinen Rival an. In Paris machte es hernach so viel Aufſehen, daſs seine Mutter genöthiget ward, durch längere Zeit gewisse Stunden festzusetzen, daſs ihr Haus nicht den ganzen Tag überlaufen würde.

Diese Ehre war für Drouais nicht geringer, als welche nach Verfertigung des Gemäldes der Theologie dem jungen Raphael wiederfuhr, da nehmlich Julius II befahl, alle Gemälde anderer

Meister in den nemlichen Zimmern auszulöschen, und die ganze Arbeit einzig an Raphael übertrug.

Die Augen waren nun allgemein auf Drouais gerichtet; man wies mit Fingern auf ihn, wo man ihn über die Strassen eilen sah.

Jedermann war auf die nächste Ausstellung neugierig, aber die allgemeine Erwartung ward verzögert, denn dieſs Jahr war nichts von seinen Arbeiten zur Zeit fertig geworden.

Es gieng nun ins vierte Jahr, daſs er sich in der Pension des Königs in Rom aufhielt; vier Jahre nemlich geniessen die Mahler und Bildhauer allda die Pensionen, die Architekten aber drey Jahre. Ein jeder ist während dieser Zeit verbunden, eine Kopie nach einem Originalgemälde eines klassischen Meisters zu machen. Drouais hatte es noch immer verschoben, weil seine Wünsche Hindernisse fanden. Er wollte nemlich die berühmte Grablegung Christi von der zweyten Manier Raphaels in der Gallerie Borghese kopiren; allein die Erlaubniſs wollte ihm nicht anders ertheilt werden, als daſs das Gemälde auf dem Ort, wo es hängt, unverrückt bliebe; Drouais hingegen wollte es in einem Zimmer allein haben. Das nemliche begegnete ihm mit der bekannten Kommunion des heil. Hieronimus von Dominichino, die man ihm auch nicht vom Altar abzuheben erlaubte. Endlich verfiel er auf ein mittelmäſsiges Gemälde vom nemlichen Meister, das Ausjagen von Adam und Eva aus dem Paradies vorstellend, in dem Palast Colonna, wo ihm alle Freyheit, das Bild in einem besondern Zimmer zu haben, verstattet ward.

Mit Endigung dieser Kopie, wie auch des Gemäldes, welches er das Jahr zuvor angefangen hatte, und mit den Studien zu einem neuen Gemälde, das er bis zur nächsten Ausstellung fertig machen wollte, war er beschäftiget, als er im Februar krank darniederlag. Die Aerzte nahmen es für den Anfall eines gewöhnlichen Fiebers, und lieſsen ihm zur Ader; bald entdeckten sich aber die Blattern, die durch den Verlust des Blutes keine Kraft mehr hatten, aus dem Leibe herauszutreten, und so verschied der Kranke den 11. Tag: das Opfer einer zur Unzeit verordneten Aderlaſs, gleich seinem angebeteten Raphael.

So wie während seiner Krankheit Jedermann wie für das Leben eines nahen Freundes fürchtete, ward er auch allgemein bey der Bekanntwerdung seines Hinscheidens beklagt.

Eben diese allgemeine Trauer erregte die Todesnachricht in Paris. Die Künste konnten keinen empfindlichern Verlust leiden.

Sein Leichnam ward ganz still bey S. Maria in vita lata als der Pfarre der Akademie beygelegt. Ein Leichenstein mit einem simpeln Basrelief und einer kurzen Inschrift, den ihm seine Mitpensionäre setzen lassen, wird einzig sein Grab zieren. *)

In seinem Arbeitszimmer, welches er ausser der Akademie in einem Privathause für sich gemiethet hatte, und worin er sich meistens vom frühesten Morgen bis Abends einschloſs, fand sich das Gemälde, welches er auf die letzte Ausstellung nicht fertig machen konnte, und woran er ungefähr noch 6 Wochen zu arbeiten gehabt hätte. Es stellt den auf der wüsten Insel verlaſsnen Philoktet vor, der auf schroffen Felsen

---

*) Dieses Basrelief, welches die drey vereinigten Künste vorstellt, wovon die Mahlerey den Namen Drouais um sein Medaillon schreibt, ist bereits in Marmor ausgehauen. Die drey Künste haben Beziehung auf alle Pensionäre der Akademie, sowohl Mahler als Bildhauer und Architecten. Es boten andere Freunde des Verstorbenen ihren Beytrag an; allein es ward von keinem als von seinem Meister David angenommen. Michallon erhielt unter den Bildhauern durch das Loos die Ausführung des Monuments, das in einem guten Stil gemacht wird.

sitzend, mit rollendem Blick gen Himmel, sein Schicksal den Göttern klagt. Er hat das verwundete Bein auf den rechten Schenkel gelegt, und kühlt mit dem Adlersflügel, der eben erschossen zu seinen Füſsen liegt, den brennenden Schmerz. Der Mantel ist um die Lenden geworfen, Körper und Beine sind nackt. Der groſse Gedanke, der im ganzen Akt der Vorstellung herrschet, muſs jeden Freund der Kunst bedauern machen, daſs die Figur nicht vollendet ist. So aber wird sie, wenn sie unter die Augen des Publikums kömmt, vielen Kritiken unterliegen müssen *). Die Schatten sind an derselben erst angelegt, und dieſs macht, daſs die Konturen, besonders an dem rechten Arm und dem aufgelegten Bein, welches in eine kühne Verkürzung kömmt, noch nicht rein gegeben

---

*) Sie ward wirklich mit der Kopie, und der Zeichnung des C. Grachus den 25ten August mit andern Arbeiten der Akademisten ausgestellt, und allerdings sind darüber Kritiken ergangen, die jeden wahren Freund der Kunst müssen erröthen machen. Hat Drouais nicht vor dem nemlichen Publikum einen Marius ausgeführt? Und mit welchen Gründen kann man also urtheilen, daſs er dieſs nicht würde im Philoktet geleistet haben? Kann man ein unfertiges Bild, als ein fertiges beurtheilen? Vielleicht ja! aber man nehme den Maaſsstab von dem, was man Ausgeführtes von einem Meister gesehen hat.

sind. Die Lichtparthien sind mehr fertig. Die Binde um das Haupt, die aber der Künstler ausstreichen wollte, giebt dem Kopf Aehnlichkeit mit der berühmten Büste Homers, ob wohl er übrigens vortreflich, und in einem starken Ausdruck gemalt ist. Er hat das Ungehemmte der Haare und des Barts von einem verwilderten Menschen in der Idee, wie man ihn auf alten Monumenten sieht, und ihn Sophokles schildert. Der Karakter des Helden ist indessen ziemlich beybehalten. Der Körper hat das Ausgezerrte eines leidenden Menschen, ohne kleinlicht zu seyn. Das rechte Bein ist der fertigste Theil, und ein Meisterstück. Der um die Lenden geworfene Mantel hat in Rücksicht des Faltenwurfes, und der Ausführung ein ausnehmendes Verdienst. Indessen war Dronais selbst so unzufrieden mit dieser Figur, daſs er nur durch Aufmunterung seiner Freunde sie ganz fertig machen, und auch dieselbe, ausser diesen, Niemand zeigen wollte.

Neben dem Philoktet stand ein Tuch von 17 Fuſs, nebst einer kleinen Zeichnung mit Pister angelegt, die den Abschied des C. Grachus von seinem Weibe vorstellt, da es ihn hindern wollte, in die Versammlung des Volkes zu gehen, um den Aufruhr zu stillen, in welchem dieser Volksfreund darauf umkam. — Dies ist die gröſste Komposition, die Drouais machte, und welche er auf diesem groſsen Tuche ausführen wollte. *) Die Frau ist ihrem Manne bis ausser dem Portik des Hauses auf die Gasse gefolget; hier will sie Grachus nicht länger hören; sondern indem er zwey seiner Freunde bey der Hand ergreift, schreitet er muthig voran. In dem Gefolge sind mehrere seiner Freygelaſsnen, die bewaffnet sind. Das Weib vermags nicht den Zug zu sehen, sondern sinkt rücklings, eines der Kinder an der Hand, auf die vorliegende Treppe des Hauses hin. Zwey von den Mädchen, die im Portik gewartet hatten, stürzen mit Geschrey heraus, um ihrer in Ohnmacht sinkenden Frau zu Hülfe zu kommen, indem die ihrem Herrn folgenden Freygelaſsnen mit trauerndem Blick zurücksehen. Die Frau streckt im Sinken noch ihren

---

*) Das Journal de Paris No. 119. 1788 sagt: daſs alle Studien hiezu fertig, und die Figuren schon auf dem Tuche entworfen gewesen wären; wir können aber das Gegentheil versichern; es war auf dem Tuch nichts, als ein paar Köpfe mit einigen Kreidestrichen angegeben, die er zum Zeitvertreib drauf gekritzelt hatte; von den Studien besonders mit der Genauigkeit, wie sie Drouais machte, ehe er zu mahlen anfieng, war auch nichts fertig. Er war selbst in einigem Detail über die Composition noch zweifelhaft.

schwachen Arm aus, und der Junge fällt weinend über die Mutter her. Wer diese Zeichnung sieht, wird gestehen, dafs der Mensch der Composition nicht bedeutender, wahrer und ausdrucksvoller seyn konnte. Alles in einem Moment, alles lebend, alles sich bewegend *). *Hätte Dronais* diese einzige Composition noch ausführen können; so trügen wir kein Bedenken, ihm einen Platz unter den gröfsten Männern, welche im 16. Jahrhundert Italien zierten, anzuweisen. — Aber über den Studien, über dem Nachsuchen, über dem Feuer, das in ihm brannte, alle Theile auf's richtigste und vollkommenste auszuführen, übereilte ihn in seiner vollsten Blüthe der Tod: Und er scheint diese herrliche Zeichnung nur noch entworfen zu haben, dafs seine Freunde und die Nachwelt seinen Verlust desto tiefer empfinden möchten.

Der Grund dieser Zeichnung ist gleichfalls ein Meisterstück. Der Portik des Hauses besteht

*) Herr Ritter d'Agincourt aus Paris, der seit mehrern Jahren in Rom an einem der merkwürdigsten Werke für die Kunstgeschichte des mitlern Zeitalters arbeitet, hat diese Zeichnung seither durch einen geschickten Kupferstecher radiren lassen, um den Namen eines Jünglings, der seinem Vaterlande so viele Ehre machet, mehr zu verbreiten.

Univ. Bibl.
München

aus simpeln Arkaden; die Gasse, wo der Trupp fortschreitet, öfnet sich zu beiden Seiten mit andern Wohnhäusern im antiken Geschmack; in der Ferne erhebt sich der kapitolinische Berg mit seinen Befestigungsmauern, und dem Tempel des Jupiters, eben wohin sich Grachus begeben wollte. Alles ist mit strenger architektonischer, perspektivischer, und typographischer Richtigkeit.

Von den eigentlichen Studien war noch nichts fertig; nur wissen wir, daſs er alles selbst mit dem skrupulösesten Fleiſs nachsuchte, so wohl in alten Monumenten, als in Bibliotheken, um sich das Kostum im mindesten Detail bekannt zu machen.

Dieſs sind alle wesentliche Arbeiten des jungen Drouais, nemlich:

1. Das Kananeische Weib zu den Füſsen des Erlösers, als Preisstück in der Akademie der Künste.
2. Der verwundete Fechter und
3. Marius — beyde Stücke bey seiner Mutter in Paris.
4. Ein kleines Stück von Marius, von ihm selbst kopirt nach dem groſsen, mit dem

er seinen Freund Hubert beschenkte. Die Studien der Gewänder zum Bilde des Marius sind gleichfalls in seinen Händen; so wie auch die kostbare Zeichnung von C. Grachus.

5. Philoktet — nicht ganz fertig — für seine Mutter als Erbin.

6. Die Kopie nach Dominichino im Palast Colonna, das Ausjagen von Adam und Eva vorstellend — für die konigliche Akademie.

7. Verschiedene angefangene Portraits, worunter auch das Bildniſs von Hubert ist.

Akademische Figuren, verschiedene Büchelchen, worin er Gedanken entwarf, und da und dort nach den Antiken und der Natur hinein skizzirte, nebst fertigen Studien nach verschiedenen Meistern finden sich in den Händen seiner Mutter und seiner Freunde. —

Wenn man die Jugend des Künstlers in Betracht zieht, so muſs man sich allerdings über so viele Originalarbeiten wundern; aber es ist nicht die Menge, sondern das Reife, das in allen Theilen Ausstudirte, das Männliche, welches sich in diesen Arbeiten findet. Wie wenige Meister kann man zählen, die so endigten, wie Drouais angefangen hatte! —

Hingegen war sein Fleiſs und Eifer zur Kunst ohne Ermüdung. Er war meistens um 4 Uhr des Morgens auf, und so anhaltend arbeitsam, daſs er sich öfters nicht Zeit zum Essen nahm. Seine Freunde machten ihm oft über diese Anstrengung Vorwürfe; aber vergebens. Er trotzte auf seinen gesunden und starken Körper, oder auch wohl war die Antwort: „Ueberwinden oder „Sterben; ich muſs ein Mahler oder nichts seyn."

Oft zeichnete er Abends in Gesellschaft seiner Kammeraden nach Statüen; da er aber wegen des frühen Aufstehens bald zu Bette gieng, war es ihm zuwider, wenn einer länger arbeiten wollte, als er. Die gewöhnliche Weise, diesen Aemsigkeitseifer zu stören, war, daſs er den Fleissigsten in einer Karrikatur oder andern lächerlichen Verhältnissen auf ein Stück Papier hinzeichnete: dieſs ging im Kreis herum, erregte einen Aufruhr und Lachen, und die Arbeit endigte sich.

Drouais lebte mit allen seinen Mitpensionären sehr freundschaftlich zusammen, und alle liebten ihn; jedoch war seine Vertraulichkeit nur auf ein Paar derselben beschränkt. Dieses Vertrauliche bezeigte er dadurch, daſs er sie in seinem Studio aufnahm, auch wohl Rath und Hülfe von ihnen empfieng; sonst durft aber Niemand wissen, was er machte.

Er floh alles, was man Gesellschaft nennt, theils aus Liebe zum Studiren, theils um Komplimenten, und Lobsprüchen auszuweichen. Eines Tages beredeten ihn seine Freunde, mit in Gesellschaft zu gehen; er lieſs sich demnach eleganter als gewöhnlich frisiren: kaum aber besah er seinen schönen Kopf im Spiegel, so ward er so beschämt, daſs er die Scheere ergrif, und die Locken zu beiden Seiten vom Kopf schnitt.

Einem artigen Mädchen, die sich mit der Kunst abgiebt, opferte er dann und wann einige Stunden auf, um ihr Unterricht im Zeichnen zu geben.

Indessen war Drouais kein Feind des Umganges. Er beklagte sich eines Tages ernstlich über den Mangel einer guten Gesellschaft, und berief sich auf die Beyspiele eines Raphaels und Poussin, welche die gröſsten Männer ihrer Zeit sowohl in den Künsten, als Wissenschaften zu ihrem vertrauten Umgang gezählt hatten. Nach seinen Begriffen sollte der Mahler Gelehrte von Geschmack, Bildhauer, und Architekten, aber nicht leicht andere Mahler, zu seinen Vertrauten haben. Seine eigene Eifersucht machte ihn glauben, dafs zwey von der nehmlichen Profession es selten aufrichtig mit einander meinen konnten. Auch war in seinem vertrautern Zirkel kein Mahler. Gegen seinen Meister David allein behielt er auch nach ihrer Trennung ein unbeschränktes Zutrauen; er unternahm nichts ohne sein Wissen und seinen Rath.

Er las viel. Seine Seelennahrung waren die Dichter und Geschichtschreiber der Alten. Er hatte zu diesem Endzweck angefangen lateinisch zu lernen. Ein paar Tage nach seinem Tode, wo sein Studio geöffnet ward, fanden sich vier Bücher auf einem Tischchen, die Iliade, ein Theil von Sophokles, ein Band von Plutarch, und Tacitus. Diefs war seine Gesellschaft um ihn, wenn er vom Mahlen ausruhete. Sonst hatte er eine zahlreiche Büchersammlung in seinem Wohnzimmer der Akademie.

Durch diese Lektüre hatte er sein Gefühl ganz im hohen Alterthum erworben. Den Göttern und Helden Homers hatte er in seinem Herzen Tempel errichtet, und Huldigungsopfer gebracht. In Athen, in Sparta, in dem freyen Rom war er Bürger. Er dachte daher auch Rom zu seinem Aufenthalt zu wählen, und seine Mutter zu bereden, ihm dahin zu folgen, nicht blos, weil in dieser Stadt sich alles Vortrefliche der Kunst zusammen findet, sondern durch einen innern Trieb auf dem Fleck zu leben, und zwischen den Trümmern umher zu gehen, wo sich die Phantasie anschaulicher an dem Bild der Vorzeit emporschwingen könne. — Sein Pinsel sollte nur Götter und Helden, nur Griechen und Römer schildern.

Dergestalt ward ihm die Kunst nicht blos mechanisches, sondern Seelenstudium. —

Seine Zeichnung sollte sich durch die nähere Kenntniſs der Anatomie, der Verhältnisse, und der karakteristischen Formen des menschlichen Körpers vervollkommnen. Bewegung überhaupt, und insbesondere der feinern Lineamenten des Gesichts, worin das Wesen des Ausdrucks beruhet, sollte ihn allein die Natur lehren.

In der Kompoſition kannte er keine andere Regel, als so zu stellen und so zu ordnen, wodurch das Momentane der vorgestellten Handlung anschaulicher und wahrer wird. Alles Kontrastirende, alles Pyramidalförmige, wenn es nicht aus der Natur der Zusammensetzung herfliefst, alles Beywesen, alles Gesuchte war seinem Gefühl entgegen.

In Rücksicht der Luftperspektiv, Gewandwerfung, Licht und Schatten machte er seine Beobachtungen mit dem nehmlichen Scharfsinn über die Natur. Keine Mühe und keine Unkosten waren ihm zu grofs, um ein vorhabendes Studium durchzusetzen.

Zu dem grofsen Gemälde, welches er vom Abschied des C. Grachus anzufangen im Begriff war, hatte er schon drey männliche und zwey weibliche Modelle bestellt, die er gleichsam, während der Zeit dafs er an diesem Bilde arbeiten würde, in seinen Sold nehmen wollte, damit sie ihm bey jeder Gelegenheit an der Hand wären. Alle nöthigen Drapperien wollte er nach der Natur auf ins grofse modellirte Figuren bringen, nicht nur um das Kostum, und den Faltengang richtiger zu treffen, sondern auch um die Massen von Farben, von Licht und Schatten, von den in einander spielenden Reflexen genauer nachzuahmen, wodurch er allein Ründung, Haltung und wahren Effekt in ein Gemälde zu bringen glaubte.

Dieſs alles konnte freilich ein Drouais bewirken, was so viel andere Künstler nicht zu thun vermögend sind, denn seit dem Tod seines Vaters genoſs er 20000 Livres jährlicher Renten. Anstatt also daſs bey den Meisten die Kunst ein Brodgewerbe seyn muſs, war sie bey ihm ein Zweck eigner Befriedigung und der Ruhmbegierde.

Welche Erwartungen durfte sich nach allem diesem die Kunst von einem Jüngling versprechen, den die Natur mit den Auszeichnendsten Fähigkeiten begabte, der die Anführung von dem ersten Künstler unserer Zeit empfing, der sich mit einem Eifer und Fleiſs ohne Beyspiel auf alle Theile der Kunst verwendete, und dem überdieſs das Glück die reichsten Hülfsmittel an die Hand gab? Nur in der Natur, in den Antiken und Raphael suchte er das hohe Schöne; der Endzweck seiner Kunst war, nicht blos die Augen zu vergnügen, sondern groſse Ideen in dem Geist, und edle Empfindungen in der Seele zu erwecken. Vereiniget auf diese Weise mit seinem Freunde David, würden sie vermögend gewesen seyn, die Kunstschulen mit einem neuen Geist zu beseelen, wodurch man vielleicht die glücklichen Zeiten eines Leonardo und Raphaels wieder hätte können aufleben sehen.

Was seine Person betrift, war er von schönem Ansehen, groſs, wohl gewachsen, von gesunder Gesichtsfarbe, und starker Komplexion. Es sind mehrere Züge von ihm bekannt, die ein edles, wohlthätiges und warmes Herz verrathen, wie auch deſswegen alle, die um ihn waren, ihn liebten und hochachteten.

Indessen wenn alle, die ihn kannten, seinen Verlust aufs bitterste empfinden und alle, die von ihm hören, seinen frühen Tod bedauern werden: stelle man sich einen Augenblick das zerrissene Herz einer Mutter vor, die in diesen einzigen Sohn das Glück und die Freuden ihres Lebens setzte! Wo ist ein Trost aufzufinden, um dieser Verwaiſsten wieder die Liebe zum Leben zu geben? Wenige Jahre vorher verlor diese unglückliche Mutter eine Tochter von 16 Jahren, die in jedem Betracht die würdige Schwester ihres Bruders war. Ein Sohn wie dieser, der mit jedem Posttag sie seiner kindlichen

Liebe versicherte, und dessen wachsender Ruhm wie Lebensathem über ihr schwebte, vermochte, allein nach und nach ihren Schmerz zu lindern, — zuletzt aber kann ihr auch die Schreckensnachricht über das Hinscheiden dieses Einzigen nicht länger verheelt werden — Thränenlos sinkt die Verödete hin; denn ihr bleibt auch versagt, sie über der Asche des Geliebten zu verweinen.

II.

HISTORISCH - ARCHITEKTONISCHE BEOBACHTUNGEN ÜBER DIE CHRISTLICHEN KIRCHEN

AN H. v. G. IN W.

Ehe ich Ihnen meine nähern Beobachtungen über die christlichen Kirchen mittheile, wäre es nöthig, den Bau der heydnischen Basiliken genauer zu bestimmen, als es bisher geschehen. Denn da die ersten Christen den Plan derselben nachahmten, um ihre neuen Tempel zu bauen, und einzurichten, würde ich dann mich mit mehr Ordnung und Deutlichkeit über die letztern erklären können.

Allein da von keinem öffentlichen Gebäude der Alten weniger und unzuverläſsigere Spuren auf uns gekommen sind, als eben von der Basilik, wird es allerdings fürs erste keine geringe Mühe seyn, aus den zerstreuten Nachrichten älterer Schriftsteller, aus Spuren älterer Gebäude, aus Münzen, und andern Fragmenten die Sache in so weit zu verbinden, daſs sie wenigstens mehr, als eine Muthmassung wird.

Nach der Etymologie des griechischen Wortes Basilik, hatte dieſs Gebäude seine Entstehung in jenen Zeiten, wo die Könige noch in eigener Person das richterliche Amt vertraten; Ein Saal in oder bey der königlichen Wohnung scheinet hierzu bestimmt gewesen zu seyn.

Die Römer haben dieses, so wie die meisten ihrer öffentlichen Gebäude, von den Griechen entlehnet, und bey denselben war es gleichfalls der Ort ihrer öffentlichen Rechtspflege. Die republikanische Verfassung foderte die Verbindung der Basilik mit dem Forum, damit der Bürger, der bey der öffentlichen Versammlung des Volkes zugegen war, keinen Umweg brauchte, sein Privatrecht zu suchen. Die Basilica Ulpia an dem Forum des Trajans; die des Paulus Aemilius, welche ans groſse Forum stieſs, nebst andern geben uns Beyspiele hiervon. Vitruv verlanget diese Verbindung ausdrücklich, wie er selbst in der Ausführung seiner Basilik zu Fano beobachtete. Dieſs bekräftiget mich zum Theil in der Meinung, daſs die sogenannten Tempel der Kaiser z. B. auf dem Forum des Nerva, und dem Forum Palladium des Domitian u. ſ. eigentlich zu Basiliken dienten.

Die Basilik scheint sich von der Curia, und dem Senatulum hauptsächlich dadurch zu unterscheiden, daſs diese Gebäude blos für den Senat bestimmt waren, wo die Staatsangelegenheiten insbesondere, und mit Ausschluſs des Volkes behandelt wurden. So war die Curia des Pompejus, wo Cäsar ermordet ward; so das Senatulum auf dem Kapitol, und jenes der Matronen auf dem Quirinal. Diese Bestimmung erfoderte auch eine andere Form des Gebäudes, und eine andere Einrichtung im Innern Nach der berühmten Aula des Domitian zu urtheilen, wovon man noch die Ruinen in den Farnesischen Gärten auf dem Palatin sieht, waren sie immer mit andern daran stoſsenden Abtheilungen verbunden.

Die Basilik, obwohl meistens in der Nähe des Forum erbaut, machte ein Gebäude für sich, und hatte seine eigene Form. Vitruv bestimmet uns zum Theil diese Form; aber deutlichere Ideen geben uns andere Monumente hiervon; denn die Basilik, die dieser Baumeister in Fano erbaute, scheinet aus mehrern Gründen weder die wahre Form, noch die wahre Bestimmung einer Basilik zu haben; von andern architektonischen Fehlern darin nichts zu melden. Man sehe den Vitruv des Galiani mit den nach den Beschreibungen gegebenen Planen, und ich fürchte nicht, daſs man mich hier eines zu gewagten Urtheiles beschuldigen werde.

Indessen würden die Ueberbleibsel der heydnischen Monumente nicht hinreichend seyn, uns ganz deutliche Begriffe von dieser Form zu geben, wenn wir nicht die ersten christlichen Kirchen zu Hülfe nähmen, die noch unter dem Namen der Basiliken bekannt sind. Die Form ist ein längliches Viereck (S. Fig. I.) wovon die Mitte des vordern Theils sich in einen Halbzirkel rundet. Dieser Halbzirkel, der sich immer einige Stufen über den übrigen Fuſsboden erhebt, ist der Ort, wo die richterlichen Personen herumsaſsen; deſswegen Tribuna von Tribunal genannt. (Fig. I. No. A.) Die streitenden Partheyen versammelten sich mit der andern Menge von Zuschauern in dem Saale des Vierecks, das bald von einem, drey, oder fünf Schiffen war. Der Saal aus einem Schiff bestehend war im Innern entweder ohne Säulen, oder sie waren mehr zur Verzierung als zum Tragen an die Mauer angesetzt. So ist die Basilik der Plotina zu Nismes *) und der Tempel des Nerva zu Rom **). Daſs ich diese zwey Monumente als Basilik annehme, ist freylich wider die Meinung der meisten Antiquare; und meine Meinung hat auch nichts, als Muthmaſsungen für sich, die aber einen groſsen Grad von Wahrscheinlichkeit bekommen, wenn man sowohl Geschichte, als Form und Situation zu Rath zieht.

Der Saal mit drey Schiffen wird durch zwey Reihen Säulen formirt, die an beiden Seiten des mittlern Schiffes fortlaufen. Auf diese Weise sind die meisten ältern Kirchen in Rom gebaut, wovon ich nur S. M. Maggiore, und S. Pietro in Vincoli nennen will. Die fünfschiffichten Basiliken haben vier Reihen Säulen; so war die Basilik des Paulus Aemilius nach dem alten Fragment in dem Museum des Kapitols; so waren die alte S. Peterskirche, und S. Gio. im Lateran vor ihrer Wiedererbauung; so ist noch S. Paul auſser Rom, und Pococke bringt einen Plan dieser Art aus Oberegypten.

---

*) Siehe den Tempel der Diana in Polde und Clerisseau.

**) Labacco und Palladio haben dieses prächtige Monument restaurirt in einer Zeit, wo noch mehr davon erhalten war.

Der Halbcirkel der Tribuna ist nie breiter als das mittlere Schiff, daher geschieht es oft, daſs die Säulenreihen nicht bis an die Tribuna fortlaufen, sondern ein oder zwey Querschiffe (Fig. I. No. B.) der Breite nach zwischen der Tribuna und den langen Schiffen formirt werden. Diese Querschiffe scheinen für die Advokaten gedient zu haben, und sind hochstwahrscheinlich die Chalcidica des Vitruvius, worüber die Meinungen der Ausleger so sehr verschieden sind; der einzige Leon Batt. Alberti lieſst Causidica, und wie der klare Kontext beweiset, hat er recht gelesen.

Die Gallerien oder Ordnungen übereinander im Innern der Basilik (Fig. II. B.) waren nicht ungewohnlich; wir sehen solches in der Basilik des Vitruvius zu Fano; aus einer Münze, die Basilik Paulus Aemilius bezeichnend, im Bellori; in einer der ältesten Kirchen S. Agnese auſser Rom, und aus einer Stelle des jüngern Plinius im 6. Buch im 33. Briefe: „es saſsen hundert und achtzig Richter, denn so viel machen vier Gerichte zusammen aus: von beyden Seiten waren eine Menge Advokaten, und Sitze: Die Anwesenden umgaben in mehrern Reihen dieses so stark besetzte Gericht. Ueberdieſs sammelten sich im *obern Theil der Basilik* sowohl Weiber als Männer, und drangen sich vor, um zuzuhören, welches schwer war, oder wenigstens um zu sehen, welches leichter war."

Von auſsen ward beym Eingang eine Halle von einer Reihe Säulen (Fig. II. No. 2.) vorgesetzt, wie bey den Tempeln; ausgenommen wo die Basilik keine freye Ansicht hatte, und in andern Gebäuden drin stand, wie die schon genannte das Vitruvius. Nach einigen Monumenten scheinet die Basilik auch Seitenhallen gehabt zu haben, als der schon genannte Tempel des Nerva, und die Basilik des Antoninus, jetzt die Dogana in Rom. Bey den christlichen Basiliken findet sich kein Beyspiel dieser Seitenhallen.

Die Beleuchtung war bey den Basiliken nöthiger und ohne Zweifel auch stärker als bey den Tempeln, welche dieselbe meistens nur von Thüren und den Gegittern über denselben erhielten, obwohl die Beleuchtung von Fenstern, und andern Oefnungen bey den Tempeln auch nicht so selten waren. Die christlichen Basiliken haben die Beleuchtung bald von den Seiten, bald von der Tribuna, und auch von der Seite gegen die Vorhalle.

Obwohl diese Gebäude hauptsächlich zu öffentlichen Gerichtssälen bestimmt waren, sehen wir doch aus mehrern Stellen, daſs sie auch, wenn die Gerichte nicht gehalten wurden, gleich dem Forum zum Handel und Wandel dienten.

Die innere Verzierung, auſser der Architektonischen, scheint sehr einfach, und mehr von Bildhauerarbeit als von Mahlerey gewesen zu ſeyn. —

Nach diesen vorläufigen Beobachtungen über den Bau und die Bestimmung der heydnischen Baſiliken wird es uns vielleicht nicht mehr so schwer werden, den ursprünglichen Plan des christlichen Kirchenbaues, und seiner erlittenen Veränderungen bis auf unsere Zeiten näher zu betrachten.

Natürlich läſst sich kein bestimmter Kirchenbau annehmen, als bis in den Zeiten Konstantin's, wo die Christen anfingen aus ihren unterirdischen Löchern hervorzukriechen, und ihnen erlaubt ward, ihren Gottesdienst öffentlich zu halten. — Nun wäre die Frage, nachdem besagter Kayser den Christen die öffentliche Freyheit ihres Gottesdienstes zugestanden hatte, welche Art von öffentlichen Gebäuden, die ihnen die Baukunst der Alten vor Augen stellte, konnte für diese neue Sekte, die jetzt ihren Gottesdienst auf den Umsturz der ältern Religion gründete, die tauglichste, und für ihre individuellen Bedürfniſse die angemessenste seyn? — Die Tempel der gestürzten Götter selbst? Aber in diesen Zeiten war die christliche Kirche noch im Kampfe; der gegenseitige Haſs war noch lebendig; und der Abscheu der Christen gegen den Götterdienst, der sie soviel Streit und Blut gekostet hatte, erstreckte sich nicht weniger auf die Gebäude, wo diese verführerischen Idole so lange verehret waren. Die aufkeimende Religion glaubte nur durch die gänzliche Zerstörung jeder Spur des alten Dienstes den ihrigen fest zu gründen. Auch hat sie ihren Zweck so sehr erreicht, daſs das 25 Gesetz des theodosianischen Codex befahl, alle heydnische Tempel aus dem Grunde zu vernichten. — Und doch giebt es noch Menschen, die die Zerstörung der alten Monumente jeder andern Ursache eher zuschreiben, als dem christlichen Religionseifer. Gesetzt aber auch, daſs dieser Fanatismus weniger Gewalt über die Gemüther gehabt hätte; gesetzt die Christen hätten die Tempel des alten Dienstes, diese herrlichen Monumente der Kunst, beybehalten wollen; würden sie dieselben zu ihrem Gottesdienst, oder vielmehr zu ihren gottesdienstlichen Versammlungsorten, füglich haben gebrauchen können? ich glaube nein! — Die meisten und gewöhnlichsten Tempel hatten im innern sehr wenig Raum, indem das Volk, um bey den Opfern gegenwärtig zu seyn, sich blos in den Hallen der Tempel versammelte. Andere Tempel aber, die auch im Innern für eine groſse Menge Raum gehabt hatten, waren nicht zweckmäſsig für die Bedürfnisse dieser neuen Sekte eingerichtet. Hiervon zwar muſs man diejenigen ausnehmen, die gleiche Einrichtung und gleichen Zweck mit den Basiliken hatten. — Andere öffentliche Gebäude, als Theater, Thermen u. s. w. waren hierzu noch weniger geschickt; überdieſs muſsten diese durch ihre Bestimmung und Gebrauch noch mehr profan in den Augen der strengen christlichen Moral erscheinen.

Die Basiliken hingegen, nebst dem daſs ihre Bestimmung sie als öffentliche Gerichtshöfe ehrwürdig machte, oder doch den Christen unter allen Gebäuden am wenigsten verhaſst seyn mochten, hatten eben die Einrichtung, wie es die Bedürfnisse dieser aufkeimenden Religion bey ihren Zusammenkünften erfoderten.

Daſs aber die Christen die Basiliken vor allen übrigen Gebäuden zu ihrem Gottesdienst einweiheten, davon können folgende zwey Stellen zum Beweise dienen. Ausonius sagt in seiner Dankrede für's Konsulat: „Die Basiliken, ehemals für alle Arten öffentlicher Geschäfte bestimmt, wiederhallen nun von Sühngebeten für deine Erhaltung und Gesundheit." Isidorus im 5. Buch der Ursprünge: „Ehedem wurden die Basiliken königliche Wohnungen genannt; jetzt aber nennet man deswegen die Basiliken Tempel Gottes, weil Gott, der König der Könige, allda die schuldigen Opfer und Verehrung empfängt.„ Deutlichere Beweise geben uns hiervon die noch stehenden 7 Hauptkirchen in Rom, die noch den Namen der Basiliken führen, und ihren Ursprung aus den Zeiten Konstantins und seiner unmittelbaren Nachfolger behaupten; einer Menge anderer älterer Kirchen nicht zu gedenken, die aus den ersten Jahrhunderten der Christenheit den ursprünglichen Karakter der Basiliken noch deutlicher an sich tragen, als die genannten Hauptkirchen; denn die meisten dieser letztern haben durch ihre Wiedererbauung sehr viel von ihrem urſprünglichen Seyn verlohren. Es würde hier überflüſsig, und auſser unserm Zweck seyn, die Geschichte und Erbauung dieser Kirchen weitläuftig zu behandeln; das Nähere hierüber kann man in Sarnelli, Ciampini, und Leveranus nachlesen. Indessen ist keine dieser ältern Kirchen, von der sich mit Wahrscheinlichkeit behaupten lieſse, daſs ehedem eine zum Gebrauch der heydnischen Basiliken, deren doch nach Victor 19, und nach Plutarch im Leben des jüngern Cato 20 in Rom waren, gedient hätte. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daſs alle jetzstehenden Kirchen nach Art der Basiliken von Christen selbst sind erbauet worden. Die Gründe hierzu giebt uns die Bauart selbst, die nur zu sehr überall den Verfall des guten Geschmacks ankündiget. Die Materialien sind augenscheinlich von vielen andern Gebäuden zusammengetragen; selten haben die Säulen unter sich das nemliche Verhältniſs; eben so verschieden zeigt sich die Arbeit der Basen, Kapitäler, und des Gebälkes; hierzu kommen die Bogen auf den Säulen, die schlechten Decken, die unförmlichen Dächer, der vernachläſsigte Anbau der Vorhallen, und das elende Gemäuer: — lauter Fehler, welche in den Zeiten der heydnischen Baukunst nie begangen wurden — So entflohen mit den schönen Göttern der Alten auch die Musen des Geschmackes, und jeder bildenden Kunst. Eine schwermüthige Dunkelheit umzog den heitern Horizont, den der frohe Geist der Griechischen Musen und Künste vor den Augen der Menschheit entwolkt hatte. — Wer weinet nicht eine Thräne auf die theuren Opfer, welche die Humanität hier einer Religion bringen muſste, die doch ihren Ursprung von dem mildesten und sanftesten Stifter behauptete!

Es ist schon angemerkt worden, daſs die ersten Christen hauptsächlich den Plan der Basiliken wählten, weil derselbe ihren Bedürfnissen am meisten entsprach. Die ersten Kirchen waren Versammlungsorte, wie auch das Wort Ecclesia es andeutet, wo die Häuser mit ihrem Anhang zusammen kamen; allda iniziirten sie das Volk in der neuen Lehre; entschieden streitige Punkte über die Lehrsätze der Religion, und da sie den ganzen wirkenden Menschen an sich zog, fieng man auch an, die Zwistigkeiten und Händel zwischen Privatmenschen nach dem Geist dieser Gesetze zu schlichten. Auf diese Weise formirte sich schon im Ursprung der Religion ein canonisches Recht, welches das Civilrecht zu verschlingen drohete. Die Religion Christi setzte sich durch ihre eigene Natur auf die Spitze des Richterstuhls. Es sollte keine Gewalt und kein Recht als durch sie seyn.

Dergestalt war die erste Kirche nicht so sehr ein Gebet-Haus, oder ein Ort für tausend Gebräuche und Ceremonien, wie man sie jetzt besonders in der katholischen Kirche noch übet; sie war vielmehr eine öffentliche Schule des Unterrichtes, und ein Gerichtshof. Die Priester waren damals weder Chorsänger, noch Meſsleser, sondern Lehrer und Richter des Volkes.

Die Tribuna der alten Basilik (Fig. I. A.) behauptete noch immer die ursprüngliche Bestimmung, nur daſs anstatt der Civilrichter der Bischof und Priester den runden Kreis besetzten; das Volk lief hin, um sich belehren und richten zu laſsen.

Der Hochaltar (Fig. I. K.) den man jetzt in den ältern christlichen Basiliken der Tribune voranstehen sieht, war noch nicht: man setzte blos einen Tisch (deſswegen dieser Altar öfters Mensa domini, mensa mystica, mensa regalis genannt wird,) an diesen Ort, wenn man die Agapen hielt, das ist: wenn die Christen zusammen kamen, ihr öffentliches Mahl zum Andenken ihres göttlichen Lehrers, und Stifters zu halten, wie er's mit seinen Jüngern hielt. Munterkeit und brüderliches Gespräch bey Speis' und Trank, wovon der Ueberfluſs den armen Brüdern gereicht ward, war so die Kommunion der ersten Christen. Die Erinnerung an diesen schönen Gebrauch begegnet mir, so oft ich in den herrlichen Tempel von S. M. Maggiore eintrete. Wie freundlich öfnet sich der schöne Saal dem Kommenden, wie majestätisch ruhet er auf den zwey Reihen jonischer Säulen, wie einladend zur frohen Munterkeit. Wenn es wahr ist, daſs dieser Plan einem frommen Pabst in einem mirakulösen Traum eingegeben ward, so hat gewiſs kein Pabst seither je wieder angenehmer, oder wenigstens schöner geträumt. — Der Laodizenische Kirchenrath fieng zuerst an, diese Freudenfeste wegen eingeschlichener Unordnungen in den Tempeln zu verbieten. Statt derselben führte man nachher diese Mahle in den Häusern ein, um die Geburtstage, die Einweihungsfeste, die Hochzeiten und Leichenbegängnisse zu feiern: und so hat sich die ursprüngliche Kommunion der ersten Christen zum Andenken des Erlösers bis auf uns erhalten.

Der Tisch behauptete indessen einmal sein Recht; man spendete jetzt bey der Communion unter vielen Ceremonien, aus denen nach und nach die Messe zusammengesetzt ward, das geweihte Brod an die Glaubigen aus; vier Säulen erhoben sich über dem Tisch mit einem Baldachin, um das Tabernakel, worin das geweihte Brod verschlossen ward, zu bedecken. Diese Erhohung verhinderte die Ansicht der Tribuna; und der Ort, wovon anfänglich von den Obern der Kirche gelehrt und gerichtet ward, füllte sich nun mit einem haufen Chorherren und Monchen, deren Hauptbestimmung seyn sollte, Tag und Nacht ihre Stimmen zum Lobe Gottes zu erheben. Der Name Chor, unter welchem sie auch beynahe in allen nachherigen Kirchen sowohl gothischen als modernen Geschmackes, ist beybehalten worden.

Es ist bekannt, wie sorgfältig die Abtheilungen zwischen den Glaubigen, den Lehrlingen (Catechumenen) den Büſsenden, Juden, Heyden, Ketzern, und Abtrünnigen beobachtet wurde. Die Separation zwischen Männern und Weibern, und jeder Klasse nach dem Alter fand gleichfalls nach jüdischem Gebrauche statt. Zu diesen Abtheilungen, und der stufenweisen Initiation waren die mehrern Schiffe der Basiliken sehr bequem, und zu diesem Zweck waren von der Halle her immer so viel Eingänge oder Thüren, als Schiffe waren. Diese Einrichtung muſste sich aber nach und nach auch verlieren, je mehr sich die Religion verbreitete, und je weniger man dieser Strenge bedurfte. Die Formuln der Initiation wurden überflüſsig; die ſtrengen Buſsen und öffentlichen Gerichte wurden milder, und dahin abgeändert, daſs sie von einem verschwiegenen Beichtvater an Gottesstatt im Beichtstuhle sollten dirigirt werden. Das Evangelium ward nun allen gemeinschaftlich von der Kanzel gepredigt, welche man auf eine höchstungeschickte Weise an einer Seite des Hauptschiffes (Fig. I. L.) aufstellte, nachdem die Tribuna in ein Chor verwandelt war.

Zu beyden Seiten der Tribuna wurden von den Christen zwey geschlossene Abtheilungen, oder Zimmer (Fig. I. F.) angebaut, wovon das eine für die heilige Bibliothek, das andere zur Bewahrung heiliger Geräthe diente; folglich waren sie das, was man jetzo Sacristey heiſst.

Ich bemerkte bey den heydnischen Basiliken, daſs sie im Innern oft mit Gallerien (Fig. II. B.)

versehen waren. Von den Christlichen ist aus der erstern Zeit eine einzige Kirche in Rom, nemlich S. Agnese auſser der Stadt, die zwey Ordnungen über einander, oder eine sogenannte Gallerie hat. Es wird in der Folge Gelegenheit geben, mehr davon zu sprechen.

Die Vorhallen am Eingange wurden als eine wesentliche Sache bey dem Bau der Christlichen Basiliken, so wie bey den heydnischen erachtet. Hingegen finden sich die Seitenhallen an keiner christlichen, wie bey den heydnischen, wo sie zum Handel und Wandel bestimmt waren. In den christlichen Vorhallen waren die Brunnen, wo man sich wusch, ehe man in den Tempel trat, auch ein jüdischer Gebrauch, wovon die Weyhwasserbecken bey den Katholiken noch üblich sind. Groſse Sünder muſsten zur Buſse drin stehen; auch waren sie der Aufenthalt für die Bettler. Nebst den Hallen hat man aus der erstern Zeit auch Beyspiele von Vorhöfen mit Säulengängen im Innern umher, wo man ursprünglich anfing die Todten zu begraben, da die Begräbniſse, die Gräber der Bischöfe ausgenommen, in den Kirchen durch die heil. Väter und Concilien noch verboten waren. Daher rühret ohne Zweifel der noch an vielen Orten existirende Begräbniſshof oder Gottesacker um die Kirchen her.

Nach diesen Begriffen und Bedürfnissen des erstern Christenthums war die Basilik also eine geheiligte Form für alle Kirchen. Die runde Form diente für die Baptisteria, zu welcher, da die Taufe immer noch durchs Eintauchen geschah, besondere Gebäude bestimmt waren. Es ist hier zu bemerken, daſs das berühmte Pantheon erst im 7. Jahrhundert zur Kirche eingeweiht ward, nemlich zu einer Zeit, wo der gröſste Enthusiasmus gegen das Heydenthum, und seine Tempel schon gedämpft war, besonders aber weil man schon sehr von der erstern Einfachheit, und den ursprünglichen Gebräuchen abzuweichen anfing. Indessen ward die runde Form desselben nie nachgeahmt. Der spätere Begrif der Kuppeln scheinet zwar seinen Ursprung von derselben zu haben, wo man nemlich die runde Form in die Basilik einflechten wollte.

Die Baukunst der mittlern Zeiten, die aus dem gänzlichen Verfall der Griechischrömischen entstand, nemlich die Arabische, und die sogenannte Gothische, das Kind der Arabischen, verlohr den Plan der Basilik nie ganz aus dem Gesichte. Der Grundplan ist wenigstens immer derselbe, nur hat die Zeit Zusätze gemacht, und Theile weggelassen, die theils aus neuen Religionsbedürfniſsen entstanden, theils aus Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Zeiten, und dem verschiedenen Klima verursacht wurden. Die vornehmsten Zusätze sind die Neben- oder Seitencapellen theils für Begräbnisse, theils zur besondern Verehrung eines Heiligen, welche zuerst an beyden Seiten der Querschiffe (Fig. I. g.) angebaut, zufälligerweise der Kirche, die Form eines lateinischen Kreutzes gaben, woraus dann bey den Neuern der standbare Begrif erwuchs, diesen mystischen Plan des Kreuzes bey den christlichen Kirchen beyzubehalten. Der zweyte Zusatz sind die Thürme für die Glocken, und drittens für die Menge der sich immer vermehrenden Kirchengeräthe geräumige Sacristeyen. — Ohne Zweifel haben diese Zusätze der Simplicität des ursprünglichen Plans nicht wenig geschadet. Aber auch durch Weglassung hat der alte Plan seine schönste Zierde, nemlich die Vorhalle verlohren, wenn man auch auf die Vorhöfe Verzicht thun wollte. Darauf fing der monstruöse Gebrauch an, die leere Vormauer, und den Gibel mit kindischen Verzierungen zu überladen, welche Geschmacklosigkeit sich auch von der Arabischgothischen Baukunst auf die neuere Römische fortpflanzte.

Die allergröſste Deformität sowohl von Innen als Auſsen erwuchs endlich von der Unwissenheit, und dem ganz verdorbenen Geschmack in den mittlern Zeiten. Daher die ungeheuern Pfeiler, wie von lauter Pfeiffen zusammengesetzt, statt des simpeln Stammes der Säule; daher die Spitzbogen, die Gewölber und Fenster dieser Art; alles ohne Verhältniſs und Ebenmaſs. Daher die ungeheuerhohen Dächer, und spitzen Gibel; daher die ungeheuern in die Luft hineingekünstelten Thürme; daher das Unfreundliche und Schauerliche der Ansicht dieser Gebäude so wohl von Auſsen, als Innen: die ungeschickten und barbarisch angeklebten Verzierungen sind hier das wenigste. — Mir kommen diese Art Gebäude immer vor, wie die mystische Theologie der nemlichen Zeiten von einem Averroes und Thomas von Aquino. Allerdings hätte man keine winklichtere, spitzigere, eklichere, und verhältniſslosere Bauart erfinden können, welche mehr Gleichförmigkeit mit dem Lehrsystem dieser Leute, und ihrem Gotte gehabt hätte. Das Unförmliche erscheint nie allein. — Aber was noch unbegreiflicher scheinet, ist, wie es noch Menschen geben kann, die diese Baukunst gegen die griechische und römische in Schutz nehmen. — Das Winklichte und Abentheuerliche, wo die Sinnen weder Verhältniſs noch Ebenmaſs wahrnehmen, erwecket in denselben das Schauerliche, das den Menschen beym Anblick und Eintritt in den Tempel Gottes ergreifen, und ihn zur Anbetung stimmen soll. Sonderbarer Begriff! gewiſs sehr von der Sinnesart der ersten Christen verschieden. Mit solchen Menschen, die sich dergleichen Ideen von Gott und seinem Tempel machen, muſs man allerdings auch Nachsicht haben, wenn sie das hohe Schöne und Majestätische der alten Schlöſser in diesem Geschmacke erheben, von denen zwar die meisten zur Ehre unserer freundlichen Bauart zerstört liegen, oder nur noch von nächtlichen Gespenstern, und Räuberbanden bewohnt werden, für welche sie auch anfänglich erbaut zu seyn verdienten. —

Allein wenn die Arabischgothische Bauart in jeder Rücksicht den höchsten Grad des verdorbenen Geschmackes verräth, sind die Neuern durch die Wiederhervorsuchung der Griechischrömischen Ordnungen viel glücklicher gewesen? Wie? wenn meine schwache Stimme auch kühn genug wäre, sich gegen den Kirchenbau der

Neuern aufzuwerfen? Ich verstehe nemlich unter der neuern Architektur die Bauart, welche seit der Mitte des 15ten Jahrhunderts nach dem Geschmack der Alten wieder üblich ist.

Es frägt sich also: was hat die neuere Baukunst wohl an dem ursprünglichen Kirchen-Bau der ersten Christen verändert, hinzugethan, weggelassen, verschlimmert, oder verbessert?

Dürfte man diese wichtige Frage mit Wenigem beantworten, so würde ich sagen: der neuere Kirchenbau im Ganzen hat gothischen Plan, gothische Verhältniſse mit altrömischen Ordnungen, und altrömischer Art zu construiren.

Wie in den gothischen Gebäuden hat man anstatt der Säulen sich der Pfeiler bedient, mit Anklebung griechischer Säulen, Halbsäulen, und Lesenen; anstatt des Spitzbogens und der Gewölber dieser Art, hat man den Cirkelbogen, und die verschiedenen Gewölber der Alten wieder eingeführt. Mit der Tribuna, dem Querschiffe, das meistens bis zum Kreuz verlängert worden, wie in S. Peter in Rom, mit den Altären, Seitenkapellen u. ſ. blieb die nemliche Disposition wie bey den Gothen, oder der Architektur der mitlern Zeiten. Anstatt der hohen, gekünstelten, spitzen Klockenthürme fieng man an die Kuppeln auf die 4 Hauptpfeiler, die das Haupt- und Querschiff theilen, auf die nemliche sonderbare, und zwecklose Art, wie die Thürme, in die Luft hinein zu bauen. Das hohe gothische Dach verpflanzte sich aus Norden nach Italien, und auch da wo es nicht gemacht wurde, ward das mittlere Schiff unverhältniſsmäſsig über die Seitenschiffe erhöht; und geschah dieſs nicht in der innern Construction, so wollte man es doch von der äuſsern Façade her schöner machen. Daſs die Vorhalle auch wegblieb wie bey den nordischen Kirchen, ist desto mehr zu verwundern, indem alle ältern Kirchen in Rom diese Vorhalle haben, und sie also als Modelle dienen konnten. — Statt dieser Hallen ward wie bey den Gothen die Vormauer und der Gibel verziert, und wie? daſs man ungeheuere Piedestale, Säulen, Lesinen, Gebälke, Cornischen, Frontispice u. ſ. anklebte. Das mitlere Schiff bekam durch seine verhältniſslose Erhöhung über die Seitenspitze eine zweite Ordnung, das von den Seitenschiffen her durch die schnirkelhaftesten Gegenhalter verstärkt ist. Diese zwecklose Pracht an solchen Façaden ist dem Geschmack desto unerträglicher, da dieselben durch Nischen, Fenster, Vorsprünge, Verkröpfungen, Einbiegungen, durchbrochene und runde Frontispice, und andern Unsinn ohne Ende überladen sind. Doch dieſs sind Fehler der neuern Architektur überhaupt, und nicht bloſs der Kirchenfaçaden. Es beweget zum Mitleiden, wenn man sieht, wie ein Palladio und andere groſse Architekten sich in dergleichen Fällen geplagt haben, und am Ende doch nichts herauskam. —

Doch die Neuern baueten nicht bloſs Façaden; sie baueten auch Vorhallen, oder behielten sie wenigstens bey den Veränderungen, oder Wiedererbau der Alten Kirchen bey, wo sie schon waren, als in S. Peter, S. Gio: im Lateran, S. M. Maggiore u. s. w. Aber welche Vorhallen? Anstatt der simpeln Reihe von Säulen sind groſse Mauern aufgeführt mit Zwischenöfnungen von zwey bis drey Stockwerken; und so sind Säulen, oder Lesenen angeklebt, die durch alle diese Stockwerke wenigstens bis an den Attik (denn dieser ist an der S. Peters-Façade auch nicht vergessen) durchreichen. Nichts sieht sonderbarer als die Façaden dieser Vorhallen aus: anderer unsinniger Formen und Verzierungen von Fenstern, Nischen, Thüren, Vorsprüngen u. s. w. nicht zu gedenken.

Die Neuern haben nebst dem gothischen Basiliken-Plan auch einige kleinere Kirchen nach den Planen antiker Tempel und Grabmäler rund und viereckigt zu bauen angefangen; aber auſser dem Plan auch nichts von dem Antiken behalten. Anstatt des flachen Gewölbes muſste eine unförmliche Kuppel in die Höhe steigen; und anstatt der simpeln Verzierung der Alten, sind von Aussen und Innen eine Menge Säulen, Nischen, Lesenen, Gegenhalter angeflickt, daſs man nichts als Ecken und Winkel ohne Zwecke und Verstand wahrnimmt. —

Alles dieſs zeiget nur zu sehr, wie weit alle unsere berühmten modernen Tempel noch von dem weisen Geist, der schönen Anordnung, und Simplicität der Alten entfernt sind. Es wäre hier nun freylich der Ort, einen zweckmäſsigen Stil in dem Kirchenbau vorzuschlagen, und Ideen anzugeben, wodurch den vielfältigen Miſsbräuchen in demselben gesteuert würde. Aber wer darf dieſs wagen? was vermag eine schwache Stimme gegen das allgemeine Vorurtheil, das sich hinter die Auctorität eines M. Angelo, Palladio, und anderer berühmten Meister flüchtet? Und gesetzt auch, daſs diese bescheiden sich erhebende Stimme bey wenigen Vernünftigen Gehör fände; wie schwer ist es, einen Plan vorzulegen, der die Materie einigermaſsen umfaſste? — Wie verschieden sind erstlich die Bedürfniſse, und gottesdienstlichen Gebräuche der verschiedenen religiösen Sekten? wie verschieden die Himmelsstriche? wie viel der durch die Zeit geheiligten Miſsbräuche? wie verschieden sind die Ideen über das Nothwendige, und Prachtvolle der Tempel, und was dergleichen Verschiedenheiten mehr sind? der eine will seinen Gott prächtig logirt haben, dem andern genügt jeder Winkel. Aus diesem Gesichtspunkte bleibt es immer schwer etwas allgemeines zu sagen. Indessen dürften einige nähere Beobachtungen hierüber nicht überflüſsig seyn.

Es ist fürs erste wesentlich, daſs jedes Gebäude ſeiner Natur nach bequem angeordnet ſey, und daſs es so viel als möglich den Karakter ſeiner Bestimmung so wohl von Auſsen, als Innen an sich trage. Es würde also absurd seyn, einen Plan und eine Anordnung zu einer christlichen Kirche zu wählen, die ihrem Endzweck nicht entſpräche. Zweytens da die Kirchen bey uns gleichſam die einzigen Gebäude sind, wo sich alle Stände eines Volkes versammeln, so kömmt es allerdings der Würde einer ganzen Gemeinde zu, daſs ein ſolches Gebäude nicht kärglich aussehe, sondern als ein öffentliches Gebäude ein gewisses Wohlhaben und Geschmack verrathe. Drittens, welches Volk hat für die Majestät ſeiner Religion nicht ſo viel Achtung, mit dem Tempelbau eine wohlverstandene Pracht zu verbinden, welche sogleich dem Gebäude seinen eigenen Karakter giebt, und es von andern öffentlichen und Privatgebäuden unterscheidet.

In dieser Rücksicht liegt sehr viel an der Wahl des Ortes, an einem guten Plan, und an einer zweckmäſsigen Verzierung so wohl von Innen als Aussen. In Absicht auf Form behauptet die Basilik den Vorzug des Alters. Indessen sehe ich nicht, warum man nicht auch hierin wie die Alten verfahren könnte, die sowohl runde als eckigte Tempel hatten, wenn nemlich die runde Form gleich dem länglichten Viereck der Bestimmung entspräche, und die nemliche Bequemlichkeit wie die Basilik anböte. Welche von beyden Formen man aber immer wählet, glaube ich, sollte man mehr bey dem Stil der Antiken sowohl im äussern Ansehen, als in der innern Einrichtung verbleiben, als bisher geschehen.

Was die Basilik betrifft, hat erstlich die Tribuna ihren ursprünglichen Zweck verloren, seitdem, wie wir beobachteten, der Altar vorgeſezt, und dieselbe in ein Chor verwandelt ward. Indessen würde sie bey catholischen Kirchen, wo die Mönchschöre noch dauern, immer noch können beybehalten werden. Bey Lutherischen und Kalvinischen hingegen ist sie überflüſsig. Statt derselben würde eine groſse Nische, wo die Kanzel oder der Predigtstuhl zu stehen käme, hinlänglich seyn. Denn daſs der Redner sowohl um gesehen, als gehört zu werden, hier den beſsten Platz habe, ist kein Zweifel; und nichts ist ungeschickter, als den Predigtstuhl an einer Seite des Schiffes, oft zum Schwindeln und Halsbrechen an einen hohen Pfeiler anzukleben. Der Hauptaltar oder Tisch könnte, deucht mich, bey allen drey Religionen beybehalten werden, nur mit Weglassung der 4 groſsen Säulen, die das Baldachin oder Decke unter der Decke tragen. Dieser einzige Altar wäre auch für alle drey Religionen genug, besonders seitdem verschiedene aufgeklärte Regenten sich so sehr angelegen seyn lassen, die Simplicität des Gottesdienstes auch bey den Katholiken zu befördern. Das Querschif oder Causidica der Alten mit der Anſetzung der Seitencapellen, wodurch die Basilik zuerst ins lateinische Kreuz verwandelt ward, könnte mit der abgeschmackten Idee des Kreuzes als für unſere Bedürfnisse überflüſsig ganz cassirt werden.

Der Raum im Innern kann aus einem, drey, oder fünf Schiffen bestehen. Für eine nicht zu groſse Gemeinde ist ein Saal hinreichend; drey Schiffe sind für gröſsere Gemeinden nothwendig; fünf Schiffe nehmen aber allerdings einen zu grossen Raum ein, als daſs bey dessen Anfüllung jedermann sehen und hören könnte. Keine Stimme kann ein solches Theater ausfüllen. Gebäude von einer so weiten Ausdehnung können nur da statt finden, wo man mehr bedacht ist, der Majestät eines Urwesens, als für das bloſse Bedürfniſs einer religiösen Versammlung einen Tempel zu bauen; wie ein St. Peter in Rom, ein St. Paul in London, und so viele andere Hauptkirchen in Europa sind. — Da es aber öfters geschieht, daſs viele Menschen in einem nicht allzugroſsen Raum sich versammelt finden müssen, so bedient man sich sehr wohl der Emporkirchen, oder Gallerien, die auch in den Basiliken der Alten üblich waren. Diese können in dreyſchiffichten Kirchen sehr bequem durch eine zweyte Ordnung eingerichtet werden, wenn man nur die Verhältnisse, die Vitruv hierüber vorschreibt, nicht überschreitet, und also die Kirche nicht zu hoch wird. In dem Hintertheil der Emporkirche ist der fügliche Ort für die Orgel. Nur müſste man beobachten, daſs anstatt der ungeheuern Pfeiler der Neuern, die Säulen der Alten wieder eingeführt würden; denn nebst ihrer Eleganz und vorzüglichen Schönheit geben sie dem Auge zum Sehen weniger Hinderniſs. Anstatt der Bogen auf den Säulen, die wider alle gute Bauart sind, bringe man ein simples Gebälke, etwa mit Unterdrückung des Hauptgesimses im Innern an. Bey der zweyten Ordnung der Gallerie lasse man die Brustwehre oder Geländer gleich einem Sokel ununterbrochen fortlaufen, worauf die Säulen zu stehen kommen, damit diese nicht durch ein ſolch Geländer durchschnitten werden.

Von Aussen ist die Widereinführung der Vorhalle anstatt der bisherigen Verzierung der Vormauer und des Gibels eine wesentliche Sache, so wohl um einer Kirche Würde zu geben, als auch bey Regen, Schnee, und groſser Hitze einen Schutzort zu haben, ehe man in den Tempel selbst eintritt. Dieselbe kann mit dem Innern gleiche Höhe und gleiches Dach haben, wie bey den Tempeln der Alten, besonders wenn das mittlere Schif sich nicht zu verhältniſslos über die

Seitenſchiffe erhöht. Die Seitenmauern der Kirche von auſsen können ganz glatt und ohne Ziererey seyn, besser aber würden Halbsäulen lassen, wie bey vielen Tempeln der Alten. Ueberdieſs weiſs ich nicht, warum man nicht auch freye Hallen an den Seiten anbringen könnte, eben so wie bey den alten Tempeln. Wenn die Kirche, wie es sich ziemt, auf einem freyen Platz stünde, würden diese Seitenportike nebst der gröſsern Würde, die sie derselben gäben, zugleich ihren Nutzen haben, wann, wie es meistens auf diesen Plätzen geschieht, bey zu warmer oder zu feuchter Witterung, Markt gehalten würde.

Die zwey Zimmer, die an beyden Seiten der Tribune bey den ersten christlichen Basiliken angebaut sind, und zur Bewahrung der heiligen Bücher, und Geräthschaften dienten, könnten noch forthin ihre Bestimmung behaupten; das eine nemlich als Sacristey, das andere als Taufcapelle, wo bey den Katholiken auch allenfalls die Beichtstühle stehen könnten. —

Die neuern fingen auch an, das gleiche Viereck oder eine Art griechischen Kreuzes zu bauen, zwar nur für kleinere Kirchen, wie verschiedene in

Rom sind. Die Ecken sind immer sehr verstärkt um eine Kuppel zu tragen. Die Alten haben sich nie dieser Form für freystehende Tempel, wohl aber für Bäder, und andere Gebäude bedient. Da indessen dieser Plan für gottesdienstliche Versammlungen, besonders wenn die Gemeinde nicht groſs ist, dienen kann, so läſst diese Form sich nicht ganz verwerfen. Zwar müſste man im Fall des fernern Gebrauches sich sehr hüten, die in dieser Form schon gebauten, besonders was die äussere und innere Verzierung betrifft, nachzuahmen.

Die Alten haben sich der runden Form ſehr glücklich bey ihren Tempeln bedient, bald mit Säulen umher, bald nur mit dem Portikus am Eingange. Diese Form hat ohne Zweifel für unſer Auge sehr viel anziehendes. Auf wen hat das erhabne Pantheon nicht immer den erhabensten Eindruck gemacht, von allem dem was je in der Baukunst hervorgebracht ward. Die Ursachen, warum die Christen es erst im 7ten Jahrhundert zur Kirche einweihten, haben wir oben angegeben. Die Neuern haben diese Form wenig nachgeahmt, und ich kenne nur die einzige kleine Kirche in Rillia 17 Meilen von Rom, von Bernini erbaut, die in diesem Geschmack erträglich wäre *). Allein wenn man die runde Form nebst der Basilik zu unsern christlichen Kirchen annehmen wollte, damit wir auch gleich den Alten runde, und (in der Basilik) die viereckigten Tempel hätten; so bleibt doch gegen die erſten immer ein Haupteinwurf übrig, nemlich weil jedes runde Gebände schallet, und also weder Predigt noch Musik leicht könnte verstanden werden. Wollte man indessen diese Form mehr zur Zierde als zum Gebrauch nachahmen; so bleibe man bey dem einfachen Portik der Alten ohne Säulen umher (Fig. IV. B). Im Innern setze man dem Eingang gegen über in eine Nische den Predigtstuhl, und vor denselben den Tisch oder Altar (Fig. IV. C). Allenfals könnte auch eine Gallerie ſtatt finden, die von Säulen getragen würde (Fig. IV. D). Die Kuppel müſste im Geschmack der Alten so viel möglich flach seyn. Die Beleuchtung, anſtatt ſie durch eine runde Oeffnung in der Mitte des Gewölbes von Oben hereinfallen zu lassen, könnte durch halbzirklichte Fenster, wo das Ge-

---

(* Man hat in den leztern Zeiten auch angefangen, in verschiedenen Orten von dem nördlichen Europa eine Art Nachahmung von jenem berühmten Tempel zu machen.

wölbe auf ruhet veranſtaltet werden. In Ansehung der Sacriſtey, des Chors, und der Beichtorter bey Katholiken würde es freylich einigen Anstand haben, weil man dieselben anbauen müſste, folglich die Rotunde nicht von allen Seiten freystehend könnte gemacht werden.

Ich erinnere mich keines antiken bedeckten Gebäudes von Ovalform; Bernini hat dieselbe zu einer kleinen Kirche, S. Andrea a monte Cavallo in Rom, gewählt, wo aber die Wölbung gebrechlich und übel läſst. Das Achteck brauchen die Alten bey ihren Bädern, welche die Idee u den Baptiſterien der erſten Chriſten, wo die Taufe noch durch das Eintauchen geschah, gegeen hatte. Ich rede nicht besonders von diesen ormen, weil sie gewissermaſsen mit der runden orm auf eines hinauslaufen, und ich der Meyung bin, daſs man diese immer vorziehen llte, im Falle wo man die Basilik nicht bauen ollte. —

Ehe ich diese Beobachtungen schlieſse, will h noch einiges, erstlich über die Glockenthüre und Kuppeln, und zweytens über die innere erzierung, beyfügen.

In den mittlern Zeiten, — in den Zeiten der gemeinen Anarchie, wo die Befehdungen von

Nachbar gegen Nachbar nie aufhörten, baute man Wachthürme, und hieng Glocken darin, um die Menschen vor plötzlichen Ueberfällen zu warnen und zusammen zu rufen. Man fand diesen Gebrauch gleichfalls bequem, die oft von der Pfarrkirche weit abliegenden Menschen zu den beſtimmten Religionsübungen zu versammeln, — und die Glockenthürme wurden als eine nothwendige Sache bey einer Kirche geheiligt. Man fing dann an, alle Künsteleyen an diesen Thürmen zu versuchen. Die Städte wetteiferten, die eine die andere durch höhere und spitzigere Thürme zu übertreffen. — Weil man nicht mehr schön bauen konnte baute man hoch. — Diese sonderbare Idee von Vorzug und religiösem Stolz gab in den neuern Zeiten den Anlaſs zu den sogenannten Kuppeln, oder Domen. Eine Stadt war desto berühmter und prachtvoller, je weiter man diese seltenen und in die Luft hinein gekünstelten Maschienen entdecken konnte; und leider sind wir noch nicht von diesen Ideen zurückgekommen. Wir haben uns zwar gewöhnt, die geschmacklose Verewigung der egyptischen Könige durch ihren Pyramidenbau mit Mitleid zu betrachten; und wir lachen über die Fabel des Thurmes von Babel. Aber eine Peterskuppel, ein Thurm zu Preſsburg, däucht uns, hätten etwas der Majestät eines Gottes Angemessenes, und die erste wäre selbst der Triumpf des modernen Geschmackes. Wie wäre es also nach diesen Begriffen möglich, eine prachtvolle Kirche ohne Kuppel, oder hohen Thurm zu bauen? wer will es versuchen, einer Nation reinere Ideen hierüber einzuschärfen, deren Geschmack blos ans Kühne, ans Sonderbare, und Koſtbare gebunden ist? — Indessen haben doch die Alten, ich verstehe die Griechen und Römer, groſs und kühn gebaut, und doch hatten sie, so viel wir wissen, weder spitzige Thürme, noch in die Luft steigende Kuppeln. — Was aber bey diesen leztern am meisten auffällt, ist, daſs die Neuern beynahe immer die Kuppel mit der Basilik verbanden, wie bey St. Peter und den meisten modernen Kirchen in Rom geschehen. Denn da die Kuppel ihren Haupteffekt immer von Aussen machen soll, so ist die Basilikform durch ihr langes Schif gerade zu diesem Effekt entgegen, weil dieselbe, so wie die Peterskuppel und andere dieser Art, in der Nähe nicht kann übersehen werden. Dies ist die Hauptursache, warum kein Fremder das Groſse und Erstaunungswürdige an jenem ungeheuern Dom findet, das doch die Masse ihrer Natur nach hervorbringen sollte. Und dann im Innern: wie lange hat man nicht vorzuschreiten, bis man vermuthet, daſs eine so ungeheuer gewölbte Tiara sich über dem Kopfe aufthürmen soll. Freylich war dies nicht ein Plan des Michel Angelo, und sein griechisches Kreutz hätte ohne Zweifel viel mehr triumphirt. Wenn indessen jemand diese moderne Kuppeln immerhin besser gefallen sollten, als die Runddecke eines Pantheons, der wähle wenigstens die Form der Kirche wodurch der Effekt seiner Thürmung nicht verloren geht.

Die Glockenthürme haben den neuern Architekten viel Verdruſs gemacht, theils wegen ihrer Form, theils wegen ihrer Placirung. Allein der Gebrauch hat sie einmal nothwendig gemacht, und so sollte man wenigstens darauf denken, daſs sie ein Gebäude nicht verunstalten, wenn sie dasselbe nicht schön machen können. Werden zwey Thürme angebracht, so würden sie am füglichsten an den Seiten der Vorhalle stehen, sowohl bey der Basilik als Rotunde (Fig. I. H. Fig. III. Fig. IV. d.) Da ich aber meine Stadt bauen möchte, daſs sie mehr von Innen als von Aussen besehen würde, so würden diese Thürme nicht sehr hoch steigen. Es ist erbärmlich zu sehen, wie sich der Scharfſinn der modernen Architekten in Erfindung der sonderbarsten Thürme erschöpft hat.

Was die innere Verzierung betrift, so macht die verschiedene Denkart der drey herrschenden Religionen, daſs sich sehr wenig bestimmtes in diesen allgemeinen Beobachtungen darüber sagen läſst. Die Kalvinisten wollen nichts dulden, was etwas bildliches vorstellt, es sey in Mahlerey oder Bildhauerarbeit. Ihr Reformator wollte nicht einmal dem Erlöser in seinem Hause einen Ort gönnen. — Der kältere Lutheranismus duldet noch Altäre und biblische Vorstellungen nach dem Geist der ersten Christen. — Bey den Katholiken sind die Tempel öffentliche Gallerien; Architektonische Verzierungen, Gemälde, Statuen, Basreliefs, eingelegte Arbeiten, Mosaike, begegnen dem Auge von allen Seiten: an den Decken, an den Wänden, auf den Altären, in Nischen, auf den Fuſsboden. Die Vorstellungen sind theils aus der Geschichte des alten und neuen Testaments, theils aus der Legende und den Klosterakten, und dazu kommen die Denk- und Grabmäler berühmter und reicher Leute.

Es ist hier nicht der Ort zu untersuchen, in wiefern sinnliche Abbildungen einer christlichen

Religionssekte nützlich oder schädlich seyn können. Indessen wenn man den Katholiken die überhäuften Vorstellungen ihrer Märtyrer, und Heiligengeschichte mit Recht verwirft, wenn sie zu sehr von der Simplicität der ersten Kirche abgewichen, wenn endlich ein übelunterrichtetes Volk eine Verehrung gegen Bilder bekam, die in Idolatrie auswuchs, und all dieſs von übelverstandenen Grundsätzen, und dem Eigennutz der Priester geduldet ward: so kann man Anderseits auch nicht umhin, bey den andern Sekten, besonders der Reformirten, einen gewiſsen Zwang und Härte wahrzunehmen, die noch den Stempel des erhitzten Eifers von jener Zeit an sich trägt, wo sie sich von ihrer aufgeblähten Mutter trennte?

Dieser Zwang, dieser abstrakte Gottesdienst, der allerdings der Menschheit weniger schädlich, als die Laxität der Katholiken ist, kann deſswegen dem natürlichen Trieb des Menschen nicht weniger unbequem seyn, der immer dahingeht, seine abstrakten Ideen zu verheimlichen. Was belehret überdieſs beſser, was wirket selbst geschwinder, als Bilder:

Bilder im schönen Gewand der Liebe, wie diejenigen vom Leben und Tod eines Christus?

oder so manche patriarchalische Szene in dem alten Testamente? — Vielleicht mag die jetzige Reinigung des Katholizismus von einer andern Seite selbst Ursache seyn, diese übertriebene Strenge gegen bildliche Vorstellungen bey andern Religionsverwandten zu haben. —

Die Christen hatten schon in den ersten Zeiten ihre Kirchen mit jeder Art von Vorstellungen ausgeziert, wie so viel übriggebliebene Basrelifs und Mosaike beweisen. Diese Bilder dienten zum Unterricht, und zu einer dem Tempel angemeſsnen Verschönerung und Auszierung. Daſs man in der Folge sie mit geschmacklosen, und albernen Vorstellungen überhäufte, und dadurch dem übel unterrichteten Pöbel zu einer Art Abgötterey Anlaſs gegeben ward, ist der Miſsbrauch der nur zubald sein verderbend Gift über die beſsten Einrichtungen des Menschen verbreitet. Alles also was der gute Geschmack fordern kann, ist, daſs man auch hierin zum Geist der ersten Kirche zurückkehre, und man zulasse, daſs Mahler und Bildhauer das ihrige beytragen dürfen, eine mit Geschmack erbaute Kirche zweckmäſsig zu verzieren. Man fliehe die Ueberladung, wie die allzugroſse Nacktheit.

ERKLÄRUNG DER ARCHITEKTONISCHEN RISSE.

Fig. I. Plan einer alten Basilik.

- A. Tribuna, nachher von Christen in Chor verwandelt.
- B. Queerschiff, wahrscheinlich die Causidica der Alten.
- C. Hauptschiff.
- D. Seitenschiffe.
- E. Halle.
- F. Zimmer, die die Christen anbauten, das erste für die heil. Bibliothek, das andere zur Bewahrung der heil. Geräthe.
- G. Die ersten Seitencapellen, wodurch die Idee zum Kreuzplan veranlaſst ward.
- H. Placirung der Glockenthurme mit den Treppen auf die Gallerie.
- I. Idee zu den Seitenhallen, durch Punkte angezeigt, wenn man nicht blos eine simple Mauer oder Halbsäulen machen wollte.
- K. Hochaltar, oder Tisch mit den 4 Säulen zur Stutze des Baldachins, die nach unserer Idee sollen caſsirt, und hinter dem Tisch die Kanzel errichtet werden.
- L. Kanzel, wie jetzt meistens Sitte ist.

Fig. II. Durchschnitt, vorzuglich um die Gallerie oder Emporkirche durch die zweyte Ordnung anzuzeigen. (Er ist nicht ganz aus dem Grundplan aufgeriſsen.)

Fig. III. Aufriſs der Vorseite oder Halle von einer christlichen Basilik mit den Thurmen.

Fig. IV. Idee zu einer runden christlichen Kirche.

- A. Placirung des Altars oder Tisches mit der Kanzel.
- B. Säulen umher zur Stutze einer Gallerie.
- C. Thurme mit Treppen auf die Gallerie,
- D. Halle.

III.

DIE KLEINE REPUBLIK ST. MARINO.

(AUSZUG AUS EINEM BRIEFE.)

Ankona den 16ten October 1788.

Da ich mich nun in Rimini einige Tage aufhielt, und die kleine Republik St. Marino mir so nahe lag, daſs ich die drei Thürme, an dem jähen Abhange des Berges, worauf die Stadt liegt, deutlich bemerken konnte, empfand ich eine Art von Sehnsucht jene Höhen zu besteigen, wo mitten unter dem sklavischen Joch des geistlichen Despotismus, die Freiheit sich auf einen nackten Felsen geflüchtet hat.

Die Aussicht von Rimini nach St. Marino hat schon an sich etwas romantisches, und je beschwerlicher der ganze Weg dahin ist, desto reizendere Aussichten gewährt er.

Die Ebenen um Rimini sind noch schön und fruchtbar, die nächsten Hügel sind mit Obst und Weingärten umkränzt, oder mit Olivenbäumen bepflanzt; so daſs die ganze Natur hier noch ein lachendes und fröhliches Ansehen hat; jemehr man sich aber den republikanischen Bergen nähert, desto rauher, steinigter, und unfruchtbarer wird die ganze Gegend.

Die kleine Republik wird sehr selten von Fremden besucht; es geht daher auch keine ordentliche gebahnte Straſse dahin, und wegen der Rauhigkeit des Weges kann man nicht wol anders, als zu Pferde oder zu Fuſs hinkommen.

Ich wählte das Letztere, und nahm mir zu dem Ende aus Rimini einen Wegweiser mit.

Es war noch früh am Tage, da wir unsere Reise antraten, und so wie wir von Rimini bergan stiegen erweiterte sich die Aussicht über das adriatische Meer, und nur der blendende Glanz der Sonne verhinderte, daſs wir die jenseitigen Küsten nicht entdecken konnten, die sich sonst wie dunkle Nebelstreifen zeigen.

Mein Wegweiser war sehr aufgeräumt, und wenn ich nicht mit ihm sprach, so sang er; und zwar recht zärtlich und schmachtend: *una bella contadina inamora mi fa*, (eine schöne Bäurin hat mein Herz gefesselt) u. s. w. Er sang dieſs viel langsamer, als wir unsere Choräle, und in lauter dichtaneinandergrenzenden, unreinen Tönen, so wie von dem gemeinen Volk in Italien, alles, was ihnen einfällt, gesungen wird, welches ich hier zum erstenmale hörte.

Eine gute Strecke von Rimini hatten wir noch wie in einem immerwährenden Lustgarten gewandelt, nun aber fing der Weg schon an, rauh und steinigt zu werden, und bald befanden wir uns auch auf der Grenzscheidung zwischen der Republik und dem päbstlichen Gebiet.

Diese Grenzscheidung ist auf einer kleinen Brücke, die über ein fliessendes Wasser geht, und die Grenzlinie ist so äusserst genau bestimmt, daſs sogar die Jahrzahl 1779 davon durchschnitten wird.

Nun kehrten wir in dem republikanischen Dorfe Caravallo ein, wo wir mit Wein und Brodt und sehr wohl schmeckenden Feigen bewirthet wurden.

Mein Wegweiser erzählte der Frau vom Hause, daſs ich von Rimini hergereiſst sey, bloſs um die Republik zu sehen, und daſs ich in Rimini meinen Fuhrmann zurückgelassen hätte. *Per vedere la nostra republica!* (Unsre Republik zu sehen!) rief die Frau voller Freuden aus, und liefs sich von meinem Wegweiser erzählen, wie weit ich schon hergekommen sey, um alle diese Gegenden zu sehen. Dann beklagte sie uns wegen des schlimmen Weges, wobey mir ihre Aussprache des Italienischen merkwürdig war, weil man hier das a völlig wie im Englischen und z. B. Strada wie *Stradä* ausspricht.

Nach einem sehr ermüdenden Wege langten wir endlich kurz nach Mittag erst am Fufs des steilen Berges an, auf welchem die Stadt gebaut ist.

Hier unten am Berge ist eine Art von Vorstadt oder Flecken, den man im Italienischen *Borgo* nennt. Dieser Borgo ist lebhafter und bewohnter, als die Stadt selber, und weil nun in der ganzen Republik St. Marino kein Gasthof ist, so führte mich mein Wegweiser in das Haus eines Schusters von seiner Bekanntschaft, wo ich die Nacht mit ihm herbergen sollte, und der uns erst nach einigem Bitten von Seiten meines Wegweisers aufnahm, weil diese Leute nicht darauf eingerichtet waren, Fremde zu bewirthen.

Auf dem Heerde war Feuer gemacht, woran wir uns wärmten, weil wir auf einmal aus dem Sommer von Rimini, in den kältesten Herbst gekommen waren; so sehr abstehend ist das Clima auf diesen Bergen, von dem auf der Ebene. Während der Zeit kleidete unser Wirth sich an, um mit mir in die Stadt hinaufzugehen, und mir die Merkwürdigkeiten zu zeigen.

Der Weg zu der Stadt ist nur ein einziger, welcher sich an dem steilen Berge hinaufwindet. Unterweges begegneten uns einige Leute, von welchen mein Begleiter mir mit einer Pantomime zu verstehen gab, daſs sie schon manchem den Dolch in die Brust gestossen hätten. Nachher erzählte er mir, daſs dieſs Mörder wären, die sich hieher geflüchtet hätten, aber auch das Gebiet der Republik nicht überschreiten durften, wenn sie nicht wolten gefangen werden; in der Republik aber dürfe ihnen niemand etwas thun.

Wir stiegen so hoch, daſs der Borgo oder Flecken aus dem wir gekommen waren, wie eine Pygmäenstadt zu unsern Füssen lag, und daſs Rimini mit seinem Hafen, welches doch drei deutsche Meilen entfernt ist, ganz nahe am Fusse des Berges zu liegen schien. Das adriatische Meer lag vor uns in seiner ganzen Breite, und hie und da entdeckte man die weiſsen Segel von kleinen Fischerböten. — Der Berg von St. Marino selbst wirft seinen Schatten weit ins Meer.

Auf dieser Höhe lag nun die Stadt, in welche wir giengen, und wo die meisten Häuser mehr in den Felsen eingehauen, als darauf gebauet zu seyn schienen; denn oft macht die Felsenwand zugleich die Wand des Hauses, und die menschlichen Wohnungen sind wie Nester in Ritzen und Spaltungen hingebaut.

Denn die Stadt liegt gerade auf dem schmalen Rücken des Berges, der vorn ganz schrof in die Höhe steigt, und hinter sich auf einmahl wieder abhängig wird, so daſs er sich selbst beschützt.

Hinter der scharfen Ecke des Berges zieht sich die Stadt hin, und verbirgt sich dahinter Auf der scharfen Ecke aber sind in einiger Entfernung von einander drei Kastele mit Thürmen gebaut, welche sehr weit hin können gesehen werden. Diese drei Thürme sind auch in dem Wapen der Republik, welche drei Kastele, drei Klöster, und fünf Kirchen in ihrem Gebiete zählt.

Den sonderbarsten Anblick machen die kleinen Gärten, welche auf dem ganz nackten Felsen zwischen den Häusern stehn, und zu denen man die Erde nothwendig von unten muſs herauf gebracht haben.

Die Stadt überhaupt hat etwas Todtes und Stilles, wodurch man ganz natürlich auf ihren Ursprung aus einer Eremitage zurückgeführt wird, welcher Ursprung schon an sich etwas Auszeichnendes hat, und daher mit ein paar Worten hier berührt werden muſs.

Der heilige Marino, welcher diese Republik stiftete, war nehmlich seines Handwerks ein Maurer, und half vor mehr als dreizehnhundert Jahren die Stadt Rimini wieder aufbauen, welche damals ganz zerstört lag.

Als er auf die Weise der Welt nützlich gewesen war, begab er sich, um nun ganz dem Himmel zu leben, auf diesen einsamen Berg, der recht dazu gemacht zu seyn schien, um das Gemüth von dem Erdboden abzulenken, welcher hier in öder Unfruchtbarkeit durch keinen Reiz die Sinne fesselt.

Ganz dem Irrdischen abgestorben, und schon sich selbst entnommen, that dieser heilige Mann ein Wunder, oder glaubte doch, es zu thun, und der Ruf von seiner Heiligkeit erscholl nun in der ganzen Gegend, so daſs selbst die Landesfürstin davon gerührt, ihm ein Geschenk mit dem Berge machte, den er bewohnte.

Von allen Seiten strömte nun das Volk dem Berge und dem Manne zu; und der heilige Marino wurde bey seiner unausgesetzten strengen Lebensart, noch einmal wieder der Welt nützlich, indem er auf diesem Berge eine Stadt zu bauen anfieng, und die Republik stiftete, welche sich noch itzt nach seinem Nahmen nennt, und ihn als ihren ersten Schutzheiligen verehrt. Er wird abgebildet wie er einen Berg mit drei Thürmen auf seinen Händen trägt.

Wir giengen nun in die Hauptkirche der Republik, welche dem Schutzheiligen gewidmet ist, und die gegen die sonst übliche Pracht in den katholischen Kirchen sehr auffallend absticht; so arm und ungeschmückt sieht dieser kleine Tempel aus. Hinter dem Altare sieht man die bloſse Felsenwand, an welche die Kirche gebauet ist; und in diesen Felsen sind gegen einander über zwei Oeffnungen gehauen, in deren jeder ein Mensch ausgestreckt liegen kann. Dieſs war die Schlafstätte des heiligen Marino, und seines Gehülfen, der auch ein Maurer war, und mit ihm zugleich diesen Aufenthalt bezogen hatte. Sie hatten sich mit ihren eigenen Händen diese harten Betten in dem Felsen ausgehauen, der von ihrer Aufopferung und Selbstverläugnung ein immerwährendes Denkmal ist.

Die übrigen Kirchen, und Palläste zeichnen sich ebenfalls durch Simplicität aus, die an Armuth grenzt, und machen daher kein Miſsverhältniſs mit dem Ganzen der Republik, welche auf Resignation gebauet ist.

Wir besahen den Pallast eines gewiſsen *Cavalliere Magi d' Urbino*, wo uns denn doch eine Gemähldegallerie von sehr mittelmäſsigen Kupferstichen, ein Porcellanservis von Fayence, und ein Prunksaal mit ganz gemeinen Stühlen und Tischen möblirt, gezeigt wurde. Der Bediente, welcher den Cicerone machte, nahm, wie es in Italien Gebrauch ist, ein Trinkgeld dafür, daſs er uns die schönen Sachen gezeigt hatte. Er war auch gar nicht geheimniſsvoll damit, daſs sein Heroismus, den er durch einen Dolchstoſs bewiesen, ihn auch zu diesem Zufluchtsorte gebracht habe.

Wir stiegen darauf zu dem ersten von den drei Thürmen hinauf, wo die Staatsgefängniſse sind, und wo uns die Gefangenwärterin jedes Zimmer bezeichnete, in welchem eine merkwürdige Person in Verhaft saſs. Sie redete dabey ganz leise mit einem geheimniſsvollen Wesen.

Die vielen Staatsgefangenen sind ein Beweiſs, wie strenge die kleine Republik in der Verwaltung ihrer eigenen Justitz verfährt.

Der Senat der Republik besteht aus vierzig Personen, wovon die eine Hälfte aus dem Adel, und die andere aus dem Volke genommen ist. Es dürfen in diesem Senat nicht zwey von einer Familie seyn, kein Sohn kann bey Lebzeiten seines Vaters, und niemand ohne vorhergegangene Wahl eintreten. Die höchsten Staatsbedienten sind zwey Kapitäne, welche alle sechs Monath gewählt werden, und einen Justitiarius zur Seite haben, der ein Fremder seyn muſs, und nur auf drei Jahr zu dieser Stelle gewählt wird; eben so wie der Arzt der Republik, der auch nur auf drei Jahr gewählt wird, damit man unter einer schlechten Wahl nicht zu lange leiden möge. In Staatsgeschäften von ausserordentlicher Wichtigkeit wird der groſse Rath zusammen berufen, in welchem jedes Haus seinen Repräsentanten hat.

Da wir gegen Abend wieder nach unserm Borgo herunterstiegen, begegnete uns ein Mann in einem Roquelaure gehüllet, den mein Begleiter ehrerbietig grüſste, und als er vorbey war, sagte er: das sey der *Capitaneo regente* (der regierende Befehlshaber) aber *incognito* gewesen;

denn sonst gehe er immer mit Begleitung, und trage eine Alongenperucke. Mein republikanischer Schuster schien doch eine Art von Stoltz darin zu finden, mir seinen *Capitaneo* so glänzend wie möglich zu schildern; ihm wäre sonst eine Wache von sechszehn Mann bestimmt, wovon sein Sohn einer sey, den ich den Abend würde kennen lernen.

Als wir zu Hause kamen, war es strenge kalt; wir setzten uns ums Feuer; der Sohn meines Wirths, ein junger wohlgewachsener Bursche kam auch zu Hause, und setzte sich zu uns, und nun wurde über Staatseinrichtungen gesprochen, und mein Wirth erzählte mir, daſs ausser ihm noch fünf Schuster in der Republik wären, daſs die Zahl von sechsen nicht dürfe überschritten werden; und daſs ein jeder sein Leben daran wagen würde, die Republik bey einem feindlichen Angriffe zu vertheidigen.

Einmal hatte sich ein päbstlicher Legat mit Gewalt und List der Republik schon so weit bemächtiget, daſs er im Nahmen des Pabstes feierlich Besitz davon genommen hatte, und in der Hauptkirche das *Te Deum* anstimmen lieſs; als ihm während dem Lobgesange auf einmal eine Flintenkugel dicht vor dem Ohre vorbeisauste, die den siegreichen Kardinal so in Schrecken setzte, daſs er plötzlich und still mit seinen Truppen wieder abzog, und seit der Zeit die Republik beständig in Ruhe lieſs.

Freilich ist es dem päbstlichen Despotismus höchst zuwider, mitten im Schoſse des Kirchenstaats ein freies Völklchen zu dulden, da überdem verschiedene Groſse aus dem Kirchenstaate sich das Bürgerrecht von St. Marino für eine Ehre schätzen.

Man sucht daher im Kirchenstaat, und besonders in dem benachbarten Rimini die Republik auf alle Weise lächerlich zu machen, um sich gleichsam dafür zu rächen, daſs dieſs Volk seit Jahrhunderten edler und gröſser, als seine Nachbarn denkt.

Ueber diese und ähnliche Gegenstände brachten wir den Abend mit Gesprächen hin, und verzehrten dabey unser Abendessen dicht neben dem Heerde auf dem es zubereitet war.

Den andern Morgen früh machte ich allein wieder eine Wanderung auf den Berg, um eine vollständige Idee von dem ganzen Umfange der Republik zu haben, die ich dann auch bekam, weil sich ein paar junge Leute zu mir gesellten, die mir nach allen Seiten die Grenzen des Gebiets von St. Marino bezeichneten, so daſs man dasselbe von der einen Spitze des Berges ganz übersehen konnte.

Diese beiden jungen Leute waren wohlgekleidet, und schienen sehr wohl erzogen zu seyn. Sie befriedigten noch über verschiedenes meine Wiſsbegierde; zeigten mir die groſsen Cisternen, worin das Regenwasser aufgefangen wird, weil es gänzlich an anderm Wasser fehlt; und führten mich in die Kapuziner Kirche, wo über dem Altar ein schönes Gemälde hängt, das eine Abnehmung Christi vom Creutze darstellt. Die Kapuziner haben aus ihrem Kloster die schönste Aussicht, und auf dem Felsen hinter dem Kloster einen Garten, der für St. Marino so schön ist, als er nur seyn kann.

Meine beiden höflichen Begleiter sagten mir, es sey sehr ungewöhnlich, daſs Fremde hierher kämen, darum sey auch kein Gasthof in ihrem Gebiet. Vor mehreren Jahren wären einmal Engländer da gewesen. Sie fragten mich, ob man in unserm Lande den Nahmen ihrer Republik wohl wisse? und was man mir in Rimini für eine Beschreibung davon gemacht habe? u. s. w. Nach dem, was sie sagten, zu schliessen, war ihr republikanischer Stolz sehr bescheiden.

Sie begleiteten mich bis zu dem Borgo hinunter, und die Frau des Schusters, die uns hatte kommen sehen, sagte mir mit einer sehr bedeutenden Mine, ob ich wohl wisse, wer der eine von meinen Begleitern gewesen sey? es sey der Sohn des *Capitaneo regente* gewesen.

In dem Borgo war es lebhaft, weil gerade Markt war, und in einem Kaffeehause war eine Anzahl Priester versammlet, denen man es an der armseligen Kleidung und hagern Gestalt wohl ansahe, dafs sie keine pabstliche sondern republikanische Geistliche waren.

Wir nahmen nun Abschied von unserm Wirth, dessen Sohn uns noch eine Strecke begleitete; dann eilte ich mit meinem Wegweiser schnell den Berg hinunter. In Ceravallo hielten wir uns nicht auf, und kurz nach Mittag erreichten wir schon die Grenzscheidung. Der Berg von St. Marino hatte sich in Wolken gehüllt, und wir befanden uns wieder auf pabstlichem Gebiet.

MORITZ.

IV.

ÜBER EINIGE

FRESKOGEMÄLDE IN EINER KAPELLE DES VATIKANISCHEN PALASTES,

NEBST

EINER VORLÄUFIGEN BETRACHTUNG ÜBER GIORGIO VASARI.

Da im Verlauf dieser periodischen Schrift sich öfters Gelegenheit anbieten wird, über die Bemühungen des Giorgio Vasari zu reden, der mit so viel Fleiſs die Biographien der Künstler, die in den drey ersten Jahrhunderten der wiederauflebenden Kunst gelebt hatten, zusammentrug; wollen wir hier eines und das andere, diese Lebensbeschreibungen betreffend, vorausschicken.

Allerdings erlangen die Biographien des Vasari dadurch schon ein groſses Gewicht, daſs er selbst Mahler und Architekt war, zweytens in der Zeit lebte, wo die gröſsten Meister der

Kunst auftraten, und drittens mit den meisten derselben einen Freundschaftlichen Umgang flegte. Rom und Florenz waren das Theater seines Lebens; auf seinen Reisen in die Lombardey, und nach Venedig lernte er die beſsten dortigen Meister theils selbst, oder ihre Arbeiten kennen. Die deutsche und niederländische Schule war ihm durch Kupferstiche bekannt, und in Rücksicht der Lebensumstände jener Meister konnte er leicht Nachrichten durch die Künstler sammeln, die schon damals häufig aus Deutschland und den Niederlanden nach Italien, besonders nach Venedig, Florenz, und Rom, wie auf ihre hohen Schulen, reiseten.

Spanien, Frankreich, und England hatten in jenem Zeitpunkt noch keine Künstler von Erheblichkeit gezeugt; man fieng in diesen Ländern erst an, die Kunst durch italienische und deutsche Meister, die an dortige Höfe gezogen wurden, kennen zu lernen.

Vasari stund überdieſs mit den beſsten literarischen Köpfen seiner Zeit in Verbindung. Sein Eifer Nachrichten für seine Biographien aufzusuchen war unbegränzt. Nebst den Handschriften von Antonio Filarete, Lorenzo Ghiberti, und dem groſsen Raphael, welche Nachrichten über die ältern Meister gesammelt hatten, stunden ihm die Florentinischen Archive offen; und was noch mehr ist, er hatte die Werke dieser alten Meister meistens noch wohl erhalten vor Augen. So viel glückliche Umstände treffen selten bey einem Geschichtschreiber besonders in einer solchen Materie zusammen. Wie weniger verwickelt würde die Geschichte der antiken Kunst seyn, wenn Pausanias und Plinius uns so viele Umstände berichtet hätten, und wir uns so zuversichtlich auf ihre Nachrichten verlassen könnten

Indessen würde man sich sehr irren, wenn man sich blindlings an diesen Schriftsteller halten wollte. Zum Glücke sind die Zeiten noch nicht so fern von uns, daſs man nicht sein eigenes Urtheil mit einzumischen wagen dürfte. — Es sind zwey wesentliche Fehler an diesem Geschichtsammler, vor denen man sich in Obacht zu nehmen hat: 1. Oft unvollständige, und oft falsche Nachrichten. 2. Oft partheyische, oft schwankende und unzulängliche Beurtheilungen. Was den ersten Punkt betrift, wird man ihm leicht vergeben, wenn man das weitläuftige Feld betrachtet, das er zu bearbeiten hatte, Mangel seiner Bemühungen scheinet es wenigstens nicht gewesen zu seyn; denn wer erstaunt nicht über die Menge von einzeln Anekdoten, die doch oft besonders in Rücksicht der ganz alten Meister sehr wenig interessant sind! — Aber wer opferte nicht gerne den gröſsten Theil dieser Anekdoten auf für drey bis vier Lebensbeschreibungen, z. B. von Leonardo da Vinci, Correggio u. f., die er uns umständlicher gegeben hätte?

Über den zweyten Punkt ist er weniger zu entschuldigen; seine Partheylichkeit für Michelangelo und die Florentinische Schule machet seine Urtheile über andere Meister schief und schwankend. Raphael und seine Schüler erscheinen nicht in ihrem Licht, eben so wenig als Leonardo da Vinci, und seine Mayländische Schule. Das Verdienst des Correggio, und der Venezianer, was Harmonie und Kolorit betrift, scheinet er zu wenig gekannt, oder nicht genug geachtet zu haben, um mit gehörigem Lobe davon zu sprechen. Sein Abgott Michelangelo, durch den er allein sah, der durch sein Ausserordentliches ihm zu viel imponirte, war der Maſsstaab der Vollkommenheit, nach welchem er die Verdienste aller übrigen, so wohl in Mahlerey, Bildhauerkunst, und Architektur, beurtheilte. Er trägt selbst kein Bedenken die

Werke dieses Meisters über die Antiken zu erheben.

Diese Art über Kunstwerke zu urtheilen, die seine Schriften karakterisirt, zeiget sich auch in seinen Gemälden, und Gebäuden; überall erscheint er als der steife Nachahmer von Michelangelo. Dieser, der so weit den Raphael überlebte, und nach dessen Tod kein Gegengewicht mehr hatte, zog durch seinen ungeheuren Geist alle übrigen Künstler an sich; man wich von der Bahn der Antiken, die Raphael so glücklich betreten hatte, allmählich ab, und in der zweyten Hälfte des 16ten Jahrhunderts neigte sich die Kunst schon wieder merklich zum Verfall. Es scheinet also in Vasari nicht so viel Partheylichkeit gewesen zu seyn, die Florentinische Schule und insbesondere die Michelangeloische (denn die Florentinische hatte mehr Zweige) über andere hinweg zu setzen, sondern es war in ihm vielmehr eine gewiſse Überzeugung, daſs in der Manier seiner Schule wirklich die höchsten Vorzüge der Kunst beruhen. Wenn er demnach das Verdienst anderer Schulen und besonders der Häupter derselben nicht so bedeutet; wie wir es wünschen, so ſcheinet es mehr Mangel der allseitigen Beurtheilung als scheele Partheylichkeit gewesen zu seyn.

Indessen hat es die Nachwelt den Bemühungen dieses Mannes zu danken, daſs wir über so viel interessante Produkte des menschlichen Geistes nicht ganz im Dunkeln sind, und wir durch seine Geschichte, als wie durch einen Leitfaden geführt, den Anfang, Fortgang, die Höhe, und das allmählige Abnehmen der modernen Kunst betrachten können. Wenn dergleichen Betrachtungen für jeden denkenden Kopf überhaupt wichtig sind, so werden sie es desto mehr für den Künstler und Liebhaber. Denn hauptsächlich hiedurch lernet der Künstler die Mittel und Wege kennen, die allmählig zur Vollkommenheit führen; in dem Verfall spühret er die Ursachen auf, die so oft die beſsten Köpfe gleiten machte. Er beobachtet, wie ohne den Zusammenlauf glücklicher Umstände und Verbindungen, die sich tausendfältig nüanciren, der mit den gröſsten Fähigkeiten geborne Mensch aus Mangel einer guten Schule zurückbleibt; hingegen ein mittelmäſsiger Kopf durch eine richtige Entwicklung seiner Kräfte sich hervorthun kann. Haben wohl die Werke Raphaels, und des Leonardo einen andern Vorzug über einen Massallio, Albert Dürer, als ein glücklicheres Zeitalter, eine bessere Schule, einen vorzüglichern Standort? Und warum bleiben ein Rubens, Peter von Bartano, Bernini, und die beſsten Köpfe der französischen Schule so weit hinter den groſsen Meistern des 16ten Jahrhunderts? sind nicht die verderbten Schulen, eine falsche Entwicklung ihrer Seelenkräfte, daran Ursache? —

In dieser Rücksicht wollen wir hier versuchen, das Andenken eines Künstlers zu erneuern, dessen Namen und Werke bereits aus dem Gedächtniſse der Menschen gekommen, und der doch verdient in der Liste groſser Künstler mit oben anzustehen.

Dieser ist Fra Gioanni Angelico von Filsole aus dem Dominikanerorden. Geboren 1387, gestorben in Rom 1455. Er war ein Liebling von Casmus Medici, Vater des Vaterlandes, und ein Zeitgenosse von Massallio, Lorenz Ghiberti, Donatello, und Brunelleschi, welche zusammen in jener Zeit die Grundepoche der modernen Kunst, sowohl der Mahlerey, als der Bildhauerkunst und Architektur, bildeten.

Fra Gioanni mahlte anfangs Miniatur und legte sich hernach unter seinem Meister Starnina auf die Geschichte. Wer andere Nachrichten über sein Leben verlangt, findet sie umständlich in

Vasari und Baldinacci. Unser Zweck ist hier nur eine nähere Beschreibung von einigen Freskogemälden dieses Meisters zu geben, die in der Kapelle des heil. Lorenz im Vatikanischen Palaste noch sehr wohl erhalten sind. *)

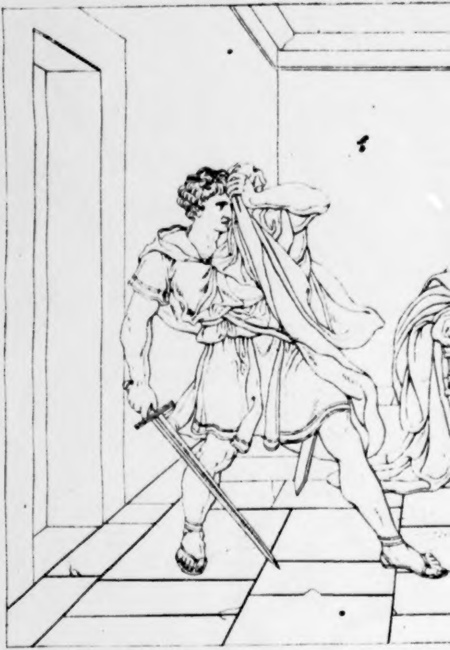
(*Die Fortsetzung ſolgt künſtig.*)

---

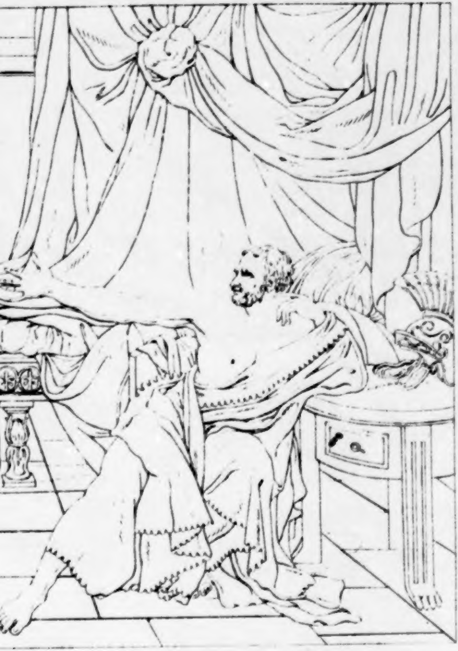
*) Vasari sagte von diesen Gemalden weiter nichts, als daſs sie sehr schön (bellissime) wären. Battari in seiner Ausgabe von den Werken des Vasari setzt folgende Note bey: „Die Kapelle von S. Lorenzo im Vatikanischen Palaste an der Seite der Zimmer Raphaels waren in solche Vergessenheit gerathen, daſs der Schreiber, um sie zu sehen, durch ein Fenster hineinsteigen muſste. Die Mauern sind ganz bemahlt, und in 12 Gemälde abgetheilt, die das Leben des heil. Lorenz vorstellen. Die Gemälde sind noch so frisch, als wenn sie nun ein Jahr zuvor wären gemacht worden; und in jeder Rucksicht so schon, daſs man sie beynahe an die vortreflichen Werke setzen könnte. Es ware eine nutzliche, und hochstseltene Sache, sie stehen zu lassen, um den Fortgang in der Mahlerey besser zu sehen; und sie könnten für Kunstler vom nemlichen Nutzen seyn, als die Werke von Albert Durer."

Vielleicht hatte seit Battari keiner mehr diese Gemählde gesehen, denn die Aufseher daruber wuſsten selbst nichts davon, und die Kapelle ist gleich andern daran stossenden Zimmern in eine Winkelkammer verwandelt. — Die Abtheilungen der Gemählde sind nur eilf; und handeln zugleich vom Leben des heil. Stephans, und des heil. Lorenz. Die Gemählde sind wirklich wohl erhalten; nur sind die Untern im 16ten Jahrhundert schon in etwas retouchirt worden.

Gedruckt in der Königl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerey
bey G. J. Decker und Sohn.

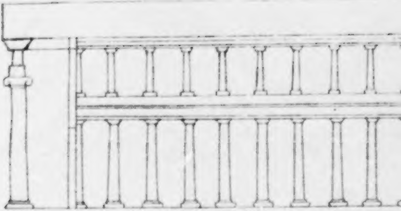


C. M



ARIVS.

Fig 2



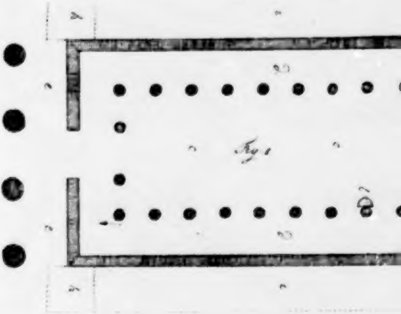
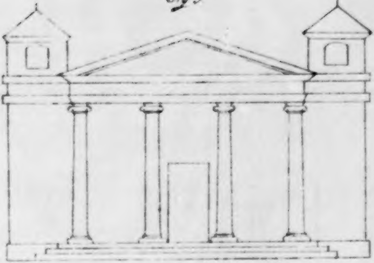
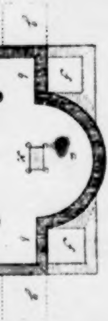


Fig 1

Fig 3





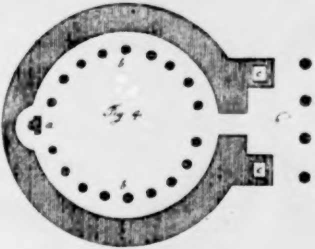


Fig 4

ITALIEN

UND

DEUTSCHLAND

IN RÜCKSICHT

AUF

SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR
UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ,
Professor der Theorie der schönen Kunste in Berlin

UND

A. HIRT, Gelehrten in Rom.

Zweites Stück mit Kupfern.

BERLIN, 1789.
Im Verlag der Kön. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

[illegible]

I.

ÜBER EINIGE
FRESKOGEMÄLDE
IN EINER KAPELLE DES VATIKANISCHEN PALASTES,

NEBST

EINER VORLÄUFIGEN BETRACHTUNG ÜBER GIORGIO VASARI.

(*Fortsetzung.*)

Die Freskogemälde stellen die Geschichten der beyden Erzmärtyrer Lorenz und Stephan vor. An den Oberpfeilern sind acht Kirchenlehrer in einzelnen Figuren gemalt, und an der Decke die vier Evangelisten. Die Geschichte des heil Lorenz ist in fünf, und vom heil. Stephan in sechs Abtheilungen gemalt.

In der ersten kniet der heil. Lorenz vor dem Pabst, der ihm den Kelch reichet. Acht junge Clerici stehen in weissen Chorhemden und Kirchenmänteln umher. Die Anordnung ist höchst einfach. Ruhe und innige Frömmigkeit drückt sich auf den Gesichtern der Anwesenden aus.

Im zweyten Gemälde übergiebt der Pabst dem Heiligen einen Beutel Geld, um es unter die Armen zu vertheilen.

Das dritte stellt das Allmosengeben selbst vor: der Heilige tritt an die Halle der Basilik, wo sich die Armen nach dem ursprünglichen Kirchengebrauche aufzuhalten pflegten. Die Dürftigen, worunter Lahme, Verstümmelte, Blinde, Wittwen mit ihren verwaiseten Kindern sind, nähern sich ohne ungestümes Heischen, sondern verlangen mit Andacht und Ehrfurcht vor dem heiligen Mann. Die ganze Anordnung ist äuſserst simpel, und eines Raphaels würdig. Die Köpfe sind alle verschieden, und von den bedeutendsten Zügen; die ganze Figur eines Blinden, und ein Junge, den die Mutter an der Hand herbeyführt, sind mit dem zartesten Gefühl des Wahren gemacht.

Im vierten wird der Heilige gebunden vor den Kaiser Decius geführt: eine Komposition reich an Figuren, die zu beyden Seiten des kayserlichen Richterstuhls stehen. Es nehmen sich vortreffliche Köpfe von Militär- und richterlichen Personen darauf aus: Ein Jüngling, die Hände ringend und über das Verdammungsurtheil des Decius das Gesicht abwendend, ist besonders schön.

Das fünfte Stück, die Martyr des heil. Lorenz vorstellend, ist sehr beschädigt, und durch das nachherige retouchiren ganz zu Grunde gerichtet worden.

Über diesen ist die Geschichte des heil. Stephans in sechs Abtheilungen vorgeſtellt.

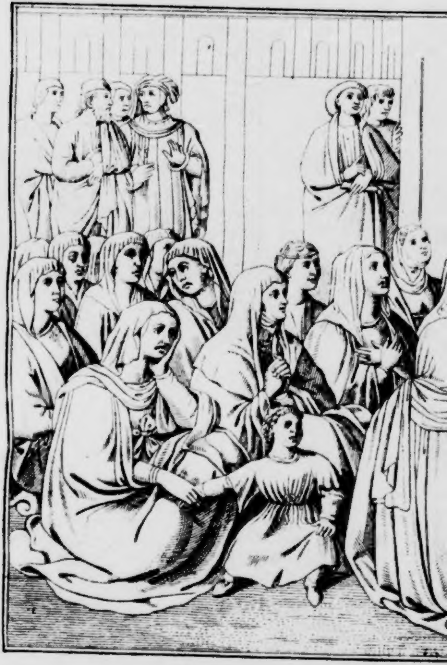
Im ersten Gemälde empfängt er von dem heil. Petrus in Gegenwart anderer Apostel den Kelch. Die Handlung ist voll Adel; die Apostel schön gestellt, und die Köpfe so, wie sie nur Leonardo da Vinci in seinem Abendmal nachher besser ausgeführt hat. Die Gewänder sind im antiken Stil edel und groſs geworfen.

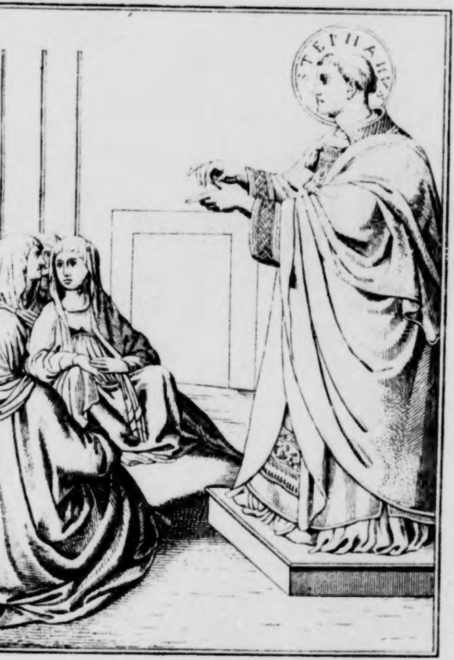
Das zweyte Stück stellet die Almosenaustheilung des Heiligen vor. Eine schlanke weibliche Figur, die eben Almosen empfängt, und eine andere, die mit einem Körbchen am Arm weggeht, sind raphaelisch schön.

Das dritte stellet die Predigt des Heiligen vor. Wir haben, um einen sinnlichen Begriff von dem Geist dieses Meisters zu geben, einen Umriſs davon stechen lassen. Wir waren unter vier Hauptstücken lange unentschlossen, welches wir hierzu wählen sollten. Doch zweifeln wir nicht, daſs der Geschmack unserer Leser sich mit der Wahl befriedigen wird.

Man bemerke den heiligen Redner: wie einfach sein Stand, wie wahr und bedeutend die Bewegung seiner Hande: der Geist der Sanftmuth und der Milde, fern von allem Ungestüm, ſpricht aus ihm; seine Worte haben Eingang gefunden: man sehe die Gruppirung der Weiber über deren Natürlichkeit man die Kunst vergiſst: wo ist eine leere, eine bedeutungslose Miene! die Überzeugung spricht aus allen Gesichtern: — die Männer stehen im Hintergrunde; die Lehre ist ihnen neu, und aufmerkſam wagen sie mit zweifelndem Geiste die Worte des Redners. — Welche innige Ruhe im Ganzen, welche sanfte und andachtsvolle Bewegung auf den mannigfaltig schönen Gesichtern der Frauen, welche graziöse Verschiedenheit der Attitüden, der Köpfe, Hände, Gewänder: und alles zusammen in welcher wahren Harmonie der Intention! — Man untersuche, stelle die Kupferstiche nach den gröſsten Meistern darneben, und sehe noch einmal.

In dem vierten vertheidigt sich der Heilige vor den Richtern. Wie verschieden von dem vorhergehenden, und doch nach unserm individuellen Gefühl noch vortreflicher als die Predigt.




STEPHANUS

Stephan dort lehrend ist sanft, hier vor den Richtern seinen Gott vertheidigend zeigt er sich im Stolz des Löwen. Stattlich auf dem Stuhle sitzt die Figur des Richters mit durchdringendem Blick, und in schönem breiten Gewand: noch ist er über den Ausſpruch unentschlossen: zwey Männer zur Rechten voll Erhabenheit und Adel scheinen den Verklagten zu vertheidigen; vier andre zur Linken sind seine Kläger: der Fanatismus malet sich auf ihren grünzenden Gesichtern, in den giftspeyenden Augen, im Blecken der Zähne — Und doch ohne alle Karikatur, so viel nemlich Verfolgungsgeist ohne Karikatur seyn kann. Die Erhabenheit der Intention ist nur in Raphael und Leonardo wieder zu finden, die blos in Rücksicht des Wissenschaftlichen den Vorzug über den Fra Gioanni behaupten können.

Im fünften Stück schleppen ihn die Fanatiker zur Stadt hinaus, und im sechsten wird er gesteinigt. In diesen zwey Gemälden zeigt sich nun die merkliche Schwäche des Künstlers. Die Sujets erfodern viel Bewegung, Verkürzung, ja selbst ein gewisses Unordentliches und Wildes in der Komposition. Die Wissenschaft des Zeitalters reichte noch nicht bis dahin. Indessen bleiben die Vorstellungen immer deutlich und ausdrucksvoll; besonders sind Köpfe von seltener Karakteristik und Schönheit darunter. —

Die einzelnen Figuren der Kirchenlehrer, und Evangelisten sind am besten gezeichnet und gemalt; die Figur vom heil. Bonaventura nimmt sich besonders gut aus. —

Nikolaus V. lieſs diese und noch eine andere Kapelle im Vatikan, die aber schon zu den Zeiten Paul des Dritten ruinirt worden ist, von Fragio Angelico malen, und wollte ihn wegen seiner Verdienste und seines exemplarischen Lebenswandels zum Erzbischof von Florenz machen; aber der Maler entschuldigte sich mit dem Studium seiner Kunst, die ihm keine Zeit übrig gelassen hätte, darauf zu denken, ein Lehrer und Vorsteher des Volkes zu werden. Er machte aber den Pabst auf den in Florenz so berühmten Antonino, gleichfalls aus dem Dominikanerorden, aufmerksam, der auf seinen Vorspruch auch vom Pabst erwählt, und nachher der Klasse der Heiligen einverleibt ward.

In Rücksicht des malerischen Verdienstes von Fra Gioanni sind alle Kunstkenner mit uns der Meinung, daſs, was die Wahrheit der Darstellung, und das Natürliche der Komposition, besonders in ruhigen Sujets betrift, er von keinem ist übertroffen worden. Die Köpfe, die Bewegungen, besonders in weiblichen Figuren, haben eine ihm eigene Grazie; aber nicht allein diese: die Apostel, die Richter, zeigen eine Grösse und Erhabenheit in ihren Gesichtern, die man bei der grossen Wissenschaft eines Leonardo, und Raphaels kaum wieder findet. Man sieht in diesen Gemälden keinen unbedeutenden und leeren Kopf, und man wird nicht leicht einen Meister sehen, bey welchem die Gesichter und Hände sprechender wären. Vor allen andern ist ihm aber der Ausdruck von Andacht und Frömmigkeit geglückt. Vasari ſagt daher auch von ihm: „daſs die Heiligen von keinem Maler mehr Bildliches und Aehnliches von Heiligen in den Gesichtern zeigten, als welche Fragio Angelico malte.“

Michelangelo schätzte besonders seine Marienbilder, wozu jener nach dessen Worten die Idee vom Himmel geholt zu haben schien.

Seine Gewandwerfung ist geschmackvoll und groſs. Das Kostum in den Kleidungen der Priester, Apostel und Richter ist von Raphael und den besten Meistern nachgeahmt worden. Der Hauptton seines Fleisches und die Farbenwahl seiner Gewänder ist so wahr, so rein und so schön, daſs nur die Halbtinten und Wiederscheine zur Rundung fehlen, um ihn den gröſsten Koloristen an die Seite zu setzen. Die Gründe sind in jedem Gemälde schicklich verändert, mit einem hinlänglichen Verständniſs der Perspektiv zwar mehr der Linien, als der Luft. —

Die Figuren haben meistentheils schon richtige Verhältnisse; aber das Wissenschaftliche, was das Detail der Zeichnung, den Effekt des Helldunkels und die Rundung der Figuren betrift, war in seiner Zeit noch zu sehr in der Kindheit. — Die Umrisse sind hart, Hände und Füſse sind oft nur durch Striche angegeben. Die Köpfe, die doch immer am besten bestanden, sind noch immer mager und in einer kleinlichten Manier gemacht, so daſs es unbegreiflich scheint, wie man mit so weniger Kunst sich so bestimmt, so erhaben und grazios habe ausdrücken können. Aus Mangel des Helldunkels und der Luftperspektiv stehen die Figuren noch im Grund klein, und die Gewänder bleiben glatt. Nakte Theile malte er noch nicht. Das Studium der Anatomie und des Nakten überhaupt ist erst 50 Jahre nach diesem Zeitpunkte unter Leonardo und Michelangelo getrieben worden. Verkürzungen, Figuren in Momentalbewegungen u. f. sind Fortschritte des sechszehnten Jahrhunderts.

Man muſs also bey diesem Meister nicht suchen, was nach der Ordnung der Dinge sich nicht bey ihm finden konnte. Hätte er hundert Jahre später gelebt, so würde man diese Mängel nicht bey ihm wahrnehmen. — Aber würden wohl jene groſsen Meister entstanden seyn, ohne solche Vorgänger wie Fragio Angelico? — Hier ist nicht die Rede vom Wissenschaftlichen der Kunst (ohne welches es freylich unmöglich ist, die vollkommne Nachahmung der Natur zu erreichen). Man betrachte den Sinn der Sache: jene Simplicität, jenen reinen leichtumfassenden Geist, der so innig jeden Gegenstand, der ein Vorwurf seiner bildenden Kunst ward, umschlang. — Dergleichen Vorstellungen, so rein, so zart empfunden, werden mit allen Unvollkommenheiten der Kunst immer mehr gefallen, mehr rühren, als alle Kunst ohne jenes Gefühl, ohne jenen reinen Sinn. —

Man bewundere bey einem Künstler jenes vortreflich gezeichnete Bein, jenen kühnen Skurz, die Magie seines Kolorits, die Freyheit seines Pinsels: aber der Vorwurf bleibe kalt, ohne Bedeutung — ich kehre zu meinem kunstlosen Meister zurück: seine Simplicität, die Wahrheit seiner Darstellung erreget mein Mitempfinden.

Zur Vollkommenheit eines Kunstwerkes gehört beydes Empfindung und Kunst; und diese haben in modernen Zeiten ohne Zweifel Raphael und Leonardo am vollkommensten gehabt: in welcher Entfernung zwar von den Antiken? Deswegen wird nicht gefodert, daſs man in die Epoche des Massallio und Fra Gioanni zurückkehre, um nach ihren Werken zu studiren. Ihr Geist ist in den Werken der groſsen Meister des sechszehnten Jahrhunderts mit mehr Kunst ausgeführt; wer also einen Michelangelo und einen Raphael studirt, studirt in diesen auch jene frühern Meister. Indessen wer kehrt nicht manchmal gerne zu den Werken dieser letztern zurück, um an dieser kunstlosen und reinen Darstellung seine Empfindung zu wärmen? Wer betrachtet nicht gerne den Fortschritt von diesen zu jenen? Wer zieht aus diesen Beobachtungen für sich nicht die goldene Lehre heraus, daſs die Kunst ohne diese Wahrheit nichts ist, und daſs der Verfall der Kunst sogleich nach den groſsen Meistern des sechszehnten Jahrhunderts blos daher rührte, weil man die Seele derselben, die Wahrheit und Bedeutung in der Darstellung verlieſs — bis eine ausschweifende Phantasie, wie eine ansteckende Seuche, alle Geister ergriff, in elenden Künsteleyen, in Nebensachen das Hohe der Kunst zu suchen; auf solche Weise gerieth man in den Zeiten der Berninischen und Cortonischen Schule auf Abwege aller Art.

Vasari, der den frommen Lebenswandel dieses Meisters weitläufig beschreibt, weswegen er auch nachher der Klasse der Seligen ist einverleibt worden, setzt noch folgende merkwürdige Worte bey: „Daher trift man in den Gesichtern und Attitüden seiner Figuren das Reine und Edle seiner groſsen Seele gegen die christliche Religion wieder an.“ Diese Worte des Biographen finden sich bey jedem, der seine Werke sieht, so wahr, daſs man sich nicht ohne Rührung davon entfernet; und diese Übereinstimmung der Werke mit dem Gemüthe und der Denkart des Künstlers stimmt den Beobachter mit sich selbst in Harmonie. Eine frische Überzeugung überflügelt uns, daſs man nur das wahrhaft gut auszudrücken im Stande ist, was man wahrhaft empfindet: und was empfindet man wahrhaft? Das, was man wirklich ist. —

II.

BILDHAUEREY.

UBER

ZWEY STATUEN VON DEN HERRN DANNEKKER UND SCHEFFAUER.

Die Bildhauerey macht in unsern Tagen gleich der Malerey glückliche Fortschritte. Man sucht nicht nur mehr Korrektheit, als das verfloſsene Jahrhundert in seinen Werken zeiget, sondern auch was den Stil betrift, fängt man an, mehr im Geist der Alten zu arbeiten, als im ſechzehnten Jahrhundert, wo sich Michelangelo mit ſeiner Schule vorzüglich auszeichnete. Man kann es nie genug wiederholen, daſs ſeit einem Mengs und Winkelmann das Studium der Kunst, so wie die Kritik über Alterthum unmerklich eine ganz andere Richtung bekommen, und wenn vollends gewisse Faden, wodurch einige veraltete schädliche Vorurtheile noch mit dem Ganzen zusammenhangen, abgeschnitten sind; so darf man vielleicht mehr hoffen, als bisher die moderne Kunst seit ihrer Wiederherstellung geleistet hat. Nur in Rücksicht der Mahlerey tragen wir ein billiges Bedenken, die im 16ten Jahrhundert allerdings eine Stufe der Vollkommenheit erstieg, auf welche die heutige Kunst noch mit Schwindeln hinansieht. Komposition, Ausdruck, Zeichnung, Farbe und Helldunkel werden in den Werken einiger zwar weniger Meister immer Muster der Nachahmung bleiben. In der Bildhauerey ist es nicht so, und eben so wenig in der Architektur; die gröſsten Meiſter in diesen beyden Künsten haben uns so wenig Gutes, Geschmackvolles, und Richtiges geliefert, daſs das beste Moderne, wie in einem Nichts verschwindet, wenn man es gegen die Monumente stellet, die das Alterthum in diesen beyden Künsten auf uns gebracht hat. Hier steht der heutigen Kunst noch ein grosses Feld, sich zu versuchen, offen. Doch man würde sich irren, wenn man durch sklavische Nachahmung die Vollkommenheit jener alten Muster zu erreichen glaubte. Unsere Sitten, unsere Verfassungen, Gebräuche und Klima verbieten uns diese schnurgerade Nachmachung — blos durch das Aufſuchen der Maximen, welche die Alten bey Einrichtung ihrer

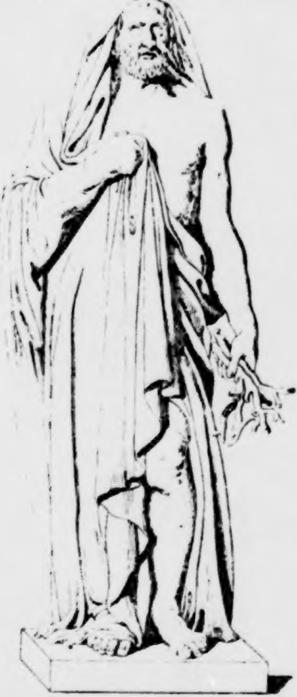
Kunstschulen beobachteten, dürfen wir eine bestimmte Verbesserung unſerer Kunstwerke hoffen.

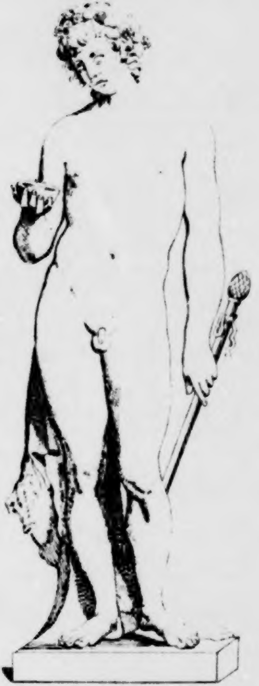
Die Gränzen der Kunst sind zu weitschichtig, als daſs sie nicht die Kräfte des fähigsten Kopfes übersteigen sollten, dem es an guter Anleitung gefehlt hat: und nach unserer Meinung sind noch alle Kunstinstitute, von denen wir Kenntniſs haben, weit von einer vollkommenen Einrichtung entfernt, obwohl wir gerne einigen den Vorzug über die andern zustehen. Wenn also dadurch einige Gelegenheit nehmen, über was immer für ein Kunstinstitut zu schreyen, weil bisher keines wirklich grosse Männer gezeugt hat; so mus man es von den Akademien verstehen, wie sie jetzt eingerichtet sind; nicht aber wie Kunstinstitute sollten und könnten eingerichtet werden. — Wir wissen zwar, daſs keine Schule den groſsen Mann macht, aber sie giebt ihm die Anleitung, vermöge welcher er seine Kräfte richtig entwickeln, und ausbilden kann. Ein jeder Künstler ward immer nach dem Maſs seiner Kräfte desto gröſser, je besser seine Anleitung war. Albert Dürer ist vielleicht das einzige Beyspiel in der Kunstgeschichte, der es gleichsam ohne Unterricht, ohne Nebenbuhler und Vorspiele besserer Werke, blos durch eigene Kräfte so weit brachte. Aber was wäre eben dieser Dürer geworden, wenn er in der Schule von Athen und Sizion erzogen worden wäre, oder nur einen Pietro Perugino, und die antiken Monumente vor Augen gehabt hätte? — Ein jedes Kunstinstitut, welches wahrhaft die Verbesserung der Künste zum Zweck hat, muſs nothwendig sein Augenmerk auf die Antiken richten, nicht bloſs daſs man junge Leute nach den besten Statuen, und Abgüssen zeichnen läſst, sondern daſs man vielmehr den Geist studirt, vermittelst welchem die Alten dieses hohe und mannichfaltige Schöne, das sich in ihren Werken entdeckt, und so augenblicklich von allem Modernen absondert, aus der Natur durch so zarte Linien abstrahirt haben. — Allein wie fern sind unsere Zeiten noch, die Antiken recht zu verstehen, ohne welches es doch unmöglich bleibt, mit wahrem Nutzen darnach zu studiren. Fehlen uns nicht noch zwey wesentliche Arbeiten, um zu dieser Kenntniſs zu kommen: erstlich ein detaillirtes Werk über den physischen Menschen, und selbst viele Thiernaturen durch die Anatomie: und zweytens ein detaillirtes Werk über die Bewegungen und Leidenschaften zur Kenntniſs des moralischen Menschen; besonders mit der Anwendung, wie die innern Gemüthsbewegungen sich auf der Oberfläche unseres Körpers bilden und ausdrücken? —

Der Beobachter über die moderne Kunstgeschichte kann nicht umhin, sich öfters selbst die Frage zu machen, woher es komme, daſs die Maler mehr, als die Bildhauer im antiken Stil arbeiteten, da doch jene gleichsam nichts zur Nachahmung von antiker Malerey vor sich hatten, dieſen aber die berühmtesten Stücke alter Bildhauerey immer vorschwebten. Aber allerdings ist die Antwort hierauf nicht so leicht. Ein berühmter Name, den kein Künstler ohne Ehrfurcht aussprechen soll und der immer allein stehen wird, so lange die Kunst dauert, scheinet dieser Auflösung im Wege zu stehen. Michelangelo ward nach dem frühzeitigen Tod Raphaels der Despot der Künste. Die besten Schüler des letztern beugten sich unter seinem eisernen Zepter. Er war überdieſs nebst seinen Kreaturen und Schülern der einzige Bildhauer, und hatte einen Stil, der zum Unglück auſser dem Verständniſs des Körperbaues nichts mit dem Antiken gemein hatte. Doch bleiben die besten modernen Stücke in der Bildhauerey immer von ihm und seiner Schule. Nach welchen Grundsätzen die nachkommenden Schulen arbeiteten, weiſs man gar nicht: weder die Antiken, noch die Natur, noch Michelangelo, haben sie geleitet. Es ist unbegreiflich, wie man durch mehr, als ein Jahrhundert einen Algardi, und Bernini hat zu Vorbildern nehmen können. In den Werken des Fiamingo blitzt noch ein schwacher Lichtstrahl antiker Nachahmung durch. Heutzutage ist dieser verderbliche Stil aus der Bildhauerey, selbst in Rom, noch nicht ganz verdrungen, obwohl man anfängt, demselben mit vielem Muth entgegen zu arbeiten. Man sucht nun das Antike und die Natur mit einem Fleiſs, wovon man in der modernen Bildhauerey kein Exempel hat. Aber sind die Grundsätze, nach denen man zu Werke schreitet, nicht noch sehr schwankend? ist nicht noch eine groſse Vorarbeit zur Festsetzung dieser Grundsätze übrig? ist diese Festsetzung möglich? und Wie, und durch Wen? — Wären dieſs überflüſsige Aufgaben für so viele gelehrte und Kunstakademien in Europa? —

Indessen, obwohl die bestimmten und hellen Principien, nach welchen die alten Künstler arbeiteten, bey uns noch in einem düstern Chaos liegen; so zeigen sich doch wirklich bessere Aussichten. Zwey junge Künstler, Dannekker und

Schefflauer, geben uns neue Beweise hievon. Beyde sind aus dem Würtembergischen gebürtig, ehemals Zöglinge des bekannten Erziehungsinstituts in Stutgard, und sind nun seit fünf Jahren auf Unkosten des regierenden Herzogs in der Fremde, nemlich zwey Jahre in Paris, und nun drey Jahre in Rom. Dieser durch seine Liebe zu Künsten und Wissenschaften so berühmte Fürst, begierig nach einiger Zeit, als seine zwey Pensionär in Rom angekommen waren, die Früchte ihres Fleiſses zu sehen, bestellte bey ihnen vier Statuen in Marmor etwas über halblebensgröſse, welche die vier Jahrszeiten bezeichnen sollten. Dies ist ohne Zweifel die beste Weise, den Eifer junger Künstler zu spornen, die sich schon bis auf einen gewissen Grad gebildet haben. Ein Studium in Thon, das man wieder verwirſt, und höchstens in Gips abgieſsen läſst, wird selten mit der Anstrengung gemacht, als wenn man dabey denket, daſs es zum Modell für eine Marmorsäule dienen soll, welche noch nach Jahrhunderten der Gegenstand des Lobes und Tadels bleibet. — Auch ist es kein geringer Vortheil, die mechanische Bearbeitung des Marmors an einem Ort zu lernen, wo man sich bey so vielen Meisterstücken Raths erholen kann, welches dem





Künstler bey der Rückkunft in's Vaterland nur zu oft fehlet. —

Die beyden ersten Statuen, der Frühling unter der jugendlichen Flora von Scheffauer, und der Sommer unter der getraidereichen Ceres von Dannekker vorgestellt, sind bereits verflossenes Jahr nach Stutgard abgegangen. Das Publikum hat sie als erste Produkte junger Künstler mit Nachsicht beurtheilt, wie davon auch in den römischen Kunstnachrichten mit viel Ehre Meldung gethan ward. Wir haben nun die beyden männlichen Statuen vor Augen, und um unsere Beschreibung deutlicher zu machen, haben wir Konturen davon stechen lassen. — Bacchus, den Herbst bezeichnend, ist von Dannekker, und der Winter, unter der altlichten bekleideten Figur, von Scheffauer.

Wie man sieht, haben sich diese Künstler der gewöhnlichen Idee bedient, welche die Neueren, die vier Jahrszeiten vorzustellen angenommen haben. Die Alten stellten dieselben gewöhnlich durch vier Genies mit ihren Attributen vor, wie man noch auf verschiedenen Särgen sehen kann; und auch durch vier weibliche Figuren, die sich tanzend um den Sonnenwagen schlingen. Der Gedanke der Neuern, die Gottheiten zur

Bezeichnung der Jahrszeit, wo ihre Kraft besonders wohlthätig wirksam ist, selbst vorzustellen, hat den Künstlern vielfältig Gelegenheit gegeben, diese Sujets zu wiederholen, und er scheint wenigstens in Absicht der drey erstern Figuren, die aus der Mythologie entlehnt sind, nicht unglücklich. Aber der Winter, unter der Figur eines grämlichten Alten, der halb nakt, halb in ein dickes Tuch eingewickelt, sich bald am Feuer wärmet, oder mit andern Attributen umgeben ist, hat zu wenig harmonisches mit dem griechischen Sinn. Das Leidende und hinfällige machet mit der aktiven Kraft der drey Gottheiten einen zu groſsen Abstand. Die Natur ruhet wohl, sie wird aber nicht alt; sie verliert ihre allbelebende Kraft niemals. Diese grämliche Figur des Winters hat mehr von dem strengen, schweren und bedeutenden Sinn des Nordländers; der Grieche, welcher die milden Küsten von Jonien und Sicilien bewohnte, und dessen feiner Geist alles mit der Lieblichkeit seiner Phantasie umspann, so daſs bey ihm selbst der Tod in das liebliche Bild eines schlafenden Jünglings mit der umgestürzten Fackel eingekleidet ward, konnte diese Idee nicht haben. — Vielleicht würde sich bey künftigen Vorstellungen dieser Art eine angenehmere Idee aus der allgemeinen Ruhe der Natur hernehmen lassen; und wenn doch der Kontrast im Sinn des Nordländers, bey welchem Schnee und Eis alle freundlichen Ideen erkältet, in Betracht der drey hervorbringenden Jahrszeiten, stark seyn soll, so lasse man wenigstens eben diese Natur thätig seyn. Boreas, wie ihn die Athenienser auf dem Windthurme vorstellten, und den man in Stuart nachsehen kann, könnte in diesem Falle den Gedanken zur thätigen Vorstellung des Winters geben *).

Man ist indessen weit entfernt durch diese Digression einen Schatten über das Kunstwerk, welches vor uns steht, zu werfen. Einem Künstler ist nicht immer erlaubt, eine Aufgabe nach seinem Sinne zu ändern; zweytens, wer sichert ihn vor der Gefahr des Tadels, wenn er aus dem gemeinen Geleise tritt? — Der Künstler wollte hier einen alten Mann vorstellen, und als einen solchen dem Urtheil des Publikums übergeben.

---

*) Wir werden uns in den Beschreibungen von Kunstwerken dergleichen Digressionen öfters erlauben, theils um denselben das Trockene und Einförmige zu benehmen; theils weil nach unserm Sinn sehr viel bey den schönen Künsten auf den Gedanken und die Wahl der vorgestellten Sache ankommt. — Eine Sache, worin die Neuern bisher noch weiter hinter den Antiken geblieben sind, als in der Ausführung selbst.

Die Figur den Mantel über dem Kopf, sich vor Alter etwas vorneigend, steht in der ruhigsten Stellung. Der rechte Arm und die rechte Hand, welche von beyden Seiten den Mantel auf der Brust zusammenhält, sind mit viel Kunst und Wahrheit in denselben eingewickelt. Die linke Brust und Arm sind nakt: gegen das Knie des linken Beines öfnet sich der Mantel sehr natürlich, und macht für das Künstlerauge eine interessante nakte Parthie. Die dürren Reiser in der linken Hand sind das einzige karakteristische Zeichen des Winters. Das Einfache und Wahre der Stellung; der glückliche Kontrast der schönsten Parthien von Gewandwerfung, und Naktem, ziehet den Gedanken des Sehenden vom Modernen ab, und man ahndet das Antike, ohne daſs man sagen könnte, daſs der Künstler eine der alten Statuen zum Vorbild seiner Nachahmung weder in dem einen, noch andern Theile gehabt hätte. So wie der Künstler hierin sehr glücklich seinem Originalsinn treu verblieb, scheinet er demselben in der Bearbeitung einzelner Theile gefolget zu seyn. Wir getrauen uns aber nicht zu behaupten, daſs dieſs in allen Theilen mit eben dem guten Erfolg geschehen sey. Es scheint, als wenn der Künstler sich durch die Nachahmung einer zu gemeinen

Natur habe hinreissen lassen; ein tieferer Blick auf die Antiken, wie sie das beste der Natur wählten, hatte den Künstler wahrscheinlich vor gewissen kleinlichten Parthien bewahrt. Der obere Theil des Kopfes um die Schläfe kömmt uns zu schmal vor in Vergleich mit dem Kinnbacken und Barte: vielleicht hätte der Künstler dieses vermieden, wenn er nur die Haupthaare, die an den Schläfen herabhangen, nicht so hohl gearbeitet hätte. Die Nase ist gleichfalls schmal, der Augapfel klein, und mit zu schneidenden Runzeln umher. Das Vorhangen des Hauptes ist wohl bey dem hinfälligen Alter natürlich; aber auch bey der Idealfigur eines Winters? die nakte Brust ist ziemlich verstanden, aber warum nicht karakteristischer, warum nicht voller? — besonders wenn man den nakten Arm, und das nakte Bein untersucht, wo die Dickungen, das heifst, der vordere Arm gegen den Ellenbogen, und die Wade schwer lassen.

Hingegen wenn es uns nöthig geschienen hat, diese wenigen Beobachtungen über das Nakte zu machen, so hat dasselbe anderseits wieder sehr wohlverstandene und weichgearbeitete Parthien. Besonders aber hat der Künstler seinen Geschmack in der Drapperie triumphiren lassen; sie ist ungekünstelt, edel, groſs, und an allen Seiten, wie sich die Figur dreht, entdecken sich schöne und wohlverstandene Parthien. Von hinten bildet sich die Figur mit einer Wahrheit durch, die den frappantesten Effekt macht. Wer die Schwierigkeit der Kunst von dieser Seite kennt, und weiſs, wie wenig glückliches die moderne Kunst im Wurf der Gewänder hervorgebracht hat, wird Herrn Scheffauer gern ein vorzügliches Verdienst zugestehen. —

Herr Dannekker hatte von Seiten seiner Aufgabe nicht so viel Schwierigkeit; der Herbst unter der Gestalt des lieblichen Bacchus ist deutlich karakterisirt, und die vielen schönen Bilder in Marmor, die auf uns von dieser Gottheit gekommen, umschreiben die Gränzen der nachforschenden Phantasie, weiter zu suchen. Der Künstler hat hier nur zu arbeiten, nicht unter dasjenige, was schon vor ihm gemacht ist, herabzusinken. Wie schwer aber dieſs sey, könnte uns zum Theil ein Beweis seyn, da die modernen Künstler bisher noch nicht ein mittelmässiges Bild von diesem Gotte gemacht haben. Der berühmte Bacchus des Michelangelo ist eben so weit von der Schönheit der Antiken entfernt, als ein Produkt des Boucher von einem Gemälde Raphaels.

Man sieht, daſs Dannekker mit aller Anstrengung den Spuren des Antiken nachging, und sehr wohl zu Gemüthe zog, was Winkelmann so vortreflich von dieser Gottheit schreibt: „Die Formen seiner Glieder (des Bacchus) sind sanft und flüſsig, wie mit einem gelinden Hauche geblasen, fast ohne Bedeutung der Knöchel und der Knorpel an den Knien, so wie diese in der schönsten Natur eines Knaben und in Verschnittenen gebildet sind. Das Bild dieser Gottheit ist ein schöner Knabe, welcher die Gränzen des Frühlings des Lebens und der Jünglingschaft betritt, bey welchem die Regung der Wollust, wie die zarte Spitze einer Knospe zu keimen anfängt, und welcher, wie zwischen Schlummer und Wachen, in einem entzückenden Traume halb versenkt, die Bilder desselben zu sammeln und sich wahr zu machen anfängt. Seine Züge sind voller Süssigkeit, aber seine fröhliche Seele tritt nicht ganz ins Gesicht."

Wir glauben zur Ehre unsers Künstlers nicht zu viel zu sagen, wenn wir in dem kleinen Marmorbilde die Hauptzüge dieser Schilderung wieder finden. Das äuſserst Einfache der Stellung, in der Rechten die Schale und in der Linken den Tyrsus, die sanfte Seitenneigung des Hauptes, das nicht ganz offene Auge, das Harmonische seiner jugendlichen Glieder, geben dem Bilde einen hinziehenden Reiz. Der Künstler nahm die Hauptverhältnisse hiezu von einem wenig bemerkten, aber gewiſs schönsten Bilde des Bacchus, das auf uns gekommen, in der Villa Ludovisi *). Nur wünschten wir, daſs er sich auch keinen Skrupel gemacht hätte, das Jungfräuliche des Bacchus in den vollern Hüften nach der Proporzion dieser Statue auch beyzubehalten. Schenkel und Beine sind sehr glücklich im Stil des jungen Apollo in Florenz. An den Armen, und besonders an der rechten Hand, nimmt man eine zu getreue Nachahmung einer magern und nicht genug gewählten Natur wahr. Im Rücken ist etwas Trockenes, und die Schulterblätter zu stark bezeichnet. Der vordere Körper, beson-

---

*) Die grausame Verstümmelung dieser Statue, und die äuſserst schlechte Restauration ist ohne Zweifel die Ursache des wenigen Bekanntseyns dieser herrlichen Figur. Kopf und Hals, die beiden Arme, ein Theil des linken Beines und Schenkels sind modern. Das rechte Bein, obwohl antik, sehr schlecht angesetzt. Indessen muſs man sich doch billig wundern, daſs Winckelmann ihrer nirgends gedenkt, denn keine von allen Figuren dieses Gottes, und bey weitem nicht die in der Villa Albani, von der er spricht, geben so vollkommen die Idee seiner obenangeführten Schilderung, wie diese. Der Körper besonders ist mit einem *non plus ultra* von Delikatesse und Schmelz gearbeitet. —

ders Brust und Bauch, haben am meisten Harmonisches und in einander Flieſsendes. Indessen macht der Kopf dem Künstler die gröſste Ehre, der in allen Theilen mit der äuſsersten Sorgfalt geendigt ist. Man findet in den Augen, in der Nase, im Munde, und besonders in den Wangen die holden und wollusttrunkenen Züge des Bacchus der Alten wieder. Der Künstler gab ihm die Binde um die Stirne, (*Credemnum*) die den Bacchischen Figuren besonders zukömmt. Um die Haare, welche schöne Parthien machen, und mit möglichster Sorgfalt gearbeitet sind, windet sich ein Ranken von Reben mit der Frucht. — Über den Stock, welcher der Statue zur Befestigung dienet, ist das Tigerfell geworfen. —

Wenn anders der Wunsch diesen beyden Künstlern, noch länger in Rom zu bleiben, gewährt wird, so werden wir fernere Nachrichten von den ausgeführten Arbeiten derselben geben können, die auf eine deutliche Weise die Fortschritte und glückliche Methode zu studiren zeigen werden. Kleinere Modelle, die wir sahen, und welche sie zur Ausführung bereit halten, lassen uns gleichfalls wünschen, daſs ihr Begehren bewilliget würde. —

III.

DIE VILLA MILLINI

BEY ROM.

Nicht leicht kann eine Beschreibung anpassender seyn, als die des Martial von diesem reizenden Landsitze, welcher zu den Zeiten des Dichters einem Namensgenossen desselben, dem Tullius Martial, gehorte.

Diese Villa liegt jenseit der Tiber auf einem der hochsten Hügel bey Rom, welcher jetzt *Monte Mario* heiſst, ehemals aber unter dem Namen Janiculus mit begriffen wurde. Hohe Cypressen beschatten den Gipfel, worauf das Landhaus steht, und oben am Abhange des Hügels genieſst man einen der reizendsten Prospekte über Rom und seine umliegenden Gegenden.

In der Mitte des Abhanges tritt gleichsam eine Terrasse hervor, auf welcher die Villa Madama, nach Raphaels Entwurf, von dem Kardinal Julius von Medicis erbauet ist, und von der Madame Margaretha von Oestreich, einer Tochter Karls des fünften, welche dem Alexander von Medicis vermählt war, ihren Namen herleitet. Vom Fuſs des Berges bis an die Tiber erstreckt sich eine Ebene mit Alleen und Weingärten.

Diese Ebene, die reizende Villa Madama, am Abhange des Berges, und der hervorragende mit Cypressen beschattete Gipfel zieht den Blick unwiderstehlich an sich: und so wie man diesseits an dem gekrümmten Ufer der Tiber hinwandelt, erweitert, eröfnet und verändert sich die Scene jenseits auf die mannichfaltigste Weise.

Besonders schön bildet sich der Sonnenuntergang hinter den Cypressen, und ein Spatziergang am Abend am diesseitigen Ufer der Tiber mit der Aussicht auf die jenseitigen abwechselnden Hügel gewährt ein reines und stilles Vergnügen. —

Ein einsamer Weg geht nemlich dicht am Ufer der Tiber noch hinter den Garten hin, und erstreckt sich bis an den alten *Pons Milvius*, eine Brücke über die Tiber, welche jetzt *Ponte Molle* heiſst.

Nach eben dieser Brücke erstreckt sich von dem nordlichen Thore von Rom aus, eine schnurgerade Straſse, in der Richtung der alten *Via flaminia.* Diese Straſse kann man als eine Fortsetzung des Korso betrachten, der sich innerhalb vom Thore bis an den Kapitolinischen Berg erstreckt.

Der Korso innerhalb des Thores, und seine Fortsetzung bis an die Ponte molle ausserhalb, ist der Schauplatz, wo an Festtagen, und bey schönem Wetter sich unaufhörlich die Pracht der römischen Karossen zeigt.

Durch die dazwischenliegenden Gärten, von dieser geräuschvollen Straſse abgeschnitten, kann man bis nach Ponte molle an den Krümmungen der Tiber gehen, und hat alsdann den vollen Prospekt auf die jenseitigen Hügel, welcher auf der geraden Straſse durch hohe Mauren dem Auge entzogen wird.

So viel von der Aussicht auf den Monte Mario und die Villa Millini. Was nun den Prospekt vom Monte Mario anbetrift, so kann nichts zutreffender auf denselben seyn, als folgende Beschreibung Martials:

Die kleinen Ländereyen des Tullius Martials, sagt er, liegen längst dem Rücken des Janikulus hin. — Der ebene Gipfel schwillt allmälig an, freut sich eines reinern Himmels, und während die gekrümmten Thäler noch der Nebel deckt, genieſst er allein eines eigenen Sonnenlichts. — Von hieraus kannst du die sieben mächtigen Berge sehen, und Rom in seinem Umfange ſchätzen. — Dein Auge erblickt die Hügel von Alba und Tuskulum, und tiefer in dem Gebirge glänzt der Schnee. — Auf der flaminischen und salarischen Straſse siehst du die Wagen rollen, und hörest ihr Geräusch nicht, damit dein Schlummer nicht gestöhrt sey. — Unter dem nahen Pons Milvius gleiten die schnellen Schiffe die heilige Tiber hinunter, ohne daſs das Rufen und Getöse der Schiffer bis zu dir hinaufſchallt. —

Die Ponte Molle, in der Nähe, die Schiffe, welche die Tiber hinunter fahren, die Wagen auf der Via Flaminia und Via Salaria — dieſs alles sieht man noch jetzt, wie damals.

Die sieben herrschenden Hügel, (*ſeptem dominos montes*), welche noch jetzt mit ihren Gebäuden und Ruinen aus der Fläche des nun bebauten Marsfeldes hervorragen:

Und dann die Berge, welche in einer Entfernung von drey Meilen von Rom sich ringsumher lagern, und die groſse Ebene einſchlieſsen, in welcher die Königin der Städte einsam liegt.

Von hieraus stellte der Landschaftsmaler Hackert in Neapel die Stadt Rom mit ihren Pallästen und Ruinen in einem der interessantesten Gesichtspunkte dar — und der Landschaftsmaler und Professor Lüdke in Berlin, entwarf bey seinem Aufenthalt in Italien, von eben diesem Standtpunkte aus, eine Zeichnung von Rom; so daſs also dieselbe Aussicht, welche vor anderthalbtausend Jahren ein Dichter prieſs, nun auch durch die Malerey erhoben, dem Auge des Abwesenden und Fremden näher gerückt wird; und bey ihrer Betrachtung der Gedanke an Vergangenheit den Reitz gegenwärtigen Genusses erhöht.

IV.

ÜBER EINE PREISFRAGE:

Wie kann der Nationalgeschmack durch die Nachahmung der fremden Werke, aus der alten sowohl als neuern Litteratur, entwickelt und vervollkommnet werden?

Unter Nationalgeschmack denken wir uns *gewöhnlich* die besondre Art, das Schöne zu empfinden, wodurch sich eine Nation von der andern unterscheidet, so daſs man an den Kunstwerken, die sie in jeder Art hervorbringt, einen ganz eigenthümlichen Karakter bemerkt, und z. B. sogleich beim ersten Anblick sagen kann: das ist Egyptisch, Etrurisch, Chinesisch, Gothisch, u. s. w.

Das Wesen des Nationalgeschmacks besteht also eigentlich darinn, daſs er immer unvermischt geblieben, und sich bloſs aus und in sich selbst entwickelt, und in seiner Art vervollkommnet habe.

Der Nationalgeschmack kann und muſs daher, seiner Natur nach, durch die Nachahmung von etwas Fremden weder weiter entwickelt noch vervollkommnet werden, wenn er das, was er ist, Nationalgeschmack, bleiben soll.

Nationalgeschmack scheint also hier in dem Sinn genommen zu seyn, daſs bloſs der Geschmack einer Nation überhaupt, oder ihre Fähigkeit, das Schöne zu empfinden, darunter verstanden werde; und diese kann denn freilich, obgleich auch erst mittelbar, durch Nachahmung des Fremden, im rechten Sinn des Worts, weiter entwickelt und vervollkommnet werden; — weil sie entweder noch keinen festen und eigenthümlichen Karakter hat, oder, wenn sie ihn hatte, freiwillig darauf Verzicht that; wie dieſs denn der Fall bei den meisten Europäischen Nationen ist, welche eben durch diese freiwillige Aufopferung ihres ehemaligen eigentlichen Nationalgeschmacks, jeder höhern Art von Bildung und Vervollkommnung, in ihre Empfindungsfähigkeit für das Schöne, den Eingang eröfnet haben.

Nun zerfällt aber wiederum der verfeinerte Theil der Nation, welcher sich ausschlieſsend mit den Werken der Litteratur beschäftigt, natürlicher Weise in die hervorbringende und genieſsende Klasse, wovon sich die eine thätig, die andre leidend verhält.

Wer zu der hervorbringenden Klasse gehört, muſs Genie und Geschmack zugleich, wer zu der genieſsenden gehört, darf nur Geschmack, oder die Fähigkeit haben, das von dem schaffenden Genie hervorgebrachte Schöne, gehörig zu empfinden.

Für diesen genieſsenden Theil der Nation bedarf es nun, um seine Empfindungsfähigkeit für das Schöne zu entwickeln, und zu vervollkommnen, eigentlich weiter nichts, als der bloſsen Lektüre der vortreflichsten Werke der fremden und alten Litteratur, oder solcher vortreflicher Nachahmungen von diesen Werken, welche die Stelle derselben ersetzen können.

Faſste also die Frage weiter nichts in sich, als, wie der Geschmack einer Nation, oder ihre bloſse Empfindungsfähigkeit für das Schöne, durch die Nachahmung der fremden Werke aus der alten sowohl als neuern Litteratur entwickelt und vervollkommnet werden könne? — so wäre darauf keine andre, als die ganz simple Antwort: daſs der Geschmack einer Nation durch vortrefliche Nachahmungen von vortreflichen Werken aus der alten und neuern Litteratur alsdann entwickelt und vervollkommnet werden könne, wenn sie solche Nachahmungen, deren Daseyn schon vorausgesetzt wird, fleiſsig lieset.

Weil dieses nun aber keiner Beantwortung bedürfte, so scheint es wiederum, als sey in der Preisfrage unter Geschmack zugleich das Genie, als die Hervorbringungskraft des Schönen, mit verstanden, durch dessen vorhergegangene Entwickelung, indem es das empfundne Vortrefliche durch die Nachahmung zu erreichen strebt, alsdann nachher auch, vermittelst der Lektüre, der Geschmack der Nation sich von selbst entwickeln und bilden muſs.

Die Frage wäre also nun: wie das Genie zu Werke gehe oder zu Werke gehen müsse, um von den vortreflichsten Werken der fremden und alten Litteratur solche vortrefliche Nachahmungen hervorzubringen, die mit ihren Originalen selbst um den Preis wetteifern, und durch deren Verbreitung der Geschmack der Nation zugleich kann entwickelt und gebildet werden.

Da aber das Genie immer selbst am besten weiſs, wie es bey dem, was es hervorbringt, zu Werke geht und zu Werke gehen müsse; so würde die Beantwortung dieser Frage, wenn sie auch beantwortet werden könnte, für das Genie offenbar ohne Nutzen, und für den bloſs genieſsenden Theil, den die Entstehung des Vortrefflichen, das er genieſst, nicht kümmert, überflüſsig, und also die ganze Frage überhaupt der Mühe der Beantwortung nicht zu verlohnen scheinen; wenn es nicht noch einen dritten Theil der Nation gäbe, der zwischen der hervorbringenden und bloſs genieſsenden Klasse in der Mitte steht, und von dieser zu jener gleichsam den Übergang macht. — Dieſs ist der *betrachtende* oder beschauende Theil, der weder bloſs genieſst, noch eigentliche Hervorbringungskraft besitzt, sondern sich für den Mangel derselben dadurch schadlos hält, daſs er der Hervorbringung des Schönen in ihren geheimen Wegen, und der Empfindung des Schönen in ihren geheimsten Gängen nachspähet.

In diesem ruhig betrachtenden oder beschauenden Theile knüpft sich eigentlich das genauere Band zwischen der hervorbringenden und genieſsenden Klasse, weil Schein und Wiederschein hier gleichsam in einem neuen Brennpunkte zusammentreffen.

Für diesen Theil könnte also der Versuch einer Beantwortung der aufgeworfnen Frage nicht nur selbst eine angenehme Beschäftigung des Geistes seyn, sondern durch ihn auch mittelbar der hervorbringenden sowohl, als bloſs genieſsenden Klasse, wichtig werden, weil das Genie eben so gern erkannt, als der Geschmack gerechtfertigt zu seyn wünscht.

Allein auch hier müſste die Beantwortung der Frage sich bloſs auf das Historische, und, wo sie darüber hinausginge, auf das Negative beschränken; weil das eigentlich Positive, so wie bey allen Werken des Genies, auch bey den genievollen Nachahmungen des Vortreflichen in jeder Art, auf das *Detail* der wirklichen Ausführung ankommt, welches stets ein Geheimniſs bleibt, das nur dem Besitzer nützt, und mitgetheilt nichts fruchten würde; oder man müſste denn glauben, daſs eine allgemeine Formel zu erfinden möglich sey, wodurch sich jede schwere Aufgabe zu einem hervorzubringenden vortreflichen Kunstwerke, wie ein mathematisches Problem, auflöste.

Der Geschmack bildet sich auch, selbst bey der Nachahmung des Fremden, eigentlich immer durch sich selbst. Denn die Wahl des Schönen, das nachgeahmt werden soll, hängt ja von der Vorliebe und eigenthümlichen Gemüthsstimmung des nachahmenden Genies ab. — daſs es daher thöricht und vermessen seyn würde, wenn jemand auftreten, und einer Nation vorschreiben wollte, nach welchen Regeln sich ihr bis jetzt noch unentwickelter Geschmack in einem gewissen Zeitraume entwickeln und bilden solle.

Wenn er sich aber gebildet hat, so kann wohl einer einmal einen Überblick auf die allmähligen Fortschritte seiner Bildung werfen, und dabey sein Nachdenken üben, indem er allerley Betrachtungen anstellt, wie unter andern Umständen der Geschmack einer Nation sich noch eher und leichter hätte entwickeln können: was der Vervollkommnung desselben vorzüglich geschadet und genutzt habe u. s. w.

Die Frage also: wie der Geschmack einer Nation durch die Nachahmung des Fremden entwickelt und vervollkommnet werden *könne?* müſste sich zuerst immer wieder in die verwandeln: wie derselbe durch die Nachahmung des Fremden *wirklich* entwickelt und gebildet *worden sey?* — so wie er es nun wirklich geworden ist, kann er es freylich werden; allein er kann es auch noch auf tausend andre Arten, die niemand vorher bestimmen kann.

Es käme also, um die Frage nicht bloſs historisch zu beantworten, sondern über diesen Gegenstand zugleich sein Nachdenken zu üben, darauf an, einen allgemeinen Begriff aufzusuchen, worin alle die verschiednen Arten der Geschmacksentwickelung durch die Nachahmung des Fremden nothwendig zusammentreffen müſsten; und dieſs wäre denn freylich kein andrer, als der Begriff von der Nachahmung selbst, dessen genauere Auseinandersetzung hier erfordert würde.

Nun muſs aber freylich der Begriff von der Nachahmung, wenn er lebendig und wahr seyn soll, nothwendig aus dem Begriff von der wirklichen Handlung des Nachahmens selbst entstanden seyn; und wir haben doch bey der Betrachtung eines vortreflichen Werks, das durch die Nachahmung entstanden ist, nur das Resultat, aber nicht die Nachahmung selbst vor Augen; weil diese nothwendig in dem Innersten der Seele dessen, der das Werk hervorbringt, betrachtet werden müſste.

Wäre dieſs nun unsre eigne Seele, so würden wir uns gedrungen fühlen, statt der Antwort auf die Frage, *wie* ein solches Werk hervorgebracht werden könnte? gerade das Werk selbst zu liefern; oder vielmehr der lebendige Begriff von unsrer eignen nachahmenden Hervorbringungskraft würde sich in dem hervorzubringenden Werke selbst verlieren, und mit ihm eins werden.

V.

EINIGE LEBENSUMSTÄNDE

EINES JUNGEN MALERS

AUGUST KIRSCH.

Da diese Zeitschrift mit der Lebensbeschreibung eines französischen Malers, der in der Blüthe seiner Jahre starb, anhebt; so mögen dann auch dem Andenken eines jungen deutschen Malers, dessen Beispiel eben so nachahmungswerth ist, einige Blätter gewidmet seyn.

Dieser junge hofnungsvolle Mann, Namens August Kirsch, war aus Dresden gebürtig, und in seinem ein und zwanzigsten Jahre nach Rom gereist, um hier in dem Mittelpunkte der Künste nach den besten Mustern der Alten und Neuern sich zu bilden. Er kam mit Kraft und Muth gerüstet, und es fehlte ihm bei seiner Jugend, seinem Fleiſs, und erworbenen Geschicklichkeiten, nicht an schönen Aussichten zu einem glücklichen und ehrenvollen Leben.

Ausser seiner Kunst besaſs er auch reelle wissenschaftliche und Sprachkenntnisse; las und studierte täglich seinen griechischen Homer, und war mit seinem lateinischen Horaz vertraut. Er fühlte den ganzen Werth der Poesie, und ihren Einfluſs auf das Genie des Malers; deswegen machte er das Edelste, was die Menschheit in dieser Art hervorbrachte, sich zu eigen, und trug den Geist der Poesie in seine malerischen Kompositionen mit hinüber.

Selten vereinigt sich wohl so viel körperliche Dauerhaftigkeit und Stärke, mit so viel Zartheit der Empfindung, wie bei ihm; so daſs dem natürlichen Laufe nach, sein Körper im Stande gewesen wäre, die heftigsten Anstrengungen des Geistes bis in ein spätes Alter zu übertragen.

Dieſs gab ihm immer Heiterkeit und frohe Laune, und machte ihn unerschöpflich an naiven Einfällen und Gedanken, so oft er auch nach der angestrengtesten Arbeit in einer Gesellschaft von Freunden sich wieder erholte.

In der Pantomime war er Meister; und man hätte sagen sollen, er sey zum Schauspieler geboren, wenn nicht bei dem wahren Maler menschlicher Geschichten eben dieſs Talent in hohem Maaſse vorausgesetzt würde, wodurch er im

Stande ist, sich selbst in die verschiedensten Situationen, welche er darstellt, zu versetzen.

In der Kunst machte er als Jüngling die Fortschritte eines Mannes, und was seinen Eifer noch vermehrte, war der ehrenvolle Auftrag, welchen er aus seiner Vaterstadt erhielt, für eine ihrer Kirchen ein groſses Altarblatt zu malen.

Alle seine Wünsche und Gedanken konzentrirten sich nun auf dieſs Gemälde, und er nahm keine Rücksicht mehr auf gesellschaftliches Leben und Vergnügen, sondern miethete sich eine Wohnung jenseit der Tiber, in der Nachbarschaft des Petersplatzes, wo er wegen der Entfernung des Orts von seinen Freunden und Landsleuten, die, so wie die meisten Fremden, gröſstentheils im Bezirk des spanischen Platzes wohnen, seltener besucht wurde, und nur noch zuweilen, gleichsam wie ein Fremder, in ihrem Zirkel sich einfand.

Die Gegenden des Vatikans, welche schon Tacitus, wegen ihrer Ungesundheit, *infames vaticani regiones* nennt, sind noch itzt in den Sommermonaten Einheimischen und Fremden höchst gefährlich. Unser junge Künstler aber war zu sehr mit der Idee seines Bildes beschäftiget, und trauete der Stärke und Dauerhaftigkeit seines Körpers zu viel, als daſs er sich durch das Zureden seiner Freunde hätte abhalten lassen, eine Wohnung in dieser Gegend zu miethen, welche Mengs ehemals bewohnt hatte, und die aus einer Anzahl Zimmer von ungeheurer Gröſse bestand, in denen er zu der Arbeitung seines groſsen Altarblattes hinlänglichen Raum hatte.

Da sein Genie ihn einmal in die Tiefen der Kunst hatte blicken lassen, so lieſs ihm der Gedanke des Vollkommnen keine Rast, und er vergaſs sich selbst so sehr über seinem Werke, daſs er auf den schädlichen Einfluſs der verpesteten Luft auf feinen Körper nicht achtete, und unaufhörlich die nöthigen Studien zu seinem Gemälde machte, wobey er zum Bossiren der Figuren in Thon sich eines italiänischen Künstlers bediente, der in seiner Wohnung arbeitete, und sich ebenfalls durch diesen Aufenthalt eine tödtliche Krankheit zuzog.

Zu seiner unaufhörlichen Anstrengung und seinem Ringen mit der Kunst kam noch eine auſserordentliche Zartheit der Empfindung, wodurch seine innern Kräfte sich selbst immer mehr untergruben, als er den Tod seines jüngern Bruders vernahm, den er auſserordentlich geliebt hatte. Eben so groſs, wie sein Eifer für die Kunst, war seine anhaltende Wehmuth über diesen unerwarteten Todesfall. —

Nun war nichts, was ihn aufheitern konnte; entfernt von Umgang und Gesellschaft; allein in seinen öden Zimmern, sich quälend mit melancholischen Vorstellungen, verlor sein Körper die Widerstehungskraft; die Einflüsse der bösen Luft siegten über seine feste Natur, und er verfiel in ein Fieber, welches ihn gleichsam hämisch angrif, ihm einigemale Hofnung zur Wiederherstellung gab, und zuletzt, da er sich wirklich hergestellt glaubte, durch einen Rückfall ihn plötzlich dahin rafte; nachdem der Italiäner, welcher ihm die Studien in Thon verfertigte, ebenfalls an einem bösartigen Fieber schon gestorben war.

In seiner Krankheit nahm sich einer seiner Hausgenossen, ein spanischer Geistlicher, Namens Don Ginese, seiner mit solchem Eifer an, ohne nur die mindeste Belohnungssucht zu äussern, daſs der Name dieses Mannes gewiſs öffentlich genannt zu werden verdient, da er weiter kein Interesse für den Kranken hatte, als daſs er sein Hausgenosse war, und doch Tage und Nächte lang, so viel ihm seine Geschäfte verstatteten, die Dienste eines Krankenwärters bey ihm verrichtete.

Da der Kranke sich nun ziemlich wieder hergestellt glaubte, so machte Don Ginese mit ihm eine kleine Reise nach Kastellmadama, einem Bergstädtchen hinter Tivoli, in der Gegend, wo Horazens Landgut lag, und wo das Einathmen der reinen und gesunden Bergluft die Genesung vollenden sollte, als bald nach ihrer Ankunft ein unvermutheter heftiger Rückfall den jungen starken Mann, binnen drey Tagen, zum Schrecken und Bedauren seiner Freunde, in seinem drey und zwanzigsten Lebensjahre dahinraffte.

Nun hatte Don Ginese ein solches Interesse, daſs dieser Ketzer von seinen Landsleuten ehrenvoll möchte begraben werden, daſs er sich noch denselben Abend mit dem todten Leichnam in einen Wagen setzte, und ihn so vier deutsche Meilen weit, heimlich in der Nacht von Kastellmadama nach Rom brachte, weil es sonst ungeheure Kosten gemacht haben würde, den todten Körper von dort auszulösen.

Dieser Don Ginese ist auch seitdem von der ganzen deutschen Landsmannschaft geliebt, und jeder grüſst ihn, der ihn nur von ferne sieht.

Bey uns allen aber war der Eindruck, den dieser Todesfall machte, von der Art, daſs wir ernsthaft und niedergeschlagen einher giengen, und einer den andern bedeutend ansahe, als ob er sagen wollte: Sind wir besser, als er?

Dazu kam noch, daſs gerade zu der Zeit die deutsche Landsmannschaft in Rom sich vorzüglich enge zusammenschloſs, und gleichsam eine eigene kleine Republik für sich ausmachte. Man besuchte sich, man kannte sich untereinander, und die Künstler munterten sich wechselsweise durch einen rühmlichen Wetteifer auf.

Was aber einen noch ſtärkern sinnlichen Eindruck machte, war die Art des Begräbnisses, wozu, bey einem Protestanten in Rom, die Anstalten gleichsam heimlich gemacht, und eine Anzahl Sbirren zur Wache genommen werden müssen, weil man vor der Beleidigung des Pöbels immer noch nicht recht sicher ist.

Der Begräbniſsplatz ist in einer ganz abgelegenen Gegend der Stadt Rom, noch innerhalb der Ringmauer, bey der Pyramide des Cestius, welche in den Zeiten der römischen Republik erbauet wurde, und noch unverselırt aus dem grauen Alterthum emporragt.

In einiger Entfernung ist der Monte testacco, oder Scherbenberg, welcher wirklich aus den aufgehäuften Scherben der Töpfer, die hier zu den Zeiten der alten Römer wohnten, erwachsen ist, und unter den Hügeln von Rom eine beträchtliche Höhe hat.

Die Gegend um die Pyramide und den Monte testaceo ist eine mit Bäumen bepflanzte grüne Ebene, welche zu Spaziergängen für das römische Volk bestimmt ist, und den Namen führt: *i prati del popolo romano*, (die Wiesen des römischen Volkes). — Das ganze Revier ist eingeschlossen, und es führet ein eigener Eingang dazu.

Dicht bey der Pyramide sieht man die Leichensteine einiger Engelländer und protestantischen Deutschen, die in Rom gestorben sind; rund umher herrscht entweder die gröſste Einsamkeit und Stille, oder fröliches Jauchzen, wenn das Volk sich um und bey dem Monte testaceo in Zelten und kühlen Grotten versammelt, um sich hier zu ergötzen, und des Lebens zu geniessen.

Diese Gegend ist wegen des seltsamen Kontrastes vielleicht die Einzige in ihrer Art, um den Gedanken an den Tod und an die Vergänglichkeit der Dinge auf eine erhabne Weise zu predigen.

Auch stellt sich die Pyramide, welche schwärzlich und aschgrau, hin und wieder mit grünem

Mooſs bewachsen, aus einer kleinen Vertiefung an der alten Stadtmauer emporsteigt, äusserst malerisch dar, und wurde von dem jungen Kirsch noch einige Monathe vor seinem Tode gezeichnet, wo er scherzend sagte, er wolle, wenn er stürbe, mit dem Gesicht gegen die Pyramide gekehrt begraben seyn.

Die Kutschen, welche nun unsern verstorbenen Landsmann begleiten sollten, durften sich erst bey Bocca della verità, am Ufer der Tiber, nicht weit vom Aventinischen Berge, wo die Gegenden Roms schon ziemlich öde werden, versammeln.

Und ich nebst drey vertrauten Freunden des Verstorbenen, fuhren nach seiner Wohnung bey St. Peter, setzten den schmalen Sarg, so gut es gehen wollte, in eine Kutsche, welche wir voranfahren lieſsen, und wir in einer andern folgten, und brachten so den Leichnam, in der Dunkelheit der Nacht, heimlich durch eine lange Strasse, welche sich an der Tiber hin durch ganz Trastevere erstreckt. Die Trasteveriner, welche uns begegneten, wunderten sich über den herausstehenden Sarg, sagten aber nichts weiter, als *un morto! un morto!*

So gelangten wir über die sixtinische Brücke nach Bocca della Verita; wo die übrigen Kutschen mit den Sbirren uns schon erwartet hatten, mit denen wir nun bis an den Eingang zu dem Reviere, wo die Pyramide steht, den Todten begleiteten.

An diesem Eingange aber stiegen wir aus und steckten unsre Fackeln an. — Der Sarg wurde aus dem Wagen gehoben und getragen; wir aber folgten paarweise, bis ans Grab, um welches wir einen Zirkel schlossen, und als der Sarg eingesenkt war, eine kurze Trauerrede von mir gehalten wurde, nach deren Endigung die beyden nächsten Freunde und Landsleute des Verstorbenen die erste Schaufel mit Erde auf den Sarg warfen.

Es hatte sich doch eine Anzahl Volk um uns her versammelt, welche sich aber ruhig verhielten, und während meiner Rede sich nur stritten, ob das, was ich sagte, englisch oder deutsch sey? Sie schienen übrigens von der Ernsthaftigkeit und Ordnung, womit wir bey diesem Akt zu Werke giengen, erbauet zu seyn.

In der Ferne muſs in dieser einsamen Gegend der Anblick von einer Anzahl Menschen, die mit Fackeln in den Händen, einen Kreis um ein Grab schlieſsen, in der Nähe der halberleuchteten Pyramide und des alten Gemäuers, einen sonderbaren Anblick gemacht haben.

Wir standen noch einige Minuten — der Grabhügel war nun aufgebaut — wir löschten die Fackeln aus — und die Scene verschwand in Nacht.

VI.

BESCHREIBUNG
EINES
VON HRN. ALEXANDER TRIPPEL
VERFERTIGTEN
DENKMALS
DES
GRAFEN TZERNICHEW.

Rom, im Februar 1789 *).

Eins der ersten Werke der neuern Bildhauerkunst ist das Ehrenmal des Grafen Tzernichew, von Alexander Trippel in Rom verfertigt, und im Februar 1789 zur öffentlichen Schau ausgesetzt.

*) Eine auf diese Beschreibung Bezug habende Abhandlung über die Denkmäler der alten und neuern Volkerschaften wird im nächsten Stück erscheinen.

Der Name dieſes Künstlers ist bereits dem Publikum hinlanglich bekannt. Er ist nun ein Mann in den besten Jahren. Schon in seiner fruhern Jugend erlitt er seltene Schicksale, bis endlich sein eigener Genius ihn in die Schule der Kunst führte. Mit schwachen Principien kam er ungefahr vor zwölf Jahren nach Rom. Wenig begünſtigt von dem Glücke, setzte er sein Studium mit einer Beharrlichkeit fort, die nur dem Genie eigen ist, welches in der Mitte der groſsten Meisterstücke der Kunst zwar ſeine Schwache fühlt, aber an seinen Kräften nicht verzweifelt. Indessen immer mehr um die Kunst, als um sein Glück besorgt, stritt er mit manchen Hindernissen, die seinen Namen unbekannt lieſsen. Von Niemand geschätzt, fehlte es ihm an Gelegenheit, sich in einer groſsen Arbeit zu zeigen. Diese verschafte er sich endlich durch sich selbst.

Die Grafin Tzernichew, welche das Andenken ihres Gemahls durch ein Monument verewigen wollte, foderte zu dem Endzwecke die besten Künstler in Europa auf, Modelle zu übersenden: Herr Trippel erhielt in der Konkurrenz den Vorzug, und folglich diese ansehnliche Arbeit.

Das Monument steht nun in weniger als zwei Jahren vollendet.

Der Sarg von schwarzem Marmor erhebt sich auf einem doppelten Sokel von gräulichtem Marmor, gegen eine Pyramide von Giallo di Silva angelehnt, an welcher das Bildniſs des Verſtorbenen in Medaillon aufgehangen ist. Zu beiden Seiten des Sarges stehen zwey weibliche Figuren etwas über Lebensgröſse vom ſchönſten Carrarischen Marmor; die eine stellt die Regierung, die andere die Traurigkeit vor. Unter dem Sarge an dem obern Sokel ist ein Basrelief, das sich auf den Tod des Verstorbenen bezieht, angebracht, und an dem untern Sokel zeigt sich beinahe in der nemlichen Gröſse ein Basrelief mit Tropheen; beyde gleichfalls von weiſsem Marmor.

Herr Trippel verfertigte in Rom nur die Bildhauerarbeit, nemlich die beyden Statuen, das Basrelief in Figuren und das andere in Tropheen. Das Architektonische ward in Petersburg gemacht, wozu der Künstler die Zeichnungen übersendete. Wir müssen bemerken, daſs Herr Trippel mit der Wahl der Marmor an der Architektur nicht anz zufrieden war, daher er dieselbe bey der Ausstellung, um dem Publikum das Ensemble des Monumentes zu zeigen, mit andern Farben anstreichen lieſs: die Pyramide von Graugranit, den Sarg von röthlichtem Porphyr, und die Sokel von graugestreiftem Marmor.

Die Anordnung und der Bau des Ganzen hat nichts Neues. Die Zusammengruppirung der Bildhauerey mit der Architektur in eine Pyramidalform ist unter den Neuern Stil geworden. Man getrauet sich nicht, hiervon abzugehen. Gegenwärtiges Grabmal nimmt sich indessen dadurch aus, daſs die allegorischen Figuren, die an beiden Seiten des Sarges Wache halten, natürlich gestellt sind, und sich sehr gut anbieten, welches man bey andern Monumenten so selten findet.

Die erste Statue zur linken Seite stellt die Regierung vor. Sie bezieht sich auf die Statthalterstelle, welche der seel. Graf durch mehrere Jahre in Moskau mit Ehren verwaltet hatte. Sie hält in der Rechten den Kranz der Belohnung empor, und mit der Linken stützt sie sich seitwärts auf die Fasces. Die erste Pflicht der Gerechtigkeit ist aufzumuntern, und gute Handlungen durch den Ehrenkranz zu krönen; aber das Beil in den Fasces zeigt, daſs Missethaten nicht ungestraft begangen werden. Die Gestalt, die Attitude, das

Gesicht dieser Statue zeigt das Milderhabne und Majestätische, welches Personen zukommt, die das Geschick über ihre Mitmenschen zu walten ausersah. Die ganze Charakterisierung konnte dem Sinne der Figur nicht angemessener seyn. Man sieht, daſs der Künstler die junonische Bildung der Alten im Sinne hatte. Der Kopf und der Hals sind besonders schön: das junonische Diadem ziert das Haupthaar, welches in schönen Parthien vortreflich gearbeitet ist. Die Bekleidung besteht in dem Mantel über der Tunik, diese in feinerm Stoff von Leinwand, jener in schwererm von Tuch. Die Drapperie folget in groſsen Parthien den vorragenden Theilen, so wie den Einbiegungen des Körpers sehr natürlich, so daſs sich die Verhältnisse und Formen aufs deutlichste darunter zeichnen: eine Kunst, welche die Alten so meisterhaft verstanden, und wovon die neuere Bildhauerey so seltene Beyspiele aufzuweisen hat.

Zur Linken macht die Traurigkeit den Pendant. Diese kann sich auf die Stadt beziehen, welche der Verstorbene commandirte: doch scheint des Künstlers Rücksicht mehr auf die hinterlassene Gemahlin gewesen zu seyn, die das Monument errichten läſst, und nun am Grabe ihres Gatten trauert. Die Figur ist ohne Attributum;

ihre Einhüllung, ihre trauervolle Wendung gegen die Todtenurne karakterisiren sie einzig. Eine stille Trauer, ohne Verzerrung, zeigt sich auf ihrem Gesichte, welches der über das Haupt gezogene Mantel, ohne einzuhüllen, sanft beschattet. Das Transparante des Marmors an dem Schleyer begünstiget diesen lieblichen Effekt ungemein. Das glückliche Gefühl des Künstlers in dieser Figur ist jedem auffallend, der das Monument sieht. Der leblose Stein bewirkt hier den Eindruck, den man von schönen Frauenzimmern bemerkt hat: daſs sie in Trauer nur desto reizender sind. Das Erhabene und Sanfte, das Majestätische und Trauervolle, welches der Künstler so glücklich in beyden Figuren gegen einander kontrastiren läſst, verräth ein fruchtbares Genie in den zwey wesentlichen Theilen der Kunst — der Erfindung und der Karakterisirung.

Die Drapperie des Mantels, der die Figur seitwärts vom Kopf bis zur Ferse einhüllt, macht eine vortrefliche Parthie. Schade, daſs das Auge an dieser Statue, wenn man die linke Hüfte im Gesichtspunkt hat, etwas schwerfällige Formen entdeckt.

Aber nicht blos in einzelnen Statuen zeigt sich Herr Trippel als einen sorgsamen Schüler der Natur und der Antiken: in dem Basrelief findet sich eben der räsonnirte Sinn, eben dieser richtige Geschmack.

In der Mitte desselben gruppiren sich drey Figuren: Saturn führet den Grafen an der Hand aus diesem Leben ab; die Stadt Moskau möchte ihren Wohlthäter gern zurückhalten; er selbst folgt dem Winke der Zeiten willig: in seinem Gouvernement besorgte er Überfluſs, und leistete Gerechtigkeit mit einem standhaften Charakter; diese drey Tugenden folgen ihm auch jenseits des Grabes. Merkur, der Seelenführer, steht zur Seite Saturns, und weiset den Kommenden dem Charon zur Überfarth des Lethe an. Der Marsch, und die Nebeneinanderstellung der Figuren ist ohne Zwang, und im Geschmacke der besten Basreliefs des Alterthums. Die Allegorie hat nichts Widriges, nichts Ekles, und ist leicht zu verstehen. Saturn, ein edler Alter, bezeichnet mit der Zirkelschlange in der Linken die Zeit. Moskau ist mit der Mauerkrone, und mit dem Wappen neben sich gebildet. Der Graf ist in das Kostüm der alten nordischen Völker gekleidet. Die drey Tugenden in seinem Gefolge sind mit ihren leicht zu erkennenden Attributen vorgestellt. Merkur, in der Rechten den Caduceus, sich gegen Charon wendend, weiset mit der Linken auf den Kommenden: Charon, die Befehle aufhorchend, hält mit der Barke. Alle Figuren sind unter sich natürlich verbunden, eine jede handelt ihrem Charakter gemäſs.

Die Verschiedenheit des Kostüms bot dem Künstler Gelegenheit an, sich in der Drapperie zu zeigen, mehr aber noch in dem Nakten drey verschiedener Körper. Merkur erscheint als der schönste Jugendgott in schlanken Formen und flieſsenden Umrissen: Saturn als ein Alter, dessen Formen mehr markirt, aber immer edel sind: Charon als ein nervichter Alter mit starken Schultern, hohlen Augen, struppigtem Bart und Haaren.

Alle Theile sind mit äuſserster Sorgfalt studirt und ausgeführt. Es ist das beste Basrelief moderner Zeit.

Die Trophäen bezeichnen den Militärstand des Verstorbenen. Die Waffen sind antik, und im Geschmacke der Ehrensäule Trajans. Die Helme, Schilde, Harnische, Streitkolben, Lanzen, Mauerbrecher, Schwerdter, Standarten, sind auf das künstlichste angeordnet, und dürfen auch in Rücksicht der Ausführung, welche eine ungeheure Arbeit erforderte, dem besten, was in dieser Art von den Alten übrig ist, an die Seite gesetzt werden.

Es ist auf einem Landgut der Familie Tzernichew unweit Petersburg eine Kapelle gebauet worden, worin das Monument soll errichtet werden.

Dies war das erste groſse Werk, worin sich der Künstler zeigen konnte. Er betrachtete diese Gelegenheit als das Feld seiner Ehre: und obwohl er das Monument in weniger als zwey Jahren vollendete, so sind doch alle Theile mit einer Sorgfalt und Wahrheit ausgeführt, die man in andern modernen Werken, einige Arbeiten der Florentinischen Schule ausgenommen, vergebens sucht.

Die beiden weiblichen Statuen sind natürlich in Stand und Bewegung; die Köpfe charakteristisch; die Gewänder geschmackvoll und räsonnirt. Das Basrelief zeiget nebst der herrlichen Komposition, ganz im Sinne der Alten, Verschiedenheit der Charaktere, des Nakten, und des Kostums in den Gewändern. Die Tropheen sind vortreflich gruppirt und schön gezeichnet: die Theile von Bronze und Eisen sind glänzend geschliffen, andere Theile von Holz, Leder, Federn und Tuch matt gelassen.

Wir können uns nicht von der Werkstatt Herrn Trippels entfernen, ohne von einigen andern seiner Arbeiten Meldung zu thun.

Drei Büsten, die vor uns stehen, sind uns Beweise seiner grofsen Geschicklichkeit im Portrait. Die erste stellet das Bildnifs von Friedrich II vor. In wie weit diese Büste ähnlich und charakteristisch wahr sey, können wir nicht beurtheilen. Die Maske des verstorbenen Königs steht zwar zum Vergleich darneben, aber die Züge sind durch den Tod zu sehr entstellt, als dafs der Künstler anders als in Hauptformen und den soliden Theilen sich hätte darnach richten können. Mehrere Personen, die den verstorbenen König lange gekannt, finden auch Aehnlichkeit in den Zügen. Die Haare und der Brustharnisch sind im Militairkostüm der Alten.

Die Büsten des Herrn von Göthe und Herrn Herders sind nach dem Leben modellirt. Nicht nur die Hauptformen, sondern auch die individuellesten Züge sind mit der Wahrheit gebildet, dafs man sie nicht verkennen kann, obwohl das Kostüm der Alten das Auge auf den ersten Anblick immer etwas befremdet, und der auffallenden Aehnlichkeit einer Büste immer so viel benimmt, als dieselbe dadurch an Kunstschönheit gewinnt.

Die sanftgewölbte Stirne mit den zwei Einschnitten, wo sich die Augenbraunen trennen, das schöngeschnittene Auge, die Hadrianische Nase *) sind in der Büste Göthens sehr glücklich nachgeahmt. Vielleicht vermiſst man auf den Lippen und um den Mund einen Zug von Sanftmuth, der dem Meissel des Künstlers entging. Die Parthie der Haare, welche sich über der Stirne in schönen Locken hebt, ist glücklich gewählt, und giebt der Büste das hohe Ansehen eines Lieblings der Musen.

In Herder's Büste erscheint der Weise, welcher Tiefsinn mit Erfahrung und leichter Mittheilung verbindet. Die wenigen Haare, welche die Scheitel decken, und die offene Denkerstirne dem Auge nicht benehmen, bewirken diesen

---

*) Als ich bey dem Aufenthalte des Herrn von Göthe die Ehre hatte, in seiner Gesellschaft eine Büste Hadrian's, welche unter die vorzüglichsten Bildnisse des Alterthums gehört, zu besehen, gab der Zufall, daſs ich den Kopf des Kaisers und den davor stehenden Gelehrten in einen Gesichtspunkt bekam, der mir wegen der bemerkten Aehnlichkeit der Nase, der beyden Einschnitte über derselben, und des Mundes auffallend war. Ich machte ein Paar Künstler, die mit in der Gesellschaft waren, darauf aufmerksam, welche die Aehnlichkeit besagter Theile nicht minder frappirte. Diese Büste, welche noch einst das ehemalige Grabmal dieses Kaisers zierte, ist seither von der Engelsburg in das *Museum pium clementinum* versetzt worden.

Entzückt bei dem ersten Anblick. Das Auge ist ruhig; die holden und doch bestimmten Züge auf den Lippen und um den Mund, welche der Künstler so glücklich erhaschte, kündigen den philosophischen Redner an.

Alexander hatte einen Lysippus, Plato und Sokrates ihre Alcmenes, durch deren bildende Hand sie auch bis auf die späteste Nachwelt kamen: Glücklich, daſs die Unsrigen einen Trippel fanden!

Die Büsten des Königs und des Herrn von Göthe sind vom kaiserlichen General Fürsten von Waldeck beordert: die Büste Herrn Herders nebst einer Duplique der Büste des Herrn von Göthe sind für den regierenden Herzog von Sachsen-Weimar bestimmt. —

Von der Erfindung dieses Meisters sieht man allda in Marmor: einen jungen Apollo als Schäfer; eine Diana, die vom Amor im Schlafe überrascht wird. Kopien nach dem Antiken: die Statue der Nemesis im *Museo pio clementino*, ein Merkurskopf, wovon das Original nach England ist verkauft worden, der Kopf einer Tochter der Niobe.

Mehrere Abgüsse in Gips von einzelnen Statuen und Gruppen, auch von eigener Erfindung:

eine Vestale, wovon der Churfürst von Sachsen das Original in Marmor besitzt; ein Grupp, Mars und Venus vorstellend, ein anderer der ältern Agrippina mit dem Aschenkrug des Germanikus und zwey Kindern; die Originale dieser beyden sind in gebrannter Erde, und finden sich bey Herrn Landoldt in Zürch. Nebst dem eine Menge Modelle und Gedanken zu Ehrenmonumenten auf öffentliche Plätze, zu Grabmälern, zu öffentlichen Brunnenverzierungen u. f., sowohl in ganzen Figuren, Gruppen und Basrelief. Wir ersparen dem Leser das Detail dieser Sachen, um so mehr, da es aus den Gränzen des Schriftstellers liegt, anschauliche Begriffe davon zu geben.

Nur noch ein Wort über den Gedanken eines Ehrendenkmals, das Herr Trippel für Friederich II entwarf, und uns nicht weniger wegen seiner Simplicität, als Pracht, gefiel.

In der Mitte eines grossen Platzes erhebt sich die Statüe des Königs zu Pferde. Umher in einiger Entfernung erscheinen auf besondern Fuſsgestellen acht Statüen der Männer, welche theils die vornehmsten Mitgehülfen der glänzenden Epoche seiner Regierung, theils die besondern litterarischen Freunde des Königs waren: Auf den Ecken sind es vier Generale stehend: zwischen diesen zwey Minister und zwey Gelehrte sitzend. Eine kurze Inschrift auf den acht Piedestalen giebt den Namen der vorgestellten Männer an. Nur das mittlere Piedestal des Königs prangt mit vier grossen Basreliefs. Das erste stellt den König als Held und Sieger vor, im Geschmack der Triumphe der römischen Kaiser: das zweyte als Mehrer seines Reiches, wo ihm die erworbenen Provinzen huldigen: das dritte als Reformator der innern Verfassung, wo er seinen Völkern die neuen Gesetze ertheilt: das vierte als Schützer und Freund der Wissenschaften und Künste. Eine kurze Inschrift unter jedem dieser Basreliefs giebt die Erklärung derselben.

Der simple und reine Gedanke dieses Monuments ist eines Königs würdig, der der Ruhm seines Reiches und unserer Zeiten war: er ist des Nachfolgers würdig, der auf dessen glorreichen Fuſsstapfen einhergeht; er ist der Männer würdig, die dessen Thron umgaben, er ist des Volkes würdig, welches in ihm den Stifter seiner Blüthe erkennt; er ist des Künstlers würdig, der ihn entwarf. Aber — wenigstens zeiget es, daſs unser Zeitalter, fruchtbar an grossen Männern jeder Klasse, auch schöpferische Künstler hervorbrachte.

VII.

DIE AUSSTELLUNG
AUF DER
FRANZÖSISCHEN AKADEMIE
IN ROM
VOM JAHRE 1789.

Die Einrichtung der beyden Kunstinstitute zu Paris und Rom, welche unter die vorzüglichsten Anstalten Ludwigs des Vierzehnten gehören, ist unsern Lesern bekannt. Vermöge derselben sind die zwölf Studenten, welche in Rom auf Unkosten des Königs unter einem besondern Direktor unterhalten werden, verbunden, alle Jahre den 25sten August ihre Arbeiten auf der Akademie öffentlich auszusetzen.

Diese Ausstellung ermangelt nie, die Neugierde des Publikums zu reitzen; und es ist eine wahre Freude, zu sehen, mit welchem Wetteifer diese jungen Leute unter sich arbeiten.

Die Ausstellung von diesem Jahrgang hat viele Verdienste; und man nimmt mit Vergnügen wahr, daſs die französische Schule sich nach und nach zu heben anfängt, besonders was die Malerey und Architektur betrift. Es ist zu bemerken, daſs seit drei bis vier Jahren her man in der Arbeit eines jeden dieser jungen Leute die Schule David's erkennet. Dieser Mann hat durch den Ruhm, den ihm besonders das Gemälde der drei Horazier, welches er vor vier Jahren in Rom verfertigte, erwarb, Aller Aufmerksamkeit an sich gezogen. Seine Manier wird nun allgemein. Auch ist es der Meister, welcher, nebst einem Mengs, unserm Zeitalter besonders Ehre macht.

Gewöhnlich stellen die Maler akademische Figuren aus; die Einrichtung der Akademie verbindet sie selbst dazu, wenn sie kein anderes Gemälde ausstellen wollen. Dieser gemalten akademischen Akte in Lebensgroſse sind bey itziger Ausstellung fünf.

I. Ein ruhender Jäger von Potin: der Leib ist schon in Form und Zeichnung; die Farbe hat durchaus einen harten Ton, der ins Ziegelrothe fällt.

Vom Nemlichen eine schwache Kopie nach einem eben so schwachen als berühmten Gemälde Poussin's in der Gallerie Giustiniani, das den Kindermord vorstellt.

II. Ein Bogenschütz im Augenblick, wo er den Pfeil abschnellt, von *Le Tiere:* Der Akt dieser Figur hat viel Wahrheit; die Zeichnung ist sehr bestimmt; der Fleischton scheint etwas zu hell, auch sind die kurzen starken Arme nicht im Verhältniſs mit den langen ſchlanken Beinen.

III. Diogenes, der sich auf ein Knie niedergelassen, sein Gebet an die Statüe der Minerva wendet, von Garnier. Der Akt ist ungezwungen; die Verhältnisse haben nichts Unrichtiges, was das Auge stöſst. In Vergleich der übrigen Akte könnte zwar die Zeichnung in Rücksicht der äuſsern und innern Kontury bestimmter seyn; allein der Künstler verdienet Nachsicht: Diogenes ist in einem Alter gebildet, wo die bestimmtern Formen schon unter einer runzlichten Haut verflieſsen. Der Kopf ist sehr schön gemalt: auch kommt der gelbliche Fleischton eher dem hohen Alter zu.

IV. Ein heiliger Sebastian, dessen Körper, der linke Arm an den Ast eines Baumes aufgebunden, sich sterbend gegen die Erde senkt, von Favre. Dieser Akt distinguirt sich durch die vortreflichsten Theile in Form, Zeichnung und Farbe. Der Kopf, der herabsinkende Arm, Brust und Bauch sind meisterhaft gemalt, und die Wiederscheine besonders gut verstanden.

Vom Nemlichen das Portrait eines seiner Freunde, welches sehr ähnlich und mit einer seltnen Kunst gemalt ist.

V. Ein sitzender Fechter, von Gounon: Die Malerey hat Verdienst in der Rundung und den hohen Lichtern, aber Umrisse, Verhältnisse und die schwarzen Schattenparthien sind nicht glücklich.

Demarais stellte nur ein Portrait aus, welches ähnlich ist, und einen praktischen Pinsel verräth: Die Kopie, welche der Nemliche nach einem grofsen Freskogemälde des Dominichino in einer Kapelle von St. Gregorio Magno, die Geislung des heil. Andreas vorstellend, für die königliche Akademie malt, konnte nicht zur Zeit fertig werden. Diese Arbeit hinderte denselben auch, den angefangenen Akt fertig zu malen.

Wir finden die Einrichtung, welche jeden verbindet, das Jahr durch wenigstens eine akademische Figur in Lebensgröfse zu malen, sehr gut. Ein solcher Akt ist der Prüfstein, ob einer die richtigen Verhaltnisse des Körpers und das Detail guter Formen kennet; ob einer ein richtiges Auge für die Farbe hat, um das Fleisch sowohl im Schatten als Lichte rein zu malen, und die Theile durch das Delikate der Übergänge und das Beschwerliche der Wiederscheine zu runden. Die praktische Kenntnifs dieser Theile zusammen macht den Maler; Erfindung, Anordnung, Ausdruck sind mehr das Werk jenes dichterischen Geistes und des Geschmacks.

(Die Fortsetzung folgt.)

VIII.

DIE MADONNA
VON TIVOLI.

Ist ein altes beynahe ganz schwarz und unkenntlich gewordenes Marienbild, das man unter den Ruinen von der Villa des Quintilius Varus, eines Nachbars des Horaz, gefunden, und deswegen auch die *Madonna di Quintilio Varo* genannt hat. Dies Bild bewies gar bald seine wunderthätige Kraft, die Felder fruchtbar zu machen, und Regen und Sonnenschein vom Himmel zu bewirken. Man errichtete ihm eine Kapelle nicht weit von dem Orte, wo es gefunden ward, und bei der Kapelle eine Einsiedeley, die aus einem Garten und artigen Häuschen besteht, worin zwey Einsiedler gemächlich wohnen, die Tag und Nacht den Dienst bey dem Bilde haben.

Alle Winter aber wird dies Marienbild feyerlich in die Stadt geholt, und alle Frühjahr zieht es wieder ins Feld hinaus, um den Früchten Gedeihen zu geben. — Die Überreste von der Villa des Quintilius Varus liegen jenseit des Anio, der Stadt Tivoli gegenüber, auf einem Berge, der jetzt nicht nach Horazens Vorschrift mit Weinstöcken, sondern mit Oelbäumen dicht bepflanzt ist; am Abhange dieses Berges, nicht weit von der Villa des Quintilius, liegt auch ein dem heiligen Antonius gewidmetes Kloster, das die Stelle von Horazens Landhause in Tibur einnehmen soll, und wo noch in der Vertiefung des Klosterstalles ein antiker Fuſsboden von Moſaik gezeigt wird — wirklich paſst die Aussicht bei diesem Kloster beinahe Wort für Wort auf Horazens Beschreibung von dem herabstürzenden Anio auf die

— — *uda*
mobilibus pomaria rivis.

Denn noch itzt sind von dem Anio vor dem Fall desselben eine Anzahl Bäche abgeleitet, welche kleine Obst- und Weingärten, an dem Abhange des Berges, auf welchem Tivoli liegt, bewässern.

Die *Tiburni Lucus* aber, welche Horaz besingt, bestehen jetzt aus schattigten Olivenwäldern, mit welchen die Berge von Tivoli dicht bepflanzt sind, und wodurch die Aussicht nach Tivoli aus der Ferne einen besondern Reitz erhält. —

Es versteckt sich gleichsam in dem Schatten zweyer Berge, die sich einander entgegen kommen; es scheint schon von ferne in seine Kühlung einzuladen; und das *ille terrarum angulus* des Horaz erklärt sich durch diesen Anblick so schön und wahr, daſs man mit ganzer Seele in seinen Ausruf einstimmt, und diesen Winkel der Erde vor allen liebgewinnt.

Zwischen dem Kloster St. Antonio also und der Villa des Quintilius Varus liegt die Kapelle und Einsiedeley, wo das wunderthätige Marienbild verehrt wird.

Nun war es im Jahre 1787, wo ich mich in Rom befand, und im Anfang des Junius auf einige Wochen nach Tivoli reiste. Die Witterung war ungewöhnlich schlecht. Der May war bey beständigem Regenwetter so kalt gewesen, wie man sich seit langen Zeiten nicht erinnerte: in den ersten Tagen des Monats Junius lieſs es sich nicht besser an, und man befürchtete schon, wegen der zu groſsen Näſse, Theurung und Miſswachs. —

Als nun eines Morgens aber der Himmel anfing, sich aufzuklären, und die schöne Jahreszeit doch endlich einmal ihren Anfang nehmen muſste, ſo holte man, voller Zutrauen zu ihrer Wunderkraft, die Madonna aus ihrer Kapelle, und brachte sie auf eine der höchsten Anhöhen bey Tivoli, von welcher man eine weite Aussicht in die umliegenden Gegenden hat, und Wälder und Fluren, die des himmlischen Segens bedurften, mit einem Blick übersehen konnte.

Die Ceremonie, welche hier mit dem Wunderbilde angestellt ward, bot ein höchst interessantes Schauspiel dar. Das Bild stand hoch auf einem Altar erhöht, um über die ganze Gegend seine Segnungen zu verbreiten. Vor demselben war ein Gerüst gebauet, auf welchem der Bischof stand, um den Zorn der göttlichen Mutter über die Sünden des Volks zu versöhnen, und Vergebung von ihr zu erflehen, ringsumher auf der Ebene knieten alle Einwohner von Tivoli, Männer, Weiber und Kinder. —

Noch vor einigen Wochen waren einige schreckliche Mordthaten in Tivoli verübt, worüber der

Hirt und Bischof dieser Stadt zuerst das sündige Volk selbst anklagte und zur Rechenschaft zog: „Wenn eure Felder wüste liegen, der Schooſs der Erde euch seine Fruchtbarkeit, der Himmel seinen Sonnenschein euch versagt, seht da die Frucht von eurer Bosheit, eurem Frevel, eurer Mordlust; — “

Von diesem Eifer über die Sünden des Volks entbrannt, wandte er sich wieder zu dem Bilde, und beschwor die himmlische Königinn, dieses frevelnden Volkes nicht zu schonen, auf die muthwilligen Verbrecher ihre Blitze herabzuschleudern, und in ihrem Zorn sie zu vertilgen. —

Auf einmal aber nach einer Pause schien bey dem Redner das Mitleid über den entbrannten Zorn zu siegen. Doch nein! sagte er mit sanfter Stimme, (*nepure queſto!*) Du wollest auch dieſs nicht thun! — den Schuldigen selbst, der um Erbarmung fleht, nicht strafen! u. s. w.

Nun kam es aber darauf an, daſs dies Gebet erhört wurde; und dieſs ward nicht so leicht gemacht. — Der Bischof stellte sich als den gebeugten Vater für seine Kinder dar, schlug demuthsvoll an seine Brust und rief: *miſericordia!*

und alles Volk, Männer, Weiber und Kinder, auf dem Boden kniend, schlugen wie er an ihre Brust, und riefen schluchzend: *miſericordia!* — allein vergeblich; die zürnende Königinn des Himmels blieb unerbittlich. —

Nach einer Pause schlug der Bischof aufs neue an seine Brust, und rief, gleichsam wie mit stärkerer Zuversicht: *miſericordia!* und alles Volk stimmte lautschluchzend wieder ein. —

Nun schien der Zorn allmälig erweicht zu seyn, das Mitleiden schien die Oberhand zu gewinnen — mit sanfterer Stimme redete nun der Seelenhirt die Büſsenden an: (*cari peccatori!*) Lieben Sünder! u. s. w.

Die Sonne glänzte am heitern Himmel. — Der Frevel war nun ausgesöhnt, die Blutschuld weggewischt, die zürnende Herrscherinn wieder gnädig. —

Vor dem Altar, worauf das Bild erhöhet stand, wurde eine feyerliche Messe gelesen, und zuletzt noch die geweihte Hostie, gleichsam wie zur Versöhnung, über die entsündigte Gegend hoch empor gehalten.

Das Weinen und Schluchzen des Volkes verwandelte sich auf der Stelle wieder in frölichen Muthwillen, nachdem der Himmel versöhnt, die Sündenschuld getilgt war. —

Man freute sich nun ganz des ersten schönen Abends, Knaben und Mädchen spielten auf dem grünen Rasen, die Alten nahmen Theil, — die Andacht war entflohen, die Madonna wieder weggetragen, und von Zerknirschung und Reue war nun keine Spur mehr da. —

IX.

ÜBER ZWEY GEMÄLDE
VON DEN
HERRN PITZ UND SCHMID.

An Herrn B. zu F.

Rom, den 30. April 1788.

Sie vergessen, mein Lieber, im Anhang Ihrer Briefe nie, mich um Nachrichten über die Fortschritte der heutigen Kunst zu ersuchen. Sie wissen, daſs ich Ihre Neugierde hierüber immer gern befriedige, und es mir eine doppelte Freude macht, wenn ich Ihnen etwas Interessantes von unsern Landsleuten berichten kann. Dieſsmal über zwey Gemälde, die seit einigen Tagen in dem nemlichen Studio ausgestellt sind, und vom Zulauf der Kunstverständigen viele Lobsprüche erhalten.

Die Urheber derselben sind Herr Pitz aus Saarbrücken, Pensionär des Herzogs von Zweybrücken, und Herr Schmid aus dem Saarbrückschen, Pensionär des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt.

Ich bemerke zum voraus, daſs diese beyden Künstler ihre ersten Lehrjahre in Saarbrücken unter dem nemlichen Meister zubrachten; und da ihre Talente sie zwey verschiedene Beschützer auſser ihrem Vaterlande finden lieſsen, so trafen sie sich, nach einer Trennung von mehrern Jahren, wo indessen sich Pitz in Paris, und Schmid in Manheim nach einer bessern Lehrart vervollkommneten, wieder in Rom an. Als alte Freunde wählten sie ein gemeinschaftliches Arbeitszimmer, um mit löblichem Nacheifer einander wie ehedem aufzumuntern.

Die eilfertige Abreise verhinderte den Herrn Pitz, die letzte Hand an sein Gemälde zu legen; doch läſst sich aus dem, was fertig ist, das Hauptverdienst desselben hinlänglich beurtheilen.

Sie wählten beyde ihre Sujets aus der alten Geschichte, welche allerdings bey Kunstvorstellungen in Rücksicht des Kostums und des allgemeinern Bekanntseyns den Vorzug behauptet.

Plutarch ist heutzutage für Künstler das gewöhnliche Buch unter den Geschichtschreibern, so wie Homer unter den Dichtern geworden. Die Bibel und Legende waren es ehedem. Die vaterländischen Geschichten werden selten bearbeitet.

Das Gemälde des Herrn Pitz stellet den Tod des Markus Antonius vor. Der Ort des Vorganges sind die Gräber, welche die Ptolomeer so prächtig in Granitmassen erbauen lieſsen. Man sieht Gefäſse und Kisten umher, zum Zeichen, daſs Kleopatra sich mit dem kostbaresten Theil ihrer Schatze dahin geflüchtet hatte. Antonius liegt sterbend auf einem Ruhebette: Kleopatra hatte ihren königlichen Mantel über seine Blöſse geworfen; sie umschlingt ihn in ihre Arme, die Rechte auf die Wunde haltend, um dem Geliebten noch einige Momente des Lebens zu fristen. Eine Zofe stützet sitzend das Haupt des Sterbenden mit dem Kopfkissen; eine zweyte, unvermögend, bey diesem Traueranblick thätig zu seyn, senkt ihr Haupt in den Schooſs der erstern.

Die Gruppirung dieser vier Figuren macht sich vortreflich. Die Königinn, welche jetzt den Antonius mit ihrem Mantel deckt, und sich mit der Empfindung der verliebtesten Raserey über ihn herwirft, scheinet zum erstenmal Liebe für ihn zu fühlen, da er nun ohne Rettung als das Opfer ihrer Treulosigkeit dahinstirbt. Der abgeworfene Mantel läſst die Königinn einzig in dem weiſsen Unterkleide: Die Durchzeichnung des Körpers über die Hüfte und Beine herab machet sich sehr malerisch. Die Arme, Schultern und Brüste sind entblöſst. Der Kopf hat Ausdruck; die Parthie der blonden Haare ist schon gemalt.

Antonius ringet noch schwach, seine Arme um die geliebte Verrätherinn zu winden: die Lippen und Wangen erblassen; das Auge wird starr. Ausdruck und Farbe ist das Glücklichste in dem ganzen Gemälde. Er hat die königliche Binde um die Stirne, die Hauptursache seines Ruins in den Gemüthern seiner ihn sonst liebenden Römer. Der Künstler verbarg die ekelhafte Ansicht der Wunde unter der linken Brust; die Spuren des Blutes zeigen sich nur unter dem Gewand, womit die Koniginn das Vordringen desselben hemmen möchte. Vom Bette hangen noch die Bande herab, in welchen die Frauen ihn zu sich hinaufgezogen hatten.

Das Mädchen, welche das Haupt des Antonius stützet, hat einen sehr malerischen Schleyer mit Fransen über den Kopf, im Kostum der Egypter. Das Gesicht mit unterschlagenen Augen im Ausdruck des innigsten Schmerzens ist schön in Farb' und Wiederschein. An der zweyten Zofe sind die Haare und ein nakter Arm das Beste.

Ein jeder, der dieſs Gemälde sieht, bedauert mit mir, daſs es nicht vollständig fertig geworden; ich würde sonst noch manches Vortrefliche vom Kolorite, der Haltung und dem Effekte des Ganzen bemerken können. Aber so sind einige Gewänder noch nicht im gehörigen Ton und Stärke der Farbe; einige Fleischparthien, besonders im Schatten, noch hart und nicht genug transparent. Der Grund hat noch nicht die gehörige Abweichung, und drängt sich noch zu viel an den Grupp der Figuren vor. Nebensachen von Gefäſsen und Tischen sind nicht viel mehr als untermalt.

Die Figuren sind in natürlicher Gröſse; die Formen gesucht und allgemein gut gewählt. In der Zeichnung sind die linke Brust, Achsel, Arm und Hand des Antonius das Beste. Viele wünschen, daſs das Gemälde nicht so viel Grund hätte, auf dem allerdings die Figuren etwas klein scheinen; daſs die Mädchen von schlankerer

Form und ohne die plumpen Schuhe wären; auch daſs die Nebensachen, z. B. der Tisch, geschmeidigere Füſse hätten. —

Herr Pitz hat hierbey auch eine Zeichnung sehen lassen, die er zum Gegengemälde des vorigen bestimmt hat. Der Vorwurf ist aus der Folge der Geschichte dieser beyden Liebenden genommen: nemlich der Tod der Kleopatra, wie die römischen Wachen des Octavianus hereintreten, und über den heldenmüthigen Tod dieser Königinn staunen. Die Erfindung und Anordnung giebt dem ersten Gemälde nichts nach. Es ist Schade, daſs dem Künstler nicht weiter ist verstattet worden, dasselbe in Rom unter den Augen groſser Kunstwerke und dem Gedränge der Nacheiferung so vieler geschickter Künstler ins Groſse zu malen. Ein jeder würde mit Vergnügen dessen ſchnelle Fortschritte in diesem zweyten Gemälde bemerkt haben.

Herr Schmid wählte einen rührenden Zug in dem Charakter des Perikles, den Plutarch in dem Leben dieses groſsen Staatsmannes erzählt, zum Gegenstande seines Gemäldes.

Als in den ersten Zeiten des peloponnesischen Krieges Athen in das äuſserste Drängniſs kam, sowohl von Seiten der Spartaner, die Attika verwüsteten, als von Seiten der Pest, die im Innern der Stadt den Kern der Bürger wegrafte, fing das Volk an, die Schuld all dessen auf den Perikles zu schieben. Man entsetzte ihn seiner Ehrenämter; sein Leben ward bloſs durch eine ungeheure Geldstrafe gerettet. Sein älterer Sohn, der sich selbst als Kläger gegen den Vater gestellt hatte, und seine hülfreichsten Freunde starben selbst an der wüthenden Seuche dahin. Alles Elend schien doppelt auf ihn zu stürmen; aber Perikles setzte sich den Wogen des Geschickes unerschüttert entgegen; die ernste Heiterkeit auf seinem Gesichte blieb unerschüttert. Nun starb auch Paralos, der jüngste seiner Söhne; und als er ihm durch Auflegung des Kranzes die letzte Ehre erweisen wollte, brach das Herz des Mannes, und die Vaterthräne quoll auf den geliebten Leichnam.

Diesen Moment, den man mit Recht die erste Thräne des männlichen Perikles nennen kann, wählte der Künstler zur Darstellung.

In der Mitte eines Haussaales liegt der Leichnam auf einem Ruhebette ausgestreckt: Perikles tritt heran, den Kranz in der Rechten, um denselben dem erbleichten Jüngling um das Haupt zu winden; aber die vorstürmenden Thränen unterbrechen den Akt; mit weggewandtem Gesichte möchte er sie verbergen. Das traurende Auge der Anwesenden haftet nun nicht mehr auf dem erbleichten Jüngling; die erschütterte Standhaftigkeit des Vaters zieht den erstaunten Blick Aller auf sich. Hierdurch überwand der Künstler die groſse Schwierigkeit sehr glücklich, die Intention seines Sujets anschaulich zu machen. Perikles hebt sich nun als Hauptfigur im Bilde; Der Ausdruck und die Geberdungen der Nebenfiguren sind nach der Individuellheit ihrer verschiedenen Charakter wahr, und mit der Haupthandlung übereinstimmend.

Da Plutarch keine besondere Meldung von den Personen thut, die diesem Auftritt beywohnten, so führt der Künstler verschiedene Personen als anwesend ein, die uns als Hausgenossen des Perikles bekannt sind.

Die erste ist der Philosoph Anaxagoras, der den Perikles als Jüngling zu jenem groſsen Manne bildete, den er in der Folge vorstellte. Perikles ehrte ihn immer als einen Vater, hielt ihn in seinem Hause, und unternahm nichts Wichtiges ohne seinen Rath. Der Künstler bildete ihn als einen achtzigjährigen Greis, an einer Ecke des Rüstbettes sitzend: Sein Kopf ist in Charakter und Ausdruck der glücklichste im ganzen Gemälde.

Die zweyte Person ist Aspasia, in einem Alter gebildet, wo sie auch ohne den hohen Reitz ihres Geistes, bloſs durch den Glanz ihrer körperlichen Schönheit vermögend gewesen wäre, jeden Sterblichen an sich zu ziehen. Sie hat einen Theil ihres Obergewandes gleich einem Schleyer über das Haupt gezogen, aus dem ihr Gesicht gleich der Morgenröthe aus einer leichten Nebelwolke emporsieht. Die Wange ist besonders schön gemalt.

Der junge Alcibiades, von dem Alter des abgeblühten Paralos, mit dem er als Zöglingsbruder im Hause des Perikles heranwuchs, ist die dritte interessante Person. Seine Figur hinter dem Stuhle der Aspasia ist sehr gut gestellt; der Kopf voll tieftraurenden Ausdruckes.

Zwey Mädchen der Aspasia und ein Sklave schlieſsen die Gruppirung im Mittelgrund. Das eine der Mädchen lehnet sich liebreich an das andere an; beyde Köpfe sind glücklich im Ton, und besonders derjenige im Helldunkel vortreflich.

Den Hintergrund formirt ein an Säulen hergespannter Vorhang.

Man wünschet, oft dergleichen interessante Vorwürfe so weise angeordnet und so bedeutend zu sehen. Der Künstler hat im Kopfe des Perikles die antike Büste zum Modell vor sich gehabt. Der todte Jüngling ist wohl gezeichnet, und gut im Ton der bläulichtgrauen Todtenfarbe, ohne ekelhaft zu seyn. Das Ganze hat eine gute Haltung ohne gesuchten Effekt.

Diese zwey Gemälde gehören allerdings unter die seltenen Produkte junger Künstler, die hier das Resultat ihrer vieljährigen Studien zum erstenmal vor den Augen des richterischen Publikums prüfen lassen. In allen Theilen leuchtet ein Gang des Natürlichen, des Ueberdachten und des Wahlfähigen hervor. Man sieht, daſs es keinem an Anlage, an Fleiſs, an Richtigkeit des Gefühls und der Ausbildung fehlet. Man erblickt darin den löblichen Wetteifer und das freundschaftliche Berathen des einen gegen den andern.

X.

BERICHTIGUNG
EINES AUFSATZES
IN
DER BERLINISCHEN MONATSSCHRIFT.

Der Herr Doktor Meyer, Domherr zu Hamburg, schreibt in seiner Nachricht von den Pontinischen Sümpfen, die in der Berliner Monatsschrift der Herren Gedicke und Biester vom Monat Oktober 1789 eingerückt ist, pag. 701 in der zweyten Note von der Sakristey der St. Peterskirche zu Rom, wie folget:

„Und dieses mit der gröſsten Geldverschwen-
„dung von einem Italienischen Baumeister Anto-
„nini aufgeführte Schanddenkmal des neurömi-
„schen Geschmacks steht neben dem schönsten
„und erhabensten Muster in der Baukunst —
„neben der St. Peterskirche."

So sehr der Herr Doktor Recht hat, über dieses Gebäude zu eifern, das in dem allerschlechtesten Borominischen Geschmack aufgeführt ist, so beleidigt Er unwissend einen geschickten Architekt, nemlich den Herrn Antonini, der die schöne griechische Architektur studirt und zu schäzzen weiſs, und der sich gewiſs schämen würde, nur einigen Antheil an der Aufführung eines so geschmacklosen Gebäudes zu haben; es ist empfindlich, wenn ein Mann unschuldigerweise seinen Kredit durch die Zuschreibung eines so elenden Werks verlieren sollte. Da ich den Grundstein von dieser Sakristey habe legen sehen, und sie während meines Aufenthalts in Rom fertig geworden, so kann ich mit Gewiſsheit hiervon Nachricht geben. Derjenige, der die Zeichnung dazu gemacht, und sich durch die Aufführung dieses Gebäudes beschimpft und bereichert, ist der Architekt der päpstlichen Kammer, mit Namen *Marchioni*, der auch den Hafen zu Ankona gebauet. Er ist vor einigen Jahren gestorben.

PUHLMANN.

XI.

VOLKSABERGLAUBE DER ITALIÄNER UND DEUTSCHEN.

Es ist merkwürdig, daſs unter jenem heitern Himmel die Ideen von Hexen, Gespenstern, Geistererscheinungen u. s. w. selbst bey dem gemeinsten Volke, dessen Einbildungskraft doch so sehr mit religiösen Schreckbildern angefüllt ist, nicht haben empor kommen können.

Die italiänischen Volkslieder haben nicht das mindeste Aehnliche mit den Balladen der nordischen Völker, wo die Erscheinungen von Geistern der Verstorbenen und andere schreckenvolle Gegenstände immer ein Lieblingsthema sind, um welches die Phantasie sich drehet.

Hier hingegen athmet alles Lebenslust, und Ruhe, und frohen Genuſs der fliehenden Tage;

selbst die Legenden der Heiligen und die biblischen Geschichten, welche das Volk auf den Straſsen singt, legen ihren feyerlichen Ernst ab, und sind häufig mit naiven und launichten Einfällen durchwebt.

Ein Hexenlied, das wir einmal von einem Buben in Rom auf der Straſse singen hörten, fiel uns deswegen sehr auf, weil man dergleichen Lieder hier gar nicht zu hören gewohnt ist. — Das Lied schien auch nordischen Ursprungs zu seyn, und sich hieher verirrt zu haben — es machte hier einen Miſslaut mit allem übrigen, und paſste nicht dazu.

Hier wird freylich auch die Phantasie nicht so, wie bei den nordischen Völkern, durch die Ungemächlichkeiten des Klima und der Witterung aus den Regionen des Lebens hinweggedrängt, sondern sie kann ruhig auf den Gegenständen der wirklichen Welt verweilen, und findet reichen Stoff sich zu beschäftigen.

So wie nun aber die schwarze Suppe, welche die Spartaner essen muſsten, nach dem Ausdruck eines Sibariten ihnen den Tod wünschenswerth machte, so scheint es auch, als habe das rauhe und unfreundliche nordische Klima seine Bewohner schon im Leben mit ihrer Phantasie zum Grabe hingedrängt, und sie mit den furchtbaren Gegenständen, die man sonst kaum zu denken wagte, vertraut gemacht.

Auch ist es bey dem italiänischen Volke gar nicht Sitte, etwa in einem Kreise dicht beysammen zu sitzen, und sich grausenerweckende Geschichten zu erzählen, welches bey uns noch immer einen Hauptzweig der Vergnügungen des gemeinen Volkes ausmacht. — Dazu gehören aber auch die Dünste einer eingeheitzten Stube, der Anblick einer düstern halberstickten Flamme auf dem Heerde, der Dampf von schwarzen triefenden Lampen — der heulende Nordwind draussen, und die verschneyte Pforte.

Diejenigen Völker, welche unter einem glücklichern Klima wohnten, suchten von jeher die Ideen des Aufhörens, der Verwesung, des Chaos und der ewigen Nacht, so leise wie möglich zu berühren, und wenn sie dieselben berührten, sie doch immer mit einem mildernden Schleyer zu verdecken. — Der Schwur bey dem Styx war selbst den Göttern furchtbar; Jupiter wagte es nicht, die schnelle Nacht zu betrüben — und als dem Ulysses die Schaaren der Todten aus der Unterwelt erschienen, so wendete er sein Gesicht weg, weil er fürchtete, Proserpine mogte das Haupt der Gorgo emporsteigen lassen, welches durch seinen Anblick die Menschen versteinerte.

Die Kupfer zu den beyden ersten Stücken der Zeitschrift sind folgende:

Das Kupfer C. Marius — erstes Stuck Seite 12.
Die architektonischen Risse — erstes Stuck Seite 74.

Stephanus — zweytes Stuck Seite 6.
Bacchus und der Winter — zweytes Stuck Seite 21.

ITALIEN
UND
DEUTSCHLAND
IN RÜCKSICHT
AUF
SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR
UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ,
Professor der Theorie der schönen Kunste in Berlin

UND

A. HIRT, Gelehrten in Rom.

Drittes Stück.

BERLIN, 1790.
In Verlag der Kön. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

I.

ÜBERSICHT

DER

GESCHICHTE DER DENKMÄLER

BEY

ÄLTERN UND NEUERN VÖLKERSCHAFTEN.

Es war immer ein Hauptendzweck der bildenden Künste durch Errichtung öffentlicher Monumente das Andenken jener Menschen zu erhalten, die um das Wohl ihrer Klasse besondere Verdienste hatten.

Der Trieb, welcher unsere Sehnsucht spornet, solche Männer lebend zu kennen, und in deren Anschauung das Herz sich zu den edelsten und süsseſten Empfindungen erhebet, scheinet gleichsam seine Macht zu verdoppeln, je mehr Zeit und Raum uns von ihnen trennet, und die Spuren zu verwischen drohet, durch welche sie verewigt in dem Andenken der Nachkommlinge fortleben. Dieser edle Trieb führte zuerst die bildende Hand des Künstlers, um den Gegenstand unserer Sehnsucht gleichsam in festerm Stoff umzubilden, als ihm die Natur selbst geben konnte.

Alle Völker, nachdem sie mehr oder weniger der Reife einer höhern Kultur vor ihrem Umsturz näherkamen, suchten mit glücklicherm oder unglücklicherm Erfolg diesem edlen Bedürfnisse der Menschennatur Genüge zu thun.

Statt prächtiger Mausoleen warfen rohe Völker ihren Wohlthätern Hügel auf; ein Baum ward das Andenken einer edlen That, und ein unförmlicher Stein das Kennzeichen, daſs allda die Asche eines verdienten Mannes seine Ruhestätte fand.

Die Pyramiden Egyptens sind die ältesten durch Kunst hervorgebrachten Denkmäler. Ob die Obelisken auch hiezu dienten, oder vielmehr religiöse Monumente der Götterlehre dieses Volkes waren, bleibt bis jezt noch unentschieden *). Wie heilig das Andenken der Ver-

---

*) Herr Zoëga, ein deutscher Gelehrter in Rom, arbeitet seit mehreren Jahren über diesen Theil egyptischer Alterthümer, von dessen ungewöhnlichem Fleiſs, und Scharfsinn man sich einen nähern Aufschluſs erwarten.

storbenen bey diesem Volke war, zeiget hinlänglich die Sorgfalt, mit welcher es die Körper derselben gleichsam unverweslich zu machen suchte. Diese wurden aufs kostbareste einbalsamirt, bemalt, und mit bedeutenden Hieroglyphen verziert, Denkmäler in Granitfelsen gehauen, oder in trockenen Sandwüsten erbauet, dienten zu ihrer Beerdigung. Die Religionsbegriffe thaten ohne Zweifel das meiste hiebey; aber die Frage bleibt immer: wodurch anders ist diese Verehrung gegen das Andenken der Verstorbenen zur Religionspflicht geworden, als eben durch den edlen Naturtrieb, der uns die Tugenden der Vorfahren lieben machet, und bey deren Erinnerung sich das Herz in den sanftraurigsten Empfindungen wiegt? Allein so wie diese Nation im Lauf zu einer höhern Kultur in allen übrigen Kenntnissen und Künsten stille stand, so kam sie auch hierin nie weiter als zu ihren Felsenpyramiden, zu ihren Hieroglyphen und Mummien.

Die Schüler der Egypter, die Griechen und dann die Römer haben das Erdenkliche in Kunstmonumenten ausgeführt, und so wie diese Denkmäler für sie blosse Erinnerungszeichen seyn sollten, sind dieselben für die Nachwelt die überzeugendsten Monumente ihres erhabenen Geistes, ihrer edlen Empfindung, und des höchsten Grades der Kultur geworden.

Ehe wir uns hier weiter einlassen, däucht uns, müssen wir zuerst unterscheiden, welche Monumente man bey Lebzeiten, und welche man nach dem Tode zu errichten pflegte.

Die Denkmäler, welche die Griechen und Römer ihren verdienten Männern bey Lebzeiten beschlossen, waren Triumphbogen, Ehrensäulen, Statuen in öffentlichen Gebäuden, auf öffentlichen Plätzen. Nach dem Tode fanden zum Theil die nehmlichen Monumente statt, mehr aber waren die Grabmäler gebräuchlich. Es scheint nehmlich etwas Befriedigenderes für unſer Herz zu haben, das Denkmal auf der Stätte zu erblicken, wo die Asche des Geliebten ihre Ruhe fand. Grabmäler waren fast immer Familiensache; hingegen für die öffentlichen Ehrenmonumente interessirte sich groſstentheils die Gemeine einer Stadt, oder die ganze Republik. Selbst in den Kaiserzeiten war es immer der Senat und das Volk, oder eine Stadt insbesondere, welche die Ehrenmäler ihrer Herren beschlossen. Im Gegentheile sehen wir, daſs die regierenden so wie die Privatfamilien ihre Grabstätte selbst erbauten. Aus diesem sind auch die Grenzen, und verschiedenen Anordnungen begreiflich, die zwischen Ehren- und Grabmal, die man beyde unter dem Wort Denkmal begreifen kann, statt fanden.

Ein Ehrenmal, das bald in einer Statue, einer Säule, einem Trophee, bald in einem Triumphbogen oder Tempel bestand, lieſs sehr wenig Allegorie in den Verzierungen zu. Jede figurirte Abbildung stellte die geschehene Sache ohne gesuchte Nebenbegriffe natürlich vor. Höchstens war eine Stadt, eine Provinz, ein Fluſs personifizirt, oder ein dienender Genius sichtbar gebildet. Die personifizirten Begriffe von Tugenden, kurze jede entfernteren Hieroglyphen, zu deren Verständniſs ein Uebereinkommen vorausgesetzt wird, fanden wenig oder gar nicht statt. Die Münze, welche zu eigenen Vorstellungen zu wenig Volum hat, muſste sich mehr zu diesen abstrahirten Abbildungen bequemen.

Die Alten begriffen sehr wohl, wie leicht eine allegorische Vorstellung in wirklichen Begebenheiten undeutlich und frostig wird. Die Historie liebt die Treue; Simplicität in der Darstellung bewirkt leichtes Verständniſs; überhäufte und von allen Seiten zusammengeraffte Ideen verwirren, und stören bey Kunstvorstellungen nur garzu leicht die Einheit. Wem ist nicht bekannt, wie viel unseelige Produkte eine zügellose Phantasie in modernen Zeiten hervorgebracht hat? wie viel weiter würden heut zu Tage die Künste seyn, wenn man diese verderbliche Allegoriemacherey weniger gesucht, und sich mehr an Eigenheit der Darstellung gehalten hätte? —

Ein Mann zeichnete sich in Athen oder Rom durch sein Talent, oder eine edle That aus, welch herrlicher Denkmal konnte man ihm setzen, als durch die Aufstellung seines Bildnisses in der Geberdung, die seinem Karakter, oder dem Akt der edlen That individuel zukam? keine hergezogenen Nebenbegriffe, keine schiefe Allegorie, störet hier den Betrachter, wir fühlen, und sind ganz um den Mann, und bey der That gegenwärtig. Die Alten wuſsten die Erkenntlichkeit, die Bewunderung, die Achtung für ein ausgezeichnetes Talent nicht besser an den Tag zu legen, als durch Ehrenmonumente, welche die Wahrheit dessen bezeichneten, was die Zeitgenossen mit edler Empfindung erfüllte, und die Nachkommen zur würdigen Nachahmung aufzufordern vermögend war.

Das Grabmal hatte seine Entstehung aus andern Beweggründen, und daher vom Ehrenmal verschiedene Grenzen, zwar fliessen diese Grenzen nicht selten in einander, indem das Grabmal selbst keine würdigere Zierde hat, als wenn die Kunst sich verwendet, in Abbildung der verrichteten Thaten gleichsam die Biographie des Verstorbenen zu überliefern. Aber dieſs ist nicht einziger Zweck. Die Familie errichtet das Grabmal; ihr Interesse wird hier Hauptabsicht; sowohl in ihren eigenen, als den Verhältnissen gegen andere Mitmenschen und den Staat. Kann man nicht mit Verdiensten um den letztern prangen, wie viel Bande der Zärtlichkeit, der Erkenntlichkeit hat eine Familie nicht unter sich!

Hier beweint eine liebende Gattin ihren verlohrnen Gemahl, dort ein Vater seinen in der Blüthe weggeraften Sohn. Kinder ehren das Andenken ihrer Eltern. Freunde suchen ihren gerechten Schmerz zu lindern, und geloben sich auch im Grabe Treue zu. Da bewirkt bey Reichen der Gebrauch, der Luxus und Ostentation, was Zärtlichkeit und Liebe nicht vermögen. Aber nicht allein hiedurch bekömmt das Grabmal einen eigenen Karakter. Die Religion, die Begriffe über Tod und den Zustand nach demselben mischen sich ein. Das Reich der Phantasie öfnet sich. Religiöse und allegorische Abbildungen kommen zum Vorschein, milder oder strenger, nachdem die Begriffe einer Nation hierüber formirt sind.

Die religiöse Verehrung der Griechen und Römer gegen Verstorbene ist bekannt. Die Leichenzüge wurden aufs prächtigste veranstaltet; die Asche ward mit aller Sorgfalt gesammlet, man hielt die kostbaresten Leichenspiele: Die Grabmäler wurden nicht nur in Felsen gehauen, oder unter der Erde die schönsten Todtenkammern gemauert, sondern über der Erde sah man Felsenmonumente entstehn, die keine Zeit vernichten sollte. Religions- und Staatsgesetze machten sie unverletzbar. Jede Heerstrasse prangte mit denselben. Alle Augenblicke rief dem Wanderer ein solch Denkmal zu: hier steh, lies, und betrachte. Hier fand ein Mann seine Ruhestätte, der deiner Aufmerksamkeit, deines Andenkens würdig ist. —

Der Hauptzweck bey diesen Denkmälern war die Dauer. Die Verzierungen von aussen waren selten und sehr sparsam angebracht, der Eindruck, den ein solches Grabmal bewirken sollte, war hohe Stille, Ruhe der Abgeschiedenen, trau rendes Anschauen. Der Bau war eben so simpel als fest; und doch ist nichts so verschieden, als die Formen, welche man diesen Gebäuden zu geben wuſste. Eckichte und runde Thürme, Pyramiden, tempelförmige Grabmäler, oder mit abweichenden Aufsätzen übereinander variiren ins Unendliche in grösserer oder kleinerer Masse, mit mehr oder weniger Pracht der Materie sowohl, als der architektonischen Verzierung. Eine Inschrift von aussen sagte dem Wanderer den Namen der Familie, oder des Mannes, seine Thaten und Würden. Die Sculptur war selten zu diesen Erklärungen gebraucht. So groſs übrigens sich die Massen von aussen anboten, so klein war der innere Raum, und bestand öfters für eine ganze Familie nur in einer Kammer. Die Gebeine der Verwandten und Freunde wurden in Särgen, oder Aschenurnen nahe nebeneinander aufgestellt: kein Schicksal sollte sie mehr trennen. Was Mahlerey und Sculptur zur Bedeutung und Verzierung beytragen konnten, war im Innern angebracht.

Hier stellt ein Basrelief auf dem Sarge eine würdige That des Mannes vor, der in demselben ruhet. Da wird die Liebe zweyer Gatten verewigt; bald ist es eine Hochzeitfeier mit Hymen und Cupido, ein vertrauliches Maal, eine gemeinschaftliche Ruhe, bald ein Opfer an die Lares, an Eskulap und Hygea, oder zur Versöhnung an die unterirrdischen Götter. Hier wird der Liebhaber des Schönen noch in Gesellschaft der neun Musen gebildet; da bedeutet ein Wagenlauf von Geniis im Circus den ehemaligen Ueberwinder, oder Liebhaber dieser Spiele. Diese Art allegorischer Beziehungen, welche die Religion, die milden Begriffe über Tod und Zukunft den Alten anboten, geht ins Unendliche. Die lieblichen Horen haben ihren Reihentanz vollendet. Die Jahreszeiten in Gestalt blühender Jünglinge führen nicht mehr im kreisenden Gang die wechselnden Freuden wie ehemals zurück. Furchtsam wird die Seele von Merkur vor den Thron der unterirrdischen Götter gebracht. Hier ruhet die Verstorbene nur schlafend auf dem Sarge; ihre Lage ist reizend, so wie die Liebesgötter, die sie noch auf ihrem Ruhebette belauschen. Da laſst sich Luna zu ihrem entschlafenen Endymion herab, Genii, auf umgestürzten Fackeln ruhend, zieren die Ecken des Sarges. Dort geschieht die Einweihung in ein religiöses Misterium, worunter besonders die Bacchischen gehören. Hier bildet Prometheus den Menschen, Minerva beseelt ihn; Amor und Psyche sollen auf eine kurze Zeit sein irrdisches Daseyn versüssen, aber schon ist die Lebenstafel vollgeschrieben, der kurze Faden ausgesponnen, Atropos durchschneidet denselben; der Körper liegt entseelt, Merkur bringt die geflügelte Seele zu den Schatten über.

Oft sind die Vorstellungen aus der Heldengeschichte sehr treffend, obwohl viele derselben gegen die letztern Zeiten mehr zur Verzierung, als zur Bedeutung haben mögen gemacht worden seyn. Der durch die eigene Mutter bewirkte Tod Meleagers, die Kinder der Niobe durch die Pfeile des Apollo und der Diana erlegt; der Schatten des Protesilaus, welcher seiner Gemahlin erscheint: Die Wiederkehr der Alcestis, und so viele andere erwecken Trauer, und flössen Frost ein, indem sie jedem das unvermeidliche Schicksal vor die Augen führen. —

Alle diese Vorstellungen waren innig mit der Religion, mit ihren Gebräuchen, mit ihrer Geschichte verbunden. Keine Allegorie war fremd, oder weit hergeholt: alles hatte Zweck und war leicht verständlich. Selten fanden runde Arbeiten, Statuen oder Büsten im Innern statt; der Raum war zu klein: es waren Basreliefs auf Sargen, auf Urnen, auf Altären; oder Gemälde auf die Mauer, und an die Decke.

Aber der Geist der Staatsverfassungen, und der Religion, welche die Künste so hoch trugen, verfiel. Völker von einem ganz verschiedenen Genius, Sitten und Gebräuchen, setzten sich an das Ruder der Welt; Religionen, die den Ältern gerade entgegen waren, brachten eine ganz verschiedene Denkart und Ordnung hervor. Die freundlichen Künste waren auf ganze Jahrhunderte vom Umgange der Menschen verbannt. Der gröſste und schönste Theil des Erdbodens, wo der Keim alles Wahren und Schönen sich bis zur vollkommensten Reife entwickelte, liegt noch unter dem Joche einer religiösen Barbarey zu Boden, welche Verfassung, Gebräuche und Sitten, despotisch dominirt.

Die christliche Religion, obwohl sie die Kultur der Künste nicht, wie die mahometanische, gesetzmässig ausschloſs, hatte durch ihre strenge Sittenlehre zu wenig Begünstigendes für dieselben, besonders, nachdem sie zu ihrer Aufnahme die schönsten Monumente der alten Kunst zu vernichten gezwungen ward. Indessen da sie durch sinnliche Vorstellungen zu lehren nicht ganz entfernt war; so ward sie nach und nach wieder die Grundursache zu einer glücklichen Revolution. Allein so verschieden der Geist der Religion, der bürgerlichen Verfassungen, Gebräuche und Sitten der Neuern in Ansehung der Alten sich zeigte, eben so ungleich muſsten die Folgen in Rücksicht der Künste seyn.

Die Religion der Alten erhöhte die Phantasie, und entwickelte das Gefühl fürs Schöne; ihre Gebräuche und besonders ihre Spiele lehrten den Künstler Verschiedenheit und Schönheit der Formen, erleichterten ihm das Studium, und munterten ihn zur Nachahmung auf. Die gröſstentheils republikanischen Verfassungen entwickelten die Kräfte des Bürgers zu edlen Tugenden; man fühlte den Werth eines groſsen Mannes desto mehr, je weniger die Rechte der Menschheit unter einer edlen Freyheit litten. Man sah zu Ehren eines Feldherrn Tropheen, Säulen, Triumphbogen entstehn, ihr Bildniſs und ihre Thaten glänzten unter den Bildnissen anderer verdienten Bürger in öffentlichen Hallen, Fora, ja oft selbst unter den Göttern in Tempeln. Die Gymnasien, Palästren, Stadien prangten mit den Bildniſsen der Ueberwinder in allen edlen Spielen, die den Körper stärken, und den Muth der Seele erheben. Da zeigten sich im Theater, im Odeon, in Akademien, in Bibliotheken, in Exedren, in öffentlichen Bädern, die Statuen der Gesetzgeber, der Philosophen, der Redner, Dichter und Virtuosen aller Art. Die Kunst ward für die Künstler selbst das Medium sich wechselweise durch ihre Bildnisse an jenen öffentlichen Orten zu verewigen.

Wir haben schon bemerkt, was dieser Gemeingeist bey einzelnen Familien vermochte, und welche herrliche Todtenmonumente, von den Begriffen der Religion begünstiget, entstanden.

Wie gekränkt ist unser Geist, wie gelähmt unsere Empfindung in Vergleich mit der Seele jener Griechen und Römer! Die abstrakten Lehrsätze der neuen Religion hemmten den Flug der Phantasie: die strenge Sittenlehre entwandte die schönen Gebräuche, und ermunternden Spiele, welche die Hauptschule für den Künstler waren. Die despotischen Lehen-Verfassungen brachten jene unseligen Abstufungen der Stände hervor, worunter alle Freyheit und Gemeingeist erlag. Wir haben keine Fora, keine Basiliken, keine Septa zu öffentlichen Gerichten, Berathschlagungen, Wahlen, keine Portike, keine Thermen, kein Marsfeld zu öffentlichem Umgang und Erholungen. Wir haben keine öffentliche Orte, wo der Geist durch die Bildnisse, und Monumente edler Mitbürger zu ähnlichen Thaten und Unternehmen ermuntert wird. Die Kirche allein ist der gemeinschaftliche Versammlungsplatz geworden. Auch hat sich unter dem Mantel der Religion alles da zusammengedrängt, was die Kunst in neuern Zeiten unter dem Namen eines Denkmals hervorbrachte. Und wie? —

Ursprünglich erlaubte man nicht in den Kirchen zu begraben. Die Vorhöfe waren dazu bestimmt. In der Folge ward die Beysetzung in der Kirche ein Vorrecht der Bischöfe, so wie es heut zu Tage ein Vorrecht der Päbste und gekrönter Häupter ist, um in S. Peter in Rom beygesetzt zu werden. Allein jene Beysetzung war unterirrdisch, kein Kunstmonument zierte die Stätte. Die ursprünglichen Denkmäler über der Erde vor dem Angesicht des Volkes waren zu Ehren der christlichen Heroen. Man sammelte die Gebeine heiliger Männer, besonders derjenigen, welche durch ihr Blut den Glauben an die christliche Lehre bezeugt hatten. Diese Monumente waren meistens prächtige Särge von Porphyr, Basalt, Alabaster, Beute von heidnischen Grabmälern. Ueber diesen Särgen fieng man das

Geheimniſsopfer der Messe zu feyern an: das Grabmal änderte sich in einen Altar um, wie man in allen Kirchen von den ersten Jahrhunderten der Christenheit in Rom noch deutlich sehen kann. Ueber dem Altar selbst stellte man das Bildniſs und die Thaten des Heiligen, dessen Asche darunter ruhete, in Mahlerei oder Sculptur vor: die Architektur verzierte denselben mit zwey oder mehrern Säulen; kein Gliedchen von vollem Gebälke mit Fronten, wie es bey ganzen Gebäuden gewöhnlich, ward dabey vergessen. Daher die gewöhnliche Form der Altäre, wie sie überall ein geführt ist; und hiemit auch die ursprüngliche Entstehung christlicher Denkmäler.

Weiterhin ward die Gewohnheit, in Kirchen zu begraben, bald allgemeiner. Die willigen Priester erlaubten den Groſsen und Reichen leicht, über ihren künftigen Grabstätten Kirchen zu bauen, und eine Anzahl Mönche oder Nonnen mit hinlänglichem Fond zu versehen, damit sie jährlich an gewissen Tagen für die abgestorbene Seele beten möchten, eben so ungefähr wie die römischen Kaiser bey ihren Tempeln die Flamines stifteten. Dieser religiöse Luxus erhub sich besonders im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, wo beynahe keine Privatfamilie von einigem Namen war, die nicht wenigstens ihre eigene Begräbniſscapelle zu haben suchte. Diese Capellen an den Seitenschiffen der Hauptkirchen angebaut, wurden mit Altären unter einem Favoritheiligen versehen, und waren nebst den Familienmonumenten vieler andern religiösen Verzierungen fähig. Der Trieb, sich zu verewigen, der bey den ältern Völkern so prachtvolle Denkmäler hervorbrachte, war und ist bey den Neuern nicht minder wirksam; Religion und Gebräuche machen nur den Modus in der Ausführung verschieden.

In den ältern Denkmälern, die vor dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts selten sind, bildete man das Bildniſs des Verstorbenen auf dem Sarge in der nemlichen Lage und in der nemlichen Kleidung, wie man ihn auf der Bahre zum Begräbniſs trug, mehr in Basrelief, als rund. Solche Figuren gleichen den egyptischen Mumien. Die Verzierungen der Gewänder und Familienwappen umher sind die Hieroglyphen; — bald ist es die Büste des Verstorbenen allein, die man in ein enges Nischchen wie in eine Art Columbarium einpaſste, ein paar Engel in der Idee der Todgenii an den Sarcofagen der Alten, die zu beyden Seiten das Grab bewachen; unsere Mutter mit dem

Kinde, oder andern gewählten Patronen aus der heiligen Geschichte sind die Vorstellungen, mit denen man anfieng die Grabmäler zu zieren, ehe man die neuen Allegorien kannte. An dem Monument von Sixtus IV erscheinen zuerst die figurirten Wissenschaften, welche in Basreliefs seinen Sarg umsitzen. Innocenz VIII ward zuerst als in seinem Leben handelnd gebildet, doch ſo, daſs die Figur des Pabstes doppelt vorgestellt ist, erstlich als todt auf seinem Sarge liegend, und dann erhebt sich sein Thron, von welchem herab er die Benediction in dem Akt eines zweyten Petrus ertheilt; allegorische Figuren zieren zu beyden Seiten den Thron. Diese beyden Grabmäler sind von Antonio Pollajuolo gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts verfertigt, und gaben die Grundideen an, deren man sich in der Folge bediente. Im sechzehnten Jahrhundert, so wie die Liebe zur Kunst wuchs, nahm auch die Pracht der Denkmäler zu: — Was kann prachtvoller seyn, als die Idee des Monuments, welches Michelangelo für Julius II in der zu erbauenden Peterskirche ausführen sollte? Man sehe so viele Monumente, die seither in eben dieser Kirche wirklich ausgeführt sind. Was kann den Reichthum und die Pracht übertreffen, welche sich in den Begräbniſscapellen von Sixtus V, und Paulus V in S. M. Maggiore, und in der von Clemens XII in S. Johann im Lateran zeiget, ohne so vieler anderen Capellen von Privatpersonen zu gedenken.

Ueber den architektonischen Theil dieser Todtenkapellen wollen wir uns nicht einlassen. Da sie immer an Hauptkirchen angebaut sind, so hat man denselben keinen äussern Karakter gegeben. Im Innern bieten sie sich der Kirche durch groſse Bogenöffnungen an. Die prächtigern sind mit in die Höhe steigenden Kuppeln erbaut. Beleuchtet sind sie von allen Seiten, damit die prachtvollen Verzierungen von allen Arten Marmor, Bronzen, Mosaiken, Mahlereyen und Bildhauerarbeiten dem Auge nicht entgehen. Die stralende Buntheit läſst dem Blicke nirgends Ruhe. Die Architektur ist immer äusserst überladen mit Sackeln, Fuſsgestellen, oft mit mehrern Ordnungen übereinander, die Vorsprünge, die Verkräftungen, die sonderbaren ovalen, gekrümmten, schieflaufenden Linien und angehäuften Glieder lassen das Auge öfters zweifelhaft, was dieſs oder jenes für eine Form, oder architektonischer Theil seyn soll. Die beyden Monumente der Päbste Medici, Leo des Zehnten, und Clemens des Siebenten in der Kirche der Minerva in Rom haben noch die meiste Simplicität von allen, die wir kennen. Die Statuen sind gröſstentheils so übel gestellt und mit dem Ganzen gruppirt, daſs man ihnen die gezwungensten, und häſslichsten Attituden geben muſste. Selten bieten sich die Basreliefs unter der Überhäufung architektonischer Glieder gut an. Die Särge und Urnen haben fast immer die unnatürlichsten und geschmacklosesten Formen, ohnerachtet die antiken Monumente von allen Seiten die schönsten Formen anbieten.

Das Bildniſs des Verstorbenen, wie wir schon bemerkt haben, ist meistens selbst gebildet, in Statue, in Büste, in Mosaik, in Medaillon, in Mahlerey. Genii auf dem Grabmal sitzend betrauren öfters das Andenken, mehr aber und gewöhnlich an groſsen Monumenten erscheinen die figurirten Tugenden in Statuen. Hier liegt die runzlichte, halbnakte Weisheit mit ekler, saurer Miene, die sich den Spiegel vorhält. Dort bietet ein Genius aus dem Füllhorn einer jugendlichen Frau seine Schätze an, welche sie mit abgewandtem Gesichte und grimaſsirter Attitude verweigert. Die Religion mit dem Kreuz oder der Flamme der Inbrunst in der Hand weiset da auf

Univ. Bibl. München

das Bildniſs des Verstorbenen. Die lächelnde Milde hat das kleinere Kind an ihrer Brust, das gröſsere an der Hand führend, oder drücket mit lüsterner Miene die Milch aus beyden Brüsten. Die wohlgenährte Enthaltsamkeit mit dem Zaum legt sich dort trostlos über den Sarg hin. Bald sitzet die Stärke gleich einer Cybele auf dem Löwen, und so weiter. — Selten sind die Attributen gut gewählt und verständlich; selten ist die Stellung bedeutend, noch seltner sind die karakteristischen Formen, physiognomische Wahrheit, und Ausdrücke. Das Costum, Gewandwerfung, Entblöſsungen, sind willkührlich, und meistens geschmacklos. Die Basreliefs stellen bald wirkliche Begebenheiten aus dem Leben des Verstorbenen vor, bald betrift es Gegenstände der Religion, bald sind es allegorische Zusammensetzungen.

Die erstern behaupten immer den Vorzug. Ein jeder interessirt sich für eine edle Handlung oder einen merkwürdigen Vorgang der Geschichte, woran der Verstorbene Theil hatte. Nur sind leider solche Auftritte öfters in die dunkelsten Allegorien gehüllt.

Die Religion, die Begriffe über Tod, und den Zustand nach demselben lieferten den Alten sehr interessante Kunstabbildungen. Die Neuern waren hierinn nicht so glücklich. Bald ist es der Engel mit der Posaune, der die Entschlafenen zur allgemeinen Erstehung wecket; bald ist es das schreckliche Gericht selbst. Hier zeigt der Knochenmann, mit der Sense bewaffnet, dem lebenliebenden Menschen durch die Clepſydra, daſs die Stunde des Abscheidens gekommen; dort weiset die Zeit eben diesem Knochenmann seinen Raub an, aber die Fama führet deſsen ungeachtet das Bildniſs des Verstorbenen zum Andenken der Menschen fort.

Diese schrecklichen Vorstellungen und albernen Allegorien, die dem Geist der Kunst so sehr entgegen streben, haben den Scharfsinn moderner Künstler auf alle Weise geprüft. Man könnte ein ganzes Buch von den sonderbaresten Erfindungen und Compositionen dieser Art sowohl in Gruppirung von ganzen Statuen als in Basreliefs anfüllen, wenn es der Mühe lohnte: nicht selten sieht man mit den christlichen Ideen die Mythologie der Alten vermischt.

So wie diese Art von Erfindungen, Gruppirungen, und Zusammensetzungen abentheurlich sind, und weder Verstand, noch feines Gefühl verrathen, eben so widersprechend ist gröſstentheils die Ausführung dem wahren Geist der Kunst. Das Überhäufte und Verwirrte erscheinet von allen Seiten in Stellung und Anordnung der Basreliefs; nicht selten sieht man Gruppen auf verschiedenen Planen hinter- und übereinander gestellt. Man suchte mit Gewalt aus dem Basrelief ein Gemälde zu machen: man plagte sich mit der Perspektiv, was doch in Marmor nie Perspektiv seyn kann. Die Bildhauerey hat keine Farbe, die fernern Gegenstände luftig und abweichend zu machen. Alles fällt auf dem erstern Plan vor. Da die Sculptur rund bildet, fordert sie gleiche Ausführung in allen Theilen: sie will von mehr Punkten besehen werden. Ihr Karakter ist nicht, wie bey der Mahlerey, durch Licht und Schatten zu wirken: sie fordert nichts als eine vortheilhafte Placirung nach dem Lichte in dem Hauptpunkt ihrer Ansicht. Man glaubte lange, und dieser Glaube ist noch in vielen Gemüthern herrschend, daſs die Alten aus Mangel der Kenntniſs nichts perspektivisches in ihre Basreliefs brachten; man wollte sich nicht überreden, daſs die Sache in sich unmöglich sey, und die Alten aus einem höhern Beweggrund bey ihrer Nebeneinanderstellung blieben.

Dieſs ist ungefähr die Übersicht der Geschichte moderner Denkmäler. Es sind in Rom allein drey bis vier tausend gröſsere und kleinere Monumente mit allen Arten von Marmor verziert, die man seit drey Jahrhunderten her errichtet hat. Welches Feld für die Kunst! Man beklage sich nicht, daſs es der Bildhauerey an Gelegenheit gefehlt habe, sich zu entwickeln; besonders da unter dem Namen Grabmal alles, was nur ein Kunstmonument prächtig und bedeutend machen kann, begriffen ist.

Aber die Religion, die Gebräuche, ein unseeliger Genius der Kunst, und die Allgewalt des Beyspiels haben bisher unübersteigliche Hinderniſse gehäufet. Der unbefangene Künstler, der dies einsieht, getrauet sich nicht aus dem Gleise zu treten, sein Geist bleibt an der Idee des Gewohnten kleben; selten bemühet er sich um eine mehr überdachte und fleissigere Ausführung.

II.

ÜBER DEN
WIRKLICHEN ZUSTAND
DER
POMTINISCHEN SÜMPFE.

AN
FRÄULEIN VON G.

Da ich weiſs, daſs Ihre Abreise von dem frohen Wohnsitz der Partenope nahe ist, säume ich nicht, Ihnen meine Beobachtungen über den wirklichen Zustand der Pomtinischen Sümpfe mitzutheilen. Ich hatte nun bey meiner Rückreise bessere Muſse, als verflossenen September, die Fortschritte zur Verbesserung derselben zu untersuchen. Die Sache ist allerdings Ihrer Aufmerksamkeit werth; und darf ich Sie bitten, so werden Sie hinzufügen und verbessern, was allenfalls meiner Forschung entgangen wäre.

Mit groſsem Vergnügen werden Sie alles verifizirt und zum Theil wieder hergeſtellt finden, was Horaz, welcher seit der vortreflichen Wielandschen Übersetzung einer Ihrer Lieblinge geworden, in seinem Reisejournal von der Fahrt durch diese Sümpfe; dem Forum Appii, der Quelle der Feronia und Anxur erzählet. Dieser Theil der Appischen Heerstraſse ist seit zehn Jahren wieder einer der schönsten Wege in Europa geworden.

Das Unternehmen, diese Sümpfe auszutrocknen, und diese vortrefliche und benöthigte Landesstraſse wieder zu eröfnen, wird in den Jahrbüchern des jetzigen Kirchenhauptes immer eine der merkwürdigsten Epochen bleiben, und sein Name beständig neben den Namen eines Appius Claudius, eines Augustus, eines Trajan's und Theodorich's glänzen. Was Martin V. und Sixtus V. unternahmen, hat Pius VI. ausgeführt.

Moräste austrocknen und sie urbar machen, Straſsen und Kanäle für Reisende zum Handel und Wandel anlegen, waren immer das Bemühen guter Fürsten; und Pius VI. fühlet mehr, als je einer seiner Vorfahren, daſs das Wohlseyn eines Staates mehr auf eigener Industrie seines Volkes beruhet, als auf Zuflüssen und Tributen fremder Staaten, die wie sie einkommen, auch wieder verschwinden, und deren Quellen bey den leichtesten Fällen so unsicher werden. Es ist kein Land in Europa, das fremder Zuflüsse weniger bedarf, als der Kirchenstaat, wenn er sein Glück und seinen Wohlstand auf eigenen Fleiſs bauen will, so wie die wirkliche Regierung es zu bewirken sich angelegen seyn läſst. Es lebe Pius VI. und sein Name stehe bey unsern Nachkömmlingen unter den Namen thätiger Fürsten!

Die Pomtinischen Sümpfe sind, nach ihrer Lage betrachtet, gegen Norden von den Gebirgen Norma, Sermonetta, Sezze und Piperno begränzt; von Osten schlieſset sie das nemliche Gebirge, welches eine Biegung von Sonnino bis Terracina machet, ein; gegen Mittag begränzt sie das Meer, und von der Abendseite hängen sie mit der weiten Ebene der Campagna di Roma zusammen. Die Felder zwischen Cisterna und Nettuno machen die Scheidungslinie. Die heutige Landesstraſse durchschneidet dieselben ihrer ganzen Länge nach beynahe immer in gerader Linie; ihre Länge von Cisterna bis Terracina beträgt dreyſsig Meilen; ihre Breite geht nie über zwölf oder dreyzehn Meilen.

Auf der Anhöhe von Velletri, vier und zwanzig Meilen von Rom, genieſst man die ganze Übersicht dieses weiten Strichlandes. In der Mitte des Sommers schwebet ein düster bläulichter Nebel über der ganzen Oberfläche, welcher früh und Abends stärker wird. Die Gewässer, welche an vielen Orten noch stehend sind, und an andern noch keinen rechten Ablauf haben, sind die Ursachen dieser starken Ausdünstungen und Verdickung der Luft. Zwar bessert sich dies alle Jahr mehr, nach Maaſse als man bey dem Austrocknen voranschreitet, und wovon der Unterschied seit zehn Jahren her sehr merklich seyn soll.

Der Berg Circello erscheinet von dieser Anhöhe als eine wahre Zauberburg. Er liegt an dem Gestade des Meeres fast in der Mitte der Sümpfe ganz einsam, und hat die vollkommene Gestalt eines Eilandes, das sich aus den Tiefen der See erhebet. Bis Terracina begleitet er das Auge des Wanderers. Sein gewöhnlicher Name ist jetzt S. Felice, und ist noch wie in ältern Zeiten seines vortreflichen Weines wegen berühmt. Ein hiesiger Gelehrter, Abbate Testa, welcher diesen Berg vor wenigen Jahren mineralogisch untersuchte, fand das ganze Erdreich umher vulkanisch. Die drey kleinen Seen in der Nähe desselben hält er für eingestürzte Krater. Wahrscheinlich hing alles dieses mit den Vulkanen von Albano zusammen, welche mit ihren Feuerprodukten die ganze Campagna di Roma bedeckten.

Dieser Berg nimmt eine merkwürdige Stelle in der ältesten Geographie ein, und gegen den westlichen Theil der Homerischen Welt ist nichts so berühmt, wie dieser Wohnsitz der Göttin Circe. Mit süſsem Zauber fesselte sie allda ankommende Fremdlinge. Homer versetzt eine der schönsten Szenen seiner Odyssee dahin. Schrecklich war die Landung anfänglich den Gefährten des Ulysses, aber wie der Zauber sich löste, lieſs es sich der Held in den Umarmungen der Göttin unter Speise und Trank mit seinem Volke ein ganzes Jahr vortreflich schmecken*).

Virgil, um die Tugend des frommen Aeneas zu retten, läſst den trojanischen Helden eilfertig und mit Entsetzen vorbeysteuern. Bey nächtlicher Stille hörten schauernd seine Gefährten den Abendgesang der webenden Göttin, das Gebrüll und Heulen der in Löwen, Bären, Schweine und Wölfe verwandelten Menschen. Die prachtvolle Burg, vom brennenden Cedernholz erhellet, leuchtete in die Ferne der See hin. Die dichten unzugänglichen Waldungen umgaben heute noch wie damals den Zauberberg*). Sie fangen in der Nähe von Cisterna an, und bedecken den gröſsten Theil der Sümpfe gegen die See hin.

---

*) Odyssee Buch 10. V. 135 bis Ende; und Buch 12. von Anfang bis V. 141. Übersetzung von Voſs.

In der Geschichte finden sich viele Spuren, welche zeigen, daſs die Gegenden dieser Sümpfe schon seit den frühesten Zeiten bewohnt wurden. Plinius redet von drey und zwanzig Städten, die in diesen Gegenden erbaut waren. Pometia, Regeta, Forum Appii lagen in der Mitte der Sümpfe. Nach Dionysius von Halicarnaſs hatte sich eine Kolonie Spartaner seit den Zeiten des Lycurgus allda niedergelassen, wo sie der Göttin Feronia einen Tempel erbauten. Ungefähr ums Jahr 441 der Erbauung Roms führte Appius Claudius der Blinde die berühmte Heerstraſse durch diese Sümpfe, welche bis Capua fortging, und von seinem Namen Appia genannt ward. Hundert und zwey und funfzig Jahre nachher machte der Consul Cornelius Cethegus neue Verbesserungen. Julius Cäsar starb, ehe er sein groſses Projekt, den Tiberfluſs bis Terracina durchzuleiten, ausführen konnte. Unter Augustus ward sehr viel zur Verbesserung dieser Sümpfe gethan. Trajan ist besonders als der Verbesserer der Heerstraſse durch diesen Strich bekannt. Ungefähr vierhundert Jahre nachher sind unter dem König Theodorich neue Anstalten zur Wiederherstellung der zerrissenen Dämme und Kanäle gemacht worden.

---

*) Aeneis Buch VII. vom 10 bis 24 Vers.

Diese und andere Nachrichten beweisen hinlänglich, daſs die Sümpfe in verschiedenen Zeiten trocken und urbar waren, und auch die Luft nicht immer den gleich schädlichen Einfluſs auf die Bewohner derselben hatte, obwohl sie nach Plinius und Strabo nie vollkommen gut gewesen zu seyn scheint. Zugleich erhellet auch, daſs die Überschwemmungen gar bald wieder überhand nahmen, wenn man nicht forthin ein wachsames Auge hatte, die Kanäle zu reinigen, und bey auſserordentlichen Ueberschwemmungen, wo die Dämme zerrissen wurden, sie sogleich auszubessern. Ob nach Theodorich in den mittlern Zeiten neue Verbesserungen vorgenommen worden, oder wie lange sich die letztern erhalten haben, ist nicht bekannt.

Pabst Bonifacius VIII war gegen das Ende des dreyzehnten Jahrhunderts wieder der erste, welcher darauf bedacht war, diese Sümpfe auszutrocknen, und lieſs zu diesem Endzweck auch wirklich einige alte Kanäle aufgraben. Martin V zog 1417 einen ganz neuen Kanal durch die kürzeste Linie nach dem Meere, welcher noch den Namen Rio Martino führt. Die Anstalten der kommenden Päbste bis auf Sixtus V blieben alle ohnmächtig. Allein auch dieser thätige Pabst, welcher auf den Spuren der alten Kanäle die Verbesserungen vornahm, starb für ein so groſses Unternehmen zu früh. Ein Theil der Cavata führt noch von ihm den Namen Fiume Sisto. Nach dem Tode des Sixtus war gar bald alles wieder unnütz. Unterdessen hörten seine Nachfolger seit zweyhundert Jahren her nicht auf, neue Projekte und Untersuchungen zu machen, wie der heilsame Zweck dieser Austrocknungen könnte bewirkt werden. Das glorreiche Unternehmen ward Pius VI vorbehalten. Zum Glück ward ihm eine lange Regierung beschieden, und seine groſse Betriebsamkeit, dieses Werk ausgeführt zu sehen, hat binnen zehn Jahren Wunder gethan. Nicht nur sind schon alle Hauptkanäle gezogen, sondern auch die vortrefliche Heerstraſse des Appius Claudius durch diese Sümpfe gleichsam mit gleicher Pracht und Aufwand wieder hergeſtellt.

Die Hauptflüsse, welche von der Seite des Gebirges diese Fläche durchströmen, sind von Sermonetta und Norma her die Teppia, gefährlich bey anhaltendem Regen, die Ninfa und die Aqua Puzza, so genannt, weil ihr Wasser viel Schwefel mit sich führt. Die Betten dieser drey Flüsse sind nunmehr gereinigt und erweitert, und ergieſsen sich jetzt durch die Wiedereröfnung der alten Kanäle bey Torre trè Ponti, und bey der Brücke, wo Forum Appii stand, theils in den Fiume Rio, theils in den groſsen Kanal an der Heerstraſse her. Die Flüsse Uffente und Amaseno, welche aus den Gegenden von Sezze und Piperno herkommen, nebst den kleinen Seen, i Gricelli genannt, flieſsen theils durch einen neuangelegten Kanal, Uffente nuovo genannt, theils durch ihre natürlichen Betten, welche gereinigt, erweitert und mit starken Dämmen versehen worden, bey Mesa und bey Ponte maggiore in den groſsen Kanal. Nebstdem sind verschiedene kleine Queerkanäle gezogen, die, weil sie von keinen Quellen ausgehen, mehr gemacht wurden, damit das Wasser, welches sich durch die vielen Jahrhunderte in den Grund einsaugte sich nach und nach mehr setzen möchte, und das Erdreich um so geschwinder trockner würde.

Durch die richtige Leitung und Verdämmung besagter Hauptflüsse, welche von je her die unglücklichen Ursachen dieser Sümpfe waren, ist nun die ganze Pläne zwischen den Bergen und der Hauptstraſse bereits ausgetrocknet, und theils zu Wiesen, theils zum Getreidebau urbar gemacht. Das nemliche gilt von dem Theil, der zwischen dem groſsen Kanal und dem Fiume Pio liegt. Der Theil von da bis an's Meer, welcher über die Hälfte der ganzen Ausdehnung ausmacht, ist beynahe noch ganz mit Waldung bedeckt. Jedoch sind auch die Hauptursachen zu fernern Ueberschwemmungen dieses Theiles durch die Leitung obgenannter Flüsse gehoben: und der Fiume di Cisterna, der sonst diesen untern Gegenden am Meere sehr gefährlich war, ist auch bereits in den Kanal des Fiume Pio geleitet. Allein da noch keine Queerkanäle gezogen, um das in dieser Gegend stehende Wasser zu sammeln, und die Bäume selbst viel beytragen, den Sumpf zu erhalten, bleibt dieser Theil forthin noch sehr ungesund und ohne Bebauung.

Man ist bey den jetzigen Bonifikationen dieser Sümpfe überall den Hauptkanälen der Alten gefolgt, und man hat diesen Weg sicherer geglaubt.

als den Kanal des Rio Martino herzustellen, welcher den Gang von einem Hauptheil der Gewässer um die Hälfte abgekürzt hätte. Die Brücken über die Heerstraſse, unter denen die Gewässer wegflieſsen, sind gleichfalls alt. Von dem groſsen Kanal an der Heerstraſse, jetzt Linea Pia genannt, reden Strabo und Horaz deutlich, und Angelo Sani giebt in seiner Relation über diese Sümpfe an den Prälat Bolognini die Spuren davon an. Der zweyte groſse Kanal, Fiume Pio genannt, folget den Spuren der Cavata, welche man von Augustus gezogen glaubt, und welche auch Sixtus V zum Theil wieder hergestellt hatte.

Die Wiederherſtellung desjenigen Theiles der Via Appia, welche durch die Mitte der Pomtinischen Sümpfe führt, ist eine wahre Wohlthat für Reisende. Seit mehr als tausend Jahren war diese Straſse, welche die Römer mit so vielen Unkosten durchgeführt hatten, unbrauchbar. Sie ward gleich den Kanälen und Dämmen von den überflieſsenden Gewässern durchgerissen und verschlemmt. Die Communication zwischen Rom und Neapel erhielt sich von dieser Seite durch einen elenden Weg, der sich an dem Gebirge bis Terracina hinzog. Auf der neueröfneten Via

Appia reiset man hingegen erst dreyſsig Meilen beynahe immer in gerader Linie und ganz eben. Dieser Weg von Cisterna bis Terracina ist in fünf kleine Postwechselungen eingetheilt.

Appius Claudius der Blinde war der erste, welcher diese Heerstraſse eröfnete; doch scheint sie ihre ganze Pracht erst in Trajan's Zeiten erlangt zu haben. Dasjenige, was Dion von diesem Kaiser sagt: daſs er den Weg durch diese Sümpfe mit groſsen Steinen pflastern, Gebäude zur Bequemlichkeit der Reisenden errichten und die prachtvollsten Brücken bauen lieſs, findet sich durch mehrere Inschriften bestätigt, die dort gefunden worden und noch zu sehen sind. Die alten Brücken finden sich erstlich bey Torre tre Ponti am neun und dreyſsigsten Meilenzeiger der alten Via Appia. Zwey Inschriften stehen sich einander gegenüber, die sich auf den Kaiser Trajan beziehen. An dem drey und vierzigsten Meilenzeiger, wo das Forum Appii lag, ist die zweyte Brücke. Bey dem sieben und funfzigsten Meilenzeiger findet sich die dritte, Ponte maggiore genannt, und unweit davon eine vierte. Sie sind alle sehr dauerhaft von groſsen Travertinblöcken ohne Ciment erbaut. Sie haben eine Breite, daſs zwey Wagen sich bequem ausweichen können, nebst den erhöhten Fuſswegen zu beyden Seiten.

Das Pflaster war hier wie bey allen Heerstraſsen der Römer von groſsen Basaltsteinen construirt. Die Seitenwege waren theils von Travertin oder Tufſtein, weil es sich leichter darauf ging, und sie bey einfallendem Regen nicht so glatt wurden. Die Cippi oder Ruhesteine fanden sich hier ungefahr vierzig Schritte einer vom andern postirt. Die Meilenzeiger waren einige von Marmor, andere von Travertin.

Der regierende Pabst lieſs nun das alte Pflaster aufreiſsen, und die groſsen Basaltsteine in kleinere Stücke zerschlagen. Von diesen ward der jetige Weg construirt, und dann mit Kies und Sand überschüttet, welches allerdings für die Pferde bequemer ist, als die groſsen platten Steine. Einen groſsen Theil derselben sieht man an den Seiten der Straſse her in Haufen liegen; und sie dienen als Vorrath zu künftigen Ausbesserungen. Die groſsen Travertinblöcke, welche man fand, sind theils zur Herstellung der alten Brücken und als Materialien für die Gebäude, welche seine Heiligkeit aufführen lieſs, gebraucht worden. Bey dem Posthause von Mesa am ein und funfzigsten Meilenzeiger, wo ehemals die

Stadt Pometia stand, die den Sümpfen ihren Namen gab, liegen noch viele gröſsere Steine umher nebst vielen Meilenzeigern, wovon zwey an dem Hauptthore des Palastes mit Inschriften, die sich auf Trajan beziehen, errichtet sind. Im Innern des Gebäudes sind andere Inschriften eingemauert, die man gleichfalls an dieser Straſse fand; zwey davon geben den König Theodorich als Restaurator dieser Straſse an. So kopirte ich auch einen Meilenzeiger, mit der funfzigsten Meile bezeichnet, der sich auf den Flavius Valerius, Sohn Constantins des Groſsen, bezieht.

Von den Orten, Forum Appii, Pometia und Regeta, welche an dieser Straſse lagen, als auch von den Gebäuden, die Trajan da aufführte, sind keine Spuren mehr vorhanden.

Mehr als jede andere Heerstraſse der Römer prangte die Appia mit einer Menge der prächtigsten Grabmäler, welche, wie Varro sagt, den Wanderer erinnern sollten, daſs die darin Ruhenden *waren*, und daſs *er* wie *sie* sterblich sey. In den Pomtinischen Sümpfen, nahe bey dem Posthause von Mesa, finden sich noch ansehnliche Reste eines solchen Monuments, aber wessen Familie es angehörte, ist nicht bekannt.

Der groſse Kanal an der Heerſtraſse, jetzt Linea Pia genannt, ist wieder in dem Zustand, wie in Augustus Zeiten. Nach Strabo pflegten die Reisenden dieſen Strich Weges auf dem Kanal, und zwar des Nachts zu machen. Die Schiffe wurden von Maulthieren an Stricken gezogen. Horaz beschreibt in der fünften Satyre diese Waſserreise sehr lustig. Er traf den zweyten Tag Abends, nachdem er von der Hauptstadt abgegangen, und in Aricia (das jetzige la Riccia) ſein erstes Nachtquartier genommen, in Forum Appii ein, welches nach Livius und Plinius drey und vierzig Meilen von Rom entlegen war. Der Ort wird noch jetzt von einer der alten Brücken bezeichnet, unter welcher die Aqua Puzza sich in den groſsen Kanal ergieſst. An diesem Orte schiften sich die von Rom Kommenden ein. Horaz nennt es „ein Nest mit Schiffertroſs und Beutelschneidern von Wirthen vollgepfropft,“ und fährt fort:

„Wir krochen also
zwey Tage (wie ihr seht) an einem Wege,
den rasche Wanderer in Einem machen;
ein Vortheil, den die Straſse Appia
für Träge hat. Hier sah ich mich gezwungen,
des schlimmen Wassers wegen meinem Magen

die Zufuhr abzuschneiden; während meine Reise-
Gesellschaft, die sich's tapfer schmecken lieſs,
die Weile lang mir machte. Schon begann die Nacht
den Erdkreis zu beschatten, und mit Sternen
den Himmel zu bestreun, als unsre Diener mit
den Schiffern, beyde nicht im feinsten Tone
sich hören lieſsen. — „Hieher mit dem Schiffe! —
du stopfest, glaub' ich gar, dreyhundert 'rein!
halt doch! es ist genug!“ — Bis Jedermann
bezahlt hat, und das Maulthier angebunden ist,
geht eine ganze Stunde hin.
Die bösen Schnacken und die Frösche im Kanal
verhindern uns am Schlafen; zum Ersatze
läſst uns der Schiffer und der Eseltreiber,
mit schlechtem Weine beyde wohl betrauft,
die Reize seines Mädchens in die Wette um
die Ohren gellen. Endlich schläft aus Müdigkeit
der Eseltreiber ein. Der Schiffer bindet
das Zugseil an den nächsten Meilenzeiger, läſst
das Maulthier weiden gehn und legt
sich gleichfalls schnarchend auf den breiten Rücken.
Der Tag war nahe, als wir merkten, daſs
der Kahn nicht weiter komme, bis zuletzt
ein Tollkopf aufspringt, und mit einem Weidenknittel

dem Maulthier und dem Schiffer Kopf und
Rucken hobelt.
Mit Mühe langten wir um zehn Uhr bey
Feroniens Tempel an. Wir stiegen aus,
und wuschen, holde Nympf', in deiner Quelle
uns Haupt und Hande, hielten Mittagsmahl,
und krochen dann drey lange Meilen weiter,
Bis Anxur, das von seinen weiſsen Felsen
weit in die Ferne glanzt, erstiegen war *)."

Mit dem schlechten Wasser, worüber sich Horaz beklagt, hat es jetzt noch die nemliche Bewandniſs. Der Wein iſt gleichfalls sehr schlecht, indessen wissen die Beutelschneider von Wirthen in diesen Gegenden heutzutage nicht minder ihre Zeche zu machen.

Jetzt ist es nicht gewöhnlich, daſs sich Reisende auf dem Kanal einschiffen; und Sommerszeit wäre es vollends unthunlich, besonders des Nachts, wo Horaz mit seiner Reisegesellschaft ohne die mindeste Besorgniſs einschlief. Die Luft mag freylich damals ungleich weniger gefährlich gewesen seyn, als heut zu Tage; unerachtet dessen glaube ich doch nicht, daſs sich die Reisenden zur Sommerszeit auf gleiche Weise einschifften.

---

*) Horaz. 5te Satyre. Übersetz. v. Wieland.

Horaz machte diese Reise wahrscheinlich eher im November, als Oktober. Jetzt reiset man durch diese Sümpfe vom Anfang des Junius bis Ende Oktobers nicht ohne die gröſste Behutsamkeit, sich des Schlafes zu enthalten, und sich mit Essig und Kampfer, als Präservativmitteln gegen die böse Luft, zu versehen. Alle Jahre hat man traurige Exempel, besonders von ausländischen Reisenden, die keine Warnungen annehmen wollen, und so als Märtyrer ihres Unglaubens an konvulsivischen Fiebern dahinsterben. Die Luft ist freylich seit zehn Jahren ungleich besser geworden. In der ersten Zeit, wo das Austrocknen anfing, sah man von vier- bis fünfhundert Arbeitern des Tages vierzehn bis funfzehn sterben. Nun aber giebt es Leute, die schon sechs bis sieben Jahre ohne Krankheit darin wohnen, obwohl sie zur Sommerszeit mit der Todesfarbe auf dem Gesichte und meistens mit groſsen Bäuchen erscheinen. Ein gutes Präservativmittel ist nahe am Feuer in der Küche, oder in Ställen unter dem Viehe zu schlafen.

Die Wahrheit dessen, was Horaz so lustig von dem Einschlafen des mit schlechtem Wein wohlbeträuften Schiffers und Eseltreibers erzählet, und daher die Barke die ganze Nacht nicht vorwärts ging, erhellet daraus, daſs die Reisegesellschaft erst in der vierten Stunde des Tages (welches Wieland, da im November um 6 Uhr der Morgen zu grauen anfängt, sehr gut um 10 Uhr in der Frühe übersetzt hat) am Tempel der Feronia aussteigen konnte. Er lag ungefähr siebzehn Meilen vom Forum Appii, zwischen dem neun und funfzigsten und sechzigsten Meilenzeiger. Eine Kolonie Spartaner hatte ihn seit den Zeiten Lycurgus erbaut. Von da liegt Terracina noch drey Meilen ab, welches wie das alte Anxur auf dem Abhang eines nakten Kalkgebirges erbaut ist, und von seinen weiſsen Steinen weit in die Ferne glänzt.

Der Tempel der Feronia mit dem heiligen Hain war an der Stelle, wo das Gebirge in die Sümpfe hervortritt, und die gerade Linie der Straſse unterbricht. Hier entsprang am Fuſse des Berges ein Quell, wovon man jetzt noch an dem über die alte Straſse rieselnden Wasser Spuren entdeckt. Ohne Zweifel muſste eine solche Quelle frischen Wassers den Reisenden sehr willkommen gewesen seyn.

Jetzt aber, o Nympfe, ist dem Fremdling nicht mehr vergönnt, aus deinem erfrischenden Quell zu trinken, und sich in den kühlen Schatten deines grünenden Haines zu bergen. Die Stelle ist da; aber jede Spur deines Heiligthumes ist erloschen, und von dir selbst kennen wir nichts, als den Namen.

Rom,
den 8. Jenner 1790.

Hirt.

III.

ÜBER POMPEJA.

Neapel, im Oktober 1789.

Nichts ist der Neugierde eines Reisenden in Neapel würdiger, als das Museum zu Portici und die Ruinen von Pompeja. Weder Griechenland, noch Rom konnte uns ein Gebäude aufbehalten, aus dem wir die Häuslichkeit und das Privatleben der Alten hätten naher beurtheilen können. In Pompeja haben wir nicht nur ein Haus, wir haben eine Stadt vor uns. Hier führt der von beyden Seiten mit Monumenten gezierte Weg zum Thore; da sieht man die Ringmauern, welche die Stadt umschlieſsen; dort gehen wir durch die Gassen zwischen Wohngebäuden, Theatern und Tempeln, wie ehemals die Griechen und Römer. Das Auge hängt wie bezaubert an diesen Reliquien der Vorzeit: sie wurden bedeckt, als man das Colossäum in Rom erbauete. —

Dir, feuerſpeyender Berg! haben wir diesen Anblick zu verdanken; du sichertest diese Stadt durch deinen Schutt vor den Gewaltthätigkeiten der Zeit und der Barbaren. Dein verwüstender Schlund, der überall Tod und Entsetzen verbreitet, ist uns nach siebzehn Jahrhunderten zur Wohlthat geworden! —

Pompeja liegt zwölf Meilen von Neapel ab. Seine Lage war vielleicht die reizendste am Fuſse des Vesuvs. Welche Aussichten gegen die benachbarten Küsten von Sorrento und Kapri hin! — Daſs diese Stadt nicht von Lava, sondern bloſs von Asche und Bimstein bedeckt ward, wissen Sie. In Herculanum, wo die besten Sachen gefunden worden, gräbt man gar nicht mehr, theils weil es zu schwer und kostbar ist, den Tuſstein durchzubrechen, theils weil man befürchtet, daſs die darüberstehenden Häuser von Resina und Portici einstürzen möchten. Alle allda entdeckten Gebäude sind wieder verschüttet worden, das einzige Theater ausgenommen. Auf Stabia wird jetzt auch nicht gedacht. In Pompeja setzt man das Graben mit zwanzig bis dreyſsig Mann sehr langsam fort. Seit zwey bis drey Jahren her ist nichts Merkwürdiges entdeckt worden. Die ausgegrabenen Gebäude bleiben jetzt stehen, wie sie sind. Nur einige Zimmer, wo man die Gemälde noch nicht ausgeschnitten hat, werden mit einem leichten Strohdach gesichert.

Das erste Gebäude, in welches man gerade von der Landstrasse hineintritt, ist das sogenannte Soldatenquartier. An dies stossen die zwey Theater, die aber noch mit Schutt bedeckt sind. Hinter denselben liegt der Tempel der Isis. Auf der Seite des grossen Theaters in einem erhöhtern Plane sieht man den Grundriſs nebst einigen Fragmenten von Säulen eines altdorischen Tempels. Eine runde Bank zum Ausruhen, und ein ansehnlich Wohngebäude, welches am Abhang erbaut ist, liegen darneben. Diese Gebäude scheinen nicht in den Mauren der Stadt gestanden zu haben, denn von da muſs man eine gute halbe Meile durch Weinäcker hingehen, bis man auf den Theil der Stadt kömmt, wo zwey Strassen vollkommen entdeckt sind. Die grössere Gasse, wo Wagen fahren konnten, mit den erhöhten Fuſswegen zu beyden Seiten an den Häusern her, führet in gerader Linie auf das eine Stadtthor; die kleinere Gasse ist für das Geleise eines Wagens zu eng. Die Häuser, welche zwischen den beyden Straſsen auf einem ebenen Plane liegen, sind ganz entdeckt, und haben

Eingänge sowohl von einer als der andern Straſse. Vorne, wo die beyden Gassen in einen Winkel zusammen laufen, steht ein öffentlicher sehr einfacher Brunnen. Die Gebäude links an der Fahrstrasse sind auch entdeckt, und die meisten mit Terrassen an einem Abhang erbaut. Die Häuser rechts an der kleinen Gasse sind noch verschüttet; man sieht nichts als die vordern Mauern davon. Ein Stadtthor, ein Theil der Ringmauern am Thore an, und ein Theil der Landstrasse, welche durch dieses Thor in die Stadt führte, nebst mehreren Grabmählern zu beyden Seiten, stehen auch bis auf ihren alten Grund entdeckt da. Zur Seite der Landstrasse, unweit dem Thore, wo man das Grabmahl der Priesterin Mammea sieht, fährt man jetzt mit dem Graben fort. Einige hundert Schritte vom Thore liegt ein einzelnes Wohngebäude an der alten Landstrasse; man nennt es die Villa, und übetrift alle übrige Gebäude weit an Umfang.

Dieſs sind für jetzt alle Gebäude, welche entdeckt stehen. Viele andere, welche anfänglich ausgegraben worden, hat man, nachdem die Geräthschaften und Gemälde herausgenommen worden, wieder mit Erde verschüttet. Jetzt aber geschieht dieser Unfug nicht mehr; alles muſs stehn bleiben, wie es entdeckt wird.

Welche Wonne, unter diesen Überbleibseln umher zu gehen, wodurch uns die häusliche Lebensart jener Zeiten so lebhaft wird! Welch eine Menge von Dingen, die sich einer nähern Erforschung aufdringen! — Aber wie schwer ist es, sich einigermassen hierüber zu befriedigen. Das Verbot zu zeichnen, oder sich etwas auf der Stelle zu notiren, dauert noch immer fort. Zweytens wissen die Führer selten die Geräthschaften, Inschriften, Gemälde anzugeben, welche in diesem oder jenem Gebäude, in diesem oder jenem Zimmer, gefunden worden. Der Nachforscher, über so manches zweifelnd auf der Stelle, und verloren über die Menge von Gegenständen, welche er sich gern imprimiren möchte, kehrt mit einem grossen Kopf voll verwirrter Ideen zurück, die man vergebens zu entwickeln und zu reihen sucht. Überall finden sich Lücken, und die Noten bleiben Bruchstücke eines überhäuften Gedächtnisses.

Was meine Nachsuchungen über manches erleichterte, war die Bekanntschaft des Herrn la Vega, königlichen Baumeisters, und Vorstehers über das Museum von Portici, und das Graben von Pompeja. Dieser wahrhaft würdige Mann beschäftigt sich jetzt, mit Hülfe seines Bruders, die Risse von allen bisher entdeckten Gebäuden zu machen, und in der Beschreibung individuell alle die Sachen anzuzeigen, welche sich in jedem Ort befanden, und wo dieselben jetzt im Museo zu sehen sind. Diese Risse werden einen besondern Theil von dem grossen Werke des *Museo Ercolanense* einnehmen. Der Mann hielt seit der Zeit, da ihm diese Aufsicht übertragen ward, sehr genaue Verzeichnisse; auch hat er viele Noten seiner Vorgänger aufgefunden, wodurch er in Stand gesetzt wird, über das Ganze mit Zuversicht zu arbeiten. — Obwohl zur Zeit noch eine Art Geheimnis von dieser Arbeit gemacht wird, ward mir doch das Wichtigste, das ich zu sehen verlangte, vorgezeigt. — Indessen mögen noch einige Jahre hingehen, bis das Werk zu Stande kömmt, und der Wunsch so vieler Liebhaber erfüllt wird.

In Erwartung dessen theile ich Ihnen hier meine Bemerkungen mit, so gut nemlich als es ohne Risse geschehen kann.

Wer sich einen richtigen Begriff von der Bauart zu Pompeja machen will, muſs von dem Grossen, Prachtvollen, und Majeſtätischen abstrahiren, welches sich in den Monumenten Roms, und in andern Resten grosser Städte der alten

Welt entdecket. Pompeja ist uns weder als ein grosses Emparium des Handels, noch als eine Stadt bekannt, die sich durch ihre Macht, oder Reichthum, distinguirte. Es war eine Landstadt in der Nachbarschaft viel grösserer Städte, wo die Bürger durch einen ergiebigen Ackerbau, und durch eine leichte Umtauschung ihrer Produkte am Meer, in einem bequemen Wohlstand lebten. Ihre öffentliche, und vielweniger ihre Privatgebäude, zeigen einen besondern Aufwand weder in Rücksicht weit hergeholter und kostbarer Materialien, noch eine kunstvolle und reiche Bauart. Eine Bequemlickeit, wie das Klima, und die damaligen Sitten es heischten, und die äusserste Nettigkeit, auch in den individuellsten Theilen, sind es, was man bey diesen Landbürgern suchen muſs, finden und bewundern wird.

Ihre Wohngebäude waren sehr von den unsrigen verschieden in der Anlage, in dem äussern Ansehn, in der innern Eintheilung, in der Konstruktion.

Wir suchen bey der Anlage unserer Wohngebäude, sey es in der Höhe oder in der Tiefe, mmer, wo möglich, ein gleiches, ebenes Erdeich; die Alten hingegen wählten, wo es sich ur thun lieſs, sanfte Abhänge, Erhöhungen.

Dies sieht man in mehreren und in den besten Gebäuden zu Pompeja; und nach den prachtvollen Ruinen der römischen Landhäuser zu Tivoli besonders, zu Baja, am Capo di Mireno, zu Albano, und von den Kaysergebäuden auf dem Palatinischen Berge selbst zu urtheilen, scheint diese Anlage an Abhänge zu bauen, bey den Alten allgemein üblich gewesen zu seyn. Sie gewannen dadurch Abtheilungen von Stockwerken, Erhöhungen, Terrassen und Aussichten, ohne benöthigt zu ſeyn, die vielen Stockwerke in gerade aufsteigender Linie über einander zu bauen, welches die Construction kostbar machet, ohne die grosse Verschiedenheit von Abtheilungen in die verschiedenen Stockwerke bringen zu können. Diese Wahl der Anlage war bey den Alten um so nöthiger, da sie offene Säulengänge, bedeckte Hallen, Terrassen und innere Höfe sehr liebten, und so eine Mannigfaltigkeit von Abtheilungen und Bequemlichkeiten in ihre simpelsten Gebäude brachten, welche die jetzigen Italiener in dem nemlichen Klima bey ihren prachtvollsten Palästen nicht kennen. Von Stockwerken übereinander finden sich in Pompeja sehr wenige Spuren, obwohl sie sonst in andern Monumenten vielfältig vorkommen. In den Gebäuden zu

Pompeja, auf gleichem Erdreich erbaut, findet sich keine Spur, nur von dem, was man einen Attik nennet. Alles hausete, und lebte höher oder niedriger zur ebenen Erde.

Aus diesem kann man schon urtheilen, daſs das Äuſserliche der Wohngebäude, besonders in kleinen Städten, wenig Ansehen verrieth. Die Mauer ist gegen die Straſse simpel ohne Fenster, oder andere Verzierungen aufgeführt; höchstens zieren ein Paar Säulen oder Halbsäulen zu beyden Seiten den Eingang, der immer in einer einfachen Thür besteht. Dies giebt von dem Privatleben der Alten, besonders der Weiber, einen sehr klösterlichen Begriff. Bey den Griechen wohnten die Frauen nur im Innersten des Hauses, so wie es jetzt noch bey den Morgenländern gebräuchlich ist. Die Römer bewachten zwar die Sitten ihrer Frauen mit weniger Strenge; allein sie betrachteten doch die Häuslichkeit immer als die Haupttugend des weiblichen Geschlechtes. Diese Begriffe von weiblicher Sittlichkeit muſste allerdings Einfluſs auf die Disposition ihrer Wohngebäude haben.

Die innere Eintheilung richtete sich hauptsächlich nach derselben.

Die Thüre führt zuerst den Eingehenden auf einen regulären Hof im Viereck, meistens mit einem Säulengang. Umher sind in diesem Viereck die verschiedenen Abtheilungen zur Wohnung disponirt. Die Zimmer sind nach dem Bedürfniſs bald gröſser, bald kleiner. Ihre Beleuchtung ist gewöhnlich von der Thüre selbst; doch finden sich sehr viele mit gröſsern und kleinern Fenstern. Ich sehe auf diesem Hofe und unter diesem Portik die Familie den Tag über zubringen. Hier waren die zum Hause Gehörigen bey einander versammelt. Das milde Klima verscheuchte sie in keiner Jahrszeit lange aus der freyen Luft. Der bedeckte Gang gab ihnen Schutz vor der Hitze und dem Regen. Bey den Momenten einer schärfern Witterung zogen sie sich in einen gemeinschaftlichen Saal zurück, der an einer Seite des Portik's angelegt war, dessen Öfnung immer die doppelte Breite einer andern Thür hatte. Dieser Ort scheinet der gemeinschaftliche Arbeits-, Speise- und Gesellschaftssaal gewesen zu seyn. Bey einfallender Kälte war ein Gefäſs mit Kohlen, wovon sich einige im Museo zu Portici erhalten haben, um den Saal leicht zu wärmen, hinreichend. Der Ofen nach altermontanischer Art und der Kamine bedurften sie nicht. Die

Terrassen, wenn es die Witterung oder die Tageszeit zulieſs, waren eine andere sehr groſse Annehmlichkeit, um freye Luft zu athmen, und die Aussichten zu genieſsen. Welch Bedürfniſs dies in einem solchen Klima sey, sieht man noch in Neapel und allen herumliegenden Orten, wo vor jedem Fenster Balkons angebracht sind, um jeden Augenblick milderer Witterung im Freyen zu genieſsen.

Die Schlafzimmer hatten meistens nur Raum für ein Bett und etwa einen Schrank. Es giebt andere Abtheilungen, welche, nach den Geräthschaften und Gemälden, welche man darin fand, zu urtheilen, zu Studierzimmern, zu Putzzimmern für Frauen und zur Verehrung der Hausgötter gedient zu haben scheinen. In bequemern Häusern giebt es auch Bäder, die meistens an die Küche stoſsen. In dieser war der Ofen, durch welchen das Laconicum (das Zimmer um trocken zu schwitzen) geheizt ward. Die Mauern dieser Stube waren ganz mit groſsen Blatten von Backsteinen überlegt, welche zwey bis drey Zoll abstanden, so daſs sich zwischen dieser Doppelwand die Hitze durchziehen konnte. Die Backsteine waren mit Zapfen gegen die Hauptmauer, um dieser abstehenden dünnen Wand Solidität zu geben. Das Zimmer hatte nur eine kleine Öfnung, wodurch es Licht empfing, und die überflüſsige Hitze hinaus ziehen konnte. An das Laconicum stieſs das warme Bad, welches durch eine runde Öfnung die Wärme vom Laconicum empfing; dann kam ein Zimmer zur Ruhe, oder auch sich lau zu baden. Das kalte Bad stieſs von der andern Seite an die Küche. Sehr interessant ist gleichfalls bey der sogenannten Villa der kleine Garten, welcher sich in einem länglichten Viereck an das Haus anschlieſst; zu beyden Seiten sind der Länge nach bedeckte Gänge, und unterirdisch läuft der Keller um den ganzen Garten her, der mit der äuſserſten Nettichkeit construirt ist. Man sieht noch viele Weingefäſse von gebrannter Erde darin.

Die Construction ist sehr einfach. Die Mauern sind nicht sehr stark, und meistens von Backsteinen. Die Zimmer waren theils gewölbt, theils hatten sie Decken von Holz. Die Dächer scheinen von oben ganz flach gewesen zu seyn, so wie sie es jetzt noch allgemein in und um Neapel sind. Die Säulen selbst waren nur von Backstein gemauert, mit Stuck überzogen, und mit rother oder gelber Farbe, wie der Grund der Mauern, angestrichen. Übrigens sind

Kapiteller und das Gebälke ohne die mindeste Verzierung; man könnte die Ordnung die einfachste toskanische nennen. Die Wände haben durchaus über dem Backstein noch drey verschiedene Anwürfe, wovon der letzte immer von Marmorstaub war. Dieser letzte Anwurf ward, ehe er ganz trocknete, mit einer allgemeinen Tinte bald roth, gelb, oder blau angestrichen. War aber die Mauer ganz ausgetrocknet, bemalte man sie mit allen Arten arabesker Verzierungen und mit kleinen Gemälden theils in Figuren, Landschaften, oder Thieren. So findet man keine Abtheilung und kein Kämmerchen, welches nicht allusiv auf seine Bestimmung decorirt wäre. Hier findet sich in dem Schlafzimmer die Venus in den Armen des Adonis. Dort in dem Putzzimmer sind es die Grazien, die sich mit dem Kopfputze der Liebesgöttin beschäftigen. In der Küche sieht man gewöhnlich ein Opfer an den Eskulap, um dessen Altar sich eine Schlange windet. Über dem Brunnen ruhet ein Fluſsgott, und Nympfen zu beyden Seiten gieſsen Wasser aus ihren Muscheln u. s. f. Es ist zu bedauern, daſs solche bedeuteude Gemälde von ihren Stellen weggenommen werden müssen. Wie viel interessanter ist auf dem Orte die mindeste Verzierung, welche im Museo zu *Portici* ihre Bedeutung verliert, und leicht übersehen wird.

Die Füſsboden sind fast durch alle Gebäude in jedem Zimmer, selbst in den Vorhöfen, von Mosaik. Die Zeichnung derselben läſst äuſserst einfach: der Grund von weiſsen Marmorstiften ist entweder mit Streifen von schwarzen, oder mit andern leichten Verzierungen in gefärbten Marmorstiften eingelegt. So liest man beym Eintritt in das eine Haus das schöne Wort *Salve*, welches mit schwarzen Stiften auf dem weiſsen Grund angebracht ist. In der Mitte der Höfe findet sich meistens eine Art Wasserbehälter, und im Viereck derselben läuft ein Kanal umher, damit das Wasser bei einfallendem Regen einen leichten Abfluſs habe, und so die Zimmer vor schädlichen Feuchtigkeiten gesichert bleiben. Dies zusammen läſst alles sehr reinlich, äuſserst einfach, munter und nett. Welcher Abstand von den heutigen Italienern!

Die sehenswürdigsten Wohnhäuser sind 1. das sogenannte Landhaus, welches in allen seinen Theilen entdeckt stehet; 2. ein Haus, welches gleichfalls auſser der Stadt neben dem ruinirten Tempel liegt; 3. in der Stadt das Haus des Chirurgus, so genannt, weil man die Insrumente, zur Chirurgie gehörig, darin fand; 4. das Haus, welches gerade dem öffentlichen Brunnen gegenüber seinen Eingang hatt, und mit Terrassen an einem Abhang erbaut ist. Das Haus mit dem Zeichen eines unförmlichen Priaps en Basrelief scheint nach seiner distribution eher eine Schenke, als ein Bordell gewesen zu seyn. So waren wahrscheinlich die Boutiken an der groſsen Straſse her alle auch eine Art Schenken, wo man zugleich auskochte und warme Getränke zubereitete. Sie haben alle eine ähnliche Bauart und Einrichtung; viele sind sehr niedlich mit Marmor verziert.

In diesen Gebäuden fand man nichts, als die nöthigsten Geräthschaften, aber alles sehr nett, und in den besten Formen gearbeitet, als: Lampen, Leuchter, Küchengeschirre, Maſsen, Gewichte, Statuen, alle Arten Gefäſse von Erde, Bronze und Glas, klein und groſs, mit vielen Fragmenten von Fensterscheiben; kleine Idolen, Weiberschmuck von Gold und Silber, Spiegel, Tabletten mit Wachs überzogen zum Schreiben; chirurgische und Musikinstrumente; Farben aller Art; Münzen in Kupfer, Gold und Silber; Spielzeuge für Kinder in Bein, Würfel, Tesserd, Zahnstocker, Ohrlöffel, Schminkbüchsen — Eſswaaren, Getraide, Früchte von mehrern Arten.

Gröſsere Statuen und Büsten fanden sich in denselben nicht; auch sind die besten Gemälde nicht daher, sondern aus dem Herculanum. Die Geräthe von Holz sind theils von der glühenden Asche in Kohlen gebrannt, theils verfault; das Eisenwerk ist durch den Rost zerfressen.

Ich verlasse das Innere der Wohngebäude, und trete auf die Straſse. Da wo sich die zwey entdeckten Straſsen in eine verlieren, stehet an der Spitze ein öffentlicher Brunnen, wo man auch die Thiere tränken konnte. Die Straſsen sind mit groſsen Lavasteinen gepflastert; zu beyden Seiten sind die Fuſswege einen Schuh erhöht. Zwey Wagen konnten sich in der Mitte gemächlich ausweichen. Das Stadtthor hat gerade die Breite der Straſse, und auch zwey Nebeneingänge für die Leute zu Fuſs. Es schloſs sich doppelt: erstlich durch ein Gegitter, das man herabfallen lieſs, und zweytens durch ordentliche Flügel. Bey dem Hereingehen in die Stadt findet sich im Umwenden links eine breite Treppe von mehrern Stufen, welche auf die Stadtmauern führet. Diese dienten als Terrassen zu öffentlichen Spatziergängen, von denen man die herrlichsten Aussichten genoſs. Diese Mauern sind nicht sehr hoch von groſsen Quadersteinen aufgeführt; weil aber im Innern der Stadt die Terrasse mit der Mauer gleiche Höhe hat, so zog man von Distanz zu Distanz ein Gemäuer durch das Erdreich der Terrasse durch, daſs der Druck der Mauer auswärts nicht schaden konnte.

Die Straſse auſser der Stadt ist von nemlicher Breite und Konstruction, wie im Innern. Anstatt der Häuser aber sind gleich vom Thore an, so weit nemlich die Straſse entdeckt ist, öffentliche Ehren- und Grabmäler zu beyden Seiten erbaut. Es ist bekannt, daſs es bey den Alten gesetzwidrig war, im Innern der Stadt Grabstätte zu haben. Diese wurden an den Heerstraſsen errichtet. Man weiſs, wie weit die Römer ihren Luxus hierin trieben. Unter die interessantern Monumente dieser Art gehört die runde Bank gleich am Thore von Pompeja, wovon die Inschrift, welche an der Lehne herumläuft, sagt, daſs die Duumviri der Priesterin Mammea diesen Ort einräumten. Welch ein schöner Sinn, daſs ein Ort, welcher dem Andenken einer verdienstvollen Person geweiht war, auch zugleich jeden Vorübergehenden einlud, sich allda auszuruhen, und sich wechselweise in Gespräche einzulassen! — Hinter dieser Bank auf einem tiefern Plan erhebt sich ein Grabmal, welches wahrscheinlich dasjenige der Familie dieser Priesterin war. Die Masse besteht in einem gleichen Viereck. Auf einem Sokel von ungefähr fünf Fuſs hängt eine dorische Ordnung in Halbsäulen von Backstein gemauert, und mit Stuck überzogen, an. Im Innern der Begräbniſskammer fand sich ein schöner Aschenkrug von Marmor; das Basrelief, ein Bacchanal vorstellend, ist im ältern Stil sehr schon darauf gearbeitet. Diese Vase ist im Museo zu Portici in ihrer Art einzig. Mehrere Columbaria in der nehmlichen Kammer sind auf die Weise distribuirt, wie man sie gewohnlich in so vielen andern bekannten Grabmälern sieht. Merkwürdig und einzig in ihrer Art sind die Thränenmasken, welche auf einer schreglaufenden Mauer, zum Umfange dieses Grabmals gehörig, aufgestellt sind, so ist eine zweyte Mauer, wo man in dem Kalk noch die Form von den Köpfen der Opferthiere wahrnimmt, welche auf die Mauer zur Schau ausgesetzt wurden. Die Masken sind von gebrannter Erde in einem groſsen Stil gearbeitet. —

Was die beyden entdeckten Tempel betrift, sieht man von dem ersten, welcher auf der Anhöhe neben dem Soldatenquartier liegt, nur noch den Plan, nebst einem Gemäuer der Celle und

einige

einiger Fragmente der Säulen. Der Tempel machte ein länglichtes Viereck; man stieg von allen Seiten auf einer vorliegenden Treppe von mehrern Stufen in die Halle. Säulen und Celle waren von Tufstein; der Fuſsboden im Innern von Mosaik. Nach den Fragmenten zu urtheilen, war die Bauart nicht sehr von den Griechisch-Dorischen Tempeln verschieden. — Wahrscheinlich hatte man schon ehemals dieses Gebäude entdeckt, und die meisten Materialien weggebracht; denn da es auf der Anhöhe liegt, ward es weniger als andere Gebäude verschüttet.

Merkwürdiger ist der Tempel der Isis: Ein Säulengang umgiebt einen Vorhof im Viereck, in dessen Mitte sich der Tempel erhebet. An der mitternächtlichen Seite des Säulenganges ist ein gröſserer Saal nebst ein paar kleinen Zimmern angebracht, welche wahrscheinlich zum momentanen Aufenthalt der Priester und zur Verwahrung der zum Cultus bestimmten heiligen Geräthe dienten. Durch eine Treppe von vier Stufen steigt man in die Vorhalle des Tempels, welche eine Breite von vier Säulen hat. Die Celle daran ist gleichfalls sehr klein; sie hat die Breite der Halle, und ist auch nicht viel tiefer. Im Innern derselben ist der ganzen Breite nach eine Erhölung wie zu einem Altar erbaut, der von innen hohl ist. Man fand allda eine nicht gar groſse Statue der Isis, nebst einer mit Hieroglyphen beschriebenen Steintafel. An der einen Seite der Celle führet eine Nebentreppe gleichfalls ins Innere. Zu beyden Seiten der Vorhalle sind zwey wenig vertiefte Nischen angebracht. Ein Altar, wo man opferte, stehet auf dem Plan des Vorhofes zur Seite der Halle. Etwas entfernter sieht man eine kleine Kapelle; im Innern derselben führet eine Treppe in ein enges Souterrain: man glaubt, sie habe zu den Lustrazionen gedient.

Das Ganze ist klein und mit wenigem Aufwande gemacht. Die Mauern und selbst die Säulen sind von Backstein, mit Stuck überzogen und bemalt. Verschiedene Gemälde, welche die Ceremonien dieses geheimen Dienstes vorstellen, und verschiedene Opfergeräthe finden sich jetzt im Museo zu Portici; doch sind noch andere Gemälde in Arabesken, und auch einige Basreliefs in Stuck an dem Orte selbst zu sehen.

Die Inſchrift des Tempels sagt: daſs Popidius Alsinus dieses Heiligthum, welches durch ein Erdbeben eingestürzt war, auf eigene Kosten wieder erbauen lieſs. Dieſer Umstand läſst vermuthen, daſs die Geheimniſsfeyer der Isis, welche in den Zeiten der römischen Republik, und auch noch unter den ersten Kaisern, so vielen Stöſsen und widrigen Veränderungen unterworfen war, schon frühzeitig eifrige Anhänger in diesen Gegenden fand. —

Die beyden Theater in Pompeja sind noch nicht aufgedeckt; doch kann man aus den Spuren, die man davon sieht, ihre Form und ihren Umfang erkennen. Es ist wirklich zu bedauern, daſs man diese zwey Gebäude so verschüttet läſst, da es doch so leicht wäre, die darüber liegende Erde herauszugraben. Dies würde uns über Manches, den Theaterbau der Alten im Detail betreffend, aufklären, worüber uns die Entdeckung des Herculanischen Theaters noch ungewiſs gelassen hat. Doppelt interessant wäre die Aufdeckung des kleinern von den beyden Theatern, welches, wie die Inschrift zeiget, die man an der hintern Seite der Scena eingemauert liest, *bedeckt* war. Wahrscheinlich diente es für die Übungen der Musik als Odeon, von welcher Art Gebäude wir bis jetzt keinen deutlichen Begriff haben. Es ist sehr zu vermuthen, daſs man in dessen Construction die Kunstgriffe aufspüren würde, welche die Alten zur harmonischen Verbreitung des Schalles berechnet hatten. Die Formation des Daches selbst über ein solches Gebäude, es mochte von Holz oder von Ciment gewesen seyn, wäre höchst interessant. —

Das sogenannte Soldatenquartier formirt einen groſsen viereckichten Platz mit einem Säulengang umher, an welchem eine Reihe Kammern, beynahe alle von der nemlichen Gröſse, umher vertheilt sind. Der Plan davon erregt den natürlichsten Begriff eines alten Forum's. In Kammer für Kammer fand man für zwey Mann Armaturen: Harnische, Helme, Beinstiefel; und hiervon bekam der Ort seine Benennung. Eine dieser Kammern war zum Gefängnisse bestimmt; man fand darin noch das Eisen, wo die Gefangnen an Füſsen eingeschlossen waren. Eine gröſsere Abtheilung von mehrern Zimmern sieht man als die Schenke für die Soldaten an. Indessen bleibt die jetzige Benennung des Ortes noch sehr zweifelhaft; erstlich weil in dem ganzen Gebäude nicht für vierzig Mann Platz war; zweytens weil die darin gefundenen Armaturen gar nicht mit den Rüstungen übereinstimmen, die römische Soldaten trugen. Diese Bewaffnungen sind alle von Metall, sehr schwer und äuſserst verziert. So sind auf einem einzigen Helme mehrere Auftritte von der Einnahme von Troja figurirt. Diese Pracht kommt keinem römischen Soldaten zu, deren Rüstungen immer sehr einfach waren. Es mochte wahrscheinlicher ein Quartier für Fechter gewesen seyn, die in einer besondern Art von Spielen sich dergleichen Armaturen bedienten. Anders kann ich mir es für jetzt nicht erklären. —

Hirt.

IV.

VERONA

ODER

DIE TÄUSCHUNG IN DEN ERSTEN EINDRÜCKEN VON EINEM FREMDEN LANDE.

Verona, den 2. Oktober 1786.

Was ich sehnlich wünschte, mein Theuerster, ist mir nun gewährt. Das *Dort* ist nun *Hier* geworden: allein meine Ankunft in diesem schönen Lande ist mir noch wie im Traume.

Als wir gestern Nacht nur wenige Meilen von Verona waren, brach uns ein Rad am Wagen — in der Nähe war kein Dorf — und es dauerte einige Stunden, bis unser Fuhrwerk wieder im Stande war.

Ich setzte mich auf einen Stein am Wege — es wehte eine angenehme Luft, und nach und nach wurden die Gegenstände sichtbar — dicht vor mir lag ein Feld mit Bäumen bepflanzt, an welchen Reben hingen. —

Nun kam schon ein Winzer mit der Leiter in der Hand, und setzte sie an einen Baum, um sein frühes Tagewerk anzufangen — Weinbeladne Wagen, von bekränzten Ochsen gezogen, fuhren vorbey, und jauchzende Knaben saſsen reitend auf den Fässern.

Die umschattende Dämmerung, welche noch rund umher verstreut war, brachte dies alles so nahe, wie reizende Bilder eines Traumes, vor die Seele; und die laue Luft lieſs es einen ganz vergessen, daſs man sich in der Nacht auf dem Felde unter freyem Himmel befand.

Zu der lebhaften Vorstellung von dem milden italienischen Klima gesellten sich nun noch die Töne der sanften Sprache, die unter diesem Himmelsstrich geredet wird, aus dem Munde roher Landleute, welche aus dem nächsten Dorfe herbeygeholt waren.

Und gewiſs ist es ein unbeschreibliches Vergnügen, diese Laute einer Sprache, welche man mühsam faſste, nun selbst aus dem Munde des Volks, dessen Eigenthum sie ist, zum erstenmale zu vernehmen.

Einer von den Arbeitern, der dicht am Wagen stand, zeigte mit dem Finger gegen Osten, und machte uns auf die anbrechende Morgenröthe aufmerksam, wobey vorzüglich der Wohlklang, mit welchem er das Wort *Aurora* aussprach, zu dem Ganzen dieser Scene harmonisch war.

So wie es nun heller wurde, ragten in der Ferne die Spitzen der hohen Cypressen und weinbekränzten Hügel empor, und es entfalteten sich rund umher so viele Schönheiten der Natur, daſs einer, der in der Nacht aus den rauhen Tyrolergebirgen in dies Land gekommen ist, sich wohl in eine Art von Paradies versetzt glauben kann.

Ich schreibe Ihnen dies aus dem alten Gasthofe zu den zwey Thürmen, der mit den Inschriften von Kaisern und Königen prangt, die alle hier logirt haben, und von denen sicher keiner vergnügter war, als Ihr Freund, da er auf den Feldern von Verona am Wege saſs, und an dem schönen italienischen Himmel den ersten Morgen anbrechen sahe.

Verona, den 13. Oktober.

Als wir in Verona angelangt waren, so mischte ich mich unter das Volk auf den Straſsen, wovon ich Ihnen aber itzt noch kein Wort schreibe, weil ich mich in dieser neuen Welt erst muſs zu orientiren suchen.

Denn da der Übergang von einem Volke und von einer Sprache zur andern nicht durch allmähliche Nüancen, sondern auf einmal gemacht wird, so ist es natürlich, daſs man sich anfänglich in einer Art von Betäubung befindet; worin ich mich denn doppelt befand, als ich bey meinen Wanderungen in Verona auf den Markt gerieth, und zum erstenmale das durchdringende Geschrey hörte, womit die Verkäufer ihre Waaren feil bieten, und worin sie schwerlich von irgend einem Volke in der Welt übertroffen werden können.

Dessen ungeachtet macht der Überfluſs von Kastanien, Weintrauben, Feigen und andern edlen Gewächsen, die hier verkauft werden, den ersten Anblick eines italienischen Marktes vorzüglich schön.

Ich eilte aber aus dem Geräusch hinweg, und kam in eine finstre traurige Gegend der Stadt, wo mir, beym Anblick einer alten gothischen Kapelle, Juliens tragische Geschichte und das Grabmal der Kapulets mit allen seinen Schrecknissen vorschwebte, als ich mich seitwärts kehrte und in ein offenes Todtenhaus sahe, worin man, wie es hier gebräuchlich ist, den Leichnam eines Menschen, der diese Nacht auf den Straſsen von Verona ermordet war und den niemand kannte, öffentlich ausgestellt hatte.

Auf dem Antlitz des Todten war noch der sichtbare Ausdruck von Verzweiflung; und die Leute, welche hier vorbeygingen, warfen einen gleichgültigen Blick herein und gingen weiter. Nichts kann wohl trauriger und niederschlagender seyn, als eine solche Scene, gerade wenn man aus dem lebhaften Gewühl und Geräusch von Menschen kommt, von denen kein einziger sich um den Todten kümmert.

Ein solcher zufälliger Anblick, zusammengenommen mit den herzugebrachten Ideen von Banditen und Meuchelmördern, kann schon die Einbildungskraft eines Reisenden verstimmen, daſs ihm alles in einem andern Lichte erscheint.

Ich kehrte auf den Markt zurück, und las in den Augen der Menschen Tücke und Mordlust, wovon mir doch vorher nichts aufgefallen war. Selbſt die Art, wie die gemeinen Leute ihr schwarzes Haar auf den Seiten aufgerollt oder in Knoten geschlagen hatten, und welche wirklich unangenehm ins Auge fällt, schien ihnen ein banditenmäſsiges Ansehn zu geben, wozu bei Manchem denn noch die blaſsgelbe Gesichtsfarbe sich gesellte, um den Meuchelmörder vollständig zu machen.

Die Vorstellung von dem offenen Todtenhause, mit dem Glöckchen darüber, und das Bild von dem Erschlagenen, schwebte mir immer vor und begleitete mich, wohin ich trat, bis ich aus den Thoren der Stadt gieng, wo der Anblick der reizenden Hügel von Verona, das Einathmen der gesunden Bergluft und die schnellere Bewegung allmälig wieder die melancholischen Gedanken verscheuchte und die Gegenstände sich mir wieder darstellten, wie sie wirklich waren.

Demohngeachtet hat die Erinnerung an jene Scene bey mir schon einigemale ein panisches Schrecken veranlaſst, welches ich nur zum Beweis anführe, wie sehr man beym Eintritt in ein fremdes Land mit den ersten Eindrücken zu kämpfen habe, wenn diese sich in unsre folgenden Urtheile nicht beständig mischen sollen.

Von den Anhöhen bey Verona macht die alte Stadt mit ihren Brücken über den Adige, wovon sie durchströmt wird, einen schönen Prospekt. Kömmt man aber hinein, so findet man grösten theils enge und krumme Straſsen, in denen aber doch eine ziemliche Lebhaftigkeit herrscht, welche freylich vorzüglich mit dadurch bewirkt wird, daſs die Werkstätten der Handwerksleute nicht in verschlossenen Zimmern, sondern in offenen Boutiquen, im Freyen sind, und einige so gar ihre Arbeitstische vor die Hausthür auf die Straſse hinausgerückt haben.

Mein erſter Gang mit meinem Reisegefährten war nun zu dem

Amphitheater,

welches sich auf einem groſsen und weitläuftigen Platze hinter unansehnlichem Gemäuer verſteckt.

Der Eingang ist verschlossen, und die Leute, von denen man hineingelassen wird, erwarten eine Kleinigkeit an Gelde.

Als wir hineintraten, wurden wir zuerst durch den Anblick schlecht befriedigt, wie das denn immer der Fall ist, wenn man sich eine begränzte Sache mit der grenzlosen Einbildungskraft vorgestellt, die nun auf einmal, durch den wirklichen Anblick, ihr schönes Spiel verliert, und weder zusetzen noch abnehmen kann.

Allein es dauerte nicht lange, so trat die Wirklichkeit wieder in ihre Rechte — und die simple Majestät dieses Gebäudes erhielt die Oberhand über alle die übertriebenen Vorstellungen, welche man mit herzugebracht hatte.

Wir standen unten auf der Arena, und blickten in die Hohe, bis dahin, wo die obersten Stuffen rund umher den Horizont beschranken.

Dort machen die Ruinen, welche sich oben in der Luft abschneiden, einen vorzüglich schönen Anblick, weil sie den Begrif von der Ferne vermehren, und vermuthen lassen, daſs die Stuffen, wenn sie dort oben nicht zerstort wären, noch immer hoher hinauf gehen würden.

Wir traten auf die Tribunen über den Thorwegen an jedem Ende des Ovals, und der Mann, welcher uns führte, wuſste zu erzählen, daſs hier zu der Römer Zeiten die Senatoren den Kampfspielen zugesehen hätten.

Als wir ganz von oben bis auf die Arena hinunter sahen, so machte ein kleines modernes Theater, das hier unten erbaut ist, und worin zuweilen Komodie gespielt wird, mit seiner grossen Umgebung einen seltsamen Kontrast.

Da aber die fünf und vierzig Marmorstufen, welche sich in diesem groſsen Oval über einander aufthürmen, nicht sowohl zum Steigen, als zum Sitzen gemacht sind, so sind sie ziemlich hoch; und ich kann Ihnen für jetzt von dem Amphitheater von Verona nichts weiter schreiben, als daſs wir durch das viele Auf- und Absteigen dieser Stufen zuletzt sehr ermüdet wurden, weil wir des Anblicks von oben bis auf die Arena und das kleine Theater, und von unten hinauf bis zu den Ruinen von den obersten Stufen, nicht oft genug genieſsen konnten.

Der groſse Platz, worauf das Amphitheater liegt, heiſst Bra, und von diesem führt eine schöne breite Straſse nach dem Mantuaner Thore. Hier fanden wir unter einem bedeckten Gange einen Taschenspieler, der Steine fraſs, und um welchen sich ein Haufen schmutziges Gesindel versammlet hatte, so daſs meine Gefährten, die auch zum erstenmale hier waren, bemerkten, hier sähe man nun den Müſsiggang und die Lüderlichkeit des italienischen Volkes.

Der Taschenspieler lieſs es sich sehr sauer werden, um das Volk zu überzeugen, daſs er Steine wirklich gefressen habe, indem er sich den Leib entblöſste, und mit der Faust darauf schlug, wodurch er ein Geräusch hervorbrachte, als ob die Steine inwendig rasselten.

Unter dem zerlumpten Volke machten einige einen fürchterlichen Anblick, die bei ihrer blaſsgelben Farbe mit Lumpen von schwarzem Tuch bekleidet waren, wodurch sie unter den übrigen hervorstachen.

All dies Volk aber suchte sich doch, so viel es unter seinen Umständen möglich war, zu ergötzen.

Ich trennte mich von meinen Gefährten, und streifte noch ein wenig in der Gegend von Verona umher, um die Fluren zu sehen, wo der zärtliche Katull vielleicht als Knabe spielte, und die erste Nahrung seines Geistes aus der umgebenden Natur einsog.

Jetzt sind diese Fluren gröſstentheils mit Maulbeerbäumen bepflanzt, welche zuerst den Seidenwürmern, und durch diese den Einwohnern von Verona Beschäftigung und Nahrung geben.

Z.

V.

ÜBER PÆSTUM.

Neapel, im October 1789.

Es mag Ihnen fremd vorkommen, mein Lieber, daſs ich meine Bemerkungen über Neapel, welche ich Ihnen zu geben versprochen habe, mit der Reise nach Pästum anfange. Allein ein günstiger Zufall, der meiner so sehnlichen Neugierde diese Alterthümer zu sehen sehr willkommen war, wollte, daſs ich sogleich bey meiner Ankunft in Neapel diese Tour in der angenehmſten Gesellschaft unternehmen konnte *). Seitdem die Ruinen dieser alten Stadt allgemeiner bekannt sind, rechnen Fremde diese Reise zu dem allgemeinen Cours der Merkwürdigkeiten Neapels, und man wird für die kleine Mühe hinlänglich durch den Anblick dieser hohen Alterthümer belohnt.

Man

---

*) Den 18. September 1789, als Ihre Durchlaucht die verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar die Reise nach Päſtum machte.

Man zählet von Neapel bis Pästum 55 italienische Meilen, und in Zeit von drey Tagen läſst sich diese Tour sehr bequem hin und her machen. Winterszeit und im Frühjahr, wo noch keine Gefahr wegen der bösen Luft ist, geht man den ersten Tag zum Übernachten bis Salerno; unsere Gesellschaft aber muſste sich in Vietri, einem Flecken, welcher noch eine Meile herwärts auf der Anhöhe liegt, aufhalten, weil die Luft in Salerno von Anfang des Junius bis Ende Octobers für Leute, welche nicht allda zu leben gewohnt sind, für schädlich gehalten wird. Es giebt auch Jahre, wo besonders der Mittagswind von der See her dominirt, daſs die Einwohner in groſser Anzahl an schleichenden Fiebern dahin sterben.

Der Weg bis Salerno, 30 Meilen weit, ist sehr gut und äuſserst angenehm, besonders in der Zeit der Herbstvilleggiatura und der groſsen Messe in Salerno, wo die vielen kleinen Orte, die man passirt, und wovon sich eines an das andere hängt, doppelt belebt sind. Das Lärmen der Hauptstadt zieht sich in dieser Jahrszeit auf das Land und vorzüglich in die Gegenden vom Vesuv hin, an dessen Fuſs die meisten Landhäuser angelegt sind. Der Hof selbst bringt diese Zeit in Portici zu. Die Menge der Kutschen, Kaleschen, Canestre, (eine Art Wagen, wo sechs bis acht Personen sitzen können, nebst zwey bis drey Bedienten hinten auf) rollen beständig hin und her, kaum daſs die guten Eseltreiber immer Platz machen und ihre belasteten Thierchen genug vor- und seitwärts schieben können. Nachdem man Portici, Resina, welche über das alte Herculanum erbaut sind, Torre del Greco und Torre dell'Annunziata vorbey ist, passirt man zwischen den beyden verschütteten Städten Pompeja zur Linken und Stabia zur Rechten, welches in einer etwas entfernten Lage sich am Meere gegen Castellamare hinzieht. Von da läſst man den Vesuv im Rücken und tritt in das lange Thal von Nocera und Nocera di Pagano ein, welche zusammen ein Kirchspiel von ungefähr 22,000 Seelen ausmachen. In dem letztern Orte gingen wir ungefähr 300 Schritte von der Hauptstraſse ab, um eine alte Kirche, die jetzt S. Maria maggiore genannt wird, zu besehen. Verschiedene Reisende haben hiervon geredet, und sie kommt auch in der Voyage pittoresque par la Grande gréce vor. Ich habe nun keines von den Büchern, welche von diesem Gebaude Meldung thun, bey der Hand, und ich weiſs mich auch nicht deutlich der verschiedenen Meinungen anderer Reisenden darüber zu besinnen. Es ist aber ohne Zweifel ein Monument aus den ersten Zeiten der Christenheit, und diente zu einem Baptisterium in der Zeit, wo die Taufe noch per immersionem gebräuchlich war. Die Form des Gebäudes ist rund, und inwendig stehen 32 gekuppelte Säulen, auf welchen das Gewölbe des Ganges und die Runddecke ruhet. In der Mitte steiget man einige Stufen hinab in den Wasserbehälter, wo man die Taufe empfing. Um denselben geht ein Geländer im Achteck, wo acht kleinere Säulen wahrscheinlich eine besondere Decke trugen, wovon jetzt nichts mehr zu sehen, weil der König vor einigen Jahren vier dieser Säulen wegnehmen lieſs. Das Gebäude mit den 32 Säulen, wovon zwey zu zwey gekuppelt sind, ohne den Wasserbehälter in der Mitte zu rechnen, gleicht vollkommen dem sogenannten Tempel des Bacchus vor der Porta pia zu Rom; der Hauptbegriff des ganzen Gebäudes aber ist mit dem Baptisterium Konstantin des Groſsen zu S. Johann im Lateran in Rom der nemliche. — Die Konstruction zeiget schon den ganzen Verfall der Baukunst; Anstatt des Gebälkes ruhen Bogen auf den gekuppelten Säulen; und der Bogen gerade über vom Haupteingange ist beynahe um die Hälfte weiter, als die übrigen. Dies geschah einer groſsen Nische wegen, welche in die Mauer vom Eingang über angebracht ist, und wo wahrscheinlich schon damals wie jetzt ein Altar errichtet ward. Die Säulen ſind von verschiedenen andern heidnischen Gebäuden hergenommen. Sie ſind von Granit, orientalischem Alabaster, Schiefermarmor, und andern gefärbten Marmorn. Da aber der Ort wegen der niedern Lage und des wenigen Gebrauchs sehr feucht ist, sind sie mit einem grünlichten Schimmel dergestalt überzogen, daſs man die Steinesarten daran kaum mehr erkennet. Von Auſsen hat das Gebäude eine schlecht angebaute Halle, mit Säulen, wie das Stefano rotondo in Rom. —

Von Nocera aus verliert sich der Weg 8 bis 9 Meilen in einem der angenehmsten Gebürge, welches das Auge sehen kann. Der Hauptort, den man in der Mitte desselben paſsirt, heiſst La Cava. Die Natur hat allda durch die fruchtbaren Hügel, über welchen sich die nakten Spitzen ungeheurer Kalkgebürge emporthürmen, einen so mannigfaltigen und anziehenden Kontrast von Reizbarkeit verbreitet, daſs man sich wie in ein

Zauberland versetzt glaubet. So wie das Auge sich wendet, öfnen sich neue Aussichten, giebt es neue Verschiebungen, zeigen sich neue Hügel, auf denen die Wohngebäude theils in Gruppen, theils einzeln mit Kirchen, Kuppeln, Thürmen, höher und niedriger vertheilt liegen. Der frappanteste Anblick ist aber, wenn auf einmal bey Vietri ganz unerwartet das Gebürge sich wieder öfnet, und man von der Höhe herab die weite Aussicht des Salernitanischen Meerbusens entdeckt. In welcher bezaubernden Lage erscheint von da der kleine Ort Rieta an dem Abhang des Vorgebürges gegen die See hin! Für Landschaftmaler kenne ich Nichts, wie die Gegenden von la Cava und Vietri. Welche Aussichten, den Stil eines Mannes für's Groſse und Reichhaltige zu bilden, ohne sich im Detail minuziöser Kleinigkeiten zu verlieren! Die Beleuchtung, wie sich immer die Sonne drehet, zeiget sich in groſsen Massen von Licht und Schatten. Auch sieht man in den Werken der groſsen Landschaftmaler des vorigen Jahrhunderts, daſs ihnen diese Gegenden nicht unbekannt waren. Claude Lorain, und Salvator Rosa studirten allda; Caspar Poussin scheint besonders in diese Gegenden verliebt gewesen zu seyn. Die heutigen groſsen Landschaftmaler sind es nicht weniger: Philipp Hackert hat zu wiederholtenmalen seine Studien allda gemacht.

Da in Vietri das Nachtlager bestellt war, ward das Übrige des Tages zu einer Fahrt auf dem Salernitanischen Meerbusen angewandt. Die herrlichen Aussichten waren nun bey dem Untergang der Sonne, welche uns ihre letzten Stralen von dem zackichten Vorgebürge der Minerva zuschickte, doppelt schön. —

Den folgenden Tag paſsirten wir frühe Salerno. Zehn Meilen von da bis Evoli, wo man über eine Brücke in Lucanien eintritt, dauert noch immer die herrliche Straſse fort. Hier verläſst man die Chauſſée, um rechts in einen Feldweg einzuschlagen, welcher 15 Meilen bis Pæstum fortführet. Das Schloſs Perrano, wo der König gemeiniglich Winterszeit seine groſsen Jagden hält, läſst man zur Linken. Der Feldweg selbst ist in der Jahrszeit, wo wir ihn paſsirten, weil es beynahe noch nichts geregnet hatte, ziemlich gut; hingegen wenn er Winterszeit einmal durch vieles Regnen aufgeweichet ist, muſs er sehr tief und höchst mühsam zu befahren seyn. Die ganze Gegend ist eben, wenig bebaut, und im Sommer höchst ungesund. Fünf Meilen, ehe man nach Pästum kommt, passirt man den Fluſs Salsa, den die Einwohner da Sile nennen, auf einer fliegenden Brücke. Hier erschienen uns wieder die schrecklichen Gestalten von Menschenkörpern, deren Anblick mir in den Pomtinischen Sümpfen schon so viel Entsetzen einflöſste. Die wenigen Menschen, welche allda die Überfahrt besorgen, und über die groſsen Heerden meistens von Büffelochsen bestellt sind, wohnen in einigen elenden Hütten von Stroh. Sie erschienen am andern Gestade bey unserer Ankunft mehr als Schatten, als durch Blut beseelte Wesen. Langsam lösten sie die Stricke, und unmächtig schoben sie die fliegende Brücke gegen unsere Seite. Man glaubt den Styx zu übersetzen, und daſs diese Elenden die armen wandelnden Seelen wären, welche dem Charon den Tax der Überfahrt nicht erlegen können. Die hohlliegenden Augen blicken matt, die Bewegung ist langsam und unmächtig, die Farbe blaſsgelb, und die über die Knochen gespannte Haut aufgedunsen; öfters erscheinen sie mit groſsen Bäuchen; ihre Stimme ist schwach und röchelnd.

Obwohl man weiſs, daſs dies meistens Übelthäter sind, die hier ihre Freystätte haben, kann man sich doch der Wehmuth nicht enthalten; und es scheint unbegreiflich, wie eine offene freye Luft die Menschen dergestalt miſshandeln und ihre Natur so zu Schattengerippen ohne Muth und Kraft herabwürdigen könne. Diese Unglücklichen, welche sich dem Arm der Gerechtigkeit ihrer Verbrechen wegen entziehen, schmachten allda in einem freywilligen Elende im Angesichte des Todes, dem sie selten entgehen. Denn einem Körper, welcher eine Zeitlang in dieser pestilenzialischen Luft lebte, ist eine feine, reine, gesunde Luft eben so schädlich, als dem Gesunden jene vergiftende. Derjenige also, dessen Gefäſse einmal von der bösen Luft angesogen sind, darf nicht vom Orte, wenn er nicht einem sichern Tod entgegen gehen will. Im Winter zwar erholt sich die Maschine nach und nach wieder, aber sie bleibt immer so zerrüttet, daſs die Menschen selten woanders als da leben können. Welche traurige Existenz an einem Orte, wo blühende Städte standen, deren hohe Überbleibsel uns noch Zeugnisse sind, wie glücklich eine groſse Volksmenge da lebte! Die berühmten Rosengärten des laulichten Pästum's sind nicht mehr: *) Büffel und schwarze Schafe

---

*) Tepidi rosaria Pæsti. Ovid. met. lib. XV. met. XIV. V. 12.

mit kurzer Wolle weiden jetzt allda unter Disteln und stinkenden Pfützen. —

Ungefähr drey Meilen, ehe man die zerfallenen Ringmauern dieser Stadt betritt, passirt man ansehnliche Feigenwälder, die den Wanderer durch ihre Ausdehnung und Fruchtbarkeit in Erstaunen setzen. Sie kamen mir in dieser wüsten und unzugänglichen Gegend wie die durch feuerspeyende Drachen bewachten Gärten der Hesperiden vor. —

Nun, mein Lieber, habe ich Sie durch einen langen theils angenehmen, theils schauererweckenden Weg nach Pæstum geführt. Hier ruhet meine Feder, um in meiner Phantasie wieder jene Gefühle zu erwecken, die mich befielen, als mein Auge jene hohen Monumente in der verödeten Ferne entdeckte, jetzt sie immer näher sah, und ich endlich vor ihnen dastand. — Allein Gefühl bleibt Gefühl; und vergebens würde ich versuchen, Ihnen das meinige hierüber zu beschreiben. Überdies ist der Eindruck, den so etwas bewirket, und die daraus deducirten Meinungen eben so verschieden, als die Menschen sind, die deshalben die Reise dahin anstellen. Ungleiches Interesse, ungleiche Vorkenntnisse geben ungleiche Gesichtspunkte. — Ungeachtet ich diese Monumente so oft und viel in Zeichnungen, Kupfern und Gemälden vorgestellt sah; ward doch meine Einbildung bezaubert, meine Erwartung in Rücksicht des Effektes übertroffen. Nur ein Pantheon und Colossäum können beym ersten Anblick einen ähnlichen Eindruck bewirken. Welche Einheit, welche Majestät herrschet in dieser Bauart! wie ewig fest, wie stolz erhebet sich in seinem brillantnen Kolorit der mittlere Tempel! — Und welchen Zuwachs hoher Empfindungen gewähren diese Gebäude, wenn man Zeit und Nation bedenket! Nicht übermüthige Römer errichteten sie mit der Beute bedrückter Provinzen; ein kleines Volk, das sich ein häusliches Glück durch eigenen Fleiſs suchte, erbaute dieselben durch die angeerbte Weisheit seines Mutterlandes in einer Zeit, wo der Name Rom kaum anfing bekannt zu werden.

Diese Gebäude sind in unsern Tagen so vielmal gestochen und beschrieben worden, daſs mir über den architektonischen Theil derselben wenig zu sagen übrig bleibt. Winkelmann war der erste, welcher in einem Briefe von 1760 eine ziemlich ausführliche architektonische Beschreibung darüber versuchte. Sie erschienen dann nachher in Paris und London in besondern Werken, worin aber immer die Risse sehr fehlerhaft waren. Auch in Neapel und Rom ist in andern Werken Verschiedenes davon gestochen und gesagt worden.

Das Interessanteste, was hierüber ans Licht trat, ist das Werk von P. Paoli unter dem Titel: Rovine della città di Pesto, detta ancora Possidonia. Roma 1784. bey Pagliarini. Die Risse dabey sind diejenigen, welche der Graf Gazola auf Kosten des verstorbenen Königs von Spanien machen lieſs, wobey alle mögliche Genauigkeit beobachtet ward. Der Mönch P. Paoli, welcher sich schon durch die Beschreibung der Alterthümer von Puzzoli, Baja, Cuma bekannt gemacht hatte, illustrirte dieselben in sechs Dissertationen lateinisch und italienisch. Sein Hauptbemühen war, wider die Meinungen aller vorigen Skribenten ihr hohes Alterthum vor der Epoche der Griechischen Kunst darzuthun, und dieselben als Monumente des ächten toskanischen Stils, wovon sonst keine Überbleibsel mehr existiren, zu erklären.

Dieses verursachte damals mit den Journalisten delle Memorie delle belle Arti in Rom groſse Zwiste, worin auch der neue italienische Übersetzer der Winkelmannischen Werke, Abbate Fea, vermischt ward, weil er anfänglich gegen

Winkelmann die Meinung des P. Paoli zu adoptiren schien. Der römische Journalist wandte mehrere Blätter dazu an, um den Herausgeber dieser Alterthümer seines Irrthums zu überführen mit Gründen, die theils aus der Natur der Architektur selbst der Gebäude, theils aus der Geschichte hergenommen sind. Der Streit endigte sich zum Vortheil des Journalisten, obwohl der Mönch in einer sehr gelehrten Dissertation die Vertheidigung seines Systems übernahm, welche in Form eines Briefes an den Abbate Fea im dritten Bande der Übersetzung der Winkelmannischen Werke eingerückt ist.

Sicher bleibet es, daſs die Pästumischen Monumente den altgriechischen Stil mit allen ältern Gebäuden von Sizilien und dem eigentlichen Griechenland gemein haben. Nur sollte man aus dem niedrigern Verhältnisse der Säulen urtheilen, daſs sie die atheniensischen und sizilianischen Tempel an Alter übersteigen. Allein alles, was sich in ältern Schriftstellern zerstreut über die verschiedenen Epochen der Einwohner von Pæstum findet, ist nicht hinreichend, den gewissen Zeitpunkt von der Erbauung dieser Monumente anzugeben. Wahrscheinlichkeit hat es, daſs die Sibariten die Erbauer der Tempel waren, welche nach Strabo die Stadt mit Sturm einnahmen, indem sich die alten Bewohner in das nahe Gebürge zurückzogen.

Die Mauern dieser alten Stadt, deren Umfang noch ganz zu sehen, waren von groſsen Quaderstükken erbaut, und sind nebst einem der Thore an vielen Orten noch sehr gut erhalten. Gerade neben dem noch stehenden Thore sieht man noch deutliche Spuren eines Wasserleiters, der von dem nahen Gebirge das Wasser in die Stadt brachte. Die wenigen Bewohner dieser Pläne müssen jetzt noch das Wasser täglich von den Bergen bey Capaccio herholen, weil in der ganzen Ebene kein Tropfen Quellwasser zu finden ist. Überall nimmt man Fundamente ansehnlicher Gebäude gewahr, auf denen zum Theil geackert wird, und die zum Theil für Viehweiden mit groſsen Steingehegen umschlossen sind. Die Spuren eines Amphitheaters in der Mitte der Stadt sind noch sehr deutlich, wo aber anstatt jener blutenden Spiele der Menschen- und Stiergefechte bloſs die gymnastischen Übungen gebräuchlich gewesen zu seyn scheinen. Die Arena war für groſse Gefechte zu klein.

Die Hauptruinen sind die zwey Tempel und ein drittes Gebäude, welches, da es in etwas von der Form, welche Vitruv bey den Tempeln vorschreibt, abgehet, bald für eine öffentliche Halle zum Handeln und Wandeln, bald für ein Gymnasium, oder Basilica gehalten wird: ohne zu bedenken, daſs die Form desselben der Bestimmung und dem Gebrauch dieser Art Gebäude nicht entspricht, im Gegentheil mit der Tempelform immer am meisten Ähnliches hat. Wahrscheinlich war der gröſste dieser Tempel dem Schutzgott der Stadt, dem Neptun, geweihet, von dem sie auch den Namen Possidonia führte.

Für die Kunstgeschichte sind diese Monumente allerdings eine sehr wichtige Entdeckung. Sie zeigen, wie viele Epochen die Baukunst zu durchlaufen hatte, bis bestimmtere Grundsätze über die Verhältnisse von jenen Künstlern konnten festgesetzt werden, aus welchen Vitruv gröſstentheils die seinigen zog. Ein näherer Kalkul der Solidität und der Bequemlichkeit machte, daſs man nach und nach von dieser stumpfen und überflüſsig starken Proportion abwich, die noch in der Pästumischen Bauart herrschet. Beweise als einer wahrscheinlich spätern Epoche sind zum Theil die sizilianischen und die ältern atheniensischen Monumente, als der Tempel des Theseus und der Minerva. Man sah, daſs ein

Gebäude weder an Solidität, noch majestätischem Ansehn verliert, wenn man die Säule um einen oder zwey Durchmesser erhöht, den kegelförmigen Stamm derselben in etwas verfeinert, die Intercolumnia erweitert, und auch den kleinen Gliedern anpassendere Formen giebt. Dergestalt erhob sich die Säule der Dorier zu fünf, sechs, und späterhin bis zu sieben Durchmessern. Diese erhöhten Verhältnisse, die der Solidität nicht schadeten, der Bequemlichkeit mehr Raum verschaften, und auch dem Auge einen freundlichern Anblick gewährten, gaben den Ioniern und Corinthern Anlaſs, durch Beyfügung der Basis und eines verziertern und erhöhtern Kapitels mehr Mannigfaltigkeit in die Gebäude zu bringen. Jetzt fing man an drey Ordnungen zu unterscheiden, die Verhältnisse einer jeden unter bestimmte Regeln zu bringen, und den Karakter der Gebäude darnach festzusetzen. Diese Karakteristik scheint besonders in den Zeiten Alexanders des Groſsen und dessen unmittelbaren Nachfolger seine Sanction erlangt zu haben. Vitruv, in dessen Zeiten, wie es scheint, man diese architektonische Gesetzgebung wenig mehr achtete, theils weil die Römer schon zu sehr den Luxus liebten, und andrerseits man noch sehr an der alten Bauart der Hetrurier hing, in deren Geschmack alle ältere Gebäude Roms, besonders die Tempel, aufgeführt waren, lieſs sich besonders angelegen seyn, diese alte Festsetzung der Regeln wieder einzuführen, doch ohne die vaterländische Bauart, das heiſst die toskanische, ganz zu verwerfen. Aber aus den Resten der Gebäude, die zu seiner Zeit, oder unmittelbar nach ihm, sind errichtet worden, zu urtheilen, scheint man auf seine Regeln wenig Rücksicht mehr genommen zu haben.

Indessen wenn gleich die Monumente von Pästum ein Alter zeigen, welches die Epoche der Festsetzung der Ordnungen übersteiget; so sind sie anderseits nicht minder Beweise, wie weit die Menschheit in der Kunst zu konstruiren fortgerückt war. Welcher Sprung von der Höhle und der Strohhütte bis zu dem solidconstruirten Holzgebäude? und wenn gleich mit diesem das Wesen der Baukunst erfunden ward, welcher Sprung dieses Modell solid in Stein nachzumachen? Die Erfindung der Bogen und des Wölbens war das Summum in der Architektur, und man kann sagen, daſs hiermit alles Wissenschaftliche derselben erschöpft war. Dies aber verstanden die Pästumer zur Vollkommenheit; man sehe nur die

Verbindung der Steine an dem Thore, welches ohne Ciment erbaut und noch erhalten steht. Alles, was die Griechen nach dieser Epoche in der Kunst zu bauen mehr thaten, bestand in einem rafinirteren Studium der Verhältnisse und in einer gröſseren Mannigfaltigkeit der Verzierungen, woraus die Verschiedenheit der Ordnungen und eine mehr individuelle Karakteristik der Gebäude erwuchs. —

Zufrieden, unsere Ideen durch den Anblick so ehrwürdiger Reste des Alterthums bereichert zu haben, trafen wir des Abends zu einem wohlbereiteten Mahle und Nachtlager wieder glücklich in Vietri ein.

Die Messe zu Salerno, welche nach der Messe von Sinigaglia für die gröſste in Italien gehalten wird, machte uns den folgenden Tag dahin zurückkehren. Viele fremde Schiffe lagen an der Rhede, welche aber nichts als gemeinere Fabrikwaaren mit sich brachten, um das Innere des Landes zu versehen, weil es an allen auch den benöthigsten Fabriken Mangel hat. Der Tauschhandel ist sehr unbedeutend, und die Schiffe gehen meistens ohne Rückladung wieder ab. Diese

Messe soll nun sehr viel von ihrem alten Glanze verloren haben, seitdem die fremden Schiffe in Neapel unmittelbar ihre Waaren absetzen.

Die Cathedralkirche dieser Stadt, S. Matteo genannt, verdient, daſs man sie nicht vorbeygehet. Sie hat einen viereckichten Vorhof mit Säulengängen. In der Mitte desselben zieret ein antikes Vas von grauem Granit, das unter die groſsten und wohlerhaltensten gehört, einen Brunnen. In der Seitenhalle ist ein kleineres vom nemlichen Steine zum Theil eingemauert. Die vielen antiken Särge in der Halle umher, wie auch im Innern der Kirche, die meistens mit Basreliefs verziert sind, zeigen, wie wenig sich die Christen in dem mitlern Zeitalter scheuten, sich in heidnischen Monumenten begraben zu lassen. Die Vorstellungen dieser Basreliefs sind: 1. Ein Spiel der Tritonen mit den Nereiden. 2. Meleager, der das Calydonische Schwein erlegt. 3. Bacchus und Ariadne auf einer Seite, Hercules und Jole auf der andern, beyde Gruppen von Centauren auf Wagen gezogen. 4. Ein Triumpf des Bacchus über die Barbaren. 5. Die Geschichte der Luna und des Endymion's

6. Der Raub der Proserpina. 7. Ein Schiff, einzeln sehr schön gearbeitet. Alle übrigen sind gegen den Verfall der Kunst als Fabrikwaaren gearbeitet worden.

Nebstdem sieht man in der Kirche einzelne sehr schöne Säulen von schwarzgrünem Porphyr, grauem Serpentin, Granit, und altgrünem Marmor.

Unter den Altargemälden sind zwey sehr schöne Bilder von Andrea Sabbatini von Salerno. Das eine stellet die Marie, welche ihren todten Sohn auf dem Schoofs hält, mit der übrigen Familie von Christo vor. Man sieht deutlich, wie individuell dieser Schüler Raphaels die Manier seines Meisters nachahmte: es sind zwey männliche Figuren ganz aus dem sogenannten Disput über das Sacrament in den vaticanischen Zimmern Raphaels darin copirt. Das zweyte Gemälde ist eine Anbetung der Weisen aus Morgenland; wirklich ein Bild der ersten Gröfse. — Ich schreibe Ihnen jetzt nichts weiter hierüber, weil sich eine bequemere Gelegenheit anbieten wird, von dem Stil dieses so wenig bekannten Künstlers der Raphaelischen Schule zu reden. —

Den vierten Tag endigte sich diese Lustfahrt mit der Rückkehr nach Neapel. Sie wird meinem Andenken immer theuer seyn, wegen der mannigfaltig interessanten Gegenstände, die ich darauf sah und beobachtete; vorzüglich aber wegen der hohen Person, in deren Gefolge ich die Reise mitzumachen die Ehre hatte.

Hirt.

ITALIEN

UND

DEUTSCHLAND

IN RÜCKSICHT

AUF

SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ,
Professor der Theorie der schönen Kunste in Berlin

UND

A. HIRT, Gelehrten in Rom.

Viertes Stück.

BERLIN, 1791.
Im Verlag der Kon. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

Universitäts-Bibliothek München

I.

DIE KLÖSTER.

Rimini, den 14. October.

Gestern Nachmittag ging ich aus dem Thore von Rimini nach Westen zu spatzieren, wo hinter der Stadt, dem Meere gegen über, einige reizende Hügel emporsteigen, auf denen drei Klöster, eines über dem andern, gebauet sind, die mit ihren fruchtbaren Gärten und Weinbergen den angenehmsten Prospekt machen.

Ich übersahe von hier aus die umliegende Gegend, die Stadt und das Meer, und sahe die Sonne über der Küste von Dalmatien untergehen, die sich wie ein dünner Nebelstreif schon von hieraus zeigte.

Man kann sich keine angenehmere Lage denken, als die der drei Klöster auf diesen Bergen zu welchen sich der Weg beständig zwischen grünen Hecken, Obstbäumen und Weingärten hinaufwindet, und wo sich, so wie man in die Höhe steigt, der Horizont mit jedem Schritte erweitert.

Die klösterliche Stille und Einsamkeit, die hier oben herrscht, macht die Scene noch feierlicher, und diese Hügel bilden gewiſs die angenehmsten Eremitagen, die man sich denken kann.

Hier, über die niedrigen Sorgen des Lebens hinweggesetzt, und über allen Tand der Erde erhaben, in Einsamkeit und Stille, und in Betrachtung göttlicher Dinge, seine Tage zuzubringen, des Morgens den ersten Strahl der Sonne, wenn sie emporsteigt, zu begrüssen, und mit seinen Empfindungen in das groſse Loblied der ganzen Natur harmonisch einzugreifen, oder im Sturm und Ungewitter von fern das tobende Meer zu betrachten, und hier unter seinem ruhigen Obdach gesichert und in Frieden zu seyn — das sind Gedanken und Empfindungen, die dem Menschen so natürlich sind, daſs es einen gar nicht befremden darf, an einem solchen Orte einſame Wohnungen der Stille und Andacht zu finden.

Wie schade also, daſs gerade hier die Imagination mit einer so grotesken Zusammenstellung von unzähligen Bildern, und Bilderchen aus einer selbst gemachten Ideenwelt angefüllt und vollgepfropft ist, daſs für ein einziges grosses erhabnes Bild aus der Natur kein Platz mehr übrig bleibt, und die lebhafteste Einbildungskraft am Ende unter sich selbst erliegen muſs.

II.

DER WEGWEISER.

Ancona, den 18. October.

Da ich nun in Rimini von meinem Vetturin befreiet war, und das Wetter immer schöner wurde, so konnte ich mich nicht enthalten, eine Strecke meiner Reise zu Fuſse zu machen. Zu dem Ende nahm ich mir meinen alten Wegweiser aus Rimini mit, der mich schon nach St. Marino begleitet hatte. Dieser führte denn einen Esel bei sich, welcher mein Felleiſen trug, und den sein Besitzer mit einer besondern Zärtlichkeit *il cavallino* (sein Pferdchen) nannte, indem er den eigentlichen Namen desselben sorgfältig vermied.

Wir wanderten am frühen Morgen bei etwas trübem Himmel und einer angenehmen Kühle aus Rimini, durch den Triumphbogen des Augustus, auf der Strada romana nach Pesaro zu, hatten das Meer zur Linken, den hohen Berg von St. Marino zur Rechten, und vor uns allmälig sich erhebende Hügel.

Die Straſse war nicht so reizend, wie die von Bologna bis Rimini, aber doch nicht unangenehm. Die Hügel waren zum Theil bebauet, und boten eine abwechſelnde Aussicht dar, ob wir gleich zur Linken bald die Aussicht über das Meer verloren.

In den Gasthöfen, wo wir einkehrten, war das Gewöhnliche, was wir immer sogleich erhalten konnten, Trauben, Käse, Wein und Brodt — Die Straſse war ziemlich einsam — mein Wegweiser sang von Zeit zu Zeit seine langsame Arie: *una bella contadina inamorar mi fa*, in lauter halben Tönen, die gar keine angenehme Melodie machten. Dann drehete sich sein Gespräch immer um den Punkt, daſs er zwar arm, aber ein vorzüglicher *galant' uomo* (ehrlicher Mann) sey. — *Siamo poveri ma* — (wir sind arm, aber — —) bei dem *aber* fügte er denn eine Pantomime hinzu, die den ganzen Werth seiner Ehrlichkeit bezeichnen sollte.

Diese Bemerkungen hatten Bezug auf den Umstand, daſs mein deutscher Landsmann in Rimini, welcher mir Geld umwechselte, es mir im Beiseyn des Wegweisers heimlich gab, mit dem Bedeuten, es ihm nicht sehen zu lassen. Das hatte diesen *galant uomo* verdrossen, daher schrieb sich die öftere Wiederholung des Ausdrucks: *siamo poveri*, *ma* — —

Seine Aussicht auf die Zukunft bestand darin, daſs wenn er nun alt wäre, und nichts mehr verdienen könnte, ihm doch das noch übrig bliebe, mit dem Hute in der Hand zu sagen: *date qualche coſa!* (gebt mir ein Allmosen) welches er mit einer so vergnügten und hoffnungsvollen Miene vorbrachte, als ob er es wie eine Art von Versorgung oder Pension betrachtete, die ihm auf sein Alter gewiſs sey.

Um desto mehr schalt er denn auch schon im Voraus auf die Vornehmen und Reichen, welche diese Versorgung auf alle Weise zu schmälern suchen, und statt einem Bajocko (ein 3½ Pfennigstück) der Armen einen *Quattrino* (einen Heller) hinwerfen; hierüber gerieth er denn in eine Erbitterung gegen die Reichen, und seine Deklamationen wurden immer heftiger.

Auf die Weise unterhielt mich mein Wegweiser aus Rimini, und versicherte mir, daſs er nichts mehr wünsche, als *immer* so mit mir zu reisen, *in quà*, *in là* (hierhin und dorthin) ohne ein bestimmtes Ziel, weil er nehmlich auch schon in St. Marino mit mir gewesen war. Wenigstens wünschte er bis nach St. Loretto mit zu gehn, um auf die Weise einen doppelten Endzweck zu erreichen; die Wallfahrt nach Loretto zu thun, und dazu noch Geld zu erwerben.

Wir kamen gegen Mittag in dem merkwürdigen Orte, *Catolica*, an, der seinen Namen von der Orthodoxie hat. Denn die katholischen Bischöfe, welche im Jahr 359 bei der Kirchenversammlung zu Rimini von den Arianern überstimmt waren, begaben sich hieher, und vertheidigten von hier aus ihre angefochtenen und erschütterten Glaubensartikel.

Eine ausführliche Inschrift an der Kirchenmauer erzählt diese Begebenheit, wodurch der Ort gleichsam zu einer Vestung des katholischen Glaubens wurde, aus welcher sich die geschlagenen Truppen gegen die siegenden vertheidigten.

Der Ort an sich selber ist lang und schmal; die Häuser sind niedrig, aber von Stein, und mit dicken Mauern versehen, einige scheinen sehr alt, und an Ruinen gebauet zu seyn.

Vor der Thür des Gasthofes hörte ich, wie mein Wegweiser erzählte, daſs er mit einem *ſignore foraſtiere* (fremden Herrn) zu Fuſse gienge. Die Leute wunderten sich hierüber, und meinten, es werde denn wohl immer *piano, piano* gehen — *piano?* rief mein Wegweiser aus, und machte eine Beschreibung von der Geschwindigkeit unsers zu Fuſse Gehens, daſs die Leute noch mehr in Erstaunen geriethen.

Denn, wie ich bemerkt habe, ist es auch hier etwas seltenes, daſs man wohlgekleidete Leute zu Fuſse reisen sieht. Wer nicht zu Wagen oder zu Pferde ist, reitet wenigstens auf einem Esel, welche letzte Art zu reisen hier gar nichts Auffallendes hat; denn unterweges sind uns schon zum öftern Geistliche und andere wohlgekleidete Personen, die auf Eseln sitten, begegnet.

Indes wurde das Wetter immer schöner — Der Himmel wurde heiter, und die Luft blieb kühl, so daſs ich nicht leicht in meinem Leben einen angenehmern Spatziergang gemacht habe, als den von Rimini nach Pesaro. Mein Wegweiser wurde auch immer aufgeraumter, und feuerte mit *Allegro!* und *Corraggio!* seinen Muth zum Gehen an.

Allein ihm stand noch ein groſser Verdruſs bevor: in einem Dorfe hinter Catolica nehmlich, wo wir anhielten, war einem Herrn ein Schnupftuch aus der Tasche genommen, und dieser warf seinen Verdacht auf keinen andern als meinen Wegweiser, der ihm am nächsten gestanden hatte — dieſs brachte denn natürlicher Weise meinen Begleiter, der mir so oft wiederholt hatte: *ſiamo poveri, ma* — — in eine solche Wuth, daſs jener sich bald zurück zog, und kein Wort mehr sagte.

Nun war auf unserm ganzen übrigen Wege nach Pesaro von nichts, als dieser Beleidigung die Rede. Und jede Periode schloſs sich immer mit einer Pantomime, als wenn man einem den Dolch ins Herz stöſst; das, meinte er nehmlich, hätte jener Signore für seine Beschuldigung verdient, und auf die Weise hätte er sich rächen sollen.

PESARO.

Wir kamen nun vor dem Schlosse der ehemaligen Herzoge von Urbino, Poggio Imperiale, vorbei, welches nur noch eine Meile von Pesaro entfernt ist, und auf einer Anhöhe eine sehr reizende Lage hat.

Es war schon spät am Abend, da wir uns Pesaro näherten, wohin uns der Weg durch eine anmuthige Gegend führte. In Pesaro waren die Straſsen noch sehr lebhaft, und die Stadt schien volkreicher wie Rimini zu seyn.

Da wir nun hier in einem Gasthofe mitten in der Stadt eingekehrt waren, und von unserer Wanderung ausruhten, wuſste mein Wegweiser nicht genug zu rühmen, was ihm diese Tagereise für Vergnügen gemacht habe; wie traurig und schläfrig die Leute in den Reisekutschen gesessen hätten, die uns begegnet, und wie munter und vergnügt wir den ganzen Weg über gewesen wären.

Sonderbar war es, daſs dieser Wegweiser, so wie seinen Esel, *il cavallino* (das Pferdchen), sich selber auch *il vetturino* (den Fuhrmann) nannte, ob wir gleich zu Fuſse giengen; und also seinen Esel sowohl als sich selbst um eine Note höher zu tituliren suchte.

Am andern Morgen früh gieng ich auf dem Walle von Pesaro spatzieren. Hier sah ich auf der einen Seite das adriatische Meer, und auf der andern die Stadt vor mir, welche ein nettes Ansehen hat, nur daſs die meisten Straſsen sehr enge, und gemeiniglich die schönsten Palläste in den engsten Straſsen sind.

Die Hauptſtraſse und besonders der Markt war sehr lebhaft; hier fand ich auch einen Buchladen, deſſen Besitzer sich auf dem Schilde, eben so wie der in Rimini, *librajo di Venetia* (Buchhändler von Venedig) nannte. Die Buchhändler von Venedig müssen also hier wohl in vorzüglicher Renommee stehen, wie aus diesem Zusatze zu schlieſsen ist.

Die Feigen von Pesaro sind schon von Alters her berühmt, und werden für die besten in Italien gehalten. — Als ich einer Verkäuferin auf dem Markte zwei Bajok (ungefähr sechs Pfennige) hingab; daſs sie mir Feigen dafür geben sollte, so sahe sie mich verwundernd an, weil ich keinen Korb oder Sack bei mir hätte, worin ich die Feigen fortbringen wollte, alsdann stopfte sie mir beide Taschen voll, und dankte noch dazu für die zwei Bajok, die ich ihr gegeben hatte; in solchem Ueberfluſs waren hier die Feigen.

Auf dem Markte steht auch eine marmorne Statue des Pabstes Urban des achten, der auf dem päbstlichen Stuhle sitzend, den Seegen ertheilet. An den Basteien, welche um die Stadt sind, befindet sich das päbstliche Wappen, worin sich hier die beiden Schlüssel wie ein ordentlich bedeutendes Symbol ausnehmen, in so fern sich die lösende und bindende Macht in dem Gebiete des Pabstes, auch auf die irdischen Vestungen erstreckt.

FANO

Von Pesaro bis Fano, welches nur sieben italiänische, (kaum anderthalb deutsche) Meilen sind, machten wir einen Spatziergang dicht am adriatischen Meer auf dem feuchten und kühlen Sande, wo sich die Wellen zu unsern Füssen brachen.

Zur rechten Seite sind kleine Anhöhen, und Fano, welches sich mit seinem kleinen Hafen ins Meer erstreckt, sieht man gleich von Pesaro aus deutlich vor sich liegen, so daſs dieser Weg einem vorkommt, als ob man gar nicht auf der Reise wäre, sondern nur von einem benachbarten Orte zum andern einen Besuch machte.

Wir langten noch Vormittags in Fano an, welches ebenfalls ein kleiner lebhafter Ort ist, der in seinem äussern Ansehn viel Aehnlichkeit mit Pesaro hat.

Der Name dieser Stadt schreibt sich aus dem Alterthume her, weil der Glücksgöttin hier ein Tempel (*fanum*) von den Römern erbauet war; und es ist merkwürdig, daſs diese Stadt noch itzt eine Fortuna im Wappen führt, deren Statue von Bronze auch einen Springbrunnen auf dem Marktplatze ziert. Auf den Ruinen von dem Tempel der Glücksgöttin ist die Augustinerkirche erbauet.

Der Fluſs Metauro, bei welchem das Heer des Asdrubal von den Römern geschlagen wurde, bildet dicht vor der Stadt einen kleinen Wasserfall. Auch siehet man hier einen Marmornen Triumphbogen, der bei einer Belagerung der Stadt im Jahr 1458 zwar beschädigt, aber nicht zerstört wurde.

Das mittlere Thor ist nur davon noch übrig; denn die eine Seitenöfnung ist durch ein Haus verbauet, und die andere zum Behuf eines Kirchenbaues abgetragen. Das Ganze macht dessen ungeachtet einen sehr schönen Effekt, und man sieht noch die Spuren der alten Inschriften, die zum Theil verloschen, zum Theil mit Moose bewachsen sind.

Das Theater von Fano ist von solcher Pracht und Gröſse, daſs man beinahe sagen könnte, diese kleine Stadt sey zu dem Theater, nicht das Theater für die Stadt erbauet.

Die Gemälde; welche ich in den Kirchen gesehen habe, stellen schwebende Heilige, voll Andacht knieende Mönche, u. s. w. dar; mich hat nichts davon vorzüglich angezogen; auch warf ich auf dieſs alles nur einen flüchtigen Blick, weil ich dafür noch keinen Maaſsstab und Gesichtspunkt habe, woraus ich es betrachten kann, so lange ich von demjenigen noch keinen anschaulichen Begriff habe, was die zerstreueten einzelnen Schönheiten in sich faſst, die sich in den mittelmäſsigen Werken der Kunst unter dem Mangelhaften verliegen, und sich dem ungeübten Blick entziehen.

SEMIGOGLIA.

Von Fano bis Semigoglia waren nur noch ohngefehr drei deutsche Meilen, und wir machten uns gleich nach Mittag auf den Weg, um am Abend dort zu seyn. Ancona, das wie ein Vorgebirge oder Fels ins Meer hervortritt, konnten wir schon am Morgen liegen sehen.

Der Weg bis Semigoglia war nicht so angenehm, wie der von Pesaro bis Fano. Wir bekamen einen Gefährten, der in Semigoglia zu

Hause war, und meinen Wegweiser kannte, mit dem er sich in Unterredung einlieſs, und ihm, ohne daſs ich befragt wurde, den Antrag that, daſs wir die Nacht in seinem Hause herbergen sollten, wozu ich denn auf keine Weise geneigt war.

Als wir nun den Abend bei hellem Mondschein in Senigaglia in der Vorstadt anlangten, nöthigte unser Gefährte mich und meinen Wegweiser in sein Haus, das allein und ziemlich abgelegen stand; und als ich dies verbat, wurde mir der Einwurf gemacht, ich könnte doch nicht mehr in die Stadt kommen, weil das Thor schon zugeschlossen sey. — Ein unbekannter Mensch aber, der nicht weit davon stand, versicherte mir geradezu, ich könne noch sehr gut in die Stadt kommen, und nannte mir zugleich ein Thor, durch welches wir hineingehen müſsten.

Mein Wegweiser sowohl als unser Gefährte schienen auf den Unbekannten, wegen der freundschaftlichen Auskunft, die er mir gab, sehr unwillig zu seyn, und ich wurde noch dringender eingeladen da zu bleiben, weil man mich ganz vorzüglich gut bewirthen würde; worauf ich denn erklärte, daſs ich schlechterdings in der Stadt im Posthause logiren müsse, und auf die Weise mit einigem Nachdruck die so sehr zudringliche, und mir eben deswegen einigermaſsen verdächtige, Einladung ablehnte, und nun auch den Entschluſs faſste, meinen Wegweiser abzudanken.

Wir gingen nun in die Stadt, wo gleich beim Eintritt ins Thor einige schöne neugebauete Palläste im Mondenschein prangten. Im Posthause, wo wir einkehrten, schien man meinen Wegweiser sehr verächtlich anzusehen, und von unserer Ankunft zu Fuſse sich keinen hohen Begriff zu machen. Indeſs wurde ich doch noch gut bewirthet, und verabschiedete am andern Morgen meinen Wegweiser, zu dem sich schon ganz in der Frühe unser Gefährte eingefunden hatte, um sich vermuthlich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Nun machte ich denn am Vormittage einen Spatziergang in der Stadt, die gröſstentheils aus neugebauten Häusern und regulären Straſsen besteht, und wo noch itzt an vielen Orten gebauet wurde. Auch machte ich einen Spatziergang nach dem kleinen Hafen, dessen Damm oder Molo mit dem schwarzen Gitterthurme, der am Ende steht, einen schönen

Prospekt macht. Auf den Straſsen der Stadt hat man an vielen Orten die Durchsicht nach dem Meere. Längst dem Hafen hin sind einige prächtige Häuser, und die Straſsen schön und breit.

Im Hafen lagen aber nur kleine Schiffe oder vielmehr Fischerkähne, obgleich in der groſsen Messe, welche im Julius hier gehalten wird, Schiffe aus Norden und der Levante in diesem Hafen landen.

Als ich nun hier nach einem Kaffeehause auf dem öffentlichen Platze oder Markte gieng, versammelten sich gleich eine Anzahl Vetturine um mich her, welche schon wuſsten, daſs ich zu Fuſse gekommen war, und mich zu bereden suchten, mit einem unter ihnen zu fahren, indem sie mir die Gefahr des Fuſsreisens so fürchterlich wie möglich zu schildern suchten.

Jemehr ich nun zu erkennen gab, daſs ich entschieden sey, zu Fuſs zu reisen, desto geringer wurden ihre Forderungen, bis sich zuletzt einer erbot, mich für vier Paul (etwas über einen halben Thaler) bis nach Ancona zu fahren, das von Senigaglia ungefähr drei deutsche Meilen liegt. Dies Anerbieten nahm ich denn an, und der Vetturin schien sehr zufrieden zu seyn, daſs er nur etwas verdiente, weil er sonst leer hätte zurück fahren müssen.

Die Aussicht auf das Meer zur linken, und auf die Hügel mit den einzelnen Landhäusern zur rechten Seite blieb noch immer dieselbe. Wir hatten die Stadt Ancona immer im Gesicht, die wie eine steile Felsenmasse ins Meer hervortrat, bis, so wie wir uns näherten, allmälig die Dächer der Häuser sichtbar wurden, und diese graue Felsenmasse nach und nach das Ansehen einer Stadt bekam.

ANCONA.

In der Nähe von Ancona kamen wir über einige Anhöhen, die eine vortrefliche Aussicht auf das Adriatische Meer und die jenseitigen Küsten darboten, die sich hier nun schon weit deutlicher als in Rimini zeigten, und den griechischen Himmel der Einbildungskraft und dem Auge darstellten.

Die Hügel selbst, über die wir fuhren, waren schön und fruchtbar, und die Stadt Ancona stellte sich mit ihrer amphitheatralischen Lage, je näher wir kamen, immer prächtiger dar. Aus der Masse der übrigen Häuser trat auf der Höhe ein majestätischer Dom mit einem Portikus hervor, der die Idee an einen alten griechischen Göttertempel erweckte, der auch ehemals der Venus geweiht und von den alten Griechen oder Doriern erbauet, auf eben diesem Fleck soll gestanden haben, worauf sich ein Vers aus dem Juvenal bezieht:

Vor dem Tempel der Venus, vom
Dorischen Ancon emporgetragen.

Dicht vor der Stadt begegneten uns sehr viele wohlgekleidete Leute, welche spatzieren gingen. — Wir kamen durch eine lange Straſse nach dem Posthause, und es war hier beinahe so gedrängt voll Menschen, wie in einer Londener Straſse.

Auch ist unter allen Italiänischen Städten, die ich bis jetzt gesehen habe, Ancona die lebhafteste.

Wir kamen noch zu Mittage hier im Posthause an, wo an der Wirthstafel gespeiſst wurde, und die Bewirthung vorzüglich gut iſt. Für Frühstück, Mittag und Abendessen und Logis, wird zehn Paul (ohngefähr 1½ Thaler) bezahlt, welches zwei Paul mehr ist, als man sonst gewöhnlich für die tägliche Zehrung entrichtet, wenn man *alla mercantile* (wie Kaufmann) reiset; denn darnach wird man ordentlich gefragt, wie man bedient seyn will; und dann giebt es die beiden Arten, daſs man entweder wie Kavalier, oder wie Kaufmann reiset. Diese Eintheilung scheint darin ihren Grund zu haben, daſs man sich unter der Benennung *Kaufmann* einen jeden denkt, der sich auf der Reise so ökonomisch wie möglich einzurichten sucht, wornach denn auch sogleich die Bedienung abgemessen wird.

Bei Tische sprach ich einen Deutschen, der ein katholischer Geistlicher war, und von Rom nach Wien zurückkehrte. Dieser rühmte mir denn am angelegentlichsten einen deutschen Gasthof in Rom, wo ich ja nicht aus der Acht lassen sollte, meinen Tisch zu nehmen, wegen der vielen Vorzüge, die er vor den italiänischen Speisehäusern hätte. In Mantua sprach ich auch einen Kanonikus, der eben aus Rom zurückgekehrt war, und mir ebenfalls das deutsche Speisehaus ganz vorzüglich rühmte. Uebrigens sprachen diese beiden Herren von ihrem Aufenthalt in Rom eben nicht mit viel Interesse.

Ich machte nun gestern Nachmittag noch einen Spatziergang in der Stadt. Am lebhaftesten ist die Straſse, welche sich am Fuſse des

Univ. Bibl.
München

Berges, worauf die Stadt erbauet ist, längst dem Meere hin erstreckt, und wo die Waarenlager, und gleich hinter den Häusern die Anstalten zu der Ausladung der Schiffe sind. Diese Straſse ist gewissermaſsen im Kleinen, was der Strand in Londen im Groſsen ist.

In dieser Straſse ist auch die Börse, von der man auf einem Balcon eine herrliche Aussicht aufs Meer hat. Das Gebäude selbst ist prachtvoll verziert; in dem gewölbten Saale steht eine Religion von Marmor, und Glaube, Liebe und Hofnung sind ebenfalls in Marmor abgebildet. Man kann hier auch Erfrischungen bekommen, und wegen der vielen Fremden von allen Nationen, die man hier zusammen sieht, ist es sehr angenehm, hier eine Weile zuzubringen. Ich wurde hier auch von einem jungen Menschen angeredet, der mich dem ersten Anblick nach, gleich für einen Deutschen hielt, und mir sagte, daſs er im Begriff sey, von hier aus zu Schiffe nach Venedig zu gehen.

An dem südlichen Ende der langen Straſse längst dem Meere kömmt man durch einen engen Gang auf einmal in den Hafen, der mit seinem Molo, und dem Triumphbogen des

Trajan auf demselben einen prächtigen Anblick macht. — In dem Hafen lag eine beträchtliche Anzahl groſser Schiffe, worunter sich mehrere englische befanden. Und dies ist also nun der Hafen, von dem es heiſst:

Unus Petrus in Roma, unus portus in Ancona.
Ein Petrus ist nur in Rom, *ein* Hafen in Ancona;

weil dieser Hafen wirklich an der adriatischen Küste der vorzüglichste, und allen Religionen hier ein ungehinderter Aufenthalt verstattet ist, worauf die schöne Inschrift über dem einen Stadtthore anspielt:

Wechselseitige Treue und Glauben,
Auf welche der Flor eurer Stadt, ihr edlen Bewohner, sich gründet,
Freuen sich, hier im geselligen Frieden,
An einem Orte zu wohnen.

Das Gewimmel so verschiedener Nationen, und Kleidertrachten hier am Hafen und auf der Börse macht wirklich einen schönen Anblick, wozu sich noch die angenehme Vorstellung gesellt, daſs man sich im Kirchenstaate befindet, und dennoch eine solche Freiheit und wechselseitiges Verkehr der verschiedensten

Glaubensverwandten an diesem Orte statt findet.

Der Hafen heiſst noch itzt in der öffentlichen Inschrift der Hafen des Trajan, welcher ihn auf eigene Kosten ausbessern lieſs, und dem dafür auf dem Molo dieses Hafens ein Triumphbogen von schönem weiſsen Marmor vom Senat errichtet wurde. — Dieser Triumphbogen ist noch ganz unversehrt, und gewiſs eines der prächtigsten Denkmäler des Alterthums, obgleich die Statuen und Trophäen von Bronze, womit er ehemals verziert war, itzt nicht mehr daran vorhanden sind.

Die Quaderstücke, woraus er besteht, sind von parischem Marmor, und so genau mit eisernen Klammern an einander gefugt, daſs man kaum die Fugen sehen kann. Er hat vier korinthische Säulen, und einen Durchgang mit einer Attika darüber, auf welcher nach der Stadtseite zu noch folgende alte Inschrift steht:

„Der Senat und das römische Volk haben „dem Trajan diesen Triumphbogen errichtet, „weil er diesen Hafen auf seine eigene Kosten „zu der Sicherheit der Schiffenden in bessern „Stand gesetzt, und wieder hergestellt hat.“

Auch die Namen der Frau und Schwester des Trajan, welche er vorzüglich liebte, sind an den Seiten zwischen den Säulen eingehauen, und dem Namen des guten Kaisers zugesellt worden.

Mit dem einen Fuſse steht dieser Triumphbogen im Meere, und mit dem andern auf dem Molo; auf einer kleinen Mauer kann man bis dicht heran gehen, und dieses Denkmal auch nach oben zu ganz in der Nähe betrachten, wo man die erstaunliche Gröſse der Marmorblöcke, woraus es zusammengesetzt ist, deutlich bemerken kann; ein solches Werk muſste freilich wohl anderthalb Jahrtausenden trotzen, und das Gepräge der Vorzeit unversehrt auf die Nachwelt bringen.

Aber eine der wunderbarsten Empfindungen ist es, sich diesen Zeitraum und die Generationen zu denken, die in diesem Zeitraum verschwunden sind, und nun ein Werk von Menschenhänden gemacht, vor sich zu sehen, das alle diese Generationen ausgedauert hat, und in seiner ursprünglichen Pracht und Schönheit, sich noch itzt, wie damals, in den Augen der Lebendigen darstellt.

Einen furchtbaren Anblick machten die Galeerensklaven, welche gegen Abend paarweise mit ihren Ketten klirrend, unter der Anführung ihres Befehlshabers oder Zuchtmeisters, auf dem Molo aufzogen und ein fröhliches Lied sangen. —

Als der Zug zu Ende war und alle gezählt waren, lagerten sie sich auf den Boden, wo einige das Geld zählten, das sie sich den Tag über in der Stadt erbettelt oder mit Arbeit erworben hatten, und einige sogleich wieder miteinander darum würfelten.

Die Verschiedenheit unter diesem Haufen war erstaunlich — einige waren zerlumpt und halb nakt, und machten mit ihrem sträubichten Haar einen abscheulichen Anblick — andre waren so wohl gekleidet, daſs nur die Kette am Fuſse verrieth, daſs sie zu der Anzahl der übrigen gehörten.

Ihr Anführer, dessen Anzug selbst ziemlich schlecht war, las zur bestimmten Stunde ihre Namen ab, und sie muſsten Paar bei Paar in ihren Kerker gehen, worin sie die Nacht über eingesperrt werden.

Es war erstaunlich, welche Ruhe und Zufriedenheit sich auf den Gesichtern der meisten auszeichnete, und wie sie gerade so vergnügt waren und untereinander scherzten und lachten, wie Leute, die nach vollbrachter Tagesarbeit sich nun in ihren Häusern unter den Ihrigen wiederfinden und in ihren Betten sich schlafen legen.

Da, wo man durch einen engen Gang aus der Stadt auf den Molo geht, wurde von allerlei zusammengeraftem Holzwerk und andern brennbaren Sachen, zur Vertreibung der schädlichen Dünste, ein groſses Feuer unterhalten, und gegen Abend wurde es schon so kühle, daſs man sich an diesem Feuer zugleich wärmte.

Es war übrigens ein sehr schöner Abend, und ich machte nun noch einen Spatziergang in der Stadt von unten bis oben hinauf, wo denn natürlicher Weise die Straſsen immer enger, und das Aufthürmen der Häuser übereinander immer gedrängter wurde. — Auf den Straſsen war es sehr lebhaft, und eine groſse Anzahl Leute ging immer mit mir nach einer Richtung die Stadt hinauf, bis wir auf einmal auf einen groſsen und schönen Platz vor der Hauptkirche gelangten, die, wenn man sich der Stadt nähert, mit ihrem hervorspringenden Portikus schon einen so prächtigen Anblick macht.

Auf diesem Platze vor der Kirche giengen nun die Einwohner von Ancona spatzieren, um der schönen Aussicht und der frischen Abendluft zu genieſsen.

Heute früh wiederholte ich meinen Spatziergang von gestern Abend, und stieg noch eine kleine Anhöhe hinauf, bis zu der Kirche St. Cyriac, wo ich nun vor mir das adriatische Meer und die jenseitige Küste, und unten zu meinen Füſsen den Hafen, mit seinen beiden Triumphbögen sah'; denn nicht weit von dem Triumphbogen des Trajan ist noch ein anderer moderner unter dem Namen des Klementinischen Bogen, aber nicht von Marmor, errichtet.

Ich konnte gerade auf den mit einer hohen Mauer umgebenen schmutzigen Hof auf den Molo hinunterblicken, der die Galeerensklaven einschlieſst. Hier sah ich nun deutlich ihre ganze häusliche Einrichtung, das ganze Gewühl und Gewimmel der in diesem engen Raume eingesperrten beträchtlichen Anzahl von Menschen; wie sie mit ihren Töpfen und Kesseln durch einander liefen, einige auf der schmutzigen Treppe lagen, und würfelten, andere sich ihr Frühstück kochten, und wie diese hier vereinte Familie den schönen Morgen genoſs, dessen erquickender Glanz ihnen freilich nur zum Theil vergönnt wurde; denn noch liessen die hohen Mauern keinen Strahl der Sonne in diese gemeinschaftliche Schlafstätte fallen.

So wie man nun von dieser steilen Anhöhe der Stadt immer tiefer hinunter steigt, vermehrt sich das Leben und Gewühl, die Strassen, in denen oben die Häuser wie Nester an den Felsen hängen, erweitern sich allmählich, bis man ganz unten schöne Gebäude, geräumige Plätze, und alle Merkmale einer wohlhabenden Stadt siehet.

Einen prächtigen Anblick macht das Lazareth, welches mitten im Meere angelegt ist, und wo alle aus der Levante kommenden Schiffe Quarantaine halten müssen. Der Zweck dieses Gebäudes ist durch die simple Inschrift bestimmt:

> *Ad suspicionem pestilentiae amovendam.*
> Den Argwohn wegen der Pest zu verbannen.

An der Landseite ist ein schöner Spatziergang, wo man dies Gebäude genau betrachten kann; es ist wie eine Festung mit Mauern und Thürmen umgeben, und inwendig sind erst die Wohnungen, deren Fenster nicht nach aufsen, sondern alle auf den Hof gehen; und in der Mitte auf dem Hofe ragt eine Kapelle von besonderer Bauart hervor. Von dem berühmten Baumeister Vantivelli schreibt sich der Plan zu diesem Gebäude her.

Als ich von diesem Spatziergang wieder in die Stadt zurückkehrte, begegnete mir eine Anzahl Galeerensklaven, welche Tonnen trugen; ich hörte ihre Ketten schon von ferne klirren, und dachte mir alles schreckliche ihres Zustandes, welches bald verschwand, da ich näher kam, und sahe, wie sie mit den Leuten in der Stadt vertraulich sprachen, von Vorbeigehenden angeredet wurden, und sich mit ihnen grüfsten, gleichsam, als ob sie gar nicht von der Gesellschaft der übrigen ausgeschlossen wären, und in ihrer Funktion mit zum Staate gehörten.

Als ich nun zum erstenmale auf den Markt kam, überraschte mich das erstaunliche Gewühl von Menschen, von allerlei Stand und Nationen, worunter sich besonders viele Griechen befanden. Die Tracht der Bäuerinnen zeichnete sich durch *einen* besondern Deckel oder Mütze auf *dem* Kopfe mit herunterhängenden Fransen aus. Da, wo das Gemüse verkauft wurde, klang das einzige Wort *Bajocki* (eine päbstliche Scheidemünze von Kupfer) einem von allen Seiten her in die Ohren: denn mit Bajocki werden hier im Kleinen alle Rechnungen abgethan, und die Rechnung mit dem päbstlichen Gelde ist sehr leicht; denn zehn Bajocki machen einen Paul (ohngefehr 4 Groschen) und zehn Paul einen Skudi. In der hiesigen groben Aussprache der Bauern, und des gemeinen Volks aber heiſst un paulo, *un pawolo.*

DEUTSCHLAND.

TYROL.

den 19. Sept. 1786.

Am jähen Abhange der hohen Alpen liegt ein kleines grünes Feld, das von der Sonne beschienen weit in die Ferne schimmert, und mit seinen wirthbaren Hütten aus der düstern Felsenmasse, wie aus dunkeln Wolken, lächelt.

Unser Weg schlängelt sich in der Tiefe durch die aufgethürmten Felsen hin, der Horizont verengt sich immer mehr; wir sind dicht von dunckeln Bergen umgeben, und der Glanz des Himmels fällt nur senkrecht auf uns nieder.

Reita, den 20. Sept. 1786.

In dem Gasthofe, in einem schönen groſsen Saale, sitzen vierzehn katholische Prediger, mit ihren Weinkrügen vor sich um einen langen Tisch herum, und disputiren über die Reformen Josephs des Zweiten.

Der eine darunter sezt die Authorität des Kaisers über das Ansehen eines heiligen Kirchenvaters. Darüber fangen die andern alle einstimmig an zu murren, daſs es einer wagen könne, die Autorität des Kaisers mit dem Ansehen eines heiligen Kirchenvaters in Vergleichung zu stellen.

Diese Prediger waren fast lauter junge wohlaussehende Leute; nur der Freidenker unter ihnen war schon ein ziemlich ältlicher Mann.

Mit mir waren zwei Franziskanermönche auf der Diligence gereiſst; der Vertheidiger Josephs trat zu mir heran, und sagte, er lieſse diese — — Kerls nie für sich predigen, denn sie schwatzten seinen Bauern nichts als dummes Zeug vor, das er ihnen nachher mit vieler Mühe kaum wieder aus dem Kopfe bringen könne.

Von den beiden Franziskanermönchen, die mit mir reiſsten, ist der eine ganz in einen viehischen Zustand versunken. — Der andre ist ein stiller höflicher Mensch, der sich seine Unwissenheit nicht merken läſst.

Weil ich nicht immer Fastenspeisen esse, und auch schon aus Langerweile einmal mit den

Mönchen disputirt habe, so schlieſst man, daſs ich ein Protestant bin, welches hier durch Unchrist bezeichnet wird, unter welcher Benennung, die demohngeachtet mit aller Höflichkeit verbunden ist, ich denn auch passiere.

Denn als wir neulich Abend vom Postwagen stiegen, und im Gasthofe einkehrten, wo ich mich in der Stube auf die Bank legte, und ein wenig eingeschlummert war, erwachte ich bei dem Geräusch, womit man den Tisch dekte, blieb aber noch ein wenig liegen; nun trat der höfliche von den beiden Franciscanermönchen leise an mich heran; und sagte darauf zu einer Frau, die mit uns reiſste, *ich glaube der Herr* Un*chriſt ſchlafen noch!*

Mir fiel es äusserst komisch auf, daſs der Name Unchrist in dem Munde dieses höflichen Franziscaners zu einer ordentlichen Benennung wurde, wobei man jemanden Herr titulirt; demohngeachtet aber muſste ich auch der Gutmüthigkeit meines Mönches Gerechtigkeit wiederfahren lassen, die ihn bewog, die ärgste Benennung, welche ein Katholik seinem Nebenmenschen geben kann, doch noch mit Höflichkeit zu überkleiden.

Der Kondukteur unserer Diligence bezeigt gegen diese Franziscaner, die er umsonst mitnehmen muſs, eben nicht viel Respekt. Sie wollten schon ein paarmal des Morgens früh eine Messe lesen, ehe wir weiter führen, wo er ihnen gradeheraus erklärte, daſs sie denn nur zurückbleiben konnten, weil er keinen Augenblick auf sie warten, und durch ihre *Pfaſſerei* sich nicht würde aufhalten lassen.

Der höfliche Franziskaner beklagte sich hierüber gegen mich, den *Unchristen*, und meinte daſs man eine solche *gratiarum actio* doch dem Herrn schuldig sey, besonders unter solchen Umstanden, wenn man sich z. B. auf Reisen befinde; er schien also die Messe die er laſs, zugleich wie ein Dankopfer zu betrachten, woran Gott ein besonderes Wohlgefallen haben, und sich daruber freuen würde.

Dem Postillion drückte der höfliche Franciscaner, da er abstieg, eine bleierne Schaumünze mit einem religiösen Geprage in die Hand, dieser bückte sich, nahm das Geschenk, führte es andachtig zum Munde, und küſste es.

ITALIEN.

DER SCHATZ

des heiligen Hauses zu Loretto

wird alle Morgen von eilf Uhr an beinahe zwei Stunden lang einem jeden Fremden, der ihn sehen will, unentgeldlich gezeigt; und mehr Edelgesteine und Kostbarkeiten mögen sich denn doch wohl nicht leicht in einem so kleinen Raume wie hier zusammenfinden.

Der Schatz ist nehmlich in einer Art von Sakristei in Wandschränken mit gläsernen Thüren aufbewahrt, und Gold und Silber scheinet das Geringschätzigste unter dem was man siehet: denn Gewänder, Kelche, Monstranzen, Tabernakel, und was an Heiligthümern in diesem Schranke prangt, ist mit Edelgesteinen ganz besäet.

Die Königin Christina von Schweden hat Krone und Zepter von Edelgesteinen strahlend, als sie die Königliche Würde verließ, hier zu den Füſsen der heiligen Jungfrau niedergelegt, und dieses groſse Opfer prangt nun mit in dem Schatze des heiligen Hauses zu Loretto.

So widmete der gelehrte Justus Lipsius seine Feder der heiligen Jungfrau, und auch diese wird hier aufbewahrt.

Ganze Stadte haben ihre Ehrfurcht gegen die heilige Jungfrau an den Tag gelegt, indem sie in Silber abgebildet, hier zum Opfer dargebracht, den heiligen Schatz vermehren.

Ja was ist hier nicht alles der heiligen Jungfrau dargebracht! Ein Priester auf einem Gemahlde in der Kirche vom heiligen Hause opfert ihr sogar sein Eingeweide. Denn als ihm, wie die Legende sagt, die Türken das Herz ausrissen, und spottend hinzusetzten, er möge es der heiligen Jungfrau darbringen, brachte er es ihr wirklich dar, und starb erst, nachdem er dieſs mit Andacht verrichtet, und durch den Genuſs des Sakramentes sich zum Tode bereitet hatte.

Auch müssen die Kastraten, welche als Priester am Altar der heiligen Jungfrau Messe lasen, dasjenige bei sich tragen, durch dessen

Mangel sie sonst zu diesem Dienste unfähig seyn würden.

Wegen der Türken ist man ziemlich unbesorgt, daſs sie hier eine Landung unternehmen möchten; denn wie die Sage geht, wurden sie vor zweihundert Jahren, da sie hier eine Landung wagen wollten, mit Blindheit geschlagen, und muſsten unverrichteter Sache wieder zu Hause kehren.

Zwei Schränke zeigt man voll von Dolchen und andern mörderischen Gewehren, welche die bekehrten Banditen, so wie Justus Lipsius seine Feder, und die Königin Christina ihre Krone und Zepter, hier der heiligen Jungfrau darbrachten.

Den Türken abgenommene Waffen und Rüstungen, werden als heilige Trophäen im Arsenale gezeigt. Beinahe scheint es, als ob seit dem Wunder vor zweihundert Jahren die türkischen Seeräuber noch mit Blindheit geschlagen werden, daſs sie seit so geraumer Zeit auf diesen unvertheidigten Schatz noch keine Unternehmung gewagt haben.

Die Weinkeller des heiligen Hauses, unt dem Pallaste, der dazu gehört und der Geis lichkeit zur Wohnung dient, sind von ung heurer Gröſse, und mit angefüllten Fässern vo erstaunlichem Umfange versehen. — In de Apotheke des heiligen Hauses befinden sich di Gefäſse von Fayance, welche von Raphael ge mahlt seyn sollen

Einem Aufzuge von Pilgrimmen, welch durch die Stadt nach dem heiligen Haus ziehen, habe ich nicht beigewohnt, weil jet nur wenige hier sind, von denen ich mir ab doch einen Begriff von einem solchen Aufzug machen kann. — Die Tracht mit Manteln vo Wachstuch ist eine gute Erfindung für de Wanderer, um gegen den Regen geschüt zu seyn.

Rom, den 8. Novemb. 178

DER PABST.

Zum erstenmale habe ich gestern den christ lichen Pontifex Maximus gesehen.

Er kam auf den spanischen Platz, um de Ort in Augenschein zu nehmen, wo auf eine

Anhöhe vor der Kirche *Trinità di Monte* (die Dreieinigkeit vom Berge) ein alter egyptischer Obelisk soll aufgerichtet werden, der jetzt noch bei St. Lateran am andern Ende der Stadt liegt.

Der heilige Vater (wie ihn die Schweizersoldaten nennen) war aus dem Wagen gestiegen, und gieng eine Strecke zu Fuſse. Ihn schmückte ein langer weiſser Talar; über die Schultern hing Gold- nnd Silberstoff; in der Hand trug er einen Stab; und sein weisses Silberhaar deckte ein rothes Käppchen.

Ein päbstlicher Kammerherr in schwarzer Kleidung trug ihm die Schleppe; hinter seinem Wagen wurde ein Paradepferd geführt, und von zwei Maulthieren noch eine Sänfte getragen.

Vorne gieng eine Anzahl Trabanten, und die Garde zu Pferde begleitete den Zug, worauf noch eine Anzahl Kutscher folgten; und dies war nur der ganz gewöhnliche Pomp, womit der Pabst, so oft er aus seinem Pallast geht, einherzieht.

In den Straſsen, durch welche der Zu kömmt, wird jedesmal mit allen Glocken geläutet, damit die Leute in den Häusern die Ankunft des Statthalters Christi erfahren, und sich dieser Gelegenheit bedienen können, die heilige Benediktion zu empfangen.

Man sagt, im Anfange der Regierung des jetzigen Pabstes stürzte alles aus den Häusern, um des Seegens theilhaftig zu werden; jetzt aber scheint man etwas kälter geworden zu seyn, und ist nicht mehr so eilig, sich aus den Stuben auf die Straſse zu begeben, wo die Ankunft des Pabstes durch das Geläut der Glocken verkündigt wird.

Besonders war auf dem spanischen Platze, wo die meisten Fremden wohnen, der Haufe der Knieenden gar nicht zahlreich; sonderbar fiel es mir auf, wie der Pabst wieder eingestiegen war, und die Buben von der Straſse neben dem Wagen herliefen, und mit einer Art von Frechheit riefen: *Santo padre! dateci la benedizione!* (heiliger Vater! gebt uns den Segen) und nachher hinterdrein lachten, und hinzufügten, *con una bona collazione*! (mit einem guten Frühstück!)

Man kann wirklich sagen, daſs der jetzige Pabst ein schöner alter Mann sey; die ausserordentliche Würde in seinen Mienen aber hat die Einbildungskraft hinzugesetzt; auch haben seine Gesichtszüge nichts karakteristisches.

Zwei Kardinäle saſsen im Wagen ihm gegenüber, und er selber ertheilte in einem fort den Seegen von beiden Seiten aus seinem Wagen, wobei er alle Nachlässigkeit, die sonst bei einer so oft wiederhohlten und fast mechanisch gewordenen Handlung, natürlich ist, sorgfältig zu vermeiden schien, indem er jedesmal mit einer Art von erneuerter Andacht und Nachdruck seine Seegnungen gab.

Sonderbar nimmt es sich aus, daſs der Kutscher auf dem Bock mit unbedecktem Haupte sitzt; der Wagen des Pabstes ist vergoldet und von ungeheurer Gröſse, so wie auch die Wagen der Kardinäle, welche ihm folgen, so daſs der ganze Zug ein schwerfälliges Ansehen hat, welches vermuthlich den Eindruck

von Majestät und Würde noch vermehren soll
worauf doch hier alles ankömmt, da der *Schei*
die *Hauptsache* ist, dem sich alles übrige, Bequemlichkeit, Leichtigkeit und Bewegsamkeit
unterordnen muſs.

BEMERKUNGEN
EINES
REISENDEN
ÜBER
POTSDAM, MAGDEBURG, HALBERSTADT,
UND
BEILÄUFIG ÜBER BERLIN.

An Hrn. ****

Du verlangst eine Beſchreibung meiner Reiſe von Frankfurt an der Oder bis Straſsburg: Aber was ſoll ich dir davon ſagen? *Carlsruh* iſt in den *Briefen des Herrn Profeſsor Braun* ſo vortreflich beſchrieben, daſs ich nichts hinzuzuſetzen weiſs. In der Pfalz iſt mir nichts merkwürdiges aufgeſtoſsen, als die Streitigkeiten der Unterthanen mit ihrem Churfürſten, der Reformirten inſonderheit, die ewig und immer klagen; allein wer miſcht ſich gern in dergleichen? Ueber Frankfurt am Mayn kann nur ein Kaufmann etwas befriedigendes sagen. Cassel und der Weissenstein sind weltbekannt, und über Gottingen ist ganz kürzlich eine Schrift, unter dem Titel, *Gottingen*, erschienen, die zwar nicht viel Gutes, aber viel Wahres, von diesem Orte erzählt. Den Harz sahe ich bey schlechtem Wetter. Es bleibt mir also kein Ort von Bedeutung übrig, als Halberstadt, Magdeburg, Potsdam und Berlin. Von diesen Orten also soll mein Brief handeln. Jch sahe sie, wie du weiſst, oft und zu verschiednen Zeiten. Nur muſs ich dich bitten, mir die ganze Beschreibung von Berlin zu erlassen; denn sie füllt einen ganzen Band meines Tagebuchs, und ich würde ein Alphabet schreiben müssen, wenn ich ein richtiges und vollständiges Bild dieser Konigs-Stadt entwerfen wollte. Bey der Schilderung von Potsdam dürfte ich zuweilen unwillkührlich nach Berlin herübergezogen werden; denn meine ganze Seele ist voll von dieser merkwürdigen Stadt; aber ich wage es nicht, den Sitz der kalten Vernunft, die Residenz der Recensenten, umständlicher zu beurtheilen. Du konntest mein Schreiben bekannt werden lassen, und dann konnten die Herren Berliner mich wieder beurtheilen, wobey ich vielleicht nicht so gut wegkommen dürfte; denn sie kennen ihre Vaterstadt besser als die Ausländer, besser, als Bürger andrer Städte ihren Geburtsort zu kennen pflegen. Die flache, uninteressante Gegend, in welcher sie leben, läſst keine Vaterlandsliebe zu; ein Fluſs, der still und ruhig durch ihre Mauern flieſst, ohne je auszutreten und Verwüstungen anzurichten; eine Regierung, so fern von Revolutionen, so still und ruhig als die Spree; der gänzliche Mangel an weiten und groſsen, an romantischen und schönen Aussichten, und der ewige Anblick des Sandes und der Fichten benehmen der Einbildungskraft allen Spielraum; nur kalte Vernunft kann hier gedeihen, und gedeiht vortreflich. Eben deſswegen muſs Berlin arm an Rednern, Dichtern und Künstlern aller Art, aber desto reicher an guten Denkern, an kalten Recensenten seyn: eben deſswegen sind die Berliner nicht im Stande, schöne und reizende, aber wahre, Zeichnungen zu entwerfen; eben deſswegen sind sie nicht partheyisch für ihre Vaterstadt eingenommen, sondern kennen selbst die Mängel und Vorzüge derselben — wie sollte ein Durchreisender es wagen, Berlin z beschreiben! Also gleich nach Potsdam.

Die Reise von Berlin nach Potsdam muſ einem erfahrnen Reisenden grade so deuchten wie dem aufgeklärten, erfahrnen Mann de Uebergang aus dieser Welt in Jene vorkommt. In beyden glücklich, und mit beyden zufrieden findet der Weise den Weg aus der Einen in di Andere rauh und abscheulich, und der Reisende in dem schönen Berlin in Entzücken, in dem groſsartigen Potsdam in Erstaunen, gesetzt findet die Reise von der einen Königsstadt zur andern eben so beschwerlich. Berlin und Potsdam sind, was das Aeuſsere, besonders die Bauart, anbelangt, ohne Bedenken, schöner, als Paris und Versailles. Wenn man aber den Weg zwischen beyden mit der herrlichen, durch *réverbères* erleuchteten Straſse von Paris nach Versailles, und die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher man da von einem Orte zu dem Andern kommt, mit dem Wege nach Potsdam, und den Mühseligkeiten einer Reise dahin vergleicht: so muſs man sich nach Sibirien versetzt glauben.*) Am bequemsten und schnellsten

reist

---

*) Jetzt wird eine Chaussee gebaut.

reiset man noch mit der Journaliere, die täglich zweymal dahin geht. Mit dem Clever Postwagen habe ich auf dem Wege, den der Konig doch in fünfviertel Stunden zurücklegt, beynahe eine ganze Nacht, mit Extrapost sieben Stunden, zugebracht, und, weil die elenden Pferde übermüde waren, mit meinem Gefahrten mehrentheils neben dem Wagen her gehen müssen. Der ganze Strich Landes zwischen beyden Residenzen ist unfruchtbar, ungebauet und öde, obwohl ich sonst bei Berlin erträgliche, bei Potsdam angenehme, reizende Gegenden angetroffen habe. Um übrigens nicht eine Ungerechtigkeit zu begehen, muſs ich bemerken, daſs der Konig auf der ersten Meile von Berlin nach Potsdam eine schöne Chauſsee hat anlegen lassen. Ueberhaupt denkt man jetzt ernstlich an den Chauſsee-Bau, und betreibt ihn glücklich in Schlesien, zwischen Berlin und Potsdam, bei Magdeburg, und vorzüglich in der Grafschaft Mark. Es ist unbegreiflich, daſs der groſse Friedrich gar nicht daran dachte. Man findet in den abgelegensten Winkeln Frankreichs, und Englands, man findet in der Schweiz, in Italien, im Reiche, sogar in Schweden, nirgend so schlechte Wege, als er zwischen seinen Residenzen Berlin, Charlottenburg und Potsdam so oft befuhr. Die Schuld lag wohl daran, daſs er wenig, in spätern Zeiten gar nicht auswärts reisete, und nicht viel gebauete Wege gesehen hatte, für seine Person aber in seinen Staaten schnell genug fortgeschaft wurde. E hat in seiner langen seegensreichen Regierung für den Wegebau nichts gethan, als daſs er seinen Kammern einmal über das andere Befeh gab, die Straſsen zu bessern, aber nie Gel dazu anwies. Sie thaten unter solchen Umständen genug, wenn sie die Wege einen Tag ehe der König kam, ein wenig aufräumen lieſsen. Und doch sollte der Wegebau jedem Regenten am Herzen liegen, der, wie er, durch Cultur und Handel sein Land glücklich zu machen glaubt. Denn ob Verfeinerung, Fabriken und Handels-Verkehr ein Land wirklich glücklich machen oder nicht, ist eine schwere Aufgabe; aber daſs sie durch gute Landstraſsen gewinnen, ist sichtbar. Für die Hälfte des Geldes, welches das schöne aber öde Potsdam dem Könige kostete, konnten alle Hauptstädte seiner weitläuftigen Staaten durch die schönsten

Chauſseen verbunden werden. Wie viel blühender würde dann schon unser Handel, wie viel reicher würden die Fabriken, wie viel einträglicher die Zolle seyn! Reisende und Fuhrleute würden die preuſsischen Straſsen suchen, da sie jetzt sorgfältig unser Land vermeiden, soweit es immer möglich ist. Ein Staat, der so viel Geld als der Unsrige hat, kann den Unterthanen wol einige Millionen vorschieſsen Die Reisenden würden die Interessen mit einem mäſsigen Wege-Gelde gern bezahlen, und der König versorgte hier vielleicht tausend und mehrere Invaliden, welche vortreffliche Wege-Aufseher abgeben. Auch übersteigt die Ausgabe unsre Kräfte gar nicht. Nach einem ohngefehren Ueberschlag, den ich mit einem erfahrnen Wegebau-Inspector machte, würden etwa vier Millionen Thaler erfordert, um alle Haupt-Landstraſsen zu bauen. — So lang diese Digression indessen schon ist; so muſs ich doch noch beiläufig bemerken, daſs die schlechten Wege und Wirthshäuser und die mittelmäſsige Bedienung der Postämter — die wesentlich unter einander verbunden sind, so daſs Eins ohne das Andere nicht verbessert werden kann — gröstentheils daran Schuld sind, daſs man uns auswärts für Barbaren hält, und, auſser der Geschicklichkeit, den Degen zu führen, nicht viele andere Vorzüge einräumen will. Die Franzosen und Engländer kennen uns mehrentheils nur durch die Kaufleute, die aus beiden Ländern häufig zu Lande nach Ruſsland und wieder zurück reisen. Wenn diese Herren von Königsberg über Berlin und Minden nach Wesel, oder über den Harz nach Hause gehen, schnell, bei unfreundlichen Wetter, oder in der Nacht durch Berlin, Potsdam und Magdeburg durchreisen, an allen andern Orten schlechte Bedienung und ununterbrochen elende Wege finden; müssen sie dann nicht geneigt seyn, unser Land mit Sibirien zu vergleichen und uns ein halbes Dutzend Stufen auf der Leiter der Cultur herabzusetzen? Daſs die Urtheile über uns diesen Weg nehmen, habe ich in England und Frankreich oft zu meinem Verdruſs erfahren.

Wenn man durch die Straſsen von Potsdam wandert; glaubt man in einen colossalischen Modellen-Saal versetzt zu seyn; so schön, so neu, so geschmackvoll sind die Häuser, und man wird in dieser Täuschung bestärkt, da man Niemand an den Fenstern, auf den Straſsen kaum eine Spur von Gewerben, und nur wenige Menschen sieht, so bald die Wachparade geendigt ist. Was würde Herr Robert, der Bern den ersten Rang unter den prächtigsten Städten von Europa einräumt, wohl sagen, wenn er Potsdam sähe? So niedlich und einförmig Bern ist, so Koniglich, groſs und edel ist der Geschmack, der in den Gebäuden von Potsdam herrscht, so eine seltne Verschiedenheit zeigt sich in den Pallästen, die man hier zu hunderten neben einander findet. Bern gewährt beim ersten Eintritt in dasselbe, zumal wenn man von Basel oder Zürch kömmt, einen allerliebsten Anblick; aber je öfter man die Straſsen sieht, desto weniger Genugthuung wird man finden. Potsdam kann man wegen seiner Mannigfaltigkeit länger und öfter mit Vergnügen sehen: die Gebäude sind freilich nicht so reich und so groſs, als die Italienischen; aber auf den ersten Blick offenbar schöner. Wenn der groſse Friedrich die sieben Millionen Thaler, welche ihm das neue Palais und die übrigen Gebäude in Potsdam wenigsten kosteten, mit auf Berlin verwendet hätte; so müſste diese Hauptstadt — wie sie schon einige Straſsen und Plätze hat, dergleichen es weiter in Europa nicht giebt — so köstlich und prächtig seyn, daſs man sich kaum unterstehen würde, es zu bewohnen, wie die Holländerinnen den Muth nicht haben, ihre Prunkzimmer zu betreten. Du wirst die Behauptung, daſs der König mit sieben Millionen Thalern Berlin so merklich hätte verschönern können, übertrieben finden, und dich wundern, wie er mit dieser kleinen Summe in Potsdam so sehr viel wirken konnte, da es bekannt genug ist, daſs die Peters-Kirche in Rom mehr, die Pauls-Kirche in London eben so viel kostet, und weder die Hälfte der Straſse *St. Honoré* in Paris, noch eine Hälfte der Heeren oder Kaisers-Gracht in Amsterdam für diese Summe feil sind. Es ist nicht schwer, dieses Räthsel zu lösen. Was nemlich die beiden groſsen Tempel anbelangt; so finde ich die Angabe der Kosten übertrieben, und kann durchaus nicht begreifen, wie besonders die Pauls-Kirche, nach *Archenholz* und dem allgemeinen Gerücht in London, über sieben Millionen Thaler gekostet haben soll, da sie nichts weniger, als reich und prächtig, sondern bloſs colossalisch groſs ist. Jch werde bei einer andern Gelegenheit zeigen, daſs man wahrscheinlich bei diesem Bau das Volk hintergangen hat, wie es bei Staatsausgaben in England oft geſchieht. Was aber die Häuser in Paris und Amsterdam anbelangt; so sind erstere fünf Stockwerk hoch, und durchaus von Quadersteinen erbauet; an den letztern ungeheure Summen für Marmor, Meſſing und Eisenwerk verschwendet, und bei beiden die Plätze allein sehr viel werth. Der Platz kostete dem Könige nichts, und die Bürgerhäuser in Potsdam haben überdem selten mehr als drei Stockwerk; sind aus Backsteinen, Kalk und einigen Sandsteinen zusammengesetzt, nur nach der Straſse zu massiv und alles andere ist von Holz, wedes dauerhaft noch schön. Diese Sparsamkeit macht aber keinen Uebelstand, da man nicht auf die Höfe geht, wenn man eine schöne Stadt ansieht. Nur am Exercierhause machen unmassive stallartige Wände mit einer prächtigen Façade einen sonderbaren Contrast. Auch bei dieser leichten Art zu bauen würde es unbegreiflich seyn, wie eine so geringe Summe eine so groſse Würkung hervorbringen konnte. Du muſst aber bedenken, daſs Friedrich Wilhelm I. auch schon viel an Potsdam gewendet hatte, und daſs die Gebäude, die von ihm herrühren, ob wohl weniger schön und geschmackvoll als die neuen, doch dazu dienen, die Mannigfaltigkeit der Bauart in Potsdam zu befördern. Du muſst bedenken, daſs der groſse Friedrich ein sparsamer Wirth war: denn die Bürger muſsten ihm bauen helfen: er gab ihnen eine schöne Vorderwand, richtete aber alles andere casernenmäſsig ein: Wer es anständiger haben wollte; muſste ansehnlich zugeben. Die meisten Arbeiter waren Soldaten, die willigsten und fleiſsigsten Geschöpfe, die es vielleicht auf dem ganzen Erdboden, nächst den Fabrikanten in Lion und Paris giebt. Auch verdienten in Potsdam und Berlin Künstler und Handwerker bei diesen Bauten nichts mehr, als ihr tägliches Brodt, und auch das oft nur kümmerlich. Einige Baumeister sind mit kleinen Summen davon gegangen; die Andern haben Nichts erworben. Ueberdem muſst du bedenken, daſs die Materialien zu der Zeit, wo der König am meisten bauete, in diesen Gegenden noch sehr wohlfeil waren. Sie sind dagegen jetzt um das *alterum tantum* gestiegen: auch Künstler und Arbeiter nicht mehr so willig und frugal, so daſs Friedrich der Groſse mit einer Million Thaler jetzt nicht mehr so viel ausrichten könnte, als er damals mit der Hälfte bewürkt hat. Geleistet hat er wahrlich viel: denn es giebt in Potsdam und Berlin Gegenden, die einen schönern Anblick gewähren, als irgend eine Straſse oder ein Platz in London, Paris und Amsterdam. Gewiſs kann man in diesen Städten nie so schön stehen, als am Ende der Linden, mit dem Gesicht nach dem Schloſse zugekehrt, wo man mit einem Blicke das Schloſs, das Zeughauſs, eine schöne Brücke, das Palais des Prinzen *Heinrich*, das Opernhaus, und die unvergleichliche *Rotunde*, die katholische Kirche, und das Bibliothekgebäude sieht, und durch nichts beleidigt wird, als etwa durch das mittelmäſsige Pflaster, und den tiefen Sand auf dem Opernplatze.

Du findest in Potsdam jede Säulenordnung, vielleicht jede an Gebäuden nur irgend schickliche Verzierung. Viele Gebäude sind nach den Meisterstücken in Italien geformt. Die französische Kirche ist eine Nachahmung des Pantheon in Rom. Der Platz beym Schloſs ist klein, aber das Rathhaus, die treffliche Frontispice der mit einem Säulengange umgebenen Marktkirche, und ein 75 Schuh hoher Obelisk machen ihn zu Einem der interessantesten Plätze, die ich je gesehen habe. Kurz Potsdam bleibt, der groſsen Fehler, welche die römischen Baumeister Friedrich dem Zweyten vorwerfen, ungeachtet schön, und hat den Vorzug, daſs man die Schönheiten bemerken kann, welches an andern Orten nicht immer der Fall ist. Die Paulskirche z. B. kann man nie ganz, nie in gehöriger Entfernung beschauen; sie besteht aus vier verschiedenen Theilen, und man sieht gewöhnlich Jeden allein. Eben das wird der Fall bey der weit prächtigern *St. Geneviève* in Paris seyn, die nun wohl endlich fertig werden wird, da die Nationalversammlung eine ansehnliche Summe zum Bau derselben angewiesen hat. Man hat bei uns keinen Begrif davon, wie weit in andern groſsen Städten das Verbergen der Schönheiten geht. Die schöne Frontispice der Kirche *St. Sulpice* in Paris lernt man bloſs durch Kupferstiche kennen; denn sie nähert sich den gegenüber stehenden Häusern so sehr, daſs nicht einmal ein Wagen vorfahren kann; ich glaubte in Abdera zu seyn, da ich dies ganz unvorbereitet sahe.

Von dem neuen Palais und *Sans-Souci* nur ein paar Worte. Herr Nicolai hat sie in seiner vortreflichen *Beſchreibung von Berlin und Potsdam* richtiger und umständlicher beschrieben, als ich es thun möchte und könnte. Bei meinem letzten Aufenthalte in Potsdam sah ich sie gar nicht.

Im Ganzen hat mir das Innere dieser kostbaren Gebäude eben nicht gefallen. Meine bürgerliche Seele vermiſste bei aller Pracht, Bequemlichkeit und Wohnbarkeit, und mein franzmännischer Sinn mag gern, wenn es einmal auf Kleinigkeiten und Spielzeug ankömmt — und was sind Tapeten und schöne Meubles Anders? — das neumodigste und vor allen Dingen wohl conservirtes Spielzeug sehen. Die Hiesigen haben von der Zeit, von der Sonne, und der Feuchtigkeit der Wände, — denn das neue Palais steht auf sumpfigem Boden, und ist nicht weit genug aus der Erde heraus gearbeitet — gelitten, und sind aus den Zeiten der Pompadour, zum Theil vom Nachlaſs derselben. Dieser Vorwurf paſst nicht auf den bezaubernden Grottenſaal, dessen Wände und gewölbte Decke mit den schönsten Seemuscheln, Crystallſtuffen und Corallen ausgelegt sind; noch auf zwei Säle von Marmor, der Eine von carrarischem der andre von schlesischem. Hin und wieder findet man in den Zimmern geschmackvolle Aufſätze von Vasen, schöne Mosaiktische, und unter vielen oft sehr glücklich angebrachten Antiken drei Grazien aus dem Herkulanum. Im neuen Palais und in *Sans-Souci* hatte der groſse *Friedrich* ansehnliche Büchersammlungen, die jetzt zum Theil der Berlinischen öffentlichen Bibliothek einverleibt sind. In dem erstern trank er jeden Sommer vier Wochen lang, in ausgesuchter Gesellschaft, den Brunnen. Die groſse Ehre, zu dieser Gesellschaft gezogen zu werden, genoſs auch die Prinzeſsin *Amalie*, und muſste sie in den letzten Jahren theuer genug bezahlen; denn die Spannung, in welcher der ſcharfſinnige Bruder und die geistreiche Unterhaltung sie diese Zeit über erhielten, machte sie gewöhnlich auf einige Monate nachher matt und kraftloſs.

Das Theater im neuen Palais ist klein. Gegen dem neuen Palais über stehen zwei groſse

Gebäude für Fremde und für das Gefolge des Königs; zwischen diesen und dem Schlosse selbst geht eine Landstraſse durch. Ich würde es schöner finden, wenn sie durch Colonaden mit demselben verbunden wären. In den Garten zwischen dem neuen Palais und *Sans-Souci* ist ein ofner, auf Säulen ruhender, Tempel mit der Statue der Markgräfin von Bayreuth, mehr als Denkmal brüderlicher Liebe und zärtlicher Freundschaft, als wegen seiner Bauart, merkwürdig. In dem Gegenstücke desselben, ebenfalls einem kleinen Tempel, werden, unter vielen merkwürdigen Alterthümern, zehn antike Statuen mit neuen Köpfen verwahrt. So wenig die Köpfe zu den schönen Kunstwerken passen; so habe ich doch nicht Kunstgefühl genug, um das Ergänzen verstümmelter Alterthümer, mit den neumodigsten Künstlern in Rom, zu miſsbilligen. An den Wänden sieht man eine Menge alter Büsten, auf den Tischen Utensilien und Figuren, in einem Nebencabinet Inschriften in Rahmen gefaſst und, in vier schönen Schränken, goldne, silberne und kupferne alte Münzen und eine kostbare, zahlreiche Sammlung geschnittner in Gold gefaſster Steine.

Die schönsten Sachen sind aus der Verlassenschaft des Baron *Mutzel-Stoſch* und des Cardinal *Polignac.* Das berühmte vortrefliche Brustbild des *Julius Caſar*, welches auch von dem letztern herrührt, sahe ich schon vorher in einem Zimmer. *Caſar* kann nicht geistreicher ausgesehen haben, als er hier vorgestellt ist. Unser groſse Churfürst *Friedrich Wilhelm* hat einige Aehnlichkeit mit ihm; des letztern Gesicht aber ist fleischiger, weniger fein und geistreich. Aus dem Park, in welchem sich diese Tempel befinden, kömmt man durch eine marmorne Colonade in den Garten, in welchem *Sans-Souci* liegt. Man sagte mir, der Konig habe in diesem Säulengange Cascaden anbringen wollen, und wirklich ist Alles dazu eingerichtet: sey aber nicht damit zu Stande gekommen: wahrscheinlich eine Folge seiner Sparsamkeit, die auch da, wo er verschwenden wollte, statt fand. Vermuthlich waren die Summen, welche zum Bau des neuen Palais bestimmt worden, vergriffen, ehe die Wasserfälle fertig wurden: denn an Wasser kann es bei Potsdam nicht fehlen. Dergleichen sonderbare Ersparungen in Kleinigkeiten findet man im Preussischen oft

Je mehr ich mich dem Palais von *Sans-Souci* näherte; desto trauriger und schlaffer wurde ich; es war nehmlich im Sommer des Jahres 1786. Hier verweilte der groſse *Friedrich* am liebsten; hier hat er den gröſsten Theil seiner Regierungszeit zugebracht. Was mag er hier alles gedacht, überlegt, beschlossen haben, der allumfassende Geist! So sehr mich diese Gedanken hätten spannen sollen; so sehr fühlte ich mich abgespannt und erschlaft durch die auch bald bestätigte Vermuthung, der König werde *Sans-Souci* nicht wieder beziehen: denn er war zu der Zeit schon sehr schwach. Diese Erschlaffung, diese gänzliche Muthlosigkeit überfällt mich jedesmal, wenn ich an seinen Tôd denke. Es ist mir, als wäre es nicht der Mühe werth, in einem so vergänglichen Zustande weiter zu leben und das geringe Maaſs von Kräften zu üben, das uns verliehen worden, da der Tod, selbst *Friedrichs* thatenvolles Leben so bald endete; da auch die ungewöhnliche Kraft, welche er beſaſs, der Zerstörung nicht trotzen konnte. Du kannst denken, wie wenig ich in dieser Stimmung in *Sans-Souci* bemerken konnte. Kein

Wort davon, um so mehr, da seit der Zeit vieles in diesem Gebäude verändert worden.

Ueber die hiesige Bildergallerie, wie über die Berlinische, hatte ich dir eine weitläuftige Abhandlung zugedacht, um so mehr, da der letztern noch in keiner Reisebeschreibung gedacht worden, wie wohl neuerlich Herr Hofrath *Puhlmann* sie in einem besondern Werke genau beschrieben hat; — aber mein Brief würde zu lang werden Also nur ein paar Bemerkungen.

Der Saal der Potsdamschen Gallerie ist schön; man übersieht die ganze Sammlung auf einmal und sie gewährt einen königlich groſsen Anblick. Die Beleuchtung ist auch hier, wie in allen ähnlichen Kabinetten, schlecht. Es fehlt zwar nicht an Licht; aber man hat mehrere Lichter durch viele Fenster zugleich Das Uebel ist groſs: denn die Gemahlde verliehren unglaublich viel dabei: aber wie ihm abzuhelfen ist, weiſs ich nicht. Als ich in Paris war; mauerte man die Fenstern der Bildergallerie in den *Thuillerien* zu, und wollte, um eine bessere Beleuchtung zu verschaffen, das Licht von oben in den Saal fallen lassen. Wie weit man damit gekommen, und ob der Effect der E-

war

wartung entsprochen, weiſs ich nicht. In dem mittlern mit einer Kuppel versehenen *Salon* fehlt es gar an Licht. Am Ende des Saals sieht man in einem kleinen Kabinet einige vorzüglich schöne Stücke. Der jetzige König hat mehrere Meisterwerke von *Rubens*, *Guido Reni*, *Carl Maratti* und andern in die Gallerie gebracht, die er in Berlin hat anlegen lassen, und von da aus viele Gemählde aus der niederländischen Schule hieher versetzt. Jch sahe die Berliner Sammlung mit groſsem Vergnügen und vernahm zu meinem Erstaunen, daſs die meisten und besten Gemählde derselben dicht neben dem ersten Liebhaber der Kunst seiner Zeit, dem groſsen *Friedrich*, verstockten und vermoderten, unterdeſs daſs er weit schlechtere Stücke mit vielen Kosten zusammen kaufen lieſs. Dio Zeit und eine nachläſsige Aufbewahrung hatten sie so unkenntlich gemacht, daſs man sie verächtlich in abgelegenen Kammern und auf den Gängen umher warf, bis der Mahler *Schulze*, ein Schüler des berühmten *Pesne*, der sich durch eigene Arbeiten weiter nicht bekannt gemacht hat, diese Schätze wieder ans Licht brachte. Er besitzt das Geheimniſs, durch beizende Sachen die verblichenen Farben wieder hervorzubringen, und hat über zwei hundert trefliche Gemählde, mehrentheils aus der niederländischen Schule, mitunter aber auch schöne italiensche Stücke, gleichsam von dem Tode auferweckt. Man sieht es diesen Kunstwerken nicht an, daſs sie verblichen und vermodert waren; sie sind ihren besser aufbewahrten Brüdern vollkommen gleich. Den glänzenden Firniſs, mit welchem Herr *Schulze* sie überzogen hat, geben viele Künstler ihren Gemählden gleich anfangs, daher auch dieser nicht auffällt. Die Beleuchtung ist hier noch schlechter, als in Potsdam. Das schönste Stück von allen, die hier aufbewahret werden, ist, meiner Empfindung nach, eine *Fortuna*, welche auf ihrer Kugel forteilend von einem Liebesgott bei den Haaren festgehalten wird. Idee, Figuren und Colorit sind gleich schön; es ist *Guido Reni's* Meisterstück. Das abscheulichste Gemählde, was ich hier und je sahe, ist die Holle von *Breugel*. Der Teufel in seiner besten Periode würde es ihm, was Zahl, Mannigfaltigkeit und Grausamkeit der Marter und Gemarterten anbelangt, schwerlich gleich gethan haben. Wie kann man seine Erfindungskraft so miſsbrauchen, wie kann man das Kunst nennen, deren erstes Gesetz Schönheit ist; wie kann sich ein Mensch mehrere Jahre hindurch mit so etwas beschäftigen? Empfindsam war *Breugel* nicht, und hypochondrisch auch nicht. Was würde *Georg Forster* zu dieser Hölle sagen, da er die Düsseldorfsche schon so heftig tadelt! Die Berlinische Galerie wird auf verschiedene Art benutzt. Herr Hofrath *Moritz* hielt vor einiger Zeit Vorlesungen über die vorzüglichsten Gemählde derselben, welchen, auſser vielen Freunden der Kunst, auch die jetzige Herzogin von *York* beiwohnte. Die jungen Mahler copiren hier. Jch fand deren jedesmal Viele, unter welchen sich ein junger hoffnungsvoller Künstler auszeichnete, Namens *Collmann*, der die Aufnahme des *Romulus* und *Remus* von *Carl Maratti*, ein prächtiges groſses Stück, schön copirte.

Preuſsens König sorgte nicht bloſs für die Schönheit der Stadt; er suchte derselben auch Nahrung durch Fabriken zu verschaffen, deren es hier eine groſse Menge von verschiedener Art giebt: Nur ist ihm das Letztere, welches sich überall nicht erzwingen läſst, nicht so gut gelungen, als das Erste.

Das dortige groſse Waisenhaus ernährt gegen sechs tausend Soldatenkinder aus allen Gegenden der preuſsischen Länder. In einer Knaben- und Mädchensanstalt, welche weislich getrennt worden sind, nicht viel über tausend; alle Andere sind in der Kost bei Bürgern und noch häufiger bei Bauern. Man entvölkert das Haus immer mehr und mehr und bringt die Kinder in die Kost. Die Knaben hier oder dort erzogen, lernen nach dem fünfzehnten Jahre ein Handwerk, oder vermiethen sich bei Bauern; jedoch müssen sie in dem Amte bleiben, in welchem sie erzogen worden. Sie werden oft gemessen und wenn *Wachsthum* in ihnen ist, wie man hier sagt, an die Garde abgeliefert. Der König behält sie unter derselben, oder schenkt sie an andere Regimenter. Wenn sie glücklich genug sind, nicht groſs zu werden; erhalten sie einen Paſs, müssen aber im Lande bleiben. Will Einer oder der Andere Meister werden; so muſs der Magistrat des Orts, in welchem er sich besetzt, ihm alle bei solchen Gelegenheiten übliche Kosten erlassen, und das nöthigste Handwerkszeug liefern, welches der glückliche Soldatensohn, in gewissen Terminen, von seinem Verdienst wieder erstattet. Das mag hart scheinen: Wo aber stehenbleibende Heere gehalten werden; da muſs man ihnen auch besondere Privilegia einräumen. Mit dieser Anstalt ist ein Institut zur Erziehung adlicher Waisen beiderlei Geschlechts verbunden. Es werden nemlich einige sechzig Knaben zu künftigen Officieren gebildet, und gegen vierzig Fräulein zu Gesellschaftsdamen erzogen. Die erstern kommen mit dem zwölften Jahre in das Cadettenhaus nach Berlin; die letztern aber haben schlechten Abgang, welches den reichen adlichen Familien wenig Ehre macht. So groſs die Revenüen dieser Anstalt seyn müssen, da sie, unter andern, für die Versorgung der dürftigen Kinder Berlinischer Garnison unter sechs Jahren, allein jährlich vier tausend Thaler zahlet, und so reichlich sie von Zeit zu Zeit von dem Könige beschenkt wird; so müssen die Vorsteher doch leiden, daſs die meisten Mädchen derselben, um einer kleinen Einnahme willen, sich, zum Vortheil eines Fabrikanten, um ihre Gesundheit und um ihren Wachsthum arbeiten. Drr Kantenfabricant *Ephraim* läſst nemlich zwei hundert und sechzig Mädchen für sich knöpppeln, und zahlt der Anstalt jährlich dafür tausend Thaler. Da das Haus aber die Säle halten und heizen, die Aufseherinnen besolden muſs, und manche andere Auslage von diesem Institut hat; so beträgt der reine Gewinn eine unerhebliche Kleinigkeit. Und doch ist es ein Jammer zu sehen, wie aufgedunsen und siech diese Kinder sind, die nebenher auch die Schule besuchen, folglich den ganzen Tag sitzen müssen, um Brabantische Kanten knöppeln zu lernen, wovon sie in der Folge keinen Gebrauch machen können. Etwa hundert andern Mädchen, die zum Vortheil eines andern Fabrikanten Manschetten ausnähen; geht es nicht viel besser.

So ungemein sich diese Anstalt durch Reinlichkeit, durch jede gute und heilsame Einrichtung auszeichnet; so ist das Lazareth doch immer sehr besetzt, welches wohl vorzüglich daher rührt, daſs die Kinder gröstentheils siech, elend und abgezehrt hinkommen.

Was den Ton und die Sitten der Potsdammer anbelangt; so gehört es zu den durch langes Herkommen geheiligten Fictionen, daſs die

Nähe des Königs sie schüchtern und furchtsam mache. Sie sprachen mir nur zu dreist und zu frei; ich bemerkte hier und in Berlin mit Unwillen, daſs man mit dem abscheidenden Könige in hohem Grade unzufrieden, ja erbittert gegen ihn war, und alle seine Anstalten tadelte, so sehr man ihn jetzt vergöttert. Das ist der Lauf der Welt. *Man denkt mit Entzücken an das Vergangene, und doch ist man mit dem Gegenwärtigen immer unzufrieden. Nur die groſse Erwartung, die wir von der Zukunft haben, macht die Gegenwart erträglich; aber gerade diese Erwartungen vermehren nachmals die Unzufriedenheit, weil sie nie erfüllt werden.* Sonst giebt es sehr gebildete, wohlunterrichtete, feine Leute in Potsdam, und ich habe meine Abende in artigen Gesellschaften zugebracht In der Nähe von Berlin, dem Sitz des guten gesellschaftlichen Tons, ist das sehr natürlich. Den Graf *Luchesini* lernte ich kennen, wie man solche Herren kennen zu lernen pflegt, wenn man nur ein paar Tage an einem Ort ist. Jch sprach ihn auf einige Minuten. Er schien mir ein artiger, liebenswürdiger, gelehrter Mann zu seyn, welches Alles entschieden ist. Er liebt die deutsche Litteratur. Er war es auch, der *Gleim* zum Vorgenuſs seraphischer Seligkeiten verhalf, indem er ihn *Friedrich* dem *Zweiten* vorstellte. Der alte Greis ist noch wonnetrunken vor Freuden, wenn er an diesen Augenblick denkt. Des Königs Oekonomie erstreckte sich in der letzten Zeit bis auf seine Lieblinge. *Luchesini* hatte als Gelehrter, Ausländer, Graf, Gesellschafter und Freund des Königes zwei tausend Thaler.

Du hast mich aufgefordert, über den groſsen *Friedrich* zu urtheilen; aber diesem Verlangen kann ich unmöglich Genüge leisten. Der Koloſs steht zu nahe, als daſs man Alles gehörig an demselben unterscheiden und würdigen konnte. Zwei Bemerkungen über ihn — und zwei Wünsche über seine Verewigung, die ich nirgends gefunden, das ist Alles, wozu ich mich entschlieſsen kann. Man hat nicht selten Güte für Schwachheit, und Güte und Gröſse für unverträglich erklären wollen. *Friedrich* der *Zweite* hilft diesen Irrthum widerlegen. Er war beides, gütig und groſs. Dicht unter den Alles umfassenden, Alles verzehrenden Augen drückte sich die liebenswürdigste Freundlichkeit in den Winkeln seines

Mundes aus. Bei aller meiner Abneigung gegen die Physiognomik habe ich diese Bemerkung jedesmal gemacht, wenn ich den König sahe, und sein Leben rechtfertigt sie: denn ich bin gewiſs überzeugt, daſs er von Natur gütig und nur aus Grundsätzen und nothgedrungen strenge war.

Die andere Bemerkung dürfte dir weniger einleuchten. Jch glaube gewiſs, daſs der König, bei aller Aufklärung, eine gute Portion des hohen Königs-Gefühls seines Vaters hatte. Wenn er sich auch nicht für den Geſalbten Gottes wie Jener hielt; ſo fühlte er sich doch über uns Andere erhaben, und hielt sich gleichsam für ein Geschöpf hoherer Art. Er war sich dieses Gefühls vielleicht selbst nicht bewuſst; aber es war ihm durch die erste Erziehung eingeimpft und er handelte darnach; davon werden dir, ohne mein Erinnern, Beispiele genug einfallen. Wehe auch dem Monarchen, der es nicht hat! er wird nie mit Zuversicht handeln, und eben deſswegen nichts ausrichten.

Was meine Wünsche zu seiner Verewigung anbelangt; so möchte ich wohl, daſs seine Biographen sein Privatleben von dem öffentlichen, seinen Charakter als Mensch und als König, von einander trennten. Das ist, dünkt mich, eine Gerechtigkeit, die man den Groſsen schuldig ist, und die man unserm Helden angedeihen lassen muſs, wenn man nicht der Wahrheit oder seinem Verdienst zu nahe treten will.

Mein anderer Wunsch geht auf sein Monument, wozu der jetzige König bereits eine groſse Summe bestimmt hat. Die Idee zur Bildsäule überlasse ich den Künstlern und bedaure im voraus, daſs sie nichts Kühneres ausdenken können, als *Catharine* ihrem groſsen Ahnherrn zu Ehren bereits ausgeführt hat. Aber wie wär es, wenn man in der Nähe desselben, in irgend einem groſsen Gebäude, am besten in dem Palais des Prinzen *Heinrich*, seine Geschichte in *effigie*, in Modellen aufbewahrte, das heiſst eine vollständige Sammlung anlegte, von richtigen Tabellen und Charten über den Zustand unsers Vaterlandes beim Antritt und Ende seiner Regierung, von gemahlten Vorstellungen der gelieferten Schlachten und anderer merkwürdigen Situationen und groſsem Thaten, von seinen Münzen und den durch ihn veranlaſsten Medaillen, von allen seinen Schriften, Gesetzen, Edicten und den über ihn geschriebenen und durch ihn veranlaſsten Büchern; von Modellen neuer Städte, Dörfer, Colonien und Gebäude, welche ihm ihr Daseyn verdanken; von Abzeichnungen der von ihm errichteten Regimenter und andern eingeführten militärischen Verändernngen und Erfindungen; von detaillirten Beschreibungen neu errichteter Collegien und ähnlicher Anstalten; von Gemählden seiner groſsen Gehülfen, von Abbildungen aller unter ihm gemachten Erfindungen, von ihm errichteten Fabriken, ins Land gezogenen Künstlern &c. und von tausend andern in seiner Geschichte wichtigen Dingen. Bei diesem Archiv, einzig in seiner Art, müsten ein paar geschickte Männer mit dem Auftrage angesetzt werden, die Tabellen, Gemählde &c. Jedem zu erklären, der darnach früge, und bei det Gelegenheit die Geschichte des Königs zu lehren.

Wie viel Nutzen würden die künftigen Geschichtschreiber und das ganze Publicum von dieser Anstalt ziehen! Wie manche Seltenheit, die jetzt einzeln verwahrt und nicht gehörig bekannt wird, würde das Publicum, einer solchen Anstalt zu Gefallen, herausgeben! Wie viel Wärme und Feuer würde das Anschauen so vieler Urkunden dem Geschichtschreiber leihen, wie vieler kritischer Untersuchungen würde ihn diese Anstalt überheben, wie sehr in den Stand setzen, etwas Wahres und Vollständiges über den grofsen *Friedrich* zu liefern! Mit Hülfe derselben würden seine grofsen Thaten noch ein halbes Jahrhundert lang der Gegenstand aller Unterredungen des Volks bleiben: das Andenken an dieselben müfste den Nationalstolz heben und erwecken, *der* den Weisen des Cabinets eine Thorheit, aber der beste Keim grofser Thaten ist, und Vaterlandsliebe, welche uns Liebe zu unsrer Verfassung, erwecken und unterhalten, die, zu unserm grofsen Nachtheil, uns so fremd ist. Zunächst würde diese Anstalt nur auf die Hauptstadt würken; allein sie giebt nicht allein den Ton für das ganze Land an; die Vornehmen aus allen Provinzen müssen ja in der Regel, wenigstens einmal in ihrem Leben, die Hauptstadt besuchen, und auch Viele von den Geringern kommen dahin. Man würde überdem dieses Institut in den Provinzen sicher im Kleinen nachahmen, und wenn das Alles nicht wäre; so würde das ganze Land, ja die ganze cultivirte Welt, mittelbar von dieser Anstalt, durch Geschichtschreiber, Vortheil ziehen. Dieser Vorschlag wird wohl ein *pium desiderium* bleiben; aber an die Statue des Königs denkt man ernstlich. Von den Modellen dazu, die auf der letzten Kunstausstellung wetteiferten, ist noch Keins gewählt worden. Der Bildhauer, Herr *Schadow*, wird sich wohl selbst Eins zeichnen, oder dem folgen, welches er aufgestellt hat.

Kannst du dir vorstellen, daſs die Berliner noch darüber streiten, ob *Friedrich* in römischer oder preuſsischer Tracht aufgestellt werden soll — *ja*, daſs der Senat der Academie der Künste darüber uneins ist? Ein Urtheil des groſsen *Friedrich* über diese Sache verführt die Herren. Sollen aber *alle* seine Urtheile gelten; so verbrenne man auch sämmtliche deutsche Schriften, bis auf zwei oder drei, und beschäftige alle gelehrte Federn mit Uebersetzungen. Jch bin nichts weniger, als ein sclavischer Freund des Alterthums; aber was läſst sich gegen folgende Argumente einwenden: Die römische Tracht läſst den Körper frei und ist allein einer kunstmäſsigen Behandlung fähig; der preuſsische militärische Anzug bedeckt und entstellt den Leib, benimmt dem Künstler alle Gelegenheit, seine Kunst zu zeigen, — denn an den Stiefeln, dem steifen Zopf und dem groſsen Hut u. s. w. kann er sie nicht ausüben — und hat an sich nichts Schönes. *Seidlitz* auf dem Wilhelmsplatze gefällt, weil es etwas Neues ist, gefällt um seiner schönen Schenkel und seiner ganzen Figur willen. Uebrigens bedeckt sein Hut den interessantesten Theil des Gesichts, die Stirn: sein Küraſs entstellt den Rumpf, und von unten ist er einem Wassersüchtigen ähnlich mit den ungestalteten Stiefeln, welche seine Füſse verstecken. Die Abwechselung der Mode macht überdem, daſs die vaterländische Tracht in wenigen Jahren abscheulich und auffallend wird: Man betrachte die Gemählde der alten Tanten und Oncles! Die Statüe soll doch der Nachwelt auch gefallen; ist mehr für sie, als für uns, und soll doch ein Kunstwerk seyn. Dem Allen wissen die Berliner nichts entgegen zu setzen, als daſs sie ihren *Friedrich* wieder sehen wollen, wie sie ihn im Leben sahen. Das werden sie doch nicht: denn man kann ihm unmöglich rothe Backen anmahlen, oder ihn krumm auf dem Pferde sitzen lassen. Ueberdem *l'habit ne fait pas le moine*, und welchen Rock soll er denn anziehen? den blauen plüschenen Rock, oder die Uniform u. s. w. welchen Hut soll er aufsetzen, den, den er in den siebenjährigen Krieg mitnahm, oder den letzten? Man betrachte nur die Gemählde, die in seinen ersten Regierungsjahren von ihm verfertigt worden sind. Wie fällt der damalige Anzug schon jetzt auf!

Ich habe mich so lange bei Potsdam verweilt, daſs für Magdeburg und Halberstadt weder Platz noch Zeit übrig bleibe, also nur ein paar Worte über den gesellschaftlichen Ton beider Orte, alles Uebrige ein andermal.

An meinen Aufenthalt in Magdeburg und Halberstadt werde ich noch lange mit Vergnügen denken. Der unschuldige jovialische Ton, der hier herrscht, die Wohlhabenheit und Gastfreiheit der Bürger, die Leichtigkeit, mit welcher man zu jedem Gelehrten Zutritt hat, machen, daſs ich auf einige Wochen lieber in Magdeburg und Halberstadt, als in Berlin seyn wollte, wenn gleich ich zum beständigen Wohnsitz den letzten Ort vorziehe. Man würde nicht begreifen, wie an diesen Orten so viele gute, in Magdeburg sogar vier ansehnliche geschlossene Gesellschaften und mehrere interessante Gelehrte seyn können, wenn man nicht bedenkt, daſs beide Hauptstädte reicher Provinzen, Sitze eines begüterten Adels, mehrerer Landescollegien und reicher Stifter sind, und Magdeburg überdem ein blühender Handelsplatz ist. An beiden Orten giebt es gelehrte Gesellschaften, die sich wechselseitig bei den Gliedern alle Woche versammlen. In der Magdeburger ging es fröhlicher, in der Halberstädter gelehrter, zu. *Resewitz* und *Funk* zieren die Erste, *Fischer*, *Streithorst* und *Lucanus* die Letzte. Man findet oft in Journalen Abhandlungen, die hier vorgelesen worden, und die Glieder der Gesellschaften machen sich durch eigene periodische Schriften um ihre Provinzen verdient. Solche Gesellschaften, wenn sie auch zur Erweiterung der Wissenschaften gar nichts, zur Verbreitung derselben wenig beitragen,

gen, haben den groſsen Nutzen, daſs sie die würkenden Einwohner eines Orts, das sind doch die Gelehrten mehrentheils, in Harmonie erhalten, und so die Geschäfte erleichtern, das Wohl des Ganzen befördern. Man kann an solchen Orten Manches freundschaftlich kurz abmachen, was sonst vielleicht groſse Schwürigkeiten verursacht hätte, und wohl gar nicht zu Stande gekommen wäre. In Halberstadt giebt der Adel den Ton an, in Magdeburg thun es die Kaufleute; daher spielt man hier hoch, dort niedrig; ist hier jovialischer und freier; dort galanter und feiner. Uebrigens herrscht unter den vornehmen Bürgern, das heiſst unter den Gliedern der Landeskollegien, unter den Predigern, Schulleuten und der Kaufmannschaft in diesen Städten mehr Luxus, als in Berlin unter denselben Ständen; sie gehören dort zu den Honoratioren, zu den Ersten in der Stadt, in Berlin hingegen sind sie glücklich genug, nicht bemerkt zu werden. Von den Ballen, Concerten und Spaziergängen beider Orte ein andermal.

DIE PETERSKIRCHE.

Rom, den 22. May.

Ich bin nun nach einem Aufenthalte von zwölf Tagen in Fraskati nach Rom wie in eine Heimath wieder zurückgekehrt, und habe nach dieser Pause, die mir nun schon bekannten Gegenstände wie meine alten Freunde begrüſst.

Eine solche Unterbrechung aber scheint wirklich nöthig zu seyn, um sich wieder zu erholen, und zu der erneuerten ruhigen Betrachtung des Schönen den Geist zu sammlen.

Es ist, als ob man nun schon einen neuen Lauf vollendet hätte, und mit neuem Ansatz seine Laufbahn wieder von vorne anfinge, in welcher man ungehindert forteilt.

Aber so lange ich nun schon in Rom bin, habe ich Ihnen noch kein Wort von der Peterskirche geschrieben, von der es doch, wenn man sie einmal gesehen hat, schwer seyn soll, nicht zu reden, und zu schreiben, wenn man nur irgend zu reden oder zu schreiben im Stande ist.

Allein ich habe es oft vergeblich versucht, den Eindruck zu entwickeln, welchen dieſs Gebäude bei seinem ersten Anblick, und bei dem ersten Eintritt in dasselbe hervorbringt.

Sehr schön und treffend scheint mir ein Engländer seine Empfindung ausgedrückt zu haben, indem er von diesem Gebäude sagt: *it mends on the Eye in every moment* (es verchönert sich in dem Auge in jedem Moment, oder, es erhält mit jedem Augenblick neue Reize.)

Einer meiner liebsten Gänge ist nach der Peterskirche, und mein angenehmster Aufenthalt wirklich *in der Peterskirche*, wo man sich in der majestätischen Umgebung dennoch so bequem und gemächlich, wie in einem Wohnzimmer findet; ich lese und studiere daher oft in dieser Kirche, und sie hat immer schon in ſo fern für mich etwas Einladendes, dem ich nicht widerstehen kann.

Doch muſs ich Ihnen erst wo möglich eine Schilderung von dem Platze geben, welcher den Eintritt in dieſs schöne Heiligthum vorbereitet; auf welchem jetzt das Volk den Seegen des Pabstes empfängt, und der vor Zeiten eine sehr verschiedene Bestimmung hatte.

Denn hier war einst der Cirkus des Nero, ein Theil des Janikulus, von wo man diesen Schauplatz übersehen konnte, und auf welchem die Barbarinischen Gärten liegen, hieſs das kleine Palatium. Nero ergötzte sich von hieraus an den von ihm veranstalteten Kampfübungen der Christen mit den wilden Thieren.

Diesen Platz schlieſst nun die majestätische Kolonnade ein, durch welche sich der Petersplatz allein schon vor allen andern berühmten Plätzen in der Welt auszeichnet.

Dreihundert und zwanzig Säulen von Travertin, eine jede von dem Umfange, daſs drei Männer sie kaum umklaftern können, und von verhältniſsmäſsiger Höhe bilden diesen prächtigen Säulengang.

Die Säulen stehen vierfach in der ganzen Länge der Kolonnade, und bilden drei Gänge, von denen der Mittelste weiter ist, als die beiden Seitengänge.

Acht und sechzig Statüen von Heiligen schmücken das Säulengeländer, womit das platte Dach der Kolonnade umgeben ist. Die Geländer von den beiden Gängen, welche in die Halle der Kirche führen, sind auch noch mit acht und vierzig Statüen von heiligen bepflanzt, so daſs man die Heerscharen der triumphirenden Kirche vor sich zu sehen glaubt.

Gewiſs hatte das alte Rom nichts aufzuweisen, daſs diesem Säulengange an Pracht zu vergleichen wäre.

Es scheint als ob man es ordentlich darauf angelegt habe, daſs an demselben Ort, wo das Christenthum die tiefsten Erniedrigungen, erlitten hatte, nun auch der höchste äuſsere Glanz und Herrlichkeit desselben, in seiner ganzen Pracht hervorschimmern sollte.

In der Mitte dieses Platzes ragt ein ägyptischer Obelisk hervor, aus einem einzigen Stück von orientalischem Granit.

Auch dieser Obelisk, der ehmals zweien Kaisern, dem August und Tiber gewidmet, war mit der Herrlichkeit von Rom in Schutt und Staub versunken, bis Sixtus der fünfte ihn auf diesem Platze wieder aufrichten lieſs, und ihn dem heiligen Kreuze widmete, das nun auf seiner Spitze triumphirend aufgepflanzt ist.

Gerade auf diesem Platze, wo einst Nero seine Augen an den schmählichen Hinrichtungen der Christen weidete, die hier, selbst wie Thiere geachtet, mit wilden Thieren kämpfen muſsten, vereinigt sich nun der höchste Glanz des christlichen Roms, das Vatican und die Peterskirche. Aeuſserst bedeutend wird durch diese Vergleichung die Inschrift auf dem Obelisk: *Das Kreuz hat triumphiret.*

Auf jeder Seite des Obelisks rauscht ein Springbrunnen empor, welcher an Sommertagen die brennende Hitze kühlt, und wodurch dieser Platz bei der Pracht, die ihn umgiebt, auch ein lebhaftes Ansehn und eine einladende Anmuth erhält.

Zu dem ersten Tempel der Christenheit, dessen Vorderseite dem groſsen Oval dieses Platzes zum Hintergrunde dienet, führt eine Marmortreppe, deren Stufen die Schwellen der Apostel heiſsen. Aus einer Pyramide von dem Grabmahl des Scipio, daſs sich in dieser Gegend befand, und der Peterskirche weichen muſste, sind die Stufen genommen, welche nun durch eine der sonderbarsten Metamorphosen, *zu den Schwellen der Apostel* geworden sind; dem unten an dieser Treppe stehen die Statuen der Apostel Paulus und Petrus, welche gleichsam den Eingang in den Tempel bewachen.

Wenn man die Peterskirche im Hintergrunde dieses Platzes sieht, so ist es einem, als ob man in einen optischen Kasten blickte; das Ganze macht mehr den Eindruck eines Gemähldes, als eines Gegenstandes aus der wirklichen Welt, wo man etwas so vollkommen ebenmäſsiges, und bey einem solchen Umfange dennoch so vollkommen ausgearbeitetes nicht zu sehen gewohnt ist.

Man muſs erst dicht hinzutreten, und die Säulen an seinem Körper messen, ehe man sich einen Begriff von ihrer ungeheuren Höhe und Dicke machen kann, welche einen erstaunlichen Eindruck hervorbringen müſsten, wenn die vielen Unterbrechungen, Abtheilungen und Vorsprünge zwischen den Säulen an dieser Vorderseite diesen Eindruck nicht wieder verminderten, so daſs das Ganze sowohl einen reizenden und zierlichen als groſsen Anblick giebt; wie denn überhaupt die Gröſse sich nicht leicht mehr in dem Verhältniſs und Ebenmaaſs verlieren kann, als bei diesem Gebäude, welches, ohne ein solches Ebenmaaſs, mehr einem Berge oder einer Felsenmasse als einem Hause ähnlich sehen würde.

Fünf groſse Oeffnungen zwischen den Säulen führen in die Vorhallen der Kirche. Ueber dieser Vorhalle ist eine zweite Gallerie mit dem *Balkon* in der Mitte, von welchem der Pabst den Seegen ertheilet; oben über den Säulen läuft eine Attika, und auf dieſer ein Geländer, wo die kolossalischen Figuren Christi und der zwölf Apostel, dieſe Vorderseite bekränzen, hinter welcher denn die Kuppel, wie ein luftiges Pantheon, emporragt, in dessen höchstem Gipfel dieſe unermeſsliche Zusammensetzung mit dem aufgepflanzten Kreuze sich vollendet.

Beim Eintritt in die Peterskirche fühlte ich mich lange nicht ſo überrascht als beim ersten Eintritt in die Paulskirche in London, welche doch in Anſehung des Umfanges bei weitem von der Peterskirche übertroffen wird: aber dort kann freilich wohl die *Leerheit* zu der Groſse des Eindrucks vieles beitragen, weil der ganze Theil der Kirche, welcher *gebraucht* wird, sich eigentlich auf den angebaueten Chor beſchränkt, wo gepredigt wird, und die Gemeine sich versammlet.

Der ungeheure Umfang der Paulskirche wird durch den protestantischen Gottesdienst nicht ausgefüllt, weil die protestantischen Kirchen, ihrem Endzweck gemäs, eigentlich nur *Lehrhauſser* ſeyn ſollen, da hingegen die katholischen Kirchen sich schon mehr dem Begriff von Tempel nähern, wo man nicht sowohl Unterricht ertheilte, als vielmehr nur durch *Opfer* und *Gebet* die Gottheit zu verehren suchte.

In den protestantischen Kirchen ist daher die erhabene Baukunst im Grunde zweckwidrig, und wo sie statt findet, macht sie einen ungewohnten Eindruck. Bei einer katholischen Kirche hingegen erwartet man, nach den mehr sinnlichen als ſpekulativen Religionsbegriffen, auch mehr in die Augen fallende Pracht, welche mit diesen Begriffen harmonirt. Für die südlichen Nationen scheint diese Pracht sogar mehr Bedürfniſs zu ſeyn, als für die nördlichen, und es scheint in dieser verschiedenen Denkungsart mit seinem Grund zu haben, daſs die nördlichen Völker sich eher, als die südlichen zum Protestantismus hingeneigt haben.

Wenn man nun die Pracht der Peterskirche als den Mittelpunkt betrachtet, wo einst die Schätze des Erdbodens zusammenflossen, so steht sie da, wie ein groſses Denkmahl der monarchischen Religion, durch deren Alleinherrſchaft nur dies Wunderwerk emporsteigen konnte, wodurch das delphische Heiligthum und Ephesus Tempel verdunkelt wird.

Was aber zuerst beim Eintritt den Eindruck von Gröſse vermindert, ist der Glanz und die Reinlichkeit, die einem von allen Seiten, wie aus einem ausgeschmückten Wohnzimmer entgegenstrahlt; hier erscheint einem nichts Weites und unerreichbar Hohes; die Nettigkeit und Sauberkeit ſelber bringt der Einbildungskraft alles so nahe, als ob man es mit Händen greifen und fassen könnte.

Auch durchschaut man alles mit einem einzigen Blick: nichts Winklichtes, und Verborgenes läſst die Einbildungskraft weiter schweiſen, als das Auge siehet: darum scheint auch bei dem ungeheuren Umſange, alles so beschränkt und nahe an einander, als ob man von den Wänden eines angenehmen warmen Zimmers eingeschlossen würde.

Kurz, einem ist wohl bei diesem Anblik; die Höhe, Breite und Länge dieses ungeheuren Gebäudes macht nichts weniger, als einen schauerlichen Eindruck; man fühlt sich in dieser Weite gar nicht, wie verlohren, sondern von allen Seiten bequem und gemächlich eingeschlossen.

Statt daſs in dem gothischen Dome alles darauf angelegt ist, daſs die Höhe furchtbar, die Weite wie eine Wüste erscheine, und das Ganze Schauer und Bewunderung errege, so ist hier alles darauf angelegt, bey dem erstaunlichsten Umfange, dennoch die Idee des Angenehmen, Bequemen und Wohnbaren zu erregen. Bey dem gothischen Gebäude soll das Haus einer Felsenmasse, hier soll die Felsenmasse dem Hause ähnlich sehen.

Statt daſs man dort durch die ungeheuren Verhältnisse gezwungen wird, mit einer Art von Entſetzen empor zu schauen, und der Geist sich unter der Masse gleichsam erdrückt fühlt, fühlt man sich hier durch einen sanften Zug empor gehoben, weil das Ebenmaaſs die Verhältnisse, die man erblickt, mit dem Geiste des Menschen harmonirend, und sein eignes Werk ist, worin er sich allenthalben wieder erkennt und wieder findet, da er in dem gothischen Gebäude mit einer Art von wilder Schwärmerei sich selber in schauervollen Labyrinthen zu verliehren sucht.

Hier blickt das Auge gleich beym Eintritt zu der schön gewölbten Decke empor, die mit einer geschmackvollen Vergoldung sich sanft dem Blicke entgegen zu senken scheinet

In der Mitte erhebt sich die Wölbung der Kuppel, welche auf dem Erdboden ihres Gleichen nicht hat, und demohngeachtet nichts weniger als einen furchtbaren Eindruck macht, sondern das Auge allmählig durch ihre sanfte Krümmung bis zu ihrem Schluſspunkt in die Höhe zieht.

Unter dieser schönen Wölbung steht der zierlich geschmückte Hochaltar unter dem vergoldeten Baldachin, welcher auf vier gewundenen bronzenen Säulen ruhet, und selbst die Höhe eines ansehnlichen Gebäudes hat, ob er gleich dem Auge nur wie eine bloſse Zierde erscheint.

Die vier gewundenen Säulen, welche den Baldachin über dem Hochaltare tragen sind mit

Laubwerk und Genien verziert. Auch die Eitelkeit hat sich hier ein bleibendes Denkmal errichtet; weil nämlich der Stifter des Altars aus dem Hause Barberini war, ſo ſchmücken auch die goldenen Bienen aus dem Barberinischen Wappen das Gebälke, und achtmahl ist an dem Postamente der Säulen das Barberinische Wappen angebracht.

Einen sonderbaren Anblick machen auf jeder von den vier Säulen des Baldachins zwei Genien, deren einer die Binde- und Löseschlüssel und der andere die dreifache päbstliche Krone darüber in die Höhe hält, ſo wie man etwa in alten Basreliefs die Liebesgötter mit dem Helm des Mars, und der Keule des Herkules spielend, abgebildet findet; denn dies sind doch nun ebenfalls die Insignien der neuen Göttergestalt, die sichtbar unter den Menschen auf der Erde wandelt.

Vier Engelfiguren auf den Enden des Baldachins halten in jeder Hand einen Blumenkranz. Der Baldachin selber bildet sich in seinem Gipfel zu einer Krone, auf welcher man eine Kugel und über dieser ein Kreuz erblickt.

Wenigstens konnten die Verzierungen des ersten Hochaltars der katholischen Kirche nicht zweckmäſsiger und bedeutender als diese ausgedacht werden. Diesem Altar muſste eine Krone aufgesezt werden, die seinen höchsten Triumph bezeichnete. Um diese Krone zu vollenden, wurden die Vorhallen des Pantheons alles ihres Schmuckes beraubt, und aus dem Metall, welches man diesem alten Denkmale entriſs, wurden überdem noch achtzig Kanonen gegen die Feinde des pabstlichen Stuhls gegossen.

Unter diesem Hochaltare ist die Gruft, welche des heiligen Petrus und Paulus Gebeine in sich aufbewahrt, und um die sich ein Geländer zieht, auf welchem bei Tag und Nacht hundert silberne Lampen brennen. Man steigt auf einer Marmortreppe in die kostbare unterirdische Kapelle hinab.

Die hundert silbernen Lampen und diese heilige Gruft, über welche der Hochaltar gebauet ist, machen einen sehr feierlichen und ſchönen Anblick, und geben dem Ganzen wieder ein ernstes Ansehn, indem sie die Idee einer immerwährenden Todtenfeier in dieſem dem ersten Apostel gewidmeten Tempel erwecken.

Die vier Hauptpfeiler, welche die Kuppel tragen, haben selbst einen Umfang wie beträchtliche Gebäude, und ohne es zu wissen, sieht man sie gar nicht für Pfeiler an. In den Nischen dieser Pfeiler stehen die colossalischen Figuren von vier Heiligen, deren schmutzige und häſsliche Ueberreste diese prächtige Kirche als einen kostbaren Schatz aufbewährt.

An diese vier Pfeiler der Peterskirche läſst sich am besten die Geschichte ihrer Erbauung knüpfen. Denn auf den Begriff dieser ungeheuren Grundlage stützt sich der Gedanke des Baumeisters, ein Pantheon in der Luft zu erheben.

Bramante hieſs der Baumeister, welcher dem Pabste Julius dem zweiten diesen kühnen Gedanken vorlegte. Von der alten Kirche, welche der Kaiser Konstantin auf diesem Fleck hatte erbauen lassen, blieb die Gruft der Apostel Petrus und Paulus, und die Tribune mit dem Stuhl des heiligen Petrus. Zu dem neuen Tempel legten Julius der zweite im Jahr 1506 den Grund, Bramante errichtete die vier ungeheuren Pfeiler bis an die Bogen, auf welchen noch jetzt die Kuppel ruht.

Nicht weiter als bis dahin ſahen Julius der Zweite und Bramante ihr Werk emporsteigen, als beide kurz nach einander der Tod hinraſte, und die Vollendung dieses ungeheuren Werks dem Zufall überlassen blieb.

Unter drei Päbsten gieng der Bau der Kirche nur langsam fort, und dem allfassenden Genius des Michel Angelo war es vorbehalten, den kühnen Gedanken des ersten Baumeisters, nach seiner eigenen Bildung und Umschaffung zur Wirklichkeit zu bringen, indem er unter fünf Päbsten selbst an dieser Kirche bauete, und zu der Fortsetzung des Baues einen Plan hinterlies, der durch ein päbstliches Breve sanktionirt nach ſeinem Tode unabänderlich blieb.

Die Fortsetzung folgt.

ITALIEN
UND
DEUTSCHLAND
IN RÜCKSICHT
AUF
SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR
UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

ad Biblioth. Acad. Londisk.

HERAUSGEGEBEN
VON
K. P. MORITZ,
Königl. Preuss. Hofrath und Professor, ordentl. Mitgliede
der Königl. Academie der Wissenschaften und des Senats
der Academie der bildenden Künste in Berlin.

Zweyten Bandes, erstes Stück.

BERLIN, 1792.
Im Verlag der Kön. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung

[illegible]

Universitäts-Bibliothek München

Ad Bibl. Civ. Land.

I.

BEMERKUNGEN
EINES
REISENDEN
ÜBER
POTSDAM, MAGDEBURG, HALBERSTADT,
UND
BEILÄUFIG ÜBER BERLIN.

An Hrn. ****

(Fortsetzung.)

In meinem letzten Briefe brach ich die Nachrichten von *Magdeburg* und *Halberstadt* mit der Versicherung ab, dir von den öffentlichen Lustbarkeiten beider Orte noch etwas zu melden. Mit der Beschreibung derselben fange ich daher den Gegenwärtigen an, und lasse mich auf dein ausdrückliches Verlangen noch über einige andere merkwürdige Anstalten und Einrichtungen dieser Städte aus.

In *Magdeburg* bestehen drei groſse geschlossene Erholungs-Gesellschaften, auſser der Gelehrten, deren bereits gedacht worden, nebeneinander, die *Ressource*, die *Harmonie*, der *Freimaurer-Club*. In der Harmonie, die fast bloſs von Kaufleuten besucht wird, geht es am ungezwungensten und fröhlichsten zu. Die Frauenzimmer haben hier und in der Ressource beständig Zutritt, welches zur Erhaltung des guten fröhlichen Tons beider Gesellschaften gewiſs nicht wenig beiträgt. In der Ressource kommen Adliche und Bürgerliche von mehreren Ständen, die Glieder der Landes-Collegien, der Magisträte und angesehene Kaufleute zusammen. Der Herr Abt *Resewitz* ist das einzige geistliche Mitglied derselben. Das groſse Problem, wie man die Ungebundenheit im Reden, die Viele unseres Geschlechts lieben, hohes Spiel und das schmutzige Tabackrauchen mit der Achtung, welche wir dem schönen Geschlechte schuldig sind, mit dem Zwange, den uns die Gegenwart desselben anlegt, mit dem Flor- und Flitterschmuck, den es trägt, mit den Parfüms und feinen Herrchen, die es liebt, vereinigen könne, hat man hier auf eine leichte, nachahmenswerthe Art gelöset. Die Raucher und Feinde des Zwanges halten sich in der untersten Etage auf; die ſeinen Leute nehmen die Obere ein; nur bei Tische vereinigen sich beide. Man glaubt in eine andere Welt versetzt zu seyn, wenn man sich aus der Gesellschaft der ſeinen, schön gekleideten Herren und Damen, in welche Fremde zuerst geführt werden, wegstiehlt, und zu den nachläſsig gekleideten, in Rauchwolken versteckten Niederländern begiebt. Aber der Contrast erhöht das Vergnügen, und die Einrichtung ist löblich; denn ich weiſs nicht, was ich mir alles ehe gefallen lassen wollte, als die gänzliche Absonderung beider Geschlechter. Man bezahlt für das Abendbrod nur vier Groschen; aber man spielt sehr hoch, und das Kartengeld kostet ungefehr so viel, als die Mahlzeit.

Mit dem Freimaurer-Club ist ein Concert verbunden, in welchem zum Theil Liebhaber spielen, und sogar Herren und Damen von Stande singen. Ueberhaupt kennen und lieben die *Magdeburger* gute Musik, und sind in diesem Stücke weiter, als die *Halberstadter*, wie ich in öffentlichen und Privatconcerten beider

Orte bemerkt habe. Vielleicht verdanken sie diesen Vorzug dem berühmten *Rolle.* Groſse Männer haben nicht selten einen solchen entscheidenden Einfluſs in die Bildung ihrer Landsleute, in die Richtung ihres Geschmacks und ihrer Neigungen. So hat *Gleim* wahrscheinlich Gelegenheit dazu gegeben, daſs die Musen der Dichtkunst in Halberstadt so viele Zöglinge und Freunde zählen, die sich auch auswärts rühmlich bekannt gemacht haben, als *Michaelis*, *Jacobi*, der jetzt in Freiburg ist, *Franz* von *Kleist*, der erst vor kurzem von da wegging und nun in Berlin lebt, *Fischer*, *Clamer Schmidt*, *Schwarz* u. a. m. So würden wir in der Geographie und Statistik nicht so entschiedene Vorzüge selbst vor den *Engländern*, die man für die cultivirteste Nation hält, und vor den *Franzosen* haben, die wohl das gebildeteste Volk seyn mögen, als wir uns in der That, man mag nun auf die glückliche Bearbeitung derselben in Schriften, oder auf die vertraute Bekanntschaft der meisten Stände mit diesen Wissenschaften sehen, zuschreiben können; so würden wir in der Pädagogik nicht so weit vorgerückt seyn, wenn *Büsching* und *Basedow* nicht mit unermüdetem Eifer die Bahnen gebrochen, und uns zuerst Geschmack an diesen Wissenschaften eingeflöſst hätten.

Bei so vielen andern wichtigern Gegenständen, über die ich mich gern auslassen wollte, würde ich von den Bällen, die im Winter in Halberstadt und Magdeburg fleiſsig besucht werden, und wegen der genauern Bekanntschaft der Tänzer und Tänzerinnen von dem steifen, zurückhaltenden und ränkevollen Wesen nichts wissen, welches den Besuchern groſsstädtischer Bälle die bessere Hälfte des Vergnügens raubt, kein Wort sagen, wenn ichs nicht ausdrücklich versprochen hätte. Jetzt will ich nur bemerken, daſs dem wilden Tanze auch hier Einige der lieblichsten Blumen geopfert wurden, deren frühes Verwelken man noch betrauert.

Bälle und Concerte machen das Carneval beider Städte aus: denn so wohlhabend und so gebildet die Einwohner sind; so können Schauspieler-Gesellschaften doch immer nur kurze Zeit hier bestehen, und kommen daher selten nach *Magdeburg*, noch seltner nach *Halberstadt*. Wenn man aus *Frankreich* kömmt, muſs man sich darüber wundern, da *französische* Städte, unbedeutender als Halberstadt, eine beständige Truppe, und Städte von dem Range, wie Magdeburg, deren wohl zwei ernähren. Da der Spielgeist einmal so allgemein, und eine umherziehende Gesellschaft eben nicht im Stande ist, Enthusiasmus für ihre Kunst einzuflöſsen; werden die Whist- und *l'Hombre*-Partien dem Besuchen des Schauspiels wohl noch lange vorgezogen werden. Daſs diese in Magdeburg so viele Liebhaber finden, rührt vielleicht auch von dem Mangel an Spatzier-Gängen her. Die Gegend ist flach und hat eben nichts anziehendes, und, wegen des schweren Bodens, hindert jeder Regen auf einige Zeit das Gehen. Der *Fürsten-Wall*, hoch, frei, mit hundertjährigen Linden- und Kastanien-Bäumen besetzt, an der breiten Elbe, ist schön, aber zu klein, als die einzige Promenade einer so groſsen Stadt. Er ist so kurz, daſs man sich in einer viertel Stunde wohl viermal begegnet, welches einem Fremden sehr angenehm seyn kann, den Eingebohrnen aber, des beständigen Grüſsens und anderer Nebenumstände wegen, sehr lästig seyn muſs.

Von dieser Seite sind die *Halberstädter* weit glücklicher. Es fehlt ihnen Nichts, als ein *schiffbarer* Fluſs, und ihre Lage würde zum Beneiden schön seyn. Doch ersetzen kleine Teiche und die schnelle Holzemme diesen Mangel in etwas. Hügel, Berge und Felsen gewähren Mannichfaltigkeit in den Gegenden und Aussichten, die zum Theil weit, liebreich und reich, zum Theil durch den grauen Harz und den ehrwürdigen Brokken vortheilhaft begränzt sind. Kraut- und Obst-Gärten giebt es in groſser Menge, und selbst die Ackerfelder tragen, wegen der Verschiedenheit der Kornarten, und des häufigen Flachs- Rübsamen- und Futter-Kräuter-Baues, zur Annehmlichkeit der Gegend, insonderheit zur Belebung der Aussichten durch ein angenehmes Farbenspiel, bei. Wie die *Natur* immer unerschöpflich reich an Schönheiten ist; so würde ich auch hier nicht fertig werden, wenn ich alle Reize beschreiben wollte, welche sie auf so vielen Hügeln und Bergen, in so vielen Gründen und angenehmen Gegenden, nahe bei *Halberstadt* verbreitet hat. Ich will daher nur von zweien *künstlichen* Anlagen reden. Zuerst von den *Spiegelschen Ber-*

gen. Sie liegen eine halbe Stunde weit von der Stadt, und waren wüste und wild, bis der letztverstorbene Dom-Dechant von *Spiegel zum Diesenberge*, ein menschenfreundlicher, wohlwollender Mann, sie vor zwanzig und einigen Jahren anzubauen anfing. Es sind mehrere Berge: aber der Eine ist besonders gut cultivirt; die Andern werden auch wenig, oder gar nicht besucht, und enthalten, auſser einigen Schieſshäusern, nichts Merkwürdiges. Auf und an Jenem wechseln schattige Alleen und Lauben mit kühlen unter der Erde fortlaufenden Gängen, Höhlen, Grotten und Pavillons ab. Besonders findet man viele schöne Grotten, die nach den Vornehmsten der Stadt benannt sind, allerorten dem Wanderer kühlen Schatten und Ruhe gewähren und mehrentheils weite angenehme Aussichten beherrschen. Auf denselben ruhen nicht selten in Stein gehauene Hirsche, Rehe und andere Thiere, und an mehreren Orten findet der Einsame Gesellschaft an Statuen, die zwar Alle, ohne groſse Kunst, in Sandstein gehauen sind, den Park aber doch beleben und zieren. Zu den besondern Merkwürdigkeiten gehört eine Eremitage, ein schönes, gutgelegenes Haus, in welchem der Besitzer vornehme Gäste bewirthet; ein Bad, eine kleine Menagerie, eine Art Obelisk mit Inschriften, ein dichtes Tannenwäldchen und ein Gebäude, in welchem das groſse Weinfaſs aufbewahrt wird, welches vor einigen Jahren von *Grüningen* hierher gebracht wurde, weil die Kammer den Keller nicht gern ausbessern wollte, in dem es lag. Es ist dem *Heidelberger* an Groſse, aber nicht an Reichthum und Schönheit der Verzierungen, ähnlich. Nicht weit vom Eingange hausen ein paar Dutzend Unholde, Miſsgeburten aus Steinen gehauen, bunt angemahlt, mit kleinen Rumpfen und groſsen Köpfen, bald mit entsetzlichen Perücken oder ungeheuren Haarbeuteln, bald mit Brillen oder ähnlichen Dingen verzieret, deren Anblick dem gebildeten Manne freilich kein Vergnügen machen kann, die zu seiner Zeit aber Viele gewiſs mehr anzogen, als die herrlichsten Kunstwerke es gethan haben würden, und geduldet werden müssen, da die *Spiegelschen Berge*, nach dem Willen ihres ehemaligen menschenfreundlichen Herrn, ein Ort des Vergnügens für *alle* Stände und Classen des Volks seyn sollen. Er hat nehmlich ein geräumiges Haus für einen Gastwirth erbauet, der in seiner Wohnung gemeinen Leuten, in zweien ihm nahe gelegenen Pavillons, in den unzähligen Grotten und Lustplätzen der Berge aber den Vornehmen, alle nöthige Erfrischungen reicht, so dafs Jedermann zu allen Zeiten hier den freien Zutritt hat: ein grofser Vorzug dieser Berge in meinen Augen; denn so ungern ich mich unter den ungebildeten Haufen mische, so gern bin ich Zuschauer seiner Fröhlichkeit. Nur hier ist Ausdruck wahrer, ungezwungener Freude zu finden. Wir, die wir über allen Hofnungen und Blicken in die Zukunft, über allen Erinnerungen an das Vergangene des Gegenwärtigen nie geniefsen, wir freuen uns immer nur halb und finden die Brühe nie so schmackhaft, als unsere üppige Einbildungskraft sie im voraus zusammensetzte.

Einen andern angenehmen Spaziergang bereiteten sich die *Halberstädter* vor etwa vierzehn Jahren selbst. Der vor kurzem verstorbene Apotheker und Assessor *Hecht* sammlete dazu freiwillige Beiträge und betrieb die Sache so glücklich, dafs in kurzem ein Spaziergang um die eine Hälfte der Stadt, ein ebner, mit Kiefssand ausgefüllter, breiter, in Barrieren eingeschlossener und mit Reihen von Bäumen bepflanzter, Weg zu Stande kam, und die andere Hälfte des Weges dicht um die Stadt *zugänglich* gemacht wurde. Diese andere Hälfte besteht nemlich aus einigen groſsen Gärten, durch welche einem Jeden der Durchgang gestattet wird, dem Postengange, einer kleinen Allee, und einigen Fahrwegen zwischen Gärten und der Stadtmauer. Zu diesen Spatziergängen konnte man aber, wegen des fetten, schweren halberstädtischen Bodens, nicht kommen, so bald es geregnet hatte. Nun sind die Zugänge erhöhet, zum Theil gepflastert, durch Barrieren abgesondert, so daſs man auch in feuchtem Wetter um die ganze Stadt herumgehen kann; ein sehr angenehmer Spatziergang, der eine Stunde erfordert.

Ich habe mich mit Fleiſs bei diesen Promenaden so lange aufgehalten, weil es mich immer freuet, wenn Privatleute und das Publikum dergleichen Einrichtungen treffen: denn wo der Staat sie macht, da tragen gemeiniglich diejenigen Stände das meiste dazu bei, die den wenigsten Genuſs von allen öffentlichen Lustbarkeiten haben.

Wendeten die *Magdeburger* gleich Nichts an Spatziergängen, so haben sie doch auch eine sehr nützliche Anstalt, aus eignen Mitteln, seit einigen Jahren getroffen, die Erleuchtung der Stadt nemlich durch Laternen. Ueberhaupt geben sie gern. An keinem mir bekannten Orte, Genf ausgenommen, werden ansehnliche Collecten für verschämte Arme und Verunglückte aller Art so leicht zusammen gebracht, als in *Magdeburg*; auch unterhalten die *Magdeburger* und *Halberstädter* sehr gute öffentliche Armenanstalten; die aber hier auſser meinem Plane liegen. Eben so wenig kann ich mich hier weitläuftig über die vielen Schulanstalten beider Orte auslassen. Doch darf ich sie auch nicht ganz mit Stillschweigen übergehen. Der fromme Eifer der guten Vorfahren hat reiche Fonds dazu hinterlassen.

Magdeburg zählt fünf öffentliche lateinische Schulen; in *Halberstadt* sind deren drei. *Klosterbergen* ist von allen die Reichste; hatte aber in den letzten Jahren selten vierzig Schüler, unter welchen über zwölf *Beneficiarii* sind, obwohl gegen achtzehn Lehrer besoldet werden, und die Schule viele äuſsere Vorzüge vor ihren Schwestern hat. Eine freie gesunde Lage, Raum und Anstalten genug, wozu auch ein Billard gehört, um den jungen Leuten Bewegung und Erhohlung zu gestatten, ein angenehmer Garten, den eine lange Allee von uralten, ehrwürdigen Eichen besonders ziert *) eine Reitbahn, eine Bibliothek, die jährlich für 100 Thaler Bücher kaufen kann, ein Observatorium, ein botanischer Garten, ein Naturaliencabinet, eine Maschinencammer u. s. w. Vor kurzem ist noch die bekannte *Lippertsche* Sammlung von *Gemmen* und *Cameen* für neunzig Ducaten gekauft worden, und was könnte, wenn die Einkünfte, die sich auf mehr als 18,000 Thaler belaufen **), gut verwaltet würden, noch alles angeschaft werden! Das *Kloster unserer lieben Frauen* leistet mit 12,000 Thalern jährlicher Einkünfte vor jetzt noch mehr; die *Domschule* aber, so wenig sie auswärts bekannt ist, so unbedeutend ihre Einkünfte sind, weit mehr, als die beiden reichen *Klöster* zusammen genommen, wenn ich die Zahl der Schüler als den Maaſsstab annehme, welches eine ziemlich sichere Art zu rechnen ist. Der gelehrte, fleiſsige, so beliebte Herr Consistorialrath *Funk* ist Rector derselben.

---

*) welcher aber nur zum Vergnügen der Lehrer und ihrer Familien dient. A. d. H.

**) Wer mehr von dieser Schulanstalt wissen will; lese den ersten Band *der Reisenden für Länder und Völkerkunde*, Nürnberg, 1788. 8. A. d. H.

In *Halberstadt* zeichnet sich die *Domschule* ebenfalls vor den übrigen, unter dem Rectorat des als Schriftsteller und Dichter so beliebten Herrn *Fischer*, sehr vortheilhaft aus. Sie verdankt ihren Glanz dem vor einigen Jahren verstorbenen *Struensee*, der sich unsterbliche Verdienste nicht um *Halberstadt* allein erworben hat: denn es drängten sich aus allen Gegenden junge Leute zu ihm, um von ihm zu lernen. Er war im Stillen groſs, kein *Ernesti*, kein *Heyne*: aber doch ein sehr guter Philolog, und über alle Beschreibung fleiſsig. Noch nach dem sechzigsten Jahre unterrichtete er achtzig und mehrere Primaner wochentlich in zwei und dreiſsig Stunden selbst; corrigirte alle Woche einen deutschen oder lateinischen Aufſatz eines Jeden dieser Schüler, war Consistorialrath, predigte zuweilen, dirigirte die ganze Schule, hatte die Oberaufſicht über fünfzig und mehrere Schüler, die bei ihm wohnten, und schrieb nebenher Bücher, die zum Theil sehr gut aufgenommen wurden. Seine Frömmigkeit, sein Fleiſs, und seine Geschicklichkeit haben zwar unauslöschliche Denkmäler in den Herzen vieler dankbaren Schüler; aber die *Halberstädter* sind ihm, dünkt mich, doch noch ein Besseres schuldig, als ihm in einer Lebensbeschreibung errichtet worden ist, welche die Geschichte seines Glaubens und seiner Meinungen in Religionssachen erzählt, die auf dem *hallischen* Waisenhause eine besondere Richtung bekommen hatten.

Zu den merkwürdigen Schulanstalten in *Magdeburg* gehört auch die *Handlungsakademie*, welche vor etwa zehn Jahren von fünf Privatleuten errichtet wurde. Sie kauften auf ihre Gefahr ein Haus, und legten die vortrefliche Anstalt mit groſsen Auslagen an, die nun allmählig abbezahlt werden; denn sie wird fleiſsig besucht. Dieser Geist des Wagens ist in einer deutschen Stadt so etwas seltnes, und das Wagen ohne Hofnung auf Gewinn in einer Handelsstadt so etwas Unerhörtes, daſs dieses Unternehmen wohl bekannter zu werden verdiente.

Für eine andere Classe von Menschen hat sich der durch sein Handbuch und die Erfindung eines so wohlfeilen Sonnen-Microscops bekannte Herr *Junker*, jetzt Prediger und Inspector auſserhalb Magdeburg, ein ähnliches Verdienst durch eine Garnisonschule nach *Rekahnischer* Art erworben. Hier gab auch *Basedow* noch in den letzten Jahren seines Lebens einen auffallenden Beweis von Enthusiasmus fürs Gute, Aufopferung für die Welt und strengen Fleiſs. Er lehrte, mit groſser Mühe eine Person weiblichen Geschlechts eine neue Methode, Kindern das Lesen beizubringen; muſste die Lehrerin ernähren, die Kinder zusammen suchen, und unterrichtete lange Zeit täglich sechs Stunden selbst, bis die Sache im Gange war. Es würde mich zu weit führen, wenn ich diese neue Methode beurtheilen wollte. Das Merkwürdigste bei dem ganzen Unternehmen ist der Eifer des Mannes, der auch im Kleinen groſs war.

Magdeburg ist etwas besser gebauet als *Halberstadt*; noch einmal so volkreich, und auch beinahe noch einmal so groſs. Es leben daselbst in 3275 Häusern gegen 26,000 Personen vom Civilstande; *Halberstadt* zählt nur 1800 Häuser und an 13,000 Einwohner, die Garnison nicht mitgerechnet; *gewifs* noch zu viel. Der *Domplatz* oder *Neue Markt* in *Magdeburg* würde *Berlin* zieren; der *breite Weg* aber, der Stolz der *Magdeburger*, ist nicht gleich breit, nicht ganz gerade, und hat mehrentheils Giebelhäuser, deren altfränkisches Ansehen nicht mehr behagen will. Ueberdem giebt es viele Winkel, viele schmale Gassen, schlechte Häuser und Hütten daselbst. Das letzte gilt auch von *Halberstadt*, dessen Domplatz jedoch immer schöner wird. Nach ältern Beschreibungen sollen die Ställe auf demselben Front gemacht haben, die Wohnhäuser aber versteckt gewesen seyn, welche Sitte die Einwohner im dreifsigjährigen Kriege annehmen mochten, um vor dem ersten Ueberfall streifender Corps sicher zu seyn: jetzt steht nur noch ein Stall an demselben. Die meisten Häuser sind aber hier, wie in der ganzen Stadt, von Holz; die Neuen *müssen* massiv gebauet werden — ein weises Gesetz, da das Holz so selten und theuer in der Gegend ist, und die Steine so häufig sind.

Hat gleich der Baugeist die *Magdeburger* und *Halberstädter* noch nicht ergriffen, so findet man an beiden Orten doch unverkennbare Spuren von Wohlstand und Reichthum in schönen Meublen, in dem netten Anzuge der Einwohner, der Damen insonderheit, in Equipagen, Livreen, besonders aber in täglichen Schmausereien. Beide Orte, nebst den dazu gehörigen Provinzen, haben sich nicht allein von dem Schaden erhohlt, den sie im *dreiſsigjährigen Kriege* litten; sondern sind ohnstreitig jetzt wohlhabender und volkreicher als je, wozu die *französischen Flüchtlinge*, die *Pfälzer*, die in *Magdeburg* ihren eignen Magistrat, in *Calbe* und *Salze*, wie in *Halle*, ihre eigne Verfassung haben, und die Fabriken, die sie, aufgemuntert durch die Regierung, anlegten und verbesserten, wozu die Urbarmachung vieler vorher überschwemmten Ländereien in beiden Provinzen und andere gute Anstalten der Regenten daſs meiste beigetragen haben. Der Landmann ist reich, und die Hauptstädte sind es auch. Auſserdem daſs Stifter, Klöster, Landescollegien und Garnisonen so viel in denselben verzehren, hat *Magdeburg* durch die *Stapelgerechtigkeit* einen ausgedehnten Speditionshandel, und zu gleicher Zeit eine Menge ansehnlicher Fabriken. Ganz fehlt es daran in

Halberstadt auch nicht: aber die alte Quelle des Reichthums der *Halberstädter*, die *Breihanbrauerei*, ist versiegt. Dies Gewerbe, welches vormals die Bürger und die Cämmerei reich machte, die beide jetzt arm sind, stockt wegen der sehr fehlerhaften Einrichtung des Reihe-Brauens. Die Häuser, auf welchen die Brau-Gerechtigkeit ruht, nutzen sie nemlich nach der Reihe, so daſs der Eigenthümer nicht ehe brauen darf, bis sein Vordermann alles Getränk abgesetzt hat. Bei fehlender Concurrenz machen sie, aller Wachsamkeit der Polizei ungeachtet, das Bier leicht und schlecht; leiden auf solche Weise selbst, indem bei dem verminderten Absatz des Biers jedes Brauhaus nur selten von seinem Rechte Gebrauch machen kann, und mit ihnen leidet die ganze Stadt; denn die Klöster haben zwar schönes Bier, dürfen es aber nicht verkaufen. Sie rächt sich durch das Gerücht, daſs die Brauherren das Getränk zu leicht machen, und ihre Weiber noch ein paar Brautbetten für die Tochter, oder ein seidnes Kleid, das heiſst, so viel Wasser, hinzugieſsen, daſs die Kosten dazu über den erlaubten Gewinn, an dem Brauen gewonnen werden. Wer die Macht solcher Gerüchte über das Volk kennt, wird sich nicht wundern, daſs jetzt vier und mehrmal weniger gebrauet wird, als vor einigen Menschenaltern, obwohl Stadt und Land volkreicher sind als jemals. Jede neue Einrichtung, bei der die Concurrenz, der einzige sichere Damm gegen den Eigennutz der Kaufleute, statt fände, würde dem Uebel allmählig abhelfen, den Kaffee wieder verdrängen, und den auswärtigen Absatz des Biers befördern. Die Eigenthümer der Brauhäuser begreifen das noch nicht — soll man sie zu ihrem Besten zwingen? Dann schreien die Politiker über Gewaltthätigkeit und Despotismus. Man sollte nachgerade, da fast alle Städte, Anstalten und Gesellschaften an ähnlichen Gebrechen, an alten, nicht mehr passenden Privilegien und Verfassungen laboriren, darauf denken, eine Gewalt im Staate zu bevollmächtigen, die auf eine rechtmäßige, von allem Scheine der Gewaltthätigkeit freie Art solchen Uebeln abhelfen könnte. Ein eignes dazu in der Hauptstadt errichtetes Collegium, in welchem Männer aus allen Ständen und Classen des ganzen Volks Sitz und Stimme haben müſsten, die nur, je nachdem die streitige

Univ. Bibl.

Sache in ihr Gewerbe einschlüge oder nicht, zu Rathe gezogen werden dürften, wäre vielleicht ein schickliches Mittel dazu. In Zukunft aber sollten Obrigkeiten und Privatleute, da wir nun einsehen, wie sehr die Umstände sich mit der Zeit ändern, weder ewige Privilegien geben noch suchen, weder Anstalten auf immer machen, noch dazu rathen. Mögen die neuen *Constitutionen* der *Polen* und *Franzosen* auch noch so fehlerhaft seyn; in diesem Stücke sind sie der Welt mit einem löblichen Beispiele vorgegangen; — die Einrichtungen derselben sollen nur dreiſsig Iahre lang gelten!

Zum Beschluſs nur noch ein Paar Worte von den Stiftern und Klöstern. Auſser den hohen adelichen Dom-Stiftern in *Magdeburg* und *Halberstadt* giebt es an jedem dieser Orte noch drei Collegiat-Stifter, zu welchen sich der Adel, weil *sie* jetzt Alle Ordens-Zeichen haben, aber auch sehr drängt. Diese und andere Umstände, insonderheit der groſse Vorrath an baarem Gelde in unsern Gegenden, sind daran *Schuld*, daſs man beim Ankauf einer Präbende kaum auf sechs Prozent rechnen kann, da sonst zehen gewiſs waren. Diese Stifter, und viele in den Städten und Provinzen *Magdeburg* und *Halberstadt* befindliche Klöster, verzehren freilich das Mark des Landes; allein sie machen zum Theil einen recht löblichen Gebrauch von ihren Schätzen, wovon ich nur ein paar Beweise anführen will.

Das *Dom-Capitel* in *Halberstadt* unterhält eine sehr gute lateinische Schule, deren schon gedacht worden, ein Seminarium für Schulmeister, um die *Rekahnische* Methode allgemein zu machen, versorgt viele Arme reichlich und kaufte noch vor einigen Jahren die ansehnliche zahlreiche Bücher-Sammlung des seligen Consistorialraths *Giller*, als den ersten Grund zu einer anzulegenden Schulbibliothek: obwohl es in der Dom-Kirche schon eine groſse Sammlung alter, zum Theil schätzbarer, Bücher verwahrt, bei deren Besuchung man zu gleicher Zeit, in einem nahe an der Bibliothek gelegenen Zimmer, die gut gemahlten Brustbilder aller Gesandten sieht, welche beim *westphälischen* Friedensschluſs in *Osnabrück* und *Münster* zugegen gewesen sind; eine für die Geschichte der Kunst und in mancher andern Rücksicht wichtige Sammlung. An diesen guten Anstalten haben einige aufgeklärte Domherren, zu welchen bekanntlich der Herr von *Rochow auf Rekahn* gehört, und Herr *Gleim*, der Secretair des Domstifts, den gröſsten Antheil. Dieser alte Barde befindet sich bei dem Widerspruch, in welchem seine Art zu leben mit seinen Gesängen steht, sehr wohl; er *sang* von Wein und *Liebe*, und *trank* nie Wein, und liebte nie. Er ist noch lebhaft und munter. Eins seiner neuesten Lieder, an die leider von der Erde gewichene *Freude* gerichtet, ist ein öffentlicher Beweis davon. Du wirst an ihm einen Mann finden, der sich noch jezt für alles Gute mit dem Feuer eines Jünglings interessirt, und bei ihm, auſser zweien zahlreichen Bibliotheken, die sehenswürdigste Bilder - Gallerie treffen, die es vielleicht für einen Preuſsen giebt. Eine Bücher - Sammlung ist in seinem Hause; eine Andere steht nahe bei demselben, und ist zum Beſten des Publicums, als ein Fidei - Commiſs, bestimmt. Beide bestehen vorzüglich aus Classikern, und den schöngeisterischen Schriften der Italiener, Franzosen, Engländer und Teutschen. In einem besondern *Zimmer* bewahrt er die gemahlten Brustbilder der Generale, Staatsmänner, Gelehrten, schönen Geister und Künstler, welche sich unter unserm groſsen *Friedrich* hervorgethan haben. Sie sind fast Alle gut getroffen und zum Theil von geschickten Händen gemacht, so daſs die Sammlung in vieler Hinsicht, besonders aber doch als ein Beweis des Patriotismus, merkwürdig ist, der auf unser aller Zungen schwebt, aber Weniger Herzen erreicht. Als ich vor Kurzem zuletzt bei ihm war; erhielt er eben den Grafen von *Herzberg*, die Herren *Engel*, *Nicolai*, *Oelrichs*, *Chodowicky* und den verstorbenen *Staal* aus *Berlin*, von *Collmann* sehr gut, Einige nach den besten Originalen, Andere nach dem Leben, gemahlt, und Alle wohlgetroffen.

Auf eine ganz andere, jedoch ebenfalls löbliche Weise macht sich das, eine kleine Meile von *Halberstadt*, am *Huyberge* gelegene Kloster *Huyseburg* um die *Halberstädter* verdient. Die gutmüthigen Mönche haben, mit mehr als Patriarchalischer Gastfreundlichkeit, ein prächtiges Haus für Freunde gebauet, während daſs sie in einem alten Klostergebäude wohnen, und bewirtheten sonst in demselben oft zehn bis zwanzig Familien, Wochen ja Monate lang, mit köstlichen Speisen und feinen Weinen. Der Rhein-Wein wurde aus gläsernen Krügen auch auſser der Mahlzeit, getrunken, und man befand sich hier sehr wohl, da das Kloster auf einem ziemlich hohen Berge in einem angenehmen Wäldchen liegt, schöne Gärten und weite reiche Aussichten hat; der Abt, der Kellermeister, und einige andere Mönche, gebildete Leute waren; das Kartenspiel erlaubten und selbst mitspielten, und gelegentlich auf einem Saale, der zu den Schönsten gehört, die ich kenne, und unter andem eine reiche weite Aussicht, von der einen Seite über *Halberstadt* weg, von der Andern bis *Braunschweig* beherrscht, ein Tänzchen erlaubten. Wie man aber, nach dem Zeugniſs des alten *Sokrates* gegen die *neuesten* Moral-Philosophen, es in allen Tugenden zu weit treiben kann; so sind auch die guten Mönche in der Gastfreundlichkeit zu weit gegangen, denn ihre Finanzen sollen in Unordnung seyn, so ansehnlich auch die Besitzungen und Einkünfte des Stifts sind.

II.

DIE PETERSKIRCHE.

(Beschluſs.)

Della Porta und *Fontana* hieſsen die Baumeister, welche unter dem Pabst Sixtus diesem bewunderswürdigen Werke die Krone aufsetzten. *Karlo Maderno* aber vollendete im Iahre 1614 erst den ganzen Bau der Kirche, nachdem derselbe von der ersten Grundlegung angerechnet hundert und acht Iahre gedauert hatte. Und nun fügte *Berni* erst den Säulengang hinzu, welcher die Majestät dieses Tempels gleichsam vorbereitet, indem er den Platz vor derselben mit der prachtvollsten Einfassung umschlieſst.

Gewiſs ist es zu verwundern, daſs dieſs Gebäude, dessen Vollendung so sehr vom Zufall abhing, und an welcher ein ganz Iahrhundert hindurch von ganz verschiedenen Meistern gebauet wurde, dennoch in solcher Schönheit und Regelmäſsigkeit, als ob es selbst als ein Modell bearbeitet wäre, dasteht.

Darum muſste bei einem solchen Gebäude auch schon die *würkliche Existenz* desselben alle seine Mängel übertragen helfen, weil der Zufall selten so etwas emporkommen läſst, ohne manches davon zu verderben, und es immer sehr viel ist, wenn sich das Schöne und Regelmäſsige unter den Druck der Umstände, die es verhindern, nur einigermaaſsen empordringen und entwickeln kann.

Die vier Pfeiler selbst, auf welchen die Kuppel ruht, haben oft gewankt, und von Zeit zu Zeit verstärkt werden müſsen, und dem ohngeachtet hat die Kanzel einen Riſs erhalten. — Unter diesen Betrachtungen über die vier Pfeiler und ihre Entstehung wollen uns nun wieder in das Innere der Kirche begeben und ihre Gestalt betrachten.

Da sie in Form eines Kreuzes erbauet ist, so erhält sie die gröſste Erweiterung, wenn man in die Mitte derselben tritt, und nun auf einmal in unermeſslicher Höhe, nach oben sich die Kuppel wölben, und die höchste Breite und Länge der Kirche in die Form des Kreuzes sich auf einmal dem Auge darstellt. Die höchste

Breite oder der Querschnitt in dem Kreuze soll schon an sich dem Umfang des mayländischen Domes gleich kommen, welcher doch selber Eines der gröſsten Gebäude in der Welt ist.

Den Hochaltar in dieser Mitte haben wir schon betrachtet. Nun blicken wir nach dem Hintergrunde ober der Tribune, wo aus der alten Kirche Konstantins, noch das gröſste Heiligthum, nemlich der eigentliche *pabstliche Stuhl*, oder der heilige Stuhl, worauf der Apostel Petrus selbst gesessen, in der prachtvollsten Umgebung aufbewahrt wird.

Dieser Stuhl des heiligen Petrus, über dessen Idendität eine gelehrte Abhandlung existirt, ist in einem andern Stuhl von verguldeter Bronze eingeschlossen.

Diesen Stuhl tragen nun die vier Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Athanasius, und Chrysostomus, welche hier also recht im eigentlichen Sinne, als die Stützen der Kirche vorgestellet werden. Sie sind in kolossalischer Gröſse, und wägen zusammen achtzigtausend Pfund.

Ueber dem Stuhle schwebt die dreifache päbstliche Krone, und eine Galerie von Engeln scheint ehrfurchtsvoll auf dieses Heiligthum hinunter zu blicken, zu welchem sich auch der heilige Geist in Gestalt einer Taube hinabsenket.

III.

ETWAS ÜBER

HALLE, GÖTTINGEN UND MARBURG.

Halle, *Göttingen* und *Marburg*, drey blühende Universitäten; die beyden Ersten der groſsen Zahl der Studenten, die sich daselbst aufhalten, und des guten Ruſs ihrer Lehrer wegen so berühmt, daſs *Jena* allein eine bedeutende Nebenbuhlerin derselben abgeben kann; die Letzte aller Aufmerksamkeit werth, weil der Landgraf von *Hessen-Cassel* sich die Aufnahme und Verbesserung dieser hohen Schule durch neue Fonds und durch Berufung tüchtiger gelehrter Professoren so sehr angelegen seyn laſst; machen eine interessante Gruppe in dem Gemählde des *teutschen Reichs* aus. Geographen und Reisebeschreiber sollten sie in dem Vordergrunde, in dem besten Lichte aufstellen, damit sie die Machthabenden nie aus den Augen verlöhren. Wenigstens weiſs ich nicht, ob andere Städte und Anstalten ihnen diesen Platz streitig machen können, wenn man den Umfang der *preuſsiſchen*, *churbraunſchweigiſchen* und *hessiſchen* Länder, den Einfluſs derselben auf *Teutſchland* nicht allein, sondern auf ganz *Europa*, und den Umstand in Erwägung zieht, daſs der gröſste Theil aller Räthe, Aufseher, Erzieher und Volkslehrer jener Länder hier gebildet und geformt wird. Uebrigens sind Beide, die Regenten und Statistiker, zu entschuldigen, wenn sie sich weniger mit den Universitäten beschäftigen, als zu wünschen wäre Die Letztern dürfen es mit den Censoren der gelehrten Republik, den öffentlichen Lehrern auf Akademien, nicht verderben, und die Regenten erfahren gar zu oft, daſs das zahlreichste Heer leichter zu commandiren ist, als ein kleiner akademischer Senat.

Unter den hohen Schulen, mit welchen ich es diesesmal zu thun habe, ist *Marburg* in aller Absicht die Unbedeutendste, wenn gleich sie die älteste ist Sie zählt kaum 400 Studenten; dagegen sich in *Halle* und *Göttingen* 900 bis 1000 aufhalten. Ich würde am liebsten in *Marburg* wohnen; denn wenn es gleich uneben, schlecht und altfränkisch gebauet, überall als

Stadt betrachtet mit *Halle* und *Göttingen* nicht zu vergleichen ist; so hat es doch ein anderes Kleinod, das in meinen Augen die Gröſse und übrigen Vorzüge jener Orte verdunkelt. *Halle* hat über 20000 Einwohner, ist ziemlich gut gebauet und fabricirt, der ergiebigen Salzquellen nicht zu gedenken, eine Menge grober Tücher, seidener Strümpfe, feiner Handschuhe, bereitet den besten Puder und die beste Stärke, druckt unzählige Bibeln und Bücher aller Art, und verfährt Viele dieser Fabrikate auf der schiffbaren *Saale*. *Göttingen* hat doch auch über 8000 Einwohner; zwar wenig maſsive, aber viele nicht unansehnliche, Häuser, zum Theil gerade und breite Straſsen, und ist auf *londner* Art gepflastert, so daſs die Fuſsgänger bequem auf dem mit Quadersteinen belegten Bürgersteig gehen, und sieht zwar einer alten Hansee- und Handels-Stadt nicht mehr ähnlich, enthält aber doch eine beträchtliche Anzahl von Tuch- und Zeugmachern. Von dem Allen findet sich in *Marburg* Nichts: dafür aber ist die umliegende Gegend ungemein fruchtbar, lieblich und romantisch. Schon in *Marburg* sieht man nahe hohe Berge über die Stadt hängen, und findet auf denselben reizende, weite, durch die Lahn belebte, Aussichten und fruchtbare Gegenden. Die Natur ist hier schon reicher und üppiger, als im *Brandenburgischen* und *Hannöverischen*; die Thiere werden feister, die Früchte gröſser, schöner von Ansehen, lieblicher von Geschmack, und der Wein, über dessen Werth die vier Facultäten in einem sonst so seltenen Einverständniſse sind, gedeihet schon besser. Die Gegend nahe bei *Göttingen* its dagegen öde und flach und uninteresſant, und hat auſser einem Spaziergange dicht um die Stadt, dem mit Bäumen besetzten Wall, nichts Reizendes. *Hannöverisch Münden* liegt in Einer der angenehmsten Gegenden, die ich in *Teutschland* gesehen habe, schöner als *Marburg*; aber es ist schon zu weit von *Göttingen* entfernt, als daſs die *Göttinger* sich daran schadlos halten könnten. *Halle ist* viel beſser gelegen. Die *Saale* und die Felsen bei *Giebichenstein* bilden hübsche Partien; der *Rabeninsel* und einigen Weinbergen fehlt Nichts, als eine bessere Cultur. Bei keiner mir bekannten groſsen Stadt ist die Kunst weniger auf Verschönerung der Natur bedacht gewesen, welches gleichwohl in unseren Gegenden so nöthig ist, als bei *Halle*, und nirgends hätte man vielleicht mit geringern Kosten mehr ausrichten können.

Die fruchtbaren Gegenden der Lahn gewähren der Stadt *Marburg* nicht allein den Vorzug, dafs alle Nothwendigkeiten des Lebens schöner und schmackhafter, sondern auch viel wohlfeiler, als in *Göttingen* und *Halle* sind. An dem letztern Ort ist es zwar wegen der Nachbarschaft der *sächsischen* und *anhaltischen* Länder, in welchen *Halle* wie eine Insel im Ocean liegt, wohlfeiler, als in irgend einer grofsen *preufsischen Stadt*; aber doch viel theurer, als in *Marburg*. *In Göttingen* lebt man schlecht und die Preise sind unbegreiflich hoch, hoher als in *Berlin*.

So viel von dem Aeussern dieser Städte: jetzt ein Mehreres von den merkwürdigsten Einwohnern derselben, den Studenten, von dem Rufe der Professoren, und beiläufig von einigen merkwürdigen Anstalten dieser hohen Schulen.

Um mit dem auswärtigen Rufe derselben anzufangen: so ist *Marburg* erst im Werden, der Ruf der Universitäten *Göttingen* und *Halle* ist entschieden, aber, wie mich dünkt, mit einiger Partheilichkeit für die Erstere. Es ist nicht zu leugnen, daſs die hallische Bibliothek durchaus keinen Vergleich mit der Göttinger aushält, die nicht der Zahl nach, nicht in Absicht auf äuſsern Glanz und auf seltne Handschriften, aber wohl, wenn man auf Brauchbarkeit, auf die Menge neuer Schriften in allen Fächern, und insonderheit auf die Bedienung und Leichtigkeit sieht, mit welcher man Bücher erhalten und benutzen kann, die Erste und Brauchbarste unter allen mir Bekannten ist, die *Berliner*, *Pariser* und *Londner* öffentlichen Büchersammlungen nicht ausgenommen. Davon habe ich mich durch den Augenschein und durch absichtliches Nachfragen nach kleinen Diſsertationen und längst vergessenen Büchern, die ich jederzeit sogleich erhielt, überzeugt. Es ist nicht zu leugnen, daſs der, um *Göttingen* nicht allein, unsterblich verdiente *Heyne* mehr Mittel in Händen hat, der studirenden Jugend Liebe zur Philologie und den sogenannten Humanioren einzuflöſsen, als der ebenfalls gelehrte Professor *Wolf* in *Halle*, und daſs er seit weit längerer Zeit und glücklicher diese Studien verbreitet. *Göttingen* könnte endlich einen groſsen Vorzug vor den meisten Universitäten und vor *Halle* durch das

Prediger-Seminarium und Pastoral-Institut haben, wenn diese Anstalten ausgedehnter wären. Aber das ist auch Alles; das ist des groſsen Aufhebens nicht werth, welches man von *Göttingen* macht, und welches vielleicht seinen Grund mehr in dem Selbstgefühl der Professoren und in dem Einverständniſse derselben, sobald es auf ihren und der Universität Ruhm ankömmt, als in wahren Verdiensten und Vorzügen hat. Die *Göttinger* handeln auf gut *englisch in Corpore* gegen alles Fremde und Auswärtige, und rühmen sich untereinander bei allen Gelegenheiten. Die Macht eines solchen *Esprit de corps* ist bekannt genug, und das Sprichwort, *audaces fortuna juvat*, gilt von Gesellschaften, wie von einzelnen Menschen.

In den Hauptsachen sind sich beide hohe Schulen gleich. Brodt-Wissenschaften werden auf Beiden gut, in *Halle* doch vielleicht beſser, vorgetragen, und die Studenten beider Orte gehören noch zu den fleiſsigsten mir bekannten Universitäts-Bürgern. Aber in *Halle* und *Göttingen* ist die Liebe zur Lectüre selten und für die Kunst geschieht Nichts. Es fehlt an Aufmunterung zum Studiren, an Gelegenheiten zu praktischen Uebungen, an aller Aufsicht. Die Sitten der Studenten sind schlecht, und die Gefahren, Leib und Seele, Geist und Herz zu vergiften, beinahe unvermeidlich. Es fehlt ganz an zweckmäſsigen Lesegesellschaften; die meisten jungen Leute lesen nicht einmal Zeitungen und Journale, und wenn diese gleich mehr eine Erhohlung für Männer, als ein Studium für Jünglinge seyn sollen, so kann man doch sicher schlieſsen, daſs Jeder, der in unsern Tagen nicht Journale lieset, andere Bücher noch weniger lesen wird, und sich für die Wissenschaften nicht interessirt. In *Halle* hat man an praktischen Vorübungen für Theologen, die gleich, sobald sie von der Universität kommen, als öffentliche oder Privatlehrer, als Candidaten oder Prediger zu würken anfangen sollen, kaum gedacht, und das Prediger-Seminarium, wie das damit verbundene, von Herrn *Sextroh* gestiftete, Pastoral-Institut in *Göttingen*, durch welches nur wenige junge Leute gebildet werden, erschöpft die Erwartungen auch nicht, welche Patrone von Kirchen und Schulen, und Privatleute, die ihre Kinder jungen Theologen anvertrauen müſsen, sich zu machen berechtiget sind.

Was für die Kunst geschieht, ist so gut, und war, als ich studirte, weniger als Nichts. Aesthetik wird von Zeit zu Zeit gelesen: aber die Theorie gehört am wenigsten für ungeübte Jünglinge. Von Kunstschulen zur Bildung des Geschmacks durch Anweisung, Modelle und gute Muster, von Uebungen in der Dicht- und Rede-Kunst, weiſs man Nichts; von gewiſsen Gelegenheiten, Zeichnen und Mahlen zu lernen, schweigt man billig aus Schonung. Der Umstand, daſs diese Gelegenheiten noch benutzt, jene vortrefliche Vorlesungen über die Aesthetik hingegen so sparsam besucht werden, rechtfertigt die Behauptung am aller besten, daſs für die Kunst Nichts gethan wird, und die meisten Studenten von den bildenden Künsten gar Nichts wiſsen. Und doch werden Kunstgefühl und ein feiner Geschmack je länger je mehr nöthig, theils als Lebensgenuſs und Ersatz für die thierisch-sinnlichen Freuden, die der nüchterne nachdenkende Mensch kaum kostet, theils als ein Damm gegen die grobe Wollust, in welcher unsere Zeitgenossen eine Schadloshaltung für die übrigen verlohren gegangenen sinnlichen Genüsse zu suchen scheinen, und der sie sich immer ungescheuter überlaſsen werden, je mehr die vormaligen Dämme gegen dieselbe, die guten mit den schlechten, nemlich harte Gesetze, wirkliche oder eingebildete Schande, das Kopfſchütteln der Tanten und Muhmen, die Möglichkeit früh einen eignen Herd zu haben, die Religion u. s w. durchlöchert sind. Daſs aber feine durch die Kunst gebildete Gefühle vor grober Wollust bewahren, scheint mir auſser Zweifel zu seyn. Einer meiner Freunde, ein gebildeter Mann, war schon auf dem Wege, ihr das erste Opfer zu bringen, als der Anblick eines unschuldigen schönen Mädchens und einer Rose an ihrem Busen, ihm sein Vorhaben verleidete. Dieser Sieg gehörte der Kunst; denn nur ein durch sie verfeinertes Gefühl kann durch den Anblick der Unschuld so stark erschüttert werden und den feinen sinnlichen Genuſs dem thierischen aus Wahl vorziehen. Wer hierbei an gewiſse Ausſchweifungen ausgearteter *Griechen* denkt, der vergeſse nicht, daſs alles dem Miſsbrauch unterworfen ist, und daſs wir vielleicht auch manche unschuldige Gebräuche und Redensarten derselben unrecht auslegen. Wenn ich noch mehr zur Empfehlung der Kunst sagen wollte, müſste ich fürchten, die bekanntesten Dinge zu wiederholen und Zeit und Papier zu verschwenden; denn meine Leser, die Wenigen ausgenommen, welche mit *Rouſseau*, dem undankbaren Schooſs-Kinde der Kunst, in die Wälder zurück zu kehren Lust haben, sind von dem Werthe und der Nothwendigkeit des Studiums derselben so gut überzeugt als ich, und werden also in den Wunsch einstimmen, daſs man auf unsern Universitäten kleine Kunst- und Modellen-sammlungen anlegen und geschickte Künstler und Kunstkenner ansetzen möchte, nicht um die Kunst zu lehren, denn die läſst sich so leicht nicht *lehren*; aber um jungen Leuten Geschmack daran, Neigung dazu beizubringen, und ihnen den ersten Stoſs zu geben, welches auf den vorher genannten groſsen blühenden Universitäten doch gewiſs nicht unausführbar, freilich mit 120 Thalern nicht zu bewerkstelligen, wäre; als wie viel zu einer Kunstschule für Handwerker in Halle, einer sehr lobenswerthen Anstalt, von der Akademie der Künste in Berlin jährlich ausgesetzt ist. In der Nachbarschaft von *Halle*, in einer nicht unbedeutenden Stadt, erlebte ich vor Kurzem einen auffallenden Beweis von dem Mangel an feinem Gefühl und von dem wenigen Geschmack an der Kunst, welcher hier allenfalls einen Platz verdient, theils um zu zeigen, wie wenig auch die Vornehmen in manchen Gegenden gebildet sind, theils um merken zu laſsen, wieviel geschmacklose, ungebildete Menschen verliehren.

Ich war kaum in *** angelangt, als mein Wirth, Einer der Angesehensten der Stadt, mich in ein Concert führte, walches Einer seiner Freunde gab. Männer und Frauen waren getrennt, und zwischen den beiden Zimmern, in welchen sie sich befanden, hielten sich in einem kleinen Saale die Spielleute auf. Ich sehnte mich, nachdem die gewöhnlichen Complimente gewechselt, und einige Wetterbeobachtungen angestellt waren, nach dem *Gynaeceum*, und obgleich mein Wirth mich versicherte, es sey nicht Sitte, die Damen zu stöhren, durchbrach ich doch die Kluſt, welche die Instrumente und Pulte zwischen uns befestigten, ohne Führer, in der Hoffnung, daſs man mir, als einem Fremden, der die Sitten der Stadt nicht kannte, diese Unhöflichkeit wohl zu Gute halten würde. So scheucht, stelle ich mir vor, der Iltis die sichern Hühner auf, wie diese Damen aufsprangen, als ich in ihre Mitte trat. Ihre Verwunderung und ihre Verlegenheit waren mir neu, und mit denselben Alles, was ich sahe; denn obwohl ich der alten Edeldamen, der alten Jungfern und Drathpuppen Viele gesehen hatte, war mir doch ein solches Gemisch von Schminke, Runzeln, Haartouren, verlegenen Stellen, ängstigenden Schnürleibern und Steifigkeiten aller Art noch nie vorgekommen. Die Verlegenheit machte mich zum erstenmal auf meinen Reisen stumm; ich sahe, daſs meines Erziehers Regel, sich nie vorzubereiten, wenn man in eine Gesellschaft geht; sondern von den nächsten Gegenständen die Gelegenheit zum Anfang der Unterredung herzunehmen, auch Ausnahmen leide. Ein feineres niedliches Gesicht, durch Wuchs, Anstand und Haltung ausgezeichnet, zog bald meine Aufmerksamkeit auf sich. Es war ein junges, auswärts gebildetes Fräulein. Sie hielt mich für die Angst, welche ihre Tanten und Basen mir verursachten, reichlich schadlos. Nachdem einige unbedeutende Stücke gegeben worden; bezauberte sie mich durch ein Concert, in welchem sie den Flügel spielte, und nachher durch ihren Gesang. *Schöner* und mit mehr Grazie sahe ich den Flügel nie spielen. Der übrigen Gesellschaft schien sie lange Weile zu machen, wenigstens applaudirte Niemand. Bald nach ihr aber trat ein einäugiger Chorschüler auf, baumstark, ein paar Servietten um den Hals, preſste er in fürchterlichen Baſstönen das Liebliche, *mein Töffel ist ein Mann für mich* und das eben so Bekannte; *liebst du mich wieder*, aus Lilla, heraus. Meine Schöne sahe mich bedeutend an; alle Uebrigen aber riefen *da Capo*, und bezeigten ihren Beifall so laut, daſs der Cyclop sie kaum überschreien konnte.

Bei der Beschuldigung, daſs die Sitten auf den vorhergenannten Universitäten schlecht sind, werde ich mich länger aufhalten, und einige Mittel, sie zu verbessern in Vorschlag bringen, da billig Jeder, der etwas tadelt, zeigen sollte, wie es besser gemacht werden könne.

In einer groſsen Gesellschaft fragte der Herr Hofprediger *Boysen in Quedlinburg*, nachdem viel von den Mängeln der Universitäten gesprochen worden, den in *Halberstadt* verstorbenen Consistorialrath *Struensee*, Einen der würdigsten und geschicktesten Schulmänner unserer Zeit, was er von denselben halte. Wir waren auf das Urtheil dieses competenten Richters begierig und erschraken, da er nach einer Pause und mit einem tiefen Seufzer versicherte, der Satan in der Hölle würde keine verderblichere Anstalt haben erfinden können, als die Universitäten dermalen wären. Das Urtheil ist sehr hart, und doch rührt es von einem einsichtsvollen, rechtschaffenen, sanftmüthigen Manne her, der bei einem beispiellosen Verleugnen seiner selbst, bei einer gänzlichen Aufopferung aller seiner Kräfte zum Besten seiner Anstalt, und dem seltnen Fortgang, mit welchem er sich die litterarische und moralische Bildung seiner Schüler angelegen seyn lieſs, freilich sehr gekränkt werden muſste, wenn auf Universitäten ein groſser Theil dieser mit so vieler Sorgfalt gewarteten Pflanzen verdorrte oder auswuchs. Wer selbst studirt hat, wird es so hart nicht finden. Und das ganze Publicum weiſs, wie es auf den hohen Schulen hergeht. Wie of hört man in *Halle* von öffentlichen Beweisen der Sittenlosigkeit, von groſsen Tumulten! De letzte, über welchen *Semler* schrieb, ist gewiſ noch in friſchem Andenken. Im feinen *Göttingen* verlieſsen im Herbst 1790 die Studenten die Stadt, nach einer den Handwerksburschen gelieferten *S*chlacht und kamen erst nach einer Capitulation und zugestandenen völligen Amnestie zurück. Bald nachher trieben es die Musensöhne in *Maynz* so weit, daſs der Churfürst das *Hessen-Darmstädtische* Militair nachsuchte und erhielt.

Der Schaden dieser Tumulte ist gröſser, als man gewöhnlich glaubt. Nicht zu gedenken, daſs die unschuldigen Eltern, deren Söhne daran Theil nehmen, groſse Summen bezahlen müssen, so werden immer Einige relegirt, und auſser diesen Viele in ihrem Studiren gestöhrt. Ueberhaupt aber ist die Neigung, sich mit Handwerksburschen und Häschern herumzuschlagen, verdienstvolle Gelehrte, Vorgesetzte und Lehrer durch Einwerfen der Fenster, und Pereatrufen zu kränken, so niedrig, daſs sie auf eine groſse Sittenverderbniſs schlieſsen läſst. Doch möchten diese hitzigen Fieber noch hingehen, wenn es nur der Schleichenden, weit Gefährlichern nicht so Viele gäbe. Wenn nur nicht selbst die erlaubten Vergnügungen gefahrvoll und Beweise wären, wie wenig Geschmack die Studenten haben. Die öffentlichen Aufzüge, z. B. geben jedesmal Anlaſs zu Schlägereien und Meutereien die nachher lange Zeit heimlich fortwirken, und sind in unsern Tagen beinahe lächerlich; denn wenn die Herren auch alle ihre Kräfte aufbieten, sind sie nicht vermögend einen Zug zu veranstalten, der sich in irgend einem Betracht mit einer Eskadron Cavalleristen messen könnte. Wenn nur das übermäſsige Trinken, das Raufen und Duelliren, das Schuldenmachen und Entweichen; das Müſsiggehen, das Hausen in den Tabagien, das Spielen und andere Laster nicht so gemein wären. Man wird diese üblen Gewohnheiten und Laster nie ganz ausrotten; aber die Verbrüderungen, die dergleichen wo nicht zur Absicht, doch zur gewiſsen Folge, haben, *die Orden*, und den Ton der Debauche könnte und müſste man ausrotten. Man müſste es dahin bringen, daſs die Liederlichen nicht den Ton angäben, nicht die Ersten, Geehrtesten wären, sondern wie in andern Gesellschaften ehrlicher Leute, ihre Laster im Finstern übten, wo sie hingehören. Dies Letztere ist in *Göttingen* weniger der Fall, wie in *Halle*; indeſs sind die Begriffe des Publicums von den guten Sitten

ten der *Göttinger* Studenten sehr übertrieben, und Eins ins Andere gerechnet, wenig besser, als die *Hallenser*. Der gerühmte Umgang mit den Professoren besteht in einer sogenannten und wirklichen *Cour*, welche die Studenten Sonntags frühe machen. Die Frau Professorin und Demoiselles Töchter sitzen bei denselben gewöhnlich auf dem Sopha; der Herr Professor und die Studenten stehen darneben. Einer kömmt, der Andre geht, und Viele bleiben nur wenige Minuten, um ihre schönen Kleider und köstlichen Parfüms in recht vielen Häusern bewundert zu sehen. Diese Couren abgerechnet giebt es in Halle mehr Gelegenheit, gute Gesellschaften zu besuchen, als in Göttingen, weil dort weit mehr zur Universität nicht gehörende Honoratioren und reiche Kaufleute leben, als hier. Daſs die Professoren an dem einen und dem andern Orte sich nicht viel mit den Studenten abgeben, kann man ihnen billiger Weise nicht verargen. Diese in der Regel so fleiſsige, so arbeitsame und wenig belohnte Männer können sich wohl andre Erhohlungen erlauben, als den an sich traurigen Umgang mit Studenten, der ihnen doppelt beschwerlich seyn würde, da sie mit dem größten Bedacht reden müssen, und nicht alle Pedanterei ablegen dürfen, wenn sie ihren Ru und ihr Ansehen nicht aufs Spiel setzen wollen

In *Marburg* hat man wenigstens an der Verbesserung der Sitten gedacht, und sie durc neue sehr strenge Gesetze zu befördern gesucht Aber strenge Gesetze allein bessern nicht. Inde sen ist es eine Ungerechtigkeit, wenn man verdorbene, verwilderte Menschen denselben unterwirft, anstatt sie durch gelindere Mittel zu bilden und zu bessern. Daß auch da viel zu bessern war, erhellt aus den häufigen Relegationen, die bald nach Einführung der neuen Gesetze erfolgten. Es wurden von 360 Studente in den nächsten Monaten achtzehn relegir und ich glaube, es wird ferner Viel zu besser bleiben.

Der Gesetzgeber geht von einem sehr richtigen Grundsatz aus. Die Erhaltung und Beförderung guter Sitten, heißt es in den *Marburg schen* academischen Gesetzen vom Jahre 1790 auf Universitäten, ist die wichtigste Angelegenheit für das gemeine Wohl, auf welche fast noc aufmerksamer Rücksicht zu nehmen ist, als au die Erlangung und Beförderung der Gelehrsamkeit. Nun folgen gewaltige Sprünge. — Man hoft die Studenten würden gesittet seyn, aus Gründen, die nicht angegeben werden, und — — um sie vor Ausschweifungen aller Art sicher zu stellen, schreibt man landesväterlich folgende Gesetze vor, u. s. w. Diese Gesetze sind zum Theil sehr strenge; sie relegiren nicht nur Die, die sich duelliren, sondern auch die Sekundanten und den, der das Zimmer hergiebt; ferner Diejenigen, die Pereat rufen und Fenster einwerfen, und zwar wird diese Relegation den andern Universitäten gemeldet und der Relegirte nie im Lande befördert. Soll diese Drohung erfüllt werden; so ist sie offenbar zu hart. Das Gesetz hingegen, nach welchem Die, welche den Vorlesungen gar nicht beiwohnen und nichts lernen wollen, das *consilium abeundi* bekommen, gefällt mir sehr wohl: denn die Verächtlichkeit des Müssigganges kann man jungen Leuten nicht fühlbar genug machen, und man ist ihnen und ihren Eltern eine ernstliche Erinnerung schuldig, wenn sie sich demselben ergeben. Die besten Gesetze aber können den alten eingewurzelten Schaden nicht heilen: Ich wage einen andern Vorschlag, den ich der Kürze wegen für die Universität *Halle* einrichte, der aber auf jede andere hohe Schule angewendet werden kann.

Bei diesem Plane setze ich voraus, daſs es wünschenswerth ist, einen andern Ton und bessere Sitten unter den Studenten einführen zu können, und daſs man kaum fodern, wenigstens nicht erwarten, kann, daſs die studirende Jugend — ohne auf Erhohlungen und Vergnügungen zu denken — sich ganz allein ernsthaften Geschäften widmen sollte, wohl aber fürchten muſs, daſs sie sich, so lange man nicht für anständige Erhohlungen sorgt, ausschweifenden Vergnügungen überlassen werde. Es wird mit einem Worte vorausgesetzt, daſs die Studenten Rath, Leitung und Aufmunterung brauchen, wenn sie besser werden sollen. Wie die Sachen jetzt stehen: muſs man sich wundern, daſs es nicht noch wüster und ausgelassener in *Halle* hergeht: denn die meisten Jünglinge sind nur ordentlich, gesittet und fleiſsig, um die Zufriedenheit ihrer Eltern und Gönner zu erhalten und einst Brodt zu haben. Liebe zum Ruhm findet sich nur bei Wenigen, und ist in der Regel mehr Motiv zu ungewöhnlichen und seltenen, als zu häuslichen stillen, Tugenden. Leute, aus aller Verbindung mit ihren Eltern, Wohlthätern und künftigen Beförderern gerissen, haben also allen Anlaſs, ungesittet und träge zu seyn. Und in dem Fall befinden sich die meisten Studenten. Fern vom Vaterlande, sicher daſs Niemand den Eltern ihre Aufführung melden darf, glauben sie ungestraft ausgelassen und, wenigstens Anfangs, unfleiſsig seyn zu können. So werden Viele gleich in der ersten Zeit wild und träge, und können sich nachher, der bessern Vorsätze ungeachtet, nicht wieder an Fleiſs und Ordnung gewöhnen, so lange sie in *Halle* sind. Denn es bekümmert sich Niemand um ihre Aufführung und um ihre Erhohlungen; es leitet Niemand ihren Geschmack und ihr Studiren. Die jungen Leute wissen oft kaum, welche Collegia, in welcher Ordnung, und bei wem sie sie hören sollen. Vor etwa zehn Jahren wurde es den Professoren sogar verboten, ihnen darin Rath zu ertheilen, welches ich nicht für Scherz zu halten bitte. Ich muſs indessen bemerken, daſs einige Profeſsoren diesen Befehl aus Privatabsichten bewirkt hatten.

Könnte man ein Mittel finden, die Studenten mit ihren abwesenden Verwandten und künftigen Beförderern in Verbindung zu erhalten, und ihnen dergestalt das Motiv zum Fleiſs und zu einer guten Aufführung zu lassen, dessen die meisten Menschen bedürfen und das jungen Leuten doppelt nöthig ist; wie auch den Geschmack und das Studiren derselben zu leiten und ihnen anständige Zeitvertreibe zu verschaffen; so würden die jungen Leute mit der Zeit gewiſs ordentlicher und fleiſsiger werden. Der Professoren Geschäft kann daſs nie seyn. Sie können den Studenten nicht schlechte Zeugnisse geben; auch thun sie es nie, weil ihr Beifall zu viel dabei leiden würde. Ihr Studiren erlaubt ihnen nicht einmal auf das Betragen der Studenten besonders acht zu haben. Noch weniger aber haben sie Zeit und Lust, sich um die Vergnügungen, um die Bildung, um die Lectüre und um das Studiren ihrer Zuhörer zu bekümmern.

Die Universität hatte einen Kanzler; aber *ein* Mann, und ein Mann an Stand, Alter und Geschäften so weit von den Studenten entfernt, als jeder Kanzler von ihnen entfernt seyn wird, kann das Geforderte nicht leisten.

Sollte es daher nicht gut seyn, wenn Männer angesetzt würden, die weiter Nichts zu thun hätten, als mit den Eltern einer Zahl ihnen anvertraueter Studenten zu correspondiren, den Studenten freundschaftlich zu rathen, wie und was sie studiren müſsten, Lesegesellschaften einzurichten, der Jugend Liebe zur Kunst und Geschmack an den schönen Werken derselben einzuflöſsen, Concerte, vernünftige Spiel- und Tanz-Gesellschaften zu veranstalten, gelehrte und litterarische Zusammenkünfte zu halten, u. s. w.

Diesen *Erziehern* müſsten die Gelder der Studenten überschickt werden: so kämen sie in einen Briefwechsel mit den Eltern und gäben ihnen von dem Betragen ihrer Söhne Nachricht. Allenfalls könnten auch die Landes-Collegia Berichte darüber fordern, wodurch ihr Ansehen sehr vermehrt werden würde. Wenn es ihnen zur Pflicht gemacht wird, die Vergnügungen der Studenten zu leiten; so geschiehet es in der Ueberzeugung, daſs es wichtig ist, jungen Leuten zu anständigen Erhohlungen Gelegenheit zu geben, weil sie sonst Unanständige und Verderbliche wählen, in der Ueberzeugung, daſs dies das geschickteste Mittel wäre, den Geist der *hallischen* Sitten, den wilden rauhen Ton der Studenten zu reformiren.

Die Zahl dieser Erzieher könnte auf zwölf, und jeder etwa über vierzig Studenten gesetzt werden, die ein thätiger Mann in einem nicht weitläuftigen Orte wohl übersehen kann, um so mehr da die Studenten eben nicht versteckt zu handeln pflegen, und es unter Vierzigen nur etwa zehn muntere, unruhige Köpfe giebt. Nur die beguteren Studenten bedürfen solcher Aufsicht; die Armen ahmen diese, einer bekannten Erfahrung zufolge, in Allem nach, und würden an jenen Anstalten, auf mancherlei Weise, besonders an den zu errichtenden Lesegesellschaften, Theil nehmen können.

Wollte der *König* diese Männer nicht besolden; so könnte vielleicht folgende Einrichtung getroffen werden. Jeder Student, der 200 Thaler und drüber verzehrt, gäbe sieben bis acht Procent für den Erzieher — ein Procent bekommt jetzt gewöhnlich der Briefträger; dies fiele weg, wenn das Geld nicht an den Studenten geschickt würde. — Da viele 500 und mehrere Thaler verzehren; würden die 480 unter Aufsicht Stehenden, auf solche Weise, etwa 12,000 Thaler liefern. Davon erhielte jeder Erzieher 1,000 Thaler; nicht zu viel, wenn man rechnet, daſs der Umgang mit den Studenten mancherlei Aufwand fodert, daſs es gut seyn würde, wenn diese Männer verheirathet wären, damit sie sich nicht selbst zu Ausschweifungen verleiten lieſsen, und daſs sie *durchaus* keine Art Unterricht für Geld den Studenten ertheilen, oder sonst auf irgend eine Weise von ihnen auſser dem, was von der Regierung bestimmt wäre, Etwas annehmen müsten: denn der Client kann nicht Censor und Aufseher seiner Gönner seyn. Dazu könnte man ihnen einen Titel, der sie den Professoren gleich machte, und das Versprechen geben, längstens in zehn Jahren weiter versorgt zu werden: denn diese Männer müsten jung seyn; müſsten noch halb aus Neigung an den jugendlichen Vergnügungen und Arbeiten Theil nehmen. Vor allen Dingen müſsten sie endlich in gar keiner Verbindung mit dem akademischen Senat, sondern bloſs unter dem Curatorium, stehen.

Die Ausführung dieses Plans wäre vielleicht das einzige Mittel, einen bessern Ton unter den Studenten einzuführen, worauf es recht eigentlich ankömmt. Dennoch würde er viel Widerspruch leiden müssen; vor allen Dingen von den Professoren. Indeß könnten sie sich mit der Hofnung trösten, nun nicht mehr so oft um ihr Honorarium gebracht zu werden, als es jetzt geschieht, und die Zahl der Zuhörer vermehrt zu sehen; denn die Universität würde dadurch in Aufnahme kommen, und die jungen Leute würden mehreren Vorlesungen beiwohnen. Gründliche Klagen könnten sie überdem nicht führen, denn der Staat hat ein unzubezweifelndes Recht zu diesen und ähnlichen Anstalten, ein Recht, welches sich auf das allererste Gesetz denkender Wesen — consequent zu seyn — gründet. Und mich dünkt, der Staat begeht eine Inconsequenz, wenn er junge Männer, die er nachmals ernähren und zu den wichtigsten Absichten brauchen muß, ungestöhrt verwildern läßt. Da überdem jeder Privatmann seinem Sohne in Halle einen Hofmeister zu halten befugt ist; wie sollte der Staat nicht Einige ernennen dürfen? Am wenigsten könnten die Eltern, welche die Aufsicht bezahlen sollen, unzufrieden seyn; denn sie laufen jetzt Gefahr, zehnmal mehr zum Nachtheil ihrer Kinder an Schulden und Prozeſs-Kosten bezahlen zu müssen, als sie bei der neuen Einrichtung zum offenbaren Vortheil derselben geben würden.

Es ist um so mehr zu bedauern, daſs an einer solchen Sitten-Verbesserung so wenig gedacht wird, da es in *Halle* und *Göttingen* so viele gelehrte Docenten, und Gelegenheit genug giebt, nützliche Kenntniſse zu erlangen. Auch für letztere hat man nicht immer mit gleichem Eifer gesorgt; sonst hätte man einen *Schütz*, einen *Grieſsbach*, einen *Mangelsdorf* und *Fabri* nicht gehen lassen, die man zu seiner Zeit leicht genug an *Halle* fesseln konnte.

Die letzte Vorlesung, die ich in *Göttingen* hörte, war mir von Allen, welchen ich je beigewohnt habe, die Angenehmste, und gehört gewiſs zu den Interessantesten, die je gehalten worden. Der Herr Professor *Lichtenberg* hatte nemlich bei meinem letzten Aufenthalt daselbst die Güte, mir und einigen andern Freunden, die von ihm in *London* gesammleten, jetzt aber der Universitäts-Bibliothek überlaſsenen, *Hogartschen* Kupfer zu erklären. Leider läſst es sich in der Kürze nicht so nacherzählen, wie viel die *Hogartsche* Laune, Kraft und Wahrheit in der Darstellung durch *Lichtenbergische mündliche* Kommentare, feine und scharfsinnige Bemerkungen, und weite Seiten-Blicke gewinnt!

Von der gröſsten Merkwürdigkeit der oft genannten Universitäten und von den lebenden Professoren ein Mehreres zu sagen, würde unbescheiden seyn; aber von einigen Anstalten in *Halle* noch ein paar Worte.

Die ansehnlichste und gröſste ist das *Waisenhaus*. Unter Protestanten giebt es kaum einen redendern Beweis von der Macht des frommen Eifers: denn es ist eine kleine Welt; aber es geht auch in derselben, wie in der groſsen Welt, ziemlich unordentlich her. Die Finanzen sind so derangirt, daſs man der Wohlthätigkeit hat Grenzen setzen müssen. Die Schüler leben unordentlich und liederlich und die Lehrer, junge, ungeübte, unerfahrne Studenten, können gröſstentheils nicht viel leisten. Die Anstalt ist mit einem Worte zu groſs und unübersehbar, wenigstens nicht von der Art, daſs ein paar gelehrte Professoren, bei ganz andern Berufsgeschäften, sie in müſsigen Stunden regieren könnten.

Besser und lobenswerther fand ich vor einigen Jahren die *Armen - Anstalten*, die allem Betteln glücklich Einhalt thun, und besonders [illegible] Absicht des Einsammlens der Beiträge Nachahmung verdienen. Die Bürger verwalten nemlich dieses Geschäft selbst, so daſs jeder alle vier Jahr einmal in funfzehn Häusern sammlet; in diesem kleinen ihm bekannten Kreise nicht so leicht jemand übersieht, und sich das Wiederkommen nicht verdrieſsen läſst, wenn die Leute nicht zu Hause sind. Es ist unglaublich wie viel die Collecten bei dieser sorgsamen Art zu sammlen gewinnen; denn geben geringe Leute gleich nur wenig, so macht die groſse Anzahl derselben ihre Beiträge doch wichtig.

Zu den lobenswerthen Anstalten gehört auch die *gelehrte Gesellschaft*, in der fast alle hallische Gelehrten sich Mitwochs Abends nach fünf Uhr ohne Zwang und bestimmte Gesetze unterhalten, und die ich bei meinem Aufenthalte in *Halle* immer mit Vergnügen und Nutzen besucht habe: denn sie nimmt jeden Fremden willig und gut auf.

IV.

REISE ÜBER DEN ST. GOTTHARDSBERG, UND DURCH DAS LIVINERTHAL:

EINE DER WILDESTEN GEGENDEN ITALIENS.

Hic est Italia, hic est Italia, sagte der alte wohlbekannte Capuziner *Franz*, der Aufſeher des Hospitiums auf dem St. Gotthardsberge, einmal über das andre, ſo oft ich ihn fragte, wo denn *Italien* eigentlich anginge. Ich hoffte nemlich am folgenden Tage, im Herabſteigen vom Gotthard, dieses paradiesische Land zu erreichen, und wollte gern wissen, wie weit ich noch davon entfernt wäre. Unzählige, von ältern und neuern Dichtern gezeichnete, und von den neuesten Reisebeschreibern so üppig ausgemahlte, Bilder von Italiens anmuthigen Gegenden schwebten meiner Seele zu lebhaft vor, als daſs ich die kleine Ebene auf dem Rücken des Gotthards, in welcher der gutmüthige Pater die Reiſenden bewirthet, für den Eingang von Italien hätte halten, oder mich überzeugen könrien, daſs es nicht weit davon, mit dem Liviner-Thal, da wo der Teſsino sich mit zweien andern kleinen Bächen vereinigt, seinen Anfang nehme. Welſchlands Citronenwälder hätten, meiner Meinung nach, doch wenigstens herüber duften, die köstlichen Reben, wie sie an hohen Bäumen sich herauf ranken und sie durch Laubgehänge schwesterlich vereinigen, sich zeigen, oder doch ein laues Lüftchen mich anwehen ſollen; der Kunstwerke nicht zu gedenken, die mit jeder Erinnerung an dieſes Land unzertrennlich verbunden sind.

Statt dessen sahe ich nackte Felsen, ein einfaches Wirthshaus, weit und breit keine Spur von Vegetation, und fror mitten im Sommer unter meinem teutschen Ueberrock, wie man auf einer Höhe von beinahe 1,100 Toiſen über dem Meere, in einer Gegend frieren muſs, der die Sonne im Jahre kaum achtzig mal heiter erſcheint, da in den übrigen Tagen Schnee, Hagel, Sturm, kurz trübes Wetter ihren Strahlen den Eingang wehren. Hier ging das Italien der Geographen an; das Italien der Dichter ſollte ich erſt zwei Tage ſpäter auf dem Wege nach Mailand betreten. Aber ein neidisches Geschick wollte es anders. Ich sahe das Paradies der Erde nicht, sondern muſste aus Gründen, die das Publikum nicht interessiren, in Aivolo, dicht unter dem Gotthard, die Reise ins Mailändiſche aufgeben, und rechts durch einen Theil des Liviner-Thals, den ödesten und rauheſten Theil Italiens, mich durchwinden, um schnell nach Bern zu kommen.

Ich kann also vor jetzt auch nur diese italienische Wildniſs beschreiben. Vielleicht iſt das meinen Lesern, als Kontrast zu den anmuthigen und schönen Bildern Italiens, mit welchen sie bisher erfreuet wurden, nicht unangenehm; ja ich kann wol gar hoffen, daſs die Schilderung einer rauhen, öden Wildniſs, eines demokratisch-rohen Völkchens, ungebahnter, mühſamer Wege, in dem gegenwärtigen Augenblick *) demokratisch-wilder Gesinnungen und politischer Versuche auf unbekannter unsicherer Bahn mit der Stimmung eines Theils des Publikums besser harmonirt, als Gemählde des lieben, milden Italiens, und ſeiner abgeſchliffenen Bewohner. Mein Gotthard iſt mit seinen Höhen auch wenigstens eben so berühmt, als Rom mit seinen sieben Hügeln, und wenn es auch nur Nebenumstände sind, die ihn so bekannt machen; so ist er doch nun einmal im verjährten Besitz dieses Vorzuges, und eine Reise über denselben allenfalls einer Beschreibung werth.

---

*) Im Herbſt 1792.

Sonst habe ich mich oft gewundert, daſs in Frankreich, England, Holland, und wo ich geweſen bin, nur immer nach dem Gotthard gefragt wird, und des Vaters aller Berge der alten Welt, des Mont blanc, so selten, der Berner Gebirge, des Blümlis-Alp, der Jungfrau u. s. w. gar keine Erwähnung geschieht, obwol sie weit höher, als der Gotthard sind; bis ich gewahr ward, daſs er seinen Ruhm den Reisenden und Kaufleuten, die zu Tausenden jährlich über seinen Rücken gehen, und den Flüſsen verdankt, die von ihm herab durch halb Europa und zuletzt in mehrere Meere flieſsen. In der That ist mir auf dem ganzen Erdboden kein Plätzchen bekannt, auf welchem man den Quellen so vieler groſsen Flüſse so nahe wäre, als hier auf der kleinen Ebene beim *Hospitium*. Wenn auch der Chevalier *de Boufflers* die Sache sehr übertreibt, indem er schmutzig, aber witzig genug, vom

Gotthard seiner Mutter meldet: *Si votre petit chich étoit ici, il pourroit piſſer tout d'un coup dans les deux mers;* so entspringen doch der Rhein und Tessino nicht weit von hier, und die Reuſs und Rhone auf der Furka, dem ganz nahen Nachbar des Gotthards. Eine neue Reisebeschreibung über diesen Berg von Stäg bis Airolo muſs, ſo Viele es deren auch giebt, doch manches Neue enthalten, wenn der Verfaſser mit eignen Augen zu sehen gewohnt ist; und das Ende meiner Erzählung wird gewiſs den Reiz der Neuheit haben, da es sich mit einer Gegend, die meines Wissens noch nie beschrieben worden ist, nemlich mit dem Thal, in welchem Bedretto und Spital all' acqua liegen, und mit einem wenig gebahnten Wege über den Grieſsberg nach *Zum Loch* im Walliserlande beschäftiget.

Schon von Altdorf, dem Hauptort im Canton Uri, an, über zehn Stunden von dem Wirthshause auf dem Gotthard entlegen, steigt man; doch hebt sich die Gegend anfangs bis am Stäg ziemlich ſanft. Hier übernachtete ich, um des andern Tages gewiſs und bequem bis auf die Spitze des Gotthards zu kommen. Den Weg von Altdorf bis hierher legte ich etwa in zwei Stunden unter schauerlich groſsen und angenehmen Empfindungen zurück. Er schlängelt sich in einem tiefen Thale zwischen den höchsten Alpen, an welchen hier und da Sennhütten in Schwindel erregender Höhe hängen, neben der wilden, laut brausenden, Reuſs fort, und gewährt in unzähligen Krümmungen immer neue Aussichten, alle in ihren Hauptbestandtheilen sich gleich, und sich doch so wenig ähnlich, doch immer so neu, so überraschend, so anziehend. Wie man mit den immer gleichen Buchstaben des Alphabets unzählige Gedanken ausdrücken und die mannichfaltigsten Empfindungen erregen kann; so sind auch die Bergaussichten der Schweiz unendlich verschieden in sich und in ihren Wirkungen auf das Gemüth des Reisenden, wenn sie gleich immer aus reiſsenden Strömen, Wasserfällen, Bergen, Felswänden u. s. w. zuſammen gesetzt sind.

Stag oder *am Stäg*, wie es die Einwohner nennen, ist ein unbedeutendes Dörfchen, vormals der Sitz eines Edelmanns, oder *Junkers* auf gut Schweizerisch, wie man aus den Ruinen eines alten Schlosses ſieht. Ziemlich sanft flieſst der Krescheler-Bach durch dasselbe und ergieſst sich nicht weit von hier in die Reuſs, die man in der Ferne rauschen hört. In einem für die Schweiz mittelmäſsigen, für einen Teutschen aber überaus bequemen, ſchönen Wirthshause war mir sehr wohl. Der Mond schien hell, und machte in der Nacht das enge Thal noch schauerlicher und melancholischer, als es am Tage war. Fesselte mich dieser Anblick so sehr, oder bezauberte mich das harmonische Geläut der Saumpferde, die Karavanen-Weise von dem Gotthard herab kamen; genug ich konnte erst sehr spät, oder, eigentlich zu sagen, sehr früh am andern Morgen mich zum Schlaf bequemen. Die Saum- oder Packpferde reisen gern in hellen Nächten, um nicht von dem Ungeziefer geplagt zu werden; sie sind mehrentheils schwarz, nicht sonderlich hoher, aber sehr starker, Art. Sie tragen auf ihrem Rücken Alles, was, auf diesem Wege, in Italien ein-, und von daher ausgeführt wird; daher man sich nicht wundern kann, daſs deren jährlich mehr als 9,000 hier vorbei kommen. Sie ziehen in Haufen von zehn, zwölf und mehreren. Das Erste trägt eine ziemlich groſse Glocke am Halse, die Andern haben Schellen, wie unsere

Schlittenpferde. Bedächtig und Schritthaltend gehen sie Eins hinter dem Andern; man hört ihr Geläut aus weiter Ferne, und es hat etwas Harmoniſches, Feierlich-ernſthaftes. Alle, die ich sahe, trugen ovale, mehr breite, als runde Fässer; Eins immer zwei, so daſs auf jeder Seite ein Faſs hing. Dieſe ſchmalen hohen Gefäſse sind in den engen Wegen nöthig, und liegen auch besser an, als die von runder Geſtalt. Sie waren Alle mit italienischen Weinen angefüllt, welche die Schweizer, trotz ihrer strengen Luxus-Geſetze und patriotischen Einrichtungen zur Vermehrung der Consumtion inländischer Weine, so gern trinken: wie man denn *nirgends* mehr fremde Weine auf allen Tafeln sieht, als in der Schweiz, wo *allein* der Genuſs derselben den Gesunden verboten, und nur den Kranken erlaubt ist.

Diesem beträchtlichen Handel mit Italien zu Ehren unterhält der Canton Uri die Gotthards-Straſse, die, das beständige Steigen abgerechnet, sehr bequem und sicher ist. Die Anlage des Weges muſs viel gekostet haben, da oft groſse Felsen weggesprengt, oft an denselben Mauern gezogen werden muſsten, welche den Weg halten oder ausmachen. Er kriecht immer an der Reuſs, bald rechts, bald links an derselben fort, daher wol zehn Brücken über den Strom gehen, deren Unterhaltung koſtbar ſeyn muſs; und doch sind sie, wie der ganze Weg, in sehr gutem Stande, so daſs man im Gehen ungestöhrt, ohne Beſorgniſs, zu fallen oder zu gleiten, mit vollen Zügen die erhabenen groſsen Bilder einsaugen kann, die sich jeden Augenblick dem Auge des Wanderers darbieten. Diese Sicherheit des Weges contrastirt ſehr angenehm mit dem Schauerlichen in den Aussichten, in den unermeſslichen Höhen der Felswände, in der Tiefe der Praecipizen, in der Kühnheit, mit welcher oft kolossalische Felsen-Massen weit vorspringen; in den häufigen Wasserfällen, die sich von den Höhen in den Strom ergieſsen, und in der Ferne den Weg zu sperren scheinen, unter welchen man nachher aber sehr sicher und kaum leicht benetzt durchgeht; in den rauschenden oft hohen Fällen der Reuſs, und insonderheit mit den groſsen Felsenblöcken neben dem Wege, die oft im Herabstürzen die grösten Bäume mit fortreiſsen, und, als wäre ein Erdbeben vorhergegangen, umkehren, so daſs die Wurzel oben, die Krone unten liegt.

Von Stäg bis Urſern steigt man sechs Stunden ziemlich steil, aber unter dem beständigen Donner der brausenden Reuſs. Bei der Wildheit der Gegenden, die ich so rauh und majestätisch noch nie sahe, fühlte ich die Beschwerden des beständigen Steigens nicht. Von den vielen Brücken, über welche man geht, sind nur die *Pfaffen*- und *Teufels-Brücke* auswärts bekannt, obwol sie Alle ohngefehr gleich merkwürdig sind. Die Pfaffen-Brücke ist wegen des überaus hohen Falls berühmt, den die Reuſs hier macht, und wegen der Tiefe des Thals, oder Bettes des Flusses, über welches sie führt; die Teufels-Brücke ist aus eben der Ursach, und wegen der Wildheit und Majestät der Gegend, in welcher sie liegt, merkwürdig; sonst war sie nicht viel schwerer zu bauen, als alle Uebrigen. Sie bestehen Alle aus einem hohen steinernen Bogen über das bald mehr bald weniger tiefe Bett des Flusses. Der Bogen der Teufels-Brücke hat im Durchmesser 66, und in senkrechter Höhe, vom Schluſsstein des Bogens in die Reuſs herab, 63 Fuſs.

Sobald man Stäg verlassen hat; beleben einige erhebliche Fälle der eilenden Reuſs, und die Katarakten, die von den hohen, das enge Thal einschlieſsenden, Bergen in die Reuſs herab stürzen, die Gegend, und benetzen, in Nebel aufgelöset, den Wanderer. Diesseits und jenseits der Pfaffen-Brücke ist noch Vegetation: man sieht schönes Gras und Bäume; aber hinter *Wasen* oder *Wassen*, einem Dorfe am Wege, bei welchem der Fluſs Meyen in die Reuſs fällt, wird die Gegend ſehr wild und kahl, und hinter einem andern *Dorfe*, Göschenen oder Göschinen genannt, ein und eine halbe Stunde diesseits der Teufels-Brücke, sieht man weder Bäume, noch Gebüsch, weder Gras, noch Pflanzen. Ein groſser Bach, der von den hinter diesem Dorfe gelegenen Gletschern kömmt, stürzt sich hier laut-tönend in die Reuſs. Zu dieſer Wildheit passen ungeheure, blendend weiſse Schneeberge sehr gut, die man auf dem Wege zwischen Wassen und Göschinen in der Ferne liegen sieht. Die Gegend zwischen Göschinen und der Teufels-Brücke, Schöllenen genannt, übertrifft Alles an Wildheit und ungeheurer Gröſse, was ich bis dahin gesehen hatte, und wird in dieser Rücksicht, so viel ich weiſs, nur von der Via mala, und einigen Parthien beim

Mont blanc übertroffen. Je näher man der Teufels-Brücke kömmt, desto erhabner und gröſser werden die Gegenstände, desto höher die Felsen, an welchen man dicht weg geht, und die gegen über stehenden Bergwände, von welchen man durch den Fluſs getrennt iſt; desto lauter wird der Donner der fallenden Reuſs. Kein Grashalm, kein Strauch, keine Erdscholle belebt die Scene: nackte, hohe, schroffe Felsen stehen ernst und wild da: kleine Kapellen, Kreuze oder Leichensteine erinnern an die Reisenden, die auf der Stelle verunglückten, wo sie errichtet sind: nur der tobende, Alles zermalmende, Alles mit sich fortreiſsende Strom lebt hier, wo selbst die Winde nicht durchdringen, und nur selten hier und da, in der Mittagsstunde, einzelne Strahlen der Sonne den Eingang finden können. Das Schauderhafte und Melancholische der Scene wird durch die Warnungen der Führer vor jedem Geräusch vermehrt. In dieser todten Erdkluft soll auch der Wanderer nur halb leben. Man darf kein Wort sprechen, um nicht durch den Schall, oder durch aufgeschreckte Gemsen und andere Thiere einen Steinregen zu verursachen, die hier sehr häufig, und oft, wenn groſse Steine mit fortgewälzt werden, gefährlich sind. Die Furchtsamkeit der Eingebohrnen mag übertrieben seyn; aber sie brauchen nur auf die eben erwähnten Denkmahler verunglückter Vorgänger zu weisen, um Glauben und Gehorsam zu erzwingen.

Auf der Brucke, die in jenen finſtern Zeiten verloren gegangener Kunste der Teufel muſste gebauet haben, die aber wahrscheinlich von den Gothen sich herschreibt, die, aus Italien durch die Longobarden vertrieben, sich hier sollen niedergelassen haben — auf der Brücke sieht man den Fall der Reuſs, dem Laufner Rheinfall ähnlich: doch ist die Wassermasse nicht so groſs, noch der Sturz so hoch. Der Donner der schäumenden Reuſs, vermehrt durch das Getöse naher und ferner Bäche, ist schrecklich. Die Brücke scheint sogar davon erschüttert zu werden, oder wird, wie Andere behaupten, wirklich bewegt. Unaufhaltbar und unaufhörlich stürzen in den unersättlichen Schlund die Wellen herab. Brausend und schäumend tobt unter der Brucke das Wasser, und Wolken leichten Wasserstaubes steigen aus dem Schlund, gleich Rauchwolken, empor Etwas milder ist die

Aussicht, wenn man hinter sich blickt. Man verfolgt hier ziemlich weit den zum Theil an den Felsen angemauerten Weg, wenn er sich gleich in Krümmungen zuweilen verliert, und sieht in der guten Jahrszeit beständig mehrere Reisende. Ich sah auch Damen zu Fuſs und Pferde darauf.

Bei der Teufels-Brücke wurde es zuerst so kalt, daſs ich meinen Ueberrock anziehen muſste, obwol die Sonne zuweilen mich traf, wenn es die Krümmungen der Berge erlaubten. Jenseit derselben hat man eben so unermeſslich hohe und gerade Felswände zur Linken, als man vorher zur Rechten hatte, und steigt dreihundert Schritt einen sehr steilen Weg herauf bis an das Urner-Loch. Diesen einige siebenzig Schritt langen Gang durch einen Granitfelsen, einem schmalen Festungs-Thor ähnlich, brach *Peter Moretini* Ao. 1717 durch; die Kosten beliefen sich auf 8,000 Gulden, die nicht besser angewendet werden konnten. Eine sieben Fuſs hohe, und drei Fuſs im Durchmesser breite, Oefnung in der Mitte desselben, soll ihm Licht geben; aber der Gang ist dennoch dunkel. Ich eilte ungeduldig durch und erwartete hinter einem so schauerlichen Eingange noch wüstere Gegenden, als die, die ich verlassen hatte; aber wie betroffen, wie entzückt stand ich da, als das Urſernthal, eine Ebene gegen vier Stunden lang und eine halbe breit, mit schönem fetten Grase bewachsen, durchströmt von der krystallhellen, jetzt so sanft und langsam fortgleitenden, Reuſs, geziert durch Kirchen, Dörfer und ansehnliche Ruinen eines alten Schlosses, sich vor mir öfnete. So eine angenehme Ueberraschung, so einen auffallenden Kontrast kann ein reicher Engländer, in seinem Park nicht mit Millionen bewirken. Der Anblick machte mir um so mehr Vergnügen, weil ich nicht darauf vorbereitet war. Dieses Vergnügen der Ueberraschung habe ich auf meinen Reisen sehr selten geschmeckt, so daſs ich den Reisenden aus den niedrigern Klassen diese von ihnen so oft genossene Freude beinahe beneiden mögte. Uebrigens ist dieses Thal kein Paradies: es giebt nur Gras, und, wie ich höre, jetzt etwas Kartoffeln. Bäume wachsen hier nicht, ein Tannen-Wäldchen abgerechnet, welches, als die Schutzwehr des Dorfs Ursern gegen Schnee-Lawinen, sehr sorgfältig unterhalten wird. Die Einwohner müssen das Holz von unten herauf holen. Es würde, begränzt von hohen Felsen, angefüllt mit ärmlichen Hütten, unter andern Umständen vielleicht keinen sonderlichen Eindruck machen; aber wenn man gleichsam aus dem Grabe hervorgeht, scheint es paradiesisch zu seyn. Die Einwohner desselben leben, so wie die Bewohner aller bisher genannten Dörfer, hauptsächlich von den vielen Durchreisenden. Der Eine liefert dieses, der Andre jenes. Ich kaufte ihnen Krystalle ab, die hier, wie aller Orten am Gotthard, jedoch immer nur in der Lage gegen die Sonne, häufig gefunden werden, und einen nicht ganz unbeträchtlichen Handelszweig ausmachen. In am Stäg hat sie der Landshauptmann *Schmid*, und in Ursern der Kaplan *Reglin* feil, der viele schwarze Krystalle hat, die im Ursernthal häufig gefunden werden. Diese Herren haben aber nicht den Alleinhandel: vielmehr fallen ihnen Jung und Alt ins Handwerk. Die Letztern betrügen die Reisenden auch wohl mit Flusspathkrystallisationen, welche sie für rothe Krystalle ausgeben. Für vier Groschen bekömmt man ein ziemliches Stück, und für einen Thaler den schönsten, klarsten Krystall, groſs genug zum gröſsten Stockknopf. In den *drei Konigen*, die ich hier zum erstenmale reiten sahe, wurden wir mit prächtigen Forellen, einem Ragout von Murmelthier-Fleisch, mit Rosinen und Mandeln zubereitet, Gemsenbraten und versilberten Kuchen gut bewirthet. Der Gemsenbraten schmeckt wie Hirschfleisch; die Murmelthiere gleichen unſern Hasen im Geschmack. Ich überzeugte mich hier, wie selten wir in Teutschland Gemsenleder bekommen; denn eine Haut kostet an Ort und Stelle sechs Thaler, und erfuhr, welches mir in Genf bestätigt wurde, daſs Gemsleder auf der bloſsen Haut getragen ein sicheres Mittel gegen den Frost sey, so wie man sich der Galle dieses Thieres zur Heilung der meisten Wunden sehr glücklich bedient. Hier sahe ich auch zum erstenmal nach einiger Zeit wieder einen Wagen, der jedoch nur aus einer langen Leiter, mit zweien Rädern versehen, bestand. Kälte, — denn der Winter dauert hier neun Monate, — und der schon erwähnte Holzmangel haben zur Ersparung dieses Produkts auf doppelte Weise Gelegenheit gegeben. Man bauet Oefen von einem *Kilchstein*, wie ihn die Einwohner nennen: (wahrscheinlich ist es der *Giltstein*, der sich häufig am Gotthard findet,) welche die Wärme vier und zwanzig Stunden anhalten, und brennt *Alprosen* und *Brusch*, welches eine Art von Erica ist.

Zur Ersteigung des letzten Theils des Gotthards brauchte ich noch drei Stunden auf einem Wege, der romantisch und wild genug, jedoch in keiner Absicht mit der Gotthards-Straſse jenseits des Urner-Lochs, zu vergleichen war.

Oben auf dem Gotthard sprach Alles italienisch, und ich war, ohne es zu ahnden, nach der Versicherung des ältern Kapuziners *Franz*, in Italien. Er und sein Mitbruder sind dienstfertige Leute, die sich die Bewirthung der Fremden sehr angelegen seyn lassen. Arme Reisende versorgen sie unentgeldlich, und auch von den bemittelten fordern sie Nichts; sondern überlassen es dem Gutdünken eines Jeden, wobei sie gewiſs ansehnlich gewinnen. Pater *Franz*, der schon über zwanzig Jahre hier ist, hat dieses Hospitium ansehnlich durch einen Bau vergröſsert, der 3,000 Gulden kostete, die zum Theil in einer Collecte gesammelt wurden.

Er hat die grofsstädtische, gewifs Jedem sehr willkommene, Einrichtung getroffen, dafs jeder Fremde sein Kämmerchen und sein Bett für sich allein hat. Man zählt dieser Gemächer neun. Er bleibt den ganzen Winter auf dem Berge, wartet auf Reisende, und stellt Wetterbeobachtungen an. Er spricht ein wenig Lateinisch, und ist unterhaltend genug, wenn er nur nicht so schmutzig wäre, und so viel selbstgemachten Kräuter-Taback nähme, welches, bei dem grofsen Antheil, den er an der Besorgung der Küche nimmt, unangenehm genug ist; doch war aufser ihm Alles reinlich.

Die Gegend umher ist so wild und öde, wie ich sie vorhin beschrieben habe, und an Aussichten ist gar nicht zu denken, weil um die kleine Ebene her, in welcher das Hospital liegt, sich höhere Berge befinden. Die höchste Spitze des Gotthards, *Fieude* genannt, ist — nach **Besson** — 1378 Toisen hoch, folglich 316 höher, als die Ebene beim Wirthshause. Selbst in dieser Höhe wächst hin und wieder zwar niedriges, aber feines schönes Gras, von welchem sich Kühe und Ziegen nähren. Der Tefsino hat nahe bei der Wohnung der Kapuziner drei

Quellen; und von der Furka kömmt ein Arm desselben herab, der durch das Bedretto-Thal flieſst, und sich dann mit ihr vereinigt.

Wir übernachteten bei den guten Leuten, und reisten am andern Morgen gestärkt und erquickt sehr früh weiter. Der Abhang des Berges nach Italien hin ist viel jäher und schroffer, als der, der nach der Schweiz führt. Wir gingen durch das Liviner-Thal, an dem Teſsino lang, der hier noch wilder und ſchneller herabstürzt, als die Reuſs auf der andern Seite. Von Italien aus den Berg zu besteigen muſs über alle Beschreibung mühsam seyn, da der Weg so steil und die Arbeit so undankbar ist: denn das Liviner-Thal bleibt rauh, wild und groſsartig genug; aber doch sind die Gegenstände weder so erhaben, noch die Aussichten ſo mannichfaltig, als auf der Straſse, welche ich herauf geſtiegen war, und das Thal ist zu breit, als daſs die Berge und Felswände, welche es einschlieſsen, die gehörige Wirkung hervorbringen könnten. Beim Herabsteigen — oder Herabspringen möchte ich faſt sagen, denn man kann sich nicht aufhalten, sondern stürzt, durch seine eigne Schwere getrieben, mehr herab, als man herab geht — ist dieses weniger merkbar, weil man schnell vor den Gegenständen vorbei eilt. Die von den hohen Bergen herabgerollten Schneelawinen schmelzen auf dieſer Seite nie ganz. Reisende müssen, um weiter zu kommen, den Schnee oft mit Spaden wegräumen lassen. Die Passage über den Ponte tremulo, der wirklich unter den Fuſsen des Wanderers zittert, scheint nur gefährlich. Gefährlicher war ein kleiner Weg, welchen ich über eine Schnee-Masse machte, die, ohne daſs ich es wuſste, ein Gewölbe über den Tessino war, der in einer tiefen Kluft unter demſelben wegeilte. Wenn der im Sommer mürbe Schnee hier durchbrach, war ich unwiederbringlich verloren. An diesem Wege findet man häufig prächtige Massen von Schörl und Granaten in einem oft glimmerichten Gestein, und die schönsten Krystalle. Sonst sieht man an beiden Bergſtraſsen den härtesten Granit, und nur selten etwas Kalkstein oder Schiefer, und den Topf- oder Giltstein.

Das Verlangen, das schönere Italien, wenigstens Mailand, zu sehen, hatte mich so angespornt, daſs ich in zwei Stunden bereits in Airolo war; wo ich leider genöthiget wurde, meinen Plan zu ändern, und, über den Grimsel nach Bern zu eilen. Ich wählte den kürzesten, noch nie beschriebenen, mir damals ganz unbekannten, Weg, auf Anrathen des Pfarrers in Airolo.

In Airolo hielt ich mich nur kurze Zeit auf, weil ich noch mehrere Stunden weiter, bis Spital all' acqua reisen wollte. Es giebt auch hier nichts Merkwürdiges, auſser einem Bitterbrunnen, dessen Wasser mit Vitriol und Salpeter vermischt ist; ziemlich ansehnliche Ruinen eines Schloſses, welches Desiderius, der letzte longobardische König, im Jahr 774 erbauet haben soll, und ein Zollhaus, in welchem der Kanton Uri das Wegegeld zur Unterhaltung der Gotthards-Straſse einhebt.

Mein Weg führte mich nun durch das Bedretto-Thal, einen Theil des Liviner-Thals; welches in acht Vicinanzen oder Nachbarschaften abgetheilt ist. Ich ging ungefähr zwei Stunden in einer engen, von den höchsten, steilsten Fels-Wänden eingeschloſsnen Kluft an dem rauschenden Arm des Tessino fort, der von der Furka herabkömmt, mit meinen Freunden allein;

denn unser vormaliger Führer kannte dieſe Wege nicht, und hatte uns auf dem Gotthard verlassen. Wir eilten schnell auf ungebahntem, unbekanntem Pfade fort: kein Wanderer, kein Wasserfall hielt uns auf. Die Felsen waren zu steil, als daſs wir Sennen oder Hütten an denselben hätten suchen können. Die vergebliche Hoffnung, eine schüchterne Gemse oder einen groſsen Geier auf den Spitzen der Berge zu entdecken, beschäftigte uns allein. In Bedretto konnten wir uns nicht verständlich machen. Auf dem Berge, und in Airolo hatten wir lateinische Dollmetscher gehabt, und wir hofften Italienisch genug zu wissen, um wenigstens nach dem Wirthshause fragen zu können; aber die Einwohner von Bedretto, einem kleinen zu der Vicinanz Prato gehörigen Flecken, konnten uns nicht verstehen. Die Meisten sahen uns bloſs neugierig an, und die, die sich mit uns einlieſsen, bedeuteten uns durch Mienen, daſs sie unsere Rede nicht verstanden. Eine bejahrte Frau brachte uns endlich zu dem Kapellan, der uns nicht nach dem Wirthshause weisen, sondern selbst bewirthen wollte. Seine Mutter, eine alte gute Frau, richtete Fastenspeise zu; denn es war an einem Freitage, und er bediente uns; denn wie sehr wir ihn auch nöthigten, lieſs er sich doch nicht neben uns nieder. Er war jung und stark, aber mit seinem Thal, in welchem es neun Monat schneiet und frieret, unzufrieden, ſehnte er sich nach der Heimath. Das Klima ist in derselben nichts besser; nur die Gewohnheit hatte sie ihm werth gemacht. Solche bei uns unerhörte Anhänglichkeit an den Erdkloſs, auf dem man gebohren ist, findet sich hier oft: denn gewöhnlich ist der eingeschränkte, ungebildete Mensch mehr an sein Vaterland gefesselt, als der Mann von freiem, gebildetem Geist, der sich aller Orten neue Freuden zu schaffen weiſs. Wir bezahlten beim Weggehen unsere Zeche an seine Mutter, die jedoch nichts fordern wollte, und er begleitete uns bis Spital all'acqua, einem Hospital oder Wirthshause, zwei Stunden von seinem Wohnorte entfernt. Hier trafen wir seinen ältern Kollegen, den Pfarrer aus Bedretto, beim Spieltisch mit einigen Sennen, und keiner trumpfte und fluchte besser, als er; aber wir fanden nicht, was wir suchten — nemlich eine Herberge. Sey es nun, daſs wir dem geistlichen Herrn zur Last waren, oder daſs der Wirth wirklich keinen Platz für uns hatte; genug er kündigte uns an, daſs er uns weder Betten noch Unterhalt, höchstens etwas Milch geben und die Bank lassen könne, auf der wir ſaſsen. Zugleich erzählte er uns, daſs wir nur durch einen Berg von dem nächsten Orte im Walliser-Lande getrennt wären, in sechs Stunden denselben erreichen konnten, und er uns einen sichern Führer verschaffen wollte. Wir hatten bereits sechs Schweizer-Stunden, oder vier teutsche Meilen zurück gelegt; es war schon fünf Uhr Abends, und wir sollten noch über einen hohen Berg. Gestärkt und abgehärtet durch weite und lange Fuſsreisen, wie ich damals war, kostete mir der Entschluſs wenig. Ich ging lieber so weit, als daſs ich bei Leuten geblieben wäre, die mich nicht gern unter sich sahen. Unser Führer, ein baumstarker Senne, kam bald an, und wir hatten kaum Zeit, ein Stück gebratnen Käse zu essen, mit welchem wir uns behelfen muſsten; ein dürftiges Gericht, so fett es ist, zumal wenn man, wie hier, kein Brodt dazu hat. Die Art der Zubereitung vermehrt den Appetit nicht: man hält nemlich ein groſses Stück Käse ans Feuer; dann schält sich Jeder, nach Belieben, das Oberste ab; nun hält man das Uebriggebliebene wieder ans Feuer, bis zuletzt aus dem dicken Stück eine dünne Scheibe wird, die mit einem mal durchbraten kann. Ein Schluck Kirschwasser machte, gleich dem Wasser des Lethe, alles Vergangene vergessen. Dieses wohlthätige Getränk übergoſs mich jedesmal wie mit neuem Leben, wenn ich auch noch so müde war. Die geistlichen Herren wünschten uns den Segen des Höchsten, obwol sie uns als Ketzer kannten, und so gingen wir mit einem fremden Mann, der uns nicht verstand, und den wir nicht verstehen konnten, in fremde, uns unbekannte Gegenden: denn wir fanden weder Spital all'acqua, noch den Grieſsberg, über den wir gehen, noch *zum Loch*, wo wir übernachten sollten, auf unsern Charten, deren wir drei bei uns hatten:, auch habe ich sie bis jetzt noch auf keiner Charte finden können.

Unterweges trafen wir bald die Hütte unsers Sennen, deren Hauptwand ein groſser Granitblock ausmachte, unterdeſs daſs die andern Wände aus lose über einander gelegten Steinen bestanden. Die Länge derselben betrug sieben, die Höhe fünf, die Breite vier Fuſs. Der Eigenthümer konnte alſo nie in seinem Sommerhause gerade stehen: auch hatte er Nichts in demselben, als ein Lager von Alpheu, und die Milchgefäſse. Wir muſsten es uns gefallen lassen, bei ihm auf einen Augenblick einzukehren, und Rahm oder Sahne einzunehmen, die unvergleichlich gut schmeckte. Die Regeln der Gastfreundschaft, die man uns im Hospital eben nicht hielt, behaupteten hier wieder ihr Recht. Unser sonst finstere, ernsthafte Führer war ungemein höflich und freundlich, so lange wir in seinem Eigenthum waren; ich faſste hier ein Zutrauen zu ihm, welches mich bei der nächtlichen Scene, die ich bald beschreiben werde, beruhigte. Wir eilten weiter, weil die Nacht nahe und der Himmel mit so finstern Wolken bedeckt war, daſs wir den Mond durchbrechen zu sehen nicht hoffen konnten.

Der Rücken des Grieſsberges ist mehrentheils mit Gras bewachsen. Nur einzeln sahen wir hier und da groſse Granitblöcke und Felsenwände. Auf der obersten Höhe desselben fand sich im August noch so viel Schnee, daſs wir eine halbe Stunde auf demſelben gehen muſsten.

Wie änderte sich die Scene, als wir an den Abhang kamen, der ins Wallisserland geht. Er war ſchroff und wild, die Aussicht majestätisch groſs,, nicht reizend und lieblich, aber furchtbar und melancholisch. Die Nacht ruhete schon auf dem Thale; doch konnten wir tief unter uns die Rhone flieſsen sehen. Dafür gab unser Führer sehr richtig einen schmalen Silberstrich aus, den wir tief unter uns erblickten. Doch sahen wir unermeſsliche Haufen haushoher Felsstücke um und neben uns in den seltsamsten Verbindungen und Mischungen, den Ruinen einer Welt gleich, daſs ich mich dieses oft gebrauchten, die Sache allein erschöpfenden, Bildes bediene! doch wurden wir gewahr, daſs der Abhang, an welchem wir herabgehen sollten, gleich einem Thurmdach, beinahe perpendiculair war.

Geübte und gewandte Fuſsgänger konnte das nicht in Schrecken setzen; aber ein Hagel von Steinen, der sich über uns ergoſs, als wir eine Zeitlang an dem Abhange herabgestiegen waren, hätte uns ehe auſser Fassung bringen können, um so mehr, da er selbst unsern Führer anfangs in Schrecken setzte. Unser Cicerone besann sich eine Weile, sahe sich um, und bedeutete uns dann freudig durch Zeichen und Mienen, daſs diese Steine nicht zufällig herabfielen, nicht Vorbothen gröſserer Felsstücke wären, sondern daſs sie von Einigen seiner Feinde unter den wallisischen Sennen herunter geworfen würden, mit welchen die Liviner, wie ich nachmals erfuhr, in Grenzstreitigkeiten und beständigen kleinen Fehden leben. Wir begriffen in dem Augenblick nicht, wie unsere Lage dadurch gebessert sey: ja sie schien uns noch gefährlicher, als es uns plötzlich verlieſs und gleich einer Gemse den Berg herauf sprang, nachdem er uns zuvor ſtill zu stehen befohlen hatte. Die sonderbare Behandlung im Hospital; das Unwirthbare und Rauhe der Gegend, die uns vollkommen fremd war; ein Führer, den wir nicht kannten, und der uns jetzt verlieſs und still zu stehen befahl; unſere gänzliche Wehrlosigkeit, denn wir hatten nur ein kleines Couteau bei uns, mit welchem es sich besser Hühner zerlegen, als riesenartige Sennen bekämpfen lieſs; der Umſtand, daſs wir auf einem ungebahnten unbeſuchten Wege waren, und die Dunkelheit der Nacht hätten uns wohl in Schrecken ſetzen können; auch gingen mir alle dieſe Gedanken ſogleich durch den Kopf. Indeſs blieb ich doch ruhig; theils hatte ich Zutrauen zu dem Führer, theils iſt man unter Gottes freiem Himmel, dicht bei der Gefahr viel dreuſter als hinter dem Ofen, bei entfernten unſichern Gefährlichkeiten. Wenigſtens habe ich das immer gefunden, und kann es denen zum Troſt verſichern, die groſse Gefahren vor ſich ſehen. An verſchiedene Lagen, in welchen ich mich auf Reiſen befand, denke ich noch jetzt, wenn ich allein bin, nicht ohne Entſetzen; aber in den Augenblicken ſelbſt, die mich in der Erinnerung ängſtigen, war ich immer beherzt; nur die See beſiegte Leib und Seele und warf mich entkräftet nieder. Wir hörten bald den Sennen laut rufen; doch war es kein Angſtgeſchrei, und nun hörte das Werfen auf. Er gab uns nachher zu verſtehen, daſs er ſeinen Feinden zugerufen hätte, er begleite Fremde von groſsem Anſehen: komme aber bald allein wieder, welches er treulich hielt, denn er blieb kaum eine Stunde in *zum Loch* bei uns.

Hier langten wir gegen Mitternacht, nach einer heldenmüthigen Tagereise von mehr als acht teutschen Meilen, an. So berechne ich die Entfernung nach der Zeit, die wir auf dem Wege zugebracht haben. Einige meiner Freunde in der Schweiz, auch Herr Pfarrer *Wittenbach* in Bern, ſchätzen sie auf zehn Meilen, und haben sich nicht überzeugen können, daſs wir sie in einem Tage zurück gelegt hätten.

Wenn man seines thierischen Lebens froh werden will; muſs man sich solchen Mühseligkeiten unterziehen: denn die Freuden des Genuſses der Speisen und der Ruhe nach denselben sind unbeschreiblich. Das Verlangen nach dem Schlaf entsteht erst nach der Sättigung: vorher fühlt man sich nichts weniger als müde oder erschöpft; sondern vielmehr gewaltsam gespannt. So sehr ich sonst ruhige, stille Ergötzlichkeiten liebe, so war ich nach solchen Anstrengungen immer zum Toben und Lärmen aufgelegt. Es ist gleichsam, als wollte man sich durch Ausgelassenheit für die überstandenen Mühseligkeiten schadlos halten. Dieſe Erfahrung entschuldigt bei mir manche Wildheit muthiger Krieger und geplagter Landleute.

Das Livinerthal wird durch einen Landvogt, mehrentheils einen Bauer des Cantons Uri, als ein unterthäniges Land regiert. Die Einwohner des Urſernthals hingegen sind freie Leute. Sie wählen ihren Landamman und Landesrath, der jedoch von Uri aus bestätiget werden muſs. Sie haben wenige Abgaben, weil die Schweizer, anſtatt ihre Armeen zu besolden, vielmehr durch dieselben jährlich beträchtliche Summen ins Land ziehen, sowohl an Subsidien, welche die Staaten bekommen, und mit welchen die kleinen Cantone nicht nur alle öffentliche Bedürfniſse befriedigen; ſondern wovon zuweilen wol noch ein Restchen übrig bleibt, welchen die Hausväter unter sich theilen, als an den beträchtlichen Summen, welche die Officiere und selbst die Soldaten zum Theil in fremden Diensten ersparen, und frühe oder spät in ihre Heimath bringen. In dem kleinen Canton Uri, der kaum 25,000 Einwohner zählt, hörte ich von einem Brigadier, einem Obristen und einem Major in sicilianischen, und zweien vornehmen Stabsofficieren in päbstlichen Diensten. Danach berechne man die Menge der geringeren Officiere und der Soldaten, die sich in auswärtigen Diensten befinden; so wird man nicht weiter zweifeln, daſs die Schätze, welche die Schweizer, insonderheit die aus den kleinen Cantonen, so sehr an Mäſsigkeit und Sparſamkeit Gewohnten, zurück bringen, des Erwähnens wohl werth sind. Eben deswegen mögten sie die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder herstellen. Dieses Land hatte nicht nur, auſser den Garde-Compagnien, zwölf Regimenter von Schweizern im Sold; sondern es steht zu befürchten, daſs die andern Mächte die Schweizer abdanken werden, wenn sie sie nicht mehr aus Eifersucht zu halten für gut finden.

Den Einwohnern der beschriebenen Gegenden traue ich, der Unart, welche man sich in Spital all'acqua gegen uns erlaubte, ungeachtet, alles Gute zu. Es sind ungebildete, gutmüthige Menschen, stark von Knochen, wie alle Nationen, bei welchen Milch die Hauptnahrung ausmacht.

Verzeichniß

der ſämmtlichen

Verlags- und Commiſſionsartikel

der Königl. Preuß. Akadem. Kunſt- und
Buchhandlung
in Berlin,
beſtehend
in Büchern und Landkarten.

Berlin, 1792.

Universitäts
München
Bibliothek

Auswahl, neue, der beſten Romane der Ausländer, 1r Band, in 8. 12 gr.

Enthält die orientaliſchen Erzählungen des Grafen von Caylus, mit den für deutſche Leſer nöthigſten und zweckmäßigſten Abkürzungen. (Wird fortgeſetzt.)

Auszug aus der Kirchengeſchichte des Abts Fleury; verfaßt und mit eigenen Reflexionen begleitet von Friedrich II. Könige von Preußen. Aus dem Franz. 1r B. 1789. 18 gr.

Dies Werk iſt auf eben dem Papier und in dem Formate der hinterlaſſenen Schriften des höchſtſeel. Königs abgedruckt worden. Das Franzöſiſche Original machte bey ſeiner Erſcheinung ein ſolches Aufſehen, daß es in Bern, auf obrigkeitlichen Befehl, öffentlich verbrannt wurde. Die voranſtehende weitläuftige Vorrede des großen Friedrichs iſt merkwürdig.

Bauer, J. H. L. Rabbat-Tabellen, zur leichten Berechnung des Rabbats ins Hundert von 1 bis 50 pr. Cent. Unter Aufſicht des Herrn Prof. Michelſen 1790. in 8. 6 gr.

Dieſe Tabellen können, wie Herr Prof. Michelſen in der Vorrede ſagt, den Herren Buchhändlern ſehr zu ſtatten kommen, indem ſelbſt diejenigen, die die Exempel der Rabbatberechnung mit Fertigkeit rechnen, durch den Gebrauch deſſelben das Geſuchte gleichwohl nicht nur mit größter Schnelligkeit, ſondern auch, ohne einen Rechnungsfehler befürchten zu dürfen, finden können.

Bertuch, F. J. Elfriede. Trauerſpiel in drey Akten. Zweyte aufs Neue bearbeitete u. mit dazu gehör. Muſik begleitete Ausgabe, 1789. in 8. 6 gr.

Da das deutſche Publikum, ſagt der Herr Verfaſſer in dem Vorberichte, dieſen dramatiſchen Verſuch gütig aufgenommen hat, und ihn nun ſchon ſeit 15 Jahren unter den Stücken, die es auf unſern teutſchen Bühnen gern ſieht, duldet; ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, ihm dadurch, daß ich dieſes Stück nochmals überarbeitet, und ihm die möglichſte Vollendung, die ich ihm geben konnte, gab, für dieſe Gunſt zu danken.

Beſchreibung der Religion und heiligen Gebräuche der Malabariſchen Hindous: nach Bemerkungen in Hindoſtan geſammelt. 4 Theilchen, gr. 8. 20 gr.

Wenn gleich der Vortrag etwas lebhafter ſeyn könnte, ſo iſt doch der Inhalt nach dem Urtheile Sachverſtändiger für denjenigen, welchen Menſchenkenntniß wichtig iſt, von Erheblichkeit.

Biographien der berühmteſten Römer, als Vorbereitung zur Erlernung der römiſchen Geſchichte für junge Leute. Mit 12 Kupfern, 1ſter Band. 1792. in 8. 1 thlr.

Dieſes erſte Bändchen ſoll, nach der Abſicht des Herrn Verfaſſers, nicht vollendete, ſondern ins Kürze gezogene, Lebensbeſchreibungen der vornehmſten Männer in dem römiſchen Staate liefern, und der Jugend als Vorbereitung zur Erlernung der römiſchen Geſchichte dienen. Die Materialien zu dieſen Lebensbeſchreibungen ſind aus den Klaſſikern ſelbſt entlehnt.

Bouterweck, Fr. Zehn Phantaſien, nebſt einem Anhange. 1792. in 8. 9 gr.

Dieſe Phantaſien ſind das Vollendetſte, was wir bis itzt von dieſem Dichter haben, und intereſſiren durch ihre ſchönen Gedanken eben ſo ſehr den Geiſt und das Herz, als ſie durch ihre reizende Sprache u. feine Empfindung die Einbildungskraft ergötzen.

Briefe, hiſtoriſche, politiſche und kritiſche, aus dem letzten Jahrzehend. Geſammelt und herausgegeben von einem Gelehrten, der von keiner einzigen Akademie Mitglied iſt, noch von irgend einem Könige, Freyſtaate, Vezire oder Mi-

niſter beſoldet wird. Aus dem Franzöſiſchen, 1ſter Band. 1788. 8. 6 gr.

Dieſe Briefe ſind mit großer Freymüthigkeit geſchrieben, und liefern überhaupt zur Geſchichte des Engliſch-Amerikaniſchen Krieges wichtige Beyträge, wie auch ſehr intereſſante und bis dahin nicht bekannte Nachrichten von denjenigen Perſonen, welche in den Kabinettern und im Felde ſich auf irgend eine Art einen Namen machten.

Brunn, F. L. der preußiſche Staat, der glücklichſte unter allen Staaten Europens; eine Rede, gehalten im königl. Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin. 1789. in 8. 4 gr.

Die allgemeine deutſche Bibliothek fällt im 1ten St. des 102ten Bandes S. 500. folgendes Urtheil von dieſer Rede: „Der Redner beſtimmt zuerſt den allgemeinen Begriff von dem Glücke einer Nation, „führt den Zuhörer durch die vornehmſten Staaten „von Europa, und ſuchet und findet das Land, das „dieſes Ideal darſtellt, und das ſind die preußiſchen „Staaten. Der Redner hat ein Thema erwählt, „deſſen Ausführung er vollkommen gewachſen war. „Die Sprache iſt rein, edel und hebt ſich öfters, die „Darſtellung lebhaft, unterhält und feſſelt die Aufmerkſamkeit bis ans Ende.“

Ebendeſſelben Magazin zur nähern Kenntniſ des phyſiſchen und politiſchen Zuſtandes vo

Europa und deſſen auswärtigen Kolonieen. Erſten Bandes 1. 2. 3s St. 1 thl. 12 gr.

Der Titel beſagt ſchon, was der Leſer in dieſem Magazin zu ſuchen hat, und der allgemeine Beyfall des Publikums bürget für den innern Werth deſſelben. Das erſte Stück des erſten Bandes enthält 1) Reiſebemerkungen in Briefen. 2) Ueber Havre de Grace und den dortigen Handel, von Briſſot (Marville.) 3) Inſtruktion der königl. Examinationskommiſſion in geiſtl. Sachen. 4) Kabinetsordre des Königs an den Großkanzler von Carmer in der Würzerſchen Sache. 5) Nachrichten über die Bevölkerung von Rumlj oder Rumelien. 6) Aktenſtücke in der Villaume-Rönnbergſchen Sache. 7) Anhalt-Zerbſtiſches erneuertes und näher beſtimmtes Toleranzedikt. 8. Bemerkungen über England, von einem Deutſchen, der ſich einige Zeit in England aufgehalten hat 9) Umlauf an ſämmtliche Buchhändler, die Cenſur der Monats- Zeit- und Gelegenheitsſchriften betreffend, nebſt Beylage. 10) Neueſte Nachrichten von den Sardiniſchen Staaten. 11) Stufenweiſes Gemählde des Handels und der auswärtigen Beſitzungen der Holländer. 12) Auszug eines Briefes aus Ungern. — Zweytes Stück; 1) Die zwey bey Gelegenheit der Beſitznehmung von Anſpach und Bayreuth ergangenen Markgräflichen und Königl. Preußiſchen Patente. 2) Neueſte

Nachrichten von den Sardiniſchen Staaten. (Beſchluß.) 3) Königl. Preuß. Verordnung in Anſehung der franzöſiſchen Emigranten, erlaſſen an den dirigirenden Miniſter von Anſpach und Bayreuth. 4) Bourrits Anweiſung, das Chamounithal zu bereiſen. In Briefen. 5) Erneuerte Königl. Preuß. Verordnung wegen des Studierens der Bürgerſöhne. 6) Levesque über Rom und den Kirchenſtaat. 7) Bemerkungen über England, beſonders über London. (Fortſetzung.) 8) Verordnung wider die Verführung junger Mädchen zu Bordels und zur Verhütung der Ausbreitung veneriſcher Uebel. de dato Berlin, den 2ten Februar 1792. 9) Extrakt aus der Berliniſchen Armenanſtalt-Berechnung vom J. 1791. — Drittes Stück: 1) Auszug der Berechnung der Einnahme u. Ausgabe bey der allgem. Almoſenkaſſe in Zerbſt vom 1. Jan. bis 31. Decbr. 1790. 2) Reiſe durch die Schweiz, eine Fortſetzung der Reiſebemerkungen in Briefen. 3) Herzoglich-Braunſchweigiſches Edikt wegen Aufhebung der erhöheten Steuern und Acciſen. 4) Vom Kontributionsweſen der Stadt Zerbſt. 5) Anderweitige Nachrichten von den ſardiniſchen Staaten. 6) Zahl der Einwohner des Herzogthums Würtemberg in den Jahren 1786 und 1791. 7) Levesque über Rom ꝛc. (Fortſetzung.) 8) Bemerkungen über England ꝛc. (Fortſetzung.) 9) Finſterniß in den Bayerſchen

Schulen. 10) Beſtätigungsurkunde des erneuerten brandenburg. rothen Adlerordens, de dato Berlin, den 12ten Juny 1792. 11) Kurze aktenmäßige Nachricht über des Konſiſtorialraths Froriep zu Bückeburg, des Paſtor Rauſchenbuſch daſelbſt und des Konſiſtorialraths und Paſtor Meier zu Behlen erkannte und vollzogene Dienſtentſetzung und Landesräumung. 12) Vorſtellung der, wegen des in der Sache des Prediger Schulz zu Gielsdorf gefällten Urtheils, zur Strafe verurtheilten Kammergerichtsräthe. 13) Reſolution des Königs auf die vorhergehende Vorſtellung. 14) Waarenausfuhr aus Schleſien vom J. 1790 bis 1791. 15) Zuſtand der Fabriken und Manufakturen in Schleſien, im Jahre 1790 bis 1791. 16) Seelenliſte der Berliniſchen Garniſon vom J. 1791. 17) Bevölkerung von Berlin, vom J. 1791. Nebſt einigen andern Aufſätzen. (Wird fortgeſetzt).

Bürger, G. A. Akademie der schönen Redekünste, 1—3. *Stück*. 1790 u. 91. in 8. auf geglättetem Schweizerpapier, jedes Stück 12 gr. auf Schreibpapier 8 gr.

Schon der Name des Herrn Herausgebers berechtigt die Leſer, in dieſer Akademie nichts gewöhnlich Gedachtes und Geſagtes zu ſuchen, worin auch alle öffentliche Beurtheilungen übereinkommen.

Cenſur des chriſtlichen proteſtantiſchen Lehrbegriffs, nach den Principien der Religionskri-

tik, mit beſonderer Hinſicht auf die Lehrbücher der Herren Döderlein und Morus, gr. 8. 1791. 16 gr.

Cenſur des chriſtlichen proteſtant. Lehrbegrifs ꝛc. Erſte Fortſetzung. gr. 8. 1791. 9 gr.

Daß der Verfaſſer dieſes Werks, wovon in der nächſten Meſſe die Fortſetzung erſcheint, ein beſcheidener und tiefdenkender Forſcher der Wahrheit ſey, haben ihm alle kompetente Richter ohne Ausnahme zugeſtanden.

Ciceronis, M. T. Epiſtolarum ſelectarum Libri IV. Nach der Zeitfolge geordnet und mit kurzen Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und einem vollſtändigen Sachregiſter verſehen. Zum Gebrauche der Schulen 1790. in 8. 6 gr.

Dieſe Sammlung Ciceroniſcher Briefe iſt in allen gelehrten Zeitungen, Journalen und namentlich in der allgemeinen deutſchen Bibliothek als ein für Schulen ſehr brauchbares Werk empfohlen worden.

Edeling Clavierauszug zu Hrn. Bertuchs Trauerſpiele, Elfriede. 1790. Querfol. 9 gr.

Erzählungen aus der Geſchichte der actaeonischen Nachkommen. 1789. 8. 20 gr.

Es ſind dieſe Erzählungen, die ſämmtlich in gereimten Verſen abgefaßt ſind, zum Nutz und Frommen der Hageſtolzen, die erſt ſpät heirathen, und unglücklicher und gekrönter Ehemänner verfertigt worden. Der Dichter verdient durch ſeine muthwillige Laune und ſeinen feinen Scherz eine Stelle neben La Fontaine, Roſt und Andern.

Fillaſſier, die intereſſanteſten Züge und Anekdoten aus der Geſchichte alter und neuer Zeit. Ein Leſebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht, mit Anmerkungen und Zuſätzen des Herausgebers. Erſtes bis fünftes Bändchen. 1788—1792. in 8. jedes Bändchen 1½ gr.

Dieſes Werk iſt von allen Kunſtrichtern für ein für die Jugend ſehr nützliches Buch anerkannt worden, und die ununterbrochene Forſetzung deſſelben beweiſet, daß es von dem Publikum überhaupt gut aufgenommen worden iſt. Der ſechſte und letzte Band erſcheint in der nächſten Meſſe.

Fiſcher, G. N.; Friedrich, der Schutz der Freyheit, ein Hymnus, 1789. gr. 8. mit didotſchen Lettern, auf geglättetem Schweiz. Papier. 4 gr.

Des Hrn. Rektor Fiſcher in Halberſtadt Dichtertalente ſind zu bekannt, als daß ſie einer Lobpreiſung bedürften. Der große Gegenſtand ſeines Gedichts hat ihn ſo begeiſtert, als zur würdigen Ausführung nöthig war.

Fiſcher, Betrachtungen über die Kometen und Geſchichte des in dieſem Jahre zurückerwarteten Kometen, nebſt Beſchreibung eines neu

erfundenen bequemen Inſtruments zur Aufſuchung deſſelben, m. einem Kupfer. 1789. 8. 8 gr.

Kein Liebhaber der Aſtronomie wird dieſe mit eben ſo viel Sachkenntniß als Anmuth geſchriebene Abhandlung unſers berühmten Hrn. Prof. Fiſcher ohne Befriedigung aus den Händen legen.

Geſsner, Sal. Erster Schiffer, in Verse gebracht von K. W. Ramler, nebst einem Anhang lyrischer Gedichte 1789. 8. auf geglätt. Schweitzerpap. 12 gr. auf Schrbpap. 8 gr.

Ein würdiger Pendant zu den bey Hrn. Unger erſchienenen von eben dieſem Dichter in Verſe gebrachten Idyllen des unſterblichen Sängers der Natur.

Gleim, der beste König, ein Gedicht. 1788. auf geglättetem Schweizerpapier 3 gr.

Der alte preußiſche Grenadier beſingt in dieſem Gedichte die Durchreiſe des regierenden Königs von Preußen durch Halberſtadt mit noch nicht erloſchenem Feuer, und macht dadurch jedem Verehrer des beſten Königs ein angenehmes Geſchenk.

Handwörterbuch, antiquariſches, zum Verſtändniß der griechiſchen und lateiniſchen klaſſiſchen Schriftſteller. Nach Samuel Pitiscus und den beſten Hülfsmitteln ausgearbeitet. Zum Gebrauch der Schulen. 1792. gr. 8. 1 thl. 16 gr.

Ein Werk, wodurch gerade dem größten Bedürfniſſe in den ſämmtlichen Schulen abgeholfen worden iſt. Der Herr Verfaſſer hat ſich nicht auf weitläuftige gelehrte oder kleinliche Unterſuchungen eingelaſſen; ſondern hat vielmehr aus dem ganzen Schatze antiquariſcher und philologiſcher Kenntniſſe, mit Uebergehung alles Unnützen und Ueberflüßigen, gerade nur dasjenige herausgehoben, was zum Verſtändniſſe der alten Schriftſteller Roms und Griechenlands wirklich brauchbar und zweckmäßig iſt.

Journal, berliniſches, für Aufklärung, herausgegeben von G. N. Fiſcher und A. Riem. 8 Bände oder 25 Stücke. 1788—1790. 8. 6 Thlr. oder jeder einzelne Stück 6 gr.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter, beſonders die allgemeine Litteraturzeitung und allgemeine deutſche Bibliothek haben die Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der in dieſem Journale behandelten Gegenſtände anerkannt und daſſelbe ſeiner großen Brauchbarkeit wegen faſt uneingeſchränkt gerühmt. Eine Menge der intereſſanteſten Aufſätze über die wichtigſten Materien für unſre Zeiten, von den erſten Männern Deutſchlands zum Theil bearbeitet, zieren es, und werden es auch noch nach Jahren nützlich machen, wenn die Zeitſchriften vom gewöhnlichen Schlage längſt vergeſſen ſeyn werden.

Makintoſh, J. Vertheidigung der franzöſiſchen Revolution und ihrer engliſchen Bewunderer,

gegen die Beſchuldigungen des Herrn Burke. Nach der neueſten Ausgabe aus dem Engliſchen überſetzt. 1791. 8. 18 gr.

Unter allen Gegnern des Herrn Burke hat Makintoſh das allgemeine Zeugniß der kritiſchen Journale vor ſich, daß er nicht nur mit hinlänglicher Sachkenntniß, ſondern auch mit mehrerer Beſcheidenheit, Kaltblütigkeit und Ordnung die ſeichten Gründe und das verworrene Geſchwätz des Engliſchen Schreyers widerlegt und auf ſeinen wahren Werth reducirt habe. Der unpartheyiſche Beobachter wird daher ſein Buch mit eben ſo viel Vergnügen als Nutzen leſen.

Mathilde von Auſtraſien. Eine alte Geſchichte ſo gut wie neu. 1r Thl. 1792. 8. 16 gr.

Ein ſehr unterhaltender hiſtoriſcher Roman, aus den Ritterzeiten, der durch die treue Zeichnung der Charaktere, durch die ſchöne Schilderung der einfachen Sitten jener Zeit, durch das Intereſſe der Begebenheiten und durch ſeine natürliche, den handelnden Perſonen ſowohl, als dem Jahrhunderte, in welchem ſie leben, ganz angemeſſene Sprache, die Aufmerkſamkeit feſſelt und auf die Fortſetzung begierig macht.

Michelſen, J. A. C. Beyträge zur Beförderung des Studiums der Mathematik, insbeſondere

r Schullehrer und Praktiker. 1—5s Stück.
Kupf. 1790. 1 thl. 16 gr.
Dieſe Beyträge des berühmten Mathematikers
enthalten eine Menge einzelner Ausführungen,
wichtiger und ſchwieriger mathematiſcher Aufgaben,
und allerhand Abhandlungen und Vorſchläge zur
Verbeſſerung und Erleichterung der Methode und
des Studiums dieſer Wiſſenſchaft.

Mnioch) Leſebuch für den Mittelſtand. Er-
s Bändchen. 1790. 8. 12 gr.
Enthält Erzählungen, wirkliche Geſchichten, Briefe,
Beſchreibungen natürlicher Geſtände und merkwürdiger
Hofhaltungen, Anekdoten u. dergl. und gewährt
dem Stande, für den es beſtimmt iſt, gewiß
eine lehrreiche und angenehme Lektüre.

onats-Schrift der Akademie der Künste und mechani-
ıen Wiſſenſchaften, 2 Bände und dritten Bandes
—3s Stück, oder 15 Stücke, m. v. Kupf. von B.
ode, D. Berger und a. Meiſtern. 1788. 1789. 4.
f geglät. Schweizerpap. 11 thl. 6 gr. auf engliſch
ruckpap. 5 thl. 6 gr.
Dieſe Monatsſchrift, die unter den Auſpicien Sr.
Excellenz, des Hrn. Staatsminiſters von Heinitz,
als Curators der Akademie der Künſte herauskam,
erwarb ſich den Beyfall des Publikums durch die
Mannichfaltigkeit und Güte ihres Inhalts, ſo wie
durch das glänzende äußere Gewand, das die vor-

treffliche Ungeriſche Officin ihr gab, und ſie würde auch gewiß fortgeſetzt worden ſeyn, wenn nicht beſondere Umſtände dazwiſchen gekommen wären.

Monumente indischer Geschichte und Kunst, aus dem Englischen des Will. Hodges, mit 2 Kupf. Erstes Heft. 1789. Querfolio. Auf geglätt. engliſchem Velin-Papier 2 thl. 16 gr. auf geglätt. Schweizer-Papier 2 thl. 8 gr.

Dieſe Monumente überſetzte der Herr Profeſſor Brunn auf den Vorſchlag des Herrn Staatsminiſters von Heinitz aus dem mit ungeheurer Pracht gedruckten und verzierten Originale, welches 5 Louisd'or koſtet. Die Kupfer ſind unter der Aufſicht des Herrn D. Berger von zweyen jungen geſchickten Künſtlern verjüngt geſtochen worden, und geben Proben von der indiſchen Baukunſt im Großen.

Moritz, K. P. und Hirt Italien und Deutschland, in Rücksicht auf Sitten, Gebräuche, Litteratur und Kunst. Erster Band, 1—4tes Stück. Zweyter Band, 1tes Stück. 1789—1792. auf geglätt. Schweizpap. jedes Stück 12 gr. auf Druckpapier 8 gr.

Schon der Name der beyden Herausgeber bürgt für den intereſſanten Inhalt dieſer Zeitſchrift. Sie beſchäftigt ſich, ihrem Zwecke gemäß, bloß mit den genannten zwey großen Ländern, und liefert eine große Anzahl wichtiger Aufſätze zur nähern Kenntniß derſelben in Rückſicht auf die angegebenen Gegenſtände. Hr. Moritz giebt darin Fragmente aus ſeiner Reiſebeſchreibung von Italien und Herr Hirt beſchenkt uns mit tiefgedachten Abhandlungen über Kunſt und Kunſtgeſchichte. Ein Ungenannter theilt darin vortrefliche Bemerkungen über Berlin, Potsdam, Magdeburg, Halberſtadt, Halle, Göttingen und Marburg, und eine romantiſche Beſchreibung einer Reiſe über den St. Gotthard und durch das Livinerthal mit.

Moritz, K. P. Annalen der Akademie der Künſte und mechaniſchen Wiſſenſchaften zu Berlin. Erſtes Stück, 1791. 8. auf geglätt. Schweiz. Papier 12 gr. auf Schreibpap. 8 gr.

Dieſe Annalen ſind an die Stelle der akademiſchen Monatsſchrift getreten, und können daher als eine Fortſetzung derſelben betrachtet werden. Jedoch bindet ſich der Herausgeber an keine beſtimmte Zeit. Unter den mancherley unterhaltenden und lehrreichen Aufſätzen von mehrern Mitgliedern der Akademie und Andern zeichnet ſich beſonders Herrn Ungers Vorſchlag, die Landcharten wohlfeiler zu machen, und ſein meiſterhafter Verſuch in der Holzſchneidekunſt aus, der einen Theil des oppelnſchen Kreiſes, von Herrn Geh. Kr. Sekr. Sotzmann gezeichnet, ſo vortreflich in Holz geſchnitten darſtellt, daß man es nur mit Mühe von einem Kupferſtiche unterſcheiden kann.

* *

Moritz, P. K. vom richtigen deutſchen Ausdruck, oder Anweiſung, die gewöhnlichen Fehler im Reden zu vermeiden; für Solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen. 1792. 8. 16 gr.

Gewiß Eins der nützlichſten und brauchbarſten Bücher, die in der Oſtermeſſe erſchienen ſind, wenn man bedenkt, wie wenig in Deutſchland der vornehme und ſogenannte Mittelſtand, ja ſelbſt viele von denen, welche ſtudiert haben, das Studium ihrer Mutterſprache zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigungen machen und zum Theil auch nicht machen können. Dieſe Perſonen finden in dieſem kleinen Buche Alles kurz zuſammengefaßt und mit der größten Deutlichkeit aus einander geſetzt, was ihnen zu wiſſen nöthig iſt, um alle gröbere Sprachfehler mit Sicherheit zu vermeiden, ſo daß es ein wahres Familienbuch iſt, woraus Eltern die erforderlichen Kenntniſſe ſchöpfen können, um ſelbſt auch ihre Kinder ſchon von Jugend auf an einen richtigen Sprachausdruck zu gewöhnen.

Pilgers, Carl, **Roman ſeines Lebens. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Ein Beitrag zur Erziehung und Kultur des Menſchen**, 1ſter Theil. 1792. 8. 1 thl.

Nur wenige eigene Lebensbeſchreibungen dürften vielleicht beym Durchleſen ſo viel Vergnügen gewähren, als gegenwärtige, die Alles in ſich vereinigt, um die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ſich zu ziehen und die Erwartung deſſelben zu ſpannen. Der Verfaſſer, der an ſeinem ſchönen blühenden Style und manchen Umſtänden vielleicht nicht ſchwer zu errathen iſt, erzählt in dieſem erſten Bande ſeine Schickſale von ſeiner Kindheit an bis zu ſeiner Abreiſe zur Univerſität und weiß, wenn er auch geringfügig ſcheinende Dinge mit unter vorbringt, doch zu unterhalten, und aus denſelben die ſcharfſinnigſten Bemerkungen herauszuhohlen, die zu weiterm Nachdenken führen und beſonders die allmählige Ausbildung und Feſtſetzung ſeines Charakters in der Folge zeigen. Er geſteht dabey mit der gröſten Aufrichtigkeit alle ſeine Fehler und Schwachheiten, ſelbſt die in Anſehung der Weiber nicht ausgenommen, die auf ſein ganzes Ich ſo ſtarken Einfluß hatten.

uler, K. W. Allegoriſche Perſonen, zum Gebrauch bildenden Künſtler, mit 32 Kupfern von Bernh. de. 1788. 4. auf glätt. Schweizerpapier 2 thl. r. auf Engl. Druckpapier 1 thl. 16 gr.

Die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieſes Werkes iſt ſowohl von Kunſtrichtern als von denen, für die es eigentlich beſtimmt iſt, allgemein anerkannt worden. Der Meiſter ſo gut wie der Schüler und Dilettant wird darin Belehrung und Unterricht fin-

den, und die ſchönen radirten Blätter von dem be-
rühmten Geſchichtsmahler geben dem Buche einen
weſentlichen Vorzug vor einer gewiſſen andern
Ausgabe.

Sotzmann, D. F. Atlas zu der Erdbeſchreibung des
Hrn. O. C. R. Büsching. 1—3s Heft. Jedes Heft
1 thl. 8 gr. oder

Karte von Deutſchland in XVI. Blättern, nach des
Hrn. O. C. R. Büsching Erdbeſchreibung und den beſten
Hülfsmitteln entworfen von D. F. Sotzmann, geſtochen
von C. Jäck. Nebſt einem Generaltableau und einer
ſtatiſtiſchen Ueberſicht Deutſchlands vom Herrn K. R.
Randel. 4 thl.

Von der ſchönen Ausführung dieſer in ihrer An
einzigen Karte, die alle ihre Vorgänger und Ne
benbuhler ſo weit hinter ſich zurück läßt, nur Et
was zu ſagen, würde ganz überflüßig ſeyn, da ſi
ſchon in ſo Vieler Händen ſich befindet und das Pu
blikum ihr ſeinen ungetheilten Beyfall ſchon längſt
zugeſtanden hat. Ihr Werth wird jetzt noch be
durch erhöhet, daß ſie einen großen Theil des jetzi
gen Kriegstheaters in ſich begreift.

Ebend. Viertes Heft, oder Neue Karte von Europa, i
XVI. Blättern. Erſtes Heft. 1 thl. 8 gr.

Wo möglich durch einen noch meiſterhaftern Sti
empfiehlt ſich dieſe Karte von Europa, welche m
der möglichſten Richtigkeit und Genauigkeit des Ge

graphiſchen die ſauberſte Illumination und ſchönes Schweizerpapier verbindet.

bend. Repertorium zur Karte von Deutſchland, in XVI. lättern 1791. gr. 8. 1 thl.

In dieſem Werke, welches ein alphabet. Verzeichniß aller auf der Karte befindlichen Ortſchaften zur größern Bequemlichkeit des Aufſuchens eines Ortes, mit geographiſchen und ſtatiſtiſchen Bemerkungen, enthält, macht der Herr Verfaſſer noch verſchiedene Veränderungen, Zuſätze und Verbeſſerungen bekannt, ſo daß jeder Beſitzer jener Karte dadurch erſt in den Stand geſetzt wird, dieſelbe mit wahrem Nutzen und mit Zuverläſſigkeit zu gebrauchen.

bend. Charte von den Königreichen Portugall und Algarbien, nach des Herrn O. C R. Büſching Erdbeſchreibung und den *Zannoni*- Jeffery- und Lopeziſchen Charten entworfen. 12 gr.

Dieſe neue Karte muß bey dem Mangel guter und brauchbarer Karten von dieſem Königreiche jedem Geographen und Liebhaber ſehr angenehm ſeyn, beſonders da auch der Stich und das Uebrige dabey ſehr gut gerathen iſt.

Ebend. Charte von der Grafſchaft Mark. 6 gr.

Eine kleine, ganz nach geometriſch aufgenommenen Zeichnungen entworfene ſauber geſtochene und illuminirte Karte, welcher mehrere Aehnliche folgen ſollen.

Spazier, K. der neue Origines, oder Geſchichte ſeltſamer Verirrung eines religiöſ. Schwärmers, nebſt einer Abhandlung über die Quellen und Gefahren der Schwärmerey. 1791. 8. 8 gr.

Es wird Niemanden gereuen, dieſe merkwürdige Geſchichte geleſen zu haben. Der Herr Herausgeber erzählt theils als Augenzeuge, theils nach den Berichten eines glaubwürdigen Freundes, dieſe ſeltſame Verirrung eines Menſchen aus der niedrigen Volksklaſſe, der aus frommen Eifer und durch übelverſtandene bibliſche Sprüche ſich grauſam verſtümmelte und ſich ſo zu einem zweyten Origines machte.

Ueber Aufklärung. Erſtes und zweytes Fragment. 1788. 8. 10 gr.

Dieſe beyden Fragmente machten bey ihrer Erſcheinung viel Aufſehen und zogen eine fiskaliſche Unterſuchung gegen den Verfaſſer, ſo wie gegen den Cenſor, nach ſich. Sie erlebten in kurzer Zeit vier Auflagen.

Ueber reinen Naturalismus, und poſitive, inſonderheit chriſtliche, Religion und deren Verhältniß zur Volksaufklärung 1790. gr. 8. 1 thl.

Der Verfaſſer dieſes gründlichen Werkes, Herr Hofmeiſter Jäſche in Schleſien, ließ eine kleine Abhandlung über die Frage: Ob die reine n

Univ. Bibl.
München

türliche Religion wohl Volksreligion werden könne, in das berlinische Journal für Aufklärung einrücken. Die ihm dagegen gemachten Einwürfe veranlaßten ihn, dieſe Materie weiter auszuführen, und ſo entſtand gegenwärtiges Buch, welches keine Parthey über dieſen Punkt unbefriedigt läßt.

erſuch einer Kritik der Religion und aller re-
giöſen Dogmatik, mit beſonderer Rückſicht auf
s Chriſtenthum. Vom Verfaſſer des einzig-
öglichen Zwecks Jeſu. 1790. 8. 1 thl.

Dieſer Verſuch ſteht mit der Cenſur des
hriſtlich-proteſtantiſchen Lehrbegriffs,
ſo wie dem einzigmöglichen Zweck Jeſu, in der genaueſten Verbindung, und iſt mit eben dem philoſophiſchen Scharfſinn und eben der theologiſchen Gründlichkeit und Deutlichkeit abgefaßt, als es jene zwey genannte Schriften ſind.

idemann, J. H. Ueber die Umwandelung ei-
r Erd- und Steinart in die Andere. Eine
bhandlung, welche von der Königlichen Aka-
emie der Wiſſenſchaften für das Jahr 1791 den
reis von 100 Dukaten erhalten hat. 8. 18 gr.

Der Beyfall eines Achard, Gerhard und Klaproth, auf deren Urtheil dieſe Preisſchrift von der hieſigen Akademie gekrönt worden iſt, iſt wohl hinlängliche Empfehlung für ſie.

Zweck Jeſu, einzig möglicher, aus dem Grundgeſetze der Religion entwickelt. 1789. 8. 12 gr.

Orthodoxen ſowohl als Heterodoxen haben der edlen Abſicht des Verfaſſers, die urſprüngliche Würde des Chriſtenthums recht anſchaulich darzuſtellen, ſo wie der Art ſeiner Behandlung dieſer wichtigen Materie, Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ihm ihren Beyfall nicht verſagen können.

Schauplatz des gegenwärtigen Krieges der vereinigten Mächte gegen Frankreich. Nach der groſſen in hundert und einigen achtzig Blättern beſtehenden Caſſiniſchen Karte und dem *Atlas national* vom Herrn Geh. Kr. Sekr. Sotzmann in 6 Blättern entworfen. 2 thl. 8 gr.

Iſt ſo ſpeciell, daß kein Dorf, keine Chauſſee, kein Fluß u. ſ. w. darauf fehlt. (Wird in 4 Wochen fertig.)

Kommiſſionsartikel.

I. An Büchern.

Abhandlung über die Preißfrage: Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländiſchen Geſchmack. Berlin 1788. 8. 8 gr.

chard, Recherches ſur les propriétés des alliages métalliques, ibid. 1788. 4. 2 thl. 8 gr.

ncillon, Discours ſur la queſtion: Quelle eſt la meilleure maniere de rapeller à la raiſon les nations tant ſauvages que policées, qui ſont livrées à l'erreur, ou aux ſuperſtitions de tout ordre. ibid. 1785. 4. 8 gr.

Aſtronomiſches Jahrbuch, oder Ephemeriden fur die Jahre 1779. bis 1783. Unter Aufſicht der Akademie der Wiſſenſchaften herausgegeben, mit Kupfern, ebendas. 1777. gr. 8. jeder Band 1 thl.

Corpus juris Fridericianum, Erſtes Buch, von der Proceßordnung. ibid. 1781. gr. 8 2 thl. 2 gr.

Discours ſur la force primitive, qui a remporté le prix en 1779. par Mr. J. Pap de Fagaras. ibid. 1780. 4. 8 gr.

Diſſertations ſur la queſtion: Eſt-il utile au peuple d'être trompé etc. par F. de Caſtillon, item par Mr. R. Z. Becker, qui ont partagé le prix en 1780. 4. 12 gr.

Diſſertat. ſur la queſtion de Baliſtique, qui a obtenu le prix en 1782. par Mr. le Gendre. ibid. 1783. 4. 8 gr.

Diſſertat. ſur l'univerſalité de la langue françoiſe, par le C. de Rivarol, item par I C. Schwab, qui ont partagé le prix. ibid. 1784. 4. 18 gr.

Diſſertat. ſur l'autorité paternelle, par Villaume Daunou et Klein, dont la premiere a remporté le prix, et les deux autres ont obtenu l'Acceſſit. ibid. 4. 12 gr.

Expoſition élementaire des Principes des Calculs ſupérieurs, qui a remporté le prix, par Mr. l'Huilier, ibid. 1786. 4. 1 thl.

Memoires de l'Academie royale des Sciences et belles lettres, ibid. 1770 – 1787. 18. Vols. 4. 1r bis 17ter Theil, jeder 2 thl. 16 gr. der 18te 3 thl.

Puhlmann, J. G. Beſchreibung der Gemählde, welche ſich in der Bildergallerie, den daran ſtoſſenden Zimmern und dem weiſſen Saale im königlichen Schloſſe zu Berlin befinden, ibid. 1790. gr. 8. auf Druckpapier 1 thl. auf Schreibpapier 1 thl. 8 gr.

Recueil de tables aſtronomiques, publié ſous la direction de l'Academie de Berlin, 3 Vols, ibid. 1776. gr. 8. 4 thl.

Eben daſſelbe teutſch, gr. 8. 4 thl.

Spazier, Karl, Ueber die Macht früher Gewohnheiten. Eine Rede für Jünglinge. ibid, 1791. 8. 3 gr.

Walter J. G. Tabulae nervorum thoracis et abdominis ibid. gr. fol. 10 thl.

Ebenderſelb. Von den Krankheiten des Bauchfells und dem Schlagfluß. mit Kupfern. ibid. 1781. 4. 1 thl. 8 gr.

II. An Landkarten.

Accurate Situationskarte von einem Theile des Churfürſtenthums Sachſen, und hauptſächlich von den Gegenden 4 bis 5 Meilen aus dem Centro um die Stadt Dresden, worin alle Thäler, Berge, Seen, Teiche, Landſtraßen und einzelne Häuſer. Für die preuß. Armee aufgenommen durch den Ingenieurmaj. Petri, im Jahre 1759 und 1760. 59 große Blätter 30 thl.

Sotzmann, D. F. Specialkarte von den preußiſchen weſtphäliſchen Provinzen Cleve, Geldern, Meurs, Mark, Ravensberg, Minden, Lingen und Tecklenburg. 1788. 2 thl.

Ebendeſſ. Specialkarte von der Mittelmark, nebſt einer geographiſchen Tabelle. 1 thl.

Ebend. Generalkarte von der Altmark. 12 gr.

Ebendeſſ. Karte von den oberhalb und ſüdwärts dem ſchwarzen Meere gelegenen ruſſiſchen und türkiſchen Ländern, nach den neueſten Beobachtungen, Zeichnungen und Karten entworfen. 1 thl.

Ebend. Karte von Großpolen, zwiſchen der Netze, Oder, Pilitz und Weichſel. u. ſ. w. 1791. 12 gr.

Ebendeſſ. Grundriß der Stadt Danzig, nebſt ihren umliegenden Gegenden. 1783. 8 gr.

(Ebendeſſ.) Neueſte Reiſekarte und Meilenzeiger durch die nordiſchen preuß. Provinzen. 4 gr.

Ebend. Karte vom temeswarer Bannat, 1790. 3 gr.

Ebendeſſ. Karte vom finniſchen Meerbuſen und den umher liegenden ſchwediſchen und ruſſiſchen Provinzen. 1792. 3 gr.

Ebend. Karte von der Moldau und Beſſarabien, nebſt der Bukowina. 1791. [illegible] gr.

Ebend. Der ſchiefelbeiniſche Kreis, 1790. 3 gr.

Ebend. Der dramburgiſche Kreis, 1791. 3 gr.

Ebend. Der arenswaldiſche Kreis, 1792. 3 gr.

Wiebeking. topographiſch militäriſche Karte des Herzogthums Berg in 4 Blätt. 1791. 6 thl 8 gr.

Ausführliche in Form eines Diarii abgefaßte Relation der Operationen des Prinzen Heinrich gegen die kombinirte öſtreich. u. d Reichsarmeen in Franken. 8 Blätter. 1 thl.

Karte des Königl. preuß. Herzogthums Vor- u. Hinter Pommern, nach ſpeciellen Vermeſſungen entworfen von D. Gilly und ausgeführt von D. F. Sotzmann. 6 Blätter. 3 thl.

Nouvel Atlas de Marine, compoſé d'une Carte générale, et de XII Cartes particulieres. qui repréſentent le globe terreſtre jusqu'au 82me Degré du Coté du nord et jusqu'au 60me du Coté du Sud 3 thl.

Partes Confines trium magnorum Imperiorum, Auſtriaci, Ruſſici et Osmannici foliis VI comprehenſae, per I. C. Rhode, de ao. 1778 2 thl. 12 gr.

Geometriſcher Plan des königlichen Thiergartens vor Berlin, 1 Blatt 1 thl.

Ebenderſelbe auf ganz feiner Leinwand gedr. 2 thl. 12 gr.

Neuer geometriſcher Plan der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin aufs genaueſte verfertigt von I. C. Rhode, 1 Blatt 1 thl.

Ebenderſelbe auf ganz feiner Leinwand gedr. 2 thl. 12 gr.

Tabula Geographica Itineraria, Meridionalem Dioeceſeos Aggerhuſienſis partem in Parochias diviſam exhibens 1 Blatt 4 gr.

Hémiſphere méridionale et ſeptentrionale dreſſée par Mr. le Comte de Redern, 2 Blätter 16 gr.

Theatrum Belli in America Septentrionali II foliis comprehenſum, exhibet Rhode 16 gr.

Carte des differentes Opérations faites pour déterminer la figure de la terre, 1 Blatt 4 gr.

Ducatus Lauenburgicus ad ſtatum hodiernum conſcriptus cum fluvio Stecknitz ex Albi in Mare balticum per cataractas conſtructas jam navigabili, 1 Blatt 8 gr.

Mappa Electoratus et Ducatus Bavariae ſuperioris et inferioris, Ducatus Neoburgenſis cum Epiſcopatu Friſingenſi &c. in IV foliis. 1 thl. 8 gr.

Regnum Boruſſiae, Epiſcopatus Warmienſis, Palatinatus Marienburgenſis, Culmenſis cum territorio Dantiscano et ichnographia urbis Regiomontis, in VI foliis. 2 thl.

Landgraviatus Haſſiae Inferioris, Comitatus Waldeciae, Eichsfeldiae, Tabula geographica ad rationes geometricas et Aſtronomicas conſtructa, in IV foliis 1 thl. 8 gr.

Mappa Ducatus Megalopolitani nova ad ſtatum hodiernum in tres Partes earundemque Praefecturas diſtincta auctoritate publica adornata in IV. foliis. 1 thl. 8 gr.

Theatrum belli in Pomerania citeriore, Ditiones Suecicas et Ducatum megalopolitani et Stettinenſis etc. 1761 et 62. in IV foliis 1 thl. 8 gr.

Ducatus Bremae et Princ. Verdae geometrica deſcriptio recens cum Comitat. Hoyae, Diepholt et Delmenhorſt, ſtatum praeſentem ſecundum praefecturas minoresque partes exacte referens. in II foliis. 16 gr.

Totius imperii Ruſſici Tabula generalis ex optimis quibusvis Academiae Petropolit. mappis, quarum permagnam C. Da. Dr. Ant. Fried. Büſching &c. in II foliis 1 thl.

Tabula geographica imperii Germanici per noviſſimas obſervationes emendata. 1 Blatt. 1 thl.

Charte von Pohlen, nach der Zannoniſchen Specialcharte gezeichnet und nach den jetzigen Gränzen abgetheilt und verbeſſert v. D. F. Sotzmann im Jahr 1788. 4 gr.

Conſpectus Circuli Saxon. interioris ex optimis ſubſidiis concinnatus a I. C. R. 3 gr.

Geographiſcher Atlas, beſtehend in 44 Landcharten, worauf alle Theile des Erdkreiſes vorgeſtellet werden; nach den bisher heraus gekommenen beſten Charten beſchrieben und insbeſondere zum Gebrauche der Schulen herausgegeben. 3 thl.

Auch iſt jede Charte einzeln à 2 gr. zu haben.

Sechs Charten, zur alten Geographie gehörig, beſteh. in 1) Orbis veteribus notus. 2) Graecia antiqua. 3) Aſia minor antiqua. 4) Antiquior Aegyptus et Palaeſtina. 5) Italia antiqua. 6) Graeciae antiquae pars meridionalis. 18 gr.

Proſpectus regni Boruſſiae, tam orientalis quam occidentalis, verb. von D. F. Sotzmann im Jahr 1789 3 gr.

Auch ſind in gedachter Handlung die Arbeiten der ſämmtlichen hieſigen Künſtler, welche Mitglieder der Akademie der Künſte und mechan. Wiſſenſchaften ſind, zu haben, wie auch:

Portrait des regier. Königs von Preußen, geſtochen von Sintzenich thl.

Wir machen hierdurch zugleich bekannt, daß wir von künftiger Jubilatemeſſe 1793 an in Leipzig keine unſerer Verlags- oder Commiſſionsartikel mehr außer der Meſſe ausliefern laſſen werden, und daß alſo die Herren Buchhändler von dieſer Zeit an entweder in der Meſſe ihre Beſtellungen machen oder ſich außer derſelben an ihre Commiſſionairs oder gerade an uns wenden müſſen.

ITALIEN
UND
DEUTSCHLAND
IN RÜCKSICHT
AUF
SITTEN, GEBRÄUCHE, LITTERATUR
UND KUNST.

EINE ZEITSCHRIFT.

HERAUSGEGEBEN

VON

K. P. MORITZ.

Nach des Herausgebers Tode fortgeſetzt von
einigen Gelehrten.

Zweiten Bandes, zweites Stück.

Berlin, 1793.
Im Verlag der Kön. Pr. akademischen Kunst- und Buchhandlung.

Universitäts
München
Bibliothek

I.

CAROUGES IN SAVOŸEN,

AUS EINEM SCHREIBEN

AN HERRN VON ***.

Daſs Sie weder im **Büsching**, noch im **Fabri**, Nachrichten von Carouges finden, und folglich dergleichen in allen übrigen teutschen Compendien der Erdbeschreibung vergebens suchen würden, wundert mich auf gewisse Weise. Zwar haben es diese fleiſsigen Geographen nicht vorher sehen können, daſs Carouges im Winter des Jahres 1792 ein Waffenplatz der Franzosen werden, und sich durch einen ganz beſondern Eifer für die Freiheit auszeichnen würde, welches Ihre Aufmerkſamkeit auf diesen Ort gezogen zu haben scheint; aber er war auch ohne das des Erwähnens werth, weniger freilich wegen dessen, was er ist, als wegen dessen, was er hat werden sollen.

Den neueren Nachrichten der Reisenden zufolge, zwingen die Carouger selbst Fremde, die Nationalcocarde anzustecken, haben alle *Caffés royaux* in *Caffés nationaux* verwandelt, bemahlen die Schilde mit dem *vivre libre ou mourir*, und ein demokratischer Gastwirth hat sogar das Haupt eines vierfüſsigen Geschöpfs nicht weiter ohne Neid und Abscheu gekrönt sehen können: sondern seinem **gekrönten Ochsen** das Diadem abgenommen, und nennt sich nun ganz kurz: *au boeuf.* Sie haben die Franzosen mit offnen Armen empfangen, und gleich anfangs für die Freiheit und für die Vereinigung mit Frankreich gestimmt. Was davon die vornehmſte Ursach ist, ihre bittere Armuth und Unzufriedenheit mit der sardinischen Regierung, oder die groſse Zahl ihrer Befreier, die einige tausend Mann stark im vergangnen Herbst hier einrückten, wage ich nicht zu entscheiden.

Carouges, zur Freistatt und zum Zufluchtsort unzufriedner Genfer bestimmt, ist nun auf eine andere, sehr unerwartete Weise eine freie Stadt geworden. Um sie zu jener Bestimmung geschickt zu machen, hatte der

König von Sardinien mehrere, zum Theil ziemlich ansehnliche, Häuser aufführen lassen, und den Bau Anderer begünstigt, eine Kirche für Protestanten erbauet, einen Prediger für sie angesetzt, und ihnen, so wie Jedermann, eine vollkommene Religions- und anderweitige Freiheit ertheilt. Aber der sardinische Hof hat sich, gleich mehreren andern Mächten, betrogen. Genf ist, aller seiner Unruhen ungeachtet, Genf geblieben; Carouges aber und Verſoix, Ferney und Kostanz sind arm und menschenleer. Alle diese Orte streckten ihre Arme aus, vertriebene oder miſsvergnügte Genfer aufzunehmen; aber ohne groſsen Erfolg. In dem Letztern hatten sich Mehrere, als in allen übrigen zusammengenommen, niedergelassen, und doch sind es nur etwa fünfhundert Personen.

Man muſs Fabriken-Städte und ihren Verkehr kennen, wenn man sich nicht höchlich darüber wundern will, daſs Genf in dem letzten Jahrhunderte an Einwohnern ehe zu- als abgenommen hat, obwohl die Sterblichkeit hier, nach Süſsmilchs Vergleichungen, gröſser, als in den meisten Hauptstädten Europens ist, obwol diese kleine Republik in den letzten hundert Jahren gegen zwölf Revolutionen zählt, und die weit gröſsere Zahl der Représentants und Natifs beständig über die Siege der wenigen Citoyens und Negatifs bitter ſeufzete; obwol Oestreich in Kostanz, Frankreich in Versoix, Voltaire in seinem Ferney, Sardinien in unserm Carouges, und mit ihnen die Amerikaner, der Herzog von Leinster und der Vicekönig Lord Temple in Irland dieses Atom von Freistaat, wie es im National-Convent genannt wurde, zu vernichten bemüht waren.

In dem Zauber der Gegend sucht man vergebens den wahren Grund von der Anhänglichkeit der Genfer an ihre Vaterstadt: denn Ferney, Versoix und Kostanz liegen beinahe eben so schön, als Genf, und reizende und romantische Aussichten sind ein sehr unwürksames Gegengift gegen herrschende Unzufriedenheit, wie man an den Pfälzern sieht, die Schaarenweise ein Paradies verlassen, um die sandigen Gegenden der Churmark, um Steppen an Niederrhein und das öde Amerika anzubauen Der Grund liegt in der eisernen Nothwendigkeit, in der Alternative, seinen Nahrungsstan ansehnlich zu verschlimmern, oder im Vaterlande zu bleiben. Denn eine Fabrik-Stadt ist eine ungeheure, aneinander hängende Kette, und wer sie verläſst, ist ein abgerissenes Glied ohne Zusammenhang und Haltung. Die Banquiers, die Aufkäufer, welche Messen besuchen, die Fabrikanten, welche die Arbeiten vollenden, zwanzig, oft dreiſsig, verschiedene Arten von Handwerkern, der Pöbel, welcher die leichtesten und niedrigsten Arbeiten so gern versieht, und der begnügsame, arme Landmann, welcher den rohen Stoffen die erste Bildung geben muſs, hängen so genau zusammen, daſs Einer ohne den Andern nicht bestehen kann. Eine kleine Gesellschaft von Fabrikanten kann nie mit Glück und Fortgang arbeiten: denn die Kunst der Fabriken ist das Preishalten, und das Geheimniſs niedriger Preise ist das möglichste Vereinzeln aller Arbeiten, wozu, besonders bei so zusammengesetzten Werken, als Uhren sind, Tausende von Händen gehören.

Aus diesen einfachen, aber, wie ich hoffe, einleuchtenden Gründen hat der sardinische Hof seine auf Genf gerichtete Absicht in Carouges verfehlt. Es haben sich hier nie viele

Genfer niedergelassen, und die Zahl derselben läſst sich durchaus nicht bestimmen, weil die oftmaligen Revolutionen und Amnestien, und, mehr noch als diese, das unruhige Blut der Einwohner der Republik eine beständige Ebbe und Fluth in derselben unterhielten.

Sie wissen nun, lieber Freund, was Carouges werden sollte: es ist Zeit, daſs ich Ihnen sage, was es ist, oder was es vor einigen Jahren war; denn jetzt ist es wieder im Werden.

Carouges ist ein Eingang in Italien, oder von dieser Seite der erste italienische Ort: ein schmutziger, trauriger Eingang, der gewaltig gegen die hohe Meinung absticht, mit welcher wir Ausländer Italiens geweiheten Boden zu betreten pflegen. Ich würde es daher lieber das Ufer Italiens nennen; denn unter einem Seeufer denkt man sich etwas Schmutziges und Häſsliches, und in der That sieht man hier, statt der Laubgehänge, statt der üppigen Fruchtbäume und süſsduftenden Lustwäldchen des schönen Welschlandes, Unrath und Schmutz in Haufen, im physischen und moralischen Sinne, als hätte das weite Meer ihn ausgeworfen.

Die Gegend ist wuste und öde, und die hohen Gebürge, die sie in weiter Ferne von allen Seiten her einschlieſsen, abgerechnet, einer Parthie der luneburger Haide sehr ähnlich. Der Ort ist schmutzig und wimmelt von Bettlern und Lustdirnen der niedrigsten Art. Er hat weder Mauer noch Thore, aber städtische Gerechtigkeiten, und sieht auf dem Markte, der zum Theil mit hohen, guten Häusern umgeben ist, auch einer Stadt ähnlich. Die Zahl der Feuerstellen wage ich nicht zu bestimmen: ohngefähr schätze ich sie auf 200. Die meisten Häuser sind niedrig, klein und unansehnlich; die Straſsen nicht gepflastert, und daher, obwol sie breit genug sind, noch schmutziger, als in andern italienischen Städten. Wenn man aus einer andern Gegend käme; würde man dieses vielleicht weniger bemerken; aber wenn man aus dem saubern, reinlichen Genf kömmt, ist es auffallend und unangenehm.

Noch mehr waren mir die Lustdirnen zuwider, die man an allen Fenstern sieht. Sie sind zwar weniger zudringlich und frech, als in Paris, London und Amsterdam; aber sie sind auch so häſslich, gelb, schmutzig, oft bepflastert, kurz, so widrig, daſs man vor Ekel vergehen müſste, wenn sie sich unaufgefordert so zudrängten und anschmiegten, als ihre Schwestern in jenen Hauptstädten Europens. Verhältniſsmäſsig mag es wol an keinem Orte in der Welt mehrere Geschöpfe der Art geben, als hier. Der savoyische Pöbel hat also glücklicher speculirt, als der sardinische Hof. Dieser glaubte, die reichen Genfer an sich zu ziehen, und hat sich geirrt; jener richtete Freuden-Häuser für die Genfer Karrenschieber, Handlanger und für die teutschen Handwerksbursche, deren Zahl in Genf ungemein groſs ist, ein, und findet Aufmunterung und Beifall, weil die genfer Polizey keine öffentlichen Häuser duldet. An stillen, heimlichen Gelegenheiten soll es nicht fehlen, wie man mich versichern wollte, und man in einer reichen Fabrikstadt, von einer unruhigen, heftigen Menschenart bewohnt, wohl vermuthen kann. Aber diese Gelegenheiten erfordern einige Bekanntschaft in der Stadt, die den teutschen Handwerksburschen fehlt, und mehr Aufwand, als Karrenschieber und Tagelöhner machen können; daher ist fast in jedem Hause in Carouges eine stille Wirthschaft, wie man in Berlin zu sagen pflegt; daher sind sie aber auch Alle nur für den gemeinen Mann eingerichtet: denn die Reichen können es in Genf besser haben, und müſsten aller Sinne zu gleicher Zeit beraubt seyn, wenn sie die schmutzigen, plumpen Savoyardinnen den feinen, niedlichen Genferinnen vorziehen wollten.

Nirgends sieht man mehr Schilde von Wirthshäusern, mehr *Caffés*, *Hotels* u. s. w. als hier: fast jedes Haus führt eine dergleichen Aufſchrift, und gleichwol ist man nirgends mehr verlegen, wo man abtreten soll, als hier, weil fast alle Häuser in einem üblen Ruf stehen. Als ich in Genf lebte, war nur Eins so ganz unbescholten, daſs man ehrliche Weiber und Mädchen hineinzuführen wagen durfte; die übrigen, selbst die elegantesten, Gasthöfe waren wenigstens Gelegenheitshäuser.

Noch ehe man die Häuser erreicht, sobald man den Genfer Boden verlassen hat, ist man von Bettlern umgeben, welche das Gebiet der Republik nicht betreten dürfen. Ganz Savoyen wimmelt davon, in *la bonne Ville*, einer kleinen Stadt auf dem Wege nach dem *Mont-blanc*, sahe ich einst vier und zwanzig um mich her, als ich vor dem Wirthshause aus dem Wagen stieg.

In Carouges habe ich deren zwar nicht so Viele bei einander gefunden; aber ihre Zahl übersteigt dennoch allen Glauben; nur hat jeder seinen Posten, von dem er sich, wahrscheinlich nach einem unter ihnen gemachten Vertrag, nicht weit entfernen darf. Ihr Anblick ist sehr unangenehm und hat mich jedesmal auf einige Zeit verstimmt. Man sollte unsere Landsleute, welche die in den meisten teutschen Städten zur Vermeidung des Bettlens auf den Straſsen getroffenen Anstalten ungern oder mit karger Hand unterstützen, hierher schicken!

Die savoyischen Bettler unterscheiden sich auf eine dreifache Weise von den Unsrigen, eben nicht zu ihrem Vortheil, oder zum Vortheil derer, denen sie zur Last sind. Die Teutschen sind zwar schlecht, aber doch fast ganz bekleidet, treiben ihr Wesen im Gehen und schweigen bescheiden oder reden verstohlen; Jene hingegen sind gewöhnlich mehr als halb nackt, liegen träge und unbeweglich auf der Erde, empfangen die Vorübergehenden mit

Lauten, zierlichen Anreden, mit groſsen Titeln, Sprüchen u. s. w. von fern her und verfolgen sie gelegentlich mit Scheltworten, wenn sie Nichts empfangen haben. Da die Chirurgie in Italien sehr vernachlässigt wird; so haben sie häufig Auswüchse, Wunden u. s. w.

Doch genug von diesen unangenehmen Gegenständen; gern möchte ich Ihnen zum Ersatz etwas Liebliches und Angenehmes schildern; aber es will mir leider Nichts beifallen.

Hätte ich ein Jahr früher an Sie geschrieben; so würde ich Ihnen die carouger Garnison anpreisen: aber seitdem die sardinischen Truppen vor den Franzosen geflohen sind, ist mir von dieser Seite Stillschweigen auferlegt. Ich trauete ihnen vor einigen Jahren alles Gute zu; sie sahen keck und verwegen genug aus, ohngefähr so, wie die ehemaligen preuſsischen Freicorps, mit welchen sie auch in Absicht des Anzuges groſse Aehnlichkeit hatten; im Exercieren waren sie geübt und sehr fertig.

Für die Rubrik der Reisebeschreiber und Geographen, Sitten, Sprache und Charakter, findet sich diesesmal nicht viel zu sagen: denn die Sitten sind schlecht, die Sprache ist ein fehlerhaftes Französisch, und einen Charakter würde man bei einem zusammengelaufenen Haufen von Gastwirthen, Kuplerinnen und Lustdirnen vergebens suchen. Sonst habe ich bei den Savoyarden, besonders bei den Bergbewohnern, mehr Offenheit, Treue und Biedersinn gefunden, als ich ihnen zutrauete.

Carouges liegt eine Viertelstunde von Genf, oder wenn man will, dicht dabei. Es ist nemlich eine starke Viertelstunde von dem eigentlichen Stadtthor entfernt; aber an dasselbe schlieſst sich eine Art von Vorstadt an, die aus Gärten und Gartenhäusern besteht; dann kommt man an eine Brücke über die Arve, ein breiter aus den *Mont-blanc-Gletschern* strömender Fluſs, den auf der andern Seite die Rhone aufnimmt, und bald nach der Brücke geht Carouges an.

Diese Brücke hält die genfer Garnison besetzt, wie denn Genf überhaupt jetzt nach dieser Seite sehr gut befestigt ist. Denn von hier aus drangen vor beinahe zweihundert Jahren die Savoyarden, bei nächtlicher Weile, in die Stadt ein, um sie zu erobern, und gaben zu dem Feste *de l'escalade* Anlaſs, welches noch immer gefeiert wird, und bis 1782 mit so vielem Lärm und mit so vielen Umständlichkeiten gegen die Savoyarden gefeiert wurde, daſs man mit den Vermittelungen des sardinischen Hofes sehr zufrieden und von dem Wunsch beseelt, mit ihm in Freundschaft zu bleiben, um diese Zeit das Miſshandeln der Savoyarden *in effigie* und dergleichen Ausgelassenheiten, öffentlich von Obrigkeitswegen verbot. Diese Begebenheit der Vorzeit ist den Genfern noch so gegenwärtig, daſs die Ungelehrten das hohe Alter derselben nicht ahnden, sondern sie um ein Seculum vorzurücken und in das Jahr 1702 zu versetzen pflegen. Muthig war die That der Vorfahren allerdings. Der Herzog von Savoyen hatte die Festung überrumpelt, zweihundert von seinen besten Truppen, mehrentheils Edelleute, waren bereits in der Sstadt und verkündigten durch ihr Victoria-Rufen die Eroberung, als die Genfer sie muthig angriffen, den gröſsten Theil erschlugen, einen Andern über die Mauern zurückzugehen nöthigten und drei und funfzig gefangen nahmen, die Tages darauf Alle aufgeknüpft wurden. Die Genfer zählten nur sechszehn Todte.

Nach so vielen Digressionen werden Sie vielleicht die Beantwortung der von Ihnen aufgeworfenen Frage: **sind die neuesten Veränderungen in Savoyen der Republik nachtheilig oder nicht?** von mir erwarten. Ich kann mich aber ohnmöglich darauf einlassen, da man noch nicht weiſs, was aus Savoyen und aus der französischen Republik werden und was für Systeme dieselbe annehmen und in Zukunft befolgen wird. So viel ist gewiſs, Genf verdankt den Flor, in dem es seit Jahrhunderten steht, vorzüglich seiner Lage zwischen mehreren groſsen Ländern, zwischen Frankreich, Italien und der Schweiz. Diesen Vorzug würde es verlieren, wenn Savoyen französisch bliebe. Dann wäre es ganz von diesem groſsen Staate eingeschlossen, und das haben kleine freie Orte bisher immer für ein Unglück gehalten und dafür zu halten Ursach gehabt. Nach der teutschen Seite berührt das französische Gebiet Genf zwar nicht unmittelbar; aber die Landschaft Gex und besonders Versoix, welches von dem Genfer See bespült wird, schieben doch auch hier einen Riegel vor. Der See selbst bleibt offen; aber Frankreich wird Herr beider Ufer, folglich, so bald es will, Meister von demselben.

II.

BRIEFE,

GESCHRIEBEN AUF EINER REISE NACH GÖTTINGEN, CASSEL, MARBURG, DARMSTADT, FRANKFURT, UND MAYNZ.

Diese Briefe sind, mit einigen Abkürzungen und Einschaltungen, aus der *Gazette littéraire de Berlin* von diesem Jahre entlehnt.

ERSTER BRIEF.

Seit unsrer Trennung in Hamburg habe ich mich an keinem Orte länger aufgehalten, als in Göttingen. Ein Mann, der das Studieren liebt, wird schwerlich anderswo mehrere Mittel und Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern, antreffen, als eben hier; und die Gelehrten können gewiſs in keiner Stadt ein ehrenvolleres Etablissement finden, als die Stelle eines Professors auf dieser hohen Schule. Unsre pariser Universität, unsre Collegien der Sorbonne &c. unsre Akademien, haben zu keiner Zeit eine solche Menge von Gelehrten in allen Fächern gehabt, als Göttingen gegenwärtig besitzt.

Ich möchte itzt beinahe eben so gern Professor in Göttingen, als Kardinal in Rom seyn: denn jene Herren hangen von Niemandem ab, haben eine Menge Clienten, die ihnen nicht lästig fallen, die ihnen die Aufwartung machen und die Gebühren richtig bezahlen. Sie leben alle im Wohlstande, und da sie groſstentheils verheirathet sind; so haben sie unter sich kleine Gesellschaften errichtet, welche ihnen ein ruhiges und angenehmes Leben verschaffen.

Obgleich diese Stadt nur sieben bis acht tausend Einwohner enthält; so findet man hier doch mehrere Mittel, sich alle Arten von Kenntnissen zu erwerben, als selbst in London, Paris, Amsterdam, Neapel, wo man sechs, sieben bis achtmal hundert tausend Einwohner zählt, und wo gewiſs die Künste und Wissenschaften sehr groſse Fortschritte gemacht haben. Ohne die Professoren der Theologie, der Rechtsgelehrsamkeit und der Arzeneiwissenschaft, findet man auch in Göttingen noch besondere Professoren, die man auf andern, selbst den ältesten und berühmtesten, Universitäten nicht antrift, und die man in den groſsen und Hauptstädten durch Privatlehrer zu ersetzen pflegt. Diese Maitres oder Privatlehrer, sind nicht nur, nach vorhergegangener Prüfung von Seiten des akademischen Senats, (welches auf den meisten sächsischen Universitäten gewöhnlich ist) von der Regierung autorisirt; sondern sie haben sich auch gemeiniglich durch Schriften über solche Theile der Wissenschaften bekannt gemacht, in welchen sie den Studenten Unterricht geben. — Sie wissen, daſs die deutschen Professoren ihre Collegia nicht diktiren, sondern sie über gedruckte Bücher lesen: eine Methode, die unendlich besser ist, als diejenige, welche noch heutiges Tages auf den meisten spanischen, italiänischen und selbst auf unsern Universitäten beobachtet wird. Die jungen Professoren legen bei ihren Vorlesungen gewöhnlicher Weise die Lehrbücher bekannter, entweder noch lebender oder schon verstorbener, Schriftsteller zum Grunde; haben sie aber selbst bereits über die Materie, über welche sie lesen, Lehrbücher verfaſst; so expliciren, glossiren und commentiren sie ihre eigenen Werke. So is, zum Beispiel, Herr Plank, dieser unter den Protestanten sehr berühmte Theologe, im Jahre 1791 das kanonische Recht, nach einem Abrisse, den er im vorhergehenden Jahre hatte drucken lassen: denn dieser Theologe liest nicht nur über die dogmatische Theologie, sondern auch über die allgemeine und besondere Kirchengeschichte. Der alte Rechtsgelehrte Böhmer, ein Sohn des Canonisten dieses Namens, welcher den preuſsischen Universitäten, auf welchen er Professor war, so viele Ehre gemacht hat, legt bei seinen Vorlesungen über das kanonische Recht das Compendium seines Vaters zum Grunde, und sein Sohn erläutert das Völkerrecht nach einem Werke des Professors Höpfner. Der Professor Runde lieſst sein Collegium über das Lehnrecht nach dem Lehrbuche seines Collegen, des Herrn Böhmer. Die Herren Klaproth und Pütter bedienen sich ihrer eigenen Bücher. Herr Schlözer, den Mirabeau vergebens herabzuwürdigen suchte, hält es seiner Ehre nicht zuwider, über Mensels Anleitung zur Kenntniſs der Europäischen Staatenhistorie Vorlesungen zu halten, ob er sich gleich selbst durch verschiedene historische

Werke, z. B. über die nordische Geschichte, den allgemeinsten Ruhm erworben hat.

Der liebenswürdige Herr **von Martens**, Professor des Staatsrechts, liest **über die Geschichte des Ursprungs und Fortgangs des deutschen Reichs** nach Herrn **Pütters** Lehrbuche, ob er gleich selbst in diesem Fache brauchbare Werke herausgegeben hat. Wenn unsre französische Jugend nach Göttingen reisete, um daselbst, wie dies der Fall mit vielen Engländern ist, zu studieren; so würde sie ganz besonders den Umgang mit Herrn von **Martens** suchen. Er spricht weit besser französisch, als irgend Einer von seinen Collegen, und vereinigt damit eine Politesse und Munterkeit, daſs man ihn für einen gebohrnen Franzosen halten möchte.

Ich weiſs nicht, ob Sie den Herrn **Pütter** kennen: man spricht von ihm auf ganz verschiedene Weise. Ein sonst schätzbarer Mann hat mir über seinen Charakter einige Exceptionen gemacht. Ich habe ihn mehr als einmal gesehen, mich mit ihm ziemlich lange unterhalten, und kann ihn nicht anders als für einen sehr galanten Mann halten. Es würde unnütz seyn, Ihnen von seiner groſsen Gelehrsamkeit und Reputation, als Publicist, vieles zu sagen. Man hat mich versichert, daſs er mit den Pensionen, Appointements und dem, was er von seinen Zuhörern, von den Buchhändlern, die seine Schriften verlegen, von den Prinzen und groſsen Herren, die ihn consultiren, seine jährliche Einnahme auf 30 bis 40000 Livres bringen kann. Er ist Professor der Rechtsgelehrsamkeit: allein auf den deutschen Universitäten kann ein jeder Professor in mehr als einem Fache der Wissenschaften und Litteratur Unterricht geben. So lehrt z. B. der Professor der Anatomie, Herr Wrisberg, die Geographie unter dem Titel von Reisecollegium. Indessen bleiben doch die Aerzte gemeiniglich bei denjenigen Theilen wissenschaftlicher Kenntnisse, welche auf ihre Fakultät Bezug haben. Auch habe ich, auſserhalb Deutschland, ausübende Aerzte gekannt, welche bei den meisten Krankheiten ihrer Patienten moralische Ursachen fanden. In Göttingen sucht Herr Blumenbach die Ursach der Verschiedenheit der Nationalcharaktere in der Bildung oder Lage der Hirnschale.

Univ. Bibl.
München

Zu der philosophischen Klasse rechnet man alle diejenigen Professoren, welche weder zur theologischen, noch auch zur juristischen oder medicinischen Fakultät gehören. Ihre Anzahl beläuft sich auf mehr als zwanzig, unter denen dreizehn ordentliche und acht auſserordentliche sind. Die meisten von diesen Professoren habe ich theils in ihren Häusern, theils in ihren Hörsälen oder in Gesellschaften gesehen und gesprochen.

Herr Kästner, welcher als Professor der Mathematik besoldet wird, und gewiſs ein sehr guter Mathematiker ist, hat sich doch noch mehr durch eine Menge sehr schöner und beissender Epigramme, als einen vorzüglichen Dichter bekannt gemacht. Ohngeachtet seines siebzigjährigen Alters, ist er doch noch sehr munter und vergnügt; und wenn es etwas seltenes ist, einen Mathematiker und Dichter in einer Person vereinigt zu finden; so ist es vielleicht noch etwas selteneres, einen Dichter von seinem Alter zu finden, der eine Physiognomie hat, die fröhlich und vergnügt macht.

Herr Gatterer ist als Professor der Geschichte und Historiograph sehr geschätzt; er hat weder in seiner Figur noch in seinen Manieren etwas Auffallendes.

Herr Heyne hat sich in Deutschland so berühmt gemacht, als Herr Pütter, und ist im Auslande wegen seiner schönen Latinität und tiefen Gelehrsamkeit in der alten Litteratur, noch bekannter als dieser. Er ist zugleich Bibliothekar, und in gewissem Sinne, der Chef der Universität, wegen des Ansehens, worin er bei dem hannöverschen Staatsminister und Curator der Universität, Herrn von Beulwitz, steht.

Herr Pastor Kulenkamp, ein Mann von ausnehmender Leibesgrofse, hat zwar keine grofse Bücher verfertigt, ist aber in der Litteratur ganz aufserordentlich stark bewandert. Er besitzt die zahlreichste und auserlesenste Bibliothek, die ich kenne, besonders im Fache der griechischen und römischen Litteratur.

Herr Feder ist ein weiser und gemäfsigter Philosoph. Er hat dem Rousseau nachgeahmt, indem er ihn widerlegte. Seine Leibesbeschaffenheit ist schwächlich, delikat und kränklich.

Ich habe an Herrn Schlözer weder den athletischen Körper noch das muthige Ansehen gefunden, wie man ihn mir geschildert hatte, und wie ihn mir seine Schriften anzukündigen schienen: denn er schreibt stark und kühn. Er ist in seinem Studierzimmer und Hörsale der Censor der Regierungen. Seine Staatsanzeigen, die viel gelesen werden, machen die Fürsten und Häupter der Republiken behutsam, obgleich Mirabeau ihn als einen Apologisten des Despotismus behandelt hat. Ich beneide die Lage dieses Professors: er hat eine liebenswürdige, talentvolle Gattinn, drei Söhne, welche viel versprechen, und eine vortrefliche Tochter. Sie ist hübsch, und im eigentlichen Sinne des Worts eine Gelehrte, wie sie denn auch öffentlich die Magisterwürde erhalten hat: dabei ist sie weder pedantisch noch affektirt: kleidet sich und redet wie andere Mädchen und macht mit den ungezwungensten Manieren die Honneurs im Hause und an dem Tische ihres Vaters, wenn Dieser Gäste hat. Sie spricht unsre Sprache mit vieler Leichtigkeit.

Die Wissenschaft, welche hier Herr Prof. Joh. Beckmann öffentlich lehrt, ist auf allen katholischen Universitäten unbekannt, man möchte etwa Neapel ausnehmen, wo ein ähnlicher Lehrstuhl errichtet ist. Herr Beckmann ist in der Geschichte der Erfindungskunst sehr erfahren.

Ich habe weder den Vorlesungen noch den physikalischen Versuchen des Herrn Professor Lichtenberg beigewohnt; ich habe ihn aber gesehen, und man hält ihn allgemein für einen Mann von vielem Geiste.

Einige finden den Herrn Meiners sowohl in seinen Manieren als in seinem Style affektirt: Andre halten ihn für einen guten Philosophen und vortreflichen Schriftsteller.

Ich hätte es beinahe vergessen, Ihnen etwas von Herrn Richter zu sagen, der in Göttingen und in ganz Niedersachsen das ist, was Tronchin gewesen, und was Herr Tissot in der Schweiz noch ist. Ich weiſs nicht, ob er so viel verdient, als Herr Pütter; allein es ist sicher, daſs ihm seine Profession viel einbringt. Ob er gleich in einer kleinen Stadt etablirt ist; so kommen doch viele Patienten hieher, um ihn zu consultiren oder sich von ihm operiren zu lassen. Man hat mir erzählt, daſs er vom Churfürsten von Maynz, welcher ihn rufen lieſs und einige Tage oder höchstens vierzehn Tage bey sich behielt, um ihn von einer zugestoſsenen Unpäſslichkeit zu befreien, für seine Bemühung tausend Louisd'or gefodert und erhalten habe.

Dieser Doctor ist ein Sachse von Geburt, und der Sohn eines lutherischen Predigers, dessen Witwe noch vor einigen Jahren in Zörbig lebte. Ich kenne wenig Deutsche, die freier, munterer und so gar listiger wären, als Er. Das Compliment, welches er denen macht, die ihn besuchen, ist: Ich wünsche, daſs Sie meiner niemals benöthigt seyn mögen. Er hat sich zuerst in der gelehrten Republik durch eine Geschichte der Medicin bekannt gemacht, welche ihm die Stelle eines Professors in der Fakultät erworben hat. Er ist Professor der Anatomie.

Sie können sich wohl vorstellen, daſs es in dieser Stadt weder an einem anatomischen Theater, noch auch an einem botanischen Garten fehle. Dieser letztere hat mir besonders gefallen: er ist von Allen, die ich bisher gesehen, verschieden, aber unendlich bequemer eingerichtet. In den meisten botanischen Garten sieht man nur ausländische Pflanzen; in dem Gottingischen hingegen, der seine Entstehung dem berühmten Haller zu verdanken hat, findet man, auſser den fremden und seltenen Pflanzen, ein kleines Waldchen, in welchem der Professor mit seinen Schülern herumgehen und diese mit allen Pflanzen, welche in Deutschland wachsen, bekannt machen kann, ohne nöthig zu haben, deswegen auf den Feldern, Wiesen, Ebnen und Bergen herumzulaufen. Das Observatorium ist nicht so gut, als einige Andere, die ich gesehen habe: doch ist es mit Instrumenten sehr wohl versehen. Herr Seyfert, ein eben so gefälliger als gelehrter Mann, fuhrt die Auſsicht daruber.

Die göttingische Bibliothek besitzt weder so viele Manuscripte noch alte und seltne Bücher, als die Pariser: wenn ich aber Bücher schreiben müſste, wozu Erudition erforderlich wäre: so würde ich sie lieber in Gottingen, als an irgend einem andern Orte schreiben. Man findet in dieser Bibliothek fast alle Werke aller Nationen, die bei ihnen erschienen sind, und noch ezscheinen: denn ein Professor darf nur den Bibliothekar wissen lassen, daſs dieses oder jenes Buch erschienen und dessen Ankauf nützlich sey, so wird es sogleich angeschaft, es mag in einem Lande oder in einer Sprache geschrieben seyn, in welcher es wolle. Man zählte schon im Jahre 1791 mehr als zweimal hundert tausend Bände. Schon der Catalog, den der zweite Bibliothekar, Herr Reuſs, angefertigt hat, erregt Erstaunen: er ist ausnehmend vollständig, so daſs man nicht nur jedes Buch leicht finden, sondern auch zugleich wissen kann, was dieser oder jener Schriftsteller geschrieben hat. Der Catalog besteht aus zwey hundert und acht Bänden in dem grösten Formate; hundert und acht und vierzig liefern die Namen der Autoren in alphabetischer Ordnung: sechzig die Abtheilungen und Unterabtheilungen nach den Materien, u. s. w.

Die vorhin genannten beiden Herren Reuſs und Seyfert, waren bei meiner Anwesenheit in Göttingen noch auſserordentliche Professoren. Diese auſserordentlichen Professoren sind in Rücksicht der ordentlichen das, was die Prälaten zu Rom in Rücksicht der Kardinäle sind, nur mit dem Unterschiede, daſs nicht alle Prälaten zur Kardinalswürde gelangen, und daſs die auſserordentlichen Professoren in Göttingen, nach Verlauf von einigen Jahren, gewöhnlich ordentliche Professoren werden. In dieser Klasse der Professoren gehört auch Herr Bürger, welcher als Dichter sehr geachtet wird, und wie man mich versichert, den Herrn Ramler an Dichtertalenten übertreffen soll.

Das Churfürstenthum Hannover gehört ohnstreitig zu den glücklichsten Ländern des deutschen Reichs, so wie Neufchatel zu den glücklichsten der ganzen Schweiz. Die Hannoveraner gehorchen einem entfernten Herrn, der sie auf keine Weise genirt, und das, was ihm das Land einbringt, wieder zum Besten seiner Unterthanen verwendet. Indessen ist doch das Hannoversche nicht bevölkerter als Pommern, Brandenburg und die westphälischen Provinzen des Königs von Preuſsen, welches sowohl von dem sandigen und im Allgemeinen wenig fruchtbaren Boden, als auch daher rührt, daſs man zum Theil das circulierende Geld für Wein, Coffee, Zucker, Oele, feine Stoffe &c. in die Fremde schickt.

Demohngeachtet genieſsen diejenigen, welche in diesem Lande leben oder darin reisen, meh-

ere Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten,
ls in den andern deutschen Staaten; wenig-
tens unendlich mehrere, als in Westphalen.
Besonders werden die Chausseen sehr gut unter-
halten, und man hat sogar das Vergnügen von
Viertelstunde zu Viertelstunde zählen zu kön-
nen, wieviel Weges man zurückgelegt, und
wie viel man noch zurück zu legen hat, um
. B. von Hannover nach Göttingen, von Göt-
ingen nach einer andern Stadt des Churfürsten-
hums u. s. w. zu kommen.

ZWEITER BRIEF.

n einem Thale an dem Ufer der Fulda, wo
ich dieser Fluſs mit der Werra vereinigt, auf
der Hälfte des Weges von Göttingen nach Cas-
el liegt Münden, eine Stadt von mäſsiger
Gröſse, die sich auch vorzüglich durch ihre
äſslichen und schmutzigen Straſsen auszeichnet.
Die Hauptnahrung ziehen die Einwohner von
der Handlung. Die Güter und Waaren, sagt
Herr Büsching sehr richtig, welche aus Hes-
en, Thüringen, Sachsen, Frankfurt, Franken,
ornehmlich aus Nürnberg und Bayern zu Was-
er und Lande hieher kommen, bleiben hier

nur eine kurze Zeit liegen, und werden alsdann die Weser herabgesendet, und was auf der Weser herauf kommt, geht gröstentheils wieder in die genannten Länder. Kein Fremder, d. h. der nicht mündenscher Bürger ist, darf diese Stadt vorbei handeln, sondern muſs seine Waaren einem hiesigen Faktor anvertrauen, und Alles, was hier zu Schiffe ankommt, muſs, vermöge der Stapelgerechtigkeit, ausgeladen werden. Alle Dienstage geht ein Schiff von hier auf der Fulda nach Cassel ab, und diesen Strom darf auſser dem mündenschen Schiffer Niemand befahren. Die Werra kann von mündenschen und hessischen Schiffern befahren werden; die Letztern aber, wenn sie vor Münden kommen, müssen davor liegen bleiben. Wenn ihnen eine Vorüberfahrt gestattet wird, muſs auf das Schiff ein mündenscher Schiffer genommen, der Stadtkämmerei etwas gewisses entrichtet und darüber ein schriftlicher Revers ausgestellt werden. Uebrigens verschaffen die an der Werra belegenen Auen und Wiesen, die umliegenden Garten, Wälder und Berge nach allen Gegenden eine vortreffliche Aussicht.

Cassel liegt in einem weiten und offenen Thale, welches von der Fulda und Diemel bewässert wird. Die Hälfte von Cassel; d. h. die Altstadt, hat unebene, krumme und höckrigte Gassen; aber die sogenannte neue Neustadt, welche die letztern Landgrafen haben erbauen lassen, ist vollkommen regelmäſsig und schön erbauet, und gewährt in allen Jahrszeiten die angenehmsten Spaziergänge. Nur ist es zu bedauern, daſs dieser herrliche Theil der Stadt beinahe ganz öde stehet. Ein groſser Theil der Gebäude gehört dem Landgrafen und seinen Hofbedienten. Der Landgraf bringt den gröſsten Theil des Sommers auf dem Lustschlosse Weissenstein zu, wohin von Cassel aus eine vortrefliche Allee führt.

Das Collegium Carolinum, welches unter der Regierung des verstorbenen Landgrafen in groſsem Flor war, ist gegenwärtig in schlechter Verfassung, indem der itzige Landgraf einen Theil der Revenüen der Universität Marburg beigelegt hat.

Die Bibliothek und das Museum Fridericianum, in welchem eine auserlesene Sammlung von Naturalien, Mosaiken, Statuen, Gemmen, Münzen u. s. w. befindlich sind, haben, besonders das Letztere, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Die Bibliothek mag aus einigen und funfzig tausend Bänden bestehen, kann aber auf keine Weise mit der Göttingischen verglichen werden. Der innere Raum des Saals ist prächtig, sieht aber mehr einem mit Büchern meublirten Tanzsaale als einer Bibliothek ähnlich, wohin man gehet, um zu studieren. Das, was mich mitten unter dieser Sammlung von Büchern und Medaillen am meisten interessirt hat, ist der Mann, der darüber die Direction führt. Herr Schminke, erster Bibliothekar, ein Mann von sechzig oder siebzig Jahren, ist Einer von den Charakteren, die sich überall lieben und schätzen lassen. Sein Substitut, Herr Dechringen, sucht von seiner Stelle zu profitiren, und weis sich dabei nicht ganz ungeschickt zu benehmen. Weder der Eine noch der Andere haben mir viel Gutes von dem Markis von Luchet gesagt, der unter der Regierung des verstorbenen Landgrafen der Despot der Litteratur war.

Von Allem, was ich gleich neben der Bibliothek und dem Museum gesehen habe, hat

Nichts meine Aufmerksamkeit mehr auf sich gezogen, als ein Zimmer, in welchem man, durch ein Gitter, die Folge der Landgrafen mit ihren Gemahlinnen, in Wachs modellirt, alle in natürlicher Gröſse, und in dem Costüme ihrer Zeiten gekleidet, erblickt. Ich hätte gewünscht, diese Figuren in Gesellschaft des Herrn Lavater untersuchen, mir von ihm den Charakter dieser Fürsten nach ihren Gesichtszügen schildern lassen zu können, und sodann ihre Geschichte selbst zu lesen.

Man hatte mir schon vorher gesagt, daſs ich in Cassel keine groſsen und berühmten Schriftsteller, keine Göthe, Herder und noch weniger Wielande antreffen würde. Und in der That habe ich auch nur Physiker und einige Gelehrte, von der Klasse des Herrn Schmidt, gefunden.

Der Landgraf, welcher seine Universität zu Marburg empor zu bringen wünschte, urtheilte sehr richtig, daſs die Unterhaltung zweier so groſser litterarischer Institute, als das Carolinum und die alte Universität zu Marburg sind, zu kostspielig werden dürfte, und schickte daher die vornehmsten Professoren am Carolinum nach Marburg. Er that noch mehr, indem er seinen Erbprinzen in den für ihn zweckmäſsigen Wissenschaften auf dieser Universität unterrichten lies. Dieser junge, sehr wohlgestaltete Prinz besuchte bei drei oder vier Professoren die Collegia ganz regelmäſsig, und zog die sämmtlichen Glieder des akademischen Senats abwechselnd an seine Tafel. Mit diesem Erziehungsplane schien mir indessen sehr zu contrastiren, daſs er fast nie anders, als in einem mit sechs muthigen Pferden bespannten Wagen spazieren fuhr.

Unter den marburger Professoren wird Herr von Selchow, ein brandenburgischer Edelmann, am meisten geschätzt: er ist eine geraume Zeit der College, und sogar, wie man sagt, der Rival des berümten Pütter in Göttingen gewesen. Er ist Canzler der Universität und Professor des Staatsrechts, worüber er mit groſsem Beifall Collegia lieſst.

Ich hatte so vieles von der durch die öftere Rekrutenaushebung verursachten Entvölkerung des platten Landes im Hessischen gehört, daſs ich auch nur wenige junge Leute in den Dorfschaften und sonst zu finden glaubte. Allein ich habe grade das Gegentheil angetroffen, und mit Vergnügen gesehen, daſs die Dörfer in Hessen eben so volkreich sind als in Sachsen. — Man hat mich auch versichern wollen, daſs die Ueberlassung eines Theiles der hessischen Truppen in fremden Sold dem Lande nichts weniger als nachtheilig sei, indem dadurch ansehnliche Summen Geldes ins Land gezogen und der Handel und Wandel blühend würden. Uebrigens scheint es mir gewiſs, daſs der Kriegsetat mit der Bevölkerung des Landes nicht in dem gehörigen Verhältnisse stehet.

Der Landgraf von Hessen - Darmstadt regiert ein Land, das über die Hälfte kleiner ist, als Hessen-Cassel, und etwa 600,000 Thaler jährlich eintragen mag. Das Land scheint mir überhaupt einer gröſsern Kultur fähig zu seyn, und es ist zu erwarten, daſs die Weisheit der itzigen Regierung das, was die Natur in einigen Gegenden desselben zu wenig gethan hat, möglichst ersetzen werde. Die Lage is auch nicht die bequemste, indem es vom Nassauischen, Ysenburgischen, Hanauischen und von noch ein paar kleinen Staaten durchschnitten wird. Unsere Finanziers würden dies abscheulich finden, da es bei einer solchen Lage unmöglich ist, die Contrebande zu verhindern: aber glücklicher Weise findet das unbequeme Accisesystem in diesen Gegenden nicht statt.

Auf meiner Reise nach Frankfurt sah ich vorzüglich Wetzlar, welches ein schlecht und sehr unregelmäſsig gebaueter Ort ist, den aber die angenehmsten und reizendsten Gegenden umgeben. Das hier befindliche kaiserliche und Reichskammergericht verschaft der Stadt einige Nahrung, und der gesellschaftliche Umgang ist weniger steif und mehr interessant, als ich ihn vermuthete. — Von Wetzlar setzte ich meine Reise nach Frankfurt fort, eine Stadt, die vormals die Nebenbuhlerin von Prag, Erfurt, Maynz und den Hansestädten Hamburg, Lübeck und Bremen war. Sie ist die wahre Hauptstadt des deutschen Reichs wegen ihrer Lage und ihrer Privilegien. Ob sie gleich nicht so volkreich ist, und einen so ansehnlichen Handel treibt, als Hamburg: so gewährt sie doch, wie jede andere groſse Stadt in Deutschland, alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens. Ihre meisten Einwohner bekennen sich zur lutherischen Religion: die Katholiken haben die vornehmsten Kirchen, und die sehr zahlreichen und wohlhabenden Reformirten muſsten ihren Gottesdienst in dem hanauischen Flecken Bockenheim, eine halbe Stunde von Frankfurt, abwarten, bis ihnen endlich erlaubt wurde, zwei Bethäuser in der Stadt erbauen zu dürfen. Die Regierung der Stadt ist etwas verwickelt, und kann nur durch Personen lutherischer Confession verwaltet werden; ein Vorzug, auf den die Katholiken und Reformirten um so weniger neidisch sind, da die mit den Rathsherrenstellen verbundenen Sorgen und Arbeiten nur mäſsig belohnt werden. Die Reformirten vorzüglich haben sich durch ihre Handelsspeculationen groſse Reichthümer erworben. Man findet hier Manufakturen und Kaufmannswaaren von aller Art, wie zu Hamburg, Leipzig und Berlin: allein der Hauptartikel des frankfurter Handels bestehet im Wein.

Eine kleine Meile von Frankfurt liegt der schöne und wohlbewohnte Flecken Offenbach, welcher dem Fürsten von Ysenburg gehört und viele beträchtliche Fabriken hat, bei denen die frankfurter Kaufleute vornehmlich mit interessirt sind. Ich habe hier zwei Phänomene von ganz verschiedener Art bemerkt: ein geistreiches, gelehrtes Frauenzimmer, und einen Juden, der den Fürsten und Propheten zu gleicher Zeit spielt. Das erste ist die Frau von la Roche, deren Name und Schriften Ihnen schon bekannt sind. Ich habe diese würdige Frau in einer traurigen Lage gefunden. Sie hatte nehmlich vor kurzem einen Sohn verlohren, den sie durch die sorgfältigste und vortreflichste Erziehung zu einem würdigen Mitgliede der Gesellschaft gebildet hatte. Er war schon verheirathet, und hatte sich der Handlung gewidmet, die er mit dem beſsten Erfolge trieb.

Der Jude war von Geburt ein Pole, welcher auf eine listige Weise Diejenigen von seiner Nation in Contribution zu setzen wuſste, die ihn, wo nicht für einen Messias, doch aber für den Stifter einer neuen Sekte hielten. Er hatte eine groſse Menge, und wie man mich versichert, über fünf hundert Leute in seinem Dienste. Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen von Offenbach nach Frankfurt in einer prächtigen vergoldeten Kutsche, begleitet von einer groſsen Anzahl von Bedienten zu Pferde, ſahren gesehen.

Offenbach liegt auf dem Wege von Frankfurt nach Hanau und von da nach Bamberg, Würzburg, Nürnberg, Regensburg. Da ich schon einige von diesen Städten gesehen hatte, und ich den Rhein zu sehen wünschte; so nahm ich bei meiner Abreise von Frankfurt den Weg nach Maynz. Wir hatten kaum eine Meile zurückgelegt, als wir am Ufer des Mayns ein groſses Gebäude erblickten. Ich hielt es für ein Landhaus des Churfürsten oder eines andern Souverains: man belehrte mich aber bald, daſs es ein Gebäude sei, welches ein Italiäner, Namens Bolongaro, zu einer Tabaksfabrik habe aufführen lassen. Die Geschichte dieses Mannes, welche ich zum Theil schon kannte, und die Unterredung mit einem Kaufmann, mit dem ich zu Höchst, wo diese Fabrik sich befindet, speisete, erzeugten bei mir mancherlei Reflexionen über den Geist der Nationen und Regierungen. Wie hat ein Italiäner, der weder Fonds noch Handelskenntnisse besaſs, als er sein Vaterland verlieſs, sich so unermeſsliche Summen mit einem Handel verdienen können, wozu er die erste Materie weder aus Italien, noch aus den Städten, wo er sich etablirt, zog? Ich habe in sehr vielen Städten zu bemerken Gelegenheit gehabt, daſs diejenigen Kaufleute, welche sich ein groſses Vermögen erworben hatten, gröſstentheils Ausländer waren. Man möchte sagen, daſs sich das *nemo propheta in patria* auch in dieser Klasse bewahrheitet. Aber noch gewöhnlicher siehet man, daſs die reichsten Kaufleute gemeiniglich ohne Fonds zu handeln angefangen haben, und daſs Diejenigen, welche mit ansehnlichen Fonds groſse Handlungen etablirten, entweder bankerout oder doch wenigstens solche Verluste machten, welche sie nöthigten, den Handel aufzugeben. Sie haben von diesem Bolongaro reden hören, bei Gelegenheit der schönen Bibliothek des Herrn Crevenna zu Amsterdam, der Einer von seinen Schwiegersöhnen und Erben war. Dieser gelehrte Kaufmann setzt noch itzt die Handlung seines Schwiegervaters mit groſsem Erfolge in Frankfurt unter dem Namen von Bolongaro fort.

DRITTER BRIEF.

on Höchst bis Maynz zog Nichts meine ufmerksamkeit mehr auf sich, als die Weinerge, welche den Wein liefern, den die eutschen so sehr lieben, und den die übrin Franzosen und Italiäner Weineſsig zu nenen pflegen. In Höchst, wo mehrere frankrter Kaufleute ihre Niederlagen haben, fand h groſse Keller mit Rheinweinen von allen hrgängen angefüllt. Bei meiner Ankunft in aynz konnte ich nicht genug die Schiffbrücke ewundern, über welche man den Rhein pasrt. Ich fand nachher bei Mannheim eine ähnche: aber die Maynzer ist weit beträchtlicher, dem der Rhein bei Maynz noch einmal so reit ist, als bei Mannheim Ich habe es veressen, die Anzahl der Schiffe anzumerken; s müssen ihrer aber mehr als achtzig seyn: sie nd insgesammt groſs und solide gebauet und it starken eisernen Ketten an einander beestiget.

Ich hielt mich in Maynz, wegen der vielen ranzösischen Emigrirten, nicht lange auf: ich uchte ihren Anblick zu vermeiden, um mich durch eine unaufhörliche Erinnerung an unser gegenwärtiges Unglück und an die alten Miſsbräuche, die dies Unglück veranlaſst haben, nicht noch mehr zu betrüben. Maynz ist unter allen deutschen, ja man möchte sagen, unter allen europäischen Städten am meisten aristokratisch gesinnt. In dem ganzen Umfange des deutschen Reichs, welches mit Adlichen angefüllt ist, findet man nur in Prag, Wien und Maynz adliche Familien, welche daselbst, seit einem Jahrhundert, domiciliiren. Auch ist es, in Ansehung des deutschen Adels, bemerkenswerth, daſs es keine patricische Adliche giebt. Dieser Titel, welcher bei den Römern ausschlieſslich den alten Adel anzeigte, bedeutet in Deutschland gewöhnlich weiter nichts, als einen Bürger. In den deutschen Städten nennt man Diejenigen Patricier, die entweder selbst zum Rathscollegium gehören, oder deren Väter dazu gehört haben. Sie sind beinahe insgesammt Künstler, Kaufleute oder höchstens Advokaten. Ich kenne nur Prag, wo man viele alte adliche Familien findet, die sich daselbst seit drei Jahrhunderten etablirt haben. Allein der prager Adel, so wie der Wiener, ist mehr monarchisch als aristokratisch gesinnt. Da

Maynz die Hauptstadt eines Wahlfürstenthums ist, wozu bloſs deutsche Edelleute gelangen können; so ist sie eigentlich, in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts, aristokratisch. Im ursprünglichen Sinn genommen, gehörte die aristokratische Regierungsform zu den besten, wobei es jedoch auf Nachweisung der Ahnen gar nicht ankam, um in den Regierungsrath aufgenommen zu werden. Der Churfürst und die Domherren von Maynz haben auch noch mehr Beweggründe, sich für die Emigrirten zu interessiren und die französische Revolution zu miſsbilligen, da die Nationalversammlung die hohe Geistlichkeit so sehr herabgewürdiget hat. Ich kann nicht im voraus sagen, welches die Folgen der französischen Revolution, in Absicht des geistlichen Standes, ſeyn werden: es ist aber glaublich, daſs früh oder spät die Bürger an den Würden und Einkünften der Domkapitel ihren Antheil verlangen werden, welche bis itzt allein im Besitz des Adels gewesen sind. Mich wundert es sogar, daſs die lutticher und cöllner Bürger bis itzt noch nicht dergleichen Foderungen gemacht haben. Auf jeden Fall aber wird Maynz immer die letzte Stadt bleiben, wo eine solche Veränderung statt findet, indem hier der Adel weit mächtiger und zahlreicher, als in andern Hauptstädten der Erzbisthümer oder Bisthümer ist.

Freilich ist es sonderbar genug, daſs man, um in Deutschland Domherr werden zu können, seine Ahnen beweisen muſs, und daſs dagegen in Italien der Sohn eines Barbierers oder eines Schiffers oder eines Bauern, Kardinal und Pabst werden *kann*. Dies ist noch ein Ueberbleibsel des barbarischen Feudalsystems, welches weder politisch noch christlich ist. Indessen ist doch der Churfürst von Maynz, nach dem Pabste, der mächtigste Geistliche in Europa, ohngeachtet der groſsen Weite, die sie von einander trennt. Man schätzt die ganze Volksmenge in allen, dem Churfürsten von Maynz zugehörigen, Ländern auf dreimal hundert und dreiſsig tausend Seelen. Wenn die Verfassung des Landes nicht eine so groſse Anzahl von Unter-Priestern erfoderte, welche in den Kirchen die Dienste verrichten, welche eigentlich die Domherren und andere ansehnliche Geistliche verrichten sollten, und diese Letztern überhaupt auch nicht einen so groſsen Aufwand machten; so würde nicht nur das Land bevölkerter, sondern auch der Churfürst viel mächtiger seyn.

Indessen sucht doch der itzige Churfürst alle Mittel auf, die Bevölkerung seiner Staaten zu vermehren, indem er die Industrie auf alle Weise befördert, und sogar Protestanten in seine Dienste nimmt. So war, z. B., der berühmte Herr Johannes Müller, ein Calvinist und Verfasser der Schweizergeschichte, einer von seinen Räthen, die bei ihm am meisten galten. Auch hatte er den bekannten Georg Forster, einen Sohn des hallischen Professors Joh. Reinhold Forster, welcher mit Cook die Welt umsegelte, an einem gelehrten Institut, mit einem ansehnlichen Gehalte, angestellt. Doch sind diese beiden Gelehrten nicht die einzigen Protestanten, welche in Maynz und am churfürstlichen Hofe Aemter bekleidet haben und noch itzt bekleiden. Diese toleranten Gesinnungen Sr. Churfürstl. Gnaden stimmen nicht nur mit denen ſeines Coadjutors und Statthalters zu Erfurt, Herrn Baron von Dalberg, völlig überein; sondern die meisten Geheimen-Räthe dieses Letztern sind Protestanten.

Die Länder dieses Churfürstenthums sind also, in Ansehung der Toleranz, sehr merkwürdig, und ich weiſs nicht, ob die Missionarien der benachbarten Pfalz dieses so vernünftige Toleranzsystem billigen werden; wenigstens habe ich Einige von ihnen dagegen sehr deklamiren gehör. — Sehr unerwartet und zugleich erfreulich war mir in der weitläuftigen Neumaynzer Diöcese die Bemerkung einer Neuerung, die in vielen Andern nachgeahmt zu werden verdiente, die aber in diesen vergeblich gewünscht werden wird, so lange auch hier keine Barone von Erlach, von Dalberg, keine Stadions, das geistliche Ruder lenken. Ein Theologe, Namens Turin, hat nemlich ein Gesang- und Gebetbuch verfasst, welches Empfindungen einer gereinigten Religion und gesunden Moral athmet, und vom Volke bei dem Gottesdienste gebraucht wird. Die Einführung dieses neuen Gesang- und Gebetbuches fand freilich sehr groſse Hindernisse und man verfehlte nicht, den Verfasser unter mancherlei Vorwande zu drücken und zu verfolgen: indessen

dessen wurde das nützliche Buch doch endlich allgemein eingeführt und erlebte in zwei Jahren sieben oder acht Auflagen.

III.

DER REISENDE,

ODER

BRIEFE AUS OVEDA, MALTA, SYRAKUS, NEAPEL, CATANEA, VOM AETNA UND AUS MESSINA *).

ERSTER BRIEF.

Auf dem schwarzen Meere. Oveda, den 26. Nov. 1792.

Da bin ich endlich auf einer kleinen Insel an der Mündung der Donau. Ich komme gerades Weges von Pultawa und denke auch bald wieder dahin zurückzukehren.

Auf einem Spaziergange, den ich hier in den letztverflossenen Tagen machte, haben einige ungeheuer groſse Trümmern mein Nachdenken beschäftigt. Man entdeckt unter denselben Ueberreste römischer Baukunst, ohne

---

*) Das französische Original dieser in Dupaty's Geschmack geschriebenen Briefe findet sich im *Bulletin des amis de la vérité* von diesem Jahre. *A. d. Ueb.*

indessen errathen zu können, wozu das Gebäude bestimmt gewesen, oder welche Form es gehabt habe. Der Name der Insel, Oveda, war mir auffallend und brachte mir die kleinen Inseln an den Ausflüssen der Donau wieder in Erinnerung, welche einen Theil der Landschaft Tomi ausmachten. Auf diese zu Tomi gehörigen Inseln verbannte Augustus den Ovid. Sollten nicht etwa die Römer zum Andenken an Einen ihrer Lieblingsdichter diese Insel Ovida genannt haben? — Auſser daſs in unsern neuern Sprachen, besonders im Englischen, das *e* oft wie *i* ausgesprochen wird, ist es wohl nicht unwahrscheinlich, daſs die Insel Ovida in dem Munde der tatarischen Scythen und Türken in die Insel Oveda umgeändert worden ist.

Mein Herz war zu sehr zu den sanften Genüssen vorbereitet, um nicht an diese liebliche Täuschung zu glauben. Ich habe unzählige Male diese Trümmern mit heiliger Ehrfurcht durchwandert: Es war für mich das heilige Grab eines verfolgten Freundes der Menschheit. Hier, sagte ich oft zu mir selbst, hier schrieb Ovid seine *Libros Tristium.* Welche

Wohlthat für mich, wenn ich sie irgendwo wieder finden könnte; wenn ich hier seine traurigen Klagen an dem Orte selbst, wo er so viel gelitten hat, nachempfinden könnte! Die einsam hin und wieder um diese Trümmern zerstreuet stehenden Pappeln scheinen Nichts als Klagetöne zu säuseln. — Aber kein Ovid ist mehr zu finden. — Doch kann ich mich noch mit seinem Schatten unterhalten, den meine Einbildungskraft um mich her hervorgerufen hat: Ja dieser heilige Schatten giebt mir noch feierliche Hymnen ein, um die Freunde der Menschheit zu wecken, und sich gegen die Tyrannei aufzulehnen.

Zu Pultawa werden wir schlecht von den groſsen Zeitereignissen unterrichtet. Alles wird in einem falschen Lichte dargestellt. Die russischen Zeitungen, die wir hier alle Monate von St. Petersburg erhalten, sind zu sehr gegen die französische Revolution gerichtet, als daſs man ihnen glauben könnte. Privatbriefe dürfen nichts davon sagen, ohne das Leben, oder wenigstens die Freiheit, aufs Spiel zu setzen. Aus Polen erhält man auch nicht das kleinste Blättchen mehr, worin Freiheit und Unabhängigkeit athmete: Aber zu Oveda fange ich wieder an zu leben. Wir haben kürzlich über Adrianopel und Constantinopel Nachrichten von Paris erhalten, denen wir kaum zu glauben wagen; denn wir kennen Choiseul's listige Ränke.

Die hiesigen Türken sprechen von der französischen Revolution mit einer sonderbaren Prävention. Sie bilden sich Alle ein, daſs den Prophezeihungen des Korans zufolge, der, ihrer Behauptung nach, von der Erde als das einzige Gesetzbuch wird anerkannt werden, die ungläubigen Könige endlich entthront werden werden. Sollte es denn in Frankreich keinen einzigen Kopf geben, der bei der Pforte aus diesem Glauben der Muselmänner einigen Vortheil zu ziehen verstände? — Wäre der Mufti erst gewonnen; so könnte er durch die Religion wirken, und so, ohne es selbst zu wissen, die Freiheit des menschlichen Geschlechts befördern helfen.

ZWEITER BRIEF.

Malta, den 23. Decemb. 1792.

Ich verlasse diese furchtbaren Wälle, diese mit Artillerie dicht besetzten Bastionen! diese unermeſslichen, in den kahlen Felsen ausgehöhlten, Festungswerke: diesen groſsen Hafen, aus welchem die Natur ein Meisterstück hat machen wollen: diese Citadelle, diese mit Kanonen besäeten Schlösser, die der Mönchsdespotismus in Bastillen umformt. . . . Ich verlasse ohne Bedauern diesen Kirchhof der Lebendigen, wo man Nichts als Kreuze, Sultane und ein Sklavenvolk findet: diesen Schauplatz der höchsten Eitelkeit, diesen immer offenen Kampfplatz von Kabalen und Intriguen; diese immerwährende Niederlage von Heuchelei und Rachsucht; dieses Zeughaus von Verleumdungen und Verwünschungen gegen die tugendhaften Menschen; dieses unreine und verworfene Behältniſs von Wohlthaten und Belohnungen für ihre niederträchtigen Angeber. Ich will diese angebliche militärische Republik vergessen, wo die Gesetzgebung und die Regierungsform aus einem erkauften Divan, dem gesetzlichen Werkzeuge eines willkührlichen

Obern, ausflieſsen. . . . Man sage mir nichts mehr von jenem Gesetzbuche, welches das Meisterstück der vertheilenden Gerechtigkeit seyn soll, und jeden Augenblick durch Breve, die das Gesetz aufheben, verletzt wird! . . . Ein Land ist nur dann frei, wenn Alle ohne Unterschied dem Gesetze unterworfen sind. Malta ist ein Sklavenland; denn der Wille eines vom römischen Bischof sanctionirten Groſsmeisters hemmt die Wirkungen dieser sublimen Statuten, und sein niederträchtiger Divan zeichnet sich nur durch knechtischen Gehorsam aus. Fern von mir bleibe diese wie ein Lehngut beherrschte Insel, wo ich Nichts als einen despotischen Herrn finde; Nichts als Sklaven und einen knechtischen Adel! — Wir wollen diesen Staat, dessen Existenz nach einigen Jahrhunderten schimärisch scheinen wird, aus den Augen verlieren. Lasset uns diesen väterlichen Koloſs fliehen, dessen thönerne Basen, vom religiösen Fanatismus und vom Aberglauben gelegt, durch das Licht der Philosophie zusammenstürzen werden.

Meinem Charakter gemäſs von allen Schriften der Schmeichelei weit entfernt, nicht dazu gemacht, im Vorzimmer die Demüthigungen und stolzen Blicke zu verschlingen, womit die Groſsen, die Prinzen und alle solche Götzen Diejenigen, die sich ihnen nähern, zu begnadigen belieben, wurde ich nicht wissen, wie der Groſsmeister Audienz ertheilt, wenn ich nicht die Antritt- und Abſchiedsaudienz hätte annehmen müssen. . . . Auf seiner ganzen Figur ruhet eine misantropische Apathie. Ein phantastisches Wesen in dem Zustande des hohen, schwächlichen Alters, worin er sich jetzt befindet, ist er ein Schatten, der um sein Grab herumschleicht. Wenn die Thüren sich öffnen; tritt dieses Gespenst in Trauer verkündendem Gewande, mit abgemessenen Schritten, herein und stammelt einige Worte. . . . Darauf geht der Götze wieder fort, die Thuren schlieſsen sich wieder und die Audienz ist vorbei.

DRITTER BRIEF.

Syrakus, den 25. Decemb. 1792.

Ich bin in Syrakus, und suche es noch? Wo ist jetzt jene glänzende Kolonie, von Archias aus Corinth gegründet, und von Apollo mit ewigem Reichthume gesegnet? Wo ist die

Stadt, die sich so muthig und so glücklich gegen Griechenlands und Carthago's Flotten vertheidigte? Wo sind die stolzen Bürger, die so oft wieder frei zu werden wuſsten, wenn sie der Wuth des Despotismus und der Anarchie am meisten unterlagen? Wo ist das souveraine Volk, das die Statuen der Usurpatoren zertrümmerte, und nur die des Gelon stehen lieſs, dieses Fürsten, der nach Beendigung eines glorreichen Krieges sich ohne Waffen mitten unter das bewafnete Volk stellte, um ihm Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen? Ich suche jetzt die Statue, wo Gelon im Bürgergewande, ohne Gürtel, vorgestellt war. O Syrakus! Bald! vielleicht, wird es mit dir dahin kommen, daſs man deine Stelle da suchen muſs, wo du schon nichts weiter mehr als dein Schatten bist. Diese Handvoll bleicher, hagerer, abgezehrter Einwohner, deren wankender Schritt, deren zur Erde gehefteter Blick die Knechtschaft verkündigen; sind es wirklich die Abkömmlinge des tugendhaften Dion? Sind es die unerschrockenen Republikaner, die zweimal Einen ihrer Tyrannen vom Throne verjagten und ihn so weit brachten, daſs er Kinder unterrichten muſste? Nein, ich erkenne in Euch Nichts als die Nachkommenschaft der Sklaven des Dionysius.

Syrakus war in vier Städte eingetheilt; drei davon zeigen jetzt Nichts mehr als Felder und Ruinen.

N. S. Neapel. — Warum ist dieses Amphitheater unter Kräutern, Rasen und Hecken vergraben? Zehen tausend Personen würden Platz darauf haben. Diese Stufen sind sehr bequem. Ehedem sahe man auf diesem Platze Thiere mit einander kämpfen. Jetzt weidet das Vieh darauf! Ein menschlicheres Schauspiel!

Nachdem ich diese Ruinen durchwühlt hatte, unter steten Erinnerungen, die mir unaufhörlich die traurige Idee vor Augen stellten, Syrakus hat gelebt; befand ich mich auf einmal in einer weiten Felshöhle, deren innere Bauart ungefehr das menschliche Ohr nachahmt, so daſs die Töne mit Leichtigkeit zurückgeprellt werden und sich auf einem Punkte wieder vereinigen. Hier war das Kabinet des Tyrannen angebracht, wovon man indessen nur noch den äuſsersten Umfang, und auch davon nur noch Trümmern findet. Vor dem Kabinet sieht man starke, nach innen zu geneigte Mauern. Diese umzingelten den Vorhof des Kerkers dieses Ungeheuers und bedroheten durch diese Hinneigung die Gefangenen, die es etwa wagen wollten, sie zu übersteigen. Indem ich in dem Ohr des Dionysius herumging; bemerkte ich auch die Ringe, woran man die Unglücklichen anschmiedete, deren Seufzer selbst Gegenstände der peinlichen Untersuchung wurden. Hier ohne Zweifel erreichte die Zeichensprache ihre Vollkommenheit, welche die Sicilianer noch jetzt in so hohem Grade besitzen: eine Kunst, welche die Schüler des Pythagoras erfanden, weil sie während ihres ganzen Noviziats zu einem beständigen Stillschweigen verdammt waren: die hernach die Liebenden in den asiatischen Ländern, wo die Eifersucht herrscht, versuchten, die aber Sklaven noch mehr vervollkommnen muſsten; die ächte ursprüngliche Sprache, welche sich von Portugall an, wo die jungen, in diese symbolische Kunst eingeweihten, Weiber die beunruhigende Eifersucht ihrer Männer betrügen, bis zu den Gegenden hin erstreckt, wo die Weiber des

Groſsſultans sich ihrer bedienen, um mit den schönen Gärtnern desselben zu sprechen. —

Wie viele Geheimnisse findet man nicht in dieser Sprache! und wie allgemein ist sie demungeachtet doch! Während der naive, religiöse, empfindsame Indier seine Liebe durch einen Blumenstrauſs ausdrückt, giebt sie der verschmitzten Italienerin ein sicheres Mittel an die Hand, ihrem geliebten Gegenstande ihre Phantasieen zu erkennen zu geben.

Es freuet Einen, an den Ueberresten eines Theaters eine Inschrift, der Königin Felicitas geweiht, zu entdecken. Sie ward zuverlässig zu den Zeiten des Timoleon verfertigt. Warum ward sie wohl nicht unter dem blutdürstigen Agathocles vernichtet? — Ihres Alterthums wegen werfe ich einen Blick auf die Bäder und die Wasserleitung, indem ich den Weg, der Neapel von Tyca scheidet, durchwandele. Von allen Seiten her zeigen sich offene Gräber; ein frischer Dunst steigt empor: Ward dieses Wagengeleise, das schon seit zwei tausend Jahren existirt, nicht durch die Räder des Triumphbogens des Marcellus zuerst gezogen? Ruinen, Weiden und Kornfelder bedecken neun Zehntheile des unglücklichen Syrakus... Morgen werde ich Acradina *) besuchen.

VIERTER BRIEF.

Neapel, den 27. December.

Haben Sie Muth, mir in das religiose Labyrinth, in die bekannten Katakomben, zu folgen, welche die Leichtgläubigkeit für den Zufluchtsort der ersten Christen ausgiebt, in denen aber die kalte Vernunft nichts als unterirrdische Begräbniſsplätze anerkennt? Mein Führer könnte Ihnen die Zahl der Märtyrer angeben, die in dieser Gegend aufgeopfert wurden! Er würde Ihnen die Zeit der Einweihung dieser unterirrdischen Kirche auf das genaueste angeben! O, welch eine Fülle des Glaubens und theologischer Gelehrsamkeit! Man möchte über die gegen die Christen ausgeübten Grausamkeiten weinen können, wenn nicht auch sie hernach zu Verfolgern geworden wären. Mit Hülfe brennender Fackeln fand ich, wiewohl nicht ohne Rührung, den Ausgang aus diesen

---

*) *Acradina* war ein Theil der Stadt Syrakus. *d. Ueb.*

mit Todtenknochen gepflasterten Gewölben. Die dumpfe Stimme meines Führers, die gänzliche Entfernung von dem Getümmel der Welt, eine gewisse nachdenkende Seelenstimmung, die von dem stillen Aufenthalte in unterirrdischen Gemächern fast unzertrennlich ist, die groſsen Haufen von Asche, Knochen und Staub, das Alles foderte mich auf, hier die Eitelkeit, das Elend und die gänzliche Leere des menschlichen Lebens zu beweinen. Ein nur wenige Schritte neben mir erfolgender Einsturz, das dem Anschein nach sich senkende Gewölbe, die verfallenen, den gänzlichen Einsturz drohenden, Mauern unterbrachen mich endlich in meinem Nachdenken, und ich eilte davon.

Die ehemaligen Gefängnisse (*carrières*) sind durch Mönche zu Gartenplätzen umgeschaffen worden. Hier treibt nun ein Pomeranzenbaum seine schöne Blüthe hervor, wo sonst ein Gefangener seine traurigen Seufzer erschallen lieſs. Die in den grünen Lauben hin und wieder bemerkbaren Klammern rufen der Seele das Bild jener alten Fesseln hervor. O, gewiſs, dieser sanftere Ort, wo die reine und wohlthätige Luft so mächtig zur Milde aufzufordern scheint, war einst von Philoxen, dem furchtlosen Weisen, besetzt, der, ehe er einen Tyrannen lobte, lieber ganz kaltblütig sagte: man führe mich in die Rennbahn zurück. Wartete diese düstere Höhle nicht auch auf Plato, wäre er nicht so glücklich gewesen, der Leibwache des Dionysius, die durchaus einen Weisen tödten wollte, zu entkommen? Ist es nicht diese ins Meer sich hinein **erstreckende** Landspitze, von welcher aus Archimedes die römischen Schiffe mit Brennspiegeln vernichtete? Mein Führer wollte noch im Sande die Stelle bemerken können, wo der römische Soldat ihn seine Aufmerksamkeit auf ein Problem so theuer bezahlen lieſs.

Mein Herz befand sich in einem gewissen Zustande des Miſsbehagens. Um es aufzuheitern, suchte ich das Grab, welches Cicero während seiner Prätur wiedergefunden zu haben behauptete. Jetzt ist es zum zweitenmal verlohren gegangen. Von jeher also haben die Sicilianer so viel Nachlässigkeit und Sorglosigkeit gehabt. Ich dachte nach über das Schicksal, welches in seinen ehernen Eingeweiden Gelehrte und Helden, Weise und Tyrannen zusammen aufbewahrt; ich kletterte, ohne es zu bemerken, in die Höhe, und erkannte nun mit meinem Livius in der Hand die Anhöhe, wo Marcellus in Thränen ausbrach über die bevorstehende Zerstöhrung dieser Stadt, an der so mächtige Staaten gescheitert waren. Wir würden dem edlen Römer unrecht thun, wenn wir ihm Schuld gäben, er habe seinen Schmerz nur zur Schau stellen wollen. Er beweinte den Tod des Archimedes, dessen Leben er hatte geschont wissen wollen: er war es würdig, die beiden von ihm selbst angegebenen Tempel zu errichten, den Tempel der Göttin des Friedens, und den der Göttin des Glücks, deren der Erste zum Durchgang diente, um in den Zweiten zu kommen; er war würdig der Verehrung, welche die Sicilianer für ihn äuſserten, indem sie ihn zum Patronus wählten. Hier stehe ich vor der Kapelle der heiligen Lucia, wo eine Säule mir das Wunder ihres Widerstandes bezeugt. Zum Entzücken schön, in einer wollüstigen Stellung liegend, erregt die Heilige ehe fleischliche Begierden als Ehrfurcht. Gern verzeihe ich denen, die um jeden Preis ihre Sprödigkeit zu besiegen suchten.

Ortegia ist der einzige Theil von Syrakus, der noch bewohnt bleibt. Wenn man vor einigen Festungswerken vorbei gekommen ist, bleibt man bei einem Minerventempel stehen, der jetzt in eine Kirche verwandelt ist, und dessen Göttinn man nun an die Thür gestellt hat. Eine griechische Vase, vielleicht sonst der Aschenkrug irgend eines blinden Heiden, dient zum Weihkessel. Braucht man doch zu Girgenti des Phalaris Hirnschädel zum Taufbecken! Ich wollte frische Luft einathmen, und lief zur Arethusa; aber ihre Toilette war ein wenig vernachlässigt; zwanzig oder dreiſsig Wäscherinnen trübten die Najade. Alpheus ist nicht weit; ein leichtes Brausen verräth ihn: ist der Liebhaber nicht immer bei seiner Geliebten voll Unruhe? Ehe ich Syrakus verlieſs, ging ich noch einmal hin, um bei diesem glücklichen Paar meinen Betrachtungen nachzuhängen. Der Mond verlieh mir dazu sein sanftes Licht. Meine Einbildungskraft verirrte sich in die reizenden Gemählde, die Theocrit, des Stesichorus Schüler, den Virgil seinen Lehrer nannte, gezeichnet hat. Mit innigem Wohlgefallen sagte ich die schöne Nachahmung her, die Voltaire von einer Stelle seiner Idyllen, in welcher er sich an den Mond wendet, verfertigt hat:

> *Mon amant vint, o momens délectables!*
> *Il prit mes mains, tu le sais, tu le vis;*
> *Tu fus témoin de ses sermens coupables,*
> *De ses baisers, de ceux que je rendis,*
> *Des voluptés, dont je fus énivrée:*
> *Momens charmans, passés - vous sans retour?*
> *Daphnis trahit la foi qu'il a jurée;*
> *Reine des nuits, dis, quel fut mon amour!*

FÜNFTER BRIEF.

Auguſta.

Wollen Sie sich vorläufig einen Begriff von der sicilianischen Regierung verschaffen; so verweilen Sie mit mir in den Straſsen von Augusta: eine eingewurzelte Unreinlichkeit scheint alle Einwohner zu inficiren. Hier am Gestade des Meeres, unter einem so heiſsen Himmelsstrich, findet man doch weder öffentliche, noch besondere Bäder. Ohne einige Schatten, die man noch hin und wieder antrift (denn Menschen kann man sie nicht nennen) würde die Stadt ganz wüst seyn. Ihre bleiche etwas kupferfarbene Haut, ihr durch das Fasten ausgemergelter Körper, ihre sklavische Unterwürfigkeit gegen die Priester, ihre träge Stupidität, Alles kündigt den thierähnlichen Zustand an, der die Seele in ein gewisses dumpfes Erstarren versetzt, wo niedrige Sorglosigkeit die Stelle aller andern Eigenschaften vertritt. Sehen Sie nur auf die Gestalten; eine allgemeine Häſslichkeit beurkundet hier die Sklaverei der Bewohner. Wenn alle diese Anzeigen nicht die äuſserste Ungeschicktheit der Regierung beweisen; so muſs man Thatsachen, Geschichte und Erfahrung Lügen strafen.

Wenn man nur eine halbe Stunde von Menilla entfernt ist; muſs man auch wohl zum Feste des heiligen Sebastian gehen. Wehe dem Fremden, der irreligiös genug wäre, um diesen abgottischen Aufzug lächerlich zu finden! Wehe dem, der es nicht glauben wollte, daſs diese Statue des heiligen Sebastian, die von einem zertrümmerten Schiffe herab an die Küste geworfen wurde, von den Einwohnern von Syrakus und Augusta vergebens gewünscht wurde, und daſs eine ungeheure Menge Volks aus beiden Städten nie sie aus der Stelle zu bewegen im Stande war. Der Heilige hatte einmal eine geheime Vorliebe für Menilla, so daſs vier Einwohner dieser Stadt hinreichten, seine Bildsäule wegzutragen. Welch ein rühmlicher Vorzug! Hier sind Fanatismus und Eitelkeit im Einverständniſs, um das Licht zurückzuscheuchen.

Soll ich Ihnen noch von einem andern Feste erzählen, welches jährlich gefeiert wird, und welches nur die Einfalt des Volks noch mehr bescheinigt? Der heilige Dominicus ist der Held desselben. Den Tag vor seinen Namenstage greifen sechszig Barken, deren Mannschaft auf türkischem Fuſs gekleidet ist, zum Schein ein aus Holz erbauetes Schloſs an. Der Ort ergiebt sich, nachdem das kleine Gewehr einigemal ist abgefeuert worden; nun vermischen sich Christen und Muselmänner unter einander, laufen durch die Straſsen und rufen: es lebe der heilige Dominicus! Man sieht den Pascha mit Kerzen umgeben, im Siegsgepränge einherziehen. Am folgenden Tage ist eine groſse Procession, wo man die Reliquien des Heiligen umherträgt. Der türkische General, der Mufti, der Koran selbst gehören mit zum Zuge. Gegen Abend empören sich die Christen gegen ihre Sieger, können aber ihrer nicht Meister werden. Plötzlich erscheint nun der heilige Dominicus, auf dem weiſsen Rosse des Ritters Georg reitend; verbreitet Schrecken unter die Araber; schlägt sie in die Flucht und verschwindet wieder. Ich fragte einen ehrwürdigen Pfarrer nach dem Grunde dieses thörichten Spiels. Er antwortete mir ganz kalt, es geschehe zum Andenken an die Befreiung von Augusta, die der heilige Dominicus noch zweihundert Jahre nach seinem Tode bewirkt habe.

Wir wollen uns jetzt mit einem nützlichern, mehr auf die Zukunft bedachten und glücklichern Volke, dem Volke der Bienen, beschäftigen, dem die umliegenden Berge ihre Celebrität verdanken. Virgil und der heil. Augustin, die den Honig gerühmt haben, gaben dem von Hybla den Vorzug. Er hat sich seit sechszehn hundert Jahren nicht verändert.

SECHSTER BRIEF.

Catanea (ehedem Leontium) den 29. Decemb.

Vor beinahe hundert Jahren wurde Catanea durch ein Erdbeben gänzlich zerstöhrt; jetzt ist es, wie der Phönix, wieder aus seiner Asche empor gestiegen. Ich bin nach einer ziemlich bequemen Reise von sechs und dreiſsig Stunden hier angekommen. Soll ich Ihnen erzählen, daſs ich unterweges in der Gesellschaft eines prahlerischen Zahnarztes gewesen bin, der nun schon seit achtzehn Jahren beide Gewerbe in Europa treibt? Er war Windbeutel, Possenreiſser, Original, aber darum doch kein Liebhaber von Revolutionen. Lieber möchte er sich von einem russischen Satrapen despotisiren lassen, als nur Einen Magnaten weniger haben. Ich bemerkte, daſs die Ankunft eines Fremden bei diesem stumpfen, unthätigen Volke Epoche machte. Eine Menge verschiedenartiger Gestalten hielt mich einige Augenblicke auf. Bei dem Worte, Franzose, trat der Anführer der Sbirren vor Schreck einige Schritte zurück. Er bezeichnete sich mit dem heiligen Kreuze; er konnte es nicht glauben, oder fürchtete vielleicht, angesteckt zu werden. Doch bewilligte mir am Ende der versammlete Magistrat die erbetene Erlaubniſs zum achttägigen Aufenthalt.

Muſs ich Ihnen Alles, was ich in diesem kurzen Zeitraume gesehen habe, schildern?

Den Stolz der Privilegirten, die Niederträchtigkeit der Gemeinen, die prahlerische Unwissenheit der Beamten, die rohe Sorglosigkeit ihrer Unterthanen, die unter dem dreifachen Joche, das ihnen von dem Könige, von den Baronen und von den Bischöfen aufgelegt wird, seufzen?

Der physische Zustand von Sicilien entspricht ganz diesen zerstohrenden Grundstoffen. Die Bevölkerung der Insel, die sich nicht über eine Million beläuft, kömmt kaum der Volksmenge gleich, welche die alte Geschichte der einzigen Stadt Syrakus beilegt. Sollte man nicht, wenn man über dieses Miſsverhältniſs nachdenkt, glauben, daſs anhaltende Pest das Menschengeschlecht darauf vertilgt und alle Keime der Fortpflanzung vernichtet habe?

Bei der Princessin von Biscari findet man eine sehr trockene, frostige und langweilige Pharaoparthie. Ich sehe hier Nichts als Stolz und Dummheit im Kampfe mit einander. Selbst Mittelmäſsigkeit darf man hier nicht suchen. Die Weiber machen sich durch die Nachäffung der französischen Moden lächerlich, die aber dann schon durch so viele Kanäle gegangen sind, daſs man sie kaum wieder erkennt und nur Karrikaturen in ihnen wieder findet. Eine steife, mit Bändern, Blumen und Flor behängte, Sicilianerin verhalt sich ungefehr zu einer eleganten Französin, wie grotesker Kupferstich von Calot zu den reizenden Stücken von Leboucher.

Der Groſsprior hat mich sehr artig aufgenommen: ein schwacher, leidenschaftloser, nur aus Gewohnheit guter Mann, von einem Haufen Geschöpfe umgeben, die vor den Groſsen der Erde kriechen. Ich wohnte bei ihm einem Diner bei, das vor Boileau's seinem keinen andern Vorzug hatte, als daſs Weine und süſse Ragouts in Menge da waren.

SIEBENTER BRIEF.

Auf dem Gipfel des Aetna, im December.

Vergebens würde ich es versuchen, Ihnen den Anbruch des Tages zu schildern; vergebens würde ich es unternehmen, Ihnen den tausendfarbigen Vorhang vorzumahlen, auf welchem die glänzende Sonnenscheibe sich zu zeigen anfängt. Fruchtlos wären die Versuche der Kunst, die erhabenste Naturscene zu beschreiben.

Noch ziehen sich meine Augenlieder vor dem Glanze der aufgehenden Sonne unwillkührlich zusammen; noch ist meine Seele voll ihrer Majestät. Welche Ruhe in ihrem Laufe! Welche Schnelligkeit in ihren Strahlen! Ihre Schönheit versetzt mich in Entzücken; gern glaube ich an ihre allmächtige Wirksamkeit, ganz fühle ich ihre Gottheit! Nie strahlte sie wohl glänzender für jene guten Amerikaner, die ihr göttliche Verehrung erwiesen. O, gewiſs, hier ist es erlaubt, vor dieser Nebenbuhlerin oder diesem Bilde der höchsten Gottheit niederzufallen. Hier nimmt man ganz Theil an dem Enthusiasmus der guten Parsis, die von der Höhe ihrer wiederstrahlenden Berge herab ihre Sonne anbeteten.

Ich vergesse die äuſserste Kälte, die ich fand, da ich nach einander alle Grade, von der gemäſsigten Zone bis zur eiskalten, durchlaufen habe. Den ganzen gestrigen Tag über, den ich mit Steigen zugebracht habe, hatte ich vor meinen Augen Nichts als breite Furchen von Lava und mit Steinen bedeckte Kohlenschichten. Hier sieht man keine Felder mehr, denen die Spur des wohlthätigen Pfluges aufgedrückt ist. Volkanische Ausflüsse haben hier die Rebhügel verschüttet, die Wohnungen der Menschen vernichtet, die Kornfelder bedeckt und überall Zerstöhrung verbreitet.

Die Lavamassen zeigen sich in verschiedenen Gestalten. Hier stürzen sie sich in ungeheure trichterförmige Oeffnungen hinab; dort fallen sie in groſsen Kataracten herab; an einer andern Stelle folgen sie den tiefen Krümmungen einer engen Aushöhlung; weiter hin auf ebnem Boden breiten sie sich ruhig und mit Majestät aus. So bedeckt Eine dieser Massen eine Fläche von zwei Meilen.

Der Fuſs des Aetna ist fruchtbar, daher auch diese untere Region die Bebauete genannt wird. Wie viele Jahrhunderte waren wohl nöthig, um diese brennenden Kohlen in fruchtbare Erde zu verwandeln?

Die zweite Region, durch die man kömmt, führt ihren Namen von den Wäldern, die darauf zerstreuet liegen; die letzte Region, die bis an den Gipfel reicht, ist die der Asche.

Jetzt habe ich den Gipfel erstiegen, und welch ein Abgrund eröffnet sich mir da, der wenigstens eine Stunde im Umfange hat! Er ist ringsumher mit einer Anhöhe umgeben. Der Rauch, der aus mehrern tausend Luftlöchern hervordringt, drohet in jedem Augenblicke einen Ausbruch. Ich trete näher, und das Erdreich senkt sich. Ich blicke hinein, und das Auge verliert sich in diese Höhle, welche die zerstöhrenden Massen einschlieſst. Unwillkührlich bebe ich zurück, indem ich an das unübersehbare Elend denke, das hier zubereitet wird.

Die Seiten dieser ungeheuren Masse sind durchlöchert, und können sich in jedem Augenblicke bei der geringsten Gährung der eingeschlossenen Laven eröffnen. Die höllische Oeffnung droht in jedem Augenblicke, ganze Feuerströme auszuspeien; die mörderischen Ausbrüche des Vulkans können in Einem Augenblicke ganze Familien, ganze Flecken und Städte, vielleicht am Ende ganz Sicilien zerstöhren, dessen Existenz in den kommenden Jahrhunderten dann eben so problematisch werden würde, als es jetzt das Daseyn von Plato's Atlantis ist!

Doch, weg von dieser Hölle auf Erden. Genieſsen Sie lieber mit mir der ausgebreiteten und mannigfaltigen Aussichten, die sich mir darbieten. Da erblicke ich Calabrien, Italien, die liparischen Inseln, weiterhin den Golf von Venedig; Sicilien endlich in einem Meere schwimmend, das sich am Horizonte verliert, und Malta. Leichte und durchsichtige Wolken schweben unter meinen Füſsen; das Himmelsgewölbe strahlt in der schönsten Perlmutterfarbe ohne alle Dünste.

Das Alles muſste ich nun verlassen, und muſste herabsteigen bei sehr heftiger Kälte, die freilich meinen Führern, weil sie für das herrliche Schauspiel ohne Gefühl waren, empfindlicher war als mir.

ACHTER BRIEF.

Messina, im December.

Ich will gehen, und bin mit Trümmern umgeben. Erbebt nicht die Erde unter meinen Schritten? Ist ein jeder dieser Schutthaufen nicht vielleicht das Grab ganzer Tausende von Menschen? Jeder dieser Sreine dient vielleicht einem unglücklichen Hausvater, einer angebeteten Geliebten, einem Weisen, oder sonst einem groſsen Manne, der hier lebend verschüttet wurde, zum Grabmahl.

Während der Nacht vergegenwärtigt sich meine Einbildungskraft Alles, was ich den Tag über gesehen, gefürchtet und erzählen gehört habe; das schwache Geräusch, welches vor dem letzten Erdbeben vorausging, die perpendiculäre Erschütterung, die man mitten unter den Stöſsen bemerkte, und endlich die neuen Erdstöſse, die im Jahre 1783 Alles umstürzten, was die Uebrigen nur erschüttert hatten.

Schon das Rollen eines entfernten Wagens setzt mich in Schrecken. Beurtheilen Sie darnach den Eindruck, den das leiseste Geräusch auf die Unglücklichen, die dem Erdbeben entronnen sind, machen muſs.

Ich will Sie nicht langer bei traurigen Gegenständen aufhalten. Lassen Sie uns mit einander den majestätischen und kühnen Bau der Kathedralkirche bewundern. Sollte ihre Erbauung nicht in die Zeit gehören, da Roger Messina eroberte? Edles, von einem braven Normannen errichtetes, Gebäude! ſei mir gegrüſst; empfahe meinen Dank, daſs du so weit von meinem Vaterlande mich veranlassest, mich mit dem Gedanken an dasselbe zu beschäftigen.

Bei'm Eintritt in die Kirche nähert sich mir ein Küster, der mir das Portrait der Mutter Gottes, vom heiligen Lucas gemalt, zu zeigen verspricht. Auch will er mir einen eigenhändigen lateinischen Brief der heiligen Jungfrau, die doch wohl höchstens nur ihr Hebräisch verstand, zu lesen geben. Doch, das sind Dinge, die nicht zu meinem Fache gehören.

Diese Säulen scheinen unter der Last des Gewölbes, welches sie unterstützen, zu erliegen. Welch eine Anstrengung des Genie's verräth es, oder welch ein glücklicher Zufall ist es, daſs sie gerade so zusammengefügt und gestellt sind, daſs sie so unzählbaren Erderschütterungen getrotzt haben! Fast möcht' ich mit dir, ehrlicher Küster, glauben, daſs hier etwas Uebernatürliches sei, wenn so viele andere Tempel mehr, als die Schlupfwinkel des Lasters, wären verschont worden.

NEUNTER BRIEF.

Messina, den 31. December.

Wenn man aus der Kathedralkirche herauskömmt; bemerkt man eine Statue zu Pferde, die, ungeachtet das Pferd massiv ist, ganz frei in der Luft hängt. Nur der Schwanz des Pferdes ruhet auf dem Piedestal. Die Statue stellt Karl den Zweiten vor, der sich im Jahre 1673 wieder in den Besitz von Messina setzte, welches sich seiner Herrschaft beinahe entzogen hätte. Die Stadt ruinirte sich damals durch eine Empörung, welche sieben Jahre dauerte. Die französische Regierung, die alle ihre Maasregeln nur immer zur *Hälfte ausführte*, beging die Niederträchtigkeit, die Stadt im Stiche zu lassen, nachdem sie selbige anfangs unterstützt hatte. Ruyter hatte sie belagert; genoſs aber nicht des Ruhms, sie einzunehmen. Sie wurde, während er vor dem Vorgebirge Massaro den Tod fand, erobert. So wurde mit Recht ein Republikaner bestraft, der unedel genug dachte, sich zum Unterdrücker brauchen zu lassen.

Jetzt eilen wir zum Hafen, der rund umher von einer breiten Terrasse umgeben wird. Da, wo ehemals die schöne Reihe der ihn umgebenden Palläste stand, sieht man jetzt nur noch Bruchstücke von Säulen, zerbrochene Pfeiler und verstümmelte Gesimse.

Der Handel hätte diese Trümmern wieder aufbauen sollen; aber der Handel blüht nur unter dem beglückenden Schatten der Freiheit. Welcher Mangel an Schiffen, welche Leerheit, welche Trägheit! Einer Statue von Karl III., welche dieses Wasser-Rundeel beherrscht, zur Seite, steht ein Neptun, der die Charybdis und Scylla fesselt. Das Erdbeben hat diese Gruppe nicht verschont; aber deswegen ist sie doch immer noch, wiewohl durch eine barbarische Hand wieder aufgestellt, voll Ausdruck, voll Wärme und Leben

Soll ich Ihnen über die strafbare Kurzsichtigkeit oder über die schändliche Unerfahrenheit der Regierung meinen Unwillen äuſsern? Sie widersetzt sich nicht nur nicht der blinden Liebe des Volks für ein Land, welches bald sein Grab werden muſs; sondern sie begünstigt und ermuntert sogar diesen Auswuchs von thörichtem Patriotismus. Habsüchtige Unternehmer haben um die Wette wieder aufgebauet, und die Regierung hat, zu Folge eines strafbaren Einverständnisses mit ihnen, ihre ganze Autorität ins Mittel geschlagen, um die Einwohner zur Ausleerung der in der Eil erbaueten, die Stelle der Häuser vertretenden, Baracken zu vermögen.

Welch einer Menge inquisitoricher Formalitäten muſst' ich mich unterwerfen, um die Citadelle zu sehen! Man muſs sich durch grobe Schildwachen und durch stolze Officiere, die sehr unkriegerisch in ihrem Lehnstuhl sitzen, prächtig frisirt sind und bald zum Fächer, bald zum Schnupftuch, bald zum Blumenstrauſs greifen, durchschlagen, ehe man zur Besichtigung einer schrecklichen Menge von Gräben, Bastionen und gegen die Stadt gerichteten Batterien zugelassen wird. Wozu diese sonderbare Richtung der Kanonen? Die Antwort darauf ist die. Karl II. lieſs die Citadelle nach der Empörung von 1673 erbauen, um für die Zukunft ähnlichen Schritten vorzubeugen. Auch das Fort St. Salvador ist gegen die Einwohner gerichtet, woran die Regierung gar nicht unrecht thut; denn die Einwohner müssen freilich wohl ihre bittersten Feinde seyn.

Von dem Leuchtthurm herab erblicke ich den Felsen Scylla und den in der Nähe befindlichen Schlund Charybdis. Es ist Mittag, gerade also der gefährliche Augenblick, wo Ebbe und Fluth sich einander durchkreuzen und dadurch einen gefahrvollen Strudel bewirken.

Ein Schiff, das durch den Strom in diesen Wirbel hineingezogen wird, ist unwiederbringlich verlohren. Sollte es nicht möglich seyn, diesem Abgrunde zur Seite Tonnen zu befestigen, an denen die Schiffe sich anklammern könnten? Unsere jetzigen Steuermänner haben noch eben so viele Furcht davor, als die zu Homers Zeiten. Wir werden zu allen Zeiten durch Mährchen geleitet!

ZEHNTER BRIEF.

Messina, den 1. Januar 1793.

Wenn man der Aussicht auf Messina genieſsen will; muſs man zum ehemaligen Noviziathause der Jesuiten gehen. Dieser Theil der Stadt hat, da er auf den Felsen gebauet ist, sehr wenig gelitten. Hier erblickt man in der schönsten Perspective das prächtige Amphitheater mit den in der Mitte zerstreuet liegenden Schiffen; weiterhin die cirkelförmige Scene der Gebirge Calabriens; zur Rechten eine Reihe stets grünender Felder, die das ganze Jahr hindurch den Anblick des Frühlings gewähren; reizende mit Häusern bebauete Rebhügel; einzeln zerstreuete Kirchthürme und einladende Gebüsche; denen man so gern sich nähern möchte, um in ihnen Ruhe, Kühlung und Schatten zu finden.

Jetzt wollen wir die Zimmer der Jesuiten durchlaufen. Wozu wohl die beiden Fallthüren im Zimmer des Priors? Ich errathe. Hier verbarg man die Schätze und suchte sie so der Gierigkeit der Regierung zu entziehen.

So verstand also die Kirche immer, sich durch List und Ränke zu helfen, und vor allen Andern verstanden es wohl die Söhne des heiligen Ignazius!

Welch eine Pracht! Bei'm Eingang in die Kapelle zwei Weihkessel von Lapis Lazuli, mit Edelsteinen geziert!

Hier hatte man auch ein Crucifix, das aus einem einzigen Elephantenzahn verfertigt war. Man hat es zur Zeit des jesuitischen Miſsgeschicks nach Rom gebracht. Der aventinische Berg vergiſst nie, sich zu bereichern.

Ich schreibe auf einem ächtvergoldeten Altar. Ein gleicher Luxus herrscht an den Wänden der Kapelle. Zur Seite ist ein junger und schöner Jesuit in Verzückung gemahlt. Krone und Scepter liegen zu seinen Füſsen. Welche Verleugnung oder welcher Stolz!

Indem ich vor einem erhabenen Balkon vorübergehe, macht mich mein Führer darauf aufmerksam, daſs ein hier aufgestelltes Fernrohr die ganze Stadt übersahe und durch die gegenüberstehenden Fenster hindurch die geheimsten Auftritte und Verbindungen in den Familien durchschauete.

— Werden Sie es wohl glauben? Hier in Messina, mitten unter den noch rauchenden Trümmern, auf diesem kaum wieder feststehenden Boden besucht man das Schauspiel, vergiſst hier des vergangenen Unglücks und wendet seine Augen von dem zu Fürchtenden ab. Guglielmi's Musik erregt die lebhafteste Theilnahme; aber sein Schmuck schadet seinem Reize. Der eigentlich erhabene Gesang, der wahre Ausdruck fodert mehr Einfachheit.

Und was soll ich von den Schauspielern, besonders von denen weiblichen Geschlechts sagen? Gott wolle sie belehren, daſs nicht alles Mienenspiel Grazie hat; daſs Possenreiſsen und Lustigmachen, Ausgelassenheit und anständiges Vergnügen sehr verschiedene Dinge sind.

IV.

VON DEN ITZIGEN THEATERN, SCHRIFTSTELLERN, SCHAUSPIELERN, SÄNGERN, BALLETS, PANTOMIMEN UND DER LYRISCHEN TONKUNST IN ROM *).

Das römische Karneval dauert von Ende der Adventszeit bis zum ersten Tage der Fasten. Während dieser Zeit überläſst man sich ganz der Freude und den Vergnügungen aller Art. Die Schauspielhäuser **), welche gewöhnlich in der übrigen Zeit des Jahres verschlossen sind, werden alsdann geöffnet, und man spielt, den Freitag und die Feiertage ausgenommen, täglich. Die beiden vorzüglichsten Theater sind Aliberti und Argentina, auf welchen man ernsthafte Opern mit untermischten Ballets aufführt. Das Theater Aliberti ist länglicht, und hat, so wie das Theater Argentina,

---

*) Aus dem *Tableau politique, religieux et moral de Rome, par Mr Levesque* entlehnt.

**) Erst seit zwei Jahren hat der Pabst verstattet, daſs auf den Theatern *della Valle* und *palla Corda* von Ostern bis Adventszeit musikalische Intermezzo's oder *Opera buffa* gegeben werden dürfen. Vorher bestanden die Schauspiele gewöhnlich nur in einer kleinen Kinderkomödie oder in den Bouratini's, oder Marionettentheatern, auf welchen letztern man allerhand Possen, mit unanständigen Zweideutigkeiten vermischt, spielen lieſs.

sechs Reihen Bogen übereinander: es ist zwar gröſser als dieses, allein das Letztere hat doch, wegen seiner ovalen Gestalt, für die Zuschauer viele Vorzüge. — Die Schauspielhäuser Della Valle und Capranica gehören zur zweiten Klasse *). Man führt hier komische Opern, mit Komödien, auch wohl mit Tragödien begleitet, auf. Das Erstere übertrift das Letztere bei weitem, dessen gröſserer Umfang nur ein sehr geringer Ersatz für die Mängel seiner altfränkischen Einrichtung ist. Die beiden letztern heiſsen la Pace und Palla-Corda, deren Säle klein, lang und schmal sind, auf welchen man Opera Buffa und elende Possenspiele in Prosa, für den gemeinen Haufen, giebt. Die meisten dieser Theater sind inwendig noch ziemlich ausgeschmückt: weil sie aber von Privatpersonen, denen sie auch gehören, erbauet ind; so liegen sie beinahe Alle in engen, abgeegenen Straſsen, und nicht, wie es die Beuemlichkeit des Publikums erfordert, auf öfentlichen Plätzen. Ueberdies hat man bei iher Erbauung die Kosten für alle äuſserlichen

---

*) Vormals hatten sie an dem Theater Tordinona einen Nebenbuhler: aber dieses wurde durch eine Feuersbrunst vernichtet und ist seitdem nicht wieder aufgebauet worden.

Verzierungen gespart, so daſs die traurige Nacktheit ihrer hohen und schlechten Mauern die Stadt entstellt, statt sie zu verschönern. Um die Regierung wegen dieser Nachlässigkeit zu entschuldigen, sagt man hier: es würde sich für sie nicht schicken, zur Verschönerung solcher profaner Gebaude, die sie höchstens nur dulden könnte, beizutragen. Man könnte aber hierauf antworten, daſs alsdann die Päbste auch nur bloſse Bischöfe, und nicht regierende Herren, seyn müſsten? Es ist dies Einer mit von den Tausend und einem Beweisen, wie wenig beide Würden zu einander sich schicken.

So sind es auch Privatpersonen, welche bei diesen Theatern die erforderlichen Kosten tragen und den Gewinn davon ziehen. Das Publikum würde sich gewiſs sehr schlimm dabei befinden, wenn nicht zwischen den verschiedenen Unternehmern eine Konkurrenz Statt fände, da es ohnehin schon Ursach genug hat, öfters unzufrieden zu seyn. Da die einzige Absicht der Unternehmer auf den Gewinn gerichtet ist, und gute Sänger, vornehmlich der erste Sopranist und Tenorist, für die anderthalb Monate der Karnevalszeit, tausend römische Thaler — 5500 französische Livres — und drüber koſten; ſo kann man ſchon von groſsem Glücke ſagen, wenn die beiden erſten Rollen gut beſetzt ſind. Oft macht ſelbſt eine einzige ſchöne Stimme, von zwei oder drei guten Stellen in der Muſik unterſtützt, das ganze Glück einer Oper. Denn man muſs dieſe Vorſtellungen nicht nach Denjenigen beurtheilen, wie ſie zu Paris auf dem *Théatre de Monsieur* (auf dem Schauplatze des älteſten Bruders des Königs) gegeben werden, wo die Ausführung zu einem ſolchen Grade der Vollkommenheit getrieben wird, von der man in Italien nichts weis. Die Komponiſten werden auf dieſen Theatern zu ſchlecht bezahlt, als daſs ſie ihrer Arbeit die nöthige Vollkommenheit geben könnten: dabei vernachläſsigen ſie das gewöhnliche Recitativ *) ganz und gar, und haben ihre Zuſchauer ſchon daran gewöhnt, nur eine Arie, ein Rondeau, ein Duet, ein Terzett oder ein

---

*) Die gänzliche Vernachläſsigung der Recitative in den groſsen Opern, kann allen italiäniſchen Komponiſten, ohne Ausnahme, vorgeworfen werden. Es ſollte aber billig auf die Bearbeitung derſelben aller Fleiſs gewandt werden, da ſie einen groſsen Theil des Ganzen ausmachen. Der königl preuſs. Kapellmeiſter Reichardt iſt bis itzt der Einzige, dem man dieſen Verwurf nicht machen kann, und ſeine groſse Oper Brennus kann für Jeden das Muſter ſeyn, wie eine Oper eigentlich komponirt werden muſs. *D. Ueberſ.*

Finale zu hören. Die Dichter, wenn man anders Reimern diesen ehrwürdigen Namen geben kann, werden noch schlechter belohnt. Sie begnügen sich daher auch gewöhnlich damit, die Meisterwerke eines Metastasio durch Verstümmelungen und Zusätze zu entstellen oder der Opera Buffa elende Rhapsodien anzupassen, die insgesammt äuſserst schlecht sind. Man kann es deswegen den Zuschauern nicht übel nehmen, wenn sie, während der Vorstellung, ganz laut mit einander plaudern, und nur bei den interessantesten Stellen, um deren Willen sie bloſs ins Schauspielhaus kamen, aufmerksam sind. Daſs sie aber auch dann plaudern, wenn gute Lustspiele, z. B. von Goldoni, gegeben werden, daran thun sie sehr unrecht. Der hier allgemein eingeführte Gebrauch, den Faden des Stücks dadurch zu unterbrechen, daſs auf jeden Akt ein Zwischenspiel aus einer komischen Oper folgt, beweiset schon hinlänglich, wie flüchtig und unaufmerksam die Römer sind, da sie nicht einmal ein Stück ununterbrochen aushören können, das nur in drei Akten, und gewöhnlich nicht so lang, wie Eins von den Unsrigen ist. Ein gleiches Schicksal hat bei ihnen das Trauerspiel: doch hat man in den beiden letztern Jahren eine Ausnahme hiervon zu Gunsten des Abbate Monti gemacht, dessen beide neue Trauerspiele, Aristomedo und Galiasso di Manfredi, ohne dergleichen Zwischenspiele aufgeführet worden sind. Das Publikum hat ihnen alle Aufmerksamkeit, deren es fähig war, geschenkt, und sie sind mit einem Erfolg gekrönt worden, der um so weniger auffallend ist, da man gewöhnlich auf den hiesigen Theatern nur schlechte Uebersetzungen französischer Trauerspiele aufführt. Ungeachtet der Aristomedo ein Stück ohne Plan, ohne Handlung und ohne Intrigue ist; so hatte es doch, wegen der Schönheit des Styls und einiger Scenen von seinem Verfasser die gröſsten Erwartungen erregt. Das zweite Stück Galiasso di Manfredi, ist zwar weit regelmäſsiger; aber es ist ärmer an glücklichen Details: auch ist der Styl weniger tragisch, und die beiden vorzüglichsten Rollen, die des Ubaldo und Zerbino, scheinen zu sehr Nachahmung von Narcissus und Byrrhus zu seyn. Der Schauspieler Petronio, welcher unter dem Namen Cenorini noch bekannter ist, hat sich in beiden Stücken ganz vorzüglich ausgezeichnet, und seine Rollen mit so vieler Einsicht, Wahrheit, und mit einem so edlen Anstande gespielt, die den meisten seiner Nebenschauspieler ganz unbekannt sind.

Was in Rom der Täuschung im Schauspiele, vornehmlich bei Komödien und Tragödien, insonderheit schadet, ist, daſs Frauenzimmerrollen durch Mannspersonen gespielt werden müssen. Wenn gleich Diese der ersten Attribute ihres Geschlechtes beraubt sind, und sich durch Stimme und selbst durch äuſsere Bildung dem weiblichen Geschlecht so sehr nähern, daſs sie, wenn sie im weiblichen Putz auftreten, allenfalls die Augen täuschen; so läſst sich doch das Herz nicht verleiten, und sie können auch nie ohne eine unleidliche Affektation jene lebhafte, feine und anständige Empfindsamkeit, jene Anmuth in der Haltung, im Gange u. s. w. nachahmen, welches dieser schwächsten und liebenswürdigsten Hälfte des menschlichen Geschlechts so eigenthümlich ist. Das Gezwungene dieses erborgten Spiels theilt sich nothwendiger Weise auch den übrigen Akteurs mit, welche die männlichen Rollen spielen, und verbreitet über die besten Stücke eine kraftlose, kalte Schläfrigkeit, die ihnen fast alles Interesse raubt.

In den ernsthaften und komischen Opern, in welchen nicht der hohe Grad von Wahrscheinlichkeit herrscht, auch nicht erfordert wird, als in andern Theaterstücken, und die sich daher fast allein darauf einschränken, Aug und Ohr zu befriedigen, ist dieser Uebelstand weniger auffallend; aber desto auffallender ist er bei Ballets*) und Pantomimen. Da ihre Aktion sich bloſs auf den nachahmenden Tanz erstreckt, und die bei beiden Geschlechtern so sehr verschiedenen Bewegungen und Gebehrden so verchieden ist; so darf man sich nicht wundern, wenn der feine und zärtliche Ausdruck, der schüchterne Anstand, die anmuthsvolle Zärtlichkeit, die dem schönen Geschlechte so natürlich sind, immer entweder geschwächt oder übertrieben werden. Auch das Groteske, welches sie selbst bei Tänzen von ernsthafter Gattung anbringen, schadet ebenfalls der Hauptwirkung, indem sie dadurch die Aufmerksamkeit von der Haupthandlung ableiten, und das Vergnügen über die sanften Rührungen durch die Furcht vor den Gefahren, denen sie sich bei ihren kühnen Springen aussetzen, zerstöhren. Wenn man übrigens den Tänzern und Schauspielern mit Recht Mangel an Geschmack und zu groſse Uebertreibungen vorwerfen kann; so kann man den Erstern Gewandheit und Leichtigkeit, und Beiden viele natürliche Anlage zur Pantomime nicht absprechen.

---

*) Auf den Théatern Aliberti und Argentina werden jedesmal zwei Ballets gegeben; ein ernsthaftes nach dem ersten, und ein komisches nach dem zweiten Akte der Oper. Diese Ballets formiren für sich zwei von einander und von der Oper durchaus verschiedene kleine Stücke: den dritten Akt der Oper, der vormals das Ganze beschloſs, läſst man seit einiger Zeit ganz weg, weil er gewöhnlich der Schlechteste im ganzen Stücke war und deswegen auch bei der Vorstellung desselben fast kein Mensch gegenwärtig blieb. Zu den Ursachen dieses frühen Weggehens aus dem Theater, gesellen sich noch Hunger, Langeweile und die späte Zeit, indem das Schauspiel erst um zwei Uhr in der Nacht anfängt und an vier Stunden dauert. Daher ist es, selbst im Winter, vor eilf Uhr, nach unsrer Stundenrechnung, nicht geendigt, und im Sommer dauert es noch viel später. Der Einlaſspreis ist ziemlich mäſsig. In den beiden ersten Schauspielhäusern kostet ein Parterrebillet drei, in den vom zweiten Range zwei, und in den vom letztern Range einen Paoli. Man sitzt in allen Parterre's. Für die Logen ist kein bestimmter Preis; daher in diesem Stücke viele Miſsbräuche Statt finden. Oefters muſs man die Schlüssel dazu von den Lazaroni's, einem schlechten, liederlichen Volke, kaufen, welche sie in den am Schauspielhause benachbarten Straſsen ausrufen, und an Fremde sehr oft falsche Schlüssel verkaufen, wenn sie nicht die Vorsicht gebrauchen, sie bei den Comtoiren verificiren zu lassen. Die Polizei weiſs dieses und duldet es.

Das Verbot *), nach welchem das schöne Geschlecht nicht auf dem Theater erscheinen darf, hält man für die Wirkung einer weisen Vorsicht, welche man wegen der Eminenzen und Monsignor's getroffen hat: man fürchtet nehmlich, daſs Einige von ihnen den Reizen

---

*) Dieses Verbot erstreckt sich aber nicht über den ganzen Kirchenstaat, indem zu Bologna, Ferrara, Frauenzimmer auf den Theatern erscheinen. Die Kardinäle, welche in diesen Stadten residiren, und sie als päbstliche Legaten regieren, wohnen öffentlich dem Schauspiele bei.

der bezaubernden Sirenen nicht widerstehen dürften und dadurch ein öffentliches Aergerniſs geben könnten. Aber vielleicht giebt die Furcht vor einem geringen Uebel zu einem weit gröſsern Anlaſs: denn der Anblick dieser unbärtigen und weiberähnlichen Männer, kann vielleicht diesen Eminenzen Begierden einflöſsen, die der Natur noch viel weniger angemessen sind und einen gewissen verderbten Geschmack in der Liebe unterhalten, den man den Römern und Florentinern schon seit langer Zeit vorwirft, und den sie sich gegenseitig zuschreiben. Indessen hat doch der Dienst, den man dem Cupido erweiset, die Altäre der Venus von Opferern nicht verödet. Uebrigens wird er mehr im Geheim getrieben: ein Mehreres verlangt die Regierung nicht, die nur bloſs den Schein zu verhüten sucht

Man kann auch dem Vorgesetzten der Theaterpolizei noch den Vorwurf machen, daſs er den Wucher mit Parterre-Billets nicht nur duldet, sondern ihn sogar begünstigt. In den Comtoirs der am häufigsten besuchten Theater erhält man diese Billets selten; sondern sie werden des Abends öffentlich und gleichsam an den Meistbietenden auf dem Gouvernementsplatze verkauft. Man mufs sie bei den ersten Vorstellungen doppelt, dreifach, ja vierfach bezahlen *); und bei der Eröffnung des Aliberti, die mit einer feierlichen Erleuchtung geschiehet, wohl noch höher. Bei dieser Gelegenheit macht der Gouverneur von Rom die Honneurs, weil dieses Theater einer der Hauptörter seiner Jurisdiktion ist. Er bewirthet daselbst den Adel, welcher hier mit allen Leuten vom Stande in der gröfsten Pracht erscheint, mit Gefrornem und allerlei Erfrischungen. Die Damen schmücken sich an diesem Tage mit allen ihren Juwelen. Neugierde und Eitelkeit haben mehr Antheil an diesem grofsen Gedränge, als das Verlangen, ein gutes Schauspiel zu sehen, welches auch gewöhnlich an einem solchen Tage sehr schlecht gegeben wird.

Man kann in der That die Talente und die Geschicklichkeit der italiänischen Sänger und Tonkünstler nicht genug bewundern, die aus den verschiedensten Provinzen zusammengebracht werden und sich so schnell in Stand setzen, vor einem feinhörenden, enthusiasti-

---

*) Gewöhnlich giebt man auf allen Theatern in jedem Karneval zwei neue Opern. Jede Oper wird, wenn sie Beifall erhält, drei Wochen hindurch aufgeführt. Gefällt sie nicht; so wiederholt man an ihrer Stelle alte Stücke.

schen und stürmischen Publikum erscheinen zu können. Schon dieses allein könnte hinlänglich beweisen, daſs Italien das Vaterland der Musik ist. Die groſse Menge berühmter Komponisten und unvergleichlicher Sänger *), die es hervorgebracht hat, machen den Beweis vollständig. Wir wollen es den Gluckisten gern eingestehen, daſs, überhaupt genommen, das gewöhnliche Recitativ und die Harmonie zu sehr aus dem Auge gesetzt werde, daſs man mit Unrecht die Chöre vom Theater verbannet und die Arien zu sehr mit Passagen, Ritornello's u dergl. überladen habe; doch aber sollten auch diese Herren ganz offenherzig gestehen, daſs man hier die Kunst des Gesanges, das Sanfte der Melodie, mit einem Worte, den feinsten Geschmack in der Musik lernen muſs. Diese bezaubernde Kunst ist aber auch die Einzige, die den Italiänern sehr viel zu verdanken hat. Die Tonkunst ist recht eigentlich eine

---

*) Es würde überflüſsig seyn, hier die vielen berühmten Italiänischen Komponisten namentlich anzuführen. Unter der groſsen Anzahl von Sängern zeichnen sich Pacherotti und Marchesini ganz vorzüglich aus. Nicht so bekannt, wie diese beiden, ist Rubinelli, obgleich er die seltene Geschicklichkeit besitzt, mit einer ausnehmend deutlichen Stimme die schwersten und brillantesten Passagen vorzutragen Vitallini, ein etwa vierzigjähriger Kastrat, hat den wohlklingendsten und vollkommensten Soprano, den man hören kann.

Frucht ihres Genie's, ihrer Organisation und ihres Klima's. Aber sie hat auch zugleich ihrer Sinnlichkeit zu sehr das Uebergewicht über die Vernunft verschafft und den Geschmack an ernsthaften und angenehmen Beschäftigungen des Geistes fast ganz in ihnen erstickt. Vornehmlich ist sie der Ausbildung der Drama's hinderlich gewesen, welches hier noch immer in einer ewigen Kindheit fortschlummert, während es in andern Ländern zu einem solchen Grad der Vollkommenheit gebracht ist, welcher selbst den Griechen unbekannt war. Die Italiäner haben nur ein einziges gutes Trauerspiel aufzuweisen, nehmlich Maffei's Merope. Und Goldoni, das einzige komische Genie, dessen Italien sich rühmen kann, hat es doch in seinen meisten Stücken nicht gewagt, sich über die Harlekinaden und andere Ausschweifungen hinwegzusetzen. Die Ursach hiervon liegt ohne Zweifel in dem verderbten Geschmacke und dem Leichtsinne seiner Zuhörer, die sich einmal an den leichten Eindruck bloſs sinnlicher Vergnügungen gewöhnt haben und daher die ernsten Beschäftigungen des Geistes für eine Beschwerde halten.

Verzeichniß

der ſämmtlichen

Verlags- und Commiſſions-Artikel

der königl. preuß. akadem. Kunſt- und
Buchhandlung
in Berlin,
in der breiten Straße im Empaytazſchen Hauſe
und
in der Meſſe in Leipzig
am alten Neumarkt im mangelsdorfſchen
Hauſe.

Berlin, 1791.

Verlagsartikel.

Auswahl neuer, der beſten Romane der Ausländer, 1r Band. 1790 8 12 gr.

Enthält die orientaliſchen Erzählungen des Grafen von Caylus mit den für deutſche Leſer nöthigſten und zweckmäßigſten Abkürzungen.

Auszug aus der Kirchengeſchichte des Abts Fleury; verfaßt und mit eigenen Reflexionen begleitet von Friedrich II König von Preußen. Aus dem Franz. 1r Bd. 1789 gr. 8 18 gr.

Das franzöſiſche Original machte bey ſeiner Erſcheinung ein ſolches Aufſehen, daß es in Bern, auf obrigkeitlichen Befehl öffentlich verbrannt wurde. Die voranſtehende weitläuftige Vorrede des großen Friedrich iſt merkwürdig.

Bauer J. H. C. Rabbat-Tabellen zur leichten Berechnung des Rabbats ins Hundert von 1 bis 50 pr. Cent. Unter Aufſicht des Herrn Prof. Michelſen. 1790. 8 6 gr.

Dieſe Tabellen können, wie Herr Prof. **Michelſen** in der Vorrede ſagt, den Herren Buchhändlern ſehr zu ſtatten kommen, indem ſelbſt diejenigen, die die Exempel der Rabbatrechnung mit Fertigkeit rechnen, durch den Gebrauch derſelben das Geſuchte gleichwohl nicht nur mit größerer Schnelligkeit, ſondern auch, ohne einen Rechnungsfehler befürchten zu dürfen, finden können.

Bertuch, F. J., Elfriede, Trauerſpiel in drey Akten: Zweyte aufs Neue bearbeitete und mit dazu gehöriger Muſik begleitete Ausgabe, 1789. in 8 6 gr.

Da das deutſche Publikum, ſagt der Herr Verfaſſer in dem Vorberichte, dieſen dramatiſchen Verſuch gütig aufgenommen hat, und ihn nun ſchon ſeit 15 Jahren unter den Stücken, die es auf unſern teutſchen Bühnen gern ſieht, duldet; ſo habe ich es für meine Pflicht gehalten, ihm dadurch, daß ich dieſes Stück nochmals überarbeitete, und ihm die möglichſte Vollendung, die ich ihm geben konnte, gab, für dieſe Gunſt zu danken.

Beſchreibung der Religion und heiligen Gebräuche der Malabariſchen Hindous; nach Bemerkungen in Hindoſtan geſammelt. 4 Theilchen 1791 gr. 8 20 gr.

Wenn gleich der Vortrag etwas lebhafter ſeyn könnte; ſo iſt doch der Inhalt nach dem Urtheile Sachverſtändiger für diejenigen, welchen Menſchenkenntniß wichtig iſt, von Erheblichkeit.

Biographien der berühmteſten Römer, als Vorbe-

reitung zur Erlernung der römiſchen Geſchichte für junge Leute. Mit 12 Kupfern, 1ſter Band. 1792. 8. 1 thlr.

Dieſes erſte Bändchen ſoll, nach der Abſicht des Herrn Verfaſſers, nicht vollendete, ſondern ins Kurze gezogene, Lebensbeſchreibungen der vornehmſten Männer in dem römiſchen Staate liefern, und der Jugend als Vorbereitung zur Erlernung der römiſchen Geſchichte dienen. Die Materialien zu dieſen Lebensbeſchreibungen ſind aus den Klaſſikern ſelbſt entlehnt.

Bouterweck, Fr. Zehn Phantaſien, nebſt einem Anhange. 1792. in 8. 9 gr.

Dieſe Phantaſien ſind das Vollendetſte, was wir bis itzt von dieſem Dichter haben, und intereſſiren durch ihre ſchönen Gedanken eben ſo ſehr den Geiſt und das Herz, als ſie durch ihre reizende Sprache und feine Empfindung die Einbildungskraft ergötzen.

Briefe, hiſtoriſche politiſche und kritiſche, aus dem letzten Jahrzehend. Geſammelt und herausgegeben von einem Gelehrten, der von keiner einzigen Akademie Mitglied iſt, noch von irgend einem Könige, Freyſtaate, Vezire oder Miniſter beſoldet wird. Aus dem Franzöſiſchen. 1ſter Band. 1788. 8. 1 thl 6 gr.

Dieſe Briefe ſind mit großer Freymüthigkeit geſchrieben, und liefern überhaupt zur Geſchichte des engliſch-amerikaniſchen Krieges wichtige Beyträge, wie auch ſehr intereſſante und bis dahin nicht bekannte Nachrichten von denjenigen Perſonen, welche in den Kabinettern und im Felde ſich auf irgend eine Art einen Namen machten.

Brunn F. L. der preußiſche Staat, der glücklichſte unter allen Staaten Europens; eine Rede, gehalten im königl. Joachimsthalſchen Gymnaſium zu Berlin. 1789. in 8. 4 gr.

Die allgemeine deutſche Bibliothek fällt im 2ten St. des 102ten Bandes S. 500 folgendes Urtheil von dieſer Rede: „Der Redner beſtimmt zuerſt den allgemeinen „Begriff von dem Glücke einer Nation, führt den Zuhörer durch die vornehmſten Staaten, und ſuchet und „findet das Land, das dieſes Ideal darſtellt, und das „ſind die preußiſchen Staaten. Der Redner hat ein „Thema erwählt, deſſen Ausführung er vollkommen gewachſen war. Die Sprache iſt rein, edel und hebt „ſich öfters, die Darſtellung lebhaft, unterhält und „feſſelt die Aufmerkſamkeit bis ans Ende.“

Ebendeſſelben Magazin zur nähern Kenntniß des phyſiſchen und politiſchen Zuſtandes von Europa und deſſen auswärtigen Kolonieen. Erſter und zweyter Band, und dritten Bandes 1s Stück. 3 thl. 6 gr.

Der Titel beſagt ſchon, was der Leſer in dieſem Magazin zu ſuchen hat, und der allgemeine Beyfall des Publikums bürgt für den innern Werth deſſelben. Das erſte Stück des erſten Bandes enthält 1) Reiſebemerkungen in Briefen 2) Ueber Havre de Grace und den dortigen Handel, von Briſſot (Warville). 3) Inſtruktion der königl. Examinationskommiſſion in geiſtl. Sachen. 4) Kabinetsordre des Königs an den Großkanzler von Carmer in der Würzeriſchen Sache. 5) Nachrichten über die Bevölkerung von Natoli oder Rumelien 6) Aktenſtücke in der Villaume Rönnbergſchen Sache. 7) Anhalt Zerbſtiſches erneuertes und näher beſtimmtes Toleranzedikt. 8 Bemerkungen über England, von einem Deutſchen, der ſich einige Zeit in England aufgehalten hat 9) Umlauf an ſämmtliche Buchhändler, die Cenſur der Monats- Zeit- und Gelegenheitsſchriften betreffend, nebſt Beylage 10) Neueſte Nachrichten von den ſardiniſchen Staaten. 11) Stufenweiſes Gemählde des Handels und der auswärtigen Beſitzungen der Holländer. 12) Auszug eines Briefes aus Ungarn. — Zweytes Stück: 1) Die zwey bey Gelegenheit der Beſitznehmung von Anſpach und Bayreuth ergangenen markgräflichen und königl. preußiſchen Patente. 2) Neueſte Nachrichten von den ſardiniſchen Staaten. (Beſchluß.) 3) Königl. Preuß. Verordnung in Anſehung der franzöſiſchen Emigranten, erlaſſen an den dirigirenden Miniſter von Anſpach und Bayreuth. 4) Bourrits Anweiſung, das Chamounithal zu bereiſen. In Briefen 5) Erneuerte Königl. Preuß. Verordnung wegen des Studirens der Bürgerſöhne 6) Leveſque über Rom und den Kirchenſtaat. 7) Bemerkungen über England besonders über London. (Fortſetzung.) 8) Verordnung wider die Verführung junger Mädchen zu Bordels und zur Verhütung der Ausbreitung veneriſcher Uebel, de dato Berlin, den 2ten Februar 1792. 9) Extrakt aus der berliniſchen Armenanſtalt Berechnung vom J. 1791 — Drittes Stück: 1) Auszug der Berechnung der Einnahme und Ausgabe bey der allgem. Almoſenkaſſe in Zerbſt vom 1 Jan. bis 31 Decemb 1790. 2) Reiſe durch die Schweiz, eine Fortſetzung der Reiſebemerkungen in Briefen 3) Herzoglich braunſchweigiſches Edikt wegen Aufhebung der erhöheten Steuern und Acciſen 4) Vom Kontributionsweſen der Stadt Zerbſt 5) Anderweitige Nachrichten von den ſardiniſchen Staaten. 6) Zahl der Einwohner des Herzogthums Würtemberg in den Jahren 1786 und 1791. 7) Leveſque über Rom ꝛc. (Fortſetzung.) 8) Bemerkungen über England ꝛc. (Fortſetzung.) 9) Finſterniß in den bayeriſchen Schulen. 10) Beſtätigungsurkunde des erneuerten brandenburg. rothen Adlerordens, de dato Berlin, den 12ten Junii

1792 11) Kurze aktenmäßige Nachricht über des Konſiſtorialraths Froriep zu Bückeburg, des Paſtor Rauſchenbuſch daſelbſt und des Konſiſtorialraths und Paſtor Meier zu Wehlen erkannte und vollzogene Dienſtentſetzung und Landesräumung 12) Vorſtellung der, wegen des in der Sache des Prediger Schulz zu Gielsdorf gefällten Urtheils, zur Strafe verurtheilten Kammergerichtsräthe. 13) Reſolution des Königs auf die vorhergehende Vorſtellung. 14) Waarenausfuhr aus Schleſien vom J. 1790 bis 1791 15) Zuſtand der Fabriken und Manufakturen in Schleſien, im Jahr 1790 bis 1791. 16) Seelenliſte der berliniſchen Garniſon vom Jahr 1791. 17) Bevölkerung von Berlin, vom Jahr 1791 (Nebſt einigen andern Aufſätzen.

Des II. Bandes 1ſtes Stück enthält: 1) Leveſque über Rom und den Kirchenſtaat. (Fortſetzung.) 2) Länderbeſtand und polit Eintheilung der Markgr. Baden. 3) Verzeichniß der kathol. Stifter und Klöſter in der Markgr. Baden. 4) Staatsſchulden des Kirchenſtaats 5) Bemerkungen über England (Fortſetzung.) 6) Osnabrückiſches Edikt, die Eide betreffend. 7) Briefe eines Reiſenden, das adliche Kadettenkorps zu Berlin betreffend. 8 Beſtrafter Aberglaube. 9) Zwey reichsſt. öffentl Erklärungen, eine feyerl. Losſagung von der Mäcenatenſchaft enthaltend. 10) Bourrits Beſchreibung von Genf. 11) Kirchengebet in den Königl. preuß. Ländern. 12) Deklaration des Königs von Preußen, den Einmarſch der Truppen in Polen betreffend 13) Auszüge aus Briefen. 14) Generaliſte vom J. 1792. der in den preuß. Ländern Getraueten, Gebohrnen und Geſtorbenen. Im 2ten Stück dieſes Bandes findet ſich 1) Auszug aus einer auf dem Reichstage zu Warſchau 1790 gehalt Rede, die im J. 1789 in Polen ausgebroch. aufrühr. Bewegungen betreffend. 2) Beſchreibung der kleinen Inſel Noirmoutier. 3) Aktenſtücke, die Abſchaffung der Duelle in Jena betr. 4) Aktenmäßige Nachricht über die 1792 zu Jena vorgefallenen Unruhen. 5) Sammlung von Verordnungen über Preß- Leſe- und Sprechfreyheit in verſchiedenen Ländern 6) Geſetz, die Todesſtrafen betreffend, gegeben in Brüſſel. 7) M. Badenſche Verordnung, die auf die Anatomie zu bringenden todten Körper betreffend 8) Reglement für die königl. preuß. Officier-Witwenkaſſe 9) Taxe der Lebensmittel in Mainz zu Ende d. J. 1792. 10) Oeffentl Erklärung des Fürſten von Salm Kyrburg 11) Extrakt aus der berl. Armenanſtalt Berechnung. 12) Zwey herzogl braunſchweig. Verordnungen. 13) Auszug aus dem Briefe eines Reiſenden. 14) Plan der neuen Aſſekuranz-Compagnie in Berlin. 15) Neueſte Beſchreibung der Inſel

Corſica von Hrn. Berny. 16) Bericht des Handelsausſchuſſes an die Nationalverſammlung über den Handel der Inſel Corſica. 17) Note des Gr. Malachowsky, in Antwort auf die preuß. Declaration. 18) Proteſtation der Republik Polen, gegen den gewaltſamen Einmarſch der preuß. Truppen in ihr Gebiet. — Das dritte Stück enthält 1) Kaiſ. ruſſ. Edikt, die in Rußland etablirten Franzoſen betreffend. 2) Univerſale der Generalconföderation an die Conföderationen der Woiwodſchaften ꝛc. in Bezug auf die Erhaltung der öffentl. Ruhe. 3) Adreſſe der Generalconföderation an die poln. Nation. 4) Abriß der neuen Conſtitution von Polen. 5) Deklaration des Generals von Möllendorf bey dem Einmarſche der preuß. Truppen in Polen. 7) Levesque über Rom und den Kirchenſtaat (Beſchluß). 8) Churf. kölniſche Werbeverordnung. 9) Churf. pfalzbayeriſche Bekanntmachung die Anlegung eines Schlachthauſes betreffend. 10) Der [illegible]. 11) Kurze Vergleichung der Größe, der Bevölkerung, der Auflagen, und des Reichthums Englands und Frankreichs, von Kleckenberg. 12) Zwey heſſenkaſſelſche Verordnungen. 13) Bekanntmachung des Magiſtrats zu Frankfurt am Mayn, die Schmähſchriften gegen die fran. Nation betreffend. 14) Erklärung des danziger Magiſtrats, wegen der beſchloſſenen Unterwerfung unter den preuß. Zepter. 15) Königl. preuß. Patent an die Stände und Einwohner der in Beſitz genommenen Woiwodſchaften. 19) Abriß des gegenwärtigen politiſchen Zuſtandes der Inſel Corſica, von Volney. 17) Auszug aus der Adreſſe der republ. Geſellſchaft zu Toulon, den General Paoli betreffend. 18) Inſtruktion für die Gouverneurs des hieſigen königl. Kadetcorps. 10) Fürſtl. biſch. bamberg. militair Verordnung. 20) Bemerkungen über England. (Fortſetzung.)

Vom dritten Bande an iſt die Veränderung gemacht worden, daß künftig nur immer ein Stück von 6 Bogen ausgegeben wird, um die darin enthaltenen Nachrichten dem Publikum deſto früher in die Hände zu liefern. Das erſte Stück dieſes Bandes enthält: 1) Fernere Aktenſtücke zur Geſchichte der preuß. und ruſſ. Beſitznehmung eines Theiles von Polen. 2) Generalbilanz der Einnahme und Ausgabe der Republik Genf. 3) Anmerkungen zur vorſtehenden Generalbilanz. 4) Ausſchreiben des F. Biſchofs von Hildesheim an ſeine Unterthanen. 5) Churſächſ. Mandat wegen Qualifizirung junger Leute zu künftigen Dienſtleiſtungen. 6) Rede des Gr. Moscinsky über den Finanzetat Polens. 7) Reichsgutachten gegen die geheimen Orden auf Univerſitäten. 8) Fabriken aus dem Mineralreiche in Baireuß. 9) Anekdote vom Landbothen Suchorzewsky. 10 Nachricht vom fürſtl. reuß. Prediger und Schulmeiſterſeminarium. (Wird fortgeſetzt.)

Bürger, G. A. *Akademie der ſchönen Redekünſte*, 1—3 *Stück*. 1790 und 91 in 8. auf geglättetem Schweizerpapier jedes Stück 12 gr. auf Schreibpapier 8 gr.

Schon der Name des Herrn Herausgebers berechtigt die Leſer, in dieſer Akademie nichts gewöhnlich Gedachtes und Geſagtes zu ſuchen, worin auch alle öffentliche Beurtheilungen übereinkommen. (Wird fortgeſetzt.)

Ganzler. F. G. Allgemeines Literaturarchiv für Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Handlung und ihre Hülfswiſſenſchaften, für das Jahr 1793 gr. 8. 1793. 4 Bde. 4 Thl.

Von dieſem Werke, deſſen erſter Band unter der Preſſe iſt, kommen jährlich 4 Bände, jeder von ungefehr 1 Alphabet, heraus. Jeder hat 4 Abtheilungen. 1) Fragmente zur Geſchichte, Geographie u. ſ. w. 2) Recenſionen der neueſten in dieſe Wiſſenſchaften einſchlagenden Bücher. 3) Anzeige der in andern Journalen befindlichen, hieher gehörigen Aufſätze. 4) Anzeige der neueſten Landkarten, ꝛc. Da wir ſeit der Beendigung der Büſchingiſchen, Meuſelſchen und Zimmermanniſchen kritiſchen Werke kein einziges für dieſe Wiſſenſchaften beſonders beſtimmtes Werk dieſer Art mehr haben; ſo muß das Gegenwärtige den Kennern und Liebhabern genannter Wiſſenſchaften höchſt erwünſcht kommen. Alle Vierteljahre wird ein Band in 4 Heften, die von 3 zu 3 Wochen ausgegeben werden erſcheinen.

Cenſur des chriſtlichen proteſtantiſchen Lehrbegriffs, nach den Principien der Religionskritik, mit beſonderer Hinſicht auf die Lehrbücher der Herren Döderlein und Morus, gr. 8. 1791. 16 gr.

Cenſur des chriſtlichen proteſtant. Lehrbegrifs ꝛc. Erſte Fortſetzung. gr. 8. 1791. gr.

Daß der Verfaſſer dieſes Werks, wovon in der nächſten Meſſe die Fortſetzung erſcheint, ein beſcheidener und tiefdenkender Forſcher der Wahrheit ſey, haben ihm alle kompetente Richter ohne Ausnahme zugeſtanden.

Ciceronis, M. T. Epistolarum selectarum Libri IV. Nach der Zeitfolge geordnet und mit kurzen Einleitungen, erklärenden Anmerkung. und einem vollständigen Sachregister versehen. Zum Gebrauche der Schulen. 1790. in 8. 8 gr.

Dieſe Sammlung Ciceroniſcher Briefe iſt in allen gelehrten Zeitungen, Journalen und namentlich in der allgemeinen deutſchen Bibliothek als ein für Schulen ſehr brauchbares Werk empfohlen worden.

Die Duncias des Jahrhunderte, oder der Kampf des Lichtes und der Finſterniß. Ein heroiſch-komiſches Gedicht in zwölf Geſängen. 8. 1793. 16 gr.

Der unbekannte Herausgeber dieſes Gedichtes, der ſich bloß J. L. v. B. unterſchreibt, meldet, daß es die Geiſtesfrucht Eines ſeiner verſtorbenen Freunde ſey, wodurch derſelbe ein treues Gemählde der theologiſchen Sophiſterey und des fanatiſchen Religionseifers zeichnen, und ſie nach ihren eben ſo ſchädlichen als lächerlichen Wirkungen dem Forſcher der Geſchichte der Menſchheit darſtellen gewollt hat. Der Dichter ſchwingt zwar die Geißel ſeiner Satyre über die Thorheit ganzer Generationen, ja ganzer Jahrhunderte; indeſſen iſt doch die bey Gelegenheit der Einführung des neuen Geſangbuchs in den preußiſchen Staaten entſtandene fanatiſche Gährung der Gemüther der Hauptgegenſtand des Gedichts, das aus wohlklingenden Hexametern beſteht; wobey jedoch auch die unberufenen Neuerer und theologiſchen Petit-Maitres reichlich ihr Theil bekommen.

Ebeling Clavierauszug zu Hrn. Bertuchs Trauerſpiele, Elfriede. 1790. Querfol. 9 gr.

Empfindungen eines Freundes der Menſchheit bey dem Grabe Ludwigs XVI. 8. 1793. 4 gr.

Empfindungen ſind keine Aktenſtücke, ſagt der Verfaſſer und wünſcht darnach beurtheilt zu werden. Empfindungen ſind zwar immer nur individuel; allein die in dieſen wenigen Bogen geäußerten werden ſo ziemlich mit denen übereinſtimmen, die ſich in jedem gefühlvollen und unbefangenen Beobachter bey der Nachricht von der mörderiſchen Hinrichtung des unglücklichen Ludwig unwillkührlich regten.

Erfahrungen für Bienenfreunde, nebſt Auszügen aus den beſten Schriften dieſer Art. Beſonders vom künſtlichen Schwärmen und von Magazinſtöcken. Von J. P. Friederich. 8. 1793. 12 gr.

Unter der großen Menge von Schriften, die ſeit zehn Jahren über das Bienenweſen erſchienen ſind, fehlte es doch noch immer an Einer, welche in gedrungener Kürze das Vornehmſte und Wiſſenswürdigſte dem Landmanne und bloßen Bienenliebhaber zur Achtung und Nachahmung bekannt machte. Der Verf. gegenwärtigen Werkchens, Herr Pfarrer Friederich im Mecklenburgiſchen, hat ſich daher kein geringes Verdienſt erworben, daß er nicht nur ſeine eigenen wichtigen Erfahrungen, ſondern auch kernhafte Auszüge aus den beſten Bienenſchriften, in einer allgemein faßlichen Sprache, den Bienenfreunden mittheilt.

Erzählungen aus der Geschichte der actaeontischen Nachkommen. 1789. 8. 20 gr.

Es ſind dieſe Erzählungen, die ſämmtlich in gereimten Verſen abgefaßt ſind, zum Nutz und Frommen der Hageſtolzen, die erſt ſpät heirathen, und unglücklicher und gekrönter Ehemänner verfertigt worden. D Dichter verdient durch ſeine muthwillige Laune und ſeinen feinen Scherz eine Stelle neben La Fontaine, Roſt und Andern.

Füllhörner, die intereſſanteſten Züge und Anekdoten aus der Geſchichte alter und neuer Zeit. Ein Leſebuch für die Jugend zum Vergnügen und Unterricht, mit Anmerkungen und Zuſätzen des Herausgebers. Erſtes bis fünftes Bändchen. 1788 — 1792. in 8. jedes Bändchen 18 gr.

Dieſes Werk iſt von allen Kunſtrichtern für ein für die Jugend ſehr nützliches Buch anerkannt worden, und die ununterbrochene Fortſetzung deſſelben beweiſet, daß es von dem Publikum überhaupt gut aufgenommen worden iſt. Der ſechſte und letzte Band erſcheint in der nächſten Meſſe.

Fischer, G. N. Friedrich, der Schutz der Freyheit, ein Hymnus, 1789. gr. 8. mit didotſchen Lettern, auf geglättetem Schweizer Papier. 4 gr.

Des Hrn. Rektor Fiſcher in Halberſtadt Dichtertalente ſind zu bekannt, als daß ſie einer Lobpreiſung bedürften. Der große Gegenſtand ſeines Gedichts hat ihn ſo begeiſtert, als zur würdigen Ausführung nöthig war.

Fiſcher, J. G. Betrachtungen über die Kometen und Geſchichte des in dieſem Jahre zurückerwarteten Kometen, nebſt Beſchreibung eines neu erfundenen bequemen Inſtruments zur Aufſuchung deſſelben, mit einem Kupfer. 1789. 8. 8 gr.

Kein Liebhaber der Aſtronomie wird dieſe mit eben ſo viel Sachkenntniß als Anmuth geſchriebene Abhandlung unſers berühmten Herrn Prof. Fiſcher ohne Befriedigung aus den Händen legen.

Gefsner, Sal. Erster Schiffer, in Verse gebracht von K. W. Ramler, nebst einem Anhang lyrischer Gedichte. 1789. 8. auf geglätt. Schweizerpap. 12 gr. auf Schreibpap. 8 gr.

Ein würdiger Pendant zu den bey Hrn. Unger erſchienenen von eben dieſem Dichter in Verſe gebrachten Idyllen des unſterblichen Sängers der Natur.

Gleim, der beste König, ein Gedicht, 1788. auf geglättetem Schweizerpapier 3 gr.

Der alte preußiſche Grenadier beſingt in dieſem Gedichte die Durchreiſe des regierenden Königs von Preußen durch Halberſtadt mit noch nicht erloſchenem Feuer, und macht dadurch jedem Verehrer des beſten Königs ein angenehmes Geſchenk.

Handwörterbuch, antiquariſches, zum Verſtändniß der griechiſchen und lateiniſchen klaſſiſchen Schriftſteller. Nach Samuel Pitiscus und den beſten Hülfsmitteln ausgearbeitet. Zum Gebrauch der Schulen. 1792. gr. 8. 1 thl. 16 gr.

Ein Werk, wodurch gerade dem größten Bedürfniſſe in den gewöhnlichen Schulen abgeholfen worden iſt. Der Herr Verfaſſer hat ſich nicht auf weitläuftige gelehrte oder kleinliche Unterſuchungen eingelaſſen; ſondern hat vielmehr aus dem ganzen Schatze antiquariſcher und philologiſcher Kenntniſſe, mit Uebergehung alles Unnützen und Ueberflüſſigen, gerade nur dasjenige herausgehoben, was zum Verſtändniſſe der alten Schriftſteller Roms und Griechenlands wirklich brauchbar und zweckmäßig iſt.

[illegible], J. L. Reiſe nach dem Lande der Freiheit, in den Jahren 1790 bis 1797. Aus einem engliſchen Manuſcript überſetzt. 1r Theil. 8. 1793. 16 Gr.

Noch nie wurden die Begriffe von Freyheit und natürlichen Rechte des Menſchen ſo genau unterſucht und zergliedert, noch nie wurde ſo viel räſonnirt und deräſonnirt, noch nie von den Völkern ſo eifrig nach dem Genuß derſelben geſtrebt, als in unſern Zeiten; und dennoch hat es noch gar nicht den Anſchein, daß dieſer wichtige Streit über Eine der wichtigſten Angelegenheiten der Menſchheit ſobald zur Zufriedenheit Aller entſchieden werden möchte. Hier tritt ein neuer Schriftſteller auf, der auf eine ganz eigene, originelle und pragmatiſche Art dieſen Gegenſtand behandelt. Er ſtellt einen aufgeklärten, gefühlvollen, an dem wahren Wohle der Menſchheit warmen Antheil nehmenden Mann in **St. Petersburg** auf, der zur Zeit der Losreißung der engliſchen nordamerikaniſchen Kolonieen vom Mutterlande lebhaft über Freyheit nachdenkt und, nachdem er einen freundſchaftlich angefangenen Streit zwiſchen einem **Amerikaner, Engländer, Ruſſen, Osmanen** und **Venetianer** ſich blutig endigen ſieht, endlich den Entſchluß faßt, eine Reiſe zu den entlegenſten Völkern zu machen, um ſelbſt das **Land der Freyheit** aufzuſuchen. Er kommt zu den **Grönländern**, zu den **wilden Nordamerikanern**, zu den verſchiedenen **Völkerſchaften Indiens**, zu den **Afrikanern**, überhaupt zu den vornehmſten Völkern, die den Reiſebeſchreibern zufolge im Genuſſe der wahren Naturfreyheit leben. Er ſucht bey allen dieſen Völkern Freyheit, und findet ſie nicht; verzweifelt ſchon daran, ſie je auf Erden zu finden, und iſt eben im Begrif, ſeine Rückreiſe nach Europa anzutreten, als ihm auf einmal ein Gedanke durch den Kopf fährt, „und er nun Etwas „thut, was ihm, wie der Schluß des erſten Theils lau„tet, wohl keiner der Leſer jemals nachthun dürfte,“ und was in dem folgenden Theile, der ſeine Ankunft im Lande der Freyheit und eine Beſchreibung deſſelben enthalten wird, erzählt werden ſoll.

Journal, berliniſches, für Aufklärung, herausgegeben von G. M. Fiſcher und A. Riem: 3 Bände oder 18 Stücke. 1788–1790. 6 Thlr. oder jedes einzelne St. 6 gr.

Die vorzüglichſten kritiſchen Blätter, beſonders die allgemeine Litteraturzeitung und allgemeine deutſche Bibliothek, haben die Wichtigkeit und Mannichfaltigkeit der in dieſem Journale behandelten Gegenſtände anerkannt und daſſelbe ſeiner großen Brauchbarkeit wegen faſt uneingeſchränkt gerühmt. Eine Menge der intereſſanteſten Aufſätze über die wichtigſten Materien für unſre Zeiten, von den erſten Männern Deutſchlands zum Theil bearbeitet, zieren es, und werden es auch nach Jahren nützlich machen, wenn die Zeitſchriften vom gewöhnlichen Schlage längſt vergeſſen ſeyn werden.

Mathilde von Auſtraſien. Eine alte Geſchichte, ſo gut wie neu. 2 Theile. 1790. 8. 1 thlr. 4 gr.

Ein ſehr unterhaltender hiſtoriſcher Roman aus den Ritterzeiten, der durch die treue Zeichnung der Charaktere, durch die ſchöne Schilderung der einfachen Sitten jener Zeit, durch das Intereſſe der Begebenheiten und durch ſeine natürliche, den handelnden Perſonen ſowohl, als dem Jahrhunderte, in welchem ſie leben, ganz angemeſſene Sprache die Aufmerkſamkeit feſſelt und bis ans Ende eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Michelſen, J. A. C. Beyträge zur Beförderung des Studiums der Mathematik, beſonders für Schullehrer und Praktiker. 1—5s Stück. m. Kupf. 1790. 1 thlr. 16 gr.

Dieſe Beyträge des berühmten Mathematikers enthalten eine Menge einzelner Ausführungen, wichtiger und ſchwieriger mathematiſcher Aufgaben, und allerhand Abhandlungen und Vorſchläge zur Verbeſſerung und Erleichterung der Methode und des Studiums dieſer Wiſſenſchaft.

(Minioch) Leſebuch für den Mittelſtand. Erſtes Bändchen. 1790. 8. 12 gr.

Enthält Erzählungen, wirkliche Geſchichten, Briefe, Beſchreibungen natürlicher Gegenſtände und merkwürdiger Hofhaltungen, Anekdoten u. dergl. und gewähret dem Stande, für den es beſtimmt iſt, gewiß eine lehrreiche und angenehme Lektüre.

Monats-Schrift der Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften. 2 Bände und dritten Bandes 1—3s Stück, oder 15 Stücke. m. v. Kupf. von B. Rode, D. Berger und a. Meiſtern. 1788. 1789. 4. auf geglätt. Schweizer Pap. 11 thlr. 6 gr. auf engliſch. Druckpap. 5 Thl. 6 gr.

Dieſe Monatsſchrift, die unter den Auſpicien Sr. Excellenz, des Hrn. Staatsminiſters von Heinitz, als Curators der Akademie der Künſte herauskam, erwarb ſich den Beyfall des Publikums durch die Mannichfaltigkeit und Güte ihres Inhalts, ſo wie durch das glänzende äußere Gewand, das die vortrefliche Ungeriſche Officin ihr gab, und ſie würde auch gewiß fortgeſetzt worden ſeyn, wenn nicht beſondere Umſtände dazwiſchen gekommen wären.

Monumente indischer Geschichte und Kunst, aus dem Englischen des Wilh. Hodges mit 2 Kupf. Erstes Heft. 1789. Querfolio. Auf geglätt. engliſchem Velin Papier 2 thl 16 gr. auf geglätt. Schweizerpapier 2 thl 8 gr.

Dieſe Monumente überſetzte der Herr Profeſſor Brunn auf den Vorſchlag des Herrn Staatsminiſters von Heinitz aus dem mit ungeheurer Pracht gedruckten und verzierten Originale, welches 5 Louisd'or koſtet. Die Kupfer ſind unter der Aufſicht des Hrn D. Berger von zweyen jungen geſchickten Künſtlern verjüngt geſtochen worden, und geben Proben von der indiſchen Baukunſt im Großen.

Moritz, K. P. und Hirt Italien und Deutschland, in Rucksicht auf Sitten, Gebrauche, Litteratur und Kunst. Erster Band 1—4tes Stuck Zweyter Band, 1tes Stuck. 1789 1792. Auf geglätt. Schweizpap. jed. Stück 12 gr auf Druckp 8 gr.

Schon der Name der beyden Herausgeber bürgt für den intereſſanten Inhalt dieſer Zeitſchrift. Sie beſchäftigt ſich, ihrem Zwecke gemäß, bloß mit den genannten zwey großen Ländern, und liefert eine große Anzahl wichtiger Aufſätze zur nähern Kenntniß derſelben in Rückſicht auf die angegebenen Gegenſtände. Hr. Moritz giebt darin Fragmente aus ſeiner Reiſebeſchreibung von Italien und Herr Hirt beſchenkt uns mit tiefgedachten Abhandlungen über Kunſt und Kunſtgeſchichte. Ein Ungenannter theilt darin vortrefliche Bemerkungen über Berlin, Potsdam, Magdeburg, Halberſtadt, Halle, Göttingen und Marburg, und eine romantiſche Beſchreibung einer Reiſe über den St. Gotthard und durch das Livinerthal mit.

Ebendess. Annalen der Akademie der Kunste, und mechanischen Wissenschaften Erstes Stuck. 1791 8 auf geglätt. Schweiz Papier 12 gr auf Schreibpap 8 gr.

Dieſe Annalen ſind an die Stelle der akademiſchen Monatsſchrift getreten, und können daher als eine Fortſetzung derſelben betrachtet werden. Jedoch bindet ſich der Herausgeber an keine beſtimmte Zeit. Unter den mancherley unterhaltenden und lehrreichen Aufſätzen von mehrern Mitgliedern der Akademie und Andern zeichnet ſich beſonders Herrn Ungers Vorſchlag, die Landcharten wohlfeiler zu machen, und ſein meiſterhafter Verſuch in der Holzſchneidekunſt aus, der einen Theil des oppelnſchen Kreiſes, von Herrn Geh Kr Sekretair Sommann gezeichnet, ſo vortreflich in Holz geſchnitten darſtellt, daß man ihn nur mit Mühe von einem Kupferſtiche unterſcheiden kann.

Ebenderſ. vom richtigen deutſchen Ausdruck, oder Anweiſung, die gewöhnlichen Fehler im Reden zu vermeiden; für Solche, die keine gelehrte Sprachkenntniß beſitzen. 1792. 8. 16 gr.

Gewiß Eins der nützlichſten und brauchbarſten Bücher, die in der Oſtermeſſe erſchienen ſind, wenn man bedenkt, wie wenig in Deutſchland der vornehme und ſogenannte Mittelſtand, ja ſelbſt viele von denen, welche ſtudiert haben, das Studium ihrer Mutterſprache zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigungen machen und zum Theil auch nicht machen können. Dieſe Perſonen finden in dieſem kleinen Buche Alles kurz zuſammengefaßt und mit der größten Deutlichkeit aus einander geſetzt, was ihnen zu wiſſen nöthig iſt, um alle gröbere Sprachfehler mit Sicherheit zu vermeiden, ſo daß es ein wahres Familienbuch iſt, woraus Eltern die erforderlichen Kenntniſſe ſchöpfen können, um ſelbſt auch ihre Kinder ſchon von Jugend auf an einen richtigen Sprachausdruck zu gewöhnen.

Müller, Karl, Sittengemählde aus der letztern Hälfte unſers Jahrhunderts. 8. 1793. 18 gr.

Der Verf hat ſich bereits durch ſeine Erzählungen nach Muſäus als einen angenehmen und unterhaltenden Erzähler rühmlich bekannt gemacht, und bringt daher ein gutes Vorurtheil bey dieſem neuen Produkte ſeiner Laune mit. Niemand, ſelbſt der ernſthaftere Leſer, der zuweilen bey einer leichten Lectüre eine Erholung ſucht, wird es ohne Befriedigung aus den Händen legen. Es enthält drey Erzählungen, nach deren Leſung es ſchwer iſt, zu beſtimmen, welcher man vor der andern den Vorzug geben ſoll. Die 1ſte hat die Ueberſchrift: Die doppelte Ueberraſchung; die 2te: Vater Stahlknecht und ſeine Kinder; die 3te: das Mannweib, oder Klugheit mehr als Schönheit.

Nachrichten, neueſte hiſtoriſch-politiſch-ſtatiſtiſche, von den königlich-ſardiniſchen Staaten. Geſammlet und deutſch herausgegeben von J. L. Brunn. Mit einer vom Hrn. Geh. Kr. Sekr. Sotzmann entworfenen neuen Karte dieſer Staaten. 8. 1793. 1 thlr 4 gr.

Der Herausgeber lieferte in dem 1. und 2ten Hefte ſeines Magazins eine abgekürzte Ueberſetzung eines franzöſiſchen Werkes: Etat moral, physique et politique de la maison de Savoie, gegen deſſen Richtigkeit man Vieles einwenden wollte. Da aber die nachherigen Auftritte in Savoyen, Nizza und an andern Orten größtentheils die Wahrheit dieſer Nachrichten beſtätigten; ſo entſchloß ſich der Herausgeber, dieſe abgekürzte Ueberſetzung auch beſonders abdrucken zu laſſen, eine deutſche Ueberſetzung des wichtigen franzöſiſchen Aufſatzes, der ſich im 2ten Stücke gedachten Magazins befindet, hinzuzufügen und die vornehmſten und zuverläſſigſten Nachrichten von der franzöſiſchen Beſitznehmung eines Theiles dieſer Staaten nachzuliefern. Die ſauber geſtochene und illuminirte Karte iſt ein neues angenehmes Geſchenk, welches der Hr. Geh. Sekr Sotzmann den Kunſtliebhabern macht. — Das Werk wird, wegen unvorhergeſehener Hinderniſſe des Herausgebers, erſt zur Michaelismeſſe fertig werden.

Pilger, Carl, Roman ſeines Lebens. Von ihm ſelbſt geſchrieben. Ein Beitrag zur Erziehung und Kultur des Menſchen, 2 Theile. 1792. 8. 2 thlr.

Nur wenige eigene Lebensbeſchreibungen dürften vielleicht beym Durchleſen ſo viel Vergnügen gewähren, als gegenwärtige, die Alles in ſich vereinigt, um die Aufmerkſamkeit des Leſers auf ſich zu ziehen und die Erwartung deſſelben zu ſpannen. Der Verfaſſer, der an ſeinem ſchönen blühenden Style und manchen Umſtänden vielleicht nicht ſchwer zu errathen iſt, erzählt in dieſem Werke ſeine Schickſale von ſeiner Kindheit an bis zu ſeiner Rückkunft von der Univerſität, und weiß, wenn er auch geringfügig ſcheinende Dinge mit unter vorbringt, doch zu unterhalten, und aus denſelben die ſcharfſinnigſten Bemerkungen herauszuhohlen, die zu weiterem Nachdenken führen und beſonders die allmählige Ausbildung und Feſtſetzung ſeines Charakters in der Folge zeigen. Er geſteht dabey mit der größten Aufrichtigkeit alle ſeine Fehler und Schwachheiten ſelbſt die in Anſehung der Weiber nicht ausgenommen, die auf ſein ganzes Ich ſo ſtarken Einfluß hatten. Das Intereſſe wächſt übrigens, ſo wie der Faden der Lebensgeſchichte länger wird.

Priestley, J. Vorlesungen über schriftlichen und mündlichen Vortrag. Deutsch bearbeitet von J. v. Wackerbarth. gr. 8. 1793. 1 thlr. 8 gr.

Hr. von Wackerbarth verdient gewiß den Dank des Publikums daß er ſich der mühſamen Arbeit der Verdeutſchung Eines der wichtigſten Werke über die Kritik Rhetorik und Aeſthetik unterzogen hat. Der engliſche Verfaſſer, welcher bekanntlich Einer der ſcharfſinnigſten und tiefdenkendſten itztlebenden Philoſophen in England iſt, ertheilte viele Jahre hindurch Unterricht in den genannten Wiſſenſchaften, und daraus entſtanden nun eben dieſe Vorleſungen, XXXV. an der Zahl, die ſich über alle Gegenſtände des ſchriftlichen und mündlichen Vortrags erſtrecken und dieſelben mit Beſtimmtheit Deutlichkeit und Sachkenntniß behandeln, auch die nöthigen Beweisſtellen aus den vornehmſten, beſonders engliſchen, Schriftſtellern anführen.

Ramler, K. W. Allegorische Personen, zum Gebrauch der

bildenden Künstler, mit 32 Kupfern von Bernh. Rode.
1788 4 auf geglätt. Schweizerpapier 2 thlr. 8 gr. auf
Engl. Druckpapier 1 thlr 16 gr.

Die Nützlichkeit und Brauchbarkeit dieſes Werkes iſt ſowohl von Kunſtrichtern als von denen, für die es eigentlich beſtimmt iſt, allgemein anerkannt worden. Der Meiſter ſo gut wie der Schüler und Dilettant wird darin Belehrung und Unterricht finden, und die ſchönen radirten Blätter von dem berühmten Geſchichtsmahler geben dem Buche einen weſentlichen Vorzug vor einer gewiſſen andern Ausgabe.

Richter, J. A. Die Pflichten chriſtlicher Untertha-
nen gegen ihre Regenten, Eine Predigt 8 1793 2 gr.

Die Veranlaſſung zu dieſer Predigt gab die Hinrichtung Ludwig~~s d. 16.~~ Aufgeklärte Grundſätze und eine reine chriſtliche Sittenlehre, verbunden mit Würde und Faßlichkeit des Vortrags, machen den Werth derſelben aus.

Sotzmann, D. F. Atlas zu der Erdbeschreibung des Hrn.
O. C. R. Busching 1–3s Heft Jeder Heft 1 thl 8 gr. oder
Karte von Deutschland in XVI. Blattern, nach des Hrn.
O. C. R. Busching Erdbeschreibung und den besten Hulfs-
mitteln entworfen von D. F. Sotzmann, gestochen von C.
Jack. Nebſt einem Generaltableau und einer ſtatiſtiſchen
Ueberſicht Deutſchlands vom Herrn K. R. Randel. 4 thl.

Von der ſchönen Ausführung dieſer in ihrer Art einzigen Karte, die alle ihre Vorgänger und Nebenbuhler ſo weit hinter ſich zurück läßt, nur Etwas zu ſagen, würde ganz überflüßig ſeyn, da ſie ſchon in Vieler Händen ſich befindet und das Publikum ihr ſeinen ungetheilten Beyfall ſchon längſt zugeſtanden hat. Ihr Werth wird jetzt noch dadurch erhöhet, daß ſie einen Theil des jetzigen Kriegstheaters in ſich begreift.

Ebend. Viertes und funftes Heft, oder Karte von Europa
in XVI. Blattern, Erstes und zweytes Heft, 2 thlr. 16 gr.

Wo möglich durch einen noch meiſterhaftern Stich empfiehlt ſich dieſe Karte von Europa, welche mit der möglichſten Richtigkeit und Genauigkeit des Geographiſchen die ſauberſte Illumination und ſchönes Schweizerpapier verbindet, und alle bisher Erſchienenen weit übertrift. Um ſich hievon zu überzeugen, darf man nur das Blatt, auf welchem Island und die Farder Inſeln befindlich ſind, mit andern Karten, welche dieſe Inſeln vorſtellen, vergleichen. Der Maaßſtab iſt noch etwas größer, als bey der Karte von Deutſchland. Das dritte Heft, wodurch die ganze Karte vollſtändig wird, kann erſt zu Weihnachten ausgegeben werden.

Ebend. Siebentes Heft, oder Karte von Polen, Sudpreussen

ſen und den neu acquirirten polnisch - russischen Provinzen. Erstes Heft, 1793. 2 thlr.

Dieſes erſte Heft liefert die ganze weſtliche Hälfte gedachter Karte, alſo ganz Südpreußen, mit allen angränzenden Ländern nach den neueſten auf das genaueſte angegebenen Gränzen und Abtheilungen, wodurch ſie ſich von allen bisher erſchienenen auszeichnet, durchaus vollſtändig, und wird zu Weihnachten ausgegeben werden.

Ebend. Repertorium zur Karte von Deutſchland in XVI Blättern. Zum beſſern Gebrauch und Verſtändniß dieſer Karte gr. 8. 1792. 1 thlr.

Dieſes Repertorium iſt jedem Beſitzer der Karte unentbehrlich, da es nicht nur zur größten Bequemlichkeit dient; ſondern auch ſehr wichtige Zuſätze und Verbeſſerungen zur Karte ſelbſt enthält. Den Hauptinhalt des Werks macht ein alphabetiſches Verzeichniß aller auf der Karte vorkommenden Ortſchaften aus, wobey zugleich bemerkt worden iſt, ob der genannte Ort eine Stadt, ein Dorf u. ſ. w. ſey, in welchem Hauptkreiſe Deutſchlands, in welchem einzelnen Lande und in welchem Diſtrikte, auf welcher Sektion der Karte und zwiſchen welchem Grade der Länge und Breite er liege; ſo daß man auch den unbedeutendſten Ort ſogleich mit der größten Leichtigkeit auffinden kann. In den zahlreichen Anmerkungen iſt bemerkt worden, wie dieſer oder jener Ort bey andern Geographen und Topographen heißt, ſo wie auch alle Stichfehler genau angegeben und manche andere wichtige geographiſche Bemerkungen angebracht worden ſind. Die Einleitung enthält verſchiedene Verbeſſerungen in Anſehung der Grenzen und Illumination; dann eine Erklärung der auf der Karte vorkommenden Buchſtaben und Zahlen, die zur Erſparung des Raumes darauf haben angebracht werden müſſen, und endlich ein kritiſches Verzeichniß der vornehmſten Karten, welche das ganze deutſche Reich vorſtellen. Selbſt auch ohne die Karte kann dieſes Repertorium zum geſchwinden Nachſchlagen und Aufſuchen eines Ortes, beſonders von Geſchäftsmännern und Kaufleuten, mit Nutzen gebraucht werden.

Ebend. Neue karte vom Kriegstheater der vereinigten preussischen und ostreichischen Armeen in Frankreich, nach der groſsen Caſsinischen Charte und dem Atlas national entworfen. Erstes und zweytes Heft. 1793. (12 an einander ſtoßende Blätter.) 4 thlr 16 gr.

Unter den vielen in Deutſchland mit großem Prunke angekündigten Karten, das Kriegstheater in Frankreich betreffend, war keine Einzige, die nach der unübertrefbaren, aus hundert und einigen achtzig Blättern beſtehenden Caſſiniſchen Karte von Frankreich entworfen, und nach dem Atlas national gehörig eingetheilt geweſen wäre. Der Hr. Verfaſſer konnte daher wohl dem Publikum keinen angenehmern Dienſt erweiſen, als ſich der Mühe der Anfertigung einer vollſtändigen und höchſtmöglichſt-richtigen Karte von dieſem Theile Frankreichs zu unterziehen. Dieſe Ausführung iſt auch ſo gerathen, daß ſowohl der Officier, als der Geograph und der bloße Zeitungsleſer Befriedigung darin finden; indem kein Ort, kein Fluß, keine Chauſſee u. ſ. w. darauf fehlt, und man den deutlichſten und genaueſten Ueberblick der vorgefallenen Kriegsoperationen darauf hat. Die Departements welche ſie enthält ſind: 1) Département de la Somme, 2) de la Seine et de l'Oise, 3) de l'Oise, 4) de l'Aisne, 5) de Paris, 6) de Seine et de Marne, 7) de la Moselle, 8) des Ardennes, 9) de la Meuse, 10) du Bas-Rhin, 11) des Vosges, 12) de la Haute-Marne, 13) de l'Aube, 14) de la Marne, 15) de la Meurthe, 16) de l'Eure et de Loire, 17) du Haut-Rhin, 18) du Loiret, 19) de l'Yonne, 20) du Doubs, 21) du Loir et du Cher, 22) de la Nyèvre, 23) du Cher, 24) du Pas de Calais, 25) du Nord, 26) de la Côte d'or, 27) de la Haute-Saone.

Angenehm wird es jedem Kartenliebhaber ſeyn, daß Herr Sotzmann eine ganz vollſtändige Karte von Frankreich, wovon dieſes Kriegstheater das 1ſte und 2te Heft ausmacht, nach gleichem Maaßſtabe und mit eben der Ausführlichkeit liefern will. Sie ſoll aus vierzig und einigen Blättern, oder 7—8 Heften, beſtehen, ſo daß alſo das Ganze ungefähr 18 bis 20 Thlr koſten wird; da die Caſſiniſche Karte hingegen 1300 Livres oder 325 und der Atlas national gegen 100 Thlr. koſtet. Wer darauf pränumerirt, erhält das Heft für 1 Thlr. 12 gr., da es ſonſt 2 Thlr 8 gr. koſtet.

Ebend. Erklarung einer neuen Karte vom Kriegestheater u. s. w. nebst geographisch-statistischen Uebersichtstabellen der auf der Karte vorkommenden Departements, Fol. 1792. 6 gr

Dieſe mühſam ausgearbeiteten Tabellen enthalten folgende Rubriken: 1) Nummern und Namen der Departements. 2) Name und Anzahl der Diſtrikte jedes Departements 3) Namen der Kantons in jedem Diſtrikte. 4) Summe der Kantons 5) Ehemalige Generalgouvernements, woraus das Departement beſteht 6) Flächeninhalt in franz. und deutſch □ Meilen 7) und 8) Active und individuelle Bevölkerung vom Jahr 1791. 9) Vertheilung der 300 Mill Grundſteuer und Mobiliarabgabe. 10) Anzahl der Deputirten aus jedem Departement

Ebend. Charte von den Konigreichen Portugall und Algarbien, nach des Herrn O. C. R. Busching Erdbeschreidung und den Zannoni-Jeffery- und Lopezischen Charten entworfen. 12 gr.

Dieſe neue Karte muß bey dem Mangel guter und brauchbarer Karten von dieſem Königreiche jedem Geographen und Liebhaber ſehr angenehm ſeyn, beſonders da auch der Stich und das Uebrige dabey ſehr gut gerathen iſt.

Ebend. Charte von der Grafschaft Mark. 6 gr.

Eine kleine, ganz nach geometriſch aufgenommenen Zeichnungen entworfene, ſauber geſtochene und illuminirte Karte, welcher mehrere Aehnliche folgen ſollen.

Ebend. Karte von den Staaten des Königs von Sardinien, enthaltend Savoyen und Piemont, Montferrat, einen Theil von Mailand und die Insel Sardinien. 1793. 16 gr.

Dies iſt die zu obenſtehenden Nachrichten von den königlich-ſardiniſchen Staaten gehörige Karte, welche auch beſonders verkauft wird.

Spazier, K. der neue Origines, oder Geſchichte ſeltſamer Verirrung eines religiöſen Schwärmers, nebſt einer Abhandlung über die Quellen und Gefahren der Schwärmerey. 1791. 8. 8 gr.

Es wird Niemanden gereuen, dieſe merkwürdige Geſchichte geleſen zu haben. Der Herr Herausgeber erzählt theils als Augenzeuge, theils nach den Berichten eines glaubwürdigen Freundes, dieſe ſeltſame Verirrung eines Menſchen aus der niedrigen Volksklaſſe, der aus frommen Eifer und durch übelverſtandene bibliſche Sprüche ſich grauſam verſtümmelte und ſich ſo zu einem zweyten Origines machte.

Tieftrunk, J. H. Einzig möglicher Zweck Jeſu, aus dem Grundgeſetze der Religion entwickelt. Zweyte verb. und ſtark vermehrte Auflage gr. 8. 1793. 20 gr.

Der allgemeine und ausgezeichnete Beyfall, mit welchem die aufgeklärteſten Theologen und unbefangene Wahrheitsforſcher dieſes Werk bey ſeiner erſten Auflage beehrt haben, iſt dem würdigen Hrn. Verfaſſer ein ſtarker Antrieb geweſen, daſſelbe nochmals ganz durchzuarbeiten, die Erinnerungen ſachkundiger Recenſenten zu prüfen, und, wenn ſie gegründet waren, zu befolgen, und auf dieſe Art ihm die höchſt möglichſte Vollkommenheit zu geben.

Ueber Aufklärung. Erſtes und zweytes Fragment. 1788. 8. 10 gr.

Dieſe beyden Fragmente machten bey ihrer Erſcheinung viel Aufſehen und zogen eine fiskaliſche Unterſuchung gegen den Verfaſſer, ſo wie gegen den Cenſor, nach ſich. Sie erlebten in kurzer Zeit vier Auflagen

Ueber reinen Naturalismus, und poſitive, insonderheit chriſtliche Religion und deren Verhältniß zur Volksaufklärung. 1790. gr. 8. 1 thlr.

Der Verfaſſer dieſes gründlichen Werkes, Herr Hofmeiſter Jäſche in Schleſien, ließ eine kleine Abhandlung über die Frage: Ob die reine natürliche Religion wohl Volksreligion werden könne, in das berliniſche Journal für Aufklärung einrücken. Die ihm dagegen gemachten Einwürfe veranlaßten ihn, dieſe Materie weiter auszuführen, und ſo entſtand gegenwärtiges Buch, welches keine Parthey über dieſen Punkt unbefriedigt läßt.

Verſuch einer Kritik der Religion und aller religiöſen Dogmatik, mit beſonderer Rückſicht auf das Chriſtenthum. Vom Verfaſſer des einzig-möglichen Zwecks Jeſu. 1790. 8. 1 thl.

Dieſer Verſuch ſteht mit der Cenſur des chriſtlich-proteſtantiſchen Lehrbegriffs, ſo wie dem einzigmöglichen Zweck Jeſu, in der genaueſten Verbindung, und iſt mit eben dem philoſophiſchen Scharfſinn und eben der theologiſchen Gründlichkeit und Deutlichkeit abgefaßt, als es jene zwey genannte Schriften ſind.

Ueber die Regierungsverfaſſung des Kantons Bern. Aus dem Franzöſiſchen mit Anmerkungen und Zuſätzen überſetzt. gr. 8. 1793. 20 gr.

Dieſes eigentlich zur Vertheidigung der berner Regierung gegen aus- und inländiſche Schmähungen geſchriebene Werk enthält ſehr ſchätzbare Nachrichten von der innern Verfaſſung dieſer Republik, von der man immer noch nicht genug weiß, wenn gleich die neuern Reiſenden durch die Schweiz dieſelbe zum Hauptgegenſtande ihrer Beobachtungen gemacht haben. Der zweyte Theil beſchäftigt ſich mit den neuerlich im Waatlande ausgebrochenen demokratiſchen Unruhen und mit der Rechtfertigung der von der Regierung dagegen getroffenen Maaßregeln. Die Zuſätze des Ueberſetzers, der ſich ſeit einiger Zeit in der Schweiz aufhält, tragen das Gepräge der Unpartheylichkeit, Wahrheit und guter Beobachtungsgabe an ſich, und geben der Ueberſetzung einen entſchiedenen Vorzug vor dem Originale.

Vermiſchte Abhandlungen von Villaume. 8. 1793. 18 gr.

Der Herr Verfaſſer iſt zu ſehr als Selbſtdenker und unpartheyiſcher Wahrheitsfreund bekannt, als daß wir nöthig hätten, etwas zur Empfehlung gegenwärtiger Sammlung hinzuzufügen. Sie enthält: 1) Abhandlung über die Preisfrage der Akademie zu Padua: Von der Freyheit der Handlung. 2) Abhandlung über die Frage: Worin beſtand bey den Athenienſern, den Lacedämoniern und den Römern die öffentliche Erziehung? Kann aus der Vergleichung ein Plan genommen werden, der zu unſern Sitten und unſerer Regierungsverfaſſung paßt? 3) Rede am Geburtstage des Königs, im

Joachimsthaliſchen Gymnaſium gehalten, den 25 Sept. 1787. 4. Von den wechſelſeitigen Vorzügen der ſtrengen und ſchönen Wiſſenſchaften und von der Nothwendigkeit, ſolche zu verbinden. Zum Eintritt ins Joachimsthalſche Gymnaſium vorgeleſen den 9ten Jan. 1788.

Voltaire über die Toleranz. Den Bedürfniſſen der Zeit gemäß neu überſetzt. 8. 1788. 12 gr.

Von dieſem Werke des unſterblichen Weiſen, das ſo viele beglückende Grundſätze verbreitet und ſo viele herrliche Folgen gehabt hat, braucht hier nichts weiter geſagt zu werden, als daß die Ueberſetzung vollkommen des Originals würdig iſt.

Widemann, J. H. Ueber die Umwandelung einer Erd- und Steinart in die Andere. Eine Abhandlung, welche von der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin für das Jahr 1781 den Preis von 100 Dukaten erhalten hat. 8. 18 gr.

Der Beyfall eines Achard, Gerhard und Klaproth, nach deren Urtheil dieſe Preisſchrift von der hieſigen Akademie gekrönt worden iſt, iſt wohl hinlängliche Empfehlung für ſie.

Kommiſſionsartikel.

I. An Büchern.

Abhandlung über die Preisfrage: Von dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den vaterländiſchen Geſchmack. Berlin 1788. 8. 8 gr.

Achard, Recherches ſur les propriétés des alliages métalliques. ibid. 1788. 4. 2 thl. 8 gr.

Ancillon, Discours ſur la queſtion: Quelle eſt la meilleure maniere de rapeller à la raiſon les nations tant ſauvages que policées, qui ſont livrées à l'erreur, ou aux ſuperſtitions de tout ordre. ibid. 1785. 4. 8 gr.

Aſtronomiſches Jahrbuch, oder Ephemeriden für die Jahre 1779 bis 1788. Unter Aufſicht der Akademie der Wiſſenſchaften herausgegeben, mit Kupfern, ebendaſ. 1777. gr. 8. Jeder Band 1 thl.

Corpus juris Fridericianum, Erſtes Buch, von der Proceßordnung. ibid. 1781. gr. 8. 2 thlr. 2 gr.

Discours ſur la force primitive, qui a remporté le prix en 1779 par Mr. J. Pap. de Fogaras. ibid. 1780. 4. 8 gr.

Diſſertations ſur la queſtion: Eſt-il utile au peuple d'être trompé etc. par F. de Caſtillon, item par Mr. R. Z. Becker, qui ont partagé le prix en 1780. 4. 12 gr.

Diſſertat. ſur la queſtion de Baliſtique, qui a obtenu le prix en 1782 par Mr. le Gendre. ibid. 1782. 4. 8 gr.

Diſſertat. ſur l'univerſalité de la langue françoiſe, par le C. de Rivarol, item par J. C. Schwab, qui ont partagé le prix. ibid. 1784. 4. 18 gr.

Diſſertat. ſur l'autorité paternelle, par Villaume. Daunou et Klein, dont la premiere a remporté le prix, et les deux autres ont obtenu l'Acceſſit ibid 4. 12 gr.

Expoſition élémentaire des Principes des Calculs ſupérieurs, qui a remporté le prix, par Mr. l'Huilier. ibid. 1786. 4. 1 thl.

Memoires de l'Academie royale des Sciences et belles lettres. ibid 1770 – 1787. 18 Vols 4. 11 bis 17ter Theil, jeder 2 thl 16 gr, der 18te 3 thl.

Puhlmann, J. G. Beſchreibung der Gemahlde, welche ſich in der Bildergallerie, den daran ſtoſsenden Zimmern und dem weiſſen Saale im koniglichen Schloſſe zu Berlin befinden. ibid 1790. gr. 8. auf Druckpapier 1 thl. auf Schreibpapier 1 thl 8 gr.

Recueil de tables aſtronomiques, publié ſous la direction de l'Academie de Berlin. 3 Vols. ibid 1776. gr. 8. 4 thl.

Eben daſſelbe teutſch gr. 8 4 thl.

Walter J. G. Tabulae nervorum thoracis et abdominis. ibid gr. Fol 10 thl.

Ebenderſelb Von den Krankheiten des Bauchfells und dem Schlagfluß, mit Kupfern. ibid. 1783. 4. 1 thl. 8 gr.

II. An Landkarten.

Accurate Situationskarte von einem Theile des Churfürſtenthums Sachſen, und hauptſächlich von den Gegenden 4 bis 5 Meilen aus dem Centro um die Stadt Dresden, worin alle Thäler, Berge, Seen, Teiche, Landſtraßen und einzelne Häuſer befindlich. Für die preuß. Armee aufgenommen durch den Ingenieurmaj Petri, im Jahre 1759 und 1760. 39 große Blätter 30 thlr

Sotzmann, D. F. Specialkarte von den preußiſch weſtphäliſchen Provinzen Cleve, Geldern, Meurs, Mark, Ravensberg, Minden, Lingen und Tecklenburg. 1788 2 thl.

Ebendeſſ. Specialkarte von der Mittelmark, nebſt einer geographiſchen Tabelle 1 thl.

Ebend. Generalkarte von der Altmark. 12 gr

Ebend. Karte von den oberhalb und ſüdwärts dem ſchwarzen Meere gelegenen ruſſiſchen und türkiſchen Ländern, nach den neueſten Beobachtungen, Zeichnungen und Karten entworfen. 1 thl

Ebend. Karte von Großpolen, zwiſchen der Netze, Oder, Pilitz u. Weichſel, u. ſ. w. oder Südpreußen 1791. 12 gr.

Ebendeſſ. Grundriß der Stadt Danzig, nebſt ihren umliegenden Gegenden 1783 8 gr

(Ebendeſſ.) Neueſte Reiſekarte und Meilenzeiger durch die nordiſchen preuß. Provinzen. 4 gr

Ebend. Karte vom temeswarer Bannat. 1790. 3 gr.

Ebendeſſ. Karte vom finniſchen Meerbuſen u. den umher liegenden ſchwediſchen und ruſſiſchen Provinzen. 1792. 3 gr.

Ebend. Karte von der Moldau und Beſſarabien, nebſt der Bukowina 1791. 3 gr.

Ebend. Der ſchiefelbeiniſche Kreis, 1790. 3 gr.

Ebend. Der dramburgiſche Kreis, 1791, 3 gr.

Ebend. Der arenswaldiſche Kreis, 1792. 3 gr.

Wiebeking, topographiſch militäriſche Karte des Herzogthums Berg in 4 Blätt. 1792. 6 thl. 8 gr.

Ausführliche in Form eines Diarii abgefaßte Relation der Operationen des Prinzen Heinrich gegen die kombinirte öſtreich. und Reichsarmeen in Franken 2 Blätter 5 thl.

Karte des königl. preuß. Herzogthums Vor- und Hinterpommern, nach ſpeciellen Vermeſſungen entworfen von D. Gilly und ausgeführt v. D. F. Sotzmann. 6 Blätt 3 thl.

Nouvel Atlas de Marine, composé d'une Carte générale, et de XII Cartes particulieres, qui repréſentent le globe terreſtre jusqu'au 82me Degré du Coté du nord et jusqu'au 60me du Coté du Sud 3 thl.

Partes Confines trium magnorum Imperiorum, Austriaci, Russici et Osmannici foliis VI, comprehensae, per I. C. Rhode, de an. 1785 2 thl. 12 gr.

Geometriſcher Plan des königlichen Thiergartens vor Berlin. 1 Blatt. 1 thl.

Eben derſelbe auf ganz feiner Leinwand gedr. 2 thl. 18 gr.

Neuer geometriſcher Plan der königlichen Haupt- und Reſidenzſtadt Berlin, aufs genaueſte verfertigt von J. C. Rhode. 1 Blatt 1 thl.

Ebenderſelbe auf ganz feiner Leinwand gedr. 2 thl. 12 gr.

Tabula Geographica Itineraria, Meridionalem Dioeceſeos Aggerhuſienſis partem in Parochias diviſam exhibens. 1 Blatt. 4 gr.

Hemisphere méridionale et ſeptentrionale dreſſée par Mr. le Comte de Redern. 2 Blätter. 16 gr.

Theatrum Belli in America Septentrionali II. foliis comprehenſum, exhibet Rhode 16 gr.

Carte des différentes Opérations faites pour déterminer la figure de la terre. 1 Blatt 4 gr.

Ducatus Lauenburgicus ad ſtatum hodiernum conſcriptus cum fluvio Streckenitz ex Albi in Mare balticum per cataractas conſtructas jam navigabili. 1 Blatt 8 gr.

Mappa Electoratus et Ducatus Bavariae ſuperioris et inferioris, Ducatus Neoburgenſis cum Episcopatu Friſingenſi &c. in IV foliis. 1 thl. [illegible] gr.

Regnum Boruſſiae, Episcopatus Warmienſis, Palatinatus Marienburgenſis, Culmenſis cum territorio Dantiſcano et ichnographia urbis Regiomontis, in VI foliis, 2 thl.

Landgraviatus Haſſiae Inferioris, Comitatus Waldeciae, Eichsfeldiae, Tabula geographica ad rationes geometricas et Aſtronomicas conſtructa, in IV foliis. 1 thl. 8 gr.

Mappa Ducatus Megalopolitani nova ad ſtatum hodiernum in tres Partes earundemque Praefecturas diſtincta auctoritate publica adornata in IV foliis. 1 thlr 8 gr.

Theatrum belli in Pomerania citeriore Ditiones Suecicas et Ducatum megalopolitani et Stettinenſis etc. 1761 et 62 in IV foliis 1 thlr. 8 gr.

Ducatus Bremae et Princ. Verdae geometrica deſcriptio recens cum Comitat. Hoyae. Diepholt et Delmenhorſt, ſtatum praeſentem ſecundum praefecturas minoresque partes exacte referens, in II foliis. 16 gr.

Totius imperii Ruſsici Tabula generalis ex optimis quibusvis Academiae Petropolit mappis, et cura permagnam C. Dn. Dr. A. F. Busching &c. in III foliis. 1 thl.

Tabula geographica imperii Germanici per noviſſimas obſervationes emendata 1 Blatt. 1 thl.

Charte von Pohlen, nach der Zannoniſchen Specialcharte gezeichnet und nach den jetzigen Gränzen abgetheilt und vebessert v. D. F Sotzmann im jahr 1788. 4 gr.

Conſpectus Circuli Saxon. ſuperioris ex optimis ſubſidiis concinnatus a I. C. R. 3 gr.

Geographiſcher Atlas, beſtehend in 44 Landkarten, worauf alle Theile des Erdkreiſes vorgeſtellet werden; nach den bisher heraus gekommenen beſten Karten beſchrieben und insbeſondere zum Gebrauche der Schulen herausgegeben. 3 thl.

Auch iſt jede Charte einzeln à 2 gr. zu haben.

Sechs Charten, zur alten Geographie gehörig, beſtehend in 1) Orbis veteribus notus. 2) Graecia antiqua. 3) Aſia minor antiqua. 4) Antiquior Egyptus et Palaeſtina. 5) Italia antiqua. 6) Graeciae antiquae pars meridionalis. 18 gr.

Proſpectus regni Boruſſiae, tam orientalis quam occidentalis, verb. von D. F. Sotzmann im Jahr 1789. 3 gr.

Situationsplan von der Gegend um Landau. 8 gr.

Auch ſind in gedachter Handlung die Arbeiten der ſämmtlichen hieſigen Künſtler, welche Mitglieder der Akademie der Künſte und mechan. Wiſſenſchaften ſind, zu haben, wie auch:

Portrait des regierenden Königs von Preußen, geſtochen von Sinzenich 5 thl 12 gr.

Mylii Corpus Conſtitutionum Marchicarum, welche aus 6 Theilen, 4 Continuationen nebſt Supplement und 1 Repertorio beſteht, und bis 1750 incl. geht, koſtet compl. 20 Rthl. — gr.

Einzeln, weil dadurch ein ganzes Werk incomplet gemacht wird, koſtet

Tom. I-III, als der erſte Bd.	4 Rthl.	16 gr.
Tom. IV. - -	4 —	8 —
Tom. V. - -	4 —	8 —

Tom. VI. nebſt dem franz. Anhang	3	— 16	—
NB. Der franz. Anhang kann auch einzeln für 1 thl. 8 gr. überlaſſen werden.			
Cont. I. - -	1	Rthl. 16	gr.
— II. - -	1	— 12	—
— III. - -	1	— 16	—
Suppl. ad Cont. I-III.	1	— 12	—
Cont IV - -	1	— 8	—
Repertorium -	3	— [illegible]	—

Novum Corpus Conſt March. oder die fortgeſetzte jährl. Sammlung der Edikten

von 1751 — 64 à 12 Gr.	7	Rthl [illegible]	gr.
de 65 -	1	— 16	—
de 66 -	1	— 4	—
de 67 -	1	— 20	—
de 68 -	1	— 20	—
de 69 -	2	— 20	—
de 70 -	1	— 22	—
de 71 -	1	— 18	—
de 72 -	1	— 12	—
de 73 -	4	— 16	—
de 74 -	1	— 20	—
de 75 -	1	— 16	—
Repertorium de 1751 — 75 -	1	— 8	—
de 76 -	1	— 16	—
de 77 -	1	— 12	—
de 78 -	1	— 12	—
de 79 -	1	— 18	—
de 80 -	1	— 18	—
de 81 -	1	— 8	—
de 82 -	2	— 8	—
de 83 -	1	— 12	—
de 84 -	1	— 12	—
de 85 -	1	— 20	—
de 86 -	1	— 12	—
de 87 -	3	— [illegible]	—
de 88 -	1	— 16	—
de 89 -	1	— 8	—
de 90 -	1	— 4	—
de 91 -	1	— 16	—

Andreas Hartknopfs

Predigerjahre.

Berlin, 1790.
Bei Johann Friedrich Unger.

Universitäts-
München
Bibliothek

Ribbeckenau.

Klang ſchon fatal in Hartknopfs Ohren, als er zum erſtenmale dieſen Nahmen hörte. —

Und da er ihn in ſeiner Vokation mit großen verſchlungenen Buchſtaben geſchrieben ſahe, ärgerte ſich ſein Auge daran.

Ribbeckenau war die Mutterkirche, und Ribbeckenäuchen das Filial davon, wozu der Weg über ein Torfmoor führte.

Hier war es, wo der Knäuel ſeines Lebens ſich in labyrinthiſche Knoten verwickelte, die nur die Schärfe des Schwerdts wieder löſen konnte.

Wo ſeine Kraft, die ſonſt freien Spielraum hatte, zum erſtenmale in ſich gedrängt, allerley Sprünge und wunderbare Verzierungen in ſich ſelber machte, weil ſie ſich ſelbſt nicht kannte. —

Durch dieſe Klemme mußte Hartknopfs Leben ſelbſt noch durchgehen, ehe es ungehemmt in ſeinem vollen Glanze leuchten, und wohlthätige Klahrheit um ſich her verbreiten konnte.

Der, welcher die Nebel der Täuſchung ſo oft verſcheucht hatte, mußte noch einmal durch Selbſttäuſchung von der edelſten Art geprüft — zu einem höhern Daſeyn vorbereitet, und jeder Keim einer unruhigen Wirkſamkeit in ihm ausgerottet werden.

Mein Abſchied von Hartknopf, als er aus Erfurt gieng.

Da ſaßen wir auf der großen Treppe vor dem Dom, und ſprachen von Ribbeckenau, wie weit es ſey, und wie bald und wie oft ich ihn dort beſuchen könnte? und von der Verſchiedenheit der Rettiche, die in Erfurt vorzüglich gut ſind, und eine von Hartknopfs Lieblingsſpeiſen waren, wobei er gewiſſermaßen mit Leib und Seele genoß, wenn er die geheimnißvollen Salzkörner, auf die runden Scheiben ſtreute, und dann auf ſeiner Zunge das innere Weſen dieſer edlen Beſtandtheile in ihrer feinſten Auflöſung ſchmeckte.

Seine Gedanken beſchäftigten ſich in dieſem Augenblicke ganz mit der Anpflanzung von Erfurter Rettichen in Ribbeckenau, nnd ich verſprach ihm heilig Rettigſaamen aus Erfurt zu ſchicken.

Wir giengen alsdann noch auf der Kirſchlache ſpatziren, wo wir uns eine ganze

Weile an ein Geländer ſtellten, und ins Waſſer ſahen.

Ich begleitete ihn vors Thor hinaus, wo wir in einem Wirthshauſe einkehrten, hier ſetzte er ſich mir gegenüber und ſagte: Ich gehe nun nach Ribbeckenau (bei dem Nahmen erhielt ſeine Mine einen ſehr verdrießlichen Zug) um das Evangelium zu predigen, und du bleibſt in Erfurt, um das Evangelium noch eine Zeitlang predigen zu lernen. Du weißt nun den Hörſaal, wo man das lernt; und kennſt den Mann, welcher dieſen erhabenen Lehrſtuhl bekleidet — halte dich feſt an ihn, und übe dich im fertigen Nachſchreiben, ſuche ihm die Worte aus dem Munde zu ſtehlen, noch ehe er ſie ausgeſprochen hat, und bediene dich der Abbreviaturen, die deiner Hand und deinem Gedächtniſſe geläufig ſind. — Schreibe auch die unterlaufenden Späße mit auf, denn ſie ſtehen nie am unrechten Orte — und werden dir eine angenehme Erinnerung ſeyn, wenn du die Vorleſung zum zweytenmale hören ſollteſt — hüte dich ſehr Backelaureus oder Magiſter der Weltweisheit zu werden — und wenn du dich im Predigen übeſt, ſo ſtelle dich an einen rauſchenden

Waſſerfall, wo keines Menſchen Ohr den Laut deiner Worte vernimmt — fahre fort, fleißig Kirchengeſchichte zu ſtudiren, und nun laß uns noch einen Rettich zuſammen eſſen.

Der Rettig wurde auf einem Teller gebracht — Mit einer feierlichen Mine ſchälte Hartknopf ihn ab, ſchnitt runde Scheiben davon, und indem er langſam und nachdenkend die Salzkörner darauf ſtreuete, und die erſte Scheibe mir darreichte, blickte er mich ernſthaft an, und ſagte: ſo oft ihr ſolches thut, ſo thuts zu meinem Gedächtniß!

Als wir nun hinausgiengen, gab ich ihm noch folgende Verſe, die ich auf ſeinen Abſchied gemacht hatte:

Du gehſt nach Ribbeckenau
In Erfurt bleibt Dein Freund;
Die Ferne dämmert grau . . .
Das trübe Auge weint . . .

Doch iſt nun über mir
Der Himmel wieder blau,
Denk ich, er lächelt. Die
Doch auch in Ribbeckenau.

Als ich dieſe Verſe noch an Hartknopf übergeben hatte, ſteckte er ſie, ohne ſie zu leſen in die Taſche,

ſche, und ſagte: ich möchte den Rettigſaamen nicht vergeſſen, er wünſche mir wohl zu leben, und ich möchte ihm nun die Liebe thun, und nach Erfurt zurückkehren, welches ich dann that, und weil wir auf einer Anhöhe Abſchied genommen hatten, ihn ſogleich aus dem Geſichte verlohr.

Hartknopfs Antrittspredigt.

Die kleine Kirche in Ribbeckenau war mit ſehr vielem hölzernen Schnitzwerk und Zierrathen verſehen. Unter andern war auch vorne an der Decke über der Kanzel der heilige Geiſt in Geſtalt einer Taube ſchwebend abgebildet. Die Arbeit war von Holz und bloß angeleimt.

Als Hartknopf die Kanzel beſtieg, ſchwebte ſein böſer Genius über ihm.

Ganz in ſeinen Gegenſtand vertieft, dachte er nicht an das, was über ihm war, und die Länge ſeines Körpers war Schuld, daß er mit der Stirne gerade gegen den einen Taubenflügel rannte, und auf die Weiſe die ſchwebende Geſtalt des heiligen Geiſtes zum Schrecken der ganzen Gemeine herabſtieß.

Da er ſich nun aber dieß, als einen Zufall, der weiter keine Folgen hatte, gar nichts anfechten ließ, und mit der größten Kaltblütigkeit ſeine Predigt anfieng, als ob gar nichts geſchehen wäre, ſo erſchrack die Gemeine noch weit mehr.

Er hub nun ſeinen Spruch an: **im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort.** —

Alſo: im Anfang war das Wort, und das Wort war ſelbſt der Anfang.

Dieß deutete er nun auf den Anfang ſeines Lehramts: was bei ihm wohl anders der Anfang ſeyn könne, als das bloße Wort, womit er anfienge? Da einmal ſein Geſchäft darin beſtehe, ſeine Lippen zu bewegen, und tönende Worte hervorzubringen, ſtatt daß andere ihre Arme zur Arbeit ausſtreckten, um dem Schooß der Erde ihre Nahrung abzugewinnen, und die Frucht ihrer Mühe ſelbſt mühſam einzuerndten. Er ſtellte das nackte Wort, als den leeren Hauch der Luft, als das tönende Erz und die klingende Schelle dar, wenn Liebe es nicht beſeelet. —

Liebe beſeelte es aber, indem er ſprach — denn er war gewilliget zu geben, wo ſeine Brüder nehmen; er wollte nicht für leeren Lufthauch den Zehnten von allen reichhaltigen Früchen der

Erde eintauſchen — er wollte den Buchſtaben des Worts erſt tödten, damit der Geiſt lebendig mache. —

Als er nun zum erſtemale das Wort Geiſt nannte, blickte die ganze Gemeine, als ob aller Augen ſich verabredet hätten, auf einmal nach der leeren Stelle an der Decke über der Kanzel hin, wo die Abbildung des heiligen Geiſtes in Taubengeſtalt geweſen war. — Der grobe ſinnliche Eindruck behielt von jetzt an auf einmal die Oberhand — der erſte Schrecken war nun vorüber — und wie von einem böſen Dämon angehaucht, verzog ſich jede Mine zu einem höniſchen ſchadenfrohen Lächeln — und die Herzen verſchloſſen ſich auf immer. —

Die undurchdringliche Scheidewand zwiſchen Licht und Finſterniß war gezogen. — Das hämiſche Lächeln trat zwiſchen die redende Liebe und den aufmerkſamen Gedanken — Hartknopf fühlte ſich zum erſtenmale von ſeiner nächſten Umgebung gedrückt — er fieng während ſeiner Rede an, die Geſichter zu bemerken, und kein antwortender Blick begegnete ſeinem ſpähenden Auge — eine unbekannte Macht ſchien die Worte von ſeinen

nen Lippen zu verwehen, daß ſie den Weg zum Herzen nicht fanden.

Unglücklicher Weiſe ließ er ſich noch auf die Worte ein: **ich will euch den Tröſter ſenden** u. ſ. w. und alles blickte auf den Bauerknaben, neben welchem die Taubengeſtalt niederſtürzte, und der ihr mit einer komiſchen Bewegung ausgewichen war.

In dieſer Predigt, pflegte Hartknopf, nachher oft zu ſagen, habe er den ganzen Druck empfunden, womit die grobe Sinnlichkeit auf dem zarten Gedanken, die unförmliche Maſſe auf dem Gebildeten ruht — wodurch der Sprößling im Keime zertreten, die Blume zerknickt wird — der Wurm an der aufblühenden Pflanze nagt — der Heldenmuth des Starken in ſeiner Bruſt gehemmt wird, und der bildende Genius, indem er die Flügel entfaltet, von ſeinem umwölkten Jahrhundert darnieder gedrückt, in den Staub ſinkt. —

So viel iſt gewiß, daß die vielleicht ſchon verweſete Hand, welche die Taubengeſtalt an die Kanzeldecke mit nachläſſigem Finger befeſtigte, Hartknopfs ſchöne Hofnungen, und ſein ganzes Gebäude von Glückſeligkeit an dieſem Orte unwiſſend untergrub.

Denn dieſer erſte Eindruck blieb in der Folge ſeines Lehramts unauslöſchlich — Und die ganze angebohrne Würde ſeines Weſens vermochte nichts gegen die komiſche Larve des mächtigen Zufalls.

Freilich war auch ein reudiges Schaaf unter dieſer Heerde, welches die übrigen angeſteckt hatte — dieß war der ſpruchreiche Küſter Ehrenpreiß mit der richterlichen Miene.

Während daß Hartknopf predigte, richteten ſeine Augenbraunen jeden Perioden, den er ſagte, und brachen den Stab über ihm, ſo oft er das Wort, als die vierte Perſon in der Gottheit erwähnte — Hartknopf meinte nehmlich, weil man ſich doch die Dreieinigkeit, als eins dächte, ſo könnte auch das Vierte der Einheit nicht ſchaden — und der Lehrbegrif leide nicht darunter, wenn man ſich den alleserhaltenden Vater, den allesbeherrſchenden Sohn, den allesbelebenden Geiſt, und das allesverknüpfende Wort, wie das ewig unveränderliche Feſtſtehende — wie den unerſchütterlichen Kubus dächte, der in ſich ſelber ruhend, die rollenden Sphären trägt. —

Ehrenpreiß aber ſchrieb ſich Hartknopfs Ketzereien in ſeine Schreibtafel auf — und ſo wie der Erklärer alter Autoren über eine neugefundene Leſeart, der Chronickenſchreiber über eine Jahrzahl, und der Conchylienliebhaber über ein Schneckenhaus, ſo freute ſich der Küſter Ehrenpreiß über jede Ketzerei, die er in irgend eines Menſchen Worten oder Gebehrden auffinden konnte, weil dieß nun auch einmal ſeine Liebhaberei war, die ihm ein beſonderes Vergnügen machte.

Mit dem vorigen Prediger war er ein Herz und eine Seele geweſen — denn dieſer bedurfte jemand, in deſſen Buſen er ſeinen Gift ausſchütten konnte, und Ehrenpreiß war ein würdiges Gefäß dazu.

Oft brachten ſie bis Mitternacht in vertraulichen Geſprächen zu — ſie ſaßen da — in ſchwarzen Kleidern, auf Stühlen, und richteten die vergangenen und kommenden Geſchlechter der Erde.

Dieß thaten ſie im Fluge der hohen Begeiſterung; dann aber beſchränkten ſie ſich wieder auf ihre Nachbarſchaft, auf die Prediger in dem Kirchenſprengel, auf die Menſchen welche ſtill einher wandelten, und das Höchſtverehrungswürdige im Geiſt und in der Wahrheit verehrten, auf die natürlichen Menſchen, welche durch frohen Genuß der Gabe, dem Geber am beſten zu danken glaubten. —

War nun über alle dieſe Menſchen namentlich das Verdammungsurtheil geſprochen, ſo machten ſich beyde den Spruch zu eigen: ihr ſeyd über wenigem getreu geweſen; ich will euch über vieles ſetzen!

Damit nun aber auch Ehrenpreiß in dieſem Werke geübter werden möchte, ſo trug ſein Prediger ihm die ganze Polemik aus den Heften vor, die er ehemals in Halle eigenhändig nachgeſchrieben hatte.

Und als das Kollegium geendigt war, ſchrieb ſich Ehrenpreiß ſelbſt die Hefte noch einmal ab, und trug ſie einigen auserwählten Bauern bei verſchloßnen Thüren wieder vor, durch welche der edle Saamen dann weiter im Dorfe ausgeſtreuet wurde.

So war das ganze Dorf nach und nach **polemiſch** geworden, und das Schimpfwort: **Du** Ketzer! welches man ehemals als eine ſcherzende Liebkoſung brauchte, wurde jetzt mit einem finſtern ſpaniſchem Ernſt ausgeſprochen, der **nichts** Gutes bedeutete.

Ein ſo unpolemiſcher Prediger, als **Hartknopf**, war nun freylich keine ſehr willkommene Gabe für ſolche polemiſche Bauern. —

Denn die Predigten des vorigen Pfarrers waren überdem gar nicht unintereſſant geweſen: er belagerte eine Ketzerei, die er aufſtellte, um ſie zu beſtreiten, gleichſam wie eine Feſtung, legte ſelbſt Bollwerke umher, womit er ſie ſich eine Weile vertheidigen ließ, dann lief er plötzlich Sturm, durchbrach die Schanzen, und hieb alles mit der Schärfe des Schwerdts darnieder.

Durch dieß immerwährende Angreifen und Vertheidigen, war den Bauern ſelbſt der dogmatiſche Lehrbegrif ſo geläufig geworden, als er ihnen durch den bloßen Vortrag nie hätte werden können. —

Sie waren dadurch gewiſſermaſſen kompetente Richter über ihren künftigen Prediger geworden, der nun nie aus dem Gleiſe rücken durfte, ohne daß ſie es merkten. —

Der Geiſt des verſtorbenen Pfarrers ruhte auf der ganzen Gemeine, auf dem Küſter Ehrenpreiß aber ruhte er zwiefältig. —

Das Torfmoor.

Mit ſeinem Stabe in der Hand, und dem Küſter Ehrenpreiß zur Seiten, wandelte Hartknopf nun zum erſtenmal über das Torfmoor nach Ribbeckenäuchen hin.

Zur rechten hatte er die Ausſicht über das Torfmoor auf die Haide, zur linken auf den Küſter Ehrenpreiß, und einen mit Haidekraut bewachſenen öden Berg, welcher der Krainberg hieß. — Hinter ſich ſahe er den kleinen ſpitzigen Thurm von Ribbeckenau, der mit Schiefer, und vor ſich den von Ribbeckenäuchen, der mit Schindeln gedeckt war.

Geſchahe das am grünen Holze, ſeufzte er bey ſich ſelber, was wird am dürren werden?

Denn ſeine Hofnungen waren nun ſchon verwelkt, und die Gedanken welche er jetzt wieder in Worte kleiden ſollte, hatten einmal ſchon ihren friſchen Glanz verlohren.

Die ganze Gegend um ihn her lag ſchwarz und öde —

In dem ganzen Bezirk, den das Auge ſahe, war keine Furche gezogen — kein grünes Fleckchen ſchimmerte hervor. —

Das Spiel der Senſen erklang auf dieſem Boden nie — nie hielten frohe Schnitter hier ihr Mahl. —

Die weidende Heerde fand hier keine Nahrung — der Wanderer keinen ſichern Pfad — denn täuſchende Waſſergraben durchſchnitten allenthalben das lockere Moor. —

Nichts Gebildetes ſproßte auf dieſem Boden hervor, der unfruchtbar und öde da lag, um ſelbſt in kurzem zu Aſche verbrannt zu werden. —

Der Himmel blickte trübe auf die verwaißte Scene herab — und mit ſchwerem Herzen ging Hartknopf ſeinen ſauren Pfad. —

Er wußte nicht, daß unter dem Thurme, der mit Schindeln gedeckt war, ein paar freundliche Geſichter auf ihn warteten, aus denen der Tag wieder in ſeine Seele lächeln würde, da er es am wenigſten vermuthete. —

Die Geſchwiſter.

In Ribbeckenäuchen war vor der Kirchthüre ein geringer Platz, mit Blumen bepflanzt, da spielten die Knaben im Dorfe. —

Gegenüber war ein bequemes Haus mit Garten und Zubehör. —

Der grüne Platz vor der Kirche mit dem artigen Hauſe gegenüber gab dem Dörfchen, das nur aus wenigen Feuerſtellen beſtand, ein heiteres, lachendes Anſehn. —

Das Haus ſelbſt aber, welches dem grünen Kirchhofe gegenüber lag, ſchloß zwei dem Leibe und Geiſte nach verwandte Seelen ein, die hier ein ſtilles Glück genoſſen, weil ihre erſte Tugend Genügſamkeit war.

Es war nemlich der Pächter in dieſem Dorfe, der ſeit fünf Jahren mit ſeiner Schweſter hier zuſammen wohnte, welche zwanzig Jahr alt, zu ihm gezogen war, und ſeit der Zeit noch keine eigentlich mißvergnügte Stunde zählte. —

Denn alles Unangenehme übertrug ſich in den unnennbaren Reitz der Theilnahme des einen an des andern Ruhe, und lößte ſich in den ſchönen Gleichlaut der Gemüther auf, in welchem dieſes große Ganze, wie in ſeinem Mittelpunkte ſich vollendet. —

Wo alle Stürme ſchweigen, das Toben der Elemente aufhört, und die Sonne im ſtillen See ſich ſpiegelt. —

Wo das Getrennte, das Entfernte ſich wiedererkennt und wiederfindet. —

Wo das Labyrinth der Schickſale ſeinen Endpunkt erreicht, aus dem es ſich mit einem Blicke durchſchauen läßt, und enthüllet vor unſern Augen liegt. —

Dieſe Gleichheit der Gemüther, welche verſchwiſterte Seelen an einander knüpft, ſchaft mit einem mächtigen Worte, auf jedem Fleck der Erde noch nie gekannte Freuden um ſich her, läßt Blumen auf dürrem Boden wachſen; und wandelt den Krainberg, und das Torfmoor von Ribbeckenau, zu weinbekränzten Hügeln, und lachenden Fluren um.

Wo dieſer Gleichlaut der Gemüther weilt, da drückt er unverkennbar ſeine Spur in Aug' und Wange, und zeichnet ſich auf der freien und unumwölkten Stirne. — Da wohnt der Unmuth und die finſtre Sorge nicht — da feſſelt kein Zwang den leiſeſten Laut der Empfindung — da ſchämt das Wort ſich des Gedanken, die Mine des Wortes, das Wort der That ſich nicht.

Dieß war nun zwar auch der Fall bei dem Küſter Ehrenpreiß und dem verſtorbenen Pfarrer in Ribbeckenau, bei denen ſich auch das Wort des Gedanken, die Mine des Worts, und das Wort der That nicht ſchämte, wenn ihr düſtrer richtender Blick und ihre liſpelnde, tödtende Zunge, über alle Ketzer und Irrgläubigen aus ihrer Nachbarſchaft das unwiderrufliche Urtheil ſprach — und über manchem nicht nur in jener, ſondern ſchon in dieſer Welt, durch hämiſche Anklagen den Stab brach. —

Waren dieß nicht auch verſchwiſterte, ineinandergeſchlungene Seelen? — brachten ſie nicht auch bis Mitternacht in vertraulichen Geſprächen

chen zu? — Warum ſoll ihr Gleichlaut kein Wohlklang ſeyn? —

Gehören nicht die gröbſten und dunkelſten Vibrationen der Saiten, eben ſo, wie die feinſten und hellſten zu dem vollſtimmigen Konzert?

Der frohe Blick hält ſich gern an dem frohen, der düſtre an dem düſtern feſt, ſo wie das trübe Auge dem trüben zu begegnen wünſcht. —

Der Küſter Ehrenpreiß fand ſich verwaiſet, als ſein Pfarrer todt war; ſeine Klagen aber waren nicht ſanft, oder vielmehr, es waren keine Klagen, ſondern ein finſtrer Unmuth, eine verdrießliche Unbehäglichkeit, die er in ſeinem ganzen Weſen fühlte, und immer auf etwas anders, auf irgend eine Kleinigkeit ſchob, die ihm in den Weg kam. —

Wie konnten auch die Klagen über die Trennung ſanft und edel ſeyn, da die Verbindung ſelbſt rauh und grob geweſen war, und auf Bitterkeit, Grobheit und Rauhigkeit ſich gegründet hatte!

Demohngeachtet aber war es auch eine Verbindung und Gleichlaut, der, ſo lange er dauerte, in der Reihe der Töne ſein Recht behauptete, te, und zwar in grobe Selbſtzufriedenheit, aber doch auch, ſo wie das feinſte und zarteſte, in Selbſtzufriedenheit einwiegte. —

Auch war es gar kein unangenehmes Schauſpiel, zu ſehen, wie die ſchwarzen Augenbraunen des Pfarrers und des Küſters Ehrenpreiß ſich freundlich einander zunickten. —

Aber freilich zeichnete die Uebereinſtimmung auf Stirn und Wange ſich nicht ſo ſchön, wie bei dem Geſchwiſterpaar in Ribbeckenäuchen, das nun zum erſtenmale Hartknopfs Predigt beſuchte, und unter dem Thurm mit Schindeln gedeckt, in einem grünausgeſchlagenen Kirchenſtuhle, gerade der Kanzel gegenüber, ſeinen Platz nahm.

Die Wiederholung.

Hartknopf hub nun aufs neue wieder ſeinen Spruch an: im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, u. ſ. w. als auf einmal aus dem Kirchenſtuhle unter dem Thurm, wie aus einem heiligen Dunkel, die freundlichen Blicke des Pächter Heil den ſeinigen begneten, während daß deſſen Schweſter ihre lebhaften Augen noch ſanft niederſchlug, und der weiblichen Neugier, die ſich in ihrem Buſen regte, mit zarter Tugend noch ein Weilchen widerſtand. —

Sie war einfach und nicht ohne Geſchmack gekleidet, ihr Haar hieng in ländlichen Locken herunter; ein Hütchen trat über ihre Stirne hervor, und verdeckte den Strahl, der aus ihren Augen ſchoß, ſo oft ſie ſich niederbückte.

Nicht lange aber, ſo ſchlug ſie die Augen auf, um Hartknopf, den Prediger anzublicken, deſſen Stimme und Laut der Worte ſie ſchon irgendwo gehört zu haben glaubte, und ſich doch auf keine Weiſe zu erinnern wußte, wo und wann? —

Es war, als ob ſie in eine dunkle Ferne blickte; als würden Erinnerungen in ihr aufgeweckt, an etwas, daß einen Augenblick vor ihrer Seele ſchwebte, und plötzlich wieder verſchwunden war.

Sie hieng dem nicht mit ihren Gedanken nach, und in wenigen Minuten waren dieſe Regungen ganz verſchwunden.

Hartknopfs Auge und Seele ruhte während ſeiner Predigt auf dem Antlitz des Pächters Heil und ſeiner Schweſter Sophie Erdmuth. —

In dieſen beiden Ovalen fand er die ruhige Stimmung ſeiner Seele, den harmoniſchen Kreislauf der Dinge, den heitern Himmel, die lachenden Fluren, und jeden Reitz dieſer ſchönen Umgebung wieder, worin wir leben, weben und ſind. —

Denn dieſe Umriſſe waren bezeichnend, und bedeutend — die höhere Menſchheit leuchtete aus dieſen Zügen mit ſanftem Schimmer hervor. —

Es war der Tagesanbruch, die erſten Streifen der dämmernden Morgenröthe.

Die übrigen Geſichter waren mehr oder weniger durch Brutalität entſtellt — es war eine chaotiſche Maſſe— das wandernde Auge des Menſchenforſchers fand keinen Platz, auf dem es ruhen konnte. —

Es war, als wäre über die Bildungen eine Furche hingezogen, die ſie alle gleich machte. —

Das Bezeichnende und Bedeutende war entſtellt, zerriſſen. —

Eine neue Schöpfung mußte hier vorgehen, um dieſe erſtorbene zur Erde geſunkene Maſſe zu beleben, und dann mit dem neubelebten Worte und Blicke zu wechſeln. —

Die Taube flog aus und fand einen Oehlzweig, auf dem ſie ruhen konnte. —

Hier aber ſchwebete keine Taubengeſtalt unglückbringend über Hartknopfs Haupte. —

Kein hölzernes Schnitzwerk entſtellte dieſe Kanzel, und dieſe Wände. —

Hier wiederholte Hartknopf ſeine erſte Predigt beynahe von Wort zu Wort. —

Er hohlte gleichſam jedes verlohrne Wort, jeden verſchwundenen Gedanken wieder — was auf der Kanzel in Ribbeckenau von ſeinen Lippen verwehet war, fand ſich hier in ſchönerer Ordnung wieder zuſammen. —

Denn die Höhe und Tiefe war einmal durch feſte Punkte auf horizontalen Linien, und jeder Takt durch einen ſenkrechten Strich bezeichnet.

Das Ganze wiederhohlte ſich daher, wie eine wohlgeſetzte Muſik, welche des Aufwands von Kunſt und Mühe nicht werth wäre, wenn ſie nur einmal tönen, und dann in die Luft verweht ſeyn ſollte. —

Durch wiederholte Schläge pflegte Hartknopf wie im Sprüchwort zu ſagen, fällt der Baum unter der Axt, und das Eiſen ſchmiegt ſich unter dem Hammer. —

Was iſt das Leben in der ganzen Natur, der Wechſel der Jahreszeiten, was jeder Pulsſchlag, jeder Athemzug, als eine immerwährende Wiederholung ihrer ſelbſt? —

Die Wiederholung des Schönen erwecket nicht Ueberdruß, ſondern vervielfältigten Reitz, für den, welcher anfängt ſeine Spur zu ahnden —

und ſo oft es ihm ſich wieder darſtellt, dieſe Spur verfolgt. —

So war Hartknopfs Antrittspredigt ein vollendetes unvergängliches Werk, daß in ſich ſelber ſeinen Werth hatte, den kein Zufall ihm rauben konnte. —

Und obgleich die Gemeinde in Ribbeckenau ſich einmal, und der Küſter Ehrenpreiß ſich zweimal daran ärgerte, ſo erreichte ſie dennoch ihren Zweck, der in ihr ſelbſt, in ihrem ſchönen Bau, und dem wohl abgemeſſenen Verhältniß ihrer Theile lag — wodurch das Ganze eine Kraft erhielt, alles Mangelhafte aufzudecken, und es in ſeiner Blöße darzuſtellen; wodurch die Bauren in Ribbeckenau in ihrer Brutalität ſich zeigen, und das ſchadenfrohe Lachen auf ihren verzogenen Lippen erſcheinen mußte. —

In welchen Mauren das Ganze dieſer Predigt ertönte, da prüfte es die Geiſter — es konnte, wenn es einmal von den Lippen verhallt war, durch nichts anders erſetzt werden, als durch ſich ſelbſt; weil nichts darin war, das ſich von ſeiner Stelle verdrängen ließ.

Wenn Hartknopfs Predigten einſt, dem Buchſtaben nach, im Druck erſcheinen, ſo wird ſich zeigen, daß ſeine Antrittspredigt in Ribbeckenau alle übrigen in ſich faßt, wie die gefüllte Knoſpe ihre Blätter. —

Daß alles ein Ganzes iſt, welches gleich dem belebenden Athemzuge, in jeder Zeile, mit jedem Gedanken, nur ſich ſelbſt wiederholet. —

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Iſt es denn hart, die Worte wieder zu ſagen, die von den Lippen des ſanfteſten Lehrers tönten? —

Dem die Geſchlechter der Menſchen nun tief in das zweite Jahrtauſend horchen, und horchen, ohne den leiſeſten Laut, des göttlichen Sinnes zu vernehmen? —

Das Licht wandelte in der Finſterniß, und die Finſterniß erkannte es nicht.

Iſt es die Faſſungskraft nicht ſelbſt, die ſich erweitern muß, um das Edle aufzufaſſen? —

Soll der Oehlbaum ſeine Fettigkeit, der Weinſtock ſeinen edlen Saft laſſen, um über den Bäumen zu ſchweben? —

Da wo die Stimme vernommen wird, wohnet der Geiſt, die andern Behauſungen ſtehen öde, und ſind wandelnde Maſſen. — Augen, ohne Sehkraft; Ohren, die nicht hören; Arme, die nicht vermögen; Hände, die nicht würken.

Wie der Wind die Wellen kräuſelt, ſo ſind ſie ein Spiel des Zufalls. —

Wo die Stimme vernommen wird, da tönet ſie mächtig wieder; es zeichnet ſich im Blick und Handlung ihre Spur. —

Das leichte ſenkt, das Lockre dichtet und ründet ſich zu einem feſten Kern, aus welchem des Lebens edler Baum erwächſt. —

Der Sturmwind rauſcht, der Donner rollt, das Meer brauſet, die Menſchenlippe ſpricht. —

Zu Wüſten ſteigen Städte mit Tempeln, und Palläſten Himmelan. —

Das Schiff mit Maſt und Segeln tanzt auf den empörten Wellen. —

In tiefen Schachten liegt des Goldes Spur enthüllt. —

Von dem geſpannten Bogen fliegt, der befiederte Pfeil, und eilet dem Gedanken nach, der vor ihm ſchon das Ziel erreicht. —

In ſeinem Blute ſich wälzend ächzt das Wild. —

Die angeſpannte in ſich gedrängte Kraft wirkt durch den Luftraum in die Ferne. —

Sie wohnet in der athmenden Bruſt des Menſchen, und reicht bis an des Himmels Wölbung, und des Oceans ungemeßne Ufer. —

Das Liebesmahl

Beſtand aus Milch und Brodt, welches Hartknopf mit dem Pächter Heil und ſeiner Schweſter genoß, ehe er ſeinen Stab weiter ſetzte, denn er wollte den Tag noch drey Meilen gehen. —

In Heils Wohnſtube war der Fußboden mit einer weichen Decke belegt, und die Wände mit ſenkrechten blauen Streifen geziert.

In der Mitte ſtand ein rundes Tiſchgen, woran dieſe drei nun ſaßen. —

Sophien gegenüber hieng ein Spiegel, vor dem ſie, wie beim Anfange von Hartknopfs Predigt, nur ein wenig die Augen niederſchlug, und ſie dann wieder aufſchlug. —

Denn der Spiegel verdoppelte die ſchöne Scene, und ſtellte ſie wie in dem Hintergrunde eines Gemähldes dar, das drei vorzüglich karakteriſtiſche Köpfe in ſich faßte, die durch ihre Stufenfolge einen Akkord bildeten, dem nur ein faſt un-

unmerkliches Etwas zur völligen Harmonie und Reinheit fehlte.

Die Liebe welche bei dem Mahle herrſchte, verdeckte dieß Etwas, und knüpfte unvermerkt ein ſchönes täuſchendes Band, zwiſchen dieſen ſich ſo nahe verwandtſcheinenden Seelen, die in vertraulichen Geſprächen über die eigentlichen Lebenspunkte, und über das, was der Menſch in jedem Augenblick des Lebens zu ſeiner Glückſeligkeit thun und nicht thun kann, ſich immer näher aneinanderſchloſſen. —

Während dieſen Geſprächen vernahm Hartknopf zum öftern ein ſanftes Echo aus ſeiner gehaltenen Predigt wieder. — Ganz leiſe hatten die Saiten angeklungen, die ſeine Worte berühren wollten, nur einige waren verſtummt geblieben. —

Bey dieſem Liebesmahle verſchwand allmälig das Torfmoor und die unglückbringende Taubengeſtalt über Hartknopfs Haupte. —

Die erſten Worte des Pächters, womit er ihn in ſein Haus geführt hatte, tönten immer noch angenehm in ſeinen Ohren.

In dieſem Hauſe wohnet **Heil**, ſagte der Pächter, indem er ihn hineinführte, und **Seegen**, antwortete Hartknopf, indem er ihn umarmte. —

Der Pächter Heil ſagte dieß dem Anſehen nach kindiſche Wortſpiel, mit einem ſo freundſchaftlichen Händedruck und bedeutenden Blick auf Hartknopf, und zugleich mit einem ſo edlen Selbſtgefühl, daß Hartknopf auf einmal harmoniſch in dieſes Wortſpiel mit einſtimmte. —

Und Seegen! ſetzte er hinzu, und gewiß war ſeine ganze Seele bewegt, indem er dieß ſagte, er fühlte die Macht dieſer Worte, ſobald ſie aus der Fülle des Herzens ſtrömen; und aus dieſer Fülle des Herzens die Kraft erhalten, womit der ſterbende Patriarch das Horn des Ueberfluſſes über ſeine Söhne ausſchüttete, welche auf kommende Geſchlechter ſeinen Seegen fortpflanzen. —

Nicht ſo harmoniſch griff der Seegen ein, welchen er auf der Kanzel nnd vor dem Altar, der ſeegengewohnten Gemeinde gab. —

Er machte nehmlich ſtatt des Kreuzes mit dem Mittel- und Zeigefinger nur einen geraden Querſtrich zweimal durch die Luft, woran die ganze

Gemeinde, ſo oft er es that, und der Küſter Ehrenpreiß zwiefach ſich ärgerte. —

Dergleichen Kleinigkeiten wurden in Hartknopfs Gemeinde zu ſehr wichtigen Dingen, und verwickelten ihn in der Folge in tauſend Verdrießlichkeiten, deren er ſich nicht im mindeſten verſahe. —

Für jetzt aber nahm er Abſchied von dem Geſchwiſterpaar, da es hoch Mittag war, um den Herrn von G . . . zu beſuchen; dieſer wohnte drei Meilen weit von hier, bey dem Dorfe Neſſelrode, wohin der Weg durch einen Fichtenwald führte, der eine Strecke hinter Ribbeckenäuchen ſeinen Anfang nahm, und unſern Wanderer auf ſeinem Wege vor den Strahlen der Sonne ſchützte, welche ſchon anfiengen, den ausgetrockneten Boden zu ſengen. —

Der Fichtenwald.

Hier war nun alles auf einmal ſo todt und einförmig — und Hartknopf wanderte ganz allein. —

Es war Ebbe in ſeiner Seele geworden — die angenehmen Bilder ſtanden tief im Hintergrunde. —

Er horchte auf den Tritt ſeiner Füße, und ſtand zuweilen ſtill, und machte mit ſeinem Stabe Figuren in den Sand. —

Mit dieſer Handlung begannen die fürchterlichſten Stunden ſeines Lebens — dieß war das Zeichen der gänzlichen Leerheit, der Selbſtermangelung, des dumpfen Hinbrütens, der Theilnehmungsloſigkeit an allem. —

Als er von dem Pächter Heil und ſeiner Schweſter Abſchied nahm, da war ſeine Mine noch heiter und froh — ſobald er aber aus der Thür getreten war, und niemand mehr um ſich ſah, ſeufzte er: Ach Elias! und ſeine Lippen ſchloſſen ſich wieder. —

Er eilte mit ſtarken Schritten dem Fichtenwalde zu — und als er ihn erreicht hatte, und in ſein heiliges Dunkel trat — fühlte er auf einmal ſeine Bruſt von einem großen Gefühl erweitert, daß aber eben ſo plötzlich ſich wieder verlohr, als es entſtanden war. —

Es war die große lebloſe Natur, welche er in dieſem Augenblicke feſt an ſich ſchloß, und die ſogleich wieder allen Reiz für ihn verlohr — weil das ſchimmernde zarte Gebildete das Große verdunkelte, und doch war das zarte Gebildete nicht ſtark genug, das Große in ſeinem Umfange feſtzuhalten, und es dem Liebenden zur Morgengabe zu bringen. —

Es entſtand ein ſchrecklicher Kampf in Hartknopfs Seele — das Leere wollte die Fülle, das Chaos die Bildung verdrängen. — Nichts war der Mühe des Feſthaltens, nichts des Fliehens, und nichts der Anſchließung werth. —

Ohne Gedanken, ohne Empfindung, zog er noch immer Figuren im Staube, als ſein guter Genius ſeine Hand leitete, und er auf einmal unwillkührlich den Nahmen **Elias** auf den Boden ſchrieb. —

Durch dieſe troſtreichen Züge ſtärkte die Hand des Engels ihn, und der Kelch gieng dießmal noch vor ihm vorüber. —

Er gieng mit ſchnellen Schritten vorwärts, in der Kühle des Waldes. — Er hatte einen Punkt gefaßt, an dem er ſich wieder halten konnte, dem ſich das übrige unterordnete. —

Seine Phantaſie fand wieder freyen Spielraum — er dachte ſich in der Stube des Pächter Heil mit der weichen Fußdecke, und den blauen ſenkrechten Streifen an den Wänden. —

Dann beſchäftigten ſeine Gedanken ſich mit dem Hrn. v. G. . ., den er nun perſönlich ſollte kennen lernen, nachdem er ſchon lange im Briefwechſel mit ihm geſtanden. —

Der Herr von G. . .

Dieſer Herr v. G . . war ein Greiß von achtzig Jahren, der Hartknopfs Vater gekannt hatte, und den Sohn zum Prediger berief. —

Er hatte ſchon lange ſeine Gattin und Kinder überlebt — ſo daß alle ſeine Gedanken den irrdiſchen Sorgen entrückt waren, und ſich nun mit etwas jenſeit beſchäftigten, daß ſie nicht faſſen konnten. —

Nichts konnte ſich wohl mehr entgegengeſetzt ſcheinen, als die Meinungen Hartknopfs und des Herrn v. G . . .

Der Herr v. G . . war für das Leichte, Auflodernde, Himmelanſtrebende. —

Hartknopf für das Schwere, ſich niederſenkende, in ſich ſelbſt ruhende. —

Der Herr v. G . . . liebte die Pyramidalform. —

Hartknopf den Kubus. —

Und doch trafen beide immer in gewiſſen Punkten zuſammen. —

Dann war es, als ob ſie ſich über einem Abgrunde die Hände reichten. —

Der Hr. v. G . . hatte von ſeiner Jugend an myſtiſche Schriften geleſen, und ſeine ganze Denkart hatte dadurch eine gleichſam zugeſpitzte Richtung bekommen, ſie eilte immer zu früh dem Ende zu, ehe ſie noch die Fülle gefaßt hatte. — Das Faſſende erhielt dadurch eine gewiſſe Einengung, worin Bäume, Pflanzen uud Thiere nicht Platz finden konnten.

Das Körperliche blieb ausgeſchloſſen — das Geiſtige ſchwebte oben. —

Zwiſchem dem, was zuſammen gehört, und ſich nach einander ſehnt, war eine Kluft befeſtiget, die der Hr. v. G . . nicht ſahe, weil er ſelber in dieſer Kluft ſtand. —

Hartknopf zog einen Brief des Hrn. v. G . . aus der Taſche, den er ihm nach Erfurt geſchrieben hatte, und las ihn noch in dem Fichtenwalde durch, da er ſich, an einen Stamm gelehnt, ein paar Minuten ausruhte. —

Er wollte die gewohnten Züge ſeiner Hand erſt wieder vor ſeinen Augen erneuern, eh' er den Mann perſönlich ſahe. —

Die Buchſtabenſchrift des Hrn. v. G . . . flammete, wie ſein Geiſt in die Höhe — wodurch aber der Nachtheil entſtand, daß die untere Zeile oft in die obere eingrif, und die Züge ſich untereinander verwirrten.

Hartknopfs Buchſtaben ſtanden mehr ſenkrecht in dichtgeſchloſſener Reihe aneinander — ſo daß auch die Wörter ſich faſt zu nahe aneinander drängten, und oft eine ganze Zeile wie ein einziges Wort ausſahe. —

Der Brief des Hrn. v. G . . an Hartknopf lautete alſo:

"Da mein bisheriger Prediger in Ribbeckenau am 8ten dieſes geſtorben iſt, ſo laſſe ich an meinen lieben Andreas Hartknopf in Erfurt, folgende Anfrage ergehen: ob derſelbe noch gewilligt iſt, dieſe von mir ihm zugedachte, nunmehro erledigte Pfarrſtelle, zu übernehmen? —

"Da ich hieran nicht zweifeln kann, ſo ſehe ich mit Verlangen dem Augenblicke entgegen, wo unſre Worte und Gedanken ſich unmittelbar "einander begegnen können — denn ich weiß doch, "daß mein Andreas auch ſeine noch nie geſehenen "Freunde liebt. —

"Ich möchte ihm noch die Hand geben, ehe "ich ſcheide; denn ich ſtehe am Rande und "harre auf meine Auflöſung — der aber, den "ich hier zurücklaſſe, wird durch harte Prüfungen vollendet werden. —

"Ich lade ihn ein zu der Schule des Kreu"zes; denn er ſoll nachfolgen ſeinem Herrn und "Meiſter. —"

Die Kinderlehre.

Während daß Hartknopf durch ſeinen Fichtenwald auf Neſſelrode zuwanderte, war der Küſter Ehrenpreiß ſchon wieder über das Torfmoor nach Ribbeckenau zurückgekehrt, um dort den Nachmittagsgottesdienſt zu halten. —

Als nun die Kinder des Dorfs um dem Altar verſammlet ſtanden, faltete er ſeine Hände und betete:

"Erhalt uns o Herr die reine Lehre. Alle "Irrgläubigen aber, welche dein Wort verdre"hen, mache zu Schanden um deiner Liebe "Willen!"

Nun war die erſte Frage:

Ehrenpreiß. Als Luciſer oder der Teufel von Gott abfiel; wer ſtieß ihn da vom Himmel hinunter?

Die Kinder. Gott!

Ehrenpreiß. Wie kam er alſo vom Himmel herunter?

Ein Bauerknabe. Plötzlich!

Ehrenpreiß. Aber wie oft ſoll ich euch noch ſagen: ihr müßt auf das Vorhergehende merken! Ihr begreifts nicht! — wann ich euch frage: wie kam er vom Himmel herunter? ſo heißt ja die Antwort nach dem Vorhergehenden: **Gott ſtieß ihn herunter?** — merkt doch auf die Worte! es heißt ja: **Gott ſtieß ihn herunter!**

Wie kam er alſo vom Himmel?

Die Kinder. Gott ſtieß ihn herunter. —

Ehrenpreiß. Was iſt durch den Teufel in die Welt gekommen?

Die Kinder. Die Sünde.

Ehrenpreiß. Durch wen ſind wir von Sünden erlößt?

Die Kinder. Durch Chriſtum!

Ehrenpreiß. Wen ſandte Chriſtus ſeinen Jüngern, da er gen Himmel fuhr?

Die Kinder. Den Tröſter!

Ehrenpreiß. Als aber der heilige Geiſt bey der Taufe Chriſti in Geſtalt einer Taube vom Himmel herab kam, wer ſandte ihn da vom Himmel?

Die Kinder. Gott!

Ehrenpreiß. Wie kam alſo der heilige Geiſt vom Himmel herunter? (Hier horchte Ehrenpreiß ſorgfältig auf die Antwort.)

Einige Kinder. Gott ſtieß ihn herunter. —

Ehrenpreiß. Nein Kinder (fiel er als wär es abgeredet ein) Menſchen ſtießen ihn herunter, die den dreieinigen Gott nicht erkennen, und des Herrn Wort verdrehen, welche Sünde nicht vergeben werden ſoll, weder in dieſer noch in jener Welt! —

Gehet hin in Frieden!

Hartknopfs Beſuch bey dem Hrn. von G . . .

Die Sonne neigte ſich zum Untergange, als Hartknopf aus dem Fichtenwalde trat. —

Das Dorf Neſſelrode lag gerade vor ihm in einer fruchtbaren Ebene, und in einiger Entfernung zur Rechten das herrſchaftliche Schloß, deſſen Fenſter im Glanze der Abendſonne ſchimmerten.

Der Pfad zum Schloſſe des Hrn. von G . . führte vor Neſſelrode vorbei über ein ſchönes Aehrenfeld. Der Fahrweg aber gieng durch das Dorf, und war mit einer Allee von Weidenbäumen bepflanzt.

Da wo nun der Fahrweg und der Fußweg dem Schloßthore gegenüber zuſammentraten, ſtand Hartknopf noch eine Weile ſtill, und ſchauete durch den Thorweg, über den Hof, bis an die Stuffen vor der Thür welche braun angeſtrichen war, und gegen die ganz weiß abgeputzte Vorderſeite des Hauſes auffallend abſtach. —

Die braune Thür eröfnete ſich, und Hartknopf blickte beim Strahl der Abendſonne zuerſt in dieß Heiligthum, das einen Geiſt umſchloß, der in ſeiner ſterblichen Hülle weit über die Erde emporragte, und doch in den Bezirk dieſer Mauren, auf dieſen einzelnen Fleck, ſeine beſtimmte Wirkſamkeit hingeheftet hatte; und gleichſam nur noch mit den Spitzen der Zehen dieſen Punkt der rollenden Kugel berührte, die nun bald unter ihm weggewälzt, ſeinem ſpähenden Blicke in die ungemeſſene Ferne ſich entziehen ſollte.

Ein alter Diener des Herrn von G . . , führte Hartknopf eine Treppe hinauf, in ein grün tapezirtes Zimmer, wo der Herr von G . . vor dem Spiegel ſtand, und ſich den Bart eingeſeift hatte, um ſich zu balbieren, welches er, eine Stunde vor Sonnenuntergang ſelbſt zu thun gewohnt war.

Er eilte mit dem eingeſeiften Barte auf Hartknopfen zu, dieſer aber bat ihn, er möchte ſich nicht ſtöhren laſſen, und ſetzte ſich ſo lange auf einen Stuhl, bis der Herr von G . . ſich den Bart abgenommen hatte. Dabey gab er auf ſeine Augen und Hände Acht, wie die Schärfe des Scheermeſſers das Kinn des Greiſen umwandelte — während daß in der ruhigen Mine ein ſchöner Zug nach dem andern ſich enthüllte, und endlich um die Lippen das jugendliche bewillkommende Lächeln ſich verbreitete, womit der Herr von G . . ., nachdem er ſich balbiert hatte, ſeinen langgewünſchten Freund an ſeinen Buſen drückte.

Die Empfindungen Hartknopfs und des Hrn. von G . . . . trafen in einem Punkte zuſammen. — Beyde ſuchten die Bewegung, welche in ihren Gemüthern herrſchte, erſt wieder einzuwiegen, ehe ſie ſich einander mittheilten.

Daher fand es der Herr von G . . . ganz natürlich, daß Hartknopf, ohne weiter etwas zu ſagen, ſich an ein Klavier ſetzte, das in der Stube ſtand, und folgende beiden Lieder ſang und ſpielte, welche der Herr von G . . . in einer freilich noch etwas unpoetiſchen Sprache, aus dem Franzöſiſchen überſetzt hatte.

Hartknopf kannte dieſe Lieder ſchon, und fand ſie gerade aufgeſchlagen auf dem Klavier liegen; das erſte war das Wiegenlied ſelbſt, und das andre noch eine Kadenz dazu.

Das Wiegenlied.

Ein Lied des heiligen Johannes vom Kreuz, dem Buch, Aufſteigung des Berges Karmel vorgeſetzt.

Als die Aengſten mich umgaben,
Ganz entzündt in finſtrer Nacht,
Ward die Lieb in mir erhaben,
Und ihr feſter Bund gemacht.
O Glück! ich ging ohne Sehen
Aus der Selbſtheit gänzlich aus,
Als ich frölich ſahe ſtehen,
Meine Ruh- und Friedenshaus.

Ich gieng durch verborgne Stege,
Sicher in der Dunkelheit,
Taumelnd, ohne Furcht im Wege,
Ungeſtalt und ganz verkleidt;

Ja in Finſterniß verborgen,
Schritt ich aus mir ſelbſten aus!
Ach! o Glück! da ohne Sorgen,
Ich in Ruhe fand mein Haus.

Keiner konnte mich erkennen,
Noch die Seligkeit der Nacht:
Mein Herz hatte in ſich brennen,
Ein verborgnes Licht und Tacht:
Doch verdeckt, und ohne Schauen;
Licht und Führer heimlich bleibt:
Und in dieſer Nacht und Grauen,
War ich blind, und ganz betäubt.

Dieſe mir verborgne Leiter
Brachten mich in Sicherheit,
Führeten mich immer weiter,
Bis zum Tag der Ewigkeit,
Wo Gott ſelbſten Licht und Sonne,
Und das Liebes-Feuer iſt,
Friede, Freude, Ruh und Wonne,
Und man alles Leid vergißt.

Nacht, die lieblich führen thäte:
Du biſt ſchöner dunkle Nacht,

Als der Glanz der Morgenröthe:
Denn du haſt in Eins gebracht
Braut und Bräutigam vermählet:
Dieſer hat nun inniglich
Seine Braut, die er erwählet,
Ueberformet ganz in ſich.

Mein Geliebter, ohne Schmerzen,
Still und ſanft regierete
Und entſchlief in meinem Herzen,
Das in Liebe grünete:
Da die Cedern und die Roſen
Sich bewegten in der Luft
Sanfte thät ich ihm Liebkoſen
Unter dieſem ſüßen Duft.

Morgenroth, dein ſanftes Wehen,
Hat zerſtreut mein ganzes Heer,
Kein Begehren konnt beſtehen,
Denn der Freund vertrieb es gar,
Da mit klarer Hand er drücket
Meinen Hals, den er verletzt,
Alle Sinnen ſind entzücket,
Und ich aus mir ſelbſt geſetzt.

Nunmehr hab ich ganz vergeſſen,
Wo das Aug ſonſt hingericht,
Liebſter, du haſt mich beſeſſen,
Auf dich leg ich mein Geſicht.
Ich hab alles gar verlaſſen,
Es verſchwindt, und iſt nicht mehr:
Ich mag nicht Gedanken faſſen,
Sie ſind bey dem Lilien-Heer.

Die Kadenz.

Als der Morgenröthe Wunder
Glänzte vor der Sternenbahn,
Fiel ein Tröpflein Thau herunter
In den großen Ocean:
Da der Tropfen nun die Weiten
Dieſes Meeres ſahe hier,
Deſſen Unermeßlichkeiten,
Wie erſtaunte er dafür!

Da er ſich auch wollte ſetzen
In Vergleichung, ſagte er:
Wie gering bin ich zu ſchätzen
Zu vergleichen mit dem Meer!
Wahrlich, wo das Meer zu ſehen,
Der ſo große Ocean,
Muß ich mir ein Nichts geſtehen,
Einen Schatten, Traum und Wahn!

Als er ſo ein Nichts ſich ſahe,
Und das Meer, ſo weit, ſo groß,
War die Perlen-Muſchel nahe,
Schloß ihn ein in ihren Schoß!
O wie wurd' er da verwandelt
Ja zur Perle nun gemacht,
Groß, veredelt, wohl behandelt,
Zur Vollkommenheit gebracht.

Auch der Himmel gab den Seegen
Daß der Perle hoher Preiß
Gar nichts wäre gleich zu wägen
Auf dem ganzen Erden-Kreiß;
Bis der König ſie bekame,
Setzte ſie in ſeine Kron,
Hoch berühmet wurd ihr Nahme.
Schauet hier der Demuth Lohn!

Doktor Martin Luthers Tiſchreden.

Während daß Hartknopf die Lieder ſpielte, ward der Tiſch für vier Perſonen gedeckt, und die Frau St. . . mit ihrer Tochter traten herein.

Die Mutter mochte im fünfzigſten, die Tochter im dreißigſten Jahre ſeyn. —

Hartknopf wurde von ihnen freundlich bewillkommet, und man ſetzte ſich zu Tiſche, wo das Geſpräch bald heiter und froh wurde, und auf allerley weltliche Dinge fiel.

Hartknopf erzählte von Erfurt, von den drei Brunnen und vom Steigerwalde; und von ſeiner Art periodiſch zu ſtudiren, die dem Herrn von G . . . gar großes Vergnügen machte.

Sie kamen nun auf das Univerſitätsleben zu ſprechen, und der Herr von G . . erzählte von einem Duell, daß er in ſeiner Jugend gehabt hatte.

Nun kamen politiſche Gegenſtände an die Reihe, worin der Herr von G.., der ſelbſt einen beträchtlichen Geſandſchaftspoſten bekleidet hatte, reelle Kenntniſſe beſaß.

Die Jungfer St.... würzte das Geſpräch mit einem leichten ſpottenden Witze, womit ſie den wichtigen Weltangelegenheiten wieder ein komiſches ſpielendes Anſehen zu geben, und die Uebermichtigkeit der Dinge immer wieder ins Gleichgewicht zu bringen wußte.

Die Frau St.... belebte die Einfälle ihrer Tochter durch einen launichten mütterlichen Ernſt, womit ſie ihr dieſelben verwieß.

Die Jungfer St... fragte ſchalkhaft, ob Hartknopf die Bekanntſchaft des Pächter Heil, eines ſehr braven Mannes noch nicht gemacht habe — und Hartknopf wäre über dieſe Frage beinahe in Verwirrung gerathen, ſo wunderbar überraſchte ſie ihn — durch den Ton und die Miene, womit die Jungfer St... dieſe Frage an ihn that.

Denn der Pächter Heil und ſeine Schweſter ſtanden wie zwei verſchlungene Buchſtaben in ſeinem Gedächtniß, deren Züge ſich in einan der verwickelten, und das Verwickelte zog die Verlegenheit nach ſich. —

Hartknopf half ſich ſo gut er konnte, und die Jungfer St... erbarmte ſich ſeiner, und fing an, mit dem Herrn von G.... über Rußland und Pohlen zu ſprechen.

Die Jungfer St.... hatte bei einer blaſſen Geſichtsfarbe ein faſt zu feuriges Auge, welches dem Auge des Hrn. von G.... oft mit einer Lebhaftigkeit begegnete, die mehr als Ehrfurcht bezeichnete, weil die Jungfer St... wirklich mehr als Ehrfurcht gegen den edlen Greis hegte, der ihrer ganzen Liebe werth war.

Sie war unter den Augen des Herrn von G.... in dieſem Hauſe aufgewachſen, in welches ihre Mutter im ſechs und zwanzigſten Jahre ſchon als Wittwe in Dienſte getreten war, um der Verwaltung des Hausweſens, noch bei Lebzeiten der Gemahlin des Herrn von G.... welche ſehr kränklich war, vorzuſtehen.

Der Herr von G.... beſaß auch ſelbſt in ſeinem Greiſenalter noch eine gewiſſe jugendliche Lebhaftigkeit, die ihn und andre oft ſeiner Jahre vergeſſen machte.

So ſchien dieſen Abend ſein Puls ſchneller zu ſchlagen, ſein Blut jugendlicher in ſeinen Adern zu fließen — und endlich erklangen auch vom Saft der edelſten Trauben angefüllt die Gläſer. —

Das Geſpräch lenkte ſich noch einmal eigenſinnig auf den Pächter Heil und auf die Liebe, und Hartknopf bewafnete ſich dießmal mit Doktor Martin Luthers Tiſchreden, die er aber in dieſem Cirkel nicht nennen durfte, und ſagte: indem die Jungfer St... ihr Glas mit dem ſeinigen anklang, folgende Loſung:

Wein und Liebe, und Geſang!

Nun war ſchon vorher die Rede von dem treflichen Geſange der Jungfer St... geweſen, welches Lob ſie beſcheiden von ſich abgelehnt hatte, nun aber nicht ferner konnte, da ſie auf Befehl des Herrn von G.... es beſtätigen muſte.

Sie ſang und ſpielte alſo zum Beſchluß der Mahlzeit folgendes kleine Lied, welches der Hr. von G... ebenfalls aus dem Franzöſiſchen der Madam.... in ſeine Art Verſe überſetzt hatte, und faſt zu gern es immer wieder hörte:

Zu glauben, daß man grade gehe,
Blind ſeyn, und ſich verirren;
So geht ein Narr voll Gravität,
Die Bücher ihn verwirren,
Und in ſeiner Gelehrſamkeit
Iſt er blind, thöricht jederzeit.

Hartknopf fieng ſchon an, über dieß Lied ein wenig verdrießlich zu werden — denn er konnte die Myſtick wohl leiden, bis auf den Punkt hin, wo ſie das menſchliche Wiſſen ausſchließt, und für Thorheit achtet. — Hartknopf hatte ſehr viel Achtung für alles menſchliche Wiſſen, es mochte ſich aufwärts oder abwärts erſtrecken; am liebſten war es ihm aber, wann es von der Ceder bis zum Yſop reichte — und weil dieß ſo ſelten in dieſem Leben der Fall iſt, ſo mochte er gerne fremdes Wiſſen dem ſeinigen anſetzen, um ſich allmählig eine Leiter zu bauen, auf der er ein wenig über die Erdfläche emporſteigen, und um ſich her ſchauen konnte. —

Wer ihm da nun eine Stuffe unter den Füßen wegbrach, den mußte er wie einen hämiſchen Feind betrachten, der ihm ein unſchuldiges Vergnügen misgönnte, und beinahe ſo betrachtete er den Herrn von G. . . . in dem Augenblick, da die Jungfer St. . . auf deſſen Befehl das obige Lied ſang.

Er lenkte, da es vorbei war, das Geſpräch ſobald wie möglich, auf Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, und geſtand ein, daß er ſie zur Leiter brauche, weil er nicht fliegen könne; und derjenige, welcher fliegen könnte, doch immer ſehr unrecht thäte, wenn er dem, welcher es nicht könnte, noch dazu die Leiter wegrücken wollte.

Das wollte nun der Herr von G. . . wahrlich nicht, ſondern es war eine ganz andre Urſach, weswegen er das Lied gerne hörte, die aber Hartknopf nicht wußte; den es daher auch gar nicht gereuete, daß er den Herrn von G. . . durch ſeine harten und ſpitzigen Worte tief beleidigt hatte; denn ihm war es nur um die Sache zu thun, und er ſahe nur die Kluft vor ſich, welche zwiſchen ihm, und dem Herrn von G. . . . lag, aus deſſen Hand er in dem Augenblick die ſeinige zog. —

Der Herr von S. . . dachte ſich nehmlich bei dem **Namen voll Gravität** in dem Liede, unter andern den verſtorbenen Pfarrer in Ribbeckenau:

ckenau; welcher wirklich Gelehrſamkeit beſaß, und dem Herrn von G. . . ., der ſich anfänglich mit ihm eingelaſſen hatte, in ſeinem Leben manches Herzeleid verurſachte.

In der Freude ſeines Herzens, da er nun ſeinen theuren Hartknopf mit deſſen Vorgänger verglich, ließ er die Jungfer St. . . . das Lied ſingen, und dachte nicht daran, daß es auf Hartknopf eine ſo widrige Wirkung thun könnte.

Freilich hatte der Herr von G. . . einen Widerwillen gegen den Stand der Prediger überhaupt, und trauete ihnen nicht viel zu, wie folgende Stelle in einem ſeiner Briefe beweißt, welcher mir zu Handen gekommen iſt:

"Wie Herr Paſtor Dannemann ſteht, ſo "ſtehen die meiſten Paſtores, die wirklich Gott "fürchten, aber bei ihren Lehrbegriffen ſtehen "bleiben. Sie verſtehen nicht, was myſtiſche "Schriften ſind, indem ſie keine Erfahrung davon haben. Es iſt auch nicht gut, ſich mit "ſolchen, wenn ſie nicht was tiefes erkennen, noch "haben, allzubekannt zu machen, weil man "leicht mit einem Heuchler könnte bekannt werden, der ſich gut zu ſeyn ſtellen könnte, und "alsdann könnte ein ſolcher einem leichtlich Ver⸗ "folgung und allerlei Leiden erwecken."

Nun kamen aber noch mehrere Dinge zuſammen, welche die Vorliebe des Herrn von G . . . zu dem obigen Liede, wo nicht entſchuldigen, doch erklären. —

Es war nehmlich gerade damals eine Schrift wider die Schwärmerey erſchienen, welche viel Aufſehens machte, deren Verfaſſer mit einer Selbſtgenügſamkeit ohne Gleichen, und mit einer bittern Unduldſamkeit alles in eins warf, was ihm freilich eins zu ſeyn ſchien; welcher ſo wenig Sinn hatte, das Zarte von dem Groben zu unterſcheiden, daß dies Buch freylich den Hrn. von G. . . empören mußte, ſtatt ihn aufmerkſam zu machen.

Folgende Stelle ſchien ihm beſonders hart, und er konnte ſie nie ohne Unwillen leſen:

"Wer es auch ſey, der euch von einem innern "Worte, von höhern Offenbarungen ſpricht — "hütet euch vor ihm, wie vor der Peſt die im "Finſtern ſchleicht — er iſt ein bübiſcher Gleiß⸗ "ner, oder ein intoleranter Dummkopf und in "dem einen Fall ſo gefährlich wie in dem andern."

Nun war der Herr von G. . . weder ein Gleißner noch ein Dumkopf, und ſprach doch auch von einem inneren Worte, und von etwas, das er für höhere Offenbarungen hielt — die Stelle in dem Buche würde ihm aber doch nicht ſo hart aufgefallen ſeyn, wenn der ganze Geiſt des Buches wider die Schwärmerey ihn nicht ſchon gedrückt hätte. —

Denn es war ihm immer unerklärbar, daß es irgend jemanden möglich geweſen ſey, ſo zu ſchreiben — ſeine Zartheit des Denkens konnte jene Grobheit nicht übertragen, ſondern erlag darunter. —

Nun hatte er aber bey aller Ertödtung der Eigenheit doch immer noch ſo viel Selbſtgefühl, daß er wohl wußte, eine Denkkraft, welche die Sachen fein zu nehmen vermag, ſey mehr als eine ſolche, die dieß nicht vermag.

Dieß hob ihn ſelbſt wieder in ſeinen Gedanken empor — und nährte den kleinen myſtiſchen Uebermuth, der ihn zuweilen anwandelte. —

Der Narr voll Gravität ſtand dann vor ihm, der in ſeine Worte ein Gewicht legen wollte, daß ſeine Gedanken nicht hatten.

Dieß war die ſonderbarſte Miſchnng von Ueberlegenheit und Schwäche, die man ſich denken kann — und eben daraus entſtand das Disharmoniſche jenes unmerklichen Uebermuthes bei dem Herrn von G . . . welchen Hartknopf nicht ertragen, und ſeinen Spott darüber nicht zurückhalten konnte.

Als ihm aber der Herr von G . . . die oben angeführte Stelle in dem Buche zeigte, welches broſchürt auf dem Klavier lag; ſo wurde die Miene des Spottenden allmälig wieder ſanft und gut.

Ja, ſagte Hartknopf, mir fällt immer jener lahme Schulmeiſter ein, der in ſeiner Schulſtube ſaß, die Ruthe und den Stock ans Fenſter geſteckt, und dazwiſchen durchſahe, wie die Jungens im Dorfe ſchwärmten. —

Ach, wie ſie ſchwärmen! ſeufzte er — wenn ich ſie wieder habe, wie will ich ſie züchtigen. —

Der Herr von G . . . lächelte und ſagte: die ſchwärmende Biene ſaugt den Honig!

Wohl! erwiederte Hartknopf, aber ſie wohnet und bauet den Honig in ihrem Korbe! —

Hiemit wünſchte man ſich einander gute Nacht. —

Die Frau St. . . wieß Hartknopfen ſein Lager an — und ihre Tochter begleitete den Herrn von G . . .

Elias

Elias.

Die Züge dieſes Namens ſchienen noch nicht ganz verweht zu ſeyn, als Hartknopf am folgenden Tage, bei ſeiner Rückkehr von dem Herrn von G..., wieder auf denſelben Fleck, in dem Fichtenwalde kam, wo er mit ſeinem Stabe Figuren in den Staub ſchrieb.

Eine ſüße Ahndung kam in Hartknopfs Seele — es war ihm noch aufbewahrt, unter dem Hochgerichte von Gellenhauſen, den alten Rektor Emeritus wieder zu ſehen, — denn dieſer war ſein Lehrer und Meiſter — ſein Elias —

Es war der einzige Freund ſeiner Jugend, an deſſen Hand er zuerſt den Felſen erſtieg, an Abgründen wandelte, dem Waſſerfalle horchte, dem kommenden Sturme entgegen gieng, und in der einſamen Hütte ſich vor dem Regen barg. —

Wenn ſchwarze Gewitterwolken hinter der Stadt ſich aufthürmten, wie ein Berg, und die Sonne mit ihrem Glanze dicht auf dieſer Dunkelheit ruhte – ſo eilten Hartknopf und ſein Lehrer mit ein paar Schritten durch den Garten hinaus ins Freie, und ſtanden, wie das erſte Menſchenpaar, auf dem einſamen Erdkreiſe, vor der mächtigen Erſcheinung, im dämmernden Lichte da. —

Dann war wie ein Traum in des Knaben Seele ſeine Kindheit, ſein Beginnen, ſein Wandeln an ſeines Führers Hand. — Es däuchte ihm Täuſchung, und war doch wirklich. — Die ſüße Täuſchung währte, ſo lange das Licht die Nacht umſäumte — war aber die Sonne hinter dem Wolkenberge ganz verſunken, ſo war auf einmal alles wieder ſo gewöhnlich: — auf dem Thurme ſchlug der Seiger — man eilte durch den Garten in die Stube — da waren die weiſſen Wände — das Dintenfaß und der Bücherſchrank — man ſetzte ſich an den Tiſch, und lernte Sprachen.

Wenn aber Himmel und Erde mit Macht in des Knaben Seele ſich ſpiegelten, und die zarte aufſchieſſende Knoſpe auseinander drängten, ſo hieng ſein ſchmachtendes Auge am Auge ſeines Lehrers, das ihn allein verſtand. —

Wenn dann im Glanze des Vollmondes die kleine Stadt mit dem ſpitzen Thurm vor ihnen lag, und Berg' und Thäler rund umher, und das Entfernteſte wie ein Gewölke ſich am Horizonte gelagert hatte; ſo ſaß Elias auf dem abgehauenen Stamme der Eiche, und der wunderbare Knabe ſtand vor ihm, und horchte auf die göttlichen Lehren, die wie Honigthau von den Lippen träufeten, und von des Knaben Seele aufgefaßt, wie ein Kleinod in das Innerſte ſeines Buſens verſchloſſen wurden.

In der nächtlichen Stille erhub Elias ſeine Stimme und ſprach:

"Die unendliche Erde, die dich trägt ver„ſchmäht den Kuß deines Fußes nicht, denn dei„ne Scheitel iſt ihre Krone." —

Hier legte er ſeine Hand auf des Knaben Haupt, und ließ ſie an ſeinen Locken hinuntergleiten.

"Dein leiſeſter Fußtritt bebt in ihre innerſten „Tiefen." —

"Sie lockt den ſteigenden Vogel, und den befiederten Pfeil mit ſanftem Zuge an ihre Bruſt zurück. —

"Aus ihr ſtrömt Lebenskraft in deine Adern, wenn du aufrecht ſtehſt, und wenn du wandelſt. —

"Sieh dieſen Baum und jene wallenden Saaten. —

"Sie gab deinem Körper die Biegſamkeit des Halmes, vereint mit der Stärke des Baumſtammes — und deine Fingerſpitzen pflücken Blumen, die ihrem Schooß entſprießen.

"Dein Blick ſchauet himmelwärts — ſie aber heftet ihn wieder auf das Kraut und auf das Steinchen zu deinen Füßen. —

"Sie iſt die Allesernährende, Große, Geheimnißvolle. —

"Wer ſich an ſie ſchmiegt, der ſitzt im Rath der Götter. —

"Sie hat mit dir geredet, und grüßt dich mit dem Kuſſe meines Mundes!"

Der Umweg.

Er fühlte ſich angezogen und zurückgeſtoßen, als er den Thurm von Ribbeckenäuchen wieder vor ſich ſah. —

Die Straße gieng durch das Dorf, ein Fußweg gieng vorbei — ſollte er die gerade Straße oder den krummen Fußweg gehen?

Er gieng die gerade Straße nicht; denn ſein Innerſtes war mit ſich ſelbſt im Streit. —

Hier war es, wo ſeine Lebensbahn aus dem Gleiſe wich — auf dieſem Fußwege um das Dorf bildete ſich im Kleinen ab, was Jahre hindurch ihn quälen würde. —

Für ihn war die breite Heerſtraße, welche vom Aufgange bis zum Niedergange die Länder durchſchneidet, die von den Menſchen nach ihren Zungen und Sprachen benannt ſind. —

Der Fußweg um das Dorf aber vollendete und verlohr ſich in ſich ſelber — und Hartknopf fühlte durch dieſe ſanfte Krümmung ſich unwillkührlich angezogen, von der andern Seite in das Dorf wieder zurückzukehren.

Die ſüße Täuſchung erhielt in ſeiner Seele die Oberhand — das häusliche ſtille Leben ſtellte ſich ihm mit ſeinen reizendſten Farben dar — das wirthbare Stübchen mit dem runden Tiſchgen — der grüne Kirchplatz, dem Fenſter gegenüber, und die ſpielenden Knaben des Dorfs. —

Auf dem krummen Fußwege, der ſich durch die grünen Saaten ſchlängelte, mahlte ſeine Phantaſie, das in ſich ſelbſt vollendete ruhige Leben aus, das kein höher Ziel als ſich ſelber kennt, uud ſeinen ſchönen Kreislauf mit jedem kommenden Tage wiederholt.

So wie hier der Weg in die Krümmung ſich verlohr — verlohr ſich ſeine Ausſicht in das Leben im ſüßen Traum vom Erwachen zu frohen Tagen, vom Genuß des Lebens und der Geſundheit bei dem harmoniſchen Wechſel der Jahreszeiten.

Das Vermiedene ſtellte ſich ihm nun ſo reitzend dar, eben weil er es gefliſſentlich vermeiden wollte — da rächte es ſich an ſeiner Phantaſie mit den Farben des Morgenroths, worin alle ſeine Gedanken und Bilder ſich kleideten. —

Ob es gleich die ſchwüle Zukunftſchwangere Mittagsſtunde war, in welcher er auf dem einſamen Pfade um das Dorf gieng. —

Dieſer hohe Mittag lud ihn in den wirthbaren Schatten ein, wo ſanfte Kühlung herrſchte, wo ſchon die Blicke ihn willkommen hieſſen, die ihn geſtern ſo freundlich wiederzukommen baten.

Alles war ſo ſtille auf dem Felde und im Dorfe — nur die ſummende Fliege weckte das Ohr zu horchen, und leiſe Wünſche ſtahlen ſich in die Seele des Einſamen, der mit ſchnellern Schritten vorwärts gieng, je näher er ſich am Ziele ſah. —

Am Ziele, das im Widerſchein der Phantaſie ſich dicht vor ſeine Augen hingezaubert hatte, und bald, da er es feſt zu umfaſſen glaubte, in die ungemeſſene Ferne plötzlich wieder zurückwich. —

Aber auch dieſer Wirbel vermochte den Strom nicht in ſeinem Laufe zu hemmen, welcher Dämme durchbrach, und ſich ſein Bett durch Felſen wühlte. —

Die willkommene Thür des Pächter Heil eröfnete ſich, und nahm den Wanderer ein. —

Sophie Erdmuth ſaß in einer Ecke, und nähte, als Hartknopf in die Stube trat — ſein erſter Blick fiel auf ſie — ihn bewillkommend ſtand ſie auf, und erwiederte durch einen ſanften Händedruck ſeinen Blick voll ernſter Liebe.

Er aß bei dem Pächter Heil das Mittagsmahl, und als er über das Torfmoor nach Ribbeckenau wieder zu Hauſe kehrte, ertönte ihm unterwegens folgende Sinfonie.

Die Sinfonie.

Am Abend kehren die Schnitter heim vom Felde, und ſchleppen ihre Senſen nach. —

Dem Hungrigen iſt das Mahl, dem Müden die Lagerſtatt bereitet. —

Sie grüßen das Dach der gewohnten Hütte, und das kleine Fenſter in der leimernen Wand. —

Sie lagern ſich ehe die Dämmerung kömmt, und ſchlummern bis die Lerche erwacht. —

Dann hebt das neue Tagewerk an — und immer wächſt die Mühe je höher die Sonne ſteigt. —

Und wenn der Schweiß von der Stirne träuft, ſo labt ein erquickender Trunk den Gaumen. —

Bis die Stunde des Mittagsmahls mit ſchwerem Schritt heranrückt. —

Nun lagern die Müden ſich in den Schatten, verzehren haſtig ihr Mahl, und eilen ſchnell wieder an ihr Werk, denn ein Gewitter ſteigt herauf. —

Die Donnerſchwangere Wolke lähmt den Arm, die Hände werden laß.

Aber ſiehe! von Abend her erhebt ſich ein kühler Wind, die Wolken zertheilen ſich — das drohende Gewitter zieht vorüber. —

Nun iſt der Schweiß getrocknet — die Senſen heben ſich in ſchnellerm Takt, die Aehren fallen dichter — das Feld iſt leer. —

Nun, denkt der Arbeiter bei ſich ſelber, eilt der Abend näher — ich werde bald auf dem Lager liegen. — Es dauert nicht lange mehr. —

Und während er noch ſo denkt, iſt es ſchon Feierabend. —

Langſam geht er zu Hauſe — ihm iſt das Bette einladender als der Tiſch. —

Eilend nimmt er das Mahl zu ſich, um ſich zu der morgenden Arbeit zu ſtärken, und Zeit zum Schlaf zu gewinnen. —

Kaum hat er ſich niedergelegt, ſo iſt Gedanke und Bewußtſeyn ihm entflohen, bis die Liebe zur Arbeit ihn mit der Morgendämmerung wieder weckt.

Der Prediger ſchlummert noch ein Weilchen, aber nicht lange mehr — er grüßt die Morgenröthe in der Laube in ſeinem Garten hinter der Pfarrwohnung. —

Er durchwandert die ſchmalen Pfade zwiſchen den angepflanzten Beeten, und ſieht was keimt, und was im Mutterſchooß der Erde noch verſchloſſen bleibt. —

Dann eilt er auf die Wieſe durch das Gartenthürchen, und ſaugt aus Blumen und Kräutern den Honig ſeiner Rede. —

Hier lernt er betrachten und unterſcheiden, was in der einfachſten Bildung mannichfaltiges iſt, und lernt das Mannichfaltige wieder vereinfachen, wie den Strauß von Blüthen. —

Hier ordnen ſich ſeine Predigten an die horchende Menge, und an den einſamen Trauernden. —

Er ſpähet den wunderbaren Bildungen in ihren erſten Keimen nach, und ahndet leiſe, wo er nicht frei zu denken wagt. —

Die einſame Stunde mit dem Schleier umhüllt, verfliegt ihm ſchnell, und macht der geſelligen im Roſenfarbenen Gewande Platz. —

Sie kommt im holden Reihentanz mit ihren Schweſtern und ladet den frohen Einſamen in ihre Umarmungen ein. —

Die Pfarrwohnung iſt doch bequem, obgleich die Stuben ſchiefwinklicht ſind. — Auch in ſchiefwinklichten Stuben wohnt die ſtille Freude und ſüßes Lebensglück. —

Da ſteht in einer Ecke der braune Bücherſchrank, und in der andern der pyramidaliſche Aufſatz zum weißen hellklingenden Porzellain.

Das alles iſt ſo glänzend und ſo ſchön — die Griffe an den neugemachten Thüren ſind polirt — die Küche iſt hell und groß — die Fenſter des Studierzimmers ſind nach dem Garten zu — und grüne Vorhänge ſchützen gegen den brennenden Sonnenſtrahl.

Und wohnt die Lieb' in Hütten des Landmanns, ſo wohnt ſie doch viel bequemer in der zierlichen Pfarrwohnung, die wie ein Pallaſt über die Hütten emporragt, und wo der Rauch vom Heerde nicht aus der Thür zieht, ſondern durch den Schornſtein in die Luft empor ſteigt. —

Hier tönen oft in ſtillen Stunden die Saiten des Klaviers — und ſind ein ſanfter Wiederhall vom ſchönen Lebenswohllaut. —

So fliehen die Tage hin, und kehren niemals wieder? — Dieſelben nie — denn das Zufällige verſchwindet, aber das Weſen der Dinge erneuert ſich in ewiger Jugend. —

Hartknopf lernt den Grobſchmidt Kerſting kennen.

Der kam links von einem benachbarten Flecken auf einem ſchmalen Wege über das Torfmoor hergewandert, als die Sonne ſich ſchon zum Untergange neigte — da geſellte er ſich zu dem Prediger Hartknopf, deſſen erſte Predigt in Ribbeckenau er in einem dunkeln Winkel in der Kirche mit lauſchendem Ohre vernommen hatte.

Denn er mochte ſich der Gemeinde nicht zeigen, weil er eine zu ſeltene Erſcheinung in dieſer Kirche war, deren Schwelle bey Lebzeiten des vorigen Pfarrers ſein Fuß niemals wieder betrat, nachdem er ſich einmal an Geſtalt und Gebehrde des Redenden geärgert hatte.

Bei dem erſten Abendgruß aber fand Hartknopf ſeinen Mann an dieſem geraden und unbiegſamen Wanderer durch das Leben, der mit feſtem Tritt den Boden zeichnete, der ihn trug, mit freiem Auge in die Weite um ſich her blickte, und mit wohlwollenden Anſtande Hartknopfen ſeine Rechte bot.

Dieſer Grobſchmidt Kerſting war ein ſtiller Einwohner in Hartknopfs Pfarrdorfe — allein er war wegen ſeiner Geſchicklichkeit in Pferdekuren in der ganzen umliegenden Gegend berühmt.

Daß er aber auch Menſchenkuren durch die Zaubermittel einer wohlabgewogenen, aus dem Innerſten des Herzens ſtrömenden Beredſamkeit verrichtete, darum rühmte ihn niemand, denn niemand wußte es, der gebeſſert von ihm gieng, durch weſſen Rath er gebeſſert ſey, — weil Kerſting den Menſchenarzt unter dem Pferdearzt und Grobſchmidt ſo fein zu verſtecken wußte, daß ihn unter dieſer groben Hülle niemand ahndete.

Ich lernte dieſen merkwürdigen Mann, welchen ich, da ich Hartknopfen beſuchte, in Ribbeckenau nicht vorfand, erſt viele Jahre nachher, auf einer Reiſe von Hannover nach Braunſchweig, auf dem Poſtwagen kennen, nachdem er ſchon lange in einer ganz andern Lage geweſen war, und doch noch immer Vergnügen daran fand, unter dem Titel eines Grobſchmidts ſeinen Rang und Werth unter den Menſchen vor neugierigen Augen zu verdecken.

Denn, ſo wie viele die Sucht haben, mehr zu ſcheinen als ſie ſind; ſo hatte er den Fehler weniger ſcheinen zu wollen als er war.

O wie fühlte ich damals mein Herz erweitert, als ich dieſen ſimplen Mann, der ſich beim Ausfahren am Stadtthore als Grobſchmidt angegeben hatte, auf dem Poſtwagen hinter mir ſitzend, mit ſeinem zehnjährigen Sohne Worte der Weisheit, eine ſeltne Sprache reden hörte, die nur hier und da aus einem Munde noch wiederhallt, damit ſie im Gedächtniß der Menſchen nicht ganz verlöſche. —

Seine Worte hoben allmälig die Scheidewand weg, die durch Alter, Sitten, Stand und Sprache Menſchen von Menſchen ſondert. —

Die Menſchen fanden ſich und kannten ſich wieder vom Aufgange bis zum Niedergange und wunderten ſich, ſo lange ſich verkannt zu haben. —

Der hohe Gedanke der immerwährenden ſich ſtets verjüngenden Menſchheit durchbebte die Seele. —

Wir hatten die Wälle und Thürme von Braunſchweig ſchon im Angeſicht — wir alle waren einige Minuten ſtill — der Knabe ſchmiegte ſich gerührt an ſeinen Vater — und ein armer pohlniſcher Jude, der mitfuhr, hub in hebräiſcher Sprache den Pſalm an herzuſagen.

"Wenn die Hülfe aus Zion kommen wird, dann werden wir ſeyn wie die Träumenden."

"Dann wird unſer Mund voll Lachens und unſre Zunge voll Rühmens ſeyn."

"Da wird man ſagen unter den Heiden: Der Herr hat Großes an ihnen gethan;"

"Der Herr hat Großes an uns gethan; des ſind wir frölich."

"Herr, wende unſer Gefängniß, wie du die Waſſer gegen Mittag trockneſt."

"Die mit Thränen ſäen, werden mit Freuden erndten."

"Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Saamen, und kommen mit Freuden, und bringen ihre Garben."

Der Jude dachte nicht daran, ob ihn jemand verſtand, oder nicht, da er den Pſalm herſagte, und alles war aufmerkſam und ſtill im ſympathetiſchen Mitgefühl der Menſchheit, die ſich ſehnet, dem Druck entnommen zu ſeyn, der auf ihr liegt, und in ihrer angeſtammten Größe wieder zu ſchimmern.

Der Grobſchmidt Kerſting ſtieg vor dem Thor vom Wagen ab, und ließ uns in einem angenehmen Staunen zurück über den wunderbaren Mann, den wir in unſrer Mitte gehabt hatten.

Nie werde ich ſeine Geſtalt und die Würde und Wahrheit in ſeinem Blick vergeſſen, womit er die Gemüther beherrſchte — denn damahls ruhte auch Hartknopfs Geiſt auf ihm, mit dem er nun bei Sonnenuntergange auf Ribbeckenau zuwanderte, und zum erſtenmal die ſüßen Worte der Erkennung vom Anbeginn verwandter Seelen mit ihm wechſelte.

Dieſe Erkennungsworte löſen ſich immer wieder in einen einzigen hohen Begrif auf, der heißt:

Humanitas.

Der Küſter Ehrenpreiß und die Bauern.

Als ſie nahe am Dorfe waren, begegnete ihnen der Küſter Ehrenpreiß mit einigen Bauern, und murmelte für ſich die Worte:

par nobile fratrum!

Die Bauern fragten ihn, was das hieße, und er ſagte: ein paar ſaubere Brüder! Die werden ſchöne Dinge anrichten!

Der eine hat bei ſeiner erſten Predigt ſchon das Signal gegeben, und der andere ſtand in einem Winkel in der Kirche und horchte, was der neue Prophet ſagen würde.

Die Bauern ſchüttelten bedenklich die Köpfe über den neuen Propheten, der mit dem Atheiſten und Goldmacher Kerſting in das Dorf zurückkehrte.

Und als ſie nun gar ſahen, daß Hartknopf den Kerſting in ſein Haus begleitete, und dieſer dann die Thüre hinter ſich zuſchloß, ſo machten ſie das Zeichen des Kreuzes, und giengen mit gen Himmel emporgehobenen Augen auseinander.

Das Abendmahl.

„Brannte nicht unſer Herz in uns, da
„er auf dem Wege mit uns redete?„

Kerſting. Beliebt noch eine Hälfte von der Taube.

Hartknopf. Ich habe genug von der Taube.

Kerſting. Sie iſt nicht hölzern.

Hartknopf. Ich mag nicht an die hölzerne erinnert ſeyn.

Kerſting. Nein, es wäre auch Schade darum, das ſchöne Bild ſo zu entſtellen. — Mir iſt die Taube im hohen Liede das zarteſte Sinnbild der Liebe, ohne welche das Leben leer iſt. —

Hartknopf. Warum noch einmal auf denſelben Punkt.

Kerſting. Weil ich ins Herz treffen will. — Wir haben nur von der himmliſchen Weisheit geſprochen, die muß ſich nothwendig in einem ſterblichen Leibe zu den Sterblichen herabſenken, und heißt alsdann: **Sophia Erdmuth.**

Hartknopf ſchwieg, und Kerſting ſchenkte zwei Pokale voll Wein, die wurden ſchweigend ausgeleert. —

Und nun ſtimmten die allgemeinen Begriffe ſich allmälig zur **Individualität** herab.

Man träumte ſich ein ſüßes Lebensglück, das den Sterblichen ſo nahe läge, wenn ſie es nur ergreifen wollten.

Die Gedanken verkehren ſich in Scenen von häuslicher Glückſeligkeit, von ruhigem Beyeinanderſeyn, und vergeſſen der weiten Welt umher.

Ein treuer Handſchlag verſiegelte das Freundſchaftsbündniß. — Hartknopfs Entſchluß ward tief in ſeinem Buſen feſt, und als ein verlobter Bräutigam verließ er noch dieſen Abend die Schwelle ſeines Gaſtfreundes.

Mein Beſuch bei Hartknopf in Ribbeckenau.

Ich fand ihn im Garten, wie er Bohnenſtangen ſetzte, und er bewillkommnete mich unter den Bohnenſtangen.

Er war nun der völlige Hauswirth geworden, denn er hatte auch Bienenkörbe, die er mir zeigte. —

Ich brachte ihm wieder Rettigſaamen mit, denn der, den ich ſchickte, hatte auf ſeinen Feldern noch nicht gedeihen wollen.

In ſeinem Antlitz glänzte eine heitere Freude — und dann zuweilen wieder ein tiefes Nachdenken.

Er hatte mir ſchon geſchrieben, daß er verlobt ſey. — Ich wünſchte ihm Glück dazu, und er dankte mir bloß mit einem Händedruck. —

Nun war auf den nächſten Sonntag gerade eine große Feyerlichkeit in Ribbeckenau, bei welcher ich mit zugegen war. —

Die Kirche in Ribbeckenau hatte nehmlich hundert Jahre geſtanden, und feierte nun ihr erſtes Jubelfeſt, und Hartknopf hatte ſchon allerley Veranſtaltungen getroffen, um dieſe Feierlichkeit recht glänzend zu machen.

Ribbeckenau ſchien wirklich ſeine Welt geworden zu ſeyn — er hatte einen Zauberkreiß um ſich her gezogen, der das, was er umſchloß, in ſeinen Gedanken zu einem Elyſium umſchuf.

Das Jubelfeſt.

Der feſtliche Tag war nun da; man läutete die Glocken — die benachbarten Dorfſchaften hatten ſich verſammlet — die Menge der Zuhörer fand in der Kirche nicht Platz. —

Der Grobſchmidt Kerſting war bei dieſem Jubelfeſte verreißt. —

Muſik und Rede ſollten nun vereint auf die Zuhörer wirken.

Vokal- und Inſtrumentalmuſik war beiſammen, denn aus dem nächſten Städchen waren die Chorſchüler zu dieſem Feſt geladen, und der adjungirte Kantor aus eben dieſem Städtchen dirigirte die Muſik.

Die Muſik ſollte ſich mit einem vollſtimmigen Hallelujah ſchließen, und Hartknopfs Rede mit einem Hallelujah in die Muſik einfallen.

Welcher Genius ihn auf dieſen ſonderbaren ſpielenden Einfall brachte, iſt mir noch jetzt ein Räthſel.

Wie nun ein Unglück ſelten allein kömmt, ſo war die alte Emporkirche, auf der die kleine Orgel ſtand, lange nicht ſo gedrückt und erſchüttert worden, als jetzt durch die Bewegungen der Sänger und Saitenſpieler, und vorzüglich durch den Fußtritt des adjungirten Kantors, welcher den Takt trat.

Nun ſtand aber oben auf der Orgel, gerade der Kanzel gegen über, mit loſen Füßen, wie ſchwebend, ein großer vergoldeter Engel. — Dieſer fieng zuerſt allmählig an zu nicken, ſo wie der Kantor mit dem Fuß auftrat — und nachdem er verſchiedenemale vorwärts genickt hatte, ſtürzte er auf einmal mit gewaltigem Sturze mitten unter die Sänger, die ihm Platz machten, und unbeſchädigt aber erſtaunt und erſchrocken um ihn her ſtanden.

Der mächtige Fußtritt des Kantors machte, daß die Muſik noch wieder in Takt kam.

Hartknopf trat auf die Kanzel, und das bedeutende Hallelujah, womit das Chor ſich ſchließſen, und die Predigt ſich anfangen ſollte, wälzte ſich nun erſt durch eine Anzahl Fugen hindurch — wo der Alt, nach einer Pauſe immer einfiel, mit Ha! — Ha! — ſo daß die letzte Silbe von Hallelujah, und dieſes Ha! zuſammen trafen, um den abgebrochenen Freudenſchrei deſto vollkommner nachzubilden; in welchen denn Hartknopfs Hallelujah von der Kanzel einfallen ſollte.

Nun hatte der herabgeſtürzte Engel zwar einige Unordnung erregt — aber alles gieng doch noch gut, bis auf den Altiſten, neben welchen er dicht niedergeſtürzt war, und der ſich noch nicht von ſeinem Schreck erhohlet, und in der Angſt unrecht pauſirt hatte, ſo daß er nun auf einmal, da die ganze Muſik vorbei war, mit ſeinem Ha! — Ha! aus vollem Halſe nachkam, und dieſes nachgebliebene Ha! Ha! mit Hartknopfs feierlichem Hallelujah von der Kanzel gerade zuſammen traf, welches den lächerlichſten Kontraſt machte, den man ſich denken kann.

Die Jubelpredigt.

Schade um ſie! — daß durch ein feindſeliges Geſchick ihr Eindruck gehemmt, ihre erſchütternde Kraft gelähmt wurde!

Und doch auch nicht Schade um ſie! denn ſie wird eben ſo wie Hartknopfs Antrittspredigt ihren innern Werth behalten, wenn gleich die Herzen und Sinnen der Bauern in Ribbeckenau dadurch nicht gerührt wurden.

Hartknopfs Predigten ſind geſchrieben, und ſind ein heiliges Buch, worin für kommende Zeiten Troſt und Stärkung liegt.

Aber die Bauern in Ribbeckenau blickten nur nach den leeren Stellen an der Kanzel, und auf dem Orgelgeſimſe. —

Und ich ſelbſt konnte mich des Lächelns kaum erwehren, wenn ich an das verunglückte Hallelujah dachte.

Alle dieſe Zufälligkeiten ſind aber nun abgefallen, und Hartknopfs Worte glänzen wieder in ihrer urſprünglichen Reinheit und Klarheit.

"Die Zeiten rollen fort und kehren wieder — es iſt nichts neues unter der Sonne." —

"Steh ſtill, o Wanderer, auf dem Pfade und blicke noch einmal zurück, bis dahin wo des Himmels Wölbung auf der Nacht des Waldes ruht." —

"Du trateſt aus dem Dunkel in das Freie, und was du ſahſt ſchien dir nicht unbekannt." —

"Dein Ohr vernahm die längſtgewohnten Töne wieder — und du wareſt ſchnell der Sprache dieſes Landes kundig." —

"Du fügteſt dich in Sitten und Gebräuche, als brächteſt du ſie ſelber mit herüber."

"Du ſprachſt von dem, was vor Jahrhunderten geſchahe, wie von den Angelegenheiten deines Hauſes." —

"Du wußteſt dich ſo ſchnell in das verwickelte Labyrinth, in das du kamſt, zu finden, als wär' es deiner eigenen Hände Werk." —

"Dir lächelte mit dem Strahlenhaupte, verjüngt aus Morgenwolken dein alter Freund entgegen." —

"Den hieß dein Auge mit ſeinem erſten Blicke willkommen — und ſieht ſich nimmer ſatt." —

"Und nimmer hört dein Ohr ſich ſatt — denn keine Zunge erſchöpft, was in dem Innerſten deines Buſens in tiefe Nacht ſich hüllt." —

Das Hallelujah.

Mußte nothwendig mißglücken, weil es zu einer geſuchten, veranſtalteten Scene beſtimmt war, die, wenn ſie geglückt wäre, einen unauslöſchlichen Mißlaut in Hartknopfs Leben gebracht hätte. —

Nur ſeine eingeengte Kraft konnte eine ſolche Krümmung in ſich ſelber machen, die poſſirlich werden mußte, ſobald die veranſtaltete Scene mißlang.

Aber die verborgene Federkraft in ſeinem Buſen dehnte ſich mit Macht, und zerſprengte die Poſſe wieder.

Dies gekünſtelte und geſuchte Hallelujah beſtrafte ſich ſelbſt, und wurde durch das Ha! Ha! des Altiſten von der Orgel in ſeiner Geburt erſtickt.

Dies Ha! Ha! und der herabgeſtürzte Engel warfen über die ganze Feierlichkeit eine komiſche Larve, und was von dem Feierlichen nicht ächt war, das verwehte, wie Spreu vom Winde.

Warum ſind die Anekdotenbücher ſo voll von komiſchen Predigergeſchichten? Warum hat man nichts lieber als Erzählungen von Unſchicklichkeiten und Lächerlichkeiten des Pfarrers auf der Kanzel?

Kömmt es nicht daher, weil man einen gewiſſen angenommenen feierlichen Ernſt ſchon vorausſetzt, mit dem das geringſte Komiſche weit mehr, als im gemeinen Leben abſticht?

Und würde dieß wohl der Fall ſeyn, wenn die Predigten ſich mehr der vertraulichen Unterredung, ſo wie bei den erſten Chriſten, näherten? — wenn der Predigtſtuhl weniger erhaben wäre und der Prediger weniger ſtolz auf die Gemeinde zu ſeinen Füßen herabſähe?

Bei der gewöhnlichen Unterredung fallen die Beſonderheiten der Menſchen nie ſo ſehr auf, als wenn ſie öffentlich auftreten und mit einer gewiſſen angenommenen Feierlichkeit reden; dann wird erſt jede Kleinigkeit bemerkt, die vorher unbemerkt blieb, und der Lacher und Spötter findet reichen Stof.

Das geſuchte Feierliche war ſonſt ſo ganz und gar Hartknopfs Sache nicht, daß er dießmal gleichſam aus ſeinem Weſen hinweggedrängt ſchien, da er von der Kanzel in das Hallelujah von der Orgel einfiel. —

Aber er verkannte ſich auch ſelbſt in dieſem Augenblicke — er glaubte, er ſey zum Prediger in Ribbeckenau gebohren, und brach darüber in ein falſches Hallelujah aus, daß ſich augenblicklich ſelbſt an ſeinem Urheber rächte.

Sophia Erdmuth.

Ihre jungfräuliche Seele bildete ſich unter dem Einfluß eines ſanften Geſtirns. —

Sie wuchs unter den Blumen, und mit den Bäumen in ihres Vaters Garten auf. —

Sie ſchlug vor dem blendenden Glanze der Himmelswölbung beſcheiden ihre Augen nieder, und bückte ſich herab zu dem Veilchen, das mit geſenktem Haupte auf der Wieſe ſtand. —

Die liebende Natur mit Morgenroth und Wieſ' und Wald war ſelbſt die Freundin und Geſpielin ihrer Jugend. —

Dem väterlichen Hauſe entwachſen führte ihr Bruder ſie in ſeine ſtille Wohnung, wo ſie mit ihm fünf goldene Jahre lebte.

Als Hartknopf über die Schwelle trat, veränderte ſich der Lebensplan. —

Es war an einem ſchöngewählten Frühlingstage in der ſtillen Laube im Garten, als Hartknopf, welcher ſchon ihr Herz beſaß, um ihre Hand anhielt, die der Pächter Heil mit Bruderliebe in die ſeinige legte, und ſagte: ſie iſt dein!

Schreiben des Herrn von G . . . an Hartknopf.

"Ich wünſche Sr. Wohlehrwürden, meinem lieben Andreas zu ſeiner Verbindung von Herzen Glück, in dem Verſtande nehmlich, worin er und ich das Glück zu nehmen gewohnt ſind — nicht als ob wir es ſchon ergriffen hätten, oder ergreifen könnten, ſondern als diejenigen, die da harren, bis ihre Auflöſung kömmt. — Bis dahin muß ja Leid und Freude übertragen, und eins ins andere gerechnet werden, weil man ſonſt auch bei den glücklichſten Evenements nicht auskömmt." —

"Die Jungfer Sophie Erdmuth iſt, ſo weit ich ſie kenne, ein ſehr ſanftes und gutes Frauenzimmer, welche richtig urtheilt. Sie wird einen Mann ſehr glücklich machen, der von nun an in ſeinem Gleiſe fortwandelt, und ſich weder zur

Rechten noch zur Linken umſieht. — Da nun die Kreuzesſchule, wozu ich meinen lieben Hartknopf eingeladen, durch dieſe Verbindung ein Paradieß für ihn zu werden ſcheint, ſo wünſche ich denn, daß dieß Paradieß bald möge durch ihn bevölkert, und ich zum Zeugen des Erſtgebohrnen mit gerufen werden, ſo lange ich von den Begebenheiten auf dieſer Erde noch ein Zeuge ſeyn kann. Es iſt ſehr wahr, was er ſchreibt, daß die Sonne noch nicht aufgegangen ſey, unter der wir leben und wirken können, daß wir und kommende Geſchlechter noch in Zeiten im Dunkel des Waldes übernachten, und harren müſſen, bis die Morgenröthe anbricht — — und ſo kann ich es ihm auch wahrlich nicht verargen, daß er ſich ſein Zelt aufſchlägt, und in der kalten Morgenluft nicht unter freiem Himmel liegen will."

"Damit er nun aber auch das Zelt mit Quaſten und Franſchen verzieren könne, bitte ich, Inliegendes als einen kleinen Beitrag zu ſeiner erſten Einrichtung anzunehmen. — Und ſo wollen wir denn in Geduld den Tag des Aufbruchs aus dem Lager erwarten, und uns bis dahin einrichten, ſo gut wir können, aber ja die Stäbe nicht zu feſt einſchlagen, ſondern die Erde umher locker laſſen, damit wir nicht langſam erfunden werden, wenn es gilt, ſchnell zu ſeyn. — Der innere Friede ſey mit uns!

Die Trauung.

Dieſe verrichtete der alte Superintendent Tanatos. —

Sein Urältervater hieß **Tod**, und nannte ſich Tanatos, als er in Erfurt Magiſter wurde.

Der alte Superintendent Tanatos verrichtete die Trauung ſelber, weil er ſeinen Subſtituten die Gebühren nicht gönnte.

Er wußte nicht, daß dieſer Trauungsakt ſein letzter war.

Der weite Prieſterrock hieng über der hagern Geſtalt— die Augen lagen tief im Kopf. —

Die Knie wankten — das Haupt bebte — die Zähne ſchlotterten im Munde. —

Mit beiden Händen faßte er das hundertjährige Formular, das eiſerne Klammern hatte, und las die Flüche des alten Teſtaments dem neuen Ehepaare vor: Zu dem Manne ſagte er:

"Verflucht ſey der Acker um deinetwillen, Dorn und Diſteln ſoll er dir tragen und im Schweiß deines Angeſichts ſollſt du dein Brodt eſſen, bis daß du wieder zur Erden werdeſt, von der du genommen biſt. Denn du biſt Erde und ſollſt zur Erden werden."

Und zum Weibe ſprach er:

"Mit Schmerzen ſollſt du Kinder gebähren, und dein Wille ſoll deinem Manne unterthan ſeyn, und er ſoll dein Herr ſeyn."

Es kam an die Worte: "bis der bittere Tod euch ſcheidet!" —

In ſich gekehrt und ernſt ſtand das Brautpaar da. —

Die letzte entſcheidende Frage wurde mit einem leiſen Ja! beantwortet — die Ringe wurden gewechſelt — das Band war geknüpft, und die furchtbare Ceremonie endigte ſich mit der Gratulation des alten Superintendenten Tanatos, deſſen Geſicht ſich zu einem Lächeln verzog, womit er dem Brautpaare Glück wünſchte, und Hartknopfen und Sophien die knöcherne Hand reichte.

Das Hochzeitkarmen.

Wurde von dem Kandidat Hund, einem Anverwandten des Pächter Heil, der kürzlich die Univerſität verlaſſen hatte, überreicht, und hub an, wie folget:

Wehklagen, und bang Seufzen vom Graunthale des Abgrunds her
Sturmheulen, und Strombrüllen, und Felskrachen das laut niederſtürzt
Und Wuthſchreien, und Rachausrufen erſcholl dumpf auf!
Als Adam im Geſicht ſah' was geſchehen einſt, im Gericht wird!
Goldpallaſt, und bemooßt Dach
Stürzen ein — —
Aber Liebe wird im Schatten
Stillet Nächte ſicher ſeyn —
Unaufhörliches Begatten
Hüllet ſich in Dunkel ein —

Bleibt dem Forſcher unerklärbar
Macht den Weltbau unzerſtörbar,
Lächelt aus des Lagers Ruh
Heulender Verwüſtung zu. — u. ſ. w.

Dieſer Kandidat Hund glaubte ſein Gedicht durch die Stellen zu verzieren, die er aus Klopſtocks Meſſiade geſtohlen hatte.

Er war ein ſonderbarer Menſch, in deſſen Kopfe viel und mancherley durch einander lief. —

Er hatte auf dem Wege von Ribbeckenäuchen bis Ribbeckenau das Torfmoor mit Blumen beſtreuet, die er ſich von einem Bauer in einem großen Korbe nachtragen ließ.

Der Tanz der Liebesgötter.

Sie gaukelten über der Pfarrwohnung in Ribbeckenau im Schimmer der Abendröthe.

Die Bauren von Ribbeckenau rieben ſich die Augen, da ſie den Schimmer ſahen, und wurden dadurch geblendet — denn die Fenſter der Pfarrwohnung warfen einen hellen Glanz von ſich —

Sie war in einen Feenpallaſt verwandelt, in welchem die Königin der Liebe thronte. —

Sie hatte ſich auf einer Abendwolke herabgeſenkt, und theilte nickend mit den ſanften Augenbraunen ihre Befehle aus. —

Dann huben die Liebesgötter in mannichfaltigen verſchlungenen Bewegungen den geheimnißvollen Tanz in der Abenddämmerung an, und ſchloſſen ihn nicht eher, als bis die Morgendämmerung ſich am Himmel zeigte. —

Sterblichen Ohren unvernehmbar ertönte die ganze Nacht hindurch die Luft von ſüßen Lauten, welche den Tanz beſeelten.

Die funkelnden Sterne leuchteten dazu, und die Stille der Nacht feierte die wonnevolle Scene. —

Dreimal näherte ſich der Schlafgebieter mit den Schlummerkörnern, aber Pfeil und Bogen der Tanzenden verſcheuchten ihn.

Der Grobſchmidt Kerſting beſucht das neue Ehepaar.

Ich war den Tag vorher abgereißt, als Kerſting von einer kleinen Reiſe wieder zurückkam, und ſeinen erſten Beſuch bei dem neuen Ehepaare machte.

Er war weder ein Zuhörer von der Jubelpredigt, die ich mit angehört hatte, noch Zeuge bei der Trauung geweſen, ſondern war während der Zeit mit Pferdekuren in der benachbarten Gegend beſchäftigt.

Als er nun in die Pfarrſtube trat, ſo fand er die Neuvermählten am Fenſter ſtehend, und ihm den Rücken zukehrend. — Auf einmal trat er zwiſchen ſie, und ſie fuhren unwillkührlich, mit einem kleinen Schreck auseinander; er aber fügte ſie wieder zuſammen, legte ſchweigend ihre Hände ineinander, und eine Thräne ſtand in ſeinem Auge. —

Nun dachte Hartknopf an den erſten Abend, wo ſie von der himmliſchen Weisheit ſprachen, und ſein Entſchluß zuerſt in ſeiner Seele feſt wurde.

Sophie aber ſchlug die Augen nieder, wie damals, als ſie in dem dunkeln Kirchſtuhle ſaß, und Hartknopfs Blicke zuerſt den ihrigen begegneten.

Und was war es, daß eine Thräne in Kerſtings Auge ſtand, als er die Hände der Liebenden ineinander legte?

Er hatte Sophien lange gekannt — — ſo wie ſie ihn — er kannte ihren ganzen Werth — und wußte ſeinem angebeteten Freunde kein höheres Opfer als dieß zu bringen. — —

Wie ein köſtliches Kleinod drückte Hartknopf ſeinen Freund an ſeinen Buſen — und Sophie ſchlug die Augen auf, und freuete ſich tief im Herzen, daß zwei edle Männer vor ihr ſtanden, die als Freunde ſich umarmten.

Alles, was nun noch geſprochen ward, war gegen die ſtumme Scene unbedeutend.

Im Entzücken ſchwimmen.

Iſt es nicht Ausgehen aus ſich ſelbſt? Uebergehen in ein Etwas, das wir nicht ſind? Ruhen in einer ſanften Umgebung, mit der wir eins ſind?

Hebt das Entzücken nicht da erſt an, wo das Gefühl der eingeſchränkten Ichheit mit allen ſeinen Qualen aufhört, und ein höheres edleres Leben ſeinen Anfang nimmt?

Hat die Sprache ſelbſt einen höhern Nahmen für das Entzücken, als den, welcher auf dieß ſüße Ausgehen aus uns ſelber deutet: wo wir die Sorgen die uns drückten, ausziehen, wie ein Kleid, und in erneuerter Jugend hervortreten, die ſich ſelber nicht faßt, und ihre Götterkraft nicht kennt?

Aber die Stunde der Auflöſung iſt noch nicht da. —

Die Schildkröte zieht ſich in ihr felſenfeſtes Haus zurück — der Igel in ſein Stachelneſt.

Der ſchwüle Tag.

Zwei Tage waren im ſüßen Taumel leicht und frölich dahin geflohen, der dritte war ſchwül und ſchwer. —

Schwarze Gewitterwolken lagerten ſich am Horizonte, und eine drückende Hitze lähmte die Glieder. —

Sophie war in dieſen Stunden ganz glücklich in ihrer Stube und an ihrem Tiſchchen, Hartknopfen aber ward die Stube zu enge, und er gieng allein aus.

Nicht unzärtlich — ſein ſcheidender Blick voll Liebe verſenkte Sophien in eine ſüße Ruhe, worinn die Momente ihr unbemerkt vorüberflohen — ſie hatte nun keine Wünſche mehr, und fühlte doch keine Leere, — der ſchöne Umkreis ihres Daſeyns war nun ausgefüllt.

Ihr droheten die Gewitterwolken nicht, und ihre Bruſt athmete ſanft unter der drückenden Luft. —

Als Hartknopf nun aus dem Hauſe trat, begegneten ihm ein paar hämiſche Bauern, die ſich gerade über ſeine Jubelpredigt, und den herabgeſtürzten Engel mit einander unterhielten.

Sie grüßten ihn, und ſprachen dann wieder leiſe und hohnlächelnd zuſammen. —

Hartknopf eilte, daß er aus dem Dorfe kam, da begegnete ihm beym Ausgehen aus dem Dorfe der Küſter Ehrenpreiß, der ihm aus einer Art von höhnendem Reſpekte immer eine tiefe Verbeugung machte, die Hartknopfen ärgern ſollte.

Hartknopf ärgerte ſich zwar darüber nicht, aber es war ihm doch fatal, daß er mit dieſen Menſchen nun leben mußte.

Er gieng über einen ſchmalen Damm nach dem Krainberge zu, der ſchwarz und öde vor ihm da lag.

Auf der braunen Fläche der Heide ruhte die Nacht des umwölkten Himmels. —

Hin und wieder ſtand einſam ein gekrümmter Baum, welcher dem dürren Boden mühſelig entwachſen war.

Und zwiſchen dem öden Heidekraut, ſtieg Hartknopf den ſandigten Pfad hinauf.

Als er nun oben war, und in das Thal auf das Torfmoor hinunterblickte, ſo ſahe er die beiden ſpitzen Thürme von Ribbeckenau und Ribbeckenäuchen in fürchterlicher Nähe vor ſich nebeneinander ſtehen.

In dieſem Bezirke lag nun ſein Leben, ſeine Reiſen, ſein Wirkungskreiß — hier endigte ſich ſeine Laufbahn, und war wie auf einer Landcharte ihm vorgezeichnet.

Immer näher zog das Dunkel, immer ſchwüler wurde die Luft, und immer gepreßter ſein Athemzug. —

Der alte Superintendent Tanatos reichte ihm wieder die knöcherne Hand — das Hochzeitkarmen mit der bangen Wehklage tönte wieder in ſein Ohr. —

Der dunkelumwölkte Himmel ruhte wie eine ſchwarze Decke über der Erde, und die kleine Thurmſpitze von Ribbeckenau ſchien ſich in dem niedrigen Gewölke zu verlieren. —

Einſam trauerten ein Paar dürre Baumſtämme auf der Heide. — Das niederbückende Alter hatte ſie beſchlichen. —

Mit ſchnellen Schritten wandelte Hartknopf die Anhöhe wieder herab — denn der Tag hatte ſich geneiget; und ſo wie er hinunterſtieg, zog ſich immer enger und enger ſein Horizont um ihn zuſammen. —

Wie ein Traum waren vierzig Jahre verſchwunden, und er gieng auf eben dieſem Flecke gebückt am Stabe und immer noch wanderte ihm zur Seite der Küſter Ehrenpreiß mit ihm über das Torfmoor, dann ſchloß ſich die Laufbahn auf immer. —

Alles lief nun in einem fürchterlichen Punkte, in einer traurigen Spitze aus. —

Unaufhaltſam lief der Sand im Stundenglaſe, und das Ziel war da, nichts war dazwiſchen als die einförmige Wiederkehr deſſen, was ſchon da war. — Schrecklich eröfnete ſich der Abgrund dicht vor den Füßen des Wanderers. —

Das enge Grab war nun da — die Erde ſcholl dumpf auf den Sarg — keine Ausſicht, kein Gedanke an die Zukunft mehr. —

Alles verbauet, verſchloſſen, und gehemmt — zwiſchen öden Mauren, die des Tages Glanz verdeckten. —

So wie nun Hartknopf über den kleinen Dorfkirchhof zu Hauſe kehrte, erleuchtete ein Blitzſtrahl die goldene Schrift an den Kreutzen auf den Grabhügeln — ſie flammte einen Augenblick, und verloſch wieder in ſchwarze Nacht. —

Die Kirchhofsmauer lief ſo enge zu, die Grabhügel waren ſo dicht aneinander gedrängt. —

Auf einmahl ſahe ſich Hartknopf vor der Thüre ſeines Hauſes, ſein liebend Weib empfing ihn mit ausgeſtreckten Armen, und er erwachte wie aus einem ſchweren Traume. —

Die Schmiede.

War dem Pfarrhauſe ſchräg gegenüber, mit einem grünen Platze, der mit Bäumen beſchattet war, wo zwiſchen den Blättern die Funken flogen. —

Hartknopf konnte aus ſeiner Studierſtube das Getöſe der Hämmer auf dem Amtos hören, und dann ſchlug ſein Herz ſtärker, — unwillkührlich machte er das Buch zu, und konnte nicht auf der einſamen Stube bleiben.

Die Jahre ſeiner frühſten Jugend traten in ihrer Kraft und Blüthe vor ſeine Seele.

Um ſeine Schultern ſchlotterte die Löwenhaut — und auf die ſchwere Keule ſtützte ſich ſein Arm. —

Die Welt lag vor ihm offen vom Aufgange bis zum Niedergange. — Er bahnte zwiſchen Ungeheuern durch Wüſten ſich ſeinen Weg, bis aus den dunklen Zweigen, die goldne Frucht ihm entgegen blinckte, und er ſie dem ſeufzenden Stamme mit kühner Hand entriß.

Heimlich ſtahl er ſich aus dem Hauſe fort, und eilte hinter die Bäume, welche die Schmiede verſteckten; dann lehnte er ſich über die halbe Thür am Eingange, und blickte ſehnſuchtsvoll nach dem glühenden Ofen hinüber, während daß die Funken um ſeine Locken ſpielten. —

Unter den wiederholten Schlägen ebnete ſich der Huf, das ſtarre Eiſen ſpitzte ſich.

Das Unförmliche bekam Geſtalt und Form. —

Nun konnte er nicht länger widerſtehen — es dauerte nicht lange, ſo ſtand er in der Mitte der Arbeitenden, führte den Hammer wie ſie, und die obere Thür ward angelehnt, damit der Küſter Ehrenpreiß nicht etwa vorübergehen. und ſeine Blicke dies Heiligthum entweihen möchten.

Hier brachte Hartknopf auch in dem bitterſten Leiden noch manche ſüße Stunde an der Seite ſeines Freundes zu, und ſtählte ſeine Bruſt zur Ertragung alles Ungemachs und aller Widerwärtigkeiten des Lebens.

Wenn er denn aber wieder zu Hauſe mußte, ſo wuſch er ſich ſorgfältig die Hände, damit ſein liebendes Weib die Spuren der ungewohnten Arbeit nicht entdecken möchte.

Hartknopfs Klage.

Vom Mittag kommen Heuſchrecken
Wie eine düſtre Wolke,
Sie ſenken ſich und fliegen wieder auf —
Das Feld iſt leer —
Die mit Mühe den Acker pflügten,
Und die Saat ausſtreuten,
Gehen der Erndte verluſtig —
Sie arbeiteten im Schweiß ihres Angeſichts
Um Ungeheuer zu füttern,
Die den Fleiß der Mühevollen
Als eine ſüße Beute verſchlingen. —
Von wannen kömmt der Troſt den Edlen,
Die durch Schmach betrübt ſind,
Weil ſie einſam ſtehen,
Und in fernen Zonen
Weit umher zerſtreut ſind —
Sie ſehnen ſich im Stillen,
Und wünſchen ſich zu kennen,

Und möchten ſich zu einem Chor vereinen,
Und einer ſich im andern wieder finden —
Sie haben ſich verlohren
Und ſuchen ſich vergebens —
Sie trauren in den Wäldern
Und miſchen ihre Seufzer
In Philomelens Klage.
Was rauſchen über Berge über Meere
Mir für Stimmen, was für Töne mir entgegen,
Die die Luft mit leiſen Flügeln
An mein Ohr hinüberträgt? —
So viel Sprachen, ſo viel Zungen,
Die harmoniſch ſich begegnen,
Und nach einem Ziele ſtreben,
Wo ſie alle ſich vereinen,
Gedanken mit Gedanken
In ſüßen Lauten wechſelnd —
Ach, auf dem ſeeumſpülten Felſen
Möcht' ich gern die Hand dir reichen
Der du hülflos, einzeln ſtehſt —
Aber die Parze hat ihn zerſchnitten,
Den Faden, der mich an dich knüpfte —
Zerriſſen iſt der Menſchen Leben
Von ihres Daſeyns Anbeginn —

Sie müſſen ſich vergeblich ſehnen,
So lange der Tag am Himmel weilt
Und wenn die Sonne untergeht,
So haben ſie noch nicht gefunden,
Was ſie bei Tagesanbruch ſuchten.
Dies ahndet ſchon der Kinderſeele
Die dunkel in die Zukunft ſchaut,
Wenn bei des Lichtes erſtem Gruß
Das neugebohrne Auge weint.

Hartknopf ſteckt den Küſter Ehrenpreiß in einen Graben.

Denn dieſer machte es ihm auf dem Wege, wenn ſie über das Torfmoor nach dem Filial giengen, gar zu arg. —

Er fieng an von den Wolken zu ſprechen, um auf die Glaubenslehren zu kommen, worüber er mit Hartknopfen diſputiren wollte. —

Bleib' er bei ſeiner Nadel! ſagte Hartknopf, denn Ehrenpreiß war ſeines Handwerks ein Schneider, und rede er nicht dumme und thörichte Worte! —

Nun mochte aber Hartknopf ſeine Ohren verſtopfen, ſo hörte doch ſein Begleiter nicht auf, den ganzen langen Weg ihm noch länger, und jeden ſauren Schritt ihm noch ſaurer zu machen.

Eines Sonntags waren ſie nun auch ohngefähr die Hälfte des Weges gegangen, als Ehrenpreiß, da ihm Hartknopf noch kein einziges Wörtchen

chen geantwortet hatte, anfieng witzig zu werden, und allerlei Anſpielungen auf die Taube, auf den Engel, auf das Hallelujah, u. ſ. w. machte —

Dies hörte Hartknopf eine Weile an, bis ſie mitten im Torfmoore vor einem ſchlammigten Graben vorbeikamen. — Da faßte er, ohne ein Wort zu ſagen, den Küſter Ehrenpreiß, ehe dieſer ſichs verſahe, beim Halskragen, und ſteckte ihn, ſo wie er war, bis an den Hals in den Graben — woraus er ihn nicht eher wieder erlöſte, bis er ein unverbrüchliches Stillſchweigen auf dem Wege angelobt hatte. —

Und nun fieng Hartknopf an zu reden und ſprach die ganze übrige Hälfte des Weges dem Küſter Ehrenpreiß mit mächtiger Stimme in die Seele, dieſer aber gieng triefend neben ihm her, und erkühnte ſich nicht einen Laut von ſich zu geben, ſo lange ſie noch neben dem Graben giengen. Als ſie aber im Dorfe ankamen, machte er ein groß Geſchrei, und drohte Hartknopfen zu verklagen, der ſelbſt den Geſang in der Kirche anſtimmen mußte, weil Ehrenpreiß ganz mit Schlamm bedeckt, vor keinem Menſchen erſcheinen konnte.

Auszug aus einem Briefe, den Hartknopf an mich ſchrieb.

Dieſer Brief ſchilderte mir Hartknopfs Zuſtand, wie er in Stunden des frohen Muths zu ſeyn ſich vornahm, nicht wie er wirklich war, — er verſchwieg mir den innern Kampf ſeiner Seele um ſein Beyſpiel lehrreicher für mich zu machen.

Jahre nachher deckte er mir den Schleier auf, und ließ mich in die ſchreckliche Dunkelheit ſeines damaligen Zuſtandes blicken, den er mir in ſeinem Briefe mit dieſen ſanften Worten überkleidete:

"Ich ſchiffe nun, mein Lieber, den Lebensſtrom hinunter — alles athmet Ruhe und Stille um mich her." —

"Ohne Geräuſch und Sorgen eilen die Stunden hin. — Kaum bin ich ausgelaufen, und finde mich am Ziele" —

"Unſere Hütten ſind gebauet, wir haben unſere Wallfahrt vollendet." —

"Der Seiger unſrer Dorfuhr tönt am Morgen, und am Mittage, und am Abend den ſtillen Frieden in unſre Seelen, und macht uns vertraut mit unſern Wohnungen."

"Wir gehen friedlich unſern Weg, und dulden, und tragen uns einander mit Sanftmuth, weil wir vereint zum Grabe wallen."

"Der Rettigſaamen gedeiht auf unſern Feldern, mein Garten ſteht in voller Blüthe, und die Gefährtin meiner ſtillen Tage iſt hoch ſchwanger." —

"So iſt denn alles, wie es ſeyn kann, und muß, u. ſ. w."

Freundſchaft und Zärtlichkeit.

Das Pfand der Liebe war nun da — Hartknopfen war ein Sohn gebohren, und das feſte Band der Ehe war noch unauflöslicher zugezogen.

Der Herr von S.... überſandte ein reiches Angebinde, weil er Schwachheit halber als Taufzeuge nicht zugegen ſeyn konnte.

Kerſting aber feierte mit Hartknopfen dieſen Tag in hohem Freundſchaftsgenuß; er drückte ihm oft bedeutend die Hand — und Hartknopf ſah in ihm eine feſte Stütze bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens, einen ſichern Gewährsmann und Bürgen für ſeine Ruhe. —

Zartere Bande knüpften ihn nun an Weib und Kind, aber ſtärkere an ſeinen Freund, an den er ſich im Sturm und Ungewitter hielt.

Die Freundſchaft nimmt die Zärtlichkeit in ihren Buſen auf, und ſchützt ſie gegen die rauhen Stürme, und gegen den kalten Hauch der Luſt. —

Die Freundſchaft verbirgt die Zärtlichkeit in den ernſten Stunden, wo ſie unerbittlich und ſtrenge die Mine des Haſſes annimmt.

Sie iſt höher als die Zärtlichkeit, daurender als die Liebe, ſtark wie die Tugend, und mächtig wie der Verſtand. —

Der geheimſte Kummer.

iſt derjenige, welchen Liebende ſich ſelber gern verſchwiegen, gern vor ſich ſelbſt verbergen möchten: — daß ſie dem geliebten Gegenſtande das nicht zu ſeyn vermögen, was ſie ihm zu ſeyn doch ſehnlich wünſchen. —

Daß immer qualenvoller ihr Zuſtand wird, jemehr ſie ſich zwingen wollen, noch immer das zu ſeyn, was ſie nicht mehr ſind. —

Wenn die regen Gefühle in ihrem zarteſten Vereinigungspunkte mit einander uneins werden.

Das höchſte Opfer.

Giebt es noch wohl ein höheres, als wenn die Liebe ſich ſelber dahin giebt, um ihrem Gegenſtande, den ſie umfaßt, die Freiheit zu ſchenken, wornach die Seele im innern Kampfe mit ſich ſelber ſchmachtet? —

Wenn der aufſtrebende Geiſt durch zarte in ſein Weſen verwebte Bande ſich gefeſſelt fühlt, welche zu zerreißen ſeiner Empfindung ſelbſt den Tod droht.

Wenn denn die mitleidsvolle Liebe ſelber die Bande löſt, um den Entfeſſelten frei und froh zu wiſſen; ſo hebt ſie durch dieß Opfer ſich über ſich ſelbſt empor — ſie dehnt ſich gleich dem milden Aether aus, und wird durch leiſe Wünſche der Schutzgeiſt des Irrenden auf ſeinen Pfaden.

Die Trennung.

Sie iſt das erſte große Geſetz der Natur. —

In ihr liegt der Keim zu allen Bildungen. —

Sie iſt die Mutter der Schmerzen und die Gebährerin der Wonne.

Sie erneuert unaufhörlich die Geſtalten und erhält das Ganze in ewiger Jugend. —

Da, wo die Schere den Faden zerſchneidet, beginnet ein höherer Anfang. —

Das Grab der Liebe iſt die Wiege der Weisheit, welche höher iſt denn alle Vernunft, und welche eben deswegen ſehr viel Vernunft vorausſetzt, auf die ſie ſich ſtützen kann. —

Dieſe Weißheit findet einen Punkt, wo der Schmerz der Trennung aufhört, das bittere Scheiden ſüß, und jede Verſagung leicht wird.

Wo alle Entbehrungen aufhören, und die Fülle des Daſeyns eintritt. —

Eine Lücke in Hartknopfs Geſchichte *).

— — — — — — —
— — — — — Mit der Schärfe des Schwerdts war der Knoten nun durchgehauen. — Der Scheidebrief war da, und Sophie Erdmuth küßte ihn mit tauſend Thränen, und verſiegelte mit dieſem Kuß ihr großes Opfer. —

Den Scheidebrief begleitete ein Schreiben an Hartknopf, worin ihm die gebetene Entlaſſung von ſeinem Amte ertheilt wurde.

Der

---

*) Dieſe Lücke wird ſich aus Hartknopfs vertrauteſtem Briefwechſel ergänzen.

Der Pächter Heil führte ſeine Schweſter mit ihrem Knaben wieder in ſein Haus — und Kerſting begleitete ſie.

Der Küſter Ehrenpreiß hatte Hartknopfen beim Konſiſtorium angeklagt, und die Bauren aufgehetzt, daß ſie ebenfalls gegen ihn eingekommen waren — nun ſchrieb er ſich triumphirend Hartknopfs Schickſal zu.

Täuſchung und Würklichkeit.

Wenn die Waſſerwage
Das Unebne gleich macht,
So iſt es ſtill in der Seele des Weiſen —
Es iſt nicht die Stille des Grabes,
Sondern der hohen Mittagsſtunde,
Wenn die Arbeiter im Felde ruhn,
Kein Lüſtchen ſich bewegt,
Und nur die ſummende Fliege
Dem Ohre vernehmbar wird.
Der Müde ruht im Schatten der Eiche,
Und goldne Träume umgaukeln ſeine Stirn.
Wie nächtliche Nebel rollen die Sorgen hin —
Die Sonne der Freuden glänzt —
Es hüpfen goldne Wellen
Auf ſanftbewegter Fluth —
Und grüne Büſche ſpiegeln
Sich in dem klaren See —

Der Träumer ſpricht: hier laßt uns Hütten baun!
Sein Genius ſteht lächelnd neben ihm
Und zieht den Vorhang mit Gebüſch und klarem See hinweg —
Nun iſt die ſteile Felſenhöhe wieder da,
Die ſchon ſo oft dem Aengſtlichträumenden erſchien. —
Soll ich denn dieſe ſteile Höh' erklimmen?
Soll ich des Lebens Weg denn ſtets
Auf ungebahnten Steigen wandeln? —
Mit Muth erfüllt des Träumers Buſen
Der Knab' im glänzenden Gewand —
Dem Schlummrer wird die Seele größer
Das Blut in ſeinen Adern,
Eilt ſchneller — und der Fels ſinkt ein —
Ein leichter Sprung bringt ihn ins Weite —
Des Wandrers Schritt iſt ungehemmt
Und unbegrenzt ſein Blick. — —

Der Abſchied.

Dank euch, ihr großmüthigen Seelen, daß ihr den Scheidenden ſanft und gut entließet.

Ihr hattet ihn eine kleine Weile gefangen gehalten, und ließet ihn wieder in ſein großes Element entſchlüpfen. —

Am frühen Morgen brach Hartknopf auf. —

Sophie Erdmuth, **an Kerſtings Arm gelehnt**, und der Pächter Heil begleiteten ihn vor das Dorf hinaus. —

Er hatte Muth in ihre Seelen geſprochen, aber ſie ſahen ihm mit weinenden Augen nach. —

Und Hartknopf nahm ſeinen Stab, und **wanderte nach Oſten zu.**

Der Küſter Ehrenpreiß aber ſtand hinter einem Buſch, und ſagte triumphirend: den Hartknopf habe ich moraliſch todt geſchlagen!

Anna St. Ives.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Karl Philipp Moritz.

Erſter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorrede.

Das Publikum iſt bereits durch eine mit Geſchmack und kritiſchem Geiſte abgefaßte Rezenſion des Originals von dem Werthe dieſes Romans unterrichtet worden. Es bliebe mir beinahe nichts übrig, als eine Entwickelung einzelner Schönheiten, die aber eines Theils zu weitläuftig wäre, und überdies den Leſer von Geſchmack ermüden würde.

Nur auf den eigenthümlichen Geſichtspunkt, aus welchem der Ueberſetzer dieſes

Werk und die einzelnen Karaktere betrachtete, muß ich aufmerkſam machen; er könnte zur Beurtheilung der Ueberſetzung ſelbſt, vielleicht nicht unwichtig ſeyn.

Das ganze Gedicht hat nicht wie ſo mancher andre minder vortrefliche Roman, den Endzweck, die vollkommne Tugend in ihrem glänzenden Lichte, und die Schwärze des Laſters in ſeiner ganzen Abſcheulichkeit zu zeigen; oder die Abſicht, den neugierigen Leſer durch eine Menge verwickelter Begebenheiten hindurch zu führen, und ihn durch unerwartete überraſchende Aufſchlüſſe zu vergnügen; denn jener Endzweck iſt für unſre Zeiten, in welchen mehr Schwäche als Laſter, und mehr Feinheit als wahre Tugend herrſcht, gar nicht mehr paſſend; und dieſe Abſicht kann einem Werke wohl flüchtige Dauer vergönnen; aber wenn ein Gedicht zu wiederholten malen geleſen wird, und doch gefällt, und neu bleibt, ſo enthält es ohne Zweifel eine Reihe intereſſanter, origineller, wohl durchgeführter Karaktere, die auf eine ſeltſame, doch natürliche Art, an einander gerathen, und durch dieſes gegenſeitige Abſchleifen, durch gemeinſchaftliche Leidenſchaften, die jeder auf ſeine eigene Weiſe zu befriedigen ſucht, vor den Augen des Leſers, die geheimſten Regungen ihres Herzens und ganz eigenthümliche Wendungen des Verſtandes, blicken laſſen. Dieſe Behandlungsart erfordert Menſchenkenntniß, Dichtergenie und Sprache; und unſer Verfaſſer hat ſie gewählt, weil er dieſe Talente und die zur Menſchenkenntniß nöthigen Erfahrungen in einem hohen Grade beſitzt.

Die Karaktere ſelbſt ſind ſehr mannigfaltig, und merkwürdig. Die Heldinn des Stücks, ſo wie ihre Freundin Louiſe, überlaſſe ich der Beurtheilung der Leſerinnen. Im Punkt der Liebe weiß vielleicht nur ein Frauenzimmer ein anderes Frauenzimmer zu beurtheilen, und den Dichter, ob er den weiblichen Karakter getroffen hat? Ich behalte es mir vor, über dieſen Punkt bey einer andern Gelegenheit ausführlich zu ſprechen.

Franz Henley iſt ein junger Mann voll Geiſt, ein Selbſtdenker, für die Wiſſenſchaften und für die Menſchheit geſchaffen; aber es fehlt ihm noch an Welt. Die viele Delikateſſe, ſo er zeigt, iſt eher eine Tochter ſeiner feinen Redlichkeit, und ungeheuchelten Empfindungen, als die Wirkung der Lebensart. Auch ſieht man dieſes wohl ein. Das Mistrauen in ſeine Kräfte, das überhaupt einen Menſchen bezeichnet, der ſich noch wenig mit andern gemeſſen hat, iſt von dem Verfaſſer ſehr wohl benutzt worden.

In dem Coke Clifton dürfte ſich ſo mancher junge Mann wiederzufinden glauben; aber es iſt ein Irrthum. Unſre junge Herren ſind wohl, wenn ſie ihre Reiſen beendigt haben, eben ſo anmaaßend, eben ſo epikuriſch geſinnt, eben ſo dreiſt in ihren Urtheilen über das Frauenzimmer, eben ſo eingebildet bei jeder erhaltenen Gunſt, und alle ſolche ſchnöde Verächter der ernſten Wiſſenſchaften; aber jene Anmaßung entſteht nicht, wie bei dieſem, aus Gefühl der Kraft, zu welchem ſich ein unſchädlicher Ahnenſtolz geſellt hat; und alle dieſe Fehler ſind nicht, wie hier, die Folge verwandter Tugenden, ſondern der kalten, Gefühle tödtenden Affektazion.

Die Karaktere des Sir Arthur und Abimelech ſind nicht zu verfehlen.

Jn der Ueberſetzung war ich bemüht, den Sinn des Originals aufzufaſſen, und den Karaktern getreue Worte für die Darſtellung zu wählen. Wenn das Original in Deutſchland häufiger zu haben wäre, ſo zweifle ich nicht, daß ſich die Leſer ſelbſt davon überzeugen würden.

Der Ueberſetzer.

Erſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Wenbourne-Hill.

Wir ſind hier mit lauter Zurüſtungen beſchäftigt, meine Liebe. Morgen früh um fünf Uhr wollen wir unſre Reiſe ſüdwärts antreten. Wir verweilen in London nur eine kurze Zeit, und eilen nach Paris. Meine Erwartung iſt auf das höchſte geſpannt: meine geſchäftige Phantaſie hält mir ſchon die Bilder von Calais, Montreuil, Abbeville, von jedem Orte vor, den ich auf der Reiſekarte genannt finde, und von ſo manchem andern, den der göttliche Sterne ſo berühmt gemacht hat. Ich finde gewiß überall eine Menge froher, lebhafter, launigter, phantaſiereicher Menſchen. Ich habe ſo viel über Frankreich geleſen; über die Bevölkerung dieſes Landes, über die ungetrübte Heiterkeit ſeiner Bewohner, über die Pracht der Gebäude, über das ſchöne Klima, die Fruchtbarkeit, die zahlreichen Städte, die breiten Heerſtraßen, die bunten Wieſen, die blühenden Weingärten, daß es mir wahrhaftig vorkommt, als träte ich die Reiſe nach einem bezauberten Lande an.

Ein anderes Vergnügen wird mir wohl auch in Frankreich werden. Haben Sie ſchon gehört, Liebe, daß Ihr Bruder auf ſeiner Rückreiſe von Italien begriffen iſt, und bald in Paris ſeyn wird? — Mein Vater überraſchte mich mit der Nachricht, daß wir ihn, dem Vermuthen nach, in dieſer Hauptſtadt treffen werden. Vielleicht lege ich in die Worte des Sir Arthur einen verſteckten Sinn, an den er gar nicht dachte; aber er fragte mich doch bedeutend genug, ob ich Sie jemals von Ihrem Bruder hätte ſprechen hören? und nach fünf Minuten wünſchte er zu erfahren, ob ich keine Heyrathsvorſchläge hätte?

Mein Vater und ſein Herr Baurath und Projektenmacher ſind ungemein thätig. Während unſrer Abweſenheit werden unaufhörlich neue Anordnungen und Verbeſſerungen in ſeinem Park gemacht. Sie kennen ſeine Manier. Verbeſſerungsſucht iſt ſeine Krankheit. Und ich muß es Ihnen wieder einmal ſagen: ich kann ſein Faktotum den Abimelech Henley durchaus nicht leiden. Nur die liebenswürdigen Eigenſchaften des Sohns können die Schwächen des Vaters aufwiegen; der, wie ich längſt geglaubt habe, und immer mehr beſtätigt finde, ein ränkevoller, ſelbſtiſcher Menſch iſt, der ſich kein Gewiſſen daraus macht, ſeinen Vortheil durch den Ruin ſeines Herrn zu befördern. Er iſt unerſchöpflich an neuen Entwürfen mit meines Vaters Eigenthum, und wenn er ſie ihm dann mittheilt, ſo wirft er immer mit Sir Arthur, und mit einem ganzen Schwall von Ehrentiteln um ſich herum, und weiß ſeine Plane ſo vorzutragen, als wenn ſie nur die Ausführung der Winke und Gedanken meines Vaters enthielten. Dabei ſpricht der unwiſſende Menſch eine ganz eigenthümliche, kraftvolle, aber nur halbverſtändliche Sprache, die aus einem Paar allgemeinen Höflichkeitsbezeugungen, und einer Sündfluth von ſprichwörtlicher Weisheit und ſchwankenden, abgebrauchten Ausdrücken zuſammen gefloſſen ſcheint. Mit dem Paar höflicher Worte, die er in ſeiner Gewalt hat, gehet er gegen Sir Arthur ſehr verſchwenderiſch um. "Das iſt nobel! "das iſt groß, Ew. Herrlichkeit! Gott ſtraf "mich, en eleganter Infall! Hab's immer "geglobt, Ew. Herrlichkeit hätt geſchmack"haftere un elegantere Infälle, wie en Herr, "Lord un Herrzog, in Alles was Ew. Gnaden "zu nennen pflegen den großen Guſto." Es wäre lächerlich, wenn ich dieſe Sprache nachahmen wollte. Der ſchlaue Unſinn geht auf dem Papiere verloren; aber es iſt äußerſt karakteriſtiſch, wenn er dieſes Konzert mit ſeinen ergebenſten Bücklingen und Kratzfüßen begleitet, damit der gehörige Effekt des Ganzen erreicht werde.

Ich ſitze hier unter lauter Koffern, Felleiſen, Schachteln, Kiſten und Kaſten aller Art. Ach, ich kenne doch keine ſo kleine Seele, die ſich bey dem Gedanken an eine Reiſe nicht ein wenig erheben ſollte. Ich möchte faſt ſagen: weil unſere Einbildungskraft beſtändig ſo weite Reiſen macht, daß ſie in Entzücken gerathen muß, wenn ſie Hoffnung hat, den trägen Körper ihrem Fluge näher zu bringen.

Sir Arthur's Winke wollen mir nicht aus dem Kopf. — Ich brauche mich gegen Niemanden zu verſtellen, und ich möchte es auch nicht; und am wenigſten gegen meine Louiſa; ich muß geſtehen, ſeine Fragen veranlaßten in mir einen Plan zu künftigem Glücke, der — ach! der ſchön wäre, wenn er zur Wirklichkeit käme. Der Bruder meiner lieben Louiſa, meiner Buſenfreundin, wird in Paris ſeyn. Ich werde ihn dort treffen. Er muß ſeiner Schweſter gleichen. Er muß edel ſeyn, liebenswürdig, vielumfaſſend, voll Geiſt, ganz Seele! ich bin entſchloſſen, aufrichtige Freundſchaft für ihn zu hegen, auf die Gefahr, ihn bey dem erſten Anblick zu lieben. Louiſa weiß, was ich unter dieſem Worte verſtehe. Ach, Sie, theure Geliebte, wenn er Ihnen nur zur Hälfte ähnlich ſieht, ſo iſt er ein unvergleichlicher Junge! Unſre Seelen ſind ſchon ſo verſchwiſtert, daß es dieſer meiner Verſchwiſterung nicht bedürfte; und doch, wenn ich einmal heyrathen ſoll — und Sie ſelbſt legten mir ja dieſe Pflicht ſo oft und ſo nahe an das Herz — ſo wünſchte ich, daß der verſteckte Sinn in Sir Arthur's Fragen wirklich liege, und daß er den Bruder meiner Freundin meine. Nenne mich nicht romanhaft: Iſt es ein Wahn, ſo hat er ſeine Quelle in dem vollen Maaße von Zufriedenheit und innigem Vergnügen, das mir die Betrachtung der Kräfte und der Vollkommenheiten des Geiſtes meiner Louiſa gewährt. Wir kennen einander erſt ſeit kurzem, aber wir ſind Freundinnen, als kennten wir uns eine Ewigkeit. Unſre Herzen verſtehen einander, und reden ihre eigne Sprache, die, wie wir, leider! beide gefunden haben, dem übrigen Haufen unverſtändlich iſt.

Noch einmal leben Sie wohl. In London hören Sie wieder von mir. Machen Sie meine Adreſſe, wie gewöhnlich, nach der Großvenorſtraße. Ewig Ihre

A. W. St. Ives.

N. S. Es thut mir leid, daß ich den armen Frank Henley ſo mißmüthig ſehe. Er hat viel gute, ja, ich bin überzeugt, viel große Eigenſchaften. Vielleicht iſt er niedergeſchlagen, weil ihm ſein Vater die Erlaubniß nicht geben wollte, mit uns zu reiſen; denn ich weiß, daß er darum angehalten. Von Sir Arthur hätte ich die Bewilligung leicht erhalten.

Ich bin willens den König Pepin *) mitzunehmen. Es iſt gewiß das klügſte Thier-

---

*) Ein Goldfink, den die junge Dame ſo nannte.

chen, die ungefiederten zweifüßigen ausgenommen, wie die franzöſiſchen Witzlinge uns zweybeinigte Sterbliche nennen. Doch was Wunder? Es iſt ja ein Geſchenk von meiner Louiſa, es hat ihre Lippen geküßt, und von ihrem Geiſte eingeſogen. Wenn ich es zurückließe, ſo würden es die Katzen und andre nichtswürdige Geſchöpfe wieder ſcheu und argwöhniſch machen; und die gegenwärtige reizende Ausübung ſeiner kleinen Kräfte würde verhindert werden. Die Entwickelung des Geiſtes hat auch in einem Vögelchen etwas ſo Herzerhebendes an ſich.

Warum, meine Louiſa, meine Freundinn, meine Schweſter, warum ſind Sie nicht bey mir? warum theilen Sie nicht meine Vergnügungen mit mir? warum jagen Sie nicht mit mir nach jeder lachenden Idee? warum freuen Sie ſich nicht auch mit Allem, was die Neuheit Reizendes hat? Doch ich will aufhören. Ich habe ja ſchon meine ganze Beredſamkeit vergebens verſchwendet. Sie dürfen, Sie wollen Eltern nicht verlaſſen, deren ganze Freude Sie ſind, und ich billige ihren Entſchluß, wenn mir auch ſeine Folgen wehe thun.

Zweiter Brief.

Louiſa Cliſton an Anna Wenbourne St. Ives.

Roſe Bank.

Geſundheit, Freude, und der Zauber der Neuheit müſſen jeden Schritt des treflichen Mädchens begleiten, meiner geliebten, liebenswürdigen Anna! So oft ihr rollendes Wagenrad ſich drehet, ſo oft entſtehe in ihrem Kopfe eine neue Reihe himmliſcher Gedanken! Laune und Heiterkeit beſeele jeden ihrer Tage, erquickende Ruhe verſüße jede ihrer Nächte! Um und neben ihr lächle jeder Hügel, jedes Thal ſie an! und der Anblick gefälliger, vergnügter Menſchen erhalte ihren Geiſt in ſeiner ſchönen Stimmung!

Auch mein Herz iſt halb bei Ihnen; und denken Sie nur, meine gütige Mutter hat mich überreden wollen, ſie zu verlaſſen; "ihr Verluſt, ſagt ſie, würde durch mein Vergnügen wieder erſetzt." Die theure Lady liebt Sie faſt noch mehr als mich, und bat mich dringend, Sie zu begleiten. Aber konnte ſie nicht wiſſen, daß hier Nachgiebigkeit unmöglich war? Muß nicht eine Stunde, um welche ich vielleicht ein ſo koſtbares Leben verlängern kann, den Werth von vielen Jahren haben? Hat ſie nicht bey allen ihren Tugenden und ihrem Schatze von Erfahrungen auch noch die Gabe und die Güte ſich einem jeden mitzutheilen? ihre Geduld, ihre Stärke im Leiden, ihre Kraft den Dingen außer ihr zu entſagen, geben mir Lehren, die ich auf allen meinen Reiſen nicht einſammlen würde. Und, ohne alle Affektation, ſoll ich die Erfüllung ſo wichtiger Pflichten verabſäumen, und, ſo ſehr ich mich auch hier betrübe, darf ich mich von hier entfernen? Nein! meine Anna ſelbſt muß mich nicht in Verſuchung bringen wollen. Sie iſt auch zu edel, um einen ſolchen Wunſch im Ernſt zu hegen. Nicht wahr, meine Liebe?

O daß ich geirrt hätte! aber ich fürchte, ich irre nicht; Sie erwarten zu viel von meinem Bruder. O daß er meiner Anna würdig wäre! Nicht um meinetwillen; denn, wie ſie ſo richtig ſagt, wir (das heißt unſre Seelen; denn ich kenne kein anderes wir.) wir können nicht näher mit einander verwandt ſeyn; aber zu ſeinem eigenen Beſten.

Er iſt der Sohn meiner geliebten Mutter, und ich wünſche ſehnlichſt, daß er dieſer Frau und Ihrer würdig gefunden werde. Dann wäre er gewiß verdienſtvoller, als irgend ein Mann, wenigſtens als irgend einer von den jungen Männern, die ich kenne. Wir ſind zwar Geſchwiſter, aber wir kennen einander nur wenig. Er iſt immer in der Schule, oder in der Stadt, oder bey ſeinen Arbeiten, oder an irgend einem Orte geweſen, wo ich entweder gar nicht, oder nur auf kurze Zeit anweſend war. Ich hab'e Ihnen ſchon geſagt, daß er kein unangenehmes Aeußere hat, daß ſeine Gemüthsart eine Miſchung von ſchneller Auffaſſung, von Kühnheit, aber auch von Fröhlichkeit iſt, und ſein Betragen iſt, ich fürchte, in der freien Manier, die unſre jungen Herren jetzt affektiren.

Die reine Wahrheit zu geſtehen, ich habe viel Gutes von Coke Cliſton gehört; aber gewöhnlich von Perſonen, auf deren Urtheil ich nicht viel gebe, oder von Leuten, die es für ihre Schuldigkeit hielten, mir und der Familie ja recht viel zum Vortheil meines Bruders zu erzählen. Ich glaube, daß er einen großen Theil Stolz, einen guten Theil Ehrgeiz, viel Sinn für die konvenzionelle Ehre hat; daß er Verweiſe nicht achtet, über Drohungen ſpotten könnte, und daß es ihm gar nicht an edlen Geſinnungen, und an ſolchen Vollkommenheiten fehlt, die in der Welt den Umgang und die Verbindung mit einem Manne wünſchenswerth machen. Aber der Gemahl meiner Anna (Sie merken wohl, ich habe ſchon Ihren Ton angenommen, und brauche das Wort Gemahl ſo gradezu, als ob man ernſthaft an eine ſolche Verbindung dächte, und als ob Ihre Aeußerungen mehr wären, als ein muthwilliges Spiel der Phantaſie, oder vielleicht als eine augenblickliche Ergießung der Freundſchaft) der Gemahl meiner Anna muß mehr, unendlich mehr leiſten, als das, was die Welt unter ſolchen Ausdrücken verſtehet; wenn man anders von der Welt ſagen kann, daß ſie etwas verſtehet. Und doch, wenn Sie wartet, bis ihr die Zeit einen zuſchickt, der nach ihrer eignen und ihres Vaters Meinung einer ſolchen Verbindung würdig iſt, ſo beſorge ich, daß ihre Wahl äußerſt beſchränkt ſeyn dürfte.

Wenn ich überzeugt wäre, daß Coke Clifton ein ſo guter und würdiger Gemahl der

Anna St. Jves würde, als irgend ein Andrer, der ihr durch Zufall in den Weg käme, ſo könnte ich ernſthaft wünſchen, daß in dieſem Gedanken mehr läge, als ein vorübergehendes Bild der Phantaſie! Doch genug. Sie ſind im Fluge nach der Stadt, wo Sie beide einander wahrſcheinlicherweiſe treffen. Unterſuchen Sie ihn wohl; vergeſſen Sie ſeine Schweſter. Bleiben Sie ſich ſelbſt und ihrem eignen Urtheil treu, und Sie werden gewiß nicht irren. Uebertrift er die Hoffnungen ſeiner Schweſter, ſo ſoll er auch mehr als ſchweſterliche Liebe in mir finden.

Jch kann den Abimelech noch weniger leiden, als Sie. Sir Arthur's Vermögen hat gewiß durch die Projekte dieſes Lieblings anſehnlich gelitten; denn das habe ich oft geſehn. Wenn die Bauſucht einmal einen Menſchen ergreift, ſo ruinirt ſie ihn gewiſſer als das Spiel. Das Gebände ſelbſt wird zerſtört, und die Materialien zu Abimelech's luſtigen Projekten angewandt. Sir Arthur hat vielleicht keinen Acker mehr, wo die darauf gewandten Verbeſſerungskoſten nicht zehnfach den Werth überſtiegen. Es iſt erſtaunlich, wie dieſer Mann ſich von dem

Abimelech ſo kann — Verzeihen Sie mir den Ausdruck — ſo kann zum Narren halten laſſen. Und Sie verdienen wirklich Vorwürfe, daß Sie nicht über ſich vermögen, ihm ſeine Thorheit zu zeigen. Es gehet ja die Familie und Sie ſelbſt ſo nahe an. Wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo alle Ermahnungen zu ſpät ſind!

Der arme Frank Henley! Iſt es nicht wunderbar, daß ein ſolcher Vater einen ſolchen Sohn hat! Ich bin in Verſuchung, einem ſeltſamen Gedanken Raum zu geben. Und warum ſollte ich nicht? Was wiegt das Urtheil der Welt, was wiegen alle Vorurtheile zuſammengenommen auf der Waagſchale der Wahrheit? Und doch — wenn wir ſie nicht achten, ziehen wir uns ſo viel hämiſche Seitenblicke, ſo viel Verachtung, ſo viel elende Vorwürfe zu!

Ich muß reden — Noch habe ich keinen jungen Mann gefunden, den ich meiner Anna ſo würdig glaubte, als Frank Henley! Die Hinderniſſe ſind unüberſteiglich? Das fürchte ich auch. Und warum iſt Ihnen zum Glück der nemliche Gedanke nicht eingefallen. Ich wäre vorſichtiger geweſen, wenn ich nicht wüßte, daß Ihr Herz noch frey iſt; und doch wundre ich mich auch darüber. Iſt es die Wirkung der Vernunft, ſo verdienen Sie ungemeines Lob; und das hoffe und glaube ich. Denn, troß allem, was ich über die Liebe gehört und geleſen habe, bin ich doch feſt überzeugt, daß die Leidenſchaft der Liebe eben ſo wohl unterdrückt und überwunden werden kann, als jede andre Leidenſchaft; und wir ſind ja längſt darüber einig, daß alle Leidenſchaften der Vernunft unterworfen ſind, wenn man nur die Vernunft hinlänglich dahin beſtimmt, ihre Kraft auszuüben.

Ich habe einen langen Brief geſchrieben; aber wenn ich Ihnen ſchreibe, wird es immer ein Brief ohne Ende.

Der Himmel erhalte meine Anna St. Ives.

Louiſa Clifton.

Dritter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Wendourne-Hill.

Es iſt aus mit mir, Oliver! Dein Frank Henley iſt ein ſchwaches, armſeliges Weſen geworden! — Die Sonne ſcheint, die Vögel zwitſchern, die zarten Pflänzchen beginnen muthig ihren Wachsthum, die Knoſpen brechen in Blüthen aus, die ganze Natur athmet Erquickung; nur mir ſcheinen dieſe wohlthätigen Kräfte, dieſe alles belebende Freude, ein Nichts, ein Spott — Und warum? Warum gebe ich ſo willig meinen Geiſt der Schwermuth hin? Warum verſinke ich in Trauer?

Sie verläßt uns — der Donnerſtag iſt zu ihrer Abreiſe angeſetzt — Und was kümmert das mich? — Bin ich nicht ein Thor, ein Raſender? — Wer bin ich denn? denkt ſie an mich? kann ſie an mich denken? darf ſie an mich denken? — Warum nicht? — Ich bin ja ein Menſch; iſt ſie denn mehr als eine Sterbliche? — Ja, ja! Sie iſt über alle Sterblichen erhaben! denn wo iſt der Menſch, der ſich mit ihr vergleichen will?

Was wünſch' ich denn aber? was will ich erreichen, was beſitzen? will ich ſie von der Welt verachtet ſehn? Sie, die ich anbete, ſoll in den *Augen der Menſchen* herabgewürdigt werden! Soll von ihrer Höhe ſinken, durch mich! ſoll verachtet werden! durch mich? —

Oliver, ſie behandelt mich mit Gleichgültigkeit — mit kalter, mit unverkennbarer, mit einer tödtenden Gleichgültigkeit! Und doch, wie liebreich, wie himmliſch ſie iſt, ſelbſt in dieſer Kälte! Ihr Auge voll Ausdruck wendet ſich niemals von mir ab, und ſucht mich auch niemals. Sie betrachtet mich wie eine Bildſäule — O daß ich eine wäre! — Doch nein! warum haßt ſie mich nicht lieber? warum erklärt ſie mir nicht mit offnen, ausdrücklichen Worten, daß ſie haßt! — Denn, darf ich wohl an Liebe denken? Liebe? — liebe ich denn? bin ich verwegen genug, Liebe in mir zu vermuthen? — Wer bin ich? der unbedeutende Sohn eines — Und wer iſt ſie? die Tochter eines Baronets — Pah! was heißt das, ein Baronet?

net? — Weg mit ſo groben, lächerlichen Dinſtinkzionen. Sie iſt ſie! wem es an Verſtand und an Verdienſt fehlt, der iſt am tiefſten unter ihr!

Und ich! — der Stolz und der Irrthum können meine Herkunft, meine Erziehung, gemein nennen; aber niedrig bin ich nicht! Ich der Leute Töchter verführen! und die edelſten Töchter ſo edler Leute! Ich! möchte ich wohl ein ſo verworfner Menſch ſeyn?

Ach, warum kann man nicht ſeinen Verſtand verläugnen, ſeiner Phantaſie den Zaum anlegen, und ſeine Gefühle ertödten? warum kann ich mich nicht taub machen, wenn ſie ſingt? dumm, wenn ſie ſpricht? warum verſinke ich nicht in ewige Gefühlloſigkeit, daß ich ihren zauberiſchen Reitzen entgehe!

Verachte mich, wenn Du willſt, Oliver; aber glaube mir, das tiefe Gefühl meiner eignen Thorheit vermehrt noch meine Unruhe. Sie ſelbſt bedauert mich, wiewohl ſie die Urſache meiner Krankheit nicht vermuthet. Nein, gewiß! ſie denkt an nichts; denn ihre Seele iſt keiner Verſtellung fähig. Sie fragte mich ſo theilnehmend — ob mir nicht wohl wäre? "Nicht ſo wohl, als ich wünſchte," war meine ganze Antwort; und — denke nur! — ich war vermeſſen genug — ich ließ es durch nicht undeutliche Winke merken, daß die erfriſchende Luft in Frankreich mir wohl thun mußte. Du ſiehſt, wie ich ausgelaſſen bin! Sie antwortete mit großer Ruhe, und ohne den leiſeſten Verdacht von meinem eigennützigen, kühnen Bewegungsgrunde zu ſchöpfen, daß ſie mit Sir Arthur ſprechen wolle. Aber ich mußte ſie bitten ſo lange zu warten, bis ich den Verſuch gemacht hätte, meines Vaters Einwilligung zu erhalten, zu welcher ich in der That nur ſchwache Hoffnung hatte.

Ich bin auch von allen Seiten unglücklich! warum muß ich von meinem Vater mit ſo wenig Hochachtung denken und ſprechen? — Er iſt wahrhaftig — Nun gut! ich weiß es, er iſt mein Vater — Aber — er iſt wahrhaftig reich; er giebt es mir ſo gar zu verſtehen, wenn er irgend einen Zweck erreichen will, und bemüht ſich mir den Geitz einzuflößen, der, nach ſeiner Meinung, meine und jedermann's herrſchende Leidenſchaft ſeyn ſollte.

Er hat mich in Unwiſſenheit erzogen, ſo viel er nur konnte. Leſen, ſchreiben und rechnen können, das iſt ſein großes Erziehungsſyſtem; und der Menſch braucht alsdann nichts weiter zu lernen, als Geld ſchaffen und zuſammenſcharren. Wäre es auf mehr angekommen, als auf die wenigen Bücher, die ich kaufte, und die vielen, die ich mir zuſammenborgte, und hätte mich nicht die Gelehrſamkeit und die Menſchenliebe deines vortrefflichen Vaters belehrt und erzogen, ſo wäre ich gewiß ſo unwiſſend geblieben, als er nur hätte wünſchen können; ein Sohn nach ſeinem eignen Herzen! am häufigſten und mit der größten Hitze macht er mir Vorwürfe über "die ſchöne Zeit, die ich mit dem Leſen ſo verwüſte." *)

Ich darf nicht erſt ſagen, daß er wüthend wurde, als ich bei ihm darum anhielt, den Sir Arthur nach Frankreich zu begleiten; glaube mir, er ſcheute nur die Koſten; denn er bekümmert ſich ſonſt ſehr wenig um meine Abweſenheit, und ſieht mich eher für den Spion

---

*) Der Ausdruck: "die Zeit verwüſten", ein ſchleſiſcher Provinzialiſmus, bezeichnet, wie mich dünkt, ganz eigentlich die Worte des Originals: "wast the time"; und könnte in die Bücherſprache aufgenommen werden, ſobald man, wie das hier der Fall iſt, den kraftvollen Styl gemeiner Leute nachahmen will.

Der Ueberſ.

ſeiner Handlungen an, als für ſeinen Sohn. Du haſt keinen Begriff von der Verachtung, mit welcher er mich behandelt, weil es mir an Liſt fehlt. Er verachtet mein Gefühl für Menſchenliebe, meine Ehrliebe, und die ſtrenge Redlichkeit, die ſich über die Schranken der Geſetze erſtreckt. Er ſpottet über die Möglichkeit, ſeinen Privatvortheil dem allgemeinen Beſten nachzuſetzen. — Doch, ich erinnere mich, es iſt mein Vater.

Ich bitte dich, leihe mir Deinen Petrarch, und ſchicke mir ihn durch Thomas. Ich ſchrieb Dir eigentlich nur, weil ich das Buch haben, und Dich mit meinen Klagen belaſten wollte, und habe ſo viel geſchrieben. Erhalte mich bey Deinem würdigen Vater und Deiner ganzen Familie in freundſchaftlichem Andenken. Dein

Frank Henley.

Vierter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Großvenorſtraße.

O, liebe Louiſa! ich habe Ihnen ſo viel zu erzählen! ſolche Zufälle! ſolche — doch hören Sie nur.

Wir ſind angekommen, und, Dank ſey der Vorſicht und dem Glücke, wir leben alle noch. Halten Sie das nicht für Kleinigkeit; es iſt in unſern jetzigen Umſtänden ein großer Troſt. Der Wagen war Donnerſtags um fünf Uhr pünktlich an der Thüre. Abimelech Henley und Sir Arthur waren die ganze Nacht über ſehr geſchäftig geweſen, und befanden ſich noch in einer tiefen Konferenz, als wir eben verreiſen wollten.

Auch Frank war da, ſo untröſtlich und aufmerkſam, wie gewöhnlich; thätig und wachſam, damit unſre Sachen in Ordnung gebracht wurden. Bey ſolchen Gelegenheiten ſieht man recht den Unterſchied zwiſchen Menſchen und Menſchen! Ich fürchte ſehr, ſein Vater behandelt ihn lieblos. Und ſeine Traurigkeit iſt auch viel tiefer, als man denken ſollte; und an einem jungen Menſchen von ſeiner Bildung und ſeinem Geiſte, ganz ungewöhnlich. Wie ich merke, bedauert er den Verluſt einer Schulerziehung ſehr. Sein elender Vater hätte ſie ihm wohl gewähren können, wenn nicht ſein Herz ſo eng wäre wie die Oefnung ſeiner Börſe.

Herr Trenchard, hat zu Frank's Glücke, ſehr frühzeitig Genie in ihm entdeckt, und ihn in ſeinen Studien freundſchaftlich unterſtützt. Frank ehrt ihn mehr als ſeinen Vater, und liebt Oliver, den Sohn ſeines Wohlthäters, wie einen Bruder. Er fühlt es nur zu ſehr, daß ein ächter Vater für die Nahrung der Seele ſorgt, und wer nur den Körper ſeines Kindes futtert, nicht mehr als ein Stiefvater iſt. Ich fürchte ſogar, daß eine andre Quelle ſeiner Unzufriedenheit tiefer liegt, und daß er manchen ſeltſamen Gedanken liebgewonnen hat, den er unmöglich ausführen kann. Wenn dieſes der Fall iſt, ſo muß er durch eine gewaltſame Anſtrengung aller Kräfte wieder zur Vernunft gebracht werden. Zwar — was berechtiget mich zu der Vermuthung, daß er eine irrige Meinung hegt?

Habe ich hinlänglich unterſucht? Dieſe Frage hat ſich mir neulich zu verſchiedenen malen aufgedrungen. Ich bin gegen ſeinen großen Werth nicht unempfindlich; ich erkenne ihn täglich; und ich will Ihnen nur gleich unſre Reiſegeſchichte erzählen, die ihnen ſeinen Werth beſſer an den Tag legen ſoll, als mein Lob.

Nachdem Alles im gehörigen Stande war, machten wir uns auf. Ich, Laura, und Sir Arthur in dem Wagen, und ein Laquai begleitete uns, der die Pferde beſtellen mußte.

Ich habe Ihnen ſchon erzählt, daß ich Willens war, den kleinen König Pepin mitzunehmen; aber am Morgen unſrer Abreiſe war Alles in einem unbeſchreiblichen Wirrwarr, und man vergißt immer etwas, wenn einen ein Tumult von Erwartungen und Leidenſchaften in Verwirrung ſetzt, von der man ſich ungerne loß reißt, weil ſie viel Angenehmes hat. Ich muß geſtehen, ich war ſehr ärgerlich über mich ſelbſt, daß ich grade das Geſchenk meiner Louiſa überſehen hatte. Der Vorwurf der Undankbarkeit marterte mich, und ich beſchloß ſogleich mich zu beſtrafen, und meiner Louiſa zu ſchreiben, wie wenig ich ihre Geſchenke verdiene. Ich machte die traurige Entdeckung in dem erſten Dorfe, wo wir die Pferde wechſelten, und wollte ſchon den Sir Arthur bitten, einen Boten zurückzuſchicken, und ſo lange zu warten; aber ich legte mir dann wieder dieſe gerechte Buße für meinen Fehler auf.

Nun war wieder Alles in Ordnung, und wir wollten eben unſre Reiſe fortſetzen, als einer von den Bedienten in der Herberge dem Sir Arthur zurief, ſtille zu halten, weil der junge Henley in vollem Gallop auf ſeinem Rothſchimmel hinter uns ritt. Sie müſſen wiſſen, Frank und ſein Rothſchimmel ſind in der ganzen Gegend berühmt. Mein Vater prophezeyhete nichts Gutes, und ich war beſtürzt; aber unſre Furcht verſchwand bald, da wir hörten, daß der ganze Innhalt ſeiner Botſchaft mein kleines Lieblingsvögelchen betraf.

Ich geſtehe Ihnen gern, meine Liebe, dieſer Beweis von Aufmerkſamkeit, den ich Ihnen nur als ein Beiſpiel von ſo vielen andern herausgehoben habe, gefiel mir ungemein, und rührte mich ordentlich, wegen der eignen Art, mit welcher der junge Menſch mir den

Vogel überlieferte. Er war beſorgt, ſichtlich beſorgt, ich möchte ſeinen Wunſch, mich zu verbinden, für kalte Dienſtfertigkeit nehmen. Er ſchien wie zu einer förmlichen Rede gefaßt, und wußte doch nichts vorzubringen. Ich dankte ihm ſehr aufrichtig, ſo freundlich als ich nur konnte; und da ich ihn geſtiefelt ſahe, ſo kam es mir in den Sinn, bei Sir Arthur um die Erlaubniß uns nach London zu begleiten, für ihn anzuhalten; ich glaubte, dieſe Begleitung müſſe ihm Vergnügen machen.

Zufälligerweiſe hatte mein Vater eben ein Verbeſſerungsprojekt in ſeinem Kopfe geendigt, und glaubte beſſer zu thun, wenn er dieſes Projekt dem Henley mündlich mittheilte, als wenn er es aufſchriebe. Der Rothſchimmel ſoll einer der beſten Läufer im ganzen Königreiche ſeyn; ſchwer beladen war er nicht, und ſo wurde es beſchloſſen, daß Frank mit uns reiſte.

Bey Tage hatten wir manchen frohen Auftritt, und viel ſchöne Anblicke durch die Fruchtbarkeit des engliſchen Bodens, den wir durchreiſten. Den Frank Henley verloren wir niemals aus dem Geſichte, wiewohl er mehr aufmerkſam und thätig, als mittheilend war.

Sir Arthur vergaß ſeiner Seits nicht, mit uns auszurechnen, in was für einen reizenden Park dieſer oder jeder Boden verwandelt werden könnte; wie maleriſch hier ein Tempel, und dort ein Kirchthurm ſich ausnehmen würde; was für eine ſchöne Wirkung ein Waſſerfall in dieſem Thal thun müßte, und wie edel ein Baumklumpen jenen Hügel verſchönern könnte, von welchem man den Waſſerfall überſähe.

Ich glaube wirklich, ich bin ein ſchlechtes, boshaftes Mädchen! ich war einmal in ſtarker Verſuchung, ihm zu ſagen, daß ich mich ſehr wunderte, wie ſein Vater die Bahn, welche ſein Genie einſt am geſchickteſten betreten würde, ſo ſehr habe verfehlen, und ihn lieber zu einem Baronet, als zu einem Gärtner machen wollen. Ich hatte doch noch die Kraft, mir in die Zunge zu beißen, und zu ſchweigen. Er hätte mir freilich die beißende Antwort geben können, daß die Gärtnerei die ehrenvollere Bahn ſey; aber die Antwort wäre ihm gewiß nicht eingefallen.

So brachten wir den Tag, wie ich Ihnen ſage, angenehm und kurzweilig genug hin. Aber die Nacht! o! — die Nacht! — Hören Sie nur einmal, ich bitte Sie.

In der Abenddämmerung waren wir in Maidenhead. Wir mußten noch dreymal die Pferde wechſeln, und die Gerüchte von Plünderungen, die vor kurzem auf dieſem Wege vorgefallen ſeyn ſollen, machten den Sir Arthur ſehr unruhig. Ich weiß nicht, was ich dazu ſagen ſoll; aber manchmal ſcheint es mir, als ob in dem Glauben an Sympathie ein tieferer Sinn verborgen läge, als ſolche einfältige Mädchen wie ich bin, glauben oder begreifen können. Ich ſetzte mich aus allen Kräften dem Gefühl entgegen, und doch wurde ich von meines Vaters Furcht angeſteckt. Frank Henley bat mich inſtändigſt ruhig zu werden, und verſicherte, daß er lieber ſterben wollte, ehe er einen Angriff auf mich zugäbe. Auf meine Ehre, Louiſa, es iſt ein galanter Junge! — Nur Geduld, ich will es Ihnen gleich erzählen. — Aber er iſt wahrhaftig ein braver, ein galanter junger Mann.

Ich habe mir ſchon oft, und bei dieſer Gelegenheit vorzüglich, gewünſcht, ein Mann zu ſeyn; ob ich ſchon überzeugt bin, daß es ein thörichter Wunſch iſt; denn man irrt ſehr, wenn man glaubt, das Geſchlecht habe Einfluß auf den Muth, wenn man nemlich den Einfluß der Erziehung und Gewohnheit, wie billig, vom Geſchlechte trennt. Meine Mutter hatte nicht die körperlichen Kräfte des Sir Arthur; und doch ſteht er an wahrem Muth, an Kaltblütigkeit, und Gegenwart des Geiſtes mit ihr in keinem Vergleich.

Wir ſetzten unſre Reiſe fort, nachdem ſich Frank erſt mit einem Jagdmeſſer und einem Paar Piſtolen verſehen hatte; er nahm nun ſeinen Platz dichte am Wagenſchlag, und wich nicht einen Schritt von ſeinem Poſten. Ich glaubte, Sir Arthur freute ſich inniglich der unerwarteten, ſichern Begleitung; denn Uhren und andre Koſtbarkeiten ungerechnet, hatte er auch ſehr viel baares Geld bey ſich.

Bis Brentford reiſten wir ohne Hinderniß, wiewohl wir dann und wann einen Wink bekamen, als wenn wir bald beſucht werden ſollten; es war nun beinahe Mitternacht, und Sir Arthur glaubte wirklich, daß wir unſre Reiſe bald ohne Gefahr geendigt haben würden. Aber es zeigte ſich in kurzem, daß er ſich geirrt hatte. Er hatte ſich ſehr geirrt, meine Liebe! Ich verſichre Sie, ich könnte bei dem bloßen Gedanken noch zittern, wenn meine Weiblichkeit mich nicht abhielte; denn wie pflege ich nicht ſonſt wohl die gezierte Furcht der zierlichen Damen, mit allen ihren Riechfläſchchen und Salzen, mit ihren Ohnmachten und Erholungsmitteln gar herzlich zu belachen! Ueberdies wollte ich nicht, daß meine Louiſa ſo klein von mir denke. Aber ich verſichre Sie, es war eine ſchreckliche Nacht.

Wir hatten eben den breiten Theil von Turnham Green zurückgelegt, wie mir Frank ſeitdem erzählt hat, und waren am Ende eines engen Weges, der nach der Uxbridger Straße führt, als der Poſtillon von einem Räuber angehalten wurde, indeß in dem nemlichen Augenblicke ein Andrer ſeine Piſtole durch das Seitenfenſter in den Wagen, dem Sir Arthur gerade vors Geſicht hielt.

Frank war auf meiner Seite — trotz der langwierigen Reiſe ſchien er ſeinem Pferde den Muth einzuflößen, den er ſelbſt zeigte, und war in einem Augenblicke auf der andern Seite. — Es war in der That gefährlich! — Der Räuber ſah, oder vielmehr, hörte ihn kommen; denn es war ungewöhnlich finſter — und drückte ab. Der arme Frank ward in die Schulter getroffen — Er hatte es aber, wie er ſagt, nicht gleich gefühlt — Er erwiderte das Feuer, und der Räuber rief laut aus: "Ach, ich bin ein unglücklicher Menſch." Er machte ſich ſo ſchnell davon, als er konnte, und ſein Gefährte der den Poſtknecht angehalten hatte, ritt ihm nach. Frank vermuthet, daß ihn die Räuber wegen der Dunkelheit und ſeiner Nähe am Wagen nicht geſehen haben mochten.

Doch, wie billig, will ich Ihnen nur vor allen Dingen ſagen, daß unſer Held nicht gefährlich verwundet iſt. Er ſcheint die Wunde gar nicht zu achten; aber er wäre gewiß eben ſo ruhig, wenn er einen Arm verloren hätte. In dem Augenblicke, da ſich der Räuber entfernte, war er ſchon wieder bey mir an der andern Seite des Wagens, und bat mich ruhig zu ſeyn, da doch niemand gelitten hätte.

Denken Sie, ob ich ihm nicht danken, ob ich ihn nicht ſegnen mußte, im erſten Ausbruch meiner Freude! Denken Sie nur an meine Gefühle, nach allem, was vorgefallen war, da ich ihn nur mit mir ſprechen hörte, und mich überzeugen konnte, daß er noch lebte. Es fiel mir gar nicht ein, daß er verwundet ſeyn könnte, er ſprach ſo munter; und doch fragte ich ihn, ich weiß ſelbſt nicht warum? ob ihn der Räuber nicht verletzt habe. "Nein, nein — nicht verletzt." — Er ſprach dieſes Wort mit einem Nachdruck aus, daß ich anfing unruhig zu werden, und meine Frage wiederholte: "Sind Sie auch gewiß nicht verletzt, nicht verwundet?" ſagte ich noch einmal. Er konnte nicht nein ſagen, und antwortete: er glaube eine leichte Quetſchung in der Schulter zu fühlen, wäre aber überzeugt, daß es nichts zu bedeuten hätte.

Bei dieſen Worten ergriff mich ein Anfall von Aengſtlichkeit, der viel tiefer auf mich wirkte, als mein erſtes paniſches Schrecken. Ich drang mit Hitze in Sir Arthur, dem Knechte das Pferd zu überlaſſen, ihn nach Hülfe zu ſchicken; ich bat den Henley angelegentlich, heftig, um Gottes willen, Platz im Wagen zu nehmen! Ich wollte ſelbſt das Pferd beſteigen! ich wollte alles thun!

Frank verbat ſich mit Gewalt alle meine Anerbietungen, erſuchte mich inſtändigſt ruhig zu ſeyn, verſicherte, daß an keine Gefahr zu denken ſey, beſtand hartnäckig darauf, ſeinen Poſten nicht zu verlaſſen, und ließ ſich von der Mühe, die es ihm verurſachen mußte, nicht abhalten, das abgeſchoßne Piſtol wieder zu laden und weiter zu reiten.

Ich weiß mir keinen Grund anzugeben, warum ich meine Furcht unterdrückte, als, daß meine Energie von der ſeinigen überwältigt wurde. Aber ich ſtand Todesangſt aus auf dem Wege bis zur Stadt. Ich kannte die Kraft ſeines Geiſtes, und meine Einbildungskraft malte mir immer die Landſtraße voll Blut vor, und Henley, der eher vom Pferde herabſinken würde, als nachgeben. Es iſt wahrhaft unmöglich, Ihnen zu erzählen, was ich alles fühlte.

Endlich kamen wir in der Großvenorſtraße an, und der arme Junge war gewiß ohnmächtig vom Blutverluſt. "Mein Gott!" — ſagte ich zu Sir Arthur, als man Licht brachte, und ich ihn ſah — "Schicken Sie nach einem Wundarzt! Gott im Himmel! ſo rennen Sie doch! Renne doch ein Menſch nach Hülfe!" Er blieb immer dabei, daß es nur eine leichte Wunde wäre, und nahm allen ſeinen Ernſt zuſammen, um mich zu beruhigen. Sir Arthur beruhigte mich mehr, da er meinem Verlangen willfahrte, und mich belehrte, daß ich durch den Wortwechſel mit

Henley ihm ein Fieber zuziehen, und eine nicht gefährliche Wunde tödtlich machen könnte.

Ich ſagte nun kein Wort mehr, ſondern bat ihn nur noch einmal, recht ruhig und ſtille zu ſeyn; denn es wäre doch ſchrecklich, wenn er durch die Vertheidigung meines Vaters und meiner die Wunde erhalten hätte, und nun durch meine Schuld gar ſterben müßte. Er faßte ſich auch ſo ſchnell wieder, und behielt die Gegenwart des Geiſtes mit einer größern anſcheinenden Ruhe, als ich jemals an einem Menſchen geſehen habe.

Ich beſchloß auf jeden Fall nicht eher zu Bette zu gehen, als bis ich von dem Wundarzt einige Nachricht erhalten hätte. Er kam, unterſuchte die Wunde, und Henley, der von meinem Vorſatze gehört hatte, ſchickte ihn zu mir, und befahl ihm, mir zu hinterbringen, daß es keine Gefahr hätte. Der Wundarzt befand es aber für gut mir zu ſagen, daß es keine große Gefahr hätte. Man kennt die Bereitwilligkeit dieſer Herren, die Gefahr zu vergrößern. Das zweiſylbigte Wort große verfehlte ſeiner Wirkung nicht; es machte mich ganz verwirrt und ängſtlich.

Ich wartete, bis man die Kugel herausgezogen, und (ſollten Sie es wohl glauben?) uns gebracht hatte; denn ich wollte ſie durchaus ſehn. Sir Arthur nannte mich ein närriſches Mädchen, mit dem gar nicht auszukommen wäre. Ich quäſtionnirte und examinirte den Wundarzt die Kreuz und die Queer ſo lange und ſo viel ich nur konnte, bis ich mich überzeugte, daß es, wie er ſagte, keine große Gefahr hätte, und legte mich dann zur Ruhe; das heißt: ich brachte mich in die nemliche ſchwimmende Bewegung, welche der Wagen meinen Nerven, meinem Kopfe, oder ich weiß ſelbſt nicht wem, mitgetheilt hatte, und in Träume von Schwerdtern, Piſtolen, ermordeten Menſchen, und allen ſchrecklichen Ausſchweifungen der Phantaſie nach ſolchen Eindrücken.

Um mich von der Unwichtigkeit der Wunde zu überzeugen, ließ ſich der brave Frank nicht abhalten, den folgenden Tag zum Mittageſſen zu kommen, ob er gleich nichts als Hühnerbrühe und einen Pudding eſſen durfte. Ich habe ihn nie ſo lebhaft geſehen. Er hätte jetzt nur einen Tod zu fürchten, ſagte er, den Hungertod; und beklagte ſich mit vielem Scherz über das harte Schickſal, nach einer langen Reiſe faſten zu müſſen. Ich hätte ihn beinahe zum Eſſen bereden können, denn er iſt wahrhaftig ein wackerer, ein lieber Junge.

Ich darf meiner Louiſa nicht erſt viel von der Länge meiner Briefe ſagen. Wie können wir uns denn dem Vergnügen nähern, das uns unſre Unterhaltung gewährt, trotz dem weiten Abſtande, und den Seen und Bergen, die uns trennen? Es koſtet wahrhaftig eine Art von Ueberwindung aufzuhören; aber aufhören muß ich doch — darum — Adieu.

A. W. St. Ives.

Fünfter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Groſvenorſtraße.

Du haſt nicht vermuthen können, daß Du einen Brief mit dieſem Datum von mir erhalten würdeſt. Durch den glücklichſten Zufall von der Welt, habe ich die Erlaubniß erhalten, ſie ſo weit zu begleiten, habe den ganzen Weg über, mit den Augen auf ſie geheftet, reiten können, und habe in der Nacht das göttliche Vergnügen gehabt, ſie zu vertheidigen, für ſie zu fechten! habe vielleicht ihr Leben gerettet! bin für ſie verwundet worden!— Wünſchte, daß ſie mich ermordet hätten! — Haſt Du jemals einen ſo thörichten, ſo romantiſchen Wunſch gehört? Und doch hat er ſich mir unzähligemal wider meinen Willen aufgedrungen. Für ſie zu ſterben ſcheint mir eine Glückſeligkeit, die kein Sterblicher verdienen kann! Der ſtrenge Ernſt will vielleicht dieſe Ergießungen nicht rechtfertigen. Ich will mich auch beſtreben, und ich beſtrebe mich ſchon ihnen zu widerſtehen. — In Wahrheit, ich ſchäme mich vor mir ſelbſt, denn ich finde, daß ich ſehr ſchwach bin. Aber fürchte nicht zu ſehr für deinen Freund; er wird nicht leicht ein pflichtvergeßner Menſch werden.

Ehe ich fortfahre, will ich Dir nur ſagen, daß meine Wunde leicht iſt. — Wir wurden von einem Paar Räubern angehalten. Du haſt keinen Begrif von der übermenſchlichen Empfindſamkeit, die ſie zeigte, als ſie erfahren hatte, daß ich getroffen worden. Sie beunruhigte mich über allen Glauben, durch die Größe ihres Gefühls. O ſie hat ein Herz, das jedes, jedes Leiden der Menſchheit mitempfindet! Es ſchlägt, es zittert in jeder Ader! Und als wir angekommen waren, als man Lichter brachte; ich hatte Blut verloren, und mochte wohl bleich ausſehen; du kannſt es nicht faſſen, es iſt nicht möglich ſich die Energie zu denken, mit welcher ſie darauf beharrte, daß man ſogleich nach ſchleuniger, ſicherer Hülfe ſchicken ſolle.

Wir hatten noch einen Kampf der Empfindſamkeit; denn ich verſichre Dich, ich war eben ſo (kennte ich ſie nicht, ſo würde ich mehr ſagen) ſo unruhig ihrentwegen, als ſie meinetwegen.

Nur bilde dir nicht ein, daß ich thöricht genug bin, mich mit falſchen Hoffnungen zu ſchmeicheln. Nein! es war Menſchenliebe! es war ein zu tiefes Gefühl einer kleinen empfangnen Wohlthat; es war ganz etwas anders, als Liebe. — Ach nein! Liebe, mit ſeinen, ſtarken Empfindungen verbunden, gewiß, Oliver, würde die tiefſte Erſchütterung, würde Ohnmacht, Tod zur Folge gehabt haben! — Alle Ihre Furcht, ihre Aengſtlichkeit war heftig, aber nur geſellig; ſie wäre eben ſo furchtſam, eben ſo ängſtlich geweſen, für jedes Geſchöpf, das ſich ihrer Bekanntſchaft und ihrer Achtung zu erfreuen hätte. Und ſie achtet einen Jeden, der nur den geringſten Anſpruch auf Achtung zu machen hat; ſogar mich! — Habe ich Dir ſchon geſagt, daß ſie eigentlich den Sir Arthur gebeten hat, mir den Befehl zur Begleitung nach London zu geben, weil ſie es wünſche? und das zur Vergeltung für einen unbedeutenden Dienſt, den ich ihr erwieſen hatte; indem ich ihr im Gallop nachritt, um ihr ihren Lieblingsvogel zu bringen! O! ſie iſt lauter Milde! lauter Grazie! Ganz Engel!

Niemals habe ich mich ſo oft hingeriſſen gefühlt, als ſeitdem ich dieſe glückliche, ſeelige Wunde empfangen habe! — Und warum? — Iſt nicht ihr Herz noch ſo wie es war? Ganz ſo. Ich müßte blödſinnig ſeyn, wenn ich das nicht merken ſollte. Seltſamer Widerſpruch! Hoffnungslos doch glücklich! — Aber es iſt ein Glück von kurzer Dauer.

Wenn es mir doch möglich wäre, ſie nach Frankreich zu begleiten! Meine raſtloſe, voreilende Einbildungskraft hat mich beredet, daß ſie in Gefahr gerathen wird, ſobald ſie ſich von meinem Schutze entfernt. Eitler Thor! Wer, was bin ich? — weil ein Paar Straßenräuber beim erſten Piſtolenſchuß davon gelaufen ſind, iſt meine prahlhafte Einbildungskraft geſchäftig genug mich zu bereden, daß ich ihr Held bin!

Doch wünſchte ich, ich könnte mit ihr reiſen! Sage mir, Oliver, würdeſt Du das nicht auch wünſchen? Würde nicht die ganze Welt das nemliche wünſchen? Haſt Du ſie jemals angeſehen ohne ungewöhnliche Gefühle, Erſchütterungen, Zweifel, Begierden, Beſorgniſſe; wild, unzuſammenhängend, aber Entzücken ſchöpfend von jener Gottheit die ihre Geſtalt beſtralt und alle Gegenſtände umfließt, die ſie umgeben? — Gut! — Halte mich für einen armen, faſelnden, liebeſiechen Verblendeten! Und doch es iſt wahr! Alles, was ich von ihr geſagt habe, und unendlich mehr iſt wahr! Weder du, noch die Welt können es mißbilligen! Wünſchte wohl, ich könnte mit ihr reiſen!

Ich habe den Burſchen geſehen, mit welchem ich ſo hart zuſammengeſtoßen bin. Seine Wunde hat viel mehr zu bedeuten, als meine. Sir Arthur hat das Amt in der Bowſtraße davon benachrichtigen laſſen. Kannſt du einen Straßenräuber für ſo närriſch halten, daß er in einem ſcharlachnen Rock plündern, und einen Schimmel reiten wird? Die Blutjäger (es thut mir wehe, daß unſre abgeſchmackten, unbilligen Geſetze mich zu dieſer Benennung zwingen) die Blutjäger entdeckten den Verwundeten bald. Vierzig Pfund waren Aufmunterung genug. Sie wollten ſich ſchon mit mir zanken, weil ſie mich nicht ſo bereitwillig zum ſchmähen fanden, als ſie gewünſcht hatten. Du weißt, wie ſehr ich es verabſcheue, einem Menſchen das

Leben zu nehmen, anſtatt auf ſeine Beſſerung bedacht zu ſeyn.

Ich behauptete, daß ich unmöglich den Räuber mit Gewißheit wieder erkennen könne, wie auch wahr; brachte den Sir Arthur zu dem nemlichen Ausſpruch (ohngeachtet er, wie die meiſten Reichen, gerne alle die Hunde hängen ſähe) beſuchte den armen Elenden, gab ihm Bücher, die ſtarke Eindrücke in ihm zurück laſſen müſſen, und unterhielt mich mit ihm. Ich vermiſchte Bitten mit Vernunft und Drohung, und bemühte mich vorzüglich, ihm das Thörichte dieſer Verbrechen zu zeigen; von der Gefahr hatte er einen Beweis erhalten. Er verſprach Beſſerung mit vieler Aufrichtigkeit und anſcheinendem Eifer, ſegnete mich von Herzen, und pries meinen Muth. Weil er Furcht hatte, daß ihm die Bowſtraßenjäger nach dem Leben trachten würden, ſo miethete ich ihm eine Wohnung, und brachte ihn in einer Miethskutſche des Morgens um ſieben Uhr fort. Ich war wahrhaftig ſeinetwegen mehr in Angſt, als er; denn da ich einem Menſchen auf der Treppe begegnete, deſſen Geſichtsbildung und ganzer Anſtand mir verdächtig ſchien, ſo warnte ich ihn;

er geſtand mir, daß er einer ſeiner Mitſchuldigen ſey, ein irländiſcher falſcher Spieler, den das Unglück zu dieſem Gewerbe gebracht hatte; er wollte aber nichts davon wiſſen, daß ihn dieſer Menſch verrathen könnte. Er willigte ſehr gern in die Veränderung ſeiner Wohnung ein, und ich denke ihn von der Thorheit, der Gefahr und dem Unrecht ſolcher Verbindungen überzeugt zu haben.

Ich fand ihn ſehr arm, und gab ihm bis auf wenige Schillinge das bischen Geld das ich hatte; weil ich mich auf alle Weiſe bemühe, den elenden Verlornen der Tugend und der Geſellſchaft wieder zu geben. Der Menſch war nicht unempfindlich dagegen, und ich ging mit der Hoffnung von ihm weg, daß meine Bemühungen nicht ganz unwirkſam geweſen ſind.

Ich habe Dir mit der erſten Poſt geſchrieben, damit du weißt, wie es mir ergangen iſt. Lebe wohl.

F. Henley.

Sechſter Brief.

Louiſa Clifton an Anna Wenbourne St. Ives.

Roſe Bank.

Ich habe nur Zeit zu einer einzigen Zeile, aber ich muß Ihnen ſagen, wie ſehr mich Ihr letzter Brief erſchüttert hat. Tauſend Dank für Ihre Geſchichte, denn ſo will ich es nennen. Sie haben meine Seele mit den Gemählden, Zufällen und Begebenheiten Ihrer Reiſe ganz angefüllt — Und dann Ihr Befreier! — So viel Muth! — So viel Tapferkeit! — So viel! —

Ich darf den Satz nicht endigen. Ich darf Ihnen nicht Alles ſagen, was ich von ihm denke. Zwei oder drei Stellen in Ihrem Briefe haben Zweifel in mir rege gemacht; aber ich wurde bald geheilt durch die Vergleichung mit den folgenden Worten: "Nur "eine große Anſtrengung aller Kräfte kann "ihn wieder zur Vernunft bringen. Aber "die Sache muß unterſucht werden." Gewiß — Sie könnten nicht Anna St. Ives ſeyn, und anders handeln oder fühlen.

Aber ich bete dieſen Jüngling wirklich an, den Frank Henley!

Der Junge will fort; er wird zu ſpät nach der Poſt kommen. Dieſes mag die Kürze des Briefs entſchuldigen; aber unterlaſſen Sie ja nicht, liebe, beſte Anna, mir jeden Vorfall, jeden geringen Umſtand Ihrer Reiſe ja recht umſtändlich zu erzählen. Ihr letzter Brief hat meine Gefühle belebt, einigermaßen ſogar meine Furcht, und meine Neugier rege gemacht. Ewig Ihre

L. Clifton.

N. S. Morgen ſchreibe ich ausführlicher.

Siebenter Brief.

Abimelech Henley an Sir Arthur St. Ives, Baronet.

Wenbourne Hill.

Hochzuveröhrender, gnädiger Herr,
und Gebieter!

Die Inſtrukzijonen, welche mir Ew. Gnaden gegeben haben, habe wohl behalten, Ew. Gnaden Befehle, das iſt meine Pflicht; Ew. Gnaden Vorſchriften, das iſt mein Geſetz. Denn wie ſo? Ew. Gnaden wiſſen zu befehlen, und ich weiß zu gehorchen.

Der Weidengraben wird aufgefüllt; alle Hände ſind dabei; ich bin darhinter her; in 3 Wochen wird die Einfaſſung von dem großen Kannal geendigt, und mit Raſen überlegt ſeyn; und die Jungen pflanzen für das grüne Luſthaus habe ich ausgeſucht; die ſind woll hübſch, Ew. Gnaden.

Aber ich habe alle dieſe Dinge gehörig übergelegt, und um Ew. Gnaden klaren Wein einzuſchenken, ſo glaube ich, das Biſchen, was Ew. Gnaden zu dieſen Verbeſſerungen ausgeſetzt haben (und herrliche Verbeſſerungen werden es ſeyn, das laſſen Ew. Gnaden mich Sie nur verſichern. Ich denke, ich verſtehe auch ein Biſchen davon, ob ich gleich ſagen muß, daß ich gegen Ew. Gnaden nur ein Wigt bin, ſobald es auf Geſchmack, und großen Guſto ankömmt; aber meine beiden Ohren laß ich mir abſchneiden, wenn in ganz England Ew. Gnaden Verbeſſerungen ihres Gleichen haben) aber wie ich Ew. Herrlichkeit ſage — ich fürchte, es wird uns an Baarſchaft fehlen, und das würde ja doch 1000 Jammer und Schade ſeyn, beſonders wenn Ew. Gnaden noch auf das Siehdichum denken, mit dem Kirchthurm, im Porſpekt. Und wahrhaftig, das war doch ein nobler Gedanke; Ich muß ſagen, es wäre Sünde und Schande, wenn ſo eine prächtige Idee in die Brüche gehen ſollte. Und dann bitte ich auch Ew. Herrlichkeit um Verzeihung; aber weswegen, und worüber, und wozu?

Ueber all das, dachten Ew. Gnaden noch eine Wüldniß, und eine Einſüdelei, und eine Grotte anzulegen, welches wie Ew. Gnaden meinten die ebne Fläche bis an die 3 alten Eichen verdecken würde. Und wollten nun

Ew. Herrlichkeit auf einmal aufhören, nachdem alles gethan iſt, was Ew. Gnaden gethan haben, um Wenbourne Hill im ganzen Lande in Repitizijon zu bringen? Ja was das nun anbetrifft, das iſt nun ſchon geſchehen, das muß ich ſagen. Aber denn wieder, wie Ew. Gnaden ſagen, nichts iſt gethan bis alles gethan iſt.

Und ſo habe ich es gewacht, über dieſe Sache Ew. Gnaden demüthig meine einfältigen Gedanken zu ſagen. Denn wie ſo? Ich weiß ſchon, was Ew. Herrlichkeit ſagen werden; Ew. Herrlichkeit werden zu mir ſagen, wenn Ew. Gnaden zurückkommen: Ach, ehrlicher Aby hätte ich doch die ſchönen geränderten, die ich in dem dummen Frankreich da verſchmiſſen habe, hier auf meiner eigenen Grund und Boden ausgelegt. Denn was ich auch Ew. Gnaden ſchon geſagt habe, ſo iſt da doch noch der Tempel bei der neuen Plantage, von welchem Ew. Gnaden ſchon ſo lange geſprochen haben, daß er gebaut werden ſollte und müßte. Und dann hätten wir auch bei einem Haar die Ausdehnung und Augmentazijon der neuen Ruinen vergeſſen.

So daß, alles zuſammengenommen, ich

woll ſagen muß, daß, wenn der ehrliche einfältige Aby, einem ſo großen und vornehmen Herrn, und der noch dazu einer von ſeiner Majeſtät Baronets iſt, einen Rad geben dürfte; ſo wollte ich das Geld, was ich nun angeſchaft habe, für mich ſelbſt behalten; ſintemalen Ew. Gnaden auch finden, daß das Geld nicht ſo leicht zu haben iſt; ich bitte und erſuche Ew. Herrlichkeit ja dieſen Punkt nicht zu vergeſſen, daß das Geld nicht ſo leicht zu haben iſt.

Und ſo verbleibe ich demüthig mit dem Segen der barmherzigen Allmacht, Ew. Gnaden demüthigſter und gehorſamſter, ſehr getreuer und dankbarer, Lieber Diener, zu Befehl,

Abimelech Henley.

P. S.

Ich bitte Ew. Gnaden an das Siehdichum, und die Wüldniß, und die Einſudelei zu denken; ich bitte Ew. Herrlichkeit darum; und den Tempel nicht zu vergeſſen. Ew. Gnaden und Herrlichkeit bitte ich auch ja an das Geld zu denken, und zu denken, mit welchem Vortheile ich es jetzt vor Ew. Gnaden auslegen könnte; das iſt, verſtehen Ew. Gnaden mich nicht unrecht, bloß zu ſagen und zu fragen, unter Ew. Gnaden Protekzijon, Verſtand und Weißheit, und Korrekzijon, und alles in ſchuldiger Demuth und Unterthänigkeit. Bringen Ew. Gnaden mir aber den Mann, der Pfund und Pfennig beſſer anzulegen weiß, als ich; verſteht ſich, Ew. Gnaden und Herrlichkeit in ſchuldigſter Demuth ausgenommen. Und wozu nun noch fremde Länder? Ew. Gnaden haben ja alles an den Fingern; der Tempel ſoll zu ſtehen kommen, das iſt meine Sache; aber für alle das Geld was in fremden Ländern umher verſtreut wird, was werden Ew. Gnaden davor ſehn!

Ich kondeſcendire, Ew. Liebwertſten Gnaden und Herrlichkeit demüthig um Verzeihung, für alle dieſe Dreiſtigkeit und Kienheit unterthänigſt zu bitten und zu erſuchen, worüber jeder andre, Ew. ehrfürchtigen Gnaden ausgenommen, die Naſe rümpfen würde; aber ich traue und baue darauf, daß Ew. Gnaden, ſo wie hinfüro in allen vergangenen Zeiten auch künftig, nicht für übel nehmen werden, was woll gemeint iſt.

Und ſo verbleibe ich abermals Ew. Gnaden und Herrlichkeit lieber Diener zu Befehl

Abimelech Henley.

Achter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Frank Henley's Zufall hat unſre Reiſe vierzehen Tage aufgehalten; ja es fehlte wenig, ſo wäre ſie auf immer verſchoben worden; und (ſollten Sie es wohl für möglich halten?) bloß durch die ränkevollen Gegenvorſtellungen dieſes Abimelech Henley. Ich habe meinen ganzen Einfluß auf Sir Arthur, und meine ganze Beredſamkeit verſchwenden müſſen, ſonſt hätten wir ſie völlig aufgeben müſſen. Geldgierig und geizig in ſeinen eignen Entwürfen, will dieſer Elende, dieſer ehrliche Aby, wie ihn mein Vater nennt, nicht eine Guinee ausgeben laſſen, wenn ſie nicht auf Verbeſſerungen verwandt wird, das heißt: wenn ſie nicht durch ſeine Hände geht. Ein Brief von ihm an Sir Arthur war Urſache an der ganzen Sinnesänderung.

Ich hoffe dennoch, meine Liebe, daß Sir Arthurs Umſtände nicht ſo zerrüttet ſind, als

Sie in Ihrem Brief vom dritten zu befürchten ſcheinen. Wenn Sie Recht hätten, was würde alsdann aus meinem Bruder werden? Eine bloße Modepuppe! thätig in allem, was zur ſtrengſten Etiquette gehört, im Beſuche machen, im Putz, im Jagen, Reiten, Fechten, Tanzen, Spielen, Viſitenkartenſchreiben, in allen den frivolen Vergnügungen und Lächerlichkeiten, die dieſe Klaſſe von Leuten Welt nennt; aber träge, oder vielmehr unfähig zur Ausübung jeder wohlthätigen Pflicht. Ich ſtehe zwar jetzt mehr als jemals in gutem Vernehmen mit ihm; und er hat mich ſogar in einer Erbſchaftsſache, die nur ihn als den Aelteſten des Hauſes angeht, um Rath gefragt, ich ſuchte ihm bei dieſer Gelegenheit richtige Begriffe von dem Werthe des Geldes beizubringen; aber was hilfts? —

Ich war eben noch mit dem Gedanken an meinen Bruder, und an ſeine in der That troſtloſe Lage für die Zukunft beſchäftigt, als mir der Bediente Ihren Brief vom eilften brachte *), worinn Sie mir ſo viel von der

---

*) Dieſer und andre Briefe mehr ſind weggelaſſen worden, weil ſie nichts weſentlich merkwürdiges enthalten.
Anm. d. Orig.

ſchändlichen, niedrigen Art ſchreiben, mit welcher Abimelech meinen Vater in ſein Netz zu verſtricken weiß. Ich dachte nun an das beſte Mittel, dem Sir Arthur die Augen zu öffnen, und in dem Augenblick kommt Laura mit der Nachricht, daß unſre Reiſe nach Frankreich ſchon beendigt iſt, daß man Gegenbefehl gegeben hat, und daß in einer Stunde ein Wagen vor der Thüre ſeyn wird, mich und Sir Arthur zurück nach Wenbourne-Hill zu bringen.

Dieſer Vorfall that volle Wirkung auf meine damalige Stimmung. Ich kannte Sir Arthur's Art; ich wußte, daß er mich ungern ſehen würde; aber da ich ſo vielen Grund zu vermuthen hatte, daß ein Brief von ſeinem ehrlichen Aby dieſen ſchleunigen Befehl veranlaßt habe, ſo beſchloß ich, mir ihn nicht entgehen zu laſſen. Er war in ſeinem eignen Zimmer; wie ſollte ich ihn nun heraus bringen? Eine Stunde vergeht ſo ſchnell! Ich brauche Liſt, die mich aber, als ich mich hernach wieder geſammelt hatte, ſehr reuete! Ich ging in das Nebenzimmer und befahl den Bedienten, mich als Miß Wenbourne zu melden. Ich habe eine unverheirathete Tante dieſes Namens, nach der ich getauft worden, die in London lebt, und Ihnen, ſo viel ich weiß, unbekannt iſt. Der Streich gelang, und Sir Arthur kam in das Nebenzimmer. Er ſchien ein wenig außer Faſſung, da er mich ſahe, und das folgende Geſpräch begann.

Aha, Anna! wo iſt Deine Tante?

Sir, ich fürchte, ich habe Unrecht gethan. (Mein Gewiſſen fing ſich jetzt an zu regen, und lehrte mich, daß ich in meinem Herzen mit dem Namen eines erlaubten Kunſtgriffs eine offenbare Lüge belegt habe; ein Verbrechen, das ich, wie Sie wiſſen, für das niedrigſte, haſſenswürdigſte und ſchädlichſte von allen halte. Die gerechte Verwirrung, in welcher ich mich fühlte, hätte beinahe meine ganze Sache verdorben.)

Wie? — Was? — Was meinſt du? — Wo iſt die Tante? —

Sie iſt nicht hier, Sir. Ich war es ſelbſt, die Sie zu ſprechen wünſchte.

Du! und ſchickſt im Namen Deiner Tante?

Mein Name iſt Wenbourne, Sir.

St. Ives iſt Dein Name, Miß.

Ich fühle, Sir, wie ſehr ich ſtrafbar bin; und vielleicht bin ich nicht werth, daß Sie mir verzeihen. (Mein Vater fing an, die Urſache zu vermuthen, weshalb ich ihn zu ſprechen wünſchte, und wußte nicht, ob er Güte oder Zorn gegen mich gebrauchen ſollte. Endlich ſagte er, mit dem Auge gegen die Thüre gerichtet:)

Das iſt außerordentlich! — Ganz außerordentlich, bei meiner Seele!

(Jetzt war der Augenblick, wo ich mich ſammlen mußte.) Ich habe etwas gehört, das ich unmöglich für wahr halten kann, Sir.

Was haſt Du gehört? Was haſt Du gehört?

Daß Sie nach Wenbourne-Hill zurückreiſen wollen.

Nun, was weiter?

Und daß Sie nicht Willens ſind, uns Frankreich ſehen zu laſſen.

Wer ſagte Dir das?

Die Bedienten haben gewiſſen Befehl erhalten.

Die Bedienten ſind ein Haufen geſchäftiger Dummköpfe!

Was kann Sie dahin beſtimmt haben, Sir, Ihre Meinung ſo plötzlich zu ändern?

Meine Geſchäfte. (Er ſah wieder nach der Thüre, aber er fühlte wohl, daß es zu ſpät war, und daß er ſeine Sache entweder vertheidigen oder aufgeben mußte.) Die Reiſe wird zu koſtbar.

Wenn die Reiſe Ihre Geſchäfte im mindeſten ſtörte, Sir, und wenn ich nicht täglich ſähe, daß Sie ungleich größere Koſten nicht ſcheuen, ſo würde ich dieſem Argument kein Wort entgegenſetzen. Ich halte es für meine Pflicht, für Ihr Eigenthum eben ſo beſorgt zu ſeyn, als Sie es nur ſeyn können, und aus dieſer Urſache habe ich oft gewünſcht, etwas über Sie zu vermögen, um ihren Entwürfen eine andre Richtung zu geben.

Ich zweifle nicht an Deiner wunderbaren Weisheit, meine Tochter, Du erinnerſt mich täglich daran. Deine Entwürfe würden gewiß unendlich beſſer ſeyn, als die meinigen. Wenn Du verheirathet biſt, oder ich todt bin, ſo kannſt Du völlig nach Deinem Gefallen handeln; aber für jetzt, erlaube, daß ich nach eignem Gutdünken zu Werke gehe. Ich ſtehe nicht gerne unter Vormundſchaft.

Es thut mir wehe, beſter Vater, daß ich Sie beleidige, wie ich wohl ſehe; aber ich habe wahrhaftig dieſe Abſicht nicht. Wahrhaftig, ich habe die ganz entgegengeſetzte Abſicht! Nur mein Eifer für Ihr Intereſſe, meine Liebe zu Ihnen (ich ergrif ſeine Hand) zwingt mich zu ſprechen —

Und mir grade heraus zu ſagen, daß Du mein Verfahren nicht billigſt.

Und Ihnen die Wahrheit gradezu zu ſagen, weil ich es für meine Pflicht halte.

Auf mein Wort! eine ungemein pflichtmäßige Tochter! Ich dächte, es wäre die Pflicht der Kinder, dem Willen ihrer Väter zu gehorchen.

Der Gehorſam — (verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, Sir —) der Gehorſam muß ſeine Gränzen haben. Kinder müſſen Eltern lieben und ehren wegen ihrer Tugend, und mit Willigkeit und Eifer thun, was dieſe von ihnen verlangen, wenn es nicht an ſich Unrecht iſt.

Und das ſollen Kinder wohl beurtheilen?

Ja, mein Vater, das ſollen Kinder wohl beurtheilen.

Wahrhaftig, ein ſchönes Gehorſamsſyſtem!

Kinder können ja auch ohne zu urtheilen nicht handeln, ſie mögen gehorſam oder ungehorſam ſeyn, und je beſſer Sie urtheilen, je beſſer werden ſie ihre Pflicht erfüllen. Und viele Eltern irren und haben geirrt, die ihren Kindern auftragen, eine unerlaubte Handlung zu begehen.

Und was geht das mich an? Auf mein Wort, meine Tochter iſt ein feines junges Mädchen! Wahrhaftig, Miß, Sie ſind eine ganz ungemein, ganz außerordentlich feine Dame!

Der Himmel verhüte, beſter Vater, daß Sie ſich einbilden ſollten, ich verwechsle Sie mit ſolchen Eltern.

Ich weiß es auf Ehre nicht, und ich bekümmre mich auch gar nicht um das, Fräulein, was Sie von mir denken. — Meine Pläne, in der That! — Gemißbilligt — von Dir!

Wenn ich irgend eine Perſon in einem gefährlichen Irrthume ſähe, wenn ich ſähe, daß ein Eigennütziger ſie mißleitet, ihr Unrecht thut, ſie plündert, wäre ich nicht träge oder feige, ja wäre ich nicht ſtrafbar, wenn ich mich nicht bemühte, dieſe Perſon von ihrem Irrthume zu überzeugen? Und was wäre ich, wenn dieſe Perſon mein Vater wäre?

Auf meine Ehre, Miß, Sie nehmen ſich unerträgliche Freiheit! Die Ungebundenheit dieſer Zunge iſt ſchrecklich!

Lieber will ich mich Ihrer Ungnade unterwerfen, Sir, und eine ſchlechte Meinung von mir bei Ihnen erwecken, als daß andre, die ſich Ihre Diener und Ihre ganz unterthänige oder freundſchaftliche Rathgeber nennen, ſo mit Ihrem Vermögen umgehen — ſo — ich weiß keinen Ausdruck dafür — Wir haben oft von Rentmeiſtern gehört, die ein unbewegliches verpfändetes Gut ihrer eignen Herren — (Hier ſchwieg ich. Sie erinnern Sich des letzten Vorfalls mit Abimelech. Dieſer Wink war ein Donnerſchlag für ihn. Er war ganz verwirrt, und nach einigen vergeblichen Verſuchen ſich zu faſſen, brach er in die folgenden Worte aus:)

Wohl, wohl — Ich, ich — ich weiß ſchon, wo das alles hinaus will. Du — Du nimmſt es übel auf, daß Du von Deiner Reiſe abgehalten wirſt. — Aber ſey ruhig, Kind; Du ſollſt reiſen: Du ſollſt nicht abgehalten werden.

Es iſt wahr, Sir, ich wünſche Paris zu ſehen; aber ich gebe die Reiſe gerne auf, wenn Ihnen die Koſten im mindeſten beſchwerlich fallen; wiewohl ich geſtehe, daß ich es nicht gut aufnähme, wenn ich ſehen müßte, wie Sie die kleinen Summen, welche Sie zur Reiſe beſtimmt hatten, uns entziehen, um ein Hügelchen aufwerfen zu laſſen, oder einen fantaſtiſchen Tempel aufzubauen, und noch dazu an einem Orte, wo er durch ſeine Lage lächerlich wird.

Auf mein Wort! — Hat man jemals ſchon etwas Aehnliches gehört? — Sage ich Dir nicht, Du wirſt reiſen?

Das Reiſen, Sir, iſt nur ein geringer Theil meiner Wünſche; es giebt noch einen Punkt, der mir unendlich mehr Vergnügen machen würde, wenn ich ihn durchſetzen könnte.

Pah! — Mädchen! Ich bin nicht dazu hier, um Punkte mit Dir durchzuſetzen! Ich ſage Dir, Du wirſt reiſen. Ich gebe Dir mein Wort darauf, daß Du reiſen wirſt. — Hörſt Du Anna? Ich bin zu alt, um in die Schule zu gehen. Ich kann das nicht leiden! Laß mich! Ich kann das durchaus nicht leiden!

Es thut mir ſehr leid, Sir, daß ich keine Worte finden kann, um eine Wahrheit auszuſprechen, die weniger beleidigend wäre.

Ich ſage Dir noch einmal, wir haben keine Wahrheiten mit einander auszureden! Habe ich Dir nicht verſprochen, daß Du reiſen wirſt? Hiermit hat Dein Geſchäft ein Ende. Du wirſt reiſen.

Und hiermit entfernte ſich Sir Arthur, froh, daß er mich und ſich, das heißt: die unangenehmen Gedanken loß war, die ich, wie er meinte, ſo unſanft erregt hatte. Sie tadelten mich in Ihrem letzten Briefe, daß ich es nicht hinlänglich über mich vermöge, ihm ſeine Thorheit zu zeigen. Sie ſehen wohl, das Hinlängliche fehlt noch immer. Ich weiß die Art nicht zu finden, wie man mit Sir Arthur ſprechen muß, um ihn ernſtlich aufmerkſam zu machen. Meine Gegenvorſtellungen bewirken immer Unmuth, anſtatt zu überzeugen; aber ich glaube doch, daß ein gewiſſer Grad von augenblicklicher Ueberzeugung die Folge unſrer Unterredung iſt; aber die Macht alter Gewohnheiten abzuwerfen, und neue anzunehmen, iſt über die Kräfte gemeiner Menſchen.

Frank Henley iſt Ihr Liebling; und er verdient es. Zur Antwort auf die Verwundrung, welche Sie in Ihrem erſten Briefe bezeigen, meine Liebe, daß er meine Neigung noch nicht gefeſſelt hat, und auf die vorſichtigen freundſchaftlichen Winke in Ihren beiden letzten Briefen, (denn dafür nehme ich ſie) will ich Ihnen nur ſagen: daß, wenn ich die Liebe für jene unbezwingliche Nothwendigkeit hielt, für welche man ſie ausgiebt, ſo weiß ich nicht, was die Folge geweſen wäre, als da ich zeitig einſehe, daß eine Vereinigung zwiſchen uns beiden von den traurigſten, unglücklichſten Auftritten begleitet ſeyn könnte, kurz, da ich weiß, daß dieſe Sache beinahe zu den unmöglichſten gehört, ſo habe ich ſie auch immer aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, und ich habe daher keinen Grund mich in Gefahr zu glauben. Zuweilen entſtehen Bedenklichkeiten in mir; aber gewöhnlich verſchwinden ſie bald wieder. Wenn ſie wieder kommen ſollten, ſo werde ich ſie Ihnen nicht verheelen.

Ich erinnere mich, daß Sie ehedem bemerkt haben: "die Bewundrung ſey die Mutter der Liebe;" und Sie haben Recht der

Liebe, mit welcher ich meine Louiſa liebe, mit welcher vielleicht ein Engel den andern liebt. Ich bewundre Frank Henley ſehr; ich bewundre ihn mit Innigkeit, mit Eifer; aber gewiß, ich liebe nicht; ich erlaube mir gewiß keines von den Gefühlen der Aengſtlichkeit, Unruhe, Hoffnung, Furcht, Verwirrung, und Erweichung, die von der Liebe unzertrennlich ſeyn ſollen. Ich verlöſche, ich erſticke ſie in der Geburt.

Ich werde gerufen: Adieu, meine geliebte Louiſa.

A. W. St. Ives.

Neunter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

London, Groſvenorſquare.

Ich habe Ihren Brief erhalten, mein guter Abimelech, und muß zugeben, daß es Ihren Gründen nicht an Nachdruck fehlt. Viel, ſehr viel muß noch gethan werden für Wenbourn-Hill. Jahr für Jahr habe ich immer geſagt: "dieß ſoll das letzte ſeyn: wir wollen nun endlich einmal mit der Sache zum "Schluß kommen." Aber Verbeſſerungen ſind einmal mein höchſtes Vergnügen; gehend, redend, ſitzend, ſtehend oder liegend, wachend oder ſchlafend kann ich gar an ſonſt nichts denken. Wir leben, wie Sie wiſſen, mein ehrlicher Aby, bloß um der Verbeſſerung willen, ſo daß, anſtatt den Beſchluß zu machen, ich nun noch mehr zu thun vor mir finde, als jemals.

Die Wildniß liegt mir ſehr am Herzen; aber der Boden iſt vortrefflich, und ich weiß kaum, mein lieber Aby, wie wir das Land dürre genug machen werden. Aber einen herrlichen Effekt würde es machen! ja, das würde es gewiß; und wir müſſen doch das äußerſte verſuchen. Und nun noch die Einſiedelei an dem entfernten Ende! Die mooßbewachsne Zelle! Einige umher zerſtreute Eicheln und wilde Wurzeln! Und dann wollen wir Eibenbäume um die drei alten Eichen pflanzen, und eine Kolonie von Eulen ſollen hier brüten! und dann am unterſten Ende eine Grotte: o! es wird herrlich! herrlich!

Muſcheln werden ein wenig koſtbar ſeyn, denn wir liegen einige vierzig Meilen von der See ab. Aber das thut nichts; es muß und ſoll zu Stande kommen, denn ich habe einmal meinen ganzen Sinn darauf gerichtet. Was Sie mir geſchrieben haben, ehrlicher Aby, da ich weiß, was Sie für ein ſorgſamer, vorſichtiger Mann ſind, ſo war ich ſchon entſchloſſen, Ihrem Rathe zu folgen, und die Reiſe nach Frankreich aufzugeben, oder aufzuſchieben; aber durch die Klätſchereien der Bedienten war dieß meiner Tochter zu Ohren gekommen; und um nur Friede und Ruhe zu haben, muß ich ihr ſchon nachgeben, und ſie ein Streckchen aufs feſte Land führen. Wir werden aber nicht weiter gehen, als bis in die Nachbarſchaft von Paris. Und, was mich ſelbſt anbetrift, ſo wünſche ich auch eine Idee von den daſigen Landſchaften und Proſpekten zu haben; denn ich bin doch begierig, ob in ganz Frankreich wohl irgend etwas mit Wenbourne-Hill zu vergleichen ſeyn wird.

Und doch, Aby, finde ich, es iſt unmöglich, jedermann ein Gnüge zu leiſten. Sie wiſſen, was ich dieſe zwanzig Jahre über in einem fort für Verbeſſerungen und Verſchönerungen gemacht habe; denn unter Ihrer Aufſicht iſt ja alles ausgeführt. Das eine Jahr habe ich gepflanzt, das andre Jahr wieder aufgewühlt; gebauet und niedergeriſſen; aufgegraben und wieder ausgefüllt; Hügel aus dem Wege geräumt, und ſie wieder auf ihren alten Platz geſtellt; und das alles mit der feſten Entſchließung, alles zu thun, was in meinem Vermögen ſtünde. Und nun glaube ich, giebt es kein Grundſtück in England, daß ſo mit Waldung umgeben und eingeſchloſſen iſt, als Wenbourne-Hill, ohngeachtet ſeiner Lage auf einer weitausſehenden Erhöhung. Wir ſind von Hainen, Eſpaliers, und Pflanzungen umgeben. Es iſt uns gelungen, den gemeinen Anblick von entfernten Hügeln, zwiſchen liegenden Wieſen, und weiten Feldern, mit dem ſchlechten grünen Kräuterwerk, und dem ewigen Einerlei von ſtehendem Getreide, das wellenförmig vom Winde bewegt wird, ganz auszuſchließen.

Und doch, Aby, nachdem ich alles dieß geleiſtet habe, kömmt mir da der Herr Alexander Immergrün, und ſagt mir ſehr gradezu, daß wir Wenbourne-Hill verhunzt, uns alle in Finſterniß und Dunkelheit vergraben, und die ſchönſten Ausſichten in England von unſerm Proſpekt ausgeſchloſſen haben! Ehemals konnte man das Schloß von der Heerſtraße ſehen, und wir hatten die Dorfkirche im Proſpekt, welches ſchönen Anblicks wir uns nun beraubt haben; aber ſtatt des Pfarrkirchthums, haben wir nicht Thürme von unſrer eignen Erfindung in jeder Richtung? Allein man ſehe nur den Fluch der hartnäckigſten Geſchmackloſigkeit, lieber Aby, der auf dieſem Alexander ruhet!

Es iſt ganz vergeblich ihm zu ſagen, daß wir nun gleichſam erſt ganz in unſerm eignen Gehege ſind; daß jedermann überraſcht wird, und daß niemand ahnden kann, eine ſolche Menge von Tempeln, Hainen, Terraſſen, Erhöhungen, Vertiefungen, Anſichten, Ebnen, Graben, Kanälen, Felſen, und Ruinen, in der Wirklichkeit zu ſehen, bis er ſich mitten darunter befindet. Und dann giebt es wohl ein größeres Entzücken für mich, als die Bewundrung der Leute, und ihr Erſtaunen!

Nichts macht mir ein ſo großes Vergnügen, als irgend einen Mann von Geſchmack, welcher verſteht, von den Sachen, die er ſieht, in Erſtaunen geſetzt zu werden, auf einmal mitten auf einen von meinen großen Kießſandwegen zu bringen! Denn die ganze Welt geſteht ein, lieber Abimelech, daß unſre Kießſandwege zu Wenbourne-Hill, von den breiteſten, geradeſten, und ſchönſten im ganzen Königreiche ſind.

Aber nun bedenken Sie einmal, Abimelech, was es für einen Unterſchied unter den Leuten giebt. Sir Alexander will, ſie ſollen mit Raſen überdeckt werden. Er ſagt, wo man weiches Gras haben kann, da wären Kießſandwege lächerlich; und ſie wären nur erträglich zu gemeinen Fußpfaden, wo durch das immerwährende Gehen doch der Raſen wieder abgenutzt werde. Aber ich weiß wohl, woher ſich ſeine Liebe zu dem weichen Graſe ſchreibt, Sir Alexander iſt podograiſch, und möchte gern auf Sammet treten.

Ueberdem iſt er ein wahrer Cyniker; er hat an allem, was wir angelegt haben, etwas auszuſetzen, und ſagte, mit dem Gelde, was wir zur Verſchönerung von Wenbourne-Hill verſchwendet hätten, wollte er die Wüſten von Arabien in den Garten Eden verwandelt haben; und verſichert, daß, ehe Wenbourne-Hill in unſre Hände gefallen, ſey es einer der ſchönſten Plätze in allen drei Königreichen geweſen.

Ich muß Ihnen geſtehen, Aby, wenn ich nicht wüßte, daß er ein Cyniker wäre, ſo würde mich das, was er ſagt, wirklich ſehr beunruhigen. Aber entweder es iſt nun einer der ſchönſten Plätze in den drei Königreichen, oder er ſoll es noch werden! und warum nicht eben ſowohl einer der ſchönſten Plätze in der Welt! es koſte nun auch, was es wolle, das iſt mein Entſchluß! und ſo fahren Sie denn getroſt fort mit Ihrem Werk, Abimelech, und ſeyn Sie unermüdet. Die Liebe zum Ruhm iſt die Leidenſchaft edler Seelen! Und des Nahmens Arthur St. Ives, ſoll noch in Wenbourne-Hill gedacht werden, "wenn ſeine Gebeine ſchon längſt im befreundeten Staube vermodern," wie der Dichter es ausdrückt.

Ich habe Ihren Sohn Frank gebeten, uns nach London zu begleiten. Es iſt ein junger Burſche voll Feuer und Leben; er hat ſich auf der Heerſtraße ſehr wohl gehalten, wo er mit einem Straßenräuber eine Affaire hatte, und eine leichte Wunde bekam; aber er iſt in keiner Gefahr. Es iſt ein hübſcher Burſche, ein braver Burſche, und macht Ihnen Ehre, mein ehrlicher Aby!

Einige Strecken Landes, die ich auf meinen Reiſen geſehen habe, durch welche das Waſſer ſich in Krümmungen ſchlängelte, und zufälliger Weiſe von einer ſteilen Anhöhe herab ſtürzte, oder von ſanften Abhängen herabfloß, haben neue Ideen in mir rege gemacht. Mir fiel nehmlich ein, da wir doch hoch liegen, wenn wir auf dem Gipfel einen See mit einer hinlänglichen Ausbreitung, hätten, ſo könnten wir das Waſſer in kleinen Bächen auf allen Seiten herunter rieſeln laſſen. Dann aber ſchreckt mich die Schwierigkeit zurück, wie wir es wieder herauf bringen ſollen. Vielleicht aber ließe ſich das noch heben; es würde einen bezaubernden Effekt machen, und wir wollen doch weiter darauf denken.

Sobald Sie zu Paris meine Addreſſe erhalten haben, unterlaſſen Sie ja nicht, mir einmal die Woche zu ſchreiben, wie es mit allem vorwärts geht. Seyn Sie ja recht ausführlich in Ihren Nachrichten, und fürchten Sie nicht, mich zu ermüden. Mein Herz iſt immer bei meinen Verbeſſerungen und Plänen; und je mehr Plätze und Gegenſtände Sie mir nennen, deſto mehr Vergnügen werden Sie mir machen. Schreiben Sie mir denn auch von meinen Rehen, meinen ſpaniſchen Schafen, meinen Büffelochſen, meinen chineſiſchen Faſanen, und von meiner ganzen Zucht von ausländiſchen Thieren.

Ich will meine Reiſe ſo kurz wie möglich machen; und es ſoll nicht lange dauern, bis ich mein Wenbourne-Hill wieder begrüße. Die Wahrheit zu ſagen, Abimelech, nachdem ich Ihren Brief durchgeleſen hatte, ließ ich ſchon die Chaiſe wieder zur Rückreiſe anſpannen. Aber Anna St. Ives wollte nichts davon hören; ſo mußte ich alſo ſchon nachgeben. Aber wie ich Ihnen ſage, mein Herz iſt bei

Ihnen; Wenbourne-Hill kömmt mir nie aus den Gedanken.

Ich wünſchte, Abimelech, daß Sie ja vorſichtig in Ihren Reden ſeyn möchten, was unſre Geldangelegenheiten anbetrift. Meine Tochter gab mir einen Wink über unſre letzten Anleihen, der mir nicht halb gefallen wollte. Die Kinder bilden ſich ein, ſie haben ein Recht, über die Ausgaben eines Vaters ihre Gloſſen zu machen; und ihm wohl gar Schranken ſetzen zu wollen, wenn nicht alles verwandt wird, um ihre Launen zu befriedigen. Seyn Sie alſo ja vorſichtiger, Abimelech, wenn Sie mir gefällig ſeyn wollen.

Arthur St. Ives.

Zehnter Brief.

Louiſa Cliſton an Anna Wenbourne St. Ives.

Roſe Bank.

Ich bin ſehr böſe mit mir ſelbſt, meine liebe Anna. Ich habe Sie nicht mit dem offenen Zutrauen behandelt, das Sie verdienen; denn ich fürchtete von Ihnen, was ich nicht hätte fürchten ſollen. Ich fürchtete, daß ein ſtarkes Gefühl von Freundſchaft und Edelmuth Sie zu einem Irrthum verleiten, und Sie dahin bringen könnte, von meinem Bruder gut zu denken, mehr meinet, als ſeinetwegen. Aber je mehr ich nachdenke, je mehr überzeuge ich mich, daß Verſtellung keine Tugend ſeyn kann. Ihr letzter Brief hat mich dieſes lebhaft fühlen laſſen. Die edle Aufrichtigkeit, mit welcher Sie ſich hier ſelbſt anklagen, daß Sie eine Liſt gebraucht hatten, die ich, eben ſo wenig als Sie, für unſchuldig halte, (weil eine Liſt nicht unſchuldig ſeyn kann) hat mich gelehrt, wie ich in dem gegenwärtigen Fall handeln ſoll; und Sir Arthur's Eigenſinn reitzt mich noch mehr dazu.

Ich wußte nemlich ſchon vor einiger Zeit, daß meine Mutter Ihre Verbindung mit Coke Clifton ſehnlich wünſcht. Sie eröffnete ihren Wunſch dem Sir Arthur, und der Gedanke ſchien ihm zu gefallen. Sie erwies mir die Ehre, mich um Rath zu fragen, und ich ſetzte mich jedem voreiligen Verfahren entgegen, und behauptete mit Feſtigkeit, daß man Begebenheiten dieſer Art in ihrem natürlichen Laufe ſo wenig als möglich ſtören müſſe.

Dieſes war der Grund zu Ihrer gegenwärtigen Reiſe nach Paris; mir legte man Stillſchweigen auf, das ich auch bis jetzt beobachtet habe. Aber ich bin nun überzeugt, daß alle Geheimniſſe thöricht oder ſchädlich ſind, und daß man gar keine haben ſollte.

Um ſo mehr muß mich nun die Unbeſtändigkeit des Sir Arthur in Erſtaunen und Unruhe ſetzen. Sie beweiſt ſeine Schwäche und die Stärke ſeines Lieblings Abimelechs. Da er nun zu dieſem Entwurf mit meiner Mutter übereingekommen iſt, und ſchon einen Theil der Reiſe zurückgelegt hat, ſo begreife ich kaum, wie er ſich bei ihr wird entſchuldigen können.

Eben ſo ſehr wundert es mich, daß er von meinem Bruder mit Ihnen geſprochen hat. Ich hatte meiner Mutter in einer Unterredung vorgeſtellt, daß, im Fall der Gedanke von dieſer Verbindung ernſthafter würde, Sie und mein Bruder ſchon Bekanntſchaft gemacht haben müßten, ehe man noch Einem oder dem Andern den mindeſten Wink von dem ganzen Entwurf gegeben hätte. Ich halte jetzt dieſen Rath für unrecht und thöricht; aber er drang damals durch, und laut der Verabredung ſollte meine Mutter dem Coke Cliſton ſchreiben, daß er nach Paris reiſen, zur beſtimmten Zeit unter dem Vorwande eines Geſchäfts da ſeyn müſſe, und daß Sir Arthur und Sie eine Luſtreiſe dorthin machten, die zu Ihrem Vergnügen und zu Ihrer nähern Bekanntſchaft mit meinem Bruder dienen würde, die aber ohne allen Schein des Vorſatzes, wie von einem Ohngefähr gemacht werden müſſe. Aber, wie es ſcheint, muß Sir Arthur, wenn er ein Lieblingsprojekt hat, mittheilend ſeyn, nicht ſowohl aus Grundſatz, als aus Mangel an Stärke.

Mit aller Hochachtung für meinen Bruder geſprochen, will ich nun, da ich Sie von allen ſeinen Vorzügen hinlänglich benachrichtiget habe, nur noch hinzu ſetzen, daß ich Sie ernſtlich ermahne, ſich ſorgfältig vor jeder Selbſttäuſchung zu bewahren, und Clifton zu ſehen, wie er iſt. Wäre ich tauſendmal ſeine Schweſter, ſo könnte ich ihm kein verdienſtvolleres Weib wünſchen, als meine Anna. Aber die Schweſter darf mich nicht zu dem Wunſche bewegen wollen, Perſonen von verſchiedenen Gefühlen und Geſinnungen verbunden zu ſehen. Hätte ich nicht ſo viel Zutrauen zu Ihrem Urtheil, und zu der Wahrheit, mit welcher Sie gegen ſich ſelbſt verfahren, ſo könnte ich unruhig ſeyn. Nach meiner Meinung müßten beide Partheien einander wechſelsweiſe alle die Eigenſchaften zu erkennen geben, die ſie zur Freundſchaft der Ehe geſchickt machen können. Iſt das nicht der wahre Ausdruck, liebe Anna, die Freundſchaft der Ehe? denn gewiß, wenn die Ehe nicht Freundſchaft iſt, in dem eigentlichen Sinne des Wortes, ſo iſt ſie etwas Fehlerhaftes, etwas Laſterhaftes.

Ich weiß, Sie werden mir gern den Fehler vergeben, ſo lange geſchwiegen zu haben; denn Sie merken wohl, daß ich nach wohlgemeinten, wiewohl irrigen Vorſtellungen gehandelt habe. Ich habe meiner Mutter meine gegenwärtigen Gedanken geſagt, und ihr den ganzen erſten Theil dieſes Briefes gezeigt, den ſie billigt.

Ich darf meiner Anna nicht erſt ſagen, wie zärtlich ſie ſich mit mir vereinigt, und ihr eine glückliche angenehme Reiſe wünſcht. Alles andere überläßt ſie gänzlich dem durchdringenden Geiſte und der beſcheidnen Verſchwiegenheit meiner Anna. Adieu!

L. Clifton

(N. S.) Mein Bruder iſt nicht reich, aber er hat viel zu erwarten. Dieſer Umſtand hat den Sir Arthur vermuthlich bewogen, den Vorſchlag mit Vergnügen anzunehmen; denn er war im Anfange ungemein thätig und eifrig auf die Zurüſtungen zu dieſer Reiſe bedacht; aber nach wenigen Tagen ließ die Hitze nach. Wahrſcheinlicherweiſe hat ſich Abimelech gleich Anfangs der Reiſe widerſetzt; aber die fernern Unterredungen mit meiner Mutter, und die Vorſtellung des Vergnügens, das die Reiſe Ihnen machen müßte, hat den Sir Arthur in ſeinem Vorſatze erhalten. Der Gedanke mag freilich viel Einfluß auf ſein nachmaliges Betragen gehabt haben, daß er mit dem Gelde reiſt, welches er ſo ſchön auf Verbeſſerungen hätte wenden können.

Ich kann eines Zweifels nicht los werden, den ich in meinem Innern hege; wiewohl ich den ganzen Morgen lang überlegte, ob ich ihn offenbaren oder verſchweigen ſoll. Frank Henley! — Es leidet keinen Zweifel mehr, wie ich glaube, daß er Sie liebt. — Er wird Sie vielleicht glücklicher machen, als irgend ein anderer Menſch auf Erden. Laſſen Sie ſich von der Freundſchaft zu mir nur nicht beherrſchen; hüten Sie ſich vor dieſer Schwachheit. Daß Sie ihn lieben könnten, wenn Sie ſich es erlauben wollten, und daß Sie Ihre ganze Kraft anwenden müſſen, um ihn nicht zu lieben, das glaube ich beides. Sie wiſſen das ſelbſt. — Hier entſteht eine ſehr wichtige Frage: Wie groß iſt das Uebel, das aus einer ſolchen Verbindung entſtehen könnte? Unterſuchen Sie — ich gebe keinen Rath. Es ſchwebt ein Nebel vor meinen Augen, ich kann keinen Rath geben, bis ich klärer ſehe. Nur Ihr eignes Urtheil kann ſie beſtimmen.

L. Clifton.

Eilfter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Groſsvenorſtraße.

Oliver, was ſind wir? Was iſt der Menſch? Was iſt Tugend? Was iſt Ehre? — Mein Stolz hat eine empfindlichere Wunde bekommen, als meine Schulter durch die Kugel des Räubers. — Man hat mir Geld aufgedrungen — Geld! — Wie ſoll ſich der Menſch betragen? Seine Laſter werden bezahlt! Seine Tugenden werden bezahlt! — Alles iſt feil! Und ich muß mit einer von der Menge ſeyn! — Zwanzig Pfund Banknoten, ſage ich Dir, aufgedrungen von Sir Arthur! — Nein, nein — nicht von ihm. — Er hätte mich niemals dahin bringen können, etwas anzunehmen, wovon ich glaubte — wiewohl mit Unrecht, wie Nachdenken und Erfahrung mich ſeitdem gelehrt haben — daß man es nur aus Schwäche und aus Erniedrigung annimmt. Sie allein konnte ſo viel über mich vermögen. Sie, deren Befehle unwiderſtehlich ſind, die ſo herablaſſend war, mich zu bitten. Ihr Auge glänzend von einer Thräne, die ſie nur mit Mühe in der ſchönen Wölbung erhalten konnte, bat ſie mich! — Einer ſolchen Vermittelung läßt ſich nichts entgegen ſetzen! Ihre Beredſamkeit war hinlänglich! Und Gott ſey Dank, daß ſie dieſes war! Denn, wie mich die Folge lehrte, hat ſie allein ein armes, elendes Geſchöpf von dem Wahnſinn retten können. — Nur Geduld, und ich will Dir alles erzählen.

Ich hatte meine Neuigen entfernt, und war in den Park gegangen, um friſche Luft zu ſchöpfen. Als ich zurückkam, ſahe ich einen Haufen Menſchen in dem Hofe verſammelt. Die Neugierde zog mich hin, und man erzählte mir, daß zwei Menſchen ſo eben einen dritten über die Dächer der benachbarten Häuſer verfolgt hätten, daß er durch eine Fallthüre habe hinabſteigen müſſen, noch weiter verfolgt, und endlich ergriffen worden ſey. Ich erkundigte mich nach ſeinem Verbrechen, aber das wußte niemand. Einige hielten ihn für einen Dieb, andre glaubten, die Leute wollten Matroſen preſſen, und noch andre vermutheten, daß es Amtsleute wären.

Nach einer kurzen Zeit kam eine anſtändige, einnehmende und ſehr hübſche junge Frau, mit einem ſchönen Kinde im Arm, über den Hof gelaufen, ſetzte ihren Weg mitten durch den Haufen mit furchtſamen Geberden fort, und fragte laut mit durchdringenden Tönen: "Wo iſt er? Wo iſt mein geliebter Heinrich? — Wer hat ihn geſehen? Wo iſt er?"

Einige Leute zeigten ihn der Frau. Sie pochte heftig, ſchrie und weinte ohne Aufhören, und wurde endlich hineingelaſſen.

Ihr Schmerz war ſo bewegend, ſo miterſchütternd, daß er mich wehmüthig machte, und beſtimmte ihr zu folgen. Ich lief ihr nach, ohne drauf zu achten, daß ich den Verband des Wundarztes zerſtörte; ich eilte auf die Treppe ohne weitere Umſtände. Die Liebe, die gebietende Leidenſchaft, die keinen Herrn über ſich erkennt, beherrſchte ſie ganz mit ihrer Allgewalt — ſie konnte nicht zurückgehalten werden.

Der Gefangene und ſein Verfolger waren in den zweiten Keller hinabgegangen, wo der arme Flüchtling eine Zuflucht ſuchte, aber die Amtsleute — denn dafür gaben ſie ſich jetzt ſelbſt zu erkennen — hatten ihn auch hier erreicht. Niemals haſt du ein ſo gewaltiges Schrecken, noch eine ſo pathetiſche Liebe geſehen, als dieſes vortreffliche junge Weib, ſeine Frau, jetzt blicken ließ. O ſie iſt gewiß vortrefflich. Sie rang die Hände, ſank auf die Knie, hielt ihr kleines Kind in die Höhe; und da ſie alles das ohne Wirkung fand, ſtieß ſie ängſtliche Gebete zur Rettung ihres Heinrichs aus. Den Begrif, welchen ſie ſich von dem Verluſt der Freiheit gemacht hatte, wie von dem Elend eines Gefängniſſes, muß ſchrecklich ſeyn. Aber Thränen und Bitten und Geſchrei war vergebens. Sie klagte Tauben, oder Gefühlloſen.

So bald nur die Heftigkeit ihres Schmerzens einen Augenblick nachließ, erkundigte ich mich nach der Summe, weshalb er in dieſe Sklaverei gehen ſollte, und fand, daß ſie ſechzehn Pfund ſtark war. Er hatte die Schuld nicht einmal für ſich gemacht; ſondern einen Wechſel für ſeiner Frauen Bruder mit unterſchrieben. Sie ſcheinen ein junges Ehepaar zu ſeyn, die durch ihren Fleiß eine geringe Summe geſammelt, und damit einen kleinen Kram angelegt haben. Sie bedient die Kundleute, und er geht ſeinem Gewerbe als Zimmergeſelle nach. Es machte mir nicht wenig Vergnügen, zu hören, wie die junge Frau nun ihren Bruder der Falſchheit gegen ſeinen Freund anklagte, indeß ihn der Mann vertheidigte, und immer behauptete, es könne leicht aus Nothwendigkeit geſchehen ſeyn. Doch konnte ich wohl merken, daß ihr der Gedanke wehe that, ihr Bruder möchte vielleicht nicht ſo gut ſeyn, als ſie wünſchte.

Der Abſcheu vor dem Gefängniſſe war auf ihrem Geſichte ſo unverkennbar, und theilte ſich jeder Bewegung ſo lebhaft mit, daß ſie willig ſchien, alles zu verkaufen; ſie wollte den Leuten alles geben, was ſie hatte, wenn nur ihr Heinrich nicht nach einem dumpfen, faulen Kerker geſchleppt, und zur Finſterniß, bei Waſſer und Brodt, zum Hunger verdammt würde. Du kannſt Dir gar nicht vorſtellen, mit welcher Kraft ihre Leidenſchaften hervorbrachen, und ihr Schrecken ſich Luſt zu machen ſuchte, in der Hoffnung, daß es chriſtlichen Herzen unmöglich ſey, alles dieſes zu hören, und ungerührt zu bleiben.

Und dennoch bin ich feſt überzeugt, wäre ich nicht da geweſen, ſo würden dieſe chriſtlichen Amtsleute auf nichts weiter bedacht geweſen ſeyn, als auf die beſte Art, von ihrer Angſt Nutzen zu ziehen. Die Elenden ſprachen von fünf Guineen, für die vermeintliche Gefahr, die ſie liefen, indem ſie ihn vierzehn Tage Zeit zum Verkauf ſeiner Effekten geſtatteten. Sie könnten ihm ſogar einen Trödler empfehlen, einen recht ehrlichen Kerl — durch welche ſeltſame Abſtufungen, Oliver, kann das Herz des Menſchen ſo verderbt werden? Die Harpien ſahen abſcheulich aus.

Glücklicher Weiſe hatte ich die zwanzig Pfund in der Taſche, welche ich aus Stolz mit ſo vieler Verachtung hatte ausſchlagen wollen. Du fragſt mich gewiß nicht, was ich damit machte. Ich gab nun dieſen Chriſten ihr Geld wieder. Die Schurken wurden verdrießlich, und wären trotzig geworden, wenn nicht mein Blick ihre Unverſchämtheit zum Schweigen gebracht hätte. Sie ſetzten nun, nach einigen Rechtsformalitäten, ihre Gefangnen frei.

Wenn Du jetzt glaubſt, Oliver, daß Du Dir recht nach der Wahrheit die überſtrömende Dankbarkeit dieſes gefälligen, jungen

Geſchöpfes, dieſes Weibes, denken kannſt, ſo irrſt Du gewaltig. Sie fiel auf die Kniee vor mir, ſie ſegnete mich, bat für mich, und ſagte: ich ſey ein Engel vom Himmel, geſandt um ihren theuren Heinrich vor der Vernichtung zu bewahren; ſie küßte ihn, umarmte und erſtickte ihr himmliſches Kind, wie ſie es mit Recht nannte, faſt mit Küſſen; ja ſie küßte mich — im Geiſte, Oliver — ich konnte es ſehen: und im Geiſte erwiderte ich ihre keuſchen Umarmungen.

Sie erſuchte mich mit ſo demüthiger Liebe und Dankbarkeit, ihr armes Haus zu ſehen, das ich gerettet hatte, und ihr meinen Namen zu ſagen, daß ich es ihr nicht abſchlagen konnte, ſie zu begleiten. Mein Name, ſagte ich ihr, ſey Menſch. Sie verſtand mich ſogleich; denn ſie fiel mir in die Rede, und ſagte: Nein, er iſt Engel.

Ich fand ihr Haus, ſo wie ſie ſelbſt, reinlich und ordentlich. Ihr Heinrich ſcheint ein guter, junger Mann zu ſeyn, und ihre Liebe zu verdienen.

Sollteſt Du das glauben, Oliver? — das Vergnügen, welches ich dieſen Leuten mitgetheilt hatte, ergoß ſich wieder auf mich ſelbſt zurück; aber der Anblick eines ſo glücklichen Paares erzeugte einen Gedanken, der mir ſo gewaltig peinlich war, daß — Es durchkreuzt jetzt ſo manches mein Gehirn — ich weiß nicht was — Aber es ſcheint nur zu bedeuten, daß ich niemals mit einer andern ein ähnliches Paar ausmachen werde!

Immer, dieſes Geld, Oliver — Ich bitte Dich, ſetze Dich doch in den Stand die Frage zu unterſuchen, und überſende mir Deine Gedanken; denn ich war nicht fähig, mir Genüge zu leiſten. Was iſt das für ein Ding, das man Eigenthum nennt? Was iſt das Mein und Dein? Unter welchen Umſtänden kann ein Menſch Geld von einem andern nehmen? ich möchte nicht gerne ſtolz ſeyn; aber ich möchte mich doch nicht gern verächtlich machen.

Du ſiehſt, wie ſehr es mir Vergnügen macht, Freude und Kummer mit Dir zu theilen. Du ſagſt mir, daß du alles mitempfindeſt, und, wenn ich Dich nach mir beurtheile, ſo muß ich Dir glauben. Sage mir, wenn ich Dir läſtig bin; ich bin lange Zeit und oft mir ſelbſt läſtig geweſen.

Sie iſt aber wirklich ſehr freundlich gegen mich, ſo freundlich, daß ich mich neulich zu Hoffnungen erhoben habe, die zu ſchmeichelhaft, zu ekſtatiſch waren, als daß ſie gegründet ſeyn könnten. O! Sollte Sie jemals an mich denken! Wäre es auch nur möglich, daß ich ſie jemals die meinige nennen könnte! — Das Vergnügen iſt zu ausnehmend! es iſt unerträglich! — Laß mich anſtaunen und bewundern in meiner Niedrigkeit in Stillſchweigen und in Ehrfurcht! — Nenne mich nicht verworfen — Und doch, wenn ich es bin, nenne mich ſo; ſage mir alles, was man ſagen kann. Ich beuge mich nicht, ich ſinke nicht vor ihrem Range. Jedes Weſen iſt dem andern gleich: aber wer gleicht ihr an Tugend? — Himmel! was war das für ein Anlächeln, als ich das Geld nahm, wovon ich Dir erzählte! Es iſt tief, tief bis in mein Herz eingedrungen! Das kann ich niemals vergeſſen! niemals! niemals!

Friede ſey mit Dir.

F. Henley.

Zwölfter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Soll ich ſchweigen? ſoll ich meiner Louiſa nicht ſagen, welch unbeſchreibliches Vergnügen mir ihre Sanftmuth und Offenherzigkeit macht? Mit der Stimme eines warnenden Engels befiehlt ſie mir Nachdenken, Selbſtprüfung und Entſchluß. Ich glaube entſchloſſen zu ſeyn; und aus Gründen, die meiner Einſicht nach nicht zu widerlegen ſind. Aber ſo ſtandhaft ich auch auf meiner Meinung beharre, ſo muß ich doch geſtehen, daß ſie von mehr als einer Seite heftig angegriffen wird, wie Sie wohl ſehen werden, Louiſa, wenn Sie den ganzen Brief geleſen haben.

Meine Freundin warnt mich vor jeder Partheilichkeit, ſelbſt gegen ihren Bruder. Eine ſolche Freundin darf warnen und ermahnen, und ich will mich ihrer Vorſchriften erinnern. Dieſer Bruder kann freilich ein ausgeartetes Reis eines ſchönen Stammes ſeyn; aber ich halte es doch kaum für möglich; daß er in viel Irrthümer verfallen ſeyn kann, worin der größte Theil der Welt jetzt ſchwebt, iſt mir ſogar wahrſcheinlich; aber ſeine wahren Eigenſchaften verſprechen auch nach Ihrer Beſchreibung einen thätigen und würdigen Charakter.

Wir haben Pflichten zu erfüllen. Die Frauen ſind unglücklicherweiſe ſo erzogen und eingeſchränkt, daß ſich ihnen nur wenig Gelegenheit anbietet, irgend etwas vorzüglich und auffallend Gutes durchzuſetzen. Eines unſrer gewöhnlichſten und ſich häufig darbietenden Geſchäfte iſt die Bemühung einen großen Geiſt, den der Irrthum verleitet, in ſeine vorige Laufbahn wieder zurückzuführen. Iſt Cliſtons Geiſt von dieſer Art, warum ſoll ich feigherzig von mir ablehnen, was ich für meine ernſtliche Obliegenheit halte? Möchte er nur ſeyn, wie ich erwarte, und ich glücklich genug, um ſeine Zuneigung zu gewinnen, ſo ſollten Sie ſehen, Louiſa, daß mich keine Kleinigkeit von meinen Vorſätzen abbringe.

Was für erhabene Beweiſe von Muth, Beharrlichkeit und Verachtung aller Qualen geben nicht die Männer beſtändig! Und wir ſollen jedem würdigen Nacheifer ganz entſagen, und völlig den ungerechten Ausſpruch des Vorurtheils unterſchreiben, daß auch die Seele ihr Geſchlecht hat, und daß es den Frauen an Energie und Standhaftigkeit fehlt?

Aber Frank Henley! — Ich will meiner Louiſa keinen Gedanken verſchweigen. Er iſt wirklich liebenswürdig, und wird mit jedem Tage liebenswürdiger. Ich habe Ihnen eine neue Geſchichte zu erzählen, die ihn kräftiger loben wird, als alle meine Worte. Ich bin mit Ihnen überzeugt, daß er Neigung zu mir hat. Ich bin gegen ſeinen Werth und ſeine Tugenden nicht unempfindlich: ich möcht' es nicht ſeyn. Wenn ich den Träumereien nachhängen wollte, in welche ich leicht verfallen könnte, ſo würde ich mich von der Leidenſchaft eben ſo ſehr auf Abwege bringen laſſen, als andre, die ſo bereitwillig ſind, ſich zu beklagen, und Mitleid mit ſich ſelbſt zu haben, weil ſie lieben. Aber ein wachſames Gefühl der Folge iſt mein Schutzgeiſt. Es kann nicht ſeyn. Ich würde meinen Vater, meine Verwandten und Freunde unglücklich machen. Ich würde meinem ganzen Geſchlechte ein böſes Beiſpiel geben. Ich, die ich darnach ſtrebe, Ihnen zu zeigen, daß die Seele über das Geſchlecht erhaben iſt.

Dergleichen Gedanken ſchützen mich vor der Gefahr. Ich liebe die Vortrefflichkeit ſeines Geiſtes ſo innig, als es ſich das Herz nur wünſchen kann. Aber, wie den Liebhaber, der mein Ehemann werden ſoll, nein! Meine Gedanken dürfen nicht nach dieſer Richtung abſchweifen. Sie möchten wohl, aber ſie dürfen nicht. Nur die Ueberzeugung, daß meine Grundſätze falſch ſind, kann meine Handlungsweiſe verändern, und dieſe Ueberzeugung halte ich für unmöglich.

Bilden Sie ſich nicht ein, daß ich mich des Irrthums ſchuldig mache, mich ihm überlegen zu glauben. Die Geſchichte, welche ich Ihnen jetzt erzählen will, wird Sie von dem Gegentheil überführen, und Sie von dem wahren Zuſtand meiner Gefühle unterrichten.

Sie müſſen wiſſen, meine Liebe, daß Sir Arthur bei unſrer Ankunft in der Stadt, mit meiner Hülfe, den Frank Henley dahin vermochte, zwanzig Pfund anzunehmen, um ſeine kleinen Wünſche befriedigen, und manche Vergnügungen genießen zu können, die dieſem Alter angemeſſen ſind. Sein Vater hatte ihm, wie ich ſicher weiß, die Mittel dazu verweigert, und das war eigentlich der Grund, warum Frank uns durchaus auf unſrer Reiſe nicht begleiten wollte.

Der Jüngling iſt ziemlich ſtolz, meine Liebe; er wünſcht die Leute ſich verbindlich zu machen, ohne ihnen verbindlich zu werden; er iſt bereit zu geben, aber ſaumſelig im Nehmen; als ob er nicht nur das Recht hätte, die Tugend ausſchließungsweiſe zu beſitzen, ſondern auch den Mängeln nicht unterworfen wäre, die uns Allen gemeinſchaftlich ſind, und deren Ausfüllung der eigentliche Zweck der menſchlichen Geſellſchaft iſt. Er ſchien ſich durchaus nicht zur Annahme des Geldes bequemen zu wollen. Aber ich hatte beſchloſſen zu ſiegen, und ich ſiegte auch. Auch kann ich nicht ſagen, daß es mir leid gethan hätte, des Frank Henley Empfindungen von falſcher Scham zu beleidigen, ohngeachtet ich ihn unendlich ſchätze.

Nachdem er das Geſchenk empfangen hatte, begleitete er mich zu verſchiedenen Malen nach den öffentlichen Plätzen, wo man nur für Kronen und halbe Guineen Zutritt erhielt, und er zeigte ſich, wie Sie ſich leicht vorſtellen können, gegen die Gewalt der Dicht- und Tonkunſt nichts weniger als unempfindlich. Aber mit einem Male wollte er keiner ähnlichen Luſtbarkeit mehr beiwohnen, ohne daß ich einen Grund vermuthen konnte. Ich wußte, daß er ökonomiſch erzogen iſt, und konnte alſo trotz ſeiner Freigebigkeit nicht vorausſetzen, daß er in einer ſo kurzen Zeit ſeine Taſchen voll Geld verſchleudert haben konnte. Ich verſuchte Scherz und Vernunftgründe vergebens; er war feſt bis zur Hartnäckigkeit, und ich vermuthete nun mit Recht, daß eine geheime Urſache hinter dieſen Handlungen verborgen läge.

Mich dünkt, Liebe, Sie haben mich von Miſtriß Klarke, als von einer ſorgſamen guten Frau, und einem Liebling meiner Mutter ſchon reden hören. Sie war damals unſre Haushälterin auf dem Lande, iſt aber neulich in dem Stadthauſe zurückgelaſſen worden, weil unſre Geſchäfte in der Stadt eine aufmerkſamere Perſon erforderten. Dieſe Miſtriß Klarke hatte eine Schweſter, Namens Webb, die einen Sohn und eine Tochter verheirathet hinterließ. Der Sohn iſt, wie Sie bald hören werden, ein wilder, unbändiger Junge geworden; aber die Tochter iſt eins der liebenswürdigſten und einnehmendſten jungen Geſchöpfe, die ich jemals geſehen.

Geſtern war die gute Miſtriß Klarke mit ihrer Nichte eine lange Zeit verſchloſſen, und von einer tiefen Unterredung wie begeiſtert; ihre Wangen glühen, ihre Augen waren roth, ſie mußte heftig geweint haben. Ich verehre die Klarke wie meine Mutter wegen ihres vortrefflichen Herzens und ihres geſunden Verſtandes. Und ich mußte mich ſchon deshalb ernſthaft erkundigen, ob ich nicht die Urſach ihrer Leiden vernichten könnte; denn ich ſagte ihr grade heraus, daß ich ſie leiden ſähe. Sie brach in Thränen aus, als ich ſie fragte, und bemühte ſich Gefühle auszudrücken, die aber zu ſtark waren, um Aeußerung zu ertragen. Sie wandte ſich zu ihrer Nichte und ſagte: "Ich "muß meine liebe junge Lady vor allen un"terrichten." "Um Gottes willen thun Sie "das nicht! Um des Himmels willen thun "Sie das nicht!" antwortete das erſchreckte Geſchöpf. "Ich muß," erwiderte die Tante, "es iſt billig." "Er wird keine Gnade fin"den, er wird gehangen werden!" rief die andre in der größten Angſt aus. "Du kennſt "dieſe Lady nicht," ſagte die Tante. "Nein "gewiß, ſie muß mich nicht kennen," ſetzte ich hinzu, "wenn ſie vorausſetzt, daß ich den "gewaltſamen Tod irgend eines Geſchöpfes "gern ſähe. "Entferne dich, Peggy," ſagte hierauf die Tante wieder, "indeß ich die "ſchändliche, die ſchreckliche Geſchichte erzähle." "Nein, nein! um alles in der Welt willen "nein! erwiderte die Nichte. "Ich muß "hier bleiben, und bitten und flehen und auf "die Knie fallen für meinen Bruder! Er "iſt ein nichtswürdiger junger Menſch, aber "er iſt mein Bruder." "Laſſen Sie ſie doch "hier," ſagte ich zu der Tante, "und fürchten "Sie nichts, meine liebe gutmüthige Peggy. "Seyn Sie verſichert, ich werde Ihrem Bru"der kein Haar krümmen. Ich will ihm "Gutes thun, ſo viel ich kann, gewiß nichts "Böſes." "Gott im Himmel ſegne und be"lohne Sie, engliſche Lady!" rief die von Dankbarkeit beinahe entzückte Peggy aus.

Miſtriß Klarke verſuchte es, ihre Geſchichte anzufangen. Die Worte verſagten ihr im Munde. Nie habe ich einen ſo tief aus dem Herzen geholten Seufzer gehört, als den ſie ausſtieß, da ſie zu der traurigen Eröfnung des Geheimniſſes kam! Sollten Sie das glauben, Louiſa! Dieſer Neffe der würdigen Miſtriß Klarke, dieſer Bruder der guten Peggy iſt der nemliche Räuber, welcher nach Frank Henley geſchoſſen hat!

Seine wohlwollende Tante hat ihn nicht verlaſſen, denn er iſt noch immer unter den Händen des Wundarztes, und er hat ihm geſtanden, (ich bin ärgerlich über mich ſelbſt, daß ich mich noch verwundern kann) er hat ihm geſtanden, daß der brave, der menſchenfreundliche, der edelgeſinnte Frank ihn verſchiedenemal beſucht, und ihm die Thorheit ſeiner nichtswürdigen Verfolgungen in ein ſo wahres und ſchreckliches Licht geſetzt hat, daß der Menſch betheuert, wenn er nur der Strafe für ſein jetziges Vergehen entgehen kann, ſo wolle er lieber ſterben, als ſich noch einmal ſolcher Verbrechen ſchuldig machen.

In der erſten Zeit, da Frank ihn beſuchte, gab er dem Elenden eine Guinee, und ſuchte ihm ſelbſt eine andre Wohnung aus, theils um ihn aus der Verbindung mit ſeinen nichtswürdigen Gefährten zu reißen, theils um ihn vor der Verfolgung der Gerechtigkeit zu ſchützen. Es fehlte dem Menſchen an Geld, um nach dem feſten Lande zu fliehen, und er ſcheint ſo aufrichtig in ſeiner Buße, daß Frank übernommen hat, ihm die Mittel zur Reiſe zu verſchaffen.

Sie können ſich die herzlichen Lobeserhebungen nicht denken, liebe Louiſa, mit welcher die würdige Miſtriß Klarke den Jüngling überhäufte. Und Peggy ſagte, ſie hätte noch die Hoffnung, ſo lange zu leben, bis ſie ihn einmal ſähe, damit ſie ihm zu Füßen fallen, und ſeine Fußtapfen küſſen könne! Aber, ſetzte ſie mit vieler Wärme hinzu, ich finde doch, daß es ſehr gute Menſchen in der Welt giebt!

Frank mit ſeiner Geldrechnung war mir immer noch räthſelhaft. Ich konnte nicht begreifen, daß es ihm an Geld gefehlt haben ſollte, um dem armen Flüchtling eine hinreichende Summe zu verſchaffen. Nur dieſer Umſtand erinnerte mich wieder, wie emſig Frank jetzt jede Gelegenheit zu Ausgaben von ſich wies.

Als wir mitten in unſerem Geſpräch begriffen waren, wer trat ins Zimmer? Frank! Noch war ich bei keiner ähnlichen Szene anweſend! "Großer, allmächtiger Gott!" rief Peggy in dem Augenblicke aus, da ſie ihn ſahe, "das iſt er! das iſt der geprieſene, der "liebe junge Herr, der meinen armen Heinrich von den ſchrecklichen Kerkermeiſtern gerettet hat."

"Iſt das möglich?" fragte Miſtriß Klarke.

"Er iſt es, Er iſt es! Er, Er ſelbſt!" ſagte die Peggy voll Empfindung, fiel auf die Kniee, ergrif den Saum ſeines Kleides, und küßte ihn mit einem unbeſchreiblichen Enthuſiasmus.

Der arme Frank wußte nicht, wohin er ſehen ſollte. Gute Thaten ſind ſo ungewöhnlich, und ſo ſehr der Gegenſtand des Erſtaunens, daß die entdeckte Tugend eben ſo ſehr erröthet wie das ertappte Laſter. Ich wußte, daß Frank ein edles Herz hat; und ich geſtehe, Louiſa, ich wunderte mich gar nicht ſehr, als Peggy mit der Fülle der liebevollſten Ausdrücke und dem Fluß der wahren, einfältigen Beredſamkeit, die Art erzählte, wie Frank ihren Mann von den Amtsleuten gerettet, und eine Schuld für ihn bezahlt hätte, die ſich auf achtzehn Pfund belief.

Ich mußte mir nun die größten Vorwürfe machen, daß ich noch einen Augenblick habe zweifeln können, wie ein Menſch mit ſolchen edlen Eigenſchaften des Herzens, in einer Stadt wie London, Gelegenheit finden könne, die geringe Summe von zwanzig Pfund auf Handlungen der Wohlthätigkeit zu verwenden. Hätte ich nur an die Wahrſcheinlichkeit gedacht! aber auch dieſe fiel mir nicht ein.

Peggy hörte mit Dankſagungen, Lobeserhebungen und Gebeten nicht auf, da ſie in ihm nicht nur wieder fand, was ſie ſchon kannte, den Mann, der ſie von dem drückendſten Elend befreiet hat, ſondern auch der Ueberwinder und Erretter ihres Bruders, ſo ſagte und betheuerte ſie unaufhörlich. Sie wäre überzeugt, daß es keinen ſolchen Engel mehr auf Erden gebe! Nein, gewiß, es gebe keinen! Frank war beſchämt und faſt beleidigt über ihr ungeſtümes Lob. Seine Handlungsweiſe iſt ihm ſo natürlich und eigenthümlich, daß er erſtaunt, wenn er ſie als ein Wunderding betrachten ſieht.

Ich muß mir Mühe geben, ſeine Börſe wieder zu füllen, und ich glaube den Gedanken gefunden zu haben, der ihn zur ruhigen Annahme bewegen ſoll. Ich darf ihn nur erinnern, daß das Beſte unſerer Nebenmenſchen den Leuten, welche den Gebrauch des

Geldes kennen, das Streben darnach gebieten.

Adieu. Ich habe nicht Zeit, jetzt mehr zu ſchreiben. Aber Eines muß ich noch hinzuſetzen, weil ich es verſprochen habe: ſo ſehr ich auch bei der erſten Zeile dieſes Briefes alles überdacht zu haben glaubte, was Frank und die einzige Art mit ihm umzugehen betrift, ſo ſind doch manche Zweifel während des Schreibens in mir aufgeſtiegen. Ich will denken, wenn meine Phantaſie nicht mehr ſo geſchäftig iſt; und wenn ich gedacht habe, ſo fürchten Sie meinen Entſchluß nicht.

Ganz die Ihrige.

A. W. St. Ives.

Dreizehnter Brief.

Frank. Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

Das iſt ein unerträgliches und ſonderbares Weſen in der Welt, lieber Oliver, daß ein Menſch nicht die erſten Pflichten der Menſchlichkeit erfüllen kann, ohne ſogleich als ein Wunder der Natur ausgeſchrien zu werden. Wo iſt der Menſchenverſtand hin, ich will gar nicht ſagen, die Feinheit des Gefühls, die ſolche Leute belehren könnte, daß Lobeserhebungen dieſer Art nicht nur die einzelne Perſon, ſondern die ganze Menſchheit beſchimpfen? Ich bin jung, das weiß ich, und ich kenne nur einen geringen Theil der unſittlichen Rohheit, die man für herrſchend ausgiebt. Ich kann die Klage nicht für gegründet halten. Wenn ſie es ſeyn ſollte, ſo liegt ihr ein ſeltſames Verderbniß der natürlichen Eigenſchaften des Menſchen zum Grunde. Ich habe freilich geſehen, wie Kinder mit einander rangen und alle ihre Künſte im Wettlauf oder im Schlagen verſchwendeten, um ein paar Aepfel oder Kirſchen zu erlangen; und dieſes war vielleicht der Anfang zur künftigen Raubſucht. Aber der weitere Verfolg der Natur beſtärkt ja nicht in dieſen Abwegen, er führt davon ab. Ich weiß auch, daß man mir auffallende Beiſpiele von Grauſamkeit und Gefühlloſigkeit entgegen ſetzen kann; aber das ſind einzelne Beiſpiele, das ſind die Ausnahmen.

Ich beſuchte einen Menſchen, deſſen Laſter, das heißt: deſſen Irrthümer und Leidenſchaften ſo heftig waren, daß ſie der Geſellſchaft und ihm gefährlich wurden. War das nicht meine Schuldigkeit? Ich traute mir die Kraft zu, ihn von ſeiner Thorheit zu überzeugen, und ein ſchon verlornes Geſchöpf dem allgemeinen Beſten und der geſunden Vernunft wieder zu geben. Was müßt' ich ſeyn, wenn ich dieſe Gelegenheit hätte vernachläſſigen können? Der Gedanke verträgt ſich nicht mit mir, wie man eine That groß nennen kann, deren Unterlaſſung ein Verbrechen iſt!

Ich ſehe eine betriebſame, emporſteigende Familie durch eine tugendhafte Handlung an den Rand des Elendes und in die Angſt der Verzweiflung gebracht; und war nicht ſelbſtiſch genug, um meine eigenen Grillen, die ich nach Belieben Vergnügungen nenne, der Erhaltung dieſer würdigen, wirklich vortreflichen kleinen Familie vorzuziehen. Und dafür werde ich angebetet! Kaum iſt dieſes Wort ſtark genug für den Ausdruck alle der Thorheiten, die man gegen mich verübt hat. Sie waren gut gemeint! Mag ſeyn. Sie waren die Ergießungen der Tugend. Ich habe nichts dagegen. Aber entweder ſind ſie eine ungerechte Satire auf die ganze Welt, oder das iſt eine gemeine, niedrige Welt. Ach, ich vermuthe faſt, ſie iſt nicht ganz was ſie ſeyn ſollte.

Ferner muß ich Dir ſagen, daß ich eine zweite Summe von zwanzig Pfund an die Stelle der erſten, dir ich verſchenkt, wieder empfangen habe. Zum zweitenmal alſo; und Du denkſt vielleicht, daß es keine Schwierigkeit macht, mich zu überreden. Ließ das folgende Geſpräch, das zwiſchen mir und dem Engel vorgefallen iſt, und urtheile ſelbſt. Das nenn' ich eine Würde der Natur! Ich kenne keinen Geiſt von dieſen außerordentlichen Kräften! So klar die Dinge zu ſehen, ſo geſammelt, ſo gewiß, das man den ruhigen Geſichtspunkt ergriffen hat, und ſo ſicher ſeines Sieges!

Ich bin ein Eſel! ich ſpreche Arabiſch mit Dir. Ich glaubte dich ſchon von einem Umſtande benachrichtigt zu haben, der ſelbſt ſonderbar genug iſt. Der Räuber und Peggy (die Frau des Mannes, der damals verfolgt wurde) ſind nicht nur Brüder und Schweſtern, ſondern Neffen und Nichten der Miſtriß Klarke. Denke nun, Oliver! der Neffe einer ſo würdigen Matrone, ein ſo abſcheulich nichtswürdiger Menſch! Ach, die beſtürzte Peggy hatte wohl Urſache, ſich innig zu grämen, wenn ſie auch damals ſelbſt noch nicht wußte, was ihr bevorſtand. Doch zu meinem Geſpräche. Horch' auf die Stimme meiner Zauberin, und ſage, ob ſie nicht durch Weisheit bezaubert!

Frank, Sie haben einen großmüthigen und edlen Gebrauch von der Summe gemacht, die Sie ſo ungern annehmen wollten. (Sie begegnet mir mit der einnehmendſten Vertraulichkeit! Was meint ſie damit? Iſt es der Vorſatz, mir zu zeigen, wie ſehr ſie ſich mit mir gefällt? und daß nur die feinſte Höflichkeit unter uns herrſchen müſſe? Oder liegt wirklich ſo viel Liebreiches darin, wie es ſcheint? Kann das wohl ſeyn? Wer will es bejahen? Iſt es der Natur zuwider! Gänzlich zuwider? Nein, gewiß nicht. Dieſe aufglimmenden Funken von Hofnung erzeugen ein Schwanken in der Ungewißheit, das unerträglicher iſt als die tiefe Nacht der Verzweiflung.)

Ich handelte natürlich, Madam, und ich geſtehe, es ängſtigt mich, zu finden, daß dieſe Handlung ein Gegenſtand der Bewunderung geworden iſt.

Für mich kein Gegenſtand der Verwundrung. Wer nicht ſo viel Verſtand hat, als Sie, würde anders handeln; aber der Schwache giebt nicht den Starken Geſetze. Ich geſtehe, daß ich eigenſinnig, ungerecht genug war, um den wahren Grund nicht zu errathen, weshalb Sie uns neulich die Theilnahme an öffentlichen Luſtbarkeiten verweigerten. Das iſt wahrhaftig unbillig, daß eine tugendhafte Handlung eine ſo ſchwere Buße auflegen ſoll.

Wenn es eine Buße iſt, Madam, ſo ſind Sie gewiß zu großmüthig, als daß Sie mich des Vergnügens berauben wollten, ſie zu dulden.

Ich verſtehe Ihren Wink: aber ich bin

nicht ſo großmüthig, als Sie denken; denn ich habe beſchloſſen — und Sie wiſſen, was ich für ein halsſtarriges Mädchen bin — die Buße und die Freude mit Ihnen zu theilen.

Ich bitte um Verzeihung, Madam, aber das kann nicht geſchehen.

O! doch, troß Ihrer ernſthaften und recht emphatiſchen Mine, es muß geſchehen.

Entſchuldigen Sie, Madam. Ich bin überzeugt, daß Sie ſelbſt zu hohe Begriffe von der Gerechtigkeit haben, um Geſetze aufzulegen, denen Sie ſich ſelbſt nicht unterwerfen würden.

Sehr wahr. Beweiſen Sie mir das, und ich bin widerlegt. Ja, ich habe ſo viel Zutrauen zu meiner gerechten Sache, daß ich nicht von Ihnen verlange, dieſes Papier eher anzunehmen (indem legte ſie eine andre Banknote von zwanzig Pfund hin) als bis ich Ihnen im Gegentheil beweiſen kann, daß nur ein falſcher Stolz, oder ein Mißverſtändniß, Sie zu einer abſchlägigen Antwort verleiten kann. Sie merken wohl, Frank, ich fürchte nicht Sie zu beleidigen, wenn ich die reine Wahrheit mit Ihnen rede. Sagen Sie mir, ich bitte, wenn Sie damals, als Sie das würdige Paar ſahen, das Sie dem Elend entriſſen haben, das armſelige Stück Papier, zu deſſen Annahme ich ſo ſehr in Sie dringen mußte, noch immer ausgeſchlagen hätten, was würden Sie zu ſich ſelbſt geſagt haben, wenn Sie ſich unfähig gefunden hätten, den Unglücklichen beizuſtehen, und bloß, weil der Stolz ſie verhinderte, eine Sache anzunehmen, die Ihnen mangelte, und welche Sie von ſich zu weiſen gar kein Recht hatten? (Du ſiehſt, Oliver, ſie nahm mir mein eignes Schwerdt von der Seite, und ſtieß mich damit zu Boden. Wenn Du nicht Sinn genug haſt, mich zu verſtehen, ſo überlieſ meinen letzten Brief.) Sie waren bereitwillig, mit Lebensgefahr die Perſon zu beſchützen, gegen deren Gunſtbezeugungen, wie man ſie fälſchlich nennt, ſich Ihr Geiſt ſo ſehr empört. Vielleicht thaten Sie nicht mehr, als Ihre Schuldigkeit, da Sie uns vertheidigten; aber wir wiſſen doch, daß nur wenige fähig ſind, ſo viel zu thun. Und, wenn Sie nun ſo bereitwillig ſind, um alles ins Werk zu ſetzen, was nur die ſtrengſte Sittenlehre gebieten kann, und nicht die Regung in ſich erregen wollen, daß Ihre Bewegungsgründe ſelbſtſüchtig ſind, ſo gehen Sie einen Schritt weiter, ſo achten Sie nicht auf die Welt, nur auf das Betragen der Menſchen; das heißt, ſo achten Sie nicht auf Mißverſtändniſſe; ſo ſeyn Sie zufrieden, daß Ihre Abſichten rein ſind, und erheben ſich über falſche Auslegungen, denen doch einmal jede richtige Handlung unterworfen iſt. Und weil Sie jetzt die höheſten Pflichten der Menſchlichkeit erfüllen, ſo verweigern ſie darum andren nicht, einige von den niedrigern in Ausübung zu bringen.

Ich konnte in den beiden Fällen, auf welche Sie zielen, gar nicht anders handeln, Madam. Ich halte es für Pflicht, ſich nach den Umſtänden zu bequemen; aber man darf ſich keine Unſchicklichkeit zu Schulden kommen laſſen, weil der Fall möglich iſt, daß ähnliche Umſtände ſich wieder ereignen könnten.

Sie haben Recht. Wir führen nur einen Wortſtreit. Unſchicklichkeit, oder Schicklichkeit, auf dieſes Geſpräch werden wir bald kommen. Sie haben Ihren verwundeten Büßenden Geld verſprochen, um ihm ſeine Entweichung zu erleichtern, und Sie haben keines.

Ich beſitze noch eine unbedeutende Kleinigkeit, Madam, als mein Eigenthum.

Aber Sie wollen zurück nach Wenbourne-Hill reiſen.

Denken Sie nicht, Madam, daß ich einen Tag faſten kann?

O ja! daran zweifle ich nicht, eine Woche, Frank, wenn es darauf ankommt, einen großen lobenswürdigen Vorſatz auszuführen. Aber ich muß offenherzig gegen Sie ſeyn. Es beweiſt wenig Großmuth, daß Sie alle Tugend und alles Gefühl aufkaufen wollen. Ueberdies, haben Sie ja Pflichten gegen Sich ſelbſt, die ſo dringend ſind, als irgend eine Pflicht gegen die Geſellſchaft, denn ſie haben es eigentlich zur Abſicht, Sie brauchbar für die Geſellſchaft zu machen. (Höre den Engel, Oliver!) Es iſt jetzt eben ſo wohl meine Pflicht, Ihnen die Mittel zu bringen, woran es Ihnen fehlt, als es die Ihrige war, den verwundeten Räuber zu beſuchen, oder der beſtürzten Peggy beizuſtehen. Sie ſollten es zugeben, daß ich meine Pflichten erfülle, ſowohl meinet- als Ihrent-wegen. Sie ſollten, ſo lange Sie in London ſind, keine Gelegenheit hintanſetzen, die zur Ausbildung Ihrer Fähigkeiten beitragen kann. Sie haben keine gemeine Rolle zu ſpielen, und um ſie gut zu ſpielen, mußten Sie die Weſen genau kennen, mit welchen Sie in Verbindung treten wollen. Die müſſen nicht zugeben, daß erkünſtelte Empfindungen Sie von den erhabnen Handlungen abhalten, zu deren Vollführung Männer, wie Sie, gebildet ſcheinen. (Haſt Du jemals ſolche honigſüße Schmeicheleien gehört, Oliver?) Noch mehr — Sie müſſen uns nach Frankreich begleiten.

Madam! — Unmöglich.

Hören Sie mich, Frank, die Reiſe wird Ihnen überaus nützlich ſeyn. Ein Geiſt, wie der Ihrige, kann unmöglich ein Königreich beſuchen, deſſen Einwohner ſich durch Sitten ſo ſehr von ſeinen Landesleuten unterſcheiden, als die Franzoſen von den Engländern, ohne ſehr belehrt zurückzukommen. Ihr Vater iſt reich.

Das läugnet er, Madam. —

Ihnen; und ich und Sie wiſſen warum. Wenn Ihre Delikateſſe ein Geſchenk verweigert, ſo wird ſie ſich nicht mit Schicklichkeit einem Darlehn widerſetzen können. Wenn Sie mit uns reiſen, ſo können Sie nur durch Zufall Geld ausgeben. Ich will Ihnen ſchon ſo viel vorſchießen, als Sie nöthig haben, und Sie erſtatten mir es zu einer Zeit, wo ich vielleicht froh bin, Ihr Gläubiger zu ſeyn.

Meines Vaters Eigenthum, Madam, iſt ſein eigen Erwerb; ich habe keine geſetzmäßige Anſprüche darauf; und es wäre ſehr unredlich, wenn ich auf eine Spekulation ein Vermögen hingeben wollte, das vielleicht niemals das meinige wird.

Ja! es zu unredlichen Abſichten hingeben, wäre unredlich. Aber ich berufe mich wieder auf Ihre Pflichten. Wenn Sie denn ſo hartnäckig ſind, ſo will ich zum Wucherer werden, um nur Ihr Gewiſſen zu beruhigen, und Sie ſtehen für die Gefahr. Funfzig Pfund werden wohl hinlänglich ſeyn, wenn Ihnen nicht mehr Peggy's in den Weg kommen. (Das ſind, wie Du weißt, zwanzig Pfund mehr, als ich von meinem Vater verlangte.) Sie geben mir achtzig, ſo bald Sie tauſend Pfund eignes Vermögen haben.

Madam! —

Gut, gut! Sie geben mir hundert — (Sehr ernſthaft.) Es thut mir wehe, Frank, daß man mir eine ſo geringe Gefälligkeit abſchlägt; denn ich leſe die abſchlägige Antwort und den Widerſpruch in Ihrem Auge. Aber wenn Sie beharren, ſo machen Sie mir viel Verdruß; denn Sie überzeugen mich, daß Sie in den Fällen, wo ſich Ihre eignen Leidenſchaften in das Spiel miſchen, über die kleinlichen Vorurtheile des gemeinen Haufens nicht erhaben ſind.

Ich geſtehe, Madam, daß ich über dieſen Gegenſtand noch nicht mit mir einig bin, und ich fürchte ſelbſt, daß ich, wie Sie ſagen, meinen Vorurtheilen und dem Stolze zu viel nachgegeben habe. Aber, wenn Sie ernſthaft, von ganzem Herzen darüber nachdenken, ſo iſt es meine Pflicht, in dieſem Falle zu handeln, wie Sie befehlen —

Ich denke ernſthaft, feierlich, von ganzem Herzen, daß es Ihre Pflicht iſt.

Nun denn, Madam, ſo unterwerfe ich mich.

O das iſt die wahre Art, Frank! So edel bei ſolchen Vorfällen, als bei jedem andern — Ich könnte Sie darum lieben, wenn Sie mich laſſen wollten — — (In dieſem Augenblick war mein Herz beſtürmt! — Ich konnte fühlen, daß ich die Farbe veränderte! Ich bin gewiß, ſie ſah meine Unruhe; ihr ganzes Betragen bewieß es, denn ſie ſetzte augenblicklich hinzu, mit theilnehmenden vielbedeutenden Tönen, die ich nicht auszulegen weiß —) Ich möchte eben das der ganzen Welt ſagen, aber es iſt eine närriſche Welt, es fehlt ihr an Verſtand, die Dinge ſo zu nehmen, wie ſie gemeint ſind.

Sie entfernte ſich ſogleich, lächelnd, ſchwebend, ihre ganze Figur umſtrahlt von himmliſchem Glanze, verſchwand ſie mit einemmal.

Was kann das ſeyn? Ihre Worte hallen noch immer in meinen Ohren wieder! — Sie könnte mich lieben, wenn ich Sie laſſen wollte! — Himmel! Mich lieben? — Sie laſſen? — Sie laſſen? — O! — es iſt eine närriſche Welt — Sie fürchtet das Urtheil der Welt — Mich lieben! — Iſt es möglich? — Sage mir, Oliver, iſt es möglich? — es fehlt ihr an Verſtand, die Dinge ſo zu nehmen, wie ſie gemeint ſind — wollte ſie mir damit alles Hoffen verbieten, oder das Vorurtheil der Welt tadeln? — Ich weiß nicht — Ah! Wozu die Motte warnen, wenn man das Licht nicht auslöſchen kann? — O, Läſterung! — Mich lieben, wenn ich ſie laſſen wollte? — Ich kann es nicht vergeſſen, Oliver!

ver! — Ich kann nicht! — O, ich könnte weinen, wie ein Kind, in dem Bewußtſeyn meiner Schwäche.

Warum ſollte ich verzweifeln? — Mit einer modiſchen Miß, mit einer artigen Lady, da möchte ich's wohl; aber nicht mit ihr. Ihre Seele iſt erhaben über die Welt und alle Thorheiten der Welt. Und bin ich nicht überzeugt, daß unſrer Verbindung kein Hinderniß im Wege ſtehen wird? Warum ſollte ich daran verzweifeln, ſie zu überzeugen? Sie wagt es, alles zu thun, was Wahrheit und Gerechtigkeit von ihr fordert — Und ſie könnte mich lieben, wenn ich ſie laſſen wollte — Iſt nicht meine Verzagtheit ungereimt? — Selbſt wenn ich ihre jetzigen Gedanken wüßte, wenn ich wüßte, daß ſie meiner Leidenſchaft entgegen ſind, was ſollte ich thun? Meine Sache nicht verlaſſen, wenn ſie gerecht iſt, und iſt ſie das nicht, ſo bleibt ja keine Frage weiter, ſo muß ich ſie aus meinem Gedächtniſſe vertilgen. Laß mich nur von meinem Irrthum überzeugt ſeyn, und ich werde ihm entſagen. Ja, Oliver, ich wage die kühne Behauptung — ich werde! aber ſoll ich mich eines ſo koſtbaren Rechtes berauben, wenn ich es beſitze? — Nein! Königreiche ſollen mich nicht in Verſuchung bringen! — Woher dieſe Zaghaftigkeit? Warum pocht mir das Herz ſo gewaltig? Warum fühle ich Gedanken leiſe in mir auf und nieder ſteigen, die ich nicht wage laut auszuſprechen? Warum erheben ſie ſich bebend bis zu meinen Lippen, und hier ſchaudert mir, und ſie erſterben; ſie erſchöpfen ihre Kräfte um auszubrechen, ehe ſie erſticken in der Geburt? O! wie armſeelig ſchildre ich Dir, was ich ſo drückend fühle!

Ich wünſche, Du könnteſt ſie ganz in meinem Herzen leſen. Ich ſchaudre vor der Möglichkeit, daß ich ein Verführer ſeyn könnte. Fälſchlich dafür gehalten zu werden, das würde mich beunruhigen; aber ſich ſo zahm von der unſchätzbaren Glückſeeligkeit hinwegkehren, aus Gefälligkeit für die Irrthümer der Menſchen einer Vereinigung entſagen, die ſo viel Gutes hervorbringen ſollte, müßte, iſt das nicht ein Verbrechen?—— Rede ohne Furcht. Zeige mir, was recht iſt. Ueberzeuge mich, und tadle mich dann, wenn ich noch murre.

Es iſt jetzt wahrſcheinlich, Oliver, daß Du mich in drei Monathen nicht ſiehſt. So ſehr die Geldverhältniſſe unter den Menſchen verwickelt, ſo verächtlich ſie oft an und für ſich ſind, und ſo unwillig ich auch war, mich ihnen zu unterwerfen, ſo bin ich doch jetzt froh, daß ſie geſiegt hat. Ich würde keinen Augenblick Bedenken getragen haben, denn eine Verbindlichkeit, wenn es ja eine wäre, eine Verbindlichkeit für ſie wäre der Himmel für mich: aber ſie hat ſelbſt Bedürfniſſe, ihre wohlthätigen Ausgaben ſind beſtimmt. Dieſen durfte ich keinen Abbruch thun. Doch, da ich entweder nachgeben oder zurückbleiben mußte, ſo bin ich froh, daß ſie mich auf eine ſo ehrenvolle Art beſiegt hat.

Mein Vater iſt, wie ich gewiß weiß, mit meiner Reiſe nach Frankreich ſehr zufrieden. Er willigt in alle meine Handlungen, wenn ſie ihm nur kein Geld koſten. Dieſes ſagte er mir auch ſelbſt. Er bekümmerte ſich nicht um das Schickſal eines ſo nichtsnützigen, müßigen Menſchen, als ich, nach ſeiner Meinung bin. Gleichwohl habe ich ihm geſchrieben, um ihm meine Geſinnungen zu eröfnen, und ihn noch einmal, (wenn es auch vergeblich ſeyn wird) an die Art zu erinnern, wie er handeln ſollte. Ewig Dein F. Henley.

N. S. Du biſt ein verdrießlicher, fauler Briefſchreiber. Ich erhalte ſo eben Dein Schreiben vom 21ten. Ich finde, daß Du mir gar keine Vorwürfe über die Annahme des Geldes machſt; aber ich vermuthe faſt aus dem ganzen Verlauf und aus dem herrſchenden Ton Deines Briefes, daß Du mich gerne alles nehmen ließeſt, was irgend ein Menſch nur geben wollte. Schaudre nicht zurück vor einer ſo nützlichen, heilſamen Strenge. Neige Dich weder zur Rechten, noch zur Linken, von Deiner fröhlichen Gemüthsſtimmung beherrſcht, oder durch die Freundſchaft für mich verleitet: ich könnte einſt eine ſchickliche Forderung an Dich machen; ich könnte meine durch Dich verlornen, oder geſchwächten, erſchlafften Grundſätze von Dir verlangen. Hüte Dich vor Gutmüthigkeit.

Vergiß nicht mich Deinem ehrwürdigen Vater und Deiner geliebten Familie zu empfehlen.

Vierzehnter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Meine Liebe,

Ich habe einen hitzigen Streit mit unſerm Liebling gehabt, um ſein Vorurtheil, denn dafür hält er es nun ſelbſt, wie ich glaube, völlig zu beſiegen, und ich hoffe, er iſt für die Zukunft von der falſchen Delikateſſe geheilt. Er wird uns nach Frankreich begleiten, und nicht länger unſchuldige und lehrreiche Vergnügungen entbehren dürfen, weil er empfindſam iſt und hohe Begriffe von der Tugend hat.

Aber er hatte kaum dieſe kleine Beiſteuer erhalten, als er zu ſeinem Bekehrten ging. Das vermuthete ich. Ich hatte deshalb die Miſtriß Klarke zu ihrem Neffen abgeſchickt. Die gute Frau konnte gar nicht dahin vermocht werden, Geld zu ſeiner Unterſtützung anzunehmen; ſie ſetzt mir immer entgegen, daß ſie ſelbſt im Stande wäre, ihm beizuſtehen. Ich konnte nun nicht weiter in ſie dringen; denn ich mag nicht die entfernteſte Veranlaſſung zum Geitze geben. Ich ſagte ihr bloß, daß es ſehr unrecht von ihr wäre, wenn es ihr jemals an Geld zur Ausführung einer guten That fehlte, und ſie wendete ſich nicht ſogleich an mich; ſie antwortete mir mit vieler Gutmuthigkeit, daß ſie eben ſo dächte wie ich, und eben ſo handeln würde. Sie iſt in der That eine ſehr würdige Frau.

Sie war bei ihrem Neffen, als Frank kam; es gab, wie ſie mir ſelbſt ſagte, einen ſehr rührenden Auftritt. Der arme Verbrecher wiederholte alle die Verpflichtungen, die er dem großmüthigen Frank ſchuldig iſt, pries ſeine Tapferkeit und ſprach mit Eifer und mit einem Grade von Ueberzeugung, der die Miſtriß Klarke unendlich freute, von dem Einfluß der Herzensgüte; da ſie doch einen Mann ſo unerſchrocken, ſo nachſichtig, ſo menſchlich, und, wie er ſich ausdrückt, einem Heiligen gleich machen könnte. Sie wiſſen, meine Liebe, der Name Heiliger bedeutet in der Sprache des gemeinen Volks nicht ein Betrüger, der vorgiebt, brennende Kohlen in der Hand zu tragen, verroſtete Nägel in die Beine zu ſtecken, ein Stück gedörrtes Holz oder einen verfaulten Knochen anzubieten, und vorgiebt Wunder zu thun, oder ausſchließende Lehren des Glaubens und der Seligmachung zu predigen. Ein Heiliger iſt bei ihm ein vollkommener Menſch in der Vollführung der höchſten Ordnung der Sittlichkeit, vollkommner als Sie Sich andre irdiſche Weſen dachten. Laſſen Sie uns die Erklärung dieſer Leute annehmen, und den Frank Henley in unſern Kalender einſchreiben.

Frank war betroffen, und gewiſſermaßen mißmüthig, daß ein Andrer als er, ſeinem bekehrten Freunde, wie er ihn aus den edelſten Bewegungsgründen zu nennen pflegte, Geld anbieten ſollte; und er gab in der That einen vollwichtigen Grund an. Das iſt eine merkwürdige Epoche in dem Leben eines Verirrten, ſagte er, und kein Mittel darf unverſucht bleiben, das ſeine Seele zu einer gewiſſenhaften Ausübung ihrer Pflichten bringen könnte. Es iſt aber natürlich, daß er an mich eher denken wird, als an ſehr viele andre Perſonen, ("Ich kann an keine andre "Seele denken!" rief der arme Junge mit Enthuſiasmus aus) und jemehr Urſachen er haben wird, ſich meiner mit Wärme zu erinnern, deſto mehr Gewicht wird er auf die

Vernunftgründe legen, die ich ihm vorgeſtellt habe.

Der Büßende geſtand, daß er durch böſen Rath, laſterhafte Beiſpiele und heftige Leidenſchaften ſo nichtswürdig geworden wäre. Aber, ſagte er, ich müßte in der That nichtswürdig ſeyn, wenn ich jemals vergeſſen könnte, was dieſer Herr gewagt und gethan hat, um meine Familie vor Schande und Untergang zu bewahren, und mich vor dem gewaltſamen Tode.

Wir haben deſto mehr Grund zu hoffen, da Miſtriß Klarke verſichert, daß er, eine ſeinem Stande gemäße, gute Erziehung genoſſen hat, und ich glaube gar, Sie hat ſelbſt Sorge dafür getragen.

Peggy kam, und ihre auf den höchſten Punkt getriebene Dankbarkeit, oder vielmehr Bewunderung für ihren Helden, verjagte den armen Frank. Das iſt ein Fehler, dem wir noch abzuhelfen ſuchen müſſen. Männer ſind den ewigen Schmeicheleien nicht ausgeſetzt, die wir Mädchen ruhig anhören, oder nur ſanft von uns abwehren dürfen; ſonſt wäre Frank wohl geduldiger. Und das ſollte er auch ſeyn, denn in dieſem Fall ſind alle die ſchmeichelhaften Wahrheiten, welche ihm geſagt werden, die lauten Herzensergießungen von Menſchen, die zum erſtenmal die Tugend mit Eifer ausüben ſehen.

Ohngeachtet der Neffe kein alter verhärteter Böſewicht iſt, ſo hat er ſich doch einige Plünderungen zu Schulden kommen laſſen, die gefährliche Folgen für ihn haben könnten, wenn er entdeckt würde. Sein Mitſchuldiger hat ſeine Wohnung entdeckt; und man hat ihm deshalb ein anderes noch entlegneres Zimmer gemiethet, wohin er mit aller möglichen Sorgfalt gebracht werden ſoll. Und wenn er wieder den völligen Gebrauch ſeiner Kräfte hat, ſo ſoll er nach dem feſten Lande reiſen, und ſeinem Handwerke nachgehen. (Er macht ſeine Tiſchlerarbeit.) Die engliſchen Handwerksleute werden im Auslande ſehr geſchätzt, und er wird gewiß ſehr leicht ſein Fortkommen finden. Auch fehlt es ihm gewiß nicht an Thätigkeit des Geiſtes; ſchon die gefährlichen Hülfsmittel, welche er ergriffen hatte, beweiſen dieſes.

So viel von der Lebensgeſchichte eines Räubers, die wenigſtens eben ſo merkwürdig iſt als die Geſchichte manches Andern.

Ich habe mir Mühe gegeben, die neulich

angeführten Fragen zu entſcheiden; nicht etwa die Unterſuchung über Liebe, ſondern die über Pflicht. Man darf ſich die Liebe nicht erlauben, ehe man ſeine Pflicht erkannt hat. Ich habe mir nicht in dem Maaße Genüge geleiſtet, als ich wohl wünſchte, aber meine erſten Gründe ſind noch immer die ſiegenden. Könnte mein Vater und meine Familie beleidigt werden? Könnte ich durch dieſe Handlung ein böſes Beiſpiel geben? Iſt es wahrſcheinlich, daß ich durch Widerſpruch die Mißverſtändniſſe in der Welt vermindern oder häufen werde? Die grade, ebene Bahn liegt vor mir, und ich könnte abweichen?

Ich fürchte, daß ich vergebens ſeine außerordentlichen Verdienſte zu meiner Vertheidigung anführen dürfte. Würde dieſe Vertheidigung meinem Freund die drückende Betrübniß erleichtern, die ich ihm zuziehe? Jetzt haben Sie gute, ſogar große Begriffe von mir. Ich habe ſehr oft einen überaus wohlthätigen Einfluß auf Ihre Handlungen. Was werde ich noch über Sie vermögen, wenn Sie glauben, daß ich mich und Sie zugleich erniedrige?

Wer ſah mich jemals Leuten mit Hochachtung begegnen, die man für Sklaven der Leidenſchaft hielt? Und wird ſich wohl die Welt jemals überzeugen können, daß meine Verbindung mit dem Sohne des Abimelech erhabne Bewegungsgründe auf meiner Seite hat?

Könnte ich den Einfluß des Beiſpiels vergeſſen? Welches Mädchen, das zu irgend einem Abentheurer Luſt hätte, oder zu Einem, deſſen Seele ſo niedrig iſt als ſeine Geburt, würde nicht ihren Liebling meinem Frank an die Seite ſetzen? Denn verliert man nicht alle Unterſcheidungsgabe, wenn man ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelt? Und mein Name ſoll bei einer ſolchen That genannt werden? Eine meiner Handlungen ſoll ſie dazu aufmuntern?

Und doch ſind die Gründe dafür nichts weniger als ſchwach. Er fühlt zu ſtark, zu lebhaft, als daß er ſich verbergen könnte. Und vielleicht iſt ſeine Liebe zu mir die einzige Schwachheit, der ich ihn fähig glaube. Denn wenn Liebe der Vernunft entgegengeſetzt iſt, ſo iſt ſie allerdings eine Schwachheit; ſollte er aber antworten, daß Liebe und Vernunft ſich hier vereinigen, nun ſo müſſen wir es beweiſen. Er liebt zu ſichtbar, als daß ich daran zweifeln könnte. Ich habe das Wort auf ſeiner Zunge beben ſehen. Ich weiß, daß eine nichtsbedeutende Aeußerung, die ich ohne alle Abſicht vorbrachte, ihm das Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft erpreßt haben würde, wenn ich ihm nicht durch einen ſchnellen Zuſatz zuvorgekommen wäre, und mich plötzlich entfernt hätte.

Gut denn! Bin ich überzeugt, daß ich ihm nicht Unrecht gethan habe? und warum ſollte ich gegen ihn nicht ſo gerecht ſeyn, als gegen jedes andre Weſen auf der Erde? Wer wäre gerechter gegen mich? Wer zärtlicher, ergebener, liebevoller?

Ich weiß nicht, ob ich die Eitelkeit entfernen ſoll, welche mit dem Gedanken über dieſen Punkt verwebt ſcheint; denn ich weiß nicht, ob das Eitelkeit iſt? aber ich frage mich zuweilen ſelbſt: ob das Gute, welches aus der Verbindung zweier ſo ſtandhafter Seelen entſtehen müßte, die ſich gegenſeitig unterſtützen würden, um alle ihre Kräfte für das Wohl der Geſellſchaft zu verwenden, nicht einen Grund für dieſe Verbindung abgiebt, der über alle Gegengründe erhaben iſt?

Verhält ſich dieſes in der That ſo, und

ſind unſre Seelen wirklich ſo ſtandhaft, ſo feſt, dann weiß ich mir in der That keine Antwort zu geben. Weg mit der Affektazion, die mir gebietet, mich geringer zu achten, als ich bin, damit ich den Namen eines beſcheidnen, demüthigen jungen Mädchens verdiene! Dieſe demüthige Beſcheidenheit iſt zwar kein ſo allgemeines, aber gewiß kein geringeres Laſter als der Stolz. Aber, indem ich das eine Extrem vermeide, muß ich fürchten, in das entgegengeſetzte zu verfallen. Es iſt eine verwickelte Unterſuchung, und durch Verſchub mache ich ſie nur noch immer verwickelter.

Mit aller Achtung für Ihren Bruder kann ich jetzt nichts beſchließen, und nur wenig Vermuthungen wagen. Der Gedanke, welcher ſo oft in mir aufſteigt, und den ich Ihnen ſo eben mitgetheilt habe, beruht auf dem unendlichen Vergnügen, einen thätigen Geiſt in dem vollen Beſitze ſeiner Kräfte zu ſehen; und ſo eine Gehülfin, ein Werkzeug zu werden, das die Lücken ausfüllt, und die Zerſtörung, welche dieſer große Geiſt in ſeinem raſtloſen Eifer hier und da bereitet, wieder vernichtet. Das ſcheint mir eine Pflicht, die ganz für mich aufgehoben iſt, die mit vielen Schwierigkeiten, ja mit Gefahren auf mich wartet; aber dieſe Schwierigkeiten, dieſe Gefahren beleben nur die Erwartung, verſtärken meine Kräfte. Ein Gewicht mehr auf die ſchon ſo vollwichtige Schaale!

Je. So muß es ſeyn. Je mehr ich unterſuche, und ſchreibend unterſuche ich vielleicht am beſten, deſto mehr beſtärke ich mich in meinem erſten Entſchluß.

Auf das Mitleiden mit Frank darf ich nicht hören. Das iſt nur ein falſches Motif, wenn es nicht von der Gerechtigkeit unterſtützt wird. Frank wird ſich niemals zu dem Beſtreben herablaſſen, Mitleiden erregen zu wollen; das liegt nicht in ſeinem Karakter. Lieber macht er Anſprüche geltend, und das könnte er wohl. Das iſt nicht ſo gemeint, als ob er niemals eine Klage ausſtoßen werde. Die beſten unter uns ſind nicht jederzeit ſo unumſchränkte Herren über ihre Gedanken, daß ſie nicht zuweilen wanken ſollten. Aber es iſt ſeinen Grundſätzen zuwider, durch Bitten zu erlangen, oder als Geſchenk anzunehmen, was er durch den ſchönſten und ehrenvollſten Tauſch nicht beſitzen könnte. In dem Augenblicke, wo ich mich ſelbſt befriedigen und überzeugen werde, bürge ich gewiß auch ihm dafür, daß er ſich bei dieſer Gelegenheit ſo edel beträgt, wie bei jeder andern — Verſuchung.

Nun, meine liebe Louiſa, leben Sie wohl. Sie erhalten ſchwerlich eine Zeile von mir, ehe wir über den Kanal, und in Paris angekommen ſind. Ich denke, die Reiſe ſoll mir Vergnügen machen. Wiewohl ich freilich geſtehen muß: wenn wir das Vergnügen einen Augenblick bei Seite ſetzen wollen, ſo hatten die guten Damen zu den Zeiten der Tudors, die auf einem wackern Gaul ſtattlich und langſam ihre zwanzig Meilen des Tags machten, mehr Gelegenheit als wir, wenn wir in einer verſchloſſenen Kutſche mit Blenden, um den Staub abzuwehren, in zwei Tagen und zwei Nächten ſo weit galloppiren, als ſie in einem Monath kamen. Dieſes eilige Reiſen hat ſeinen Nutzen, wenn die Eile nothwendig iſt. Aber nur eine unſelige Sucht nach Vergnügen konnte die Menſchen veranlaſſen, auf einer Luſtreiſe zu jagen, Dörfer, Städte, ganze Gegenden liegen zu laſſen, vor den prächtigſten Gebäuden vorüber zu eilen, die entzückenden Ausſichten, welche uns Wälder, Ströme und Berge darreichen, nicht einmal zu bemerken, und ſich willig ſo vieler Naturſchönheiten zu berauben. Nichts ſcheint natürlicher, als der Wunſch, immer zu ſehn, wenn wir von ſolchen Gegenſtänden umringt ſind. Und dagegen iſt wahrhaftig ein tragbarer Schrank, oder vielmehr ein fliegender Kaſten, ein ſehr lächerlicher Erſatz.

Sie kennen Ihre Anna: ihr geſchäftiges Gehirn geräth leicht in Verwirrung. Und vielleicht vertraut ſie zu ſehr auf die Nachſicht freundſchaftlicher Gefühle. Noch einmal leben Sie wohl. Ewig die Ihrige.

A. W. St. Ives.

Funfzehnter Brief.

Frank Henley an Abimelech Henley.

London, Grosvenorſtraße.

Mein Vater,

Damit es nicht den Anſchein habe, als wollte ich eine kindliche Pflicht vernachläſſigen, da ich doch den ernſtlichen Wunſch hege, ſie alle zu erfüllen, ſo benachrichtige ich Sie hierdurch, daß ich den Bitten der Familie nachgegeben habe, und den Sir Arthur nach Frankreich begleiten will. Aus unſrer letzten Unterredung muß ich ſchließen, daß Sie gegen die Reiſe keine Einwendung haben, als die, welche die Geldkoſten machen; denn es gefiel Ihnen, mich daran zu erinnern, daß ein ſo müßiger Menſch, als ich, nach Ihrer Vorausſetzung bin, allenthalben ſeyn, und nach jedem Orte gehen kann, ohne daß die Welt das mindeſte dabei verliert. Ich geſtehe, daß es mich unglücklich machen würde, wenn ich eben ſo von mir denken müßte.

Sie hielten es für gut, Sir, mir die geringe Summe abzuſchlagen, um welche ich zu dieſem Ende anhielt. Ich wünſche nicht das zu erpreſſen, was Sie nicht gerne geben wollen. Sie verſtehen Ihr eignes Raiſonnement am beſten; aber mir ſcheint es freilich entweder irrig oder unbegreiflich. Ich hatte den Wunſch, Ihnen den Entwurf zu meiner künftigen Lebensart mitzutheilen, aber Sie wollten ihn nicht hören. Ich hatte kaum geſagt, daß ich es für meine Pflicht halte, mich zu prüfen, wie ich der Geſellſchaft am nützlichſten werden könnte, als Sie mir verdrießlich entgegen ſetzten, ich ſollte erſt daran denken, wie ich mir ſelbſt am meiſten nützen könnte. Wenn ich an das Vergangne denke, ſo überzeuge ich mich, daß wir uns über dieſen Punkt niemals vereinigen werden. Dieſes macht mich ſehr traurig, aber, wie ich hoffe, nicht tadelnswürdig.

Erlauben Sie aber, Sir, daß ich Ihnen noch einmal vorſtelle, wie ſehr ich es Unrecht finde, wenn Sie dem Anerbieten der jungen Dame, die mich mit Geld verſehen will, nicht zuvorkommen; da Sie doch, wie ich feſt glaube, die Mittel haben, mich ſelbſt freigebig zu unterſtützen. Ich verſichre Sie, mein Vater, ich würde mir ſelbſt das Reiſen verbieten, und mich nicht in die Nothwendigkeit ſetzen, Geld von Ihnen zu erbitten, wenn ich nicht von der Schicklichkeit dieſer Handlung gewiß wäre. Um meine Pflichten in der Welt zu kennen, muß ich die Bewohner dieſer Welt, ihre Sitten, und vorzüglich ihre Geſetze, mit den Wirkungen, welche die verſchiedene Geſetzgebung in den verſchiedenen Gegenden hervorgebracht hat, genau erwogen haben. Ich halte dieſe Gattung von Kenntniſſen für die höchſte und nützlichſte.

Könnte ich Sie glücklicherweiſe für meine Denkungsart gewinnen, ſo würden Sie mir gewiß meine Bitte nicht abſchlagen. Dreißig Pfund wäre Ihnen eine Kleinigkeit. Aber ſeit dem letzten Vorfall habe ich ſo wenig Hoffnung, daß ich dieſen Brief vielmehr ſchreibe, um meine Schuldigkeit gethan zu haben, als in der Erwartung eines glücklichen Erfolgs.

Ich unterwerfe dieſe Aeußerungen Ihrer Ueberlegung, und wünſche nur, mich Ihnen als Ihren pflichtbefliſſnen und Sie liebenden Sohn beweiſen zu können.

F. Henley.

Sechzehnter Brief.

Abimelech Henley an Frank Henley.

Wenbourne Hill.

Da iſt eine Hepiſtel! Da iſt ein Prampiren! Da iſt ein Prahſchen? Was? Mir die Taſchen zu fegen? mich zu berauben? mich zu beſtehlen? Und ſo geruhet der junge Herr, mein gehorſamſter Sohn zu ſeyn! — Mein gehorſamſter Narr ſag' ich!

Dreißig Pfund! — Gott ſey mir gnädig und barmherzig! von mir dreißig Pfund! wo ſoll ich dreißig Pfund herkriegen? Glaubt denn der Holzkopf, daß ich münzen kann? oder ſoll ich auf den Straßenraub ausgehen? wer hat mir in meinem Leben dreißig Pfund gegeben?

Was haſt Du noch für mich gethan? — Wer hat Dich gezeugt, und in die Welt geſetzt, als ich? — Wer hat Dich aus dem Koth und aus den Lumpen gezogen, als ich? Und haſt Du mir ſchon einen Heller wieder eingebracht?

O ja! anſchwärzen kann man mich! Hepiſteln und Evangelien ſchreiben! aushunzen ſoll ich mich laſſen von einem Gelbſchnabel, der aus meinem eignen Neſte gekrochen iſt! Die Nuß ſoll ich knacken, und Du willſt den Kern verzehren!

Nach Frankreich gehen, und tanzen lernen? — nicht wahr? — Beſſer, zu Hauſe geblieben, und gelernt, ein paar Königsbilder mit guter Manier in die Taſche zu praktiziren! Nicht ſo viel Mutterwitz hat der hochweiſe Junker in ſeiner Krone, und mich will er hofmeiſtern und gubernieren!

Und denn, was hab' ich Dir von Miß geſagt? was hab' ich geſagt? weiß ich etwa nicht, wo der Wind herſteht, wenn ich den Schornſtein rauchen ſehe? Miß vergißt den Staarmatz? Mein Junker galopirt nach mit ihm! und dann wie der Wind muß er in London ſeyn! und wie das Wetter in Frankreich!

Wenn Du aber denn ſelber keinen Mutterwitz haſt, ſo lerne ein wenig von Leuten, die welchen haben! Du wirſt nimmermehr eines Hellers werth erhaſchen! Das ſage ich Dir! Und was das Meinige anbetrift, das gehört mir zu! Und ſo, verſteh mich recht; Deine Zeit iſt nun, für Dich ſelbſt zu ſorgen. Und wahrhaftig! wenn ich bedenke! — Aber, in Gottes Herrn Namen! — da ſperrt der Narr das Maul auf, und herein fliegt die Taube!

Ein ſo wundergroßer Fang würde es auch noch nicht einmal ſeyn — das, worauf ich deute — und ſo wie ich die Sachen lenken werde — aber das iſt weder Kix noch Kax — Und Du weißt? — wie ich geſinnt bin*— nimms Dir ad notam oder nicht; mir iſts alles gleich!

Allen dieſen guten Rath gebe ich Dir umſonſt; was hab' ich davon? Gieb mir die weite Welt, ein und 20 Jahre, 5 Heller, zehn Finger und eine Zunge, und ich will mir meine Bahn ſchon brechen; weder Wind noch Wetter will ich fürchten. Denn wie ſo? ich würde jedermann ein Päckchen ſüße Worte für ein Nößel Honig geben. Denn wie ſo? ſoll ich etwa das Schloß roſten laſſen, um ein wenig Oehl zu ſparen? Hab' ich Dir nicht 1000mal geſagt, daß eine glatte Zunge, die ſich biegt und ſchmiegt, ein ganzes Königreich werth iſt?

Nimm alſo wohl zu Gedanken, wo ich hinaus will! ſpiele Deine Karten gut aus! — denn wollen wir ſehen, wie ſchenerds mein Junker wohl gegen ſeinen armen alten Vater ſeyn wird? ja das wollen wir ſehen! — Und laß Du mich den Sir Arthur auf die Hörner nehmen, und Du die Miß, wenn Du Mutterwitz haſt!

Und ſo zeige mir nun Deine Liebe, für alle dieſe meine väterliche Liebe und Freundlichkeit gegen Dich; und kröne mein Alter in Freuden und Frieden, die nichts übertreffen kann, als die himmliſchen Freuden in der ewigen Herrlichkeit, welches eine Vorbereitung für mich und alle Chriſtenſeelen iſt; Ehre und Ruhm und Preiß und Dank, in alle Ewigkeit! Gott ſey uns gnädig und verleihe uns ſeine Barmherzigkeit, Amen, es geſchehe alſo!

Abimelech Henley.

Siebzehnter Brief.

Miſtriß Clifton ihrem Sohne Coke Clifton.

Roſe Bank.

Ich ſchreibe Dir dieſen Brief nach Paris, mein lieber Sohn, wo er Dich entweder finden, oder bei dem Banquier bis zu Deiner Ankunft liegen wird. Du erhältſt hierbei ein Packet mit den Rechnungen zwiſchen Deinem ſeligen Onkle und Monſieur de Chateauneuf. Der beträchtliche Ueberſchuß fällt, wie Du weißt, laut Teſtament, mir zu.

Ich hoffe, Du wirſt nach England eilen, ſobald Du dieſes Geſchäft beendigt haſt, und die Glückſeligkeit muß mir noch einmal zu Theil werden ehe ich ſterbe. Denk' nicht, daß ich vom Tode ſpreche, um ein falſches Mitleiden zu erregen. Aber mein Geſundheitszuſtand nöthigt mich, dieſe ernſthafte Begebenheit als nahe zu betrachten, wiewohl ich mich in keiner unmittelbaren Gefahr glaube.

Sir Arthur St. Ives und ſeine liebenswürdige Tochter werden bald in Paris eintreffen. Sie baten mich um Briefe, und unter andern glaubte ich ſie Niemanden ſchicklicher empfehlen zu können als meinem Sohne. Unſre Familien leben jetzt in großer Vertraulichkeit. Die erſte Veranlaſſung dazu war die Freundſchaft, welche deine Schweſter Louiſa und Anna St. Ives zu einander faßten, und die, zu meiner größten Zufriedenheit, täglich geſtiegen iſt. Denn, ehe ich dieſe junge Dame geſehen hatte, war mir niemals eine Perſon vorgekommen, die ich der Freundſchaft Deiner Schweſter Louiſa ſo würdig gefunden hätte; die Seelenſtärke dieſes Mädchens iſt, wenn ich nicht irre, für ihre Jahre ganz außerordentlich. Aber ich ſelbſt, ihre Mutter, fähig genug, partheiiſch zu ſeyn, habe oftmals gedacht, daß ſie ihrer Freundin, der reitzenden Anna, den Sieg zuerkennen muß.

Ich ſchreibe dieſes bloß, um Dich ihren Karakter nicht verkennen zu laſſen, was freilich ſehr wahrſcheinlich iſt, und um Dich aus Vorſichtigkeit zu erinnern, daß Du dem Sir Arthur und ſeiner Tochter alle mögliche Hochachtung erweiſeſt, ſowohl um Deiner ſelbſt willen, als wegen ihrer Freundſchaft für Deine Familie. Deine Schweſter ſchreibt unter dem nemlichen Kouvert, und ich zweifle gar nicht, Du werdeſt ihren Brief nur zu leſen brauchen, um Dich innig zu freuen, daß Du eine ſolche Schweſter haſt.

Ich darf Dir wohl kaum ſagen, Clifton, daß Du zwar nur kurze Zeit bei mir warſt, aber die ganze Liebe einer Mutter in mir finden ſollſt; daß ich ernſtlich wünſche, von Deinem Glücke zu hören, und es zu befördern, und daß kein Vergnügen, welches die Welt mir für meine Perſon gewähren könnte, der Freude gleich kommen würde, Dich zu einem großen und guten Mann werden zu ſehen. Du haſt ſtudiert, Du haſt gearbeitet, du haſt in Menſchen und Büchern geleſen; jeder Vortheil, den das ängſtliche Beſtreben Deinen Geiſt zu bilden, Dir verſchaffen konnte, iſt Dir zu Theil geworden. Ich geſtehe es, die Zärtlichkeit Deiner Mutter bildet ſich große Erwartungen von Dir; und wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, ſo wirſt Du Dir wahrſcheinlicherweiſe ſagen, daß Du mehr als ſie erfüllen kannſt, Deine Kräfte mögen noch ſo ſtark oder ſchwach ſeyn. Der Schwache, der von ſeinem Werth oder ſeinen Talenten ſprechen hört, iſt gar zu geneigt ſich aufzublähen und Dinge anzumaßen; und ich habe oft ſagen hören, daß der Starke mit ſeinen Kräften zu vertraut iſt, um irgend einem Zweifel Raum zu geben. Ich glaube, das muß ſo ſeyn. Ich halte es für beſſer, daß wir dreiſt handeln, und uns wiederum auch von unſern Abwegen mit aller Kraft überzeugen, als daß wir uns durch ein feiges Gemüth aus übertriebener Vorſichtigkeit zu den guten und zu den ſchlechten Handlungen gleich unfähig machen laſſen. Ich möchte nicht gern predigen und könnte es auch jetzt nicht. Tauſend Gedanken ſchienen ſich mir aufzudringen; aber ſie haben einander vertrieben, ſo ſchnell als ſie kamen, und ich weiß kaum, was ich hinzuſetzen ſoll. Kopfſchmerzen machen mich zu jedem langen und anhaltenden Nachdenken untauglich, und ich glaube, nichts als die Gewohnheit ſchützt mich vor der gedankenloſen Unthätigkeit.

Nur Eines kann ich nicht vergeſſen, daß ich Deine Mutter bin, Clifton, und daß ich den eifrigen, unabläſſigen Wunſch hege, Dich als einen tugendhaften und glücklichen Mann zu ſehen. In dieſer Hoffnung ſeegne und liebe ich Dich auf das Aufrichtigſte.

Miſtriß Clifton.

Achtzehnter Brief.

Louiſa Clifton ihrem Bruder Coke Clifton.

Roſe Bank.

Ich habe ſchon lange keinen Brief von Dir erhalten, lieber Bruder, und noch länger das Vergnügen entbehren müſſen, Dich zu ſehen. Wie viele Ströme, Seen, Thäler und Berge haſt Du ſeit dieſer Zeit durchſtrichen! Was für verſchiedene Nazionen, was für unzählige entgegengeſetzte und karakteriſtiſche Geſichter haſt du geſehen! Und ich hoffe, du haſt von jedem Gegenſtande etwas gelernt. Ich hoffe, die Folge der Bilder war nicht ſo ſchnell, daß ſie dich leer gelaſſen hätte.

Meine ehemalige Neigung zum Moraliſiren (und du weißt wohl, mein Bruder, unſre ehemaligen Neigungen ſind ſelten unſre jetzigen) pflegte Dich um alle Deine gute Laune zu bringen; aber gieb mir nur dieſes eine mal nach in der Hoffnung, daß es nie wieder geſchieht; denn in dieſem Augenblicke kann ich der Neigung in der That nicht widerſtehen. Wovon ſollte ich auch mit meinem

Bruder reden? Soll ich ihm von den geheimen Angelegenheiten der Familien in unſerm Dorfe etwas vorſchwatzen? Soll ich ihm die Faßon einer neuen Haube beſchreiben, oder den wunderbaren Effekt eines allerliebſten Putzes, der erſt vor kurzem die Reiſe von Perſien nach Paris, von Paris nach London, und von London nach Roſebank gemacht hat? oder ſoll ich mit ihm von der Hoffnung und der Furcht einer Schweſter reden, die ſo verwegen iſt, dann und wann nachzudenken; die ſich ſo wenig nach der Mode bequemt, daß ſie ihren Bruder nicht wegen des Schnittes ſeines Kleides, nicht wegen der franzöſiſchen oder italieniſchen Floskeln liebt, mit welchen er ſein Geſpräch ſpicken konnte, auch nicht einmal wegen ſeiner Erzählungen von dem Vergnügen, das auswärtige Damen an ihm fanden, und er wiederum ſo gefällig war, an dieſen auswärtigen Damen zu finden; nicht wegen einer bunten Zunge und einer unerſchöpflichen Quelle des Witzes, nicht wegen ſeiner Vielwiſſung, wegen der Anmaßung, die ich nur zu oft an dieſen modernen jungen Menſchen bemerke; ſondern wegen ganz anderer Eigenſchaften, die mit den eben angeführten Sitten leicht in gradem Widerſpruch ſtehen dürften; wegen wohlverdauter Grundſätze, wegen eines brennenden Eifers für Wahrheit, wegen des unermüdeten Beſtrebens Vorurtheil abzuwerfen, wegen Ergießung des Herzens, wegen hervorbrechender Gedanken, wegen Flammen des Genies. Nach ſolch einem Bruder ſehnen ſich meine Arme! ihm eröffne ich mein Herz!

Denke ja nicht, mein lieber Cliſton, ich ſey ungerecht genug, um jetzt an Perſonalitäten zu denken, um Dinge lächerlich zu machen, die ich kaum geſehen habe, oder Menſchen ungehört zu verkennen. Nein, ich weiß es, Du haſt Deine Fähigkeiten niemals ungebraucht liegen laſſen. Du haſt viel geſehen, Du mußt viel gelernt haben, und warum ſollte ich nicht glauben, daß Du alle Wünſche erfüllt haſt, die nur in dem Herzen einer Schweſter aufſteigen können? Verzeihe, wenn ich zu viel erwarte. Bewundern und ſuchen wir nicht alle das Vortrefliche? Wenn wir hören, daß dieſer oder jener ein Mann von Genie iſt, wünſchen wir nicht ſogleich die Sache zu unterſuchen? Und wenn wir ſie wahr befinden, ſind wir nicht begierig, des

Mannes Vertrauen zu gewinnen? Und wenn dieſer Mann nun gar mein Bruder iſt, verſtärkt nicht die Blutsfrundſchaft doppelt dieſen Wunſch? Wenn ich auf das zurückſehe, was Du warſt, ſo zweifle ich keinen Augenblick, daß Du ein gemachter Mann geworden biſt. Aber ich hoffe, Du biſt noch etwas mehr, noch etwas beſſeres geworden. Ich hoffe in Dir durch die Ausbildung Deiner Talente, Deiner Kenntniſſe und Deines Genies, den Freund, den Menſchen und den ächten Weltbürger zu ſehen.

Wenn Du alles das biſt, was ich von Dir hoffe, ſo wirſt Du, wie ich denke, durch dieſe ſchweſterliche Ergießung nicht beleidigt werden. Biſt Du es nicht, oder nur zum Theil, ſo dürfteſt Du mich für eitel und anmaßend halten. Aber immer kann ich vorausſetzen, daß Du mir vergiebſt, da ich Dich ſo ſelten mit wahren ernſthaften Epiſteln beunruhige; und dann und wann, wenn der Brief nicht gar unerträglich lang iſt, kann man ihn wohl einer ältern Schweſter nachgeben.

Doch warum ſage ich älter? „Weder Alter noch Stand haben gerechte Anſprüche; nur die Anſprüche der Wahrheit und Vernunft ſind gerecht, und gegen dieſe gilt kein Widerruf. Ich bin um achtzehn Monate älter als meine Brüder, und erhebe den Anſpruch des Alters! Das ſind die Sitten, die Vorurtheile, die wir zu bekämpfen haben!

Meine geliebte Mutter hat des Sir Arthur St. Ives und ſeiner liebenswürdigen Tochter in ihrem Briefe erwähnt, liebenswürdiger an Geiſt als an Geſtalt, und auch der ſchwächſte Abglanz wird Dein Urtheil über die letztre beſtimmen. Ich darf Dich nicht erſt ermahnen, daß Du höflich und aufmerkſam gegen ſie ſeyeſt, Du kannſt unmöglich anders ſeyn. Du wirſt ihr aus Gefälligkeit die öffentlichen Plätze zeigen, und ihr jeden Dienſt erweiſen, der in Deiner Macht ſtehet, und ihre Gegenwart wird Dich vollwichtig belohnen; denn es iſt in der That ein Vergnügen in ihrer Geſellſchaft zu ſeyn. An Grazie und Schönheit der Perſon hat ſie ihres Gleichen nicht; aber noch weit weniger kannſt du ihr irgend eine Perſon ihres Alters an Geiſtesgaben und an Beurtheilungskraft zur Seite ſetzen. Ich bin faſt ärgerlich über mich ſelbſt, daß ich ſie empfehlen will; denn du wirſt wohl ſehen, ſie kann weit wirkſamer ſich ſelbſt empfehlen.

Ich habe nichts hinzuzuſetzen, als daß es mir ſehr angenehm ſeyn würde, wenn mein Bruder einen Augenblick Muße zu einem Briefe an mich anwendete, und daß ich ewig ſeine ihn liebende Schweſter bin.

L. Cliſton.

N. S. Wenn ich mir's recht überdenke, ſo finde ich, daß eine grundloſe Furcht mich abgehalten hat, eine ſehr ſchätzens- und verehrungswürdige Perſon zu nennen; die Furcht zu ſchaden, wo ich gerne nutzen möchte. Wir ſollten aber jederzeit unſre Pflicht thun, und die Folgen nicht ſcheuen. Der lächerliche Ahnenſtolz verleitet manchen jungen Menſchen Leuten von niederer Geburt mit Stolz, wenn nicht gar mit etwas noch Schlimmern zu begegnen; die jungen Herrn vergeſſen, daß dieſe Art ſich zu betragen, das beſte Mittel wird, ſich gänzlich von der Geſellſchaft zu ſcheiden; denn wer die verachtet, welche auf der nächſten Staffel unter ihm ſtehen, wird wiederum von denen verachtet, welche die nächſten über ihm ſind, und bleibt allein in der Mitte ſtehen. Der junge Mann alſo, den ich Dir gerne empfehlen möchte, weil er einige große und ausgezeichnete, originelle Verdienſte beſitzt, Frank Henley, der Sohn eines Menſchen, der Sir Arthur's Gärtner und Verwalter, oder, wie ſich das Volk, unter welchem er jetzt lebt, ausdrücken würde, ſeinen homme d'affaires vorſtellt. Doch ich will meine Freunde ſelbſt für ſich ſprechen laſſen; ſie können dieſes gewiß viel kräftiger thun, als ich mit meinen Worten.

Neunzehnter Brief.

Coke Clifton an Gay Fairfax in Venedig.

Paris, Hôtel de l'université,
près le Pont royal.

Ich ſchreibe, meinem Verſprechen gemäß, Fairfax, um Dich zu benachrichtigen, daß ich vierzehn Tage in Frankreich, und vier Tage in dieſer Stadt war. Ich habe wahrhaftig in dieſen drei Monathen eine beträchtliche Strecke Landes durchſtrichen. Von Neapel nach Rom; von Rom nach Florenz; von Florenz nach Venedig, wo wir dem Carneval beiwohnten; von Venedig nach Modena, Parma, und Genua; von dort nach Turin; von Turin nach Genf; dann zur Linken nach Lyon; und von Lyon nach Paris. Die Gegenſtände vor mir haben in einer ſo ſchnellen Folge miteinander abgewechſelt, daß mir die anderthalb Jahre, welche ich auf Reiſen zugebracht, ein ganzes Leben ſcheinen. Das Anſchauen der ſtolzen Alpen, die mit einer Kühnheit auf uns herabblicken, welche eine Ewigkeit anzudeuten ſcheint, erweckt in uns den Gedanken an verfloßne

Jahrtauſende, der mit den wenigen Stunden, in welchen wir ſie durchſtreichen, in gar keinem Verhältniſſe ſtehet. Die Arbeit des Hinaufſteigens dünkt uns ein Menſchenalter; und bei dem ſchnellen Herabſteigen glauben wir aus der Wolke zu fallen, um noch einmal Bewohner der Erde zu werden.

Hier in Paris kann ich mir faſt einbilden, ich ſey zu Hauſe. Und doch denkt ſich der ſchüchterne Hauſe, der ſich niemals auf den Ozean gewagt hat, und der von Hörenſagen weiß, daß ganze Meere Frankreich und England von einander trennen, die Stadt Paris in einer unerreichbaren Entfernung. Alles in der Welt iſt nur beziehungsweiſe, nur verhältnißmäßig wahr; das Große oder Kleine, das Nahe oder Entfernte entſteht nur durch Vergleichung. Der Reiſende, der Wüſten durchkreuzt und alle Gefahren, alle Quaalen einer Reiſe von Bengalen zu Lande ausgeſtanden hätte, wird ſich zu Neapel ſeiner Heimath näher glauben, als ich, der ich von Neapel komme, zu Paris; und der Weltumſeegler ſcheint von den frohen Gedanken beſeelt, daß ſeine Arbeit immer nur ein Haar breit von ihrem Ende entfernt iſt, wenn er bei ſeiner Rückkehr an dem Vorgebirge der guten Hoffnung anlangt.

Du haſt mich oft erſucht, Fairfax, Dir Nachrichten von dieſem und jenem Orte zu geben, von den Dingen, die ich geſehen, von den Beobachtungen, ſo ich gemacht habe. Aber ich habe mir noch öfter die nemliche Frage ſelbſt aufgeworfen, und konnte keine befriedigende Antwort von mir erhalten. Ich habe ein Volk geſehen, deſſen Sitten von denen meiner Landesleute ſo ſehr abweichen, daß meine Art mit ihnen umzugehen, ſich auf einen hohen Grad von Ueberzeugung gründet, man müſſe ſie als Weſen ganz andrer Art betrachten. Und doch reißt mich ein Augenblick Ueberlegung wieder aus meinem Irrthume: ich finde in ihnen Menſchen wie wir; Menſchen von andern Sitten und Gewohnheiten, das iſt wahr; aber von den nemlichen Leidenſchaften angetrieben, von den nemlichen Begierden der Selbſtgefälligkeit. Ja, Fairfax, Sonne, Mond und Sterne erſcheinen in Italien ſo regelmäßig als in England, und noch regelmäßiger; denn ſie werden nicht von dem zehnten Theil der Wolken getrübt.

Wenn ihr Unflath, ihr Ungezieſer, ihre

Bettler, ihre Prieſter und ihre Vorurtheile ſie belagern, wie oft habe ich dann mit Verachtung auf ſie hingeſehen! Die Unreinlichkeit, welche die Hitze in der Trägheit erzeugt, das folgſame Sklavenherz des Pöbels kontraſtirt mit der groben Geſchwätzigkeit ſeiner Zunge, die Sinnlichkeit des Prieſterthums, ja die ekelhafte Gefräßigkeit der Bettelmönche, ihre unwiſſende Anbetung für Lumpen und gedörrte Hölzer, die ſie ſich ſelbſt aufrichten, der Schutz, welchen man den abſcheulichſten Verbrechern angedeihen läßt, ſobald ſie ſich nur nach einer Maſſe von Steinen geflüchtet haben, die ſie heilig nennen; der geringe Abſcheu gegen Mordthaten, die Bereitwilligkeit, mit der ſie Beleidigungen mit dem Tode beſtrafen, die ſie aus Mangel an Verſtand gar nicht einmal recht fühlen, ihre groben religiöſen und theatraliſchen Poſſen, die lächerlichen Mährchen, welche die Prediger dem Pöbel vorſchwatzen, und die unwahrſcheinlichen Farßen, die das Vergnügen des gemeinen Mannes ausmachen, alles dieſes und noch viele ähnliche Dinge ſcheinen ſie unter die vernünftigen Weſen herabzuwürdigen.

Doch denke an Malerei, und ſie werden

Dir mehr Halbgötter als Menſchen erſcheinen! Richte Dein Ohr auf ihre Muſik! Dein Auge auf ihre Gemälde! Unterſuche ihre Palläſte, ihre Becken von Porphyr, Urnen und Vaſen von unterirdiſchem Marmor, Katakomben, und unterirdiſche Städte; ihre Bildſäulen der Helden, Triumphbogen, und Amphitheater, in welchen eine Nation ſich verſammlen konnte; ihre korinthiſchen Säulen aus ägyptiſchen Felſen gehauen, und Obelisken von Granit, die eine wunderbare, vergeßne Kunſt aus Alexandrien dorthin gebracht hat; die Einfalt, die Größe und Schönheiten ihrer Tempel und Kirchen; die allgemeine Fruchtbarkeit ihrer Länder, ihre üppigen Weingärten, ihre ſtrozzenden Felder, und frühzeitigen Erndten; die Miſchung von Erhabenheit und Schönheit auf der ganzen Fläche der Natur in dieſer Gegend, die durch Berge und Seen vor jedem Angrif geſichert, und durch eine unbedeutende Hülfe der Kunſt unbezwingbar gemacht iſt; ihre verwüſtenden Erderſchütterungen, welche dennoch nur Fruchtbarkeit zu erneuern ſcheinen; ihre Vulkane, die ganze Flammenmaſſen und Ströme von Feuer aus ſich hervorſprudeln, und Städte überdecken, die ſie vergraben und doch nicht gänzlich zerſtören; dieſe und tauſend andre Umſtände, die ich weder aufzählen, noch ſo ſchnell in mein Gedächtniß zurückrufen kann, ſind ſprechende Beweiſe, daß hier die Menſchenmaſſe lebt, welche der Himmel am meiſten begünſtigt hat, und verkünden in Italien das Land, zu deſſen Verſchönerung und Verherrlichung Erde und Himmel, Menſchen und Götter, Zeitalter hindurch gewetteifert haben.

Die Erinnerung an dieſe Gegenſtände giebt mir lebhaftere Bilder, und größeres Vergnügen, als mir der Anblick ſelbſt gewährte. Vielleicht liegt dieſes in meiner Gemüthsſtimmung. Zu ungeduldig, um mich irgendwo zu verweilen, hatte ich kaum eine Sache in die Augen gefaßt, als ich ſchon nach einer andern jagte. Die Langſamkeit der Ciceroni war mir unerträglich. Was man nicht ſogleich auffaſſen kann, das kann ich immer nicht der Mühe eines langen Nachdenkens werth finden. Ich liebe die Freude; und wenn die Freude mich nicht überraſcht, ſo muß ich ihr nach, und von einem Gegenſtande zum andern eilen, bis ich ſie erjage.

Vergnügungen des Geiſtes ergötzen mich,

wenn ſie ſchnell, gewiß und leicht zu erhalten ſind. Die man nur durch geduldiges Studiren, durch Länge der Zeit und ſtrengen Fleiß ſoll erhalten können, mögen den Thoren überlaſſen bleiben, welche die edle Zeit zu einem ſolchen Gebrauche beſtimmt glauben. Für mich wächſt die Roſe, damit ich ſie abpflücke; für mich fließt der Strom, daß ich hinein ſpringe und mich bade. Mag der Sklave die Minen durchwühlen; aber für mich funkelt der Diamant, den er heraus holt. Mag das Lamm, die Taube und der Aal, der das Leben ſo liebt, ſich krümmen zu ſterben; das ſoll mich nicht kümmern, wenn ich ſie nur genießen kann. Die fünf Sinne ſind meine Gottheiten; ihnen zolle ich Ehrfurcht und Anbetung, und noch habe ich mir keine Läſſigkeit in der Erfüllung meiner Pflicht zu Schulden kommen laſſen.

Was! wir ſollen nur ſo wenige Jahre leben, und die wenigen Stunden dieſer Jahre, in welchen wir jung, froh und vergnügt ſeyn können, ungenutzt dahin gleiten laſſen? Wir ſollen ein Gut von uns weiſen, das nie wieder kehrt, und die Arbeit, den Kummer ängſtlich aufſuchen, der ohnehin haſtig genug hinter uns hertrabt? Weg mit ſolcher Thorheit! Das entgegengeſetzte Syſtem iſt mein Syſtem.

Der wollüſtige Italiäner, ſo weiſe in dieſer Kunſt, als in mancher andern, weiß das beſſer. Er lebt für den Augenblick, und ſorgt einzig dafür, daß ihm der Augenblick nicht entgehe. Seine Bettler ſelbſt, wenn ſie ſich an der Sonne wärmen, rühren ſich nicht eher, als bis der Hunger ſie nöthigt, der Freude, der Glückſeligkeit des Müßigganges zu entſagen. Wer verſteht ſich beſſer auf üppige Trägheit, als die Lazaroni in Neapel?

Der Italiäner ſcheint in der That ſeine ganze weltkundige Verſchlagenheit bloß zur Berechnung ſeines Vergnügens zu verwenden. Er heirathet das ſchönſte Weib, das er habhaft werden kann; und wenn die brennende Begierde befriedigt iſt, ſo darf Sie einen Liebhaber wählen, der ſeine Vergnügungen mit Gold aufwiegt; und weil denn die Abwechſelung ſie alle freut, ſo folgt ein Liebhaber dem andern, indeß der Mann von einer Gebieterin zur andern flieht, und ſo wird der gleiche Tauſch erhalten.

Dieſes Amt der Cicisbeen iſt aber doch ein unerträglich koſtſpieliges, vorzüglich für unſre

Landsleute. Die Signora iſt ſo erfinderiſch in ihren Forderungen, da giebt's eine ſolche Menge Tändeleien, ohne deren Beſitz ſie — ach! — ſie das Leben gerne verließe, und ihre Bedürfniſſe, die wirklichen ſowohl als die erkünſtelten, ſind ſo zahlreich, daß die Börſe nie ruhig in der Taſche liegen kann. Und von jedem Engländer glaubt man, er habe die Börſe des Fortunatus.

Es iſt nur das Schlimmſte und Gefährlichſte bei dieſem Geſchäft, daß die Häßlichen und die Alten ſich eben ſo ſehr berechtigt glauben, verliebt zu thun wie die Jungen und Schönen; und ein großer Kerl mit rothen Backen hat gewiß keinen Frieden vor ihnen. Ich bitte dich, Fairfax, ſage mir doch, wie nahm ſich die Comteſſe, als ſie erfuhr, daß ich ihren verliebten Verfolgungen entlaufen war. Sie fing an mich unruhig zu machen, und ich hielt es für nothwendig, mir einen Vortrinker zu halten, ſo gut wie ein Tyrann in der Chriſtenheit. Gift und Dolch machten mir ſchwere Träume; denn nicht ſie allein, noch zwei oder drei Andre ſchienen des feſten Vorſatzes, ſich keine abſchlägige Antwort gefallen zu laſſen. Ich wünſchte mir ſelbſt Glück, da ich mich über den Berg Zenis rollen hörte, daß ich mich nun wenigſtens ſicher fand, und der verdammte ſchwarzäugige, kaumnaſige, ſauerſehende Kerl von Bergamo, der ſo oft hinter mir her hinkte, mir nun nicht mehr auf den Ferſen ſaß.

Aber jetzt habe ich auch allen Caſſini und Carnivali und Donne den Abſchied gegeben, und will einmal ſehen, was in Frankreich für ein Kraut gewachſen iſt. Für die kurze Zeit, da ich hier bin, kann ich über die Aufnahme nicht klagen. Ich weiß nicht warum, Fairfax, aber wir Engländer ſcheinen allenthalben bei den Damen in ziemlich gutem Rufe zu ſtehen. Recht gut, recht brav, meine kleine Liebenswürdige, Sie ſollen mich jederzeit zu Ihren Dienſten finden. Es thut mir wehe, meine Nazion zu erniedrigen, Fairfax, Dir nicht auch?

Ich erwarte in Dir einen pünktlichen Briefſchreiber. Ermangle nicht, mich wiſſen zu laſſen, wann Du endlich einmal überdrüßig ein Cavaliere servente zu ſeyn, die ſtolzen Ufer des adriatiſchen Meeres und das muthwillige Venedig wirſt verlaſſen haben, damit unſere Briefe einander nicht verfehlen. Ich will Dir alles erzählen, was mir vorfällt, ſobald es Dir Vergnügen machen kann, es zu leſen, und mir wohlthut es aufzuſchreiben. Du haſt zu viel Ehre und Redlichkeit im Leibe *), um nicht dieſes Betragen zu erwidern. Oder, trau' ich Dir zu viel Gutes zu, ſo will ich eine Drohung wagen; wiſſe alſo: wenn Du unſerm Vertrage nicht vollkommen Genüge leiſteſt, und mir nicht eine getreue und ausführliche Erzählung lieferſt von allen Deinen Schelmereien, Liebeshändeln, glücklichen Erfolgen und haarſcharfen Entweichungen der Gefahr, ſo wähle ich mir irgend einen pünktlichern und unterhaltendern Korreſpondenten.

Merke Dir ferner, und laß Dir das eine Aufmunterung zum Fleiße werden, ich habe eine Erzählung in Petto; ein gar kurzweiliges Abentheuerchen, daß mir geſtern Abend in den Weg kam; ich werde mich aber wohl hüten, Dich damit zu bewirthen, aus drei weſentlichen Gründen; erſtlich: weil mir das

---

*) Ich habe nichts dagegen, wenn man dieſen Ausdruck platt findet; aber ein platter Ausdruck, der den Karakter und die jetzige Stimmung des Schreibenden richtig malt, ſollte dem Verſtande der Leſer mehr ſchmeicheln, als ein feinerer ihrem Ohr.

Der Ueberſ.

Vergnügen macht; zweitens: weil ich mich gerne ſo nehme, und drittens: iſt dieſes einmal mein unumſchränkter Wille. Wenn Du nun dieſes geleſen haſt, ſo überlege Dir noch die folgenden drei Gründe: erſtlich, weil ich mit meinem Papiere zu Ende bin; zunächſt, weil es mir an ſchicklichem Stoff fehlen dürfte, wenn ich wieder ſchriebe; und zuletzt, weil der Poſtknecht ein halsſtarriger unhöflicher Burſche iſt, der es nicht für gut hält, ſich nach meiner Muße zu bequemen!

Und hiermit lebe wohl, und glaube auch Deinem aufrichtigen

Coke Clifton.

N. S. Ich habe in dieſem Augenblick die Nachricht erhalten, daß Sir Arthur St. Ives und ſeine Tochter geſtern Nachmittag zu Paris angekommen ſind. Ich habe gehört, daß ſeine Tochter das ſchönſte Mädchen in ganz England iſt, und ihr Verſtand ihre Schönheit noch übertrift. Ueber den Zufall freue ich mich ſehr, denn ich wünſche ſehnlich ſie zu ſehen. Meiner Mutter letztes Schreiben war zum Theil ein Geſchäftsbrief, aber hauptſächlich ein Empfehlungsſchreiben, ganz vorzüglich für die junge Lady, und darin lag ein Brief von meiner Schweſter Louiſa eingeſchloſſen, die mir von ihrer Freundinn Anna St. Ives einen gar hohen Begriff macht. Sie ſind ſeit meiner Abreiſe mit einander bekannt worden. Der Brief iſt mit Ermahnungen überladen, die ich verlache, wie Du leicht denken kannſt. Die Mädchen, die von der Mutter noch am Schnürchen gehalten werden, wollen einem Manne Ermahnungen geben, der die Welt geſehen hat! Aber Eitelkeit und Eigendünkel geben dem Menſchen einen beſondern Hang, und verblenden die Augen ihrer Beſitzer. Ich habe nur kurze Zeit zu Hauſe gelebt, aber nur die junge Lady für eine vorwitzige, gebieteriſche Miß gehalten; doch habe ich nie zuvor gewußt, daß ſie ſo ſehr auf Stelzen einhergeht. Ich denke, ſie wird bald Stiefeln und Beinkleider anziehen, und ihre Jungen ſelbſt züchtigen; denn ſie verbeſſert gewaltig.

Noch einmal lebe wohl.

Zwanzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, Hôtel d'Espagne, Rue Guenegaude,
Fauxbourg St. Germain.

Nach vielen Stößen auf der Ueberfahrt, Seekrankheit und andern kleinen Vorfällen, die uns Reiſenden ſtündlich befallen, ſind wir endlich hier, meine theure Louiſa. Meine erſte Frage war nach Feder, Dinte und Papier, um meine liebe Freundin von unſerer glücklichen Ankunft zu benachrichtigen, wiewohl ich ſo ſchwindlicht bin, daß ich kaum eine grade Zeile ſchreiben kann. Ich weiß auch nicht einmal, ob ich etwas zu ſagen habe; und glaubte doch wahrhaftig, daß ſich mir nun ganz mein Ideenkreis eröffnet habe, wo ich zuerſt Calais und die Küſte von Frankreich erblickte.

Wie ſoll ich mir die Sonderbarkeit in der menſchlichen Seele erklären, meine Liebe, die uns verleitet, das Ungewöhnliche bald für ungereimt zu halten? Iſt es Vorurtheil, iſt es Eitelkeit, die Schuld unſers kurzen, unvollkommnen Geſichts, ein Mangel an Unterſcheidungsgabe? Ich hätte lachen mögen, wenn nicht in dem nemlichen Augenblick das Gefühl meiner Thorheit lebhaft in mir geworden wäre, als ich ein Dutzend franzöſiſche Männer und Weiber ſah, und zwei oder drei faullenzende Mönche, welche die Neugierde nach dem Hafen gezogen hatte. Und was reitzte mich zum Lachen? — der verſchiedene Schmuck eines Kleides; ein ſeidener Knoten, in welchen ſie ihr Haar gebunden hatten, ein altes Schwerdt, und ein herabhängendes Paar Manſchetten, die beſonders Einer unter ihnen mit der Armſeligkeit des Putzes, und der ſichtlichen Begierde ſeinen magern Staat ſehen zu laſſen, immer hervorzog, als wollte er die Welt durch dieſes Zeichen ſeines höhern Ranges von ſeinem Werthe überzeugen.

Ich hatte Stern's Schriften in der Taſche, und ſeine originelle Laune war meinem Geiſte gegenwärtig. Vielleicht war dieſe Perſon von Stande, welche dieſes vorübergehende Lächeln in mir erregt hatte. Denn man hat mir geſagt, daß man die äußerſten Enden von Reichthum und Armuth unter dem franzöſiſchen Adel häufig antrift. Er hält ſich vielleicht für einen ungemein unglücklichen und gekränk ten Mann. Dieſer Gedanke verwandelte mein Lächeln in einen Seufzer.

Aber die Häuſer! — Sie waren ganz anders gebauet! — Iſt das wohl gut? Sie waren nicht ſo reinlich! Das iſt gewiß nicht gut.

Dann die blauen und braunen Jacken der Weiber; ihre unerſchrockne Art die Leute anzugaffen; der Mangel von Hüten und Schnürbrüſten; der ſchmutzige Anblick der Pantoffeln, die ſie nicht über die Ferſe ziehen; die nachläſſigen hölzernen Schuhe der Einen, und die nackten Füße der Andern; ihre Bereitwilligkeit dem fremden Volke ins Geſicht zu lachen, das ſie hinwiederum lächerlich findet: was ſollte ich dazu denken? Aber wie konnte ich auch ſo unverantwortlich vergeſſen, daß Kinder und Bettler in England zuweilen barfuß gehen; und daß wenige Völker einen Fremden mehr anſtaunen und belachen, als wir ſelbſt? Oh! aber die Franzoſen ſind eine ſo feine Nation, das ſelbſt das gemeine Volk insgeſammt wohlerzogen iſt, und würde in ein Vorzimmer mit mehr Anſtand und Grazie als ein engliſcher Gentleman treten! — Haben Sie niemals dieſen Nonſenſe gehört, Louiſa?

Der Karakter der Nationen zeigt ſich in Kleinigkeiten. Das gebe ich zu. Wir wollen nun unſre Augen nach den Ufern wenden, die wir eben verlaſſen haben, und die Kleinigkeiten unterſuchen, woran wir ſelbſt hängen. Wie manche karakteriſtiſche Kleinigkeit, wie manche Ungereimtheit, die der Nation ihren Stempel aufdrückt, entwiſcht unbemerkt! Wir ſehen ſie täglich; wir haben ſie angenommen und uns eigen gemacht; und wir würden uns doch höchlich beleidigt finden, wenn irgend jemand ſich die Freiheit nähme, die Thorheit zu rügen, und uns zu verlachen.

So weit ſchrieb ich in voriger Nacht: aber da ich erfuhr, daß am Donnerſtag und Freitag die auswärtigen Poſten abgehen, ſo hörte ich auf; oder vielmehr: weil ich mich noch unpäßlich von der Reiſe fühlte. Jetzt empfinde ich nur noch einen Schwindel im Kopf, der mich wohl bald verlaſſen wird; wiewohl ich merke, daß er alle Morgen wieder kommt. Doch — ich will noch, ſo lange ich kann, mit meiner Freundin ſchwatzen.

Die Gaſtwirthe in Calais kommen ſelbſt, oder ſchicken ihre Aufwärter, um die Fremden nach ihren Häuſern einzuladen; und man kann ihrer nicht ohne Schwierigkeit loß werden. Wir hatten eben beſchloſſen, nach Deſſeins zu gehen, und der thätige Frank verſchaffte uns Platz.

Ich beluſtigte mich mit dem Anſchlagzettel, der an den Wänden dieſer Herberge, oder vielmehr dieſes Hotels, wie ſie's nennen, befeſtigt war, und ankündigte, daß dieſes Hotel das geräumigſte, vollſtändigſte, prächtigſte, und Gott weiß in wie viel tauſend Superlativen das beſte in der ganzen Welt ſey, und nicht nur ſeine zahlreichen Bequemlichkeiten herrechnete, ſondern auch die Kaufladen aller Art, welche es innerhalb ſeinen Mauren enthalte, nebſt einem Schauſpielhauſe zur Ergötzlichkeit der Fremden. Ein Schauſpielhaus war wirklich darin, aber kein Schauſpieler, und Kaufläden wenigſtens ſo viel, als wir brauchten. Sir Arthur mußte ſeine eigne Kutſche in den Gaſthof kommen laſſen, weil ihn dieſes beſte aller Hotel's in der ganzen Welt, mit keinem Wagen verſehen konnte, wenn er ihn nicht kaufen wollte.

Sir Arthur merkte die Sonderbarkeit an, daß die franzöſiſchen Gaſtwirthe noch nicht auf den Gedanken gerathen wären, wie ſehr es ihnen ſelbſt Vortheil bringen müſſe, Wagen für Reiſende zu halten, ſo wie dieſes in England der Fall iſt, worauf Frank Henley ſehr witzig antwortete: der Poſtkalender lehre ihn, daß die Regierung hier allenthalben den Gaſtwirth ſpiele, und ſich den Ertrag der Poſten vorbehalte. Und die tiefſten Denker, ſetzte er hinzu, verſichern, daß alles, worin die Regierung ſich miſcht, zu Grunde geht. Ich bemerkte, daß uns dieſer Grundſatz auf einen großen Weg führe. Ja, ſagte er, aber nicht gar weit: und (indem er auf meine Worte anſpielte) ſetzte er hinzu: er würde uns zurück auf den rechten Weg führen, von dem wir jetzt abgeneigt, und in das eigentliche Labyrinth der Thorheit und des Irrthums verwickelt ſchienen.

Frank denkt ernſtlich über die Wirkungen der Regierungen und Geſetze nach; und lieſt die beſten Schriftſteller über dieſe Materie mit großer Aufmerkſamkeit und Vergnügen. Er und Sir Arthur vereinigen ſich in der Politik gar nicht; und Sir Arthur hat ſich mehrere male halb beleidigt gefunden, daß ein ſo junger Menſch, der an Kenntniſſen und Verſtand ſo tief unter ihm iſt, wie er den Frank Henley glaubt, es wagen ſoll, verſchiedner Meinung mit ihm zu ſeyn, mit ihm zu ſtreiten; er, der einmal in ſeinem Leben ſogar ein Parlamentsglied war. Ich bin genöthigt, ihn dann und wann auf eine liſtige Art an den Highwayman und Turnham Green zu erinnern.

Und jetzt, Louiſa, könnte ich Sie wie ein Reiſender mit einer melancholiſchen Erzählung bewirthen, wenn ich Ihnen erzählte, wie die Felder in dieſer Gegend keine Hecken haben; wie die Kühe ſo mager ſind als ihre Hüter; wie die Hütten und ihre Eigenthümer ſo elend ausſehen; wie die ſchwerfälligen Roßknechte mit ihren Schuhen in die großen Stiefeln hinein und wieder heraus ſpringen; wie ſie ihre Pferde mit Stricken zäunen, und den armen blinden und lahmen Thieren unbarmherzige Peitſchenhiebe austheilen, und andre Dinge mehr, die dem Zuhörer traurig vorkommen; wie ich mich nur überhaupt dahin bringen konnte, über die ganze franzöſiſche Nazion Mitleiden oder Aerger zu fühlen, weil ſie der engliſchen nicht völlig gleicht. Aber beklagen ſie ſich dann ſelbſt? — Beklagen? — Nichts iſt ihnen ſo angenehm als eine Lobeserhebung des theuern Landes, das die engliſchen Reiſenden ſo gern zu verachten pflegen!

Frank war gewöhnlich lauter Aufmerkſamkeit, lauter Aengſtlichkeit, um unſere Reiſe ſo angenehm zu machen als möglich. Seine Bemühungen waren vorzüglich auf mich gerichtet; meine gute Laune, meine Zufriedenheit, mein Vergnügen beſchäftigte ihn ganz. Nicht daß er den Sir Arthur vernachläſſigt oder überſehen hätte. Er überſieht kein lebendes Geſchöpf, dem er Hülfe leiſten kann. Er verabſäumt keine Gelegenheit, um die Achtung und Zuneigung der Großen und Niedern, der Reichen und Armen zu gewinnen. Seine Feinheit iſt immer thätig; ſein Durſt nach Wohlthun iſt unerſättlich. Ich bin freilich jung, aber ich habe doch wirklich noch keinen ſo verdienſtvollen jungen Mann geſehen. An ihn denken, das darf ich nicht; wiewohl ich Königreiche hingeben könnte, wenn ich ſie beſäße, um ihn vollkommen glücklich zu ſehen.

Und nun, liebe Louiſa, werde ich Ihren Bruder bald treffen. Warum ſcheine ich mit einer Art von Unruhe daran zu denken? Iſt denn mein Herz erſchüttert? Könnte es von den ſtrengen Geboten der Pflicht abweichen? Nein. Ich will jede ſeiner leiſeſten Regungen genau bewahren. Wie! beehrt mich Louiſa nicht mit dem Namen Freundin, und ſoll ich mich ihrer Freundſchaft unwürdig zeigen? Dafür behüte mich der Nacheiſer, und Wahrheit und Tugend!

Wie glücklich wäre ich, wenn Ihr Bruder und Frank Henley innige Freundſchaft für einander faſſen könnten! Wie ſehr würde dieſes die Entwürfe beſchleunigen, die ich auszuführen denke. Ich habe viel darüber nachgedacht, wie dieſe Verbindung am beſten zu veranſtalten wäre; aber ich kann doch für jetzt nichts weiter thun, als von Frank ſprechen, wie er es verdient; und das ſoll ihm gewiß die Liebe der ganzen Welt erwerben. Und was ihn betrift, er iſt gewiß willig, ihm die verdiente Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Ich habe mehr als einmal Ihres Bruders Namen vorſätzlich gegen den Sir Arthur in Franks Gegenwart genannt, um ihn einigermaßen vorzubereiten und ſeiner Beſtürzung auszuweichen. Aber ich habe nur zu gut bemerkt, wie ſehr mein Wink ſein Herz beunruhigte. Er denkt zu günſtig, und ich fürchte, zu oft an mich. Was kann man hier thun? Die Weiſeſten unter uns ſind Sklaven der Umſtände und der Vorurtheile Andrer. Wie viel vortrefliche Eigenſchaften vereinigen ſich in ihm! Und darum verworfen zu werden —! Ach! — Wir müſſen uns geduldig den dringenden Geſetzen der Nothwendigkeit unterwerfen. —

Auch Sir Arthur iſt nicht frei von Argwohn und Furcht. Seine Reden zeigen ſeine Unruhe. Er kann nicht begreifen, daß man Frank's Verdienſte ohne ſeine Perſon lieben kann. Er hat neulich mehr als einmal Winke gegeben über das Verbrechen des Ungehorſams von Kindern, über Familien die thörichte Misheirathen geſtürzt haben, über das Elend, das aus ſolchem ſtrafbaren Betragen entſteht; und wenn er gleich nicht viel ſpricht, ſo hat er doch ſehr eindringend davon geſprochen, und mir vielen Kummer gemacht; denn was er von mir argwöhnte, das argwöhnte ich am Ende ſelbſt.

Doch ich muß ſchließen. Mein Schwindel iſt noch nicht ganz vorüber. Ich denke, ein paar Stunden ruhigen Schlafs werden die beſte Arznei ſeyn. Adieu. Ich erwarte mit einiger Ungeduld einen Brief von meiner lieben Louiſa.

A. W. St. Ives.

Ein und zwanzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, Hôtel d'Espagne, Rue Gneuvegaude
Fauxbourg St. Germain.

Meine innere Unruhe iſt zu groß, Oliver, als daß ich Dir gemeine Vorfälle erzählen könnte. Ich kann Dir nur ſagen, daß unſre Reiſe geendigt iſt, daß wir geſtern angekommen ſind, und uns jetzt in Paris befinden. Meine Gefühle ſind ſtärker, tumultuariſcher als ſie ſeyn ſollten, und ſuchen Linderung in der milden, horchenden Geduld der Freundſchaft.

Doch ich muß erſt einer Begebenheit erwähnen, die ſich geſtern Abend ereignete.

Nachdem ich unſer Gepäcke in Ordnung geſehen hatte, ließ ich mich von der Neugierde verleiten, trotz der einbrechenden Nacht, die berühmte Faſſade des Louvre zu ſehen. Von da durchſtrich ich die Thuillerien, und kam nach dem Place de Louis XV; die Schönheiten um mich her gewährten mir ein großes Vergnügen, aber ich habe jetzt nicht

Zeit, ſie Dir zu beſchreiben. Nicht weit davon ſind die elyſäiſchen Felder, wo rautenförmig geſetzte Bäume dem Pariſer einen ziemlich angenehmen Aufenthalt verſchaffen.

Es war in der Dämmerung. Die Spaziergänger hatten ſich entfernt, vermuthlich, weil man, wie ich aus den folgenden Gründen zu ſchließen habe, im Dunkeln hier nicht ſicher iſt. Da ich dieſes nicht wußte, und keine Gefahr beſorgen konnte, ſo ſtrich ich in einer ziemlichen Entfernung zwiſchen den Bäumen herum, lehnte mich an einen Stamm an, und betrachtete rings umher die Ufer der Seine, den Bourbonſchen Pallaſt, und andere mich umgebende Gegenſtände. Alles ſchwieg, bis auf das ferne Geſumſe der Stadt, und das Wagenraſſeln, das man nur eben noch hören konnte.

Mitten in dieſer Ruhe wurde ich plötzlich durch heftige ſich nahende Stimmen verſchreckt. Sie ſprachen franzöſiſch, und wurden bald deutlicher und lauter. Ziehen Sie, Herr, ſagte die eine.

Mort de ma vie, kommen Sie hieher, antwortete dieſer.

Ziehen Sie, Herr, ſage ich, erwiderte der erſte. Ich weiß weder, wer Sie ſind, noch was Sie für Abſichten haben. Ich gehe nicht weiter. Ziehen Sie!

Sacristi, antwortete ſein Gegner. Man wird uns ſtören, die Wache wird in einem Augenblicke hier ſeyn.

Der Erſte blieb dennoch entſchloſſen, und befahl ihm, mit gebieteriſcher Stimme zu ziehen. In dem Augenblicke waren ihre Schwerdter bloß, und ſie fingen an auf einander los zu ſchlagen. Du kannſt denken, Oliver, daß ich nicht feigherzig da ſtehen, und den Zuſchauer einer Mordthat abgeben mochte; ſie war nicht zwanzig Schritte von mir. Ich eilte hinzu, als zu meinem großen Erſtaunen einer von ihnen in engliſcher Sprache zu mir ſagte: Halten Sie ein, Herr! Wer ſind Sie? Sein Gegner ließ ſogleich das Stichblat fallen, und er richtete die Spitze gegen mich.

Hier blieb mir keine Zeit zum Ueberlegen übrig. Ich ſprang entſchloſſen zwiſchen ſie; hielt meine offenen Hände über den Kopf, um dem Engländer, der eine Verſchwörung zu befürchten ſchien, von der Richtigkeit ſeiner Beſorgniß zu überzeugen. Aber der Zorn überwältigte ihn; er hielt ſein Schwerdt in die Höhe gerichtet, und befahl mir noch einmal ſtolz und mit Leidenſchaft, zu reden. Geduld, Herr, antwortete ich. Menſchen werden einander nicht umbringen, wenn ich mich ins Mittel ſchlagen kann.

Wir wollen fort, ſagte der Franzoſe, ich wußte wohl, daß man uns ſtören würde.

Sie werden nicht fechten. Ich werde ihnen folgen, ſetzte ich hinzu, und um Hülfe rufen.

Sie ſind ein verdammt impertinenter Burſche, ſagte der Engländer.

Das mag ſeyn; aber Sie werden nicht fechten, war meine Antwort.

Da mich die Kämpfenden ſo entſchloſſen fanden, ſteckten ſie die Schwerdter ein, gaben einander ihre Addreſſen, und trennten ſich. So hat meine Dazwiſchenkunſt wahrſcheinlicherweiſe nicht gut gethan. Aber das mußte ich dem Zufalle überlaſſen. Ich konnte nicht anders handeln.

Dieſer Vorfall, der ſich ſo unmittelbar nach meiner Ankunft in einem mir ganz fremden Orte ſo plötzlich zutrug, machte einen zu großen Eindruck auf mich, als daß ich ihn nicht hätte erzählen müſſen, wiewohl mir eine andere Sache viel näher am Herzen liegt, von deren wahrem Zuſtande ich durch eine Begebenheit bin unterrichtet worden, die ich Dir auch ſogleich erzählen will.

Wir wohnen hier im erſten Stockwerk, das aus einer Reihe auf einander folgender Zimmer beſteht. Ich ſitze kaum fünf Minuten, und mache Anſtalt um Dir zu ſchreiben, als Anna durch das Zimmer ging, worin ich war, um in ihr eigenes zu kommen. Sie war von der Reiſe ermüdet, wie es ſchien, wiewohl ich befürchte, daß ihr Körper beſtändig von ihrer großen Lebhaftigkeit und den immer regen Gedanken ihrer Seele ſehr angegriffen wird. Das Gehen machte ſie matt; ſie taumelte ſichtlich vor Schwindel. Ich wurde unruhig, und indem ich aufſtehen will, ruft ſie ſchon hinſinkend: — "Helfen "Sie mir, Frank!"

Ich ſprang hin, und erreichte ſie noch im Fallen. Ich nahm ſie in meine Arme auf! und war ſo heftig erſchüttert, daß ich kaum Kraft genug behielt, ſie zu halten und nach dem Stuhl zu bringen, den ich verlaſſen hatte.

Ich war in dem Hauſe wie in einer Wüſte. Ich wußte nicht, wohin ich rennen ſollte, und war in einem Fortrennen, um Waſſer herbeizuſchaffen. Ich rief Laura, mit dem geheimen Wunſch, daß niemand ihr helfen möchte, als ich ſelbſt, und es traf ſich auch, daß niemand hörte. Ich ging zurück; ſie hatte ihre Beſinnung wieder, dankte mir mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit, und ich führte ſie nach ihrem Zimmer; ſie lehnte ſich an meinen Arm.

Oh! Oliver, iſt es Unrecht zu fühlen, was ich fühle, bei der Erinnerung? Wenn es Unrecht iſt, ſo tadle mich bitter; lehre mich eine Pflicht, und ich will es Dir Dank wiſſen. O gewiß, ein übernatürliches Weſen ſchwebt über ihr! Sie gleicht keiner andern Sterblichen! Und dann — ihre Freundlichkeit gegen mich, ihre Blicke, ihr Lächeln, jede Handlung, alles iſt überlegte Sanftheit und Milde. Sie iſt jetzt nur drei Zimmer weit von mir; und erfreut ſich, wie ich hoffe, des erquickenden Schlummers. Engel bewachen ſie, und führen ihr Träume zu. Schweige von dem Unſinn, den ich jetzt niederſchreibe; Du weißt, wie ich es meine. Sie bat, der Laura zu ſagen, daß ſie nicht hineingehe, und ſie ſtöre; und hier ſitze ich, wachſam in meinem köſtlichen Dienſt. Ein belohnendes, herzerleichterndes, wohlthuendes Amt!

Und jetzt, Oliver, was denke ich? was darf ich denken? Furcht bindet mir die Zunge; aber, entweder, man ſpottet meiner, oder die Hoffnung glänzt über mir, und ich habe nicht Selbſtverläugnung genug, zu dem Entſchluſſe ſtill zu ſchweigen. Ja, Oliver, ich muß es wiederholen, eine ſolche Anmuth beherrſcht ihre ganze Stellung, wenn ſie mit mir ſpricht, ein ſolches Lächeln, ſo einladend, ſo zuſicherend, daß ich mich immer ſchmeichle, dieſes Lächeln muß Bedeutung haben. Ich habe ſie wirklich zu verſchiednen malen ſeufzen hören; und einmal ſo emphatiſch, daß ich es für unmöglich halte — wenn — ich kann nicht irren. Ich unterhielt mich mit Sir Arthur. Ich bemühte mich, ihm die ſchädlichen Folgen der menſchlichen Vorurtheile zu zeig.n, und brachte unverſehens die Ungereimtheit der Behauptung, daß ſich ein Menſch über den andern nicht nur durch Genie und Tugend, ſondern noch durch ganz etwas anders erheben könne. Sir Arthur billigte meine Geſinnungen nicht, und wurde verdrießlich. Ich wurde vielleicht warm durch ein ſcheues

Gefühl meiner eignen Lage, und rief aus — "O! wie viel edle Herzen ſeufzen in dieſem "Augenblick unter der Laſt dieſer Vorurtheile! "Dieſe Herzen ſeufzen nicht, weil ſie leiden, "ſondern weil man ihnen die Macht verſagen "will, ihren Unterdrückern thätige Hülfe zu "leiſten, und dieſe Unterdrücker ſetzen den "Despotismus der Menge in Bewegung, um "Anſprüche geltend zu machen, deren Ungerechtigkeit ſie ſelbſt fühlen, die ſie aber doch "nicht verlaſſen mögen, weil ſie das entehren "würde!" — Hier brach der Seufzer aus, von dem ich Dir ſagte. Ich wandte mich um und fand ihre Augen auf mich geheftet. Sie erröthete, ſah zur Erde, und richtete ſich noch einmal gegen mich. Ich wurde heiß und unternehmend. Wir wechſelten Blicke, und ſagten —! Ganze Bände ſagen nicht ſo viel! — aber gewiß keiner von uns ſagte etwas zu des andern Nachtheil.

O die Glückſeligkeit, mich verſtanden und nicht getadelt zu ſehen! Solchen Ergießungen der Seele zu begegnen —! Entzückung iſt noch ein nichtsbedeutend Wort! Noch einmal ſchien Sie zu wiederholen — Sie würde mich lieben, wenn ich ſie laſſen könnte!

Sage mir, alſo — habe ich nicht die Vernunft auf meiner Seite? Und, wenn das wahr iſt, wird ſie mich nicht anhören? Werde ich ſie nicht gewinnen können? Soll ich an meinem Siege zweifeln, da ich mit der Fahne der Wahrheit fechte? Ach — leider! — Nun gut, gut —

Meine eignen Gefühle, Oliver, bemeiſtern mich ſo ſehr, und ich habe ſo vielen Grund Verirrungen zu fürchten, daß ich dieſes Detail nicht verhindern konnte. — Laß uns ein andres Thema wählen.

Nun gut, hier ſind wir, in Frankreich, und, ein Wunder zu ſagen, Frankreich iſt nicht England!

Ich halte es für unmöglich, durch ein fremdes Land zu reiſen, ohne in gewiſſe Träumereien zu verfallen; und ein jeder modelt dieſe Träume zum Theil nach dem Zufall, und zum Theil nach ſeinem alten gewohnten Ideenreiche. Dein vortreflicher Vater, lieber Oliver, richtete meine Gedanken neulich auf die Betrachtung der Regierungsformen, und ihrer Wirkung auf das Betragen und die Sitten der Menſchen. Der Unterthan iſt, ſeiner Denkungsart zufolge, der wichtigſte und würdigſte Theil der Unterſuchung, und je mehr ich mich anſtrenge, je mehr ich nachdenke, deſto ſtärker überzeuge ich mich von ſeiner Meinung. Wie oft haben engliſche Philoſophen von Frankreich geſagt, und ſeine eigne Weiſe ausgerufen, was es für ein glückliches Land wäre, wenn es wohl beherrſcht würde! Aber, mit gleicher Wahrheit kann man das nemliche von jedem Lande unter der Sonne ſagen; England ſelbſt, Oliver, trotz unſrer Partheilichkeit, nicht ausgenommen.

Wie falſch, wie ſeicht, wie ungereimt iſt die Bemerkung, daß eine deſpotiſche Regierung, unter einem vollkommnen Monarchen, den Zuſtand der höchſten Glückſeeligkeit erreichen würde! Erſt ſetzt man das Unmögliche; und dann leitet man daraus unmögliche Folgerungen her. Ein Tirann erzeugt eine Nation von Tyrannen. Seine eignen Irrthümer theilen ſich öſtlich, weſtlich, nördlich und ſüdlich mit; und der anſcheinende Funke wird zur lodernden Flamme.

Wie ſchwankend ſind die Forderungen und Klagen der Unwiſſenheit! Sie will gern tyranniſiren, und eifert doch gegen die Tirannei! Sie lechzt nach Glückſeeligkeit, und haſcht nach Unrecht; und ſchreit doch laut gegen den Mächtigen und Glücklichen! Sie bricht ſtündlich aus mit allem Ungeſtüm des Stolzes, und haßt, und verachtet doch nichts mehr, als den Stolz!

Unter die viele, welche ſo halb und halb vermuthen, daß die Dinge füglich beſſer ſeyn könnten, ſind nur wenige gemiſcht, die gerne alles beim Alten ließen. Das ſind die Reichen; dieſe haben durch Erpreſſungen und Raub den Vertheidigungsloſen geplündert, einen hinlänglichen Vorrath auserleſener Waaren aufgehäuft, und das Mark des Landes ausgeſogen, daß dieſer zehen, jener zwanzig, mancher hunderte, tauſende, und ein andrer ganze Armeen füttern könnte; und weil denn Einer nur für Einen eſſen kann, ſo ruft wohl noch hie und da ein Gnädiger den Hungrigen zu — "Kommt! tanzet zum Spaß, und ich "will Euch Brodt geben. Leckt den Staub "von meinen Schuhen ab, und ich will ein "Gericht Eſſen an Euch ſpenden. Schmeichelt mir, und Ihr ſollt meine Livrey tragen. Arbeitet für mich, und ich will Euch "den zehnten Theil Eures Gewinnſtes zurück-

"geben. Vergießt Euer Blut für mein Intereſſe, und ſo lange Ihr jung und ſtark "ſeyd, will ich Euch grade ſo viel reichen, "daß Leben und Seele zuſammen bleiben; "wenn Ihr alt ſeyd, und mir gedient habt, "ſo könnt Ihr ja plündern, henken, verderben, oder ſterben."

Sollte das nicht ein jeder für ein Gedicht halten, Oliver? Ach! es iſt die lautere, buchſtäbliche Thatſache.

Doch laß uns nicht klagen. Die Menſchen fangen an zur Vernunft zu kommen, und laut zu denken. Es kann nicht mehr lange ſo bleiben.

Ich glaubte, einige Bemerkungen über das Volk gemacht zu haben, über den Anblick der Gegend, und andre Kleinigkeiten mehr: ich weiß ſelbſt nicht mehr was; aber ich bin auf einen ſo weitläuftigen, ſo intereſſanten, ſo erhabnen Gegenſtand gekommen, daß alle unbedeutenden individuellen Bemerkungen vor ihm hinſinken. Und ich mag auch jetzt nicht die Majeſtät des Gemähldes durch übel angebrachte, unwürdige Materien ſchänden. Darum lebe wohl.

F. Henley.

N. S. Unterſuche Alles, was ich geſagt habe, und was ich in Anſehung meiner noch hinzuſetzen will, mit Strenge. Mein Zuſtand iſt der Zuſtand einer Seele, welcher die eiferſüchtige Härte der Freundſchaft weſentlich nothwendig ſcheint. Unerwartete, nie dunkel gefühlte, tiefe Ahndungen ergriffen mich neulich, bei einigen Winken, welche ſie mehreremale wiederholte, und die den Bruder ihrer geliebten und würdigen Freundin Louiſa betreffen. Er ſoll, wie es ſcheint, in Paris mit uns zuſammen kommen. Führt das nicht auf Gedanken an die Zukunft? wenigſtens weiſſagte die Art, mit welcher ſie das Geſpräch lenkte, und von ihm ſprach, ſo wie auch die Antworten des Sir Arthur alle nichts Gutes. Doch, warum quäle ich mich ſelbſt mit erdichteten Schreckniſſen? Sollte der Bruder der Freundinn gleichen —! Immerhin! Und wenn er gliche! Sollte es mich verdrießen, einen andern tugendhaften Mann von Genie zu finden, weil vielleicht nie perſönliches Intereſſe darunter leiden könnte? Nein. Noch liegt Stärke genug in meiner Seele, um einen ſolchen unwürdigen Gedanken zu verwerfen, und zu verachten. Lieben muß er ſie:

alles, was ſie anſchaut, liebet ſie! Die wenigen Worte, welche ſie gelegentlich fallen ließ, haben mich auf die Vermuthung gebracht, »daß mehr darunter gemeinet war, als meine »Ohren berührte.» So bald dieſe Seite berührt wird, pocht mein Herz, und meine Angſt, meine Empfindlichkeit wird ſo groß, daß ich meine Schwäche aufdecken muß, und dagegen ſollte ich mich ſorgfältig und mit Entſchloſſenheit ſchützen. Dieſe unzuſammenhängenden, mishelligen Gedanken erzeigen in mir Zweifel, und ein Schrecken in der Ungewißheit, das ich nicht aushalten kann.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Cliſton.

Paris, Hôtel d'Espagne, Rue Guenegaude
Fauxbourg St. Germain.

Der ſchlimmſte, unglücklichſte Zufall hat ſich ereignet, liebe Louiſa. Ihr Bruder und Frank haben ſich unglücklicherweiſe beinahe gezankt, ohne einander zu kennen. Ich erwähnte in meinem letzten Brief einer Anwandlung von Schwindel, die ich für eine Folge der Reiſe halte. Ich mußte mich nach meinem Zimmer begeben, und wäre ohne Frank's Dazwiſchenkunft umgefallen. Ich bat ihn Laura abzuhalten, damit ſie mich nicht ſtöre; und er hatte ſeinen Poſten als Schildwache ſo gut behauptet, daß er weder Laura noch irgend einen Andern in der Nähe leiden wollte. Er denkt zu oft an mich; er thut unrecht mir ſo viel Zeit und Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Sir Arthur war bemüht ihn aufzuſuchen, und hatte zuvor ohne mein Vorwiſſen Ihren Bruder benachrichtigen laſſen, mit der Bitte, uns ſobald als möglich zu beſuchen.

Zu dieſer ungelegenen Zeit eilte nun Ihr Bruder mit Sir Arthur's Zettel in der Taſche, noch ins Hotel. Er fragte nach meinem Vater? Er iſt ausgegangen.

Nach mir?

Laura antwortete, daß ſie mich rufen wolle.

Sie kam mit Haſt, um mir die Nachricht zu bringen, wurde aber von Frank aufgehalten, der ſie, meinem Wunſch gemäß, nicht verlaſſen konnte. Sie kehrte um, und ihr Bruder, der ſich noch einmal auf Sir Arthur's Zettel berief, war ſehr verwundert, und beinahe beleidigt. Er fragte, auf weſſen Befehl man ſie nicht zu mir eingelaſſen hätte.

Sie antwortete: es ſei auf Befehl des H. Frank geſchehen.

Wer der H. Frank wäre?

Ein junger Gentleman (Laura wiederholte alles, was vorhergegangen war) der Sohn des Herrn Aby Henley.

Und wer der Herr Aby Henley wäre?

Der Verwalter und Gärtner des Sir Arthur; ſein erſter Geſchäftsmann.

Verwalter und Gärtner? Der Sohn eines Gärtners ein Gentleman?

Ja, Sir. Und Sie können glauben, Sir, er iſt ſo wohl erzogen, er hat ſo viele vorzügliche Eigenſchaften, und wenn gleich viel beſſer iſt, als die beſten Gentlemans, ſo hält man ihn doch für nichts beſſeres, für nichts mehr, als für einen Schlag von einer Art Gentleman; er iſt zwar von Geburt nicht ſo hoch.

Gut, ſagte Ihr Bruder; zeigen Sie mich doch nur dieſem Sohne des Herrn Aby, dieſem eingebildeten Gentleman; oder, wie Sie ihn nennen, dieſem Schlag von einer Art Gentlemann!

Laura gehorchte, und ſie ſagte, daß Beide ſehr erſtaunt waren, als ſie einander zu Geſichte bekamen, aber ich halte dieſe Bemerkung für eine Tochter der Phantaſie. So viel merke ich wohl, daß Ihr Bruder mit einigem Stolze dies Verlangen äußerte, Frank ſollte das Mädchen verlaſſen, um mir von ſeiner Ankunft Nachricht zu geben, und er wollte mir ſogleich, laut dem Anſuchen des Sir Arthur, das Kompliment machen. Frank gab ihm mit Entſchloſſenheit eine abſchlägige Antwort, und führte meine Unpäßlichkeit zum Grunde an. Unpäßlich! ſagte Ihr Bruder.

Iſt dieſes nicht Sir Arthur's Handſchrift? Ja, erwiderte Frank; aber ich verſichre Sie, daß ihr nicht wohl iſt, und ich fürchte ſogar, wir erwecken ſie durch unſer Geſpräch, wenn ſie etwa ſchlafen ſollte. Ich muß Sie darum bitten, Sir, ſich jetzt zu entfernen.

Dieſes ſonderbare Ereigniß, und Frank's beſtimmten Antworten, machten Ihren Bruder unwillig. Sir Arthur kam eben nach Hauſe, und Ihr Bruder ging auf ihn zu, ließ ſich kaum Zeit zu den gewöhnlichen Höflichkeitsanreden, und fragte ihn nur, ob es auch wahr wäre, daß mir nicht wohl ſey. Sir Arthur erſtaunte: er wußte nichts davon! Ich hatte eine Anwandlung von Schwindel keiner Frage werth gefunden. Man ſchickte Laura noch einmal zu mir, um mich zu ſprechen, und ſie wurde noch einmal abgewieſen. Nun kamen Sir Arthur mit Ihrem Bruder zu Frank, um ihn auszufragen; er blieb feſt bei ſeiner abſchlägigen Antwort; und da endlich beide erfuhren, daß ich ſchwach und taumelnd bis zum Umfallen geweſen wäre, und Frank mich hätte halten müſſen, ſo waren ſie endlich beruhigt. Aber eine ſolche Zuſammenkunft zwiſchen Frank und Ihrem Bruder war ſehr mißlich, insbeſondere da ich eine ganz entgegengeſetzte wünſchte! Er wird uns aber dennoch dieſen Morgen beſuchen, und ich will mich bemühen, Frank's Würdigkeit in ihr wahres Licht zu ſetzen, und alle falſche Eindrücke zu vertilgen.

Hier will ich eine Pauſe machen, und, wenn ich Gelegenheit dazu finde, noch einen kurzen Brief, unter dem nemlichen Kouvert, durch die Poſt abſchicken; das heißt: wenn ich noch etwas hinzuzuſetzen finde — dieſer Zufall iſt ſehr unglücklich, und ich ſcheine mir ſelbſt dabei tadelnswerth; beſonders da ich dieſen Morgen wieder meine völligen Geiſteskräfte habe, und alles Gefühl von Schwindel gänzlich verſchwunden iſt. Ich bin verdrießlich, ſehr verdrießlich, aber ich kann dem Vergangenen nicht abhelfen.

A. W. St. Ives.

Drei und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Paris, Hôtel de l'université, près le Pont royal.

Recht gut, daß ich Dir meine Geſchichte nicht in meinem letzten Schreiben erzählte; ſie wäre verſtümmelt worden. Ich wußte ſie damals nur zur Hälfte. Sie hat ſich in der ſonderbarſten Verbindung von Umſtänden geendigt, die man kaum erdichten könnte.

Du erinnerſt Dich, daß ich die Ankunft des Sir Arthur St. Ives und ſeiner Tochter erwähnte. Ich glaube es geſchahe in der Nachſchrift — und daß ich mich unmittelbar nach — Pah! Ich fange meine Geſchichte bei dem verkehrten Ende an. Sie iſt durchgängig ungemein ſonderbar. Horch, und das Erſtaunen wird Dir den Mund offen halten.

Es kann Dir nicht entgangen ſeyn, mit welcher Leichtigkeit Franzoſen, die einander völlig fremd ſind, ſich in eine vertrauliche Unterredung einlaſſen; und in einer Viertelſtunde ſich ſo viel von ihren gegenſeitigen

Verhältniſſen erzählen, als ob ſie ſchon ihr ganzes Leben hindurch mit einander bekannt wären. Ich billige dieſe Sitten ſehr. Nur iſt es freilich, wie alles Gute, mit Mißbrauch verknüpft.

Den zweiten Tag nach meiner Ankunft machte ich einen Spaziergang auf die Boulevards, weil hier ein Religionsfeſt gefeiert wurde, und ich die guten Pariſer gern in ihrer ganzen Fröhlichkeit und im Glanze ſehen wollte; denn gewiß es giebt kein ſo munteres, wenigſtens kein ſo ungeſtümes, lärmendes Volk mehr als dieſes. Indem ich nun ſo da ſtand, und eine Ausſtellung in Wachs von allen berühmten Spitzbuben und Schurken bewunderte, und dem Burſchen an der Thür zuhörte, der ohne Unterlaß ausrief: — Aux voleurs! aux grands voleurs! — und mich mit den mörderiſchen Blicken der Finſterniß, den Gefängniſſen, den Ketten und den Gegenſtänden des Schreckens ergötzte, die ſie nachgeäfft hatten, ſo kam ein ungemein wohlgekleideter Mann, von einer eleganten Figur und einnehmenden Manier zu mir, und ließ ſich ſogleich in eine Unterredung mit mir ein. Ich munterte ihn zum Reden auf, weil er mir gefiel. Wir gingen mit einander, und hatten unſer Geſpräch kaum fünf Minuten fortgeſetzt, ſo wußte ich ſchon, wie von mir ſelbſt (denn er ſchien keine Gelegenheit ergriffen zu haben) daß er der Marquis de Pally ſey, und Wagen und Bediente zurückgelaſſen habe, weil ihm, wie mir, die Betrachtung der fröhlichen Feiertagsbürger Vergnügen machte. Er hatte mich angeredet, wie er ſagte, weil er für die engliſche Nazion eine ganz beſondere Vorliebe hat, und erkannte mich durch Gang und Betragen ſogleich für einen Engländer.

Wir ſprachen einige Zeit, und wenn er gleich keine feine Bemerkungen machte, ſo war er doch reich an Anekdoten, denen er ſelbſt mit beigewohnt hatte, und die oft charakteriſtiſche Züge der Nazion angaben. Unter andern erzählte er mir auch, daß die Bedienten ſich hier nicht ſelten mit den Kleidern der Herren ſchmücken, wenn ſie dieſe in einer ziemlichen Entfernung glauben, ihren Titel annehmen, und ſich unter der Bourgeoisie und den Fremden für Grafen, Dük's oder Prinzen ausgeben. Erſt vor vierzehn Tagen, ſagte er, überraſchte der Marſchall de R...

einen ſeiner Bedienten in einer ähnlichen Verkleidung, und befahl ihm aus Scherz öffentlich hinter ſeinen Ferſen zu gehen, ſetzte ſich dann in ſeinen Wagen, und der Bediente mußte in dieſem glänzenden Anzuge hinten aufſteigen.

Er hatte dieſe Erzählung kaum geendigt, ſo kam eine andere Perſon, und fragte ihn mit einer Mine von Wichtigkeit und Anſehn, wo ſein Herr wäre, was er da mache, und ähnliche Fragen mehr.

Auf alle dieſe Reden antwortete mein Freund mit einem Grade von Verwunderung, den aber die gefälligſte und ungezwungenſte Höflichkeit milderte, ohne im mindeſten außer Faſſung zu kommen; Sir, Sie irren ſich in mir; denn ich bin überzeugt, Sie ſind von zu gutem Herkommen, als daß Sie vorſätzlich beleidigen wollten.

Beleidigen! Für wen geben Sie Sich denn aus, Herr?

Mein Herr, ich bin der Marquis de Paſſy.

Sie der Marquis de Paſſy? —

Ja, Herr, Ich! —

Grober Schurke! —

Kein Edelmann erträgt ſolche Worte, Herr; und ich beſtehe auf Genugthuung. — Hier zog mein Kamerad wirklich ſeinen Degen. Sein Gegner, der ihn mit unausſprechlicher Verachtung anſah, antwortete, er würde ſchon eine ſchicklichere Gelegenheit finden, und ihn nach Verdienſt abprügeln.

Ich geſtehe, daß ich in Erſtaunen war. Ich überlegte mir einen Augenblick alles was vorgefallen war, und ſchloß, der Fremde ſey in Irrthum; denn ich hielt es für unmöglich, daß ein Menſch ſich ſo artig, und mit ſo ſtrenger und ungezwungener Beobachtung der Schicklichkeit und Feinheit ſollte betragen können, ohne ein Edelmann zu ſeyn. Ich hielt es darum für gut, mich ins Mittel zu ſchlagen, und ſagte dem Beleidiger, wenn er es für gut gehalten habe zu ſchimpfen, ſo müſſe er auch nun ohne Scheu Genugthuung geben —

Aber ich bitte Sie, mein Herr, ſagte er, wer ſind Sie denn?

Ein Gentleman, Sir, antwortete ich. —

Ja. So gut, wie Ihr Gefährte, nicht wahr? —

Du weißt, Fairfax, ich laſſe eine Grobheit niemals ungeahndet, und hieß ihn ſogleich ziehen.

Wie, Sir, auf dieſem Platze? ſagte er. Folgen Sie mir, wenn Sie Luſt haben, Ihren Muth zu zeigen.

Sein Muth gefiel mir, und ich folgte. Ich wußte nicht einmal, was aus dem Herrn geworden war, deſſen Sache ich mich angenommen hatte; denn ich ſah ihn nicht mehr.

Mein Gegner führte mich durch die Straße St. honoré nach einem Platze, den du kennen wirſt, nach den elyſäiſchen Feldern. Es fing an ſpät zu werden, und es ſoll gefährlich ſeyn in das Gebiet der Wachen zu gerathen. Ich fürchtete eine Zuſammenrottung, und wollte durchaus nicht tiefer hinein. Da er mich hartnäckig fand, ſo zog er, ſagte aber: man wird uns ſtören.

Er war kein falſcher Prophet, denn wir hatten kaum ein halb Dutzend Schritt gemacht, ſo rannte uns ein junger Menſch entgegen, den ich nach ſeinen Stiefeln und der ganzen Art zu urtheilen, für einen Engländer halten mußte, und ſchrie laut — Halt ein! Ich war ungewiß, ob nicht dieſe Erſcheinung verabredet ſeyn konnte; ich redete ihn darum engliſch an, und er antwortete ſehr fertig in dieſer Sprache. Es war ein halsſtarriger, verwegner Burſche; denn wiewohl er gezogene Degen und uns beide ſchon im Eifer ſah, ſo ſtellte er ſich doch entſchloſſen zwiſchen uns, und erklärte, wir ſollten nicht fechten, und wenn wir vorrückten, würde er uns folgen.

Hier war nichts zu machen; und ich fing nun an, die Perſon, mit welcher ich den lächerlichen Zwiſt hatte, wirklich für einen Gentleman zu halten. Ich gab ihm meine Addreſſe, er mir die ſeinige, und wir gingen aus einander; er ſang ein franzöſiſches Lied, und ich fluchte über die Grobheit des Engländers, der meinen Aerger nicht zu achten, und es für ein Glück zu halten ſchien, daß er das Blutvergießen verhindert hatte.

Erinnre Dich, daß alles dieſes den Abend zuvor ſich ereignete, ehe ich Dir meinen letzten Brief geſchrieben hatte. Den andern Morgen endigte ich ihn, und erhielt einen Zettel an Sir Arthur St. Ives, wie ſchon erwähnt. Sobald ich angekleidet war, eilte ich hinweg, ging nach dem Hotel, und erkundigte mich nach dem Herrn?

Er war ausgegangen.

Nach ſeiner Tochter? —

Sie hatte ſich auf ihr Zimmer begeben.

Ich ſchickte in meinem Namen. Das Mädchen ging und kam mit der Antwort zurück: Herr Frank hielte es nicht für ſchicklich, ihre Miß zu ſtören.

Jetzt rathe einmal, Fairfax, wenn Du kannſt, wer der Herr Frank war! So wahr Gott lebt, es war der nemliche junge Menſch, der einen Abend zuvor dem Zweikampf ſo gebietend ein Ende gemacht hatte.

Ich war wie vom Schlage getroffen! Und er erſtaunte nicht minder, als er mich ſah, meine Botſchaft und meinen Namen hörte.

Ich fand meinen Gentleman des Morgens ſo dreiſt und ſo beſtimmt als des Abends. Er war der Drache: komme Einer dem Vogel nahe, den er beſchützt! Jaſon ſelbſt hätte hier zurückbleiben müſſen! Und er war ſo kalt als entſchloſſen. Ich kam mehr als einmal in die Verſuchung, ihn zum Fenſter hinauszuſchieben.

Doch bin ich froh, daß ich mich zurückhielt; denn ſobald Sir Arthur nach Hauſe kam, erklärten wir uns, und die junge Lady war wirklich unpaß. Wenn ich aber an ſeine niedrige Geburt und Erziehung denke, (er iſt der Sohn eines Gärtners) ſo muß ich geſtehen, mir iſt noch kein Burſche vorgekommen, der ſich ein ſolches Anſehen zu geben weiß.

Sir Arthur nahm mich ſehr höflich auf. Ich habe die Tochter noch nicht geſehen, aber ich erwarte eine Schönheit in ihr. Sie iſt die Zierde der Grafſchaft, in welcher ihr Vater ſeinen Sitz hat. In einer halben Stunde bin ich mit ihr zuſammen; und da mir dies Geſchäft und noch manches andere wohl einige Tage koſten wird, ſo will ich den Brief nur zuſiegeln; Du mußt mit der Nachricht von ihr Geduld haben, bis die Neigung und eine ganze Fluth von Begebenheiten mich antreiben, den großen Stoff von neuem anzuſpinnen.

Ich werde dieſen Brief, nach Deinem Verlangen, an den Bankier in Parma richten. Vergiß nicht es mich wiſſen zu laſſen, wenn Du in Turin angekommen biſt. Dein aufrichtiger

C. Clifton.

N. S. Mein Gegner auf den elyſäiſchen Feldern hat mir eben einen Beſuch gemacht. Er iſt von gutem Hauſe; von einer leichten, gefälligen Laune. Der Ruf hat ihn überzeugt, daß er ſich in meinem Karakter geirrt hatte; und dafür war er nun bereit, mir entweder die Kehle abzuſchneiden, oder Verzeihung von mir zu erhalten. Seine Gefälligkeit und glückliche Gemüthsſtimmung ſprach ſchon für ihn; und ich lachte, und antwortete, daß ich meiner Kehle zu gefallen, ſeine Lobrede gern anhöre, worauf wir beſchloſſen haben, unſre Bekanntſchaft fortzuſetzen, und geſchworne Freunde ſind.

Vier und zwanzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, Hôtel d'Eſpagne, Rue Gneuvegaude,
Fauxbourg St. Germain.

Ich bin begierig nach meiner Louiſa. Dieſen Augenblick hat uns Herr Clifton verlaſſen, meine Liebe. Ich mache Ihnen Freude! Ja, es iſt der Bruder meiner Freundin! Ich ſage nicht: er iſt ihr gleich, wiewohl ich nicht behaupten kann, daß er ihr weicht. Er iſt ganz Seele, ganz Leben. Seine Figur iſt voll Grazie, ſeine Sitten ſind gefällig, ſein Geiſt hat Kraft. Ich kann nach einer ſo kurzen Bekanntſchaft nur wenig ſagen; aber ſo viel weiß ich, daß ſeine Tugend und ſeine Irrthümer, wenn er deren hat (und wer iſt von Irrthümern frei?) von keiner gemeinen, ſchwachen Gattung ſind. Die leidige Mittelmäßigkeit iſt in ſeinem Karakter gar nicht; und dieſe iſt unter allen Eigenheiten die hoffnungsloſeſte, die unfähigſte. Er gab ſeinem ernſtlichen Verlangen, mich zu ſehen, das ihm Frank verweigert hatte, den Anſtrich des feinſten Kompliments; er war ſo höflich, ſich ſelbſt einer unſchicklichen Aeußerung der Ungeduld anzuklagen, mit welcher er dem ungemeinen Vergnügen entgegen ſah, mich kennen zu lernen; dieſe ſchmeichelhafte Benennung gab er ſeinem Beſuche. Wiewohl dies unſre erſte Zuſammenkunft war, ſo ließ er doch keine Zurückhaltung merken; ſondern ſagte mir viel Verbindliches auf eine ungezwungene Art und mit natürlicher Grazie.

Ich lenkte das Geſpräch vorſetzlich auf Frank, erzählte manche Anekdote von ihm, und ſprach vieles zu ſeinem Lobe, das auch Sir Arthur beſtätigte. Ihr Bruder mit ſeiner heißen, thätigen Einbildungskraft nannte ihn den wahren Cerberus, und ſagte, ſein Mund allein reiche für drei Perſonen hin, für ihn, Laura und Sir Arthur. Verſchiedene Bemerkungen, die er fallen ließ, zeigten eine reiche Quelle ſcherzender Satyre und feiner Laune.

Er lobte Frank, nachdem er unſre Erzählungen angehört hatte; aber er lobte ihn immer zugleich wegen ſeiner ernſtlichen Widerſetzlichkeit. Er ſchien das Gefühl nicht unterdrücken zu können, daß der Gentleman von dem Sohne eines Verwalters keine ſo trockne abſchlägige Antwort hätte erhalten ſollen. — War dieſes ein Beweis von ſeiner liebenswürdigen Aehnlichkeit mit meiner Freundin? — Verzeihen Sie mir, Louiſa — der Ausſpruch war ungerecht, daß ich nicht mit Gewißheit behaupten könne, ob er ihr nicht weichen müſſe? — Aber ſo viel kann ich mit Gewißheit verſichern, er iſt keiner unſrer Alltagsmenſchen.

Frank kam herein, und Ihr Bruder redete ihn mit vieler Laune, aber in einem Ton an, der ankündigte, daß jetzt ein Gentleman mit einer Art von Gentleman ſprach. Ich muß geſtehen, die Leichtigkeit gefiel mir, mit welcher Frank durch ſeine Antworten den Herrn Cliſton nöthigte, die Saiten anders zu ſpannen. Aber ich hatte jetzt auch Gelegenheit, zu bemerken, daß die Wärme, mit welcher Ihr Bruder ſich ausdrückte, ſein Eifer ſogleich vertraut mit uns zu werden, und das zuvorkommende Weſen, mit welchem er ſich gegen mich ohne irgend einen Schein von Verlegenheit betrug, auf Frank eine, wie ich fürchte, ſehr ängſtliche Wirkung thaten. Hierauf muß ich Acht geben; dieſer Punkt iſt ſehr wichtig; ich muß mit Ernſt unterſuchen, und mich ſchnell entſchließen. Ihr Bruder beſtand auch ſogleich darauf in dieſer kurzen Zeit ſich ganz unſerm Vergnügen hinzugeben; uns aufzuwarten, uns die öffentlichen Gebäude, Gärten, Gemählde, und Schauſpiele zu zeigen, und uns bei allen ſeinen Freunden einzuführen.

Und was ſollen wir thun, um dieſe wohlgemeinte Artigkeit zu erwiedern? Müſſen wir uns nicht bemühen, die wenigen Irrthümer, und wie ich hoffe, ſind ihrer nur wenige, die dieſem an ſich ſo fruchtbaren, würdigen Geiſte von mancher Seite ein ärmliches Anſehen geben, vollends auszujäten? — Ja, dieſe Handlung hat ſich mir ſogleich als eine meiner vollkommenſten Pflichten aufgedrungen — der Verſuch muß gemacht werden — Mit welcher hartnäckigen Zwiſtigkeit unterziehen ſich die Menſchen nicht jeder Gefahr, wenn das Geld, das niedrige Geld ihr vorgeſtecktes Ziel, ihre einzige Belohnung iſt! Und für den Geiſt ſollen wir weniger thun, für den ewigen allesvermögenden Geiſt?

Er iſt wieder hier. Adieu. Sie werden bald wieder Nachrichten haben von Ihrer

A. W. St. Ives.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an ſeine Schweſter Louiſa Clifton.

Paris, Hotel de l'université,
près le Pont royal.

Ich ſage Dir recht vielen Dank für Deinen verbindlichen Brief, liebe Schweſter. Im vollen Ernſt, ich ſage Dir herzlichen Dank für Deine Nachrichten; Du haſt mir durch die Bekanntſchaft mit Deiner Freundinn eine weſentliche Gefälligkeit erzeugt. Ich habe viele Weiber in ſo vielen Gegenden geſehen, aber keine war ſo ſanft, ſo von Schönheit, ſo einnehmend! Ich hatte ſchon von ihr gehört, ehe ich England verließ, ihr Ruf war bis nach Italien gedrungen, und Dein Brief hatte meine Erwartung geſpannt. Und doch, was war das alles? Die Vollkommenheiten und die Anmuth ihrer Perſon, und alle die bezaubernden Stellungen dieſer himmliſchen Figur, und dieſe holden Wangen, wenn ſie zu jenem ſanften Lächeln ſich verziehen, der Sitz der Liebesgötter, und das ruhige Vergnügen, das in ihrem Auge ſchwimmt, und den umſtralt, den ſie anzublicken würdigt, alle dieſe Schönheiten, alle und jede ſpotten der glühendſten Einbildungskraft!

Denke von mir, was Du willſt, liebe Louiſa, ich bin überzeugt, daß ich die Weiber einigermaßen kenne. Ich habe ſie zu Hauſe und im Auslande geprüft. Aber noch habe ich keine gefunden, die nur im mindeſten mit der göttlichen Anna zu vergleichen wäre! Sie iſt ohne Rückhalt, ſo oft, daß ihre Seele auf ihren Lippen zu ſchweben ſcheint. Aber ihre Gedanken ſind ſo ſchnell, ihr Geiſt iſt ſo vielumfaſſend, daß ich wohl einſehe, ich werde mit ihr viel länger umgehen müſſen, als mit jeder andern, ehe ich ſie kenne.

Nun ich Dir recht herzlich und aufrichtig für Deine Gefälligkeit gedankt habe, muß ich auch ein Paar Worte als Antwort auf Deinen Brief noch hinzuſetzen.

Und ſo denkſt Du wirklich einige weiſe Sentenzen bei der Hand zu haben, die wie Zauberruthen auf meine Bekehrung wirken ſollen? Du bildeſt Dir ein, mir etwas ſagen zu können, das ich nicht ſchon früher gehört hätte? Du könnteſt in allem Ernſte ſo eitel ſeyn, Louiſa? Sey aufrichtig! Du erkenneſt an, daß ich Ströme, Seen, und Berge durchkreuzt habe; aber Du beſürchteſt, ich möchte mit verſchloßnen Augen gereiſt ſeyn!. Eine laute Zunge wird eine wunderbare Quelle des Witzes! Grobheiten und Anmaaßungen der jungen Herren nach der Mode! Wahrhaftig, meine Liebe, Du weißt die Redensarten recht geſchickt zu wählen! Du könnteſt Deinem Bruder nicht lieben wegen Erzählungen von dem Vergnügen, das fremde Damen an ihn fanden, und er hinwiederum ſo gefällig war an dieſen fremden Damen zu finden! Aber Du könnteſt in Entzückung gerathen — für einen Bruder von Deiner eignen Mache.

Denke nicht, ich ſey böſe darüber! Nein, nein, mein theures Mädchen; darüber bin ich lange weg! Wiewohl ich freilich über dieſen außerordentlichen Bruder, den Du Dir ſelbſt fabrizireſt, herzlich lachen muß. Wenn ich in Deine hohe Gegenwart komme, und zum guten Glück Deiner erhabnen Phantaſie begegne, nun! ſo iſt mein Glück gemacht! Wenn dieſes aber nicht der Fall ſeyn ſollte, Schweſter, nun ſo müſſen wir handeln ſo gut als wir können. Alles zur rechten Stunde, und i Gottes Namen. Iſt das nicht ein recht artiges, weiſes Sentenzchen aus Worceſterſhire?

Ich muß vor Lachen die Feder weglegen, wenn ich mir Miß Louiſa's Bruder, ganz nach ihrer eignen Weiſe denke. Ich ſehe ihn vor ihr erſcheinen: ſie macht Staat, ſitzt auf einem Stuhl, der ſich über ein vielbeinigtes hölzernes Kreuz und zwei alten Kellerthüren nach Sitte der Vorfahren erhebt, wie eine herumreiſende Schauſpielerin, die in einer Scheune die Königinn macht! Er ſchwarz gekleidet, das Haar gar nett gekräuſelt, mit glänzendem Geſicht und Schuh, den weißen Handſchuh in der rechten Hand, und ein Gebetbuch, oder Epiktet's Sittenbüchlein in der linken, *beſpickt er ſein Geſpräch nicht mit franzöſiſchen oder italiäniſchen Redensarten*, ſondern ganz fertig mit einem guten herausplatzenden Maul voll altgriechiſch, das er zu dem Ende mit Vorbedacht angefertiget, und zuſammengeſtoppelt hat! Dann rückt er ein Bein vor, wäſcht ſich den Mund, bringt die linke Hand in die Beinkleidertaſche, dreht die Rechte erſt in einer artigen Krümmung, erhebt endlich die Arme mit

Macht, und beginnt eine ſeiner gelehrten Diſſertationen von wohlverdauten Grundſätzen, brennender Liebe für Wahrheit, unaufhörliche Beſtrebung Vorurtheile abzuwerfen, und jetzt machen ſie ſich Luft in ſeinen Naſentönen und tragiſchen Rezitativen, die Ergießung der Seele, die Ströme von Gedanken, die Flammen des Genies!

Doch Du möchteſt nicht gerne ſatyriſch ſeyn, artiges, beſcheidenes Mädchen! Gewiß es ziemt dem Bruder, der unter der Vormundſchaft ſeiner Schweſter ſteht, dieſe freundſchaftliche Schonung nachzuahmen.

Meine Fähigkeiten waren immer thätig? und ich muß Dir verzeihen, wenn Du zu viel erwarteſt? — Bei meiner Seele, das nenne ich komiſch! Zu viel erwarten! Und es iſt Gefahr dabei, daß ich Deiner Erwartung nicht gleich komme? — Ich bitte Dich, gutes Mädchen, klimpre auf Deinem Flügel herum, und ſey ruhig. Schlage Dein ſchönes Kochbuch in Folio auf, und ſtille damit Deinen Durſt nach Wiſſenſchaft. Befriedige die ſchmachtende Sehnſucht Gutes zu thun, und bereite Latwerge, Brühen und

Kümmelfladen. Mache Aepfel ein, braue Himbeerenſaft, und kandire Pomeranzenſchnittchen. Studire wie man Brandſchäden und Quetſchungen mit Balſame heilt. Deſtillire magenſtärkende, blähungtreibende und blutverdünnende Kräuterwaſſer; ſympathetiſche Mittel gegen verrenkte, gebrochene Glieder, und gegen den Wurm am Finger. Erfinde eine Zauberkur gegen den Schlangenbiß und mache Dich berühmt. Spinne, nähe und ſtricke. Verſammle Deinen kranken Pöbel um Dich her, ſpende ihm die mitleidigen Gaben, finde Deine Belohnung in einem Dich ſeegnenden Haufen, und Deinen Sitz unter den Heiligen.

Du ſiehſt, Kind, ich kann ſo gut wie Du ermahnen; und ich will es ſogar noch wortreicher, wenn ich ſehe, daß Du darnach begierig biſt. Ich hoffe die Undankbarkeit; Du ſollſt keine Gelegenheit haben, Dein finſtres Maxim auf mich anzuwenden — »daß die »Sünde der Undankbarkeit ſchlimmer iſt, als »die der Hexerei.» Du ſollſt Gewicht für Gewicht, Maaß für Maaß haben, liebe Kleine; ja, mein kaufmänniſches Weib, und ſollſt noch dabei gewinnen. Brüderliche für ſchweſterliche Ergießungen!

Was das Vorrecht des Alters betrift, ſo erinnere ich mich, Dich vor zwölf Jahren darin beneidet zu haben; aber jetzt gönn' ich es Dir von ganzem Herzen. Wenn Du unter Deinen wunderſamen Kenntniſſen auch das Geheimniß beſitzeſt, der Zeit Stillſtand gebieten zu können, und mich lehren wollteſt, fünf und zwanzig Jahre alt bleiben, ſo will ich Dir nicht nur alle Deine unſchickliche Aeußerungen, wie Du ſie ſelbſt ſo ſchicklich nennſt, gern verzeihen, ſondern alles Mögliche thun, was nur zu Deiner Befriedigung beitragen kann; nur kein Philoſoph werden und mich mit Rüben füttern. Ja, ich will Dir erlauben, ſo alt zu werden, als Dir nur beliebt, Du ſollſt Dich des Vorrechts des Alters in ſeiner vollen Stärke freuen.

Zu gleicher Zeit, Schweſter, dank' ich Dir noch einmal dafür, daß Du mich mit Deiner Freundin bekannt gemacht haſt. Du mußt ihr ein freundſchafterweckendes Tränkchen eingegeben haben; denn wahrhaftig, ich wünſchte, ſie hätte nur halb ſo viel Liebe für mich, als ſie für ihre unbefleckte Louiſa vorgiebt. Doch, das ſind, wie ich denke, die Flammen des Genies, die Du angefacht haſt, deshalb bleibe ſie immer noch ein Engel, und alles an ihr voll Grazie.

Aus Deinem zweiten Wunderthiere kann ich gar nicht klug werden; ich weiß weiter nichts von ihm, als daß er ſelbſt eine recht gute Meinung von ſich hat, und bemüht iſt, allem zu widerſprechen, was man von ihm geſagt hat. Er wagt ſich jetzt zum erſtenmale über ſeines Vaters Thürſchwellen, und ſpricht ſo vertraut von Königreichen, Regierungen, Nationen, Sitten und andern hochklingenden Worten, als ob er Geheimſchreiber in den Staaten des Königs Minos geweſen wäre, die weißen Elephanten geritten, und mit dem Dalai Lama ſtudirt hätte! Er iſt der Grasmogul der Politiker! Wiſſenſchaften, Kenntniſſe aller Art und Talente, die ſind ihm alle durch Erbſchaft zugefallen! Er hält ſein Alleinrecht ſo ſehr in Ehren, daß er keinem andern Menſchen das mindeſte abgeben will! Wäre er nicht ein Plebejer, ſo könnte ich Dich mit ihm verheirathet wünſchen; in dieſem Falle, ſobald ich meine Seele nach Moralität hungrig und durſtig fühlte, würde ich ſchon wiſſen, wohin ich mich zu wenden habe, und ein ganzes Maul voll mitnehmen. Wiewohl Du vielleicht nichts darin findeſt, daß er kein Patrizier iſt; wenigſtens bringt mich Dein letzter Brief auf die Vermuthung.

Mißverſtehe mich nur nicht. Ich meine dieſes nur im Scherz. Denn ich will meine Schweſter nicht ſo tief herabwürdigen, als wenn ich glauben könnte, daß ihr jemals ein Gedanke an irgend einen Gärtner- oder Verwalterſohn eingekommen wäre. Und wenn ſie gleich in ihrer Mutter Schooß erzogen, und an den Zäunen von Worceſterſhire groß geworden, für gut findet, Ihrem Bruder Bücher und Lebensregeln zu geben, einem Menſchen, der die Welt geſehen, und beides, Bücher und Menſchen jeder Art ſtudirt hat, ſo iſt das mir eine unſchuldige und ſchon verzeihliche Art von Eitelkeit. Man ſollte darüber lachen, und ſo habe ich denn auch darüber gelacht.

Uebrigens will ich geſonnen ſeyn, ſo gut von meiner Schweſter zu denken, als dieſe Schweſter nur immer von ihrem Bruder denken mag, von ihrem gezüchtigten und ſehr geduldigen, demüthigen, jüngern Bruder.

E. Clifton.

N. S. Ich habe mit der nemlichen Poſt meiner Mutter geantwortet. Aus dem ganzen Ton und Verlauf ihres Briefes muß ich denken, daß ſie, ehe ſie ſich hinſetzte um mir zu ſchreiben, ſich von Dir aus einem Buche gegen Wildfange von Brüdern, gegen feine Gentlemans und niedrige Schurken etwas hat vorleſen laſſen. Getroffen? Das muß ich Dir aber ins Ohr ſagen, Schweſter: ich bin keiner Perſon Verbindlichkeit ſchuldig, die gern Verdacht ſchöpft, oder gegen mich Verdacht hegt. Ich mache Anſprüche auf das Recht geſehen zu werden, ehe man mich verdammt, gehört, ehe man mein Urtheil ſpricht. Sollte man in mir nicht den Phönix finden, der mit einer ſo wunderſeltnen, ſo einzigen Schweſter zu wetteifern vermag, ſo werde ich mich alsdann freilich ſchämen müſſen. Aber bis dahin, ſollte ich denken, müſſe meine Schweſter geneigt ſeyn, mich gleich gerne weiß und ſchwarz zu malen. Zum Schluß muß ich noch hinzufügen und noch einmal wiederholen, wie ſehr ich überzeugt bin, daß die ganze Welt der liebenswürdigen, der göttlichen Anna weichen muß, und was Du auch übrigens von mir ſagen und denken magſt, verleite nur Sie nicht zu dem Glauben, daß ich gegen ihre hohe Schönheit und Reitze unempfindlich bin. Eine Eingebung dieſer Art würde ich niemals vergeben — niemals!

Sechs und zwanzigſter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

Paris, Hotel d'Espagne, Rue Guenegaude,
Vorſtadt St. Germain.

Sie können ſich mein Erſtaunen nicht vorſtellen, ehrlicher Aby. Iſt dies das berühmte Frankreich? Dies das ſchönſte Land der Welt? Wahrlich, Aby, von Boulogne bis Paris, wenigſtens von Montreuil an, habe ich keine einzige Hecke zu Geſicht bekommen! Eine ewige Allee ohne Anfang, Mittel und Ende führt durch eine todte Fläche. Wahrhaftig, Aby, ich glaube, ich werde nie wieder eine Allee leiden können. Denken Sie ſich meine Angſt auf dieſer immerwährenden, nach der Schnur gezogenen Landſtraße fahren zu müſſen, ohne nur einen Augenblick etwas anders zu ſehn. Keine glückliche Krümme, nicht ein einziges Hügelchen!

Ha, ich ſollte König dieſes Landes ſeyn! Was wollt' ich Verbeſſerungen machen! Aby! welch ein Raum von neuen Anlagen, ein Königreich! Dreihundert Millionen Livres Einkünſte, und eine ſtehende Armee von dreimal hundert tauſend Mann! Wäre es ein weiſer König, in der That, Abimelech, damit ließen ſich Verbeſſerungen machen, und Gott weiß, daran fehlt's hier ſehr. Was ſollen die erbärmlichen, zuſammengeſtümperten Landſtraßen, mit den ewigen Ulmen beſetzt?

Ich für meinen Theil verſammelte alle meine Vaſallen — (Unter uns, Aby, Ihr Sohn Frank, hat mir über die jetzigen europäiſchen Regierungen Unterricht gegeben und mir den Urſprung der Herrſchaften und Lehne gezeigt. Auf meine Ehre! es iſt ein verſchlagner Burſche, ich wünſchte nur, er wäre nicht ſo kurzab und poſitiv. Ja, und hat mich manches gelehrt, wovon ich vorher noch kein Wort gehört hatte, ob ich gleich zweimal älter bin, als er. Er konnte mir alles ſo an den Fingern her erzählen, daß ich ihm alles glauben mußte. Ich hatte zwar öfters von Erbeneinſetzung und heimgefallnen Gütern und Lehnen, und weiß Gott, was noch alles mehr gehört, Abimelech. Auch hört ich 'mal ſo blindlings ein paar Advokaten von all' dem Zeuge ſchwatzen — aber wie das Dings eigentlich zuſammenhing, wußte ich immer nicht, bis er mir erzählte, daß — Ei, ich hab' ſchon wieder vergeſſen, was er mir alles erzählte. So viel weiß ich, daß er mir alles ganz klar und deutlich machte. Aber, auch das muß ich ſagen, er iſt verflucht poſitiv ...)

Nun, Aby, wie ich ſage, ich rieſe alle meine Vaſallen, alle meine Gutsbeſitzer und Lehnsleute zuſammen, und die müßten wieder ihre Unterthanen verſammeln, und dann Hand an's Werk gelegt! Die ſollten ebnen, jene pflanzen; dieſe jäten, jene graben; einige hacken, andre ſäen. Das ganze Land ſollte mir bald der ſchönſte Garten ſeyn! Nicht wahr, Aby, das iſt 'n Projekt, was ſich ſehn läßt. *) Welch eine geſchwinde Ausführung eines ſo großen Werks! Welch eine Veränderung der Natur! Der Gedanke ſchon reißt mich hin!

Neue Ideen zu Verbeſſerungen, Abimelech, muß man hier anzutreffen nicht erwarten. Ich vergeſſe in meinem ganzen Leben dies ewige Einerlei nicht! So ungleich dem abwechſelungreichen Wenbourne-Hill! Sicherlich, hier

---

*) Der Plan iſt in der That größer, als der gute Ritter wähnt, wenn ihn nur, anſtatt dieſes Einzelnen, eine ganze Nation auszuführen übernähme.

fände Sir Alexander eine ſo freie Ausſicht, als er ſich nur wünſchen könnte, und brauchte nicht über Einſchließung zu klagen. Mag der Wind blaſen, woher er will, man hat ihn hier aus allen Weltgegenden. Die auf der Landſtraße gepflanzten Ulmen und hin und wieder ein Fleckchen jungen Anflug ausgenommen, der, wie man mir ſagt, zur Erhaltung des Wildprettes angepflanzt worden, hätte ich gewiß geglaubt, daß im ganzen Lande kein Baum zu finden wäre, wenn man mir nicht von vielen großen Waldungen erzählt hätte, die rechts und links außer meinem Geſichtskreis liegen ſollten. Ich für meinen Theil weiß nicht, wohin ſie ſie verſteckt haben, und muß alſo das Wort für die That nehmen, um ſo mehr, da wir einen Theil des Wegs im Finſtern gemacht haben.

Weil ich vom Wildpret rede, Aby, ſo muß ich geſtehn, daß die Jagdgeſetze hier vortreflich befolgt werden. Haſen giebt es hier in ſolcher Menge, als Kaninchen in einem Gehege; die Rebhüner ſind ſo zahm, als die Tauben auf unſerm Taubenſchlage, und die Faſanen möchten einem ſchier aus der Hand freſſen. Natürlich! denn kein ſchurkſcher Wilddieb kömmt ihnen zu nah. Unterſtände ſich's einer, ich glaube der Herr des Reviers könnte ihn den Augenblick hängen laſſen, ohne Richter und Recht.

Frank erzählte mir, daß ſie hier keine Juries (Geſchwornen) hätten — beiläufig geſagt, ſeltſam genug — und wie er ſagte, glaub' ich, gereicht dieß der Verfaſſung ſehr zur Schande. Denn, wie er den Fall ſetzte, würd' ich's mir wohl gefallen laſſen, daß mir ſo ein übermächtiger Prinz oder Herzog mein Eigenthum wegnähme? Sie wiſſen, Aby, ich bin freier Herr meines Eigenthums, und niemand ſoll ſich unterſtehen, es mir im geringſten anzutaſten. Gut alſo! Wie kann ich's leiden, daß ſo ein Herzog oder Fürſt mir das Meinige nimmt, und daß der Prozeß nicht durch eine Jury von Paris*), ſondern durch den entſchieden wird, der das ſchönſte Weib ſeine Sachen führen laſſen, dieſer und den Richtern das meiſte bezahlen kann? So iſt hier die Mode, wie Frank mir verſicherte. Nein wahrhaftig, das iſt arg, ſehr arg, und bedarf, — wie er meint — einer Abänderung.

---

*) Jury werden in England die Geſchwornen genannt die bei einer jeden Rechtsſache gewählt werden, nach Abhörung der Zeugen ihr Urtheil dem Gericht vorzulegen.

Die Jagdgeſetze aber, wie ich ſage, Aby, die Jagdgeſetze ſind hier herrlich eingeprägt, und die armen Galgenſchwengel werden ſchön in Zaum gehalten. Und ſo iſts Recht, Aby, denn was Sie oft ſelbſt zu ſagen pflegten: der Menſch iſt immer nur das, was er zu ſeyn verdient, iſt gewiß in mancher Rückſicht ſehr wahr. Ein Edelmann von alter Familie und Vermögen, ja der iſt ein Edelmann, und kein übermüthiger Bettler muß ſich unterſtehen, ihm ins Geſicht zu ſehen, ohne ſeine Erlaubniß. Das muß ich ſagen, Sie, ehrlicher Aby, haben immer ein feines Gefühl von Schicklichkeit hierinnen gehabt, und haben Ihren Vortheil dabei gefunden, wie Sie ſelbſt ſehen. Jammerſchade, daß Sie Ihren Sohn, aus dem Sie einen ſo geſchickten jungen Mann gemacht, nicht auch etwas von dem richtigen Gefühl in dieſem Punkt beigebracht haben. Er widerſpricht zu oft und hat eine viel zu große Einbildungskraft von ſich ſelbſt.

Laſſen Sie mich ja alles ganz, genau und umſtändlich wiſſen, Aby, was Sie während meiner Abweſenheit thun.

Vorzüglich erzählen Sie mir, wie weit es mit der Arbeit iſt, und bemerken Sie genau in jedem Briefe, den ich von Ihnen erhalte, wie weit Sie gerade damals geweſen ſind. Ich weiß, ich habe nicht nöthig, Sie zu ermuntern, daß Sie die faulen Schelme, die Tagelöhner brav antreiben, denn ich kenne keinen Menſchen, der dies beſſer verſtünde. Und doch iſt's erſtaunlich, Aby, was mir die Sache ſchon für Geld koſtet. Aber Sie ſind mein guter, ehrlicher Gehülfe, und die Leute haben wahrhaftig Wunder gethan unter meiner Anführung und Ihrer Aufſicht.

Ich wünſche nicht, daß gerade jetzt ein Brief für mich kommen möge. Ja der Bediente würd' es gleich wiſſen, vorzüglich hier, wo die ganze Stadt aus Schweitzern zu beſtehen ſcheint. Man ſollte glauben, das Volk hätte in der Welt nichts anders zu thun, als zu klatſchen. Im Hauſe, auf der Straße, auf dem Felde, Morgens, Mittags und Abends, im Gehen, im Stehen und im Sitzen, niemals können ſie den Mund halten. Es iſt weiß Gott ein Wunder, daß ſie nicht auch im Schlaf plappern. — Alſo ſetzen Sie nur auf Ihren Brief: abzugeben im Caffé-Conti.

— Doch ich halt' es für beſſer, zur Hebung aller Mißverſtändniſſe Ihnen lieber meine volle Addreſſe herzuſetzen, und tragen Sie ums Himmelswillen Sorge genau nachzuſchreiben, lieber Aby, weil ſonſt ſchreckliche Dinge daraus entſtehen könnten. Ich habe zwar gehört, daß viele von dieſem franzöſiſchen Volke herzlich unwiſſend wären, aber ich glaube dennoch, daß ſie teufelmäßig liſtig ſind. Alle Wetter! Sie ſind mit der Antwort da, ehe ſie die Frage gehört haben. Und was noch ſeltſamer iſt, ſo ſind dieſe Antworten bisweilen ſo paſſend, als wenn ſie vollkommen die Meinung des Andern gewußt hätten. Wahrhaftig, hab' ich oft bei mir ſelbſt gedacht, es iſt doch Schade, daß das armſeelige Volk ſo witzig iſt, und ſo wenig geſunden Menſchenverſtand hat.

Meine Addreſſe iſt folgende;

A Monsieur Monsieur le Chevalier
de St. Ives, Baronet Anglois, au
Café-Conti, vis à vis le Pont
Neuf, Quai Conti, à Paris.

Und ſo, mein lieber Abimelech, verbleib' ich u. ſ. w.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, Hôtel d'Espagne, Rue Guenegaude,
Fauxbourg St. Germain.

Die ſchwarzen Ahndungen meiner Seele ſind in Erfüllung gekommen, Oliver! Ich bin hart getroffen! Das Phantom, das ich fürchtete, iſt erſchienen, ſtürmt auf mich los, und alle Uebel, die ich prophezeihte, und noch weit mehr, ſchlagen über meinem Haupte zuſammen, und machen mich vergehen!

Dieſer Bruder der Louiſa! Nichts kann ſeltſamer ſeyn! Der nemliche, den ich in den elyſäiſchen Feldern vom Fechten abhielt! er, er iſt es! Dieſer nemliche Clifton, denn Clifton hieß der Fechtende, war hier, iſt hier, geht nicht von hier weg. Sein Anblick heftete mich an den Boden! Er kam dieſes zweytemal auf die ſonderbarſte, ungeſtümſte Weiſe zu mir; ich hatte Dir eben meinen letzten Brief geſchickt, und ſaß als Hüter eines Schatzes, von dem mir hirnloſe Träumereien vorſpiegelten, daß er einſt der meinige ſeyn würde! Er ſtutzte, da er mich ſah; nichts Liebreiches, nichts an das Herz Dringendes in Geſtalt und Anrede; nichts als gebieteriſche Fragen. Wer ich wäre! Mit welchem Rechte ich die Kammerfrau der jungen Lady nicht verlaſſen wollte, um ſie zu benachrichtigen, daß er ihr ſeine Hochachtung bezeigen wolle? Er! — Da er einen Brief von Sir Arthur habe, hieher eingeladen ſey! — Ob ich mich ſolchen Befehlen widerſetzen könnte? Noch einmal, wer ich wäre! — Oliver, er iſt ein ſtolzer junger Menſch; heftig, widerſetzlich, und anmaßend; glaube mir, ſo wird er ſich zeigen.

Was meine ich? Warum fürchte ich ihn? Wie! Ein Sklave der Furcht? Warum fühle ich in meinem Herzen die Neigung Uebles von ihm zu denken? Suche ich ihn herabzuwürdigen? Sie hat verſchiedenemale ſeiner erwähnt; hat mit einer Art von Ungeduld erwartet, daß er ihrer Louiſa gleiche; hat die Hoffnung geäußert, daß wir beide Freunde würden. »Sollte ich nicht das nemliche hoffen?« Oliver, ſie hat mich gemartert! Sie iſt lauter Wohlwollen; aber ſie hat mich auf die Folter geſpannt!

Ich muß meiner Leidenſchaft nicht ſo ſehr nachgeben: die Handlung iſt ſtrafbar. Ich habe zu ſehr auf die ſchmeichelhaften Träume der Begierde gehorcht. Doch was iſt zu thun? — Wie zu handeln? — Soll ich ſo zahm das Feld verlaſſen, ſobald ſich ein Gegner zeigt; aus Feigheit mich in mich ſelbſt zurückziehen, und wie ein Verzagter Anſprüche aufgeben, ehe ich es gewagt habe, ſie auszuſprechen? Nein. Ich bin mir ſelbſt eben ſo gut Gerechtigkeit ſchuldig, als jedem andern. Verdient er in Wahrheit den Vorzug, nun ſo mag er auch vorgezogen werden. Ich will mich freuen.—— Ja, Oliver, ich will.—— Wer ein Sklave der Leidenſchaft iſt, verdient keinen Platz in Anna's edler Seele.

Aber dieſer Mann iſt mir nicht überlegen; das fühle ich, Oliver, er iſt es nicht; und es ziemt mir, mein Recht geltend zu machen. Ja, ſein Stolz iſt Aufforderung genug — Oliver, ich empfinde, wie ſehr ich Unrecht habe; aber ich will die Zeile nicht auslöſchen. Sie mag ſtehen bleiben zur ewigen Erinnerung. Wer ſeine Fehler beſchönigen will, der will ſie verſtecken.

Die Angſt meines Herzens iſt unglaublich groß, und die Quaal, welche in der Ueberzeugung liegt, was für Schwäche und Irrthum durch dieſe Angſt hervorgebracht wird, iſt noch unerträglicher. Ich muß mich zum Nachdenken bringen; zum ſtrengen Nachdenken. Ich muß Recht und Unrecht unterſuchen, und die Vernunft ſoll herrſchend bleiben. Sage mir Deine Gedanken; offen und redlich; überzeuge Dich, daß Du ſo mit mir umgehſt; denn ich habe Dich manchmal in Verdacht, daß Du zu liebreich biſt, zu partheiiſch für Deinen Freund. Züchtige die Vergehungen meines Herzens, ſobald Du ſie gewahr wirſt; oder ich werde einſt Dein eigner Ankläger. Ich bin misvergnügt, Oliver: wo giebt es ein gewiſſeres Merkmal, daß ich Unrecht thue? — Ich falle Dir zur Laſt — Ich bitte Dich, vergieb mir, aber vergiß nicht mir beizuſtehen.

F. Henle

N. S. Er — (Ich meine Louiſa's Bruder; denn ich denke in dieſen Tagen nur an einen Er, und eine Sie) Er hat noch gar nicht an unſre erſte Zuſammenkunft gedacht; und Du kannſt denken, Oliver, wenn er es für gut hält zu ſchweigen, ſo werde ich nicht reden. Nicht, als ob ich vorausſetzte, daß er den Zweikampf für ſchimpflich hält. Ich habe mich erkundigt, ob ſie ſeitdem wieder an einander gerathen ſind; denn ich fürchtete ſehr, die Helden würden ihren halsbrechenden Gang nur verſchoben haben. Da ich aber von keinem ſolchen Vorfalle höre, und Herr Clifton ſich immer hier befindet, ſo hoffe ich das Werkzeug geweſen zu ſeyn, das dieſer ungereimten ſtrafbaren Handlung zuvorkam. Die Thorheiten der Menſchen ſind kaum begreiflich! und was bin ich? Kann ich mich für weiſe halten? Oliver, meine Leidenſchaften ſind gegen mich gerückt; es iſt ein gewaltiger Kampf; ich rufe Dich; unterſuche Du und hilf der Sache der Wahrheit auf!

Acht und zwanzigſter Brief.

Coke Cliſton an Guy Fairfax in Venedig.

Paris, Hôtel de l'univerſité.

Ich habe es gefunden, Fairfax! das Einzige! die Perle der Perlen! das unſchätzbare Kleinod! Die Welt faßt nur Eines! — Und was? — Ein Weib! das Weib, von dem ich Dir ſagte! — Anna St. Ives! — Du haſt die Venus von Medicis geſehen? — Pah! Stein! — unbeſeelter Marmor! — Aber ſie! — Ihr bloßer Anblick iſt die Höhe der Wolluſt! Das reine, ätheriſche Blut ſiehſt Du auf und nieder wallen! wie es die feine Haut durchſcheint, und ihr die ſanfte Farbenmiſchung giebt! — —

Und nun dieſes Ebenmaaß, dieſe Bewegung, dieſe Grazie iſt von keinem Bildhauer, Maler und Dichter je ſo dargeſtellt worden! Die Begierde ſchmachtet, ſie anzuſchauen! Alle Leidenſchaften ſind in Aufruhr, und die bloße Freude ſie zu ſehen, überwiegt die höchſte Gunſt jeder andern ihres Geſchlechts!

Denke nicht: »der iſt in ſeiner wahren Höhe.« Alles was ich ſage, alles was Du Dir einbilden kannſt, iſt noch weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Und wie wenig gleicht ihre Sanftmuth, ihr ganzes Weſen den lächerlichen Künſten, der faden Liſt ihres Geſchlechts! Ihr Herz iſt ſo offen, als ihre Stellung frei; ihre Gedanken ſtrömen ohne Furcht nach ihren Lippen. Originelle Ideen, mit ſo ausgeſuchten Worten dargeſtellt, mit ſo glücklicher Wendung, daß ſie Erſtaunen und Vergnügen gewähren; eine Stärke und ein Glanz der Einbildungskraft, die jeder Gränze ſpotten; ein Witz ſo ſchnell und treffend wie ein Wetterſtral, der den Gegner überraſcht und verzehrt; dieſe und tauſend andere unbeſchreibliche Vortrefflichkeiten ſind ihr Eigenthum.

Ich liebe ſie — Liebe? — — Ich bete ſie an! Ja — — Wundre Dich nicht — — bis zur Raſerei und Heirath! — — Weg mit allem, was ich ſonſt ſagte, dachte, meine Seele iſt verändert. Ich habe eine Vollkommenheit entdeckt, an deren Möglichkeit ich nicht glaubte. Ich entſage meinen vormaligen Meinungen; die auf das ganze Geſchlecht angewandt, Aberglaube waren, aber auf ſie — Läſterung.

— Ich möchte nicht gerne zu ſchnell zu Werke gehen; noch habe ich keinen eigentlichen Antrag gethan. Aber kann ich mein Weſen ändern und mich jeder Vertraulichkeit enthalten? Nein wahrhaftig nicht. Und wie nimmt man dieſe Vertraulichkeit auf? Mit alle der ungezwungenen Freimüthigkeit, die mich nicht mißverſtehen, die mir zuvorkommen will, die Hoffnung nährt, mir Ausſichten zu einer Glückſeeligkeit gewährt, welche kein Sterblicher je verdienen kann.

Sie iſt lauter Wohlwollen! Ja ſie iſt es im Uebermaaß. Da iſt der junge Knabe; der Aufſchößling, der nemliche, der an jenem Abend auf uns losſprang, und mit Pindariſchen Tönen auf den elyſäiſchen Feldern herumhüpfte; unſer wahrer Stubendiener; dieſer Burſche hat ſich in ihre Gunſt unglaublich eingeſchmeichelt, und ihre Herzensgüte verleitet ſie ihm zu begegnen, als ob er ein Gentleman wäre.

Der junge Menſch hat manches Talent, einige Ideen; wenigſtens macht er viel Worte. Aber ſeine Anmaßung iſt unerträglich. Er trägt kein Bedenken ſich in ein Geſpräch mit mir, Sir Arthur, oder gar mit der engliſchen Anna einzulaſſen! Er wirft ſich ſogar zum Verbeſſerer auf, und zeigt durch eine eben nicht feine Manier, wie ſehr er auf eine Ueberlegenheit an Verſtand und Weisheit Anſprüche macht. Und doch war er in ſeinem ganzen Leben nicht ſo lange von ſeiner Heimath entfernt, als er jetzt iſt; hat nichts geſehen, aber ein paar Bücher geleſen, und es iſt ihm vergönnt worden, mit dieſer allesdurchſehenden Gottheit umzugehen.

Ich kann es nicht leugnen. Der Pädagoge überraſcht mich bisweilen durch die Neuheit ſeiner Meinungen; aber ſie ſind übertrieben. Ich habe mich öfter als mir ziemte, herabgelaſſen, ihn auf ſeinen überſpannten und paradoxen Begriff aufmerkſam zu machen. Er iſt immer mit Feſtigkeit bei ſeiner Denkungsart geblieben, mit einer Art von Zuſammenhang, der mich in Erſtaunen ſetzte; er wußte ſie ſogar wahrſcheinlich zu machen.

Aber ſeiner Hartnäckigkeit ganz ungerechnet, iſt die überlaute, halbtrunkene Geſchwätzigkeit des Burſchen höchſt beleidigend. Er erkennt keinen Obern. Er ſteht ſo gerade, und ſpricht mit ſo weniger Verlegenheit und ſo laut, wie die Erſten unter uns; er wagt ganz dreiſt die Behauptung, daß Reichthum, Rang und Geburt keinen Anſpruch auf Hochachtung haben. Ich habe ihn ſchon einen Bart kaufen wollen, wenn er etwa ein heidniſcher Philoſoph werden will. Ich habe ihn in der That verſchiedene male lächerlich gemacht; aber umſonſt; er hat immer eine Antwort in Bereitſchaft, und beſitzt in der Art von Grobheit eine Unerſchrockenheit ohne Gränze.

Aus einigen Anekdoten, die man von ihm erzählt, ſchließe ich, daß es ihm nicht an perſönlichen Muth fehlt; aber deshalb darf er keinen Gentleman züchtigen wollen. Auf geringe Beſchimpfungen, die mir ſeinen kalten ſchneidenden Antworten bisweilen abgenöthigt haben, ſcheint er nicht zu achten. Seine Beredſamkeit hat er immer bei der Hand, beiſend, trocken und paſſend; und oft iſt es eine verdammt grobe Beredſamkeit.

Der Ungereimtheit ſeiner Behauptungen läßt ſich nichts an die Seite ſetzen, als die Unverſchämtheit, mit welcher er nicht davon abgeht. Unter den lächerlichſten ſeiner ſogenannten erſten Grundſätze iſt der von Gleichheit unter den Menſchen. Er iſt Einer von euren Naturſtandsmenſchen! wahrhaftig! Sein Oberer? Wer wäre das? Auf welcher ſtolzen Höhe iſt der zu finden? Auf einem italiäniſchen Berge, oder auf dem Piko di Teneriffa? Gewiß in keiner niedern Gegend! Wie! war er nicht der Eſel, der zu Bileam ſprach? und iſt er nicht jetzt Mufti bei den Mauleſeln? Sogleich, wenns ihm beliebt! Wer darf ihn ſein Vorrecht nehmen? Er ſtammt von Adam ab; von der Zeit, wo die Welt aus lauter jungen geſunden Burſchen beſtand! Der Wilde, der Bewohner der Wüſteneien, das iſt ſein wahrer Freiheitsbruder, und der Orang-Outang — ſein Geſchwiſterkind. Ein Lord iſt eine Gans, Affe; ein Herzog ein Pickelhäring; und ein König ein närriſcher Thomas. Sein Name iſt Menſch!

Ferner: das Eigenthum iſt eine traurige Farße; laut ſeinem allerhöchſten Willen muß er Pfirſichen eſſen; wer ſie gezogen hat? das kümmert ihn nicht. Der zweite Alexander, das iſt er; ihn gehört die ganze Welt. Ja er will auch herrſchen; denn er verſteht's am beſten! Wer wäre ſo unfehlbar als er? Geſetze verfaſſen, vorſchreiben, die Menſchen belehren? Kleinigkeit! Ob Goliath eine Wallnuß aufknacken kann?

Alle Argumente beſtehen in Verlangen und Beſitzen; was er fordert, daß mußt Du ihm ſcheffelweiſe zuwerfen, und noch eine gute Hand voll drüber, verſteht ſich. Ich geſtehe gern, ich glaubte ſonſt etwas zu wiſſen; aber nein, ich muß meine Fibel wieder vorſuchen.

Ein Gleichniß iſt Ketzerei. Die Schlüſſe aus Analogie ſtreiche nur gleich in Deiner Logik weg! Und ein »Das weiß ich nicht« iſt Läſterung; denn damit löſt man kein Problem. Der Witz iſt eine eitle Puppe, die nur ſchimmern und hüpfen kann. Dies mächtige Bollwerk der Weisheit kann nicht durch ſolche Schrotkügelchen und Windbüchſen beſtürmt werden. Er macht Dir einen Wind vor, der zwanzig Mühlen in Bewegung ſetzen könnte, wenn er beweiſen will, daß ein Apfel keine Eierſchale iſt, und daß das Wort homo eine Gans, wie Griechiſch klinge. Der alte dumme Scotus war nur ein Schulknabe gegen ihn. Ich geſtehe, er hat mich manch einmal durch ſeine Spitzfindigkeiten, wie verblüſt — Pah! — Man tödtet nur Zeit und Worte, wenn man mit ihm ſpricht.

Meine Schweſter ſteht in Briefwechſel mit meiner neuen Göttin. Ich hielt es für dienlich ihr ein Paar artige Hiebe zu geben, wegen einen Brief, den ſie mir ſchrieb, und deſſen ich in meinem erſten Schreiben aus Paris bereits erwähnte, worin ſie mir ihre Ueberlegenheit nicht nur deutlich zu verſtehen gab, und mir merken ließ, wie glücklich ſich die Welt ſchätzen müßte, wenn ich mich als ein Phönix zeigen könnte, ſo vollkommen, wie ſie ſelbſt nur iſt. Sie hat die Züchtigung reichlich verdient; und doch wünſchte ich jetzt, ich hätte es lieber bleiben laſſen; denn, wenn ſie die Rachgier ihres Geſchlechts geerbt hat, ſo kann ſie mich bei meiner empfindlichſten Seite angreifen. Nie war ein Weib dem andern ſo ergeben, als Anna St. Ives der Louiſa. Jede andre Frau würde ich einer übertriebenen Affektazion beſchuldigen; aber dieſe kann in den Verdacht nicht kommen; ihr ganzes Weſen iſt ihr ſo eigenthümlich; und ſie ſucht ſo wenig den mindeſten Schein von Kraft oder Stärke des Karakters, daß man ihren ächten Werth nicht verkennen kann.

Ich war ſchon zwei oder dreimal geneigt, an Louiſa zu ſchreiben und ſie um Verzeihung zu bitten. Aber nein; das läßt der Stolz nicht zu. Sie darf ſich nicht offen als eine Feindinn zeigen. Sie kann ſchleichend zu Werke gehen, und untergraben; aber ich darf ſo ziemlich meinen eignen Einfluß auf Anna vertrauen. Sie iſt nicht blind. Sie fühlt und erkennt am erſten das höhere Verdienſt; und ich denke wohl, daß ich von keinem Weibe eine abſchlägige Antwort erhalten darf, um deren Hand ich für mich ſelbſt anhalte.

Eine von Anna's größten Vollkommenheiten in Rückſicht meiner iſt die bereitwillige Hochachtung, welche ſie für mich hat, und ihre Sinne für die Eigenſchaften, die ich mich zu beſitzen ſchmeichle. Noch hat mir kein Weib mit erzwungner Verächtlichkeit begegnet, die nicht am Ende ihre Koketterie bereuen mußte.

Es iſt wahr, Anna hat mich zuweilen piquirt, indem ſie mich mehr meiner Schweſter, als meinethalben zu ſchätzen ſchien. Ich wollte ſchon ausrufen: Die Verſtellung iſt doch vom Weibe unzertrennlich. Aber ihr ganzes Weſen iſt der Heuchelei ſo unähnlich. Noch habe ich in meinem Leben keine Verachtung und keine Geringſchätzung verſchmerzt. Ich kenne kein köſtlicheres Gefühl als eine Beſchimpfung, oder ein angethanes Unrecht beſtrafen; es iſt in unſrer Natur gegründet.

Der junge Knabe, von dem ich Dir ſo viel vorgeſchwatzt habe, (ſein Name iſt Frank Henley) läugnet dieſes; und ſagt: was die Welt Natur nennt, das ſey eine Angewohnheit. Er fügte ſogar mit einem, wie mir vorkam, ſehr beleidigenden Tone hinzu; es ſey manchem Menſchen eben ſo natürlich, oder nach ſeinem Sinne eben ſo ſehr zur Gewohnheit, zu verzeihen, und das Gute der Leute ſelbſt aufzuſuchen, von welchen er beleidigt worden, als manchem Andern das Gefühl und die Vollſtreckung der Rache. Aber, wie ſchon geſagt, er ſtrebt immer nach beleidigender Ueberlegenheit. Du kannſt denken, daß ich nicht ermangle, ihn bei jeder Gelegenheit zu demüthigen. Doch nein! Ihn demüthigen in der That? Ihm ſiedendes Eis zeigen! einen Wallfiſch in eine Auſterſchale ſtecken!

den Berg Kaukaſus in eine Wurſt einnähen. Das kannſt Du alles. Nur denke nicht, daß Du ihn bewegſt. Den rechtmäßigen Sohn von Kato's älteſten Baſtaar, ihn! ihn, den verſteinerten Poſſidomus, den uns das Alterthum zum Glück aufbewahrt hat!

Noch Eines ſetzt mich mehr in Erſtaunen, als alles bisher Erwähnte. Fluche mir, Fairfax, wenn es nicht wahr iſt! Gott verdamme den Buben! aber er hat wahrhaftig die Unverſchämtheit, Anna St. Ives zu lieben! Ja, er trotzt nur, verhöhnt mich, und in dem unausſtehlichen, ſchäumenden Aufbrauſen ſeiner Eitelkeit beredet er ſich, daß er auf mich herabſieht!

Ich muß aufhören, denn ich brauche mehr als gewöhnliche Geduld bei der Erinnerung an ſeinen unerträglichen Uebermuth; und ich weiß nicht, was mich berechtigt, Dich mit armſeeligen Streitigkeiten zwiſchen mir und einen pöbelhaften Pedanten, und mit einer noch armſeligern Eiferſucht zu plagen. Aber er mag ſich vorſehen! Hat er wirklich die Dummdreiſtigkeit, ſich mir in den Weg zu ſtellen, ſo will ich ihn augenblicklich in ſein urſprüngliches Nichts zurückſchieben.

Ich ſchone ihn nur, weil er liſtig genug war, ſich zu einen ſo großen Günſtling zu machen.

Der ganze Brief muß dir ſtockdumm ſcheinen, Fairfax. Weißt Du was? bezahle mich mit eigner Münze.

Coke Clifton.

Neun und zwanzigſter Brief.

Louiſa Clifton an Coke Clifton.

Roſe Bank.

Ich ſchreibe Dir Antwort auf Dein letztes Schreiben, lieber Bruder, um Dich nicht durch Nachläſſigkeit in Deinem Irrthum zu beſtärken. Dein Brief zeigt, daß Du Deine Schweſter für eitel, anmaßend und roh hälteſt; und da Du ſo denkſt, ſo tadle ich Dich gewiß nicht, daß Du mir Deine Gedanken mittheilſt.

Aber aufrichtig muß ich ſagen, lieber Bruder, ich meine damit nicht, daß Du ſie auf die beſte Art ausgedrückt haſt, das war gewiß nicht der Weg mich zu beſſern. Du hatteſt nur die Abſicht mich zu demüthigen; Du haſt ſatyriſch ſeyn wollen; und Dein Verfahren hat ſeinen Endzweck nicht verfehlt. Darüber freue ich mich herzlich. Hätteſt Du bloß den Willen gezeigt, und Mangel an Kraft ihn auszuführen, ſo würde ich herzlich traurig darüber geweſen ſeyn. Wo Geiſt iſt, da liegt auch der Stoff, von welchem man alles hoffen kann. Du wirſt mich gewiß wieder abſtrafen; denn ich erhebe mich, nach Deinem Ausdrucke, zu dem Erhabenen. Aber ich will meine Gedanken ohne Furcht niederſchreiben; und ich werde hoffentlich geduldig zuhören, wenn ſie Tadel verdienen. Habe ich geſündigt, ſo lag die Schuld an dem eifrigen Wunſch in meinem Bruder einen der vortreflichſten und beſten Menſchen zu finden; und die Kraft, welche er darauf verwendet hat, mir Vorwürfe zu machen, hat mich mehr gefreut, als es alle die langweiligen Zärtlichkeitsverſicherungen gethan haben würden, wobei man viel Worte macht, und weder Gefühl, noch Geiſt, noch Seele zeigt.

Die Schlußſentenz Deines Briefes warnt mich, Dich bei meiner Freundin nicht herabzuſetzen. Ich muß ohne Rückhalt ſprechen, Bruder. Du fühlſt, daß Deine erſte Empfindung nach dem Empfang eines ſolchen Briefes, Rache geweſen wäre. Ich hoffe, ſie wird nicht lange gewährt haben. Ich werde auf das Bereitwilligſte und Wärmſte alles Gute wiederholen, das ich von meinem Bruder weiß; aber ich werde weder verheelen, was geſagt werden muß, noch ſagen, was ich nicht weiß. Ich darf vorausſetzen, daß er mich keiner Zweizüngigkeit fähig glaubt.

Lebe wohl, lieber Bruder, und glaube mich Deine Dich ewig liebende.

L. Clifton.

Ende des erſten Bandes.

Anna St. Ives.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Karl Philipp Moritz.

Zweiter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Fr[illegible]drich Unger.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Dreißigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, Hôtel d'Espagne, Rue Guinegaude
Fauxbourg St. Germain.

Wie ſtrenge, Oliver, ſind die Lehren der Wahrheit! aber ſie von ihren Lippen lernen, durch ihr Beiſpiel zu ihrer Anwendung aufgemuntert werden, das iſt eine Glückſeeligkeit, die nur ein ausgeartetes Herz genießen und nicht benutzen könnte.

Ich ſtehe eben von einer Unterredung auf, die einen tiefen Eindruck auf meinen Geiſt gemacht hat. Es war während dem Frühſtück. Ich weiß nicht, ob ich durch Nachdenken die Empfindungen beruhigen oder verſtärken werde, die dieſer Bruder der Louiſa ſtündlich in mir rege macht. Aber ich will dieſe Reizbarkeit abſtumpfen, um Dir mit mehr Genauigkeit alles Vorgefallene erzählen zu können.

Der intereſſante Theil der ganzen Geſchichte fing damit an, daß Maſter Clifton mit Pope behauptete, jeder Menſch habe zu allen Zeiten eine Lieblingsleidenſchaft. Ich leugnete dieſes, wenn man nemlich unter Lieblingsleidenſchaft eine unordentliche Neigung verſteht, der man nachgiebt, oder eine irrige Meinung, die man nähret. Man fragte mich mit einem höhniſchen Lächeln nach meinem Rezept zu Unterjochung der Leidenſchaften, wenn es nicht zu weitläuftig wäre, als daß ich es herſagen könnte?

Ich antwortete: daß es ſo kurz als kräftig ſey. Es wäre die Stärke der Vernunft; oder, wenn man lieber will, der Wahrheit.

Und in welchem Jahr der Welt hat man die Entdeckung der Wahrheit gemacht?

In eben dem Jahre, wo man für die Aeußerung ſeiner Gedanken nicht mehr verfolgt, wo die freie Unterſuchung jeder Meinung, ſie ſey nun wahr oder falſch, nicht nur erlaubt, ſondern mit Aufmunterung und Beifall aufgenommen wurde.

Wie gewöhnlich, forderte man Anna zur Schiedsrichterinn auf, und, wie gewöhnlich, fiel ihre Entſcheidung zu meinem Vortheil aus.

Nichts, ſagte ſie, ſteht den Fortſchritten der Tugend mehr entgegen, als die Vorausſetzung, daß der Irrthum unüberwindlich iſt. Hätte ich mir eingebildet, daß das Franzöſiſche, Italieniſche, das Clavier für mich unerlernbare Dinge wären, ſo würde ich ſie auch wirklich nicht haben lernen können. Denn wie kann man eine Sache beendigen, die man nicht anfängt? Aber — und wenn die ganze Welt mich darüber auslachen ſollte, ſo würde ich wahrhaftig auch recht herzlich über die Welt lachen müſſen, die mich bereden wollte, daß es ſchwieriger iſt, meiner Leidenſchaft in ihrer Entſtehung, ihrem Wachsthum, und ihrer höchſten Stufe zuvorzukommen, als, eine vortrefliche Klavierſpielerinn zu werden.

Iſt das Ihre wahre Meinung, Madame? ſagte Cliſton.

Ja wohl.

Sind alle Leidenſchaften darunter begriffen?

Alle.

Was! die Leidenſchaft der Liebe?

Ja. Die Liebe kann ſo gut beſiegt werden, als irgend eine andre Leidenſchaft; und kein Irrthum hat mehr Unglück angeſtiftet, als der Wahn, daß ſie unwiderſtehlich iſt. Junge Leute, und vorzüglich wir armen Mädchen, haben uns einmal von der Wahrheit eines ſolchen Grundſatzes überredet, und halten jeden Kampf für verlorne Mühe, da kein Sieg zu hoffen iſt. Wir werden erobert, nicht weil wir ſchwach, ſondern weil wir feige ſind. Wir ſcheinen überzeugt, daß wir durch Bezauberung zur Liebe gekommen ſind, und befinden uns nun wirklich unter der unumſchränkten Gewalt eines Zauberers. Das iſt der Zwerg, der den Rieſen gefangen nimmt. Nicht wahr — (Oliver! ſie richtete ihre Augen auf mich, als ſie ſprach!) — Nicht wahr, Frank?

Ich war verwirrt. Ich ſchwieg einen Augenblick. Ich brach unwillkührlich in einen tiefen, ſchweren Seufzer aus. Ich bemühte mich, feſt zu bleiben, aber ich ſtotterte heraus — Madam — ja; es iſt ſo.

Er iſt gewiß eiferſüchtig auf mich. Er fürchtet mich ſogar; wiewohl er mich zu ſehr verachtet, um ſo klein von ſich ſelbſt zu denken. Dennoch fürchtet er mich. Und was ſchlimmer iſt, Oliver, ich fürchte ihn! Ich erröthe vor meiner eignen Schwäche. Aber ich mag mich nicht bemühen, meine Schwäche zu verbergen. Nein! ich muß ſie angreifen, und heilen. Sein ſchnelles Auge ſuchte mich, indeß ich mich bemühte zu denken, und mich aus der Verwirrung zu reißen, und er entdeckte mehr als ihm Vergnügen machte. — Sie fuhr fort.

Ich kenne kein Vorurtheil, das dem ſittlichen Betragen der Jugend nachtheiliger wäre, als das Vorurtheil über die unüberwindliche Leidenſchaft der Liebe. Alle unſre Leidenſchaften ſind unüberwindlich, ſobald wir ſchwach genug ſind ſie dafür zu halten. Beklagt ſich nicht der Spieler über die Unüberwindlichkeit ſeiner Leidenſchaft? Der Trunkenbold, der Zornige, der Rachgierige, der Neidiſche, der Eiferſüchtige — führen ſie nicht alle dieſelbe Klage? In jedem ſelbſtſüchtigen und ſchwachen Menſchen folgt eine Leidenſchaft der andern, und die letzte iſt immer unüberwindlicher, als alle ihre Vorgänger. Wie oft ſehen wir die Menſchen in der eigentlichen Fieberhitze dieſer unüberwindlichen Leidenſchaft, der Liebe, und ſie verſchwindet auf ihr ganzes Leben, wenn ſie nur wenige Wochen von dem Gegenſtande dieſer leidenſchaftlichen Liebe Beſitz genommen haben! Wie oft haſſen ſie eben ſo leidenſchaftlich; indeß die Heftigkeit ihres Haſſes und ihrer Liebe vielleicht gleich ſtrafbar iſt!

Sir Arthur fand ſich, wie ich merkte, ſehr leicht in dieſe neuen Grundſätze. Ich weiß nicht, ob er nicht auch in Anſehung meiner manche Vermuthung hegte: wenigſtens pflichtete er der Meinung mit Wärme bei.

Das war noch nicht alles. Nach einer kurzen Zeit ſetzte ſie hinzu, und richtete ihr Auge wieder auf mich — Nächſt der Bemühung unſre eignen Leidenſchaften zu beineiſtern, kann ich keine erlernen, als das Beſtreben, andern in dieſem Unternehmen behülflich zu ſeyn. Man achtet die Kunſt, welche dem ſiechen Körper ſeine vorige Stärke wieder giebt; aber der Seele ihre Geſundheit wieder geben, einen ſinkenden Geiſt wieder auf ſeine vorige Höhe bringen, das iſt eine unendlich mehr unſchätzbare Kunſt.

Sie erhob ſich, und ich entfernte mich, mit dem Klang ihrer Worte in meinem Ohr, wo ſie noch immer nachhallen. Merkeſt Du ihr Gewicht nicht? — Oliver, ſie hat einen Entwurf gebildet, der für meine Hofnungen traurig iſt! ja ich könnte faſt fürchten, für ſie ſelbſt traurig! Doch — was, wer kann ſie betrüben? Lebt ein Wilder, ein Ungeheuer, ein Weſen, das ſie ſehn, und ihr etwas zu Leide thun könnte? Nein! ſie iſt ſicher! Sie iſt unbefleckt! In Schönheit ſtrahlend, erhaben durch Tugend, ſchützet ſie die glänzende Aegide der Wahrheit vor jedem Angrif.

Ja, Oliver, ſie antwortete ihm; aber der Innhalt, die Seele dieſer Antworten, war an mich gerichtet. Es war ein warnender Geiſt, der mir zurief: Hüte dich einer nicht zu rechtfertigenden Leidenſchaft nachzugeben! Erwache, bei dem Ruf der Tugend, und gehorche! Siehe hier einen kranken Geiſt, und hilf mir ihm aufhelfen! — Mir galt dieſe Sprache. Das iſt ſo klar! es iſt keiner andern Auslegung fähig.

Aber iſt ihr Plan nicht gefährlich? Einem ſo verkehrten Gemüth wieder aufhelfen? Stark, das muß ich geſtehen, ſo gar ungemein in ſeinen Kräften; denn ſo iſt Cliſton's Geiſt; aber in ſeiner Stärke liegt ſein Gebrechen.

Und iſt denn das ſo gewiß, daß meine Liebe für ſie Irrthum, Schwäche, Laſter wäre?

Nein. Und wenn es ſo iſt, ſo weiß ich noch nicht warum? Oliver, ſie ſoll mich hören! Sie ſoll mir meinen Irrthum zeigen, wenn ich im Irrthum bin, und ich will davon abgehen; aber die Gerechtigkeit heiſcht dieſes, und ſie wird mich hören.

Auf ſein inſtändiges Bitten ſind wir nach dem Hotel gezogen, in welchem er logirt. Er verleitet den Sir Arthur, wozu er nur will; aber es that mir wehe ſie nachgeben zu ſehen. Nun ich ihre Geſinnungen entdeckt habe, wundre ich mich nicht mehr. So allmächtig auch die Kraft der Wahrheit und Tugend iſt, ſo kann ich doch dieſes Vorhaben nicht billigen. Die Unternehmungen der Tugend ſelbſt mögen auch eine romantiſche Seite haben — Ich weiß nicht — Mir wenigſtens iſt das traurig — Könnte ich —? Ich muß ſchließen! — Sie laſſen? — Auf immer! — Auf ewig! — Ich muß ſchließen —

F. Henley.

Ein und dreißigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, Hôtel de l'université.

Clifton iſt ſo geſchäftig und emſig um uns, meine liebe Louiſa, daß wir ſeit ſieben Jahren mit einander bekannt ſcheinen. Und das iſt auch offenbar ſeine Abſicht. Er iſt von heftiger Gemüthsart, zu ungeduldig, um Vorſchub zu ertragen, ſchnell in ſeinen Entſchließungen, und, wenn ich nicht irre, dann und wann übereilt. Aber die Kräfte ſeines Geiſtes gehören in der That zu der höheſten Gattung. Sein Witz iſt kühn, ſeine Einfälle ſind ſtark, ſeine Sprache iſt fließend und fein, Gedanke und Wendung werden oft durch Laune, und nicht ſelten durch ihr blendendes Feuer merkwürdig. Er hat tiefe Vorurtheile, und nicht wenig; aber er ſagt ſie gerade heraus, vertheidigt ſie dreiſt, und bittet eher um Unterſuchung, als er ſie meiden ſollte. Was kann man nicht alles von einem Manne hoffen, der dieſen Geiſt hat? Oder ſollte man einen ſo geiſtvollen Mann vernachläſſigen?

Nein! — Nein! — ich habe auch unſerm Frank bereits einen bedeutenden Wink hierüber gegeben.

Ich bin gewiß, daß ſich ſeine Figur ſehr zu ſeinem Vortheil geändert hat, ſeitdem Sie ihn nicht geſehen. Die Regelmäßigkeit ſeiner Geſichtszüge, ſeine blühende Farbe, ſeine ſchlanke Geſtalt, und die Leichtigkeit und Grazie in allen ſeinen Bewegungen, geben ihm keine geringen Vorzüge.

Er hat ſich ſehr an uns gefeſſelt, und den Sir Arthur bewogen, ſeine Zimmer in dem *Hôtel de l'université* zu nehmen, wo er ſelbſt wohnt, und man mehr Bequemlichkeiten hat; eine angenehme Lage, und geräumigere Zimmer.

Ein unbedeutender Vorfall, der ſich bei dem Umziehen ereignete, gab mir einige karakteriſtiſche Züge von den Sitten dieſes Volks an, und zugleich einen angenehmen Beweis von Cliſton's Scharſſinn und der Gewandheit ſeiner Denkkraft.

Einer von den Leuten, die unſer Gepäcke fortbringen halfen, bat, nachdem er ſchon volle Bezahlung erhalten hatte, nach franzöſiſcher Sitte, um *quelque chose à boire*, und Sir

Arthur nahm dieſe Bitte buchſtäblich. Er ließ eine Flaſche leichten gemeinen Wein holen, und da er ſelbſt ſehr durſtig war, ſo goß er erſt etwas davon in einen Becher ein, und reichte ihn ſodann dem Träger.

Der Mann nahm das Glas, wie es ihm Sir Arthur vorhielt, und ſagte mit ſichtlichen Zeichen einer erlittenen Beleidigung — *à moi, Monsieur?* worauf Sir Arthur, der dieſe Aeußerung nicht verſtand, keine Antwort gab; der Mann rührte aber das Getränk nicht an, ſondern ſetzte das Glas auf eine Bank im Garten.

Clifton, der mit den Sitten des Volks wohl bekannt iſt, und einſah, daß der Mann ſich von dem Sir Arthur beleidigt glaubte, weil ihm dieſer das nemliche Glas gab, aus welchem er auch getrunken hatte, hob es in dem Augenblick, da der Mann es hinſetzte, mit vieler Laune in die Höhe mit dem Zuſatze: — *non, mon ami, c'est à moi* — trank von dem Wein, ließ aber ſogleich einen andern Becher holen, füllte ihn, und gab ihn dem Manne.

Die Franzoſen ſind ein Volk von immer thätigen, lebhaften Empfindungen; der arme Burſche hatte kaum den vollen Becher von

Cliſton angenommen, ſo bückte er ſich nach dem Ausgeleerten, goß den Wein in dieſen hinein, und ſagte in ſeiner eignen Sprache: »Verzeihen Sie, mein Herr; ich ſehe wohl, »daß ich Unrecht habe.« Nun trank er den Becher aus, welchen er vorher zurückgewieſen hatte.

Jedes Land, liebe Louiſa, hat ſeine eignen Begriffe von Delikateſſe. Der Franzoſe findet es ſehr ſonderbar, wenn er zwei Menſchen aus dem nemlichen Gefäße trinken ſieht. Ich glaube freilich nicht, daß jeder Träger in Paris angebotnen Wein aus dem nemlichen Grunde ausgeſchlagen hätte; und gewiß hätten nur wenige mit dieſer richtigen Empfindung ihre vorige Meinung widerrufen.

Die Launen und die ſchnelle Beurtheilung, die Cliſton durch dieſe geringe Handlung zeigte, gefielen mir ungemein, und wir müſſen alle ſeine Ueberlegenheit anerkennen, wenn es darauf ankömmt, ſich in die Sitten der Ausländer zu ſchicken, und ihnen ihre Ungereimtheiten mit einer ſo gefälligen Bereitwilligkeit nachzuſehen.

Doch ich bin noch nicht fertig. Ich habe Ihnen noch eine Anekdote von Cliſton zu erzählen, die mich noch mehr ſchließen läßt.

Ich hatte unſern Thomas in einem Geſpräch mit einem Menſchen bemerkt, den ich durch Gang und Sprache für einen Engländer erkannte; und ich ſorge ſo gerne dafür, daß die gutmüthigen, ſimplen Menſchen nicht getäuſcht werden; ich erkundigte mich daher ſogleich nach ihm. Thomas fing an zu ſtottern; aber nicht aus Strafbarkeit; ſondern vor Begierde eine Geſchichte zu erzählen, die er gar nicht ſo recht anfangen konnte, wie er gerne wollte. Endlich brachten wir doch ſo viel aus ihm heraus, daß es ein junger Knabe aus England wäre, dem es an Geld, Tiſch und Arbeit fehle, und der in Gefahr zu verhungern wäre, weil er kein Mittel finden könnte, nach ſeinem Vaterlande zurückzukehren. Der arme Thomas, der ſich jetzt unter einer Art Heiden befindet, wie er die Franzoſen zu nennen pflegt, bemitleidete ſeine Lage aufrichtig, und hatte ihn ſchon mit Nahrungsmitteln auf einige Tage verſehen, mit der Verſicherung, daß er die erſte Gelegenheit ergreifen würde, mit mir zu ſprechen; denn er nennt mich auch immer die beſte Jung=

Lady von der Welt; und ich verſichre Sie, Louiſa, ich bin ſtolz auf dieſen ſeinen Ausdruck.

Ihr Bruder hörte dieſe Erzählung, und ſagte unmittelbar darauf — (ich war ſehr begierig, ſeine jetzigen Gefühle zu wiſſen, und hütete mich wohl, ihn zu unterbrechen.) »Man laſſe ihn herauf kommen. Ich will »ihn ausfragen. Wenn er wirklich das iſt, »wofür er ſich ausgiebt, ſo ſoll ihm geholfen »werden; aber er iſt wahrſcheinlicherweiſe ein »müßiger Burſche, der als ein Engländer ein »Gewerbe daraus macht, engliſchen Familien »aufzupaſſen, und von dieſer Bezahlung lebt.« »So weit,« dachte ich bei mir ſelbſt, »kön»nen Sie noch Recht haben, mein lieber »Cliſton.« Ich ließ ihn herauf kommen. Der Knabe kam (er war gewiß noch nicht zwanzig Jahre) und Ihr Bruder fing an auszufragen.

Du biſt ein engländiſcher Knabe, ſagſt Du?

Ja, mein Herr.

Woher kommſt Du?

Von Wolverhampton.

Was iſt Dein Gewerbe?

Ein Schnallenplatirer.

Haſt Du die Lehrjahre ausgehalten?

Nein.

Wie ſo?

Mein Herr zankte ſich mit mir, gab mir einen Hieb; ich ſchlug ihn, und mußte davon laufen.

Wohin liefſt Du?

Ich ging nach London. Dort habe ich eine Tante, eine alte Frau, eine Wäſcherinn; zu der ging ich.

Wie kamſt Du hierher?

Sie ſchaffte mir eine Stelle bei einem jungen Gentleman, der auf Reiſen ging. Ich war ſchon mit Pferden umgegangen, ehe man mich noch bey'm Meiſter verdungen hatte, und ſo nahm er mich als Stallknecht an.

Und warum haſt Du ihn denn verlaſſen?

Er iſt ein ſehr hitziger Gentleman. Er hat einen franzöſiſchen Laquai, der ſtockſtille da ſteht, und ſich Ribbenſtöße und Kopfſtöße geben läßt, mir nichts, dir nichts; und einen Morgen, weil ein Stiefel mehr Glanz hatte, wie der andre, will er mich peitſchen; aber da ſagte ich ihm, er möchte ſeine Hände ofſen halten, ſonſt wollte ich ſie ihm auf ſchlagen.

Wahrhaftig, Du hauſt gerne um Dich herum, junger Burſche.

Nein, mein Herr; ich habe noch in meinem Leben keinen Menſchen gehauen, wenn er ſich nicht vorher mit mir was zu thun machte.

Und doch haſt Du mit Deinem Meiſter gezankt, biſt in den Lehrjahren weggelaufen, haſt eine Stelle genommen, biſt nach einem fremden Lande gekommen, und weil Dir nun Dein Herr grade nicht gefiel, ſo drohſt Du, ihn zu prügeln!

Der arme Junge war ganz beſchämt, und ich war ſehr angſt, Cliſton möchte ſeine Fragen beym unrechten Orte angefangen haben. Aber ich erholte mich bald wieder. — »Dieſe »Geſchichte iſt zu natürlich erzählt, als daß »ſie erlogen ſeyn ſollte,« ſagte er, indem er ſich zu mir wendete. — Sie können nicht glauben, Louiſa, wie ſehr mir dieſe wenigen Worte Freude machten. — Ich ſchwieg noch immer, und hörte weniger auf den Knaben, als auf Ihren Bruder.

So haſt Du Dir niemals mit einem eingelaſſen, der ſich nicht erſt mit Dir einließ?

Nein, mein Herr. Das verachte ich.

Aber Du willſt nicht gepeitſcht werden?

Nein, mein Herr; das bin ich nicht gewohnt. Hungern oder nicht!

Ich brauche Dich nicht zu fragen, ob Du ehrlich, mäßig, und fleißig biſt; Du wirſt gewiß zu alle dem ja ſagen.

Warum ſollte ich nicht, mein Herr?

Du haſt niemanden, der Dich empfehlen könnte? Nicht wahr?

Mein Meiſter iſt noch immer in Paris; aber der würde mich gewiß ſchlecht empfehlen.

Kannſt Du mir ſeine Adreſſe ſagen? wo er lebt?

Ich kann es nicht auf franzöſiſch ſagen; aber hier habe ich ſie.

Kannſt Du ſchreiben und leſen?

Ja, mein Herr.

Und wie lange biſt Du herrenlos?

Mehr als ſieben Wochen.

Warum gingſt Du nicht nach England zurück, nachdem Du Deinen Lohn erhalten hatteſt?

Ich hatte kein Geld. Ich war noch einem Bedienten anderthalb Guineen ſchuldig, die ich mir geliehen hatte, um mir Hemden und Strümpfe zu kaufen.

Und damit haſt Du Dich weg gemacht?

Ich war genöthigt, einige nach Mount Pites zu bringen.

Mont Piété, willſt Du ſagen *).

Kann ſeyn, mein Herr.

Hier haſt Du indeſſen Etwas; und morgen früh komme wieder.

Der Knabe ging, mit mehr Ausdruck im Betragen, als in den Worten; und ich fragte Cliſton, warum er ihn wieder kommen ließe? »Ich habe die Abſicht, Madam, ſagte er, mich nach ſeinem Herrn zu erkundigen, und wenn ich erwünſchte Nachrichten einziehe, ſo will ich ihn zu meinem Bedienten nehmen; ich brauche einen, und ich denke, er wird zur Bedienung recht gut ſeyn.»

Dieſer Vorfall ließ mich in Cliſton's Karakter in zehen Minuten tiefer blicken, als es zehen Jahre einer gewöhnlichen Bekannt-

---

*) Das allgemeine Pfandhaus. Die franzöſiſche Regierung behält ſich das Recht vor, Geld auf Pfänder zu verleihen.

ſchaft gethan haben würden. *) Er ſah es, und er konnte es auch aus meinen Aeußerungen merken, daß er ganz nach meinen Wünſchen gehandelt hatte.

Er iſt überhaupt bei den Bedienten allgemein beliebt, und das iſt gewiß kein ſchlimmes Zeichen. Laura hat ihre wahre Freude

---

*) Wenn der Leſer ſich erinnert, daß Cliftons bisheriges Betragen eine Verachtung der niedern Menſchenklaſſen vermuthen ließ, und einen Leichtſinn zeigte, der mit dieſer überlegten Menſchenliebe auffallend kontraſtiret, ſo wird ihm dieſe Bemerkung der Anna nicht mehr übertrieben vorkommen. Das ganze Geſpräch mit dem engländiſchen Knaben wirft ein helleres Licht auf den Karakter dieſes Sonderlings. Wir ſehen nun, daß er in der That ein mitleidiger, wohlwollender Menſch iſt; ſein Ahnenſtolz erhebt ſich nur gegen die Bürgerklaſſe, die zunächſt unter ihm iſt, und er gebraucht ihn gegen Frank aus einer Art von Selbſttäuſchung. Clifton iſt mehr eitel, als ehrgeitzig. Der wahrhaft Ehrgeitzige ſcheuet mühevoll verlebte Jahre nicht, um nach der Vollendung einer wichtigen Arbeit auf den gegründeten Beifall des Kenners Anſpruch zu haben; indeß der eitle Menſch für unbedeutende Talente allgemeines Lob, für den Einfall des Augenblicks augenblickliches Händeklatſchen erwartet. Daher kommt es denn, daß ſich der eitle Menſch am Ende an nichtswürdige Vorzüge hält, und am liebſten an ſolche, die ihm nie entgehen können, und die auch dem talentvolleſten, arbeitſamſten Manne unerreichbar ſind. Von dieſer Art iſt nun inſonderheit der Vorzug der Geburt.

Der Ueberſ.

an ihm. Er iſt ein edler Gentleman, ein freigebiger Gentleman, ein luſtiger Gentleman, und hat die lieblichſte Geſtalt, das ſchönſte Auge, und die beſte Art ſein Haar zu kräuſeln, die ſie jemals geſehen hat! — — Sie iſt unerſchöpflich, wenn ſie ihn lobt.

In wenigen Tagen wollen wir nach dem Landſitze des Marquis von Villebrun gehen, wo wir ohngefehr vierzehn Tage zu bleiben denken. Ihr Bruder hat uns bei allen ſeinen Freunden ins Haus gebracht, und allenthalben giebt er den Ton an; und da wir mit dieſen unſern Geſandten in ſo vertrauter Verbindung ſtehen, ſo bekommen wir mehr Einladungen, als wir annehmen, und mehr Bekanntſchaften, als wir fortſetzen können. Frank wird uns begleiten.

Und noch immer, Louiſa, ich geſtehe es mit Unruhe, noch immer iſt mein Herz nicht befriedigt. Ich habe noch nicht genug gedacht, um mich zu überzeugen, und doch gehandelt, als hätte ich gedacht. Es herrſcht zwiſchen Ihrem Bruder und Frank nichts geringeres, als offne Fehde. Der Gedanke an eine Pflicht, die ich zu ernſthaft nehme, als daß ich ſie tiefſinnig behandeln dürfte, hat mich dahin verleitet, Cliſton's zuvorkommende, beinahe zudringliche Art, eher zu begünſtigen, als zurückzuſtoßen; wiewohl ich dieſe vermeintliche Pflicht nur halb unterſucht habe.

Die Begierde, einen Menſchen zu gewinnen, iſt gewiß löblich, aber die Art mag tadelnswürdig ſeyn.

In dieſem Augenblicke macht mir mein Herz bittere Vorwürfe darüber, daß ich nicht nach beſtimmten Grundſätzen zu Werke gehe. Frank's Verdienſt iſt groß, über allen Ausdruck groß. Ich darf meiner Louiſa nicht ſagen, wo die Neigung lieber verweilen würde, wenn ich ſie aufmuntern wollte; aber ich will ihr Sklave nicht ſeyn. Auch kann ich mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mich ſchon auf dieſer Seite verirre; aber wohl, daß ich mit zu weniger Zurückhaltung dieſen Neigungen entgegen arbeite. So viel ich weiß, habe ich kein Argument dafür, daß ich die Gefühle meines Vaters, und meiner Freunde mit Recht verachten könnte, wenn gleich dieſe Gefühle ſich auf ein Vorurtheil gründen. Aber meine Unterſuchungen müſſen mehr auf das Feinere gerichtet ſeyn; wenn meine Entſchließungen bleibend werden, und mich ſelbſt mehr befriedigen ſollen.

Adieu, meine beſte und theuerſte Freundinn. Schreiben Sie oft; rügen Sie alles, was ich hintangeſetzt habe — O daß mein Geiſt mehr mit ſich ſelbſt übereinſtimmend wäre! Aber ich will mich auch von Grund aus prüfen.

A. M. St. Ives.

Zwei und dreißigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Paris, Hôtel de l'université.

Dieſen kurzen Denkzettel meiner gegenwärtigen Exiſtenz, wird Dir der Chevalier de Villeroi überliefern; ein würdiger Gentleman, dem ich Briefe an meine Freunde mitgegeben habe, und der Dich zu Turin treffen wird.

Ich habe keinen Augenblick zu verlieren; ich kann Dir weiter Nichts ſagen, als daß ich zu einer förmlichen Belagerung geſchritten bin; daß meine Circumvallationslinien nicht ſo ſchnell von Statten gehen, als meine Wünſche; daß ich aber eben die Hauptbaſtion in die Luft geſprengt habe; oder, mit andern Worten: daß ich den Sir Arthur vermocht habe, die Horniß, den Frank Henley, nach England zurück zu ſchicken. Ich kann den emporſtrebenden Ungeſtüm dieſes Burſchen nicht aushalten. Er ſoll ungemeines Verdienſt haben. So viel iſt gewiß, er will ſich zu dem Erhabnen aufſpannen; und er iſt in der That ein zu tiefer Denker, und ich glaube gar, ein zu feiner Planmacher, als daß er nicht gefährlich ſeyn ſollte. Adieu.

Coke Cliſton.

Ich bin in Wuth! Der verdammte Burſche! Er hat mich unterminirt; meine ganzen Bollwerke zerſtiebt! Das hätte ich wohl vorausſehen können, wenn ich nicht ein gar ſo blödſinniger Schuljunge geweſen wäre. Ich möchte meinen dicken Hirnkaſten gegen die Mauer ſchlagen! Ich habe weder Geduld, noch Zeit, um Dir zu ſagen, was ich meine; außer, daß er mir zum Trotze hier iſt, und bleiben wird.

Drei und dreißigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, Hôtel de l'univerſité.

Wie ich Dir geſagt habe, ſo iſt es, Oliver. Er fürchtet mich. Er behandelt mich, wie er glaubt, mit der Vernachläſſigung und Verachtung, die einem Ungebetenen, Zudringlichen gebührt; aber er irrt ſich in ſeinen eignen Bewegungsgründen: er geht mit einer verfolgenden Ehrfurcht zu Werke; er läßt ſich bis zur Liſt herab. Sein unruhiger Geiſt raſtet nicht; er iſt immer auf der Wache, daß ich nicht, wenn ich in das Zimmer trete, wenn ich die Treppe herunter gehe, wenn ich aus ihren Wagen ſteige, oder bei irgend einer andern Gelegenheit, ihre Hand berühre. Er hat ſich bemüht, mich von allen ihren Luſtparthien auszuſchließen; bisweilen mit Erfolg, aber ſehr oft iſt es ihm mislungen.

Eben heute hat er keine geringe Demüthigung erleiden müſſen. Sir Arthur ſchickte geſtern Abend zu mir, und ließ mir ſagen: ich müßte nach Wenbourne-Hill zurückreiſen, weil er einige nothwendige Beſtellungen hätte, die er keinem andern anvertrauen könnte. Ich ſchöpfte ſogleich den gegründeten Argwohn, daß mein Nebenbuhler die Veranlaſſung zu dieſer ſchleunigen Rückreiſe geweſen ſey.

Ich nahm Sir Arthur's Befehl an, mit dem Entſchluß, ohne Verſchub Anna aufzuſuchen.

Cliſton war gegenwärtig. Sie erſtaunte, und ich zweifle nicht daran, daß ſie mit mir gleiche Vermuthungen hegte; denn, nachdem ſie mir geſagt hatte, ich ſolle nur an die Reiſe gar nicht denken, nöthigte ſie Cliſton ſelbſt, durch ſeine Vermittelung den Sir Arthur von dieſem Vorhaben abzubringen. Er konnte ſeinen Widerwillen, ſeine verſtellte Einwilligung, und den wahren Aerger nicht bergen.

Ihre Sprache und ihr ganzes Betragen gegen mich war gefällig; ja, ich ſollte denken, noch etwas mehr. Sie ſchien die Ungerechtigkeit zu fühlen, worauf es abgezielt war; und ſie fühlte ſie mit aller der Empfindlichkeit, zu welcher ſich ein ſo wohlwollendes Herz entſchließen kann.

Wie! — Hat er noch nicht genug, wenn er mich halb aus ihrer Geſellſchaft ausſchließt;

wenn er ſich bemüht, mich in ihrer Meinung ſo ſehr herabzuwürdigen, als ich es in der ſeinigen bin; wenn er alle die grobe Anmaßung zeigt, die er dem Karakter eines Gentleman's geziemend glaubt?

Oliver, mein Entſchluß iſt gefaßt; ich wende mich an ihre Gerechtigkeitsliebe. Stößt ſie mich zurück, nun ſo werde ich nach Ruhe ſtreben. Ich bin ärgerlich über mein Verſchieben, über meine Muthloſigkeit; aber die Zeit wird ſich ſchon finden, und das bald. Man höre mich wenigſtens, wenn man mich verurtheilen will; aber das Recht iſt, wie ich denke, auf meiner Seite. — Ja — Man wird mich hören.

F. Henley.

Vier und dreißigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, Hôtel de l'université.

Hilf mir denken, Oliver, wenn Du kannſt! Hilf mir wenigſtens meine verwickelten Gedanken enträthſeln! Und wenn Du mich in dem Zuſtande der Verblendung glaubſt, o ſo reiße mich heraus! Erkläre Dich, ſage mir, wie Du die Zukunft ſiehſt, denn in manchen Augenblicken verzweifle ich an mir ſelbſt; und in andern erhebe ich mich zu einem Himmel von Wonne, zur Gewißheit, zur unausdrückbaren Glückſeeligkeit. Ob ich mich ſelbſt täuſche! — Gut! — Und wenn ich mich täuſche, was wird die Folge ſeyn! — Uebereilung? — Feigheit! — Wie! ein niedriges Vergeſſen aller Pflicht, der Tugend, der Kraft? — Nein!

Blicke, Worte, Aeußerungen, tägliche Vorfälle, alles widerſpricht einander ſo ſehr, daß das Schwanken zwiſchen Hoffnung und Furcht immer zunimmt, und gewaltig wird, bis zum Vergehen! Clifton hat offenbar eine Stütze an dem Sir Arthur, wird von ihm ſehr liebreich behandelt, und zeigt ſich unerſchöpflich in jeder Art von Gefälligkeit und zuvorkommender Artigkeit. Er hat keine unbedeutende, er hat ungemeine, er hat glänzende, er hat ſeltene Talente. Eine Figur, die der Vollkommenheit ſehr nahe wäre, wenn nicht mancher Flecken der Seele durchſchiene, Sprachkenntniſſe, Geſchmack für ſchöne Künſte, viel Bravheit, hohe Begriffe von Ehre, einen guten Theil Witz, kühne und überſtrömende Empfindung, Empfindlichkeit gegen den Widerſpruch, Beharrlichkeit im Irrthum — kurz, Du findeſt hier eine Miſchung von Eigenſchaften und Gebrechen, wenn ich ſo ſagen darf, ein Gewühl von einander anziehenden und zurückſtoßenden Elementen, die Sturm und Gefahr drohen. Eitel, ſtolz, ſelbſtſüchtig, ſind ſeine Glücksumſtände, ſeine Familie, ſeine Vollkommenheit, er ſelbſt, das Gemälde, wovon ſein Auge bezaubert wird. Der höhere Werth eines Andern kann ihn wohl auf Augenblicke anziehen; aber alle Leidenſchaften und Neigungen verkünden, daß er ſelbſt dieſe demantnen Feſſeln zerſprengen wird.

Und wird ſie ſich von dieſem Schimmer

blenden laſſen? Können die Reize der Figur, kann ein glänzender Witz ſie feſſeln? Schaudert ſie nicht zurück vor jenem ſtolzen Uebermuth, der nur immer ſich ſelbſt beſchauet, vor Leidenſchaften, die nach Befriedigung dürſten; von Irrthümern, die ſo tiefe Wurzel gefaßt haben, daß ſie unheilbar ſind? Selbſt wenn ich ſie verlieren ſollte, muß ich ſie ſo getäuſcht ſehen? Ich denke — ich kann es nicht ausſprechen, was ich denke; ich bin zu voll, als daß Dir nicht jedes Wort überſpannt ſcheinen müßte.

Von ſolchen Empfindungen bemeiſtert, ſetzte ich mich vor einigen Tagen hin, und brachte ein Paar Gedanken in Verſe. Wenn eine Leidenſchaft die Seele füllt, ſo ſucht ſie Ergießung auf eine oder die andre Art. Unter dem Ausdruck ſteigt das Gefühl zum Wunſch, und man glaubt ſeine Wünſche halb erreicht, wenn man ſie richtig ausgedrückt hat. So ſchrieb ich denn den folgenden Geſang, oder vielmehr die folgende Liebeselegie, oder vielmehr — was Du willſt.

Du Hofnung ſchwinde! Schweigt ihr brauſenden Gefühle!
Was athmeſt du ſo ſchwer, mein Herz! was ſeufzeſt Du ſo tief? —

Laß ab! daß Angſt nicht mehr in deinem Innern wühle —
Erſticke jeden Wunſch, der dich ins Leben rief,
Erdulde ruhig jedes Leiden,
Nur wage nicht der Liebe Freuden.

Erſcheine nicht mehr, ſüßer Traum! verſtummt Gedanken,
Ihr meine Lieblinge, mein Troſt im Schmerz,
Verdienſt erkenne nicht des eitlen Wahnes Schranken,
Und mehr als Reichthum gelt' ein edles Herz. — — —
Doch wage Tugend, dulde Leiden,
Nur wage nicht der Liebe Freuden!

Laß großer Thaten Luſt den edlen Geiſt beleben,
Erſtrebe kühn die Höhe der Gefahr.
Erſtaunt muß dann der Feind, der Neidiſche, erbeben,
Wie jäh der Fall, wie groß die Handlung war — —
Erhebe dich, den Tod zu leiden,
Nur wage nicht der Liebe Freuden!

Du kennſt ihre wunderbare Stärke in der Muſik; den Geſchmack, das Gefühl, den Ausdruck in ihrem Spiel, und die bezaubernde Sanftheit und Kraft ihres Geſangs. Als ich mein Gedicht geendigt hatte, ging ich damit an das Pianoforte, indeß ſie anderswo beſchäftigt war, und machte einige fruchtloſe Verſuche, es in Muſik zu ſetzen. Sir Arthur kam, und ich ließ meine Stanzen auf dem Pult des Inſtruments liegen; ohne alle Abſicht, das kannſt Du mir glauben, und doch ohne Verdruß bei dem Gedanken, daß ich es vergeſſen hatte.

Ich habe mir oft das Vergnügen gemacht, in einem Vorzimmer zu ſitzen, und auf ihr Spiel und Geſang zu horchen. Ich glaube beobachtet zu haben, daß ſie in der Einſamkeit am meiſten in Affekt iſt, und vielleicht geht es allen Tonkünſtlern ſo. Einen Tag nach dieſem Vorfall war ich eben wieder in dem Vorzimmer, und höre ſie eine Arie ſingen, die mir ganz fremd war; ich konnte auch bemerken, daß ſie ein oder zweimal einhielt, nachdachte, und Aendrungen vornahm.

Ich horchte wieder, und fand, daß ſie meine Verſe in Muſik geſetzt hatte.

So wahr ich bin, Oliver, ich habe keinen Begrif von einer höhern Entzückung, als den, den ich in dieſem Augenblick erfuhr! Si hatte alle ihre Empfindung geſammelt, alle ihre Erfindungskraft angeſtrengt, hatte eine ſo ſchöne Melodie geſetzt, und ſang ſie mit einem Effekt, den man hören mußte, um ihn für glaublich zu halten. Die Kraft, mit welcher ſie jeden Gedanken ausſprach, der die Wiederholung der Idee des Wagen's unterſtützen ſoll, und das Mitleiden, welches ſie bei den Schlußtönen: »Nur wage nicht der »Liebe Freuden,» als in einer wahren Steigerung hören ließ, brachten einen Gefühl einflößenden Kontraſt hervor, wie ich ihn nie gehört habe.

Das war der Himmel für mich, Oliver! aber dieſer Himmel verſchwand, ſobald Cliſton hereintrat. Ich folgte ihm und ſahe ſie das Buch zuſchlagen, und eine Thräne in den Augen trocknen. Die Gewandtheit ihres Geiſtes iſt ſonſt unglaublich groß, aber ſie war dieſes mal zu hoch geſtimmt, um ſich plötzlich mit Kleinigkeiten beſchäftigen zu können. Sie ſahe mich zwei oder dreimal an. Ich weiß nicht, was ich für eine Figur machte; aber ich konnte bemerken, daß der ſtolze Cliſton ſeine fröhliche Laune gebeugt fühlte, und eben keinen Wohlgefallen daran fand, daß ich mit dieſer Aufmerkſamkeit auf ihre Zaubertöne horchen durfte.

Ich bitte Dich noch einmal: ſage mir, Oliver, was kann ich hierüber denken? Sie hätte ohnmöglich ſo ſingen können, wie ſie ſang, wenn nicht meine Gedanken tiefen Eindruck auf ſie gemacht hätten, als ich hoffen durfte, ja einen ſo tiefen Eindruck, als ſie nun auf mich ſelbſt machten. Sie kannte die Handſchrift. Warum ſeufzte ſie? Warum fühlte ſie Unwillen! Warum drückte ſie jede Empfindung, die mir durch die Seele gegangen war, mit doppelter Stärke aus? — Was konnte ſie denken? — Gab ſie mir nicht Beifall? — Sie ſang, als ob ſie bewunderte! — Die Welt ſoll mich nicht bereden, daß in ihren Blicken nicht der wahre Ausdruck ihres Herzens lag; und ihre Blicke —! Denke an ſie, an die Gemüthsſtimmung, worin ſie war, und denke die Blicke! — Erinnre Dich — Sie könnte mich lieben, wenn ich ſie laſſen könnte!

Ich war mit den Verſen unzufrieden, nachdem ich ſie geſchrieben hatte: ſie deuteten in der That meine Wünſche nur halb an. Ich entdeckte in mancher Zeile eine trockne

Wiederholung des vorhergehenden Gedankens, und hätte ſie gerne verbeſſert. Aber jetzt möchte ich kein Wort daran ändern um Alles in der Welt nicht!

Doch bin ich nichts weniger als zufrieden mit mir ſelbſt. Meine gegenwärtige Lage iſt verdrieslich; man muß wohl verdrieslich ſeyn, wenn man durch ſeine eigne Freiheit in der Ungewißheit erhalten wird. Und wenn ich mich ſelbſt täuſche — wäre es möglich, Oliver! — Wenn ich in einer Täuſchung lebe, ſo iſt mein jetziger Irrthum in der That beunruhigend. Die Schwierigkeit, mich zurückzuziehen, wächſt mit jedem Augenblick; und ein Schritt vorwärts würde zur Meilenweite, wenn ich ihn zurückgehen müßte.

Clifton leidet gewiß nicht an einer ähnlichen Zaghaftigkeit; denn ich zweifle ſehr, ob er abſchlägige Antworten gewohnt iſt; oder ob er nur den Gedanken faſſen kann, daß Verweigerung möglich iſt, wenn er ſich um Etwas bewirbt.

Ich finde mich mit jedem Tage entſchloſſener, dieſer Ungewißheit ein Ende zu machen, und doch verſchiebe ich das immer; aber der innre Antrieb iſt zu groß; ich werde ihm nicht länger widerſtehen; und ich kann mich vor mir ſelbſt nur mit Mangel an Gelegenheit entſchuldigen.

Wenn Dir meine Herzensangelegenheiten Unruhe machen, lieber Oliver, ſo iſt es Deine Pflicht, mir es nicht zu verheelen. Aber Du ſagſt mir immer das Gegentheil, und ich bin nicht berechtigt, an Deiner Aufrichtigkeit zu zweifeln. Vergieb mir. Die Freundſchaft erzeugt dieſe Beſorgniß, nicht die Abſicht, Dir Unrecht zu thun. Ich wünſche Dich zum Richter meiner ſelbſt und meiner Handlungen; oder laſſe Deinen Vater entſcheiden, wenn Du in Zweifel ſeyn, wenn Du mich im Irrthum glauben ſollteſt. Thue dieſes, und fahre fort mir mit Deiner gewöhnlichen Güte Deine Gedanken mitzutheilen.

F. Henley.

N. S. Uebermorgen wollen wir nach dem Chateau de Villebrun eine Luſtreiſe anſtellen, wie ſie's nennen. So rennen die Menſchen von Ort zu Ort, und wiſſen nicht, was ſie ſuchen. Sie fühlen Leere, Mangel an einem gewiſſen Etwas, das ſie glücklich machen ſoll; aber worinn dieſes Etwas beſtehe, das haben ſie noch nicht entdeckt.

Fünf und dreißigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, Hôtel de l'université.

Ich fürchte, meine liebe Louiſa, ich bin jetzt zu weit gegangen, um mit aller der Vorſichtigkeit handeln zu können, die ich mir wünſche. Meine Seele iſt unruhig, mit ſich ſelbſt im Streit. Eine Menge Gedanken durchkreuzen ſich, und verdunkeln die Gegenſtände meiner Beurtheilungskraft.

Seitdem wir Wenbourne-Hill verlaſſen, hat Frank meinen Ideen eine ſonderbare Richtung gegeben. Ich war wahrhaftig bis dahin mit ſeinem wahren Karakter nicht vertraut; ſeine ungemeine Seelenſtärke war mir verborgen geblieben. Aber, wenn mir gleich ſeine Tugenden klärer geworden ſind, ſo bleiben doch die Hinderniſſe, welche jeden Gedanken der Vereinigung verbieten, leider! noch eben ſo klar.

Die vornehmſte Schwierigkeit liegt in der Art meinen Beweisgründen Kraft zu geben; noch weiß ich keine, durch welche ich ihn ſo lebhaft überzeugen könnte, daß Widerſtand unmöglich wäre. Wenn es mir nun hiermit gelingt, ſo zweifle ich keinen Augenblick an ſeiner vollkommnen Ruhe, und ſtillen Entſagung. Sollte ich aber einen falſchen Weg einſchlagen, ſo wird der Kampf der Leidenſchaften nur noch gewaltiger; und ein Jüngling, den ſein Werth ſo ſehr über alle mein Lob erhebt, wird unglücklich gemacht. Das Gefühl, von einer Perſon Unrecht erlitten zu haben, die er vielleicht dem Irrthum unzugänglich, von der Leidenſchaft unbeſiegbar glaubte, würde ihm ſeine Ruhe koſten, würde die Glückſeeligkeit eines Mannes ſtören, dem Vernunft und Nachdenken alles Gute verheißen.

Ich bin gewiß, daß ich mich noch eines andern Verſehens ſchuldig gemacht habe. Ich hatte ſchon bei mancher Gelegenheit ein großes Verlangen, ihm durch den Ausdruck meiner Billigung, meine Hochſchätzung, meine Freundſchaft zu bezeigen. Er hat ja alle dieſe Empfindungen ſelbſt von mir erpreßt. Er hat mich ja genöthigt ſo zu fühlen. »Und warum,» ſo fragte ich mich immer ſelbſt, »warum ſollte ich Gefühle unterdrücken oder ver-

»heimlichen, die der einzige würdige Zoll des »Verdienſtes ſind? Nein: ſie hätten nicht »ſollen unterdrückt, nicht verheimlicht werden; »ich ſollte ſie verſtändlich machen, keiner Mißdeutung fähig, über jede Meinung erhaben, »die ihre wahre Veranlaſſung und ihre wahre »Abſicht nicht trift; dann nur, wenn ich »mehr damit meinte, als ich ausdrücke, würde ich ſtrafbar ſeyn.«

Ja, meine liebe Louiſa, vor Ihnen will ich mein Gewiſſen befreien. Die Klage über Verſtellung treffe mich nicht. Ich kann alles erdulden, nur keinen Vorwurf, den ein Menſch ſich ſelber macht. Ich geſtehe Ihnen alſo: Frank Henley iſt, nach meiner Schätzung, der verdienſtvollſte Mann, den ich jemals gekannt. Ein Mann, den ich über alles lieben könnte. Ein Mann, deſſen Tugenden ich liebe, und ewig lieben muß. Ein Mann, in deſſen Geſellſchaft mein Herz von der Ueberzeugung innig durchdrungen iſt, daß ich Jahre der Freude und der Glückſeeligkeit mit ihm verleben könnte. Wenn die Conſequenzmacher mir nun durchaus den Satz aufdringen wollen, daß ich in dieſem Geſtändniſſe das, was ſie **Liebe** nennen, verrathe, nun ſo **liebe** ich freilich.

Wenn aber die Möglichkeit, ohne Murren, ſogar mit Zufriedenheit einen andern zu heirathen, oder ihn einer andern verheirathet zu ſehen, wenn die Kraſt und der Entſchluß zu thun, was recht iſt, und ein unerſchütterlicher Wille, dieſe Kraſt auszuüben, das Gegentheil beweiſen — nun ſo liebe ich freilich nicht.

Sollte ich noch, ohne eine Pflicht zu überſchreiten, und mit der vollen Billigung meines eignen Herzens, dieſe Neigungen gänzlich aufgeben, ſo würde gewiß der Mann, welchem ich ſie hingäbe, finden, wie ſehr ich lieben kann.

Meine Leidenſchaften mußten, ſollten, und werden auch unter meine Oberherrſchaft gebracht werden, und das Bewußtſeyn von der Reinigkeit meiner Geſinnungen hatte den Gedanken ganz von mir entfernt, daß man Ergießungen des Herzens hemmen müſſe, aus Furcht mißverſtanden zu werden. Das nenne ich nicht Feigheit allein, ich nenne es ein ſchädliches Verfahren.

Doch, mit aller Hochachtung für Frank, ich denke, dieſer Grundſatz hat mich zu einem Irrthum verleitet. Unter andern Verſehen dieſer Art, habe ich erſt vor einigen Tagen eines begangen, das, wie ich fürchte, ſehr tadelnswerth iſt.

Frank hatte in einem Gedichte ſein Gefühl und ſeine Lage ſehr ſtark ausgedrückt, und ließ es zufälligerweiſe auf meinem Klavierpult liegen. Die Worte gefielen mir; ich mag wohl ſagen: rührten mich, und ich konnte der Verſuchung nicht widerſtehen, ſie durch eine anpaſſende Melodie zu einer Arie zu machen. Ich ſchrieb ſie auf, wiederholte ſie verſchiedne mal, und akkompagnirte mich ſelbſt auf dem Pianoforte. So wie ich endigte, trat Ihr Bruder in das Zimmer, und ein bedeutender Wink gab mir zu verſtehen, daß Frank im Vorzimmer gehorcht hatte.

Frank's nachmaliges Betragen beſtätigte dieſe Vermuthung. Er folgte Ihrem Bruder, und ſetzte ſich hin, indeß wir uns unterhielten. Er ſchien ganz in ſich gekehrt, aber nicht aus Schwermuth, wie ſonſt wohl. An ſeiner Stellung konnte man ſichtbar ſo etwas Behagliches, Vergnügliches, ich möchte faſt ſagen, der Entzückung Aehnliches bemerken.

Auch ich hatte mich erſt vor wenigen Augenblicken in manche Gedanken verloren; ich ſah ihn an, wurde zu gleichen Empfindungen geſtimmt, und auf Vermuthungen geleitet, die vielleicht nur in meinem Gehirne Grund haben. Und doch glaube ich wiederum nicht zu irren. Und wenn ich nicht irre, was habe ich gethan? Habe ich ihn nicht in meiner Gedankenloſigkeit zu dem Glauben veranlaßt, als wollte ich eine Leidenſchaft begünſtigen, zu der ich ihn doch, um alles in der Welt willen, nicht aufmuntern möchte?

Ich weiß nicht, warum ich die Aufhellung meiner Gefühle ſo lange verſchiebe. Nur aus furchtſamer Schwäche, aus Beſorgniß, ich möchte meiner Sache nicht Gerechtigkeit widerfahren laſſen; nicht überzeugen, ihn unglücklich machen, für deſſen Glück ich mein Leben gern aufopferte, nur nicht meine Grundſätze.

Allein endlich einmal und recht bald, ſoll alle das Zögern zu Ende ſeyn. Ich mag keinen Tag beſtimmen, aber gewiß, der Tag iſt nicht mehr entfernt. Ich will meine Gedanken gehörig an einander reihen, meine ganze Kraft ſammeln, und einen Verſuch machen, der gewiß nicht fehl ſchlägt, wenn ich ihn nur zu machen verſtehe. Vielleicht iſt dieſes Beginnen das ſchwerſte, das ich je einmal unternommen habe. Daran will ich denken, und meine Bemühungen werden nicht vergeblich ſeyn.

Adieu, meine liebe Louiſa. Wenn Sie an dieſe Stelle kommen, ſo denken Sie, daß ich Sie recht innig umarme!

A. W. St. Ives.

Sechs und dreißigſter Brief.

Cole Clifton an Gay Fairfax.

Chateau de Villebrun.

Nie wurde wohl ein armer Erdenſohn von ungünſtigern Zufällen herumgehudelt, als ich, und mehrentheils durch eigne Schuld! Ich bin ein wahrer Prinz Dummkopf! Von mir ſtammt das Projekt dieſer Luſtreiſe, und nun muß ich hier den Grafen Beaunoir treffen! Eben den, mit dem ich mich geſchlagen haben würde, wenn der unverſchämte Verwaltersſohn es nicht verhindert hätte! Sie kannten ſich einander gleich, und die ganze Geſchichte wurde in Annens Gegenwart erzählt. Mein thörichter Stolz hatte mich immer bisher abgehalten, in einem Geſpräche mit ihr zu erwähnen, daß ſo ein Menſch wie dieſer, mich dahin bringen konnte, meinen im Zorn gezogenen Degen ungebraucht wieder einzuſtecken. Auch begreife ich bis jetzt noch nicht, was mich abhielt, ihn damals zu durchbohren, als er ſich unterſtand zwiſchen uns zu treten.

Ich ſpielte eine verdammt lächerliche Figur! Der junge Menſch ſoll mir aber gewiß in kurzer Zeit ſeine aufgelaufene Rechnung bezahlen müſſen. Beim Teufel! ich kann nicht ohne Wuth an ihn denken, und doch weiß ich nicht, warum er mir immer in den Kopf kömmt!

Noch ein Weſpenneſt ſummt mir vor den Ohren. Dies ſind die franzöſiſchen Windbeutel hier, die beſtändig um ſie herum ſchwärmen. Alle ſuchen durch die lächerlichſten Verdrehungen, ſchmiegend und biegend und mit all' dem Entzücken, das nur ein jeder aus ſich herauszupreſſen im Stande iſt, das große Ziel ihrer Liebe zu gewinnen, und ich bin gezwungen, dies ganz ruhig mit anzuſehn, wenn ich mich nicht wie ein Narr betragen will. Dieſe lächerlichen Kerle laſſen ſich jeden Alleinbeſitz gefallen, nur beim Frauenzimmer nicht, und ein ausſchließendes Recht auf eine Perſon des ſchönen Geſchlechts zu verlangen, iſt nach ihrer Meinung, eine Forderung, die man nur einem ungehobelten Ausländer verzeihen kann. Der dringendſte und hitzigſte von allen aber iſt mein ehemaliger Freund, der Herr Graf. Dies iſt ein Narr von ſo komiſcher Art, daß man nicht im Stande iſt, böſe auf ihn zu ſeyn. Macht er ſeine Luſtſprünge, debütirt er mit ſeinen Poſſen, oder ſpielt den Pickelhering, ſo würde ſelbſt Kato lächeln müſſen.

Freilich kann man auch bei den kleinſten Anſprüchen auf geſunden Menſchenverſtand weder auf ihn, noch auf irgend einen andern von dieſen Affen eiferſüchtig ſeyn; und doch bin ich es! Plötzlich hat mich dieſer Liebes-Wahnſinn ergriffen, Fairfax, und wahrhaftig weder Du, noch andre aus unſerm aufgeklärten luſtigen Zirkel, können mich nur halb ſo ſehr lächerlich finden, als ich ſelbſt mich verachte. — Ein Philiſter! Ha! Ich möchte Galle trinken, mich ſelbſt zerreißen, meine Religion verändern und ein Türke werden! Lache, wenn Du willſt, was kümmert's mich? —

Ich habe einen Spatziergang in den Garten gemacht, und komme kälter und verſtändiger wieder.

Alle Welt iſt hier verſammelt worden, um Theil an der allgemeinen Freude zu nehmen; und fröhlich zu ſeyn, iſt jeder geſtimmt. Die Gelegenheit dazu giebt eine Heirath, nach ächt franzöſiſcher Art, zwiſchen dem Marquis von brun, meinem ſehr guten Freunde, einem alten Knaben nahe an ſechzig, und einem jungen Geſchöpfchen von funfzehn Jahren, die ſo eben aus dem Kloſter kömmt und ein wahres Kind iſt. Eine ſo widerſinnige Parthie, daß ich es für beſſer halte, ſie wäre ſo lange im Kloſter geblieben, bis die gütige Zeit ſie mit eben ſo viel Runzeln und Häßlichkeiten beſchenkt hätte, als ihren Narciſſus, den Herrn Bräutigam. Die Weiber haben ſie in ihren Kreis genommen und ſind ſo gütig, mit Emſigkeit ſich ihrer Bildung zu unterziehen. Die Männer ſind ſehr bereit, auch das ihrige dazu beizutragen, und ſie muß alſo natürlich unter ſo guter Anführung ſchnell vorwärts kommen. Wärſt Du doch hier, beſter Fairfax! Sehr oft bin ich ſelbſt in Verſuchung gerathen, das kleine Ding unter meine Vormundſchaft zu nehmen. Nur die Furcht, meine Göttinn zu verlieren, konnte mich abhalten.

Fröhlichkeit iſt, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das allgemeine Loſungswort unſrer Geſellſchaft. Jeder Laune läßt man alſo hier den Zügel ſchießen, wenn ſie nur witzig, toll, und luſtig genug iſt, zum allgemeinen Jubel beizutragen. Mannigfaltig ſind die Erfindungen, wodurch man überraſcht, in Erſtaunen geſetzt, hingeriſſen wird. Alles trägt dazu bei, das heilige Poſſenſpiel unterhaltender zu machen. Muſiker, Mahler, Künſtler, Taſchenſpieler, Wahrſager, kurz alle, die in einem gewiſſen Rufe ſtehen und durch Geld und gute Worte zuſammengebracht werden konnten, ſind hier buntſchäckig verſammlet. Auch Dichter hat man eingeladen, ihre Werke vorzuleſen. Da nun gut leſen keine geringe Kunſt iſt, und gut ſchreiben noch größere Schwierigkeiten hat, ſo kannſt Du leicht denken, mit welchen Mißgeburten unſre Dichterlinge täglich uns erfreuen. Dennoch erhalten ſie, wie ein jedes neue Schauſpiel, unbegränzten Beifall.

Geſtern Abend hatten wir ein ländliches Feſt. Ich muß geſtehen, natürlicher konnten ländliche Sitten nicht dargeſtellt werden. Bänder, Juwelen, Gaze, Flor und Franzen, womit wir über und über behängt waren; Ragouts, Frikaſſees, Gewürze, Saucen, Weine und Liqueurs, die uns vorgeſetzt wurden, alles paßte auf's herrlichſte zur hohen Einfalt des Schäferlebens! Nicht zu gedenken, daß wir von Silber ſpeiſten, und von einem ganzen Heere Laquaien bedient wurden. Bei dem allen war es doch in der freien Luft und alſo ungemein ländlich!

Als wir uns ſatt gegeſſen und getrunken hatten, ging's zum Tanz. Viele hundert Lampen überſtralten mit ſchimmerndem Glanze das ſanfte Licht des Mondes. Roth, grün, gelb und blau ahmten ſie den Regenbogen nach. In phantaſtiſche Formen verſchlungen, waren ſie unter tauſenderlei Geſtalten im Laubwerk angebracht, um die Bäume gleich uns zu verſchönern. Natürlich wurde denn auch Erfindung, Einrichtung und Effekt mächtig beklatſcht. Und weil nun einmal das Uebel klein und die Freude groß war, was konnte man anders thun, als den Kopf ſchütteln und troß dem beſten Narren Luſtſprünge machen, lachen, ſingen, jubeln und ſchwärmen?

Morgen Abend haben wir ein Feuerwerk zu erwarten, das denn wohl nicht weniger ländlich ſeyn wird. Ich war mißvergnügter Laune und mir entwiſchte ein Ausruf über eine ſo unnütze Verſchwendung des Pulvers. Mein engliſches Mädchen beſtrafte mich aber gleich dafür, durch die Erinnerung, daß dies gewiß der unſchuldigſte Gebrauch des Pulvers ſey.

Vor vierzehn Tagen werden wir wohl ſchwerlich hier wegkommen. Ich habe aber den Befehl zurückgelaſſen, daß mir alle Briefe nachgeſchickt werden ſollten, ſo daß mir alſo Deine Heroiden bald und unverſehrt zu Händen kommen werden.

Dein treu ergebner Freund

Coke Clifton.

Sieben und dreißigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Jves an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Das dringende Anſuchen unſrer lieben franzöſiſchen Freunde hat uns veranlaßt, die Hauptſtadt früher zu verlaſſen, als wir dachten. Wir befinden uns jetzt auf dem Lande in dem chateau de Villebrun, und wenn man anders heiter iſt, ſobald man viel lacht, ſo ſind wir gewiß recht heiter und luſtig. Füße und Zunge ruhen nicht. Wir tanzen, ſchwatzen, ſingen, reiten, ſeegeln oder plätſchern vielmehr in einem kleinen, romantiſchen See herum; kurz, wir ſind immer thätig.

Der geſchäftige Clifton zeigt ſeine Fertigkeit in allen körperlichen Uebungen. Er tanzt mit den Franzöſiſchen Damen, um ſeiner Nation Ehre zu machen, und mit mir, um zu zeigen, daß ein Mann, der Prätenſionen an mich macht, ſelbſt in den Künſten der Galanterie erfahren ſeyn muß.

Sie wiſſen Louiſa, wie ſehr ich alle ſpröde

Affektationen haſſe; aber dieſer Jüngling iſt in der That ſo unternehmend, daß ich bisweilen mein ganzes Anſehen gebrauchen muß. Alle Franzoſen, jung und alt, ſchön und häßlich, thun verliebt, und ſind mit ihren verliebten Seufzern und Anreden ſo freigebig, als ob jeder ein Adonis wäre. Cliſton iſt mit den ausländiſchen Sitten ſehr vertraut, ſonſt müßte ihn die Galanterie der Franzöſiſchen jungen Leute gegen mich, zur Raſerei bringen. Bis jetzt hat er nur mit den Zudringlichſten unter ihnen in einem rauheren Tone geſprochen.

Ich ſage unter ihnen, denn dieſer Landſitz wimmelt von Menſchen, wie eine große Stadt. Der Franzöſiſche Adel ſcheint keinen Geſchmack an der Einſamkeit zu finden. Nur aus Liebe zur Veränderung gehn ſie auf das Land, aber auch hier ergötzen ſie ſich an einem Schwarm von Beſuchen, und am Getümmel des Hauſens; und jeder Gegenſtand, der Geſellſchaft herbeilockt, wird von ihnen geſucht. Bloß aus dieſer Urſache habe ich Werth in ihren Augen. Sie nennen mich eine Engliſche Schönheit, und machen mir den Hof.

Aehnliche und vielleicht noch größere Verdienſte als ich, hat Clifton in ihren Augen. Und hier zu Lande machen die Frauen eben ſo frei und mit eben ſo vieler Kunſt den Männern den Hof, als die Männer den Frauen.

Frank wird vergöttert, weil er den Shakeſpeare lieſt. Sie würden ſich gewiß wundern, wenn Sie die verdienten Lobeserhebungen hören ſollten, welche er hier täglich erhält, ohngeachtet keiner ein Wort von dem verſteht, was er lieſt. C'est beau! c'est magnifique! c'est superbe! c'est sublime! Solche ekſtatiſche Ausdrücke werden bei jeder Gelegenheit in der gutmüthigen Abſicht gebraucht, daß unſer Lob den Verdienſtvollen eben ſo ſehr beglückt, als ſein Verdienſt uns Vergnügen gewährt. Frank behandelt dieſe Artigkeit faſt mit ſtillſchweigender Verachtung, ſonſt würde er gewiß noch ungleich mehr begünſtigt.

Sie wundern ſich vielleicht über meine Uebereilung, über die Thorheit, daß ich bei meiner Beſchreibung der Franzöſiſchen Sitten verweile, und darüber vergeſſe, ihnen die Art zu erzählen, durch welche ich einen Jüngling, der im Irrthum lebte, der ſich vergebliche Hoffnungen machte, wieder zur klaren Anſicht der Dinge gebracht habe. Hierauf kann ich nichts antworten, als daß ich in meinen Abſichten hauptſächlich durch dieſe Landreiſe, und zum Theil auch durch andere Umſtände getäuſcht worden bin. Ich habe meiner Seele keine Gedankenloſigkeit, keine träge Ruhe erlaubt. Auch konnte ich das nicht; mein zu lebhaftes Intereſſe verhindert mich daran. Aber je mehr ich nachdenke, deſto mehr werde ich in meiner erſten Meinung beſtärkt. Die Prüfungsſtunde iſt gekommen. Die Zeit iſt da, die mich belehren muß, ob ich wirklich gerechte Anſprüche an jene Ueberlegenheit des Geiſtes machen darf, in deren Beſitz ich mich ſo oft träumte. Wenn wir nicht manchmal bereuen und oft leiden müßten, wo wäre der Verdienſt des Sieges? — Auf der andern Seite, wie viel zu gewinnen! — Einen Geiſt vom erſten Range in eine ſeiner würdige Laufbahn leiten! — Einen Cliſton! — Einen Bruder meiner Louiſa! —

Dieſer Augenblick ſcheint entſcheidend. Ich muß noch einmal wiederholen, wie ſehr ich fürchte zu weit gegangen zu ſeyn. Jetzt könnte jeder Irrthum traurige Folgen haben. Die zuvorkommende Hochachtung, mit welcher der Comte de Beauvoir (ein kurzweiliger Sonderling, der zum Beſuche hier iſt) mir begegnet, hat unſern Clifton ſo ſehr in Unruhe geſetzt, daß er ſo eben zu mir kam, und mir ein Geſtändniß ſeiner Leidenſchaft mit aller Stärke der feinſten und gewiß höchſt übertriebenen Modeſprache aufdrang. Er behandelte die ganze Sache mit vieler Wärme und Ernſt, und bat mich nur, den Sir Arthur angehen zu dürfen.

Es war meine Pflicht, ohne Verſtellung zu ſprechen. Ich ſagte ihm, daß ich gegen ſein Verdienſt nicht unempfindlich wäre, daß eine Verbindung mit dem Bruder meiner Louiſa zu meinen erſten Wünſchen gehöre; aber Pflicht und Neigung müßten auch dieſe Verbindung unterſtützen; daß ich Affektation und falſche Sprödigkeit allenthalben lächerlich, und in dieſem Fall ſogar ſtrafbar fände; und ich müßte geſtehen, daß ich nicht von Bedenklichkeiten frei ſey, und ich hielte es daher für nothwendig, daß wir gegenſeitig unſre Gedanken mit einander verglichen, uns ſelbſt und einander genau prüften, ehe der Vorſchlag dem Sir Arthur gemacht würde; dieſe wichtigſte Begebenheit im Leben eines Menſchen könne nicht überlegt genug behandelt werden. — Sie kennen meine Denkungsart, Louiſa, wenigſtens ſo gut als ich ſelbſt. Sie wiſſen, wie ſehr ich die Uebereilung fürchte.

Er ſchien ziemlich betroffen, und geneigt, im Augenblick das Geſpräch einzuleiten, auf deſſen Nothwendigkeit ich hindeutete.

Ich ſagte ihm, daß ich unvorbereitet nicht hinlänglich geſammelt wäre, und daß unſre jetzige Unruhe mir keine Zeit zu angeſtrengtem Nachdenken über meine Pflicht ließe. Um aber auch den leiſeſten Verdacht der Koketterie von mir abzulehnen, wollte ich mich, wenn er es wünſchte, auf einen Tag von der Geſellſchaft losreißen, und alle Hinderniſſe unſerer Verbindung überlegen, mich über meine Hoffnungen und Erwartungen ernſtlich befragen, und ich glaubte mit Recht von ihm das Nemliche fordern zu dürfen. Doch, ſetzte ich hinzu, wäre es mir weit angenehmer, wenn dieſe wichtige Angelegenheit wenigſtens bis zu unſerer Rückkunft in Paris verſchoben würde.

Er wiederholte meine Worte: »wenn es »mir angenehmer wäre, ſagte er, daß dieſe »wichtige Angelegenheit bis zu unſerer Rück»kunſt in Paris verſchoben würde, ſo unter»werfe er ſich gern meinem Urtheil, troß »ſeiner Ungeduld und Unruhe.»

Ich antwortete: daß ich nur für die Vernunft Unterwerſung verlange, eine Unterwürfigkeit, die wir uns beide, wie ich hoffe, gern gefallen ließen.

»Die Liebe, erwiederte er, verkennt ſo »ſehr allen Zwang, daß ſie auch die Einſchrän»kungen der Vernunft nicht ertragen möchte.» Doch brachte ich ihn durch die Vorſtellung von der Unſchicklichkeit unſrer beiderſeitigen langen Entfernung von der Geſellſchaft, und die daraus entſpringende Nothwendigkeit, eine Unwahrheit vorzuſchützen, welches uns beiden gewiß unmöglich wäre, nach langen Weigerungen endlich zum Nachgeben.

Cliftons Gefühle und Leidenſchaften ſind ſtark. In der einen Minute ſchien er geſchmeichelt über den Beifall, den ich mit Recht ſeinen großen Talenten wiederfahren ließ, und in der andern ließ er Unwillen über meine Bedenklichkeiten blicken. Die edelſten Seelen, liebe Louiſa, ſind dem Stolze am meiſten unterworfen, können Vernachläſſigung am wenigſten ertragen, und halten gleich jede Aeußerung für Ungerechtigkeit, die auf die Anerkennung ihres Verdienſtes nicht geradezu gedeutet werden kann.

Mit aller Hochachtung für den Comte de Beaunoir kann ich wohl ſagen, daß er den leidenſchaftlichen Anbeter ohne alle Aufforderung ſpielt. Freilich meint er wenig, wenn er auch viel ſagt; aber er ſpricht mir doch ſchon mit zu vielem Ernſt, und nimmt unſer Verhältniß gegen einander, auf eine Art, die einen Mann wie Clifton leicht aufbringen kann. Das ſollte mir ſehr leid thun.

Der Graf gehört zum Provinzialadel; er iſt ein ſonderbarer Menſch von ſchneller, überfliegender Einbildungskraft. Ihr Bruder nennt ihn immer den Comte de cerveau brulé! Er hat alle Provinzialdichter und Romanſchreiber geleſen, bis er ſelbſt eine Art Don Quixott geworden iſt; mich beluſtigt der Ritter durch ſyſtematiſche Gravität, und der

Graf durch ſeinen Syſtemhaß und ſeine Liebe zur Veränderung. Er belacht jetzt, worüber er im nächſten Augenblick entzückt ſeyn wird. Müßte ich nicht die thörichte Eiferſucht eines Gewiſſen fürchten, ſo könnte mir ſeine Art mit mir umzugehen, und ſeine Sprache manches Vergnügen gewähren; und wollte ich mein Leben mit Lachen hinbringen, ſo würde ich keinen andern Mann als den Graf heirathen.

Ich werde zum Mittagbrodt gerufen. Adieu.

Ewig die Ihrige

A. W. St. Ives.

Acht und dreißigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Meine Unruhe wird lebhafter, Louiſa, und mit ihr der ängſtliche Wunſch nach einer Erklärung mit Frank. Clifton hat ſeine hohen aber falſchen Begriffe von Ehre und Rache zu tief eingeſogen. Er hat ohnſtreitig ſehr große Talente; ſein Geiſt weiß alle Formen anzunehmen; und wenn ihm nicht die Kraft ſeine Leidenſchaften zu beugen und in Ordnung zu halten fehlte, ſo würde er allen Wünſchen ſeiner edelmüthigen und vortreflichen Schweſter ein Genüge leiſten. Aber für jetzt iſt ſeine Empfindlichkeit zu groß. Er kann kaum den leiſeſten Gedanken von Mißbilligung ertragen. Er iſt gar zu feſt überzeugt, daß er nur Beifall und Bewunderung verdient; er glaubt ſich über jeden Vorwurf erhaben, und würde ſich entehrt finden, ſelbſt verdienten Tadel anzunehmen.

Frank und er werden immer kälter gegen

einander. Ich weiß nicht, warum? es müßte denn der geſtrige Vorfall die Veranlaſſung geweſen ſeyn. Cliſton kaufte von einem ſeiner Landsleute zu Paris einen Engliſchen Renner, und zeigte ſich damit ſeinen Franzöſiſchen Freunden, die ſehr erſtaunten, als ſie ihn ſo dreiſt über Gräben und Klötzer ſpringen ſahen. Er ritt in dem Park von Villebrun ſpazieren, und machte die Tour um einen Graben, der ziemlich tief und b[illegible] war, und halb mit Waſſer angefüllt. Zur Seite ſtanden eine Menge Damen, worunter ich mich auch befand. Frank war bei uns.

Einer von den Gentleman's fragte, ob das Pferd wohl über den Graben ſpringen könnte? und Cliſton beantwortete die Frage, indem er ſeinem Pferde die Sporen gab, und herüber ſetzte. Die ganze Geſellſchaft bezeigte laut ihre Freude über dieſe geſchickte Dreiſtigkeit.

Indeß die Herren und Damen ihre Verwunderung über Cliſtons Fertigkeiten äußerten, warf Frank die Frage auf, ob ein Pferd oder ein Menſch weiter ſpringen könne? Cliſton ſtritt nicht einmal mit ihm, ſondern machte ihn lächerlich, daß er eine ſolche Materie zum Gegenſtande des Geſprächs machen könne; er müßte denn, ſetzte er hinzu, ſein Argument durch ſein eigenes Beiſpiel unterſtützen wollen. Frank wurde hierüber beleidigt, ging wenige Schritte zurück, und ohne die Kleider abzuwerfen, oder weit auszuholen, ſprang er in einem Satz über den Graben.

Sie können ſich leicht vorſtellen, wie die fröhliche Menge, welche am Rande des Grabens ſtand, nicht müde werden konnte, dem Helden Beifall und Bewunderung zu zollen. Frank mußte, um ſich mit der Geſellſchaft wieder zu vereinigen, den Sprung wieder zurück machen, und that es mit der nemlichen Behendigkeit und Sicherheit wie zuvor.

Cliſton bewunderte Frank gewiß eben ſo ſehr wie jeder Andre, und vermuthlich noch mehr, da er die Schwierigkeit beſſer einſah; aber ſein Stolz und die böſe Angewohnheit nöthigte ihn zum Spotte. Frank zu verkleinern, »Sie haben die Gleichheit der Menſchen vor »einiger Zeit nicht beweiſen können,» ſagte er ihm, »aber heute zeigen Sie durch die »That die Gleichheit der Menſchen und Pferde.» »Ich bitte um Verzeihung,» antwortete ihm Frank im Augenblick, »ich glaube »

»mich dem Pferde und ſeinem Reuter gleich »gezeigt zu haben.«

Dieſe Antwort machte Clifton ſehr betroffen. Er will durchaus gegen Frank's Herzhaftigkeit, Gutmüthigkeit, Beurtheilungskraft und Genie unempfindlich und blind ſeyn; und doch ſtößt er bald gegen dieſe, bald gegen jene ſeiner großen Eigenſchaften an.

Frank's finſterer Ernſt, ſeine feſte Gerechtigkeitsliebe, und Cliftons Ungeſtüm erfüllen mich mit Beſorgniſſe, und haben mich dahin gebracht gegen Frank mehr Zurückhaltung und Kälte zu brauchen, als ich jemals geſonnen war.

Ja, meine Louiſa, es thut mir ungemein wehe, wenn ich die Wirkungen ſehe, die mein eigenes Betragen hervorbringt. Er beſitzt ſo viel Stärke der Seele, ſo viel Größe des Geiſtes, daß es eine tiefe, eine zwiefache Sünde wäre, ihn zu beleidigen, und jeder Blick, jede Bewegung zeigt, daß er ſich durch die Entfernung, in welcher ich mich von ihm halte, ſehr beleidigt glaubt. O möchte er ſich doch entſchließen, das Geſpräch anzufangen, das ich ſchon ſo lange mit mir herumtrage.

Ich fühle, wie ſehr ich Unrecht habe;

ich ſchäme mich meiner eignen Feigheit. Aber liegt nicht viel Abſchreckendes in einer förmlichen Verabredung zu einer Zuſammenkunſt, worin ich ihm ſagen will, was ihm freilich geſagt werden muß? — Ja, Louiſa, muß — Und muß ich nicht befürchten, er werde mich für ſtrenge halten; für ungerecht? — Wenn es doch ſchon geſchehen wäre! — Ich hoffe, er wird nicht ſo von mir denken! — Es muß geſchehen! — es muß, muß! —

O ich könnte mich meiner ganzen Weiblichkeit überlaſſen, Louiſa — aber ich will nicht! — ich werde nicht! — Nein, nein! — es iſt vorüber. — Ich habe den Handſchuh vor die Augen gebracht, und es iſt vorüber — Ich habe eine Thräne unterdrückt. —

Meine Louiſa tadle mich, wenn ich Tadel verdiene, aber ſehen ſoll ſie mich, wie ich bin — doch ich will ſiegen — ſeyn Sie überzeugt, ich werde ſiegen — aber ſeinen Geſang darf ich nicht mehr ſingen!

A. W. St. Ives.

Neun und dreißigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Chateau de Villebrun.

Ach, mein Freund! mit mir iſt es aus! Meine Gedanken ſind in Verwirrung! meine Leidenſchaften in Aufruhr! mein Herz iſt zerriſſen! Ich habe dem Erbtheil des Menſchen, ſeinem einzigen, edelſten Vorrechte entſagt: der Vernunft! ich habe der Empörung aller Sinne, der Anarchie der Gedanken, der Zerſtörung meines wahren Ichs den Weg gebahnt!

Ihr Betragen iſt verändert! völlig verändert! Sie iſt kalt, zurückhaltend geworden; hat mich hintangeſetzt, lächelt nicht mehr, verliert keinen Seufzer mehr für mich. Und warum? Was habe ich gethan? Ich weiß es nicht. War ich zu anmaßend? Vielleicht. Aber warum drückte ihr Blick nie zuvor ihre Geſinnung ſo deutlich aus als jetzt? Ich würde ſie gewiß nicht mißverſtanden haben. Warum ſah ſie mich bis jetzt mit der ſanften Anmuth an, die meiner Hoffnung ſchmeichelte?

Vielleicht bin ich, in der groſsen Unruhe, worin ich mich jetzt befinde, ungerecht gegen ſie. Und ſoll ich, der ich, wie ich mir einbildete, nach ſo reiner Liebe ſtrebe, ihr Ankläger werden? Wie? wenn ſie nie an etwas Andres gedacht hätte, als an die geſellſchaftliche Artigkeit, welche die Menſchen mit einander verbindet und das Leben angenehmer macht?

Doch dieſe plötzliche Veränderung! Der offenbare Vorſatz! dazu — das Lächeln, deſſen ſie Louiſa's Bruder würdigt, und den Triumph in ſeinen Mienen, was kann dieſes bedeuten? von Vertrauen auf ſich ſelbſt, mit brennenden Begierden, unerſchüttert von allen den Beſorgniſſen, welche die wahre Delikateſſe erregt, glaubt er bei heftiger Leidenſchaft und einem unerträglichen Stolze, daß er liebt. Aber er kennt nicht die Unruhe, das Beben, die Fieberſchauer und Fieberhitze der Liebe.

Ich kann meine jetzige Quaal nicht aushalten. Eine Erklärung muß dieſer ganzen Lage ein verzweifeltes Ende machen. Warum zögre ich denn? Ich Feiger! Die ſchlimmſte Folge iſt ja nur Verzweiflung. Und was iſt Verzweiflung gegen unſre ärgſte Feindin, die Ungewißheit? Was verſtehe ich unter dem

Worte Verzweiflung? Sollte ich, wenn ich verworfen werde, meine Pflicht verlaſſen, in mir ſelbſt verſinken, in meiner Niedrigkeit dahin ſchmachten wollen? oder feige meinem Leben ein Ende machen? Gewaltſam zernichten, was zum Nutzen Anderer erſt gebildet werden ſollte? — Wie konnten dieſe hölliſchen Gedanken in meiner Seele Eingang finden? — Ich ſollte ein ſo nichts bedeutendes Geſchöpf ſeyn? — Nein! — Die Verzweiflung iſt etwas ſo Verwirrtes, etwas Schreckliches, ich weiß ſelbſt nicht was. Sie kann mich wohl faſſen in düſtern Augenblicken der Quaal; aber halten ſoll ſie mich nicht. Ich will ſie abwerfen. Ich will meinem Schickſal entgegen gehen.

Die Wolken thürmen ſich; der Sturm nahet; ich höre in der Ferne den Donner rollen; er nimmt dieſen Weg; er zielt nach mir; er wird ſogleich losbrechen! Nun ſo ſey es. Verleihe mir nur den Geiſt eines Mannes, und ich will ſeiner Wuth trotzen. Bin ich aber nur ein armſeliger Prahler, glaube ich an die Tugend nur halb, oder bin ich tugendhaft nur in Worten, ſo mag das ſchwache Opfer ſeinen gerechten Fall erleiden.

Ich kann meine Quaal nicht aushalten! Ich kann nicht, weil es einen Weg giebt, ſie zu endigen. Es ſoll geſchehen.

Ich erröthe, wenn ich dieſes überleſe, wenn ich die Rhapſodien meines erſchütterten Geiſtes ſammle! Ich Unſinniger! Aber ſo geht es immer. Ein Tag verſtreicht nach dem andern mit Ueberlegen, Tadeln, Zweifeln, Wünſchen, Meinen und Verzweifeln, eines um das Andre.

Noch einmal, wo ſteckt hier das Unmögliche? — Worin beſtehet es? — Sind wir nicht beide menſchliche Weſen? — Welches Naturgeſetz hat ſie über meine Hoffnungen erhoben? — Was iſt Rang? Wiegt er Ueberlegenheit des Geiſtes auf? Giebt es denn noch eine Ueberlegenheit? — Bin ich nicht ein Menſch? — Und wer iſt mehr? Haben die Titel eine Würde verdient durch irgend einen Beweis ausgezeichneter Tugend? Waren dieſe Würden nicht Zufälligkeiten, woran die Eigenthümer keinen Theil hatten, die ſie meiſt nicht verdienen? Soll man die Hoffnung ſo beugen und ertödten, und darf ich es nicht wagen, das erſte, das unveräußerliche Recht des Menſchen, die Gedankenfreiheit geltend zu machen? Ich ſoll nicht den wahren Grund dieſer hohen Diſtinktionen unterſuchen, auf welche die Beſitzer ſo ſtolz ſind?

Dieſer Clifton! — Du weißt nicht, wie er mich behandelt. Und kann ſie dieſe Ungerechtigkeit billigen, unterſtützen? — Gewiß nicht! — Doch iſt nicht jedes Lächeln, jedes Geſpräch, jeder müßige Augenblick ihm geweihet? Flieht ſie mich nicht, bringt ſie mich nicht außer Faſſung, macht ſie mir nicht unaufhörlich Vorwürfe durch ihr Stillſchweigen und ihr abgewandtes Auge?

Noch einmal, das muß und wird ein Ende nehmen! — Ich habe Dir dieſes nur zu oft wiederholt; aber mein nächſter Brief ſoll Dir beweiſen, daß ich mich wirklich entſchloſſen hatte.

F. Henley.

Vierzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Es hat ſich in dieſer Gegend ein Vorfall ereignet, der zum allgemeinen Gegenſtande des Geſprächs geworden iſt. Ein Mädchen aus einem vornehmen und reichen Hauſe hat Neigung für einen jungen Mann von ungewöhnlicher Gelehrſamkeit, Wiſſenſchaft und Genie gefaßt; aber der Mann macht Profeſſion von Muſik. Auch hatte ihm dieſe Kunſt zuerſt den Zutritt in ihr väterliches Haus verſchafft. Die liebenswürdigen Eigenſchaften des Lehrers machten ihn von ſeiner Schülerin geliebt, und durch das Vergnügen ſich ſo geſchätzt, begünſtigt zu ſehen, wurde der Geliebte bald zum Liebhaber. Die beiden Liebenden machten nun den Plan zur Entweichung, waren auch ſchon auf dem Wege ihn auszuführen, aber ſie wurden unglücklicherweiſe eingeholt ehe ſie noch die Gränzen des Königreiches überſchritten hatten.

Der Muſiker ſah ſeine perſönliche Gefahr ein, entkam ſeinen Feſſeln durch Liſt, und ſetzte ſich in Sicherheit. Aber die Lady wurde zurückgebracht; und es iſt nach der Strenge der Franzöſiſchen Geſetze, und der vermeinten Abſcheulichkeit dieſes Verbrechens, hier zu Lande für ausgemacht angenommen, daß der Mann, im Fall man ſeiner mächtig geworden wäre, ohngeachtet ſeiner Talente und ſeines großen Rufs das Leben verloren haben würde.

Ich habe dieſer Begebenheit nicht ſowohl um ihrer ſelbſt willen erwähnt, meine liebe Louiſa, als vielmehr in Beziehung auf meinen jetzigen Zuſtand. Wenn es anders wahr iſt, daß ſich die Liebenden eine Verirrung haben zu Schulden kommen laſſen, ſo konnte ich wenigſtens dieſer Verirrung, die ſo nahe mit der Tugend verwandt iſt, mein Mitleiden nicht verſagen; ich mußte die Sache der Angeklagten vertheidigen, und über die Barbarei ſo ungerechter, unmenſchlicher Geſetze klagen. Denn ſo viel iſt gewiß, daß ewige Gefangenſchaft hier für eine Begnadigung des Unglücklichen angeſehen wird.

In Einem meiner vorigen Briefe habe ich

Ihnen Sir Arthurs Unruhe erzählt; und bei dieſer Gelegenheit hat er es nun offenbar zeigen können, wie ernſt und groß dieſe Unruhe iſt. Er ſetzte ſich mir, als ich für die Liebenden ſprach, mit einer Art von Heftigkeit entgegen; behauptete, dieſes Verbrechen könne weder durch Verdienſt noch Genie aufgewogen werden; gab ſeinen Beifall laut zu erkennen für die heilſamen Geſetze, welche ſolchen Frevelthaten zuvorkommen, und die Ehre adelicher Familien vor jedem Angriff ſchützen; bedauerte den Mangel ähnlicher Geſetze in England; und ſprach über das Betragen der jungen Dame mit einem Grade von Bitterkeit, der ihm ungewöhnlich iſt. Kurz, man konnte in dieſem ganzen Geſpräche die Abſicht nicht verkennen, mich zu warnen, und mir ſeine Meinung über dieſe Materie deutlich zu erklären.

Wäre ich nicht vorher von der Unmöglichkeit einer Verbindung zwiſchen mir und Frank Henley überzeugt geweſen, ſo hätte mir jetzt wenigſtens kein Zweifel mehr übrig bleiben können; wenigſtens ſehe ich nun, daß ich dadurch die Glückſeeligkeit meines Vaters und meiner Familie aufopfern würde, daß ich nicht nur jeden Anſpruch auf Liebe und

Zuneigung von dieſer Seite aufgeben, ſondern ewige Vorwürfe und unvertilgbaren Haß erwarten müßte.

Schon vor dieſer Unterredung war ich über den Zuſtand meiner eignen Seele, und über die wahrſcheinliche Lage Frank Henley's ſehr traurig, und dieſe verdrießliche Unruhe wird nun noch immer größer.

Noch einmal, Louiſa, das muß nun recht bald ein Ende nehmen. Ich kann es nicht länger ertragen. Ich muß meine vorige Feſtigkeit wieder erlangen. Mein halb wankender Vorſatz iſt nun unwiderruflicher Entſchluß geworden. Ich kann nicht, darf nicht in Bedenklichkeiten leben. Mein Vater und meine Familie können nicht das Opfer meines Nachgrübelns über Wahrſcheinlichkeiten werden. Frank iſt der verdienſtvollſte Mann, den ich kenne; und es iſt allerdings überaus ſeltſam, den verdienſtvollſten Mann, als Freund meines Lebens, als mein beſſeres Selbſt, als meinen Gemahl verwerfen müſſen. Dieſe unvernünftige Handlung kann nicht den Namen einer Pflicht verdienen. Ja, Louiſa, ich zweifle nun nicht mehr. Ich muß und will auf meinem Entſchluſſe beharren.

Armer Frank! Einen ſo edlen Karakter ungerecht behandeln, ein ſo groſsmüthiges Herz verkennen, ſo unerreichtem Verdienſte mit Kälte begegnen müſſen — — das iſt in der That ein niederſchlagender Gedanke! Aber dies finſtere, unwiderrufliche Geheiß der Nothwendigkeit will Gehorſam. Die Welt iſt ungerecht, iſt grauſam, kalt; nicht ich! Mein Herz weiß nichts von dieſem Betragen; es wendet ſich mit Abſcheu hinweg!

Der Himmel erhalte meine Louiſa und ihre tiefe Klugheit, die ſie vor jener zu feinen Empfänglichkeit bewahret! Möge der Genius der Standhaftigkeit ſie nie verlaſſen, und möge auch ſie niemals mich verlaſſen! Ihre arme

A. W. St. Ives.

Ein und vierzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Endlich, liebe Loüiſa, iſt der Zauber gebrochen, und viele Dinge ſind zur Sprache gekommen. Die Leidenſchaft mußte ſich endlich von ihren Feſſeln befreien; es war ein harter Kampf, aber die Vernunft hat den Sieg davon getragen.

Die Aenderung meines Betragens hat dieſe Wirkung hervorgebracht. Nicht, daß ich mir Beifall gäbe, im Gegentheil, dieſer Mangel an Feſtigkeit hat wenig Erfreuliches für mich. Ich habe ſogar einen finſtern Ernſt annehmen müſſen, um welchen es mir nicht ernſt war.

Ich will hiermit nicht ſagen, daß ich mich ganz falſch beurtheilt habe. Nein. Ich war keines Augenblickes froh, voll Begierde zu reden, oder ihn reden zu laſſen, und konnte es nur nicht dazu bringen. Ich klagte mich ſelbſt an, daß ich ihn zu trügeriſchen Hoffnungen verleitet hätte, und wollte dieſe vernichten. Kurz, ich war nicht ſo ſelbſtſtändig als ich hätte ſeyn ſollen, davon meine Briefe an Sie hinlänglich zeugen.

Mancher kleine Vorfall hat vorhergehen und mich unterſtützen müſſen, um dieſes Ueberſtrömen des Herzens und die darauf folgende Erklärung zu veranlaſſen. Des Morgens beim Frühſtück reichte mir Frank den Kuchen, von welchem ich gewöhnlich eſſe, und der immer wachſame Clifton bot mir in dem nemlichen Augenblick einen Teller mit Butterbrodt an. Seine Blicke zeigten, daß er den Vorzug verlangte. Ich wurde hierüber verdrießlich, und hielt einen Augenblick inne. Indem ſiegte der Grundſatz, den Frank durch keine Handlung aufzumuntern, und ich nahm Clifton's Butterbrodt an. Dieſes war für Frank eine neue Geringſchätzung, die er tief fühlte; er machte noch mit ziemlichem Anſtande eine Verbeugung, und ſetzte ſeine Teller hin.

Bald hernach verließ er das Zimmer, kam aber wieder, doch ohne daß er bemerkt wurde.

Die junge Gräfinn hatte das Frühſtück zu ſich genommen, und ging an ihre Toilette, wo einige Gentleman's ſie erwarteten. Sie hatte eine Tabatiere von beträchtlichem Werthe bei mir gelaſſen, und ich hatte ſie aus Vergeſſenheit noch nicht abgegeben. Mit einem male beſann ich mich, und rief in einem mir gewöhnlichen fröhlich ſpottenden Tone — »Herr! wo ſind meine Ritter alle? Ich »brauche einen Bothen.»

Clifton hörte mich, und Frank ſtand ganz unerwartet mir zur Seite. Wenn ich das gewußt hätte, ſo würde ich nicht ſo gedankenlos geſprochen haben. Frank trat hervor und verbeugte ſich. Clifton rief — »Hier »ſtehe ich bereit, ſchöne Lady, ihre Gebote zu »vollziehen.»

Da war ich wieder einmal in Verlegenheit. Nach einem kurzen Nachdenken ſagte ich — »Nein — ich habe mir's anders »überlegt.»

Frank trat zurück; aber Clifton trat hervor, und antwortete mit ſeiner gewöhnlichen Laune — »Ja, ja! ich habe den ganzen »Morgen noch keine halbe Krone geſehen, »und ſoll nun vom Verdienſte weggejagt »werden!» Ich hatte es ihm abgeſchlagen, aber ich ſahe eine ſehr ernſthafte Miene im

Hinterhalte, und antwortete in dem nemlichen Tone — »Nun gut, mein lieber Mann! da »iſt die Tobacksdoſe, bringt ſie der Gräfin, »ſie wird ihr fehlen; aber nehmt Euch in »Acht. Geht vorſichtig damit um, ſonſt »kommt Ihr aus meinem Dienſt. Auf dem »Deckel iſt ein ſchönes Gemälde mit Dia»manten beſetzt. Merkt Euch das!»

Dieſer Tag ſchien ordentlich zur Quaal für Frank beſtimmt. Er las eben der Gräfin zu Gefallen einige Auftritte aus König Lear, die er auch wirklich mit einem Ausdrucke in Ton und Bewegung vorträgt, der über allen Glauben hinreißt, als ich hinein trat und ihn unterbrach. Sie hatte mich ſchon ſeit einigen Stunden zu ſehen gewünſcht. »Wie werden wir den Abend zu»bringen? Die Gegend iſt ſo öde! Seit »zwei Tagen iſt kein neuer Beſuch angekom»men! Wollen wir einen Tanz veranſtalten?» Ich willigte ein, und ſie entfernte ſich ſogleich, um es den übrigen Gäſten zu melden.

Ich folgte; Frank ging mir nach, und fragte mich mit zurückgehaltenem Unwillen, als ob er ſchon eine abſchlägige Antwort ahndete, ob er das Vergnügen würde haben können,

nen, mit mir zu tanzen. Aus ſeiner ganzen Art mit den vorhergegangenen Umſtänden zuſammengenommen, errieth ich ſeine Frage, noch ehe er ſie ausgeſprochen hatte, und gab ihm die Antwort: »Ich habe eben verſprochen, mit Clifton zu tanzen.« Wirklich hatte ich auch daran gedacht.

Mſtr. Clifton, Madame!

Ja —

Sie — Sie —

Ich habe Clifton nicht geſehen? meinen Sie; wohl wahr — ich ſagte auch bloß: ich hätte verſprochen; mir ſelbſt habe ich es verſprochen.

Der arme Frank konnte ſich nicht länger zurückhalten; »ich ſehe wohl, Milady, ſagte er, ich werde verachtet, und ich verdiene Verachtung; ich ſuche ſie ja auf, ich dränge mich darnach, und ſie iſt mir auch in vollem Maaße geworden — Doch warum? — Was habe ich gethan? — Woher dieſe plötzliche Veränderung? — So kann denn auch Niemand dem falſchen Schimmer widerſtehen, der ſo viele irre führt! — Aber gewiß, Madame, die Gerechtigkeit gebührt mir eben ſo wohl als ob mein Name Clifton wäre. Verachten

Sie mich, ſtoßen Sie mich von ſich, wenn Laſter, wenn Schändlichkeiten mich niederträchtig machen. Aber bis dahin hätte ich doch wohl hoffen dürfen, von einer Perſon nicht bis in den Staub gedemüthigt zu werden, die ich für die ſanftmüthigſte, würdigſte und gerechteſte hielt!

Ein harter Vorwurf, und ich fürchte, ein nur zu gegründeter. Es kommt Geſellſchaft. Es thut mir ſehr leid, daß ich Ihnen nicht ſogleich antworten kann.

Ich kann viel ertragen, nur nicht ein Leben unter ſolcher Quaal. Darf ich auch auf die Gunſt nicht Anſpruch machen, Madam, daß Sie mich eine halbe Stunde anhören?

Sehr gern. Ich wünſche es ſelbſt. Kommen Sie nach dem Mittagseſſen auf mein Zimmer.

Clifton kam, und las ohne Zweifel in unſern Mienen, daß hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen war; aber ſeine Einbildungskraft nahm eine ganz andere Wendung, da ich ihm erzählte, daß ich eben dem Herrn Henley geſagt hätte, ich ſey für den heutigen Abend mit Clifton engagirt. Er dankte mir, und konnte die Freude in Worten und Geberden nicht verbergen. Er wäre in derſelben Abſicht hierher gekommen, ſagte er, ſobald er von dem Tanze gehört hätte. Doch ſahe er immer Frank an, als fände er es ſehr ſonderbar, daß ich mich herablaſſe, dieſem Menſchen von meinen Gedanken und Verſprechungen Rechenſchaft zu geben.

Die Zeit zum Mittagseſſen kam, und wir ſetzten uns zu Tiſche. Aber wir waren zu unruhig um mit Appetit eſſen zu können, ſowohl Frank als ich. Er ſtand zuerſt von der Tafel auf, um den Anſchein zu vermeiden, als ob er mir folgte. Seine Delikateſſe verläugnet ſich nirgends. Ich ergriff die erſte Gelegenheit zum Weggehen, Frank war im Augenblick bei mir, und das verabredete Geſpräch ſollte angehen. Wir waren beide ſehr voll, und es ſchien unſern beiderſeitigen Empfindungen angemeſſen, daß ich zuerſt reden mußte.

Ich habe ſehr ernſthaft über das nachgedacht, Frank, was Sie mir dieſen Morgen ſagten.

Wollte der Himmel, Sie könnten es vergeſſen, Madam!

Warum das?

Ich war ungerecht! Ein Wahnſinniger! Ein eitler Thor! ein Idiot! — Vergeben Sie mir dieſe rohe Heftigkeit, aber ich kann nicht ſo willig ſeyn, mir ſelbſt zu vergeben, daß ich eine Perſon anklagte, die —! Ich kann meine Gefühle nicht ausſprechen! — ich habe mich ſelbſt verlaſſen! — ich bin nicht mehr ein Geſchöpf der Vernunft, ich bin ein Kind der Leidenſchaft! — In meinem Geiſte herrſcht Unruhe, kein Zuſammenhang!

Sie thun ſich ſelbſt unrecht. Fehler werden von beiden Seiten begangen; ja ich verdiene ſogar noch mehr Tadel. Ich fühle meinen Irrthum wohl; es thut mir ſehr wehe — ich war in der That — ich merkte wohl, daß Sie Hoffnungen Raum gaben, die nicht in Erfüllung kommen können, und —

Nicht können, Madam?

Niemals! — Ich ſehe, Sie glauben ſich verachtet; aber mit Unrecht, Frank, mit großem Unrecht.

Ich befinde mich in einer ſo zerſtörten Gemüthslage, durch die gränzenloſe, abgeſchmackte Thorheit, mit welcher ich Sie dieſen Morgen ungehört anklagte, daß ich in meinem gegenwärtigen Zuſtande meine Sache gewiß nicht vertheidigen könnte. — Doch ich will ein Mann ſeyn. — Ihre Worte, Lady, waren — nicht in Erfüllung kommen können. — Dieſes waren ihre letzten Worte? —

Dieſes waren meine letzten Worte.

Erlauben Sie mir die Frage: iſt es meine Figur —?

Nein — gewiß nicht. Der Gedanke an Figur wäre mein letzter. (Sie wiſſen, Louiſa, wie wenig Frank's Figur zu verwerfen iſt, wenn auf dieſen Punkt etwas ankäme.)

Sie ſchmeicheln nicht, Lady, und Sie haben es für ſchicklich gehalten, mir bei mancher Gelegenheit Ihren Beifall über meine Sitten und den Grad meiner Bildung zu bezeigen.

Und doch habe ich mein Gefühl niemals völlig ausgedrückt! — Niemals! —

Nun denn, Madam, wo ſoll ich hier die Unmöglichkeit finden? worauf beruht ſie? Die Welt kann klein von mir denken, weil mir Vorzüge fehlen, die ich ſelbſt nicht achte; aber Sie ſollten ſich mit der Welt zu dieſem ungerechten Urtheil vereinigen?

Ich kann nicht klein von Ihnen denken.

Ich habe keine Titel. Ich bin nach dem Ausdrucke der Stolzen ein gemeiner Menſch; der Sohn eines Mannes, der ohne alles Vermögen in die Dienſte ihrer Familie trat, und ſich darin zu meinem großen Leidweſen bereichert hat. Lieber wollte ich Hunger leiden, als ein üppiges Leben der Liſt, der Schmeichelei, dem Geitze verdanken, und wenn ich in Anſehung meiner Familie über irgend etwas erröthe, ſo iſt es hierüber; aber der Wunſch hochgeboren zu ſeyn, iſt mir entweder zu hoch, oder — zu niedrig.

Sie verwechſeln zwei Dinge mit einander, oder vielmehr: Sie trennen zwei Dinge nicht genug von einander, die in der That ſehr verſchieden ſind: was ich von Ihnen denke, und was die Welt von mir denken würde, wenn ich Sie zu Hoffnungen aufmuntern wollte, die ich, Ihrem Wunſche zufolge, begünſtigen ſollte.

Ihre Handlungen, Madam, ſind redende Beweiſe, wie ſehr und wie richtig Sie auf das Urtheil der Welt nicht zu achten wiſſen.

Aber ich achte wohl auf die Wirkungen, welche dieſes Urtheil auf die Glückſeeligkeit meines Vaters, meiner Familie, meiner ſelbſt und, wenn ich heirathen ſollte, meines künftigen Gemahls haben könnte.

Wenn Wahrheit und Gerechtigkeit reden, ſo ſollten auch dieſe Rückſichten hintangeſetzt werden.

Ohne Zweifel.

Kennte ich auf dieſer weiten Erde einen Mann, der für Ihre edlen Eigenſchaften, für Ihre hohe Tugend tiefern Sinn, ein feineres Gefühl hätte, als ich habe, der vertrauter mit allen Ihren Eigenthümlichkeiten wäre, oder ſie ſorgfältiger und beſſer ergründen, ihnen mehr nacheifern, ſie vortheilhafter benutzen würde, ſo ſetze ich Vertrauen genug in mich, um mit Grund der Wahrheit von mir behaupten zu dürfen, daß ich ſogleich jedem fernern Wunſch ohne Reue entſagen könnte. Aber, wenn ich an die Vereinigung zweier Seelen denke — an die Verſchwiſterung —! es fehlt mir an Sprache, Madam —!

Ich verſtehe Sie.

Wenn ich über die neidenswerthe, bewunderungswürdige Glückſeeligkeit nachdenke, in deren Beſitz uns die gegenſeitige Uebung in der großen Sache der Tugend ſetzen müßte, ſo wird mir der Gedanke, dieſer Seeligkeit entſagen, dieſe Pflicht gegen mich und die Welt hintanſetzen zu müſſen, zu unaushaltbarer Quaal.

Ihre Idee, für die Sache der Tugend zu leben, gewährt mir viel Vergnügen; ſie ſtimmt ſehr zu der meinigen; aber ob dieſe große Sache durch unſre Verbindung beſördert würde oder nicht! Das iſt eine Frage, die wir nicht entſcheiden können; und die Wahrſcheinlichkeit iſt ſogar für die verneinende Antwort. Erfahrung und Beobachtung geben mir Grund zu glauben, daß eine ſehr große Uebereinſtimmung zweier Menſchen, eine zu willige Nachgiebigkeit für jeden kleinen Wunſch der Seele ſchädlich wird. Unſer Geiſt will Widerſtand, um ſeine Schnellkraft zu behalten, und größere Stärke zu erlangen.

So wollten Sie denn einen Mann heirathen, den Sie verachten müßten?

Nein, nicht verachten. Wäre ich ganz ſo, wie ich gern ſeyn möchte, ſo würde ich gewiß Niemand verachten. Ich würde mich bemühen, den Unwiſſenden zu belehren, und den Irrigen zurückzuführen. Doch will ich Ihnen ſagen, von welcher Art mein Ehemann ſeyn müßte. Vor allen Dingen müßte er ein ſolcher Menſch ſeyn, daß kein Vorurtheil, kein Mißverſtändniß irgend einer Art, die Welt, daß heißt, die Menſchen in der Welt, welche mich zunächſt umgeben, verleiten könnte, klein von ihm zu denken. — Soll der Gedankenloſe, der Einfältige, der Verworfene durch mein Beiſpiel ſein eignes unanſtändiges Betragen rechtfertigen können? — Das können Sie nicht wünſchen, Frank! — Auch iſt das nicht einmal die beunruhigendſte Furcht — Meine Freunde! — Meine Verhältniſſe! — Mein Vater! — Den Vorwurf eines Vaters begegnen, daß man ſeine Familie entbehrt habe — das wäre ſchrecklich; aber unter ſeinem Fluche leben, ihn verdienen müſſen, dafür bewahre mich der Himmel!

Dürfen wir es denn niemals wagen, falſchen Begriffen entgegen zu arbeiten? Muß ein Geiſt, den die Wahrheit erleuchtet, ſich auch dem Irrthum als ein ewiger Sklave unterwerfen? — Iſt denn der Fluch des Vorurtheils ſo ſchrecklich? Sind nicht die Weiſeſten und Beſten von jeher von der Unwiſſenheit verflucht worden? —

Auch iſt es nicht der Fluch, den ich ſchrecklich finde, es iſt der quaalvolle Zuſtand der

Perſonen, welche dieſe Flüche ausſtoßen! — Und dieſe Quaal iſt nicht die Plage eines Augenblicks, eines Tages; es ſind martervoll verlebte Jahre! — Sein Kind, ſein geliebtes Kind, dem ſeine Hoffnung und ſein Herz vertraute, in dem er ſchon den wohlthätigen Einfluß des kindlichen Gehorſams ſah, und die ganze Kraft der Tugend, und die reinen Ergießungen der Zärtlichkeit — dieſes Kind hat ihn verlaſſen, gefühllos verlaſſen, in unausſprechliche Schmerzen geſtürzt, auf ewig entehrt; ſein Name iſt der Beiname der Sünde geworden: und er wird geſchmäht für den Fehltritt Einer, die ſich ſeinen väterlichen Träumereien als fehlerfrei gemalt hatte; und verhöhnt in der Geſellſchaft um ihrentwillen, mit welcher er ſich brüſten wollte — und dieſes Kind bin ich!

Wäre dieſer Zuſammenfluß von Schreckniſſen etwas mehr als eine Geburt ihrer Einbildungskraft, ſo hätten Sie allerdings Recht, Madam. — Aber ich habe ernſtlich darüber nachgedacht, und ſehe ein, daß hier Ihre Tugend Sie ſelbſt auf Abwege leitet. Es wäre keine Quaal, gewiß keine, noch viel weniger eine ewige. — Im Gegentheil, Madam, ſo arm und klein ich auch in der Achtung dieſer Welt voll Anmaaßung bin, ſo behaupte ich dreiſt, das wäre das geringere, bei weitem nicht das zu fürchtende Uebel.

Sie irren! gewiß, Frank, Sie irren! — Die Furcht vor Armuth, das Hohngelächter der Welt, die Schande ſelbſt — wären alle dieſe Uebel nur mir aufgelegt, ſtürmten ſie bloß auf mich herein, ich könnte ſie verachten. Aber meinen Vater ſo darniederzubeugen, und mit ihm jedes Weſen, das mich liebt, und ſelbſt Sie! — das kann nicht geſchehen! — das darf nicht geſchehen! —

Ich ſehe zu meinem Unglück, Madam, daß ſich die Furcht Ihrer Seele ganz bemeiſtert hat. Sie erblicken Phantome. —

Nein, nein — nicht Phantome; wirkliche Weſen oder Gedanken, die ihren Grund nur in der Vernunft haben! — Was habe ich denn für Einfluß auf die Welt, wenn ich meine Freunde und Familie ausnehme? Und ſoll ich dieſem ganzen Einfluſſe entſagen, dieſer einzigen Gelegenheit Gutes zu thun, um meinen eignen Leidenſchaften zu ſchmeicheln, um von meiner Familie verworfen zu werden, und von der Welt, in der ich ſo gern als ein

Beiſpiel zur Nachahmung lebte? —— Meine Familie und die Welt haben Vorurtheile, ſind ungerecht; ich weiß es. Aber wie iſt dem abzuhelfen? Können wir Wunder bewirken? Werden ihre Vorurtheile auf unſer Geheiß verſchwinden? — Ich habe ſchon ein ſehr wichtiges Verhältniß tief beleidigt, den Lord Fitz-Allen, der mir einem Pair empfahl, welchem ich eine abſchlägige Antwort gegeben. Er iſt mein Onkel von mütterlicher Seite; ſtolz, partheiiſch, unverſöhnlich. Nach dieſer abſchlägigen Antwort war ich noch immer die Einzige in unſrer Familie, die er ſich genau merkte. Er prophezeihte, ich würde unſerm Hauſe Schande bringen; und hierauf erwiderte ich kühn, ich würde den Namen St. Ives gewiß niemals entehren. — Ich ſagte dieſes ganz in dem Sinne, welchen der Adel gewöhnlich in dieſe Worte legt. — Nehmen Sie alles dieſes zuſammen. — Seyn Sie feſt, gerecht gegen ſich ſelbſt und auch gegen mich! — Wahrhaftig, Frank, wahrhaftig! Mein Herz ſpricht nicht gegen dieſe Verbindung; mein Verſtand iſt es; es ſind Grundſätze; es iſt der Entſchluß, nichts zu thun, das meine Vernunft mißbilligen dürfte. — Vereinigen Sie ſich mit mir, Frank. — Entſchließen Sie ſich. — Geben Sie mir ihre Hand darauf. — Laſſen Sie uns der Welt kein Beiſpiel geben, das zwar an und für ſich ein gutes, und wegen ſeiner tugendhaften Zwecke ein nachahmungswürdiges wäre, das aber, nach der Außenſeite beurtheilt, welche ja die Welt allein ſieht, unter unſern Umſtänden, den Namen eines Verbrechens verdienen würde.

Meine Hand und mein Herz, Madam, gehören ewig Ihnen, und dieſes Herz ſehnt ſich darnach, der Welt ein Beiſpiel zu geben, das an Größe und Erhabenheit das Ihrige weit hinter ſich läßt! — Dieſe Gelegenheit iſt die Erſte und wird die letzte ſeyn, wo ich reden darf. — Ich leſe mein Urtheil. — Ertragen Sie mich nur, bis ich meine Gedanken und Empfindungen eröffnet habe. — Die Leidenſchaft, welche mich beherrſcht, gleicht der gewöhnlichen Liebe ſo wenig, als Tag der Nacht, Grazie der Mißgeſtalt, oder Wahrheit der Lüge. Nicht Ihre Schönheit, Madam, ſo ſehr ſie mich bezaubert, iſt der Gegenſtand meiner Liebe. Wenigſtens liebe ich ſie nur als einen vortreflichen Theil des göttlichen Ganzen. Allein ich wage es, mich zu Ihrem andern, beſſern, überirrdiſchen Selbſt emporzuheben. Ich mache Anſpruch auf Verwandtſchaft der Geiſter, und ich erkläre noch einmal, daß ich in dieſem Anſpruche ein Recht finde, wogegen alle falſchen Diſtinktionen der Menſchen verſchwinden. Denken Sie alſo, Madam, ich beſchwöre Sie, denken Sie nach, ehe Sie entſcheiden. — Wenn die Vereinigung zweier Menſchen, deren reine Liebe auf der untrüglichen Ueberzeugung von ihrer gegenſeitigen Würdigkeit gegründet, den Himmel auf Erden wirklich erwarten läßt, von welchem die Welt ſo oft vergebens träumt; deren Geiſt, von dem gleichen Eifer beſeelt, das Vortrefliche zu erreichen und zu verbreiten, mit der gleichen raſtloſen Thätigkeit arbeiten würde, die Irrthümer der Menſchheit zu verſcheuchen, und dann eben dieſen Geiſt der Wahrheit, eben dieſen ewigen Frieden, die nämliche Glückſeeligkeit, die nämlichen Tugenden, die ſie ſelbſt beſitzen, den Tauſenden um und neben ihnen mitzutheilen; die einander bewundern, beſeelen, nacheifern würden; deren Wünſche, Beſtrebungen und Grundſätze keinen andern Zweck anerkennen, als den größten von allen, das allgemeine Beſte; und nur begierig Freude zu verbreiten, ſich unvermerkt im Beſitz der Freude ſähen; wenn eine Vereinigung wie dieſe, den ſtrengſten Geſetzen der ewigen Wahrheit nicht gemäß iſt, oder wenn hier noch Gegengründe, Gefahren, Schreckenbilder etwas vermögen, ſo geſtehe ich, daß mir Gründe, Gefahren, Schreckniſſe, und die ewige Wahrheit ſelbſt gleich unbekannte Weſen ſind.

Wir hielten einen Augenblick inne. Ich war von der Schönheit, der Kraft und Größe ſeines Gemähldes wie gefeſſelt; und doch war es nur eine Erinnerung an das, was ich mir ſelbſt ſo oft mit lebhaften Farben geſchildert hatte. Ich hatte nur eine Antwort, und die gab ich ihm. —

Die Welt! — Meine Familie! — Mein Vater! — Ich kann dem Fluche eines Vaters nicht begegnen! — Wie! ich ſollte ihn in die Todesangſt ſetzen, ſein Kind verfluchen zu müſſen? — Die Einbildungskraft ſchaudert zurück vor dieſem Gedanken! — Ich kann nicht! — Ich kann nicht! — Das muß nicht geſchehen! — Dieſes Elend ſo klar vor Augen ſehen, und doch es aufſuchen, o das wäre ſchrecklich! ein unabſehbares Verbrechen!

Wir hielten noch einmal inne. — Er ſahe, daß meine Empfindungen zu ſtark, zu gehäuſt waren, um dem, was er hier Vernunft nannte, zu weichen. Es war um ſeine Beharrlichkeit geſchehen; alle Kraft der Beweisgründe verſchwand, und die Zärtlichkeit der Leidenſchaft trat an ihre Stelle. Der entſcheidende Augenblick, der Augenblick der letzten Anſtrengung war gekommen. Seine ganze Bildung verwandelte ſich in Züge, die jedes Herz erweichen müßten, und er fuhr fort.

Ich habe mich der Verläumdung des Laſters, dem Hohnſprechen der Unwiſſenheit, der Anmaaßung des Vorwitzigen, und den Schmähungen des Stolzen geduldig unterworfen; aber daß ich ſehen muß, wie meine größte Stütze ſich von mir abwendet, wie eine Zuflucht, die ich für ohnfehlbar hielt, ſich vor mir verſchließt; daß ich wahrnehmen muß, wie ein göttliches Weſen, deſſen wohlthätige Wirkungen auf mich ich ſchon zu verſpüren wähnte, mich nun überſieht, verwirft; ſich durch Meinungen ſtählt, gegen Gefühl, von welchem ich beide Herzen ſchon durchſtrömt glaubte; wie ſie, die ich von allen irrdiſchen Weſen mir am nächſten dachte, nun gegen mich auftritt, beſtimmt, beharrlich, un —

Ungerecht? — Dieſes Wort wollten Sie ausſprechen, Frank? — Gewiß nicht ungerecht! — O, gewiß nicht!

Und alle dieſe himmliſchen dieſe einnehmenden Herablaſſungen, worauf ich meine Hoffnungen gründete, waren Täuſchung? — könnten Täuſchung geweſen ſeyn? — Ich träumte bloß, daß Ihre Seele den edlen Wetteifer mit der meinigen beginnen wollte, da Stralen dieſes göttlichen Lichts die meinige erhellten? — War es nur eine Erſcheinung, — daß ich Sie die entzückenden Gedanken ausſprechen hörte — Sie könnten mich lieben, wenn ich Sie laſſen wollte?

Nein, es waren wirkliche Töne. Ich widerrufe kein Wort, keine Handlung. Bei Ihrer Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, Frank! Halten Sie mich nicht für unempfindlich gegen Ihre Tugend, für gedankenlos bei Ihrem Verſtande, für blind gegen den Geiſt, gegen das Verdienſt, dem ich keines an die Seite zu ſetzen weiß! — Nehmen Sie keine meiner Aeußerungen für Stolz, für niedrige Verkennung ihres Werths! Iſt wohl ein Tag vergangen, da dieſer Werth nicht auf mich gewirkt hätte? — Ungerecht gegen Sie? — oh! — Nein, nein, nein! — Mein Herz blutet bei dem Gedanken! — Nein! — Eben meine Liebe für Sie, meine Liebe für Ihre Tugenden, Ihre Grundſätze, und allein dieſe ſind liebenswürdig, hat mich ſo unbiegſam gemacht. Nur Schwäche könnte Sie mir noch theurer machen, als Sie mir ſchon ſind; nur ein Etwas, das weder Sie noch ich billigen könnten. Ich wünſche Ihnen alles Gute, oder vielmehr: alle Gelegenheit Gutes zu thun, die ſterblichen und unſterblichen Weſen Freude bringen kann! O daß meine Gebete mächtig genug wären, einen jeden Seegen des Himmels über Sie zu ergießen! — Sie lieben? — Ja! — Der bloße Gedanke wird zur Leidenſchaft. (Hier rollten mir Thränen die Wangen herab, ich konnte mich nicht länger halten, liebe Louiſa.) Wie können Sie an alle der Neigung zweifeln, welche die Tugend nicht verringern darf? Verdienen Sie ſie nicht? — O ja! — Sie lieben, in der Art als Sie es wünſchen, das muß ich nicht, darf ich nicht, ſollte ich nicht;

aber ſo wie ich darf, liebe ich Sie unendlich! Ja wohl, theurer, lieber Frank, ſo wie ich darf, unendlich.

Louiſa! — Tadle mich, wenn du willſt! — Aber ich küßte ihn! — Die Keuſchheit meiner Gedanken gab keinem Mißverſtändniſſe Raum, und die Reinigkeit der Abſicht heiligte die raſche That. Ein unternehmender Enthuſiasmus ergriff mich. Ich ſah den Kampf ſeiner Leidenſchaften, das Ringen nach dem Gipfel der Vortrefflichkeit. Ich wünſchte, den edlen Nacheiſer zu beſeelen, ihn zu überzeugen, wie ſehr die reine Liebe des Geiſtes verſchieden iſt von der niedern Liebe der Leidenſchaft, und ich küßte ihn! Ich finde überhaupt, daß ich aus jedem großen Affekte nur durch eine ungewöhnliche Handlung befreit werde. Vielleicht ſind Karaktere von einer gewiſſen Miſchung ſolchen ſchnellen und unwiderſtehlichen Ausbrüchen unterworfen, und ob man dieſe befördern, oder ihnen entgegen wirken ſoll? darüber bin ich noch nicht mit mir einig. Aber ſo unerwartet und ſeltſam auch die Handlung war, ſo erlaubte ſich doch Frank's würdige Seele keine falſche Auslegung. Mit allem Feuer der Leidenſchaft, das nur die Delikateſſe, welche ihn nie verläßt, noch mildern konnte, erwiderte er meinen Kuß, ſank dann auf ein Knie, und rief aus — Jetzt laſſen Sie mich ſterben! —

Nach einer augenblicklichen Pauſe antwortete ich — Nein, Frank! Leben Sie! Leben Sie zum Seegen der Welt und zur Ehre der Menſchheit!

Ich ging an das Fenſter, ſammelte mich, und ſetzte dann die Unterredung fort.

Ich hoffe, Frank, daß wir uns nun verſtehen, und daß dieſer erſte Kampf der Leidenſchaft, in welchem wir ihr vielleicht ſchon zu viel erlaubt haben, auch der letzte ſeyn werde.

Madam, wiewohl ich noch immer denke und fühle, mit der Gewißheit, welche mir die Ueberzeugung gewährt, fühle, daß Sie nach irrigen Grundſätzen handeln, ſo beharren Sie doch auf der Meinung, welche Sie für Wahrheit halten, mit ſo hoher, ſich ſelbſt verläugnender Standhaftigkeit und Tugend, daß ich ein verächtlicher Menſch wäre, wenn ich Ihnen nicht Beifall geben, wenn ich nicht darnach ſtreben wollte, Sie nachzuahmen. Sie haben

Ihren freien Willen, Sie verdienen es, nach Ihrem eignen freien Willen zu verfahren. Sie behaupten Ihre Grundſätze mit einer Feſtigkeit; Sie üben Ihre ſtrengſten Begriffe von Pflicht mit einer Größe aus, die ſich über das Menſchliche erhebt. Sie ſind entſchloſſen, auch in dieſen Umſtänden, die Vorurtheile Ihrer Familie und der Welt nicht zu beleidigen. Ich unterwerfe mich. Aber kein perſönlicher Schmerz ſoll mich berechtigen, den Poſten zu verlaſſen, worauf ich ſtehe, oder das Verbrechen zu beſchönigen, welches in der Vernachläſſigung meiner Pflichten liegt. Bis an das Ende meines Lebens werde ich ein Recht auf Sie zu haben glauben; aber ich werde Sie gewiß nicht mehr durch die Geltendmachung dieſes Rechtes ſtören. — Gewiß nicht mehr! — Es müßte denn ein neuer, ein unerwarteter Anſpruch ſich erheben, was ich doch nicht wahrſcheinlich glaube.

Er machte eine Verbeugung, und wollte gehen.

Warten Sie, Frank, ich habe Ihnen noch etwas zu ſagen. — Ich habe eine Forderung zu machen, die nach allem, was vorhergegangen iſt, gemeinen Seelen eine gefühlloſe, ſogar eigenſinnige Grauſamkeit ſcheinen müßte; aber Sie ſind ſolchen Mißverſtändniſſen nicht unterworfen. Denken Sie, wo und was Sie ſind; erinnern Sie ſich an die edelſten Endzwecke des Daſeyns, an die herrlichſten Beſtrebungen der Seele, und ſchlagen Sie denn meine Bitte ab, wenn Sie können. — Ich habe einen Entwurf gefaßt, und rufe Sie zu Hülfe. — Rathen Sie nicht?

Mſtr Cliſton, Madam —?

Ja.

Ich fürchte, der Entwurf iſt gefährlich. Ich weiß nicht, ob Selbſtliebe oder Durchdringlichkeit mir Grund zur Furcht giebt; aber ſagen muß ich ſie Ihnen. Ja, Madam, ich muß Sie warnen; ich muß Ihnen zu erkennen geben, daß ich in Cliſtons Leidenſchaften mehr Gewaltſames, mehr Beunruhigendes vermuthe, als ſelbſt in den Vorurtheilen Ihres Vaters.

Aber ſie ſind nur für mich beunruhigend. Und ſoll mich die Gefahr abſchrecken?

Wenn das Gute, welches Sie vorhaben, ausführbar iſt — gewiß nicht. Und was iſt dem Entſchloſſenen unausführbar?

Vielleicht nichts. — Aber es gehört ein großes, ein ungewöhnliches Streben, ein raſtloſer Eifer dazu?

Iſt ſeine Seele nicht eines ſolchen eifrigen Strebens würdig? Könnten nicht ſeine Talente der Wahrheit und Tugend ſelbſt Ehre machen?

Sie könnten.

Wollen Sie mir Ihren Beiſtand nicht verſagen?

Ich wollte nicht; ich wünſchte ſehr, Sie unterſtützen zu können; aber er läßt das nicht zu. Ich bin ihm zuwider; er hält es für eine üble Vorbedeutung, wenn er mich ſieht; er glaubt mich ſeinem Intereſſe entgegen.

Sie haben ſich immer für mich ſehr aufmerkſam, ſehr zuvorkommend bezeigt.

Soll dieſe Aufmerkſamkeit nun aufhören, Madam?

Sie ſoll gemäßigt werden; kalt, ohne Leidenſchaft, ohne Gefahr für Andere. — Ich muß nach meinen Grundſätzen eine Pflicht darin finden, den Talenten dieſes Menſchen ihre wahre Richtung wieder zu geben. Fehle ich, ſo falle die Schuld auf mich zurück. Ich bin noch jung; aber ſo mancher Mann hat mich ſchon gewürdigt, mir in der gewöhnlichen Sprache der Männer Bewunderung, Liebe, und ich weiß ſelbſt nicht, was alles, oder vielmehr er wußte nicht was, zu bezeigen; und doch habe ich außer Ihnen, Frank, nicht Einen gefunden, der mich zu ſolchen Hoffnungen berechtigte, wie Mſtr Cliſton. Er iſt der Bruder meiner Buſenfreundinn. Gewiß, Frank, es iſt ein würdiges Unternehmen. — Verbinden Sie Sich mit mir! — Nur Eines habe ich zu fürchten. — Cliſton iſt ſtolz, unbändig. Sprechen Sie dem Zweikampf Recht, Frank?

Nein, Madam.

Sie würden ſich alſo nicht mit ihm ſchlagen?

Niemals, Madam. Keine Aufforderung, auch nicht die Schande der Feigheit könnte mich zu dieſem Verbrechen verleiten.

Frank! — O vortreflicher, edler Jüngling!

Hier, Louiſa, mußte unſre Unterredung plötzlich abgebrochen werden. Die Geſellſchaft war von der Tafel aufgeſtanden, und wir hörten die Leute ſchon im Vorzimmer. Ich erſuchte ihn ſich zu entfernen, und er gehorchte ſogleich.

O! Louiſa! von welchem Gefühle war mein Herz voll, da er mich verließ! — Seine Ueberzeugung, daß ich nach falſchen Grundſätzen handle! — Bis an das Ende ſeines Lebens wird er ein Recht auf mich zu haben glauben! — Kann man ſich durch beſtimmtere, ſtärkere, treffendere Worte ausdrücken? — Wie ungerecht war ich gegen meine Sache! — Denn gewiß, irren kann ich hier nicht! — Es iſt betrübend, es iſt quaalvoll, o es iſt ſchrecklich, wenn ich daran denke! — Bis an das Ende des Lebens ein Recht haben? — Warum dachte ich nicht tiefer nach? — Ich hatte ein dunkles Vorgefühl von Furcht, daß ich fehlen würde! — Nur an mir liegt die Schuld, an meiner Sache nicht! — Ihm Unrecht thun! — Ungerechtigkeiten ihm erweiſen! — Nein gewiß, das hoffe ich nicht! — Wie! oder ſoll ich dem Schwachen und dem Thoren ein Beiſpiel mehr geben, wie man ſeinen Leidenſchaften nachgiebt, und ſeine Pflichten vernachläſſigt? — Ich? — Er hatte in ſeinem Geiſte einen Lieblingsgedanken genährt, und ich konnte erwarten, daß er ſich in einem Augenblick von ihm trennen würde? — Welche Angſt gleicht dem Gedanken, ihm Unrecht gethan zu haben! — ihm? — Noch einmal, liebe Louiſa, ich hoffe es nicht, ich kann es Ihnen und mir nicht genug wiederholen, daß ich es nicht hoffe. Nein, gewiß, ich thue ihm nicht Unrecht! — — —

Und der Kuß, Louiſa? That ich Unrecht oder nicht, daß ich ihm zeigte, wie aufrichtig ich ſeine Tugenden bewundere und liebe? War ich ſtrafbar, daß ich im höchſten Kampfe der Gefühle auf den Brauch der Welt ſo ganz und gar nicht ſah? Oder vielmehr — denn das iſt eigentlich hier die Frage — konnte dieſe Handlung irgend eine andere Wirkung zur Folge haben, als die, welche ich hatte hervorbringen wollen? Sie konnte es nicht. Auch — tadle mich wer da will! — auch bereue ich ſie nicht. Und doch, Freundinn, wenn Sie mir Unrecht gäben, ſo würde ich eine Angſt empfinden, die ich nicht gern verdienen möchte. Aber ſeyn Sie aufrichtig. Zwar darf ich Sie nicht erſt darum bitten; denn falſches Mitleid wird Sie nicht dazu verleiten, die Sache der Wahrheit zu verlaſſen.

Leben Sie wohl. — Ich bin nach dieſer Unterredung nicht ſo ruhig geworden, als ich zu werden wünſchte; aber zu jeder Zeit, in jedem Zuſtande glauben Sie mich ewig Ihre Sie innigſt liebende

A. W. St. Ives.

Zwei und vierzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Chateau de Villebrun.

Alles iſt verloren! — Jede Hoffnung verſchwunden! — Ich bin aus einem Traum erwacht, den Angſt und Freude wechſelsweiſe ſo erſchütternd gemacht hatten, daß er plötzlich aufhören mußte.

Auch das iſt noch nicht Alles. Es war nicht genug an dieſer gewaltſamen Erſchütterung. Zu dieſer Vernichtung aller meiner Hoffnungen mußten ſich noch die Angriffe der Unverſchämtheit und die Stiche des Schimpfs geſellen, die kein menſchliches Herz erdulden kann. — O dieſer Cliſton! — Doch — Geduld!

Erſt aber muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ich weiß es, daß ſie irrt; aber die Bewegungsgründe ihres Betragens ſind ſo rein, daß dieſer Irrthum ſelbſt liebenswürdig wird, und alle Kraft und Würde der Tugend annimmt. O welch eine Seele!

Ihre eignen Leidenſchaften, die Leidenſchaften Andrer unterwerfen ſich willig ihren Grundſätzen, ſobald ſie handelt und ſpricht. Ja Oliver, von einer Sache hat ſie mich wenigſtens überzeugt; ſie hat mich gelehrt, ſie hat es mich fühlen laſſen, was man für ein armſeliges Geſchöpf iſt, wenn man als Sklave ſeiner Neigungen ſeufzt.

Nicht daß ich ſie jetzt weniger anbete! — O mehr als jemals bete ich ſie an! Aber von nun an ſoll meine Anbetung ihrer ſelbſt würdig, und für mich nicht erniedrigend ſeyn. Von ihr habe ich gelernt, was wahre Liebe heißt; und dieſe Lehre bleibt meinem Herzen eingegraben. Sie kann perſönlichen Vortheil mit Gleichgültigkeit anſehen; aber mit der Entzückung eines Märtyrers ſchlägt ihr Herz für die Beförderung des allgemeinen Beſten.

Und ich ſoll mich nicht zu dem großen Beiſpiel erheben, mit welchem ſie mir vorgeht. Ich ſoll bewundern? nicht nachahmen?

Verachtet ſie mich denn? Verwirft ſie mich meiner ſelbſt wegen? — Nein! — Sie hat mir alle die Neigung zugeſtanden, von welcher eine Seele für die andre durchdrungen ſeyn kann! Und ſoll ich leiden, weil vielleicht ein andrer glücklicher ſeyn wird? — Und warum glücklicher? — Worin? — Iſt nicht die Verſchwiſterung der Seelen die erſte, dauerhafteſte Verbindung? Dieſe Verbindung iſt die unſrige! Keine Macht kann ſie trennen. Dieſe wird von ihr ſelbſt anerkannt; zu dieſer verſteht ſie ſich an jedem Tage, in jeder Stunde, mit jedem Wort, durch jede Handlung. Können meine Wünſche ſich noch weiter erſtrecken?

Oliver, ich bin ein Menſch; ich bin den Erſchütterungen, der Hinfälligkeit unſrer gebrechlichen Natur auch unterworfen! — Und doch iſt es in der That eine armſelige, eine niedrige Klage; ein thörichter, ein eitler Vorwand. Der Menſch iſt nur ſchwach, weil er ſich gern ſchwach fühlt. Erſt liebkoſt er die Ruthe, und dann bemitleidet er ſich wie ein Feiger, wenn er ſich ſelbſt Streiche damit verſetzt. Eine Raſerei, die ihm Vergnügen macht, nennt er unwiderſtehlich, und weint über die Wunden, die ihm ſein eigner Leichtſinn ſchlägt.

Aber dieſer Clifton! — Leſe, und ſage mir, wie ich handeln müßte. — Er hat mir einen empfindlichen Schlag verſetzt. — Ja, Oliver, und ich war zahm genug, dieſen Schlag willig aufzunehmen! —

In welchen unerträglichen Vorurtheilen lebe ich noch immer! Warum empört ſich mein Herz noch immer ſo gewaltig gegen die ſtrengen Forderungen der Tugend?

Ich hatte ſie eben verlaſſen, war eben um ſeinetwillen von ihr verworfen worden; ſie hatte mich aufgefordert, gemeinſchaftlich mit ihr ihn aus ſeinen Irrthümern zu reißen. Sie zeigte mir das Edle der Unternehmung, und hatte ſchon mit einem Theil ihres eignen göttlichen Feuers auch meinen Eifer entzündet. Ja, Oliver, ich kam von ihr mit einem warmen Herzen, voll Muth und Seele. Die ſtrengſte, die peinlichſte Entſagung war von mir gefordert worden; aber ſollte ich die Ausübung einer Pflicht zurückweiſen, weil ich mich ſelbſt bemitleide oder liebe? Nein. Dieſe Kleinlichkeit des Geiſtes iſt der Tod der Tugend. Ich verließ ſie mit glühenden Gedanken des Nacheifers für ihren Heldenmuth, und entbrannte vor Begierde ihm alle das Gute zu erweiſen, was in ihrem Entwurfe lag.

Er war am Ende des Vorzimmers, und

ſahe mich ihr Zimmer verlaſſen. Dies war genug, um alles Feuer ſeines hitzigen Sinnes anzufachen, und ſeine ganze Miene ſchlug Flammen. Er trat zu mir. —

So, mein Herr! Sie ſind vertraut mit dieſer Lady! Was haben Sie für ein Recht, ſich in ihre Zimmer zu drängen?

Wenn Sie ſelbſt mich verlangt, Sir, ſo habe ich allerdings das Recht mich auf ihre Zimmer zu begeben.

Sie ſelbſt verlangt! Das iſt nicht wahr!

Sir?

Das iſt nicht wahr, Sir!

Nicht wahr?

Ja, Sir. Und für eine Lüge muß man gezüchtigt werden!

Gezüchtigt? (Ich kann die Wahrheit vor mir ſelbſt nicht verbergen, Oliver; ich ging durch meine Thorheit ſeiner Unverſchämtheit entgegen — ich wiederholte das Wort — Gezüchtigt? Ich war wahnſinnig genug, hart an ihn heran zu treten, mit einer lächerlichen Miene der Verachtung. Er gab mir meine Worte zurück, und verſetzte mir plötzlich voll Unwillen mit dem Rücken ſeiner Hand einen Streich auf die Wange.)

Ja, Sir; gezüchtigt!

Dieſes raſche Betragen brachte mich zur Beſinnung. Ich fühlte nun, daß ich den Helden im Poſſenſpiel gemacht hatte, und entfernte mich ohne ein Wort zu ſagen.

Oliver, ich kenne nichts Quaalvolleres, als dieſes Ringen, dieſen Kampf der Leidenſchaft gegen den Vorſatz.

Ich ging einige Minuten auf und ab um mich zu ſammeln, und ſchrieb ihm dann Folgendes:

»Sir,

»Ich fühle jetzt das ganze Demüthige »meiner Lage; aber nicht durch Ihren »mir verſetzten Streich; denn dieſe Hand»lung hat mich zu mir ſelbſt gebracht: »demüthigen konnte ſie mich nicht. Kein »Menſch kann den andern erniedrigen; »mit ſich ſelbſt kann man es wohl, und »das haben Sie gethan. Ich habe »nur gefehlt, daß ich wenige Augenblicke »dem Antriebe der Leidenſchaft nachgab. »Glauben Sie, daß ich Sie fürchte, ſo »mögen Sie immer bei dem Glauben »bleiben, bis ich Ihnen zeigen werde, daß »meine Zurückhaltung ganz andre Bewe-

»gungsgründe hat. Nur aus Feigheit »würde ich Sie ſchlagen; aber der wahre »Muth lehrt mich Ruhe und Gelaſſenheit, »wenn die Welt mich feige ſchilt, und »Abſcheu vor der niedrigen, abſcheulichen »Handlung, einem Menſchen das Leben zu »rauben. Ich wünſchte Ihre Freundſchaft »zu ſuchen, und auch jetzt noch will ich »Sie nicht fliehen. Die Welt mag mich »für feigherzig halten; aber halten Sie »mich dafür, wenn Sie können. Ich »will unter dieſen vermeintlichen Vorwürfen leben, und mein ganzes Betragen ſoll zeigen, ob ich aus Furcht oder »aus Ueberzeugung ſo lebe. Ich vergebe »Ihnen, Sir, und überlaſſe es Ihnen, »Sich ſelbſt zu vergeben.

F. Henley.

Dieſer Brief beruhigte mein peinigendes Gefühl. Doch bin ich noch ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt. Soll ich ſo leicht gereitzt werden können? Wahr iſt es, ich hatte eben einen erſchütternden Auftritt verlaſſen, der mich wohl außer Faſſung bringen konnte.

Was das Schlimmſte iſt, ich bin kindiſch genug, um mich manchmal darüber zu grämen, daß ich einen Schlag bekommen habe! Und warum? In vielen Gegenden, ſelbſt in meinem Geburtsort, bei der Klaſſe Menſchen, worunter ich geboren bin, iſt dieſes keine Schande, oder eine unbedeutende — Schande? Ungereimtheit! — Feigheit! — Mord! — Wäre Eitelkeit je erlaubt, ſo könnte ich eitel werden, wenn ich die Gefahr betrachte, der ich mich in dieſem Augenblicke und in mehr als einem ſchon ausgeſetzt habe.

Recht gut, Oliver. — Ich hoffe, dieſe Unruhen ſind vorüber. Du wirſt von nun an eine beſſere Meinung von mir haben.

Ich theile Dir alle meine Gedanken mit. Wenn die Erfahrungen, welche ich durch mich ſelbſt anſtelle, auch Dir von Nutzen ſeyn können, ſo haben meine Briefe den größten Nutzen, den ich erwarten kann.

F. Henley.

Drei und vierzigſter Brief.

Coke Clifton an Gay Fairfax.

Chateau de Villebrun.

Dein letzter Brief hat mir viel Vergnügen gemacht, lieber Fairfax. Billigen muß ich Deine ſehr wahre Bemerkung: »daß ſolche »Burſchen nicht einen Augenblick Aufmerkſamkeit verdienen, daß ich ſie verjagen müſſe, »wie Fliegen, wenn ſie die Frechheit haben »ſollten, ſich auf mich zu ſetzen und mich zu »quälen.« Ich habe mir Deinen guten Rath zu Nutze gemacht, und meine Fliegenklatſche gar artig gegen die Wespe gebraucht, die zwar allen möglichen guten Willen, nur nicht Macht genug hatte, mich zu ſtechen.

Ich bin äußerſt unzufrieden mit mir ſelbſt, ohne doch die Urſach zu wiſſen. Ich glaube immer, der junge Menſch mit ſeiner fantaſtiſchen Moralität iſt Schuld daran. Ich haſſe ſolch Predigen. Wer hat ein Recht mich zu tadeln? Bin ich jemandes Sklav? Zum Herrſchen bin ich geboren, nicht beherrſcht zu werden. Meine Begierden ſind kühn, meine Wünſche unbegränzt, und ich will genießen. Warum bin ich ſonſt hier? Zögerung iſt mir zuwider, jeder Aufſchub iſt mir unerträglich, und die Möglichkeit, daß ein anderer mir vorgezogen werden könnte, macht mich raſend. Ich verachte die zahmen, kriechenden Geſchöpfe zu ſehr, um von ihnen die kleinſte Widerſetzlichkeit dulden zu können. Wer könnte wohl Fledermäuſe und Horniſſen unbeſtraft ihr etwas vorſummen laſſen?

Noch ſahe ich kein Weib, das mich in Verſuchung hätte führen können, ihr meine Hand anzubieten; und nun ich ſie finde, muß ich mit Zweifeln kämpfen, und mich, von ewiger Furcht geplagt, der unerträglichen Buße einer langen Zögerung unterwerfen. Aufgehalten in der Mitte meines Laufs; und wodurch? Ich werde wahrhaftig bald ſelbſt zu unterſuchen anfangen, ob ich auch alle Vollkommenheiten beſitze, die ich nothwendig beſitzen muß! Es iſt ungerecht, es iſt ungroßmüthig! Ich zweifelte nie an ihren Vollkommenheiten, und beides, Liebe und Stolz, gleich eiferſüchtig auf ihre Ehre, verlangen, daß ſie die meinigen hätte für erprobt annehmen ſollen.

Es war eine Zeit, wo ich mich dafür gerächt haben würde, aber ich bin beinah ſchon halb unterjocht. Mein ſtolzer, einſt ſo unbezähmter Geiſt ſinkt im Kampfe mit ihr. Oft ſchon fühlt' ich ihn mit gänzlicher Erlöſchung kämpfen, bald aber, bald loderte er wieder, neu entzündet, mit wüthiger Flamme auf.

Doch muß ich ihr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Gütig, voller Milde und liebreich überwindet ſie meinen Ungeſtüm durch Bitten, Schmeicheln und unwiderſtehliche Leutſeligkeit. Immer iſt ſie Siegerinn.

Zu meiner Quaal duldet ſie die erbärmlichen Geſchöpfe. Wüthend möchte ich bei dem Gedanken werden, daß ich in ſo kurzer Zeit alle Gewalt über mich ſo ganz verloren!

Doch welcher Sterbliche kann Sie ſehen und nicht lieben? Hätte ich nicht ſelbſt eine Rolle in dieſer Tragikomödie, königlich wollte ich mich über die Quaal dieſer franzöſiſchen Amoroſo's freuen? Ihrer iſt eine ziemliche Anzahl, wovon immer einer den andern auszuſtechen ſucht. Die Emſigkeit, mit der ſie des Mädchens Liebe auf ſich zu ziehn ſtreben, giebt den lächerlichſten Anblick von der Welt. Bald merkten ſie nämlich, daß ihre ſonſtige läppiſche Art um Liebe zu werben, hier ohne günſtigen Erfolg blieb. Einer von ihnen, ein verſchobner Graf aus der Provence, läßt es ſich bei ſeinen Bemühungen äußerſt angelegen ſeyn, allein ſie weiß ihn in gehöriger Entfernung halten. Und dies iſt vielleicht ſehr gut für ihn, denn ſonſt thät' ich's. Dem ungeachtet iſt er immer noch verdammt beſchwerlich und aufdringend, und ich wünſchte wohl, daß ſie ihn ein wenig derber abführte. Doch es iſt ungerecht, ihr dies übel zu deuten, da das Geſchöpf ſo äußerſt poſſierlich iſt, daß man nicht im Stande iſt darauf zu zürnen.

Außerdem bin ich noch wegen der neulichen Szene zwiſchen mir und dem jungen Menſchen, zu deſſen Züchtigung ich mich herunterließ, unzufrieden. Ich gab ihm dadurch eine Art von Recht, Satisfaktion von mir zu verlangen: aber er ſpielt den Großmüthigen, und zwar, weil er, wie er vorgiebt, alle Duelle haßt. Und wie ich höre, hat er in der That unbezweifelte Proben von Muth gegeben. Er ſchrieb mir, als ich ihn geſchlagen hatte, ein paar Zeilen über dieſe Sache die einen ſonderbaren Eindruck auf mich machten. Mich reuete die That, ich ſchämte mich meines Stolzes, meiner Uebereilung und des raſchen Verfahrens.

Es quält mich, daß ich mir dies ſelbſt geſtehen muß. Aber ich bin auch mit meiner Geduld zu Ende. Was hat der Pedant für ein Recht, mir die finſtern Grillen aufzudringen, die er in ſeinen Hirnkaſten zu pfropfen für gut findet? Mag doch Sacktuch tragen, wer ein Liebhaber davon iſt. Soll ich unglücklich werden, weil ein grillenhafter Tölpel ſich mit lächerlichen Unterſuchungen den Kopf verdreht und ſein Gewiſſen ſo kitzlich macht, daß es endlich, wie das gekrümmte Schultergelenk eines gequälten Poſtkleppers, ſchon bei der Berührung eines Fliegenfußes zittert und ſchaudert. Wie? ich ſollte nicht die reiche Spende der Natur genießen; der friſchen Luft, der herrlichen Sonne, der Blumen, der Früchte mich nicht erfreuen? Wer darf dies feſtliche Mahl ſtören? Wäre es auch nur ein Traum, ha! der vorſchnelle Thor, der mich weckte, ſchrecklich ſollte er ſeine Verwegenheit bereuen. Mögen ſpekulative Holzköpfe methaphyſiſchen Nektar brauen, aus Axiomen, Problemen, Corollarien und Demonſtrationen ein Haſchi machen, und mit Ideenfutter ſich mäſten! Ich gönne ihnen dies Feſt der Vernunft, dieſe Erhebung der Seele. Mit des alten Homers fröhlichen Göttern und Heroen will ich ſchmauſen, Nächte durchſchwärmen mit Mahomeds Houris, oder Zutritt gewinnen zu des ſchwelgenden Prieſterthums Opfern der Heiligen, einziehen den Duft von ihren Altären, und von dem Fette der Opferthiere praſſen! — Laß den cyniſchen Kato ſeine ſchmutzige Toga hoch aufſchürzen, auf den Heliogabal ſchelten — und faſten — wenn nur ich deſſen Karte; Zum Diner und Souper wird gebeten, erhalte.

Den verdammten Gärtnerjungen kann ich nur nicht vergeſſen. Bisweilen bin ich verdrießlich, daß ein Menſch, der ſo tief unter mir iſt, mich auf einen Augenblick beunruhigen kann; und dann giebt es doch auch wieder Stunden, wo der Gedanke mich quält, daß ich ihm nicht ſo viel Achtung bezeige, als er mit Recht zu fordern ſcheint. Ja ich habe ihn zu Zeiten ſchon als meinen Nebenbuhler gefürchtet. Denn wenn ſie mit ihm ſpricht, und dies geſchieht häufig, ſo vermehrt ſich augenſcheinlich ihre gewöhnliche Holdſeeligkeit; ein wohlwollender Zug verbreitet ſich über ihr reizendes Geſicht. — Sie muß, ſie ſoll vorſichtiger ſeyn. Ich habe ſchon dieſer Tage darauf hingearbeitet.

Verzeih mir, ich bitte Dich, Lieber, mein Geſchwätz. Mein Gemüth iſt nicht ruhig, aber ich mag Dich nicht mit dieſer Seelenkrankheit anſtecken. Schreib', erzähl' mir etwas Luſtiges. Tiſch' mir Deine jüngſte Abentheuer auf, und zerſtreue den Mißmuth, der mich quält, mit Deiner ewig heitern Laune. Lebe wohl.

Coke Clifton.

Vier und vierzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Ich kann Ihnen meine Freude über Frank's ſchickliches Betragen ſeit unſrer letzten Unterredung nicht genug bezeigen. Seine Feſtigkeit iſt in der That bewundernswürdig! Er erlaubt ſich keine Klage, kein Mitleiden mit ſich ſelbſt durch das Nachdenken über ſeinen Verluſt. Wie mancher Andre, deſſen Neigungen Widerſtand gefunden hätten, würde von drückenden Leiden geſprochen haben! Aber er iſt entſchloſſen, die großen Endzwecke des Lebens keiner Triebfeder der Selbſtſucht aufzuopfern; er unterwirft ſich dem Unvermeidlichen, und ſobald er die Nothwendigkeit einſieht, hält er ſie für kein Uebel mehr.

Zu gleicher Zeit nähre ich eine Hoffnung, die in manchem Augenblick bis zur gewiſſen Erwartung ſteigt, daß Clifton, durch unſre gemeinſchaftlichen Bemühungen die ächte, kraftvolle Denkungsart, welche Frank ſo liebenswürdig macht, annehmen werde. Es thut mir nur wehe, daß ich doch bisweilen bemerken muß, wie ſehr Clifton's Hochmuth und Frank's Kälte immer zunehmen! Welchem Umſtand kann ich dieſes zuſchreiben? Sie beobachten ein ſo eignes Betragen gegen einander, daß ich Vorfälle vermuthen muß, die mir unbekannt geblieben ſind.

Doch vielleicht bin ich jetzt nur ſo geſtimmt; vielleicht ſehe ich die Dinge ſo, weil erſchütternde Gefühle, erſchreckende Zweifel, und die täglich erregten ängſtlichen Beſorgniſſe meine Reizbarkeit vermehrt haben. Ich kann das letzte Geſpräch nicht vergeſſen; ich höre dieſe Töne noch immer, und gäbe mir nicht Frank ein ſo großes Beiſpiel von Standhaftigkeit, ſo würde ich oft an meiner eigenen Beharrlichkeit gezweifelt haben.

O, wie ſchwach bin ich doch! Iſt nicht mein gefaßter Vorſatz ein würdiger, ein edler? Bin ich nicht überzeugt, daß unerläßliche Pflichten mir dieſe Handlungsweiſe gebieten? Und ſoll er, der an die entgegengeſetzte Meinung glaubt, mich in der hartnäckigen Ausführung meiner Entwürfe ſo weit übertreffen können? — Großmüthiger und vortrefflicher Jüngling, ich will Deine erhabenen Tugenden nachahmen!

Der Comte de Beaunoir hört mit ſeinen Sonderbarkeiten nicht auf. Er betet mich noch immer an, aber in einem ſo romantiſchen Ton und Styl, daß er keine ernſthaften Gegenvorſtellungen braucht. Nur Cliſton iſt mißvergnügt über ſein Betragen; und der Graf und er ziehen einander beſtändig auf, und prahlen mit den Pflichten eines Liebhabers. Ihr Spott wurde geſtern ſo ernſthaft, daß Cliſton den Vorſchlag that, ſie wollten Piſtolen laden, jeder an den Zipfel eines Schnupftuches faſſen, und ſo auf einander losfeuern. Die Stimmung, worin beide waren, und die affektirte Ehrliebe des modern franzöſiſchgeſinnten Grafen machten mir das Unternehmen ſchrecklich; doch hatte ich noch die Gegenwart des Geiſtes, daß ich die ganze Handlung lächerlich machte, indem ich ſagte: — Sie verſtehen ſich noch nicht auf ächte Ritterſitte, Gentleman. Sie ſollten nach Japan gehen, wo ein Edelmann ſein Schwerdt zieht und ſich ſelbſt damit entleibt, um zu beweiſen, daß er ſeine reinen Begriffe von dem höchſten Punkt der Ehre in Handlung zu verwandeln weiß, indeß ein Andrer, der vor Wuth vergehen möchte, daß er eben bei der Tafel aufwarten, und dem Kaiſer noch eine Schüſſel reichen muß, den Selbſtmörder bittet, nur noch ſo lange zu warten, bis ſein Hofamt ihm Zeit läßt, wegzugehen, und er wolle ſogleich zeigen, daß er ſich eben ſo wohl auf Ehre verſtehe, als ſein Gegner, der aus der Unabhängigkeit einen ſo beneidenswerthen Vortheil ziehen könnte. Der Graf lachte, und Clifton war froh, wie ich hoffe, daß das Geſpräch nun von dieſem verzweifelten und unſinnigen Ton abgelenkt war.

Ich ergriff die Gelegenheit, ihn allein zu fragen, wie er ſeiner unmäßigen Hitze ſo ſehr hätte nachgeben können; aber ich mußte meine Ermahnungen, ſo viel als möglich, durch Sanftheit mildern. Ich weiß nicht, ob ich recht gethan habe, aber ich ergriff ſeine Hand, drückte ſie, und bat ihn mit einer Innigkeit, die gewiß einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hat, er möchte doch ſeinen jetzigen Gedanken nicht Raum geben, die ganze Kraft ſeines viel umfaſſenden, durchdringenden Geiſtes ſammeln und gebrauchen, und Leidenſchaften beherrſchen, die ungebändigt mich, und jede ſeiner würdige Frau von der gefährlichen Verbindung mit ihm abſchrecken müßten.

Der Eindruck wäre ſtärker geweſen, wenn er nicht in ihm ganz andre Empfindungen plötzlich erregt hätte. Er fühlte kaum ſeine Hand in der meinigen, ſo warf er ſich vor mir hin, ſchien ſehr bewegt, küßte mir die Hand mit Ausdruck und Wärme, und wiederholte wie in einem Zuſtande der Entzückung meine letzten Worte. »Ich darf» (ſo rief er aus) »ich darf meinen jetzigen »Gedanken, Sie zu verlieren, nicht »Raum geben; das iſt der Weg zur Raſerei.» Wir wurden unterbrochen, und ich hatte Grund zu der Beſorgniß, daß meine lautern Bewegungsgründe wieder mißverſtanden worden.

O, Louiſa, was iſt das für eine Welt! In welche falſche, unſinnige Gebräuche iſt ſie verfallen? Kann Verſtellung eine Tugend ſeyn? Kann das Verlangen, die lauterſten Neigungen ſeines Herzens auszudrücken, zu einer Deutung herabgewürdigt werden, die unter allem Ausdruck iſt?

Ich weiß nicht mit welchem Grunde?

aber ich beſorge ſehr, daß man kein dauerhaftes Gute ohne Gefahr bewirken kann. Wenn dieſes wahr iſt, warum ſoll ich nun meiner Furcht Gehör geben, mich in mich ſelbſt verſchließen, und das vermeiden, was die Pflicht mich aufſuchen heißt? Nein. Und wenn auch die Vorurtheile der Welt noch ſo viel Leiden über mir verhängen, weil ich nach dem Guten ſtrebe, ſo will ich dennoch nicht ablaſſen! ich will auf meinen richtigen Vorſätzen beharren, ſie ausführen, oder ſterben.

Wenn ich recht nachdenke, ſo weiß ich wahrhaftig nicht, warum ich in dieſer Stimmung bin? Aber ich bin nun einmal darin, und Louiſa wird mir vergeben. Ich rede von Leiden? Was habe ich gelitten? Was können die Menſchen leiden, die über die Vorurtheile erhaben, und zur Vernunft gereiſt ſind?

Aber wo ſind dieſe Menſchen? Ich werde noch täglich von meinen Vorurtheilen beſtürmt. Heute muß ich zum zweitenmale bekämpfen, was ich geſtern ſchon vernichtet zu haben glaubte. Könnten wir mit der Verbeſſerung unſrer Irrthümer zugleich die ganze Welt bekehren, dann wäre mit einem mal ein großes Werk vollbracht. Aber ſo leben wir im ewigen Kampf. Wir glauben heute jeden Flecken verwiſcht zu haben, der unſrer ſchwachen Natur anklebt; wir wagen es morgen, uns beim Sonnenlichte anzuſehen, und ſiehe! die Flecken ſind nur übertüncht, nur durch noch grellere verdunkelt worden.

Ich wünſchte mir Frank's Rath bei unſrer Unruhe; aber er ſcheint vorſätzlich jede Gelegenheit zu vermeiden. Vielleicht irre ich; und ich will hoffen, daß ich irre. Die raſtloſe Phantaſie ſchafft ſich oft Bedenklichkeiten und Beſorgniſſe. O wie ſchön iſt die offene, kunſtloſe, ungeheuchelte Wahrheit! Und doch werden uns Liſt und Verſtellung ohne Unterlaß als nothwendige Tugenden angerechnet! Iſt ein Irrthum des Staats oder eines Privatmannes entdeckt, und hat man ſogar ein heilſames Mittel gefunden, ihm auszuweichen, ſo dürfen doch die Menſchen ihre Gedanken nicht öffentlich bekannt machen; denn das hieße Spott, Tadelſucht, grobe Beſchimpfung der Welt. Wenn werden die Menſchen einſehen lernen, daß die freie Aeußerung aller Gedanken Tugend wäre? Wie viele halbentdeckte, halbverſtandene Wahrheiten würden hier zum Vorſchein kommen; und wie unausbleiblich hätte dann der Irrthum jeder Art ſein wahres Gegengift gefunden! Wie innig, wie unzertrennlich würde ſich dann jeder mit den andern verbinden, alles Falſche — nicht zu ahnden, zu tadeln — ſondern es zu vernichten! Durch die Zurechtweiſung und Aufmunterung ihrer theuern und würdigen Mutter haben wir uns oft über dergleichen Materien gründlich unterhalten, liebe Louiſa, und ſowohl die gemeinſchaftlichen Vorfälle des Lebens als insbeſondere die Begebenheiten, welche ſich ſeit kurzem mit mir zugetragen, machen mir die Erinnerung an ſolche Geſpräche angenehm.

Ich muß ſchließen: wir ſchreiben zwar am beſten, wenn wir unſern Gedanken freien Lauf laſſen; aber ich fühle jetzt mehr Neigung zum Denken als zum Schreiben.

Mit inniger, ewiger Liebe

A. W. St. Ives.

Fünf und vierzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Chateau de Villebrun.

Ich weiß nicht was ich anfangen ſoll, Louiſa! Ich habe Ihnen einen Vorfall zu erzählen, der mich ſo ſehr erſchüttert hat, daß ich fürchten muß, auch Sie zu beunruhigen! Aber die Gefahr iſt vorüber, und die Angſt meiner Freundinn kann dem Vergnügen nicht gleich kommen. Sie kann ſich nur durch die Einbildungskraft in meine Lage verſetzen. Aber die ganze Sache iſt ſo unglaublich, ſo übertrieben, ſo ſchrecklich! Clifton iſt ſeltſam, fürchterlich raſch!

Er war einige Tage ſehr mißvergnügt, unruhig und zerſtreut geweſen. Ich wähnte keine weiteren Urſachen, als daß ich mir Bedenkzeit ausgebeten hatte, ehe er mit Sir Arthur ſprechen ſollte. Er hatte mich beinah davon abgeſchreckt, ihm jemals dieſe Erlaubniß zu bewilligen. Aber nachher hat er wohl Alles gethane Unrecht zweifach verbeſſert. Es liegt in ſeinem ganzen Karakter wirklich viel

Großes, aber ſein ſtörriſcher Sinn macht oft einen übeln Gebrauch davon. Der Hauptinhalt meines letzten Briefes war die Entfernung, in welcher ich Henley und ihm von einander bemerkte. Ich wußte die Veranlaſſung nur halb. Doch ich will mir ſelbſt nicht vorgreifen, nur faſſen Sie ſich, werden Sie nicht zu ſehr bewegt.

Frank war nur einer von den Schauſpielern aber der eigentliche und einzige Held der ganzen Scene, die ich ihnen beſchreiben will. Er iſt in der That ein bewunderuswürdiger, ich möchte faſt ſagen ein göttlicher Jüngling! Der Comte de Beaunoir war die Veranlaſſung.

In meinem letzten Schreiben erwähnte ich die ſonderbare Piſtolen- und Schnupftuchgeſchichte. Sollten Sie wohl glauben, Louiſa, — dieſe unſinnige Streitigkeit iſt ernent worden, und hat ſich von einer andern, nicht minder ſchrecklichen Seite gezeigt.

Wir gingen geſtern im Park ſpazieren, rund um einen angenehmen, kleinen, aber romantiſchen See. Ich ſprach, wie ich glaube, zuerſt von einer Waſſerfahrt. Wir gingen neben dem See auf einem jähen Felſen, der ſich auf eine ziemliche Länge vom Ufer erſtreckt. Der Graf und Clifton waren vor mir; ich, Frank Henley, nebſt einigen Damen und Herren, folgten ihnen in einer ziemlichen Entfernung, ſo daß wir nicht hören konnten, wovon Ihr Bruder und der Graf ſich mit einander unterhielten.

Wie es ſcheint, hatte der letztere noch einmal das Geſpräch von den Zeiten der irrenden Ritterſchaft angefangen, und von den Gelübden und Thaten, welche die preux Chevaliers ihren Damen leiſteten. Der unternehmende und hitzige Clifton konnte ſich nicht enthalten, dem Grafen ſeine Verachtung zu bezeugen, da er ihn Dinge bewundern und hochpreiſen hörte, die er gewiß auf keinen Fall nachahmen würde, und fragte ihn raſch und ernſt, ob er wohl Muth genug hätte, von dem Felſen in den See zu ſpringen, und ſeinen Rittergeiſt zu beweiſen. »So zeigen Sie denn »Ihren Geiſt und Muth, wenn Sie anders »welchen haben!» Springen Sie zuerſt, ſagte der Graf —! *****!

Machen Sie ſich, Louiſa, wenn es Ihnen möglich iſt, eine lebhafte Vorſtellung von der Erſchütterung, die ich bekam, als ich, ohne zu ahnden, was vorgefallen war, Ihren Bruder wie in einem Anfall von Wahnſinn an den Felſen anlaufen, und ſo lang er iſt, ſich hinunter in das Waſſer ſtürzen ſehe! Wie wenig fehlte, daß er das Gleichgewicht verloren hätte, und unglücklich geworden wäre!

Alles ſchrie, bis auf mich und Frank Henley. Nie hatte ich alle die Standhaftigkeit ſo nöthig, die ich mir ſeit mehrern Jahren eigen zu machen ſtrebe.

Alle Herren liefen nach dem Felſen zu. Sie ſahen Cliſton ſich auf der Oberfläche erheben, und — ſinken! Er war von einer Stelle hinabgeſprungen, wo ihm der Abhang des Felſens unter dem Waſſer, durch das unwillkührliche Fortſchleudern im Fallen außer Faſſung gebracht hatte.

Frank ſahe die Gefahr ein: er warf ſchnell Hut und Rock ab, und lief gegen einen andern, noch ſteilern und ſchollicheren Theil des Felſens! Man ſchaudert bei dem bloßen Anblick und den Gedanken an die Gefahr! aber er iſt über jede Furcht erhaben. Er ſtürzte ſich in den Abgrund; erhob ſich nur auf einige Sekunden um Athem zu holen, und tauchte dann wieder unter, um den armen Cliſton zu ſuchen.

Zweimal mußte er wieder in die Höhe und Athem holen. Beim dritten Verſuche fand er ihn, brachte ihn hervor, trug ihn auf ſeinem Rücken, und mußte eine anſehnliche Strecke mit ihm fortſchwimmen, ehe er einen bequemen Platz zum Landen finden konnte.

Dem Anſcheine nach war Cliſton kalt! Aber der vortreffliche, der außerordentliche, der heldenmüthige Frank vollendete nun den großen, bereits erwieſenen Dienſt. Er erholte ſich keinen Augenblick, ſondern hob ſogleich den anſcheinenden Leichnam von der Erde auf, nahm ihn noch einmal auf ſeinen Rücken, und eilte ſchneller als Einer von uns nach dem Schloſſe; trug ihn ſelbſt die Treppe herauf, entkleidete ihn, brachte ihn zu Bette, und traf alle nöthigen Anſtalten mit ſo viel Gegenwart des Geiſtes, als ob ihm ſelbſt kein unerwarteter Vorfall, keine Gefahr zugeſtoßen wäre. So naß er war, dachte er doch keinen Augenblick an ſeine eigne unangenehme Lage.

In meinem Leben werde ich die unermüdete Emſigkeit nicht vergeſſen, mit welcher er Ihren Bruder ins Leben zurückrief; die Aengſtlichkeit, welche er zu verbergen ſuchte;

die mannigfaltigen Mittel, welche er anwendete, die Beſonnenheit bei ſeinen Vermuthungen und Maaßregeln, und die in jeder Bewegung ſichtbare Menſchlichkeit!

Zwei Stunden wurden wir alle in der ſchrecklichen Ungewißheit hingehalten. Endlich glückte es unſerm Henley, und die Freude, welche ich nun empfand, die Laſt, welche meinem Herzen nun war benommen worden, iſt — wie Sie gewiß ſelbſt glauben — über alle Beſchreibung.

Erſt nachdem Ihr Bruder völlig zu ſich gekommen war, erlaubte Frank, daß man ihn zur Ader ließ. Man hatte es ſchon vorher vorgeſchlagen; aber Frank widerſetzte ſich mit unwiderſtehlicher Beharrlichkeit, wiewohl er von dem Wundarzt und den Umſtehenden darum erſucht, und wegen ſeiner Verweigerung laut und deutlich war getadelt worden. Frank blieb unerſchütterlich, trotz der gegründeten Furcht, deshalb vor Gericht gezogen zu werden. Er folgte hierin, wie er ſagte, der Meinung D. Hunter's, und traute dieſem mit Recht mehr als dem tadelnden Wundarzte. Aber es erfordert gewiß keinen gemeinen Grad von Entſchloſſenheit bei ſolchen Gelegenheiten, auf ſeiner richtigen Meinung zu beharren, und die Verläumdung mit ihren traurigen Folgen nicht zu achten.

Wenn Sie etwa denken Louiſa, daß ich nun zu Frank's Lobe nichts mehr hinzuſetzen kann, ſo irren Sie ſehr; denn was ich jetzt erzählen will, erhebt ſeinen Karakter zu einer bewundernswürdigen, mehr als menſchlichen Größe.

Scheint es Ihnen glaublich, daß dieſer nemliche Frank Henley, dieſer unerſchrockne, entſchloſſene, edelmüthige Frank, der ſich Ihrem Bruder nach in den ſchrecklichen Abgrund ſtürzt, mit ihm das Waſſer durchkreuzt, und über Berg und Thal rennt; der es wagt für den Mörder deſſen genommen zu werden, dem er das Leben rettet — daß dieſer Frank einen Tag vorher von der Hand Ihres Bruders einen Backenſtreich erlitten hatte? — Wenn es möglich iſt, Louiſa, daß ſich ein irrdiſches Weſen zu einem Grad von Tugend emporſchwingen kann, der alle menſchlichen Kräfte überſteigt, ſo hat es dieſer Frank gethan!

Doch verdient Clifton ſo viel Lob als Tadel. Ich habe niemals das Herz eines Menſchen in einer ſo peinlichen Marter geſehen, wegen eines erwieſenen Unrechts, und einer dafür empfangenen Wohlthat. Er ſelbſt erzählte ſein Betragen. Die Unmöglichkeit der Wiedervergeltung quält ihn, und beugt ihn ſehr darnieder.

Frank, deſſen große Seele ſich immer gleich bleibt, ſcheint ſich gar nicht durch dieſe Handlung zu erheben, und behauptet, Cliſton würde das Nemliche für ihn gethan haben. »Ich denke wohl, ich würde ſo gehandelt ha»ben,« erwiderte Cliſton in einem Tone, der bewies, daß er tief fühlte, was er jetzt ſprach, »aber ich traue mir nicht Beharrlichkeit ge»nug zu, um glauben zu können, daß ich von »dieſer Pflicht der Menſchenliebe, die vergeb»lich angewendet ſchien, ſo wenig als ſie »nachgelaſſen hätte.«

Dieſer Unterſchied zwiſchen den Karakteren beider Männer war richtig, ohne Selbſtliebe ausgeſprochen, und machte der Beurtheilungskraft Ihres Bruders Ehre.

Cliſton ſagt ſelbſt: wenn er auch nicht denken kann wie Frank (wozu wir ihn wohl noch bringen werden, wie ich hoffe) ſo muß er doch die Stärke der Seele bewundern, mit welcher Frank nach ſeinen Grundſätzen handelt, und ſeine Aufrichtigkeit beweiſt.

O, meine Freundinn! Nur Sie können alle Schreckniſſe, alle die gewaltſamen Erſchütterungen dieſer Scene faſſen! Ein ſo ſchöner, ſo vollkommner, ſo braver Jüngling, der Bruder meiner Louiſa, muß nach Paris kommen, um eines frühzeitigen Todes zu ſterben! Ich bin die Urſache ſeiner Herkunft! Ich die unſchuldige Veranlaſſung dieſer letzten raſchen That! Aller Augen auf mich geheftet! Die peinigende Ungewißheit! — Ach es war weit ſchlimmer als der Tod!

Doch wer weiß, was für Zufälle einem Menſchen begegnen? Wer kann ſich hinlänglich mit Entſchloſſenheit ſtählen, und im Voraus dem Unglück trotzen? So heftig auch alle meine Gefühle rege waren, ſo giebt es vielleicht, ach, gewiß! noch gewaltſamere Erſchütterungen, noch ſchrecklichere Scenen in der Welt. Und es iſt wohl möglich, daß auch ich noch dergleichen Auftritte erlebe. Wenn ich ſie erlebe, ſo hoffe ich, daß ich mich mit aller Kraft dagegen ſtemmen, und aushalten werde.

Ich werde freilich nicht immer einen Frank Henley neben mir haben, der mir Troſt zuſpricht und meine Hoffnung nährt. Er wiederholte beſtändig die Worte — »er iſt nicht todt!» und ich hörte ihn einmal mit prophetiſcher Kraft zu ſich ſelbſt ſagen — »er ſoll »nicht ſterben!» — Durch dieſes »er ſoll nicht» ward er auch gerettet. Unter den Händen jedes andern Menſchen hätte er ſterben müſſen. O dieſe edle Beharrlichkeit iſt in der That eine göttergleiche Tugend!

Der Graf hat ſeit dieſem Vorfall von ſeiner Hitze und ſeinem übertriebenen Hang zur Schwärmerei nachgelaſſen. Es ſcheint mit ſeiner Bravour auch ein Ende zu haben. Seine Aengſtlichkeit fiel, wie man erwarten konnte, bis in das Lächerliche, ſobald er Gefahr ſah; und jetzt ſcheint er es zu bereuen, daß er dieſem unſinnigen Beiſpiel nicht nachgefolgt iſt. Parbleu! Madame, je suis Provençal; on dit que j'ai la tête un peu chaude; mais Messieurs les Anglois vont diablement vite aux épreuves! Mes compatriotes même ne sont pas si fous! — Je ne suis pas content de moi. — J'aurois dû ſaire le saut. — J'aurois sauvé la vie à mon rival! — Voilà une belle occasion manquée, et beaucoup de gloire à jamais perdue pour moi!

Noch bin ich nicht ganz ruhig; es ängſtigt mich, wenn ich daran denke, wie ſehr Cliftons raſtloſer Geiſt der Sammlung bedarf. Doch — wo ich ſo große Talente, ſo ungewöhnliche ſehe — ſoll ich da verzweifeln? Soll ich mich pflichtmäßiger Handlungen weigern? Ich habe mir einmal dieſes Unternehmen ſelbſt auferlegt. Soll ich Frank's Feſtigkeit vor Augen haben, und unentſchloſſen bleiben? Nein, Louiſa. Clifton ſoll Muſter werden — ſoll es werden! — Soll Louiſa's Bruder, Henley's Freund und Anna's beſſere Hälfte werden. Ja, auch ich will beharrlich ſeyn, will ſagen wie Frank — »Er iſt nicht »todt! er ſoll nicht ſterben!»

A. W. St. Ives.

Sechs und vierzigſter Brief.

Miſtreß Clifton an Frank Henley.

Roſe Bank.

Sir,

Hätte Lob, Bitte und Dank eines Weibes, die Unglück mehr als der Hälfte ihrer Kräfte beraubt hat, einigen Werth; könnte das überſtrömende Herz einer Mutter vor freudigem Klopfen zur Sprache kommen; wäre meine freudige Bewunderung Ihres großen Geſchenks und Ihrer erhabenen Tugend würdig ſich Ihnen zu nähern, oder fähig, Sie für alles uns erzeigte Gute zu belohnen; ſo würde ich Muth haben, mich einer ſo beiſpielloſen, uneigennützigen Verbindlichkeit zu entledigen.

Doch ich fühle nur zu ſehr, wie wenig dies iſt, wie erhaben Sie ſind, edler Mann. Auch ergriff ich nicht um Ihrentwillen die Feder. Nein, nur um mich der ſchmerzlichwonnigen Gefühle zu entlaſten, die mich drükken. Ich mußte an Sie ſchreiben. Aber was ſoll ich Ihnen ſagen. Mir fehlen Worte.

Ich verzweiſle an einer günſtigen Gelegenheit zur Wiedervergeltung. Alt, kränklich und ſchwach wank' ich dem Grabe zu. Aber der Gedanke an ihre Tugend giebt mir neue Kraft, neues Leben! —

Verzeihen Sie dieſe Ergießung einem vollen Mutterherzen, das die Empfindungen der vollkommenſten Hochachtung gegen Sie auszudrücken wünſchte, aber nicht vermag.

M. Clifton.

Sieben und vierzigſter Brief.

Louiſa Clifton an Frank Henley.

Roſe-Bank.

Ihnen innigen Dank für Ihre Wohlthat zu ſagen, Sir, wünſcht' ich eben ſo ſehr als meine theuerſte Mutter. Denk' ich mir aber die ganze Größe derſelben, ach! dann ſinkt mir der Muth, und ich fühle, wie wenig der heißeſte Dank zu vergelten vermag. Doch Sie werden den Dank einer Schweſter nicht verſchmähen, den ſie Ihnen für die großmüthige Erhaltung eines Bruders ſtammelt. Tödtlich hatte er Sie kurz zuvor beleidigt. Sie verzeihen ihm und erhalten ſein Leben mit Aufopferung Ihres eigenen. Bieten zu ſeiner Erhaltung die ganze Kraft Ihrer Tapferkeit, Ihres Scharfſinnes, Ihres Edelmuthes auf!

Wahrlich, edler Mann, ich bin nicht im Stande, Ihnen meine Gefühle zu beſchreiben. Ich erliege unter der Unmöglichkeit. Denken Sie mich Ihre Freundinn, Ihre Schweſter; fordern Sie mein Leben, mit Freuden laſſ' ich es für Sie. Nicht ſowohl, weil der Menſch, den Sie retteten, glücklicherweiſe mein Bruder war, nein weil ich Ihre ausgezeichnete Seelengröße wahrhaft verehre. Nicht erſt bei dieſer Gelegenheit haben ſie meine Bewunderung und — ich ſetze dreiſt hinzu — meine Liebe ſich erworben. Ihr Herz iſt zu edel, mich zu verkennen. Ich liebe Tugend, wo ich ſie finde, bei Ihrem Geſchlecht, wie bei dem meinigen, und iſt dies Sünde, ſo bin ich eine große Sünderinn!

Ich wünſchte Ihnen gern die Freuden des Himmels, aber es bedarf meines Wunſches nicht. Sie ſind ſchon jetzt in ihrem Genuſſe glücklich. Kein Zufall, keine menſchliche Gewalt vermag ſie einem Herzen, wie das Ihrige, zu rauben.

L. Clifton.

Acht und Vierzigſter Brief.

Louiſa Cliſton an Anna Wenbourne St. Ives.

Roſe Bank.

Ihre drei letzten Briefe, theuerſte Freundin, haben mich in ungewöhnliche Rührung verſetzt. Frank Henleys reine Neigung, edle Reſignation und ſein Muth haben nicht ihres gleichen. Eine ſolche Tugend zwingt zur Bewunderung, Hochachtung und Liebe. Seine unerſchütterliche Geduld, ſeine Großmuth, ſeine Verſöhnlichkeit und Beharrlichkeit ſind unnachahmliche Beweiſe ſeiner überlegnen Seelengröße. Wer kann unterlaſſen, ihm glücklichen Erfolg zu wünſchen. Kann er nicht auftreten und ſagen, ſie iſt mein, Wahrheit und Gerechtigkeit kann ſie mir nicht verweigern!

Wahrlich liebe Anna, meine Seele quält ſich mit ſeltſamen Zweifeln. Ungerecht zu ſeyn gegen ſolch ein Verdienſt iſt ſicher kein kleines Verbrechen. Und doch mein Bruder – – O des launegequälten Menſchen! Von einem Extrem zum andern ſchleudert ihn ſeine Unſtätigkeit! Es iſt wahr, Freundin, ſein Herz iſt würdig gebeſſert zu werden. Ein großmüthiges, ein edles Unternehmen wär' es, und gewiß, ich bin davon überzeugt, muß es den beſten Erfolg haben, wenn Anna St. Ives und Frank Henley ſich der Sache unterziehn, beide ſo fähig dazu, beide aus den lauterſten Bewegungsgründen. Auf der andern Seite ſehe ich Gefahr auf jedem Schritt! Mein Herz wirft mir vor, daß ich meine Freundinn abzurathen unterlaſſe, daß ich ſie nicht ermuntre, ihre Hand demjenigen zu ſchenken, der vor allen andern ſie als ſein Recht fordern kann.

Daß ich meinen Bruder, ganz ſo wie er durch edle Nacheiferung und Klugheit werden kann, als Freund und Gemahl meiner Anna, ihrer Tugend nachſtrebend und als Buſenfreund deſſen zu ſehn wünſchte, den ſie seinetwillen zu vergeſſen bereit iſt; daß dies der heftigſte, feurigſte Wunſch meines Herzens iſt, iſt gewiß. Kann dies Ziel erreicht werden, ſo iſt das Streben nach demſelben edel. Aber die Schwierigkeiten! Welche ſind es? Sind ſie alle wohl geprüft worden? — Ich, und meine theure Anna, ſind überzeugt: das

Herz kann alles, was es will, durch Herz: Treue und Beſtändigkeit, ſiegt zuletzt in jedem Streit. Freilich iſt der Sieg nicht immer leicht, ſondern tragiſch oft und ſchreckenvoll.

Aber meine Anna zu einem ewigen Kampf verheurathet zu ſehen, anſtrengend ihre Kräfte um Gewohnheiten zu bekämpfen, die zwar auf einige Zeit beſiegt, aber vielleicht nie ganz ausgerottet werden können; ſehn zu müſſen, wie ihr gefühlvolles Herz für alle Bemühungen Gutes zu bewürken, weder Lob noch Liebe, ſondern wohl gar Vernachläſſigung, Vorwürfe und Beleidigungen einerndtet — O! es iſt ein ſchmerzlicher Gedanke! Sie ſtrebt ſich aufzuraffen, bietet alle ihre Kräfte auf, um ihrem Unglück nicht zu erliegen — Nein — Nein es wäre ein ſchreckliches, ein abſcheuliches Leben! —

Mein Kopf iſt verwirrt. Ein Gedankenſtrom verdrängt den andern, und ich kann keinen Entſchluß faſſen. Es giebt Zeiten, wo ich die gefürchteten Folgen für wahrſcheinlich, höchſt wahrſcheinlich halte, und doch kömmt es mir zuweilen wieder vor, als wenn dies ganz unmöglich wäre. So unſinnig, ſolch ein Zerſtörer ſeines eignen Glücks kann auch der zum Vieh Herabgeſunkne nicht ſeyn. Anna St. Ives iſt im Stande das verwildertſte Herz zu gewinnen, und mein Bruder hat gewiß feine und zarte Empfindungen und iſt zum Guten fähig. Aber auch zum Böſen? Ja! aber unter der Leitung meiner Freundinn, unter ihrer liebevollen Herrſchaft ſollte er da nicht zur Ordnung gebracht werden, nicht mit ihr harmoniren können! Noch einmal, meine Theuerſte, ich wage es nicht, dieſe Zweifel zu löſen.

Nur dies eine muß ich noch hinzufügen. Beſchwören muß ich meine geliebteſte Freundinn, ſich nicht aus Freundſchaft für mich aufzuopfern. Finden Sie, daß Ihre Bemühungen nicht den erwünſchten Erfolg haben, o ſo ſtehen Sie ab davon, ehe es zu ſpät iſt, ehe mein Bruder ſich berechtigt glaubt, auf Ihre Güte Anſpruch machen zu können, wozu er, wie ich überzeugt bin, ſo ſehr geneigt iſt.

O daß er in der That Ihrer würdig wäre! Daß er fähig wäre ſich zu dieſer Höhe emporzuſchwingen. — Und ſollte er es nicht können? Wahrlich, meine Theuerſte, nicht zu ſeinem Nachtheil will und kann ich reden;

aber, um alles in der Welt willen, möchte ich auch nicht die Schuld tragen, wenn meine Freundinn, die des größten Erdenglücks würdig iſt, unglücklich würde.

Ich zürne über mich ſelbſt, daß ich dieſe Zweifel nicht zu heben vermag; aber ich ſehe dazu keinen Ausweg. Oft ſcheint mir dies ein warnender Genius zu ſeyn, und um deswillen mache ich Sie zum Vertrauten meiner Gefühle. Stimmen dieſe mit den Ihrigen überein, ſo beſchwöre ich Sie noch einmal auf's theuerſte, gänzlich davon abzuſtehen. Denken Sie anders, gut ſo bedürfen Sie meines Raths nicht.

Ihre Entſcheidung falle nun aus wie ſie wolle, ſo werden gewiß im Glück und Unglück meine beſten Wünſche Ihnen folgen, mein ganzes Herz Ihnen gewidmet ſeyn.

L. Clifton.

N. S. Meine liebe Mutter und ich haben beide an Frank Henley geſchrieben, in welchen Ausdrücken können Sie leicht denken. Wünſchen möcht' ich, daß mein Bruder unſre Briefe ſähe. Wir haben es beide für's beſte gehalten, nicht an ihn zu ſchreiben, da wir ſeinen Charakter kennen. Es iſt beſſer, wenn er aus dieſen Briefen unmittelbar unſre Geſinnungen kennen lernt, als wenn wir an ihn ſchrieben, wo er ſo leicht unſre Abſicht misdeuten könnte. Wahrſcheinlich wird Frank von unſern Briefen nichts wiſſen wollen. Wenn Sie ihm aber dieſen zeigen, ſo zweifle ich nicht, daß er ſich dazu verſtehen wird, ſie meinem Bruder mitzutheilen. Wegen einiger Stellen wünſchte ich ſogar, daß er ihm ſagte, er zeige ſie ihm auf meine Bitte; weil ſonſt manches von ihm misgedeutet werden könnte. Wenn Sie die Briefe leſen, werden Sie gleich merken, welche Stellen ich meine. Das Wörtchen Liebe könnte ſie verdächtig machen! Es iſt keine leichte Arbeit, ein Gemüth, das zu den verdächtigen Kunſtgriffen der Welt gewöhnt iſt, über dieſe Kunſtgriffe zu erheben und das Gefühl bei ihm zu erwecken, wie ſehr ein reines Herz alle kleinlichen Begriffe einer misverſtandnen Delikateſſe verachtet. Wir aber, meine theuerſte Anna, wollen fortfahren, ſo zu reden und zu handeln, wie unſer Herz es billigt, ohne Furcht von einander verkannt zu werden.

Neun und vierzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, Hôtel de l'univerſité.

Wir ſind nach Paris zurückgekommen. Der Marquis und ſeine Braut haben den Vergnügungen des Landlebens entſagt, und ſind nach Fontainebleau gegangen, um dem Hof vorgeſtellt zu werden.

Der merkwürdige Vorfall mit Clifton iſt der Gegenſtand des allgemeinen Geſprächs, und man erwähnt auch meiner, ſo oft man von ihm ſpricht. Der Comte de Beaunoir iſt auf die Zurückhaltung, welche ich jetzt gegen ihn beweiſe, aufmerkſam geworden, und hat ſein Betragen gegen mich geändert. Doch hat er mich in enthuſiaſtiſchen Ausdrücken vor Sir Arthur gelobt, und ihm geſagt, er ſähe jetzt ein, daß ich einen Andern vorziehe; er habe zu hohe Begriffe von Ehre, als daß er die Neigungen einer Dame einſchränken wollte; wenn ich aber meine Geſinnungen ändern ſollte, wenn mir ſeine Figur, ſein Vermögen, ſein Schwerdt oder ſein Leben ſelbſt Vergnügen machen könnte, ſo dürfe ich nur gebieten. Auch denkt er in wenigen Tagen dem Hofe nach Fontainebleau zu folgen, wie er ſagt, und wiederholte, daß er die ſchöne Gelegenheit verloren habe, mich von ſeiner Liebe und Anbetung zu überzeugen; auch ſey er hierüber diablement fâché!

Clifton hat ſein Betragen gegen Frank gänzlich geändert; er behandelt ihn jetzt mit ungeheucheltem Edelmuth und Hochachtung. Aber ſeine Ungeduld in Anſehung meiner hat noch nicht nachgelaſſen. Morgen werden wir wieder mit einander ſprechen, und er wünſcht alsdann Sir Arthur Vorſchläge zu machen.

Wollen Sie glauben, Louiſa, daß ich mich bisweilen in ängſtlichen Beſorgniſſen überraſche, und während dieſer Stimmung bin ich ſehr zweifelhaft, ob ich meine Pläne verfolgen, oder ſie einſchränken ſoll?

Es liegt viel Beunruhigendes, viel Irreführendes in den Neigungen des menſchlichen Geiſtes. Wie ſelten vollendet der nachdenkende Menſch eine Unterſuchung, daß ihm kein Zweifel, keine Bedenklichkeit übrig bleibt, und wie ungleich ſeltner beharrt er in ſeinen Handlungen auf dem überlegten, vernünftigen Entwurf! Und doch handelt er nie ruhig, nie zu ſeiner eignen Zufriedenheit, als wenn er glaubt, nach vorhergegangner Unterſuchung zu handeln. Unbedeutende, niedrige, halbdurchdachte Bewegungsgründe machen uns träge, zerſtreut, hin und her wankend; raſches, anhaltendes, ſtarkes Nachdenken ſetzt uns der Gefahr aus, daß wir dem erſten Antriebe zu willig nachgeben, und uns in thörichte, enthuſiaſtiſche Ausſchweifungen ſtürzen. Und doch giebt uns nur der Enthuſiaſmus Energie; dieſe iſt die Seele zur glücklichen Ausführung aller Plane, welche die Weisheit entworfen hat.

Wie viel mangelt mir noch zu dieſer wohlthätigen Oekonomie der Seelenkräfte! Wie oft überraſchen mich unerwartete Ereigniſſe, die ich hätte vorherſehen müſſen, gegen welche ich mich hätte rüſten können! Und wenn ich meiner Sache nicht völlig gewiß bin, wenn ich es mir nicht zutrauen darf, daß ich auf Cliſton den Einfluß werde erhalten können, den ich allein wünſche, ſo müßte ich ganz davon abſtehen. Oder vielmehr: ich müßte mit der Entſchloſſenheit die ich ſo ſehr rühme, meine ganze Kraft anwenden, um das Erreichbare zu erreichen, und die geheimſten Triebfedern ſeiner Entſchließungen, den Schlüſſel zu ſeinen wahren Meinungen und Grundſätzen auffinden, und darnach handeln.

Ich habe mich bisweilen in Verdacht gehabt, daß ſeine ſchöne Geſtalt und ſein glänzender Witz, ſeine frohe Laune tiefen Eindruck auf mich machen. Manchmal denke ich wieder: »vielleicht wirkt die Freundſchaft für meine Louiſe mehr auf meine Handlungen, als das Gefühl einer mir obliegenden Pflicht.» Inzwiſchen — ich mag den Gegenſtand aus jedem Geſichtspunkte betrachten, und ich ſehe, daß hier eine Pflicht vor mir liegt, die ich erfüllen muß.

Hier darf keine Verheimlichung Statt finden. Ich muß ihm die ganze Kette meiner Schlüſſe zur Ueberlegung und zum Entwickeln hingeben. Denn es wird mir immer klärer und klärer, daß Verſtellung keinen Vortheil bringt. Nur fürchte ich, ich werde meine Gedanken zu mangelhaft auseinanderſetzen; ſie werden ihm von einer falſchen Seite erſcheinen. Wahrheit einſeitig vorgetragen, wird zum Vorurtheil, und das dunkle Gefühl dieſes Satzes hat vielleicht die Menſchen zuerſt auf den Gedanken gebracht, ihre wahren Meinungen zu verheelen. Sie fühlten ihre Unfähigkeit die Wahrheit in ihrem hellen, ganzen Lichte zu zeigen, und ſchloſſen, Heucheley müſſe eine Tugend ſeyn, und — o der herrlichen Entdeckung! — die Wahrhaftigkeit ſelbſt bisweilen ein Laſter. Es war ein trauriger Irrthum. Nur halbgeſagte Wahrheit, nur das Einſeitige, das Falſche iſt fehlerhaft, und giebt zu Laſtern Anlaß.

Clifton war von Anfang an Sir Arthur's erklärter Liebling. Er widerſpricht keinem Vorurtheil meines Vaters; er bewundert ſeine liegenden Gründe, und die ſchöne Anlage ſeines Parks; er läßt Geſchmack für Baukunſt blicken; er ſtellt Betrachtungen über die Mängel und die Vorzüge der franzöſiſchen Bauart mit vieler Unterſcheidungsgabe an; zeigt gegen Sir Arthur große Achtung für Familie und erſte Häuſer; iſt ſtolz darauf, daß ſeine Mutter von großem Range iſt; erzählt ſehr lebhaft und mit Laune jede Anekdote die er aufgefangen hat; macht ſeine eignen Avanturen durch ſeinen Vortrag unterhaltend. Ich habe alſo von Sir Arthur keinen Widerſpruch zu befürchten.

Ueberdies iſt mein Onkle, Lord Fitz-Allen jetzt in Paris, auf ſeiner Rückreiſe aus der Schweitz, und Cliſton hat ihn durch ſeinen Verwandten, den Lord Evelyn, der eine Reiſe nach den ſüdlichen Provinzen von Frankreich macht, vor kurzem kennen lernen. Die nahe Verwandtſchaft Ihres Bruders mit dieſem Manne von Range hat ihm bei meinem Onkel großes Gewicht gegeben, und auch mich in ſeine Gunſt gebracht; und wenn ich die Empfindungen verbergen könnte, welche die Anmaaßung dieſes Mannes täglich in mir rege macht; ſo würde ich in ſeiner Achtung noch höher ſtehen. Denn er handelt wirklich mehr aus Liebe zum Range und zu ſeiner Familie, als aus Liebe für ſich ſelbſt oder für mich, und hat dem Sir Arthur ſeine Bewilligung dieſer Verbindung ſchon zu erkennen gegeben. Da aber die Familie wegen ſeiner vielen Kinder wenig von ihm zu erwarten hat, ſo iſt ſeine Stimme nicht ſo wichtig, als ſie in dem entgegengeſetzten Fall ſeyn würde.

Mein Bruder hat laut dem Teſtament ſeines Großvaters, von den Edgenoorſchen Gütern Beſitz genommen, die Acht Hundert Pfund jährlich eintragen. Dieſer Umſtand wird, wie ich denke, den Sir Arthur nöthigen, trotz ſeiner Vorliebe, den Aufwand auf Verbeſſerungen ſeiner Güter einzuſchränken. Er erzählte mir die ganze Sache, und ich ergrif dieſe gute Gelegenheit, um ſeine Lieblingsleidenſchaft anzugreifen. Unſer Geſpräch wurde bald lebhaft. Ich äußerte dreiſt meine Meinung über den Gebrauch und Misbrauch der Reichthümer, über die gerechten Anſprüche des dürftigen Rechtſchaffnen, über die erniedrigende Handlungsweiſe der Menſchen, die nur ihr eignes Vergnügen aus Selbſtgefälligkeit ſuchen, und darüber die Beförderung der großen Endzwecke vernachläſſigen, für welche die Menſchen allein leben ſollten, die Verbreitung der Wahrheit, die Belebung des Genie's, und die Mittheilung aller Geiſteskräfte.

Aber Alles war vergebens. Sir Arthur verſtand mich nicht, und ich mußte mich mehr über mich ſelbſt ärgern, daß mir die Gabe fehlte mich deutlich zu machen, als über ihn, dem dergleichen Begriffe ganz fremd ſind. Er war, wie natürlich, erſtaunt zu hören, daß er nicht das Recht habe mit dem Seinigen zu machen was er will, und daß das Seinige nicht in jedem Sinne ihm allein zugehöre. Auch war er nicht karg mit Vorwürfen gegen mich. Er konnte den Vorwitz eines jungen altklugen Mädchens nicht ertragen, welches gegen die Weisheit ſeiner Entwürfe Einwendungen machen wollte.

Jetzt beſchäftigt mich unaufhörlich der Gedanke, wenn wohl die Zeit kommen wird, da die Welt einmal das große Vorrecht der Menſchen von höheren Geiſtesgaben anerkennen, und geneigt ſeyn wird, ſich von ihren Irrthümern überzeugen zu laſſen, damit alle die unſeeligen Irrthümer endlich verſchwinden.

Leben Sie wohl. Ich werde Ihnen wahrſcheinlicherweiſe mit der nächſten Poſt wieder ſchreiben, denn ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß dieſe theure, aufrichtige, kluge Freundinn von allem unterrichtet ſey, was ſich mit mir ereignet.

A. W. St. Ives.

N. S. Ihr letzter Brief den ich ſo eben erhalte, hat meine Ideen über die Wahrheitsliebe noch lebhafter in mir rege gemacht. Er beſtärkt mich in dem Entſchluſſe, mit Ihrem Bruder ganz aufrichtig umzugehen. Ich gebe Ihrem Raiſonnement in der Nachſchrift meine völlige Beiſtimmung, und will ſie Frank zeigen.

Funfzigſter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

Paris, Hôtel de l'université.

Ihren Brief vom 30ſten v. M. habe ich erhalten, ehrlicher Aby, und mit großem Vergnügen daraus erſehen, daß Sie mit der Arbeit ſchon ſo weit vorgerückt ſind. Wenbourne-Hill iſt ein wahres Paradies. Je mehr ich ſehe, deſto mehr werde ich davon überzeugt. Hier iſt gar nichts, was ich mit meinen Tempeln, meinen Hainen, meinen ſchönen Proſpekten vergleichen könnte. Hier ein Berg mit Geſträuch umgeben; dort ein Hügelchen, in Brombeerſtauden verſteckt. Zur Rechten eine Statue; zur Linken ein Obelisk und ein Sonnenzeiger. Der Obelisk ſteht feſt; der Weiſer aber zeigt, daß die Zeit vorüber flieht. Haben Sie daran ſchon gedacht, Aby?

A propos, weil vom Weiſer die Rede iſt: Sir Alexander deucht mir, ſagte einſt, daß er den halben Tag unnütz daſtehe, weil er von Weſten und Norden durch den alten Wald im Schatten geſetzt würde, und rieth, daß ich dieſen ſollte umhauen laſſen. Es iſt aber doch wohl beſſer, wenn ich lieber Sonnenzeiger, Obelisk und alles wegwerfe.

Die Erinnerung an dieſe Dinge, lieber Abimelech, macht mir ſo viel Vergnügen, daß ich beinah vergeſſen hätte, warum ich eigentlich an Sie ſchreiben wollte. Es iſt eben nicht die angenehmſte Sache, und ich würde nicht böſe werden, wenn ich mich gar nicht mehr daran zu erinnern brauchte.

Ich fürchte ſehr unſre ſchöne Anlagen werden bald ein Ende haben. Mein Herr Sohn fordert leider Edgemoor. — Ich glaubte ſicher, er würde bei meinem Leben keine Anſprüche machen, und das wäre ſehr vernünftig geweſen. Ich habe ſehr mit ihm darüber geſtritten, aber umſonſt. Er ſcheint große Eil zu haben, ſeine eigne Oekonomie einzurichten, und ich glaube immer, er möchte mich gern aus Wenbourne-Hill werfen, wenn er nur könnte. Vergebens habe ich ihm vorgeſtellt, daß ſeine Belohnung als Aufſeher, mit den 300 Thalern jährlich, die ich ihm ſchon vorher angewieſen, mehr ſey als nur ein junger Menſch anzuwenden verſtünde; zumal da er doch nur für ſich ſelbſt zu ſorgen habe. Er erklärte mir aber ganz trocken, daß er ſich gewiß nie Familie anſchaffen würde, ſondern unverheirathet bleiben wolle. Ich traue es ihm zu, daß es ſein Ernſt iſt; und was kann ihm denn wohl bei einer jährlichen Revenue von 800 Thalern fehlen? Das ſollte er nur hübſch bedenken, und ſich erinnern, daß man auch für ſeine Schweſter zu ſorgen hat. Aber daran denkt er nicht; er ſorgt blos für ſich.

Ich habe wahrhaftig nicht die beſten Nachrichten von ihm. Er ſpielt den Gentleman a la mode, und will lieber ſein Geldchen am Spieltiſch verſchleudern, als es in der Familie dulden. Ein wilder Burſche war er immer. Ich habe mich bisweilen ſehr gewundert, woher er alles Geld nimmt, das er, wie ich höre, durchbringt. Von mir hat er es, weiß Gott, nicht. Daß er hoch ſpielt, iſt mir ſehr oft zu Ohren gekommen, niemals aber, daß er gewonnen hat. Er geht leider ſeinen eignen Weg, und alle meine Plane, die Würde der Familie zu erhalten, ſeine Schweſter zu verheurathen und unſre verſchuldeten Güter frei zu machen, ſcheitern.

Ich predigte immer tauben Ohren, wenn

ich ihm die Vortheile bei meinen Verbeſſerungen vorrechnete. Und es geſchieht doch alles nur zu ſeinem Vortheil, denn wenn ich einmal ſterbe, ſo bekömmt er ja alles, wie Sie wiſſen, lieber Aby; und fort muß ich doch einmal, ſey's heut oder morgen.

Er war ſogar ſo zutraulich mir zu ſagen, daß er alle meine neue Einrichtungen wieder auf dem alten Fuß ſetzen würde, wenn nur ihm erſt Wenbourne-Hill gehörte.

Iſt das nicht ein übel Ding, Aby? Warum hab' ich gearbeitet? Haben wir nicht beide unſer Leben bei dieſen Einrichtungen aufgeopfert? Wie manchen herrlichen Einfall wir hatten? Wie viel Vergnügen wir nicht beim Pflanzen, und Graben, und Jäten, und Bewäſſern, bey all' den angenehmen Arbeiten zu Ausführung neuer Projekte genoſſen!

Weil ich grade an Waſſer denke, ſo muß ich doch von einen prächtigen romantiſchen See in dem Park des Marquis von Villebrun erzählen. Wahrhaftig unter allem, was ich in Frankreich geſehn habe, iſt dieſer See das Einzige, was mir gefällt. Auf der einen Seite ein ſanft abſteigendes Ufer, auf der andern nichts als Felſen und Abgründe. Von einem ſolchen Felſen ſtürzte ſich ihr Sohn Frank kopfüber in's Waſſer, um einen Gentlemann zu retten. Sie wären erſtaunt, wenn Sie das geſehn hätten. Sie haben hier den Ort: Engliſchen Sprung genannt. So viel weiß ich wohl, ich thäte ſo etwas für Millionen nicht, denn ich ſtürbe ſchon bei dem Gedanken.

Aber Frank iſt ein kühner junger Mann, und, wie ich Sie verſichre, ſehr geſchätzt von meiner Tochter und von mir und von jedermann; in der That äußerſt hochgeſchätzt. Viele Tage lang war er der einzige Gegenſtand des Geſprächs.

Doch die Geldſache nicht zu vergeſſen, Aby. Wenn ich mich nicht ſehr irre, werde ich bald eine tüchtige Summe gebrauchen. Aby, ich wage es, Ihnen einen Wink zu geben; ich warte bald, ja alle Tage, daß jemand um meine Tochter anhalten wird. Und geſchieht dies, ſo bin ich mit der Parthie ſo zufrieden — denn ich verſichre Sie, es iſt ein ſcharmanter junger Mann — daß ich gewiß an keine abſchlägliche Antwort denke; zumal da er bei meiner Tochter ſelbſt hoch angeſchrieben ſteht. Zwanzig Tauſend Pfund wäre dann doch wohl die geringſte Mitgabe.

Ich fürchte ſehr, ehrlicher Aby, wir werden den Gedanken zur Wildniß aufgeben müſſen. Wenn Sie aber erſt die Parthie kennen, ſo ſollen Sie ſelbſt geſtehn, daß ich gar nicht anders handeln kann.

In der That, ich finde, daß wir unſern Kindern niemals ganz Genüge leiſten können, wenn wir auch alles noch ſo ſchön gemacht zu haben glauben. Meine Anna hat mir ſogar den Text geleſen, über mein Geldverſchwenden, wie ſie ſich die Sache vorzuſtellen beliebt, und hat mir wahrhaftig bei dieſer Gelegenheit manches vorgeſtellt, wogegen ich gar nichts einzuwenden vermochte. Aber ſo iſt's! Freunde, Verwandte und Kinder, alle ſind klüger als wir! Alle ſind ſehr willig, unſre Fehler zu entdecken, oder uns auch welche anzudichten. Sollten Sie glauben, daß ein Menſch, der Wenbourne-Hill geſehen hat, noch außerdem etwas anders bewundern kann?

Ich hofte, ja ich war überzeugt es zum Paradies von England machen zu können, wohin Reiſende von nah' und fern wallfahrten und ſich an ſeinen Schönheiten ergötzen würden. Bei ſolchen Hinderniſſen und Querſtrichen aber gehn leider die herrlichſten Projekte zu neuen Anlagen in die Brüche.

Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung, wie man es mit dieſen Geldſachen am beſten anfängt, wenn es ſo kommt, wie ich erwarte. Sie kennen meine Umſtände ganz genau. Ich ſehe keinen Ausweg, als noch mehr Geld auf die Güter aufzunehmen.

Aeußerſt verdrießlich iſt mir der Gedanke, Aby, daß unſre Fortſchritte in's Stecken gerathen können. Was ſoll man aber thun? Da ich mich nicht lange hier mehr aufzuhalten gedenke, können wir hierüber mehr miteinander verabreden, wenn wir uns in England ſehen.

Vielleicht wär's am beſten, wenn ſie nach und nach, bei ſchicklichen Gelegenheiten die Arbeitsleute abdankten, Aby. Sie könnten dann allenfalls in der Nachbarſchaft ausbreiten, daß nach ihrer Meinung in Wenbourne-Hill nichts mehr zu verbeſſern wäre, und daß Sie Gründe hätten dies auch für meine Meinung zu halten; auf dieſe Art könnte man am beſten alle Läſtermäuler ſtopfen, denn ich möchte nicht gern, daß man ſagte, es fehle uns blos Geld dazu.

Ihre Antwort auf dieſen Brief können Sie noch hieher addreſſiren, denn ich werde Paris nicht eher verlaſſen, als bis ich einen Brief von Ihnen erhalte. Unterdeſſen, mein lieber Abimelech, leben Sie recht wohl.

A. St. Ives.

N. S. Den Namen des jungen Mannes, der um meine Tochter hoffentlich anhalten wird, will ich noch für's erſte verſchweigen, ehrlicher Aby; denn es könnte vielleicht nichts daraus werden, wenn er ſich, wie junge Leute wohl zuweilen ſind, zu reden ſcheute. So viel kann ich Ihnen im Vertrauen ſagen, daß Sie ſeine Familie ſehr gut kennen, und ich weiß daß Sie mit dieſer Heurath, die ſo ganz nach meiner Tochter Geſchmack iſt, nicht unzufrieden ſein werden. Freilich meine Schweſter, und einige andre von der Familie haben wohl noch etwas beſſers erwartet; und in der That Anna's Schönheit und Vollkommenheiten hätten wohl einen Mann von höherm Rang und Glück verdient. Aber die kleine Hure hat immer ſo ekel gethan und gemäkelt, daß ich ſchon fürchtete, ſie würde auf ihres liederlichen Bruders Sprünge gerathen und gar nicht heurathen wollen; darum mag ich ihr jetzt nichts im Wege legen, da ihr die Luſt dazu angekommen iſt.

Ein und funfzigſter Brief.

Abimelech Henley *) an ſeinen Sohn Frank.

Wenbourne Hill.

Nun gewiß! Ja freilich! So wird's gehn! Du wirſt den Gippel erreichen. Du wirſt ein würdiger Sohn meiner Kraft. Ich war erſtens bange Du möchteſt die Sache verderben thun bei Sir Arthur und der kleinen Miß, von wegen der Vorſchnelligkeit. Aber nun kann ich Dir ſagen, es wird gehn. Der Vater ſelbſt! Nun, nun, brav geſchmeichelt, das iſt die Sache! *Zuckre das Säftchen, und es glitſcht lieblich durch die Kehle.*

Höre mir zu! Ich hab' ausgelernt. Sag' mir doch einmal, wer war ich? Arm wie eine Kirchmaus! Kahl und kalt. Und wer bin ich nun? He! Ich bin doch werth ſo eine — aber das gehört nicht zu meiner Erzählung. Menſch, was kannſt Du werden, wenn Du Luſt haſt? Was hätt' ich werden wollen, wenn ich Deine Gelehrſamkeiten gehabt hätte? Alles, was ich nur hätte werden mögen. Ein Herzog vielleicht, oder Lord Major von Lunden? Behüte! — Ein Sekretär Premierminiſter? Nein! — Ein Parlamentsglied? — Auch nicht — Ein Schatzmeiſter wollt' ich geworden ſeyn, Schatzmeiſter aller drei Königreiche! Ich hätte meinen Kohl ſchöne kochen wollen! Ich habe jetzt ſchon meinen Beutel gut geſpickt, was würd' ich dann nicht gethan haben?

---

*) Der Ueberſetzer hat es für's beſte gehalten, ſeinen Leſern von dem Jargon des ehrſamen Herrn Abv, der getreu überſetzt die Hälfte ſeines Werths in unſrer deutſchen Sprache verlieren wurde, nur die Quinteſſenz vorzuſetzen.

Sey zurückhaltend gegen Sir Arthur. Halte Deine Hitze im Zaum, und Du haſt ihn weg. Hab' ich Dir nicht ſchon geſagt, Du ſollſt ihn bei den Ohren ergreifen? Ein geſchickter Jagdhund iſt wohl im Stande ein wild Schwein an die Ohren zu faſſen. Er erwartet einen Antrag für Mißchen; er weiß noch nicht wenn's geſchehn wird. Rathe, Nikodemus, wenn Du kannſt. Verſtehſt Du mich, he! Er wird ſeine Einwilligung nicht verſagen. Merkſt Du. Dies ſind ſeine eigne Worte. Zwanzig tauſend Pfund Mitgiſt.

Seine eigne Worte. Was ſagſt Du nun zu mir. Es iſt alles das Deinige! Ich meine es iſt alles das Unſrige. Verſtehſt Du mich? Was brauchſt Du dafür zu danken? Ich ſage Dir, Du brauchſt nur zu fordern und das Jawort iſt da. Wie ich das erfahren habe? — Was kümmert's Dich, Tölpel? — Nein, nein — Du biſt nun nicht mehr ein Tölpel, Du biſt ein gutes Jüngchen.

Ich ſage Dir alles nur in Geheim! Du kannſt die kleine Miß die Augen verblenden. Ich habe von Deinen halsbrechenden Sprung, und Dein Schwimmen gehört. Nun immer nur nach der Hauptſache zugeſchwommen. Das iſt der Gippel! Ich war zu Clifton-Hall und warum? Ich roch den Braten, und da hab' ich nun mit das andre Mißchen geſchwatzt, und hab' alles ausgeſpürt, und ausgekundſchaftet und ausgetrieben. Du biſt nun oben drauf. Du kannſt nun zu Bette gehn. Verſtehſt Du mich? Mit zwanzig tauſend Pfund kannſt Du zu Bett gehn. Es iſt ſo gut als das Unſrige.

Ich weiß die Sache ſchon anzugreifen, wenn ich nur erſt das Weswegen, das Warum, und das Womit habe und halte. Und ſo wie Du mich ſiehſt, glaub' ich die ganze Sache abgemacht zu haben. — Doch das iſt nicht hin nicht her. Es iſt ſo gut, als wenn's Sir Arthur zu mir geſagt hätte. — Eingeſtippt in die ſchäumende Schüſſel und die Finger abgeleckt. — Das iſt nicht die Art mit Mädchen umzugehen; was? Ich wüßt' es nicht? Mach' ein Ende mit der kleinen Miß und ſage zu ihr: Mißchen, hier bin ich. Ich heiße Frank Henley, mein Vater Abimelech Henley. Es iſt ein alter, geſchickter Erbſenzähler und ſitzt warm. Sag' ihr das. Und ſag' ihr, hier bin ich, Mißchen, zu Ihre Hochgeehrten Hochgeboren Gnaden verehrungswürdigen Dienſten. Mein Vater hat ſich ſchön Geld gemacht. — Vergiß mir's ja nicht ihr das zu ſagen. — Alles iſt ſchön und nett, und Sie ſollen halb Part gehn. Verſtehſt Du? Und da hab' ich nun, mußt Du ſagen, ein demüthigliches Anliegen, meine närriſche Gedanken zu eröfnen. Verſtehn Ihro Gnaden mich recht; und alles unter Ihro Gnaden Protekſchon und Correkſchon und als Ihro Gnaden demüthiger, ſubmiſſeſt, gehorſamſter Diener, ſagſt Du. Und ſo, ſehn

Sie Miß, ich verdöhre und verherrliche Ihro Gnaden, und bin zu allen Dienſten bereit; zum Böſen und Guten, im Glück und Unglück, alle Tage die Gott werden läßt, ich und mein Vater, der ehrliche Aby, ſagſt Du. Er verſteht den Wind zu erregen, er verſteht den comment, wie man den Notarien Urkunden bezahlt. — Aber höre, das iſt weder hin noch her. — So ſteh' ich hier vor Ihnen, ich und mein alter ehrlicher Vater, Miß, ſagſt Du. Er hat eingeſammelt goldne Marien und Nelkenblumen, und gelbe Pfennige. Die helle Menge. — Doch das iſt nicht hin nicht her.

Das alles ſtell' ihr hübſch vor, und ſpiele Deine Rolle gut. Wer weiß, ob nicht Wenbourne-Hill ſelbſt mal unſer Eigenthum wird. Wer weiß, ſag' ich. Es giebt alte Narren und junge Narren — ſag' ich Dir — alte Planmacher und Projecktfabrikanten und Schnapphähne und junge Verſchwender und Spieler und Betrüger — verſtehſt Du wohl — und Siegellack und Papier zu Verſchreibungen — und was all' noch mehr. Wozu iſt das Geld gut, als noch mehr damit zu machen? Sag mir das mal.

Und ſo verbleib' ich im Namen und in der liebenden Güte des barmherzigen Herrſchers, und allmächtigen Gottes, und Friede und Herrlichkeit und himmliſchen Freuden jetzt und immerdar

Abimelech Henley.

Zwei und funfzigſter Brief.

Abimelech Henley an Sir Arthur St. Ives.

Wenbourne-Hill.

Hochzuveröhrender Herr

Ewig zu öhrender gnädiger Gebieter,

Ganz gewiß und wahrhaftig Euer edle Gnaden verſtehn alles am Beſten. Und dennoch hab ich mich zuweilen unterſtanden, meine demüthigen unmasgeblich närriſchen Einfälle vorzutragen, wenn ich das Glück gehabt habe von Ew. hohen Gnaden gnädigen Ohren angehört zu werden, in ſo verzweifelten Kaſus und Quäſtions als der jetzige da iſt. Aber verſtehn Ew. Gnaden richtig, es iſt immer und ewig nur ſo ein Gedanke von Dero demüthigen, ſubmiſſeſt gehorſamſten lieben Diener.

Unſre liebe junge Lady Miß iſt gewiß und wahrhaftig ſo elegant, als nur immer eine Lady in allen drey Königreichen ſeyn kann. Da will ich drauf wetten thun. Sie iſt die Blume von allen, das muß ich ſagen. Die ganze Grafſchaft ſagt's. Und ich will darauf mit jeden wetten, wie ich ſchon geſagt habe. Ew. Hochgeböhrte Gnaden immer ausgenommen und apart, wie das Pflicht und Gebrauch iſt. Ew. gnädge Herrlichkeit, gewiß und wahrhaftig, hab' ich nicht die Ehre und die Gnade gehabt das liebe Kind in meinen Armen zu tragen, als ſie noch nicht drey Monat alt war? Ja, ſicherlich, von der Geburtsſtunde an kenne ich ſie. Ehe ſie lallen konnte, wie ich wohl ſagen mag, ſchimmerte mir die überſchwengliche Glorie und Glanz der unendlich gnädigen Barmherzigkeit. Bin ich nicht mit ihr herumgeſprungen hier und da, auf und nieder, und kriegte nicht dann der arme ehrliche Aby, wie Ew. Gnaden und gnädige Lady, mich armen Sünder damals gnädigſt zu nennen pflegten, ein Küßchen, und wurd' ich nicht geſtreichelt, he?

Je nun dieſe Zeiten ſind vorbei aber, Ew. Hochgeböhrte Herrlichkeit ausgenommen und apart, iſt das weder hin noch her. Ich kann ſo gut auf meine Perſon halten, als ein andrer. Und warum nicht? Wer kein Geld hat iſt doch, Ew. Hochgeböhrte Herrlichkeit ausgenommen und apart, weiter nichts als ein armer Hund. Hat aber einer brav Geld zuſammengeſchlagen, na denn kann er auch ſein Köpſchen aufſetzen. Und warum nicht? Immer Ew. geöhrte Gnaden ausgenommen und apart, wie ſchon geſagt.

Ew. gnädige Herrlichkeit wiſſen, daß ich meine Zunge ein Häppchen zu regieren weiß, wenn mein Witz etwas ausgegattert hat, und wie nun der Kaſus iſt, den Ew. hochgeöhrte Gnaden in Dero letztem geöhrtem und gnädigen Schreiben, mir anzuvertrauen geruht haben. Warum? Jeder iſt ſich doch, wie ich wohl ſagen mag, ſelbſt der nächſte, und zwanzig tauſend Pfund, ob es gleich nicht ein Pfennig zu viel iſt, iſt doch immer etwas. Und der Seegen und Ruhm der Gütigkeit und Dank überſtrömt den Geber. Freilich will das Alles nichts helfen thun, wenn man ſeinen Kopf niederlegen muß. Und da muß auch ein Menſch an ſo etwas gar nicht weiter denken, ausgenommen und apart an den Seegen und die Glorie und Macht der Heiligen und Märtyrer und die Cherubim und Seraphim und an Amen Halleluiah, die vielleicht ſeine Seele zu ſich herauf ziehn, wenn er, verſieht ſich nämlich — Gott ſey allen Menſchenkindern barmherzig — Zeit zur Reue gehabt, und die Sünden dieſer gottloſen Welt von ſeiner Seele gewaſchen hat, durch gute Thaten, und Mitleiden und Barmherzigkeit und kindliche Liebe gegen alle Menſchen. Wer aber in Sünden elendiglich verharret, der giebt zuletzt unter Thränen und Seufzen und in beſtändigen Schreckniſſen vor dem fürchterlichen Dunkel des Höllenfürſten Luzifer Beelzebub ſeine zagende Seele von ſich. Ach Gott welch ein ſchrecklicher Tag! Die Menſchen ſind ein verworfenes Geſchlecht, dahingegeben alle zu Sünde und Schmach und Abfall, und in den Schlund der grauſigen Verzweiflung und in das dunkle Thal des Todes, wenn er nicht Zeit zur Buße hat der elendige Sünder — wozu Gott uns allen verhelfen möge — ewig ohne Ende. Amen! Amen!

Ach, mein Himmelchen, was hab' ich da alles Ew. gnädige Herrlichkeit vorgeſchwatzt? Ich war eben dabei Ew. Hochgeöhrte Gnaden zu ſagen, daß wir mit den zwanzig tauſend Pfund wieder einen ſchweren Stand kriegen werden. Da kommen Certifikate und

Sicherheiten und Douceurs und Abzüge und weiß Gott was all' noch für Geſchäfte. Ohnedem, läßt ſich, wie Ew. Hochgeöhrte Gnaden ſchon von alten Zeiten wiſſen, gar nichts ausrichten thun. Und warum? Geld iſt Geld und Land iſt Land; und da giebt's ſo viel Unruhen, und Nehmen und Suchen und Forſchen und Riskos und Wenns und Abers und Vielleichts und was all' noch mehr, daß man gar nicht vorwärts kömmt. Und ſo und nichts deſtoweniger als ich vorherſagte und gleicher weiſe wird uns die verlangte Summe noch ſauer werden.

Ja und wie ich ſchon vorher zu bemerken beliebte, nämlich ohnbeſchadet deſſen und daß ich nicht meine Naſe über alle Beſſern und Sr. Majeſtät Baronets tragen will, ſo muß ich doch dem ohngeachtet und wie ſchon bemerkt, ſagen, daß die junge Lady die Blume und die Krone von allen iſt; und wenn alles ſo wäre und ich hätte die ehrenvolle Gnade und den Segen ihr Vater zu ſeyn, ſo wollt' ich ihr geben und mit ihr machen, nun und immerdar, was die Geſetze erlauben. Und daß ich ſo ſagen mag, Ew. gnädige Herrlichkeit wer verdient es mehr? Wie? Iſt ſie nicht, wie ich wohl ſagen mag, das wahre Firmament alles Ruhmes und Lobes? Wo bleibt Elfenbein und Alabaſter in Vergleichung mit ihr? Das ſag' mir einer! Wär ich der hochgeböhrte Vater einer ſolchen immer gnädigen Freundlichkeit, ſollt' ich ihr nicht Edelſteine und Rubinen und Karfunkel geben, wenn ich ſie nur hätte? Wer ſollte mir das wehren? Ew. gnädige Herrlichkeit immer unbeſchadet, ausgenommen und apart. Ich möchte nicht gern, daß einer glaubte, daß ich für mich ſelbſt redete, auf irgend eine Art. Nein, nein, das ſey fern von mir. Ich möchte keinen andern, ſo wie ich mich ſelbſt kenne, ſein Königreich beneiden. Ach und warum in der Welt Gottes ſollte man wohl das liebe ſanfte jungfräuliche Herzchen, bei ihrer Liebe ſtören und ärgern und kränken? Ew. gnädige Herrlichkeit haben dazu viel zu viel väterliche Liebe. Nein, nein, Ew. hochgeböhrte Gnaden ſehn das gar zu ſcharfſinnig ein. Faſſen ſie ihr jetzt beim Wort, da ſie Luſt hat. Mädchens werden oft widerſpenſtig und verſtellt und hartnäckig und voller ſchelmiſchen Streiche, wenn man ſie in der Liebe ſtört. Darum Ew. einſichtsvolle und weiſe gnädige

Herrlichkeit muß man ſie faſſen, wenn ſie Luſt haben.

Was nun anbetrift den Einhalt in den Speichen des Rades von Verbeſſerungen und Projekten, den Ew. hochgeböhrte Herrlichkeit zu erwähnen geruhten, ſo möcht' ich beinah mich unterſtehn zu ſagen, daß daraus grade das Gegentheil erfolgen würde. Wenn ich ſo lange lebte, daß ich den freudigen Tag ſähe, der ganz Wenbourne-Hill in Wonne und Entzücken verſetzen müßte, ja dann wollte ich auch ſchon wiſſen, meine wenige Meinung zu ſagen. Und warum? Dann wär' alles klar und überſtanden, und wir wüßten denn alle, wie und wo wir zuſammen ſtünden. Das wär' mir ein Glück!

Und ſo wie die Sache ſteht und liegt, gewiß und wahrhaftig muß ich ſagen, Ew. hochgeböhrte Gnaden haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Was nun Ew. Herrlichkeit gnädige Befehle betrift, und daß ich für den Kohl Sorge tragen ſoll, ſo ſchicke ich hier ein Päckchen junge Spruten.

Und die Spöttereien und höhniſchen Reden der Nachbarn, Ew. gnädige Herrlichkeit, kann ich ja verachten. Ich will ihre witzige

Einfälle ſchon zum Schweigen bringen. Und warum? Ew. hochgeöhrte Gnaden haben jederzeit gegen mich eine gütige Liebe und ſeegenvolle Gnade gehabt, alles wie es ſich gebührt und geziemt. Und gewiß ich muß doch wohl Luſt haben die Brücke zu loben, die mich geſund über den Fluß bringet. Und nun, da Ew. Gnaden noch mehr in gütiger Liebe und Gnade an mich und die Meinigen denken, was ſoll was kann ich nun ſagen? Muß ich nicht vor aller Welt ſagen und rühmen, daß Ew. Gnaden mein ewig hochgeöhrter, ſehr gnädiger, gütiger, leutſeeliger und herablaſſender lieber Herr ſind, und daß ich immer und ewig Ihr wahrhaft treuer ehrlicher Aby bin, und daß alle meine Gedanken von jeder Art und Weiſe demüthig und ſubmiß-gehorſam ſeyn und bleiben werden, alles wie es ſich geziemt und gebührt.

Darum und deswegen, wann Ew. gnädige Herrlichkeit ſo gnädig und gütig ſeyn wollen, ein einziges beſtimmtes Wort zu ſagen, damit wir alle ſichern Grund bekommen und alle Angſt und Noth und Beunruhigung und alles hinterm Berge halten ein Ende haben möge. Ich muß Ew. Herrlichkeit demüthigſt darum bitten und anliegen, daß Sie die Gnade haben, darauf zu denken. O thun Sie dies mein ſtets gnädiger Herr und Gebieter! Ich bitte Ew. Herrlichkeit dringend es zu thun. Dann ſind wir alle oben drauf und haben alles überſtanden und in Wenbourne-Hill iſt ein Feiertag. Ach das ſoll ein glorreicher, freudenvoller Tag ſeyn. Gebe der allmächtige Geſetzgeber, daß es bald geſchehe.

In Lob und Ehre, und Ruhm und Frieden der da kommen ſoll, und Dank und Gütigkeit ermangle nicht endlich mich zu unterſchreiben

Abimelech Henley.

P. S. In puncto der Hauptſache und was den jungen Herrn betrift, als habe ich Ew. Herrlichkeit davon noch nichts ſchreiben wollen, da noch viele Warum's und Weshalb's und Weswegen dabei abzumachen und zu bedenken ſind. Ich habe mit den jungen gnädigen Herrn geredet, und er wäre wohl allenfalls willig vor Geld und gute Worte ſeine Anſprüche aufzugeben. Und da wäre alſo die Frage, wie es in puncto des Geldes anzufangen, gnädiger Herr?

Drei und funfzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

Paris, hôtel de l'Université.

So eben hat mich Ihr Bruder verlaſſen. Unſer Geſpräch war lebhaft, und ich ſetze mich, nach meiner alten Sitte, hin, um auf das Papier zu ſetzen, was ich noch im friſchen Andenken habe.

Er fing mit den lebhafteſten Ausdrücken über die Gewalt ſeiner Leidenſchaft an. Ich habe keinen Grund an dieſem Geſtändniſſe zu zweifeln, und wenn ſeine Neigung, wie ich hoffe, zur Beförderung meines Endzwecks dienen kann, ſo macht ſie mir ſchon in dieſer Rückſicht, große Freude. Er will den Gedanken von Uneinigkeit, von Verſchiedenheit der Geſinnungen unter uns beiden, gar nicht ertragen; ich ſoll ihm meine Bedingungen ſagen, und er iſt in jedem Augenblicke bereit, ihnen Genüge zu leiſten. Er will alles unternehmen, was ich verlange, oder verlangen möchte, und ich konnte ihn kaum überzeugen, daß er ſeine Verſprechungen zu weit treibt. Dergleichen Erklärungen waren die Einleitung zu dem weſentlichen Inhalt der Unterhaltung.

Mein Herz, ſagte er, verſichert mich, Madam, daß ich Ihnen niemals den mindeſten Anlaß gegeben, an der Aufrichtigkeit und dem Feuer meiner Leidenſchaft zu zweifeln, und ich konnte wohl hoffen, daß die Beſorgniſſe, welche Sie, wie ich manchmal dachte, zu willig nährten, nun verſchwunden ſind.

Meine Beſorgniſſe betreffen hauptſächlich mich ſelbſt. Ich weiß nicht, ob irgend ein Menſch eine ſo hohe Meinung von den Kräften und der Energie Ihres Geiſtes hat, als ich; aber mich dünkt, jene Kräfte haben eine üble Richtung genommen, und ihre wohlthätige Wirkung kann vernichtet werden.

Ich geſtehe es, Madam, es hat mir zuweilen wehe, ſehr wehe gethan, es hat mich heftig angegriffen, daß Sie die gute Meinung nicht von mir haben, die ich wünſchte.

Sie thun mir Unrecht. Sie haben ſelbſt keine ſo hohe Meinung von ſich, als ich.

Und ſie glauben mich in Gefahr?

Nur auf Irrwege. Manche Meinungen

und Grundſätze, die ich hege, müſſen irrig ſeyn; denn ſie weichen von den Ihrigen ab. Jezt ſehe ich es ein, wie ſehr ich misverſtanden werde. Ich fühle das Unſchickliche meiner Lage, und meiner Art ſich auszudrücken. Alter, Geſchlecht, die in der Welt herrſchenden Gebräuche, tauſend Umſtände vereinigen ſich und machen das Ernſthafte lächerlich. Aber ich beharre auf meinem Grundſatze. Geben Sie ſich Mühe an Umſtände nicht zu denken; hören Sie nur meine Worte an; nehmen Sie keine Rückſicht darauf, daß ein Mädchen ſo ſpricht.

Nicht Sie Madam, ich muß fürchten in das Lächerliche zu fallen. Aber um Ihrer ſelbſt willen — Schenken Sie mir nur Ihre Gunſt, und machen Sie mich ſo lächerlich als Sie wollen.

Wird der Mann von Rang und Wiſſenſchaft ſeine Grundſätze der Prüfung eines unmündigen Weibes unterwerfen wollen? Seyn Sie aufrichtig. Ihre ganze Seele empört ſich dagegen?

Ich fühle das Treffende dieſer Satire. Die Männer ſind Tirannen.

Nur das Vorurtheil iſt Tirann; nur die

Tirannei des Vorurtheils haben wir zu fürchten.

Madam! —

Dieſe Meinung gehört zu meinen ſonderbaren.

Sie mögen Recht haben; ich will gerne glauben, daß Sie Recht haben. Gleichviel! Willigen Sie nur darein, daß ich mit Sir Arthur reden darf, und meine Wünſche ſind in Erfüllung gebracht. Ich mag mich ſelbſt nicht durch grübelndes Nachdenken über die Wahrheit oder Unrichtigkeit gewiſſer Grundſätze in Unruhe ſetzen. Ich bin entſchloſſen; ich will Ihre Meinungen annehmen, in jeder Sache, in ihrer ganzen Ausdehnung.

Das heißt: Die Befriedigung Ihrer Begierden iſt der Hauptzweck Ihres Lebens. Nun haben wir den weſentlichen Punkt gefunden, in welchem wir von einander abgehen.

Iſt nicht Glückſeeligkeit unſer Hauptendzweck? Muß ſie es, ſollte ſie es nicht ſeyn?

Wohl. Aber es iſt ein großer Unterſchied zu machen, zwiſchen der allgemeinen, und der beſondern Glückſeeligkeit der Einzelnen. Wer darnach ſtrebt, zur Beförderung der allgemeinen Glückſeeligkeit das Seinige beizutragen, der kann ſich auch wohl augenblickliche Unterbrechungen zu Schulden kommen laſſen, aber niemals dauernde; allein ein Menſch, der nur nach ſeinem eignen Glücke haſcht, verfehlt nicht ſelten ſeinen Zweck, geräth auf Abwege, und endigt mit Verdruß und Unwillen.

Nun ſo müſſen wir denn Alle Mönche werden, Selbſtverläugnung predigen, faſten, beten, unſre Sinne wegzaubern, in Seufzern leben, und in Schmerzen ſterben.

(Ich lächelte. So oft er glaubt, daß ich mich zu hoch verſtiegen habe, wirft er einen launigten oder ſatiriſchen Zug hin, um mich zu dem, was er Gemeinſinn nennt, zurückzuführen; und ich ergreife dann das beſte Mittel, der Wahrheit unvermerkt Eingang zu verſchaffen; ich lache mit.)

Sie ſehen ſich jetzt ſelbſt genöthigt, mich als ein ſeltſames weibliches Geſchöpf zu betrachten, das ſich bei ſeiner hochfliegenden Denkungs- und Empfindungsart, und mit vieler Eitelkeit, durch Liebe zum Sonderbaren auszeichnet.

Nein, Madam. Was Sie auch von mir denken mögen — mir iſt es unmöglich eine nachtheilige Meinung von Ihnen zu faſſen.

Halten Sie ein, ich bitte. So oft wir in einer Meinung von einander abweicher, müſſen Sie in einem gewiſſen Grade unvortheilhaft von mir denken. Es geht uns allen nicht anders. Laſſen Sie uns dieſes Geſpräch mit einer aufrichtigen Erklärung beſchließen. Jeder von uns denkt gut von dem andern; aber auch gut genug? So gut, daß er dieſe Gedanken keiner Aenderung unterworfen glaubt? Es giebt keine feierlichere Handlung des gemeinen Lebens, als das Geloben ewiger Liebe; und die hirnloſe Leichtſinnigkeit, mit welcher es täglich geſchieht, beweiſt wie wenig man dabei denkt. Können wir uns mit zu vieler Sorgfalt vor der Selbſttäuſchung hüten? Sollten wir nicht unabläſſig unſre Hoffnungen und Erwartungen unterſuchen? Sollten nicht wir beide ganz vorzüglich vorſichtig zu Werke gehen? Unſre Einbildungskraft iſt lebhaft; unſre Gefühle ſind ſtark; unſre Ausſichten und Wünſche ſchränken ſich nicht auf das Gemeine ein. Wenn Seelen von dieſem Charakter ihre Leidenſchaften nicht bemeiſtern, ſo werden ſie unbezwingbar, und verderbend.

Ich bin mir bewußt, Madam —

Bilden Sie Sich nicht ein, daß ich durch dieſe Ausſage Sie anzuklagen denke; ich habe eine ganz andre Abſicht. Meine Wünſche und das Verlangen ſie auszuführen, ſind eben ſo lebhaft, ſo gewaltig in mir, als die Ihrigen in Ihnen; nur haben ſie durch Erziehung und Gewohnheit eine andre Richtung genommen. Auch in mir glüht der Eifer meine Zwecke zu erreichen. Ich ſehe von beiden Seiten viel Wärme, viel Enthuſiaſmus, und ich ahnde Gefahr. Beſſer, daß wir einander nie in den Weg gekommen wären, als daß wir einander begegnen mußten — zum gemeinſchaftlicher Elend.

Um des Himmels willen, Madam, quälen Sie mich nicht mit unmöglichen Vorausſetzungen!

Sie erwarten dieſe Art der Glückſeligkeit, ich jene. Wie ſoll ſich hier ein Vereinigungspunkt finden? Sie glauben Sich berechtigt, Ihren Begierden nachzugehn, und Vergnügungen zu erjagen. Ich ſehne mich nach einem Gatten, der ſich ſelbſt vergißt, die Befriedigung ſeiner Wünſche in dem allgemeinen Beſten auflößt, der taub gegen den Ruf der Leidenſchaft, ſich gerne dem Ungemach, dem Tadel der Welt, dem Tode ſelbſt Preiß giebt, wenn ein edler, ein großer Endzweck dadurch befördert wird.

Ich denke, Madam, daß ich zu jeder Unternehmung fähig bin, die man von mir verlangen dürfte.

Ich weiß, daß Ihr Muth ſie nirgends verläßt. Ich weiß auch, daß der Muth eine der erſten und weſentlichſten moraliſchen Eigenſchaften ausmacht. Und doch möchte ich faſt — muß ich vielmehr zweifeln, ob Sie manche Dinge wagen?

Was ſollte ich nicht wagen, Madam?

Wagen Sie es eine Ohrfeige zu empfangen, eine fälſchliche Beſchimpfung zu erdulden, ohne auf Rache zu ſinnen; oder auf die Genugthuung, welche die ſogenannte Ehre befiehlt? Wagen Sie den Gedanken, daß der Knecht der Ihre Schuhe reinigt, Ihres Gleichen iſt, er müßte Ihnen dann an Kräften des Verſtandes oder Eigenſchaften des Herzens weichen, und daß er einen höhern Rang in der Reihe der Weſen behauptet als Sie, wenn er ſich verſtändiger und beſſer zeigt? Wagen Sie die Meinung, daß der Geiſt keinen Unterſchied des Geſchlechts anerkennt, daß das Weib von Natur dem Manne nicht untergeordnet iſt? —

Madam —

Denken Sie nicht auf ein Kompliment; ich will nicht unterbrochen ſeyn — Wagen Sie das Urtheil, daß Reichthum, Rang und Macht Misbräuche ſind, und Weisheit und Tugend allein auf Vorrechte Anſprüche haben? Wagen Sie den Vorſatz, die Ausrottung dieſer Vorurtheile, die Verbreitung eines allgemeinen Wohlwollens unter den Menſchen, welches auf die Kenntniß ihrer wahren Bedürfniſſe gegründet iſt, und den Fortſchritt der Kenntniſſe, die Vernichtung des Irrthums, die Verbreitung ewiger Wahrheiten zur Folge haben muß, zum alleinigen Geſchäfte Ihres Lebens zu machen?

Wenn ich Ihnen zuhöre, Madam, ſo macht mich die Energie Ihrer Geſinnungen und Ausdrücke glauben, daß ich Alles dieſes zu thun, und zu verſprechen wagen kann.

Dieſe Energie ſollte aus der Quelle Ihres eignen Denkens, nicht aus dem meinigen fließen.

Beunruhigen Sie nicht ſich und mich durch dergleichen Bedenklichkeiten, Madam.

Ich habe Sie ſelbſt oft ſagen hören, daß die Wahrheit am Ende immer durchdringt. Ich mag von Ihnen in einigen Punkten abweichen; aber ich will ja gerne Ihren Gründen Gehör geben, gerne überlegen; und wenn die Wahrheit auf Ihrer Seite iſt — was haben wir zu beſorgen?

Nur das ſchwache, oder falſche Licht, welches die Vertheidiger der Wahrheit auf ſie werfen, macht mir Beſorgniſſe, nicht die Wahrheit ſelbſt.

Ich kenne die Lebhaftigkeit, mit welcher Sie jede Bedenklichkeit, jeden Zweifel fühlen. Sie nöthigen mich unwillkührlich mit Ihren Augen zu ſehen, mit Ihren Ohren zu hören, zu glauben was Sie glauben, und zu verwerfen, was Sie für unglaublich halten. Ich bin, und muß werden, was Sie aus mir machen wollen. Sie dürfen nur Ihre eignen Bedingungen vorſchreiben.

Vorſchreiben muß ich nicht. Wenn ich überreden kann, wenn ich etwas über Ihren Geiſt vermag —

Wenn! — Sie gewannen meine ganze Seele in dem Augenblick, da ich Sie zuerſt ſah! Seit dieſem Augenblicke hat jedes meiner Worte, jede meiner Handlungen die brennende Ungeduld meiner Leidenſchaft ausgedrückt!

Sehr wahr: die brennende Ungeduld — Ihre Bereitwilligkeit in gewiſſen Dingen nachzugeben, ertödtet in Ihnen den Geiſt der Unterſuchung. Ihre Meinungen und Grundſätze haben die Billigung und den Beifall der Welt für ſich, die meinigen werden täglich überſpannt, unanwendbar, und ungereimt genannt. Nur eine unerlaubte Schwäche könnte den Wunſch in mir rege machen, daß Sie Wahrheiten, von welchen Sie ſo ſehr entfernt ſind, die mit den herrſchenden Gebräuchen ſo ſehr in Widerſpruch ſtehen, ohne eine tiefſinnige Unterſuchung, annehmen ſollen. Ich fordre kein Wunderwerk. Aber wenn ich Sie nur dazu vorbereiten kann, wenn ich Sie überzeugen kann, wie ſehr ſolche Unterſuchungen für Sie unſchätzbar, und für die Welt von ausgebreitetem Nutzen ſind, ſo habe ich ſchon meinen Endzweck erreicht.

Davon, Madam, ſeyn Sie überzeugt — Sie werden ſehn! — Auf meine Ehre, Sie werden! — So will ich mir denn noch heute eine Pelzmütze, einen langen weiten Rock, einen weißen Stab, und ein Paar Schuhe ohne Oberleder beſtellen! Kein Grieche ſoll ernſthafter ausgeſehen haben, als ich! Ja, wenn Sie es verlangen, ſo ſoll auch kein Scheermeſſer mehr mein Kinn berühren!

Wohl, wohl; rüſten Sie ſich ſobald als möglich aus; ich will Sie noch mit einer hölzernen Schüſſel, einer Laterne, und einem Zober verſehen.

Aber werden Sie mir auch, nach dieſen Bedingungen, Ihre Einwilligung geben?

Sie nöthigen mich, noch einmal allen meinen Ernſt zuſammenzunehmen — die Gefahr, in welcher ich Sie vor einiger Zeit ſah, ſchwebt mir noch vor; und die Gewalt der Leidenſchaft, durch welche Sie ſich hineinſtürzten!

Und meine unwiderſtehliche Begierde, Liebe zu offenbaren, nehmen Sie für einen Beweis, daß ich Liebe nicht leiſten kann?

Wie die Leidenſchaft mit ſich ſelbſt im Kampfe iſt! Ihr Schluß iſt ſo übereilt, als Ihr Beweiß.

Ich kann bei einem ſolchen Geſpräche nicht gleichgültig bleiben. Ich erwarte auch Sie gelaſſen zu ſehn! Wenn eine Neigung dieſes Herz bewegte — es würde in ſolchen Worten gewiß nicht ausbrechen.

Wir ſtimmen mit einander noch immer nicht in dem Grade überein, daß ich Ihnen die Einwilligung geben, oder Sie das wahrhafte Verlangen haben könnten, mit Sir Arthur zu ſprechen.

Um des Himmels willen, Madam —

Hören Sie mich einen Augenblick geduldig an. Schon vor dieſem Geſpräche, war ich von der Thorheit und der Gefährlichkeit der Uebereilung überzeugt. Sollten Sie glauben, daß ich aus Selbſtgefälligkeit oder Eigenſinn auf Verſchub dringe, ſo würden Sie mir Unrecht thun; ich beſchwöre feierlich, daß ich keine Nebenabſicht habe. Schon mein eignes Intereſſe würde mir ein ſolches Betragen unmöglich machen. Für jede flatterhafte Antwort, für jeden eiteln Eigenſinn des Mädchens, muß das Weib zehnfach büßen. Ich könnte offen, redlich, vielleicht großmüthig handeln; aber nicht raſch. Ich habe ſo viel Vorliebe für Sie als Sie nur wünſchen können, wenige Bedenklichkeiten ausgenommen, die ich Ihnen bereits erklärt. Aber ich darf weder Ihnen noch der Welt Urſache geben, mich des Leichtſinns zu beſchuldigen. Sprechen Sie mit Sir Arthur auf meine Veranlaſſung, ſo glaubt man, ich muntere Sie zu weitern Schritten auf. Noch ſteht es bei mir, zurückzuziehn, wenn ich Urſache dazu finde; aber ich möchte die Vorurtheile der Welt eben ſo ungerne beleidigen, als ich ſie gerne vertilgen zu können wünſchte.

Ich bitte, ich beſchwöre Sie — (Er ergrif meine beiden Hände mit Wärme.)

Ich bitte, ich beſchwöre Sie vielmehr: — denken Sie nicht klein, oder unbillig von mir, wenn ich Ihnen ſage, daß ich auf einen kurzen Aufſchub beſtehen muß.

Ich will auf meinen Knieen bitten! ich will alles thun —!

Thun Sie nichts, das Ihr Herz nicht billigt. Durch das entgegengeſetzte Verfahren erlangt man kein würdiges Ziel. Rechnen Sie mir es immer zum Fehler an; aber ich kann nun einmal von meinen Entſchließungen nicht abgebracht werden, ſobald ich eine Sache durchdacht habe. Nennen Sie es Hartnäkkigkeit; ich bin ſo, und darum ſollen Sie mich ſo ſehen.

Wann darf ich hoffen, Madam?

Sprechen Sie nicht wie ein Misvergnügter. Ich bin wahrhaftig! ſehr weit von der Abſicht entfernt, Sie zu beleidigen.

Sie kennen Ihre Kräfte allzuwohl, Madam, Sie dürfen nicht fürchten, einen Mann beleidigt zu haben.

Ach nein! ich lebe eben jetzt in dieſer Furcht.

Sie ſind in einem Athemzuge ſo gefällig, und ſo niederſchlagend. — O ſeyn Sie zwiefach gefällig, und erlauben Sie, daß ich unmittelbar mit Sir Arthur rede.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich entſchloſſen bin, und ich verſichre Sie, daß ich wahrhaft geſprochen.

Nun wann darf ich denn hoffen?

Ich hätte ſehr gewünſcht, meine Freundinn, Ihre Schweſter, erſt ſehn zu können; aber vielleicht hält ſich Sir Arthur länger in London auf, und es wird mir leid thun, wenn ich einen Augenblick länger verweilen ſollte, als es unumgänglich nothwendig iſt. Ueberlegen wir nur, was dieſen Morgen vorgefallen iſt, und wenn nicht neue Ereigniſſe dazwiſchen kommen —

Schon wieder einen Hinterhalt?

Wenn unſre gegenſeitige Hochachtung und Zuneigung für einander noch immer wächſt, ſo will ich in London an keinen Verſchub mehr denken.

Wohl, wohl. Es iſt die Pflicht eines armen Liebenden ſeiner Gebieterinn für die Größe ihrer Güte und Herablaſſung zu danken, auch wenn er ſich unfreundlich behandelt glaubt.

Ich war im Begrif zu antworten, aber mein unternehmender Gentleman — (in der That, Louiſa, Ihr Bruder iſt ein dreiſter junger Menſch) — umarmte mich ohne alle Vorbereitung, mehr heftig als ſchüchtern, fiel dann auf ein Knie, und bat mit einer ſo bemitleidenswerthen, ſo ſonderbaren, und ſo wahrhaft launigten Manier um Vergebung, daß man unmöglich ernſthaft bleiben konnte. Ich entfernte mich ſchnell, und machte ſo der Unterredung ein Ende.

Sie wiſſen nun was vorgefallen iſt — Sagen Sie mir, Louiſa, ſollte ich zurückziehn? Sind nicht meine Hoffnungen wohl gegründet? Muß nicht die öftere Wiederholung, das Eindringlichmachen der Wahrheit, auf einen Geiſt, wie Clifton's, tiefen Eindruck machen?

Kann es fehlen? Iſt er nicht der Mann, der aus allen bereits angeführten Urſachen, in der That den Vorzug verdient?

Noch muß ich Ihnen ſagen, daß Frank ſich zu Ihrem Vorſchlage bereitwillig gezeigt hat: Clifton hat die Briefe geſehn. Es ſcheint ihm wehe zu thun, daß er Frank Verbindlichkeiten ſchuldig ſeyn ſoll, und Frank macht ihm gerechte Vorwürfe darüber. Gegenſeitige Dienſterweiſungen, ſagt Frank, müſſen immer unter den Menſchen Statt finden, und dieſe legen keine Verbindlichkeiten auf. Ein ängſtlich dankbarer Menſch iſt entweder ſchwach oder ſtolz. Von Undankbarkeit weiß der Rechtſchaffene nichts; man müßte denn Ungerechtigkeit darunter verſtehen wollen. Frank's Meinungen ſcheinen Clifton ſo neu als meine, und ſie müſſen wohl verſtanden werden, ſonſt ſind ſie der Verſpottung ausgeſetzt.

Es macht mir ein kaum denkbares Vergnügen, wenn ich auf die Standhaftigkeit ſehe, mit welcher Frank der Neigung widerſtehet. Er iſt eben ſo gefällig, eben ſo mittheilend, er wünſcht eben ſo ſehnlichſt alles rund um ihn her glücklich zu ſehn, wie zuvor. Aber in noch einem Punkte iſt ſeine Feſtigkeit unerſchütterlich, und das thut mir wehe. O daß ſie hier erſchütterlich wäre! Es ängſtigt mich, wenn ich denke, daß er es ſo oft wiederholt, er wolle bis an das Ende ſeines Lebens darauf beharren, daß er ein Recht auf mich hat!

Ich kann nichts mehr hinzuſetzen!

A. W. St. Ives.

Vier und funfzigſter Brief.

Coke Cliſton an Gay Fairfax.

Paris, Hôtel de l'université.

Lach' mich aus, Fairfax, wenn Du willſt. Tüchtig! Ziſch' mich von der Bühne! Ich bin der Brüderſchaft kühner, freier, unternehmender Kerls nicht mehr werth. Ich verzehre mich in Seufzern der Liebe, bin ein ſubmiſſer, kriechender, und wenn ſie gnädigſt befehlen, Madam, ihr unterthänigſter Knecht. Ich habe müſſen in die Schule gehn, habe mein Penſum aufgekriegt und wenn ich meine Lekzion nicht auswendig gewußt hätte, würde die Ruthe artig gewackelt haben. So ſteht's mit mir. Mit mir, den identiſchen Cliſton, den kühnen, luſtigen, geiſtvollen Kerl, der ſich ſo oft ſeiner Kühnheit gerühmt und Bewunderung eingeerndtet hat. Jetzt kannſt Du mich ſehn, wie ich mit dem Bücherriemen einherziehe; nicht wie ſonſt mit vollem glänzenden, ſondern mit einem grüngelblichen erbärmlichen O Jemines Geſicht. Die Baklen ſind vor Angſt aufgedunſen und die Augen rothgeweint über den Herzenskummer, täglich vom Schulmeiſter Prügel zu kriegen, vom Stubenpurſchen geknufft zu werden und noch obendrein den Pflaumenkuchen im Rinnſtein verloren zu haben.

Gewiß und wahrhaftig, ich ſpiele eine verdammt lächerliche Figur. Es kömmt aber gewiß eine Zeit, wo ich's ihr gedenken werde, oder ich will nicht Clifton heißen.

Was ſoll ich aber thun? All mein Streuben hilft mir nicht. Vergebens arbeit' ich mich ab. Ich bin gefangen. An ihrer Angelruthe muß ich zappeln, ihrem Zuge folgen, wohin ſie immer will. So iſt's, aber ich will's nicht vergeſſen.

Sie hat ſolch' eine eigne Art bei Beherrſchung ihrer Sklaven, daß ſie, bei Gott, noch ausſieht, als wenn ſie einem eine Gunſtbezeigung gewährte. So lange ſie gegenwärtig iſt, denk ich wahrhaftig dies ſelbſt und ich glaube ich würde den Gedanken auch nicht los werden können, wenn die Aergerniß über das ewige Hofmeiſtern mir nicht zur Hülfe käme. Sie iſt einzig in ihrer Art unter allen Gottesgeſchöpfen; und, trotz meiner ausgeſtoßnen Läſterung, muß ich's geſtehn: ein himmliſches Geſchöpf. Dies iſt die allgemeine Stimme. Ich wünſchte Du ſäheſt ſie; nur auf einen einzigen Augenblick, Fairfax. Staunen würdeſt Du und lauſchen. Ihre ganze Seele iſt Muſik. Geſtalt, Geſichtszüge, Stimme, alles iſt Harmonie. Und hörteſt Du ſie erſt ſingen und ſpielen —

Aber warum beim Teufel behandelt ſie grade mich ſo? Ich bin dergleichen nicht gewohnt, und kann es nicht gut vertragen. Unterwerf' ich mich gutwillig, ſo ſoll mich — Ich löge in meinen Hals! Unterwerfen muß ich mich ihr, alle Prahlerey iſt umſonſt. Ich ſehe keinen Ausweg.

Wahr iſt's, ſie giebt mir den Vorzug vor andern, aber was für einen Vorzug? Einen kaltſinnigen, genau abgewogenen, ſehr bedächtigen Vorzug, alles durch Verſtand, nichts durch Leidenſchaft. Ich glaube daß auf dem ganzen Erdboden nichts Ekelhafteres zu finden iſt als ein Uebermaaß von Verſtand, verbunden mit ſeiner Welt, einem quantum sufficit von Tugend, und einer recht tüchtigen Handvoll allgemeine Menſchenliebe. Dies iſt die Doſis, die ſie mir vorgeſchrieben hat. Und ſie hinunterzuwürgen bin ich gezwungen, ich mag auch noch ſo ein ſchief Geſicht dabei machen, wenn ich nicht will, daß meine klugheitsvolle Lady die gar nicht tief in Liebe verſunken iſt, zurücktreten ſoll. Und das ſollt' ich mir nicht hinter die Ohren ſchreiben?

Ich war äußerſt aufgebracht bei dem erſten Aufſchub. Warum Bedenkzeit, wenn ich einen Antrag mache? Hätteſt Du's geglaubt, Fairfax, daß ich meine werthe Perſon und meine theure Freiheit ſo willig und bereit darbieten? hätteſt Du dir es denken können, daß man mich ſo übermüthig zurückweiſen würde? Nein — Verdammt, daß ich ihr noch ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren laſſen muß — Nicht übermüthig! Sie giebt eine abſcheuliche Antwort mit ſo ſanftem Lächeln, mit ſo vieler Holdſeeligkeit und unter ſo ſcheinbaren Gründen, als man nur immer wünſchen kann; abſchlägliche Antwort bleibt's aber doch immer.

Noch mehr zu ihrer Rechtfertigung, Fairfax; ich muß geſtehen, daß ich wie ein Raſender gehandelt habe. Die Zurückerinnerung macht mich wild! —

Ich erzählte Dir doch von dem jungen Menſchen, Frank Henley, den ich für ſeine

Frechheit zu züchtigen unternahm. Verflucht ſey mein Muthwille. Doppelt hat er mich nachher dafür beſtraft. Völlige Genugthuung hat er ſich genommen, und auf eine ſo edle großmüthige Art, daß ich mich vor mir ſelbſt ſchäme. Er rettete mein Leben, und Gott verdamme mich, es iſt mir, als wenn ich ihm dies nie verzeihen könnte. Mit mir und meinen Leidenſchaften war's zu Ende. Was hatte er für Beruf dies zu hindern? Und dies noch dazu auf eine ſo außerordentliche Art, daß er dabei mehr für mich gewagt, mehr Beſchwerde ausgeſtanden, mehr gethan zu haben ſcheint, als jemals einer für ſeinen theuerſten geſchwornen Freund that.

Ich, im Gegentheil ſpielte ſo eine lächerliche und wahnwitzige Rolle, daß ich mich ſchäme, es Dir zu erzählen. Kopfüber ſtürzte ich mich von einem Felſen in einen kleinen See, weil ich mich auf mein gutes Schwimmen verließ. Und ich Tölpel hatte nicht daran gedacht, daß ich von dem Fall auf die unter dem Waſſer verborgne Felsklippe betäubt werden und erſaufen mußte. Und warum alles dies? Um einem windigen kopfverdrehten franzöſiſchen Monsieur le Comte zu überführen, daß er eine feige Memme ſey; vielleicht blos weil er nicht ſchwimmen gelernt hatte. Wahrhaftig wenn ich mir die Szene zurückdenke, vergeht mir alle Geduld mit mir ſelbſt.

Und nun dieſer edelmüthige Frank Henley! — Nach einem, allem Anſchein nach noch verzweifeltern Sprung als der meinige, bringt er mich mauſetodt aus dem Waſſer und arbeitet nun zwei Stunden ohn' Aufhören mich wieder in's Leben zurückzurufen. Mich, der vor wenig Stunden ihn ſchlug. Und ich muß leben, um dies andern zu erzählen.

Ich glaube alles wollt' ich ihm eher verziehen haben als dieſen Triumph über mich. Doch zwingt er mich ihn zu bewundern. Ich muß geſtehn, er iſt ein braver Kerl, und hat ein Herz —! Gott verdamm ihn! Ich könnt' ihn in einer Minute küſſen und in der andern erſchlagen!

Er iſt dadurch der Held aller Weiber geworden; aber für ihn ſind ſie ſicher genug. Er hat Grundſätze, er iſt ein tugendhafter Mann, fürwahr! Er iſt nicht ſo eine Naſchkatze, die die Sahne von der Milch ſtiehlt. — Laß ihn tugendhaft ſeyn, laß ihn im eingebildeten

Quell ſeiner eignen Reinheit ſich baden. Andre Menſchen ſoll er nur nicht jeden Augenblick beleidigen, durch ſeine Sprünge und ſein Geſchrey: Hier ſeht her, Leute! Ich bin ein reiner makelloſer Menſch!

Wie ich Dir ſage, die Frauenzimmer ſind von ihm bezaubert; alle ſind verliebt in ihn! Meine Schweſter, Louiſa, ſagt's ihm ohne alle Umſtände ſogar ſchriftlich. Sie gehört auch zu den Hochfliegenden. Auch kann ich es mir bei meiner Seele nicht aus dem Kopf bringen, daß — den Adelſtolz ausgenommen — auch Sie, Sie ſelbſt, meine Sie, ihn mir nicht vorziehen würde. Aber Leutchen von dieſer Art ſind alle ſo unausſtehlich klug, daß wenn Du mit ihnen von Leidenſchaft redeſt, ſie Dir zur Antwort geben, man müſſe keine haben. Gott behüte! Ueber ſolche weltliche Schwachheiten ſind ſie erhaben!

Was ihn betrift, er ſieht Dir gravitätſcher aus als der alte rothe Löwe von Brentford. Weiß Gott, er iſt der wahre Oberrichter Lord Sauertopf! Er kann durch nichts aus ſeiner Faſſung gebracht werden, Er! Er iſt der Madam Tugend erſter Keſſelflicker, und trägt eben keine gelinde Epitheta in ſeinem Ranzen. Thorheit heißt Thorheit und Laſter Laſter in ſeinem Charfreitags Vokabular — Titel ſind ihm nichts als überguldeter Pfefferkuchen, Kinderpuppen, Hanswurſts Poſſenſpiele. Ein Herzog oder ein Gaſſenfeger, iſt bei ihm ganz daſſelbe. — Die angeführten Ausnahmen von Verſtand, Tugend und allgemeiner Menſchenliebe unbeſchadet und ausgenommen.

Haſt Du's auch ſchon bemerkt, Fairfax, daß gemeiniglich ſolche Burſchen von gemeinem Herkommen darauf hin arbeiten, daß aller Unterſchied der Stände aufhören und die Menſchen ſich gleich werden ſollen?

Und es iſt wahrhaftig verflucht ärgerlich, daß man ſelbſt geſtehn muß, ein Titel iſt kein ſo hinlänglicher Freipaß als der geſunde Menſchenverſtand. Ich glaube in der That es giebt in allen drei Königreichen keinen närriſchern Kerl, als den gnädigen Dummkopf Lord Evelyn, mit dem ich die Ehre habe verwandt zu ſeyn, und ob ich gleich meine Phantaſie mit der Erinnerung an meine hohe Geburt immer kitzele, ſo will ich doch verdammt ſeyn, wenn ich mich nicht ſchämte, ihn — der das Haupt und der Stellvertreter des ganzen Geſchlechts iſt — für meinen Verwandten zu erkennen. Doch muß ich ſagen iſt er mir bei dieſer Sache ſehr nützlich geweſen. Denn durch ſeine Vermittelung bin ich hier von dem Onkel meiner Göttinn Lord Fitz-Allen eingeführt worden; dieſer gilt viel bei der Familie, und Stolz iſt der Hauptzug ſeines Charakters. Er iſt ſtolz auf ſeine eigne werthe Perſon, ſtolz auf ſeine Familie, ſtolz auf ſeine Titel, ſtolz auf ſeinen guten Geſchmack, ſtolz auf ſeine Katze, ſtolz auf alles, was ſein genannt werden kann. Durch dies Wörtchen ſind nach ſeiner Meinung ſogar ſeine Kutſchpferde zu einer gewiſſen Würde erhoben. Ich habe das Glück gehabt ihm zu gefallen, nicht etwa körperlicher oder geiſtiger Vorzüge wegen, nein dagegen iſt er ziemlich unempfindlich, ſondern weil ich noch vielleicht einmal Pair des Reichs werden kann, wenn mein flegelhafter Herr Vetter die Gütigkeit haben will, ſich bald aus der Welt zu ſkiſiren.

Doch wieder zu dieſen ſchülermäßigen Moralitäts-Inſpektoren, dieſen ſelbſt ernannten Aufſehern über die Gewiſſen.

Ich kann nicht leugnen, daß nicht in den Lehren, die ſie mir vorpredigen, etwas Wahres liege. Aber ich haſſe alles Predigen. Ich habe nicht Zeit mich mit Weisheit nudeln zu laſſen. Was geht dies alles mich an? Was hab' ich mit der Welt zu ſchaffen, ſie mag recht oder unrecht, klug oder thöricht handeln. Meinethalben mag ſie lachen, oder weinen, küſſen oder fluchen, wie's ihr beliebt. Ich ſage wie der Irrländer im ſinkenden Schiffe: was geht's mich an, ich bin nur ein Paſſagier.

Doch troz dem Anſehn das ich mir jezt gebe, habe ich doch meine Lektion aufgekriegt, muß ſie bald auswendig lernen und wie der beſte Papagey aufſagen.

Wer kann ſeinem Schickſal widerſtehn? und wahrlich beſſer iſt's ihr Sklave als Herr über — Welten zu ſeyn. Du haſt und kannſt ſchlechterdings keinen Begrif von Ihr und ihrer Allgewalt haben. Mit andern Erdenweibern iſt ſie gar nicht zu vergleichen. Mit Verwunderung hör' ich ihr zu, werde immer aufmerkſamer und bin von allem überzeugt. Es iſt ſeltſam, daß man in dem Augenblick, wo das göttlichſte Geſchöpf, das je die Hand der Natur bildete, zu reden anfängt, gänzlich vergißt, wie ſchön ſie iſt.

Nur zaudern ſollte ſie nicht bei meinem Antrage. Gewiß, dafür hätte ſie ſich hüten ſollen. Einem jeden andern Weibe ſollte dies theuer zu ſtehn gekommen ſeyn, und auch ſie iſt noch nicht ſicher.

Dem ſey wie ihm wolle, jetzt muß ich noch ruhig ſeyn, und meine Lektion ſtudiren. Gut, gut; ſie ſoll mich äußerſt gefällig finden. Ich muß es ſeyn, denn ohne Sie kann ich nicht leben. Sie muß, ſie ſoll die Meinige werden. Sie iſt der Preis, den ich vor allen Mitbewerbern davon zu tragen beſtimmt bin. Dies ſchmeichelt, dies tröſtet mich.

Du, Fairfax, hältſt Dich für weit glücklicher. Du ſchwärmſt immer noch in's Weite umher, und verachteſt andre Ketten als ſolche, die Du heut anlegen, und morgen lachenden Muths wieder abſchütteln kannſt. — Gut, ich beneide Dich nicht. — Wenn Du aber Sie ſehn kannſt, ohne mich zu beneiden, ſo will ich mich ſpießen und an der Sonne braten laſſen, zum feſtlichen Mahl für die Raben.

Gute Nacht.

C. Clifton.

Fünf und funfzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

Paris, hôtel de l'Université.

Seitdem ich Dir geſchrieben, haben ſich manche Begebenheiten ereignet, von denen ich lieber geſchwiegen, die ich Dir lieber mündlich erzählt hätte; aber Du ſchreibſt mir nichts Neues, und ich muß Dich doch in kurzem von dem Vorgefallnen benachrichtigen. Ich habe Gelegenheit gehabt, die gierige Eitelkeit zu ſättigen, die immer nach giftiger Nahrung lechzt. Ich habe Clifton bewieſen, daß ich mich nicht aus Furcht der Verhöhnung ruhig unterworfen hatte, für welche ich, nach ſeiner Denkungsart, blutige Rache hätte fordern müſſen. Ich war das Werkzeug zur Rettung ſeines Lebens.

Unter mehreren Beſuchen auf dem Schloſſe befand ſich auch ein halb mondſüchtiger Graf, der in ſie verliebt iſt, die alle Welt liebt und bewundert. Ich weiß nicht, ob ihr Klima, ihre Nahrung, ihr Wein, oder dieſe mannichfaltigen Urſachen vereinigt und durch Gewohnheit verſtärkt, oder ob Gewohnheit und Erziehung allein den Eingebohrnen im ſüdlichen Theil Frankreichs ſo vielen anſcheinenden Nazionaleifer giebt; ſo ſcheint es wenigſtens. Dieſer Graf gehört zu den Ueberſpannteſten der ganzen heiskoͤpfigen Raſſe ſeiner Mitbrüder. Er ergötzt und nährt ſeine hochfliegende Phantaſie durch Bücher, durch Schilderungen der irrenden Ritterſchaft, und bewundert höchlich den romantiſchen Sinn und die dreiſten Thaten der Helden aus dem mittlern Zeitalter.

Den hochmüthigen Cliſton ärgerte die Aufmerkſamkeit des Grafen für eine Perſon, der er öffentlich den Hof macht. Er gerieth öfters in Streitigkeiten mit ihm, ſchlug ihm einmal einen Verſuch vor, wer die verzweifelteſten Streiche machen könnte, und gab endlich einen ſehr einleuchtenden Beweis, daß er, ohngeachtet ſeines geſetzteren Charakters, in manchen Augenblicken den Grafen ſelbſt an Wahnſinn übertreffe. Er ſprang nehmlich von einem Felſen in einen See hinunter, und wäre, ohne meine Beihülfe, wahrſcheinlicherweiſe umgekommen.

Man ſollte glauben, daß dieſes mislungne Wageſtück einen Wahnſinnigen vom Fieber befreyt hätte. Bewahre! Unſer Graf brütete lange über den ganzen Vorfall, und überzeugte ſich endlich, daß ſeine Ehre angegriffen ſey, und er auf irgend eine Art Genugthuung ſuchen müſſe. Ich glaubte ihn nach Fontainebleau verreiſt; aber er war noch hier. Er kam und erkundigte ſich bei den Bedienten, nach dem Monsieur, welcher den berühmten Sprung gethan hatte, und verfluchte alle engliſchen Namen, als zu barbariſch um von einem feinen provençaliſchen Ohr verſtanden zu werden, und gar nicht auszuſprechen. Die Bedienten welche glaubten, er meine mich, weil ich gleichfalls den Sprung hatte wagen müſſen, führten ihn in mein Zimmer.

Glücklicherweiſe war Clifton den Tag mit ihr und Sir Arthur in Geſellſchaft ausgegangen. Ich werde ſtündlich auf die Probe geſetzt, Oliver, daß ich ihn vorgezogen ſehen muß — Aber — Pah —

Nach einem Strom fantaſtiſcher Komplimente von Seiten des Grafen, denn er giebt vor mich zu bewundern, erfuhr ich endlich daß er Clifton, nicht mich, ſuchte, und erfuhr auch zum Theil die Abſicht des Beſuchs. Sein Herz war ſo voll, daß es überſtrömte. Ich kannte den hitzigen, wilden, und bei ſolchen Gelegenheiten, unvernünftigen Sinn der beiden Leute, hatte daher Grund ihr Auseinanderſtoßen für gefährlich zu halten, und war ſehr in Unruhe. Ich konnte an kein beſſeres Hülfsmittel denken, allem Unheil vorzubeugen, als an das Lächerlichmachen der ganzen Geſchichte. Ich bemühte mich den Vorfall, ſo weit es, wegen der tragiſchen Folgen die er gehabt hatte, nur immer möglich war, von der ſcherzhaften Seite darzuſtellen. Nur war es ſchwer Farben aufzufinden, welche dem verrückten Sinn des Grafen nicht misfallen ſollten.

Mort de ma vie! ſagte der Graf, ich werde mir's niemals verzeihen, daß ich mir dieſe ſchöne Gelegenheit habe entgehen laſſen! ich bin nicht ſo ſchwer als er, ich wäre im Fallen nicht geſtürzt und mit Gewalt fortgetrieben worden. Ich würde das Leben meines Nebenbuhlers gerettet, und die Bewunderung der ganzen Welt erzwungen haben! Mein Sieg wäre vollkommen geweſen! Jede Zeitung in Europa hätte die That ausposaunt;

und die Familie von Beaunoir wäre berühmt worden, durch mich, in alle Ewigkeit! Nein! ich werde mir das niemals verzeihen!

Ich denke, Sir, Sie ſollten vielmehr mit mir als mit Mſtr. Cliſton zürnen.

Parbleu! Daran hab' ich ſchon gedacht. Warum kamen Sie mir zuvor? Der Gedanke hätte nicht lange in mir ausbleiben können, wenn ſie nicht mit ſolch einer verteufelten Haſt zu Werke gegangen wären!

Wahr. Nur war zu befürchten, daß der Gentleman ertrinken möchte, indeß Sie auf den Gedanken warteten.

Diable m'emporte! Das hatte ich vergeſſen. Gut denn, ſo muß ich Genugthuung von Monsieur Calif — Morbleu! — Wie heißt der Gentleman?

(Ich wünſchte mich auf mein Franzöſiſch ſo ſehr verlaſſen zu können, daß ich Dir das Geſpräch in der Sprache aufſchriebe, worinn es gehalten worden; aber das darf ich nicht wagen. Doch ſchweben mir die Gedanken noch ganz klar vor, und das iſt im Grunde genug.)

Cliſton.

Oui da — Caliſton — Monsieur Califton muß mir Genugthuung geben für die sanglante Beſchimpfung, welche ich erlitten habe.

Aber ich kann nicht begreifen, Sir, wie ein Menſch dadurch den andern beſchimpfen kann, daß er es für gut findet ſich ſelbſt um das Leben zu bringen.

Comment, Monsieur? Peste! — Ja wohl, wenn er ſich nun traut mir zu beweiſen, daß ich feig bin!

Dann fürchte ich ſehr, Sir, daß es keinen Wahnſinnigen im ganzen Bedlam giebt, der nicht täglich die ganze Welt beſchimpft.

Wie ſo, Sir?

Indem er etwas thut, was ihm kein Menſch mit ſeinen fünf Sinnen nachzuthun wagt.

Nom d'un Dieu! Monsieur, ich bin ein Mann von Ehre! Die Familie von Beaunoir iſt wegen ihrer edlen Thaten berühmt, und ſoll durch mich nicht herabgewürdigt werden. Ich bin herausgefordert worden, und fordre Genugthuung.

Aber ſie ſind nicht auf Degen oder Piſtolen gefordert worden. Zum Springen wurden Sie gefordert.

Nun, Sir?

Und ehe Sie als ein Mann von Ehre ein Recht haben können, die zweite Forderung zu wagen, müſſen Sie auf die erſte geantwortet haben.

Meinen Sie das im Ernſt, Sir?

Ja wohl, ich berufe mich auf Sie ſelbſt.

Allons! wenn das ſo iſt, ſo muß ich ſpringen! Wollen Sie mir die Gefälligkeit erzeigen mich zu begleiten? Ich will ſogleich Poſtpferde beſtellen. Sie ſollen mein Zeuge ſeyn, daß ich die erſte Bedingung erfülle.

Können Sie ſchwimmen?

Ventrebleu! Was für eine Frage! ich bin nicht ſchwer genug zu ſinken. Ueberdies, Sir, bin ich zu Marſeilles geboren. — Ja, wir wollen mit einander gehen, Sie ſollen mich den Sprung thun ſehen, und dann will ich zurückkehren und meine Herausforderung der ganzen Welt bekannt machen.

Nein, Sir! wenn Sie ſpringen, ſo werden Sie Ihre Herausforderung niemals bekannt machen!

Wie ſo?

Sie werden erſchlagen! Die ganze Welt könnte Sie nicht retten!

Comment, Diable! Sehn Sie mich an! Sehen Sie Monsieur Calif an! Ich bin ſo leicht wie — ! Peste!

Ja, aber Sie ſind nicht ſo ſtark als er: Sie können nicht ſo weit ſpringen. Seine Anſtrengung war außerordentlich! Ich habe den Platz unterſucht, und wäre er nur einen halben Fuß von dem Fleck ab hingefallen, er hätte müſſen in Trümmern zerſchlagen werden.

Fer et feu! — In dieſem Fall, muß ich ſterben! — Ja, ich muß ſterben! Dagegen hilft nichts! ich kann meine Familie nicht entehren! Kein Menſch auf Erden muß dem Comte de Beaunoir trotzen können! ich muß ſterben!

Und ausgelacht werden?

Ausgelacht, Sir! Mort de ma vie! Wer wird ſich unterſtehen zu lachen?

Wenn Sie todt ſind, wofür ſollte man ſich fürchten?

Morbleu! das iſt wahr.

Der wäre freilich ein unbedachtſamer Thor, der's wagte zu lachen, ſo lange Sie noch leben.

Foi d'un honnête homme, Monsieur, Sie ſind ein Mann von Ehre: ein Gentleman. Sie ſind ſelbſt brav, und wiſſen brave Männer in Ehren zu halten, und ich ſchätze Sie.

Sir, wenn Sie mich wirklich ſchätzen —

Ventrebleu! Sir, ich ſchätze Sie mehr als irgend einen Mann auf der Erden! Befehlen Sie über meine Börſe, mein Schwerdt! Ich wollte Ihnen mit Gefahr meines Lebens dienen!

Nun ſo laſſen Sie mich ſo viel über Sie vermögen, mein Herr, daß Sie wohl überlegen, was ich ſage. Ich verſichre Sie feierlich, ich möchte Ihnen zu keiner Sache rathen, die ich nicht im gleichen Fall ſelbſt thäte.

Pardieu! Monsieur, ich bin überzeugt, Sie werden das nicht. Sie haben zu viel Ehre.

Ich habe zu viel Achtung für die Wahrheit.

C'est la même chose.

Die Menſchen ehren ſich ſelbſt am meiſten, wenn ſie ihrem wahren Vortheil mit aller Kraft entgegen handeln, und der Bravſte widerſetzt ſich ihm öfter als andre. Die Welt macht Geſetze, und verlacht, oder verachtet hinterher, die, welche ſie befolgen. Der beweißt den Adel ſeiner Natur am beſten, der mit der größten Weisheit handelt. Denken Sie an die Uebereilung, mit welcher Mſtr. Clifton ſich in die Gefahr wagte, wie ſehr er von jedermann getadelt wurde, und erinnern Sie ſich an die Gemüthsart Ihrer eignen Landsleute; befragen Sie ſich nur ſelbſt, ob Sie nicht lieber verlacht, als bewundert und beklatſcht ſeyn wollten, wenn ſie ſich ſo ſehr von der Vernunft entfernen könnten, um ein Leben zu verſcherzen, welches ihrem Vaterlande gewidmet ſeyn ſollte. Die Pariſer würden Sinngedichte und Volkslieder ſchreiben, und ſie auf jeder Straße abſingen, über den Edelmann, der, anſtatt für ſein Vaterland zu fechten, ſich wie ein Wahnſinniger einen Felſen hinabſtürzte, und ſich das Gehirn zerbrach.

Que Dieu me damne, Monsieur, aber Sie haben Recht! Ja! Ich bin Soldat! Mein Vaterland macht Anſprüche auf mein Schwerdt! Ich höre, wir ſollen Krieg mit England führen; und denn — Gardès - vous bien, Messieurs les anglois! — Wo iſt Monsieur Calif — ?

Mſtr. Clifton wird heute nicht zu Hauſe ſeyn.

Gut, Sir, ſeyn Sie ſo gefällig ihm mein Kompliment zu machen, und ſagen Sie ihm, daß ich ihm gewiß den Degen durch den Leib geſteßen haben würde, wenn Sie mir nicht die Ehre erzeigt hätten, mir Alles das zu ſagen, was Sie mir geſagt haben. Ich habe beſchloſſen Morgen früh nach Fontainebleau zu reiſen; aber ich bin Willens England zu ſehen; wir werden noch das Glück haben einander zu begegnen, und dann ſoll es zu einer Erklärung kommen.

Nach tauſend ſeltſamen, halb fantaſtiſchen aber wohl gemeinten, und, wie ich glaube, wirklich aufrichtigen Komplimenten und Dienſterbietungen, verließ er mich; und ich hoffe, die Gefahr iſt abgewendet.

Aber, wie ich Dir ſchon ſagte, Oliver, der Hauptendzweck meines Schreibens, iſt eine Bitte um Deinen Rath. Meine Grundſätze ſind, wie Du weißt, zu ſtrenge, um, mittelbar oder unmittelbar, der Falſchheit Raum zu geben. Es würde gefährlich ſeyn dieſes Geſpräch Cliſton zu erzählen. Es ſollte nicht ſeyn, das gebe ich zu, aber es würde doch nicht anders ſeyn. Man möchte faſt denken, daß die Unterhaltung eher Lachen als

Aerger erregen könnte; aber ich habe hierüber keine Gewißheit. Und iſt nicht ein gänzliches Stillſchweigen im Grunde Falſchheit? Der Graf iſt hier geweſen; ſein Geſchäft betraf Cliſton. Sollte er nicht davon benachrichtigt, und zum Richter in ſeiner eignen Sache gemacht werden? Iſt nicht Verheimlichung eine verſteckte Lüge? Ich bin, wenn ich's recht überlege, für die entgegengeſetzte Meinung. Er iſt gleich geneigt, die Sache von der ſchlimmen als von der guten Seite anzuſehen. Ueber die Erzählung kann er ſich ärgern; die Verſchweigung ſchadet ihm nicht. Und dieſe Verſchweigung gehört ja nicht zu den Unwahrheiten. Noch zweifle ich, und kann mir ſelbſt über dieſe Frage nicht befriedigend antworten.

Ich vergaß Dir zu erzählen, mit welchem Eifer der Graf ſich für einen Bewunderer der bewundernswürdigſten Perſon erklärte; und mit welchem romantiſch aber ſehr ernſthaft gemeinten Aufbrauſen er ſich Ihren Verfechter nannte; er wäre der Mann, der ſich dem Geſchäft gewidmet hätte, ihre Vorzüge vor ihrem ganzen Geſchlecht zu behaupten; ihr angethane Beleidigungen zu rächen, wenn jemals ein Menſch vermeſſen oder frevelhaft genug ſeyn könnte, um ihr Unrecht thun zu wollen. Aber, wie ſchon geſagt, er hat einen ausſchweifenden, unerklärbaren Charakter.

Ich habe neulich einen Brief von meinem Vater erhalten, aus welchem ich erſehe, daß er, ich weiß nicht durch welches Misverſtändniß auf die Gedanken gekommen, Sir Arthur denke ſich in mir ſeinen künftigen Schwiegerſohn. Sein Brief iſt, wie gewöhnlich, von ganz eigner Art.

Adreſſire dein nächſtes Schreiben an mich nach der Grosvenorſtraße; denn wir werden auf der Rückreiſe ſeyn, ehe ich Antwort von Dir erhalten kann.

Lebewohl.

F. Henley.

Sechs und funfzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Jves an Louiſa Cliſton.

London, Groſvenorſtraße.

Durch welchen ſeltſamen, verkehrten Zuſammenfluß von Umſtänden, meine liebe Louiſa, muß ich dem Manne vor allen andern auf der Erde ſo tief verpflichtet werden, der ſich ungerecht von mir behandelt glaubt? Wir ſind neue Dankbarkeit, ja wahrſcheinlicherweiſe unſer Leben ganz allein Frank Henley ſchuldig.

Wir verließen Paris am verwichenen Sonntag; und nachdem wir vier und zwanzig Stunden auf guten Wind in Kalais gewartet hatten, ſchifften wir uns am Bord des Packetboots ein. Der Wind war uns nicht mehr ſo ſehr zuwider, aber noch immer ungünſtig. Der Kanal war ſehr ungeſtüm, und das Waſſer ſchlug hohe Wellen, als wir uns am Bord befanden. Sir Arthur hätte die Reiſe gerne verſchoben, aber Cliſton war ungeduldig, und vermochte es über ihn ſich zu wagen.

Ehe wir noch die Mitte des Kanals erreicht hatten, waren Laura, Sir Arthur, und bald hernach auch ich, ſeekrank geworden. Dieſe Empfindung iſt ſehr unangenehm, wenn ſie heftig wird, und könnte gewiß einem Feigen die Furcht vor dem Tode eher benehmen, als die Grundſätze des Seneca, oder Sokrates ſelbſt.

Der Wind blies ſtärker, und der Schiffshauptmann arbeitete mehrere Stunden, um im Hafen von Dover zu landen. Endlich ſagte er uns, daß alle ſeine Mühe vergebens ſey, daß ſich der Strom uns entgegenſetze, und nach Deal treibe. Es war finſter, ehe wir die Stadt Deal zu Geſicht bekamen, und der Kapitain war genöthigt vor Anker zu gehn.

Die Bootsleute zu Deal, die immer auf der Lauer ſtehen und auf der ganzen Küſte für die ſchlaueſten Gelddiebe bekannt ſind, kamen bald an das Schiff heran, ladeten uns ein auszuſteigen, wollten uns aber nur für zehen Guineen aufnehmen. Frank und Sir Arthur wollten Anſtalten treffen, um nicht überſetzt zu werden; aber Clifton erinnerte an meine Seekrankheit, und hörte keinen

Vorſchlag zum Verſchub an. Er iſt ſehr anmaaßend, ſobald eine Leidenſchaft in ihm rege wird, und vorzüglich, wenn er wie damals, noch überdies das Recht auf ſeiner Seite glaubt. Es waren drei Boote da; aber ſie hatten mit einander Abrede genommen, und zwei davon gingen in See. Cliſton gab ihnen alle ihre Forderungen nach.

Wir befanden uns kaum einige Minuten auf dem Waſſer, ſo bemerkten wir, daß die fünf Bootsleute, welche das Schiff regierten, und vorzüglich der Hauptmann, betrunken waren, und wir wurden nun Wind und Wellen noch mehr Preiß gegeben, als in unſrer erſten Lage. Cliſton und Frank bemühten ſich ſie durch Vorwürſe aufmerkſam auf ihr Geſchäft zu machen; aber ſie erhielten keine ſehr tröſtlichen Antworten. Wir wurden vom Waſſer gewaltig hin und her getrieben, und ſteuerten auf einem ſehr gefährlichen Wege gegen das Ufer hin.

Der größte Theil des Strandes bei Deal iſt ſehr jähe; bei ſtürmiſchem Wetter brechen ſich die Wellen mit Ungeſtüm dagegen, und die Schiffe, welche von unerfahrnen oder trunkenen Seeleuten regiert werden, laufen Gefahr. Als ſich das Boot dem Strande nåherte, ſtieß es mit der Seite an, weil es dunkel war, und der Steuermann ſeine Pflicht nicht beobachtete. Durch den Stoß drangen die Wellen hinein, und füllten es halb mit Waſſer. Das Waſſer iſt immer ein unſicheres, gefährliches Element; aber in einer unruhigen See, wenn die Winde heulen und die Wellen ſchäumen, wüthen, gegenſchlagen, und zurückprallen, o dann iſt es ſchrecklich! Ich werde dieſe Nacht niemals vergeſſen! Noch denke ich mit Schaudern daran! Einer von den Trunkenen ſtürzte mit einem mal über Bord, und war verloren, ohne einen Schrei zu verlieren; man hörte ihn nicht, man ſtand ihm nicht bei, er wurde kaum bemerkt; man machte keinen Verſuch zu ſeiner Rettung, denn jeder Verſuch war ſchlechterdings unmöglich; wir waren nur wenig Fuß vom Lande fern, und doch noch immer in großer Gefahr. Die übrigen Leute waren gleichfalls hülflos, denn der Ertrunkene hatte ſich noch am thätigſten gehalten! — Es war ſchrecklich, Louiſa!

In wenigen Minuten trat zu unſrer größten Bekümmerniß die Fluth ein. Frank, den die Gegenwart des Geiſtes nie verläßt, ſah die ganze Gefährlichkeit unſrer Lage ein; wand ſich von der armen Laura los, die ſich an ihn angeklammert hatte, und ihn um Gottes willen bat ihr Leben zu retten, flog nach dem Steuer hin, brachte das Boot in die gehörige Richtung, und rief mit einer gebieteriſchen, gehorſamerzwingenden Stimme nach einem Menſchen zu ſeiner Hülfe. Cliſton kam im Augenblick. »Halte es in dieſer »Lage,« ſchrie Frank.

Jede Bewegung geſchah mit unglaublicher Schnelligkeit. Frank war im Nu aus dem Boot, hielt ſich an eine Seite des Boots, trat einen Schritt zurück, ſtemmte den Fuß gegen den jähen Strand, und bemühte ſich aus allen Kräften den wiederkehrenden Wellen Widerſtand zu thun. Nun rief er mich, faßte mich in ſeine Arme, und ehe ich mich umſah, befand ich mich in Sicherheit am Ufer!

Er ging zurück und holte nun meinen Vater!

Die arme Laura war ohnmächtig vor Furcht und Ungeduld! Sie wurde zuletzt gerettet.

Dann befahl er den Bootsleuten für ſich ſelbſt zu ſorgen, und ſo trunken und unfähig ſie auch waren, wurden ſie doch durch ſeinen Befehl auf ihre Lage aufmerkſam. Cliſton verließ nun das Steuer, ſtürzte ſich gewaltſam hinunter, und wurde gleichfalls in Sicherheit gebracht.

Unſre ganze Gefahr war bloß die Folge der Trunkenheit der Schiffer; und nur Franks thätiger, durchdringender Geiſt konnte ſie abwenden. Frank erſcheint in der That in ſeinen Entſchließungen und Hülfsmitteln immer größer, wo der gemeine Menſch ſich in ſeiner ganzen Kleinmüthigkeit zeigt.

Cliſton fand zwar nicht mit gleicher Schnelligkeit den Punkt worauf alles ankam, aber ſobald er einſieht was gethan werden muß, ſo thut er es auch mit Bravheit und Feſtigkeit. Ich ſehe es immer mehr und mehr ein, daß ihn nur der Zufall an der richtigen Ausbildung ſeiner großen Talente verhindert hat; aber eben dieſer Zufall hat ihn ungeduldig, übereilt, zu Irrthümern geneigt, gebietend und unlenkſam gemacht. Zeit und Klugheit können viel an ihm thun!

Seine Liebe für mich zeigt ſich in tauſendfachen Geſtalten. Man ſieht es ihm an, daß ihm nicht wohl iſt, wenn er mir nicht irgend ein Vergnügen verſchaffen kann. Ich weiß nicht, ob die Leidenſchaft welche ſich über alle ſeine Worte und Handlungen ergießt, mir dies Mitgefühl einflößt, nach welchem er ſtrebt; aber ich geſtehe, ſie beunruhigt mich bisweilen. Sein Eifer geht über allen Glauben. Er wünſcht ſich, er glaubt ſich ſogar unwiderſtehlich, und verwünſcht dieſes Selbſtzutrauen mit ſo viel wahrhafter Zärtlichkeit, daß ich die Kraft nicht habe, es zu unterdrücken.

Aber ich darf, und ich will ſeinen Ungeſtüm nicht fürchten. Der Eifer iſt eine edle Eigenſchaft, und mein Beſtreben muß dahin gehen, ihn auf das Gute zu lenken. Je mehr ich um mich ſehe, je mehr finde ich, daß Furcht die Kraft des Geiſtes ſchwächt, welk macht, und verzehret. Wer edel handeln will, muß auf eine edle Art wagen. Der Lebhafte, der Unternehmende fühlt dieſe Wahrheit vielleicht ſo ſtark, daß er darüber vergißt, man müſſe nicht bloß wagen, ſondern auch die rechte Art verſtehn, wie man wagt, um zu gewinnen.

Cliſton vermeidet jetzt alles Raiſonnement, und ſcheint in Allem meiner Meinung. Nur dann und wann höre ich eine witzige, ſarkaſtiſche oder launigte Antwort. Es gelingt ihm ungemein, das Geſpräch auf eine andre Materie zu lenken, ſobald ſeine Lieblingsmeinungen beſtritten werden, und ich halte es jetzt nicht für rathſam, ihm zu häufig zu widerſprechen. Die Wahrheit macht nur allmählich Fortſchritte. Wen man mit einer Menge neuer Wahrheiten plötzlich überraſcht, den treffen ſie wie ein Blitzſtral; ſie rauben ihm alles Nachdenken.

Cliſton wird mir nicht lange Ruhe laſſen, und ich muß alſo meine liebe Louiſa auf den nächſten Brief verweiſen.

A. W. St. Ives.

Sieben und Funfzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Groſvenorſtraße.

Wir ſind nun ſeit vier Tagen in London, Oliver. Die alten Plätze machen die alten Ideen wieder rege, und faſt ſollte ich glauben, ich wäre gar nicht abweſend geweſen. Ich verſtatte mir das Nachdenken über die nämlichen Gegenſtände; nur daß ich unruhiger bin, daß ich mehr Neigung zur Schwermuth, zur Unthätigkeit, daß ich eine Leere in mir fühle, welche ich nur durch große Beſtrebungen werde ausfüllen können.

Ich habe Deinen Brief erhalten und finde Dein Urtheil mit dem meinigen übereinſtimmend. Ich ſchäme mich ſelbſt daß ich über eine Sache in Zweifel ſeyn konnte, die kaum mehr als gewöhnliche Thätigkeit zur Entſchließung erfordert. Ich ſehe es nun deutlich ein, daß man zu den unwahrhaften Handlungen nur die rechnen kann, wobey man die Abſicht hatte, Lügen oder Misverſtändniſſe zu erregen. Es iſt alſo der Wahrheit gemäß, wenn ich Clifton von dem ganzen Vorfall nichts ſage, denn durch das Erzählen laufe ich Gefahr ihn zu falſchen Schlüſſen zu verleiten. Ja, wenn ich ihm Alles ausführlich ſagen könnte, das heißt: wenn ich ein gründliches Raiſonnement ruhig und geſammelt mit ihm führen könnte. Aber gewiſſe Erinnerungen muß ich fliehen, und mehr als Alles das Vorurtheil, das ihn zum aufmerkſamen Stillſchweigen unfähig macht. Und darum denke ich, daß Stillſchweigen hier die Sache der Wahrheit iſt.

Wir waren durch die Trunkenheit der Dealer Bootsleute in einige Gefahr gebracht worden, und retteten uns durch arbeiten. Einer von den armen Trunkenen iſt dabei umgekommen. Wir ſahen ihn nur in dem Augenblick wo er über Bord fiel, und die brauſenden Wellen übertönten ſeinen letzten Schrei. Hülfeleiſtung war unmöglich! Hieraus kannſt Du auf unſre gefährliche Lage ſchließen.

Wenn wir bedenken, wie nahe uns die Gefahr täglich, ſtündlich iſt, ſo müſſen wir uns wundern, daß wir ihr entgehen; aber wenn wir wiederum bedenken, wie leicht ſelbſt große Gefahren, die uns unvermuthet überfallen, abgewendet werden, ſo wundern wir uns nicht mehr.

In meinem Herzen, Oliver, iſt keine Ruhe. Die Furcht erſchüttert es unaufhörlich. Du kennſt keinen ſo unternehmenden, ſo anmaaßenden jungen Mann als dieſen Clifton! Ja ich müßte mich ſehr irren, wenn nicht Anmaaßung bei ihn zum Grundſatz geworden iſt; und ſo weit auch ihre Kräfte reichen, ſo ſehr halte ich es für unmöglich ihre Grundſätze zu erſchüttern, — wer haftet für Alles für einen Augenblick der Vergeſſenheit, der Täuſchung, bei einem ſo reinen, nichts Böſes ahndenden Herzen? —

Du wirſt dergleichen Beſorgniſſe lächerlich finden; vielleicht ſind ſie es; ich hoffe innig daß ſie es ſind. Aber ſein Temperament iſt ſanguiniſch, ſeine Wünſche ſind gränzenlos, unbezwinglich, ſie weiſſagen nichts Gutes. Seine Leidenſchaft erkennt nicht die Herrſchaft der Vernunft; er hält es ja für unmöglich Leidenſchaften der Vernunft zu unterwerfen.

Mit mir ſelbſt bin ich ins Reine. Eiſerſüchtig darf ich nicht ſeyn, will ich nicht ſeyn! Und über den armſeligen Neid bin ich erhaben. Doch geſtehe ich es, Oliver, bisweilen tadle ich ſie. Ich halte ſie für zu übereilt, zu ſorgenlos, für geneigt ihre Kräfte, ſo wunderbar und ſelten ſie auch ſind, dennoch zu hoch anzurechnen. Sie macht aus ihren Gedanken kein Geheimniß, und ſie ſagt mir daß ſie und ich, wie ſie gar nicht zweifle, ihn zu allem bilden könnten, was wir aus ihm machen wollten. Wundere Dich nicht über ihr gefälliges Betragen gegen mich; ihr Herz iſt lauter Wohlwollen, lauter Freundſchaft, lauter Zuneigung. Wenn ich ihm Hülfe leiſten kann, ſo darfſt Du an meinem Willen nicht zweifeln. Aber der Himmel bewahre ſie vor jeder Täuſchung! — Der Himmel bewahre ſie dafür!

Und doch — bisweilen hoffe ich; dieſe Talente ſind mir in der That außerordentlich. Aber ſein Stolz, und die unbarmherzige Rache welche er für Beleidigungen nehmen zu müſſen glaubt, ſind böſe Vorbedeutungen.

Sie ſcheint aus Bewegungsgründen zu handeln, die ihrem Alter und Geſchlecht ſonſt ganz fremd ſind. Nicht Leidenſchaft, nicht

Liebe, wie man ſie gewöhnlich fühlt und ausdrückt; ein Gefühl ihrer Pflicht, Freundſchaft für Louiſa, Bewundrung für große Talente, ein ſehnliches Verlangen dieſen Talenten Werth zu geben, und der edle Stolz ſeiner Größe den würdigen Wirkungskreis anzuweiſen, — das ſind die Motiven ihrer Unternehmung.

Gut, gut, Oliver! Sie wagt einen Flug der über die Kräfte der Sterblichen ſcheint! Aber ſie läßt einen leuchtenden Schimmer zurück, der zum Wegweiſer und zur Aufmunterung dient, und ich will ihr folgen. Du ſollſt ſehen wie ich mich über die ſklaviſchen Wünſche erhebe, welche mich an die Erde feſſelten! —

Oliver, meine Lage iſt ſeltſam — aber ich will dieſe Beſchäftigung in Ruhe verwandeln. Fürchte nichts; Du ſollſt mich der Freundſchaft und der Vormundſchaft des vortreflichen Vaters würdig finden.

Nein! Ich will nicht, Oliver! will kein Kind ſeyn, wenn gleich der Kampf ein harter, ſchwerer Kampf iſt. Des Tages bin ich bey ihr; Stundenlang höre ich ihren Geſang, ihr Spiel, ihre Worte an. Ich bin Zeuge ihrer Handlungen! Ihre Geſtalt iſt niemals von mir abweſend! Der Schall ihrer Stimme iſt meinem Ohr eine ewig ausſtrömende Harmonie! Des Nachts in Dunkel und Gedanken verſenkt, ſtehe ich an ihrer Stubenthür! Des Morgens nehme ich gleich wieder den Platz ein, wo alles Himmliſche ruhet! Ich ſtrebe nach Gefühlloſigkeit. Ich ſtrebe durchaus gegen die vortreflichſten Eigenſchaften zu ſiegen! Aber es iſt der Stein des Siſiphus, und ich bin verdammt, verdammt zu einer — !

Gewiß Oliver, dieſe Schwäche hält nur Augenblicke an! Fürchte nichts. Du ſollſt einen Mann in mir finden. Und wenn gleich die Furien, oder die Weſen, welche ſchlimmer ſind als alle Furien der Einbildungskraft, wenn gleich die Leidenſchaften über mich herfallen, ich will ſie weder fliehen noch ihnen nachgeben.

Lebe wohl.

F. Henley.

Acht und Funfzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Grosvenorſtraße.

Ihr Bruder hat geſiegt. Die That iſt gethan. Meine Einwilligung iſt gegeben. Längere Zurückhaltung hätte mir den Schein einer Kokette gegeben. Nach ziemlich bedeutenden Winken in den erſten beiden Tagen, kam Clifton am dritten Tage nach unſrer Ankunft zu mir. Er war auf keine abſchlägige Antwort gefaßt. Ich konnte ihn zu keinem Raiſonnement bringen. Er gab mir in allem Recht. »Er hatte nichts mit mir auszumachen, konnte mir gar nicht widerſprechen, »und wenn er nicht in allen Dingen mit »mir übereinſtimmend denke, ſo wäre er entſchloſſen — gar nicht darüber zu denken. »u. ſ. w.»

Im Anfange ſchien er völlig entſchloſſen, ſich in gar kein Geſpräch einzulaſſen, ſondern bloß an mein Verſprechen zu erinnern; aber er merkte bald, daß er einen Nichtgrund mit anhören müſſe, hörte mich auch wirklich eine Weile an, und verſicherte endlich, daß er meinem Nachdenken mehr traue als dem ſeinigen. Unſer Geſpräch war lang, und als ich ihn dahin gebracht hatte, in die Materie einzudringen, gaben mir der Scharſſinn und die tiefe Feinheit ſeiner Bemerkungen Beweiſe ſeiner großen Kräfte. Ja Louiſa der Verſuch muß gemacht werden. Es iſt eine edle, heilige Pflicht, ich darf mich weder von der Furcht vor Gefahr abſchrecken, noch von den verführeriſchen Regungen des Herzens beherrſchen laſſen. — Sie müſſen zum Stillſchweigen gebracht werden! — Sie müſſen!

Frank ſteht von ſeiner Beihülfe nicht ab, wiewohl er nur zu ſichtbar ſeine Neigung geändert hat! Ich weiß nicht warum, aber dieſe zwei Sentenzen hallen noch immer in meinen Ohren wieder — ich bin überzeugt, daß Sie nach irrigen Grundſätzen handeln — bis an das Ende meines Lebens werde ich ein Recht auf Sie zu haben glauben! — O Louiſa!

Sir Arthur gab ſeine Einwilligung ohne Schwierigkeit, und ich denke Miſtreß Cliſton wird mit dieſer Poſt einen Brief von ihrem

Sohn, und vielleicht auch einen von meinem Vater in dieſer Angelegenheit erhalten.

Sir Arthur hat mir dieſer Tage einen der ſonderbarſten, komiſchſten Briefe von honest Aby gezeigt. Ich freue mich nur, daß Sir Arthur den Brief nicht ſo wohl verſteht als ich. Der alte —! ich kann kein ſchickliches Beiwort für ihn finden — honest Aby iſt ſehr in Angſt ich möchte einen Sohn heirathen der ſeiner ſo unwürdig iſt. Aber ſeine Motiven ſind ſo ſchwach, ſo ſeicht, verrathen die Liſt ſo augenſcheinlich, daß Sie ſeinen Brief leſen müßten, um von dieſem charakteriſtiſchen Humor einen Begriff zu haben. Wie er unſre Nachricht aufnehmen wird, weiß ich nicht; gewiß macht er Hinderniſſe wegen des Geldes, welches Sir Arthur für mich braucht.

Aus dieſem Briefe höre ich auch, daß mein Bruder die Erbſchaft abtreten und verkaufen will. Dieſe Geſchichte giebt zu vielen Bemerkungen Anlaß, die Sie leicht ſelbſt machen werden.

Ich habe vielen Grund zu vermuthen, daß der honest Aby ein feines Spiel ſpielt, und daß Sir Arthur und mein Bruder ſich dem Wucherer Preiß gegeben haben, um nur ihre Lieblingsentwürfe auszuführen.

Mein Bruder beredet ſich, daß er nicht heirathen will, vermuthlich um ſein Vermögen ohne Gewiſſensbiſſe verſchwenden zu können.

Ich muß jetzt entſchloſſener als jemals ſeyn, das angefangene Unternehmen auszuführen, und den Armen meiner beſten, theuerſten Louiſa, einen Bruder zuzuführen, der eines ſo reinen Herzens würdig iſt. —

Da ich noch nicht weiß, wie Sir Arthur, oder Miſtreß Cliſton über das Stillſchweigen denken, welches ſie über dieſe Sache zu beobachten nöthig finden, ſo habe ich ihren Plan, von welchem mich meine Freundin benachrichtigte, bis zu unſrer letzten Unterredung geheim gehalten; aber hier hielt ich es für Pflicht die Wahrheit zu offenbaren, um jede Lüge, und jedes daher entſpringende Uebel zu vermeiden. Geheimniſſe ſind meinen Grundſätzen ganz zuwider. Stolz oder falſche Schaam hat die Blenden an den Fenſtern der Häuſer und der Seele erfunden. Mag die Welt immer hämiſcher das Schlimme tadeln, und das Gute nachahmen. Clifton fand Wohlgefallen daran, ſich mit ungeheuchelter Aufrichtigkeit behandelt zu ſehn. Ja Louiſa, fürchten Sie nichts. Sie werden an ihm Ihren Bruder an Blut und Seele finden.

Ihre Sie innig liebende

A. W. St. Ives.

Neun und Funfzigſter Brief.

Sir Arthur St. Jves an Miſtreß Cliſton.

London, Groſvenor-Street.

Theuerſte Freundinn,

Unſer Plan iſt nach unſern Wünſchen ausgeführt worden. Miſtr. Cliſton iſt ſterblich in meine Tochter verliebt. Und wahrhaftig, ich wundre mich darüber gar nicht, denn ob ſie gleich mein Kind iſt, ſo muß ich doch in Wahrheit ſagen, daß ſie die ſanfteſte, niedlichſte, lieblichſte Dirne iſt, die ich je geſehn habe. Sie war immer mein Liebling, ich habe jederzeit eine treue våterliche Zuneigung zu ihr gehabt und, wenn es gleich nicht ganz ohne Jnkonvenienz geſchehn kann, wie ich geſtehn muß, ſo bin ich doch Willens zwanzig tauſend Pfund als ihre Mitgabe auszuzahlen. Sollte ich bei meinem Ende im Stande ſeyn mehr für ſie zu thun, ſo werde ich ſie nicht vergeſſen; verſprechen kann ich aber nichts.

Wie ich mich erinnere, meine Theuerſte, war dies die Summe, die erfordert wurde, um gewiſſe verpfändete Grundſtücke wieder einzulöſen und M. Clifton in den Stand zu ſetzen, ſich in England auf eine anſtändige Art als Stammhalter der Cliftonſchen Familie zu zeigen. Und grade dieſe Summe ſcheint mir ſo recht zur Mitgabe für eine Tochter Sir Arthur St. Ives gemacht zu ſeyn. Ich werde folglich ſogleich an meinen Agenten ſchreiben, und alles zu Stande bringen; worauf Sie ohne Verzug von mir das Weitere erfahren ſollen.

Sollte während dieſer Zeit bei Ihnen etwas vorfallen, was entweder unſern Plan begünſtigte oder verhinderte, ſo werden Sie ſo gütig ſeyn, mir davon Nachricht zu geben.

Ich bin mit der vollkommenſten Hochachtung

Ihr

ergebenſter gehorſamſter Diener

A. St. Ives.

Sechzigſter Brief.

Coke Clifton an ſeine Muttter.

London, Dover-Street.

Mit fröhlichem dankerfülltem Herzen, theuerſte Mutter, ergreife ich die Feder, um Ihnen für das mütterliche und weiſe Unternehmen zu meinem Beſten, das ich ſo eben von der liebenswürdigen offenherzigen Anna St. Ives erfahren habe, den gehorſamſten Dank abzuſtatten. Unter allen Wohlthaten, theuerſte Mutter, die ich Ihnen verdanke und wofür ich Ihr ewiger Schuldner bleibe, ſchätze ich dieſe letzte, daß Sie mir eine ſo koſtbare Perle, ein Mädchen ſo ganz über alles Lob erhaben, durch Ihre gütige Bemühungen zu verſchaffen ſuchen, für die größeſte.

Sie, theuerſte Mutter, kennen die liebenswürdige Eigenheit, die dieſes herrliche Mädchen bei allen Gelegenheiten in Gedanken und Handlungen zeigt; und ich bin gewiß, daß Sie mit mir der vollkommnen Offenherzigkeit, alles Vorgefallne mitzutheilen, Ihren

Beifall ſchenken werden, die ihrer zartempfindenden Seele unter dieſen Umſtänden ſo nothwendig ſchien.

Ich habe ſogleich, da ich Ihre Einwilligung erhielt, mich Sir Arthur entdeckt, und er hat mir, auf meine Bitte, verſprochen, an Sie dieſerhalb zu ſchreiben. Und da alles mit Ihrer eignen gütigen Abſicht auf das Vollkommenſte übereinſtimmt, ſo bin ich Ihrer mütterlichen Hülfe gewiß. Mein einziger Zweifel iſt der Aufſchub. Ich erſuche Sie daher, theuerſte Mutter, alle noch etwanigen Hinderniſſe mit der möglichſten Geſchwindigkeit zu entfernen, und mir ſogleich, als Sie und Sir Arthur die Sache berichtiget haben, davon Nachricht zu geben, damit ich die, in deren Hand mein künftiges Erdenglück ſteht, dringendſt erſuchen kann, eine Zeit zu beſtimmen, wenn ich ihren für mich ſo freudenvollen Entſchluß erfahren ſoll.

Rechnen Sie mir, theuerſte Mutter, meine Ungeduld nicht für einen Fehler an. Denken Sie ſich das herrliche Mädchen in aller ihrer Vollkommenheit, und dann überlegen Sie, welchen Eindruck ſie auf mein Herz gemacht haben muß, da ſie ſchon auf das Ihrige ſo vortheilhaft gewürkt hat. Auf mich, der mit allem Feuer der Jugend und angebohrner Hitze, Ihrer eignen weiſen Abſicht gemäß, ſo dringend, ſo erwartungsvoll liebt!

Meine liebe Schweſter denkt gewiß zu zärtlich und großmüthig gegen mich, als daß Sie nicht ihre Bitten mit den meinigen vereinigen ſollte, da es hier auf das Glück Ihrer Freundinn und Ihres Bruders ankömmt. Nimmer werd' ich die Güte vergeſſen, die ich, wie ich mit dankbarem Herzen erkenne, zu vergelten unfähig bin.

Ewig bleib' ich, theuerſte Mutter, Ihr liebevoller und gehorſamer Sohn

C. Clifton.

Anna St. Ives.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Karl Philipp Moritz.

Dritter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1792.

BIBLIOTHECA
REGIA

Ein und ſechzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax

London, Dover-Street.

Ich bin gefangen, Fairfax! Fußangeln und Fallen ſind mir gelegt worden, ich bin gefangen, gelähmt, durch's Herz geſchoſſen! Sie haben geſpielt mit mir, wie mit einer Puppe. Einen Ring haben ſie mir durch die Naſe gezogen, und auf's ſchönſte tanzen laſſen. Von dem äußerſten Ende Italiens bis hieher nach London, um mich zu verkuppeln. Mich zu fangen durch ein Weib! Und was das ſonderbarſte iſt, muß ich noch trotz meines Aergers, ihnen dafür danken, ſie loben und ſegnen! Ich verſchlucke das Säftchen ſo gierig, als wenn ich's mit eigner Hand bereitet und verſüßt hätte, und es kommt mir vor, als hätt' ich bei der ganzen Sache nichts zu thun gehabt. Ich bin ein bloßer Automat, und ſo haben ſie mich auch behandelt.

Iſt es nicht verflucht ſeltſam, daß ich nicht einmal böſe werden kann? Und doch, wenn ich alles zuſammenrechne, habe ich auch wahrhaftig keine Urſache zufrieden zu ſeyn. Verdammt! Mich zu einem bequemen Werkzeug zu erniedrigen! Ausgepackt, wie ihr gehorſamſter Hans Aff, herumkutſchiert mit andern Gerumpel von Stadt zu Stadt, über Land und Meer, herausgenommen, beſehn und gleich wieder eingeſperrt zu werden, wenn man mich ſatt hat, wie eine leicht zerbrechliche Waare! Soll ich dies mir gefallen laſſen, demüthig und geduldig? Sage, muß nicht das Ehrengericht mich aus ſeinem Zirkel verweiſen? Werden nicht Bediente mit Fingern auf mich zeigen und ſagen: Da geht der Gentleman, den die Miß unter ihrem Commando hat? Bei Gott! es ſind noch nicht zwei Monath, als ich der wahre Heerführer aller hochherzigen feurigen Jäger in dem romantiſchen Gebiete der Venus, ihren Wäldern, Hainen und Gebüſchen war! Welch ein Zauber hat mich ſo verwandelt, ſo gezähmt?

Schon vor der Hochzeit fühle ich mich ein Ehekröpel. Ich bin ein ſo artiger, ſittſamer, wohlgezogner, mäßiger, empfindſamer

Gentleman geworden, als Du an dem ſchönſten Sommertag nur zu ſehn bekommen kannſt. Die beſten Komplimente lern' ich auswendig, um ſie ein paarmal bei guter Gelegenheit wieder anzubringen. »Gott helf, Madam« — ruf' ich, wenn die Katze nieſet, und murmle mein gläubiges Amen zum Grazias nach Tiſche.

Ich habe Dir ſchon erzählt, daß ich meinen Katechismus auswendig lernen muß; und — was noch ärger — hier iſt nicht von den Forderungen und Befehlen der guten alten Mutter Kirche die Rede, mit all' den gottſeligen Verſprechungen und Gelübden, die Herr und Frau Pathe in meinem Namen gethan, (beiläufig geſagt, Herr und Frau Pathe denk' ich ſind Narren und Schelme geweſen) ſondern ich habe Gott weiß weit mehr zu lernen, als nach meiner Meinung jemals die größte übertriebendſte Moralität fordern könnte. Und während meine Fingerſpitzen unter den Streichen der Ruthe auflaufen und ſchmauchen und klingen, muß ich noch obendrein Ja! und Nein! und ich dank' gehorſamſt! antworten. In der That ſo iſt's! Ich Coke Clifton, mit meinem Zuckerbrod in einer und dem A b c Buch in der andern Hand, werde geprügelt bis ich nur ſo pfeife, geſchmeichelt bis ich ruhig bin und ungegeſſen zu Bett' geſchickt, wenn ich mich unterſtehe zu murren.

»Was Teufel, ſagſt Du, darinn iſt kein »Menſchenverſtand, Clifton, was willſt Du »mit all' dem Geſchwätz ſagen?» Verzeih! mein Kopf iſt ſo voll davon, und es liegt mir beſtändig ſo in den Gedanken, daß ich darüber vergaß, wie meine ganze Deklamation Griechiſch für Dich ſeyn muß. Ich habe ganz vergeſſen Dir zu ſagen, daß die Szene ſich verändert hat, ſeit wir in London ſind.

Begebenheiten zu Waſſer und zu Lande, was das anbetrift, haben wir in Menge gehabt. Frank Henley hatte wiederum Gelegenheit ſeine Geſchicklichkeit zu zeigen. Ich möchte mich ſelbſt bei dem Gedanken zerreiſſen, daß er in Augenblicken der Gefahr immer geſchwinder als ich die ſicherſten und beſten Rettungsmittel ergreift. Und doch iſt es ſo. Er ſcheint gebohren, mich zu quälen. Wären wir nicht auf unſrer Huth geweſen, ſo wären wir gewiß alle in's Waſſer geworſen worden und mancher von uns würde bei dem ungeheuren Stürmen des Elements ertrunken ſeyn. Henley übernahm in dieſer allgemeinen Gefahr das Kommando mit einer ſolchen Befehlshabermine, als wenn es ihm unbeſtreitbar zukäme; und ich ſahe keinen andern Ausweg, als mich darinn zu fügen, wenn ich nicht Sie vielleicht zu Grunde gehn ſehn wollte. Verflucht will ich ſeyn, wenn irgend ein andrer Bewegungsgrund mich dazu hätte vermögen können. Unter dieſen Umſtänden that ich aber, was er befahl und ſaß die Zähne knirſchend am Steuerruder, während er alle Ehre raubte, Sie in ſeine Arme nahm, nach ihr die Uebrigen und alle wohlbehalten an's Land brachte. Bei Gott, Fairfax, kannſt Du irgend eine peinigendere Quaal erdenken, ſo theile ſie mir mit, und Du ſollſt für Deine Erfindung Großfolterer der Hölle werden.

Was wollt' ich ſagen? Mein Kopf iſt ſo trübe, wie der Himmel, unter welchem ich ſchreibe. Ha! — Ich beſinne mich — Sie hat das Netz nicht mit ſtricken helfen, worinn ich — einem Habicht gleich — mich verſtrickte. Es war der Plan meiner guten, zärtlich geſinnten Mutter, und des weiſen Sir Arthur, der aber, ſo weiſe er ſeyn mag, doch keiner von den ſieben Weiſen Griechenlands iſt. Meiner Mutter habe ich einen zärtlichen aufrichtigen Brief, voller Dankſagungen als Worte geſchrieben. Meine Kleine ſchien vor einiger Zeit von dem ganzen Plan nichts zu wiſſen, oder ſtellte ſich als wenn ſie es nur von meiner Schweſter erfahren. Da ſie aber allen Betrug verſchmäht — denn bei meiner Seele ſie verabſcheut alles was niedrig und nach ihrer Meinung herunterſetzend iſt — ſo war Sie es, die mir von der Falle Nachricht gab, worinn ich gefangen worden; außerdem möcht' ich wohl in Ewigkeit nichts von einer Falle gemuthmaßt haben.

»Aber noch einmal, was für eine Falle, was meinſt Du damit?« hör' ich Dich ſagen.

Ein paar Worte werden Dir alles klar machen.

Nicht um einige armſeelige Schulden meines verſtorbenen Onkels in Ordnung zu bringen, wie ich fälſchlich glaubte, ſondern um Sie zu ſehn, zu lieben und an ihrer Angel mich fangen zu laſſen, darum bin ich ſo eilig von Neapel nach Paris gelockt worden.

Meine gute Mutter hält, ſoviel ich merke, dies für die größte Wohlthat, die ſie mir in meinem Leben erzeigt hat — Und wahrhaftig, ich muß beinah eben ſo denken, und doch bin ich nicht zufrieden. Ich weiß keine andre Urſach, als weil ich mich habe bei der Naſe herumführen laſſen. Ich will keines Mannes, keines Weibes Spielwerk ſeyn. Was kümmerts mich, daß ſie es gut mit mir meinen? Ich will für mich ſelbſt urtheilen. Es iſt unverſchämt, wenn ein andrer beſſer wiſſen will, was ſich für mich ſchickt, als ich ſelbſt.

Kurz ich hätte gern gezankt und geflucht und Lärmen gemacht, wenn ich nur gewußt hätte wie — Aber ſie haben eine ſo kräftige unwiderſtehliche Apologie, daß man gar nicht daran denken kann Genugthuung zu fordern. Anna St. Ives iſt ihre Entſchuldigung und mein Unwille wird verſpottet.

Noch bei keinem Mädchen hab' ich an eine ernſtliche Verbindung gedacht. Hier iſt es mein einziger Wunſch. Sage, Fairfax, ſoll ich ſtolz das mir aufgelegte Joch tragen? Soll ich das Gebiß nagen, Sprünge machen und mich bäumen? Ich glaube, ich werde müſſen ſcharf zuſammen geritten werden. Und doch — klopft ſie nur ſtreichelnd meinen Nacken, lispelt ſie mir nur ein Paar freundliche Wörtchen in's Ohr, ſo kann ſie mit mir machen, was ſie will. Und dies thut ſie wenigſtens. Nein! Es iſt keine Hofnung mehr zu meiner Rückkehr in die Wälder, wo ich geboren wurde; nimmer ſehe ich dieſe geliebten Oerter wieder. Es kann keinen verliebtern Narren geben, als ich bin und allem Anſchein nach bleiben werde.

Doch, glaube ich, würd' ich zuweilen murren, wenn ſie nicht ſo äußerſt fein ſich zu nehmen wüßte. Sie lächelt mir zu, es iſt wahr, iſt ganz Güte und Milde — aber gegen jeden Andern iſt ſie eben ſo. Ich meines Theils ſehe nicht, daß ſie einen Unterſchied macht, ausgenommen daß ſie mir zuweilen den Frank Henley ein zärtlicheres Lächeln zu ſchenken ſcheint, als ich je von ihr erhielt. Eiferſüchtig kann ich aber auf dieſen nicht ſeyn, denn er iſt die Beſcheidenheit ſelbſt. Und doch quält mich Eiferſucht! Ja ich könnte auf meine Katze eiferſüchtig ſeyn, wenn ſie ſich von einer andern ungewaſchnen Hand den Rücken ſtreicheln ließe.

Iſt es nicht ein ganz verfluchtes Ding, wenn ein Menſch, mit dem man ſo gern Zank zu haben wünſcht, ſo vorſichtig ſich aufführt, daß man gar keine Gelegenheit dazu finden kann? Warum ich ſo gern mit ihm zanken möchte? — Ja, das weiß ich ſelbſt nicht. — Der verdammte Kerl, warum macht er ſich ſo beliebt? warum giebt er nicht Gelegenheit, daß man ihn ein wenig haſſen kann? Dann möcht' ich vielleicht verſucht werden, ihn zu lieben. Es beleidigt mich, wenn man Freundſchaft und Zuneigung als eine Pflicht von mir erzwingen will. Pflichten ſind mir verhaßt, gleich Feſſeln und Kerker. Laßt mich handeln, wie es mir beliebt. Ich überlaſſe andern die Unterſuchung, ob meine Aufführung der Vernunft gemäß ſey oder nicht. Mir macht's zu viel Umſtände.

Immer liegt mir dieſe Heurath im Kopf. Ich wünſche ſie ſehnlichſt und fürchte mich davor. Wohl wahr, der Menſch kann ſeinem Schickſal nicht entgehn. Könnt' ich nur den Schlüſſel zu ihrer Hauptleidenſchaft finden! — Nun, und was denn? Was wünſche ich? Was hoffe ich? Vor geſchlungnem Ehebande etwas zu hoffen, iſt wahre Tollheit. Und, könnt' ich wohl ohne Sie leben? Nein! Ewig wünſch' ich ihren Umgang zu genieſſen, denn ſie bleibt ewig neu. Sie vereint die ganze Welt in ſich. Millionen Eigenheiten treffen bey ihr zuſammen. Da iſt kein abgenutztes ewiges Einerley, das meiner Seele ſo ſchrecklich iſt.

Ein Gedanke von ihr hat mich ergriffen. Sie hat das größte Zutrauen, auf etwas, das ſie Macht der Wahrheit nennt. Es kann gar nicht fehlen! ſpricht ſie immer. Mich wird ſie zuerſt bekehren. Ich habe mich auch bis jetzt immer nach ihrem Sinne bequemt, außer wenn meine ungezähmte Phantaſie losbrach und ausgelaſſen wurde. Findet ſich bei ihr eine Thorheit, ſo iſt es dies Zutrauen. Ob es aber eine Thorheit iſt, oder nicht, das hab' ich bis jetzt noch nicht beſtimmen können.

Doch hat ſie mich mit einem Argument verſehen, daß ich noch weiter ausdehnen möchte. »Sie — — fiel ich ihr ein — bedürfen nicht der furchtſamen und bedächtigen Handlungsweiſe ihres Geſchlechts! Sie ſind ihrer Grundſätze gewiß. Wer mit Mistrauen und Furcht vorwärts ſchreitet, zeigt daß er Zweifel nicht Gewisheit habe.» Kühn antwortete ſie: Ja ſie ſey ihrer Sache gewiß. Deshalb ſpricht und handelt ſie auch ſo ohne Verſtellung und mit einer Aufrichtigkeit, die ſo ungewöhnlich in der großen Welt iſt, und ſo falſch von den Meiſten beurtheilt wird.

Wahr iſt es, was ſie ſagt. Ueber alle kleinliche Künſte und Betrügereien ihres Geſchlechts iſt ſie erhaben. Es ſcheint, als ob ich an der Zuverſicht Theil nähme, die in ihrer Seele ruht, und das Vertrauen, das ſie in mich zu ſetzen ſcheint, da ſie mir alle ihre Gedanken und Meinungen mittheilt, hat großen Reitz. Wenn indeſſen meine Abſichten nicht mit den ihrigen übereinſtimmten, ſo würde doch, glaub' ich, ſchwerlich ihr Zutrauen ihre Vorſichtigkeit ſo weit einſchläfern, daß ich bei einem günſtigen Augenblick im Stande wäre ſie ihres Kleinods zu berauben. Unter gewiſſen Umſtänden würd' ich dem ohnerachtet mein Heil verſuchen.

Doch iſt der Geiſt der Intrigue, der ſich an raſtloſe Verfolgung ſeiner Pläne ſo ſehr gewöhnt hat, auch hier nicht ganz müßig. Meine erſte Sorge war, wie gewöhnlich, mich des Premierminiſters meiner Zauberinn zu verſichern, der Laura heißt. Dies

Geſchöpfchen iſt ziemlich artig, liſtig und nicht ohne Ehrgeiz. Bei Gelegenheit ein paar Guineen in die Hände gedrückt, und wenn alles ſicher war — denn Vorſicht iſt nöthig — ein zärtlicher Kuß, haben ſie mir ganz zu eigen gemacht. Das arme Närrchen iſt äußerſt in mich verliebt, und bedient ſich bisweilen einer erfinderiſchen Kammermädchen Entſchuldigung, mir einen Beſuch abzuſtatten. Es ſcheint, daß ich ihre Unterhandlungen nicht brauchen werde, ſonſt wäre ſie gewiß mit dem größten Vergnügen zu allen Liebesdienſten bereit. Anna St. Ives verſchaft allein der Phantaſie hinlängliche Unterhaltung. Mit einem jeden andern Frauenzimmer wäre eine Liebſchaft ohne heimliche Verbindung und Kriegsliſt, ohne Angrif und Vertheidigung unausſtehlich.

Freilich macht mir mein Gewiſſen zuweilen Vorwürfe, daß ich meine herrliche Talente ſo ungebraucht und ungekannt vergrabe, da ich mir doch dadurch ſo großen Ruhm erwerben könnte. Als ich noch in Italien war, in dieſem Lande der Kunſtgriffe, und dort allen meinen Mitbewerbern den Rang ablief, ha! da prahlte ich oft mit der Verwüſtung, die ich bey meiner Rückkehr in England anrichten würde. Das Schickſal widerſetzt ſich, für jetzt wenigſtens; und wie lange meine Flitterwochen dauern werden, iſt mehr als ich zu beſtimmen im Stande bin.

Schreib mir, Fairfax, und ſage mir frey deine Meinung über alles; nur dies eine vergiß nicht, daß alle Deine Berechnungen und Schlüſſe unrichtig ſind, wenn Du ſie von irgend einem andern dir bekannten Frauenzimmer hernimmſt. Doch wünſcht' ich Deine Gedanken zu wiſſen.

Ich vergaß Dir zu ſagen, daß zwanzig tauſend Pfund meine Erniedrigung bezahlen, wenn ich mich herablaſſe, dieſen Juwel anzunehmen. Dieſe Summe, hat man mir geſagt, ſey nöthig, ich weiß nicht was für alte Schulden und Hypotheken zu bezahlen. Pah! — Das iſt meine kleinſte Sorge — Ich habe mich nie ohne Noth bekümmert, und will auch jetzt nicht damit anfangen. Mein Vater genoß ſein Leben ſchnell und ſtarb zeitig. Gut! Iſt es nicht beſſer als wenn man ſich kriechend über dieſe Kothkugel ſchleppt! geplackt von Schuften und Galgeniſchwengelt und andern Mühſeligkeiten, ſich in den Schlaf ſeufzt, beim Erwachen von neuem winſelt, ein kummervolles Pflanzenleben führt und endlich im Unflath erſtickt?

In Freud' und Vergnügen fließe mein Leben dahin. Und trübt' ein Wölkchen den heitern Himmel, ſo mag die Phantaſie mir Sonnenſchein zaubern. Trübe Wintertage kommen doch genug im Jahre. Schreib Fairfax, und ſag' mir, hab' ich nicht Recht?

C. Clifton.

Zwei und Sechszigſter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

London, Groſvenorſtraße.

Guter, ehrlicher Aby.

Endlich ſind wir einmal wieder in England angekommen, und damit bin ich ſehr zufrieden, ob ich gleich nicht ſagen kann, daß mich meine Reiſe nach Frankreich reut. Meine Muthmaßungen haben ſich gerechtfertiget. Ich war zwar ſchon einſt in dieſem Lande, aber mein Geſchmack war damals noch nicht gebildet. Ich verſtand damals noch nicht, ſo wie jetzt, Anlagen zu machen, und Verbeſſerungen zu treffen. Man ſagte mir, die Franzoſen fiengen an, unſre ſchönen Gärten ſo ziemlich nachzuahmen, aber ich habe viele von denen geſehen, die in großem Ruf ſtanden, und was waren ſie gegen Wenbourne-Hill? Nein, nein Aby! Ich bin nun überzeugt, daß es — wie die Herren von Paris ſagen — nur Ein Wenbourne-Hill giebt.

Ich weiß noch nicht, wenn die Familie wieder auf's Land zurückgehn wird. Die jungen Leute wünſchen noch die Vergnügungen der Stadt zu genieſſen; und ich glaube immer, daß wir hier den ganzen Winter zubringen werden. Vielleicht machen wir noch einen oder zwei Abſtecher, ehe das Parlament ſich verſammelt. Nicht als ob ſchon etwas darüber verabredet worden wäre. Und was mich betrift, werd ich gelegentlich herunterkommen, wenn die Geſchäfte es erfordern. Es ſoll mir ein wahres Vergnügen machen, wenn ich wieder einmal alle meine Berge und Thäler und Anlagen durchwandern, alle Gegenden beſuchen kann, die meiner Seele immer gegenwärtig ſind.

Ich kann gar nicht die Einſiedelei und die Grotten und die Wildniß vergeſſen. Gerade als Sie mir von der Wildniß ſchrieben, hatt' ich einen ganz herrlichen Plan dazu im Kopf. Es ſchwebt mir vor den Augen das herrliche Bild, und ich traure, daß es aufgegeben werden muß. Aber es muß ſeyn.

Dem ſey wie ihm wolle, ich, wie ſchon geſagt, werde mehr als einmal zu Ihnen herunterkommen, und ich, für mein Theil, wündre mich wie die jungen Leutchen ohne Nachdenken die kothigen Straßen von London allen Reizen und Freuden der Natur und Kunſt vorziehen können, die ihrer warten und ſie nach Wenbourne-Hill einladen.

Ich bin recht froh, ehrlicher Abimelech, daß wir das Geld gewiß haben. Sie waren ja aber immer mit den alten warmen Kerlen gut Freund, die ſich ſo überflüßig mit dem zu verſchanzen wiſſen, was Sie recht ſchön, die Weswegen und Warums nennen. Sie haben auch ihrem Beiſpiel gefolgt, und ihr Vermögen aufs beſte zu vermehren gelernt. Ich freue mich darüber und bin zufrieden, daß Sie ihre erſten und beſten Freunde nicht vergeſſen. Ich muß geſtehn, daß Sie ſich immer ganz herrlich in ihre Lage zu ſchicken gewußt, und nie den ſchuldigen Reſpeckt aus den Augen geſetzt haben.

Ich habe ſtolze Kerle von gemeinem Herkommen geſehen, die ihre Naſe beinahe noch höher trugen als ihre Herrſchaft. Und anſtatt die Neigungen derſelben zu ſtudieren und ihnen zu ſchmeicheln, wie es wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre, waren ſie vielmehr aufſtützig und immer mit ihren Wenn's und

Aber's und Einwendungen und Berichtigungen bereit. Gerade als ob es ihnen etwas angienge, wie ein Gentleman ſein Geld anzubringen beliebt. Sie aber, lieber Aby, haben ſich beſſer aufzuführen verſtanden; und ich glaube Sie haben nicht Urſache es zu bereuen.

Die Erbſchaftsangelegenheit mit meinem Sohn, muß, wie Sie auch ſagen, abgemacht werden. Da iſt keine Hülfe. Und weil er ſich zu einem guten Handel bequemen will, müſſen wir unſer Beſtes thun, ihn zu befriedigen.

Sein Entſchluß, unverheurathet zu bleiben, betrübte mich ſonſt. Jetzt aber iſt das vorbei und meine wenigſte Sorge. Der Sohn meiner Tochter wird eben ſo gut mein Enkel ſeyn, als meines Sohnes Kind, und was Namen betrift, die können leicht geändert werden. So viel iſt gewiß, wenn mich jemand fragte, wer der klügſte von meinen Kindern ſey, mein Sohn oder meine Tochter, ich würde mich nicht einen Augenblick auf die Antwort beſinnen.

Ja, ja! Sie iſt mein liebes Kind! Als ſie noch klein war, konnten mir die Leutimmer nicht genug ſagen, wie ähnlich ſie mir ſey.

Auch von ihrer Mutter hat ſie viel an ſich. Und die war, wie Sie wiſſen lieber Abr, ein guter Schlag von einem excellenten Frauenzimmer und wußte ſich bey allen Leuten in Reſpeckt zu ſetzen, in ſehr großen Reſpeckt. Der größte Fehler der Lady St. Jves war der, daß ſie nicht immer meiner Meinung ſeyn wollte. Kein Menſch iſt ja aber ganz vollkommen. Und wäre nicht dies, ſo würde ich in der That meine Tochter für das verſtändigſte geſchmackvollſte und geiſtreichſte junge Frauenzimmer halten. Aber ſie iſt eben ſo ein erklärter Feind von neuen Anlagen und Verbeſſerungen als ihre Mutter war. Es iſt wahrhaftig ſonderbar, und ich kann mir gar die Urſache davon nicht denken.

Mein Sohn verſteht von dieſer Sache eben ſo wenig als ſie, und ich glaube im Grunde noch weniger. Jn andern Kenntniſſen aber iſt es ein bloßes Kind gegen ſie. Es macht mir viel Vergnügen, wenn ich die Geſpräche und das Disputiren und Raiſonniren mit Jhrem Sohn Frank anhöre — der ſo von ihrem Schlag iſt — und mit M. Eli ten, dem jungen Gentleman, der mein Eidam werden ſoll. In meinem vorigen Briefe, lieber Aby, ſagte ich Ihnen, daß ich ſeinen Antrag erwartete, und nun iſt die Sache ſo gut wie abgemacht. Ich habe an ſeine Mutter, Mrs. Clifton geſchrieben, die Ehepakten ſind ſchon bey einem Advokaten beſtellt und alles wird während der Zeit, daß ich zu Ihnen herunterkomme um die nöthigen Einrichtungen zu treffen und während Sie das erforderliche Geld erheben, zu Stande gebracht werden.

Sehn ſie ja zu, guter ehrlicher Aby, daß Sie für mich einen ſo guten Handel als möglich machen. Ich weiß wohl, daß man brav bezahlen muß, wenn man Geld haben will, aber ich bin überzeugt, daß Sie mich nicht zu viel bezahlen laſſen werden. — — Mehr Sicherheit wiſſen Sie, Aby, kann ich nicht geben. Ich fange an zu merken, daß ich — meine Anlagen ausgenommen, die ich in der That für unſchätzbar halte — nicht mehr ſo reich bin, als vor ohngefähr funfzehn Jahren. Da aber mein Sohn in Willens iſt ledig zu bleiben und die Cliftonſche Familie ſich mit der Familie St. Ives gänzlich vereinigen wird, ſo zweifle ich gar nicht daß noch einige Zeit vor meinem Tode manches wieder eingebracht ſeyn werde, ob gleich wohl noch manche hypothekariſche und andre Schuld vorher zu berichtigen ſeyn wird.

Hat Ihnen mein Sohn ſchon geſagt, wie viel Geld er erwartet? Wo nicht, ſo fragen Sie ihn doch und laſſen Sie mich ſeine Meinung wiſſen. Daß er ſich anders bedenken wird, iſt nicht zu beſorgen, denn ich höre, daß er nächſter Tages in die Stadt kommen wird. Er wird ſeinen jährlichen Etat von achthundert Pfund einſchränken müſſen, worauf er bis jetzt immer gerechnet hat. Aber er iſt ein verſchwenderiſcher Burſche, der ſich von ſeinen Vergnügungen nichts abzieht.

Ich hab' immer geſagt, daß Sie ein kluger Mann ſind, Aby, und Sie haben auch darin vollkommen Recht, daß ich nicht genug für meine Tochter thun kann. Ich hoffe noch Wenbourne-Hill ihr als Eigenthum zu hinterlaſſen. Es iſt ein geſegnetes Stückchen Land. Und wenn ſie gleich ökonomiſch denkt und, wie ſie ſich ausdrückt, keine Freundin vom Geldverſchwenden mit neuen Anlagen iſt, ſo bin ich doch auch ſicher, daß ſie meinem

Befehl gehorchen und ſich nicht des Verbrechens ſchuldig machen wird, was ich wohl Kirchenraub nennen möchte, meine Tempel und Grotten und künſtliche Ruinen zu zerſtören, oder wie mein Sohn wohl thun würde, alle Schönheiten mit gothiſcher Hand — nach dem Ausdruck des Dichters — zu verwüſten, worüber ſich mein Herz in Ewigkeit nicht zufrieden geben könnte. Ich möchte gern, daß mein Name und mein Geſchmack und meine herrliche Anlagen noch lange zu Wenbourne-Hill in gutem Andenken blieben. Es iſt mir die größte Freude, wenn ich denke, daß man noch lange ſagen wird: Ach! das hat noch der gute alte Sir Arthur gethan. Jene Terraſſe hat er angelegt! Dieſes Zimmer hat er bauen, den großen Obelisk errichten laſſen! Er pflanzte dieſe alten Bäume. Ach, Abo, wenn wir es doch nur noch dahin bringen könnten, daß man auch ſagte: Jene herrliche Wildniß hat er angelegt! Ruhig wollt' ich dann mich niederlegen.

Noch will ich bitten, lieber Abimelech, daß Sie mir ihre Meinung ſo deutlich ſchreiben und auseinanderſetzen, als es Ihnen möglich iſt, denn ich verſichre Sie, daß mir manche Stellen Ihres letzten Briefs viele Angſt gemacht haben, weil ich ſie gar nicht verſtehn konnte. An einigen Orten ſchien es mir, als wenn ſie auf M. Clifton anſpielten und wünſchten, daß ich mich nicht mit ihm einlaſſen möchte. Ich weiß, Sie haben mein Beſtes zur Abſicht, und da Sie in einem Ton mit mir reden, der keinen Gentleman beleidigen kann, ſo kann ich Sie dieſerhalb nicht tadeln, ſondern muß Ihre gute Abſicht mit Dank erkennen, ob ich gleich ſagen muß, lieber Aby, daß ich gar keiner Warnung bedarf. Ich wünſchte nur, daß die ganze Welt nach meinen Grundſätzen und Ideen regiert würde. Ueber den Punkt ſprech' ich ſo gern mit meiner Tochter, und ich habe darüber keine üble Einfälle.

Ich fand vor Zeiten viel Vergnügen an ſolchen Dingen, nämlich was man ſo ſchöne Wiſſenſchaften nennt, Aby. Ich war ganz in Ovids Metamorphoſen verliebt. Da ich mich aber nicht mehr mit dem Lateiniſchen quälen wollte, las ich Garths oder Rowe's oder Pope's, oder Gott weiß welche Ueberſetzungen. Dies und ein Beſuch, den ich einſtens bey Lord Cobham ablegte, gab Gelegenheit zur Ausbildung meines Geſchmacks und machte, daß ich auf neue Anlagen dachte. Geld allein fehlt uns, Aby, hätten wir dies, dann wollten wir wohl noch größre Dinge ausführen. Was in dem Ovid für ein Reichthum von Ideen ſteckt! Aus ſeinen wundervollen Erzählungen ließen ſich die herrlichſten Statüen bilden. Niobe, die in Stein verwandelt wird, käme an den Anfang des Baſſins; auf der einen Seite Narciſſus, wie er mit ſich ſelbſt im klaren Teich liebäugelt, und die arme Echo wie ſie hinten in's Wäldchen verſchwindet. Auf der andern Seite König Cygnus, wie er ſo eben in einen Schwan verwandelt wird. Das paßt alles ſo ſchön zuſammen, wie Sie ſehn! ein Schwan, ein Kanal und König Cygnus! An dem andern Ende käme dann Daphne zu ſtehn, wie ihre Arme und Füße eben zu Zweige und Wurzeln werden und ihre Haare zu Lorbeerblätter!

Sie können ſich gar nicht vorſtellen, was mir alles für Ideen durch den Kopf liefen, als ich eines Tages von ohngefähr Tooke's Pantheon in die Hände bekam, wobei mir alle dieſe alte Geſchichten friſch in's Gedächtniß kamen.

Nun, guter Aby, wie ich ſchon geſagt habe, ſchreiben Sie mir ihre Meinung ſo deutlich als Sie nur im Stande ſind, denn ich habe bisweilen gar nicht gewuſt, wovon Sie in ihrem Briefe ſprachen, und es waren ein paar Stellen, wo es mir ſchien, als wünſchten Sie, daß etwas zum Beſten Ihres Sohns geſchähe. Und in der That, er iſt ein würdiger und feiner junger Menſch. Ich habe ſchon gedacht, daß es gut ſeyn würde, wenn man ſich für ihn um eine Fähndrichs-Stelle bewürbe, da er ſich doch zu einem feinen Gentleman gebildet hat. Was meinen Sie dazu, ehrlicher Aby? Er würd' ein tüchtiger Offizier werden. Er hat ein männliches Anſehen. Vielleicht kann er mit der Zeit noch einmal General werden und ganze Armeen kommandieren. Von Furcht wenigſtens weiß er nichts. Er hat uns neulich alle gerettet, ſonſt wären wir in's Waſſer gefallen und vielleicht gar ertrunken, und wir werden daher gewiß gern für ihn etwas thun, denn er iſt ein großer Liebling von allen und in der That ein guter junger Mann. Dem ohngeachtet wollte ich Sie doch erſt um ihre Meinung darüber fragen, und erwarte Ihre Antwort.

A. St. Ives.

Drey und Sechszigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Grosvenorſtraße.

Ich muß ſchreiben, liebe Louiſa. Ich fühle meine Bruſt beklemmt durch das Stillſchweigen, und glaube, daß ich Ihnen tauſend Dinge zu erzählen habe; und doch, wenn ich mich ſelbſt ernſtlich darüber befrage, ſo ſchwindet die Materie. Einen kleinen Vorfall hätte ich freylich zu melden, der uns beyde intereſſirt; denn die ſpielenden Perſonen ſind, wie gewöhnlich, Clifton, Frank Henley und die Freundin meiner Louiſa.

Wir machten geſtern einen Beſuch bey einer Tante Wenbourne, in ihrer Sommerville zu Rechmond. Vorher muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich zu meinem größten Unwillen bemerken mußte, wie Clifton Frank Henley mit einer Art von Verächtlichkeit, und mit einem argwöhniſchen Weſen anſah, das an Eiferſucht gränzte.

Ich hatte bey Sir Arthur erſt angefragt, und gab an Cliſton Nachricht von der Luſtreiſe, mit dem Zuſatze, daß ich wünſchte Frank Henley möchte ſich bereit halten, ſobald er käme. Sir Arthur war gegenwärtig, und Cliſton flüſterte mir mit einem ſauern Geſicht zu — »Können wir denn nirgends hin»gehen, ohne daß uns dieſer Burſche auf »den Ferſen ſitzt?

Ich lächelte darüber, klopfte ihm mit dem Fingerhut auf die Knöchel, ſagte ihm, er wäre vorwitzig, und vergäße, daß man kein Verdienſt hintenanſetzen müſſe. Cliſton gieng die Stube auf und ab, und ſang bald dieſes bald jenes Lied, um ſeinem Zorn auf eine andre Art Luft zu machen. Aber ich beharre unerſchütterlich auf mein Recht. Frank Henley wurde eingeladen, und begleitete uns.

Cliſton blieb bey ſeinem mürriſchen Betragen; allein ich verminderte meine gute Laune nicht, denn ich weiß wohl, daß dieſes Mittel das Einzige iſt, wodurch man etwas bey ihm ausrichten kann, und er wurde auch endlich der angenehme Geſellſchafter wieder, der uns durch die ſeltſamſten, überraſchendſten Einfälle unterhielt.

Nach dem Mittagbrodt ließ ſich meine Tante in einen Wortkrieg mit Frank ein, und zog, wie natürlich, den Kürzern dabey. Sie rief Clifton zu Hülfe, und er verfiel wieder in die nehmliche überlaute, höhniſche, verächtliche Manier, mit welcher er bey der Gelegenheit am See mit ihm umgegangen war. Ich ſah ihn an; er verſtand mich, und bemühte ſich, ſehr auffallend, den Ton zu verändern.

Dies Geſpräch wurde verfolgt, und er fieng an hitzig zu werden. Ich wartete den Augenblick ab, wo Frank die ganze Sache meiner Tante darlegte, und ſagte zu Clifton bey dieſer Gelegenheit, daß ich mehr als Ein Hühnchen mit ihm zu pflücken hätte.

Indeß —, da ich wohl ſah, daß man, wegen der Hitze der Partheyen dem Streit auf eine gute und ſichre Art ein Ende machen mußte, ſo ſtand ich auf, und ſchlug einen Spaziergang vor, der auch angenommen ward.

Ich war ſehr vorſichtig in meiner Unterhaltung mit Frank, ich ſprach kein Wort, das Clifton übel deuten konnte, wiewohl ich den Vorſatz habe ihn daran zu gewöhnen, wenn ich Frank's Verdienſten Gerechtigkeit wiederfahren laſſe. Aber ich hielt dieſe Gelegenheit nicht für die ſchicklichſte zum Anfang.

Wir kehrten nach der Stadt zurück, und ich nahm mir vor, wenn Clifton mir am andern Morgen ſeinen Beſuch machen würde, ihm eine artige Vorleſung zu halten. Er ſah ſich wohl vor, und da er merkte, daß er mit einer ernſthaften Vertheidigung eine lächerliche Figur ſpielen würde, ſo nahm er komiſche Wendungen, und zeigte einen unerſchöpflichen Scharfſinn und Laune.

Sobald er in das Zimmer trat, fiel er auf die Knie, wie ein Kind vor ſeiner Mamſell in der Schule, faltete die Hände und rief mit einer herzbrechenden Miene ſein »Bitte, bitte!« aus. Ich lachte und ſagte ihm, er wäre ein ſehr böſes unartiges Kind. Er wiederholte ſein »Bitte, bitte!» in einer andern poſſierlichen Stellung. Aber ich antwortete immer — «Nein, wahrhaftig, ich »ſollte dem Kinde nicht verzeihen, bis »ich ihm ſeine Fehler recht hätte fühlen laſ»ſen.» Er ſtand auf, zog eine papierne Narrenkappe aus der Taſche, die er für ſich ſelbſt geſchnitzt hatte, ſetzte ſie ſich auf den Kopf, ſtellte ſich in einer neuen büßenden Stellung, in einen Winkel, und machte den abbittenden Knaben ſo gut, daß man ſich des lauten Gelächters nicht enthalten konnte.

Ich machte zwey oder dreymal den Verſuch vernünftig zu ſprechen; aber vergebens; er antwortete mir immer mit neuen Poſſen, und ich mußte am Ende ſagen — »Wohl! Ich »finde daß Sie Ihre Straffälligkeit fühlen, »und ich darf alſo vermuthen, daß Sie darauf »denken werden, ins künftige nicht beleidigend »zu ſein.»

Er gab nun dem ganzen Geſpräch einen komiſchen und witzigen Ton, und würzte ſeine Worte mit allem Schmuck einer reichen und ſtarken Phantaſie, die alle Gegenvorſtellungen unmöglich machten; ein ſichrer Beweis, wie ſehr ihm ſeine Lage im Grunde peinlich wär. Zum Widerſpruch iſt er gar nicht gewöhnt. Er ſcheint bisher die erſte Rolle unter ſeinen Gefährten geſpielt zu haben; nun kommt ihm ein Menſch mit höhern Talenten und einer feſten Beurtheilungskraft in den Weg, und es ſcheint ihm eine Herabwürdigung, ſich den

Vernunftgründen zu unterwerfen, welche dieſer Mann vorträgt.

So oft Frank Henley die Sache der Wahrheit vertheidigt, iſt er unbiegſam. Ich habe ihn zuweilen ſchweigen ſehn, wenn er nicht hoffen konnte etwas Gutes zu leiſten; aber bisweilen habe ich gehört, daß er ſich ſelbſt Vorwürfe über dieſes Stillſchweigen machte, denn er behauptet: daß man niemals verzweiflen müſſe, daß eine Wahrheit der man ſich noch ſo hartnäckig widerſetzt, endlich Wurzel faßt, und, wenn Zorn und Scheingründe längſt vergeſſen ſind, dann zeigt ſich ihre wohlthätige Wirkung.

Ich halte die Bemerkung für gegründet, Aber er iſt kein gemeiner Denker! Nein! ich bin überzeugt, er gehört zu den vorzüglichſten Menſchen! Er erreicht, Louiſa, ja, ich habe ſchon manchmal gedacht, er übertrifft ſie!

Wie Sie ſehen, geliebte Freundin, kenne ich Sie zu wohl, als daß ich Sie zu beleidigen fürchten ſollte, und Sie verfahren gewiß auch Ihrerſeits ſo gerecht mit mir, daß Sie mich keiner Schmeicheley beſchuldigen.

Und ſo merken Sie wohl, liebe Louiſa, daß wir keine ſo ſchnellen Fortſchritte machen als wir wünſchen könnten: indeſſen — wir müſſen uns damit begnügen. Der Gang der Erkenntniß iſt langſam, und wird durch undurchdringliche Wälder und Moräſte von Irrthümern durchbrochen. Zeitalter haben verflieſſen müßen, ehe man die einfachſten moraliſchen Wahrheiten in ihr volles Licht geſetzt hatte. Wie ſehr iſt die Welt noch jetzt von der Ueberzeugung entfernt, daß es nicht nur möglich, ſondern auch vollkommen ausführbar, und höchſt natürlich für den Menſchen iſt, in brüderlicher Eintracht, Glückſeeligkeit, Ruhe und Tugend zu erringen, wenn man nur jeden Unterſchied der Güter und der Geburt aufheben könnte; wenn man all die falſche Bedürfniſſe der Ueppigkeit, eine nothwendige Folge des Privateigenthums, abſchneiden wollte; wenn ein jeder gleich genöthigt wäre für den Mangel der Natur zu arbeiten, und für nichts mehr! und wenn ſich denn alle verbänden, all ihre Zeit anſwenden wollten, ſo würde ſie auch hinreichen, um Künſte und Wiſſenſchaften hervorzubringen, Weisheit und Tugend zu befördern!

Die wenigen Künſte, die alsdann übrig blieben, wären von Wichtigkeit nicht frivol, nicht die Beſtrebungen der Liſt, nicht die Zuflucht des dürftigen Genies, das der Eitelkeit eines übermüthigen Reichthums und der Macht ſpotten muß, oder der verdorbene Geſchmack einer ſchief urtheilenden Menge, ſondern wahre Geiſteskraft bezaubernder Phantaſie in ſchweſterlicher Eintracht mit all den ernſthaften Schönheiten der ewigen Wahrheit.

Iſt es nicht traurig daß man mit Recht zweiflen muß, ob mehrere hundert Menſchen in England, wenn ſie dieſen Brief leſen, über die abgeſchmackte Träumerey nicht lachen würden? — Aber ſie mögen einmal um ſich ſehen, und es leugnen, wenn ſie können, daß das gegenwärtige armſeelige Syſtem, vermöge welchem jedermann für ſich, und nicht das Ganze für das Ganze ſorgt, Argwohn, Furcht, Streit, Zank, gegenſeitige Verachtung und Haß erzeugt. Anſtatt daß Nazionen, daß eine ganze Welt von Menſchen ihre Beſtrebungen nach dem einen großen Ziele hinlenken ſollten, nach der Vollkommenheit und der Wohlfarth des Ganzen, bildet eine jede Familie einen Staat für ſich, nur durch Intereſſe und Liſt mit den Uebrigen zuſammen gehalten, und durch die nemlichen und noch tauſend andere Leidenſchaften wieder von ihnen getrennt; man lebt gegen einander wie im Waffenſtillſtande, und iſt im jeden Augenblik bereit in einen offenen Krieg auszubrechen; ein jeder iſt eiferſüchtig auf den Andern, ſtets im Vertheitigungsſtande, denn er fürchtet ſteten Angriff; ein jeder iſt bereit einen Eingriff in des Andern Rechte zu thun, verwickelt ſich in die armſeeligſten Streitigkeiten, und ereifert ſich über Dinge, die niemand achten würde, wenn nicht die Irrthümer dieſes ſelbſtiſchen Siſtems das in Anſchlag bringen müßten, was an ſich keinen Werth hat. Wohl, wohl! — ein anders Jahrhundert, und dann —!

Inzwiſchen wollen wir in der Hoffnung leben, und, wie unſer würdige Held Frank, nicht ſchweigen, wenn die Wahrheit unſere Stimme verlangt. Wir müſſen uns nur mit Geduld, Standhaftigkeit, und Wohlwollen waffnen.

Verzeihen Sie dieſes Geſchwätz! — das Herz verlangt zuweilen eine Ergießung, und iſt in ſolchem Augenblicke ſchwach genug, um zu glauben, daß die Ergießungen der Freundſchaft auf Aufmerkſamkeit und Achtung rechnen dürfen. Dieſer Glaube gehört vielleicht zu den Vorurtheilen unſerer Erziehung, und wer hätte ſie alle beſiegt? Soviel weiß ich, liebe Louiſa, daß ich es von mir nicht behaupten kann. Ihre Sie ewig liebende

A. W. St. Ives.

N. S. Clifton iſt bei meinen Verwandten ſehr glücklich, er hat meiner Tante ganzes Herz gewonnen. So oft er abweſend war, brach ſie in Lobeserhebungen über ihn aus: »Er wäre ein ſchöner, wunderſchöner »Mann, von feiner Erziehung, von einem groſ»ſen Verſtande, und ein Mann von Rang. Er »hätte das Recht Forderungen an die Welt »zu machen, die Verbindung mit ihm wäre »ſehr nach ihrem Sinne, hätte ihren vollen «Beifall.» Auch unterließ die gute alte Lady nicht, ſarkaſtiſche Seitenblicke auf Frank zu werfen, die ſein Widerſpruch zuwege gebracht hatte. Aber er liebt die Wahrheit zu ſehr, als daß er ſie um ſeiner ſelbſt willen verleugnen könnte; und ſie bewundert ihre eigenen Vorurtheile zu ſehr, als daß ſie nicht durch Widerſpruch beleidiget werden ſollte. Noch einmal, Louiſa, wir ſind das, was die Erziehung aus uns gemacht hat, und darum hoffe ich auch, wir werden immer klüger und beſſer werden.

Vier und ſechszigſter Brief.

Louiſa Clifton an Anna Wenbourne St. Ives.

Roſe Bank.

Etwas Seltſames, meine theuerſte Anna, was ſich bei uns zugetragen, glaube ich Ihnen ſogleich melden zu müſſen.

Der ehrliche Aby iſt abermals bei uns geweſen. Er kam und fragte nach meiner Mutter. Widerwärtigkeit, Verdruß und Mißvergnügen war deutlich auf ſeiner Stirne zu leſen. Er ſchwatzte viel, ſo nach ſeiner gewöhnlichen Art, ich kann mich aber nicht auf Alles genau beſinnen; ſagte, er hätte eben von Sir Arthur einen Brief erhalten, worinn etwas ſtünde, worüber wir uns alle ſehr verwundern würden, und dies ſey, daß Sir Arthur beſchloſſen habe, meinem Bruder Ihre Hand zu geben. Und — ſetzte er in einem halb ehrerbietigen halb ſtolzen Ton hinzu — er möchte wohl wiſſen, ob dies ſeine Richtigkeit habe und ob meine Mutter von der Geſchichte etwas wiſſe.

Sie verſicherte ihm, daß es die Abſicht unſrer Familien wäre, und er antwortete, daß er für ſein Theil glaubte, es wäre beſſer, wenn man an die ganze Sache nicht dächte, indem er noch die Worte ohne Mittel und kahl im Bart brummte.

Meine Mutter verlangte hierüber von ihm eine Erklärung, er fuhr aber nur mit halben Worten fort, und wiederholte verſchiedentlich, daß man nicht ſo leicht eine Summe auftriebe und daß baar Geld eine ſeltne Sache ſey. Auch wiſſe er nicht, was ſich noch alles zutragen könne. Da wären noch vielerlei Abhaltungen, Erbſchaften müßten regulirt, und noch mehrere Dinge vorher abgemacht werden. Und zu allen dieſen Sachen gehöre eine gefüllte Kaſſe, und er würde wohl, wie er glaubte, ſeine nicht dazu hergeben.

Meine Mutter, ob ſie gleich ſonſt ſehr nachſichtig iſt, war doch genöthigt ihm ſeine Unverſchämtheit zu verweiſen, worauf er denn alle die ſchönen Schmeicheleien und glatten Worte auskramte, womit er ſo oft Sir Arthurs Ohren zu kitzeln pflegt. Mit ſeiner gewöhnlichen Annehmlichkeit und mit ehrerbietigſt gehorſamſter Geſchwindigkeit plapperte er ſie her.

Hätt' ich nicht ſchon Ihren letzten Brief* erhalten, ſo würde mir ſein Geſchwätz noch weit räthſelhafter geweſen ſeyn, ſo aber verſtand ich ihn ſo ziemlich. Bitterkeit und Zorn wüthet in ſeinem Herzen. Die Größe ſeines Mißvergnügens zeigt, wie hoch ſeine Hofnungen geſtiegen waren, und ich befürchte, er iſt entſchloſſen, ſie ſobald nicht ſtürzen zu laſſen. Denn da er alle ſeine niederträchtigen Schmeichelеien endlich ausgekramt hatte und ſich empfahl, murmelte er noch einige Drohungen zwiſchen den Zähnen und in ſeinem Geſichte zeigte ſich ein ſelbſt genugſames Zutrauen ſo deutlich, daß ich überzeugt bin, er ſey im Stande mehr Hinderniſſe in den Weg zu legen, als Sie, meine theuerſte Freundin, glauben.

Ich kann Ihnen nicht ſagen, beſte Anna, wie unruhig ich oft bin, wenn ich an dieſe Heirath denke. In dem einen Augenblick mach' ich mir Vorwürfe, daß ich einer ungegründeten Furcht zu viel Raum gebe, und in dem nächſten zürne ich auf mich ſelbſt, daß ich nicht Frank Henleys Sache uneigennützig unterſtütze. Giebt es Wunder in der Welt, ſo iſt dies gewiß eins, daß er des ehrlichen Aby Sohn iſt. Was ſoll ich ſagen? Meine Zweifel überwältigen mich! Ich weiß nicht wie oder was ich rathen ſoll. Die Gründe die Sie angeführt haben ſind in der That wichtig, aber ſie haben doch noch nicht ſo tiefen Eindruck in meine Seele gemacht, daß ſie nicht bisweilen von den entgegengeſetzten Gründen in die Flucht geſchlagen werden ſollten.

---

* Den [illegible]. Hieraus läßt ſich ſchließen, daß ſie den vorhergehenden Brief nicht erhalten hat.

Ich bin noch niemals unzufriedner mit mir ſelbſt geweſen, als bei dieſer Angelegenheit. Ich ſtöre und beunruhige Sie mit dem, was ich befürchte, wenn ich ſelbſt es aus meinem Herzen zu verbergen wünſchte, ja ich bin nicht einmal im Stande zu beſtimmen, ob meine Furcht gegründet iſt oder nicht. Sie wird noch dazu durch den Gedanken vermehrt, daß, aller Wahrſcheinlichkeit nach, Cliſton weit weniger Widerwärtigkeit ſtandhaft zu ertragen vermag, als der hochherzige großmüthige Frank.

Und was noch mehr, theureſte Anna! Gelänge dies Unternehmen nicht, deſſen Bewegungsgrund ſo edel, ſo ausgezeichnet iſt, was ſollt' ich ſagen? Ereignete ſich ein Unglück, womit ſollte ich mich bei mir ſelbſt entſchuldigen, wenn ich Sie abzureden verſäumt, oder nicht die ſtärkſten Gründe dagegen vorgebracht hätte? Die Zweifel, die meine Bruſt durchkreuzen, die Ungewißheit, was das Beſte ſeyn möchte und die Furcht mich zu irren, müßte mich entſchuldigen.

Die Waffen, womit ich dieſen Aufruhr zu dämpfen vermag, ſind die Allmacht der Wahrheit und Anna St. Ives. Denke ich mir dies, ſo iſt alle meine Furcht verſcheucht.

Alles was der theure Herr Aby hier bei uns vorgebracht hat, überzeugt mich, daß die Sache noch Aufſchub leiden möchte. Wie Clifton damit zufrieden ſeyn wird, weiß ich nicht. Er hat meiner Mutter einen ſehr dringenden ungeduldigen Brief geſchrieben. Ich habe mit ihr darüber geredet, aber ſie ſcheint darinn feſt zu ſeyn, daß nichts eher geſchehen könne, als bis Sir Arthur die verlangte Summe auszahlen kann.

Ich bin überzeugt, daß meine Anna dies nicht für Geiz halten wird; denn es kann

Sie gewiß niemand höher ſchätzen, als meine Mutter. Mein Vater ließ aber unſre Familie bei ſeinem Ende in den traurigſten Umſtänden, die meine Mutter durch ihre Oekonomie und vernünſtige Einrichtung zum Theil verbeſſert hat; zum Theil ſage ich, denn es ſind noch manche hypothekariſche und andre Schulden zu bezahlen. Mit der größten Strenge hat ſie ihren Plan lange verfolgt, ſtets darauf gedacht und ſtandhaft auszuführen geſucht. Es ſcheint kaum möglich, ſie zu überführen, daß etwas darinn verändert werden müſſe. Ihre ſchwache Geſundheit würde auch keine Einwendungen und Widerſprüche hierinn ertragen können, ohneracht ich überzeugt bin, daß manches wohl anders ſeyn könnte.

Sie betrachtet Sir Arthur als einen alten ſchwachen Mann, der, wenn man dieſe gute Gelegenheit verſäumte, vielleicht nie wieder ſo viel Ueberlegung oder Gewalt erhalten würde, ſeiner Tochter Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen; und gerade, da es Ihr Beſtes betrift, glaubt ſie nicht nachgeben zu müſſen. Sollten Sie anders hierüber denken, theuerſte Anna, ſo werden Sie, wie ich gewiß bin, wenigſtens Nachſicht mit ihr haben.

Alle Achtung gegen meinen Bruder, aber es iſt doch vielleicht gut, wenn Sie bei weiterem Aufſchube Zeit zu mehrerer Prüfung deſſelben erhalten, und wir haben vielleicht in der Folge Urſach uns dieſes Zufalls zu freuen, wodurch ſeine ungeduldige Leidenſchaft in etwas gedämpft werden wird.

Ich erwarte zwar mit der morgenden Poſt einen Brief von Ihnen, ich habe aber doch geglaubt Ihnen dieſe Nachrichten, die mir wichtig ſcheinen, unverzüglich mittheilen zu müſſen. Ich ſchicke ſie daher mit einem Expreſſen.

Ewig ſey meine theureſte Anna vom Himmel geſegnet.

L. Clifton.

Fünf und ſechszigſter Brief.

Abimelech Henley an Sir Arthur St. Ives.

Wenbourne-Hall.

Hochgeöhrter gnädiger Herr,
verehrungswürdiger Herr!

Ew. Hochgeöhrte Gnaden haben mich total in tauſend Aengſten verſetzt. Das konnt' ich nimmermehr denken. Warum? Weil alle mein Sinnen und Trachten blos allein zu gütigem Preis und Ruhm Ew. Gnaden abzielet; und ich habe weiter ganz und gar nichts ſagen wollen, als wie gut und gnädig Ew. Gnaden jederzeit gegen mich und die meinen geweſen ſind. Aber ich finde Ew. Hochgeöhrte Gnaden immer ausgenommen und apart, das dies alles nicht hin nicht her iſt. Die ganze Lage der Sache iſt vermetamorpheſiret worden. Und ſo finde ich denn in puncto der zwanzig tauſend Pfund, daß dabei gar nichts zu erdenken, nichts zu erſinnen iſt. Warum? ſie ſind nicht zu kriegen. Eines Menſchen

Geld iſt ſein Eigenthum, Ihr Gnaden; und wenn er ſich etwas erworben hat, ſo hat er eben ſo viel Recht darauf als ein Herzog. Immer Ew. Hochgebhrte Gnaden ausgenommen und apart, wie es Pflicht und Schuldigkeit iſt. Denn wie ich ſchon zu ſagen die Ehre hatte, Ew. Gnaden, wenn ein Menſch ſich etwas erworben hat, wer ſoll es ihm nehmen? Sintemal und aldieweilen es ſein iſt.

Ja, wenn die Wie's und Warum's und Weswegen's nicht wären, da möchte alles wohl ſo klar und helle ſeyn, als das Sonnenlicht. Aber eines Mannes Sohn, ey fürwahr das iſt ſein Sohn, ſein eigenes Kind, eben ſo gut ſein Eigenthum, als ſeine Güter und Beſitzungen und ſein Recht, denn er iſt die Frucht ſeiner Lenden. Daher kann ich wohl ſagen, liebſt' Du mich, lieb' meinen Jungen. Immer Ew. Hochgebhrte Gnaden ausgenommen und apart, wie ſchon geſagt.

Und bei ſo einer Geldſache, da iſt immer manches zu thun, und manches zu laſſen, manches zu behalten und manches zu geben, manches in Ueberfluß und mancher Mangel. Dieſerwegen iſt der der beſte Mann, der das Meiſte hat. Warum nicht? Er iſt eben ſo gut als ein Anderer. Immer Ew. Hochgeöhrte Gnaden ausgenommen und apart, wie ſchon geſagt. Und wenn ein Mann Moſen und Propheten hat, ſo kann er auch ſeinen Kopf in die Höhe heben, ſag' ich. Warum nicht? He fürwahr? Iſt es nicht der nervum gerorum der den Mann macht? Wenn ich meinen Hut abnehmen thue vor Leuten, die mehr ſind als ich, ſo hat das ſeine Wie's und Warum's und Weswegen's. Aber ich kann meinen Hut abnehmen und ſitzen laſſen, wie es mir gerade beliebt, und vielleicht kann ich vornehme Leute ſo gut in die Augen ſehn, als wohl ein Anderer. Warum nicht? Immer Ew. ſtets auszunehmende Gnaden ausgenommen, apart und bei Seite, wie's Pflicht und Schuldigkeit iſt.

Und was nun Familien und Namen betrift, da ſcheer ich mich nicht ſieh das drum. Wer hat das meiſte in die Milch zu brocken? He? ſo frag ich. Henley iſt gewiß eben ſo ein guter Name als Clifton. Und in Anſehung der Familien iſt es ja weltbekannt, daß Adam und Eva unſer Aller Stammeltern ſind. Ew. gnäd'ge Herrlichkeit immer ausgenommen und apart. Das iſt das Ende vom Liede.

Ew. Hochgeböhrte Gnaden gedachten der Hypotheken und Pfandſchillinge, und daß, ehe Sie ſterben, noch manches abgethan und beigelegt werden ſolle. Da könnt' ich denn auch wohl aus meinem Lohn und Brod kommen, denn ein Jeder für ſich und Gott für uns Alle. Aber da ſind noch gar viel Abhaltungen, wie ich ſchon geſagt habe. Warum? Ja, ein Rad greift in's andre.

Wenn alles ſo wäre, wie ich gedacht habe, dann würd' ein wahrer Jubel geworden ſeyn. Alles wäre gut und glücklich und wir hätten gewiß beſtändigen Sonnenſchein und immer ſchön Wetter in Wenbourne-Hill. Warum? Dann wäre alles hell und klar, und alles überſtanden. Ruhig und ſicher wären wir denn von allen Seiten, und Ew. Hochgeböhrte Gnaden würden vielleicht geſehn haben, daß Ew. Herrlichkeit bei dem Handel nichts verloren hätten. Warum und weswegen? Meine junge Lady Miß hätte am Ende doch alles weg gehabt und wäre immer in Gnaden und Ruhm und Preis und Herrlichkeit geblieben, meine junge Lady Miß. Wie die Sachen gehn, muß man ihren Lauf verfolgen. Andre Leute möchten wohl noch weiter gehn und ärger verfahren. Und wenn einer zu Waſſer und zu Lande vielen Menſchen das Leben gerettet hat, und eines Mannes Sohn iſt beſtimmt ſein Glück zu machen, ſo kann er ſich nicht ſo umſonſt und nichts verſpotten und verhöhnen laßen.

Ich, meines Theils, hätte geglaubt alle dieſe Dinge wären ſo gut als richtig und daß meine junge Lady Miß, in allen Dingen, nach ihrer gnädigen Freundlichkeit, zufrieden hätte ſeyn können. Warum nicht? Wenn koſtbare Leben gerettet worden, und es iſt da ein Fallen und Springen und Schwimmen und Greifen vorgefallen, ſo iſt das, wie ſchon geſagt, eine ganz herrliche Sache, und eines Mannes einziges Kind ſollte nicht verdrüßlich gemacht werden.

Was nun die Abbezahlung der hypothekariſchen Schulden betrift, Ew. Hochgeöhrte Gnaden, ſo iſt das weit geſchwinder geſagt, als gethan. Denn ich ſage, wie ſchon geſagt, daß dies für manche Leute nicht geweſen wäre, manche Leute würden nun ſchon lange in ihren Salzwaſſer-Gräbern ſeyn. Ew. Hochgeöhrte Gnaden immer ausgenommen und apart, wie es ſchuldige Pflicht iſt. Deshalb verſtehn Ew. Hochgeöhrte Gnaden mich recht, ich meine nichts übels. Wenn die Sachen nun nicht gut gehn, ſo iſt es nicht meine Schuld. Ew. Hochgeöhrte Gnaden immer ausgenommen und apart, habe ich bereits der ganzen Welt die gütige Liebe und Freundlichkeit gerühmt und geprieſen, die mir und den Meinen jetzt und immerdar wiederfährt.

Denn nach ſo nichtswürdigen Kleinigkeiten als rothe Röcke und Huthkokarden und dergleichen Klingklang iſt, habe ich nie getrachtet. Warum und weswegen? Das ſind nur bloße Verſuchungen und warnende Anzeigen vor dem blutigen Kreuze des Antichriſtes und der großen babyloniſchen Hure, und Augenverblendungen des leidigen Geldteufels und Sauf- und Hurenteufels. Und eines ehrlichen Mannes Sohn kann dadurch eben ſo gut verführt und im Grunde verdorben und kopfverdreht werden, als andre Leute. Daher iſt dies, nach meiner Meinung und wie ich denke, wohl erwogen und überlegt, nichts für ihn. Immer Preis und Ruhm und Gnade von Ew. Hochgeöhrten ſtets auszunehmenden Gnaden Liebe und Güte und Freundlichkeit ausgenommen und apart, ſo wie alle Gedanken von Dero unterthänigſten, ſubmiſt gehorſamſten lieben Diener, wie Pflicht und Schuldigkeit iſt.

Die überſchwengliche Macht der allmächtigen ewigen Freuden ſey mit uns jetzt und immerdar, am Anfang und Ende. Der ich mich unterthänigſt zu unterſchreiben die Freiheit nehme

Abimelech Henley.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Abimelech Henley an ſeinen Sohn.

Wenbourne-Hill.

Nun was bedeutet das alles? Was wird da am Ende herauskommen, Tölpel? Das iſt eine ſchöne Geſchichte! Ein herrliches Stück Arbeit! Du biſt ein artiger Hans Dummerjan! Du biſt ein würdiger Sohn meiner Kraft! Im falſchen Spiele läßt Du dich betrügen! Aus den Zähnen rücken wollen ſie Sie Dir! Die Heirath iſt richtig! Biſt du ein Sohn meiner Lenden? He? So ein Lord Faulpelz ſchnackt und ſchwatzt, und damit alle. Und ohngeachtet ich weiß, daß die Miß, meine junge Lady, ſo gern mit ihm im Finſtern geſpielt und um Küſſe gewettet hätte, ſteht der Matz Dumkopf da und ſaugt an ſeine Finger, denkt nicht an das, was ich ihm eingeflüſtert habe. Hab' ich nicht geſagt, Du ſollſt mit der Miß in Richtigkeit zu kommen ſuchen und mit den zwanzig tauſend Pfund? Hab' ich Dir nicht die Worte in den Mund gelegt, ſo gut wie geſchmiert, wie ich wohl ſagen mag? Hab' ich Dir nicht Alles buchſtäblich vorgekaut? Denn warum, ich wußte ſchon, daß man ſich auf Dich nicht verlaßen kann. Und ſo hat er denn ſo lange mit der Maus geſpielt, bis ſie ihm am Ende fortgelaufen iſt. Ein ſchön Keſſelchen Fiſche haſt Du gekocht! Wahrlich ſie liegen alle im Feuer und der Vater mag nun ſehn, wie er alles wieder in Schick und Gleis bringt. Nun ja freilich! Es wäre ſchon recht wenn der Narr baarfuß laufen müßte. Weſſen Schuld iſt es? He? Hat er es doch nicht beſſer haben wollen.

Nun höre, Roznaſe! Behalt was ich Dir jetzt ſagen werde, Simon Simpler, und vielleicht kann alles noch gut gehn und zu Stande kommen und geſchmiedet werden, denn bis jetzt iſt alles nur noch leere Prahlerey. Warum? Ich kann der Heurath, die jetzt auf dem Tapete iſt, einen tüchtigen Klotz im Wege legen. Madam Cliſton wird gewiß nicht eher einen Fingerbreit vorwärts gehen, und ihre Einwilligung geben, als bis ſie die Ausſtattung im Sacke hat. Und nun, Hans Dudeldey, kannſt Du rathen, wo die herkommen ſoll? Klopf Deinen Hohlkopf und ſage mir das Peter Jämmerlich. Wo anders her, als aus meiner Taſche, Narr? Ich bin der Mann, der Moſen und die Propheten hat, und der da weiß Wie und Warum. Verſtehſt Du nun? Wahrhaſtig in Gott, manche Leute ſollen bald peccavi ſchreien.

Vergiß nicht was ich Dir ſagen werde. Hörſt Du wohl? Ich habe Sir Arthur geſagt, daß der Wind nicht ſo ſteht, daß ich mir mit einem alten Weibermärchen würde abſpeiſen laßen, und hab' ihm meine Gedanken eröfnet. Und kömmt es zum Schwure, ſo will ich mich ſchon ſtemmen. Er ſoll ſchon finden, daß ich nicht erſt geſtern gemacht und entſtanden bin. Ich ſpitze mich ſchon darauf, laß das nur. Ich will meine Rolle ſchon ſo ſpielen, daß ich ihn am Ende doch faſſe. Merke Dir alles, was ich ſage, und ſag' ihm, daß ſich am Ende doch wohl zeigen wird was Dein Vater für ein Kerl iſt und daß Du ſein Sohn biſt. Hörſt Du, das ſag' ihm nur.

So greif Du nun alſo kühnlich die Miß an. Sag' ihr was Du biſt, und wenn ſie dich nicht liebt, ſo laß ſie gehn. Denn wenn ein Menſch brav goldne Pfenninge hat, ſo kann er ſchon ein Wort mit reden. He, warum nicht?

Deswegen hab' ich Dir auch nun alle Worte gehörig in den Mund gelegt. Findeſt Du, daß eine ſüße Sauce für den Narren am Beſten iſt, ſo gieb' ihm einen recht fetten Biſſen. Spielt er aber den Sir Arthur Trotzkopf und bildet ſich gar zu viel ein, denn ſagſt Du: ſehn ſie ſich vor, ſagſt Du, der ehrliche Aby iſt mein Vater, und wenn einer brav Moſen und Propheten zuſammengeſchlagen hat, ſo ſtellt er auch was vor, und mag leicht ſo gut ſeyn, als ein Anderer. Das ſag' ihm nur.

Und ſo genug für jetzt. Unbeſchadet und ausgenommen die grundgütige Glorie der ewigen Freuden und die Hofnung Zeit zur Reue zu bekommen, daß man ſich von allen Sünden bekehren und in Friede und Freundſchaft mit allen Menſchen ſterben könne. Dann können wir gewißlich an der Auferſtehung der gerechten Schaafe und der klugen Jungfrauen, mit Oel in ihren Lampen und an die unüberſchwenglichen Freuden aller andern Märtyrer, und Bekenner und Heiligen Antheil nehmen.

Abimelech Henley.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

Oliver es iſt noch keine halbe Stunde her, daß ich eine der pflichtloſeſten, bitterſten Schmähreden geſchrieben habe, wie ſie vielleicht niemals ein Vater von ſeinem Sohn geleſen hat. Ich ſage pflichtlos, weil die weiſe Welt unter die wir leben einmal die Verabredung getroffen hat, daß es für das ſittliche Gefühl beleidigend iſt, wenn man über die Fehler ſeines Vaters unwillig wird, wenn man ihn tadelt; aber gegen jede fremde Perſon iſt dieſer Tadel, ſind dieſe Vorwürfe pflichtmäßig.

Ich habe eben ein Brief von ihm erhalten, worin er mich mit ſeiner gewöhnlichen Bitterkeit darüber züchtigt und tadelt, daß es mir an Liſt fehlt, daß ich ihn nicht in ſeinem Lieblingsplan unterſtütze, daß ich nicht alles anwende, um die zärtliche Anna zu heirathen. Ich werde nun über mich ſelbſt unwillig, daß ich, wiewohl ohne Erfolg, mich einſt ernſtlich darnach beſtrebte. Ja ich war ſchon in Verſuchung, den Brief Sir Arthur zu zeigen. Aber, da ich mich wieder ſammelte, warf ich meine bittre Antwort, die ich oben erwähnt, ins Feuer, und habe beſchloſſen, lieber zu ſchweigen; denn ich ſehe nur Verdruß und einen widerſetzlichen Betrug entſtehen, und gar keinen Vortheil. Wer zur Rechten oder zur Linken aus der geraden Bahn der Wahrheit und der Grundſätze läuft, weil andere, ſelbſtiſche, eingeſchränkte Thoren abweichen, der iſt ſchwach und ſtrafbar.

Was hat die Verwandtſchaft mit der Wahrheit gemein? Menſchliche Bande können uns nicht an den Irrthum binden, und wenn ich mich ſtrenge den Geſetzen der Wahrheit unterwerfe, ſo muß ich die Lügen, Mißverſtändniſſe, Mißbilligungen und Vorwürfe meiner Verwandten, meines Freundes, und auch meines Vaters hintanſetzen.

Dennoch muß ich geſtehn, daß es mir immer weh thut, wenn ich ſehe, wie Irrthümer von der traurigſten, fürchterlichſten Art im Kopfe meines Vaters ſo tiefe Wurzel gefaßt haben, und ich fürchte ſehr, ich könnte ſie bei jedem andern gelaſſener ertragen.

Da ich beſchloſſen hatte, ihm nicht zu ſchreiben, ſo mußte ich Dir ſchreiben, um mir Luft zu machen. Sage mir im Kurzen ob Du etwa einen Grund findeſt, den ich überſehen habe, und weshalb ich dieſen Brief doch Sir Arthur zeigen mußte. Er glaubt dieſen Mann dadurch zurück zu halten, und iſt Willens ihn nicht mit dem Gelde zu verſehn, welches zu der projektirten Heirath mit Cliſton erforderlich iſt. Ich bin überzeugt, daß ich die Verſtimmung nur vergrößern würde, wenn ich dieſen Brief zeigte; mein Vater würde gewiß noch unbiegſamer werden, wenn man anders unbiegſamer ſeyn kann.

Lebe wohl.

F. Henley.

Acht und Sechszigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Cliſton.

London, Grosvenor Straße.

Ich ſchreibe jetzt meine liebe Louiſa, um durch das Schreiben die Bewegung meines Gemüths zu beruhigen. Doch ich muß ruhig anfangen; denn ich habe ſo viel zu ſagen, daß ich kaum weiß, was ich zuerſt ſagen ſoll. Unſre beiderſeitigen Vermuthungen, den ehrlichen Aby betreffend, haben ſich zum Theil beſtätigt. Ich ſchließe dieſes nicht daraus, daß ich einen ſeiner Briefe geſehen, ſondern daraus, daß er mehrere geſchrieben hat, die mir nicht ſind gezeigt worden, die aber, wenn ich nicht irre, Sir Arthur zu den ernſthafteſten Betrachtungen veranlaßt haben. Ich ſah ihn noch nie ſo voll Gedanken und Projekten, als ſeit einigen Tagen. —

Und mein Bruder! — Doch von dieſem hernach.

Sobald ich ſein angeſtrengtes Nachdenken bemerkt hatte, war ich begierig, ihm, wo möglich, Hülfe zu leiſten, oder es auf wichtige Gegenſtände zu lenken, und nahm Gelegenheit, ihn nach dem Frühſtücke, da wir beide allein waren, zu ſprechen. Wir hielten folgendes Geſpräch:

Mich dünkt, Sir, Sie ſcheinen ſeit einiger Zeit gedankenvoller als jemals. Ich fürchte, daß Sie irgend Etwas beunruhigt. Kann ich — ?

Nein, nein — Nichts — — Nicht viel. Weltſachen die Du nicht verſtehſt.

Ich bin fern von dem Wunſche, in Ihre Privatangelegenheiten zu dringen; ſie müßten denn Bezug auf mich haben, und auf —

Bloße Geldgeſchäfte, Kind, davon du keine Kenntniß haſt — (wir ſchwiegen beide; Sir Arthur ſchien mit einer Materie beſchäftigt die er nur nicht anzufangen wußte.) — Wo iſt Mſtr. Henley?

In ſeinem Zimmer, Sir. Zu dieſer Tageszeit ſtudirt er.

Er iſt ein ſehr gelehrter junger Mann.

Ich halte ihn nicht ſowohl für gelehrt, als für verſtändig.

Iſt das nicht einerlei?

Ich glaube nicht, Sir.

Nun wohl, ſo iſt er ein ſehr verſtändiger junger Mann — du hältſt ihn dafür; nicht wahr, Anna?

Ja, mein Vater.

Du haſt eine große Meinung von ihm?

Die habe ich, mein Vater.

Vielleicht eine größere, als von irgend einem jungen Gentleman von deiner Bekanntſchaft.

Ich bin ſehr beſorgt, Sir, daß ich ſeines Gleichen noch nicht gefunden habe.

Hemm! — Nu — Du biſt nicht ſparſam mit Deinem Lobe

Sie legen mir eine Frage vor, Sir, und ich darf alſo wünſchen, daß Sie mich keines Doppelſinnes und keiner Unwahrheit bei der Antwort fähig glauben.

Nein, Kind, ich freue mich nun deiner Aufrichtigkeit, und ich hoffe und erwarte, Du wirſt bei all Deinen Antworten mit gleicher Aufrichtigkeit verfahren.

Das kann die Wahrheit ſeyn, Sir.

Aus welchen Gründen denkſt Du von Mſtr. Henley ſo vorzüglich vortheilhaft?

Meine Gründe, Sir?

Ja, Deine Gründe.

Ich geſtehe, daß ich über dieſe Frage ein wenig betroffen bin, Sie waren ſelbſt ein Augenzeuge ſeiner vortreflichen Eigenſchaften und ihren wohlthätigen Folgen.

(Ich erinnerte ihn in Kurzem an die Fortſchritte welche Frank ſeit ſeinen Kinderjahren bis jetzt in der Tugend gemacht hat, und beſtand auf die zahlreiche Proben, von welchen wir ſeit kurzem Zeuge geweſen. Ich erzählte ihm noch einmal die Geſchichte mit den Räubern, mit Peggy und ihrem Gatten; die Begebenheit bei der See, und den Schutz, welchen wir durch ſeine Klugheit, Standhaftigkeit und ſeinen Muth zu Deal fanden; ich vergaß keine vortheilhafte Nebenſache, und hob jede Handlung mit den ſtarken Zügen heraus, welche das Gefühl eingiebt.)

Ich muß geſtehen, er iſt wirklich ein außerordentlicher junger Mann!

Und doch kennen wir nur einen Theil des heilſamen Einfluſſes, welchen dieſer thätige, tugendhafte Geiſt auf Andere hat. Wiewohl ich vielleicht mehr davon weiß, als Sie, Sir.

Ey! — Wie? Laß hören.

Sie halten mich für partheyiſch, Sir.

Nein, nein! Laß hören.

In der nämlichen Nacht wo wir zu Paris ankamen, kam er Mſtr. Cliſton, und dem Graf von Beaunoir zuvor, und verhinderte einen Duell.

Wirklich!

Doch hat er es nicht erwähnt, und würde es gewiß nicht gethan haben, wenn wir nicht nach der Zeit mit dem Grafen beim Chateau de Villebrun zuſammen gekommen wären.

Sonderbar! Sonderbar!

Und was noch mehr iſt Sir, einen oder zwei Tage zuvor, eh er Cliſton das Leben rettete, hatte er einen ſchimpflichen Streich, eine Ohrſeige von ihm erhalten, und lieber dieſen Schimpf ertragen als einen Duell angeboten.

Eine Ohrſeige — ?

Sie wiſſen es ſelbſt, Sir, daß es ihm nicht an Muth fehlt.

Nein, nein — Es gehört zu ſeinen ſogenannten Grundſätzen, ſich in keinen Zweykampf einzulaſſen — Er iſt in der That ein außerordentlicher junger Mann! — Er gleicht ſeinem Vater nicht.

Er iſt ſeinem Vater ſo entgegengeſetzt wie der Tag der Nacht, und Grazien der Mißgeſtalt, und Tugend dem Laſter.

Du denkſt von dem Abimelech zu ſchlecht.

Ich denke ſehr ſchlecht von ihm. Ich halte ihn für ſelbſtſüchtig, liſtig, geizig und unehrlich.

Unehrlich?

In den Augen der Billigkeit, wenn auch nicht des Geſetzes.

Warum haſt Du mir Deine Meinung nicht früher geſagt?

Wohl habe ich ſie Ihnen geſagt.

Ich erinnere mich nicht.

Nein, Sir, ich machte keinen Eindruck auf Sie, weil Sie mir nicht glaubten.

Kann ſeyn — Und Du findeſt keinen dieſer Fehler an dem Sohn.

Fehler! — Wenn die höchſte Gabe des Verſtandes, wenn Gedächtniß, Eindringlichkeit, Faſſungskraft, ein Genie vereinigt mit allen Tugenden, mit Weisheit, Wohlwollen, Menſchenliebe und Selbſtverleugnung, wenn thätige Freundſchaft für die Menſchen und erklärte Feindſchaft für den Irrthum, wenn alle dieſe Eigenſchaften, Hochachtung, Bewunderung.

rung, Ehrfurcht und Lob verdienen, ſo ſind Hochachtung, Bewunderung, Ehrfurcht und Lob das ihm gebührende Erbtheil.

Du biſt eine warme Lobrednerin.

Ich glaube noch ſehr kalt und ruhig zu reden.

Wie ſo?

Weil meine Lobeserhebung noch weit unter ſeine Verdienſte blieb.

Anna — (Hier nahm Sir Arthur einen ſehr ernſthaften Ton und Blick an.)

Gehen Sie weiter, Sir — Erſchrecken Sie nicht dafür, mich ferner auszufragen. Sie werden, theureſter Vater, eine Tochter in mir finden, die Ihnen mit Wahrheit, mit Zärtlichkeit, und, wie ich hoffe, ſtets mit Beobachtung ihrer Pflichten antwortet.

(Ich küßte ſeine Hand, drückte ſie, und benetzte ſie mit einer unwillkührlichen Thräne. Ein leidenſchaftliches Herz empört ſich bisweilen gegen dieſe kalte Ruhe der Vernunft, meine liebe Louiſa, aber ein Aufruhr dieſer Art kann nur von kurzer Dauer ſeyn.)

Biſt Du auf den Zuſtand Deiner Neigungen ſelbſt aufmerkſam geworden, Anna?

Ich denke, Sir.

Du denkſt?

Ich bin meiner Sache gewiß.

Du ſagſt, Miſtr. Henley habe ſeines Gleichen nicht?

Ich weiß niemanden, Sir.

Anna!

Glauben Sie, Sir, daß ich der Tugend nicht nacheifern werde, welche ich bewundere, daß ich ſein Verdienſt gehörig würdigen und doch meine Pflichten gegen die Welt, gegen mein Geſchlecht, meine Familie und meinen Vater übertreten könnte?

Anna! — Kind! — (Thränen ſtanden ihm in den Augen. Er ſtreckte beide Hände aus, und ich flog in ſeine Arme. Nach einem kurzen Stillſchweigen fuhr er fort) Sage mir meine Anna: was denkſt Du von Cliſton?

Ich halte Ihn für einen Gentleman von außerordentlichen Gaben.

Aber er iſt kein Henley?

Noch nicht, Sir. Ich hoffe, die Zeit wird ihn zu einem Henley machen.

Nein Kind, niemals.

Wie ſo, Sir?

Ich kann es nicht ſagen warum? Aber

ich bin überzeugt daß ich mich nicht irre. Sie ſind zwei ſehr verſchiedene Menſchen.

Mſtr. Clifton, Sir, hat eigenthümliche Geiſteskräfte.

Das kann ſeyn; das glaube ich ſelbſt, ich ſage nur, ſie ſind zwei ſehr verſchiedene Menſchen; verſchieden im Temperament, in Meinungen, in Sitten, in Allem.

Ich bilde mir nicht ein, Sir, daß ſie einander jemals völlig gleichen ſollten; aber ich verſpreche mir, daß ſie einander immer näher kommen werden.

Wirklich?

Ja, Sir.

Kann ſeyn; aber ich geſtehe, daß ich ſehr daran zweifle; Geburt und Erziehung haben ihn zu einem Gentlemann gemacht.

Freilich iſt dies kein geringer Nachtheil; aber —

Nachtheil, Kind!

Hier wurde die Unterhaltung durch einen Brief, den ich von meinem Bruder erhielt, unterbrochen. Leſen Sie, und urtheilen Sie von dem, was ich fühlte.

»Liebe Schweſter!»

»Ich bin ein ruinirter Menſch, wenn ich
»nicht über eine Summe Geldes gebieten
»kann, die ich nicht aufzutreiben weiß. Ich
»habe auf Ehre geſtern Abend drei tauſend
»Pfund verloren und bin außer Stande ſie
»zu bezahlen. Und was das Schlimmſte iſt,
»ich habe ſie nicht an einem Gentleman, ſon-
»dern an einem Gauner verloren, deſſen fal-
»ſches Spiel jedermann bekannt iſt. Aber das
»kann mir nicht helfen; der dreiſte Schurke
»ſpricht nachdrücklich, und wird ſeine Dro-
»hungen gewiß nicht unerfüllt laſſen. Ich weiß,
»daß Du mir zu einer ſolchen Summe nicht
»verhelfen kannſt; und mein Vater wird ver-
»muthlich nicht wollen. Allein ich kann ſie
»weder bezahlen noch mit Schande leben.»

»Eduard St. Ives.»

Sir Arthur ſah, daß ich erſchüttert war, und ich hätte den Inhalt des Briefes nicht ohne große Schwierigkeiten vorenthalten können. Ich zeigte ihm den Brief, und ſeine Verlegenheit und Angſt übertraf noch die meinige. »Es wäre ihm unmöglich, ſagte er, das Geld »ſogleich zu bezahlen, es würde ihn auf eini-

»ge Zeit in große Unordnung bringen. Und »zugleich ſähe er den bedauernswerthen Zuſtand »meines Bruders. Mit Edgemoor wäre Alles »verloren!«

Sir Arthur war höchſt unſchlüſſig. In meiner Verwirrung konnte ich keinen Ausweg finden, als Frank Henley um Rath zu fragen. Ich ſchlug dieſen Mann vor, und Sir Arthur ließ ihn holen. Nachdem er den Brief geleſen hatte, ſagte er, er ſähe kein ander Mittel der Sache abzuhelfen, als durch einen Beſuch bei meinem Bruder, den er entweder mit Sir Arthur ſelbſt, oder wenigſtens als ein von ihm Abgeſchickter machen müßte. Mein Vater wollte durchaus nicht ſelbſt mitgehen, gab aber Frank die Vollmacht alles zu thun, was er für gut finden würde. Ehe er wegging, bemühte er ſich noch uns zuberuhigen, und verſprach alles anzuwenden, um ſich mit dem Spieler durch eine mäßige Summe abzufinden.

Frank iſt jezt in dieſer verzweifelten Angelegenheit abweſend, und durch meine Schuld wahrſcheinlicherweiſe in Streit mit einem Erzgauner verwickelt worden!

Was konnte ich thun? Mein Bruder droht mit Selbſtmord! Aber was iſt das Leben eines ſolchen Bruders gegen das Leben eines Henley?

Ich hoffe er iſt nicht in Gefahr! Ich glaube aus Pflicht und Nothwendigkeit gehandelt zu haben, und doch bin ich ſehr unzufrieden mit mir ſelbſt.

Der Hauptentzweck dieſes Schreibens war, meine Furcht zu zerſtreuen. Ich hätte erſt Morgen ſchreiben ſollen. Muß ich denn meine Freundin beunruhigen? Hätte ich nicht noch ſchweigen, und Ihr nur das Reſultat dieſes gefahrvollen Geſchäfts mittheilen ſollen? — —

Eben war Clifton bei mir. Es konnte ſeiner ſchnellen Eindringlichkeit nicht lange entgehen, daß ich in tiefem Nachdenken verſenkt war. Er bat mich mit ihm den Abend Richard III. von Garrick ſpielen zu ſehen; aber ich ſchlug es ab. Erſt ſpottete er über meine Geiſtesabweſenheit und endlich fragte er mich ernſtlich um die Urſache. Ich ſagte ihm, daß eine Familienangelegenheit Schuld daran ſey; und er wurde nun noch neugieriger und ungeduldiger. Ich mußte ihm gerade heraus ſagen, daß ſeine Leidenſchaftlichkeit ihn zum

Geſchäftsmann in einer kritiſchen Lage untauglich mache; Frank Henley würde, wie ich hoſte, alles Mögliche thun.

Hierauf wiederholte er meine Worte mit Unwillen. »Frank Henley! — Es thäte ihm »ſehr wehe, daß man ihn nicht für würdig »halte, ſich einem gefährlichen Geſchäfte zu unterziehen, daß er gewiß eben ſo viel Eifer für »die Ehre der Familie habe, als der beliebte »Frank Henley.»

Ich erwiederte, daß ich nicht in der ruhigen Stimmung wäre, in welcher man auf ſolche Aeußerungen paſſende Antwort giebt.

Er fühlte den Sinn dieſer Worte tief, und brach nun in Lobeserhebungen über Frank Henley's Klugheit aus, und in Tadel über ſeine eigene Uebereilung. »Aber nur der »weiſe Mann könne ſtets gelaſſen bleiben, »Klugheit und Weisheit wären Eigenſchaften »der Kaltblütigkeit. Was er Gutes oder »Schlimmes thue, müſſe er mit einer Art »von Leidenſchaft thun. So wäre nun »einmal ſein Temperament, ſeine Natur, die »er ſich vergeblich zu ändern bemühe. Auch »wäre er nicht ungeneigt zu glauben, daß ein »ſolches Temperament das Beſte ſey, wenigſtens ſey es offen und bieder. —

Ich ſagte ihm, daß er ſehr irrige Einbildungen habe; allein er wollte nicht hören.

»Er müſſe geſtehn, ſetzte er hinzu, daß er »ſich betroffen, daß er ſich beleidigt fühle, an »jeden Vorzug verzweifeln zu müſſen, und »daß er dazu beſtimmt ſcheine, da einen Nebenbuhler zu finden, wo er ihn am wenigſten »erwartet hätte.«

Meine Gemüthslage erlaubte mir nicht mich mit ihm in Wortwechſel einzulaſſen; ich hätte lieber der Weiblichkeit nachgeben, und in Thränen ausbrechen mögen; aber ich unterdrückte meine Empfindungen, und glaubte ihm durch eine Entfernung den beſten Beweiß geben zu können. Ich entzog mich ihm ohne zu antworten, und überließ ihn dem vergeblichen Kampf mit ſeinem Stolze, und der ſeltſamen Verwirrung, welche das Gefühl ſeines Unrechts, und der Wunſch gehört zu werden, in ihm hervorbrachte.

Er ſagte mir geſtern, daß er ſich ſehr über meiner Mutter und Sir Arthur Stillſchweigen wundern müßte. Ich antwortete nicht, weil ich nicht vorher überdacht hatte, welche Art zu antworten die beſte Wirkung auf ihn haben würde. Aber ich denke ihn bei wiederholter Frage auf die Wahrſcheinlichkeit eines Verſchubs aufmerkſam zu machen. Ich denke hierin wie Sie, Liebe! der Verſchub dieſer wichtigen Handlung wäre eher ein vortheilhafter als ein nachtheiliger Umſtand für meine jetzige Lage.

Aber warum hielten Sie es für nöthig, liebe Louiſe, das Betragen der Mſtriß Cliſton gegen mich, zu rechtfertigen? Ich kenne ihre Tugend und die Reinigkeit ihrer Geſinnungen. Ob ich unter den nämlichen Umſtänden genau mit der nämlichen Vorſichtigkeit handeln würde, das kann ich ſelbſt nicht wiſſen; aber ſo viel weiß ich, daß meine Vorſichtigkeit und meine Vorherſehungsgabe ſich niemals auf ſo weiſe Maaßregeln gründen würde. — Mich dünkt, ich höre Frank Henley. Ich bin ungeduldig und in großer Unruhe. Adjeu.

A. W. St. Ives.

Neun und Sechszigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton

London, Grosvenorſtraße.

Dieſen Augenblick hat mich Henley verlaſſen. Er verfolgt mit Eifer dieſe kritiſche Angelegenheit, die noch immer von der Beendigung weit entfernt iſt. Er hat mit meinem Bruder den Spieler aufgeſucht und gefunden, mit welchem er zwey ſehr karakteriſtiſche Geſpräche führen mußte, die er uns mit vieler Laune wieder erzählt hat. Mein Bruder ſpielte bei der ganzen Geſchichte die zweite Rolle.

Der Menſch iſt ein vollkommener Meiſter in ſeinem würdigen Handwerk, ein geübter Fechter, und wie Frank ſagt, im Todtſchlagen ſo geübt, als wie im Würfeln, ein irrländiſcher Bravo, der die verzweifelteſten Mittel ergreift, wenn er nur ſeinen Entzweck erreicht.

Frank hat die wichtige Anmerkung gemacht, daß ſich die Irrländer durch Energie karakteriſiren; aber freilich mißbrauchen ſie oft dieſe edle Eigenſchaft, und bringen durch ſie die abſcheulichſten Thaten zu Werke.

Frank war mit meinem Bruder in ſeinem Kleidezimmer, *) als der Menſch kam, und von dem Bedienten in das Vorzimmer geführt wurde. Eduard war nicht der Laune ihn ſelbſt zu ſprechen, und willigte gern in Frank's Vorſchlag, daß ihn dieſer als Freund und Bruder anreden ſollte.

Frank ging alſo auf ihn zu, und der Anblik des Menſchen hätte ihn überraſcht, denn er müßte ſich ſehr irren, wenn er ihn nicht ſchon irgendwo geſehen hätte. Ich war und bin noch über Frank's Erzählungen in groß: Verwunderung; aber er bat mich meiner Neugierde Einhalt zu thun, bis die ſeinige befriedigt ſeyn würde; und fuhr mit ſeinem Geſpräche fort.

Ihr Name Sir, iſt, wie ich glaube, Mſtr. Mac-Fane.

Zu Ihrem Befehl, Sir.

Ich bin Capitain St. Ives Freund.

---

*) Warum nicht ſo gut wie Eßzimmer, Speiſezimmer u. ſ. w. da das Wort nach der Analogie dieſer Wörter ſehr richtig gebildet iſt? Aber freilich dürfte bey der geringen Sorge der Deutſchen für ihre Bequemlichkeit dieſes dressing-room unter uns ſelten vorkommen.

Der Ueberſetzer.

Nun denn ſo halte ich Ihnen ganz gewiß für einen Gentleman, und 'n Mann von Ehre. Meine eigne Wenigkeit iſt auch 'n Gentlemann und 'n Mann von Ehre.

Sagen Sie das auf Gewiſſen, Herr?

Auf mein Gewiſſen? Ja, Sir! Warum? Warum nicht? Wenn all die Schulden, die man mir ſchuldig iſt, möchten ehrlich und redlich bezahlt werden, hätt' ich ganz gewiß zehn tauſend Pfund in dieſe meine Taſche.

Es giebt gewiſſe Leute, mein Herr, die ein Vermögen von zehen tauſend Pfund noch für keinen Beweiß von Redlichkeit halten.

Ne, wahrhaftig! — I was, vor ſolche gewiſſenhafte Leute, da hab' ich ein paar gewiſſenhafte Piſtolen, die grade heraus reden. Denn ich muß Sie ſagen, zielen kann ich Ihnen — ich ſchieß 'n Vogel in die Ogen und wenn er och fliegt.

Ich geſtehe gern, daß man ſolchen Argumenten wenig entgegenſetzen kann.

So? Sehn Sie! — Auf Ehre, wer mir ſtehn will, der ſoll mich lange ſtehen — (Vergeſſen Sie nicht Louiſa, daß ich die Sprache des Mannes nach Frank's Erzählung aus dem Gedächtniſſe hinſchreibe; doch glaube ich ſie noch in friſchem Andenken zu haben.) Aber ich wäre ſtolz 'n Wort mit Ihrem Freund zu reden; denn ſo kämen wir zur Sache.

Er hat mich erſucht, Ihnen zu ſagen, Herr, daß es ihm lieb wäre, wenn Sie Ihren Beſuch auf ein oder zwei Stunden verſchieben wollten, und, meiner Einſicht nach, wär das auch das Sicherſte; denn Sie ſind in Hitze, wie ich merke, und er kann, wie Sie ſelbſt wiſſen, in ſeiner jetzigen Lage auch nicht bei kaltem Blute bleiben.

Kalt Blut! — Auf Ehre, Sir, Gott ſoll mich ſtrafen, ich bekümmer mich den Teufel was um ſein Blut! Kalt oder warm, ich kann eins um's andere ſeyn, nur keins, wenn er will. Ich hab's Geld gewonnen, und der Capteen muß's bezahlen; oder Sir, Sie ſollen ſehen —!

Sie werden dem Vogel im Fliegen ein Auge ausſchießen? Nichtwahr? —

Ja, ja, der Vogel mag fliegen oder liegen, geht mir nichts an! — Doch, ich will weggehn, ich komme wieder. Ich will derweil 'n Paar Forderungen an 'n Paar Peer's machen, aus meiner Bekanntſchaft. Ich bin 'n Menſch von einer ſehr kützlichen Ehre, wie Sie mich da ſehen.

Und ſo kitzlich die Ehre iſt, ſo halten Sie ſie doch für verdächtig.

Meiner Seele nicht. Ich ſag Sie in allem Ernſt, ich hab'n ſchönes Mittel alle impartinente Verdachte über meine Ehre zu kuriren, wie ich Sie ſehr bitte, daß Sie das an Ihren Freund dem Kaptein St. Ives berichten; und da der Herr ſelber 'n Mann von Ehre iſt, ſo wird er ſchon wiſſen, was die Sache ſagen will. Mit ſolchen Punkten geht jeder Gentleman vorſichtig um. Jetzt guten Morgen Sir.

Nach ſeinem Weggehen bemühte ſich Frank von meinem Bruder die Lage der ganzen Sache zu erfahren. Aber Eduard vermied alles Detail, und ſagte einmal über das andre: er wäre ein ruinirter Menſch, und auſſer Stande zu bezahlen. Er hatte nichts dagegen, einen Gang mit dem Burſchen zu wagen, wiewohl man Hundert gegen Eins wetten konnte, daß er dabei verlieren müſſe.

Frank erkundigte ſich nach dem Hauſe in welchem das Geld verloren worden, und fand, daß es in einem gewöhnlichen Auſſenthalt der Spieler von der zweiten Klaſſe geſchehen war. Niemand war gegenwärtig geweſen als der

Hausbediente; Frank ging ſogleich hin, konnte ihn aber im ganzen Hauſe nicht ausfindig machen.

Bei ſeiner Zurückkunft hatte Frank viele Schwierigkeiten zu überwinden, bis er meinen Bruder überzeugte, daß ſeine Ehre nicht durch Aufſchub leiden würde; denn offenbar war nach meines Bruders Meinung Mſtr. Mac-Fane willens die Sache auf das Aeußerſte zu treiben. Endlich hörte Eduard Frank's Vermuthungen mit Ruhe an, und willigte darein, ihn nach ſeinem Gefallen handeln zu laſſen.

Nach zwei Stunden kam Mſtr. Mac-Fane wieder, wurde vor meinem Bruder und Frank gebracht, und ein ähnliches Geſpräch begann.

Ihr Diener, Gentlemen. Ich habe Ihnen in der letzten Nacht geſagt, Capten, daß ich Ihnen dieſen Morgen fordern wollte, und da Ihre Ehre bei der Sache im Spiel is, ſo habe ich mir's vorgenommen gehabt, pünktlich zu ſeyn. Denn warum, Sie wiſſen, daß ich ſelber ein ſehr pünktlicher und kitzlicher Mann bin im Punkt der Ehre.

Es thut mir leid Ihnen ſagen zu müſſen, Sir, daß der Kapitain St. Ives dieſe Eigenſchaften gar nicht an Ihnen kennt, und daß ich guten Grund habe, grade das Gegentheil zu glauben.

Sir! — Sie —! (Hier ſahe ſich der Menſch wie ein Verzweifelter um, der auf jeden Unfall gefaßt iſt, aber, nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fing er an mit einer Art von Verdrüßlichkeit ſich das Geſicht zu reiben.) Gott ſtraf mich, wenn ich mir das Alles recht überlege, muß ich mir in der letzten Nacht verkältet haben, und die Kälte is mir in die Ohren geſchlagen, daß ich ſtocktaub geworden bin.

Herr, ich wiederhole —

Wiederholn! — Hehr! — Da iſt niſcht zu wiederholn, ganz un gar nichts nich. Ich hab's nicht vergeſſen, daß mir mein Freund, der Capten St. Ives drei tauſend Guineen ſchuldig is, und das is 'ne Ehrenſchuld, un warum ich weiß gewiß, er muß ſie bezahlen, un wird nich eß viel wiederholen.

Sir, ſagte mein Bruder, erlauben Sie mir Ihnen zu ſagen —

Daß Sie mir bezahlen werden. Das brauchen Sie mir nich zu ſagen.

Sir —!

Es hat mir noch keen Menſch geſagt, daß er

mir

will mir ſchuldig bleiben, daß ich nicht wie das Donnerwetter meine Schuld einkaſſirt hätt. Es hat nich lange gewährt, ſo hat er im Tod über die Stunde heulen müſſen, die ihn geboren hat.

Hier iſt die Thür, Sir, ſagte Frank.

Gott ſtraf mich, ich ſeh die Thür, Sir; aber wo is Geld, Capteen? —

Is das die Kaſſenthür; das hätt ich von 'nem Gentleman nit erwart. Sie wiſſen, Capteen, 'n Verſchreibung —

Hier iſt die Thüre, Herr.

Jetzt geh' ich. Ich bin gewiß, daß ich in die erſte vier und zwanzig Stunden wieder was von Dir höre, Capteen. Es is nu ſchon über drei Wochen her, daß ich keene Kugel ſauſen gehört hab; und ich rathe Ihnen wie 'n Freund, daß Sie nich Pulver un Kugel verſchwenden, noch hat ſich in meinem Leben das Bley nich unterſtanden mir recht in die Naſe zu ſehen.

Wir wären gern allein, Herr.

Wie Sie wollen; laß ſich nur der Capteen erſt abgekühlt haben, darauf warte ich. Hiermit guten Morgen.

Frank verlor nach ſeinem Weggehn ſeinen

Augenblick, ſondern eilte nach Hauſe: um uns erſt von ſeiner Verfahrungsart zu benachrichtigen, und dann fernere Erkundigung einzuziehen. Hier muß ich inne halten, liebe Louiſa, Ihre innig liebende

A. M. St. Ives.

N. S. Ich habe Grund zu glauben, daß Cliſton ernſtlicher beleidigt iſt, als ich anfangs geglaubt. Als ich es ihm abſchlug mit ihm nach dem Theater zu gehen, ſo beharrte er auf die Bitte, ich möchte noch vor Abend meine Meinung ändern, und er würde auch in dieſer Hofnung wiederkommen.

Er hatte kaum erfahren, daß Frank eine Sache übernommen hat, die wir ihm nicht anvertrauen wollten, ſo nahm er auf eine ganz ungewöhnliche, nicht zu beſchreibende Art, mit einer Kälte, mit einer Zurückhaltung von mir Abſchied, wie wir an keinen aus unſerm Zirkel je erfahren haben. Es iſt jetzt acht Uhr und ich habe ihn noch nicht wieder geſehn; und wenn es ihm nur nicht an Entſchloſſenheit fehlt, ſo führt er gewiß den Verſatz aus, bleibt den ganzen Abend abweſend, und meine Vermuthungen treffen ein.

Ich zweifle ſehr, ob er ſich wird überzeugen laſſen, daß er zu dieſem Geſchäft untauglicher iſt als Frank. Wenn ich ihn zum Gefühle ſeines Unrechts bringen könnte, ſo ſollte mich ſeine üble Laune gar nicht verdrießen; denn nur durch wiederholte Lehren und durch Erfahrung faßt das Gute endlich Wurzel.

Dem ſey wie ihm wolle — wir dürfen von unſerer Beſtrebung gar nicht weichen, und bei der Ausführung nicht läßig werden. Noch habe ich immer gefunden, daß eine jede würdige Handlung, eine ſchwierige, oft gefahrvolle Handlung iſt.

Siebenzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London Grosvenorſtraße.

Frank iſt wieder gekommen, und, wie gewöhnlich, mit glücklichem Erfolge gekrönt.

Ich hatte mich umſonſt wegen Mac Kane geängſtigt. Es iſt eine alte Bekanntſchaft; denn er ſcheint der Mitſchuldige des Räubers Webb, des Bruders der Peggy, zu ſeyn, den Frank bei Turnham-Green zu Boden geſchlagen hatte. Frank hütete ſich mir etwas davon zu ſagen, zum Theil weil es ihm an Zeit gebrach, die Gründe ſeiner Vermuthungen auseinander zu ſetzen; aber hauptſächlich weil er fürchten mußte, daß Laura oder ein Anderer etwas wittern, und ſeinen ganzen Plan durch Plauderhaftigkeit und Unvorſichtigkeit zu nichte machen könnte.

Er ging grade zu Miſtriß Clerke hin, und erkundigte ſich bei ihr nach ihrem Neffen. Sie wußte nicht was aus ihm geworden war;

denn er hatte zwar beſchloſſen auf Reiſen zu gehn, aber ſeinen Sinn wieder geändert, war von ihr getadelt und außer Faſſung gebracht worden, und beſuchte ſie nicht weiter. Sie wollte an ſeinen Namen nicht mehr erinnert ſeyn. Doch glaubte ſie, ihre Nichte, Peggy, müſſe mehr von ihm wiſſen.

Frank ſetzte Vertrauen in die Ausſagen der Mſtrß. Clerke, und erkundigte ſich bei Peggy. Von ihr erfuhr er nun, daß er das Amt eines Aufſehers*) in einem Spielhauſe erhalten hatte, und es zeigte ſich, daß eben dieſer Menſch bei dem Vorfalle zwiſchen Eduard und Mſtr. Mac Kane gegenwärtig geweſen war.

Man fragte Peggy nach ſeinem jetzigen Schlupfwinkel. Sie war verwirrt, ſtotterte und zitterte. War nicht ihr Bruder in Gefahr? Konnte ſie glauben, daß man ihm nicht zu nahe kommen würde? — Endlich wurde ihre Furcht durch Frank's ſanftmüthiges Betragen, und durch das Anſehn der Mſtrß. Clerke gemildert — Er war im Hauſe.

---

*) Groom-Porter heißt der Bediente, welcher die Beſorgung der Leuchten, der Heizung, und der Karten hat, und zugleich die beim Spiel vorfallenden Streitigkeiten entſcheiden muß.

Der Ueberſetzer.

In dem Augenblick da er erfuhr, daß Captain St. Ives, mein Bruder, von Mſtr. Mac Fane war geplündert worden, ſchien er völlig abgeneigt zu erſcheinen, oder ſich in die Sache ferner verwickeln zu laſſen; und da ihm der Gauner heftig drohete, und ihn zwingen wollte, als Zeuge zu erſcheinen, ſo verſteckte er ſich vor Furcht; denn er wußte nicht, zu welchem Schritte die Leidenſchaft einen ſo verzweifelten Menſchen verleiten könnte.

Frank verlor keine Zeit. Er zog den Menſchen mit ſich in den Wagen, und eilte nach meines Bruders Zimmer, wo er ihn ließ, um ſogleich nach der Bowſtraße zu fahren, und die Hülfe der Polizey zu ſuchen. Mſtr. Mac Fane der während dieſer ganzen Geſchichte, Gefahr für ſich vermuthete, hatte indeſſen an meinen Bruder folgenden karakteriſtiſchen Brief geſchrieben:

»Sir,»

»Ich finde, Sie denken, daß Prellerey ein Spiel is. Ich merke wohl, und ſeh's ein, daß Webb, der Aufſeher, an Ihrer lieben Familie Erkenntlichkeit ſchuldig ſeyn muß; aber von deswegen globen Sie uf nur nicks ſchlechtes. Was Kerls bös uf mir reden in

»Lug un Trug. — Ich bin 'n Mann von »Ehre. Un Sie Capteen ſinn och 'n Mann »von Ehre, und ich berufe mich darum auf »Ihre Hochmüthigkeit, und thu mit groſſen »Reſpekt verbleiben Ihr Niederdäniger Diener. »Wo nit, ſo ſollen doch die Bullenbeiſſers ihr Gebell anſangen.

»Phelim Mac Fane.»

Iſt es nicht zu bedauren, liebe Louiſa, daß ſo ſeltne Talente, ſo viel Muth und Unternehmungegeiſt zu unwürdigen Entzwecken angewendt werden müſſen? Der Menſch war ohne Zweifel klug genug geweſen, ſich Spione auf der Bowſtraße zu halten. Dieſes erfuhren wir auch von Peggy's Bruder, und der Erfolg beweißt die Vermuthungen hinlänglich, denn er iſt gar nicht mehr auf der ſonſtigen Spur zu finden, und vermuthlich entweder nach dem feſten Lande gereiſt, oder welches das wahrſcheinlichſte iſt, er liegt verſteckt bis er auskundſchaftet, in wie fern er ſich noch in Gefahr befindet. Es fehlt ihm nicht an Klugheit, er war ſchon zu See, und kennt die Sitten des Pöbels und der Groſſen, ſo wenig man ihm das auch anhört. Es wäre vielleicht nie möglich ihn ausfindig zu machen, wenn man ſich auch noch ſo viel Mühe darum gäbe. Indeſſen fürchtet er ſich ohne Noth; ſein vermuthlicher Feind findet kein Vergnügen am Blutvergießen; das wird er auch vermuthlich erfahren, und nach der Stadt zurückkommen.

Sie finden es vielleicht unbegreiflich, Louiſa, daß Frank einen Menſchen wieder erkannte, der uns in einer finſtern Nacht plündern wollte, und ſich an die Vorderſeite des Wagens geſtellt hatte. Wenn er ihn nicht näher geſehen hätte, ſo würde er ihn freilich nicht erkannt haben. Aber Frank begegnete ihm auf der Treppe, da er eines Tages Webb, den Bruder der Peggy, beſuchte; er befand ſich eben auf einem Ruheplatze der Treppe, und das volle Tageslicht ſchien ihm aus einem Seitenfenſter auf das Geſicht, Frank hingegen, der verſchiedene Stufen unter ihm war, konnte von ihm nicht geſehen werden. Die Figur des Mannes iſt auffallend, und eine tiefe Narbe über dem linken Auge machte ihn kenntlich.

Frank hat ſeit dem ſehr ernſthaft mit Peggy's Bruder geſprochen, und ſcheint ihn überzeugt zu haben, daß ſein jetziges Gewerbe um nichts rühmlicher als ſein voriges iſt. In dieſem kurzen Zeitraume hat der Menſch, der ſich auf die niedrige Gaunerkünſte nicht einmal recht verſteht, zwiſchen zwei und drei hundert Pfund geſammelt. In ſolchen Thorheiten verſchwenden die Leute hier ihr Geld. So lange Mſtr. Mac Fane abweſend iſt, glaubt er ſich ſicher, und bei Fane's etwaniger Wiederkunft, iſt ihm die Beſchützung unſrer Familie verſprochen worden, welche Garantie er auch für hinlänglich hält; denn er fürchtet in jenen mehr den verzweifelten als den ſchlechten Menſchen. Aus dieſer Urſache hat ſich Webb ſogar entſchloſſen, einen Laden zu öffnen, und von ſeinem erlernten Handwerke zu leben.' Er iſt ein Menſch, der ſich in der Welt zu wenden weiß, und bei allen Unthaten, welche er ſchon verübt hat, kann man ihm doch Fähigkeiten gar nicht abſprechen. Seine arme Schweſter, die gutmüthige Peggy, liebt ihn ſehr, und erwartet viel Gutes von ihm.

Sir Arthur und Eduard haben ſich beide ſehr aufrichtig und herzlich bedankt; allein er betrachtet in allem Ernſt den glücklichen Erfolg nur als Werk des Zufalls, nicht als

Wirkung der Klugheit; allein er ſteht in ſo großem Anſehen bei ihnen, daß jedermann glaubt, was er unternimmt, müſſe glücken. Auch Tante Wenbourne überſtrömt von ſeinem Lobe. Eduard iſt ihr Liebling, und Frank iſt jetzt ſo hoch bei ihr angeſchrieben, als er ihr ſonſt klein erſchien; denn Eduard ſpricht beſtändig von ihm, und jedes Wort das von Eduard's heiligen Lippen fließt, wird als Orakelſpruch aufgenommen. Meinungen dieſer Art ſind Vorurtheile, wenn ſie auch richtig ſind, ſind veränderlich, und von keinem Werthe.

Nachdem Cliſton die ganze Geſchichte gehört hatte, ſo mußte er geſtehn, daß er bei all ſeinen Fähigkeiten zu Ausführung des Geſchäfts nicht ſo tauglich wie Frank geweſen wäre, da er von Mſtr. Mac Fane nichts näheres wußte. Aber er vergaß nicht anzumerken, daß ſich dieſer Zufall erſt ereignet hätte, nachdem Frank die Sache ſchon übernommen hatte.

Mein gleichmüthiges Betragen hat ihm auch ſeine gute Laune wiedergegeben; aber es iſt ſo ſchwer ihn in dieſer Laune zu erhalten! Wenn er nur an die Möglichkeit denkt, daß irgend ein Menſch bei den Perſonen, um deren Gunſt er ſich bewirbt, gleiche Achtung mit ihm genießen könnte, ſo wird er verdrießlich. O warum bemüht er ſich nicht lieber ſie zu übertreffen, als daß er ſie beneidet? So ſehr er ſich auch beſtreben mag, ſeine wahre Meinung nicht laut werden zu laſſen — jede Aeußerung verräth die Eiferſucht wider ſeinen Willen; und von dieſem letzten Vorfall ſcheint er noch empfindlicher getroffen als von allen vorhergegangenen.

Leben Sie wohl. Ihre Sie aufrichtig und innig liebende

A. W. St. Ives.

Ein und ſiebenzigſter Brief.

Cole Clifton an Guy Fairfax.

London, Grosvenorſtraße.

Krieg, Fairfax! offner, erklärter Krieg! Mein Feuereifer lodert in helle Flammen auf und ich bin entſchloſſen. Höre und tadle wenn Du kannſt. Aber kenne ich Dich nicht? Sagen mir nicht Deine Briefe ſchon hinlänglich, daß Du meinen Zorn gerecht finden, meine feſtbeſchloſſne Rache billigen wirſt?

Ja, Fairfax, länger die partheiiſchen Befehle und ſtolzen Vorſchriften dieſer ſpröden Schöne entſchuldigen und voller Eigenſinn blind dagegen ſeyn wollen, wäre Thorheit! Sie hat ſich zu viel zugetraut, ich bin nicht ganz ſo eine zahme Kreatur, als ſie wohl denkt. Sie ſoll ſehn, daß ich nicht der Thon, ſondern der Töpfer bin. Ich will formen, nicht mich formen laſſen. Was war ich doch für eine Memme, daß ich mich zu einem gelehrigen, zahm gemachten, furchtſamen Thiere Ehemann mit Namen, erniedrigen wollte.

Dem Löwen ſind ſeine Tatzen indeſſen noch nicht beſchnitten, nehmen ſie ſich in Acht, meine Prinzeſſin!

Mit ſtolzer Hand wollte die Lady mich regieren, Fairfax. Aber laß ſie nur! Wenn ich je ihre Launen, ihren herriſchen Eigenſinn vergeſſe, wenn je die Bitterkeit meines Herzens bei ihrem Vorhaben einſchlummert, ſo will ich nicht mehr der hochherzige Clifton heißen, der ich einſt war, nicht mehr der feurige, kühne, unbewegliche Kerl, den jede Vermeſſenheit in Harniſch brachte, jedes Unrecht entflammte; einen geduldig leidenden Eſel, ein erbärmliches jämmerliches Geſchöpf ſollſt Du mich nennen — ſo ein Geſchöpf als ſie aus mir machen wollte.

Wundre Dich nicht, daß ich in Wuth gerathe, vielmehr wundre Dich, daß ich ſo lange ſchlief. Ein kurzdaurender Unſinn hat die gelähmte Seele zu neuem Leben aufgerüttelt, und ihre Kräfte in Bewegung geſetzt. Ich will nicht mehr Frag' und Antwort mit ſpielen, oder wenn ich es ja thue, ſo ſoll es blos geſchehn, um meinen Zweck deſto beſſer zu erreichen.

Ich bin getadelt, zum Stillſchweigen verwieſen, ſtumm gemacht und grimmig angeſahren werden, habe mich ſelbſt zum Affen gemacht, mich hinter die Thür ſetzen laſſen, und Taſchenſpielerkünſte zu ihrer Beluſtigung gemacht. Aber ich habe dem ohngeachtet noch keinen Maulkorb an, und ſie ſoll bald merken, daß ich zu den wilden Thieren gehöre.

Wahrhaftig ein ganz herrliches Projekt! Wenn ich mich erſt genugſam werde gewöhnt haben, widerſprochen, ausgefilzt, naſenſtübert und auf die Finger geklopft zu werden, dann wird ſie mich mein Gebet verrichten laſſen, mich ruhig zu Bette bringen, und mich mit einem zärtlichen Schlage und einem Verſprechen auf Morgen beſchenken. Es iſt Gefahr bei dieſem Spiel, Lady, ſo ſchön wie ſie auch immer ſind, und ſo unüberwindlich ſie ſich auch dünken mögen! Mich modeln! — Nein! — Ich bin von einem Metall, das Ihre Feilen nicht angreifen. Sie können mich Halbgebacknen nicht mehr kneten, und mit ihrem Sauerteig vermiſchen.

Fairfax, ſie hat mich behext. Ich muß es geſtehen. In ihren Augen ſteckt ein Zauber, dem ein Sterblicher ſchwerlich widerſteht. Ich betete ſie an; ja ich bete ſie noch an. Aber ſie kennt mich nicht. Ich habe eine Feuerſeele. Sie hat mich über die Grenzen der Geduld getrieben.

Ihre Weißheit artet in Rodomontaden aus. Sie will die Stunde und den Augenblick, beſtimmen wo ſie zu lieben anfangen wird. Sie behauptet nicht, daß ſie mich jetzt ſchon liebe, und, wenn ſie es thäte, ſo würden ihre Blikke und ihr Betragen die Falſchheit ihres Herzens verrathen.

Doch, auch beleidigt, will ich ihr nicht Unrecht thun. Falſchheit iſt ihr Fehler nicht. Sie iſt aufrichtig genug.

Warum ſollt' ich es mir ſelbſt verhehlen, daß ihre Zuneigung einen andern Weg geht und ihre Leidenſchaften dazu, wenn ſie Leidenſchaften hat. Aber eben dieſe unbegreifliche, quälende, unzuſammenhängende Behauptung, daß ſie keine Leidenſchaften hat, bringt — glaub' ich bei meiner Seele, — die Wirkungen hervor, die ſie verlangt, und dient zu Erreichung ihres Zwecks!

Immer und ewig dieſer Kerl, dieſer Frank! O, daß ich ein Italiäner wäre und mein Gewiſſen mir erlaubte, ihn mit einem Dolchſtoß abzufertigen. — In Acht mag er ſich nehmen! Er wird geſucht, vorgezogen, geehrt! Das iſt ein ewiges Lobpreiſen! Hätte Fama auch ſo viel Trompeten, als ſie Zungen und Lügen hat, ſo würden ſie doch ſchwerlich zureichen. Und nicht allein Sie, ſondern die ganze Familie, Vater, Bruder, Muhmen und der Teufel weiß wer noch mehr, jede Seele fließt von Verbindlichkeiten dankbar über.

Hätten Sie weniger Urſach dazu, ſo würde ich gar nicht darüber böſe werden; aber da hat er ſchon wieder das armſeelige Weſen, den Bruder meiner Geliebten, Eduard, der weder Muth noch Geſchicklichkeit hatte ſich ſelbſt zu helfen, aus den Klauen eines falſchen Spielers gerettet. Dieſer Eduard iſt Kapitain in Königl. Dienſten — Gott ſtärk' ihn — und hat ſein Vermögen durchgebracht, um ſich, nicht zu einem tüchtigen Soldaten, ſondern zu einem Mann von Welt zu bilden; vor einiger Zeit nun verliert er all' ſein baares Geld, ſpielt aber doch noch weiter fort, ſetzt ſeine Ehre zum Pfande und wird um 2000 Guineen geprellt. Zum Bezahlen dieſer Summe war er zu arm und, wie ich vermuthe, fehlte es ihm an Herz, den Spitzbuben auf eine andre Art zu faſſen, der ſie ihm abgenommen

nommen hatte. Alſo wurde M. Henley von Vater und Tochter dazu erwählt. Wie gefällt Dir dies? Sie geſteht ganz frei, daß ſie zuerſt dies vorgeſchlagen hat, denn ſie macht ſich kein Gewiſſen alles zu geſtehn, was ſie thut. Seine heilige Verrichtung war, heilſame Verweiſe und Sentenzen des Epiktet auszutheilen und zu verſuchen ob er die am Vogelleim hängengebliebene Eule nicht befreien könne. Mich übergieng man! Ich war nicht geſchickt genug zu dieſem Auftrage! Ich bin ja ſelbſt nicht viel klüger, als der tölpelhafte Herr Bruder. Sintemal Salomo ſelbſt, und die ſieben Weiſen Griechenlands zuſammen genommen, in Vergleich mit ihm bloße Narren ſind. In ſeinem Kopfe iſt eine Quinteſſenz aller Kenntniſſe, Weisheit, Witz und Genie aufgehäuft, die jemals die Sonne beſchien von Anfang der Welt und den Tagen des König Kadmus an, bis zu unſern wundervollen Zeiten der Intuition und metaphyſiſchen Taſchenſpielereien. Das ziſcht und braußt denn gewaltig in unſre Ohren, zu allen Zeiten, wenn man den Stöpſel heraus zieht. Noch einmal, er mag ſich hüten! —

Mich hat ſie blos dazu ausgeſucht, um

moraliſche Experimente zu machen. Man hält ſie für klug, und klug mag ſie ſeyn; ja ſie iſt es wirklich, oder alle Weiber ſind unausſtehlich einfältig, wenn ſie gegenwärtig iſt. Doch dies iſt, bei Gott, kein Beweis ihrer Klugheit. — Wenn ſie ſich in ihre eigne Schlingen fängt, wer kann mich tadeln?

Sie hat meinen Aerger bemerkt, denn ich konnte ihn nicht verbergen, aber ſie hat ihn nur zum Theil bemerkt. Einen Heuchler will ſie haben, und ſie ſoll ihn finden. Ich will die Farce ſpielen, die ſie entworfen hat. Mag ſie ſich vor der Kataſtrophe hüten.

Ich fange an zu denken, daß ich und eine Heirath nimmermehr zuſammen kommen werden, denn, unterliege ich ihr nicht, ſo kann kein Weib mich reizen. Und ihr will ich nicht unterliegen. Wenigſtens will ich ſie nicht eher haben, als bis ich ſie gedemüthigt, und dann iſt mir auch vielleicht die Luſt vergangen. Doch treibt mein Herz mich dazu an. Denn trotz des Aergers, trotz ihrer Ungerechtigkeit und beleidigenden Gleichgültigkeit, die mir ein Fieber verurſacht, wenn ich nur daran denke, würde ich doch höchſt elend ſeyn, wenn ich Sie kennte, mich Ihrer erinnerte und ohne Sie leben müßte.

Doch nur Geduld! Ihr Stolz ſoll erſt erniedriget werden. Ich muß befehlen, nicht ſie, und wenn ſie dann um meine Gnade fleht, ſo will ich mir Zeit nehmen, die Sache zu überlegen.

Mein Gehirn iſt in vollem Brauſen, und alle Nerven ſind in der größten Bewegung. Sie ſelbſt, ihr verhaßter Liebling, ihr Vater, ihr Bruder, ihre Tante, ihr Onkel, ihr Mädchen, jedes Geſchöpf das ſie umgiebt, alle müſſen zur Ausführung meines Anſchlags beitragen. Die Rollen hab' ich noch nicht gehörig vertheilt, nur erſt den Plan im Groben entworfen, und noch nichts im Einzelnen beſtimmt. Ich habe ſchon manchen kühnen Meiſterſtreich im Kopfe, deſſen Ausführung äußerſt komi-tragiſch ſeyn wird. Ich wünſchte ſchon jetzt den Anfang zu machen, und kann kaum meinen glühenden Geiſt ſo lange in Schranken halten, als es Klugheit und Ueberlegung erfordert. Er ſehnt ſich nach Kampf, und hält Vorſicht für einen trägen Feldherrn, wo nicht für einen feigen.

Ich weiß nicht, wie es zugeht, wenn ich zornig bin, recht zornig, fühle ich mich in meinem Elemente. Mir iſt nicht beſſer, als wenn mein Blut ſiedet, meine Leidenſchaften wallen. Stille Waſſer haſſe ich. Ein ſtürmiſcher See, Abends wenn die feuerſtrömende Sonne einen ſtürmiſchen Morgen verkündigt, wenn graue Wolken ſich erheben, gleich Bergen mit waldbekränzten Gipfeln, als Zeichen eines Sturms, der gebrauet wird — Solch ein Anblick macht mir Vergnügen, erhebt meine Seele! Ach, wenn ich ein Mädchen fände, wie ich ſie mir denke, und wie Anna St. Ives, von mir gebildet, werden könnte. Ein Mädchen, daß ſich ſelbſt, ihre Vergnügungen und Leidenſchaften vermannichfaltigen könnte, blos um mir Mannichfaltigkeit zu gewähren! deren ganzes Beſtreben, Tag und Nacht dahin gienge, ſich mir gefällig zu machen. Deren Augen, gleich ſtralenden Blitzen, das erſtarrte Gefühl wecken, und wiederum gleich kühlenden Thautropfen die Flamme des Zorns zu dämpfen vermöchten. Dies iſt, was mich erfreuen könnte, dies die Liebe, die ich verlange. Ich verlange Abwechſelung, ſo einen wahren engliſchen Tag, in welchem ſich Sommer und Winter, Hagel, Regen und Sonnenſchein findet und vermiſcht.

Ich hätte beinah eine Haupturſach meines Unwillens vergeſſen, die ich aber nicht beſſer zur Beförderung meines Vorhabens hätte wünſchen können. Dies iſt, daß Sir Arthur mich ſo lange aufhält. Aus verſchiednen Aeußerungen, die ihrer Unſchuld entſchlüpften, merk' ich wohl, daß es ihm an Geld fehlt. Ich bin froh darüber. Ich will ihr ein Verſprechen abnöthigen, daß ſie die Meinige werden will. Ihre Großmuth wird mich darinn unterſtützen. Ich werde mich über den langen Aufſchub ſehr beklagen. Meine Klagen werden natürlich ſeyn, denn ich bin darüber aufgebracht. Es iſt ihr Stolz, das Unrecht wieder gut zu machen, welches Andre begangen haben. Dieſer edle Stolz und dieſer Heroismus ihrer Seele, die, wie ich geſtehn muß, bei ihr keine Ziererei ſind, ſollen die Maſchinen ſeyn, womit ich wirken will. Ohne dieſe, verzweifelte ich ſchier an Erreichung meiner Abſicht. Mit dieſen iſt mein Sieg gewiß.

Ja, erhabner Wiſſenſchaften kundige Lady, Sie müſſen herabſteigen und mein Stern am Horizont aufgehn! Dunkle Wolken ſollen ihren Glanz verſcheuchen, während ich, ein leuchtendes Geſtirn des Himmels, glänze.

Alle übrige Perſonen der Familie ſind mehr oder weniger Narren. Daher iſt nichts zu fürchten, und auch Mitleid unnöthig. Mit ihr möcht' ich vielleicht Mitleid haben, wenn ich ihre Zerknirſchung bewürkt habe und ſie mich für ihren Meiſter erkennt.

Schon beinah ein ganzes Buch habe ich geſchrieben und doch meine Seele noch nicht zur Hälfte entlaſtet. O, daß ich Dir ein vollkommnes Gemälde davon vorlegen könnte. Daß ich Sie malen könnte, wie ſie iſt, ganz Schönheit, ganz Vollkommenheit, ganz Güte ganz Kälte! Daß ich Dir die ſüße Enthuſiaſtin zeigen könnte, im wilden Trotze auf ihre Macht, die mich leiten, ändern, erniedrigen und unterjochen will, während Liebe und Rache meine Bruſt durchwühlt, ein erkünſteltes Lächeln mein Geſicht erhellt und unzählige Anſchläge mein Gehirn durchkreuzen. Es iſt ein groſſes, reiches, glänzendes Schauſpiel, wovon Du, Fairfax, gar keinen Begrif haſt. Mich haſt Du genau gekannt, und wie Du ehrlich genug geſtehſt, bewundert. Aber von ihr läßt ſich gar kein Bild entwerfen.

Auch der Ritter der magiſchen Laterne ſoll nicht vergeſſen werden. Dieſer jüngere

Neſtor, dieſer quälende Nebenbuhler — O, daß ich fluchen könnte! — der, als wenn ihn Satan geſchickt hätte, Oel in die wüthenden Flammen goß! Auch er hat ſeinen Platz in meinem Plan, und wer weiß ob ich ihn nicht dahin bringe, daß er ſeine Schuldigkeit thun muß. Das ſollte eine Wonne für mich ſeyn! Er maßt ſich eine ſo ungemeſſene Oberherrſchaft an, daß kein Menſch ſie erdulden, keine Gefälligkeit ſie wieder gut machen kann. Einen Sieg über das Mädchen davon tragen, heißt auch ihn beſiegen, und um deſto köſtlicher iſt es.

Ich muß ſagen, er vermeidet davon zu reden, daß er mir das Leben gerettet hat. Aber werd' ich nicht an dies drückende Geſchenk ſtets erinnert, wenn er mich zu widerſprechen wagt. Würd' ich ſeine Zudringlichkeit ertragen, würd' ich mich von ihm einſchränken und verdrängen laſſen, würd' ich zugeben, daß er um ſeine Meinung befragt, ich durch ſeine Lehren zum Stillſchweigen gebracht würde, wenn ich nicht mit dieſer aufgedrungenen Wohlthat belaſtet wäre.

Unſinniger Thor, der ich war! Aber ich bin jetzt in der Schule der Klugheit, und werde wohl ein ganz Weilchen lernen müſſen, ob ich gleich nicht weiß wie lange, denn ein verhaßtes Handwerk ſoll man immer ſchwer lernen.

Unterdeſſen mache ich den beiden Peers, Evelyn und Fitz-Allen, die jetzt beide in der Stadt ſind, fleißig meine Aufwartung. Nichts muß vernachläßiget, nichts unvorbereitet gelaſſen werden. Wachſamkeit, Vorſichtigkeit und Liſt müſſen ihre Schuldigkeit thun, und werden bald volle Arbeit bekommen, auf welche Art kann ich noch nicht beſtimmen, entweder in ofner Fehde oder in heimlicher oder auch in allen beiden. Doch ſagt mir meine Ahndung, daß die Szene bald voller Leben, Bewegung und Jubel ſeyn wird. Aufruhr iſt mein Element, Kampf mein Vergnügen und Eroberung mein Himmel!

Jetzt ſchlägt meine beſtimmte Stunde. Sie erwartet mich, aber ein Gedanke dringt heut bei mir ſo den andern, daß ich mich kaum überwinden kann, die Feder nieder zu legen. In ganzen Heeren ſtürmen ſie durch meinen Kopf, ich könnte immerfort ſchreiben und nimmermehr zum Schluß kommen. Doch es muß ſeyn. Lebe wohl.

Ich ſtelle mir vor, daß Du jetzt ſchon in Paris biſt. Sollte dieſer Brief aber eher daſelbſt ankommen, ſo werde ich wenigſtens die Anſtalt treffen, daß er auf der Poſt einbehalten wird.

C. Cliſton.

Zwey und ſiebenzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Grosvenorſtraße.

Darf ich meiner geliebten Freundin erſt ſagen, wie viel Vergnügen mir ihre Briefe gewähren, wie ſehr ich mich an dieſer freimüthigen Mittheilung der Gedanken ergötze, welche ſo wirkſam darnach ſtrebt, die lauterſten Vergnügungen des Herzens zu erwecken und zu dem edlen Nacheifer gegenſeitiger Tugend reizt? Ich folge dieſer, Freundin, und ſetze mich hin, wie ſie, da alle Gegenſtände meinem Andenken noch lebhaft vorſchweben, um die weſentlichſten Ereigniſſe ſeit meinem letzten Briefe aufzuſchreiben.

Clifton's Mißmuth iſt beſänftigt, er hat ſich nun wieder in den frölichen Ton unſers Kreiſes geſtimmt. Edle Seelen ſind wegen ihrer großen Empfindlichkeit oft ungerechten Handlungen unterworfen. Wir leben jetzt wieder in einem ſchönen Verhältniſſe mit einander.

Erſt vor Kurzem haben wir wieder einen leidenſchaftlichen Auftritt gehabt. Er ſchlug von neuem die nothwendige Einwilligung der Familie ſehr lebhaft vor, und ich ſagte ihm, daß wir dieſes Anſuchen jetzt nothwendig verſchieben müßten.

Sein Gefühl ſchien in Aufruhr, da er dieſe Aeußerung hörte. Seine Ausrufungen bezeichneten unaufhaltſame Begierde. Seine dringende Forderungen waren von einem lebhaften Ausbruche der Empfindungen, von einem Fluß in der Rede begleitet, der hinlänglich zeigt, wie ſehr er ſich dem Herzen zu bemeiſtern weiß! O daß ich einmal dieſe Kräfte auf würdige Gegenſtände gerichtet ſähe! Wie ſchätzenswerth, wahrhaft und unwiderſtehlich wären ſie alsdann!

Nur Eines, Eines nur, (ſo ſagte er zu wiederholten malen) könne ſeine Unruhe mildern, und ihn vor einem elenden, verzweifelten Zuſtande bewahren, den alle diejenigen faſſen könnten welche fühlen wie er — —

Und was wäre dieſes? (fragte ich ihn)

Er wage nicht es auszuſprechen — — Und doch müſſe er ſprechen, müſſe er klagen. Sollte ihm ſeine Bitte fehlſchlagen, ſo würde

Wahnſinn, Verzweiflung, er wiſſe ſelbſt nicht was Alles, aber etwas Schreckliches an die Stelle der Bitte treten —

Noch einmal, was es wäre? — —

Ob er hoffen dürfte? Es hänge blos von mir ab. Erhaltung und Vernichtung ſeiner Vernunft fielen hier in Eins zuſammen — —

Er machte mich ſchaudern! aber ſo ſehr ich auch hörte, daß ſeine Bitte ſehr ernſtlich gemeint war, ſo ließ mich doch die Art womit er ſie vorbrachte, auf nichts Gutes ſchließen. Ich ahndete ein ungerechtes, mein Herz empörendes Verlangen.

Endlich wagte er es zu ſprechen. Ich glaube, er hatte bisher nur auf einen günſtigen Augenblick gewartet. Die Leidenſchaften, liebe Louiſa, ſind ihm ſelbſt nicht mächtig, aber ſie ſind ſchlau überlegt ein feierliches unwiederrufliches Verſprechen, daß ich die Seinige werden wolle.

Ein ſolches Verſprechen, antwortete ich, wäre unnöthig; und könne überdies nur unter gewiſſen Bedingungen —

Er wolle jede Bedingung willig unterſchreiben —

Ich erwiederte, daß eine große Bereitwilligkeit das Merkmal eines geringen Nachdenkens wäre, und gemeiniglich die Feſtigkeit ausſchlieſſe, welche zur Erfüllung ſolcher Bedingung nothwendig iſt.

An Feſtigkeit könne es ihm gewiß nie fehlen, da ich ihm als Muſter und zugleich als Belohnung aufgeſtellt ſey. Er wiederholte noch einmal, daß er ohne ein Verſprechen, ohne ein feierliches, heiliges Verſprechen, in Wahrheit Wahnſinn zu befürchten hätte: Er geſtehe gern, daß dieſer Gemüthsſtimmung viel Schreckliches zum Grunde läge; aber wenn es wahr wäre, und gewiß, es wäre wahr! wenn ich nicht Liebe geben könnte, ſo würde ich doch gewiß zu wohlwollend ſeyn, um nicht aus aller Kraft Folgen abwenden zu wollen, von denen ſchon der bloße Gedanke zurück ſchaudert.

Gewiß, er kennt das menſchliche Herz; Ton und Betragen erreicht die ganze erzielte Wirkung. Ich hatte die Wahrſcheinlichkeit eines ſolchen Geſuchs vorausgeſehn, wiewohl ich nicht dachte, daß er ſo dringend werden würde, und überlegte, was mit Recht und Unrecht bei dieſem Vorſchlage zu thun ſey. Mein Reſultat war, daß ich ihm aus Pflicht das Verſprechen unter gewiſſen Bedingungen angeloben müſſe, und ſo gab ich es ihm auch; ich behielt mir nemlich die Befugniß vor, zurück zu ziehn, wenn mich die Erfahrung lehren ſollte, daß ſich unſer Herz und unſre Handlungsart nicht vereinigen könne.

Erſt war er nicht befriedigt, die zudringlichſten Bitten wurden mit aller Rednerkraft angewendet, um mich von ſolchen Einſchränkungen abzuhalten. Bald nannte er dieſe Bedingungen Unmöglichkeiten, bald unnöthige Martern. Da er mich aber völlig entſchloſſen ſah, ſo zeigte er ſich endlich ruhig, dankte mir mit aller Entzückung deren er nur fähig iſt, und küßte meine Hand. Er würde ſich gewiß mit dieſem Verſprechen nicht begnügt haben, wenn ich ihm nicht erſt vor Kurzem Vorwürfe über ſeine anmaßende Manier gemacht hätte. Seit dieſer Zeit iſt er zurückhaltender geworden.

Ich weiß nicht, liebe Louiſa, durch welche mir ſelbſt verborgne Unfolglichkeit des Betragens, die Unruhen entſtehn, zu welchen ich mich jetzt ſehr geneigt fühle? In dem Augenblick, da ich das Verſprechen von mir gab, glaubte ich, ich handle aus wahrem Pflichtgefühl, mit der innigen Begierde Gutes zu thun, und hatte keine Empfindung wie Einer, der tadelnswerth und ungerecht handelt. — Frank's Worte haben dieſe Empfindung rege gemacht: immer kommt mein Gedanke auf dieſe Worte zurück, und bleibt an dieſen Tönen hangen, wie ein Fieberkranker an ſeinen Träumen: in meinen Ohren hallen ſie wieder wie der dumpfe Klang der Todtenglocken, wie die langſame Melodie des Trauerliedes; die Einbildungskraft arbeitet raſtlos, um ſie dem Gedächtniß zu entziehen, aber unwillkührlich muß ſie ſich ſelber wiederholen — »Es iſt gewiß, daß ich aus irrigen Grundſätzen handlen! — Bis an das Ende ſeines Lebens wird er ein Recht auf mich zu haben glauben!«

Es muß ſich eine gewiſſe Läßigkeit, eine Art von Schwäche meines Geiſtes bemächtigt haben, ſeidem mich die Entſcheidung der Vernunft nicht mehr vor der Bangigkeit ſchützen kann, mit welcher dieſe gewiß zu raſch gewagte Behauptung mich erfüllt! Ich habe unruhige Nächte!

Clifton verließ mich, und nach ſeiner Entfernung ging ich in das Sprachzimmer. Hier war Frank. Er hatte ein Buch in der Hand und Thränen im Auge. Ich habe noch keinen melancholiſchern Blick geſehn. So ſehr er fähig iſt der Feigheit zu widerſtehn, welche das Mitleiden mit ſeinem eigenen Schickſal und der düſtre Kummer einflößt, ſo habe ich doch bemerkt, daß es Augenblicke giebt, in welchem er nachgiebt. Seufzer über die Leiden Andrer, machen ihn bisweilen auf ſich ſelbſt zurückblickend. Er hatte eben in Rouſſeau's Julia geleſen; und St. Preux's Schilderung ſeiner Gefühle erregte ein ſympathetiſches Gefühl von den ſeinigen.

Wir geriethen in ein Geſpräch. Ich wünſchte ſeinen Gedanken eine mehr heitre Richtung geben zu können; aber die meinigen nahmen unvermerkt die nemliche Stimmung an.

Sie ſcheinen nachdenkend, Frank. Worüber denken Sie?

Ueber St. Preux's Leiden, Madam.

So ſind Sie unter dem Felſen von Maillerie? oder Sie nehmen Theil an Juliens Gefahr bei dem ſchrecklichen Abgrunde?

Nein, Madam. Die göttliche Julie iſt todt! — (Hätten Sie den Seufzer gehört, den er hier ausſtieß, Louiſa —!) Ich bin bei einer Stelle die ich für weit erhabner halte; und gewiß, ſie rührt ſie erſchüttert noch mehr.

So! — Was iſt das für eine?

Claire an Wolmar's Tiſch, wo das Mädchen in ſeiner Einfalt die kindiſche aber vollkommne Aehnlichkeit der Todten anruft: Wenn jemals ein Gelächter den Zuhörer mit allen Schreckniſſen erfüllen konnte, welche ſonſt nur der Wahnſinn einflößt, ſo war es das Gelächter der Clara.

Eine außerordentliche Stelle. Aber, wie ich ſehe, denken Sie mehr an die Leiden der Freundin als an die Leiden der Liebenden.

Bitte um Verzeihung. Ich dachte nur, wenn die Freundin ſchon am Rande der Verzweiflung ſtand, welche Kraft des Geiſtes konnte die Liebenden erhalten.

Seelen von dieſer Größe fühlen gleich für Freundſchaft und für Liebe.

Vielleicht, Madam.

Zweifeln Sie?

Das Herz kennt kein ſtärkeres Gefühl als das, welches die Vereinigung der Freundſchaft und Liebe hervorbringt.

Sollten Sie nicht ein ſolches Buch vermeiden, wenigſtens in Ihrer jetzigen Lage?

Wenn es mich zu Irrthümern verleitete; ſonſt nicht. Ich glaube die irrige Meinungen des Verfaſſers zu kennen, und er lehrt mich nicht nur die Weisheit; er erfüllt, er beſeelt, er durchdringt mich mit einer Maſſe neuer, wahrer Ideen.

Hier drang ſich mir die Erinnerung an das eben vorgefallene Geſpräch mit Cliſton auf; ich ward begierig eine Frage darüber an Frank vorzulegen, und fing an —

Was halten Sie von Verſprechungen?

Ich halte ſie für überflüßig, für ungereimt, und Folgen der Geſchwätzigkeit.

Ohne Ausnahme?

Ja — Wir können nicht verſprechen ſchlecht zu handeln, und, verſprechen wir es, ſo können wir das Verſprechen nicht halten — und wir können uns, ohne ſtraffällig zu werden, nicht von einer guten Handlung zurückhalten, wir mögen es verſprochen haben oder nicht.

Ein Funken dieſer Wahrheit — denn ich fühle daß Sie eine Wahrheit ausgeſprochen haben — hatte auch in mir ſchon zu glimmen angefangen; aber ſie hatte mir bis jetzt noch nicht völlig eingeleuchtet — Wenn ich in's Fragen komme, ſo höre ich nicht ſo leicht auf, ich will Ihnen alſo noch eine Frage vorlegen (er machte eine Verbeugung) — ich geſtehe, ſie irren ſelten, und doch hoffe ich — (ich erinnere mich, Louiſa, daß ich hier einen tiefen Seufzer ausſtieß, den ich nicht zurückhalten konnte) ich hoffe, Sie haben einmal geirrt, einmal in Ihrem Leben.

Madam!

Doch vielleicht hat ſich Ihre Neigung geändert! Denken Sie noch immer wie vormals? Sind Sie noch immer gewiß, daß ich aus irrigen Grundſätzen handle? Er verſtand mich im Augenblick — Hätten Sie ſeinen Blick geſehn, Louiſa —!)

Ich bin es.

Und werden es bis an das Ende Ihres Lebens glauben? —

Bis an das Ende meines Lebens.

Das konnte ich nicht länger aushalten, Louiſa. Ich entfernte mich ſchnell, das Auge war voll Thränen.

Durch welchen raſchen Antrieb konnte ich zu dieſem Verſuch gebracht werden? — Ach es war die vergebliche Hofnung, daß er ſeine Meinung vielleicht geändert haben könnte.

Mein Herz iſt zu voll, als daß ich länger ſchreiben könnte. — Der Himmel ſeegne Sie! — Der Himmel ſeegne Sie, meine liebe Freundin! — Sie ſehen, wie ſchwach ich bin.

A. W. St. Ives.

Drei und ſiebenzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

Oliver, ich muß fliehn! — Für mich giebt es keine Ruhe, keine frohe Stunde mehr, wenn ich bleibe! — Die Kraft mich zu entſchließen erliegt unter dem wiederholten, drükkenden Kampf. — Mein Leben iſt unnütz, die Tugend unwirkſam, die Zeit wird getödtet — ich muß fliehn! — Hier kann ich nichts als zweifeln, hoffen, verzweifeln, mit der Ungewißheit ringen; mein Körper ermattet, mein Geiſt wankt hin und her, meine Tage werden hingeſchleudert in eiteln Träumereien über ungereimte Möglichkeiten, und meine Nächte verfolgt von den verwirrten Erſcheinungen eines zerrütteten, kranken Gehirns! — Ich muß fliehn! —

Aber wohin? — Ich weiß nicht! — Wenn ich mich wirklich zum Herrn über meine Neigungen machen will, ſo müſſen uns Meere trennen! Die Unmöglichkeit muß auf das Höchſte getrieben werden! — Das iſt es eben, was mich noch umbringt, Oliver, das Irrlicht der falſchen Hofnung — Wäre ſie auch verheirathet, ſo würde ich denken »Ihr Mann iſt ja kein Unſterblicher» und mein Herz würde noch immer mit dem armſeeligen Vielleicht ſich nähren und quälen! Mein Herz will ihr nicht entſagen, und zwingt mich durch tauſend und aber tauſend Beſtrebungen, ſeine gerechte Anſprüche geltend zu machen.

Ich bin in einem Labyrinth von Widerſprüchen, und weiß keinen Ausweg. Meine eigne Gefühle, meine Bemerkungen über die ihrigen, die Blicke, Handlungen und Reden dieſes gefährlichen Liebhabers geſtatten alle mit einander eine Verwicklung, vereinigen ſich in einen Punkt und ſtützen einander. Ich ſcheine ſie zu nichts Gutem zu verleiten, wenn ich bleibe, ich beleidige ihn, und quäle mich — ich muß fort!

Oliver, unſre Herzen ſind vereinigt! — Wahrheit und Grundſätze haben ſie zuſammen gebracht, und Vorurtheile und Stolz ſollen ſie nicht von einander trennen! — Sie ſelbſt fühlt das ſo innig, und beharrt doch in ihrem Irrthum. Ich glaube nicht, Oliver, daß die Liebe — in dem Sinn wie die Welt und wie Anna das Wort nimmt — dieſe anarchiſchen Gefühle veranlaßt, ich glaube, daß ich meinen Leidenſchaften ſtillſchweigend gebieten und ihnen Einhalt thun könnte. Ich müßte mich ſelbſt gar nicht kennen, wenn ich es Selbſttäuſchung nennen ſollte, daß ich mich auch in meiner jetzigen Lage wenig freuen würde, wenn ich mit Gewißheit, wenn ich auch nur mit entfernter Wahrheit voraus ſähe, daß ihr Lieblingsentwurf, der Clifton betrift, gelingen kann. Aber je mehr ich nachdenke, je mehr Stunden, Tagen und Wochen ich mit dem Nachdenken über dieſen Gegenſtand zubringe, deſto mehr beharrt mein Geiſt in ſeinem Zweifeln, und mein Herz auf ſeine Anſprüche.

Ich muß aufrichtig ſeyn, Oliver, und Dir alle meine Gefühle, Beſorgniſſe, und Vermuthungen offenbaren. Dieſe Vermuthungen und Beſorgniſſe mögen ungegründet ſeyn. Ich hoffe es, aber ich hege ſie. Mich dünkt, ich bemerke an ihm wiederholte und heftige Anſtrengungen, um das zu ſcheinen, was er nicht iſt, ja, was er zu ſeyn verſchmähen würde!

Kann ich dieſe Anklage wohl rechtfertigen? Iſt ſie nicht zu grauſam? Warum kann ich dieſe ſcharfe, neidiſche Empfindlichkeit nicht abſtumpfen? Macht das meinem Verſtande Ehre? Doch, ſollte ich Gefahr ſehen, und mich verblenden können? ich ſollte ſie nicht warnen, ſie nicht vor jedem Verdruß, den ich voraus ſehe, ſchützen und bewahren, und mich darüber tröſten können?

Oliver! Es giebt Zeiten wo mich Beſorgniſſe dieſer Art ſo gewaltig ängſtigen, daß mir das Blut in den Adern ſtockt, das Herz erſtarrt, und alle Sinnen tief erſchüttert werden von dieſen ſchrecklichen Träumen! — Träumen! — ja, gewiß ich träume nur! ein ſo verkehrter Sinn, ein ſo verſtocktes Herz, als ich ihm zutraue, wären unbegreifliche Dinge.

Ich muß vorſichtig ſeyn! Ungegründeter Verdacht iſt unwiederrufliche Beleidigung! Zuerſt muß ich dafür ſorgen, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen.

Bemerke nur, Oliver, wie mich dieſes Hin und Herwanken der Seele ängſtigt und mißleitet! In einem Augenblick muß ich fliehen, um mich ſelbſt wieder zu finden, und Andre nicht irre zu führen, und in dem nächſten muß ich ihr zum Schutze da ſtehen, ihr, die gewiß ſich ſelbſt am beſten ſchützen kann.

Ich habe keinen Plan: ich bemühe mich vergebens einen zu ſchaffen. Meine Gedanken werden unaufhörlich nur von einem Strom getrieben, der alle Gränzen überſchreitet, und von Ruhe nichts weiß. Die Regungen des Verſtandes werden erſtickt von den Erſchütterungen des Herzens; bis mir längſtbewährte Grundſätze Vorwürfe machen, die unerträglich ſind, und mich die Hofnung endlich mit trügeriſchem Wahne täuſcht, der meinen Sinn ganz verwirrt! — Dieſer Zuſtand veranlaßt eine peinigende Unbrauchbarkeit zu allen Geſchäften, die ſo ſtrafbar als ungereimt iſt. Die Zärtlichkeit des Vaters, des Bruders, und der Tante, die ſympathiſirende Freundſchaft, welche über die zärtliche Anna ſich ergießt, der Verſchub der Heirath — Oliver! — ich glaubte die Eingebungen meines guten Engels zu hören, und beſchwöre einen quälenden Dämon! — Dieſer Verſchub! — Worinn hat er ſeinen Grund? — Mit Wem? — Mit —! Ich muß fliehen! — Dieſer Bewegungsgrund iſt der dringendſte von allen! —

Ich muß fliehen! — Aber wann, und wie, oder wohin, was ich unternehmen muß, was aus mir werden ſoll? Das ſind Fragen, deren Beantwortung ich leider! völlig unentſchieden laſſen muß.

F. Henley.

Vier und ſiebenzigſter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

London, Groſvenorſtraße.

Mäſter Henley,

Ihren Brief habe ich eben erhalten. Ich bin dadurch ſo in Erſtaunen geſetzt und beleidigt worden, daß ich nicht weiß, was ich darauf antworten ſoll. Sie ſagen, daß ich Sie in tauſend Aengſten verſetzt habe, Mäſter Henley, und ich kann Ihnen Ihr Kompliment mit Wahrheit zurück geben, Mäſter Henley, denn ihr ganzer letzter Brief iſt mir vollkommen unverſtändlich, M. Henley, Und ich muß ſagen, ich halte es nicht für ſehr artig von Ihnen, M. Henley, und meiner Meinung nach, auch nicht für ſehr ſchicklich, daß Sie mir einen ſolchen Brief ſchreiben, M. Henley, deſſen Sinn ich zu verſtehn unfähig bin, M. Henley. Es iſt gar nicht mein Wunſch, M. Henley mit Ihnen zu hadern, wenn ich irgend umhin kann, aber ich muß wohl ſagen, daß ich glaube, Sie haben ſich ſelbſt vergeſſen, M. Henley. Es iſt alles ſo ganz anders, als Sie ſonſt ſich gegen mich zu betragen pflegen, M. Henley, denn wenn ich Sie recht verſtehe, und das iſt wahrhaftig äußerſt ſchwer, drohen Sie, M. Henley, und dies iſt, muß ich ſagen, M. Henley, ſehr unſchicklich von Ihnen gehandelt, M. Henley. Nicht als ob ich mit Ihnen zu brechen ſuchte, M. Henley, ob ich gleich ſagen muß, daß mir dies alles ſchwer auf dem Herzen liegt, M. Henley.

Sie geben mir zu verſtehen, denk' ich, daß Sie reich geworden ſind, M. Henley, deſto beſſer für Sie. Auch ſcheinen Sie zu wiſſen, M. Henley, daß ich ärmer geworden bin, denn ſonſt denk' ich, M. Henley, würden Sie nicht in einem Tone geſchrieben haben, den ich beinah impertinent nennen möchte, wenn ich nicht Streit zu vermeiden wünſchte, M. Henley, ob Sie mich gleich beinah dazu zwingen. Jedermann hat, wie Sie ſagen, M. Henley, ſein Recht und Gerechtigkeit. Aber das Recht iſt ſo ein widriges furchtbares Ding, das ich es von Herzen gram bin, M. Henley.

Ich muß ſagen, M. Henley, mein Erſtaunen darüber iſt ſehr groß, daß Sie mir erſt ſchreiben, ich könne das Geld wohl bekommen, was mir äußerſt angenehm war, und nun mit einem Male ſich ſo ſchrecklich widerſprechen (Ich bin gezwungen dies zu wiederholen M. Henley) und ſagen, es gienge nicht an. Was Sie mit den Wie's und Warum's und Weswegen's ſagen wollen, verſtehe ich ganz und gar nicht, M. Henley; und ich bitte, daß Sie ſich deutlicher darüber erklären, damit ich entſcheidend darauf antworten kann.

Sie ſagen, daß Sie den Hut aufbehalten und Leute, die mehr ſind, in's Geſicht ſehn können. Das mag ſeyn, M. Henley. Aber ich überlaſſe es Ihrer reifern Ueberlegung, M. Henley, ob Sie es wohl vergeſſen ſollten, daß dieſe mehr ſind, als Sie.

Es iſt in der That ſo, als Sie mir ſagten, ein Keil treibt den andern, M. Henley, denn ich höre, daß Sie und nicht mein Sohn, in Beſitz von Edgemoor ſind. Gott ſegne uns Alle, und geb' uns reine Hände und Herzen, M. Henley. Mehr ſag' ich nicht! ob ich gleich geſtehn muß, daß mir die Haare zu Berge ſtanden, als ich es hörte.

Sie reden da viel Zeug von Jemandes Sohn, M. Henley, und haben mich damit ganz verwirrt gemacht, denn ich kann nicht anders glauben, als daß Sie ihren eigenen Sohn meinen, ob ich gleich nicht errathen kann, was Sie eigentlich damit ſagen wollen. Ich bin gar nicht geneigt, M. Henley, et- etwas zu ihrem Nachtheil zu denken, und ich muß ſagen, ich wünſchte wohl, daß Sie nicht durch Wenn und Aber und mit Vermuthungen redeten. Laſſen Sie mich wiſſen, was Ihre Meinung iſt, und ich werde denn doch wiſſen, was ich dazu ſagen ſoll.

Ihr Sohn, ich geſteh' es, iſt ein vortreflicher junger Gentleman, und es kann wohl keiner ſeine Verdienſte mehr erkennen, als ich und meine ganze Familie. Mein Anerbieten, ihm eine Stelle zu verſchaffen, ſcheint Sie beleidigt zu haben, welches mich — wie ich geſtehn muß, — ſehr wundert, denn ich muß ſagen, M. Henley, daß ich Ihnen damit einen Gefallen zu thun glaubte. Ich will damit gar nicht Ihre Klugheit tadeln, Sir, oder Ihre Abneigung gegen die häufigen Verſchwendungen, deren Grund in den rothen Röcken und Hutkokarden liegt, die mit ihren

Vorſtellungen von Glück ſo ſehr im Widerſpruche ſind.

Ich bin ſehr geneigt zu geſtehn, daß ich und meine Familie Ihrem Sohn einige Verbindlichkeiten haben. Aus dieſem Grunde bin ich auch ſehr bereit alles zu überſehen, was mir in Ihrem letzten, höchſt unerwarteten Brief gar nicht gefallen hat, wie ich ſagen muß. Ich denke, M. Henley, daß Sie ſich hoffentlich hierüber eines Beſſern beſinnen, und ſich gefälligſt bemühen werden, mir, Ihrem Verſprechen gemäß, das Geld zu verſchaffen, welches ich als einen großen Freundſchaftsdienſt von Ihnen betrachten werde. Ich werde bei jeder Gelegenheit, ſo viel die geſunde Vernunft erlaubt, bereit ſeyn Etwas für Ihren Sohn zu thun, und zwar ſowohl um Ihrentwillen, als um ſeinetwillen.

Ich bitte recht ſehr, M. Henley, daß Sie dieſes ernſtlich erwägen, und hoffe Sie werden die alten Zeiten nicht vergeſſen, und die mancherlei Gefälligkeiten, die ich Ihnen in meinem Leben ſchon erwieſen habe. Ich verſichre Sie, Sir, daß ich das größte Verlangen hege, mit Ihnen in gutem Vernehmen zu bleiben und ich denke, ich habe ſchon aus Vernunftgründen, nichts von den Gründen der Dankbarkeit einmal zu reden, einiges Recht, hierin von Ihnen Willfährigkeit zu erwarten. Ich überlaſſe nochmals alles Ihrer Ueberlegung, erwarte eine geneigte Antwort, und verharre, Sir, wie immer

A. St. Ives.

Fünf und ſiebenzigſter Brief.

Abimelech Henley an Sir Arthur St. Ives.

Wenbourne-Hill.

Höchſtgeöhrter gnäd'ger Herr,

Es ſcheint mir, als ob Ew. Gnaden zürnen wollten. Weshalb ich dieſes ſehr beklage, ob es gleich nicht meine Schuld iſt. Denn warum? Es giebt da viel Urſachen und Gründe. Denn wenn einer ſich für Niemand zu fürchten braucht, denk' ich, daß er auch einem Jeden ſeine Gedanken gradezu eröfnen kann. Warum nicht? Ew. Hochgeöhrte Gnaden immer ausgenommen und apart.

Und was eines Menſchen Betragen betrift, ſo giebt es dabei eben ſo gut Zeit und Wechſel, als bei allen Dingen. In puncto der Unverſchämheit ſagt man daher im Sprichwort mit Recht: Es war eine Zeit, es iſt eine Zeit und es iſt eine Zeit vergangen. Und was die Drohungen anbetrift, die ich ausgeſtoſſen haben ſoll, was ſoll ich da wohl einem Gentleman ſagen, wenn ich nicht die verſchten liegenden Gründe einlöſen will, wenn es Zeit davon iſt. Da muß das Recht entſcheiden, ganz gewiß und wahrhaftig. Ew. Hochgeöhrten Gnaden immer ausgenommen und apart, ſag' ich noch immer, ſo, daß ein Jeder, der kompusmentus iſt, deutlich ſehen kann, daß ich keinen Zank und Streit ſuche, wenn nur Ew. Hochgeöhrte Gnaden nicht darauf ausgehn. Es kann gewiß kein Menſch leugnen, daß Jeder ein Recht auf ſein Eigenthum hat. Denn wie ſo? Er bezahlt Schoß und Auflagen, und dafür hat er nichts als den Schutz der Geſetze.

Und daß ein Mann reich geworden iſt, da ſehe ich nichts Uebels darinn. Und wenn ein Mann ärmer geworden iſt, nun was kann er anders thun, als dies ſo, und jenes anders anzufangen. Alldieweilen ſo lange Münzen klingen, der Mann ein Mann und der Herr ein Herr iſt. Ein ausgemachter Halunke möchte vielleicht ſpötteln und ſich luſtig machen, und ſagen ein Gentleman, der die ſchönen gelben Pfenninge liederlich verſchwendet, ſey deshalb um kein Haar beſſer als ein Andrer. Aber er würde wohl vor ſeine Mühe wenig Dank bekommen, ob er gleich wahr genug möchte geredet haben. Ein Jeder iſt was er will, und wer Gefallen daran findet, ſaugt an ſeine Finger. Eine thörigte Henne gackert immer, und eine kluge Gluckhenne nur wenn ſie was zuſammen geſcharrt hat. Warum? Sie iſt fett und hat ihr Neſt voll Eyer. Derohalben und deswegen fordre ich keinen Menſchen trotzig heraus, und laß' mich auch von keinem Andern trotzig begegnen. Immer Ew. Hochgeböhrte Gnaden ausgenommen und apart. Und will keinen Zank und Streit ſuchen, wenn ſie mich nicht ſuchen. Sonſten aber, warum nicht. Schlecht und Recht. Das iſt das Beſte, wenn ein Menſch merkt, daß ihm die Schuh drücken.

Und was das Recht betrift, ſo hat der, der am klügſten iſt, am längſten Geld, und wer ſich eine große Börſe angeſchaft hat, der braucht wahrhaftig nicht zuerſt peccavi zu ſagen. Und deshalben warum ſoll ein Mann nicht den Hut auf dem Kopfe behalten, wenn er es für gut findet? Denn ich wette alles was man will, wenn er es für beſſer hält, wird er ihn wohl unterm Arm nehmen.

Jedes Ding hat ſeine Urſache. Ein närriſcher Kerl weiß ſich in Nichts zu finden, während dem ein kluger Menſch ſeine Sachen zu machen verſteht. Daher muß ihm erſt ein Unglücksfall zeigen, was das Beſte für ihn iſt. Nicht wahr? Wer Geld recht zu halten weiß, der gewinnt noch mehr damit, und wer dies Kunſtſtückchen nicht verſteht, der wird nimmermehr ſich Etwas erwerben. Und wenn es an's Zanken und Streiten, an's Knuffen und Schuffen geht, da wird der Kluge auch nicht lange anſtehn, ſich zu wehren, eben ſo gut als ein Andrer; denn glücklicherweiſe findet jeder Oliver ſeinen Roland.

Ew. Hochgeböhrten Gnaden immer ausgenommen und apart. So wie ich mit keinem Menſchen Zank und Streit ſuche, ſondern Friede und Einigkeit, ſo habe ich auch Mittel und Wege mich zu vertheidigen, wenn es ſo ſeyn muß.

Denn wenn ein Menſch auch weiter nichts iſt als ein Meſſer, ſo kann er doch für Geld und gute Worte leicht ein Depetirter im Underparlamend werden. Ew. Hochgeböhrten Gnaden immer ausgenommen und apart, und mit Dero Vergünſtigung. Denn warum? Ich bin bereit und willig eben ſo gut Zank und Streit zu vermeiden, als ein Andrer.

Und was Edgemoor betriſt, und daß dies mein iſt, ja nun ſo iſt es ja mein Eigenthum. Warum und weswegen? Sintemalen es mein baares Geld war, das ich dafür herſchoß. Der junge gnäd'ge Herr war ja halb todt und konnte kein Wort vorbringen, als er zu mir kam. Die Welt iſt groß, dacht' ich, er möchte wohl weiter gehn und das Ding noch ſchlimmer machen. Die Sache konnte mit Geld abgethan werden und alſo that ich's. Ich habe gehungert und gedarbt, und zuſammen gekratzt und krumm gelegen und mich abgerackert, in Hitze und Kälte, Morgens früh und Abends ſpät. Ich habe mich laſſen ſchikken hier und dort, und bin herum gehudelt worden bald hier bald da. Da wurde befohlen und verboten und ich noch oben ein ausgeſcholten. Kurz, ich mußte gewiß und wahrhaftig eines Jeden Sklave ſeyn. Darum hab' ich es wohl verdient, daß ich nun mein eigner Herr bin. Warum nicht? Widerſpreche, wer da kann? Ew. Hochgeböhrten Gnaden immer ausgenommen und apart, und das mag denn ſeyn. Denn warum? Ich habe eben ſo wenig gern mit Zank und Streit zu ſchaffen, als ein Andrer, wenn es ſich nämlich ohne dem thun läßt.

Eines Menſchen Haare mögen vielleicht bei manchen Gelegenheiten eben ſo gut zu Berge ſtehn können, als eines Andern ſeine, ausgenommen daß ich eine Parücke trage. Geb' ich Geld, ſo will ich Waare dafür. Und wenn eines Menſchen Sohn Alles gethan hat, und nach allen Schießpulver-Piſtolen und Flinten, und Sorgen und Schätzen und Bluten und Schwimmen und Sinken und Wagen und aus dem Waſſer retten und an's Ufer bringen, zu Hauſe und in der Fremde, zu Waſſer und zu Lande, und wenn koſtbare Leben und koſtbares Geld gerettet worden iſt — und man ſieht denn alles dieſes als gar Nichts an, ſo iſt es Zeit für den Mann, ſich wohl vorzuſehen.

Gewiß und wahrhaftig Ew. Gnaden haben die Gütigkeit zu ſagen, daß mein Sohn ein junger Gentleman iſt, und ſo weiter. Dieſe gnädige und immer gütige Liebe und Freundlichkeit würde mir tief in's Herze dringen, und meine Eingeweide würden ſich bewegen, und ich möchte ſingen für Freude, wenn ich nur irgend merkte, daß Worte mehr wären als Wind. Derohalben wenn Ew. Hochgeehrte Gnaden angetrieben werden, wohl oder übel, gütigſt zu bekennen, daß ſie ihm Verbindlichkeiten haben, ſo iſt dies gewiß alles, was er verlangen kann. Schöne Reden gelten nicht mehr, als zerbrochne Scherben, und mit einem Mundvoll Mondſchein kann man demohngeachtet hungrig zu Bette gehn. Verſprechungen ſind zwar ſchöne Jagdhunde, aber die Erfüllung muß doch erſt den Haſen greifen.

Daher und deshalben, wären die Sachen ſo gegangen, wie ſie wohl hätten gehn können, ſo wäre das eine ganz herrliche Sache geweſen. Da aber die Sachen jetzt anders ſtehn, ſo kann auch in punkto der zwanzig tauſend Pfund nichts geſchehn. Denn warum? Das Blatt hat ſich gewendet. Derohalben iſt es am Beſten, frei heraus zu reden. Der Wille iſt frei und das Geld iſt mein.

Die Heurathsverbindung mit der Cliftonſchen Familie, hätte man mich darum befragt, würd' ich nimmermehr angerathen haben. Denn warum? Ich werde ja nicht meinen Speck hergeben, daß mein Nachbar ſich ſeine Schinken damit ſpicken kann.

Und was die erwieſenen Gefälligkeiten betrift, ſo mag das einmal ſeine Richtigkeit haben. Aber was nun mehr? Es war nicht immer ſchön Wetter, ſondern auch ſchlimmes, und ein guter Diener iſt gewiß eben ſo viel werth als ein guter Herr. Und wenn ein Menſch ſeine ganze Lebenszeit aufgeopfert hat, um feine und ſchöne Worte zu erdenken, zu erwählen, auszuleſen und zu münzen und vornehmen Leuten damit die Ohren zu kitzeln, ſo kann er ſich auch mit gutem Gewiſſen für ſeine Mühe Münzen zuſammen ſchlagen. Denn wenn ein Gentleman Apfelſinen eſſen will, ſo muß er nicht für bloße Renetten zu bezahlen denken. Immer, wie ſchon geſagt, Ew. Hochgebohrten Gnaden ausgenommen und apart. So daß alſo, wenn Zank und Streit und ein Bruch erfolgen ſollte, man nicht ſagen kann, daß ich ihn geſucht habe.

Ich verbleibe daher, immer und ewig, ſo wie jetzt mit immerwährenden frommen Wünſchen und Jubiliren und Loben und Preiſen für alles Gute und allen Seegen, und höre nicht auf Gott zu bitten, daß er uns gehörige Zeit zur Reue beſcheren möge, damit wir uns von allen unſern mannigfaltigen Sünden und Unrecht bekehren können. Gott ſey uns gnädig nach ſeiner großen ewigen Barmherzigkeit, und errette uns und befreie uns auf unſerm Todbette von dem ewig flammenden Schwefelſee. Amen, es geſchehe ſein heiliger Wille, nun und immerdar.

Demüthigſt bitte um Erlaubniß mich ſelbſt zu unterſchreiben

Abimelech Henley.

Sechs und ſiebenzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Ich habe einen Auftritt mit Frank gehabt, der mich ſehr angreift, und Veranlaſſung zu einer Streitigkeit mit Clifton gegeben hat. Sir Arthur hatte eben das Zimmer verlaſſen, und Frank gefragt, ob er ihm auf irgend eine Art nützlich ſeyn könne; wir wären alle ſeine Schuldner, und er würde ſich glücklich ſchätzen, wenn ſich dieſen Verbindlichkeiten ein weſentlicher Dienſt entgegenſetzen ließe. Sir Arthur ſprach bei dieſer Gelegenheit mit einem ihm ganz ungewöhnlichen Ernſt. Aber Frank wußte keinen Vorſchlag, hatte keine Forderung.

Ich ſpielte Clavier, und hielt inne, als ſich Sir Arthur entfernt hatte, um Frank zu ſagen, wie ſehr ich mich mit dem Gefühle meines Vaters zu dieſem Wunſche vereinigte.

Ich habe von Sir Arthur nichts zu hoffen, erwiederte er; aber an Sie wage ich eine Bitte, durch deren Erfüllung ich Ihnen unendliche Verbindlichkeiten ſchuldig wäre —

Ich zitterte, Louiſa — ich fürchtete einen neuen Kampf der Leidenſchaften, ich fühlte Gedanken in mir empor ſteigen, die mir erſt vor Kurzem, ohne mein eignes Wollen ſo lebhaft geworden waren. Ich empfand es ſelbſt, daß alles Blut meine Wangen verließ, da ich eine Erklärung forderte; aber Frank — mit einer Sanftheit, mit einer Zärtlichkeit in der Stimme, die ſeinem Herzen wahrhafte Ehre macht — bat, beſchwor er mich, mich nur nicht mehr zu beunruhigen — es wäre eine Kleinigkeit — er wollte gern ſchweigen, — wollte mich keinen Augenblick ängſtigen, und wenn er auch eine Million ſolcher geringfügigen Wünſche befriedigen könnte.

Er rührte mich und brachte mich zugleich ins Leben zurück. Nun hatte ich nichts zu fürchten, und forderte ihn zum Sprechen auf. Er konnte nach dieſer Aeußerung nichts verlangen, das ich ihm verweigern müßte.

Er ſtand noch an, und nun wurde ich dringend. Endlich erwähnte er ſeine Elegie! — Ach, Louiſa in welche heftige Bewegung ſetzte mich plötzlich dies eine Wort! — Er fürchtete mich zu beleidigen; aber meine Melodie hätte ihn ſo ſehr bezaubert, daß er der Begierde nicht widerſtehn könnte eine Abſchrift zu beſitzen.

Ich konnte es ihm unmöglich abſchlagen. Ich holte mein Papier, und brachte ſie. Ich weiß nicht, welchen hohen Grad von Gedankenloſigkeit mir die Frage in den Mund legte, nachdem ich ihm die Arie übergeben hatte; verlangen Sie ſonſt noch etwas? —

Ihre Gütigkeit, Madam, iſt unübertreffbar. Könnte ich? — Dürfte ich — — ?

Was?

Er hielt inne —

Er legte die Elegie auf das Muſikpult, mit einem Blick — nein, nein, — ich will von dieſem Blick auch mit Ihnen nicht ſprechen, Louiſa!

Worte waren unnöthig; ſie könnten nicht mit ſolcher Beredſamkeit bitten — ein Wilder hätte ihm in dieſem Augenblick nichts abgeſchlagen.

Ich brauchte Zeit, um mich in dieſer Verlegenheit zu ſammeln. Endlich kam mir ein Gefühl von Standhaftigkeit, Vernunft und Grundſätze zu Hülfe, und ich ward Meiſter über meine Bewegungen. Ich fing an zu ſingen, aber ich bemühte mich vergebens, die Worte mit dem Ausdruck zu deklamiren, deſſen ich ſie ſonſt empfänglich gefunden hatte.

Können Sie ſich erdenken, was ſich jetzt ereignen wird, Louiſa? Sehen Sie es vorher, ahnden Sie, was nun geſchah? — Ihr Bruder trat herein! —

Einhalten, ſich entfernen, eine Unwahrheit ſagen — das hieße eine tugendhafte Handlung in ein verächtliches Laſter verkehren. Ich fuhr fort zu ſingen. Clifton ſah über meine Schultern. Die Muſick war auf einem Bogen Papier, und der Text auf einen andern von Frank's Hand geſchrieben. Ihr Bruder kannte ſie.

Als ich mit Singen fertig war, nahm Frank beide Papiere, dankte mir und entfernte ſich. Ich ſah in Cliftons Auge ein unruhiges, ich mag wohl ſagen, wüthendes Feuer. Er wollte ſprechen, aber es war ihm unmöglich, und ich wußte auch nicht, womit anzufangen.

Endlich gab mir der Gedanke Muth, daß ich nichts Böſes im Sinne gehabt; ich beſchloß nicht auf ſeine Fragen zu warten, und fragte ihn vielmehr, wie er den Geſang fände.

O! ungemein! — Sehr ſchön! — Ganz prächtig! —

Der Text iſt von Henley.

Das dachte ich gleich, Madam.

Ich hielt ihn für ausdrucksvoll, und habe zu meinem Vergnügen eine Melodie dazu geſetzt. Wie finden Sie den Inhalt? —

Welchen Inhalt, Madam?

Den Inhalt der Worte.

Ich weiß wahrhaftig nicht — ich habe vergeſſen —

Sie ſagten ja, der Text wäre ſehr ſchön?

O! ja! — es iſt wahr! — Sehr ſchön! — lauter Liebe! — ich erinnere mich.

Nun, und da Sie ſo ſehr an Liebe glauben, ſo werden Sie den Text doch etwa nicht ſchlechter finden.

Auf keine Weiſe! — Aber Sie, ſollte ich denken —

Ich verzeihe Liebe in einer Elegie.

Vorzüglich, Madam, wenn die Elegie Mſtr. Frank Henley zum Verfaſſer hat.

Clifton! — Sie bringen mich wieder zur Verzweiflung! — Sie kennen mich nicht! — Doch vielleicht verdiene ich jetzt mehr Tadel als Sie. Die Schüchternheit hat mir einen Schein von Strafbarkeit gegeben, die meinem Herzen fremd iſt. Aber ſo wie es nicht leicht einen Irrthum giebt, welcher der Ruhe gefährlicher iſt als der Argwohn, ſo thut es mir um ſo mehr leid, daß ich in Ihnen einen Sklaven dieſer Empfindung ſehe. Denken Sie nur ja nicht daran, das Weib zur Frau zu nehmen, in welcher Sie kein volles Zutrauen ſetzen. Und fragen Sie ſich ſelbſt ob ich es wagen dürfte einen Mann zu heirathen, der nicht glauben kann, daß ich ſein volles Vertrauen verdiene?

Ich finde in der That, daß der blinde Glaube in der Liebe eben ſo nothwendig iſt, als in der Religion. — Aber Sie kennen Ihre Kräfte, Madam.

Ein gleichgültiger Zuſchauer würde das eher von Ihnen ſagen.

Sie werden gehn, Madam, und mich in dieſem Zuſtande laſſen?

Ich muß.

In dieſem Elende?

Ich muß Briefe ſchreiben, und Beſuche abgeben.

Sie können ſo grauſam ſeyn? — Bei dem Himmel, Madam, dieſe Qual iſt größer als ein Menſch erdulden kann.

Weniger Ungeſtüm, Clifton; weniger Leidenſchaft, und mehr Vernunft.

Sie ſähen mich lieber einem Felſen ähnlich, Madam! Gefühlloſer Marmor!

Ich wünſche einen Mann in Ihnen zu finden, einen vernünftigen, und, wo möglich, einen weiſen Mann.

So warten Sie doch nur einen Augenblick! — Hören Sie mich! — Verlaſſen Sie mich nicht in dieſem ängſtlichen Zweifel!

Was für Zweifel? — Sage ich Ihnen nicht, daß der Text von Mſtr. Henley iſt? Die Melodie iſt von mir. Wenn es ein Verbrechen iſt, eine Arie zu komponiren, ſo habe ich ohne mein Verſchulden ein Verbrechen begangen. Zeigen Sie mir das Strafbare der Handlung und ich will anders davon denken. Wir müſſen entweder dieſe kleinliche, ſelbſtiſche Neigungen überwinden, oder wir hoffen vergebens auf ein glückliches Leben.

Ich — Ich — ich führe keine Klage —

Unterſuchen Sie, ehe Sie anklagen, und ich will ruhig hören, und gefällig die Klage beantworten. Wenn Sie es für Unrecht halten, daß ich einen tugendhaften und genievollen Mann nicht hintanſetze, ſo zeigen Sie mir die Gründe dieſer Behauptung an, und wenn ich nicht beweiſen kann, daß Sie Trugſchlüſſe vorbringen, ſo will ich meinen Irrthum bekennen. Ja ich erinnere Sie noch einmal daran, daß nur die Beſchuldigungen gehört werden müſſen, welche die Vernunft vorbringt; aber gegen die Klagen der Leidenſchaft empört ſich das Herz mit vollem Recht.

Hier, liebe Louiſa, entfernte ich mich noch einmal von ihm, aber bewegter als zuvor, und ich bin in der That durch eine Menge ſich mir aufdringender Ideen ſo unſchlüſſig und ſo gebeugt, daß ich noch nicht weiß, ob ich dieſes Geſpräch zu den glücklichen Zufällen rechnen ſoll, daß ich nicht einmal überzeugt bin, ob ich nicht vollkommen ſo gehandelt habe, wie ich handeln ſollte. Wenn ich erſt ruhig bin, will ich nachzudenken anfangen.

Ich erzähle jeden kleinen Umſtand mit großer Pünktlichkeit, weil ich mich aus allen Kräften beſtrebe, gut und richtig zu handeln. Und wer iſt ſo fähig mich zu richten, wer wünſcht wohl mit ſolcher Aengſtlichkeit, daß ich nicht fehlen möchte, als meine liebe Louiſa, meine Freunden, meine Schweſter?

Leben Sie recht glücklich!

A. W. St. Ives.

Sieben und ſiebenzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Schon neulich, als ich Dir ſchrieb, lief mir die Galle über, Fairfax; wo aber ſoll ich jetzt Worte finden, Dir die Wuth, die meine Seele füllt, zu beſchreiben. Ha, jetzt könnt' ich toben und raſen! Iſt es dahin mit mir gekommen? So unverſchämt! ſo ohne Furcht, ſo, ganz ohne einmal ſchamroth zu werden, mich zu verhöhnen! —

Fairfax, ich habe ſie ertappt! Unverſehens! Mein aufmerkender wachſamer Geiſt, gewöhnt an dieſe Kniffe und argwöhniſch gemacht durch Uebung und Erfahrung, ahndete ſolch' eine Möglichkeit. — Ich verſtellte mein Klopfen an der Thür, flog die Treppe hinauf nach ihrem Zimmer, drei Stufen auf einmal. — Schnell öfnete ich die Thür — Da ſaßen ſie! Allein! — Sie ſang ein elendes Lied, klägliche Verschen, zuſammen geſtoppelt von dem Kerl! — Dieſer Henley — Nein! Nein!

Ha! Verdammt — lies und zittre! — lies und hilf mir fluchen! — ſaß bei ihr! — Ha! — Eine Ballade — eine Liebesklage — eine höchſterbärmliche wehklagende Elegie voller Kummer und Leiden, Schickſal, Verzweiflung und Tod; von ihm zuſammen geſchmiert, von ihr in Muſik geſetzt und geſungen! Von ihr! Ihm zum Troſt, zur Stärkung, zum Vergnügen und Zeitvertreib. Ich griff darnach! — Nein ſie trotzten mir, verachteten den Zorn, der aus meinen Augen leuchtete, in meinen Adern kochte und meine Seele durchglühte! —

Und noch will ich an mich halten? will das Urtheil wiederrufen, das gerechte Rache geſprochen hat? —

Fairfax — Ich weiß nicht, ob ich Sie nicht haſſe! — Nein! Engliſche Zauberin! Es iſt auch nicht Abſcheu — ſondern es iſt ein Tumult, ein anarchiſches Zuſammenſtürmen von Gefühlen, die ich ſelbſt nicht zu benennen weiß, außer das Hauptgefühl: Rache! —

So beleidigt und angegriffen als ich bin, kann ihr koſendes Schmeicheln mich nicht wieder bethören, zerſtreuen und rühren. Berge wollt' ich von der Stelle rücken, mit Drachen kämpfen und durch Flammenſeen ſchwimmen, wenn dies zur Erreichung meines Zweckes erfordert würde. Ja! — Mein Roman ſoll dem ihrigen gleichen. Entſchloſſener war nie ein Held in einem Heldengedichte, weder Orpheus, noch Aeneas, noch Milton's Lucifer ſelbſt. In die Hölle wollt' ich mich ſtürzen und mich mit einer Legion teufliſcher Schreckgeſtalten herumbalgen, um meinen feſten Vorſatz auszuführen! — Entſchloſſen bin ich! feſt ſteht mein Vorſatz! — Du ſollſt mich verſpotten, auszischen, verachten wenn ich ihn feiger Weiſe ändre! Nein! Dann möge der Name Cok Clifton ein Spott- und Ekelname werden, jeder Schuft höhniſch über mich die Naſe rümpfen!

Erinnere Dich nur an alle Beſchimpfungen, Fairfax, die ich von ihr erlitten habe und (o heilige Geduld!) von ihrem Inamorato. Denn iſt er es nicht? — Unrecht, das um ſo peinigender war, da ich es nicht einmal übel nehmen durfte; Beleidigungen, kleine und ungeheuer große, die Jahrhunderte nicht aus meiner Seele vertilgen können, denke Dir dies alles lebhaft und dann zweifle noch, wenn Du kannſt, daß mein Entſchluß felſenfeſt iſt. Unverſchämterweiſe hat er ſich mir von Anfang bis zum Ende aufgedrungen. Von ſo ſchlechtem Herkommen der Menſch auch iſt, war es doch nicht möglich ihn mit Beſchämung zurück zu weiſen, oder ihn in Furcht zu ſetzen. Er war es, der mir beim erſten Beſuch den Eintritt verweigerte. Einen Gärtnersſohn mußt' ich um Erlaubniß bitten, und der Gärtnersſohn ſchlug es mir trotzig ab. Ich wurde nieder diſputirt, bedroht! Ich! Und Gründe und Drohungen waren nichts weniger als gemäßigt. — Alle Verſuche ihn zum Stillſchweigen zu bringen oder in ſein Dorf, wo er her iſt, wieder zurück zu ſchicken, mißlangen, und ich, der auf ſeine Entfernung bedacht war, wurde gezwungen, um ſein Hierbleiben zu bitten. Ja! gezwungen! — Thu es, oder! — ſo hieß es — Ha! — Sey mir getreu, Gedächtniß! — Er wurde zum Oberaufſeher aller vergangnen, gegenwärtigen und zukünftigen Meinungen und Diſputen erwählt. An ihm mußte man appelliren, ſein Ausſpruch war entſcheidend, es mochte in der Theologie oder Jurisprudenz, Phyſik oder Metaphyſik ſeyn. Er allein entſchied alles, erhaben über Konſiſtorien, Gerichtshöfe und andre Verſammlungen. Scholiaſt und alle Schulen ſanken vor ihm in den Staub. Mit unbedecktem Haupte mußten in ſeiner Gegenwart alle Doktoren ſtehn. Der ſeraphiſche, der erleuchtete, der engliſche, der unwiderſtehliche, kurz alle waren Schulbuben gegen ihn. Unſer Sittenrichter wenn wir allein waren, öffentlich und in Geſellſchaft unſer vertrauter Freund, konnte ihn, gleich einem boshaften Dämon, kein Ort, keine Zeit, keine Rückſicht, ja mit einem Worte keine menſchliche Schranken zurückhalten. Wo man nur hinſahe, beleidigte ſein Anblick das Auge. Mit ſeiner Geſellſchaft gequält, gedrückt durch ſeinen anmaßenden Ton, beleidigt von ſeinen Sarkasmen, wurde ich noch dazu gezwungen von ſeiner Hand das größte Geſchenk, mein Leben, anzunehmen. Tief unter ihm ſtand ich in dem Augenblick der Gefahr. Meine Hülfe wurde zurück gewieſen, verachtet, er mir vorgezogen in einer Sache, wo der Edelmann, der Mann von Welt und der Mann von Ehre einen unbezweifelten Vorzug verdiente. Und — dies ſetzt allen ſeinen Beleidigungen die Krone auf — er ſtört mich in meiner Liebe! — Er mein Nebenbuhler! Höll' und Teufel! —

Und ſie! — Hat ſie mir weniger Verachtung bewieſen, weniger Verdruß gemacht, mich weniger gequält. Ihn vertheidigte, unterſtützte, ſchmeichelte ſie, nur gegen mich allein war ſie ängſtlich und ſtrenge. Großmüthig vergeß' ich alle gefaßte Entſchlüſſe und will mich ihr in die Arme werfen — Unbedingt! — Ich der gewohnt war Geſetze zu geben, nicht Geſetze anzunehmen. Ich maßte mir nicht an, ihr etwas vorzuſchreiben. Ich, den Geburt, Muth, Geſtalt und Verſtand zum Liebling aller Männer und Weiber gemacht hätte, komme, entfernt von aller Anmaßung, ohne Stolz auf mein vormaliges Glück, mich ſelbſt, meine Freiheit und meine errungne Trophäen zu ihren Füßen zu legen — komme und werde zurückgewieſen, nicht geachtet, aufgezogen mit Wenn's und Aber's.

Ich muß einhalten, muß nicht mehr darüber denken, wenn nicht das kochende Blut meine Adern zerſprengen oder mein gepreßtes Herz erdrücken und mich verhindern ſoll, dieſes und noch tauſendfältiges Unrecht mit gleichem Maaße zu vergelten; denn nur ruhige und kluge Vorſicht kann meine Rache unterſtützen. Wähne aber ja nicht, daß ich auch die kleinſte Beleidigung vergeſſen werde — O nein! —

Gut, ich will ruhig ſeyn; kann und will lieber Alles ſeyn, ehe ich dieſe höchſte Wolluſt, dieſe göttliche Rache entbehre. Ja, ich muß meine Wuth zähmen. Sie hat mich nun ſchon zum zweiten Male weiter zurück geſchleudert als ich vorwärts gedrungen war. Mein Kopf denkt auf einen gewiſſen, großen, vielumfaſſenden Plan, jetzt aber iſt er viel zu zerſtört, als daß er etwas Zuſammenhängendes denken könnte.

Kurz vor dieſem zweiten kindiſchen Erguß der Leidenſchaft (denn kindiſch iſt ſie, wenn ich meinen Zweck erreichen will) hatte ich einen Meiſterſtreich geſpielt, bei welchem, wie ich in der That geſtehn muß, die Leidenſchaft dieſesmal meine beſte Alliirte war. Mit der größten Schwierigkeit preßte ich ihr unter den feurigſten dringendſten Bitten das Verſprechen ab, die Meinige zu werden. Dieſe romantiſchen Leutchen, Fairfax, halten Liebesverſprechungen für bindend und heilig. Ich hielt es alſo für eine herrliche Grundlage zu meinem Bau.

Jetzt ſind meine Gedanken gänzlich auf dieſe

Sache gerichtet. Tauſend Kunſtgriffe drängen ſich in meinem Kopf; wie viel davon werden müſſen angewendet werden, weiß ich nicht. Mein Kopf iſt reich an Planen und ich denke, es ſoll mir nun nicht fehlſchlagen. Ich erinnere mich, daß ich Dir ſchon einmal von dem Mädchen, der Laura, geſchrieben habe. Die iſt mir auch ſicher, und ſchon ſeit langer Zeit auf meine Seite. Die Liebe dieſer unerfahrnen Närrin hätte mir gefährlich werden können; aber ich habe ſie ſchon in ſoweit angelehrt, daß ſie mich bisweilen gelegentlich bei ihrer Herrſchaft herunter ſetzen, und dagegen den Liebling derſelben herausſtreichen ſoll — den auch ſie nicht recht leiden kann, weil er, wie ich vermuthe, ihre zärtliche Empfindungen mit Verachtung zurück gewieſen hat. Die Liſt gefiel ihr ſehr, weil ſie dadurch ganz herrlich dem Verdacht ihrer Herrſchaft ausweichen konnte, und ſie ſpielt ihre Rolle ziemlich gut. In der That ihre Gebieterin ſcheint ein Geſchöpf ganz ohne Verdacht zu ſeyn. Sie iſt zu erhaben, um ihn nicht zu verachten. — Um deſto beſſer. —

Dieſer Burſche, dieſer König vom Gurkenbeet muß entfert werden. Ich weiß zwar noch nicht, auf welche Art; dies wird ſich aber finden. Hier iſt er gefährlich. In der Abweſenheit kann man ihn vielleicht ſeine Rolle mit Sicherheit und Wirkung ſpielen lehren. Meine Ideen hierüber ſind noch nicht ganz in's Reine, aber ich habe ſo eine dunkle Ausſicht auf verſchiedne Mittel und Wege, wodurch dies und noch weit mehr in's Werk geſetzt werden kann und muß.

Geringe Kräfte reichen freilich dazu nicht hin. Fein, ſehr fein muß der Anſchlag ſeyn, wenn ſie überliſtet werden, fein muß die Falle angelegt werden, worin ſie gefangen werden ſoll, — und fein ſollen ſie gewiß werden. Keine Kunſt will ich unverſucht laſſen, kein Hinderniß ſoll mich abſchrecken, zu den verzweifelteſten Mitteln will ich meine Zuflucht nehmen, um das ſehnliche Verlangen meiner Seele zu befriedigen. Gerächt will ich ſeyn! — Unwiederruflich iſt es beſchloſſen — Gerächt will ich ſeyn! — Bald ſollſt Du von mir und meinen Fortſchritten hören, Fairfax. Lebe wohl.

C. Cliſton.

Acht und ſiebenzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Dieſen Brief, meine Liebe, meine Einzige, fange ich in einer ſehr, ſehr melancholiſchen Stimmung an. Wie leicht man Vorſätze faßt, und wie ſchwer man ſich zu ihrer Ausführung überwindet! Mit welcher Selbſtzufriedenheit ſagte ich mir — So will ich handeln, und ſo — Mit welcher Feſtigkeit ich Verſprechungen that! Die Wahrheit ſchien ſo ſchön, ſo einnehmend, ſo allmächtig, daß ein Kind mit ihr bewaffnete Eroberungen machen müßte. Nur Beharrlichkeit war noch zur Ausführung erforderlich, und ich konnte auf ſo gute Vorſätze ohne Mühe beharren. Ehe hätte die Erde und ihre Grundveſte erbeben können, als ich in meinen Entſchlieſſungen gewankt haben würde! — Armes, eitles Geſchöpf! — Nein, Louiſa, wir ſind nicht Alle ſo ſchwach — das wolle der Himmel verhüten!

Warum bin ich ſo? Warum werde ich jetzt verzagt? Ach Louiſa ich fange an zu fürchten, daß ich mir viel wußte, mit Kräften die ich nicht benutze; daß ich mir Pflichten vorgeſchrieben habe, die eine ſtärkere Seele erfordern, für mich unerfüllbar ſind — Und mußte ich von einem Unternehmen ablaſſen, das ich ſo edel wähnte! — Ich habe darüber nachgedacht, Louiſa, bis ich weinen konnte. —

Ich will noch nicht verzweiflen. Noch einmal, und aus allen Kräften will ich mich noch anſtrengen — Ach! ich bin meiner eignen Verſprechungen ſchon müde. Ich prahle mit Stärke, welche die Ohnmacht erkünſtelt. Aber ich will mein Beſtes thun, und Aufrichtigkeit, Lauterkeit der Geſinnungen ſey mein Troſt und meine Stütze.

Ich bin jetzt entſchloſſen Ihrem Bruder Alles zu ſagen, was ſich zwiſchen mir und Frank ereignet hat. Ich will ihm noch einmal meine Gefühle, meine Grundſätze, und meinen Entwurf darlegen. Die Reinigkeit meines Herzens muß mich ſchützen. Dieſe Darſtellung wird mir Angſt und Mühe koſten; aber ich wollte mich ihr gern unterziehen, wenn ich die guten Zwecke zu erreichen wüßte, nach welchen ich ſtrebe. Aber ich verliere mich mir, wo ich Grund zu gewinnen hofte. O daß ich weiſer wäre, daß ich es beſſer kennte das menſchliche Herz, und mich darauf verſtünde, die gigantiſchen Waffen der Wahrheit mit Kraft und Gewandtheit zu handhaben! Aber ich fühle, daß ich mir zu viel anmaße und Mitleiden mit meiner Schwäche wird die Folgen des mißlungenen Unternehmens ſeyn.

Die entſcheidende Stunde iſt gekommen. Cliſton wird in wenig Minuten hier ſeyn. Ich habe mein Herz in Ruhe, mein Gedächtniß in Thätigkeit, und alle meine Gedanken in Ordnung zu bringen geſucht. O möchte doch dieſe Beſtrebung glücklicher ſeyn, als es die letztvergangne war! Wüßte er nur, wie ſehr ich ihm wohl will, er würde nicht mit Unwillen zu mir kommen. — Er ſoll nicht ſterben, ſagte Frank! — Kann ich das vergeſſen? — Wie glühte meine Seele in mir, damals, als ich nach dem hoffnungsloſen Augenblick, die Natur ſich zum Daſeyn emporarbeiten, und das wiederkehrende Leben krampfhaft bewegt zuerſt durchſchimmern ſah! Wie glühte mein Auge bei den Worten — Er ſoll nicht ſterben! — ich ſah ein edles Talent in Thätigkeit, und glaubte man dürfe es nur beſitzen, und wünſchen, nur nachahmen um mit Erfolg nachahmen zu können — Der Bruder meiner Louiſa! — und ein Geiſt, der mit Adlersblick ſchauet, und ohne Scheu in die Sonne der Wahrheit ſehn darf!

Eine mir verborgne Urſache muß Fehler veranlaſſen, wenn ich fehle — Wohl mag ich ſagen, daß ich mit vollem Herzen recht zu handeln wünſche, daß ich mit inniger Begierde ſtrebe mich als eine würdige Freundin der Louiſa Cliſton, und des Frank Henley zu zeigen — Vielleicht iſt dieſer Mann Urſache wenn ich fehle? — Wenn ich ihm Unrecht gethan habe, ſo vergebe mir der Himmel! Wäre ich überzeugt davon, ich würde es mir nicht vergeben können!

Der Bediente ſagt mir, daß Cliſton unten iſt. Ich muß einen Augenblick Athem ſchöpfen — ich muß mich ſammeln. Seyd meine Mittler, Chöre der Engel, verleiht mir eure Zungen!

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Grosvenorſtraße.

Als ich jüngſt meiner Louiſa Nachricht von mir gab war ich tief gebeugt. Ich verzweifelte damals an dem großen Beginnen, das ich vor hatte. Ich fühlte die Pflicht und die Nothwendigkeit, vorher mein Herz zu ergießen, ihr ein Geſtändniß meiner Handlungen abzulegen, das uns eine falſche Erziehung ängſtlich vermeiden heißt, und mein Geiſt war trübſinnig, meine Sinne umwölkt. Dieſe ſtrenge Pflicht iſt bezahlt, die Hofnung glänzt mir nun wieder, mein froher Sinn fühlt Licht und Wärme.

Nicht daß ich ganz ruhig wäre — Noch bebt mein Herz vor den Gefühlen, die es nur kaum verlaſſen haben. Ich komme jetzt von einer Szene, die zu den intereſſanten, und ich kann wohl ſagen, zu den würdigſten gehört, welche ich jemals erlebt habe. Alle Triebfeder meiner Handlungen, alle Gründe, welche meine Seele zu den mächtigſten Schritten bewegen, ſind entwickelt worden, damit nicht mehr eine Klage, daß es mir an wohlwollender Liebe fehlt, ſich gegen mich erheben dürfe.

Ich fand Clifton im Sprachzimmer. Sein Blick war vieldeutiger, gefälliger, und ſichtlich gedankenvoller als das letztemal. Ich fing mit der Aeußerung an, daß mir die Ausſage meines Herzens gebiete, jede Handlung, jeden Gedanken, was nur auf ihn Bezug hat, vollſtändig und deutlich zu erklären. Ich beſchwor ihn, daß er mir die Gefälligkeit erzeige, mich in beſtimmten Ausdrücken ohne Unterbrechung reden zu laſſen, ich betheuerte ihm daß ich mein Verſprechen halten, mein Gewiſſen vor ihm reinigen, mein Herz ohne Schleier, ohne Rückhalt, mit aller Wahrheit ihm offenbaren würde, und nun möge er es verwerfen wenn er es der Annahme unwürdig, oder mit ſeinen Grundſätzen unverträglich fände.

Er verſprach Gefälligkeit und hat Wort gehalten. Noch habe ich ihn niemals ſo lange, und mit ſolcher Hingebung zuhören ſehen. Ich muß geſtehn, daß ich meine Worte vorher überdacht hatte, und nun fing ich an:

Es iſt nicht meine Abſicht, Mſtr. Clifton, mich in dieſem Geſpräche beſſer oder ſchlimmer zu zeigen als ich bin. Sollte ich partheyiſch mit mir umgehn, ſo wünſche ich, daß Sie mich darauf aufmerkſam machen. Ich ſehne mich nach einer richtigen Erkenntniß meiner eignen Fehler. Dieſe Erkenntniß, iſt, nach meinem Bedünken, allein hinreichend, um die Bösartigſten unter uns zu vortreflichen Menſchen umzubilden. Nur unſer Vorurtheil, unſre Leidenſchaften, und unſre Unwiſſenheit täuſchen uns, daß wir das Gute vom Böſen nicht mehr unterſcheiden können.

Ich habe Ihnen den Entwurf ſchon mitgetheilt, welchen Miſtrß. Clifton und Sir Arthur, in Anſehung unſrer Vereinigung, gemacht. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, mit welcher ungeheuchelten Freundſchaft, mit welcher hohen Bewundrung, mit welcher unbegränzten Liebe ich an Ihre Schweſter gefeſſelt bin. Eine kurze Bekanntſchaft überzeugte mich, daß Ihr Geiſt alle die Kräfte beſitzt, welche ſich die geſpannteſte Hofnung nur erſehnen kann. Zwar fand ich dieſen Geiſt zu mancher Leidenſchaft, zu mancher Gewohnheit hingeneigt, die nicht zu rechtfertigen, aber noch zu vertilgen waren. Jedem von uns, auch dem Geringſten, liegen Pflichten ob, die mit ſeinen Kräften in Verhältniß ſtehen. Ich glaubte nun, daß mir dieſe Bekanntſchaft eine mir ſchwer zu leiſtende, aber doch nicht unmögliche, und ſich hoch belohnende Pflicht vorzeichne.

Sie werden meine Eitelkeit lächerlich finden, aber ich muß aufrichtig ſeyn. Ich glaubte durch Unterricht, durch Geſpräch und andre Zufälle, manche wichtige wohlthätige Wahrheit mir eigen gemacht zu haben, die Sie in einer von der meinigen ſehr verſchiedenen Lage, noch nicht erlernt hatten. Zu der Ueberzeugung, daß uns die Wahrheit unwiderſtehlich an ſich zieht, daß ihre Kraft zu überzeugen auch durch meinen Mund wirken muß, freute ich mich der neuen Eroberung, und ſahe hier die Verbindlichkeit, dieſer, für Wahrheit ſo empfänglichen Seele, Wahrheit einzuflößen. Zu dieſer Ueberzeugung geſellten ſich noch die Entwürfe unſrer Freunde, ich verband mich mit ihnen, und nannte meine Freundin, Schweſter. So entſtanden zwiſchen uns Beiden dieſe Bande, welche keine menſchliche Kraft zu löſen vermag.

Allein ein unerwartetes Hinderniß ſchien uns von einander entfernen zu wollen. Ich war von meiner Kindheit an ein Augenzeuge der immer wachſenden Vollkommenheiten des jungen Henley geweſen. Hätte nicht die Verſchiedenheit des Geſchlechts, der Lage, des gegenſeitigen Zwecks in der Welt, uns in einem gewiſſen Abſtande von einander erhalten, wir wären ſchon ſeit langer Zeit die vertrauteſten Freunde. Ich war es gewohnt, ſein Lob aus jedem Munde zu hören; aber ich kannte ſeine ſeltne Verdienſte nicht hinlänglich. Ich war dem Scheine und der herrſchenden Meinung nach, ihm überlegen, und erſt ſeit Kurzem habe ich mich von dieſem Vorurtheil losgeriſſen, und überzeugt, daß ich ihm bei weitem noch nicht gleich komme.

Die Erinnerung an manches zwiſchen uns Vorgefallne brachte mich auf den Gedanken, daß er mehr als einmal, und zu einer Zeit, wo ich es noch gar nicht vermuthet hätte, mit vieler Vorliebe an mich gedacht haben müſſe. Nun wurden mir ſeine Aeußerungen deutlicher; er fand ſo viel Uebereinſtimmendes in unſern Geſinnungen; er glaubte ſich mir ſo ähnlich. Endlich geſtand er mir ſeine Neigung mit einem Muthe, der ſeinem männlichen, Verſtellungsfreyen Karakter ziemt. Ja, er behauptete, ich müſſe entweder einen unüberwindlichen Widerwillen gegen ihn hegen, oder ich ſey es mir und ihm ſchuldig, ihn jedem Andern vorzuziehen.

Ich würde gewiß den vollwichtigen Gründen nachgeben, mit welchen er dieſe Behauptung unterſtützt, wenn ich nicht von einer andern Seite unauflößliche Anſprüche und Pflichten voraus ſähe. Wir haben beide den Grundſatz, Henley und ich, daß jeder von uns ſich und der Geſellſchaft leben muß; aber in der Anwendung des Grundſatzes weichen wir von einander ab. Er glaubt, daß unſre eheliche Verbindung der Geſellſchaft ſehr wohlthätig werden würde. Ich bin überzeugt, daß der geringe Einfluß welchen ich in der Welt habe, dadurch völlig geſchwächt werden müßte, und ich über den kleinen Zirckel, für welchen ich zu leben ſcheine, gar nichts mehr vermögen würde.

Nur aus dieſen Urſachen, aus Achtung für die ſtrengen und unbeugſamen Forderungen der Gerechtigkeit habe ich einen Mann verworfen, den ich gewiß nicht verdiene; einen Mann, deſſen wohlwollendes Herz, deſſen vielumfaſſender Geiſt, deſſen außerordentliche Tugenden über mein Lob, und — ich fürchte — über all meinen Nacheifer erhaben ſind.

Mein Gedächtniß iſt mir nicht ſo treu, daß ich jedes Wort, jede kleine Handlung, die zwiſchen uns vorgefallen, wieder erzählen könnte, und die Wiederhohlung würde für Sie langweilig werden; aber ſeyn Sie überzeugt, daß ſich Henley, ſo wie ich es Ihnen angegeben, vor mir geäußert hat, daß Ich Ihnen meine Handlungsweiſe, und die mich bewegenden Gründe treulich entwickelt habe, daß ich mit dieſen Gründen ſelbſt nicht ſo vollkommen zufrieden bin, um nicht manchmal Zweifel dagegen zu erregen, und daß ich ſein Genie und ſeine Tugend bewundre, und bewundern werde, ſo lange noch Sinn und Gedanke in mir iſt.

Wenn nun ſeine Worte oder meine Handlungen beleidigend für Sie ſind, wenn Sie hn für keinen edlen Mann, mich für kein unbefangnes Mädchen halten können, wenn Sie über meine hohe Meinungen von dieſem Manne ein ungünſtiges Licht werfen, ſo ziemt s Ihnen, und ich fordre Sie hiermit feyer- ch auf, daß Sie ohne Hinterliſt ihre wahre Meinung nicht länger verheimlichen, und durch ein entſcheidend Wort allen fernern Reden und Unterhandlungen ein Ende machen. Schätzen und ehren werde ich ihn immer, denn ich muß es; und ich bin weit entfernt in dieſer Hochachtung ein Verbrechen zu finden; ich würde mich vielmehr für ſtrafbar halten, wenn ich ihn weniger ſchätzte, wenn ich ihm geringere Hochachtung erwieſe.

Meine Freimüthigkeit zeuge für die Reinigkeit meines Herzens. Ich bin entſchloſſen, ein unbeflecktes Gewiſſen als den höchſten Schatz zu bewahren. Nur lautre Geſinnungen geben dem Menſchen einen Werth, mit welchem nichts in Vergleichung ſteht, und Verſtellung iſt die Feindin der Lauterkeit. Ich werde Sie jetzt auf einen Umſtand aufmerkſam machen, Ihnen einen Vorfall erzählen, der Ihnen ſonderbar und höchſt tadelnswerth vorkommen wird. — Mag ſeyn — aber erzählen muß ich ihn.

Wir hatten nur ein einzigesmal ein Geſpräch mit einander, in welchem wir uns über die Ehe ernſtlich unterhielten. Er ſagte damals ſeine Gedanken mit der ihm gewöhnlichen Aufrichtigkeit und Feſtigkeit, die ihm vor allen Andern ſo rühmlich auszeichnet. Ein ſo wichtiges Geſpräch, in welchem ein Mann von dieſem ſeltnen Verdienſt von einem Weibe abgewieſen wurde, die ſich tief unter ihm glaubt, mußte alle ſeine Neigungen in ein lebhaftes Spiel ſetzen. Nur der tief eingewurzelte Gedanke an meine Pflicht konnte mich allein vor Wankelmuth ſchützen, der ich — daß ich es nur geſtehe! — ſehr nahe war!

Mein Herz wollte brechen und floß über; und in dem Augenblick wo das Gefühl des Mitleidens, gemiſcht mit der Furcht ungerecht gegen ihn zu ſeyn, in meiner Bruſt ſo mächtig arbeitete — in dieſem Augenblick wünſchte ich von der Unſchuld meiner Geſinnungen und der Reinigkeit meines Herzens ihn zu überzeugen; und Ihnen allein vor allen Andern muß ich dies Geſtändniß ablegen — ich küßte ihn!

Ich kann kaum fortfahren — ich muß zu heftige Gefühle unterdrücken — der menſchliche Geiſt kann es nicht ertragen, wenn er ſehen muß, daß ihn der Irrthum, oder die ſpitzfindige Mißdeutung, ſeine unbefangenſten ungeheuchelten Ergieſſungen zur Schuld anrechnet — War dieſe Handlung ein Verbrechen? nun ſo habe ich freilich ein Verbrechen begangen — ich mag nicht anders erſcheinen als ich bin, und Sie müſſen in dieſem Augenblick erfahren, wie ich bin. Dieſes Geſpräch, dieſe ganze Situation ereignete ſich an dem Tage, da er Ihnen, aus meiner Stube kommend, im Vorzimmer begegnete; ein Tag, Mſtr. Clifton, der Ihrer Erinnerung und Ihres Nacheifers würdig iſt; denn Beweiſe des hohen, unbeugſamen Muthes wurden an dieſem Tage abgelegt. Die ſüßeſte Hofnung, welche ſein Herz nährte, war ihm benommen worden; es hatte ihn ein Weib verworfen, in der er die Freundin und Gefährtin ſeines Lebens zu finden hofte; er hatte ſich bemüht ſeinem Nebenbuhler Dienſte zu erweiſen, und empfängt einen empfindlichen Streich von der Hand dieſes Nebenbuhlers!

Ich bin weit davon entfernt Mſtr. Clifton Ihnen Kummer zu machen, Ihren Empfindungen entgegen ſprechen zu wollen! — Gewiß ſehr weit! — Ich bemühe mich nur einem Gemälde friſchere Farben zu geben, das ich für das Lehrreichſte halte, welches die Vergangenheit Ihnen darſtellen kann.

Ferner muß ich Sie benachrichtigen, daß ich ihn wenige Tage nachher fragte, ob er ſeine Geſinnung in Anſchlag meiner nicht geändert habe, in der Hofnung eine reiflichere Ueberlegung werde ihn in der Entſagung eine Pflicht finden laſſen. Aber er glaubt mich im Irrthum, und beharrt darauf. Wiewohl ich geſtehn muß, daß er mir ſeine Gedanken nicht aufdringt; ein Einſiedler könnte kein tieferes Stillſchweigen über die Liebe beobachten; ein Bruder könnte nicht ruhiger hierüber zu denken ſcheinen. Außer dieſem Geſpräch hat er keinen fernern Verſuch gewagt. Die wenigen Worte welche er ausſprach, da ich ihn fragte, waren von mir ſelbſt veranlaßt worden.

Was das Gedicht betrift, welches Sie neulich anſtößig fanden — dies hatte ich bald nach unſerer Ankunft in Frankreich geſehen. Ich fand es auf meinem Muſikpult, und ich darf behaupten daß es aus Verſehn, nicht mit Vorſaz hieher kam. Durch die Handſchrift errieth ich den Verfaſſer, und ich ſezte eine Melodie dazu, weil mir der Text gefiel.

Der Tag an welchem ich dieſe Arie vor dem Klavier in Gegenwart Ihrer ſang, war der erſte wo man ihrer dachte. Nach dieſer

Zeit drang Sir Arthur in Henley und both ihm ſeine Dienſte an: Henley hat ſich eine Abſchrift von meiner Melodie, als die einzige Gefälligkeit aus, welche ihm die Familie erweiſen könnte! — — Er hat uns manche Gefälligkeiten erwieſen! Wie viel Gefälligkeiten, die wir niemals wieder zu erſtatten Gelegenheit haben können! Meine Hände ſind ohnmächtig; aber ehe ich meine Gedanken von ſeinen Verdienſten abwende, muß ich überzeugt ſeyn, daß dieſe Gedanken ſtrafbar ſind.

Wie ich mich jetzt an Sie perſönlich wenden ſoll, Miſtr. Clifton, das weiß ich kaum. Die Welt nennt vielleicht meine Abſichten überſpannt, meine Forderungen anmaßend, und meine Entwürfe ungereimt. — — Die Welt hat ihre eigne Denkungsart. — — Auf dem Wege zur Wahrheit habe ich Sie einige Schritte hinter mir geglaubt. Ich habe mich ſelbſt einigermaßen zu Ihrer Lehrerin vorgeſchlagen. Ich habe meinen Entwurf der Perſon mitgetheilt, welche Sie vielleicht für ihren Nebenbuhler halten; ich habe um ihre Hülfe gebeten und eingeſtanden, daß ich dieſe Perſon Ihnen überlegen glaube. Alle dieſe Aeußerungen mögen Sie beleidigen; aber der

Weg der Gradheit darf weder finſter noch verſteckt oder durch Irrlichter auf Nebenwege geleitet werden. Wenn ich Ihnen alles geſagt habe, was ich von Ihnen denke, ſo werden Sie, wie ich hoffe, Neigung zur Billigkeit nicht an mir verkennen.

Wir weichen in manchen Hauptgrundſätzen von einander ab; und wir können nicht eher zu einer ewigen Verbindung ſchreiten, als bis wir einig ſind. Sie waren unwillig dieſe Grundſätze genauer zu erwägen; aber Sie fanden die Parthey welche Sie ergriffen hatten, nicht ſo ſicher und wohl gegründet, als eine lebhafte Einbildungskraft ſie Ihnen vorſtellt — Widerſpruch mißfiel Ihnen, und der Geiſt der Galanterie, welcher Sie Ihre Bewunderung zollen, gab Ihnen Gefälligkeit für das Frauenzimmer ein der Sie den Hof machen — und ſo vermieden Sie jedes ernſthafte Geſpräch. Sie glauben ohne Zweifel, daß der Liebhaber nachgeben müſſe, und der Ehemann befehlen dürfe; ich leugne beides. Dem Ehemanne, dem Weibe, und dem Liebhaber befiehlt die Vernunft; jeder anderweitige Befehl kommt von einem Tyrannen. Die Vernunft giebt Anſehn, das von keinem Verhältniß abhängt.

Sie glauben daß die Anſprüche der Geburt, auf Ueberlegenheit über die Menſchen, rechtmäßig ſind: ich halte ſie für Anmaßungen. Ihnen iſt der Zweikampf Pflicht, mir Verbrechen. Der Selbſtmord heißt Ihnen überhaupt eine wahnſinnige, in einzelnen Fällen eine tugendhafte Handlung. Ich behaupte, daß kein Menſch der nicht für die Geſellſchaft völlig nutzlos iſt, oder ihr durch ſeinen Tod einen größern Dienſt erweißt als durch ſein Leben, ein Recht über ſein eigenes Leben haben könne; und ich zweifle ob es einen ſolchen Menſchen giebt. Sie laſſen es ſich nicht ſtreitig machen, daß alles was Sie beſitzen Ihr Eigenthum iſt; ich bin überzeugt, daß Ihr Vermögen dem gehört, der es nöthiger braucht als Sie.

Dieſe Unterſchiede in den Meinungen ſind weſentlich; und noch habe ich nicht alle angeführt. Einige ſind vielleicht ſo wichtig, daß ſie unſere Verbindung gänzlich aufheben können.

Nicht daß ich dieſe Aufhebung wünſchte — ich wünſche gewiß ſehnlichſt das Gegentheil! — Sie Mſtr. Clifton ſind ein Mann von ſeltnen Talenten, von einem ſo durchdringenden Verſtande, von einem ſo viel vermögendem

Geiſte, daß ich mehr als einmal mit innigem Vergnügen an die Möglichkeit dachte, dieſe Kräfte für die Sache der Wahrheit angewendet zu ſehen, ſelbſt ein Werkzeug zu dieſer wichtigen Unternehmung, und in der Folge die vertrauteſte, die liebſte Freundin der Seele zu werden, welche ſo entzückende, Liebe abgewinnende, wohlthätige Wirkungen hervor zu bringen vermag.

Dieſe Hofnungen verſchwinden jetzt; und wüßten Sie wie ſehr mich das betrübt, Sie würden mich keiner Gleichgültigkeit beſchuldigen.

Gewohnheiten und Vorurtheile, welche der Gebrauch heiligt, und ſelbſt der Gebildete, der von mancher Seite Tugendhafte ehret, wirken zu mächtig als daß die ſchwachen Beweißgründe eines jungen Mädchens ſie beſiegen könnten. Die Männer ſind geneigt mit uns zu tändeln, ihr Spiel, ihren Spott mit uns zu treiben; höchſtens dienen wir ihnen zum Ergötzen; aber zur Unterſuchung praktiſcher und abſtracter Wahrheiten werden wir nicht zugelaſſen. In dem Sturm der Leidenſchaften überhört man die leiſe Stimme eines ſchwachen Weibes.

Es iſt mir jetzt nicht wahrſcheinlich, daß alle dieſe Hinderniſſe entfernt werden können; und ſo lange ſie nicht entfernt ſind, müſſen wir in dem Zuſtande bleiben, worin wir uns jetzt befinden.

Die Hinderniſſe welche mir zu einer Heirath im Wege ſtehn, ſind in der That ſo zahlreich, daß meine Berechnung zum Vortheil des eheloſen Standes ausfällt. Ich verlange nicht Reichthümer; aber eine ſo innige Ruhe der Seele, daß manche die Erfüllung dieſes Wunſches für unmöglich halten dürften. Und doch kann ich meine Erwartungen nicht niedriger ſpannen, ohne in meinen Grundſätzen nachzulaſſen.»

Hiermit ſchloß ich, und Ihr Bruder war noch immer geduldig, und ſchien mich gern noch länger anhören zu wollen. Nach einer kurzen Pauſe erwiederte er: — Die tiefe Aufmerkſamkeit welche ich auf Ihre Rede verwandt habe, wird Sie überzeugt haben, Madam, daß ich jetzt keinen müßigen Zuhörer abgab. Ihre Worte haben tiefe Wurzel in meinem Herzen gefaßt. Ihr Verlangen daß ich ſie beherzigen möchte, kann kaum dem meinigen gleich kommen. Ich kann mich auf mein Gedächtniß verlaſſen; aber dieſer Fall iſt zu wichtig, und ſo bald ich nach Hauſe komme will ich alles was ich gehört habe, pünktlich niederſchreiben.

Ich kann nicht errathen Mſtr. Clifton, was für Gründe Sie zu dieſer ungewöhnlichen Sorgfältigkeit bewegen, noch auch, ob Sie ſich beleidigt finden oder nicht; aber ich halte es für Unrecht, was ich geſagt oder gethan habe zu verheimlichen, und deshalb will ich Ihnen die Anſtrengung des Abſchreibens erſparen. Sie mögen meine Worte oder Handlungen mißverſtehn oder nicht — ich ſchicke Ihnen morgenfrüh eine ziemlich korreckte Abſchrift meiner jetzigen Aeußerungen. Ich kann ſie leicht wiederholen. Die Erinnerung an meine Gefühle ſoll mir nicht ſchwer werden; denn meine Gefühle haben einen tiefen Grund, ſie ſind nicht vergänglich.

Sie werden mich ungemein verpflichten, Madam, und ich werde mich bemühen dieſe Gefälligkeit recht zu benuzzen. Ich bin für alle dieſe Gegenſtände ſo eifrig als Sie — ich hoffe Sie werden nicht abgeneigt ſeyn ſich mit mir über die Materien zu unterhalten, in welchen wir von einander abweichen?

Abgeneigt? — O nein! — daß Sie davon abgeneigt waren, brachte mich beinahe zur Verzweiflung — aber reden Sie im Ernſt? —

Gewiß und wahrhaftig im Ernſt?

Und wollen Sie wirklich über dieſe Materien ernſthaft und tief nachdenken?

So tief, Madam, als Sie ſelbſt es nur wünſchen können.

Miſtr. Clifton, dieſer Ton, dieſe Art macht mir Freude! — Sie beleben meine Hofnungen wieder! — aber ich beſchwöre Sie, gehn Sie aufrichtig mit ihrem eignen Herzen um. Unterſuchen Sie alles was ich geſagt habe; alles, vorzüglich was Frank Henley betrift. Alles was ich über Ihre Gemüthsart bemerkt habe, vom Anfang bis zulezt, nöthigt mich zu dieſer ernſthaften Forderung.

Fürchten Sie nichts Madam, ich werde Ihrer Aufforderung gehorchen. Ich werde mit aller Strenge unterſuchen die Sie nur wünſchen können — Der Kelch mag bitter ſeyn, aber er muß ausgeleert werden — Sie werden doch durch meine Freimüthigkeit keine üble Meinung von mir faſſen?

O nein! — Seyn Sie freimüthig, ſeyn

Sie wahr, ſeyn Sie Ihrer ſelbſt würdig.

Ich muß ſo werden wie Sie mich haben wollen, Madam — nur erbitte ich mir Ihre Beihülfe.

Sollten Sie in der That ſo entſchloſſen ſeyn, als Sie ſcheinen?

Ich bin es Madam (noch hab ich Ihren Bruder nicht mit ſolcher Feſtigkeit in Blick und Wort geſehn) Sie waren ſo gefällig, mich Ihre Grundſätze lehren zu wollen.

Nicht die meinigen; die Grundſätze der Wahrheit. Ich fordre kalte Unterſuchung. Wenn ich Ihre Grundſätze gegründeter als die meinigen finde, ſo werde ich mich glücklich ſchätzen Ihre Schülerin zu werden. Ich fürchte daß zwei Menſchen nicht über einen, geſchweige denn über alle Gegenſtände gleich denken können; aber wenn Sie und ich über die wichtigſten Punkte immer ſo verſchieden wären als wir es jetzt ſind, ſo könnte eine Heirath uns nicht glücklich machen.

Ich hoffe, Madam, daß unſre Meinungen wie unſre Perſonen ſich miteinander verbinden werden.

Ich hoffe! — aber ich beſchwöre Sie,

täuſchen Sie ſich nicht; glauben Sie nicht überzeugt zu ſeyn, wo Sie Ueberzeugung nicht fühlen. Würdigen Sie die redliche Aufrichtigkeit Ihres Herzens nicht durch die unwürdige Herrſchaft der Begierde herab!

Hier, Louiſa, endigte ſich das Geſpräch. Es kam Geſellſchaft, und wir ſchritten zu den gewöhnlichen Beſchäftigungen des Tags. Mit innigem Vergnügen kann ich hinzu ſetzen, daß das Betragen Ihres Bruders auf völlige Sinnesänderung ſchließen läßt. Noch niemals hab ich Hofnung mit ſolchem Grunde genährt! — Der Gedanke, meine Worte auf das Papier zu ſetzen, beweißt hinlänglich ſeinen Ernſt. O daß dieſe Neigung ſich immer mehr in ihn verſtärkte! — Er ſoll nicht ſterben. Damit will ich auch heute wieder ſchließen! — Wie edel könnte dieſer Geiſt noch werden! — Könnte? — laſſen Sie uns dreiſt ſeyn und ſagen: wie edel wird er werden! O daß es ſo leicht gethan wäre als es geſagt iſt!

A. W. St. Ives.

Achtzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ehe Du in meinem Brief fortfährſt, Fairfax, lies die Einlage! *) — lies! Ihre Hand iſt es! — An mich iſt es gerichtet! für mich wiederholt! für mich aufgeſetzt! — lies, und glaube noch an Dein eignes Daſeyn, wenn es möglich iſt.! Glaube, wenn Du kannſt, daß alles, was Du ſiehſt und hörſt, die Bilder die vor Deinen Augen ſchwimmen ja die Welt ſelbſt würklich, und keine Illuſion iſt. Ich meines Theils fange an zu zweifeln! — lies! — O daß ich unſichtbar neben Dir ſtehn könnte!

Nun! Biſt Du fertig? lebſt Du noch? Biſt Du nicht zur Bildſäule geworden? — Würde mich nicht die ganze Welt einen Lügner

---

*) Eine Kopie ihrer letzten Unterhaltung, die Anna ihm, ihrem Verſprechen gemäß, gegeben hatte.

ſchimpfen, wenn ich erzählte, daß mir dergleichen Dinge nicht blos mündlich geſagt, ſondern auch geſchrieben worden wären, damit ich ja nicht dieſe raſende Beleidigungen vergeſſen ſolle? — Wie? Mich zu ihrem Beichtvater zu machen? Mich? Keine geheime Sünde in Gedanken, Worten und Werken zu verſchweigen? An Alles zu erinnern, Alles zu erzählen, Alles zu bekennen? Sünden mit dem verhaßten Henley begangen! Sünden, wider die Liebe, wider Clifton! — Denkt ſie, daß ich ein Blatt wie dieſes anſehn kann, und beim Durchleſen ſo verwegner ſo beleidigender Zeilen nicht von flammender Wuth verzehrt werde? Gewiß, ſie muß raſen!

Ja, Fairfax, dieſe Dinge gehen über meinen Begrif! Ewig wird mein Erſtaunen währen, denn wie bin ich im Stande dies zu verſtehn. Wie? Mich, mich Clifton, mit ihren Liebesſtreitigkeiten mit ſolch einem Burſchen zu unterhalten? Ihn als Cicisbeo vorzuziehn? Ihn meinen Nebenbuhler zu nennen? Ohne Schaam meinen Augen begegnen, und doch zu geſtehn, daß er mir überlegen ſey? Mich von dem tiefen Eindruck zu benachrichtigen, den er auf ihr Herz gemacht? Das Geſtändniß abzulegen, ſie hab' ihn geküßt? —

Noch einmal, es iſt unglaublich! Nein, es iſt noch weit mehr als unglaublich. Denn — wunderbar klingt es in der Erzählung, noch wunderbarer aber iſt die Sache ſelbſt, — alles dies erhielt von ihren Lippen, ihren Augen, ihrer ganzen holden Geſtalt, und ihrem brennenden Eifer, einen ſolchen ſchönen Anſtrich, daß ich ewig allen Anſpruch auf Vernunft aufgeben will, wenn ich in dem Augenblick, als ſie ſprach, wußte was ich hörte, und ob ſie mir nicht die Geſchichte eines Sylphen oder eines andern himmliſchen Geiſtes erzählte.

Ja, Fairfax! Es war ein Augenblick, ein kurzer aber gefahrvoller Augenblick, wo ich, bezaubert von ihrer Beredſamkeit, in Erſtaunen geſetzt von ihrer übergroßen Aufrichtigkeit, hingeriſſen von der Unſchuld einer ſo rein ſcheinenden Seele, auf dem Punkt ſtand, — weiß Gott von was für einen närriſchen Großmuthsteufel beſeſſen — mich ihr zu Füßen zu werfen, ihr alle meine verbrecheriſchen Anſchläge zu bekennen, und mich einen wahrhaft von ihr bekehrten Sünder zu nennen.

Und dies, ehe der Athem kalt geworden war, der ſolche Beleidigungen ausgeſprochen hatte!

Die Sirene! Alle ſchöne Hexen, wovon man nur immer ſingen und ſagen mag, ſind gar nicht mit ihr zu vergleichen! Circe, Kalypſo, Morgane, Zauberinn, oder Göttinn, ſterblich oder unſterblich, keine verſteht mit ſo vieler Kunſt den magiſchen Trank zu bereiten!

Nicht ihre Gründe machten dies. Was wollen die? Es war ihr heitres, ſtralendes Auge, ihr kleiner roſenrother Mund, ihr klopfender hochwogender Buſen, ihr — ich weiß nicht mehr was, außer daß dieſes noch nicht alles war! — Nein! Es war etwas weit Himmliſcheres, ein Ausfluß der Gottheit! — Der Himmelsglanz einer göttlichen Seele, die von heiligem Feuereifer überfließt! —

Wärſt Du doch Zeuge der Erhabenheit ihres Ausdruckes geweſen! — Nimmer ſah' ich wogende Leidenſchaft ſo in Zaum gehalten, ſo gemeiſtert! Gleich den langen Pauſen der feierlichen Todtenglocke, tröpfelte eine Zähre nach der andern aus ihrem Auge, unaufgehalten; ihre ſtoiſche Seele verſchmähte ſolche Gäſte zu beachten, die ſich ihr aufdrangen, ohne daß ſie es wehren konnte. Ihre ganze Geſtalt ward von dem Kampf zwiſchen Gefühl und Willen erſchüttert. Und wohl mag dieſer Kampf erſchüttern!

Ich war vorbereitet, als ich zu ihr gieng, und dies war mein Glück. Ich war feſt entſchloſſen ganz zu ſchweigen, damit ich aus ihrer Rede deſto mehr Nutzen ſchöpfen möchte. Den einzigen gefahrvollen Augenblick ausgenommen, blieb ich auch ſtandhaft! — Standhaft und unerſchütterlich, obgleich ihre Rede Felſen hätte bewegen können.

Ja, Fairfax, ich that mein Theil; ob ich gleich gewiß weiß, der wahre Weg, ſie am beſten zu betrügen, wäre der geweſen, wenn ich gleich einem krächzenden Methodiſten ihr zu Füßen gefallen wäre, mich den niederträchtigſten Menſchen der Welt genannt, heulend Reue bezeugt und aus der unermeßlichen Quelle ihrer Barmherzigkeit Vergebung erfleht hätte.

Ich zürne wirklich mit mir ſelbſt, daß ich noch keinen feſten Plan entworfen habe. Unzählige Anſchläge bieten ſich mir dar, alle aber haben ſo mancherley Schwierigkeiten, daß es keine leichte Sache iſt, ſich zu einem davon zu entſchließen. Zum Theil muß ich von den Umſtänden mich leiten laſſen, und Geduld haben. Für jetzt kann ich weiter nichts thun als ſolche langweilige Maſchinen in Bereitſchaft halten, wie dieſes phlegmatiſche nebliche Roſtbeef- und Puddingsland darbietet. Das Feuer muß ich ſelbſt hinzu thun, wenn es nöthig ſeyn ſollte, um ſie in Bewegung zu ſetzen.

Doch da ich ihren Fall beſchloſſen habe, ſo iſt mein Geiſt nun in raſtloſer Thätigkeit und meine Phantaſie theilt ſchon allen Weſen, die mich umgeben, eine Rolle mit, und daß ein Jeder die ſeinige gut ſpiele, muß ebenfalls meine Sorge ſeyn!

Mich ſelbſt zu üben muß mein Erſtes ſeyn. Unempfindlichkeit oder wenigſtens den Schein davon muß ich mir unvermeidlich erwerben. Verbergen muß ich meine Leidenſchaft und mich ſtellen, als hätte ich ſie beſiegt. In ihrer nakten natürlichen Geſtalt iſt ſie unſchicklich, unmoraliſch, unrein und ich weiß nicht was noch mehr. Ergreif' aber die erſte die beſte metaphyſiſche Spitzfindigkeit, laß Eitelkeit und dreiſte Behauptung Bürgſchaft leiſten und taufe ſie Wahrheit und dann wird jede Ausſchweifung und Bigotterie ſelbſt eine Gottheit. Denn ſey Du ſo dreiſt, ſo heftig, ſo intolerant als der grimmigſte Zelot, und es iſt alles hoher Tugendeifer.

Ja, ich muß ihre Verachtung aller irrdiſchen Dinge, Bewegungsgründe und Abſichten nachahmen lernen.

Die wunderſeltſame Einlage ſende mir in Deinem nächſten Brief zurück. Ich ſchicke Dir Ihre eigne Hand, daß Du vollkommne Ueberzeugung erhältſt.

Ich nahm für mich eine Abſchrift, aber ich habe nun überlegt, daß ich vielleicht das Original brauchen möchte. Es könnte vielleicht eine Zeit kommen, wo ſie mich mit Beſchuldigungen und Klagen überhäufte. Dann will ich ihr dies Papier vorlegen und die Schuld auf ſie zurückwälzen.

Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich bei dem Gärtnerei treibenden auf neue Anlagen bedachten Ritter, Mangel ſonſtiger Herzlichkeit, Abnahme ſeines Eifers und wohl auch den Wunſch zurück zu ziehn, zu bemerken glaube. Nun laß ihm! Mag er doch zu den grauſamen Sünden der Tochter noch neue hinzufügen; dies ſoll meine Erfindſamkeit nur thätiger, meine Rache nur fürchterlicher machen! Ich werde ein wachſames Auge auf ihn haben, und hoffe beinah, mein Verdacht wird gegründet ſeyn! —

Tante Wenbourne fährt auch noch fort eine eifrige Lobrednerinn Henleys zu ſeyn. Der verdammte Kerl! — Doch ich kann ſie vielleicht brauchen; und weil ſie von dem Narren Eduard faſt gänzlich regiert wird, ſo muß ich mich in deſſen Gunſt zu bringen ſuchen. Dies wird denn auch gar nicht ſchwer halten.

Auch der ſtolze Onkel Fitz-Allen iſt mir ſicher. Ich ſpeiſe öfters an ſeinem ſogenannten Viſitentag bei ihm, weil er mit Geſchäften überhäuft iſt, wie alle Holzköpfe gemeiniglich vorgeben, und ermangle nicht, ihn fleiſſig an die Verwandſchaft zu erinnern, in welche er mit einem Gärtnersſohn zu gerathen befürchten muß, wenn nicht dafür geſorgt wird. Dann glüht ſein Geſicht und ſeine rothe Naſe wird noch feuriger. Was ſchadet's, wenn ich ihn zum Werkzeug brauche und er findet endlich welchen guten Anſchlag er hat ausführen helfen. Sein Wille mag dies wohl ſeyn; der meinige aber iſt es nicht und wird es nie werden.

Keiner von dieſen iſt der Hauptſchauſpieler, den ich brauche, noch aber bis jetzt nicht gefunden habe. Auf's höchſte kann ich alle nur zu Nebenrollen gebrauchen. Laura kann mir freilich von ſehr groſſem Nutzen ſeyn, aber das heimlichen Anſchlag ſchmiedende, verwegne, hinterliſtige, boßhafte, mir unterworfene kleine Teufelchen, das laufen, fliegen, ſchwimmen, ſichtbar und unſichtbar ſeyn, und um meine Befehle zu vollziehn, ſelbſt in Eismeere und Feuerſeen ſich ſtürzen ſoll, muß ich noch zu entdekken ſuchen.

Wäre ich in Italien, ſo bedürfte es nur einiger Zechinen und ich könnte Legionen Kämpfer in Bewegung ſetzen: hier aber haben weder wir Cicisbeos noch Karnevals, weder Beichtväter, noch Bravo's, noch Freyſtädte. Nein — hier giebt's zu wenig Pfaffen und zu viel Moralität, als daß dieſe edle Brüderſchaft in ihrer ganzen Vollkommenheit blühen könnte.

Ich weiß noch nicht, ob ich alle dieſe Vorbereitungen brauchen werde, aber ich glaube es beinah und muß mich daher auf das Schlimmſte gefaßt machen, denn ich will mein Unternehmen durchſetzen, troz Himmel und Hölle! — Ja, Fairfax, ich will! — Gelinde Mittel, Schmeichelei und Verſtellung ſollen meine erſte Zuflucht ſeyn. Richten dieſe nichts aus, dann will ich meine Maſchiene ſpielen laſſen! —

Ich habe noch einmal meine Abſchrift von ihrem unerhörten Schreiben durchgeleſen, und ob gleich jedes Wort meinem Gedächtniß eingegraben war, ſo ließ ich es doch mit neuem Erſtaunen aus der Hand fallen. Ihre Geſchichte von ihrem Henley, der Neigung ihres Herzens zu ihm und ihre ſchamloſe Rechtfertigung über alles was ſie gedacht, geſagt und gethan, übertrift alles, was man von weiblicher Ausſchweifung erzählt.

Sie kömmt unterdeſſen doch zuletzt auf die Hauptſache. Ihre Rechnung iſt zu Gunſten des ledigen Standes — Diesmal, Lady, haben ſie Recht! — Wir können noch vielleicht in weit zweifelhafteren Fällen übereinſtimmen; aber wenn wir in dieſem Punkt jemals verſchiedener Meinung ſind, ſo iſt es ein Wunder.

Ich muß mich ſelbſt loben, daß ich meinen Vorſatz, ſtill und zurückhaltend zu bleiben, ſo ſtrenge gehalten habe. Ich freue mich meiner Feſtigkeit und meiner Vorſicht, denn ihr Angriff war ſo heftig und ihre Bewegung, worin ſie dadurch verſetzt wurde, ſo angreifend, daß alles verloren geweſen wäre, wenn ich mich nicht darauf vorbereitet hätte.

C. Clifton.

Ein und Achtzigſter Brief.

Eske Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ja, ja, Fairfax! Sie wählt mit Entſchloſſenheit den Weg des Verderbens, und verfolgt ihn mit unermüdetem Eifer! — Was denkſt Du wohl, was ſie jetzt gethan hat? — Auf ein Erdbeben hätt' ich wohl eher gerechnet! Sie geht entſetzlich dem Wunderbaren nach! Sie hat ſchon wieder in dem trüben Pfuhl des Paradoxen geangelt und ein neues Dogma gefangen! Und was iſt dies? Nichtsweniger als eine Verſicherung, daß das mir gethane Verſprechen keine bindende Kraft habe! — Ein Verſprechen iſt ein Unding: es bedeutet nichts, beweißt nichts, und man kann durch nichts gezwungen werden es zu halten.

So ſey es — Es iſt mein Grundſatz, — eines abgefallenen Engels würdig, — womit ich aber in der That eben ſo wohl zufrieden ſeyn kann als ſie. Die Wahrheit zu geſtehn, ich hielt Verſprechungen, ſpröden Mädchen gethan, niemals für verbindlich, auch würde ſich wohl meine Gewiſſenhaftigkeit in dieſem Fall ſchwerlich vermehrt haben. Wenn ſie, als ein Weib, einfältig genug iſt, den Worten eines Mannes Glauben beizumeſſen, ſo iſt dies ihre Schuld. Da mag ſie zu ſehn! —

Dies iſts nicht allein; dieſe Lehre iſt nicht von ihrer eignen Erfindung! Henley, der ewige Henley, von dem ſie ſich kaum einen Augenblick trennen kann, erſcheint ſchon wieder auf dem Schauplatz. — Wäre es auch möglich geweſen, daß ich hätte zum Mitleid bewogen werden können, jetzt hat ſie es entſchieden, daß ich nicht mehr kann. Aber ſie ſtehn Beide auf der ſchwarzen Tafel bei mir, mit groſſer unauslöſchlicher Schrift, und da ſollen ſie auch wenigſtens ein Weilchen bleiben.

Mein Plan, Fairfax, iſt entworfen, und wie ich glaube vollſtändig. Im Anfange meiner Bekanntſchaft mit ihr, hatte ich, wie Du weiſt, ehrliche Abſichten, und meinte es aufrichtig. Ich war ein Narr, wenigſtens auf vierzehn Tage, denn ſo lange dauerte es ungefähr, als ich nach und nach wieder anfing unſchlüſſig zu werden. Ich war in der That äußerſt verliebt. Auch hat ſich meine Begierde noch nicht abgekühlt; Aufſchub, Hinderniſſe und Vernachläßigung haben blos meine Abſicht verändert. Sie brachte es bald dahin, daß ich ſie in manchen Punkten wie andre ihres Geſchlechts behandelte und auf heimliche Anſchläge ſann. Es iſt ein Glück für mich, daß ich ein fruchtbares Gehirn habe, und ſie hätte ſich ſehr wohl geſtanden, wenn ſie, mit der Eroberung zufrieden die ſie gemacht, mich mit einer, meinen Verdienſten angemeſſenen, Großmuth behandelt hätte. Aber ſie hat mich zum Heuchler gemacht, und einen Heuchler ſoll ſie an mir finden, ſo arg als einen.

Sie hat mir ſelbſt den Weg gezeigt, ſie hat mir ihr ganzes Herz eröfnet. Sie hat den närriſchen Einfall eine vollkommne Heldin zu ſpielen. Sag' ihr: es iſt Pflicht; und ſie läßt ſich, gleich den Weibern der Braminen, ruhig und entſchloſſen zum Scheiterhaufen führen!

Nun gut! ich will ſie an eine Pflicht erinnern, wovon ſie ſich wohl wenig träumen läßt. Gewiß, ſie ſoll ſich zu Allem was ich will, bereit finden laſſen, als zu einer Handlung der Pflicht. Ich will ihr ſchon beweiſen, daß es eine iſt, ich! Das niedliche unſchuldige Lämmchen ſoll ſich wohl in dieſem Punkt unter meiner Vormundſchaft ſchmiegen, und es müßte ſchlimm zugehn, wenn ich nicht ſo fein logiſch beweiſen ſollte, als ſie ſelbſt.

Was ſagſt Du dazu, Fairfax? Iſt dies nicht ein herrliches Projekt? Iſt es nicht des weiſen Doktor Cliſton würdig? Sollt' ich wohl, was meinſt Du, bei der Ausführung meinen guten Ruf verlieren?

Ich bin ſchon ein ganz neuer Menſch geworden. Mein ganzes Syſtem iſt verändert. Sie fängt an, mich unbarmherzig zu loben, und während dem ich mich innerlich über den guten Erfolg kützele, kann wohl das verlängerte Geſicht eines vom Geiſt ergriffnen Quakers nicht ehrbarer ausſehn, als das meinige. Ich bin zu ſtolz auf meine Talente, und gefalle mir ſelbſt zu ſehr, als daß ich nicht ausdauren ſollte.

Schon hab' ich mich zu einer von ihren Wahrheiten bekehrt. Lache, Fairfax! Ich habe eingeſtanden, daß Dein Bedienter Deines Gleichen iſt. Iſt dies nicht lächerlich? Demohngeachtet bin ich überzeugt! Ja und überzeugt will ich bleiben, bis es Zeit iſt. Sie ſoll mir ſchon einmal Wahrheit predigen! — Doch, halt — Ich muß nicht zu geſchwinde lernen, das könnte Verdacht erwecken; ob ich gleich gern ſo hurtig, als es nur immer ſeyn kann, weiter fortrücken möchte.

Sie hegt einen brennenden Disputireifer, und, wie ich Dir ſage, ich gehöre ſchon jetzt unter ihre gute Schüler, weil mich die Verfolgung meines eignen Projekts jetzt ſehr willfährig macht zuzuhören und ſolchen Schlüſſen nachzujagen, die ich nöthig habe, um mich von ihr darüber unterrichten und das, was ich noch nicht verſtehe, erklären zu laſſen. Sie weicht von keinem Satz, er mag ſo ausſchweifend ſeyn als er immer will, wenn er nur mit einem ihrer Lieblingsſyſteme, deren ſie eine gute Anzahl hat, Zuſammenhang zu haben ſcheint. Ehe ſie das geringſte davon fahren lieſſe, würde ſie lieber zugeben, die Sonne ſey eine Kohlengrube, und ihre brennende Stralen nichts weiter als Walzen von Kiehnruß, die durch das Reiben auf ihrem Wege zu uns geglättet und ſtralend geworden. Sie geſteht, es ſey ihr feſter Vorſatz ſich von allen Vorurtheilen zu befreien. Doch hat ſie die

Beſcheidenheit und fügt wohlbedächtig die Klauſel hinzu — »wenn es ſich thun läßt.«

Könnte ſie wohl für mich eine bequemere Hypotheſe haben, Fairfax? Siehſt Du nicht ihre Fruchtbarkeit ein? Und iſt es nicht ſehr gütig von mir, wenn ich ihr bei einem ſo ſchwürigen Unternehmen Beiſtand leiſte? Was meinſt Du? Wäre es nicht möglich, ihr zu beweiſen, daß die Heurath ein bloſſes Vorurtheil iſt?

Sie ſoll mich bereit finden, viel oder vielleicht auch alle ihre Lehrſätze lernbegierig anzunehmen; und dafür verlange ich nur auf der andern Seite, daß ſie ſich einen einzigen meiner Grundſätze beibringen laſſe. Kann wohl in der Welt ein Verlangen vernünftiger oder großmüthiger ſeyn? Und ich will noch weiter gehn. Ich will ihn ihr nicht beibringen, ſie ſoll die Ehre haben mich zu belehren. Kann man wohl mehr thun?

Das ſchwürigſte Unternehmen in meinem ganzen Plan war, den Gärtnerburſchen dahin zu bringen, daß auch er eine Rolle im Schauſpiel übernehme. Schwierigkeiten hat die Sache, unmöglich aber iſt ſie nicht. Ich habe ſchon dazu verſchiedne liſtige Entwürfe gemacht, die Umſtände müſſen meine Wahl beſtimmen. Bis jetzt ſcheint es mir noch am beſten, ihn zum großmächtigen Schiedsrichter bei unſern Unterſuchungen einzuladen.

Ich glaube, daß ich mich auf mich ſelbſt verlaſſen kann, denn ſonſt wäre wirklich Gefahr bei dieſer Sache. Doch ich denke wohl, wenn ich nur meine Rolle gut ſpiele, wenn ich nur, ohne eine Miene zu verziehn, ihre Spitzfindigkeiten mit anhöre, bisweilen Einwendungen mache, bisweilen ihre Behauptungen wieder einräume, und mich immer nur in den Punkten für überwunden erkläre, die am beſten in meinen Kram paſſen — dann denk' ich wohl, ſollen beide, der Gentleman und die Lady einfältig genug ſeyn, alles für baare Münze anzunehmen, und die vergoldete Bildſäule für gediegenes Gold zu halten. Sie werden mich unter ihre Auserwählten zählen! Sublimirt von ihnen, werd' ich aus dem Diſtillirkolben emporſteigen, auf den Prüfſtein gebracht und als kurrente Münze geſtempelt werden!

Doch muß ich vorſichtig zu Werke gehen. Ich wollte lieber meine Hand in's Feuer ſtekken, als ſo ein raſend tolles Projekt mit irgend einem andern Paare in der Chriſtenheit durchſetzen. Bedenke nur einmal — Flüche ſpielen bei dieſer Erinnerung auf meiner Zunge — bedenke nur, ſag' ich, wie überzeugend die Proben ſeyn müſſen, die ich von der zwiſchen ihnen obwaltenden großen Neigung haben muß, daß ich ſo ein kühnes Unternehmen wage. Doch aber dies Kühne und Ungewöhnliche iſt kein kleines Verdienſt dabei, und ich glaube Grund und Boden, den ich zu durchreiſen habe, ſo gut zu kennen, daß ich eben nicht meinen Weg zu verlieren fürchte.

Ich ſehe freilich wohl ein, daß ich ſelbſt der Feind bin, gegen den ich am meiſten auf der Hut ſeyn muß. Glauben heucheln an Meinungen, die man von Herzen verachtet, mit Beifall nickendem ernſthaft gravitätiſchem Geſichte da ſitzen, wenn einem der Bauch vor Lachen platzen möchte, Bewunderung gegen Dinge nachäffen, die Vernunft uns verachten heißt, holdſeelig lächeln, wenn das Herz von Galle überlaufen möchte, weil ich ſehn muß, wie ſie in meiner Gegenwart ſich zuwinken, anlächeln und durch zärtliche Namen aufmuntern — wahrlich dies iſt beinah zu viel für einen ſterblichen Menſchen. Doch ich habe ſchon verſchiedene Proben mit mir ſelbſt an geſtellt, und finde daß der hartnäckige Vorſatz, den mir ein unerſättlicher Durſt nach gerechter Wiedervergeltung eingegeben hat, unerſchütterlich iſt, und mich in den Stand ſetzt, einen ſo fürchterlichen Kampf zu beſtehn.

Auch weiß ich mehr als zu gut, was für ein gefährlicher Triebſand die Leidenſchaft iſt, und daß ein guter Steuermann nie unterlaſſen muß, den Grund wohl zu unterſuchen. Ich will dieſerhalb nicht allein ein ſtrenges, wachſames Auge auf mich haben, ſondern auch ſolche Maaßregeln treffen, daß ich im Stande bin, nach meinem Gutbefinden, während unſrer Unterhaltung, alle Ausbrüche von Aerger und Wuth in Zaum zu halten.

Und ſo wirſt Du denn wahrſcheinlicherweiſe bald mehr von unſern metaphyſiſchen Geſchäften hören; es müßte denn ſeyn, daß Du Dich in eigner Perſon ſehn laſſen und der Apoſtel aus Paris werden wollteſt. Haſt Du nur ein klein wenig wunderſeltſame Dinge vorzutragen, ſo kannſt Du an keinem Ort in der Welt Zuhörer finden, die bereitwilliger ſind, alles mit ofnem Munde anzuſtaunen und begierig zu verſchlingen.

C. Clifton.

Zwei und achtzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraſſe.

Ich habe vierzehn Tage verfließen laſſen, ohne meiner Louiſa zu ſchreiben; aber nun blutet mein Herz über das ewige Aufſchieben. Könnte ich keine andere Entſchuldigung anführen, als die traurigen Beſchäftigungen dieſer traurigen Welt, ſo müßte ich mein Verdammungsurtheil unterzeichnen; aber ihr Bruder wußte mich beſſer zu beſchäftigen. Unſre häufige Unterhaltungen über die vorzüglichſten und würdigſten Gegenſtände der Moral, ſeine ſcharfſinnige Bemerkungen und Einwürfe, und die ſchwierige Aufgaben welche er mir gelegentlich vorlegte, lieſſen mir keine Zeit, weder zu Müßiggang noch zur Muße.

O Louiſa! welch ein eignes, inniges Vergnügen ich fühle, ihn ſo entſchloſſen, ſo raſtlos in der Verfolgung ſeiner Endzwecke zu ſehn! eine ſo plötzliche als glückliche Veränderung überraſcht und ergötzt zugleich! —

Wenn ſie nur daurend iſt! — Wenn ſie zunähme von einem Tage zum andern! — Wenn? — Eitler unwürdiger Wunſch! — Er muß, muß ſich vervollkommnen. — Den Geiſt welchen die Wahrheit einmal ergriffen, wird ſie nicht läßig daſtehn, nicht von ſich weichen laſſen; er muß ihr nach, und mit ihr ſeinem Ziele entgegen eilen. Und wenn die Kräfte dieſes Geiſtes, Cliftons Kräfte ſind, wie ſollten wir uns über den kühnſten ſchnellſten Flug noch wundern können?

Die Macht welche er täglich über ſeine eigne Gefühle gewinnt iſt erſtaunlich. Es iſt ein ſichtbarer und wirkſamer Kampf. Er befreit ſich ſogar von allen den Vorurtheilen, welche ihn gegen Frank Henley eingenommen hatten, fordert ihn auf mit uns gemeinſchaftliche Sache zu machen, und verläßt ſich oft auf ſeine Erklärung und Entſcheidung.

»Wenn wir wünſchen uns von Irrthümern völlig zu befreien, ſo müſſen wir in unſern Beſtrebungen aufrichtig ſeyn, und uns unſrer gehabten Vorurtheile nicht ſchämen.»

Dieſes iſt ſeine eigne Sprache, Louiſa! O daß ich das Vergnügen, welches mir dieſe Sinnesänderung macht, meiner Freundin ganz mittheilen könnte! Der Unwillen den er ſonſt bei jedem Widerſpruch bezeigte hört endlich auf, und mit welchem Enthuſiasmus er nun die Wahrheit vertheidigen und verbreiten wird!

Mit keiner geringern Freude bemerke ich den angenehmen Eindruck, welchen dieſe Veränderung auf Frank Henley macht. Er geſteht daß noch bisweilen Zweifel in ihm rege werden, aber er geſteht es mit reuigem Gefühle, und es thut ihm wehe, wenn er ſich auf dieſer Ungerechtigkeit ertappt.

Seine Gedanken in Anſehung meiner ſind noch immer dieſelben — Ach! Louiſa er hat noch immer ein Recht. Seine Zunge ſchweigt, aber Blick und Betragen ſind ſprechend. Gewiß ich habe ſelbſt den Irrthum veranlaßt den ich ſo ſehr fürchtete; ich hatte eine gerechte Sache, aber meine Vertheidigungsgründe waren ſchwach; ich habe den Kampf der Leidenſchaften verlängert, die ich völlig hätte vertilgen ſollen; vielmehr ich habe in ſeinem Geiſt das tiefe Gefühl erregt, daß ich ihm Unrecht gethan —! der Gedanke iſt unerträglich!

Und mit welchem Gleichmuth, mit welcher Feſtigkeit leidet er dieſe vermeintliche Ungerechtigkeit!.Wie rein, wie engelrein muß er fühlen, muß er eine Leidenſchaft empfinden die ihn zu dieſer Höhe, zu dieſer kaum erreichbaren Enthaltſamkeit erhebt! Es giebt in der That nur wenige Frank Henleys.

Gewiß Louiſa, ich darf ihm Gerechtigkeit wiederfahren laſſen? — Gewiß, es iſt nicht ſträflich den Tugendhaften ſchätzen! — Wer kann ihn nach Verdienſt würdigen? Nur ich ſoll von ſeinem Lobe ſchweigen? Was andern Pflicht iſt, wird mir Verbrechen? — Und doch kann ich nicht von ihm ſprechen, kaum an ihn denken ohne mich einer häßlichen Unanſtändigkeit zu beſchuldigen. So groß iſt die Gewalt der Vorurtheile über uns!

Verzeihen Sie dieſe Abwege, Louiſa! Es ſind Verirrungen, vor welchen ich nicht ganz auf meiner Hut ſeyn kann, und die meine Vernunft zu einer gleichmäßigen Wachſamkeit auffordern.

Ich bin durch meine Gefühle von dem Punkt ganz abgekommen, den ich zum Hauptinhalt meines Briefes machen wollte.

In dem Lauf unſrer Geſpräche ſind wir oft auf die wichtige Unterſuchung gekommen, welche Annäherung zur Vollkommenheit unſer Geiſt wohl fähig ſeyn könnte, und welche neue Ordnung der Dinge durch unſre erhöhten Kräfte erfolgen müßte.» Geſtern kam dieſes Thema wieder vor; Frank war gegenwärtig, und ſeine Einbildungskraft, erfüllt von dem erhabenen Gegenſtande, entwarf ein kühnes und glänzendes Gemälde von der Glückſeeligkeit eines geſellſchaftlichen Zuſtandes, wo man an perſönliches Eigenthum nicht mehr denkt, wo der Zuſammenfluß aller Geiſter zur Erforſchung des Schönen und Wahren vereinigt iſt, wo das menſchliche Sinnen ſich nicht mehr auf unedle Zwecke heftet, welche eine Folge der Ungereimtheiten ſind, zu welchen uns eingebildete Bedürfniſſe veranlaſſen, wo man die Selbſtſucht nicht mehr kennt, und ein Jeder ſeine Beſtrebungen nur auf das Beſte des Andern richtet!

Dieſe Schilderung eines Zuſtandes, der von unſern jetzigen Sitten und Meinungen ſo weit entfernt iſt und an ſich unmöglich ſcheint, gab natürlicherweiſe Gelegenheit zu Einwürfen, und Ihr Bruder gab viele ſcharfſinnige und treffende Fragen auf, welche einen weniger durchdringenden oder gebildeten Mann zum Stillſchweigen gebracht hatten.

Endlich wurde eine Schwierigkeit rege gemacht, die mich ſehr ernſthaft ſtimmte. Das hierauf erfolgende Geſpräch hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ich will es Ihnen herſetzen. Vergeſſen Sie nicht, Louiſa, daß Clifton und Frank faſt nur allein ſprechen. Ihr Bruder fing an.

Ich geſtehe Sir, Sie haben viele Schwierigkeiten aufgelöſt, welche mir unüberwindlich ſchienen; aber ich habe noch einen Einwurf im Hinterhalt, den ich für unbeantwortlich halte.

Der wäre?

In dieſem Zuſtande kann weder Mann noch Frau ein Eigenthum haben, und alles muß zum Gebrauche Aller dienen? Alles gemeinſchaftlich ſeyn?

So gemeinſchaftlich als nur immer möglich; und wie weit man in dieſer Gemeinſchaft gehen könne, das hat Sparta, bei einer noch unvollkommnen Verfaſſung fünf Jahrhunderte hindurch gezeigt.

Wenn nun die Geſellſchaft allein im Beſitze aller Güter iſt, wie kann ein Mann ſagen — dieſes iſt mein Diener?

Das kann er auch nicht. Er hat keinen Diener.

Oder — dieſes iſt mein Kind?

Auch dieſes kann er nicht: die Kinder gehören dem Staat.

So! — und was ſagen Sie zu dem Ausſpruch: dieſes iſt mein Weib? — Kann hier der Beſitz länger als eine Stunde, höchſtens eine Nacht hindurch dauren? kann bei dieſem unintereſſirten Völkchen ein Mann von dem Weibe welches er liebt ſagen — Sie iſt mein?

(Wir hielten inne — ich geſtehe, Louiſa, ich fand mich in Verlegenheit, aber Frank gab ſogleich eine befriedigende Antwort?)

Sie haben eine Frage von ungemeiner Wichtigkeit aufgeworfen, zu deren Beantwortung ich vielleicht nicht ganz vorbereitet bin. Ich weiß nicht ob man in dieſem veredelten Zuſtande der menſchlichen Geſellſchaft, dem ich mit ſo innigem Sehnen entgegenblicke, noch die Art der Verbindung kennen wird, welche wir Heirath nennen, oder ob nicht die Geſchlechter ſich ohne Rückhalt und ohne lebenslängliche Auswahl miteinander vermiſchen werden? Vielleicht iſt die letztere Meinung der Wahrheit näher; ſo viel iſt gewiß, daß in einem ſolchen Stande der Sinn in welchem wir das Wort Heirath nehmen, und die Behauptung dieſes iſt mein Weib — ſo wenig als der Anſpruch unſrer verheiratheten Perſonen ſtatt finden kann. Von allen den Einrichtungen welche Uebel und Thorheit in der menſchlichen Geſellſchaft gehäuft haben, zeugt gewiß keine mehr für die Tiranney der Eigenliebe, als daß ein Menſch den Gedanken faſſen konnte, nicht nur die Körper, auch die Seelen miteinander für ein ganzes Leben zu verbinden, ohne Rückſicht wie viel Veränderung unſre Fehler und unſre Tugenden in dieſem langen Zwiſchenraum erleiden und bewirken können, und wie häufig körperliche und geiſtige Gebrechen erſt durch die vertrauteſte Bekanntſchaft zum Vorſchein kommen! —

Sie glauben alſo, daß in dieſem tugendhaften Zeitalter ein Vertrag oder Handel zwiſchen beiden Geſchlechtern entſtehen würde?

In dieſem tugendhaften Zeitalter würde man gewiß die Wörter Handel, Verſprechen, gar nicht verſtehn. — Wir können uns nicht verbindlich machen, eine ungerechte

Handlung zu begehen, und können uns ſelbſt ohne Verbindlichkeit einer guten Handlung nicht entſchlagen.

Hieraus entſpringt alſo der Schluß, daß die Heirath, als eine bürgerliche Einrichtung, immer ein Uebel iſt?

Ja wohl. Es ſollte keine bürgerliche Einrichtung ſeyn. Durch das Einwilligen zweier einzelnen Perſonen entſteht dieſe gegenſeitige Vergeſellſchaftung; ein Vertrag, welcher nur von eben dieſen Perſonen muß begonnen, aufgeſchoben, oder beendigt werden können.

Clifton wandte ſich zu mir — Was ſagen Sie zu dieſer Doktrin, Madam? Iſt ſie Ihnen nicht anſtößig? Erſchrecken Sie nicht dafür?

So weit ich ſie durchdacht habe — nein. Sie ſcheint mir auf unumſtößlichen Grundſätzen zu beruhen; und ich finde nichts Anſtößiges darin, wenn man ſich meinen Vorurtheilen entgegenſetzt, oder mich erinnert, daß die Menſchen noch nicht die wahren Mittel zur Verbeſſerung ihrer Laſter ergriffen haben.

Die Folgen dieſer Denkungsart ſind wenigſtens äußerſt beunruhigend! Ein Mann der nur an die Befriedigung ſeiner Begierden dächte, würde mit jedem Tage ein anderes Weib haben wollen, und die ſchutzloſe Schöne wäre dem vollen Muthwillen unſerer Lüſte überlaſſen!

Frank nahm wieder das Wort — Sie glauben alſo, daß die Weiber deſto undelikater würden, jemehr ſie ſich in Gefahr glaubten? daß ein Mann ohne Grundſätze, den man jetzt vermeidet und verachtet, ſo bald man ihn kennt, alsdann mit Freuden aufgenommen würde, weil er mehr Gelegenheit hätte zu beleidigen?

Ich muß es geſtehn, daß es meiner Meinung nach wenig Männer giebt, welchen man ſo viele Gewalt ohne Gefahr anvertrauen könnte.

Sie denken ſich eine ſo verderbte und fehlerhafte Geſellſchaft als die unſrige; ich rede von einer ganz andern. Ich weiß nur zu wohl daß es Menſchen giebt, welche mit unſern ungerechten barbariſchen Geſetzen und Gebräuchen, ein hülfloſes Weib zur ewigen Schande verdammen, weil ſie ſich zu einer Handlung hat verleiten laſſen, die beſſere Einrichtungen und ein weiſeres Zeitalter für ſo unſchuldig als natürlich erklären würden; ich weiß, Sir, daß Menſchen ſchlecht genug ſind, ein rühmliches Geſchäft darin zu finden, wenn ſie die nemliche Geſchöpfe entehren können, für welche ſie die innigſte Neigung vorgeben! — Wenn mich jemals die Geduld verlaſſen kann, ſo iſt es in den Augenblicken, wo ich mir die Teufel in menſchlicher Geſtalt vorſtelle, wie ſie das Lächeln der Liebe, die heiligen Betheurungen der wahren Freundſchaft, und die Künſte der Hölle vereinigen, um unabläßig, blos ihrer eignen Bosheit willen, die argloſe Unſchuld zu bethören! — Nur unſre eigne Selbſtſucht kann dieſem Ungeheuer Weſen und Beſtand geben! Wir halten uns für berechtigt, alles Köſtliche, das wir auf unſerm Wege finden, anzutaſten, und als unſer Eigenthum zu betrachten; aber es muß uns doch ein geheimes Gefühl ſagen, daß wir abſcheuliche Menſchen ſind; denn wir finden auch darin ein Verdienſt, einander die Beute aus den Händen zu ſpielen.

Wäre ich ein Hausvater, Sir, ich würde ſchaudern, wenn ich Sie mit meinen Töchtern von dieſen Meinungen ſprechen hörte.

Wie ich ſehe, mißverſtehn Sie mich ganz, und ich bitte Sie ernſtlich darum, bedenken

Sie — ich bitte, erinnern Sie ſich — daß ich nach meinen Grundſätzen gewiß kein Mädchen lehren würde, der Sinnlichkeit nachzugeben, oder ihrer Einbildungskraft freies Spiel zu laſſen. Ich bin kein Apoſtel der Sittenloſigkeit. Ich rede von dem Zuſtande der Dinge, wie ich ihn vorfinde. Ich ſtelle Ihnen nur vor, daß die Männer für ihre Prahlerei mit ſchlechten Grundſätzen, durch die ſchlechten Handlungen der Weiber büſſen müſſen.

Es freut mich ungemein, daß ich bisher irrige Begriffe von Ihrer Denkungsart hatte. Ich glaubte kaum, daß Sie im Ernſte den Meinungen zugethan ſeyn könnten, welche Ihre Worte zu verrathen ſchienen — Jetzt verſiche ich Sie; und ich muß Ihnen noch einmal mein Erſtaunen über Ihre feſten tiefdurchdachten Grundſätze bezeigen. Sie führten die ſcharfſinnigſten Argumente zur näheren Entwickelung einer Frage, die ich für hinlänglich beantwortet hielt, über welche ich nichts Vernünftiges mehr hören zu können glaubte. Sie haben mir vielen Stof zum Nachdenken geliefert. Ich danke Ihnen. Ich werde von dieſem Geſpräche gewiß kein Wort vergeſſen.

Sagen Sie mir, meine Liebe, ſind Sie nicht entzückt von dieſer Unterhaltung? von der lieblichen Beſcheidenheit, von der Denkkraft, und von der tugendhaften Aengſtlichkeit Ihres Bruders? Seine ganze Seele empörte ſich gegen die Rechtfertigung einer unſittlichen Meinung, welche ſie vorauszuſehn glaubt; er fühlte ſich glücklich, als man ihm dieſen Irrthum benahm. Und ich zweifle nicht, daß in ſeinem Vortrage alle triftigen Einwürfe enthalten waren, welche man nur gegen das Syſtem der Gleichheit machen kann. Aber er ließ ſich mit Vergnügen belehren, daß nach dem Syſtem des Frank Henley die vernünftige Denkungsart von dem verſchrieenen Syſtem der Gleichheit weit entfernt iſt. Welcher Zuſtand der Geſellſchaft könnte auch mit der allgemeinen Gleichheit in größerem Widerſpruch ſtehen, als derjenige, worin man dem Verdienſt allein gerechte Anſprüche zuerkennen, wo das Verdienſt allein vor jeder zufälligen Eigenſchaft entſchiedenen Vorzug erhalten würde?

Meine innige Freude geht über allen Ausdruck. Und ſie erhält täglich neuen Zuwachs. Ich ſehe Geſinnungen mit aller Kraft wieder lebendig werden, die ich bereits gänzlich aufgeben zu müſſen fürchtete. Sie wäre ſo ungetrübt, dieſe Freude, als ſie groß iſt, wenn nicht — Nur ruhig, ruhig! — Wenn nur Clifton größere Fortſchritte macht, ſo wird Frank nicht mehr ſagen — »Bis an das Ende meines Lebens» —! Sie kennen den Spruch, Louiſa! Sie wiſſen Alles — Leben Sie recht glücklich!

A. W. St. Ives.

N. S. Ich erinnere mich, noch etwas vergeſſen zu haben. Nachdem ſich Frank entfernt hatte, lobte Ihr Bruder mit Wärme und Edelmuth die hellen Einſichten und die reife Ueberlegung, mit welcher dieſer wackre Jüngling ſeine Rede geführt. Er prieß beſonders eine ſeiner Meinungen, welche die Heirath betrift, und die ihn zuerſt beunruhigend geſchienen hatte, als ſehr durchdacht und befriedigend an. »Nichts, ſagte er, wäre »ihn ſo anſtößig, als der Argwohn, welchen »unſer Geſchlecht gegen das Betragen der

»Männer hegt. Vor etwa zwei Jahren hatte er für eine neapolitaniſche Dame Zuneigung gefaßt, und dieſe Neigung für Leidenſchaft gehalten. Damals kannte er die Liebe noch nicht. Weder dieſe neapolitaniſche Dame, noch irgend ein Weib außer ihr, hätte ihm wahre Liebe einflößen können; denn es fehlte ihnen allen an Selbſtgefühl. Sie hatten kein Zutrauen zu ſich ſelbſt; wie konnten ſie einem Liebhaber vertrauen? Der Argwohn entſpringt aus dem Bewußtſeyn ſeiner eignen Mängel. Die keine Kraft in ſich ſelber fühlen, vermuthen ſie auch nicht leicht in Andern.»

Dieſes, Louiſa, war ſeine jetzige Art zu urtheilen, ich konnte mich nicht enthalten, dieſe Grundſätze auf mich ſelbſt anzuwenden; ich bin zu mißtrauiſch gegen ihn geweſen, mein Gewiſſen klagte mich an, und ich entſchloß mich in dem Augenblick, den Fehler wieder gut zu machen. Ich habe immer den Argwohn für das Gebrechen eines ſchwachen, kleinen Geiſtes gehalten; aber es iſt ungleich leichter, Vorſchriften durch Begriffe zu finden, als ſie durch ein richtiges Verhalten zu befolgen.

Die Nachricht thut mir wehe, meine liebe Louiſa, daß Mſtrß. Clifton immer ſchwächer und ſchwächer wird. Dieſen Uebeln können wir jetzt nicht abhelfen; wir müſſen uns ihnen mit Geduld und ruhiger Entſagung unterwerfen.

Drei und achtzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ich will nicht glauben, Fairfax, daß es ein bloßes Kompliment iſt, wenn Du ſagſt, Du freueſt Dich des überſtrömenden Feuergeiſtes der meine Briefe durchglüht. Ich glaub' es, und denke darum nicht ſchlimmer von Deinen Talenten. Manche Zeile hab' ich im Drang der Gefühle, mit loderndem Ausbruch von Witz und Scharfſinn viel geſchrieben — und mir ſelbſt geſagt: ſollt' er mich nun nicht verſtehn, ſo müßte ja ewiger Stumpfſinn ſein Loos ſeyn! — Doch Du wählſt den ſicherſten Weg, meinen Eifer noch mehr zu entflammen. Gern theil' ich mich Dir ferner mit, da ich merke, daß Du mit Vergnügen mich hörſt. Ich gähne wohl aus Sympathie einem zur Geſellſchaft, aber ich mache gewiß nicht oft den Anfang.

Ich kenne meine eigne Verdienſte nicht zur Hälfte. Bewundernswürdig ſpiel ich meine Rolle. Wahr iſt's, es treffen hier viel günſtige Umſtände zuſammen. Der größte Dummkopf müßt' ich wahrlich ſeyn, wenn es mir in ſolch' einer Schule an Chikanen fehlen ſollte. Unſre Disputirübungen haben wir fleißig fortgeſetzt, und ich habe nicht unterlaſſen ſolche Materien herbei zu ziehn, die mir am gelegenſten ſind. Keine aber kam der letzten gleich, die von Seiten meiner mit der größten Geſchicklichkeit, und von Seiten meiner Opponenten ſo recht im Geiſte, wie ich wünſchte, geführt wurde. Ich ſpreche im Plural, denn ich hatte dafür geſorgt, daß Beide zugegen waren. Einige Ideen, die ihm hin und wieder im Geſpräch entfallen waren, lieſſen mich glauben, daß er meinen Plan unterſtützen würde. Und dies war nichts geringers als zu beweiſen: die Ehe ſey eine Poſſe! — Hätteſt Du mir wohl die Verwegenheit zugetraut, Fairfax, daß ich mich auf einen ſo ſchlüpfrigen Felſen wagen', und dieſen Archimago von Adams Handwerksgeſellen (denn, wie du weiſt, war Adam der erſte Gärtner in der Welt) zumuthen würde, mir Beiſtand zu leiſten und mich zu unterſtützen? Doch ich war ſo kühn, und ein glücklicher Erfolg krönte, wie billig, mein muthiges Unternehmen!

Sie ſelbſt brachten dies Geſpräch auf die Bahn, und hätteſt Du, oder ich, oder ein anderer von uns leichtfertigen Eheſtandshaſſern gegen den Saffrangott und ſeine ewige Feſſeln deklamirt, wir würden wahrlich alleſammt nicht mehr darüber haben ſagen können. Iſt das nicht herrlich? —

Und nun hätteſt Du mich, mich in eigner Perſon, gegen Libertiner und Libertinage ſollen predigen hören!

Don Kohlkopf hatte, beiläufig geſagt, die Unverſchämtheit zwei oder drei ganz teufelmäßig ernſthafte und für die edle Brüderſchaft von uns Schlafkabinetrittern beleidigende Dinge zu ſagen. Nie ſoll wieder ein Weibchen meiner gedenken, wenn ich dies je vergeſſe.

Durch meine geäußerte gar große Furcht vor den Folgen einer ſolchen Lehre, brachte ich ihn doch dahin zu geſtehn — Ich, Fairfax, — lache doch! — daß, wenn auch die Ehe ein närriſches Ding ſey, ſie doch, für jetzt wenigſtens, zum Schutz des ſchwachern Geſchlechts und ſeiner Unſchuld äußerſt nothwendig wäre. Und nun lobte ich ſeine edle Aufrichtigkeit, bezeigte ihm meine Freude, daß ich ihn bloß mißverſtanden, dankte ihm für ſeinen tiefgedachten Unterricht, kurz ich erreichte meinen Wunſch, ihn zum Werkzeug zu gebrauchen. Ein tüchtiges Werkzeug iſt er, und ich will mich mit ſeiner Hülfe wohl als ein geſchickter Künſtler zeigen! —

Freilich gab der Burſche bei dieſer ganzen Unterredung genau Achtung auf mich, und ich bemerkte, wie er ſich Mühe gab, mich auszuforſchen und auf die Probe zu ſtellen. Ich war aber zu gut vorbereitet. Anſtatt den Kampf zu vermeiden, ließ ich mein Auge edlen Unwillens voll blitzen, und erhob meine Stimme, als ob ich der Kämpe unbefleckter Jungfrauſchaft und des heiligen Eheſtandes ſey! — Die Scene war — im ſtrengſten Verſtande des Worts — hoch komiſch! —

Gut war's, Fairfax, daß ſie nicht weiter als Paris kamen. Hätte Einer von ihnen nur Turin erreicht, ſo wäre es halb unmöglich geweſen. Und wären ſie gar bis Neapel, Rom, Venedig oder nach einem andern halben Dutzend ſchöner und blühender Städte gekommen, ſo wäre mein guter Ruf, als ein wohlgeſitteter, ehrbarer und tugendbelobter Gentleman unwiederbringlich dahin geweſen!

Bei meiner Seele, ich kann den Auftritt nicht aus dem Kopf bringen! — Hätteſt Du meine Demonſtration gehört, was es für eine ſchreckliche Geſchichte ſeyn würde, wenn die Ehen abgeſchaft und uns ehrlichen Kerlen volle Freiheit gelaſſen wäre, unter den Jüngferchen zu ſchalten und alle Tage ein andres Bettwärmerchen ſich zu Gemüthe zu führen, — hätteſt Du geſehn was für ein ernſthaftes ehrwürdiges Geſicht ich dabei machte, das Herz im Leibe hätte Dir gelacht, auf Deinem Sterbebette wäre es Dir noch eingefallen! —

Du wunderſt Dich vielleicht, wie ich von dieſen Hypotheſenſpinnern einen ſolchen Grundſatz herauslocken konnte. Ich muß Dir dies erklären. Ich hatte ſie unter andern behaupten hören — Rathe einmal! Doch Du erräthſt es in ſieben Jahren nicht, und wenn Du auch in dieſer Zeit an nichts anders denkſt — Du haſt gewiß ſo gut als ich gehört, daß Freiheit, Sicherheit und Eigenthum die drei Grundpfeiler der politiſchen Glückſeligkeit ſind? Nun gut, dieſe Weisheitslehrer behaupten: daß Eigenthum eines Einzelnen, ein Uebel für's Ganze iſt! — Was noch mehr iſt, ſie behaupten dies mit ſolchen Gründen, bei deren Widerlegung wohl Collegien, Concilien und ein ganzer Senat verwirrt werden ſollte.

Wäre ich nicht entſchloſſen mein Gehirn niemals mit ſo nichtswerthen Kleinigkeiten zu quälen, ja ich will ein Türke werden, wenn ſie mich nicht zu ihrer Meinung bekehrt, und überredet hätten, daß ein Gut, was jährlich zehn tauſend Pfund einbringt, eine unerträgliche Sache ſey.

Ernſthaft wollt' ich ausſehn, aber im Herzen ihrer herzlich lachen. Ich fand aber wirklich bald, daß die Sache von meiner Seite nicht ſo ganz außer allen Zweifel, und von der ihrigen nicht ſo ganz lächerlich ſey, als ich mir vorgeſtellt hatte.

Wahr iſt's, ich kam mit dem feſten Vorſatz mich überführen zu laſſen, und alle ihre Behauptungen als Evangelia anzunehmen.

Ich mußte daraus einen Schluß nach meiner Art ziehn, und mir galt es gleich, wie viel ich einräumte, wenn ich es nur endlich dahin brachte.

Es kann ſeyn, daß dieſe meine Stimmung ihren Gründen günſtig war; aber ich glaube beinah nicht, denn ihre Behauptung war ſo bald und mit ſo wenigen Schwierigkeiten erwieſen, daß ich es kühnlich wagen konnte, einige Einwendungen zu machen, die ſie, wie ich meinte, aus dem Geſicht gelaſſen hätten, ohne Furcht, dieſes Syſtem, das ſo ſchön in meinen Kram paßte, ſelbſt über den Haufen zu werfen. Ich bemerkte ihre Geſchicklichkeit, ſah keine Gefahr, daß ſie ſich von minder wichtigen Einwendungen, und machte ich ihnen noch ſo viel damit zu ſchaffen, außer Faſſung bringen laſſen würden, und die Schnelligkeit, mit der ſie alles beantworteten, reitzte meine Neugier. Dreiſt ließ ich nun mein ſchwer Geſchütz ſpielen, das aber von ihnen ohne Furcht, leicht und ſicher von den Lavetten geworfen wurde. Mit einem Hauch wurden meine Feſtungen umgeblaſen, als wenn es Kartenhäuſer geweſen wären.

Deſto geſchwinder aber kamen wir zu dem für mich wichtigſten Punkt. Ein ganz herrlicher Schluß führte uns dahin. Nicht ex abrupto ſondern durch Major, Minor und Conſequens geſchah alles.

Eigenthum eines Einzelnen, iſt ein Uebel
für's Ganze
Durch die Ehe wird ein Frauenzimmer
Eigenthum eines Einzelnen
Alſo — iſt die Ehe ein Uebel.

Kann man wohl logiſch richtiger ſchließen? —

Die Sicherheitsklauſel: daß in dieſen vorurtheilsvollen und laſterhaften Zeiten (Ich habe mir ſchon ganz die Sprache angewöhnt, Fairfax) die Ehe ein nothwendiges Uebel iſt, will ich gewiß bald über den Haufen werfen. Wie? Iſt ſie nicht eine Heldin? Kann ich ihr nicht beweiſen, daß man ſich zum Pöbel erniedrigt, wenn man nach einem närriſchen Syſtem handelt, da doch ein beſſeres da iſt. Kann ich ſie nicht überführen, daß ſie über alle die niedlichen Mißchen hoch erhaben iſt, die ſich ſolchen mißverſtandnen Geſetzen unterwerfen? Sollte es ihr an Herzhaftigkeit und Edelmuth fehlen, das erſte gute Beiſpiel zu geben. Wie oft ſah' ich ihr

Auge glänzen, ihren Buſen ſich heben und ihren Eifer in tugendhaften Entſchlüſſen ausbrechen, ſich einer Gefahr entgegen zu ſtellen, um einen edlen Vorſatz auszuführen. Und kann wohl irgend etwas edler ſeyn, als dies?

Verdammt über dieſe Gewiſſenszweifel! Noch nie quälte mich ein ſo peinigendes Gefühl. Ganz unbegreiflich iſt es mir grade jetzt, da ich weiß, was ich weiß, und jede Geringſchätzung, Beleidigung und Beſchimpfung, die ich erduldete, noch bei mir in friſchem Andenken iſt. Ihre Abſichten mit mir, ſo viel iſt wahr, ſind die edelſten und reinſten in ihren Augen; davon iſt ſie feſt überzeugt, und bringt es bisweilen dahin, daß ich ſelbſt davon überzeugt werde. Halb mit Gewalt zwingt ſie mich die Tugenden zu verehren, zu Gunſten derer ſie ſo göttlich zu reden weiß. Soll ich aber wie ein armer dummköpfiger Weibernarr mit einem getheilten Herzen mich begnügen? Ich! Hab ich nicht aus ihrem eignen Munde meine Verachtung, ihr kühnes Vorziehen eines Nebenbuhlers gehört, hat ſie es nicht in einem eigenhändigen Schreiben eingeſtanden? Eines ſo gemeinen, geringen und niedrigen Nebenbuhlers! Und ſoll mein Plan vom quarkkäſigen Mitleid aufgehalten werden? Soll des Gewiſſens klägliche Stimme meinen rächenden Arm lähmen? Nein, Fairfax. Das ſoll nicht ſeyn, obgleich mein Herz auch im größten Zorn ſie keines andern Verbrechens beſchuldigen kann, als daß ſie mir einen andern vorzieht. Doch dieſer verdammte Vorzug iſt ſchon mehr als zu viel, das Andenken daran iſt mehr als alle Geiſſeln der Furien! —

Ich habe mir die Halsbinde locker gemacht, bin ein paarmal im Zimmer hinauf und herunter gegangen, habe zehn Zeilen im Seneka geleſen, und meine Pulſe klopfen denn doch nun wieder gemäßigt.

Wir wollen doch einmal den Punkt mit meinem geſchwätzigen, halsſtarrigen und unruhigen Gewiſſen unterſuchen.

Anfänglich wurd' es mir ſehr ſchwer, und nur mit vielem Widerſtreben fing ich an heimliche Anſchläge zu ſchmieden. Ich hatte ordentlich Abſcheu, ſie den andern Weibern gleich zu machen, über die ſie ſonſt ſo hoch hervor geragt hatte. Aber ſie gieng übel mit mir um, Fairfax. Ja ſie begegnet mich ſchlecht, und Du weiſt wohl, daß Mangel an Empfindung, Mangel an Muth anzeigt. Nur erbärmliche, verächtliche Kerle ohne Seele, vergeſſen Beleidigungen, ehe ſie ſich hinlänglich gerächt haben. Und ſoll denn das Gewiſſen unverſchämt genug ſeyn, meinem feſten Entſchluß zu widerſprechen?

Auch unſrer alten Grundſätze, aller Liebesfehden, die unſre jovialiſche Brüderſchaft ausgefochten und der Myrthenkränze die ein jeder erſiegt, erinnert' ich mich bei dieſer Gelegenheit. Sollt' ich der Führer, das Haupt der Brüderſchaft, zuerſt unſre Fahnen verlaſſen? War es nicht unſer Hauptgrundſatz, daß der, welcher auf ſeine Ehre verſichern könne, er habe ein edles Weib gefunden, die nimmer ihn zu betrügen oder loſe Streiche zu ſpielen geſucht, ſtets als Mitglied unſrer Brüderſchaft anerkannt werden ſolle, auch wenn er zur Heirath ſchritte; daß aber jede Koketterie, auch die kleinſte Falſchheit und die geringſte Beleidigung unverzeihlich ſeyn ſolle, und nur auf eine einzige Art wieder gut gemacht werden könne. Was kann das Gewiſſen hierauf antworten?

Auch Deine Briefe reizen mich noch mehr an. Du giebſt mir eine genaue, treue und umſtändliche Erzählung von Deinen Liebesthaten, prahlſt mit unbedeutenden Hinderniſſen, gemeinen Kunſtgriffen und nichtsbedeutenden Siegen über Signoras und Damen, die Dir von ſelbſt entgegen kommen, Dich heraus fordern und ſich in einen Kampf einlaſſen, blos um beſiegt zu werden. Ihr ganzer Widerſtand dient weiter zu nichts, als bei Dir das Gefühl zu erregen, welch ein großer Alexander Du biſt, und daß Du nach einem ſolchen Sieg ein unüberwindlicher Held genannt werden kannſt. Eine Anna St. Ives wird Dir gewiß nie verkommen, und alſo iſt es möglich, daß Du in dieſer Meinung ſtirbſt. Aber, ich ſage Dir Fairfax, vergleichſt Du dieſe ausgelernte Amazonen mit meiner kleinen Heldin, ſo lebſt Du in einem ketzeriſchen, verdammungswürdigen Irrthum, und Deine Seele wird nie den Eingang in das Elyſium der Liebenden gewinnen, wenn Du Dich nicht bei Zeiten bekehrſt.

Doch hier haſt Du einen Beweiß meiner Aufrichtigkeit. Noch immer geſtehe ich, daß ſie das vortreflichſte Frauenzimmer iſt, aber nur ein Frauenzimmer, nicht eine Göttin, wie ich vor einiger Zeit närriſch genug behauptete. Nein nein, das Dämchen hat auch ihre Sprünge für ſich, und weiß ihre Rolle, — nur mit einigen Unterſchied von andern Frauenzimmern — ſehr gut zu ſpielen. Eine Sterbliche iſt ſie ſchon jetzt in meinen Augen, und ſoll es trotz meinem Gewiſſen und ihrer bleichſüchtigen jungfräulichen Phyſiognomie noch mehr werden.

Ich kannte ſie anfänglich noch nicht; und, verdrüßlich, Logik in einer Taftkappe zu finden, hörte ich auf, Einwendungen zu machen, und glaubte mich mit ihr am beſten vereinigen zu können, wenn ich mich als einen ihrer Glaubensgenoſſen zeigte. Konnte ich großmüthiger handeln? Das half aber leider nichts. Sie ſah durch dieſen Schleier durch. Ihr war es nicht genug, daß ich Ueberzeugung heuchelte und mich mit Gründen begnügen wollte, ohne ſie gehört zu haben. Nur der erhielt den Preiß, der im Stande war die Räthſel der Sphinx zu löſen. Ich mußte mich in die Bahn der Sophiſtereien wagen und einige Diſputirkämpfe halten, ehe die Lady den Siegespreiß auszutheilen geruhte.

Kann ſolch' eine Aufführung wohl vom Gewiſſen vertheidigt werden?

Nun richtete ich meine Gedanken auf einen andern Plan, und verſuchte ſie durch Leidenſchaft, brennenden Eifer, Zärtlichkeit und dringenden Ungeſtüm zu beſiegen. Kurze Zeit hindurch gelang es mir, dann aber blieb auch dies ganz ohne gewünſchten Erfolg. Noch hatte ich zwar die Kunſt, wodurch ich oft meine Wünſche erreicht, nicht vergeſſen, doch hofte ich gleich vom Anfange an, wie ich geſtehn muß, auch davon nicht viel. Ich wünſchte ſie unvermerkt an gewiſſe kleine Freiheiten zu gewöhnen, und machte mit ihrer Hand den Anfang. Sie bewieß mir aber bald, daß auch ihre Hand heilig ſey, daß ſie nicht mit gewiſſer Vertraulichkeit behandelt und wie andre Hände geküßt und gedrückt werden dürfe. Warum? das mag mir mein Gewiſſen beantworten, wenn es kann.

Hierzu kömmt noch, daß ſie für den unverſchämten Schulfuchs nichts als Ehr- und Preiß, Vergißmeinnicht und Je länger je lieber war, für mich aber ſtets Aloe, Wermuth und Nieſewurz.

Er wurde gelobt, ich getadelt. In ihm

ſetzte ſie Vertrauen, ich war ihr verdächtig. — Ihn — um ihren unerhörten Beleidigungen die Krone aufzuſetzen — erklärte ſie für den würdigen Beſitzer ihrer Bewunderung, oder auf gut Engliſch, ihres Herzens.

Sollte nun, nach dieſer unpartheiiſchen, kaltblütigen und ſtoiſchen Prüfung, Herr Gewiſſen noch einmal unverſchämt genug ſeyn, den Mund aufzuthun, ſo bin ich feſt entſchloſſen, ihn ohne alle Komplimente aus der Thür zu ſchmeiſſen.

Als die berüchtigte Konferenz, wovon ich Dir ſchon vor einer halben Stunde erzählt habe, geendigt war, unſer Präſident und Moralitätskönig ſeinen Thron verlaſſen und ſich entfernt hatte, ſpielt' ich noch ein kleines Nachſpiel. Erſt hielt ich eine Lobrede auf den Gentleman und nannte ihn den Geſetzgeber der Wahrheit; dann las ich der Lady mit Beſcheidenheit über das Zutrauen den Text, verſicherte ſie, daß ich gewiß erwartete, ſie würde mir das ihrige ſchenken, und deklamirte dann mit großer Beredſamkeit und mit vielem Eindruck, gegen alle mißtrauiſche Schönen, die uns ehrlichen Kerle als furchtbare Popanze betrachteten, und glaubten, wir verſchlängen, gleich dem äthiopiſchen Ungeheuer, gierig jede jüngferliche Andromeda, die uns nur aufſtößt. Doch, wie ich Dir ſage, alles dies ſtellt' ich mit der größten Beſcheidenheit vor. Ich war auf meiner Hut, nahm den Augenblick genau wahr, wo ich vorwärts dringen konnte oder mich zurückziehn mußte, und brauchte meine Waffen mit Geſchicklichkeit und dem beſten Erfolg.

Armes Mädchen! Iſt es nicht zu erbarmen, daß grade die Schutzwehr, worauf ſie am meiſten baut, ihre übergroße Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, zu ihrer Unterdrückung angewandt werden ſoll. So ſpricht der ehrſame Rathsherr Empfindſamkeit und dieſer iſt ein großer Redner! — Doch was ſag' ich? Das Schickſal hat es ſo beſtimmt, und alſo mag das Schickſal dafür ſtehn. Was kümmert's mich, ich bin nur des Schickſals rüſtiges Werkzeug.

Doch alles dies ſind nur noch Preliminarien, nur Vorbereitungen zum Kampf. In Kurzem werd' ich ganz bewafnet ſeyn, und was noch mehr, von ihren eignen ſchönen Händen. Noch weiß ich nicht, wenn ich den Angriff wagen werde. Ich habe mich bemüht dieſen Aufſeher der Kardinaltugenden, dieſen Kaſuiſtenhauptmann aus meinem Wege zu räumen, und, wie mir deucht, hab' ich damit ein ziemlich kühnes und liſtiges Stückchen gemacht. Kühn nenne ich es, weil immer noch einige Gefahr dabei iſt. Doch kann ich nichts Klügeres erſinnen. Ohne mich ſelbſt zu nennen, und ohne merken zu laſſen, daß die Sache mich betrift, hab' ich ihm durch ein erdichtetes Geſchichtchen von zweien meiner Freunde, eingeblaſen, welch' einen uneigennützigen Edelmuth er beweiſen könne, wenn er nach Wenbourne-Hill reiſe und ſeinen Vater zu bewegen ſuche, alle Hinderniſſe bei meiner Heirath aus dem Wege zu räumen. —

»Oho! hör ich Dich ſagen. Heirath iſt in Deinem Plan? Und iſt ſie's nicht, wirſt Du nicht damit alles verderben?«

Dies iſt die Gefahr, wovon ich redete, aber ich halte ſie nicht für groß. Der Schurke von Gärtner — den Herrn Vater mein' ich, den ein jeder herzlich verachtet — wünſcht ſeinen Sohn mit Annen verheirathet. Ich weiß nicht, ob ich Dir ſchon einmal von dieſem ſtarken Stück der Unverſchämtheit geſagt habe. Der liſtige Spitzbube iſt ſo lange der

Kaſſenverwalter Sir Arthurs geweſen, daß gewiß zwei Drittel ihres Inhalts in ſeinen Beutel geflogen ſind. Dies iſt die Urſach, warum Sir Arthur die Sache hat aufſchieben müſſen, und ich meines Theils verlange unter den jetzigen Umſtänden dieſen Aufſchub nicht zu kürzen.

Daß dieſer Raupenſängerſohn, und wenn er gleich noch tauſendmal mehr Demoſthenes wäre, bei ſolch einem Vater etwas ausrichten wird, wenn er auch, wie ich hoffe, deshalb herunter reiſet — iſt mir ſehr unwahrſcheinlich. Sollte ſich indeſſen dieſes Wunder ereignen, ſo hab' ich auch dafür ſchon geſorgt. Dann ſchreib ich großmüthig ein Briefchen an den Herrn Obergartenaufſeher, und iſt, was ich von ihm gehört habe, nicht alles Lüge, ſo ſoll dadurch ſeine Hofnung neu belebt werden, und ſeines Herrn Sohns Verlangen gewiß unerfüllt bleiben.

In Italien, wo Liebeskabalen zu ſpielen Nationalhandwerk iſt, ließ ich mich nicht betrügen, und hier, wo gewiß eine Pulverſchwörung leichter entdeckt würde, als dergleichen gelegte Fallſtricke, am wenigſten von dieſen wohlehrbaren und hoch erhabnen Einfaltspinſeln, muß ich nur über die Furcht, als möchte man mein Spiel entdecken, höchlich lachen.

Was noch mehr. Ich glaube bei dieſem närriſchen Ritter, dieſem Sir Arthur, mehr Herzlichkeit gegen den jungen Prinz Ackerland zu bemerken, als ſonſt. Er zeigt ein Verlangen, genauer mit ihm bekannt zu werden, welches der junge Menſch eben nicht zu wünſchen ſcheint, und giebt ſich wirklich Mühe, ihn für ſeine eigne Perſon mit mehr Achtung zu begegnen, um auch Andern ein gutes Beiſpiel zu geben. Sind meine Muthmaſſungen gegründet, ſo haben die Drohungen des alten Miſtwurms des Herrn Baronets ſchwache Nerven angegriffen, und dann hat das, wie ich beinah fürchte, im Grunde noch mehr zu bedeuten. Wäre dies, wäre er dreiſt genug, mir den Abſchied zu geben, wahrhaftig dies ſollte die Wuth meiner Rache noch unendlich vergrößern. Von dieſem armſeligen Weſen, dieſem unbedeutenden Geſchöpfe beleidigt zu werden, dies würde meine Rache weit unerſättlicher, weit raſender, ja ſelbſt blutdürſtig machen. — Der Verdacht macht mich ſchon wüthend!

Dem Himmel ſey Dank! ich höre des Poſtknechts lärmendes Horn. Ich muß ſchlieſſen, und mein kochendes Blut abkühlen.

C. Clifton.

Vier und achtzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

Ich fühle mich von mancherlei Gedanken durchdrungen und bewegt, Oliver. Ich denke bald in Wenbourne-Hill zu ſeyn, und dann beſuche ich Dich und Deine verehrungswürdige Mutter.

Der Bewegungsgrund zu dieſer Reiſe liegt eben in den mancherlei Gedanken, welche mein Gehirn durchkreuzen. Ich muß mir ſelbſt Vorwürfe darüber machen, daß mich in dem einen Augenblick beunruhigt, was mir in einem Andern ſo entfernt ſcheint. Wenn meine Furcht nur einigen Grund in der Wirklichkeit hat, ſo iſt dieſer Clifton der tiefſte, der abgehärteſte, bösartigſte Heuchler, welchen ſich die Einbildungskraft nur malen kann! — Aber es iſt unmöglich! — Gewiß, es kann nicht ſeyn! — Ich bin ſtrafbar, ich begehe ein Verbrechen, wenn ich eine ſolche Meinung hegen kann! — In einem Manne ſo viel Thorheit und Laſter, neben einem ſo durchdringenden Verſtande; ja, ich mag wohl ſagen, neben einem ſo ſeltenen Genie vorauszuſetzen — das wäre übereilt, wäre Beleidigung für die Menſchheit!

Und doch iſt es ſeltſam, Oliver; — Ein ſo plötzlich geändertes Betragen, den alten, verjährten Gewohnheiten ſo völlig entgegengeſetzt, läßt ſich kaum mit dem menſchlichen Karakter zuſammen reimen. Zwar — wenn die Verſtellung eine ſolche Erſcheinung hervorzubringen vermag, warum nicht auch die Wahrheit? — Iſt nicht die Wahrheit allmächtig? Aber ſie macht langſame, nicht voreilige Schritte. Meine einzige Hofnung beruht noch darauf, daß ein vorzüglicher Menſch von den allgemeinen Regeln eine Ausnahme macht.

Was könnte er denn durch Heuchelei beabſichtigen? Ich weiß nicht — Seine Leidenſchaften ſind heftig und unbezwingbar; und ſind — oder zeigten ſich noch vor Kurzem in ihrer vollen Stärke — ſeltſam, äußerſt ſeltſam!

Doch — was will ich mit alle dem? — Wozu dieſe ängſtliche Beſorgniſſe? kann das Feuer unheiliger Begierden auch nur den Schimmer eines Fleckens über ſie verbreiten? — Niemals! Die edle Reinigkeit ihrer Seele iſt erhaben über jeden Verſuch! — Zwar — Wer weiß? — Vorſätzlich kann ihr Geiſt ſich nicht verirren: aber wer ſteht mir dafür, daß ſie nicht betrogen werden, daß ſie nicht aus den heiligſten Bewegungsgründen irrig handeln könne?

Vielleicht, Oliver, iſt meine eigne Lage, ſind meine eignen Begierden, die ich noch immer der Vernunft nicht unterworfen habe, die Quelle dieſer Zweifel. Eine unreine — ach! und eine vielleicht nie verſiegende Quelle! —

Dem ſey wie ihm wolle; es iſt unverkennbar, daß mir die Umſtände itzt eine Pflicht verzeichnen. Sie befindet ſich in Gefahr. Es würde mir Freude machen, ſie verheirathet zu ſehn. Freilich wäre es die Freude der Verzweiflung, eine Ausſicht in ewiges, ſchaudervolles Dunkel. Aber daran darf ich nicht denken. Mein Vater iſt Schuld an der Verſchiebung der Hochzeit. Ich befürchte ſehr, dieſes Hinderniß nicht entfernen zu können; aber verſuchen muß ich es.

Ich hatte dieſen Entwurf ſchon vorher gefaßt; Cliſton hat mich noch näher dazu beſtimmt, und mit einer Art, welche ſeine Feinheit hinlänglich beweißt. Aber ſie beweißt auch zugleich, daß er es mit der ganzen Sache ſehr ernſt meint.

Wir kamen vor einigen Tagen auf verſchiedene Geſpräche, worunter eines vorzüglich ihn von einer liebenswürdigen, aufrichtigen, edlen Seite zeigte; es war das nemliche Geſpräch, welches jenen ſchrecklichen Zweifel in mir erregte — Wenn er ein Heuchler iſt, ſo hat er ſeiner wahren Geſtalt eine zehnfache Maske aufgedrückt! — Es kann nicht — Nein — es kann nicht ſeyn! —

Ich will mit Sir Arthur von meiner Reiſe ſprechen, doch ohne ihm ihren Endzweck zu ſagen; es hieße ihn beleidigen, wenn ich mich ihm zum Fürſprecher bei ſeinem Diener auswärts. Nicht zu gedenken, daß er mich neuerlich mit ſichtbarer, ungewöhnlicher Freundlichkeit behandelte. Wenn ich ein Wageſtück unternehme, ſo geſchehe es mit Muth und Standhaftigkeit; wiewohl ich mir wenig Wirkung davon verſpreche. Ich bin noch nicht beſtimmt; aber in meinem nächſten Schreiben ſollſt Du wahrſcheinlicherweiſe hören, was ich beſchloſſen habe. Lebe wohl.

Frank Henley.

N. S. Mein Gehirn iſt ſo geſchäftig, mich in ewige Furcht zu erhalten, daß ich Dich vor einem Mißverſtändniſſe zu hüten vergaß, in welches dieſer Brief Dich führen könnte. Ich ſchrieb Dir vor einiger Zeit meinen Gedanken, England zu verlaſſen. Glaube nicht daß ich einen Entwurf aufgegeben habe, den ich immer vernünftiger finde, jemehr ich darüber nachdenke. Der große Endzweck des Lebens, iſt die Befriedigung des allgemeinen Beſten. In meiner jetzigen Lage iſt mein Geiſt von zu vielen Leidenſchaften beunruhigt, um das rege Spiel freier Thätigkeit ertragen zu können — Freilich Schwäche! — Aber ich rede die Wahrheit, Oliver. Wir ſind jezt mit Vorurtheilen ſo durchſogen, wir haben aus dem Kelch des Irrthums ſo raſch und viel getrunken, daß ich es für vergebens hielt, noch nach Beharrlichkeit in der Tugend zu ſtreben. Hier und bei den Antipoden würde ich an Sie denken; aber dort würden mich ungegründete Hofnungen nicht ſo oft in Verſuchung bringen, und mit mir ſelbſt uneins machen; der Strom meiner Gedanken würde nicht durch ſo viele Windſtöße des Schickſals gehemmt, getheilt, abgelenkt.

Ich habe darüber nachgedacht, in welchem Lande, und unter welchem Volke, ein thätiger Geiſt am meiſten nützen könnte.

Ich bin noch zu keinem Schluſſe gekommen. Die Gründe ſind auf beiden Seiten ſo ſtark, daß ich einen doppelten Plan machen muß. Ich will nach Amerika, wo ich Menſchen finde, die im Kampf für Freiheit begriffen ſind, wo ich jede Lehre predigen kann, die meine Vernunft für wahr erkennt; da kann ich eine Geſellſchaft von Wilden errichten, die, weil ſie unwiſſender ſind, auch von Vorurtheilen weniger wiſſen, und für die Wahrheit empfänglicher ſind als unſre auf mannichfache Weiſe verſchobenen Gemüther. Ein Kaufmann von ſeltenem Verſtande, deſſen Bekanntſchaft ich zufälligerweiſe gemacht habe, billigt den Plan, und will ihn befördern. Doch davon wollen wir in Wenbourne-Hill ausführlich ſprechen. Noch einmal, Oliver, lebe wohl!

(Ende des dritten Theils.)

Anna St. Ives.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Karl Philipp Moritz.

Vierter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA

Fünf und achtzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Komm mir zu Hülfe, Fairfax; ſprich mir Muth ein; füttre meine Eitelkeit; laß meinen lechzenden Ehrgeiz ſchwelgen und erinnre mich, daß ich ein Held bin, damit ich nicht in meinem Eifer nachlaſſe: denn wahrhaftig, wer nicht Luzifer oder Coke Clifton iſt, kann nicht ausdauern. Ja, bei den himmliſchen Heerſchaaren, Fairfax, ſie iſt ein göttliches Geſchöpf! Unvermerkt raubt ſie das Herz! Und wär' es felſenfeſt, es widerſtände nicht! Da iſt keine Liſt, keine Lockung, wie bei den gewöhnlichen Weibern. Nicht das ſchmeichelnde Grübchen im Kinn, nicht das holde feſſelnde Lächeln iſt es, woraus ſie diamantne Ketten ſchmiedet. Nein, es iſt ihre reine, ungeſchminkte Seele, wahr und aufrichtig und unwandelbar gerecht gegen mich, ſich ſelbſt und alle Menſchen. Dieſe bezaubernde Milde, dieſe himmliſche Güte, die ſie nie verleugnet. Ihre ſich immer gleich bleibende, mit Sanftmuth verbundne Stärke der Seele; ihre Heiterkeit, die kein Verdruß zu trüben vermag, weil ſie keines Unrechts ſich bewußt iſt; ihre keuſche jungfräuliche Reinheit, die ſo heilig glaubt, daß ein Jeder, eben ſo wie ſie, von Natur makellos ſey; ihre — Ha! — ich kann nicht Worte finden. Nimm deine Einbildungskraft zu Hülfe. Ich mag nichts unmögliches verſuchen. Haſt Du ſchon von den Veſtalinnen in alten Zeiten geleſen, von den Jungfrauen des Paradieſes und den Huldgöttinnen, deren goldne Harfen droben tönen? — Lies es noch einmal — Und haſt Du mit Propheten und Apoſteln den ſiebenten Himmel durchwandert, dann ſteige herab und ſehe Sie und erfinde mir eine Sprache, ſie zu ſchildern, wenn Du es vermagſt!

Verdammt ſey dieſer Frank Henley! Doch ſeinetwegen würde meine Rache nimmer erwacht ſeyn! Nie wäre das unglückſchwangre Wort meinen Lippen entflohen — Nun iſt es unwiderruflich — So gewiß Trojas Veſte, vom Schickſal und Göttern verdammt, in Schutt und Graus ſinken mußte, eben ſo gewiß muß die ſtolze Anna fallen — »Ihr leuchtet ein unglückſeliges Geſtirn« Und doch, Fairfax, kann ich nicht, wie andre Sieger, das Mitleid aus meinem Buſen verdrängen. Weinen könnt ich in eben dem Augenblick, wo mein Ruf Tod und Verderben befiehlt; mit Abſcheu die Verwüſtung ſehen, die ich ſelbſt angerichtet, die Werke meines Muths beſeufzen und verfluchen! Bei Lieb' und Krieg, Fairfax, findet ſich ſolch ein hochfliegender Ehrgeiz. Er muß ſeine Schlachtopfer haben; ſeine vernachläßigten Altäre fordern viel und große Gaben, und wenn dann einmal ein ſchneeweißes Lamm, unbefleckt und rein, zum Brandopfer beſtimmt, in ungekünſtelter Pracht verdachtloſer Unſchuld dargebracht wird, dann lodert die Flamme mächtig empor, weißes Gewölk kräuſelt ſich wogend gen Himmel, wo ſtolz der Ehrgeiz thront und mit herzlichem Wohlgefallen den lieblichen Geruch einzieht.

Ich kenne Deine Leichtfertigkeit, Fairfax; weiß, daß Du zu den ewigen Zweiflern gehörſt, und der Leichtgläubigkeit gern eine Falle ſtellen magſt. Ich höre Dein fürchterliches

Gelächter erſchallen, Du platzeſt heraus mit Deinen abgenutzten Gleichniſſen »der Held von Brentford ſingt ein Te Deum vor gewonnener Schlacht« — Geh ja nicht zu verſchwenderiſch mit Deinem wenigen Witz um. Hab ich Dir nicht geſagt, daß es beſchloſſen iſt? Wenn war ich als ein praleriſcher Hektor bekannt? Aber freilich nichts anders kann mich meinem Plan getreu erhalten, als dieſe ewige Ebbe und Fluth von Wünſchen und Hoffen, Fürchten und Verlangen, dies Fluchen und Toben, denn wahrlich ich werde von Güte und Wohlwollen und engelgleicher Milde hart zugeſetzt! —

Alle Künſte der Feinheit, der Heucheley und des Betrugs biete ich auf, um ihr das koſtbarſte zu rauben, was die Welt aufweiſen kann; und ſie im Gegentheil beſtrebt ſich durch Güte, Huld und edle Offenherzigkeit mich zu dem zurück zu führen, was unwandelbar groß und gut iſt — Warum thut ſie 's nicht auf eine minder beleidigende Art? — Warum zwingt ſie mich erſt zum gelehrten Wettſtreit mit ſo einem Kerl aus dem Pöbel? — Gelehrter Wettſtreit blos! Was ſag ich? Es iſt ärger, weit ärger! Es iſt ein

Kampf um ihre Gunſt. Er mein Nebenbuhler? Teufel und Hölle! Millionen Tugenden können ſolch ein Verbrechen nicht ausſöhnen! Und immer noch vermehrt ſie ihre fürchterliche Schuld und triumphirt darüber! Sollt' ich das vergeſſen können? Trage keine Sorge, es iſt unmöglich, daß ich von meinem Vorſatz weiche. Sey ruhig und höre mir aufmerkſam zu.

Alle meine Kräfte ſind auf ein Ziel gerichtet. So keuſch und engelrein ihr Herz auch iſt, ſo will ich es doch ſo vorbereiten, daß, wenn einmal etwas Anſtößiges zur Sprache kommen ſollte, ſie nur wenig daran ſich ſtoßen ſoll. Dahin zielen alle meine Geſpräche mit ihr, und ihr ofnes, unverſtelltes Betragen dient mir darinn zum ſichern Führer. Aus allen ihren Grundſätzen, ſie mögen auch für mich noch ſo viel abſchreckendes haben, weiß ich durch geſchicktes Hin- und Herdrehen und vorgegebne Zweifel ſo herrliche Folgen zu ziehen, daß ich ſie den Feſſeln immer näher rücken ſehe, die ſie gefangen halten ſollen.

Vielleicht, Fairfax, ſcheint Dir dieſer Kunſtgrif gar nicht neu, weil, nach Deiner

Meinung, eine jede Weiberſeele — natürlich iſt hier nur von ſolchen Weibern die Rede, bei denen man eine Seele annehmen kann — zu allererſt dahin gebracht werden muß, daß ſie leichtſinnig von allem denke, was man ihr zu rauben ſucht. Richtig! Aber, mein lieber Freund, da bleibt doch noch ein unendlicher Unterſchied. Alle dieſe Weiber ſind bald dahin gebracht, von Keuſchheit und Tugend leicht zu denken. Sollteſt Du oder ein andrer Liebesritter aber nur dieſen Verſuch bei Anna St. Ives machen, wahrhaftig ſie würde Dir ſchön Deine Tollheit anſtreichen und auf ewig hätteſt Du Deinen Abſchied.

Tugend iſt ihr kein leerer Name, ſondern eine Realität, und verdient als ſolche Verehrung. Ihre Leidenſchaften ſind ihre Sklaven, und nur in Anſehung dieſer iſt die liebenswürdige Tyranninn eine Schutzrednerinn des Despotismus. Sehr bald hat ſie mich überzeugt, daß ſie gemeine Künſte zurück zu weiſen verſteht, nicht blos mit Entſchloſſenheit und unwiderruflicher abſchläglicher Antwort, nein, mit Verachtung. Ich habe genug an einigen kleinen Verſuchen dieſer Art. Anmaaßende Berührungen duldet ſie nicht, auf

Augenſprache läßt ſie ſich nicht ein, und wenn man noch ſo ſchön das Zittern und Zagen eines ſchmachtenden Liebhabers nachmacht, bei Ihr kömmt man nicht mit durch. Jetzt will ich Dir eine kleine Probe von meiner Art des Angrifs geben. Unter ihren Lieblingshypotheſen, deren ſie, ſo Gott will, eine ſchöne Summe hat, iſt eine der vorzüglichſten dieſe: »So wenig wir auch — ſagt ſie — von Materie und Geiſt wiſſen, ſo ſey es doch immer »genug, um einzuſehn, daß beides ſich alle »Augenblick, ewig und unendlich verändert. »Was die Welt während dieſes ewigen Kreislaufs ohne Anfang und Ende, für Veränderungen erlitten, darüber laſſen ſich blos »Muthmaßungen anſtellen; daß aber die Idee »eines goldnen Weltalters nicht ſo lächerlich »gemacht zu werden verdiene, als man jetzt »gewöhnlich thut, davon ſey ſie feſt überzeugt. »Nach den Geſetzen der Nothwendigkeit müſſe »der Menſch, wenn nicht widerwärtige Zufälle ihn während ſeines Laufs zurückhielten, »der Vollkommenheit ſich immer mehr und »mehr nähern. Einige dieſer widrigen Begebenheiten wären uns aus der Geſchichte bekannt, zum Beiſpiel diejenigen, die die Kul-

»tur des Menſchengeſchlechts nach den Zeiten »der Römer und Griechen, wo ſie ſchon ſo »hoch geſtiegen, ganz wieder zurückgehalten »hätten. Die Ruinen in Egypten geben noch »heutiges Tages einen wundervollen Beweis »von dem, was dieſes Land, das jetzt in Unwiſſenheit und Barbarey zurückgeſunken iſt, »einſt war. Wer könnte alſo wohl leugnen, »daß nicht noch weit größre Veränderungen »vorfallen können?« Sie hat gar keinen Zweifel, daß, wenn nicht etwa eine Revolution im Planetenſyſtem vorfällt, der Menſch eine ſo hohe Stufe von Unſchuld, Lebensdauer, Glück und Weisheit erſteigen könne, als noch kein Geſchichtſchreiber, kein Dichter geträumt hat. »Nun ſey, fährt ſie fort, die »Macht des Zufalls, die ehedeſſen menſchliche Erfindungen leicht wieder in Vergeſſenheit »begraben können, durch die vortrefliche Buchdruckerkunſt geſchwächt worden, und trotz Unwiſſenheit, Geiſteszwang und Despotismus „verbreite, erhalte und vermehre dieſe Kunſt „die Kenntniſſe des Menſchen.“

Wie gefällt Dir dies Raiſonnement, dieſe ſchöne, weite Ausſicht? Angereizt durch meine Fragen und durch Folgerungen, die ich aus dieſer ihrer Lehre zog, kam es in der That ſo weit, daß mich der Feuereifer dieſer edeldenkenden Seele auch bei ihrer Geiſterſeherey in Erſtaunen ſetzte und meine Bewunderung auf ſich zog. Denn nun unternahm ſie, auf eine wirklich erhabne Art, zu beweiſen: „daß der Menſch ſich endlich ſelbſt unſterblich machen könne, dem Irrthum faſt gar nicht mehr unterworfen ſeyn, und nur nach feſten, edlen unbeſtrittenen Grundſätzen handeln werde; alle Menſchen würden zuletzt *eine* große Familie ausmachen, und weder Könige noch Fürſten haben, weil ſie keines Herrſchers weiter bedürften. Keine Noth werde ſie mehr drücken, keine Leidenſchaft ſie beherrſchen, und alle ihre Seelenkräfte würden ſie auf Erforſchung der moraliſchen Urſachen und Wirkungen anwenden, die ihres ewigen Kreislaufs wegen die beſten und aufgeklärteſten Köpfe hinlänglich zu beſchäftigen im Stande ſeyn würden!« —

Ha! Wie glühte die edle Enthuſiaſtinn, da ſie mit leichter aber feſter Hand dies kühne Gemählde der Illuſion entwarf, und — was noch mehr — auch ich glühte! —

Und was that ich, als die liebe Schwärmeinn ſo ſchön und unbegreiflich phantaſirte? Nun ſo höre! Als ich ſie in ihr eignes Netz gefangen ſah, Menſchenliebe und brennender Eifer zur Beförderung des Menſchenwohls aus ihrem ſchönen Auge ſtrahlte und entzückend von ihren ſüßen Lippen floß, führt ich ſie auf ihr goldnes Zeitalter zurück, auf dieſe Zeit der urſprünglichen Reinigkeit und Einfalt; ließ mich lehren, was Liebe damals war und Ehe; und welche Pflichten ſo zärtlich geſinnte Herzen, ſo edle Seelen wohl von einander forderten.

Nun und die Antwort auf alle dieſe Fragen? Mußte ſie nicht nach Wunſch ausfallen? Argwohn und Verdacht fand doch wohl bei ſolchen Liebenden nicht Statt? Auf eheliche Bande und Verpflichtung zu dringen, o wie hätten ſie ſich ſo tief erniedrigen können? Und fehlte einem Reiz und Anmuth, ſo war er edel genug, auf unverdienten Lohn keinen Anſpruch zu machen. Sie machten ja damals nicht, wie unſre jetzige verdammte eiferſüchtige Heurathsjäger, Lieb' und Zuneigung zu einem ſeelenloſen Gerippe, verhunzten ſich nicht beiderſeitig zu einem gemeinen niedrigen Hausgeräth, zu einem Dinge, das nichts werth iſt, als mit anderm alten Plunder in die Rumpelkammer geworfen zu werden. Kurz, Fairfax, ſie lief mir ins Garn, ſo ſchön ich's nur verlangen konnte. Sie mahlte mir grade ſo ein Paar Liebende, als ich wünſchte, denn was die Treue und Beſtändigkeit betrift, womit ſie dieſelben beſchenkte, je nun, davon will ich ja auch wohl die Livrey tragen, wenn ich gleich nicht in ihrem Dienſt ſtehe. Und glaube mir ſicher, ſchön, nett und wie an den Leib gegoſſen, ſoll mir dieſe ungewöhnliche Tracht ſtehn.

Glaube auch nicht, daß ich bei dieſen ihren Deklamationen blos Zuhörer bin; behüte Gott! Ich bringe manchen meiſterhaften Pinſelſtrich in ihrem Gemählde an, der denn auch um deswillen ſeine verlangte volle Wirkung thut, weil er weiter keine Abſicht zu haben ſcheint, als ihr ſchönes Kunſtwerk zu heben. Ha! wenn ſie ſo Treu und Glaube und Liebe der ſeligen Unſchuldswelt von ihrer Fabrike ſchildert, dann ſollteſt Du mich gegen den Misbrauch dieſer ſchönen Lehre von ewiger Treue und dergl. deklamiren hören.

»Verbände die jetzige leichtſinnige junge Welt die Macht Ihrer Beredſamkeit und

»die Kraft Ihrer Beweiſe, Madam, mit den »Grundſätzen, wonach ſie handelt, wie ſchrecklich wäre dies! O, wie manches reine verdachtloſe Herz würde dann nicht berückt »werden!« —

Eben kehre ich aus dem Zauberſchloß Alcinens zurück! Ich brach vorhin im Schreiben ab, um meiner Zauberinn die Aufwartung zu machen; und nun ſitze ich wieder hier und verfluche meine Unentſchloſſenheit, und noch mehr den unſeligen Einfall, ſo einen Vorſatz zu faſſen, den ich alle Augenblick wieder aufzugeben verſucht werde. — Du wirſt ſpotten, Du wirſt lachen, Fairfax; ich kenne Dich »Bläßt der junge Herr ſchon »zum Abzug! iſt ihm die Unternehmung zu »ſchwer!« Nein, ſag ich, nein, nein! Aber abgeſchreckt bin ich beinah, und darüber möcht ich mich verfluchen!

Ich ſtellte mich außerordentlich betrübt über den langen Aufſchub und beklagte mich, daß ich gar nichts mehr von Sir Arthur höre. Hätte ich dies nicht gethan, ſo möchte ſie vielleicht Verdacht geſchöpft haben, wenn es ihr eingefallen wäre, wie dringend und hitzig ich Anfangs war. Und in der That bin ich des langen Wartens müde, ob es gleich nicht mein Wunſch iſt, durch Sir Arthur früher befördert zu werden. Es ſcheint auch bei ihm, wie ich Dir ſchon neulich meldete, eben nicht groſe Eil zu haben, und ſeine Verehrung des Gärtnerjungen ſteigt von Tage zu Tage.

Aber nun hätteſt Du hören ſollen, wie ſie mich tröſtete, ſehn, wie gütig und milde ſie war. In ihrem Auge zitterte eine Thräne, während ſie mir erklärte, daß ich dieſen Aufſchub als einen glücklichen Zufall betrachten ſolle, weil er zu einer daurenden nie getrübten Wonne führe. Hätteſt Du, ſag ich, ihre Seele geſehen — denn wahrlich ſie war mir ſichtbar und hörbar — Fairfax, ſo ein fürchterlicher Buſchklepper im Lande der Verheiratheten, ſo ein geſchworner Feind der Jungferſchaft Du auch immer biſt, Du würdeſt mir meinen Rückzug verziehen haben.

Haſt Du nie die Sonne durch finſtre Wolken brechen ſehn? Die vorher trübe, dunkle und traurige Szene iſt auf einmal erleuchtet; was ſich in Dunkelheit vor unſerm Auge barg, wird klar und deutlich; der bleiche Hügel lächelt neu, mit grünem Raſen prangt die vormals düſtre Wieſe; die Dunkelheit entzittert, die Nebeldünſte ſind zerſtreut, und plötzlich ſtrahlet uns verneuten Glanzes die Schöpfung an. — So ſchwinden alle Zweifel, wenn ſie ſpricht! In ſolche Glut ſetzt ihre Gegenwart und bannt aus jeder Bruſt die Finſterniß. In jede Seele ſtrömt ſie genialiſches Feuer und Harmonie! —

So ſchwärm' ich noch, wenn ich ſchon ihrem Zauberkreiſe entflohen bin, Fairfar; ſey billig, überlege, mit was für einem verführeriſchen, gefährlichen Feind ich zu kämpfen habe — Höre und richte.

»O, Cliſton! — ſo ſprach ſie; vernimm ihre Zauberworte — »O Cliſton! täglich und »ſtündlich ſegne ich dieſen glücklichen Zufall, »dieſen Aufſchub unſrer Verbindung. Gewiß, »ich hätte, gleich jenem heldenmüthigen Erzbiſchof, meine rechte Hand ruhig von den »Flammen verzehren ſehn können, wenn dadurch das erreicht worden wäre, was dieſer »mir geſegnete Aufſchub bereits bewürkt hat! »Unausſprechliche Seligkeit iſt es für mich, »zu ſehn, wie ſehr ihr Herz ſich ſeit kurzem »zu meiner Beruhigung geändert hat. Ich »betrachte mich nun als beſtimmt, die Ihrige

»zu werden. Doch beſtimmt oder nicht, darauf kömmt vielleicht wenig an. Laſſen Sie »uns unſre Ichheit und jedes kleinliche Intereſſe derſelben vergeſſen! Wer bin ich? Was »kann ich ſeyn, verglichen mit dem, was ſie »werden können? Patriot, Geſetzgeber, Staatsmann, Friedensſtifter, Wahrheitsverbreiter, »Lehrer des menſchlichen Geſchlechts; zu allem dieſen ſteht der Weg ihnen offen. Ich »hingegen, ſo groß mein guter Wille, ſo brennend auch mein Eifer ſeyn mag, kann zu »dieſem Glück nie gelangen. Darum muß ich »gerecht ſeyn gegen Sie, und mich erklären, »daß ich ihren Geiſt für weit umfaſſender »halte als den meinigen; zu kühnern Planen, »tief durchdachtern Syſtemen geſchickt, läßt »er den meinigen weit hinter ſich zurück auf »ſeinem Sonnenfluge. Sie haben ein ſcharfes Gedächtniß, feurige Empfindungen und »die lebhafte Einbildungskraft des Dichters. »Oft — ich geſteh es mit Vergnügen haben »mich die Ausbrüche ihrer Seelenkräfte in »Erſtaunen geſetzt. Es wäre Beleidigung, »wenn ich ſie bitten wollte, auf dieſem Wege »fort zu wallen, denn ich glaube feſt überzeugt »zu ſeyn, daß ſie ihn nicht verlaſſen können.

»Was ſie bis jetzt alles geſehn, was ſie gedacht, was ſie gelernt, läßt nimmer ſich vergeſſen. Im häuslichen Leben werden ſie gewiß einſt die Ehre ihrer Familie, die Wonne ihres Weibes, als Mitglied des Staats der Ruhm ihres Vaterlandes ſeyn, bewundert und geliebt von Tugendhaften und Weiſen.«

Ich warf mich nieder auf meine Kniee vor dieſer Gottheit. Sie ſchien Orakelſprüche zu verkünden! Meine Liebe erwachte, mein Herz war gepreßt, ich ſchämte mich bei ihrem Lobe meines Betrugs. Die Worte »holder Engel, ich bin ein Niederträchtiger,« waren im Begrif meinen Lippen zu entwiſchen, die mir aber in dieſem Augenblick der Beſchämung und der Reue ihren Dienſt verſagten.

Bei den himmliſchen Mächten, Fairfar, es war unmöglich zu widerſtehn! Warum ſollt' ich nicht werden können, was ſie mir prophezeihte? Held, Geſetzgeber, großer Beherrſcher dieſer kleinen Welt? Warum nicht? Sie ſchien begeiſtert. Sie hat ein Feuer in meinem Buſen entzündet, das Königreiche fruchtbar machen und zerſtören kann, wenn es genährt wird. Bei Cäſars blutiger Leiche, ich weiß nicht was ich ſage!

Wahr iſt's, ſie hat mich übel — ſchändlich hat ſie mich behandelt. Das iſt gar nicht zu leugnen. Und doch ſelbſt dieſe üble Behandlung von ihr, welch einen unendlichen Vorzug hat ſie vor allen läppiſchen Süßigkeiten, womit uns andre Weiber in ihrer beſten Laune überhäufen. Fairfax, ich wünſchte Dir ſie zu ſehen. Noch nie war mein Herz ſo beſtürmt als jetzt.

Mein Vorſatz iſt erſchüttert, ich geſteh' es, aber noch nicht ganz umgeſtoßen. Nein, ich will vorwärts dringen. Meine ganze Seele ſträubt ſich vor dem Gedanken, den Gift ungebraucht zu verſpritzen, den gezückten Dolch ohne Rache wegzuwerfen. Und doch, wenn eine menſchliche Macht im Stande wäre, mich dahin zu bringen, ſo könnte ſie es — Noch einmal, ich verfolge meinen Plan.

Was Du mir am Ende Deines letzten Briefes von Comte Caduke (ſchlag' Dein Lexikon nach! — doch um Dir keine Mühe zu machen, ließ nur Comte Jämmerlich, alias Beaunoir) ſchreibſt, verſteh ich gar nicht. Doch da Du ſagſt, er habe oft vom Gärtnerſohn geredet, ſo will ich doch Gelegenheit nehmen, den Kartoffelgrafen darüber zu befragen, und bin überzeugt, daß er, ſeinen Grundſätzen gemäß, mir alles entdeckt, was er nur irgend weiß.

Im Vorbeigehn geſagt, die Liebe macht mich ſelbſt zum Dichter. Voll von den Reizen meiner Sylphide überließ ich mich neulich meinen Empfindungen, und folgende Verſe entſtrömten meiner Feder. Ich ſchicke ſie Dir zur Recenſion. Aendre daran, was Du willſt, wenn ſie Deinen Beifall nicht haben, oder ſchick mir ein andres Gedicht, das uns allen beiden beſſer gefällt. Wenn das nicht ein ſchöner und raiſonnabler Tauſchhandel iſt, ſo verſtehe ich nichts von Handel, Logik und geſunden Menſchenverſtand.

C. Clifton.

Lebensgenuß. *)

Wenn ich in Lina's Armen liege,
An ihrer Schwanenbruſt mich wiege,
Dann wünſcht mein hochentzückter Sinn:
Ach flöß' im Kuß dies Leben hin.

Sing ich in trauter Zecher Kreiſe
Ein Trinklied nach der Väter Weiſe,
So ruf ich: Nur beim goldnen Wein
Kann man ſich ſeines Lebens freun!

Um bei der Nachwelt noch zu leben,
Verſchmäh ich Mädchenkuß und Reben:
Beglückt, wer's mit den Muſen hält,
Ihn ſchätzt die ſpäte Enkelwelt.

Naht einſt das grauſe Furchtgerippe,
Der Tod mit Stundenglas und Hippe,
Dann lächl' ich: Freundchen! biſt Du da,
Komm! Ich genoß mein Leben ja!

---

*) Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Ueberſetzer nur den Sinn dieſes Gedichts aus dem Engliſchen übertragen hat, weil nach ſeiner Meinung die Idee, die zum Grunde liegt, nicht aber eben die Ausführung derſelben Lob verdient.

Sechs und achtzigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

In einer Woche, Oliver, ſehen wir uns wieder einmal. Wer weiß, wie viel Jahre der Trennung auf dieſes kurze Wiederſehn folgen! Ich darf Dir nicht erſt ſagen, wie qualvoll mir dieſer Gedanke wäre, wenn ſich ihm nicht Grundſätze entgegenſtellten, und daß es Augenblicke giebt, wo dieſe Grundſätze ſelbſt zu ſchwach ſind, um mich vor bittern Unmuth zu bewahren. Aber wir ſind einmal Kreaturen der alles vermögenden Nothwendigkeit, und wir müſſen das erwählen und jeder Neigung vorziehn, wovon uns die Wahrſcheinlichkeit überredet, daß es für uns das nützlichſte ſey.

Ich habe ein ſehr ſonderbares Geſpräch mit Sir Arthur gehabt; ein Geſpräch, das wieder einmal gewiſſe Gefühle in aller ihrer ehemaligen Stärke in mir lebendig machte; gewiſſe Gefühle, die ich bereits erſtickt zu haben glaubte. Ich fieng damit an, daß ich ihm meine Geſinnung, nach Wenbournehill zu reiſen, entdeckte; und dann eröffnete ich ihm den Entwurf, mich nach Amerika einzuſchiffen.

Er ſchien überraſcht, und ſagte: er wolle das nicht hoffen.

Ich antwortete ihm: daß ich über dieſe Materie reiflich nachgedacht hätte, und ich keinen Grund vor mir ſähe, der mich zur Aenderung meines Entſchluſſes bringen könnte.

Es wäre vielleicht nicht ſo gar unmöglich, meinte er, bei reiferm Nachdenken Gründe genug zu finden, welche mir meine Anweſenheit zur Pflicht machten. Seine Familie wäre mir große Verbindlichkeiten ſchuldig. Ich hätte mein Leben ſelbſt bei verſchiedenen Gelegenheiten für ſie auf das Spiel geſetzt. Sie hielten meine Talente für außerordentlich. Kurz, Oliver, der gute Alte bemühte ſich, mir ſo viel ſchmeichelhafte Dinge zu ſagen, als er nur neben einander reihen konnte, und ſetzte endlich hinzu, daß es ihnen allen ſehr wehe thun würde, wenn ich England verlaſſen könnte, ohne daß er und ſeine Familie mir ihre Dankbarkeit durch wahre Dienſtleiſtungen bezeigt hätten. Es lägen freylich noch manche große Schwierigkeiten im Wege; aber er glaube ſie überwinden zu können. Nicht, daß er mit Gewißheit irgend etwas beſtimmtes hiedurch zuſagen wolle; denn er müſſe ſelbſt geſtehen, daß ſich die Lage der Sachen jetzt in einem ſehr bedenklichen Zuſtande befände. Er wäre in der That ſelbſt jetzt ſehr verlegen und unentſchloſſen; aber er und ſeine ganze Familie fühlten gewiß ſehr viel Wohlwollen für mich. Seine Tochter, ſein Sohn, er ſelbſt, alle waren ſie meine Schuldner.

Das Herz des guten Alten floß über, Oliver, und erregte durch ſeine Ergießungen einen Tumult in dem meinigen, dem ich mich mit aller Kraft entgegenſetzen mußte. Was konnte ich anders antworten, als daß ich für ſeine Familie gethan hätte, was ich für jeden Fremden zu thun für Pflicht halten würde, und wenn Dankbarkeit hieße, ſich mit frohem Herzen empfangener Wohlthaten erinnern, ſo wären ja ich und meine Familie ſeit langen Jahren ſchon die Empfänger?

Er ließ nicht ab, mich von meinem Vorhaben abzuhalten. Da er mich durch ſeine Gründe nicht überwieſen ſah, ſo beſann er ſich einen Augenblick, als wollte er etwas ſagen, und wüßte nur keine ſchickliche Vorbereitung zu finden. Solche Gemüthslagen machen auch den ruhigſten Zuhörer theilnehmend. Ich wünſchte mit Ungeduld, daß er ſich näher erklären möchte, und forderte ihn auf, fortzufahren. Endlich fieng er wieder an: ob er mir eine Frage vorlegen dürfe; und verſicherte, daß er gewiß nicht den Gedanken habe, mich zu beleidigen; aber er wünſchte ſehr, ſein Gemüth von einigen Bedenklichkeiten frey zu wiſſen, deren er ſich doch nicht enthalten könnte.

Ich erſuchte ihn, mir ſeine Frage freymüthig vorzulegen, und verſicherte ihn einer ungeheuchelten Antwort.

Er kenne meine Aufrichtigkeit, ſagte er; wenn ich aber in ſeiner Frage die mindeſte Unſchicklichkeit fände, ſo gäbe er mir ſelbſt das Recht, ihm keine beſtimmte Antwort zu geben.

Ich erwiderte, daß ich dieſes Recht nicht zu haben glaube, und bat ihn noch einmal, ſeine Frage vorzutragen.

Er ſtotterte, und ſagte endlich — Ich glaube, Mſtr. Henley, einen Grad von Hochachtung bemerkt zu haben — zwiſchen Ihnen und meiner Tochter — Er hielt inne — Der Wunſch, mir keine unangenehme Empfindung zu machen, war ſo unverkennbar, daß ich ihn von dieſem peinlichen Zuſtande zu erlöſen beſchloß.

Ich glaube, Sir, den Inhalt Ihrer Frage jetzt errathen zu können. Sie möchten gerne wiſſen, ob zwiſchen uns beiden etwas vorgefallen iſt, und was? Vielleicht hätte man dieſer Frage zuvorkommen müſſen; wenigſtens wäre Verheimlichung jetzt Verbrechen.

Ich wiederholte nun ſo buchſtäblich, als mein Gedächtniß zuließ — und über dieſen Punkt iſt es mir ſehr treu — alles, was Anna und ich gegenſeitig geſagt und gethan haben. Bei dieſer Wiederholung gleichgültig bleiben, war nicht möglich, Oliver. Meine Gefühle waren rege, und ich verſichre Dich, Sir Arthur war ſo bewegt, als es nur ein Mann von dieſem Karakter ſeyn kann. Alter ſcheint das Herz des Menſchen beſſer und ſanfter zu machen. Er weinte — eine ihm ungewöhnliche Erſcheinung — bei der Erzählung von ſeiner Tochter heldenmüthigen Vorſätzen, welche ſie aus Achtung für die Pflicht, und aus ehrfurchtsvoller Schonung für die

Vorurtheile ihres Vaters gefaßt hatte. Ihre Furcht, ihn unglücklich zu machen, erpreßte ihm Seufzer und Thränen, und er brach einmal über das andre aus — »O ſie iſt ein »liebes Mädchen! Sie iſt ein himmliſches »Mädchen! Ich habe ſie immer geliebt! Sie »iſt die Freude meines Lebens, mein Seelen»ſchatz! Von ihrer Kindheit an bis zu dieſer »Stunde war ſie immer ein Engel!«

Da er hörte, daß ich mich mit ihm zum Lobe ſeiner vortreflichen Tochter vereinigte, ſetzte er hinzu — Wie Sie mir ſagen, Mſtr. Henley, ſo haben Sie es meiner Tochter ſelbſt zur Pflicht gemacht, daß ſie Ihnen vor allen andern den Vorzug geben müſſe, auch wenn Vater und Verwandte dieſe Neigung misbilligten.

Das that ich allerdings, Sir. Ich ſprach aus Ueberzeugung, und hätte Stillſchweigen für ſtrafbar gehalten.

Vielleicht. Wenigſtens iſt dieſe Art ſich auszudrücken, höchſt ſonderbar.

Ich hoffte von unſerer Verbindung nicht nur größere Glückſeligkeit für uns beide, ſondern auch größern Nutzen für die Welt.

Ich habe Sie ſchon über dieſe Materiſprechen hören. Ich verſtehe Sie nicht recht; aber erlauben Sie mir nur eine Frage — Sind Sie noch derſelben Meinung?

Ja, Sir. — Ich ſetze nicht mehr ein ſo großes Vertrauen in mich, als ſonſt — Mſtr. Clifton beſitzt eine erſtaunenswürdige Stärke des Geiſtes; und wenn er ſeinen Sinn auf würdige Zwecke richten will, ſo wage ich keine Entſcheidung zu meinem Vortheil. Für jetzt muß ich noch gegen ihn entſcheiden, weil eine vertraute Bekanntſchaft mit ihm und mit meinem eignen Herzen, weil noch überdies gewiſſe Unregelmäßigkeiten in ſeinem Betragen, die ich mit vernünftigen Zwecken nicht zuſammendenken kann, mich zu dieſer Meinung beſtimmen. In mir irre ich nicht. Ich bin meiner gewiß.

Und in Anſehung ſeiner haben Sie Bedenklichkeiten?

Ja wohl; aber ich geſtehe gern, daß dieſe Bedenklichkeiten täglich mehr verſchwinden.

Sir Arthur hielt inne, ſprach mit ſich ſelbſt, und ſchien verlegen. Endlich geſtand er, daß er hierauf nichts zu antworten wiſſe; auf jedem Wege ſtänden ihm unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen. Er wäre in dieſen zwey Monaten von vielen Seiten mehr geängſtigt worden, als vorher in ſeinem ganzen Leben. Er könne nichts beſchließen; doch wünſchte er ſehr, mich zur Reiſe nach Amerika nicht ſo entſchloſſen zu finden. Man könnte nicht wiſſen, welchen Lauf die Sache noch nehmen würde. Mſtr. Cliſton wäre ſehr krank, und würde wahrſcheinlicherweiſe nicht mehr lange leben. (Eine neue Verlegenheit.) Er wünſchte mir gewiß viel Glück — recht viel Glück — Ich wäre ein ſeltner junger Mann. Ich wäre ein Gentleman von Karakter, und hätte gewiß einen unendlich größern Werth als ein Gentleman von Geburt. Die Welt hätte über dieſe Dinge ihre eignen Meinungen; richtige vielleicht, aber vielleicht auch unrichtige. Er wäre es von jeher gewohnt, mit der Welt zu denken; aber er hätte vor kurzem von mir ſo viel gehört, daß er faſt zu zweifeln anfange. — — (Hier fühlte ich ſie wieder, die Allgewalt der Wahrheit, wie ſie das Vorurtheil aus allen ſeinen Schlupfwinkeln zu verſcheuchen weiß, und hat ſie einmal den Verſtand überzeugt, im Herzen tiefe Wurzel faßt.) Er wäre mit meinem Vater nicht mehr ſo gut geſtimmt als ſonſt; aber nicht durch mein

Verſchulden; er wiſſe, daß ich ganz anders denke. Er müſſe geſtehen — das hätte er nicht erwartet. Er hoffe indeſſen, daß noch alles eine gute Wendung nehmen würde; endlich ergriff er meine Hand, drückte ſie, und ſetzte mit großem Ernſt hinzu — »Wenn »Sie Ihr Projekt nach Amerika aufgeben »können, ſo bitte ich Sie, thun Sie es! — »Ich bitte Sie recht ſehr!« —

Er verließ mich mit ſchwerem Herzen.

Wie ſoll ich nun handeln, Oliver? Der Kampf, der in ſeiner Seele vorgeht, iſt ſichtbar. Mein bisheriges Betragen, durch welches ich ſeine Liebe gewonnen, die hartnäckige Selbſtſucht meines Vaters, ſein erworbener Reichthum, und wahrſcheinlicherweiſe Sir Arthur's zerrüttete Geldgeſchäfte — alle dieſe Umſtände haben den Mann in die verzweifelte Lage gebracht. Aber iſt es nicht jetzt zu ſpät? Muß ich nicht die traurigſten Folgen befürchten, wenn ich mich Clifton entgegenſetze? Und wenn ſein Geiſt, wenn ſeine wahre Denkungsart, ſeinen Aeußerungen widerſpricht, wäre nicht Widerſtand von meiner Seite, Ungerechtigkeit? Wäre es nicht beſſer, mit ſtrengem tugendhaften Entſchluß dieſe ſchmeichleriſchen, und vermuthlich trügeriſchen Hoffnungen erſticken, als ſie wieder lebendig machen, und mit ihnen den Wurm nähren, der an meiner Ruhe nagt — und mit ihrem Wachsthum dem Feinde innerhalb die Waffen zuführen, dem furchtbaren Feinde, den ich nicht verſcheuchen kann, den ich völlig bezwingen muß, damit er nie wieder wirkſam werde.

Auch kann ja Sir Arthur die Umſtände nicht ändern; und es fehlt ihm zu ſehr an Feſtigkeit, als daß ich nicht Sinnesänderung zu fürchten hätte.

Mein Herz iſt mehr als jemals für Gefühle jeder Art empfänglich; aber ich muß ſie alle unterdrücken, und die Stimme der Wahrheit allein hören.

Verſtände ich mich nur beſſer auf dieſen Clifton, ſo würde ich eher meine Handlungsweiſe beſtimmen können. Ich bin überzeugt, daß er mit Bewunderung zu ihr hinaufblickt. Sie ſcheint den Schlüſſel zu ſeinen Fähigkeiten und Neigungen gefunden zu haben. Erſt vor einigen Tagen habe ich Dinge wahrgenommen, die mich ſehr zu ſeinem Vortheil urtheilen laſſen. Kann ich wiſſen, ob er nicht durch ihren Einfluß einer der vorzüglichſten

Menſchen wird? Dieſer Gedanke läßt mich die Gerechtigkeit nicht aus den Augen verlieren. Ich werde niemals aus Selbſtgefälligkeit eine ſo große Schuld auf mich laden! Ich ſollte ihm das einzige Mittel rauben, wodurch ſeine Seele vielleicht gerettet werden kann? Ich ſchaudre vor dem Gedanken! Oliver, ich bin entſchloſſen. Wenn Worte oder Vernunft noch etwas vermögen, ſo ſoll mein Vater nachgeben.

Nach meiner Menſchenkenntniß kann ich mir Clifton's Betragen, und ſelbſt wenn er auf ſeinen Vorſätzen beharrt, kann ich mir dieſe raſtloſen Beſtrebungen nicht enträthſeln. Daß er Beharrlichkeit zeigen wird, wünſche ich aufrichtig, und glaube es ſogar. — Aber ſollte er die Kräfte ſinken laſſen! — Die Vermuthung iſt ſchrecklich! — Anna St. Ives! — Mein Herz wird muthlos, ſinkt in Ohnmacht! — Iſt dieſe Tugend auch verletzbar? — Nein, gewiß nicht! — Je reiner die Grundſätze des Weibes ſind, deſto ſicherer iſt ſie vor gemeinen Verführern. Aber wenn ſich ein Mann findet, der das hiezu nöthige, wiewohl unverträglich ſcheinende Uebermaaß von Thorheit und Klugheit vereinigt, ſo läßt es ſich wohl denken, daß ein ſolches Weib ihm nur deſto unbefangener in die Schlinge laufen würde. Und iſt nicht Anna St. Jves ein ſolches Weib? Und wenn er nicht ein noch größeres Wunder der Natur iſt, als ſie — iſt nicht Coke Clifton ein ſolcher Mann?

Er kam hieher — mit dem Jubelgeſchrey des jugendlichen Stolzes, mit ſich ſelbſt zufrieden, an ſich ſelbſt nur hängend, mit Vorurtheilen belaſtet, aber auch voll großer Ideen. Beweisgründe fanden keinen Eingang bei ihm; denn wo er hätte zuhören ſollen, lachte er. Die Waffen des Witzes ſtanden ihm immer zu Gebot; aber oft, wenn er nach andern zielte, ſprang der Pfeil ab, und kehrte boshaft auf ihn ſelbſt zurück. Allein das fühlte er wenig oder gar nicht. Sein Uebermuth verließ ihn nicht, und ward durch Widerſtand nur gereitzt, nicht gedämpft. Bis vor vier Monaten war er der nemliche; und plötzlich ändert er ſich, ohne daß ich den mindeſten Grund erdenken kann. Die Veränderung geſchah zu ſchnell, als daß ſie mich nicht beunruhigen ſollte!

Und doch muß ich wiederum allen dieſen ſonderbaren Erſcheinungen die kaltblütige, rubige Ueberlegung entgegenſetzen, welche mich lehrt, daß eine ſo thörichte und abſcheuliche Heucheley unmöglich iſt. —

Gewiß, Oliver, ich möchte ihm nicht gerne Unrecht thun: ich haſche nicht nach Vermuthungen, die ihm zum Nachtheil gereichen: ſie dringen ſich mir auf. Doch vielleicht verleitet mich Leidenſchaft. Wer darf, auch bei der größten Beſtrebung nach Herrſchaft über ſich ſelbſt, ſein Urtheil für gültig ausgeben, ſobald er ſich in Leidenſchaft fühlt?

Eben war Clifton bei mir. Einer ſeiner Pariſer Correſpondenten hat ihm erzählt, daß der Comte de Beaumoir mich ſtatt ſeiner beſucht hätte; allein der Brief war ſo unverſtändlich abgefaßt, daß er ſich ſelbſt darnach erkundigen mußte. Ich geſtehe, Oliver, daß ich während ſeinen Fragen erſt auf den richtigen Gedanken kam, daß wir beide, Du und ich, von der Nothwendigkeit zu ſchweigen, irrige Begriffe hatten, daß ich unwürdig handelte, indem ich durch Verheimlichung dem Argwohn Raum gab. Da aber meine Bewegungsgründe auf jeden Fall ſehr richtig waren, ſo antwortete ich ihm ohne Rückhalt, und erzählte ihm alles, was vorgegangen war. Ich geſtand ihm freymüthig, daß ich ihm blos aus Furcht vor ſeiner Empfindlichkeit die Sache nicht ſogleich vorgetragen hätte.

Er lachte über die Rodomontaden des Grafen, ſah es ein, daß er mir Verbindlichkeiten ſchuldig ſey, und geſtand, daß meine Beſorgniß damals nicht ungegründet geweſen. Er betrug ſich mit Leichtigkeit und guter Laune gegen mich, und verließ mich, ohne im mindeſten beleidigt zu ſcheinen.

Donnerſtags ſehe ich Dich. Ich weiß, daß an dieſem Tage ein Familienfeſt bei Dir iſt, und werde mich bemühen, die Heiterkeit, welche Wohlwollen und Freundſchaft um ſich her verbreiten, nicht durch meine üble Laune zu trüben.

F. Henley.

Sieben und achtzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Ach! Louiſa, was ſind wir? — Was ſind unſre Neigungen, unſre Entſchließungen? In unvorhergeſehenen Augenblicken von Leidenſchaft ergriffen, herumgetrieben, hingeſchleudert, verleben wir nur ſelten einen Tag, nach welchem die Vernunft mit unſerm Betragen zufrieden ſeyn kann!

Mit mir ſelbſt unzufrieden, glaubte ich Ihrem Bruder Urſache zum Misvergnügen gegeben zu haben. Zum Theil gab mein Vater Gelegenheit dazu: er hatte mir einen Augenblick vorher eine Nachricht hinterbracht, die mich meiner ſelbſt vergeſſen machte — Louiſa! — Frank Henley reiſt nach Amerika! Er entſchließt ſich nicht leicht, aber ſein gefaßter Entſchluß bleibt feſt! — Großer Gott! — Ich — Louiſa! — ich fürchte, ich bin ein ſtrafbares Geſchöpf! — Schwach! — ſehr ſchwach! — Und iſt nicht Schwäche ſtrafbar? — Aber warum ſollte er uns verlaſ ſen? — Wo wird er Herzen finden, die für ſeinen Werth lebendiger fühlen?

Sir Arthur kam, um mich hievon zu benachrichtigen: er hatte ſich mit ihm unterhalten, und fruchtlos alle ſeine Bemühungen angewendet, um ihn von dem Vorhaben abzubringen. Er kam und bat mich, einen Verſuch zu machen. Vielleicht würde ich es mit mehr Erfolg thun.

In ſeiner ganzen Manier war viel Bedeutung. Ich fragte ihn, warum?

O mein liebes Kind, ſagte er, und ſein Herz ſchien voll bei dieſen Worten, du weißt, warum. Mſtr. Henley hat mir geſagt, warum.

Was hat er Ihnen geſagt, Sir?

Nichts, Kind — (Sir Arthur ergriff meine Hand) — Nichts, als was Dir zur Ehre gereicht — Ich fragte ihn aus, und Du weißt, er iſt keiner Falſchheit fähig.

Nein, Sir; er iſt keiner Falſchheit fähig.

Nun wohl, Anna, ſo verſuche Du es, ihn zu bereden, daß er uns nicht verläßt. Er ſelbſt iſt zwar ein vortreflicher junger Mann; aber ich fürchte, ſein Vater iſt ihm ſehr unähnlich. Ich fange an zu bemerken, daß ich nicht ſo vorſichtig geweſen, als ich hätte ſeyn ſollen; und wenn Mſtr. Henley England verlaſſen ſollte, ſo würde der Vater uns Schuld geben, und — (Hier beſann ſich Sir Arthur) — Ich habe einige ſeltſame Briefe von Abimelech erhalten, deren eigentliche Abſicht ich anfänglich nicht einſah; aber jetzt iſt mir alles klar. Es ſtimmt alles zuſammen, und meine Unterredung mit dem jungen Henley hat meine Vermuthung beſtätigt. Aber immer bleibt dieſer Menſch ein ſehr guter, ſehr vortrefflicher junger Gentleman, und ich möchte es wohl gerne ſehen, wenn er uns nicht verließe. Ich weiß nicht, was ſich ereignen kann.

Ihr Bruder trat in das Zimmer, und Sir Arthur verließ mich mit dem Wunſche, daß ich ſeine Worte nicht vergeſſen möchte. Cliſton fragte nach einer vorhergegangenen Entſchuldigung: — hat dies Bezug auf mich? In dem Augenblick kam Frank. Nein, ſagte ich; es hat Bezug auf Jemand, der, wie ich denke, nicht ſo bereitwillig ſeyn dürfte, ſeine Freunde zu vergeſſen.

Tauſend Gedanken hatten meine Seele durchkreuzt; die Furcht, ihn unedelmüthig, ungerecht behandelt zu haben; die Erinnerung an alles, was er gethan, und alles, was er gelitten hatte; an ſein forſchendes, durchdringendes, gränzenloſes Genie; an ſeine erhabenen Tugenden; der ſchreckliche Gedanke, daß er ſich aus ſeinem Vaterlande durch mich verbannt ſehen ſollte; daß er vielleicht unter Fremdlingen wandern müßte, der Armuth ausgeſetzt, Gefahren, dem Tode ſelbſt — mit der Ueberzeugung in ſeinem Herzen, daß ich ihm Unrecht gethan! — Meine ungeſtümen Gefühle überraſchten, überwältigten mich, und in dem enthuſiaſtiſchen Augenblick eilte ich ihm entgegen, drückte ſeine Hand, fiel auf die Kniee — »um Gottes willen, Mſtr. Henley, »denken Sie nicht daran, uns zu verlaſſen!« ſo rief ich aus.

Cliſton konnte ſo wenig als ich dem erſten Sturm der Leidenſchaft widerſtehen; er ſprach das Wort Madam! mit einem Ton aus, in welchem ſich Erſtaunen und energiſche Strenge miſchten. Nun kam ich wieder zu mir ſelbſt —

Sie ſehen, ſagte ich, indem ich mich zu ihm wandte, was für ein unwürdiges, ſchwaches Geſchöpf ich bin! — Aber Mſtr. Henley hat den ſeltſamſten Entſchluß von der Welt gefaßt! —

Wie, Madam, ſagte Ihr Bruder mit Plaiſanterie, (indem er ſich faßte) etwa eine Reiſe nach dem Mond? Oder wartet er auf die Ankunft des nächſten Kometen, um die Reiſe um das Sonnenſyſtem zu machen!

O, antwortete ich, Sie müſſen ſich mit mir vereinigen, und meine Bitte nicht lächerlich zu machen ſuchen — Sie müſſen nicht fort, Mſtr. Henley; gewiß, Sie ſollen nicht fort! Ich, Mſtr. Clifton, mein Vater, mein Bruder, keiner von uns will davon hören! Wir ſind alle Ihre Schuldner, und Sie würden ungerecht handeln, wenn Sie uns jeder Gelegenheit beraubten, Ihnen unſre Freundſchaft zu bezeigen.

Ihr Bruder nahm jetzt ein ſehr vernünftiges, edles Betragen an, unterdrückte das erſte Aufbrauſen ſeiner Gefühle, und wandte ſich mit vielem Anſtand zu Frank Henley.

Wir ſind in der That Ihre Schuldner, ſagte er ihm. Indeſſen hoffe ich, daß Sie noch nicht entſchloſſen ſind. Ich hoffe, wir laufen nicht Gefahr, von Ihnen verlaſſen zu werden. Wohin wollten Sie gehen? Wo können Sie ſo glücklich ſeyn als hier?

Ich denke erſt Wenbournehill wieder zu ſehen; und von da will ich nach Amerika.

Dieſes verurſachte eine weitläuftige Unterſuchung von beiden Seiten. Ihr Bruder und ich bemühten uns ihn zu überzeugen, daß es ſeine Pflicht ſey in England zu bleiben; daß er hier nützlicher ſeyn könnte; daß er hier beſſere Gelegenheiten finden würde, das Gute zu bewirken, das ihm ſo warm am Herzen liegt.

Er antwortete: daß ihn zwar unſre Gründe nicht überzeugt hätten; aber er hielte es nun für nothwendig, noch einmal ernſtlich darüber nachzudenken. Mehr könne er uns nicht verſprechen. Nach ſeiner Wiederkunft von Wenbournehill werde er ſich beſinnen.

Dieſe Angelegenheit ängſtigt mich ſehr, liebe Louiſa. Ich mache mir unaufhörlich Vorwürfe, als Urſache ſeiner Verbannung? Und bin ich es denn nicht? Sir Arthur's ganzes Betragen gab mir zu erkennen, daß Henley viel zu meinem Lobe geſprochen hat. Ich bin mit Ihrem Bruder zu weit gegangen, um einen großen Schrit zurück wagen zu können — es iſt unmöglich; es wäre eine noch ſchreyendere Ungerechtigkeit, als meinen Handlungen gegen Frank zum Grunde liegt. Iſt denn aber meine Verfahrungsart mit Frank wirklich ungerecht? — Ach ich fürchte, ich fürchte! —

ich denke nicht gerne daran, und kann mich doch dieſes Gedankens nicht entſchlagen, und darf aus Pflicht dieſen Gedanken nicht ununterſucht laſſen!

Ich glaubte, ein vernünftiges Nachdenken würde meinen Zweifeln ſchnell ein Ende machen müſſen; aber ich finde, daß ſie bei jeder Gelegenheit mit meinen Kräften rege werden. Dieſe Blödigkeit des Geiſtes muß die Folge der Vernachläßigung meiner ſelbſt ſeyn. Der Wille fehlt, die Kraft, ſich frey durch ſich ſelbſt aus Gründen der Wahrheit zu beſtimmen — ſonſt wären meine Zweifel längſt gehoben. O wie tadelnswerth iſt dieſer Wankelmuth!

Die immer zunehmende Schwäche der Mſtrß. Clifton ſchmerzt mich ſehr. Ihr Bruder ſpricht mit vieler Empfindung über dieſen Unglücksfall. Er fühlt itzt ihren Werth mehr als jemals. Er war bei mir, ſeitdem ich dieſen Brief zu ſchreiben anfieng; ſeine Stirn ſcheint nicht mehr umwölkt.

Leben Sie ruhig und glücklich.

A. W. St. Ives.

Acht und achtzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ich will nicht mehr fluchen, Fairfax, oder wenn ich fluche, ſoll es über meine eigne Dummheit ſeyn. Wahrhaftig ich will nicht länger der aufſchiebende, ſchwache, großthuende, moraliſirende Hamlet im Drama ſeyn, der beſtändig die Rache der Hölle im Munde führt, und des Himmels Langmuth im Herzen trägt. Ich will Dolche brauchen, nicht ſprechen.

Fairfax, ich bin toll! raſend! — Ich muß der in mich verſchloßnen erſtickenden Wuth Luft machen — Wie? War ihr Schuldregiſter nicht ſchon groß genug? — Ich erſchrecke über meine eigne Thorheit! Ich verachte mich ſelbſt von ganzem Herzen! — Nun gut, es iſt vorbei — Betrügeriſches, vermaledeites Geſchlecht! Ich Narr war toll genug, mich geliebt zu glauben! Ich blinder, tauber, gefühlloſer Tölpel! Steife, ungehirnte, kopfvernagelte Klotzpuppe! Ich Eſel im Superlativo! Ha für ein Zuckerplätzchen, für ein Stück, chen Gerſtenzucker mich zum Weibernarren ſtempeln zu laſſen! —

Fairfax, in Ewigkeit vergeb' ich mir meine eigne unſinnige, verachtungswürdige Dummheit nicht! Heirath? Heirath mit einem Weibe, aus deren Auge die Liebe für einen verhaßten gemeinen Nebenbuhler glänzt, mit glühend heißen Farben ſtrahlt. Eines Nebenbuhlers, der in ihrem Herzen lebt und webt und triumphirt! Ich ſolch ein Weib heurathen? Ich?

Viel eher möcht' ich eine Kröte ſeyn,
Und Nahrung ziehn aus des Verließes Dunſt,
Als bei dem Weibe, das ich liebe, nur
Den kleinſten Herzenswinkel Andern gönnen.

Ich bin zu aufgebracht, Fairfax, um Dir alles vernünftig ſchreiben zu können; aber ſie hat mir eine Probe, eine überzeugendere Probe als alle vorigen davon gegeben, daß ihr Herz von wilder Leidenſchaft gegen ihn verzehrt wird. Ihr glühendes Auge verſchlingt ihn beynah, ſelbſt in meiner Gegenwart. Ja, und läge ich dieſen Augenblick in ihren Armen, Ihn würde ſie umſchlingen, nicht mich. Und wär' ich ein Götterſohn, nur für ihn würde ſie ihre Zärtlichkeit aufſparen. Peſt! — Hölle und Tod! —

So wurde noch nie Geduld auf die Probe geſetzt — Ich war in der größten Gefahr. Brennende Wuth im Herzen, mußt' ich Freundlichkeit und Ruhe heucheln, und ein Lächeln auf meinen Lippen erkünſteln.

Der Schurke hatte beſchloſſen nach Amerika zu gehen — Ha läg' er ſchon im Abgrund des Meers! — Nun hätteſt Du ihren Schrecken ſehen ſollen! Es überſteigt allen Glauben! — Und doch war es gut für mich, daß der Ausbruch ihrer wüthenden Leidenſchaft ſo heftig war, ich hätte mich ſonſt verrathen, und alles wäre verloren geweſen. — Der Kerl hatte beſtändig ſeine Augen auf mich gerichtet. — Dies machte mich auf mich ſelbſt aufmerkſam. Ich ſpielte meine Rolle gut, und benahm mich — nach Beſchaffenheit der Umſtände — zu meiner eignen Verwunderung ſchön. Eine enthuſiaſtiſche Rede floß von ihren Lippen, und gab mir Zeit, mich in die gehörige Verfaſſung zu ſetzen. Ganz außer ſich geſetzt und mit zitternder Stimme bat, beſchwor, überzeugte ſie. Ich, ihre Freunde, die ganze Welt mußte ſich mit ihr vereinigen, und ich that's. Wahrhaftig, das war eine Szene, wo ich Verſtellung bedurfte. Demüthig bat ich dies ſtarrköpfige, hartnäckige Bürſchchen, ſich herabzulaſſen und unſern Bitten ein gnädiges Ohr zu leihen; uns zu erlauben, daß wir uns an ſeine große überſchwengliche Güte wenden könnten, um dieſe ſchrecklich drohende Wolke, voll von Jammer, Noth und Elend, abzulenken.

Aber nein! Es konnte nicht angehn! — Der Spruch war gefällt — Mein Gott, er hätte ja durch ſeine Sinnesänderung an der großen Stufenleiter der Dinge um etwas zurücktreten, an der großen Kette von Urſach und Wirkungen eine kleine Schaake verderben können — Nach vielem Hin- und Wiederſprechen, Zureden und Abrathen — endlich denn — nachgegeben, mit königlicher Gnade bewilligt. »Er wolle es überlegen — freylich er zweiſle ſehr, daß unſre Gründe fähig ſeyn würden, ihn von ſeinem Vorſatz abzuziehen — aber doch wolle er großmüthig ſeyn und die Sache noch einmal überlegen.«

Kannſt Du Dir nun den Kerl denken, Fairfax? Steht er nicht vor Deinen Augen leibhaftig? Iſt es nicht der ausgemachteſte — ?

Aber wie kann ich mich nur einen Augenblick über ihn beunruhigen? Das iſt ja Er! —

Noch nicht genug. Und wenn der Teufel ſelbſt, der an Verwirrung nur Vergnügen fühlt, die Umſtände regierte, ſie könnten nicht mehr und nicht beſſer auf jenes große Ziel hin arbeiten. Auch der alte Hans Haſenfuß, Sir Arthur, glaubt mit mir ſpielen zu können. »Er habe die Sache genauer überlegt —« Er! armſeliges Geſchöpf! — »wünſchte wohl, daß nicht ſo viele Schwierigkeiten ſich fänden — ſey voller Furcht, daß ſie nicht alle würden aus dem Wege geräumt werden können — er habe ſo viel Zweifel und Bedenken bei der Sache — Zwanzig tauſend Pfund wäre eine große Summe, und Miſtreß Cliſton beſtünde darauf ſo feſt — ſeine eigne Umſtände wären nicht ſo vortheilhaft, als er geglaubt habe« — und ſo kam er denn endlich nach vielem Hem hem und So ſo auf den jungen Herrn Henley: »Ein außerordentlicher feiner junger Mann! — Ein bewundernswürdiger Jüngling! So einzig und vorzüglich, als wenn er nur für hohe Feſt- und Feyertage gemacht worden wäre! — Ein Gottes Wunder! Nicht etwa ſo wie andre ehrliche Menſchen, auf dem gewöhnlichen Wege gezeugt und gebohren, nein! von oben herab uns geſandt auf Jacobs Himmelsleiter an einem Sonntagsmorgen! — Und die Verbindlichkeiten, die er ihm ſchuldig ſey, wären gar nicht zu zählen! — Da müſſe er erſt ſich noch auf die Rechenkunſt legen — Ja und was Zuneigung und Liebe beträfe, das wäre ſo ein wunderſeltſam Ding. — Es ſtehe nicht in unſerer Gewalt, und man wiſſe nicht immer, was das Beſte ſey! — Die Hand könne man zuweilen vergeben, und das Herz zurückbehalten — Er ſehe nicht ein, wer wohl nöthig hätte, ſich nach den Meinungen der Welt zu richten, zumal bei einer Heirath! — Die Welt verſtände beſſer, andere ehrliche Leute zu tadeln, als ſich ſelbſt zu verbeſſern, und er für ſein Theil ſcheere ſich nicht, ſich ſo viel! um die Welt. Er ſey ein guter Chriſt und wünſche allen Menſchen das Beſte. Er habe Glaube, Liebe und Hoffnung, ſo viel einer nur brauche.«

Glaube nicht, Fairfax, daß der alte aberwitzige Kerl ſich ſo weit hätte herauslaſſen dürfen, wenn ich nicht ſeine Abſicht gemerkt und dieſe ſchönen Gedanken aus ſeinem Hirnkaſten herausgelockt hätte. Er war ganz weg, und zitterte und bebte und piepte ſo jämmerlich, wie das arme dumme Vögelchen, das den Rachen der Schlange offen ſieht, worein es wider ſeinen Willen ſtürzen und ſich freſſen laſſen muß. Da ich aber einmal angefangen hatte, ließ ich ihm auch ſein ganzes Herz ausſchütten. Sollte er noch öfter Muth faſſen können, mir zu ſtehen und auf dieſe Litaney zurückkommen, ſo weiß ich meine Lektion ſchon auswendig: »Aus deinem eignen »Munde will ich dich richten, Sünder.«

So ſehr mein Herz auch angegriffen worden, ſo finde ich doch einigermaßen in dieſer Selbſterholung Ruhe. Nicht fürder ſoll die ſüßliſpelnde Lady mich beſtechen, nicht fürder mich in wonnigen Schlummer lullen. Ich bin erwacht aus meiner Verzückung, und was ich träumte, war himmliſch: ich will ihr zeigen, daß ſie nur ein Weib iſt.

Aus ſeinem eignen Munde hab' ich's, daß der Schurke einen Beſuch vom Conte de Beaunoir erhalten hat, der eigentlich mir galt. Er, aus zärtlicher Vorſorge für mein theures Leben — Gott ſegne ihn — übernimmt es, den Zorn des Grafen durch ſeinen Witz und ſeinen Verſtand, woran er ſo ſchrecklichen Ueberfluß hat, zu beſänftigen und von mir abzuleiten.

Er erzählte mir ſelbſt die ganze Geſchichte mit vielem Schmuck, und war ſo ſelig bei der Erinnerung an ſeine eigne Beredſamkeit, daß es über alles gieng. Macht' ich auch einen Einwurf, oder warf eine Frage auf, ſo war er gleich mit einem gefälligen Lächeln und der Antwort da: ſo wäre alles gut, und hätte nicht beſſer ſeyn können.

Allen Reſpekt für Monſieur le Comte, aber ich werde doch noch Gelegenheit nehmen, ihm ein Wörtchen in's Ohr zu ſagen. Es iſt gar nicht unmöglich, daß ich binnen vierzehn Tagen einen kleinen Abſtecher nach Paris mache. Gewiß kann ich's noch nicht beſtimmen. Er ſoll nicht glauben, daß ich ihn fliehe, wenn ſein Seelchen etwa auf Rache denkt. Ich weiß, der Herr Graf bildet ſich eben ſo viel auf ſein geſchicktes Fechten ein, als auf ſein modiſches Uhrband, ſeine Pariſer — Birminghamſche Schnupftabacksdoſe und den Ring, der an ſeinem Finger glänzt. Ich denke, ich werde ihm eine kleine

Lektion geben können, wenigſtens will ich's verſuchen.

Die Geſundheit meiner Mutter nimmt ſehr ab. Vielleicht muß ich in kurzem zu ihr reiſen. Ihr Verluſt — der aller Wahrſcheinlichkeit nach unvermeidlich iſt, und, wie ich fürchte, mir bald bevorſteht — betrübt mich ſehr.

Noch eins, Fairfax! Sollteſt Du von ohngefähr mit dem Herrn Grafen in Geſellſchaft kommen, und er ſollte ſich etwa ſo ein gewiſſes Air geben — Du verſtehſt mich wohl — ſo verſichre ihn nur, daß ich mir ſpäteſtens in Zeit von einem Monate die Ehre geben würde, ihn zu umarmen.

Leb wohl!

C. Clifton.

Neun und achtzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Cliſton.

London, Grosvenorſtraße.

Er iſt fort, Louiſa; er hat uns verlaſſen; unerſchütterlich in ſeinen Vorſätzen, mit ſchwerem Herzen, und dem großen Entwurf, die Glückſeligkeit um ſich her zu verbreiten, welche die Begleiterinn ſeiner Tugend iſt. Und wer bin ich, daß ich gewaltthätig gegen ihn verfahren ſollte? Was haben Verhältniſſe für Kraft, die ſich auf Rang, auf Convenienzen in der Welt, auf Schande in den Augen der Welt, beziehen? Können ſolche Bewegungsgründe mit der Vernunft zuſammenſtimmen? Er wollte ſie nicht anhören; er dachte anders, und fährt fort anders zu denken. Und wer dachte jemals mit weniger Partheylichkeit, mit mehr Strenge über ſich ſelbſt?

Louiſa, ich befinde mich in einer großen Unruhe. Seine hohen Tugenden, der große Vortheil, welchen dieſe Tugenden mir und meiner Familie haben angedeihen laſſen, und die Furcht, eine unverzeihliche Ungerechtigkeit zu begehen — dieſe Bilder eilen mir allenthalben nach und quälen mich unaufhörlich.

Wenn meine Schlüſſe falſch, wenn ſeine Anſprüche gerecht waren, was ſoll ich ihm entgegenſetzen, wenn er ſie geltend macht? Ihres Bruders Forderungen ſind noch ſtärker und unablåßig; und ich ſelbſt habe ihnen Gehör gegeben, habe es an Aufmunterung von meiner Seite nicht fehlen laſſen. Ich kann keinen Schritt zurück thun. Ich kann nur hoffen, innig hoffen, daß Frank Henley Unrecht habe, und ſeinen Irrthum ſelbſt entdecken werde. Aber wie lange hoffe ich dieſes ſchon! und wie fruchtlos habe ich bisher gehofft! Ich bin in einer großen Verlegenheit; denn wenn ich gefehlt habe, ſo mag ich handeln wie ich will, ich muß eine große Ungerechtigkeit begehen!

Ach ich war nicht darauf gefaßt, daß ein Zeitpunkt wie dieſer, voll ſchreckender Zweifel, voll quälender Unruhe, kommen könnte! Wär' ich nur überzeugt, daß ich richtig denke und handle, ſo würde es mir auch nicht an Kraft fehlen, auch die ſtärkſten Gefühle zu unterdrücken, die innigſten Neigungen zu verläugnen, und jeden aufkeimenden Wunſch in der Geburt zu erſticken. Aber die Furcht vor der ſchreyenden, mir ſo ſehr verhaßten Ungerechtigkeit macht mich zerſtreut, und ich weiß nicht, wo oder bei wem ich Troſt ſuchen ſoll. Selbſt meine Louiſa, die innige Freundinn meines Herzens, kann nicht für mich entſcheiden.

Ihr Bruder war bei mir. Er fand mich in Thränen, fragte nach der Urſache, und die Wahrheit gebot volles unzweydeutiges Vertrauen. Ich zeigte ihm, was ich geſchrieben hatte. Sie können denken, Louiſa, daß ihm der Brief nicht gleichgültig war. Aber er unterdrückte ſeine eigne Empfindungen, um den meinigen Erleichterung zu verſchaffen. Er bemühte ſich mir zu beweiſen, daß meine Bewegungsgründe für tugendhafte Geſinnungen zeugen. Er wollte nicht ſagen — (ſeine kluge Beſcheidenheit entzückte mich, Louiſa,) — er wollte nicht ſagen, daß ich nichts zu fürchten habe: er nahm Theil an meinen ängſtlichen Zweifeln; er fand meine Handlungen mit den reinſten Grundſätzen in Einſtimmung, und ſelbſt wenn ich geirrt hätte, würde mich der edle Urſprung dieſes Irrthums vor jeder Schande ſichern.

Er ſprach mit Sanftheit und Gefälligkeit, ſprach viel zu Franks Lobe, machte ſich ſelbſt Vorwürfe über ſeine erſte falſche Meinung von Frank, erinnerte mich an die Gründe, die mich zuerſt veranlaßt hatten, Intereſſe für ihn zu nehmen, und fragte mich mit zärtlicher Rührung, ob mich irgend eine neue ihm unbekannte Urſache Reue fühlen ließe?

Was konnte ich antworten? Was anders, als daß mir der ſchnelle Wechſel ſeiner Geſinnungen, daß mir der Eifer, mit welchem er ſeine Unterſuchungen fortſetzt, ungemeines Vergnügen mache?

Frank Henley iſt gegenwärtig in Wenbournehill. Sie werden ihn ſehen. Sprechen Sie für mich, Louiſa; dringen Sie darauf, daß er hier bleibe. Suchen Sie ſelbſt meiner eigennützigen Abſicht Kraft zu geben, daß er mich ſchon darum nicht verlaſſen dürfe, weil mich die Vermuthung quälen würde, als hätte ich ihn aus einem Lande verbannt, zu deſſen Ergötzung und Belehrung er gebohren iſt!

Ich hätte wohl noch ein Argument anzuführen; aber ich weiß nicht, ob ich es erwähnen darf. Sir Arthur geſteht, daß ihn der geizige Abimelech völlig in ſeiner Gewalt hat, und ich glaube gar, er fürchtet, durch dieſen ſchmutzigen Menſchen von Wenbournehill vertrieben zu werden. Der Schurke muß ein alter und ſchlauer Wucherer ſeyn, denn es iſt jetzt erwieſen, daß er große Reichthümer erworben hat. Durch alle vorhergegangene Vorfälle, mit welchen ich Sie auch bekannt gemacht habe, hat Sir Arthur jetzt viel Vorliebe für Frank; und vermöge dieſer vortheilhaften Meinung, zu welcher nun noch ſeine jetzige ungünſtige Lage hinzukommt, würde er gewiß ohne Bedenken eine Verbindung zwiſchen mir und Frank geſtatten, wenn ihn nicht andere Umſtände daran verhinderten. Er ſelbſt hat Cliſton öffentlich aufgemuntert, und alle Zweige unſrer Familie nehmen Antheil an Ihrem Bruder, vorzüglich der Lord Fitz Allen. Auch meine Tante billigt dieſe Heurath ſehr; Cliſton und mein Bruder Eduard ſind vertraute Freunde. Und mich zwingt Vernunft, Beharrlichkeit, und mein eignes vorhergegangenes Betragen, an Frank nicht weiter zu denken.

Louiſa, ich weiß kaum was ich ſchreibe. Denken Sie nicht, daß ich mich dem eigenſinnigen Geſchmack der Leidenſchaft überlaſſen habe, oder daß meine Liebe zur unbefleckten ſtrengen Tugend nachgelaſſen hat. Nein, es iſt Wankelmuth; die Furcht vor Ungerechtigkeit beunruhigt mich, erſchüttert mich tief.

Schreiben Sie mir; laſſen Sie mich Ihre Meinung wiſſen, und vorzüglich wie weit es Ihnen mit Frank gelungen iſt. Ich ſehne mich ängſtlich nach Ihrem Briefe, denn ich weiß, er wird mir Standhaftigkeit einflößen, und die brauche ich ſo ſehr!

A. W. St. Ives.

Neunzigſter Brief.

Louiſa Clifton an Anna St. Ives.

Roſe-Bank.

O meine theuerſte, meine ewig theure Anna, was ſoll ich ſagen, wie ſoll ich Zweifel heben, die aus ſo reinen Grundſätzen, aus einem ſo ſchuldloſen Herzen quillen? Ich weiß es nicht, ich habe längſt bemerkt, daß dieſe Wolke für mich undurchdringlich iſt.

Der würdige, der edelgeſinnte Frank war bei uns, und ich wußte keinen beſſern Rath, als ihm Ihren Brief zu zeigen. Er war ſehr gerührt; er ſammlete ſich endlich, und beſchloß, da er Ihre Ruhe unwiederbringlich geſtört ſahe, auf ſeine Empfindungen nicht mehr Rückſicht zu nehmen, ſie zu beſiegen, wenn er kann, und in England zu bleiben. Ich konnte den innigen tief gefühlten Beifall, welchen er Ihnen ertheilte, nicht ohne die wärmſte Theilnahme mit anhören. Gewiß er fühlt Ihre ungemeinen Vorzüge nach ihrem ganzen Werth, und vielleicht läßt er allein Ihnen volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Aber die Dinge haben eine andere Wendung genommen, und was können die beſten Menſchen mehr thun, wenn ſie ſich in unauflöslichen Zweifeln und Schwierigkeiten verwickelt ſehen, als mit unpartheyiſcher Selbſtverläugnung und mit ſtrenger Hinſicht auf Wahrheit und Tugend handeln? Und das thun Sie ja.

Ach liebe Anna, auch ich brauche Troſt, und ringe nach Standhaftigkeit! — Meine Mutter! — Sie wird nicht lange mehr unter uns ſeyn! — Ein wohlwollenderes Herz, ein erhabenerer Geiſt! — Sie ruft! — Ich höre ihre ſchwache Stimme! — auch meine Anna darf ihr meine Geſellſchaft in den wenigen Augenblicken nicht rauben, da ſie mich noch hat. Ich bin ihr letzter Troſt.

L. Clifton.

Ich hoffe, Sie werden mit dieſer Poſt einen Brief von Frank erhalten, der Ihnen kräftiger an das Herz reden wird, als es mir Zeit und Kraft zuläßt. —

Ein und neunzigſter Brief.

Frank Henley an A. W. St. Ives.

Wenbournehill.

Madam,

Ihre edle und eifrige Freundinn hat für gut befunden, mir Ihren Brief zu zeigen. Ich will keine Schilderung der Gefühle verſuchen, die er in mir erregte; aber da Ihre Seelenruhe mir koſtbar, und für das Intereſſe der Geſellſchaft vielleicht noch koſtbarer iſt; da meine Abreiſe in Ihnen ſo tiefe Erſchütterungen und Zweifel erregen würde, ſo bin ich entſchloſſen zu bleiben. Meine Bewegungsgründe zur Abreiſe hatte ich für zu wichtig und überwiegend gehalten, als daß irgend eine Kraft ſie umſtoſſen könnte; auch hätte ſie gewiß keine geringere Urſache beſiegen können. Wenn einer von uns den Kampf widerſtreitender Gefühle und Grundſätze erdulden muß, ſo will ich es ſeyn. Um dieſen Kampf zu vermeiden, und wo möglich jene Gefühle durch die Zeit zu ſchwächen, oder meiner Vernunft zu unterwerfen, hatte ich mir den Plan zu einer ſolchen Reiſe entworfen. Unſre Pflichten gegen die Geſellſchaft müſſen keiner weibiſchen Trauer über unſre eigne Leiden weichen. Wir ſind beide ſo vertraut mit dieſen Pflichten, daß wir doppelt ſtrafbar würden, wenn wir uns einer Vernachläßigung derſelben ſchuldig machten.

Wenn ich Ihnen meine Schwäche und das Emporſtreben meiner Leidenſchaften beſchreiben wollte, ſo würde ich Sie vielleicht in Rührungen verſetzen, die ich lieber von Ihrem Herzen entfernen ſollte. Unſer Loos iſt gefallen; laſſen Sie uns Troſt in den Grundſätzen ſuchen, welche uns zuerſt gegenſeitige Hochachtung für einander einflößten, und keine Selbſttäuſchung beſchönige die geringſte Abweichung von dem rauhen Wege der ſtrengen Tugend; die Reue dürfte ſchrecklich ſeyn. Wir haben hohe Anſprüche an uns ſelbſt gewagt; haben hohe Entwürfe gebildet; wir ſtreben nach hohen Wahrheiten; nun ſo müſſen wir uns auch dieſes Selbſtvertrauens würdig zeigen, und nicht durch eigne Schwäche die Sache der Tugend verrathen, für welche wir ſo ſtark und innig fühlen.

Sie werden nicht — nein, Sie ſind zu

gerecht — Ich bin überzeugt, Madam, Sie werden nicht Entſchließungen dieſer Art, welche dem Herzen ſchwerer, unendlich ſchwerer geworden ſind, als ſie ſollten, einer leichtſinnigen oder unedlen Sinnesänderung zuſchreiben. Höhere Talente, ein Streben nach höhern Zwecken, und höhere Tugenden erzwingen die Bewunderung eines jeden, der die Gabe hat ſie zu entdecken. Bewunderung iſt die Mutter der Hochachtung, und die ſteigende Hochachtung wird Zuneigung, oder — in dem reinſten und edelſten Sinn — Liebe. Sagen, ich wolle die Tugend, vorzüglich die hohe, ungemeine Tugend, nicht lieben und ſchätzen, wäre beides Thorheit und Verbrechen.

Aber Sie haben mich ſelbſt gelehrt, wie rein und ſelbſtverläugnend dieſe Liebe ſeyn muß. O daß nur der Mann, welchen Sie wählen, alle die Zwecke erfüllen möchte, die Sie erfüllt zu ſehen wünſchen, alle die Zwecke, die ſeine ſeltenen Kräfte zu erfüllen vermögen! O daß ich Sie nur ſo glücklich ſehen könnte, als Sie zu ſeyn verdienen, und ich werde gewiß in mir ſelbſt nicht mehr trauren. Ich habe mich ſehr davor gehütet, Madam, Unruhen einer ganz andern Art mit einzuflechten, von welchen ich, wie Sie leicht denken können, noch nicht ganz frey bin. Darf ich Ihnen erſt ſagen, wie ſehr ich meines Vaters Abſichten und die Art misbillige, durch welche er ſie erreichen will? Ich werde alles anwenden, um dieſes Hinderniß zu überwinden oder zu entfernen. Das Herz blutet mir, wenn ich denke, daß Sie, die Tochter ſeines Wohlthäters, nur einen Augenblick von ſeinem Geize abhängig ſeyn ſollen. Dieſe Behandlungsart iſt ſo erniedrigend als unbillig, und es giebt Augenblicke, wo mich meine Vorurtheile anklagen, daß ich Theil an ſeinem Vergehen habe.

Ich habe zwey ſehr lebhafte Geſpräche mit meinem Vater gehabt; er war ſchon entſchloſſen, und nun wankt er wieder; aber ich habe die gerechte Sache, und bin entſchloſſener als er. Ich zweifle daher keinen Augenblick, daß er in wenigen Tagen alles unternehmen werde, was Sir Arthur von ihm verlangt.

Doch, da man jetzt in einem gewiſſen Sinn alles für ungewiß halten muß, was noch nicht geſchehen iſt, ſo halte ich es für rathſam, wenn Sir Arthur keine Hoffnung faßt, ehe der glückliche Erfolg hier geſichert iſt. Ich werde es gewiß keinen Augenblick verſchieben, Ihnen von meinen Fortſchritten Nachricht zu geben.

Ich bin u. ſ. w.

F. Henley.

Zwey und neunzigſter Brief.

Cole Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Der große, ruhmvolle Prüfungsaugenblick naht heran, Fairfax. Alles fordert mich zur Ausführung auf, und widerräth längern Aufſchub. Der Schurke von Gärtnersſohn iſt verreiſt. Für ſeine Entfernung ſag' ich ihm Dank, aber nicht für ſeinen Vorſatz, daß er ſeinen Vater zu Gunſten meiner Verbindung ſtimmen will. Er hat eine Zunge, die wohl das vereinte Geſchrey der Sorbonne zum Stillſchweigen bringen und den Teufel ſelbſt in ſeiner hölliſchen Burg verſtummen machen könnte. Wahrhaftig er weiß ſeinen Feind geſchickt genug anzugreifen, und ich fürchte beinah, daß er ſeine Abſicht durchſetzt.

Dadurch würde mir alles verdorben — Sie heirathen? Nein, beim Himmel, nein! Hat Abimelechs Hoffnung nicht Kraft genug zum Ausdauern, ſo muß und ſoll ſie verſtärkt werden. Es iſt in jedem Betracht unumgänglich nöthig, daß er ſich widerſetze, denn eine Heirath mit ihr verabſcheue ich nun von ganzer Seele, wie ich Dir ſchon geſagt habe, Fairfax. Und doch hätte ich gar keine Ausrede mehr, wenn der Aufſchub wegfiele.

Was noch übler iſt, ſo wird dieſes Hinderniß vielleicht noch durch einen andern und traurigern Zufall aus dem Wege geräumt. Meine Mutter naht ſich zuſehends ihrem Tode. Stirbt ſie, ſo kann ich natürlicherweiſe auf die Bedingungen nicht mehr beſtehen, die ihre mütterliche Sorgfalt und Vorſicht zu meinem Beſten machte.

Ich weiß mit dem Abimelech keinen andern Ausweg, als einen Brief ohne Namen an ihn zu ſchreiben. Doch muß er weder aus der Hand, noch aus dem Styl merken können, daß der Brief von mir kömmt. Auch der, der den Brief ſchreibt, muß von ſeinem Innhalt weiter nichts verſtehen. So unwiſſend und neu meine Gegner auch in den Künſten und Intriguen verliebter Stratageme ſind, ſo ſind ſie mir doch wegen ihres nicht gemeinen Verſtandes furchtbar.

Dieſer liſtige und trugvolle alte Zauberer muß mir die magiſche Rüſtung und den bezauberten Schild ſchmieden, womit ich fechten will. Er ſoll mein Merlin ſeyn; ſeine Waffen müſſen meine wahre Geſtalt verdecken und nur die Seite von mir zeigen, die meinen Gegnern gut in die Augen fällt.

Der ehrliche Aby — wenn ich ihn nicht ganz falſch beurtheile — iſt ein viel zu würdiger Schurke, als daß er nicht an ſo einer guten Sache Antheil nehmen ſollte. Und dieſe hohe Wolkenprinzeſſinn, deren ſtolze Burg ich der Erde gleich zu machen ſchwur, womit wird ſie nach dem Tode meiner Mutter den ungerechten Aufſchub unſrer Verbindung entſchuldigen? — Fairfax! ungerechter Aufſchub, ha ha! — Kühn will ich ihr befehlen und ſie in Furcht ſetzen; denn das iſt die einzige Beredſamkeit, um ſie in die Flucht zu jagen. Sie liebt das Erſtaunenswürdige, und erſtaunen ſoll ſie. Verlier ich mich ſelbſt nicht, ſo iſt ihr Fall unvermeidlich.

Hoch hüpft mein Herz bei dem Gedanken der kommenden Wonne! Nimmer ſoll weibliſches Mitleid mich von dem Genuß dieſes Göttermahls zurückhalten! Sie hat an den Schurken, den Henley, geſchrieben; und was noch mehr — mir ihren Brief gezeigt. Es giebt keine Tollheit in der Welt, zu der ſie unfähig wäre, wenn ſie ſich einbildet, den Grillen ihrer zerrütteten Phantaſie folgen zu müſſen, weil Treue, Tugend, oder ein andrer läppiſcher Grundſatz von ihrer eignen Fabrik es verlangen.

Ich werde toll bei der Erinnerung, daß ſie den Schurken liebt, feurig liebt! Ich bin ihnen als ein Plagegeiſt erſchienen, um ihr Glück zu ſtören; Sie iſt das Opferlamm, das ſich hingeben muß, um mich aus den Klauen des Teufels zu erlöſen! Grauſam, erſchrecklich iſt ihr der Gedanke, daß ſie ſich von ihm trennen ſoll, und ſie muß alle ihre Kräfte aufbieten, dieſes gräßliche Elend abzuwenden! —

Bei Gott, noch nie ſtürmte man ſo auf mein Gefühl los; ſolch eine ſchamloſe Untreue, ſolch eine freche Beleidigung erlitt ich noch nie. Aber Geduld, der Tag der Rache iſt nahe, er iſt ſchon erſchienen. Ich fliege, um Rache zu nehmen. Bald ſollſt Du von Schlachten, Belagerungen, fürchterlichen Veränderungen und Zufällen hören; aber nicht von der kleinſten Flucht! — Entfliehen kann ſie mir nicht! Ich gehe und ſie muß fallen!

C. Clifton.

Drey und neunzigſter Brief.

Frank Henley an A. W. St. Ives.

Wenbourne-hill.

Vor acht Tagen, als ich Ihnen ſchrieb, Madam, hatte ich das Vergnügen, Ihnen Hoffnung machen zu können. Die Hoffnung ſtieg noch immer, und mein Vater hatte ſchon verſprochen, in die gerechten Vorſchläge zu willigen, welche ich ihm machte; nur erſt vor zwey Tagen hat er plötzlich und hartnäckig ſeine Meinung geändert.

Es thut mir leid, daß ich hinzuſetzen muß, er ſey jetzt entſchloſſener als jemals, und ich kann mir dieſe ſchleunige Sinnes-änderung gar nicht erklären. Ich wollte Ihnen die Nachricht nicht durch die geſtrige Poſt geben, in der Hoffnung, daß es vielleicht nur eine vorübergehende Aufwallung ſeiner ehemaligen Entwürfe ſeyn könnte, die ich leicht wegraiſonniren würde. Aber ich finde ihn ſo feſt, ſo leidenſchaftlich, der Vernunft ſo unzugänglich, daß ich von dem Daſeyn einer geheimen Urſache überzeugt bin. Seyn Sie aber deshalb nicht niedergeſchlagen, werthe Madam, glauben Sie nicht, daß ich die Sache ſchon verloren gebe — Nein — meine Seele hängt zu ſehr an meinen Wünſchen, als daß ich nicht alles thun ſollte, um ſie, wo möglich, zu erfüllen.

Ich habe Ihren Brief *) erhalten. Ich weiß keine Dankſagung, welche meine Empfindung von Dankbarkeit ausdrücken könnte.

---

*) Dieſer Brief enthielt nur eine treue Schilderung ihrer Gefühle, mit welcher der Leſer hinlänglich bekannt iſt, aber keine neuen Vorzüge, und iſt deshalb unterdrückt worden.

Anm. des Orig.

Ich hoffe, daß die Rührungen, welche er erregte, ſeiner Verfaſſerinn würdig waren. Ich kann mit Wahrheit, und, ich denke, mit Unſchuld ſagen, daß mein Herz jede Freude, Hoffnung und Furcht mit Ihnen theilt; und daß mein Ergeben an Miſtr. Clifton's Fortſchritt in der Entdeckung der Wahrheit und Ausübung der Tugend dem Ihrigen wenig nachgiebt.

Es freut mich, daß Sie für gut fanden, Sir Arthur nicht mit ungewiſſen Erwartungen zu ſchmeicheln, und ich verſpreche Ihnen, daß ich alle meine Kräfte aufbieten werde, um in der gegenwärtigen Stimmung und den Entſchließungen meines Vaters eine günſtige Veränderung hervorzubringen.

Ich bin, werthe Mad. u. ſ. w.

F. Henley.

Vier und neunzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Als ich Dir das leztemal ſchrieb, war mein Entſchluß gefaßt und ich zu einem unmittelbaren Angriff bereit. Ich kam gerade zu einem unglücklichen Zeitpunkt — doch weiß ich nicht, ob es nicht vielmehr ein ſehr glücklicher war.

Der unangenehme Zufall, den ich vorausgeſehen hatte, war richtig eingetroffen. Der ſüßſchwatzende Burſche hatte bei meiner Ehre ſeines Vaters Hartnäckigkeit beſiegt und ihn zum Nachgeben und Einwilligen in unſre Verbindung bewogen. Eben hatte meine Prinzeſſinn von ihm einen Brief erhalten, der ſie davon benachrichtigte und weitere Hoffnung gab.

Ich müßte alſo wohl ein ſehr erbärmlicher Feldherr geweſen ſeyn, wenn ich in einem ſo ungünſtigen Augenblick die Schlacht hätte anfangen wollen. Nein, ich änderte ſogleich meinen Plan.

Ich ſpielte meine Rolle des fröhlichen Erſtaunens und des ſchwärmenden Liebhabers ſo gut ich konnte, und eilte gleich nach Hauſe, um an den ehrlichen Abv zu ſchreiben. Ich ſetzte ein Schema zum Briefe in italiäniſcher Sprache auf, damit mir der, den ich zum Abſchreiben brauchen wollte, nicht ſo leicht auf die Spur käme. Mein Reitknecht war es, ein junger Burſche, den ich aus England mit nach Paris nahm, und der ſo ziemlich orthographiſch richtig, übrigens aber auch eine gute Hand ſchreibt. Ich gab vor, daß ich mir in den Finger geſchnitten habe und keine Feder halten könne, — und ſo diktirte ich ihm denn das Folgende, ohne daß er eigentlich wußte, was ich damit wollte, und ohne zu merken, daß es ein Brief war. Ich ſchicke Dir eine Abſchrift davon, Fairfax, damit Du ſiehſt, welch' eine glückliche Erfindungskraft ich beſitze. Laß es Dir auch, wenn Du einmal Gelegenheit dazu haſt, als ein gutes Beiſpiel dienen. —

»Alſo haben Sie ſich doch endlich überreden laſſen, Ihren Vorſatz aufzugeben, alter »Freund! Wie haben Sie, um des Himmels »willen, ſolch ein altes Weibermährchen glau-

»ben können? Schöne Fratzen, prächtige Ge-
»ſchichtchen haben Sie ſich aufbinden laſſen!
»Glauben Sie doch kein Wort davon. Ich
»kenne die ganze Lage der Sache, und Sie
»können verſichert ſeyn, daß ich es gut mit
»Ihnen meine, wenn Sie auch gleich nicht
»wiſſen, wer ich bin. Halten Sie nur ſteif
»und feſt auf Ihren Vorſatz, ſag' ich Ihnen,
»und es wird gewiß alles ſo kommen, wie
»Sie es nur wünſchen können. Sie iſt zum
»Sterben verliebt in ihn, und er merkt's
»nicht. Den Mann, den man ihr geben will,
»kann ſie nicht ausſtehen, das kann ich Ih-
»nen gewiß und wahrhaftig ſagen — und
»was noch mehr iſt, auch er will ſie nicht.
»Das können Sie glauben wie ein Evange-
»lium. Was liegt daran, wer's verkündigt.
»Wenn ich von der Sache nicht vollkommen
»Wind hätte, wie könnt' ich denn wohl ſo
»davon ſchreiben? Und wenn mein Rath gut
»iſt, den ich Ihnen gebe, was kümmert Sie's,
»wer ich bin? Nur laſſen Sie meinen Brief
»Ihren Sohn nicht ſehen, denn ſonſt iſt al-
»les verdorben. Sie ſehen ja wohl, wie blind
»er für ſein eignes Wohl iſt, und wie trotz-
»köpfig noch oben drein. — Alſo faſſen Sie

»einen feſten Entſchluß, und bleiben Sie dabei. Sehn Sie um ſich her, und Schloß, Park, Gärten, Wieſen, kurz alles, was Ihr Aug' erblickt, iſt einſt das Ihrige — wenn Sie nur ausdauern. Ich weiß, Sie verſtehn mich; aber bewahren Sie meine Worte; ſeyn Sie verſchloſſen für jedermann; verbergen Sie ſich ſelbſt Ihre eigne Gedanken. Sie kennen die Welt; Sie ſind Ihres Glücks Schmidt geweſen, verderben Sie nun auch zu guter letzt nicht noch alles durch eigne Thorheit. Noch einmal, laſſen Sie ſich nichts merken, und — wenn Sie der kluge Mann ſind, wofür ich Sie immer gehalten habe — ſo entdecken Sie ſich auch Ihrem beſten Freund nicht.«

Dieſe Zeilen ſagte ich meinem Kerl in die Feder, und that, als ob ich ſie von dem Papiere überſetzte, das ich in der Hand hielt, und das ich ihm oft ſo nahe vor's Geſicht hielt, daß er ſelbſt ſehen mußte, es ſey in einer fremden Sprache geſchrieben. Während dem Leſen lachte ich einigemal laut auf, indem ich ſagte: »das iſt ja ein pudelnärriſches Ding!«

Als er fertig war, gab ich ihm eine halbe

Krone, lobte ſeine Hand und ſagte, ich hätte ſie gern ſehen wollen, weil ich ihn vielleicht zu etwas beſſern, als zum Pferdeſtriegeln brauchen könnte. Kurz, ich erhob ſeine Geſchicklichkeit ſo ſehr und leitete ſeine Gedanken ſo ganz auf einen andern Gegenſtand, daß er ſicher nicht den geringſten Verdacht über ſein Geſchreibe hat.

Und auch damit war meine Vorſicht noch nicht zu Ende. Ich ließ ſogleich mein Pferd ſatteln und ritt, ohne Bedienten, in der größten Eil nach Hounslow. Hier bat ich den Gaſtwirth, der mich zwar von Perſon, aber nicht dem Namen nach kennt, einen von ſeinen Leuten zu Pferde nach dem nächſten Dorfe bei Wenbournehill zu ſchicken, der von hier aus den Brief durch einen Bauersmann dem ehrlichen Aby ohne weitere Erklärung überſenden ſollte. Der Wirth mußte dazu den pfiffigſten Kerl ausſuchen. Ein kleines Geſchenk und viel Verſprechungen für die Zukunft machten ihn gleich willig und bereit.

Mein Plan war — wie Du ſiehſt — zu gut angelegt, als daß er hätte misglücken können, und richtig kam geſtern ſchon ein trauervolles Schreiben von dem jungen Redner, des Innhalts: der Alte habe wieder umgeſchlagen, und er befürchte ſehr, daß alle ſeine Mühe vergebens ſeyn werde.

Und nun, Fairfax, gehe ich noch einmal! — Fertigkeit, Entſchloſſenheit, ein Strom von Worten, ein Sturm der Leidenſchaft, und unter niederſtrömenden Regen ſtirbt der ſchallende Donner dahin! Meine Loſung iſt: Anna St. Ives, Rache und Sieg!

C. Clifton.

Fünf und neunzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Hier bin ich wieder, Fairfax.

»Nun und wie — ?«

Sachte, ſachte, guter Freund; alles nach der Ordnung. Ich werde Dir die ganze Geſchichte erzählen, wie ſie ſich zugetragen hat, und alſo halt Deine unbändige Neugier im Zaum.

Ich wußte meine Zeit gut zu nehmen, und

wählte gerade die Stunde, wenn ſie ſich in ihr eignes Zimmer zurückzieht, und ich Zutritt haben darf; — denn ich muß Dir ſagen, ſie iſt, wie faſt alle überweiſe Leute, ſehr nach der Uhr und methodiſch. Lauren hatte ich ſchon Inſtruktion gegeben; ich ſagte ihr nämlich, daß ich mit ihrer Herrſchaft ſehr was wichtiges zu beſprechen hätte, und ſie möchte alſo ſo gut ſeyn und uns nicht ſtören. Schalkhaften Lächelns ſah mich die ſchlaue Dirne an, als ob ſie aus eigner Erfahrung die Wichtigkeit meines Geſprächs erriethe, und entfernte ſich mit einem »Recht gern, gnädiger Herr!«

Und hier könnte ich eine Bemerkung machen — aber ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen.

Du kannſt denken, Fairfax, daß in dem Aufruhr von Furcht und Hoffnung, worinn ſich meine Lebensgeiſter befanden, eine Art von innerlicher Bewegung an mir ſichtbar wurde, und in der That ſehr merklich. Dies erregte glücklicherweiſe ihre Aufmerkſamkeit. Ich verſuchte zu ſprechen und ſtammelte. Ein falſcher Griff, ein unüberlegtes Wort hätte mir zum Anfange weit mehr Schaden bringen können, als dann, wenn erſt die erhöhte Einbildungskraft den Worten Kraft und Schwung und eine gewiſſe Art von eindringender Lebhaſtigkeit mittheilt.

Die Philoſophie der Leidenſchaften war mein Thema, Fairfax, ohnerachtet meine Geiſter in wilder Unordnung ſchwankten. Aber das Zittern meiner Stimme — wahrhaſtig es hätte mir nicht beſſer gerathen können, und wenn es mit zu meinem Plan gehört hätte — unterſtützte mich. Denn der leidenſchaftliche Zuſtand, der ſich in meiner Geſtalt und in meinem ganzen Weſen ausdrückte, ſetzte auch ſie in bewundernswürdige Verwirrung!

»Was mich denn ſo außer mich geſetzt habe? Was ich ihr denn zu ſagen habe? Noch nie ſey ich ihr ſo vorgekommen. Es wäre zum Erſchrecken!«

In der That, Miß — (Jetzt nämlich ſprech' ich, Fairfax, und von nun an bemerk' ich dies gar nicht mehr im Briefe; denn wenn Du nicht im Stande biſt die Sprechenden ohnedem zu unterſcheiden, ſo verdienſt Du gar nicht ein ſolches Geſpräch mit anzuhören.) In der That, Miß, meine Seele wird ſo von Gedanken beſtürmt, daß ſie beinahe der

Gewalt unterliegt. Von Gedanken, die, ſo wahr, ſo edel, ſo gerecht ſie auch in der That und im Grunde ſind, doch bei mir ein auſſerordentliches Bangen, Zittern und Zagen hervorbringen. Doch was fürcht' ich? Hab' ich nicht Wahrheit, hab' ich nicht Grundſätze auf meiner Seite? Warum ſcheue ich eine Auseinanderſetzung meiner Gedanken, die doch auf Recht gegründet ſind; warum zag' ich wie eine feige Memme, die an ihrer eignen Sache verzweifelt? — Ich bin ihr Schüler, ſie lehrten mich Empfindungen bekämpfen, die die Vernunft misbilligt. Auch lehrten ſie mich, daß man Meinungen, von deren Richtigkeit man überzeugt ſey, frey bekennen, ſie nicht aus feiger Furcht, daß man wohl misverſtanden oder verdächtig werden könne, aufgeben müſſe. Doch verzeihen Sie! Ich thue Ihnen Unrecht. Ihr Herz iſt über Verdacht erhaben. Es iſt ein niedriges, ein haſſenswürdiges Laſter, und nimmer könnt' ich den achten, der dem Verdacht Raum gäbe. Ich vergaß mich und ſprach mit ihnen, als wenn ſie zu einer unendlich niedrigern Klaſſe von Geſchöpfen gehörten. —

»Cliſton —

Laſſen ſie ihr ſchönes Auge nicht zürnen! Ich habe nichts als die lautere Wahrheit geſagt, und wer wüßte wohl beſſer als ſie, wie tief unter uns es iſt, davon abzuweichen?

»Spannen ſie meine Erwartung von dem, »was ſie mir ſagen wollen, nicht zu hoch. Die »Gedanken, von denen ſie gequält werden, »müſſen von höchſt ſonderbarer Art ſeyn. Ent»decken ſie ſich!« —

Der beſte, der weiſeſte Menſch kann oft nicht Herr über ſeine Gedanken werden, und ſie nach ſeinem Willen lenken. Daß ich ſie täglich zu unterdrücken geſucht, daß ich gegen eingewurzelte Vorurtheile, gegen die heftigſten Neigungen gekämpft habe, und mich zu der hohen Vollkommenheit aufzuſchwingen bemüht geweſen bin, wohin ſie meine Seele ſtets lenkten — davon ſind ſie Zeuge.

»Ich bin es.«

Ausſchweifende Begierden, eingebildete Vergnügen und folternde Bemühungen — und o wie oft war ich ihr Sklave — beherrſchen mich nicht länger! Ich habe ſie verworfen, verachtet, unter die Füße getreten. Sie haben mir gezeigt, wie ſchändlich es iſt, ein Sklave der Leidenſchaften zu ſeyn! Wahr heit und Recht iſt nun mein Ziel, mein einziges Beſtreben, Tugend, erhabne Tugend meine Führerinn!

»O Clifton, dabei bleiben Sie!«

Jetzt ſeh' ich es ein, der Aufſchub unſrer Verbindung war von großer Vorbedeutung.

»Nein, Clifton« —

Hören Sie mich, Miß! Ja von großer Vorbedeutung war er. Ich ſehe kein Ende und habe alles zu fürchten, nichts zu hoffen. Und ein Gedanke — Ha! er führt zur Tollheit! — Ich habe einen Nebenbuhler! — Doch ich will dies vergeſſen — wenigſtens es zu vergeſſen ſuchen. Wer kann leugnen, daß dies quälend ſey? — Doch jetzt treibt mich ein anderer, ein edlerer Beweggrund. Sie wiſſen, Miß, wie Sie mich fanden, und ich hoffe, Sie werden nicht ganz verkennen, was Sie aus mir gemacht haben. Sie haben mir Grundſätze beigebracht, denen ich folgen will, Wahrheiten gelehrt, denen anzuhängen ich den feſten Vorſatz habe, ja ſie haben mir Ausſichten zu einer unermeßlichen Seelengröße eröffnet! In Ihrer Geſellſchaft bin ich ſicher! Aber langjährige Gewohnheiten leben oft wieder auf, und müßte ich von Ihnen ſcheiden, ha! welchen Gefahren wär' ich dann nicht unterworfen. Ja, Miß, gern und willig wollt' ich vergeſſen, daß ein Frank Henley hier iſt! Aber auf welche Art? Durch welche Kraft? Durch welche Kunſt? Sagen Sie mir, belehren Sie mich! Zwar ſtraft mein Herz die eigne Schwäche laut, doch wer kann in einer ſolchen Lage alles vermeiden, was zu Schmerz und Quaal gereichen könnte? Nach Gewißheit bangt und lechzt meine Seele! In dem einen Augenblick ſage ich mir ſelbſt: wie kannſt du wohl an Anna St. Ives zweifeln. Nein, nein, ſie iſt ein Engel! Bald aber ſinkt dieſe Gewißheit wieder, und bange Erwartungen, und Wahrſcheinlichkeiten, und unerträgliche Muthmaßungen dringen, ohne Hülfe und Gnade, auf mich ein.

»Clifton, Sie ſagten, Sie hätten einen »edlern Beweggrund.«

Ich verdiene dieſen Vorwurf, Miß. Wider meinen Willen entfloh mir dieſe Klage, ſie iſt meiner unwürdig, ich widerrufe ſie. Schon manche Schwachheit, manchen Fehler meiner Wildheit verziehen Sie; ich bin gewiß, Sie verzeihen mir auch dieſen. (Bei der Liebe zum Ruhm, Fairfax, beſchwöre ich Dich, laß Dir nicht die unzähligen Meiſterſtreiche in dieſer Unterredung entwiſchen. Ich kann Dich nicht auf alle aufmerkſam machen.) Ja, Miß, ich hab' einen edlern Beweggrund! Und doch — ſo groß Ihr Herz auch iſt — ſo weiß ich doch nicht, wie ich es anfangen ſoll, daß Sie mir ein ruhiges, vorurtheilfreyes Gehör ſchenken. Es iſt ſo auffallend, daß ich mich ſogar ſcheue, mit Ihnen frey heraus zu reden.

»Iſt es Wahrheit, ſo ſprechen Sie und »fürchten Sie nichts. Wenn ich etwas, das »auf ſichern, edlen und würdigen Gründen »beruht, vorzutragen hätte, ſo würde mich — »kenn' ich mich anders ſelbſt recht — keine »Furcht vor Gefahr, Misdeutung und Un»gnade abſchrecken!«

Auch nicht Misdeutung und Ungnade, Miß?

»Durch Blick und Worte ſcheinen Sie zu »zweifeln. Wohlan, ſtellen Sie mich auf die »Probe. Fließt das, was Sie mir zu ſagen »wünſchen aus richtigen und edlen Grund»ſätzen, und ſollte ſelbſt die Natur davor zu»rückſchaudern — ſprechen Sie, und Sie ſol-

»len mich und meine Grundſätze verachten, »wenn ich wanke.«

Die eheliche Verbindung verlangt ein gegenſeitiges, gränzenloſes Zutrauen; denn wie können wir den zu lieben vorgeben, dem wir nicht trauen. Der Mann, der ſo eines gränzenloſen Vertrauens nicht würdig iſt, iſt auch nicht werth der Gatte eines Mädchens zu werden; und meiner Meinung nach wär' es beſſer, wenn er derjenigen, die ſich ihm, im Vertrauen auf ſeine Ehre, mit Leib und Seele hingegeben hat, noch vor der Heirath ſeine ſchändliche Denkungsart durch niederträchtiges Verlaſſen zeigt, als wenn die Arme erſt in der Ehe ſie entdeckt. Es giebt kein Unglück in der Welt, das den Quaalen einer ſolchen Ehe gleich käme.

»Das geb' ich zu.«

Sie haben edlen Muth genug gehabt, ohne Scheu allgemein angenommene Grundſätze zu unterſuchen und auf den Probierſtein der Wahrheit zu bringen. Wer würdigt richtiger als Sie die Stärke und Schwäche vorgefaßter Meinungen? Doch glauben Sie ſich, Miß, ganz über alle Vorurtheile erhaben?

»Behüte Gott! Mein Wunſch wär' es

»zwar: aber leider bin ich viel zu ſchwach, »um eine ſo hohe, beneidenswürdige Voll»kommenheit erringen zu können.«

Aber wär' es wohl nicht möglich, daß ſelbſt eins von den gewöhnlichſten und, wenn ich es wagen darf zu ſagen, von den niedrigſten, in die Augen fallendſten Vorurtheilen ſie beherrſchen und von dem Pfade der Billigkeit zurückſchrecken könnte. Wagten Sie es wohl, unverdienter Verachtung der Welt ſtandhaft ins Auge zu blicken? Können Sie wohl für ſich ſelbſt eingeſtehen, daß Sie bei Ausführung mancher That, die Sie für Pflicht erkennen müſſen, ja ſelbſt dafür erklärt haben, dennoch nicht ſchaudern würden?

»Ich muß geſtehen, dies iſt eine außerordentliche Vorbereitung, ich fange an, auf mich »ſelbſt mistrauiſch zu werden, und wünſchte »beinah alles, was ich jemals gedacht und be»kräftiget, zurücknehmen zu können. Doch »glaub' ich bei allem, was Recht und Pflicht »verlangen kann, für mich gut ſagen zu »dürfen.«

Glauben Sie das?

»Noch einmal! Stellen Sie mich auf die »Probe. Ich fühle — Sie ſelbſt ſind Schuld,

»wenn ich Großſprecherinn ſcheine — eine »feſte, kraftvolle Gewißheit«

Sie wollten ſich den vorgefaßten Meinungen, dem Tadel, der Verleumdung, Verfolgung und Verachtung der ganzen Welt blos ſtellen?

»Das Gemählde iſt ſchrecklich — Doch »könnt' es nicht anders ſeyn, ſo antworte »ich: Ja! Ich nehme es mit allem dieſen »auf.«

Nun! — Dann ſind Sie meine Gemahlinn.

»Wie?«

Seyn Sie feſt! Weichen Sie nicht von der Wahrheit! Sie ſind meine Gemahlinn! Erinnern Sie ſich Ihres Worts. Können beſtimmte Formeln und Ceremonien Herzen mit Herzen verbinden? Und wenn ſie es nicht können, wodurch wird dies bewürkt? Geſchieht es nicht durch Gleichheit der Geſinnungen, Aehnlichkeit der Grundſätze, gegenſeitige Zuneigung und durch gleiche feurige Liebe für Wahrheit und Tugend. Können Sie dies leugnen?

ich kann auf alle Vorrechte eines Mannes gegründeten Anſpruch machen.

»Gegründeten Anſpruch!«

Beſtimmten, unbeſtreitbaren Anſpruch!

»Sie gehn zu weit!«

Ich folge Ihren eignen Grundſätzen; Grundſätzen, die auf anerkannten unwiderleglichen Wahrheiten beruhen. Ich fordre Gerechtigkeit von Ihnen!

»Clifton!«

Gerechtigkeit!

»Es iſt unrecht! Wahrhaftig es iſt un»recht! — Es kann nicht ſeyn!«

Nicht als einen keuſchen, züchtigen Ehemann, wie beſſere Zeiten und edlere höhere Seelen ihn kannten, deſſen Lippen rein von Betrug ſind, und der ein gegründetes Recht auf ein unſchuldiges, verdachtloſes Herz machen kann — als einen verrätheriſchen Schurken betrachten Sie mich, der nur eine augenblickliche, niedrige und viehiſche Leidenſchaft zu befriedigen ſucht! Betrachten Sie mich, ſag' ich, als ſo ein verworfenes Geſchöpf, wenn Sie es können! Ehemals hätt' ich dies zwar befürchten müſſen; aber die Grundſätze, die Sie mir beigebracht haben, erheben mich über ſo eine niedrige Furcht. Nicht an Ihre Leidenſchaften, an Ihre Grundſätze wende ich mich; begeiſtert von dem brennenden Eifer, der Sie beſeelt und mich ſelbſt auffordert, ihn auf die Probe zu ſtellen. Sie können, wollen, dürfen nicht ungerecht ſeyn!

Und ſo ſiehſt Du ſie denn nun dahin gebracht, Fairfax, wo ich ſie zu haben wünſchte. Stumm, voller Furcht und Schrecken, Zerrüttet ihre Ideen, unbeweglich ihre Zunge und ohne Laut, ihre Augen wild hin und her rollend, bleich ihre Wangen, ihre Lippen bebend, ihr ganzer Körper in zitternder Bewegung, und hochklopfend ihr Buſen! Bemerke, ſag' ich, die wilde Unordnung ihres Blicks, und dann ſieh auf mich; lies in meinen Blicken ſichern Triumph, heimliches Frohlocken und einen Ausbruch von Entzücken. Sieh, wie die ungeſtüme, ſtolze und furchtloſe Flamme der Begierde in meinem Herzen aufſchlägt und ſelbſt auf meinem Antlitz ſich zeigt! Sieh mich im Begriff, mich ihrer zu bemächtigen! Sieh — —

Hölle und Teufel! — Verflucht und verdammt ſey mein treuloſer, böſer Genius! —

Jn dem Augenblick tritt die alte Hexe Mr. Clarke herein und bringt einen Brief, der mit einem beſondern Boten angekommen und ſogleich übergeben werden ſolle! — Unſre beiderſeitige Verwirrung entgieng dem alten luchsäugigen Weibe nicht; ich erhitzt und roth, ſie blaß und bleich — Die Worte: ſcheer ſie ſich zum Teufel! wären beinahe meinen Lippen entwiſcht; doch ſprachen meine Blicke deutlich genug, und der alte Satan war ſchon im Begriff ſich zu entfernen, als ein mattes: bleiben Sie doch, Mr. Clarke, ſie zurückrief! —

Für dieſes Mal wäre denn alles, wie ich vorausgeſehen hatte, vorbei. Sie erbrach den Brief. Was der Jnnhalt deſſelben war, weiß ich nicht. Jch möchte aber wetten, daß er Bezug auf mich haben möchte, ſo unmöglich dies auch ſchien. Etwas außerordentliches mußte es ſeyn, das konnte ich in ihren Blicken leſen. Jn Gegenwart der alten Vettel durfte ich nicht darnach fragen, (und wär's meine eigne Großmutter geweſen, bei dieſer Gelegenheit hätt' ich ihr gewiß ſchlecht begegnet,) und in Anna St. Jves Augen ſtrahlte ganz deutlich der Wunſch, daß ich gehen möchte.

Es war daher der Klugheit gemäß, auf den beſtmöglichſten Zurückzug bedacht zu ſeyn und gute Mine zu böſem Spiel zu machen. Ich verneigte mich daher und nahm mit den Worten Abſchied: daß ich hoffte, ſie würde ernſthaft über das nachdenken, was ich ihr geſagt. Feyerlich rief ich noch zuletzt: Gerechtigkeit, Miß! —

Du biſt nun Zuſchauer bei dieſem Auftritt geweſen, Fairfax. Sind Dir die mancherlei feinen Wendungen darinn entgangen, wurdeſt Du nicht, eben ſo wie ich, von Leidenſchaft hingeriſſen, und durch die herrlichen Sophiſtereyen, die ſo lieblich von meinen Lippen floſſen, verwirrt — Sophiſtereyen, die in der That der Wahrheit ſo nahe kommen, daß ich bei kälterm Blute gewiß Anſtand genommen haben würde, ſie vorzubringen; erregt die feine Kunſt, womit ich das Ganze regierte, und die Geſchicklichkeit, das einzige mögliche Mittel, wodurch Anna St. Ives überwunden werden konnte, gehörig und zu rechter Zeit anzuwenden; erregt — ſag' ich — dies nicht Dein Erſtaunen — nun dann biſt Du auf Ehre ein unempfindlicher Klotz! Aber ich kenne Dich viel zu gut, Fairfax, als daß ich glauben ſollte, Du könneſt Dir eine ſolche Ungerechtigkeit zu Schulden kommen laſſen. Der Sieg hat ſich für mich erklärt. Ich las ihre Gedanken in ihren Augen. Sie war, das geſteh' ich ſelbſt, auf eine Beantwortung meiner Gründe bedacht, aber ihre große Verwirrung ließ ſie dazu nicht kommen. Und hätt' ich ihr Zeit zur Faſſung geben wollen, ſo hätt' ich verdient in die Flucht geſchlagen zu werden.

Dem ſey wie ihm wolle, die größte Schwierigkeit iſt beſiegt. Künftig wird ſie mich mit weniger Ueberraſchung anhören, und dann kommen wohl auch Aufwallungen der Leidenſchaft — verſteht ſich, guter ehrlicher, körperlicher Leidenſchaft — an die Reihe; denn von ſolchen Aufwallungen, Fairfax, kann ſie gewiß nicht gänzlich befreyt ſeyn. Ich habe gar keine Sorge, daß meine Ueberredungsgabe fruchtlos bei ihr ſeyn könne, und — vollſtändigen Sieg ausgenommen — hätt' ich mir keinen beſſern Erfolg wünſchen können.

Ich kann den Brief nicht vergeſſen. Immer liegt er mir im Sinn und ängſtigt mich. Erſt glaubt' ich, er wäre von ihrem Bruder

Eduard, der nach Bath verreiſt war; eben aber erfahre ich von meinem Bedienten, daß er wieder hier iſt. Vielleicht iſt er von meiner Schweſter, und dann — zumal da er mit einem eignen Boten kam — iſt gewiß meine Mutter tod! Es bedeutet mir würklich nichts Gutes — und ich bin entſchloſſen, mich aus dieſer peinlichen Ungewißheit zu reiſſen. Ich will deshalb nach der Grosvenerſtraße gehen, vielleicht hör' ich da mit eins die Unglückspoſt. Wenn ich wieder komme, ſollſt Du mehr hören.

O, Fairſax, alle nur mögliche heidniſche und chriſtliche Flüche möcht' ich fluchen! Sie hat ſich eingeſchloſſen und will mich nicht ſehen! Der hölliſche Schurke Frank Henley iſt auch wieder da. Er kam zwey Stunden nach Ankunft des Boten. Ich muthmaße, der Brief kam von ihm, ich glaube — Wuth und Verdammniß! — Ich muß Dir alles erzählen!

Ich ſahe Lauren, aber nur auf einige Augenblicke. Sie beſorgt, ſie werde belauſcht. Es iſt alles in Aufruhr, Verwirrung und Verdacht bei Sir Arthur's. Das ärgerlichſte iſt, daß mein Reitknecht, der Burſche, der — wie ich Dir neulich meldete, meinen Brief an Abimelech abſchreiben mußte, ausgewittert, und von ihr und ihrem Galan verhört worden ſey! Dieſe quaalvolle Muthmaßung wird durch die Abweſenheit des Schurken ſehr wahrſcheinlich gemacht. Er iſt ſeit der Zeit weder zu Hauſe, noch im Stall geweſen, da er doch ſonſt immer ſehr ordentlich in ſeinem Dienſt war, ſondern hat den Schlüſſel geſchickt. Wahrſcheinlich hat er ſich aus dem Staube gemacht.

Wär' ich nicht ein dummer Eſel geweſen, ſo hätte ich Lauren, als ich ſie bat, uns aus dem Wege zu gehen, zugleich aufgetragen, gute Wacht zu halten. Dann hätte ſie vielleicht den Boten aufgefangen, und alles wäre gut gegangen. Solch ein grober, dummköpfigter Fehler verdient wahrhaftig Strafe!

Den Brief leugne ich ab, Fairfax. Beweis haben ſie nicht, und lieber ſchwör' ich Stein und Bein, ehe ich in eine ſo verfluchte Patſche gerathen und ihre ewige Ungnade auf mich laden will. Ich weiß freylich, daß ſie mir nicht glauben wird, und ſehe recht gut ein, daß es zwiſchen uns nun zur offnen Fehde kömmt. Aber glaube nicht, daß ich ſo tief ſinken werde, das Feld ſo ſchändlich zu räumen. Nein! beim Teufel und ſeiner hölliſchen Burg! Eher will ich mein Leben im Tollhauſe, als ein Raſender, aufgeben, ehe dies geſchehen ſoll. Mein muß ſie ſeyn, wo nicht mit Güte, ſo doch mit Liſt, oder auch mit Gewalt. Umkommen will ich lieber, Fairfar, als meinen Vorſatz aufgeben!

Ha, wenn ich nur einen würdigen Gehülfen zu dieſer Sache hätte! Ich will und muß einen finden.

Dem Onkle und der Tante muß ich den Hof machen, denn der Vater — glaub' ich — wird ihre Parthey nehmen. Auch der Bruder muß auf meiner Seite ſeyn, denn ich kann nicht alle Gemeinſchaft ſogleich aufheben, und muß noch immer die Verheirathung zu wünſchen ſcheinen.

Ich bin halb toll, Fairfar! Es iſt abſcheulich, durch einen unglücklichen Zufall zurückgeſchlagen zu werden, da ich eben meine Rolle ſo vor [illegible] flich, ſo fein geſpielt hatte! Aber die Furi [illegible] ache ſoll mir nicht entſchlüpfen! Nein! Ich habe eben ſo ſcharfe Klauen als ſie, und will ſie wohl feſthalten. Ich bin beleidigt, beſchimpft, betrogen worden, und der Teufel ſoll mich holen, wenn ich es ungerächt laſſe!

C. Clifton.

Sechs und neunzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſa Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Louiſa! — Meine theure, liebe, gute Louiſa! — Meine Freundinn! — Was ſoll ich ſagen? Wie ſoll ich anfangen? O es bricht Ihnen das Herz. —

Daß nur dieſer Brief Mſtrß. Clifton nicht zu Geſicht komme: wenn man es ihr noch nicht erzählt hat, ſo darf ſie ja von dieſem Briefe nichts erfahren — O dieſer Bruder! — Aber — nein, das iſt Ihr Bruder nicht — Ein ſo tief eingewurzelter ſo boshafter, ſo empörender Irrthum überſteigt allen Glauben!

Er kam geſtern Morgen, wie gewöhnlich, zu mir. In ſeinem Blick lag etwas — hätte ich es nur leſen können — aber es beſchrieb nicht undeutlich, was in ſeinem Herzen vorgieng. Es war ängſtigend ihn anzuſehen. Er bemühte ſich zu lächeln, und nur Augenblicke von unbedeutenden Dingen ſcherzhaft zu ſprechen; aber er konnte nicht. Er zitterte und bebte; es war, als ob ihm das Wort auf den Lippen erſtarrte.

Er wollte philoſophiren; aber auch dieſer Verſuch mislang.

Alle Leidenſchaften ſind anſteckend, und keine mehr als die Furcht. Ich weiß die Gedanken nicht mehr beſtimmt anzugeben, welche dieſer Anblick in mir veranlaßte, aber ich weiß, daß er Unruhe, Zweifel und Argwohn erregte.

Eigentlich ward ihm nur der Anfang ſchwer; denn ſobald er im Zuge war, kehrte die Farbe wieder, die Stimme verſtärkte ſich, die Ideen wurden klar, er raiſonnirte mit Energie, und ſeine ganze Manier war gebieteriſch. Er ſchien mir Hoffnung und Furcht nach Gefallen einflößen zu können; bald erfüllte er mich mit Schrecken, und bald fühlte ich mich geneigt, mich ihm ganz hinzugeben.

Louiſa, mein Herz blutet bei den Worten; aber — ſeine Abſichten waren niedrig, ſeine Heucheley ward mir gehäſſig, und — ich muß mich in Acht nehmen, und von gemeinen Handlungen in edlen Ausdrücken reden. Ich weiß nicht, warum mir in dieſem Augenblick ſo viel Vorurtheile entgegenſtehen; daß ich ein Weib, vielmehr, daß ich ein Mädchen bin; daß ich der Schweſter des Mannes ſchreibe; daß ſie meine Freundinn iſt; und noch mehr Gedanken dieſer Art. Ich denke nicht daran, daß die Wahrheit dieſer Freundinn unendlich koſtbarer iſt, als ein Bruder. Ich kann dahin gebracht werden, einen hohen Grad des Unwillens gegen die Menſchen zu fühlen; aber es wird mir niemals möglich ſeyn, dieſes Gefühl in Worten auszudrücken.

Was mich am meiſten in Verlegenheit ſetzte, mich auf das äußerſte empörte, war vorzüglich, daß er wie ein Apoſtel der Wahrheit ſprach, daß er den heiligen Namen der Wahrheit auf die unwürdigſte Weiſe entweihte, um dem niedrigſten, dem erbärmlichſten, verächtlichſten Laſter zu huldigen, der leidigen Ruhmſucht — verführen zu können. Er kann ſich nicht einmal mit Hang zur Senſualität entſchuldigen. Ich habe Unrecht; es war nicht eitle Ruhmſucht. So verächtlich auch der Reiz der Eitelkeit in einem ſolchen Fall wäre, ſo war doch die Eitelkeit ſelbſt hier nur ein untergeordnetes Motiv. Die eigentliche Triebfeder war weit etwas ſchlimmeres, war Rache. Meine Einbildungskraft war nur zu thätig, ſich ſein Betragen in dieſem Auftritt immer lebhaft vorzuſtellen. Ich kann keinen andern Gedanken nähren, und jeder Zug, welchen die Erinnerung wieder auffaßt, verſenkt mich in noch traurigere Gedanken. Er wünſcht gar nicht, mich zu heirathen, und ich zweifle nun ſehr, ob es jemals ſein ernſtlicher Wunſch geweſen. Er kam zu mir, Louiſa, und fieng damit an, mir die Quaalen des Aufſchubs, die Angſt der Eiferſucht zu ſchildern, die er — ich weiß nicht, womit? — entſchuldigte; und beſchloß mit einer dreiſten Forderung an meine Gerechtigkeitsliebe, (wie er ſich ausdrückte) mit einer kühnen, übermüthigen, mich verwirrenden Forderung. »Wenn ich Wahrheit und Tugend hochſchätzte, ſo würde ich die Gültigkeit ſeiner Anſprüche anerkennen.«

Und was waren das für Anſprüche? — Ich wäre ſein Weib! — Im edelſten, tugendhafteſten Sinne, ſein Weib! — und er forderte dies Recht eines Gatten! — forderte es, Louiſa! — forderte! — und forderte mit einem Tone, in ſo haſtigen, überwältigenden, kühnen Ausdrücken, mit einem ſo ſcheinbaren Bewußtſeyn ſeiner gerechten Sache, daß mein Gemüth eine Zeit über ganz in Verwirrung war!

Nicht daß ich hätte nachgeben wollen; nein, nicht einen Augenblick. Ich wußte, daß ich hierauf eine richtige, unwiderlegliche Antwort müſſe geben können; aber ich konnte ſie nicht ſogleich finden. Er bemerkte meine Verlegenheit, und — o! von dem ſchaamloſen, beleidigenden Ausdrucke, der jetzt allen ſeinen Geſichtszügen eingegraben war, haben Sie wahrhaftig keinen Begriff! Ich weiß nicht, was er in dem Augenblick gewagt hätte, wäre nicht eben, als ich bemüht war aus meiner Lethargie zu erwachen, Mſtrß. Clarke in das Zimmer getreten. Sie brachte mir einen Brief — Er war durch einen Eilboten abgeſchickt! Frank's Handſchrift! So erſchüttert ich war, hatte ich doch noch ſo viel Verſtand übrig, als man braucht, um argwöhniſch zu ſeyn, und trat wenige Schritte zurück — Ich öffnete den Brief, und die erſten Worte, welche ich ſah, waren — »Hüten Sie ſich vor »Mſtr. Clifton.« —

Der ganze Brief beſtand aus keinen zwölf Zeilen, und ich las ihn durch. Hier iſt er. —

»Hüten Sie ſich vor Mſtr. Clifton! — »Wäre ich nicht meiner gerechten Sache gewiß, Madam, ſo würde ich nicht ſo kurz und »nachdrücklich anklagen; aber die Furcht vor »gewiſſen Möglichkeiten verfolgt und quält »mich, und darum ſchickte ich Ihnen dieſen »Brief ſo eilig — Hüten Sie ſich vor Mſtr. »Clifton! — Ich werde bald nach Erhaltung »des Briefs ſelbſt bey Ihnen ſeyn, und alsdann erkläre ich Ihnen die Urſache dieſes »ſonderbaren Schreibens.«

»F. Henley.«

Denken Sie, Louiſa, was dieſer Brief in dieſem Augenblick wirken mußte! — Ich glaubte mich nicht in Gefahr, wiewohl es gewiß keinen gefährlichern Mann auf dieſer Erde giebt, als Clifton. Aber Frank's wachſamer Geiſt ſchien mir wie mein Schutzengel vorzuſchweben, und jeden möglichen Angriff abzuhalten.

Ich ſtand einen Augenblick unentſchloſſen. Mir kam vor, daß es meine Pflicht ſey, der Kraft, welche Wahrheit und Tugend beſitzen, zu vertrauen, und Mſtr. Clifton zu zeigen, daß ich die kühne Sophiſterey, durch welche er mich hatte gewinnen wollen, durch einen Schlag überwältigen könne. Aber meine Gedankenreihe war in Unordnung gerathen; ich konnte mich jetzt nicht ſammeln. O wie gefährlich iſt dieſe Verwirrung der Urtheilskraft, und wie wünſchenswerth jene himmliſche Gegenwart des Geiſtes, welche großen Verſuchungen immer ſo glücklich widerſteht! Ich hielt es daher für rathſamer, ihn mit ſchlechten Meinungen von mir weggehen zu laſſen, als einen Streit mit ihm zu beginnen, den er gewiß mit Unverſchämtheit geführt hätte, oder ihm gar durch die Entfernung der Mſtrß. Clarke Gelegenheit zu dem abſcheulichen Misverſtändniß zu geben, als wolle ich ihn anhören. Dieſe Beſorgniß behielt die Oberhand; ich bat Mſtrß. Clarke zu bleiben, und zeigte ihm durch mein Betragen, wie ſehr ich ſeine Entfernung wünſche.

Louiſa, wie ſoll ich die Angſt in meinem Herzen beſchreiben, als ich mit einem mal alle jene außerordentlichen Hoffnungen geſcheitert ſahe! Wie kann ſich der Betrügerey ſo feſt die Larve der Ehrlichkeit andrücken? Kann die Heucheley ſo undurchdringlich ſeyn? Wie ſollen wir denn unterſcheiden? Was zum Leitfaden wählen? Wie kann ich mich überzeugen, ob der Mann, auf welchen ich ſtoße, ſo tugendhaft iſt, als er ſcheint, oder ob er nicht ein — Nun ja, Louiſa — ich will daran denken — ein — Bruder iſt. Meine Louiſa weiß, daß ich mich nur von dem Laſter, nicht von der Perſon mit Unwillen wegwende. Ich ſollte ſie gefliſſentlich quälen wollen? Sie mag mir ſelbſt ſagen, ob ſie dieſen Verdacht ſchöpfen kann? Sie hat Feſtigkeit, ſie fühlt zärtliche Neigungen, aber für Tugend, Wahrheit und Gerechtigkeit. Sie wird ſich bemühen, eingewurzelte Vorurtheile hinweg zu jäten. Das werde auch ich, das wird ein jeder würdige Menſch; aber ſie wird nicht wünſchen, daß ich einen Vorurtheilsvollen heirathe, oder ihn in ſeinen Vorurtheilen beſtärke. Heirathen? — Meine Seele ſchaudert vor dem Gedanken! Wohl hatte ſer Recht; Verführung wäre nur eine unbedeutende Beleidigung, wäre Wohlthat gegen dieſe Frevelthat! Ich habe ſehr geirrt. Es iſt ein unrichtiger, ein ſchädlicher Verſuch, wenn man einen Mann oder ein Weib durch eine Heirath beſſern will. Es iſt keine ſittlich gute, es iſt eine laſterhafte Handlung. Laſſen Sie uns niemals die Beſtrebung aufgeben, den Zügelloſen und den Verderbten zu beſſern, aber das Heirathen gebe künftig kein Mittel dazu ab.

Ich hatte den Brief kaum zwey Stunden vor Frank's Ankunft erhalten. Sie können denken, wie ſehr er geeilt haben muß, und doch ſchien er gar nicht ermüdet. Er brachte mir noch einen Brief, welchen Abimelech empfangen hatte, und erſt nach vielem Bitten auslieferte. Dieſer Brief war nicht von Cliſton's Hand, aber von ſeiner Mache.

Als Cliſton ſah, daß Frank von ſeinem Vater das Geld für Sie Arthur würde erhalten, und alle Hinderniſſe unſerer Verheirathung hinwegräumen können, ſo ſchrieb er dem Abimelech einen Brief ohne Namensunterſchrift, worinn er ihm meldet, daß ich mit Frank ein Liebesverſtändniß unterhielte, und es an

Aufmunterungen von meiner Seite nicht fehlen ließe. Doch leſen Sie den Brief ſelbſt. Hier iſt er. *)

Wenn er dieſen Brief geſchrieben hat, ſo bin ich überzeugt, Louiſa, daß Sie meine Aeußerungen gerecht finden werden; und wir haben wirklich von der Aechtheit des Briefs unwiderlegliche Beweiſe, wiewohl er nicht von ſeiner Hand und ohne Namensunterſchrift abgefaßt war. Sie erinnern ſich ohne Zweifel noch, Louiſa, daß Ihr Bruder zu Paris einen engliſchen Knaben miethete. Dieſer hatte ſeine Hand dazu hergeben müſſen, jedoch ohne von der Abſicht näher unterrichtet zu ſeyn. Der Knabe hat eine alte, lahme, ſchwächliche, hülfsbedürftige Tante. Der thätige Frank iſt bei ihr geweſen, hat ſie mit Geld unterſtützt und liebreich getröſtet. Der Knabe ſelbſt wollte ihr Hülfe leiſten, und Frank, der ihn gern aufmuntern wollte, gab ihm einige Schriften zum Abſchreiben. Durch dieſen Zufall hat er des Jungen Handſchrift kennen lernen.

---

*) Wir verweiſen den Leſer auf den 94ſten Brief. Anm. des Orig.

Ich habe Ihnen an dem dazu ſchicklichen Orte zu erzählen vergeſſen, daß Frank, über die plötzliche Veränderung in ſeines Vaters Denkungsart erſtaunt, den feſten Vorſatz faßte, die Urſache dieſer Veränderung auf irgend eine Weiſe zu entdecken. Abimelech widerſetzte ſich aus allen Kraften; aber deſto hartnäckiger, beſtimmter und zudringlicher in dem Angriff auf ſeinen Vater ward Frank, bis endlich der alte Mann nicht länger widerſtehen konnte, und ihm dieſen Brief zeigte. In ſeiner größten Unruhe brachte Frank ſogleich den Brief mit, den er keinem andern anvertrauen wollte, ſuchte den Knaben auf, brachte ihn zu mir, und fragte ihn in meiner Gegenwart, ob er dieſes nicht für ſeine Handſchrift erkenne? Der Knabe beſann ſich keinen Augenblick, und geſtand offenherzig, daß er den Brief geſchrieben habe, die Aufſchrift ausgenommen, welche Clifton von einer andern Perſon hatte machen laſſen. Frank rieth nun dem Burſchen, den Dienſt zu verlaſſen, um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, welche für ihn aus dieſer Geſchichte entſtehen müßten, und ſchickte ihn nach Wenbournehill, wo er ſich auch jetzt befindet.

Was ſoll ich nun meiner Louiſa ſagen? Wie ſoll ich die Gefühle meiner Freundinn beſänftigen? Iſt Beſänftigung nöthig? Betrachtet ſie die Menſchen alle als Verwandte und Brüder, oder ſollte ſie im Ernſte einen Menſchen für ihren Bruder erkennen, deſſen Grundſätze den ihrigen gerade entgegengeſetzt ſind? Wird ſie um ihn mehr trauern, als um jeden andern, den Vorurtheile beherrſchen? Was iſt Verwandter, Bruder, was ſind wir ſelbſt, wenn der Verwandte, der Bruder, oder auch unſer eigenes Selbſt mit der Wahrheit im Kriege lebt? Und befiehlt uns nicht die Wahrheit, die Dinge zu betrachten, wie ſie ſind, ohne Rückſicht auf Verwandtſchaft oder unſer eignes Selbſt?

Doch ich kenne meine Louiſa; ſie wird den ſtrengſten Streifereyen ihre ausdauernde Geduld nicht verſagen; ſie wird keine thörigte Reue über das Vergangene fühlen, und für die Zukunft mit Eifer arbeiten.

Friede und Glückſeligkeit und alles Gute ſtröme auf ſie herab!

A. W. St. Ive

Sieben und neunzigſter Brief.

Louiſa Cliſton an ihren Bruder.

Roſe-Bank.

Lieber Bruder,

Am Freytag Morgen erhielt ich den Brief von Anna St. Jves, wovon hierbei eine Abſchrift erfolgt; und am andern Tage ohngefähr um ein Uhr Nachts ſtarb unſre Mutter. Ich führe dieſe beiden Umſtände ausdrücklich zuſammen an, weil ſie mir einen ſehr genauen Zuſammenhang mit einander zu haben ſcheinen — ob würklich, oder nur in meiner Einbildung, ob viel oder wenig, darüber mag ich nicht entſcheiden. Nur Thatſachen will ich anführen, und es dann Deinem eignen Nachdenken überlaſſen. Folgerungen mag ich nicht daraus ziehen, damit ich Dir nicht ungerecht ſcheine.

Du weißt, unſre Mutter wurde von Tage zu Tage ſchwächer und ihr Zuſtand immer bedenklicher. Gerade am Freytage Morgen ſchien ſie munterer, als ſie ſeit langer Zeit geweſen war. Sie trug mir ſelbſt auf, die

Wittwe des Pächter Beardmore, eine würdige aber arme Frau, zu beſuchen, die von Krankheit und Armuth gleich ſtark bedrückt wird. Die kleine Hülfe, die wir ihr leiſten können, würde ihr, glaubte meine Mutter, aus meiner Hand angenehmer ſeyn, als wenn wir ſie ihr durch einen andern weniger Antheilnehmenden zukommen ließen. Ich hoffe, mein Lieber, daß es Dir einigen Troſt gewähren wird, zu hören, wie edel und tugendhaft unſre Mutter auch bis zum letzten Athemzug dachte und handelte. Doch du kennſt ja ihre ſchöne Seele am beſten.

In meiner Abweſenheit brachte der Briefträger den Brief meiner Freundinn, und meine Mutter öffnete ihn ohne Bedenken; denn alle Briefe von Anna St. Ives kamen unter ihrer Addreſſe, und ich habe es mir auch zur Gewohnheit und zur Pflicht gehabt, keine Geheimniſſe vor Niemanden, am allerwenigſten vor meiner Mutter zu haben. Sie glaubte Troſt und Hoffnung darinn zu finden, weil alle vorige Briefe meiner Freundinn jederzeit von Dir die größten Lobeserhebungen enthielten.

Denke Dir nun den Eindruck, den ein

ſolcher Brief auf die an Leib und Seele erſchöpfte Kranke machen mußte. Da er meiner Mutter zuerſt in die Hände kam, ſo brachte der Eingang, den Anna's edelmüthiges Herz mit großer Vorſicht geſchrieben, gerade die Würkung hervor, die ſie am meiſten gefürchtet hatte. Und doch hatte ſie noch ſo viel Geiſtesſtärke, ihn bis zu Ende zu leſen.

Ohngefähr eine Stunde darauf kam ich nach Hauſe und fand ſie in großer Gemüthsbewegung. Ich ſpannte alle meine Kräfte an und ſuchte alle nur mögliche Gründe zu ihrem Troſt hervor; es glückte mir auch in ſo fern, daß ſie nach einiger Zeit etwas ruhiger wurde. Doch konnte ſie den Brief nicht vergeſſen, und fieng noch einige Mal an dieſem Tage davon zu reden an.

Ich bemühte mich vorzüglich, ihren Gedanken eine andre Richtung zu geben, und lenkte ihren Blick auf die immer mehr und mehr fortſchreitende Vervollkommnung des Menſchengeſchlechts, welcher Gedanke für ein edles Gemüth ſehr tröſtend iſt.

Sie ſchien endlich müde und fiel Nachts gegen eilf Uhr in einen Schlummer. Als ich um drey Viertel auf Zwölfe nachſah, fand ich ſie ganz zerſtört. Ich erſchrack; ich redete ſie an und erhielt keine Antwort. Vergebens bemühte ich mich, ſie zu ermuntern. Der Schlag hatte ihr ihre Beſinnung geraubt. Vier und zwanzig Stunden blieb ſie in dieſem Zuſtande. Nach Mitternacht verſchied ſie.

Ich habe es für meine Schuldigkeit gehalten, Dir alle dieſe Umſtände zu melden; doch würde ich mir ſelbſt ſtrafbar ſcheinen, wenn ich die Sache vergrößern, oder das als ausgemacht annehmen ſollte, was doch nichts mehr als Muthmaßung ſeyn kann. Unſre liebe Mutter war zuletzt ſo ſchwach, daß ich täglich ihren Tod erwartete. Auch kann ich nicht verhehlen, daß der Gedanke einer Verbindung zwiſchen Dir und Anna St. Ives, ſeit der Zeit als ſie darauf mit Wahrſcheinlichkeit rechnete, ihr jederzeit das größte Vergnügen machte. Unaufhörlich ſprach ſie davon und jederzeit mit dem hohen Grade von mütterlicher Liebe und froher Hoffnung, der ihr, wie Du ſelber weißt, ſo eigen war.

Unangenehm war ihr daher dieſe fehlgeſchlagene Hoffnung, noch unangenehmer aber die ſchändliche Urſache derſelben. Dieſe zu beſchönigen unterſtand ich mich nicht. Wie konnt' ich auch wohl? Ich hatte, wie ich Dir ſchon geſagt habe, keine andre Quelle des Troſtes, weder für mich noch für ſie, als, eben ſo wie Anna St. Ives, den Blick vom Einzelnen aufs Ganze zu richten.

Ich würde mich bemühen, Dir die Thorheit Deines Betragens zu beweiſen — denn es iſt in der That weit thörigter als es laſterhaft iſt — aber theils erlaubt es der jetzige Zuſtand meiner Seele nicht, theils zweifle ich auch an einer guten Wirkung meiner Vorſtellungen, da ſelbſt Anna St. Ives, die doch von ſo viel andern Motiven unterſtützt wurde, in ihrem großmüthigen, uneigennützigen Verſuch nicht glücklich war.

Ich bilde mir ein, daß Du zum Leichenbegängniß herunter kommen wirſt. Vielleicht iſt es ſchicklich. Ich kann darüber nichts beſtimmen, denn ich verſtehe mich wahrlich ſchlecht auf das, was man Etiquette nennt. Ich geſtehe ſehr gern, daß ich ſchwach genug bin, bei dem Gedanken einer Zuſammenkunft mit Dir, unter den gegenwärtigen Umſtänden, eine gewiſſe Art von Aengſtlichkeit zu empfinden. Da es aber nothwendig iſt, daß ich

Dich, wenn Du herunterkömmſt, bei verſchiedenen Familienangelegenheiten unterſtütze, ſo will ich dieſe Empfindungen zu unterdrücken ſuchen, und mich bemühen, gegen Dich, als einen irrenden Bruder, nach meiner Pflicht zu handeln.

L. Clifton.

N. S. Dies iſt ſchon der vierte Brief, den ich ſchreibe. Die drey erſten ſprachen, wie ich befürchtete, zu ſtark im Tone der Misbilligung und des Vorwurfs, den man ſo ſchwer unterdrücken kann. Ich zernichtete ſie alſo wieder, nicht etwa daß dieſer Vorwurf ungerecht war, ſondern damit er bei Dir nicht eine üble Wirkung hervorbringen möchte.

Acht und neunzigſter Brief.

Cole Clifton an ſeine Schweſter.

London, Deverſtraſſe.

Deinen äuſſerſt ſchonenden, billigen, verläumderiſchen und beleidigenden Brief hab ich richtig erhalten, und Du kannſt Dir ſicher in Dein Tagebuch notiren, daß ich Dir den Dank dafür nicht ſchuldig bleiben werde. Recht herrlich paßt es zu Deinen ſo oft ausgekramten erhabenen Grundſätzen von Gerechtigkeit, daß Du ſchon vor Abhörung beider Partheyen entſcheideſt, und ſchön ſtimmt es mit Deinen Begriffen von ſchweſterlicher Liebe überein, daß Du Deinem Bruder ſo ſchnell ſein Urtheil ſprichſt. Doch was iſt ſo ein Bruder und alles, was er für ſich anzuführen haben mag, gegen Dich? Untrüglicher als ſelbſt der heilige Vater zu Rom, haſt Du Dir ein eignes Syſtem der Moral entworfen, wornach Du alles, was Dir unter die Hände geräth, aufs ſchärfſte aburtheilſt.

Deine Winke und Urtheile über den Tod unſrer Mutter ſind eben ſo liebreich, und ich habe ſie mir auch ſchon deswegen auswendig gelernt. Wahrhaftig, Schweſterchen, Du kannſt verſichert ſeyn, daß ich ſie nicht vergeſſen werde. Freylich würde es eine ſo ſcharfſichtige Lady ſchlecht kleiden, wenn ſie ihr Urtheil zurückhalten wollte. So möglich es auch wäre, daß Anna St. Ives ſich ſelbſt in dieſer Angelegenheit betröge, ſo unſchuldig ich auch an dieſem geſchmiedeten Brief ſeyn, ja ſo wenig ich ſelbſt davon wiſſen könnte — eine ſo begeiſterte, himmelerhabene Lady, als Du, kann nicht ſo viel Theil an irrdiſchen Kleinigkeiten, an dem Nebel dieſer Welt nehmen, daß ſie zu Gunſten meiner einigen Zweifeln hätte Raum geben ſollen.

So viel muß ich Dir doch aber wenigſtens ſagen: da Du ſo leicht die Billigkeit gegen Deinen Bruder aus den Augen ſetzen kannſt, ſo werde ich eben ſo leicht eine Schweſter vergeſſen und verachten können. Ungeſtraft hat mich noch Niemand beleidigt; ich wollte, Du merkteſt Dir dies.

Morgen oder Uebermorgen denk' ich' in Roſe-Bank zu ſeyn, der Leiche zu folgen und die nöthigen Einrichtungen in meinen Angelegenheiten zu treffen. Ich habe gewiß eben ſo wenig Verlangen nach Deiner Geſellſchaft als Du nach der meinigen, dem ohnerachtet halt' ich doch Deine Gegenwart für nothwendig, nicht blos darum, daß Du hülfreiche Hand bey Ausführung meiner Anordnungen leiſteſt, ſondern daß Du auch einige Winke von mir erhalteſt, die ich Dir zu geben vielleicht für gut finden möchte.

Uebrigens, Schweſterchen, magſt Du, wenn Du es ſonſt gerathen findeſt, die grauſame und erſchreckliche Geſchichte: wie ich an Sir Arthur's Verwalter Briefe ohne Namen ſchreiben laſſen, Anna St. Ives zu verführen geſucht, und den Tod unſerer Mutter auf meinem Gewiſſen habe, ſo weit verbreiten, als es Dir gefällig iſt. Verkündige die angenehme Nachricht kühnlich zehn Meilen in der Runde; wenn wir uns ſehen, ſollſt Du dafür meinen brüderlichen Dank empfangen.

C. Clifton.

Neun und neunzigſter Brief.

Abimelech Henley an Sir Arthur St. Ives, Baronet.

Wenbournehill.

Hochzuveröhrender Herr,
Gnädigſter Gönner,

Was muß ich für ſonderbare Geſchichten und Dinge hören thun, daß Ew. Hochgeöhrten Gnaden und der lieben ſanften gnädigen kleinen Miß Fallen ſind gelegt worden. Derohalben bin ich in tauſend Aengſten, und halt es nur für Lügen und kann mir gar nicht vorſtellen, daß es wahr ſeyn ſollte. Demohnerachtet hab' ich mir vorgenommen Ew. Hochgeöhrte Gnaden meine wenige Gedanken über dieſe verdammte Cliftonſche Heurath zu ſagen, die mir ſo ganz und gar zuwider iſt. Und Ew. gnädige Herrlichkeit wird, wie ich hoffe, darüber nachdenken und mit Dero eignen Augen ſehn.

Deswegen hab' ich denn manche Dinge reiflich überlegt und das Steigen und das Fallen im menſchlichen Leben genau durchgedacht und würde recht ſehr mich freuen, wenn Ew. Hochgeöhrte Gnaden die Sachen eben ſo in Dero gnädigen Reflexion nehmen wollten, als ich gethan habe. Mein Sohn iſt nämlich unten bey mir geweſen, und gewiß und wahrhaftig ich finde daß er mein ächter und gerechter Sohn iſt, und ſage, daß man auf ſo ein liebes Kind wohl ſtolz ſeyn kann. Denn wie Ew. gnädige Herrlichkeit ſelbſt ſich gnädigſt auszudrücken beliebten, er iſt, als wär' er ein gebohrner Gentleman; denn er hat ſeinen Kopf ſchwippevoll von raren Kenntniſſen.

Wenn alſo Ew. Hochgeöhrte Gnaden ſo gnädig ſein wollten, mir ein gütiges Ohr zu leihen, ſo möcht' ich vielleicht im Stande ſeyn, die Sache zur Zufriedenheit Ew. gnädigen Herrlichkeit beendigen zu können. Warum nicht? Denn ich habe die Sache mit meinem Sohn ganz genau überlegt, und er hat mir ſo viel ruhm- und preiswürdige Dinge von Ew. Hochgeöhrten Gnaden und ſo viel Schönes von der lieben gnädigen Miß geſagt und erzählt, als wenn er es von mir gelernt hätte. Und wie ſo? Er iſt mein einziger Sohn, und die Kraft meiner Lenden, und ich habe ihm immer die beſten Lehren gegeben. Er iſt ganz und gar mein Ebenbild und hat ſich alles von mir angenommen — und da ich immer wünſchte, er mögte ein geſcheuter und gelehrter Kerl werden, ſo lehrte ich ihn alle meine Künſte; deswegen habe ich auch nun eben Urſach, ſtolz auf ihn zu ſeyn.

Doch das war eigentlich nicht das, wovon ich mir vorgenommen hatte anjetzo zu reden. Ich war darüber aus, Ew. Hochgeehrte Gnaden etwas vorzutragen, wie die Sache möchte in Güte und Liebe und Freundſchaft und gnädigſter Kondeszendirung beendigt werden. Denn wegen der zwanzig tauſend Pfund Mitgabe an Mr. Clifton, da möchte dann doch noch wohl manche Schwierigkeit ſeyn, und möchte die Summe mit allen Nebenumſtänden, und Sicherheiten und Douceurs und andre Sachen, die bey dergleichen Gelegenheiten vorkommen, wohl bis an funfzig tauſend Pfund ſteigen. Und wozu? Ich ſelbſt will ſo gutmüthig ſeyn, und will zwanzig tauſend Pfund an Schulden bezahlen, und meinem Sohn dreißig tauſend Pfund baar mit geben. Und denn wollen wir doch einmal ſehn, wer wohl ein beßrer Gentleman iſt, wie ihn denn auch Ew. Gnädige

Herrlichkeit ſchon zu benamſen gnädiglich geruhet haben.

Dann würde erſt Wenbournehill in aller ſeiner Glorie ſeyn, und bey dieſen Umſtänden möchten Ew. Hochgeböhrte Gnaden auch wohl in den Verbeſſerungen weiter gehn können. Und wer weiß, wo denn noch eine Wüldniß und ein Irrgarten blüht? Und alſo, wenn Ew. Hochgeböhrte Gnaden darüber weiter nachdenken wollen, ſo können die Sachen vielleicht eine ganz neue Wendung nehmen und wir noch heitre und glückliche Tage zuſammen erleben in Wenbournehill. Denn ich weiß recht gut, daß Ew. gnädige Herrlichkeit in Dero Herzen recht jämmerlich bedauren, daß ſie alle die ſchöne Sachen nach Dero feinem Geſchmack, und die elegante und prächtige Ideen und Plane und Veränderungen nicht ausführen können, woran ich ſchon ſo manches liebe Jahr als ein treuer Gehülfe zu Wenbournehill mein Mögliches gethan habe.

Derohalben bitte ich demüthiglich, daß Ew. gnädige Herrlichkeit in dieſen Sachen eine gütige Kondeszendenz haben mögen. Denn warum? Dann wären alle Geldſorgen geboben und die Schulden könnten ſich denn auch nicht mehr wie ein Schneeball vergrößern. Sonſt aber, wie Ew. gnädige Herrlichkeit ſelbſt ſchon wiſſen, könnte es vielleicht nicht für einen jeden ſo ein gutes Ende nehmen. Darum bitte ich Ew. Hochgeehrte Gnaden mir hierüber Dero gnädige Meinung zu erkennen zu geben. Ich könnte denn Denenſelben die Warum's und Weswegen's alle erklären, und die Sache wäre in Ruh und Friede, und Freude und Wonne und Seeligkeit beygelegt.

Ich flehe Ew. gnädige Herrlichkeit an, dies alles gnädiglich zu erwägen und über Schulden und Geldſorgen und Prozente reiflich nachzudenken. Auf die von mir vorgelegte Art kann alles ganz herrlich und ſchön eingerichtet werden, Wenbournehill nicht zu vergeſſen, und die Wüldniß und vielleicht die Einſiedeley und die Grotte. Denn warum, Ew. Hochgeehrte Gnaden? Mit funfzig tauſend Pfund läßt ſich wahrhaftig viel anfangen, und es kriegt ſie nicht ſo leicht ein jeder, der ſie ſucht. Aber das iſt alles im Grunde weder her noch hin, ausgenommen und apart des Menſchen Tod und Sterblichkeit und die Auferſtehung der Gerechten und aller reuigen Sünder in Gnade und Herrlichkeit.

Und ſo ſag' ich denn den demüthigſten Dank für alle Liebe und Güte und verbleibe Ew. Hochgeöhrten Gnaden demüthiger, getreuer und beſtändig zu befehlender Diener.

Abimelech Henley.

Hunderter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſe Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

Nein, ich verſuche es *nicht*, meine Louiſe zu tröſten; ſie giebt gewiß auch jetzt noch dem Schmerze nicht nach; ſie bedarf keines Troſtes. Sie trauert nicht über unabänderliche Schickungen; wenn das Unglück den Geiſt der ſchwächern Menſchen beugt, ſo erhebt ſich meine Louiſe zu dem Gedanken, daß man, ſelbſt unglücklich, oft andere glücklich machen, und ſo ſein eignes Unglück vergeſſen, in Glück verwandeln könne.

Meine Freundinn ſoll mich richten. Ihr will ich mein ganzes Betragen darſtellen, mit der innigen Bitte, daß ſie keiner Partheilichkeit Raum gebe, daß ſie mich tadle, und belehre, wo ſie die Gelegenheit dazu findet.

Ich habe eben Sir Arthur geſprochen. Er zeigte mir einen Brief des Abimelech. Frank's Betragen gegen ſeinen Vater iſt vielleicht der ſtärkſte Beweis für ſeine Energie. Sie kennen Abimelech's Karakter. Sollten Sie es möglich glauben? Er iſt willens, nicht nur zwanzig tauſend Pfund für Sir Arthur zu heben, ſondern noch dreißig für ſeinen Sohn zu bezahlen! Er wird eitel auf dieſen Sohn, und fängt an zu vermuthen, daß vielleicht das Geld-Ergeizen und Zuſammenſcharren, wenn auch das größte, doch nicht das einzige Verdienſt in der Welt ſei.

Von der andern Seite kann er den Karakter des ſchlauen Gauners nicht verbergen. Sobald er die Möglichkeit dieſer Heirath einſah, ward die Erfüllung dieſes Wunſches ſeine herrſchende Leidenſchaft, die ſelbſt den Geiz auf eine Weile unterdrückt. Er läßt es nicht an Gründen, nicht an Drohungen fehlen, wenn er ihren Einfluß auf Sir Arthur kennt;

dabei kleidet er ſeine Sprache in das unſchuldige Gewand der Gutmüthigkeit. Die Wirkung ſeines Briefes auf meinen Vater erſehen Sie aus folgendem Geſpräch.

Was denkſt du von dieſem Vorſchlage, Anna?

Ich wünſchte vielmehr Ihre Gedanken zu erfahren, mein Vater.

Ich ſage nichts dazu. Ich geſtehe blos, daß er mir nicht mehr ſo unvernünftig vorkommt, als ſonſt wohl. Hätteſt du aber die geringſte Neigung für Clifton, ſo —

Verzeihen Sie, daß ich Sie unterbreche; von Clifton iſt jetzt gar nicht die Rede. Ich wünſche noch eben ſo innig, als ſonſt, ihm Dienſtleiſtungen erweiſen zu können, aber an die Verheirathung mit ihm kann ich nicht mehr denken.

Biſt du ſo entſchloſſen?

Ich bin es, und hoffe, Sir, daß meine Entſchloſſenheit Sie nicht beleidigt.

Für jetzt nicht; denn außerdem, daß ich von dem jungen Henley eine gute Meynung habe, muß ich geſtehn, daß mir die Geſchichte mit dem anonymiſchen Brief ſehr mißfallen hat. Deine Tante Wenbourne und Lord Fitz-

Allen bezweifeln die ganze Sache noch; aber nach deiner und Henley's Erzählung halte ich ihren Zweifel für ungegründet.

Ohne an dieſen Brief einmal zu denken, würde mich Cliftons übriges Betragen in meinem Entſchluſſe beſtimmt haben.

Welches Betragen?

Die Beweiſe von Mangel an Grundſätzen und Sitten, welche er durch den Entwurf, mich zu verführen, gegeben.

Wann geſchah dies?

Am Tage, als Frank ankam.

Er faßte den Entwurf dich zu verführen?

Ja.

Biſt du der Wahrheit dieſer Ausſage gewiß?

Er gieng zu weit; er erklärte ſich zu deutlich, als daß ich ihn hätte mißverſtehen können.

Dich verführen! — Du haſt alſo alle Gedanken an ihn aufgegeben?

Die Gedanken, ihn zu heirathen, gewiß.

Und wie denkſt du über Henley?

Wie kann man über ihn denken? Darf man hier zweifeln, überlegen? Wenn ich auch Mißtrauen in ſeine Tugend ſetzte, ich, für deren Rettung er ſo oft, ſo gefahrvoll thätig war!

Ich geſtehe Anna, ich habe dir immer Liebe für ihn zugetrauet, und ich denke noch ſo.

In dem Sinne, wie Sie das Wort nehmen, war ich bemüht Liebe zu unterdrücken, weil ich ſie mit Pflicht und Tugend unverträglich glaubte; jetzt fange ich an zu wanken; ich glaube faſt, daß er die Sachen von der richtigeren Seite anſieht; er hält unſre Verbindung, die ſeinen lebhafteſten Wunſch ausmacht, zugleich für ſeine Pflicht.

Er hat mir, was zwiſchen Euch vorgefallen, redlich erzählt; und ſeine Offenheit gefiel mir. — Aber alle Zweige unſerer Familie würden ſich dieſer Heirath entgegenſetzen.

Das glaube ich auch.

Gäbe ich meine Einwilligung, ſo würde die Welt glauben, daß ich mich entehrt habe.

Das würde ſie vermuthlich.

Und über das böſe Beiſpiel ſchreien. — Was ſoll man nun thun?

Ich habe ſonſt geglaubt, die Welt könne dieſes Geſchrei mit Recht erheben; ich ſehe jetzt meinen Irrthum ein. Ich habe nun die lebhafte Ueberzeugung, daß wir bei jeder Handlung nur überlegen müſſen, ob ſie an ſich gut oder böſe iſt, und auf die Vorurtheile der Welt ſo wenig als auf unſere eignen Rückſicht nehmen dürfen. Wenn ich dem Rang und Reichthum huldigte, weil die Welt dieſe Huldigung billigt, wenn ich, gegen meine beßre Ueberzeugung, Genie und Tugend hintanſetzte; ſo würde ich gewiß wenig Beruhigung in dem Beifall der Welt gegen mein eignes Gewiſſen finden.

Mſtr. Henley iſt ein ſehr braver junger Mann; gewiß ein ſehr braver junger Mann; ich würde meinen Sohn in ihn nicht ungerne ſehen, wenn nicht alle Zweige meiner Familie gegen dieſe Verbindung wären.

Sie werden dagegen ſeyn.

Das fürcht' ich — Lord Fitz-Allen iſt wieder auf dem Wege ſich mit uns zu verſöhnen, und ich möchte nicht gern von neuen mit ihm brechen. Deine Tante hat eine gute Meinung von Mſtr. Henley.

Aber eine beſſere von Mſtr. Clifton.

Das glaube ich auch. — Ich muß mit Edward ſprechen. Mſtr. Henley war ſein Freund.

Aber Edward verſteht ſich nicht auf Freundſchaft; er ſucht nur Bekanntſchaft, und wer ihm die wenigſten Wahrheiten ſagt, iſt ihn am liebſten. Er findet in Clifton einen angenehmen Geſellſchafter.

Mſtr. Henley iſt aber auch ſehr beharrlich in ſeinen Meinungen.

Wenn ſeine Meinungen gegründet ſind, ſollte er nicht auf der Wahrheit beharren.

Warum glaubt er aber mit mehr Zuverſicht als andre Menſchen, daß ſeine Meinungen ſich auf Wahrheit gründen?

Weil er ſorgfältiger, tiefſinniger unterſucht hat, weil ſein Geiſt ſtärker, ſeine Liebe zur Unterſuchung feuriger iſt. Er ſucht nicht für ſein Betragen bequeme Grundſätze; er beſtimmt ſein Betragen nach ſeinen Grundſätzen.

Ich frage noch immer, wodurch er beweiſen will, daß er mehr und öfter Recht hat, als andere Leute?

Ich wundre mich über dieſe Frage, Sir! Er hat Ihnen und mir hinlängliche Beweiſe für die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes gegeben, und wenn Sie auch gegen ſeine Argumente

Einwendungen haben, ſo läßt ſich doch gegen ſeine höhere Vernunft nichts einwenden.

Ja freilich iſt er ein außerordentlicher junger Gentleman; das iſt wahr.

Ach, mein Vater! das Wort Gentleman zeigt, wohin Ihre Gedanken neigen. Können Sie den Gedanken nicht faſſen, mein Vater, daß dieſes Wort keinen Sinn hat? und hat es einen, ſo hat es nie den, daß der vortreflichſte Mann auch der erſte Gentleman iſt.

Ich weiß wohl, Kind, daß unſere Begriffe über dieſen Punkt nicht übereinkommen. Doch glaube ich dich nicht mehr ſo ganz auf falſchem Wege als ſonſt; vielleicht liegt deinen Worten etwas Wahres zum Grunde. Es hat ſich ſchon Mancher aus der Niedrigkeit den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen gebahnt; und vielleicht thut er das auch.

Er verdient gewiß die höchſte Ehre; aber wenn Sie ſich ſchmeicheln, Sir, daß er nach den Titeln und Ehrenſtellen ſtreben wird, welche die Menſchen zur Bedeckung ihrer Thorheiten, und Erlangung ihrer ränkevollen Zwecke erfunden haben, ſo warne ich Sie bei Zeiten vor dieſem Irrthum. Er wird ſein ganzes Leben der Entdeckung und Verbreitung der Wahrheit widmen; und — einzelne Werke der Wohlthätigkeit ausgenommen — hat er auch mit ſeinem Reichthum — wenn er Reichthum durch Zufall erwerben ſollte — keinen andern Zweck.

Sonderbarkeit, Anna, Sonderbarkeit!

Ich hoffe Ihnen beweiſen zu können, daß es Pflicht iſt, ſo zu handeln.

Ich möchte wohl wiſſen, auf welche Art ſein Vater ſo reich geworden!

Geldgierde und Geiz haben ihn reich gemacht. Seine guten Fähigkeiten haben eine falſche Richtung genommen. Vernunft iſt in Klugheit, Klugheit in Liſt ausgeartet. Seine Bekanntſchaft mit Wucherern hat ihm Bekanntſchaft mit Verſchwendern verſchafft. Er hat mit Renten Handel getrieben, die Liebe der Jünglinge zu Vergnügungen benutzt; und, wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, mein Vater, er hat Sie ſelbſt um ſeines eignen Vortheils willen, zu Ausgaben verleitet.

Durch dieſe Heirath fiele das alles freilich der Familie zu.

Dieſes ſollte keinen Bewegungsgrund weder für Sie noch für mich abgeben, Sir.

Das weiß ich nicht. Du verſtehſt dich auf deine Gründe, und ich mich auf die Meinigen. Wenn nur beide auf einen Zweck hinauslaufen, was wollen wir mehr?

Ich wollte antworten; aber Sir Arthur verließ mich. Bald nachher kam Frank, und ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Louiſe, ich muß Ihnen die reine Wahrheit ſagen. Seitdem ich mir erlaubt habe, bei ſeinen ſeltnen Eigenſchaften mit Wohlgefallen zu verweilen, hat meine Neigung für ihn täglich an Stärke gewonnen; und dieſe Eigenſchaften ſelbſt ſind mir niemals in einem glänzendern Lichte erſchienen, als da er ſeine Freude über die Hoffnung zu unſerer Verbindung blicken ließ. Er erſtaunt wie ich, über die großen Kräfte Ihres Bruders und über ihre Ausartung; er fühlet ſogar, daß dieſer mißlungne Verſuch ihn nur hartnäckiger, thätiger machen dürfte. Er fürchtet für meine Sicherheit. Er hat den Vorſatz mit Kraft gefaßt, mich mit Nachdruck zu bewachen. Er konte Zärtlichkeit und Unwillen nicht verbergen, und ſprach oft unwillkührlich Clifton's Namen aus.

Während ich an Frank mein Geſpräch mit Sir Arthur erzählte, wie jetzt eben, während ich es Ihnen niederſchrieb, habe ich mich oft der Kälte angeklagt; und ich verſtehe mich auf dieſe plötzliche Veränderung in mir ſelbſt gar nicht. Urtheilen Sie hierüber. Ich habe mich jederzeit bemüht, Ihnen von meinen Wünſchen nichts zu verheimlichen. Ich habe es mir jederzeit ſelbſt geſtanden, daß ich von Frank Henley einen höhern Begriff habe als von Clifton; nur habe ich aus Grundſatz wählen wollen, was ich jetzt aus Grundſatz verwerfe. Ich überzeuge mich immermehr, daß man irrig handelt, wenn man ſich einem ſchlechten Mann in der Abſicht beigeſellt, ihn gut zu machen. Ich wußte das freilich ſchon längſt; allein ich hoffte, die günſtige Veränderung werde noch vor der Verheirathung beginnen. Ich dachte nicht an die Fertigkeit der Leidenſchaften, noch an die Scheingründe zu täuſchen.

Auf einer andern Seite bin ich mit mir ſelbſt in Widerſpruch, da ich ſonſt auf die Vorurtheile der Welt und meiner Zeitgenoſſen ſo viel Rückſicht nehmen zu müſſen, jetzt ſie vergeſſen zu dürfen glaube. Und doch hegte ich beide Meynungen aufrichtig als ich ſie äußerte. Ich weiß kein entſcheidendes Merkmal für die Wahrheit, als daß ſich damals noch mancher Zweifel in mir regte, und ich mich jetzt inniger überzeugt fühle. Glauben Sie, die Meynung habe einen Einfluß auf mein Urtheil, ſo theilen Sie mir ihre Meynung ohne Zurückhaltung mit.

Der Himmel nehme Sie in ſeinen Schutz meine Freundinn, und belehre Sie durch meine vielfachen Verirrungen!

A. W. St. Ives.

Hundert und erſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Roſe-Bank.

Wie Du ſiehſt, Fairfax, hab' ich nun die Szene geändert und bin auf dem Lande. Ich habe Dir eine weitläuftige Geſchichte zu erzählen und Muße genug in dieſem alten finſtern Gemach, wo ich ſitze, um ſie Dir ſo langweilig und ekelhaft auszuſpinnen, als Du nur verlangen magſt. Meine arme Mutter iſt erblaßt; ihr Leichnam liegt in der Stube unter mir. Ich könnte melancholiſch, toll, ich weiß ſelbſt nicht was alles werden — Doch dazu hab' ich ja gar nicht Urſach — Ohne mich darüber zu fragen, ſetzte ſie mich auf die Welt und nun muß ich wohl meine Pilgrimſchaft vollenden. Das iſt freilich meine geringſte Sorge, wenn oder wie früh es mit mir enden möchte, und es würde mich gar nicht beunruhigen, wenn ich auch gewiß wüßte, daß der nächſte Augenblick mein letzter wäre; nur meine Rache wünſcht' ich erſt zu befriedigen. Dieß iſts, was mir ſo ſchwer auf dem Herzen liegt und nagend Tag und Nacht mir keine Ruhe gönnt.

Mit meiner Schweſter hab' ich tüchtig gezankt. Ich werde es ihr nie vergeben und ſie mir auch nicht, alſo hebt ſich unſre Rechnung mit einander auf. Dieſe Anna St. Ives iſt ihr Augapfel. Freilich kein Wunder — kein Wunder! Es wäre ſonderbar wenn ſie's nicht wäre. — Aber doch auch einen Bruder ſo leicht aufzugeben, und mir ſo einen Brief über den Tod meiner Mutter zu ſchreiben! Gott verdamme mich, wenn Sie es nicht bereuen ſoll!

Von dieſem Augenblick an betrachte ich alle Menſchen als meine Feinde, Dich vielleicht ausgenommen, Fairfax. Vielleicht ſag' ich, denn ich kann ja nicht wiſſen, wie bald auch Du umſchlägſt und mit allen Andern auf mich losgehſt. —

Vergieb mir, Fairfax. Ich bin ganz Gift, ganz Natter, und kann nicht unterlaſſen, ſelbſt meinen Freund anzuziſchen. Aber meine Feinde mögen ſich hüten! Sie ſollen fühlen, daß ich auch ſtechen kann! — Dieſe verfluchte herznagende Erinnerungen laſſen mich nicht zur Erzählung kommen. —

In meinem vorigen Briefe ſagte ich Dir, daß ich entſchloſſen ſey den anonymiſchen Brief abzuleugnen. Während der Zeit bin ich beim Onkel Fitz-Allen und Tante Wenbourne ſehr thätig geweſen; habe auch der Eitelkeit des eingebildeten Narren Eduard auf alle nur mögliche Weiſe geſchmeichelt. Er findet ſich durch die Achtung, die ich ihm erweiſe, äußerſt geehrt, und wird, wie ich gewiß hoffe, mein treuer Waffenbruder werden.

Sie hatten alle ſchon von der Geſchichte gehört, doch waren ſie noch willig genug, meiner Erzählung ein aufmerkſames Ohr zu ſchenken und Glauben beizumeſſen. Und in der That, abgerechnet daß ſie ganz erfunden war — war ſie wirklich recht hübſch. Ich fange an mich ſelbſt, Sie, und die ganze Welt zu haſſen, weil ich zu ſolchen verdammten Mitteln greifen muß. Keinen Schritt aber thue ich zurück. Gerächt muß ich ſeyn! Gerächt, und wenn der Teufel mich zu verſchlingen drohte; ja auch ihn wollt' ich beſiegen, wenn er ſich zu meinen Feinden geſellte!

Ich nahm meine Maasregeln und da ich gehört hatte, daß der Burſche, der mir den Brief hatte ſchreiben müſſen, in Wenbourne-Hill ſey, ſo ſchickt' ich einen von meinen Leuten hin, der ihn bereden mußte, daß er in einem Wirthshauſe auf dem Wege nach Roſebank, wo ich anhalten würde, zu mir käme. Wie durften ſie es wagen, mir meinen Bedienten abwendig zu machen? Doch — ich will nicht ziſchen, ich will ſtechen!

Mein Kerl richtete ſeinen Auftrag gut aus und überredete ihn zum Mitgehen, obgleich nur mit vieler Mühe, denn es iſt ein halsſtarriger Hund. Er mußte ihm, meiner Anleitung gemäß, ſagen, daß er ſeinem alten Herrn dadurch einen wichtigen Dienſt leiſten könne, und dieß bewog ihn denn endlich. Ich nahm ihn in Paris zu mir, da er von aller Welt verlaſſen und im Begriff war, Hungers zu ſterben; dieß hatte er denn alſo doch noch nicht vergeſſen.

Von dem Henley hält er demohngeachtet aber doch mehr als von mir, wie ich bald aus ſeinen Reden merkte.

Ich ſuchte ihn erſt auszuforſchen, ob er wohl zu der Ausſage gebracht werden könne, daß er den Brief auf Henleys und nicht auf mein Anſtiften geſchrieben habe; aber dies war umſonſt, und ich mußte davon abſtehn, damit er meinen Zweck nicht merkte.

Dann ſuchte ich ihn zu überreden, daß man meine Abſicht bei dieſem Briefe ganz verkannt habe. Dieſe wäre ſehr freundſchaftlich und edel geweſen; ich ſchätzte ſelbſt Henleyn recht ſehr und meyne es auch mit Anna St. Ives ſehr gut, ich hätte aber meine Urſachen gehabt — die ich ihm jetzt nicht ſo aus einander ſetzen könne — weshalb ich dieſen Brief geſchrieben.

Nunmehr war ich darauf bedacht, ihn von hier fortzuſchaffen, und dieß griff ich ſo an, daß es ihm ſogar ein Beweis meiner wiederkehrenden Gunſt ſeyn mußte. Ich erinnerte ihn an den traurigen Zuſtand, worinn ich ihn in Paris angetroffen und er erkannte meine Wohlthaten mit gerührtem Herzen und ſchien nicht gern undankbar handeln zu wollen. Ich benutzte dieſe Stimmung, ſuchte ihn noch mehr darinn zu beſtärken und ſagte endlich: da ich fände, er ſey ein guter, rechtſchaffner Burſche, ſo wolle ich ihm Gelegenheit verſchaffen, ſeinen Fehler wieder gut machen und ſeine Dankbarkeit zeigen zu können.

Ich gab vor, ich hätte an einen Freund in Paris — Dich meynte ich, Fairfax, — ein Paket von der äußerſten Wichtigkeit zu ſchicken. Dies könne ich nur ganz ſichern Händen anvertrauen, und da ich ihn als einen braven Jungen kenne, ſo hoffte ich, daß er mir zur Liebe dies Geſchäft übernehmen würde. Es ſey eine Sache, worauf Leben und Tod beruhe. — Und damit ich ihn noch leichter dazu bewegen möchte, fieng ich an von dem Tod meiner Mutter, von meiner großen Bekümmerniß über das Mißverſtändniß zwiſchen mir und Anna, von meiner großen Freundſchaft für Henley und von den unangenehmen Folgen zu ſprechen, die es haben könne, wenn das Paket nicht richtig beſtellt würde.

Noch war er nicht ſo recht geneigt. Er ſchien mir nicht ſo ganz zu trauen, trotz meiner artig aufgeſtutzten Erzählung; fieng an von Henley und von ſeiner Muhme zu ſchwatzen und hatte gleichſam eine Furcht vor

Paris. Ich hörte, daß ſeine Muhme, die kränklich und lahm iſt, von Henley unterſtützt worden, und mußte alſo nothwendig etwas für ſie thun, wenn ich ihn fortſchicken wollte. Ich gab ihm daher eine Banknote von dreißig Pfund, wovon er ſeiner Muhme zehn Pfund abgeben, die andern aber für ſich behalten ſolle, damit er nicht bei unvorhergeſehenen Zufällen in einem fremden Lande Noth litte — denn auch dafür ſchien er ſich zu fürchten. Wenn er meinen Auftrag gut ausrichten würde, verſprach ich ihm bei ſeiner Zurückkunft noch mehr zu geben.

Ich ließ mir auch den Aufenthalt ſeiner Muhme bezeichnen, weil ich, meinem Vorgeben nach, für ſie ſorgen wolle. Dies war ſehr nöthig, denn auch ſie muß aus dem Wege geräumt werden.

Endlich denn nach vielen und wiederholten Verſicherungen, und da ich ihn nochmals an die traurige Lage erinnert hatte, woraus ich ihn in Paris gerettet — war er zu allem bereit. Es koſtete mir in der That mehr Mühe dieſen gemeinen Kerl zu gewinnen, als es einem Staatsminiſter koſten kann, durch Beſtechungen mit ähnlicher Freigebigkeit zehn würdige Parlamentsglieder auf ſeine Seite zu bringen, und wenn auch fünf Deputirte aus einer Provinz darunter wären.

Nun wollte er nach Wenbourne-Hill zurückgehn um ſich die nothwendigen Sachen zu holen. Mir fiel aber gleich ein, daß dies von übeln Folgen ſeyn könne, und daß ich ihn auch nicht durch London gehn laſſen dürfe. Ich ſtellte ihm alſo vor, daß dies nur unnöthige Verzögerung ſeyn würde, daß er ſich unterweges von den zehn Pfund, die ich erſt für ſeine Muhme beſtimmt hatte, das Nöthige kaufen könne und daß ich ſchon für dieſe ſorgen wolle. Zuletzt bedeutete ich ihm noch, daß der nächſte Weg von hier nach Dower über Guilford, Bletchingly und Tunbridge gienge, London aber links liegen bliebe.

Die Wichtigkeit der Sache und die Eil, womit ich ſeine Reiſe betrieb, ließen ihm keine Zeit zur Ueberlegung. Ich zweifle auch nicht daran, daß er meinen Befehlen Folge geleiſtet haben würde. Zu meiner eigenen Sicherheit aber und weil ich vorgab, er möchte des rechten Wegs verfehlen, ſchickte ich noch meinen Bedienten mit, den ich insgeheim den Auftrag gab, ſich nicht eher von ihm zu trennen, als wenn er das Paketboot beſtiege.

Und ſo, Fairfax, iſt es nun für den weiſen Onkel Fitz Allen, der eine herrliche Gabe Entdeckungen zu machen und keine kleine Meinung von ſeinem Scharfſinn hat, gar nichts unmögliches auszugrübeln, daß Henley ſelbſt den Brief geſchmiedet, daß er erſt mit meinem Burſchen ſich verſtanden, nachher aber ſowohl ihn als ſeine Muhme aus dem Wege geſchafft habe und — daß ſeine vorgebliche Menſchenliebe nur eine Maske ſey. Du kannſt gewiß glauben, alles dies will ich, als wären es ſeine eigne Ideen, aus ihm locken und er ſoll meine Lobeserhebungen darüber als einen gerechten Tribut ſeines durchdringenden Verſtandes dankbarlich hinnehmen.

Das Paket nun wird der Burſche, meinem Auftrag gemäß, unmittelbar Dir überreichen. Es beſteht aus unbeſchriebenem Papier, weil ich zum Schreiben keine Zeit hatte. Dabei liegen ein Paar Zeilen ohngefähr folgenden Inhalts:

»Gewiſſe Urſachen, die ich Dir jetzt »nicht näher angeben kann, machen es

»mir nöthig Dir beikommendes Paket
»durch einen beſondern Bothen zu über-
»ſenden. Wahrſcheinlicher Weiſe erhältſt
»Du noch vor Ankunft deſſelben einen
»Brief von mir, der Dir alles erklären
»ſoll. Wo nicht, ſo nimm ihn gütig auf.
»Berühre ſeine Sendung mit keinem Worte,
»ſondern ſage bloß, daß Du für mich eine
»Sache von äußerſter Wichtigkeit beſorgen
»ſollteſt, auf deren Ausgang er warten
»müſſe. Nur laß ihn, es mag auch ge-
»ſchehen was da will, nicht eher wieder
»fort, ehe Du mehr von mir höreſt.«

C. Clifton.

Dem Burſchen mußt' ich nun freilich die größte Eile empfehlen, meinem Bedienten aber gab ich heimlich Befehl, ihn den weitſten Weg zu führen, und ſoviel als immer möglich aufzuhalten. Unterdeſſen will ich dieſen Brief durch einen Expreſſen ſchicken, damit Du wo möglich bei ſeiner Ankunft ſchon von Allem unterrichtet biſt, denn dies iſt von der äußerſten Wichtigkeit. Sollteſt Du nicht in Paris ſeyn, ſo hat der Expreſſe den Auftrag zu folgen, und Du wirſt dann wohl ſo gütig ſeyn und die nöthigen Maaßregeln treffen, daß auch der Burſche Dich aufſuchen muß. Er hat den Befehl ſo lange dort zu bleiben, als Du es für nöthig findeſt. Ich habe ihm geſagt, daß dies wohl einen Monat und noch länger dauren könne; es wäre aber auch möglich daß die ganze Sache in einer Woche abgemacht ſeyn könne.

Freilich hab' ich wohl nun keine Hofnung mehr, daß die eigentliche Sache, worauf es ankömmt, ſo ſchnell beendigt werden kann.

Sorge dafür, daß Deine Reden mit den meinigen übereinſtimmen; ja ich muß Dich unter dieſen Umſtänden ſogar bitten, mein Beſter, daß Du Dich ſo weit erniedrigeſt, Dich um die Gunſt dieſes Burſchen zu bewerben. Verdrüßlich muß er über ſeinen dortigen Aufenthalt beileibe nicht werden. Ich ſtehe, wie Du weißt, bei andern Gelegenheiten zu ähnlichen Gegendienſten bereit.

Dies iſt hier ein melancholiſcher Ort, ein altes finſteres Haus und eine traurige Gegend; — ich ſelbſt bin verdrießlich, launigt, toll und elend. Wenn ich nur erſt wieder in Thätigkeit komme, dann wird es ſich wohl geben.

Haben muß ich ſie; bei den hölliſchen Mächten, ich muß ſie haben! Sie ſoll ſich ſchon bequemen müſſen. Ich weiß, ſie freut ſich nun ihres Henleys. Ewiger Fluch möge ihn treffen! Aber ich will ſie verfolgen wie ein böſer Geiſt! bei Tage und bei Nacht, im Wachen und im Träumen ſoll ſie meine Erſcheinung quälen. Ich weiß ſie haßt mich. So ſey es denn! Haßte ſie mich nicht, ſo könnt' ich auch nicht ſo kaltblütig auf Rache denken. Ja gewiß ſie haßt mich; und ſie ſoll noch mehr Urſach dazu bekommen. Ich kann mich nicht ſo ungeſtraft betrügen laſſen! Sie bereitet ein Gaſtmahl in der Einbildung und ich will in der Wirklichkeit Gaſt ſeyn. »Bei Philippi ſehn wir uns wieder!«

Ich wünſcht', ich wäre fort von hier! Ich wünſcht', ich läge in meiner Mutter Sarg!

Der Umgang mit meiner unverſchämten Schweſter iſt mir aufs höchſte zuwider. Ich habe einen ſchrecklichen Zank mit ihr gehabt und gerieth dabei ſo in Wuth, daß meine Zunge mir ihren Dienſt verſagte; ſie die Freche blieb kalt und reizte noch immer meinen Zorn durch beißende Reden. Zum erſtenmal in meinem Leben bekam ich Luſt einem Weibſtück das Genick umzudrehen.

Ich will fort von hier, ſobald ich kann. Sie ſoll mir aus dem Hauſe, es mag gehn wie es wolle. Fühlen ſoll ſie, mit wem ſie zu thun hat. Der Bruder iſt in ihren Augen nichts, ſo ſoll mir denn die Schweſter auch nichts ſeyn. Die Mutter hat ihr nur eine Kleinigkeit ausgeſetzt, und ſie meiner Gnade empfohlen. Sie hätte ihr mehr Nachgiebigkeit beibringen ſollen —

Höll' und Teufel! Warum wüth' ich ihrentwegen gegen mich ſelbſt? Ich habe ja außerdem Urſachen genug toll zu werden. Auch aus dem Hauſe kann ich ſie ja nicht ſchaffen, wie mir eben einfällt. Sie würde gleich zu ihrer Freundinn fliehen, auch dieſe in Feuer und Flammen ſetzen, und zur Furie machen.

Würde machen, ſag' ich? Bin ich ihr denn nicht ſchon jetzt verhaßt? Ich liebte ſie, Fairfax, noch nie liebte ich ein Weib ſo. Noch mehr, noch inniger, feuriger, unendlich hätt' ich ſie lieben wollen, wenn ſie mir nicht unrecht gethan. Von Anfang an wurde ich von ihr nicht geachtet, examinirt, reprimandirt, behandelt wie ein Schulknabe; während ihr Henley! — Ich werde toll, wenn ich noch ein Wort ſchreibe! Stürze mich aus dem Fenſter, oder greiffe zu einem andern verzweifelten Mittel! —

C. Clifton.

Hundert und zweiter Brief.

Sir Arthur St. Ives an Abimelech Henley.

London, Grosvenorſtraße.

Mein lieber Herr Henley,

Ihren Brief hab' ich richtig erhalten und muß geſtehen daß er mir mehr Genüge geleiſtet hat, auch in einem weit angemeſſenern Style geſchrieben iſt, als der vorige, der mir, wie ich wohl ſagen kann, nicht geringes Erſtaunen verurſachte.

Was Ihren Sohn betrifft, ſo muß ich ſagen, daß er ein junger Gentleman von großen Verdienſten iſt; und obgleich eine Henrath in der Familie St. Ives eine Sache auf die er rechtlicher Weiſe gar keinen Anſpruch machen kann, ſo kann ich doch auch nicht leugnen, daß Ihre Anerbietungen Ueberlegung verdienen, zumal da ſie nun auch ein rechtlicher Mann geworden ſind, und ſich ein ſchönes Vermögen und ein gewiſſes Eigenthum erworben haben.

Auch hab' ich nicht überſehn, lieber Herr Henley, was Sie mir in Anſehung von Wenbourne-Hill zu verſtehen geben und was gewiß meinen ganzen Beifall hat. Es ſind freilich da noch ſo manche Hinderniſſe, die ſich nicht alle mit einem Male aus dem Wege räumen laſſen; aber ich denke ja wohl gewiß, daß die Sache doch am Ende ſo gehen wird, wie Sie es wünſchen. Ich erwarte alſo in dieſer Rückſicht auch, mein lieber Herr Henley, daß Sie die Güte haben werden, zu ſorgen, daß meine Angelegenheiten ſich nicht noch verſchlimmern.

Ich verſichre Sie, bei meiner Ehre, daß ich dafür auch gewiß alles thun will, was einem Gentleman ziemt, um alles nach Wunſch zu beendigen. Ich habe gewiß für Ihren Sohn die größte Achtung, und ſchätze ſeine Perſon und ſeinen Verſtand und alles andre ſehr hoch; kurz ich finde, wenn ich die Sache recht genau überlege, daß vielleicht meine Tochter mit ihm weit glücklicher leben und dieſe Verbindung überhaupt uns allen größere Vortheile verſchaffen wird, als jede andre, die meiner Familie wohl ſchicklicher ſcheinen möchte.

Ich weiß recht gut, daß ſich Lord Fitz-Allen anfänglich ſehr entgegen ſetzen wird, und ob ich es gleich für unſchicklich halte, mir von ihm oder einem andern Befehle vorſchreiben zu laſſen, ſo wünſcht' ich doch auch nicht mit einem ſo nahen Verwandten dieſerhalb in Feindſchaft zu gerathen.

Ueberhaupt möcht' es wohl noch mancher von der Familie für unſchicklich und nachtheilig halten. Meine Tochter aber hat eine ſehr hohe Meynung von den guten Eigenſchaften Ihres Sohnes und ſtellt mir beſtändig vor, daß er uns ſchon ſo manchen großen Dienſt geleiſtet hat. Und ich verſichre Sie, lieber Herr Henley, ich habe den beſten Willen, thätig dankbar dafür zu ſeyn.

Wenn die Sache erſt weiter gediehen iſt, ſo halt' ich es für's beſte, was wir thun können, daß wir alle auf Wenbourne-Hill haftende Schulden tilgen, zuſamt dem, was das Muttergut meines Sohns Eduard beträgt — und alsdann aus Wenbourne-Hill für unſre Kinder und ihre Nachkommen ein Fideikommiß machen. Doch wir wollen von allen dieſen Dingen weitläuftiger reden, wenn wir erſt ſo weit ſind.

Zugleich bitte ich Sie, mir zur hieſigen Ausgabe tauſend Pfund zu überſenden, und ſolche in Rechnung zu bringen. Und ſo hoffe ich denn, mein lieber Herr Henley, daß wir von nun an mit einander auf's Reine ſind. In welcher Erwartung ich mit den freundſchaftlichſten Geſinnungen verharre

A. St. Ives.

Hundert und dritter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſe Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

O daß ich meine Louiſe, wie ſonſt, erfreuliche Hoffnung für ihren Bruder machen könnte! Daß es möglich wäre! Ich bin des Klagens ſchon müde, und fange nur erſt an. Ich fürchte ſchreckliche Dinge.

Der Burſche, welcher den anonymen Brief abgeſchrieben hatte, hat Wenbourne-Hill verlaſſen! iſt fortgelaufen, niemand weiß wohin! Clifton will von dem Briefe gar nichts wiſſen. Auch die Tante des jungen Burſchen, nach welche ſich Frank erkundigte, iſt nicht mehr hier. Niemand weiß, was aus ihr geworden iſt. So viel haben wir erfahren können, daß ſie in einer Miethkutſche ausgefahren iſt, und Geld bekommen hat; denn ſie hat ihre während Frank's Abweſenheit gemachten Schulden bezahlt und ſich einige Kleinigkeiten gekauft.

Was ſoll man zu dieſer plötzlichen Entfernung der beiden Leute ſagen? Sie hatten dem Anſchein nach, die ſtärkſten Bewegungsgründe hier zu bleiben, und Frank hat eine ſehr gute Meynung von dem Burſchen, und keine ſchlechte von der Tante.

Das iſt noch nicht Alles. Sir Arthur und ich waren geſtern zum Mittagsbrodt bei dem Lord Fitz-Allen eingeladen. Ich machte den Beſuch ungerne, wie wohl ich nicht vermuthen konnte, daß er ſehr unangenehm ſeyn würde; wir fanden daſelbſt auch meinen Bruder und meine Tante Wenbourne.

Seit dem letzten Auftritt mit Clifton habe ich jedes Geſpräch, jede Zuſammenkunft mit ihm ſorgfältig vermieden, damit er meine Geſinnungen über ſein Betragen und ſeine Grundſätze deutlich erkenne. Wir hatten uns kaum zur Tafel geſetzt, ſo kam er wie durch Zufall. Nach den gewöhnlichen Entſchuldigungen, daß er eine ſo gute Geſellſchaft in ihrer Unterhaltung ſtöhre, und den üblichen Repliken von Seiten des Lords, ſetzte ſich Clifton, und war bemüht, ſeine ſonſtige Fröhlichkeit und Laune anzunehmen. Aber er konnte nicht. — Es war ihm übel zu

Muthe. Er zielte mit den Augen immer auf mich hin, und ich ſahe ihn ſtarr an, daß er den Blick nicht ertragen konnte. Ich wollte weder mit ihm zürnen noch lächeln. Es war kein Vorwurf in meinem Blicke. Aber die Feſtigkeit, die Ruhe, welche aus dem Bewußtſeyn der Unſchuld fließt, konnte er doch in dieſem Blicke nicht verkennen, und das war ihm unerträglich. Er wollte die Zuhörer durch ſein Geſpräch bereden, er ſey ſehr guter Laune. Ich weiß nicht in wie weit ihm das glückte; denn ſie lachten über ſeine lahmen Einfälle ſo herzlich, als hätte er noch nie etwas ſo witziges geſagt.

Lord Fitz-Allen bezeugte ihm ganz beſondere Aufmerkſamkeit, die er mit Höflichkeit erwiederte. Clifton war ſichtlich bemüht, die ganze Geſellſchaft für ſich einzunehmen; nur mit mir wollte es ihm durchaus nicht gelingen. Er ſtrengte ſich vergeblich an, um nur die geringſte Aenderung in dem einförmigen Ernſte hervorzubringen, den ich für heute beſchloſſen hatte.

Als das Deſert aufgetragen war, entfernten ſich die Bedienten, und es erſchien keiner wieder, wenn man nicht klingelte. Dieſes war vermuthlich abgeredet worden. Die Menſchen nahmen alle ernſthafte Minen an; es entſtand eine Pauſe. Lord Fitz-Allen huſtete, ſchob den Stuhl hin und her, ſtotterte, und faßte endlich Muth ſich an mich zu wenden.

Es thut mir leid, Nichte, daß ich hören muß, es walte ein Mißverſtändniß zwiſchen Ihnen und Mſtr. Cliſton ob; und da es ſich gerade ſo trifft, daß beide Partheien zuſammen ſind, ſo halte ich dieſe Gelegenheit für die beſte zu einer gegenſeitigen Erklärung. Sie wiſſen, Miß St. Ives, daß eine Verbindung mit der Cliſtonſchen Familie von jeher meinen Beifall hatte; und ich hoffe, Sie werden mich gütigſt mit Geduld anhören — warum ſprechen Sie nicht, Nichte?

Sie wünſchen von mir angehört zu werden, und ich ſchweige — Mſtr. Cliſton mag den Anfang machen.

Cliſton beſann ſich und fieng an: — Ich weiß, Madam, daß man Sie gegen mich eingenommen, daß man Ihnen ſonderbare, unerhörte unerklärbare Dinge geſagt hat. Ich kann nicht gehörig antworten, bis ich genau weiß, was man mir zur Laſt legt. Ich bitte nur, daß man mich in Angeſicht meiner Ankläger höre, und dann richte mich Lord Fitz-Allen, oder Sir Arthur, oder dieſe gute Dame (meine Tante Wenbourne) oder Ihr Bruder, oder gar Sie ſelbſt, ſo viel Sie auch wider mich haben. Man hat mir von einem anonymen Briefe geſagt; ich bin ſelbſt nicht genau davon unterrichtet. Wenn man mir aber vollgültig beweißt, daß ich ihn geſchrieben, oder ſchreiben laſſen, oder auch nur Theil an ſeinen Innhalt habe, ſo entſage ich meinen heiſſeſten Wünſchen ohne Murren.

Lord Fitz-Allen rief aus, er habe wie ein Gentleman geſprochen. Meine Tante Wenbourne fand ſeine Einwendung der Sache gemäß; Edward, über alle fernere Einwürfe erhaben. Sir Arthur ſchwieg.

Dieſer hinterliſtige Anſpruch auf Gerechtigkeit, und die Bitte ihn in Angeſicht ſeiner Ankläger zu hören, erinnerten mich lebhaft an die Entweichung des Burſchen, an die Entfernung der Alten, und an die ganze ränkevolle Kette von Begebenheiten. Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen — und wandte mich gegen Cliſton.

Sie behaupten alſo mit Ueberlegung und kaltem Blute, daß Sie von dem Briefe nichts wiſſen?

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, Madam, daß ich Lord Fitz-Allen oder Sie ſelbſt zur Unterſuchung und zu meinem Richter auffodere.

Antworten Sie mir veſt und gerade, Mſtr. Cliſton, ohne Zweideutigkeit. Waren Sie nicht der Verfaſſer des Briefes?

Es thut mir wehe, Madam, daß ich Sie ſo bereitwillig finden muß, mich für ſchuldig zu erkennen; und ich würde mich ſelbſt ſchuldig erklären, um Ihnen ein Vergnügen zu machen, wenn ich nicht durch dieſe Handlung alle Hoffnung auf Ihre Gunſt und auf das Zutrauen dieſer guten Geſellſchaft verlöhre. Ich verſichre Sie, Lord Fitz-Allen, ich verſichre Sie, Sir Arthur, und Sie, Madam, und Sie Alle — ich bin — auf Ehre — ſolcher Handlungen unfähig.

Berufen Sie ſich nicht auf meinen Onkel und meine Tante, Mſtr. Cliſton. Richten Sie Ihr Auge hieher. Hören Sie mich den Brief leſen, und wiederholen Sie denn, ohne vor ſich ſelbſt zu erröthen, in ſo zweideutigen Worten als Sie nur wollen, aber auf ihre Ehre, daß Sie der Verfaſſer des Briefes nicht ſind.

Ich zog den Brief aus der Taſche und fieng an zu leſen. Als ich an die folgende Stelle kam, wiederholte ich noch einmal — Sehen Sie mich an, Mſtr. Cliſton — »Sie will den Mann nicht den man ihr »geben will, und was noch mehr, auch »er will ſie nicht.« Ich endigte und fuhr dann fort zu reden. — Noch einmal, Mſtr. Cliſton, ſehen Sie mich an, und wiederholen Sie. — »Auf meine Ehre, »ich war nicht der Erfinder und Verfaſſer »dieſer Worte.«

Louiſe! — Er ſah mich an! — wie ich nie wieder von einem Manne angeſehen zu werden hoffe! — Er ſahe ſtarr hin, zwang ſeine Augen ihre Pflicht zu thun und wiederholte: — »Auf meine Ehre, ich war nicht »der Erfinder und Verfaſſer dieſer Worte.« — Es durchbohrte mir das Herz, Louiſe! — Kann er dieſes thun? — was kann er denn nicht thun? das Selbſtgefallen über den erhaltenen Sieg war merkwürdig; er wandte ſich gegen den Lord und die Geſellſchaft, und wiederholte noch einmal: — »Auf meine »Ehre, ich bin nicht der Erfinder und Ver»faſſer dieſer Worte.«

Lord Fitz-Allen brach wieder in Lobeserhebungen aus: Ich müßte mich ſehr irren, Nichte, wenn Sie nicht finden ſollten, daß ganz andres Volk anonyme Briefe ſchreibt; ſchmutziges, ehrloſes Volk, Aufkömmlinge, gemeine, nichts werthe Laffen, deren Nahmen ein Fitz-Allen, ſeiner eignen Ehre wegen, nicht nennen darf.

Mſtr. Clifton, ſagte ich, ich fühle jetzt, daß Sie ein gefährlicher Mann ſind, aber ich fürchte Sie nicht. Merken Sie wohl, Sir, ich fürchte Sie nicht. — (Hier redete ich meinen Onkel an) Sir, Mſtr. Clifton hat dieſen Brief ſchreiben laſſen. Aber, wenn auch dieſer Brief gar nicht geſchrieben wäre, ſo will ich Ihnen einen ſtrengen Beweis von Mſtr. Cliftons Geſinnungen geben. Gegen dieſen Beweis gilt kein Widerruf; denn die Sache iſt, ohne eine Mittelsperſon, nur unter uns beiden vorgefallen; es war der kühne, ſittenloſe Entwurf mich zu entführen. Der Gentleman ſehe mir nun zum zweitenmal in das Geſicht und ſtrafe mich Lügen.

Ich ſprach mit Feſtigkeit; alle Züge in Lord Fitz-Allen's Geſicht ſchienen abgeſpannt; ſeine Blicke waren unterſuchend und ſcheu. Er ſchämte ſich der Blöße, welche ſeine Beurtheilungskraft hier geben mußte. Clifton merkte wohl, daß die ganze Geſellſchaft mit Argwohn auf ihn ſah; aber ſeine Verſtellungskunſt, ſeine Heuchelei ſchlug ihn auch dieſesmal nicht fehl. Er gab ſeinem verwirrten Ausſehen das Anſehen der Zerknirſchung, und fieng mit mehr Eifer als jemals zu ſprechen an. —

Das iſt der traurige Irrthum, Madam, der mich um Ihre gute Meynung gebracht hat, und Sie auch das Unwahrſcheinlichſte von mir glauben läßt, wenn es nur zu meinem Nachtheil gereicht. Ich bekenne mein Vergehen. Es iſt kein Vergehen des Herzens, Madam; denn, ich rufe meine eigne Ehre zum Zeugen auf, meine Abſichten waren ſo rein als die Worte in welche ich ſie kleidete. Ich hieng damals von dem Willen einer Mutter ab, die ich liebte, und deren Andenken ich verehre. Die Ungeduld meiner Leidenſchaft, der Wunſch, alles was meine Glückſeligkeit im Wege ſtand, zu entfernen, erregte dieſes Vorhaben. Ich mag hierdurch nicht das Unverzeihliche beſchönigen; ich richte mich hierinn eben ſo ſtrenge als Sie ſelbſt nur können. Nur ſchwöre ich, daß ich keine entehrende Abſicht hatte, daß ich mich als Ihren künftigen Gatten betrachtete. Ich kann keinen ſtärkern Beweis für dieſe ungeheuchelte Geſinnungen geben, als daß ich mich in Gegenwart dieſer edlen Geſellſchaft verbindlich mache, bey unſerer Verheirathung auf ihre Vermögensumſtände keine Rückſicht zu nehmen, weil ich mich durch Ihre Perſon allein glücklich weiß. Ich führe Sie freudig zu dem Altar, ſobald Sie und Ihre würdigen Verwandten einwilligen; ſobald ſie einwilligen, morgen, heute, in dieſem Augenblick, und ich würde mich durch dieſe Handlung für den glücklichſten, für den ſeligſten Sterblichen erkennen.

Ein ſolches Anerbieten thut ein Gentleman, Sir Arthur, ſagte Lord Fitz-Allen. Hätte Mſtr. Clifton wirklich gegen das Dekorum gehandelt, Nichte, ſo könnten Sie keine ehrenvollere Buße verlangen. Er hat mit der Würde gehandelt, welche einen Mann von Familie charakteriſirt, Mſtrß. Wenbourne;

und da Miß St. Ives die Sache gewiß aus keinen andern Geſichtspunkt anſehen kann, ſo iſt ſie nun beendigt, und es läßt ſich nichts mehr dazu ſagen.

Ich antwortete im Augenblick: — Wenn Sie unter dieſen Ausdrücken verſtehen, Sir, daß Mſtr. Cliſton und ich nun wieder einverſtanden ſind, ſo kann ich Sie in dieſen Irrthum nicht beharren laſſen. Wir ſind und bleiben auf immer getrennt. Gewohnheit und Erziehung haben zwei ſo ſehr verſchiedene Weſen aus uns gemacht, daß es die unverzeihlichſte Thorheit wäre, uns durch eine Heirath vereinigen zu wollen.

Miß St. Ives — (mein Onkel nahm alle ſeine Begriffe von Rang und Größe zuſammen) Miß St. Ives — Sie müßen mir die Ehre erweiſen mich als das Haupt unſerer Familie anzuſehen, und erlauben, daß ich Sie an die Hochachtung und den Gehorſam erinnere, welche Sie dieſem Haupte ſchuldig ſind. Den Vorſchlag welcher Ihnen eben gemacht worden, billige ich. Ein Mann von Familie hat ihn gemacht, und ich bin ſo frey Ihnen die Verbindlichkeit aufzulegen, daß Sie ihn mit einer anſtändigen und ſchicklichen Manier anhören.

Es thut mir wehe, Sir, daß unſere Ideen über Schicklichkeit einander ſo entgegen geſetzt ſind. Indeſſen — mein Urtheil ſey gegründet oder nicht. — Ich bin einmal die Perſon, welche mit Mſtr. Cliſton verheirathet werden ſoll, und nicht Sie, Mylord; alſo muß auf mein Urtheil, nie auf das Ihrige Rückſicht genommen werden.

Lord Fitz-Allen konnte ſeinen Unwillen kaum in den Gränzen des Dekorum's halten. Er brach in Ausrufungen aus: — Vortrefflich, Miß! — Ein ſehr ſchickliches Betragen gegen eine Perſon von meinem Rang und Ihren Onkel! — Sie hören, Sir Arthur! — Sie hören, Mſtrß. Wenbourne! Sie hören Alle — Aber man kennt ihre Motiven und Neigungen, Miß: ich mag die Zunge eines Fitz-Allen nicht durch die Wiederholung entehren: aber ich muß Ihnen ſagen, Sir Arthur — Sie ſind ſehr tadlenswerth, daß Sie ſo einen Burſchen Vertraulichkeiten mit einem Frauenzimmer von Rang und meiner Nichte erlaubt haben; ein Burſche, der nicht werth wäre ihr Reitknecht zu ſeyn, ſoll ihr —

ich mag das Wort nicht über meine Lippen bringen.

Ich ſahe die Würdigkeit und Tugend geſchmähet, unvertheidigt; ich fühlte, wie ſehr ich ſelbſt in dieſen Schmähungen litte, und erwiederte: — wäre der Gentleman gegenwärtig, Sir, auf welchen Sie in ſo verächtlichen Ausdrücken anſpielen, — er würde wahrlich lächeln müſſen. Doch es ſind an dieſer Tafel mehrere Perſonen anweſend, welche, ſo gut als ich, wiſſen, wie wenig er dieſe erniedrigende Sprache verdient.

Mſtr. Clifton wollte nicht gerne den Anfang mit Frank's Lobe machen. Edward murmelte unverſtändliche Worte her, und Sir Arthur hätte ſprechen mögen, allein es fehlte ihm an Muth. Er fieng an: »zu Turnham Green« konnte aber nicht weiter. Lord Fitz-Allen antwortete: —

Was erzählen Sie mir von Turnham Green, Sir Arthur? Ich wurde auch einmal von einen Highwaymen angefallen; mein Bedienter feuerte auf ihn, daß er ſich packen mußte; deßhalb verheirathete ich meine Tochter nicht mit dem Bedienten.

Jetzt ſchwebten mir Frank's Bild und ſeine Tugenden lebhaft vor, mein Herz ſchwoll auf, meine Gedanken brachen in Worte aus. — O daß Sie tauſend Töchter hätten, Sir, und eine Jede einen ſolchen Bedienten zum Manne verdiente!

O daß Sie dieſen Onkel geſehen hätten, Louiſe! — die Tochter des Pairs Fitz-Allen an einen Bedienten verheirathet! Der Schimpf war auf das Höchſte getrieben. Die Verlegenheit, in welche ihn das Vorurtheil und der beleidigte Ahnenſtolz, ſetzte, war äußerſt lächerlich, aber in der ganzen Geſellſchaft ward ſie von keinem bemerkt. Meine Tante ſtand auf, um ſich mit mir zu entfernen. Ich ſammelte mich wieder, und wendete mich gegen Lord Fitz-Allen und Mſtr. Cliſton.

Damit ich mich nicht Ihrem beiderſeitigen gerechten Tadel ausſetze, will ich mich noch einmal deutlich erklären, und Ihnen ſagen — daß ich die Zuredungen des Mſtr. Cliſton nicht mehr annehme. Ich ſcheue die Irrthümer, in welche er jetzt verfallen iſt. Er hat mich ſelbſt gelehrt, daß es eine laſterhafte Handlung wäre, einen Mann zu heirathen, welchem man nicht ſein volles Vertrauen ſchenken kann; und ich vertraue ihn nicht. Ich bin in dieſem Augenblicke von ſeiner Heuchelei ſo überzeugt, daß ich ihm meine Hand anbieten würde, wenn ich es nur über mich ſelbſt vermöchte; gewiß er würde ſie ausſchlagen. Ich leſe in ſeinem Herzen. Er ſucht Gelegenheit eingebildete Beleidigungen zu ahnden; denn was mich betrift, ich wünſche ſein Wohl jetzt noch eben ſo ſehnlich als vordem. Ich gäbe gern mein Leben hin, wenn er dafür alle die Glückſeeligkeit erlangen könnte, deren er nach ſeinen ungemeinen Kräften fähig iſt; aber ich kann ihm unmöglich dieſe Glückſeeligkeit gewähren; ich kann den Verſuch nicht wagen. Und ſo entſage ich denn hiermit feyerlich alle Gedanken an ihn und dieſen gefahrvollen Verſuch.

Mſtr. Cliſton ſtutzte, faßte ſich wieder, und rief mit gedemüthigter ſanfter Stimme aus: — Hören Sie mich, Madam! — ich beſchwöre Sie, hören Sie mich! Ich berufe mich auf das Wohlwollen, auf die Würde Ihres Herzens! Denken Sie an den tugendhaften Plan, den Sie entwarfen! —

Es war ein heftiger Kampf in ſeiner Seele. Die Wahrheit wollte ſiegen; es wurden Hoffnungen in ihm rege, die aber Unwille und Verzweiflung ſchnell unterdrückte, und er hielt inne. Mit Eins wurden Stimme und Geſichtszüge ſo voll Leidenſchaft, daß man ſeine Gefühle nicht mehr verkennen konnte, oder es gilt gar kein Schluß mehr von dem Aeußern auf das Innre. Ich fiel ihm in die Rede. —

Es kann nicht ſeyn, Mſtr. Clifton! Sie fühlen in dieſem Augenblick, daß es nicht ſeyn kann! Sie haben eine ränkevolle Laufbahn begonnen; aber die ganze heutige armſelige Maſchinerie iſt Ihnen mißlungen. Sie wiſſen es, Mſtr. Clifton, Sie wiſſen es, Lord Fitz-Allen, daß unſere heutige Zuſammenkunft nicht zufällig war. Und ich fordre Sie hier auf — Sir, Mſtr. Clifton, daß Sie mir ſagen, zu welchem Ende oder wohin ſie den Burſchen geſchickt haben, welcher den Brief ſchrieb, und nach welchem Orte die Tante ſich entfernen mußte? Es iſt eine niedrige Liſt, Sir! Und dieſe Aufforderung, die Bitte, Sie im Angeſicht Ihrer Ankläger zu hören, der feſte Blick, mit welchem Sie die Worte ausſprachen: »Auf meine »Ehre, ich war nicht der Erfinder und Ver-

»faſſer dieſer Worte.« Alles das iſt ſo niedrig, daß ich davor zurückſchaudre! Ihr eignes Verfahren verräth einen überlegten hinterliſtigen Plan. Sie wollen mir übel! Aber ich ſage Ihnen noch einmal, Sir, daß ich Sie nicht fürchte! Ich will und werde Sie nicht fürchten! Zwar fürchte ich ſehr, aber nur für Sie! Hüten Sie ſich! Jemehr Verbrechen Sie auf ſich laden, in deſto größere Verſuchung kommen Sie Verbrechen auf Verbrechen zu häufen. Kehren Sie um! Sie ſind auf einem gefährlichen Pfade! Dieſer Weg iſt Ihrer unwürdig, Cliſton! Ihrer ſehr unwürdig!

Ich entfernte mich. Mſtrß. Wenbourne folgte mir; ſie ſchien meine beſtimmten Antworten, und den Ton, aus welchem ich mit dem Lord geſprochen, zu tadeln. Ich war zu ſchwach, und keiner Antwort fähig. Ich bat ſie mich in Ihre Kutſche zu bringen. Sie fragte mich, ob ich nicht erſt meinem Onkel meine Hochachtung bezeigen wolle. Ich bejahte die Frage, mit dem Zuſatze: wenn mein Onkel meine Hochachtung mehr verdienen würde. Sie fand mich ſonderbar. Ich hoffe ſehr, antwortete ich, daß mehrere junge Frauen, zimmer noch ſonderbarer als ich ſind. Sie war beleidigt, und in der That hatte ich in der Art, mit welcher ich die Wahrheit ſagte, gefehlt. Ich beſänftigte ſie wieder. Sie fragte mich vor unſerer Entfernung noch einmal, ob ich meinem Onkel Lebewohl ſagen wolle. Ich erwiederte: daß es meinen Onkel gewiß freuen würde, wenn ich ihn der Zeremonien überhöbe; und da ich ſein Betragen gegen mich äußerſt unanſtändig fände, ſo wäre dieſe Höflichkeitsbezeigung als Schmeichelei zu betrachten, die ich bei allen Gelegenheiten zu vermeiden ſuche.

Meine Tante entfernte ſich, und Mylord befahl mir im Gefühl und Kraft ſeiner Würde, ihn nicht eher wieder zu ſehen, bis ich gelernt hätte, was man dem Verhältniſſe und dem Range ſchuldig iſt, in welchem er ſtehet. Meine Tante hinterbrachte mir dieſen Befehl, und ich überließ ſie ihren eignen Gedanken, ohne zu antworten.

So endete dieſer quaalvolle Beſuch. — Was ſoll ich nun denken? — Wie ſo ganz anders würde ſich Clifton betragen haben, wären nicht ſeine Kräfte von dem Bewußtſeyn der Schuld gehemmt! Aber dieſe beharrliche Falſchheit muß einen Endzweck ha-beg. Hätte er noch den Gedanken mich zu heirathen, ſo würde er ſo nicht geſchrieben oder gehandelt haben, und er mußte ja wiſſen, daß er in der Sache wohl den Lord Fitz-Allen, aber mich nicht täuſchen kann. Immerhin! er bereite mir ſo viel Unglück, als in ſeinen Kräften iſt! Wenn ich nur Gelegenheit finde ihn zu überzeugen, daß ſein Geiſt eine verkehrte, unſittliche Richtung genommen, daß ihn ſeine Ränke zu einem gemeinen Menſchen machen. Ich fürchte nichts; weder Niederträchtigkeit noch Gewalt. Die Tugend iſt kein leidendes Weſen; ſie iſt eine thätige Kraft; und ihre Standhaftigkeit vermag mehr als die raſche Hitze des Laſters.

Leben Sie wohl, theure Louiſe.

A. W. St. Ives.

Hundert und vierter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ich danke Dir, Fairfax, für die gute und ſchnelle Beſorgung meiner Aufträge und bitte Dich recht ſehr, mit gleicher Thätigkeit fortzufahren. Laß den Burſchen um des Himmels willen nicht fort; ſeine Erſcheinung hier würde mir alles verderben. Laß meinen groſſen Plan ausgeführt ſeyn, dann mögen ſelbſt die Heerſcharen der Hölle wider mich zum Kampf ſich rüſten, ich zittre nicht. Dann biet' ich ihrer Wuth troz. Der Auftritt würde mir ſogar gefallen. Laß ſie alle kommen! Ich brenne, ſie zu beſtehen und zu überwältigen. Je verzweifelter der Kampf, deſto angenehmer!

Ich ſchrieb Dir, Fairfax, daß ſie mich haſſe! Nun hab' ich es aus ihrem eignen Munde! Sie fühlt es, daß ich ihr Feind geworden! Schwer liegt ſchon meine Hand auf ihr! Ihre Phantaſie überfliegt die ſchrecklichſten, grauſendſten Plane meiner Rache.

Doch fürchtet ſie mich nicht! Ihre Worte, ihre Blicke, ihr ganzes Betragen zeigt von feſtem ruhigen Widerſtande. Sie iſt ein Wunder, Fairfax! Ein Wunder! — Aber ich will ſie übertreffen! — Sie iſt eine Heldinn! Orlando ſelbſt hätte vor ihr den Sattel räumen müſſen, wenn ſie in den Ritterzeiten gelebt hätte.

Ich bin doch ein unausſtehlicher Tölpel, ein mondſüchtiger Narr, daß ich den Gedanken faſſen konnte, mich mit ihr in Streit einzulaſſen. Doch es iſt zu ſpät! Freilich hätte ich leicht vorausſehen können, was ich dadurch einem Weibe, wie ſie iſt, für Blößen geben mußte. Ganz offen und mit edler Freimüthigkeit entwickelte ſie meine Abſichten und behandelte ſie mit Verachtung. Zwar unterdrückte ſie ihren Zorn, doch erklärte ſie ſich feſt und mit Nachdruck; ein Beweis wie ſehr ſie ihre Leidenſchaften in ihrer Gewalt hat. Einſt wollte ſie mich dieſe Kunſt lehren, ich wünſchte, ich hätte darauf gemerkt. Doch das iſt nun alles vorbei!

Wahrhaftig ich hätte nimmer geglaubt, daß ſo viel in einem Weibe liegen könne! Alle die armen, ſchwachen, weinerlichen Geſchöpfe, die mir ehemals aufgeſtoßen waren, erlaubten mir gar nicht, einem Frauenzimmer ſo viel Kühnheit, Edelmuth und Stärke der Seele zuzutrauen. Nur auf einen Augenblick war ich ihr einſt überlegen, und auch dies erreichte ich nur durch die damals gebrauchten Waffen. Nur die Furcht, einmal angenommenen Grundſätzen entgegen zu handeln, kann ſie zur Memme machen!

Aber ich will mich ermannen, will mich über ſie erheben, ſie unterjochen, zur tiefſten Unterthänigkeit bringen, oder — umkommen! In mehrerer Zeugen Gegenwart wird es mir nie gelingen, ſoviel ſeh' ich ein; aber allein, Aug' in Auge, Leidenſchaft gegen Leidenſchaft, Menſch gegen Menſch will ich ihr zeigen, daß ſie ſich, trotz ihrer Erhabenheit über alle weibliche Geſchöpfe, mit dem Manne Clifton doch nicht meſſen kann.

Eben hat ſie mir den Kampfhandſchuh zugeworfen. Ich habe einen Auftritt mit ihr gehabt, eine Erklärung! — Ich bin nicht im Stande Dir den Ton zu beſchreiben, und mag meinen Kopf gar nicht mit der Rückerinnerung quälen.

Warum ließ ich mich mit ihr in Streit

ein? Sie meinte es gut mit mir. — Qualvolle Erinnerung! — Wie kann ich ſo toll ſeyn, mich ſelbſt damit zu peinigen? Ha, es iſt eine verdammte, verkehrte, unſinnige, tolle und elende Welt, und ich ſehe nicht, was ich für einen Weg ergreifen ſoll. Wahrhaftig, ich hätte nicht geglaubt, daß ſie dahin mich bringen könnte!

Dieſer Henley ſoll ſie nie beſitzen, eher will ich ihn morden! Und ſollte gleich die Hölle mich zu verſchlingen drohen, er ſoll ſie nicht haben! Der verächtliche Narr Sir Arthur, iſt auch nun vollkommen umgeſtimmt. Doch vergebens! Es ſoll nicht ſeyn! Beym Teufel es ſoll nicht ſeyn!

Der Schurke, der Henley muß ſchon auf eine oder die andre Art ſeine Maasregeln ergriffen haben. Die Verachtung des ſtolzen Pairs, ihres Onkels, kümmert ihn wenig; denn der Lord, in aller ſeiner Würde und Herrlichkeit ſteht tief unter ihm.

Auch wird Seine Herrlichkeit ſich eben nicht ſehr übereilen mit ſeiner Niece in Kampf zu gerathen. Der einzige Vortheil, den ich von ſo einem bedeutenden Alliirten habe, iſt der, daß in der Folge aller Verdacht auf

Henley und nicht auf mich fällt; denn ich bin ſehr Willens, beide aufzuheben, Henley und Anna. Ich weiß zwar noch nicht, wie ich die Sache am beſten angreife, indeſſen iſt es zu meiner Rache nothwendig. Eingeſperrt müſſen ſie werden, mögen auch die Mittel dazu noch ſo verzweifelt ſeyn. Zurück kann ich nicht mehr! Sie ſollen fühlen, was es ſagen will, ſolch einen Feind, als ich bin, zu reizen! Zu meinen Füßen will ich ſie ſehn! Trennen will ich ſie, meine Rache ſättigen! Bald ſoll eine That geſchehn, daß ſie nie ſich wieder ſehn werden, es müßte denn ſeyn, um ſich einander die Tollheit vorzuwerfen: einen Clifton beleidiget, gekränkt, herausgefordert zu haben.

Dieſe einzige Angelegenheit nimmt meine ganze Zeit weg. Ich bin beinahe in allen Vorſtadtswinkeln dieſes unförmlichen Ungeheuers von Hauptſtadt herumgeritten, um einſame unbewohnte Häuſerchen zu finden. Einige hab' ich gefunden, die mir ganz wohl gelegen ſind und zwei davon denk' ich wohl mit Bewohnern zu verſehen.

Aber ich brauche Gehülfen, Wagehälſe, hungrige und auf dergleichen Gewaltthätigkeiten ausgelernte Kerle! Es iſt mir gleich, woher ich ſie bekomme, und ſollte ich ſie auch aus den Schlupfwinkeln des Greuels und der Schande holen, ſo muß ich ſie haben. Auf andre Art läßt ſich mein Plan gar nicht ausführen. Sie will mich nicht einmal in demſelben Zimmer leiden, wo ſie iſt; ja, ich glaube, Gott verzeih' mir, ſie verbannte mich aus der Welt, wenn ſie die Macht dazu hätte.

Ich traf ſie neulich bei Lord Fitz-Allen, wo der eben angeführte Auftritt vorfiel. Ich hatte mit Sr. Herrlichkeit ein ſchönes Plänchen entworfen, ſie entdeckte ihn aber leicht und machte dem Lord wegen ſeiner Falſchheit Vorwürfe. Es war mir eine Wonne, auf jedes ihre Worte zu lauſchen, denn ſie that ihm gar nicht Unrecht. Er iſt in der That eine armſeelige Zuſammenſetzung von Hochmuth und Selbſtſucht, unfähig eine ſolche Nichte zu verſtehn. Aber ſie ließ ihn auch ſo ganz ſein Nichtsbedeuten fühlen.

Henley und Sie ſind nun immer bei einander. Laura — ich habe Dir ja wohl ſchon von dieſem Mädchen erzählt — ſagt mir, daß ſie ſchon Vormittags lange Unterredungen haben, den ganzen Nachmittag zuſammen ſpatzieren gehen und ſpät in der Nacht ſich noch nicht einmal trennen können. Aber ich will über ſie kommen! Stets iſt jetzt mein Geiſt bei ihnen, nie verläßt er ſie, ſtört alle Augenblick ihre verliebte Einigung durch ſchreckenvolles Umſchweben. So viel weiß ich ganz gewiß, daß ſie den Gedanken an Clifton nicht los werden können. Ich bin ihr ewiger Begleiter und drücke ſie unter krampfhaften Schmerzen zu Boden. Sie fühlen, daß ſie in meinen Klauen ſind! Ha, der Gedanke iſt herzſtärkend.

Wenn keine Geſellſchaft da iſt, und auch Sir Arthur nicht bei ihnen ſeyn kann, ſo hat Laura die Ehre. Woraus denn ganz klärlich folgt, daß ſelbſt dieſe makelloſe Seelen ſich vor Verleumdung fürchten.

Und wer verurſacht ihnen dieſe Furcht? Das bin ich! Sie ſcheinen entdeckt zu haben, daß alle Dinge in der Welt zwei Seiten führen, und daß ich ein böſer Genius bin, der eine jede Seite zur einzig wahren lügen kann, wenn es ihm beliebt. Ja, ich bin es, ich ſchicke den Alp, der ſie in ihren Träumen quälen muß. Sie ſchnappen nach

Luft und wollen ſich gern ermuntern, aber umſonſt!

Warum konnte ſie nicht mir dieſe Liebe ſchenken, warum nicht? Einſt glaubt' ich wohl, daß ein Weib mich lieben könne; aber es ſcheint, ich habe mich geirrt. Alle andere weibliche Geſchöpfe hätten mich vielleicht geliebt, aber dieſe Einzige konnte es nicht, ob ſie gleich den Verſuch dazu machte.

Ich wollte, ich wäre ſonſt wo als in dieſem verdammten Neſte. Es iſt eine abſcheulich Gegend, ein ewiger Nebel bedeckt die Stadt und die Einwohner ſind eben ſo trübe und bewölkt, als ihr Himmel. Jeder brütet über ein Schema ſeines eignen Nachgrübelns, flieht die menſchliche Geſellſchaft und theilt die Düſterheit ſeiner Seele ungern andern mit. Ich befinde mich in einer Wildniß. Ich fliehe den großen Haufen, und der große Haufen flieht mich.

Mürriſch und finſter gehen wir einander vorüber; denn ich fange an, die Menſchen mit Abſcheu zu betrachten. Nicht ein Fünkchen Frölichkeit und guten Muths ſeh' ich um mich her. Noch nicht ein̄ einziges Mal hat die Sonne ſeit dem Tage meines Ungemachs geſchienen, und auch dieſer war trüb' und traurig.

Ich wollt' ich könnte mich ſelbſt entfliehen! — Eben will ich mich wieder zu Pferde ſetzen und ein einſames geräumliches Haus noch einmal recht beſehen, das hinter Knightsbridge, linker Hand und weit genug ab von der Landſtraße liegt. Ich denke es wird ſich gut zu meinem Vorhaben paſſen. Ich muß ſie eben nicht weit zu bringen haben und Laura ſagt mir, daß ſie ihren Spatziergang meiſtentheils durch Hydepark und auf den Feldern hinter Brompten machen.

Ich muß mich ganz ruhig verhalten, und darf mich ſelbſt gar nicht viel ſehn laſſen; deshalb reite ich auch ohne Diener. Ich habe zwar von Häuſern die zum Verkauf ſtehen, aus öffentlichen Blättern und Anzeigen Erkundigungen in Menge eingezogen, perſönlich aber hab' ich mich darum nicht bemühen dürfen. Laura beſorgt dies, während ihre Herrſchaft außer dem Hauſe iſt; und auf dieſe kann ich mich verlaſſen.

Sie müſſen beide zu gleicher Zeit aufgegriffen werden, und auf eine Art, die alles Nachforſchen vergeblich macht. Man wird alsdann glauben, daß ſie zuſammen durchgegangen ſind. Er iſt ein ſtarker Kerl, ein gefährlicher Schurke und ich werde genaue Aufſicht über ihn halten müſſen. Nimmer ſoll er ſie beſitzen, Fairfax! Lieber wollt' ich auf's Rad geflochten werden oder am Galgen hängen, daß mich die Sonne zum Mohren ſengen und ausbraten könnte!

C. Clifton.

N. S. Alle Geſellſchaft iſt mir verhaßt, am meiſten aber die, die ich doch nothwendigerweiſe beſuchen muß. Dieſer Onkel Fitz-Allen, dieſe Tante Wenbourne und Bruder Eduard ſind drei ſo armſeelige Geſchöpfe, und ihre Urtheile über ein Mädchen, die ſo weit über ſie erhaben iſt, ſind ſo ſchaal, ſo ſelbſtſüchtig und abgeſchmackt, daß mir ekelt ſie mit anzuhören. Aber leider muß ich dieſen Kreaturen den Hof machen. Es iſt ein verdammtes Ding um die Heucheley, Fairfax, und ich fordre volle Rache dafür, daß ich gezwungen bin, mich ſo weit zu erniedrigen. Meine Abſicht geht jetzt dahin, den hochmüthigen Lord gegen die Idee ſeiner künftigen Verwandſchaft mit einem Gärtnersjungen in

Wuth zu ſetzen. Wäre mir ſelbſt dieſer Gedanke nicht Millionenmal verhaßter als ihm, ſo möchte mir freilich dies ein herrliches Vergnügen gewähren. Aber ſo —

Hundert und fünfter Brief.

Anna W. St. Ives an Louiſe Clifton.

London, Grosvenorſtraße.

Abimelech iſt nach der Stadt gekommen. Ich muß ihn in Sir Arthur's Gegenwart ſehr ehrfurchtsvoll Mſtr. Henley nennen, und man hat ihm einen Wink gegeben, daß er bald Esq. vor ſeiner Namensunterſchrift herkritzeln wird. Der alte Mann verfolgt ſeine Projekte ohne Raſt, und ſpornt Sir Arthur zu gleichem Eifer an. Wie liſtig er iſt! Ohne von der Theorie der Leidenſchaften überhaupt Begriffe zu haben, weiß er Sir Arthur's Leidenſchaften nach ſeinem Gefallen zu lenken. Der lächerliche Miſchmaſch in ſeinem Geſpräch; die eigene Art, womit er Sir Arthur zu unterhalten weiß, und die unverkennbaren Spuren von Nachdenken und Erfahrung, alles das kontraſtiret äußerſt komiſch.

Die Gegenwart ſeines Lieblings, unſers Henley, giebt ſeiner Geſchwätzigkeit einen Stoß. Er fühlt ſonſt nicht die Ueberlegenheit eines Menſchen; aber hier iſt er manchmal übel daran. Frank's lange Abweſenheit, ſein Anſehen bei mir, und die Entſchloſſenheit, auf welche er ſeinen Vater neulich in Wenbournehill zu gewinnen wußte, haben des Alten Benehmen gegen ſeinen ehemals hintangeſetzten Sohn völlig geändert. Jetzt betet er ihn an. Wenn man eingewurzelte Vorurtheile ausjäten könnte, ſo würde Frank vielleicht ſeinen Vater in einen tugendhaften Mann verwandeln; aber es iſt zu ſpät.

Er iſt ganz entzückt von ſeiner Lage! Sein Sohn ſoll an die Tochter ſeines Herrn verheirathet werden! Und dieſer Herr iſt ein Baronet! Und die Güter dieſes Baronets ſind ſein, wie er glaubt, ſein in alle Ewigkeit. Was erträumt ſich nicht die gierige Selbſtſucht! Dieſe Freuden erheben und erweitern ſein enges Herz; die ſchönen Hoffnungen geben ihm das freie Weſen, welches ſonſt nur dem feinen Manne eigen iſt.

So oft Sir Arthur des Lords Fitz-Allen oder der Familieneinwilligung erwähnt, zitirt der ehrliche Aby im Augenblick ganz Wenbournehill mit ſeinen Einſiedeleien und Wildniſſen; würkt das noch nicht ſtark genug, ſo wird die Doſis kräftiger gemacht, und alle Zäune müſſen herhalten. Sucht Frank bei ſolchen Gelegenheiten ſeinen Vater mit guter Art zum Schweigen zu bringen, ſo nimmt der Alte auch hievon Gelegenheit zum Schwazzen, und lobt ſeines Sohns Delikateſſe.

Dieſen Lauf der Begebenheiten hätte ich mir vor einigen Monaten nicht träumen laſſen. So groß iſt die Energie der Tugend! Wie ſehr ſcheinen mir jetzt alle Gegenſtände rings um mich verändert! Zwar erſchienen mir die Dinge niemals in einem ſchwarzen Lichte, aber nicht immer in einem gefälligen. Jetzt ſehe ich lauter Klarheit und Freude. Wir ſtellen angenehme Spatziergänge an, und unterhalten uns treflich, Louiſe; über ſo große, erhabne Gegenſtände! — Oft ſage ich zu mir ſelbſt: — »Warum iſt meine Freundin nicht »bei uns? Warum kommt ſie nicht, und »nimmt Theil an der Unterredung? Die »Freundin mit dem durchdringenden Verſtan-

»de, mit den großen Ideen?« Aber wir werden zuſammen kommen! Ich ſehe Tage, Jahre der Glückſeligkeit vor mir! Die Ausſicht iſt entzückend! Ja Louiſe, wir werden bei einander leben, und das bald wie ich hoffe!

A. W. St. Ives.

Hundert und ſechſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Vereinige Deine Freude, vereinige Dein Jauchzen mit dem meinigen, Fairfax, denn ich genieße auf einige Augenblicke wieder frohen Muth. Ich glaube ich bin ſo ziemlich bei Laune, meine Geſchichte ſo zu erzählen, wie ſie erzählt werden muß. Vor kurzem noch wäre Dir mein Mißmuth in jeder Zeile ſichtbar geworden.

Ich habe den Teufel gefunden, den ich zur Ausführung meines Plans bedurfte, und wir haben uns ſchon über das große Werk unſerer gemeinſchaftlichen Rache verſtändiget. Schenk mir ein geneigtes Gehör, und Du ſollſt die Art und Weiſe erfahren.

Zwei Abende nach einander war ich im Schauſpiel. Der König war ſelbſt da, Garrik ſpielte, das Haus war ſchrecklich voll und man konnte keinen Platz bekommen. Während dem erſten Akt ſtand ich und noch ein Paar Leute dicht an die Thür einer Loge gedrängt, worinn alle Plätze beſetzt waren. Dicht neben mir ſtand ein vierſchrötiger Kerl, mit einem Blick voll kühner Unverſchämtheit. Er war auf eine gemeine Art herausgeputzt und ſprach gebrochen engliſch.

Zwiſchen dem erſten und zweiten Akt ſtanden mehrere Leute in der Loge von ihren Sitzen auf und mein Gentleman ſchritt mit einem nachläßig trotzigen Weſen, ganz ſeinem Charakter gemäß, bis in die zweite Bank vor, wo ſchon vier Perſonen ſaßen, die den ganzen Raum einnahmen. Blos auf ſeine eigne Bequemlichkeit bedacht, kümmerte es ihn nicht, daß andere Leute, die eben ſo gut als er bezahlt hatten, darunter litten. Durch ſeinen athletiſchen Körperbau glaubte er bei dieſen Leuten, die ſich darinn gar nicht mit ihm meſſen konnten, ſich wohl noch einen Platz offen zu drängen.

Dieſe, die ſein furchtbarer Blick in Reſpekt ſetzte, ſchwiegen einige Augenblicke, fiengen aber doch endlich an, ihm Vorſtellungen zu machen. Alle ihre wiederholten Erinnerungen würdigte er anfangs keines Gehörs, bis ſie zuletzt — theils durch ſein Schweigen ermuntert, theils durch ſeine Beleidigung hitzig gemacht — ſo laut an zu ſprechen fingen, daß dadurch die Aufmerkſamkeit der Umſitzenden erregt wurde.

Nun ſetzte ſich der Irrländer nieder, warf ſich in eine bequeme Stellung, ſtreckte nachläßig ſeinen Arm über das Gitter der Loge hinaus und ſagte ganz kaltblütig: »Bitt »recht ſehr, ſeyns nun ruhig und ſtörens »nicht die gute Geſellſchaft.«

Der Lärm wurde größer und mein Irrländer behandelte in ſeinen Reden alle mit der größten Verachtung. Zwei oder drei faßten nun zwar ſo viel Muth ihn mit Herauswerfen zu drohen, er antwortete ihnen aber:
»O! Mein ſüßeſter Herr Jäſus, ich möchte »doch ſogar zu gerneken dat nüdliche Jüngel-

»ken ſehn, der wohl Kouragi genug hätt'
»ein Fingerken an mi zu legen.«

Es wurde nun hin und her gezankt, er behandelte aber alle Gründe und Drohungen mit der äußerſten Verachtung, bis ſich endlich ein Gentleman von der nächſten Loge dazwiſchen legte und ihm zu verſtehen gab: daß dies eine ſehr unſchickliche Aufführung ſei. Schnell kehrte ſich mein Irrländer um, betrachtete ihn höhniſch von Kopf bis zu Füſſen und antwortete:

»Ich merk wohl, ſie han all' mit ſammt
»heut Abens ihre Zank-Takellaſche am Bord;
»und da ich mich nun doch ſchonſt einmal
»mit en Menſchenkind ſchlagen thun ſoll, und
»ſie, Miſter, noch ſo das Meſte von 'm Gen-
»telmann an ſich haben, ſo wil ich wohl ein
»paar Wörterkens mit Ihnen ſprechen thun,
»wenn die Komödie aus is. Dieſerhalben
»alſo ſetzen Sie ſich man's ſtill nieder, und
»machen ſich's all hübſch bequem.«

Eben gieng der zweite Akt an und weil das ganze Haus begierig war, ſeinen Liebling zu hören, ſo entſtand eine plötzliche Stille. Auch mein Irrländer ſetzte ſich.

Einer von den Logenwärtern hatte mir

anderwärts einen Platz verſchafft, allein die unermeßliche Unverſchämtheit des Kerls ergötzte mich ſo ſehr, daß ich mich haſtete auf den Kampfplatz zurückzukommen, noch ehe der Vorhang fiel, um das Ende der Fehde beizuwohnen.

So lange hatte mein Held geruhig auf ſeinen eroberten Platz geſeſſen, nun aber, da alles aufſtand, drehte auch er ſich herum und mit einem Blick, den wie ich glaube, nur er ſelbſt annehmen kann, redete er ſeine Gegner rechts und links mit dieſen Worten an:

»Na, wenn nun etwa einem von den
»Herrens nicht recht wohl zu Muthe ſeyn
»ſollte, der kann mans folgen, ich will ihm
»ein bischen Blut abzapfen.«

Seine beiden nächſten Nachbarn waren Juden. Der eine von ihnen, der mir noch der klügſte ſchien und einen derben Knotenſtock führte, beſtand darauf, der Irrländer ſolle nicht eher die Geſellſchaft verlaſſen, als bis er allen für die zugefügte Beleidigung Genugthuung gegeben habe.

»Allen? erwiederte dieſer — Alle mit-
»ſamt oder einen nach 'n andern? Ihr ver-
»ſteht euch vielleicht nicht auf Gentlemans
»Waffen und wollt euch mit mir boxen?

»Schön, ſag' ich, hab' auch dagegen gar nichts zu erinnern. So 'n halb Dutzend von euch will ich wohl noch einen nach den andern auf Gott's Erdbodden legen. Du mußt aberſt auch nicht mit verbotnen Waffen fechten thun, mein Herzensjüngelchen.«

Mit dieſen Worten riß er dem Juden ſeinen Knotenſtock aus der Hand, faßte ihn an beide Enden und brach ihn über das Geländer der Loge mitten durch.

»Dat is — ſetzte er mit bewundernswürdiger Kontenance hinzu — gar kein gut Spielwerk für Dich, Hans Haſenfuß, Du mögteſt Dir Schaden damit thun. Da haſt 'ne halbe Krone, Schätzchen! Nimm ſie man immer, und kof Dir ein klein ſpaniſch Röhreken für, damit Du dir die Baubauhündekens abwehren kannſt, wenn ſie hinter drein bellen.«

So beleidigend auch das Betragen des Schurken war, ſo konnte man doch ſeiner Laune nicht widerſtehn und ſein Geſaalbadere erregte allgemeines Gelächter. Der zornige Jude beſtand auf ſeine Forderung, der Irrländer zog einen ſchmutzigen Brief aus der

Taſche, riß die Addreſſe ab, gab ſie dem Juden und ſagte:

»Wenn Du Morgen Appetit auf ein gut »Frühſtück haſt, ſo kannſt kommen. Ich bin »zu Hauſe. Geröſtet Brod und Butter ſteht »um zehn Uhr zu Befehl.«

So ſchritt er über die Banken und gieng aus der Loge. Eine Menge Menſchen folgte ihm durch den Gang.

Meine Neugier war gereitzt, ich bat den Juden, mir die Addreſſe zu zeigen.

Denk Dir meine Ueberraſchung, Fairfax, als ich den Namen Mac Fane las. So hieß der falſche Spieler, der Eiſenfreſſer, der vor einiger Zeit Bruder Eduard zu plündern Luſt hatte, und dem ſich der irrende Ritter Henley mit ſo glücklichem Erfolg widerſetzte. Schon lange hatte ich meine Gedanken auf dieſen Helden gerichtet, wenn mir die Sorge um ein tüchtiges Werkzeug im äußerſten Fall, der auch nun eingetreten iſt, im Kopf herumgieng. Sein Betragen, wovon ich Zeuge geweſen war, beſtärkte meine ehemaligen Muthmaßungen von ſeinen löblichen Eigenſchaften und ich war feſt entſchloſſen, ihn nicht aus den Augen zu laſſen.

Ehe ich wußte wer der Held war, machte es mir Vergnügen den Streit fortgeſetzt zu ſehn, weil bei dieſer Gelegenheit ſein eccentriſcher Genius ſich in ſeiner ganzen Größe und Herrlichkeit zeigte. Nach dieſer Entdeckung aber lag mir ſehr viel daran, die Sache beizulegen.

Dies war auch eben nicht ſchwer. Er hatte ſich von einer zu ſchrecklichen Seite gezeigt, als daß ſeine Gegner nicht hätten Furcht haben ſollen und ſein launiger kauderwelſcher Jargon brachte alle Lacher auf ſeine Seite. Er kam zurück, ſagte aber, da das Nachſpiel angieng, »er wolle gehn und kümmere ſich »um alle mit einander nicht einen Pfiffer»ling.«

Sie merkten wohl, daß dieſer Biſſen zu ſtark für ihre Verdauung ſei, ließen ihn alſo in Ruhe, und ſetzten ſich auf ihre Plätze. Er indeſſen gieng im Gange auf und ab und ſah bald in dieſe, bald in jene Loge, um zu zeigen, daß er noch da ſei.

Mein Entſchluß war gefaßt. Ich ſuchte Gelegenheit, mit ihm in Unterredung zu kommen, und da ich mich in ſeine Laune fügte, ſo lud er mich ein, mit ihm — ſeinem Ausdruck nach — eine Bouteille a la Shakespear zu leeren.

Dies war mir nun gerade recht und wir giengen.

Wir ließen uns ein eignes Zimmer im Hauſe geben und damit war mir wiewohl aus einem andern Geſichtspunkte gedient, ja ich würde ſelbſt darauf angetragen haben, wäre er mir nicht zuvor gekommen. Er glaubte an meine Wenigkeit einen Fang gethan zu haben, lenkte bald das Geſpräch auf verſchiedne Arten des Spiels, redete vom Billiard, Paſſe-dir und mehrern andern Hazardſpielen und ich, um ihn aufzumuntern, verſicherte, daß ich alle dieſe Spiele ſehr gut kenne. Zuletzt kamen wir auf Karten zu reden und er fragte: ob ich vor Eſſens ein Stündchen Piquet ſpielen wolle.

Gern ließ ich es mir gefallen. Der Aufwärter wurde gerufen und brachte Karten.

Er ſchlug vor, um eine Kleinigkeit zu ſpielen, fünf Guineen die Parthie, nicht mehr, „denn — wie er ſagte — hab' er ein Haar „im hohen Spiel gefunden. Fünftauſend „Guineen hab' er in Zeit von ſechs Wochen „verlohren und ſeine Gegner hätten ein ſet-

»tes Täubchen an ihn gepflückt. (Hätt'ſt Du
»doch das liebe fette Täubchen ſehn können,
»Fairfax). Er müſſe ſich alſo ſehr in Acht
»nehmen, daß er nicht noch mehr gepflückt
»werde. Es ſei ein Fehler ſeines Tempera-
»ments, daß er nicht aufzuhören wiſſe, und
»deshalb gäbe es auch keinen unglücklichern
»Jungen in allen drei Königreichen. Er
»müſſe in allen Spielen Haare laſſen und
»jeder Spitzbube nehme ſich ihn zum Ziel.«

Du hörſt wohl daß der Schurke ſeine Lektion gut auswendig konnte. Wer weiß wie manches liebe Jahr er ſie ſchon aufgeſagt hatte? Ich habe bemerkt, daß dergleichen Spielhelden auch in Geſellſchaft ihres Gleichen ihren gewöhnlichen Sang nicht laſſen können, und wenn ſie auch überzeugt ſind, daß alle Zuhörer ihre Lügen kennen.

Meinem Vorſatz gemäß durft' ich mir nichts merken laſſen und wir ſetzten uns zum Spiel. Fünf Guineen war der Satz. Nach ächter Spieler Brauch ließ er mir die drei oder vier erſten Spiele gewinnen und fieng nun ſchon an zu fluchen und zu toben und ſagte ſeinen Catechismus von gepflückt, gerupft, ausgezogen und betrogen werden und andre dergleichen liebliche Redensarten her.

Als er nun auch ein Spiel gewonnen hatte, ſchlug er vor, wir wollten den Satz verdoppeln, weil ſich das Glück vielleicht auf ſeine Seite wende — und ich war damit zufrieden. Das folgende Spiel ließ er mich gewinnen. Er ließ mich gewinnen, ſag' ich, in Rückſicht auf Betrügerei, die er ſich gar nicht übel nahm, denn was gutes Spiel betrift, bin ich gewiß ſein Meiſter. Doch das gehört hier nicht her.

Nun gewann er drei Spiele hinter einander und ſchrie, ſeiner Rolle gemäß, immer dazwiſchen:

»Bei den Wunden Jäſus, ich kann meinen eignen Augen nicht trauen thun. Drei Spiele hinter einander.«

Und mit den größten Schwüren, die er nur erdenken konnte, verſicherte der Schurke, ſo etwas ſei ihm in ſeinem ganzen lieben langen Leben noch nicht vorgekommen. Nun er aber in Glück komme, wolle er eben ſo gut um hundert Guineen, als um einen Pennig ſpielen.

Er wollte mich dadurch zu höherm Spiel

verleiten, und weil das Eſſen ſo lange blieb, glaub' ich ganz gewiß, daß er ſich mit dem Aufwärter verſtand und ihm ſchon ein Zeichen gegeben hatte. Ich weigerte mich höher zu ſpielen, und er gewann nun hinter einander funfzig Guineen, wobei er nicht aufhörte »beim heiligen Kreuz! bei den blutigen »Wunden des heiligen Lammes! und bei »St. Peters Bart« zu ſchwören und mit allen nur möglichen Eiden, luſtiger und ſchauerlicher Art zu verſichern: ſo viel hab' er noch in ſeinem ganzen Leben nicht gewonnen. So klang ſein Liedchen von der erſten Guinee, die er gewann, bis zur letzten.

Nun glaubt' ich genug geopfert zu haben; weniger durft' es nicht ſeyn, wenn ich meinen Vorſatz ausführen wollte. Ich zog die Glocke und befahl das Eſſen zu bringen.

Während dem Eſſen ſucht' er mir auf alle Art und Weiſe und durch alle ihm bekannte Künſte, Leidenſchaft für's Spiel einzuflößen; und ich muß ſagen, er verſtand es meiſterlich. Meine Gedanken waren aber auf ganz andre Dinge gerichtet. Ich wartete den Zeitpunkt ab, wo ſeine Hofnung mich zu plündern — die ich zur Erreichung meines Endzwecks zu unterhalten befliſſen war — den höchſten Gipfel erreicht hatte und fragte ihn nun plötzlich: ob er nicht den Kapitain St. Jvee kenne?

So unverſchämt der Kerl auch iſt, ſo verließ ihn doch auf einen Augenblick ſeine Faſſung. Mit ofnem Munde ſtarrt' er mich an, doch war er auch gleich wieder bemüht ſich zu faſſen und ſeine feſt auf mich gerichteten Augen ſchienen meine Abſicht errathen zu wollen. Ich fuhr fort:

»Sie gewannen, wo mir recht iſt, drei »tauſend Guineen von ihm, Maſter Mac »Fane, die aber noch nicht bezahlt worden »ſind.« —

Bei dieſen Worten fuhr der Schurke mit der Hand in ſeine Rocktaſche. Ich vermuthete gleich, daß er ein paar Taſchenpiſtolen bei ſich führe und meine Vermuthung beſtätigte ſich nachher. Als er ſich überzeugt hatte, daß ſie nach zu ſeinem Gebote ſtünden, zog er die Hand zurück und fragte dann ganz gelaſſen:

»Verzeihung, Sir, ſind Sie mit dem »Kapitain St. Jves bekannt?« —

Ja, Sir — antwortete ich — auch kenn' ich Herrn Henley.

»Kennen Sie?« rief der beſtürzte Mac Fane.

Ich kenne ihn, Sir. Ich bin ein ſehr guter Freund von Sir Arthur St. Ives, und er iſt der Sohn ſeines Gärtners. Ein Schlingel, der den Haushofmeiſter und Seckelbewahrer des Barons ſpielt, und weiß Gott, was noch mehr.

Dieſe Verächtlichmachung Henleys gab meinem Irrländer Muth. »Bei der heiligen Lanze, ſagt' er, hab' ichs nicht immer »geglaubt, daß der Kerl ein gemeiner Hund »und kein Gentleman iſt!« —

Ich denke, Sir, — fuhr ich fort — ſie haben eben auch keine Urſach ſein Freund zu ſeyn, wie mir die Sache erzählt worden.

Sein Zorn ſtieg, ſeine Augen blitzten wild und grauſam:

»Sein Freund ſeyn? — platzt' er heraus — Süſſer Jäſus, mich ſoll gleich auf »der Stelle der Teufel holen, wenn ich nicht »noch vor meinem Ende Abrechnung mit »ihm halte.«

Ich glaub' es kaum — antwortete ich.

»Sir! rief er mit drohender Stimme und ſein Verdacht ſchien auf's neue zu erwachen.«

Um ihnen die Wahrheit zu ſagen Mäſter Mac Fane — fuhr ich fort — eben dieſer Henley iſt die Urſach die uns heut Abend zuſammen bringt. Ich vermuthete, daß ſie ihn haßten und, aufrichtig geſagt, auch ich haß' ihn.

Ich wünſchte, Fairfax, Du hätteſt den freudigen Glanz geſehn, der ſich über das Geſicht des Schurken verbreitete, und das wilde Feuer ſeiner Blicke dämpfte, wahrhaftig Du würdeſt dieſen Anblick ſo bald nicht vergeſſen.

Doch wundre ich mich — ſetzte ich hinzu — ſie an einem öffentlichen Ort zu treffen, Sir!

»Wie meinen ſie das, Sir? . .

Ich glaubte, ſie würden dieſer Geſchichte wegen es für rathſam halten, ſich aus dem Staube zu machen.

Es machte mir Vergnügen, ſeine Furcht dadurch erneuert zu haben. Geſchwind griff er mit der Hand in die Taſche, riß ſeine Piſtolen heraus und legte ſie vor ſich hin.

»Jäſus, Sir, ich kann noch nicht ſo »recht kleene kriegen, was ſie eigentlich da»mit ſagen wollen. Wenn ich aber erſt den »ganzen Sinn ihrer Reden begreife, dann »werd' ich auch wohl drauf zu antworten »wiſſen.«

Es kam mir ſchwer an, dieſe Art von Drohung zu verdauen; da es aber in jedem Betracht Tollheit geweſen wäre, mit ſo einem Spitzbuben Streit anzufangen, ſo ſagte ich: Sie haben da ein Paar recht niedliche Piſtolen, Mäſter Mac Fane. Ich parire die funfzig Guineen quit a double, daß ich dieſen porcellanenen Teller auf zehn Schritt mitten von einander ſchieße.

»Potz alle Hagel — antwortete er — ich »wette ſie treffen nicht,« — gab mir das eine Piſtol und ergriff und ſpannte das andere ſelbſt. Ich ſtellte nun den Teller gegen die Wand, ſchoß und traf beinahe die Mitte.

»Auf meine Ehr und Seligkeit, Sir, »ſagte Mac Fane, ich finde, ſie ſind ein »guter Schütze und es wird mich freuen, »näher mit ihnen bekannt zu werden.«

Als ich ihm gezeigt hatte, daß ich eben ſo gut als er zu treffen verſtehe, kam ich wieder auf Henley zurück. Er wollte zwar nicht mit der Sprache heraus, doch hörte ich wohl, daß er Henleys Widerwillen gegen jedes gerichtliche Verfahren kennt, ob er gleich den Grund davon nicht einſehen kann. Ueberdem verläßt er ſich auch, ſo viel ich merke, darauf, daß keine Zeugen gegen ihn ſind; nur hat er für ſeinen Gehülfen Webb einige Furcht, mit dem dieſer Mac Fane einſt Sir Arthurn räuberiſch angriff. Freilich ſollte Webb ihn angeben, ſo wären alle ſeine ſchöne Spielausſichten verdorben. Er ſteht nehmlich mit der ganzen großen Rotte junger Glücksnarren in Verbindung, deren verkehrte Erziehung ſie an der Unverſchämtheit und tollen Laune eines ſolchen Kerls Vergnügen finden läßt, und denen es gefällt, ſich ſammt und ſonders von ihm ausziehn und plündern zu laſſen — die ihn aber wahrhaftig nicht in ihrem Zirkel dulden würden, wenn ſie wüßten, daß er ſich eine ſo verzweifelte That, als Straßenraub, zu Schulden kommen laſſen. Eine geringere Urſach kann aber auch ſo einen Kerl nicht aus einem ſolchen Zirkel verdrängen.

Ob er ſich nun gleich wegen Henleys friedliebenden Charakter für vollkommen ſicher hielt, ſo haßt er ihn doch eben ſo von ganzem Herzen, als wenn dieſer ihn an den Galgen hätte bringen wollen. Der Verluſt der drei tauſend Guineen iſt freilich ein großer Grund ſeines Haſſes, noch mehr aber trägt das dazu bei; daß er ſich von Henley überwunden fühlt, und er ihn fürchten mußte, da er ſonſt immer alle andre in Furcht ſetzt.

Er hatte eben ein Projekt zu einer gemeinen niedrigen Rache entworfen, nehmlich Henleyn mit einem Paar wilder Schurken von ſeiner Bekanntſchaft aufzupaſſen, denn er iſt mit ſchlechten Kerlen aller Art und Gattung verbrüdert. Einer von dieſen ſollte ſich denn an ihn machen, ihn beleidigen, herausfordern, und ihm tüchtig eins auswiſchen, Mac Fane aber in einiger Entfernung, verkleidet, dem Spaß zu ſehen.

Nur mit Mühe konnte ich ihn dahin bringen von dieſem Plan abzuſtehn, und ſich in meine Projekte zu fügen. Endlich aber überzeugte ich ihn doch, daß es eine größere Rache ſey, wenn wir ihm ſein Mädchen raubten, und ihn, geweckt aus den lieblichen Glücksträumen ſeiner Phantaſie, zu grauſamen Martern verdammten, als wenn er auf eine gemeine Weiſe geprügelt würde. Nicht zu gedenken, daß er, wenn er angegriffen worden wäre, wohl den beſten Fechter mögte überwunden haben, wie ich beinah gewiß glaube, denn in der That es iſt ein außerordentlich ſtarker Kerl.

Ich war nun freilich gezwungen — wie Du wohl einſehen wirſt, Fairfax — ihm etwas von meinem Plan zu entdecken, und ihn zu fangen, mußte ich nothwendig etwas ordentliches bieten. Ich ſagte ihm: ich gienge darauf aus, Henley und noch Jemand in ſichere Verwahrung zu bringen. Wollte er mir nun hülfreiche Hand leiſten und noch für einige Helfershelfer ſorgen, die unter ſeiner Aufſicht und ohne etwas von mir zu wiſſen, die Sache ausführten, ſo könne er gleich nach glücklicher Beendigung auf tauſend Guineen rechnen. Und um ihn den Ernſt meines Gebotes zu zeigen, bezahlte ich ihm die funfzig Guineen, die ich im Spiele verlohren, und durch Wetten wieder gewonnen hatte. Es wäre gar nicht mein Ernſt mit der Wette geweſen, ſetzt' ich hinzu, denn ich hätte gar zu großen Vortheil über ihn und wäre ein zu guter Schütze, als daß er habe gewinnen können.

Er war mit meinem Erbieten äußerſt zufrieden, zumal auch er ſein Müthchen bey dieſer Gelegenheit kühlen ſollte. Ich ſagte ihm, daß es wohl nothwendig ſeyn würde, Henley unverſehens zu überfallen, weil er ein ſtarker Kerl ſey. Außerdem hätte ich zwar für das Mädchen ein Haus hinter Knightsbridge gefunden, das mir gefiele, indeſſen wiſſe ich doch noch nicht, wo ich den Helden in guter Verwahrung bringen ſolle.

Als ich ihn die Gegend beſchrieb, ſchien ihm ein Einfall zu kommen, und er meynte, wenn ich mit ihm nach zwei Tagen in eben dieſem Wirthshauſe zuſammen kommen wolle, ſo würde er während dieſer Zeit nicht nur alle nöthige Anſtalten getroffen und für Helfershelfer geſorgt haben, ſondern vielleicht mir auch noch mehr ſagen können. Ich wollte ihm die Ehre der Erfindung nicht rauben, womit ſein Kopf ſchwanger gieng; wir ſchieden alſo, nach genommener Abrede, uns in zwei Tagen wieder hier einzufinden.

Unter allen Geſchöpfen in dieſer vermaledeiten Gegend iſt gewiß Mac Fane das einzige, deſſen ich mich zur Rache hätte bedienen können. Und wahrhaftig, Fairfax, es iſt ein haſſenswürdiger Kerl. Sprache, Blick, Betragen, Leidenſchaft, alles iſt haſſenswürdig an ihn. Muth ausgenommen, erregen alle ſeine Eigenſchaften Abſcheu. Von Todſchlagen, Würgen und Zerſtümmeln redet er am allerliebſten, und wenn er auf jemand zornig iſt, ſo ſind dieſe Ideen gleich bei der Hand. So ein Kerl muß wahrhaftig einſt ein tragiſches Ende nehmen; an Krankheit ſtirbt er ſchwerlich und vor Alter gewiß nicht. Eben das woran er ſo groß Vergnügen findet, Pulver und Blei oder das Schwerd, wird ihn einſt zur ewigen Ruhe befördern.

Dem ſey wie ihm wolle, was kümmerts mich. Ich will mich ſeiner bloß als Werkzeug bei der Zubereitung des zu hoffenden Gaſtmahls bedienen.

Wie ſchwach ſind die Fäden, an welchen unſer Schickſal hängt. Welche Veränderungen kann die kleinſte Kleinigkeit in unſerm Leben hervorbringen. Ein einziger günſtiger Zufall, und meine Gedanken hätten eine ganz andre Richtung genommen. Sie hätte glücklich mit mir ſeyn können, Fairfax, denn ich liebte ſie. Ich liebte ſie herzlich; immer mehr und mehr fühle ich es. Ja wären die Umſtände nur ein wenig günſtiger für mich, ich glaube wahrhaftig, ich könnte noch umkehren und einen andern Weg einſchlagen.

Doch es kann nicht ſeyn. Unüberſteiglich ſind die Schranken! Eine diamantne Felſenmauer reicht bis zu den Sternen. Ha, ich weiß noch recht gut, wie ſie an der Tafel ihres ſtolzen Oheims zu mir ſagte: »Ich »habe einen Abſcheu, Clifton, gegen die »Verirrungen, in die Sie verſinken.« Abſcheu ſagte ſie, Fairfax! Dies Wort ſchwebt mir ſeit der Zeit immer auf der Zunge. Mich meynte ſie, da ſie von Abſcheu gegen meine Verirrungen ſprach. »Ein für alle Mahl und mit feſter Entſchloſſenheit entſage ich jedem Gedanken an ihm!« So ſprach ſie; zu ihrem Oheim ſprach ſie ſo! Ich weiß, nach wen ihr Herz ſich ſehnt; hat ſie nun nicht die beſte Entſchuldigung, ihres Herzens Neigung zu folgen? Und ſie wird ſich ihrer bedienen; ganz gewiß! Ich verſtehe mich auf Leidenſchaft. Doch ich habe geſchworen: Nie ſollen ſie ſich beſitzen! Nie, nie ſollen ſie es!

C. Clifton.

Hundert und ſiebenter Brief.

Coke Cliſton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Ich habe Deinen widerrathenden Brief erhalten, Fairfax. Er fand mich bey übler Laune und trug eben nicht dazu bey, mich aufzuheitern. Wahr iſts, und kein Geiſt braucht ſich lange zu bemühen, um mir zu verkündigen, daß es gewaltſame Mittel ſind, die ich zur Erreichung meines Endzwecks ergriffen. Aber — weißt Du beſſere? Oder weißt Du nur andere? Was kümmern mich die Folgen! Mögen ſie auch noch ſo arg ſeyn! —

Es war eine Zeit, wo ich mit ihr hätte glücklich ſeyn können, gewiß glücklich — aber der Teufel, der Henley. Er ſchläft unbekümmert. Schlaf nur, ſchlaf! Zeitig genug will ich Dich wecken! —

Die Liebe zur Rache, wähnte ich, würde mich gänzlich erfüllen und keine andre Leidenſchaft mich beherrſchen können — leider aber unterjochen ſie mich wechſelsweiſe. Sie haſſe ich gewiß, Ihn verabſcheue ich; und doch ſteigen immer wieder lachende Bilder der Wonne, die ich in ihren Armen hätte genieſſen können, vor meiner Phantaſie auf und quälen mich mit nagender Reue — ihn muß ich im nämlichen Augenblicke bewundern, wo ich ihn morden könnte!

Er ſoll ſie nicht beſitzen! Und müßten wir alle, er und ſie und ich ſterben, dennoch ſoll er ſie nicht beſitzen. Was iſt Tod? Etwas, das man ſehnlich wünſchen, nicht fürchten ſollte. Das Leben iſt verhaßt und abſcheulich! — Ich wünſchte, meine Gebeine moderten ſchon! — Warum habe ich Gehirn, und Nerven? Warum hab' ich Empfindung? Ha, in giftvoller Wüſte möchte ich ſeyn, mit mephitiſchen Dünſten den Tod einſchlucken, oder im Augenblick von einem Wirbelwinde glühenden Staubes zu Pulver verbrannt werden! Lieber wollt' ich daß mein grinſender Schedel dort von der Sonne gebleicht würde, als hier vom Feuer geröſtet, daß ich ſelbſt angezündet habe.

Den ganzen geſtrigen Tag hab' ich mit dem Irrländiſchen Schurken verſchwendet.

Bosheit iſt ſein Element und Unfug ſeine Freude. Er läßt ſich die Sache äußerſt angelegen ſeyn, woraus ich ſchließe, daß er jetzt grade kein Geld haben muß. Einen hölliſchern Kerl kann es gar nicht geben. Mit Helfershelfern iſt er ſchon verſehn, hat auch ſelbſt einen andern Hauptanführer des großen Werks gefunden. Es iſt ein unerhörtes Unternehmen; aber es ſind auch außerordentliche Kerle! Es iſt das glücklichſte Projekt, das ich machen konnte. —

Als ich bey unſrer erſten Unterredung der Knightsbridger Landſtraße gedachte, erinnerte ſich Mac Fane, daß einer ſeiner Vertrauten in der Nachbarſchaft eben ſich etablirt und ein Irrenhaus angelegt hatte. Dieſem ſaubern Burſchen wollte er unſre Angelegenheit vortragen und ich war damit zufrieden — denn da der Kerl eine Anſtalt für Irre in öffentlichen Blättern angekündigt, und doch noch kein einziger Kranker ſich hatte finden wollen, ſo war die Lage grade recht bequem zu unſerer Abſicht.

Mac Fane redete mir zu, daß wir dieſen Irrenvater und ſein Haus beſuchen wollten, und ich ließ einen zugemachten Wagen kommen, um mich in eine Ecke deſſelben verbergen zu können, damit keine lebendige Seele mich in ſolcher Geſellſchaft ſähe.

Unterwegs fragte ich meinem Begleiter: ob der Herr Aufſeher des Irrenhauſes auch ein Irrländer ſey? Dies nahm er als eine Beleidigung auf und antwortete:

»Was meynen Sie mit dieſer Frage? »He? Weil er ein Schelm iſt, denken Sie, »muß er auch ein Irrländer ſeyn? Bey dem »heiligen Kreuz! ſie brauchen gar nicht nach »Irrland dieſerhalb zu gehn! Sie haben die »ſchönſte Brut von Schelmen im Lande! »Er iſt kein Irrländer! Es iſt eins von ih»ren eignen ſtinkigen engliſchen Scheuſalen.«

Dieſe Beſchreibung traf wahrhaftig auf's Haar, denn ſeit ich das Licht der Welt erblickte, iſt mir noch ein Kerl, mit ſo einem niederträchtigen, trübe blickenden, Bosheit kündenden Blick nicht vorgekommen. Alles Flämiſche des raſendſten Bullenbeißers findet ſich in ſeiner Phyſiognomie, aber ohne den edlen Muth dieſes Thieres. Er ſchien mir wahrhaftig geſchickter, jemand raſend zu machen, als Raſende zu heilen. Zwey ſchöne Eigenſchaften aber hat er, die mir bey meinem jetzigen Vorhaben gut zu Statten kommen: Armuth und Luſt zu allem Böſen.

Eine ſchöne Geſellſchaft, in die ich gerathen bin! Doch was kümmere ich mich darum! Ich verfolge meinen Weg! Es ſcheint, als wenn dies alles nur erſt der Prolog zum Trauerſpiel wäre. Dem ſey wie ihm wolle. — Ich kümmere mich wenig um mich ſelbſt, und Ihrentwegen habe ich wahrhaftig eben auch nicht große Urſach beſorgt zu ſeyn. Nie war ſie gegen mich wohlwollend und am allermeiſten bey unſerer letzten Zuſammenkunft, wo ich in Gegenwart ihres hochmüthigen Onkels meine Vertheidigung führte.

Mit den beyden ſataniſchen Schurken mußte ich denn über die beſte Art und Weiſe rathſchlagen. Der ſicherſte Weg, den wir in Anſehung Henley's auffinden konnten, ſchien endlich dieſer: daß wir plötzlich alle über ihn herfallen, ihn einen Mantel überwerfen und knebeln, ehe er ſich beſinnen kann. Weniger als vier aber müſſen es gar nicht ſeyn und alle tüchtige Kerle! Dem Zufall muß gar nichts überlaſſen werden.

Drey andre ſollen die Lady in Empfang nehmen und unter dieſen will Mac Fane ſelbſt ſeyn. Doch meynt er, es ſey gut, wenn er ſich vor Henley nicht eher ſehn ließe, als bis wir ihn eingebauert.

Ich habe noch manche Vorkehrungen zu treffen. Mac Fane ſoll gleich Morgen für ſie ein neues Haus miethen, das zu verkaufen ſteht. Es iſt zwar ganz gut eingerichtet, aber es ſoll doch noch ausgelüftet und ausgeräuchert werden, denn ich will nicht, daß ſich der liebe Engel in einem dumpfigen Loche erkälte. In jedem Betracht will ich ſie als eine Dame von Stande behandeln, einen Punkt ausgenommen und in dieſem Punkt will ich mit ihr eben ſo wenig Mitleid haben, als ſie mit mir gehabt hat.

Sie hätte es recht gut anders haben können. Als ein edelmüthiger Liebhaber kam ich zu ihr. Ich ſahe ſie, ihre Schönheit riß mich hin, ihr reizendes Betragen machte mich zu ihren Sklaven und ihre engliſche Milde bezauberte mich! Jetzt hat ſie dieſe Milde in Bitterkeit verwandelt! Ich betete ſie an, und war bereit, ſie ewig anzubeten — aber eine Beleidigung folgte der andern ſo ſchnell und ſo unmittelbar, daß Apathie ſelbſt laut zur Rache rief!

Wahr iſt es, was ſie bey ihrem Onkel ſagte — freylich muß ich's geſtehn — ich hatte den Vorſatz, ſie nicht zu heirathen. Aber was waren meine Vorſätze und Entſchließungen? Sie mußte es ja fühlen, daß ſie Kraft genug beſaß, alle, alle umzuſtoßen. Aber an Willen fehlt' es ihr, Fairfax! Sie hat einen Abſcheu dagegen! Sie haßt mich, und was noch ſtrafbarer iſt — ſie liebt einen Andern!

Ich muß meine Gedanken jetzt bloß mit dem vermaledeiten Irrenhausvater beſchäfftigen und mit Anordnung der Sache. Die ganze umliegende Gegend muß ſorgfältig durchforſchet werden; von allen Fußſteigen und Straßen, die um beyde Häuſer rund um liegen, müſſen wir uns eine genaue Kenntniß zu verſchaffen bemühen, damit Mac Fane und ſeine würdige Kollegen keinen Fehler machen. Iſt es irgend möglich, ſo bleib' ich ganz aus der Handlung; bey der Hand werd' ich aber doch ſeyn.

Ich habe den geheimen Wunſch, die unangenehme Szene zu fliehen, ſo bald alles vorüber iſt; denn unangenehm wird ſie gewiß ſeyn — doch dieß hat den Schein von Feigheit. Tragiſch muß es enden! Solch eine Beleidigung duldet auch das zahmſte Geſchöpf nicht. Was ſteh ich an, ſie zu erniedrigen und zu demüthigen.

Ich muß mein Herz ſtählen, Fairfax, wenn der Angriff geſchieht; alles Unrecht, das ich erdulden müſſen, will ich mir vorrechnen. Ich habe alles genau aufgeſchrieben, Tag für Tag. Um in Wuth zu kommen, brauch' ich nur dies durchzuleſen! Was ſag' ich? Leſen! Ha, wie hätt' ich je dies vergeſſen können? Nein, Tag und Nacht ſind dieſe Erinnerungen meine Begleiter. Sie wachen, ſchlaſen, gehen, reiten, glühen — und fluchen, aber nie lächeln ſie mit mir. Sie ſind meine Buſenfreunde worden, die ich innigſt liebe und in meinem Herzen trage. Ihre Natterbiſſe ſind meine einzige Wonne!

Den Kerl aus dem Irrenhauſe kann ich gar nicht vergeſſen. Es iſt ein unflätiger Kerl, mit einem verzerrten Blick und von fahler Kerkerfarbe! Recht ſo im Koſtum eines Beelzebub! Von wem, wie und warum ſolche Kerle erſchaffen werden, bleibt mir ein Räthſel!

Es giebt doch fürchterliche Böſewichter in der Welt! Böſewichter von Profeßion — die nie eine edle großmüthige Regung in ſich gefühlt haben — die in einem Hoſpital frühſtücken, in einem Schlachthauſe zu Mittag und auf blutbeſprengtem Schlachtfelde zu Abend eſſen können, wo ſie mit Vergnügen auf das Aechzen der Zerſtümmelten lauſchen oder ſie mit Miſtgabeln durchbohren und auf einen Haufen ſchleppen! Ich habe von Ihr ſo mancherley über dergleichen ausgeartete Geſchöpfe und von der Zeit, wenn ſie menſchlicher werden würden, gehört. Kannſt Du Dir dies wohl vorſtellen, Fairfax? Genug ſie meynte, dieſe Zeit würde einſt kommen, und ich war ſehr geneigt, ihr zu glauben.

C. Clifton.

N. S. Ueber die Stelle Deines Briefes, die den Comte Beaunoir betrifft, wollt' ich Dir noch ein Paar Worte ſagen, und habe es bis jetzt vergeſſen. Alſo die emphatiſche Beſchreibung eines ſolchen aufſchneideriſchen, hochentzückten Windbeutels wurde noch erfordert, wenn Du Dir vorſtellen ſollteſt, Anna

St. Ives ſey etwas mehr als die gewöhnlichen Weiber? Nach allem, was ich Dir bisher geſchrieben, bedurfte es noch eines ſo närriſchen Prahlhanſes, um Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen? Haſt Du vergeſſen, daß ich einſt feſt entſchloſſen war, ſie zu heyrathen? Und ſagt dies nichts? —

Monsieur le Comte wollen nach England kommen? Schön! Laß ihn kommen! Ich entſinne mich eines Kompliments aus ſeiner phantaſtiſchen Fabrik, das er Anna St. Ives einſt machte. »Er wolle ihr Kämpe ſeyn, wenn ein niederträchtiger Ritter ſie zu beleidigen wage.« — Noch hab' ich auch den mir von ihm zugedachten, von Henley in meinem Namen angenommenen Beſuch, nicht vergeſſen. Günſtige Winde mögen ſeine Ueberfahrt beſchleunigen! Iſt er eben ſo hitzköpfig als ich, ſo werden wir bald zum Zweck kommen.

Der Kerl, der Mac Fane, reizt mich unaufhörlich zum Spielen und, was ſonderbar iſt, erweckte ſchon einige Mahle bey mir ein Verlangen darnach. Ich ließ mich auch, grade an dem Tage, da wir bey dem Kerl, dem Irrenhausvater geweſen waren, zum Würfeln verleiten; aber ich fand kein großes Vergnügen dabey und zog mich zurück. In dieſem Punkt hab' ich doch wenigſtens die Herrſchaft über mich ſelbſt.

Ich habe dieſe ekelhafte Homilie noch einmal durchgeleſen und finde mein Geſchreibe unausſprechlich toll. Doch was ſoll ich thun? Meine heitre Laune hat mich verlaſſen. In ſchwarze Galle hat ſich meine Hochherzigkeit verlohren. Tod und Nacht und Grab ſind die Bilder meiner Phantaſie — vergiftet iſt auf ewig der Quell meiner Freuden! —

Hundert und achter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſe Clifton.

London, Groſvenorſtraße.

War ich ungerecht gegen den Bruder meiner Freundinn? Oder hatten meine Worte die Kraft ihm von einem ſtrafbaren Beginnen abwendig zu machen? Er ſieht mich nicht mehr, fällt mir nicht mehr zur Laſt, und hat mich vergeſſen, wie ich hoffe. Ich erwartete einen Orkan, und es erfolgt eine ſanfte Stille, welche Ruhe und Glückſeeligkeit verheißt.

Meine Verbindung mit Frank rückt immer näher. Sir Arthur wird von Furcht und Hoffnung angetrieben, und läßt ſich wiewohl mit Widerwillen dahin bringen, den Wünſchen ſeines anmaßenden Onkels zuwider zu handeln. Mſtrß. Wenbourne iſt mißvergnügt; aber ihr Widerſpruch iſt ohne Nachdruck, denn Edward iſt zufrieden. Eine Summe Geldes iſt die Quelle dieſer Zufriedenheit.

Lord Fitz-Allen bemüht ſich ein ſehr lächerliches Gerücht zu Frank's Nachtheil zu verbreiten; daß er nämlich mit Mac Fane einverſtanden geweſen, als mein Bruder damals durch falſches Spiel betrogen wurde. Alle Umſtände welche zur Glaubwürdigkeit dieſer Lüge erdichtet werden mußten, ſind ſo abgeſchmackt ausgeſonnen, daß man nicht begreifen kann, wie eine ſolche Lüge in Umlauf zu bringen iſt.

Was konnte Frank für Motive haben? — Mein weiſer Onkel hat die Antwort in Bereitſchaft. »Die Familie für ſich einzunehmen, um mich heyrathen zu können.« Und Mac Fane? »Beſtechung« Kurz und ſchnell geſagt!

Die ganze Geſchichte gehört zu meines Onkels Träumen, der überhaupt in dieſer Art von Erfindung ſtark iſt; hat er einmal einige Umſtände nicht übel zuſammen gereimt, ſo beredet er ſich am Ende, ſeine Lüge ſey keine Lüge, ſey eine wahre Geſchichte. Dergleichen nichtswürdige Verläumdungen verfehlen auf Frank ihre Wirkung gänzlich.

Der raſtloſe Abimelech hat meinen Vater überredet mit ihm nach Wenbournehill zu reiſen. Er weiß recht gut, wie ſehr jede neue Anlage, jede junge Baumpflanzung für ihn ſprechen wird. Wiewohl ich überzeugt bin, daß die Verbeſſerungsſucht im Abimelech verſchwinden wird, wenn er erſt ſein Schäfchen ins Reine gebracht hat. Sir Arthur iſt freylich blind; er ſieht in ſich nur den Baronet, und in Abimelech ſeinen gehorſamſten Sklaven und Verwalter; er vergißt, daß dieſer Sklave jetzt mehr zum Befehlen als zum Gehorchen hinneigt; daß er für ſeine Perſon nicht eher mit Geld hinausrückt, als bis er, wie er ſagt, das Warum und das Weswegen? weiß. Frank ſteht jetzt bey ſeinem Vater in ſo gutem Kredit, daß ihn dieſer eine Geldſache anvertraut hat, weshalb er eigentlich die Reiſe machte. Sie betrifft Tauſend Pfund, und noch vor zwey Monathen konnte Frank nicht Dreyßig von ihm erhalten. Auch iſt Frank in der That ein ſehr guter Wirth, ohne darum das Geld zu lieben. Der Vater erlaubt ſich aus Geiz keine eingebildeten Bedürfniſſe, und der Sohn hat keine. Die Früchte des Laſters und die Blüthe der Weisheit haben hier eine Farbe.

Es ſchwebt doch dem Abimelech dunkel vor, daß Frank nach höhern Vorſchriften handelt als er ſelbſt; aber er hofft noch immer, daß die Liebe zur Sparſamkeit auch bey ſeinem Sohne, wie bey allen vernünftigen Menſchen, der erſte und letzte Endzweck ſey.

Aber liebe Louiſe, wie ganz anders denkt dieſer würdige, dieſer vom Himmel ſelbſt ausgeſtattete Sohn. Er beſtrebt ſich ängſtlich die beſte Weiſe zu entdecken, wie er ſein Vermögen zum Wohl der Geſellſchaft anwenden könne, welcher er daſſelbe verdankt. Die beſte Anwendung der Reichthümer iſt jetzt unſer Lieblingsthema; denn ſie wird eine unſerer erſten Pflichten ſeyn. Die Verbreitung der Wiſſenſchaften, der Wahrheit, iſt das eine große Gut, zu welchem Vermögen, Genie, die ganze Exiſtenz angewendet werden muß. Dieſer edle Vorſatz erzeugt eine in ſich ſelbſt große, unerſchöpfliche und ewige Glückſeeligkeit.

O es iſt eine unausſprechliche Wonne, wenn Einem auf ſeinem Wege ein Freund wie Frank Henley begegnet, der nicht nur dieſen würdigſten aller Endzwecke ſelbſt verfolgt, ſondern uns auch auf dieſe Pfade begleiten, unſre Bemühungen zur Beförderung des großen Werks unterſtützen, durch die vereinigten Kräfte dieſer Bemühung neues Leben mittheilen, und ſie ſo unendlich wohlthätiger und fruchtbringender machen will!

Mann und Weib, Vater und Kind — dieſe Bande haben jetzt Anſprüche auf unſere Aufmerkſamkeit. Aber, o wie arm, wie unbedeutend ſind dieſe Anſprüche in Vergleichung mit den Anſprüchen der ewigen Gerechtigkeit; welche den Menſchen mit dem Menſchen zu gleichen, ungetheiltes Wohlwollen auf der ganzen großen Erde zu verbreiten verſteht, und den wandernden Araber, der meine Hülfe und meine Belehrung braucht, meinem Herzen eben ſo nahe legt, als den Sohn meiner Mutter.

Mich dünkt ich beginne jetzt erſt die Reiſe durch das Leben; und wenn der Wanderer einen ſo guten Gefährten, Führer und Tröſter, wie Frank Henley findet — Gewiß kein gemeines Glück! O daß das Schickſal einen ähnlichen für meine Louiſe aufbewahrt hätte!

A. W. St. Ives.

N. S. Glauben Sie nicht, daß mein Eifer für Cliftons Beſſerung ganz erloſchen iſt. Ich hoffe noch immer, ihn einſt in einer neuen ſchönern Geſtalt zu ſehen, aber ich kann hier nicht mehr würken; wenigſtens jetzt nicht, und vielleicht kann es Niemand. Sein Geiſt iſt zum Unterſuchen geneigt; die Leidenſchaft hat auf einige Zeit in ihm die Wahrheit unterdrückt; der Kampf iſt gewaltig — muß in einen ſo thätigen Geiſte gewaltig ſeyn; aber endlich ſiegt die Wahrheit. Auch iſt nur der träge Zuſtand des Irrthums ein Feind der Beſſerung; wer zu zweifeln anfängt, iſt auf dem Wege Entdeckungen zu machen. So wollen wir denn nicht aufhören dieſen genievollen Mann zu lieben, nicht weil er jetzt liebenswürdig iſt, ſondern weil er es werden wird.

Hundert und neunter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Groſvenorſtraße.

Oliver, welche ſchöne Ausſichten vor mir! Wie fruchtbar an Glückſeligkeit! Wie ſeegenreich! Ja mein Freund, gemeinſchaftlich werden wir arbeiten, Dein würdiger Vater, Du, ich, Anna, ihre Freundinn und alle Bekenner der Wahrheit, um den großen Endzweck auszuführen nach welchem wir ſtreben! Unſer kleiner Zirkel wird täglich wachſen, zu einem Haufen guter Menſchen anſchwellen, bis er das ganze menſchliche Geſchlecht umfaßt!

Gewiß, Oliver, es iſt kein gemeines Glück, wenn Einem ſo viel Mittel zur Beförderung des Weltbeſten in die Hände geliefert werden. Ich fühle das lautere Entzücken! Und, wenn ich anders mein Herz kenne, nicht weil ich für mich ein Gut erworben habe; ſondern weil ich zu einer Zeit lebe, wo das Licht in vormals finſtre Regionen Strahlen wirft; weil ich ſo glücklich bin, ſelbſt für die gemeinſchaftliche Sache arbeiten zu können; für die Fortſchreitung der Wahrheit, für die Ausrottung des Irrthums, und die allgemeine Vervollkommnung des Geiſtes!

Wir haben noch nicht alle Hoffnung auf Cliften aufgegeben. Wir glauben beyde, Anna und ich, er habe zu viel gehört um alles vergeſſen zu können; ſein Geiſt ſey zu thätig, zu ſehr zum Unterſuchen gemacht, als daß ihm ſeine Unterſuchungen mißlingen dürften. Seine Bekanntſchaft mit Anna hat den Keim zum Guten in ihm geſtreuet; dieſer Boden iſt zu fruchtbar, als daß der Keim nicht zur Blüthe werden, nicht die ſchönſten Früchte tragen müßte. Fürchte nichts, Oliver. Mich blendet kein reizendes Gemählde; die Geſetze der Vernunft verkünden mir, daß meine Hoffnungen gegründet ſind.

Zufälle trüben bisweilen die lautere Quellen meiner Glückſeeligkeit; Zufälle, wogegen ich nichts vermag. Mein Vater und Sir Arthur beginnen ein gutes Unternehmen aus falſchen Motiven. Der verſchwenderiſche Edward will ſeine Subſtitution cediren; die Summe welche er empfangen ſoll, wird bald verſchwendet ſeyn, und dann glaubt er, man habe ihm Unrecht gethan. Wir müſſen ihn eines Beſſeren zu belehren ſuchen. Können wir das nicht, ſo dürfen wir ihm ſeinen freyen Willen nicht nehmen.

Lord Fitz-Allen denkt ſehr ſchlecht von mir, und äußert ſeine Gedanken. Er iſt unheilbar; und Gram über unvermeidliche Uebel wäre Thorheit.

F. Henley.

Hundert und zehnter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Groſvenorſtraße.

Es war nicht mein Vorſatz, ſobald wieder zu ſchreiben; allein es hat ſich ein ſonderbarer Zufall ereignet, der Bedenklichkeit erregt. Es betriſt Cliſton.

Ich begleitete Anna geſtern nach dem Schauſpielhauſe zu Koventgarden. Um acht Uhr mußte ich ſie wegen einem Auftrage von meinem Vater verlaſſen, und ſollte vor dem Ende des Stücks wieder kommen, um ſie nach Hauſe zu bringen. Ich hatte meine Geſchäftsleute geſprochen, und mit ihnen die Abrede genommen, daß wir Freytag zuſammenkommen wollen, und ich alsdann die acht Tauſend Pfund für meinen Vater erhalten ſoll. Ich kehrte nun nach Koventgarden zurück.

Es war ohngefähr zehn Uhr. Der Fuhrmann hielt vor dem breiten Platze. Beym Ausſteigen ſahe ich den Schurken, den Highwayman Mac Fane mit Clifton Arm in Arm auf und niedergehn. Ich ſtutzte. Clifton, dachte ich, kenne den Menſchen gewiß nicht; ſonſt würde er ſich nicht mit ihm öffentlich ſehen laſſen; denn Clifton vergiebt wahrhaftig ſeiner Ehre nichts. Nach einem kurzen Nachdenken beſchloß ich Clifton mit ſeinem Begleiter bekannt zu machen. Sie waren gegen die Kingſtreet (Königsſtraße) hingegangen, ich eilte ihnen nach, und wandte mich gegen Clifton mit den Worten: »Sir, es iſt meine Pflicht, Sie von einem Umſtande zu unterrichten, der Ihnen vermuthlich unbekannt iſt. Der Menſch, in

»deſſen Geſellſchaft Sie ſich jetzt befinden, iſt Mac Fane. Sie haben ſeine Geſchichte gehört. Der nämliche Spieler, welcher dem Kapitain St. Ives 3000 Pfund abnehmen wollte.«

Ich habe Dich ſchon ehemals mit Mac Fane's wilden Karakter bekannt gemacht. Ich hatte kaum dieſe Worte geendigt, ſo brach er in die Schmähworte aus: »Ein Schurke und ein Lügner« und hiermit ſchlug er nach mir.

Ich war ſchnell auf meiner Hut und wachſam auf ſeine Bewegungen; ich wich aus, er verfehlte mich, und taumelte rückwärts.

Ich kehrte um ohne ferner daran zu denken; aber er war zu ſehr in Wuth, um mich ruhig weggehen zu laſſen. Er iſt ſehr ſtark. Niemand hätte lieber als ich einen ſolchen Zweykampf vermeiden mögen; aber es war nicht möglich. Er ſchlug verſchiedenemal nach mir, und traf mich einigemal, ehe ich ſeine Streiche erwiederte. Allein ich ſahe mich genöthigt ihn zu ſchlagen, um ſeiner los zu werden, und fieng nun an Ernſt zu machen.

Wir ſahen uns bald von einer Menge Pöbel aller Art umringt; ich war auf öffentlicher Straße in einer mißlichen Lage; ich mußte mich durchaus zur Wehre ſetzen. Der Bube iſt ein geübter Schläger, der ſein Handwerk aus dem Grunde verſteht, aber glücklicher Weiſe fehlt es mir an Kraft und Geſchicklichkeit ſo wenig als an Muth; Du weißt, ich war in meinem Knabenalter der erſte Fauſtkämpfer in unſerm kleinen Zirkel. Durch eine geſchickte Wendung verſetzte ich ihm einen derben Schlag ehe er ſich deſſen verſah, und als er hierauf einige boshafte Ausfälle gegen mich that, gerieth ich auch in Zorn, und ſetzte ihm ſo derb zu, daß er die Spuren eine ganze Zeit an ſich tragen ſoll.

Nach geendigtem Zweikampf fand ich mich in einem äußerſt erniedrigenden Zuſtande; ſchmutzig, verwirrt, ein Gegenſtand der allgemeinen Verwunderung, und mußte noch überdem die läſtigen Fragen des Pöbels von allen Seiten beantworten. Ich brachte meine Kleider auf einem benachbarten Kaffeehauſe in Ordnung, und holte Anna, die ſehr unruhig war, weil ſie ſich nach geendigtem Schauſpiel allein ſah.

Clifton ſah ich nicht mehr. Doch verſtehe ich mich auf die ganze Sache nicht. Hätte er Mac Fane vorher nicht gekannt, ſo würde er ſich nun mit Verachtung von ihm entfernt haben; kannte er ihn, ſo wäre er wenigſtens meinem Anblicke ausgewichen.

Wir haben uns beyde, Anna und ich, mehr als einmal durch ſehr nachtheilige Vermuthungen über Cliſton beunruhigt; aber dieſe Vermuthungen ſind gewiß ſo ungegründet als unwahrſcheinlich. Cliſton kann ſich nicht mit einem Menſchen wie Mac Fane verbinden. Durch ſolche Schurken kann man nur ſchwarze, verzweifelte Vorſätze ausführen, für welche Cliſtons Leidenſchaft noch viel zu edel iſt.

Ich weiß zwar, daß man ſich erſtaunlich verirren kann; ich kenne weder die Gränzen unſerer Verirrungen, noch die Gränzen der Wahrſcheinlichkeit. Aber ich denke, Cliſton kann ſich nicht zu Mac Fane geſellen!

Ich würde noch entſcheidender für Cliſton ſprechen, wenn ich nur begreifen könnte, wie er ſich von einem ſo unverkennbaren, groben Betrüger nur einen Augenblick täuſchen ließ; er, der mit der Welt ſo bekannt iſt, deſſen Witz und Laune ſo leicht nichts entgehet! Sollte er ſo tief gefallen ſeyn, ſo muß man ihn mehr fürchten als ſonſt, aber vorzüglich bedauern.

F. Henley.

Hundert und Eilfter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

London, Doverſtraße.

Noch einmal, Fairfax, es iſt eine teufliſche Welt! Eine erbärmliche, abgeſchmackte, elende, tolle und eſelhafte Welt! Das Leben in derſelben iſt nicht werth, daß man es annimmt; je eher wir es von uns werfen, deſto eher nähern wir uns der Würde und Weisheit, die wir hier ganz entbehren müſſen.

Wie ſehr verachte ich den frechen, nichtswürdigen Kerl, mit dem ich in Verbindung ſtehe! Wie verachtungswürdig bin ich mir ſelbſt!

Geſtern Abend traf ich den Kerl wieder im Schauſpiel. Von allen ſeinen ſchmutzigen Eigenſchaften iſt mir keine läſtiger und mehr zuwider, als ſeine unverſchämte Zudringlichkeit, und dieſe läßt ſich durch kein andres Mittel wehren, man müßte ihm denn den Kopf abſchlagen — ein Geſchäft, wozu er bei andern immer bereit iſt. Keine Unterredung macht ihm mehr Vergnügen, als von Umbringen, die Seele aus dem Leibe treten, das Lebenslicht ausblaſen und was dergleichen gräßliche blutdürſtige Redensarten mehr ſind.

Als ich mit ihm wegen Franks und Annens Ausgreifung und wie die Sache ſo ſchnell als möglich abzumachen, berathſchlagt hatte, wollte ich mir ihn gern vom Halſe ſchaffen, aber das war unmöglich. Meine eigne Kutſche nehme ich bey ſolchen Gelegenheiten nicht, und da es ein regnigter Abend war, und ich ſchwerlich einen Miethswagen zu bekommen hoffen konnte, ſo nahm ich mir vor, noch ein Stündchen zu warten.

Ohne irgend eine Art Spiel iſt es in ſeiner Geſellſchaft gar nicht auszuhalten, weil er von nichts als Fluchen und Schwören, und Schlägereyen und Duellen und wie viel unverſchämte Schurken er ſchon aus der Welt geſchickt, zu reden weiß. Ich fieng alſo an, mit ihm zu würfeln und — da ich neue Würfel geben ließ, auch auf ſeine Finger gut Acht gab — war ich Gewinner. Dieß Hazardſpiel iſt mir noch das liebſte, vorausgeſetzt, wenn die Würfel nicht falſch ſind. Seine gewöhnliche Litaney von gepflückt werden, und dergleichen, mußte ich nun mit anhören — bis ich, um mich nicht zu tief zu verwickeln, aufhörte und fortgieng.

Als wir zuſammen die Treppe hinunter giengen, faßte er mich ganz zutraulich unter dem Arm. Mein Blut kochte, Fairfax! Aber ich mußt' es leiden.

Das war aber noch nicht alles! Grade meine Vorſorge, mich nicht eher mit dieſem Kerl ſehen zu laſſen, als bis ſich die Menſchenmenge etwas verlaufen, ſtürzte mich in die größte Verlegenheit. Eben als wir zur Thür hinaustraten, — wer ſollte uns wohl aufſtoßen als — Henley! Ich erſtarrte vor Schaam und fluchte zwiſchen den Zähnen!

O wie gern hätt' ich ihn, und Mac-Fane und jedes Geſchöpf, das mich anſah, niederſchießen mögen — noch lieber aber mich ſelbſt.

Indeſſen war hier nichts anders zu machen, als weiter zu gehn und zu thun, als ob ich ihn nicht geſehn hätte. Doch er ließ mich nicht ſo durch; doppelt mußte ich erſt daniedergeſchlagen werden. Die vermaledeite Dienſtfertigkeit, mit welcher er mich vom erſten Augenblick an, da ich ihn ſah, geplagt hatte, ergriff ihn auch hier. Wie ein Meineidiger von der Pillory ſo rannte ich über den Platz, um ihn zu entwiſchen, aber er verfolgte mich mit noch größerer Eil, um mir zu ſagen, daß ich mich in Geſellſchaft eines Spitzbuben befände, und mich vor Gefahr zu warnen.

Ha! wenn ich an meine verfluchte Lage denke, ſo möchte ich den Verſtand zu verlieren wünſchen, um nur durch dieſe vermaledeite Erinnerung nicht mehr gequält zu werden.

Des eiſenfreſſeriſchen Mac-Fane ſchnaubende Wuth riß mich aus meiner Angſt. Während er auf Henley losſchlug, eilte ich ſo ſchnell als möglich fort — von zwey Menſchen, die mir, wiewohl aus ganz entgegengeſetzten Urſachen, ſo höchſt verabſcheuungswürdig ſind.

Am folgenden Abend, wo ich mit der Spielratze noch etwas verabreden wollte, hatte ich für einen Wagen geſorgt, mich auch ſo viel als möglich eingehüllt und unkenntlich gemacht. Meine Vorſorge war aber überflüßig; Mac-Fane erſchien nicht.

Da ich nicht wußte, was vorgefallen ſeyn konnte, und es ſchon finſter, ich auch ganz dazu angezogen war, ſo beſchloß ich in ſeine Wohnung zu fahren. Ich ließ mich melden und wurde in das Schlafzimmer dieſes fürchterlichen Menſchenfreſſers geführt. Wäre meine Seele nicht jeder Freude abgeſtorben, ſo hätte ich in der That lachen müſſen, da ich den Kerl ſo fürchterlich geprügelt, zugerichtet und in Wuth ſahe! Sein Geſicht war hoch aufgeſchwollen und überall bepflaſtert, grün und gelb — ſeine Daumen verrenkt, und der ganze Kerl in ſo wilden fieberiſchen wüthigen Zuckungen, als Alexander nur immer hätte ſeyn können, wenn er die Schlacht am Iſſus verloren hätte.

Seine Ungeduld, Henleyn in ſeine Gewalt zu bekommen, iſt wüthend — aber er wird noch wüthender werden, wenn er merkt, wie er es denn bald merken muß, daß er zwar Henleys Hände feſſeln kann, aber auch dann ſein Sieg ein Ende hat. Der Gefangene ſoll ſeinen Kerkermeiſter verachten können! Henleyn haſſe ich, und muß ihn zugleich wider meinen Willen bewundern. Mac-Fane aber iſt ſo ein verächtliches Geſchöpf, daß ich mich wegen ſeiner Bekanntſchaft ſelbſt verabſcheue!

Wer aber, außer ihn, hätte meinen brennenden Durſt nach Rache befriedigen können? Ja, Fairfax, es iſt mir als ob ich durch dieſen Schritt jeder Hofnung und Freude, ja ſelbſt der menſchlichen Geſellſchaft Lebewohl geſagt hätte! Ha! ich habe Urſach mit der ganzen Brut zu grollen, daß ich in die Welt geſetzt und zum Elend verdammt worden! Ich habe eine ſo ungeheure Laſt von Schmach ertragen, daß ich es mir ſelbſt nicht verzeihen kann. Und ich ſollte die Urheber meiner Schmach ungeſtört leben, und ihres Triumphs über mich ſich freuen laſſen? Nein, beim Teufel! Komme auch was da wolle! Tiefer kann ich in meinen eignen Augen nicht ſinken, als ich ſchon geſunken bin. Zittert Ihr, durch die ich es ward!

Die empfangnen Prügel haben den Schurken, den Mac-Fane noch ungeduldiger, noch thätiger gemacht. Alles iſt nunmehro beſorgt. Das Haus für Anna iſt gemiethet und mit allem Nöthigen verſehen. Auch der Irrenhausvater hat alles in Bereitſchaft. Es kömmt jetzt nur blos darauf an, ſie an einem ſolchen Ort aufzugreiſen, wo keiner zu Hülfe kommen kann, und dazu werden uns ihre verliebten Spaziergänge ſchon verhelfen.

Selbſt das kümmert mich nicht, Fairfax, daß auch Du mein Benehmen tadelſt. Alle die gute Regeln, die Du mir giebſt, will ich keinesweges verachten, für Dich können ſie allerdings von großem Nutzen ſeyn; Du liebſt Deine Ruhe zu ſehr, als daß Du je in Verlegenheit kommen könnteſt, die Qualen meiner Seele zu fühlen! Du biſt Guy Fairfax; ich Coke Cliſton. Freilich hätt' ich denken ſollen, daß alle die ungeheuren Beleidigungen, die ich Dir in meinen Briefen noch ſo ganz warm mittheilte, auch bey Dir ein ſympathetiſches Feuer der Rache anzünden müßten, das auch Dein ſo ſtarkes Phlegma nicht unterdrücken könnte! Aber gut — Und ſollte Himmel und Hölle ſich mir entgegen werfen, Ich wage den Kampf! Mein Entſchluß ſteht feſt. Laß ihn mir au[illegible]führt haben, und die Folgen ſollen meine letzte Sorge ſeyn.

C. Cliſton.

Ende des Vierten Theils.

Anna St. Ives.

Aus dem Engliſchen überſetzt

von

Karl Philipp Moritz.

Fünfter und letzter Theil.

Mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegium.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1794.

[illegible]

Hundert und zwölfter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Seit Anbeginn der Welt hatte kein armer Verbrecher ſo viele Nebenumſtände zu bekämpfen, wie mir in dem ganzen Lauf dieſer Geſchichte aufſtoßen, und die geſammte Hölle ſcheint nichts eifrigers zu thun zu haben, als mich anzuſchwärzen. Ich vollbrachte die That. Sie ſind gefangen. Aber ſelbſt die Stunde des Sieges iſt verbittert, und der gerechte Triumph der Rache trägt das Anſehn einer Niederträchtigkeit. Ich halte ſie; aber, wie ich Dir ſage, grade einen Augenblick vor ihrer Ergreifung, trug ſich etwas zu, das der boshafteſte aller Teufel abſichtlich veranſtaltet zu haben ſcheint, um mich mit unauslöſchlicher Schuld zu brandmarken.

Unſre Myrmidonier hatten drey Tage lang vergebens auf der Lauer geſtanden, als am verwichenen Freitage, gegen zwey Uhr Nachmittags, Anna und Henley ſich heraus machten, um in Liebe neben einander zu luſtwandeln. Laura, die beym Frühſtück davon benachrichtigt ward, und mir einen Wink darüber gab, folgte ihnen wie gewöhnlich. Allem Anſehn nach war Henley vorher in der Stadt geweſen.

Ein Spion ſtand auf ſeinem Poſten, und brachte eiligſt Nachricht, daß ſie ſich ſehen ließen. Alles war in Bereitſchaft. Der Tollhauswächter mit drey baumſtarken Gehülfen hielt auf einer Seite, Mac Fane mit vier dergleichen auf der andern. Daß ſie ſo früh ausgingen bewies ihre Abſicht, einen langen Gang zu unternehmen. Wir fürchteten ſehr, ſie mögten ſich nach dem Garten von Kenſington begeben, wie ſie ſeit Kurzem oft gethan hatten: aber in Anſehung dieſes Umſtandes war das Glück auf unſrer Seite.

Sie betraten den Park, gingen durch den Garten, hinter die Mauer, queer über die Heerſtraße von Kenſington, und wichen, ganz unſern Wünſchen gemäß, gegen Brompton zu vom Wege ab, auf das Feld.

Ich war zu Pferde, und behielt ſie durch Hülfe eines Fernglaſes im Geſicht, ohne Gefahr zu laufen von ihnen geſehn zu werden, ſo lange ſie im Park blieben. So bald ſie den verließen, hielt ich es für nöthig meinem Pferde die Sporen zu geben, um jedem Irrthum zuvorkommen zu können. Beym Schlagbaum am Ende des Weges ritt ich über die Straße ihnen vorüber, und ſah ſie Arm in Arm. Unerträglicher Anblick.

Aus dem was nachher erfolgte, ſchließ' ich, daß ſie auch mich geſehn haben, obwohl ich damals glaubte, die Hecke verberge mich.

Du kennſt meinen Grundſatz mich keinem Räuber zu ergeben; und in der That durfte ich nicht erwarten, zu der Zeit und an der Stelle auf einen Räuber zu ſtoßen. Aber ein Kerl der an der Wegſcheide im Hinterhalt lag, rechnete anders. Er glaubte, Niemand ſey in der Nähe, hielt mir plötzlich ſeine Piſtole vor, und verlangte mein Geld.

Ich ſchlug mit meinem Peitſchenſtiele nach ihm, verfehlte ſeinen Kopf, und traf ſeine Schulter. Mein Pferd bäumte ſich, er drückte los und fehlte, ſprang aber dennoch auf mich zu, und ergrif meinen Zaum. In der Hoffnung mich durch Tollkühnheit zu ſchrecken, ſpannte er eine zweite Piſtole. Dies geſchah, gleich nachdem ich Anna und Henley vorbey geritten war. Vielleicht hatte letzterer den Kerl bemerkt, ſicherlich den Schuß fallen hören, alſo lief er herzu, ſprang über die Hecke, ſchlug nach dem Räuber grade indem der die Piſtole erhub, und warf ſie ihm aus der Hand.

Der Schuß ging los, der Kerl entfloh, Henley verfolgte ihn nicht, ſondern blieb ſtehn, und fragte mit vieler Theilnahme: ob ich Schaden gelitten hätte?

In dieſer verwünſchten Minute kamen Fairfax, der Tollhauswächter, und ſein Geſindel, das ihnen nachgeſpürt hatte, herbey. Ihrer waren vier, zwey von jeder Seite. Der unerſchrockene Henley warf zwey derſelben zu Boden, und wäre ohne Zweifel bald genug entſprungen, indem er aber nach dem zweiten ausholte, traf ihn der Prügel des Hundewächters mit ſolcher Schwerkraft, daß er augenblicklich niederſtürzte.

Nie empfand mein Herz eine ſolche Beklemmung, als in dieſem Augenblick. Ich hielt ihn für erſchlagen. Er lag ohne Bewegung. Doch fuhr der hölliſche Wächter ungerührt fort ſein Handwerk zu treiben, drehte den Leichnam um, der nicht widerſtrebte, zog ihm eine Zwangweſte an, und ſchnürte ihm die Arme zuſammen.

Endlich ächzte Henley. Wie ich das hörte, jagt' ich in vollem Gallopp davon. Es fiel meinem Herzen zu ſchwer.

Bald darauf vernahm ich, daß Henley mehr als einmal um Hülfe rief. Dem ward aber bald geſteuert, indem man einen Knebel in ſeinen Mund ſtopfte. Das Haus, worin er gefangen gehalten werden ſollte, war nicht weit entlegen, dahin ward er ohne Säumen geſchleppt.

Dort iſt er jezt. Seine Morgengeſpräche, ſeine Mittagsſpaziergänge, ſeine nächtlichen Freuden haben ein Ende. Sie ſind vorübergeeilt, und kehren nie zurück. Der Quaal habe ich wenigſtens abgeholfen. Jede andre iſt in Vergleich mit dieſer unausſprechlicher Segen. Ich ſchwur ſie ſolle aufhören. Dieſer Schwur war meiner Stirne mit tiefen Zügen eingegraben. Die Natur hätte die Verurtheilten lehren ſollen, dieſen Ausſpruch ihres Schickſals zu leſen.

Nein, Fairfax! nie hab' ich von Henley'n eine Gefälligkeit verlangt; nie gutwillig eine von ihm erhalten. Alle Martern aller Tyrannen, die jemals die Erde trug, hätten nie die erniedrigende Einwilligung dazu von mir erpreßt. Seine wiederholten Bemühungen waren nur Wiederholungen einer Beleidigung, und leben nur als ſolche in meiner Erinnerung. Ich forderte mein Leben nicht von ſeiner Hand. Daß er es mir gab, war nicht Segen ſondern Marter. Ich verabſcheue die Gabe wie den Geber. Wär' ich umgekommen, er hätte gerettet ſeyn mögen, und ich in Ruhe. Ich verlangte keine Schonung von ihm. Nein! das Daſeyn iſt mir in jeder Rückſicht ein Gräuel: in dieſer haß' ich es, mehr als Todesnacht und Hölle. Mein Herz empört ſich ſo dagegen, daß es, wie ich jezt fühle, nicht einmal durch Rache geheilt werden kann. So lange ich lebe bin ich unglücklich, aber ich will nicht allein unglücklich ſeyn.

Unterdes der Tollhauswächter ſeine Rolle in dieſem ſchwarzen Schauſpiele ſpielte, war Mac-Fane, wie Du leicht denken kannſt, nicht müſſig. Er und ſeine unſeligen Helſershelfer nahmen die liebenswürdige Anna auf der Stelle gefangen. Sie ſtand verlegen und zitternd über die plötzliche Flucht ihres Geliebten. Noch verlegener ward ſie, und zitterte noch mehr, als plötzlich ihre Häſcher vor ihr ſtanden. Ich befahl den Schergen bey Leib und Leben ſie ſanſt zu behandeln. Wiſſen aber ſolche Höllenhunde was Sanftheit iſt?

Wie ich höre widerſtand ſie tapfer, worauf man nicht gerechnet hatte. Der Häſcher waren aber zu viel, und ihr Widerſtand verſchlug nichts. Sogar Mac-Jane ſtaunt ihre Schönheit an; und erzählt mir, in ſeiner plumpen ungehobelten Sprache, ſo viel von der Feſtigkeit und Würde ihres Betragens, daß ich wohl merke, ſie hat ſelbſt ihm Ehrfurcht eingeflößt.

Doch mußte man Gewalt brauchen, ihrem Geſchrey Einhalt zu thun. Das hatt' ich vorher geſehn, und den Leuten ein weißes Neſſeltuch mitgegeben. Was aber durch die Fäuſte ſolcher heilloſen Burſche geht, wird immer entweiht.

Ja, Fairfax, ſie legten ihre ungewaſchenen Hände an ſie, umſchloſſen ſie mit ihren ekelhaften Armen, berührten ſie mit ihren ſchmutzigen Fäuſten. Vielleicht hätte ſie Cliftons Umarmung verziehn; jene Entheiligung kann ſie nie vergeben.

Wohl denn, ſie mag dieſe Beleidigung zu den übrigen ſchreiben! Ich weiß ſie iſt meine Feindin, meine geſchworne, eingewurzelte, unwiderrufliche Feindin. Warum ſoll ich die Summe meines Elends durch Reue vermehren? Nein! ich will wenigſtens einen Augenblick des Triumphs genießen, wenn dieſer Augenblick gleich vorüber geht. Sie mag mich haſſen; aber ſie ſoll an mich gedenken!

Nur dieſe Spanne Seligkeit, und dann Daſeyn nimm ein Ende! Ich kenne ja nichts als dieſe Freude, und bin des Duldens ſatt. Ja, ich will meine Seele mit dieſem einzigen kurzen Entzücken überfüllen, und der zukünftigen Stürme nicht achten. Ich fürchte ſie nicht, werde ſtolz auf ſie ſeyn, und mich freuen, wenn Feinde gegen mich aufſtehn, Feinde zu finden, mit denen zu kämpfen keine Erniedrigung iſt! Ich begehre und ſuche dergleichen. Ihre Erſcheinung wird mich in Thätigkeit ſetzen, Thätigkeit wird mir Erleichterung geben, und Erleichterung iſt meine Seligkeit!

C. Clifton.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Beſtürzung ſtößt ins Horn. Die Familie iſt ganz verwirrt, ganz beängſtigt, beſchäftigt, fruchtlos nachforſchend, und unentſchloſſen. Mrs. Clarke war außer ſich, als Anna und Henley beym Mittageſſen nicht erſchienen: denn Sir Arthur, iſt mit dem alten Henley, und ſeinem Sohn Eduard nach Wenbourne-Hill gereiſt. Jeder von ihnen träumt von Güterverbeſſerungen, Hochzeiten, Landverpfändungen, und andern Anſchlägen, denen ich einen ewigen Schlagbaum vorgezogen habe. Als der Abend heran kam, und beide Gefangene nicht erſchienen, ſandte die Haushälterin zur Tante Wenbourne. Die hörte die Nachfrage mit Erſtaunen. Sie wußte nichts von ihnen.

Es ſchlug zehn, und der Schrecken ward größer. Man ſchickte einen Boten zu Lord Fitz Allen. Der konnte ſogleich nicht ſagen, ob es ihm lieb oder leid ſey, denn er überließ ſich augenblicklich der ſüßen Hofnung, es ſtecke ein Schurkenſtreich von Henley dahinter.

Er ließ die Haushälterin zu ſich kommen. Sie erſchien, er befragte ſie. Ihre Antworten erbauten ihn wenig, denn ſeine Fragen bezweckten Verdacht und Anſchuldigung gegen Henley, den ſie hartnäckig vertheidigte. Sie behauptete ſo zuverläßig und eifrig, Henley könne nichts übels gewollt oder beabſichtet haben, daß der ſtolze Lord halb zornig, aber auch halb ungewiß darüber ward.

Ich war wohlbedächtig bey der Hand. Ich erwartete daß er auch mich beſchicken werde, und es geſchah. Ich begab mich ſogleich zu Seiner Herrlichkeit, und erfuhr alles obige. Ich beklagte den Vorfall mit ihm, und ſtellte mich als ginge mir die Familie nah. Dabey verſäumte ich nicht, ſeinen Gedanken die Richtung zu geben, die meinem Vortheil gemäß war; und jeden Umſtand, deſſen ich mich entſinnen, oder den ich erſinnen konnte, aufzubieten, um ihn zu der Meinung zu verleiten, als wären Henley und Anna mit einander entwichen, und doch ſtellt' ich mich unpartheyiſch, und führte ſogar Gründe gegen eine ſolche Möglichkeit an.

Ich erreichte meinen Zweck. Der Lord war feſt überzeugt, Henley ſey ein niederträchtiger, eigennütziger, verächtlicher Bube; und Anna ein unvorſichtiges, ungehorſames, unverſchämtes Mädchen.

Ich erbot mich ihnen nachzuſetzen, und drang heftig in ihm mir dies zu erlauben. Doch untergrub ich ſeine Erlaubniß, indem ich bewies, es ſey unmöglich ſie einzuholen; und ihn zu den Wunſch verleitete, daß ſie lieber entkommen mögten, damit Anna ſchmählich verunglimpft, und Mylords Scharfblick und Anſehen, vor der ganzen Welt gerechtfertigt würde.

Ehe Mrs. Clarke von uns ging, verfehlt' ich nicht, meinen aufrichtigen Eifer dadurch an den Tag zu legen, daß ich bey vielen Gaſtwirthen und Pferdeverleihern nachfragen ließ: ob nicht irgend eine Poſtchaiſe gemiethet ſey, von der man glauben könne, daß ſie den Flüchtlingen gedient habe? Andre Boten ſchickt' ich in die Weghäuſer auf der Heerſtraße, andre zu verſchiednen Feldwächtern, um zu erfahren: ob nicht jemand in ihrer Gegend zu Schaden gekommen ſey, oder ſonſt ein Unglück erlitten habe?

Kurz ich ließ mir ſehr angelegen ſeyn, die Beine der Bedienten, und das Gehirn ihrer Aufſeher, überall herumzuführen, nur nicht auf den rechten Weg, und ergötzte mich ſo, gewiſſer Maaßen, ein Weilchen, mit dem Bewußtſeyn, ſo viele Gimpel am Narrenſeil umher zu ſprengen. Ein Bierbote trat dem andern auf die Ferſe, um unnütze Nachrichten in mannichfacher Geſtalt herzubeten: als es endlich Seine Herrlichkeit für ſchicklich hielten, Ihrer Würde zu gedenken, die Ihnen nicht länger zulaſſe aufzubleiben, und ſo gemeine Berichte aus ſo gemeinen Mäulern zu vernehmen.

Am Morgen darauf ſtellt' ich mich pünktlich bey ihm ein, frühſtückte mit ihm, und betete den nemlichen Roſenkranz meiner Zweifel, Vermuthungen, und Beſorgniſſe, mit dem nemlichen Erfolg wieder ab.

Mrs. Clarke ſtellte ſich wieder ein. Sie hatte die ganze Nacht aufgeſeſſen, und war, wie man ihr aus den Augen las, ſehr bekümmert. Sie ſchlug vor, einen reitenden Boten Sir Arthurn nachzuſchicken. Ich verſuchte, dem Oheim dieſen Vorſchlag unannehmlich zu machen. Sie war aber ſo eifrig, und ihre

Beredſamkeit ward ſo eindringend, daß ich nicht ohne Gefahr dagegen ſprechen konnte. Da ich alſo ſah, mein Widerſpruch helfe nichts, macht' ich ihren Rath mit großer Lebhaftigkeit zu dem meinigen.

Einen ſo hoffärtigen Dummkopf wie den Lord zu hintergehn, iſt kein Verdienſt. Mrs. Clarke würd' ich weit mehr fürchten, nur hat, was ſie ſagen mag, weit weniger Gewicht. Ihre Zuneigung für ihre Gebieterin überſteigt allen Glauben, und beweiſt wie vortreflich dieſe Gebieterin iſt.

Zu Henleys Lobe ſprach ſie für keinen Heller minder ſchwärmeriſch. Seine Herrlichkeit ſchnitt ſtrenge Geſichter, und gebot ihr zu ſchweigen: ſie aber gab uns Henleys ganzes Leben zum Beſten, und verweilte beſonders bey der Geſchichte einer wohlthätigen Handlung, die er gegen ihre Nichte bewieſen, weil ihr dieſer Vorfall beſonders genau bekannt war. Sie ſprach mit ſolcher Inbrunſt und Herzensfülle, daß ſie mich ein oder zweimal erſchütterte.

Sie ward etwas von dieſer lächerlichen Rührung an mir gewahr, fiel auf ihre Knie, ergrif meine Hand, und beſchwor mich, mit außerordentlichem Nachdruck, ihr theures trefliches Fräulein zu retten. Kaum behielt ich Faſſung genug ſie zu fragen, wie das in meiner Macht ſtehe? Um dem Geſpräch eine andre Wendung zu geben, wandt' ich mich gegen Mylord: Ach! hätte ſie mir nur das Glück und die Ehre erlaubt, ihr Beſchützer zu werden, ſo hoff' ich, niemand würde ihr etwas in den Weg gelegt haben!

Doch fuhr die alte Haushälterin fort, und prophezeihte, wie nah und unvermeidlich es denen übel ergehn müſſe, die Henley'n und ihr Fräulein verfolgten. Ohne Zweifel meinte ſie mich damit, und hat ſich von ihrer Herrſchaft erzählen laſſen, welchen Triumph die über mich davon getragen. Wahrhaftig! ich wäre endlich dem niedrigſten Pöbel zum Gelächter geworden, hätt' ich meine Schmach nicht gerächt!

Aber wahr hat ſie prophezeiht: oder vielmehr, ihre Weiſſagung iſt nur ein ſchwacher Abriß, der peinlichen Gewiſſensbiſſe, die mich ſtündlich zernagen.

Ich ward der langweiligen Poſſe überdrüßig, und machte ihr ſobald ich konnte ein ſchickliches Ende. Seine hochweiſe Herrlichkeit

keit blieb völlig überzeugt, Henley und ſeine Nichte hätten ſo füglich nicht verſchwinden können, wären ſie nicht gutwillig mit einander fortgelaufen.

Jezt bereite ich mich zu einem Beſuch von ganz andrer Art. Meine Rache ſoll die Uebermüthigen heimſuchen. Darin allein ſuch' ich Freude und Beruhigung. Ich will beweiſen, wie gefährlich es iſt mich zu beleidigen, will die Beleidiger ſtrafen, will mich ihres Wehklagens freun, jeder Drohung, jeder Vergeltung mit Verachtung entgegen ſehn. Das iſt die lezte Hofnung die mir bleibt. Werd' ich ihrer theilhaftig, ſo erwart' ich gern nichts weiter. Ich gehe. Ich halte ſie. Sie ſollens empfinden!

C. Clifton.

Hundert und vierzehnter Brief.

A. W. St. Ives an Louiſe Clifton.

Wo ich bin? wie es mit mir werden wird? ob ich jemals meine Louiſe wieder ſehe? — Das alles weiß ich nicht. Ich habe nicht die Ausſicht, daß meine Freundin dieſen Brief leſen werde; ich ſchreibe nur, um Begebenheiten aufzuzeichnen, welche die Welt vielleicht niemals erfährt, und — ſollten ſie ihr durch dieſes Papier bekannt werden, — gewiß unglaublich findet.

Dieſer niederträchtige Clifton — (niemals werde ich ihn mehr den Bruder meiner Louiſe nennen) — iſt tief, ſehr tief gefallen! Meine ſchrecklichſten Ahndungen waren noch weit von ſeinem ſchrecklichen Vorhaben entfernt! Lange ſann er auf Unheil! Heucheley, Gewalt, Verführung, nichts ließ er unverſucht! — Das iſt unbegreiflich!

Ich befinde mich in einem Miethhauſe hinter Knightsbridge eingeſperrt. Eine Räuberbande ergriff mich unverſehens und brachte mich hieher. Man ſcheint alle verächtlichen Kunſtgriffe erſchöpft zu haben. Frank wurde von mir hinweggelockt. Er eilte noch einmal zur Rettung jenes Uebelgeſinnten. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden iſt; aber wahrſcheinlicherweiſe ſitzt er gefangen wie ich, wenn er noch lebt.

Je trauriger der Gedanke, je ſchrecklicher die Vermuthung, deſto wahrſcheinlicher. Doch ich will nicht erliegen unter der Gefahr; das Elend ſoll mich nicht darniederbeugen; was auch über mich verhängt ſey, Tod oder Qualen. Meine Entführung und Gefangennehmung beweiſt mir, daß ich in großer Gefahr bin. Frank iſt vermuthlich in größerer, wenn er noch lebt. Ich habe Piſtolen abfeuern hören; einen Menſchen über einen Zaun ſpringen ſehen. Wer das war? Gegen wen gefeuert wurde? Das alles weiß ich nicht. Henley's Tugend muß ihn ſchützen. Darauf vertraue ich.

Ich kann nicht mehr daran zweifeln, daß man mir Unheil bereitet; aber von welcher Art, wie man anfangen, womit man endigen will, bleibt der Zeit überlaſſen. Die Gewalt, welche ich bisher erlitten habe, iſt kein Uebel, verdient keine Klage; die niedrigen Menſchen welche mich ergriffen, haben mir übel mitgeſpielt; und es iſt allerdings ein Uebel, daß es ſolche Menſchen giebt; aber nur für mich iſt das kein Unglück, keines flüchtigen Gedankens werth. Will ich mich ſtandhaft für die Zukunft faſſen, ſo darf ich nicht mit Schwäche an die Vergangenheit denken.

Ich bin nicht unſterblich; meine Kräfte ſind erſchöpflich; aber ich will ſie auch erſchöpfen. Wir werden öfter beſiegt, weil wir furchtſam waren, als weil wir ſchwach ſind. Feigheit gebiert Schwäche; iſt Schwäche. Aus Ueberlegung entſtandne Feſtigkeit findet niemals Gründe zum Wankelmuth.

Ich wollte erzählen, und meine Lage nöthigt mir Betrachtungen ab. Ich will fortfahren.

Ich ward des Freytags von einigen pöbelhaften Menſchen mit meiner Laura hiehergebracht. Mein Widerſtand war vergebens; man band mir die Hände, ſteckte mir mit Gewalt ein Schnupftuch in den Mund, und, ohne Rückſicht auf Anſtändigkeit oder Mitleid, ſchleppte man mich von dem Felde, wo ich mit Frank Henley ſpazieren ging, hieher.

Ueber die Entfernung kann ich nicht urtheilen; denn ſie gingen die Kreuz und die Quer, öffneten ſich verſchiedne Thorwege, brachen Zäune ein, und in weniger als einer halben Stunde war ich hier.

Das Haus, worin ich mich befinde, iſt mit einer Mauer rings umgeben; eine alte Frau begleitete mich zwey Treppen hinauf, in ein anſtändig meublirtes Zimmer, mit einem Kamin und einer Schlafkammer verſehen; die Fenſter ſind alle verriegelt, und Laden von außen machen das Entkommen unmöglich.

Laura ward mit mir hinauf geſtoßen. Ein Papier, das auf dem Tiſche lag, enthielt die Worte: »Laura wird angewieſen, Ihnen Alles herbeyzuſchaffen, was Sie brauchen. »Sobald ſie klingelt, wird die Thür geöffnet.» — Es war Mr. Clifton's Handſchrift.

Unter andern iſt eine Sammlung unſrer beſten Schriftſteller in dieſem Zimmer, und ein Schreibzeug.

Die nemliche Alte welche den Männern das Thor öffnete, öffnet auch für Laura die Thür, ſo oft ich klingle. Dieſes geſchieht mit großer Vorſichtigkeit. An der Außenſeite hängt eine Kette, wie man ſie gewöhnlich an großen Thorwegen findet; dieſe hebt ſie auf, und ſieht erſt, ob ich nicht nahe ſtehe; dann öffnet ſie die Thür. Einmal ſtand ich eben hinter Laura als ſie kam; ſie hieß mich in einem mürriſchen Ton gehen; ſonſt müſſe ſie ſogleich wieder zuſchließen.

Nachdem Laura einige mal die Treppen hinunter gegangen war, fragte ich ſie, ob ſie nichts habe erfahren können. Das Haus hat, wie ſie vermuthet, außer der alten Frau und und uns beiden, keine Bewohner. Die alte Frau ſitzt in der Küche. Thüren und Fenſter ſind wohl verwahrt.

Das Eſſen, welches man uns bringt, iſt wohl zubereitet, aber immer kalt. Laura ſagt, es müſſe gar nicht im Hauſe zubereitet werden, und das iſt auch wahrſcheinlich.

Ich bin gegen Laura zurückhaltend; denn ich habe ſie in Verdacht. Ich hatte längſt ihre Partheylichkeit für Mr. Clifton bemerkt, aber ohne etwas Arges dabey zu denken. Mr. Clifton muß ſeine böſen Abſichten ſchon lange nähren; und zu ihrer Ausführung war freylich die Verführung einer Perſon, welche ihm ſichre Nachrichten bringen konnte, ſehr erforderlich.

Seitdem ich an ihrer Treue zweifele, habe ich ſie vorſetzlich bey Gelegenheit hin und her befragt; und ſie beantwortete meine Fragen höchſt unbeſtimmt und unzuſammenhängend. Dennoch will ich ihr dieſen Brief nach der Poſt anvertrauen, wenn ſie hinkommen, oder jemand hinſchicken kann. Ich habe ja nichts zu verlieren. Cliftons Verfolgung muß zu ſeinem eignen Nachtheil endigen. Mich beſchimpft er nicht.

Was mir noch mehr an Laura auffällt, iſt, daß ſie gar keinen Verdruß über ihre Gefangennehmung blicken läßt. Sie affektirt zwar bisweilen Unpäßlichkeit; aber die Affektation iſt gar zu ſichtbar. Ueberdies darf ſie hinunter gehen, und hat weit mehr Freiheit als ich.

Vor ohngefähr einer Stunde hörten wir klingeln, und die Thüre ſich öffnen. Sie ging ungern hinunter. Sie hatte mich ſchreiben ſehen, ſetzte voraus, es ſey ein Brief an meine Louiſe, und ſagte mir, ſie werde ihn wohl nach der Poſt beſorgen können. Dieſe Dienſtbefliſſenheit war gewiß abgeredet. Doch, wie ſchon geſagt, ich habe nichts zu verlieren, und kann mir noch immer Hoffnung machen. Als ſie die Treppe herauf kam, ſagte ſie mir, es ſey ein Mann aus der Nachbarſchaft da, welcher der Alten einige Kleinigkeiten mitgebracht habe; und um fünf Uhr mit Thee und Zucker wiederkommen werde.

Sollte dieſes Schreiben, wider alle Erwartung, in die Hand meiner Louiſe kommen, ſo ſchreiben Sie meinem Vater; geben Sie ihm von allem Nachricht; und vorzüglich ſchreiben Sie an Mr. Clifton. Es wird vergebens ſeyn, aber ſchreiben Sie. Ich wollte gern noch mehr Uebel erleiden, als er mir zu erweiſen vermag, wenn ich ihn dadurch zu dem Gefühl ſeines eignen Werths bringen könnte! Warum ſprech ich von Uebel, von Unglück, von dem, was er über mich vermag? Ich hoffe, ihm zu zeigen, daß er Nichts über mich vermag; daß die Gewalt der Menſchen, und der Widerſtand der Mauern, gegen die Kraft der Wahrheit ohnmächtig ſind! — — Er mich beſchimpfen? beleidigen? — Armer verderbter, verirrter Mann!

nur ſich ſelbſt beſchimpft er! er beſtürmt ſeine eigne Ruhe!

Hätte ich nur Grund Frank Henley in Sicherheit zu glauben, ſo ſollte mir nicht der leiſeſte Seufzer entfahren. Aber ich weiß zu wohl, Mr. Clifton läßt ihm die Freiheit nicht, wenn ich gefangen bin. Man wird wohl keinen Verſuch gegen ſein Leben gemacht haben! Und doch ſchaudre ich bey dem Gedanken! Wahrſcheinlicherweiſe fängt Mr. Clifton meine Briefe auf. Ich weiß nicht, ob ich eines Umſtandes erwähnen darf; ob ich mich an ihn oder an Sie wende? Zur Zeit meiner Gefangennehmung hatte Frank eine Banknote von acht Tauſend Pfund in der Taſche! Er war den Morgen in der Stadt geweſen, um das Geld für ſeinen Vater zu heben, und es dem Banquier des Sir Arthur zu übergeben.

Wenn Menſchen aus dem Pöbel gegen ihn wie gegen mich gebraucht wurden, und den Zettel gefunden haben: — wer bürgt mir für ſein Leben? Frank Henley, Clifton's Retter, der Lehrer der Wahrheit, der Freund der Menſchen, der wohlwollende, großmüthige, edelgeſinnte Frank, mit dem Benehmen voll

Güte, mit dem Herzen voll Wohlwollen, mit der Seele voll Klarheit: — ermordet!

Warum gebe ich einem ſo unmenſchlichen, ſich ſelbſt widerſprechenden Gedanken Raum? Es kann nicht ſeyn! — Nein, nein, das kann nicht ſeyn! Es iſt eine ſtrafbare Vorausſetzung — Ich muß ſolche Zweifel nicht nähren; denn ich kann ihm nicht helfen; aber die welche thätig ſeyn können, müſſen daran denken!

Daß dieſe Worte in der Luft verhallen ſollen! Niemand hört mich! Niemand lieſt was ich ſchreibe!

Ich will ruhig ſeyn. Meine Lage, meine Gefangenſchaft, die Mauern welche mich umgeben, die Riegel welche mich einſperren, flößen mir dieſe finſtern Trauerbilder ein. — Er wird entronnen ſeyn! In dieſem Augenblick ſucht er mich! Er irrt umher in Schrekken, Verwirrung, in Ungewißheit! aber er verzweifelt nicht! Wenn ihn nur die Welt nicht verliert! O wenn eine menſchliche Creatur dieſe Worte lieſt, ſo wird ſie mich hören, ihn benachrichtigen, ihm Schrecken und Muth einflößen, ihn warnen!

Louiſe, vergieb mir! Ich wende mich nicht ſelbſt an Sie! Ich kenne meine Freundin! Ich hege keinen Zweifel! Kaltes Aufſchieben, gefühlloſe Nachläßigkeit, übereilte Hitze iſt ihr Fehler nicht! — Ach! ſie wird niemals leſen, was ich ſchreibe! Gewiß nicht! Der Menſch welcher die Beſorgung übernimmt, iſt ein zu gewandter Betrüger, ſonſt wäre ich nicht wo ich bin!

So mag er denn ſelbſt leſen! und wenn er lieſt, wird ihm ſein Gewiſſen ſagen — »Es giebt einen Mann von ſo groſſer Würdigkeit, von ſo ſeltnen Tugenden auf der Erde, daß ſein Verluſt ein Verluſt für das menſchliche Geſchlecht wäre. Von dieſem Manne empfing ich tauſend Handlungen der Wohlthätigkeit, welche ich mit zehen tauſend Beſchimpfungen erwiedre. Ich wies ihn von mir, verachtete ihn, wollte ihn demüthigen; er vergißt alle dieſe Schmähungen, ſtürzt ſich wenige Stunden nachher in einen Abgrund, und entreißt mich dem Grabe. Dafür raube ich ihm, was ein Mann mehr als ſein Leben liebt, höher

»als ſeine Freiheit achtet. Aber wenn ich »ihn nun auch in ein Gefängniß geſtürzt, in »die Hände verruchter, pöbelhafter Niederträchtigen geliefert, wenn ich ſeinen Untergang veranlaßt und befördert habe, ſo kann »mir die Gnade nicht vergeben, die Gerechtigkeit hat keine Strafe mehr für mich, die »Barmherzigkeit ſelbſt muß mich verabſchenen.»

A. W. St. Ives.

Hundert und funfzehnter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Jezt ſind meine Handlungen eine zuſammenhängende Kette von Ränken geworden. Wäre aber das alles, wäre nur der Zweck dieſer Ränke nicht ſo unerhört und peinlich, ſie würden mir Unterhaltung gewähren, und ſicherlich nicht unmuthig machen.

Nun aber fühl' ich Beſorgniſſe, wie ich ſie nie empfand. Es iſt, wie ich finde, ein großer Unterſchied, ob man in einem Lande betrügt, wo Betrug ein Zeitvertreib, begünſtigt, häufig ausgeübt, und mit Beifall belohnt wird, oder in dieſem finſtern Lande der Untheilnahme und Kaltblütigkeit. Dort iſt Betrug ein Spaß, ein Lebensgenuß. Hier ein höchſtgefährliches, mit allgemeiner Schande belegtes Handwerk. Aber auch daran iſt nichts gelegen.

Ich bin genöthigt Zeit und Stunde nachzuſpüren, denn es iſt mir ſehr wahrſcheinlich, daß auch mir nachgeſpürt wird. Der alten

Haushälterin bin ich ſicherlich verdächtig: und ihre Zuneigung zu ihrem Fräulein iſt ſo unermeßlich und raſtlos, daß ſie ihren Scharfſinn erhöhen, und ihr Schlauheit genug an die Hand geben muß, um der Wahrheit nahe zu kommen. Ich ging, wie ich oftmals thue, zu Fozard, um nach meinem Pferde zu ſehn, und kaum war ich in den Stall getreten, ſo ging einer von Sir Arthurs Leuten vorüber. Gewiß ſchlich der mir nach.

Drauf ſtieg ich zu Pferde, ritt langſam nach Pimlico und über Weſtmünſter Brücke, und ward ſeiner nicht mehr gewahr.

Wie ich außerhalb der Stadt war, verdoppelte ich meinen Trab, bis nach und nach ein geſtreckter Galopp daraus ward. So ritt ich durch Vaurhall, wieder über Batterſeabrücke und die Themſe, durch Chelſea auf den Weg nach Brompton.

Zuerſt beſucht' ich den Tollhauswächter. Der Kerl hat ſchreckliche Augen. Eine Galgenphyſionomie! Ich fragte nach ſeinem Gefangenen. Der war wohlverwahrt. Das Haus iſt feſt. Kein neues Gebäude, ſondern im Geſchmack des vorigen Jahrhunderts, ſtark und plump, ſeit langer Zeit beſtimmt zum

Gefängniß dienen zu können, und jezt noch haltbarer gemacht. Es hat einen Garten, mit einer hohen Mauer umgeben, worin man dem Gefangenen erlaubt ſpazieren zu gehn: doch nicht ohne die nöthige Vorſorge, ſeine Arme durch die Zwangweſte zu binden, die Pforten wohl verſchloſſen zu halten, und auf ſeine Bewegungen Acht zu geben.

Ich befahl dem Kerl es Henley'n an nichts fehlen zu laſſen, ihm einen ſeiner Burſchen zur Aufwartung zuzugeben, ſelbſt aber nicht vor ihm zu erſcheinen. Dazu hab' ich zwey Urſachen. Erſtlich wünſch' ich nicht, daß Henley den Beleidigungen eines ſo niedrigen kleindenkenden Schurken ausgeſezt ſey: dazu fühlt meine Rache zu edel. Dann bin ich auch nicht gewiß, ob dieſer Wächter, ſo hartherzig, verſtockt, und fühllos er auch iſt, Henley's Beredſamkeit widerſtehen könne. Wenigſtens will ich ihn der Gefahr nicht freiwillig ausſetzen: obgleich der Kerl aller menſchlichen Empfindung ſo ſehr entſagt hat, daß ich glaube, die Gefahr ſey nicht weit her.

Doch nahm er es übel, daß ich ihm Vorſchriften geben wolle, und ſagte mir mürriſch, er verſtehe ſein Handwerk.

Hieher hatt' ich Mac-Fane beſtellt. Er kann die Schmach, welche ihn in Coventgarden betraf, noch nicht vergeſſen, und ſprach von Henley'n mit einer Bitterkeit, die man nur ein wenig aufblaſen dürfte, um ſie gefährlich zu machen. Ich ſoll ihm die tauſend Pfund in einigen Tagen bezahlen, und dazu werden wir aufs neue in Shakeſpeare's Coffeehauſe zuſammen kommen.

Es war mir lieb aus der Geſellſchaft dieſer mir neuen Mitgenoſſen, dieſer Erſtgebohrnen der Hölle, loszukommen, und zu meiner Gefangenen zu fliegen. Freilich zu fliegen, denn anfangs war ich eilig genug, aber mit jedem Schritt ging ich langſamer. Beide Häuſer ſind mehr als eine halbe Meile aus einander, und ich hielt es für das ſicherſte, nach jenem zu Fuß zu gehn, und nicht einmal einen Fußſteig zu betreten, ſondern quer über die Felder zu ſtreifen.

Laura wußte ich würde kommen, und hielt ſich fertig mir Bericht abzuſtatten. Sie lief ſogleich herunter. Ich fragte nach ihrem Fräulein, und ſpricht ſie die Wahrheit, ſo hat das heldenmüthige Mädchen keine Thräne vergoſſen, ſondern den Anſchein ihrer gewöhnlichen

lichen Ruhe beibehalten. Sie iſt ein Himmelskind!

Als ich noch zu Pferde ſaß, war ich tauſendmal entſchloſſen, an dem Tage alles zu Ende zu bringen. Ich verfluchte und verſchwor mich, gab mir mein Ehrenwort, und ergriff jedes Mittel, das mich hätte überzeugen ſollen, wie ſehr ich meine Entſchloſſenheit in Zweifel ziehe, um mich zu überzeugen, daß ich unwiederruflich entſchloſſen ſey. Aber auch das Bißchen Feſtigkeit, das mir übrig blieb, zerſchmolz vor Laurens Erzählung.

Ich muß warten bis die ruhige Würde ihrer Seele abzunehmen beginnt. Sie iſt eine Gefangene, ſie muß für Henley beſorgt ſeyn, ſie erinnert ſich ihrer Freunde und ihres Vaters, ſie fürchtet mich, — Urſachen genug zu baldiger Unruh.

Ich mag gar nicht läugnen, wie ſehr ich mich vor unſrer erſten Zuſammenkunft fürchte. Aber entſchloſſen bin ich, dieſe erſte ſoll auch die einzige ſeyn. Ich kenne mich, bin ich einmal erhitzt, ſo wird ſelbſt dieſes wunderbare Mädchen weder Sieg noch Ehrfurcht über mich gewinnen. Ich bin hartnäckig wie ein Weib, und ſtark wie ein Mann. Die Folgen der That kann ich nicht berechnen, die That ſoll geſchehn! Jedes Theilchen, das mein Daſeyn ausmacht, iſt durch Ehrenwort und Schwur verbunden, ſie zu vollführen. Dieſer That allein weih' ich meine Beſonnenheit und mein Leben.

Iſt ſie geſchehn, ſo leb' ich nicht lange mehr. Das ſeh' ich vorher. Aber der Gedanke bekümmert mich nicht, er beruhigt mich. Gern übergäb' ich ihr ſelbſt die Piſtole, verſpräche ſie mir, mich in dem Augenblick aus der Welt zu ſchaffen, da meine Rache geſättigt iſt. Dann wünſch' ich zu ſchlafen, und alles zu vergeſſen was iſt, und alles was hätte ſeyn können.

Sie hat geſchrieben. Ich wußte, das würde eine Unterhaltung für ſie ſeyn, und verſorgte ſie mit den Bedürfniſſen dazu. Laura fragte, an wen ſie ſchreibe? Sie geſtand, es ſey ein Brief an meine Schweſter, den ſie gern fortſchicken mögte. Aber das darf nicht geſchehn. Sie wird ihn Lauren übergeben, folglich kommt er demnächſt in meine Hände.

Das Ding, Laura, ſpielt ihre Rolle ſchlecht. Sie iſt lange nicht bekümmert geung. Mich wundert, daß Anna es nicht bemerkt, und doch bemerkt ſie es nicht, wie Laura ſagt, aber deren Auſſage beweiſt nichts. Aus ihrem Briefe werd' ich wahrſcheinlich beſſer erſehn, ob ſie ihrer Dienerin traut oder nicht. Ich weiß, ſie verachtet allen Argwohn; gleichwohl, denk' ich, würde ſich meine hohe Meinung von ihrem Scharfblick etwas herabſtimmen, wenn ich gewiß wüßte, daß ſie gegen eine ſo flache Dirne keinen Argwohn hätte.

Meine Seele brennt in mir zu enden! Und doch beb' ich Memme zurück. Aber ich will ſo verächtlichem Zagen nicht lange nachgeben, will nicht länger mir ſelber mißtrauen, denn nur dieſes Mißtrauen hält mich zurück. Ich habe ja keine einzige Beleidigung vergeſſen. Ich wiederhole ſie in meinen Träumen. Ja, Fairfax, Träume wie ich ſie habe, ſind nichts als Wiederholung erlittener Beleidigungen, und Vorgefühl der Rache, wodurch ich ihre Wunden zu heilen gedenke. Morgen oder Uebermorgen geh ich wieder zu ihr, und dann — dann ſollſt du mehr von mir hören!

C. Clifton.

Hundert und ſechzehnter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Sir Arthur kam dieſen Morgen zur Stadt. Der Jude Henley ſaß mit ihm in einer Kutſche.

Der junge St. Ives war früher ausgereiſt als ſie, und traf ſchon geſtern Abend in London ein. Er fuhr grade zu mir, glücklicherweiſe war ich zu Hauſe. Dies wälzte allen Schein des Geheimnißvollen von mir ab, und hielt er mich dennoch in Verdacht, ſo hatte er nicht das Herz ihn zu äuſſern.

Ich bezeugte ihm mein Beyleid, ſagte: es wäre ein ſeltſamer Handel, ein Räthſel das ich nicht zu löſen wiſſe, ein Geheimniß das die Zeit an den Tag bringen müſſe, weil ſich gar keine Vermuthung darüber aufſtellen laſſe. Er wiederholte faſt nur meine Worte, und ich gab vor, ich würde die halbe Welt durchritten ſeyn, um ſeiner Schweſter nachzuſetzen, wenn ſich nur eine Spur ihres Weges angäbe; die aber fände ſich nicht, und ſo müßt' ich mit dem Erſtaunen der Verzweiflung ſtill ſitzen.

Er erwiederte: das alles ſey ſehr wahr, und er ſey ſehr müde. Er wolle alſo nach Hauſe fahren, einige Nahrung zu ſich nehmen, und ſich zu Bette legen. Dieſer Knabe, Fairfax, geht auf zwey Beinen, ſieht der Welt ins Geſicht, und wird ſo gut mitgezählt wie ein andrer. Doch hat die Natur nichts an ihm ausgebildet, als Bauch und Lenden. Narren und Gaffer irren ſich an ihm, und halten ihn für einen Mann.

Eine Widerſacherin wie Anna St. Ives bringt Ehre. Daß es aber ausſieht, als ſcheut' ich mich vor Geſchöpfen dieſer Art, oder verbärge irgend etwas vor dieſen bloßen Schatten einer Weſenheit, dagegen empört ſich die edle Verachtung, die ſie verdienen, und mir einflößen. Doch giebt mir die allgebietende Nothwendigkeit dieſes Geſetz, und ich kam wohlbedächtig einem Beſuch Sir Arthurs bey mir zuvor, indem ich mir ſeine Ankunft ſogleich melden ließ, und ohne Verweilen zu ihm ging.

Die Kartenhäuſer dieſer jämmerlichen Menſchengattung fallen über den Haufen, wie man gegen ſie anrückt. Wer ihnen unerwartet auf den Hals kommt, ihnen dreiſt ins Geſicht ſieht, und ſie aus dem Stegereif zur Rede ſtellt, ſchlägt ſie in die Flucht. Sogar ihre Blicke bitten um Verzeihung, daß ſie etwas Arges dachten, was ſie nicht wagten zu äuſſern.

Ich geſtehe, Sir Arthur betrachtete mich mit argwöhniſchen Augen, und gab ſich zwar Mühe den Schein anzunehmen, als ob er mir traue; es kleidete ihn aber nicht.

Als Mrs. Clarke meine Gegenwart erfuhr, kam ſie herein, in weit heftigerer Bewegung als jemals, und forderte mich ſehr grade zu und eifrig auf, zu ſagen, was ich mit Hn. Henley und ihrem Fräulein angefangen hätte? Sie brachte mich mehr als einmal aus der Faſſung. Im Uebermaaß ihrer Empfindung wandte ſie ſich wechſelsweiſe an ihren Herrn und an mich. Da gabs eine Fülle von Thränen und Worten, ſie ward höchſt zudringlich und heftig, und ſchloß ihre Flammenrede mit neuen Beſchwörungen, ihr zu ſagen, was aus ihrem theuren übertheuren Fräulein geworden ſey?

Ach, bitte, bitte, ſagen Sie's uns, –

jammerte lallend der Baron, dem die ungeheuchelte Empfindung ſeiner Haushälterin das Herz rührte. Ich ſah ihm ins Geſicht, und der Pinſel ſetzte hinzu: — wenn Sie's wiſſen.

Ich nutzte den Vorwand fortzukommen, ſagte ihm mit dürren Worten: nur die Angſt ſeiner Seele könne ein ſolches Betragen entſchuldigen, und verließ ihn ſogleich, ohne daß er ſich Mühe gab mich zurück zu halten.

Unter andern wiederholte Mrs. Clarke ſehr oft: ſie habe ſehr gefehlt, daß ſie meiner Schweſter nichts davon wiſſen laſſen, und der Ritter tadelte ſich wegen der nemlichen Vernachläſſigung, aber, ſagt' er, mein Gemüth war ſo bekümmert, daß ich gleichfalls nicht daran gedacht habe.

Was vergeud' ich meine Zeit an ſolches Geſindel? Trotz aller meiner Entſchließungen, Fairfax, hab' ich ſie noch nicht geſehn. Auch ihren Brief hab' ich nicht erbrochen! Nicht gewagt ihn zu erbrechen! Sicherlich wird ihres Henley darin gedacht, und vermehrt ſich meine Wuth, ſo kann ich dem Wahnſinn nicht entgehn. Aber ſelbſt das iſt es nicht, was ich am meiſten fürchte. Sie hat ein großes, vielumfaſſendes, wohlwollendes Herz, ſie iſt eines Wortes fähig, um deſſentwillen, wenn ich es leſe, und doch die That verübe, die verübt werden muß, ich noch teufliſcher erſcheinen würde, als jezt in der ſchändlichen Ueberlegung meiner gegenwärtigen Gedanken. Meine Beängſtigung iſt hoch genug geſtiegen, ſie bedarf keines Zuwachſes. Mich martert jede Erinnerung an die Tugend des Wohlwollens, womit beide ſich ſo viel wiſſen. Nein, Fairfax, ich habe nie Erbarmen von ihnen begehrt, daß ſie es mir anboten, beleidigte mich, ich warf es von mir. Mitleid gehört für Bettler, mich muß Liebe lohnen, oder Abneigung beſtrafen.

Bald, Fairfax, bin ich bey ihr. Ich ſäume, aber ich gebe nicht auf. Die Gnade mag ſie von mir erhalten, daß ich ihrer Ungewißheit ein Ende mache: mehr ſollte die ganze Welt zu meinen Füßen nicht für ſie gewinnen.

C. Clifton.

N. S. Ich muß wohl eilen. Mit der morgenden Poſt erfährt meine Schweſter den ganzen Handel, und wird alsdann ihr geſammtes Geſchütz gegen mich ſpielen laſſen, wie ich glaube, in Geſtalt eines Briefes; denn durch perſönliche Gegenwart wird ſie ſchwerlich etwas auszurichten hoffen, weil ich ihr, bey unſrer lezten Zuſammenkunft, ihre Unbedeutſamkeit zu tief empfinden ließ. In der That war ich auf einen viel früheren Anfall gefaßt, denn es fehlt der jungen Dame nicht an Zuverſicht auf ihre Geſchicklichkeit, und an Muth: ſie gehört zur Henleyſchen Schule. Meine Meinung iſt aber gar nicht einen ihrer Briefe zu leſen. Ich würde ſie ihr alle unerbrochen zurück ſchicken, geſtänd' ich nicht dadurch, daß ich ihren Inhalt wüßte; und was hab' ich nöthig den Argwohn zu vermehren, deſſen ſcharfe Augen mich jezt ſchon bewachen? Ich will aber dem Zauberſpiel ein plözliches Ende machen, und ſchwarze Gewißheit an ſeine Stelle ſetzen. Dann mag die Unthat offenbar werden, und der Anblick des Meduſenhaupts die überläſtigen Gaffer verſteinen!

Hundert und ſiebzehnter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſe Clifton.

Aus dem Miethhauſe.

Und wenn es auch nur in der Einbildung iſt, ich muß mich noch einmal mit meiner Freundin unterhalten. Ich weiß daß ich mich täuſche; aber ich kann dem ſüßen Triebe nicht entſagen, woran ſich meine Seele von Jugend auf gewöhnte. In dieſem Augenblick giebt mir meine Louiſe vielleicht eine Nachläſſigkeit Schuld, von der mein Herz frey iſt. Ich will ihr, wie gewöhnlich, die Geſchichte dieſes Herzens liefern, ſie hat mich ſelbſt gelehrt, aus der Geſchichte des Herzens Nutzen für den Kopf zu ziehen.

Dieſes iſt der fünfte Tag meiner Gefangenſchaft. Noch ſehe ich die nemlichen Mauern, die nemlichen Fenſter und Riegel; und höre noch immer das Knarren und Zuſchließen und Einketten der Thüre. Traurige Gedanken über meine eigne Lage, über das Unglück meiner Familie und den gefahrvollen

Zuſtand eines tugendhaften Jünglings verfolgen mich unaufhörlich.

In dieſem Augenblick weiß ich noch nicht, ob meine Freundin um mich jammert? was ſie von mir denkt? Wenn ſie das Meiſte von meinem Schickſal erfahren hat, ſo muß ſie den Anführer des ſchwarzen Komplots errathen haben, und wie ſehr müßte ſie ſich ängſtigen, wenn ſie vergeſſen könnte, daß Feſtigkeit und ſtille, allen zufälligen Gütern entſagende Verſchloſſenheit, unerläßliche Pflichten ſind. O daß ich dieſe Pflichten nie vergäße!

Meine Schulter ſchmerzt mich ſehr; die pöbelhaften Menſchen haben mir übel mitgeſpielt. Die Entzündung iſt noch nicht vorüber. Auch meine Aerme ſind geſchwollen.

Die fürchterliche Stille in dieſem Hauſe nährt meine ſchwermüthigen Ideen. Ich zittre vor dem Rauſchen meines Tuchs, ich höre keine Bewegung, daß ich nicht die Schreckensgeſtalt, Clifton, vor mir ſähe. Dennoch unterdrücke ich dieſe Schwäche aus allen Kräften, die ich noch habe. Ich achte ihrer nicht.

In den lezten zwey Tagen ſchien auch Laura über ihre Gefangenſchaft betrübt; aber ihr Schmerz iſt erheuchelt; ihr Herz weiß von ihren Worten nichts. Sie merkt, daß ich ſie in Verdacht habe, und ihre Verſtellung macht ſie mir nur noch verdächtiger.

Es wäre vielleicht pflichtmäßig, wenn ich ſie von mir entfernte; aber ich mag nicht feige handeln. Ich habe niemals meine Zuflucht zu ſolchen Hülfsmitteln genommen; ich werde in meinem Elend nicht damit anfangen. Sie ſchläft in einem Zimmer mit mir; ich kann es ſelbſt veranlaſſen, daß die Treuloſigkeit hinterliſtige Entwürfe gegen mich ſchmiedet. Zwar iſt mein Schlummer unterbrochen; meine Nächte ſind unruhig; das Knarren eines alten Schranks weckt mich mächtiger auf, als ehemals ein Donnerſchlag. Ich will auf jeden Fall den Schlüſſel aus der Thüre ziehen, und ihn entweder verſtecken, oder die ganze Nacht in der Hand halten. Man denkt mir Böſes zu; warum wäre ich ſonſt hier?

Ich ſehe mich allenthalben um, hinter jeden Kaſten, jede Thür, jedes Bett. Die Vermuthung quält mich unaufhörlich, daß er mir jezt, in dieſem Augenblick zu Geſicht kommen könnte! Was weiß ich, wie viel

Ränke er ſchmieden, was für unſelige Liſt er ſich erlauben mag!

Unterwürfig machen ſoll er mich nicht! Er mag mich am Tage in Verwirrung ſetzen, des Nachts in Schrecken jagen; unterwürfig machen ſoll er mich nicht! Kann ein Unglück die Reinigkeit des Herzens beflecken? Kann die herannahende Gefahr eine Feſtigkeit beugen, welche aus innerer Ruhe entſpringt?

Louiſe, ich waffne mich mit Muth, ich ſtähle meine Sinne, um ihm zu trotzen. Ich weiß nicht, wie oder wann er kommt; ich kenne die ſchwarzen Werkzeuge nicht, die er brauchen wird! — Ich kann nicht ſchlafen. Ich eſſe mit Haſt, und trinke mit Zittern. Ich habe gehört, daß gewiſſe Getränke den Menſchen ſchwächen und ihm den Muth benehmen! Vielleicht wirken ſie nicht auf mich. Unterwürfig machen ſoll er mich nicht! Es könnte ihm nur durch Ruchloſigkeiten gelingen, wogegen die verjährteſte Bosheit ſich empören würde.

Armer Frank! Wo biſt du? Was denkſt du jezt, Unglücklicher! wenn du noch denken kannſt? Biſt du unter den Lebendigen? Wenn du noch unter den Lebendigen biſt, wie lebſt du denn? Du fühlſt jezt das Elend der Ohnmacht, du Mächtiger! Du würdeſt nicht Gewalt, noch Schmähungen brauchen; und doch müßte dein Feind vor dir hinſinken, wenn er dir nur Freiheit gelaſſen hätte. Seine geheimſten Ränke wären deinem forſchenden Geiſte nicht entgangen. Du wäreſt hieher gekommen! Dieſe Riegel hätten ſpringen, dieſe Thore ſich öffnen müſſen, und ich umarmte meinen Erretter!

Er hört mich nicht! Auch du nicht, Louiſe! Ich bin verlaſſen von menſchlicher Hülfe!

Fahr wohl! Fahr wohl! Ja fahr wohl! ich rede mit dem leeren Raume!

Sprach ich mit Bitterkeit? — In meinem Herzen liegt keine, gewiß keine! Der Geiſt des Wohlwollens und der Wahrheit befiehlt mir das Laſter zu haſſen, aber nicht den armen Verirrten, der das Laſter übt. Unwiſſenheit und Leidenſchaft verleiten ihn; Angſt und Verzweiflung quälen ihn. Rache iſt die einzige Triebfeder ſeiner Handlungen; ſo ſey Wohlwollen der Bewegungsgrund der meinigen.

A. W. St. Ives.

Bruchſtück. *)

Ob man das jemals finden wird, was ich jezt ſchreibe; — ob man jemals noch von mir, der ich es ſchreibe, etwas hören wird; — iſt allerdings ſehr zweifelhaft. Aber dieſe kurze Erzählung kann dem menſchlichen Geſchlechte von Nutzen ſeyn; ſie wird die Fortſchritte der Leidenſchaften begreiflich machen, und zeigen, wie weit die Ausſchweifungen eines Verirrten gehen können. Ich rede in der Vorausſetzung, daß dieſes Papier Perſonen in die Hände fällt, welche von Mr. Clifton und der Sache worauf ich anſpiele, mehr als ich ſelbſt, wiſſen; wenigſtens mehr, als ich hier aufzeichnen kann und mag.

In dieſer Hoffnung werde ich mich bemühen, ſo weit meine Kräfte reichen, die beſondern Vorfälle, welche ſich mit mir, ſeit meiner erſten Gefangennehmung bis auf dieſe Minute zugetragen, mit größter Unpartheylichkeit und Treue zu erzählen, ohne Rückſicht auf mein künftiges Schickſal. Mag Tod oder

---

*) Von Mr. Henley während ſeiner Gefangenſchaft verfaßt.

Rettung meinem Aufenthalt hier ein Ende machen! Zwar iſt Rettung unwahrſcheinlich, aber Verzweiflung wäre unverzeihlich.

O, Anna St. Ives! Sollte dein Auge jemals dieſes Papier überſtralen; — ſo unbekannt mir auch dein wahrſcheinlich trauriges Schickſal iſt, — glaub nicht, daß ich allein auf mein eigenes Selbſt bedacht bin, weil ich nur der Ereigniſſe erwähne welche mich ſelbſt betrafen; glaub nicht, daß ich die edleren Pflichten vergeſſen habe, worüber wir uns oft ſo ſeelenvoll unterhielten; daß der Gedanke an dich und deine Leiden jemals meinem Herzen abweſend war! — Doch warum erflehe ich von dir Gerechtigkeit? Wem haſt du jemals mit Vorſatz Unrecht gethan? O vergieb mir! — Lebe, wenn dir das Leben noch vergönnt iſt, und arbeite mit gedoppeltem Eifer an der Sache der Wahrheit! Verzweifle nicht! Stoß keine Seufzer aus; Vergeuß keine Thräne; opfre dein Weh dem allgemeinen Wohl!

⁂ ⁂ ⁂

Ehe ich anfange, muß ich erwähnen, daß ich die Summe von acht tauſend Pfund in Bankozetteln bey mir hatte; dieſer Umſtand ſcheint meinen Untergang bewirkt zu haben. Wir wollten unſern Spatziergang um vier Uhr endigen, und ich war willens das Geld alsdann zum Banquier hinzubringen. Ich habe freylich nachläßig verfahren. Ich hätte daran denken ſollen, daß Geld das Laſter reizt; daß täglich die größten Unwahrſcheinlichkeiten wahr werden; daß Uebereilung immer Unrecht iſt.

Als ich mit der erwähnten Dame auf den Feldern zwiſchen Kenſington und Brompton ſpatzieren ging, ſahen wir Mr. Clifton vorbeyreiten, und in weniger als vier Minuten, ſprang ein Mann auf ihn zu, feuerte eine Piſtole ab, wahrſcheinlich in der Abſicht ihn zu plündern.

Ich eilte ihm zu Hülfe; und unmittelbar nach der Entwaffnung dieſes wirklichen oder vorgeblichen Räubers, wurde ich ſelbſt angefallen, und fiel durch einen Schlag auf den Kopf ſinnlos zu Boden; vor mir ſtand niemand; es muß mir jemand hinter dem Rücken dieſen Streich verſetzt haben.

Ich ſah Mr. Clifton nicht mehr. Der Schlag war gewaltig; ich fühle ihn noch.

Als ich wieder zur Beſinnung kam, fand ich meine Arme zuſammengebunden, wie man einen Wahnſinnigen bindet; ich rief um Hülfe, aber der Mann, welcher mich ganz beſonders bewachte, (denn es waren mehrere um mich) legte mir den Daumen auf den Kehlkopf, öffnete mir den Mund und knebelte mich.

Man brachte mich in ein Haus, das zum Gefängniß wohl eingerichtet war. Es iſt ein altes ſchwerfälliges Gebäude, rings ummauert, mit Schlöſſern, Riegeln, Balken, Ketten aller Art verſehen. Die ganze Einrichtung macht das Entweichen unmöglich.

Ich wurde eine Treppe hinaufgeführt. Man wies mir zwey Zimmer an. In dem engern befand ſich ein Bett.

Sobald ich im Zimmer war, nahm mir der Eine, von welchem ich nachher erfahren habe, daß er ſeiner Profeſſion nach Wahnwitzige fängt und einſperrt, die Bande ab, und ſie verließen mich alle.

Ich ſtand, — Gott weiß wie lange, — den Blick an die Erde geheftet, und mannichfache Bilder durchkreuzten mein Gehirn.

Endlich war ich im Stande mich zu thätigern Unterſuchungen zu erheben. Ich ſah mir die Zimmer an. In dem größern war ein Kamin und Feuer, aber weder Schaufel noch Zange oder Stecken um das Feuer zu ſchüren; einen dünnen Eiſenſtab ausgenommen, der faſt unbrauchbar war. Das Geräth beſtand in einem Stuhl, einem Tiſch, einem zerbrochnen Spiegel, und einem alten Gemälde, vorſtellend: Abraham der ſeinem Sohn Iſaac das Meſſer an die Kehle hält.

In dem andern Zimmer ſtand außer dem Bett ein Stuhl, ein alter eichner Kleiderſchrank, und ein kleiner Verſchlag war darin angebracht.

Ich unterſuchte die Fenſter. Es war in jedem Zimmer nur eins, und mit ſo engen eiſernen Gittern verſehen, daß ein Kopf keinen Raum dazwiſchen hatte. Das eine Fenſter nur hatte einen Rahm, worauf ich ein Papier mit folgenden Worten fand: »Sie »werden ſtrenge bewacht; wenn Sie es wagen, »durch irgend ein Geräuſch, die Welt von »Ihrem hieſigen Aufenthalt zu benachrichtigen, ſo wird Ihre Wohnung in eine weit »unangenehmere verwandelt.«

Da ich mich nur mit mir ſelbſt beſchäftigen konnte, ſaß ich in tiefen Gedanken ungeſtört, bis es dunkel ward. Gegen fünf Uhr ohngefähr, (genau wußte ich die Zeit nicht, ich vergaß anzuführen, daß man mir Uhr und Börſe, mit dem Verſprechen abgenommen hatte, ſie mir wieder zu geben) hörte ich den Schall entfernter Schlöſſer und Riegel, an den äuſſern Thüren und dem Thorweg, und bald nachher Menſchenſtimmen.

Der Kerkermeiſter, (ich weiß keinen andern Namen für ihn) kam mit zwey Gehülfen, und brachte noch einmal die Bande, um meine Arme einzuſchlieſſen. Ich weigerte mich, und ſagte, ich ſey an ſolche Feſſeln nicht gewöhnt. Worauf ich die Antwort vom Kerkermeiſter erhielt: — »Will er nicht! Ich will ihn ſchnattern »lehren! Ich geb' ihm eins mit der »Keule.» —

Hieraus ſchloß ich, daß mir dieſer Mann auch den erſten Streich verſetzt habe, der mich zu Boden warf.

Zugleich hob er ſeine Keule auf. Mit ſolchen Waffen waren alle drey verſehen. Sie ſchlugen nun die Thüre hinter ſich zu. Ich mußte nachgeben.

Sobald meine Arme zuſammen gebunden waren, dachte ich an die Bankozettel in meiner Taſche; ich fürchtete für mein Leben. Ohngefähr eine Viertelſtunde nachher, hörte ich wieder die Riegel und Ketten an meiner Thür raſſeln, und eine einzelne Perſon trat in das Zimmer. Ich konnte ihre Geſichtszüge nicht unterſcheiden: aber an Geſtalt und Stimme erkannte ich den Gauner Mac-Fane.

Ohne ein Wort zu ſprechen, kam er auf mich zu, und ſchlug heftig nach mir. Ich hatte mich des Schlages verſehen, und wandte mich ſchnell um. Nun ward er wüthend, fluchte, ſtieß mit dem Fuß nach mir, und behandelte mich höchſt unanſtändig.

Er ward in der Leidenſchaft ſo laut, daß ihn der Kerkermeiſter hörte, und hereintrat. Eben hatte mich Mac-Fane zu Boden geworfen, und beynahe mit Fußſtößen ermordet.

Ich ſagte die ganze Zeit über kein Wort, ich gab keinen Laut von mir. Der Kerkermeiſter hatte Mühe ihn zu entfernen.

Nun war ich wieder der Einſamkeit und

Dunkelheit überlaſſen, und hatte Stoff genug zu ſchwermüthigen Betrachtungen, indem ich über den unwürdigen Mac Fane, über meine damalige Zuſammenkunft mit ihm und Mr. Clifton, über die Bösartigkeit ſeines Gemüths, und die ganze räthſelhafte Kette der verworrenſten Begebenheiten nachdachte.

Um acht Uhr öffnete ſich meine Thür wieder, und ein Knabe von vierzehn Jahren brachte mir Licht und Abendeſſen. Der Knabe hielt mich für wahnſinnig; er näherte ſich mir mit Widerwillen. Sein Gebieter, der Kerkermeiſter, ſtand an der Thür, fluchte, drohte ihm mit der Peitſche, und zwang ihn, zu thun was ihm befohlen worden. Er ſollte mich nemlich von meinen Banden erlöſen, ein ſchmutziges Tiſchtuch aufdecken, die Schüſſeln hinſetzen, und warten, bis ich gegeſſen hätte. Der arme Knabe zitterte aus Leibeskräften, als er mich in Freiheit ſah.

Die Thür war nur halb offen, hing in dreyen Ketten, der Knabe kroch zwiſchen durch, und der Kerkermeiſter ſtand davor, den einen Arm an die Mittelkette gelehnt, mit dem Körper draußen, und den Kopf innerhalb des Zimmers.

Die Furchtſamkeit des Knaben benahm ihm ſein kluges, freundliches, wiewohl unterwürfiges Anſehen nicht.

Die Speiſen, das Tiſchtuch, und Meſſer und Gabeln, verriethen die Armuth meines Wächters, und ſein ganzes Verfahren bewies, daß er bereit ſey alles zu wagen, um dieſem Uebel abzuhelfen. Ich war verloren, wenn er das Geld entdeckte.

Ich genoß die Speiſen, welche mir der Knabe gebracht hatte, und ſuchte ihm durch Freundlichkeit Vertrauen einzuflößen. Die Sanftheit und das vernünftige Betragen des erſten Wahnſinnigen, welchen der Junge in ſeinem Leben geſehen hatte, ſetzten ihn in ſichtbares Erſtaunen. Ich redete ihn verſchiedene male an, legte ihm unnöthige Fragen vor, um ihn aufzumuntern, und meine Art mit ihm zu ſprechen wirkte ſo viel, daß er mich mit Hoffnung und Ruhe verließ. Man ſchloß die Thür zu, löſchte das Licht aus, und ließ mich im Finſtern ſitzen. Durch dieſe Nacht ward ich nicht beunruhigt.

Doch meine Gedanken waren zu rege, als daß ich hätte ſchlafen können. Ich ſaß eine lange

Zeit unbeweglich da. Die außerordentliche Stille rings umher, und das einförmige Dunkel verſetzten mich in einen Zuſtand, welcher edle Geſinnungen nährt und große Entſchlüſſe gebiert. Von Zeit zu Zeit ſchreckte mich das Rufen und Lachen des Kerkermeiſters, das ich in der Ferne hörte, aus meinem Tiefſinn auf.

Meine Kammerthür war offen; ich ging hinein und ſetzte mich an den Fuß des Bettes, wo ich wieder in Träumereyen verſank, und von dem Ort nicht weichen konnte. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieſer Stellung geſeſſen. Das Knarren einer Thür machte mich aufmerkſam, und die Stimme meines Wächters, die ich ſo deutlich hörte, daß ich ſie in meinem Zimmer zu vernehmen glaubte.

In dem Augenblick fiel ein ſtarker Lichtſtral auf die Mauer meiner Schlafkammer. Ich folgte ihm mit dem Auge; ſeine Richtung zog von der Linken zur Rechten in das Cabinet. Ich hätte gern durch Verſuche entdecken mögen, vermittelſt welcher Oeffnung er eingedrungen war; aber als ich der Sache weiter nachdachte, fand ich es rathſamer, einen Menſchen nicht zu beunruhigen, der von

Argwohn und Furcht unaufhörlich gepeinigt werden mußte, und mich gar nicht zu regen.

Die Stimme des Kerkermeiſters war nun deutlicher als zuvor; er wollte zu Bette gehen, und wiederholte die Frage: »Seyd ihr auch ſicher, daß Alles ruhig iſt?» verſchiedenemal mit großer Aengſtlichkeit; eine männliche Stimme bejahte ſie. »Rührt er ſich?» Nein. »Vor zehn hab' ich ihn ganz gewiß gehört.»

Er war noch nicht ruhig, und in weniger als eilf Minuten hörte ich eine Thür entriegeln. Der Kerkermeiſter und die andern beiden ſtanden mit ihren Keulen vor mir. Er fragte mich mürriſch, warum ich nicht zu Bette ginge? Ich antwortete: weil ich keine Neigung zum Schlaf habe. Hierauf beſah er die Fenſter, und unterſuchte Alles bis auf die Mauern; dann wandte er ſich wieder zu mir, und ſagte: — »Wach' er oder ſchlaf' »er, mich kümmerts wenig.» Nun verließ er mich; ich ſah den Lichtſtrahl wieder, und hörte ſeine Bewegungen, als er zu Bette ging.

Ich that die Nacht kein Auge zu, und unterſuchte den andern Morgen, welchen Weg das Licht genommen haben müſſe. Ich verſetzte mich in die nemliche Lage, und ſah zur Linken das Cabinet in dieſer Richtung, und die Thür offen.

Beym Hineinſehen entdeckte ich, daß ein Theil der Decke links verfallen war, und das Tafelwerk eine Spalte hatte.

Auch der Umſtand war günſtig, daß ich in meiner Schlafkammer, wenn Alles ruhig war, die Stimmen von unten deutlich hören konnte.

Ich fing an zu überlegen, in wie weit ich wohl die Mittel benutzen könnte, welche ſich mir von ſelbſt darboten; wartete am Tage die Gelegenheit ab, und entfernte mit meinen Fingern und durch Hülfe des eiſernen Stabes, welcher zum Aufſchüren des Feuers diente, zur Rechten und Linken verfallnen Mörtel, mit der größten Vorſichtigkeit, daß kein Mauerſtück oder ein Theil des Tafelwerks hinunter fiel. Ich war ſehr eifrig bey dieſer für mich unbeſchreiblich wichtigen Arbeit. Ich verſchloß die Oeffnung immer wieder mit großer Sorgfalt, kehrte den abgefallnen Mörtel zuſammen, und legte ihn in leere Winkel zwiſchen den Querbalken, ſo daß keine Spur meiner Unternehmung zu ſehen war.

Dieſe ängſtliche Vorſichtigkeit war höchſt nothwendig; denn ſo oft der Wächter des Morgens in mein Zimmer mit ſeinen Begleitern trat, unterſuchte er alle Theile des Zimmers, mit argwöhniſcher Gebärde.

Beym Frühſtück wartete mir wieder der Knabe auf, und der Kerkermeiſter lauerte. Ich betrug mich gegen den Knaben immer ſehr höflich, aber, um gar keinen Verdacht zu erregen, ſprach ich wenig, und entließ ihn bald.

Vormittags ward die Thür wieder geöffnet, und der Knabe mit der engen Weſte hineingeſchickt; der Kerkermeiſter ſagte mir: »He »da, Herr, das Wamms angezogen! — Fix »Burſche!» —

Ich zögerte, und fragte: ob Mac-Fane mir wieder einen Beſuch abſtatten würde? Der Kerkermeiſter gab eine Antwort, die mir keine Bedenkzeit übrig ließ, und ich half nun dem Knaben ſelbſt ſeinen Dienſt verrichten. Da ich dem Kerkermeiſter den Rücken zukehrte, lächelte ich den Knaben freundlich und bedeutend an; er erwiederte dieſes Lächeln mit einem Blicke, in welchem ſich Erſtaunen und Neugierde malte.

Der Kerkermeiſter hatte mir die Erlaubniß ertheilt, nachdem ich die Weſte angezogen, unter ſeiner Begleitung in den Garten zu gehen.

Es war natürlich, daß ich ſeit dieſem Augenblick keinen andern Gedanken, als den Entwurf zu meiner Entweichung faſſen konnte, daß ich alle meine Kräfte gegen dieſes große Ziel hinrichtete.

In dem Garten ſpatzierte ich unter Begleitung meines Kerkermeiſters, und ſeiner Helfershelfer. Ich durchkreuzte ihn nach allen ſeinen Richtungen, und bemühte mich gelaſſen und gedankenlos zu ſcheinen. Hier ſah ich keine Möglichkeit zur Rettung. Der Garten iſt vollkommen von einer hohen Mauer umgeben, welche an ihren Enden mit dem Hauſe zuſammenſtößt. Er hat ein enges, verriegeltes, eingekettetes Thor, und keinen Eingang als den vom Hauſe. Nachdem ich ohngefähr eine Stunde herumgegangen war, fragte mich der Kerkermeiſter, mit einem eher befehlenden als fragenden Ton, ob ich noch nicht müde wäre?

»Nein.«

Aber ich bin's.

Ohne ein Wort zu ſagen, kehrte ich in mein Gefängniß zurück.

Ich verſuche keine Beſchreibung von den Leiden meiner Seele, und der beſtändigen Furcht, die an meinem Herzen nagte. Ich fürchtete nicht für mich; denn es war damals nicht wahrſcheinlich, daß man mir eine größere Quaal als Gefangenſchaft auferlegt habe. Ich fürchtete für eine andre Perſon. Es war ein martervoller Zuſtand; ein harter Kampf der Feſtigkeit, die ich mir zur Pflicht machte, mit der in dieſem Fall ſo verzeihlichen Verzweiflung.

Ich ſann auf jedes Mittel zu meiner Entweichung. — Vergebens! —

Ich konnte mir kein beſſeres erdenken, als die Bemühung, meinen Wächter zu überzeugen, daß er mehr gewinne, mich frey zu laſſen, als gefangen zu halten.

Als man mir das Mittageſſen gebracht hatte, und er auf ſeinen Poſten ſtand, fragte ich ihn: ob er ſo gefällig ſeyn wolle, ſich mit mir eine halbe Stunde zu unterhalten, in

Gegenwart oder Abweſenheit ſeiner Begleiter, wie er lieber wolle? —

Er unterbrach mich: — »Nichts von alle »dem! Wo er ein Wort ſpricht; ſoll ihn der »Teufel — Will er wohl! — ich zieh ihm »den Augenblick das Wamms an.« —

Ich ſagte nichts mehr, ſondern verzehrte mein Mittagmahl. Gelegentlich warf ich ein Auge auf die Thür, und fand es wahrſcheinlich, daß ich durch einen plötzlichen Sprung die eine Kette zerbrechen, oder das hohle dicke Eiſen, in welchem der Riegel hing, und welches in das dicke Holzwerk nicht genau paßte, wieder aufziehen könne. Es kann nicht leicht ein Menſch von ſtärkeren Motiven angetrieben werden, als ich in meiner damaligen Lage; der nemmliche Umſtand kam vielleicht nicht wieder, und ich beſchloß das Wagſtück.

Ich aß ſo lange bis er Langeweile hatte, und den Kopf der andern Seite zukehrte. Ich befand mich in einer Entfernung von etwa zwölf Fuß von der Thür. Ich erhob mich ſchnell, machte zwey Schritte, und that einen großen Sprung. Ich rannte mit großer Heftigkeit gegen die Thür; aber der Widerſtand war zu groß, und ich ſchlug zurück auf den Boden.

Nach dem erſten Augenblick des Erſtaunens kettete der Kerkermeiſter die Thür ein, und rief wüthend und fluchend ſeine Gehülfen herbey. Dieſe beruhigten ihn bald, und ſpotteten meines fruchtloſen Verſuchs.

Der Vorfall veranlaßte eine Aenderung in ſeiner Methode; er ſtand nicht mehr in offner Thür, um mich zu bewachen, ſondern ſchickte den Knaben voran, und befeſtigte ſie dann durch Schloß und Riegel.

Ich erwartete nun meine Weſte und Bande wieder; allein er mußte entgegengeſetzte Befehle erhalten haben. Doch war er von dieſem Augenblick an noch argwöhniſcher wie zuvor, und erlaubte mir nicht das mindeſte Wort, das nicht zur Sache gehörte. Seine Furcht vor meiner Entweichung war unbeſchreiblich.

Der plötzliche Sprung, welchen ich gegen die Thür gewagt hatte, und die Vorausſetzung, ich ſey wahnſinnig, hatte auf den Knaben ſo ſtark gewirkt, daß er zitternd und bebend mir das Eſſen reichte. Ich ging ihm mit vieler

Artigkeit entgegen, und ſagte: — Fürchte dich nicht, guter Knabe! Ich werde dir nichts zu Leide thun.

Sobald der Kerkermeiſter nun glaubte, ich habe genug gegeſſen, öffnete er die Thür mit großer Vorſicht, und ließ den Knaben gehn.

Ich beſchuldigte mich nun einer Uebereilung; aber ich dachte dann wieder, daß man Alles wagen müſſe, wo Alles auf dem Spiele ſtehet. Was hätt' ich fürchten ſollen? Mit freyen Händen konnte ich ſie durch die Ueberraſchung und meine Stärke übermannen.

Jetzt fiel mir ein, daß ich klug handeln würde meine Bankonoten zu verbergen. Ich zog ſie heraus, unterſuchte ihre Nummern, und bemühte mich ſie in mein Gedächtniß zu prägen.

Hiermit hatte es keine Schwierigkeit; aber die Klugheit erforderte, nichts auf das Ohngefähr ankommen zu laſſen; ich ergriff das verbrannte Ende meines Eiſenſtabes, ging in meine Schlafkammer, und ſchrieb die Zahlen an die Mauer auf einer ſehr finſtern Stelle. Ich hatte wenig zu befürchten, wenn ſie auch die Ziffern ſahen, denn ich ſchrieb ſie in einer

fort

fortgeſetzten Zeile, ſo daß man ihre Bedeutung ohne Schlüſſel nicht entdecken konnte.

Dann nahm ich noch einmal einen Stuhl, und ſtellte ihn gegen die Thür meines Kabinets; ich hielt den höchſten Gipfel des Geſimſes für den beſten Ort. Ich unterſuchte erſt die Stelle, und an dem äußerſten Ende des Geſimſes fühlte ich Widerſtand. Als ich Sache näher unterſuchte, waren es die Ueberbleibſel von einem Bund Federkiele.

Ich fühlte noch einmal, fand aber nichts mehr.

Nun brachte ich meinen Stuhl gegen das andre Ende, und nachdem ich die Hand zwey oder dreymal vergebens hin und her gewandt hatte, ſtieß ich mit der Schiefe der Hand gegen den verſteckten Theil der Mauer, und es fiel mehr als ein halbes Buch Papier herunter.

Das brachte mich auf die Vermuthung, dieſes Geſimſe habe wahrſcheinlich irgend einem liebekranken Mädchen geiſtige Dienſte geleiſtet, und werde gewiß auch Dinte enthalten. Nach einer genauen Unterſuchung, und Bewegungen mit der andern Hand, fand ich ein Dintefaß.

Ich ergriff meinen Schatz, und unterſuchte ihn. In dem Fläſchchen war Baumwolle, aber die Dinte vertrocknet. Ich goß Waſſer zu, und konnte nun eine Zahl aufſchreiben. Aber ich hatte keine Feder, und kein Mittel ſie zu erſetzen.

Um alles zu behalten, was ich eben an brauchbaren Werkzeugen gefunden hatte, legte ich meinen Schatz wieder auf das Geſimſe zurück, und dachte auf einen andern Platz für meine Bankzettel. Als ich ſorgfältig wieder einmal beide Zimmer durchſucht hatte, fand ich unter dem alten Gemälde eine Lücke in der Mauer, in welcher ſich zur Seite noch weit mehr Schreibpapier befand, als ich in dem Kabinet gefunden. Ich nahm das Papier gänzlich weg, damit es nicht fernere Unterſuchungen veranlaſſe, und legte es auf das Geſimſe.

Als der Knabe mein Abendeſſen brachte, fragte ich ihn nach ſeinem Namen und Alter, um ihn dreiſt zu machen; und erfuhr durch ſeine Antworten, daß er eine arme Mutter habe, die nicht für ihn ſorgen könne, und durch das Kirchſpiel verbunden ſey, bey meinem Wächter in die Lehre zu gehen.

Endlich fragte ich ihn: ob er ſchreiben und leſen könne?

Er bejahte die Frage; er wäre in der Armenſchule, worin er erzogen worden, der beſte Schüler geweſen.

Ob er noch zu lernen fortfahre?

Er liebe das Lernen ſehr, war ſeine Antwort; es fehle ihm aber an Büchern.

Ob er ſchreiben könne?

Er habe kein Papier.

Iſt denn Feder und Dinte im Hauſe?

Ja; aber die Feder wird ſelten gebraucht, und taugt nichts.

Kannſt du mir eine Feder verſchaffen?

Wenn ich Kiele habe, kann ich Ihnen eine ſchneiden.

Haſt du ein Federmeſſer?

Nein; das habe ich vergeſſen: aber einer von den Männern hat ein Meſſer mit verſchiednen Klingen. Ich will ihn darum bitten.

Was würdeſt du denn ſchreiben, wenn du Papier hätteſt?

Einen Brief.

An wen?

An meine Mutter.

Ich ließ ihn für dasmal gehen, weil ich ihm nicht mehr ſagen wollte. Aber durch dieſes Geſpräch war er ganz furchtlos geworden. Ich ſprach vorſätzlich in einem ſehr leiſen Tone mit ihm; und er war klug genug, ungeheißen das nemliche zu thun.

Den andern Tag gab ich ihm beym Frühſtück einen Bogen Papier und zwey Kiele, und ſagte ihm, er möchte zwey Federn ſchneiden, eine für ihn, und eine für mich, und das Papier zu ſeinem Briefe nehmen. — Er ſah mich mit kluger Verwunderung an. — Woher das? ſchien er ſich zu fragen; ſagte aber nichts. Die Wahnſinnigen däuchten ihn ganz fremdartige Weſen.

Ich gab ihm einen Theil meines Frühſtücks, und die Freude mit welcher er das annahm, verrieth eben keine gute Koſt.

Zu Mittage brachte er beide Federn. Ich fragte ihn, warum er nicht eine davon zu dem Briefe an ſeine Mutter nähme? Er habe ſchon geſchrieben, ſagte er, aber die Feder wieder zugeſchnitten. Die Federn waren gar nicht übel, beſonders, da er ein ſehr ſchlechtes Meſſer hatte.

Aber wie werden Sie es denn mit der

Dinte machen, Sir? Ich ſagte ihm, daß ich wohl Etwas, aber bey weitem nicht genug habe. Vielleicht, ſagte er, würde ihm einer von den Männern für einen halben Pfennig holen. Ich ſagte ihm, ich hätte kein Geld.

»Eben hat mir ein Gentleman (vermuth»lich Mr. Clifton) Sechs Pfennige gegeben, »weil ich ihm ſein Pferd gehalten; fünf will »ich für meine Mutter aufbewahren; aber für »einen halben Pfennig kaufe ich Dinte.» —

Ich nahm den Knaben bey der Hand, und ſagte ihm: — »Wenn ich jemals frey »werde, ſo will ich an dich denken.»

Meine Rührung theilte ſich ihm mit; er ſah mich voll Wehmuth an, und ſagte: »Sind Sie denn nicht toll, Sir?»

Die Miſchung von Ernſt und Milde, mit welcher ich ihm die Worte zur Antwort gab: — »Nein, mein guter Junge!» — überzeugten ihn, und erhitzten ſeine Einbildungskraft.

Ich ſagte nicht viel mehr, ſondern endigte die Mahlzeit, ſchrieb die Zahlen auf, und gab ihm die Flaſche, warnte ihn aber, mit irgend Jemanden davon zu ſprechen. Der Knabe ſah mich wieder ſehr liebreich an, ſteckte die Flaſche ein, und ſo bald ſein Herr in die Thür trat, nahm er alles weg und entfernte ſich.

Mit dem Abendeſſen brachte er die Dinte. Einer von den Männern hatte die Sechs Pfennige genommen, wollte ihm aber Nichts wieder herausgeben, und hatte doch die Dinte aus des Kerkermeiſters Flaſche genommen. So mächtig ſind die Gewohnheiten des Laſters. Der Knabe erzählte den Vorfall mit Unwillen, ſagte aber, er dürfe nicht klagen. Ich konnte ihm nichts anders geben, und beſchenkte ihn mit einigen Federkielen und vier Bogen Papier, zu ſeinem eignen Gebrauch.

So lange es mir an den Mitteln fehlte, hatte ich mir Erleichterung von dem Niederſchreiben meiner Gedanken verſprochen; aber itzt fand ich ſie zu ſchwermüthig, zu unzuſammenhängend. Die Erinnerung an Anna St. Ives und ihre Gefahr, die unaufhörliche Begierde auf irgend eine Art zu entkommen, troz tauſendfacher Ueberzeugung von der Unmöglichkeit. — alle dieſe innigen Wünſche, deren Erfüllung ſo weit von mir entfernt war, hatten mich unfähig gemacht deutlich zu denken, oder zuſammenhängend zu ſchreiben.

Ich konnte mir nur einzelne Merkzeichen machen, die mich an Gedanken, welche mir nicht unerheblich ſchienen, und an gegenwärtige Umſtände erinnern ſollten. Ich legte mein Papier auf die getäfelte Arbeit hinter das Gemälde, wohin ich auch dieſe Erzählung verbergen will.

Man erlaubte mir noch immer den Spatziergang des Morgens. Am ſechſten Tage meiner Gefangenſchaft ereignete ſich ein Umſtand, durch welchen ich wiederum zu einem Rettungsverſuche gereizt ward.

Im Vertrauen auf meine gefeſſelten Arme, hatte der Kerkermeiſter mich der Bewachung eines einzigen Mannes überlaſſen; er ſelbſt und die andern verrichteten Geſchäfte im Hauſe.

Während ihrer Abweſenheit klingelte man im Garten. Ich hörte Mac-Fane's Stimme, der von meinem Hüter eingelaſſen zu werden verlangte. Dieſer holte die Schlüſſel, und öffnete die Thür ohne Bedenken.

Ich faßte Hoffnung und Muth. Durch eine leichte Wendung ſchob ich ihn einige Schritte von der Thür weg. Ich hatte die Wendung wie durch Zufall gemacht; er ſah mich an, vermuthete aber nichts Böſes. Als er aufriegelte, ſtand ich dicht neben ihm, drehte mich herum, ſprang hinaus, und lief fort.

Durch die Heftigkeit meiner Bewegung warf ich Mac-Fane zu Boden. Der Kerkermeiſter hatte Argwohn gefaßt, ging in den Garten und ſah nach. Er ſetzte mir mit ſeinen Gehülfen und Mac-Fane, der ſich aufraffte, eiligſt nach.

Ohngeachtet meiner Feſſeln war ich ſchneller als ſie. Der Kerkermeiſter war der Erſte hinter mir. Ich befand mich nun in einem Wege, der einen hohen Zaun zu jeder Seite hatte. Ein fremder Mann kam mir hier entgegen, dem der Kerkermeiſter zurief, er ſolle mich feſthalten. Der Mann, welcher meine Arme in Feſſeln ſah, und das Geſchrey meiner Verfolger hörte, that wie ihm war geheißen worden. Er ſtellte ſich mir entgegen, und wir ſtießen auf einander.

Wir fielen beide hin; aber der Mann, welcher ſich durch ſeine Hände helfen konnte, war zuerſt wieder aufgeſtanden. Er hielt mich an. Hinter mir her ſchrien ſie alle: »Ein Toller! Ein Toller!« — ich nahm ſogleich die grauſenden Geberden eines Wahnſinnigen und die ſchrecklichſten Stellungen an, erhob ein wildes Geſchrey, und fing an nach ihm zu beiſſen. Er erſchrack, und ich entlief in dem Augenblick, da der Kerkermeiſter kam. Kaum war ich tauſend Schritte weiter gelaufen, als ich einen andern Mann in meinem Wege ſah. Hinter mir her ſchrien ſie wie zuvor. Auf dieſer Stelle war der Zaun niedriger; ich ſprang hinüber nach dem Felde zur Rechten. Zur andern Seite war ein Graben, deſſen ich mich nicht verſehen hatte; ich glitt an deſſen Ecke, und fiel.

Mein Verfolger benutzte eine Thür, die ich vorbeygelaufen war. Es war das Feld eines Gärtners, und der Inhaber arbeitete eben. Er half mir auf; aber nicht ſchnell genug; der Kerkermeiſter kam, und bald nach ihm ſeine Gehülfen und Mac-Fane.

Ich wandte mich an den Gärtner, ſagte ihm, wer ich wäre, und verſprach ihm hundert Pfund, wenn er zu meiner Rettung behülflich ſeyn wolle; aber der Kerkermeiſter machte allen meinen Bemühungen ein Ende. Er knebelte mich, und ich konnte nicht weiter ſprechen.

Mac-Fane gab dem Manne eine halbe Krone, und ſie verſicherten ihm alle, ich ſey toll, welches auch der Mann beſtätigte, den ich hatte beiſſen wollen.

Hier zeigte ſich Mac-Fane's Bösartigkeit; jedoch ich will ſeine Mißhandlungen nur in ſo fern anführen, als ſie Bezug auf das Folgende haben.

Ich ward nach meinem Gefängniß zurückgeführt, dieſen Tag und die ganze Nacht über in der Zwangweſte gelaſſen, und von dem Knaben gefüttert. Der Knabe bezeigte mir ſein Mitleid durch ſeine Minen; aber der Kerkermeiſter und ſeine beiden Gehülfen bewachten ihn; und die Thür wurde in alle Ketten gehängt. Ich konnte verſchiedne Tage hindurch mit dem Knaben kein Wort reden.

Als ſich der Kerkermeiſter und Mac-Fane entfernt hatten, ging ich in das Schlafzimmer, und ſtand mit dem Geſichte gegen das Fenſter zur Seite des Kabinets. Mac-Fane's Betragen war ſo teufliſch geweſen, daß ich Grund zu der Vermuthung hatte, er trachte mir nach dem Leben.

Als ich ſo hier ſtand, hörte ich die Schlafkammer des Kerkermeiſters ſich öffnen, wieder verſchlieſſen, und bald nachher den Kerkermeiſter mit Mac-Fane im Geſpräch. Ich hörte aufmerkſam zu. Der Inhalt des Geſprächs war mehr ſchrecklich als unerwartet für mich. Sie beſprachen ſich über die beſte Art mich zu ermorden.

Der Kerkermeiſter ſetzte ihm verſchiedenemal entgegen, Mr. Cliſton gebe das ja nicht zu, es ſey gefährlich von ihm entdeckt zu werden. Er ſelbſt habe nichts dawider.

Mac-Fane antwortete, er wolle Cliſton bald zum Schweigen bringen, »er wolle ihn »ſchon zwingen,» war ſein Lieblingsausdruck, — er wiederholte den ſehr oft unter vielen Flüchen. Er ſagte ſogar, wenn ich nur hübſch aus dem Wege geräumt wäre, ſo ſollte ihm ſchon Eduard St. Ives die drey tauſend Guineen bezahlen.

Es iſt unglaublich, mit welchen Flüchen, mit welcher Bosheit, und wie blutdürſtig, Mac-Fane jedesmal meinen Namen nannte. Er verwünſchte ſich und ſeine Seeligkeit tauſendmal, wenn die mindeſte Gefahr damit verknüpft wäre. Die Gehülfen des Kerkermeiſters wären ja von ſeiner Mache; ſie müßten, daß er ſie beide an den Galgen bringen könnte; die dürften ſich nicht mauſig machen. (Ich rede in ſeinen eigenen Ausdrükken.) Mir die Kehle abzuſchneiden wäre das ſicherſte. Clifton müßte ſich ſelbſt als den Hehler betrachten, und das Ausplaudern möchte ihm ſchon vergehen. Ueberdies — »wolle er »ihn ſchon zwingen; er wolle ihn ſchon zwingen.« Das wiederholte er unter vielen Flüchen.

Der Kerkermeiſter widerſetzte ſich noch immer; es wäre dabey nichts zu erwiſchen, und er wolle ſeinen Kopf auch nicht ſo aufs Spiel ſetzen.

Während ſie ſich ſo beſprachen, pochte es ſtark an des Kerkermeiſters Thür. Ich erkannte Clifton an der Stimme. Man erzählte ihm die ganze Geſchichte meiner Entweichung, mit allen den Farben, welche ihnen die Furcht verlieh.

Mac-Fane gab ihm einen Wink von den Gedanken, welche er eben gegen den Kerkermeiſter geäußert habe, erhielt aber abſchlägige Antwort. Clifton widerſetzte ſich jeder Grauſamkeit, und empfahl bloß ein vorſichtiges Betragen.

Der Kerkermeiſter beſchloß ſeine Erzählung damit, daß er es für rathſam halte, mich gar nicht mehr aus der Zwangweſte zu laſſen, und mir keine ferneren Spatziergänge im Garten zu geſtatten. Für das Letztere war auch Cliſton, aber das Erſtere verbot er ausdrücklich. Man dürfe mich nicht auf dieſe Art peinigen, und das ſolle auch nie geſchehen. Zugleich gab er zwanzig Pfund, und wiederholte den Befehl mich anſtändig zu behandeln, und nur gegen meine Entweichung ſichre Maasregeln zu nehmen.

Armer, misleiteter Menſch! wie ſehr pocht dein Herz im Stillen für die Tugend!

Dieſes war der helle Punkt in meinen jetzigen Hoffnungen; eine Reihe von Schlüſſen drang ſich mir auf, die unwiderleglich war. — Mr. Cliſton hat einen Verſuch auf Anna St. Ives gewagt, und der Verſuch iſt mislungen. Noch immer, und bereits ſeit mehreren Tagen, ſind ſeine Bemühungen fruchtlos. — Gewiß, ſo iſt es! — Die Beſtrebungen des Laſters werden vereitelt, durch den feſten Vorſatz der Tugend. Wäre er glücklich geweſen, ſo würde er mich auch erlöſt haben. Herzerhebender Gedanke! Unausſprechliche Wonne! Ja, Anna St. Ives iſt noch unangetaſtet! Die Wahrheit iſt allmächtig, und aus meiner Aſche wird ein anderer, vielleicht ein ſtärkerer Vertheidiger der Wahrheit aufſteben! Endlich wird auch Cliſton ſehen, wie eitel die Thorheit iſt, und ſich zur Weisheit wenden! Wenn er nur nicht mit Blut die Ueberzeugung erkauft!

Nach meiner verſuchten Entweichung vergingen drey Tage, ohne eine merkwürdige Begebenheit. Ich hatte Mac-Fane's blutdurſtige Bosheit, über meine erfreulichen Hoffnungen für Anna St. Ives vergeſſen.

Während meiner Gefangenſchaft hatte ich wenig geſchlaſen. Endlich verſenkte mich Müdigkeit und drückende Schwermuth, in einen tiefern Schlaf als gewöhnlich. Aengſtliche Träume beunruhigten mich; es kam mir vor als hörte ich meine Thüren entriegeln, Ketten raſſeln, und Menſchen auf mich zukommen, die mich ermorden wollten; die Anſtrengung zum Widerſtande erweckte mich. Wirklich war es der Schall der Riegel und Balken an der Hausthür, welcher mir dieſen Traum eingeflößt hatte. Es war am neunten Tage meiner Gefangenſchaft. Ich weiß nicht zu welcher Stunde, aber gewiß ſpät in der Nacht; denn es war ſehr finſter. Ich unterſchied bald Mac Fanes Stimme. Ich ſprang auf, und horchte. Die Thür des Kerkermeiſters war offen. Der Lichtſtral fiel wieder in das Kabinet.

Das erſte Wort, welches Mac-Fane ausſtieß, war: — »Ich hab's ja geſagt; ich »werd' ihn ſchon zwingen; ich werd' ihn ſchon »zwingen, ich hab's euch ja geſagt!» —

Er wiederholte dieſe und andre Ausrufungen, die ich im Anfange gar nicht verſtand, unter vielen Schwüren und Flüchen. Aber er kam bald von Mr. Cliſton ab, auf welchen eigentlich die Redensart anſpielte, und wandte ſie auf mich an; er werde mich auch ſchon zwingen.

Er freute ſich ſo übermäßig, fluchte ſo ununterbrochen fort, und bekräftigte einmal über das andre, daß er mich herausſchleppen, und meine Seele noch dieſe Nacht nach der Hölle ſchicken werde, daß es eine Weile dauerte, ehe der Kerkermeiſter auf ſeine Frage: »Was »er denn damit ſagen wolle?» Antwort erhielt. Endlich fing Mr. Mac Fane an zu erzählen, daß er von Cliſton zehn tauſend Pfund Geld gewonnen habe.

Ob er das Geld ſchon habe?

Nein! — Aber der Teufel möge ihn zu ſich in die Hölle nehmen, wenn er ſich's nicht bezahlen laſſen wolle! Er wolle ihn zu Pulver ſtoßen, ſein Blut ausſaugen, und ſeine Knochen ſchlucken, wenn er nicht damit herausrücke.

Das wäre noch nicht Alles. — Ein anderer Schatz! Acht tauſend Pfund! Das Geld ſchon im Hauſe!

Er hielt inne. — Der Kerkermeiſter war äußerſt begierig, und ungeduldig.

Ich konnte den Inhalt ſeiner Antwort nicht deutlich verſtehen; er muß hier durch Geberden viel ausgedrückt haben: ſo viel konnte ich nur abnehmen, daß Mac Fane von dem Gelde Nachricht hatte, das ich beſaß, und das entweder durch Mr. Clifton, oder Anna St. Ives; denn er ſprach viel von beiden, von einem Briefe, von ſeiner Schlauigkeit, und wie er Mr. Clifton ſehr verachte.

Der Kerkermeiſter war von der Wahrheit ſeiner Erzählung überzeugt; denn er nahm ſich vor, mich auf der Stelle zu ermorden und das Geld in Sicherheit zu bringen.

Ueber dieſen Punkt ward nun debattirt, und ich mußte jeden Augenblick erwarten, daß ſie das Zimmer verlaſſen würden, um ihre Frevelthat in Ausübung zu bringen. Mac Fane hatte zwar Piſtolen und ein Jagdmeſſer; allein er fand es nicht unmöglich, daß ich mich ihrer bemächtigen könnte. Der Kerkermeiſter traute ſich mehr zu: — »Er könne ſchon mit »mir fertig werden; man ſolle das nur gut »ſeyn laſſen.» —

Sie überlegten, daß die Sache nicht ſtillſchweigend abgehen dürfte, wenn ſie mich nicht im Schlaf überraſchten, und das Entriegeln der Thür möchte mich erwecken. Sie wünſchten, daß des Kerkermeiſters Gehülfen nichts davon erführen; ſonſt würden die ihren Theil fordern. Endlich that Mac Fane den Vorſchlag, man ſolle mir am andern Morgen die Zwangweſte anlegen, unter dem Vorwande mich in den Garten ſpatzieren zu laſſen, und mir ſolche gar nicht mehr abnehmen. So könnten immer die Thüren, ohne Riegel und Ketten, nur leicht verwahrt bleiben. Die folgende Nacht war zu meiner Ermordung angeſetzt. Der Vorſchlag ward angenommen; ſie gingen auseinander. Mac-

Fane legte ſich in das Bett des Kerkermeiſters, und dieſer begab ſich zu ſeinen Gehülfen.

Vermuthlich hatte Mac Fane vergeſſen, daß er durch meine Ermordung der zehn tauſend Pfund von Clifton wieder verluſtig werde. Späterhin fiel es ihm freilich ein.

Der Verabredung gemäß kam der Kerkermeiſter am andern Morgen, mit ſo viel erheuchelter Freundlichkeit, als ihm zu affektiren möglich war, und ſagte mir: ich dürfe im Garten ſpatzieren gehen, wenn es mir Vergnügen machte. Ich ſchlug den Spatziergang aus. Er wollte mich dazu überreden; allein er ſah bald ein, daß er vergebliche Mühe anwende, und ſchickte den Knaben weg, der das Wamms gebracht hatte.

Bald nachher hörte ich ihn und Mac Fane in ſeinem Zimmer. Mac Fane fluchte entſetzlich auf den Kerkermeiſter, und warf ihm vor, er habe aus Mangel an Verſtellungskunſt, mich argwöhniſch gemacht. Der Kerkermeiſter erwiederte ſein Fluchen, und es entſtand ein heftiger Zank.

Endlich fing Mac Fane an, auf ein anderes Hülfsmittel bedacht zu ſeyn. Man ſolle mich vergiften. Hierin willigte der Kerkermeiſter ohne Bedenken. Aber woher Gift bekommen? Es durch den Knaben holen zu laſſen ſchien gefährlich. Mac Fane beſchloß ſelbſt nach London zu gehen, und Arſenik zu kaufen, unter dem Vorwande, er wolle Ratzen tödten. Sie gingen auseinander.

Ehe es Nacht wurde, kam Mac-Fane wieder, und erzählte mit vieler Weitläuftigkeit und großer Selbſtgefälligkeit, die Schwierigkeiten, welche er zu bekämpfen gehabt, und die Liſt, wodurch er endlich noch den Arſenik erhalten habe.

Es ward beſchloſſen, mich durch Thee zu vergiften, und das auf der Stelle.

Als der Knabe mir den Thee im Topfe gekocht brachte, den ich ſonſt ſelbſt zu machen pflegte, fragte ich nach der Urſache dieſer ungewöhnlichen Höflichkeit. (Der Kerkermeiſter ſtand in der Thür.) Er bat mich ohne Umſtände zu trinken, und die Höflichkeit mit Dank anzunehmen. Ich nahm einige Blätter heraus, ſah ſie an, berührte ſie kaum mit den Lippen, und goß den Thee ins Feuer mit den Worten: er ſey ſehr ſchlecht. Ich unterſuchte nun den Topf, roch hinein, und zerbrach ihn in Stücken. Ich ſah hierauf den Kerkermeiſter an, und ſagte ihm, es ſey etwas in dem Thee, was nicht darin ſeyn ſollte.

Sobald er nun merkte, daß ich das Licht in die Hand nahm und aufſtehen wollte, warf er die Thür zu, und entfernte ſich. Sein unruhiges Gewiſſen hatte ihm ſeine [illegible] vergeſſen machen. Er rief ſogar ſeinen Gehülfen, als er wieder hineintrat, und hieß den Knaben gehn. Ich eröffnete ſogleich meinen Entſchluß, von nun an Nichts mehr zu mir zu nehmen. Der arme Knabe merkte ſich wohl den bedeutenden Ton, mit welchem ich die Worte ausſprach, und ſenkte ſeinen Blick zur Erde. Ich drückte ihm die Hand, und bat ihn ein guter Junge zu bleiben, und ſeinen Herren ihre Ruchloſigkeit nicht abzulernen.

Man berathſchlagte ſich von neuem. Mac-Fane ward wieder wüthend, und machte dem Kerkermeiſter Vorwürfe, der in meinem Betragen viel Uebernatürliches fand. Ich habe ausgeſehn, ſagte er, als wüßte ich, daß Gift im Thee ſey, und das käme ihm gar wunderbar vor. Mac Fane ſchwur, mich beym Abendeſſen ſchon anbeißen zu laſſen; ich müßte das Freſſen ſchlucken, oder er ſchlüge mir das Geſicht zu Brey. Aber er beſann ſich plötzlich, daß meine Arme frey waren, und änderte den Ton. Man kam überein, einen andern Verſuch zu machen.

Ich erwog nun genau die Umſtände: ob es wahrſcheinlich ſey, daß der Wächter mein Faſten für Mangel an Eßluſt halten würde; wie viel ich wohl ohne Schaden eſſen könne; und ob es nicht beſſer wäre, den Augenblick zu benutzen, wo ſie des Nachts zu mir kommen würden, und zu entweichen?

Ich überlegte dann wieder: daß ſie wahrſcheinlicher Weiſe im Finſtern kommen; daß im Hauſe alle Ausgänge verſperrt ſind, und ich darin unbekannt bin; daß ich es mit vieren zu thun habe, worunter drey mit Keulen bewaffnet ſind, und der vierte mit einem Jagdmeſſer und Piſtolen; daß meine Erlöſung durch Clifton nicht unwahrſcheinlich iſt; und beſchloß zu faſten, aber mit großer Vorſicht.

Als das Abendeſſen gebracht ward, koſtete ich nur ein wenig Brodt und Waſſer, nachdem ich es genau angeſehn hatte, und ſchickte die übrigen Speiſen wieder fort.

Nun war der Kerkermeiſter ganz aberglaͤubiſch geworden, und Mac-Jane hatte errathen, daß ich Argwohn hege.

Sie fanden jezt, daß ich durch Thee nicht zu vergiften ſey: man muͤſſe mir lieber wenig Fruͤhſtuͤck ſchicken, damit ich vom Mittagsmahl viel aͤße. In dieſem wuͤrde ich kein Gift vermuthen.

Den andern Morgen unterſuchte ich das Fruͤhſtuͤck nur fluͤchtig, und verzehrte es zur Freude der Moͤrder.

Zu Mittage wollte ich durchaus nichts zu mir nehmen. Ihr Verdruß uͤber die mislungenen Verſuche ſtieg bis zur hoͤchſten Wuth.

In der folgenden Nacht ſtritt man lange, ob man mich noch heute am Leben laſſen wolle. Jezt erinnerte ſich Mac-Jane an die eilf tauſend Pfund, woruͤber ihm Mr. Clifton einen Wechſel geben ſolle, (zehn tauſend hatte er nur gewonnen) und fand es rathſam, ſo lange mit meiner Ermordung zu warten, aber nach dem Empfang keinen Augenblick laͤnger anzuſtehn.

Er hofte am andern Tage den Wechſel zu erhalten, wenn Mr. Clifton zu dem Kerkermeiſter, nach abgelegten Beſuch bey Anna

St. Ives, (wenn ich anders recht verſtand) kommen würde.

Dieſer Gedanke erregte wieder Schreckbilder in mir, die keine Bemühung der Seele zu unterdrücken vermochte.

Ich fing dieſe Erzählung am erſten Tage an, als ich mein Leben in Gefahr ſah, und habe ſie bis jezt, dem zwölften Tage ſeit meiner Gefangennehmung fortgeſezt. Die Begierde, welche der Kerkermeiſter blicken läßt, das Geld in Beſitz zu nehmen, überzeugt mich von dem bevorſtehenden Unglück. Er brannte ſchon in der lezten Nacht vor Ungeduld, ſein Bubenſtück auszuführen. Es iſt äuſſerſt unwahrſcheinlich, daß ich aus den Händen dieſer Verruchten mit dem Leben entkomme; und dennoch will ich nicht gegen die ſtrenge Tugend handeln. Ich will der blutigen Handlung nicht durch Gewaltthätigkeit an mir ſelbſt zuvorkommen. Wenn ich die Bankonoten vernichte, und ihnen das ſage, ſo glauben ſie mir nicht. Ich bin auf ein andres Mittel bedacht. — Ich höre ſie in des Wächters Zimmer.

Das ſind die lezten Worte, welche ich jemals ſchreiben werde. Sie haben meine ſchleunigſte Ermordung beſchloſſen. Aber ich will ihrem Entſchluß nicht die Hand bieten. Wuth und Rache wohnen leider in ihrer Bruſt, mögen Faſſung und Entſchloſſenheit die meinige nie verlaſſen!

Hundert und achtzehnter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Brompton.

Hier bin ich auf dem Wahlplatz, ſie iſt im Zimmer über mir, und ich ſtrebe jezt alle Bedenklichkeit von mir zu werfen, und meine Nerven für den Kampf zu ſtählen. Warum ich deſſen bedürfen muß, weiß ich nicht: daß ich deſſen bedarf, fühl' ich tief.

Ich warte auf Laura um ſie auszufragen; aber ich befahl ihr mit dem Herunterkommen nicht zu eilen, wenn ſie mich ſchellen hören würde. Mein Schlachtopfer ſoll nicht argwöhnen, daß ich hier bin. Ich wünſche ſie zu überraſchen, wenn ſie unbewafnet und zum Widerſtande nicht bereitet iſt. Jezt befehl' ich dem alten Weibe ſogleich hinzugehn, und den Thorweg zu öfnen und zu ſchließen, als würde jemand der angeläutet hätte, eingelaſſen.

Ich erwarte, ich bin gewiß, ſie wird hartnäckigen Widerſtand leiſten. Der ſoll ihr aber zu nichts helfen. Zu gar nichts! Weder

Haus noch Heerſtraße ſind in der Nähe. Und doch mögt' ich den dichteſten Schatten des Waldes mir zum Schauplatz borgen; ſie verſtecken, wo nur Tyger und Hyänen ihr Geſchrey vernehmen können. Mich wird es zerreiſſen, mir das Herz brechen. Aber! —

Ich ſage dir, Zanſor, jedes Gefühl menſchlicher Theilnehmung iſt aus meiner Bruſt verbannt, denn es bekämpft meinen Vorſatz, der unnachläſſig iſt. Unnachläſſig, ob Himmel und Erde dagegen zürnten!

So geſtimmt ich aber bin, Lieb' und Rache bis auf die Hefen zu genießen, ſo entſchloſſen bin ich auch, nicht grauſam zu ſeyn. Das heißt, nicht grauſam ohne Noth. Es wird von ihr abhängen, daß ich ſie mit äußerſter Schonung behandle, wenn ſie ſanften Liebkoſungen Raum geben will. Ich fürchte, das wird ſie nicht. Aber nie ſoll ſie in Henley's Armen ſchlafen. Nie! Nie! Dafür will ich Sorge tragen. Das iſt die einzige Zukunft, der ich vorbauen will.

Auf meinem Wege ſprach ich im Tollhauſe an, wo Mac-Kane und der Wächter des Zorns hohen Rath hielten. Sie haben einen hölliſchen Schreck erlitten. Henley verſuchte zu entfliehn, und faſt wäre es ihm gelungen: ſo aber ward er, nach kurzer Hetze, wieder eingeholt.

Dieſe Spitzbuben unterſtehn ſich, Beſorgniſſe für ihre Lumpenzukunft zu haben, unter denen ſie faſt erliegen. Sie führten ſeltſame Reden, fragten wie wir ſeiner endlich los werden wollten, und halten ihn für einen höchſt gefährlichen Feind. Sicherlich gehn ſie mit ſchwarzen Gedanken ſchwanger, welche ſie nicht auszuſprechen wagen, und ohne meine Erlaubniß nie vollführen dürfen. Sie ſind ganz Bosheit. Auf die Länge mögt' ich lieber mit dem Teufel im Bunde ſtehn. Beſſer ich ſchließe meine Rechnung mit ihnen ab, und nähere mich ihrem gifterfüllten Hauch nicht wieder.

Laura kommt. Ich will ihr ein Paar Fragen vorlegen, und dann! —

Towerſtraße.

Hier bin ich wieder, und leide noch durch Verzögerung. Unvermeidlich! Unnöthige Grauſamkeit mag ich nicht verüben, die wäre willkührliche Verdammniß!

Erſt beſänftigte mich Laura durch ihre Ausſagen. Ihre himmliſche Gebieterin iſt ganz Ergebung, ganz Sanftmuth und Wohlwollen. Sie vergißt ſich ſelbſt, um mich zu beklagen. Doch hätt' ich auch dem widerſtanden, aber der unerträgliche Höllenhund MacFane, und ſeine blutigen Genoſſen, ſind unmenſchlich mit ihr umgeſprungen. Fairfax, wie oft betrachtet' ich die unausſprechliche Zartheit ihrer Wangen mit Entzücken, ihre lilienweißen Hände und Arme, und den ſeidnen Bau ihrer Bildung! Jetzt, ſagt mir Laura, ſind dieſe wollüſtig ſchönen Arme, iſt dieſer Leib einer Grazie, an zwanzig Stellen gequetſcht, und trägt die Mahlzeichen jener hölliſchen Klauen und Tatzen. Galgen und Rad verdienen die Böſe! Annens Schulter hat ſehr gelitten, iſt angeſchwollen, und thut ihr weh, wie ſie ſagt. Und doch jammert ſie darüber nicht.

Warum mußte mich dieſes heldenmüthige Mädchen beleidigen? Welches böſe Geſtirn machte mich zu ihrem Feinde? Ich kenne ihre ſanfte Freundlichkeit, ihre ruhige, ungeſchminkte, Ehrfurcht gebietende Geduld, — ich Wahnſinniger! ich Thor! auch ihren Haß, ihren

Abſcheu kenn' ich. Sprachen nicht ihre eignen Lippen mein Urtheil? Weiß ich nicht, daß ſie es nie zurücknehmen will? Soll ich etwa das Meinige zurücknehmen? Nein! Nein! Es muß vollzogen werden.

Aber freylich nicht in dieſem Augenblick. Ihre Kräfte mit Pein und Gefahr ihres Lebens aufzubieten, wäre niederträchtige Barbaren.

Ich ritt nach Kenſington, und kaufte Linderungsmittel für ſie, die ich ihr überbrachte. Nur darin, daß ich meine Rache vollziehe, will ich ihrer Großmuth nachſtehen, und meine Rache ſelbſt wünſch' ich zu veredeln. Aber darum entſag' ich ihr nicht. Beym Himmel nicht! Einer ſolchen Schwachheit iſt meine Seele nicht fähig.

Ich finde nirgend Raſt, und muß wieder zu ihr. Bis die That geſchehn iſt, kenn' ich keine Freude. Wenn ſie geſchehn iſt, werd' ich keine kennen. Nur der kurze Augenblick der Vollziehung kann ſie mir geben. Die Flamme erſtirbt. Sie lodre einmal noch auf, und dann willkommen, ewige Finſterniß!

C. Clifton.

Hundert und neunzehnter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Einige Tage nachdem ich meine Peiniger in meiner Gewalt hatte, fühlt' ich mich, vergleichungsweiſe, etwas behäglicher: aber die häßlichen Quälgeiſter, die mich plagen, ſchwärmen jezt in tolleren Haufen um mich her. In dieſer peinlichen Lage kann ich nicht länger ausdauren. Ich muß ihr ein Ende machen. Die Menſchheit erliegt unter dieſer Anfechtung. Will ſie gegen das Schickſal ankämpfen, ſo bin ich unſchuldig daran. Ich will ihr nicht härter fallen als Noth iſt. Aber eins iſt Noth!

Kein Schlaf, keine Raſt, kein Friede für mich. Ich ſteh' und ſitze, geh' und komme, verwünſche mich ſelbſt ohne es zu wiſſen, und kehre auf der Gaſſe die Augen des unverſchämten Vorwitzes, und der lächerlichen Beſorgniß gegen mich. So eben folgte mir ein Kerl bis in mein Haus, der mich wahrſcheinlich für aberwitzig hielt, denn er ſah mich höchſtbewegt, und hörte wie ich mir ſelbſt fluchte, und mir unbewußt laut dabey ward, bis ich mich deſſen entſann, da ich ſeine beleidigende Aufmerkſamkeit auf mich gerichtet ſah.

Das darf nicht dauren, das muß zu Ende gehn. Mir muß leichter werden, ob ihr Herz darüber bricht. Der Abend kommt heran, mein Pferd iſt beſtellt, ich will fort. So kann und will ich nicht länger leiden!

Brompton.

Hier bin ich, und ſprach mit Lauren. Sie geſteht, ſie ſey verdächtig geworden. Wenn ſie ſchlafen geht, zieht ihre Gebieterin den Schlüſſel aus der Kammerthür, und verſteckt ihn. Wohin, hat Laura zufalliger Weiſe entdeckt. Sie legt ihn auf eine Leiſte hinter ihrem Kopfkiſſen, ſo daß ſie ihn mit der Hand abreichen kann.

Dies hat mich auf einen Einfall gebracht. Ich will hier warten, bis Mitternacht und Schlaf ihre Beſorgniſſe einwiegt. Beſſer begegn' ich ihr dann, als im Glanze des Tages. Ihr zürnendes Auge iſt ſchrecklich. Wer vermag der Unſchuld ins Geſicht zu ſehn? Finſterniß, die ſie mit Angſt und Zagen erfüllt, wird mir Muth geben. Dahin muß es kommen. Sonſt gehts nicht, und es ſoll gehn! Wenn der Mittag ſtrahlt, wenn die Tapferkeit wagt, und das Herz vielleicht vor Empfindlichkeit klopft, könnten mich nur die Sporen der Verzweiflung ihr entgegen treiben. Vor ihren Worten würd' ich mich entſetzen, vor ihren Blicken zu Stein werden. Durch dieſen Kunſtgriff vermeid' ich ſie.

Ich ſchäme mich des Geſtändniſſes nicht, wie ſehr ich ihre Gegenwart fürchte. Denn ſie iſt mit Unſchuld und Selbſtzufriedenheit gewafnet: ich bin durch das Bewußtſeyn meiner Schuld, durch meine Heftigkeit, durch den Gedanken an Selbſtvernichtung gelähmt.

Ja! Ja! der dichte Schleyer der Nacht ſoll uns bedecken. Ich fühle, mit gräßlichem Behagen, die tiefe Verdammniß meiner Sünde. Ihre ſchwarze Auſſenſeite ſteht mir wohl an, denn ich verübe ſie gegen Anna St. Ives. Gegen jede andre wäre ſie ein Kinderſpiel, ein Streich den man unter Bechern gern wieder erzählt: gegen ſie wird ein Verbrechen daraus, ein wildes, wüthendes, himmelſchreyendes Verbrechen zum Tode!

Ich liege auf glühenden Kohlen, und muß noch Stunden lang ſo liegen. O, daß ich kein Gehirn hätte! Die Nacht iſt ſchwarz und dick. Als ob Verderben, Mehlthau und Peſt draußen umher zögen, und verzehrende Seuchen über die Welt ſtreuten. Ich will hinaus, will unter ſie, will ſie einsaugen. Könnte meine empörte Phantaſie Geiſter hervorrufen, blutige Leichenheere, Rümpfe ohne Kopf, dolchbewafnete Fäuſte und die Mährchen der Unwiſſenheit und Kindheit in Wirklichkeit verkehren: damit mein Gedächtniß zu Eis erſtarrte, und ich die Gräuel vergäße, in meiner Bruſt!

Mitternacht bricht herein! Ich bin in ihrem Gemach, dicht an ihrem Schlafzimmer.

Was ich befahl geſchah. Das alte Weib ſtellte ſich, als ob es ſeine Gefangene verſchlöſſe, zog die Riegel zurück, ließ die Kette nieder, und lehnte die Thür an, daß ich unbemerkt hineinſchlüpfen konnte.

Laura weiß Beſcheid. Sie ſoll ſich nur angeblich, nicht wirklich entkleiden. Ich befahl ihr ſich nicht nieder zu legen, damit ſie nicht einſchlieſe. Wenn ſie glaubt daß es Zeit iſt, ſchleicht ſie herum, ſtiehlt den Schlüſſel, und öfnet die Thür.

Ich bin völlig bereit, entkleidet, und zum Kampf gerüſtet. Ich hab' ein großes Opfer gebracht. Meine Jugend, mein Glück und meinen guten Nahmen. Ich entſage dem Leben, und weihe mich der Schande. Sie allein gewährt mir überhingehenden Seegen.

Wahrhaftig die Dirne ſchläft. Nein! Sie regt ſich, ſie naht ſich der Thür. Jezt!

Himmel und Hölle ſind gegen mich verſchworen. Doch ſie ſollen mich nicht abwenden. Es iſt lichter Tag. Hier bin ich, in dem nemlichen Zimmer. Sie widerſtand mir, ſie ſchalt mich, ſie verachtete mich, ich verlor den Verſtand, und erlag!

Sobald ich Laurens Schlüſſel in der Thür vernahm, löſcht' ich die Lichter aus. Sie drehte das Schloß um, die Thür ging auf, ich ſprang hinzu. Ich vorſchneller Thor!

Ich vergaß einen Stuhl aus dem Wege zu räumen, und rannte dagegen. Sogleich war die geſchreckte Unſchuld aus dem Bette, und auf den Beinen. Die Kammerthür geht einwärts. Ihre Furcht machte ſie ſtark, ſie warf Lauren aus dem Wege, und ſchlug die Thür zu.

Jezt hatt' ich mich aufgeraft, und ſtand davor. Ich drängte mit meiner Schulter dagegen, und drängte ſie wieder halb offen. Ich drängte weiter, aber ward ſtärker zurückgedrängt. Dabey klemmte ſich mein linker Arm in die Thür. Der Schmerz war auſſerordentlich, und ihr Widerſtand unglaublich. Endlich macht' ich meine Hand los, aber ſie war gequetſcht, und die Haut zerfleiſcht.

Noch drängte ſie ſtärker als ich. Vermuthlich aber ſtemmte ſie ihren Fuß gegen etwas das nachgab, denn ſie fiel plözlich zu Boden, mit einem Schlage und einem Fall, der mein Herz zerriß.

Doch ſucht' ich Vortheil davon zu ziehn, aber nicht ſchnell genug; denn im erſten Augenblick war ich zu beſtürzt. Sie fühlte weder Schmerz noch Fall, und ſprang gleich wieder auf. Ich drängte etwas gegen die Thür, und ſie ſchrie nur einmal, aber fürchterlich, und benahm mir dadurch alle Kraft ihr zu widerſtehn. Sie ſchloß die Thür, und verſchloß ſie, ſchnell wie der Blitz. Dann hört' ich ſie keichen und nach Luft ſchnappen. Nach einigen Augenblicken rief ſie: Clifton! Sie ſind ein ſchlechter Menſch! Sie ſind ein bösartiger Verräther, und rennen in Ihr eignes Verderben. Ich bin Ihre Gefangene, aber ich fürchte Sie nicht! Verſtehn Sie mich, ich fürchte Sie nicht!

Ich ſchwieg eine Zeitlang. Endlich wagt' ich die Frage: Haben Sie ſich weh gethan?

Ich weiß nicht. Ich kümmere mich darum nicht. Ich achte kein Weh, das Sie über mich bringen können. Ich bin zu hoch über Sie erhaben. Ich fordre Sie auf, alle Ihre Treuloſigkeit und Heftigkeit gegen mich aufzubieten. Tag und Nacht will ich Ihnen widerſtehn.

Laſſen Sie ſich erbitten, ſich nieder zu legen.

Nein! Hier bleib' ich ſtehn. Ich weiche nicht von der Stelle.

Auf meine Ehre, Fräulein, auf meine Seele, ich will Sie heute nicht mehr beunruhigen.

Ich fürchte Sie nicht.

Ich beſchwöre Sie unterthänigſt, ſich der verderblichen Nachtluft, und der Beraubung Ihres Schlafs, nicht länger auszuſetzen.

Ich will nicht mehr ſchlafen. Ich bedarf keines Schlafes. Ich fürchte Niemanden, auch Sie nicht.

Sie wiſſen nicht, wie gefährlich es iſt —

Cliſton, heucheln Sie nicht länger Gutwilligkeit und Tugend. Das iſt niederträchtig. Das iſt ſelbſt für Sie zu niederträchtig. Sie irren ſich, Sie irren ſich fürchterlich. Sie glauben ich ſey in Verzweiflung, und ich bin ſicher. Wenn Sie mich nicht tödten, können Sie mich nicht beſiegen. Nehmen Sie ſich in Acht! Gehn Sie zurück. Vorwärts gehn Sie in Ihr Verderben!

Brauchte ſie mir das zu ſagen, Fairfax? Meint ſie etwa, ich weiß es nicht? Aber ſie irrt ſich gleichfalls. Ihr Muth iſt erhaben, das geſteh' ich, iſt bewundernswürdig, und ſo unbeſiegalich, wie ſie ſagt, wenn ſie jeden andern Gegner hätte als mich! Ich ehre die edlen Tugenden Ihrer Seele: ſie aber ſchlägt ſie zu hoch an, wenn ſie mich dadurch zu bemeiſtern glaubt.

Freylich war ihre Warnung ſchauerlich. Ich erbebte davor und ging zurück. Abſichtlich ließ ich meinen Fußtritt hören, damit auch ſie Muth faſſe ſich nieder zu legen. Aber meine wohlgemeinte Nachſicht war vergeblich. Sie traute mir nie, und kann mir niemals trauen. Ich hörte, daß ſie Lauren rief, ihr befahl Licht anzuſchlagen, einen Lehnſtuhl herbeyzurücken, und ihre Kleidung herzugeben. Hernach vernahm ich aus dem Geräuſch wie ſie ſich anzog, in den Stuhl ſetzte, den ſie gegen die Thür rückte, und dann geduldig Tages Anbruch erwartete.

Wie ſie ſich gegen Laura betragen, was ſie ihr ſagen wird, kann ich nicht errathen. Wahrſcheinlich wird ſie darauf beſtehn, ſie aus dem Zimmer zu verbannen. Denn ſie gab ihren Bedienten nie viel zu ſchaffen, und war immer nicht recht gewiß, ob es überhaupt ſittlich ſey Bedienten zu gebrauchen: ſo daß ſie ihrer Beihülfe wenig bedarf.

Aber mag ſie doch die Verrätherin abdanken, die jezt ein unnützes Werkzeug iſt. Ich bedarf ihrer nicht mehr. Fairfax, ich verlaſſe dies Haus nicht, ich eſſe und ſchlafe nicht, bis ich den Verſuch gegen ſie gewagt habe, zu dem ſie mich ſo raſch auffordert. An ihres Oheims Tafel forderte ſie mich dazu auf, und wähnte, ihre Blicke hätten mich zur Memme gemacht. Sie kannte mich nicht. Dadurch ward meine Rache nur feſter gegründet. Das hätte ſie lange aus Erfahrung lernen ſollen. Iſt ſie mir entwiſcht? Iſt ſie nicht hier? Fühlt ſie ſich nicht ſelbſt in den Armen ihres Räubers? Nicht? Nun, ſo ſoll ſie es in einigen Stunden fühlen!

Des zweiten Sieges über mich ſoll ſie ſich nicht überheben, ſoll davor erzittern, denn er vermehrt meine Verzweiflung. Meine kranke Seele kennt nur ein Heilmittel, und das muß ihr werden; iſt es gleich giftiger als Scorpionenſtich und Natterzunge, folgt darauf gleich ſchnellerer Tod!

Ich verließ ihr Zimmer, damit ſie in Ruhe frühſtücke. In dem Gewebe ihrer Seele iſt eine wundernswürdige, erſtaunliche Feſtigkeit. Laura war unten, und plapperte mir alles vor, was ſie wußte. Um acht Uhr, nachdem es ſchon eine volle Stunde Tag war, ging Anna einigemal im Zimmer auf und ab, als ob ſie überlege, drehte den Schlüſſel um, und öfnete mit Entſchloſſenheit die Thür. Laura ſagt, es habe geſchienen, als erwarte ſie, ich werde hineindringen. Denn ſie warf die Thür ſchnell zurück, wie jemand, der ſich fürchtet davon getroffen zu werden.

Sie trat heraus, ſah ſich muthig um, betrachtete das Zimmer rund umher, und da ſie ſich überzeugt hatte, daß ich nicht dort ſey, ſetzte ſie ſich, und ſchrieb an dem nemlichen Tiſche, an dem ich noch vor weniger als einer Stunde ſaß. Als das Frühſtück hereingebracht ward, befahl ſie Lauren es wieder weg zu nehmen, ſie möge nichts genießen. Doch faßte ſie ſich gleich wieder, und rief: Pfuy! das wäre ſchwach! das wär' unrecht. Bleib, Laura. Setz nur nieder.

Dann ſetzte ſie ſich ruhig und entſchloſſen nieder, und ſchenkte ſich und Lauren ein. So behandelte ſie dies treuloſe Weibſtück, denn treulos bleibt ſie, ob ſie es gleich durch mich geworden iſt, mit ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit und Gefälligkeit. Die unſchuldige gefaßte Gebieterin aß und trank, die ſchuldige Magd zitterte und konnte nichts zu Munde bringen. Sey ruhig, ſprach Anna zu ihr, ſuch dich zu faſſen, und frühſtücke. Die Rolle, die du geſpielt haſt, erregt mehr Mitleid als Zorn in mir. Du haſt dir ſelbſt großen Schaden gethan, mir nicht, wenigſtens hoff' ich nicht. Sey ruhig, und iß und trink. Schmeckt dirs aber nicht mit mir, ſo geh hinunter, und laß dirs da beſſer bekommen.

Dieſe gütige Milde des Engels hat der leichtſinnigen Dirne beinahe das Herz gebrochen. Jezt vergießt ſie reichliche Thränen der Reue, und läßt ſich dienſtfertiger Weiſe gelüſten, mich anzuflehen, ich ſolle einer ſo gütigen, verſöhnlichen, himmliſchen Herrſchaft doch ja nichts zu Leide thun. Ich beſorge, ſie würde jezt gern zur Verrätherin an mir, und machte ihrer Gebieterin die Thür auf. Dem aber will ich vorbeugen. Ich weiche nun nicht aus dem Hauſe, bis alles gethan iſt. Darauf geb' ich dir mein Wort!

Dann ſetz' ich Henley'n ſogleich in Freiheit, ſage ihm wo ſeine Geliebte iſt, wo er mich finden kann, und überlaſſe es ihm eine Art der Rache auszuſuchen. Sollte er den elenden Weg eines Rechtsſtreites einſchlagen, ſo werd' ich ihm freilich ausweichen. Kommt aber der Geiſt eines Mannes über ihn, fordert er mich auf zum Zweikampf, ſo begegn' ich ihm mit Freuden in den Schranken des Todes. Er iſt meines Armes wehrt, und ich wünſche ihm zu beweiſen, daß auch ich wehrt bin ſein Gegner zu ſeyn.

Es iſt jezt Mittag, und Laura war wieder bey mir, und betete mir die nemliche Litaney, vermehrt und verbeſſert, wieder vor. Anna hat mit ihr geredet, und einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht. Sie iſt ganz Buße und Gebet, und mir mit ihrem Weinen, und Heulen, und ihrer Zudringlichkeit, die tauſend Zungen hat, nicht wenig überläſtig.

Sie ſelbſt geſteht, ſie habe alles ausgeſagt und verrathen, was ſie wußte, und Anna hat darauf erwiedert: ſie und ich, und alle großen tödlichen Sünder, verdienten Mitleid, guten Rath und Beſſerung; nur unſre Irrthümer müſſe man verweiſen, verachten, und haſſen. Sie hat dem einfältigen Dinge ſo ſanft, mitleidig, und theilnehmend zugeredet, daß ihr das Herz zerſpringen möchte.

Anna hat ihr meinen Seelenzuſtand ſo geſchildert, daß ſie davor erſchrocken iſt, und mit Recht. Sie ſchluchzt, kniet, und betet' ich ſolle um meinentwillen, um Anna's Willen, um Gottes Willen, Schonung beweiſen, und nicht mehr Uebels thun. Ihre Herrſchaft iſt kein Menſch, ſondern ein Engel. Ganz wahr! Sie iſt ſo muthvoll, und doch ſo verſöhnlich und freundlich. Wieder wahr! Und ſollt' ich gewaltſam Hand an ſie legen, ſo wird ſie zu meinen Füßen um Erbarmen flehn. Leider wahr!

Aber ich habe kein Erbarmen, kenne kein Erbarmen, und kann es nicht kennen. Sie hat es ja aus meiner Bruſt, wie aus der ihrigen verbannt. Denn bitt' ich ſie nicht um Erbarmen? Aber ſie kennt nur ihren Henley. Nun ſo müſſen wir alle drey verderben. Ich reiße ſie mit mir hinab. Sie haben mich dahin gebracht. Und ziehen ſie, reißen ſie, drücken ſie nicht noch an mir?

In dieſem Augenblick mögt' ich jedes Unrecht, jede Beleidigung, jede Verachtung, jeden Troz, den ſie mir jemals bot, vor meine Seele rufen. Sie kommen ungerufen. Dies iſt die Cataſtrophe des Trauerſpiels.

Ich habe Wort gehalten, ich ſtand vor ihr. — Du ſollſt alles wiſſen, Fairfax! Dir will ich nichts verſchweigen, will ihr Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und dadurch die Großmuth ausüben, deren ſie mich nicht fähig hält. Aber was liegt daran?

Nothwendig mußte meine Seele hoch entbrennen, ehe ich ihr mich nahen durfte. Ich ſtürmte die Treppe hinauf, ſprengte die Riegel, ſchnellte das Schloß hinweg, — aber, indem die Thür aufging, ſtuzt' ich doch.

Unwillig darüber nahm ich mich zuſammen, und trat hinein. Sie ſtand entſchloſſen in der Mitte des Zimmers, als wolle ſie ihre kecke Aufforderung wahr machen. Dieſes Anſehen der Feſtigkeit, ihre offenbare Seelenſtärke, ihr unverwandter Blick, ſchlugen mich zu Boden. Wie lange ich ſo furchtſam vor ihr ſtand, kann ich nicht ſagen. Ich fand keine Worte. ſie blickte mich ſtarr an, erforſchte mein Herz, und legte meine Seele auf die Folter Freilich iſt ſie gutmüthig, aber in ſolchem Geiſteskampf fühlt ſie kein Erbarmen.

Empfindlich über mein Armenſünder Benehmen, gewann ich endlich über mich zu ſammeln: Fräulein, —

Sie antwortete mit einem Blick, gegen den ich mein Auge nicht erheben durfte.

Doch ſprach ich weiter: Mein ganzer Anblick ſagt Ihnen, Fräulein, wie ſehr ich Ihre Ueberlegenheit fühle, wie wenig ich mit mir ſelbſt zufrieden bin.

Ich ſehe einige Verlegenheit an Ihnen. Wollte der Himmel ich ſähe mehr.

Kann ich alle Ihre Beleidigungen vergeſſen?

Worin beſtehn die?

Es gab eine Zeit, wo ich mich Ihnen mit Freuden nahte, wo ich gern zu Ihnen ſprach, und Sie mit Entzücken anſah. Noch itzt ſeh' ich Sie mit Entzücken.

Sie ſind ein ſchwacher Mann.

Darum verachten Sie mich, das weiß ich. Das haben Sie mir durch tauſendfach wiederholte Kränkungen bewieſen. — Die drückten endlich ſo auf mich, daß ich ſie nicht länger ertragen konnte.

Wie ſehr Sie ſich ſelbſt betrügen!

In jenen glücklichen Tagen unſrer erſten Bekanntſchaft, waren meine Geſinnungen aufrichtig, meine Bewerbung ehrlich, meine Abſichten rein.

Nein?

Ja, Fräulein.

Reinheit des Herzens iſt Ihnen immer fremd geweſen.

Doch dacht' ich an keinen Betrug, und bot Ihnen meine Hand, aufrichtig und ehrenvoll. Ich hegte keine Bedenklichkeit, fühlte keinen Anſtand, nährte keinen Argwohn. Sie aber waren voller Zweifel, nahmen mich in die Lehre, gaben mir Verweiſe, verſpotteten oder beleidigten mich. Wo ich Theilnahme erwartete, fand ich Abneigung. Ich glühte vor Bewunderung, Sie erwiederten mir kalte Verachtung. Ihr Herz war ſchon eingenommen, es hatte keinen Raum für mich, es verſchloß ſich mir, verwarf mich, und ergrif die erſte Gelegenheit ſeinen Haß laut werden zu laſſen.

Reden Sie weiter. Ihr Mißverſtändniß, Ihre Anklagen, Ihr Zorn ſollen mich nicht aufbringen. Ich bedaure Ihre Verblendung. Fahren Sie fort meiner Ungerechtigkeit, oder einer ſchlimmeren Urſache, wenn es eine ſchlimmere giebt, die eigne Frucht Ihres Gähzorns und Ihrer Rachſucht zuzuſchreiben. Verſöhnen Sie ſich mit Ihrem Betragen, wenn

Sie können. Beweiſen Sie ſich, daß ich Ihren Verrath, Ihren Anfall, Ihren Raub, und alles Unheil verdiene, daß Sie über mich bringen wollen.

Entziehn Sie ſich dieſem Unheil, Fräulein. Erſparen Sie ſich und mir jede Gewaltthätigkeit.

Ich ſollte zügelloſer Leidenſchaft nachgeben? Das Laſter fürchten? Schändlichen Lüſten und boshafter Rachſucht huldigen? Niemals, ſo lang' ich lebe!

Schonen Sie Ihrer ſelbſt. Ich bin meiner Leidenſchaft nicht Meiſter. Ich bin wahnſinnig. Mir gelten alle Mittel gleich, wenn ich Sie erhalte. So will es das Schickſal. So hab' ich geſchworen, und halte meinen Schwur, es folge darauf was da will. Könnten Sie noch jezt ſo von mir denken, wie ich vielleicht verdiene, —

Ich kann und will nie die Ihrige werden. Sagen Sie, drohen Sie, thun Sie, was Sie wollen!

Verachten Sie mich nicht zu ſehr. Fürchten Sie mich um Ihres Beſtens willen. Fordern Sie mich nicht durch Verachtung, Beleidigung und Haß, zu Haß, Verachtung und Beleidigung auf.

Ich haſſe nur Ihr Vergehn, ich verachte nichts als das Laſter. Ein Geiſt wie der Ihrige iſt hoher Tugenden fähig, die ich mit Entzücken verehre, die ich herzlich bewundre. Aber Sie geben ſich der Schande Preis. Sie bedienen ſich verächtlicher Waffen, niedriger Drohungen, unmännlichen Schreckens, unmenſchlicher Gewaltthätigkeiten. Unglücklicher Mann! Dadurch gewinnen Sie nichts. Dadurch kämpfen Sie gegen ſich ſelbſt, nicht gegen mich. Ich bin darüber erhaben.

Was liegt an mir? Ich bin freilich mit Schande bedeckt. Aber um dieſen Sold verlang' ich auch meinen Preis. Es ſtand bey Ihnen, mit Ehren die meinige zu werden, mich zum erſten der Männer zu machen. Sie graben unſer beider Grab. Es iſt weit genug für Sie und mich. Noch itzt, beladen mit Ihrem Spott und Ihrer Verachtung, mögt' ich, wie gern! ſanft und nachgebend ſeyn. Ich beſtehe auf meinen Lohn, davon weich' ich nicht ab, aber ich will ihn ſehnlich, und mit Schonung, aus Ihrer nachgebenden Hand empfangen.

Mit Schonung? Schämen Sie ſich der Unwahrheit. Kann bey Unglück und Elend, Verrath und Gewalt, Raub, Einkerkerung, und Beulen, Schonung Statt finden. O! iſt noch ein Funken edlen Gefühls in Ihrem Herzen, ſo verlöſchen Sie ihn nicht. Iſt er verloſchen, ſo reden Sie die Wahrheit. Hoffen Sie nicht, Thaten der Schande und Schuld mit ſchönen Worten zu bemänteln.

Ich will nichts Schlimmes bemänteln, aber vor dem Schlimmſten warnen. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. Ich kenne mein Urtheil, es iſt unwiederruflich. Ich bin gebrandmarkt, und kann nie wieder zu Ehren kommen.

Sie irren ſich, Cliſton! Gehn Sie zurück! Sie irren ſich ſchrecklich! — Und dieſe Worte ſprach ſie mit einem Ausdruck der Theilnahme, der ſelbſt meinem ſchwer verwundeten Herzen kurze Erleichterung gab. — Sie hintergehn ſich auf die verderblichſte Weiſe. Hören Sie nicht auf Vorurtheile, auf hergebrachte unbilige Rechtsmeinungen. Sie haben gegen mich nichts zu verantworten, was geſchehn iſt: ſondern nur, was noch geſchehn kann. Verſtehn Sie mich Cliſton! Was vergangen iſt, vergeſſen wir beide. Wollen Sie nun noch für die Zukunft mein Feind ſeyn?

Sie täuſchen mich durch Schattenbilder. Bewähren Sie dieſes Vorgeben. Sind Sie meine Feindin nicht, können Sie alles vergangene vergeſſen, was ſäumen Sie denn? Nehmen Sie meine Hand.

Das kann ich nicht.

Wohl, ſo kann ich auch nicht. Wer kein Erbarmen fühlt, darf kein Erbarmen erwarten.

Und die Unſchuld fürchtet keine Drohung. Ich bitte Sie ja nicht um Erbarmen. Ich kann mehr Gewalt von mir abwenden, als Sie wagen dürfen aufzubieten.

Ihr Troz hilft Ihnen zu nichts, wäre Ihre Stärke auch ſo mächtig wie dieſer Troz. Sie ſollen ſehn, daß mein Muth den Ihrigen übermeiſtert.

Reden Sie nicht von Muth. Schämen Sie ſich. Wo war Ihr Muth, als Sie meinen Vertheidiger ſtehlen ließen? Den Mann, dem Sie nicht ins Geſicht ſehen durften. Wo iſt er? Was haben Sie mit ihm gemacht? Laura hat Ihnen meinen Brief gegeben. Sind Sie ſeinem Leben zu nah getreten? Nein, ſo tief verſunken in Niederträchtigkeit ſind Sie nicht. — Muth? Sie hatten ja nicht einmal den Muth mir zu begegnen, da ich noch frey war. Ihr Muth mußte Miethlinge anwerben, mich zu überwältigen, mich, das Mädchen an dem Sie Muth beweiſen wollen. Freilich iſt Muth an kein Geſchlecht gebunden. Und Ihr elendes Verfahren, zu welchem ich mich keinesweges herablaſſen könnte, beweiſt, daß Sie weniger Muth haben, als ich. Daher ſtell' ich mich Ihnen ſo unerſchrocken entgegen. Darum bin ich meines Sieges über Sie ſo gewiß. Dadurch fühl' ich mich ſo ſehr über Sie erhaben.

Treiben Sie mich nicht zur Verzweiflung. Zum Wahnſinn haben Sie mich ſchon gebracht. Ihr Widerſtand iſt mein Verderben, aber auch das Ihrige. Meine Rechnung iſt abgeſchloſſen, und mein Untergang ausgemacht. Sie ſollen und müſſen mein werden. Ich warne Sie zum letztenmal.

Wollen Sie meinen Tod? So lang' ich Leben habe, ergeb' ich mich nicht. Und über den Todten kann niemand Sieger werden. Wäre Ihre Gewalt auch ſo mächtig, wie keine Gewalt iſt; könnte ſie von mir erlangen, was kein Mann erzwingen kann: glauben Sie, meine Seele werde erliegen, wo meine Seele unbefleckt blieb? Ich werde klagen, ſeufzen, jammern, und die Welt fliehn, als habe mich unverdiente Schande betroffen? Sie würd' ich beklagen, Sie wären zu beklagen, nicht ich. Wollen Sie mich ſchlagen, wollen Sie mich ermorden? Schlagen Sie zu. Bis ich ſinnlos oder tod bin ergeb ich mich nicht. Beſinnen Sie ſich, Cliſton. Ich ſehe Ihre Seele kämpft in Ihnen, die Tugend ſpricht zu Ihrem Herzen. Ihr Auge geſteht mir, daß Ihnen die Hand den Dienſt verſagt. Ein inneres Gefühl ſtrebt gegen den Frevel Ihrer Leidenſchaft. Ich ſchwöre Ihnen, Sie ſollen nie zu Ihrem Zweck kommen, als durch boshafte, grauſame, abſcheuliche Mittel. Dieſer Mittel ſind Sie nicht fähig, Cliſton, durchaus nicht fähig. Ich begreiſe nicht, welch' ein böſer Geiſt Sie irre führt, denn Ihre Seele iſt der höchſten Tugenden wehrt. Sie leiht Ihrem Laſter ſelbſt einen Schatten von Edelmuth, und erlaubt Ihnen nicht jede Niederträchtigkeit der Bosheit. Sogar Ihre Wuth iſt nur mißverſtandnes Gefühl Ihres Unrechts. O Cliſton, Sie ſind gebohren die

Wahrheit zu vertheidigen, den Irrenden zu belehren, und der Stolz Ihrer Freunde zu ſeyn. Mein Herz blutet für Sie. Beſinnen Sie ſich, erheben Sie ſich, ſeyn Sie ein Mann!

Edles, treſliches Mädchen! — O ich Thor, ich wahnſinniger Böſewicht!

So rief ich, und ſtürzte mich aus ihrem Zimmer. Ueberzeugung, Erſtaunen, Gewiſſensbiſſe, Zärtlichkeit, und was ſonſt von Gefühlen die Seele des Menſchen überwältigen mag, ſtrömten auf die meinige zu, und beugten mich nieder.

Sie iſt ein wundernswürdiges Geſchöpf. Einige ihrer Worte mag ich dir nieder geſchrieben haben. Hätteſt du aber Ihren Anſtand, Ihren Ausdruck, Ihr Auge geſehn, und wie ſie bald von unwilliger Entſchloſſenheit glühte, bald in ſanfter, zarter, theilnehmender Gutmüthigkeit ſich zu mir zu neigen ſchien, du hätteſt wie ich deinen Meiſter in ihr gefunden, und nichts begehren können, als daß ein Funke ihres himmliſchen Lichts auch dich erleuchte.

Was ſoll ich jezt thun? Mich zerreiſſen widerſprechende Gefühle. Laß' ich ſie frey, ſo hat alles ein Ende, ſo bleibt mir nichts als mein Unglück. Ich ſollte ſie ihrem Henley wieder geben? Das kann ich nicht! Das kann ich nicht! Tod, Marter, und Schande, ſind unermeßliche Seligkeit gegen dieſen Gedanken.

Aber freilich hat ſie Recht, ſie beſiegen kann ich nur durch unmenſchliche Mittel. Und ich ſoll aller Menſchlichkeit vergeſſen? Mehr vergeſſen, als die hölliſche Rotte, die mir dient?

Sie denkt groſmüthig. Aber die nichtigen Weſen, die ihre Verwandten zu ſeyn glauben, denken nicht ſo. Sollen die den Miſthauſen ihrer Eitelkeit beſteigen, die Flügel zuſammenſchlagen, und krähen: wir haben Cliſton gleichfalls beſiegt! Da wär' ich ja niedriger, wie der niedrige Mac Fane. Wahrhaftig, die beſtechlichſte kuppleriſcheſte aller Zoſen, würde vergeſſen wie wenig feſt ſie ſteht, und ſich mit der wunderbarlichen Tugend ihres Geſchlechts zu brüſten anfangen. Sollen alle Theegeſellſchaften meiner lachen, alle Bettweiber die Köpfe über mich zuſammenſtecken, alle Bierbrüder auf meine Rechnung Zoten reißen? Den Augenblick geh' ich hinauf, und verſuche, wie ſtark und muthig ſie wohl iſt. Ich Thor! Ich vergeſſe, daß ſie ſinnlos werden muß, ehe ſie unterliegt. Sie kennt ihren Vortheil. Noch nie iſt ein einzelner Mann eines Weibes Herr geworden, wenn das Weib nicht endlich damit zufrieden war.

Doch geb' ich ſie nicht auf. Henley ſoll ſie nie erhalten. Nie! Nie! Ich dürfte ihm nicht ins Geſicht ſehn, meinte ſie. Ich will beweiſen wie ich darf. Sobald meine Rache geſättigt iſt. Aber erſt beſieg' ich ſie. Und ſollt' ich in Flammen zu ihr kommen, wie Jupiter zur Semele, und uns beide zu Aſche verbrennen. Dann ſammle eine Urne unſern Staub: hat das Feuer ſeine widerſtrebenden zürnenden Theilchen geläutert, ſo vermiſchen ſie ſich vielleicht in Frieden.

C. Clifton.

Hundert und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

So darf ſie mir nicht entgehn. Einen ſo ſchmählichen Widerruf meines Unrechts könnt' ich nicht ertragen. Furcht iſt unter mir, und was hab' ich zu hoffen? Mein Elend iſt gewiß. Ich erkaufte den Tod, und will ihn an mein Herz drücken. Oft hab' ich freilich ſchon meine Rache verſchoben und verſcherzt, aber ihre Flamme lodert immer noch in mir, und ſoll nicht erlöſchen.

Die Nacht zu Brompton, obgleich ſtürmiſch und übler Vorbedeutungen voll, war ein Himmel gegen verwichene Nacht. Schlaf und Ruhe ſind von mir gewichen. Schon lange, ich weiß nicht wie lange, ſchließen ſich meine Augen nicht mehr. Dieſe Nacht verſucht' ich nicht einmal ſie zu ſchließen. Ich ging auf und ab, öfnete mein Fenſter, ſchloß es wieder, horchte auf den eintönigen Mißlaut des Nachtwächters, ohne ihn zu verſtehn, bedachte jene unvergeßlichen Beleidigungen, meine Rache, und alles Unheil der Zukunft, und bedachte das immer von Neuem.

Um Mitternacht rief jemand auf der Gaſſe Mord und Tod. Die Muſik allein konnte mich erwecken. Aber das war vorübergehend. Ich verfiel wieder in Träume, und ſah Geſtalten des Gräuels, dichter, ſchwärzer, und ſcheußlicher um mich her!

So träum' ich wachend immer fort. Gut ſo! Das wünſcht' ich mir! Das verlängert meine Rache. Ich mögt' ihn durch ein Jahrhundert morden. Henley'n! Mich mit ihm raufen, morden und gemordet werden. Nicht in der Täuſchung gemarterter Phantaſie, Arm gegen Arm, Stahl gegen Stahl, Gift gegen Gift. Ach! wüßt' ich nicht, daß er jeden offenen Fehdebrief ausſchlägt, gleich ließ ich ihn los, ihn den Helden mit Unſchuld gewafnet, und zerriß' ihn.

Das wäre Erquickung. Und kann ſie mir nicht zu Theil werden? Kann kein Leiden, kein Unrecht, keine Schmach ihn reizen? Iſt er ein Gott oder ein Menſch? Mir ein Teufel, und heißt Legion, und iſt in mich gefahren!

Ich lüge. Vergeß' ich die ſchöne Zauberin, mit der ich ihn im Bunde ſah? Man nennt ſie Engel des Lichts, ich fand die Hölle an ihnen. Sie quälen mich mit ihrer Tugend, ſpotten meines Wahnwitzes, trotzen meiner Wuth. Entführung, Tod und Verzweiflung machen ſie, doch ſchlafen ſie lächelnd, und ich wache und heule!

Gegen mich empört ſich alles. Da iſt mein Fräulein Schweſter zur Stadt gekommen, und bey Sir Arthur abgetreten. Nun ſie einmal die Reiſe gemacht hat, wird ſie mich wohl aufſuchen, aber vorgelaſſen werden ſoll ſie nicht. Ich kann nicht mehr Qualen gebrauchen!

Das ſah ich vorher. Sie war hier, und nahm ſich nach ihrer Art. Sie ließ ſich vom Bedienten nicht abweiſen: er war nur ein Kind gegen die Amazonin. Sie wollte ſich durch ſich ſelbſt überzeugen, ob ich nicht zu Hauſe ſey, und ſtieg aus. Der Kerl iſt gewandt, lief die Treppe vor ihr hinauf, und rief ſo laut, daß ich ihn hören mußte: Ihre Gnaden können ſelber ſehn. Die Thür iſt verſchloſſen. Der Herr hat den Schlüſſel mitgenommen.

Er wußte daß ich ſie nicht ſehn mogte, darum machte er alles das Geräuſch, und ſtellte ſich vor die Thür, während ich that was er mir gerathen hatte. Sie kam, ſtieß ihn zurück, faßte am Drücker des Schloſſes, ſtieß heftig dagegen, und hätte es, glaub' ich, gern geſprengt. Ich merkte aber die fromme Abſicht, und ſetzte meine Schulter gegen die Thür, ohne doch das Schlüſſelloch zu verdekken, durch welches ſie pfiffig hindurchſah, wie mein Bedienter erzählt. Nun murrte ſie einige Augenblicke vor ſich hin, und ging dann fort, höchſt zornig, und ohne an meine Abweſenheit zu glauben.

Wohl! Ich ſuchte Krieg und hab' ihn gefunden. Bis jezt ſcharmuzirt' ich nur wie ein Partheygänger: nun kommt es zur entſcheidenden tödlichen Schlacht.

Es iſt fünf Uhr, und ich habe heute Vormittag viel zu thun gehabt. Deſto beſſer. Beſchäftigung macht mich behäglicher. Lord Fitz-Allen ſchickte zu mir, und bat um meinen Beſuch. Ich hatte Luſt nicht hin zu gehn, doch überlegt' ich reiflicher, und gab der Einladung nach.

Als ich mich aber melden ließ, fragt' ich, ob meine Schweſter bey ihm ſey? Man antwortete mir: Nein. Darauf macht' ich Seiner Herrlichkeit meine Aufwartung, und bevorwortete ſorgfältig, meine Schweſter habe ſich unartig gegen mich betragen, darum wolle ich ſie nicht ſehn; weil ich mich nicht in Gefahr ſetzen möge, gleichfalls die Achtung gegen meine Familie und mich ſelbſt zu vergeſſen, die ſie übertreten habe. Mylord fing an, der Entweichung von weitem zu erwähnen. Sie iſt unerklärlich. Man erfährt gar keine Umſtände. Man ſagt ſich ſeltſame und entehrende Vermuthungen und Gerüchte ins Ohr. Man ſpricht von Bosheit, Entführung und Mord!

Ich ließ mich klüglich nicht darauf ein, irgend eine dieſer Vermuthungen auf mich zu deuten. Endlich that Mylord ſich großen Zwang an, und ſagte, er habe mich um eine Gefälligkeit zu erſuchen, die ich hoffentlich nicht unbillig finden würde? Ich bat ihn mich zu belehren, worin dieſe Gefälligkeit beſtünde? Doch that ich dieſe Bitte in einem

Ton, der Seiner Herrlichkeit verſtändlich machte, ich ſey nicht bey Laune eine Beleidigung zu ertragen.

Er ſelbſt, war ſeine Antwort, hege keinen Zweifel gegen mich. Er kenne meine Familie, und habe immer behauptet, ich könne nicht anders handeln, als ein rechtſchaffener Cavalier. Aber um Sir Arthur und des Fräuleins übrige Verwandte zu beruhigen, würd' ich ihn ſehr verpflichten, wenn ich auf meine Ehre erklären wollte, ich wiſſe nichts von ihrer Entweichung, nicht wohin ſie gebracht ſey, noch wo ſie ſich jezt befinde.

Darauf erwiedert' ich Seiner Herrlichkeit, die Vorrede die er ſeinem Geſuch gegeben, verbiete mir ſchlechterdings demſelben nachzukommen. Wer ſich Vermuthungen und Gerüchte ins Ohr ſage und verbreite, müſſe die Folgen ſeiner Geſchäftigkeit verantworten: und ich dürfe mir, unter ſolchen Umſtänden, nicht gefallen laſſen, wie ein armer Sünder Rede zu ſtehn.

Ich ſagte das auf keine ſehr friedliebende Weiſe, und Mylord wußte nicht, ob er es gut oder übel nehmen ſollte. Indem er aber überlegte, hielt ich für rathſam mich zurück zu ziehn, und es ihm ſelbſt zu überlaſſen, nach beſtem Vermögen, den Streit zwiſchen ſeinem Hochmuth und Kleinmuth zu ſchlichten.

Bey meiner Zurückkunft fand ich einen Brief meiner Schweſter, den ich weder beantworten noch erbrechen will. Was ſoll ich mich mehr aufbringen?

Unverſchämt ſind ſie genung. Sie haben ſich ſogar an eine edle Polizey gewandt. Der vorſitzende Richter ſchickte mir eben eine Einladung, freilich in ſehr höflichen gemäßigten Ausdrücken, ihm die Ehre zu erzeigen mich zu ihm zu verfügen, um über eine Sache, die eine vornehme achtbare Familie betreſſe, mit ihm zu reden. Ich antwortete: ich habe anderweitige Geſchäfte, und laſſe mich auf ſolche Botſchaften nicht ein. Habe aber irgend jemand, vornehm oder gering, eine Klage gegen mich, ſo gebe es Gerechtigkeit im Lande, der ich mich nie entziehen werde.

Ob meine Schweſter in ihrem ſtolzen Eifer, oder der übermüthige Lord, dieſen Schritt veranlaßt habe, kann ich nicht errathen. Aber die Zeit wird mich belehren, und meine Vergeltung ſoll nicht ausbleiben.

Ohne Zweifel ſind Spione und Spürhunde ausgeſchickt, meine Schritte zu belagern. Heut Abend ſollt' ich mit Mac Fane in Shakeſpeare's Coffeehauſe zuſammen kommen, aber ich will nicht hin. Doch es iſt Zahltag, und der hungrige Schlucker darf nicht fehl gehn. Ich ſchreib' ihm, und lad' ihn ein, mit mir zu Nacht zu eſſen. Angenehme Geſellſchaft! Aber ſelbſt die iſt mir jezt willkommener, als gar keine.

Mein Bedienter ſoll ihm den Brief nicht geradezu überbringen. Das könnte gefährlich werden, wenn ihm jemand nachſchliche. Er ſoll ihn nach einem andern Coffeehauſe tragen, und von dort durch einen Träger überſchicken. Auch Mac-Fane ſoll durch den Kramladen zu mir kommen, über welchen meine Zimmer liegen, und in einer Miethkutſche. Ihr Auflauren iſt mir lächerlich. Wollte der Himmel, ich hätte keinen andern Kummer, als die Furcht von ihnen überliſtet zu werden, wenn gleich meine verbindliche Schweſter an ihrer Spitze ſteht.

N. S. Sie konnten ihre Sache beſſer verfechten, wenn ſie minder heftig und beleidigend zu Werke gingen. So befeſtigen ſie nur meinen Entſchluß. Je minder laut ſie wurden, deſto weißlicher verfuhren ſie. Glauben ſie mich beſchimpfen zu müſſen, wie können ſie dann hoffen, daß ich meine Rache nicht immer weiter treibe? Ich weiß freilich nicht mehr, was ich anfangen ſoll. Mir fällt kein neues Mittel ein. Soll ich Mac-Jane zu Hülfe rufen? Das wäre zu abſcheulich. Nein lieber nehm' ich ein Paar Piſtolen zur Hand, und ſchicke erſt ſie, hernach mich, aus der Welt, ehe ich ihre Schönheit durch ſo verächtliche Henkersknechte entweihen laſſe. Auch mögt' ich ihren Willen beſiegen. Aber wie iſt das zu machen? Ich ſehe vorher, ich werde eine That unerhörter Verzweiflung begehn müſſen. Vergiftete Tränke ſind niedrige jämmerliche Hülfsmittel. Auch gebraucht ſie dagegen eine Vorſicht, die ſich kaum vereiteln läßt. Sie genießt nichts, als was Laura Tages vorher übrig gelaſſen hat. So müßte ſich Entkräftung, Schlaf, oder jede andre Wirkung zuerſt an ihrer Dienerin zeigen. Vielleicht behält ſie die nur in dieſer Rückſicht bey. Schickt' ich ſie fort, könnte Anna argwohnen, es geſchehe in ſolcher Abſicht, ſo bin ich überzeugt, ſie rührte nichts mehr an. Nein, ich will ihr meine tiefe Verzweiflung ohne Rückhalt enthüllen, und bleibt ſie dann noch ungerührt, ſo ſterben wir beide!

C. Clifton.

Hundert ein und zwanzigſter Brief.

Louiſe Clifton an ihren Bruder, Coke Clifton.

Wo iſt Anna St. Ives? Wo iſt meine Freundin? Wo iſt der junge Mann, dem Du das Leben verdankſt? Antworte mir Du Racherfüllter! Gott! Gott! iſt es möglich? Kann Coke Clifton, meiner Mutter Sohn, der erwünſchte Freund meines Herzens, zum Vertheidiger der Tugend beſtimmt, zu ſo niedrigen, jämmerlichen Laſtern herabſinken? ein ſo unerträglicher, ſinnloſer, verſtockter Heuchler werden? Und warum? Zum Dank für ungewöhnliche Tugend!

Waren ſie nicht ſtündlich, unabläſſig, wie heilige Engel beſchäftigt, Dir Gutes zu thun? Kannten ſie einen andern Zweck, eine liebere

Pflicht, eine ſchönere Hofnung? Ließen ſie ſolche jemals aus den Augen? Sie gaben Dir Höflichkeit für Uebermuth, Freundlichkeit für Verachtung, Leben für Beleidigungen. Darfſt Du ſo boshaft ſeyn, und willſt es bleiben?

Haſt Du ihnen weh gethan, ward ſelbſt ihr Leben nicht verſchont, ſo biſt Du das abſcheulichſte Ungeheuer. Aber das kann nicht ſeyn. Du haſt doch einen Tropfen mütterlichen Blutes in Dir, und brennſt nicht ganz von hölliſchen Flammen.

Was ſoll ich thun oder ſagen? Wie vermag ich eine Seele zu wecken, die ſo ganz in Frevel verſunken, ſo tod gegen alles edle Gefühl, ſo verhärtet im Böſen iſt? Clifton! dazu wardſt Du nicht gebohren. Du, den Himmliſchen zum Gefährten beſtimmt, erfülle Deine Beſtimmung. Erwache! Tritt hervor zum Licht. Verlaß Sünde, Schmach und Gräuel; kehre zur Tugend, Liebe und Wahrheit zurück!

Weißt Du nicht, wie liebend die iſt, die Du verfolgſt? Noch verfolgſt. Denn noch iſt ſie ja unter den Lebenden.

Erinnere Dich der unbefleckten Gutmüthigkeit ihrer Seele, Du kannſt ſie nicht vergeſſen haben. Sie vergaß keine Deiner Tugenden. Ueberzeuge Dich ſelbſt.

(Hier folgen Auszüge aus dem 24. 31. 38. 45. 56. 63. 68. 78. 79. 82. und 108ten Briefe.)

Dies ſind nur einige ihrer vielen Lobſprüche. So lobte ſie den, deſſen ſinnloſer Zorn ſie unglücklich macht. Lies es, hör' es, denk' an alles, was ſie für Dich that, was ſie zu Dir ſagte, und was ſie jezt um Dich leidet.

Was ſoll ich hinzufügen? Ich fürchte viel, hoffe wenig, und ängſtige mich unausſprechlich. Um Gotteswillen, Bruder, nimm nicht zwei ſo trefliche Menſchen aus der Welt. Laß Leidenſchaft und Irrthum Dich nicht mißleiten. Gieb ſie der Menſchheit wieder. Du kennſt die Größe Deines Vergehens nicht. Es iſt ſchwarze häßliche Sünde. Fühlſt Du keine Gewiſſensbiſſe, kein Verlangen zur Tugend zurück zu kehren, keine Anwandlung, einen großen ruhmwürdigen Sieg über Dich ſelbſt davon zu tragen?

Höre mich um die Ruhe Deiner Seele! Erwach' aus frevleriſchen Träumen, und ſey wieder mein Bruder!

L. Clifton.

Hundert zwei und zwanzigſter Brief.

Louiſe Clifton an Mrs. Wenbourne.

Grosvenorſtraße.

Gnädige Frau,

Sie befahlen mir gütigſt, Ihnen einige Nachricht von der Art und Weiſe zu geben, wodurch wir den ſeltſamen Vorfall, der uns alle betäubt und verwirrt, aufzuklären ſuchen. Es thut mir leid, daß ich mich faſt blos begnügen muß, Ihnen die Verlegenheit der verſchiedenen Partheien zu ſchildern, die an den Verluſt meiner theuren Freundin, und ihres würdigen Geliebten, ſo vielen Antheil nehmen.

Sir Arthurs Kummer haben Sie mit Augen geſehn. Noch hat er nicht nachgelaſſen. Das iſt auch nicht leicht möglich. Ich möchte ja ſelbſt gern hoffen; aber dieſe ſchwarze Bosheit iſt ſo heimlich und ſchweigend verübt, daß man wohl erſchrecken muß.

Sie wiſſen, gnädige Frau, bei aller meiner Vorliebe für des jungen Henley Tugenden, konnt' ich ſeines Vaters Eigenſchaften und Betragen nie liebenswürdig finden. Doch iſt er um den Verluſt ſeines Sohnes ſo aufrichtig bekümmert, daß man wohl ſieht, er habe ſeinen Werth tief empfunden. Sonſt ſtrebte er immer nur nach Geld. Obgleich aber ſein Sohn, zur Zeit da er unſichtbar ward, eine große Summe bei ſich hatte, denkt der Alte nur wenig an das Geld, und mehr an den, freilich unendlich bedaurenswürdigern, Verluſt.

So lang' ich lebe, werde ich Mrs. Clarke und ihre Nichte lieben und ſchätzen. Beide ſind um meine Anna und den jungen Henley ſehr betrübt. Die Nichte hat allerdings große Urſache, des jungen Mannes eingedenk zu ſeyn. Er rettete ſie in der Stunde der Noth. Sie kann ſich nicht zufrieden geben, und läßt auch ihren Mann und ihren Bruder nicht müſſig ſeyn. Alle ſind beſtändig auf der Lauer, und man muß den Männern Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, ſie bedürfen keiner Aufforderung.

Der Bruder, Webb, deſſen unglückliche Geſchichte Ihnen vermuthlich bekannt iſt, beweiſt einen ſehr rührenden Eifer. Wenn ich ihn ſo edel bekümmert ſehe, und mich erinnere, wie tief er geſunken war, wer ihn herausriß, und daß er jezt ſeine ganze Thätigkeit aufbietet, einen Theil der empfangenen Wohlthat abzutragen, treten Thränen in meine Augen.

Wie groß Ihr Schmerz ſeyn muß, ſo wie der Schmerz aller einſt glücklichen Verwandten, eines ſo treflichen tugendhaften jungen Frauenzimmers, fühl' ich lebhaft. Größer aber kann er nicht ſeyn, denk' ich, als der meinige: zumal da ich überzeugt bin, daß mein verirrter unglücklicher Bruder, an dieſem Jammer Schuld iſt.

Ich ging zu ihm, wie mein Vorſatz war, und ward nicht zugelaſſen. Ich ſchrieb, und bekam keine Antwort. Dies, und die Unruhe ſeiner Seele, die, als er zulezt in Roſebank war, ſich ſo ſehr an den Tag legte, erheben meine Furcht zur Gewißheit.

Aber wir müſſen handeln und nicht wehklagen, ſo lange es noch möglich iſt, daß wir etwas ausrichten können: alſo ſtimmt' ich in die Meinung des Herrn Abimelech Henley, daß man ſich an die Polizei wende. Vorher bewogen wir freilich Lord Fitz Allen, mit meinem Bruder zu ſprechen. Dadurch ward aber nichts bewirkt, indem Clifton, wie ich vorher ſagte, ſich verächtlich weigerte, Rede zu ſtehn. Auf einen Brief, den ich ihm ſchrieb, hatt' ich mehr gerechnet, aber, wie ich leider erfahre, mit Unrecht. *)

Da Cliſton dem Lord nichts eingeſtand, nicht einmal eine Ablehnung der That, ſo ließ ſich dieſer die Einwirkung der Polizei gefallen. Doch blieb er bei ſeinen ſeltſamen Vorurtheilen, und war oder ſtellte ſich überzeugt, Cliſton könne als Kavalier keine Niederträchtigkeit begehn, aber der junge Henley und Anna St. Ives wären mit einander durchgegangen. Er ſteift ſeine Meinung darauf, daß Henley eine große Summe Geldes bei ſich gehabt habe, und macht dem Sir Arthur, und einigen andern, zuweilen dieſe Vermuthung wahrſcheinlich.

Als der Polizeirichter dieſes vernahm, und daß gegen Cliſton, den man ihm als einen höchſt empfindlichen Mann ſchilderte, keine eigentliche Anklage, ſondern nur Verdacht Statt finde, wollte auch der nicht weiter gehn, als ihn höflich einladen, zu ihm zu kommen, und ſich mit den theilnehmenden Perſonen in Güte zu beſprechen.

Dieſes Anſinnen lehnte mein Bruder ſtolz von ſich ab, und wir gingen hofnungslos nach Hauſe. Doch ließen wir, wie ſeit einigen Tagen beſtändig geſchieht, vor ſeiner Thür auflauren. Aber wir erfahren nichts dadurch. Wie ſollten wir auch? Webb und ſein Schwager ſind ihm zweimal zum Stall nachgeſchlichen, ſahen ihn zu Pferde ſteigen, und aus der Stadt reiten. Dann gab er ſeinem Pferde die Sporen, und ſie ſahen nichts mehr.

Einmal ritt er hier hinaus, einmal dort hinaus. Vielleicht nahm er aber endlich denſelben Weg. Jezt paſſen ſie ihm wieder auf, denn ſie ſind unermüdet.

Zu Pferde darf man meinem Bruder nicht nachſetzen, das würd' er bald inne werden. Einmal ritt er über Weſtmünſter-Brücke, einmal durch Tyburn gegen Paddington. Wenn er das nächſtemal fortreitet, wird man ihn auf beiden Straßen beobachten, und mehr Leute zu Hülfe nehmen. Webb iſt ein ſchnellfüßiger Läufer, doch fürcht' ich, er wird ihn nicht einholen. Freilich aber muß er ſo wenig als wir, oder als irgend jemand, nachlaſſen, bis dieſes hölliſche Räthſel gelöſt iſt.

L. Clifton.

Hundert drei und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Nun freilich, wer die Schleuſen des Unheils eröfnet, ſteht folglich in Gefahr, den Strom auf ſich zuſtürzen zu ſehn. Mich überſchwemmt er immer mehr und mehr.

Du haſt mich wohl vor dieſem Raubvogel gewarnt. Du ſagteſt mir, er wittre einen Fraß. Ich lachte Deiner Warnung. Sie iſt erfüllt. Ich bin übertölpelt. Bin der ausgezogne, betrogne, ſchmälige Tölpel, dieſes hölliſchen Schurken, des Mac Fane!

Ganz recht, daß ich nun von allen Seiten verächtlich werde. Ich war ſo ein Narr, ſo ein Gimpel, ſo ein unausſprechlicher Eſel, eine Summe Geldes an ihn zu verlieren, die ich nicht bezahlen kann, ohne mich zu Grunde zu richten. Jezt haß' ich niemanden mehr, als mich ſelbſt. Kennt' ich noch einen Menſchen wie ich bin, ich würde eine Reiſe unternehmen, um ihm ins Geſicht zu ſpeyen. Das iſt buchſtäblich wahr, Fairfax.

Wie man ſich doch ſelbſt ſo wenig kennt! Ich glaubte einmal, die Welt müſſe tanzen wie ich pfiffe, und alles nach meinem Kopfe gehn, und jezt weiß ich niemanden, der ſo alles mit ſich thun ließe. Wie geht das zu? So einfältig, ſo gansartig, ſo verſchwägert mit aller möglichen Dummheit! Ja, ich bin das Gegenſtück und der Gevatter von Eduard St. Ives, das Werkzeug und der Genoſſe des unverſchämteſten Betrügers. Gut! wer einmal lange genug gelebt hat, um die Entdeckung an ſich ſelbſt zu machen, der thut wohl wenn er abtritt.

Ich ſchrieb Dir geſtern, aber ein Vorfall tritt dem andern auf die Ferſen, und ich muß jezt oder nie darüber berichten. Du weißt, ich erwartete den Gauner zum Nachteſſen. Dazu lud ich ihn ſelber ein, ich, Salomo der Zweite!

Mittags ſpeiſt' ich zu Hauſe. Denn wie weit die St. Ives Jäger ihren Eifer treiben mögten, wußt' ich nicht. Sie konnten ja eine Anklage beſchwören, die den Richter berechtigt hätte, mich vorführen zu laſſen. Auch der Verſuch ſollte ihnen mißlingen. Ich vernahm aber nichts weiter, von ihnen und ihrem Argwohn.

So dacht' ich an die Vergangenheit, an meine Schweſter und ihr Sendſchreiben, vorzüglich an die Lebhaftigkeit, womit ſich Anna auf den Brief berief, den mir Laura eingehändigt hatte, und da trieb mich meine Neugier jenen und dieſen zu leſen. Beide rührten mich. Meine Schweſter hat mich beleidigt, und doch Mittel gefunden, meine Achtung zu erhalten. Halb iſt es ihr geglückt. Ganz konnt' ich mich der Empfindung nicht erwehren, die ſie bewirken wollte. Einige Stellen aus den Briefen ihrer Freundin durchſchnitten mein Herz. Ich ſuchte einen Vorwand mich über ſie zu beſchweren, und ſie ſuchte was an mir zu loben ſey. Wer kann dem widerſtehen? Wie kann ich meine auffahrende Eiferſucht, meinen falſchen Stolz, meine Rachſucht, ihrer Großmuth, ihrem edlen Sinn, ihrer mehr als Gerechtigkeitsliebe gegenüber ſtellen?

Sollt' ich denn gar keine Urſache gehabt haben, beleidigt zu ſeyn? Sollt' es meiner Rache an jedem gerechten Vorwand fehlen?

Iſt ſie ganz ohne Tadel? So müßt' ich ja verzweifeln.

Annens Brief iſt wie ſie ſelbſt. Ausdrucksvoll, Ehrfurcht gebietend, und rührend.

Noch las ich ihn, als Mac Fane hereintrat, und aller Ueberlegung ein Ende machte. Ich ſollt' ihn zum Nachteſſen bei mir behalten, und ward ſeiner Geſellſchaft in der erſten halben Stunde überdrüßig.

Erſt brüſtet' er ſich mit ſeinen Thaten, und der Mithülfe ſeines ſchurkigten Helfershelfers, damit ich fühlen möchte, wie ſehr ich ihnen verbunden ſey; dann ſpie er, wie gewöhnlich, Gift und Galle gegen Henley; und endlich ſprach er, wovon er immer ſpricht, vom Spiel. Ich konnte ihn nicht ohne Eckel reden hören. Noch geſtern Nacht habe man ihn um ſiebenhundert Pfund leichter gemacht. Er verſchwor ſich und log, einmal über das andre, ſo geſchwätzig wie möglich.

Da hätt' ich nun auf meiner Hut ſeyn ſollen, aber ich war es nicht. Mich verblendete der Teufel der Eitelkeit. Picquet, dacht' ich, ſpielſt du ſicherlich beſſer als er. Er und ich machten mir lange Weile, und ich war reif zum Verderben. Eine andre Urſache weiß ich wahrlich nicht, warum ich mich einem Betrüger Preiß gab, den ich doch als Betrüger kannte.

Ich ließ meinen Bedienten ein halbes Dutzend Spiele Karten holen. Durch dieſe Vorſicht glaubt' ich mich gedeckt. Was glaubt der Menſch nicht alles, deſſen Leidenſchaft ihre Flut, deſſen Vernunft ihre Ebbe hat?

Weitläuftig erzählen, wie ich von einer Dummheit in die andere verfiel; da ich tauſend Pfund verlohren ſah, wahnſinnig genug war zweitauſend zu verlieren; dann dreitauſend, und ſo von eins bis zehn: dazu hab' ich jezt keine Geduld. Genug, ich bin zu Grunde gerichtet, und auf der ganzen weiten Welt iſt kein Lump, den ich ſo verachte wie Coke Clifton. Mac Fane ſcheint mir viel verehrungswürdiger. Ich bin niedriger wie der niedrigſte, denn er iſt geſcheiter als ich, und ich bin ſein Genoſſe, bin Gott erbarms! ſein Schuldner. Marſch mit mir aus der Welt!

So feyert dann der Satan das Feſt des Unheils, und ich will darauf tanzen. Wie der Brautreigen ausfallen wird, weiß ich nicht ganz beſtimmt, aber blutig ſoll er werden.

Mich däucht, ich ſehe das Ende, und das gefällt mir. An Anna will ich mich rächen, meine Schweſter enterben, und Mac Fane's Schuldner bleiben ewiglich. Amen! Ich halte den Schwur. Anna muß fallen, und hält ſie dann das Leben noch ihrer würdig, ſo wird ſie meine Erbin. Für mich weiß ich ein Grab zu finden.

Seit dieſem lezten Vorfall bin ich verſöhnter mit meinem Schickſal, und weniger unruhig; denn vorher war es doch immer noch möglich, daß ich ſie großmüthig in Freiheit ſezte, und ſie, noch großmüthiger, mein Unrecht vergäßen. Jezt hat alles ein Ende. Ich darf nur meine Gegner etwas beſtrafen, mich ſelbſt ſehr ſchwer, und nach vollzogenem Strafamt einſchlafen.

N. S. Seine tauſend Pfund hat der Schuſt nicht bekommen. Er ſchlug mir vor, ihm eine Verſchreibung auf die ganze Summe zu geben: darauf, ſagte er, könne er Geld geliehen bekommen. Ich war aber entſchloſſen dergleichen nicht auszuſtellen, und ſagte ihm, er müſſe ſich ein paar Tage gedulden, bis ich mit meinem Sachwalter geſprochen, und mein Vermögen zu Rathe gezogen hätte, dann wolle ich ihm beſtimmte Antwort geben. Da ließ er ſich beigehn den Bravo ſpielen, und verächtlich drein ſehn zu wollen. Meine Laune aber vertrug nicht die entfernteſte Anmaßung. Ich blickt' ihn im Ernſt wüthend an, und er verlor darüber ſeinen erkünſtelten Trotz. Ich erinnerte ihn, daß die Flaſche, die mir zur Hand ſtände, hinreichte, ſein Gehirn zu zertrümmern, und daß ich ihn bezahlen würde, wie ich für gut fände. Darauf änderte er ſeine Sprache, und ergab ſeine Seele auf tauſenderley Weiſe dem Teufel, dem ſie millionenmal angehört, wenn er je vorher in ſeinem ganzen Leben hundert Pfund in einem Abend gewonnen hätte. Ich lachte ihm ins Geſicht, wies ihm die Thür, und wünſcht' ihm gute Nacht. Er paſchte geduldig ab.

C. Cliſton.

Hundert vier und zwanzigſter Brief.

Louiſe Clifton an Mrs Wenbourne.

Grosvenorſtraße.

Gnädige Frau,

Ich habe die peinliche Pflicht übernommen, Ihnen alles, was die unglückliche Angelegenheit betrift, zu berichten, und muß alſo pünktlich ſeyn. Das traurigſte dabei iſt, daß unſre Verlegenheit und Kummer keinesweges abnehmen, ſondern ſich vermehren.

Da ich es unmöglich fand, meinen Bruder zu Geſicht zu bekommen, entſchloß ich mich zu dem Verſuch, ſeinen Bedienten auszufragen. Webb wußte um meine Abſicht, redete ihn auf der Straße an, und verſprach ihm zehn Guineen von mir, wenn er zu mir kommen wollte.

Das that er auf der Stelle, ohne ſich zu bedenken.

Er iſt aber entweder ſehr ſchlau oder ſehr unwiſſend. Nur einen Umſtand erfuhr ich durch ihn.

Er ſollte ſelbſt die Belohnung, jede beliebige Summe feſtſetzen, verſprach ich ihm, wenn er uns Anleitung geben könne, unſern verlohrnen Freunden auf die Spur zu kommen. Er betheuerte feyerlich, er wiſſe von nichts. Nur ſo viel geſtand er, ſein Herr habe ſich ſeiner bedient, den Burſchen, welcher den namenloſen Brief ſchrieb, fortzuſchwatzen, und denſelben vermogt, aus Bewegungsgründen der Leichtgläubigkeit und Erkenntlichkeit, ſich nach Frankreich ſchicken zu laſſen.

Ferner geſtand er, ſein Herr ſey äußerſt unruhig. Er ſchlafe nicht, er lege ſich niemals zu Bette, ſondern werfe ſich nur angekleidet darauf hin, und verlaſſe es ſogleich wieder. Auch habe er zu einem Rechtsgelehrten geſchickt, um ſein Teſtament zu machen.

Was ich bey dieſer Erzählung fühlte will ich nicht beſchreiben. Ein neuer Vorfall giebt mir neue Qual.

Wahrſcheinlich haben, ſowohl Anna als mein Bruder, gegen Ihre Gnaden eines jungen Franzoſen von Adel gedacht, der ſich um jene bewarb, und meinen Bruder vermogte, ſich ſo gewaltſam in einen See zu ſtürzen, daß ſein Leben dadurch in Gefahr gerieth. Er heißt Graf von Beaunoir, iſt in London angekommen, und hat heute Morgen einen Beſuch bey Sir Arthur abgeſtattet.

Seine erſte dringende Frage, betraf meine Freundin, die ihn wie jedermann entzückt. Sir Arthur vergaß wen er vor ſich hatte, daß ſich dieſer Mann, mit ſcheinbarer Prahlerey, aber in ernſter Meinung, zu Annens Ritter aufgeworfen habe, und erzählte ihm alles, was wir von dem Vorfall wußten; dabey vergaß er nicht hinzu zu fügen, wir alle hätten Clifton deswegen in Verdacht, und ſezte die Veranlaſſung unſers Argwohns weitläuftig aus einander.

So erſtaunt war der Graf, daß er mit ununterbrochener Aufmerkſamkeit zuhörte. Als Sir Arthur ſeine Rede ſchloß, ſagt' er ihm: Sie haben Recht. Ich bin von Ihrer Meinung unwiderſprechlich überzeugt, denn ich habe einen Burſchen mit mir gebracht, welchen Herr Clifton, mit angeblichen Aufträgen, an einen Freund nach Paris ſandte.

Der Burſch traute dem Vorwande nicht, aber man ließ ihn nicht wieder fort, beobachtete ihn, und ſchlug ihm ſogar einen Paß ab. So wandte er ſich durch meine Bedienten, die er vor dieſem kannte, an mich, und bat um Schutz, und um Bewirkung der Erlaubniß nach England zurück zu kehren.

Ich ließ ihn vor mich kommen, hörte ſein Anbringen, und fragte ihn dann nach Lady Anna. Er hatte von Herrn Abimelech Henley, und den übrigen Bedienten, genug gehört, um zu wiſſen, daß die vorgehabte Heirath zwiſchen Herrn Clifton und Lady Anna zerſchlagen ſey, und daß die Dame den Herrn nicht weiter vorlaße. Ich hatte Ihnen zu Paris bezeugt, daß ich der Lady Anna St. Ives meine Hand und mein Vermögen zu Füßen legen würde, wenn ich jemals erführe, daß ſie unverſprochen ſey. Das erfuhr ich von dem Burſchen, und entſchloß mich ſogleich hieher zu gehn.

Ich zittre indem ich dies nachſchreibe, aber vielleicht iſt die Reue verderblich für ihn oder meinen Bruder, vielleicht für beide. Denn er erklärte gerade zu, er gehe ſtehendes Fußes zu Herrn Clifton, und nöthige ihn, entweder Anna St. Ives ſogleich heraus zu geben, oder ſich mit ihm zu meſſen.

Wie thörigt die Männer ſind! Kann ſich

die Tugend jemals mit dem Laſter meſſen, ohne ſich herab zu ſetzen? Kann Blut ein Unrecht gut machen?

Der Graf hatte ſeine Adreſſe da gelaſſen. Wie mir Sir Arthur erzählte, was vorgegangen ſey, flog ich zu ihm. Er war nicht zu Hauſe, ich mußte eine Stunde warten. Endlich kam er. Ich verſuchte, ihm die Unrechtmäßigkeit ſeines Betragens einleuchtend zu machen.

Er hörte mich ſehr höflich an, machte mir tauſend Complimente, geſtand die Wahrheit jedes Wortes ein, das ich ihm ſagte: zeigte ſich aber offenbar entſchloſſen, von allem dem gerade das Widerſpiel zu thun.

Ich gab mir viel Mühe, ſein Ehrenwort von ihm heraus zu locken, daß er ſich in keinen Zweikampf einlaſſen wolle, aber vergeblich. Er wich mir immer aus, zeigte alles mögliche Verlangen mir gefällig zu ſeyn, gab mir aber nicht den mindeſten Beweis davon.

Verzeihn Sie mir, daß ich Ihnen nichts Beſſeres ſchreibe. Aber Sie müſſen die Wahrheit wiſſen wie ſie iſt, damit keine anderweitige Entſtellung Sie erſchrecke. Auch denk' ich, jede Verheimlichung, Bemäntelung, oder Falſchheit, iſt unſittlich, und kann leicht böſe Folgen haben.

Den Burſchen, welchen der Graf mit ſich brachte, hab' ich ausgefragt. Seine Ausſage vermehrt meinen Verdacht. Er erzählte mir umſtändlich, wie man ihn dahin gebracht habe, nach Frankreich zu entweichen.

Darauf fragt' ich ihn nach ſeiner Muhme. Er weiß nichts von ihr, hat nichts von ihr gehört, und begreift nicht wo ſie hingekommen ſeyn mag. Doch will er heut Abend zu einer Verwandten gehn, wo er ſicherlich glaubt Nachricht von ihr zu erhalten, und will mir dann Beſcheid ſagen. Wozu aber kann das helfen? Clifton wird ſie gleichfalls aus dem Wege geſchickt haben, und dadurch kommen wir nicht weiter. Es beſtätigt uns, was keiner Beſtätigung bedarf. Es beweißt wie verblendet, hinterliſtig, tief geſunken er iſt!

L. Clifton.

Hundert fünf und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Deverſtraße, London.

So, Fairfax, Du haſt Dir den Burſchen entſchlüpfen laſſen, ſo ſehr ich Dich auch warnte und bat? Wie er Dir entkam, bey wem er jezt iſt, weißt Du ohne Zweifel. Am Ende iſt nichts daran gelegen. Ich habe Handel und Gegner genug auf dem Halſe. Mit jemanden muß ich doch in Frieden ſterben. Und ſo verzeih ich Dir, und glaube, Du thatſt was Du konnteſt.

Vielleicht iſt dies mein lezter Brief an Dich. Vergiß mich nicht ganz. Ueberleben mich Anna und Henley, ſo ſag' ihnen, ich ſey nicht völlig ſo blind gegen ihr Verdienſt geweſen, als ſie vielleicht glauben. Zeig' ihnen meine Briefe. Die mag künftig jedermann ſehn. Laß die Wahrheit vorwalten, den Tadel fühl' ich ja nicht mehr.

Der Narr der Graf iſt eben bey mir geweſen. Er läßt ſich einfallen zu drohn

Er hat mich gefordert, wir ſchlagen uns morgen.

So iſt nemlich die Abrede, ich werde aber vielleicht nicht kommen. Wenn Henley nur einen Funken Empfindlichkeit hat, ſo bin ich hoffentlich entſchuldigt. Ich geb' ihm den erſten Schuß. Darauf hat er ein Recht, und einmal im Leben will ich ſogar ihm ſein Rechtwiederfahren laſſen. Stolz auf Geburt und Reichthum, und worauf ſonſt? iſt mir in dieſem Augenblicke ſehr verächtlich.

Meine jetzige Lage, Fairfax, dringt mir manche Wahrheit auf. Was ſoll mir aber Wahrheit in einer Welt, die mich ſo ſehr zum Irrthum verleitete, daß ich nicht länger darauf bauren kann? Die Herren Weiſen ſollten uns Narren mit einander kämpfen, und einander aufreiben laſſen, ohne ſich darin zu mengen. Dies iſt ein gefährlich Handwerk. Aber Wahrheit eifert, Weisheit läſſet ihre Stimme erſchallen auf den Gaſſen, und Thorheit begegnet ihr, und wiſcht ihr gewöhnlich eins aus!

Ich bin gefaßt, mein Haus iſt beſtellt, mein Sachwalter hat meinen lezten Willen aufgeſetzt, ich hab' ihn unterſchrieben. Dein

Nahme, Fairfax, kommt auch darin vor. Meine Schweſter ſoll ihn vollziehn, und Anna St. Ives mich erben. Ich habe Louiſens hochtrabenden Brief wieder überleſen. Aber um ihres Verſtandes willen, der größer iſt als ich oft geneigt war ihr zuzugeſtehn, verzeih' ich ihr. Sie iſt nicht ganz übergangen, ſie ſoll mich doch nicht in alle Ewigkeit haſſen.

Woher die verzweifelte Reue kommen mag, Fairfax, die mir jezt mehr zuſezt, als jemals? Ich vermuthe, weil ich mich verachte, und den Stolz nicht mehr fühle, wodurch ich ſonſt mein Betragen vor mir ſelbſt vertheidigte. Sonſt dacht' ich Wunder wer Coke Clifton ſey: jezt weiß ich, daß Coke Clifton ein jämmerlicher Pinſel iſt.

Laß Dich durch den leichten Ton meines Briefes nicht irre führen, als könne es mir und Annen erträglicher ergehn. Das Schickſal beut meiner Verzweiflung die Hand. Jezt laſſ' ich mein Pferd vorführen, dann gehts im Trabe zu ihr, ich ende mein Beginnen, dann end' ich meinen Zauber, und die unglückliche Prinzeſſin und ihr gefangener Ritter ſind wieder frey.

Sollte Henley aus Verzweiflung Rache ſuchen, und die Rache nehmen die ich ihm anbiete, ſo giebts einen ſchrecklichen Kampf. Aber wahrlich ich erhöbe keine Hand gegen ſein Leben, wüßt' ich ein andres Mittel zu beweiſen, daß ich ihm gleich, daß ich vielleicht ſein Meiſter und Sieger bin. Ich fiele ſonſt gern von ſeiner Hand. Er iſt ein edler Mann, und ich hab' ihm Unrecht gethan. O daß er oder Anna menſchenfreundlich genug wären mich zu tödten! ich wollte ſie ſterbend ſegnen, und verſöhnt zu Boden ſinken. Vielleicht ſind ſie die beiden einzigen Geſchöpfe, die ich immer hätte bewundern können, und Bewunderung, ſagt man ja, reift endlich zur Liebe. Auch ſie zeigten ſich mir geneigt, und hätten mich wieder geliebt. Aber wir verſtanden einander gegenſeitig nicht, aus dem Mißverſtand wird unſer Verderben. Hätt' ich ihnen doch nie Unrecht gethan! Eitler Wunſch! Die Würfel liegen. Wir ſind verdammt. Iſt meine Rache vollführt, wie ſie denn vollführt werden muß, ſo können ſie doch nicht länger leben. Sie werden mich verfluchen und ſchmähn! dem iſt nicht abzuhelfen. Alſo nimm uns auf, ehrenvolles Grab

Sie ſind muthvoll, und werden mir Troz bieten bis ans Ende. Gut! gut! Sie ſollen gleichen Muth an mir finden. O vergäben ſie mir wenigſtens im Tode!

Mir fällt allerlei ein. Wenn ſie nun nicht ſterben wollen? Wenn ſie es für pflichtmäſſig halten, ſelbſt im Jammer fortzuleben? Sie werden ihrer Ueberzeugung getreu bleiben. Darüber entſcheide das Schickſal. Mir iſt jede Zukunft gleich gut, gleich ſchlimm. Aber nimmt Henley keine Rache an mir, ſo bin ich den Grafen keine Schonung ſchuldig. Er iſt ein Geck. Er trieb mich zu dem wahnſinnigen Sprunge, der mich zuerſt dem Manne verpflichtete, dem ich ſo viel Unrecht that. Dafür veracht' ich ihn auch. Er mag freilich fechten gelernt haben, und Muth beſitzen. Aber was iſt er ſonſt? Wodurch hab' ich ihn beleidigt? Er zürnt mit mir, weil er nicht geſcheut iſt. Oder zürnt er auch mit Grund, ſo darf doch der hungrige Wolfshund es mit dem gereizten Löwen nicht aufnehmen.

C. Clifton.

N. S. Kannſt Du denken, Fairfax, daß noch etwas im Stande iſt, mich zu ſchrecken?

Ich erwähnte gegen Dich der Briefe Annens und meiner Schweſter, und der Wirkung, die ſie auf mich hervorbrachten. Ich las ſie gerade, als der elende Mac Fane zum leztenmal zu mir kam. Da legt' ich Annens Brief aus der Hand, und ſah ihn noch nach einer Weile liegen. Denn ich wollt' ihn nicht in die Taſche ſtecken, damit ich ihn nicht darin vergäße, ſondern wegſchließen, ſobald ich vor meinen Schreibtiſch ginge. Das vergaß ich aber, und der Brief iſt weg. Ich ſuchte überall, fragte, zürnte, drohte meinem Bedienten mit unerhörter Strafe, und alles half nichts. Der Menſch ſchwört, er habe keinen ſolchen Brief geſehn, und ſieht aus wie die Wahrheit. Es ſtand ein Geheimniß darin, was Henley'n betrift. Sollte Mac Fane ihn mir entwendet haben, wie denn dergleichen Geſindel alles ohne Unterſchied mitgehn heißt, dann fürcht' ich in der That, — Nein! das darf nicht, das ſoll nicht möglich werden! Ich eile ihn zu retten. Nie geb' ich ihn unwürdiger Fauſt zur Beute!

Hundert ſechs und zwanzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Louiſe Clifton.

O meine Freundin! Ich bin gerettet! Habe mein Gefängniß durchbrochen, und ſitze nun — ich weiß nicht wo, aber in Sicherheit. Durch Laurens Hülfe war ich ſo glücklich.

Vor vier Tagen ſah' ich Deinen Bruder. Die Ruhe mit welcher ich meine Gefangenſchaft zu ertragen ſchien, und die Klugheit meiner Laura, welche ihr ehemaliges Intereſſe für Clifton ſehr beweint, machten die Alte arglos und nachſichtig. Ich warnte Lauren ſehr vor jedem voreiligen Verſuch, weil ich leicht einſah, daß die Nachläſſigkeit der Frau mit der Zeit zunehmen würde.

Dieſen Morgen ereignete ſich die erſte ungemein günſtige Gelegenheit, als es Lauren erlaubt wurde, den Schlüſſel meiner Stube zu nehmen, und frey aus und ein zu gehen.

In dem Augenblick da ſie mir das ſagte, erkundigte ich mich nach den übrigen Hinderniſſen, welche wir zu überwinden hätten.

Laura ſagte, nach dem Garten könnten wir kommen, aber nicht weiter, weil hier eine hohe Mauer wäre, über welche kein Frauenzimmer klettern oder ſpringen könne. Einem Manne, meynte ſie, wäre es wohl möglich.

Cliftons lange Abweſenheit machte mir ſeine baldige Wiederkunft wahrſcheinlich. Ich trug alſo kein Bedenken, das Wagſtück zu unternehmen. Ich befahl Lauren, ſich leiſe hinter mir die Treppe hinunter zu ſtehlen, und die Thür zu öffnen.

Laura fürchtete zurück zu bleiben; es ſchien ihr unmöglich, die Mauer zu erklettern: was ſollte nun aus ihr werden? — Ich verſprach ihr meine Beyhülfe und Unterſtützung, und munterte ſie auf mir zu folgen.

Sie beruhigte ſich, öffnete die erſte Thüre, ſtahl ſich auch zu der zweiten hin, ich folgte, ſie entriegelte die, und wir waren beyde im Garten.

Die Mauer war hoch, wie ſie ſagte, und nicht leicht zu erklettern; aber ich hatte wenig Bedenkzeit. Die alte Frau ſah uns durch das Fenſter, und machte ſich auf den Weg.

Mitten in der Mauer war ein großer Thorweg, mit Handhaken und Querbalken verſehen, daß man im Klettern die Hände auf die Ruheplätze legen konnte. Ich kam glücklich hinüber. Das alte Weib war bereits im Garten, und Laura ſtand betäubt, als ſie mich auf dem Gipfel der Mauer ſah, und fürchtete für mein Leben und für ſich, als die Alte heran kam. Ich bat das Weib, Lauren frey zu laſſen; aber ſie war taub gegen meine Bitten, und lief mit Haſt nach irgend einem Werkzeuge, um mich von der Mauer zu reiſſen. Ich verſicherte Lauren, ihr ſobald als möglich Hülfe zu ſenden, und ſprang von der andern Seite der Mauer, auf das Feld.

Ich lief eine weite Strecke gerade aus; es war ein Rein zwiſchen den Feldern. In weniger als zehn Minuten kam ich an ein Haus, klingelte, und ein Mann öffnete mir die Thür, und erlaubte mir Zutritt.

Man wies mir das Zimmer an, worin ich jetzt ſchreibe, und ſchickte nun einen Menſchen zu mir, der vermuthlich der Herr des Hauſes iſt, wiewohl er keinesweges einem Herrn ähnlich ſiehet. Meine erſte Frage war: ob keine Kutſche hier zu haben wäre? Hierauf erkundigte er ſich, woher ich käme? Ich erzählte ihm meine Geſchichte ſo kurz als möglich, und ſezte hinzu, daß ich ſehr gern zwey Männer belohnen wolle, die mir mein Mädchen hieher brächten.

Er hörte ſehr aufmerkſam zu, ſchien eine Weile nachzudenken, und erwiederte: Es ſey eine ganze Meile in der Runde keine Kutſche zu haben. Indeſſen dürfe ich für das Mädchen gar nicht in Sorgen ſeyn, ſie werde bald bey mir eintreffen. Blick und Manier des Mannes gefielen mir nicht, aber meine Lage war dringend, und ich ohne weitern Schutz.

Ich bedachte nun, daß es vielleicht das Sicherſte wäre, erſt nach der Grosvenorſtraße zu ſchreiben, und bat mir Schreibzeug aus. Hier rief er einem Burſchen mit der Frage: »Habe ich nicht dieſer Tage etwas Schreibpapier bey Dir geſehn?« Der Junge bejahte das, und brachte mir ſehr elende Schreibmaterialien. Er ſah ernſthaft aus.

Der Mann verſicherte mich, es werde ein Jeder in ſeinem Hauſe, mir zu Gefallen, ſo weit gehn als ich wolle, und höchſtens in einer Stunde zurück kommen. Ich möchte nach Bequemlichkeit ſchreiben.

Ohne Zweifel wird meine Louiſe ſobald als möglich in der Grosvenorſtraße ſeyn. Ich mögte nicht gern Sir Arthur mit der Nachricht überraſchen, und will lieber den Brief an Sie addreſſiren, mit dem Zuſatz: »daß ihn Mrs. Clerke erbreche, wenn Miß »Elliſon nicht zu Hauſe ſeyn ſollte.« — Bey dem jetzigen Verhältniß der Familie muß ich ſolche Vorſicht gebrauchen.

A. W. St. Ives.

Gerechter Himmel! Was ſoll das bedeuten? — Ich ſtehe auf, um zu ſehn ob der Burſch im Nebenzimmer iſt, und finde das Zimmer verriegelt!

Wo bin ich? — O Louiſe! ich erſchrecke. In der Schublade des Tiſches, an welchem ich ſitze, ſuche ich Oblaten und finde meinen erſten Brief an Sie, erbrochen und zerriſſen! Ach! Sie wiſſen von dieſem Briefe nichts? — Und meine Worte verhallen in der Luft? — Ein Brief, in welchem ich Acht Tauſend Pfund erwähnte! — Wo bin ich? wo bin ich! — Wie wird das Alles enden?

Alles iſt verloren! — Zum Entkommen keine Hoffnung übrig! — Der nemliche Mann, welcher die Schurken anführte, die mich ergriffen, iſt eben in das Zimmer getreten, ſtellte ſich mit dem Rücken gegen die Thür, ſah mich an, verließ mich hohnlächelnd, ſchloß die Thür ab, und rief einem andern Wache zu halten. — O meiner unüberlegten Thorheit!

Ich bin unter Teufeln. — So ſchreckliche Flüche habe ich niemals gehört! — Man muß etwas ſehr böſes vorhaben! — Der Tumult wird immer größer, unter beſtändigem Läſtern und Fluchen! — — —

∵ ∵ ∵

Gerechter Himmel! Ich höre Frank's Stimme. — Was iſt zu thun? — Muß ich denn hier bleiben? — O Jammer! — Wer klopft? — — — — — —

Hundert ſieben und zwanzigſter Brief.

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Wir ſind zu Ende, Fairfax. So eben kehr' ich von der blutigen Wahlſtätte zurück. Du ſiehſt, dies iſt meine Handſchrift nicht. Meine Hand wird nie mehr ſchreiben. Aber meiner Schweſter Hand ſoll Dir berichten, wie der lezte Auftritt des handlungsreichen Schauſpiels ausgefallen iſt. Die Wundärzte nahmen ſich zwar heraus, mir das Reden zu verbieten, mußten aber erfahren, daß ich eben ſo eigenſinnig ſeyn kann, als ſie. Sie dürfen mir mit ihrem Sucheiſen nicht zu nahe kommen, bis dieſer Brief fertig iſt: denn ſind ſie einmal an mir geweſen, ſo wird es wohl nicht lang mehr dauren.

Nach Endigung meines lezten Briefes an Dich, ſtieg ich ſogleich zu Pferde. Es war Winterwetter, ich hatte Schnee und Sturm ins Geſicht, geladene Piſtolen in meiner Taſche.

Ich ritt ſo ſchnell ich konnte, war aber zu ſpät ausgeritten. Als ich dem Tollhauſe näher kam, hörte ich Mord und Hülfe rufen. Es ſchallte gräßlich durch den Sturm. Ich klingelte heftig. Man eilte mir zu öffnen. Anna St. Ives öffnete mir. Ein Knabe wies ihr den Weg. Ihrer beider Geſchrey, und die Flüche der Spizbuben im obern Stock, überſchrien den Sturm.

Mord! ſchrie ſie mir entgegen. Eilen Sie! Retten Sie! retten Sie ihn!

Ich ſtürzte vorwärts. Oben war ein ſchreckliches Getöſe. In der Verwirrung konnt' ich die Treppe nicht gleich finden, aber der zitternde Knabe wies mich zurecht. Als ich hinaufſtieg hört' ich zwey Piſtolenſchüße. Mich ergriff Schauder und Entſetzen. Ein Kerl mit einem Prügel bewachte die Stubenthür. Ich ſpannte ein Piſtol, und befahl ihm mich durchzulaſſen. Er gehorchte ſogleich. Ich ſprengte die Thür. Henley ſtand vor mir mit Blut bedeckt, eine losgeſchoſſene Piſtole in der Hand. Ein Kerl drang mit einem Prügel auf ihn ein, Mac Fane hieb hinterwärts nach ihm mit einem Jagdmeſſer, der ſchwer verwundete Tollhauswächter lag im Todeskampf zu ſeinen Füßen.

Ich ſchoß auf Mac Fane und traf ihn, aber nicht ſo glücklich, daß er nicht Kraft behalten hätte, ſich umzukehren, und mich mit ſeinem Jagdmeſſer zu durchbohren. Doch dieſe That rechn' ich ihm zum Verdienſt, da es ſeine lezte war. Er ſank zu Boden. Henley's übrige Gegner liefen augenblicklich davon.

Henley lebt, aber Mac Fane hat ihn gottlos zuſammengehauen. Sein Leben iſt nicht gefährdet, ſagt man mir, obgleich ſeine Wunden tief ſind. Man ſchmeichelt mir vielleicht durch dieſe Vorſpiegelung. Aber es iſt thörigt, Mitleid mit mir zu haben. Ich verdiene kein Mitleid.

So viel ich vom menſchlichen Leben verſtehe, kann es einer Wunde, wie die meinige iſt, nicht widerſtehn. Seliger Tod! Unſeliges Leben! Was ich erlitten habe, macht es mir zuwider. Ich lebte wie ein Raſender, aber ich will nicht ſterben wie ein Weib. Leb wohl, Fairfax, und bemäntle mein Vergehen nicht. Laß meine Briefe an Dich denen Gerechtigkeit bezeugen, denen ich Unrecht that. Ich rettete den Retter meines Lebens. Das allein iſt mein Troſt, denn ich haſſe nichts mehr, als unabgetragene Verbindlichkeiten. Ich möchte gern noch mehr ſagen, aber meine Schweſter weigert ſich mehr zu ſchreiben.

Leb wohl, und auf immer!

C. Clifton.

Nachſchrift von Louiſen.

Meines Bruders Freund ſollte den Brief nicht eher erhalten, bis ich die Meinung der Wundärzte hinzu fügen könnte. Sie iſt getheilt. Zween halten die Wunde für tödlich, der Dritte hält eine Geneſung für möglich, und verläßt ſich dabey, auf die Jugend und den Muth des Verwundeten. Meine Hofnung wankt. Ueber den Werth meines Bruders hab'.ich dem, der ihn liebt und kennt wie Sie, nichts zu ſagen. Was geſchehn iſt, iſt geſchehn. Aber die Zukunft könnte viel Vortrefliches erndten. Friede ſey mit uns, und Segen der Zukunft!

L. Clifton.

Hundert acht und zwanzigſter Brief.

Anna Wenbourne St. Ives an Mrs. Wenbourne.

Grosvenorſtraße.

Ich bezeige Ihnen meinen unterthänigſten Dank, theure Frau, für Ihren freundſchaftlichen Glückwunſch; und finde mich durch die große Freude, welche Sie, über meine Sicherheit und Henley's Befreyung, blicken laſſen, in hohem Grade beehrt. Ich verſuche keine Beſchreibung meiner eignen Gefühle; ſie ſind im voraus dankbar: aber ich will mich bemühen, Ihrem Befehl zu gehorchen, und Ihnen, ſo gut ich kann, erzählen, was ſich mit mir zugetragen hat.

Zu dieſem Endzweck, ſchließe ich die Erzählung mit ein, welche Henley von ſeiner Gefangenſchaft aufgeſetzt, und drey an meine Freundin Louiſe geſchriebenen, aber niemals abgeſchickten Briefe, nebſt der Abſchrift eines Briefes, welchen Clifton ſeiner Schweſter an Herrn Fairfax diktirt hat. Die folgende Erzählung, von dem was nach dem Schluſſe der Henleyſchen vorgefallen, und ein dritter Brief, den ich unter ſo vielen Unterbrechungen in dem fremden Hauſe ſchrieb, ergänze das Uebrige.

Henley hörte der Mörder lezte Berathſchlagung, hatte aber nicht Zeit, ſie aufzuſchreiben. Des Kerkermeiſters Begierde beſiegte Mac Fane's Entſchluß, die Ermordung, erſt nach erhaltener Obligation von Herrn Clifton, zu wagen. Der Kerkermeiſter hatte ſeine beyden Gehülfen zum Beyſtand aufgefordert, und dafür Jedem Funfzig Pfund verſprochen. Er drohte dem Mac Fane, die That ohne ihn zu wagen, wenn er nicht das Herz dazu hätte, und ihm keinen Theil von der Beute zu geben. Dieſes Argument that volle Wirkung.

Henley hat noch einen Umſtand vergeſſen, den er entweder damals noch nicht wußte, oder wenigſtens nicht zu deuten verſtand. Am Tage vor dem Angriff, gab ihm der Wächter Uhr und Börſe wieder, wahrſcheinlicherweiſe, um ſich als einen uneigennützigen Mann zu zeigen.

Am Morgen, der zur Ermordung beſtimmt war, kam der Kerkermeiſter zu

Henley'n, aber nicht in das Zimmer. Er ſprach wie gewöhnlich mit ihm, doch jenſeits der Kette vor der Thür, und ſagte ihm gerade heraus, er mögte ihm nur die Bankozettel überliefern, welche er in Händen habe; mit dem Verſprechen, daß er ſie ihm, wie ſeine Uhr und Börſe, wiedergeben wolle.

Dieſer Troſt konnte Henley'n nicht täuſchen. Sein Entſchluß war gefaßt. Er gab ihm eine abſchlägige Antwort. Im Augenblick waren der Kerkermeiſter, Mac Fane, und beide Gehülfen im Zimmer.

Der Kerkermeiſter (ich rede Henley'n nach) war vorzüglich dreiſt, doch vorſichtig. Er poſtirte einen ſeiner Gehülfen an die Außenſeite der Thür, und ließ ſie verſchließen und bewachen. Er ſelbſt, Mac Fane, und der andere Gehülfe waren im Zimmer; der Kerkermeiſter und ſeine Gehülfen mit Keulen, und Mac Fane mit Piſtolen, und einem Jagdmeſſer.

Henley hatte vorſätzlich ein großes Feuer unterhalten, und die Bankozettel in der Hand. Er ſchien ſogar gelaſſen, zählte eben die Zettel einzeln auf, als wolle er jene überzeugen, daß die verlangte Summe da ſey, und warf ſie plötzlich ins Feuer. Sie ſprangen alle vorwärts um ſie zu retten: und in dieſem glücklichen Augenblick fiel Henley dem Mac Fane in die Arme, und entriß ihm eine Piſtole, die er in der Hand hatte. Sie ging los, ohne Schaden zu thun.

Mac Fane zog das Jagdmeſſer, und haute auf Henley'n los, indeſſen ihn der Wächter von der andern Seite angriff.

In der Hitze des Streits kam Clifton an, und von dem was nun erfolgt iſt, wird Louiſens Brief benachrichtigen.

Ich ſollte von mir ſelbſt, und dem geringen Antheil, welchen ich an dieſer ſchrecklichen Geſchichte hatte, noch ſprechen. Und hier muß ich Sie an den Knaben erinnern, deſſen Henley ſo oft erwähnt. Ihm allein verdanken wir wohl alle unſre Rettung. Ohne ihn wäre wenigſtens Clifton nicht in das Zimmer gekommen.

Der arme Junge ſah und hörte genug, um ein ſchreckliches Vorhaben zu muthmaßen. Er iſt ſehr verſtändig und weichherzig; er ſah mich gleich das erſtemal bedeutend an, und würde gewiß geſprochen haben, wenn er es hätte wagen dürfen.

Die Thür des Zimmers worin ich gebracht ward, war verriegelt und verſchloſſen, aber der Mann welcher ſie bewachen ſollte, ging wegen jenes blutdürſtigen Vorſatzes fort.

Sie können ſich ſo gut und beſſer, als irgend eine Perſon, welche niemals in meiner Lage war, einen Begriff von meinem Leiden machen, als ich mich in den Händen der nemlichen Schurken wieder ſah, und Frank's Stimme hörte, und die Gefahr ahnden konnte, welche über ſeinem Haupte ſchwebte.

In dem Augenblick klingelte Clifton. Der Riegel der Thür war ſehr hoch angebracht. Verzweiflung lieh mir Kräfte.

Ich entwerfe keine Schilderung dieſer ganzen und der folgenden Scene. Ich erzähle Ihnen nur, wie, und durch weſſen Hülfe wir aus dieſem Hauſe entkommen ſind.

Sie kennen die Thätigkeit meiner theuren Louiſe, gnädige Frau. Der Eifer der Mrs. Clerke, ihrer Nichte Peggy, und ihrer ganzen Familie, iſt Ihnen gleichfalls bekannt.

Webb, der unaufhörlich wachſam iſt, ſah Mac Kane'n in einem Miethswagen vor Cliftons Hauſe halten. Dieſes ereignete ſich am neunten Abend ſeit meiner Gefangennehmung. Der Vorfall erregte Aufſehen und Verdacht. Die Kutſche fuhr fort, Mac Fane blieb, und Webb wartete bis zwey Uhr Morgens vergeblich.

Den andern Morgen machte er durch vieles Nachfragen Mac Fane's Wohnung ausfindig. Er war die ganze Nacht nicht nach Hauſe gekommen. Eben ſo ging es die zwey folgenden Tage: aber am Morgen der Befreyung begegnete dem Webb ein alter Bekannter, der ihm von dem Hauſe erzählte, welches der Tollhauswächter in Beſitz hatte, und ſeine beiden Gehülfen kannte. Webb erhielt zwar auch keine deutliche Auskunft; aber er fand dadurch doch wahrſcheinlich, daß ihm dieſes Haus viele Aufſchlüſſe werde geben können.

Er hinterbrachte die Nachricht ſogleich meiner Freundin, und dem Sir Arthur. Die Sache wurde der Polizey angezeigt.

Deren Vermittelung war freylich zu ſpät, ein Unheil abzuwenden, aber nicht ganz fruchtlos. Wir ſorgten für Clifton zuerſt; denn, Frank Henley, ſo ſehr er auch zerhauen iſt, hat keine bedenkliche Wunde empfangen. Laura wurde geholt und befreyet, und wir entfernten uns ſo ſchnell als möglich, von dieſer Schreckensſcene.

Sie können glauben, gnädige Frau, daß wir den Knaben nicht vergaſſen. Henley liebt ihn ſehr, hat ihn glücklich gemacht, und jener fühlt ſein Glück mit gerührtem Herzen.

Auch den Grafen von Beaunoir darf ich nicht vergeſſen, um ausführlich erzählt zu haben. Er iſt ein Mann von einer ſehr gefälligen, ich mögte wohl ſagen, unterhaltenden Stimmung; ein gebildeter Städter, ein feiner Weltmann. Er hat ſich für meinen Bewunderer gehalten; in der That liebt und ſchäzt er überhaupt, was er für vortrefflich hält. Als er meine Verlobung mit Henley'n erfuhr, ließ er nicht nur keinen Unwillen, ſondern einige Freude, über unſre gegenſeitige, große und wohlverdiente Glückſeeligkeit blikken. Er denkt nicht an Eiferſucht.

Vielleicht haben Sie den lezten Bericht des Arztes noch nicht gehört. Er iſt, wie wir ihn nun wünſchen können. Der Wundarzt iſt jezt von Cliftons Wiedergeneſung überzeugt.

Der Graf von Beaunoir beträgt ſich gegen dieſen äuſerſt aufmerkſam und artig; beſucht ihn zweymal des Tags, und flößt' ihm Muth ein, aus Gründen, die ſeinem Kopf und Herzen gleich große Ehre machen. Sie können denken, daß Henley und ich, ſo viel wir können, Herrn Clifton leicht ums Herz zu machen ſuchen. Es iſt jezt Henley's angelegentliches Studium, wie er ſich den beſten Eingang, zu der Liebe eines ſo kraftvollen aufgeklärten Mannes, verſchaffen könne. Die Veränderungen der menſchlichen Seele gehen, wie in der Natur überhaupt, nur langſam und ſtufenweiſe vor ſich. Clifton wird fernerhin nicht mehr jene glänzenden Irrthümer, welche zu unabſehbarem Elend führen, mit ſo viel Selbſtgefälligkeit nähren. Er legt kein Geſtändniß darüber ab; aber er denkt ſo.

Auf Sir Arthur's Befehl erwähne ich, ohne falſche Scham, daß ich binnen einen Monath mit Herrn Frank Henley verheyrathet werde. Es thut mir weh, daß Lord Fitz-Allen noch immer, durch dieſe Verbindung, an ſeiner Ehre gekränkt zu werden glaubt. Ich ſehe tauſend Thorheiten in der Welt, die mir eben ſo weh thun, und die ich eben ſo wenig abzuändern vermag.

A. W. St. Ives.

Hundert neun und zwanzigſter Brief

Coke Clifton an Guy Fairfax.

Doverſtraße, London.

Das iſt unerträglich. Darüber werd' ich wahnſinnig. Man ſoll mir das Leben ſo nicht aufdringen. Es iſt weder menſchenliebend, noch gerecht. Was kümmert mich Pflicht, Verſöhnlichkeit, und das allgemeine Beſte? Ich gehöre dem Teufel und der Hölle. Ich bin der Genoſſe des niedrigſten Pöbels. Sein vertrauteſter Freund. Vor den Augen der Welt. Das nennt man von Adel ſeyn. Dadurch ſetzen wir Edelleute uns über den gemeinen Mann hinaus.

Täglich und ſtündlich lieg' ich hier, in hölliſchem Bewuſtſeyn, mit allen ſeinen Schreckbildern umgeben. Und es wäre Mitleid, mir Leben zu wünſchen? Engel haben mich unglücklich gemacht. Dann that ich ihnen freilich Unrecht. Unverzeihliches Unrecht. Was mir nie verziehen werden kann, kann ich niemals abbitten.

Daß ich ſie verlohren habe, könnt' ich vielleicht noch ertragen: aber nicht daß ich zum Schurken darüber geworden bin. Das macht mich wüthend, und vor allem wüth' ich gegen mich ſelbſt.

Sie verlohr ich: ihn beleidigt' ich, durch Stolz, Uebermuth, Verachtung, Schläge, Einkerkerung und Mord! Ich ſpielte den Tyrannen, und wollte geringfügige Verſtoße durch ſchwere Rache vergelten. Ich verließ mich auf Hinterliſt, und wähnte, Herzen mit Stricken zu binden.

Wie Eitelkeit ſich ſelbſt vergiftet, und Verfolgung, Raub und Mord hervorbringt! Wie Bosheit und Narrheit ſich vermählen, und in Nacht verſtecken! Das iſt die Bahn meines Lebens. Das ſein augenſcheinlicher Zweck.

Leben und Rache ſuchen, oder ſterben und ihrer vergeſſen: ſonſt bleibt mir nichts! Aber der Bosheit bin ich ſatt und überſatt, und wende mich mit Eckel von ihr. Willkommen Tod! Dich hätt' ich, wenn es keine dienſtfertige Zudringlichkeit gäbe. Aber noch giebt es Schwerdter, Piſtolen und Gift. Der Tod hat tauſend Pforten. Eine muß ich ſprengen, oder ich bin eine Memme. Ich will nichts weiter hören, als meinen Entſchluß.

Doch eh' ich ſterbe, noch eine gerechte Handlung. Schick mir meine Briefe, Fairfax. Sie ſind der Abdruck meiner Seele. Jene zeigen Briefe vor, die ihnen den Schein des Unrechts geben. Ich will Briefe vorzeigen, die meine Schande beweiſen. Das ſollen ſie mir nicht gleich thun. Auch hier bin ich Cliſton! Ich bin gefallen, wie keiner fällt.

Laß meine Briefe abſchreiben. Lies ſie auf Kaffeehäuſern vor, laß ſie den Marktrufer heraushalten. Knaben mögen meiner ſpotten, und Lumpengeſindel ſich über mich dünken. Armſelige Peiniger! Ihr züchtigt mich mit Ruthen, ich will mich mit Skorpionen züchtigen. Das thu' ich, ſo oft ich mein gedenke. Neid, Wuth, Rache, Haß, Raub und Mord, in der Bruſt eines Menſchen. Der Unglückliche! Bedaure ihn Fairfax! Bedaure ihn? Veracht' ihn, tritt ihn mit Füſſen, ſpey ihm ins Geſicht. Der Mann iſt

Cliſton.

Hundert und dreißigſter Brief.

Frank Henley an Oliver Trenchard.

London, Grosvenorſtraße.

Nirgends iſt der heftige Kampf zwiſchen Wahrheit und Irrthum ſo ſichtbar, als wenn die Selbſtliebe dem Irrthum das Wort redet. Wir erlauben, wir verzeihn uns Alles; nur darf es die gute Meinung nicht angreifen, welche wir von uns ſelbſt haben.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe, Trenchard, Cliftons Unruhe geſchildert. Damals glaubte er, daß er ſterben, und mit dem Tode das Andenken an ſeine letzte That ſich verlieren werde. Jetzt, da er Hoffnung zum Leben hat, iſt ſeine Angſt, ſeine Scham noch ungleich größer. Beinahe haben ihn meine Gründe überzeugt, daß der Selbſtmord eine unerlaubte Handlung iſt, die aus Feigheit entſpringt; aber unter den Augen der Menſchen, mit dieſem, ſeiner Meinung nach, unverzeihlichen Verbrechen, mit dieſer ihn drückenden Schmach zu leben, — das ſcheint ihm unmöglich. Ich wende jezt meine ganze Zeit dazu an, ihn aus dieſem Irrthum zu reißen. Man kann ſeine Leidenſchaften nur durch mächtigere Rührungen bezwingen. Es erfodert eine gewaltige Stärke, wenn man ſeinen brauſenden Entwürfen begegnen will; aber in der Einfalt der Wahrheit liegt dieſe Stärke.

So eben verlaſſe ich ihn, und unſre Unterhaltung wird Dir das treueſte Gemälde ſeines Geiſtes und ſeiner Denkungsart liefern; ein Gemälde, das Studium verdient. Ich fand ihn in einem Fieberanfall. Er hütet das Bett, aber ohne zu liegen. Er hatte eben einen Brief an ſeinen Freund geſchrieben. Louiſe hatte mir ſchon ſeinen Zuſtand geſchildert, und ich wußte mich darnach zu richten.

Ohne Vorrede, und wie ein Menſch, der mitten aus ſeinen Gedanken zu reden anfängt, wandte er ſich an mich mit feſtem, unterſuchendem Auge.

Was iſt der Menſch? — Seine Beſtimmung, ſeine Eigenſchaften, ſeine Angelegenheiten? — Schläft er nicht mit Zittern, lebt im Neide, und ſtirbt unter Verwünſchungen? — Iſt das der Mühe werth? — Warum leide ich dieſe Gewalt, dieſes Leben, das noch mit mir verwebt iſt? —

Ach es iſt kein Leiden; wir ſchaffen uns die Leiden nur ſelbſt. — Dem Tugendhaften und Weiſen iſt das Leben eine Freude, ein Segen.

Vielleicht. — Es mag Weisheit geben, und Wahrheit und Tugend. Für den Tugendhaften und Weiſen mag der volle Strom des Vergnügens reichlich fließen; aber nicht für mich! Mit Göttern darf ich mich nicht meſſen. Ich, ein von Teufeln beſeſſener Menſch! Ich, der ich Ruhe für mich in den verächtlichſten Endzwecken ſuchte! Ich, der ich Koketten und Prüden nachjagte, wie der Gelehrte nach Entdeckungen haſcht; von den Toiletten der Schönen Nahrung für meinen Geiſt verlangte; in dem Buche der Eitelkeit ein großer Held, ein mächtiger Eroberer, weil ich über den Lächerlichen Lächerlichkeiten häufte, und die Unſchuld öffentlich beſchämte; mit leichten, fröhlichen Sinn, lachend, hüpfend, mit Selbſtgefälligkeit mich vergeſſend, und von Thoren begafft und bewundert! O ſataniſches — — — —

Dieſer Unwille macht Ihrem Herzen und Ihrem Verſtande Ehre.

Keine Schmeicheley! — Ich entfaltete

meine Schwingen, drohte, beſchloß Unheil, hörte nicht auf die Stimme des Warnenden. — — — — Was war denn mein Vorſatz? — Eine edelmüthige Eroberung? — — Verrätherey, Bündniß mit Niederträchtigen. — Wie wenig fehlte —

Seyn Sie nicht ſo ungerecht gegen ſich ſelbſt. — Sie —

Sie wollen mich bereden, ich ſey kein ſtrafbares, lächerliches, haſſenswürdiges Ungeheuer? — O handeln Sie Ihrer ſelbſt würdiger, meiden Sie, verwünſchen Sie mich!

Ich werde antworten, wenn Sie ruhiger ſind.

Ruhig? — So lange dieſes herabgewürdigte Daſeyn noch dauert, wird kein ruhiger Augenblick kommen! — Ich ruhig? Ich dieſe Schandthaten verzeihen? — Ich Heucheley, Verrätherey, Gefängniß, Gift, — —

Wahnſinniger, halten Sie ein! Wie lange wollen Sie noch unter der Sklaverey der Leidenſchaften leben? Ein Irrthum führte Sie in das Verderben, die geringe Meynung von dem Werthe Ihrer Nebenmenſchen; ein noch größerer verhindert Sie dem Verderben zu entkommen, die zu geringe Meynung von Ihrem eignen Werthe.

Haben Sie mir nicht ſelbſt den Spiegel vorgehalten:

Sind Sie ein Mann? Was iſt denn Ihr Verbrechen? Mißverſtändniß, falſche Zwecke in der Welt. Wie mancher große Mann, welchen die Nachwelt bewundert, und als einen Lehrer verehrt, hat in ſeiner Jugend ähnliche Fehltritte begangen? Wie mancher große Geiſt, der Unheil in der Welt verbreitete, weil er die ihm eigenthümliche, für die Welt wohlthätige Sphäre nicht gleich finden konnte, wird uns leider aus dem falſchen Grundſatze entriſſen, exemplariſche Strafen ſeyen nothwendig. O nein! — Nur die exemplariſche Beſſerung iſt nothwendig. — Iſt der Galgen ein beſſerer Lehrmeiſter, als die thätige Tugend, eines vormals verirrten, jezt erleuchteten Verſtandes? Der Galgen bleibt ein Gegenſtand des Schreckens für den Wanderer, welcher geplündert und ermordet zu werden fürchtet: aber ein Antrieb zur Verzweiflung in der Seele des Mörders. — Verbannen Sie die ſchwarzen Gemälde aus Ihrer Einbildung; und denken Sie an die frohen Ausſichten, welche Ihre Jugend und Ihre Kraft Ihnen öffnen! Fühlen Sie in ſich einen Mann, der großer Entwürfe und thätiger Ausführung fähig iſt!

Hiemit verließ ich ihn. Sein Auge blieb ſtarr. Er ſchwieg. Seine Wildheit war beſänftigt, die Augenbraunen nicht mehr ſo finſter zuſammengezogen, der Blick heller. Nach einer Stunde kam ich wieder. Er empfing mich mit der Ausrufung:

Sie ſind ein edler junger Mann, ein großmüthiger junger Mann! Sie können Wunder wirken! — Ich kenne Sie ſchon lange. — Sie können einen Todten ins Leben rufen! Sie könnten mich bereden, daß ich Verworfner —

Seyn Sie ruhig!

Nein! das kann man mir weder vergeſſen noch verzeihen! — Die Grauſamkeit, Bosheit, —

Wo iſt nun Ihre Feſtigkeit? aufgelöſt in den Gedanken an vergangene Verirrungen. Beſiegen Sie dieſen falſchen Stolz.

Stolz! O wäre ich des Stolzes noch fähig! Sie ſind ein ſonderbarer Mann. Sie wollen mich nicht haſſen.

Er fuhr nun mit Lobeserhebungen über mein Wohlwollen, mein Gefühl für Freundſchaft, und mit Vorwürfen über ſeine begangenen Verbrechen, und die mannigfachen Flecken ſeines Herzens, in den ſtärkſten Ausdrücken fort: ſchien bald getröſtet, und verfiel bald wieder in die trübſinnigſte Schwermuth, als Louiſe in das Zimmer trat.

O Schweſter! — Auch gegen Dich habe ich wie ein Tyrann, wie ein Böſewicht, wie ein gebieteriſcher Thor gehandelt!

Du irrſt, lieber Bruder! Du ſprichſt von einem ganz andern Manne, von einem Weſen, das mir fremd iſt. Du biſt mein Bruder! — Mein Bruder, ich habe den Weg zu Deinem Herzen gefunden! Ich will es ganz mir eigen machen! will das Meinige mit Dir theilen! will es Dir aufdringen das Meinige! Weiſe es von Dir, wenn Du kannſt! Der Ausdruck, mit welchem ſie ihn anredete, anblickte und küßte, war unwiderſtehlich. Er ward übermannt. Thränen entrollten ſeinem Auge, aber er unterdrückte ſie, er hielt das Weinen für unmännlich. — Indem trat ſein Wundarzt herein. Ich habe Wundärzte, ſagte er, für den Körper und für die Seele; ſie ſchneiden mit ſo geübter Hand, daß ſie das Verderbte entfernen, und den noch geſunden Theil ſtärken und veredeln.

Können wir weniger thun? ſagte ich. Wir wirken gemeinſchaftlich für das Wohl des Ganzen. Wir haben einen Schatz gefunden, mit welchem wir das menſchliche Geſchlecht bereichern müſſen. Nur wenig Geiſter ſind vom Himmel ſo begünſtigt worden, daß ſie die Menſchen leiten, erleuchten, und zur Glückſeligkeit führen können! Giebt es ein größeres Kleinod, als die Seele des Menſchen? Wenn die Seele eine gewiſſe Kleinheit überſteigt, ſo hat ſie, wie der Diamant, einen unſchätzbaren, unüberſehbaren Werth!

Ich verließ ihn, und niemals habe ich die Geſellſchaft eines menſchlichen Weſens, ſelbſt meiner Anna Geſellſchaft, mit einem glühendern Herzen verlaſſen. Doch wozu ſoll ich die Gefühle beſchreiben, Oliver, mit welchen Du ſo vertraut biſt? Wenn ich Dich erſt bitten wollte, Dich mit mir zu freuen, an der Glückſeligkeit Theil zu nehmen, welche von nun an, ihren wohlthätigen Einfluß, ſo weit um ſich her verbreiten wird, ſo würde ich Deinen Verſtand und Dein Herz gleich ſehr beleidigen.

Ende.

Vorleſungen
über
# den Styl

---

oder
praktiſche Anweiſung
zu
einer guten Schreibart
in Beiſpielen
aus den vorzüglichſten Schriftſtellern

von

Karl Philipp Moritz,

Königl. Preußiſchem Hofrath und Profeſſor, ordentlichem
Mitgliede der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und
des Senats der Akademie der bildenden Künſte
zu Berlin.

Erſter Theil.

Berlin, 1793.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

Vorbericht.

Um gut zu ſchreiben, hilft es nichts, eine Menge einzelner Regeln zu wiſſen, weil man während dem Schreiben nicht Zeit hat, das Regiſter, welches alle dieſe Vorſchriften enthält, jedesmal erſt in Gedanken durchzulaufen, und ſich nun gerade der Regel deutlich bewußt zu werden, die ſich auf den gegenwärtigen Fall paßt.

Man muß vielmehr im Stande ſeyn, ſich aus einem Hauptgrundſatze auf jeden beſondern Fall die Regel ſelbſt zu bilden; und eine zweckmäßige Anweiſung zu einer guten Schreibart muß nicht ſowohl das Gedächtniß mit unnützen Vorſchriften überhäufen, als vielmehr den Verſtand ſchärfen, und das eigne Nachdenken üben, daß es nach einem ſichern Maaßſtabe für einen richtigen Gedanken den beſten Ausdruck wählen lerne.

Da nun aber bei der Wahl des Ausdrucks ſo viel darauf ankömmt, daß die Richtigkeit des Gedanken vorher gehörig geprüft worden, ſo kann es keine brauchbare Anweiſung zu einer guten Schreibart geben, die nicht zugleich eine Anweiſung zu einer richtigen Vorſtellungsart, oder eine Art von praktiſcher Logik in ſich enthielte.

Denn der Ausdruck kann ſich nur mit dem Gedanken, und die Gabe, ſich deutlich zu machen, kann ſich nur mit der Denkkraft ſelber und ihrer Entwickelung bilden; ich kann daher von einer guten Schreibart gar nicht reden, wenn ich nicht erſt auf die richtige Vorſtellungsart aufmerkſam bin, die dem ſchönen und wahren Ausdruck nothwendig vorangehen muß, und woraus ich ſeine Güte allein beurtheilen kann.

Was wirklich ſchön geſagt ſeyn ſoll, muß auch vorher ſchön gedacht ſeyn; ſonſt iſt es leerer Bombaſt und Wortgeklingel, das uns täuſcht. —

Um dieſen Satz gehörig ins Licht zu ſetzen, ihn durch Beiſpiele zu erklären, und dadurch gleichſam zum Anſchauen zu bringen, dahin zwecken vorzüglich dieſe Vorleſungen ab. —

Denn wenn man einen allgemeinen Satz an vielen einzelnen Beiſpielen prüft, und ſich von ſeiner Wahrheit zum öftern überzeugt, ſo wird das Gefühl davon ſo ſcharf, daß man ihn auch ſelber praktiſch anwenden lernt, ohne ſich dieſer Anwendung deutlich bewußt zu ſeyn.

Wer ſich beim Schreiben der Regeln, nach welchen er ſchreibt, noch deutlich bewußt iſt, wird ſich nie mit Leichtigkeit und Wärme ausdrücken, ſondern Zwang und Trockenheit wird in jeder Zeile herrſchen, weil alles Intereſſe für die Sache verlohren gehen muß, wenn man ſeine Gedanken erſt darauf richtet, den Ausdruck nach Regeln abzumeſſen.

Die Sache, worüber man ſchreibt, muß immer den erſten Platz in der Seele einnehmen; die Regel, nach welcher man ſchreibt, muß gleichſam nur im Hintergrunde der Denkkraft liegen, und ſich nicht unter die lebhaften herrſchenden Ideen miſchen, wenn dieſe nicht dadurch geſtört und geſchwächt werden ſollen.

Wie das nun möglich iſt, kann man nicht eher wiſſen, als bis es bei einem durch Uebung wirklich geworden iſt; dieſe Uebung beſteht aber darin, daß man anfänglich an häufigen einzelnen Beiſpielen den Gedanken mit dem Ausdruck vergleichen, und einen durch den andern prüfen lernt, und alsdann ſelber den Verſuch macht, für ſeine eigenen Gedanken den beſten Ausdruck zu wählen, indem man genau Achtung giebt, ob ſie uns, nachdem ſie in Worte gekleidet ſind, noch eben ſo vorkommen, als vorher, da ſie noch dunkel in unſrer Seele lagen.

Dazu ſollen nun dieſe Vorleſungen eine praktiſche Anweiſung enthalten; und unter den Beiſpielen aus den vorzüglichſten Schriftſtellern, welche in Anſehung der Gedanken und des Ausdrucks hier entwikkelt ſind, iſt auch vorzüglich und mit Bedacht auf Dichterſchönheiten Rückſicht genommen worden, weil dieſe mir der höchſte Maaßſtab für eine gute Schreibart ſind, und derjenige, welcher irgend eine erhabene Dichterſchönheit innig und wahr empfindet, auch bei dem geringſten Aufſatze ſich mit mehr Intereſſe und Lebhaftigkeit ausdrücken wird, als ein anderer, der für die Schönheiten der Dichtkunſt gar keinen Sinn hat. —

Ein lebhafter Ausdruck aber iſt allenthalben ſchön, und auch die trockenſten Geſchäfte können durch die Art ihrer Bearbeitung intereſſant und wichtig werden Der Ausdruck braucht deswegen gar nicht dichteriſch zu ſeyn, ſondern er behält aus dem Gebiete der Dichtkunſt nur die Lebhaftigkeit und das Intereſſe bei, und ſchließt die Phantaſie mit ihren gaukelnden Träumen aus.

Lebhaftigkeit und Intereſſe aber können ſchlechterdings nicht ohne Ordnung und Beſtimmtheit ſtatt finden, weil Unordnung der Gedanken und Unbeſtimmtheit des Ausdrucks auch allemal die Aufmerkſamkeit ſchwächen, und von dem Hauptgegenſtande abziehen.

Die Lebhaftigkeit des Ausdrucks beſteht eben darin, daß man mit mehr Geſchwindigkeit, als gewöhnlich, ſeine Gedanken zu ordnen weiß, und eben daher bei der Ueberſicht eines groſſen Ganzen ſich nicht ſo leicht verwirrt.

Eben dieſe Gabe aber muß der Dichter, der uns durch ein ſelbſterfundenes Ganze intereſſiren will, im hohen Maaße beſitzen, und der Geſchäftsmann muß in ſeiner Art ihm dieſe Kunſt abzulernen ſuchen, um bei den verwickeltſten Geſchäften, die oft die Dichtkunſt ſelber nicht ſonderbarer verflechten könnte, doch immer eine Ueberſicht des Ganzen zu behalten.

Der ſogenannte Geſchäftsſtyl, und dasjenige, was man unter der ſchönen und zierlichen Schreibart begreift, liegen daher gar nicht ſo himmelweit auseinander, als man noch häufig glaubt. Der unbedeutendſte Aufſatz empfiehlt ſich eben ſo wie das erhabenſte Gedicht durch die natürliche Darſtellung und leichte Ueberſicht eines Gegenſtandes, auf welchen die Aufmerkſamkeit der Seele, durch die Worte, worin man den Gedanken kleidet, geheftet werden ſoll.

Vorleſungen
über
# den Styl.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Erſte Vorleſung.

Schädlichkeit der Verwechslung der Begriffe vom Mechaniſchen und Geiſtigen in Anſehung des Styls. Urſach dieſer Verwechslung. Die Regeln in Anſehung des Styls müſſen auf Beobachtungen zurückgeführt werden. Nutzen dieſer Beobachtungen.

Wenn irgend etwas der freien Entwickelung der Geiſteskräfte geſchadet, den Geſichtskreis für das Groſse und Schöne verengt, und das Gefühl dafür aus ſeinem Gleiſe gebracht hat, ſo ſind es die unzähligen Verſuche, dasjenige zu lehren, was ſich nicht lernen läßt.

Gleichſam als ob ein Werk des Geiſtes, das einmal hervorgebracht iſt, mit irgend einer mechaniſchen Erfindung zu vergleichen wäre, welche nun nach gegebenen Regeln unzähligemal vervielfältiget werden kann, und zu einem neuen Zweige der Induſtrie wird.

Da doch im Grunde jedes Produkt des Geiſtes für ſich eine ganz eigene individuelle Erfindung iſt, deren Individualität gerade ihren eigentlichen Werth ausmacht, und bei der die Klaſſe, worunter man ſie bringt, immer nur das Zufällige iſt.

Dadurch, daß man die Werke des Geiſtes in den Theorien mit ſolcher Sorgfalt und Emſigkeit in Klaſſen ordnet, zieht man ſie eben wieder zu dem Mechaniſchen herab, und richtet ſeine Aufmerkſamkeit von dem Weſentlichen auf das Zufällige.

Man ſucht die Werke des Geiſtes ordentlich aufzureihen, und hält alsdann den ſelbſt geſponnenen Faden, den man durchzieht, wohl gar für die Regel, nach welcher ſie gemacht ſind.

Was aus der innern Harmonie des Werkes ſelbſt erwächſt, ſucht man aus den Bedürfniſſen der Gattung zu erklären, zu welcher man es zählt. Man begnügt ſich auf die Weiſe mit der äußern Form, und kommt dem Geiſte des Werks nicht auf die Spur.

Weil man nun aber das Weſentliche mit der äußern Form verwechſelt, ſo führt dieß leicht auf den Gedanken, daß ſich das Geiſtige eben ſo wie das Mechaniſche lehren laſſe. Was als bloße Beobachtung ſeinen Werth hat, macht man nun zur Regel; was eine zufällige Reihe von Bemerkungen bleiben ſollte, muß ſich in eine vollſtändige Theorie verwandeln.

Nirgends iſt nun das Geiſtige mit dem Mechaniſchen mehr verwechſelt worden, als bei der Lehre vom Styl, und nicht leicht blieb ein Begriff ſeit den älteſten Zeiten ſo ſchwankend und unbeſtimmt, wie dieſer.

Dieß iſt ſehr natürlich, weil Gedanke und Ausdruck ſo nahe aneinander grenzen, daß man des Irrthums kaum gewahr wird, wenn man beide mit einander verwechſelt. Und doch verleitet dieſe Verwechſelung zu vielen Ungereimtheiten, wenn man das im Ausdruck ſucht, was in der ganzen Entwickelungsart der Ideen, oder in der Sache ſelbſt liegt.

Wer von der Sache, worüber er ſchreibt, die richtigen Begriffe hat, deſſen Ausdruck wird auch dem Gegenſtande ſelbſt angemeſſen ſeyn, und wem dieſe richtigen Begriffe fehlen, deſſen Schreibart werden keine Regeln des Styls verbeſſern.

Daß Voltär kein guter Geſchichtſchreiber war, kam gewiß nicht daher, weil er etwa die Regeln des hiſtoriſchen Styls nicht wußte, ſondern weil die Eigenthümlichkeit ſeiner Vorſtellungsart nicht zu der Bearbeitung der Geſchichte paßte, deren vorzügliche Eigenſchaft die Glaubwürdigkeit iſt, welche darunter leidet, ſobald man bemerkt, daß bei dem Geſchichtſchreiber die Phantaſie zu lebhaft mitwirkt.

Auch würde der ernſte kalte Geſchichtforſcher ſelber ſich vielleicht dem mühſamen oft trockenen Geſchäfte nicht unterziehen, wenn ihm Voltärs Witz und Einbildungskraft zu Theil geworden wäre.

Daß es aber eine eigne hiſtoriſche Schreibart geben ſoll, worüber Regeln ſtatt finden, iſt höchſt ungereimt, weil das eigenthümlich Gute oder Fehlerhafte bei einem Geſchichtſchreiber tiefer, als in dem Ausdruck liegt.

Der Ausdruck ſoll mir bei den guten Geſchichtſchreiber nur Veranlaſſung geben, dem Eigenthümlichen in ſeiner Vorſtellungsart von den Dingen nachzuſpüren, und an dem originellen Gepräge ſeines Geiſtes mich zu ergötzen; auch werde ich nicht eher den Werth von irgend einem einzelnen Ausdrucke zu ſchätzen wiſſen, bis ich die Quelle ſelbſt erſt kenne, aus der er ſein Daſeyn hat.

Dem ſchlechten Geſchichtſchreiber wird der Tadel einzelner unangemeſſener Ausdrücke, wovon dieſer etwa für die Geſchichte zu ſchwülſtig, ein anderer zu gemein oder zu kriechend iſt, nichts helfen, wenn ſeine Begriffe von dem Endzweck der Geſchichte noch ſchwankend ſind, oder wenn die ganze Anlage ſeiner Denkkraft ihn nicht zu dieſem Geſchäft beſtimmte.

Dazu verleiten insbeſondre die Theorien, daß jeder ſich zu jedem Geſchäft, zu welchem eine ganz eigne Anlage erfordert wird, und wozu ihn bloß Phantaſie oder Zufall führen, berufen dünkt, weil er Anweiſung und Regeln vor ſich zu finden glaubt; da hingegen die ſorgfältige Zergliederung bei den vorzüglichſten Werken des Geiſtes in pſychologiſcher Rückſicht, Darſtellung der Schwierigkeiten, welche der Urheber zu überwinden hatte, des Ideenumfangs, den er zu dem Werke mitbringen muß, und des Originellen, das nur bei ihm ſtatt findet, gewiß manchen Unberufenen abſchrecken, oder doch veranlaſſen würde, vorher ſeine Kräfte zu prüfen, ehe er ſich in den Wettkampf einläßt.

So abweichend von den gewöhnlichen Begriffen dieß auch klingen mag, ſo giebt es doch im ſtrengſten Sinne gar keine Regeln des Styls. Denn man denkt ſich doch unter Styl das *Eigenthümliche*, woran man die Schreibart eines jeden wieder erkennet, und wodurch ſie eigentlich erſt zur Schreibart wird; nun aber finden ja über das *Eigenthümliche* keine Regeln ſtatt. Alles was ſich darüber ſagen läßt, beſchränkt ſich auf einzelne *Beobachtungen*, welche zur Selbſtbeobachtung und Selbſtprüfung Veranlaſſung geben können.

Auch wird man doppelt dabei gewinnen, wenn man die Lehre vom Styl immer mehr von den Regeln auf den Weg der Beobachtung zurück zu führen ſucht. Man wird die innere Vollkommenheit der Geiſteswerke, über welche man Beobachtungen anſtellt, immer mehr ſchätzen lernen, und zugleich auf den leiſeſten

Anklang aufmerkſam werden, der irgend eine in uns ſchlummernde Geiſtesanlage wecken kann, da hingegen auch die anſchauendere Vorſtellung von der Vollkommenheit, uns lehren wird, mit dem Genuß am Schönen uns zu begnügen, wo unſere Kräfte nicht zureichen, es ſelbſt hervorzubringen.

Das eigentliche beobachtende Studium der Werke des Geiſtes, und das Eindringen in ihre innern Vollkommenheiten, iſt auf keine Weiſe unzweckmäßig, geſetzt daß man auch nie ähnliche Verſuche wagen ſollte; denn in dem geringſten Aufſatze, den man entwirft, wird ſich der Nutzen davon zeigen, weil durch die Aufmerkſamkeit auf das Eigenthümliche in den fremden Werken, die Nachahmungsſucht immer mehr verdrängt wird, und das Eigenthümliche in unſerer eigenen Vorſtellungsart allmälig ſich entwickeln kann, wodurch erſt der Ausdruck ſein Gepräge erhält, und der Styl ſich bildet.

Dasjenige, was dem Ausdruck allein übrig bleibt, wenn ſeine Grundlage, der Gedanke vollſtändig iſt, beſchränkt ſich auf das Mechaniſche der Wortſtellung und des Periodenbaues, auf die Vermeidung des Eintönigen, der Härten und des Uebelklangs; und was auf die Weiſe die Lehre vom Versbau in der Poeſie iſt, das iſt die Lehre vom Periodenbau in der Proſa.

Auf dieſen mechaniſchen Theil der Schreibart ſollte man eigentlich die Regeln nur beſchränken, und grade hierüber findet man die wenigſten Regeln; da man hingegen über dasjenige, was bei der Schreibart zu dem Gedanken gehört, eine Menge Regeln gemacht hat, die freilich leicht auszuſinnen waren, weil ſie ſich in kein Detail einlaſſen, aber eben deswegen auch in der Anwendung gar keinen Nutzen haben.

Alles was man im *Allgemeinen* von der Klarheit, Deutlichkeit, und Lebhaftigkeit im Ausdruck ſagt, ſind im Grunde leere Worte. Es muß von einer beſtimmten Sache die Rede ſeyn, wovon ich ſelbſt erſt richtige und deutliche Begriffe habe, und alsdann den Ausdruck mit dem Gedanken vergleichen kann.

Die Klarheit und Deutlichkeit liegt ja in den Begriffen, und man kann wohl jemanden über irgend eine Sache ſeine Begriffe aufklären, aber die Klarheit in den Begriffen überhaupt kann man ihm nicht beſonders beibringen, ſondern man muß die Sachen, die er ſich deutlich vorſtellen ſoll, ſelber einzeln mit ihm durchgehen, und ſeine Begriffe darüber zu berichtigen ſuchen; dieß allein iſt eine zweckmäßige Uebung der Denkkraft, die ſich, wenn ſie nur ſelbſt erſt auf die rechte Bahn gebracht iſt, auch bald einen deutlichen und lichtvollen Ausdruck bildet.

Allgemeine Regeln laſſen ſich hierüber gar nicht geben, aber Beobachtungen laſſen ſich an einzelnen Beiſpielen machen, wie manchmal durch die unrechte Wahl oder Stellung eines einzigen Worts ein ganzer Gedanke verdunkelt werden kann; wie ſelbſt durch das Mechaniſche in der Schreibart, den ſchicklichen Periodenbau, Vermeidung der Eintönigkeit, der Härten und des Uebelklanges, zugleich die Deutlichkeit mit befördert, und durch die entgegengeſetzten Fehler der Gedanke verdunkelt wird; und wie dieß alles demohngeachtet wieder in der eigentlichen Vorſtellungs- und Denkart des Schreibenden ſeinen Grund hat.

Daß man aber auch das Erhabene, das Rührende, und das Pathos mit zu dem Begriff vom Ausdruck gezogen hat, dadurch ſind unzählige mißlungene poetiſche Verſuche veranlaßt, wo man durch hochtönende Worte und Phraſen etwas einen Werke der Dichtkunſt Aehnliches hervorzubringen glaubte.

Freilich muß der Ausdruck des Pathetiſchen mit demſelben harmoniſch ſeyn, aber das Pathos liegt nicht in dem Ausdruck, ſondern in der ganzen Gemüthsſtimmung des Redenden, inſofern uns dieſelbe durch den Ausdruck ſichtbar wird. Das Pathos ruhet auf einer tiefen Grundlage, wovon die Worte nur wiedertönen, und gleichſam nur den erſten Anſtoß zu der darauf folgenden Stimmung der Seele geben.

Wem das wahren Pathos im Ausdruck gelingt, der weiß es nicht; er iſt in ſeinen Gegenſtand viel zu vertieft, als daß er auf Schmuck der Rede, auf Wahl der Worte ſein Augenmerk richten ſollte; ſo wie nun aber die Empfindung überwallt, ſchwebt unwillkürlich das Wort auf ſeinen Lippen, und ſchlägt die mitertönende Saite bei jedem Zuhörer ſympathetiſch an.

Ja, die ganze Stärke des Ausdrucks beruht gewiſſermaßen darauf, daß einer die Kraft beſitze, die Aufmerkſamkeit im hohen Grade vom Ausdruck ab, und auf den Gedanken hinzulenken, ſo daß die Worte gleichſam unwillkürlich, wie von ſelbſt erfolgen; dann iſt auch ieder Laut gewiß ein treuer Widerhall des leiſeſten Gedanken; die Rede bedarf dann keines erborgten Schmucks; ihr Inhalt ſelbſt iſt ihre ſchönſte Zierde.

Der Gedanke verliert ſchon ſeinen erſten Schimmer, während wir auf den Ausdruck ſinnen, und nur in den glücklichen Momenten, wo beide ſich ungeſucht zuſammenfinden, entſteht ein ſchönes Ganze, das Jugend und Leben athmet, und deſſen Reitz unnachahmlich iſt.

Da nun das Intereſſe des Gegenſtandes ſchon ſehr darunter leidet, wenn man für den Gedanken erſt den Ausdruck mühſam ſucht, was für Produkte müſſen dann entſtehen, wenn, wie es auch wohl geſchieht, zu dem Ausdruk erſt der Gedanke geſucht wird.

Wenn man, nicht etwa ſo voll von ſeinem Gegenſtande, daß der gewöhnliche Ausdruck nicht hinlänglich iſt, zu dem poetiſchen ſich gedrungen fühlt; ſondern weil man gern etwas Poetiſches ausarbeiten oder im poetiſchen Styl ſich üben will, nun erſt nach einem Stoffe dazu ſich umſieht.

Oder wenn man, nicht etwa von einer Reihe wichtiger Ereigniſſe und Begebenheiten ſo hingeriſſen, daß man unwillkürlich ſie wieder darzuſtellen ſtrebt, eine Geſchichte ausarbeitet, ſondern erſt irgend einen Stoff aus der Geſchichte aufſucht, um ſich im hiſtoriſchen Styl zu üben; oder wenn man wohl gar den Ausdruck des Pathetiſchen zu ſeinem Augenmerk wählt, und noch den Gegenſtand nicht weiß.

So lächerlich dieß auch klingt, ſo iſt es dennoch öfter, als man glaubt, der Fall; und das Daſeyn einer unzähligen Menge mißlungener poetiſcher Verſuche, hat in dieſem verkehrten Beſtreben ſeinen Grund, wo man mit dem Ausdruck anfängt, und mit dem Gedanken endigt, das Mittel zum Zweck, den Grund zur Folge macht.

Da man doch erwägen ſollte, daß man nicht fähig iſt, über irgend einen Gegenſtand gehörig zu ſchreiben, für welchen man ſich nicht ſelber auf eine oder die andere Weiſe intereſſiret; und daß alſo jede Uebung im Styl mit der Uebung im Denken unzertrennlich verknüpft iſt, und ohne dieſe mehr ſchadet, als nützet.

Woher entſteht die Sucht zu ſchreiben anders, als weil man ſich ſchon im Voraus auf den Schimmer der Oberfläche freuet, wozu der Grund noch fehlt. Oder weil man ſchon an der glänzenden Nebeneinanderſtellung einer Reihe von Ausdrücken ſich ergötzt, wozu man den Faden erſt ſucht, der ſie verbinden ſoll.

Mann könnte bei ſo manchen Verſuchen in Poeſie und Proſa die Stellen aufzählen, wo man offenbar ſiehet, daß der Ausnruck dem Gedanken voranging, oder daß der Verfaſſer um des Ausdrucks willen erſt den Gedanken ſuchte.

Dieß wäre aber nicht zu tadeln, wenn es mit der Lehre vom Styl, ſo wie man ſie vorgetragen findet, ſeine Richtigkeit hätte; oder wenn die Klarheit, die Deutlichkeit, das Rührende, das Erhabne oder das Pathos, wirklich im Ausdruck läge.

Daß dem nun nicht ſo ſey, muß bei dem Nachdenken über den Styl, immer deutlicher einleuchten, je mehr man über das Eigenthümliche deſſelben zweckmäßige Beobachtungen anſtellt, je ſorgfältiger man hiebei auf das vollſtändige Detail der wirklichen Darſtellung ſich einläßt; und je weniger man durch nichtsſagende allgemeine Ausſprüche ſich die Mühe des gründlichen Nachdenkens zu erſparen ſucht.

Zweite Vorleſung.

Verſuch einer nähern Beſtimmung des Begriffs vom Styl in Rückſicht auf die gewöhnlichen Eintheilungen deſſelben. — Die Lebhaftigkeit des Styls durch die Gedankenfülle, in einem Beiſpiel aus Göthens Schriften. — Der Einzige Weg, wie das Vortrefliche und Schöne in der Schreibart nachgeahmt werden kann.

Die Eintheilung der Schreibart in die höhere, mittlere und niedere oder vertrauliche, hat ebenfalls zu einer Menge überflüſſiger und ganz unzweckmäßiger Regeln Veranlaſſung gegeben.

Freilich findet, nach Beſchaffenheit der Gegenſtände, eine höhere, mittlere und niedere oder vertrauliche Schreibart ſtatt; aber dieſe iſt nur ein Gegenſtand der Beobachtung, und es laſſen ſich ſchlechterdings keine Vorſchriften darüber geben.

Daß z. B. in Geſchäftsaufſätzen die höhere Schreibart ſelten ſtatt findet, kömmt ja nicht daher, weil die Regeln des Styls, ſondern weil die Sache ſelbſt es verbietet, und gilt auch nur in ſo fern die Sache es verbietet; denn in Geſchäftsaufſätzen kann da, wo zufälligerweiſe die Materien ſich zuſammendrängen, und ein groſſer Geſichtspunkt für eine Sache ſich von ſelbſt darbietet, das wahre Pathos eben ſo wohl, wie in der höchſten Poeſie, ſtatt finden.

Wenn dieß aber nur ſelten der Fall iſt, ſo liegt das ja nicht daran, weil zu Geſchäften eine beſondere ſogenannte mittlere Schreibart erforderlich wäre, ſondern dieſe mittlere Schreibart iſt bloß eine natürliche Folge von dem gewöhnlichen Gange der Geſchäfte, welcher die Aufmerkſamkeit zertheilet, und ſelten einen höhern Schwung des Geiſtes zuläßt.

Eben ſo iſt es auch mit dem Witze: der falſche Witz taugt nirgends, eben ſo wenig in poetiſchen, als in Geſchäftsaufſätzen. Der wahre Witz aber findet allenthalben eine gute Statt; denn ein weſentliches Erforderniß deſſelben, beſteht mit darin, daß er am gehörigen Orte angebracht ſey.

Daß er nun aber in Geſchäftsaufſätzen nur ſelten eine Stelle findet, kömmt nicht daher, weil er, wegen der erforderlichen Schreibart, nicht darin angebracht werden dürfte, ſondern weil er theils wegen der Wichtigkeit, und theils auch wegen der Trockenheit der Sachen, nur ſelten auf eine ſchickliche und ungekünſtelte Weiſe, darin angebracht werden kann.

Demohngeachtet aber wird der witzige Kopf, der tiefe Denker, und der Kenner des Schönen, auch immer noch aus dem trocknen Geſchäftsaufſatze, wo nur irgend eine Veranlaſſung ſich darbietet, der Sache unbeſchadet, hervorleuchten. Durch das Eigenthümliche in der Bearbeitung wird ſich die Schreibart nicht nur von ſelbſt verſchönern, ſondern auch der Gegenſtand zugleich tiefer erſchöpft werden, wenn irgend eine eigenthümliche Kraft der Seele ſich in der Beobachtung deſſelben ungehindert entwickeln kann.

Die Grenzen wird alsdann die Sache ſelbſt ſchon vorſchreiben. Denn das Schwülſtige, Geſuchte, und Gekünſtelte im Ausdrucke entſteht ja nur vorzüglich daher, wenn einer die Aufmerkſamkeit ſeiner Seele mehr auf die Worte als auf den Gegenſtand richtet, und eine gewiſſe Kraft oder Nachdruck in die Worte legen will, die in dem Gegenſtande ſelbſt nicht liegt, oder die er doch ſelbſt nicht darin empfindet.

Man merkt aber ſehr bald den Unterſchied, wenn ein figürlicher Ausdruck von warmer Imagination gebildet, den ganzen Gedanken aufhellt, und der Rede ſelber ein höheres Leben giebt; und wenn ein herbeigezogenes, gekünſteltes, und geſuchtes Bild, ohne Einklang, Geiſt, und Leben, immer nur einzeln daſteht, und bei dem Leſer weder das Herz noch den Verſtand beſchäftigt.

Wie leicht aber wird der Jüngling verführt nach ſolchem erborgten Schmuck der Rede zu haſchen, wenn er ſich die höhere Schreibart, wie eine beſondere Gattung des Ausdrucks, und nicht vielmehr wie den zufälligen aber wahren Nachklang einer höher geſtimmten Empfindung denkt.

Der geheime Grund des Geſuchten und Gekünſtelten in der Schreibart liegt aber gemeiniglich darin, daß man beim Schreiben durch irgend ein hochtönendes Wort, *welches man ſich ſelber in Gedanken vorſagt*, erſt ſeine Empfindung zu ſtimmen ſucht, ſtatt daß die Empfindung die Worte ſtimmen ſollte.

Darum kann man nicht genau genug die Grenzlinie zwiſchen Sache und Ausdruck ziehen, damit man nicht durch Wort und Bild ſich täuſche.

Der Sprachgebrauch iſt in Anſehung des Worts *Schreibart* oder *Styl* ſo äußerſt ſchwankend, daß dieß ſo häufig vorkommende Wort in jeder Rückſicht einer nähern Beſtimmung bedarf.

Man ſagt: eine witzige Schreibart, eine pathetiſche Schreibart, und dann auch wieder eine lebhafte, eine matte, eine trockne Schreibart, — unmöglich kann aber *Schreibart* in dieſen verſchiedenen Bedeutungen immer einen und eben denſelben Begriff bezeichnen.

Wenn ich ſage eine witzige oder lebhafte Schreibart, ſo muß ich mir unter Schreibart nothwendig und vorzüglich die ganze Vorſtellungsart mit denken, denn darin liegt ja das

Witzige und das Pathos eigentlich, und der Buchſtabe deutet es nur an.

Man ſagt ja niemals: dieſer Ausdruck iſt witzig, ſondern, dieſer Gedanke oder dieſer Einfall iſt witzig; und nicht dieſer Ausdruck, ſondern dieſe Vorſtellung iſt rührend oder pathetiſch; darum heißt es auch *der Ausdruck des Pathetiſchen, des Rührenden,* u. ſ. w. und eben ſo wenig, wie es nun an ſich pathetiſche und witzige Ausdrücke gibt, eben ſo wenig kann auch das Witzige oder Pathetiſche im eigentlichen Sinne eine beſondere Schreibart ausmachen, die man die witzige oder pathetiſche Schreibart nennen könnte.

Schreibart iſt in dieſer Verbindung ein ſehr unſchickliches Wort, daß der Sprachgebrauch eingeführt hat. *Witz, Pathos* — und *Schreibart* ſtehen in einem disharmonirenden Gegenſatze: *Witz* und *Pathos* bezeichnen die tiefſte Grundlage, *Schreibart* nur die Oberfläche.

Daß man nun dieſe Oberfläche als die Hauptſache betrachtet, wovon witzig, pathetiſch u. ſ. w. gleichſam nur Eigenſchaften ſeyn ſollen, iſt eben die falſche Vorſtellungsart, wodurch ſo mancher verleitet worden iſt, dem Witz im Ausdruck nachzujagen, wozu ſich in ſeiner Vorſtellungskraft ſelber keine Quelle fand.

Die kindiſchen Wortſpiele ſelber ſcheinen daher vorzüglich ihren Urſprung zu haben, daß man den Witz im Ausdruck ſuchte.

Lebhaftigkeit und Trockenheit aber finden ſchon eher in Anſehung des Ausdrucks ſtatt. Ein ſehr intereſſanter Gedanke kann durch den Ausdruck matt werden, wenn eine zu große Anzahl Worte, die das Gedächtniß faſſen ſoll, die Aufmerkſamkeit auf den Gedanken ſelber ſchwächen.

So kann auch eine gewöhnliche und alltägliche Wahrnehmung zuweilen bloß durch die Kürze des Ausdrucks, der ſie darſtellt, einen neuen Reitz erhalten.

Ueber die Nichtigkeit des menſchlichen Lebens z. B. iſt ſo viel gepredigt worden, daß dieſer Gedanke dadurch ganz alltäglich und gewöhnlich geworden iſt; wie hebt er ſich aber wieder, wenn alles, was über dieſen Gegenſtand nur geſagt werden kann, ſo nahe zuſammengedrängt wird, daß die Sprache gleichſam ſich ſelber ihre Grenze bezeichnet, wo ſie über gewiſſe Dinge verſtummen muß, wenn nicht alles, was ſie nun noch ferner darüber ſagen will, bloß eine matte Wiederhohlung desjenigen ſeyn ſoll, was ſchon geſagt iſt.

Wir beobachten alſo in dem folgenden Beiſpiele, wie der ſo oft wiederhohlte Gedanke, *daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey*, allmälig ein neues Intereſſe erhält; jemehr man ſieht, daß es dem Schriftſteller nicht ſowohl darum zu thun war, etwas Schönes oder Auffallendes zu ſagen, als vielmehr ſeine innerſten Gefühle, wo möglich, auszuſprechen:

„Daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, iſt manchem ſchon ſo vorgekommen, und auch mit mir zieht dieß Gefühl immer herum.“

Hier iſt alles ungeſchmückt; die Darſtellung hebt mit dem unwillkürlichen Ausbruch der Empfindung an, welchen nun das Nachdenken ſich zu entwickeln ſtrebt, bis es über ſeiner vergeblichen Anſtrengung ermüdend, den Verſuch ganz aufgiebt, und gleichſam ſich ſelber, in den Traum, woraus es ſich empor arbeiten wollte, wieder zurückſinken läßt.

Es iſt gleichſam ein wiederhohlter Anſatz der Denkkraft, der Sache näher zu kommen, bis zuletzt die Unmöglichkeit, weiter zu dringen, den Gedanken hemmt, und die Sprache verſtummen läßt.

„Wenn ich die Einſchränkung ſo anſehe, „in welche die thätigen und forſchenden Kräfte „des Menſchen eingeſpert ſind;“

Anſatz:

„wenn ich ſehe, wie alle Wikſamkeit dar„auf hinausläuft, ſich die Befriedigung von „Bedürfniſſen zu verſchaffen, die wieder kei„nen Zweck haben, als unſere arme Exiſtenz „zu verlängern;“

Anſatz:

„und denn, daß alle Beruhigung über ge„wiſſe Punkte des Nachforſchens nur eine „träumende Reſignation iſt, da man ſich die „Wände, zwiſchen denen man gefangen ſitzt, „mit bunten Geſtalten, und lichten Ausſichten „bemahlt; —“

Hemmung:

„Das alles, Wilhelm, macht mich ſtumm.“

Das leztere Bild, welches die undurchdringliche Scheidewand darſtellt, wo unſer Denken aufhört, und auf welcher alles, was wir jenſeit zu ſehen glauben, nur täuſchende Bilder dieſſeits ſind, iſt auch das lezte, was die Sprache von dem Gedanken, der hier nun ſeine Endſchaft erreicht hat, ausdrücken kann; wo alles, was nun noch folgen könnte, bloß eine matte Wiederhohlung des Vorhergehenden ſeyn müßte, welches nun eben durch den vielſagenden Schluß: dieß alles, Wilhelm, macht mich ſtumm, weit lebhafter bezeichnet wird, als es auf irgend eine andre Art hätte bezeichnet werden können.

Zu einer Anweiſung zur Beredſamkeit, nach dem gewöhnlichen Zuſchnitt, würde man dieſe wiederhohlte Gedankenanſtrengung oder Gedankenanſatz mit der plötzlichen Hemmung, auch wohl bald zu den Redefiguren zählen, und ihr einen eigenen Nahmen geben, ohne zu erwägen, daß der Schriftſteller wahrlich an keine Redefigur dachte, da er dieſen Gedanken ſo wahr und innig, aus der Tiefe ſeiner Empfindung niederſchrieb; und daß die ganze ſchöne Bildung des Ausdrucks eben dadurch entſtanden iſt, weil der Schriftſteller die ganze Aufmerkſamkeit ſeiner Seele nur auf die Entwickelung ſeiner Empfindung richtete, und deswegen weil ihm um die Sache zu thun war, ſo wenig Worte wie möglich brauchte, um die Aufmerkſamkeit nicht zu zerſtreuen.

Da nun der Gedanke nach außen zu ſich auf allen Seiten beſchränkt findet, ſo kehrt er in ſich ſelbſt zurück; und als er ſich auch da gehemmt ſieht, erliegt die Denkkraft in ihrer Anſtrengung; und dieß Erliegen der Denkkraft ſelbſt macht nun hier den ſchönſten und wahrſten Schluß des Gedanken aus, indem er ihn am vollſtändigſten darſtellt, weil er ſeine Grenzen bezeichnet.

Anſatz:

„Ich kehre in mich ſelbſt zurück, und fin„de eine Welt.“

Hemmung:

„Wieder mehr in Ahndung und dunkler „Begier, als in Darſtellung und lebendiger „Kraft.“

Hemmung:

„Und da ſchwimmt alles vor meinen Sin„nen, und ich lächle dann ſo träumend weiter „in die Welt.“

Hiemit iſt nun erſchöpft, was über den Gegenſtand, daß das Leben des Menſchen nur ein Traum ſey, gedacht und geſagt werden kann. Und dieß kann nur einmal ſo ſchön und wahr geſagt werden. Wer dieß nun nachahmen und eben daſſelbe anders ſagen wollte, würde es ſchlechter ſagen müſſen, weil hier die Schönheit des Ausdrucks gerade darin beſteht, daß alles ſo und nicht anders auf einander folgen kann, wie es wirklich folgt; und daß dieſe Folge gar nicht zufällig, ſondern in der Natur der Sache gegründet iſt.

Daß bei dem wahren Ausdruck die Lippe verſtummt, wo die Denkkraft nicht weiter vordringen kann, iſt nicht zufällig, ſondern nothwendig, und wenn dieß Verſtummen gerade zu ſelbſt mit ausgedrückt wird, ſo hat der Ausdruck eben dadurch ſeine höchſte Wahrheit erhalten. — Man ſieht deutlich, daß es dem Schriftſteller nicht um Worte, ſondern um die Sache zu thun iſt, weil er da lieber ſchweigt, wo die Fortſetzung von Worten leer ſeyn würde.

Daß aber der von außen gehemmte Gedanke, der nicht ruhen kann, zuletzt noch in ſich ſelbſt zurückgedrängt wird, iſt ebenfalls nothwendig, und da er auch hier nichts Fertiges und Vollendetes findet, worauf das übrige abzwecken könnte, ſo hört das Denken auf — aber das Leben dauert fort —

„Und da ſchwimmt alles vor meinen Sinnen,
„und ich lächle dann ſo träumend weiter
„in die Welt.“

Um ſchön und muſterhaft zu ſchreiben, und ſeine Gedanken lebhaft auszudrücken, kömmt es aber vorzüglich darauf an, mit ſo wenig Worten, wie möglich, ſo viel wie möglich zu bezeichnen, und wenn man daher eine Sache, wovon eine ganze Abhandlung hindurch die Rede iſt, mit einem einzigen Perioden erſchöpfen könnte, ſo würde dieß natürlicher Weiſe die vorzüglichſte Art des Ausdrucks ſeyn.

Nun müſſen wir aber bei jedem Gegenſtande des Denkens mit unſerer Denkkraft gleichſam immer von neuem anſetzen, um der Sache näher zu kommen.

Bei jedem neuen Anſatz dieſer Art aber müſſen wir uns den Hauptgegenſtand immer wieder lebhaft vorſtellen, und ihn uns ſelbſt durch das, was wir darüber ſagen, deutlicher zu machen ſuchen.

Jeder Verſuch dieſer Art iſt ein Beſtreben, die Sache in ſo kurzen Worten wie möglich zuſammenzufaſſen, und im Grunde daſſelbe, was man über die Sache denkt, immer noch beſſer zu ſagen, als man es ſchon geſagt hat, indem man verſucht, die Worte ſelbſt, wenn es möglich wäre, in Gedanken zu verwandeln.

Dieſe Anſtrengung aber macht, daß man ſich nie wiederhohlt, ſondern, indem man immer daſſelbe auszudrücken ſtrebt, es doch immer auf eine neue Art verſucht, wodurch man der Sache näher kommt.

Auf die Weiſe erneuert nun die Denkkraft ſo lange ihre Verſuche, bis ſie ſich ſelber ein Genüge gethan hat. Und die einzelnen Perioden ſind daher bloß dasjenige, wodurch die wiederhohlten Beſtrebungen der Denkkraft, den Gegenſtand des Denkens zu umfaſſen, ihre Spur bezeichnen.

Die Worte ſind alſo eigentlich ein Zeichen der Eingeſchränktheit der Denkkraft, die ſich vermittelſt derſelben aufs neue an das, was ſie ſich zum Ziele ſetzt, erſt wieder erinnern, und es ſich vergegenwärtigen muß; ſo daß ſie ſtets von neuem ihr Geſchäft wieder anzufangen genöthigt iſt, bis ſie alles, was zur Sache gehört, erſchöpft hat.

Je weniger Anſätze nun aber die Denkkraft zu machen nöthig hat, um ihren Gegenſtand zu erſchöpfen, jemehr ſie mit einem einzigen Ausdrucke zuſammenfaſſen, und dem Leſer deutlich vor Augen ſtellen kann, deſto vortreflicher iſt die Schreibart.

Eine ſolche Schreibart kann aber nicht ſowohl durch Uebung im Schreiben, als vielmehr durch Uebung im Denken, nachgeahmet werden. Denn die Vortreflichkeit der Schreibart erwächſt ja nur aus der Fülle der Gedanken, welche man gerne zuſammenhalten, und ſo wenig wie möglich durch Worte vereinzeln und zerſtückeln will.

Wenn nun eine ſolche Fülle von Gedanken nicht vorhergeht, ſo wird man ſich vergeblich bemühen etwas Schönes und Vortrefliches zu ſagen; denn wo nichts zuſammenzudrängen iſt, da kann auch der Ausdruck nicht gedrängt und voll ſeyn.

Um etwas ſo ſchön und wahr zu ſagen, wie in der zum Beiſpiel angeführten Stelle, muß zu dem Ausdruck der ganze Ideenumfang herzugebracht werden, wovon allein die Schmuckloſigkeit und Beſcheidenheit im Ausdruck eine Folge iſt.

Denn je begrenzter dieſer Ideenumfang iſt, deſto geſchmückter und prunkvoller wird der Ausdruck ſeyn, weil die Thätigkeit der Seele doch irgend einen Spielraum haben will, und nun am Ausdruck ſchnitzelt und künſtelt, weil ſie an dem Gegenſtande ſelber nicht hinlängliche Beſchäftigung findet.

Nur derjenige, welcher tief die Scenen des Lebens durchempfunden, und weſſen Geiſt über kleinliche und eitle Beſtrebungen ſich zu erheben gelernt hat, iſt vermögend mit ſo viel Natur und Wahrheit, wie in dem angeführten Beiſpiele, über den Traum des Lebens Betrachtungen anzuſtellen.

Wer alſo einen ſolchen Schriftſteller nachahmen will, der muß es dadurch thun, daß er durch Erhebung ſeines Geiſtes die Größe der Denkart und Vorſtellungsart ſich zu eigen zu machen ſucht, wodurch ſich bei jenem Gedanke und Ausdruck erſt bildete, und wovon der Ausdruck nur eine Spur iſt, und nur in ſo fern Werth hat, als er uns in den Geiſt des Schriftſtellers, und in den Reichthum ſeiner Gedanken und Empfindungen blicken läßt.

Dritte Vorleſung.

Von der Vermeidung des Versmäßigen oder der Wiederkehr des Gleichlautenden in der Proſa, in einigen Beiſpielen. — Von der Rundung des Perioden in einem Beiſpiele. — Von der Fertigkeit ſeine Gedanken durch den Ausdruck, und den Ausduck durch den Gedanken zu prüfen. — Von der klugen Auswahl desjenigen, was zur Sache gehört, in einer horaziſchen Epiſtel.

Indem ich über den Styl ſchreibe, muß ich in jedem Augenblick ſelber die Anwendung von demjenigen machen, was ich ſchreibe. Ich muß daher auf mich ſelber aufmerkſam ſeyn, und die Schwierigkeiten beobachten, welche zum öftern den Fluß der Worte im Schreiben hemmen, weil in dem Gefühle dieſer Schwierigkeiten, und in der Ueberwindung derſelben doch eigentlich die Kunſt zu ſchreiben beſteht, und ich von dieſer Kunſt nur in ſo weit Rechenſchaft geben kann, als ich ſie ſelbſt beſitze.

Ich führe zu dem Ende ein Beiſpiel aus meiner erſten Vorleſung an, welches zu denen gehört die am häufigſten vorkommen; es iſt folgende Stelle:

„Denn man denkt ſich doch unter Styl das Eigenthümliche, woran man die Schreibart eines jeden wieder erkennet, und wodurch ſie eigentlich erſt zur Schreibart wird, nun aber finden ja über das Eigenthümliche keine Regeln ſtatt.“

Hier hatte ich erſt geſetzt:

„nun finden *aber* *über* das Eigenthümliche keine Regeln ſtatt.“

aber *über* konnte unmöglich zuſammen ſtehn bleiben; ich ſetzte alſo:

„nun finden *über* das Eigenthümliche *aber* keine Regeln ſtatt.“

Dieß klang beinahe ſo als ob *aber* ein Subſtantivum, und von einem eigenthümlichen *Aber* die Rede geweſen wäre.

Ich änderte daher:

„aber nun finden über“ u. ſ. w.

Allein das aber im Anfange macht hier einen zu ſtarken Einſchnitt, weil kein anderer Periode angehe, ſondern der letzte Satz ſich an den vorhergehenden hinanfügen ſoll.

Nachdem ich nun in der Geſchwindigkeit, das aber auf dieſe dreierlei Arten verſetzt hatte, blieb ihm zuletzt die rechte Stelle nach nun übrig:

„nun aber finden über“ u. ſ. w.

Aber auch hier ſchien mir das aber und über noch zu nahe zuſammen zu ſtehen: indem ich nun das Wörtchen ja einſchob, glückte es mir das aber und über gehörig von einander zu trennen, ohne doch den Gedanken zu ſchwächen, der vielmehr an Lebhaftigkeit dadurch gewann, und der letzte Ausdruck blieb alſo:

„nun aber finden ja über das Eigen-
„thümliche keine Regeln ſtatt.“

Wir wollen itzt alle dieſe Verſuche zum Gegenſatze untereinander ſtellen:

„nun finden aber über das Eigenthüm-
„liche keine Regeln ſtatt.“

„nun finden über das Eigenthümliche
aber keine Regeln ſtatt.“

„aber nun finden über das Eigenthüm„liche keine Regeln ſtatt.“

„nun aber finden über das Eigenthüm„liche keine Regeln ſtatt.“

„nun aber finden ja über das Eigen„genthümliche keine Regeln ſtatt.“

Als ein zweites Beiſpiel führe ich noch folgende Stelle aus meiner erſten Vorleſung an:

„Das Daſeyn einer Menge mißlungener „poetiſchen Verſuche, hat in dieſem verkehr„ten Beſtreben ſeinen Grund, wo man mit dem „Ausdruck anfängt, und mit dem Gedanken „endigt, das Mittel zum Zweck, den Grund „zur Folge macht.“

Hier hatte ich erſt geſetzt:

„Das Daſeyn einer Menge mißlungener „poetiſchen Verſuche läßt ſich aus dieſem „verkehrten Beſtreben erklären.“

Die Ausdrücke, die hier aufeinanderfolgen, und wovon jeder zwei kurze und in der Mitte eine lange Sylbe hat, verurſachen ſchon durch den gleichen Silbenfall eine unausſtehlich widrige Eintönigkeit:

v — v
aus dieſem
verkehrten
Beſtreben
erklären.

Dazu kömmt noch daß in verkehrten Beſtreben erklären, das e und ä immer in der Hauptſilbe hervortönt, und daß dadurch die Aufmerkſamkeit von dem Gedanken abgelenkt, und auf den immer wiederkehrenden Laut gezogen wird, welches in der Proſe auf alle Weiſe vermieden werden muß.

Ich ſetze alſo:

„Das Daſeyn einer Menge mißlungener poetiſchen Verſuche erklärt ſich aus dieſem verkehrten Beſtreben.“

Allein der Silbenfall iſt noch immer zu versmäßig, und erregt mehr Aufmerkſamkeit, als er in der gewöhnlichen Proſe erregen ſoll.

v — v
erklärt ſich
aus dieſem
verkehrten
Beſtreben.

Auch macht das vortönende ä und e in den erklärt, verkehrten, und Beſtreben immer noch einen wiedrigen Gleichlaut, obgleich dieſe Wörter nicht mehr unmittelbar aufeinander folgen. Ich ſehe alſo wohl, ich muß das Wort erklären ſelbſt, wo möglich, mit einem andern vertauſchen, wodurch der Gedanke nicht geſchwächt, und doch die Eintönigkeit in der Wortfolge und dem Silbenfall vermieden wird.

Ich ſetze alſo:

„Hat in dem verkehrten Beſtreben ſei-
„nen Grund.“

Nun folgen zwar noch dreimal zwei kurze und in der Mitte eine lange Silbe aufeinander:

v — v
hat in dem
verkehrten
Beſtreben,
aber durch den Schlußfall
— v —
ſeinen Grund,

Wo man gerade umgekehrt zwei lange und in der Mitte eine kurze Silbe vernimmt.

wird nun die vorhergehende Eintönigkeit wieder gehoben; der Silbenfall verliert auf einmal das unangenehme Versmäßige, weil der Wiederkehr des Gleichlautenden durch das ganz Entgegengeſetzte vorgebeugt wird, und nun die Rede wieder ihren gewöhnlichen abwechſelnden Gang geht.

Nun heißt es alſo:

„Hat in dieſem verkehrten Beſtreben ſeinen
„Grund, wo man mit dem Ausdruck anfängt,
„und mit dem Gedanken endigt, das Mittel
„zum Zweck, den Grund zur Folge macht.“

Hier wollte ich erſt den Perioden ſchließen:

„Indem man das Mittel zum Zweck
„macht.“

Nun ſchien es aber dem Perioden an einem ordentlichen Schlußfall zu fehlen; — er klang als ob er plötzlich abgebrochen wäre:

„Indem man das Mittel zum Zweck macht.“

Es ſcheint hier mehr dem Klange des Perioden, als dem Ausdruck des Gedanken an ſeiner Vollſtändigkeit zu fehlen. — Hier aber iſt eben der Punkt, wo das Mechaniſche im Ausdruck mit dem Gedanken ſelber auf das innigſte verwebt iſt. — Wenn der Periode nicht gehörig austönt, ſo iſt es, als ob dem Nachdenken die Zeit benommen würde, auf ſeinem Gegenſtande ruhig zu verweilen. — Es iſt nicht bloß das Ohr, ſondern das Nachdenken ſelber, welches durch den volltönenden Perioden befriedigt ſeyn will.

Ich ſuche daher einen Ausdruck, welcher, ohne dem Gedanken zu ſchaden, dem Perioden ſeine Ründung giebt; nun finde ich eine ähnliche Beziehung zwiſchen Grund und Folge, wie zwiſchen Mittel und Zweck, ohne daß es doch gänzlich dieſelbe wäre; dieſe beiden Beziehungen nebeneinander geſtellt, klären ſich ſelbſt einander auf, und der Zuſatz:

„Den Grund zur Folge macht“

giebt dem letzteren Theil des Perioden eine harmoniſche Uebereinſtimmung mit dem Vorhergehenden, in Anſehung der Dauer des fortſchreitenden Silbenfalls, welcher gleichſam die fehlenden Momente herbeiführt, die zu der ruhigen Darſtellung des Gedanken noch erfordert wurden.

Wenn es nun eine Kunſt zu ſchreiben giebt, ſo muß ſie vorzüglich in der Fertigkeit beſtehen, ſich in jeden Augenblick, wo man ſchreibt, in die Stelle des Leſers zu verſetzen, und gleichſam vergeſſen zu können, daß man das alles ſelbſt ſchon weiß, was man geſchrieben hat.

Daher ſind auch diejenigen, welche ſich in dieſer Kunſt üben wollen, anfänglich genöthigt, ihre Aufſätze wegzulegen, und ſie erſt nach einiger Zeit wieder anzuſehen, um die Darſtellung der Gedanken, als eine fremde Arbeit zu betrachten und beurtheilen zu können.

Jemehr man in der Fertigkeit zu ſchreiben zunimmt, deſto kleiner kann auch der Zwiſchenraum ſeyn, in welchem man fähig iſt, die Darſtellung ſeiner eigenen Gedanken zu beurtheilen, bis man endlich dahin kömmt, daß ſich zuletzt der Gedanke in dem Ausdruck unmittelbar ſpiegelt, indem der Gedanke ſelbſt den Ausdruck prüft, wodurch er ſich auf dem Papiere darſtellt, und indem man gleichſam durch dieſe Darſtellung auf den Gedanken ſelbſt die Probe macht.

Dieß ſetzt aber ſchon eine vorzügliche Uebung im Denken voraus, ohne welche man nicht im Stande ſeyn wird, Gedanken und Ausdruck mit einander zu vergleichen und beide miteinander abzuwägen.

Denn um den Ausdruck zu prüfen, muß man den Gedanken an ſich ſelbſt gleichſam ohne Worte durchſchauen, weil man ſich gewiſſermaßen über die Worte wegſetzen, und ſich die Sache ſelbſt deutlich vorſtellen muß, wenn man die Worte gehörig beurtheilen will.

Wer dieß nicht kann, der dreht ſich immer in einem Zirkel von Worten herum, und kömmt nie zur Sache.

Die Sache ſelbſt aber iſt der eigentliche Gegenſtand des Denkens, in ſo fern man ſich denſelben anſchaulich, ohne Worte, vorſtellt, und der alſo ſelbſt mehr als alle Worte iſt, weil dieſe nur erſt in Beziehung auf ihn wichtig werden, und Zweck und Bedeutſamkeit erhalten.

Ohne ſich weiter darüber erklären zu können, — unterſcheidet man doch immer die Sache wovon die Rede iſt, von den Worten die darüber geſagt werden, und durch den Ausruf: zur Sache! ſucht man den Schwätzer von ſeiner Ausſchweifung in Worten zurückzubringen.

Die Sache ſelbſt iſt dasjenige, was man nicht mit einem einzigen Worte ausſprechen kann, ſondern mit allen den Worten auszuſprechen ſucht, die man über die Sache ſagt. Wem nun aber um die Sache nicht zu thun iſt, der ſagt die Worte nur um der Worte willen, und bei dem hohlt nur ein Wort das andre.

In Anſehung des Praktiſchen gilt bloß der gute Rath, daß man ſich unaufhörlich beſtreben müſſen, nichts zu ſagen, als was zur Sache gehört; in Anſehung des Theoretiſchen kann man nur beobachten, in wie fern dasjenige, was gut geſagt iſt, immer zur Sache abzweckt, und in wie fern dasjenige, was ſchlecht geſagt iſt, zu nichts abzweckt.

Von dem, was ſehr gut geſagt iſt, mag die folgende Epiſtel des Horaz zum Beiſpiele dienen, worinn derſelbe ſeinen Freund Septimius dem jungen Tiberius, empfiehlt, welcher dem Auguſt in der Regierung folgte.

Es iſt wohl der Mühe werth, den feinen Wendungen nachzuſpähen, wodurch die letzte nachdrückliche Empfehlung, nimm ihn auf mein Wort für brav und gut! dieſe ganze ~~ganze~~ Epiſtel hindurch vorbereitet wird, in welcher jedes Wort mit der größten Behutſamkeit gewählt und gewogen iſt.

Septim iſt wohl der einzge, Claudius,
der das Geheimniß ausgefunden hat
wieviel ich bei dir gelte: Wenigſtens
indem er mich erſucht und durch ſein Bitten
mich nöthigt, dir von ihm zu ſprechen, und ihn dir
als einen zu empfehlen, der des Herzens
und Hauſes Nerons, wo der Zutritt nur
Verdienſten offen iſt, nicht unwerth ſey,
indem er alſo mich für einen deiner
Vertrauten hält, ſo ſieht und weiß er freilich
was ich vermag weit beſſer, als ich ſelbſt.
Nun hab ich alles zwar hervorgeſucht
den Auftrag von mir abzulehnen: doch
aus Furcht, er könnte denken, daß ich meinen
Credit aus bloßem Eigennutz verlängne, und
mich ärmer ſtellte, als ich wirklich ſey:
ſo blieb mir endlich nichts, als mit dem Vorzug
der Stirne eines Mannes von Lebensart
mir durchzuhelfen. Sollteſt du indeſſen
die einem Freund zu lieb hintangeſetzte Scham
verzeihlich oder gar verdienſtlich finden!
ſo ſchreibe dieſen in die Zahl der Deinen,
und nimm ihn, auf mein Wort, für gut und brav!

Wielands Ueberſetzung.

Hier iſt kein Wort überflüſſig; durch die liebenswürdigſte Beſcheidenheit mit dem edelſten Selbſtgefühl verknüpft, empfiehlt der Empfehlende ſich ſelbſt, und durch den feinſten Scherz bringt er ein ernſthaftes Anliegen an den rechten Mann.

So groß die Feinheit und die Kunſt iſt, welche in dieſer Zuſammenſetzung herrſcht, ſo ungekünſtelt ſcheint das Ganze.

Es hebt halb ſcherzhaft und halb ernſthaft mit der feinen beſcheidenen Wendung an:

„Septim muß beſſer wiſſen als ich ſelbſt,
„wie viel ich bei dir gelte, weil er ſo ſehr mit
„Bitten in mich dringt, daß ich ihn dir empfehlen ſoll.“

Man vergleiche nun mit dieſem trocknen Auszuge des erſten Gedanken die feine und ungekünſtelte Darſtellung deſſelben in der Epiſtel des Horaz.

Die artigſte Wendung, die man ſich denken kann, iſt nun die beſcheidne *Verlegenheit*, in welcher ſich der Empfehlende ſeinem Vorgeben nach befindet, daß er, wenn er es wagt, ſeinen Freund zu empfehlen, den Vorwurf der Unbeſcheidenheit, und wenn er es ablehnet, den

Vorwurf des Eigennutzes von ſeinen Freunde, befürchten müſſe; daß er ſich alſo hier nicht anders, als mit ein wenig Unverſchämtheit zu helfen wiſſe.

Damit nun aber die Beſcheidenheit nicht zu weit getrieben werde, ſo tritt noch am Schluß des Briefes, gerade zur rechten Zeit, die Sprache des Selbſtgefühls und edlem Zutrauens wieder in ihre Rechte:

„Sollteſt du die einem Freunde zu Liebe
„hintangeſetzte Beſcheidenheit verzeihlich oder
„gar verdienſtlich finden: ſo ſchreibe dieſen in die
„Zahl der Deinen, und nimm ihn auf mein
„Wort für brav und gut!“

In kürzern und abgewogenern Worten läßt ſich nicht leicht ein Gegenſtand zuſammenfaſſen, als dieſe Empfehlung eines Freundes an einen Großen, die im Grunde ernſt und nachdrücklich ſeyn ſollte, und bei welcher doch jeder Schein von zu großer Anmaßung oder Abſichtlichkeit auf das ſorgfältigſte vermieden werden mußte, wenn ſie ihrer Wirkung nicht verfehlen ſollte.

Das es dem, der dieß ſchrieb, um die Sache zu thun war, ſieht man aus jeder Wendung, die er nimmt; und eben dieſe feinen Wen dungen, welche doch im Grunde durch das Bedürfniß der Sache entſtanden, machen die Schönheit dieſes Briefes aus; denn da die Worte an ſich und durch ihre Vielheit keinen Werth haben, ſo iſt es nur die Zweckmäßigkeit in ihrer Wahl und Stellung, die wir bewundern.

Der halb ſcherzhafte Ton, welcher durchgängig in dieſem Briefe herrſcht, macht, daß der Ausdruck der Beſcheidenheit nicht kriechend, und die Freimüthigkeit nicht anmaßend wird; wie denn überhaupt dieſe halb ſcherzhafte Wendung wodurch man die Sache ſo wenig wie möglich von ihrer feierlichen Seite darſtellt, am ſicherſten ſeine Wirkung thut; denn er giebt gleichſam nur einen leichten Anſtoß zu eignem Nachdenken und eignem Handeln, und erreicht gerade durch ſeine wenige Anmaßung am erſten ſeinen Zweck.

Wer nun Horazens Schreibart nachahmen will, der muß erſt von ihm die Lebensklugheit lernen, und ſich zu eigen machen, worauf ſich dieſe leichte, kunſtvolle und doch ungekünſtelte Schreibart gründet. Aus dieſer wird ſich denn, bei demjenigen, welcher nicht ohne natürliche Anlage iſt, eine eigenthümliche Schreibart bilden, welche, gleich der Horaziſchen, ein Abdruck richtiger Urtheilskraft und feiner Empfindung iſt.

Wer ſeine Gedanken ſo zweckmäßig darſtellen konnte, der mußte im höchſten Grade die Fertigkeit beſitzen, den Ausdruck ſelber durch den Gedanken unmittelbar zu prüfen, und ganz von der Sucht befreit ſeyn, etwas vorzüglich Schönes oder Witziges ſagen zu wollen.

Dieſer kurze Brief iſt daher auch ein treffendes Gemählde von dem Geiſte des Verfaſſers, und dem hohen Grade von ſeiner Bildung, welchen eine ſolche Sprache vorausſetzt, und ohne welche es ſtets vergeblich ſeyn würde, dieſelbe nachzuahmen.

Denn je weniger bedeutend, und je leichter hingeworfen die einzelnen Ausdrücke ſcheinen, deſto ſprechender iſt das Ganze, deſſen Zuſammenſetzung durch die Lebhaftigkeit der Gedanken, durch die deutliche Vorſtellung von der Lage der Sache, und durch ein richtiges Gefühl des Schicklichen entſtanden iſt.

Das Studium eines ſolchen Aufſatzes wird alſo vorzüglich dadurch nützlich, daß durch die Bemerkung der feinen Züge in demſelben, das Gefühl des Schicklichen bei dem Leſer ſelbſt geſchärft, und der ſchöne Abdruck eines gebildeten Geiſtes der Seele gleichſam eingeprägt wird.

Unmittelbare Nachahmung der **Schreibart** wird immer ſteif und ſklaviſch ſeyn; von der Schönheit des Originals wird jede Spur in ihr verloſchen; ſie wird ſich nie aus dem Staube empor heben, und ſicher ihres Zwecks verfehlen.

Vierte Vorleſung.

Worauf es bei der Ueberſicht einer Sache ankommt. — Wie man anfangen ſoll, über eine Sache zu ſchreiben? — Prüfung des Anfanges oder Einganges zu dieſen Vroleſungen über den Styl. — Etwas über den Nutzen und den Gebrauch der Regeln.

Um einen Gegenſtand, worüber man ſchreiben will, gehörig zu überſehen, muß man ihn anfänglich nicht zu ſorgfältig im Einzelnen, oder gleichſam nicht in zu großer Nähe, betrachten, weil ſonſt die Aufmerkſamkeit zu ſehr auf die Theile geheftet wird, und zuletzt das Ganze nicht mehr umfaſſen kann.

Man muß viel mehr die einzelnen Theile zuerſt nur flüchtig durchgehen, und ſie gleichſam nur obenhin betrachten, um gleich anfänglich wenigſtens einen ohngefähren Begriff von dem ganzen Umfange der Sache zu bekommen, weil ſonſt alles noch ſo ſorgfältige Nachdenken über jeden einzelnen Punkt zu nichts hilft; und man der Sache dadurch um keinen Schritt näher kömmt, wenn man auch von jedem einzelnen Umſtande an ſich die deutlichſte Vorſtellung hätte, und einen nach dem andern noch ſo richtig aufzählen könnte.

Wenn man alſo nur erſt ohngefähr den ganzen Umfang der Sache einmal gefaßt hat, ſo kann man ſich alsdann ſchon in die ſorgfältigere Betrachtung und Erwegung der einzelnen Umſtände wieder einlaſſen, und nach und nach durch die deutlichere Vorſtellung des Einzelnen, den noch ſchwankenden und ohngefähren Begriff, den man vom Ganzen gefaßt hatte, zu berichtigen ſuchen.

Dieſe Leichtigkeit einen Gegenſtand zu umfaſſen, iſt es eben, was man die Gabe der Penetration oder eine durchdringende Urtheilskraft nennt, welche gewiſſermaßen auch durch Uebung erlangt werden kann, wenn man die Aufmerkſamkeit der Seele nur von den Theilen auf das Ganze zu heften ſucht, und das Einzelne mit Fleiß in ſeiner Vorſtellung verdunkelt, um ſich dadurch den Ueberblick des Ganzen zu erleichtern.

Denn ſo wie man ein Gemählde, um es im Ganzen zu überſehen, auch in der gehörigen Entfernung betrachten muß, weil die zu große Annäherung des Auges den Ueberblick des Ganzen unmöglich macht; ſo muß auch die Aufmerkſamkeit der Seele auf dem Gegenſtande des Denkens gleichſam nicht zu dicht aufliegen, ſondern ihn mehr ſeitwärts und flüchtig zu faſſen ſuchen, weil man ſonſt über dem letztern immer das erſtere ſchon wieder vergeſſen hat, und niemals das Zuſammengehörige zuſammenfaßt.

Man muß alſo die Aufmerkſamkeit auf das Einzelne ſogar mit Fleiß zu ſchwächen ſuchen, um das Ganze gehörig zu überſehen.

Man ſchwächt aber die Aufmerkſamkeit auf das Einzelne vorzüglich dadurch, daß man Dinge von verſchiedener Art zuſammen denkt; ſo denke ich mir z. B.

Einen Baum, ein Pferd, eine Stadt — und wenn ich dieſe drei Begriffe in meiner Vorſtellung zuſammenfaſſen will, ſo kann von jedem einzelnen nur eine ſehr oberflächige Idee ſtatt finden, weil ſie von ſo verſchiedener Art ſind, daß nur ein ſchwacher Faden von Aehnlichkeit ſie in meiner Einbildungskraft zuſammenhält.

Es ſind alle drei körperliche ſichtbare Gegenſtände; von allen dreien läßt ſich ein Bild entwerfen; der Baum bringt die Pflanzenwelt, das Pferd die lebende Welt, die Stadt die Bildung des Menſchen, und ſeine Werke, meinem Gedächtniß in Erinnerung; je verſchiedener die Art der Gegenſtände iſt, die ich mir zuſammendenke, deſto größer iſt der Umkreis, den meine Ideen dadurch erhalten.

Um alſo eine Sache in ihrem ganzen Umfange zu überſehen, iſt es nöthig, ſich ihre verſchiedenartigſten Theile, ſo viel wie möglich zuſammen zu denken, weil man alsdann auch alles dasjenige, was dazwiſchen liegt, obgleich nur dunkel, mit begreift, und alſo gleichſam ſchon einen anſchaulichen Begriff von der Sache hat, ehe man noch anfängt, ſie im Einzelnen zu zergliedern.

Dieß mag nun zugleich als eine Vorbereitung zu der folgenden Betrachtung gelten: wie man anfangen ſoll, über eine Sache zu ſchreiben?

Wenn man nehmlich über eine Sache ſprechen oder ſchreiben will, ſo kommt es zuerſt darauf an, daß man nicht zu unvorbereitet anfange, und auch nicht zu weit aushohle.

Da ich ſelber in dieſem Werke über den Styl ſchreibe, ſo muß ich zuerſt meine eigene Arbeit prüfen, und ſehen ob ich bei dem Eingange dieſer Schrift nicht zu weit ausgeholt, oder zu unvorbereitet angefangen habe.

Indem ich über den Styl ſchreiben wollte, muſte meine Abſicht vorzüglich ſeyn, zuerſt die Vorſtellungen, welche mir unrichtig ſchienen, zu berichtigen, und ich muſte alſo auch damit den Anfang machen.

Nun hätte ich gleich mit dem folgenden Perioden auf der fünften Seite anfangen können:

„Nirgends iſt das Geiſtige mit dem „Mechaniſchen mehr verwechſelt worden, als

„bei der Lehre vom Styl, und nicht leicht blieb „ein Begriff, ſeit die älteſten Zeiten, ſo „ſchwankend und unbeſtimmt wie dieſer.“

Allein es ſchien nothwendig zu ſeyn, von dem Unterſchiede zwiſchen dem Mechaniſchen und Geiſtigen überhaupt vorher ein paar Worte zu ſagen, um dieſen vorausgeſetzten Unterſchied alsdann auf die Lehre vom Styl deſto leichter anwenden zu können, und ſich auf die Weiſe zu der ganzen kommenden Gedankenfolge gleichſam den Weg zu bahnen.

Um nun aber dieſe Arbeit auch von der Seite des Nutzens zu betrachten, mußte, wo möglich, gleich bei der erſten Periode auf den Schaden aufmerkſam gemacht werden, welcher aus den irrigen Begriffen erwächſt, die durch dieſe Abhandlung berichtigt werden ſollen.

Dieß brachte mich denn nothwendiger Weiſe auf den Perioden zurück, womit ſich dieſe Schrift anfängt, und welcher mir, nachdem ich einige andre Eingänge verſucht hatte, zu dem Anfange dieſer ganzen Abhandlung am ſchicklichſten vorkam:

„Wenn irgend etwas der freien Entwicklung „der Geiſteskräfte geſchadet, den Geſichtskreis

„für das Groſſe und Schöne verengt, und das
„Gefühl dafür aus ſeinem Gleiſe gebracht hat,
„ſo ſind es die unzähligen Verſuche, dasjenige
„zu lehren, was ſich nicht lernen läßt.“

Hätte ich nun, ſtatt daß hier ſogleich in Anſehung des Nutzens von der Berichtigung der Begriffe die Rede iſt, mit einer ordentlichen vollſtändigen Auseinanderſetzung der Begriffe vom Geiſtigen und Mechaniſchen den Anfang machen wollen, ſo ſcheint es mir, als würde ich zu weit ausgeholt, und die Aufmerkſamkeit des Leſers nicht ſchnell genug auf den Hauptgegenſtand meiner Schrift gelenkt haben.

Ob ich nun aber nicht einen beſſern Anfang zu meiner Schrift hätte wählen können, kann ich ſelber nur in ſo fern entſcheiden als ich meinen Gegenſtand überſehe; wer aber dieſen Gegenſtand beſſer überſieht, als ich, wird auch den Geſichtspunkt, aus welchem ich ihn betrachte, tadeln können; wie denn überhaupt derjenige, welcher über den Styl ſchreibt, ſeinem Beurtheiler die unmittelbarſten Waffen gegen ſich ſelber in die Hände giebt.

Daß man im Reden und Schreiben weder zu weit ausholen, noch zu unvorbereitet anfangen müſſe, iſt eine Regel, die ſich leicht ausſprechen und ins Gedächtniß faſſen, aber ſchwer in Ausübung bringen läßt.

Wer gewohnt oder ſeiner eigenthümlichen Vorſtellungsart nach, geneigt iſt, zu weit auszuholen, wird, um dieſen Fehler zu vermeiden, oft in den entgegengeſetzten verfallen, und auch die gehörige Vorbereitung zu dem Gedanken weglaſſen.

Wer aber die erſten Verſuche macht, einen Gedanken vorzubereiten, wird oft zu weit ausholen, und bei dem Eingange ſelber ſchon von ſeinem Hauptgegenſtande ſich verirren.

Hier kömmt daher alles auf gehörige Prüfung und Beurtheilung eines Dritten an, oder vielmehr, daß man ſelbſt ſich übe, ſeinen eigenen Aufſatz, nach einiger Zeit, wie die Arbeit eines Fremden zu betrachten, und ohne Nachſicht und Schonung gegen ſich ſelbſt zu ſeyn.

Eine gewiſſe Folge des zu weit Ausgeholten bei irgend einem Aufſatze iſt der Mangel an Intereſſe, womit man ihn lieſet; weil iſt in Verſuchung, die Schrift wieder aus der Hand zu legen, ehe man noch weiß, wozu ſie abzweckt; man ermüdet zu ſehr über dem Eingange, als daß man an der nähern Betrachtung der Sache ſelber noch Vergnügen finden ſollte.

Wer hingegen ohne alle Vorbereitung anfängt, wird ſehr oft ſeines Zwecks verfehlen. Denn unſre jedesmalige Gedankenreihe, will nicht gerne plötzlich unterbrochen ſeyn. Darum fängt man gern mit etwas allgemeinern Sätzen an, weil dieſe in der jedesmaligen Gedankenreihe des Leſers nicht eine ſo gewaltſame Unterbrechung verurſachen, als wenn man gleich mit dem beſondern Falle, den man vortragen will, dazwiſchen eindringt, und dadurch in der Ideefolge, welche gerade in dem Augenblicke bei dem Leſer die herrſchende iſt, eine unangenehme und wiedrige Störung macht.

Ein anders iſt es, wenn man eine ſolche plötzliche Störung der zufälligen herrſchenden Ideenfolge ſelbſt zur Abſicht hat. Und überhaupt, wenn ja auf einer Seite gefehlt werden muß, iſt es immer beſſer, zu plötzlich, als zu langſam zur Sache zu kommen; denn ſelbſt das unangenehm Ueberraſchende iſt doch immer noch dem Langweiligen vorzuziehen.

Die allgemeine Regel aber, welche ſich hierüber geben läßt, hat wenigſtens den Nutzen, *daß man dadurch zur Selbſtprüfung veranlaßt wird*; und dieß iſt auch faſt der einzige Nutzen, den die Regeln des Styls im allgemeinen überhaupt haben können, weil die beſondere Anwendung derſelben immer erſt durch den Ort und die Umſtände beſtimmt wird.

Die Regeln ſollen nur im Ganzen die Aufmerkſamkeit auf den Ausdruck ſchärfen, und gleichſam nur den Gedanken, daß man ſich zweckmäßig ausdrücken will, immer wieder in Erinnerung bringen; was wir alsdann in den einzelnen Fällen zu thun haben, muß uns unſer eigenes Gefühl des Schicklichen, welches durch jene Erinnerung nur wieder angeregt iſt, am beſten und ſicherſten lehren.

Dieß Gefühl des Schicklichen aber, wird durch die Regeln, welche man durch Lektüre und Beobachtung ſich ſelbſt gebildet hat, geſchärft. Der unmittelbare Vortrag dieſer Regeln muß alſo auch von der Art ſeyn, daß ſie während dem Leſen gleichſam erfunden werden, und dem Leſer dadurch auf alle Weiſe Veranlaſſung zum eignen Denken gegeben wird.

Dieß iſt nöthig hier zu bemerken, damit man ſich bei dieſen Vorleſungen über den Styl nicht getäuſcht finde, indem man etwa Regeln zu finden glaubte, durch deren unmittelbare Anwendung man ſchon ſeine Schreibart bilden könnte.

Die folgende alte Regel des Horaz, in deſſen Briefe an die Piſonen, iſt im Ganzen ſowohl auf poetiſche, als auf proſaiſche Aufſätze anwendbar:

„Ihr die ihr ſchreiben wollt, vor allen Dingen,
„Wählt einen Stoff dem ihr gewachſen ſeyd,
„Und wäget wohl vorher, was eure Schultern,
„Vermögen oder nicht, ehe ihr die Laſt
„Zu tragen übernehmt. Wer ſeinen Stoff,
„So wählte, dem wirds an Gedanken
„und Klarheit nie, auch nie an Ordnung fehlen;

„und unter manchem Vortheil, der durch Ordnung
„gewonnen wird, iſt ſicher keiner von
„den kleinſten, daß man immer wiſſe, was
„zu ſagen iſt, doch vieles, was ſich auch
„noch ſagen ließe, izt zurückbehalte,
„und für den Plaz, wo mans bedarf, verſpare.“

Wielands Ueberſezung.

Nicht minder merkwürdig, als dieſe Stelle ſelbſt, iſt die folgende Anmerkung des Ueberſetzers.

„Eine vortrefliche Regel für den Lehrling, der einen Genius hat, der ihn die Regel verſtehen und anwenden lehrt! aber unbrauchbar für jeden andern, und ſo iſts mit allen Regeln!“

Freilich muß der Genius bei der *unmittelbaren* Anwendung, dieſe Regel verſtehen und anwenden lehren. Um aber fürs erſte nur *zu beobachten*, wie dieſe Regel von Meiſtern in der Schreibart ausgeübt iſt, darüber läßt ſich wohl noch ein Fingerzeig geben.

Nach Beiſpielen dürfen wir nicht weit ſuchen, wir finden ſie auf jeder Seite bei eben dem Schriftſteller, der die Regel giebt.

Ein vorzügliches Muſter aber bleibt auch hier die in der dritten Vorleſung angeführte Epiſtel des Horaz, in welcher er ſeinen jungen Freund empfiehlt, und gerade die Hauptſache, die doch ſeinen Gedanken natürlicher Weiſe am nächſten war, bis auf die letzte Zeile verſpart, indem er alles das vorhergehen läßt, was in ſeinen Gedanken, bei reiferer Ueberlegung der Sache, erſt nach und nach entſtehen konnte.

Wir wollen in dieſer Rückſicht den Ideengang des Verfaſſers zu verfolgen ſuchen:

„Ich muß den jungen Septim empfehlen.“

„Bei dem argwöhniſchen Tiberius könnte „ich leicht dadurch anſtoßen.“

„Wie zieh' ich mich aus dieſer Verlegenheit?“

„Mir kann es ſehr ſchaden, wenn ich mir „merken laſſe, daß mein Einfluß etwas gilt.“

„Dem jungen Septim kann es nicht „ſchaden, wenn er mir auch einen größern Ein„fluß zutraute, als ich habe.“

„Der beſte Ausweg iſt, die Schuld auf „ihn zu ſchieben.—“

„Ueber ſeinen feſten Glauben an meinen „großen Einfluß ſelbſt zu lächeln.—“

„Aber er will ſich nicht abweiſen laſſen; „er glaubt ich verſtelle mich nur; und gebe ei„gennütziger Weiſe meinen Einfluß für gerin„ger aus, als er würklich iſt.—“

„Und alſo weiß ich mir nun nicht weiter „zu helfen; ich muß ſchon in ſein Anſuchen „willigen; und lieber ein wenig unverſchämt, „als unfreundſchaftlich ſcheinen.“

„Daß alles mit der Mine der Offenher„zigkeit geradezu geſagt, muß die beſte Entſchul„digung für eine gewagte Empfehlung ſeyn.—“

Man vergleiche nun dieſen Ideengang mit der Epiſtel ſelber, um die Kunſt des Verfaſſers in der Darſtellung und ungekünſtelten Anordnung ſeiner Ideen zu ſtudiren.

Denn der fremde Genius hat auch eine mittheilende Kraft, wenn man ſorgfältig ſeine Spur verfolgt, und durch langen Umgang mit ihm vertrauter zu werden ſuchet.

Dann erhält man allmälig einige Aufſchlüſſe über den immer noch dunklen Gegenſtand der richtigen Wahl der Worte, und des zweckmäßigen Ausdrucks der Gedanken; denn der Geiſt des Schriftſtellers kann nur zur ächten Nachahmung beſeelen; und den todten Buchſtaben der Regel belebt nur das lebendige Beiſpiel.

Fünfte

Fünfte Vorleſung.

Zergliederung des Gedankenausdruckes in zwei Briefen des jüngern Plinius. — Wie ſolche Beiſpiele nachgeahmt werden können? — Einige Einwürfe gegen die Kürze im Ausdruck. — Widerlegung dieſer Einwürfe.

Der jüngere Plinius wurde von einem ſeiner Freunde aufgefordert, diejenigen von ſeinen Briefen, welche er vorzüglich ausgearbeitet hätte, zu ſammlen und bekannt zu machen.

Er beantwortet dieſe Aufforderung ſeines Freundes in einem Briefe, der ſelbſt ein Muſter von Kürze und ſchöner Beſtimmtheit im Ausdruck iſt, und welcher nun in der Sammlung ſeiner Briefe voran ſteht.

Erſtlich führt er die Aufforderung ſeines Freundes wörtlich an:

„Du haſt mir oft zugeredet, daß ich meine „Briefe, die ich mit einiger Sorgfalt ausge„arbeitet hätte, ſammlen und bekannt machen „möchte.“

Mit eben ſo wenig Zeilen beantwortet er nun auch dieſe Aufforderung ſeines Freundes:

„Ich habe ſie geſammlet; aber nicht nach „der Zeitfolge (denn ich wollte ja keine Ge„ſchichte daraus zuſammenſetzen) ſondern ſo „wie ſie mir in die Hände gefallen ſind.“

Dieſe kurze Gegeneinanderſtellung von Aufforderung und Befolgung, iſt nun *noch kürzer* in den Gegenſatz von *zwei Worten* zuſammengedrängt;

Rath — Befolgung

Dieſer Gegenſtand wird wiederum unter einem Hauptbegriffe vereinigt, welcher den Gedanken eben durch ſeine Kürze, und Bündigkeit intereſſant macht:

„Es kommt nun darauf an, daß dich dein „Rath, und mich die Befolgung deſſelben nicht „gereue!“

Der einzige Ausdruck: *nicht gereue*, bringt dieſe ganze kurze Gedankenfolge ſo nahe und ſo enge zuſammen, daß dadurch die

Kürze ſelbſt gleichſam noch kürzer, und der Schluß gewiſſermaßen epigrammatiſch wird, welches immer geſchieht, wenn zwei Begriffe, die im Gegenſatze ſtehen, unter einen Hauptbegriff gebracht werden, der auf den einen ſo gut wie auf den andern paßt.

„Wenn die Sammlung meiner Briefe
„ſchlecht geräth, ſo wird es dich eben ſo ſehr
„gereuen, daß du mir dazu gerathen haſt, als
„es mich gereuen wird, daß ich deinen Rath
„befolgt habe."

Dieſer Zwiſchenſatz, der ſich von ſelbſt verſteht, iſt ausgelaſſen; die Zeitwörter rathen und befolgen ſind in Hauptwörter verwandelt, um ſie deſto näher aneinander rücken zu können, und das Ganze auf die drei Begriffe zurückzuführen:

Rath — Befolgung —
gereuen

„Daß dich dein Rath, und mich die Befolgung deſſelben nicht gereue."

Ein ähnliches Beiſpiel finden wir in eben dieſer Sammlung, wo der jüngere Plinius ſeinem Freunde ſchreibt:

„Deine Verſe ſind unnachahmlich ſchön.“

Wir wollen nun ſehen, wie dieſer Gedanke in verſchiedne Gegenſätze gebracht iſt, die, ſo wie in dem vorigen Briefe, durch die nächſte und gedrängteſte Zuſammenſtellung am Ende einen beinahe epigrammatiſchen Schluß erhalten:

Erſter Gegenſatz:

„Wenn ich deine Verſe wetteiferud nach-
„ahmen will, ſo finde ich erſt wie ſchön ſie
„ſind.“

Zweiter Gegenſatz:

„Denn ſo wie Mahler gemeiniglich deſto
„unglücklicher im Treffen ſind, je vollkommner
„die Schönheit in den Zügen iſt, die ſie dar-
„ſtellen wollen, ſo bleibt auch hier mein Ori-
„ginal mir unerreichbar.“

Dritter Gegenſatz:

„Um deſto mehr fordre ich dich auf, recht
„viel ſolcher Verſe zu ſchreiben, die jeder gerne
„nachahmen möchte, und niemand oder nur
„wenige nachahmen können.“

Durch dieſe drei Gegenſätze iſt nun der Gedanke:

„Deine Verſe ſind unnachahmlich“

bis zu den ſchönen Schluß hindurch geführt, welcher das Ganze unter die drei Begriffe:

nachahmen
wollen — vermögen,

und dieſe drei Begriffe wieder unter den Begriff der Schönheit zuſammen knüpft. Der Gegenſatz iſt immer:

„Ich möchte deine Verſe nachahmen;
„ich vermag es nicht. —
„Der Mahler möchte ſein Original vollkommen darſtellen;
„er vermag es nicht —
„Jeder möchte gern deine Verſe nachahmen;
„niemand oder wenige vermögen es.

Das nachzuahmen wünſchen und es nicht vermögen, hat Beides in der Schönheit des Originals ſeinen Grund.

Dieſe Gegeneinanderſtellung dreifach wiederholt, und immer verſtärkt, war das feinſte Lob, was der Verfaſſer des Briefes, ſeinem Freunde über ſeine Verſe ſagen konnte. Dieß Lob ſelbſt aber erhält erſt, ſo wie der ganze Gedanke, ſeine völlige Wirkung, durch die Aufmuntrung, mehr ſolcher Verſe zu machen, woran die Nachahmung verzweifelt.

Hätte es in dem letzten Gegenſatze nur geheißen:

„Du machſt ſolche Verſe, die jeder
„nachzuahmen wünſcht, und niemand oder nur
„wenige nachahmen können,"

ſo hätte noch ein anderer Schluß des Briefs folgen müſſen. Der Brief hätte dann bloße Bemerkungen enthalten, und man hätte keinen Zweck geſehen, wozu er eigentlich geſchrieben wäre.

Die nachdrückliche, und mit einem ſo feinen Lobe verknüpfte Aufmunterung am Ende giebt dieſem ſehr kurzem Briefe dennoch einen vollſtändigen Schluß, und erſetzt die Kürze deſſelben gleichſam durch die Feinheit und Artigkeit der Wendung, welche dieſe kleine Lobrede nimmt.

Ohne eine ſolche Wendung hätte der Dichter ſich nicht geſchmeichelt finden können, daß ihn ſein Freund ſo kurz abfertigte! denn der Verfaſſer dieſes Briefes ſchreibt ſelbſt in einem andern Briefe, wo er einem ſeiner Freunde ein Werk zur Durchſicht überſchickt:

„Er wünſche, daß ſein Freund doch ſeine Bemerkungen hinzufügen möchte, weil der

„Verfaſſer ſich dann ehr überzeugen könne, „daß dem Beurtheiler das Uebrige gefallen „habe, ſobald dieſer nur zu erkennen gebe, daß „ihm einiges mißfallen habe.“

Solche kurze Schreiben, wie die beiden angeführten vom jüngern Plinius, müſſen daher auch durch Bündigkeit, das iſt durch eine auffallende Verknüpfung der Gedanken, und durch eine ſinnreiche Wendung am Schluß, ihre Kürze gleichſam erſetzen; wenn ſie für den Freund den man doch etwas angenehmes ſagen will, nicht beleidigend ſeyn ſollen.

Denn ein Freund will nie gern von uns zu kurz abgefertigt ſeyn, ſondern lieber, daß wir ihm etwas Ueberflüſſiges, als zu wenig ſagen. Was daher dem Freunde mit kurzen Worten geſagt wird, muß auch etwas ſehr angenehmes, freundſchaftliches und ſchöngedachtes, enthalten.

Das Schöngedachte liegt aber in den beiden angeführten Beiſpielen, in dem natürlichen Gegenſatze, der dem ohngeachtet nicht gewöhnlich iſt, ſondern wo ſich die Gedanken auf eine ſeltnere Art und in einer reichern Verbindung, wie ſonſt gemeiniglich, zuſammenfinden.

Da nun das Schöne aber hier vorzüglich in der Ideenverbindung liegt, ſo können ſolche Beiſpiele auch auf andre vorkommende Fälle angewandt, und gradezu nachgeahmt werden, als:

„Bei dieſem gefährlichen Geſchenke, das „du mir giebſt, kömmt es nun darauf an, „daß dich die Gabe, und mich die Annahme „derſelben nie gereuen möge“.

Die Nachahmung jener Wendung findet alsdann nicht ſowohl des Ausdrucks, als vielmehr der Sache wegen ſtatt; und es iſt im Grunde nur eine allgemeine Vorſtellungsart, welche auf einen beſondern Fall angewandt wird. Dergleichen Wendungen laſſen ſich nicht immer neu erfinden, und ſie können und dürfen daher auch mehr als einmal gebraucht werden.

So kann auch die Wendung in dem zweiten Briefe gewiß auf mancherlei Art nachgeahmt werden, ohne daß eine ſolche Nachahmung zu tadeln wäre, als:

„Du haſt an ihm einen mächtigen, lie„benswürdigen, und klugen Freund; deſſen „Freundſchaft jeder beſitzen möchte, und nur „wenige beſitzen können.“

Eigentlich iſt dieß nicht ſowohl Nachahmung, als vielmehr bloſſe Veranlaſſung zu einem neuen Gedanken durch die Erinnerung an eine allgemeine Form, welche ſich aus dem Geleſenen dem Gedächtniß eingeprägt hat.

Das Nachahmungswerthe in der Form aber liegt beſonders in der eignen Art, einen Gedanken kurz zuſammenzufaſſen, und ihn dadurch unter einen hellern Geſichtspunkt zu bringen.

Eben dieſer Plinius, von dem die beiden angeführten Beiſpiele ſind, iſt ſonſt kein Vertheidiger der Kürze im Ausdruck, ſondern macht vielmehr in einem ſeiner Briefe, worin er einem Freunde ſein Landgut ziemlich ausführlich beſchreibt, folgende Einwürfe dagegen:

„Kurz, denn warum ſoll ich dir nicht mein „Urtheil oder meinen Irrthum eröfnen? ich hal„te es für die erſte Pflicht des Schriftſtellers, daß „er die Ueberſchrift ſeines Aufſatzes leſe, und ſich immer wieder frage, ob er auch von ſeinem Gegenſtande nicht abgewichen ſey?“

„Aber der Schriftſteller muß auch wiſſen, daß, wenn er nur von ſeiner Materie nicht abweicht, es alsdann auch nicht möglich iſt, daß er weitſchweifig werde, daß er aber unausſtehlich langweilig werde, ſobald er etwas Fremdes nicht zur Sache gehöriges herbeizieht.“

„Mit wie viel Verſen haben nicht Homer und Virgil, dieſer die Waffen des Aeneas und jener des Achilles beſchrieben, und beide ſind demohngeachtet nicht langweilig, weil ſie nur das ausführen, was ſie angefangen haben.“

„Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit bemerkt und zählt Aratus die kleinſten Sterne; und doch überſchreitet er hierin das Maß nicht; denn dieß iſt bey ihm ja keine Abſchweifung, ſondern es iſt ſein Werk, und ſeine eigentlich beſtimmte Beſchäftigung.“

„Indem ich dir nun, um Kleineres mit Größern zu vergleichen, mein Landgut durch meine Beſchreibung gleichſam vor Augen zu ſtellen ſuchen, und von dieſer Materie gar

„nicht abweiche, ſo iſt auch mein Brief, wel„cher beſchreibt nicht weitläuftig, ſondern „mein Landgut, welches beſchrieben wird; aber „ich muß nun auch zu dieſer Beſchreibung wieder „zurückkehren, damit ich nicht, wieder mein eig„nes Geſetz, bei dieſer Ausſchweifung mich zu „lange aufhalte.“

Plinius ſcheint hier freilich mehr eine ſcherzhafte Wendung in ſeinem Briefe zu nehmen, als daß er etwas gegen die Kürze im Ausdruck hätte, wovon er ſelber ſo vortreffliche Beiſpiele gegeben hat.

Er führt auch gerade ein Beiſpiel von dem beſchreibenden Ausdruck an, bei dem die Kürze am wenigſten ſtatt findet, weil nicht ſowohl die Gedanken, als vielmehr die Gegenſtände ſelbſt unmittelbar dadurch bezeichnet werden, und keiner davon ausgelaſſen werden darf, wenn nicht eine Lücke in der Beſchreibung entſtehen ſoll.

Bei dem Ausdruck der Gedanken hingegen kann durch eine geſchickte Zuſammenſtellung bewirkt werden, daß man ſich vieles als nothwendig mitdenken muß, was nicht ausdrücklich geſagt, und doch in dem Geſagten enthalten iſt.

Wider die übertriebne Kürze aber redet Plinius in einem Briefe an den Tacitus ſehr nachdrücklich mit folgenden Gründen:

„Ich gebe es zu, daß man ſich der Kürze „befleißigen müſſe, wenn die Sache es zuläßt; „wo dieß nicht der Fall iſt, da geitzt und „kargt man mit den Worten, wenn man „verſchweigt, was ausdrücklich geſagt werden „ſollte.“

„Auch iſt das ſchon Geitz und Kargheit „mit Worten, wenn man nur beiläufig und „kurz berührt, was durch Wiederholung eingeprägt, und gleichſam dem Gedächtniß eingegraben werden ſollte.“

„Viele Sachen erhalten durch die längere „Dauer ihrer Behandlung gleichſam mehr „Nachdruck und Gewicht; und ſo wie der „Baum nicht auf einen Schlag fällt, ſo wird „auch das Gemüth oft durch den wiederhohlten „Angriff des Redenden erſt bewegt.“

„Alles macht nicht auf alle einen gleichen „Eindruck; die Urtheile und Geſinnungen ſind „verſchieden; ein jeder wird durch dasjenige

„am meiſten eingenommen was er etwa ſelbſt „vorher gedacht hat. Man muß daher für die „Denkungskraft eines jeden etwas in Bereit„ſchaft haben; und was die Dauer der Re„de anbetrift, ſo wird nur derjenige einen „Stachel in dem Gemüthe der Zuhörer zurück„laſſen, der ihn nicht bloß einſticht, ſondern einbohrt.“

Daß nun ohngeachtet aller dieſer Einwürfe die höchſtmögliche Kürze des Ausdrucks dennoch das erſte Geſetz ſey, leuchtet ſchon daraus ein, weil derjenige, welcher ſich genöthigt ſiehet, durch Umſchweife zum Ziele zu gelangen, doch für ſich ſelber in ſeinen Gedanken den kürzeſten Weg dazu wiſſen muß, weil er ſonſt nicht beſtimmen könnte, wie weit er unter den gegenwärtigen Umſtänden davon abweichen müſſe.

Wer ſich für ſich ſelber beſtändig übt, in wenigen Worten viel zuſammenzufaſſen, der wird auch bei der längſten Rede den Leitfaden nicht verlieren, der ihn nach jeder kleinen Abſchweifung, welche die Umſtände nöthig machen, doch immer ſobald wie möglich wieder zur Hauptſache zurückführt.

Und die längſte Rede, in welcher noch ſo viel Wiederholungen vorkommen muß doch, nach den Umſtänden, auch wieder die kürzeſte ſeyn; weil eine einzige Wiederholung zu viel den Eindruck eben ſo ſehr wieder ſchwächt, als die nöthigen Wiederholungen ihn verſtärkt hatten.

Die Weitläuftigkeit der Rede muß nothwendig in dem Bedürfniß des Zuhörenden, und nicht in dem Bedürfniß des Redenden liegen, wenn ſie nicht tadelswerth werden ſoll.

Und wenn eine lange und ausführliche Rede ſchön bleiben ſoll, ſo muß ihre Verkürzung in den Gedanken des Redenden ihr gleichſam wie im verjüngten Maßſtabe zum Grunde liegen, und das Ganze muß hiernach in allen ſeinen Theilen verhältnißmäßig geordnet ſeyn.

Die Uebung muß immer darauf hinausgehen, mit wenig Worten viel zu ſagen; denn dadurch allein wird ein Reichthum von Gedanken herbeigezogen, der hernachmals ſobald man will, auch mit vielen Worten geſagt werden kann, weil dieß leztre weit leichter iſt, als das erſte.

Auch iſt in Anſehung des angeführten Einwurfs gegen die Kürze, noch der Unterſchied zwiſchen der mündlichen und geſchriebenen Rede zu bemerken, weil es ſcheinet, daß jene Einwürfe vorzüglich nur die erſtre treffen.

In der mündlichen Rede kann manche Wiederholung und manches Ueberflüſſige den Umſtänden nach erlaubt ſeyn, was in der ſchriftlichen Rede nicht ſtatt finden darf, die nicht wie das ausgeſprochene Wort in die Luft verfliegt, ſondern die der Leſer, ſo oft er will, ſich ſelber mit Muße und Nachdenken wiederholen kann.

Und hier könnte man doch wohl nur den Geitz mit Worten eine ſolche Kürze nennen, wodurch die Mittheilung der Gedanken wirklich gehindert würde.

Wenn man aber hiebei erwägt, daß ein Gedanke, in die wenigſten Worte zuſammengefaßt, gerade am vollſtändigſten mitgetheilet wird, weil er ſich in einer kürzern Dauer auf einmal der Seele darſtellt, ſo ſollte man die Kürze des geſchriebenen Ausdrucks ſobald ihm wirklich ein Gedanke zum Grunde liegt, auch niemals, tadelswerth finden, ſondern ihn vielmehr wie ein Ideal betrachten, daß niemand leicht erreichen kann, nach welchem aber doch ein jeder in ſeinem Maße ſtreben ſollte.

Aus den Schriftſtellern, welche ihren Reichthum von Gedanken in die wenigſten Worte zuſammengedrängt haben, hat man einzelne Stellen, wie goldne Sprüche ausgewählt, und ſie, als die ſchönſte und bedeutendſte Zierde an die Spitze der abhandelnden Schriften geſtellt, die oft in mehrern Bänden, den Sinn des Denkſpruchs noch nicht erſchöpfen, der ihren Titel ſchmückt.

Sechſte Vorleſung.

Ueber ein poetiſches Gemählde von Göthe — warum und in wie fern die Aufſtellung und Zergliedrung eines ſolchen Gemähldes in ein Werk über den Styl gehört?

Der Begriff von der Macht des Ausdrucks iſt wohl nirgends erhabener ausgeſprochen, und dieſer Ausſpruch zu gleicher Zeit durch die herrlichſte Probe erwieſen worden, als in dem folgenden poetiſchen Gemählde von Göthe, das in der beſchreibenden Gattung immer ein unerreichbares Muſter bleiben wird.

Die Vorbereitung zu dieſem Gemählde macht das unverhaltne, geradezu bezeichnete Selbſtgefühl des Mahlers:

„Ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht einen
„Strich, und bin nie ein größerer Mahler
„geweſen, als in dieſen Augenblicken."

Hier iſt die höchſte Naivität und Einfalt des Ausdrucks, der auf einmal alles ſagt, was in der Seele des Dichters ſchlummerte, welcher, ehe er noch ſein Gemählde zu entwerfen anhebt, es ſchon in ſeiner ganzen Kraft und Fülle in ſeinem Buſen fühlt, und dieß Gefühl zuerſt ausſpricht, dem er nun den Beweiß unmittelbar hinzufügt, indem er ſich, den wunderbaren Eindruck, welchen die umgebende Natur auf ihn macht, zu entwickeln, und ſeine innigſten Empfindungen durch den harmoniſchſten Silbenfall und den bedeutendſten Klang der Worte, ſich ſelber und dem Leſer vernehmbar zu machen ſucht.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft,
„und die hohe Sonne an der Oberfläche der
„undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes
„ruht, und nur einzelne Strahlen ſich
„in das innere Heiligthum ſtehlen, und ich
„dann im hohen Graſe am fallenden Bache
„liege, und näher an der Erde tauſend Gräſ-

„chen mir merkwürdig werden; wenn ich das „Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Hal„men, die unzähligen Geſtalten der Würm„chen, der Mückchen, näher an meinem Herzen „fühle, und fühle die Gegenwart des All„mächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf, „das Wehen des Alliebenden, der uns, in „ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält; „mein Freund, wenns dann um meine Au„gen dämmert, und die Welt um mich her „und Himmel ganz in meiner Seele ruht, „wie die Geſtalt einer Geliebten, dann ſehn' „ich mich oft und denke, ach, könnteſt du „dem Papier das einhauchen, was ſo voll ſo „warm in meiner Seele lebt, daß es wür„de der Spiegel deiner Seele, ſo wie deine „Seele iſt der Spiegel des lebendigen Got„tes!"

Was nun dieſem, ſo wie andern Naturgemählden dieſes Dichters einen ſo hohen Reitz giebt, ſcheint vorzüglich die Kunſt oder Wahl zu ſeyn, womit die einzelnen Züge geſtellt und geordnet ſind, daß ſie ſich wie von ſelber zu einem vollendeten Ganzen bilden.

Zuerſt wird mit wenigen Zügen ein Umriß um das Bild entworfen, dann ſenkt ſich die Darſtellung von ihrer Höhe immer tiefer bis zu dem kleinſten Geſichtskreiſe des Auges, zu dem Grashalm am Boden nieder; je tiefer ſich die Darſtellung niederſenkt, jemehr das Bild ſich im Kleinen ausmahlt, deſto inniger und lebhafter wird die Empfindung, die dann gleichſam aus ihrem Mittelpunkte ſich wieder erhebt, und die Darſtellung wieder ſteigen läßt, ſo wie ſie vorher ſich niederſenkte, bis zuletzt ein großer Umriß ſich wieder um das Ganze zieht, und eine das Ganze umfaſſende Empfindung zuletzt das Bild vollendet.

Umriß.

„Wenn das liebe Thal um mich dampft, „und die hohe Sonne an der Oberfläche der „undurchdringlichen Finſterniß meines Waldes „ruht,“

Niederſenkung.

„und nur einzelne Strahlen ſich in das „innere Heiligthum ſtehlen,“

Niederſenkung.

„und ich dann im hohen Graſe am fallenden Bache liege,“

Niederſenkung.

„und näher an der Erde tauſend Gräschen mir merkwürdig werden,“

Niederſenkung.

„wenn ich das Wimmeln der kleinen Welt zwiſchen Halmen, die unzähligen Geſtalten der Würmchen, der Mückchen näher an meinem Herzen fühle,“

Erhebung.

„und fühle die Gegenwart des Allmächtigen, der uns nach ſeinem Bilde ſchuf,

Erhebung.

„das Wehen des Alliebenden, der uns in ewiger Wonne ſchwebend, trägt und erhält.“

Großer Umriß.

„Mein Freund, wenns dann um meine Augen dämmert, und die Welt um mich her, und Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie die Geſtalt einer Geliebten;“

Vollendung.

„Dann ſehn' ich mich oft und denke; ach
„könnteſt du dem Papier das einhauchen, was
„ſo voll ſo warm in deiner Seele lebt, daß es
„würde der Spiegel deiner Seele, wie deine
„Seele iſt der Spiegel des lebendigen Gottes!"

Das Bild ſchließt ſich wie es anhub, mit dem unmittelbaren Ausdruck der Empfindung:

Anfang.

„Ich bin nie ein größerer Mahler geweſen,
„als in dieſen Augenblicken — —

Schluß.

„Könnteſt du dem Papier das einhauchen,
„was ſo voll, ſo warm in deiner Seele lebt!"

Gerade mit dieſem Wunſche und mit jenem Selbſtgefühl zuſammengenommen iſt hier der Ausdruck der getreueſte Spiegel der Seele, welchen vielleicht je eine Feder entworfen hat; und möge dies Bild einem jeden, der Empfindungen an den Schönheiten der Natur erkünſtelt, und Gefühle ausſprechen will, die er nicht hat, zur Verzweiflung aufgeſtellt ſeyn!

Denn das ſiehet ein jeder wohl ein, daß der Dichter, als er ſein Gemählde entwarf, nicht an Umriß, Niederſenkung, Erhebung, oder Vollendung dachte, ſondern daß nur durch das Beſtreben, treu und wahr ſeine Empfindung auszuſprechen, jener Umriß, jenes harmoniſche Fallen und Steigen, und jene reitzende Vollendung ſich bildete.

Denn Schönheit und Wahrheit ſind unzertrennlich miteinander verknüpft.

Die höchſte Wahrheit des Ausdrucks bildet ihn auch ſchön, weil ſie ihn der Natur nachbildet. Und alles Beſtreben nach Schönheit des Ausdrucks wird vergeblich ſeyn, wenn das Beſtreben nach Treue und Wahrheit ihm nicht vorangegangen iſt; wenn die Seele nicht ſorgſam auf den innern Einklang gelauſcht hat, durch welchen ſie mit der umgebenden Natur zuſammenſtimmen, allein das Herz bewegen kann.

Dieß iſt jene Sehnſucht, dem Papier unmittelbar einzuhauchen, was in der Seele lebendig daſteht, und unter dem Buchſtaben nur zu leicht verſchwindet.

Das Auge ſchaut umher und durchwandelt die Gegend —

Es heftet ſich auf den Boden, und beſchränkt ſich auf den Fleck, wo es den Grashalm unterſcheidet. —

Es blicket wieder auf, und ſpiegelt Himmel und Erde. —

Es giebt nichts Erhabeners als die Nebeneinanderſtellung dieſer Erſcheinungen der Natur in ihrem größten und in ihrem kleinſten Umfange.

Und die Mahlerey vom Großen ins Kleine, vom Weiten und Fernen ins Nahe und Enge iſt ſo ſehr der Natur gemäß, daß ſie durch die Täuſchung der perſpektiviſchen Darſtellung die Natur ſelbſt zu ſeyn ſcheint.

Die Schönheit und Wahrheit im Ausdruck aber muß wohl vorzüglich darin ihren Grund haben, daß einer ſich mit einer gewiſſen Ruhe der Seele den Eindrücken der ſchönen Natur überläßt, und die Folge derſelben durch die Darſtellungsſucht bey ihm nicht unterbrochen wird.

Denn eben dieſe ununterbrochene Folge der Eindrücke macht, daß das Bild wegen ſeiner täuſchenden Aehnlichkeit mit der Natur, und in Bewunderung und Erſtaunen verſetzt.

Wer nun aber eine ſolche Ruhe der Seele beſitzt, bey dem fehlet es gemeiniglich an Darſtellungstrieb oder Kraft, und wer dieſe hat, bey dem findet ſich ſelten der erforderliche Grad von Ruhe der Seele; darum kann es nur wenige Dichter geben.

Der Darſtellungstrieb muß ſich dem ruhigen Eindruck unterordnen, und die glücklichen Momente abwarten; dazu gehört eine große Kraft der Seele, die in ſolchen Augenblicken immer wachſam ſeyn muß, daß über dem Verlangen nach der ſchönen Darſtellung die Wahrheit der Empfindung nicht verloren gehe, und wiederum über dem Vergnügen an der Empfindung ſelber die Darſtellung nicht vergeſſen werde.

Die wahre Darſtellung iſt daher gewiſſermaßen ein Ringen mit der Natur, die doch immer mächtiger iſt, und ſich von dem menſchlichen Geiſte weder in Worte noch Umriſſe bringen läßt; daher kömmt denn auch noch der allerwahrſte Zug zu dem Gemählde unſers Dichters:

„ich gehe darüber zu Grunde, ich erliege „unter der Gewalt der Herrlichkeit dieſer „Erſcheinungen.“

Den Zuſtand, welcher zu einem Abdrucke der Seele, wo der Darſtellungstrieb der Empfindung niemals vorgreift, erfordert wird, ſchildert der Dichter in der folgenden Stelle, welche der nächſten Vorbereitung zu ſeinem Gemählde noch vorangeht:

„Eine wunderbare Heiterkeit hat meine „ganze Seele eingenommen, gleich den ſüßen „Frühlingsmorgen die ich mit ganzem Her„zen genieße. Ich bin ſo allein, und freue „mich meines Lebens, in dieſer Gegend, die „für ſolche Seelen geſchaffen iſt, wie die „meine. Ich bin ſo glücklich, mein Beſter, „ſo ganz in dem Gefühl von ruhi„gem Daſeyn verſunken, daß meine „Kunſt darunter leidet.“

Hierauf folgt nun eben die Stelle:

„ich könnte jetzt nicht zeichnen, nicht ei„nen Strich, und bin niemals ein größrer „Mahler geweſen, als in dieſen Augen„blicken.“

Unter der Fülle des Genuſſes leidet wirklich die Kunſt, und indem der Darſtellungstrieb dem Genuß untergeordnet iſt, ſo ſtrebt er, um gleichſam den Genuß nicht zu lange zu unterbrechen, nach dem leichteſten und unmittelbarſten Ausdruck durch die Sprache; die Umriſſe verwandeln ſich in Worte; der Zeichner oder Mahler wird zum Dichter. —

Man wird nicht leicht ein Werk der Poeſie finden, wo der Darſtellungstrieb ſelber ſich ſo getreu mit dargeſtellt hätte, als in dieſem poetiſchen Gemählde, in welchem gleichſam das Innerſte der Seele ſich darzulegen ſtrebt.

Sehen wir nun auf das Gemählde ſelbſt zurück, ſo finden wir daß der Dichter die Folge in demſelben nicht ungeſtraft hätte verändern dürfen; denn weil es nicht wie ein wirkliches Gemählde auf einmal daſteht, ſo beruht hier das meiſte auf der Folge, in welcher der Dichter die Eindrücke in der Seele des Leſers entſtehen läßt.

Es wäre unmahleriſcher geweſen, wenn der erſte Umriß weggelaſſen wäre, und der Dichter gleich angefangen hätte:

„wenn ich im hohen Graſe am fallenden
„Bache liege u. ſ. w.“

Das Bild muß aus der Ferne der Einbildungskraft und Empfindung immer näher kommen, und nicht umgekehrt aus der Nähe ſich entfernen.

Erſt ſeine Lage und dann die Eindrücke zu beſchreiben, iſt lange nicht ſo darſtellend, als erſt die Eindrücke und dann die Lage zu ſchildern, welche durch die Eindrücke und Umgebung erſt Intereſſe erhält.

Derjenige wird die Natur am beſten beſchreiben, wer ſie ſo empfindet, daß ſie mit ihm ſelber gleichſam ein Ganzes ausmacht, indem er ſich in ſie verſenkt, und mit ihr auf das innigſte verwebt fühlt; eine ſolche innige Anſchließung deuten die folgenden ſchönen Züge an:

„wenn das liebe Thal um mich
„dampft“ —

„an der undurchdringlichen Oberfläche
„meines Waldes“ —

— „und die Welt um mich her und der
„Himmel ganz in meiner Seele ruht, wie
„die Geſtalt einer Geliebten“ —

Was für ein reines Organ und was für ein heller ausgebildeter Spiegel der Seele aber wird zu einer ſolchen Beſchreibung vorausgeſetzt. In den Augenblicken, wo eine ſolche Beſchreibung glücken ſoll, muß das einzelne Selbſtbewußtſeyn, ſich gleichſam in dem Mitbewußtſeyn des großen Ganzen der Natur verlieren, wovon das denkende und empfindende Organ durchſtrömt wird.

Von einer ſolchen Stimmung der Seele, die ſchon da ſeyn muß, ehe man noch an die Darſtellung denkt, kann eine ſolche Schilderung nur die Folge ſeyn.

Wer eine ſolche Darſtellung verſucht, ohne daß ein ſolcher Zuſtand vorhergegangen iſt, der muß eben ſo unwahr werden, wie einer, der bey ganz gemeinen und gewöhnlichen Schickſalen, dennoch einen Roman von ſeinem Leben erzählen wollte.

Die Wahrheit der Empfindung aber haucht jedem einzelnen Ausdruck Leben ein, und macht, daß Wort und Bild ſich immer entgegen kommen:

„das dampfende Thal“
„die hohe Sonne“ —

„die undurchdringliche Oberfläche der Finſterniß des Waldes“ —

„die einzelnen Strahlen, die ſich in das innere Heiligthum ſtehlen“ —

„der Dichter im hohen Graſe am fallenden Bache liegend“ —

Jeder einzelne Zug in dem Gemählde tritt mit lebendigen Farben, im friſchen Glanze hervor; und die Folge der Worte ſelber hat eine Art von Zauberkraft, weil der folgende Eindruck den vorhergehenden niemals ſtört oder verdrängt, ſondern vielmehr mit ihm eins wird, ſo daß zuletzt alles ineinanderſteht, und der Eindruck eines Gemähldes wirklich in der Seele hervorgebracht wird.

In einem Werk über den Styl aber iſt es gar nicht unzweckmäßig, ein Werk der erhabenſten Poeſie zum Muſter aufzuſtellen.

Denn wenn man ein ſolches Muſter aufmerkſam betrachtet, und die Schönheiten deſſelben, im Einzelnen und im Ganzen empfinden lernt, ſo bleibt immer eine Spur in der Seele davon zurück, welche durch die alltäglichen und gewöhnlichen Eindrücke nicht ganz wieder verwiſcht werden kann, und unſrer ganzen Vorſtellungsart ſelber gleichſam einen höhern Schwung giebt.

Wer einmal erhabne Dichterſchönheiten mit Wahrheit empfinden gelernt hat, dem wird eine allgemeine Rückerinnerung an dieſelben auch bis zu dem unbedeutendſten Aufſätze begleiten, wo jene erhabne Schönheit, die hier nicht unmittelbar ſtatt finden kann, dennoch, in Anſtand und Zierlichkeit verwandelt, ihren Platz behauptet.

Wer alſo, ohne ſelbſt nach dem Ruhm des Dichters zu ſtreben, bloß ſeine Schreibart zu bilden ſich bemüht, iſt gewiß nicht auf dem unrechten Wege dazu, wenn er das Gefühl an den erhabenen Schönheiten der Dichtkunſt ſich zu entwickeln ſucht.

Das dichteriſche Schöne iſt nicht weſentlich, ſondern nur dem Grade nach, von dem bloß anſtändigen und zierlichen Ausdruck verſchieden; und es kommt immer auf den Gegenſtand an, in wiefern derſelbe Erhabenheit, Schönheit, oder nur Zierlichkeit im Ausdruck zuläßt.

Durch den poetiſchen Ausdruck wird die Schreibart im Ganzen hinaufgeſtimmt und veredelt, und eine Sprache erhält erſt mittelbar ihre eigentliche Bildung durch die Werke der Dichtkunſt, welche darin aufgeſtellt werden.

Siebente Vorleſung.

Von den redneriſchen Figuren — wodurch ſich die Sprache der Empfindung unterſcheidet? — von der Wiederhohlung — von der Inverſion — vom bildlichen Ausdruck — Beiſpiele.

So unnütz und zwecklos es iſt, die einzelnen Schönheiten des Ausdrucks, welche man unter der Benennung redneriſcher Figuren begreift, in den Anweiſungen zum Styl, durch Regel und Vorſchrift lehren zu wollen, ſo angenehm und zweckmäßig iſt es doch, bei dem Leſen guter Schriftſteller auf dieſe Schönheiten aufmerkſam zu ſeyn, und zu beobachten, auf wie mannichfaltige Weiſe der emporſtrebende Gedanke den oft zu ungeſchmeidigen Ausdruck nach ſich bildet und umſchafft, ſo daß der Mangel an neuen Ausdrücken, durch neue und ungewöhnliche Stellungen der alten, oder durch einen neuen und ungewöhnlichen Gebrauch derſelben, erſetzt wird.

Nur müſſen dieſe Beobachtungen nicht in der Abſicht angeſtellt werden, um etwa die Schönheiten, die man bemerkt, bei der erſten Gelegenheit wieder anzubringen; ſondern durch die Empfindung derſelben, und durch das Bewußtſeyn dieſer Empfindung im Ganzen, müſſen ſich ähnliche Schönheiten in unſerm Ausdruck bilden, ohne daß wir an jene insbeſondere zurück denken.

Jede Schönheit der Rede muß überhaupt tiefer als im Ausdruck geſucht, und der Ausdruck nur als eine Folge der vorhergehenden Stimmung die Seele durch den ganzen Gedanken, betrachtet werden; ſonſt iſt man in Verſuchung, die Schale für den Kern zu nehmen, und mit leerem Spielwerk Zeit und Mühe zu verderben.

Was man redneriſche Figuren nennt, iſt eigentlich die Sprache der Empfindung, der es an Worten fehlt, und die ſich auf mancherley Weiſe zu helfen ſucht, um dieſen Mangel zu erſetzen; indem ſie z. B. das Geſagte wiederhohlt, um dadurch anzuzeigen, daß ſie mehr auf einmal ſagen wolle, als die bekannten Worte hier auszudrücken vermögen.

Die Sprache der Empfindung aber unterſcheidet ſich von der Sprache des Verſtandes vorzüglich dadurch, daß ſie nicht aus einander ſetzt, ſondern zuſammenfaßt, und alſo auf einmal viel auszudrücken, und mehr nur im Ganzen anzudeuten, als im Einzelnen ausführlich zu bezeichnen ſucht. —

Die Sprache der Empfindung gibt nur gleichſam den erſten Anklang, und läßt die Gedanken des andern das Fehlende hinzuſetzen. Die ruhige Urtheilskraft z. B. ſagt:

Das hätte niemand gedacht!

Die lebhaftere Empfindung ſagt dieß nicht ganz aus, ſondern deutet es bloß durch die Frage an:

wer hätte das gedacht? —

Die Antwort: niemand! wird weggelaſſen, und gerade dadurch wird nun der Ausdruck gleichſam nachtönend, oder nachklingend, weil dasjenige weggelaſſen iſt, wodurch der Sinn geſchloſſen, und mit dem Ausdruck auch der Gedanke zu Ende geweſen wäre.

Der roheſte Menſch, ſo wie der größte und gebildetſte Redner, verwandelt bey dem leidenſchaftlichen Ausdruck zum öftern ſein Urtheil in eine Frage, wo er ſich auf die Einſicht des andern beruft und ſtützt; und der Redner kann auch hier durch die Beobachtung der rohen Ausbrüche der Leidenſchaft mehr als aus den Anweiſungen zur Beredſamkeit lernen.

Denn der größte Redner darf in dem Feuer, womit er ſeine Reden entwirft, eben ſo wenig an redneriſche Figuren denken, die er anbringen will, als der ungebildetſte Menſch in dem Ausbruch der Leidenſchaft ſich derſelben bewußt iſt.

Der Redner mag nun in ſeiner eigenen oder in der Seele eines andern reden, ſo muß doch ſein Ausdruck nothwendig das Reſultat von der Seelenſtimmung ſeyn, in welche er ſich verſetzt hat. Die redneriſchen Figuren aber können ja bei dem Redner die erforderliche Seelenſtimmung nicht hervorbringen, ſondern müſſen ſelber dadurch hervorgebracht worden ſeyn, wenn ſie auf den Zuhörer wirken ſollen.

Am leichteſten kann z. B. die Wiederhohlung gemißbraucht werden, wozu man vorzügſich dadurch verleitet wird, daß man ſie als eine redneriſche Figur, oder als eine Verſchönerung der Rede an und für ſich ſelbſt betrachtet. — Wie kann aber die Wiederhohlung eines und eben deſſelben Ausdrucks an und für ſich wohl ſchön ſeyn? — Wenn ſie uns gefällt, ſo iſt es nur deswegen, weil ſie uns irgend eine Gemüthsbewegung des Redenden verräth, die ſich bei der unordentlichen Folge ſeiner Gedanken nicht anders, als durch eine ſolche Wiederhohlung zu äußern vermag.

Eine ſolche Wiederhohlung nun eine Figur zu nennen, die man der Verſchönerung der Rede wegen zuweilen mit Fleiß anbringen müſſe, ſcheint eben ſo ungereimt zu ſeyn, als wenn jemand eine zornige oder traurige Miene, ohne alle Veranlaſſung, für eine Verſchönerung des Geſichts ausgeben, und dergleichen Mienen als eine Kunſt nach Regeln lehren wollte.

Man kann daher behaupten, daß die Wiederhohlung des Ausdrucks an und für ſich ſelber nie eine Schönheit der Rede ſey, daß ſie vielmehr in der Sprache der Leidenſchaft nur geduldet werde; und daß nur die Wichtigkeit des Gegenſtandes dieſe Art von Schwäche des Ausdrucks, welcher unter dem Gedanken gleichſam erliegt, wieder erſetzet und den Zuhörer befriedigt.

Man könnte zwar einwerfen, daß man eine ſolche anſcheinende Schwäche des Ausdrucks, um den Gegenſtand zu heben, mit Fleiß ſuche, und daß eben hierin die redneriſche Figur beſtehe; allein ich antworte, dieß iſt ja eigentlich der Nachtheil der ſogenannten Figuren in der Redekunſt, daß man durch falſche Mittel den Gegenſtand zu heben ſucht, ſtatt daß der Gegenſtand den Ausdruck erheben ſollte.

Nichts iſt ekelhafter, als ſolche Wiederhohlungen, denen man das Beſtreben anſieht etwas Wichtiges und Vielbedeutendes ſagen zu wollen, und einen hohen Grad von lebhafter Rührung und Empfindung auszudrücken, die man nicht hat.

Man glaubt, der Zuhörer ſoll denken, was er ſo oft wiederholen hört, müſſe doch auch wohl der Mühe werth ſeyn, wiederhohlt zu werden. Es gelingt auch wohl zuweilen, daß man auf die Weiſe durch den Ausdruck ſich ſelbſt und andre täuſcht, indem man ſelbſt etwas Starkes, Erſchütterndes zu ſagen, oder der andre wirklich etwas dergleichen zu hören glaubt.

Wenn nun eine ſolche leere Täuſchung der Zweck des Schriftſtellers wäre, ſo müßte freilich der Gebrauch der ſogenannten Redefiguren mit ſorgſamen Fleiß erlernet werden, um bei dem Pöbel damit zu glänzen; wer aber den Vernünftigen gefallen will, der muß dieſe Redefiguren, wenn er ſie erlernt hat, gewiß erſt wieder zu vergeſſen ſuchen, ehe er über einen Gegenſtand zu ſchreiben anhebt.

Zu den Beförderungsmitteln der Lebhaftigkeit des Ausdrucks rechnet man auch die Inverſion, welche darin beſteht, daß man um einen Begriff beſonders herauszuheben, die gewöhnliche Wortfolge verändert, als anſtatt:

Ich ſollte von Dir lernen!
Von Dir ſollte ich lernen?
oder
Lernen ſollt' ich von Dir?

Wer einigermaßen lebhaft denkt und ſchreibt, dem entſchlüpfen alle Augenblick dergleichen Inverſionen, ohne daß er ſeine Aufmerkſamkeit eigentlich darauf richtet; denn dieſe Inverſion iſt eben ſo natürlich, wie der Ton der Stimme, wodurch man das Bedeutende vor dem Unbedeutendern herauszuheben ſucht.

Wer nun aber ordentlich bei ſich dächte: hier muß ich wohl einmal eine Inverſion anbringen, um meinem Ausdruck mehr Lebhaftigkeit zu geben; wie ſteif und abgeſchmackt müßte nicht deſſen ganze Schreibart werden?

Und doch ſind es auch hier die gewöhnlichen Regeln des Styls und der Beredſamkeit, welche zu einer ſolchen Schreibart die nächſte Veranlaſſung geben, indem man jene in der Sprache des Affekts ſo natürliche Umkehrung der gewöhnlichen Wortfolge unter die redneriſchen Figuren zählt, die man kunſtmäßig lernen ſoll, um ſich zierlich auszudrücken.

Man kann behaupten, daß der Mißbrauch dieſer Umkehrung der Wortfolge bloß daher entſteht, weil man ſie unter einem beſondern Kunſtnahmen, als eine eigene Zierde oder Schönheit des Ausdrucks mit aufgeführt, und Regeln und Vorſchriften darüber gegeben hat; denn der geringſte aus dem Pöbel wird in der Sprache der Leidenſchaft keine Inverſion ohne Anlaß und Bedeutung machen, die man hingegen in manchen Schriften, die zierlich geſchrieben ſeyn ſollen, ſehr häufig findet.

Die Inverſion entſteht ja eben dadurch, wenn die Aufmerkſamkeit mehr auf die Sache, als auf das Wort gerichtet iſt; wenn das lebhaftere Intereſſe für die Sache das Wort voranreißt, was in dem ruhigen Gange der Ideen erſt langſam nachzufolgen pflegt.

Iſt nun aber bei der Inverſion die Aufmerkſamkeit zuerſt auf den Ausdruck gerichtet, ſo muß dadurch nothwendig eine unerträgliche Affectation entſtehen; und es muß ſcheinen, als ob einer ſich die Miene geben wolle, daß er immer etwas wichtiges und bedeutendes ſage, weil ihm die gewöhnliche Wortfolge nicht genügt, ſondern immer auf irgend ein Wort von ihm ein ganz beſonderer Nachdruck gelegt wird, indem er es den übrigen Worten, auf die es ſonſt erſt folgen müßte, voranſtellt.

Wenn hingegen Medea in dem Monodrama ſagt:

> Hier lag ich ſonſt;
> Sonſt lag ich hier
> Und flehte Segen
> Auf Jaſons Haupt;

Nun lieg ich hier,
Hier lieg ich nun —
Und flehe Rache
Auf Jaſons Haupt —

So iſt es die abwechſelnde vollſtändige Erinnerung an die Zeit und an den Ort, welche durch die bloße umgekehrte Wortfolge hier lebhaft dargeſtellt wird. Denn einmal iſt der Begriff von der Zeit, das andre mal der Begriff von dem Orte der herrſchende, und beide verdrängen ſich gleichſam einander.

Durch alle dergleichen Hülfsmittel wird alſo mehr angedeutet, als ausdrücklich geſagt wird, wenn es z. B. heißt:

Dich ſollt ich loben?

anſtatt:

ich ſollte Dich loben?

ſo liegt darin, daß das Dich aus ſeiner Stelle gerückt, und vorangeſetzt iſt, ſchon der Begriff, daß die Perſon, die ich anrede, ihrer bekannten Eigenſchaften wegen, entweder meines Lobes nicht werth oder nicht bedürftig ſey.

Hieße es:

Loben ſollt ich Dich?

ſo iſt die Vorausſetzung vom Loben ſchon ein Zeichen, daß ich ohngefähr damit ſagen will, du verdienſt eher meinen Tadel, als mein Lob!

Wenn man irgend ein Wort im uneigentlichen Sinne braucht, ſo geſchieht es im Grunde deswegen, um mehr auf einmal auszudrücken, als man mit den eigentlichen Worten hätte bezeichnen können.

Denn der bildliche Ausdruck iſt immer zwiefach bedeutend, oder erweckt einen zwiefachen Begriff, indem ich mir außer der eigentlichen Sache, die durch das Bild angedeutet wird, doch auch das Bild ſelber mit hinzudenke, ſo daß auf die Weiſe das Wort, welches ſonſt immer nur ein Zeichen eines Begriffes iſt, in ſich ſelber wieder einen beſondern Begriff einſchließt, wodurch nun der Hauptbegriff noch mehr hervorgehoben wird.

„Auf die Unwiſſenheit ausländiſcher Sachen, wie auf einem weichen Polſter gelehnet, ſieht eine Nation auf jede andre Nation mit ruhiger Selbſtzufriedenheit herab.“

Zimmermann vom
Nationalſtolze.

Hätte es hier nun, ohne bildlichen Ausdruck ohngefähr ſo geheißen:

„Je träger eine Nation iſt, ſich um ausländiſche Sachen zu bekümmern, mit deſto „mehr Selbſtzufriedenheit, ſieht ſie auf jede „andre Nation herab.“

So iſt freilich im Grunde daſſelbe geſagt; durch den bildlichen Ausdruck aber werden alle Begriffe in eine nähere Verbindung und in ein lebhafteres Spiel gebracht; es ſind die Begriffe:

Unwiſſenheit ausländiſcher Sachen,
Trägheit,
Selbſtzufriedenheit.

Auf einem weichen Polſter hingelehnt, drückt den Begriff von Trägheit bildlich aus, und dieſes Bild faßt nun zugleich den Begriff des *Angenehmen* und *Verführeriſchen* der Trägheit in ſich, wodurch die Unwiſſenheit gepflegt, und die Selbſtzufriedenheit genährt wird.

Er lehnt ſich auf ſeine Unwiſſenheit, wie auf einem weichen Polſter, bezeichnet ſehr nachdrücklich, wie jemand ſich *mit Fleiß* in ſeiner Unwiſſenheit zu erhalten ſucht, um ſeine Selbſtzufriedenheit nicht zu verlieren, und zugleich den Zuſtand von Behaglichkeit, worin er ſich dabey befindet; welches alles durch keine Umſchreibung ſo lebhaft und anſchaulich, als durch das Bild ſelbſt bezeichnet werden kann.

Bei dem Worte Trägheit denkt man ſich bloß den Begriff von der Trägheit; bei dem weichen Polſter denkt man ſich erſtlich den Begriff von der Trägheit, die hier dadurch angedeutet wird, und zweitens den Begriff von dem weichen Polſter ſelber, worauf man der Trägheit nachhängt.

Das weiche Polſter iſt hier nur ein Zeichen von einer Sache, und giebt doch als Zeichen für ſich ſelbſt wieder einen Begriff; es iſt kein bloßes willkürliches Merkmal, ſondern zugleich ein Bild von der Sache, die es bezeichnet. Darum kann man auch ſagen, daß die figürlichen Ausdrücke gleichſam eine neue Sprache ſind, wodurch der Mangel an natürlichen und bedeutenden Zeichen, in der gewöhnlichen Sprache erſetzt wird.

Denn der menſchliche Geiſt ſtrebt immer dahin, daß nicht nur die bezeichneten Sachen, ſondern das Zeichen ſelbſt wieder einen eignen

Sinn und Bedeutung haben ſoll, damit man ſich eine Urſach angeben könne, warum gerade dieß Zeichen zu dieſer Sache gewählt ſey.

Bei den meiſten Worten der Sprache aber bleibt dieſer Hang des menſchlichen Geiſtes unbefriedigt; die Wörter Geiſt und Seele, Baum und Vogel z. B. und unzählige andere, ſpricht man aus, ohne ſich einer Urſach bewußt zu ſeyn, warum man gerade durch dieſen und keinen andern Laut die angedeuteten Sachen bezeichnet. — Darum gefallen auch ſchon die Wörter vorzüglich, welche nur einigermaßen durch ihren Laut mit den bezeichneten Sachen übereinſtimmen, als rieſeln, ſäuſeln, weich, Wonne, wohl, u. ſ. w. Dergleichen Wörter haben ſchon an ſich etwas poetiſches, weil man ſie nicht als bloß willkührliche Zeichen betrachtet, ſondern in ihrem Klange ſelbſt ſchon etwas Abbildendes wahrnimmt.

„Seine Hoffnung ſcheitert“

ſagt doppelt ſo viel, als

„Seine Hoffnung iſt verſchwunden,“

oder:

„Ihm bleibt keine Hoffnung übrig„ —

Denn weil die Hoffnung nicht wirklich oder im eigentlichen Sinn ſcheitern oder Schiffbruch leiden kann, ſo wird ſchon dadurch die Vorſtellung nothwendig, daß Scheitern hier nur ein Bild ſey, welches das gänzliche Aufhören aller Hoffnung andeutet; und doch denkt man ſich nun den ganzen Begriff des Scheiterns mit hinzu, ohne daß dadurch eine Verwirrung in unſrer Vorſtellung entſtände, weil der Begriff des Scheiterns in den Grenzen des Bildes bleibt, während daß der Begriff der Hoffnung in der Wirklichkeit ſtatt findet.

Es gehört eine außerordentliche Kühnheit der Denkkraft dazu, um ſich eines ſolchen bildlichen Ausdrucks zuerſt zu bedienen; da man ſonſt nur gewohnt war, von einem Schiffe zu ſagen, daß es ſcheitert, nun auf einmal daſſelbe Wort von einem ganz abgezogenen Begriffe, der von dem Begriff eines Schiffes ſo weit entfernt iſt, zu gebrauchen!

Aber dadurch eben, daß z. B. die Begriffe Hoffnung und Scheitern im eigentlichen Sinne gar nicht neben einander beſtehen können, erhält eben der bildliche Ausdruck ſeinen Nachdruck und ſeine Stärke, oder wird vielmehr erſt zum bildlichen Ausdrucke, indem er nur als andeutend, und nicht in ſeinem vollſtändigen Sinne auf den vorhergehenden Ausdruck bezogen werden kann, und dennoch in ſeinem vollſtändigen Sinne dunkel gedacht wird, ſo daß die Seele ſtatt eines einfachen, einen doppelten Begriff erhält.

Bei dem Scheitern eines Schiffes denkt man ſich lebhafter als bei irgend einem andern Ereigniß, daß alle Hoffnung verlohren iſt; nun iſt es zwar eine kühne Verſetzung, zu ſagen: die Hoffnung ſcheitert; aber dieſe Begriffe fügen ſich dennoch an einander, weil man ſie einmal mit einander zu denken gewohnt iſt.

Achte Vorleſung.

Fortſetzung der Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom bildlichen Ausdruck, in Beiſpielen — Hölty — Ramler —

Von einem Greiſe ſagt man:

„der Abend ſeiner Tage“

Weil man nun weiß, daß die Tage zuſammen genommen, keinen gemeinſchaftlichen Abend, ſondern jeder einzelne Tag nur ſeinen wirklichen Abend hat, ſo ſtimmt ſich die Seele auf einmal, den Begriff vom Abend hier nur als Anklang oder als Andeutung auf die Annäherung von dem Ende des Lebens, zu betrachten.

In der Beziehung der Begriffe, welche der Verſtand macht, muß hier von dem Bilde des Abends alles das zurück bleiben, was nicht Ende oder Annäherung des Endes bezeichnet; allein die Einbildungskraft nimmt, unbeſchadet der Urtheilskraft, das vollſtändige Bild vom Abend auf, und läßt es gleichſam durch die Region des Verſtandes durchſchimmern.

Dadurch wird nun der trockne Begriff vom Ende des Lebens und der Annäherung deſſelben, gleichſam in eine ſchöne Umgebung eingehüllt, wodurch das Unangenehme dieſes Begriffs auf eine bewundernswürdige Weiſe gemildert wird.

Man fühlt ſich von der ganzen wohlthätigen Natur umſchloſſen, in welcher der Abend nicht minder ſchön als der Morgen iſt. — Die untergehende Sonne, die Dämmerung, die Annäherung der ſanften Ruhe — welche reizende Bilder, die ſich an den Begriff vom Abend knüpfen, und die nun alle auf die Vorſtellung vom Alter und dem herannahenden Ende des Lebens, mit übertragen werden, wenn bei dem Greiſe die Zeit des hinwelkenden Alters, der Abend ſeiner Tage heißt.

Wie hebt ſich der Ausdruck auf einmal, wenn es heißt:

„Die Roſen ihrer Wangen"

anſtatt

„Die Röthe ihrer Wangen"

Da die Vorſtellung von den Wangen den Begriff von der wirklichen Roſe ausſchließt, ſo iſt Roſe freilich nur ein Bild, das auf die Röthe der Wangen deutet; aber welch eine Menge von ſchönen Nebenbegriffen erweckt nicht dieſes Bild! — die Sanftheit der Röthe; die Weichheit der Blätter; der ſüße Duft; das Aufblühen der Jugend; ihr ſchnelles Hinwelken; alle dieſe Ideen, die in der Seele ſchlummern, werden durch den ſchönen bildlichen Ausdruck auf einmal angeklungen, und vermählen ſich mit dem Begriffe von der Farbe der Wangen, der alle dieſe ihr gleichartigen Vorſtellungen willig mit in ſich aufnimmt.

Durch das Bild von der Roſe wird der Ausdruck rothe Wangen von einem bloß phyſiſchen Begriff zu einem geiſtigen erhöhet, welcher mit der Vorſtellung von Jugend und Unſchuld verknüpft iſt.

In der zärtlichen Ballade Adelſtan und Rößchen von Hölty, erſcheint Rößchens Schatten ihrem Verführer um Mitternacht:

> Ein Mädchen tritt ihm vors Geſicht
> Ins Leichentuch gehüllt —
> Ach Röschen iſts, das arme Kind,
> Das Adelſtan berückt;
> Die Roſen ihrer Wangen ſind
> Vom Tode weggepflückt —

Wie mildert hier nicht das Bild von den Roſenwangen die ſchreckliche Vorſtellung von der bleichen Todtenfarbe, und giebt zugleich die natürlichſte Veranlaſſung zu der Fortſetzung des Bildes, da mit der Roſe ohnedem ſchon der Begriff des Hinwelkens, des Abpflückens ſo nahe verknüpft iſt. —

Auch die Vorſtellung von Jugend und Unſchuld, die ein Raub der Verführung wurden, flicht ſich hier wieder mit ein, und bringt die jammervolle Geſchichte des unglücklichen Mädchens gleichſam in einem Augenblick wieder vor die Seele. —

Leben und Tod, Blühen und Verwelken konnte in keinen rührendern Gegenſatz gebracht werden, als hier durch das Bild von dem Schatten der Abgeſchiedenen, und den abgepflückten Roſen der Wangen.

Je mehr mit der Hauptidee verwandte Nebenideen ein bildlicher Ausdruck auf einmal erregt, deſto ſchöner iſt er; denn die Schönheit deſſelben beſteht eben in der Fülle des Gedanken, den er bezeichnet, oder vielmehr den erſten Anklang dazu giebt.

Durch den Ausdruck die Jugend des Jahres, tragen wir, indem wir den Frühling bezeichnen, unſer eignes Gefühl von innerer Lebenswärme und Wirkſamkeit auf die ganze Natur über, und verknüpfen die Erinnerung an dieß Gefühl mit dem trocknen Begriff von Zeit, der nun auf einmal dadurch gleichſam beſeelt und belebt wird; denn obgleich die Jugend in Anſehung eines beſtimmten Zeitraums eigentlich nur auf den Anfang deſſelben deutet, ſo trägt doch die Einbildungskraft das vollſtändige Bild der Jugend in den Begriff von Zeit mit hinüber, und läßt es gleichſam im dunkeln Hintergrunde hervorſchimmern, damit es die Hauptidee nicht verwirre oder ſtöre.

Durch den Ausdruck der Frühling des Lebens, tragen wir nun umgekehrt den Begriff von der Lebenskraft und Fülle der ganzen verjüngten Natur in das Gefühl von unſerm eigenen Daſeyn. — Auf dieſe Weiſe wechſeln wir gleichſam Begriffe und Empfindungen mit der uns umgebenden Natur, indem wir uns als ein Bild von ihr, und ſie wiederum als ein Bild von uns betrachten, und alſo immerwährenden Stoff zum bildlichen Ausdruck haben.

In einer Ramleriſchen Ode auf den Winter heißen die Schrittſchuhe, Schuhe von Stahl, worin der Mann der freundlichen Venus der Blitze Geſchwindigkeit barg. —

Dieß iſt ein überaus glückliches und wohlgewähltes Bild, weil dadurch eine Menge verwandter Ideen auf einmal zuſammen ſtrömen, die auf die Seele eine äußerſt angenehme Wirkung thun.

Zu dem Begriff des Stahls geſellt ſich natürlicher Weiſe die Vorſtellung des Schmiedens, wodurch er hervorgebracht wird; die Vorſtellung des Schmiedens aber iſt in der griechiſchen Mythologie durch die Dichtung von Vulkan und Venus zu einem der angenehmſten Bilder für die Einbildungskraft geworden, wo es ſcheint, daß die Phantaſie gerade in die raucherfüllte Werkſtatt des Vulkan die Göttin der Liebe und der Schönheit ihm als Gattin zuführte, um durch dieſen lebhaften Kontraſt die ſpielenden Ideen auf eine angenehme Art zu beſchäftigen.

Der neuere Dichter hat daher dieſen Umſtand aus der Mythologie, um ſeinem Bilde mehr Reiz zu geben, ſorgfältig benutzt, indem er den Gott Vulkan den Mann der freundlichen Venus nennt. Denn Vulkan ſoll hier nicht in ſeiner Wildheit und Ungeſtüm, ſondern als eine wohlthätige Gottheit dargeſtellt werden, welcher den Knaben angenehme Spielwerke zum Winterzeitvertreibe verfertigt; indem er nun der Mann der freundlichen Venus heißt, ſo wird gleichſam ſein ganzer Charakter ſelbſt dadurch gemildert, und das ganze Bild auf einmal dadurch ſanfter und ſchöner.

Auf die Weiſe zieht der ganz gemeine Begriff von einem Schrittſchuh in der Phan-

[illegible] des Dichters die reizendſten Bilder aus der Mythologie herbei, und verwandelt ſich dadurch ſelbſt zu einem ſchönen poetiſchen Bilde, welches nun auch noch den Zuſatz des Wunderbaren erhält, indem es heißt, daß Vulkan in dieſe Schuhe von Stahl der Blitze Geſchwindigkeit verborgen habe. —

Die mythologiſchen Dichtungen ſagen vom Vulkan, daß er die Blitze oder vielmehr die geflügelten Donnerkeile des Jupiters ſchmiedete; ſeine hohe Göttermacht ſetzte ihn alſo in den Stand, die Schuhe von Stahl mit der Geſchwindigkeit der Blitze zu begaben, die er, weil ſie ſich bei dem Gebrauch erſt offenbart, darin verbarg —

Nun iſt die Geſchwindigkeit der Blitze die höchſte Geſchwindigkeit, die uns in die Sinne fällt, und das Wort Blitz mit dem Begriffe von Geſchwindigkeit verknüpft, macht allemal einen ſehr lebhaften Eindruck auf die Seele, weil es durch die treffendſte Zuſammenſtellung den Begriff gewiſſermaßen in die Sache ſelbſt verwandelt, und das, was ein bloſſes Zeichen der Gedanken ſeyn ſoll, an ſich ſelber wieder einen Gedanken in ſich faßt.

Und hier ſcheint mir die Bemerkung nicht überflüſſig, daß das Wort Blitz ſelber ſchon in ſeinen einzelnen Lauten etwas ſehr Bedeutendes und mit der bezeichneten Sache übereinſtimmendes habe — denn ſo wie die weichen und mit Leichtigkeit auszuſprechenden Konſonante bl mit dem zarteſten Vokal i, ſchon an ſich ein Bild der Schnelligkeit ſind, ſo ſcheint das tz am Ende eine unwillkürliche Nachahmung des plötzlich Abgebrochenen und Gehemmten, wodurch der Begriff der Schnelligkeit verſtärkt, und auch in Anſehung der Dauer der Zeit, durch den hemmenden Laut, natürlich bezeichnet wird.

Dieß iſt aber die höchſte Macht der Sprache, wenn ſie ſelbſt bis in ihre einzelnen Laute bedeutend wird, und nichts Willkürliches an ihr bleibt — das Zeichen ſelbſt wird in dieſem Fall wieder zur Sache, und der Gedanke erhält dadurch eine Lebhaftigkeit und Fülle, wodurch zugleich mit dem Verſtande das Gemüth auf eine angenehme Art in Bewegung geſetzt wird.

Blitz z. B. ſoll in dem bildlichen Ausdrucke nicht den eigentlichen Blitz, ſondern die Geſchwindigkeit andeuten; dieß thut es für den Verſtand, der nun die Idee von dem wirklichen Blitze ausſchließt, welche demohngeachtet von der Einbildungskraft wieder aufgenommen wird, und dem Verſtandes-Begriffe gleichſam zur Unterlage dienet; auf die Weiſe wirken alſo ſchon Bild und Gedanke vereint auf die Seele; nun aber kömmt bei dem Worte Blitz noch ſelbſt der Laut hinzu, wodurch es vermittelſt des Gehörs mahleriſch und bedeutend wird; es iſt alſo hier der Ton, das Bild, und der Gedanke, welche ſich wechſelweiſe einander beleben, und gleichſam das Organ der Sprache ſelbſt beſeelen, woher denn auch die wunderbaren Eindrücke entſtehen, die bei dem wohlgewählten bildlichen Ausdruck das Gemüth bewegen.

Das Eis heißt in der angeführten Ode der diamantne Schild des Stroms, der alle Pfeile der Sonne verhöhnet. — Auch dieß Bild hat wegen ſeiner innern Uebereinſtimmung ſowohl als wegen ſeiner Uebereinſtimmung mit der bezeichneten Sache, eine außerordentliche Schönheit. — Es bringt auf einmal einen heitern Wintertag vor die

Seele, wo die Sonne, ohngeachtet der ungehinderten Wirkung ihrer Strahlen, dennoch nicht vermögend iſt, das Eis zu zerſchmelzen, welches gleichſam ihr zum Trotz ſich ſelber noch in dem Schimmer ihrer Strahlen härtet, und wo alſo die Vergleichung mit dem undurchdringlichen Diamant gerade die treffendſte iſt, um die Härte zu bezeichnen, welche den alles zerſchmelzenden Sonnenſtrahlen widerſteht — allein das Bild erhöht ſich, und erhält noch mehr Wirkſamkeit und Leben durch den Gegenſatz von Schild und Pfeil, wodurch die Begriffe von Wirkung und Gegenwirkung auf einmal in die lebhafteſte Beziehung mit einander gebracht werden, die nur möglich iſt, und an das Ganze ſich zugleich ein ſchönes mythologiſches Bild, von dem fernhin treffenden Sonnengott mit Bogen und Pfeil, anſchließt.

Es iſt der ſchöne Einklang der einzelnen Bilder, welcher dieß Gemählde ſo reizend macht — die Begriffe von undurchdringlicher Härte ſind durch die Bilder vom Diamant, Schild und Pfeil, als dem alles durchdringenden Strahl der Sonne, gleichſam ſtufenweiſe erhöhet, und durch alle dieſe Bilder hindurchgeführt, bis zu dem Ausdruck des Verhöhnens, der dem Begriffe dieſer undurchdringlichen Härte gleichſam noch das Gepräge menſchlicher Empfindung aufdrückt, und dadurch dem Eindrucke dieſes Bildes auf das Gemüth noch einen leichtern Eingang verſchafft, und es näher an die Empfindung anſchließt.

Die Vorſtellung von dem Strome, der über dieſe felſenfeſte Decke hinrollt, macht noch einen lebhaften Kontraſt mit dem Ganzen, wozu denn wiederum die mythologiſche Dichtung ſich geſellt, welche alle dieſe Gegenſtände gern perſönlich darſtellt, und doch auch dieſe perſönliche Darſtellung immer noch ſo ſchwankend läßt, daß die Vorſtellung von den wirklichen Gegenſtänden in der Natur nicht darunter leidet, ſondern unter den Bildern von Flußgott, Sonnengott, u. ſ. w., welche die Phantaſie ſich ſchafft, immer noch durchſchimmert. —

So ſind auch hier die Gegenſtände nicht zu perſönlich dargeſtellt, und dadurch wird das Bild ſelbſt noch ſchöner und reizender, indem man ſich die lebloſen Dinge, bald wie lebende und wirkliche Weſen, und dann doch auch wieder in ihrer natürlichen und wahren Geſtalt, faſt zu gleicher Zeit vorſtellt.

Wirklichkeit und Dichtung ſpielen in ſolchen Bildern unmerklich in einander, und beſchäftigen daher mehrere Fähigkeiten und Kräfte der Seele auf einmal, welches eben ihre vorzügliche Schönheit ausmacht. —

Das ganze Bild von dem diamantnen Schilde des Stroms, der alle Pfeile der Sonne verhöhnt, bezeichnet die Natur des Eiſes, und iſt alſo eine bedeutende Benennung deſſelben, da hingegen das Wort Eis nur ein willkürlicher Nahme iſt. Durch die bildliche Umſchreibung verwandeln ſich alſo die bloß willkürlichen Laute gleichſam in Begriffe; darum wird die ganze Vorſtellung lebhafter und anziehender.

Neunte Vorleſung.

Vom Gleichniß — zwei Beiſpiele aus Homers Odüſſee — ein mißrathenes Gleichniß aus einem neuern Schriftſteller. —

Wenn der eigentliche Begriff durch das Bild nicht bloß angedeutet, ſondern ausdrücklich mit benannt wird, ſo wird das Bild zum Gleichniſſe. Wenn es z. B. hieße: gleich einem diamantnen Schilde, der die Pfeile der Sonne höhnet, deckt das Eis den Strom; ſo wäre die anſpielende bildliche Umſchreibung zu einer wirklichen Vergleichung geworden, und der Ausdruck wäre ermattet, weil dieß Bild, als ein figürlicher Nahme des Eiſes, der Einbildungskraft Gnüge thut, als Vergleichung aber zu wenig ſagt und die Seele leer läßt.

Denn durch das gleichwie will der Verſtand ſchon mit beſchäftigt ſeyn; es ſoll nicht bloß ein Bild, ſondern einen Gedanken mit herbei führen, und durch die Vergleichung die urtheilende Kraft der Seele in Bewegung ſetzen; wo alſo dieſes fehlt, da iſt die Vergleichung matt und zwecklos; man ſieht keinen Grund, weswegen man nicht von der Sache ohne alle Umſchweife redet; und das Gleichniß ſcheint alsdann nicht ſowohl der Sache zu Liebe angebracht, als vielmehr ein erborgter Schimmer zu ſeyn, wodurch der Redner glänzen will.

Die Sucht nach Gleichniſſen, welche in dem gezierten Ausdruck mancher Schriftſteller herrſcht, ſcheint aber auch vorzüglich daher ihren Urſprung zu nehmen, daß man die Vergleichung an und für ſich ſelber, durch den falſchen Begriff von einer redneriſchen Figur verleitet, für eine Schönheit der Rede hält, da ſie doch erſt zur Schönheit wird, wenn ſie ein wirkliches Bedürfniß des Redenden iſt, dem der eigentliche Ausdruck für die Fülle ſeiner Begriffe nicht Gnüge leiſtet, und der durch ſein gleichwie nur einigermaßen das noch auszuſprechen ſucht, was in ſeiner Seele ſchlummert, und der Ausdruck nicht faſſen kann.

Nur durch die Vorſtellung dieſes Bedürfniſſes blicken wir auf den tiefſten Grund der Seele des Dichters und Redners, und das iſt es, was uns bei einem ſchönen poetiſchen Gleichniſſe ſo viel Vergnügen gewährt, da hingegen ein bloßes müſſiges Spiel der Einbildungkraft, die Seele, deren Urtheilskraft mit beſchäftigt ſeyn will, ſehr bald mit Widerwillen und Ueberdruß erfüllt.

Durch nichts zeichnen ſich daher auch unſre ſchlechten, geſchmackloſen Schriftſteller des verfloßnen Jahrhunderts ſo ſehr aus, als durch übel gewählte und unzweckmäßig angebrachte Gleichniſſe, die hergebrachter maßen und gleichſam handwerkmäßig die Poeſie verzieren mußten. — Ein ſolches Gleichniß war es, welches Friedrich dem Großen unter andern den Geſchmack an der deutſchen Litteratur verleidete, als er in einem deutſchen Panegyr zum Lobe einer Fürſtin die Stelle las: ſie glänze wie ein Karfunkel am Ringe der gegenwärtigen Zeit.

In den homeriſchen Gleichniſſen athmet in jeder Zeile das Beſtreben, die Fülle der Gedanken bildlich auszuſprechen, welche der eigentliche Ausdruck nicht erſchöpfen kann.

So erzählt Homer, wie Ulyſſes, nachdem er auf der Inſel der Phäacier ans Land geſtiegen iſt, zwiſchen zwei verſchlungenen Gebüſchen ſich ein Lager von Blättern bereitet:

er bettete ſich mit ſeinen Händen ein Lager
Hoch und breit; denn es deckten ſo viele Blätter den Boden,
Daß zween Männer daneben, und drei ſich hätten geborgen.
Gegen den Winterſturm, auch wenn er am ſchrecklichſten tobte.
Freudig ſah das Lager der herrliche Dulder Odüſſeus,
Legte ſich mitten hinein und häufte die raſſelnden Blätter.

Voß.

Indem nun der Dichter ſeinen Helden, vor allen Menſchen verborgen, unter den Blättern ſchlummern läßt, ſo macht es einen rührenden Kontraſt, wenn man ſich den Schlummernden, als den berühmten Feldherrn, den Vollbringer glänzender Thaten, den Zerſtörer von Troja, denkt, und der Dichter nun in die Zukunft ſchauet, die noch mit ſo großen Ereigniſſen ſchwanger iſt, wenn dieſer Schlummerer erwacht, und mit dem rächenden Donner die frevelnden übermüthigen Freier der Penelope ſtrafen wird — dieß alles iſt in dem folgenden ſchönen und treffenden Gleichniß eingehüllt:

> Alſo verbirgt den Brand in ſeiner Aſche der Landmann
> Auf entlegenem Felde, von keinem Nachbar umwohnet,
> Hegt er den Saamen des Feuers, um nicht in der Ferne zu zünden:
> Alſo verbarg ſich der Held in den Blättern. —

Glücklicher konnte gewiß kein vergleichendes Bild von dem Dichter gewählt werden, um eine Menge von Ideen und Erinnerungen in der Seele auf einmal rege zu machen.

Es iſt der glimmende Funken, welcher Verderben und Zerſtörung um ſich her verbreiten kann, ſobald er zündet, und zur um ſich greifenden lodernden Flamme wird. —

So iſt es der ſchlummernde Ulyſſes, welcher die blühende Troja in Schutt und Graus verſenkte, und bei ſeiner Rückkunft in Ithaka eine ſchreckliche Rache an ſeinen Feinden nahm. —

Drum verbirgt der Landmann auf entlegenem Felde in der Aſche den Funken, damit er nicht zünden ſoll. —

Nicht nur die Einbildungskraft, ſondern auch die urtheilende Kraft der Seele, wird hier durch den treffenden Vergleichungspunkt zwiſchen Bild und Sache beſchäftigt, und in ein lebhaftes Spiel gebracht. —

Es iſt ein Anklang zu einer Menge von Ideen, die zwiſchen dem Bilde und der Sache liegen, und nun nicht beſonders dürfen ausgedruckt werden, weil ſie durch ein nothwendiges Geſetz des Denkens und der Einbildungskraft herbeigezogen und mit gedacht werden müſſen.

Wie ſehr würde daher der Ausdruck ermatten, wenn die zwiſchen liegenden Ideen, welche ich hier bloß, um die Wirkung des Gleichniſſes pſychologiſch zu entwickeln, angeführt habe, von dem Dichter ſelbſt mit dargeſtellt wären, und von ihm ſelber noch die Urſache angegeben wäre, warum er das Vergleichende mit dem Verglichnen verbindet.

Eine ſolche rechtfertigende Erklärung eines Gleichniſſes findet man häufig bei ſchlechten oder mittelmäßigen Dichtern und Rednern.

Dieſe Erklärung iſt allemal verwerflich: denn bedarf das Gleichniß einer Erklärung, um verſtanden zu werden, ſo taugt es an ſich nichts; bedarf es ihrer nicht, ſo iſt die Erklärung ſehr überflüſſig, und die ganze Kraft des Ausdrucks, welche das Gleichniß bewirkte, wird wieder dadurch gehemmt und vernichtet.

Da ſich nun Ulyſſes nackt und hülfeſuchend aus ſeinem Lager von Blättern hervorarbeitet, um die Königstochter Nauſikaa mit ihren Jungfrauen um Mittleid anzuflehen; ſo hüllt der Dichter die Noth und Armuth ſeines Helden in das folgende Gleichniß ein, wodurch er ihn ſelbſt in dem hülfloſeſten Zuſtande noch furchtbar erſcheinen läßt:

der edle Odyſſeus
Brach mit der ſtarken Fauſt ſich aus dem dichten Gebüſche
Einen laubichten Zweig, des Mannes Blöße zu decken;

Gieng dann einher, wie ein Leu des Gebirgs, voll Kühnheit und Stärke,
Welcher durch Regen und Sturm hinwandelt; die Augen im Haupte
Brennen ihm; furchtbar geht er zu Rindern oder zu Schaafen,
Oder zu flüchtigen Hirſchen des Waldes; ihn ſpornt der Hunger
Selbſt in verſchloßne Höf', ein kleines Vieh zu erhaſchen:
Alſo gieng der Held, in den Kreis ſchön' lockigter Jungfrauen
Sich zu miſchen, ſo nackend er war — ihn ſpornte die Noth an.
Furchtbar erſchien er den Mädchen, vom Schlamm des Meeres beſudelt;
Hierhin und dorthin entflohn ſie, und bargen ſich hinter die Hügel.

Armuth und Hülfloſigkeit konnte die Dichtkunſt nicht beſſer, als durch dieß ſchöne Bild bekleiden. Bei dem Löwen, den der Hunger zum Raube anſpornt, erſcheint ſelbſt die Noth mit Kühnheit und Stärke in furchtbarer Majeſtät umgeben. —

Er wandelt durch Regen und Sturm hin —
Die Augen im Haupte brennen ihm —

So können den Held die Schläge des Schickſals nicht niederbeugen. — Er kämpfte um ſein Leben mit Sturm und Ungewitter, und da er es zur Beute davon trug, war er dennoch nackend und hülflos und in Gefahr, ein Raub des Elendes zu werden — darum ſcheuet er nichts, um ſeinem widrigen Schickſal ſich entgegen zu ſtämmen. —

Wie hebt und veredelt ſich nun durch das Gleichniß die Vorſtellung von dem nackenden ſchiffbrüchigen Mann, der vom Schlamm des Meeres bedeckt, um Mitleid und Hülfe flehet!

So wie
— der Leu' des Gebirgs voll Kühnheit und Stärke
Durch Regen und Sturm hinwandelt —
— furchtbar zu Rindern oder zu Schafen
Oder zu flüchtigen Hirſchen des Waldes geht,
Alſo ging der Held in den Kreis ſchön' lockigter Jungfrauen
Sich zu miſchen —

Wie mildert ſich durch dieſen letztern Zuſatz ſelbſt das Gleichniß wieder!

Die Mädchen fliehen, gleich den aufgeſcheuchten Rehen, und verbergen ſich hinter die Hügel — weil ihnen Ulyſſes vom Schlamm des Meeres bedeckt, furchtbar erſcheint — Aber es iſt nur der Anſchein von Furchtbarkeit, ohne die Schädlichkeit — Von dem Gleichniß haftet gerade nur ſo viel als nöthig iſt, um die Vorſtellung von der Hülfloſigkeit zu überkleiden.

Der Begriff von der Hülfloſigkeit wird durch das Gleichniß veredelt, und wechſelſeitig wird das Gleichniß wieder durch den Begriff von der Hülfloſigkeit gemildert — die Begriffe ſpielen gleichſam durch einander, und das Bild und die Sache klären ſich einander auf.

Ohne dieß ſchöne Gleichniß würde der Dichter ſchwerlich vermieden haben, ſeinen Held in einem halb lächerlichen Lichte erſcheinen zu laſſen, indem die jungen Mädchen vor einem nackenden, mit Schlamm bedeckten Menſchen, wie vor einem Ungeheuer, fliehen — durch das Bild aber wird ihre Flucht reizend, ohne daß der Gegenſtand ihrer Furcht verächtlich wird. —

Hätte nun der Dichter die innere Seelenſtärke ſeines Helden, womit er allen Stürmen des Schickſals Trotz bietet, mit dem eigentlichen Ausdrucke noch ſo ſtark zu ſchildern geſucht, ſo würde doch alles, was er von dem Muth und der Standhaftigkeit deſſelben geſagt hätte, nicht die lebhafte Idee erweckt haben, welche hier durch das Bild hervorgebracht wird.

Denn die Weißheit des Menſchen zuſammengenommen mit dem Muth und der Stärke des Löwen, giebt eine größere Fülle des Gedanken, als die Begriffe von Muth und innerer Seelenſtärke, in ſo fern beide ein Reſultat der menſchlichen Weißheit ſind, an und für ſich gewähren können.

Ueberhaupt ſind die phyſiſchen Begriffe lebhafter als die moraliſchen, und die Sprache muß ſie zuſammen nehmen, wenn ſie die Gedanken und Empfindungen, die in der Seele ſchlummern, mit dem Ausdruck erſchöpfen will.

Man muß alſo das Gleichniß nicht als eine Zierde oder Verſchönerung betrachten, die man irgendwo abſichtlich anzubringen ſucht; ſondern es muß ſich von ſelber aus dem Bedürfniß des Ausdrucks bilden, der zu dem, was er ſagen will, ſchlechterdings ein Bild nöthig hat, an welches ſich auf einmal eine Menge Ideen knüpfen, die, wenn ſie einzeln und nach einander aufgezählt werden ſollten, ſchon durch ihre Vereinzelung ihre bedeutende Kraft verlieren würden.

Ein auffallendes Beiſpiel von einem ganz mißrathenen Gleichniſſe findet ſich in einem neuern Schriftſteller, der die majeſtätiſchen Säulen in der Vorhalle des Pantheons in Rom, mit Baumſtämmen vergleicht, die zu gleicher Zeit aus dem Boden entſproſſen und aufgewachſen wären.

Das Gleichzeitige in dem Wachsthum der Bäume ſoll alſo auf die gleiche Höhe der Säulen deuten; welche doch bei der Betrachtung ihrer Schönheit nur ſehr wenig in Betracht kommen kann; denn ſie ſind ja nur deßwegen gleich hoch, weil ſie gerade dieſelbe Decke tragen, und alſo einerlei Beſtimmung haben; da aber die Schönheit dieſer Säulen vorzüglich in dem wohlabgemeſſenen Verhältniß ihrer Höhe zu ihrem Umfange beſteht, wobei der Begriff vom zufälligen Wachsthum ganz hinwegfällt, ſo kann man ſich nichts armſeligers denken, als die Vergleichung dieſer Säulen mit Baumſtämmen. —

Umgekehrt würden Baumſtämme die zufälligerweiſe einen ſchönen verhältnißmäßigen Wuchs, in Anſehung ihres Umfanges und ihrer Höhe, von der Natur erhalten hätten, durch die Vergleichung mit der emporſtrebenden Säule erhoben werden können, wenn nicht der Auswuchs von Aeſten und Zweigen das Bild wieder vernichtete.

Die Vorſtellung einer Reihe von Säulen aber kann wahrlich nicht dadurch erhoben werden, wenn man ſie mit einer Reihe Baumſtämme vergleicht, die von einerlei Alter ſind.

Die Säule ſelber iſt gewiſſermaßen ein Bild vom Baume, deſſen Stamm, durch die Kunſt bearbeitet, ſtatt Aeſten und Zweigen, das auf ihm ruhende Gebälke, trägt; der Baum aber kann nicht wieder zum Bilde der Säule dienen.

Ein anderes iſt es, wenn ich ſage: ein Wald von Säulen; hier drückt Wald nur die Menge der in dichten Reihen ſtehenden Säulen aus, ohne daß die einzelnen Bäume, als Bäume, damit verglichen würden. —

Man überträgt von dem Gleichniß nicht mehr, als nöthig iſt, um den Begriff, den man ausdrücken will, gehörig aufzuklären; das übrige läßt man gleichſam im Hintergrunde der Einbildungskraft ſtehen, und begnügt ſich, wenn es nur dem Hauptbegriffe nicht widerſpricht.

Wer aber eine Reihe Säulen mit Baumſtämmen vergleicht, bei dem ſieht man offenbar, daß es ihm nur darum zu thun iſt, ein Gleichniß anzubringen, um durch ein ſo wie ſeinem Ausdruck eine beſondere Zierde zu geben. Denn aus dem Bedürfniß, ſeine Empfindungen auszudrücken, kann dieſe Vergleichung nicht entſtanden ſeyn, weil ſonſt der Beſchreiber an den Säulen nichts ſo ſchön und bewundernswürdig müßte gefunden haben, als daß ſie von gleicher Höhe ſind, und alle aufrecht ſtehen.

Zehnte Vorleſung.

Fortſetzung der Entwickelung und Berichtigung des Begriffs vom Gleichniß — wie bei dem Gleichniß der eine Begriff den andern gleichſam beſeelt und Leben einhaucht — Beiſpiele aus Kleiſts Frühling — aus einer neuern Reiſebeſchreibung — aus Göthens Schriften — aus Geßners Idyllen. —

Das Gleichniß und die Sache müſſen wie Seele und Körper ſich zuſammen finden; das eine muß dem andern Leben einhauchen; der geiſtige Begriff muß mit dem phyſiſchen überkleidet, und dieſer durch den geiſtigen beſeelt werden.

So werden die tobenden Leidenſchaften mit den Stürmen verglichen, die das Meer aufregen; aber man vergleicht nicht umgekehrt die Stürme mit den Leidenſchaften.

Ein aufgebrachtes Volk wird mit dem tobenden Meere verglichen; aber man vergleicht nicht umgekehrt das tobende Meer mit einem aufgebrachten Volke.

Es iſt in dieſen Beiſpielen der phyſiſche Begriff, welcher den moraliſchen überkleidet, und ihm gleichſam zum Körper dienet.

In dem folgenden Beiſpiele aus Kleiſts Frühlinge iſt zwar der phyſiſche Begriff das Verglichne, und der moraliſche des Vergleichende:

— — Die Nachtviole läßt immer
Die ſtolzen Blumen den Duft verhauchen: ſie ſchließet bedächtig
Ihn ein, und hoffet am Abend den ganzen Tag zu beſchämen.
Ein Bildniß großer Gemüther, die nicht wie die furchtſamen Helden,
Ein Kreis von Bewunderern ſpornt: die, tugendhaft, wegen der Tugend,
Im ſtillen Schatten verbergen, Gerüche der Gütigkeit ausſtreuen. —

Aber hier wird auch das Gleichniß gewiſſermaßen umgekehrt — große Gemüther werden nicht als ein Bildniß von dem Veilchen, ſondern das Veilchen, als ein Bildniß großer Gemüther dargeſtellt, und das phyſiſche, von dem hier die Rede iſt, wird alſo nicht eigentlich verglichen, ſondern vielmehr ſelbſt zum Gleichniß von dem Moraliſchen umgebildet, wodurch dieſe Schilderungen aus der phyſiſchen Welt gleichſam beſeelt werden.

Von eben der Art iſt das folgende Bild in Dupaty's Briefen über Italien, wenn er von den Säulen ſpricht, welche die Vorhalle des Pantheons bilden:

„Ich finde etwas Belebtes an ihnen, das
„mich ſonderbar täuſcht; einen zierlichen
„Wuchs, eine edle Höhe, und ein majeſtäti-
„ſches Haupt, um welches der Akanth ſeine ſo
„prächtigen und ſo biegſamen Blätter zu einer
„Krone geſchlungen hat. Wie die Krone der
„Könige dient auch dieſe, das erhabne Haupt,
„auf welchem ſie prangt, zu ſchmücken, und
„die ungeheure Laſt, die es beſchwert, zu ver-
„bergen.“ —

Hier iſt ebenfalls der moraliſche Begriff nicht ſowohl das Vergleichende als vielmehr ſelbſt das Verglichne; und die Säule mit ihrer Krone, wovon eigentlich die Rede iſt, wird zum Bildniß der Königswürde, wovon nicht die Rede iſt, ſondern von der die Vorſtellung hier nur, um den körperlichen Begriff zu beſeelen, herbeigebracht iſt.

Das Bild iſt treffend: die Krone ſchmückt, und verbirgt die ungeheure Laſt, die das erhabne Haupt beſchwert — gerade das korinthiſche Säulenkapitäl, wo unter dem Gebälke ſich die zarten Stengel in ſich ſelber biegen, vollendet das Anſehen von Leichtigkeit, womit dieſe Säule, bei ihrem ſchlanken Wuchſe, der auf ihr ruhenden Laſt entgegen zu ſtreben ſcheint.

Bei dem vorher angeführten Gleichniſſe, wo dieſe Säulen mit Baumſtämmen verglichen wurden, konnte unmöglich der eine Begriff den andern beſeelen und Leben einhauchen; denn ſie lagen viel zu nahe an einander, als daß auf einmal zwei Gedankenregionen in der Seele dadurch hätten in Bewegung geſetzt werden können, worin doch eben die Kraft und Wirkung von dem Gleichniß liegt.

Wenn der phyſiſche Begriff das Ganze umfaßt, ſo hebt er ſich über den moraliſchen empor, der ihm zum Gleichniß dient, wie in dem folgenden Beiſpiele, aus dem ſchon angeführten Gemählde von Göthe:

„Wenn Erd' und Himmel ganz in meiner
„Seele ruht, wie die Geſtalt einer Gelieb-
„ten.“ —

Hier wird durch das Bild dem Unermeßlichen ein beſtimmter Umfang gegeben, wodurch es zu einem Gegenſtande des Anſchauens und der Empfindung wird. — Das Bild wird hier ſelber zum Gedanken, der durch daſſelbe erſt ſeine Vollendung erhält. —

Das erhabne Gefühl, womit der Geiſt des Menſchen die große Natur umfaßt, konnte nicht inniger und lebhafter bezeichnet werden, als durch die Vergleichung mit jener Empfindung, welche durch die geliebten Züge eines menſchlichen Antlitzes in der Seele hervorgebracht wird.

Dieß Gefühl konnte gewiß nicht ſchöner ausgeſprochen werden, als durch die Zuſammenſtellung dieſes großen Ganzen der Natur, mit der zarten Bildung des Antlitzes, worin es ſich verjüngt, und aus den ſanften Zügen uns vertraulich entgegen lächelt. —

Unter die Ausnahmen, wo das Gleichniß *umgekehrt* iſt, und eben deswegen eine ganz beſondere Wirkung auf die Seele macht, gehört auch die folgende Stelle von Göthe:

„Wenn ich zu meinem Fenſter hinaus an „den fernen Hügel ſehe, wie die Morgenſonne „über ihn her den Nebel durchbricht und den „ſtillen Wieſengrund beſcheint, und der ſanfte „Fluß zwiſchen ſeinen entblätterten Weiden ſich „zu mir herſchlängelt, o wenn da dieſe herrliche Natur ſo ſtarr vor mir ſteht, *wie ein* „*lakirt Bildchen* — —

Sonſt vergleicht man das Bild mit der Natur, indem man die Gegenſtände durch den Ausdruck belebt, und z. B. ſagt: der Fluß rauſcht auf dem Gemählde, die Berge dämmern in der Ferne. —

Hier iſt die Natur ſelbſt mit dem Bilde verglichen, um dem zu großen Ganzen, das die Einbildungskraft gern umfaſſen will, einen kleinen und beſondern Umfang zu geben, und den *mahleriſchen* Eindruck davon durch einen *zuſammenfaſſenden* Ausdruck zu bezeichnen.

Durch dieß Gleichniß iſt der ſinnliche Eindruck von der umgebenden Welt bis zu dem Bilde auf dem Netzhäutchen zurück geführt, und aus der innerſten Imagination durch den treffendſten Ausdruck wieder dargeſtellt.

Welche ſanfte Ruhe athmet die folgende Schilderung eines Greiſes in Geßners Schäfergedichten:

„Ein Greis war Menalkas; achtzig Jahre
„waren ſchon über ſein Haupt hingeflogen;
„ſilbern war ſein Haar auf ſeiner Scheitel, und
„um ſein Kinn, und ein Stab ſicherte ſeinen
„wankenden Fußtritt. Und wie der, der nach
„den Arbeiten eines ſchönen Sommertages vergnügt
„an der Kühlung des Abends ſitzt, den
„Göttern dankt, und ſo den ſtillen Schlaf erwartet,
„ſo waren ſeine übrigen Tage den Göttern
„heilig; denn er hatte gearbeitet und Gutes
„gethan, und erwartete gelaſſen und froh
„den Schlummer im Grabe.“

Das Gleichniß iſt hier von der minder lebhaften Art, weil das Verglichne und das Vergleichende zu nahe zuſammen liegt, als daß Ideen aus ganz verſchiednen Regionen dadurch auf einmal rege gemacht würden.

Der, welcher nach den Arbeiten eines ſchönen Sommertages vergnügt an der Kühlung des Abends ſitzt, u. ſ. w. könnte ja auch der Greis ſelber ſeyn, von dem die Rede iſt, wenn nicht gleich darauf geſagt würde, daß ſeine übrigen Tage den Göttern und der Ruhe heilig waren.

Die Vergleichung erhält nur dadurch ihr Intereſſe, daß die ruhigen Tage des Alters mit der Kühle des Abends verglichen werden; denn der Begriff von der Ruhe nach der Arbeit wird durch das Gleichniß im Grunde nicht gehoben, weil das Vergleichende und das Verglichne dieſen Begriff mit einander gemein haben. Der Unterſchied liegt nur darin, daß dort von einem einzelnen Tage, und hier vom ganzen Leben die Rede iſt.

Ferner liegt das Intereſſe des Gleichniſſes in der Zuſammenſtellnng der Begriffe vom Schlaf, nach welchem ſich der ermüdete Arbeiter ſehnt, und dem Schlummer im Grabe, welchen gelaſſen und froh der Greis erwartet.

Die Vergleichung des Greiſes mit einem ermüdeten Arbeiter aber iſt der ſchwächſte Theil des Gleichniſſes, weil die Begriffe zu nahe zuſammen liegen, und der Greis auch im eigentlichen Sinne, als ein ermüdeter und ausruhender Arbeiter zu betrachten iſt.

Weil aber der ganze Ausdruck hier Stille und Ruhe athmen ſoll, ſo ſcheint auch der Dichter abſichtlich eines von den minder lebhaften Gleichniſſen gewählt zu haben, damit der Eindruck des Ganzen harmoniſch ſey.

Die bildlichen Ausdrücke in dieſer Darſtellung berühren auch nur gleichſam die Oberfläche der Einbildungskraft.

„achtzig Jahre waren über ſein Haupt
„hingeflogen“ —
„ſilbern war ſein Haar auf ſeiner
„Scheitel und auf ſeinem Kinn“ —
„gelaſſen und froh erwartete er den
„Schlummer im Grabe.“ —

Dieß ſind alles keine neuen und ſchimmernden Bilder, die auf die Seele, im Verhältniß gegen das Uebrige, einen zu ſtarken Eindruck machten; ſondern ſie ſind alle zu der ſanften Wirkung, die ſie auf die Seele thun, übereinſtimmend; die Töne ſind gleichſam gedämpft, ſo daß kein einziger vor den übrigen etwa zu ſaut wird, und eine zu lebhafte Erſchütterung bewirkt.

Die Bilder fügen ſich leicht und ohne Mühe zuſammen:

„ein Greis war Menalkas“

Durch dieſen Anfang wird das Bild von dem ſchneeweißen Haupte erweckt, und vorbereitet, und ſchon ſteigt auch dieß Bild empor

„achtzig Jahre waren über ſein Haupt
„hingeflogen“

Sein graues Haar war alſo die Spur, die ſie zurückließen —

Weiß und glänzend verwandelt ſich in den Begriff von ſilbern — dasjenige was in der Wirklichkeit ein Hinwelken und ein Mangel iſt, wird in der Einbildungskraft und Darſtellung zu Fülle und Reichthum; das graue Haar wird ein Schmuck der ehrenvollen Scheitel, und erhält einen koſtbaren Werth, indem es die Vollendung eines ſchönen Lebens bezeichnet.

Der phyſiſche Begriff von der edlen Maſſe verwebt ſich hier mit dem moraliſchen; und ſo wie in der wirklichen Welt das koſtbare Metall den Werth der Dinge bezeichnet, welcher vorzüglich in unſern Begriffen liegt, ſo beſtimmt auch hier der Ausdruck **ſilbern** den Begriff von den Werth einer Sache, die phyſiſch betrachtet, faſt gar nichts iſt — und nur im moraliſchen Sinne als Bezeichnung von ſo vielem, was man ſich hinzudenkt, zu etwas koſtbarem ſich verwandelt —

ſilbern war ſein Haar auf ſeiner Scheitel „und um ſein Kinn."

Gelb und **glänzend** veredelt die erhöhte Einbildungskraft in **Gold**, um den Begriff des Haares auch in der **Maſſe** zu veredeln — wie in der folgenden Stelle aus eben der Idylle, woraus das vorhin angeführte Beiſpiel genommen iſt:

„Einſt ſaß er (Menalkas) ſo im Vorhaus „an der Sonne, und Alexis, ſein Enkel, ſtund „allein bei ihm. Ein ſchöner Jüngling, jetzt „hatte er dreizehn Frühlinge geſehen; der jugendlichen Geſundheit Roſenfarbe glühte auf „ſeinen Wangen, und in **goldnen Locken** „wallte ſein Haar." —

Die Dichtkunſt theilet hier durch wohlgewählte Bilder dem Greiſen und dem Knabenalter, jedem ſeine beſondern Reize zu; das Alter erſcheint nicht minder liebenswürdig als die Jugend, und durch die glückliche Verwebung phyſiſcher und moraliſcher Begriffe, durch Bild und Gleichniß, werden wechſelſeitig die Lücken ausgefüllt, welche die Wirklichkeit bemerken läßt, die aber in der ſchönen Darſtellung verſchwinden, wenn das in der Natur getrennte ſich wieder zuſammen findet, und in der Einbildungskraft ein reizendes vollendetes Ganze wird. —

Eilfte Vorleſung.

Von demjenigen, was man die höhere Schreibart nennt — wie dieſer Begriff mißverſtanden wird — von der Sparſamkeit in dem Gebrauch vielſagender Ausdrücke — vom Unterſchiede des Ausdrucks, in ſo fern er mehr das Geiſtige oder Phyſiſche von einem und demſelben Begriff bezeichnet.

Der Begriff von einer höhern Schreibart, abgeſondert von dem Begriff der höhern Vorſtellungsart, wovon ſie nur eine Folge ſeyn ſoll, iſt höchſt ungereimt.

Die Sprache ſoll mit ihrem Gegenſtande ſinken oder ſich erheben; und es giebt daher, an und für ſich betrachtet, gar keine höhere oder niedere Schreibart. Auch iſt nichts lächerlicher, als in der höhern oder niedern Schreibart ſich abſichtlich üben zu wollen, indem es ja vorher drauf ankömmt, zu welcher Vorſtellungsart von den Dingen man die meiſte Fähigkeit oder Anlage beſitzet, die man ſich nicht ſelber geben kann, und aus und nach welcher doch allein die Schreibart ſich bilden muß.

In den Lehrbüchern über den Styl aber ſcheint die Vorſtellung zu herrſchen, als ob eine jede Art des Styls in eines jeden Gewalt wäre, und durch Regeln füglich erlernt werden könnte, und als ob insbeſondere derjenige, welcher über den Styl ſchreibt, von jeder Art des Ausdrucks ſelber vollkommen Herr und Meiſter wäre; da es doch ſchon zu den beſondern Vorzügen des Geiſtes gerechnet wird, wenn einer nur in einer einzelnen Art nicht gewöhnliche Talente zeigt.

Der falſchen Vorſtellungsart, wo man das in dem Ausdruck ſucht, was in der Sache liegt, kann nicht genug entgegen gearbeitet werden, weil der Nachtheil davon, in Anſehung der Verſtimmung des menſchlichen Denkens und Empfindens ſo groß iſt, und eine unzählige

Menge mißlungener Geiſtesproducte nur daher ihren Urſprung haben.

Welch eine Menge geſchmackloſer Schriften voll Schwulſt und Bombaſt, iſt nicht bloß durch den falſchen Begriff von einer ſogenannten höhern Schreibart veranlaßt worden, wo man hochtrabende Ausdrücke zuſammengeſtellt hat, und nun auch etwas Hohes und Erhabenes geſagt zu haben, ſich fälſchlich einbildet.

Und was das Schlimmſte iſt, ſo täuſcht ſich in dieſem Fall nicht nur der Schriftſteller, ſondern auch ſelbſt der Leſer, welcher durch eben dieſen falſchen Begriff verleitet, das Bedürfniß des Gedanken, den der Ausdruck bezeichnen ſoll, nach und nach verliert, und an dem leeren Wortgeklingel auf eine kindiſche Weiſe ſich ergötzt.

Der erhabne Gedanke muß die Ausdrücke nach ſich ziehen, und alle zuſammen genommen im ſchönen Verhältniß nach ſich bilden, ſo daß kein Mißlaut die Harmonie des Ganzen ſtört. —

Das Gefühl von der Würde und Erhabenheit des Gegenſtandes wird jedes Wort zurückdrängen, womit irgend ein unedler oder gemeiner Nebenbegriff verknüpft iſt. —

Der Gedanke möchte ſich für das Erſtaunenswürdige, Seltnere und Ungewöhnliche, auch gern eine neue Sprache bilden, wo durch die zu gemeinen und gewöhnlichen Ausdrücke, die man ſchon zu ſo vielen geringfügigen Sachen gebraucht hat, der erhabne Gegenſtand, von dem man redet, gleichſam nicht entweihet würde.

Da nun aber eine ganz neue Sprache, die man ſich zu dieſem Endzweck bilden wollte, nicht verſtändlich ſeyn würde, ſo ſucht man z. B. veraltete oder ſelten gewordene Ausdrücke, mit Fleiß wieder auf, um durch deren Einmiſchung den gewöhnlichen Ausdruck zu heben; oder man ſucht durch Zuſammenziehung und Verkürzung dem gemeinen Ausdruck gleichſam mehr Gedankenvolles und Bedeutendes zu geben, indem er mit weniger Lauten, als gewöhnlich iſt, dieſelben Begriffe bezeichnet, und dadurch in weniger Momenten, mehr Ideen, als man gewohnt iſt, vor die Seele bringt.

So wie man nun aber zu dem Ausdruck des Seltnen und Ungewöhnlichen keine ganz neue Sprache bilden darf, um nicht unverſtändlich zu werden, ſo ſchreibt ſich auch der Gebrauch ungewöhnlicher Wörter, und die Zuſammenziehung und Verkürzung des gewöhnlichen Ausdrucks ſelber dadurch ihre Grenzen vor, daß unter dem Beſtreben, ungewöhnliche Dinge auch nicht mit gemeinen Ausdrücken zu ſagen, niemals die Verſtändlichkeit leiden müſſe, welches bei manchen unſrer Dichter, die das Erhabne, was ſie nicht empfinden, dennoch ausdrücken wollen, ſehr oft der Fall iſt.

Um dem Ausdruck des Erhabnen, ſeine Kraft nicht zu benehmen, kommt alles auf deſſen Erſparung an; und nur, wem dieſe Erſparung Bedürfniß iſt, hat wirklich etwas zu ſagen; denn wer mit hohen Ausdrücken prahlend und verſchwenderiſch um ſich wirft, dem koſten ſie ſicher keinen Aufwand an Empfindung und Gedanken, und wenn ſie auf noch ſo mannichfaltige Weiſe zuſammengeſetzt werden, ſo ſtehen ſie doch eben ſo unbenutzt und unbedeutend da, wie in einem Wörterbuche.

Freilich giebt es Ausdrücke, die nur für die höhere Vorſtellungsart paſſen, und eine Art poetiſcher Worte, die den ganzen übrigen Zuſammenhang der Rede gleichſam nach ſich ſtimmen; ſo daß, wenn ich mich einmal eines ſolchen Ausdrucks bedient habe, nun auch das übrige, was ich noch ſagen will, mit demſelben harmoniſch tönen muß.

Wo ich z. B. einmal geſagt habe, emporſchauen, anſtatt in die Höhe ſehen, oder den Blick zur Erde ſenken, anſtatt niederſehen; da darf ich nun nicht etwa fortfahren: er ließ den Kopf hängen, oder, er lief weg, ſondern es muß in dem einmal angegebenen Tone fortgehen, er ſenkte ſein Haupt darnieder, und er eilte hinweg, wenn anders der Ausdruck nicht abſichtlich komiſch werden ſoll.

Darin liegt nun aber eben der Fehler, daß man zum öftern durch ein ſolches poetiſches Wort, als etwa emporſchauen, dahinrauſchen, u. ſ. w. ſeine Empfindung, zu dem, was man ſagen will, erſt zu ſtimmen ſucht, indem man abſichtlich etwas Schönes oder Erhabenes ſagen will; da man ſich hingegen ſolcher Ausdrücke nie eher bedienen ſollte, als wenn ſie den Gedanken und der Empfindung erſt zum eigentlichen Bedürfniß geworden ſind, und die gewöhnlichern Ausdrücke nicht mehr zureichen.

Eben weil ſolche Wörter, als emporſchauen, Wonnegefilde, und dergleichen, den ganzen übrigen Ausdruck nach ſich ſtimmen, ſo muß man ſie nicht eher brauchen, als bis eine ſolche Fülle und Uebermaaß an Empfindung und Gedanken vorhanden iſt, wodurch ein ſolcher Ausdruck nothwendig gemacht wird; denn nichts iſt ja lächerlicher, als nach erhabnen Ausdrücken ſtreben, wenn man im Grunde nichts zu ſagen hat.

Nun giebt es aber in unſrer Sprache für die höhere Vorſtellungsart eine ziemliche Anzahl Benennungen, wodurch der feinere und abgezogene Begriff von einer Sache bezeichnet wird, die außerdem noch einen andern gewöhnlichen Nahmen hat, der mehr das Phyſiſche oder Körperliche in dem Begriffe ausdrückt.

Wenn es z. B. in einer poetiſchen Darſtellung hieße: der magre Tod, anſtatt der hagre Tod, ſo findet man das Unpaſſende und Unedle in dem Ausdruck; mager drückt den eigentlich phyſiſchen Theil des Begriffes aus; man denkt ſich darunter im eigentlichen Sinne das Gegentheil von fett.

In dem Worte hager wird der Begriff von ſeinem Körper oder von ſeinen phyſiſchen Beſtandtheilen gleichſam entblößt; Es bleibt nur die allgemeine, geiſtige Idee zurück; drum kann ich auch ſagen, ein hageres Gerippe, aber nicht ein mageres Gerippe, weil mit mager der Begriff von Fleiſch unzertrennlich verknüpft iſt.

Ein hagerer Greis giebt gar kein unedles Bild; die Hagerkeit und das Alter paſſen ſich zuſammen, und machen eben ſo wenig eine widrige oder unnatürliche Erſcheinung, wie im Winter der entblätterte Baum.

Aber dann muß dieſer phyſiſche Begriff auch gleichſam nnr angedeutet, oder leiſe bezeichnet werden, welches durch den Ausdruck hager geſchieht; da es hingegen ein ſehr niedriges Bild geben würde, wenn man ſagen wollte, ein magerer Greis, weil mager den phyſiſchen Begriff zu grob bezeichnet, und man ſich nur einen alten Mann darunter denkt, der ganz vom Fleiſch gefallen iſt.

Will man hingegen das Phyſiſche abſichtlich bezeichnen, ſo würde der Ausdruck hager wieder unrecht angebracht ſeyn, als wenn man z. B. ſagen wollte: eine hagere Kuh, anſtatt eine magere Kuh; denn in dieſem Fall iſt nur von dem Mangel am Fleiſch hauptſächlich die Rede; da hingegen der Ausdruck hager die Magerkeit gleichſam nur in ſo fern bezeichnet, als ſie in die Augen fällt, und dadurch ein Bild in der Seele hervorgebracht wird.

Eben ſo ſind die Wörter Kopf und Haupt unterſchieden; der Ausdruck Haupt bezeichnet den Kopf als den oberſten oder erhabenſten Theil des Körpers; Kopf bezeichnet dieſen Theil in ſeinem eigentlichen körperlichen Umfange.

Der Ausdruck Kopf würde daher unedel ſeyn, wenn vom geiſtigen die Rede iſt, und es würde ſonderbar klingen, wenn man ſagen wollte:

Der Lorber, welcher ſeinen Kopf umkränzt, anſtatt:

Der Lorber, welcher ſein Haupt umkränzt.

Denn hier iſt ja von keiner phyſiſchen Bedeckung des Kopfs die Rede, ſondern von einer ſymboliſchen Umkränzung, die ſelber auf etwas Geiſtiges, auf die Begriffe von Ruhm und Ehre deutet.

Eben ſo lächerlich würde es aber auch klingen, wenn man ſagen wollte: den Hut aufs Haupt ſetzen, anſtatt den Hut auf den Kopf ſetzen, in ſo fern von der bloßen Bedeckung des Kopfes die Rede iſt; da man hingegen ſagt, die Krone aufs Haupt, und nicht auf den Kopf ſetzen, weil man hier nicht an die Bedeckung, ſondern an Hoheit und Würde denkt.

Man ſagt, den Kopf abhauen, und nicht das Haupt abhauen, weil der Begriff hier ganz phyſiſch iſt. — Man ſagt aber auch, ein Schwerdtſchlag trennte das Haupt vom Körper; weil der gröbere körperliche Begriff des Abhauens ſich hier in den feinern und geiſtigern Begriff des Trennens verwandelt hat, ſo konnte auch Kopf in Haupt verwandelt werden, und der ganze Ausdruck verwandelt ſich gleichmäßig. —

Wie lächerlich würde es klingen, zu ſagen, wenn von Königen die Rede iſt, die gekrönten Köpfe, anſtatt die gekrönten Häupter; wenn aber in Schakeſpears Makbeth aus dem Zauberkeſſel der gekrönte Kopf eines Kindes emporſteigt, ſo hat der Ausdruck Kopf nichts Anſtößiges, weil hier von einem Kopfe, nicht in der erhabnen geiſtigen Bedeutung, ſondern im eigentlichen Sinne die Rede iſt.

Daß das Haupt immer den höhern geiſtigern Begriff bezeichnet, ſieht man auch ſchon aus der Zuſammenſtellung; weil es ſehr ſonderbar klingen würde, wenn man z. B. Kopfmann ſtatt Hauptmann, Kopfſache für Hauptſache ſagen wollte; und Hauptweh für Kopfweh würde eben ſo lächerlich klingen, weil hier wieder nur vom phyſiſchen die Rede iſt.

Wir wollen in einem Beiſpiele die Stufenleiter der Empfindung durch den Ausdruck durchzuführen verſuchen, wir ſagen:

Felder,
Gefilde,

ſelige Gefilde,
Wonnegefilde,
Elyſiſche Gefilde.

Wenn dieſe Ausdrücke etwas ſagen ſollen, ſo muß bei einem jeden derſelben die Einbildungskraft und Empfindung um einen Grad höher hinauf geſtimmt ſeyn.

Durch den Ausdruck Gefilde, wird der Begriff von Feldern, die einzeln und zerſtreut liegen, in eine einzige Vorſtellung zuſammen gefaßt, wodurch ſich eben das Bild verſchönert.

Gefilde iſt daher an ſich ſchon ein poetiſches Wort; es bezeichnet gleichſam einen feinen abgezogenen Begriff des Feldes, wenn es z. B. heißt:

Die Felder ſind nun alle leer
Die Scheuren alle voll,

So denkt man ſich unter Felder, die eigentlichen einzelnen Abtheilungen des Bodens, auf welchen das Korn wächſt; unter Gefilde hingegen ſtellt man ſich ein Ganzes einer Gegend vor, wo der Begriff von Ackerfeld untergeordnet iſt, und das Angenehme einer bebauten fruchtbaren Gegend allein in der Einbildungskraft zurück bleibt.

Darum laſſen ſich nun auch mit Gefilde die feinen geiſtigen Begriffe ſelig, Wonne, Elyſiſch, u. ſ. w. verbinden; da es hingegen ſonderbar klingen würde, wenn man ſagen wollte:

ſelige Felder,
Wonnefelder,
Elyſiſche Felder,

Weil der Begriff, den wir mit Feldern verknüpfen, für jene feinen und geiſtigen Vorſtellungen gleichſam zu wenig abgezogen, oder zu grob und körperlich iſt, indem ſich zu viele Nebenbegriffe von Ackerbau, Ackertheilung, u. ſ. w. unzertrennlich damit verknüpfen.

Durch die Ausdrücke ſelige Gefilde, Wonnegefilde, u. ſ. w. wird etwas mehr als irrdiſches bezeichnet, das der Einbildungskraft vorſchwebt, die ſich in Scenen hinträumt, die ſie nie in der Wirklichkeit findet — da nun aber dieſe Scenen alles wirkliche, was man ſieht, übertreffen ſollen, ſo müſſen auch die Empfindungen dabei alles, was man gewöhnlich empfindet, weit übertreffen, und alles übrige, was daher zu ſolchen Ausdrücken, wie Wonnegefilde und ähnlichen paſſen ſoll, muß von ganz unbeſchreiblicher Schönheit ſeyn, weil die Wirklichkeit gleichſam nicht zureicht, um die Einbildungskraft zu füllen, und dem Uebermaß von Empfindung Genüge zu thun — Da dieß nun bei ſo wenigen Sterblichen der Fall iſt, ſo erhellet daraus, was für ein trauriger Mißbrauch von dergleichen Ausdrücken gemacht wird.

Zwölfte Vorleſung.

Wie die deutſche Sprache insbeſondere zu den Ausdrücken der höhern Vorſtellungsart ſich allein in ſich ſelber bildet, und das Fremdartige nicht duldet, zu deſſen Aufnahme ſie hingegen immer geſchmeidiger wird, je mehr die Vorſtellungsart bis zum Niedrigkomiſchen herabſteigt.

Unſere Sprache hat mit fremden Einrichtungen, Gewohnheiten, Sitten und Gebräuchen auch eine groſe Anzahl fremder Wörter aufgenommen, die bei ihr gewiſſermaßen das Bürgerrecht erhalten haben; allein es iſt merkwürdig, daß dieſe ſonſt üblichen Wörter dennoch für die höhere oder poetiſche Vorſtellungsart größtentheils erſt durch die Verdeutſchung anpaſſend gemacht werden, als Heer oder

Kriegsheer für Armee, Krieger für Soldat, u. ſ. w.

Man kann ſagen, je mehr die Würde des Gegenſtandes zunimmt, deſto mehr nimmt die Freiheit im Ausdruck ab; und vorzüglich ſcheint dieß der deutſchen Sprache eigenthümlich zu ſeyn, welche ſich vom ausgelaſſenſten Komiſchen bis zum ſtrengſten Ernſt verhältnißmäßig in immer geringerem Grade z. B. den Gebrauch aus fremden Sprachen entlehnter Wörter verſtattet.

Die erhabenſte menſchliche Rede iſt diejenige welche von göttlichen Dingen handelt, und den Geiſt von der Erde zum Himmel emporheben ſoll; es iſt der Vortrag der Religionswahrheiten, welcher mit dem höchſten Grade von Ernſt und Würde verknüpft ſeyn ſoll, und gerade dieſer iſt auch in unſerer Sprache der höchſte Probierſtein des edlern und unedlern Ausdrucks.

Um ein Wort unſrer Sprache in Anſehung ſeiner Reinheit und Würde auf das ſtrengſte zu prüfen, darf man nur den Verſuch machen, ob man ſich deſſelben bei dem Vortrage heiliger Wahrheiten bedienen darf oder nicht? und wenn er da die Probe hält, ſo iſt er auch gewiß brauchbar, um irgend eine höhere poetiſche Vorſtellungsart zu bezeichnen.

Nach dieſem Probierſtein finden wir nun, daß der Ausdruck des Erhabenſten, in unſrer Sprache, gar keine aus fremden Sprachen entlehnten Wörter duldet. — Wer würde es z. B. wagen, ſich ſolcher Wörter, als Intereſſe, Räſonnement, konſequent, Hypotheſe, u. ſ. w. die doch ſonſt ſchon in unſerer Sprache aufgenommen ſind, bei dem feyerlichen Vortrage der Religionswahrheiten zu bedienen? — Man wird einwerfen, daß vielleicht bloß die allgemeine Verſtändlichkeit, welche hier immer der Hauptzweck iſt, die Vermeidung aller ſolcher Ausdrücke erfordere; allein würde man es denn wohl wagen, ſich z. B. ſolcher Wörter, als Armee, Sekretär, Proviant, u. ſ. w. die doch gewiß allgemein verſtändlich ſind, bei dem religiöſen Vortrage zu bedienen? Und iſt es alſo nicht die höchſte Reinheit unſrer Sprache ſelber, wodurch ſie erſt in ihrer eigentlichen angeſtammten Würde, und in ihrem unbeflecteſten Glanze erſcheint? —

So wie nun unſere Sprache von dem höchſten Ernſt, womit ſie von göttlichen Dingen redet, bis zu dem niedrigſten Poſſenſpiel herabſteigt, wird ſie immer unbeſchränkter in dem Gebrauch des Fremden, und darf ſogar das Fehlerhafte in der Sprache ſelber, als eine der niedrigſten Arten des Komiſchen, mit in ſich aufnehmen, wie es z. B. von dem Nachtwächter im Wandsbecker Boten heißt:

Und nun war das ſein Methodus
Er that das Horn aufs Maul und bluß,
Und dann pflegt er zu ſagen,
Das Klock hat zehn geſchlagen, u. ſ. w.

Das Wort Armee aber z. B., welches doch einmal das Bürgerrecht in unſerer Sprache erhalten hat, verträgt ſich demohngeachtet in derſelben nicht mit der höhern oder poetiſchen Vorſtellungsart, wo das deutſche Wort Kriegsheer oder Heer allein der Würde des ganzen Gedankenzuſammenhanges angemeſſen iſt.

Wie würde es z. B. klingen, wenn man ſagen wollte, die Armee der Iſraeliten, oder im Poetiſchen, die Armee der Trojaner oder der Griechen, anſtatt das

Heer der Trojaner oder der Griechen! da man doch ſonſt gewohnt iſt, zu ſagen, die Preußiſche, die Ruſſiſche Armee, u. ſ. w.

Heer, Kriegsheer, iſt der allgemeine Begriff, der auf alle Völker und Zeiten paßt; bei Armee denkt man ſich ſchon das ganze Detail der neuern Zeiten, neues Koſtüm, und eine Menge ſpecieller Einrichtungen mit, wodurch der Begriff von ſeiner Größe und Allgemeinheit verliert, und eben deswegen mit der höhern oder poetiſchen Vorſtellungsart nicht zuſammenpaſſen will.

Wir brauchen im Grunde keinen einzigen fremden Ausdruck, der einmal in unſere Sprache aufgenommen iſt, ganz zu verſtoßen; denn mit der komiſchen und humoriſtiſchen Vorſtellungsart paßt im Grunde alles zuſammen, und ſie weiß alles, ſogar bis auf die Sprachfehler zu benutzen; nur müſſen wir darauf bedacht ſeyn, daß wir ſtatt der entlehnten, auch ächte deutſche Ausdrücke in Bereitſchaft haben, ſo bald die Sprache ſich wieder heben, und Ernſt und Würde behaupten ſoll.

Der überlegte oder vorher bedachte Ausdruck des Rührenden und Erhabenen erfordert im Deutſchen die höchſte Sprachreinigkeit. Da hingegen ein Ausdruck, der ganz von den Regeln der Sprachreinigkeit abweicht, dennoch rührend und erhaben ſeyn kann, in ſo fern er bloß die Geſinnung des Redenden bezeichnet, und bei dieſem vorausgeſetzt werden kann, daß er nicht Muße oder Fähigkeit gehabt habe, auf den Ausdruck ſeine Aufmerkſamkeit zu richten.

Um eine Sache zu erklären und deutlich zu machen, iſt die Freiheit der Sprache unbegrenzt, in ſo fern nehmlich das Erklären ſelbſt die Hauptſache iſt, und dasjenige, was zu dieſem Zweck geſagt wird, bloß als **Mittel** betrachtet werden ſoll.

Denn in dieſer Rückſicht kömmt nun auf das Geſagte gar nichts weiter an, ſobald nur der Begriff, welchen man erwecken will, einmal dadurch hervorgebracht iſt; wie dieß bei dem mündlichen Unterricht wirklich der Fall iſt.

Sobald aber ein und eben derſelbe Begriff durch eben dieſelben Ausdrücke öfter wieder erweckt werden ſoll, wie es beim ſchriftlichen Unterricht der Fall iſt; ſo iſt auch die Sprache ſchon beſchränkter, und es iſt eine ſtrengere Auswahl nöthig, weil der Ausdruck nun bleibend geworden iſt, und für ſich eine Art von Selbſtſtändigkeit erhalten hat.

Demohngeachtet findet auch hier noch eine groſe Freiheit im Ausdruck ſtatt, weil man ſich alles erlauben kann, was dazu dienet, um den Begriff in ſein gehöriges Licht zu ſtellen. Nur müſſen zugleich die Ausdrücke, welche erklären ſollen, auch ſelber wieder gehörig erklärt werden, wenn ſie ſonſt nicht ſchon üblich und allgemein verſtanden ſind.

Der unterrichtende Vortrag iſt daher gerade derjenige, durch welchen unſere Sprache am füglichſten bereichert werden könnte, wenn man die bedeutendſten Provinzialiſmen, veralteten Ausdrücke, u. ſ. w. welche der Wiederaufnahme werth ſind, nach und nach mit ihren Erklärungen und Umſchreibungen, dieſen Vorträgen einwebte, ihren Nutzen zur Beſtimmung der Begriffe deutlich einleuchtend, und den Leſer unvermerkt damit vertraut machte.

Nur verſteht ſich, daß derjenige, welche ſich einer ſolchen Sprachbereicherung unterzieht, von dem ganzen ſchon vorhandenen Reichthum aller üblichen und allgemein verſtandenen Ausdrücke eine vollſtändige Ueberſicht, und dieſelden hinlänglich in ſeiner Gewalt haben müſſe, um nicht ohne Noth oder Bedürfniß zu ſolchen Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehmen, die ſelbſt erſt wieder erklärt und in Umlauf gebracht werden müſſen.

Es kann nicht oft genug erinnert werden, daß die Sprache bloß durch das Bedürfniß, ſeine Gedanken und Empfindungen auszudrücken, ihren Werth erhält, und daß ſelbſt auch die Aufnahme und Erklärung nicht üblicher Wörter, eine feine Unterſcheidungskraft vorausſetzt, die noch weiter geht als alles dasjenige, was man in der gewöhnlichen oder üblichen Sprache geleſen oder gehört hat; und da nun ſchon viel dazu erfordert wird, um alle diejenigen feinen Unterſchiede mit dem Verſtande zu faſſen, die in der üblichen Sprache ſchon beſtimmt ſind, ſo kann jenes Bedürfniß ſo oft nicht eintreten, wenn der Ideenkreis nicht ſchon einen mehr als gewöhnlichen Umfang hat.

Weil es aber angenehm iſt und Beifall verſchafft, ſo möchte mancher gern etwas Ungemeines und Ungewöhnliches ſagen, ohne vorher etwas Ungemeines gedacht zu haben, und ſtellt ſich daher, als ob er zu ungewöhnlichen Ausdrücken ſeine Zuflucht zu nehmen genöthigt werde, um den tiefen Fond ſeiner Gedanken zu erſchöpfen.

Nichts iſt lächerlicher, als eine ſolche Affektationen, und doch iſt nichts häufiger, weil die meiſten Menſchen, natürlicher Weiſe, gemein und alltäglich denken, und dennoch viele unter ihnen aus bloßer Nachahmungsſucht gern etwas Beſonderes ſich Auszeichnendes ſagen möchten.

Doch ich komme auf den Punkt von der Reinigkeit des Ausdrucks zurück, um über dieſen ſchwierigen Gegenſtand, wo möglich, etwas allgemeingeltendes zu beſtimmen.

Wer das Sieb zu ſtark ſchüttelt, iſt in Gefahr mit der Spreu die Körner zu verſtreuen; und wer die Sprache zu ſehr ſäubern will, wird ihr am Ende Kraft und Nachdruck rauben. — Denn man erwägt hiebei nicht, daß durch die Säubrung der Sprache von allen Provinzialiſmen, und fremden oder veralteten Ausdrücken zugleich die Nüancirung oder Zuſammenfaſſung von Begriffen verlohren geht, welche eben durch dieſe Ausdrucke bezeichnet werden.

So wie es nehmlich, im ſtrengſten Sinne, keine ganz gleichbedeutenden Wörter in einer und derſelben Sprache giebt, ſo kann man auch gewiſſermaßen behaupten, daß die Benennungen einer und derſelben Sache, in mehrern Sprachen, nicht ganz gleichbedeutend ſind.

Der Deutſche z. B. benennt das Geld von ſeiner Gültigkeit oder innerm Werthe; der Engländer vom Gepräge (money); der Franzoſe von der Maſſe (argent); der alte Römer pecunia, von dem Vieh, worin der erſte Reichthum beſtand, und das man auf die älteſten Münzen prägte.

Der Deutſche benennt die Uhr von der Stunde (hora), der Franzoſe von dem Stundenzeiger (montre), der Engländer bildlich (watch), von der Wachſamkeit des Wächters, der die Stunden zählt.

Man lernt daher mit jeder neuen Sprache nicht nur neue willkürliche Zeichen, ſondern zugleich eine neue Vorſtellungsart, wodurch die Gegenſtände von mehrern Seiten erſcheinen, und die ganze Ideenmaſſe bereichert wird.

Eben daher aber iſt auch die Aufnahme fremder Ausdrücke in eine Sprache, ſo bald es auf eine genaue Entwickelung der Ideen ankömmt, oft unentbehrlich; und die Reinigkeit des Ausdrucks muß in dieſem Falle der Deutlichkeit und Beſtimmtheit nachſtehen; obgleich auch dieſes ſeine Grenzen hat, welches einige Beiſpiele am beſten erläutern werden:

Nüance.

Dieſer Ausdruck bezeichnet einen feinen Unterſchied, bei einem faſt unmerklichen Uebergange, womit der Begriff von der genaueſten und ſorgfältigſten Beobachtung unzertrennlich verknüpft iſt.

Dieſer Ausdruck iſt durch keinen andern zu erſetzen; ſage ich z. B. anſtatt Nüancen, die feinen Unterſchiede der Farben, ſo habe ich die unmerklichen Uebergänge noch nicht bezeichnet, und füge ich dieſen Ausdruck hinzu, ſo habe ich doch die Genauigkeit der Beobachtung noch nicht angedeutet, die hierbei vorausgeſetzt wird, und wovon das

Wort Nüance zugleich den Begriff mit in ſich faßt.

Und nehme ich alle die angeführten Ausdrücke zuſammen, um das Wort Nüance durch Umſchreibung zu erſetzen, ſo wird durch eben dieſe Umſchreibung der Begriff, welchen jenes Wort in wenige Laute zuſammenfaßt, gleichſam zerſtückt, und verliert dadurch ſo viel von ſeiner Lebhaftigkeit, daß er ſich ſelber kaum ähnlich bleibt, und wenigſtens in dem Zuſammenhange, in welchen er gebracht wird, nun nicht mehr dieſelbe Wirkung thut, weil die umſchreibenden Worte an ſich wieder ſo viele Nebenideen herbeiführen, daß der umſchriebene Gedanke darunter erliegt, und die ganze Vorſtellung matt und kraftlos wird.

Demohngeachtet iſt Nüance kein Wort für die Empfindungsſprache; denn es würde ſich komiſch ausnehmen, wenn in irgend einem Werke der ernſten oder zärtlichen Poeſie von Nüancen die Rede ſeyn ſollte.

Aber hier findet auch das Bedürfniß einer ſo beſtimmten Bezeichnung des Begriffes nicht ſtatt. Die Empfindungsſprache deutet die Begriffe nur an, und bedarf daher der genau beſtimmenden und ihren Sinn ganz erſchöpfenden Ausdrücke ſo nothwendig nicht, als die Sprache des Verſtandes.

Daß aber das Wort Nüance, ſchon ſeines ausländiſchen Klanges wegen, nicht zur Empfindungsſprache paßt, iſt eben eine Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache, indem das aus fremden Sprachen aufgenommene, immer mit einem Begriff von Wiſſenſchaft, Gelehrſamkeit, oder Weltton verknüpft iſt, der ſich mit der einfachen ungekünſtelten Sprache der Empfindung, die noch keine hoch getriebene wiſſenſchaftliche Kultur vorausſetzt, nicht verträgt.

Bei der engliſchen Sprache z. B. iſt dieß der Fall nicht, weil ſie einmal ſo viel aus fremden Sprachen aufgenommen hat, daß die fremden Ausdrücke gar keinen Grad einer höhern wiſſenſchaftlichen Kultur mehr vorausſetzen, ſondern von dem gemeinſten Menſchen gebraucht und verſtanden werden.

Intereſſe.

Das Wort Intereſſe bezeichnet eine ſo nahe Theilnehmung an etwas, daß man darüber gewiſſermaßen ſich ſelbſt vergißt, und ſich in den Gegenſtand ſelbſt verwebt fühlt.

Kein Wort in unſerer Sprache bezeichnet dieſen Begriff ſo ganz und einfach als das fremde Wort Intereſſe, welches in ſeiner Zuſammenſetzung nichts Ueberflüſſiges und nichts Fehlendes hat, und eben dadurch ſo nachdrucksvoll und bedeutend wird. — Denn es iſt gerade das Zwiſchen oder verwebt ſeyn an ſich ſelber, welches unmittelbar dadurch ausgedruckt wird.

Wenn ich alſo z. B. ſage: Dieſer Roman gewinnt für mich Intereſſe — was heißt das anders, als, ich fühle mich in das Schickſal der Perſonen verwebt, ich bin gleichſam zwiſchen ihnen, als ob ich mit eine Perſon im Spiele wäre.

Das iſt gewiß mehr als bloße Theilnehmung an dem Schickſale dieſer oder jener Perſon. Eine der einzelnen Perſonen kann meine Theilnehmung im höhern Grade erregen, der ganze Roman aber erhält für mich Intereſſe.

Eben dieß iſt der Fall bei einem Schauſpiele: es gefällt mir, wenn es mit meiner

Empfindung harmoniſch iſt; es rührt mich, wenn etwa Erinnerungen von ähnlichen Scenen bei mir erweckt werden; aber es intereſſirt mich erſt, wenn ich mich ſelbſt gleichſam darüber vergeſſe, und mit allen meinen Gedanken und Empfindungen ſelbſt *zwiſchen* den ſpielenden Perſonen *bin*.

Intereſſant ſagt daher auch weit mehr, als anziehend — eine anziehende Phyſiognomie z. B. beſchäftigt bloß meine Empfindung, eine intereſſante Phyſiognomie beſchäftigt zugleich mein Nachdenken. — Ich habe die größte Neigung, die Schickſale einer Perſon zu erfahren, und in ihre Gedanken und Empfindungen verwebt zu ſeyn, deren Phyſiognomie mich intereſſirt; ich finde dieſe Phyſiognomie der Mühe werth, jedem einzelnen Zuge nachzuſpähen, und dadurch auf das Innere der Seele zu blicken. —

Wichtig drückt auch den Begriff *intereſſant* nicht aus; eine jede Sache, die mich intereſſirt, wird mir freilich auch wichtig; und jede wichtige Sache muß mich auch im Grunde intereſſiren. — Aber durch das Wort *wichtig* wird nicht ſowohl mein Gemüthszuſtand, als vielmehr die Beſchaffenheit der Sache angedeutet, wovon dieſer Gemüthszuſtand eine Folge iſt.

Jedes intereſſante Buch z. B. wird für den, der es lieſt, auch wichtig, und jedes wichtige Buch, muß den, der es lieſt und verſteht, intereſſiren.

Wenn ich nun ſage ein **wichtiges** Buch, ſo bezeichne ich deſſen Beſchaffenheit, ſage ich ein **intereſſantes** Buch, ſo bezeichne ich mit der Wichtigkeit deſſelben zugleich den Gemüthszuſtand, der in mir dadurch hervorgebracht wird. —

Ob alſo gleich der Ausdruck **wichtig** dem Worte **intereſſant** unter allen noch am nächſten kömmt, ſo ſieht man doch leicht, daß derſelbe dieß ſo ſehr bedeutende Wort auf keine Weiſe ganz erſetzen kann, und daß derjenige, welcher dieß Wort aus unſerer Sprache verbannen will, gewiß nicht den gehörigen Begriff damit verknüpft, wodurch es unentbehrlich wird.

Ich kann daher auch nicht ſagen, ein **wichtiges Schauſpiel**, weil das Intereſſe, wodurch es mir, während der Vorſtellung, wichtig wird, nur auf Täuſchung beruhet, und weil alſo hier keine Realität iſt, auch der Begriff von Wichtigkeit nicht ſtatt findet.

Der Ausdruck viel verſprechend, wodurch man intereſſant hat überſetzen wollen, drückt ebenfalls die Beſchaffenheit des Gegenſtandes, aber nicht den Gemüthszuſtand aus, welcher dadurch hervorgebracht wird.

Was viel verſpricht, intereſſirt mich freilich, und was mich intereſſirt, davon verſpreche ich mir viel — wenn ich daher ein intereſſantes Buch anfange zu leſen, oder anfange, ein intereſſantes Schauſpiel zu ſehen, ſo kann ich wohl ſagen: das iſt ein vielverſprechendes Buch, ein viel verſprechendes Stück; habe ich aber das Buch ausgeleſen, und iſt das Stück zu Ende, ohne daß Beides am Intereſſe verlohren hat, ſo kann ich auch den Ausdruck vielverſprechend anſtatt intereſſant gar nicht mehr brauchen. —

Und auch ſchon im Anfange bediene ich mich des Ausdrucks vielverſprechend nur, wenn intereſſant noch zu viel ſagen würde; ſobald ich wirklich intereſſirt werde, iſt vielverſprechend ſchon zu wenig, weil ich nicht nur die Beſchaffenheit der Sache, ſondern auch den

Gemüthszuſtand bezeichnen will, der in mir dadurch hervorgebracht iſt. — Eine intereſſante Phyſiognomie ſagt daher ſchon mehr, als eine vielverſprechende Phyſiognomie.

Man glaubt Intereſſe durch Nutzen überſetzen zu können, indem man z. B. ſagt, ſein eigner Nutzen leidet darunter, anſtatt ſein Intereſſe leidet darunter. —

Allein Intereſſe ſagt mehr als Nutzen; ſein Intereſſe leidet darunter, heißt, ſeine Beziehungen, in ſo fern er bei dieſer Sache verflochten, oder mit einer Perſon im Spiel iſt, leidet darunter. —

Von dem Landmann, deſſen Aecker das Wild verwüſtet, kann ich ſagen, ſein Nutzen leidet darunter, aber nicht ſein Intereſſe leidet darunter; denn Intereſſe würde ſchon einen Zuſammenhang, eine Verbindung vorausſetzen, in welcher er ſich befunden hätte, und auf eine nachtheilige Weiſe davon abgeſchnitten würde.

Das Intereſſe der Höſe kann gewiß nicht überſetzt werden, der Nutzen der Höfe, den was heißt Intereſſe hier anders, als ihr Eingreiffen in einander, ihre Beziehungen auf einander, in ſo fern ſie jedem einzelnen zum Vortheil gereichen. —

Ich kann daher von irgend einem Hofe ſagen, *ſein Intereſſe leidet darunter*, weil hier *Zuſammenhang*, *Verbindung*, *Verflechtung* und *Beziehungen* vorausgeſetzt werden, von welchem allen der Ausdruck Intereſſe den Begriff in ſich faßt. —

So unentbehrlich nun aber die Wörter *Intereſſe* und *intereſſant* in der Proſa ſind; ſo unpaſſend ſind ſie demohngeachtet in unſerer Sprache für den poetiſchen Ausdruck. —

Denn weil ſie ebenfalls ſchon gewiſſermaßen eine *fremde wiſſenſchaftliche Kultur* vorausſetzen, die in unſre Sprache erſt übertragen iſt, ſo ſind ſie für den Ausdruck der Empfindung ſchon nicht mehr einfach und ungekünſtelt genug.

Auch bedarf die Poeſie oder Empfindungsſprache ſolcher genau beſtimmten Ausdrücke nicht, wie die Proſa, und kann alſo ſtatt des fremden ſich immer eines urſprünglichen deutſchen Ausdrucks bedienen, wenn auch der Begriff dadurch nicht ganz ausgedrückt, ſondern nur angedeutet wird; denn eben dieſe Kunſt, die Begriffe nicht ganz auszumahlen, macht ja das Eigenthümliche der Empfindungsſprache aus, wodurch ſie gleichſam in der Seele nachtönend und nachklingend wird, indem ſie die Seiten, welche ihre Muſik in ſich ſelber haben, nur ſanft berührt.

Harmonie und Melodie.

Dieſe fremden Wörter, ſind demohngeachtet ſowohl in unſrer Poeſie als Proſa unentbehrlich geworden, und machen alſo von den übrigen fremden Wörtern, in ſo fern ſie nicht für den Ausdruck der Empfindung paſſen, ſchon eine Ausnahme.

Denn wie unpoetiſch iſt nicht das deutſche Wort Uebereinſtimmung gegen den ſchönen Ausdruck Harmonie, der ſchon an ſich dem Ohre ſchmeichelt, und auch, wie es ſcheint, den Begriff weit voller und reiner anklingt, als der deutſche Ausdruck, bei deſſen Beſtandtheilen, über, ein, und Stimmung wir uns doch lauter deutliche Begriffe denken.

Allein kömmt es nicht vielleicht eben daher, daß Uebereinſtimmung für die Empfindungsſprache, die Begriffe zu deutlich bezeichnet; daß dieſer Begriff zu ſehr in ſeine Beſtandtheile zergliedert wird, und eben daher von ſeiner Fülle und Kraft verliert?

In den Beſtandtheilen des griechiſchen Ausdrucks iſt durchgängig der Begriff des Zuſammenfaſſens und der Einheit herrſchend; es iſt nur ein Wort, und ſind nicht drei Worte, die einen einzigen Begriff ausdrücken. —

Dieſer Ausdruck iſt daher unſerer Poeſie noch unentbehrlicher, als unſerer Proſa; eben ſo wie das Wort Melodie, worunter man ſich den kunſtvollen Wechſel der Töne denkt, durch keinen umfaſſenden Ausdruck in unſerer nordiſchen Sprache bezeichnet werden kann.

Wie ſchwach der Begriff oder vielmehr die Empfindung davon war, ſieht man daraus, daß eine beſtimmte Melodie durch den allgemeinen und ſchwankenden Ausdruck Weiſe in unſre Sprache übertragen worden iſt.

Das griechiſche Wort ſchmeichelt an ſich ſchon dem Ohre, und ſchon ſeine einzelnen Laute ſind ausdrucksvoll; woher es denn auch wohl kömmt, daß die griechiſchen Wörter, welche in unſre Sprache aufgenommen ſind, von den übrigen fremden Wörtern eine Ausnahme machen, und größtentheils für die Empfindungsſprache vorzüglich paſſend ſind.

Denn man halte nur einmal z. B. die Wörter Melodie und intereſſant, in Anſehung ihres Klanges, neben einander, um den auffallenden Unterſchied lebhaft zu fühlen.

Das griechiſche Wort Philomele iſt unſrer zärtlichen Poeſie unentbehrlich geworden; denn es bezeichnet gleichſam einen ernſtern melancholiſchern Begriff, als das deutſche Wort Nachtigall, welches dem Ausdruck der heitern Freude angemeßner iſt, ſo daß wir nun für einen und eben denſelben Gegenſtand zwei Benennungen von verſchiedener Bedeutung haben.

Auch iſt ſchon der Klang des Wortes Philomele lieblich, worauf bei den poetiſchen Ausdrücken nicht die letzte Rückſicht genommen werden muß.

Solche Wörter aber, die ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, und ſchon in ihren einzelnen Lauten etwas ausdruckvolles und Bedeutendes haben, finden in jeder Sprache ihr angeſtammtes Bürgerrecht, und ſind eigentlich nirgends fremd..—

Muſik.

Dieß Wort iſt auf keine Weiſe durch Tonkunſt zu überſetzen; denn Tonkunſt bezeichnet einen andern Begriff; es iſt dasjenige, wodurch die Muſik erſt hervorgebracht wird.

Wie würde es daher auch klingen, wenn man ſagen wollte: die Tonkunſt der Sphären, anſtatt, die Muſik der Sphären?

Wir haben kein urſprünglich deutſches Wort, welches dasjenige, was durch die Tonkunſt hervorgebracht wird, beſonders bezeichnete, und ſind alſo genöthigt, das fremde Wort Muſik beizubehalten, wenn wir den Begriff, den es ausdrückt, nicht halb oder ſchwankend bezeichnen wollen.

Muſik heißt ja die Ueberſtimmung und Folge durch Kunſt hervorgebrachter Töne; Es iſt alſo nicht ſowohl die Tonkunſt, als vielmehr die Kunſttöne ſelber, welche durch das Wort Muſik bezeichnet werden.

Für den wiſſenſchaftlichen Theil der Muſik ſcheint ſich der Nahme Tonkunſt, und für den wiſſenſchaftlichen Muſikus der Nahme Tonkünſtler noch am beſten zu paſſen, weil hier von der eigentlichen Kunſt, die Töne zu ordnen, und alſo mehr von der Urſach als von der Wirkung die Rede iſt.

Das Wort Muſik iſt auch für die Empfindungsſprache brauchbar, weil es an ſich einen einfachen Begriff bezeichnet, und überdem ſchon ſo ſehr der Sprache einverleibt iſt, daß es nicht etwa wie die Wörter Intereſſe, intereſſant, Nüance, u. ſ. w. irgend einen Grad von einer höhern wiſſenſchaftlichen Kultur vorausſetzt, ſondern von dem gemeinſten Menſchen gebraucht und verſtanden wird.

Man ſieht, daß es bei dem Gebrauche der fremden Wörter, vorzüglich auf die Begriffe ankömmt, die dadurch bezeichnet werden, und daß jeder einmal aufgenommene fremde Ausdruck eine genaue Prüfung verdient, ehe man ihn ganz aus unſrer Sprache wieder verbannen will.

Die Bemühungen ſind aber demohngeachtet lobenswerth, alle dieſe fremden Ausdrücke, ſo viel wie möglich, durch deutſche zu übertragen, weil es gewiſſe Ideenverbindungen und

Vorſtellungsarten giebt, worin die fremden Ausdrücke nicht mehr paſſen wollen, und die deutſchen Umwandlungen derſelben, wenn ſie auch den Begriff nicht ganz und beſtimmt ausdrücken, dennoch gute Dienſte thun.

Eine ſolche Umwandlung, die manchmal im gemeinen Leben höchſt lächerlich klingen würde, kann im Pathetiſchen Ausdruck von ſehr guter Wirkung ſeyn; man ſollte daher bei der Beurtheilung eines umgebildeten Worts, immer auf die verſchiedenen Vorſtellungsarten Rückſicht nehmen, zu deren Ausdruck es brauchbar ſeyn kann oder nicht; denn es giebt faſt keinen Ausdruck, der nicht in einer gewiſſen Ideenverbindung parodirt oder lächerlich gemacht werden könnte.

Wörter, die ganz ohne Noth, und aus bloßer Affectation in unſre Sprache aufgenommen ſind, oder ſich vielmehr darin eingeſchlichen haben, unterſcheidet man leicht; als Plaiſir anſtatt Vergnügen; promeniren anſtatt ſpatzieren gehen; rekommandiren anſtatt empfehlen, u. ſ. w.

Indeß muß man auch hier mit der gänzlichen Verbannung behutſam verfahren; denn

z. B. der Ausdruck Qualität ſcheint unſrer Sprache ganz überflüſſig, weil wir den Ausdruck Beſchaffenheit haben; und doch machen Qualität und Quantität ſchon durch ihren ähnlichen Laut einen Gegenſatz, der ſich durch Beſchaffenheit und Vielheit nicht ganz übertragen läßt; und um ſich, beſonders in der Sprache des Unterrichts, mit Kürze und Deutlichkeit auszudrücken, wird man jene beiden fremden Ausdrücke oft nicht wohl entbehren können, ohne eine pedantiſche Umſchreibung zu machen.

Veraltete Ausdrücke.

Unter den veralteten Ausdrücken giebt es einige, die auf keine Weiſe mehr anwendbar ſind, weil ihre Bedeutung ſich ganz und gar geändert hat, wie z. B. der alte Ausdruck ſchlecht anſtatt ſchlicht — er lebte ſchlecht und recht, anſtatt ſchlicht oder einfach und aufrichtig. —

Bei dieſem Ausdruck hat ſich die Bedeutung gerade umgekehrt; und es zeigt, wie ſehr das Gerade und Schlichte, bei der Verfeinerung der Sitten, in Verachtung gekommen ſeyn müſſe, da man das Schlechte mit demſelben Nahmen benennt, der ſonſt das Schlichte und Einfache bezeichnet hat.

So iſt auch der veraltete Ausdruck Maul anſtatt Maulthier, auf keine Weiſe mehr anwendbar, weil die gegenwärtige allgemein angenommene Bedeutung dieſes Worts nicht mehr davon hinweg gedacht werden kann, und alſo immer ein lächerlicher Zuſammenfall der Begriffe entſtehen würde, wenn man ſich des Worts Maul anſtatt Maulthier bedienen wollte.

Ein anders aber iſt es z. B. mit dem Ausdruck heiſchen anſtatt fordern; das Wort iſt zwar veraltet, aber nicht auf die Weiſe, daß ihm ein anderer Begriff untergeſchoben wäre; vielmehr verſtärkt es den Begriff von Fordern bis zum Pathetiſchen, und kann daher ſehr wohl in die Empfindungsſprache wieder aufgenommen werden, da es die káltere Proſa und die Sprache des gewöhnlichen Lebens hat veralten laſſen, vielleicht eben deswegen, weil es den Begriff des Forderns, für die verfeinerten Sitten, durch ſeine bedeutenden Laute zu hart und nachdrücklich bezeichnete.

Das Wort faſt iſt in der Bedeutung, wo es ſehr heißt, veraltet, und wer z. B. ſagen wollte, er iſt faſt reich anſtatt er iſt ſehr reich, ſo würde er ſich unverſtändlich ausdrücken. Dieſer veraltete Ausdruck iſt daher auch nicht mehr anwendbar, weil der neuere Begriff den ehemaligen ganz verdrängt hat.

Hingegen iſt das veraltete Wort after anſtatt nach allerdings wieder aufzunehmen, weil der Begriff des Verächtlichen oder Unächten damit verknüpft iſt, der durch nach nicht ausgedrückt werden kann, als Afterkönig, Afterweiſe, der einen König oder Weiſen affektirt, auf eine lächerliche Weiſe nachahmet oder vielmehr nachäfft. —

In dieſem Sinn aber iſt auch after nur beizubehalten, weil es die Begriffe verwirren würde, wenn man es geradezu anſtatt nach ſetzen wollte, als z. B. Afterwelt anſtatt Nachwelt, wo ſich bei dem Ausdruck Afterwelt, der Begriff von etwas Verächtlichem oder einer ausgearteten Welt mit aufdrängen würde, welche Vorſtellung doch hier gar nicht ſtatt finden ſoll.

Ob anſtatt über oder wegen.

Man kann in Anſehung der veralteten Ausdrücke überhaupt die Regel feſtſetzen, daß keiner derſelben wieder aufzunehmen iſt, womit man eine ganz andere Bedeutung zu verknüpfen gewohnt iſt.

Deswegen kann auch z. B. das veraltete ob anſtatt wegen oder über ſchlechterdings nicht ſtatt finden, weil bei dem häufigen Gebrauch dieſes Worts der neuere Begriff, den man damit verknüpft, den alten ſo ſehr verdrängt hat, daß man ihn immer erſt mit einigem Zwange wieder zurückrufen muß, wenn das Wort in ſeiner veralteten Bedeutung genommen werden ſoll.

„ob der Menge ſtaunen“

Anſtatt über die Menge ſtaunen, klingt immer hart und gezwungen, weil der Begriff, den man durch das veraltete Wort ausdrücken will, zu untergeordnet und unbedeutend iſt, als daß ſeinetwegen eine Abweichung von der gewöhnlichen Sprache der Mühe werth wäre.

Dieſe Härte wird in der Poeſie noch durch die Einſilbigkeit und Klangloſigkeit dieſes Worts vermehrt, auf welches gemeiniglich der einſilbigte Artikel folgt, ob der, ob dem, u. ſ. w. wodurch wir alſo ohne Noth die Rauhigkeit unſerer Sprache vermehren, da hingegen über und wegen ſich leicht und biegſam in den Gang der Rede ſchmiegen.

Minne.

Es fehlte uns wirklich in unſerer Bücherſprache an einem Ausdruck, um das Zärtliche und Tändelnde in der Liebe, im Gegenſatz gegen den hohen und ernſten Begriff, welcher oft damit verknüpft wird, beſonders zu bezeichnen.

Einige unſerer vorzüglichſten Dichter haben daher nicht ohne Grund das veraltete Wort Minne der Wiederaufnahme werth gefunden, welches ſchon durch ſeinen Klang mit dem Begriff von Tändelnden und Zärtlichen übereinſtimmt, und ſelbſt durch ſein veraltetes Gepräge, an Unſchuld und Einfachheit der Sitten, und an die zärtlichen Minneſinger oder Sänger der Liebe in den vorigen Zeiten, zurückerinnert.

Bei dem Ausdruck Minne denkt man ſich gleichſam alles Ernſte und Pathetiſche von der

Liebe hinweg, und nur das reizende Kindiſche und Spielende bleibt zurück. Dieß ſieht man daraus, weil Minne in der ernſten Sprache gar nicht ſtatt findet, und es z. B. ganz ungereimt klingen würde, wenn man ſagen wollte, die Minne zu Gott oder zur Tugend, anſtatt die Liebe zu Gott oder zur Tugend.

Anheben und Beginnen anſtatt anfangen.

Dieſe veralteten Ausdrücke ſind nun ſchon durchgängig in die Bücherſprache wieder aufgenommen, und unentbehrlich geworden.

Man kann nehmlich durch die Wörter anheben, beginnen und anfangen, drei verſchiedene Nüancen eines und eben deſſelben Begriffes bezeichnen. Unter Beginnen denkt man ſich mehr das werden, unter Anheben das Zunehmen, und unter Anfangen bloß die Zeit.

Der Streit hub an;
Der Streit begann;
Der Streit fieng an.

Wenn ich ſage, der Streit fieng an, ſo deute ich mehr auf den Zeitpunkt, wo er zuerſt ausbrach; ſage ich, der Streit begann, ſo deute ich auf ſeine Entſtehung; will ich aber auf das Zunehmen des Streits vorzüglich aufmerkſam machen, ſo ſage ich, der Streit hub an.

Der Streit fieng am Morgen an;
Der Streit begann über ein mißverſtandenes Wort;
Der Streit hub an, und man gieng voll Erbitterung auf einander loß, u. ſ. w.

Hiemit iſt nun nicht geſagt, daß man mit ängſtlicher Genauigkeit ſich dieſer Wörter gerade ſo und nicht anders bedienen müſſe, ſondern daß man ſich ihrer mit dieſem feinen Unterſchiede bedienen könne, wenn es einem darum zu thun iſt, die Nüancirungen der Begriffe zu bezeichnen, und daß daher die veralteten Ausdrücke anheben und beginnen garnicht überflüſſig ſind, ſondern auf alle Weiſe der Wiederaufnahme werth waren.

Bider.

Dieß veraltete Wort, das der Wiederaufnahme ſchon längſt gewürdigt iſt, aus unſrer Bücherſprache verbannen zu wollen, iſt unverzeihlich. Man unterſuche doch erſt, ob es einen eben ſo viel ſagenden Ausdruck im Deutſchen giebt, den man an die Stelle von bider ſetzen könnte?

Fromm, rechtſchaffen, tugendhaft, aufrichtig, tapfer drücken alle nur einen Theil des Begriffes aus, welcher in dem einzigen Ausdruck bider zuſammengefaßt wird, wodurch eigentlich auch das Italieniſche galant huomo am füglichſten zu überſetzen iſt.

Ein frommer, rechtſchaffener Mann hat eine viel allgemeinere Bedeutung; denn bider bezeichnet vorzüglich den alten angeſtammten deutſchen Muth und Tapferkeit; man müßte alſo ungefähr ſagen: ein gerader, rechtſchaffner Mann, von altem deutſchen Muth beſeelt, um Bidermann zu umſchreiben.

Allein durch eine ſolche Umſchreibung ermattet ja ſchon der Nachdruck und die Lebhaftigkeit des Begriffes, welchen ein einziges Wort in wenigen Lauten bezeichnet, die gewiß allgemein verſtändlich ſind; denn wem iſt der Sinn unbekannt, welcher mit dem Worte Bidermann verknüpft wird?

Und um die Begriffe vermittelſt der Sprache in unſerer Gewalt zu haben, bedürfen wir ja eben ſo nothwendig ſolcher Ausdrücke, wodurch mehrere Begriffe zuſammengefaßt, als ſolcher, wodurch dieſelben auf das genaueſte beſtimmt, und in ihren Abſtuffungen von einander unterſchieden werden.

Darum gehört es gewiß zu dem Reichthum unſrer Sprache, wenn ſie einen zuſammengeſetzten Begriff nicht wieder durch eine Zuſammenſetzung von Worten bezeichnen darf, ſondern ihn durch einen einzigen Ausdruck vollſtändig darzuſtellen vermag; und ſolche Ausdrücke, wie bider und Bidermann müſſen daher auf alle Weiſe beibehalten, und ihrem innern Werth gemäß geſchätzt werden.

Fehde.

Bei dieſem Ausdruck erinnert man ſich an die Zeiten zurück, wo die kleinen Herren in Deutſchland ſich einander bekriegten oder befehdeten, und wo eine ſolche Fehde gleichſam wie ein Duell oder Zweikampf im Großen betrachtet wurde.

Es hat ſich daher mit dieſem Worte in neuern Zeiten eine Art von komiſchen Sinn verknüpft; man nennt z. B. einen Streit, den Gelehrte mit einander führen, eine litteräriſche Fehde, indem man den Begriff von jenen Zeiten, wo die kleinen deutſchen Edelleute ſich noch einander den Krieg ankündigten, damit verknüpft; und in dieſem Sinne iſt das Wort Fehde ſehr wohl beizubehalten; für den ernſthaften Ausdruck hingegen würde es deswegen nicht paſſend ſeyn, weil ſelbſt der alte Begriff, den es ausdrückt, bei der jetzigen Verfaſſung ſeine Wichtigkeit und Ernſthaftigkeit verlohren hat.

Heimath.

Dieſer veraltete Ausdruck verknüpft mit dem Begriff von Vaterland noch die Vorſtellung von der häuslichen Ruhe und Glückſeligkeit, der durch das ſchöne Wort heim in unſerer Sprache angedeutet wird.

Wo man zu Hauſe iſt, wenn man ſich ruhig und wohl befindet, das nennt man ſeine Heimath; heimkehren, heimgehen, anſtatt zu Hauſe kehren, ſind daher ſchöne veraltete Ausdrücke, die mit Recht in unſerer poetiſchen Sprache wieder aufgenommen ſind, wo beſonders der herrnhutiſche Ausdruck: er iſt heim gegangen, anſtatt er iſt geſtorben, dem Begriffe, der damit verknüpft iſt, eine außerordentliche Sanftheit giebt, und die Seele in eine wehmuthsvolle, und doch ruhige Stimmung verſetzt.

Darum faßt auch das Wort Heimath gleichſam einen Reichthum von dunkeln Begriffen und Empfindungen in ſich, wodurch es eine Zierde und Schönheit unſerer Sprache wird, die nur der verſchmähen kann, der nie mit der ganzen Fülle der Empfindung ein ſolches Wort in ſeiner einfachen und ſchönen Bedeutung ausgeſprochen hat, ſondern bei dem die Idee die herrſchende war, daß es doch ein veralteter Ausdruck oder Archaiſmus ſey!

Dieſe angeführten Beiſpiele können einigermaßen zeigen, wie man bei dem Gebrauch und der Wiedereinführung veralteter Ausdrücke verfahren müſſe. Man ſieht wohl, daß es hierbei vorzüglich auf den Begriff ankömmt, den man ausdrücken will; daß man dieſen erſt ſich ſelber deutlich entwickelt, und in ſeiner ganzen Stärke gedacht haben müſſe, wenn man aus dem Schatze des Alterthums unſerer Sprache einen glücklichen Ausdruck dafür wählen will.

Wer nun ohne ein ſolches Bedürfniß nach veralteten Ausdrücken haſcht, in deſſen Sprache wird man bald das Geſuchte und die Affektation bemerken, womit man ſcheinen will, etwas Ungemeines und Ungewöhnliches zu ſagen.

Veraltete Ausdrücke aber, die einmal von guten Schriftſtellern gut gebraucht ſind, muß man, zur Bereicherung unſerer Sprache, auf alle Weiſe in Umlauf zu bringen ſuchen, damit das Ungewöhnliche ſich nach und nach verlieret.

Provinzialiſmen.

Wie durch Provinzialiſmen unſere Sprache bereichert werden könne, davon haben einige unſerer vorzüglichſten deutſchen Schriftſteller Beiſpiele gegeben, die ſtatt aller Regeln dienen, oder aus denen man ſich, wenn man will, ſelbſt Regeln bilden kann.

Leſſing.

In Leſſings Nathan dem Weiſen, heißt es von dem Patriarchen: er hat ausgegattert, anſtatt, er hat ausgekundſchaftet oder ausſpionirt. Ausgattern aber iſt ein Provinzialismus, der den Begriff des Ausſpionirens und Auskundſchaftens ſchon ſelbſt durch den Laut des Worts verſtärkt, und die höchſte Geſchäftigkeit und Wachſamkeit dabei anzeigt, die gleichſam alle Oefnungen durchſpäht, um etwas, das in ihre Schlinge fallen ſoll, zu entdecken.

Und da die deutlich ausgedrückten Begriffe von ausſpioniren und auskundſchaften auf den Patriarchen in Perſon nicht paſſen, ſo kömmt der dunklere Begriff, welcher mit ausgattern verknüpft iſt, hier gerade zu ſtatten, um die eigennützige immer geſchäftige Wachſamkeit des Patriarchen im Allgemeinen zu bezeichnen.

In einer andern Scene von dieſem Drama iſt zwiſchen dem Tempelherrn und Nathan von dem Tadel oder Vorwurfe die Rede, womit eine Nation die andere, aus religiöſen Vorurtheilen, belegt.

Nun aber iſt kein Wort geſchickter, um den Tadel in Kleinigkeiten auszudrücken, als der provinzielle Ausdruck mäkeln, welcher von Mackel, (Flecken) abgeleitet iſt, und deſſen der Verfaſſer ſich hier ſehr glücklich bedient, um den ungegründeten Tadel ſelbſt wieder in einem verächtlichen und tadelnswerthen Lichte darzuſtellen.

Nathan.

Nur muß der eine nicht den andern *mäkeln*.
Nur muß der Knorr den Knubben hübſch vertragen,
Nur muß ein Gipfelchen ſich nicht vermeſſen,
Daß es allein der Erde nicht entſchoſſen.

Tempelherr.

Sehr wohl geſagt! — doch kennt ihr auch das Volk,
Das dieſe *Menſchenmäkelei* zuerſt
Getrieben? Wißt ihr, Nathan, welches Volk
Zuerſt das auserwählte Volk ſich nannte?

Wir hatten wirklich kein Wort in unſrer Bücherſprache, welches den Tadel in Kleinigkeiten, oder den tadelnswerthen Tadel in einem einzigen Ausdruck bezeichnet hätte. Und doch iſt dieß eine ganz eigne Anwendung und beſondere Beſtimmung des Begriffes vom *Tadel*, den wir nicht entbehren können, und wodurch alſo auch der provinzielle Ausdruck mäkeln in unſrer Bücherſprache nothwendig wird.

Göthe.

In einem der Briefe in Werthers Leiden erzählt der Verfaſſer von einer alten adelichen Dame:

„In ihrer Jugend ſoll ſie ſchön geweſen
„ſeyn, und ihr Leben ſo weggegaukelt, erſt mit
„ihrem Eigenſinn manchen armen Jungen ge-
„quält, und in reifern Jahren ſich unter den
„Gehorſam eines alten Officiers gedukt
„haben, u. ſ. w.“

Das provinzielle Wort duken bezeichnet die freiwillige Erniedrigung gegen das vorhergehende ſtolze Emporragen ſo nachdrücklich und mahleriſch, daß der ganze Ausdruck dadurch an Lebhaftigkeit gewinnt, weil mehrere Nebenbegriffe dadurch herbeigezogen werden, welche durch Ausdrücke aus der gewöhnlichen Bücherſprache unberührt geblieben wären.

Wenn es z. B. hieße: in reifern Jahren ſoll ſie ſich unter den Gehorſam eines alten Offiziers begeben haben; oder gedemüthigt haben, ſo würde der erſte Ausdruck zu wenig und der andere zu viel ſagen, und der ganze Ausdruck wäre für die launigte Art der Darſtellung zu kalt oder zu ernſthaft geworden.

Kurz, einem jeden wird ſein Gefühl ſagen, daß der provinzielle Ausdruck hier gerade an ſeiner rechten Stelle ſteht, und daß es Schade ſeyn würde, wenn er aus der Bücherſprache verbannt ſeyn ſollte; da er überdem wegen der Aehnlichkeit mit tauchen allgemein verſtändlich iſt, und ſich das Bild des Schwanenhalſes, der ſich einzieht und verkürzt, bei dieſem Worte von ſelber darſtellt.

In einem andern dieſer Briefe heißt es, da von einer Sache die Rede iſt, die leicht zum Stadtgeſchwätz werden könnte:

„Und nun fügte ſie noch alle dazu, was „weiter würde geträtſcht werden, und die „ſchlechten Kerls alle darüber triumphiren wür„de, u. ſ. w.“

Es iſt hier mit einer Art von Unwillen und Aerger von dem zu beſorgenden Stadtgeſchwätz die Rede; der Unwille aber greift vorzüglich gern nach provinziellen Ausdrücken, um ſich durch dieſelben lebhafter auszuſchütten, als es oft durch die Bücherſprache geſchehen kann.

Nun iſt der Ausdruck trätſchen, welcher ſo viel ſagt, als: ein Gerede gleichſam auseinander treiben, es auf eine unausſtehliche Weiſe in die Länge ziehen, und gar nicht damit aufhören können, ſchon durch ſeinen Klang mahleriſch und darſtellend, und bezeichnet auf eine lebhaftere Weiſe, als irgend ein Wort in der Bücherſprache, Verachtung und Unwillen gegen das ſich verbreitende Geſchwätz, welches dieſen Ausdruck gleichſam nachahmend abbildet. —

Als Werther ſeinen Geburtsort beſucht hatte, ſchreibt er an ſeinen Freund:

„Ich hatte beſchloſſen auf dem Markte zu
„wohnen, gleich neben unſerm alten Hauſe.
„Im Vorbeigehen bemerkte ich, daß die Schul-
„ſtube, wo ein ehrlich altes Weib unſre Kind-
„heit zuſammengepfercht hatte, in einen
„Kram verwandelt war, u. ſ. w.

Die provinziellen Ausdrücke haben größtentheils die beſondere Eigenſchaft, daß ſie durch ihren Laut ſchon bezeichnend ſind; dieß iſt auch der Fall bei dem Worte zuſammenpferchen, welches den ſtärkſten Grad des Zuſammendrängens und Zuſammenpreſſens, der mit Gewaltſamkeit verknüpft iſt, durch die Anhäuffung der hart ausgeſtoßenen Konſonante nachdrücklich bezeichnet.

Durch einen mißverſtandnen Begriff von Verfeinerung der Sprache ſind dergleichen Wörter nach und nach ausgeſchloſſen worden, weil man ſie für die edlere geſittete Sprache gleichſam für zu nachdrücklich und bezeichnend hielt. Um das Grobe zu vermeiden, verfiel man ins Fade, und es war hohe Zeit, daß einige unter den deutſchen Schriftſtellern, denen man Genie und Geſchmack gewiß nicht abſprechen konnte, ſich zuerſt über dieſen affektirten Wortekel hinwegſetzten, und ſich der nachdruckvollen Provinzialiſmen, die ſelber ſchon durch ihren Klang die Sache bezeichnen, dreiſt bedienten; beſonders da, wo es ihnen Bedürfniß war, den leidenſchaftlichen Ausdruck in der eigentlichen Umgangsſprache, lebendig darzuſtellen.

So erzählt Werther in einem der vorhergehenden Briefe, ſeinem Freunde, wie Lotte einen alten Prediger beſucht:

„Sie lief hin zu ihm, nöthigte ihn, ſich
„niederzuſetzen, indem ſie ſich zu ihm ſetzte;
„brachte viel Grüße von ihrem Vater, herzte
„ſeinen garſtigen ſchmuzigen jüngſten Buben,
„das Quakelchen ſeines Alters u. ſ. w."

Der provinzielle Ausdruck Quackelei anſtatt Tändelei, iſt allgemein bekannt; er bezeichnet das Kindiſche, Spielende im höchſten Grade; Quakelchen, ein Kind, womit der Alte gleichſam wieder kindiſch wird, iſt daher ein ſo bedeutungsvoller Ausdruck, als man ihn in der Bücherſprache gewiß nicht findet. Von den Ausdrücken, die Freude ſeines Alters, und die Tändelei ſeines Alters, hätte der erſte Ausdruck zu viel und der andre zu wenig geſagt, und die Lebhaftigkeit des Begriffes wäre verlohren gegangen.

Das Diminutivum mildert wieder den Begriff des Verächtlichen, der ſonſt mit dem Ausdruck quakeln verknüpft iſt, und Quakelchen iſt alſo in jeder Rückſicht ein Wort, das in dieſer Ideenverbindung und Darſtellung unentbehrlich war, und mit einem Begriff verknüpft iſt, den kein anderes Wort ſo treffend und artig bezeichnet hätte.

Wieland.

Da der einzelnen angeführten Beiſpiele, um dem ſelbſt beobachtenden Leſer einen Wink zu geben, genug ſind, ſo verweiſe ich nur noch auf Wielands vortrefliche Ueberſetzung von Horazens Satyren und Epiſteln, wo man häufige Beiſpiele von einer ſehr glücklichen Einwebung provinzieller Ausdrücke findet, welche zum glücklichen Erſatz der Eigenthümlichkeiten und beſondern Schönheiten des Originals nicht wenig beitragen.

Neugebildete Wörter.

Zu neuen Wortbildungen iſt unſere Sprache recht eigentlich geſchaffen; ſie iſt unzähliger Zuſammenſetzungen aus ſich ſelber fähig, die lange noch nicht erſchöpft ſind; und für Begriffe, die ſich künftig entwickeln, wird auch immer eine neue Quelle von Wortbildungen übrig bleiben.

Allein die Bildung irgend eines neuen Wortes ſetzt voraus, daß einer Begriff und Sprache vollkommen in ſeiner Gewalt habe, um das eine nach dem andern abzumeſſen und beurtheilen zu können.

Eine Menge neuer Wortbildungen zeigen, daß bei ihren Urhebern ſelbſt der Begriff, den ſie bezeichnen wollten, ſchwankend war, und daß eben daher ihre Wahl eines neuen Ausdrucks mißrathen mußte.

Eine Sprache in ſeiner Gewalt haben, heißt vorzüglich, daß man geübt ſey, ſie den Begriffen gehörig anzupaſſen; weſſen Begriffe nun aber ſelbſt nicht beſtimmt und geordnet ſind, hat eigentlich keine Sprache in ſeiner Gewalt, und wenn er gleich ein ganzes Wörterbuch auswendig wüßte.

Die Bildung neuer Wörter iſt daher zugleich ein Prüfſtein des philoſophiſchen Scharfſinnes, und verdient, wo ſie unternommen wird, gleich anfänglich die größte Aufmerkſamkeit, weil ſonſt der große Haufe ſich eben ſo leicht bequemt, ein Wort von ächten als von unächtem Gepräge aufzunehmen, welches letztere denn ſo leicht nicht wieder auszuſchlagen ſteht, wenn es, wie eine geſtempelte falſche Münze, einmal im Umlauf iſt.

Beyſpiele mögen auch hier ſtatt aller Regeln und Vorſchriften dienen. Ich führe ſie aus den neueſten Verſuchen eines beliebten deutſchen Schriftſtellers an, und lege mein Urtheil darüber der eignen Prüfung meiner Leſer vor:

Konſequent.

Dieſer Ausdruck iſt von Campe durch folgerecht, wie es mir ſcheint, glücklich übertragen. Folgerecht iſt analogiſch richtig; denn wir ſagen: ſenkrecht, lothrecht, wagerecht. Auch bezeichnet es den unterliegenden Begriff noch beſtimmter, als der fremde Ausdruck, weil recht die feſte Richtung ausdrückt, in welcher eine Folge von Handlungen z. B. auf ihr Ziel abzweckt. Man handelt nicht folgerecht, heißt, die Folge von Handlungen hat keine feſte Richtung auf ihren Zweck hin, ſondern ſie ſchwankt hin und her, und weicht von ihrem Ziele ab. —

Faſſade.

Dieſer ſchöne fremde Ausdruck iſt von Campe durch Antlitzſeite übertragen; dieſe Verdeutſchung kann aber deswegen nicht wohl ſtatt finden, weil die Beſtandtheile des Wortes Antlitzſeite zwey Begriffe bezeichnen, die ſich im Grunde einander aufheben.

Antlitz ſchließt nehmlich den Begriff von Seite aus; denn unter Seite denke ich mir nur neben bei, unter Antlitz aber dasjenige, was gerade vor mir, oder meinem Geſichte zugekehrt iſt. Der fremde Ausdruck Faſſade trägt den Begriff des Antlitzes von mir ſelber auf den Gegenſtand hinüber, gleichſam als ob ich nicht nur das Gebäude, ſondern das Gebäude auch mich wieder anſähe. —

Ich kann alſo wohl ſagen, der Theil des Gebäudes, der dem Antlitz zugekehrt iſt; aber nicht eigentlich die Seite; denn die Seite unterſcheidet ſich ja eben dadurch, oder heißt deswegen Seite, weil ſie nicht vorn, und abſichtlich dem Auge zugekehrt iſt. —

Daher enthält auch ſelbſt der Ausdruck Vorderſeite gewiſſermaßen einen Widerſpruch in ſich.

Bloß zu ſagen, das Antlitz des Hauſes würde wieder zu feierlich und poetiſch klingen. Der fremde Ausdruck Faſſade heißt eigentlich ſo viel als Antlitzung; die Bildung dieſes Wortes aber findet im Deutſchen nicht ſtatt; wir müſſen alſo Faſſade, des ſchönen und mahleriſchen Begriffes wegen, der damit verknüpft iſt, beibehalten, und dieß um ſo mehr, da das Wort keinen undeutſchen Klang hat, und die tönende Harmonie des deutſchen Ausdrucks nicht dadurch geſtört wird.

Für die ernſte und zärtliche Poeſie aber klingt demohngeachtet auch dieſer Ausdruck noch zu fremd. — Für die lebhaft wirkende Phataſie iſt es aber auch ein leichtes, ſolche Ausdrücke durch reizende Umſchreibungen zu erſetzen. —

Friſeur.

Dieſer fremde Ausdruck iſt von Campe durch Haarkräußler übertragen. In der komiſchen Poeſie, wo von geringfügigen Dingen oft mit einer gewiſſen angenommenen Feierlichkeit die Rede iſt, würde dieſer Ausdruck ſehr gut zu brauchen ſeyn.

Wenn man aber im gemeinen Leben ſtatt Friſeur ſich des Ausdrucks Haarkräußler bedienen wollte, ſo würde es anfänglich immer ſcheinen, als wolle man den Lockenzaubrer zum Beſten haben, weil man ſein Geſchäft mit einem neuen ungewohnten Nahmen benennt, der ſogar, um es recht vollſtändig zu bezeichnen, aus zwei Wörtern zuſammengeſetzt iſt; da hingegen das ausländiſche Friſeur der Geringfügigkeit der Sache angemeſſner ſcheint, weil man ſich unter den Beſtandtheilen dieſes Wortes nichts deutlich denkt, ſondern nur im Ganzen und gleichſam obenhin den Begriff damit bezeichnet.

Das Wort Haarkräußler klingt wie die pedantiſche und ſteife deutſche Nachahmung der leichten franzöſiſchen Mode; es kann daher, wie geſagt, nur im komiſchen Sinne gebraucht werden, und würde immer komiſch klingen, wenn man es ernſthaft brauchen wollte.

Hypotheſe.

Dieſes wiſſenſchaftliche griechiſche Wort iſt nicht glücklich durch Wageſatz übertragen.

Wageſatz drückt nur einen Theil des Begriffes aus, den wir mit dem Ausdruck Hypotheſe verknüpfen, nehmlich die bloße Ungewißheit bei einer Vorausſetzung.

Der griechiſche Ausdruck ſtellt hingegen ſelbſt die Vorausſetzung wie eine Unterlage dar, worauf man eine Folge bauet, die gewiß iſt, ſo bald die Unterlage feſt bleibet.

Die Ungewißheit liegt alſo nur in der Vorausſetzung und nicht in der Folgerung; daher iſt ſie auch nicht der Haupttheil des Begriffes, welcher durch den Ausdruck von unter und ſetzen am treffendſten bezeichnet wird.

Wenn daher Hypotheſe überſetzt werden ſoll, ſo iſt das ſchon einmal angenommene Vorausſetzung dem neugebildeten Wageſatz auf alle Weiſe vorzuziehn.

Honorarium.

Dieſer Ausdruck iſt von Campe durch Ehrenſold verdeutſcht; allein durch das fremde Wort, will man eben aus Achtung und Schonung den Begriff von Lohn oder Sold vermeiden, wenn von Dingen die Rede iſt, die ſich eigentlich nicht nach der baaren Bezahlung ſchätzen laſſen.

Der Ausdruck zerſtört alſo die ganze Feinheit des Begriffes, den wir mit dem fremden Ausdruck verknüpfen; daß nehmlich durch das Honorarium irgend eine Geiſtesarbeit mehr nur geehrt, als eigentlich bezahlt wird;

und daß man die Bezahlung in dieſem Falle nur als ein Zeichen der Werthſchätzung einer ſolchen Arbeit betrachten will.

Der Ausdruck Sold, wobei man ſich ſogar eine beſtimmte Löhnung, und alſo noch mehr als bloße Bezahlung denkt, iſt alſo hier ganz unſchicklich, und dieſe Verdeutſchung eines fremden Ausdrucks iſt ganz mißrathen.

Alternative.

Dieſer fremde Ausdruck iſt von dem angeführten Schriftſteller, wie es mir ſcheint, ſehr glücklich durch Wechſelfall übertragen.

In dieſem neugebildeten Worte widerſpricht der eine Beſtandtheil deſſelben dem andern nicht, ſondern ſtimmt mit ihm harmoniſch zuſammen.

Denn mit dem Begriff des Wechſels iſt an ſich und im Allgemeinen ſchon der Begriff von Zufälligkeit verknüpft, der hier die Idee noch vollſtändiger macht, als ſie ſelbſt durch den fremden Ausdruck bezeichnet wird.

Ueberdem hat das neugeſchaffene deutſche Wort einen leichten und angenehmen Klang, und nichts Hartes und Ungewöhnliches in ſeiner Bildung, ſo daß es Eigenſinn ſeyn würde, wenn man, da wir einmal dieß Wort beſitzen, ſich des fremden Ausdrucks noch ferner bedienen wollte.

Dreizehnte Vorleſung.

Vorbereitung zu dem Kapitel vom Geſchäftsſtyl, in einigen Beiſpielen.

In einem wohlbekannten ſchätzbaren Werke über die neue preußiſche Juſtizreform, wo ein paar ſehr intereſſante Prozeſſe, mit allen ihren Verwickelungen, dennoch in lichtvoller Ordnung durchgeführt ſind, finden ſich vortreffliche Beiſpiele von Kürze und Beſtimmtheit im Ausdruck, womit dieſe Art von Gegenſtänden behandelt iſt.

Ich führe aus den Akten des einen Prozeſſes, wo über die Anſprüche des Klägers auf das hinterlaſſene Vermögen ſeiner mit ihm verlobten Braut, entſchieden werden ſoll, nur das folgende Beiſpiel an, um bei den einzelnen juriſtiſchen Ausdrücken, welche hier beibehalten ſind, zu unterſuchen, in wie fern und mit welchen Gründen dieſe Beibehaltung zu rechtfertigen iſt:

„So viel den erſten Klagepunkt anlangt,
„hat Beklagter (der Bruder der Verſtorbnen)
„geſtändlich den in Anſpruch genommenen
„Nachlaß ſeiner Schweſter in Beſitz, und es
„hat derſelbe die Richtigkeit der zwiſchen ſeiner
„Schweſter und dem Kläger errichteten Ehe-
„pakten eingeräumt, nach welchen dem Kläger
„das Recht zuſteht, deren Erbſchaft zu fordern:
„Solchergeſtalt kömmt es nun darauf an, ob
„Beklagter hinlängliche Gründe an und aus-
„führen kann, weshalb deſſen Schweſter auf
„Wiederaufhebung dieſer Ehepakten zu dringen
„berechtigt geweſen?“

Was erſtlich den Ausdruck geſtändlich anbetrifft, ſo hat derſelbe freilich eben keine ähnlichen Wortbildungen im Deutſchen, die ihm zum Muſter dienten, für ſich, wenn man nicht etwa nachrichtlich, augenſcheinlich u. ſ. w. als gewiſſermaßen ähnliche Wortbildungen anführen will.

Demohngeachtet aber läßt ſich die Beibehaltung dieſes Ausdrucks ſchon damit rechtfertigen, daß ihn in einem juriſtiſchen Aufſatze, ſchon wegen des Zuſammenhanges, worin er ſich befindet, ein jeder, der auch keine juriſtiſchen Kenntniſſe beſitzt, dennoch nicht mißverſtehen kann.

Denn wer würde wohl in dem obigen Beiſpiele: Beklagter hat *geſtändlich* den Nachlaß ſeiner Schweſter in Beſitz, ſich unter *geſtändlich* etwas anders denken, als, *ſeinem eignen Geſtändniß gemäß*, oder *nach ſeinem eignen Geſtändniß*, welches nur in das Beiwort *geſtändlich* zuſammengedrängt iſt, wodurch der Ausdruck wirklich leichter und bequemer wird.

Da nun alſo dieſer Ausdruck *einmal angenommen*, und auch für ſolche, die keine Rechtsgelehrten ſind, den Vortrag nicht undeutlich macht, vielmehr ſeiner Kürze wegen, dazu abzweckt, daß man nicht durch überflüſſige Worte aufgehalten werde, um bald zur Hauptſache zu kommen, ſo iſt kein Grund vorhanden, weswegen man ihn verbannen, und mit mehrern Worten umſchreiben ſollte.

Wenn die Wörter nach der Analogie oder Muſterwortbildung immer genau geprüft werden ſollten, ſo würde man manche jetzt einmal allgemein verſtandnen Ausdrücke wieder ausmerzen müſſen, ohne ſie ſo leicht wieder erſetzen zu können.

Die einmal bewährte allgemeine Verſtändlichkeit eines Ausdrucks aber iſt immer ſchon an ſich von großer Wichtigkeit, geſetzt, daß er auch in Anſehung ſeiner Form nach ähnlichen Wortbildungen zu tadeln wäre, oder daß ſich gar keine ähnliche Wortbildung fände, die ihm zum Muſter diente.

Und hier kann man wohl ſagen, daß ſelbſt ein analogiſch unrichtiger Ausdruck, über den ſich einmal alle Stimmen vereinigt haben, im Grunde mehr Gültigkeit hat, als ein noch ſo analogiſch richtiges Wort, das zwar hier und da gebraucht, deſſen allgemeine Verbreitung aber durch den Zufall verhindert worden iſt.

Man hat z. B. die analogiſche Unrichtigkeit von dem Ausdruck entſprechen häufig erwieſen, welche ſogar ins Lächerliche fällt, wenn man die ganz verſchiedene Bedeutung von dem Ausdruck *entſagen* dagegen ſtellt, wo es gerade den entgegen geſetzten Sinn geben würde, wenn es hieße: *entſprichſt du dem Teufel und allen ſeinen Werken*, anſtatt, *entſagſt du den Teufel* u. ſ. w.

Demohngeachtet aber hat ſich der Ausdruck *entſprechen* bis jetzt allgemein behauptet; die Stimmen haben für ihn entſchieden, und der Sprachlehrer muß ſich dieſer *Stimmenmehrheit* unterwerfen, wenn er mit ſeinem richtigern Ausdruck nicht allein ſtehen will, und ſeine Sprachrichtigkeit ſelber nicht eine Sonderbarkeit ſcheinen ſoll.

Da nun aber die Stimmenmehrheit nicht immer ſo genau prüft, ſondern ſich eben ſo leicht auf die Seite des richtig gebildeten als des unrichtigen Ausdrucks lenkt, ſo iſt dasjenige, was dem Sprachlehrer übrig bleibt, vorzüglich *für die Zukunft* zu wachen, daß ein neu gebildeter Ausdruck gleich bei ſeinem Entſtehen gehörig geprüft, und entweder gebilligt oder verworfen werde.

Da nun aber die Stimme eines einzelnen Sprachlehrers, wenn ſie auch noch ſo triftige Gründe anführte, nicht entſcheidend iſt; weil ſie nicht Aufmerkſamkeit genug auf ſich zieht, ſo fühlt man hier vorzüglich das Bedürfniß, daß es im Mittelpunkte von Deutſchland, ein anerkanntes, mit den vorzüglichſten deutſchen Schriftſtellern in Verbindung ſtehendes, Tribunal geben möchte, deſſen Ausſprüche über Wort- und Sprachbildung, mit den gehörigen Gründen unterſtützt, auch ein entſcheidendes Gewicht haben müßten, weil alsdann die deutſche Nation, durch die Zuſtimmung ihrer vorzüglichſten und beliebteſten Schriftſteller, eigentlich ſelber den Ausſpruch thäte. Dieſer Wunſch iſt nun, durch die patriotiſchen Bemühungen des Königlichen Staatsminiſters Grafen von Herzberg Excellenz, als Kurators der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, zum Theil ſchon in Erfüllung gegangen.

Ich kehre nach dieſer Ausſchweifung zu meinem angeführten Beiſpiele zurück, wo noch der Ausdruck: ob Beklagter hinlängliche Gründe an- und ausführen könne u. ſ. w., vorzügliche Aufmerkſamkeit verdient, weil er dasjenige durch Kürze und Beſtimmtheit erſetzt, was ihm an Zierlichkeit und Schönheit abgeht.

Denn eine Härte bleibt dieſe Wortzerſtückelung immer, wenn ſo wie hier, mehrere Partikeln oder Theile von Wörtern ſich auf ein einziges Hauptwort beziehen, das nun dadurch ſelber gleichſam zu mehrern Wörtern wird, ob es gleich nur einmal da ſteht, und es klingt nichts komiſcher, als die folgenden Abkürzungen eines berühmten deutſchen Statiſtikers, der ſich um die Schreibart nicht viel bekümmert: Tugend- Sitt- und Ehrſamkeit; Holl- Eng- und Deutſchland, anſtatt, Holland, England und Deutſchland.

In dem angeführten Beiſpiele aber kommt es gerade darauf an, die nothwendige Verbindung zweier Sachen, nehmlich des Anführens und des Ausführens der Gründe, wo möglich in einen gedrengten Ausdruck, zuſammen zu faſſen, wodurch dieſer Nebenbegriff bei der Sache dennoch in ſeiner Wichtigkeit bezeichnet wird.

Und hierbei iſt überhaupt zu bemerken, daß beſonders in juriſtiſchen Aufſätzen, jeder Ausdruck, wodurch man Worte ſpart, vorzüglich empfehlungswerth iſt, weil bei der Verwicklung der Sachen, welche gemeiniglich ſtatt findet, alles darauf ankömmt, daß man durch Nebenbegriffe nicht aufgehalten werde, um zur Hauptſache zu kommen, und daß alſo die Nebenbegriffe ſo kurz, wie möglich, bezeichnet werden, geſetzt, daß dieß auch zuweilen auf Koſten der Zierlichkeit geſchehen müßte, welche bei Aufſätzen dieſer Art denn doch der Deutlichkeit untergeordnet bleiben muß.

Ich führe noch eine Stelle aus den Akten eben dieſes Prozeſſes, wo über die Aechtheit einer Handſchrift des Klägers entſchieden werden ſoll, zum Beiſpiel an:

„Kläger deklarirt, daß er ſich keinen Augenblick beſinnen werde, dieſe Schrift eidlich „zu diffitiren, wogegen von Beklagtem erwiedert wird, daß er den Kläger zum Diffeſſionseide nicht geſtatten könne, ſondern darauf antragen müſſe, daß eine Vergleichung „der Handſchriften durch Sachverſtändige angeſtellt werde.“

Deklariren iſt ein allgemein verſtandner Ausdruck; nur iſt er im Deutſchen nicht ſchön; denn erklären ſagt eben daſſelbe. Demohngeachtet aber iſt mit erklären eine Zweideutigkeit verknüpft; es heißt nehmlich ſowohl ſeinen Entſchluß kund thun, als auch, eine Sache deutlich machen. Mit deklariren iſt dieſe Zweideutigkeit nicht verknüpft; denn es heißt bloß, ſeinen Entſchluß kund thun, oder entſcheidende Antwort geben. Sollte dieß vielleicht ein Grund ſeyn, weswegen man in der Aktenſprache das Wort deklariren beibehielt? —

Allein da ſich doch aus dem Zuſammenhange leicht ergiebt, ob das Wort erklären den Begriff von Entſchluß oder von Belehrung ausdrückt, ſo ſcheint dieſer fremde Ausdruck nicht unentbehrlich zu ſeyn; und wenn es hieße: Kläger giebt die Erklärung, anſtatt, Kläger deklarirt, ſo hätte man an Schönheit und Zierlichkeit des Ausdrucks gewonnen, und an Kürze nicht viel verloren.

Der Ausdruck diffitiren, welcher das Gegentheil von eingeſtehen bezeichnet, ſetzet, um vollkommen verſtändlich zu ſeyn, ſchon lateiniſche Sprachkenntniß voraus; denn er iſt noch nicht einmal, ſo wie deklariren, in die Sprache des gemeinen Lebens aufgenommen; wenn ſich alſo dieſer Ausdruck auf eine ſchickliche Art erſetzen ließe, ſo würde die Sprache ſowohl als die Sache offenbar dadurch gewinnen. Denn jeder Begriff aus irgend einer Wiſſenſchaft, den man durch die Sprache der gemeinen Faſſungskraft näher bringt, iſt ein offenbarer Gewinn für den Schatz der umlaufenden und zur Wirkſamkeit reifenden Ideen.

Der Ausdruck *diffitiren* aber faßt freilich viele Begriffe zuſammen; er ſetzt voraus, daß ein *Geſtändniß* von mir erwartet wird, und bezeichnet nun, daß ich, ſtatt dieß Geſtändniß zu leiſten, vielmehr das Gegentheil von dem, was mir Schuld gegeben wird, behaupte, und alſo die Anklage gänzlich ableugne.

Hätten wir ein Wort *abgeſtehen*, oder *ungeſtehen*, ſo wie wir *eingeſtehen* haben, ſo würde dieß ohngefähr den Sinn ausdrücken.

Da es uns aber an einem ſolchen Ausdruck fehlet, ſo iſt man in dem obigen Aufſatze, in ſo fern es doch immer mehr auf die Sache, als auf die Worte ankam, bei dem hergebrachten juriſtiſchen Ausdruck geblieben, deſſen Bedeutung denn doch auch der Ungelehrte aus dem

Zuſammenhange wohl noch einigermaßen errathen kann.

Daß man nun auch den Eid, womit etwas diffitirt wird, nur einen Diffeſſionseid nennen darf, um dieſe Art ſogleich zu klaſſifiziren, macht auch eine größere Bequemlichkeit im Ausdruck, ſo bald man dieſe Wörter einmal verſieht.

Und dieſe Bequemlichkeit und Leichtigkeit führt eben in Verſuchung, daß man ſich oft noch ſolcher Ausdrücke bedient, die vielen Menſchen unverſtändlich ſind, wenn nur diejenigen, welche zuſammen die Geſchäfte betreiben, darüber einverſtanden ſind, und ſich einander mit Leichtigkeit und Bequemlichkeit ihre Gedanken deutlich machen können.

Wer ſieht aber nicht ein, daß dieß immer weiter führt, und zuletzt ſich eine Sprache bilden muß, die nur die Eingeweihten verſtehen, welche dadurch eine Anzahl Begriffe, die den übrigen Menſchen, die dadurch intereſſirt ſind, auch zu wiſſen nöthig wären, ausſchlieſſend in ihre Gewalt bekommen, und eben daher auch über dasjenige, was einmal an dieſe

Begriffe geknüpft iſt, unter ſich, nach Belieben ſchalten können.

Das Beſtreben muß daher, ſo wie es bei der preußiſchen Juſtizreform unter der Leitung eines Carmers geſchieht, beſtändig dahin gehen, daß ſo viel wie möglich, durch allgemein verſtändliche Ausdrücke, der Schatz von Begriffen, die allgemein im Umlauf ſind, immer vermehrt, und die Zahl der weniger allgemein verſtändlichen Ausdrücke immer vermindert werde.

Wenn dieß aber auf einmal geſchehen ſollte, ſo würde unter dem Ausdruck die Sache zu ſehr leiden; über dem Beſtreben allgemein verſtändlich zu werden, würden die Sachverſtändigen, an die hergebrachten Ausdrücke lange Dienſtjahre hindurch gewöhnt, ſich unter einander ſelber mißverſtehen; die gute Sache würde dadurch in übeln Ruf kommen, und man würde ſich nur deſto feſter an den Schlendrian wieder ketten.

Das einzige, was man thun kann, iſt daher, allmälig einen Ausdruck nach dem andern in die allgemein verſtändliche Sprache zu übertragen, und dieſe Uebertragung unvermerkt in Umlauf zu bringen; ja die alten Ausdrücke beizubehalten, wo die Sache ſelber zu verwickelt iſt, als daß man ſich nicht aller Hülfsmittel bedienen ſollte, um ſie wenigſtens den Sachverſtändigen gehörig ins Licht zu ſtellen, wenn es nicht möglich iſt, oder zu umſtändlich ſeyn würde, ſie für die gemeinen Begriffe vollkommen auseinander zu ſetzen; und überhaupt nie anders auf die Reformation des Ausdrucks zu denken, als wo es unbeſchadet der Sache geſchehen kann, denn ſobald dieſe dadurch aufgehalten und erſchwert wird, oder ſonſt auf irgend eine Weiſe darunter leidet, wird das ganze Unternehmen in einem lächerlichen Lichte erſcheinen, und da die menſchliche Trägheit ſich zu der Beibehaltung des einmal hergebrachten, oder dem Schlendrian ohnedem ſchon hinneigt, ſo wird man nicht unterlaſſen, jeden Nachtheil der etwa aus einer übertriebenen Reformationsſucht in Anſehung des Ausdrucks, entſtehen könnte, noch zu vergrößern, um einen Grund mehr zu haben, die ganze Sache als verwerflich, und als eine unnöthige und überflüſſige Neuerung darzuſtellen.

Von dem Beklagten heißt es nun in dem angeführten Beyſpiele, daß er den Kläger zum Diffeſſionseide nicht geſtatten kann. — Dieſe ganze undeutſche Wortfügung, welche hier noch der hergebrachten Sprache zu Liebe, und um ihr gleichſam ihren Tribut zu zahlen, beibehalten iſt, könnte wohl freilich durch eine richtigere Wortfolge übertragen werden; und wenn es hieße, Beklagter kann dem Kläger den Diffeſſionseid nicht geſtatten, oder ihn nicht zum Diffeſſionseide kommen laſſen, ſo würde weder der Sinn noch die Kürze des Ausdrucks auf irgend eine Weiſe darunter leiden. Wer alſo auf die immerwährende Beibehaltung ſolcher Ausdrücke und Wortfügungen, wie dieſer, in der Aktenſprache dringen, und ihre Verbannung hindern wollte, dem müßte man nothwendig eines hartnäckigen Eigenſinns, oder einer Beſchränktheit der Begriffe beſchuldigen, die aus ihrem gewohnten Gleiſe, auch nicht in Kleinigkeiten, verdrängt ſeyn wollen.

Mehrere hergebrachte juriſtiſche Ausdrücke ſind ein Beweiß, wie ſehr man, vielleicht wegen zu groſer Aufmerkſamkeit auf die Sache, den Ausdruck vernachläſſigt hat.

Denn wenn es z. B. heiſt: der klägeriſche Aſſiſtenzrath, anſtatt des Klägers Aſſiſtenzrath, ſo iſt doch wahrlich durch den undeutſchen Ausdruck klägeriſch weder in Anſehung der Kürze noch der Deutlichkeit des Begriffes das mindeſte gewonnen; ſondern es iſt dieß eine bloſe Sprechunart, die einer dem andern, ohne darüber zu denken, nachgeſagt hat.

Der undeutſche und ganz unrichtige Ausdruck klagbar werden, anſtatt eine Klage anbringen, entſtellt den Vortrag in einem ſonſt gut geſchriebenen juriſtiſchen Aufſaze. Denn auch hier gewinnt man auf Koſten der Sprachrichtigkeit weder an Kürze noch Deutlichkeit; vielmehr muß derjenige, welcher nicht geübt iſt, juriſtiſche Schriften zu leſen, ſich ordentlich zwingen, um mit dieſen Worten den rechten Sinn zu verbinden. Denn nach dem richtigen deutſchen Ausdruck würde man gerade das Gegentheil darunter verſtehen: er iſt klagbar, würde nicht heiſen, er klagt, ſondern er iſt ſelbſt in einem Zuſtande, wo er angeklagt werden kann.

Ich führe noch aus einem ſächſiſchen Formularbuche einen Kaufkontrakt zum Beiſpiel an, um das Wohlbedächtige und Vorſichtige in dem Ausdrucke von dem Ueberflüſſigen und Unnöthigen zu unterſcheiden.

„Zu wiſſen ſey hiermit, denen es nöthig, „daß heute zwiſchen N. N. Verkäufern eines, „und N. N. Käufern andern Theils, nachſte„hender beſtändiger und unwiderruflicher „Erbkauf wohlbedächtig abgehandelt und ge„ſchloſſen worden."

Beſtändig iſt gewiß überflüſſig; denn ein Erbkauf, der unwiderruflich iſt, muß auch wohl beſtändig ſeyn. Daß hingegen dieſer Kauf wohlbedächtich abgehandelt und beſchloſſen worden, ſcheinen nöthige Beſtimmungen zu ſeyn, um jeden Gedanken von Uebereilung dabey gänzlich aufzuheben.

Was alſo im gemeinen Leben pedantiſch klingen würde, wenn man bei einer Sache, die beſchloſſen iſt, immer noch hinzufügen wollte, mit welcher Ueberlegung ſie beſchloſſen iſt, das iſt hier, wo auf den Worten die Sache beruht, auf keine Weiſe wider die Zierlichkeit und Schönheit der Schreibart; ſondern vermehrt noch die Würde des Ausdrucks, bei welchem hier jedes Wort ſein Gewicht hat, und auf die Zukunft entſcheidend iſt.

In ſo fern aber die Sache ſelbſt eine ſolche genaue Beſtimmung und Umſtändlichkeit erfordert, kann man auch nicht ſagen, daß in dieſer Art von Geſchäften ein beſonderer Styl oder eine eigenthümliche Schreibart beobachtet werden müſſe, die eigenes Studium erfordert.

Sondern es beruht alles darauf, daß man die Wichtigkeit und Beſchaffenheit der Sache wohl einſehe, und dieſer Einſicht gemäß ſeinen Ausdruck nach dem Bedürfniß des Gegenſtandes zu bilden wiſſe, dieſer ſey nun, welcher er wolle.

Da nun aber gerade hier am meiſten auf den Worten beruht, ſo iſt es faſt kein Wunder, daß die Worte mit der Zeit gleichſam ein zu großes Recht erhalten haben, und diejenigen, welche ſich damit beſchäftigten, dieſes Recht noch weiter zu vergrößern ſuchten, um dadurch in ihrem Gebiete immer mächtiger zu werden. — Doch ich kehre zu meinem Beiſpiele zurück:

„Nehmlich es verkauft erwehnter N. ſein
„auf der breiten Gaſſe belegenes Haus u. ſ. w.
„mit allem dem, ſo darin Erd- Wied- Ried-
„Klammer- und Nagelfeſt iſt, u. ſ. w.

Ob nicht in dem Wied- Ried- Klammer- und Nagelfeſt die Ausführlichkeit und Beſtimmtheit auch ein wenig zu weit getrieben iſt, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn; wenigſtens ſcheint das Wied und Ried ſich wohl vorzüglich durch die Gleichheit des Klanges zuſammen gefunden zu haben, ſo wie Handel und Wandel, und ähnliche Ausdrücke.

Denn die menſchliche Trägheit reimt gerne, und man findet in allen Predigten und Formularen, aus den Zeiten der Dunkelheit und der Trägheit des Denkens häufig ſolche Ausdrücke zuſammen, die nur der Reim oder Gleichklang verbindet, und die dadurch unzertrennlich geworden ſind, ſie mögen ſich in den Zuſammenhang der übrigen Rede paſſen, und darin nothwendig ſeyn oder nicht. — Der Kaufkontrakt lautet nun weiter, wie folget:

„Wie ſolches alles von Verkäufern Hrn. M.
„bis anhero beſeſſen, genutzet und gebraucht
„worden, oder genutzet und gebraucht

„werden können; mit allen Rechten und „Gerechtigkeiten u. ſ. w. allermaßen er N. „und vorige Beſitzer ſolches geruhig inne gehabt, beſeſſen, genutzet und gebraucht „haben, oder auch hätten nutzen, genießen „und gebrauchen können oder mögen, „nichts im Geringſten davon ausgeſchloſſen, „ſondern mit allem und jeden ſeinen Ein- und „Zubehörungen, wie es in ſeinen Reinen und „Steinen, Mauern und Wierung gelegen „iſt, u. ſ. w.“

Ich überlaſſe es Sachverſtändigen zu beurtheilen, ob bei dem Ausdruck beſitzen, nutzen und brauchen, das brauchen nicht überflüſſig iſt, da das ſtärkere nutzen ſchon vorhergehet, und alles was ich nutze, doch auch gewiß von mir gebraucht wird. —

Von den beiden Ausdrücken, wie es hätte genutzt und gebraucht werden können, und mit allen Rechten und Gerechtigkeiten, ſcheint der eine überflüſſig zu ſeyn; weil völlig einerlei dadurch geſagt wird. Doch laſſe ich ich auch hierüber Rechtsverſtändige entſcheiden.

Das mögen aber iſt wohl ſchwerlich zu vertheidigen, eben weil es weniger ſagt, als das können, welches vorhergeht, und alſo hier unmöglich ernſthaft in Betracht kommen kann.

Mögen faſt nehmlich bloß den Wunſch des Nutzens, Genießens und Gebrauchens in ſich, da Können hingegen das Recht oder die Macht dazu bezeichnet; nun kann es doch aber bei dieſem Kaufkontrakt unmöglich auf den Wunſch ankommen, was der vorige Beſitzer gern hätte nutzen, genießen und gebrauchen mögen. —

Iſt aber das Wort mögen in der veralteten Bedeutung genommen, wo es ſo viel heißt als können; ſo klingt es nicht viel beſſer, als ob ich ſagen wollte: ihm iſt das Haupt und der Kopf abgeſchlagen worden.

Ein und Zugehörung iſt ſo wie das vorher erwähnte Gründe an- und ausführen, keine unzweckmäßige Bequemlichkeit des Ausdrucks, um die Sache, die man bezeichnen will, kurz und beſtimmt zu faſſen. Nur würde Ein- und Zubehörig doch wohl richtiger und beſſer ſeyn, als Ein- und Zu gehörung; und überhaupt können dergleichen Wortkettungen wohl nur ſtatt finden, wenn man der Sache zu Liebe einige Zierde des Ausdrucks aufopfert; denn ſchön ſind dieſe Zuſammenziehungen nie, weil ſie das Wort an ſich gleichſam zu ſehr herabſetzen, indem man der Zeitersparung wegen halbiert, und alſo für die Schönheit des Ausdrucks zu Sprachöconomiſch verfährt, wie in dem ſchon angeführten Holl- Eng- und Deutſchland, ſtatt Holland, England und Deutſchland. — Ich kehre wieder zu unſerm Kaufkontrakt zurück, und führe nur noch folgende Stelle daraus an:

„Es hat auch Hrn. Verkäufers Eheweib Frau N. mit Bewilligung ihres Herrn Kurators in dieſen Kauf dergeſtalt gewilligt, daß ſie wegen ihres Ehegeldes, Gegenvermächtniß u. ſ. w. weder jetzt noch künftig, noch zu ewigen Zeiten, auf das Hrn. N. Verkäuffers Garten und Zugehör nicht das Geringſte zu ſuchen, zu fordern und zu begehren berechtigt und befugt ſeyn will, zu welchem Ende ſie denn mit ebenmäßigen Konſens ihres Hrn. Kuratoris

„alle Rechtswohlthaten, ſo dem weiblichen Geſchlechte zu Gute verwendet, nachdem ſie derſelbigen genugſam erinnert, ſelbige auch von „ihr wohl verſtanden worden, beſtändig und „kräftiglich verziehen und begeben hat, „u. ſ. w.

Die ewigen Zeiten, auf welche die Ehefrau auf ihre Anſprüche Verzicht thut, ſind nun wohl gewiß überflüſſig. Jetzt und künftig faßt alles Nöthige in ſich, und die ewigen Zeiten ſind gewiß aus einer übertriebenen Bedachtſamkeit und Vorſicht das erſtemal hinzugeſetzt worden.

Die Ehefrau will ferner nicht das Geringſte ſuchen, zu fordern und zu begehren berechtigt und befugt ſeyn. Der ſtärkere Ausdruck fordern, welcher hier in die Mitte ſtehet, ſchließt die beiden ſuchen und begehren ſchon in ſich, und macht ſie eben daher überflüſſig.

Auch kommt es hier gar nicht auf das Suchen und Begehren, ſondern nur auf das wirkliche Fordern an, worauf die Ehefrau Verzicht thut. Das bloſſe Begehren reicht gleichſam noch nicht an die Berechtigung, und gehört alſo auch eigentlich in keinen Kaufkontract.

Man ſieht aber offenbar, daß man hier, um allen Ausflüchten vorzubeugen, den Ausdruck des nicht fordern zu dürfen, auf alle mögliche Weiſe verſtärken wollte, und alſo auch, um recht ſicher zu gehen, das Suchen und Begehren ſelbſt auf die Zukunft mit ausſchließen wollte, welches doch durch keine Rechtsformel, wenn ſie auch noch ſo bündig iſt, im Grunde verhindert werden kann.

Man ſieht alſo, wie die zu große Vorſichtigkeit und Genauigkeit auch zum Pedantiſchen und Lächerlichen bei dieſer Art Aufſätze, hat führen können.

Auch klingt es ſonderbar, daß die Ehefrau weder zu ſuchen, noch zu fordern, berechtigt und befugt ſeyn will, da das Berechtigen nicht mit in ihren Willen ſteht, und überhaupt auch ſchon das berechtigt und befugt ſeyn, mit dem Wollen eigentlich nichts zu thun hat; durch dieſen Kontrakt hört ja eben der freie und ungezwungene Wille auf.

Dadurch, daß die Ehefrau für jeßt und künftig auf alle Forderungen Verzicht thut, iſt ſie ja nun zu keiner Forderung mehr berechtigt und befugt; ſie möchte es übrigens ſeyn wollen oder nicht.

Vierzehnte Vorleſung.

Fortgeſetzte Prüfung eines Kontrakts, in Anſehung des Ausdrucks.

Aus dem ſchon erwähnten ſächſiſchen Formularbuche führe ich noch folgenden Pachtkontrakt zum Beiſpiel an, wo man, ohngeachtet des ſteifen und pedantiſchen im Ausdruck, doch manches nicht überflüſſig finden wird:

„Zu wiſſen, daß zwiſchen Hrn. D. N. allhier an einem, und N. Gärtnern am andern „Theil, nachfolgender Pachtkontrakt unter geſetztem Dato abgehandelt und vollzogen „worden.“

Das *zu wiſſen* verſteht ſich freilich von ſelber, und ich ſehe nicht ein, warum man nicht gleich unmittelbar ſagen könnte:

„Zwiſchen dem Hrn. Doktor N. und dem
„Gärtner N. iſt folgender Pachtkontrakt heute
„*abgehandelt* und vollzogen worden.“

Abgehandelt wird freilich zwar nicht gewöhnlich in dem Sinne, wie hier gebraucht; es paßt ſich aber ſehr gut, um den Begriff, der hier ausgedrückt werden ſoll, zu bezeichnen. Denn es iſt von einer Sache die Rede, worüber man *Verhandlung* gepflogen hat, und die nun *abgethan* iſt, welches beides durch *abhandeln* zuſammengefaßt wird.

Das *an einem und andern Theil* könnte wohl füglich wegbleiben; da ſchon der Begriff des Kontrakts ſelber vorausſetzt, daß die Perſonen, welche ihn ſchließen, jede für ſich beſonders betrachtet, und nicht mit einander verwechſelt werden dürfen. Aus allen dergleichen Ausdrücken leuchtet eine übertriebene Behutſamkeit und Bedachtſamkeit hervor, welche das Maas überſchreitet, indem ſie nichts will fehlen laſſen.

Das Gefühl des Verhältnißmäßigen der Sache zu dem Ausdruck, war es eben, wodurch ſich der ſchöne und edle Styl der Alten bildete, deren freyer und entſchloſſeyer Geiſt aus jedem Worte, das ſie ſprachen und ſchrieben, hervorleuchtete. Doch ich kehre zu meinem Beiſpiel zurück:

„Es verpachtet **Eingangs gedachter**
„Hr. D. N. ſeine zu N. habende und außer
„dem Gute gelegenen zwei Gärten, nehmlich
„den ſogenannten Luſtgarten zwiſchen N. N.
„und den Berggarten auf dem heiligen Berge,
„von jetzige Oſtern a. c. bis wieder dahin 1741,
„und alſo auf 4 Jahr dergeſtalt und alſo, daß
„Oberwähnter ſich dieſer Gärten bedienen,
„alles daſelbſt wachſende Obſt und Garten-
„früchte in ſeinen Nutzen verwenden, auch die
„Miſtbeete u. ſ. w. nach ſeinem Gefallen an-
„bauen und gebrauchen möge, wie es einem
„haußwirthlichen Gärtner gebühren
„mag.“

Das **Eingangs gedachter** iſt gewiß überflüſſig; denn es kann doch hier unmöglich von einem andern Doktor N. die Rede ſeyn, als von dem, welcher mit dem Gärtner den vorliegenden Pachtkontrakt geſchloſſen hat. Eine ſolche übertriebene Vorſicht aber iſt lächerlich, da der Fall nie eintreten kann, daß ein andrer Doktor N., von dem hier nicht die Rede iſt, jemals an die Stelle des wirklich gedachten eingeſchoben werden könnte.

Offenbar fehlerhaft iſt aber nun der Ausdruck: ſeine zu N. habenden Gärten; und man ſieht hieraus, mit welcher übertriebnen Aengſtlichkeit in Anſehung der Sachen, und mit welcher Nachläſſigkeit im Ausdrucke dieſe und ähnliche Formulare verfertigt ſind.

Wenn es heißt ſeine Gärten, ſo iſt doch das wohl hinlänglich, um den wirklichen Beſitz zu bezeichnen, und habenden macht zu dem Begriffe des Beſitzes wahrlich keinen Zuſatz, ſondern verwirrt vielmehr den Sprachgebrauch, und ſetzt einen unverzeihlichen Mangel an Kenntniß der Mutterſprache voraus, welche nur bei dem ungebildeten Pöbel ſtatt findet, der ſich eine wohlruhende oder wohlſchlafende Nacht wünſcht, gleichſam als ob die Nacht ſelber ruhen und ſchlafen, und hier die Gärten ſelbſt haben ſollten, ſtatt daß ſie gehabt werden; welcher letzte Ausdruck aber nicht ſtatt finden kann.

Denn wie würde es klingen, wenn man ſagen wollte: ſeine von ihn zu N. gehabt werdende zwei Gärten. Haben kann ſchlechterdings nicht leidend gedacht werden, da haben keine wirkliche Handlung, ſondern nur ein Verhältniß oder ein Zuſtand iſt, worin ſich eine Sache mit ihrem Beſitzer befindet.

Ich kann z. B. ſagen: die Sache wird gehalten, weil halten eine wirkliche Handlung iſt, die auf die Sache übergeht, und wogegen ſie ſich leidend verhält; aber nicht: die Sache wird gehabt; daher ſagt man auch ſtatt deſſen: die Sache iſt in ſeinem Beſitz, ſie gehört ihm.

Der Ausdruck dergeſtalt und alſo wäre wohl nicht ganz zu verwerfen, wenn ſehr viele genaue Beſtimmungen folgen, auf welche die ganze Aufmerkſamkeit durch einen ſolchen doppelten Ausdruck gerichtet werden ſoll.

Dergeſtalt würde gleichſam mehr auf die äußere Form und alſo auf die innere Art und Weiſe, aufmerkſam machen; wenigſtens ſind die beiden Ausdrücke nicht ganz gleichbedeutend.

Alſo hat freilich nur in der veralteten Schreibart den Sinn, den es hier hat, da es ſonſt ſo viel als darum oder deswegen heißt, und hier das bloße ſo nur durch das hinzugefügte al verſtärkt und nachdrücklicher gemacht wird.

Dergeſtalt bezeichnet hier die eigentliche Form bei der Sache, worauf es hier gerade mit ankömmt. — Man kann alſo dieſe beiden Ausdrücke wohl gelten laſſen, wenn die ganze Aufmerkſamkeit auf die Art und Weiſe, wie das, was in einer gewiſſen Form geſchiehet, gerichtet werden ſoll.

Der Pachtkontrakt lautet ferner:

„Wie nun Abmiether ſich von allen und je-
„den Obſtbäumen der Nutzung in erwähnten
„Garten anzumaßen hat, ſo iſt er inzwiſchen
„keinesweges berechtiget, nach eignem Gefallen
„Bäume auszuheben, oder umzuſchlagen, noch
„auch, dafern derſelben einige eingehen ſollten,
„vor ſich zu behalten, ſondern ſelbige Herrn
„Verpachtern zu überliefern, und nur das
„Schnittholz an den Weinſtöcken und Bäumen

„an ſich zu nehmen; nicht minder iſt letzterer „verbunden, an die Stelle der ausgegangenen „Bäume aus der Baumſchule andere zu ſetzen, „oder es Herrn Verpachtern, daß er auf ſeine „Koſten andere ſetzen laſſen könne, anzuſagen."

In mentionirten anſtatt erwähnten Gärten, läßt ſich gar nicht vertheidigen, und wird auch von keinem Verfaſſer eines juriſtiſchen Aufſatzes, der auf litterariſche Bildung einigen Anſpruch macht, mehr gebraucht werden.

Sich die Nutzung irgend einer Sache anzumaßen haben, anſtatt dazu berechtigt ſeyn, iſt ebenfalls ein nicht zu entſchuldigender Wortmißbrauch, weil anmaßen gewöhnlich in einem ganz andern Sinne als hier gebraucht wird, und mit dem Begriffe von Ungerechtigkeit verknüpft iſt, der hier erſt ganz davon hinweggedacht werden muß, wenn es kein Mißverſtand werden ſoll.

Das anmaßen ſcheint hier nur deswegen gebraucht zu ſeyn, weil gleich darauf berechtigen folgt, und dieſer Ausdruck nicht zweimal geſetzt werden ſollte. Allein wenn das erſtemal berechtigen gebraucht worden, ſo hätte das zweitemal dürfen füglich geſetzt werden können.

Und dann iſt der Wortbau abſcheulich, wenn es heißt: wie nun Abmiether u. ſ. w. ſich die Nutzung anzumaßen hat, ſo iſt er inzwiſchen keinesweges berechtiget u. ſ. w.; wozu hier das inzwiſchen? und was ſoll das wie nun, und ſo? da es offenbar heißen muß:

„Obgleich der Abmiether zu der Nutzung „aller und jeder Obſtbäume in den erwähnten „Gärten berechtiget iſt; ſo darf er dennoch „keinesweges nach eigenem Gefallen Bäume „ausheben, u. ſ. w.

Was iſt denn das für eine Sprache, in welcher obgleich durch wie nun, und dennoch durch inzwiſchen ausgedrückt wird? Was findet denn hier für eine Vergleichung ſtatt, daß der Abmiether eben ſo wie er zu der Nutzung der Obſtbäume berechtigt iſt, inzwiſchen zu ihrer Aufhebung nicht berechtigt ſeyn ſoll; weil ein Unſinn oder vielmehr Nichtſinn liegt in dieſen Worten, ſo wie ſie hier in Verbindung geſtellt ſind!

Eine ganz unrichtige und ſchiefe Vorſtellung findet ſich noch am Schluſſe dieſes Perioden: daß nehmlich der Abmiether verbunden ſeyn ſoll, an die Stelle der ausgegangnen Bäume aus der Baumſchule andre zu ſetzen, oder es Herrn Verpachtern, daß er auf ſeine Koſten andre ſetzen laſſen könne, anzuſagen.

Was denn anzuſagen? Hier iſt ja noch nichts genennt; und es müßte nothwendig heißen: wenn von den Bäumen welche ausgehen ſollten, ſo iſt der Abmiether verbunden, entweder an die Stelle der ausgegangnen Bäume ſelbſt andre zu ſetzen, oder dem Herrn Verpachter ſogleich davon Nachricht zu geben, damit dieſer auf ſeine Koſten andre ſetzen laſſen könne.

Man ſieht aus dieſen allen wohl ein, daß zu Geſchäften im Grunde keine andre Sprache, als zu allen übrigen Gegenſtänden des Denkens erfordert wird, eben weil Geſchäfte ein Gegenſtand des vernünftigen Denkens, und von dieſem die Worte nur der Ausdruck ſind.

Das hergebrachte Fehlerhafte in der Geſchäftsſprache läßt ſich, aus den ſchon angeführten Gründen, nicht auf einmal abſchaffen, aber die Richtung des menſchlichen Denkens muß doch, ſo viel es Zeit und Umſtände nur erlauben, immer dahin ſtreben, daß dieſen Mißbräuchen entgegengearbeitet werde, weil dadurch für die menſchlichen Angelegenheiten wirklich mehr gewonnen wird, als es anfänglich ſcheint, wenn man erwägt, wie viel von den Begriffen, und wie viel bei dieſen wieder von den dazu gewählten Worten abhängt.

Was den Fortſchritten einer guten Schreibart in Geſchäften am meiſten ſchadet, iſt die traurige Scheidewand zwiſchen den Fakultiſten und Belletriſten, welche leider noch immer ſtatt findet.

Den Belletriſten fehlt es an Sachkenntniß, den Fakultiſten an Sprache; und beide ſuchen ſich durch wechſelſeitige Verachtung für ihre Unkunde ſchadlos zu halten. Jetzt iſt man nun auf einen guten Wege, ſich einander zu nähern.

Denn je mehr die Achtung für eine gute und edle Schreibart die Oberhand gewinnt, deſto mehr wird ein rühmlicher Ehrgeiz die Geſchäftsmänner anſpornen, mit ihren Sachkenntniſſen den Ausdruck zu verbinden, der ſie erſt geltend macht, und ihnen zugleich eine Art von glänzendem Gepräge giebt.

Die Belletriſten aber würden nun bei dieſen Wetteifer durch die Geſchäftsmänner ganz verdrängt und in Dunkel geſtellt werden, wenn ſie ſich nicht auch beſtreben wollten, mit ihrer Stärke im Ausdruck richtige Sachkenntniſſe zu verbinden, wodurch ſie jenen das Gleichgewicht halten.

Auf jeden Fall iſt es zur Bildung des Geiſtes und Entwickelung der Denkkraft nöthig, daß die Schreibart vorzüglich geſchätzt werde; denn wenn man erſt dahin kömmt, daß man nur auf die Sache und gar nicht mehr auf die Schreibart ſiehet, ſo bleiben gar keine Grenzen mehr; man verliert ſich in einen Ocean von Gegenſtänden, und uns bleibt zuletzt kein Kompaß mehr zu der Richtung der Gedanken übrig.

Die Schreibart hebt ſich gleich, ſo wie das eigentliche Handeln in die Darſtellung übergeht — ein dramatiſcher Dichter, der einen intereſſanten Auftritt aus dem Leben nimmt, um ihn in ſchöner Nachahmung wieder darzuſtellen, wird freilich jedes Wort genauer abwägen, als es von den Perſonen geſchehen konnte, mit denen ſich jener Auftritt im wirklichen Leben ereignete.

Denn bei dem Dichter ſind nun, da die wirkliche Begebenheit vorüber iſt, die Worte wodurch ſie wieder dargeſtellt wird, die Hauptſache.

So iſt es auch mit der Geſchichte, wenn ſie vorbei iſt; ſie iſt nun nicht mehr in den Feſſeln der Wirklichkeit, und ſchleift ſich gleichſam ab, da ſie durch die Erzählung in die bloße Erſcheinung übergeht.

Die Geſchäfts- und Staatsverhandlungen u. ſ. w. ſind gleichſam noch die Geſchichte im Werden oder in der Wirklichkeit, mit allen anklebenden Schlacken, die nur durch die Zeit erſt abgeſchliffen werden können, oder vielmehr durch das gänzliche Vorbeiſeyn der Sache ſich von ſelbſt ablöſen.

Das iſt nun wohl die Urſach, daß man die Geſchäftsſprache, als etwas beſonders betrachtet hat, weil man zwiſchen der darſtellenden Schreibart, und derjenigen, womit man ſelbſt

Geſchäfte betreibt, einen zu ſcharfen Einſchnit machte.

Freilich iſt ein auffallender Unterſchied dazwiſchen, wenn ich jemanden ein ihn betreffendes Teſtament, oder etwas aus einem eleganten Schriftſteller zur Unterhaltung vorleſe; beides aber hat doch zur Abſicht, deutliche und leicht zu faſſende Begriffe zu erwecken; und das Teſtament und das Buch müßten in dieſer Rückſicht einerlei Eigenſchaften haben, wenn das eine die Zuhörer unterhalten, und das andre der aufgeregten und auf eignen Vortheil ſich gründenten Wißbegierde Gnüge leiſten ſolle.

Die Worte, womit man Geſchäfte ausrichtet, werden ihres Zwecks gewiß deſto weniger verfehlen, jemehr ſie darſtellend ſind, und die Sachen anſchaulich machen. Bei den Worten, womit man bloß unterhalten will, findet eben dieß Erforderniß ſtatt; der Unterſchied liegt nur darin, daß bei dieſen bloß das Vergnügen, und bei jenen Vergnügen und Nutzen zugleich in Anſchlag kömmt.

Diejenigen Verhandlungen in Staatsſachen, z. B. welche zu der Zeit, da ſie wirkſam ſeyn ſollten, am beſten und zweckmäßigſten abgefaßt waren, werden auch da noch, wo ſie als Aktenſtücke in der Geſchichte wieder vorkommen, eine Zierde des Vortrags ſeyn, und um ſo mehr ſelbſt den Worten nach beibehalten werden können, je weniger Ueberflüſſiges und Unzweckmäßiges darin enthalten, und je mehr der Ausdruck im Einzelnen und im Ganzen der Wichtigkeit der Sache angemeſſen iſt.

Man kann freilich wohl ſagen, daß durch die Verwickelung der menſchlichen Verhältniſſe im bürgerlichen Leben, auch der Knäuel der Geſchäfte ſelbſt immer verworrener wird, und daß dieſes denn auch auf die Schreibart natürlicher Weiſe Einfluß hat.

Man muß aber hierbei auch erwägen, daß wechſelſeitig eine weitſchweifige und verworrene Schreibart die Geſchäfte ſelbſt wieder ohne Ende ausſpinnt, und Schuld iſt, daß zuletzt der Verſtand aus den Labyrinthen von Materialien, die nur das Gedächtniß aufhäuft, den Faden nicht wieder finden kann.

Es iſt gewiß ausgemacht, daß eine lichtvolle und deutliche Schreibart auch den Gang der Geſchäfte verkürzt, und daß die menſchlichen Verhältniſſe ſelber dadurch wieder in ein einfacheres Geleis kommen werden, wenn man im Ernſt ſich bemühen wird, durch den Schwall von Worten nicht mehr die Sachen zu verwirren, ſondern mit keinem Worte mehr Nachſicht zu haben, das nicht an ſeiner Stelle von gehörigem Gewicht und Bedeutung iſt, und nicht ſeinen Platz mit völligem Rechte behauptet.

Denn es iſt ja in die Augen leuchtend, daß man dann leichter und ſchneller zum Ziele kömmt, wenn der Gedanke durch nichts Unnöthiges und Ueberflüßiges mehr aufgehalten wird, und daß alſo jedes Wort, welches man beym Ausdruck erſpart, Gewinn für den Gedanken und folglich auch für die Sache iſt.

Um junge Leute, die zu Geſchäften erzogen werden, in einer zweckmäßigen Schreibart zu üben, müßte nur derjenige den Preis erhalten, der über einen und denſelben Gegenſtand unter allen übrigen ſich am kürzeſten und beſtimmteſten ausgedrückt hätte, ohne dadurch der Deutlichkeit zu ſchaden; und man könnte gewiß ſagen, daß einer, der dieſe Kraft beſitzt, auch im Stande iſt, irgend ein verwickeltes

Ganze mit Leichtigkeit zu überſehen und zu ordnen.

Eine ſolche Aufgabe wird gewiß der beſte Probierſtein der Köpfe ſeyn; denn hier kann ſich einer durch nichts Fremdes, durch keine erborgten Floskeln helfen, ſondern es kömmt darauf an, daß er den Gegenſtand, den er bearbeiten ſoll, nicht nur mit dem Gedächtniß, ſondern mit der Urtheilskraft wohl gefaßt habe, und nun in ſo wenigen Worten, wie möglich, den Ausdruck ſeiner Gedanken zuſammendränge, um eben durch dieſe Erſparung von Worten der Sache ſelbſt um deſto näher zu kommen.

Mit mehr Worten, und mit dem Fluß einer ſogenannten Beredſamkeit ſich nachher über dieſelbe Sache auszubreiten, wird einem ſolchen ſehr leicht werden, der einmal die Materie in ſeiner Gewalt hat, weil er im Stande war, ſie in wenigen Worten zuſammen zu faßen. Denn wo viel eingewickelt iſt, da läßt ſich auch viel auswickeln, und wo wenige Worte viel Bedeutung haben, da laſſen ſich auch dieſe wenigen Worte, wenn es darauf ankömmt, ſehr leicht in viele verwandeln.

Umgekehrt läßt ſich aber nicht ſchließen, daß wer etwas mit vielen Worten zu ſagen weiß, nun auch, ſobald er will, ſich in die Kürze faſſen könne. Denn dies letztere erfordert vorzügliche Seelenkraft, und eben ſo viel Uebung im Denken als im Schreiben: daß aber beides mit einander verknüpft ſeyn müſſe, iſt eben der Hauptgrundſatz, von welchem wir bei dieſen Vorleſungen ausgegangen ſind.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorleſungen
über
den Styl

---

oder
praktiſche Anweiſung
zu
einer guten Schreibart
in Beiſpielen
aus den vorzüglichſten Schriftſtellern

von

Karl Philipp Moritz,

weil. Königl. Preußiſchem Hofrath und Profeſſor, ordentlichem
Mitgliede der Königl. Akademie der Wiſſenſchaften und
des Senats der Akademie der bildenden Künſte
zu Berlin.

Zweiter Theil.

Berlin, 1794.
bei Friedrich Vieweg, dem ältern.

L jun 184 6/2

[illegible]

Vorrede.

Der Verfaſſer des Werks über den Styl, von welchem hier dem deutſchen Publikum der zweyte Theil vorgeleget wird, iſt nicht mehr. Der Streich des Todes traf ihn, gleichſam noch mit dem Meißel in der Hand, bey der Ausarbeitung der erſten Abſchnitte dieſes zweyten Theils; — und das Werk lieb — Torſo.

Ein Mann von namenloſem Namen, der ch am Ende dieſer Vorrede unterzeichnet, wagte es, von dem Hrn. Verleger aufgefordert, en vortreflichen Ueberbleibſeln des verſtorbeen Meiſters, ſo viel von ſeinem eigenen anzuügen, daß derjenige, der die Ueberbleibſel berachtet, ein Ganzes wenigſtens ahnden ſollte.

Die Abſchnitte von S. 1 — 128 ſind das Gebilde der Hand des vortreflichen Künſtlers: alles übrige bis zu Ende iſt unbedeutender Anſchluß von dieſem ungeübten Meißel.

Gern hinge ich an dieſem Torſo noch ein kleines Denkmal meiner Verehrung, und und zugleich meiner Dankbarkeit gegen den Früh-erblaßten auf. Ich kannte und ſchätzte ihn perſönlich. Einige lehrreiche Bemerkungen, die er mir bey der Ausarbeitung eines Werkes, das mich ſeit einigen Jahren vorzüglich beſchäftigte, ſchon vor mancher Zeit mitgetheilt, erinnern mich nicht ohne Rührung an meine einſtweilige Bekanntſchaft mit ihm. Und als ich neulich die Handſchrift zweyer mir ſo werthen Männer, als Morus, und der nach ihm verſtorbene verdienſtvolle Inſpektor in Züllichau, Herzlieb, mir waren, auf meinem Schreibepult vor mir liegen ſahe: (indem ich beyder Anmerkungen zur Boruſſias, mit einander verglichen und zuſammengeordnet, ſo eben dem Druck überliefern, und dem Werk ſelbſt anſchließen wollte): da rollten mir Thränen der Wehmuth auf die Urne der beyden Edlen nieder.

Aber die engen Grenzen einer Vorrede verſtatten mir nicht, meiner Pflicht und meinem Herzen genug zu thun, und mich über Verdienſt und Charakter des Verfaſſers ſo mancher ſchätzenswürdigen Werke der deutſchen Litteratur zu verbreiten. Ueberdem hat ſchon die feine Hand des Herrn Profeſſor Meyer aus Göttingen bey der Herausgabe des Moritziſchen Fragments: „Caecilia“ auf das Grabmal des Verſtorbenen eine Inſchrift geätzet, die, wenigſtens mehr gilt, als ein Eloge à la Thomas, und worin er die nicht allgemein - genug anerkannten Tugenden, ſo wie die beynahe zu hart geſtraften Fehler deſſelben, in dem Lichte zeiget, in welchem der vorurtheilfreye Mann mit edler Seele, beyde, immer anſahe und immer anſehen wird.

Von der Fortſetzung dieſes Werks alſo nur folgendes.

Eben ſo wohl durch die Erinnerungen kenntnißreicher und geſchmackvoller Critiker, als durch eigenes Urtheil beſtimmt, betrachtete der Fortſetzer alles das, was der Verf. bis dahin über Styl und Gedankenausdruck geſagt hatte, als vorbereitende Einleitung, und entſchloß ſich, die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart, nemlich die Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebhaftigkeit, die Würde und den Wohlklang, in ihrem Verhältniß zu den Fähigkeiten unſeres Geiſtes, in ſo fern dieſe auf die Rede Beziehung haben, darzuſtellen, ihren gegenſeitigen Zuſammenhang, ſo wie ihre Vollzähligkeit, nach pſychologiſchen Grundſätzen zu entwikkeln, und, nach der durchaus practiſchen Manier ſeines nachahmungswürdigen Vorgängers, durch Beiſpiele von der fehlerhaften, und von der claſſiſchen Gattung, zu erläutern. Denn vergebens ſuchte ich, vergebens ſuchten andre, in den bisherigen Lehrbüchern über den Styl, nach beſtimmten Grundſätzen jener Eintheilung der allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart, durch welche ſie ſich einander gegenſeitig begründen und unterſtützen.

Herr Adelungs mit Recht berühmtes und in ſeiner Art einziges Werk, leiſtet alles, was man von ſeinem Fleiß und ſeinem Scharfſinn erwarten konnte. Aber in einem ſo ausgebreiteten, und doch wenig angebauten Felde, kann es nicht anders, als noch manche blühende Ernten für künftige Arbeiter geben.

Die Idee, welche der Philoſophy of Rhetoric des Engländer Cambpell zum Grunde liegt, war groß und umfaſſend: aber unbeſtimmt, wie ſie, nach allem, was er darüber ſagt (den erſten Theil des Werkes hab' ich ſelbſt überſetzt) ihm vorſchwebte, entſpricht ſie auch in ihrer Ausführung ſo gar nicht der Erwartung. Ueber dem Logiker, dem Metaphyſiker und Aeſthetiker, der der Engländer durchgängig ſeyn will, vergißt er den philoſophiſchen Sprachforſcher, der er durch den Zweck des Werkes ſeyn ſollte. Der zweyte Theil trift näher zu Ziel: aber die ächt-philoſophiſche, äußerſt fruchtbare Grundidee, nach welcher das ganze Werk hätte bearbeitet werden müſſen, iſt überall verwiſcht.

Es ſcheint daher für irgend einen der philoſophiſchen Sprachforſcher, deren Deutſchland an ſeinen Garven, Engeln, von Blankenburg u. a. ſo vortrefliche hat, die Ausarbeitung eines philoſophiſch-critiſchen Werks aufbehalten zu ſeyn, welches man, da wir für das fremde Wort Styl kein entſprechendes deutſches haben, die Philoſophie der Rede, nennen könnte: d. h. die Philoſophie der auf alle Gattungen des wörtlichen Ideenausdrucks angewendeten Sprache. Die vollſtändige Entwickelung der Idee eines ſolchen Werks gehört nicht hieher.

Dem Verfaſſer dieſes unbeträchtlichen Anhangs zu dem Moritziſchen Werk ſtieg während der Ausarbeitung, wiederholentlich der Gedanke auf, daß es noch irgend ein höheres Princip der Philoſophie der Rede geben muß: auf deſſen Entwickelung aber hier nicht Rückſicht genommen werden konnte, und, weil das Werk, nach dem angelegten Plan, durchaus mehr practiſch, als ſpeculativ ſeyn ſollte, auch nicht genommen werden durfte! In einer Philoſophie der Rede aber wäre dieſe Rückſicht unerlaslich. Moritz ſelbſt hat, bey aller Vortreflichkeit des Werks, dennoch hier, ſo wie in keinem andern ſeiner Producte, nach einer durchgängig-beſtimmten Idee gearbeitet.

Auch nach dieſer Fortſetzung iſt, wie der Leſer ſelbſt ſehen wird, das Werk noch nicht vollendet: und es gehört wenigſtens noch ein dritter Theil dazu. An deſſen Ausarbeitung ich aber wegen anderer, meinem Geiſt für jetzo näher liegenden Ideen, nicht denken kann. Die am meiſten praktiſchen und anwendbaren Materien über den Styl wird man darin ohne Zweifel abgehandelt finden.

Den 1ten April 1774.

D. Jeniſch.
in Berlin.

Erſte Vorleſung.

Verſuch einer Entwickelung des Periodenbaues.

Garve.

„Es iſt gewiß, daß in unſerer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, wenn ſie in Unordnung iſt, und daß alsdann alle ihre Bewegungen, ſelbſt die, durch welche die gefährlichſten oder ſchmerzhafteſten Symptomen der Krankheit veranlaßt werden, darauf abzielen.“

„Wenn aber dieſe Bewegungen ihren Zweck erreichen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie nicht geſtört werden. Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven und Gefäßen alsdann gelaſſen wird; deſto mehr können ſie die Materie der Krankheit, die ſich in Ihnen gehäuft hat, überwältigen und fortſchaffen; oder deſto

„ſchneller können ſie, wenn ſie bloß abgeſpan=
„net ſind, ihren Ton wieder erlangen. Nichts
„aber befördert dieſe Ruhe mehr, nichts kommt
„der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine
„zu ihrer Wiedergeneſung mehr zu Hülfe, als
„Geduld und Ruhe der Seelen.“

Der Periodenbau iſt hier ein getreues Bild von der allmäligen Entwickelung ſchöner und ruhiger Gedanken; keine gewaltſame Einſchiebung unterbricht die Folge; durch keinen raſchen Sprung wird von dem einen Gedanken zum andern ein plötzlicher Uebergang gemacht, alles wird gehörig vorbereitet, und ſtellt und ründet ſich allmälig, wie die Frucht am Baume, welche zum Abfall reif iſt.

Der erſte Theil des Perioden:

„Es iſt gewiß, daß in unſerer Maſchine
„eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wieder herzuſtellen,
„wenn ſie in Unordnung iſt;“

hat zu dem zweiten Theile eine verhältnißmäßige Länge; das heißt, er iſt kurz und abgebrochen genug, um einen vollſtändigen Schluß des Perioden vorzubereiten und erwarten zu laſſen, und iſt doch auch nicht zu kurz und abgebrochen, um in den zweiten Theil ſanft überzugehen, und mit ihm ein ſchönes Ganze zu bilden.

Der zweite Theil des Perioden „und daß
„alsdann alle Bewegungen, u. ſ. w.“
füllt ſich durch den eingefügten Satz
„ſelbſt die, u. ſ. w.“
ſo daß der Schluß
„darauf abzielen u. ſ. w.“
nun eine Gedankenfülle in ſich enthält, wo ein einziges Wort allein die vorher entwikkelten Begriffe wieder in ſich zuſammen faßt, und ſie, indem es ausgeſprochen wird, noch einmal vor die Seele bringt.

Der kurze Periode, welcher nun folgt:

„Wenn aber — bis, nicht geſtört werden,“ macht, wegen ſeiner Kürze und Einfachheit eine ſchöne Vorbereitung zu dem folgenden längern und zuſammen geſetztern Perioden:

„Je mehr Ruhe u. ſ. w.“ bis: ihren Ton wieder erlangen.“

Ob nun gleich bei erlangen ein Punktum ſteht, ſo können wir doch den folgenden Perioden:

„Nichts aber befördert u. ſ. w. als eine Fortſetzung oder als den völligen Schluß des vorhergehenden betrachten.

Und dieſer Schluß des Ganzen hat einen vorzüglichen ſchönen Silbenfall.

„Nichts befördert dieſe Ruhe mehr, nichts „kommt der wohlthätigen Wirkſamkeit der „Maſchine zu ihrer Geneſung mehr zu Hülfe, als Geduld und Ruhe der Seele.“

Es kömmt nun darauf an, zu entwickeln

wie?

etwas ſchön gedachtes ſchön geſagt wird.

Geduld heilt Krankheit und körperliche Schmerzen. —

Dieſer Gedanke iſt von dem angeführten Schriftſteller gewiß ſchön geſagt; worin liegt die Schönheit? —

Der Hauptbegriff Geduld wird ſo geſtellt, daß auf ihn das ſtärkſte Licht fallen muß; die übrigen Begriffe ſind ihm alle verhältnißmäßig untergeordnet, und zwecken alle dahin ab, um dieſem die größte Klarheit und Deutlichkeit zu geben.

Zuerſt wird zu dem Ende der Begriff von Heilung und Geneſung entwickelt:

„Es iſt gewiß, daß in unſrer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wieder herzuſtellen „u. ſ. w."

Der Begriff von Geduld wird dagegen geſtellt.

„Wenn aber dieſe Bewegungen (der Maſchine zu ihrer Wiederherſtellung) ihren Zweck „erreichen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß „ſie nicht geſtört werden."

Der allgemeine Begriff wird nun anſchaulicher gemacht; der Gedanke wird gleichſam verkörpert:

„Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven und Gefäßen alsdann gelaſſen wird u. ſ. w."

Der Begriff von Krankheit in ſo fern entweder eine ſchadende Materie ſich angehäuft hat, oder durch Abſpannung die Nerven ihren Ton verlohren haben, wird mit Fleiß auseinander geſetzt, um durch dieſen vollſtändig entwickelten untergeordneten Begriff, den Hauptbegriff in ein deſto volleres Licht zu ſetzen.

„Nichts kommt der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung mehr „zu Hülfe, als Geduld und Ruhe der Seele."

Wenn dieß nun gleich im Anfange wäre geſagt worden, ſo würde es ſeine Wirkung ſehr verfehlt haben. Es mußte bis zuletzt aufgeſpart, und erſtlich die untergeordneten Begriffe vollſtändig entwickelt werden, um das Licht von dieſen auf den Hauptbegriff zu ſammlen.

Das Geheimniß etwas ſchön gedachtes auch ſchön zu ſagen, liegt alſo vorzüglich darin, daß man den Ausdruck des Hauptgedanken gehörig aufzuſparen und ihn gerade an den Ort zu ſtellen wiſſe, wo er die meiſte Wirkung thut.

Man muß zu dem Ende die Seelenkraft beſitzen, oder ſich vielmehr in der Fertigkeit üben, das Bild ſeiner Gedanken gleichſam umzukehren, damit, wenn dieſes Bild ſich in der Seele des Leſers ſpiegelt, es wieder von der rechten Seite erſcheine.

Was ſich uns in unſerer Gedankenvorſtellung zuerſt aufdrängt, iſt nicht immer das, was wir auch zuerſt ſagen müſſen, wenn ein Bild unſerer Gedanken in einem andern erweckt werden ſoll.

Uns iſt eine Vorſtellung vorzüglich lebhaft; wir verfolgen die Reihe von untergeordneten

Vorſtellungen, wodurch ſie es geworden iſt, und wenn wir nun unſern Gedanken niederſchreiben, ſo fangen wir da an, wo unſere Betrachtung aufgehört hat, und ſteigen gleichſam die Leiter wieder hinauf, die wir hinab geſtiegen ſind, weil wir nun nicht mehr unſern eignen Gedanken für uns ſelber entwickeln, ſondern ſchon hinlänglich damit bekannt ſind, und nun in der Seele des Leſers ein Ideenſpiel hervorbringen wollen, das demjenigen ähnlich tönen ſoll, welches in unſerer Seele ſchon ausgeklungen hat.

Alles kommt nun darauf an, daß den Nebengriffen kein zu ſtarkes Licht gegeben werde, wodurch ſie den Hauptbegriff verdunkeln würden, und daß ſie doch gerade ſo vollſtändig entwickelt ſind, als es nöthig iſt, um den Hauptbegriff gehörig vorzubereiten, und ſeine Folge nothwendig zu machen.

In dem angeführten Beiſpiele durfte von der inwohnenden Kraft unſerer Maſchine ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, gerade nur ſo viel geſagt werden, als nöthig war, um überzeugend darzuthun, daß Geduld das vorzüglichſte Heilmittel ſey.

Der ganze Periode konnte ſich daher nicht zweckmäßiger anheben, als mit dem Begriffe von der Gewißheit dieſer inwohnenden Kraft, welche Gewißheit ſelber einen der vorzüglichſten Bewegungsgründe zum Ausharren und zur Geduld iſt.

„Es iſt gewiß, daß in unſrer Maſchine eine Kraft liegt, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, „wenn ſie in Unordnung iſt.“

Von dem Beſtreben der Maſchine ſich ſelbſt wieder herzuſtellen, wird gerade nur das berührt, was auf den Begriff des Duldens die nächſte Beziehung hat;

„und daß alsdann alle ihre Bewegungen, „ſelbſt die, durch welche die gefährlichſten oder „ſchmerzhafteſten Symptomen der Krankheit „veranlaſſet werden, darauf abzielen.“

Der Gedanke, daß alle Bewegungen der Maſchine in einem kranken Zuſtande auf ihre Wiederherſtellung abzielen, wäre hier müßig geweſen, wenn nicht durch den Zuſatz ſelbſt die, u. ſ. w. Dieſer Gedanke auf einmal Zweckmäßigkeit und eine unverkennbare Beziehung auf den Hauptbegriff erhalten hätte. Denn wenn ſelbſt die gefährlichſten und ſchmerzhafteſten Symptomen der Krankheit, welche durch das Beſtreben der Maſchine veranlaßt worden, auf ihre Wiederherſtellung abzielen, ſo iſt es um ſo vernünftiger mit Geduld und Ruhe der Seele den Erfolg abzuwarten.

Nun darf aber von der Kraft der Maſchine, ſich ſelbſt wiederherzuſtellen, nicht ferner die Rede ſeyn, wenn die Aufmerkſamkeit der Seele von dem Hauptzweck nicht abgezogen werden ſoll. Zu dieſem muß nun der Uebergang gemacht werden.

„Wenn die Bewegungen der Maſchine ſich
„ſelbſt wieder herzuſtellen, ihren Zweck errei-
„chen ſollen, ſo iſt es nothwendig, daß ſie
„nicht geſtört werden.“

„Nicht geſtört werden“

iſt der allgemeine Begriff, worunter eben ſo wohl, wie der Begriff von Geduld und Ruhe der Seele, auch Schlummer, Schlaf, Unthätigkeit, u. ſ. w. paßt.

Dieſer allgemeine Begriff wird alſo erſt noch vorausgeſchickt, um den beſondern Begriff von Geduld und Ruhe der Seele vorzubereiten, damit er in der allgemeinen Vorſtellung gleichſam wie in einer ſanften Hülle liege, und nicht zu abgeſondert und für ſich allein daſtehe.

Der Uebergang zu dem beſondern Begriff von Geduld und Ruhe der Seelen, wird aber auch nach dem nicht geſtört werden, durch den Begriff der Ruhe überhaupt vorbereitet.

„Je mehr Ruhe allen Fibern, Nerven, und Gefäßen alsdann gelaſſen wird, u. ſ. w.“

Auf die Weiſe liegt nun der Begriff von Geduld und Ruhe der Seele gleichſam in einer doppelten Hülle von allgemeinern Vorſtellungen, und wird dadurch deſto ſanfter eingewickelt.

Man verſuche es, und laſſe dieſe Uebergänge und Einwickelungen des Hauptbegriffs weg, ſo wird er einem dürren Aſte gleichen, ſtatt daß er jetzt wie ein ſchöner Baum in der fruchtbaren Erde gewurzelt ſteht.

Der Schluß des Ganzen iſt eine Zurückweiſung auf den Anfang, wodurch nun alles was dazwiſchen liegt noch einmal zuſammengefaßt wird.

„Nichts befördert mehr die Ruhe, welche „die Fibern, und Nerven u. ſ. w. zur Wieder-

„herſtellung nöthig haben, nichts kommt
„der wohlthätigen Wirkſamkeit der
„Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung
„mehr zu Hülfe, als Geduld und Ruhe
„der Seele.

Der Anfang war:

„Es iſt gewiß, daß in unſrer Maſchine eine
„Kraft liegt, ſich ſelbſt wieder herzuſtellen,
„u. ſ. w.“

Der Schluß des Perioden iſt gleichſam ein Bild des Ganzen in verjüngtem Maaßſtabe; die weſentlichſten Begriffe deſſelben

Wiedergeneſung;

Ruhe überhaupt die dazu nothwendigiſt;—

Geduld und Ruhe der Seele;

drängen ſich hier ſo nahe wie möglich zuſammen, und wirken nun, nachdem ſie einzeln ihre Kraft ſchon geäußert haben, noch einmal vereint auf die Seele.

Wo auf die Weiſe der Schluß den Anfang wieder in ſich aufnimmt, dieß kann man füglich einen Gedankenperioden nennen, weil nehmlich hier erſt ein Kreis oder Umlauf von Begriffen vollendet iſt, und ein anderer wieder anhebt.

In einem Gedankenperioden kann es mehrere Wortperioden geben, unter denen ein jeder für ſich eigentlich kein Ganzes ausmacht, und nur dadurch, daß die Stimme ſich erhebt und ſinkt, eine Art von Ründung oder Vollendung in ſich ſelbſt erhält, die aber nicht hindert, daß der Faden des Gedanken ununterbrochen fortgeht. —

Der Schlußfall der Stimme, welcher durch das Punctum bezeichnet wird, ſchreibt dem Wortperioden ſeine Grenzen vor.

Der Wortperiode, muß eben durch ſeine Unvollſtändigkeit, von dem vollſtändigen Gedankenperioden gleichſam ein Bild im Kleinen ſeyn; er muß eine gewiſſe Fülle und Ründung haben, und ein ſchönes Ebenmaaß muß in ſeinen Theilen herrſchen.

Dieſe Fülle und dieß Ebenmaaß würde darunter leiden, wenn wir in dem angeführten Beiſpiele den erſten Perioden etwa auf folgende Weiſe umändern wollten.

„In unſrer Maſchine liegt gewiß eine Kraft,
„ſich ſelbſt wieder herzuſtellen u. ſ. w. anſtatt."

„Es iſt gewiß, daß in unſerer Maſchine „eine Kraft liegt, u. ſ. w.“

Wir ſtellen die folgenden vier Glieder des Satzes untereinander

Es iſt gewiß,
daß in unſerer Maſchine ein Kraft liegt,
ſich ſelbſt wieder herzuſtellen,
wenn ſie in Unordnung iſt. —

Die erſten beiden Glieder bilden mit den beiden letztern eine Art von Symmetrie, die verlohren gehen würde, wenn wir ſagen wollten:

„gewiß liegt in unſerer Maſchine, u. ſ. w.“

Das erſte Glied: es iſt gewiß, wäre nun nicht mehr da, und das ſchöne Verhältniß zwiſchen den beiden Doppelgliedern wäre verſchwunden.

Hier ſcheint es nun, daß in dem Ausdruck etwas bloß mechaniſches von dem Gedanken unabhängiges liege. — Allein das Band zwiſchen Gedanken und Ausdruck iſt ſo zart, daß es ſelbſt da ſich knüpft, wo es kaum noch merkbar iſt.

Es kömmt dem Gedanken ſelbſt zu ſtatten, wenn das Ende des Wortperioden voll und langtönend iſt, und nicht zu kurz und jähling abbricht, wenn wir auch die Worte, auf denen die Stimme, ehe wir ſie ſinken laſſen, verweilen muß, ohne Rückſicht auf ihre bedeutende Kraft, nur bloß als *Unterlage* des Gedanken betrachten, der eine hinlängliche Anzahl Momente verlangt, um ohne Uebereilung ausgedacht zu werden.

Indem alſo der Begriff von *müſſen* und *dürfen* in einen ganzen Satz:

„ſo iſt es nothwendig“

gewickelt wird, ſo gewinnt die Denkkraft, ſo wie Stimme und Athemzug, dadurch eine neue Pauſe, wodurch die Folge und Entwickelung der Begriffe bedächtiger, langſamer, und ruhiger von ſtatten geht, und dieſe kurze Wortperiode dennoch zu einem wirklichen Perioden oder Kreislauf wird, der ſeinen Anfang, ſeine Fortſetzung und ſeinen Schlußfall hat.

Der Schluß des ganzen Gedankenperioden könnte nun heißen:

„Geduld und Ruhe der Seele befördern
„am meiſten jene Ruhe, und kommen der wohlthätigen
„Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer
„Wiederherſtellung am meiſten zu Hülfe“

ſtatt das es jetzt heißt:

„Nichts befördert die Ruhe mehr, nichts „kommt der wohlthätigen Wirkſamkeit der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung mehr zu Hülfe, „als Geduld und Ruhe der Seele.“

Warum iſt der Gedanke auf dieſe letzte Art ſchöner ausgedrückt?

Weil der Hauptbegriff ans Ende geſtellt iſt, und alſo nun die ganze Aufmerkſamkeit der Seele durch alles Vorhergehende gleichſam ſtufenweiſe in Anregung gebracht, nur auf dieſen Hauptgedanken zuſammengedrängt wird, und ohne durch etwas von ihm abgezogen zu werden, auf ihm allein ausruhen, und ohne Störung auf ihm verweilen kann.

Wäre der Hauptbegriff in dieſem Perioden, ſo wie auf die erſtere Art vorangeſtellt worden, ſo wäre die Aufmerkſamkeit durch das noch folgende wieder zerſtreuet. Der ganze Gedankenperiode hätte ſich mit den Nebenbegriff geſchloſſen, und der Hauptbegriff wäre gleichſam im Schatten zurückgeblieben. Zwiſchen Gedanken und Ausdruck hätte ein Mißlaut obgewaltet, und die Schönheit und Volltönigkeit des Schluſſes, die eben in dem paſſenden Verhältniß des Ausdrucks zu dem Gedanken liegt, wäre gänzlich verſchwunden.

Wenn nun in dem Schlußperioden die Lebhaftigkeit des Ausdrucks noch hätte vermehrt werden ſollen, ſo hätte es heißen können:

„Was befördert wohl mehr dieſe Ru-
„he, was kommt der wohlthätigen Wirkſamkeit
„der Maſchine zu ihrer Wiedergeneſung wohl mehr
„zu Hülfe, als Geduld und Ruhe der Seele?“

Man ziehe nur ſein Gefühl zu Rathe, ob dieſer lebhafte Schluß mit dem ruhigen Ideengange in dieſem ganzen Gedankenperioden wohl harmoniſch ſeyn würde?

Dieſe Frage ſetzt ſchon die Sprache des Affekts voraus, welche hier auf keine Weiſe herrſchend ſeyn, ſondern der nachdenkenden Vernunft und ruhigen kalten Ueberlegung Platz machen ſoll.

Nicht auf Rührung oder Ueberredung, ſondern auf Ueberzeugung zweckt dieſe Kette von Vernunftſchlüſſen ab, und es würde alſo mit der ganzen Art des Vortrages nicht übereinſtimmend ſeyn, wenn dem Leſer am Schluß, durch die Frage, ſein Urtheil gleichſam abgezwungen werden ſollte, da es ſich vielmehr aus der Natur der Sache von ſelbſt ergeben muß, und keiner Frage weiter bedarf.

Zweite Vorleſung.

Fortſetzung der Entwickelung des Periodenbaues.

Leſſing.

„Ich lenke wieder in meinen Weg, wenn ein „Spatziergänger anders einen Weg hat. Was „ich von körperlichen Gegenſtänden überhaupt „geſagt habe, das gilt von körperlichen Schön„heiten um ſo viel mehr.“

„Körperliche Schönheit entſpringt aus der „übereinſtimmenden Wirkung mannigfaltiger „Theile, die ſich auf einmal überſehen laſſen. „Sie erfordert alſo, daß daß dieſe Theile ne„ben einander liegen müſſen, und da Dinge, „deren Theile neben einander liegen, der ei„gentliche Gegenſtand der Mahlerei ſind, ſo „kann ſie, und nur ſie allein körperliche Schön„heit nachahmen.“

„Der Dichter, der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen konnte, enthielt ſich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit gänzlich.“

„Er fühlte es, daß dieſe Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die ſie, neben einander geordnet haben; daß der konzentrirende Blick, den wir nach ihrer Emuneration auf ſie zugleich zurückſenden wollen, uns doch kein übereinſtimmendes Bild gewähret; daß es über die menſchliche Einbildung gehet, ſich vorzuſtellen, was dieſer Mund und dieſe Naſe, und dieſe Augen zuſammen für einen Effekt haben, wenn man ſich nicht aus der Natur oder Kunſt einer ähnlichen Kompoſition ſolcher Theile erinnern kann.“

„Und auch hier iſt Homer das Muſter aller Muſter. Er ſagt: Nireus war ſchön; Achilles war noch ſchöner; Helena beſaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er ſich in die umſtändliche Schilderung dieſer Schönheiten ein. Gleichwohl iſt das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebauet. Wie

„ſehr würde ein neuer Dichter darüber luxu„rirt haben.“

Hier ſind keine ſanften Uebergänge, ſondern raſche Sprünge.

„Ich lenke wieder in meinen Weg, wenn „ein Spatziergänger anders einen Weg hat. „Was ich von körperlichen Gegenſtänden über„haupt geſagt habe, u. ſ. w.“

„Körperliche Schönheit entſpringt aus der „übereinſtimmenden Wirkung mannigfaltiger „Theile, u. ſ. w. Und da Dinge, deren Thei„le neben einander liegen, der eigenliche Ge„genſtand der Mahlerei ſind, u. ſ. w.“

Und da Dinge u. ſ. w iſt hart und nachläſſig in Anſehung des Ausdrucks — man ſiehet wie untergeordnet hier der Periodenbau und der Wohllaut iſt — alles eilt gleichſam auf die Entwickelung des Gedanken hin — um dieſen recht ins Licht zu ſetzen, wird nicht darauf Rückſicht genommen, ob eine Einſchiebung in den Satz denſelben nicht zu raſch oder zu unverhältnißmäßig gegen ſeine übrigen Theile, unterbricht; ſondern die Schreibart iſt hier ganz ein Bild der feurigen Rede, die, ohne lange zu wählen, den Gedanken, der die Sache noch mehr aufzuklären ſcheint, ſogleich an den erſten den beſten Platz hinſtellt.

„Da Dinge, deren Theile neben einander „liegen, der eigentliche Gegenſtand der Mahlerei ſind, ſo kann ſie und nur ſie allein, „körperliche Schönheit nachahmen.“

„Der Dichter u. ſ. w. enthält ſich der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit „gänzlich.“

Hier bricht der raſche Gedankenausdruck wieder kurz und ſchroff ab, und verſchmähet eine ſanfte Zurundung des Perioden.

„Er fühlt es, daß dieſe Elemente nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die ſie, neben einander geordnet, haben.“

Eine offenbare Vernachläſſigung des Ausdrucks iſt hier das doppelte haben und wiederum der ſchroffe Schluß:

„Schönheit, als Schönheit, gänzlich.“

ſo auch:

„die ſie, neben einander geordnet, haben.“

Das haben ſo wie oben das gänzlich ſchmiegt ſich nicht ſanft an den Bau der Rede an, ſondern fällt gleichſam davon ab. —

Nun folgen einzelne Sätze, die ſich alle mit daß anfangen:

„daß der konzentrirende Blick u. ſ. w.“

„daß es über die menſchliche Einbildungs„kraft geht, u. ſ. w.“

Der Schluß des Perioden:

„wenn man ſich nicht aus der Natur oder „Kunſt, u. ſ. w.“

Beſchließt nur den letzten einzelnen Satz, und beziehet ſich nicht auf den ganzen vorhergehen Perioden der daher auch gewiſſermaßen unvollendet bleibt, oder vielmehr gar nicht wie ein Periode zu betrachten iſt.

Zu dem folgenden Perioden macht wieder ein raſcher Sprung den Uebergang:

„Und auch hier iſt Homer das Muſter aller „Muſter.“

„Er ſagt u. ſ. w.“

„Aber nirgends u. ſ. w.

„Gleichwohl u. ſ. w.“

„Wie ſehr u. ſ. w.

Bei dieſen vier Anfängen finden keine ſich aneinander kettende ſanfte Redefugen ſtatt. Die Gedanken ſind geradezu neben einander geſtellt, ſo wie ſie in der Seele aufſtiegen; und das Ganze hat mehr die Form des mündlichen, feurigen Geſpräches, als einer mit Kunſt und Sorgfalt ausgearbeiteten Darſtellung der Gedanken durch die Schrift.

In Anſehung der Wahl der Worte iſt daher auch wenig Sorgfalt beobachtet; die Ausdrücke Konzentriren, Enummeration, Kompoſition, luxuriren, ſind ohne Bedenken aufgenommen, ſo wie einer etwa in dem raſchen Gange des Geſprächs, ſich des erſten beſten fremden Ausdruck bedient, wovon man etwa glaubt, daß er jemanden in dieſem Augenblicke die Sache am deutlichſten ins Licht ſetzen könne.

Leſſings Proſa neigt ſich immer gewiſſermaßen zum Dialog, worin er ſeine größte Stärke und Uebung hatte. Zum Beiſpiele führe ich aus dem Laakoon noch den folgenden Perioden an.

„Aber verliert die Poeſie nicht zu viel, wenn
„man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen
„will? — Wer will ihr die nehmen?
„Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden
„ſucht, auf welchem ſie zu ſolchen Bildern
„zu gelangen gedenkt, indem ſie die Fußſtapfen

„einer verſchwiſterten Kunſt aufſucht, in denen „ſie ängſtlich herumirret, ohne jemals mit ihr „das gleiche Zeil zu erreichen: verſchließt man „ihr darum auch jeden andern Weg, wo die „Kunſt hinwiederum ihr nachſtehen muß?“

Hier herrſcht eine offenbare Vernachläſſigung des Ausdrucks in den unmittelbar auf einander folgenden Sätzen:

„indem ſie, u. ſ. w.“
„in denen ſie, u. ſ. w.

Es folgen fünf Eintheilungen und kleine Sätze auf einander:

„wenn man, u. ſ. w.
„auf welchem, u. ſ. w.
„indem ſie, u. ſ. w.
„in denen ſie, u. ſ. w.
„ohne jemals, u. ſ. w.

Dieſe gehäuften eingeſchobenen Sätze, machen den Perioden ſchwerfällig und die Mitte deſſelben unverhältnißmäßig zu ſeinem, kurzen und raſchen Anfange und Schluſſe.

Ich führe noch den folgenden Perioden an:

„Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderungen körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, von dem wir

„kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß „Helena weiſſe Arme und ſchönes Haar gehabt; „eben der Dichter weiß demohngeachtet uns „von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, „der alles weit überſteigt, was die Kunſt in „dieſer Abſicht zu leiſten im Stande iſt. Man „erinnere ſich der Stelle, wo Helena in die „Verſammlung des trojaniſchen Volks tritt, „u. ſ. w.“

Dieß iſt kein Periode; es iſt der freie ungebundene Gang des Geſprächs, und man glaubt den Schriftſteller reden zu hören, indem man ihn lieſet.

Da jeder Gedanke, der ſich dem Verfaſſer aufdrängte, eben ſo niedergeſchrieben wurde, wie er ihn mündlich würde ausgeſprochen haben, ſo mußte er den Anfang des Satzes eben der Homer noch eimal mit einer kleinen Veränderung eben der Dichter, wiederholen, weil ſich zu viele Nebenideen zwiſchen den Hauptgedanken gedrängt hatten, welche die Aufmerkſamkeit zerſtreuet hätten, wenn ſie durch die Wiederholung eben der Dichter nicht wieder auf die Hauptſache wäre gelenkt worden.

Es hätte heißen können:

„Eben der Homer, welcher ſich aller ſtückweiſen Schilderungen körperlicher Schönheiten ſo gefliſſentlich enthält, weiß demohngeachtet uns von der Schönheit der Helena einen Begriff zu machen, u. ſ. w. —“

Nun wird aber gleichſam geſprächweiſe zwiſchen geſetzt:

„Eben der Homer (von dem wir kaum einmal im Vorbeigehen erfahren, daß Helena weiße Arme und ſchönes Haar gehabt.“

Dieſer Zwiſchenſatz iſt zu hingeworfen und unverhältnißmäßig für den ernſten Gang des Perioden; er ſchneidet die Ideenreihe gleichſam ab, welche nun durch das *eben der Dichter* erſt von neuen muß wieder angeknüpft werden.

Ein ſolches vorſetzliches Abſchneiden und Wiederanknüpfen einer Ideenreihe findet in der mündlichen Unterredung ſtatt, wovon der Ausdruck hier ein getreues Bild iſt. —

In allen dieſen Perioden herrſcht mehr der Ton der freundſchaftlichen Anrede an einen Einzelnen. — Die Worte ſind hier nicht abgewogen, ſondern es iſt der volle ungehemmte Erguß der Rede. —

Man redet in einem andern Tone mit dem Freunde oder mit ſich ſelbſt; in einem andern mit der Welt oder mit dem Publikum.

Vor ſich ſelber und vor dem Freunde thut man ſich keinen Zwang an; man läßt ſeinen Worten, ſo wie ſeinen Gedanken freien Lauf— man verſchweigt nichts von dem, was ſich in der Seele empordrängt — man ſagt den erſten Gedanken, der ſich einem aufdrängt, auch zuerſt — hohlt ohne Bedenken nach, was man etwa vergeſſen zu haben glaubt, und iſt nicht ſehr bekümmert, um die Stelle, die ein Wort im Zuſammenhange der Rede findet; wenn es nur einmal geſagt iſt, oder nur einmal daſteht. —

Man tritt abſichtlich vor dem Publikum oder der Nachwelt auf, und der Gedanke erſcheint im Feierkleide — die Rede ſchmückt ſich mit ihren Zierden aus — der Ausdruck wird abgewogen, und im harmoniſchen Silbenfalle werden die Worte der lauſchenden Menge zugezählt.

Engel.

„Wenn wir gut und bei vorzüglichen Kräften groß ſind; ſo ſind wir es überall, auf dem Throne, im Pallaſt, in der Hütte, nur durch eine Tugend."

„Der Unterſchied an Ausbreitung, an Wirkung, an Glanz und an Herrlichkeit iſt unendlich; aber im Grunde und im Weſen iſt es die nehmliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt, erleuchtet."

Wollten wir es wagen dieſen Perioden umzukehren, mit dem Bilde anzufangen und mit der Sache zu ſchließen; wie viel würde von ſeiner Schönheit verlohren gehen, wenn gleich der Gedanke eben ſo richtig dargeſtellt, und durch die Einbildungskraft vor die Region des Verſtandes gebracht würde, ſtatt, daß er jetzt zuerſt vor den Verſtand und dann vor die Einbildungskraft geſtellet wird.

Der umgekehrte Periode würde ohngefähr wie folget lauten:

„Im Grunde und im Weſen iſt es die nemliche Kraft, womit eine Lampe ihren engen Raum, und womit eine Sonne die Welt er-

„leuchtet. Der Unterſchied an Glanz und an
„Herrlichkeit, an Ausbreitung und an Wir-
„kung iſt unendlich; aber wenn wir gut und
„bei vorzüglichen Kräften groß ſind; ſo ſind
„wir es überall, auf dem Throne, im Pallaſt,
„in der Hütte, nur durch eine Tugend.“

Wie viel ſchöner ſteigt nun in dem von dem Schriftſteller gewählten Bau des Perioden der Begriff von der Sache zu dem majeſtätiſchen Bilde empor, womit ſich das Ganze ſchließt.

„Wenn wir gut, und bei vorzügli-
„chen Kräften groß ſind.“

Durch das bei vorzüglichen Kräften iſt das Ganze ſchon verbreitet — im Gut ſeyn, liegt ſchon das Groß ſeyn — oder vielmehr gut iſt groß, ſobald vorzügliche Kräfte eine große Wirkſamkeit und Ausbreitung möglich machen.

Der Begriff ſteigt von dem höhern zum niedrigern herab: wenn wir groß und gut ſind;

„ſo ſind wir es überall, auf dem Thro-
„ne, im Pallaſt, in der Hütte, nur
„durch eine Tugend.“

Der niedrigſte Begriff iſt mit Sorgfalt dem Hauptbegriffe am nächſten gebracht.

„In der Hütte, nur durch eine Tu-
„gend."

Nicht:

„in der Hütte, im Pallaſt, auf dem Thro-
„ne, nur durch eine Tugend."

Denn darauf ſoll die Aufmerkſamkeit eigentlich gelenkt werden, daß in der niedrigſten Hütte dieſelbe Tugend und Größe der Seele wohnen könne, welche den Thron bekleidet, darum ſind Hütte und Tugend, nicht ohne Abſicht am nächſten zuſammengeſtellt, und der Gedanke wird heller dadurch, daß die Begriffe:

Thron, Pallaſt, Hütte, herabſteigend, als wenn ſie heraufſteigend neben einander geſtellt wären.

Der Uebergang von der Sache zu dem Bilde wird ſo ſanft wie möglich durch den folgenden Zwiſchenſatz gemacht:

„der Unterſchied an Ausbreitung, an Wir-
„kung, an Glanz und an Herrlichkeit, iſt un-
„endlich."

Ausbreitung und Wirkung bezieht ſich mehr auf die vorhergehende Sache, Glanz und an Herrlichkeit mehr auf das folgende Bild. — Die Ordnung der Worte könnte alſo auch hier, ohne dem Ganzen zu ſchaden, nicht umgekehrt werden.

Wenn aber der ganze Periode umgekehrt mit den Bilde angefangen, und mit der Sache beſchloſſen würde, ſo würde auch bei dieſem Uebergange eine umgekehrte Stellung der Worte ſchicklicher ſeyn, wenn es hieße:

„der Unterſchied an Glanz und an Herrlichkeit, an Ausbreitung und an Wirkung iſt unendlich.“

Nun bemerken wir noch, wie durch das letzte Bild derſelbe Gedanke, der ſchon geſagt iſt, im Grunde noch einmal, nur ſchöner als das erſtemal, geſagt wird.

Der Sinn wäre im Grunde erſchöpft geweſen, wenn der Gedankenperiode mit Tugend aufgehört hätte.

Es iſt ſchon ein vollſtändiger Gedanke, wenn es heißt:

„Wenn wir gut, und bei vorzüglichen Kräften groß ſind; ſo ſind wir es überall, auf dem Throne, im Pallaſte, in der Hütte, nur durch eine Tugend.“

Nun wirkt aber nichts lebhafter auf den Geiſt, als treffende Vergleichungen zwiſchen der phyſiſchen und moraliſchen Welt; weil durch dieſe der Verſtand und die Einbildungskraft zu gleicher Zeit in Bewegung geſetzt werden. Und da nun die Einbildungskraft weit mehr umfaßt als der Verſtand, ſo gewährt auch der Schluß mit dem Bilde eine größere Gedankenfülle.

„Es iſt nur eine Tugend, durch die wir „überall, auf dem Throne, im Pallaſte, in „der Hütte, gut und groß ſind.“

„Es iſt dieſelbe Kraft, womit eine Lampe „ihren engen Raum, und womit eine Sonne „die Welt erleuchtet.“

Durch dies erhabene Bild wird der ganze vorhergehende Gedanke in allen ſeinen Theilen gleichſam noch einmal ausgeſprochen.

Es iſt die unendliche Verſchiedenheit an Ausbreitung und Wirkung, an Glanz und Herrlichkeit. —

Dieſelbe Tugend, wodurch wir gut, und bei vorzüglichen Kräften, groß ſind —

wodurch wir überall gut und groß ſeyn können, auf dem Throne, im Pallaſte, in der Hütte.

Dieß alles wird in dem majeſtätiſchen Bilde zuſammengefaßt — der große Abſtand wird auf das ſinnlichſte bezeichnet, und auf einmal das Niedrigſte zu dem Höchſten mit einem einzigen großen Gedankenausdruck hinaufgehoben.

Woher kömmt es nun, daß der Ausdruck des Gedanken auf einmal ſeine ganze Erhabenheit verlieren würde, wenn es hieße:

„womit eine Sonne die Welt, und womit „eine Lampe ihren engen Raum, erleuchtet.“

Der Gedanke ſelber, ſollte man glauben, würde durch dieſe umgekehrte Wortſtellung nicht unrichtig; und doch kommt es einem vor, als ob man bei dieſer umgekehrten Wortſtellung gar nicht mehr daſſelbe ſagte.

Der Ausdruck neigte ſich nun ſtatt zum Erhabenen vielmehr zum Komiſchen, wenn man die Sonne, welche die Welt erleuchtet zuerſt, und darnach die Lampe, die ihren kleinen Raum erhellet, nennt. — Das Große und Erhabene will zuletzt benennt ſeyn, und leidet nichts Kleines und Niedriges mehr nach ſich — Das größte Wort ſoll auch das letzte Wort ſeyn, damit der volle Eindruck in der Seele bleibe, und das Große nicht gegen das Kleine wieder in den Hintergrund zurück treten dürfe.

Dritte Vorleſung.

Unterſchied zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung.

Bei einem bloßen Gegenſtande des Nachdenkens, wo man ſich ſelber nur ſeine Gedanken deutlich zu entwickeln ſucht, iſt die Vorſtellung in der Seele des Schreibenden und die Darſtellung durch Worte, auf dem Papiere im Grunde eines und eben daſſelbe.

Sobald aber das Schreiben in Handeln übergeht, und wir durch den ſchriftlichen Ausdruck unſerer Vorſtellungen noch einen andern Zweck zu erreichen ſuchen, als die bloße Entwickelung unſerer Ideen; ſo unterſcheidet ſich auch die Darſtellung von der Vorſtellung.

So wie die Gegenſtände in der Perſpektive eine ganz andere Stellung und Richtung gegeneinander, als in der Wirklichkeit, erhalten, ſo muß auch in der Darſtellung oft ein Begrif oben angeſtellt werden, der in der Vorſtellung ganz unten an ſtand, und umgekehrt.

Bei mir ſelber, z. B. iſt der Hauptgedanke an ſich wichtig genug; bei dem, welcher meine Schrift lieſet, muß ich ihn oft durch Nebenumſtände erſt wichtig zu machen, und durch untergeordnete oder entferntere Vorſtellungen zu heben ſuchen.

Kein Gedanke iſt eigentlich an ſich wichtig oder unwichtig, ſondern wird es erſt durch den Zuſammenhang von Ideen, in welchen er ſich befindet oder gebracht wird.

Wer ſo eben die Nachricht erhält, daß er durch einen Prozeß ſein Vermögen verlohren hat, dem wird eine ſcherzhafte Einladung zu einer Luſtparthie ſehr abgeſchmackt vorkommen.

Und wer ſelbſt in Lebensgefahr ſchwebt, dem wird die glückwünſchende Ankündigung von einer reichen Erbſchaft die er gethan hat, ſehr gleichgültig ſeyn.

Bei der Darſtellung kommt alſo alles darauf an, in was für einen Zuſammenhang wir den Gedanken, der uns wichtig iſt, in einer fremden Vorſtellungsart, bringen.

Ich ſtelle mir einen Gegenſtand zu meiner eigenen Betrachtung vor —

Ich ſuche durch den Ausdruck der Rede oder Schrift meine Vorſtellung wieder darzuſtellen —

Ich ſtelle mir den Zuſtand meines Denkens und Empfindens nicht unmittelbar ſondern gleichſam erſt durch die Vorſtellungsart eines andern wieder vor —

Auf die Weiſe wird meine Vorſtellung zur Darſtellung —

Soll nun dieſe Darſtellung allgemein interreſſant ſeyn, ſo muß ich mir ſelber den Gegenſtand, durch das Intereſſe der Menſchheit, vorzuſtellen ſuchen.

Dieß muß insbeſondere der Dichter — in ſeiner Darſtellung muß oben anſtehen, was allgemeine Theilnehmung erweckt, und das beſondre muß ſich ſtufenweiſe unterordnen.

In den darſtellenden Werken ſpiegelt ſich die Menſchheit, weil ſich alles an die allgemeine Vorſtellungsart knüpft —

Ueberhaupt muß ich meine Gedanken an das Intereſſe desjenigen zu knüpfen ſuchen, von dem ich wünſche geleſen zu werden.

Ein andres iſt es alſo, wenn ich ein Buch; ein andres, wenn ich einen Brief ſchreibe.

In jedem Falle aber ſtelle ich mir meine eigenen Gedanken, um ſie intereſſant zu machen, durch eine fremde Vorſtellungsart wieder vor.

Ich habe meinen Zweck erreicht, wenn es mir gelingt, die Sache, die ich mir denke, einem andern eben ſo wichtig zu machen, als ſie mir ſelber vorkömmt. —

Dieß kann aber nur geſchehen, wenn ich ſie an dasjenige kette, was jenem das wichtigſte iſt, wodurch denn eben die einzelnen Umſtände oft eine ganz andere Gegeneinanderſtellung erhalten, als ſie in meiner Vorſtellung, und in dem Zuſammenhange meiner eigenen Ideen hatten.

Durch das folgende Beiſpiel wollen wir den Unterſchied zwiſchen Vorſtellung und Darſtellung uns anſchaulich zu machen ſuchen:

Ein Sohn wünſcht ſeinem Vater zu deſſen Geburtstage Glück.

Darſtellung

der einzelnen und zerſtreuten Gedanken.

Theuerſter Vater,

An dem Morgen Ihres Geburtstages ſchreibe ich Ihnen mit der innigſten Empfindung meines Herzens, wie ſehr ich fühle was ich Ihnen zu verdanken habe, und wie theuer mir Ihre Liebe iſt.

Welche Sorgfalt haben Sie für meine Erziehung, für mein künftiges Glück getragen! Ich müßte das undankbarſte Herz haben, wenn ich Ihnen nicht alles nur mögliche Angenehme wünſchen ſollte, wodurch auch Sie Ihres Lebens ganz genießen.

Ich kenne Ihre zärtliche Sorgfalt und Liebe für mich, und weiß das mein Glück jederzeit ein Zuwachs des Ihrigen iſt. Was kann alſo wohl anders mein Vorſatz und Beſtreben ſeyn, als daß ich mich auf alle Weiſe ihrer Liebe immer würdiger zu machen ſuche, wenn ich Ihren Lehren folgſam, mein eigenes Glück befördere, woran Sie ſo vielen Theil nehmen.

Indem ich mich Ihrer väterlichen Erlaubniß bediene, in dem Tone der Zärtlichkeit an Sie ſchreiben zu dürfen, bin ich mit kindlicher Ehrfurcht. u. ſ. w.

Ein Sohn will ſeinem Vater zu deſſen Geburtstage Glück wünſchen.

Vorſtellung in den Gedanken des Schreibenden.

Ich habe meinem Vater ſehr viel zu danken.

Von der Fortdauer ſeines Lebens hängt zum Theil mein Glück ab.

Zu meinem Beſten wünſche ich, daß er lange leben möge!

Ich wünſche aber, daß er ſelbſt auch für ſich Vergnügen haben möge.

Ich weiß, daß ihm mein gutes Betragen vorzügliches Vergnügen macht;

Ich kann ihm alſo nichts beſſeres ſagen, als daß dieß ein Sporn für mich ſeyn ſoll, dahin zu ſtreben, daß ich ihm auf alle Weiſe Freude mache, welches zugleich mir ſelber am meiſten zum Nutzen gereichen wird.

Vorſtellung
in den Gedanken des Schreibenden.

Ich will mich an den Herrn von * um Hülfe wenden.

Wird ſich dieſer meiner noch erinnern? Ich muß mich ihm auf jeden Fall wieder in Erinnerung bringen.

Daß dieß durch die Erzählung meiner Unfälle geſchehen muß, iſt freilich unangenehm.

Bei einem Manne, wie der Herr v. * muß ich dieß nur gerade zu geſtehen, ohne mich deßwegen weiter zu entſchuldigen; die beſte Entſchuldigung muß in meiner Erzählung ſelbſt liegen. —

Darſtellung

(Ein Brief an den Herrn von Voltaire.)

Sie haben ſeit Langem nicht von mir reden hören, und es iſt unangenehm, mich Ihnen durch die Erzählung meiner Unfälle wieder in Erinnerung zu bringen. Indeß kenne ich die Geſinnungen Ihres Herzens zu gut, um nicht Zutrauen zu Ihnen zu haben. Mein Vater lebt noch fortdauernd; er iſt achtzig Jahr alt, äuſſerſt entkräftet, und geſchwächt. Ich werde über 100000 Livres im Vermögen beſitzen, und habe noch keinen Thaler davon erhalten. Mein Stand iſt mit Schwierigkeiten verknüpft. Ich muß dazu Unterſtützung haben; ich habe darauf gerechnet; ſie ſind mir alle abgegangen. Ich habe lange und heftige Krankheiten ausgeſtanden. Meine Geſundheit iſt endlich wieder hergeſtellt. Aber indeß haben meine Kunden aufgehört. Ich hatte damals mit einer reichen, devoten Hausbeſitzerin zu thun. Ich wandte viel in ihrem Hauſe an, um mich einzurichten. Sie warf mich aber unmenſchlich heraus, und

Daß ich Zutrauen zu ihm habe, muß die Aufrichtigkeit meiner Erzählung am beſten beweiſen; ich darf es ihm alſo vorher nur mit wenigen Worten ſagen.

So entſteht der vertrauliche Eingang des Briefes.

Verfolg der Gedankenreihe.

Um Hülfe zu erlangen, muß ich gleich anfänglich nicht zu hülflos und hofnungslos erſcheinen.

Ich muß, um bei den Herrn von * auf mich Aufmerkſamkeit zu erregen, zuerſt den Umſtand anführen, daß ich einſt durch den Tod meines Vaters ein anſehnliches Vermögen beſitzen werde, und noch nicht daß mindeſte davon erhalten habe.

Und nun kann die Erzählung meiner Unfälle nach der Reihe folgen.

alle mein angewandtes Geld und meine Einrichtungen waren dahin. Endlich warf ſich der arme Herr von F** an mich. Ich glaubte daß ſeine Sachen gut ſtänden. Ich unterſtützte ihn. Meine Krankheiten hatten mir die Hälfte meiner Kunden entzogen; und ich verlor auch noch die andere Hälfte, weil ich mich nur mit dem Herrn von F** beſchäftigte.

Ich ſchmeichelte mir, daß, wenn ich ihn aus der Verlegenheit zöge, ich mir Ehre erwerben, und ſeine Dankbarkeit mich hinlänglich entſchädigen würde. Allein nichts von beiden erfolgte. Indeß habe ich mich drei Monate lang nach einer Wohnung umgeſehen. Ich habe am 23ſten Dec. eine gemiethet; aber ſeit dem Tage wird noch daran gearbeitet. Ich bin alſo ſeit einem halben Jahr ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Urtheilen Sie, mein Herr, über meine Lage. Von meinem Vater kann ich nicht einen Thaler bekommen. Iſt man ſein ganzes Leben hindurch hartherzig geweſen, ſo wird man auch im achtzigſten Jahre nicht milde und großmüthig. Der vormalige General-Einnehmer Herr D**, von dem ich gemiethet habe, hat

Die mir fehlende Unterſtützung, die mein Stand erfordert! —

Meine Krankheit.

Der Verluſt meiner **Kunden**, welcher daraus entſtanden iſt.

Der Verluſt meiner Wohnung, wo ich mich mit vielen Koſten eingerichtet hatte.

Der Verluſt meiner Kunden durch die Uebernehmung der Sache des Herrn von *, worauf ich rechnete und getäuſcht ward.

Daß ich ſeit einem halben Jahre ohne Wohnung, und alſo gänzlich in Unthätigkeit gerathen bin.

mich warten laſſen; allein er hat 4000 Livres angewandt, um mich gut einzurichten, und ich werde deſto beſſer wohnen. Ich habe Meublen die für mich hinreichend ſind. Es fehlet mir alſo blos an einigem Gelde, ſie hinbringen zu laſſen, einige Schulden zu bezahlen, die ich ſeit einem halben Jahre habe machen müſſen, und an einigem Vorſchuſſe, um mein Kabinet zu eröfnen und ſo lange zu leben, bis ich wieder Praxis habe, die gewiß nicht ausbleiben wird.

Ich habe immer ſagen hören, mein Herr, daß es den Unglücklichen erlaubt ſey, ſich ein wenig zu rühmen. Indem ich mich dieſes Vorrechts bediene, daß ich nur zu ſehr durch meine Lage, die ſchrecklich iſt, erlangt habe, kann ich mich rühmen, daß ich keinen von den Advokaten zu fürchten habe, die jetzt praktiſiren. Habe ich Unterſtützung, ſo fange ich gleich meine Geſchäfte wieder an. Ich ſtehe als Advokat in gutem Ruf. In einem Jahre kann meine Praxis anſehnlich werden. Mein Vater wird mir auch endlich das hinterlaſſen, was er nicht mit ſich nehmen kann. Bekomme ich keine Unterſtützung ſo iſt meine Wohnung

Nun muß ich die Sachen ſo ſtellen wie ſie natürlich auf einander folgen.

Siehe den Brief von da an: mein Stand iſt mit Schwierigkeiten verknüpft, u. ſ. w. bis, ohne Haus, ohne Zimmer, und folglich ohne Arbeit.

Verfolg der Gedankenreihe.

Nun iſt es aber auch Zeit, wiederum nicht zu hofnungslos zu erſcheinen.

Ich muß auf meinen Vater und deſſen Hartherzigkeit zurückkommen.

Ich muß den Umſtand mit der Wohnung in ſein gehöriges Licht ſetzen, daß der Vermiether meiner neuen Wohnung dieſelbe nun erſt in gehörigen Stand ſetzen läßt.

mir unnütz. Ich kann nicht wieder beim Parlement erſcheinen, und bin unwiederbringlich verlohren. Denn ich tauge zu nichts anderm. Ich will mich mit meiner Frau verbürgen. Ich will ſelbſt Wechſel ausſtellen; wenn man mir dazu die nöthige Zeitfriſt erlaubet.

Werden Sie, mein Herr, mich verlaſſen? Werden Sie die Freundſchaft vegeſſen, die Sie vormals für mich gehabt haben? Ich bin einer ihrer älteſten Diener. Der Vertheidiger Oedips muß nicht im Elende mitten unter den ſchönſten Hofnungen umkommen. Er braucht nur ein wenig geholfen zu werden: Sie werden ſich einen Advokaten machen, und wenn er gut wird, ſo iſt die Handlung Ihrer nicht unwerth. Bisher haben Sie ſo mannichfaltige Sachen in allerlei Fächern gethan, daß vielleicht Ihnen dieſe noch allein fehlt. Ich erwarte alles von Ihnen. Die Zeiten ſind ſchrecklich, weil keiner ſich aus Talenten etwas macht. Sie allein kennen ſie alle, Sie begünſtigen ſie. Glauben Sie, daß ich zu etwas fähig bin, ſo werden Sie mich ſicherlich nicht verlaſſen. Mein Glück hängt alſo von dem Urtheile ab, das Sie über mich fällen werden. Ich erwarte

Daß ich noch hinlängliche Meublen habe.

Daß mir Praxis gewiß nicht fehlen wird.

Daß es mir aber nur jetzt an dem Gelde fehlt, womit ich mich in meiner neuen Wohnung wieder einrichten muß.

Ihre Entſcheidung mit Vertrauen. Ich wohne bei Hrn. Dubris, beim Palais Royal. In Erwartung, daß Sie mich in Stand ſetzen werden, den Hafen zu erreichen, rechne ich darauf, daß Sie mich mit einer Antwort beehren werden. Ich bin mit der größten Hochachtung u. ſ. w.

Vom Unterſchiede zwiſchen dem mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucke.

Wenn ein Brief ein bloßer Abdruck der mündlichen Rede wäre, ſo bedürfte es keiner beſondern Anleitung dazu. Man dürfte ſich nur immer in die Lage verſetzen, daß man wirklich vor der Perſon ſtände, an die der Brief gerichtet iſt, und dann geradezu jeden mündlichen Ausdruck niederſchreiben, deſſen man ſich unter dieſen Umſtänden ohngefähr bedient haben würde.

Eben ſo pedantiſch und abgeſchmackt aber, wie es klingen würde, wenn man z. B. ein mündliches Geſuch in Form eines Briefs anbringen wollte; ſo ungereimt würde es wiederum ſeyn, wenn man ſich in einem Briefe der kürzern abgebrochenern und nachläßigern Wendungen bedienen wollte, die man ſich im mündlichen Ausdruck erlauben muß, wenn der Vortrag nicht unnatürlich, gezwungen und ausſtudiert, oder wie auswendig gelernt klingen ſoll.

Zwiſchen dem niedergeſchriebenen und mündlichen Ausdrucke im gemeinen Leben findet überhaupt ein weſentlicher Unterſchied ſtatt, der ſich vorzüglich darauf gründet, daß die Schrift feſt und bleibend iſt, die mündliche Rede aber gewiſſermaßen noch ſchwankend und unbeſtimmt bleibt.

Das Wort von den Lippen wird von dem Hauche der Luft verweht; das geſchriebene Wort kann ſich Jahrhunderte hindurch erhalten, und was an und für ſich ſelbſt bleibend ſeyn ſoll, darauf wird immer mehr Fleiß verwandt, als auf dasjenige was nur von kurzer Dauer iſt, oder keinen Werth mehr behält, wenn es ſeinen Zweck erreicht hat.

Gut geſchriebene Briefe bewahrt man auf, wenn die Perſonen, die ſie geſchrieben haben, ſchon längſt verſtorben ſind, und uns gar nichts angehen.

Wir intereſſiren uns hier blos für die gute Schreibart; das heißt: für die ſchöne Ordnung der Gedanken, die in ſolchen Briefen herrſcht, wenn auch der Inhalt weiter gar kein Intereſſe für uns hätte.

Man kann ſagen, daß die gewöhnliche mündliche Rede unmittelbarer Ausdruck der Gedanken ſey, dahingegen bei demjenigen, was man niederſchreibt, gleichſam ein mittelbarer Ausdruck der Gedanken ſtatt findet, indem man nicht nur auf den Gedanken, ſondern auf den Ausdruck deſſelben zu gleicher Zeit denkt; oder vielmehr den Gedanken ſchon vorausſetzt, und ſeine vorzügliche Aufmerkſamkeit auf den Ausdruck deſſelben richtet.

Daher müſſen bei dem, was man mit Abſicht niederſchreiben will, die Gedanken vorher ſchon geordnet ſeyn, damit man nun Zeit hat, auf den Ausdruck ſelbſt wieder zu denken.

Freilich gewinnt der Gedanke auch wieder durch den Ausdruck an Deutlichkeit, und jede Stylübung iſt daher auch eine Uebung im Denken; man kann auch die Worte nie beſſer ſtellen, ohne zugleich die Gedanken beſſer zu ordnen.

So wie man durch jede richtige Wahl des Worts für einen Gedanken, auch den Gedanken ſelbſt lebhafter macht.

Ueberhaupt iſt es ſchwer zu beſtimmen, was zwiſchen Ausdruck und Gedanken für eine Grenzlinie ſey, weil man ſich eins ohne das andre nicht wohl vorſtellen kann.

Drittte Vorleſung.

Von dem Unterſchiede zwiſchen Wort und Sache.

Ich verſtehe von dem, was ich höre oder leſe, nur die Worte, das heiſſt, ich weiß, was jedes einzelne Wort bedeutet. —

Ich verſtehe die Sache, das heißt, ich weiß, was alle Worte zuſammengenommen bedeuten.

Sobald ich die Sache verſtehe, brauche ich mich der einzelnen Worte gar nicht beſonders mehr zu erinnern. —

In dieſer Abhandlung z. B. iſt die Rede vom Styl als Sache, nicht als Wort, betrachtet. —

Indem ich nun anfange über dieſen Gegenſtand nachzudenken, ſtelle ich mir den Ausdruck der Gedanken, in Anſehung des Nützlichen, aus dem höchſten Geſichtspunkte der Vervollkommung des menſchlichen Geiſtes, u. ſ. w. vor; auf die Weiſe ſuche ich mich ſelber für dieſe Materie zu intereſſiren, und meine Aufmerkſamkeit von dem Worte auf die Sache zu lenken.

Indem ich nun das, was andre über dieſe Materie ſchon gedacht haben, mir zuerſt vorſtelle, leſe ich von Figuren, von gerůndeten Perioden, vom Wohlklange, u. ſ. w. und finde eine Menge von Regeln zuſammengeſtellt, die man unmöglich ſo ſchnell wie man ſie beim Schreiben brauchen würde, mit dem Gedächtniß durchlaufen kann.

Wenn alſo dieß alles brauchbar werden ſoll, ſo muß es nothwendig auf einen einzigen leicht zu faſſenden Gedanken zurückgeführt werden, den ich mir beim Schreiben, ohnbeſchadet meiner Aufmerkſamkeit auf die Sache immer vergegenwärtigen kann.

Iſt nun die Frage: was wird zu einer guten Schreibart erfordert? und ich antworte. richtige Wahl und Stellung der Worte, — Wohlklang des Perioden, u. ſ. w. ſo verwechſele ich die Folge mit der Urſach. Die richtige Wahl und Stellung der Worte wird nicht zu der guten Schreibart erfordert, ſondern macht ſelbſt die gute Schreibart aus.

Was zu einer guten Schreibart nothwendig erfordert wird, iſt:

Die richtigſte und lebhafteſte Vorſtellung von der Sache ſelbſt, worüber ich ſchreibe, mit dem Beſtreben, den Hauptgedanken in ſein hellſtes Licht zu ſtellen.

Aus dieſem Beſtreben erfolgt die richtige Wahl und Stellung der Worte, Ründung der Perioden, u. ſ. w. von ſelber. — Damit nun aber das Beſtreben den Hauptgedanken in ſein hellſtes Licht zu ſtellen, zu der Beförderung einer guten und ſchönen Schreibart wirkſam werde, muß die Entwickelung der Sache, worüber ich ſchreibe, nicht allein ein Gegenſtand meines Nachdenkens ſondern auch meines Wunſches werden, ich muß mich dafür intereſſiren.

Wenn dieß aber geſchehen ſoll, ſo muß ich das Fremde, was über dieſe Materie gedacht iſt, nicht bloß mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft auffaſſen, ſondern es mir durch die Urtheilskraft ſelber zu eigen machen.

Im Anfange iſt alſo der Nahme der Sache gleichſam nur der Stift, woran ſich unſere Ideen feſthalten, indem wir uns alles das, was man mit dieſen Nahmen verbindet, lebhaft vorſtellen, und unterſuchen, in wie fern die Begriffe davon mit einander übereinſtimmen, oder ſich einander aufheben und zerſtören. — Das Wort deutet alſo die Sache nur an, deren Begrif oder eigentlicher Umfang durch das Nachdenken darüber erſt ausgemacht werden ſoll.

Es kann über eine Sache ſchon lange gedacht ſeyn, ohne daß deswegen der Begriff davon erſchöpft wäre. Denn das Nachdenken über eine Sache zieht erſt die zu ihr gehörigen Begriffe herbei, und füllt allmälig die Lücken aus, welche in dem Umfange unſerer Vorſtellungen von dieſer Sache, noch vorhanden ſind.

Die Worte ſind nur die Veranlaſſung zum weitern Denken, und nicht das Ziel deſſelben. Und wenn Worte in Gedanken verwandelt werden ſollen, ſo muß die Aufmerkſamkeit der Seele durch das Wort nur die Richtung auf den Gegenſtand erhalten, der dadurch angedeutet wird, und ſich nicht um das Wort ſelber drehen.

Ein anders iſt es, wenn z. B. in grammatiſcher Rückſicht von dem Worte Styl ſeiner Entſtehung, Abſtammung, Gebrauch, u. ſ. w. die Rede wäre. Alsdann ſteht die Sache ſelbſt im Hintergrunde der Aufmerkſamkeit, und das Wort an ſich iſt gewiſſermaſſen zur Sache geworden.

Um von den bloßen Worten zur Sache zu kommen, muß ich alles, was ich über irgend einen Gegenſtand weiß oder geleſen habe, und was meine Einbildungskraft noch dazu herbeiführt, mir ſo lebhaft und in einem ſo kurzen Zeitraume wie möglich vorzuſtellen ſuchen. Dadurch wird meine Denkkraft rege, und ſucht die Lücken auszufüllen, indem der Begriff welcher auf die Weiſe in der Seele entſteht eine Art von Bildung oder Organiſation erhält.

Denn die Urtheilskraft duldet die Ideen nicht lange als gleichgültig neben einander, ſondern ſucht ſehr bald die wichtigſten herauszuheben, indem ſie gleichſam in der Geſchwindigkeit mit allen den Verſuch macht, bis ſie auf diejenige trift an welche ſich die übrigen am leichteſten und bequemſten knüpfen, ohne daß eine davon abfällt.

Um mit unſern Nachdenken zur Sache zu kommen, müſſen wir alſo den ganzen Vorrath von Ideen der dazu gehört, vermittelſt des Gedächtniſſes, nach ihren Beſtandtheilen, und vermittelſt der Einbildungskraft nach ihrem Umfange uns lebhaft vorſtellen, und alsdann vermittelſt der Urtheilskraft uns jeden Theil in Beziehung auf alle übrigen denken, um denjenigen herauszufinden, in welchem die meiſten Beziehungen zuſammentreffen, und welcher daher den ſchicklichſten Schlußpunkt für das Ganze macht.

Es kömmt alſo freilich darauf an, daß man im Stande ſey, zu gleicher Zeit ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Theil zu richten, und doch das Ganze dabei nicht aus den Augen zu verlieren, welches geſchieht, wenn die Denkkraft zu eingeſchränkt, oder das Ganze zu groß und unüberſehbar iſt, als daß es von irgend einer Denkkraft leicht umfaßt werden könnte.

Wenn das Ganze, das wir überſchauen wollen, für unſere Denkkraft zu groß iſt, ſo werden wir, indem wir den rechten Geſichtspunkt dafür ſuchen, immer hin und her ſchwanken, indem wir auf der einen oder andern Seite, die Sache nicht überſehen.

Ein Mittel giebt es freilich, um eine große Sache zu überſehen, wenn man ſich nehmlich weit genug davon abſtellt; dann iſt es aber wiederum ſchwer, die Theile gehörig zu unterſcheiden, und dieß iſt alsdann ein neues Hinderniß, den Geſichtspunkt auszufinden.

Wir müſſen alſo prüfen wie viel unſer Gedächtniß zuſammenfaſſen kann, ohne von dem einmal aufgefaßten etwas wieder fallen zu laſſen. Denn es hilft uns nichts, wenn wir auch alle Materialien zu einer Sache niedergeſchrieben vor uns liegen haben, ſobald unſer Gedächtniß nicht im Stande iſt, das Niedergeſchriebene, beim Leſen ſelbſt zuſammen zu faſſen.

Es iſt daher eine gute Prüfung der Anlage zum Denken, wenn man jemanden etwas leſen läßt, und Achtung giebt, wie lange er fortleſen kann, ohne das erſte vergeſſen zu haben, oder den Faden zu verlieren, auf welchen die Folge der Vorſtellungen ſich reihen muß.

Mann kann zwar nicht eher über eine Sache urtheilen, bis man erſt mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft ſeinen Gegenſtand völlig umfaßt hat. —

So lange man aber die Sache nur noch bloß mit dem Gedächtniß und der Einbildungskraft gefaßt hat, wird man nicht im Stande ſeyn, über dieſelbe etwas zu ſagen oder zu ſchreiben, ſondern was man davon ſagt oder ſchreibt, wird immer nur eine bloße Wiederhohlung der Materialien ſelber ſeyn, die man vorgefunden hat, welches der Fall bei einer großen Anzahl von Schriftſtellern iſt, die dem Titel ihrer Schriften nach, über eine Sache ſchreiben, in der That aber nur daſſelbe wieder niedergeſchrieben haben, was im Einzelnen ſchon davon vorhanden war, ohne daß ſie durch wirkſame Urtheilskraft ſich ihren Stoff zu eigen gemacht hätten.

Um uns in Stand zu ſetzen, über eine Sache zu urtheilen, muß das Gedächtniß alles in Bereitſchaft halten, was zur Sache gehört, ohne irgend einen Umſtand aus der Acht zu laſſen, und die Einbildungskraft muß alles, was das Gedächtniß umfaßt, uns vergegenwärtigen.

Die Theile, woraus das Ganze beſteht, müſſen ſich nun einander gehörig unterordnen; bei einigen wird das Ganze mehr zufällig, bei andern nothwendiger, und bei der Hauptſache am nothwendigſten gedacht; dieſen Unterſchied zu beſtimmen iſt eben das Geſchäft der Urtheilskraft, denn die Einbildungskraft trift in der Vergeſellſchaftung der Ideen keine eigentliche Wahl und Ordnung.

Nach den Geſetzen der Einbildungskraft findet ſich dasjenige, was man ſich einmal zuſammengedacht hat, immer wieder zuſammen, es mag nun zur Sache gehören oder nicht. Daher ſind eben die überflüſſigen Formeln in dem Kanzlei- und Kurialſtyle entſtanden, weil man darin lange Zeit hindurch, nicht ſowohl mit der Urtheilskraft, als vielmehr bloß mit der Einbildungskraft und dem Gedächtniß zu Werke ging, und das was einmal durch Zufall zuſammen gekommen war, eine Art von Unzertrennlichkeit erhielt, die es in jeden Zuſammenhang mit einführte, es mochte nun hienein gehören oder nicht.

Die ſich ſelbſt gelaſſene Einbildungskraft heftet ſich auf nichts Einzelnes, ſondern ſchweift umher. Die Urtheilskraft aber geht Schritt vor Schritt, oder nach der Reihe, alles einzeln durch, und unterſcheidet ſorgfältig die bloßen einzelnen Ideen oder Theile eines Begriffes, von dem vollſtändigen Begriffe, oder der Sache ſelber. Erſt mit der Ueberzeugung von der Vollſtändigkeit des Begriffes, thut ſie den Ausſpruch: dies iſt nun die Sache! Hier gehen die bloßen Ideen wieder in die Wirklichkeit über; die Urtheilskraft faßt hier feſten Fuß; und Einbildungskraft und Gedächtniß werden nun gewiſſermaſſen ihrer Dienſte entlaſſen, weil die Sache einmal mit dem Verſtande gefaßt iſt.

Ich verſtehe die Sache heißt alſo, ich brauche ſie nicht mehr auswendig zu wiſſen, oder ſie an beſtimmte Worte zu knüpfen, um ſie im Gedächtniß zu behalten.

Wenn man daher zu ſehr auf die bloßen Materialien ſeine Aufmerkſamkeit richtet, ſo iſt man in Gefahr, den Umfang, in welchen ſie gehören, aus dem Geſichte zu verlieren. — Die Einbildungskraft ſchweift von einem aufs andere, und das Einzelne fügt ſich nicht in einander, denn für die Theile eines Ganzen, das wir nicht überſehen können, giebt es auch für uns keinen Vereinigungspunkt.

Entfernen wir aber, um das Ganze deſto beſſer zu überſehen, unſere Aufmerkſamkeit zu ſehr von dem Einzelnen ſo bleibt uns am Ende nichts, als das leere Wort, welches den Umfang, der Sache bloß von auſſen her, ſo wie der Rahmen das Bild, bezeichnet.

Zum deutlichen und richtigen Denken aber wird erfordert, daß der Umfang einer Sache nicht von auſſen her durch das bloße Wort und deſſen Erklärung, ſondern von innen durch ſich ſelbſt, beſtimmt werde. —

Das Wort, womit ich die Sache, worüber ich denken will, benenne, deutet dieſelbe eigentlich nur an, und beſtimmt ihren Umfang nur ſchwankend und ungewiß. Meine Begriffe aber von dem eigentlichen Umfange der Sache, ſollen durch mein Nachdenken darüber erſt beſtimmt werden.

Mit allem unſerm Nachdenken über den Styl, z. B. und mit allen Umſchreibungen, ſprechen wir im Grunde nur ein und eben daſſelbe Wort aus:

Der Styl iſt — der Styl. Das heißt: am Schluß unſers Nachdenkens verbinden wir erſt mit dem Worte den vollſtändigen Begriff, den wir im Anfange nur durch das Wort andeuteten, ohne ihn ſelber noch gefaßt zu haben.

Indem ich alſo über eine Sache nachdenke, gehe ich alles durch, was in dem Vorrathe meiner Ideen dazu gehört, und indem ich dieß alles auf einen Hauptgedanken zurückführe, und von dieſem Hauptgedanken immer ausgehe, bildet ſich der **Umfang** der Sache aus dem **Mittelpunkte derſelben.**

Ich gehe immer von der Hauptſache aus, und dieſe läßt mich nie weiter gehen, als bis dahin, wo ich den Faden verlieren würde, wenn ich die Grenze überſchreiten wollte; ich kehre alſo wieder zur Hauptſache zurück, und gehe aufs neue wieder aus. —

Auf die Weiſe beſtimmt ſich nun der **Umfang** eines Gegenſtandes unſers Denkens auf dem Punkte, wo die Hauptſache wäre vergeſſen worden, wenn wir noch weiter zu irgend

gend einer Nebenſache davon abſchweifen wollten.

In ſo fern der Gegenſtand meines Nachdenkens kein Punkt ſondern ein *Umfang* iſt, kann ich mich ihm nicht auf einmal, ſondern nur allmälig nähern. Je öfter ich alſo von der Hauptſache zu den umliegenden Nebenſachen den Weg gemacht, mich durch alle Punkte des Umfanges durchbewegt, und dieſen Umfang mit meinen Ideen ſelbſt beſchrieben habe, deſto mehr habe ich mich der Sache ſelbſt, das iſt, *ihrem ganzen Umfange*, genähert. Jede der Nebenſachen aber, worauf ich verweile, giebt meiner Denkkraft eine erneuerte Richtung auf die Hauptſache; wenn ich nun alle dieſe Richtungen durchgegangen bin, ſo habe ich erſt den Gegenſtand meines Denkens erſchöpft.

Sich mit ſeinem Nachdenken der Sache nähern, heißt alſo; ſich der *Vollſtändigkeit* des Begriffes nähern. Denn der *vollſtändige* Begriff von der Sache, das iſt, die Hauptſache mit allen, mit ihr verknüpften Nebenſachen zuſammengenommen, iſt erſt die Sache ſelber.

Wer nun ſein Hauptaugenmerk auf die Sache richtet, ſucht gewiß ſo viel wie möglich die Worte zu erſparen; und eben durch dieſe weiſe Erſparung der Worte, indem wo möglich keine Silbe mehr geſetzt wird, als nöthig iſt, um auf den Hauptgedanken das ſtärkſte Licht zu werfen, bildet ſich der Ausdruck ſchön. —

Denn alles Zufällige, wovon wir den Grund nicht einſehen, warum es ſich in irgend einem Zuſammenhange befindet, beſchäftiget die Thätigkeit unſrer Seele nicht, und hat für uns keinen Reiz. — Das Nothwendige aber, wovon uns der Zweck und die Abſicht einleuchtend iſt, ergötzt und erfreuet uns, wenn wir es bemerken. Daher gereicht ſchon das bloße Hinwegnehmen alles Ueberflüſſigen an und für ſich ſelber zur Verſchönerung eines Gegenſtandes, und dieß gilt auch in Anſehung der Worte, bei denen ſchon die Hinweglaſſung alles Ueberflüſſigen ſelber zur Schönheit wird.

In den Worten an und für ſich ſelber findet eigentlich nie ein Mißlaut ſtatt, als in ſo fern die Gedankenfolge ſelber dadurch geſtört, oder die Aufmerkſamkeit auf den Hauptgegenſtand gehindert wird.

Dieß kann aber ſchon durch den bloßen Ueberfluß der Silben in irgend einem Wort geſchehen, durch welches nur eine ſehr untergeordnete Idee bezeichnet werden ſoll, auf der die Aufmerkſamkeit, auch der Zeit nach, nicht zu lange verweilen darf, wenn ſie ihr Ziel nicht aus den Augen verlieren will.

Man ſchließt daher einen Perioden nicht ſowohl bloß des Ohrs, als vielmehr des Verſtandes wegen, gerne mit einem vielſilbigten Worte; weil ſich die Denkkraft dadurch gleichſam zu einem neuen Anſatze vorbereitet, indem ſie auf der vorhergehenden Schlußidee mit Wohlgefallen ausruhet.

Die Vielheit der Worte aber entſteht eben daher, wenn das Gedächtniß und die Einbildungskraft zu wirkſam ſind; denn die Urtheilskraft thut ihren Ausſpruch gern mit wenigen Worten.

Das Gedächtniß braucht viele Worte, weil es die Materialien zum Denken enthält, die alle beſonders bezeichnet werden ſollen. Die Einbildungskraft kann ſich ebenfalls nicht kurz faſſen, weil ſie nicht auswählt, ſondern vielmehr die ähnlichen Ideen ſo wie ſie nebeneinander liegen, ohne Unterſchied, herbeizieht.

So lange wir daher noch zu viele Worte brauchen, ſchreiben wir immer noch bloß mit der Einbildungskraft, und dem Gedächtniß. — Wir erinnern uns bloß, und ſtellen Ideen neben einander, ohne eigentlich zu urtheilen.

Nun bildet ſich aber aus dem bloßen Erinnern und Nebeneinanderſtellen der Ideen etwas dem Urtheil ähnliches. Man läßt nehmlich bloß die Einbildungskraft würken und aus dem Gedächtnißvorrath die verwandten Ideen herbeiziehen, deren bloße Nebeneinanderſtellung man nun, wegen der zufälligen Aehnlichkeit die unter ihnen herrſcht, für eine Art von *nothwendiger* Verbindung hält, und ſich auf die Weiſe einbilden kann, über eine Sache wirklich *gedacht* zu haben, worüber man bloß geredet oder geſchrieben hat.

Einbildungskraft und Gedächtniß aber pflegen ſehr häufig im Handeln ſowohl als im Reden und Schreiben die Stelle der Urtheilskraft einzunehmen, woher es denn auch kömmt, daß man ſo ſehr am Alten und Hergebrachten klebt, wobei die bloße Erinnerung und eine gewiſſe Verwandſchaft oder Vergeſellſchaftung der Ideen hinlänglich iſt, um in dem gewohnten Gleiſe fortzugehen und die Denkkraft ſelber jede Anſtrengung erſparen, und ſich ganz ruhig verhalten kann.

Vierte Vorleſung

Von der Vermeidung des Zweideutigen im Ausdruck.

Schon in dem Bau unſrer Sprache, liegen mancherlei Veranlaßungen zu Zweideutigkeiten, worauf man im Schreiben vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit richten muß, um ſich nicht zu einem dunkeln und irre führenden Ausdruck verleiten zu laſſen.

Denn weil man ſelber immer ſchon weiß, wovon die Rede iſt, ſo täuſcht man ſich gar leicht, indem man ſich nicht in die Stelle des Leſenden verſetzt, ſondern die Gewißheit ſeines eigenen Urtheils ihm unterſchiebt.

Insbeſondre kann dieß in den Fällen ſtatt finden, wo der Nominativ und Akuſativ nicht unterſchieden ſind, als:

die Frau ſiehet die Schweſter,
die Schweſter, ſiehet die Frau,

das Kind ruft das Lamm,
das Lamm ruft das Kind,
Sie hat die Frau gefragt,
die Frau hat ſie gefragt.

Aber auch durch die Beziehungswörter können ſehr leicht Zweideutigkeiten veranlaßt werden, wenn dasjenige, worauf ſie ſich beziehen ſollen, nicht gehörig herausgehoben wird, ſo das eines für das andere genommen werden kann, und derjenige, der einen ſolchen Satz lieſt, den Sinn deſſelben erſt aus dem Zuſammenhange errathen muß.

Geſetzt aber auch, das der Sinn, ohngeachtet der Zweideutigkeit, aus dem Zuſammenhange ſchon einleuchtet, ſo macht die Zweideutigkeit dennoch einen Uebelſtand in Anſehung des Ausdrucks, der wie eine Vernachläſſung ausſieht, und eben daher tadelnswerth iſt; als!

„Gott hat den Menſchen zu ſeiner Glückſeligkeit geſchaffen.“

Hier iſt wohl einleuchtend genug, daß ſeinen ſich auf Menſchen und nicht auf Gott bezieht; demohngeachtet, iſt der Ausdruck fehlerhaft, weil er auch für denjenigen verſtändlich ſeyn muß, bei dem man gar keinen von den zur Aufklärung nöthigen Begriffen voraussetzen kann, oder vielmehr weil der Ausdruck immer den Gedanken und nie der Gedanke den Ausdruck erklären soll.

Die folgenden Beiſpiele von Zweideutigkeiten im Ausdruck werden dies noch mehr ins Licht ſetzen.

Beiſpiele

von Zweideutigkeiten.

Zerſtreut — wird im eigentlichen, oder uneigentlichen Sinne gebraucht; es heißt entweder — nicht an einem Orte ſondern hin und her zerſtreut ſeyn — oder, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt ſeyn.

„Die Geſellſchaft war ſo zerſtreut, daß „mein Vortrag kein Gehör finden konnte.“

War die Geſellſchaft nicht beiſammen auf einem Fleck? oder war ſie mit fremden Gedanken beſchäftigt? —

Der Ausdruck zerſtreut darf hier nicht gebraucht werden, weil er ſowohl im eigentlichen, als im uneigentlichen Sinne genommen werden kann.

Ein einzelner kann nur in ſeinen Gedanken zerſtreut, oder mit ſeinen Gedanken abweſend ſeyn; eine Geſellſchaft aber kann auch im eigentlichen Sinne zerſtreut oder von einander abgeſondert ſeyn; Es muß alſo entweder heißen:

Die Geſellſchaft war ſo zertheilt, u. ſ. w.
oder:

Die Geſellſchaft war ſo ſehr mit andern Gedanken beſchäftigt, u. ſ. w.

---

gewiſſe Mittel, kann heißen.

zuverläßige, untrügliche, Mittel
oder auch:

ſolche Mittel die ich jezt gerade nicht nennen will oder nicht nennen darf —

Wenn ich alſo mündlich ſage:

„ich habe gewiſſe Mittel in Händen.“

ſo kann ich durch den Ton der Stimme ſchon den Sinn von dem Ausdruck gewiſſe bezeichnen.

ſetze ich den Ton auf gewiſſe, ſo heißt das ſo viel, als:

zuverläßige, untrügliche Mittel,

ſetze ich aber den Ton auf Mittel, ſo ſagt gewiſſe weiter nichts, als ſolche Mitttel, die ich jezt gerade nicht nennen will, oder nicht nennen darf.

Im Schreiben aber muß ich mich des zweideutigen Ausdrucks ganz enthalten, und z. B. ſetzen:

„ich habe untrügliche Mittel in Händen."

oder:

„ich habe Mittel in Händen, die ich jetzt
„nicht nennen will, oder nicht nennen darf."

---

eine Sache überſehen, kann heißen, eine Sache aus der Acht laſſen, und kann auch heißen, eine Sache überblicken, oder ſich eine Ueberſicht davon verſchaffen:

Wenn ich alſo ſage:

„ich habe Ihren Entwurf überſehen?

ſo iſt die Zweideutigkeit unvermeidlich.

heißt es aber:

„ich habe Ihren Entwurf vorläufig überſehen," ſo findet die Zweideutigkeit ſchon ſo leicht nicht mehr ſtatt.

Wenn es heißt:

„Von dem Thurme oder von dem Berge kann man die ganze Stadt überſehen“ ſo findet gar keine Zweideutigkeit ſtatt; denn unmöglich kann man hier mit überſehen den Begriff von aus der Acht laſſen verknüpfen.

Wenn es heißt:

„Ich habe dieſen einen Punkt überſehen“ ſo wird man mit überſehen ſogleich den Begriff von aus der Acht laſſen verknüpfen, weil bei einem einzelnen Punkte keine Ueberſicht ſtatt findet.

Man ſieht aus dieſen Beiſpielen; wo man die zweideutigen Worte, unbeſchadet der Deutlichkeit, brauchen darf, und wo man ſie vermeiden muß.

In dem Gebrauch der Beziehungswörter muß man ſehr aufmerkſam und behutſam ſeyn, um Zweideutigkeiten zu vermeiden.

„Ihr Freund hat ſeinem Vater gemeldet, „daß ſein Bruder am Rande des Grabes ſteht,

„und daß er von ſeiner Standhaftigkeit alles
„hofft."

Hier iſt eine doppelte Zweideutigkeit.

Iſt ſein Bruder der Bruder des Vaters oder der Bruder des Freundes?

Iſt ſeine Standhaftgkeit die Standhaftigkeit des Bruders, oder die Standhaftigkeit des Vaters?

Iſt ſein Bruder der Bruder des Freundes! und ſeine Standhaftigkeit die Standhaftigkeit des Vaters, ſo müßte es etwa heißen:

„Der Bruder ihres Freundes ſteht am
„Rande des Grabes — dieß hat der Letztere
„ſeinem Vater gemeldet, von deſſen Standhaftigkeit
„er alles hofft." —

In dem folgenden Beiſpiele, kann die Zweideutigkeit durch eine ſehr kleine Umänderung vermieden werden.

„Er that alles an ſeinem kranken Freunde
„was nur irgend zu ſeinem Vergnügen gereichen
„konnte."

Die Frage iſt: zu ſeinem eigenen oder zu des Freundes Vergnügen?

heißt es nun:

„Er that alles an ſeinem Freunde, was
„nur irgend zu deſſen Vergnügen gereichen
„konnte.“

ſo iſt auf einmal die Zweideutigkeit vermieden.

Wenn es heißt:

„Er ſchrieb ſeinem Bevollmächtigten, er
„habe mit ſeinen Bruder geſprochen.“

ſo weiß man nicht, ob von dem Bruder des Bevollmächtigkeiten oder von dem Bruder des Schreibenden die Rede iſt?

heißt es aber:

„Er ſchrieb ſeinem Bevollmächtigten, er
„habe mit deſſen Bruder geſprochen.“

ſo findet keine Zweideutigkeit mehr ſtatt.

Iſt aber von dem Bruder des Schreibenden die Rede, ſo muß man den ganzen Satz lieber anders wenden, als etwa:

„Da er mit ſeinem Bruder geſprochen hat-
„te, gab er dem Bevollmächtigten, dem er
„ſich anvertraut hatte, ſogleich hiervon Nach-
„richt.“

Wenn es heißt:

„Der Sohn meines Freundes, von dem „ich Ihnen vor kurzem ſchrieb“

ſo weiß man nicht, ob ich von dem Sohne oder von dem Freunde geſchrieben habe —

Habe ich von dem Sohne geſchrieben, ſo ſetze ich lieber:

„meines Freundes Sohn, von dem ich Ih„nen vor kurzem ſchrieb.“

Habe ich von dem Freunde geſchrieben, ſo gebe ich lieber dem Satze eine andere Wendung, und ſage etwa:

„Ich habe Ihnen vor kurzen von meinen „Freunde geſchrieben, deſſen Sohn, u. ſ. w.“

„Er hat das Gemählde gezeichnet, und „ſeine Frau in Kupfer geſtochen.“

anſtatt

„Er hat das Gemählde gezeichnet, und „ſeine Frau hat es in Kupfer geſtochen.“

Im erſtern Falle würde dies ſo viel heißen, als, der Zeichner des Gemähldes habe auch ſeine Frau in Kupfer geſtochen.

„Die Schönheit, die die Tugend ehrt.“ Wird die Schönheit von der Tugend, oder die Tugend von der Schönheit geehrt? —

Man muß um die Zweideutigkeit zu vermeiden, dem Satze eine ganz andere Wendung geben, als etwa:

„die Schönheit, der die Tugend huldigt,“ oder:

„die Tugend, der die Schönheit huldigt“ ſo findet keine Zweideutigkeit mehr ſtatt.

„Er beſchrieb die Gegend ſehr reitzend.“

Iſt die Gegend oder die Beſchreibung reitzend? —

Iſt die Gegend reitzend, ſo müßte es etwa heißen:

„er beſchrieb die Gegend als vorzüglich „reitzend.“

Iſt die Beſchreibung reitzend ſo mußte es heißen:

„er beſchrieb auf eine reizende Art die „Gegend.“

Wenn es heißt:

„Sie können mich nicht beleidigen.“

ſo kömmt alles auf den Ton an, womit dieſe Worte geſagt werden.

Im ſanften Tone geſagt, bedeuten ſie, daß ich zu ſehr jemandes Freund bin, als daß ich von ihm beleidigt werden könnte.

Im unſanften Tone geſagt, bedeuten ſie ſo viel, als:

„Ihre Beleidigungen verachte ich.“

Noch die folgenden Beiſpiele des Zweideutigen verdienen hier bemerkt zu werden.

Geßner.

„Menalkas trieb die Kühe brüllend durch „den bethauten Hein.“

Der Ausdruck läßt hier unentſchieden, ob Menalkas brüllte, oder ob die Kühe brüllten?

Geßner.

„Die Heerd' erquickt das junge Früh„lingsgras.“

Dies klingt, als ob das junge Frühlingsgras von der Heerde; und nicht die Heerde von dem jungen Frühlingsgraſe erquickt würde.

Duſch

an Doris.

„Wollte der Himmel uns einen Wunſch gewähren, ſo ſollte kein Auge den Verluſt des andern beweinen.“

Wird dieſer Ausdruck im eigentlichen Sinne genommen, ſo heißt er ſo viel, als:

Wollte der Himmel uns einen Wunſch gewähren, ſo ſollte keiner von uns *einäugig* werden.

Fünfte Vorleſung

Nebeneinanderſtellung verſchiedner Proben einer guten und ſchlechten Schreibart.

Zwei Proben vom Geſchichtsſtyl.

Dem Gallienus ſchrieb voll Unwillen das Volk all ſein Ungemach zu, und der bei weitem größte Theil deſſelben war wirklich Folge ſeiner liederlichen Sitten und nachläſſigen Staatsverwaltung.

Das aufgebrachte Volk ſchrieb alle ſeine Drangſale auf Rechnung des Gallienus; und wirklich war der größte Theil derſelben die Folge der ausſchweifenden Sitten und ſorgloſen Staats-Verwaltung dieſes Fürſten.

Die erſte Probe.

Drangſal iſt beſſer als **Ungemach**, wenn von den Leiden eines ganzen Volks die Rede iſt. **Ungemach** drückt mehr den kleinlichen Begriff von Unbequemlichkeit, als den großen Begriff von Volksunterdrückung aus.

Das aufgebrachte Volk iſt beſſer geſagt, als **das Volk voll Unwillen. Unwillen** ſagt, eben ſo wie **Ungemach**, in dieſer Verbindung zu wenig; unwillig iſt man über Ungemach oder Unbequemlichkeit, aufgebracht wird ein Volk durch Drangſale und Unterdrückung.

Auf Rechnung ſchreiben anſtatt **zuſchreiben** drückt den Gedanken beſtimmter aus, und giebt zugleich dem Perioden einen volleren Schluß. **Zuſchreiben** veranlaßt die Zweideutigkeit, als ob Gallienus das Ungemach ſelbſt erlitten hätte. **Auf Rechnung ſchreiben**, ſagt eigentlich, daß das Volk wegen ſeiner Drangſale den Gallienus, der Schuld daran war, zur Rechenſchaft forderte.

Der Periode iſt äußerſt ſchwerfällig und unbehülflich; unverhältnißmäßig lange und kurze Glieder deſſelben, die zum Theil nur aus einem Worte beſtehen, wechſeln auf eine unangenehme Weiſe mit einander ab:

Dem Gallienus
ſchrieb
voll Unwillen das Volk
all ſein Ungemach
zu.

Die zweite Probe.

In der zweiten Probe hingegen beſteht der Periode aus drei verhältnißmäßig zu einander paſſenden Gliedern:

Das aufgebrachte Volk
ſchrieb alle ſeine Drangſale
auf Rechnung des Gallienus.

Hier iſt zuſammengeſetzt was zuſammen gehört; das ſchrieb und zu ſteht nicht mehr zerſtückt und einzeln da, ſondern iſt den aufeinanderfolgenden Sätzen mit eingewebt.

Was nun kömmt, iſt ein Zuſatz zu dem Perioden ohne welchen derſelbe an ſich ſchon vollſtändig geweſen wäre, aber nun noch einen Anhang erhält, der mit ihm eins ausmacht.

Lüderliche Sitten, in der erſten Probe iſt ein unedler und unpaſſender Ausdruck.

Man ſagt: ein lüderlicher Menſch, eine lüderliche Lebensart; aber lüderliche Sitten iſt ſchon dem Sprachgebrauch nicht gemäß. Der Ausdruck ausſchweifende Sitten in der zweiten Probe iſt ſowohl edler als auch dem Gedanken anpaſſender.

Sorgloſe Staatsverwaltung, iſt beſſer als nachläßige Staatsverwaltung; nachläßig ſagt in dieſer Verbindung zu wenig; — des Ausdrucks nachläßig bedient man ſich, wenn vom Mangel an Fleiß in kleinen Geſchäften, ſorglos aber, wenn vom Mangel an Aufmerkſamkeit in wichtigen Geſchäften die Rede iſt.

In der erſten Probe macht deſſelben eine Zweideutigkeit, weil es, der grammatiſchen Bedeutung nach, ſowohl auf Ungemach als auf Volk gezogen werden könnte.

In der zweiten Probe hingegen kann das derſelben nur auf Drangſale gezogen werden.

„war wirklich Folge ſeiner lüderlichen „Sitten, u. ſ. w.“

Der bloßen grammatiſchen Bedeutung nach kann ſeine ebenfalls ſowohl auf das Volk als den Fürſten bezogen werden. Wenn ſich nun gleich die wahre Bedeutung aus dem Zuſammenhange leicht errathen läßt, ſo macht doch eben dieß errathen müſſen beim Leſen ſchon einen widrigen Eindruck.

Daher iſt in der zweiten Probe ſtatt ſeiner, dieſes Fürſten, geſetzt, wodurch aller Anſchein von Zweideutigkeit gehoben, und der Ausdruck ſchöner und beſtimmter wird.

Hierzu kömmt noch, daß durch dieſen Zuſatz der Schluß des Perioden ſelbſt vollſtändiger, und der Periode mehr geründet wird, als in der erſten Probe.

Schluß des Perioden in der erſten Probe.

„Folge ſeiner lüderlichen Sitten und nach-
„läſſigen Staatsverwaltung.“

Schluß des Perioden in der zweiten Probe.

„Die Folge der ausſchweifenden Sitten und
„ſorgloſen Staatsverwaltung dieſes Fürſten.“

Probe einer geſuchten und gezwungnen Schreibart im belehrenden Vortrage.

Aus einem Buche das den folgenden Titel führt:

Joſeph. Prophetiſches Symbol von Jeſus, dem Nazarenſer, König der Juden. Ein Buch zum Genuß für denkende Chriſten von Kultur und poetiſchem Gefühl. Von Joh. Jak. Stolz, Prediger in Bremen.

„Ich habe ſchon einigemal das mir Bedeutungsvolle Wort Preſſentiment gebraucht.— „Ich verſtehe unter Preſſentiment ein höchſt lebhaftes, inniges, zuverläßiges Gefühl, oder „eine lebendige Intuition gewiſſer, abweſender „oder zukünftiger Dinge, welche die Sinne „des äuſern Menſchen nicht berühren, durch „körperliche Organe nicht empfanden, und „durch keine der gewöhnlichen Operationen der „Seelenkräfte erkannt werden können. Ein „geringerer ſchwächerer Grad von Preſſentiment „iſt Ahndung. Ein ſehr hoher Grad von Preſſentiment iſt Viſion, da die Seele das Abwe-

„ſende oder Zukünftige ſo lebendig, beſtimmt
„und detaillirt vor ſich ſieht, wie wenn es würk-
„lich körperlich gegenwärtig wäre. Der Menſch
„als das Gott verwandteſte Weſen, das nach
„dem Bilde Gottes geſchaffen iſt, enthält viel-
„leicht die Quinteſſenz des ganzen Univerſums.
„Er iſt vielleicht ein Extrakt und Einbegriff al-
„les deſſen, was in der ſichtbaren und unſicht-
„baren Welt exiſtiert, hat von allem etwas
„homogenes in ſeiner Natur. Und ſo ließe es ſich
„denken, daß das ganze Univerſum auf ihn ein-
„fließen könnte. Gewiß iſt dieß wenigſtens dem,
„der das Zeugniß der heiligen Schrift für wahr
„hält, daß der Menſch ein Organ für die Ein-
„wirkungen der unſichtbaren, höhern Geiſter-
„welt iſt; dieſe Verbindung und Homogenität
„der menſchlichen Natur mit dem Univerſum
„wär ich geneigt, für die Hauptquelle oder den
„Urgrund der Preſſentiments zu halten. Allein
„ſo wie zu allen Einwürkungen körperlicher
„Gegenſtände auf körperliche Organe, intellek-
„tueller Gegenſtände auf intellektuelle Organe,
„moraliſcher Gegenſtände auf moraliſche Orga-
„ne, gewiſſe vereinigende Elemente oder ver-
„mittelnde Weſen nöthig ſind, welche die

„Einwirkungen veranſtalten, anbahnen, erleichtern, leiten, beſtimmen, ſo iſt dieſes wahrſcheinlich auch beim Preſſentiment nöthig. Höhere unſichtbare Weſen ſind vermuthlich die Mittelsperſonen, durch deren Berührung das Preſſentiment gewirkt, oder doch angebahnt, erleichtert, geleitet und beſtimmt wird. Abweſende oder zukünftige Dinge, die durch keine gewöhnliche Operation der Seele erkennbar ſind werden etwa durch Engel in ein ſolches Verhältniß — und die Seele des Menſchen in eine ſolche Lage und Stimmung geſetzt, daß Preſſentiment daraus werden kann. — — Nicht bei allen Menſchen iſt dieſe Kraft und Fähigkeit gleich ſtark, gleich entwickelt und gleich entwickelbar, ſondern es gilt auch hier der allgemeine Wahrheitsſatz: der Berufenen ſind viele; aber wenige ſind auserwählt. Eine feine, zarte, reine, mit wenigern irrdiſchen Theilen durchdrungene claſſiſche Organiſation hat einen ungleich größern Grad von Stärke und Entwickelungsfähigkeit des Preſſentiments als eine grobe, rohe, ſehr irrdiſche, zähe, ſchlaffe Organiſation. Jene iſt der Einwirkung abweſender und zukünftiger

„Dinge und des vermittelnden Einfluſſes höherer Geiſter unendlich empfänglicher als dieſe, deren mit abweſenden und zukünftigen Dingen, und mit höhern Geiſtern korreſpondirende Organe von einer harten, undurchdringlichen Kruſte bedeckt ſcheinen.“ u. ſ. w.

Man ſiehet, der Verfaſſer will etwas Auffallendes und Beſonders ſagen, und drehet ſich daher in dieſem ganzen Aufſatze um ein Wort (Preſſentiment) wobei er ſich ſelber eigentlich nichts deutlich denkt, und daher einen Aufwand von vielen andern Worten macht, die er zuſammenhäuft, damit es den Anſchein habe, als ob er das Hauptwort dadurch wirklich erkläre.

Das Preſſentiment wird *gewirkt*, oder doch *angebahnet*, *erleichtert*, *geleitet* oder *beſtimmt*; welch eine Menge nichtsſagender Ausdrücke, wovon einer den andern wieder aufhebt; denn wenn das Preſſentiment *beſtimmt* wird, wird es ja nicht bloß *geleitet* oder *angebahnet*.

Auch ſiehet man offenbar, wie der Verfaſſer unter den *fremden* Ausdrücken, deren er ſich ſo häufig ganz ohne Noth **bedient**, die Unbeſtimmtheit ſeiner Ideen zu verſtecken ſucht.

Das ausländiſche Preſſentiment verſtattet den leeren Worten einen freiern Spielraum, als das deutſche Vorgefühl, welches gleich anfänglich zu beſtimmtern Begriffen den Ton würde angegeben haben.

Probe einer ſchwülſtigen Schreibart.

Aus einer neuern Schrift, über das Erhabene.

„Wer von dem Erhab'nen ſchreiben will muß „es oft ſchmecken und immer ſchmackhaft finden; er muß es beſſer kennen, als Sphärengeſang, als Geiſter- und Elfen-Tänze, und „alle die Dinge zwiſchen Himmel und Erde, wovon der Schwärmer und der Dichter nur weiß. „Ihm muß die Natur Amme ſeyn, und die „Einſamkeit ſeine Geliebte. An ihrem Buſen „muß er geſehn haben, wie der Nebel der Welt „die Dinge verkleinert, vergrößert oder verhüllt; in ihren Umarmungen muß er gelernt „haben, das Geſicht von der Maske, das „Mädchen von der Schürze, die Erziehung

„vom Affentanz, den Kopf von der Perücke zu trennen, zu ſehen die Heiligen ohne Glorie, aber auch den Narren ohne Kappen. — Vieles, was ich ſchrieb, iſt freiwilliger Erguß einer ſchwärmenden Phantaſie, der keine Antichambre die Flügel beſchnitt, und kein tändelndes Getümmel toller Höflinge; die kein ſauſender Zirkel glücklicher Damen lähmte mit ihrem ewigen Frühlinge im Geſichte, die Einſamkeit ſtärkte und kräftiger Selbſtgenuß. Alles, was ich ſchrieb, das ſpricht mein Herz und ſpricht es nur zu erwärmten Herzen. Und wenn dieß Buch in Vergeſſenheit ſinkt, wenn der Sturm der Zeit meinen Nahmen verwehet u. ſ. w.“

Probe einer matten poetiſchen Schreibart.

Brief an einen Freund.

Wird er ſich noch fernhin winden unſer ſchöner Weg,
Den wir gern noch lange mit einander wandern,
Oder ruft uns bald der Trennung fern gewünſchter Steg,

Daß wir unſre Wallfahrtspfade einſam gehen
ſollen?
Kommen wird der Scheideweg. Wir haben
uns vielleicht
Unſers Weges bunten Faden weit hinausgeſonnen,
Plötzlich ſteht die ernſte Pflicht dann und gebeut
uns nicht
Uns die Hand, und ach! er war uns kürzer
zugeſponnen;
Dann verfärbt ſich unſrer Jugend morgenrother
Traum
In des Tages ernſtern, kälteren Geſchäftsgedanken.
Viel der Laſt am Tage dann und Ruhe wird
uns kaum,
Wenn wir in des Alters Abendſchatten
wanken.
Frage jetzt noch nicht, ob wir dann Waſſer
oder Wein
Trinken, Brod mit Salze oder Braten eſſen,
lachen
Oder weinen werden, laß es, wie es ſeyn
ſoll, ſeyn,
Und alles nur, wie wir es machen
können, machen u. ſ. w.

Probe einer unübereinſtimmenden Schreibart.

„Der Fürſt ließ ihm eine ſeinen Verdienſten
„angemeſſene Belohnung *zufließen*.“

anſtatt

„Der Fürſt gewährte ihm eine ſeinen Verdienſten
„angemeſſene Belohnung.“

Der Ausdruck *zufließen laſſen* paßt nicht zu dem vorhergehenden *ſeinen Verdienſten angemeſſen*. —

Zuflieſſen laſſen drückt eine Gnadenbezeugung aus Mitleid aus, wovon hier nicht die Rede iſt.

Probe einer unbeſcheidnen anmaßenden und geſchmackloſen Schreibart.

„Da ich acht Sprachen ſtudiert habe, um in
„deren keiner von philoſophiſchen Dingen Ueberſetzungen
„leſen zu dürfen; ſo habe ich vieles
„geleſen, was zur eigentlichen Bildung des
„Menſchenverſtandes gehört, was aber des-

„halb, weil mit Ueberſetzungen ſich nur ſolche Leute abzugeben pflegen, die aus Eifer für Deklination, Conjugation, Syntax, Etymologie ꝛc. alles unberührt laſſen, was die Erforſchung der eigentlichen Gedanken eines Schriftſtellers betrift — mehr als zu oft, beſonders bei den Alten, gar nicht beobachtet iſt.“

Eine ähnliche Probe.

Von einem jungen Arzt.

Noch viel Verdienſt iſt übrig. Auf, hab' es nur: die Welt wird's kennen!!

Ich bin dem mediciniſchen Publiko nicht mehr ſo ganz unbekannt. Man kennt mich aus einigen Abhandlungen, über deren Werth ich nicht entſcheiden kann; die der Hofrath Baldinger aber doch ſeinem bekannten Magazin einzuverleiben würdigte. Dieſe zeigen mehrentheils den Gang und die Art meines Studii der Wiſſenſchaften, für die ich mit ſolchem Enthuſiasmus eingenommen bin, daß ich ein feierliches Gelübde hier vor der ganzen Welt ablege, nicht eher zu ruhen, als bis ich ſo viel zur mehrern Vervollkommung der Arzeneikunde beigetragen habe, als Gott mir Kräfte des Geiſtes und Körpers verleiht, u. ſ. w.

Probe eines unbehülflichen und unverſtändlichen Perioden.

„So daß die Ausſage derjenigen, welche behaupten,
„daß aſtronomiſche Träumereien, und
„die eben daher fließende Warnung, daß er
„ſich vor ſeinen nächſten Verwandten, ja gar
„vor ſeinem eigenen Sohne hüten ſollte, ihn
„in dieſem Stücke ſo unentſchlüſſig gemacht,
„ungemein wahrſcheinlich wird.“

Probe einer weitſchweifigen und dunklen Schreibart.

„Wenn man es dem perſönlichen Charakter
„Ferdinands I. und Maximilians II.
„groſſentheils zu verdanken hatte, daß es unter
„ihnen ſo ziemlich ruhig in Deutſchland geblieben
„war: ſo ſchien jener Rudolphs II.
„das nämliche zu gewähren. Eben ſo Frieden-
„und Ruheliebend, und noch mehr entfernt
„von perſönlichen Religionsſtreitigkeiten —
„ſchien er dazu gemacht zu ſeyn alles in ſeinem
„bisherigen Gleiſe zu erhalten."

Probe einer weitſchweifigen und abgeſchmackten Schreibart.

Aus Raffs Weltgeſchichte für Kinder.

„Aengſtlich nachzuforſchen, wer wohl die erſten,
„die älteſten Einwohner Italiens geweſen,
„und wo ſie hergekommen ſeyn möchten, ſind
„Poſſen und Kleinigkeiten, um die wir uns
„nicht bekümmern können. Denn es iſt ſicher

„nie der Mühe werth, ſich im Zirkel von alten Völkern, deren Entſtehung und Geſchichte immer dunkel und fabelhaft bleiben wird, lange herum zu drehen. Wer daher geradezu und mit Zuverſicht ſagen wollte: Italien iſt in dieſem oder jenem Jahre von Kunz oder Hinz, und der Kunzinn oder Hinzinn zuerſt beſetzt, und nach und nach bevölkert worden, der würde was Unerweisliches behaupten, und ſich bei verſtändigen Perſonen lächerlich machen. Denn man weiß es ſchlechterdings nicht gewiß, wer dieſe Halbinſel zuerſt beſetzt habe."

Einzelne Probe vom bildlichen Ausdrucke.

„Das Laſter im Purpur"
anſtatt
„ein laſterhafter Fürſt."
„Der melodiſche Wald"
anſtatt
„der Wald, wo die Vögel ſingen."
„Ein froher Tag"
anſtatt
„ein Tag, an welchen man froh iſt."

„Das philoſophiſche Jahrhundert"
anſtatt
„das Jahrhundert worin die Philoſophie
„ſich ausbreitet."

„Die Sterblichen"
anſtatt
„die Menſchen".

„Er iſt ein Titus"
anſtatt
„ein gütiger Beherrſcher"

„Im Frühlinge wenn die Roſe ſich entfaltet"
anſtatt
„Im Frühlinge, wenn die Roſen ſich
„entfalten."

„Tauſend Herzen ſchlagen dem Menſchenfreunde
„dankbar entgegen"
anſtatt
„viele Herzen ſchlagen dem Menſchenfreunde
„dankbar entgegen."

Proben vom kühnen und regelloſen bildlichen Ausdruck.

Zimmermann.

„Die Brille der Eigenliebe ſitzt beinahe jeder „Nation auf der Naſe."

„Die Narrheit iſt die Königin der Welt; „wir alle tragen mehr oder weniger ihre Livrey, „ihre Ordensbänder, ihre Ordenskreuze, und „ihre Schellen."

„Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution, in den Tagen einer zweiten „Scheidung von Licht und Finſterniß — die Wolken des Irrthums, und der „Furcht zerſtreuen ſich; des langen Zwanges „müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um von den verlornen Rechten „der Vernunft und der Freiheit wieder Beſitz „zu nehmen. Das allenthalben verbreitete „Licht, der allenthalben angewandte philoſophiſche Geiſt, die daher vorhandene größere „Kenntniß des Fehlerhaften in der angenom-

„menen Denkungsart und kurzweg das „Sturmlaufen auf die Vorurtheile der „Zeit, zeuget eine Dreiſtigkeit im Denken, „die oft in eine ſtrafbare Frechheit ausartet, „u. ſ. w.“

„Ueber alle große Angelegenheiten des „Menſchen, treten Bücher an das Licht, die „rührend für das Herz ſind, und einleuchtend „für den Verſtand. Alles wird durchgebeutelt, alles iſt in der Gährung, alles verkündigt eine Reformation in der Philoſophie „des gemeinen Lebens, die ſich hie und da mit „langſamen Schritten zeigt, aber auch „zuweilen wie die entwolkte Sonne auf „einmal alle Schatten verdrängt.“

Der bildliche Ausdruck neigt ſich hier zum Komiſchen, der Begriff von einer ganzen Nation und die Brille der Eigenliebe, die ihr auf der Naſe ſitzt, macht einen lächerlichen Abſtich.—

In dem folgenden Bilde: Die Narrheit iſt die Königinn der Welt ꝛc., wird der Ausdruck bitter ſcherzend, weil das Bildliche mit dem Eigentlichen vermiſcht iſt, und in einander greift. Die Narrheit wird als die Königinn der Welt und Ordensbänder und Ordenskreuze als die Beweiſe der Gunſt geſchildert, woran man ihre Lieblinge erkennt; weil nun durch wirkliche Ordensbänder und Kreuze der Eitelkeit und Thorheit ſo manches Opfer gebracht wird, ſo iſt die Zuſammenſetzung mit Livrey und Schellen deſto bitterer.

Das folgende Bild ſteigt verhältnißmäßig —

Wir leben in der Dämmerung einer großen Revolution. —

In den Tagen einer zweiten Scheidung von Licht und Finſterniß.

Die Wolken des Irthums und der Vorurtheile zertheilen ſich. —

Nun aber wird das angefangene Bild durch ein fremdartiges unterbrochen:

Des langen Zwangs müde wirft man die Ketten der alten Vorurtheile ab, um die verlornen Rechte der Vernunft und Freiheit wieder in Beſitz zu nehmen.

Nach dieſer Unterbrechung wird das angefangene Bild wieder fortgeſetzt:

Das allenthalben verbreitete Licht, der allenthalben angewandte philoſophiſche Geiſt, die daher rührende gröſsere Kenntniß des Fehlerhaften in der angenommenen Denkungsart—

Nun kömmt wieder auf einmal ein ganz fremdartiges Bild, womit ſich dieſer Periode ziemlich abgebrochen ſchließt:

Und kurz weg das Sturmlaufen auf die Vorurtheile der Zeit, zeugt eine Dreiſtigkeit im Denken, die oft in ſtrafbare Frechheit ausartet.

Der folgende Periode fängt mit dem eigentlichen Ausdrucke an:

Ueber alle große Angelegenheiten der Menſchen treten Bücher an das Licht, rührend für das Herz und einleuchtend für den Verſtand.

Nun wird die Sprache plötzlich, und zwar auf eine etwas auffallende und ſonderbare Weiſe, wieder Bildniß.

Alles wird durchgebeutelt, alles iſt in der Gährung; alles verkündigt eine Reformation in der Philoſophie des gemeinen Lebens —

Nun tritt wieder ein ganz fremdartiges Bild auf:

die ſich hie und da mit langſamen Schritten zeigt, —

Nun ſchließt ein neues wiederum dem vorigen ganz fremdartiges Bild den Perioden:

„aber auch zuweilen, wie die entwölkte „Sonne, auf einmal allen Schatten verdrängt.“

Man ſiehet aus den angeführten Beiſpielen, wie die Bilderſprache dieſes Verfaſſers ſich an keine Regeln bindet, ſondern immer ihren Gegenſtand verfolgend, die Vergleichungen nur im Vorbeigehen aufgreift, und, gleich einem Strom, was der Einbildungskraft zufällig in den Weg kömmt, mit ſich fortreißt. —

Probe einen geordneten und regelmäßigen bildlichen Schreibart.

Mendelsſohn.

„Hier ſitze ich einſam in der Grotte, die du „deinen Liebling nennſt und warte auf das er-

„quickende Auge der Welt. Welch ein prächtiger Einzug! mit welchem Glanze erſcheinen die Vorboten der einziehenden Majeſtät! und wie ſchön wechſelt dieſe feurige Geſtalt mit dem ernſthaften Geſichte der braunen Nacht ab! ich weiß nicht, ob ein anderer als ein Jüngling vermögend ſey, alle dieſe Schönheit zu fühlen.“

„Die Jugend gleicht einem aufgehenden Frühlingsmorgen. Alles iſt belebt, ein reges Feuer dringt durch alle Nerven, und kein Wachender ſenkt ſich vorſetzlich in die Arme des Schlafes. Die arbeitende Natur ermuntert die Geſchöpfe zum Leben und zu Beſchäftigungen. Sobald aber die Nacht ihren finſtern Schleier um unſern Horizont wälzt, und die geſchäftige Hand der Natur vor unſern Augen verbirgt; ſo ſiehet man den größten Haufen ſich nach der Hülfe des Schlafs ſehnen. Das Bewußtſeyn wird ihnen eine beſchwerliche Laſt.“

„Sie wünſchen lieber eine Zeit lang nicht zu fühlen, daß ſie ſind, als das Leere zu empfinden, daß ſich von der Natur auf ihre

„Seele ausbreitet, oder noch unglücklicher, „Kummer und Sorgen in ihrer Seele herumzuwälzen, die mit der einbrechenden Nacht „in ihr erwachen.

Probe einer leichthin geworfenen Schreibart.

Wieland.

„Kein Menſch in der Welt, kann alles, was er „will, es ſey denn, daß er weiſe genug iſt, nichts „zu wollen, als was er kann. Eine ganze großen „Nation kann freylich mit vereinigten Kräften „ungeheure Würkungen hervorbringen, aber „denn liegt die Schwierigkeit im Wollen, oder in „der Schwierigkeit ihr den Willen zu machen.“ —

Das iſt kein gerundeter, ſondern ein hingeworfener Periode.

Er bricht zu kurz ab, und es fehlt ihm am Ende an der gehörigen Fülle. Die einzelnen Glieder dieſes Perioden nehmen ab, ſtatt zuzunehmen. —

Das erſte Glied iſt das längſte, und läßt einen Reichthum der Rede erwarten, welche Erwartung durch die Folge nicht befriedigt wird.

Man ſieht aber auch aus allen wohl, daß der Verfaſſer hier abſichtlich keine Periode bilden, ſondern ſeine Gedanken nur hinwerfen wollte.

„Eine ganze groſſe Nation kann freilich mit „vereinigten Kräften ungeheure Wirkungen „hervorbringen. —

„Dann aber liegt die Schwierigkeit im „Wollen, oder in der Schwierigkeit ihr den „Willen zu machen.“ —

Durch das dann hängt dieſer Periode ſehr ſchwach zuſammen. —

Durch ein obgleich oder zwar wäre der Anfang an das Ende viel feſter angeſchloſſen worden, wenn es ein ordentlicher Periode hätte ſeyn ſollen. Es war aber dem Verfaſſer hier, wie ſchon geſagt nicht um die Bildung eines Perioden, ſondern nur um die Aeußerung ſeiner Meinung zu thun, die er nicht langſam und feierlich, wie in der Bücherſprache, ſondern, wie in der Umgangsſprache, in kurzen und ſchwach gebundenen Sätzen vorträgt.

Probe einer ungekünſtelten und natürlichen Schreibart.

(Aus Werthers Leiden.)

In den folgenden Beiſpielen herrſcht die natürlichſte Nachbildung der affektvollen mündlichen Rede, die man ſich denken kann.

„Du kennſt den Nußbaum u. ſ. w. Statt zu erzählen daß ſie abgehauen ſind, werden ſie beſchrieben:

„Die herrlichen Nußbäume! die mich,
„Gott weiß, immer mit dem größten Seelen-
„vergnügen erfüllten! wie vertraulich ſie den
„Pfarrhoff machten! wie kühl, wie herrlich die
„Aeſte waren! u. ſ. w.“

Nun wird über die *zu lebhaften* Erinnerungen die Erzählung ſelbſt beinahe vergeſſen:

„Ich ſage dir, dem Schulmeiſter ſtanden die
„Thränen in den Augen, da wir geſtern davon
„redeten, daß ſie abgehauen worden“ u. ſ. w.

Der Aerger und Unwillen erzählt nicht gut und ordnungsmäßig —

Ehe wir noch erfahren, daß die neue Pfarrerin die Bäume hat umhauen laſſen, läßt der

Erzähler ſeinen Unmuth und Verdruß gegen ſie aus.

„Das ganze Dorf murret, und ich hoffe, die „Frau Pfarrin ſoll es an Butter und Eiern, „und übrigem Zutrauen ſpüren, was für eine „Wunde ſie ihrem Orte gegeben hat. Denn ſie „iſt es, u. ſ. w.

Probe einer weitſchweifigen und dunklen Schreibart, mit einer Menge eingeſchobner Sätze.

„Die Hamburgiſche Ausgabe, die ſo heißt, „weil Hamburg ihr Verlagsort iſt, die aber „auch als eine Lauenburgiſche, weil ſie in Lauenburg gedruckt worden, angeführt wird, und „die vermuthlich durch Veranſtaltung und unter der Aufſicht des großen Fabricius hervorgetreten iſt, die Hamburgiſche Ausgabe des „Verzeichniſſes der Thuaniſchen Bibliothek „hat Coler, wie auch Jugler bemerkt, als „ſehr fehlerhaft nachgedruckt, verdächtig machen wollen.“

Probe einer ſatyriſchen Schreibart,

von der niedrigern Gattung.

„Ob ich, ſagte der fette Mann, es meinem Amte,
„das ich als ordentlicher Profeſſor und Doktor
„der Theologie ſeit vielen Jahren bekleide,
„oder meiner außerordentlichen Scharfſichtigkeit
„zuzuſchreiben habe, weiß ich nicht: aber
„ſo viel weiß ich, daß beinah kein Tag vergeht,
„an welchem ich nicht ſchriftlich und mündlich,
„wegen brauchbarer und wohlfeiler Subjekte
„zur Beſetzung lediger Informator- und Hofmeiſterſtellen,
„faſt von ganz Deutſchland angegangen
„würde. Ich diene meinem Nächſten
„gern, ich hoffe, ich kann das von mir
„ohne Ruhmredigkeit ſagen. Es iſt aber doch
„eine verzweifelt verdrießliche Sache, für ſeine
„Dienſte nichts als unzufriedene Klagen und
„Vorwürfe zum Danke zu bekommen. — Die
„Welt wird freilich von Tag zu Tag immer
„klüger, und niemand kann ſich darüber mehr
„freuen als ich; ich wünſchte nur, daß ſie nicht
„zugleich auch eigenſinniger würde. Keinem
„Menſchen kann ich es mehr recht machen,

„ich mag mir auch Mühe geben, ſo viel als
„ich will. Denn wahrhaftig! der bedachtſamſte
„Pferdehändler kann beim Einkauf ſeiner
„Thiere kaum vorſichtiger zu Werke gehen, als
„ich bei der Wahl der Informatoren. Ich begucke
„ſie jedesmal von vorne und hinten, von
„oben und unten; ich ſehe ihnen auf den Mund,
„ob ſie nicht etwa zu viel eſſen; ich probire den
„Rücken, ob er auch gelenkig genug iſt; ich widerſpreche
„ihnen jedes Wort, um zu bemerken,
„ob ſie weich oder hartnäckig ſind, u. ſ. w.
„Und nicht genug! nunmehr ſchicke ich ſie erſt
„noch in die Nebenſtube zu meiner Frau, wo
„ſie aufs neue alle Schulen durchmachen müſſen.
„Ich will meine Frau nicht rühmen, man möchte
„ſonſt nur denken, daß ich mir auf meine kluge
„Wahl viel einbildete, von welcher Eitelkeit
„ich doch, Gottlob! weit entfernt bin; indeſſen
„muß ich ihr doch die Gerechtigkeit wiederfahren
„laſſen, daß in der ganzen Stadt ſich
„keine Frau beſſer auf alles verſteht, was ſich
„ſchickt und nicht ſchickt. Ich berufe mich desfalls
„auf meinen Beutel, für welchen ihre
„zärtlichen Begriffe von Schicklichkeit eine
„wahre Staupe ſind; ungeachtet meiner hüb-

„ſchen Einnahme iſt er doch immer ſo leer als „der Beutel eines Poeten, und reicht kaum zu, „den nothwendigen Ueberfluß, wie „ſie's nennt, zu beſtreiten. — Doch ich komme „vom Texte, u. ſ. w.“

Probe einer würdigen und edlen Schreibart, aus einem Erbauungsbuche.

„Sich Gott als einen rächenden beleidigten „Gott zu denken, iſt ein entehrender Gedanke. „Er kann auch nicht einen Schein der Schwachheit haben. Wie können wir glauben, daß er „durch unſere Fehler und Sünden beleidigt, „ja gar zum Zorn und zur Rache gereizt werden könne. So wenig ein Menſch durch die „kraftloſe Empörung eines Wurms beleidigt „werden kann, ſo wenig kann es Gott durch „das Widerſtreben eines Menſchengeſchlechts, „das zuſammengenommen nur ein Wurm in „ſeiner unendlichen Schöpfung iſt. Zorn und „Rache ſind ſehr groſe Unvollkommenheiten. „Lehrte uns Gott nicht ſie zu vermeiden? gab „er uns nicht das Gebot unſre Feinde zu lieben?

„und dieſer Gott ſollte des Zorns und der Rache fähig ſeyn! Nein, Ewiger, du kannſt nicht zürnen und Rache üben, weil du über jede Unvollkommenheit und Schwachheit erhaben biſt. Du ſiehſt mitleidig auf deine Geſchöpfe herab, wenn ſie den Weg der Tugend verlaſſen, und ſich ins Elend ſtürzen, du ſuchſt ſie durch Wohlthaten zum Nachdenken zu bringen.

Probe des Niedrigen und Pöbelhaften im Ausdruck, aus Robert und Florinde oder das Opfer des Ehrgeizes, ein Trauerſpiel von J. Cornelius. 1785.

Bianka. Unmenſch! hätt' ich dir nie eine Tochter gebohren!!

Alonſo. Fluch der Stunde, in der du ſie mir gebahrſt! Du hätteſt mir eben ſo lieb den leidigen Teufel gebohren.

Bianka. Um dir eine treue Kopie von dir ſelbſt zu liefern; nicht ſo?

Alonſo. Jezt ſchweige! es fängt an zu kochen. u. ſ. w.

Probe des Kindiſchen und Spielenden im Ausdruck, aus Raffs Geographie für Kinder.

„Sechszehn Königreiche, und doch nur eilf
„Könige? Wie geht denn das zu? Ganz natürlich.
„Beſinnt euch einmahl, wie es wohl zu
„gehen möge! Ach, nun fällt mirs bey! Es
„haben vielleicht einige Könige zwei Königreiche
„zuſammen? Richtig, ſo iſt es!“

Probe des Gekünſtelten im Ausdruck, aus Hottingers Kritik von Meiners Briefen über die Schweiz.

„Ein Gebirg, bloß weil es den Nahmen der
„Jungfrau trägt, macht den Verfaſſer ſo warm,
„daß er das Gebirg wirklich für eine Schöne
„anſieht, mit Roſenbekränzter Stirn, blendenden
„Buſen, der von Sonnenſtrahlen geküßt
„wird. Ziemlich loſe ſtürzt des Herrn
„Profeſſors Einbildungskraft unter dem Saum
„des Gewandes der gigantiſchen Jungfrau.“

Probe einer fehlerhaften Parentheſe.

„Wenn ich glauben darf, (doch — warum ſollte ich das nicht da ich ſchon ſo viele Beweiſe davon habe,) daß Sie mein Freund ſind."

Der Satz iſt durch die Einſchiebung zu ſehr zerſchnitten.

Man erfährt erſt nach der Einſchiebung wovon die Rede iſt. —

Dieß iſt aber fehlerhaft, weil man erſt am Ende und gleichſam zu ſpät erfährt, warauf man die Einſchiebung beziehen ſoll.

Das davon hat gar keinen Sinn, wenn man nicht erſt das folgende: „daß Sie mein Freund ſind" hinzunimmt.

Man ſieht hieraus offenbar, daß die Einſchiebung zu früh gemacht iſt, und daß Sie erſt nach: „daß Sie mein Freund ſind" ſtehen müßte, weil doch alsdann der eigentliche Schluß des Satzes erſt folgt, als:

„Wenn ich glauben darf, daß Sie mein Freund ſind, (doch warum ſollte ich das nicht, da ich ſo viele Beweiſe davon habe!) ſo, u. ſ. w.

Probe von Galliziſmen.

Das hat er nicht einmal **aber** (ſondern) zehnmal geſagt;

Er hat es nicht gethan, als um nur zu zeigen,

anſtatt

Er hat es bloß gethan um zu zeigen.

Er hat mich glauben machen,

anſtatt:

Er hat gemacht, daß ich glaubte.

Das Wetter, indem es mich verhinderte auszugehen,

anſtatt:

Indem mich das Wetter verhinderte auszugehen.

Die Ehre habend, Sie zu kennen, bin ich ſo frei;

anſtatt

da ich die Ehre habe, u. ſ. w.

Einer unſerer ſonſt guten Ueberſetzer machte einmal einen Verſuch die franzöſiſche Participialkonſtruktion der Kürze wegen in unſere Sprache einzuführen; allein dieſe Neuerung wurde nicht nachgeahmet, und er fand damit keinen Beifall. Auch entwickelte hier Adelung die Gründe, weswegen dieſe Konſtruktion in den Bau unſerer Sprache nicht ſtatt finden könne. Die Konſtruktion:

Er hat mich glauben machen,

anſtatt:

er hat gemacht, daß ich glaubte;

iſt ſchon von einigen guten deutſchen Schriftſtellern gebraucht worden, und es kömmt nur darauf an, daß ſie eingeführt und gangbar werde, weil ſie eben mit keiner Härte verknüpft, und für den deutſchen Ausdruck nicht unpaſſend iſt.

Weitſchweifigkeit im Geſchäftsſtyl.

Eine der gröſten Sprach- und Schreibunarten iſt die Nebeneinanderſtellung des fremden Ausdrucks mit ſeiner deutſchen Ueberſetzung, ſo daß beide Wörter, gleichſam als wenn ſie zwei Begriffe bezeichneten, nicht durch oder ſondern durch und verbunden werden. In dem fehlerhaften Kanzleiſtyl findet man auch häufig dergleichen Zuſammenſetzungen, als:

dahin verweiſen und remittiren, die Koſten
kompenſiren und aufheben.

Dieſe Unart des Ausdrucks grenzt beinahe ans Kindiſche, wie bei einem Lehrer auf einer Univerſität, welcher ſeine Vorleſungen anhub: wir ſind ſubſiſtirt und ſtehen geblieben, und wollen nun pergiren und fortfahren.

Bei den Uebungen im Geſchäftsſtyl muß ein Hauptaugenmerk ſeyn, alles Ueberflüſſige und nicht zur Sache Gehörige abzuſchneiden, und ſich insbeſondere vor den gleich bedeutenden Ausdrücken in Acht zu nehmen.

Denn die Menge der Geſchäfte ſelbſt erfordert ja die gemeſſenſte Kürze im Ausdruck, wenn man ſich die Ueberſicht der Sache nicht ſelbſt erſchweren will.

Weil in dem Geſchäftsſtyle die Worte von ſolcher Wirkſamkeit ſind, daß auf einem einzigen Ausdruck oft eine ſehr wichtige Sache beruht, ſo iſt freilich Beſtimmtheit und Deutlichkeit eine Haupterforderniß bei dieſer Gattung von ſchriftlichen Aufſätzen; und Zweideutigkeit und Dunkelheit müſſen auf alle Weiſe vermieden werden.

Durch das zu ängſtliche Beſtreben aber, ſich deutlich und beſtimmt auszudrücken, hat man ſich in dem Geſchäftsſtyle zu mancher unnützen Wiederholung, Weitſchweifigkeit und Umſtändlichkeit verleiten laſſen.

Indem man nehmlich durch mehrere gleich bedeutende Wörter einen Begriff noch deutlicher zu machen, und ihn recht vollſtändig zu beſtimmen ſuchte, bewirkte man gerade das Gegentheil. —

Vom unbeſtimmten Ausdruck.

Einige Leute ſcheuen ſich, beſtimmt ja oder nein zu ſagen: ſie ſind ſo erſtaunlich höflich, daß ſie um das ja oder nein beſtändig einen Umweg ſuchen, gleichſam als ob ſie durch einen zu beſtimmten Ausſpruch anſtoßen würden.

Statt nein zu ſagen bitten ſie jedesmal um Vergebung, und ſtatt ja zu ſagen, haben ſie beſtändig die Ehre — ſo wie der Venezianer, wenn man ihn z. B. frägt;

ob dieß das große Arſenal ſey?
mit der Antwort in Bereitſchaft iſt:
per ubbedirla.
(Ihnen gehorſamſt aufzuwarten!)
Ob dieß die Brücke Rialto ſey? —
per ubbedirla.
(Ihnen gehorſamſt aufzuwarten!)

Jemand, der z. B. genöthigt iſt, eine Einladung abzuſchlagen, kleidet das nein in die folgende Formel:

„Da es mir meine Geſchäfte durchaus un-
„möglich machen, mein Haus, wäre es auch
„nur auf eine Stunde, zu verlaſſen,“

„ſo dürfte ich wohl nicht die Ehre
„haben können, ihre Einladung an-
„zunehmen“ —

anſtatt:

„ſo kann ich nicht die Ehre haben, Ihre
„Einladung anzunehmen.“

Der Nachſatz iſt mit dem Vorderſatze nicht übereinſtimmend. —

Der Vorderſatz enthält den vollſtändigen Grund der Unmöglichkeit, die Einladung anzunehmen; und der Nachſatz läßt es wieder ungewiß, ob man die Einladung noch werde annehmen können, oder nicht.

Noch lächerlicher iſt das folgende Beiſpiel eines unbeſtimmten Ausdrucks:

„Mein Vater ſcheint ſich erholt zu haben,
„da er nun weit mehr als ſonſt bei Kräften iſt.“

Wenn er weit mehr als ſonſt bei Kräften iſt, ſo hat er ſich ja wirklich erhohlet, und ſcheint ſich nicht bloß erhohlet zu haben.

Eine übertriebene Beſcheidenheit aber iſt Urſach, daß einige Leute ſich faſt immer des Ausdrucks ſcheinen anſtatt ſeyn bedienen. Sie wollen niemals ein entſcheidendes Urtheil äußern, ſondern immer nur ſagen, wie ihnen die Sache vorkommt.

So lobenswerth nun eine ſolche Beſcheidenheit an ſich iſt, ſo tadelnswerth und lächerlich wird ſie, wenn man ſie übertreibt, und z. B. bei ganz unbedeutenden und gleichgültigen Dingen, aus bloßer Höflichkeit ſein Urtheil zurückhält. —

Die Formel: wie ſoll ich Worte finden.

„Wie ſoll ich Worte finden!“
iſt eine eben ſo abgenutzte als abgeſchmackte Formel. Wer die Sache, wovon er redet, gehörig einſieht, der findet auch ſicher Worte, um ſeine Gedanken darüber auszudrücken. —

Und wer ſchreiben will, muß nothwendig mit dem Verſtande ſchreiben, weil die Empfindung ſtumm iſt.

Indeß kann man dieſe Formel in ſo fern gelten laſſen, als ſie zum Zeichen dient, daß man von der erſten übertäubenden Empfindung ſich zu erhohlen ſucht, und nun allmählig zum ruhigen Nachdenken kömmt.

Noch eine Probe vom zweideutigen Ausdruck.

„Sein Freund ſchrieb ihm, er habe das große „Loos gewonnen.“

Wer hat das große Loos gewonnen, der Freund oder der an den geſchrieben wird?

Hat es der Freund gewonnen, ſo muß es heißen:

er erhielt von ſeinem Freunde die Nachricht, daß derſelbe das große Loos gewonnen habe.

Hat es der gewonnen, an welchen geſchrieben wird, ſo muß es etwan heißen:

er erhielt die Nachricht, daß er das große Loos gewonnen habe, in einem glückwünſchenden Briefe, von ſeinem Freunde.

Von der Beſtimmtheit im Ausdruck.

Eine Eigenthümlichkeit der deutſchen Sprache.

Die deutſche Sprache hat das Eigenthümliche, daß ſie ihre Deklinationen und Konjugationen mehr durch ganze Wörter als durch bloße Biegungslaute bezeichnet, wodurch ſie zwar an Deutlichkeit aber nicht an Kürze gewinnt.

Die deutſche Sprache ſetzt das alles ausdrücklich und mit ganzen Worten hin, was in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache, z. B. immer durch die einſilbigen oder Biegungslaute angedeutet wird.

Wo z. B. in jener Sprache bloß der Ablativ oder der Genetiv ſteht, da werden im Deutſchen die Präpoſitionen ſelbſt geſetzt, welche das Verhältniß ganz genau und beſtimmt bezeichnen, als:

Aus Furcht vor der Strafe,
Aus Begierde nach Ehre.

Bei dem Verbum wird im Deutſchen das perſönliche Pronomen ich, du, er immer ausdrücklich geſetzt, nicht:

Liebe, liebſt, liebt

ſondern:

ich liebe, du liebſt, er liebt.

So eben wird bei dem Verbum auch die künftige und vergangene Zeit nicht durch Biegungslaute, ſondern durch ganze Wörter, haben und werden bezeichnet. Nur das Imperfektum wird durch den Biegungslaut gebildet.

Der Gebrauch der Präpoſitionen im Deutſchen, dient oft dazu, Zweideutigkeiten zu vermeiden, denn wenn man z. B. ſagt:

„die Liebe Gottes,“

ſo kann dieß ſo viel heißen, als:

die Liebe Gottes zu den Menſchen, oder:
die Liebe der Menſchen zu Gott.

Sobald wir anſtatt, die Liebe Gottes, ſetzen: die Liebe zu Gott, oder, die Liebe gegen Gott, ſo findet keine Zweideutigkeit mehr ſtatt.

Von der Heraushebung des Hauptbegriffes.

Durch die Formeln
vorzüglich
um ſo mehr
nicht nur
ſondern auch
eröfnet man ſich gleichſam ein neues Gedankenfeld —

Die Aufmerkſamkeit wird dadurch auf den Hauptgedanken mehr zuſammengedrängt —

das Wichtigere wird aus der Maſſe des Unwichtigeren herausgehoben, und mit der Ordnung welche dadurch erwächſt, entſteht auch Reichthum und Fülle der Ideen, wo vorher Armuth und Leerheit war.

Wer etwas ſagt, ohne irgend einen Hauptbegriff herauszuheben, der ſtokt und iſt auf einmal fertig, und weiß nun keine Worte mehr zu finden; Gedanken und Ausdruck iſt zu Ende.

Jemand will zum Beiſpiele für eine Wohlthat danken, und ſagt:

Ich ſtatte Ihnen für dieſe Wohlthat meinen Dank ab! —

Legt er nun den Nachdruck der Stimme auf ich und hebt dieſen Begriff heraus, ſo wird ſeine Aufmerkſamkeit auf das Verhältniß zwiſchen ihm und ſeinem Wohlthäter gerichtet:

Ich, der ich Ihnen ſchon ſo ſehr verpflichtet bin, der Ihnen das nie vergelten kann, u. ſ. w.

Fällt der Ton der Stimme auf Ihnen und wird dieſer Begriff herausgehoben, ſo eröfnet dieſe Heraushebung eine neue Quelle von Ideen:

Ihnen, meinem großmüthigen uneigennützigen Wohlthäter, der ſein Glück darin findet, anderer Glück zu ſchaffen, u. ſ. w.

Wird der Begriff von Wohlthat herausgehoben, ſo verweilt die Aufmerkſamkeit wiederum auf der edlen großmüthigen Art, wie dieſe Wohlthat erzeigt iſt, gerade in dem rechten Zeitpunkte, u. ſ. w.

Wird Dank zum Hauptbegriffe erhoben, ſo findet die Sprache der Empfindung Platz:

Wie nun der feurige Wunſch für das Wohl des Menſchenfreundes, der mir geholfen hat, bei mir an die Stelle der Wiedervergeltung treten muß, und wie ich nur durch dieſen Wunſch und dieſe Geſinnung mir ſelber eine Genüge leiſte, u. ſ. w.

Nun können dieſe Hauptbegriffe in einander ſpielen, und ein Ganzes bilden, nachdem ſie erſt einzeln herausgehoben ſind, und aus einem jeden eine neue Ideenfülle geſchöpft iſt.

Auf die Weiſe ſieht uns bloß durch das Herausheben der Hauptbegriffe ein immerwährender Gedankenreichthum zu Gebothe. —

Die Verneinung
„auf keine Weiſe"
und die Bejahung
„auf irgend eine Weiſe"
dienen ſehr um den Nachdruck der Rede zu verſtärken, als:
anſtatt
„dieß iſt nicht"

„dieß iſt auf keine Weiſe der Fall
oder
„dieß findet auf keine Weiſe ſtatt"

Probe einer Weitſchweifigkeit im Ausdruck durch unnöthige Umſchreibungen.

„Jede Handlung, wodurch Sie mir bisher „bewieſen haben, daß Sie mein Freund ſind:"
anſtatt:
„jeder bisherige Beweiß Ihrer Freund„ſchaft."

„Die Spielſucht, welche die Menſchen ins „Verderben bringt"
anſtatt:
„die verderbliche Spielſucht."

„Eine Wunde, die ihm den Tod brachte"
anſtatt
„eine tödliche Wunde."

„Eine Nachricht die ihn in Schrecken „verſetzte."
anſtatt
„Eine ſchreckliche Nachricht."

Fortſetzung
von
D. Jeniſch.

Sechste Vorleſung.

Ueber Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang, als die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart — dargeſtellt in ihrem Zuſammenhange und in ihrer Vollzähligkeit.

Nachdem der Verfaſſer bis dahin, vorbereitend, gezeigt, wie der Schriftſteller den Gedanken ordnen, den Ausdruck bilden, die Sprache feilen müſſe: ſo wollen wir nunmehr die Eigenſchaften einer guten Schreibart zuſammenfaſſen, und dieſelben nicht ſowohl logiſch erklären, als durch Beyſpiele darſtellen, und den Zögling des Geſchmacks anweiſen, was er hier zu thun, dort zu meiden habe.

Reinheit und Richtigkeit der Sprache iſt allerdings eine unerlasliche Bedingung der guten Schreibart: allein, mehr Gegenſtand der Sprachlehre, als einer Anweiſung zum

Styl, iſt ſie überdem ſchon von dem Verfaſſer dieſes Werks im dem vorigen ſehr zweckmäßig, und von Herrn Aedelung in ſeinem Werk über den Styl, (1 Theil) ausführlich abgehandelt worden. Wir wenden uns daher ſo gleich zu den obengenannten Eigenſchaften der Rede.

Die Sprache iſt das Werkzeug der Bezeichnung und Mittheilung unſerer Vorſtellungen und Empfindungen: wir ſprechen, wir ſchreiben, um von andern verſtanden zu werden.

In jedem Worte, jedem Bilde, in jedem größern und kleinern Abſchnitt der Rede, muß alſo auch eine entweder durch ſich ſelbſt beſtimmte, oder durch das Ganze der Rede beſtimmbare, Idee zum Grunde liegen. Jede Silbe, jede Biegung eines Worts deutet auf dieſes unſichtbare, bloß mit dem Verſtande zu erreichende, hin.

Und dieß nennt man den Sinn (Verſtand, Begriff) eines Worts oder einer ganzen Rede.

Ein einziger Buchſtabe ändert bisweilen den Sinn: z. B. „ich lerne“ bedeutet die gegenwärtige, „ich lernte“ die vergangene Zeit.

Die Eigenſchaft des Styls, noch welcher der Sinn der Rede klar und faßlich dargeſtellt, und aus der Seele des Redenden in die Seele des Zuhörers oder Leſers übertragen wird, nennt man die Deutlichkeit.

Dieſe Eigenſchaft betrifft, wie ſichs von ſelbſt ergiebt, den Grund und Zweck aller Sprache. Auf ſie müſſen daher auch alle übrigen Erforderniſſe einer guten Schreibart, wie auf Einen Punkt hinwirken, und ihr, in jedem Fall, untergeordnet ſeyn.

Da es den Geſetzen der Denkkraft gemäß iſt, daß wir in der kleinſtmöglichen Zeit den größtmöglichen Raum umfaſſen, oder, (um mich verſtändlicher auszudrücken) daß wir unſere Geiſteskräfte mit der größtmöglichen Leichtigkeit beſchäftigen (obstat, quicquid non adjuvat. Quintil. *) ſo erforderts die Natur der Sache, daß jener Sinn, ſo bald und ſo leicht, als es durch die darzuſtellende Idee, und Empfindung, oder durch die Abſicht des

---

*) Alles was die Thätigkeit unſeres Geiſtes in der Entwickelung ſeiner Ideen und Gefühle nicht fördert, das ſtört ihn.

Redners oder Schriftſtellers geſchehen kann, in die Seele des andern übertragen werde.

Und dieſes geſchieht dadurch, daß wir aus der Maße von Wörtern diejenigen ausheben, die den Sinn, nicht bloß auf irgend eine Art faßlich darſtellen, ſondern ihn am nächſten und am erſten erreichen; und eben ſo, daß wir dieſe Worte, dem benannten Zweck gemäß, gegen einander ſtellen und ordnen.

Dieſe Eigenſchaft heißt die Beſtimmtheit des Ausdrucks.

Aber unſerm Geiſte iſt auch ein gewiſſer Hang zur Thätigkeit eigen, nach welchem er nicht bloß überhaupt, oder nur nützlich, ſondern auch angenehm beſchäftiget ſeyn will. Das gewöhnliche alte, bloß fürs Bedürfniß hinreichende, ſättiget ihn ſo leicht; ermüdet, erſchlaft ihn.

Daher iſt es auch nöthig, daß der beſtimmt-ausgedrückte Sinn, nach der jedesmaligen Natur der Sache und des beabſichteten Zwecks der Rede, das Gemüth des andern in eine Art von angenehmer Thätigkeit verſetze.

Dieß geſchieht dadurch, daß wir den Ausdruck, ſeys durch eine beſondere Auswahl der Worte, ſeys durch gewiſſe Wendungen, Gleichniſſe, Anſpielungen, oder auch durch eine raſchere, auf irgend eine Art ausgezeichnete, Wendung und Zuſammenſtellung der Ideen und Worte, über das gewöhnliche und alltägliche hinausheben, und gleichſam beſeelen.

Dieſe Eigenſchaft der Rede heißt die *Lebhaftigkeit*.

Sie iſt unter allen die am meiſten verführeriſche, und daher auch am meiſten dem Mißbrauch ausgeſetzt.

Alles Verderbniß des Geſchmacks beginnt mit ihr, und durch ſie. Doch davon hernach.

Der Menſch iſt ferner nicht bloß ein ſinnliches, ſondern auch ein moraliſches Weſen: er fühlt gewiſſe Dinge als ſeiner ſelbſt würdig; andere, als ſeiner ſelbſt unwürdig. Dieſes Gefühl überträgt er nicht bloß auf ſeine eigene und anderer moraliſche Handlungen, ſondern auch auf alles das, was mit ſeinem eigenen oder anderer moraliſchen Ich in einiger Verbindung ſteht, als zum Beyſpiel: Stand, Alter, Ehrenſtelle, und jede Art von Intereſſe. Jeder Verſtoß gegen dieß Gefühl von Würde und Anſtand, beleidiget ihn, oder erreget ihm wenigſtens eine widrige Empfindung, nicht minder im Ausdruck der Rede, als in wirklichen Handlungen.

Eben ſo ſind auch viele ſeiner Vorſtellungen, Empfindungen und Leidenſchaften von der Art, daß ſie ſich einander aufheben, oder wenigſtens nicht zu gleicher Zeit neben einander in der Seele Statt finden können. Empfindungen des Schmerzes heben die Empfindungen der Freude, und dieſe wiederum jene auf. Ernſte, große, wichtige Gegenſtände ſind unverträglich mit gemeinen, kleinlichen, pöbelhaften Vorſtellungen und Ausdrücken.

Daher iſt es nothwendig, daß auch der Schriftſteller jenes äußerſt zarte Gefühl des Menſchen von dem, was würdig und anſtändig iſt, ſorgfältig ſchone, und dieſen widrigen Zuſammenſtoß entgegengeſetzter Empfindungen oder Intereſſe vermeide.

Dieſe dem Schriftſteller nothwendige Behutſamkeit in der Wahl der Worte und Einkleidung der Ideen, heißt die Würde des Ausdrucks.

Da das Gefühl von Würde und Anſtand dem Menſchen angebohren iſt; ſo iſt die Würde des Ausdrucks nicht, wie es einigen geſchienen, bloß eine durch Sitte und Cultur angenommene (convenzionelle) Eigenſchaft einer guten Schreibart; ſondern, ſo wie jenes Gefühl ſelbſt, von der Hand der Natur vorgezeichnet. Wenn einige rohe Völker ſich in manchen einzelnen Fällen über das moraliſche Gefühl wegzuſetzen ſcheinen; und wenn noch öfterer eine gewiſſe Gattung von Schriftſtellern alle Würde des Ausdrucks vernachläßiget: dann antwortet der Redekünſtler mit dem eines Menſchen ſo würdigen Stolz, daß er, ſo wie jeder Künſtler, *nur nach der ſchönen Natur* und *für die ſchöne Natur* arbeitet, deren göttliches Gepräge kein fehlerhaftes Beyſpiel zerſtören, und kein Schmutz eines ausgearteten Schriftſtellers verwiſchen kann.

Endlich. Obgleich die Rede nur den Geiſt beſchäftiget, ſo hängt doch die innere Empfindung des Menſchen zu genau mit den Eindrücken des äußerlichen Sinnes zuſammen, als daß derjenige, der unſere Seelenkräfte in eine angenehme, oder wenigſtens nicht unangenehme Thätigkeit verſetzen will, nicht auch jedes widrige der äußern Sinne, beſonders der mit der geiſtigen Thätigkeit zunächſt verwandten, ſorgfältig verhüten müßte.

Da nun der Sinn des Gehörs der Weg iſt, auf welchem die Rede in die Seele fließt, ſo hat der Redner oder Schriftſteller dahin zu ſehen, daß er den Ausdruck auf dieſem Wege ſanft, und ohne Anſtoß, und, ſo viel immer geſchehen kann, mit einem gewiſſen Wohlgefühl des Zuhörers oder Leſers, dahingleiten laſſe. Dieß kann nur dadurch geſchehen, daß er Sylben, Worte und Perioden, ſo ſtellt und ründet, damit wenigſtens kein auffallender Mißklang das Ohr zerreiße, und daß der Ausdruck, beſonders da, wo er groſe Gemählde oder ſtarke Leidenſchaften darzuſtellen hat, in Klang und Tritt, den Gang der Ideen und Empfindungen gleichſam nachhalle.

Dieſe Eigenſchaft nennt man den Wohlklang.

Bey dem Leſen thut die Seele nichts anders, als daß ſie die Worte ſtille nachſpricht, und ſich vorzählt: ſie überträgt alſo gewiſſermaßen die Worte vom Papier ins Ohr. Daher der Schriftſteller dieſe Erforderniß der Schreibart nicht minder zu beobachten hat, als der Redner: ja der erſte vielleicht nur um ſo vielmehr, da während des Leſens die Aufmerkſamkeit, durch keine Geberde, kein Minenſpiel oder Stimme des Redenden und andre dergleichen Eindrücke zerſtreut, ſich nicht ſelten auf das am meiſten heftet, was ſie nun entbehrt (die lebendige Stimme)

Oft findet unſer Ohr auf dem Papier ſehr übelklingend, was ihm in dem Strom lebendiger Rede, ohne allen widrigen Anſtoß dahin zu fließen ſchien.

Die genannten Eigenſchaften einer guten Schreibart ſtehen alſo, wie wir gezeigt haben, mit einander im genauen Zuſammenhang, und ſind auf die unabänderliche Eigenthümlichkeiten des menſchlichen Geiſtes gegründet, ſind durch ſeine Kräfte, ſeine Bedürfniſſe, in ſo fern ſie auf die Seele Beziehung haben, beſtimmt.

Siebente Vorleſung.

Fortſetzung der vorigen.

Hier wollen wir nur noch einige Anmerkungen hinzuthun, aus welchen ihr gegenſeitiger Zuſammenhang, und beſonders ihre Vollzähligkeit zur Bewirkung alle Zwecke der Rede noch mehr erhellen wird.

Die Deutlichkeit beſchäftiget vorzüglich das Faſſungsvermögen unſerer Seele, den Verſtand: welches ſich auch ſchon daraus ergiebt, daß der Sinn der Rede, nach einer ſehr gewöhnlichen Verwechſelung des objectiven und des ſubjectiven, des materiellen und des formellen in der Beziehung der Begriffe, der Verſtand derſelben genannt wird.

Dieſe Eigenſchaft bezieht ſich daher nicht bloß auf einzelne Ausdrücke, Redensarten, Wendungen u. ſ. w. ſondern vorzüglich auf das Ganze der Rede: in wiefern nämlich die darzu ſtellende Ideen, theils einzeln klar und faßlich ausgedrückt ſind, theils durch ihre Anordnung und Verbindung, zu der Hervorbringung eines deutlichen und vollſtändigen Begriffs hinwirken. Unter allen Eigenſchaften des Stils würde ich ſie daher, in dem eigentlichſten Sinne, die logiſche nennen. Das bloße Wort ſchon „Deutlichkeit“ (Eigenſchaft des Hindeutens) winkt auf das Unſichtbare, nur mit dem Verſtande zu erreichende in der Sprache hin. (Siehe oben S. 130.)

Die Beſtimmtheit des Ausdrücks iſt nichts anders, als die auf jeden einzelnen Theil der

Rede, jedes Wort und Ausdruck und Einkleidung des Begriffs insbeſondere, angewandte Deutlichkeit. Denn nur dadurch, daß ich jeden Begriff in ſein angemeſſenſtes Gewand kleide, jede kleinſte Schattirung deſſelben fein und richtig bezeichne, daß ich in meiner ganzen Darſtellung, der Natur und Wahrheit des Gegenſtandes treu bleibe, und gleichſam jedes Ding mit ſeinen eigenthümlichſten und bedeutungsvollſten Namen nenne, d. h. nur dadurch, daß ich mich beſtimmt ausdrücke, wird der Sinn meiner Rede auf die leichteſte und faßlichſte Weiſe in die Seele des andern übertragen.

Die Eigenſchaft der Beſtimmtheit hat es ſchon mehr mit der Einbildungskraft zu thun, als die bloße Deutlichkeit. Die Auswahl der Worte und der ganzen Einkleidung unſerer Gedanken beſchäftiget, wenn gleich unter der ſtrengen Aufſicht des Verſtandes, dennoch offenbahr mehr die Einbildungskraft; die aus ihrem unermeßlichen Vorrath von ſinnlichen Anſchauungen, Bildern und Zeichen der Begriffe, dem Verſtande und der Urtheilskraft die ſchicklichſten und eigenthümlichſten zur Auswahl darlegt.

Der ſtrenge Logiker urtheilt daher gewöhnlich am richtigſten über die Deutlichkeit der Darſtellung.

Aber er muß ſeine Einbildungskraft geübt und geſchärft haben, er muß zugleich Aeſthetiker ſeyn, um die Wahrheit und Eigenthümlichkeit, d. h. die Beſtimmtheit des Ausdrucks, gehörig prüfen zu können.

Alles, was Herr Adelung in ſeinem vortreflichen Werk über den Styl, unter den Ueberſchriften: „Angemeſſenheit, Schicklichkeit, Natürlichkeit, Eigenthümlichkeit, Präziſion,“ abgehandelt hat, das befaſſen wir unter dem Begriff der Beſtimmtheit.

Denn nur derjenige Ausdruck bezeichnet den Gedanken eigenthümlich, wahr und natürlich, der dem eben erklärten Begriff von der Beſtimmtheit zuſagt, und nicht mehr nicht weniger in die Seele des andern überträgt, als der darzuſtellende Gedanke in ſich enthält, oder nach der Abſicht der Rede enthalten ſoll.

Die Platoniſche Philoſophie nennt Gott „den Meſſer der Dinge“ und ſie will damit nichts anders andeuten, als daß die Gottheit alles anordne und eintheile, allen Dingen Maaß und Grenzen beſtimme.

Eben ſo beſteht auch das Geſchäfte des Redekünſtlers beſonders in jenem Abmeſſen und beſtimmen des Ausdrucks nach dem darzuſtellenden Begriff. Dieſe Handlung (actus) des Abmeſſens und Beſtimmens liegt offenbar in dem Worte „Beſtimmtheit,“

So lange der Ausdruck nichts mehr als deutlich und beſtimmt iſt, ſo lange bleibt die Seele, da beyde Eigenſchaften, (jene durchaus, dieſe zum Theil), logiſch ſind, in einem gewiſſen Zuſtande der Ruhe, mit welcher jede Wirkung der ſogenannten obern Seelenkräfte immer begleitet zu ſeyn pflegt.

So bald aber die Rede ſich zu Gleichniſſen, Anſpielungen, leidenſchaftlichen Wendungen u. ſ. f. erhebt; ſo bald ſie die Einbildungskraft und Empfindung in's Spiel ſetzt; ſo fühlt ſich der Geiſt von einer gewiſſen angenehmen Thätigkeit beſeelt, gegen welche die Thätigkeit des Verſtandes als ein Zuſtand der Ruhe und Gleichgültigkeit angeſehen werden kann.

Die raſchen Uebergänge, die Zuſammenſtellung mannigfaltiger, nicht ſelten höchſt ungleichartiger Bilder, die beſondern Einkleidungen und Wendungen jeder Art, das Auf- und Niederwallen einer und derſelben Empfindung und Leidenſchaft, oder das Ineinander-Wogen mehrerer, kurz, das Spiel mannigfaltiger und verſchiedener Kräfte unſeres Geiſtes, der obern und niedern, des Verſtandes, der Einbildungskraft und des Witzes, — verbreiten über die Seele ein gewiſſes Leben, einen erhöhten Grad der Selbſtthätigkeit.

Daher nennen wir die Eigenſchaft des Stils, welche dieſen angenehmen Zuſtand in der Seele hervorbringt, mit Recht die Lebhaftigkeit. Dieſe Eigenſchaft gehört eigentlich, wie auch oben ſchon geſagt worden, zum Schmuck der Rede. Der Ausdruck muß allezeit deutlich und beſtimmt ſeyn: er darf ſich aber nicht immer bis zur Lebhaftigkeit erheben.

Unterdeſſen liegt ſchon in den erſterklärten Begriffen von der Deutlichkeit und Beſtimmtheit, (beſonders der letztern) der Nebenbegriff einer gewiſſen Lebhaftigkeit, die auch ſchon bloß durch dieſe Eigenſchaften in der Seele hervorgebracht wird. Denn eine Rede voll Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, ohne allen Schmuck und äſthetiſche Verzierung, ſetzt unſern Geiſt nicht nur überhaupt in Thätigkeit, ſondern die natürliche und lichtvolle Aneinanderreihung der Ideen, die Auswahl und Zuſammenſtellung der wichtigern, die Angemeſſenheit ihrer jedesmaligen Beziehung durch Worte, das feſte, unverrückte Hinſtreben zu Einem Ziel, Einem Hauptgedanken — alles dieß ſetzt die Selbſtthätigkeit ins Spiel, welches durch jeden undeutlichen und unbeſtimmten Ausdruck, durch jede überflüßige Partikel, auf eine widrige Art gehemmt werden würde. Jeder Ausdruck alſo, der den gehörigen Grad von Deutlichkeit und Beſtimmtheit haben ſoll, muß auch dieſen Grad der Selbſtthätigkeit in unſerer Seele hervorbringen, und alles das ſorgfältig vermeiden, was dieſelbe hindern kann.

Folgender Abſchnitt einer Spaldingſchen Predigt iſt, (was er auch durch ſeine Beſtimmung, und durch den ſchriftſtelleriſchen Charakter ſeines Verfaſſers einzig ſeyn ſoll) nichts anders als deutlich und beſtimmt. „Am „meiſten zeigt ſich der als einen Weiſen, der „auch auf die entfernteſten Folgen hinausſieht, „und ſich gegen die Zukunft in Sicherheit zu „ſetzen ſuchet, die am längſten dauert. Und

„da erſcheinet die Klugheit des Chriſten in ih„rem vorzüglichſten Werthe. Alles vergeht; „nur die Ewigkeit nicht, mit den Folgen, wel„che der Vorbereitung des Menſchen auf dieſel„be, während ſeines Daſeyns auf der Erde, „angemeſſen ſind.“

Kein Schmuck, kein Bild, keine beſondere auffallende Wendung in dieſem Abſchnitt vom Anfang bis zu Ende. Und dennoch fühlt ſich unſer Geiſt bey der Durchleſung deſſelben in einer gewiſſen, nicht unangenehmen Selbſtthätigkeit.

Aber die Wichtigkeit des Gegenſtandes, die Zuſammenſtellung gewiſſer, vielleicht ſehr bekannter, allein nicht immer in dieſer Verbindung zuſammengedachter Ideen, der ungehinderte, durch kein überflüßiges Wort, keine entbehrliche oder verwirrende Neben-Idee, gehemmte Fortſchritt der Seele von Gedanke zu Gedanke, — erzeugt das Gefühl einer gewiſſen Lebhaftigkeit, die freylich, bloß durch die Beſchäftigung der intellectuellen Fähigkeiten hervorgebracht, mehr von dem ernſten und anſtrengenden, als von dem angenehmen hat.

Die Erzählung des Beaumarchais in dem Göthiſchen Trauerſpiel Clavigo iſt, eben durch das prunkloſe und ungeſchmückte, durch das, beynahe nicht mehr als deutliche und beſtimmte des Ausdrucks, ein Meiſterſtück ihrer Gattung.

Clavigo, der Gegenſtand der Erzählung ſitzt vor Beaumarchais; und dieſer beginnt Clavigo's eigne Geſchichte:

„Ein franzöſiſcher Kaufmann, der bey einer
„ſtarken Anzahl von Kindern, wenig Vermögen
„beſaß, hatte viele Correſpondenten in
„Spanien. Einer der reichſten kam vor funfzehn
„Jahren nach Paris und that den Vorſchlag:
„Gebt mir zwey von euren Töchtern:
„ich nehme ſie mit nach Madrid, und verſorge
„ſie. Ich bin ledig, bejahrt und ohne Verwandte;
„ſie werden das Glück meiner Tage
„machen, und nach meinem Tode hinterlaſſe ich
„ihnen eine der anſehnlichſten Handlungen in
„Spanien u. ſ. f. — Ohngefähr um eben die
„Zeit hatte ſich ein junger Menſch, von den
„Canariſchen Inſeln gebürtig, in dem Hauſe
„vorſtellen laſſen, — Ohngeachtet ſeines geringen
„Standes und Vermögens nimmt man

„ihn gefällig auf. Voll von Begierde ſich einen Namen zu machen, fällt er auf den Gedanken, der Stadt Madrid das, ſeiner Nation noch unbekannte, Vergnügen einer Wochenſchrift zu geben. Seine Freundinnen laſſen es nicht ermangeln, ihm auf alle Art beyzuſtehen: man zweifelt nicht, daß ein ſolches Unternehmen großen Beyfall finden werde; gnug ermuntert durch die Hofnung, nun bald ein Menſch von einiger Bedeutung werden zu können, wagt er es, der jüngſten einen Heirathsvorſchlag zu thun u. ſ. w."

Wer fühlt hier nicht das lebendige, fortreißende dieſer Erzählung? Und doch hat ſie, die raſchen Uebergänge ausgenommen, (die der Erzähler durch die bloße Weglaſſung der gewöhnlichen Umſchreibungs- und Verbindungspartikeln „und, — als — nachdem" hervorbringt) eben ſo wenig Schmuck von Gleichniſſen, Ausrufungen, beſondern Ideenzuſammenſtellungen — u. ſ. f. als der angeführte Abſchnitt aus der Spaldingſchen Predigt.

Allein eben dieß prunk- und ſchmuckloſe des Ausdrucks zeigt uns den Erzähler immer gleichſam mit unverrücktem Aug auf ſeinen Gegenſtand hingeheftet, und bringt daher auch in uns ſelbſt die nämliche Empfindung hervor, heftet unſre Aufmerkſamkeit, ſpannt die Erwartung, und wir zittern mit jedem neuen Abſchnitt in der Erzählung dem Ausgang entgegen.

Es erhellet alſo von ſelbſt, daß es eine gewiſſe Lebhaftigkeit des Ausdrucks giebt, unabhängig von Bildern, Gleichniſſen, rhetoriſchen Wendungen; daß dieſe Lebhaftigkeit durch die bloße Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks hervorgebracht werden kann; und daß die Lebhaftigkeit in vielen Fällen, als z. B. in der Erzählung des Beaumarchais, in Darſtellung großer Leidenſchaften und Empfindungen u. ſ. f. auf dieſe Art faſt allein hervorgebracht werden kann.

Man ſieht ſchon hier, wie ſehr diejenigen Schriftſteller irren, die nur alsdann lebhaft und ſchön zu ſchreiben ſich einbilden, wenn ſie jedem gemeinſten Begriff eine gewiſſe poetiſche Wendung geben, jeden alltäglichen Ausdruck zieren, und überall gleichſam das ſchöne Antlitz der Natur mit Blumen bewerfen.

Die urſprünglichſte und natürlichſte Bildung der Sprache hat Deutlichkeit und Beſtimmtheit zum Zweck: die Denkmäler der älteſten Nationen, ſo wie nicht weniger aller rohen Völker, die uns deren einige geliefert, übertreffen in Rückſicht der Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks viele der neuen Schriftſteller, und dienen uns hierin allen zum Muſter.

Wenn Bedürfniß, unverdorbenes Gefühl und Leidenſchaft, die herrſchenden Bewegungen der Seele ſind; dann wird der Menſch nie ein vergebliches, überflüſſiges Wort, oder eine gekünſtelte Wendung hervorbringen, wird ſich immer deutlich und beſtimmt ausdrücken. Selbſt die Wiederholungen einer und der nämlichen Sache, oft mit den nämlichen Worten, ſind hier bedeutungsvoll, gehören weſentlich zur Darſtellung und zu dem Gemälde der innern Bewegund der Seele.

Der rohe Naturmenſch, in jeder ungehemmten Aeußerung ſeiner Bedürfniſſe und Gefühle, die Wittwe am Grabe des geliebten Mannes, das Kind in ſeiner Bitte um einen gewünſchten Gegenſtand, jeder Menſch endſich, in großen und überwältigenden Gemüthsbewegungen, — alle dieſe werden nie anders als deutlich und beſtimmt, ohne Weitſchweifigkeit und ohne unnütze Verzierung ſprechen; aber eben dadurch ſich nur um ſo viel wahrer und natürlicher ausdrücken.

Im Gegentheil iſt es in der Geſchichte des Geſchmacks, und auch in der täglichen Erfahrung eine ſehr gewöhnliche Beobachtung, daß Leute, die viel leſen, oder zu ſpeculativen Betrachtungen gewöhnt ſind, und beſonders diejenigen, die durch einen gewiſſen Hang zu gleißender Beredſamkeit hingeriſſen werden, nicht nur anderer Bedürfniſſe, Gefühle und Leidenſchaften (z. B. in einem Trauerſpiel, oder in einem erdichteten Liebesbriefe) in einer weitſchweifigen, oder auch gekünſtelten und erzwungenen Sprache darſtellen, (denn dieß iſt ja der Erbfehler aller geſchmackloſen Dichter und Proſaiſten) ſondern, daß ſie bisweilen ſo gar in dem Ausdruck eigener Gefühle, Bedürfniſſe und Leidenſchaften, alle Natur und Wahrheit verleugnen, und ſich zu der Darſtellung derſelben einer bilderreichen, witzigen und gekünſtelten Sprache bedienen.

Ein auffallendes Beyſpiel der letzten Art hat mir immer der bekannte franzöſiſche Schriftſteller Linguet in ſeiner Beſchreibung der Baſtille geſchienen. Er mahlte nicht aus der Einbildungskraft; er ſchilderte nicht Hirngeſpinnſte; er ſahe, hörte, empfand ſelbſt alle Schrecken der Baſtille: aber die Hyperbeln, die Metaphern, die oratoriſche und ſophiſtiſchen Wendungen jeder Art, und die durchaus gekünſtelte Sprache in dem genannten Werk, machen unſer Gefühl mißtrauiſch gegen die Wahrheit der Sache.

Eben ſo finden ſich auch unter den Briefen der beyden talentvollen franzöſiſchen Schriftſteller, Balzac und Voiture, ſehr viele, wo ſie eigene, ſehr wahre Gefühle und Leidenſchaften darzuſtellen hatten. Aber ihr Hang, witzig zu ſeyn, und durch das Talent der Beredſamkeit zu glänzen, reißt ſie über die Gränzen der Natur und Wahrheit weit hinaus, und ſtatt des theilnehmenden Freundes oder des warmen Liebhabers ſpricht in dem Briefe der hochtönende Redner, der blumenreiche Sophiſt.

Man vergleiche den hiſtoriſchen Styl des hebräiſchen Geſchichtſchreibers **Moſes** und der ganzen Bibel mit dem Styl eines Tacitus, die Iliade mit der Aeneide des Virgil, dieſe mit der Thebaide des Statius u. ſ. w. und man wird nicht mehr zweifeln, daß Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, auch ohne allen andern rhetoriſchen Schmuck, durch die nackte Darſtellung der Natur und Wahrheit, nicht einen hohen Grad der Lebhaftigkeit hervorbringen könnten!

Es giebt allerdings einen gewiſſen Grad in der rhetoriſchen (ausſchmückenden) Lebhaftigkeit, der mit jener, die durch die bloſſe Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks erzeugt wird, zuſammenfällt. Dieß iſt der Punkt, wo die Kunſt Natur wird: ein Punkt, den das Genie allein trift, und der durch keine Regeln vorgezeichnet werden kann.

Dieſen Punkt haben die Schriftſteller aller Nationen von hoher Cultur zu erſtreben: hätten, Klopſtock als Dichter, Schiller als Geſchichtſchreiber, bey aller ihrer Kunſt, nicht dieſen Punkt zu erreichen gewußt; dann würden dem Kenner, der Meſſias, und die Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande, unmöglich in ihrer Gattung ſo gefallen können, als die Iliade des griechiſchen Barden und die Cyropaedie in der ihrigen.

Unter allen Schriftſtellern aller Nationen der neuern Zeit hat vielleicht keiner die nackte, antike Natur, — (man verzeihe mir den Ausdruck) jene Natur, die durchaus Bedeutung, nirgend Schmuck und Prunk iſt, ſo glücklich erreicht, als Göthe in ſeinem Werther, in der Iphigenia und in einigen andern kleinen Stücken, und Klopſtock in einzelnen Stellen der Meiſterſtücke ſeines Genies.

Wir werden in dem folgenden wahrſcheinlich Gelegenheit haben, uns über dieſe Stelle, die manchem dunkel ſcheinen könnte, näher zu erklären.

Die zwo letzten Eigenſchaften einer guten Schreibart, Würde und Wohlklang, ſind durch ſich ſelbſt, und durch das, was oben davon geſagt worden, ſo beſtimmt, daß wir uns hier aller fernern Anmerkungen überheben können.

Eine Bemerkung, die das ganze der Schreiart betrifft, müſſen wir vor allen andern beherzigen.

Ein jeder guter oder claſſiſcher Schriftſteller vereiniget in ſeiner Schreibart Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang des Ausdrucks, und ſeine Manier, vielleicht in der einen oder andern dieſer Eigenſchaften des Styls vortreflich, iſt fehlerhaft, wenn wir dieſe oder jene derſelben in einem auffallenden Grade, darin vermiſſen. Sprache und Schreibart eines Menſchen ſind das Reſultat aller ſeiner Seelenkräfte; in ihnen tönt gleichſam die ganze Harmonie ſeines Geiſtes und aller Anlagen und Fähigkeit deſſelben: Verſtand, Einbildungskraft, Witz, Empfindung, Geſchmack, ſind, jede in verſchiedenen Graden und nach Maaßgabe des darzuſtellenden Gegenſtandes, bey dem Ausdruck beſchäftiget.

Es würde daher lächerlich ſeyn, von einem Werk des Geiſtes zu ſagen: dieſe Stelle iſt bloß deutlich, jene bloß beſtimmt, jene bloß lebhaft, und jene bloß wohlklingend. Wenn der deutliche Ausdruck nicht zugleich beſtimmt und in ſich ſelbſt gewiſſermaaßen gegründet iſt; wenn ferner die Beſtimmtheit ſich nicht bis zu einem gewiſſen Grad der Lebhaftigkeit erhebt, (nicht eben immer jener rhetoriſchen, ſchmuckreichen, ſondern jener bedeutungsvollen, ernſten, die mehr den Verſtand beſchäftiget, als die Einbildungskraft unterhält und die S. 147. entwickelt worden) ſo iſt der Ausdruck tadelhaft, und den Regeln der guten Schreibart entgegen.

Wenn wir aber demungeachtet dieſem Schriftſteller Deutlichkeit, jenem Beſtimmtheit und Würde, oder einem andern Lebhaftigkeit als das eigenthümliche ſeiner Manier zuſchreiben; ſo wollen wir damit nichts anders ſagen, als daß dieſe einzelnen Eigenſchaften einer guten Schreibart, in ſeiner Manier die hervorſtechenden ſind, die durch den Grad der herrſchenden Fähigkeit ſeines Geiſtes, ſo wie das Ganze ſeiner Manier durch die Harmonie aller und jeder derſelben, beſtimmt werden.

Da es ein höchſt ſeltener Fall iſt, daß alle Seelenkräfte, die intellectuellen ſo wie die ſinnlichen, in gleichem Grade in dem Menſchen herrſchen oder ausgebildet ſind; ſo iſt's klar, daß nur der harmoniſche Zuſammenklang aller, den guten und großen Schriftſteller bildet.

Gellert beſaß gewiß in keinem hervorſtechenden Grade weder Scharfſinn noch Witz und Einbildungskraft, noch Gelehrſamkeit; aber immer wird ihn der ächte Kritiker als einen beſſern Schriftſteller und als ein nachahmungswürgeres Muſter empfehlen, als ſo manchen neuern gewiß talentvollern Schriftſteller, der Gellerten durch Tiefſinn oder durch Witz und Einbildungskraft weit überlegen iſt. Z. B. Abbt; der, nunmehr mit Recht faſt claſſiſch = gewordenen, Herder in ſeinen frühern Schriften u. ſ. w.

Unter allen deutſchen Schriftſtellern vereinigt Schiller ohnſtreitig in der hervorſtechendſten Harmonie, Tiefſinn, Einbildungskraft, Witz und philoſophiſche Gelehrſamkeit. Die Einbildungskraft, durch einen ächt = philoſophiſchen Geiſt genährt und geleitet, iſt allerdings die herrſchende Eigenſchaft ſeines Geiſtes.

Allein eben ſie hat ihn auch, beſonders in ſeinen frühern Verſuchen, nicht ſelten über die Grenzen eines reinen und vollkommengebildeten Geſchmacks hinausgeriſſen und er galt in dieſer Epoche ſeiner Geiſtesentwickelung mit Recht, mehr für ein groſes Genie, als für einen groſen Schriftſteller.

Jenes allgemein-gefallende Ebenmaaß aller Kräfte des Geiſtes, welches allein nur den guten und groſen Schriftſteller bildet, muß als die letzte Vollendung des Geſchmacks und des Genies angeſehen werden, und wird von Schriftſtellern mit auſerordentlichen Talenten, immer ſchwüriger und gewöhnlich auch ſpäter erreicht, als von ſolchen, in deren Geiſt keine Kraft, keine Fähigkeit, beſonders hervorragt.

Jede Originalität kann als eine Abweichung von der allgemeinen Regel angeſehen werden: und eben der Kampf derſelben gegen die allgemeine Regel, der ſie ſich doch, durch die Geſetze des Geſchmacks fügen muß, erſchwert dem Original-Geiſt ſeine frühe und vollſtändige Ausbildung.

Frühe Correctheit beweißt nie Genie

Achte Vorleſung.

Die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart — durch Beyſpiele erläutert und angewandt.

Nunmehr wollen wir die allmählige Bildung des Ausdrucks von der ſchlichteſten Bezeichnung des Gedankens herauf, bis zur Lebhaftigkeit, Würde und Wohlklang, in Beyſpielen darſtellen, und eben ſo durch Beyſpiele claſſiſcher Schriftſteller zeigen, daß die Schönheiten ihrer Schreibart auf den vorhin erklärten allgemeinen Eigenſchaften der Rede beruhen.

„Wenn der Menſch alt wird, ſo nehmen ſeine Kräfte ab, und er wird ſchwächer, aber auch in ſeinem Gemüthe ruhiger.“

Dieſer Satz iſt allerdings deutlich und faßlich ausgedrückt: jedes Wort hat ſeinen beſtimmten Sinn, jede Verbindungspartikel iſt ſo wie ſie daſteht, zum Verſtande des Ganzen nöthig, jeder Begriff klar und vollſtändig.

Für die Sprache des gemeinen Lebens, für den ſchlichteſten Grad der Popularität, würde der Periode gewiſſermaaßen tadellos ſeyn.

Man verändere ihn aber etwa ſo: „wenn „der Menſch einmal alt wird, ſo nehmen ſeine „Kräfte gewöhnlich ab, und er wird um „dieſe Zeit ſeines Lebens ſchwächer, aber auch „gewiſſermaaßen ruhiger.“

Und der Periode iſt weitſchweifig, iſt mit unnützen Worten und Nebenvorſtellungen überladen.

Die Zuſätze, „einmal, gewöhnlich, um dieſe Zeit ſeines Lebens, gewiſſermaaßen,“ ob ſie gleich an ſich ſelbſt nichts unwahres enthalten, ſondern vielmehr den allgemeinen Satz, der in vielen Fällen Einſchränkungen leidet, der Wahrheit gemäß einſchränken und näher beſtimmen, ſind hier überflüßig. Die Seele wird durch ſie in ihrem Fortſchritt zu dem Hauptgedanken nur gehemmt: ſie denkt ſich bey dieſem Allgemein-Satz jene Einſchränkungen von ſelbſt, und es iſt ihr ein widriges Gefühl, daß der, der ſo redet oder ſchreibt, ihr dieſes alltägliche Maaß von Denkkraft nicht zuzutrauen ſcheinet.

Das „um dieſe Zeit ſeines Lebens“ iſt überdem durchaus überflüſſig und dient nicht einmal, jene Einſchränkung zu bezeichnen: denn der Vorſatz beſtimmt ja ſchon die Zeit, von der hier die Rede iſt.

Aber nun laßt uns den Perioden etwa folgendermaßen einkleiden.

„Das Alter bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geiſtes.“

So faßt die Seele den nämlichen Allgemeinſatz mit weniger Worten, und doch zugleich in ſeiner ganzen Fülle.

Das „wenn der Menſch alt wird,“ iſt in das bloße „das Alter“ übergegangen; ſo wie der Nachſatz „dann wird der Menſch ſchwächer, aber auch im Gemüth ruhiger,“ in das „bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geiſtes;“ zween Sätze in Einen. Ueberdem iſt hier durch die Nebeneinanderſtellung des Geiſtes und des Körpers, der Schwachheit und der Ruhe, der Satz ſelbſt gewiſſermaaßen fühlbarer und lebendiger geworden.

Dieß und die Kürze des Ausdrucks allein ſchon, ſetzt die Seele in einen höhern Grad der Thätigkeit, indem ſie die *nämlichen Vorſtellungen* zugleich *lebhafter* und *in kürzerer Zeit faßt.*

Selbſt an dieſem einfachen Beyſpiele beobachte der Leſer jenen Grad der Lebhaftigkeit, von welchem in der ſiebenten Vorleſung gehandelt worden, und welcher aus der bloßen Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, ohne alle andere Verzierung der Rede, hervorgehen muß, wenn der Ausdruck ſelbſt den Regeln einer guten Schreibart entſprechen ſoll.

Von den beyden Perioden

„Wenn der Menſch alt wird, ſo nehmen ſeine Kräfte ab, und er wird ſchwächer, aber auch in ſeinem Gemüthe ruhiger,“ und

„Das Alter bringt Schwachheit des Körpers, aber auch Ruhe des Geiſtes,“ erhebt ſich der letztere bis zu dieſem Grad der Lebhaftigkeit; der erſte bleibt unter dieſem Grad ſtehen.

Denn jener führt die Seele in einer kleinen Zeit durch den nämlichen Raum (ſiehe

oder

oben die Erklärung von der Beſtimmtheit) trägt die nämlichen Vorſtellungen ſchneller und lebendiger in ſie hinüber, als der „wenn der Menſch alt iſt.“

Wenn aber Herz in ſeinem vortrefflichen Werk über den Geſchmack und von dem Alter ſagt, S. 63. der neuen Ausgabe.

„In dem Alter verpuft die auflodernde „Flamme des Geiſtes, und eine weiſe, ruhige Größe verbreitet ſich über die ganze Oekonomie der Seele.“

Dann fühlt ein jeder das lebendige in dem Ausdrucke jenes Allgemeinſatzes, und die Schreibart hat die Art rhetoriſcher Lebhaftigkeit, die wir als die dritte Eigenſchaft in der Rede angezeichnet haben.

Die auflodernde und wieder verpuffende Flamme, die, dadurch leiſe in Erinnerung gebrachte, Jugendfülle und Kraft des frühern Lebensalters, im Gegenſatz mit den Schwachheiten der ſpätern Jahre, die Neben-Idee von Haushaltung und Sparung unſerer Kräfte, bey dem Wort „Oekonomie,“ die weiſe und ruhige Größer die ſich über dieſe Oekonomie gleichſam hinbreitet, und jeden Mißbrauch der

Kräfte zurückhält — alle dieſe Bilder, Nebenvorſtellungen und Gegenſätze, beſeelen unſern Geiſt mit einer angenehmen Thätigkeit.

Was dem Perioden in Rückſicht des vorigen an Kürze abgeht, erſetzt er reichlich durch die angenehme Lebhaftigkeit. Wir machen mit Vergnügen ein paar Schritte außerhalb der Heerſtraße, um einige lieblich-duftende Blumen zu pflücken.

Laßt uns hier zugleich bemerken: daß, wenn Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks gar wohl ohne rhetoriſchen Schmuck beſtehen können, der rhetoriſche Schmuck (woſern er anders nicht abgeſchmackt ſeyn ſoll) nie ohne Deutlichkeit und Beſtimmtheit ſtatt finden kann.

Jedes überflüßige, undeutliche, unbeſtimmte Wort würde hier der Seele nur um ſo viel mehr auffallen, da das Gefühl des Vergnügens (welches bey der letztern Gattung von Lebhaftigkeit immer das herrſchende iſt) noch viel zärtlicher iſt, als das Gefühl der intellectuellen Geiſtesthätigkeit.

So wird unſer Gefühl mehr beleidigt durch einen fehlenden Knopf an einem Galla-Kleide, als an einem Schlafrock!

Alle Bildung des Geſchmacks geht alſo offenbar von der Deutlichkeit und Beſtimmheit aus. Dieſe Eigenſchaften ſind gleichſam Nerv und Muskel der Rede; die unerlaslichen Bedingungen aller Schönheit des Ausdrucks.

Wenn, ferner, jemand den obigen Allgemein-Satz folgendermaßen ausdrücken wollte: „der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark, und auf der Krücke läuft ſichs nicht geſchwinde,“ ſo würden wir den Perioden gewiſſermaßen zu der launigten Gattung rechnen können, die ſich ſo oft über das, was Würde und Anſtand heißt, hinwegſetzt.

„Der graue Schädel enthält gewöhnlich nicht viel Mark.“ Das iſt lebhaft und anſchaulich. Aber unſer Gefühl wird durch dieſe zu auffallende und beynah ins gräßliche übergehende Zergliederung der Schwachheiten des Alters beleidiget. Wir empfinden nämlich eine gewiſſe Zärtlichkeit gegen unverſchuldete, menſchliche Schwachheiten, und beſonders gegen das ehrwürde Greiſenalter, die es uns nicht erlaubt, uns dieſe Schwachheiten ohne Noth, und in einer gleichgültigen Rede davon ſo nahe vors Auge zu halten.

„Auf der Krücke läuft ſichs nicht geſchwinde.“

Dieſer Ausdruck hat nichts gräßliches, wie der erſte: aber er mahlt in der Wendung, wie er daſteht, wenigſtens eine gewiſſe Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit des Redenden oder Schreibenden gegen die Schwachheiten des Alters. Auch wir können alt werden: und er könnte auch gegen unſere unverſchuldeten Schwachheiten die nämliche Unempfindlichkeit äußern. Er beleidiget alſo unſer moraliſches Ich: er zeigt ſich da gleichgültig und gewiſſermaßen frech, wo andere Menſchen gerührt ſind.

Der Ausdruck iſt daher gegen die Würde.

Sehen wir endlich in der oben angeführten Herziſchen Einkleidung des Satzes auf Klang und Tritt der darin vorkommenden Wörter, in wie fern derſelbe dem Sinn angemeſſen iſt: ſo werden wir ſagen: In dem Satz:

„Im Alter verpuft die lodernde Flamme des Geiſtes“ mahlt der Fuß — — v v — durch die zwo kurzen Sylben und die gleich darauffolgend lange, die den Einſchnitt macht, das

Stocken, das Stilleſtehen der Kräfte des Geiſtes, ſo wie

die lodernde Flamme des Geiſtes
— — v v — v v — v

durch die zweymal wiederholten ſchnelfüßigen Dactylen das plötzliche und heftige Aufbrauſen der jugendlichen Kräfte bezeichnet.

Die weiſe ruhige Größe verbreitet ſich
— — — — v v — v — — —

die langſamen Spondäen in dieſem Abſchnitt, beſonders in dem „weiſe," und „verbereitet" machen dem Ohr die Ruhe und Stille des Geiſtes fühlbar.

Eben ſo zergliedere man in dieſer Rückſicht folgende Stelle in der Schillerſchen Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande.

„Manche Staaten ſtürzten mit einer präch-
— — —
tigern Erſchütterung zuſammen: Mit erhab-
v v v — v v — — — v —
nerem Schwunge ſtiegen andere auf."
v v — — — v — v v —

Und man wird den Perioden mit vollem Tritt ins Ohr klingen hören, in dem vielfachen R der „prächtigen Erſchütterung" hört man gleichſam die zuſammenſtürzende Trümmer ſchallen: und der Klang des Ausdrucks in dem

erhabnerem Schwunge ſteigen

— v v —— v — —

mahlt lebendig das Wiederaufleben und Emporarbeiten großer Staaten.

Man ſage nicht, eine ſolche Nachahmung des Gedanken durch Wort und Schall ſey dem Schriftſteller ein zu kleinlicher Gegenſtand! Genie und Gefühl leiten von ſelbſt dazu hin: und dem geübten Schriftſteller entſtehen Schönheiten dieſer Art unter der Feder.

Den mit Recht bewunderten Alten war dieſe Nachahmung des Gedankens durch Worte und Schall, ein wichtiger Gegenſtand der Rhetorik, und die bewunderteſten Muſter der Dichtkunſt und der Beredſamkeit, Homer und Virgil, Demoſthenes und Cicero ſind es uns auch in Rückſicht des Wohlklanges und dieſer Art von Gedanken-Ausdrucks.

Ehe wir zu der nähern Entwickelung der einzelnen Eigenſchaften fortgehen, wollen wir dieſelbe noch in dem folgenden Abſchnitt aus dem Werke eines der neueſten ſchriftſtelleriſchen Genies in einem hervorſtechenden Grad vereiniget ſehen.

„Die Natur läßt in ihren wundervollſten Metamorphoſen die alte Hülle ſtehen, indeß die neue — Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnet; iſt dieſe erreicht, ſo ſinkt das verdrängte Gewand, und nichts als ein leiſes Beben verkündigt's durch den organiſchen Gliederbau, daß die ſanfte Umwandlung vollbracht iſt. Dieſen Gang der Natur zu copiren, iſt hohe Weisheit, und nur dieſe Weisheit läßt dauernden Wohlſtand, Sicherheit, Eintracht und Harmonie erwarten: nur dieſe Weisheit erhält den moraliſchen Charakter, ohne den die größten Staatsoperationen ſo wenig als die geringfügigſte Privathandlungen einen vernünftigen und einen bleibenden Werth haben."

Die Hauptidee des Verfaſſers „man muß in allen Umſchaffungen der Dinge leiſe zu Werke gehen," liegt klar und deutlich vor Augen: er ſtellt ſie uns nach ihren wohlthätigen Folgen und Wirkungen vielſeitig dar: dieſe Maxime iſt hohe Weisheit und nur dieſe Weisheit läßt dauernden Wohlſtand, Sicherheit, Eintracht, und Harmonie erwarten: nur dieſe Weisheit erhält den moraliſchen Charakter, ohne welchen ꝛc.

Gedanke und Ausdruck ſind gleich fein und richtig beſtimmt — die Seele ſchreitet von dem kleinern zum Größern, von dem minder- zu dem mehr- umfaſſenden, mit Leichtigkeit auf: kein Wort, keine Vorſtellung hemmt oder zögert ihren regelmäßigen Fortſchritt; alles ſchließt ſich mit allmähliger Steigerung dem Eindruck und der Vorſtellung des Ganzen an; welches die Seele dann am Schluß in ſeiner ganzen Fülle umfaßt.

Der Gegenſtand iſt groß und wichtig: die Weisheit ſoll handeln; und es kömmt darauf an, eine ihrer wichtigſten Maximen ins Licht zu ſetzen," die Maxime „nicht zu raſch zu handeln." Der Schriftſteller erläutert ſie daher durch ein Gleichniß, welches er von der Natur und ihrer ewigen Handlungsweiſe ſelbſt entlehnt. „Die Natur läßt in ihren wundervollſten Metamorphoſen die alte Hülle ſtehen, indeß die neue Zeit und Kräfte zu ihrer Vollendung gewinnt."

Das wohlgewählte, lebhafte Gleichniß wird ſelbſt wieder auf eine höchſt lebendige Art ausgemahlt.

„Iſt dieſe erreicht, ſo ſinckt das verdrängte Gewand, und nichts als ein leiſes Beben verkündigt durch den organiſchen Gliederbau, daß die ſanfte Umwandlung vollbracht iſt.“

Das verdrängte Gewand, das leiſe Beben, das Verkündigen dieſes gleichſam beſeelten Bebens, die ſanfte Umwandlung.“

Alles Zug für Zug, Wort für Wort, mahleriſch und *lebendig*.

Die Weisheit handelt, die Natur geht ihr mit ihrem Beyſpiel vor; die Gegenſtäande ſind groß, aber auch der ganze Ausdruck athmet Ehrfurcht und *Würde*.

Kein gemeines, unedles oder komiſches Wort verrückt die Seele aus der ernſten und feierlichen Stimmung, in welche ſie ſich durch ſo große Gegenſtände verſetzt fühlt.

Es ſinkt das verdrängte Gewand
— — v v — v v —

die ſchnellen Dactylen hüpfen gleichſam dahin mit dem leicht abgeſtreiftem Gewand ein leiſes Beben verkündigt

— — — —

die langſamen Spondäen ſcheinen feierliches Stillſchweigen zu gebieten, um dieſes leiſe Beben zu vernehmen

bis die ſanfte Umwandlung vollbracht iſt

— — — — v v — v

auch hier mahlen die langſamen Spondäen das allmählige der Umſchaffung, ſo wie die Dactylen gegen das Ende die Leichtigkeit dieſer Umwandlung.

Der Ausdruck ahmt da, wo er kann, auch in Klang und Tritt den Gang der Ideen nach; und da, wo dieß durch die Natur des Gegenſtandes nicht geſchehen kann, zerreißt er wenigſtens das Ohr durch keinen Zuſammenſtoß harter Sylben und Worte: er iſt voll Wohlklang.

So viel Kunſt entwickelt die Seele in einem ſo kleinen Abſchnitt! und aus ſo feinen und mannigfaltigen Elementen beſteht das Vergnügen, womit uns die gelungenſten Stellen der Werke des Geiſtes überſtrömen!

Der Lehrling lerne die Meiſterwerke des Genies ſchätzen; und zittre ehrfurchtsvoll bey dem Gedanken, ſie nachzuahmen!

Schlußanmerkung zu dem bisherigen. Verſuch, die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart in einem gewiſſen Sinne auf alle ſchönen Künſte anzuwenden.

Muß nicht jedes vorzügliche Kunſtwerk oder jede Kraftäußerung in den ſchönen Künſten z. B. in der Mahlerey, Bildhauer- Ton- Schauſpiel- Tanzkunſt

erſtens, einen gewiſſen Gegenſtand haben, einen gewiſſen Sinn ausdrücken? = Deutlichkeit.

Muß nicht

zweytens, dieſer Gegenſtand auf eine beſtimmte, durch ſeine Natur möglichſt leichte und faßliche Weiſe dargeſtellet werden? = Beſtimmtheit.

Muß nicht

drittens, dieſe Darſtellung ſich über das gewöhnliche, alltägliche erheben, und einen gewiſſen Geiſt und Leben oder eine eigenthümliche Manier athmen? = Lebhaftigkeit.

Muß nicht

viertens, jeder Zuſammenſtoß ungleichartiger, und mit dem darſtellenden Gegenſtande unerträglicher Empfindungen oder Ideen verhütet werden? = Würde.

Muß nicht

fünftens, jeder verwandte Sinn der Empfindung ſorgfältig geſchont oder auch, wenns ſeyn kann, geſchmeichelt werden? = Wohlklang.

In dieſer Allgemeinheit ausgedrückt, ſind da jene Erforderniſſe der Rede nicht durchaus anwendbar, z. B. auf ein hiſtoriſches Gemählde, auf eine Gruppe des Bildhauers, auf einen durch Geberde oder Tanz auszudrückenden Charakter?

Da wir in der Sechsten Vorleſung die allgemeinen Eigenſchaften einer guten Schreibart aus der urſprünglichen Einrichtung des menſchlichen Geiſtes im Verhältniß zu dem Wahren und ſchönen, in ſo fern daſſelbe durch Worte darſtellbar iſt, abgeleitet haben; ſo ſcheint ſchon hieraus zu folgen, daß dieſe Eigenſchaften in einem gewiſſen allgemeinen Sinn auf alle ſchöne Künſte der Darſtellung angewendet werden könnne.

Es ſind — die nämlichen Geſetze — auf verſchiedene Fälle angewandt, und modificirt.

Beſtimmtheit und Lebhaftigkeit machen auch hier, ſo wie in der Rede, die weſentlichſten Eigenſchaften aus; ſie ſind der eigentlichſte Wirkungskreis des Genies.

Das unbeſtimmte und alltägliche iſt in keiner Kunſt genialiſch; ſo wie das genialiſche niemals unbeſtimmt und alltäglich iſt.

Sollte alſo dieſe Anwendung der Eigenſchaften der Erde auf alle ſchönen Künſte der Darſtellung nicht durchaus eingebildet ſeyn: ſo könnten wir ſagen:

Das höchſte Geſetz der Compoſition in jeder ſchönen Kunſt iſt Bedeutſamkeit, das heißt, Anſchließung und Beziehung jedes einzelnen Theils in dem Kunſtwerk oder in der Darſtellung auf irgend eine der genannten allgemeinen Eigenſchaften. Freilich lehrt das Genie allein hier, ſubſumiren, und das beſondere dem allgemeinen anſchließen! Aber ſo hat es doch gleichſam feſte Regeln der Selbſtprüfung.

Für den Lehrling in der Redekunſt iſt es über alles nützlich, iſt es nothwendig, daß er bey jedem einzelnen Theil, ſo wie bey dem Ganzen der Compoſition jenes oberſte Geſetz der Darſtellung „Bedeutſamkeit“ in dem erklärten Sinne, vor Augen habe, und ſich frage:

„Dieſes Wort, dieſe Partikel, dieſes Gleich„niß, dieſe Wendung, dieſe Stellung der Wör„ter, dieſe harte oder weiche Sylbe — trägt „ſie etwas bey, um den Hauptgegenſtand in „ein helleres Licht zu ſetzen, ihn nach Inhalt, „Grenzen, Folgen, näher zu beſtimmen, ihn „über das gewöhnliche, allbekannte hinauszu„heben, das ihm angemeſſene Intereſſe in dem „Zuhörer oder Leſer hervorbringen, oder auch, „wenn alles übrige Statt findet, dem Ohr zu „ſchmeicheln?“

Er zergliedere jede Periode, jeden Abſchnitt, jedes Wort, jede Zuſammenſtellung von Worten und Ideen, dem angegebenen Princip der Compoſition, der Bedeutſamkeit gemäß, wie wir es oben mit einigen ſchönen Stellen großer Meiſter gemacht. — Und er wird — ein großer Gewinn für den Künſtler! — wenigſtens, nicht mit Leichtſinn arbeiten, lernen.

Achte Vorleſung.

Ueber richtige Erkenntniß und lebendige Anſchauung des Gegenſtandes, als das einzige Mittel einer wahren und richtigen Darſtellung deſſelben. — Abſchweifung über die Begeiſterung.

Der Sinn, der Begriff der Sache, iſt Grund und Zweck der Rede.

Mit ihm beginnt, mit ihm endet alle Vollendung des Ausdrucks.

Man ſpricht und ſchreibt beſtimmt, lebhaft, mit Würde und Wohlklang; man ſetzt die obern und untern Fähigkeiten des Zuhörers oder Leſers in Bewegung; man ſucht ſein moraliches Ich zu intereſſiren; man ſchmeichelt, wenn's ſeyn kann, ſeinem Ohr — um durch alles dieß den Gegenſtand der Rede dem Auge des Geiſtes nahe zu bringen, oder auch dem Herzen fühlbar zu machen.

Jenes würde ich den intellectuellen, dieß den moraliſchen Sinn und Begriff der Rede nennen.

Jeder Ausdruck, jede Wendung, jede Zuſammenſtellung der Worte und Ideen — muß auf den Sinn und Begriff des Ganzen bezogen werden.

Er iſt der Maaßſtab aller Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Lebhaftigkeit und Würde, ſo wie alles Wohlklangs der Rede.

Dieſe Ausdrücke ſind nichts als leere Formen: Sinn und Begriff des Ganzen und der demſelben zuſagenden Theile, liefern die Materie zu dieſen Formen.

Daher iſt es das vornehmſte und einzige Mittel eines guten mündlichen und ſchriftlichen Vortrags: ſich ſelbſt von ſeinem Gegenſtande zu durchdringen, den Sinn und Begriff deſſelben von allen Seiten zu faſſen, jede verwandte Idee, nach ihrem Verhältniß zu demſelben, ihm anzuknüpfen, jede fremdartige abzuſondern.

Was der Menſch richtig erkennt und anſchaut, dafür wird er auch allemal den treffenden Ausdruck finden.

rem verba ſequuntur.

Denn die Handlung des Denkens iſt nichts anders, als ein Selbſtgeſpräch der Seele. Bey Menſchen von lebhaftem Geiſt, oder auch bey ſolchen, die ſich ſehr zur Einſamkeit, und Zurückgezogenheit in ſich ſelbſt gewöhnt, geht dieſes innere Selbſtgeſpräch ſo leicht auf die Lippen hinüber: viele Menſchen fragen und antworten ſich, unterhalten ſich mit ſich ſelbſt.

Der Wortvorrath der Seele iſt der Maaßſtab ihrer Begriffe (wenn nämlich die Worte ſelbſt die Seele zugleich mit Ideen bereichern, und nicht Schattengeſtalten ohne Körper, leere Schälle ohne Begriffe ſind) die Seele denkt nur klar und beſtimmt, was ſie klar und beſtimmt ausdrücken kann; und drückt, umgekehrt, klar und beſtimmt aus, was ſie ſo denkt.

Daher rufen die Dichter bey dem Anfange des Gedichtes die Muſen um Begeiſtrung an, d. h. um die lebendige, innere Anſchauung des darzuſtellenden Gegenſtandes:

Indem dieſe allein ihnen Stoff und Kraft zu der Darſtellung ſelbſt giebt.

Die richtige Erkenntniß des Gegenſtandes iſt noch verſchieden von der lebendigen Anſchauung:

Dort iſt der Verſtand, hier die Einbildungskraft, beſonders thätig: jene ſieht bloß den Gegenſtand, dieſe taſtet, fühlt ihn; dort liegt er gleichſam nur innerhalb dem Geſichtskreis der Seele, hier in der Seele ſelbſt:

Die Richtigkeit der Erkenntniß kann bisweilen das lebendige der Anſchauung ſchwächen; ſo wie die Anſchauung das reine Licht der Erkenntniß trüben.

Die Schönheiten der Natur werden von tauſend und tauſend Menſchenſeelen ſehr richtig erkannt; aber nur durch ihre lebendige Anſchauung iſt es einem Thomſon möglich, ſie ſo mahleriſch darzuſtellen, als er ſie uns in ſeinen Jahreszeiten empfinden läßt.

Anſchauung kann ſehr oft die Stelle der richtigen Erkenntniß, nicht aber die richtige Erkenntniß immer die Stelle der lebendigen Anſchauung vertreten. Was der erſtern vielleicht an Helle und Beſtimmtheit der Ideen abgeht, das erſetzt ſie durch die Wärme, ich will ſagen, durch die Stärke und den Reichthum derſelben.

Daher auch die lebendige Anſchauung — der Darſtellung günſtiger iſt, und der Seele eher Nebenideen, Bilder, Beobachtungen herbeyſchaft, als die richtige Erkenntniß:

Das dichteriſche Genie hat faſt immer mehr lebendige Anſchauung als richtige Erkenntniß. Daher auch der Reichthum, die Mannigfaltigkeit, das Leben, und die ganze Art der dichteriſchen Darſtellung.

Aber es iſt gewiß, daß die richtige Erkenntniß des Gegenſtandes, da wo ſie ſich mit einem gewiſſen Intereſſe des Menſchen, ſeys moraliſch, ſeys anderer Art, verſchwiſtert, zugleich in lebendige Anſchauung übergehet:

Denn eben dieſes Intereſſe ergreift und erſchüttert gleichſam die Seele, regt ihre Kräfte auf: und da dieſe ſelten anders als vereint, als durch einander und in einander wirken: ſo liefert, zum Beyſpiel, die Einbildungskraft durch ihre Bilder und Ideen-aſſociation dem Verſtande Stoff znm Denken: der ſo geſchärfte Verſtand berichtiget wiederum die Bilder und Nebenideen der Einbildungskraft; die untern Kräfte des Geiſtes ſetzen die obern in Thätigkeit, die obern leiten und beſtimmen die untern; das moraliſche Intereſſe des Menſchen erweckt und belebt das phyſiſche, und dieß wiederum jenes. Alle dieſe ſo zuſammengeſetzte Verrichtungen des Geiſtes ſind das Werk eines Augenblicks. Wir ſehen, wir fühlen die Reſultate davon — das ſchärfere Urtheil, den belebtern Ausdruck, das Zuſtrömen der Worte und Ideen. Aber die Handlung ſelbſt entzieht, durch ihre Raſchheit, unſerm Auge ihre geheime Maſchinerie.

Dieſer geheimen Maſchinerie nachzuſpähen, und ſie wo möglich zu zergliedern, iſt das eigenthümliche Geſchäfte des Philoſophen, der eben auf dieſe Art die Grundſätze des Sprachkünſtlers entwickeln, und ſeine Vorſchriften beweiſen muß.

Richtige Erkenntniß und lebendige Anſchauung müſſen mit einander verbunden ſeyn, wenn die Darſtellung eben ſo wohl Logiſch richtig, als rhetoriſch lebhaft ſeyn ſoll: jenes, als die Wirkung der richtigen Erkenntniß, dieß — der lebendigen Anſchauung.

Auf welchem Wege aber gelangen wir zu der richtigen Erkenntniß und beſonders zu der für die Darſtellung noch wichtigern, lebendigen Anſchauung?

Die Unterſuchung führt uns gewiſſermaßen in die Tiefe der Seelen und bis zum Werden des Gedankens hinunter.

Aber wir kommen nur ſo zum Ziel: und der ſcheinbare Seitenweg ſelbſt ſoll uns demſelben nur näher führen.

Unſer Geiſt fühlt ſich in gewiſſen Zeiten zu einem beſondern Grad des Lebens und der Thätigkeit erhöht, wo Gedanken, die vielleicht nie, oder höchſt ſelten ſeinen Ideenkreis berührten, ſich in ihm von ſelbſt an einander reihen; wo die Ideen uns gleichſam in großen Maßen vorſchweben, wo wir alles, was wir denken und empfinden, mit einem Leben anſchauen, mit einer Wärme empfinden, die uns, in Rückſicht unſeres gewöhnlichen Seelenzuſtandes, ſelbſt überraſcht. Wir möchten ſagen: Unſere Kräfte hätten ſich verdoppelt, verdreyfacht.

Ein orientaliſcher Schriftſteller ſchildert dieſen Gemüthszuſtand wahr nnd nachdrücklich.

„Die Gebärmutter der Seele ſchließt ſich auf und die Gedanken werden ihr gebohren, wie der Thau aus der Morgenröthe.“

Der bey weitem größte Theil unſres Geiſtes iſt (man verzeihe mir den Ausdruck) iſt Körper: unſer Blut, unſere Säfte ſtimmen, erſchlaffen oder beleben ihn.

Daher ſind große und ſtarke Leidenſchaften, als Liebe, Ehrgeiz, wichtige Intereſſe, große Ausſichten und Hofnungen, ja nicht ſelten ſogar Angſt und Verlegenheit, (welche ſonſt die Geſchäfte des Geiſtes zu verwirren und oft ſtocken zu machen pflegen) die gewöhnlichen Urſachen jener ſcheinbaren Erhöhung der Denk- und Empfindungskraft unſeres Geiſtes: ſie erſchüttern die Fiebern des Körpers und mit ihnen die Fiebern des Geiſtes.

Kein anderer Zuſtand iſt es (der Form nach) dem das Genie ſeine glücklichſten Augenblicke, ſeine Beſuche von Göttern und Muſen ſeine höchſte Flüge verdankt.

Jeder Menſch iſt in den geſchilderten Augenblicken, in Vergleichung mit ſich ſelbſt und ſeinen gewöhnlichen Gemüthszuſtande, Genie — ſe ipſo major.

In dieſem Gemüthszuſtande ſahe ich nicht ſelten den Stumpfkopf witzig; den faſt geiſt- und ſprachloſen — beredt.

Die Dichter nennen dieſen Zuſtand ſehr bedeutungsvoll „Begeiſterung," weil alsdann das ſelbſtthätige Princip in uns ein höhres und verſtärktes Leben empfindet, und gleichſam mehr Geiſt iſt

Das Genie beſteht ohne Zweifel in der Gabe, jenen Zuſtand des Gemüths für irgend einen Gegenſtand der Darſtellung in ſich hervorzubringen, ihn ſelbſt, den Gegenſtand, mit Leidenſchaft zu ergreifen, und dann kalt und ruhig darzuſtellen.

Eben dieſes leidenſchaftliche Ergreifen des Gegenſtandes erzeugt die lebendige Anſchauung, und die lebendige Anſchauung beſeelt den Menſchen zur lebendigen Darſtellung; die dann in dem leſenden oder hörenden eine momentane ähnliche Begeiſterung und erhöhte Seelenthätigkeit hervorbringt, welche uns ein ſo empfindliches Vergnügen gewährt.

Man leſe die Geſchichte faſt aller groſſen Genies und man wird jenes Talent der leidenſchaftlichen Ergreifung gewiſſer Gegenſtände, beſonders der Kunſt, zu welcher ſie durch einen göttlichen Ruf auserkoren zu ſeyn ſchienen, allenthalben gewahr werden.

Oft verbreitete ſich dieſe Leidenſchaftlichkeit über ihren ganzen Charakter und alle ihre Handlungen; und ſie wurden, wenn keine andere Zurückhaltungen da waren, dadurch unbrauchbar für das bürgerliche Leben, und unglücklich für ſich ſelbſt.

Daher die gefährliche Ueberredung ſo manchen Halbköpfe, daß jeder talentvolle Geiſt — — ein Lotterbube ſeyn müſſe, (welches nicht mehr und nicht weniger richtig geſchloſſen iſt, als, daß jeder Lotterbube ein Genie ſeyn müſſe.)

Oft glühte ihr Geiſt, kalt und gleichgültig gegen alles übrige, einzig für den Gegenſtand ihrer Kunſt.

Aber wir rechneten zu den Eigenthümlichkeiten des Genies nicht bloß die lebendige Anſchauung (die Folge der leidenſchaftlichen Ergreifung des Gegenſtandes:) ſondern auch (S. 183.) eine gewiſſe Kälte und Ruhe, das lebendig angeſchaute darzuſtellen.

Herr Moritz hat es ſchon in den Erſten Theil dieſer Vorleſungen angemerkt, daß viele Menſchen einer höchſt lebendigen Anſchauung fähig wären, aber dabey der kaltem Ruhe ermangelten, ohne welche keine kraftvolle Darſtellung moglich iſt.

Denn die lebendige Anſchauung ſtrömt dem Geiſte Stoff und Materie zu; die er dann ruhig betrachten, beurtheilen, nach ihren Haupt- und Nebentheilen zuſammenreihen und anordnen muß.

Das Ebenmaaß zwiſchen den ſo verſchiedenartigen Talenten der lebendigen Anſchauung und der Ruhe in der Darſtellung (die nach der gegebenen Erklärung zu der richtigen Erkenntniß führt) bildet daher allein das Genie.

Schon hieraus erhellet es, wie nahe das dichteriſche oder überhaupt das darſtellende Genie an das philoſophiſche grenzt.

Wer nicht bey einer lebendigen Anſchauungskraft zugleich ruhiger Beobachter, tiefer Kenner des menſchlichen Herzens und der allgemeinen Menſchennatur iſt, der wird in Sachen der Darſtellung nie etwas vorzügliches leiſten.

Die Kraftäußerungen des Genies in den Augenblicken der ſchwungvollſten Begeiſterung unterſcheiden ſich von den gewöhnlichen Wirkungen alltäglicher Geiſter nur dem Grade nach.

Es iſt wohl mehr poetiſche Phraſe als Wahrheit in dem Satze, daß große Geiſter als Weſen höherer Gattung anzuſehen ſind.

Wir Alltagsmenſchen werden ohne Zweifel dieſelben niemals ganz bis zu unſerer Fläche hinabziehen, aber wenn ſie gleich mit uns nicht in Einer Fläche ſtehen, ſo bewohnen ſie doch einerley Region mit uns.

Sie, die großen Geiſter, denken, empfinden, haben Verſtand, Witz, Einbildungskraft, wie wir: aber ſie beſitzen irgend eine dieſer Seelenkräfte im erhöhtern Grade: oder auch alle dieſe Seelenkräfte finden ſich bey ihnen in einer glücklichen Harmonie vereinigt.

Dieſes erhellet auch ſchon daraus, daß wir eben den Zuſtand der Begeiſterung, dieſe Weihe der Muſen, dieſe Schäferſtunde des Genies, in einem gewiſſen Grade, und für gewiſſe Augenblicke, jeder menſchlichen Seele beygelegt haben.

Alles, was bisher geſagt worden, zielt dahin, zu beweiſen, daß *richtige Erkenntniß*, und *lebendige Anſchauung*, für den außerordentlichen ſo wie für den gewöhnlichen Geiſt — *die einzigen Mittel einer wahren und richtigen Darſtellung* ſind.

(Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Gegenſtand der Darſtellung irgend ein allgemeines und wichtiges Intereſſe haben muß. Denn für Geringfügigkeiten bedarfs und lohnt es keiner Vorſchriften dieſer Art.)

Wenn aber die Momente der Begeiſterung, der höhern Spannung unſerer Selbſtthätigkeit (deren wir mit Recht nur wenige Menſchenſeelen durchaus unfähig glauben) immer ſehr ſelten ſind: wenn die zu behandelnden Gegenſtände faſt eben ſo ſelten von der Art ſind, daß ſie mit einem gewiſſen leidenſchaftlichen Intereſſe ergriffen werden können: (indem ſie nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge, uns mehr durch Zeit und Umſtände angegeben, und gewiſſermaßen aufgedrungen werden, als daß ſie, wie ein eigenes Product unſeres Geiſtes, aus ſeinem Boden hervorgingen: denn müſſen Beobachtung und Kunſt uns ihre hülfreiche Hand bieten, und wir müſſen verſuchen, jenen Zuſtand der Begeiſterung durch natürliche und gewöhnliche Mittel nachzuahmen.

Eine auf richtige Beobachtungen gegründete Nachahmung nähert ſich immer dem Original, erreicht es bisweilen ſehr glücklich; ja übertrifft es auch wohl.

Die allgemeine Regel zur Hervorbringung lebendiger Anſchauung und Erkenntniß ſeines Gegenſtandes iſt alſo dieſe:

„Man zeichne ſich über ſeinen Gegenſtand die bekannteſten und umfaſſendſten Worte, Bilder, Sentenzen, Beobachtungen — ſelbſt gemachte, oder fremde, gleichviel — auf: man durchſpähe in dieſer Abſicht den ganzen Wort- und Ideen-Vorrath des Gedächtniſſes: man wecke und ſchärfe es allenfalls durch Nachdenken und Leſen über verwandte Gegenſtände:

„Man ſuche aus dieſem chaotiſchen Gewirre, rudis indigeſtaque moles, gewiſſe Hauptmomente hervor, ordne, mit beſtändiger Beziehung auf ſie, Nebentheile und Neben-

„Ideen; und knüpfe dann Theil an Theil, Idee „an Idee zu einem Ganzen.

Die erſte dieſer Regeln iſt vorzüglich wichtig, und befördert insbeſondere die lebendige Anſchauung, von welcher wir (da ſie nach dem obengeſagten eigentlich Stoff und Materie der Darſtellung hergiebt,) am ſchicklichſten ausgehen.

Alle Erkenntniß kommt dem Menſchen, wie bekannt, durch die Eindrücke der äußern Sinne, verbunden mit der innern Thätigkeit ſeines Geiſtes; er hört, ſieht, ſchmeckt, taſtet, riecht, denkt, empfindet, ſpricht, lieſt, beobachtet die Schöpfung um ſich her, die Geiſteskräfte, die Sitten, und Handlungsweiſe ſeiner mit geſchaffenen Weſen und ſeine eigene.

Und wenn die ſo genannte Begeiſterung, mögen wir den Ausdruck in dem geringern oder in dem höhern Sinne nehmen, nicht ein überhimmliſches Licht ſeyn ſoll, welches unſern Geiſt zu Zeiten, wie ein vorübereilender Blitz, der den umnachteten Himmel durchkreuzt, auf einen Augenblick rings erhellet, aber auch, ſo bald er nun dahin geſchwunden, wie dieſer, Nacht und Dunkel zurückläßt: was kann ſie anders ſeyn, als ein Moment plötzlicher Aufwallung der in unſerer Seele vorbereitet daliegenden Eindrücke, Anſchauungen, Erfahrungen, Beobachtungen, Bilder, Gefühle, die ſich gleichſam aus ihrem Schlummer auf dem Boden des Geiſtes in die hellere Tagesregion deſſelben hinauf erheben.

Das und nichts anders iſt der Beſuch des Dichters von den Göttern und Muſen, die Weiheſtunde des Künſtlers, der Augenblick der Laune und der Aufgeräumtheit gewöhnlicher Menſchenſeelen.

Je größer der Vorrath von ſtarken und mannigfaltigen Eindrücken, von wahren, richtigen Beobachtungen und Urtheilen des Verſtandes, mögen ſie ihm durch ſich ſelbſt, oder durch den Umgang mit Menſchen oder durch Bücher erzeugt worden ſeyn, — deſto mehr Stoff hat er, über die Gegenſtände der Darſtellung zu denken und zu empfinden, wenn er ſie auch bis dahin noch niemals gleichſam zu Haupt-Zielen ſeines Geiſtesthätigkeit gemacht hatte.

(Denn alle philoſophiſchen, moraliſchen, äſthetiſchen Wahrheiten, die doch gewiß die umfaſſendſte Region des menſchlichen Wiſſens und beſonders auch „die Gegenſtände der Darſtellung“ ausmachen, hängen mehr oder weniger, mittelbar oder unmittelbar zu ſammen.)

Das erſte iſt immer, die vorräthige Ideen-Maaße aufzuregen und in Bewegung zu ſetzen. Und zu dieſem Zweck wendet man ſich am glücklichſten an die Einbildungskraft.

Die Einbildungskraft (bey allen Verrichtungen des Geiſtes ohne Zweifel immer die herrſchende Fähigkeit) iſt ein ſehr geſchmeidiges, jedes Eindrucks leicht empfängliches Weſen. Ein einziges Wort kann ſie bisweilen, und durch ſie die ganze Seele, in Gährung ſetzen: eine ſehr unwichtige Idee tauſend wichtigere erzeugen. Ein Bild, ein Laut, eine Sylbe, mit einem gewiſſen Accent geſprochen, erweckt Ideen und Gefühle, die ſeit Jahren, ſeit halben Lebensaltern, unter dem Schutt von unzähligen andern begraben lagen.

Worte geben Ideen, Ideen geben Worte; und ſo ſchnellt ſich, wie durch einen electriſchen Funken erſchüttert, Wort an Wort, Bild an Bild, Idee an Idee, in unabſehbarer Reihe durch die Seele hin.

Die bloßen Worte „Freyheit, Republik, Vaterland, Religion, Gott, — welche Maſſe von Ideen, Gefühlen, Intereſſen, ſchleuderten ſie von je her, ſchleudern ſie noch täglich in die Gemüther. Große Staatsrevolutionen, Kriegs- und Friedensbeſchlüſſe, Glück und Elend von Tauſenden, hingen nach dem Zeugniß der Geſchichte der Menſchheit nicht ſelten an dem einen oder andern dieſer umfaſſenden Worte, daß heißt, an den durch ſie in den Gemüthern aufgeweckten Vorſtellungen und Empfindungen.

So wie die Seele in dem Ausdrück überhaupt die Kürze gern hat; indem ſie gleichſam eine Maſſe von Ideen in kleinern Raume einſchließt, und lieber viel Kraft in einer geringen Zeit, als eine geringe Zeit auf viel Kraft verwenden zu wollen ſcheint; ſo braucht ſie auch, beſonders in Gegenſtänden von großem und wichtigem Intereſſe, gewiſſe viel umfaſſende Worte, als eine Art von Loſung für die Entwickelung ganzer Idee-Reihen.

Und eben ſo ſind es bisweilen ſehr kleine Umſtände und Nebenzüge, die durch eine beſondere Vereinigung, oder auch durch gewiſſe mo-

momentane Gemüthsſtimmungen, große Ideen und ſtarke Empfindungen in die Seele heften, und deren leiſeſte Erinnerung ihr ein gewalſamer Anſtoß zur Entwickelung der letztern iſt.

Nach ſolchen Ideen, Worten, Bildern, Umſtänden, Beobachtungen, forſche man in dem Vorrath ſeines Gedächtniſſes, wenn man über irgend einen Gegenſtand von Intereſſe nachdenken oder ſchreiben will: — ſie, dieſe unſcheinbaren Elemente des Denkens, hauchen, wie die Muſen ſelbſt, neue Gedanken und Ideen-Reihen ein: — und (was der Darſtellung ſo vortheilhaft iſt) alles das, was unmittelbar, bisweilen auch nur mittelbar an ihnen hanget, hat einen gewiſſen Grad lebendiger Anſchauung, der Geiſt faßt es mit einem gewiſſen warmen Intereſſe. Und dieſe lebendige Anſchauung, dieſes warme Intereſſe verbreitet ſich ſo leicht von den kleinen Nebenzügen auf das Ganze, ſo wie in der Seele ſelbſt aus der Einbildungskraft auf den Witz, auf Empfindung, und Verſtand.

Wir ſuchen nun nicht mehr die Ideen; ſie kommen uns von ſelbſt entgegen; wir reihen ſie nicht aneinander; ſie ordnen ſich von ſelbſt:

Wort, Bild, Wendung, Klang und Tritt der Sylben und Worte — werden uns gewiſſermaſſen unter den Händen geboren.

Wer in ſchriftlichen Compoſitionen geübt iſt, oder einzelne Züge der Bildungsgeſchichte derſelben aus den Nachrichten über die Entſtehung und Vollendung groſer Werke des Genies geſammlet hat, wird es wiſſen, wie wichtig hier oft einzelne Züge, Bilder und Worte ſind, und aus wie geringen Anfängen bisweilen die größten Meiſterſtücke hervorgiengen.

Einer der gröſten epiſchen Dichter, Dante, entlehnte die Idee zu ſeiner bewunderten Divina Comödia von den abgeſchmackten theatraliſchen Vorſtellungen der Freuden des Paradieſes und der Quaalen der Verdammten, die eine herumziehende Gaukler-Bande auf den öffentlichen Märkten zu geben pflegte.

In Miltons erhabenem Genie glühte die Idee zu dem verlohrnen Paradieſe durch eines der geſchmackloſeſten italieniſchen Schauſpiele ähnlicher Gattung an.

Von Klopſtock erzählt uns Cramer in ſeinem Werk. „Klopſtock, Er und über ihn“

gleich- geringfügige Veranlaſſungen zu der Entwickelung ſeines Genies.

Vor einiger Zeit lenkte ſich in einer vertrauten Unterredung mit meinem Freunde — h* das Geſpräch auf ähnliche Gegenſtände. Er hat ſich, ſo wohl durch ſein Amt, als durch den eigenen Antrieb ſeines Geiſtes beſtimmt, in rhetoriſchen und ſchriftſtelleriſchen Compoſitionen auf mannigfaltige Weiſe geübt: und ſeine Beobachtungen über den Gang des menſchlichen Geiſtes bey der Entwickelung ſeiner Ideen, die er durch eigene Erfahrung bewährt gefunden, ſcheinen mir ein nicht unwürdiger Beytrag zur Beſtättigung deſſen, was wir bis dahin über die beſte Art der Compoſition beygebracht.

„Es iſt ein armſeliges Ding, liebſter „Freund, (ſprach er) um den menſchlichen „Geiſt. Nach der Meynung gewiſſer von Genie über und über ſprudelnden Leutchen müßte „derſelbe ein ewig- rinnender, unerſchöpflicher „Springquell ſeyn. Aber wer's der Mühe „werth achtet, den unerſchöpflichen Spring-„Quell näher zu beobachten, der wird finden, „daß es nichts, als ein ſchmales Bächlein iſt,

„dem ſein kleiner Vorrath (von Ideen) aus „tauſend und tauſend fremden Quellen zugeträufelt werden muß: ein Bächlein, welches, wenn „es bisweilen durch irgend eine unſichtbare „Waſſerader bereichert, über ſein niedriges „Ufer hinauszutreten ſcheint, ſich nur zu bald „wieder in ſein kleines Bette zurückzieht, und „eben ſo oft, wie ein ſchmaler Regenbach im „Sommer, ganz austrocknet, wenn nicht irgend eine fremde Quelle ihm einen milden „Beytrag liefert.“

„Lächeln Sie nicht über dieß ſo ſonderbarbemahlte Blättchen Papier? (wir ſtanden eben an ſeinem Schreibepult,) Sie ſehen da „die Worte, „ungebändigte Freyheit, „Blutdurſt, Bürgerkrig,“ Sie ſehen „das bekannte Sprüchwort, „ein Menſch „kann des andern Gott werden; und „ein Menſch iſt ſo oft des andern Teufel,“ u. ſ. w. verſchiedenemal wiederhohlt „und in bunter Reihe durch einander geſchrieben; hier ein Wörtchen, dort eine Sentenz „hinzugeſetzt, dort wieder ausgeſtrichen. Sollten Sie errathen, was es iſt? Es ſind die „rohen Elemente zu der Ode auf — die Sie „mit ſo gütigem Beyfall beehrten.“

„Durch die hier ſo regellos hingeworfenen „Worte und Sentenzen wurden die groſſen „Wahrheiten, die ich in dem Gedicht darſtellen wollte, meiner Seele frühe eingepräat: „an ihnen hingen ganze Maſſen von Ideen und „Empfindungen; ſie waren gleichſam eben ſo „viel zündende Funken, in die (verzeihen ſie „die Metapher) in die Pulverkammer der Ein„bildungskraft. An ihnen ihnen ging mein „Geiſt, wie an einer Krücke, von Gedanken zu „Gedanken, von Empfindung zu Empfindung.“

„Hier dieſer beſchriebene Bogen, enthält „die Entwürfe zu den kleinen moraliſchen Re„den, die ich durch mein Amt in den wöchent„licher Verſammlungen vortragen muß.

„Sie ſehen hier einzelne Wörter und Sätze „in lateiniſcher, griechiſcher, franzöſiſcher, „engliſcher und deutſcher Sprache. Sie ſehen „ſie, bey aller Regelloſigkeit, womit Sie durch „einander geworfen ſind, hier und dort mit „den Nummern I II. III. bezeichnet.“

Dieſe Nummern bedeuten die Hauptmo„monte des Entwurfs, ſo wie die einzelnen „Wörter und Sätze die nähere Ausführung.

„So unzuſammenhängend die letztern ſcheinen
„und in ſo verſchiedenen Sprachen ſie geſchrieben
„ſind; ſo hält ſich doch nicht bloß
„mein Gedächtniß daran, ſondern ſie ſind meiner
„Seele zugleicher Zeit der Anklang zur Entwickelung
„umfaſſender Ideen und Abſchnitte
„der Rede. Eben bey der Erinnerung einzelner
„Wörter, Beobachtungen, ganzer Sätzen
„aus fremden Schriftſtellern — regt meine
„Seele die in ihr ſchlummernden Vorſtellungen,
„die auf die Hauptmomente Beziehung haben,
„mit einer gewiſſen erſchütternden Kraft auf, und
„reiht ſie mit der lebendigen Anſchauung, womit
„ſie dieſelbe eben bey dieſen Worten und
„Sentenzen öfterer ſchon aufgefaßt, aneinander.

„Ausdruck und Perioden bild' ich im Strom
„der Rede.“

„Ich weiß es, daß der Ausdruck nicht immer
„ſo ausgeſucht, ſo beſtimmt, daß der Periode
„nicht immer ſo geründet iſt, als ſies
„bey mehr Zeit zur Auswahl geweſen ſeyn würden.

„Aber diejenigen Stellen, die mich ſelbſt
„am meiſten rühren, werd' ich auch mehren-

„theils nie verfehlen, ſeys durch den wörtlichen Ausdruck, ſeys durch Stimme und Pantomime, ſeys durch alles zuſammen, dem Zuhörer ans Herz zu legen. Je mehr eigenthümliches Intereſſe der abzuhandelnde Gegenſtand für mich hat, deſto weniger Vorbereitung bedarfs.“

„Das Intereſſe erwärmt, durchglüht meine Seele und ſchaft Worte durch Ideen, Ideen durch Worte.“

Wer alſo kann, wer wird ſeinen Stoff am glücklichſten bearbeiten?

Wer am meiſten, ſeys über den vorliegenden Gegenſtand ſelbſt, ſeys über verwandte, nachgedacht, beobachtet, geleſen: weſſen Seele von eigenem Intereſſe dafür glüht, oder auch nur durch die Einbildungskraft ſich dafür zu erhitzen weiß.

Kurz, wer mit einer richtigen Erkenntniß lebendige Anſchauung ſeines Gegenſtandes verbindet.

Die ausgeſuchteſten, glücklichſten Gedanken kommen dem Schriftſteller nicht an ſeinem Pult: er taucht ſie nicht mit der Feder aus dem Dintenfaß heraus: ſie ſind durch eigenes

Nachdenken, Lectüre, Beobachtung, Erfahrung in ſeiner Seele vorbereitet.

Die Muſen ſind nicht Feen und ſchaffen ihrem Günſtlinge nicht, wie dieſe, durch den Schlag der Wünſchelruthe, alle Reichthümer von Gedanken und Ausdruck herbey. Sie ſind Göttinnen, die durch natürliche Mittel und auf den gewöhnlichen Wegen, den Sterblichen ihre Wohlthaten zukommen laſſen.

Neunte Vorleſung.

Ueber die Deutlichkeit. Hinderniſſe, die ihr entgegenwirken, beſonders der Eigenſinn der deutſchen Wortſtellung. Eintheilung in logiſche, grammatiſche und äſthetiſche Deutlichkeit — Abſchweifung über die Klarheit der Diction.

Eine groſe Hinderniß der Deutlichkeit des ſchriftlichen Ausdrucks iſt die gänzliche Verſchiedenheit deſſelben von dem mündlichen.

Der lebendige Anblick der Perſon, oder der Sache, Stimme, Geberde, kleine Nebenumſtände — alles weckt bey dem mündlichen Vortrage Ideen, hilft den Sinn und Begriff beſtimmen, ergänzet ſelbſt das fehlerhafte des Ausdrucks.

Ganz anders iſt's mit dem ſchriftlichen Vortrage.

Hier iſt der Geiſt auf ſich ſelbſt eingeſchränkt, iſt, ungeweckt und unberührt durch die äuſſeren Eindrücke, ſeiner eigenen freyen Wirkung überlaſſen.

Daher die Schwierigkeit, mit welcher wir oft ſelbſt ſehr beredte Leute, die aber nie zu ſchriftlichen Vorträgen geübet waren, die Feder in die Hand nehmen ſehen.

Wie richtig, wie zierlich ſo gar, ſpricht nicht manche Dame! und wie fehlerhaft ſchreibt ſie!

„Das Ideal verliert viel, ſagt der Mahler in Leſſings Aemilia Galotti, auf dem kleinen Wege von dem Kopf bis in die Hand.“

So verliert auch bey ſolchen Leuten Gedanke und Ausdruck dadurch, daß ſie durch den todten Buchſtaben der Schrift in ihrem freyen Schwunge gehemmt werden.

„Wie würdeſt du ſagen, wenn du deinen Vater ſelbſt darum bitten ſollteſt,“ ſagt der Lehrer zu dem kleinen Knaben, der zum erſtenmal ſeine Bitte an den Vater aufs Papier übertragen ſoll.

Und dieſer Weg der Bildung zum ſchriftlichen Vortrage iſt allerdings der erſte und natürlichſte.

Man muß es ſich lebhaft vergegenwärtigen, wie man ſich allenfalls mündlich über den Gegenſtand ausgedrückt haben würde: und dann durch Worte und Wendungen die fehlende Gegenwart der Perſon oder Sache, die lebendige Stimme, die Geberdenſprache, zu erſetzen ſuchen.

Die erſten ſchriftlichen Verſuche ſind gewöhnlich voll langer, weitſchweifiger Perioden mit „nachdem, als, weil.“ —

Der in ſeiner natürlichen und gewöhnlichen Wirkſamkeit gehemmte Geiſt ſcheint durch eine ſolche Wort- und Ideen-Stellung den langſamen, ſchwerfälligen Schritt zu bezeichnen, mit welchem er ſich, in der Feſſel des todten ten Buchſtabens, bewegt.

Dem Deutſchen legt überdem noch bey dem ſchriftlichen Vortrage und überhaupt bey der deutlichen Auseinanderſetzung der Ideen, ſeine Sprache, unter allen Europäiſchen Nationen am meiſten, Hinderniſſe in den Weg.

Die unnatürliche und größtentheils durch Eigenſinn und Zufälligkeit des Gebrauchs eingeführte Syntax unſerer Sprache (Wortſtellung) erſchwert ihm, ſo wie das Denken und Sprechen, alſo auch das Schreiben.

Man leſe folgende Periode aus Schillers vortreflicher Abhandlung über das Studium der Univerſalgeſchichte, wo der Verfaſſer ſich gewiß keiner eigenſinnigen und ſprachwidrigen Stellung der Worte, und am aller wenigſten des Fehlers der Weitſchweifigkeit ſchuldig gemacht.

„Erfreuend und ehrenvoll iſt mir der Auf-
„trag, mein H. H. an ihrer Seite künftig ein
„Feld zu durchwandern, welches dem denken-
„den Betrachter ſo viele Gegenſtände des Un-
„terrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrli-
„che Muſter zur Nachahmung, dem Philoſo-

„phen ſo wichtige Aufſchlüſſe, und jedem ohne
„Unterſchied ſo reiche Quellen des Vergnügens
„eröfnet — das große weite Feld der allgemeinen Geſchichte."

„An ihrer Seite künftig ein Feld zu durchwandern" — iſt der Periode nicht gewandter und dem natürlichen Ideengange angemeſſener, wenn die franzöſiſche Sprache die Worte alſo zuſammenſtellt:

„Zu durchwandern künftig an ihrer Seite ein Feld, welches —

Das Verbum, welches hier den Anklang zur Allegorie giebt, wird durch die Seele, nach dem natürlichen Ideengange, zuerſt gedacht; eben ſo natürlich verbindet ſie auch das Subſtantivum mit ſeinem Relativ „das Feld, welches."

„Das dem denkenden Betrachter ſo viele Gegenſtände des Unterrichts, dem thätigen Weltmann ſo herrliche Muſter zur Nachahmung" — darbietet.

Der Franzoſe, der Engländer, conſtruiren hier alſo:

„Welches darbietet ſo viele Gegenſtände des Unterrichts dem denken Beobachter" —

— allerdings viel natürlicher — Die Seele harret gleichſam mit ängſtlicher Erwartung auf das zum Verſtande des Ganzen ſo unentbehrliche Verbum, und läuft Gefahr, wenn ſie an einen ſolchen Ideengang der eigenſinnigen Sprache nicht gewöhnt iſt, die Begriffe durch einander zu werfen.

Und dieß iſt der Fall mit allen Ausländern, die unſre Sprache erlernen.

Die unnatürliche Stellung der Worte, wovon der Grund ohne Zweifel in der verkehrten Bildung unſerer Sprache nach der Lateiniſchen, durch die ungeſchickte Hand ſcholaſtiſcher Gelehrten, beſonders des XVII. Jahrhunderts, zu ſuchen iſt, kann nicht anders als die Seele in ihrem natürlichen Fortſchritt von Gedanke zu Gedanke verwirren: indem die durch Zufall und Eigenſinn beſtimmte Anordnung der Worte, mit der durch die Geſetze der Aſſociation beſtimmten Ideen-Reihe im Widerſpruch ſteht und der Geiſt in ſeinem natürlichen Gange durch die Feſſel der Sprachlehre gehemmt wird.

Daher glaub' ich auch beobachtet zu haben, daß der Franzoſe, der Italiener, der Engländder, der Holländer, der Däne, der Pole, (denn dieſe Nationen kenne ich aus mündlichen Unterredungen) ihre Sprache, im Durchſchnitt, reiner und mit mehr Fluß ſprechen (und zwar nicht etwa die höher gebildete, ſondern auch bloß die ſchlichte Mittelklaſſe der Nation) als ſelbſt der gebildete Deutſche, die ſeinige.

Wenigſtens war in meiner Berechnung der geſellſchaftlichen Schön- oder auch nur Wohlredner (man geſtatte mir dieſe, durch den Ausdruck ſchon für ſich ſelbſt beſtimmte, Bezeichnung der Sprecher in der Geſellſchaft) unter den genannten Nationen und der unſrigen, der Ausfall für die deutſche Nation immer unvergleichbar groß.

Unter den verſchiedenen Urſachen, welche dieſe bemerkenswerthe Ueberlegenheit jener Nationen über die unſrige hervorbringen, ſcheinet mir dieß die vornehmſte zu ſeyn, daß die Wortſtellung in der franzöſiſchen Sprache zwar durchaus beſtimmt, und eingeſchränkt, abet dem natürlichen Gange der Ideen, faſt durchgängig gemäß, in der Italieniſchen aber, Engliſchen, Däniſchen, Holländiſchen, und beſonders in der polniſchen, mehr dem Sprecher und ſeinem eigenthümlichen Ideengange überlaſſen, als durch den Eigenſinn der Grammatik, unveränderlich feſtgeſetzt iſt.

Der Franzoſe, der Italiener, der Engländer, wenn ihm im Ausland alle Ausſichten zum Glück verſchloſſen ſind, wird gewöhnlich Sprachmeiſter in der Sprache ſeiner Nation.

So unphiloſophiſch der denkende Sprachforſcher den Unterricht dieſer Leute häufig findet; — wie viel unter der ſchlichten Mittelclaſſe der deutſchen Nation würden auch nur ſolche Sprachlehrer ſeyn können? —

Immer haben die gelehrten Ausländer die Gelehrten und Schriftſteller unſerer Nation einer ſchleppenden Weitſchweiſigkeit und Verworrenheit der Ideen angeſchuldiget.

Viele unſerer mit Recht für klaſſiſch-gehaltenen neuern Schriftſteller, (und vielleicht alle) ſollten Mühe haben, ſich bey dem Ausländer von dieſem alten Vorwurf zu reinigen.

So deutlich, ſo beſtimmt und regelmäßig ihr Ausdruck uns ſcheinen mag, die wir einmal zu jener unnatürlichen Denkform gewöhnt ſind: ſo wird der beſſer-gewöhnte Ausländer, in dem Vortrage des Deutſchen immer jene natürliche Aneinanderreihung der Worte, das heißt zugleich der Ideen, vermiſſen, und den geründeſten deutſchen Perioden — wenigſtens — weitſchweifig finden.

Ein faſt eben ſo großes Hinderniß der Deutlichkeit des Ausdrucks, als die unnatürliche Wortſtellung in unſerer Sprache iſt, liegt in der Menge ſchleppender Hülfswörter und in dem Mangel an Participien, welche letztern beſonders einer mit Hülfswörtern überladenen Spache unentbehrlich ſind, und überhaupt jeder Sprache eine ausnehmende Ründung geben.

„Wenn ich dieß würde gethan haben“ wie ſchleppend! der Lateiner ſagt: „ſi feciſſem,“ der Grieche „πεποιώς,“ der Franzoſe „ayant fait“ — und ſo in unzählichen andern Fällen.

Der Participien (deren Mangel die angebohrne Weitſchweifigkeit unſerer Sprache vollendet,) haben wir eigentlich nur zwey; nämlich das Participium der gegenwärtigen Zeit im Activ als: „liebend, leſend;“ und der vergangenen Zeit im Paſſiv als „der zu liebende

Schöpfer, das zu leſende Buch, wird höchſt ſelten, und mehrentheils nur im Canzeleyſtyl gebraucht.

Aber auch die beyden erſten, das Participium der gegenwärtigen ſo wohl, als der vergangenen Zeit, werden in der deutſchen Sprache noch lange nicht ſo häufig und mit der Gewandheit gebraucht, als z. B. in der franzöſiſchen und engliſchen.

Die geſellſchaftliche Sprache verſchmäht noch immer den Gebrauch des Particips der gegenwärtigen Zeit; und das Particip der vergangenen hat in vielen Fällen, wo es der Franzoſe, der Engländer mit dem reinſten Fluß der Rede braucht, für ein deutſches Ohr immer noch etwas befremdendes.

Es iſt zu wünſchen, und auch zu hoffen, daß es den klaſſiſchen Schriftſteller der deutſchen Nation mit dem Gebrauch der Participien immer mehr gelingen wird.

In den Schriften Luthers und ſeiner Zeitgenoſſen, ſo gar auch in den weitfrühern Urkunden deutſchen Styls, iſt der Gebrauch der Participien, beſonders der gegenwärtigen Zeit, viel häufiger, als bey unſern Schriftſtellern.

Nachahmungswürdig ſind diejenigen Redensarten, wodurch man in neuern Zeiten den ſogenannten Ablativus Conſequentiä der Lateiner, der deutſchen Sprache anzubilden geſucht: „dies geſagt, — dies gethan — dies zugegeben,“ (quo dicto, quo facto, quo conceſſo,) oder auch „das Schwert in der Hand, ſprach er alſo:“

Noch eine andere Unart der deutſchen Sprache, höchſt nachtheilig für die Deutlichkeit, iſt dieſe, daß ſie die Präpoſition in den Zuſammengeſetzten Verben oft ſo weit von dem Stammwort ſelbſt abtrennt, z. B. „er ſtand wütend, und unter dem Erſtaunen aller gegenwärtigen Gäſte, von dem Tiſch auf:“ oder „dergleichen Dinge fließen auf Gemüther, die gegen das Vorurtheil noch nicht feſt genug ſind, allemal ſehr unvortheilhaft ein.“

Wendungen dieſer Art muß man, ſo viel möglich, zu verhüten ſuchen, ob mans gleich durch die Ungelenkigkeit unſerer Sprache nicht immer kann. Zu wünſchen wärs, daß klaſſiſche Schriftſteller der Nation unſere Sprache von dieſer und ähnlichen Wendungen nach und nach ganz zu entlaſten ſuchten.

Die polniſche Sprache iſt durch ihre Participien oder auch durch die Menge der Redensarten, wodurch ſie die participialiſche Kürze und Gewandheit nachbilden kann, ſo wie nicht weniger durch den gänzlichen Mangel der Artikeln, und faſt auch der ſogenannten Hülfswörter (denn ſie druckt dieſelben, wie die griechiſche und lateiniſche Sprache, mehrentheils nur durch Endungen aus) unter allen europäiſchen Sprachen einzig, und beneidenswerth.

Die willkührliche Verſetzung der Worte, als z. B. des Adjectivs vor oder nach dem Subſtantiv, des Genitivs vor oder nach ſeinem Regens, des Verbi im Anfange oder am Ende der Rede, vollendet die Ründung eines Perioden in dieſer Sprache, faſt bis zu der Eleganz eines griechiſchen oder lateiniſchen.

Doch hievon an einem andern Ort.

Die gerügten Fehler unſerer Sprache ſind eben ſo *viel Regeln der Behutſamkeit für den Anfänger*, und er lernt vielleicht auf dieſe Art am beſten, Aufmerkſamkeit auf die Stellung der Ideen und Worte.

Uebrigens theilt man die Deutlichkeit in die logiſche, grammatiſche und äſthetiſche ein.

Die logiſche betrifft die Anordnung und Stellung der Ideen gegen einander, ſo, daß die vorhergegangene die nächſtfolgende vorbereitet, dieſe die erſten näher beſtimmt, und alle, eine durch die andere, ſich erläuternd und erweiternd, über den darzuſtellenden Gegenſtand das gehörige Licht verbreiten.

In einer Anweiſung zum Styl muß man über dieſe Gattung der Deutlichkeit keine Regel erwarten. Sie gehört in die Logik.

Wenn reden oder ſchreiben ſo viel heißt, als „gedacht haben,“ ſo muß dieß vorzüglich hier beherziget werden.

Herr **Moritz** hat in dem vorigen über Entwikkelung und Anordnung der Ideen viel ſcharfſinniges geſagt. Ich will mich alſo begnügen, ein Beyſpiel klarer und deutlicher Ideenentwickelung aufzuſtellen.

Es giebt keine umfaſſendere Wiſſenſchaft als die Moral: alles denken und handeln der Menſchen liegt gewiſſermaßen in ihrem Creiſe.

Dieſe Wiſſenſchaft will **Gellert** vortragen und die erſten Perioden ſeiner Vorleſungen darüber, lauten alſo:

„Die Moral, oder die Kenntniß von der „Pflicht des Menſchen, ſoll unſern Verſtand „zur Weisheit, unſer Herz zur Tugend bil„den, und durch beydes uns zum Glück leiten. „Niemand wird ein Glück ſuchen, das er nicht „kennt, noch die Mittel dazu anwenden kön„nen, wenn er ſie eben ſo wenig kennt, oder „nicht überzeugt iſt, daß ſie die beſten und einzi„gen ſind. Die Moral ſoll uns alſo lehren, was „unſer wahres Glück oder unſer höchſtes Gut „ſey, das iſt, was für ein Geſchöpf, das aus „einem unſterblichen Geiſt und aus einem hin„fälligen Körper beſteht, am zuträglichſten, der „Ruhe der Seelen und der äußerlichen Wohl„fahrt am gemäßeſten ſey, und auf was für „einem Wege wir am ſicherſten zu dieſem Ziele „gelangen können.

Wenn dieſer Abſchnitt das leiſten ſoll, was er als Anklang einer Einleitung zu einem Syſtem der Moral zu leiſten beſtimmt iſt, ſo muß die ganze all- umfaſſende Wiſſenſchaft in ihm, wie die Frucht in dem Keime, enthalten ſeyn.

Wer den kleinen Abſchnitt einer nähern Zergliederung werth achtet, wird denſelben in dieſer Rückſicht untadelhaft finden.

Der Verfaſſer ſtimmt darin wirklich gleichſam den Grundton der ganzen Moral an.

Man verſuche es, einen einzigen Perioden aus ſeiner gegenwärtigen Stelle zu rücken, oder den Vorſatz zum Nachſatz, und umgekehrt, zu machen; oder auch einen Satz auszulaſſen: und in der ſchönen Gliederreihe der Ideen entſtehet eine fühlbare Lücke.

Das heißt deutlich ſchreiben! und gewiß auch — deutlich denken.

Einige Schriftſteller glauben ein beſonderes Geheimniß entdeckt zu haben, den Leſer mit ganzen Maſſen von Ideen zu überſchütten, wenn ſie rhapſodiſtiſch, das heißt, ordnungs- und regellos und unbeſtimmt ſchreiben, und jene geglaubten Ideen-Maſſen allenfalls durch einen — Gedankenſtrich zuſammenhalten.

Allein für den, der auf der Leinwan' viele und verſchiedene Farben zwecklos durch einander wirft, hat die Sprache eine andere Benennung, als die eines Mahlers.

Deutlichkeit des Vortrags und natürliche Leichtigkeit des Ideenganges werden mit Recht zu den weſentlichſten Vorzügen einer klaſſiſchen Schreibart gezählt.

Der franzöſiſche Dichter und ſcharfſinnige Critiker Boileau ſagte mit viel Wahrheit von dem übrigens ſo vortreflichen Labruyere, dem bekannten Verfaſſer der Charaktere:

Er hätte ſich dadurch, daß er ſein Werk in der rhapſodiſtiſchen Manier und ohne einen beſtimmten Plan geſchrieben, grade dasjenige erſpart, was zu den ſchwierigſten und nothwendigſten Erforderniſſen einer klaſſiſchen Schreibart gehört, nehmlich, — lichtvolle Zuſammenſtellung und weiſe Verbindungen der Ideen.

Der gröſte aller Philoſophen des Alterthums, Socrates, iſt berühmt wegen ſeiner Kunſt, die Ideen zu entwickeln, und eine aus der andern gleichſam hervorzulocken (faire accoucher les penſées). Die bewundertſten Dialogen des Plato verdanken wir dieſer ſocratiſchen Kunſt.

Es iſt ein Fehler eines großen Theils der neuern Pädagogen, daß ſie in der Bildung der jugendlichen Seele mehr auf die Materie als auf die Form der Erkenntniß Rückſicht nehmen: ich will ſagen, daß ſie den jungen Geiſt mehr mit mannigfaltigem Stof zum denken — zu bereichern, als die Form des Denkens ſelbſt zu bilden, d. h. ihn zu einer klaren, richtigen und ſtuffenmäßigen Entwickelung ſeiner Ideen zu gewöhnen ſuchen.

Daher wird jene Unmethode in der Schreibart immer mehr — die Methode des Tages. Schon manches ſchriftſtelleriſche Talent hat ſie für die Welt unbrauchbar gemacht.

Logik und Mathematik bilden vor allen andern die Form des Denkens, bilden den Geiſt zum regelmäßigen und in den vorliegenden Gegenſtand des Denkens ſcharfeingreifenden Ideen-Gang.

Mathematik leiſtet dieß vor allen andern, denn ohne ſie iſt die Logik ſelbſt eine leere Form ohne Materie, eine Regel ohne Anwendung.

„Vergeſſet alle und jede Lehrſätze der Mathematik,“ ſagt der Philoſoph Locke zu dem jungen Denker, „aber behaltet davon die Form des Denkens, den Geiſt der Ordnung, der Deutlichkeit und geründeten Auffaſſung der Ideen.“

Die zweyte Gattung der Deutlichkeit iſt die grammatiſche; nach welcher jedes Wort diejenige Stelle einnehmen, oder auch diejenige Bedeutung haben muß, welche ihm durch den Sprachgebrauch und durch den ganzen Zuſammenhang eigenthümlich iſt.

Zu dieſer grammatiſchen Deutlichkeit gehört alles das insbeſondere, was oben von den eigenthümlichen Fehlern der deutſchen Sprache in Rückſicht der Deutlichkeit überhaupt geſagt worden.

Hieher muß auch jede Art von zweydeutigen oder zweifelhaftem Sinne gerechnet werden, den ein Wort, oder auch ein ganzer Satz durch eine fehlerhafte Zuſammenſtellung erhalten kann. Z. B.

„Er kam mit ſeinem Bruder an, aber man wieß ihn zurück.“

Hier iſts zweydeutig, ob das „ihn“ auf den Bruder oder auf die andere Perſon gehen ſoll.

In dieſem Fall ſollte es den deutſchen Schriftſtellern allgemeine Regel ſeyn, die entferntere Beziehung durch „derſelbe, dieſelbe, dasſelbe,“ — die nähre durch „er, ſie, es, anzudeuten. Ein gleicher Fall iſts mit dem Pronomen „welcher.“

„Der Gott, welcher den Himmel erſchaffen, welcher die Erde umgiebt, — der ſollte die „Glückſeligkeit einer ganzen Gattung von Geſchöpfen vernachläßigen wollen? (Ein Beyſpiel welches ſchon Herr Adelung anführt) hier iſt es offenbar zweifelhaft, ob das zweyte „welcher" auf den Himmel, oder auf Gott bezogen werden ſoll. Auch hier ſollte es beſtimmte Regel ſeyn, die entferntere Beziehung durch das längere Wort, „welcher," die nähere durch das kürzere „der" anzudeuten, (wenn nehmlich zwey dieſer Vorwörter, wie hier, in einem Satz verbunden werden) denn es iſt natürlich, daß die Seele durch das längere Wort, und wärs auch nur um eine Sylbe länger, zu der Erinnerung an etwas entfernteres, durch das kürzere zu dem Gedanken an das nähere, hingewieſen wird.

Fehlerhaft, und der Deutlichkeit nachtheilig, iſt der Gebrauch des relativen Vorworts auch in folgender Stelle aus einer Bodmerſchen Elegie an Haller.

Sag ob dein ſtarker Geiſt, der aus dem Kerker ſteiget,
Worin das ſchlechte Volk ſich nach der Erde neiget,
Der ſchon mit voller Kraft ſich in die Tiefe ſenkt,
Die über unſer Haupt ein dunkel Schickſal hängt,

Des Kummers Meiſter wird, der ſchwächere ergreifet.

eine ſchöne Stelle durch ihren Inhalt; aber undeutlich und ſchleppend, durch den fehlerhaften Gebrauch des Relativs.

Vier Zeilen nach einander durch das Relativ „der“ verbunden.

Der Dichter ſcheint uns da etwas ſagen zu wollen; und indem er ſpricht, fällt ihm ein Nebengedanke ein; der Nebengedanke erzeugt wieder einen andern; dieſer wieder einen — und nun erſt führt er, oder vielmehr ſchleppt er uns zum Ziel.

„Sag ob dein ſtarker Geiſt — des Kummers Meiſter wird.“

So regelmäßig auch in der angeführten Stelle die Einſchiebungen zwiſchen dem Vor- und Nachſatz ſind: (denn der Gegenſtand der Beziehung des Relativs iſt hier gar nicht zweifelhaft) ſo ſind ſie doch eben ſo viel unnütze Seitenwege, durch welche uns der Verfaſſer zum Ziel bringt.

Perioden, wie dieſer Bodmerſche, entwiſchen uns bey einer regelloſen Ideenentwickelung, ſehr leicht. Denn ſo wie eine Idee immer die andern herbey führt, ſo iſt das Relativ das leichteſte und natürlichſte Mittel, dieſe Verbindung in der Rede anzudeuten.

Daher auch in den Briefen der gemeinen Volksklaſſen oft ganze Seiten, ohne alle andern Abſchnitte, durch lauter Relative verbunden werden, die, wie Cirkel in Cirkel, in einander hängen. Ueber die Zweydeutigkeiten, welche durch eine falſche Stellung der Caſuum oder auch der Beſtimmungswörter u. ſ. f. hervorgebracht werden. S. Herrn Adelungs Werk über den Styl I. Theil S. 147.

Die letzte Gattung der Deutlichkeit iſt die äſthetiſche.

Dieß iſt nichts anders, als die klare, beſtimmte, und eigenthümliche Bezeichung eines jeden Begriffs durch den ihm entſprechenden Ausdruck.

Sie gehört alſo offenbar mehr in den gleichfolgenden Abſchnitt von der Beſtimmtheit.

Hier alſo nur etwas im allgemeinen über Deutlichkeit und Undeutlichkeit der Diction.

So wie gewiſſe Leute in der Ausſprache ganze Worte oder Sylben zu verſchlucken, und gleichſam mehr in ſich ſelbſt hinein, als aus ſich heraus zu reden ſcheinen; wenn andre, jedes Wort, jede Sylbe laut und vernemlich tönen laſſen: ſo iſt einigen Schriftſtellern durch ihren genialiſchen Charakter eine gewiſſe Dunkelheit und gleichſam Undurchſichtigkeit (der Diction) in der Einkleidung ihrer Ideen eigenthümlich; wenn dagegen andern Wort und Idee klar und durchſcheinend hinzufließen ſcheinet.

Dieſe Art von Deutlichkeit eines Schriftſtellers, die in jedes Wort, oder vielmehr in das Ganze der Darſtellung verwebt iſt, könnte man eigentlich die *äſthetiſche* nennen.

In dieſer *Klarheit der Diction*, (wie ich's nennen würde) ſind die großen Schriftſteller der Franzoſen und, vor allen Voltair, bewundernswürdig.

Unter den Dichtern bewundre ich hier vor allen den *Homer*, *Arioſt* und *Wieland*.

Idee reiht ſich an Idee, wie an einer electriſchen Kette; Gedanke und Ausdruck ſcheinen ſich unter den Händen des Schriftſtellers zu bilden, ſcheinen Zwillingsbrüder eines Augenblicks zu ſeyn.

Kein Gedanke, kein Wort gleicht hier einem Fremden, der durch ſeine beſondere Ausſprache oder auffallende Kleidung u. ſ. w. unſere Aufmerkſamkeit auf ſich ziehen, oder uns überraſchen will, ſondern einem Bekannten, mit welchem wir uns, eben wegen ſeiner Bekanntſchaft, und gewohnten Annehmlichkeit, gern unterhalten.

Die Leichtigkeit des Ideenganges und die Klarheit der Darſtellung verbreitet über die Seele eine gewiſſe Behaglichkeit: der Geiſt geht nicht, er fliegt — zu jedem Ziele hin, zu dem der Schriftſteller ihn leitet,

Es iſt nicht zu leugnen, daß eine ſolche Ideenentwickelung und Darſtellung auf allgemeinen Beyfall rechnen kann: indem leichtes Spiel unſerer Kräfte das allgemeinſte Grundgeſetz des menſchlichen Geiſtes iſt; weil eben auf dieſe Art nicht minder ſeiner natürlichen Trägheit und ſeinem Hange zum Vergnügen geſchmeichelt, als ſein Hang zur Erweiterung der Ideen befriediget wird.

Auch ſcheint mir dieſe Art der Darſtellung, in Sachen der ſchönen Kunſt ins beſondere, der höchſte Strebepunkt des Künſtlers zu ſeyn. Denn giebt es ein höheres Ziel der Kunſt, als das, allgemein zu gefallen?

Wann aber in gewiſſen und zwar vorzüglichen Geiſtern der Trieb zur Thätigkeit der herrſchende iſt, und den entgegengeſetzten Hang zu Vergnügen und Gemächlichkeit weit überwiegt; wann Geiſter dieſer Art ſich alsdann gleichſam in ihrer angebohrnen Schwungkraft fühlen, wenn ihnen ein Werk des Genies Ideen und Empfindungen in ganzen Maſſen zuſtrömt, und ſie unter dem Leſen faſt in eben die Spannung verſetzt, in welcher der Verfaſſer ſelbſt ſich während der Ausarbeitung befand: dann iſt es ohne Zweifel ein einſeitiger Geſchmack, nur die Schriftſteller von der erſtgenannten Gattung zu billigen, wie gewiſſe Critiker von eingebildet-zartem Geſchmack zu thun pflegen.

Thucydides, Tacitus, als Geſchichtſchreiber, Klopſtock als Dichter, Schiller als Dichter und Geſchichtſchreiber, gehören zu den Lieblingsſchriftſtellern ſtarker und ungewöhnlicher Geiſter.

Schriftſteher dieſer Klaſſe ſind nicht all- gefällige, all- anlockende Guido- Köpfe, mit durchaus regelmäßigen Zügen, ſanften Umriſſen, und lieblicher Farbe; es ſind charakteriſtiſche Phyſiognomien, mit ſtarken vorſtrebenden Zügen, mit etwas harten, aber bedeutungsvollen Umriſſen, deren Ganzes mehr Eigenthümlichkeit, als Schönheit, mehr Kraft als Gemächlichkeit, athmet.

In ihren Werken zählen ſie uns nicht Ideen und Empfindungen zu; ſie wägen ſie uns zu: der Geiſt hat bey dem Genuß ihres Kunſtwerks mehr das Gefühl der Kraft, und der anſtrengenden Thätigkeit, als des Vergnügens und der Gemächlichkeit: er muß dabey faſt eben ſo viel Ideen für ſich ſelbſt entwickeln, als der Verfaſſer auf dem Papier für ſich entwickelt hat: unſer Vergnügen iſt Arbeit, unſer Leſen iſt ein Studium.

Eben daher iſt den Schriftſtellern dieſer Gattung eine gewiſſe Dunkelheit und Undurchſichtigkeit der Diction eigenthümlich.

Aber dieſe Dunkelheit iſt die natürliche Folge ihrer Ideen- Zuſammenſtellung, des Tiefſinns, mit welchem ſie ihren Gegenſtand durchſchauen; der Innigkeit, mit der ſie ihn empfinden: ſie iſt die Runzel auf der Stirne eines Mannes, der viel denkt, und ſtark empfindet; ſie iſt wie der Schatten in einem Nachtſtück.

Es iſt alſo wohl höchſt verkehrt geurtheilt, eine Stelle aus dem Homer einer Stelle aus der Meſſiade, einem Perioden aus der Cyropädie des Xenophon einen aus Schillers Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlage gegenüberzuſtellen, und auszurufen: dieß iſt Vollkommenheit der Kunſt! und dieß — ſo weit davon entfernt!

Eigenthümlichkeiten müſſen, wie alle verſchiedenartige Dinge, nie mit einander vermiſcht, nie nach Einem Maßſtabe beurtheilet werden.

Demohngeachtet bleibt es wahr, daß Schriftſteller von der letzt erklärten Gattung nie zu der Klaſſe der allgemein geleſenen gehören werden. Der ungemeinen Geiſter von erhöhtem Kraftgefühl, die mit ihnen ſympathiſiren, ſind immer viel weniger, als der andern mit dem Hange zu einem leichten und gemächlichen Spiel ihrer Kräfte.

Der größere Geiſt kann ſich leicht auch herunterſtimmen, der kleinere nur in ſeltenen Fällen, hinauf: ohngefähr ſo, wie eine längere Schraube leicht herunter, eine kürzere aber nicht herauf geſpannt werden kann.

Das Gefühl des leichten Spiels der Kräfte hat der größere Geiſt mit dem kleinern gemein: nicht aber der kleinere das erhöhte Kraftgefühl mit dem größern.

Demohngeachtet wird jeder angehende Schriftſteller wohl thun, bey aller Gedankenfülle, bey allem Tiefſinn, der ihm vielleicht durch den Charakter ſeines Geiſtes eigenthümlich iſt, nach Leichtigkeit in der Entwickelung ſeiner Ideen, und Klarheit in der Darſtellung zu ſtreben, und ſich dadurch dem Ideal der Kunſt immer mehr zu nähern.

Schillers Geiſt gieng auf dieſem Wege der Annäherung zu dem Ideal der Kunſt (das er in ſeinem bewundernswürdigen, wenn gleich noch nicht ganz ausgefeilten Gedicht, über die Kunſt, ſo herrlich dargeſtellt hat) ungehindert fort. Einige ſeiner neueſten Verſuche z. B. die ſchöne Abhandlung über das Studium der Univerſalgeſchichte, und die Abhandlung über Anmuth und Würde, haben, bey allem Tiefſinn, aller Gedankenfülle, die das charakteriſche ſeines Geiſtes ausmachen, eine Leichtigkeit der Ideen-Entwickelung und eine Klarheit und Eleganz des Ausdrucks, die an vielen Stellen nach einem Polykletiſchen Richtmaaß gefeilt zu ſeyn ſcheinen.

Welcher rühmliche Abſtand (nicht des Genies, ſondern des gebildeten Geſchmacks) zwiſchen ſeinem erſten litterariſchen Verſuch „die Räuber“ und dieſen letztern Ausarbeitungen.

Solche Muſter ahme das junge Genie nach.

Zehnte Vorleſung.

Ueber die Beſtimmtheit — erläutert durch Beyſpiele.

Wir ſprechen und ſchreiben, nicht bloß, um verſtanden zu werden, ſondern auch, um ſo bald und ſo leicht als möglich verſtanden zu werden. (Siehe achte Abhandlung.)

Und dies geſchieht durch die Beſtimmtheit des Ausdrucks.

Wir haben eine unendliche Mannigfaltigkeit von Begriffen, aber die Anzahl ihrer Zeichen, das heißt, der Worte, iſt in Rückſicht der zu bezeichnenden Begriffe, unverhältnißmäßig klein.

Ein Wörterbuch von einigen Bänden enthält den ganzen Wortvorrath der Sprache; aber die Zahl der in dieſer Sprache geſchriebenen und noch zu ſchreibenden Bücher geht ins unendliche.

Der Dichter, der Philoſoph, der gemeine Mann — brauchen oft die nämlichen Worte: aber welche Verſchiedenheit der Begriffe drükken ſie damit aus.

Die Bezeichnung einer unendlichen Menge von Begriffen durch eine eingeſchränkte Zahl von Zeichen (d. h. Wörtern) iſt alſo nur möglich, durch die größtmöglichſte Genauigkeit und Beſtimmtheit in der jedesmaligen Anwendung dieſer Zeichen auf den zu bezeichnenden Begriff, und in der Stellung der Wörte und Sätze gegeneinander. Jeder Begriff, — ſey er in einem einzelnen Wort, ſey er in einem oder mehrern Sätzen enthalten, hat ein gewiſſes Maaß, eine gewiſſe Grenze, zu deren Bezeichnung der wörtliche Ausdruck beſtimmt iſt.

Bleibt das Wort oder der ganze Satz dißſeits dieſer Grenze ſtehen; oder geht er, im entgegengeſetzten Fall, darüber hinaus: dann wird Begriff und Sinn unbeſtimmt, dunkel und unverſtändlich

> eſt modus in rebus, ſunt certi denique fines,
> quos ultra citraque nequit conſiſtere rectum.
> Horat.

die bloße Benennung „Begriff" zeigt dieß ſchon an. Wenn ich den Sinn eines Worts, einer Rede faſſe, ſo greife ich gleichſam eine gewiſſe Summe von Anſchauungen und Vorſtellungen auf einmal.

Der Gegenſtand ſteht mit ſeinen Zügen und Umriſſen vor mir (verſtehen, Verſtand) ich erkenne ihn wie ein durch beſtimmte Züge mir bekanntes Geſicht.

Alles Denken iſt, wie oben ſchon geſagt worden, ein Beſtimmen, ein Abwägen unſerer Vorſtellungen — das poco di piu, und poco di meno, (etwas zu viel und etwas zu wenig) bezeichnet die Grenzlinie aller Kunſt und alles Geſchmacks.

Hieraus ergiebt ſich's, wie wichtig die Lehre von der Beſtimmtheit des Ausdrucks iſt.

Ein paar Beyſpiele von beſtimmtem und von unbeſtimmtem Ausdruck, werden uns mehr, als allgemeine Ausdrücke und Beſchreibungen, den wahren Begriff der Beſtimmtheit entwickeln helfen.

In einer vor mir liegenden Abhandlung drückt ſich der Verfaſſer alſo aus:

„Der größere und beſcheidenere Gelehrte
„wird treuherzig geſtehen, daß es Lücken in
„ſeiner Wiſſenſchaft giebt, deren Ausfüllung
„nicht bloß das Vergnügen gewährt, das der
„Wanderer genießt, der nun einen Berg mehr
„zurück gelegt hat, ſondern etwa das Vergnügen
„des Wanderers, der mit jedem Meilenſtein
„einen Theil ſeiner — ſchweren Bürde ablegt,
„und nun raſchern Schrittes ſeinen Weg fortgeht.“

Kein ungewöhnliches unverſtändliches Wort, keine ſprachwidrige Wendung in dem ganzen Perioden — und doch giebt er keinen beſtimmten Sinn und Verſtand.

Das Vergnügen, welches der Wanderer genießt, der nun einen Berg mehr zurückgeegt hat, und das Vergnügen des Wanderers, der mit jedem Meilenſtein einen Theil ſeiner ſchweren Bürde ablegt, und nun raſchern Schritts ſeinen Weg fortzieht — wie ſind ſie von einander verſchieden? Der Verfaſſer hat es nicht beſtimmt, und der Leſer findet dieſen Unterſchied nur mit Schwierigkeit oder gar nicht.

Denn die Empfindungen beyder Wanderer gränzen ſo nahe an einander, daß ſie die Seele, ohne eine gewiſſe Handleitung des Verfaſſers, der ſie ohnſtreitig am beſten entwickeln konnte, ſich nicht entwickeln kann. Vielleicht hätte der Verfaſſer den Perioden retten können, wenn er ſich in dem folgenden näher erklärt hätte. — Allein dies thut er nicht; und hätt' er's gethan, ſo würde unſere Seele bey der erſten Leſung des angeführten Abſchnitts, über ſeinen wahren Sinn in einer gewiſſen ängſtlichen Erwartung geſchwankt haben: eine Empfindung, die nicht allein unangenehm iſt, und daher von dem Schriftſteller ſorgfältig vermieden werden muß, ſondern auch durch ihre Ungleichartigkeit mit der Stimmung des Ganzen, unſere Aufmerkſamkeit von dem Vortrage des Verfaſſers ablenkt.

Hier iſt eine Stelle aus einem, gewiß mit ſehr viel Geiſt geſchriebenen, Werkchen, betitelt: die Einpfropfung der geſunden Vernunft.

„Das vorige Jahrhundert war das Jahrhundert des Genies, das künftige wird ohne Zweifel das Jahrhundert der geſunden „Vernunft ſeyn. — Wie wollen wir uns in „dieſer Zwiſchenzeit ſchildern? — Ohngefähr „ſo wie der Papagey zwiſchen dem Ochſen „und Löwen.“

„In der Zwiſchenzeit von dem gegenwärtigen Jahrhunderte bis zum nächſtfolgenden müſſen wir uns ſchildern, wie der Papagey zwiſchen dem Ochſen und Löwen.“

Welches iſt nun der beſtimmte Begriff für dieſes Mittelding? Der Autor erklärt ſich in dem folgenden darüber nicht. Alle Materialien zu der Bildung dieſes Bigriffs müßten aus den kurzvorhergehenden „das vorige Jahrhundert ꝛc. entlehnt werden. Aber dieſe Materialien werden ohne Zweifel keinem der gewöhnlichen Leſer hinlänglich dünken.

Ich für mein Theil geſtehe ohne Rückhalt, daß ſich meine Einbildungskraft dieſes Mittelding, auf welches der Verfaſſer hindeutet, allenfalls wohl ausmahlt; und daß ich den Verfaſſer wegen ſeiner

„felix audacia“

im Ausdruck, ſehr oft, und gewiſſermaßen auch an dieſer Stelle, ſehr ſchätze.

Aber ich weiß es auch, daß der bey weitem größte Theil, ſelbſt von gebildeten Leſern, ein Buch, in dieſem Styl geſchrieben, nach der Durchleſung der erſten Perioden bey Seite legen wird.

Ein Beyſpiel geründeter Beſtimmtheit des Ausdrucks ſey folgende Stelle aus dem Wielandiſchen Meiſterſtück „Agathon. 4. Theil viertes Kapitel.“

„Vielleicht hätte **Agathon** in ſolchen Umſtänden immer noch eine Art von Mittel zwiſchen Weisheit und Thorheit, eine mehr lächerliche, als haſſenswürdige Compoſition von kühnem Witz und gemäßigter Vernunft, von wahren und falſchen Begriffen, von Aberglauben und Unglauben, guten und böſen Leidenſchaften, Gewohnheiten, Launen, zweydeutigen

„Tugenden und verſchönerten Laſtern; kurz eine „ſo natürliche Art von Geſchöpfen werden könne — wie — ohngefähr die meiſten von uns „andern ſind, wir mögen es nun einſehen, und „wenn wirs einſehen, eingeſtehen — oder nicht.“

Der Periode iſt lang, die Glieder greifen in einander, der volle Sinn entwikkelt ſich erſt am Ende des Perioden.

Aber dieſer Sinn wird durch die genaue Bezeichnung der Nüanzen zwiſchen den verwandten Ideen, durch die natürliche Zuſammenſtellung der Worte und Ideen gegen einander, ſo ſchnell und ſo leicht in die Seele des Leſers übertragen, als es durch die Wichtigkeit und Maſſe der in dem Perioden enthaltenen Ideen, und nach dem Ton, der in dem ganzen Werke herrſcht, geſchehen kann.

Ich ſage nicht ohne Abſicht, „ſo ſchnell und ſo leicht übertragen, als es durch die Wichtigkeit der Ideen und nach dem Ton des Ganzen geſchehen kann.

In einer Predigt oder in einer andern populären, allgemein- faßlichen Schrift würden die nämlichen Begriffe noch leichter, und gleichſam nicht in dieſer vollen Maſſe, dargeſtellt werden müſſen.

Und eben ſo würde dieſe Periode eines Wielandiſchen Romans, der, nach der Wielandiſchen Manier, die feinſte Philoſophie des Lebens und des Herzens mit griechiſcher Feinheit und Gewandheit des Ausdrucks vorträgt, einem göthiſchen Roman, z. B. Werthers Leiden, übel ſtehen: weil hier der Ton des Ganzen populärer iſt; denn ein göthiſcher Roman erfordert vielleicht eine ſtärker- empfindende, aber nicht eine, zu ſo viel Anſtrengung im Denken gewöhnte, ſo fein gebildete Klaſſe von Leſern, als ein Wielandiſcher.

Eine Anmerkung, die auf jede Gattung von Vollkommenheit des Ausdrucks und des Vortrags angewendet werden muß.

Folgende Stelle aus Burke's Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution, könnte ein Leſer, deſſen Geſchmack bis dahin nur durch populäre Schriften gebildet worden, für gekünſtelt, oder dunkel und unverſtändlich halten: und ſie iſt dennoch bis zur eleganteſten Ründung deutlich und beſtimmt.

Der Redner ſpricht von der Aufhebung aller Stände und gänzlichen Durcheinandermiſchung aller bis jetzt gewöhnlichen Klaſſificationen in der Geſellſchaft, welche durch die neue Konſtitution in Frankreich hervorgebracht worden.

„So wie die alten Geſetzgeber erſt die verſchiedenen Gattungen der Bürger ausſonderten, und ſie dann wieder in ein ganzes verbanden, ſo haben im Gegenſatz dieſe metaphyſiſchen und alchymiſtiſchen Geſetzgeber damit angefangen, alle Klaſſen, ſo gut, als es ihnen möglich war, in eine gleichartige Maſſe zuſammenzuſchmelzen; und dann haben ſie ihr Amalgama in eine Menge zuſammenhängender Republiken zerſtückelt. Sie haben die Menſchen nicht einmal in Ziffern, die doch im Gehalt ſteigen, wenn ſie auf dieſer oder jener Stelle der Tafel ſtehen, ſondern in bloße Zahlpfennige verwandelt, um ſich das Rechnen abzukürzen. Die Anfangsgründe ihrer eigenen Lieblingswiſſenſchaft (Metaphyſik) ſollten ſie ſchon eines beſſern belehrt haben. Der bloße Anblick ihrer Categorientafel mußte ſie aufmerkſam darauf machen, daß es in der intellectuellen Welt noch etwas anders giebt, als Subſtanz und Größe.“

Dieſe, gewiß nicht jedem Leſer verſtändliche, und doch zugleich in Rückſicht des Ausdrucks und der ganzen Einkleidung untadelhafte, Stelle mag zugleich zum Beweiſe dienen, wie mannigfaltige Kenntniſſe dazu gehören, um Schriften zu leſen und zu beurtheilen, die von etwas mehr als bloß Schöngeiſtern geſchrieben werden, von Geiſtern, die, mit der Litteratur und dem Geiſt aller Zeiten und aller Völker bekannt, in keiner, dem Menſchen wichtigen, Wiſſenſchaft durchaus fremd, und durch den Umgang mit den großen alten und neuern Schriftſtellern gebildet ſind; und wie nicht jeder, der einen Toiletten-Roman lieſt, von Werken dieſer Art zu urtheilen im Stande iſt.

Der große Redner ſpricht in der angeführten Stelle, nach ſeiner charakteriſtiſchen Manier, in lauter Bildern. Seine Einbildungskraft langet ihm aus ihrem unermeßlichen Vorrath eines nach dem andern, und von der verſchiedenſten Gattung, hervor: der erſte Periode enthält ein Gleichniß aus der Chymie. Der andere eines aus der Allgeber. Der dritte aus der Methaphyſik.

Er würde den Regeln einer guten Schreibart entgegen gehandelt, er würde ſich dunkel und unverſtändlich ausgedrückt haben, hätte er die aus den benannten Wiſſenſchaften entlehnten Anſpielungen ſo ins feine ausgemahlt, daß nur ein Chymiker, Mathematiker und Metaphyſiker Sinn und Umfang der Rede faſſen könnte.

Aber nun brauchts dazu nichts als der erſten Vorkenntniſſe und Grundzüge von dieſen Wiſſenſchaften. Und dieß iſt die eigentliche Grenze aller redneriſchen Anſpielungen, und der in Werken der Einbildungskraft zuläßigen Gelehrſamkeit.

Wenn aber der Engländer hier mit ſeinen Ausdruck von Bild zu Bild, und mit den Bildern von Wiſſenſchaft zu Wiſſenſchaft übergeht; ſo dient ſelbſt dieſe von den Rhetorikern ſonſt getadelte Aneinanderreihung der Bilder und Materien nur zum Zweck der Rede, macht Ausdruck und Vortrag nur um ſo viel anſchlieſſender und beſtimmter.

Der Redner will die alles=zerſtörende Plane der Demokraten Frankreichs dadurch nur um ſo viel mehr mit Schande bedecken, daß er dieſen zeigt, wie ſie mit eben der Unwiſſenheit und Unbeſonnenheit verfahren, als derjenige, der ſich einen tiefen Kenner der Chymie, der Algeber und der Metaphyſik glaubt, und doch zu gleicher Zeit gegen die erſten Anfangsgründe dieſer Wiſſenſchaften verſtößt.

So hält er ihnen, gleichſam mit höhniſcher Geberde, ein metaphyſiſches Compendium vor Augen, („der bloße Anblick ihrer Categerientafel würde ihnen zeigen") und überführt ſie ſo lebendig und überzeugend von der unverſchämt-verwegenen Unwiſſenheit, mit welcher ſie jene zerſtörenden Umſchaffungen gewagt.

Eilfte Vorleſung.

Fortſetzung des vorigen — Eigenthümlichkeit des Ausdrucks oder intenſive Beſtimmtheit — Beyſpiele davon.

Der Leſer wird aus den angeführten Beyſpielen, von der fehler- und muſterhaften Art, ſich ſelbſt die Begriffe bilden können, was eigentlich Beſtimmtheit des Ausdrucks heiße.

Jeder zweckloſe Umſchweif (betrefs Worte oder Ideen) durch welche der Zuhörer oder Leſer zu dem Ziele hingeführt wird; jede fühlbare Mühe, mit welcher er ſich zu demſelben hinarbeiten muß, jedes Schwanken zwiſchen eigenthümlichem und uneigenthümlichem Sinn eines Worts oder Satzes – iſt der Beſtimmtheit des Ausdrucks entgegen, verhindert die leichte und ſchnelle Auffaſſung des Sinnes der Rede.

Ich ſagte: „fühlbare Mühe“ denn der Leſer von geübter Denkkraft und feinen ausgebildeten Geſchmack wird allein als Richter eines ſchriftſtelleriſchen Werkes anerkannt. Eben in dieſer geübten Denkkraft, und in dieſem ausgebildeten Geſchmack liegt der Maaßſtab zu jener Fühlbarkeit des leeren, weitſchweifigen, oder dunkeln und gezwungenen, ſo wie aller andern Fehler oder Tugenden eines ſchriftſtelleriſchen Werkes.

Wenn aber jedes Wort ſeinen beſtimmten Begriff, ſo wie jeder Begriff ſeinen angemeſſenes Wort habe: wenn jede Idee bis zu dem Grade der Klarheit entwickelt, ſo richtig nüanzirt, mit dem Grade lebendiger Anſchauung dargeſtellet

ſtellet iſt, als es die Abſicht des Verfaſſers, und der Ton des Ganzen erfodert: wenn Wort und Idee, ſo wohl einzeln, als gegeneinander zuſammengeſtellt, den Leſer ohne Anſtoß und ohne Umſchweif, zum Ziel führen, zu der leichten, ſchnellen und lebendigen Auffaſſung des Sinnes der Rede: dann hat die Schreibart die Eigenſchaft der Beſtimmtheit.

Jedem Worte ſeinen beſtimmten Begriff, jedem Begriff ſein angemeſſenes Wort zueignen, heißt, ſich ſo ausdrücken, wie es dem gegebenen Wort und Begriff eigenthümlich iſt.

Daher rechnen wir zu der Beſtimmtheit des Ausdrucks zuvörderſt die Eigenthümlichkeit. Nach dieſer muß alſo das Wort den Begriff, der Begriff das Wort, wie die Logiker ſich ausdrücken, ſich einander erſchöpfen, oder, nach dem mathematiſchen Begriff der Congruenz, mit einander zuſammen fallen.

Schiller in ſeiner Abhandlung über das Studium der Univerſalgeſchichte, ſagt:

„Wahr iſt es, auch in unſerm Zeitalter haben ſich noch manche barbariſche Ueberreſte

„aus den vorigen Zeiten eingedrungen, Ge„burten des Zufalls und der Gewalt, die das „Zeitalter der Vernunft nicht verewigen „ſollte.“

So kühn das ganze geſagt iſt; ſo beſtimmt iſt jeder Begriff, ſo eigenthümlich jedes Wort. Das Wort ſcheint aus dem Begriff hervorgegangen und gleichſam eine natürliche Geburt deſſelben zu ſeyn; ſo wie dieſer wiederum das Wort, wie der Geiſt ſeinen Körper, durch und durch zu erfüllen und zu beleben ſcheint.

Man ſetze ſtatt „Geburten“ — Erzeugungen des Zufalls und der Gewalt: und der Ausdruck wird uneigenthümlich, der Begriff unbeſtimmt. Denn da „Geburt des Zufalls“ ſchon bildlich geſagt iſt und „Erzeugung“ einen noch entferntern Begriff andeutet, ſo würde der Leſer dadurch nur, wie auf einem längern Wege, zum Ziele geführt werden.

„Die das Zeitalter der Vernunft nicht verewigen ſollte.“

Man ſetze ſtatt „das Zeitalter der Vernunft“ — das Zeitalter der geſunden Vernunft — oder auch das aufgeklärte Zeitalter — und das bezeichnende Wort iſt uneigenthümlicher, der bezeichnete Begriff unbeſtimmter.

„Das Zeitalter der geſunden Vernunft“ würde allenfalls heißen, dasjenige, wo die geſunde Vernunft ſtatt findet; allein geſunde Vernunft fand zu allen Zeiten ſtatt, wenn ſie auch in ihren freyen Wirkungen oft gehemmet ward.

„Das aufgeklärte Zeitalter“ würde richtiger ſeyn, als das letztere: denn ein aufgeklärtes Zeitalter bedeutet dasjenige, wo die geſunde Vernunft ihre vorzügliche Wirkſamkeit äußert; aber auch dieß iſt noch nicht ſtark genug für die Abſicht des Verfaſſers. Denn indem er unſer Jahrhundert ſchlechthin, und ohne weitere Umſchreibung, „das Zeitalter der Vernunft nennt,“ ſo befaßt er in dieſer ſchlichten Kürze nicht nur beyde eben erklärten Begriffe, ſondern er bezeichnet zugleich unſer Zeitalter, als die Epoche der Vernunft, wo ſich dieſelbe aus der unſeligen Finſterniß der Vorurtheile und der Unwiſſenheit mit einer beſondern Energie emporgearbeitet hat, und noch fortdaurend emporarbeitet.

„Nicht verewigen ſollte“ man ſetze dafür — zerſtören, oder auch vernichten, — und der Ausdruck verliert an Eigenthümlichkeit. Denn in dem Wort „verewigen“ liegt zugleich ein gewiſſer Verweis an das Zeitalter der Vernunft, welches gleichſam erröthen ſoll, die Ueberbleibſel der Unvernunft noch länger fortdauren zu laſſen.

Der, in Beziehung auf den darzuſtellenden Hauptbegriff *bedeutungsvollere Ausdruck*, iſt immer auch der *eigenthümlichere*, der *beſtimmtere*.

In eben dieſer Schrift heißt es von der politiſchen Lage der Staaten gegen einander: „den Frieden hütet ein ewig⸗geharniſchter „Krieg; und die Selbſtliebe eines Staates „ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand „des andern.

Wir ſehen hier den Krieg, wie einen gewaffneten Held vor uns ſtehen, und mit ſeinem Schilde die Staaten bedecken; die Selbſtliebe iſt die Geſetzgeberin des Staats und ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern.

Man ſetze anſtatt „ewig⸗geharniſchter Krieg,“ — ewig⸗wacher Krieg: ſo paſſet das Bild allerdings zu dem Gleichniß von „Wächter;“ aber die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks verliert: indem das „ewig geharniſcht“ zugleich den Begriff der Wachſamkeit; dieſer aber nicht den Begriff des „immer geharniſchen“ mit ſich führt.

Man ſetze ferner ſtatt „die Selbſtliebe eines Staats ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern“ alſo: das eigene Intereſſe des Staats hält ſeine Augen immer wach über den Wohlſtand des andern: ſo giebt „Selbſtliebe“ einen umfaſſendern Begriff als „eigenes Intereſſe.“ Denn das letztere bedeutet nur etwas objectives; das erſtre aber objectives und ſubjectives zugleich: und auf den Ausdruck des Subjectiven kommt es hier in dem Begriff des Ganzen am meiſten an.

„Hält ſeine Augen immer wach über den Wohlſtand des andern“ der Ausdruck würde hier ſchon durch die größere Länge an Eigenthümlichkeit verliehren: denn da er der Seele den nämlichen Begriff, und das nämliche Bild vorhält, als der Schillerſche, „ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern,“ ſo iſt dieſer auch ſchon um der größern Kürze willen eigenthümlicher. (Siehe oben.)

Aber das „ſetzt ihn zum Wächter über den Wohlſtand des andern“ iſt auch unſtreitig ſtärker geſagt, als „hält ſeine Augen wach.“ Denn jenes mahlt eine ganze Perſon, dieß einen Theil derſelben: die Perſonification iſt alſo in dem erſten Fall vorſpringender.

Da wir über die Eigenthümlichkeit der Rede unter allen Abhandlungen in einem Werk über den Styl am wenigſten allgemeine Vorſchriften ertheilen können: ſo kann man's nicht überflüßig finden, daß wir noch eine ſchöne Stelle eines neuern Schriftſtellers in dieſer Hinſicht zergliedern.

„Die franzöſiſche Revolution liefert ein
„trauriges und ſchwarzes Blatt in die Geſchichte
„der Menſchheit. Das Jammern der
„Verzweifelten, das Wehklagen der Verbannten,
„überſchreit kein Freudenfeſt und keine
„Sieges-Hymne.“

„Der Ausgeſtoßene (Emigrirte) verſchmachtet
„ſein Leben, der Gemordete ſchläft in ſeinem
„Grabe, wenn auch ein Paradies auf den
„Trümmern ihrer Glückſeeligkeit emporſteigt.

„Aber es iſt ein Gedanke des Entſetzens, daß „Frankreich umſonſt an ſo viel grauſamen „Wunden geblutet haben ſollte.“

„Ein trauriges und ſchwarzes Blatt in die Geſchichte der Menſchheit.“

Man ſage ſtatt „in die Geſchichte der Menſchheit,“ „für den Gang der Entwickelung der Menſchheit,“ es iſt der nämliche Begriff; aber nicht die nämliche Eigenthümlichkeit des Ausdrucks.

Denn „Blatt und Geſchichte“ (die geſchrieben wird) ſind zuſammengehörige, ſich einander beſtimmende Begriffe; aber nicht „Blatt und Gang.“

Das folgende ſchildert nun den Inhalt dieſes traurigen und ſchwarzen Blatts in der Geſchichte der Menſchheit.

Eine einſeitige Critik würde hier vielleicht ſagen: der Verfaſſer ſpringe von Bild zu Bild ab; erſt ſpreche er von einem ſchwarzen Blatt in der Geſchichte der Menſchheit, und gleich darauf von Freudenfeſten und Sieges-Hymnen.

Aber in verſchiedenen Abſätzen, und bey verſchiedenen Begriffen, ſind, beſonders in der durchaus bilderreichen Manier, die dem Verfaſſer eigenthümlich iſt, aus welchem wir dieſe Stelle entlehnt, verſchiedenartige Bilder gar wohl zuläßig, wenn dieſe Bilder ſelbſt nur immer Haltung haben, d. h. mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und nicht eines das andere aufhebet. Denn dies würde offenbar gegen die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ſeyn: indem die Seele durch eine ſolche Zuſammenſtellung verſchiedenartiger Bilder, in der leichten und ſchnellen Auffaſſung der Ideen ohngefähr eben ſo gehindert, und verwirrt wird, als wenn uns ein Mahler auf der nämlichen Leinwand ein Menſchengeſicht auf einem Flügel vom Vogel zeigen, oder einen Fuß vom Stier mit dem Fuß eines Haaſen zuſammenpaaren wollte.

„Das Jammern der Verzweifelten, das Wehklagen der Verbannten, überſchreyt kein Freudenfeſt und keine Sieges Hymne.“

Man ſage anſtatt „Freudenfeſt und Sieges Hymne,“ — Jubel und Freudengeſang, und der Ausdruck iſt minder eigenthümlich: denn Freudenfeſt und Siegeshymne bezeichnen wirkliche Thatſachen der Revolutionsgeſchichte; jene wurden öffentlich angeſtellet, und dieſe bey denſelben abgeſungen; Jubel und Freudengeſang aber bezeichnen nur allgemeine Begriffe von Freude. Nun aber zeichnet ein Ausdruck, der eine beſondere Thatſache bedeutet, eigenthümlicher, als ein allgemeiner Ausdruck.

Denn das Beſondere giebt der Seele, der Materie nach, mehr zu denken, als das Allgemeine.

„Der Ausgeſtoßene verſchmachtet ſein Leben, der Gemordete ſchläft in ſeinem Grabe, wenn auch ein Paradies auf den Trümmern ihrer Glückſeligkeit empor ſteigt.“

Schrecklich⸗ ſchön geſagt!

Der Leſer ſieht wie auf einem Gefilde des Todes. Hier liegen Lebloſe — erſchlagen, dort ſchmachten noch Lebende — dahin im Todeskampfe. Um ſie herum blüht ein Paradies auf zu deſſen Anpflanzung ſie durch den Ruin ihrer Glückſeligkeit und ihres Daſeyns beytragen mußten: aber ſie ſehen, ſie fühlen nichts von dieſem Paradieſe.

Man verändere den Perioden etwa alſo: „der Ausgeſtoßene bringt ſeine Tage in der Nacht

„des Jammers hin, der Todte liegt kalt und „gefühllos in dem Dunkel des Grabes.“

Und der mit mehr Bildern überhäufte Ausdruck wird, theils durch die Länge, theils durch die mehr entfernte Beziehung der eingemiſchten Begriffe von Nacht und Dunkel auf den hier auszudrückenden Hauptbegriff der Gefühlloſigkeit, minder eigenthümlich.

„Aber es iſt ein entſetzlicher Gedanke, daß Frankreich umſonſt an ſo viel grauſamen Wunden geblutet haben ſoll.“

Der Verfaſſer bleibt in der einmal gewählten tragiſchen Ausdrucksart von Mord und Tod, und vollendet dadurch den Inhalt „des traurigen und ſchwarzen Blatts in der Geſchichte der Menſchheit.“

Man ſage anſtatt „umſonſt an ſo viel grauſamen Wunden geblutet haben ſollte,“ umſonſt der blutumfloſſene Schauplatz ſo ſchrecklicher Tragödien geweſen ſeyn ſollte; – und das mehr ausgemahlte Bild iſt eben deswegen uneigenthümlicher.

Wir können hier nicht Beyſpiele genug häufen — Beyſpiele, die hier allein lehren.

Und aus welchem Werk könnten wir deren noch eins wählen, als aus dem, welches die Muſen und Grazien ſelbſt in ihre Leſebibliothek aufgeſtellet haben würden.

„Der Enthuſiasmus, der die eigentliche „Anlage ſeines Helden zu einem mehr als ge„wöhnlichen Grade moraliſcher Vollkommen„heit enthielt, verhinderte ihn, zu eben der „Zeit, da er ſeine Tugend erhöhte, ſo weiſe „zu ſeyn, als man ſeyn muß, um nicht mit „den erhabenſten Begriffen und den edelſten „Geſinnungen, von ſich ſelbſt, und von an„dern, betrogen zu werden. Eine Art zu den„ken, welche ihn zu einer höhern Klaſſe von „Weſen, als die gewöhnlichen Menſchen ſind, „zu erheben ſchien, ſetzte ihn dem Neid, der „verkehrten Beurtheilung, den Nachſtellun„gen und den Verfolgungen dieſer Menſchen „aus. Ja, was für ſeine Tugend das ſchlim„ſte war, ſie machte ihn unvermerkt vergeſ„ſen, daß er im Grunde noch immer weder „mehr noch weniger ſey, als ein Menſch. Die „Erfahrung öfnete ihm endlich die Augen und „zerſtreute einen Theil der Bezauberung.“

Agathon.

Wir lernen aus dieſer Stelle, was unſere jungen Schriftſtellerlein kaum zu ahnden ſcheinen, daß man deutlich, beſtimmt, und eigenthümlich ſchreiben kann, ohne Bild, ohne Allegorie und Metapher. Die lange Stelle enthält keine einzige Figur der Rethorik, die nur immer zum Schmuck der Rede gerechnet werden könnte: und iſt doch voll bewundernswürdiger Beredſamkeit.

Aber freylich iſt *fein zu fühlen*, und *richtig zu denken* etwas ſchwerer, als Bild auf Bild, Metapher auf Metapher zu häufen. Das letzte lernt ſich allenfalls durch ein wenig poetiſche Lectüre. Dar erſte kömmt nur durch ein Geſchenk der Natur, ausgebildet durch lange Uebung.

Worin liegt in dieſer Stelle die Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit?

In der Entwickelung jeder Idee bis zu dem Grade der Klarheit, den die Abſicht des Verfaſſers, und die mittelbare und unmittelbare Beziehung auf den darzuſtellenden Hauptbegriff erfodert; in der vollendeten Ründung jedes Ausdrucks durch den entſprechenden Begriff, und jedes Begriffs durch das ihm angemeſſene Wort; in dem gegenſeitigen Zuſammenklang der Worte und der Ideen, der größern und kleinern Abſchnitte der Rede, zu einer leichten und ſchnellen Auffaſſung des Hauptbegriffs durch ſeine Nebenbegriffe, und dieſer durch jenen. Wie ein Ruhepunkt des ganzen Abſchnitts fühlt ſich der letzte Periode: „die Erfahrung öfnete ihm endlich die Augen, und zerſtreute einen Theil der Bezauberung.“

Alle Tendenzen der vorangeſchickten Ideen und Worte, und ihrer Zuſammenſtellung gegen einander, finden in dieſem ihr Ziel.

Von ſolchen Perioden, und überhaupt von einer ſolchen Schreibart, wie die in den muſterhaften Wielandiſchen Romanen, kann man ſagen: ſie ſind durch ihre eigene Nacktheit geſchmückt: ſie ſind, wie große Geiſter, ganz Perſon, nirgends Kleid, nirgends Putz.

Zwölfte Vorleſung.

Fortſetzung, — Uneigenthümlichkeit und Dunkelheit des Ausdrucks.

Der Eigenthümlichkeit des Ausdrucks widerſpricht zuvörderſt die Uneigenthümlichkeit, nach welchen ſie den Mangel der Haltung und Zuſammenſtimmung eines Ausdrucks mit ſich ſelbſt andeutet.

Wenn es in einer Geßnerſchen Idylle heißt: „Ich will Roſen und Milch auf dein Grabmal ſtreuen:“ ſo iſt dies uneigenthümlich. Man ſtreut Roſen, aber man gießt Milch. Der Ausdruck ſtimmt nicht zu ſich ſelbſt.

„Wir ſetzen mit dem Anfange eines Jahres „unſern Wanderſtab weiter, um einem neuen „Abſchnitt unſres Lebens entgegen zu ſehen.“

Uneigenthümlich geſagt!

Am Wanderſtab ſteht man nicht, man geht; es ſollte alſo heißen „entgegen zu gehen.“

Das einmal gebrauchte Bild muß alſo immer zu ſich ſelbſt ſtimmen, ſo lange die Rede ſich darauf bezieht.

In der Bezeichnung der geiſtigen Natur unſerer Seele, haben wir, eben weil wir das Weſen derſelben ſo gar nicht kennen, beynahe lauter bildliche Ausdrücke.

Hier iſt daher auch wegen der Menge und Verſchiedenheit der ſich uns aufdringenden Bilder, die Verwechſelung des einen mit dem andern, oder vielmehr das Abſpringen von dem einen zu dem andern, ſehr gewöhnlich.

Gewiſſe bildliche Ausdrücke haben durch den häufigen Gebrauch die Deutung geiſtiger und allgemeiner Begriffe angenommen: und in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch wird daher auch in dieſem Fall auf die Richtigkeit in der Zuſammenſtellung der Bilder nicht viel geachtet.

Wir ſagen alle: „ich will Ihnen meine Gemüthsſtimmung mahlen“ — Gemählde und Stimmung, zwey verſchiedenartige Bilder. — Eben ſo reden wir von einer trüben Gemüthsſtimmung. Doch könte dieſe Zuſammenſtellung gewiſſermaßen durch die muſikaliſchen Redensarten – eine Leidenſchaft mahlen — und ſo weiter — gerechtfertiget werden. Allein der ſtrenge Geſchmack muß ſolche Zuſammenſtellungen nie billigen.

Youngs Schreibart iſt voll von Uneigenthümlichkeiten dieſer Gattung.

Ueber dem ängſtlichen Streben nach Eigenthümlichkeit des Ausdrucks, verliehrt derſelbe oft alle nähere Beziehung und Anſchließung auf den darzuſtellenden Begriff, und wird in dieſem Sinne, dunkel.

Daher dieſe Gattung von Dunkelheit der zweyte Fehler gegen die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks iſt.

In Schillers philoſophiſchen Briefen heißt es alſo: „Du biſt fort, Raphael, und die „ſchöne Natur geht unter: die Blätter fallen „ab von den Bäumen; ein trüber Herbſtnebel „liegt, wie ein Bahrtuch, über dem ausgeſtor„benen Gefilde.“

Julius mahlt hier ſehr rührend die melancholiſche Stimmung ſeiner Seele, nachdem ein philoſophiſcher Freund ihn verlaſſen.

Die ganze Natur behängt ſich gleichſam für ihn mit dem Schleyer, den die Trennung von Raphael über ſeine Seele verbreitet.

Ideen und Worte ſtimmen mit der ſchönſten Eigenthühmlichkeit zuſammen, um den beabſichteten Total-Eindruck hervorzubringen.

Dieſe einfache und rührende Schilderung einer trübſinnigen Gemüthsſtimmung, hat ein ungeſchickter Romanſchreiber alſo nachzuahmen oder vielmehr zu verſchönern geglaubt.

„Du biſt fort, Geliebte! und die ſchöne „Natur neigt ihr ſtrahlenloſes Haupt in den „Ocean der Vergänglichkeit: die gelben Blät„ter entſtürzen den Bäumen, wie dem Todten„Schädel des Greiſes das entwurzelte Haar: „ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahr„tuch über dem Knochengerippe einer Leiche, „über dem Grabgefilde der hingeſchmachteten „Natur.

Wir wollen den Perioden, ſo wie er da ſteht, als ein auffallendes Beyſpiel ungeſchickter und geſchmackloſer Nachahmung zergliedern: ohngefähr ſo wie der Arzt den Körper des Kranken, den er, als unheilbar, dem Tode überlaſſen mußte, durch die Leichenöfnung wenigſtens für ſeine Kunſt nützlich macht.

Schlechte Köpfe ſind, wie angeborne Krankheiten, unheilbar: aber die Zergliederung ihrer abgeſchmackten Producte kann dem Zögling des Geſchmacks ſehr heilſam werden.

„Die ſchöne Natur taucht ihr ſtrahlenloſes Haupt in den Ocean der Vergänglichkeit.“

Man ſieht, der Nachahmer wollte das Bild des Untergehens erweitern und ausmahlen — der Untergang erinnert ihn an die Sonne. Der Sonne legen die Dichter, wenn ſie aufgeht, ein ſtrahlendes, wenn ſie untergeht, ein ſtrahlenloſes Haupt bey: dieſes ſtrahlenloſe Haupt taucht alſo die Sonne der Natur — in den Ocean der Vergänglichkeit.

Das Bild iſt weiter ausgemahlt.

Schiller ſagt ſchlicht: die Natur geht unter: aber was hat durch jenes Ausmahlen der Eindruck des Ganzen gewonnen? Allein es gehört zu dem charakteriſtiſchen ſchlechter Köpfe, Haupt- und Nebenſache nicht zu unterſcheiden.

„Die gelben Blätter entſtürzen den Bäumen, wie dem Todtenſchädel des Greiſes das entwurzelte Haar.“

Schiller ſagt ſchlicht und einfach: die Blätter fallen gelb von den Bäumen.

Entſtürzen, denkt der elende Nachahmer, iſt ein kraftvolleres Wort, und, ohne das unverhältnißmäßige von Entſtürzen zu dem Abfallen der Blätter zu bedenken, glaubt er ſeinen Meiſter zu übertreffen, wenn er ſagt: die gelben Blätter entſtürzen den Bäumen.

Grade die ſchöne Einfalt der Natur iſt die Klippe ſchlechter Köpfe. Sie müſſen die ſchöne Nacktheit derſelben, für welche ihr Gefühl zu ſtumpf iſt, vergolden. So allein reizt ſie ihr blödes Auge, wie die Flitter-Puppe das Kind.

Gewiſſe neuere Dichter ſchämen ſich zu ſagen: „die Erde iſtgrün, oder die Bäume grünen, blühen" Jeder Begriff muß ihnen umſchrieben, jedes Subſtantiv durch ein Beywort ausgemahlet werden; und dieſe Umſchreibungen können ihnen nie weitläuftig, dieſe Begriffe nie ausdruckvoll genug ſeyn.

Und doch brauchts bey der ſchönen und rührenden Einfalt der Natur nichts weiter als — ſie gleichſam nur bey ihrem Namen zu nennen: nichts weiter, als die Aufmerkſamkeit des Leſers oder Zuhörers darauf hin zulenken und ihm zuzurufen: Siehe da!

Aber eben dieſes ſchlichte bey Namen nennen, eben dieſes Siehe da, rufen! kann nur das Genie darſtellen, und ein erprüfter Geſchmack empfinden.

„Die Blätter entſtürzen den Bäumen, wie dem Todtenſchädel des Greiſes das entwurzelte Haar.“

Der Schädel des Greiſes iſt gewöhnlich kahl; der Nachahmer glaubt nur dann mit „voller Kraftempfindung“ (ein eigener Ausdruck der elenden Romanſchreiber) zu ſprechen, wenn er den kahlen Schädel einen Todtenſchädel nennt: wenn es gleich ein Widerſpruch iſt, daß von einem Todtenſchädel noch Haare abfallen ſollen.

Aber das iſt die Energie ſchlechter Schriftſteller auf Koſten der Wahrheit und Natur!

Uebrigens wäre die Vergleichung der abfallenden Blätter mit dem Abfallen der Haare und der hinſterbenden Bäume mit dem Greiſe nicht zu tadeln. — Aber wo iſt hier die Beziehung auf den Hauptgedanken des Schriftſtellers, nehmlich Darſtellung ſeiner melancholiſchen Gemüthsſtimmung? Und dadurch allein würde doch das Ganze nur Sinn und Bedeutung erhalten.

Wer, wie hier der ſchlechte Nachahmer, das Bild zu der Darſtellung ſeiner innern Empfindung ſo weitläufig und ſo künſtlich ausmahlt, daß er der Empfindung ſelbſt darüber zu vergeſſen ſcheint; der fühlt gewiß nicht ſtark.

Man hat dieſes ſchmückende Ausmahlen der Empfindungen und Leidenſchaften den Tragikern der Franzoſen mit Recht Schuld gegeben.

Man fordere nicht von mir, dieſen Fehler an den deutſchen Dichtern zu rügen.

Geßner hat hierin ſehr verführeriſch den Ton angegeben. Ich verkannte nie ſeine Verdienſte. Aber ich ſehe eben in dem gerügten Fehler die Urſache, warum die Engländer Geßners Idyllen „Stuff“ nennen.

„Ein trüber Herbſtnebel liegt, wie ein Bahr„tuch über dem Knochengeripp einer Leiche,

„über dem Grabgefilde der hingeſchmachteten „Natur.“

Immer ein und der nämliche Tadel der Critik! Schminke des Ausdrucks und Vernachläſſigung des Hauptgedankens! Das Bahrtuch in dem Original erinnert den Nachahmer an die Leiche: der ſchlichte Ausdruck „Leiche“ iſt ihm noch nicht kraftvoll genug; er ſetzt alſo „Todtengeripp der Leiche,“ ohne zu bedenken, daß man ein Todtengeripp eigentlich keine Leiche mehr nennt, u. ſ. w.

Wenn die Schönheit des Originals in der Eigenthümlichkeit der Gedanken und des Ausdrucks, in der zweckmäßigen Entwickelung der Begriffe zu der Auffaſſung des Hauptgedankens, in dem ſchönen Zuſammenklang aller Theile zum Ganzen und des Ganzen zu jedem beſondern Theil beſteht, dann wird man das unwahre, unnatürliche und geſchmackloſe der zergliederten Nahahmung wohl in nichts anderm als in dem Gegentheil von allem dieſen zu ſuchen haben.

Der Nachahmer läßt über dem Nebenbegriff den Hauptgedanken, über dem Ausmahlen die Sache ſelbſt, über dem Wort den Gedanken hinſchwinden. Er verweilt, wo er drüber hinflattern, mahlt aus, wo er nur andeuten ſollte: ſchmückt das Einfache, künſtelt an der Natur.

Das iſt das unwahre ſeiner Gedanken, das uneigenthümliche ſeines Ausdrucks.

Man lerne zugleich aus dieſem Beyſpiel einer geſchmackloſen Nachahmung (über welchem wir unter andern auch deswegen ſo lange verweilten, weil wir in demſelben zu gleicher Zeit über den bey weitem größeſten Theil unſerer Moderomane das unwiderrufliche Urtheil der Critik ausgeſprochen haben,) wie ein Original-Schriftſteller, und ein Sudler, bisweilen faſt das nämliche ſagen können, und wie fein die Grenze zwiſchen Wahrheit und Unwahrheit der Darſtellung, zwiſchen Schönheit und unnatürlichem Putz, Eigenthümlichkeit und Uneigenthümlichkeit des Ausdrucks iſt.

Eben dieſe Art von Uneigenthümlichkeit iſt die Dunkelheit, welche durch das ängſtliche Streben nach Eigenthümlichkeit hervorgebracht wird.

Indem man nämlich jeden Nebenbegriff nicht genug erweitern, jedes kleinſte Bild in der Gruppe nicht genug herausheben, und mit grellen Farben auffallend machen zu können glaubt; verwiſcht und vermiſcht man den Hauptbegriff durch die Nebenideen, erſtickt den Gedanken durch den Ausdruck, und bringt in der Seele des Leſers das unangenehme Gefühl des unbeſtimmten, ſchwankenden, zweifelhaften, d. h. des dunkeln hervor. Sie ſchwebt zwiſchen Haupt- und Nebenbegriff, zwiſchen dem pomphaft ausmahlenden Wort und dem armſeligen Gedanken in der Mitte hin, ſieht vieles, wie im Zwielicht, und nichts beſtimmt, nichts deutlich; wird unwillig über die vergebliche Anſtrengung ihrer Kräfte; ermüdet und erſchlaft.

Das größte Unglück, das einem Schriftſteller wiederfahren kann!

Eine andere Art der Dunkelheit, die in dem ängſtlichen Streben nach Eigenthümlichkeit des Ausdrucks ihre Quelle hat, beſteht in gewiſſen gelehrten Anſpielungen, auf Bücher, die nicht allgemein geleſen, auf Thatſachen, die nicht allgemein bekannt ſind.

Dieſem Fehler der Schreibart ſind gewöhnlich Originalköpfe von viel Gelehrſamkeit und tiefen Kenntniſſe unterworfen.

Die Sucht, gelehrt und Original zu ſcheinen, kann indeſſen auch ſehr gewöhnliche Geiſter zu der Nachahmung dieſes (man verzeihe mir den Ausdruck) vornehmen Fehlers verleiten.

In einer kleinen vor mir liegenden Schrift heiſſt es:

„La Condamine mag ſich aus dem A„them predigen, und alle ſeine Zeit verlieren, „die Nothwendigkeit der Einpfropfung zu be„weiſen. Tronchin mag hunderttauſend Thaler „verdienen, wenn er die Suppe als ein all„gemeines Gift verbannt; Kaiſer mag durch „Pillen, die der Facultät unverſtändlich ſind, „Ehre und Piſtolen ſuchen; unſer Uebel ſitzt „weder in unſerm Blut, noch in dem Blut „unſer Vorfahren; es liegt in unſern Kö„pfen. Laſſt uns Queckſilber figiren, ſo wer„den wir geheilt ſeyn.“

La Condamine, Tronchin, Kaiſer, — der wie vielſte unter den gewöhnlichen Leſern der Werke des Geſchmacks kennt wohl dieſe Männer auch nur dem Namen nach, weit entfernt, die geheimen Thatſachen der Geſchichte ihrer Wiſſenſchaft und ihres Lebens zu wiſſen.

„Kaiſers Pillen, die der Facultät unverſtändlich ſind.“ – Man müßte, um dieſe Stelle zu verſtehen, vielleicht einen ganzen academiſchen Prozeß durchleſen.

Ueberdem iſt es mit gewiſſen Anecdoten in der gelehrten Welt eben ſo bewandt, wie mit denen in der politiſchen. Sie machen eine Zeitlang die Neuigkeit des Tages: etwas neueres verdrängt ſie: und ihr Andenken ſchwindet dahin, als wären ſie nie geweſen.

Jeder Schriftſteller, der für mehr als eine Büchermeſſe ſchreiben will, muß ſich ſolcher dunkeln Anſpielungen enthalten; ſo ſehr ſie auch vielleicht für den Augenblick, wo das launigte Publikum von den vorgefallenen Thatſachen ſelbſt noch gleichſam warm iſt, neu und original ſcheinen mögen.

„Eine Vernunft, die ſich für eine Tochter „der Materie ausgiebt, das iſt unſere Re„ligion; eine Philoſophie, welche gebohren „zu ſeyn glaubt, um auf vier Pfoten zu krie„chen, das heißt unſere Größe; eine Reim„ſucht, welche Verſe ſchmiert, um ihr Werk „verbrennen zu ſehen, das iſt unſer Witz;

„eine Ruchloſigkeit, welche Gott ſelbſt läſtert, „das iſt unſer erhabenes Genie.“

Ich halte dieſe Stelle für original und vortreflich in ihrer Art. Aber ich geſtehe zugleich, daß der Verfaſſer darin die Grenzen der Allgemeinverſtändlichkeit (Popularität) überſchritten hat, durch welche ein Produkt des Geſchmacks für die gröſſere Hälfte der Leſer genießbar wird.

„Eine Vernunft, die ſich für eine Tochter der Materie ausgiebt, iſt unſere Religion.“ Der Ausdruck iſt allerdings eigenthümlich. — Aber um das Eigenthümliche zu faſſen, muß man erſt die Grundſätze der Philoſophie eines Locke und Lamettrie und andere Naturaliſten ins Gemüth rufen;

„Eine Philoſophie, welche gebohren zu ſeyn glaubt, um auf vier Pfoten zu kriechen, iſt unſere Gröſſe.“

Schön und eigenthümlich geſagt.

Aber der Verfaſſer ſpielt hier auf die Rouſſeauiſche Ideen vom Naturzuſtande und von den Uebeln der Cultur an, die nicht jedem Leſer geläufig genug ſind, um den Sinn des Satzes leicht und ſchnell zu faſſen.

„Eine Reimſucht, welche Verſe ſchmiert, um ihr Werk verbrennen zu ſehen, das iſt unſer Witz.“

Thatſachen aus der Litteraturgeſchichte! deren raſche Vermengung mit der kurz vorher angebrachten philoſophiſchen Gelehrſamkeit allein ſchon das Gefühl des verworrenen erwecken könnte.

Doch dieſe Stelle ließe ſich vielleicht noch retten. Aber folgende gewiß nicht.

„Wenn man keinen Stör verdauen, oder „nicht in einem von Martin gemahlten Wa„gen fahren kann, ſo muß man nothwendig „ſeine Nachbarn zu Grunde richten.“

Vergebens ſetzt der Verfaſſer in einer Anmerkung hinzu.

„Wer das Leben der Frau von Pompadour geleſen hat, wird ohngefähr errathen können, wen der Verfaſſer hier vor Augen gehabt.“

Die Thatſachen aus der Geſchichte der Frau von Pompadour, ſo viel Aufmerkſamkeit ſie auch zu einer gewiſſen Zeit erregten, bleiben dem leſenden Publikum nicht lange und nicht ſtark genug in dem Gedächtniß, um auf ſie, als auf allgemein=bekannte Dinge, anzuſpielen.

Das Buch, in welchem dieſe Thatſachen enthalten ſind, mögen wir um dieſer Kleinigkeit willen nicht grade nachſchlagen. Die Pompadour ſelbſt hat ſeit langer Zeit aufgehört, ein Gegenſtand der Aufmerkſamkeit zu ſeyn.

Wie weit der Verfaſſer eines Werks des Geſchmacks in gelehrten Anſpielungen auf Litteratur, oder andere fremdartige Wiſſenſchaften gehen könne, iſt nicht weniger ſchwer zu beſtimmen, als die Grenzlinie des Geſchmacks überhaupt.

Der allgemeine Ton der Erziehung, die Bildung des gelehrten Standes insbeſondere, die jedesmaligen Mode=Wiſſenſchaften und Mode=Bücher, (denn deren giebts nun einmal) geben hier dem Schriftſteller allein den Maasſtab.

Wer allgemein geleſen ſeyn will, muß allgemein=verſtändlich zu ſchreiben ſuchen. In dieſer Abſicht muß ſich der Schriftſteller aller Gleichniſſe, aller Anſpielungen enthalten, die eine tiefe oder durchaus gründliche Kenntniß irgend einer eigentlichen Wiſſenſchaft, oder auch gewiſſer nicht allgemein bekannter Thatſachen, ſeys der Geſchichte der Menſchheit, ſeys der neueſten Geſchichte des Tages, vorausſetzen.

So unbeſtimmt dieſer Maaßſtab zu ſeyn ſcheint, ſo wird er dennoch dem Schriftſteller hinreichen, der mit der Kenntniß des Geiſtes und der Bildungsſtufe ſeine Nation, zugleich Kenntniß des jedesmaligen Zuſtandes der Litteratur, und beſonders auch des herrſchenden Tons der Geſellſchaft, verbindet.

Denn dieſe vier Stücke zuſammengenommen, bilden gewiſſermaßen den Barometer der Popularität in Sachen des Geſchmacks.

Man muß (der Ausdruck ſey mir erlaubt) aus dem Geiſt ſeiner Zeiten und in den Geiſt der Zeiten ſchreiben.

Denn dieſen Geiſt der Zeit überfliegen und über ihn hinausſchreiben, wie dies Rouſſeau als Philoſoph, Wieland in ſeinen meiſterhaften proſaiſchen Werken des Agathon, Proteus u. ſ. f. als Dichter gethan haben; (Leſſing ſagte mit Recht von Wielands Agathon, dies Werk wäre um 50 Jahr zu früh für die deutſche Nation geſchrieben) und dabey noch Lieblingsſchriftſteller ſeiner Nation, ſeines Jahrhunderts werden: dies kann nur den Rouſſeaus und den Wielanden gelingen.

Von der deutſchen Litteratur überhaupt muß man ſagen, daß ſie in Rückſicht der Popularität, ſeys von der Seite der Gelehrſamkeit, ſeys von der Seite des philoſophiſchen Scharfſinns, um einen Ton höher geſtimmt iſt, als ſelbſt die Engliſche, mit welcher ſie ſonſt in verſchiedenen andern Hinſichten ſehr glücklich paralliſirt werden kann: (denn die Schriftſteller der Franzoſen haben unter allen Europäiſchen Nationen ohne Zweifel den höchſten Grad der Popularität.) Kein Geiſteswerk der Engländer in Sachen des Geſchmacks, erhebt ſich zu der Feinheit und tiefen Philoſophie eines Agathon, eines Proteus — keines ihrer Dramen und keines ihrer dichteriſchen Werke reicht bis zu dem Scharfſinn des unſterblichen Leſſingſchen Meiſterſtücks, Nathan der Weiſe; und keins (die Schakesſpeariſchen Schauſpiele haben andre Vorzüge) bis zu dem platoniſchen Idealismus des Schillerſchen Don Carlos hinan.

Man vergleiche Hume mit Kant, Milton mit Klopſtock, Burke's vortrefliche Schrift über das erhabene mit Leſſings Laocoon, oder auch mit Herzens vortreflichem Verſuch über den Geſchmack (die neueſte Ausgabe) und man wird meine Anmerkung beſtätiget finden.

Die Urſache dieſer größern Unpopularität der deutſchen Schriftſteller lieget, theils in der gelehrten Erziehung, welche die mehrſten derſelben genoſſen haben, theils in den gelehrten Verhältniſſen, in welchen ſie größtentheils ihr Leben hinbringen. Z. B. als Profeſſoren, Bibliothekare, Prediger u. ſ. f. theils in dem Hange des deutſchen Geiſtes überhaupt zu feinen und tiefſinnigen Unterſuchungen, und endlich in dem noch immer ſo wenig ausgebildeten Geſellſchaftston.

Eben wegen des höhern Schwunges, der den deutſchen Schriftſtellern eigenthümlich iſt, haben ſie auch außer Gellerten, dem populärſten Schriftſteller, den wir bis dahin hatten, auf die Bildung der Nation bey weitem noch nicht den wohlthätigen und allgemeinen Einfluß hervorgebracht, den die großen Dichter, Geſchreiber, Redner und Philoſophen der Franzoſen,

zoſen, der Engländer, und ſelbſt der Italiener und Spanier, auf die Bildung der ihrigen hervorgebracht haben.

Der Patriotismus für die Litteratur der deutſchen Nation riß den Verfaſſer zu dieſer beynahe zu weitläuftigen Abſchweifung hin. Aber ſie ward durch den Zuſammenhang ganz natürlich veranlaßt: und enthält vielleicht keinen unwichtigen Fingerzeig für den angehenden Schriftſteller.

Dreyzehnte Vorleſung.

Fortſetzung. Ueber Präziſion oder extenſive Beſtimmtheit, und ihr Gegentheil, die Weitſchweifigkeit, — erklärt, und durch Beyſpiele erläutert.

Wenn die Seele (nach der Erklärung der Beſtimmtheit) die Ideen leicht und ſchnell auffaſſen ſoll, ſo müſſen nicht allein die *wirklich* ausgedrückten Ideen bis zu dem erforderlichen Grad der Klarheit entwickelt, und der Ausdruck ſelbſt eigenthümlich, das heißt, der Idee ſelbſt angemeſſen ſeyn, und dieſelbe gleichſam erſchöpfen ſondern es müſſen auch alle überflüßige Ideen und Worte entfernt und gleichſam weggeſchnitten werden, damit die Seele in ihrem ſtufenmäßigen Fortſchritte von dem nähern zum entferntern, von den Theilen zum Ganzen, nicht gehindert werde. Denn eben hier trifft es ein, was Quintilian ſagt: Obſtat, quicquid non adjuvat: Jede überflüßige Nebenidee, jedes entbehrliche Wort, iſt der Seele, wie eine Hemmkette in ihrer Ideenentwickelung. Sie gleicht in allen geiſtigen Verrichtungen des Denkens und des Empfindens einem Menſchen, der mit raſtloſer Thätigkeit nach einem Ziele hinſtrebt, und den jede kleinſte Hinderniß auf dem Wege zu demſelben, unwillig macht.

Dieſes Erforderniß des Wegſchneidens aller überflüßigen Nebenideen und Worte, dieſe Sorgfalt des Schriftſtellers, die Seele in einem ununterbrochenen Fortſchritt ihrer Ideenentwickelung zu unterhalten, nennen wir die extenſive Beſtimmtheit — ſonſt auch Präziſion genannt.

Ich nenne die Eigenthümlichkeit die intenſive Beſtimmtheit, weil ſie es mehr mit der Abmeſſung und Abwiegung der einzelnen

Worte und Ideen, und ihrem innern Gehalt zu einander, (die Kraft der Rede, Intenſion) zu thun hat: die ſo genannte Präziſion aber nenne ich die *extenſive* Beſtimmtheit, weil ſie das *Ganze* der Rede, das Verhältniß der einzelnen Ausdrücke, Ideen und Bilder zu dem Ton des Ganzen (alſo Extenſion) betrifft. Durch dieſe Eintheilung glaube ich das ſonſt ſo verwickelte Kapitel von der Beſtimmtheit ſehr natürliche klaſſificirt zu haben.

Das Gegentheil dieſer Gattung der Beſtimmtheit (Präziſion*) heißt *Weitſchweifigkeit*, wenn nämlich in einem Satz Worte oder Begriffe beygemiſcht werden, die weder mittelbar noch unmittelbar auf den Sinn hinwirken.

Der Grund davon liegt außer den allgemeinen Gründen der Beſtimmtheit des Ausdrucks, der leichten und ſchnellen Auffaſſung der Ideen, auch darin: daß wir bey dem,

---

*) Anmerkung. Ich wünſchte, Präziſion immer durch Ründung überſetzen zu dürfen, wenn die rhetoriſche Terminologie mir eben ſo viel Herrſchaft über den Ausdruck, als über die Begriffe geſtattete.

der ſich anmaßt, öffentlich zu reden, oder gar Schriftſteller zu ſeyn, allemal eine gewiſſe Ueberlegenheit der Geiſteskräfte vorausſetzen, die ihn zu jener Kühnheit berechtigt, und die ihn fähig macht, Ideen und Gefühle in uns zu entwickeln, die wir ſelbſt zu entwickeln nicht im Stande ſind: oder auch, daß wir uns von ihm dasjenige geſagt zu werden wünſchen, was wir uns vielleicht ſelbſt, in den Augenblicken einer höhern Spannung unſerer Geiſteskräfte, nicht minder gut, als er, würden ſagen können.

Daher der Unwille der Seele; wenn ſie ſich bey der Anhörung einer feierlichen Rede, und noch mehr bey der Leſung eines ſchriftſtelleriſchen Werks durch Tavtologien, Weitſchweifigkeiten, und Unbeſtimmtheiten des Ausdrucks durcharbeiten muß.

Daher ihr Ueberdruß, wenn ſie ſich mit pathetiſcher Deklamation, oder auch mit einem Aufwand von Worten und Wendungen das ſagen laſſen muß, was wir uns ſelbſt, mit einer leiſen Anregung unſerer Geiſteskräfte, ja, auch ohne dieſe, vielleicht noch beſſer, ſagen könnten.

Aber eben durch die Beſtimmtheit des Ausdrucks, eben durch das Wegſchneiden alles überflüßigen und entbehrlichen in Worten und Jdeen, muß uns der Redner oder Schriftſteller, wenn wir ihm auch manche andere Vollkommenheit der Rede erlaſſen, wenigſtens, gleichſam ſchadlos halten für den höhern Grad der Spannung und Aufmerkſamkeit, die wir ihm widmen, und zu welcher ſich unſere Seele in den gewöhnlichen geſellſchaftlichen Vorträgen nie, oder nur ſelten erhebt.

Alles dies wollen wir nunmehr, wie immer, durch Beyſpiele erläutern. Wir entlehnen dieſelben abſichtlich zuvörderſt aus den populärſten Schriftſtellern, weil es ein ſehr herrſchender Wahn iſt, daß der Schriftſteller, der allgemein verſtändlich, beſonders für die niedere Klaſſe, ſchreiben will, der Präziſion und Ründung des Ausdrucks ſich nicht nur überheben könne, ſondern zu ſeinem Zweck, vielleicht gar müſſe.

„Das Gute verlangen, das Böſe ſcheuen, „und doch die Mittel jenes zu erhalten, dieſes „zu vermeiden, nicht ſuchen und nicht gebrau-

„chen wollen, iſt ein kindiſches, widerſprechenchendes und rebelliſches Verlangen nach Glückſeeligkeit.“

So bekannt die hier geſagten Wahrheiten, ſo leicht die Einkleidung; ſo beſtimmt (präcis) iſt dennoch der Ausdruck.

Eben dadurch ſieht uns jede Idee auf einmal und ohne Umſchweif vor dem Auge.

Kein Wort, keine Partikel überflüſſig, kein Nebenbegriff für's Ganze — entbehrlich.

Nirgends etwas, das die Seele in ihrem Fortſtreben zur Ideenentwickelung hemmt oder aufhält! jedes Wort, jede Idee iſt ihr vielmehr, wie eine Schwinge in den Flügel.

Aber man verſuche den Perioden etwa alſo umzuſchaffen: „Wenn jemand das Gute verlangen, das Böſe verabſcheuen, und doch die „Mittel und Wege, jenes zu erhalten, dieſes „zu vermeiden, jenes zu genießen und vor dieſem bewahrt zu bleiben, nicht ſuchen und gebrauchen wollte, ſo würde dies ein kindiſches, „thörigtes, widerſprechendes und unſinniges „Verlangen nach Glückſeeligkeit ſeyn.“

Wenn jemand — Mittel und Wege — jenes zu genießen, vor dieſem bewahrt zu bleiben — alle dieſe dieſe Zuſätze ſind eben ſo viel Ueberladungen des Perioden, eben ſo viel Staub auf die Schwingen des Geiſtes in ſeinem Fortſtreben zum Ziel. Der bloße Infinitiv: das Gute erlangen, das Böſe verabſcheuen ꝛc. leiſtet das nämliche, als die Bedingungspartikel mit dem unbeſtimmten Vorwort: „wenn jemand.“ In den „Mitteln“ iſt ſchon das „Wege“ enthalten, und die Seele muß durch dieſen Zuſatz den nämlichen Begriff noch einmal, und zwar weder vollſtändiger dem Inhalt nach, noch lebhafter dem Ausdruck nach, denken.

Gleiche Bewandniß hat es mit dem Zuſatz „jenes zu genießen, und vor dieſem bewahrt zu bleiben“ — beyde liegen ſchon in dem „jenes zu erhalten, dieſes zu vermeiden.“

Unſer umgeſchafne Periode lautet ferner: „ſo würde dies ein kindiſches, thörigtes, widerſprechendes, und unſinniges Verlangen nach Glückſeligkeit ſeyn.“

Gellert ſagt, ein kindiſches, widerſprechendes Verlangen u. ſ. w.

Kindiſch und thörigt, durchaus gleichbedeutend (Tavtologie): nicht ſo das Gellertſche kindiſch und widerſprechend." Denn das kindiſche iſt nicht immer widerſprechend, ſo wie das widerſprechende nicht immer kindiſch.

„Widerſprechend und unſinnig" — wiederum Tavtologie. Denn das unſinnige iſt allemal widerſprechend: wenn aber Gellert ſagt: „widerſprechend und rebelliſch;" ſo bezeichnet das letztere Wort einen andern und ſtärkern Begriff, als das erſte.

Einen Perioden, wie den von uns umgeſchaffenen, nennt man weitſchweifig; ſo wie den Gellertſchen präcis.

In eben dieſem 7ten Theil der Gellertſchen Schriften heißt ein Periode alſo:

„Wenn wir die Welt mit ihren Wundern,
„mit ihrer Ordnung, ihrer Mannigfaltigkeit,
„Schönheit, Weisheit, Pracht und Vollkommenheit,
„im Ganzen und in den Theilen, im
„Großen und im Kleinen, in ihren Abſichten
„und Mitteln, von der Seite des Nutzens
„und des Vergnügens betrachten, ſo finden
„wir ſo viele Spuren eines weiſen, gütigen und
„allmächtigen Schöpfers, daß es nicht auf unſern
„Willen ankommt, ob wir ihn erkennen,
„und an ihn glauben wollen, oder nicht."

Der Schriftſteller ſcheint in dieſer Periode wiederhohlentlich gleichbedeutende Wörter an einander zu reihen: Ordnung, Mannigfaltigkeit, Schönheit, Pracht — und eben ſo — Spuren eines weiſen, gütigen, allmächtigen Schöpfers. Aber jene, ſo wie dieſe Begriffe, ſind durch beſtimmte Grenzen von einander abgeſondert, und führen die Seele, wenn gleich auf Einer Leiter, dennoch auf dieſer Leiter von Stufe zu Stufe z. B. die Ordnung wird durch die Mannigfaltigkeit erhöht, die Mannigfaltigkeit durch die Schönheit, dieſe durch den Begriff der Pracht.

„Ein weiſer, gütiger, allmächtiger Schöpfer.“ Dieſe Begriffe, deren jeder für ſich beſtimmt iſt, begründen, erweitern und erhöhen ſich einander.

Ein weiſer Regent kann bloß ſtrenge, aber nicht zugleich gütig ſeyn: ein Menſch kann weiſe und gütig ſeyn, aber allmächtig iſt nur Gott.

Man ſetze zu dem obigen „Ordnung, Mannigfaltigkeit,“ Nutzen, Bequemlichkeit: ſo ſind die Begriffe des Nutzens und der Bequemlichkeit ſo wohl unter einander als von den übrigen verſchieden; aber ſie treten aus der angefangenen Reihe gewiſſermaßen heraus, als ungleichartig mit dem Hauptbegriff der Harmonie, der hier auszudrücken war; ſie erweitern den Sinn des Ganzen, ohne die Theile feſter an einander zu knüpfen.

Man ſage ſtatt des „weiſer, gütiger, allmächtiger Schöpfer“ — weiſe, gütig, milde, groß und allmächtig — ſo iſt der Begriff des „milden“ ſchon in den Begriff der Gütigkeit enthalten; ſo wie der Begriff der „Größe“ wegen des unmittelbar folgenden der Allmacht überflüſſig iſt.

Folgende Charakteriſtik der Syrakuſaner im Parallel mit den Athenern aus dem Agathon, iſt, wie die Schreibart durchgängig, ein Meiſterſtück von Präciſion.

„Beyde Völker (Syrakuſaner und Athener)
„waren im höchſten Grad eiferſüchtig über eine
„Freyheit, in welcher ſie ſich niemals lange zu
„erhalten wußten, weil ſie Müßiggang und Luſtbarkeiten
„immer noch mehr liebten, als die
„Freyheit: auch muß man geſtehen, daß ſie
„ihnen durch den ſchlechten Gebrauch, den ſie
„von ihr machten, mehr Schaden gethan hat,

„als alle ihre Tyrannen. Beyde empörten ſich mit eben ſo viel Leichtſinn gegen die gute Regierung eines einzigen Gewalthabers, als ſie fähig waren, mit der niederträchtigſten Feigheit, ſich an das Joch der ſchlimmſten Tyrannen gewöhnen zu laſſen. Beyde kannten niemals ihr wahres Intereſſe, und kehrten ihre Stärke nur gegen ſich ſelbſt. Muthig und heroiſch in der Widerwärtigkeit, allezeit übermüthig im Glück, und gleich dem Aeſopiſchen Hund im Nil, immer durch ſchimmernde Entwürfe verhindert, von ihren gegenwärtigen Vortheilen den rechten Gebrauch zu machen. Durch Verfaſſung und Charakter der ſpartaniſchen Gleichheit unfähig, aber eben ſo ungeduldig, an einem Mitbürger groſe Vorzüge und Verdienſt, Anſehen oder Reichthum zu ertragen. Daher immer mit ſich ſelbſt im Streit, von Partheien und Factionen zerriſſen; bis nach einem langwierigen, abwechſelnden Uebergang von Freyheit zu Sklaverey, und von Sklaverey zur Freyheit, beyde zulezt die Feſſeln der Römer geduldig tragen lernten, und ſich weislich mit der Ehre begnügten, Athen die Schule, Syracus die Kornkammer dieſer

„majeſtätiſchen Gebieterin des Erdbodens zu „ſeyn.“

In dieſem langen Abſchnitt findet der aufmerkſame Leſer keine Idee überflüßig, kein Wort, keine Partikel entbehrlich: er verſuche es, ein Wort hinweg und ein anderes hinzuzuthun; hier eine Idee in die andere hinüber zu miſchen, dort eine andere bey zu miſchen; — und die ſchöne Gliederreihe wird zerreiſſen, und die Seele in dem Fortſchritt der Ideenentwickelung gehemmt. Jeder Zuſatz von Worten oder Ideen würde Ueberladung; jede Weglaſſung der von dem Verfaſſer zuſammengeſtellten, würde Verſtümmelung ſeyn.

Auf ſolche Perioden, ſo wie auf eine ſolche Schreibart überhaupt, iſt die Vergleichung des Plato anwendbar, die er von jeder Rede macht, indem er ſagt: Eine jede Rede muß einem Thier gleichen, deſſen alle Glieder ſo künſtlich gebaut, und eins für das andere gebildet, eines in das andere gefügt ſind, daß von den ſo mannigfaltigen Gliedern keines, weder im Ganzen, noch in ſeinen Theilen für die Bedürfniſſe des Thieres, und für die Vollſtändigkeit des Thierkörpers ſeiner Gattung überflüßig oder entbehrlich iſt. Eins fügt ſich zu allen, und alles zu Einem: eines unterſtützt und fördert das andere in ſeinen Verrichtungen, und wird von demſelben gegenſeitig unterſtützt und gefördert. So wie ſich in einer mathematiſchen Demonſtration Beweis an Beweis, Schluß an Schluß reiht, gleichſam durch die Nothwendigkeit der Vernunft; eben ſo fügt ſich Glied an Glied, und jede Faſer, jede Muskel an dieſem Gliede, in dem Thierkörper.

In jeder wohlgerathenen Periode ahmet alſo der Schriftſteller gewiſſermaßen dem Schöpfer nach, wenn er ein organiſches Weſen ins Daſeyn ruft.

Eine eben ſo erhabene als treffende Vergleichung!

Der Zögling des Geſchmacks rufe ſie ſich oft ins Gemüth, und lerne, nach der Schlußanmerkung der achten Vorleſung, nicht mit Leichtſinn arbeiten.

So wie die Weitſchweifigkeit durch eine zu große Dehnung des Vortrags, durch überflüßige Worte oder Begriffe, der Präciſion entgegenwirkt, eben ſo dieſe Präciſion ſich ſelbſt, wenn unentbehrliche Worte oder Ideen weggelaſſen werden, und der Ausdruck in eine ängſtliche Kürze ausartet:

dum brevis eſſe ſtudeo — obſcurus fio.
Horat.

Dieſen Vorwurf einer ängſtlichen Kürze machen die Critiker unter den griechiſchen Schriftſteller dem Thucydides, unter den Lateinern dem Tacitus und Plinius.

Die deutſchen Autoren trifft dieſer Vorwurf nur ſelten.

Und überhaupt kann man eine zu abgemeſſene Kürze des Ausdrucks, oder, (was noch mehr ſagen will, ohne welches aber die abgemeſſenſte Kürze des Ausdrucks eine taube Nuß ohne Kern und Marck iſt,) eine zu gedrängte Fülle der Ideen, zu den vornehmen Fehlern der Schriftſteller rechnen; ich will ſagen, zu denjenigen Fehlern, deren ſich nur ein Geiſt voll Kraft und Originalität ſchuldig machen kann; ſo leicht dieſe auch von Alltagsköpfen bemerkt oder vermieden werden können.

Ein Beyſpiel einer ſolchen Kürze, die eben wegen des merkbaren Strebens des Schriftſtellers nach Abgemeſſenheit und Beſtimmtheit des Ausdrucks, etwas geziertes hat; ſey folgende Stelle:

„Ich bin noch nicht vierzig Jahr alt, und kenne meine Nation ſchon nicht mehr.“

„Man redet nicht, anders als durch Zwey-
„deutigkeiten. Was man denkt, denkt man
„zerſtreut: was man ſchreibt, ſchreibt man in
„Epigrammen, und alles, was man thut, wird
„aus Unbeſonnenheit gethan. Der kurze Witz
„triumphirt über die Vernunft; vor der Tän-
„deley muß das Genie ſchweigen. Die Adonis
„ſind die Leute nach der Mode. Man beriechet
„ſie, wie den Jesmin; man bewundert ſie,
„wie den Rubin, und mit Vergnügen ſieht
„man ſie ſprudeln, wie den Champagner-
„Wein.“

Wenn wir die regelmäßige Schreibart mit dem natürlichen Gange eines Menſchen vergleichen; ſo iſt dieſer Periode, ſo wie die ganze Manier des Verfaſſers, der Gang eines Tanzmeiſters, der mit dem Theaterpas auf der Straße daherſchreitet, und mit gemeſſenen Schritt — promenirt.

Vierzehnte Vorleſung.

Lebendige Anſchauung, Drang und Bedürfniß ſind Urſache und zugleich Maaßſtab aller Beſtimmtheit, Eigenthümlichkeit und Präziſion des Ausdrucks.

So wahr es iſt, daß der Grad der Ideenentwickelung und die ganze Art der Einkleidung des ſchriftſtelleriſchen Vortrags, nach den verſchiedenen Abſichten des Verfaſſers, nach der Verſchiedenheit des Geſchmacks und der Faſſungskraft ſeiner Zuhörer, nach der Verſchiedenheit des abzuhandelnden Gegenſtandes — unendlich verſchieden ſeyn kann; ſo giebt es doch keinen Grad der Popularität, kein Publikum von Leſern oder von Zuhörern, keine Vortragsart und keinen Gegenſtand, wo man ſich über die Erforderniß der Beſtimmtheit und Abgemeſſenheit des Ausdrucks wegſetzen konnte; wo eine überflüßige Idee, ein entbehrliches Wort nicht tadelhaft wären, und von der Seele nicht, mit einer Art von Unwillen empfunden würde.

Beſtimmtheit des Ausdrucks gehört, wie oben ſchon geſagt worden, zu der nothwendigen Organiſation, nicht zum Schmuck der Rede.

Ein Haus kann zwar wohl ohne Balcon, und ohne Arcaden ſeyn, aber nicht ohne Wohnſtube, ohne Thür und Fenſter.

Giebt es allgemein-bekanntere Wahrheiten, als die Wahrheiten der Religion und der Sittenlehre? Giebt es ferner eine populärere Art des Vortrags, als die einer Predigt? beſonders in der Spaldingſchen Manier?

Aber man zeige mir in dem folgenden Abſchnitt einer Spaldingſchen Predigt eine überflüßige Nebenidee, eine entbehrliche Partikel.

„Ein jedes aufmerkſames und gutgeartetes Gemüth muß es ohne Zweifel einſehen, „daß eine hauptſächliche Glückſeligkeit des „menſchlichen Lebens in der einträchtigen Wohlgewogenheit und liebreichen Geſinnung der „Menſchen gegen einander beſteht. Wie viel „würde alſo nicht zum Beſten der Welt damit „gewonnen ſeyn, wenn ihnen insgeſammt die

„Gründe lebendig und ſtark genug ans Herz
„gelegt werden könnten, welche an ſich ſo ver-
„mögend ſind, dergleichen würdige und Gott
„wohlgefällige Neigung zu erwecken.“

So bekannt die Wahrheiten, ſo ſchlicht der Vortrag, ſo würde doch kein geſchmackvoller Denker dieſen Perioden zu tadeln wagen.

Was iſt alltäglicher, als eine ſo genannte Quittung. Aber man prüfe die Beſtimmtheit der gewöhnlichen Einkleidung.

So eben liegt die Quittung meines Schneiders vor mir

Daß mir Untenbenannten 48 Rthlr. 15 gr. ſage acht und vierzig Reichsthaler und 15 gr. für die Verfertigung eines Kleides und den Ankauf aller Materilaen zu demſelben, von Herrn . . . . baar und richtig ausgezahlet worden: ſolches bezeuge hiemit, und quittire zugleich mit allem Dank.

Berlin den . . . 1794. N. N.

Auch hier iſt kein Wort, keine Partikel überflüßig.

Die Wiederholung der entrichteten Summe deutet die Wichtigkeit des Gegenſtandes an: denn dieſer Summe wegen ward die Handſchrift ausgeſtellt. — Das nämliche gilt von dem „baar und richtig:“ es drückt den Hauptbegriff des Ganzen aus, der in einem ſo kurzen Abſatz gar wohl durch ein Synonym eingeſchärft werden kann.

„Wir Untenbenannten“ — der Empfanger der Summe, ſo wie der Auszahler — ſind, in Geldangelegenheiten, wichtige Perſonen: und Wendungen der Art, können alſo auch hier nicht als überflüßig angeſehen werden.

Das kleinſte Billet, eine Ankündigung in der Zeitung, die ſchriftlichen Befehle eines Obern an den Untergebenen — erfordern Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks.

Die Urſache iſt klar.

Ueberall, wo Bedürfniß, Leidenſchaft und Drang den Menſchen beſeelt, da iſt ſein Ausdruck deutlich und beſtimmt.

Es wäre vielleicht zu wünſchen, daß der Vortrag aller Schriftſteller ſo deutlich und beſtimmt wäre, als die Bitte des ſtammelnden Kindes an ſeine Eltern.

Hier iſt ein Geſpräch eines Landpredigers mit einem Bauern, dergleichen wir täglich auf dem Lande hören können. Der ſcharfſichtigſte Beobachter der Sitten und Denkart des Landmanns wird nirgends die Spur einer gelehrten Feinheit oder einer ſchriftſtelleriſchen Wendung entdecken. Und doch iſt der Ausdruck durchgängig deutlich und beſtimmt.

Pred. Woher ſo früh?

B. Noth bricht Eiſen.

Pred. Was hättet ihr denn für Noth?

B. Sie wiſſen's ja wohl, daß Nachbar Tönnes ausgebauert hat.

Pred. Und was ging euch das an?

B. Niemand weiß, wo der Schu drückt, als wer ihn anhat.

Pred. Alſo verliert ihr auch wohl an ihm? Warum borgtet ihr ihm?

B. Mit Schaden wird man klug! und die Rathsherrn ſind immer klüger, wenn ſie vom Rathhauſe kommen, als wenn ſie hingehn.

Pred. Iſt es viel?

B. Wer wenig hat, kann wenig miſſen. Für mich iſt es viel.

Pred. Und ihr kriegtet nichts?

B. Wo nichts iſt, da hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Pred. Wie kam Tönnes ſo zurück?

B. Es heißt; Strecke dich nach deiner Decke. Er wollte fliegen, ohne Flügel zu haben.

Pred. Er verdarb ſich alſo wohl mit ſeinen ſchönen Pferden?

B. Wohl auch. Aber wenn das Haus an allen Ecken brennt, da iſt ſchwer löſchen.

Pred. Wie verſteht ihr das?

B. Herr Paſtor, es gehören zwey zum Kauf.

Pred. Taugte ſeine Frau alſo nicht?

B. Sie iſt ſo gut, als ihres gleichen.

Pred. Sie hat ihm doch einen guten Brautſchatz zugebracht.

B. Brautſchatz um den Heerd, iſt Gold werth.

Pred. Die beſte Haushälterin iſt ſie nun wohl nicht.

B. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm: was ein guter Haken werden ſoll, muß ſich früh krümmen.

Zug für Zug Bauernſprache und Bauernnatur! Die Antworten des letztern haben durchgängig in dem abgebrochenen Ton, mit dem er ſie vorträgt, den Anſtrich der übeln Laune und Unzufriedenheit, in welche der Mann durch ſeinen Verluſt bey der gänzlichen Verarmung des Nachbars geſetzt worden. Demohngeachtet erwidert er jede Frage des Predigers deutlich und vollſtändig: und dieſer darf ihm nie eine wiederholte Erklärung abfodern.

Hier iſt ein Stück aus der Rede eines Nordamerikaniſchen Wilden nach bewilligtem Frieden mit den Franzoſen (1721.)

„Vormals glühte die Sonne: mit Dornen und Stacheln waren die Wege bedeckt. Schwarz waren die Wolken, trüb das Waſſer, gefärbt mit unſerm Blut. Die Weiber klagten unaufhörlich ihre Männer und Brüder. Verlaſſen waren die Hütten, ungebaut die Felder. Die Bäuche der Krieger waren leer, lang die Geſichter. Das Wild floh uns. Zürnende Schlangen ziſchten uns an. Todesgeſänge ſangen die Vögel. Heute aber glänzt die Sonne, die Wolken ſind verſchwunden, mit Blumen überdeckt die Wege. Die Schlangen fliehen. — Unſer Herz lacht, daß wir mit euch gehen können auf gleichem Wege. Die nämliche Sonne wird uns beyde erleuchten.“

(Siehe deutſche Monatſchrift.)

Man muß ein ſehr flacher Kenner der Menſchennatur ſeyn, wenn man den eben geleſenen Abſchnitt aus der Rede eines Wilden wegen der darin herrſchenden Klarheit, Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit des Ausdrucks für das Produkt eines neuern Schriftſtellers halten kann.

Wenn der gelehrte Schriftſteller ſeinen Gegenſtand mit der Deutlichkeit, Beſtimmtheit und Energie (es verſteht ſich, daß hier bloß von der Form die Rede ſeyn kann) behandelt, als der Wilde, der gemeine Mann, das Kind, den ihrigen in dem Moment, wo Bedürfniß, Leidenſchaft und Nothwendigkeit ihnen den Mund öfnen: dann iſt er in den mehreſten Fällen der Vollkommenheit der Kunſt am nächſten.

Aber wie? der Wilde, der gemeine Mann, der Menſch in dem Augenblick brauſender Leidenſchaft, das Kind — leiſten das von Natur, und ohne Regel, was als die höchſte Wirkung in der Kunſt des Schriftſtellers angeſehen werden?

Grade deswegen leiſten ſie es, weil ſie nach dem bloßen Antrieb der Natur, ohne alle Regel und Vorſchrift ſprechen: bloß ſo, wie Natur, Bedürfniß, Drang und Leidenſchaft ſie lehren. Ihre Seele iſt von keinem andern Gegenſtand erfüllt: ſie lebt und webt nur in dieſem: ſie ſchwebt und ſchwankt nicht zwiſchen Gedank' und Wort, zwiſchen Empfindung und Darſtellung dieſer Empfindung. Die Sache giebt das Wort, das Wort bezeichnet die Sache: ſie ſprechen, weil ſie fühlen; und fühlen nicht, weil ſie fühlen wollen: ſie ſprechen, um ſich von einem gewiſſen geſammleten, oder augenblicklich anſchwellenden Vorrath von Ideen und Empfindungen zu entledigen: fangen an in dem prägnanteſten Moment dieſer unwillkührlichen Entwickelung, fahren fort durch einen eben ſo unwillkührlichen Zuſtrom von Ideen; und hören auf, wenn der Vorrath ſelbſt erſchöpft iſt.

Grade umgekehrt iſt der Fall mit dem Schriftſteller.

Einer meiner Freunde pflegt mit einer Art von Cynismus zu ſagen: „es ſey leichter, einem Kinde das wirkliche Daſeyn zu geben, als ein ſchönes Kind zu mahlen.“ Sehr wahr! Jenes iſt Werk der Natur, dies — Nachahmung der Kunſt.

So auch der Schriftſteller, verglichen mit dem Naturmenſchen. Wenn er ein treues Gemählde einer Leidenſchaft entwerfen, wenn er einen menſchlichen Charakter darſtellen, wenn er irgend eine ſchöne Naturſcene ſchildern, wenn er eine Idee nach ihrem ganzen Umfange mit Klarheit und Lebhaftigkeit entwickeln will: dann iſt er der Mahler, der, durchdrungen von dem Anblicke eines ſchönen Kopfs, oder einer reizzenden Gegend, nach der Palette greift, die Farben miſcht, den Pinſel in die Hand nimmt, und Einbildungskraft, Gedächtniß, Beobachtungsgeiſt anſtrengt, um ſich das abweſende zu vergegenwärtigen, das unſichtbare ſichtbar zu machen, und nun Zug für Zug, nach Maßgabe dieſer Geiſteskräfte, ſein Gemählde entwirft. Er iſt der Schauſpieler, der den Charakter einer Rolle in dem Schauſpiel des Dichters darſtellen ſoll: er durchdenkt die Rolle in allen ihren Theilen, und im Ganzen; ſpäht in ſeinem Vorrath von Beobachtungen, Erfahrungen, Lectüre, nach ähnlichen Zügen oder Ausdrücken ihrer Darſtellung; dann tritt er vor den Spiegel, und modelt Geberde und Stellung, ſeiner Manier und ſeiner Anſicht der Dinge gemäß, nach dem auszudrückenden Charakter. Er iſt endlich der Bildhauer, der mit künſtlichem Meißel aus der lebenloſen Marmormaſſe jenes bewundernswürdige leben- und ſeelenvolle Gebilde hervorſchaffen will, welches die allmächtige Natur mit einem Hauch ins Daſeyn rief.

Natur, Bedürfniß, Leidenſchaft, Drang, beſeelen den Naturmenſchen zum Sprechen: Eitelkeit, Hang zu glänzen, Nachahmungsſucht oder auch Vorſatz nützlich zu ſeyn, oder auch Zwang ganz verſchiedenartiger Umſtände — ſind die gewöhnlichen Triebfedern des Schriftſtellers. Aber ſeys auch, daß er ſeinen Gegenſtand als groß, wichtig, allgemeinnützig fühle, daß ſeine Seele ihn mit lebhaftem Intereſſe ergreife, daß er ganz davon durchdrungen ſey, und mit allen Kräften ſeines Geiſtes darin und dafür zu weben ſcheine: dann wird's ihm, wenn er anders von der Natur mit Talenten begabt ward, an Ideen, Empfindnngen, Ausdrücken vielleicht nicht fehlen: jenes warme Intereſſe, jenes enthuſiaſtiſche Gefühl der Größe und Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes, werden ſie ihm vielleicht in ganzen Maſſen zuſtrömen.

Aber auf dem Wege von der innern Anſchauung bis zur wirklichen Darſtellung, verfliegt ein großer Theil von dieſem Intereſſe, dieſem enthuſiaſtiſchen Gefühl, das jene Maſſen angeregt und in Schwung geſetzt hatte. Der Geiſt muß ſich zwiſchen Gedank' und Wort, zwiſchen innerer Anſchauung und wirklicher Darſtellung, zwiſchen Wirklichkeit und Unwirklichkeit hindurchringen: muß den Gedanken durch das Wort heften, das Wort durch den Gedanken ründen, muß bey der wirklichen Darſtellung immer auf die innere Anſchauung gleichſam zurückblicken.

Indem alſo der Mahler nach der Palette greift, die Farben miſcht, den Pinſel in die Hand nimmt — geht vielleicht ein Theil des lebendigen Bildes in der Seele verloren. — Unterdeß dieſes, durch die Anſtrengung der Einbildungs- und Erinnerungskraft aufgefriſcht, aufs neue ihm vor den Augen glänzt, vermiſcht er vielleicht die Farben, verſagt ihm der Pinſel, zittert die Hand.

Indem der Schauſpieler vor dem Spiegel ſteht, dringt ſich ihm eine andre verwandte oder fremdartige Gebehrde auf, oderirgend einer ſeiner eigenen Geſichtszüge lenkt die Aufmerkſamkeit ab, oder eine andre Zufälligkeit unterbricht den Gang ſeiner Empfindungen.

Ehe das Bild Eliſens aus dem Marmor in's Leben übergeht, kann Pygmalion, wenn ſein Enthuſiasmus nicht allüberwiegend iſt, leicht ermüden.

Daher das weitſchweifige, uneigenthümliche, gekünſtelte ſo vieler Schriftſteller, wo der Naturmenſch, (d. h. überhaupt jeder, der aus der lebendigen Anſchauung des Gegenſtandes oder aus wahrer Empfindung ſpricht), ſich höchſt beſtimmt und eigenthümlich ausgedrückt haben würde. Daher die poetiſche Floskeln ſtatt ſeelenvoller Bilder, leere Declamationen ſtatt treuer Gemählde der Leidenſchaft, Schmuck und Kunſt an der Stelle der Wahrheit und Natur.

Die höchſte Wirkung, die der Schriftſteller hervorbringen kann, iſt immer die, daß er ſo ſchreibt, als wenn er von ſeinem Gegenſtand innigſt durchdrungen iſt; wenn er die darzuſtellende Leidenſchaft ſo ſchildert, als wenn das Feuer derſelben ſeine eigne Seele verzehrete; den Charakter ſo ausmahlt, als wenn er jeden Zug dem angeſchauten Subject ſelbſt auf der Stelle nachgezeichnet hätte; und jede Idee ſo klar und beſtimmt entwickelt, ſo eigenthümlich durch ihren Ausdruck bezeichnet, wie derjenige ſie bezeichnen würde, in deſſen Seele ſie lange vorbereitet gelegen, durch alle verwandten Ideen vervollſtändiget, und nun allein und einzig herrſchend wäre.

Ein Beyſpiel aus dem Schakeſpear rechtfertige meinen Satz:

Folgendes iſt ein Monolog des Othello, an dem Bett der ſchlafenden Desdemona: es iſt Nacht und neben dem Bett ſteht ein Licht.

„Die Beleidigung iſt zu groß, zu groß,
„meine Seele! — laßt ſie mich nicht vor euch
„nennen, ihr keuſchen Sterne! Sie iſt zu groß!
„Und doch will ich ihr Blut nicht vergießen;
„noch dieſe ihre Haut zerritzen, die weißer
„iſt, als Schnee, und glatt, wie Alabaſter.
„(Er legt ſeinen Degen nieder). Doch nein,
„ſie muß ſterben, ſonſt wird ſie noch mehr
„Männer betrügen — das Licht ausgelöſcht —
„und dann — das Lebenslicht! Hah! du
„dienſtbare Flamme, wenn ich dich auslöſche,

„und es gereut mich; ſo kann ich dir dein
„voriges Licht wiedergeben: aber wenn dein
„Licht einmal ausgelöſcht iſt, du vollkommen-
„ſtes Muſter der vortreflichſten Natur, ſo weiß
„ich nicht, wo der prometheiſche Funke zu fin-
„den iſt, der dein Licht wieder anzünden könn-
„te. Wenn ich die Roſe gepflückt habe, ſo
„kann ich ihr kein lebendiges Wachsthum wie-
„dergeben; ſie muß daher verwelken. — Ich
„will ſie am Stocke riechen. — O du balſa-
„miſcher Othem; faſt könnteſt du die Gerech-
„tigkeit bewegen, ihr Schwert zu zerbrechen!
„Noch einmal! noch einmal! — Sey ſo, wenn
„du todt biſt; ſo will ich dich erſt tödten, und
„hernach lieben. — Noch einen Kuß! und dies
„ſey der letzte! nie war ſo viel Anmuth und
„Strafbarkeit vereint! Ich muß weinen: aber
„es ſind grauſame Thränen. — Dieſer Kum-
„mer iſt Pflicht! er tödtet, wo er liebt. — Sie
„erwacht.“

Ich frage den aufmerkſamen Leſer, warum er dieſen Monolog, ſo wie ſo unzähliche Gemählde und Charaktere im Schakeſpear, ſo tiefgefühlt, ſo wahr, ſo durchaus der Natur nachgezeichnet, findet? Weil der Dichter ſeinen Charakter bis auf jedes Wort ſo ſprechen läßt, wie die Leidenſchaft ſelbſt in ihrem vollen Drang und Bedürfniß ſpricht; weil er ihm kein Wort keinen Zug in den Mund legt, der nicht gleichſam ein ächtes Kind des Moments brennender Leidenſchaft iſt; weil Gedanke und Ausdruck nichts als unmittelbares Gefühl, lebendige Anſchauung, und Bedürfniß athmen. In dem ganzen Monolog des Othello iſt kein einziger Ausdruck ſo genannte poetiſche Floskel, als etwa „die dienſtbare Flamme,“ und „der prometheiſche Funke,“ die aber auch eben deswegen von dem Kritiker mit Recht als Auswüchſe angeſehen werden.

Aus allem, was bis dahin geſagt worden, erhellet, wie die Kunſt des Schriftſtellers größtentheils darin beſteht, Natur, Ausdruck, Empfindungsart des Naturmenſchen, (das heißt, im allgemeinen desjenigen, der ſich der reinen Anſchauung oder Empfindung ſeines Gegenſtandes durch natürlichen Hang oder Bedürfniß getriben, überläßtet) nachzuahmen, ſich ſo deutlich beſtimmt und eigenthümlich ſeinen Gegenſtand abzuhandeln, wie dieſer ſich über den ſeinigen auszudrücken pflegt.

Der Dichter in den erhabenſten Schwüngen ſeiner Einbildungskraft, in einer Ode, einer Hymne, einer Epopee, wo Ausdruck und Empfindung oft ſo ſehr jenſeits aller gewöhnlichen Natur hinaus zu ſeyn ſcheinen, regelt ſeinen kühnen Flug noch immer nach der Natur, dem Ausdruck und der Empfindungsart des Naturmenſchen: und erreicht allemal ſein Ziel nur um ſo viel glücklicher, je treuer er dieſem Wegweiſer folgt.

Wir müſſen uns daher nicht wundern, daß rohe ungebildete Völker ſo deutlich, ſo beſtimmt, ſo eigenthümlich über ihren Gegenſtand ſprechen, wie der gebildetſte Schriftſteller nur immer über den ſeinigen: daß die Urkunden und Denkmäler ihrer Dichtkunſt und Beredſamkeit voll von den rührendſten, wahrſten und ausdruckvollſten Zügen der Natur und der Empfindung ſind, die von je her den Dichtern der cultivirten Völker zum Muſter dienten, und eben ſo oft nachgeahmt wurden, als unerreicht blieben. Sie konnten nicht anders denken, empfinden, ſich ausdrücken, als ſie wirklich thaten. Natur, Leidenſchaft, Drang und Bedürfniß waren ihre Muſen. Sie ſahen, hörten, fühlten, was ſie ſchilderten. Die feinſten Züge, die ein neuerer Barde z. B. ein Kretſchmann, oder ein Dennis, aus der Tiefe des Herzens heraufſtudiren, lagen einem alten nordiſchen Barden oder Harfner, in der ihn umwebenden Heldennatur ſeiner rohen Krieger, offen vor Augen: der neuern Barden glücklichſte Ideale — waren ihm lebendige Portraite.

Homer ſchrieb Poeſie; weil er und ſein Zeitalter keine Proſe kannte: er ſchrieb lebendige Natur; weil lebendige Natur rings um ihn her, und er in ihr, webte. Freilich mußte Homer, wenn er ſich durch eine Iliade unſterblich machen wollte, ſelbſt in dieſem Zeitalter, ſelbſt bey dieſem Weben in der lebendigen Natur, kein Alltagsgeiſt ſeyn, er mußte einer derjenigen ſeyn,

quos aequus amauit
et quos ardens evexit ad aethera virtus.
Virgil.

Aber ſeine und ſeines Zeitalters unverkünſtelte, unverdorbene Natur mußten einen Geiſt mit ſeinen Anlagen bis zu dem Grade der Schönheit, der Wahrheit und des reinen Naturgeſchmacks ausbilden, den ſein ewiges Werk ſo herrlich zurückſtrahlt.

Man wird es mir doch nicht als eine ungehörige Abſchweifung in einem Werk über den Styl ausdeuten, daß ich mich hier gewiſſermaßen über die dichteriſche Darſtellung verbreite. Die dichteriſche Darſtellung iſt das Maximum (der höchſte Punkt) des Schriftſtellers. Was alſo von ihr in dem beſonderſten Sinne gilt, das gilt von der Darſtellung, von der Schreibart überhaupt. Denn was heißt gut oder auch, wenn man will, ſchön, kraftvoll, zierlich ſchreiben? So ſchreiben, daß der darzuſtellende Gegenſtand dem Leſer in ſeinem helleſten Licht, in ſeiner ſchönſten Farbe in das Auge fällt, daß er denſelben nach Inhalt und Umfang, in ſeiner ganzen Fülle und Stärke ergreift; dies wird aber kein Schriftſteller, mögen wir ihn als Dichter, oder als Philoſoph betrachten, leiſten, wenn er ſeinen Gegenſtand nicht ſo darſtellt, als wenn er, in dem erſten Fall, wie aus Drang und Bedürfniß, in dem zweyten, wie aus lebendiger Anſchauung des Gegenſtandes ſelbſt ſpricht. Lebendige Anſchauung, Drang, und

Bedürfniß ſind daher der Maaßſtab aller Beſtimmtheit, Eigenthümlichkeit, und Präziſion, aller Wahrheit und Natur des Ausdrucks.

Wer aus lebendiger Anſchauung, oder aus Drang und Bedürfniß ſpricht, ſpricht allemal beſtimmt, eigenthümlich, wahr und natürlich.

Auch verweiſen wir den Schriftſteller in dieſer Rückſicht auf den rohen Naturmenſchen, auf den gemeinen Mann, auf das Kind, aus keiner andern Urſache, — als weil dieſe, aus Mangel der Philoſophie und anderer Kenntniſſe, und überhaupt alles desjenigen, was wir Verfeinerung nennen, in ihrer Sprache, ſo wie in ihren Handlungen, mehr lebendige Anſchauung der Dinge zeigen, mehr Drang und Bedürfniß der Leidenſchaft und der Natur fühlen, als der cultivirte Menſch. Denn auch dieſer, ſo bald die erwähnten Erforderniſſe der Darſtellung bey ihm eintreten, kann dem Schriftſteller eben ſo wohl Muſter ſeyn. Und, nach allem — von wem lernte der erſte Schriftſteller ſchreiben? Von denen, die da ſprachen.

Wie würdeſt du ſagen, wenn du deinen Vater mündlich darum erſuchen ſollteſt, ſpricht der Lehrmeiſter zu dem kleinen Knaben, der zum erſtenmal ſeine Bitte an den Vater ſchriftlich aufſetzen ſoll. (Siehe oben B.) Wie würde ich mich über dieſen Gegenſtand mündlich ausdrücken? ſpricht der Schriftſteller zu ſich ſelbſt, der nicht bloß für die Schule ſchreibt.

Funfzehnte Vorleſung.

Ueber die Lebhaftigkeit. Leidenſchaft, Laune, und Symbolik der Sprache ſind die Quellen der Verſchönerung des Ausdrucks.

Der Grund der Benennung „Lebhaftigkeit“ iſt ſchon oben angegeben worden. Dieſe Eigenſchaft des Styls iſt nämlich der Geiſt, das Leben, welches uns beſeelt, wenn der Gegenſtand auf eine gewiſſe Art dargeſtellt wird.

So lange Gegenſtände von alltäglichem Intereſſe die Seele beſchäftigen, ſo lange iſts dem Menſchen nur darum zu thun, ſich andern verſtändlich zu machen, ohne alle Verzierung des Ausdrucks und ohne irgend eine Wendung, womit nach den Vorſchriften der Rhetoriker die Rede geſchmückt zu werden pflegt.

Wir fodern ein Glas Waſſer, wir befehlen unſerm Diener — mit ſchlichten, deutlichen Worten, in denen nichts mehr, und nichts weniger, als der beſtimmte Sinn unſerer Wünſche oder Befehle enthalten iſt. Denn die Sprache iſt, wie ein jeder unſerer Sinne, urſprünglich Bedürfniß.

Alle Sorgfalt in der Wahl des Ausdrucks, Schmuck und Verſchönerung deſſelben iſt hier durchaus unzweckmäßig. Unſere Sprache darf in dieſen und ähnlichen Fällen eben ſo wenig geſchmückt ſeyn, als wir die Antworten anderer auf unſere Fragen oder Befehle — Muſik für unſer Ohr zu ſeyn wünſchen.

So bald wir aber durch irgend ein wichtiges oder angenehmes Intereſſe in Bewegung geſetzt werden, welches wir andern mittheilen wollen; (beſonders, wenn wir bey dieſer Mittheilung von der Abſicht beſeelt werden, den gewünſchten Zweck durch ſie zu erreichen), oder ſo bald irgend eine heftige Leidenſchaft Feuer in unſere Seele trägt: dann ſuchen wir, in dem erſten Fall, den Gegenſtand von der gefälligſten Seite darzuſtellen, jedes rauhe deſſelben zu verſchleyern, jedes ſchwürige zu verdecken: in dem andern Fall wird die Seele von dem Ungeſtüm der Leidenſchaft in allen ihren Tiefen aufgeregt: die ſo genannten untern Kräfte, auf welche Empfindung und Leidenſchaft am meiſten wirken, als Einbildungskraft, Begierlichkeit, Witz, werden bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Thätigkeit geſpannt. Und da eben ſie gleichſam die Flügel der Sprache ſind: (indem nicht nur die Erſindung der Sprache, mit dieſen Kraftäußerungen unſeres Geiſtes beginnt, ſondern auch alles das, was zum Schmuck und zur Verzierung des Ausdrucks gehört, von ihnen allein abgeleitet wird,) ſo eilt der, ſo beflügelte Gedanke, durch die ganze Maſſe der in der Seele vorräthig- liegenden Anſchauungen, Bilder und Ideen hin, ſchließt ſich jede mit dem Gegenſtande zunächſt verwandte an, aſſimilirt oft die ungleichartigſten: und Darſtellung und Ausdruck werden ein treues Gemählde der Leidenſchaft ſelbſt, ihres Anhaltens und ihres Fortſchreitens, ihres Steigens und Fallens. — Daher Bilder, Gleichniſſe, auffallende Wendungen, kühne Inverſionen, immer neu ſcheinende Widerkehr einer und der nämlichen Idee, Vergegenwärtigung abweſender oder zukünftiger Dinge — wie dies alles bey den rhetoriſchen Figuren näher erörtert werden ſoll.

Ich ſetzte den Urſprung des Schmuckes der Rede in dem wichtigen oder angenehmen Intereſſe des Menſchen für einen Gegenſtand, oder auch in einer heftigen Leidenſchaft. Allein ich habe dieſe zwey Fälle mehr wegen ihres Unterſchiedes in der Beobachtung, als wegen ihres wirklichen Unterſchiedes von einander abgeſondert.

Denn jeder angenehme oder wichtige Gegenſtand belebt die Seele mit einer gewiſſen Leidenſchaft: (das Wort Intereſſe drückt allemal einen gewiſſen Grad der Leidenſchaft aus.) Daher iſt der erſte Fall von dem andern nur dem Grade nach verſchieden. Derjenige, der bey voller Muße ſeines Geiſtes einen andern zu einem gewiſſen ihm, dem Sprecher, angenehmen, aber an ſich ſelbſt ſchwierigen Unternehmen überreden wollte, fühlte ſich allerdings mit einer Leidenſchaft für dieſen Gegenſtand begeiſtert. Und dieſe Begeiſterung gab ihm alles das an die Hand, was zur Ausſchmückung nothwendig war. Da aber eine minder-heftige Leidenſchaft auch eine minder-ſtarke Wirkung hervorbringt; ſo wird er jene durch die Einbildungskraft künſtlich zu erhöhen geſucht haben, um die Wirkung ſelbſt zu verſtärken.

Und hier iſt ihm alſo unfehlbar die ſtärkere, heftigere Leidenſchaft, in ihnen ſtärkern, auffallendern Aeußerungen, Lehrmeiſter geweſen.

Man merkt, wie Leute von heftigen Leidenſchaften durch ihren Ausdruck erſchüttern, überreden, überzeugen: man ſtudirt die nämlichen Mittel, um zu dem nämlichen Zweck zu gelangen, und ſpricht entweder in dem Moment glühender Leidenſchaft, oder ſucht, bey voller Muße und Ruhe des Geiſtes, dieſen Moment künſtlich nachzuahmen — ſchaft ſich durch Einbildungskraft ein Intereſſe, wo man vielleicht keines hat, wenigſtens kein ſo inniges; ahmt bey dem eingebildeten die Form des wahren, bey dem unwichtigen die Form des wichtigern nach; und macht ſo die Natur zur Kunſt.

Das iſt der Gang der menſchlichen Geiſtes in allen Erfindungen, beſonders in der Rede-

und Dichtkunſt: allenthalben arbeitet die Natur vor; die Regel iſt urſprünglich Thatſache; der Kunſtgriff natürliche Handhabe; die Kunſt ſelbſt — Natur. Sorgfalt, Fleiß und Beobachtungsgeiſt mögen die Thatſache näher beſtimmen, erweiten, verallgemeinen: mögen die natürliche Handhabe glätten, ausfeilen; mögen die Natur gewiſſermaßen verſchönern. — Die Kunſt in ihren höchſten und ſchwungvollſten Wirkungen fällt mit der Natur zuſammen.

Alle conventionellen Schönheiten des dichteriſchen Ausdrucks, als z. B. Gleichniſſe, Sentenzen, Anſpielungen, u. ſ. f. ſind im Grunde nichts anders, als farbenreiche Ausmahlungen der ſchlichten und einfachen Skizzen der Natur, Ausglättungen ihrer oft ſo ungefeilten Handhabe in Entwickelung der Gefühle und Leidenſchaften.

Je weniger der Dichter von ſeinem eigenen hinzuthut; je mehr er, gleichſam nicht er ſelbſt, ſondern ſein Gegenſtand iſt; je treuer ihm zu allen ſeinen Gemählden, und wären ſie die idealiſchſten, die Natur geſeſſen hat; deſto vortreflicher iſt ſein Kunſtwerk. „Das iſt Natur! „es lebt! „es ſpricht!“ iſt der grőßte und wahrſte Lobſpruch, den wir einem Werk der ſchőnen Kunſt ertheilen kőnnen.

Aus dem, bisher geſagten, erhellet, wie widerſinnig es iſt, wenn ſo viele ſich überreden, als műßte man, ſo oft man mit einiger Sorgfalt ſpricht oder ſchreibt, immer in Bildern, Gleichniſſen, kűnſtlichen Wendungen, das heißt alſo, in dem Ton ſtarker, aufgeregter Leidenſchaft reden. Denn nur dieſe drűckt ihre gewaltſamen Erſchűtterungen alſo aus.

Allerdings giebt es noch eine zweyte Quelle des geſchműckten, bilderreichen Styls, und das iſt eine gewiſſe Laune, d. h. beſondere Geiſtesſtimmung gewiſſer Menſchen, alle Gegenſtände um ſich her mit einem beſonders lebhaften Intereſſe aufzufaſſen, und dann dieſes Intereſſe auch in Ausdruck und Schrift darzuſtellen.

Man ſieht, daß dieſe Quelle der Lebhaftigkeit des Ausdrucks der erſt genannten nicht nur ſehr nahe liegt, ſondern die nämliche iſt. Denn eben dieſe Geiſtesſtimmung, die Gegenſtände um ſich her mit einem beſonders lebhaften Intereſſe aufzufaſſen, und ſie auf irgend eine ſonderbare, ungewöhnliche Art darzuſtellen, was iſt ſie anders, als eine gewiſſe ſchnelle Regbarkeit der Denk- und Empfindungskräfte der Seele durch die äuſſern Gegenſtände, oder, wie wir dies mit einem ſehr wohlgewählten, aber nur nicht immer richtig- angewandten Ausdruck zu nennen pflegen, Empfindſamkeit. Sie, dieſe Empfindſamkeit in dem erklärten Sinne, bildet die Grundlage des dichteriſchen Genies: und Laune iſt von dem dichteriſchen Genie vielleicht nur dem Grade nach verſchieden. Jeder Dichter kann zugleich als ein Mann von Laune angeſehen werden, (wenn ihn auch der gewöhnliche Converſationston nicht dafür gelten laſſen würde,) der Mann von Laune aber iſt nicht immer zugleich Dichter.

Da Leute von Laune, als Geſellſchafter ſowohl, als wie Schriftſteller, einen entſchiedenen Beyfall in der Meinung anderer behaupten: da ſie ihr Gedanken- und Empfindungsſyſtem ſehr leicht in andre übertragen; ſo erblickt die natürliche Eitelkeit der Menſchen hierin ein neues Mittel, ſich bey andern in Anſehen oder Gunſt zu ſetzen. Denn eine ſolche Einkleidungs- und Vortragsart giebt dem Menſchen das Anſehen einer gewiſſen Vorzüglichkeit und Ueberlegenheit der Geiſteskräfte, beſonders, der Empfindung, der Einbildungskraft, des Witzes und des Scharfſinnes, die allerdings nicht den unwürdigſten Maaßſtab der menſchlichen Schätzung darbieten. Da überdem Witz und Laune, ſo wie alle übrigen Geiſteskräfte, durch feine Geſellſchaft, durch Bücher und Wiſſenſchaft ſehr glücklich ausgebildet werden können, ſo wird jene Art des bilderreichen, geſchmückten Ausdrucks zu gleicher Zeit als ein Beweis von Cultur und Verfeinerung des Geiſtes angeſehen.

Uebrigens iſt das, einem jeden gebildeten Menſchen ſehr ſchätzbare Vergnügen einer angenehmen Erzählung, eines launigten Vortrags, unter allen dasjenige, was am wohlfeilſten erkauft wird: und wir ſind daher eben ſo geneigt, einem Schönredner von Geiſt und Talent, oder auch, einem bloß launigten Geſellſchafter, unſere Liebe und Achtung zu bewilligen, als dieſer es iſt, die Huldigung anzunehmen. Alles Urſachen, warum die Sucht, Schönredner, witzige Köpfe, Leute von Laune zu ſeyn, unter den Menſchen überhaupt, und unter den cultivirten insbeſondere, ſo häufig angetroffen wird. Und da der Schriftſteller ſich noch vor einem größern und auserleſenern Publikum, als der bloſen Geſellſchaft, in der Ueberlegenheit ſeiner Geiſteskräfte zeigen will, ſo iſt der Hang, den Ausdruck zu ſchmücken, dem Schriftſteller um ſo viel natürlicher.

Endlich giebt es noch eine dritte Quelle der Verſchönerung des Ausdrucks in dem urſprünglichen Bau der Sprache, nemlich in der ſinnlichen Bezeichnung der geiſtigen Begriffe. Keine Sprache hat ein rein-geiſtiges Wort aufzuweiſen. Der erhabenſte Gedanke, der abgezogenſte Begriff — laſſen ſich immer auf eine ſinnliche Anſchauung zurückführen, die durch das bezeichnende Wort angedeutet und beſtimmt wird. Z. B. erkennen, anſchauen, begreifen, urtheilen, erwegen, überlegen, Tugend u. ſ. w. erkennen heißt gleichſam nach beſtimmten Zügen etwas ſchon bekanntes wieder kennen: urtheilen — Recht über die Sache ſprechen, richteriſch entſcheiden; erwegen — auf die Wage legen; überlegen — über und unter einander legen; Tugend — von taugen, etwas taugen, wozu nutzen u. ſ. f.

Da unſere Seele bey dem gewöhnlichen Gebrauch dieſer und ähnlicher Worte immer nur allgemeine Begriffe mit denſelben verbindet, die, als ſolche, nur die obern Seelenkräfte beſchäftigen; ſo darf der Dichter, der Redner, der Schriftſteller, um den Ausdruck zu beleben, oft nichts weiter thun, als dieſe ſinnliche Bezeichnung der Begriffe durch das Bild, welches in dem Wort ſelbſt ſchon liegt, gleichſam nur hervorheben und dem Auge ſichtbarer machen: welches bisweilen durch einen kleinen Nebenzug geſchehen kann. Z. B. erkennen — mit dem Auge des Geiſtes, wägen — mit der Waage der Vernunft, u. ſo. w. Durch dieſe und ähnliche Züge wird der allgemeine Begriff — ein beſonderer (partikulairer) die intellectuelle Anſchauung — eine ſinnliche; und eben dadurch wird mit dem Verſtande zugleich der Witz und die Einbildungskraft beſchäftiget, welches leztere das eigenthümliche des ſchönen Ausdrucks iſt.

Auf dieſe ſinnliche Bezeichnung der geiſtigen Begriffe gründet ſich gewiſſermaßen aller bildliche Ausdruck. Der Redekünſtler begnügt ſich, dies nur im allgemeinen anzudeuten: denn die nähere Ausführung dieſes an ſich ſehr wichtigen Gegenſtandes gehört, theils in die philoſopiſche Etymologie, theils in die Aeſthetik.

Sechszehnte Vorleſung.

Natur und Weſen des bildlichen Ausdrucks. Bild mahlt immer Empfindung, oder lebendige Anſchauung.

Wenn wir von einem Greiſe ſagen „Noch am Abend ſeines Lebens hat er die Freude, ſich in ſeinen Enkeln verjüngt zu ſehen,“ ſo drükken wir durch dieſes Gleichniß, „Abend und verjüngt“ eine gewiſſe Theilnehmung unſeres Herzens für den durch ſeine Enkel beglückten Greis aus.

Unſer Geiſt, durch die angenehme Vorſtellung von dem Glück des Greiſes begeiſtert, ſieht den letzten Abſchnitt ſeines dem Grabe nahen Lebens, als den Abend, als diejenige Tageszeit an, welche durch die damit verbundenen Vorſtellungen und Empfindungen etwas ſanft-rührendes und ſchwärmeriſch-feierliches mit ſich führt.

Der Ausdruck „verjüngt“ hat die nemliche Bedeutſamkeit. Ein durch die Reihe der Jahre geſchwächter, kraftloſer Greis, der, durch das Glück derjenigen, die ihm unter allen am theuerſten ſind, aufgeheitert, noch einmal Jugendkraft fühlt, iſt ein eben ſo ſchönes als rührendes Bild. Man ſage ſchlechthin: „der alte Mann hat an ſeinen Enkeln noch viel Freude; ſo drückt dies zwar die ſchlichte Thatſache aus, aber nicht im geringſten die ſympathetiſche Theilnahme des Erzählers.

Aber dieſe Theilnahme darf nicht immer von der *rührenden* Gattung, ſondern kann auch bloß *launigt* ſeyn.

Wer von einem alten Mann, der ein junges Mädchen heyrathet, ſagt: „Er will den Abend ſeines Lebens noch mit den holden Freuden der Liebe beſchimmern:“ der drückt dadurch ſeine Empfindung des lächerlichen in dem Betragen des Greiſes aus.

Freilich kann man dieſe Empfindung des lächerlichen durch einen gewiſſen Ton, Geberde und Pantomime, auch in den ſchlichten Ausdruck „der alte Mann will noch eine junge Frau nehmen,“ übertragen. Aber alsdann vertreten Ton, Geberde und Pantomime die Stelle jenes, oder eines ähnlichen bildlichen Ausdrucks; und deuten ſinnlich, ſo wie der Ausdruck geiſtig, die Empfindung des Lächerlichen an.

Der Schriftſteller kann das nemliche durch ein bloßes Ausrufungszeichen bewirken, „der alte Mann will noch heirathen!“ Denn eben dieſes Zeichen deutet auf einen gewiſſen Ton oder Geberde hin, womit der Satz ausgeſprochen werden ſoll.

Die Sache dünkt mir wichtig genug, um das ſchon erwähnte Reſultat, daß ein Gleichniß immer Empfindung ausdrückt, noch durch ein paar andre Beyſpiele zu beſtättigen.

Hier iſt alſo zuvörderſt ein Sprichwort.

In Preußen ſagt die wirthſchaftliche Mutter zu ihrer etwas verſchwenderiſchen Tochter: „wenn du nur erſt, dein eignes Töpfchen ſchrapen (d. h. kratzen) wirſt: dann wirſt du auch beſſer haushalten.“

Das in dem Sprichwort ausgedrückte Bild iſt dieſes. Die Tochter, durch ein häusliches Unglück tief heruntergebracht, ſitzt da in ihrem Hüttchen, ißt einſam ihr Süppchen, und hohlt, noch nicht ſatt durch die Suppe ſelbſt, mit dem Löffel auch das angebrannte aus dem Töpfchen herauf.

Dieſes ſo in's kleine zeichnende Bild, ſchildert es nicht in dem Munde der warnenden Mutter die lebendige Empfindung und Selbſterfahrung ähnlicher Verlegenheiten in dem häuslichen Leben? Wenn ſie zu ihrer Tochter ohne beſondern Ton oder Pantomime ſchlechthin ſagte: „Ich bin in ähnlicher Verlegenheit geweſen; ich weiß es aus eigener Erfahrung: es iſt gefährlich das Seinige zu verſchwenden.“— Würde ſie da jene lebhafte Empfindung ausdrücken?

Daß die ſprichwörtlichen Redensarten immer eine gewiſſe Empfindung oder wenigſtens Leidenſchaftlichkeit (denn ſo könnte man vielleicht Laune am beſten überſetzen) oder auch eine beſonders lebendige Anſchauung, (die, wenn ſie etwas ſubjectives betrifft, am nächſten an Empfindung gränzt,) ausdrücken, iſt unter andern auch daraus klar, daß ſie immer mit einem beſondern Ton oder einer Pantomime begleitet werden.

Man denke es ſich einmal, mit welchem Ton, welcher Pantomime die Mutter das „Wenn du nur erſt dein eignes Töpfchen ſchrapen wirſt,“ ausdrücken wird.

Dieſen Charakter haben alle Sprichwörter des gemeinen Mannes.

Entweder enthalten ſie ſtarke individuellen Anſchauungen, wie das eben angeführte Beyſpiel; und dieſe individuellen Anſchauungen vertreten die Stelle der Bilder und Gleichniſſe, wie hier; oder, wenn es allgemeine ſchlichte Wahrheiten ſind, die ſie ausdrücken, ſo zeichnet der mitbegleitende Ton oder die Pantomime, womit ſie geſagt werden, die Empfindung des Redenden.

Nun ein Beyſpiel von einem witzigen Einfall.

Ein armer Schneider, der eben die Miethe bezahlen ſoll, ſieht eine Leiche zu Grabe tragen, und ſpricht zu einem der Umſtehenden der hat nun die ewige Ruhe — umſonſt: und ich — muß für ein Vierteljahr ſo viel Miethe bezahlen.

Was macht hier das treffende des Ausdrucks aus? Nichts anders, als dies, daß der Gedanke an die zu zahlende Miethe dem Armen ſo tief in der Seele liegt, daß er denſelben mit den ungleichartigſten Gegenſtänden, mit Tod und Grab, verbindet. Jene Ideenrege, die dieſe ſonderbare Aſſoziazion hervorbringt, ſpricht offenbar ſein innigſtes Intereſſe, und ſeinen Kummer wegen der zu zahlenden Miethe.

Homer will die leichte Art bezeichnen, mit welcher Odyſſeus den Bogen ſpannte, welchen alle Freyer der Penelope mit aller Anſtrengung vergebens zu ſpannen geſtrebt hatten: und bedient ſich dazu folgendes Gleichniſſes:

So wie ein Man, wohlkundig des Lautenſpiels und Geſanges
ſonder Müh aufſpannet am neuen Wirbel die Saite,
fügend an jeglichem Ende den ſchöngeſponnenen Schafdarm:
So nachläßig nun ſpannte den mächtigen Bogen Odyſſeus.

Dann, mit der rechten Hand, verſucht er paſſend die Stimme;
Lieblich dann erklang ſie, und hell wie die Stimme der Schwalbe.

Es würde ſchwer, es würde vielleicht unmöglich geweſen ſeyn, die Art, wie Odyſſeus den Bogen ſpannte, durch ſchlichte Worte darzuſtellen. Daher greift der Dichter hier, ſo wie in ähnlichen Fällen, nach einem Bilde. Denn ſo faßt die Empfindung viel auf einmal. Siehe Herrn Moritz erſte Vorleſung.

Die ganze Art, wie der Held den Bogen ſpannt, ſteht uns bis auf jeden Zug lebendig vor Augen. Gleiche Bewandniß hat es mit dem Tönen des Bogens, wie die Stimme einer Schwalbe.

Dem Verſtande werden ſeine Begriffe allmählich zugezählt; die Empfindung ergreift ihre Anſchauungen auf einmal. — Das Bild alſo drückt — Empfindung, oder welches einerley iſt, lebendige Anſchauung aus.

Der Redende oder Schreibende iſt von ſeinem Gegenſtande ſo voll, oder er fühlt ihn ſo wichtig, ſo groß, daß ihm entweder die ſchlichten Worte der Sprache nicht mehr hinlangen, oder daß er lange und weitläuftige Umſchreibungen, durch eine ſinnliche Anſchauung, durch ein Bild, erſetzt. *Offenbar überträgt er alſo durch das Bild ſeine innere Empfindung in den Gegenſtand.*

Dieſe Natur des bildlichen Ausdrucks erhellet aus jedem größern und kleinern Gleichniß der höhern Dichtung oder auch der Sprache des gemeinen Lebens.

In der letztern ſagen wir: ſchnell, wie der Wind, raſch, wie Feuer, ſchüchtern, wie ein Haas. Was drücken dieſe Gleichniſſe anders aus, als die Empfindung des Redenden, dem die ſchlichten Worte, womit man die Schnelligkeit, Raſchheit oder Schüchternheit eines Menſchen zu bezeichnen pflegt, nicht hinlangen, und der daher die weitſchweifigen Umſchreibungen in ein Bild zuſammenfaßt, welches ſo wohl durch die lebendige Anſchaulichkeit, mit welcher es ſich der Seele darſtellt, als auch durch das angenehme Spiel der Thätigkeit, in welche ſie durch die vergleichende Zuſammenſtellung des Bildes mit dem wirklichen Gegenſtande verſetzt wird, in dem Hörenden oder Leſenden ſelbſt, Empfindung oder lebendige Anſchauung erzeugt.

Von einem Menſchen, der einen gewöhnlichen Schritt geht, ſagen wir nicht, er geht ſchnell wie der Wind; von dem, der ſeine Geſchäfte mit einer alltäglichen Fertigkeit betreibt, brauchen wir nicht den Ausdruck, raſch, wie Feuer: Einem Menſchen, der ſein Leben nicht jeder Gefahr leichtſinnig preis giebt, nennen wir nicht ſchüchtern, wie ein Haaſe.

Nur ungewöhnliche Grade der Schnelligkeit, der Raſchheit, der Schüchternheit, ſolche, zu deren Bezeichnung wir uns eines großen oder beſondern Wortumſchweifs bedienen müßten, ſuchen wir durch die genanten Gleichniſſe lebhaft auszudrücken: und dieſe Bilder, dieſe Gleichniſſe, mahlen nicht ſo wohl den Gegenſtand, als vielmehr unſre Anſicht, unſre Empfindung davon. Zwar können wir auch in der ſcherzhaften Ausdrucksart, umgekehrt von einem träg- daherſchreitenden Menſchen ſagen: „er geht ſchnell, wie der Wind,“ und einen in allen ſeinen Handlungen langſamen, ſchwerfälligen, „raſch, wie Feuer,“ nennen.

Aber alsdann drücken wir mit dieſen Gleichniſſen nicht weniger eine Empfindung, nemlich die launige Empfindung des lächerlichen aus. Und dieſe Empfindung hat nicht ſtatt, wenn der Grad der Trägheit des Menſchen im Gange, oder der Langſamkeit in allen ſeinen Handlungen, nicht außerordentlich, und auffallend iſt.

Homer ſchildert den blutigen Krieg zweyer tapfern Völker; und bedient ſich zu dieſer Schilderung der mannigfaltigſten Gleichniſſe, und alles Schmuckes, deſſen die Rede nur immer fähig iſt.

Pope beſingt den Raub einer Mädchenlocke; und ſein Gedicht prangt nicht minder von den ausgeſuchteſten Gleichniſſen und von jeder Art rhetoriſchen Schmuckes.

Der Stoff des griechiſchen Dichters iſt groß und wichtig; der Stoff des engliſchen iſt klein und geringfügig, aber der Dichter macht ihn groß und wichtig.

Beyde mahlen, wie alle Dichter, ihre Empfindungen des gewählten Gegenſtandes.

Homers Empfindung iſt rührend.

Pope's iſt launigt.

Es iſt vielleicht nicht minder ſchwer, kleine und geringfügige Dinge als groß und wichtig; als wirklich-große und wichtige in ihrer wahren Natur darzuſtellen. Wenn das letzte vielleicht mehr Genie erfordert, ſo iſt zu dem erſten gewiß mehr Kunſt nothwendig. So wie kleine, und ins feine gearbeitete Kunſtwerke mehr Feinheit der Hand erfordern, als große.

Aber ſcheint nicht eben dies, daß der Dichter, der Mann von Laune, kleine und unwichtige Dinge durch den Ausdruck heben, und als groß und wichtig darſtellen kann, zu beweiſen, daß in der Schreibart alles am Ausdruck hängt? daß hier die Vortragsart die vorgetragene Sachen, das Kleid gleichſam die Perſon nicht bloß empfiehlt, ſondern ihren ganzen Werth ausmacht?

Allerdings iſt jeder ſchriftſtelleriſch-behandelte Gegenſtand, iſt jedes Werk eines Verfaſſers das, wozu er es durch Ausdruck und Vortragsart macht. Aber wenn Ausdruck und Vortrag wahr und natürlich ſeyn, wenn ſie bey dem Leſer ihre abgezweckte Wirkung hervorbringen, das edle und große in ſeiner

Würde, das rührende rührend, das lächerliche als lächerlich darſtellen ſollen: dann muß Empfindung und innere Anſchauung des Verfaſſers dem Ausdruck angemeſſen ſeyn, dann muß dieſer unmittelbar aus jener hervorgehen: dann muß jedes Wort dem Gedanken, jedes Gleichniß dem Verglichenen, jeder Theil dem Ganzen, das Ganze allen Theilen entſprechen; dann muß eins das andre beſtimmen, begründen, unentbehrlich machen. Ohne dieſe gegenſeitige Beſtimmung des Ausdrucks und der Vortragsart von der einen, und der Sache, der Natur des Gegenſtandes von der andern Seite (oder, welches hier einerley iſt, der durch den Gegenſtand angeregten Empfindung des Verfaſſers,) iſt das pomphafteſte Wort — eine ausgeſtopfte, lebenloſe Puppe; der tönendſte Periode — ein Laut ohne Bedeutung.

Der Ausdruck allein ändert nie die Sache, das heißt, die Empfindung und Anſicht des Verfaſſers von dem Gegenſtande.

Der Ausdruck iſt nur der Wiederhall der Empfindung und innern Anſchauung des Schriftſtellers. So wie die gerührte Saite di-

Kraft oder Feinheit der taſtenden Hand zurücktönt: ſo Ausdruck und Schreibart — den Geiſt und die Empfindung des Verfaſſers.

Sind dieſe voll lebendiger Energie, Wahrheit und Natur; dann tönt auch Wort und Ausdruck — Leben, Geiſt und Kraft: ſind jene ſchlaff, alltäglich, mittelmäßig, oder auch verkünſtelt und verſchroben: dann vermag keine ausgeſuchte Kraftſprache den fehlenden Geiſt zu erſetzen. Nur der Thor, nur der ungeübte, ungebildete Geſchmack kann durch die leere Hülle getäuſcht werden. Eine richtige Empfindung, ein erprobter Geſchmack, erblicken hinter dem modiſchen Gallakleide den aufgedunſenen, ungeſtalten Körper nur mit deſto mehr Unwillen.

Wenn unſre Moderomanſchreiber von Wonne-Gefühlen, von Entzückungen, von Flammen der Liebe, von unwiderſtehlichen Reitzen ihrer Jünglinge und Mädchen ſprechen; wenn ſie Gleichniß auf Gleichniß, Ausrufung auf Ausrufung, Metapher auf Metapher häufen; wenun ſie es an keiner Verzierung der Rede fehlen laſſen, die nur immer die ganze Topik der alten und neuen Redekünſtler einpfehlen mag: wenn ſie ſo gar die ausgeſuchteſten Worte, Wendungen, Gleichniſſe, und Metaphern groſſer Schriftſteller brauchen; fühlen wir uns wohl von jenen unwiederſtehlichen Gefühlen des Mitleids, der Liebe, der Bewunderung des Schreckens u. ſ. f. hingeriſſen, die ſie ſo oft im Munde führen, und in deren brennendenſie Farben ſie, wie ſie ſagen, ihren Pinſel eintauchen? Fühlen wir uns von Wonnegefühlen überſtrömt, weil ſie das allumfaſſende Wort ſo häufig im Munde führen? Werden wir von den unwiderſtehlichen Reitzen ihrer Jünglinge, ihrer Mädchen, wie durch eine Art von Bezauberung überwältigt, weil ſie Wuchs, Augen, Wangen, Stirn und Buſen derſelben mit den gewählteſten Gleichniſſen ausmahlen? Die Kritik kehrt vielmehr den Fall um, und ſagt: der Verfaſſer muß uns durch treffende Züge voll Wahrheit und Natur, die er aus den Tiefen des menſchlichen Herzens heraufgeſpäht, ſeine Perſonen in ſolchen Situationen und mit ſolchen Empfindungen darſtellen, daß jene groſſen und prächtigen Ausdrücke das unmittelbare Reſultat derſelben ſind, daß dieſe Situationen und Empfindungen ſolcher Ausdrücke werth ſind, ſie fordern, und nothwendig machen. Ohne dieſes fehlt jenen hohen und ausgeſuchten Ausdrükken das, was in der Rede das erſte und letzte iſt, Sinn und Deutung: und ohne Sinn und Deutung giebt es nicht Deutlichkeit, nicht Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit; nicht Lebhaftigkeit, nicht Schmuck, nicht Wohlklang der Rede.

Alle letztern Eigenſchaften ſind, bey dem Mangel an Sinn und Deutung, leere Formen ohne Materie. (Siehe oben.)

Es iſt alſo, wie auch Herr Moritz erinnert hat, höchſt verkehrt, wenn ein Schriftſteller bey dem Ausdruck anfängt. Natur, Wahrheit, Sache und Gegenſtand ſelbſt iſt es, wobey er anfangen, was er mit lebendiger Anſchauung ergreifen, mit warmem Intereſſe empfinden muß, um ſich dadurch zu dem Ausdruck zu beleben, und denſelben darnach zu ſtimmen.

Die Dinge nach ihrem wahren Werth zu ſchäzzen, (nach dem Werth wenigſtens, den ſie für uns haben) das iſt Weſen und höchſte Beſtimmung unſerer Vernunft: Sache und Gegenſtand ſo darzuſtellen, wie ſie ſind, oder wie ſie ſich in unſerm Geiſte abſpiegeln, das iſt höchſte Beſtimmung aller Rede. Aller falſche Geſchmack und jede Art von Fehler der Schreibart beſteht darin, daß die Grenzen dieſer Darſtellung überſchritten werden: daß man mehr oder weniger ſagt, als man denkt oder empfindet.

Wenn wir bisher Natur und Weſen des bildlichen Ausdrucks erläutert, wenn wir Ausdruck und Gedanken, Gegenſtand und Darſtellung des Gegenſtandes in ihrem Verhältniß gegen einander betrachtet haben: ſo geſchahe dies bloß in der Abſicht, um dem Lehrling des Geſchmacks zu zeigen, wo er bildlichen, das heißt lebhaften Ausdruck, und jede Art von Schmuck der Rede anzubringen habe, nemlich

Erſtens. Da der bildliche Ausdruck ſo wohl, als jede Art von Schmuck der Rede, die natürliche Sprache der Empfindung und der lebhaft-gerührten Einbildungskraft ſind, ſo muß ſie der Schriftſteller auch nur da brauchen, wo er ſeinen Gegenſtand bis zur Empfindung, oder wenigſtens bis zu dem Grade lebendiger Anſchauung erhebt, daß es zweckmäßig iſt, die untern Seelenkräfte, Einbildungskraft, Witz, Begierlichkeit u. ſ. w. in Bewegung zu ſetzen. Wo aber dieſer Grad ſtatt findet, daß eine ſolche Einkleidung zweckmäßig iſt, darüber mag kein Redekünſtler und kein Aeſthetiker durch Allgemeinſätze entſcheiden. Denn dies gehört zu dem *materiellen des Genies und des Geſchmacks*. Und *Kunſt* und *Theorie haben es immer nur mit dem formellen beyder zu thun.*

Der ſchlichte, allgemein-verſtändliche, und ſtreng-philoſophiſche Vortrag verſtattet ſonſt am wenigſten Schmuck der Rede. Aber ſelbſt der populairſte Redner und Schriftſteller, ſo wie der ſpeculativſte Philoſoph, können ſich bisweilen zu dem Grade lebendiger Anſchauung erheben, daß es zweckmäßig iſt, durch ein Bild, eine Metapher, oder irgend einen andern Schmuck der Rede, auf die untern Seelenkräfte zu wirken: weil dieſe — der Seele das auf einmal, und gleichſam im Ganzen, darſtellen, was der Verſtand nur nach und nach umfaßt; und weil die höhern Seelenkräfte ſelbſt durch einſtweilige, leiſe Anregung der niedern in neuen Schwung geſetzt werden können.

Zweytens. Da Bild und Ausdruck immer nur das ſind, wozu der ihnen zum Grunde liegende Sinn und Gedanken, und der ganze Ton des Vortrages ſie machen: ſo muß der Schriftſteller dahinſehen, daß Bild und Ausdruck ſich genau dem Gedanken und dem Ton des Ganzen anſchließe, das heißt, daß ſie auf die unmittelbarſte Weiſe durch Gang und Ton des Ganzen beſtimmt werden, und gegenſeitig, in und durch einander, wirken.

Was bis dahin von dem bildlichen Ausdruck geſagt worden, das gilt von dem Schmuck der Rede überhaupt. Alle andere Wendungen, die zum Schmuck der Rede gezählt zu werden pflegen, werden nicht allein weniger häufig gebraucht, ſondern ſind auch nicht ſo innig in das Ganze der Rede verwebt, als der bildliche Ausdruck.

Wir werden ſie gleich ausführlicher abhandeln; und wollen nur vorher noch das, was wir von dem Gebrauch des bildlichen Ausdrucks in Allgemeinſätzen vorgetragen, durch Beyſpiele erläutern.

Siebenzehnte Vorleſung.

Die vorgetragenen Grundſätze über die Lebhaftigkeit — angewandt auf Beyſpiele der lebhaften Schreibart.

„Es iſt ein troſtvoller Gedanke, daß die Unterthanen bey aller Unterdrückung der Fürſten „nicht ohne alle Hülfe ſind; daß die Fürſten „ihre böſen Plane durch die entgegengeſetzten „Bemühungen des unterdrückten Volks vereitelt ſehen; daß auch ein unumſchränkter Beherrſcher ſo gar mit aller ſeiner Macht, nicht „ſelten dem empörten Volk nachgeben muß, „und daß es ihn durch ſeine Standhaftigkeit „auf immer ſchwächen und ermüden kann.“

Dieſen Perioden wird man, glaube ich, eben ſo wenig der Undeutlichkeit, als der Unbeſtimmtheit und Uneigenthümlichkeit im Ausdruck beſchuldigen können. Der geübte Leſer wird in jedem kleinern Abſchnitt deſſelben eine Wahrheit, eine wichtige Beobachtung finden, die durch die Geſchichte beſtättiget iſt. Der ganze Satz, ſo wie er daſteht, könnte gewiſſermaßen zum Motto der Völkergeſchichte dienen.

Aber bey alle dem — iſt die Wahrheit hier ſchlicht und ohne allen Schmuk dargeſtellt. Der Leſer ſieht ſich das auf dem Papier geſagt, was er ſich, nach der Durchleſung irgend einer Revolutionsgeſchichte in den Jahrbüchern der Menſchheit, ohne weitere Vorbereitung ſelbſt geſagt haben würde. Sein Verſtand wird alſo durch den angeführten Perioden beſchäftigt: allein Einbildungskraft, Witz, Empfindung, bleiben ungeregt.

× Aber nun höre man einen Schiller in der Einleitung zu der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlanden, Zeile für Zeile, den nämlichen Perioden, die nämlichen Wahrheiten und Beobachtungen, vortragen.

„Groß und beruhigend iſt der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürſtengewalt noch eine Hülfe vorhanden iſt; daß ihre berechneteſten Plane an der menſchlichen Freyheit zu ſchanden werden; daß ein herzhafter Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichen Hülfsquellen endlich erſchöpfen kann.“

Der obenangeführte Periode, ſo ausgedrückt, unterrichtet unſern Verſtand, ſetzet Einbildungskraft und Witz in Thätigkeit, macht die Empfindung rege: wir erkennen die Wahrheit nicht bloß, wir ergreifen, wir fühlen ſie. So ſpricht nur ein von ſeinem Gegenſtande tiefdurchdrungener Menſch; und ſeine lebendige Anſicht der Dinge, ſein Gefühl, ſo dargeſtellt, geht in uns hinüber, theilt ſich uns mit. Der Gegenſtand, von dem er ſpricht, iſt ihm groß, wichtig: wir ſehen's an ſeiner lebendigen Darſtellung deſſelben. Darum iſt er's uns auch.

Gleich in dem Anfange „groß und beruhigend iſt der Gedanke,“ herrſcht eine gewiſſe Lebhaftigkeit, die eine durch die anzukündigenden Wahrheiten bewegte Seele des Schriftſtellers anzeigt. Der kalte Betrachter ſagt, „es iſt ein großer und beruhigender Gedanke.“

Lebendige Anſchauung und Empfindung, in ihrem heftigen Ausbruch, entledigen ſich, ſo viel nur immer nach den Geſetzen des Sprachgebrauchs geſchehen kann, der kleinern Redepartikeln; ſo wie ohngefehr ein Menſch, der mit heftiger Bewegung ſpricht, manches Nebenwort verſchluckt, manche Nebenidee überhüpft, um den Hauptgedanken, als das Ziel der Rede, deſto mehr hervorzuheben. Daher die raſche Inverſion „groß und beruhigend iſt der Gedanke.“

„Daß gegen die trotzen Anmaßungen der Fürſtengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden iſt.“ Man ſieht die ungerechten Forderungen und Anſprüche, welche die Völkerbeherrſcher ſo oft an ihre Unterthanen machten, wie mit trotzigem Angeſicht daſtehen, und die erſchrocknen Unterthanen anpochen.

Daß ihre berechneteſten Plane an der menſchlichen Freyheit zu ſchanden werden: „berechneteſten Plane“ — umfaſſend geſagt. Kann die tückiſcheſte Schlauheit, mit welcher der Despot und ſeine Trabanten das unterdrückte Volk um ſein rechtmäßig-beſeſſenes Eigenthum, um Recht und Freyheit, zu bringen ſuchen, lebhafter dargeſtellt werden, als wenn wir ſie hier alles, was ihre ſträflichen Abſichten befördern kann, abwägen, abmeſſen, zählen, und berechnen ſehen.

„An der menſchlichen Freyheit zu ſchanden werden“ menſchliche Freyheit — welch ein umfaſſendes Wort! alles, was nur zu dem uneingeſchränkten Gebrauch unſerer Geiſtesgaben und Glücksgüter, zu den ungekränkten Anſprüchen auf natürliche Rechte, und überhaupt zu dem moraliſchen und phyſiſchen Eigenthum des Menſchen gehört, liegt in dieſem einzigen Wort.

„Zu ſchanden werden,“ Despotengewalt und menſchliche Freyheit, im brennenden Kampf gegen einander, ſtoßen mit mächtiger Erſchütterung gegen einander, und die Despogewalt wird beſiegt, wird zu ſchanden.

„Daß ein heftiger Widerſtand auch den geſtreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung ſeine ſchrecklichſten Hülfsquellen erſchöpfen kann.“ Der Verfaſſer ſieht in dem großen Kampf eines unterdrückten Volks gegen ſeinen Despoten alles lebloſe lebendig, jedes Ding in Perſon. Bisher ſprach er nur von den Anmaßungen und Planen des Despotismus; jetzt mahlt er uns den Despoten ſelbſt, auf ſeinem blutigen Richtſtuhl daſitzend, in der ſchrecklichſten aller Attitüden, mit vorgeſtrecktem Arm, drohend aufgehoben, um zu tödten, oder in's Joch zu beugen. Dieſes Bild vollendet das Pathos des Gemähldes.

Wenn man dieſen Schillerſchen Perioden, als ein Beyſpiel lebhafter Schreibart, dem obigen durchaus- nämlichen Inhalts, der aber in ſeiner ganzen Einkleidung ſich nicht bis über die Grenzen der Deutlichkeit und Beſtimmtheit des Ausdrucks erhebt, gegenüber ſtellt; ſo ſieht man von ſelbſt, daß die Lebhaftigkeit des Ausdrucks nicht ſo wohl von dem Gegenſtande, als von dem Genie und der Manier des Verfaſſers abhängt. Der ſehr deutlich und beſtimmt- ausgedrückte Periode ſtünde eben ſo ſchicklich in einer Einleitung zu einer Geſchichte, deren ganze Schreibart ſich durch einen leichten, ſanften Fluß der Rede, durch lichtvolle Zuſammenſtellung der Thatſachen, und richtige, aus den Thatſachen ſelbſt natürlich und unmittelbar hervorgehende Beobachtungen charakteriſirte: ſo wie der Schillerſche ein Stück aus einer Einleitung zu einer Revolutionsgeſchichte iſt, wo die Schreibart ſich durchgängig durch Energie und Fülle der Ideen, durch tiefgegriffene Beobachtungen, ſtark gezeichnete Charaktere, und kraftvollen, edlen Ausdruck, unterſcheidet. Vielleicht trifft den Verfaſſer des Don Carlos nicht unbillig der Vorwurf, daß der Geſchichtſchreiber bisweilen zu ſtark den Dichter verräth.

Wenn aber junge Schriftſteller ſich gewöhnlich überreden, die Schreibart werde durch weitläuftige und ſtarke Ausmahlung der Bilder, durch Zuſammenhäufung der ungleichartigſten Ideen auf einander, durch tönende Worte und geſuchte Beywörter, nur um ſo viel lebhafter, um ſo viel genialiſcher; ſo laßt uns, zur Probe, folgende Verunſtaltung des Schillerſchen Perioden zergliedern, die ich aus der Vorrede eines hiſtoriſchen Romans entlehne, der vor mir aufgeſchlagen liegt.

„Erhabner Wonnegedank iſt es, daß den
„trotzig-drohenden Anmaßungen der ſtolzen
„Fürſtengewalt, welche dieſelbe immer mehr
„mit ihrer eiſernen Fauſt einzubläuen, als mit
„dem Munde kund zu thun pflegt, noch eine

„eherne Mauer entgegengedämmt werden kann: „daß ſie ihre ſtolz-aufgethürmten Gebäude „ſo oft durch die kühne Hand der menſchlichen Freyheit untergraben, in Trümmer ge„wandelt ſieht; daß ein herzhafter Wider„ſtand des Volks auch dem furchtbar-aus„geſtreckten Arm des Despoten den blutbe„tröpfelten Dolch entreißen, und alle ſeine „Hülfsquellen, die ihm aus dem Ocean menſch„licher Bosheit, und Verderbtheit zuſtrömen, „bis auf den Grund erſchöpfen kann.“

Worin liegt das ſchöne, geründete des Schillerſchen Perioden; und das ungeſtalte, ſchwülſtige und gezierte dieſer Umſchaffung?

In dem Schillerſchen ſpricht ein Geiſt, den die Wichtigkeit ſeines Gegenſtandes in eine mehr als gewöhnliche Bewegung ſetzt: Pflicht und Recht der Menſchheit fühlt er mit einer beſondern Wärme und Innigkeit: jede Handlung gegen allgemeine Menſchen-Pflicht, jede Ungerechtigkeit und Unterdrückung empört ihn bis zu einem hohen Grad des Unwillens. Indem er ſo eben Thatſachen dieſer Art oder auch Betrachtungen über ſolche Thatſachen niederſchreiben will, geht die klare Erkenntniß davon in lebendige Anſchauung und Empfindung über; das darzuſtellende Object wird gleichſam ein Theil des darzuſtellenden Subjects: — die ſchlichte Thatſache, ſchlichte Betrachtung, genügt dem Verfaſſer nun nicht mehr: ſie werden, in der Tiefe ſeines Herzens, deſſen Gefühle durch den Gedanken daran aufgeregt werden, gleichſam tingirt mit der Hauptfarbe dieſer Gefühle, der glühenden Innigkeit, dem Haß und Unwillen gegen Deſpotismus und Kränkung der Rechte der Menſchheit. — Die ſo angeregte Einbildungskraft langet dem Verfaſſer aus ihrem großen Vorrath von lebendigen Anſchauun- und Bildern diejenigen hervor, die zu der Miſchung ſolcher Farben am ſchicklichſten ſind, und den *Gegenſtand ſo zeichnen, wie er ſich auf dem Grunde einer Schillerſchen Seele abſpiegelt.*

Aber ohngeachtet der Wärme, der Innigkeit, mit welcher der Verfaſſer der Geſchichte des Abfalls der vereinigten Niederlande ſeinen Gegenſtand fühlt, bleibt er es ſich bewußt, daß er nicht ein Gedicht über Deſpotismus und Volksfreyheit, ſondern die Einleitung zu einer Geſchichte zu ſchreiben hat; bleibt es ſich bewußt, daß er Betrachtungen, und nicht poetiſche Gemählde zu ſchreiben, daß er philoſophiſche Wahrheiten höchſtens, in einem dichter-ähnlichen Ausdruck, zu ſagen hat, und daß er die richtige Erkenntniß des Verſtandes allenfalls durch die Anſchauungen der Einbildungskraft beleben, und gleichſam mit einem hellen Lichte beſtrahlen, nicht aber umgekehrt, die lebendige Anſchauung der Einbildungskraft zur Haupt- die richtige Erkenntniß des Verſtandes zur Nebenſache machen darf. Daher die mild- nüanzirte Abwechſelung des Perioden durch ſchlichte und durch bildliche Ausdrükke: daher die ſparſamen, und gleichſam nur leis- angedeuteten tropiſchen Ausdrucke in der erſten Hälfte des Perioden, „trotzige Anmaſſungen, berechnete Plane“ u. ſ. w. durch welche er ſich allmählich und allmählich vorbereitet zu der wirklich- dichteriſchen Attitüde, dem vorgeſtreckten Arm, mit welchen er uns den Deſpoten zeigt: daher endlich die ganze *proſaiſche Einkleidung der ſtarken dichteriſchen Anſchauung*:

So bleibt (wie es auch eines philoſophiſchen Geſchichtſchreibers würdig iſt) „ruhige Betrachtung“ der Hauptton der Schreibart: ſo wird der Verſtand hauptſächlich unterrichtet, und durch die leicht-angeregte Einbildungskraft wird ihm die Wahrheit nur lebendiger und ſichtbarer eingeprägt: ſo entſteht in der Seele des Leſers das dem Eindruck und der Wirkung des Ganzen ſo vortheilhafte Gefühl der *unwillkührlichen Hinreißung des Verfaſſers* durch ſeinen *Gegenſtand*. Der Verf. will ſchlichte Betrachtungen niederſchreiben; und ſeine Einbildungskraft geräth darüber in Feuer: er zügelt ſich gleichſam auf alle Weiſe; er ſkizirt die Bilder, die ſich ihm in Menge aufdrängen, nur leicht hin, mahlt keines aus, deutet alles nur an. Aber ſein Gefühl iſt unwiederſtehlich: noch am Ende des Perioden überraſcht er den Leſer mit einem Bilde, das einer dichteriſchen Einbildungskraft würdig iſt. Allein er hat dieſes Bild nicht geſucht: der Philoſoph ward, über dem lebendigen Intereſſe für ſeinen Gegenſtand, unwillkührlich Dichter.

Eben dies Gefühl der unwillkührlichen Hinreißung des Verfaſſers durch ſeinen Gegenſtand iſt gewiſſermaßen die Vollendung der Kunſt, und giebt dem ganzen den Anſtrich der höchſten Innigkeit, Wahrheit und Natur: ſo wie jeder Verſtoß dagegen von der Seele mit Unwillen bemerkt, und auf die Rechnung der erkünſtelten, verſchrobenen Empfindung und des unnatürlichen Geſchmacks des Verfaſſers geſetzt wird. Und eben dies iſts vorzüglich, warum die angeführte Umſchaffung des Schillerſchen Perioden in dem Leſer eine ſo widrige Empfinge erweckt, und unſre Seele gleichſam zurücke ſtößt.

„Erhabner Wonne-Gedank' iſt es!“ poetiſch wie der Anklang eines Hexameter's in einem Heldengedicht. „Wonne“ dies Wort bezeichnet den höchſten Grad der Freude: und iſt daher, beſonders zum Anfange eines Perioden, durchaus unſchicklich zum proſaiſchen Ausdruck.

„Daß den trotzig-drohenden Anmaßungen eine eherne Mauer entgegengedämmt werden kann.“

Schiller ſagt ſchlichtweg: daß gegen die trotzigen Anmaßungen — eine Hülfe vorhanden iſt. Die Bilder „trotzige Anmaßungen — „eherne Mauer," „entgegengedämmt," ſind zu raſch und zu kühn für die Proſa, zuſammengeſtellt: man ſieht es dem Umſchaffer an, daß er ſich zwingt, die Sache durch den Ausdruck zu heben. Er fängt ſo raſch und ſo kühn an, wie Schiller — nicht ſchließt. „Stolze Fürſtengewalt, die ihre Befehle immer mehr mit eiſerner Fauſt einzubläuen, als mit dem Munde zu verkündigen pflegt." Dieſes vielleicht nicht ganz unglücklich ausgemahlte Bild der Fürſtengewalt — wie kömmt es hieher? wie fügt es ſich dem Ganzen ein?

In dem ganzen Perioden iſt die Rede mehr von dem kraftvollen Widerſtande des Volks gegen den Despoten, als von der Despotengewalt an ſich, die der Verfaſſer und Leſer ſchon ſtillſchweigend als groß und übermächtig anerkennen. Der Nachahmer vergißt offenbar über der Nebenſache den Hauptgegenſtand; welches ein Geiſt voll innigen und wahren Gefühls für denſelben nie thun muß. Aber ſo künſtelt man an der Natur!

Das nämliche iſt auf die noch übrigen Abſchnitte in dem umgeſchaffenen Perioden anwendbar: die verzierenden Beywörter, die weitſchweifigen Ausmahlungen, das Verweilen über Nebenideen, die Anhäufung der Bilder aufeinander, — alles reißt die Seele des Leſers aus dem ruhigen Gang der Betrachtung in den raſchen, ungeſtümen Flug der Empfindung hinüber: die zu ſtark-angeregte Einbildungskraft ſtört den Verſtand in ſeinen Verrichtungen: das Ziel der Erkenntniß gewiſſer Wahrheiten und Beobachtungen wird ihm durch das Angehänge von Bildern und Gleichniſſen nicht näher gebracht, ſondern weiter aus dem Auge gerückt. Die Seele ſchwankt, unangenehm, zwiſchen Erkennen und Empfinden, zwiſchen dem lebendigen Auffaſſen der Nebenbegriffe, und dem Feſthalten des Hauptbegriffs, zwiſchen dem Gegenſtande ſelbſt, und ſeiner Darſtellung. Dies Gefühl macht ſie dunkel ahnden, der Verfaſſer fühle ſeinen Gegenſtand nicht mit wahrem Intereſſe: er ſpreche von der Hauptſache zu wenig, von Nebendingen zu viel: er ſehe einige Sachen zu hell, andre zu dunkel, das heißt, zuſammengenommen: er ſpreche wieder alle Natur und Wahrheit.

Wer die Geſchichte der Deutſchen Litteratur, oder auch der Litteratur jeder andern cultivirten Nation kennt, der wird in dieſer Critik der Umſchaffung des ſchönen Schillerſchen Perioden zugleich die Critik aller ungeſchickten und geſchmackloſen Nachahmungen großer und bewunderter Schriftſteller, in Proſe und in Poeſie, erblicken. So ſchreiben, und durch dieſe fehler entſtellen — Sprache, Gedanken und Empfindung — alle diejenigen, die Klopſtocks Trompete blaſen wollen, ohne ſeine Bruſt zu haben; die empfindungsvoll, wie Goethe, bilderreich, wie Herder, und tiefſinnig, wie Schiller, ſchreiben wollen, ohne Göthe's Genie, ohne Herders Gelehrſamkeit, und ohne Schillers philoſophiſchen Tiefblick zu haben.

Erläuterungen dieſer Art ſind für die Bildung eines richtigen Geſchmacks zu wichtig, als daß wir unſre Grundſätze nicht noch durch ein Beyſpiel von einer klaſſiſch-lebhaften Schreibart zu beſtättigen verſuchen ſollten.

Burke redet von der alles zerſtörenden Umſchaffung Frankreichs durch die neuere Demokratie.

„Waren alle dieſe ſchrecklichen Diege noth-
„wendig? Waren ſie etwa die unvermeidlichen
„Reſultate einer verzweifelten Gegenwehr ent-
„ſchloſſener Patrioten, die man gezwungen hat-
„te, durch Blut und Waſſer zu waden, um
„das ſtille Ufer einer ſichern und glücklichen Frey-
„heit zu erreichen? Nein, nichts von dem al-
„len! Die rauchenden Ruinen Frankreichs, die
„wir begegnen, wohin wir unſre Augen wen-
„den, ſind nicht die Verwüſtungen eines bür-
„gerlichen Krieges: ſie ſind die traurigen, aber
„lehrreichen Denkmäler wilder und unbeſon-
„nener Rathſchlüſſe zur Zeit eines tiefen Frie-
„dens. Sie ſind das Siegesgepränge unauf-
„gehaltener und unaufhaltſamer, und nur
„darum übermüthiger und tollkühner Gewalt.
„Die, welche die volle Vorrathskammer ihrer
„Bubenſtücke ſo muthwillig ausplünderten, die,
„welche mit öffentlichen Calamitäten, dem
„Nothpfennig, wenn der Untergang des Staats
„auf dem Spiele ſteht, — dieſe unſinnige, heil-
„loſe Verſchwendung getrieben haben, fanden
„in ihren Fortſchritten wenig oder gar keinen
„Widerſtand. Ihr ganzer Gang war einem
„Triumpfsaufzuge ähnlicher, als einem Kriegs-

„marſch. Ihre Minirer gingen voran, und untergruben, und trugen ab, und ebneten alles vor ihren Füßen. Nicht ein einziger Tropfen ihres Bluts iſt in der Sache des Landes gefloſſen, welches ſie zu Grunde gerichtet haben. Während daß ſie ihren König einkerkerten, ihre Mitbürger ermordeten, und tauſende der würdigſten Männer und der redlichſten Familien in Thränen badeten und in's tiefſte Elend ſtürzten, haben ſie ſelbſt ihren Projecten kein größeres Opfer gebracht, als — ihre Schuſchnallen. Ihre Grauſamkeit war nicht einmal die niedrige Geburt der Furcht. Sie beruhte ſchlechterdings auf nichts, als auf dem Bewußtſeyn ihrer eignen, vollkommnen Sicherheit, und Ungeſtraftheit, wennſie Verrätherey, Meuchelmord, Straßenraub, Entehrung, Gemetzel und Mordbrennen, von einem Ende ihres einſt ſo glücklichen Landes zum andern bevollmächtigten.“

Das iſt die Sprache der durch ihren Gegenſtand lebhaft angeregten, hingeriſſenen Einbildungskraft: Bild auf Bild, eine rhetoriſche Wendung nach der andern, ein

Auf- und Niederwogen der mannigfaltigſten Leidenſchaften des Unwillens, des Haſſes, der Verachtung, des Spottes.

„Waren alle dieſe ſchrecklichen Dinge nothwendig?“ „Waren ſie“ ꝛc. Den ruhigen Fluß der Rede unterbricht auf einmal eine Wendung, wodurch der Schriftſteller ſich ſeine unſichtbaren Zuhörer als gegenwärtig vorſtellt. — (Frage, interrogatio.)

Und dieſe Frage beantwortet er ſich zugleich aus der Seele ſeiner Zuhörer — „Nein nichts von dem allen,“ ſind nicht die die Verwüſtungen; ſie ſind — die traurigen ꝛc. Schatten, dem Licht gegenüber, erhöht den Glanz des Lichts: ſo — die Gegentheile, im Ausdruck zuſammengeſtellt. — (Gegenſatz, antitheſis.)

„Sie ſind das Siegesgepränge — faſt das nämliche, was der Redner kurz vorher nur unter einem andern Bilde geſagt. Aber die von ihrem Gegenſtande tiefdurchdrungne Seele kann denſelben gleichſam nicht oft genug nennen, nicht oft genug, ſich und andern, vor Augen ſtellen (Wiederholung, repetitio.)

„Die, welche die volle Vorrathskammer— ‚die, welche“ — der von ſeinem Gegenſtande überfüllte Geiſt aſſociirt immer neue Ideen, mahlt immer weiter aus (Erweiterung, amplificatio.)

„Während daß ſie ihren König — nichts, als ihre Schuſchnallen“ — (Spott durch Contraſt, Ironie).

Der Leſer ſieht auch aus dieſem Beyſpiel, wie bildliche Ausdrücke und jede Art von Schmuck der Rede aus der ſtarken Empfindung und lebhaft-angeregten Einbildungskraft des Schriftſtellers hervorgehen, und wie Bild und Sache, Ausdruck und Gedanke, Wendung der Rede und Strom der Leidenſchaft — ſich gegenſeitig beſtimmen, eins durch das andre und in einander wirken.

Die ſogenannten rhetoriſchen Figuren, (deren wir einige in den Parentheſen zu der Burkiſchen Stelle angeführt) ſind nichts anders, als mannigfaltige Arten des Ausdurcks einer durch den Gegenſtand der Rede erhöhten Einbildungskraft oder Leidenſchaft.

Folgende nicht unwichtige **Druckfehler** beliebe der geneigte Leſer zu verbeſſern.

S. 137 lies — in ſo fern ſie auf die Rede Beziehung haben ſtatt — auf die Seele.

— 142 Bloß durch dieſe, ſtatt durch dieſe allein ſchon

— 143 Die Angemeſſenheit ihrer jedesmaligen Bezeichnung ſtatt Beziehung.

— 154 Ausdruck geründet iſt, ſtatt gegründet

— 159 Vorderſatz ſtatt Vorſatz.

— 274 Abwägung ſtatt Abwiegung.